LEIPZIGER ZEITUNG

Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Jahrgang 1898.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

I. Wissenschaftliche Beilage.*)

*) Die angeführten Zahlen bezeichnen die Nummern.

II. Hierzu Verzeichniß der größeren Beiträge für das Hauptblatt.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 1. Dienstag, den 4. Januar, Abends. 1898.

Zur Frage der ästhetischen Erziehung.

Von Dr. Albert Wittstock.

Die in der deutschen Wissenschaft seit Jahrhunderten übliche Wahl einer fremdsprachlichen, meist gräcisirenden Nomenclatur ist nicht immer eine glückliche gewesen, indem die Namen bald zu eng, bald zu weit für das Bezeichnete sind, ja im classischen Alterthum, in den Sprachen, denen man sie entlehnte, eine ganz andere Bedeutung als die hatten, welche wir ihnen jetzt beilegen. Die Namen einzelner Naturwissenschaften wie der Anthropologie, Physiologie ꝛc. sind entstanden und allgemein gebräuchlich geworden, bevor man zu einer klaren Einsicht über die Verschiedenartigkeit der Objecte und ihre möglichst strenge Begrenzung gelangt war. Im Englischen ist sogar Physik kaum von der Arzneikunde zu trennen (der Arzt engl. physician), während Chemie, Geologie und Astronomie zur Philosophie gerechnet, wenigstens in den Verhandlungen und Arbeiten der Royal Academy als „Philosophical Transactions“ bezeichnet werden. Zu den mit wenig Glück gewählten gräcisirenden Namen gehört auch das Wort Aesthetik. Dasselbe findet sich nicht bei den alten Griechen selbst, es wurde erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland eingeführt, von αἴσθησις (Empfindung) gebildet. Was die Griechen mit diesem Worte bezeichnet haben, ist in Deutschland in einem besonderen Sinne angewendet worden, wodurch eine neue Wissenschaft entstand, die man Aesthetik nannte; aber der Begriff der Aesthetik als Wissenschaft der Empfindungen wurde bald eingeengt und nur auf die Bildung des Geschmacks für das Schöne bezogen. Das ist jedoch nur ein beschränkter Begriff, der sich zufällig einbürgerte. Aesthetik heißt Empfindungslehre und muß von der Anthropologie ausgehen. Ursprünglich wollte auch der Vater der neueren Philosophie, **Kant**, die Benennung Aesthetik nicht blos in dem Sinne als Lehre vom Schönen gelten lassen; in der Kritik der reinen Vernunft (§. 1. Transcendentale Aesthetik) sagt Kant, es sei rathsam, das Wort Aesthetik in der aufgekommenen Bedeutung als Kritik des Geschmacks wieder eingehen zu lassen, vielmehr der Sprache und dem Sinne der Alten näher zu treten und die Aesthetik in psychologischer Bedeutung zu nehmen. Jedenfalls muß zwischen Aesthetik im engeren und weiteren Sinne unterschieden werden, und wenn von ästhetischer Erziehung die Rede ist, so haben wir dabei an eine Erziehung zu denken, die nach der weiteren und ursprünglichen Bedeutung des Wortes das Empfindungsvermögen zur Basis hat. Diese Auffassung der Aesthetik findet sich schon bei Schiller in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“. Schiller war der Erste, der Kant's Entdeckungen im ästhetischen Gebiet weiterführte. Erforschung des Menschengeistes und harmonische Ausbildung desselben ist das Princip seiner Aesthetik. Er bezeichnet als ästhetisch-pädagogisches Ziel „Totalität des Charakters“, die innere Natur des Menschen muß harmonisch entwickelt werden ohne einseitige Verstandescultur. „Alle Aufklärung des Verstandes verdient nur insofern Achtung, als sie auf den Charakter zurückfließt. Der Weg zu dem Kopf muß durch das Herz geöffnet werden.“ — „Die innere Harmonie des menschlichen Wesens, worin die Totalität des Charakters besteht, wird ermöglicht durch eine Erziehung auf ästhetischem Wege.“ Schiller betont immer, daß die menschliche Natur ein eng verbundenes Ganzes ist und sein soll, und als dessen eigentliches Centrum muß die Empfindung angesehen werden, die mit dem Willen noch in einem unmittelbareren Zusammenhang steht, als die Erkenntniß. Die wahre Bildung soll durch harmonische Einigung von Empfinden und Denken, von Sinnlichkeit und Vernunft der Idee der Menschheit näher führen. Das ganze Erziehungsproblem hat Schiller im 24. Briefe zusammengefaßt. „Die Menschen müssen erst ästhetisch werden, ehe sie moralisch werden können, ist aber der Mensch ästhetisch vollendet, so ist er bereits moralisch geworden.“ Als Hauptpunkte ergeben sich, daß der Mensch zur inneren Uebereinstimmung mit sich selbst gebildet sein muß, daß die intellectuelle, moralische und ästhetische Cultur zusammentreffen, Geist, Charakter und Empfindung ebenmäßig mit einander entwickelt werden. Die vollständige Anthropologie muß alle Kräfte des Menschen umfassen, die lebendige Empfindung neben der denkenden Vernunft. Wenn die ästhetische Erziehung die Aufgabe hat, die durch eine falsche oder einseitige Cultur gestörte Harmonie der menschlichen Kräfte wiederherzustellen, so wird damit ein Cardinalpunkt der Pädagogik berührt, der in besonderer Beziehung zu den gegenwärtigen Zeitverhältnissen steht. Denn es ist nicht ohne Grund darauf hingewiesen worden, daß es in unserer Zeit an harmonischer Bildung fehlt, daß die Theilung der Arbeit sich auch in der Cultur der Seelenvermögen findet, der kalte berechnende Verstand vorherrscht und das Gemüth verkümmert, die Gegenwart an blasirter Unempfindlichkeit, innerer Haltlosigkeit und Zerfahrenheit krankt. Es ist allgemeine Klage, daß den bewundernswerthen Fortschritten unseres Jahrhunderts in der Erweiterung der Weltkenntniß und in der Vervollkommnung der äußeren Daseinsbedingungen ein betrübender Stillstand oder vielleicht gar Rückgang in der Cultur des Herzens gegenübersteht. Immer, wenn man sich dieses Gegensatzes bewußt wird, ruft man nach Reform der Erziehung. Nun hat allerdings das Erziehungswesen große Fortschritte gemacht, die Pädagogik ist zu einer selbständigen Wissenschaft entwickelt, die ihr Princip in sich selbst trägt. Und dennoch jene Anklagen unseres Zeitalters, obgleich gerade in unseren Tagen soviel für Erziehung und Unterricht geschieht. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Natürlich ist die wissenschaftliche Pädagogik noch keineswegs zu einem festen Abschluß gekommen, sondern die Entwickelung geht fort und fort, und es ist noch viel in der Psychologie zu thun, daß jeder menschliche Seelenvorgang erklärbar werde. Die Pädagogik ruht auf der Anthropologie; ist sie in eine falsche Richtung gekommen, so muß man fragen, ob nicht die Ursache in der Fundamentalwissenschaft zu suchen sei und vielleicht bisher ein psychologischer Irrthum obgewaltet hat. Die Psychologie hat bei ihrer Analyse der Seelenthätigkeiten bisher das Vorstellen oder Denken als den psychischen Grundprozeß angesehen, sie läßt Fühlen und Wollen durch ein irgendwie beschaffenes Erkennen hindurchgegangen sein. Infolge dessen hat man bei der Erziehung das Hauptgewicht auf die Cultur des Vorstellungslebens gelegt. Nun sind aber die Vorstellungen Producte des Gefühls, daher in der Erziehung der Pflege des Gefühlslebens die erste Stelle gebührt und das Gebäude der Pädagogik auf eine neue psychologische Substruction von dem Gesichtspunkte der Superiorität und Priorität des Gefühls zu stellen ist. Das empirische Forschen in der Seelenkunde ergiebt, daß das Empfindungsvermögen im Menschen sich zuerst regt und sich weit lebhafter äußert als das Erkenntnißvermögen. Was man anschaut, wird empfunden; die Seele empfindet erst und dann erkennt sie, Vorstellungen entwickeln sich erst aus Gefühlen, erst kommt das Gefühl und dann der Begriff, und ohne Gefühl ist kein Begehren, kein Trieb, kein Wille möglich. Das Gefühl ist das früheste Weben des Geistes, die allgemeinste seelische Function, woraus alle übrigen Seelenthätigkeiten hervorgehen. Im Gefühlsvermögen finden wir daher die unmittelbare Ankündigung unseres Daseins überhaupt. Die Natur hat uns also gezeigt, daß der Weg der menschlichen Entwickelung durch die Gefühle geht. Nur durch das Gefühls-

vermögen kann man nachhaltig erziehend wirken, was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen. Was keine Demonstration hervorbringen kann, bewirkt das Gefühl. Je reiner, stärker und bestimmter unser Gefühlsvermögen wirkt, desto fester wird die Ueberzeugung von den höchsten Ideen in uns begründet. Das Gefühlsvermögen bedarf daher der sorgfältigsten Entwickelung und Veredelung, wenn nicht die Vernachlässigung desselben die ganze individuelle Bildung aufhalten soll. Gerade in Bezug auf die Gefühlsbildung kann das, was in der Jugend versäumt worden, später schwer ersetzt werden. In unserer Zeit ist aber die Gefühlsbildung unverhältnißmäßig vernachlässigt worden, ungleich mehr hat man die intellectuelle Bildung gepflegt, das Gefühl mußte dem reflectirenden Verstande weichen. Die Erziehung war also keine harmonische. Es ist etwas Wahres daran, wenn man die einseitige Verstandesrichtung für die Zeitübel verantwortlich macht und bei den Klagen über Gefühlsverhärtung, Roheiten und Auswüchse auf jene Ursache hinweist; die Vernachlässigung des Gefühlslebens führt zu einem rohen egoistischen Materialismus. Und es tritt Disharmonie zu Tage, wenn der Kraft des Zöglings eine einseitige Richtung gegeben wird, es wird nicht der ganze Mensch gebildet. Man erkauft die Bildung einer einzelnen Kraft mit der Unterdrückung der anderen, die Einheit der Seelenkräfte wird durch ein solches Uebergewicht gestört, und durch die anhaltende Uebung einer einzelnen Seelenkraft erhält die Seele überhaupt eine Einseitigkeit. So können pure Verstandsmenschen entstehen, die aus Eigennutz den Gefühlen keinen Einfluß auf ihr Handeln gestatten, der theoretische Verstand kann das Gefühl schwächen, z. B. durch zu frühe Anstrengungen des Kopfes. Ohne die nöthige Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den menschlichen Kräften wird der Zögling auch im späteren Leben immer mit Lücken und Mängeln behaftet sein, die aus der vernachlässigten Entwickelung und Ausbildung des einen oder des anderen Vermögens unvermeidlich hervorgehen. Die Bildung wird also oberflächlich. Echte Bildung ist harmonische Entwickelung unserer Kräfte, gleichmäßige Ausbildung der menschlichen Anlagen und geistigen Vermögen, die in einer steten Wechselwirkung unter einander stehen, und nur auf der harmonischen Vereinigung aller beruht die höchste Wirksamkeit und Vollendung des menschlichen Individuums, dessen Anlagen nicht als isolirte, für sich bestehende Kräfte, sondern als eng zusammenhängende und wechselseitig abhängige Operationen einer und derselben Kraft gedacht werden müssen, wenn wir nicht der Seele selbst Einheit des Wesens absprechen wollen. Die sogenannten verschiedenen Geistesvermögen sind nur verschiedene Thätigkeiten des identischen Subjects, der innere Mensch ist zuletzt nur Einer. Das Gefühl ist keine Richtung des Seelenlebens neben anderen, sondern es ist die sie alle durchdringende Selbstinnigkeit der Seele; es ist das Gefühl, das als Einheit und Mittelpunkt des geistigen Lebens Alles harmonisch vereinigt, und die Wiederherstellung der Harmonie, der Totalität der Kräfte ist also nur auf ästhetischem Wege möglich, d. h. durch Pflege des Gefühlslebens. Die ästhetische Erziehung will die höchste menschliche Bildung durch möglichst vollkommenes Fühlen, Denken und Wollen in harmonischer Verbindung und enthält in der Trias des Wahren, Guten und Schönen die höchsten von der Bildung und Erziehung zu erreichenden Ziele, wie es eingehend in dem kürzlich erschienenen Werke: „Das ästhetische Erziehungssystem" (Leipzig, Verlag von Haacke) dargelegt ist. Die ästhetische Erziehung ist das dringende Bedürfniß der Zeit und Haupterforderniß in den pädagogischen Aufgaben der Gegenwart. Je mehr in einem Zeitalter Alles zunächst auf bloßen sinnlichen Genuß berechnet wird, je mehr der Mensch blos auf sich und seinen Vortheil, und nicht auf die großen Angelegenheiten seines Geschlechts Rücksicht nimmt, je größer die Collisionen ganzer Stände in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, desto höher steigt die Verpflichtung der Erziehung, die Gefühle in ihrer natürlichen Lauterkeit und Reinheit zu entwickeln und die Thätigkeit des Gefühlsvermögens zu stärken und zu leiten, so daß dasselbe seine Rechte selbst gegen den Zwang der conventionellen Sitten und gegen den kalten Egoismus der Zeit geltend macht. Gegenüber der zunehmenden materialistischen Stimmung der Gesellschaft und dem Egoismus des Verstandes bedarf es einer Erziehung, die das Gefühlsleben pflegt, der Gedanke der ästhetischen Erziehung muß allen Ernstes erwogen und beherzigt werden. Es ist dies ein sehr wichtiger Punkt zur unerläßlichen Reform in der gegenwärtigen Krisis.

Plauderei über die Seidenzucht in Italien.

„Die Raupen gehen in den Busch!" Fast wie ein Erlösungsschrei klingt dieser Ruf beinahe durch alle Bevölkerungsschichten der apenninischen Halbinsel, hauptsächlich aber im Norden, in Piemont, in der Lombardei, in Venetien und in der Romagna, wo die materielle Wohlfahrt des Volkes direct oder indirect im engsten Zusammenhange mit dem Ausfalle der Seidenernte steht. In den fruchtbaren Po-Niederungen, auf den Hügeln am Südfuße der Alpen stehen Hunderttausende von Maulbeerbäumen, deren Laub eine werthvollere Ernte darstellt, als die wogenden Kornfelder, als die Erträgnisse der Mais- und Reispflanzungen, ja selbst als die der üppig wuchernden Rebe. Freilich ist es ein indirecter Ertrag, den diese Bäume liefern, und kein Uneingeweihter ahnt, welch' unendliche, mühevolle Arbeit, welche Geduld und welches Wissen dazu gehören, bis all das grüne Laub in goldschimmernde Cocons verwandelt ist, — mindestens eben so viel, wie dazu gehört, um das Cocon durch zahllose verschiedene Bearbeitungen in schillernden Stoff zu verwandeln. Schreiberin hat selbst bei feingebildeten Reisenden eine merkwürdige Unwissenheit über die Seidenzucht im südlichen Europa gefunden, als ob die zarten Thierchen noch wie in ihrer asiatischen Heimath, an den Quellen des gelben und blauen Flusses, in wildem Zustande auf den Bäumen säßen, der Unbill einer wechselvollen Jahreszeit, geschweige den anderen Feinden, ausgesetzt. — Vielleicht wird es manchen Leser, und unter ihnen die eine oder andere Freundin des edlen Seidengewebes interessiren, zu erfahren, wie die Seidenzucht betrieben wird und von welchen Umständen eine gute Ernte abhängt. Mit dem Erwachen des Frühjahrs regt sich in allen Kreisen der eingangsbezeichneten Bevölkerung das Interesse für die beginnende Zucht der Seidenraupe. Für den armen Colonen, der seinen Pacht mit dem Erträgnisse der Seidenraupe zahlt, wie für den Großgrundbesitzer, und mag er, was nicht selten der Fall, einen Fürstentitel tragen und Hunderttausende von Lire aus seinen auf Theilung der landwirthschaftlichen Erzeugnisse beruhenden Pachten einnehmen, ist eine gute Ernte eine Lebensfrage. Hinter den Besitzern oder Bearbeitern der Scholle steht mittelbar oder unmittelbar die gesammte Bevölkerung, voran die Hauptindustrie des Landes mit zahllosen Seidenspinnereien, Zwirnereien und Webereien, dann aber auch Jeder, der aus dem Wohlstand der Grundeigenthümer seinen Vortheil zieht. — Bezeichnend ist die Antwort, die mir der Zuckerbäcker meines Heimathdorfes (in der Lombardei) gab, als ich ihn einmal nach dem Gange seiner Geschäfte frug: „Was wollen Sie, heuer ist kein Geld für Ueberflüssiges da, die Cocons sind schlecht gerathen." — Der „Seidensamen", d. h. die Eier des Seidenspinners (Bombyx mori), welche im Vorsommer in eigenen, wissenschaftlich betriebenen Anstalten, hier und da auch von Großgrundbesitzern mit eigenem Betrieb erzeugt und dann bis zum Ausschlagen der Maulbeerbäume in kühlen Räumen auf den Bergen an dem Auskriechen gehindert wurden, kommt in den „Ofen", d. h. einen eigens dazu erwärmten und in gleichmäßiger Temperatur erhaltenen Raum; bisweilen dient hierzu auch eine Art Brutmaschine. — Die richtige Erzeugung von geeignetem Seidensamen ist eine wirkliche Wissenschaft, die an höheren Lehranstalten (in Venetien z. B.) gelehrt wird, und deren Bedeutung nicht zu unterschätzen ist. Die Seidenraupe ist nämlich in des Wortes vollstem Sinne ein Hausthier, durch tausendjährige Cultur verweichlicht und entartet. Krankheiten aller Art hemmen ihren Lebenslauf; ihr Organismus, nur auf die Erzeugung eines möglichst schönen Gespinnstes hin gezüchtet, leistet schädlichen äußeren Einflüssen keinerlei Widerstand. Deshalb muß beständig aus der asiatischen Heimath (China und Japan) neues Blut eingeführt und durch Kreuzungen wilder und cultivirter Rassen eine neue Art erzeugt werden, die größere Widerstandskraft mit schönem Erzeugniß verbindet. Die „bacologischen" Institute (baco da seta = der Seidenwurm) erzeugen die verschiedensten Sorten, was Größe, Gestalt, Farbe u. s. w. der Cocons anbetrifft, je nach Wunsch und Bedürfniß des Züchters. Selbstverständlich ist der Preis des Seidensamens kein geringer; die Unze (etwa 30 Gramm) der feineren Sorten wird bis zu 12 ℳ und darüber bezahlt. Wenn nun dieser kostbare Samen etwa Anfangs Mai ausgekrochen ist,

von einer Unze 40—50000 winzige Räupchen, so werden diese in einem sehr gleichmäßig durchwärmten Zimmer auf Lattentafeln von 4 Meter Länge entsprechend dem Raume, dessen sie zu ihrer Entwickelung bedürfen, ausgebreitet. Die Räupchen einer Unze, welche zuerst in einem kleinen Schachteldeckel beisammen leben, füllen, sobald sie nach 4—5 Wochen die Größe eines starken Mittelfingers erreicht haben, 20 solcher Tafeln, von denen immer 4 oder 5, je nach der Höhe des Zimmers, nach Art von Stockwerken mit Hilfe von Pfosten über einander aufgestellt sind. Die bei der Aufzucht der Raupen verwendete Mühe ist sehr groß, besonders zum Schluß, wo die Raupen ungeheure Mengen Laub verzehren. Dieses wird von den Maulbeerbäumen gestreift, sorgfältig gereinigt und anfänglich in feine Streifen zerschnitten, vier- bis fünfmal den Thierchen vorgelegt. Es darf nicht feucht sein und wird deshalb an Regentagen in langen Zweigen vom Baum abgehauen und vor dem Abstreifen unter der Loggia des Bauernhauses getrocknet. Das „Bett", bestehend aus trockenem Laub u. Aehnl., welches sich unter den Raupen aufhäuft, muß so häufig wie möglich entfernt werden, da es der Herd von schädlichen Keimen ist. Um die zarten Thierchen nicht zu viel zu berühren, werden starke durchlöcherte Cartons auf die Tafeln gelegt, die Raupe kriecht hindurch nach dem Lichte und frischer Nahrung, sie wird mit der Unterlage weggehoben und das Lager dann beseitigt. Dabei müssen die betreffenden Räume beständig durch große Kaminfeuer warm und doch luftig erhalten werden. — Dämpfe von Schwefel und ähnlichen Desinfectionsmitteln werden täglich in regelmäßigen Zwischenräumen gegen gewisse Ansteckungsstoffe angewendet. Tag und Nacht arbeitet die Bauersfamilie unablässig für ihre Pfleglinge, zu deren schlimmen Feinden auch Mäuse und Ameisen zählen. Viermal sprengen die Raupen ihre Haut, um im neuen, weiten Gewand reichlichere Mahlzeiten zu sich nehmen zu können. Dieser Augenblick der Häutung ist stets gefährlich und wird von vielen Vorsichtsmaßregeln begleitet; unbeweglich, wie in tiefem Schlafe liegen die Thierchen da, bis endlich die beengende Hülle gesprengt ist. Die italienische Redensart „wie eine Raupe bei der vierten Häutung schlafen" entspricht der deutschen „wie ein Sack schlafen", wie denn überhaupt die Seidenzucht der Sprache manches treffende Bild geschenkt hat. — Sind nun die vier Häutungen glücklich überwunden, so kommt die aufregende und aufreibende Zeit des Spinnens. Gerade jetzt kommen die verheerenden Krankheiten meistens zum Ausbruch. So streckt z. B. der „calcino" bei schwülen Südwinden oft die Hälfte der Raupen einer Zucht auf die Tafeln, wie harte Kalkstücke liegen sie dann da; ja es kommt dann regelmäßig auch vor, daß die Raupe noch beim Einspinnen von dieser Verkalkung ebenso wie von anderen Krankheiten betroffen wird. Der Züchter erntet dann nur ein unvollkommenes oder beschmutztes Cocon, das ihm einen geringen Ertrag bringt. Ueber diese Krankheiten und deren Abhilfe ist eine reiche Literatur vorhanden. — Um der Raupe das Einpuppen zu erleichtern, werden auf den Tafeln starke Büschel von Haidekraut, Eichenlaub, Raps, Stroh und Aehnlichem zu Hunderten und so dicht aufgestellt, daß förmliche Hecken gebildet werden. Wenn das Wetter dann zwar warm, aber nicht drückend ist, und die Raupen kräftig sind, wandern sie in hellen Haufen die Büschel hinauf, falls sie nur den gehörigen Grad der „Reife" erlangt haben. Dieser ist erreicht, wenn z. B. die gelben Raupen, gegen das Licht gehalten, wie flüssiges Gold schimmern; das ganze Innere hat sich in kostbare Seide verwandelt, die nun durch unzählige Drüsen hinaustretend den Seidenfaden bildet. Hat die Raupe einen ihr zusagenden Platz im „Busch" gefunden, so fängt sie zu spinnen an, indem sie unablässig das Köpfchen hin- und herwendet, und setzt dies fort, bis das schöne Gehäuse vollendet ist. Durch die Tücke des Menschen dient dieses der Raupe nicht zum Uebergang ins ideale Dasein eines leicht beschwingten Schmetterlings, sondern zum Sterbekleide. Im Laufe eines Tages ist das Cocon nach außen fertig, noch weitere 2 Tage arbeitet das Thierchen nach innen, so daß schließlich die vollen Büschel den Anblick üppig behangener Obstzweige darbieten. Nach acht bis zehn Tagen ist die Verwandlung der Raupe zur Puppe (Crysalide) fertig, das Cocon ist „reif", die Ernte kann beginnen. Das Pflücken geschieht recht sorgfältig, ebenso die Scheidung der schlechten Cocons und der sog. „doppelten" (in denen sich zwei Raupen zusammen eingesponnen haben) von den guten. Alsdann beladen sich Männer, Weiber und Kinder mit der kostbaren Waare und bringen sie rasch zur Spinnerei, wohin sie der Gutsherr oder der Ortspfarrer verkauft hat. Denn nur noch wenige Tage und die Schmetterlinge kriechen bei der heißen Juniwitterung aus, und das durchlöcherte Cocon hat keinen Werth mehr. In den großen Hallen der Spinnerei werden die Cocons auf Strohmatten geschüttet, geprüft, getadelt, gelobt, gewogen. Zwischen Käufer und Verkäufer herrscht dann stets eine wild bewegte Unterhaltung. Der Hof ist vollgedrängt mit bunt gekleideten Bauern, Ochsenkarren, Maulthieren. Jeder Verkäufer hofft für seine bestgelobte Waare den höchsten Preis zu erzielen. Je nachdem die Cocons, die je nach der Sorte grünlich, goldgelb, ja auch blendend weiß sein können, gut oder weniger gut gerathen sind, und der Gang der Geschäfte sich entwickelt, schwanken die Preise für das Kilo von 1½ bis 5½ Lire. Die einzelne Bauernfamilie züchtet durchschnittlich zwei bis zwei und ein halb Unzen und vermag im günstigen Falle einhundert und fünfzig Kilo Cocons zu Markt zu bringen. Nun gönnen sich die geplagten Leuten wohl einen kühlen Trunk und kaufen für Frau und Tochter einige Kleidungsstücke, da auch diese eifrig haben mithelfen müssen. Nun dürfen sie während elf Monaten die Sorgen und Mühen der kurzen, aber intensiven Seidenzucht vergessen.

H.

Bücherbesprechungen.

— **Grundriß der evangelischen Glaubenslehre** für die oberen Gymnasialclassen von C. Euler, K. Gymnasialprofessor, Lehrer des protestantischen Religionsunterrichts an der Studienanstalt Landau (Pfalz). Leipzig, Dörffling u. Franke. 1897. 1 M. — Dieses Lehrbuch ist eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung gegenüber vielen Arbeiten gleicher oder ähnlicher Art, die neuerdings in großer Zahl aufgetaucht sind. Es kehrt mit schönem Muth und guter Zuversicht ganz einfach zu dem Schema der drei Glaubensartikel zurück, an die nach Erledigung der sogenannten Prolegomena die gesammte evangelische Glaubenslehre angeknüpft wird und zwar in einer erschöpfenden, in ihrer Entwickelung durchaus befriedigenden Weise. Und vollends für den hier verfolgten Zweck ist dieser Aufbau auf der Grundlage, die den Schülern von Klein auf vertraut ist, dieses Arbeiten mit lauter bekannten Größen, sicher der förderlichste Weg. Und daß der Verfasser nicht bei der Form und dem Inhalt der alten Dogmatiker stehen bleibt, das lehrt ein Blick in sein Lehrbuch. Der Lehrstoff wird in durchaus klarer, der Erkenntnißstufe des Lernenden angemessener Sprache dargeboten, die ihnen gegenüber stehenden antik und modern heidnischen Sätze werden unverhüllt ausgesprochen, was wir mit dem Verfasser für etwas in unserer Zeit ganz Unerläßliches halten, freilich unter der gewagten Voraussetzung, daß der betreffende Religionslehrer der Sache wenigstens annähernd soweit mächtig ist, wie der Verfasser. Die entsprechenden christlichen Gegenbehauptungen werden aber nicht blos aufgestellt, sondern auch kräftig vertheidigt unter Zuhilfenahme längerer oder kürzerer Ausführungen von christlichen Apologeten. Am meisten vertreten ist Beck, neben ihm erscheinen Luthardt und Kahnis, vereinzelt Cremer und Grau. Mit vollem Rechte werden neben Goethe's bekannten religiösen Aeußerungen aus der letzten Periode auch zustimmende und beweiskräftige Aussprüche von solchen Männern angeführt, die den Schülern anderweitig schon bekannt sind, so beispielsweise von Ranke, Riehl, Treitschke, Drummond. Wir können jedem Religionslehrer nur empfehlen, das Buch zu studiren und, wenn er in der Lage ist, in den oberen Classen der gelehrten Schule den Versuch zu machen, ob sich der Unterricht nach diesem Grundriß gestalten läßt.

B. K.

— **Was ich von Schmiedeberg weiß und dort erlebt habe**, laß dir's erzählen von mir, dem Pfarrer daselbst, Emil Birkner. Selbstverlag des Verfassers. 1897. 1 M. — Wer Schmiedeberg in Sachsen näher kennt oder gar in diesem Jahre dort Aufenthalt genommen hat, der wird sich sofort denken können, was dem Verfasser den Anlaß zu dieser Erzählung gegeben hat. Die Wassersnoth dieses Sommers, die er als Ortspfarrer und mitbetroffenes Gemeindemitglied in allen ihren Schrecken mit erlebt hat, will er in eingehendster Einzelschilderung für das lebende und für die kommenden Geschlechter darstellen. Und zu dem lebenden Geschlecht gehören in diesem Falle auch die vielen Gäste der Ortschaft, die in dem lieblichen Thale ihren Sommeraufenthalt genommen hatten und größtentheils durch die Gewalt der Fluthen ihrer Unterkunft wie ihrer eben begonnenen

Erholung beraubt wurden.] Namentlich unter ihnen wird die frische, dramatische belebte Darstellung viele dankbare Leser finden; kennen sie doch zum guten Theile den Ort mit seinen Bewohnern und seine Heimstätten wie eine zweite Heimath und werden zu ihren eigenen, mehr oder minder grausigen Erinnerungen jetzt, wo Alles wieder gut ist, gern die Erzählung der Geschicke hinzugesellen, die mancher wohlbekannten Familie, manchem oft gesehenen Hause in jenen Schreckenstagen beschieden waren. Aber auch für andere Leser bietet die mit einem Bilde der Ortschaft gezierte Schrift Manches, was des Wissens und der Beherzigung werth ist. Es wird auch Alles mitgetheilt aus der Geschichte Schmiedebergs und seines Thales, was der Verfasser hat erkunden können. Die Schreibweise ist allerdings nicht frei von einer gewissen Manier; das Volksthümliche in ihr ist nicht durchaus natürlich erwachsen, sondern gelegentlich ein wenig künstlich hergestellt und also mit sich selber ein Widerspruch. Die Sprache, die der Verfasser hier spricht, ist weder sein eigen, noch die irgend Jemandes; aber da Alles so so herzlich gut gemeint ist und eine gewisse Erregtheit der Ausdrucksweise für den größten Theil der Schrift auch so wohl geeignet ist, so gewöhnt man sich schnell daran. Jedenfalls bildet sie kein Hinderniß, das Gebotene in herzlicher Theilnahme und in lebhafter Mitempfindung der Angst und des Dankes für Bewahrung und Hilfe hinzunehmen. Es ist ein sehr beachtenswerther Beitrag zur jüngsten Geschichte des Sachsenlandes und sei als solcher dringend empfohlen. B. K.

— Der Weg zum Glück. Reden von Adolf Amstein. 3. Auflage. Basel, P. Kober, C. F. Spittler's Nachfolger. 1897. 125 S. — Der Verfasser, welcher wohl kaum einer bestehenden Landeskirche, sondern wohl einer besonderen religiösen Gemeinschaft angehört, auch nicht die lutherische Bibelübersetzung anwendet, will, wie er selber den Weg zum Glück gefunden, auch Anderen denselben zeigen. Er sagt auf S. 95 von sich, er sei früher Socialdemokrat gewesen. Gewiß sind es mündliche Reden, die hier als schriftliche Zeugnisse ausgehen. Er weiß dieselben auch ganz eindringlich zu gestalten. Sie gehen meist in kurzen, knappen Sätzen einher und wollen eine recht populäre und praktische Anwendung des betreffenden Schriftwortes geben. Die Beispiele, welche zur Illustrirung herbeigezogen werden, sind nicht immer ganz glücklich gewählt. D. K.

— Von den deutschen Staatsgrundgesetzen in diplomatisch genauem Abdrucke, welche Hr. Prof. Dr. Karl Binding in Leipzig bei Wilhelm Engelmann daselbst herausgiebt, ist das 10. Heft erschienen, enthaltend die Verfassungsurkunden für die freien und Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg mit allen Abänderungen bis zu den Gesetzen von Mitte 1897. — Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, auf diese Sammlung empfehlend hinzuweisen, und stehen nicht an, ein Gleiches auch bezüglich ihres jüngsten Theiles zu thun. Dieses Heft ist gleich werthvoll für den amtlichen, wie für den akademischen Gebrauch. Sein Preis, gebunden 2 ℳ, entspricht der guten Ausstattung. Als weitere Theile der Sammlung befinden sich in Vorbereitung Heft 8: die Verfassung von Baden und Hessen, und Heft 9: die Verfassungsentwickelung in Sachsen-Weimar von 1809 bis zur Gegenwart. ∞

— In der Taschengesetzsammlung von Carl Heymann's Verlag in Berlin hat Reg.-Ass. Dr. G. Anschütz daselbst die Organisationsgesetze der innern Verwaltung in Preußen herausgegeben, eine Zusammenstellung, die auch außerhalb Preußens zur Orientirung über die einschlägigen Gesetze von Werth ist. Das Buch zerfällt in drei Theile; den ersten bilden die Gesetze, welche die Organisation der Staatsbehörden betreffen, in dem zweiten sind die Gesetze vereinigt, auf welchen die Organisation der Communalverbände beruht, im dritten ist das Zuständigkeitsgesetz vom 1. August 1883 wiedergegeben; endlich bietet ein Anhang fünf ergänzende Gesetze. ∞

— Der Riesenwicht. Novelle von Hanns v. Zobeltitz (H. v. Spielberg). Preis geb. 1 ℳ Band VII des „Literarischen Schatzkästleins". Stuttgart, Leipzig, Berlin und Wien, Deutsche Verlagsanstalt. 122 S. 16°. — Hanns v. Zobeltitz ist einer der liebenswürdigsten unter den zahlreichen Schriftstellern, welche zum typischen Hintergrund ihrer Arbeiten das Soldatenleben machen. Ueber seinen Romanen und Novellen liegt der Hauch warmen Lebens, ein kecker, sprühender Humor gepaart mit innigem, tiefem Gemüth. So kommt es, daß seine Erzählungen selbst dort, wo er tragische Conflicte knüpft, nicht schmerzlich, sondern nur ergreifend berühren, daß kein lastender Druck im Herzen des Lesers zurückbleibt, sondern nur eine stille Wehmuth. Die vorliegende Novelle ist eine solche Dichtung voll erschütternden Leides und dennoch überstrahlt von dem milden Glanze inneren Friedens. Ein junger, armer Officier, mit einem Herzen von Gold, aber häßlich von Ansehen, liebt ein junges, schönes Mädchen, dem alles Unschöne ein Greuel ist, das aber trotzdem, wohl in einer Wallung von Mitleid, gerade diesem häßlichen Manne das Jawort gegeben hat. Aber eines Tages kommt die Reue, die junge Dame fühlt, daß sie ihr Wort nicht einzulösen vermag, sie löst die Verlobung mit dem Officier, der, in tiefster Seele getroffen, wie ein Träumender dahinlebt. Da bricht der 1870/71er Krieg aus, und fast freudig folgt der Schwergeprüfte den Fahnen seines Königs, denn er hofft im Kriegsgetümmel Vergessenheit für seinen großen Schmerz zu finden. Der häßliche Officier, von seinen Kameraden wegen seiner unschönen Gestalt — er war ein sogenannter Stehteckel, d. h. ein Mensch mit einem sehr langen Oberkörper und einem unverhältnißmäßig kurzen Beinpaare — Riesenwicht genannt, besitzt einen vertrauten Freund (den Verfasser), welchem, als er zufällig im Felde mit dem als Reserveofficier eingezogenen Vater des schönen Mädchens zusammentrifft, von diesem das überraschende Geständniß gemacht wird, daß er aus mancherlei Anzeichen die sichere Ueberzeugung gewonnen habe, daß seine Tochter den häßlichen Officier jetzt erst, nachdem sie selbst ihn von sich gestoßen, echt und tief lieben gelernt habe. Hier, wo es den Anschein hat, als würde der Conflict in versöhnlicher Weise gelöst, tritt die tragische Wendung ein. Der häßliche Officier kommt am nächsten Morgen ins Feuer, und er, der aus allen Kämpfen bisher unverwundet ausging, wird hier von einer feindlichen Kugel getroffen und tödtlich verwundet. — Das ist in kurzen Strichen der Inhalt der Novelle, die in vollendeter Meisterschaft und, wie schon Eingangs erwähnt, mit ebenso köstlicher Gemüthstiefe wie im einleitenden Theile mit übersprudelndem Humor erzählt ist.

Willy Doenges.

— Ferdinand Wallmann, Erlebnisse eines Jägers im großen Kriege 1870/71. Berlin, Mittler & Sohn. — Schildert Verfasser auch nicht Ereignisse von besonderer Bedeutung oder Seltenheit, so bietet das Werkchen doch Zeugniß des frischen prächtigen Geistes, der jederzeit in unseren Jägern gelebt hat und noch lebt. Die Erlebnisse des Verfassers mit und bei dem 7. Jäger-Bataillone sind fesselnd und lebhaft geschildert, die zahlreichen Schlachten und Gefechte, an welchen das Bataillon betheiligt zu sein das Glück hatte, die schweren Märsche und Strapazen, die Eindrücke, welche Verfasser gewann, alles das zieht an unserem Auge vorüber. Der Inhalt, der Geist, in welchem das Werkchen geschrieben, ist ein vorzüglicher und gern wird man den Erinnerungen eines deutschen Jägers folgen. —ff.

— Kaufmännisches Universal-Conversations-Lexicon. Von Dr. Adolf Benedict. Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. — Vor Kurzem erst hatten wir Gelegenheit, über das im obigen Verlage erschienene Schatzkästlein unsere Meinung auszusprechen. Das kaufmännische Conversations-Lexicon von Dr. Benedict bildet dazu eine willkommene Ergänzung. Es bietet in kurzen, scharf umgrenzten Artikeln Belehrung über Alles, was ein Kaufmann aus dem Gebiete der Handelsgesetzgebung, der Volkswirthschaft, dem Geld-, Bank- und Börsenwesen, über Wechselkunde, Buchhaltung, Versicherungs- und Patentwesen, Konkurs u. s. w. wissen muß. Auch das Gesetz über Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs, sowie der die Handlungsgehilfen betreffende Abschnitt des neuen Handelsgesetzbuches haben Aufnahme gefunden. Erwünscht wäre es gewesen, wenn der Verfasser bei der Besprechung der Währung und des Bimetallismus (der Ausdruck Duometallismus für Parallelwährung will uns nicht recht gefallen) auch der abnormen Silberpreise des verflossenen Jahres Erwähnung gethan hätte. Durch die Hervorhebung des unmittelbar Praktischen und durch die Beschränkung des rein Theoretischen auf das nothwendigste Maß ist das Buch ein sehr brauchbares Nachschlagewerk geworden, nicht allein für das Contor, sondern auch für den jungen Handelsbeflissenen, der redlich bestrebt ist, seine Kenntnisse zu erweitern und sich für seinen Beruf eine genügende Ausbildung zu verschaffen, wenn es ihm nicht vergönnt war, während seiner Lehrzeit eine höhere Handelsschule zu besuchen. F. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 2. Mittwoch, den 5. Januar, Abends. 1898.

Innocenz III.

Zum 8. Januar.

Am 8. Januar 1198 hat Innocenz III. den römischen Stuhl bestiegen, der Papst, der unter allen wohl der größte war. Als den wirkungsvollen Vertreter einer besonders für unsere deutsche Geschichte unheilvollen Macht können wir ihn nur mit zwiespältigen Gefühlen betrachten, und doch ist die bedeutende Persönlichkeit es werth, auch im Gedächtniß Derer nicht zu schwinden, die in ihm nur eine historische Größe zu sehen vermögen. Er steht wie eine Säule von Erz am Eingang des bedeutendsten und interessantesten Zeitraumes der mittelalterlichen Kirchenentwickelung, des Zeitraumes, den man sinnvoll als die Hochebene des Mittelalters bezeichnet hat. Eine unvergleichliche Machtgestalt, steht die römische Kirche weltgebietend unter den Völkern, sie entwickelt nach allen Seiten ihr reiches inneres Leben, es drängt und treibt mächtig in ihr, sie sammelt alle ihre Kräfte, die eigenen und die verbündeten, zum Entscheidungskampfe gegen das nebenbuhlerische germanische Reich, und dieses Reich, so glänzend es noch einmal mit den letzten Staufern auftritt, erlebt einen Sturz, der an Rapidität seinesgleichen sucht. Innocenz III. und Bonifaz VIII. umgrenzen diesen krisenreichen Zeitraum, beide gleich ehern in ihren Anschauungen, gleich unbeugsam, die bewußten Herren der Welt, und doch nicht gleich an Würde und Ruhe des Auftretens: Innocenz ist die größere und anziehendere Erscheinung. An ihm trifft es zu wie irgendwo, daß eine große Gesammtentwickelung ihre großen individualen Vertreter aus sich heraus gebiert. Man kann ihn auch mit Gregor VII. vergleichen. Er überragt ihn an umfassender Beherrschung aller kirchlichen Lebensgebiete und an priesterlicher Würde, er erreicht ihn nicht an Genialität. Denn die von Gregor erzeugte Ideenwelt ist von ihm nur übernommen. Er hat den Ruhm, sie, allerdings unterstützt von der Zeitentwickelung, erst kräftig realisirt zu haben. Was bei Gregor als fernes Ideal vorschwebt, ist durch Innocenz zum klaren, sichtbaren System geworden. Denn Gregor's Ziele hat Innocenz nicht erreicht, sie waren auch zu hoch für ein Menschenleben. Wir haben immer mehr von der Meinung abstreifen gelernt, daß Gregor der Herr über die Mächte seiner Zeit gewesen wäre. Er wollte es sein und glaubte es schon zu sein, aber er war es nicht; es ist sogar eine Frage, ob er in Wahrheit der Triumphator über Heinrich IV. war. Was er dem Kaiserthum abbrach, kam nicht ihm zu Gute, sondern den Landesfürsten, besonders den geistlichen. Der deutsche Episkopat wurde eine Macht, die keineswegs ohne Weiteres eine Armee des Papstes war. Im Wormser Concordat von 1122 trägt den Sieg, den die Kirche sich sichern wollte, nur das Fürstenthum davon.

Auch erhob sich nach den Tagen Gregor's die Kaisermacht in ungeahnter Mächtigkeit. In den Händen Heinrich's VI. war eine Macht vereinigt, die nur Heinrich III. gehabt hatte. Eben diese staufische kaiserliche Macht brach mit großen Erfolgen über die Alpen herein. Als Innocenz ein Knabe war, brach Mailand zusammen. Die päpstliche Macht über Italien wankt an allen Enden, selbst die Stadt Rom ist unsicher, in den oberitalienischen Städten treibt ein starker Geist nach außen. Auf den Thronen von Europa sitzen kräftige Fürsten, vor Allem Philipp August in Frankreich. Im Osten stehen sich Christenthum und Islam zum gewaltigen Entscheidungskampfe gegenüber. Im inneren Leben der Kirche bricht sich die Opposition schon zum Lichte durch. Die ruhige Festigkeit und solide Einheitlichkeit der Vorzeit droht auseinanderzufließen. Auch im bürgerlichen und sittlichen Leben sind unruhige, auf- und abwogende Kräfte. Es ist, als ob das allzustarke Leben überschäumen müßte. Wehmüthig singt der Dichter: „Wie schön vor Zeiten war die Erde! Nun ist sie widrig von Geberde: So war es nie zuvor im Land."*) Er meint, den jüngsten Tag nahen zu sehen.

In diese Zeit war Innocenz gestellt. Wir wissen nicht allzuviel über sein Vorleben. Lothar mit Namen, entstammte er dem angesehenen Geschlechte der Conti. Günstige Verwandtschaft ebnete ihm schon früh die Wege, insofern er unter den Cardinälen mehrere einflußreiche Oheime hatte, besonders den Cardinal Octavian, den Freund Alexander's III. Die höhere Bildung wurde ihm auf der Pariser Universität zu Theil, die damals als doctrix totius urbis, als der „Baum des Lebens im irdischen Paradiese" gefeiert war. Er war ein hochgebildeter Mann, der auch in den Schriften des Alterthums bewandert war; besonders in dem Trostbuch des Boëthius lebte er. In Paris ist aber auch die scharf päpstliche Weltansicht, die dort gut vertreten wurde, in ihm genährt worden. So hat er auch mit anderen Wallfahrern zu Canterbury gebetet am Grabe des 1170 ermordeten Erzbischofs Thomas Becket, des Märtyrers gregorianischer Ideen. Die Rechtsbildung eignete er sich zu Bologna an, wo gerade damals jene Neigung der gelehrten Welt zur Jurisprudenz Nahrung fand, die mit dem Wirken des Mönchs Gratian begonnen hatte; zu Bologna war 1150 dessen Decretsammlung erschienen. Von Innocenz heißt es später, daß er subtilis valde fuit tam in jure quam in theologia. Als er nach Rom zurückgekehrt war, stieg er rasch zur Cardinalswürde empor. Doch verbleichte auf einige Zeit sein Stern, als der ihm und den Conti überhaupt wenig günstige Cardinal Orsini als Cölestin III. Papst wurde. Diese sieben Jahre wurden für Lothar eine Zeit der Bildung in der Stille, aber auch des Grübelns. Es ist eine bis zur Verbitterung düstre Seelenstimmung, die er damals in seinem Büchlein „Von der Weltverachtung" niederlegte. Die Schrift hat etwas überaus Ungesundes, sie ist voll von unwahren Uebertreibungen und sentimentalen Grübeleien, sie ist so asketisch, daß das Urtheil von Reinlein, Innocenz sei hier „vom Lichte des wahren Protestantismus angestrahlt", unbegreiflich ist. Im Gegentheil, es ist die asketische Weltbetrachtung der alten mönchischen Weise, cluniacensischer Geist, wie er sich merkwürdigerweise bei den großen, weltgewaltigen Päpsten Gregor, Alexander, Innocenz offenbart. Man könnte fast meinen, daß die universaltheokratische Anschauung dieser Päpste eben mit dieser asketischen zusammenhängt. Ist die ganze Welt Nichts werth, ein faules Gewächs, so ist auch ihre Blüthe Nichts werth. Ihre Blüthe ist die weltliche Gewalt; alle Herrlichkeit kaiserlichen Wesens ist sonach ein Flitter und Tand,**) vergänglichen Werthes, ist keine der Kirche als der Trägerin des allein wahren und unvergänglichen Geistes ebenbürtige Erscheinung. Cölestin vermochte es nicht, dem verhaßten jungen Cardinal den Weg zu versperren, Lothar's Ansehen war so groß, daß alle Concurrenten freiwillig zurücktraten und er einstimmig zum Papst gewählt wurde („propter honestatem morum et scientiam literariam"). So jung wie er, im Alter von 37 Jahren, ist nur noch einer Papst geworden, Leo X. Es war etwas Unerhörtes; damals sang Walther von der Vogelweide sorgenvoll: „O weh, der Papst ist zu jung; Hilf, Herre, deiner

*) Walther von der Vogelweide.

**) weshalb man bei der Krönung den Kaisern einen goldenen Apfel in die Hand legte, der hohl und mit Asche gefüllt war.

Christenheit!" — Lothar hatte sich anscheinend gesträubt, aber der greise Cardinal Gratian legte ihm den Purpur um und nannte ihn Innocentius. Es folgte der feierliche Zug zur „goldenen Basilika" St. Johann und der ganze Pomp einer päpstlichen Inthronisation, der noch als ein altes Erbe bis in die kleinsten Dinge in unsere Zeit herüberragt.

Und nun begann diese Regierung, die in nur 18 Jahren eine ungeahnte Machtfülle offenbaren sollte. „Von Island bis an die Ufer des Euphrat, von Palästinas Hügeln bis in die skandinavischen Reiche" war Innocenz Ordner und Gebieter. Wir können nur kurz erwähnen, daß er es verstand, mit raschen Griffen in Italien Ordnung zu schaffen — seine erste Regierungshandlung war es, daß er den römischen Stadtpräfecten durch einen starken Eid verpflichtete. Dann richtete er sein Auge weiter hinaus. Es ist bekannt, wie er sich der von ihrem Gemahl schnöde verstoßenen Königin Ingeborg von Frankreich annahm, kräftiger als sein Vorgänger. Cölestin's Einspruch verhallte im Winde, aber Innocenz' Interdict, jenes furchtbare Machtmittel, lastete schwer auf dem Lande des unbotmäßigen Königs — schweigsame Gotteshäuser, Grabesstille an den Altären, nur düstre, leise Trauergesänge etlicher Klöster im Lande, verschleierte Gottesbilder, vergrabene Heiligthümer, Trauungen über den Gräbern, kein Sacrament, keine Bestattung der Todten und kein Trost — es war ein unerträglicher Zustand, als wäre die Sonne untergegangen. Dem König half sein Zorn nichts, sein ohnmächtiger Ausruf: „Ich will ein Ungläubiger werden! Wie glücklich war Saladin, er hatte keinen Papst!" prallte ab an den Herzen der finster vor ihm stehenden Barone. Was er thun solle? „Dem heiligen Vater gehorchen, Agnes von Meran entfernen, Ingeborg wieder zu sich nehmen." Philipp August mußte gehorchen, und erst als nach sieben Monaten wieder die Glocken klangen, die feierlichen Gesänge tönten und der ganze sinnenfällige Cultus wieder eintrat, wurde im Volke Ruhe; es ging ein solcher Jubel durch das Volk, daß, wie berichtet wird, zu Paris 300 Menschen im Gedränge umkamen. — Wir können es nur erwähnen, wie der König Johann von England nach schwächlichem Widerstande vor dem Papste soweit sich beugt, daß er seine Krone als Lehen aus dessen Händen wie ein neues Geschenk hinnimmt und auf der Landstraße bittflehend vor dem Erzbischof Stephan Langton, dem verhaßten Vertreter der päpstlichen Macht und Anschauung, sich in den Staub wirft; daß ferner Alphons, König von Castilien, auf den Machtspruch Innocenz' seine Gattin wegen zu naher Verwandtschaft entlassen muß; daß König Peter von Aragonien, nach vergeblichem Widerstande gegen des Papstes Verbot, eine unwillkommene Gattin annimmt und sich persönlich vor Innocenz in Rom niederwirft, um seine Krone als Lehen wieder zu empfangen; daß die Fürsten von Bulgarien und Schweden ihre Kronen dem Papste zu Füßen legen, die von Portugal und Polen seinen Zins- und Rechtsforderungen ungesäumt nachgeben. Wie ein Oberherr gebot Innocenz den Königen und Völkern der Welt. Es ist eine stolze Sprache, die er zu ihnen redete. „Wenn du deine Erdengewalt zum Wohle deiner Völker verwenden willst, so mußt du vor Allem Dem dienen, der deine Schritte lenkt; Diesem dienen heißt herrschen," so schreibt er an die Kaiserin Constantia. Er vermochte es auch noch einmal, die Könige und Herren aufzubieten zum Kreuzzug — es war sein Stolz; allerdings unterstützte ihn die allgemeine Erregung Europas über die Eroberung von Jerusalem durch Saladin; zeitigte doch die wunderliche, bewegte Zeit sogar einen Kinderkreuzzug — durch die Predigt eines Hirtenknaben entflammt, zogen Tausende von Knaben in den fernen Osten, um fürs Kreuz zu streiten. Eine großartige Erscheinung ist diese Machtherrschaft des Papstes ohne Zweifel, aufgebaut auf geistigen Mitteln, nicht auf dem Faustrecht des Stärkeren, sondern auf dem Bewußtsein innerer Superiorität und dem allgemeinen Glauben daran. Innocenz kümmert sich um die geringfügigsten Angelegenheiten der Staatsverwaltung — Straßenbau und Straßensicherung, Steuerermiedrigung und Wucherverbot legt er den Fürsten ans Herz, Alles im befehlenden Tone. Ueberall fühlt er sich als Ordner der Welt. Oft stand auch das schöne Recht der Menschlichkeit auf seiner Seite: wenn er als Schutzherr fürstlicher Wittwen und Waisen (gegen die Könige von Ungarn und England), als Vertreter geschädigter Unterthanen (gegen den von Cypern, der seinen Vormund verstoßen hatte) auftrat. Die auseinanderstrebenden nationalen Regungen werden in ein großes kunstvolles System gezwungen — in derselben Zeit, die auch auf dem Gebiete der Kunst das Nationale, das im romanischen Stil noch maßgebend war, von dem einheitlichen, großen System der Gothik verdrängen zu lassen beginnt.

Für uns am interessantesten war Innocenz' Eingreifen in die deutschen Verhältnisse. Es war auch seine schwierigste Aufgabe. Er hat vielleicht nicht die volle Meisterschaft in dieser verwickelten Lage bewiesen — er schwankte zwischen dem Hohenstaufen Philipp von Schwaben und dem Welfen Otto IV. — Ob er in vollkommener Lauterkeit handelte, darüber steht das Urtheil überhaupt dahin. Jedenfalls ist die Entwickelung nicht an ihm vorbeigegangen. Aber in einer Richtung hat er seine Aufgabe — von seinem Standpunkte zu reden — glänzend gelöst: der deutsche Klerus war anfangs noch ein Bollwerk der staufischen Krone gegen den Papst, an der stolzen Erklärung von Speier zu Philipp's Gunsten 1199 war fast der gesammte deutsche Episkopat betheiligt, so geschlossen, wie er um Friedrich Barbarossa in der Erklärung von Gelnhausen gegen die päpstlichen Umtriebe geschaart gewesen war. Innocenz' Kunst brachte es fertig, die geistlichen Herren an sich zu fesseln. Conrad von Hildesheim fühlte zuerst den starken Arm — als er eigenmächtig das Würzburger Bisthum einzunehmen wagt, trifft ihn der Bannstrahl — es war noch 1198 —, er muß Buße thun. Dann beugt sich Einer nach dem Anderen. Johann von Trier und Ludolf von Magdeburg werden gebannt, als sie sich erheben wollen, Beide bitten um Absolution; die Bischöfe von Speier und Passau entsagen zu Rom allem Widerstande, der Letztere muß lügnerisch die höchst wahrscheinliche Autorschaft einer gegen die päpstliche Schlüsselgewalt gerichteten Schrift abstreiten, um sich zu retten; auf den Stuhl von Mainz bringt der Papst gegen den Willen der Majorität den ihm ergebenen Sigfrid von Epstein; der alte ghibellinische Bischof von Metz erhält einen Coadjutor, „weil seine Augen so schwach geworden seien, daß er die Messe nicht mehr celebriren könne"; der von Brixen erwirkt nur durch demüthiges Flehen zu Rom „mit vieler Mühe und vielem Schweiß" das erzbischöfliche Pallium für Salzburg; in Merseburg und Augsburg werden die staufischen Bischöfe von päpstlich gesinnten abgelöst, Ekbert von Bamberg muß sich dem Papste schriftlich verpflichten: so wird überall ein dem Papste ergebener Episkopat geschaffen. Die selbständige deutsche Reichskirche ist durch Innocenz gebrochen worden. Die alte Streitfrage der Laieninvestitur ist erst durch ihn durch thatsächliche Ignorirung zur Ruhe gebracht worden. Damit aber hatte das Kaiserthum eine seiner wesentlichsten Stützen verloren. Man kann keinesfalls sagen, daß persönliche Herrschsucht die Triebfeder Innocenz' gewesen wäre, das hieße dem Manne Unrecht thun und ihn nicht verstehen. Er lebte mit ganzer Seele in theokratischen Gedanken. Ihm war die Christenheit ein großes Gottesvolk, dessen inneres und äußeres Leben von der Kirche durchdrungen sein sollte. Wie Leib und Seele den Menschen bilden, so äußert sich das Leben der Welt nach zwei Richtungen: Reich und Kirche. Aber wie die Seele werthvoller ist als der Leib, so ist die Kirche edleren Wesens als der Staat.*) Und wie die Seele den Leib in Zucht hält und alle seine Glieder zu einheitlicher Thätigkeit zwingt, so muß die Kirche die Lenkerin sein, die den allgemeinen Weltfrieden aufrecht erhält und die Völker ordnet, daß sie den Ideen Gottes zuwider einander nicht widerstreben. Darum muß aber auch in der Kirche ein Haupt sein, und dieses Haupt muß sichtbar sein, „daß die Glieder nicht auseinanderfallen, sondern durch eines Hauptes Ansehen und Fürsorge zu einem wahren Glauben und zu einer Regel des Gottesdienstes vereinigt werden". „Aller Mutter ist die römische Kirche" (Brief ans Capitel von Hildesheim). Es ist die im Abendlande von alters her noch starke Ueberlieferung von einer Concentration aller Macht in einer Hand, die diesen Gedankengängen zu Hilfe kam. Zwar nicht oberster Träger der weltlichen Gewalt selbst, aber der Ordner unter den weltlichen Gewalten wollte er sein, wiewohl es an das erstere streift, wenn er auf sich als den Stellvertreter Christi das Wort anwandte: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden."**) Er hörte es wohl nicht ungern, wenn die begeisterten Lobredner und Dichter ihn priesen als die Sonne inmitten der Sterne (Galfred Vinisauf). — Es ist begreiflich, daß unter

---

*) in einem anderen Bilde: „Wie der Mond sein Licht der Sonne entlehnt, so entlehnt die königliche Gewalt den Glanz ihrer Würde dem päpstlichen Ansehen."

**) Uebrigens taucht bei Innocenz, wie schon bei Gregor, auch die Idee der päpstlichen Unfehlbarkeit auf; sie sahen dergleichen in Luk. 22, 32 gelehrt.

solchen Anschauungen das Selbstgefühl der Kirche mächtig stieg. Dem zornigen Könige von England antwortete ein Cardinal mit fester Stimme: „Herr! haltet ein mit Euren Drohungen, wir fürchten dieselben nicht, denn wir gehören einer Stelle an, welche den Kaisern und Königen zu gebieten pflegt." Mit diesem durch energische Vertretung gehobenen kirchlichen Kraftgefühl hing es wohl auch zusammen, daß im Anfang des 13. Jahrhunderts die zahllosen Bruderschaften zu entstehen beginnen. Auch das Klosterwesen stand in Blüthe und Innocenz wandte dem „wohlgereihten Kriegsheer von verschiedenen Waffengattungen" reges Interesse zu. Daß die alten Formen des Mönchswesens sich erschöpft hatten und es in neuen auftreten mußte, um eine Macht im Volke zu werden, dafür fehlte ihm noch die Einsicht. Er war nicht genial genug, um in dem, was Franziscus von Assisi und Dominicus erstrebten, die Zukunft zu sehen. Als der erstere sich ihm vorstellte, häßlich und ungepflegt, wie er war, fuhr ihn der Papst an: „Geh, Bruder, suche die Schweine, mit diesen hast du größere Aehnlichkeit als mit Menschen; wälze dich mit ihnen im Pfuhl, gieb deine ersonnene Regel ihnen und werde zum Prediger für sie!" Und dem Dominicus ward der Rath, sich lieber einer alten Ordensregel anzuschließen als eine andere zu gründen. — Daß Innocenz sich der hohen Pflichten klar war, die in seiner geistlichen Stellung lagen, das kann ihm Niemand abstreiten. Er nahm es ernst mit der inneren Erneuerung des Klerus, dessen Verderbniß Walther's von der Vogelweide Zorn erregte. Durch alle Briefe und Predigten des Papstes geht die ernste sittliche Forderung an die Geistlichen: „Wie schändlich, wenn sie des Nachts die Buhlerin umarmen und Morgens der Jungfrau Lobgesänge anstimmen!" Geldgierige Erzbischöfe wies er auf das Beispiel des heiligen Laurentius hin, der die Schätze der Kirche nur in den Armen sah. Den Cölibat im strengsten Sinne führte er scharf durch, jede Regung dagegen unnachsichtlich unterdrückend. Und er ging selbst mit gutem Beispiel voran und gab das Vorbild eines würdigen Priesters. Er gab auch das Beispiel eines tüchtigen Predigers, was z. B. Alexander III. nicht von sich sagen konnte (er lehnte die Anrede bonus papa ab, weil er nicht predigen konnte). Zu Innocenz' Predigten lief die Menge in Schaaren. Daß Johann Capocci es einst wagte, die Stille des Gotteshauses während einer solchen Predigt mit dem Ruf zu stören: „Deine Worte sind von Gott, aber Deine Handlungen vom Teufel", das beweist nicht blos, wie sehr erbitterte Widersacher der Papst hatte, sondern auch, wie wirkungsvoll seine Rede war. Freilich ein begeistert überfließender Mund kann Innocenz nicht gewesen sein, es geht durch seine Predigten, soweit wir sie kennen, ein Zug von mühsamer, gedrechselter Kunst. Wir verstehen es gar nicht mehr, wie diese mysteriösen Allegorisirungen das Gemüth fesseln konnten. Jede Schriftstelle wird in einem vierfachen Sinn genommen, und besonders gern werden alle Zahlen geheimnißvoll ausgelegt. Drei Tage lag Christus im Grabe — drei Stadien hat die Bekehrung der Seele, dreimal fünfzig Psalmen sind dafür das Vorbild gewesen. Vier Hölzer hat das Kreuz, das sind die vier Tugenden Glaube, Hoffnung, Beharrlichkeit, Geduld; die Länge ist die Beharrlichkeit, die Breite die Geduld, die Tiefe der Glaube, die Höhe die Hoffnung, zu welcher sich aus den Tiefen des Glaubens die Beharrlichkeit erheben soll. Die vier Kreuznägel bedeuten die vier Haupttugenden Gerechtigkeit, Klugheit, Tapferkeit, Mäßigung; die Lanze ist die Liebe, die Dornenkrone die Reue u. s. w. Es lag das im Geschmack der Zeit. Selbst die Predigten der großen, markigen Volksredner (wie Berthold's von Regensburg) sind nicht frei von derartigen Spielereien.

Innocenz war auch an theologischer Durchbildung Allen gewachsen. Seine Theologie ist natürlich scholastisch, spitzfindig bis in die kleinlichsten Fragen. Er wirft in seiner Schrift über die Geheimnisse der Messe ernstlich Fragen auf wie die, was mit dem Leibe Christi geschehe, wenn bei der Communion einer in Uebelkeit sich übergebe, oder wenn eine Maus ein Stückchen fresse, ob eine falsche Wortstellung bei den Worten der Consecration Einfluß auf die Weihe der Hostie habe, und dergl. Daß er aber bei seiner erstaunlich umfassenden Thätigkeit überhaupt Zeit fand, schriftstellerisch thätig zu sein, ist ein Zeugniß von außerordentlicher Arbeitskraft. Sagte er doch einmal: „Ueberirdischem nachzusinnen, habe ich keine Muße; kaum daß ich athmen darf. Ja, so sehr muß ich für Andere leben, daß ich mir beinahe selbst fremd werde." Große Gedanken hat er nicht gezeitigt, auch in seinen Schriften nicht, aber es geht durch sie dieselbe Energie, die den Mann charakterisirt. Man kann überhaupt nicht sagen, daß er einen einzigen großen Gedanken erzeugt hätte, man müßte denn das rechnen, daß er mit großer Klugheit die Kreuzzugsbewegung auf die Missionirung des Nordostens, besonders Livlands, richtete. Er war nicht schöpferischen Geistes, aber was vor ihm lag, wußte er mit Scharfsinn und Nachdruck zu verwerthen. „Mehr scharfsinnig und klug als schöpferisch thätigen Geistes bewies er seine Meisterschaft weniger in der Bestimmung als in der Benutzung der Verhältnisse." Wir haben ein Medaillonbildniß von ihm, das auch im 1. Band der von Friedrich Hurter zwar einseitig papistisch und wenig kritisch, aber charaktervoll verfaßten „Geschichte Papst Innocenz des III. und seiner Zeitgenossen" veröffentlicht wurde. Es zeigt ein scharfes, hartes Profil, einen übermäßig knochigen Bau des Gesichts, ein scharfes Kinn und eine Adlernase, energische Lippen und kühn geschwungene Brauen, ein Angesicht, auf dem nicht „Anmuth der Gesichtszüge" (wie Hurter auf Grund einer obscuren Quelle berichtet), aber die ganze Unbeugsamkeit und Hartnäckigkeit zu lesen ist, die den Papst kennzeichnet. Es waren schöne Züge in ihm, eine peinliche Gewissenhaftigkeit, eine gewisse Weitherzigkeit, soweit er sich nicht innerhalb der Principien seiner kirchlichen Ansicht bewegte, und vor Allem eine große Schlichtheit seines Wesens und Hofes — zum ersten, was er that, gehörte die Vertauschung der goldenen und silbernen Tafelgeräthe mit hölzernen und gläsernen. Jedenfalls war er ein Mann, der den Respect der Welt vor dem Papstthum aufs Höchste zu steigern fähig war. Er hat „das dem protestantischen Gewissen so unerträgliche Papstthum in dem Maße vergeistigt und sittlich verklärt, als es sich überhaupt mit christlich-sittlichem Gehalte erfüllen läßt". Er sei so gewaltig gewesen in Wort und That, so rühmt eine Schrift nach seinem 1216 erfolgten Tode, daß bei einer Lebensverlängerung nur auf ein Jahrzehnt er die ganze Welt unter sich gebracht und Einen Glauben über dieselbe verbreitet hätte. Auf etliche Verdunkelungen seines Charakters wird nicht viel Werth zu legen sein. Die einen meinten, er wäre herrschsüchtig gewesen — so ist jeder große Papst genannt worden. Andere nannten ihn geizig, aber nur seine mißverstandene und für manche unangenehme Einfachheit mag der Grund dafür gewesen sein. — Die Stadt Rom verdankt ihm Bauten von großer Schönheit und von großem Werthe für die Allgemeinheit, besonders ein Hospital, das der Welt zum Muster wurde. Grausam soll er auch gewesen sein, aber das betrifft sein Verhalten gegen die „Ketzer", worin er den Fluch tragen mußte, den seine Werkzeuge verschuldet haben. Daß unter ihm jene schnöde Verfolgung der Ketzer in Südfrankreich begann, jener unselige Kreuzzug gegen die Albigenser, der die widerlichste Verbindung von Mordlust und religiöser Begeisterung gezeitigt hat — mit dem Gesange des Liedes „Komm, heiliger Geist!" wurden die Städte gestürmt, und bei der Eroberung von Beziers rief der päpstliche Legat den mordenden Soldaten zu: „Tödtet Alle! Der Herr wird die Seinen schon herausfinden und zu schützen wissen": das Alles ist, von unsrem Standpunkte aus gesehen, ein Brandmal auf Innocenz' Charakterbild, aber wir können es von seinem Standpunkte aus begreifen, daß er es nicht leiden wollte, daß die vermeintlichen „Skorpione und Schlangen" das Gebiet seiner Kirche verdürben. Und zu seiner Entschuldigung kann gesagt werden, daß er in diesem Punkte selbst machtlos war. Es sind Anzeichen von Milde an ihm bemerkt worden, besonders gegen den Grafen Raimund von Toulouse, in dessen Gebiet die schrecklichen Greuel am heftigsten wütheten, aber dem Fanatismus der französischen Bischöfe gegenüber konnte auch Innocenz nichts ausrichten, da ihn hier auch das verließ, was ihn sonst stark machte, nämlich das Gefühl seines Rechts. — Bis zur möglichen Grenze hat er das Ideal verwirklicht, das Haupt einer Völkerfamilie zu sein. So erschien er auf jenem glänzenden Lateranconcil von 1215, einer der stattlichsten Versammlungen, die Rom gesehen hat — 71 Primaten, 412 Bischöfe, 900 Aebte und eine Unzahl weltlicher Herren aus allen Ländern, im Ganzen 2283 Abgesandte waren um ihn vereinigt. Wie ein Patriarch war er unter ihnen, als er vom Throne die Rede begann: „Mit Verlangen habe ich mich danach gesehnt, dieses Osterlamm mit euch zu essen, bevor ich leide." Aber das Siegel seines Geistes hat er dem Concil auch insofern aufgeprägt, als es kein frei schöpferisches war, sondern nur übersichtlich, klar und fest bestätigte, was an Gedanken und Normen schon in der Zeit lag. — Die theokratische Weltentwickelung, deren höchster Vertreter Innocenz gewesen ist, war, wie Ranke geurtheilt hat, nothwendig, um das Christenthum im Abendlande heimisch

zu machen. „Es gehörte etwas dazu, um die trotzigen, nordischen Gemüther, die gesammten von althergebrachtem Aberglauben beherrschten Völkerschaften mit den Ideen des Christenthums zu durchdringen. Das geistliche Element mußte eine Zeit lang vorherrschen, um das germanische Wesen ganz zu ergreifen.“ „Aber in dem großen Fortgange der Dinge war auch dies nur ein Moment.“ Was in Innocenz noch einmal so glanzvoll erschien, begann schon innerlich zu ersterben, wie oft in der Natur die prächtigste Blüthe auftritt, wenn schon der Todeskeim wirksam ist. Innocenz' Nachfolger litten, anders als er, unter dem drückenden Bewußtsein, Vertreter einer sichtlich niedergehenden Sache zu sein — Bonifaz' VIII. falscher Eifer vermochte das nicht zu verbergen. Wir wollen mit einem anderen Wort von Ranke schließen: „Wunderbare Physiognomie jener Zeiten, die noch Niemand in ihrer ganzen Fülle und Wahrheit vergegenwärtigt hat. Es ist die außerordentlichste Combination von innerem Zwist und glänzendem Fortgang nach Außen, von Autonomie und Gehorsam, von geistlichem und weltlichem Wesen.“ A. N.

Bücherbesprechungen.

— **Bürgerliches Gesetzbuch** nebst Einführungsgesetz **mit den Motiven und sonstigen gesetzgeberischen Vorarbeiten**, herausgegeben von Landgerichtsrath Dr. **Haidlen.** Vollständig in 22 Lieferungen. Stuttgart 1897, W. Kohlhammer. Zus. 43 ℳ 30 ₰. — Das nunmehr abgeschlossen vorliegende Werk bietet die für die Auslegung dauernd wichtigen Vorarbeiten des Gesetzeswerkes in subjectiver Vollständigkeit, das heißt, behufs Erzielung einer handlichen Ausgabe in zusammenhängender und, von den Protokollen zweiter Lesung abgesehen, wörtlicher Wiedergabe derjenigen Theile der Vorarbeiten, die für die Auslegung des Gesetzes nothwendig erscheinen. Kann deshalb das Werk auch nicht das Zurückgehen auf die Originalvorarbeiten entbehrlich machen, so bietet es doch für den regelmäßigen und Handgebrauch eine durchaus brauchbare und ausreichende Zusammenstellung und Uebersicht, von der aus die nachprüfende Vergleichung mit den Urmaterialien leicht und schnell geschehen kann. Eine Inhaltsübersicht aller Paragraphen der Gesetze, eine vergleichende Zusammenstellung der sämmtlichen Paragraphen der beiden Entwürfe, der Reichstagsvorlage und der Gesetze sowie ein umfängliches Sachregister bilden mit einer Uebersicht über das seither in Deutschland geltende Recht den Inhalt des 5. Bandes. N—l.

— **Dienstaltersliste der Officiere der königl. preußischen Armee und des XIII.** (königl. württembergischen) **Armeecorps.** Abgeschlossen am 28. November 1897. Geheftet 5 ℳ, in Leinwandband 6 ℳ Berlin, December 1897. E. S. Mittler & Sohn. — Die am 28. November 1897 abgeschlossene Dienstaltersliste, welche im engen Anschluß an die Rangliste unter I. die Reihenfolge der Stellenbesetzungen der Stäbe, Commandobehörden, Truppentheile u. s. w. wiedergiebt, führt bei den betreffenden Chargen nicht nur das letzte Patent derselben, sondern auch das erste als Secondlieutenant an. Nächstdem folgt unter II. eine nach der letzten Ernennung geordnete Dienstaltersliste. Dieselbe, eine recht mühsame Arbeit, giebt einen interessanten und Manchem gewiß willkommenen Ueberblick über die Beförderungs- und Dienstaltersverhältnisse aller preußischen und württembergischen Officiere des Activstandes, vom rangältesten General an bis zum jüngsten Secondlieutenant herab. H. L.

— **Mechthildis**, ein historischer Roman aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts von **Th. v. Paschwitz.** 2. Auflage. Berlin und Leipzig, Verlag von Max Rüger, 1897. 130 Seiten. Preis broschirt 2 ℳ, gebunden 3 ℳ — In Mechthildis haben wir wieder einen jener zahlreichen sogenannten historischen Romane vor uns, mit denen ihre ganz wohlmeinenden Herren Verfasser die moderne deutsche Literatur todtschlagen wollen. Nur keine modernen Stoffe! Von ihnen kommt das ganze Unheil des bösen Realismus, Naturalismus u. s. w. fort auf -ismus. Ja, meine Herren, aber aus Ihrer Art kommt auch kein Idealismus heraus, sondern — Stumpfsinn. „Aber in der Vergangenheit, besonders in der deutschen, da gab's noch kreuzbrave Leute, die man dem bösen Geschlecht von heute als Vorbild abmalen kann!“ Mit diesem guten Vorsatz setzt sich dann solch' ein Herr Verfasser todesmuthig an den Schreibtisch, stärkt sich erst noch durch die Lectüre der „Blätter für deutsche Literaturgeschichte“, oder einiger Kraftstellen der lieblichen Broschüre: „Kunst und Afterkunst“, in der unter kraftvoller Schimpferei alle Frommen zur Bekämpfung und Vernichtung des modernen Schriftthums feierlichst eingeladen werden. Und dann los! Ein Geschichtsbuch, eine bis zwei deutsche Culturgeschichten werden an den passend erscheinenden Stellen excerpirt, diese Excerpte in einen Topf gethan, gut durchgekocht und verrührt und gewürzt mit einigen Messerspitzen voll Rührung, Sentimentalität und Frömmigkeit. Dieser Teig wird mit Phrasen überzuckert in eine Romanform gethan und an langsamem Feuer gebacken, — der Kuchen wird aber leicht etwas wasserstreifig. Zur Illustrirung, mit welcher Kunst dieser „Roman“ gearbeitet ist, diene nur folgende Stelle, in der uns eine Intrigantin recht behaglich erzählt, was sie Alles gethan hat und noch thun wird, um die in einem Roman nöthige Verwirrung anzurichten. Der Verfasser befand sich freilich in einer Zwangslage, auf andere Weise, etwa durch seine psychologische Charakterisirung der Personen hätte er uns nicht hinter die Schliche bringen können und wissen mußten wir sie doch, also man höre: „Nun erst geschehe die That, die Mechthildis v. Wolfstein auf immer von dem Magister scheidet. Den Junker Arnsfeld hat der Burgherr, da die Jungfrau sich weigerte, die Seine zu werden, weggeführt; nun könnte es dennoch geschehen, daß sich die Liebenden finden — hätte ich hier nicht das Mittel, das sie auf ewig scheidet? Sie besah das mit einem Liede beschriebene Blatt in ihren Händen und fuhr frohlockend fort: Es sind die Liebesschwüre, die einst die Jungfrau dem Meister gethan; sie gab ihm das Blatt und er hielt es hoch und werth, verbarg es wie die Reliquie einer Heiligen im verborgensten Fach seines Schreins — ich aber entwendete es ihm, daß es das Werkzeug meiner Rache werde. Der Magister sammelt seine Schriften, sie dem Freiherrn zur Prüfung zu senden; er weiß aber nicht, daß ich um Gold einen Schloßdiener gewonnen, daß dieser die Papiere erst in meine Hände lege, bevor sie der Freiherr empfange. Ich öffne die Schriften und lege, als ob er es der Jungfrau zum Hohne gethan, das Pergamentblatt mit ihren Liebesschwüren obenauf. Sie findet das Blatt, flucht dem Verräther und wendet sich auf ewig von ihm.“ Und zu welchem Zweck erzählt sich diese läppische, einfältige Person dies Alles noch einmal selbst? Doch man so! würde man in Mecklenburg sagen. Wahrlich, eine wirklich bewundernswürdige Kunst der Darstellung! Gott bewahre unsere deutsche Literatur vor solchen Freunden! Dr. **W. Bruchmüller.**

— **Vorurtheile.** Ein Zeitroman aus dem märkischen Gesellschaftsleben von **A. Pappritz.** Zwei Theile in einem Bande. 2. Auflage. Berlin und Leipzig, Verlag von Max Rüger, 1897. 468 Seiten. Preis 5 ℳ — Welch' ein Unterschied zwischen dem eben von mir besprochenen Roman „Mechthildis“ aus dem gleichen Verlage und diesen „Vorurtheilen“! Dort von einem männlichen Verfasser weichliches, weibisches Phrasengeklingel, blonde Mägdlein, biedere Ritter ꝛc. ꝛc., hier, wenn ich nicht sehr irre, eine Dame die Verfasserin, die kräftig hineingreift mitten in's moderne Leben und souverän die brennendsten Fragen der Jetztzeit behandelt. Sind denn die Rollen vertauscht? — Vorurtheilslos und ohne Parteibrille muß man an dieses Werk bei der Beurtheilung herangehen, will man ihm gerecht werden. Die Verfasserin hat eben auch ihren eigenen Standpunkt, den ich nicht immer theilen kann; von diesem aus aber beurtheilt sie mit möglichster Objectivität die tausenderlei Vorurtheile unseres heutigen Gesellschaftslebens, speciell des märkischen, wie es sich in Berlin und in den Guts- und Pfarrhäusern der Provinz abspielt. Wir haben noch nie vom gegnerischen Standpunkte, denn Pappritz steht dem Christenthum sehr frei gegenüber, eine so unparteiische und treffende Charakterisirung der Vertreter unserer protestantischen Orthodoxie in ihren verschiedenen Spielarten und Schattirungen gelesen. Auch die anderen Stände und Personen sind mit einer solchen Lebendigkeit und Lebenswahrheit gezeichnet, so z. B. die Vertreter des feudalen Großgrundbesitzes, daß Derjenige, der sich einigermaßen in diesen Kreisen umgesehen hat, sich sofort unwillkürlich an typische Vertreter dieser Schichten aus seiner eigenen Bekanntschaft erinnert fühlen wird. „Vorurtheile“ sind ein Buch, das zum Denken anregt, dessen Lectüre daher auch den Vertretern der darin behandelten Gesellschaftskreise Genuß und Nutzen bringen wird, wenn sie sich nur dazu aufschwingen können, dasselbe sine ira et studio zu lesen. Dr. **W. Bruchmüller.**

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 3. Sonnabend, den 8. Januar, Abends. 1898.

Wanderungen in Südamerika.*)

Von Capitän Jerrmann.

I.

Meine Geschäfte in Asuncion waren beendet, meine astronomischen Beobachtungen abgeschlossen, und ich begann die Vorbereitungen zu meiner Reise in das Innere von Paraguay. Alle Kisten und Koffer, die ich nicht mitnehmen wollte, deponirte ich wohlverpackt bei einem zuverlässigen Speditions- und Commissionshause, Enrique Plate, Calle Florida, und begab mich für die letzte Nacht in ein deutsches Gasthaus in der Nähe des Bahnhofes. Da gerade viel Gäste angekommen waren, mußten wir uns in landesüblicher Weise behelfen; aus einem Schuppen wurden die catres, hölzerne Feldbetten, hervorgeholt und auf dem Hofe unter dem weit vorspringenden Dach des Hauses aufgeschlagen. Damit fingen die Beschwerlichkeiten der Reise an, denn am andern Morgen thaten mir alle Knochen weh, und als ich bei Tagwerden mich auf den Weg machte, hatte ich rechte Mühe, mein Gepäck zu schleppen. Um ½7 Uhr fuhr der Zug ab. Die Wagen, von denen es drei Classen giebt, waren in erbärmlichem Zustande, die ursprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen, die Wände und Sitze voll Schmutz. Der Zug war gut besetzt, fuhr sehr langsam und hielt an jedem noch so unbedeutenden Flecken mehrere Minuten an. In Trinidad, Aregua und den bedeutenderen Stationen hatte sich neben dem Bahnhofe ein fliegender Jahrmarkt eingerichtet, wo die bekannten in weiße Tücher gehüllten Frauengestalten Milch, Brod, Cigarren verkauften und Aloga, eine aus Syrup bereitete Limonade, feilhielten. Natürlich fehlten auch Papageien und Affen nirgends, ebensowenig wie die hübschen Weißstickereien. Um 8 Uhr kamen wir an die große Laguna Ypacaray, die sich etwa 15 km von SO nach NW erstreckt und einen wirklich außerordentlich malerischen Anblick gewährt. Die Bahn zieht sich unweit des südlichen Ufers zwischen der von Asuncion nach Osten streichenden Höhenkette und dem herrlichen See entlang, und über die klare Wasserfläche hinweg blickend hat man während der ganzen Fahrt die hohen Berge der sogenannten Cordillerita vor sich; man glaubt in der That einen kleinen Schweizersee zu erblicken. Ziemlich auf der Mitte des Nordufers streckt sich vom See bis zu den Berggipfeln die deutsche Colonie San Bernardino hinauf, welche durch einen allerdings nur mangelhaft functionirenden kleinen Dampfer mit dem diesseitigen Ufer bei Patino-cuè in Verbindung steht. Nach einstündiger Fahrt erreichten wir bei Paraguary das Ende der Lagune, da wo sich die Berge von Norden und Süden her so nahe treten, daß sie ein anmuthiges Thal bilden, durch welches sich die Bahn hindurchschlängelt, um dann nach Osten zu in das flache Land, den Camp, einzutreten. Die Cordillerita endet hier in dem, Paraguary gerade gegenüberliegenden, waldbedeckten Felsenkegel Cerro-hú, der sich den Namen des schwarzen Berges (hú = schwarz) durch sein finsterdrohendes Aussehen verdient hat. Etwas westlich von ihm, mit der Cordillerita nur durch einen niedrigen Sattel verbunden, erhebt sich der etwas kleinere Cerro Leon und dahinter schließen die hohen Berge von San Tomas das reizende Bild sehr wirkungsvoll ab. In Paraguary verließen viele Reisende den Zug, um mit dem Stellwagen nach dem südlicher gelegenen Carapeguá zu fahren. Dieses ziemlich bedeutende Landstädtchen ist besonders bekannt als Fabrikationsort der berühmten paraguayschen ñanduti, der sogenannten Spinnennäherei, einer mit der Nadel hergestellten, wundervoll feinen Spitzenarbeit, deren höchst geschmackvolle Muster sich neben das Beste europäischen Kunstgewerbes stellen dürfen. An einem dieser prachtvollen Taschentücher arbeitet eine Frau zuweilen mehrere Monate, je nach der Schwierigkeit des Musters, so daß der Preis von 20 bis 60 Patacon nicht gerade Wunder nehmen darf. Früher galt der Patacon oder Paraguay-Dollar etwa 4 Mark 20 Pfennige; nach dem großen Krach ward Alles entwerthet, und so steht er heute auf 60 bis 70 Pfennige, je nach dem sehr stark schwankenden Goldcourse. Neben Carapeguá gilt auch Itagua, von der Station Patino-cué aus leicht zu erreichen, für sehr leistungsfähig in ñanduti. Im Winter, also Juni bis September, wenn viel Fremde aus dem Süden da sind, werden von beiden Orten viel Taschen- und Brusttücher nach Asuncion gebracht und dann allerdings zu noch höheren Preisen verkauft. Paraguary ist die letzte Station des dichter bevölkerten Landestheiles, und auch nur bis dahin verdient die Bahn; die Strecke von dort bis Villa-Rica soll gerade noch die Kosten decken, aber von da bis an den Pirapo wird entschieden zugesetzt. Das kann auch kaum anders sein, da die Bahn die wichtige Grenzstadt Encarnacion am Paraná gar nicht erreicht, sondern einige Kilometer vorher auf freiem Felde endigt. Und das ist so zugegangen. Der Dictator Lopez hat den Bahnbau angefangen, und da nach seinem Sturze kein Geld zum Weiterbau vorhanden war, nahm sich der Staat dazu einen Theilhaber in der Person einer englischen Gesellschaft. Unter Leitung der Letzteren ward mit englischen Bauunternehmern ein Contract abgeschlossen, dessen Wortlaut aber nicht Encarnacion als Endpunkt bezeichnete, sondern nur die zu bauende Strecke als 165 km lang angab. Als die Engländer hernach sahen, daß der Bau jenseits des Flusses Pirapo mit Schwierigkeiten verbunden sei, ließen sie die Bahn diesseits des Flusses so viel Schlangenwindungen machen, daß die 165 km herauskamen, und zogen sich mit ihrem Gelde nach Europa zurück. Jetzt weigert sich die Regierung die garantirten Zinsen zu zahlen, weil die Bahn Encarnacion nicht erreicht, und die englische Gesellschaft will nicht weiterbauen, weil die Regierung keine Zinsen zahlt, und so bleibt das angefangene Werk halb vollendet liegen. Anderseits hatte Argentinien im Vertrauen auf den paraguayschen Bahnbau eine Anschlußbahn von Süden her begonnen und den Damm auch schon bis nach Posadas, gerade gegenüber Encarnacion auf dem linken Ufer des Paraná fertiggestellt, so daß nur noch die Schienen zu legen waren; aber als sie in Paraguay zu bauen aufhörten, hatte die Sache für Argentinien auch keinen Zweck mehr, und so liegt der fertige Damm für die große Verbindung von Asuncion mit dem La Plata unbenutzt und geht von Jahr zu Jahr seinem gänzlichen Verfall immer mehr entgegen. Und dabei hat die Regierung von Paraguay das Geld für den Verkauf ihres halben Antheils nicht einmal voll erhalten, denn statt es sich in Asuncion auszahlen zu lassen, schickte sie zwei ihrer biederen Landeskinder nach England, um es zu holen. Jeder dieser beiden Ehrenmänner nahm die Hälfte, aber nur einer von ihnen ist wieder nach Paraguay zurückgekommen, ein aus Italien eingewanderter Herr, und hat seine Hälfte richtig abgeliefert, wollte oder konnte aber nicht mittheilen, wo sein Reisegefährte geblieben sei, obwohl man ihn einige Zeit ins Loch steckte. Heute ist seine politische Partei am Ruder, die sogenannte liberale Partei, und er selber bekleidet ein hohes Amt in der Municipalität der Hauptstadt. Die ganze Geschichte hatte mir ein Herr erzählt, der mir im Wagen gegenüber saß, und mir durch seine lebhafte

*) Siehe Nr. 60, 64, 69 Jahrg. 1897.

Art zu plaudern die Zeit auf das Angenehmste verkürzen half. Er war Südfranzose von Geburt, schon 12 Jahre im Lande und mit allen Verhältnissen völlig vertraut, war viel im Süden von Paraguay gereist, mit einem Wort — wie man hier zu sagen pflegt — vaqueano. Seit längerer Zeit lebte er als Landwirth auf der Colonie Gonzalez, oder Colonie Nacional, wie sie nach dem Sturz des Präsidenten Gonzalez genannt ward. In das Flachland eingetreten, passirten wir nacheinander die Stationen Escobar, Sapucai, Caballero und erblickten dabei beständig im Süden die hohen, weitabgelegenen Höhenzüge der Cordillera von Ibitimi, deren bedeutendster Berg, Tatucuá, sich bis zu 830 m erhebt. Von einigen kleineren Gipfeln wußte mir mein Begleiter die Namen nicht zu nennen, und ich fand sie auch nicht auf den mitgeführten Karten. „Aber Sie sind doch so viel umhergekommen, Sie sollten die Berge doch besser kennen!“ „Was wollen Sie, mein Herr! Hier reist man nur in Geschäften, und auch dann nur, wenn es sehr nöthig ist, und kümmert sich dabei nicht um die Geographie; ich will darauf schwören, daß Ihnen auch in Ibitimi kein Mensch diese Namen nennen kann. Es giebt wohl kein Land, in dem so wenig gereist wird. Denken Sie nur, der gegenwärtige Präsident ist noch nie in San Bernardino gewesen, und sein Vorgänger ebensowenig. Die Paraguayer kennen ihr eigenes Land meist nur vom Hörensagen. Die nächsten Anwohner geben wohl einem Fluß, einem Berg seinen Namen — officiell kümmert sich keine Seele darum, wie das Wasser heißt, was hier oder dort fließt, und deshalb wiederholen sich die Namen auch so oft. Wer an der Regierung ist, hat Anderes zu thun,“ und damit machte er eine heftige Bewegung mit der Hand nach der Rocktasche. „Mein Gott, es muß doch aber Ordnung herrschen, sonst geht ja Alles drunter und drüber!“ „Gewiß; für die Ordnung muß jedes Municipium selber sorgen, und die Paraguayer thun das auch in ihrer Weise, nur müssen Sie keinen europäischen Maßstab anlegen. Anderswo drückt die Regierung darauf, daß jedes Gemeinwesen einen bestimmten Grundbesitz hat, den es nicht ohne Erlaubniß veräußern darf; hier hat sogar der Staat Alles, Alles verkauft, was er an Grund und Boden besaß, und da die Grundbücher recht leichtsinnig geführt werden, so hat er manches Stück Land zwei-, dreimal zu Gelde gemacht. In letzter Zeit ist es wohl etwas besser geworden, aber es kommt doch noch vor, daß ein Mann schon Jahre lang im Besitz eines Grundstückes ist, und sich dann plötzlich von dem rechtmäßigen Eigenthümer verdrängt sehen muß. Das kann wenigstens auf den Colonien nicht vorkommen, wo die Ausländer doch immer in der überwiegenden Mehrzahl sind.“ „Was für Colonien giebt es jetzt in Paraguay?“ „In San Bernardino leben fast nur Deutsche, ebenso wie in dem weit nach Norden entlegenen Neu-Germanien; in Gonzalez sind Deutsche und Franzosen vermischt, und in Ajos, westlich von der Cordillera de Caaguazu, hat sich eine australische Communistengemeinde niedergelassen. Es entstand aber bald Unfrieden, so daß der Führer, ein gewisser Mr. Lane, mit einem Stamm von getreuen Anhängern fortgezogen ist und sich in Cosme*) angesiedelt hat. Im Anfang haben all diese Colonien darunter zu leiden gehabt, daß leichtsinnige Unternehmer ungeeignetes Material, meist Handwerksgesellen und Tagelöhner aus Europa herübergebracht haben, während doch nur der wirklich tüchtige Landmann Aussicht hat, durch Ackerbau sein Fortkommen zu finden. Allmälig sind diese Leute, die auch nicht recht arbeiten wollten, wieder fortgezogen und nun fangen die Ansiedelungen an, sich empor zu arbeiten. Das beste Geschäft bleibt aber doch die Viehzucht, wenn man genügendes Capital zum Anfang hat und die ersten vier bis fünf Jahre von seinem Gelde leben kann, denn vorher sollte der Estanciero kein Vieh verkaufen. Dann aber ist eine solche Heerde eine sich stets aus sich selber ergänzende und vermehrende Einnahmequelle. Mit der Pferdezucht ist nicht viel zu machen. Pferde sind zu billig aus Argentinien zu beschaffen, und dann leiden sie sehr von einer Nierenkrankheit, der mal de cadera, die in manchen Jahren geradezu verheerend auftritt, besonders in den wärmeren nördlichen Districten.“ Nach einem längeren Aufenthalte in Ibitimi ward die langsame Fahrt wieder aufgenommen und wir näherten uns dem nach Süden fließenden Tebicuari. Vorher jedoch kamen wir an einem großen Neubau vorbei, welcher eine Zuckerfabrik werden soll, und traten dann in niederes Waldland, das die Nähe des Flusses andeutete. Als wir denselben aber endlich erreichten, war ich gewaltig enttäuscht, denn statt des mächtigen Stromes erblickte ich zwischen hohen Ufern ein harmloses Flüßchen und wunderte mich über die große lange Brücke, die man darüber geschlagen hatte. Die Mitreisenden sagten mir aber, daß es nur eine Nacht zu regnen brauche, um schon am andern Morgen den Tebicuari als einen ganz anderen, ja sogar als ein sehr gefährliches Hinderniß für den Reisenden erscheinen zu lassen. Uebrigens hörte ich, daß die ungewöhnliche Dürre dieses Jahres fast alle Flüsse ausgetrocknet habe, und die ganze Bevölkerung sehr schwer darunter leide.

Vor uns erblickten wir jetzt die Berge der von Nord nach Süd sich erstreckenden Cordillera von Villa Rica und dahinter den Gipfel des gewaltigen, fast 700 m hohen Tatui, das geheimnißvolle Räthsel von Paraguay, an welches sich, da es noch Niemand erforscht hat, die abenteuerlichsten Sagen und Legenden knüpfen. Man sagt, daß diesem Felsenkegel ohne Leitern und Stricke gar nicht beizukommen sei, daß der Urwald auf seinen Abhängen ganz undurchdringlich wäre, und reißende Thiere, besonders Tiger dort in Menge hausten. Es sei hier gleich bemerkt, daß der Jaguar hier allgemein Tiger genannt wird, nur im Guarani, woher auch sein Name stammen mag, heißt er Jaguareté. Der Hund heißt Jagua und die vielfach vorkommende Boa bezeichnet das Guarani als mboi-yaguá, Hundeschlange. Schon um Villa Rica herum giebt es sehr viel Schlangen, besonders Klapperschlangen, so daß Reisende und Jäger gut thun, eine Spritze bei sich zu führen, um sofort nach dem Bisse eine subcutane Injection von übermangansaurem Kali machen zu können, womit man sowohl an Menschen als auch an Hunden vorzügliche Erfolge erzielt hat. Pferde und Rinder weiß man aber bis jetzt noch nicht zu retten. Endlich Nachmittags um 4 Uhr kamen wir auf dem Bahnhofe von Villa Rica an, der sich uns als ein großer Holzschuppen präsentirte, und unter Benutzung eines vierspännigen Stellwagens erreichten wir in fünfzehn Minuten den Gasthof in der Stadt. Diese liegt höchst anmuthig auf einem Hügel mit wundervoller Aussicht nach Osten auf die Cordillera, während die ganze westliche Seite von Wald und kleinen Bergen abgegrenzt ist, über denen man in der Ferne immer noch den mächtigen Tatucuá erschaut. Von der Stadt selbst ist nicht viel zu sagen; sie macht den Eindruck eines großen süddeutschen Dorfes. Alle bedeutenderen Geschäftshäuser liegen um den großen Marktplatz herum. Nicht weit davon findet sich ein zweiter grasbewachsener Platz mit der Kirche ohne Thurm. Zwei stark mitgenommene Glocken hängen über einem Holzgerüst in dem Bogenfenster der einen Seitenmauer. In allen Straßen, die auch hier hochtönende Namen von Freiheit und Gleichheit führen — die Brüderlichkeit ist mir nirgends aufgestoßen —, weiden Rinder und Pferde. Einige Steinhäuser haben auch Stockwerk, die übrigen sind meist nur gartenumgebene Ranchos. Die beiden Hotels „Guayrá“ und „Central“ bieten leidliche Unterkunft, die übrigen italienischen Herbergen kann man nur mit einem ländlichen Fuhrmannsausspann vergleichen. Zwanzig Minuten von der Stadt entfernt liegt der Schlachthof, wo das von den Fleischern aufgekaufte Vieh in einen großen, stark umzäunten Platz, den Corral, zusammengetrieben wird. Der Magistrat bestimmt, wie viel Stück täglich geschlachtet werden dürfen, und confiscirt das nach 24 Stunden nicht verkaufte Fleisch aus Gesundheitsrücksichten. Das Geschäft auf dem Hof besorgen nur Frauen. Hat die im weißen Unterrock mit der Nachtjacke zwischen dem Vieh umherlaufende Schlachtersfrau ihren Schein, so läßt sie ihr Vieh von einem der dafür bezahlten Gauchos lassiren. Derselbe reitet in die Heerde, wirft dem Ochsen die Schlinge über die Hörner und schleppt das sich heftig sträubende Thier aus dem Corral nach dem Schlachtschuppen, hier lassiren Frauen und Kinder die Beine, werfen das brüllende Rind nieder, binden die vier Füße zusammen, den Kopf zurück an den Schwanz und dann wird ihm die Kehle abgeschnitten. Ist es verblutet, so ziehen ihm die Weiber sofort das Fell ab und zertheilen das Fleisch mit großer Schnelligkeit. Nach dem großen Kriege mußten die Weiber des männerarmen Landes alle Arbeiten verrichten; sie haben dieselben gut erlernt und dann in der Hand behalten. Ich richtete mich in meinem kleinen steingepflasterten Stübchen mit Thüre auf den Hof und Holzladen am scheibenlosen Fenster so gut ein, als es ging, und begann sofort meine Reisevorbereitungen. Das Gepäck ward sortirt, eine landesübliche Kleidung angelegt, alles Ueberflüssige nach Asuncion zurückgeschickt und dann Umschau nach Pferden gehalten. Die Preise derselben schwanken zwischen 60 und 150 Patacon, also ungefähr zwischen 50 und 100 Mark, aber in der Stadt sind passende Thiere schwer zu finden. Ich

*) Bei der Eisenbahnstation Souza zwischen Villa Rica und Pirapo.

kaufte einen starken Packgaul in Ajos und ritt dann auf die Estanzias der Umgegend, um ein gutes Reitpferd zu erstehen. Das waren meist wunderschöne Spazierritte von ein oder zwei Tagen Dauer durch die reizende Landschaft in der näheren Umgebung der Stadt. Aber auf drei bis vier Leguas, jede zu fünf Kilometer gerechnet, konnte ich nichts Taugliches finden, und so entschloß ich mich, eine etwas weiter an dem Wege nach Caaguazu gelegene Estanzia eines englischen Arztes zu besuchen. Hr. Beckelmann, der mich mit Dr. Bottrell in Villa Rica bekannt gemacht hatte, bot mir in liebenswürdiger Weise seine Begleitung an, der Doctor gab uns einen Brief an seinen Capataz (Verwalter) mit, und so ritten wir am anderen Tage um Mittag ab. Es war sehr heiß und der Weg durch das flache ausgedörrte Land recht beschwerlich, besonders da uns die Hoffnung auf Wasser im Stiche ließ, denn mehrere sonst nicht unbedeutende Bäche und auch das Flüßchen Bajo waren vollständig ausgetrocknet. Erst nachdem wir das Dörfchen Mbocayati seitwärts in einiger Entfernung passirt hatten, kamen wir in abwechselungsreiche Gegend. Die waldbedeckten Ausläufer der Cordillera von Caaguazu bildeten mit ihren scharfbegrenzten Hügeln einen sehr schönen Rahmen zu der von Buschwerk und Weideland bedeckten Landschaft, zahlreiche Heerden von Rindvieh und Pferden wanderten grasend zu beiden Seiten des Weges, und von Zeit zu Zeit begegnete uns auch eine Carrete. Man kann sich kaum vorstellen, wie pittoresk und phantastisch ein solches Fuhrwerk in der einsamen Gegend als Staffage wirkt. Auf zwei mächtigen Rädern, deren Naben fast in Schulterhöhe eines mittelgroßen Mannes liegen, ruht auf hölzerner Achse ein hinten und vorn offener Kasten, über welchem sich ein Dach aus Ochsenfellen wölbt. Drei Paare Stiere ziehen in bedächtigem Schritte das Gefährt auf dem nur durch tief ausgefahrene Radspuren bezeichneten Wege, durch Gräben über Felsen, durch Sumpflöcher, beständig angetrieben durch den eintönigen Ruf „Haina, haina!“ ihres Herrn. Aus dem Wagen heraus, durch einen kleinen Galgen am Dach in der Schwebe gehalten, ragt eine lange mit Stacheln besetzte Stange, vermittelst deren der Fuhrmann selbst das vorderste Gespann nach Belieben antreiben kann. Ein solcher Wagen bewältigt die schwierigsten Stellen ohne umzufallen, und ist in diesem noch halbwilden Lande das einzig mögliche Fuhrwerk. Als wir in den Wald eintritten, welcher dem großen Flusse Tebicuari-guazu (guazú = groß) zu beiden Seiten folgt, athmeten wir unter seinem kühlen Laubdache erleichtert auf und nach einer halben Stunde erreichten wir den sogenannten Paß, die Furth durch den Fluß. Obwohl wir es hier nur noch mit dem Oberlauf desselben Flusses zu thun hatten, den die Bahn kurz vor Villa Rica überschreitet, so waren wir doch überrascht, so wenig Wasser zu finden. Wir ritten das steile Ufer schräg hinab, die ungeduldigen Thiere zur Vorsicht zügelnd, und nachdem sie sich erfrischt hatten, passirten wir den Fluß, dessen Wasser den Pferden aber nur bis an den Bauch reichte. Am anderen Ufer angelangt, mußten wir die unliebsame Bemerkung machen, daß sich der Tag schon bedenklich seinem Ende zuneigte, und da wir in der Dunkelheit befürchten mußten, den Weg zu verfehlen, so zogen wir es vor, den letzten Rest von Tageslicht zur Auswahl eines Nachtlagers zu benutzen. Auf einer kleinen Anhöhe, etwa fünfzig Schritt vom Ufer unter einem großen Lapachobaume machten wir Halt und sattelten ab, die Pferde banden wir auf der anderen Seite des Weges zum Grasen an, breiteten die Decken auf dem Boden aus und machten ein Feuer an, welches aber nur dürftig ausfiel, da vor uns an derselben Stelle Reisende gelagert und fast alles dürre Holz verbraucht hatten. Etwas Chipa (Maisbrod) mit Käse und ein Schluck Branntwein war das Nachtmahl, dann hüllten wir uns in die Ponchos, schoben den Sattel unter den Kopf und schliefen ein, das Messer und den Revolver im Bereich der Hand. Ich hatte gerade angefangen, etwas zu träumen, als mich mein Schlafkamerad mit der trübseligen Bemerkung weckte, daß er glaube, den Anfang eines Regens gespürt zu haben. Ich war hundemüde und entgegnete, daß mir das einerlei sei und ich liegen bleiben würde, aber bald merkte ich doch, daß ich diesen Entschluß unmöglich würde durchführen können, denn es wurde ernst mit dem Regen, ab und zu blitzte es und in der Ferne ließen sich rollende Donner vernehmen. „Lassen Sie uns aufstehen,“ sagte der in solchen Reisen zu Pferde wohlerfahrene Hr. Beckelmann, „erheben wir uns und versuchen wir, die Sachen so gut als möglich zu schützen, so lange es noch Zeit ist.“ Das wenn auch nicht weiche, so doch schon lieb gewonnene Lager ward also verlassen, der Regenmantel angezogen, die Decken zusammengerollt auf den Sattel gelegt und oben darauf setzten wir uns selber. „Was ist die Uhr, Hr. Jerrmann?“ Das Feuer war erloschen und mit Mühe brachten meine nassen Hände ein Streichholz in Brand: es war eben erst acht Uhr! Welche Aussicht, wenn das die ganze Nacht so fort regnen sollte! Zum Glück wehte kein Südwind, so daß es nicht gerade kalt war, aber die Nässe begann durchzudringen und wir fröstelten. Der Himmel war pechschwarz und die Dunkelheit so intensiv, daß wir uns nicht sehen konnten, dazu waren wir sehr müde und nicht zu Gesprächen aufgelegt. Nach einer Weile war ich doch wieder im Sitzen eingeschlafen. „Haben Sie nichts gehört?“ „Nein,“ antwortete ich, mich ermunternd, „was war es? Glauben Sie, daß uns hier Tiger beschleichen können?“ „Gewiß kommen die hier vor; der Franzose, dem die Estanzia gegenüber Mbocayati gehört, hat vor einigen Monaten ein Prachtexemplar geschossen, aber der Ton, den ich gehört habe, war anders.“ Ich horchte scharf zu und unterschied in der That in Zwischenräumen fernes knarrendes Geräusch. „Das muß eine Carrete sein, aber ich begreife nicht, weshalb die des Nachts weiterzieht.“ Wieder verging einige Zeit, und dann ließen sich die quiekenden Töne schon viel deutlicher wahrnehmen. „Sie sind auf der anderen Seite des Flusses, wenn sie nur nicht herüberkommen.“ „Warum wäre Ihnen das unlieb?“ „Nun, man kann nicht wissen. Wenn die sich auch hier lagern, so wäre die fremde Gesellschaft mir nicht gerade erwünscht. Wir wissen nicht, wer sie sind, sie nicht, wer wir sind, beide Theile mißtrauisch; aber sie könnten ja auch von schlimmer Art sein und, wenn stark genug, sich die Gelegenheit im Wald in der Nacht zu Nutze machen. Raubgesindel giebt es hier genug. Hören Sie nur, sie sind schon nicht mehr weit vom Fluß, aber es ist möglich, daß sie die andere Straße entlang dem jenseitigen Ufer ziehen. Wenn es nur nicht mehrere Fuhrwerke sind.“ Ich stand auf und trat so weit vor, daß ich den Weg bis zum Flusse hätte überschauen können, wenn es nicht so dunkel gewesen wäre. Das häßliche schrille Geknarr ward immer deutlicher, es war kein Zweifel, daß sie sich dem Paß näherten. „Was mag die Leute nur zwingen, den Fluß bei Nacht zu passiren?“ „Sie fürchten, daß der Fluß infolge des Regens morgen früh nicht mehr zu überschreiten sein dürfte und sie dann vielleicht viele Tage an der Weiterreise gehindert werden könnten.“ „Wahrhaftig, sie sind schon da, ich sehe Licht am andern Ufer. Hören Sie nur, sie berathen sich vermuthlich, ich unterscheide mehrere Stimmen. Jetzt kann ich Leute sehen, Einer ist mit der Laterne in den Fluß gegangen, jetzt setzt sich auch die Carrete wieder in Bewegung, sie kommen.“ „Haben Sie den Revolver bereit? Wenn nur die Pferde ruhig bleiben, vielleicht sehen sie uns nicht.“ Ich machte mich auf Alles gefaßt und beobachtete mit Spannung die Ankömmlinge. Als sie das diesseitige steile Ufer emporklommen, konnte ich sehen, daß es nur ein Wagen mit sechs Ochsen war, dem zwei Männer mit einer Laterne voranschritten. Im Wagen selber brannte ebenfalls Licht. Stetigen Schrittes zogen die mächtigen Thiere ihre Last bergan, immer näher und näher kommend, und mit einiger Unruhe sah ich, daß drei oder vier Hunde sie begleiteten. Jetzt waren sie gerade vor uns, noch hatten sie uns nicht entdeckt, da plötzlich hielt das Fuhrwerk, die Lampe war verlöscht. Bleiben sie nun, oder gehen sie weiter? Das waren peinliche Augenblicke. Die Leute rannten hin und her, die Hunde auch, aus dem Wagen klangen befehlende rauhe Worte. Endlich sah ich die Laterne wieder aufleuchten, ihr Träger eilte nach vorne, er kam dicht an mir vorbei, aber er sah mich nicht, er hatte den Hut zum Schutz gegen den Regen tief ins Gesicht gezogen, die pudelnassen Hunde folgten ihm augenscheinlich sehr müde und matt, aus dem Wagen erscholl der bekannte Ruf, womit die Ochsen angetrieben werden, und knarrend und krächzend setzte sich die Carrete wieder in Bewegung. Es regnete noch immer, aber das Blitzen hatte aufgehört und als das Fuhrwerk weit genug entfernt war, kam Hr. Beckelmann zu mir heran. „Das ist wirklich gut gegangen. Solche Menge Kerle und die vielen Hunde! Es ist ein Wunder, daß sie uns nicht gesehen haben. Was ist die Uhr?“ Es war erst zehn Uhr, und noch acht Stunden bis Tagwerden lagen vor uns! Doch der Himmel hatte Mitleid; bald nach Mitternacht hörte der Regen auf, und sofort breiteten wir unsere Regenmäntel auf die nasse Erde, darüber die feuchten Decken, wickelten uns selber in die trockensten ein und legten uns wieder schlafen. Als wir aber um fünf Uhr erwachten, froren wir tüchtig, und erst nach lebhafter Bewegung fühlten wir die natürliche Wärme wiederkehren. Rasch wurden die Pferde noch getränkt, dann gesattelt und als die Sonne aufging, waren wir schon am Rande des Waldes.

Vor uns lag nun die Estanzia, die sich nach der anderen Seite bis zum Tebicuari-mi (mi = klein), einem Nebenflusse des Tebicuari-guazu ausdehnt, ein reiches, vielfach von größeren Waldinseln bestandenes Weideland, auf dem wir aber nichts erblickten als grasende Heerden, die uns keine Auskunft geben konnten. Aber mein Führer hatte doch in der Hauptsache die Richtung behalten und gegen neun Uhr langten wir glücklich bei dem Rancho des Capataz an.

Bücherbesprechungen.

— Die Mission in unseren Colonien. Von P. G. Paul, Schriftführer der Sächsischen Missionsconferenz. Neue Folgen der Missionsstunden von Dietel. Leipzig, Fr. Richter. 2 ℳ 50 ₰. Erstes Heft: Togo und Camerun. — Wir begrüßen es mit Freuden, nicht blos daß die Verlagshandlung sich zur Fortsetzung der Dietel'schen Missionsstunden entschlossen hat, sondern auch ganz insbesondere, daß sie P. Paul zur Weiterherausgabe gewann. Schon der Umstand, daß hier nur „die Mission in unseren Colonien" behandelt werden soll, zeigt das Bestreben, das Volk bei einem Punkte zu fassen, an dem es Interesse hat, und es so weiter für die Mission zu gewinnen. Das ist im besten Sinne durch und durch praktisch. Der Herausgeber, der in der Mission so zu Hause ist, daß ihm die Missions- und Colonialliteratur bis in die jüngste Zeit hinein geläufig ist, ist ganz der Mann dazu, dieses Unternehmen auch praktisch und der Sache der Mission entsprechend durchzuführen, wie schon dieses erste Heft zur Genüge ersehen läßt. Wenn an den Dietel'schen Missionsstunden gerühmt wurde, daß sie zur Vorlesung oder für Vorträge sich fast wörtlich verwenden ließen, so gilt dies auch meist von Paul's sehr anschaulichen Schilderungen von Land und Leuten, Reisen und Missionsarbeiten in Togo und Camerun. Die einleitenden Artikel (1. Was sind wir unseren Colonien schuldig? 2. Die Missionsthätigkeit in unseren Colonien) eignen sich zwar nicht zu etwaiger unmittelbarer Verwerthung im Gottesdienste, aber gerade das, was hier behandelt wird, und die Art, wie es von einem kundigen Manne mit warmem Herzen behandelt wird, wird Allen, die für die Frage ein Herz haben, oder die gar darüber zu reden haben, sehr erwünscht sein. — Eine hochwillkommene Gabe, ein glücklicher neuer Anfang, dem es nicht an Nachfrage fehlen wird und der uns hoffentlich nicht zu lange auf Fortsetzung warten läßt. v. L.

— Einführung in das Studium des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Lehrbuch des bürgerlichen Rechts. Von Dr. F. Endemann, ord. Professor der Rechte in Halle. 3. u. 4. völlig neu bearbeitete Aufl. 2. Theil. Recht der Schuldverhältnisse. Berlin, 1898, Carl Heymann's Verlag. 7 ℳ 50 ₰. — Unter der mächtig anschwellenden Literatur über das neue bürgerliche Recht gebührt dem vorliegenden Werke ein hervorragender Platz. Von wissenschaftlichem Geiste durchdrungen, aber klar und leicht faßlich gehalten, überall anknüpfend an das seitherige Recht, aber getragen von vollem Verständnisse für die Eigenart und Selbständigkeit des neuen Gesetzbuchs, allenthalben die Ergebnisse der seitherigen Rechtsprechung berücksichtigend und aus ihnen Anregung für die praktische Gestaltung der Rechtslehre schöpfend, überall für die Nothwendigkeit einer lebensvollen, der blos begrifflichen abgewandten Rechtsauslegung und Rechtsanwendung eintretend, erweist es sich in seiner neuen, wesentlich erweiterten Gestalt als ein werthvoller Führer und Berather insbesondere auch für den Praktiker, der nunmehr mit der Einarbeitung in das „schwierigste aller Gesetzbücher" Ernst machen muß. Uebrigens wird dieser zu seiner Freude bald gewahr werden, wie das Studium des Buches ihm schon für seine jetzige praktische Thätigkeit vielfache Förderung bietet. Es sei z. B. auf die eingehende Erörterung über den Causalzusammenhang verwiesen. Eine umfängliche Uebersicht über die Verweisungen auf das Gesetzbuch und Einführungsgesetz und ein ausführliches Sachregister erleichtern das schnelle Orientiren über eine schwebende Frage. Um ein rasches Fortschreiten des Werkes zu ermöglichen, scheint die Durchsicht des Druckes nicht ausreichend genau erfolgt zu sein. Wir fanden alsbald mehr oder minder sinnstörende Druckfehler auf S. 569, 570, 574, 586, 593. Daß §. 367 Nr. 14 Str. G. B. Polizeistrafe ohne Rücksicht auf Verschulden drohe, S. 586, kann vor der Strafrechtswissenschaft nicht bestehen. N—l.

— Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Dr. Ferd. Cohn, Professor an der Universität zu Breslau. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Breslau 1897. J. U. Kern's (Max Müller's) Verlag. Vollständig in 13 Lieferungen à 1 ℳ 50 ₰. — Mit der vorliegenden 13., der Schlußlieferung, wird dieses wahrhaft großartige Werk vervollständigt. Fast möchte man solches bedauern, denn Schilderungen, welche so viel Poesie und warmes Empfinden durchschimmern lassen, welche allenthalben beredtes Zeugniß davon ablegen, welch' ein Meister ihr Verfasser ist im Beobachten aller der zahllosen hochinteressanten Vorgänge im Pflanzenleben und im allgemeinverständlich werdenden, dabei doch stets wissenschaftlich streng correct bleibenden Darstellen derselben, wird man zu lesen nimmer müde. Ueberallhin folgt man im Geiste dem Autor gern, mag er uns nun vertraut machen mit den allgemeinen Lebensfragen der Pflanzenwelt, mit dem Einfluß von Licht, Luft und Wasser auf dieselbe, mit dem inneren wie äußeren Ausbau des Pflanzenkörpers, mit der segensreichen Thätigkeit eines Goethe, eines Jean Jacques Rousseau als Pflanzenforscher, oder mag er uns beschreiben, wie das Pflanzenleben sich ändert nach dem Wechsel der Zeiten, welche Rolle die Pflanzenwelt spielt allüberall auf der Erde, so gut in den paradiesischen Gegenden der Tropen, wie in den unwirthlichen Polarregionen, am Meeresgestade, wie in den luftigsten Höhen der Schneegebirge, wie der Daseinskampf unter den Pflanzen genau so energisch sich an allen Orten bemerkbar macht, wie alle Arten thierischer Geschöpfe wir ihn führen sehen. Wundervoll wird das geschildert z. B. in den Capiteln: „Was sich der Wald erzählt" und „Unsichtbare Feinde". In das Wunderreich der Orchideen, der insectenfressenden Pflanzen, der Meeresgewächse, der Bakterien u. s. w. führt uns der Hr. Verfasser mit liebevoller Sorgfalt ein und entwirft uns endlich zum Theil mit ebenso vielem Humor wie dichterischer Begeisterung ein lebensvolles Bild, welcher Segen durch die Cultur der Weinrebe, die Herstellung des Weines allen Culturvölkerschaften erwuchs und wie dieselben allezeit sich unterworfen haben dem Regimente der Rose, des herrlichen Pflanzensymbols der Liebe und Schönheit. Fügen wir noch hinzu, daß auch die Verlagshandlung Alles gethan hat, um durch ein reizendes Umschlagbild und durch ungemein zahlreiche, höchst kunstreich und prächtig ausgeführte Textillustrationen dem ganzen Werke eine vornehme und reiche Ausstattung zu geben, so glauben und hoffen wir, auch ein Wenig dazu beigetragen zu haben, daß dieses Werk den weitesten Kreisen der Naturfreunde recht bald ein lieber, vertrauter Freund und treuer zuverlässiger Rathgeber werde! Dr. E. S. Zürn.

— Kunterbunt! Humoresken und Novelletten aus dem Studentenleben von Fritz Löwe. Verlag von Max Babenzien in Rathenow, 1898. Preis gebunden 1 ℳ 20 ₰. — Manchmal ist eine Buchhändler-Empfehlung doch auch etwas werth. Denn wäre dem vorliegenden Buche nicht das Blatt beigelegt gewesen, das auf drei große poetische Werke desselben Verfassers hinweist und Zeugnisse von maßgebenden Leuten beibringt für die hohe dichterische Begabung Fritz Löwe's, wir hätten wirklich geglaubt, wir hätten es mit einem blutigen Anfänger in der Schriftstellerei zu thun. Der Inhalt des Bändchens ist recht leichte Waare: etliche übermüthige Studentenspäße, in starken Farben und von geringer innerer Wahrscheinlichkeit, der eine davon in dem allbeliebten und vielmißbrauchten vierfüßigen Trochäus. Eine einzige Geschichte steckt ein etwas ernsteres Gesicht heraus, Nr. 2: Die Königin von Navarra. Aber mit dem Untertitel: „Historische Novelle aus dem Pariser Studentenleben des dreizehnten Jahrhunderts" darf man es auch nicht zu streng nehmen; so kraß und schamlos ist es sicherlich damals nicht hergegangen. Um also dem „Dichter von Gottes Gnaden", wie Prof. Kinzel nach dem Verlegerzettel Fritz Löwe genannt hat, nicht zu nahe zu treten, können wir nur annehmen, er habe die Sächelchen aus dem Beginne seiner schriftstellerischen Laufbahn noch liegen gehabt und jetzt mit verwerthen wollen. Aus Rücksicht auf seinen Dichterruhm hätte er unsres Erachtens besser gethan, sie im Pulte ruhen zu lassen. Unter dem Strich in einem bescheidenen Provinzialblättchen mögen solche Geschichtchen ja noch eben hingehen. Mit der Zusammenstellung zu einem Buche und dem netten Gewande, das diesem der Verleger gegeben hat, ist ihnen zu viel Ehre angethan. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 4. Dienstag, den 11. Januar, Abends. 1898.

Vom Njemen zur Newa.

Von Dr. F. Tetzner.

Die Lenzsonne hatte im März die schneeigen Uferberge des Njemen der weißen Decke entkleidet. Der Strom rauschte seeartig und bedeckte Weg und Feld, die ostpreußische Niederung war völlig überschwemmt. Aus den flachen Ufergegenden ragten die Katendächer und Rundgiebel der kleinen Bauernhäuschen hervor. Auf dem Schilfdach war das Boot angebunden, das die auf dem Dachboden hausenden Bewohner in höher gelegene Gegenden befördern konnte, wenn man aus den Nachbardörfern Lebensmittel holen mußte. Die Hochfluth war bereits etwas gesunken, die Sonnentage wichen nebeligen, ein milchiger Brodem schwebte auf dem Memelstrom. Das Dampfboot harrte seit der Frühe des Morgens auf den Durchbruch der Sonne, um die Fahrt stromaufwärts zu wagen. Die Passagiere frugen ungeduldig immer und immer wieder nach der in Aussicht stehenden Zeit der Abreise, gingen auf dem Deck hin und wieder, liefen über die Bretterbrücke ans Land in einen Strandkrug oder in die Stadt und kehrten zum zehnten Male zurück, den schlüpfrigen weglosen Boden verwünschend. Der Nebel braute nur wogender. Ein allgemeiner Jubel aber erhob sich, als gegen Mittag plötzlich die Sonne durchdrang. Die Dampfpfeife gab freudig wiederholt das Zeichen zur Fahrt. Es kamen immer mehr Tilsiter herbei, die erste Memelfahrt des Jahres mitzumachen. Ein schneidend frischer Hauch durchrauschte die Schiffswände, die „Byrute“ durchschnitt das Kielwasser. Rechts drüben der Memeler Burgberg, das alte Denkmal tapferer Ordenskrieger, links schon der heilige Rombinusberg. Er steht mit einem Fuße noch im Wasser und ragt steil daraus hervor; wo ich ein halbes Jahr zuvor durch blumige Wiesen wanderte, hat die Stromnixe ihre rauschende Heimath aufgeschlagen. Eine eigene Gesellschaft birgt das Schiff, gemischt wie die ganze Bevölkerung Ostpreußens. Da sehen wir die Philipponin in ihrer kleidsamen Tracht, die, ihres Glaubens wegen aus Rußland vertrieben, im Altuktaschen Kirchspiele eine neue Heimath gefunden. Das Mädchen mit dem buntgewürfelten Oberrock ist eine Nationallitauerin aus Kinten; ihre Tracht ähnelt der der Nachbarin, einer Lettin von der Nehrung, nur ist ihr Kleid dunkeler. Als vierte im Bunde hat sich eine germanisirte Litauerin aus der Scheschuppe-Gegend eingefunden. Sie lacht über die Marginne und den kargen Verdienst auf den ostpreußischen Gütern und ist nur besuchsweise zurückgekehrt, um baldmöglichst in ihre neue reichere Heimath Westfalen als Rittergutswirthschafterin zurück zu fahren. Drüben lehnt ein Masure, der im Aeußeren dem Polen ähnelt, aber dem evangelischen Glauben zugethan ist. Der Zigeuner, der seit des großen Königs Herrschaft seßhaft gemacht ward, und der Jude fehlen selten in einer solchen ländlichen Gruppe. Natürlich ist auch der russische Hochlitauer aus Suwalki und der Schameite aus Kowno zu sehen, die, zum Theil pareskenbeschuht, wenig vom slavischen Weißrussen oder Gudden unterschieden sind. Der Herr aber und das Mark der ganzen Gesellschaft ist stets der Deutsche. — Vor Bitehnen giebt der Dampfer ein dumpfes Zeichen. Ein polnischer Ferge rudert in seinem gebrechlichen Boote auf die Höhe des Stromes und nimmt mich mit ans Ufer. Das Dörflein Bitehnen, der Mittelpunkt so mancher Daina, der Hauptort am Rombinus, ist die Wallfahrtsstätte der Litauer am Johannistage. Eine zahllose Menschenfluth aus allen Gegenden kommt an der alten Cultusstätte zusammen. Und wenn dann auf dem Berge die Ragos lodern, die mit Feuerbränden umwundenen Bäume, und die Flammenfluthen die kühle Nacht der Ebene erhellen, wenn die uralten Lieder am Opferstein zum Himmel steigen und bei Sang und Rede die Sonnwend anbricht, da dringt wohl auch einmal in die weite Welt ein Wort von dem abgelegenen Dörflein, dessen Ahnen Perkun und Laima verehrten. In Bitehnen befindet sich eine litauische Buchdruckerei. Sie gehört dem Dichter Jankus, dessen Ahnen schon an den birkenbewaldeten Abhängen des Berges ihre Besitzung hatten. Das Litauische ist überall in der Minderheit, 4/5 der Bewohner sind rein deutsch, im ganzen Kirchspiel (Ragnit-Land) leben nur noch $33\frac{1}{3}$% = 3460 Litauer. Ein alter Friedhof mit den eigenthümlichen Holz- und Dachkreuzen liegt malerisch in einem Wald am tief unten vorbeirauschenden Strom. Schöne neue Häuser, eine steinerne Schule, ein völlig neuzeitlicher neuer Friedhof lugen freundlich herüber. Der Krug aber ist auch hier schon in den Händen eines Juden, der jedoch mit großer Freundlichkeit und Billigkeit dem Fremden dient. — Da die Hochfluth die Weiterfahrt am anderen Tage unmöglich machte, fuhr ich über Ragnit und Gumbinnen mit der Eisenbahn über die preußisch-russische Grenze. In Eydtkuhnen lag in den Straßen Schnee, und unfreundliches Wetter schien sich auf meine Reise legen zu wollen. Trotzdem war der Grenzverkehr ein sehr reger und übertrifft die Belebtheit der meisten ostpreußischen Orte. Eine große Tabakfabrik steht unmittelbar an der Grenze; in Rußland sind die Cigarren theuer. Wiewohl Eydtkuhnen rein deutsch ist, hat es doch verschiedene russische und internationale Gewohnheiten angenommen. Der Aufenthalt in den dicht gesäten Hotels ist nicht billig; mit dem Geldwechsel beschäftigen sich berufene und unberufene Personen; der ganze lange schöne Morgen ist dem Schlafen gewidmet, so daß vor 9 Uhr nicht viel zu wollen ist; das Kellnerinnenwesen mit dem Animiren und anderen Unzuträglichkeiten steht in Blüthe. — Bekanntlich sind die ostpreußischen Kirchspiele sehr ausgedehnt, auch Eydtkuhnen war bis vor Kurzem nicht selbständig; jetzt aber erhebt sich eine schöne neue evangelische Kirche daselbst, zu der 5020 Seelen gehören. Gepredigt wird nur deutsch. Die acht Litauer der Gemeinde empfangen einmal im Jahre das Abendmahl in ihrer Sprache von seiten des Stallupöner Geistlichen. Im benachbarten nördlicher liegenden Bilderweitschen ist die evangelische Kirche rein deutsch, zur katholischen bekennen sich u. A. 550 Litauer = 83,3% der ganzen Gemeinde. Diese sind sämmtlich aus Rußland eingewandert. Sonst zählt Rußland in den angrenzenden Gouvernements innerhalb der Linie Dubeningken, Suwalki, Grodno, Slonim, Nowogrodek, Oschmany, Wilna, Goduzischki, kurische Grenze an der Düna, Rjäschiza, Dünaburg, kurische und ostpreußische Grenze, $1\frac{1}{2}$ Mill. Litauer mit 1500 litauischen katholischen Priestern; $\frac{1}{2}$ Million ist nach Nordamerika ausgewandert. Preußisch-Litauen zählt 67 evangelische, 4 baptistische und 7 katholische Gemeinden, in denen Gottesdienst in beiden Sprachen abgehalten wird; die baptistischen und katholischen Gemeinden sind klein und liegen zerstreut. Südlich von Eydtkuhnen liegen an der Grenze noch sechs doppelsprachige Gemeinden: Göritten, Enzuhnen, Tillupönen, Melkemen, Schittkemen, Dubeningken. In Ostpreußen verschwindet das Litauerthum völlig gegenüber dem bewußt hervortretenden Deutschthum, in Rußland gegenüber dem Russen- und Polenthum.

Langsam fährt der Zug von Eydtkuhnen aus der russischen Grenze zu. In wenigen Minuten hält er in Wirballen. Man will auf dem Bahnhof daselbst nichts weiter als Russisch verstehn; weshalb in der „Officiellen Frau“ Eydtkuhnen für Wirballen steht, weiß ich nicht. Ein mächtiger quadratischer Raum mit langen im Quadrat aufgestellten Tafeln nimmt die Reisenden auf. Dort muß das Gepäck zur Untersuchung und der Paß zur Prüfung vorgelegt werden. Die Ueberwachung ist eine sehr strenge,

sogar eine einfache Plüschdecke als Plaid wird allseitig bemustert. Mit Beamtenmiene und Beamtensicherheit wandeln die Beaufsichtiger bald hierhin, bald dorthin, langsam und gemessen. Ist Paß und Gepäck in Ordnung, öffnet ein uniformirter Hüter die eiserne Schranke zum Fahrkartenschalter. Wir gehen durch, er klappt sofort hinter uns zu, wir sind von Deutschland weggesperrt, Rußland grüßt. Ein Billet nach Kowno! Nicht einmal das will man verstehen, man will Kauna hören. Im Wartezimmer ist man nicht so spracharm, man erhält sein Glas Thee oder Tschai und kann französische und deutsche Bücher kaufen und mit dem Besichtigen des Grenzortes Kiwarty, wo der Bürgermeister ein Litauer ist, die Stunde verbringen, die die mitteleuropäische der osteuropäischen Zeit nach ist. Wir sind jetzt in dem Theil Polnisch-Litauens, der nach der dritten polnischen Theilung über ein Jahrzehnt zu Preußen gehörte, im Land diesseits des Njemen. Noch heute hat das südliche Stück des Gouvernements Suwalki verschiedene Vorrechte gegenüber den angrenzenden nördlichen. Beispielsweise kann sich daselbst, wo auch in einzelnen Schulen litauisch getrieben wird, das Litauerthum mindestens so frei bewegen wie in Preußen. — Die Fahrt nach Kowno beginnt. Die kalte Luft hat sich in milde regenreiche verwandelt, im Bahnwagen wird der Ofen geheizt, nur mit Holz, das in meterbreiten Klaftern am Bahnsteig liegt. Auch die Locomotive wird mit Holz gespeist; die Beleuchtung geschieht mittels Kerzen. Die russischen Wagen unterscheiden sich auf dieser Linie von den deutschen durch größere Dauerhaftigkeit, Bequemlichkeit und Geräumigkeit. Seitlich oder in der Mitte ist ein Durchgang, jeder Wagen hat Abort und Waschgelegenheit. Viele Reisende richten sich in ihrem Abtheil gleich häuslich ein, bringen Betten mit oder legen sich auf das feste Gepäckbrett über der Bank zum Schlafen nieder. Auch Officiere fahren 3. Classe; Soldaten mit Kindern auf dem Arme; Juden, die gleich im Wagen ihre Schnurpfeifereien feilbieten; zu Markt fahrende pareskenbeschuhte Landleute; die Reihen abbettelnde Weiber; daneben eine musicirende Gesellschaft, deren Instrumente eine Markneukirchener Fabrikmarke tragen: bilden die Reisegesellschaft. Der Schaffner findet wiederholt keine Fahrkarte vor, das macht nicht viel aus; auf der nächsten Haltestelle wird sie nachgelöst. Da man in Rußland die Rückfahrkarte nicht kennt, scheint das Reisen ziemlich theuer zu sein, ist's aber nur für kleinere Strecken. Je weiter man die Fahrkarte nimmt, mittels der man beliebig oft die Fahrt unterbrechen kann, desto billiger wird die Fahrt. Dies wird geschäftsmäßig auf größeren Zwischenstationen dadurch ausgebeutet, daß die weithin gelöste Fahrkarte auf einer Zwischenstation weiter und dann immer wieder weiter verkauft wird. — Die Landschaft, die wir durchfahren, hat ihr altes litauisches Gepräge gut erhalten. Meilenweit liegen die kleinen Dörfer auseinander. Die Gehöfte sind nicht zusammengerückt, sie liegen weitläufig und werden von Stangenzäunen oder gesperrten Brettergittern umgeben. Die Strohschindelgebäude sind klein und zahlreich, aber ohne Gruppirung. Sie sind aus unbehauenen Holzbalken gebaut, so daß die Enden hervorragen. Jedes Gehöft ist mit einem Zaun umgeben und zerfällt in zwei Theile, den Haushof und den Scheunenhof, beide sind durch Heckenzaun getrennt, der den Hausthieren und Hühnern den Uebertritt versperrt. Auf dem Haushof liegt inmitten ein Obstgarten, um ihn herum Gebäude. Zunächst, mit der Hausthür am liebsten nach Süden, das Wohnhaus. Dies ist dreitheilig. Die Hausflur wird mit zur Küche benutzt, rechts und links sind Stuben und Kammern; oft ist vor oder hinter der Hauptstube und Hauptkammer noch eine Vorstube. Vor der kleinen Stube oder Altsitzerwohnung ist dies selten der Fall. Die Geräthe sind einfach, Holzsessel und einfache Möbel bilden die Hauptsache, die Bänke sind fest, die Wände kahl oder mit Heiligenbildern verziert, oft ist ein Backofen angebaut. Vor der Hausthür liegt häufig noch eine Hauslaube und vor der Hauptstube ein Kleinegarten. Hier und da fehlt die Esse, der Boden ist oft ungepflastert. Gegenüber, jenseits des Gartens, liegen inmitten des zur ebenen Erde befindlichen Kellers, eines Brunnens und Teiches, die Klete, der Wirthschafts- und Schlafraum, der Lieblingsort der Dainas. Etwas abseits und umschlossen sieht man den tembenartigen Stall, davor oder innerhalb desselben den Dünger. Im Scheunenhof stehen die Scheunenräume mit der Dörrstube oder Pirtis, dem Schauplatz so mancher gruslichen Erzählung. Davor und daneben sind leichte Gebäude für Futter, Stroh, Wagen. Ein besonderes Gebäude macht das Rauchhaus mit den Kleinviehstallungen aus, in dessen Nähe das Flachstrockengestell, das Badehaus und wohl noch ein Teich liegen. Vor dem Gehöft ragen Fichten-, Kiefern-, Ahorn- und Birkenwäldchen, deren die Dainas so gern in den einleitenden Strophen gedenken: „Durchs Fichtenwäldchen, — Durchs Birkenwäldchen, — Trug mich mein Hengst, — Mein Brauner.“ Klete wie Wohnhaus besitzen häufig Säulengänge und Holzlauben, die kleinen Fensterchen machen schon schönen lichtvollen Platz, und immer mehr und mehr erheben sich neben den alten Holz- und Schindelhütten schöne Steingebäude. Die ganze Gegend ist kirchenarm. Auf den kleinen Haltestellen, die meist sehr weit vom Dorf entfernt sind, kann man Bier und Spirituosen kaufen, das Trinkwasser mangelt meist. — Bei Schneegestöber fahren wir in Kowno ein. Ein lebhaftes Treiben ist auf dem Bahnhof. Ein Gewoge von elenden Wagen, besseren Troiken und fragwürdigen Dienern. Hier feilschen sie um den Preis einer Fahrt in die Stadt, dort bieten Juden dem Unerfahrenen Alles an, was sie zu bieten haben: Wohnung, Führung, Vermittelung, Seltenheiten, Hetären u. s. w. Hat man auf seiner Fahrkarte die Unterbrechung bescheinigen lassen, so thut man am besten, zur Pferdebahn zu eilen. Die Bahnhofstraße mit ihren hölzernen Trittwegen glich einem Sumpf, ihn zu durchwaten, erforderte Geschicklichkeit. Ueberall sind die Firmen russisch beschrieben, nur selten hat ein Hotel auch französische, ein Kaufladen deutsche Aufschrift. Das ganze Gepräge der Stadt ist jüdisch. Die meisten Hotels oder Vermiethungen sind in den Händen von Israeliten, die alle Sprachen sprechen, auf die man stößt, man mag thun, was man will. Kowno zählt unter 65000 Einwohnern 35000 Juden, Grodno unter 50000 Seelen 40000. Kowno hat eine Menge Kirchen: 3 russisch-orthodoxe, 6 katholische, darunter eine litauische, 5 Synagogen, 16 israelitische Bethäuser, eine evangelische Kirche, außerdem 7 Klöster. Es besitzt mehrere gelehrte Schulen und hatte in der Person des litauischen Weihbischofs und Seminardirectors Baranowski, der jetzt nach Suwalki übergesiedelt ist, um das dortige Episkopat gegen das unbedeutende sibirische einzutauschen, einen alten gewichtigen Vertreter der ehemals herrschenden Nation. Aber diese geringen Spuren können nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Intelligenz des Gouvernements polnisch ist, das Litauerthum sich in die entfernteren Dörfer zurückzieht. Ein reges gewerbliches Treiben herrscht in der Stadt. Leinwand-, Nägel- und Drahtfabriken einerseits und Getreide- und Holzhandel anderseits sorgen für einen recht reichen Marktverkehr. Der große, mit Kaufhallen umgebene Marktraum bietet die bunten Bilder Halbasiens in Fülle. Popen und pelzmützige Bauern, Juden im Kaftan, Bäuerinnen im farbigen Kopftuch und elegante Städterinnen wogen durch einander. Rund herum, mit den Fahrthieren nach außen, liegen die Marktwagen, nach dem Innern zu halten die Pareskenbeschuhten mit ihren Erzeugnissen feil. Gehärteten Quark in der alten Sackform, Hühner, denen man die Beine zusammengebunden hat, Butter, Brod, Mehl, Eier werden hier angeboten. Dort giebt es grünfarbige Zierweihwedel, Holzgeräthe und Waaren aus dem 50 ₰-Bazar. Hier in Kowno braut man auch noch Meth, der die trauernden Menschen in freudige umwandelt, wie die Dainas singen. Honig, Hopfen, Zucker und 3 Eimer Wasser werden zusammen gekocht und mit Hefe gähren lassen. Man vergleicht ihn mit Porter und verkauft die Flasche zu 20 Kopeken; der Hefengeschmack wiegt vor. Das Zusammenleben so vieler Völker, die russische Beamtenwirthschaft, der Mangel eines großen Eisenbahnnetzes lassen hier mancherlei Erscheinungen zu Tage treten, die den Westeuropäer fremd ergreifen. Da ist ein Beamter früh 11 Uhr noch in den Federn, dort wohnt im bischöflichen Palais ein Jude und betet mit seinem Telirim, hier kann man sich nur schnell in den Wiederbesitz seines Passes setzen, wenn man laut und brutal sich Platz macht und Recht verschafft, wo anders wieder verschwindet eine werthvolle Daukantashandschrift, um an der Grenze wieder aufzutauchen. Ein Straßenauflauf von Juden! Was soll der? „Da guckt Einer zum Himmel und die Anderen machen's ihm nach, Niemand hindert sie.“ Soldaten liegen auf den Treppenstufen vor der Kirche und warten, bis das Zeichen zum Eintritt gegeben wird. — Kowno hat eine bewegte Geschichte. Wiederholt war es der Sitz litauischer Könige, wiederholt zerstörte es der Orden, Jagiel's Ahnen verloren es an die Hochmeister und bauten am anderen Ufer Neu-Kowno. Witold sprengte die Stadtmauern, 1655 plünderte und verbrannte Czar Alexei die Stadt, 1667 bis 1794 war sie polnisch, 1812 weilte Napoleon hier. Eine Eisenpyramide bezeugt, daß Rußland 1812 von 700000 Mann überfallen wurde, von denen nur 70000 zurückkehrten. 1831

schlugen sich nochmals Russen und Polen an den Geländen des prachtvoll dahinrauschenden Stromes um den Besitz. Die litauischen Lieder, die mit Vorliebe von großen Städten, als dem Hintergrund des Schauplatzes ausgehen, vergessen auch unsere Stadt nicht. Als 1302 Winrich von Kniprode Feuerbrände in die Stadt warf, um sie dem Orden zu unterwerfen, suchten „gleich den edlen Numantiern" 3000 Litauer in den Flammen Heil vor der Knechtschaft, ihr Angedenken lebte im Lied. — Auschkiewitsch giebt eine Taina in der Wielonaer Hochzeit mit den kennzeichnenden Versen wieder: „Kannst du Kownos Juden zählen?" — „Danke, danke!" — Nun nach Wilna! Der Schaffner erzählt, wie man einstmals von hier aus in den Türkenkrieg zog, wie unmenschlich die Kosaken vor Plewna gehaust. — Wir überfahren die fruchtbaren Ufer des Njemen. Wie der Rhein der eigen deutsche Strom ist, die Themse der englische, die Seine der französische, so der Njemen der litauische. Von der Beresinamündung bis zum Delta am Haff und dem Ausfluß ins Meer wohnt der alte baltische Stamm. An ihm liegen die ersten und letzten Hochburgen des Litauerthumes: Grodno, Kowno, Ragnit, Tilsit, Memel. An ihm wurden entscheidende Schlachten geschlagen, an ihm erheben sich die alten Culturstätten, die heiligen Berge und zerbrochenen Burgen. Ihm gilt der Nationalsang der Litauer, ihn wollen die Patrioten frei sehn; die Njemenwacht ist wie die Rheinwacht ein Schlagwort. Freilich erklingt der Ruf nach dem freien Strom spurlos und hat für praktisch denkende Leute keine ernste Bedeutung. Wegen des Schnees sind hohe Steinhaufen an den Bahnlinien aufgeschichtet, ein Bauer treibt sein armseliges Gefährt mit den kleinen schmutzigen Pferden dem Bahnhofsgebäude zu. — Abseits von der Eisenbahnlinie liegt die alte Stammburg Troki, wo mit Witold 1432 die Hoffnungen seines Volkes begraben wurden und 1440 der litauische Schein-Großfürst Sigismund dem Dolchstoß des Fürsten Czartoryski erlag. Wilna ist die zehntgrößte Stadt des großen russischen Reichs und zählt 160000 Einwohner, davon sind die Hälfte Juden, ein Drittel Polen-Katholiken und ⅙ Orthodoxe. Außer einer Menge kleiner Kirchen besitzt es 2 russische und 1 katholische Kathedrale. Die Juden verfügen über 5 Synagogen und 80 Schulen. Die Lutheraner haben 2, die Reformirten eine Kirche. 2 russische und 3 polnische Klöster gehören zur Stadt, 3 Gymnasien und mehrere niedere Schulen sorgen für Volksbildung. 1576 bis 1832 war eine polnische Universität hier, die der Stadt nach dem Aufstande von 1831 genommen ward. Nach Abzug des herrschenden Judenthums hat Wilna rein polnisches Gepräge, das Litauerthum verschwindet vollständig und hat auch nach Osten zu keine Fortsetzung; hingegen ist eine ziemlich starke deutsche Bevölkerung unter den Kaufleuten und Gewerbtreibenden zu finden. Wilna trägt zum Theil völlig großstädtisches Gepräge. Hoch vom Berge her blickt romantisch der alte Jagellonenthurm, an der schiffbaren Wilja sucht im Sommer der begüterte Großstädter seine Sommerfrische auf, im Innern thronen zahlreiche Paläste und einige schöne Hauptstraßen bieten außer prächtigen Gebäuden, Verkaufsläden, Buchhandlungen und Hotels wirklich schöne Wohnhäuser. Aber daneben hat Wilna echt orientalische enge schmutzige Straßen und trotz alles Reichthums Massen von zerlumpten Bettlern. Es hat, wie Kowno, Militär und einen großen Markt. Wilna ist die alte litauische Königstadt. Seit Anfang des 14. Jahrhunderts saßen hier die Großfürsten auf dem Thron, Gedimin baute 1323 die Herrscherburg. Hier wurden 1401 die wichtigen Beschlüsse über Litauens Zukunft gefaßt; 1708 zog Karl XII. in Wilna ein, am 26. Juni 1812 Napoleon; bald darauf war es wieder in Kaiser Alexander's Händen. 1830/31 betheiligte sich die Stadt gleich zahlreichen anderen am Aufstand gegen den Czaren, die Folge war heftige Unterdrückung und die strenge Herrschaft Murawjew's. — Von den Kirchen der hügelig gebauten Stadt ist die Stanislaus- und die Erlösungskathedrale zu erwähnen, beide stammen aus dem 14. Jahrhundert, die erstere enthält den 5 Centner schweren Silbersarg des heiligen Kasimir und steht an Stelle eines alten Perkun-Heiligthums. Am besuchtesten ist die Ostra-Bramakirche. An der Durchgangspforte ist ein wunderthätiges Marienbild, vor dem stets eine Menge von Gläubigen liegen. Alle Vorübergehenden aber nehmen die Kopfbedeckung ab, so lange sie an der Kirche hingehen. Zahlreiche Bettler treiben dort ihr Wesen. Welcher Art das dortige von Juden gepflegte Deutsch ist, geht aus einigen Firmeninschriften hervor: „Kaffe und Schokolad", „Razizen, Harrschneiden, Barckmacherei", „Resieren und Froasieren, Kosmeticus Waaren". Auf der Fahrt nach Dünaburg konnte ich auch eines der alten dortigen Musikinstrumente, die Zimbel sehen. Einer jener russischen Sectirer erhob auf einmal seine Stimme, um die Coupéinsassen zu einer Art baptischer Lehre zu bekehren. Er predigte gegen den Branntweingenuß und das Rauchen, erzählte von den inneren Bekehrungen, die der Mensch durchmachen müsse, ganz in der Weise der Maldininker. Er kam aus dem südlichen Suwalki und hatte einer Gläubigenversammlung in Wilna beigewohnt. Dort hatte er nicht unterlassen, mit in mein Hotel zu gehen und reinen Handel zwischen dem Vermittler und mir zu schaffen. Dünaburg ist der nördlichste Ort, wo noch Litauer wohnen, abgesehen von einigen Gemeinden bei Rjäschiza, deren Sprache im Erlöschen ist. Um 1600 kennt der Dünaburger Pastor weit mehr Litauer in seiner Gegend und schildert verschiedene als — Menschenfresser. Kurz vor dem Aussteigen hatte sich ein Jude an mich gemacht, um unter dem Schein der Freundschaft bequemer und billiger in Dünaburg einziehen zu können, gab aber kleinlaut bei, als ich ihm sein Schwindeln verwies, und versicherte im Tone des Gerechten, er habe sich nur versehen, ich sollte nicht glauben, er betrüge, weil das leider hier so sehr Mode sei. Aber man drücke die Juden auch zu sehr, dürfe doch nach St. Petersburg keiner gehen, der nicht am Abend wieder die Stadt verlasse. Nach dem Verhandeln mit irgend einem der Kutscher, deren elende Troiken massenhaft den Bahnhof umstanden und die fast alle etwas Deutsch verstehen, brachte mich das Gefährt in eines jener kalten unwirthlichen Hotels, wo man Essen und Trinken nur durch Juden besorgen lassen kann. Ich hatte, getäuscht in Wilna, besonders mit dem Fahrer ausbedungen, er solle mich in ein Hotel bringen, wo zu einem bestimmten Preise das Zimmer und zu einem gleichfalls bestimmten Preise das Essen zu haben sei. Ich war wieder getäuscht worden und trat nun dort im Krug so derb auf mit Hinweis auf den Polizeimeister, an den ich allerdings empfohlen war, daß ich in Rußland nie wieder ein so schönes, preiswerthes und behagliches Heim gefunden habe. Man heizte Tag und Nacht mit Holz mein Zimmer, schaffte Alles herbei was ich brauchte. Der Samowar stand stets auf dem Tische und das Essen war nicht zu verwerfen. Dennoch graute mir davor. Ich kaufte auf dem Markte selbst Eier ein, das Stück zu zwei Kopeken, besorgte mir Brod und Früchte und bereitete mir mit Hilfe meines Juden ein Mahl. — Dünaburg ist sehr schön und regelmäßig gebaut. Der majestätisch dahinfließende Strom ist schiffbar, mehrere Eisenbahnlinien münden in der Stadt und geben dem gewerbthätigen Ort einen westeuropäischen Anstrich. Jedes Kind hat, wie in ganz Rußland, seinen Paß bei sich, um sich sofort ausweisen zu können. Flachs und Getreide sind die Hauptgegenstände des Handels. Die Zahl der Deutschen ist nicht unbedeutend, die Häuser und Plätze sind reinlich und schön. Mehrere katholische und zwei griechische Kirchen ragen empor. Der Markt ist auch hier der Mittelpunkt des Thuns und Treibens. Dünaburg hat in der litauischen Geschichte keine Rolle gespielt, da es alte vom Kriegsschauplatz entfernte Ordensstadt war und mit Polen in Verbindung stand. Gerade hierher reicht noch ein Stück vom Gouvernement Witebsk, so daß die Stadt nicht zu Kurland gehört. 1863 wurden nach Niederwerfung des litauisch-polnischen Aufstandes zahlreiche Hinrichtungen hier vorgenommen. Die Güter der rebellenhaften Bojarenofficiere wurden confiscirt, sie selbst mit ihren Familien verbannt. Heute schicken sie ihre Söhne aus dem südlichen Sibirien nach deutschen Universitäten und haben ihre Muttersprache verlernt. Litauische Predigt findet in Dünaburg nicht mehr statt, hingegen ist in St. Petersburg eine ziemlich starke litauische Gemeinde, die in der katholischen Katharinenkirche vom Pastor Poschko geistliche Belehrung empfängt. Von Dünaburg machte ich einen Ausflug nach Pleskau und St. Petersburg. Durch ungeheuere unwirthliche Wälder mit zahlreichen riesenhaften Baumleichen keuchte die Locomotive. Holzhackerhütten und Waldwiesen unterbrachen die Einförmigkeit. 3 m hohe und 2 m breite Heufeimgerüste, sargähnliche hölzerne Bienenstöcke und solche in Strohpuppengestalt ließen einen Schluß auf die Beschäftigung zu. Die Einzäunung war sehr einfach. Auf meterhohen Pfählen waren Stangen aufgelegt und an diese ca. 5 m auf der einen, dann ebenso lang auf der anderen Seite 2 m hohe Pfähle angelegt. In St. Petersburg mußte ich die trübe Erfahrung machen, deß man den deutschgeschriebenen Paß nicht einmal anerkennen wollte, ja, daß sogar einzelne unserer deutschen Landsleute auf unser Vaterland nicht gut zu sprechen waren und die russischen Zustände den deutschen vorzogen. St. Petersburg

besitzt zwei deutsche Zeitungen, den seit 25 Jahren bestehenden Herold und seit den Tagen Peter's des Großen die St. Petersburger Zeitung. Beide sind nicht umfangreich, aber als letzte Zeichen einstmaliger deutscher geistiger Vorherrschaft erwähnenswerth. Damals kämpften sie gerade gegen die russische Unsitte, die Straßen zu kehren, ohne zu sprengen. — Man trifft Cafés rein deutschen Gepräges, man sitzt oft im Bahnzug und hört nichts als deutsche Unterhaltung der zahlreichen gutdeutschen Kaufleute in Rußland, aber nirgends glaubt man von Deutschland so entfernt zu sein, als hier. Die Newa war noch zugefroren, es war am Ostervorabend, zahlreiche Schlittschuhläufer vergnügten sich bei eisiger Kälte auf dem Strom, zu dem das Bergdenkmal Peter's des Großen, die mächtige Kathedrale, das hohe Winterpalais, die Universität und zahlreiche Kirchen malerisch herüberwinkten. Durch den Alexander-Newski-Prospect fuhr auf einfachem Zweispänner der Kaiser und die Kaiserin nach dem Anitschkowskipalais, der Kaiser in Civil, die Kaiserin im dunkelblauen Sammetkleid, einfach und ohne Begleitung. — Am Abend wogte Alles in die halbdunkeln, später durch unzählige Lichter erleuchteten Kirchen. Ein dichtes Menschengedränge bewegte sich vom Ostermarkt vor die Priester und Kreuzesbilder. Auf Tellern brachte das Volk, um die großen Fasten zu beenden, Eier und Kuchen, damit sie der Priester segne und Kopekenspenden entgegennähme. Um 8 Uhr wurden alle Läden geschlossen. Auf den Bahnhöfen waren inmitten gezierter Wände und tannenreisgeschmückter Zimmer Bilder des Gekreuzigten aufgestellt, rund herum Lichter, Spiegel, Blumen, Zierat. Die andächtige Menge bekreuzigte sich immerfort und küßte das Christusbild. Nachts 12 Uhr erschallt durch die Straßen der Lobgesang: „Christos woskres! Christos woskres is mortwui! Woistino woskres." Der Jubel widerhallt aller Enden, wie in Deutschland der Neujahrsgruß am Sylversterabend. Die Leute fallen sich in die Arme und küssen sich. An diesem ersten Osterfeiertag küßt sich Alles, was sich einigermaßen kennt. Auf der Straße nimmt das Küssen und Beglückwünschen kein Ende. Kein strengerer und allgemeinerer Feiertag im großen Czarenreiche als der Ostersonntag. Erst gegen Mittag macht man die Läden auf und erholt sich vom reichlichen Nachtmahle des frühen Morgens. Nun spricht man den Getränken reichlich zu. Ueberall aber herrscht Festfreude; an der Newa, wie am Ural, an der Düna wie am Njemen ertönt es als Gruß und Gegengruß: „Christus ist erstanden! Er ist wahrhaftig erstanden!"

Bücherbesprechungen.

— **Commentar zum Neuen Testament** von **J. Lichtenstein**, herausgegeben von **G. Dalman**. Leipzig 1897. — In diesem Jahre ist der Commentar zu Johannes erschienen, nachdem im Vorjahre der zu Marcus und Lucas und schon 1891 (Akademische Buchhandlung, Leipzig) der zu Matthäus vorausgegangen sind. Die Commentare sind hebräisch geschrieben und ohne Vocalzeichen gedruckt, welch' letztere nur ganz vereinzelt einem Worte beigegeben sind, wo einer Verwechselung vorgebeugt werden soll. Gelesen werden können sie also nur von schriftkundigen Israeliten, für die sie bestimmt sind, und von Fachmännern der orientalischen Sprachwissenschaft. Da wir weder zu den ersteren, noch zu den letzteren gehören, so geht uns ein selbständiges Urtheil über ihren Werth durchaus ab, und wir würden eine Anzeige derselben abgelehnt haben, wenn wir nicht genau wüßten, daß unter den Sachverständigen über ihre Brauchbarkeit im Proselytenunterricht und zur Unterweisung wißbegieriger Israeliten nur eine Stimme herrscht. Also ist's schließlich ganz einerlei, wer sich dem kleinen Dienst unterzieht, auf die geschehene Fortsetzung des Werkes hinzuweisen und es zu dem bezeichneten Zwecke zu empfehlen. B. K.

— **Im Wechsel der Tage.** Monatliche Thierbelustigungen von **W. Marshall**. Erstes Vierteljahr. Verlag von Twietmeyer, Leipzig. Jedes Vierteljahr 2 ℳ, bei Subscription auf ein Jahr. — Der durch seine zahlreichen zoologischen Schriften rühmlichst bekannte und beliebte Leipziger Professor Marshall widmet unter obigem Titel sein neuestes, soeben im Buchhandel erschienenes Werk „seiner theueren Vaterstadt Weimar, in dankbarer Erinnerung an eine glücklich verlebte Jugend". Als Vorbild diente ihm bei Abfassung der darin enthaltenen reizenden Naturschilderungen sein Thüringer Landsmann Roesel von Rosenhof, der von 1746 an zwanglose Monatshefte unter dem Namen „Monatliche Insektenbelustigungen" herausgab, in denen von Insekten überhaupt, ohne Rücksicht auf die Zeit ihres Erscheinens, bisweilen sogar von ausländischen gehandelt wurde. — Von diesem Vorbild weicht Marshall jedoch insofern ab, als er sich nicht auf die Insekten beschränkt, sondern sämmtliche, dem aufmerksamen Beobachter im Freien begegnende, interessante Thierarten mehr oder weniger eingehend bespricht und ihre besonderen Eigenthümlichkeiten und Charakterzüge hervorhebt, wobei er durch seine anheimelnde, theils ernste, belehrende, theils launige, unterhaltende Sprache den Beobachtungssinn und die Liebe zur Natur zu wecken oder neu zu beleben versteht. Das erste bis jetzt erschienene Heft schildert die Lebewesen unserer Heimath, die im Laufe der ersten 3 Monate des Jahres auf unseren Spaziergängen und Ausflügen mit Leichtigkeit von uns beobachtet werden können. „Unsere Thierwelt hat im Verlaufe eines Jahres ihre fetten und mageren Monate; mit mageren fängt das Jahr an, mit mageren hört es auf, der fette Höhepunkt fällt in den Sommer." Und all' diesen Wechsel, gleichsam wie durch ein Kaleidoskop an unseren Augen vorbeiziehen zu lassen, ist der Gesammtplan des geistreichen Thiermalers. — Der erste Abschnitt, „Der Monat **Januar**", beginnt mit einer reizvollen Schilderung einer echten Winterlandschaft im Thüringer Lande bei grimmiger Kälte und bei tiefem Schnee. Still und öde sind Flur und Wald. Wir begleiten unsern Autor hinaus ins Freie, zunächst auf die breite Landstraße, wo einzelne Fährten von Thieren im Schnee verrathen, daß die Natur doch nicht ganz ausgestorben ist. Durchfroren und eines erwärmenden Trunkes bedürftig, vielleicht nach einer Stunde Weges, betreten wir einen, einsam an der Landstraße gelegenen Fuhrmannsgasthof, eine sogenannte Ausspanne, und beobachten vom Fenster des behaglich durchwärmten Gastzimmers aus das Gebahren der verschiedenen Vögel, die je nach ihrem Charakter ängstlich oder dreist vom Futter der vor dem Hause rastenden und schnaufenden Pferde ihren bescheidenen Tribut fordern. Vieles und Interessantes erfahren wir da von unserem Begleiter über das Leben und Treiben der zwei bei uns einheimischen Arten von Krähen und über ihren gefährlichen Feind, den Uhu. Hieran schließt sich eine ausführliche Besprechung der kleineren Nachtraubvögel, wie Eulen, Bussarde u. a., und ein Nachweis über deren Nutzen für die Landwirthschaft. — Dann wandern wir weiter durch Feld und Wald, und unser Führer macht uns unterwegs aufmerksam auf die theils regelmäßig, theils nur zeitweilig im Winter bei uns erscheinenden Vögel. Er giebt uns Aufschluß darüber, wie es kommt, daß gewisse Arten im Herbst die Heimath verlassen, während andere, die scheinbar an die gleiche Nahrung gebunden sind, lustig und wohlgemuth den kältesten Wintern bei uns trotzen. — Aber nicht blos warmblütigen Thieren begegnen wir im Monat Januar draußen in der freien Natur; durchsuchen wir an einer geschützten Stelle, sei es am sonnigen Rande, sei es inmitten eines nicht allzudichten Waldes, das modernde Laub am Boden, das Moos an alten Wurzelstöcken, die Rindenspalten dickstämmiger Bäume, oder am Ufer eines Weihers das abgestorbene und geknickte Röhricht u. s. w., überall lernen wir unter Anleitung unseres interessanten Führers das winterliche Thierleben von einer anderen Seite kennen. — Der zweite Abschnitt „**Februar**" lehrt uns, wie schon Mitte dieses Monates die ersten Regungen der aus dem Winterschlaf erwachenden Pflanzen- und Thierwelt wahrgenommen werden können. Wir erfahren Specielles über die Classe der Fledermäuse, der vielverkannten, verabscheuten und doch so harmlosen Gesellen der Dämmerung und Nacht; über das Leben des Hochwilds, des schlauen Reineke, der Wildkatze und einer Reihe anderer Säugethiere in Wald und Feld, sowie einzelner bereits Ende Februar zum Brutgeschäft schreitenden Vogelarten. Ebenso interessant und fesselnd ist der dritte Abschnitt, „**Der März**", mit seinen sinnigen, ergreifenden Naturbildern, die uns die Erde in ihrem buntfarbigen Frühlingsgewande darstellen und zeigen, wie überall neues Leben in großartiger Mannigfaltigkeit zur Entwickelung kommt. Jedermann, der Freude findet an der Beobachtung der lebenden Natur, wird unserem Autor Schritt für Schritt folgen und dessen weiter in Aussicht gestellten Monatsschilderungen mit Spannung entgegensehen. Prof. Dr. **Pabst**.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 5. Donnerstag, den 13. Januar, Abends. 1898.

Surabája.

Reise- und Seefahrts-Erinnerungen von Felix Müller.

Am vierten Tage nach der Abfahrt von Batavia erblickten wir die Gestade der schönen Nachbarinsel Madura, das Schiff lief in den breiten Canal ein, welcher sie vom Hauptlande Java trennt, und ankerte gegen Mittag auf der Rhede von Surabája, wo es unbelästigt von hohen Wellen wie auf einem Binnensee dalag. Rechts und links vom Schiff aus breiteten sich die Ebenen von Madura und ihre Waldungen aus. Der Hafen ist beständig von zahlreichen Schiffen der verschiedenen Nationen besucht, außerdem segeln häufig Prauen und chinesische Dschunken von hier aus nach Java, auch findet mit Bali und Lombok ein lebhafter Verkehr statt. Dazu kommen die zahllosen Fischerkähne, die selbst bei Nacht mit Bambusfackeln die Rhede durchstreifen, da verschiedene Fische, die der Flamme folgen, mit Schöpfnetzen gefangen werden. Der Hafen selbst ist der erweiterte Fluß, ein Zweig des Kali Kediri, dessen Hauptarm sich weiter östlich in das Meer ergießt. Die Holländer hatten die Absicht, die Straße von Madura zu einem großen Sammelplatze der holländisch-ostindischen Seemacht zu machen. Aus diesem Grunde sind hier eine Menge großartiger Baulichkeiten angelegt worden und mehrere Forts, wie z. B. das Kastel Bodewyk, beschützen den Eingang. Aber leider verzehren die furchtbaren Kriege mit den Eingeborenen alle Mittel der Regierung und so ist denn fast Nichts zur Vollendung gekommen. Surabája liegt abwärts vom Strande in einer hügeligen aber ungemein gesunden Gegend 7° 14′ südlicher Breite und 112° 44′ östlicher Länge von Greenwich. Die Stadt hat Nichts von dem großartigen Ansehen Batavias; die Wohngebäude der Europäer insbesondere sind in der ganzen Gegend zerstreut und es gleicht in seiner Bauart mehr einer Festung, in welcher man Raum sparen wollte, und wo die Häuser dicht und fest geschlossen nebeneinander stehen. Hier findet man keine schattigen Baumgänge und Gartenanlagen, sondern enge Gassen; nur eine einzige Straße ist mit Bäumen bepflanzt. Aber das Gewühl ist ebenso bunt wie in Batavia und es waltet hier das javanische Element ebenfalls vor, doch sind die Chinesen auch zahlreich genug. In der nächsten Nähe des Strandes sind mächtige Lagerhäuser, Schiffswerfte; ein großartiges, für Rechnung der Regierung betriebenes Etablissement, in welchem sowohl die für die Kriegsschiffe nöthigen Maschinen, sowie Waffen für die Armee angefertigt werden, breitet sich zur linken Seite entlang dem Ufer des Flusses aus. Im Innern der Stadt ist die Münze und auf einem Hügel liegt malerisch, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, das allgemeine Hospital. — Zahlreiche europäische Kaufläden (Tokos) in Surabája bieten gleich den Tokos zu Batavia die verschiedensten Gegenstände des täglichen Bedürfnisses und des Luxus aus, alle aber zu enorm hohen Preisen. Dennoch hat man in Niederländisch-Ostindien, besonders außerhalb Java, oft Mangel an Gegenständen verschiedener Art, doch machen auch hier wieder die fleißigen Chinesen den europäischen Kaufleuten in vielen Dingen erfolgreiche Concurrenz. Hier werden auch manche Gegenstände feilgeboten, welche in Batavia nicht vorkommen, wie prächtige Vögel von den Molukken und aus Celebes, und die wandernden Garköche rufen ihr Tin, Tin, das ist gesalzenes, in der Sonne getrocknetes und dann gekochtes Büffelfleisch aus. Surabája hat einen großen überdeckten Markt, der aus drei langen nebeneinander laufenden Gängen besteht; das Dach ruht auf Bambuspfählen und schrägt sich nach beiden Seiten hin bis wenig über Mannshöhe ab. Die einzelnen Verkaufsplätze sind durch Bambusverschläge von einander getrennt, Alles liegt hier bunt durch- und nebeneinander, und das Ganze bietet eine unbeschreibliche Unordnung dar. Das Stadtviertel der Javanen hat nur einige wenige aus Steinen gemauerte Häuser und besteht fast nur aus Hütten, deren Wände aus Bambusrohr und das Dach aus den Blättern der Atap-Palme hergestellt sind. Im javanischen Kampong werden viele Waaren aus Kupfer verfertigt, namentlich Dosen zum Aufbewahren des Betels und Wasserbehälter, und diese Sachen werden auf ganz Java sehr geschätzt; auch die Gold- und Waffenschmiede liefern hübsche Arbeiten, und die Sarongs von Surabája sind berühmt. Bemerkenswerth ist der große Friedhof der Javanen. Die Leichname liegen auf einem wohlumfriedigten Gottesacker, auf welchem die Gräber der verschiedenen Rangclassen von einander getrennt sind. — Unter dem Volke herrscht viel Aberglauben, den der Muhamedanismus nicht auszurotten vermochte, und alte Bräuche haben sich erhalten bis auf diesen Tag, trotzdem die Priester des Islams dagegen eifern. Hierher gehört das Opfer, welches dem Kaiman gebracht wird. Es kommt gar nicht selten vor, daß eines der Krokodile, die am Ufer des Flusses leben, sich einen Menschen zum Fraße wegholt. An einem solchen Tage sieht man, daß nach Eintritt der Dunkelheit eine Menge ganz winzig kleiner, aus Bambus geflochtener Stäbe auf dem Strome schwimmen. Auf jedem stehen ein paar angezündete Kerzen, neben Früchten, Leckerbissen und Blumen. Das sind Opfer für den Kaiman. Manchmal sieht man auch Bäume mit einer Art von Cocarden und allerlei buntem Papier behangen; die Javanen glauben, daß sie durch derlei Opfer wohlhabend werden oder eine starke Nachkommenschaft erzielen können, und ganze Familien wallfahrten in Prozessionen nach solchen Opferbäumen. Das allerjüngste Kind zieht voran, dann kommen alle anderen ihrem Alter nach, und der Vater schließt den Zug.

Der Eindruck, welchen Surabája, die zweitwichtigste Stadt Javas mit ihren über 121 000 zählenden Einwohnern, sowohl durch die Gebäude im Geschmacke aller Nationen der Erde, wie durch die eben so verschiedenen Kleidertrachten, Waffen, Sitten und Gebräuche auf den Europäer macht, ist ein höchst eigenthümlicher. Dieser wird noch erhöht durch alle möglichen Religionsbekenntnisse, die ihre Vertreter und Gotteshäuser in Surabája haben. Hier sieht man die kleinen Tempel der Chinesen und Bengalesen, dort stehen einige Moscheen der Malayen und Araber, in denen Muhamed als der einzig wahre Prophet gilt, noch ein Stückchen weiter kommt man an einer christlichen Kirche mit dem Zeichen des Kreuzes auf dem Thurme vorüber. Hier kann man sich am besten überzeugen, daß der Geist, welcher in diesen Vereinigungen athmet, immer vom Interesse getragen wird. Wie ist das auch unter so verschiedenen Glaubensangehörigen, den Polytheisten, Siwaisten, Feueranbetern, Muhamedanern, Anbetern des Fo, Katholiken, Griechen, Lutheranern, Pietisten und Atheisten aus Sumatra, Makassar, Borneo, China, Siam, Bengalen, Malabar, Koromandel, Arabien, Europa u. s. w., die hier allein der Handel zusammengeführt hat, anders möglich? Natürlich haben diese Menschen, die Natur des Landes und vor Allem die klimatischen Verhältnisse auch auf die in Java lebenden Europäer einen mächtigen Einfluß geübt und vielfach auf deren Lebensweise und Sitten gewirkt. Die heiße Tageszeit wird meistens verschlafen oder verträumt. Selbst das Militär in den Casernen ist gesundheitshalber von Morgens 10 Uhr bis Abends 4 Uhr consignirt und überläßt sich während dieser Zeit ganz und gar jenem schönen Nichtsthun, welches bei dem heißen Klima des Landes zur Erhaltung der Gesundheit für unbedingt nothwendig gehalten wird. Um die frische balsamische Morgenluft zu genießen, kommt der europäische Ansiedler bereits eine Stunde vor Sonnenaufgang zum Vorscheine, mit nichts Anderem bekleidet, als mit einer Kabaja und einem Sarong. In diesem lustigen Morgen-

costüme, mit Pantoffeln an den Füßen, wandelt derselbe in der Galerie oder Veranda seines Hauses auf und nieder. Dann folgt ein Bad und das Frühstück. Nach dem Frühstücke ist das Ankleiden ein schweres Werk, und die verwöhnten Europäer, denen oft jeder Handgriff zu viel ist, lassen sich hierbei von ihren Dienern unterstützen. Dann wird in bequemer Chaise ausgefahren, und um 12 Uhr kehrt der Herr von seinem Bureau zurück, um sich von den ausgestandenen Strapazen durch einen Mittagsschlaf zu erholen. Um 4 oder 5 Uhr, ja selbst erst nach dem Untergange der Sonne — dieselbe geht hier das ganze Jahr hindurch regelmäßig um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter — kommen Herr und Frau wieder zum Vorscheine und man kleidet sich eben wieder so bequem, wie am Morgen. Infolge dieser Gewohnheit machen die Javanen beständig aus einem Tage zwei und suchen hierdurch ihrem eintönigen Lebensgenuß eine angenehme Abwechselung zu geben. — Zu den wichtigsten Tagesgeschäften gehört bei ihnen das Mittagsmahl, ein unerschöpflicher Brunnen von Genuß für den reichen Colonisten. Der Ueberfluß an Lebensmitteln, Fische, Fleisch, Geflügel und die köstlichen Früchte, welche dieses gesegnete Land liefert, wird noch vermehrt durch Alles, was die Gastronomie in Europa nur auffinden konnte, um den Gaumen zu kitzeln. Allerlei getrocknete und eingelegte europäische Eßwaaren zieren die Tafel, die zugleich mit den köstlichsten Weinen bedeckt ist. Nach der Tafel, welche sicher mehrere Stunden dauert und während der man sich mit heiteren Gesprächen und der Chronique scandaleuse unterhält, wozu es auch hier nicht an Stoff gebricht, bleiben die Herren an der Tafel sitzen und rauchen Cigarren, lange Kabaalpfeifen, oder auch ihre Hauka, eine bis vierzehn Fuß lange Pfeife, deren elastisches Rohr zur Abkühlung des Rauches durch einen Wasserbehälter läuft und die mit einer Mischung von Tabak, Zucker und Opium gefüllt ist. Der Abend wird dann meist mit Musik, gesellschaftlichen Spielen und Gesang zugebracht, und erst spät in der Nacht legt man sich zum zweiten Male schlafen. Ehe man jedoch dazu übergeht, läßt man sich durch eine Dienerin die Moskitos aus dem Bette jagen, und des andern Morgens um 5 Uhr beginnt dieselbe Lebensweise wieder, die bei fast allen wohlhabenden Europäern dieselbe ist. Die Sonne, deren Strahlen wir im Norden so gerne aufsuchen und nur während der kurzen Sommerzeit meiden, beherrscht die Länder unter dem Aequator wie ein Sultan, der seine Sklaven bei allen Wohlthaten doch auch seine Macht mit eiserner Hand fühlen läßt. Wenn sie nämlich gerade über dem Scheitel steht, ist sie beinahe unerträglich. Die schreckliche Hitze wirkt natürlich auf Körper und Geist um so nachtheiliger, je länger man dem Einflusse derselben direct ausgesetzt ist. Die Körperkräfte sinken, die Denkweise verändert sich, die Eindrücke, welche die Außenwelt giebt, bleiben für den Geist nicht gut mehr faßlich, und kühl, gefühllos und gleichgiltig sehen die Meisten nach kurzer Zeit auf die Natur hin, die sie bei ihrem ersten Anblicke unwiderstehlich bezaubert hatte. Man sehnt sich nach dem Wechsel der Jahreszeiten. Der ununterbrochene Sommer, nur in der Regenzeit von der Mitte November bis Mitte April etwas abgekühlt, sowie das ewige Grün der Urwälder und der undurchdringlichen Büsche versenken den Geist in Gleichgiltigkeit gegen die Schönheit der Natur und lassen ihn eine Veränderung wünschen, von welcher Art sie immer sein möge. Unter solchen Umständen ist es denn doppelt zu bewundern, daß die Pflege der Wissenschaften auf Java eine so ausgedehnte und tiefgreifende geworden ist. Es wäre dies jedoch kaum möglich geworden, wenn nicht fortwährend die alten Kräfte durch frische aus Europa ersetzt worden wären. Die alte Stadt Surabája, deren geselliges Leben besonders zu loben ist, besitzt auch Anstalten zur Hebung des geistigen Fortschrittes. Die Druckereien daselbst fördern nicht nur politische und belletristische Wochenschriften zu Tage, sondern es werden auch Broschüren und Werke naturhistorischen und politischen Inhalts verlegt. Hierdurch werden wir auf die Pflege der geistigen Cultur in Niederländisch-Indien geführt. Unter dem milden Himmel des Indischen Archipels, wo der Blick des Menschen auf die unendliche Mannigfaltigkeit und Fülle der Natur gerichtet ist, hat man auch seit langer Zeit angefangen, die Wissenschaften mit Wärme zu pflegen. Die wissenschaftliche Forschung in Niederländisch-Indien ist jedoch weniger dem Privateifer einzelner Gelehrten überlassen, als der Regierung selbst, welche die Wissenschaften unter ihren besonderen Schutz genommen hat, schon deshalb, weil die namentlich aus den naturwissenschaftlichen Forschungen hervorgehenden Ergebnisse nicht ohne günstige materielle Folgen bleiben. Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vereinigten sich mehrere gelehrte Männer zur Bildung einer Gesellschaft. Regelmäßige Versammlungen wurden zu Batavia gehalten, ordentliche und correspondirende Mitglieder sowohl auf dem Indischen Archipel, als in anderen Ländern ernannt. Die vorzüglichsten Vorträge über Natur- und Sprachwissenschaften, über Archäologie, Länder- und Völkerkunde vereinigte man in einer bis zum heutigen Tage fortgesetzten gelehrten Zeitschrift, welche den Titel führt: Verhandelingen van het Bataavsche genootschap voor kunsten en wetenschappen. In ca. 50 umfangreichen Bänden sind bis jetzt durch eine große Anzahl von Gelehrten, zu welchen die deutsche Nation ein sehr ehrenvolles Contingent geliefert hat, die wichtigsten Resultate der wissenschaftlichen Forschung besonders in der Archäologie, der Länder- und Völkerkunde niedergelegt, so daß für Denjenigen, der sich für Geschichte und die Alterthümer des Indischen Archipels interessirt, die Verhandelingen die wichtigste und unentbehrlichste Quelle bilden. Seitdem die Administration in Indien von der Handelscompagnie in die Hände der Regierung übergegangen, setzte die Gesellschaft nicht blos aus Privatmitteln und vom persönlichen Eifer ihrer Mitglieder getrieben, ihre Untersuchungen fort, sondern sie erhält namhafte Unterstützungen und Erleichterungen von Seite der Regierung. Diese Gesellschaft besteht also nunmehr nicht blos aus Civil- und Militärbeamten, welche neben ihrem Amtsberuf in den Mußestunden der Wissenschaft sich zuwendeten, sondern hat kundige Männer fest angestellt, deren einzige Aufgabe es war, sich der wissenschaftlichen Forschung zu widmen. Diesen letzteren wird das beneidenswerthe Loos zu Theil, die von der Natur so reichlich geschmückten, für die Wissenschaft großentheils noch brach gelegenen Länder unter dem Schutze der Regierung in beliebigen Richtungen zu durchreisen, sie gebieten über Mittel, die nur selten in diesem Umfange dem Natur- und Alterthumsforscher zu Gebote stehen. Während nämlich die gewöhnlichen wissenschaftlichen Expeditionen selbst bei der kräftigsten Unterstützung einer mächtigen Regierung doch mit Hindernissen verschiedener Art, die ihnen eine unwillige und mißtrauische Bevölkerung in den Weg legt, sowie mit Mangel an Transportmitteln zu kämpfen haben, bewegen sich die von der Regierung zur wissenschaftlichen Untersuchung der Länder des Archipels beauftragten Männer im Freundeslande, soweit wenigstens die directe Herrschaft der Holländer sich erstreckt. Auch die europäischen Beamten, wie die inländische, den Befehlen der Beamten mit eifrigem Gehorsam nachkommende Bevölkerung leisten dem europäischen Naturforscher alle erdenkliche Hilfe und Unterstützung. Der von der Regierung begünstigte Reisende verfügt über eine beliebige Anzahl Kulis und Pferde und findet allenthalben gastliche Aufnahme. Für eine zur naturwissenschaftlichen Untersuchung des Archipels eigens gebildete Commission wird jährlich eine Summe von 25 000 Gulden verwendet, abgesehen davon, daß die zahlreichen wissenschaftlichen Institute, die in den jüngsten Jahrzehnten entstanden, wie das chemische Laboratorium, die botanischen Gärten zu Buitenzorg, das Museum für Alterthümer, das naturhistorische Museum &c., bedeutende Summen alljährlich brauchen. — Doch kehren wir nach dieser Abschweifung nach der Stadt Surabája zurück. Wo die Häuser gegen den nördlichen Theil der Stadt spärlicher werden, kommt die Vegetation wieder zum Vorschein. Man wandelt eine Zeit lang im Schatten der Tamarinden und Waringinbäume, hinter welchen zerstreut Kokos- und verschiedene andere Palmen sich zeigen und von fern die Kampongwäldchen wie dunkelgrüne Inseln sichtbar sind. Dann gelangt man plötzlich zu einem künstlichen Park mit blumenreichen Gartenanlagen. Herrliche Nepenthes- und Hibiscus-Arten abwechselnd mit Cicadeen und Fächerpalmen, zwischen denen die Pfade für Lustwandler sich schlängeln und zu schattenreichen Plätzen führen, breiten sich vor dem Auge aus. Der ganze Park ist überdies mit Statuen geschmückt, welche javanische Götter aus der Hinduzeit vorstellen. Man sollte glauben, es habe sich die europäische Kunst mit der untergegangenen Hinducultur verbunden, um durch ihr vereintes Streben das menschliche Leben zu erheitern. Bald aber entwickelt sich an den Gebüschen ein freier Platz, auf welchem ein prachtvoller Palast, die Wohnung des Residenten von Surabája, steht. Dieselbe ist ungefähr eine Stunde von der Stadt entfernt und liegt ca. 50 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Gegen Norden genießt man von hier aus den herrlichen Anblick des in den Wolken sich verlierenden Berges Ardschuno. Dieser längst erloschene Vulkan, an dessen Abhängen sich noch zahlreiche Monumente aus der Hinduzeit finden, wird auch Widodaren (Ort der himmlischen Frauen) genannt. Er hat sechs erloschene Krater, deren höchster 11 000 Fuß über dem Meere liegt. Hinter dem freundlichen und herrlichen

Sitze des Residenten fließt der Kaliema raschen Laufes mit hellem Wasser vorbei und ladet zu erfrischendem Bade ein. In der Stadt selbst ist sein Lauf träge, besonders da sein Bett zu einem breiten Hafen erweitert ist. — Nur drei Meilen von Surabája entfernt liegt der durch seine Denkmäler berühmte Küstenplatz Grisse, welcher eine bedeutende Stelle in Javas Geschichte einnimmt. In Grisse, dem alten Garsik, war es, wo Ibrahim Medara, der Verkünder des Islams auf Java, zuerst landete und wo er auch im Jahre 1412 (1334 der javanischen Zeitrechnung) starb. Der kühle Landwind wehte von den dichtverschleierten Bergen des Binnenlandes gegen die See, und die Cyklopen der Maschinenfabrik hatten soeben ihr Gehämmer begonnen, als ich mein muthiges Pferd bestieg, um längs der See auf dem gut gebahnten Wege meinen Weg nach Grisse zu beginnen. Die Pferde von hier werden überall sehr gelobt und in Calcutta, wo man sie zu schätzen weiß, werden sie auch sehr gut bezahlt. Die Guenhungs, welche im Gebirgslande gezüchtet werden, sind zwar klein, aber sehr kräftig, gewandt, feurig und ertragen das heiße Klima viel besser, als die von Makassar kommenden. Sie sind gut bei Leibe, haben einen dicken Kopf, feine, aber sehr muskelstarke Beine, glattes, glänzendes Haar und fressen zumeist nur Gras und dann und wann etwas Reis. Der Weg nach Grisse geht der Küste entlang, dieselbe ist meist flach und sandig, und nur bisweilen schweift der Weg nach der Landseite zu ab, um einen Hügel zu umgehen. — Gegen Mittag zeigten sich die schneeweißen Häuser von Grisse, nur von wenig Fruchtbäumen umgeben. Die Cocospalme allein drängt sich bis nahe an die Häuser und umgiebt selbst die zahlreichen seichten Teiche, die zum Zwecke der Salzbereitung künstlich gebildet sind. Die Sonne brennt heiß auf diese an Vegetation armen Flächen und deshalb sah ich mir erst gegen Abend die künstlichen Teiche (Salzpfannen) näher an, welche aus mehreren 1 bis 1½ Fuß tiefen, viereckigen Behältern bestehen, deren Boden glatt gestampft ist; zu diesen leitet man das Seewasser entweder durch eine Rinne, oder mittels einer Pumpe. In den ungefähr 20 Meter langen und 10 Meter breiten Behältern wird das Seewasser durch den Einfluß der Sonne allmälig ausgetrocknet, und die Salzkrystalle setzen sich am Boden und an den Wänden der Teiche an. Die Salzpfannen oder Teiche liegen terrassenförmig über einander. Das Wasser bleibt in der ersten Pfanne etwa 3 Wochen den Sonnenstrahlen ausgesetzt, bis es einen gewissen Concentrationsgrad erlangt hat; dann wird es in die zweite Pfanne abgelassen, endlich in die dritte, in welcher die Ausscheidung der Krystalle vor sich geht. Vom ersten Einschöpfen des Seewassers in den Behälter bis zur Vollendung des Kochsalzes sind zwei Monate nöthig. Es versteht sich indessen von selbst, daß häufige Regen die Salzbildung sehr verzögern können und anhaltender Sonnenschein sie beschleunigt. — Zu Grisse werden jährlich ungefähr 7000 Kojans (22 Millionen Pfund) Salz bereitet, während auf ganz Java, Madura und Bali 20000 Kojans alljährlich aus dem Seewasser gewonnen werden. Seit dem Jahr 1836 betrachtet die Regierung die Bereitung und den Verkauf von Kochsalz als Monopol, welches ihr jährlich etwa 4 Millionen Gulden einbringt. Das Merkwürdigste, was Grisse jedoch bietet, ist sein Begräbnißplatz. Derselbe liegt östlich von der Ortschaft. Man schreitet durch einige steinerne Thore und erblickt dann eine große Anzahl Monumente, unter denen jenes des Mulana Malik Ibrahim am meisten die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich zieht. Es ist aus Marmor und ziemlich gut erhalten, wie auch die arabischen Inschriften noch sehr leserlich sind. Außer diesem Grabsteine befinden sich in dem muhamedanischen Begräbnißorte zu Grisse noch mehrere Denkmäler, welche angesehenen frommen Personen gewidmet sind, die sich besonders um die Verbreitung des Islams verdient gemacht haben. Eine kurze Strecke landeinwärts erhebt sich ein 400 Fuß hoher Hügel, von welchem aus man eine erhebende Aussicht über Land und Meer genießt. Die Nordküste Javas bis über Surabája, die mit schneeweißen, im Sonnenglanze schimmernden Segeln bedeckte Straße von Madura, die Küste dieser Insel selbst, dann rechts und links die weiten, gesegneten Gefilde mit ihren Dörfern und im Rücken das Kawi- und Ardschuno-Gebirge fesseln den Beschauer lange Zeit in stiller Betrachtung, während der kühle Seewind durch die Wipfel der Bäume säuselt, deren Schatten der Wanderer gastlich aufnimmt. Auch hier ist die Grabstätte eines frommen Pilgers, dessen Leben das gläubige und dankbare Volk in phantasiereiche Sagen gehüllt hat. Es ist nämlich das Grab des Suhunan Giri, eines javanischen Prinzen, der zuerst unter den fürstlichen Personen den Glauben an die indischen Götter mit der Lehre Muhamed's vertauschte, er ward hier auf dem Berge begraben, auf dem seine bescheidene Wohnung stand. — Was mir besonders bei den Gräbern der Lehrer des Islams auffiel, ist die Nähe von Hindumonumenten und von Gräbern aus der heidnischen Zeit, deren Urnen und Bilder zum Theile noch ganz gut erhalten sind. Hieraus läßt sich schließen, daß in der ersten Zeit der Ausbreitung des Islams wenigstens in diesen Gegenden die Anhänger der alten und jene der neuen Lehre sich nicht feindlich gegenüberstanden. Vielmehr mag weise Mäßigung und Achtung vor dem frommen, gläubigen Sinn der Einwohner die Verkünder des Muhamedanismus beseelt haben. Ist ja noch heutigen Tages der Javane von derselben Verehrung für die Monumente aus der heidnischen Vorzeit, wie für jene beseelt, welche aus der ersten Zeit des Islams stammen. — Während ich auf den alten Gräbern zwischen den lebendigen Palmen und den todten Steinen, deren Inschriften von der Sprache einer längst untergegangenen Generation noch sprechendes Zeugniß ablegen, umherwandelte, senkte sich die Sonne hinter die vom Meere begrenzte Ebene, die sich unter meinen Füßen ausbreitete, und die feurigen Wolken der Abendröthe überzogen die bemoosten Steine mit einem magischen Lichte. „Trabai duan Djalang di atas gapuro", „es ist nicht gut, mein Herr, bei Nacht auf den Gräbern zu wandeln", rief mir mein javanischer Begleiter zu, indem er sich ferne von den Steinen hielt und zum Rückzuge anschickte. Sein Ruf kam zu rechter Zeit, wir stiegen schweigend den Hügel hinab und kamen nach einer halben Stunde in Grisse wieder an, wo die traulichen Lichter der unregelmäßig zerstreuten Häuser uns freundlich entgegenleuchteten. In der nächsten Zeit machte ich in diesem östlichen Theile Javas noch einen Ausflug; derselbe galt den Ruinen der alten Hauptstadt Modschopahit. Um dorthin zu gelangen, wollte ich den Fluß Kaliema (Goldfluß) aufwärts befahren. Die Reise auf demselben nach Surabája bis in die Residentschaft Kediri wird häufig auf kleinen Prauen unternommen, die nur zwei Fuß tief gehen. Die Javanen benutzen den Fluß zum Transport verschiedener Güter, insbesondere von Salz, Kaffee und anderen Waaren, um dieselben in die Binnenländer zu bringen. Aber auch für Reisende, besonders für diejenigen, welche nicht im Fluge durch das Land ziehen wollen, bietet eine Fahrt auf dem Kaliema viel Angenehmes und Interessantes. An beliebigen sehenswerthen Punkten läßt man die Prau Halt machen, um auf kleinen Excursionen Pflanzen und andere naturhistorische Gegenstände zu sammeln. So fuhr ich denn auch in einer gemietheten Prau von Surabája den Fluß aufwärts, indem dieselbe theils durch Windeskraft, theils durch Ruder vorwärts bewegt wurde. Die grünen Sawah-Felder der beiderseitigen Ufer wechselten mit dichtem Gebüsche und weit in den Fluß hineinragenden Bambusarten und großblätterigen Wasserpflanzen angenehm ab. Oefters schaut auch ein freundliches Dorf durch seinen Waldgürtel und läßt den Vorüberfahrenden einen Blick in das Innere desselben und auf die friedlich darin stehenden Bambushütten werfen. Die halbnackte Jugend spielt fröhlich auf den Plätzen, während manche Erwachsene müßig im Schatten eines Baumes liegen und ihrem Hange zum süßen Nichtsthun nachgehen. Solche träge Müßiggänger findet man auf Java und noch mehr in den meisten übrigen Theilen des Archipels in großer Zahl, besonders unter den orang manunpang oder der niedrigen Volksclasse; der einzelne Reisende kann von diesen scheinbar so dienstfertigen und genügsamen Leuten oft nicht einmal gegen gute Bezahlung ihre Dienste erkaufen. Nur wenn man mit dem Befehl des Residenten in der Tasche zum Demang (Vorsteher) des Dorfes kommt und Kulis und Pferde fordert, stehen alle Arbeiter des Dorfes zu Gebote. Hurtig wird der Reisende mit allem Nöthigen versehen, und ihm auch, wenn er im Dorfe verweilen will, der Pasangrahan oder ein Pandopo eingeräumt. Der Javane ist an Befehle gewöhnt; er bedarf der Leitung, um zu seinem eigenen Vortheile zu erhöhter Thätigkeit angespornt zu werden. Mit einem Worte, er ist ein großes Kind, das gezogen werden muß. Seit der Einführung des Cultursystems des Generals van den Bosch sind ungeheuere Mengen von Colonialproducten nach den Niederlanden gewandert. Hierdurch hat sowohl das Mutterland bedeutenden Vortheil, als auch der Javane Verdienst erlangt. Der Anbau des Reises, die Cultur der Cocospalme, die Dschatiwälder sind in stetem Zunehmen begriffen, und endlich ist die Bevölkerung Javas in den letzten 50 Jahren um das Dreifache gestiegen. Wohlstand und Sittlichkeit haben sich

verbessert. Jedenfalls sind demnach die Folgen des gezwungenen Anbaues von Colonialwaaren keine nachtheiligen, doch könnte man vielleicht glauben, daß dieselben Vortheile auch durch bloße Ermunterung von Seite der Regierung zum Anbau der betreffenden Culturpflanzen, ohne daß hierbei ein Zwang ausgeführt würde, erreicht werden könnten. Wer eine solche Meinung hegt, hat gewiß den Javanen und seine Neigung zur Indolenz und Trägheit nie näher kennen gelernt, sondern läßt sich von vorgefaßten theoretischen Grundsätzen leiten, die ohne tiefere Einsicht in den Entwickelungsgang der Nationen gefaßt sind. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß durch Einführung des freien Cultursystems binnen kurzer Zeit die Production bedeutend zurückgehen, der materielle Wohlstand schwinden würde und daß selbst die Sittlichkeit Schaden leiden würde. Wer über letztere Behauptung vielleicht lächelnd die Achseln zuckt, den verweise ich auf die Charakterschilderungen des Javanen von Reisenden des siebzehnten Jahrhunderts, in welchen die Bewohner Javas als treulos, heimtückisch, grausam, ungemein arbeitsscheu und dabei als kriechend und charakterlos geschildert werden. Wer jene Charakteristiken von glaubwürdigen Autoren jener Zeit liest, wird sich gestehen müssen, daß die Javanen im Allgemeinen unter der Herrschaft der Holländer in moralischer Beziehung sich gehoben haben, indem jeder unparteiische Beobachter ihnen heute ein weit besseres Zeugniß in Bezug auf ihre Gesittung ausstellen muß, als jene Ethnographen des siebzehnten Jahrhunderts. Hierbei darf jedoch nicht geleugnet werden, daß jene üblen Eigenschaften in geringerem Grade noch bestehen, und insbesondere die dem Orientalen eigene Indolenz sich noch wenig geändert hat. — Nachdem ich die Prau verlassen hatte, setzte ich den Weg zu Fuße fort. Schattige Tamarindenalleen, Zuckerplantagen mit schneeweißen, europäischen Meierhöfen gleichenden Gebäuden wechselten miteinander ab. Eine Zuckerfabrik, welche ich auf diesem Ausfluge besuchte, lag an der Grenze zwischen dem Districte Surabája und Modschokerto. Sie wurde von einem lebhaft fließenden Bache getrieben, der in den Fluß Kediri mündet. Ueberall herrschte lebendiges, lustiges Treiben. Mit zwei kräftigen Karabauen bespannt, langen die mit Zuckerrohr beladenen Karren (Pedati) an. Die weichen grünen Stengel, über die des süßen Saftes wegen die dortige Jugend herfiel, wurden in den Vorhof geworfen. Alle die zahlreichen Bündel aber verschlingen die zermalmenden Eisencylinder der Mühle, die von dem mit unwiderstehlicher Gewalt sich drehenden Rade getrieben werden. — In der Nähe dieser Fabrik befindet sich auch das kunstreiche Schleußenwerk von Milirip. An dieser Stelle theilt sich nämlich der ziemlich breite Fluß Kediri in zwei Theile, deren einer mehr südlich bei dem Dorfe Porong sich in das Meer ergießt, während der andere nördlich verläuft, sich in noch mehr Arme theilt, von welchen einer an Surabája vorbeifließt und, als Hafen künstlich erweitert, dem Meere zuströmt. Durch das Schleusenwerk wird der District Surabája vor Ueberschwemmungen bewahrt, die während des West-Monsuns eintreten würden, da der nach Porong laufende Flußarm höher als der Kaliema liegt. Am nächsten Morgen setzte ich in einem ungemein angenehmen Ritte bei einer Temperatur von 18° R. meine Reise längs des Flusses Kediri fort bis zu dem stattlichen, reich mit Fruchtbäumen umgebenen Orte Modschokerto, wo ich mir einen mit der Gegend vertrauten Javanen miethete, der mich nach der alten Hindustadt Modschopahit bringen sollte. Der Weg dahin führt fortwährend durch fruchtbare und gut cultivirte Felder. Die Landstraße ist trefflich unterhalten; die mit weißen Wolken umhüllten Gebirge begleiten den Wanderer zur Linken. Hier und da durchschneiden kleine Bäche die Straße, neben der die prächtigsten Tropengewächse in üppiger Fülle wuchern. Oft zeigte sich hier und da eine Lichtung, aus der ein kleiner Kampong entgegenlacht, umgeben vom Dorfwäldchen, eingezäunt mit Bambus-Pallisaden und bewässert von einem kleinen Wildbache, der munter zwischen den Bananen dahinplätscherte. Einfache Bambusbrücken, roh, aber fest zusammengefügt, führten über die Gewässer hin und erleichterten den Verkehr der Bewohner des Kampongs. Gegen Mittag machte ich in einem, etwa zehn Minuten von der Straße abwärts gelegenen Dorfe Rast. Nachdem ich mich durch ein gutes Mittagsmahl gestärkt hatte, brach ich wieder auf, um zu den Ruinen der berühmten Hauptstadt Javas zu gelangen. Anfangs traf ich nur ordnungslos durcheinander liegende, aber glatt gehauene Steine aus Trachyt oder Kalkstein, wie ich sie in der Umgegend schon mehrfach gesehen und die alle von diesen Ruinen geholt waren. Ja, seit Menschengedenken nimmt man zum Brückenbau und zur Straßenpflasterung in der ganzen Umgegend nur Steine aus diesen umfangreichen Ruinen, die ursprünglich allerdings einer Stadt von riesenhafter Größe angehört haben mögen. Etwas weiter entfernt sehen wir schon 3 bis 4 Fuß dicke Mauern von 20 bis 30 Fuß Höhe mit schmalen, oben spitz zulaufenden Eingängen, die an den gothischen Stil erinnern. Aber die Mauern sind schon an vielen Stellen durch Risse gespalten und bald werden sie nur noch ein formloser Trümmerhaufen sein. Hier und da gelangt man zu Ruinen, welche als Ueberbleibsel eines einstigen Palastes sich erweisen. Neben einer Eckmauer befindet sich ein breiteres Thor mit einigen steinernen Treppen und selbst Stücke von Statuen sieht man unter den Steinhaufen, die vielleicht durch Erdbeben in solchen chaotischen Zustand versetzt wurden. Aber das Glaga-Gras, die majestätischen Waringin-Bäume, die rauschenden Blätter des Bambus und verschiedene kleine Pflanzen haben sich überall in und auf den Trümmern eingenistet, als ob sie uns mit ihrer frischen Lebendigkeit für die Vergänglichkeit menschlicher Werke trösten wollten. Eine halbe Stunde westlich gelangt man zu den Ueberbleibseln eines ansehnlichen Gebäudes, welches die Javanen Tschardi Prawu nennen. Es hat eine Höhe von 60 bis 70 Fuß, ist aus rothen Backsteinen aufgeführt und läuft im Ganzen pyramidal nach oben zu. Ob aber der ursprüngliche Bau ebenfalls eine Pyramide war, oder ob nur die allmälig niederbröckelnden Trümmer dem Gebäude diese Form gegeben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Das Innere, welches eine 4 Fuß breite Pforte besitzt, hat noch ein ziemlich gut erhaltenes, etwa 18 Fuß langes und ebenso breites Zimmer mit kahlen Kalkwänden. Alles Uebrige an dem einst stattlichen Palaste ist nur ein formloser Trümmerhaufe. Der Umfang der Stadt Modschopahit muß in der That jenem der größten europäischen Hauptstädte der jetzigen Zeit gleichgekommen sein, wenn man annimmt, daß die Häuser ununterbrochen innerhalb der Grenzen fortliefen, wo wir gegenwärtig die Ruinen finden. Etwa eine Viertelstunde von Tschardi Prawu entfernt sieht man architektonische und Skulpturenreste der Vorzeit, welche die Javanen Sangar-Pamalangan nennen. Die Ruinen rühren sicher von einem großen Tempel her, sie sind noch ganz mit allerhand Bildhauerarbeit überdeckt, welche aber leider sehr beschädigt ist. Noch erkennt man eine Figur von monströser Form, halb Mensch, halb Vogel, und eine andere menschliche Figur mit kolossalem Kopfe und großen Schneidezähnen. Außer der üppigen Vegetation, welche diese Trümmer der Vorzeit umgeben, haust gegenwärtig die Thierwelt da, wo früher zahlreiche Priester den Göttern Opfer brachten und Tausende von Gläubigen nach den geheiligten Orten wallfahrteten. Jetzt hört man das Geschrei der Affen, die sich gegenwärtig als die Herren dieses Ortes betrachten und unwillig zu werden scheinen, wenn ein Fremder das längst von Menschen verlassene Terrain betritt. — Die ganze Gegend im Umkreise von mehreren Meilen ist reich an Monumenten und Ueberbleibseln alter Gebäude. Von der alten Ruinenstadt begab ich mich nach dem Dorfe Trawulan. Durch drei von den Javanen sehr reinlich gehaltene, mit einem Erdwall umgebene Höfe gelangt man zu mehreren mit Hautreliefs versehenen Monumenten, welche durch die Zeit schon sehr gelitten haben. Auf einem derselben ist in javanischen Buchstaben noch deutlich die Jahreszahl 1320 (also 1398 nach Christi) zu lesen. Modschopahit wurde im Jahre 1478 zerstört, und diese Monumente fallen in die Zeit der Blüthe jenes Reiches. Das Denkmal, auf welchem die genannte Jahreszahl angebracht ist, soll einer Fürstin von Dschampa gewidmet sein, welche der Sage nach aus dem siamesischen Reiche stammte und ihrer Schönheit wegen vom Susuhunan Browidschojo zur Gattin erwählt wurde. Da aber die Fürstin dem Islam zugethan war, ließ sie aus ihrem Vaterlande zwei ihrer Neffen kommen, die als Lehrer des Muhamedanismus auf Java wirkten. — Nicht weit von diesen Denkmälern, in der Nähe der Landstraße, befindet sich ein großer Teich von etwa 3000 Fuß im Durchmesser, der von einem durch denselben laufenden Bach gespeist wird und mit hellem, reinem Wasser gefüllt ist. Wahrscheinlich lebte hier einst der mächtige Susuhunan mit seinen Frauen, und der künstliche See diente ihm als Badeplatz. So sehr wir uns bei der Erinnerung an entschwundene einstige Größe und Macht eines ernsten, wehmüthigen Gefühles nicht enthalten können, so ist doch nicht zu leugnen, daß mit dem Sturze des Heidenthums und der Einführung des Islams auf Java die geistige Cultur sich bedeutend gehoben hat.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 6. Sonnabend, den 15. Januar, Abends. 1898.

Die deutsche Tiefsee-Expedition.*)

Von Friedrich Ratzel.

Die Nachricht, daß die Regierung vom Reichstag die Mittel zu einer Expedition zur Erforschung des südatlantischen und des südlichen indischen Oceans verlangen wolle, rief, als sie vor einigen Wochen durch die Blätter ging, wohl nur in engen Kreisen ein lebhaftes Interesse wach. In weiteren überwog vielleicht das Staunen darüber, daß die Regierung mitten in den Vorbereitungen für den folgenschweren Kampf um die Flottenvermehrung mit einer so akademischen Forderung hervortrat. Ich habe dieses Staunen nicht getheilt; denn die Macht zur See, oder wie ein bezeichnendes neu geschmiedetes Wort sagt, die Seegeltung, ist glücklicherweise von allen großen Seevölkern nicht blos durch den Wettkampf der Handelsflotten und in Seeschlachten bethätigt worden. Auch die Vertiefung und Erweiterung unserer Kenntniß der Erde durch die Erforschung der Meere ist ein Ruhmestitel seemächtiger Völker. Das ist übrigens nur ein Fall des großen geschichtlichen Gesetzes, daß die Wißbegier und die Gewinnsucht, die Wissenschaft und der Handel der politischen Ausbreitung zuerst vorangehen und vorarbeiten, ebenso wie sie dann im engsten Wechselverkehr mit der politischen Macht gebend und nehmend weiter arbeiten. Man sollte sich freuen, daß in derselben Session mit der Flottenvorlage dieser Plan einer nicht unbedeutenden wissenschaftlichen Meeresexpedition an den Reichstag gelangt. Vielleicht ging es bei diesem Zusammentreffen auch Anderen wie mir, daß sie sich an die Zeit erinnerten, wo mangels anderer Möglichkeiten selbständiger deutscher Leistungen zur See die beiden deutschen Polarexpeditionen von 1868 und 1869/70 als nationale Angelegenheit aufgefaßt und unterstützt wurden. Damals sagte man: Wir haben zwar keine deutsche Flotte, aber wir haben deutsche Seeleute, die vor den größten Gefahren der Polarwelt so wenig zurückschrecken, wie die der seemächtigsten Nationen. Geben wir ihnen Gelegenheit zu zeigen, was sie können.

Gerade wegen dieser nationalen Beziehung wäre uns ein größerer Plan willkommen gewesen, der deutschen Forschern und Schiffern ein wissenschaftlich und zugleich menschlich hohes Ziel in den unerforschten Regionen des südlichen Eismeeres gesetzt hätte. Der Plan des Professors Chun in Breslau, den die Regierung aufgenommen hat, zielt auch nach Süden, will aber den weißen Fleck der unbekannten Antarktis nicht berühren. Da der Vorschlag zu dieser neuen Tiefsee-Expedition von einem Zoologen ausgegangen ist, so ist es auch sehr verständlich, daß er biologische und nicht geographische Probleme in den Vordergrund stellt. Zum Glück sind beide nicht zu trennen. Nach den Auszügen aus der Reichstagsvorlage konnte man glauben, daß es sich im Grunde nur wieder um eine erweiterte Plankton-Expedition handeln solle. Gegen die Verwendung einer großen Summe aus öffentlichen Mitteln für einen so beschränkten Gegenstand würden wir uns, und mit uns Viele, entschieden ausgesprochen haben. Denn es ist nicht Sache der Regierungen, die Arbeiten der Specialisten zu unterstützen, die manchmal auf Liebhabereien, wissenschaftliche Mode- und Sportsachen hinauslaufen. Der Chun'sche Vortrag, der in dem allgemeinen Theil der Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte gedruckt ist, stellt doch etwas größere Aufgaben. Da werden die Studien über das Relief des Meeresbodens als die nothwendige Grundlage der biologischen vorausgesetzt. Man kann als selbstverständlich annehmen, daß auch die gründlichsten Messungen der Temperatur des Meeres in verschiedenen Tiefen damit verbunden sein werden, und die Erforschung der physikalischen, mineralogischen und chemischen Zusammensetzung des Tiefseebodens ist eine selbstverständliche Aufgabe, da ja die Organismen der Tiefsee auf diesem Boden leben und mit ihren Resten diesen Boden bilden helfen. Die Dichtigkeit und die chemische Zusammensetzung des Meerwassers, endlich das nach der Tiefe zu so rasch abnehmende Licht sind zu wichtig für das Leben auf jeder Stufe und in jeder Form und Größe, um nicht auch von einer biologischen Expedition gründliche Beachtung zu heischen. Für Chun liegt aber allerdings das Schwergewicht auf der rein biologischen Seite. Wer möchte leugnen, daß hier viel zu thun bleibt? Die bisherigen Forschungen über das Leben der Tiefsee haben mehr einen vorbereitenden Charakter gehabt, sie haben sich ganz besonders mit der Systematik der Organismen der Tiefsee und zur Noth noch mit der gröberen Anatomie derselben beschäftigt. Die großen Fragen der Entwickelung, der Ernährung, der Wechselbeziehungen dieser unter so ganz eigenthümlichen Bedingungen lebenden Thiere und Pflanzen sind noch zu beantworten. Ebenso die Fragen des feineren Baues, die ebenso schwierig wie wichtig besonders bei den in der Lichtarmuth der dunkeln Tiefe entweder verkümmerten oder enorm entwickelten Sehorganen sind. Es handelt sich dabei überall um Probleme, deren Tragweite nicht von den Grenzen der Zoologie oder Botanik umfaßt wird. Ich will nur einige davon hervorheben. Sie haben an dieser Stelle den Meister der Oceanographie, Professor Krümmel aus Kiel, über die Plankton-Expedition von 1889 sprechen hören und erinnern sich, daß man unter Plankton alle in oberflächlichen und tieferen Schichten schwimmenden Organismen versteht. Jene erste Plankton-Expedition wies nun nach, daß die Hauptmasse flottirender Organismen in der Nähe der Oberfläche bis zu 200 Meter Tiefe lebt, gewissermaßen eine organische Oberflächenschicht des Meeres bildend. Zugleich aber hat sie bestätigt, daß auch die tieferen, unbeleuchteten Regionen nicht unbelebt sind. Schwärme von Krebsthieren der verschiedensten Ordnungen bevölkern die Tiefe, dazu kommen Würmer, Weichthiere, Protozoen, Echinodermen, Siphonophoren. Es hat den Anschein, als ob unmittelbar über dem Boden des Meeres wieder eine Verdichtung des Lebens stattfinde, die vielleicht vorwiegend aus Copepoden besteht. Diese Lebewelt der Tiefe nährt sich wahrscheinlich von den Resten, die aus der Planktonschicht ununterbrochen hinabsinken. Aber wie lebt und wie entwickelt sich und wächst diese überraschend reiche und mannigfaltige Welt von Organismen? Unter dem Druck von mehreren Hundert Atmosphären, bei Temperaturen, die nahe dem Nullpunkt liegen und in den arktischen und antarktischen Meeren stellenweise auch darunter gehen, in absoluter Nacht, denn die letzten Lichtmengen hören für unseren Nachweis schon in der Tiefe von 500 bis 600 Meter auf, endlich bei wesentlich anderer chemischer Zusammensetzung des Wassers müssen andere Lebensbedingungen herrschen als sonst irgendwo auf der Erde. Und dabei bleibt immer die größte Thatsache die, daß die Organismen des Meeres eine an manchen Stellen 8000 Meter mächtige Schicht beleben, während das Leben am Lande großentheils einen nur dünnen Ueberzug des Bodens bildet. Diese biologische Expedition soll nun auch nach Süden gehen und zwar von Südafrika aus auf der interessanten Grenzscheide zwischen dem Atlantischen und Indischen Ocean. Zunächst sind es auch wieder biologische Fragen, die nach Süden locken. Das antarktische Plankton soll eingehender untersucht werden. Es handelt sich hier zugleich um eins der interessantesten biogeographischen Probleme. Sowohl in der Tiefe als an der

*) Vortrag im Verein für Erdkunde zu Leipzig am 12. Januar 1898.

Oberfläche leben im südlichen Eismeer und seinen Grenzgebieten Organismen, die im nördlichen Eismeer wiederkehren oder dort durch sehr nahe Verwandte ersetzt werden. In den weiten dazwischenliegenden warmen Meeren sind sie zum Theil noch nicht nachgewiesen. Deshalb ist die Hypothese aufgestellt worden, die Abkühlung an den beiden Polen der Erde habe in der Tertiärzeit begonnen und es hätten sich dabei aus einer früher gemeinsamen Meeresfauna die an die Kälte sich gewöhnenden Formen nach Norden und Süden ausgeschieden, während in den dazwischenliegenden Meeresräumen die Formen des warmen Meeres übrig geblieben seien. Diese Hypothese ist für diesen Zweck wahrscheinlich zu kühn. Es ist viel wahrscheinlicher, daß die arktischen und antarktischen Lebensformen sich in den kalten Tiefen begegnen und austauschen. Die gerade aus der Antarktis in der Tiefe und an der Oberfläche so mächtig äquatorwärts drängenden Massen kalten Wassers erleichtern das Vordringen antarktischer Formen nach Norden. Kann man doch das kalte antarktische Wasser in den Tiefen der Meere weit über den Aequator hinaus nachweisen. Die neue Tiefsee-Expedition will sich besonders die Aufgabe stellen, das Vordringen antarktischer Arten in den kalten Tiefen und in den kalten Strömungen zu prüfen. Dazu sind ja die Oertlichkeiten trefflich gewählt, denn an der Spitze von Afrika tritt der kalte Benguelastrom auf, den wir vor der südwestafrikanischen Küste bis in den Meerbusen von Guinea verfolgen können. Es wird sich dabei besonders um die Erforschung der mittleren Tiefe mit Schließnetzen handeln, die nur den Fang einer bestimmten Tiefenzone ans Licht bringen. Man wird auf diese Weise sehen, ob der Fall jenes Pfeilwurmes, der Sagitta hamata, sich wiederholt, der im nördlichen und südlichen Eismeer häufig an der Oberfläche ist und dazwischen in den kalten Tiefen vorkommt. Das ist nur eines von den biogeographischen Problemen, auf deren Gesammtheit ich wenigstens größeres Gewicht legen möchte, als auf die rein biologischen. Gleich den früheren Tiefsee-Expeditionen wird auch diese neu geplante neue Lebensformen vor uns erscheinen lassen, die wir längst im Kalkstein der Jura- oder Kreideformation begraben wähnten. Die alterthümlichsten Formen haben sich in diesen Tiefen erhalten. Neben ihnen aber ist eine reiche neue Lebewelt entwickelt mit erstaunlichen Anpassungen an die eigenthümlichen Lebensbedingungen der Tiefe. Diese stellen uns vor die Frage: Wie und wo entstanden sie und fanden die Möglichkeit der Absonderung, in der allein die Befestigung und Steigerung ihrer neuen Eigenschaft uns möglich deucht?

Und diese Frage führt wiederum auf die geographischen Aufgaben der Tiefen- und Temperaturmessungen und der Chemie und Physik des Tiefseewassers. Die geographischen Aufgaben der neuen deutschen Tiefsee-Expedition müssen in allererster Linie Tiefenmessungen sein. Darauf hat vor Jahren schon Neumayer und jetzt wieder Chun hingewiesen, daß gerade im Indischen Ocean noch sehr große Lücken sind. Die Tiefen von der Spitze Afrikas über Madagascar und vor der deutsch-ostafrikanischen Küste sind nur oberflächlich bekannt und der Boden des Indischen Oceans ist überhaupt sicherlich nicht so ungeheuer einförmig, wie er heute noch gezeichnet zu werden pflegt. Sehen wir von besonderen Aufgaben ab, so ist im Allgemeinen unser Wissen von der Gestalt dieser 72% unserer Erdoberfläche noch sehr lückenhaft. Wir werden nie so genaue Karten von dem Meeresboden haben können, wie jetzt von den meisten Ländern Europas. Einer engen Scala von Höhenverschiedenheiten, wie sie den Boden des norddeutschen Tieflandes noch ziemlich mannigfaltig gestalten, sind unsere Meßwerkzeuge in der Tiefsee nicht gewachsen. Die Tiefen des Meeresbodens erscheinen uns also noch einförmiger als sie sind. Es ist kein Grund, anzunehmen, daß die Verbesserung der Werkzeuge zur Tiefseemessung, die seit Jahren fortgeschritten ist, mehr durch englische und amerikanische als deutsche Leistungen, sobald Halt machen werde. Aber diese Fortschritte können eben immer nur durch neue Expeditionen bewirkt werden, die neue Werkzeuge erproben, neue Aufgaben stellen, Fehlerquellen entdecken. Daß die Zahlen für die mittleren Tiefen des Oceans bei den einzelnen Berechnern in den letzten Jahren nur noch wenig zu schwanken schienen (Krümmel 1879 3440, Karsten 3500), kann keinen Eindruck machen, wenn wir uns erinnern, wie unerwartet die Tiefen von 3600 m gekommen sind, die Nansen im nordsibirischen Eismeer gemessen hat, und wie die größten jetzt bekannten Tiefen von 9400 m im südlichen Stillen Ocean hart neben den ausgedehnten westpacifischen Erhebungen liegen. Es ist eine der erlaubtesten Deductionen, daß der Meeresboden von dem Festlandboden sich durch den Mangel der Erosionswirkungen des fließenden Wassers unterscheidet. Die Millionen und Abermillionen von Thälern, angefangen von den engen Rinnen der Quellbäche und bis hinab zu den breiten Canälen der Ströme und den Erweiterungen der Rinnen, in denen Seen stehen, die Mulden der Gletscher, die indirecten Wirkungen der Auswaschung und Ausnagung, wie Höhlen, Karren, Einstürze, werden fehlen. Auch werden die Dünen und die Formen fehlen, die die Luft in den Felsen aushöhlt, gegen die sie scharfe Sandkörner schleudert. Gemeinsam werden dem Meeres- und Festlandboden sein alle Wirkungen der unterirdischen Kräfte: die Gebirgsfaltungen, die vulcanischen Erhebungen, die Abstürze und Einstürze der Felsmassen. Daher werden auch die großen Züge der Gestalt des Meeresbodens denen des festen Landes sehr ähnlich, die Einzelheiten aber sehr unähnlich sein. Wir setzen dabei voraus, daß die von innen heraus die Erdrinde gestaltenden Kräfte auf den Meeresboden gerade so wirken wie auf das Land, was allerdings nicht allgemein angenommen wird. Und da die unablässigen Bewegungen der Luft und des Wassers nicht blos Formen schaffen, sondern auch vernichten, so werden wir auf dem Meeresboden nicht blos weite Ebenen und flache Mulden, sondern auch schroffe Wände und tiefe, thalförmige Klüfte und Gräben finden. So haben wir im Atlantischen Ocean mehrere Längsthäler von über 5000 m Tiefe, die lange Strecken in der allgemeinen Richtung dieses Meeres ziehen. In der Karaibischen See haben wir schmale und ungemein tiefe Gräben neben schroffen Erhebungen, deren Gipfel Bänke oder Koralleninseln tragen. Vereinzelte schroff aufsteigende Berge, die an manchen Stellen nur 50 m über sich haben, also Bänke bilden, kommen in allen Meeren vor und werden wohl meistens aus vulcanischen Kegeln bestehen. Daneben liegen die gewaltigen kesselartigen Vertiefungen des Indischen Oceans in dem Inselmeer zwischen Asien und Australien. Diese Form- und Höhenunterschiede des Meeresbodens sind nicht blos merkwürdig an sich. Man bedenke, daß die Tiefen des Meeres der Schauplatz gewaltiger Bewegungen sind, die das kalte, schwere Wasser der Polargebiete sich äquatorwärts überallhin verbreiten lassen, wo keine untermeerischen Erhebungen im Wege stehen, und daß, wie die Vertheilung der Wärme- und Dichteunterschiede, auch die Lebensentwickelung durch die Höhenstufen des Meeresbodens reicher gegliedert werden muß. Die Wärmemessungen in der Tiefsee sind vielleicht noch wichtiger als die Tiefenmessungen, denn sie bestimmen eine weithin wirkende Kraft, während diese nur einen Zustand feststellen. Während die Wärme in den Boden nur langsam und so wenig tief eindringt, daß in der gemäßigten Zone in 10 m Tiefe die Temperatur constant wird, hat die größere specifische Wärme des Wassers die Folge, daß sich das Meer langsam aber stetig erwärmt und langsam abkühlt. Wenn auch die Verdunstung und die Strömungen den Effect der Erwärmung verringern, so reicht doch die Wärme viel tiefer als am Lande. Die Jahrestemperatur der Luft über dem Meer ist immer höher als die der Luft über dem Lande in gleicher Breite. In der Tiefe nimmt die Wärme des Meeres bis 700—1000 m ab, wo die Temperatur von 4° erscheint, unter die nun in geringem und wechselndem Maße die Temperaturen in den tieferen Schichten noch herabsinken. So sind im Indischen Ocean bei 3375 m 1,7°, bei 4665 m 1,4° gemessen. Diese niederen Temperaturen sind nicht an allen Stellen dieselben. Ihre Vertheilung weist auf große langsame Bewegungen der Wassermassen in der Tiefe der Meere hin. Wenn z. B. am Boden des warmen Meerbusens von Bengalen 0,9° gemessen wird, so ist das genau dieselbe Temperatur, die am Boden des Indischen Oceans in 50° s. Br. gemessen worden ist; und es besteht eine große Wahrscheinlichkeit, daß kaltes dichtes Wasser in den höheren Breiten des Indischen Oceans zu Boden gesunken ist und seinen Weg bis in diese nördlichen Theile in der Tiefe zurückgelegt hat. Daß indessen diese Tauschbewegungen nicht so einfach nur Wirkungen der Temperaturunterschiede sind, lehren uns die sehr genauen Beobachtungen der Norweger im Nordmeer, die warmes Wasser in der Tiefe und darüber kälteres fanden; jenes warme stammte aus dem Golfstrom und sank in die Tiefe, weil es dichter ist. Diese Schwankungen der Temperatur in den größten Tiefen sollten durch möglichst zahlreiche Beobachtungen viel genauer bestimmt werden, als es bis heute geschehen ist. An sie knüpft sich nämlich eine Frage von der allergrößten Bedeutung, die ich nur zu streifen wage. Wie verhält sich die Eigenwärme der Erde zu diesen gewaltigen Massen eiskalten Wassers, das die Tiefe der Meeresbecken ausfüllt und zugleich

die Flanken jener Weltinseln bespült, die die Grundmauern unserer Continente sind? Die Erde zeigt überall, wo wir in ihre Tiefe vordringen, eine ziemlich regelmäßige und rasche Wärmezunahme. Wir dürfen annehmen, daß, wenn wir von hier aus geraden Wegs 7000 Meter in die Erde bohren könnten, wir eine Temperatur von mehr als 300° C. finden würden. Im Meere finden wir aber in derselben Tiefe eine Temperatur, die nur wenig über dem Gefrierpunkte liegt. Welchen Einfluß übt nun der nicht blos am Boden, sondern auch an den Wänden des Meeres immer fortgehende Wärmeverlust auf das Meer, dem Wärme zugeführt wird, und auf die Schichten der Erde, die Wärme verlieren? Nansen hat das fortwährende Abschmelzen der grönländischen Firn- und Eisdecke auf die Wirkung der Erdwärme zurückgeführt und neuerlich glaubte Eduard Richter die Temperaturen in der Tiefe österreichischer Alpenseen nur auf die ausstrahlende Erdwärme zurückführen zu können. Diese Ansichten müssen an den Tiefseetemperaturen geprüft werden. Dabei mag der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß man Mittel finden wird, die Temperaturen nicht blos an der Oberfläche des Tiefseeschlammes, sondern auch in gewissen Tiefen desselben zu messen, ebenso wie die physikalische und chemische Untersuchung des Tiefseeschlammes wohl nicht immer an seiner Oberfläche haften, sondern auch in seine tieferen Schichten einzubringen wissen wird. Nur ein Wort über die physikalischen und chemischen Untersuchungen des Tiefseewassers. Daß die Dichte eine große Rolle bei den radialen und tangentialen Bewegungen in den Meerestiefen spielen muß, ist klar. Sie wird einmal der Wärme entgegenwirken, dann auch wieder zur Wärme sich summiren. Auf die Oberfläche des Meeres wirken Sonne und Winde und machen das Wasser durch Verdunstung salzreicher. Das dadurch schwerer gewordene Oberflächenwasser sinkt nun in die Tiefe. Soweit wir heute wissen, liegt im offenen Meer salzreicheres Wasser an der Oberfläche, dann wird es salzärmer bis zu 2000 m und von da an steigt der Salzgehalt wieder etwas. In diesem Salzgehalt wiegen Chlorverbindungen vor, während in dem der Ströme, die sich ins Meer ergießen, kohlensaure Salze in der Mehrheit sind. Das Meer ist also etwas ganz Anderes als nur eine Concentration der ununterbrochen zu den tiefsten Stellen der Erde hinrinnenden Süßwasser. Es hat seine eigene innere Entwickelungsgeschichte, die zugleich ein großes Stück Erdgeschichte ist. Wie hat sich das Meerwasser zu dieser im Ganzen so constanten Lösung von Chlornatrium, Chlormagnesium u. s. w. entwickelt? Und welche Rolle spielt dabei das organische Leben, durch das diese Stoffe zersetzt und umgebildet werden? Wie wirkt nun wieder dieses Wasser und wie wirkt besonders die in der Tiefsee reichlich in ihm enthaltene Kohlensäure auf die Niederschläge ein, die sich ununterbrochen auf dem Boden des Meeres sammeln? Das sind alles große Fragen aus der Geschichte der Erde und des Lebens auf der Erde. Auf den ersten Blick erscheint uns das Meer immer als ein ungeheuer einförmiges Ding, überall wesentlich dieselben Eigenschaften zeigend, daher wohl auch, meint man, der Forschung entsprechend einfache Probleme bietend. Von diesem ersten Eindruck hat der Gang der Meeresforschungen nur eine Eigenschaft: die der räumlichen Größe übrig gelassen. Diese allerdings wird allen Meeresforschungen jederzeit eine ganz besondere Bedeutung verleihen. Das Meer steht zum Lande nach den neuesten Schätzungen wie 72 : 28. Die Meeresforschungen beschlagen demnach fast drei Viertheile unserer Erdkugel. Es folgt daraus, daß, wenn wir den morphologischen Gesammtcharakter unseres Planeten erkennen wollen, die Erforschung des Meeresbodens allem Anderen vorausgehen muß. Denn wenn wir uns das Wasser wegdenken, das in flüssigem und festem Zustande unsere Erde umgiebt, so treten drei Viertheile des Erdbodens in ihren festen Formen erst zu Tage. Wollten die Geographie und die Geologie ihre Schlüsse über Bau und Werden der Erde nur auf das eine trockenliegende Viertheil gründen, so wären sie nur Fragmente einer Wissenschaft von der Erde, oder Wissenschaften von einem Fragmente der Erde.

Es kann also Vieles und sehr Bedeutendes von einer gut geleiteten Tiefsee-Expedition erwartet werden. Und darum wäre es ebenso engherzig wie kurzsichtig, wenn die Geographen der Verwirklichung eines so schönen Planes Schwierigkeiten machen wollten, weil er sich nicht jene Ziele setzt, die heute einer geographischen Expedition auf der Südhalbkugel als die bedeutendsten erscheinen müssen. Es liegt ja etwas Enttäuschendes darin, daß wir nun seit bald einem Menschenalter eine Expedition zur Erforschung der geographischen Verhältnisse der antarktischen Gebiete anstreben und nicht erreichen können, und daß dafür eine zoologische Expedition bis an die Grenzen der Antarktis, dieses gelobten Landes der geographisch-physikalischen und geologischen Probleme, im Handumdrehen verwirklicht werden soll. Allein verstimmen darf uns das nicht. Wir wollen es genau so halten, wie wenn wir im täglichen Leben eine Enttäuschung erfahren: wir bestreben uns, es das nächste Mal, so viel an uns ist, besser zu machen. Wir werden also die Lehre daraus ziehen, daß man mit den schönsten Reden, auch wenn sie jedes Jahr auf jeder Naturforscherversammlung und jedem Geographentag wiederholt werden sollten, keine Südpolar-Expedition zu Stande bringt. Mit einem bestimmten Plan, der Ziel und Mittel klar erkennen läßt und darum auch nicht zu großartig sein darf, muß man an die Stellen und Personen herantreten, die zur Verwirklichung am meisten beitragen können. Es ist schön und dankenswerth, in großen heterogenen Zuhörerschaften die Ueberzeugung wachzurufen, daß die Erforschung der Südpolargebiete der größten Opfer und Anstrengungen werth sei. In der Regel kann aber eine feste Ueberzeugung dieser Art nur das Ergebniß von tieferen Studien sein. Es kommt deswegen für die praktische Verwirklichung großer Forschungspläne auf etwas ganz Anderes an, nämlich auf das Vertrauen, das die Vertreter einer solchen Idee bei der Regierung oder bei einzelnen opferfähigen Bürgern zu erwecken wissen. Die Beiträge weiterer Kreise sollen gar nicht gering geachtet, im Gegentheil, gerade die kleinsten, die abgesparten sollen am dankbarsten angenommen werden. Aber sie allein machen wenigstens in Deutschland noch keine kostspielige Expedition möglich. Man muß nun einmal mit der Thatsache rechnen, daß in Deutschland bisher mit der Zunahme des Reichthums nicht in gleichem Maße die Freigebigkeit für wissenschaftliche Zwecke gewachsen ist. Die so viel kleineren skandinavischen Völker beschämen uns darin. Schweden und Norwegen haben solche Helden der Polarforschung wie Nordenskiöld und Nansen nicht blos, weil sie die Männer erzeugt haben, sondern auch, weil diese Männer für ihre Pläne stets die bereitwillige rasche Hilfe freigebiger Gönner gefunden haben. Hoffen wir also, daß die neue deutsche Tiefsee-Expedition zu Stande kommt, und begleiten wir sie mit unseren besten Wünschen, wenn sie ihrem Ziele zuschwimmt. Nehmen wir uns aber zugleich vor, noch eifriger als bisher und vor Allem praktischer für die Südpolar-Expedition thätig zu sein, die sich noch in diesem Jahrhundert verwirklichen muß, wenn wir es recht anfangen, und die dann hoffentlich schon von reichen Erfahrungen der neuen deutschen Tiefsee-Expedition Nutzen ziehen kann.

Bücherbesprechungen.

— Das Tropenprincip Zinzendorf's und der Brüdergemeinde und seine Anwendung auf die uns gegenwärtig bewegende Lehrfrage. Ein Wort der Verständigung an die Mitglieder der Deutschen Brüder-Unität von O. F. Uttendörfer. Leipzig, Friedrich Jansa. 1897. 40 S. — Das Tropenprincip Zinzendorf's besteht darin, daß er die verschiedenen Confessionen und Richtungen in der evangelischen Kirche für gleichberechtigte Tropen oder Arten des Bekenntnisses zu Christo angesehen und sie so behandelt hat. Dieser Grundsatz wird von dem Verfasser in einer recht mühsamen Weise auf etwas völlig Anderes übertragen, nämlich auf die Gleichberechtigung der verschiedenen Richtungen der theologischen Wissenschaft. Die Brüdergemeinde befindet sich ja in einer recht üblen Lage mit den in ihr ausgebrochenen Lehrstreitigkeiten und zu verdenken ist es dem Verfasser nicht, wenn er als gewesener Lehrer am theologischen Seminar mit redlichem Bemühen eine Brücke zu schlagen sucht, die von ihm und seinen Gesinnungsgenossen zu den „Modernen" hinüberführt. Kennt er doch gewiß unter ihnen recht tüchtige Männer, die das Beste erstreben und, soweit ersichtlich, auch im Segen wirken und doch durch den „tiefen Graben" von ihm getrennt sind. Aber der Brückenbau wird schwerlich halten; hier ist gar nicht blos die Rede von „der durch strenges Denken vermittelten Aneignung theologischer Begriffe", sondern von zwei Weltanschauungen, die im letzten Grunde als scharfe Gegensätze sich gegenüberstehen. Die eine ist das Christenthum, das sich auf geschichtlich bezeugten Gottesthaten erbaut, die andere eine Religions-

philosophie, die christliche Begriffe und Sätze sich aneignet, ohne sie auf dem Boden zu ergreifen, wo sie entstanden sind. So wenigstens stehen sie in schärfster Ausprägung wider einander; in wie weit sie innerhalb der Brüdergemeinde zu dieser Vollziehung ihrer eigenen Folgerungen gediehen sind, haben wir nicht zu untersuchen. Aber was hat das mit Zinzendorf's Tropen zu thun?
B. K.

— Gesunde Lehre und gesundes Leben nach den Pastoralbriefen. Vortrag von Dr. Alexander Röhricht, P., Leiter des ev. theol. Studienhauses in Bonn. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1897. 50 ₰. — Der Vortrag erkennt in der Lehre der Pastoralbriefe deshalb etwas besonders Bemerkenswerthes, weil sie sich zwar durchaus in apostolischen Anschauungen bewegt, aber doch schon in die Zeit einer fortgeschrittenen Bewegung fällt, in der man sich einer in der christlichen Erfahrung vorhandenen, bestimmten christlichen Wahrheit als gesunder Lehre bewußt war. Seine Meinung, die nicht ganz deutlich ausgeführt ist, scheint uns dahin zu gehen, daß solche gesunde Lehre, die christliche Lebensmacht ist, auch zu unserer Zeit ihre eigene theologische Weiterführung reguliren und das ihr Widerstreitende ausscheiden müsse, wie einst die gesunde Lehre der Pastoralbriefe theologisirende Untersuchungstriebe auf ihr erlaubtes Maß zurückgeführt habe. Es ist schade, daß dieser bemerkenswerthe Gedanke näherer Nachweise, wie gesagt, entbehrt.
B. K.

— Das Verfahren in Nachlaßsachen nach königlich sächsischem Rechte. Eine Anleitung zur Behandlung von Nachlaßsachen mit Formularen zum praktischen Gebrauche und unter Abdruck der ortsgerichtlichen (?) Bestimmungen, verbunden mit einem Repertorium der in Nachlaß- und Vormundschaftssachen ergangenen Annalenentscheidungen (?). Herausgeg. von Arno Igel, Referendar. Pegau i. S., Hermann Günther. (106 S.) — Von dem Werke entfallen 10 S. auf die Darstellung über die Ortsgerichtspersonen einschließlich der Entstehung der Dienstanweisung und 26 S. auf den Abdruck der Bestimmungen über die Ortsgerichtspersonen (nicht der ortsgerichtlichen [?] Bestimmungen); wozu dies dienen und wem es nützen soll, ist nicht ersichtlich. Weitere 24 S. entfallen auf die Schilderung des Verfahrens in Nachlaßsachen, wohinein aber soviel Darlegungen von Umständen, die zwar den Tod, nicht aber den Nachlaß einer Person betreffen, gezogen sind, daß das Verfahren selbst nur S. 34—38 behandelt wird; auf diesem Raume aber etwas einigermaßen Genügendes zu geben, ist unmöglich. Dazu kommt, daß die aufgestellten Ansichten oft bedenklich, ja unrichtig sind, abgesehen von Flüchtigkeiten (so z. B. der Angriff gegen Kretzschmar's Repertorium S. 21, wo der Verfasser das Komma bei Kretzschmar übersehen hat, das der angefochtenen Stelle einen ganz anderen Sinn giebt). Auch die Formulare S. 40 fg. sind nicht mustergiltig und geben kein rechtes Bild. Sollte jetzt noch das — früher gewiß vorhandene — Bedürfniß nach einer Darstellung des Verfahrens bestehen, so wird ihm sicher durch das Werk nicht abgeholfen. Das Brauchbarste am Buche ist das Repertorium, das durch seine Einrichtung das Finden nicht gerade erleichtert; es betrifft die Entscheidungen des Oberlandesgerichts, die in den Annalen veröffentlicht sind.
K—d.

— Das bayerische oberste Militärgericht. Ein Gutachten von Dr. jur. v. Marck. Berlin, 1897. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. — Der Verfasser giebt zu, daß die Militärgerichtsbarkeit eine Aeußerung der Militärhoheit sei, gelangt aber doch zu dem Ergebnisse, daß ein gemeinsames, auch Bayern umfassendes Militärobergericht mit dessen Reservatrecht vereinbar, im Uebrigen Nothwendigkeit für die Gesammtheit sei. Seine Ausführungen sind gewiß sehr interessant, haben uns aber mit ihrer Einführung des Gewaltmoments als Regulators zwischen Gesammtheit und Sonderrecht, Militär- und Justizhoheit nicht zu überzeugen vermocht. Im Uebrigen scheint uns der Verfasser die Bedeutung der Frage in der That zu überschätzen. Die Erfahrungen, die mit dem bayerischen obersten Landesgericht als Concurrenten des Reichsgerichts gemacht worden sind, gestatten u. E. eine durchaus nüchterne Betrachtung auch der vorliegenden Frage.
N—l.

— Palmenzucht und Palmenpflege. Anweisung zur Anzucht und Pflege der Palmen. Von Dr. Udo Dammer, Custos des königl. botanischen Gartens zu Berlin. Mit 24 Vollbildern. Frankfurt a. O. 1897. Verlag von Trowitzsch und Sohn. Preis elegant gebunden 4 ℳ. — Gerade an einem solchen Werke hat es schon seit Jahren gefehlt. Namentlich der Liebhaber von Zimmergewächsen wird sein Erscheinen freudig begrüßen, erweist es sich doch als ein solches, welches nicht allein der Palmen züchtende Handelsgärtner vortrefflich wird verwerthen können — denn es entspricht auch den höchsten, an ein derartiges Buch zu stellenden Ansprüchen voll und ganz —, sondern auch als ein jedem Laien, jedem Anfänger in der Palmencultur überaus verständlich werdender, zuverlässiger Rathgeber. Nöthigt uns der geradezu unübertrefflich, wirklich mustergiltig bearbeitete Abschnitt über die bekanntesten Palmen-Gattungen und -Arten, deren Aussehen, Vorkommen, Nutzwerth, Cultivirungsweise die größte Anerkennung ab, so empfinden wir eine nicht geringere Befriedigung darüber, daß besonders die allgemeiner die Zucht und Pflege der Palmen, ihren Schutz vor Krankheiten und Feinden, ihre Heilbehandlung u. s. w. schildernden Capitel sehr ausführlich, völlig einwandfrei und recht praktisch den angedeuteten Stoff behandeln. Wenn wir schließlich noch hervorheben, daß auch der Verlag des Werkes für eine wahrhaft vornehme Ausstattung, für einen ebenso reichen, wie bewunderungswerth naturwahren, herrlichen Bilderschmuck desselben Sorge getragen hat, so dürften wir wohl nichts hervorzuheben vergessen haben, was zur besten Empfehlung dieses ausgezeichneten Buches zu dienen vermöchte.
Dr. E. S. Zürn.

— Typographische Jahrbücher. Unter Mitwirkung des Hrn. Geh. Hofrath[s] Professor Dr. Nieper, Director[s] der königl. Kunstakademie, sowie der Herren Professor Max Honegger und Dr. Aarland von der königl. Kunstakademie in Leipzig herausgegeben von Julius Mäser, Leipzig. XVIII. Jahrgang (1897), Heft 1. 8—12. (Druck und Verlag von Julius Mäser in Leipzig, 1897.) 8°; S. 1—8. 57—96 des Textes. Preis: des Jahrganges 4.80 ℳ, des einzelnen Heftes 40 ₰. — In der Wissenschaftl. Beil. vom 12. August 1897, S. 384, hatte ich den XVII. (96er) Jahrgang und vom XVIII. Heft 2 bis 7 der umsichtig geleiteten „Typographischen Jahrbücher" angezeigt; heute, auf Grund der übrigen Hefte des letzten Jahrganges, erfülle ich gern die Pflicht, erneut auf diese Zeitschrift, die dem Buchdrucker eine Fülle von Anregungen bietet, hinzuweisen. Der kurze, doch gut orientirende Aufsatz über die Entwickelung der Kunststile ist mit dem letzten Capitel, das dem modernen Stile gerecht wird, nunmehr abgeschlossen, die Abtheilung „Technische Rundschau" ergeht sich nach allen möglichen Seiten hin über die auftauchenden Fragen und Neuigkeiten der typographischen Technik, die Kunstbeilagen verdienen zum weitaus größten Theile den Namen Musterblätter, und im „Vermischten" endlich kommen auch die Kleinigkeiten und Alltäglichkeiten des Buchdrucks zu ihrem Rechte. Kurz: wer hinsichtlich der erfreulichen Fortschritte des Buchdrucks und aller mit ihm verwandten Zweige stets auf dem Laufenden bleiben möchte, der abonnire auf Mäser's Typographische Jahrbücher! Der Druck des Vorsatzblattes „An die Freunde" hätte sorgfältiger überwacht werden sollen; 4 Spieße und 2 fehlende Interpunktionen in 31 Zeilen, das macht sich, mein' ich, zur „Empfehlung" nit besunders.
Ht.

— Reinhardt's Kalender für Straßen- und Wasserbau- und Cultur-Ingenieure 1898. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann. Gebunden nebst drei Beilagen. Preis 4 ℳ. — Dieser in Fachkreisen wohl allgemein bekannte und beliebte Kalender, dessen XXV. Jahrgang für das Jahr 1898 von dem königl. Wasserbauinspector R. Scheck in Breslau neu bearbeitet worden ist, hat verschiedene Aenderungen seinen Vorgängern gegenüber aufzuweisen. So hat u. A. das Capitel „Wasserbau" eine Ergänzung für die Stauformeln und die städtischen Kläranlagen erhalten; in dem Capitel Feldeisenbahnen sind die elektrisch betriebenen Bahnen neu erwähnt. Weiter sind neu bearbeitet bezw. auf Grund der neueren Erfahrungen zum Theil in recht erheblicher Weise ergänzt und stofflich erweitert die Capitel Brückenbau, Maschinenbau, Elektrotechnik und Neben- und Kleinbahnen. Reinhardt's Kalender enthält Alles, was der in der Praxis stehende Techniker und Ingenieur am häufigsten benöthigt, und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß sein Gesammtinhalt unter Mitwirkung bekannter hervorragender Fachmänner neu bearbeitet ist und alles auf straßen- und wasserbautechnischem Gebiete Wissenswerthe und Neue in gedrängter Kürze, aber den Gegenstand erschöpfend, zusammenfaßt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Kalender in seiner jetzigen Ausgabe mehr noch als bisher den Anforderungen der Fachwelt entsprechen und in derselben gute Aufnahme finden wird.
C. M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 7. Dienstag, den 18. Januar, Abends. 1898.

Wanderungen in Südamerika.

Von Capitän Jerrmann.

II. (Schluß.)

In einer Lichtung des Waldes auf einer sanft ansteigenden Bodenerhöhung lag das einfache Holzhäuschen mit der freien Aussicht auf einen sich weit hinaus erstreckenden Wiesengrund. Das Haus war eigentlich nur ein Schuppen, unter dessen Dach man am hinteren Theile ein kleines Schlafzimmer für die ganze Familie abgeschlagen hatte, während der ganze übrige Raum einen strohgedeckten Vorplatz bildete. In dem Stübchen standen einige roh gezimmerte Catres zum Schlafen und ein aus hübschem Holz recht geschickt gezimmerter Altar mit Heiligenschrein. Die Frau des Capataz zeigte ihn mir mit gläubiger Andacht und unverkennbarem Stolze. Eine echte Paraguayerin, trug ihr Gesicht den charakteristischen Typus der aus Spaniern und Indianern entstandenen Mischlingsrasse. Die glühenden, etwas träumerischen Augen, die dunkelkupferfarbige Haut, das volle, glatte, tiefschwarze Haar ließ die niedere Stirn und die vorstehenden Backenknochen leicht vergessen, um dem Antlitz trotz alledem einen anmuthigen Reiz verleihen zu können. Sie war nur mit dem am Halse sehr weit ausgeschnittenen, um die Hüften zusammengebundenen Hemde bekleidet, aber über den Kopf hatte sie die von jeder Eingeborenen getragene Sábana geworfen, ein großes weißes Bettlaken, welches den Körper bis zum Knie verhüllt und mit einer bewundernswerthen Grazie über oder unter die linke Schulter geschlagen wird. Das sieht sehr hübsch aus, und reizend, wenn kleine Kinder sich bemühen, den richtigen Faltenwurf zu erzielen. So einfach und schmucklos war die Frau gekleidet, aber über dem Altar lag ein blüthenweißes Tuch mit niedlicher Handarbeit verziert. Der Mann trug ein weißleinenes Hemde und ebensolche, am Knöchel zugebundene Hosen, auf dem Kopf einen alten Strohhut, an den nackten Füßen mächtige Sporen mit zolllangen Stacheln an den Rädern. Die Kinder, Knaben und Mädchen von drei bis acht Jahren, liefen völlig nackt umher. Der Empfang war ein aufrichtig herzlicher, wir wurden unter dem Schuppen zum Sitzen auf eine rohe Holzbank genöthigt; während zwei Peone, oder Knechte auf deutsch, die Pferde bedienten, machte der älteste Knabe mit den Bolas Jagd auf ein wild flüchtendes Huhn. Sein Jagdzeug war eine Miniaturnachahmung der von den Gauchos zuweilen an Stelle des Lasso gebrauchten, an langen Riemen befestigten Kugeln. Die Hetze dauerte lange, aber einmal ohne Deckung, erlag das Huhn auch sofort dem sicheren Wurfe des kleinen Bolero, und nach kurzer Zeit lag es in dem unter freiem Himmel zwischen drei Steinen ruhenden Kochtopfe. Nach den Entbehrungen der Nacht mundete uns das Frühstück vortrefflich. Der Topf ward vor uns auf die Erde gestellt, wir konnten uns mit den im Gürtel getragenen Dolchmessern abschneiden was uns beliebte, und halbweich gekochte Mandioca als Brod dazu essen. Die Wirthe sahen uns mit Befriedigung zu und verzehrten hernach das Uebriggebliebene, wozu wir den Caña, Zuckerrohrschnaps, spendeten. Als wir unser Ansuchen vorbrachten, theilte uns der Capataz mit, daß er die Pferde, welche sehr weit entfernt weideten, kaum vor dem Abend herantreiben lassen könne, da er augenblicklich mit allen Leuten beim Rodeo der Rinder beschäftigt sei. Es ist dies ein sich allwöchentlich wiederholendes Zusammenholen des Viehes, wobei Verkaufs- oder Schlachtthiere ausgesucht, die anderen auf ihren Gesundheitszustand geprüft werden. Der Aufenthalt war zwar unerwünscht, aber die Gelegenheit, einem so interessanten Schauspiel beizuwohnen, entschädigte mich vollkommen. Schon während des Frühstücks bemerkten wir, wie auf der vor uns liegenden Ebene das Vieh von allen Seiten her sich zu einer großen Heerde von wohl tausend Stück versammelte, gefolgt von flinken Reitern und bellenden Hunden, und kaum hatten wir uns gestärkt, so hieß es auch: zu Pferde. Die versammelte Heerde machte ungefähr den dritten Theil des Gesammtbestandes aus und gewährte einen prachtvollen Anblick. Mächtige Stiere und Ochsen, Kühe mit ihren Kälbern und Jungvieh aller Art drängte sich hier brüllend durcheinander. An einzelnen Stellen konnte man kämpfende Stiere beobachten, an anderen wieder, wie ausgebrochene Thiere von flüchtigen Reitern zur Umkehr gezwungen wurden. Dieser Dienst auf der Estanzia ist für die Pferde außerordentlich aufreibend und nach einer gewissen Zeit sind sie nicht mehr dazu tauglich. Das beständige Hetzen und Jagen, das scharfe Wenden beim Lassiren und die geringe Pflege im Camp bringt sie sehr rasch herunter. Aber auch die Reiter haben bei dieser Arbeit ihre ganze Kraft und Geschicklichkeit einzusetzen und volle Gelegenheit, zu zeigen, daß sie auf dem Pferde groß geworden sind. Diese Kerle sehen wildromantisch aus, wenn sie, zum Lassiren gerüstet, auf ihren dürren, struppigen aber feurigen Gäulen sitzen. Ein hoher, sehr fester Bocksattel, der sogenannte Recado, liegt auf zahlreichen Decken und einer großen ledernen Carona, und er selbst ist wieder mit Decken und Fellen überlegt, so daß der Reiter ziemlich hoch sitzt. Unter dem rechten Schenkel ist der lederne Lasso am Sattelgurt befestigt, eine Candare mit handbreitem Eisenring an Stelle des Gebisses zwingt das unbändigste Roß zu jeder verlangten Wendung mit unwiderstehlicher Gewalt, und die harte Revonquo, Reitpeitsche aus Tapirhaut, thut das Uebrige. Die Steigbügel, welche der Reiter mit den großen Zehen anfaßt, sind mit starken Lederschaufeln zum Schutz der Füße gegen Hörnerstöße umgeben. Im Uebrigen wird nur auf Candare, ohne jede Trense, geritten, die man nirgends im ganzen Lande findet. Der Capataz ertheilte uns die nöthige Anweisung, wie wir uns bei etwaigen Vorkommnissen zu verhalten hätten, und gab dann das Zeichen zum Anfang. Zwei der geschicktesten Reiter näherten sich dem bezeichneten Rind, in der rechten Faust die stets wurfbereite Schlinge des Lasso, aber das mißtrauische Thier drängte sich schutzsuchend in den dichtesten Theil der Heerde. Diesen zu zersprengen war die nächste Aufgabe der Gauchos und dann, dem flüchtigen Stier auf den Fersen zu bleiben, ihm den Weg abzuschneiden und endlich ihm den Lasso überzuwerfen; es war mir nicht leicht, den Leuten so zu folgen, daß ich Alles gut beobachten konnte. Der Stier ließ es seinerseits auch nicht an Schlauheit und Gewandtheit fehlen, immer duckte er sich zu rechter Zeit, sprang zuweilen blitzschnell durch die ganze Schlinge und machte scharfe Wendungen, um seinen Verfolgern zu entgehen, aber endlich legte ihm ein geschickter Wurf die Schlinge gerade über die Hörner, das Pferd blieb sofort stehen, der Lasso zog sich zu und das Pferd stemmte sich mit seiner ganzen Kraft gegen den ziehenden und reißenden Stier. Sobald sich dieser gefangen sah, stieß er ein wüthendes Gebrüll aus, machte die gewaltigsten Bocksprünge und jagte derart im Kreise um den Reiter, daß wir uns eiligst zurückziehen mußten, um nicht von dem straffgespannten Lasso erfaßt zu werden. Inzwischen aber näherte sich dem wüthenden Thiere schon ein zweiter Gaucho und dieser hatte es leichter, seinen Lasso anzubringen; auch er saß an den Hörnern und damit war der Kopf von zwei Seiten an straffe Riemen gefesselt, aber dem Thiere konnte man noch nicht beikommen. Erst ein dritter Lasso, der die Hinterfüße zusammenschnürte, brach die Kraft des ungefügen Gesellen und mit dumpfem Gebrüll stürzte er in schwerem Falle zur Erde. Rasch sprang der Capataz vom Pferde und untersuchte die kranken Stellen in der Haut des Stieres. Wo er sich etwa verletzt hatte, waren

Fliegen an die Wunden gekommen und einige davon wimmelten von dicken, langen Maden, die sehr sorgfältig entfernt werden mußten. Oft war der Operateur genöthigt, mehrere Zoll weit unter der Haut die Maden bis an den Rand der großen Wundöffnung heraus zu holen, und das fließende Blut dann mit getrocknetem Pferdemist zu stillen. Als die Doctorarbeit beendet war, mußte dem Thiere seine Freiheit wiedergegeben werden, und dies ist der Augenblick, welcher die größte Vorsicht verlangt, da man nie wissen kann, was das Thier thun wird, wenn es wieder Herr seiner Bewegungen ist, und wenn die letzte Schlinge fällt, ist es gerathen, nicht zu nahe dabei zu sein. Unser Stier aber dachte an keinen Angriff, sondern suchte schleunigst das Weite, und die Reiter wendeten sich einem anderen Stücke zu. Dieses war eine junge Kuh mit sehr kranken Ohren, wovon das eine ganz abgeschnitten werden mußte. Das Blut spritzte dabei auf halbe Mannshöhe aus der Ader, aber endlich that der trockene Pferdemist doch seine Wirkung und das Thier konnte als geheilt entlassen werden. So ging es stundenlang fort, immer neue Jagd auf andere Rinder mit bald mehr, bald weniger Schwierigkeiten, ohne Unterlaß mußten die schaumbedeckten Pferde im Carrière den wilden Ochsen nacheilen, bis endlich die Arbeit vollendet war und die Heerde sich wieder auf ihre gewohnten Weideplätze, oft meilenweit entfernt, in verschiedenen an einander gewöhnten Trupps zurückziehen durfte. Die längste Zeit hatte das Lassiren der Kälber in Anspruch genommen, weil unter ihnen sich die meisten kranken befanden, deren Wunden — wenn von Maden gereinigt — mit einer Mischung von Theer und Carbol, welche man Glycerin nannte, ausgepinselt werden mußten. Es war 2 Uhr vorbei, als wir nach dem Rancho zurückkamen, und erst nach einer Stunde der allernothwendigsten Rast konnten die Leute auf frischen Rossen ausgesandt werden, um die zur Auswahl bestimmten Pferde herbeizutreiben. Unter solchen Umständen war es selbstverständlich, daß wir an diesem Tage nicht mehr an die Heimkehr denken konnten, denn um 6 Uhr ging die Sonne unter und dann war es auch sofort Nacht. Das freundliche Anerbieten der wenigen vorhandenen Betten schlugen wir aus und bereiteten uns wieder aus Decken und Sätteln ein zwar hartes aber diesmal doch trockenes Lager auf dem festgetretenen Boden unter dem Dache des Rancho. Das älteste Töchterchen unseres Wirthes erfreute uns, bevor wir zur Ruhe gingen, mit einem sinnigen Geschenke. Es brachte uns eine blendend weiße Blume, die zwar geruchlos, sonst aber unseren Rosen sehr ähnlich ist. Sie wurde in einen Topf mit Wasser gestellt und hielt sich vollkommen frisch, als aber die ersten Strahlen der Sonne sie am Morgen trafen, begann sie sich leicht rosa zu färben und gegen Mittag prangte sie in feurigem Roth. Ob dieser Veränderung in Zeit eines halben Tages wird sie im Volksmunde die rosa de media dia, die Halbtagerose genannt. Um den Rancho herum herrschte tiefe Stille während der angenehm kühlen Nacht. Wir befanden uns im Mai, also schon im hiesigen Spätherbste, aber doch zirpte und summte ein zahlloses Heer von Insecten im Grase, die Papageien plauderten zuweilen wie aus dem Schlafe erwacht, und aus der Ferne erscholl das dumpfe Brüllen der Rinder und das Gewieher der Pferde. Hinter der Wand von Bambusstäben, die uns von der Familie trennte, hörte ich das leise Murmeln der mit ihren Kindern vor dem kleinen Altar betenden Frau und das regelmäßige Schnarchen ihres Gatten, und bald folgte ich seinem Beispiel. Früh am anderen Tage fanden wir schon eine Koppel von etlichen dreißig Pferden in einem nicht weit abgelegenen Corral eingesperrt. Diensteifrige Knechte lassirten die von uns bezeichneten Pferde, die dann herausgeführt und gemustert wurden. Es waren alles schon von dem sogenannten Domador gezähmte und etwas angerittene Pferde, und nachdem ich mir ein für die Reise passendes Thier ausgesucht hatte, brachen wir noch zeitig vor Mittag wieder auf. Obgleich ich nun noch ein Pferd an der Leine mitzuführen hatte, so hielten wir dennoch auf dem ganzen Wege einen munteren Trab inne, und kamen noch vor Dunkelwerden wieder in Villa Rica an.

Villa Rica macht entschieden den Eindruck des Landstädtchens und gemahnt uns auf Schritt und Tritt daran, daß wir uns immer mehr und mehr von der Civilisation entfernen. Alles ist auf den Verkehr mit den Landleuten der Umgegend und den Yerbateros eingerichtet, den Hinterwäldlern von Paraguay. Vor den Häusern sind Pfähle eingerammt zum Anbinden der Pferde, auf den freien Plätzen lagern die aus den Yerbales, den Walddistricten, in denen sich Yerba findet, angekommenen sechsspännigen Ochsencarreten, und den Fremden auf den Straßen sieht man es schon von Weitem an, daß sie eine lange Reise zu Pferde zurückgelegt haben. Am Sonntag nach meiner Ankunft war in meinem Gasthause große Aufregung, denn Hr. Ruiz Diaz, ein gar gewaltiger Herr und eifriger Anhänger der radicalen Partei, war mit seinen Freunden aus Asuncion angekommen, um ein vor der Stadt gelegenes, ihm gehörendes Sägewerk zu versteigern. Da ward aus Küche und Keller das Beste aufgetragen, stellenweise sogar der Fußboden von anhaftendem Pferdemist gereinigt, und sauberes Tischzeug aufgelegt, lauter Anstalten, die uns anderen Sterblichen bei dieser Gelegenheit auch zu Gute kamen. Als ich meinem Tischnachbar darüber meine Befriedigung aussprach, meinte derselbe, daß das ganz natürlich sei. „Sie glauben nicht, welchen Einfluß der Mann hat. Seine großen Mittel haben ihm die Betheiligung an fast allen industriellen Unternehmungen gestattet, und als hervorragender politischer Parteimann steht er in engster Verbindung mit Ministern und Deputirten.“ Ich sah mir die Tischgesellschaft näher an. In meiner Nähe die gewöhnlichen Hotelgäste mit klirrenden Sporen an den hohen Reitstiefeln, in wollenen Hemden und leichten Jacken, Messer und Revolver im Gürtel. Am anderen Ende der Tafel wollte die Gesellschaft aus der Hauptstadt gerade Platz nehmen. „Sagen Sie 'mal,“ fragte ich meinen anscheinend so gut bewanderten Auskunftgeber, „wer ist denn die Dame dort mit dem auffallend dunkeln Teint, nicht mehr ganz jung, aber noch recht hübsch?“ „Oh, das ist eine Freundin des Hrn. Ruiz Diaz, der er hier in Villa Rica ein niedliches Häuschen gebaut hat.“ „Und die andere Señora in der eleganten Toilette, die ihr jetzt so zärtlich die Hände schüttelt?“ „Hm — nun ja — das ist eben seine richtige Frau.“ „Die Beiden scheinen sich aber recht gut mit einander zu vertragen!“ „Ganz gewiß; das ist hierzulande so allgemein der Brauch.“ „So, so.“ Ich erfuhr noch während des Essens, daß dieser angesehene Mann im Begriffe sei, an der nach ihm benannten Eisenbahnstation eine große Zuckerfabrik zu errichten, von der man sich für das Wohl des ganzen Landes außerordentlich viel versprach, und als am anderen Ende der Champagner aufgetragen wurde, verließ ich den Speisesaal mit dem befriedigenden Gefühle, einen tiefen Blick in die Gesellschaft von Paraguay gethan zu haben. Am Tage nach unserer Rückkehr feierte man das große Nationalfest der Unabhängigkeitserklärung am 14. Mai. Die ganze Stadt war feierlich mit Flaggen und Guirlanden geschmückt und eine frohbewegte Menschenmenge drängte sich durch die Straßen. Den Mittelpunkt der recht hübschen Veranstaltungen bildete ein großes Ringstechen zu Pferde, an dem jeder gerade anwesende Reiter nach Belieben theilnehmen konnte. Die Rennbahn war der Kirche gegenüber abgesteckt und vom Pferde aus konnte ich über die Köpfe der meist aus Frauen bestehenden Zuschauermenge hinweg bequem das interessante Schauspiel beobachten. Die Jungens spielten in eigens dazu angefertigten Uniformen Soldat und viele von ihnen betheiligten sich sogar an dem Ringstechen. Es sah sehr schön aus, wenn die aufgeregten Pferde in sausendem Galopp dahinstürmten und der barfüßige Reiter in wehendem Poncho versuchte, mit einem fußlangen Stöckchen den unter einem hohen hölzernen Joche aufgehängten thalergroßen Ring herunter zu stechen. Eine recht gute Militärkapelle, welche etwa halb so stark war wie die ganze hier liegende Garnison, spielte schon seit dem frühen Morgen europäische und paraguaysche Weisen, bis die Dunkelheit diesem ritterlichen Vergnügen ein Ende bereitete. Dann ward die ganze Stadt festlich illuminirt, und eine Unmenge kleiner oder größerer bailes (Bälle) in Häusern und Ranchos beschloß den Tag. Bei dem Rennen hatte ich einen verhältnißmäßig recht civilisirten Eingeborenen kennen gelernt, mit dem ich einige Tage darauf einen Spazierritt in die Umgegend der Stadt machte, wo er mir wundervolle Waldpartien zu zeigen versprochen hatte. Als wir etwa eine Legua (5000 Meter) von der Stadt einen Bach passirten, begegnete uns ein Hochzeitszug, wie man ihn oft in Paraguay sehen kann. Voran fuhr eine mit zwei Ochsen bespannte Carreta, unter deren gewölbtem Bambusdach die Braut mit ihrer Mutter und einem Harmonikaspieler saß, gefolgt von acht Reitern, in deren Mitte sich der Bräutigam durch eine am weißen Hemde befestigte Blume erkennen ließ; dann folgte eine vierspännige Carreta mit Kisten, Kasten und Säcken, und zuletzt kam eine zweispännige mit Mädchen und Kindern, die sich die Zeit mit lustigen Liedern verkürzten. Die Leute kamen aus einem Dorf bei Capilla Borja, wollten sich in der Stadt wirklich kirchlich trauen lassen, was bei dem sehr hohen Preise für alle kirchlichen Handlungen im Ganzen selten vorkommt, und dann nach dem Rancho des Bräutigams weiter fahren. Mein Begleiter machte mir den Vorschlag, den dann

am Hochzeitsabend stattfindenden baile zu besuchen, und gegen sieben Uhr machten wir uns auf den Weg. Meine Bedenken, ob wir auch willkommen sein würden, beschwichtigte die Erklärung, daß zu solchen Festen Niemand eingeladen werde; wer da Lust habe, ginge hin, um sich auf eigene Hand zu amüsiren und auf eigene Kosten zu verpflegen. Es war fast neun Uhr, als wir an Ort und Stelle anlangten, aber der helle Mondschein machte den langen Weg durch den dichten hohen Laubwald nicht beschwerlich. Nachdem wir eine tiefeingefahrene Seitenstraße zehn Minuten lang verfolgt hatten, wobei uns schon von Weitem die Klänge einiger Guitarren die Richtung angaben, in der unser Ziel liegen müsse, erreichten wir eine kleine Lichtung im dichten Gehölze und auf dieser war, dicht von Laub und Buschwerk umgeben, der uns bezeichnete Rancho erbaut. Schon von Wege aus konnten wir unter dem weit vorspringenden, tief herabhängenden Strohdache des Vorplatzes einige in kleinen Blechlaternen dürftig brennende Lichtchen sehen, bei deren mattem Scheine sich mehr tanzende Menschen drehten, als der kleine Raum eigentlich fassen konnte. Vor der Hütte hatten zu beiden Seiten eine Menge Weiber ihren kleinen Verkaufsstand aufgeschlagen, das heißt, sie hockten auf den Fersen vor einer mit einem Tuch bedeckten Fußbank, auf der eine Laterne, zwei Flaschen und ein Glas standen. Weiter zur Seite, am Rande des Waldes brannte ein tüchtiges Holzfeuer, über welchem maipú, eine Polenta aus Mais, gekocht wurde. Die Tänzer waren lauter echte Eingeborene, die es nicht gern sehen würden, wenn sich der umschmeichelte aber innerlich gehaßte Ausländer in ihr Vergnügen mischen wollte. Alle Männer wie Weiber barfuß mit der Cigarre im Munde, erstere in Hut und Poncho, letztere mit dem goldgeränderten Kamm und der bata, einer Art Frisir- oder Nachtjacke, an deren Zipfel sie sich die Nase zu wischen pflegen. Auf dem festgetretenen Lehmboden ward zu Musik, Gesang und Händeklatschen im allerlangsamsten Tempo Walzer und Santa Fé getanzt, eine verkrachte Nachahmung der Quadrille. Zu meiner großen Ueberraschung konnte ich auch keine Spur von Grazie oder Anmuth entdecken, die ich bei der natürlichen Veranlagung dieses Volkes unbedingt erwartet hatte, etwa so wie man sie bei dem gemeinen Volk in Spanien und Westindien findet. Mir machte das Ganze den Eindruck einer stumpfsinnigen Unbeholfenheit. Getrunken ward von Herren und Damen eine große Quantität von Wein und Schnaps, und die Heiterkeit steigerte sich mit der vorschreitenden Nacht. „Sehen Sie einmal dort", sagte mein Begleiter, nach dem Waldwege deutend, „dort kommen die Vigilanten, da dürfte es für uns gerathen sein, an den Heimweg zu denken, denn nun giebt es Schlägerei." „Unmöglich, die Polizei ist doch die berufene Hüterin des Gesetzes und der Ordnung!" „Schon recht, draußen in der Welt; aber hier in Paraguay sind es die größten Spitzbuben und Raufbolde, die ihr Unwesen im Vertrauen auf die Machthaber in Asuncion treiben, die sie als Stützen ihrer Herrschaft um jeden Preis begünstigen, die reinen Prätorianer. Wo die hinkommen, entsteht Rauferei und dann nicht selten Todtschlag. Lesen Sie doch die Democracia, da finden Sie fast jede Woche einen Mord verzeichnet, bei solchen Tanzvergnügen begangen, meist von den Polizisten verübt." Das waren mir sehr einleuchtende Gründe und bald nach dem Erscheinen der bewaffneten Macht traten wir den Rückzug an. Etwa acht Tage später redete mich ein Bekannter auf der Straße mit der Frage an: „Wissen Sie schon das Neueste? Ruiz Diaz ist mit viermalhundertundvierzig Tausend Patacon durchgebrannt, die er von der Agricola-Bank erhoben hat." „Die Agricola ist doch aber ein Staatsinstitut, und darf nach dem Gesetz keinem Darlehnsnehmer mehr als viertausend vorstrecken!" „Ja, wenn man aber gute Fürsprache bei den Regierungsmännern hat, ist Alles möglich. Man kann ja gar nicht wissen, wie viel er seinen Helfershelfern von diesem Raub am Staatsvermögen hat abgeben müssen." „So ist er also glücklich entwischt?" „Ganz glatt. Er hat sich auf dem nach Argentinien gehenden Dampfer eingeschifft; die Hafenpolizei hat seiner Abreise nichts in den Weg gelegt, und eine Depesche der Justizbehörde, wonach er im nächsten paraguayschen Hafen festgenommen werden sollte, konnte nicht befördert werden, weil urplötzlich die Telegraphenleitung den Dienst versagte." Das war eine schöne Geschichte, und ganz Villa Rica erwartete mit Spannung die Zeitungen. Diese kamen auch endlich, und eine derselben, El Pueblo, brachte in ihrer Nr. 686 vom 29. Mai 1896 die Mittheilung, daß dieser großartige Skandal schon Gegenstand der Kammerverhandlungen geworden sei, daß die liberale oder blaue Partei die Sache zu einer Anklage gegen die radicalen oder rothen Regierungsmänner benutzen werde, und daß ihr Wortführer, der Advocat Cecilio Baez, eine fulminante Interpellation an das Ministerium gerichtet habe. Nach dem genannten Blatte haben Mitschuldige des Ausreißers ihm die Wege zur Flucht geebnet. In seiner Interpellation spricht Baez von einer schamlosen Handlungsweise der Hafenpolizei und der Post- und Telegraphenverwaltung, welche sich zum Nachtheil des Staates und anderer berechtigter Gläubiger mit den Betrügern verbinden, ihnen die Flucht erleichtern und sich über die Behörden und Institutionen des Vaterlandes lustig machen. „Was soll das Ausland zu solchen Vorgängen sagen? Ist das die Art, fremdes Capital ins Land zu ziehen? Wie ist es möglich, in einem Lande zu leben, wo das Gericht nicht im Stande ist, berechtigte Interessen zu schützen, wo sich die regierenden Machthaber in Schirmherren und Helfershelfer schurkischer Banditen verwandeln?"" In diesem Tone spielen sich die Kammerverhandlungen ab, aber auf irgend welche Abstellung der Uebelstände ist nicht zu hoffen. Bei den alle vier Jahre sich wiederholenden Präsidentenwahlen verhütet die herrschende Partei mit Polizei- und Militärgewalt das Emporkommen der politischen Gegner, und die schon so oft versuchten Revolutionen werden mit denselben Mitteln unterdrückt. Uebrigens entstehen diese keineswegs aus Unzufriedenheit mit dem herrschenden System, an welchem auch die andere Partei nichts ändern würde, sondern nur aus dem Verlangen, auch einmal neben der Milchkuh zu sitzen. Spricht man mit einem Eingeborenen über solche Zustände, so zuckt er die Achseln und sagt „pirá — piré", das heißt „Geld", oder wörtlich übersetzt Fisch-Haut, denn piré ist die Haut, die beim Fisch mit seinen Schuppen viel Aehnlichkeit mit kleinen Silbermünzen hat. Es ist eben immer das Geld oder persönliche Interessen und Vortheile, die maßgebend sind, und welche am sichersten durch politische Parteigängerschaft erlangt werden. Lediglich aus diesem Grunde und ohne alle Rücksicht auf eigene Meinung über das Staatswohl hält sich jeder Bürger, auch der geringste Mann aus dem Volke, zu einer der beiden Parteien. Hat Jemand — und wäre er das verkommenste Subject — ein Verbrechen begangen, so kann er sich darauf verlassen, daß von parteiwegen die nöthige Caution gestellt wird, um ihm die Thore des Untersuchungsgefängnisses zu öffnen und damit die „vorläufige" Freiheit wiederzugeben. Die gemeinsten Verbrecher, besonders viele Meuchelmörder, werden unter die Soldaten gesteckt, als welche sie dann die sichersten Stützen der Regierung bilden. Ich habe die Mordthaten hervorgehoben, weil der Paraguayer damit rasch bei der Hand ist, wenn sein sonst ganz friedfertiges Gemüth von Trinken, Spielen oder Tanzen aufgeregt wird. Auch gelegentlich der Wahlen fällt hier, wie überall in Amerika, gar manches Menschenleben der Leidenschaft zum Opfer. Ohne derlei Veranlassung aber zeigt sich der Paraguayer liebenswürdig und zuvorkommend. Seine kindliche Heiterkeit verläßt ihn selbst im Ungemache nicht und die schwerste Arbeit erleichtert er sich durch Singen und Scherzen. Allerdings muß die Arbeit seiner Natur entsprechen; für das Handwerk hat er wenig Neigung, er bevorzugt die Landwirthschaft vor jeder anderen Thätigkeit, und es ist erstaunlich, welche Befähigung und Geschicklichkeit er bei der Behandlung des Viehes entwickelt. Als Reiter ist er unübertrefflich; aber nur im Terrain; wie schon früher angedeutet, kümmert er sich nicht um schulmäßiges Zureiten der Pferde. Auch die Frau hat viele gute Eigenschaften. Sie ist sehr geschickt, fleißig und eine vortreffliche Mutter, auch sagt man ihr viel persönlichen Muth nach. Im großen Kriege haben die Weiber mit den Waffen in der Hand zahlreiche Beweise von todesverachtendem Heldenmuth gegeben. Nichtsdestoweniger lassen sie sich von den Männern recht geringschätzig behandeln. Diese Verhätschelung des starken Geschlechtes mag wohl noch aus der Zeit nach dem großen Kriege stammen, wo der Mann hoch im Preise stand. Auch jetzt ist die Ueberzahl der Frauen noch groß, aber mit dem heranwachsenden Geschlechte wird sich das Verhältniß wohl ausgleichen. Sicheren Anhalt dafür hat man nicht, da eine officielle Volkszählung nie stattfindet. Die Frauen sind entschieden der sympathischere Theil der Bevölkerung, und wenn auch ihre Sitten in Bezug auf den Umgang mit Männern durch keine Schranke gezügelt werden, so haben sie doch manche gute Seiten, unter denen die eheliche Treue obenan zu stellen ist. Sie sind streng religiös, stehen aber leider unter einem unheilvollen Einfluß der Pfaffen, die von den Männern verächtlich Yvivú, d. h. schwarzer Aasgeier, genannt werden. Bei den geringfügigsten Anlässen, und wäre es nur der unruhige Schlaf eines Kindes, werden diesem oder jenem Heiligen Gelübde abgelegt, die meistens in dem

berühmten Wallfahrtsorte Caacupé, ca. dreißig Kilometer von Paraguay, erfüllt werden. Dieses Fest wird am 8. December der Virgen de los Milagros zu Ehren abgehalten, und oft strömen dann viele Tausende dort zusammen, so daß ganze Viehheerden zur Ernährung der Menschenmassen dorthin getrieben werden. Natürlich fallen dabei oft Ausschreitungen vor, denn an diesem Tage ist Alles erlaubt und die Polizei machtlos. Eines der sonderbarsten Gelübde verpflichtet junge Mädchen wie Frauen, sich am 8. December in Caacupé zur freien Verfügung der Männer zu stellen, wogegen Gatten und Angehörige nichts einwenden dürfen. Im Glauben sind die Männer schwach, aber im Aberglauben wetteifern sie mit dem schönen Geschlecht. Zahllose Häuser und andere Orte sind als von Gespenstern heimgesucht verrufen, und die Geheimmittel spielen eine große Rolle. So giebt es eine Beschwörungsformel, mit der man die Menschen behexen kann, das angeblich von den Indianern aus der Gegend von Caaçapá herüber gekommene Payé, welches in drei verschiedenen Arten angewendet wird. Verwünscht man damit den Maté-Trank, so entstehen in dem Körper des Betroffenen zahllose Maden; wird in die Speisen ein in Form einer Katze geknetetes Stückchen Teig geworfen, so entstehen Herzkrankheiten; und erhält der Teig die Gestalt eines entenartigen Vogels, so schlägt derselbe im Magen mit den Flügeln bis dieser platzt. Solcher und ähnlicher Zauber wird überall im Innern des Landes getrieben, und doch ist es rührend schön, diese vom Wahne befangenen Menschen mit zum Gebet erhobenen Händen vor Vater und Mutter treten zu sehen, wo sie in tiefer Andacht verharren, bis ihnen ein Wink mit der Hand andeutet, daß der ihnen auf Erden am nächsten Stehende ihre Sünden vergeben hat. Und das ist nicht, wie so vieles Andere hier im Lande, blos Schein, denn die Liebe und Ehrfurcht der Kinder zu den Eltern ist einer der vielen guten Züge des Paraguayers. Eine andere schöne Eigenschaft ist die Anhänglichkeit an das eigene Heim und infolge dessen an das Vaterland. Dieser glühende Patriotismus, verbunden mit völliger Unkenntniß alles Fremden, erzeugt das unüberwindliche Mißtrauen dagegen. Paraguay liegt so weit von der Welt entfernt, und es kommen so wenig Ausländer dahin, daß man sich im Inlande — und wohl auch in der Hauptstadt — keine richtige Vorstellung von Dem machen kann, was anderswo, besonders in Europa, vorgeht. Die Leute sind von klein auf an den engen Raum des Rancho gewöhnt. Ein großes, lustiges Haus, weit ausgedehnte Verhältnisse flößen ihnen Furcht und Argwohn ein. Der Hang am Kleinen ist auf Schritt und Tritt zu beobachten. Eine Frau kommt mit drei Dutzend Orangen im Körbchen auf dem Kopf zwei, drei Meilen weit zur Stadt, um sie für sieben Pfennige zu verkaufen; auf dem Markt hocken die Weiber auf den Fersen vor einigen ausgebreiteten Taschentüchern, auf denen sie eine handvoll Maismehl, ein viertel Pfund Baumwolle, fünf oder sechs Stengel Suppenkraut und zwei Stückchen Mandioka feil halten. Der Werth des ganzen Vorrathes ist nur nach Pfennigen zu schätzen und der Verdienst kann nur dementsprechend sein, aber meilenweit kommen sie damit alle Tage zur Stadt und sitzen auf dem Markt mit den Nachbarn lachend und scherzend, ohne daran zu denken, daß sie ihre Zeit daheim besser verwenden könnten. Dies Volk braucht zum Existiren so wenig und die verschwenderische Natur bietet ihnen Allen, nicht nur den Besitzenden, so viel, daß eine eigentliche Arbeit zum Erwerb kaum notwendig ist. Da haben sie Recht, ohne viel Nachdenken den morgenden Tag zu erwarten und den heutigen unter Lachen und Scherzen hin zu bringen. Nur kann es nicht scharf genug getadelt werden, daß diese Späße in allen Gesellschaftsschichten gewöhnlich höchst anstößigen Inhaltes sind, und am lascivesten, wenn beide Geschlechter gemeinsam sich damit unterhalten. Und das ist dieselbe Frau, die wir in einem paradiesischen Garten der üppigsten Tropennatur dort zwischen zierlichen Baumwollstauden und tiefgrünem Guayavagebüsch unter Palmenwipfeln den schmalen rothen Sandweg vom Hügel herabkommen sehen. Ihr blendend weißes Hemde ist tief heruntergefallen und zeigt uns die glänzend dunkelbraune Farbe des Busens und der Schultern, der schlanke Arm stützt leicht das große Thongefäß auf dem Kopfe, die kleinen, zarten Füßchen berühren im schwebenden Gange kaum den Boden, und die anmuthig kindlichen Formen bewegen sich halb schüchtern, halb selbstbewußt unter der schweren Last dahin. Der leichte Wind hebt die wehende Sabana zur Seite, enthüllt den schöngeformten Kopf voll rabenschwarzer langer Haare, und ein Paar großer dunkelglühender Augen blickt aus einem Antlitz, von dem wir nicht glauben können, daß es soeben noch über eine Zote niedrigster Art gelacht habe. Und hinter ihr sinkt der glühend rothe Sonnenball unter den waldigem Horizont, den mattblauen Himmel mit glitzernden Strahlen vergoldend, während im Osten schon die großen Sterne des südlichen Kreuzes aus dem Halbdunkel hervorleuchten. Aus dem dichten Gebüsch schwirren hunderte und tausende großer und kleiner Leuchtkäfer, über uns flattern die gefürchteten, blutsaugenden Fledermäuse, und in wenigen Minuten umfängt uns tiefe Nacht. Am Wege, hinter dem halbverfallenen Zaun, steht ein kleiner ärmlicher Rancho, unter dessen weit vorspringendem Strohdache bei dem Schein eines flackernden Holzfeuers eine junge Mutter, fast selber noch ein Kind, ihren Säugling in den Schlaf singt. — Die mir noch verbliebenen Tage benutzte ich zum eifrigen Studium der Guaranisprache, denn wenn auch die Eingeborenen in den Städten über solche Versuche der Ausländer lachen, so nützen sie dem Reisenden doch ungemein bei der dadurch geschmeichelten viel gutmüthigeren Landbevölkerung. Viel Zeit beanspruchte die Anfertigung von Munition, die man den Geschäftsleuten nicht überlassen darf, wenn man zuverlässige Patronen haben will, und von denen hängt es auf Inlandreisen ganz allein ab, ob man seine einförmige Maisspeise ab und zu durch einen erbeuteten Wildbraten unterbrechen kann oder nicht. Leider wollte es mir nicht gelingen, einen guten Jagdhund aufzutreiben, denn solche sind einfach nicht vorhanden. Es giebt wohl Rassehunde, sie sind aber nicht abgeführt, und auf der Reise ist an Dressur nicht zu denken. Drüben im Chaco, auf der rechten Seite des Paraguay-Flusses, giebt es wohl Hunde, die auf Tigerjagd gehen; die dienen aber zum Erwerb, denn die Felle der wilden Thiere werden in Asuncion recht gut bezahlt. Den letzten Abend brachte ich noch mit einigen Bekannten im „Hotel Guayrá" zu. Es war eine prachtvolle milde Nacht mit einer Temperatur von 19° C., so daß ich mich über die Hitze in einer solchen Winternacht wunderte. Die anderen Herren aber, die schon lange im Lande gelebt hatten und vollständig acclimatisirt waren, klagten über Kälte und behaupteten, des Nachts unter drei Decken zu frieren. In der Ferne ragten die dunkeln Schatten der hohen Cordilleren von Villa Rica empor und zeichneten ihre grotesken Umrisse am klaren Osthimmel ab. „Sehen Sie", sagte scherzend einer der Herren, „das sollte eigentlich Ihr Ziel sein. Weshalb wollen Sie so weit fort in den wilden, fast noch unerforschten Norden? Hier liegen die immensen Reichthümer vor Ihnen, dort in den Bergen dieser Cordillere sind sie aufgespeichert, und wenn sich auch die Zugänge nicht leicht finden lassen, so lohnte es doch den Versuch." „Und wessen Schätze sind das?" „Ja, das ist wohl nicht so leicht zu sagen. Früher hat da oben, auf dem schroffen Gipfel links von dem langen Bergrücken ein Jesuitenkloster gelegen, und die frommen Patres waren von je her darauf bedacht, weltliche Schätze aufzuhäufen. Aber außerdem hat Lopez dort viel vergraben, ebenso wie im Cerro Corá im Norden, bis wohin er noch zu flüchten vermochte. Da drin im Billardsaal können Sie den eigentlichen Erben all der Schätze sehen, der lange Herr mit dem starken braunen Schnurrbart ist einer von des Dictators Söhnen, der Schulinspector Lopez." Ich sah dort beim Spiel einen schönen, schlanken, stark verlebten Herrn in mittleren Jahren mit mattem Blick in den tiefliegenden Augen: den besitzlosen Erben des einstigen Herrn von Paraguay, den Sohn der Madame Lynch. „Und warum holt sich Niemand jene Schätze?" „Puh, dahin kann kein Mensch gelangen. Ein undurchdringlicher Urwald bedeckt all diese Berge, besonders den Tatui; darin wimmelt es von Riesenschlangen und Tigern, und vor Allem verbieten die dort hausenden Geister und Gespenster jede Annäherung. Kein Mensch aus dem Volke würde sich zur Begleitung bereit finden lassen, und doch müßte man zahlreiche Knechte haben, die erst eine picade, einen Weg in den Wald zu schlagen hätten." „Nun denn, meine Herren, das Wagestück wollen wir versuchen, wenn ich glücklich aus dem Norden zurückgekehrt bin. Jetzt sage ich Ihnen auf einige Monate Lebewohl. Aber im Frühjahr denke ich wieder hier zu sein und dann gehen wir mit Muth und Energie an die Lösung des Räthsels von Paraguay, dann suchen wir die unterirdischen Schätze des verzauberten Schlosses von Tatui."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 8. Donnerstag, den 20. Januar, Abends. 1898.

Die Zuydersee und ihre Städte.

Von Dr. Halbfaß-Neuhaldensleben.

Pustend und schnaubend kam an einem schönen Spätnachmittage Ausgangs Juli v. J. das Dampfroß, das mich durch die reichen Fluren der holländischen Provinzen Groningen und Friesland getragen hatte, in Stavoren an. Wer erinnert sich nicht bei diesem Namen an die bekannte alte Sage von der Sandbank, dem Frauensand, welche zur Strafe für die Ueppigkeit einer reichen Stavorer Kaufherrin entstand, als diese in ihrem Uebermuth eine Ladung Weizen in die See werfen ließ? „Im Südersee gen Westen lag mitten auf dem Meer — Ein Eiland grün und blühend, wie keines rund umher, — Drauf ragt die Stadt Stavoren, an Gold und Silber reich; — Die größten aller Städte sie kommen ihr nicht gleich." — So beginnt Adolf Böttger's bekanntes Gedicht über die schöne Sage, in welcher er leider dem Versmaß zu Liebe einen Sprachfehler begeht, denn es heißt nicht Stavōren, sondern Stāvĕren! Besagtes Stavoren ist aber heutzutage ein ganz unbedeutend elendes Fischerdorf von noch nicht 1000 Einwohnern, und daher wird es Schreiber dieser Zeilen Niemand verdenken, wenn er, kaum dem Coupé entstiegen, sich alsogleich auf den Dampfer „Stavoren" begiebt, der sofort bereit ist, uns in einer guten Stunde quer über die hier ca. 20 km breite nordwestliche Einschnürung der Zuydersee zu tragen. Die Schraube dreht sich und mit bemerkenswerther Geschwindigkeit durchfurcht der Kiel unseres Dampfers die schmutzig braungrünen Fluthen der See, leicht vom ziemlich steifen Nordwest geschaukelt. Wir mustern unsere Mitreisenden, es sind wohl ausschließlich Eingeborene, welche Geschäftsinteressen oder Familienangelegenheiten zu dieser Reise bewogen haben, und die nun in ruhigem Tone sich über ihre Angelegenheiten unterhalten, dabei mit Behagen von dem Flaschenbier genießend, das an Bord des Schiffes zu haben ist, einem Münchener Magen aber sehr dünn und wenig wohlschmeckend erscheinen muß. Vertreter anderer Nationen glaube ich nicht gesehen zu haben, ist doch jetzt stille Zeit für Geschäftsreisende und Vergnügungsreisende trifft man auf dieser Route äußerst selten an. Es beginnt bereits leise zu dunkeln, als wir uns Enkhuizen, unserem Landungsplatz in Nordholland, nähern und man ist dort gerade damit beschäftigt, den niedrigen Leuchtthurm anzuzünden, als wir in den Hafen einlaufen, der sich unmittelbar neben dem Bahnhof befindet, auf dem schon ein Eilzug nach Amsterdam zur Abfahrt bereit steht. Wir lassen ihn ruhig seines Weges ziehen, denn wir wollen für diese Nacht und den folgenden Tag hier Anker werfen. Am Landeplatz ausgestiegen, schauen wir uns vergebens nach einem Gepäckträger um, es läßt sich Niemand blicken, und so bin ich vor der Hand gezwungen, meinen Handkoffer selbst zu tragen. Dieses an und für sich ja herzlich unbedeutende Ereigniß ist für Enkhuizen bezeichnend. Wer sollte auch wohl gegen Abend mit dem Dampfer von Stavoren kommen, mit der Absicht, hier zu übernachten? Das kommt so selten vor, daß es sich absolut nicht lohnen würde, zu dieser Zeit auszugehen, um irgend einen Reisenden abzufangen. Ich frage irgend einen Vorübergehenden nach dem „Port van Cleve", einem Gasthof, den mir mein Baedeker empfiehlt. Er ist bald gefunden, hohe Bäume beschatten den Damm, an welchem er liegt. Dieser Damm begrenzt einen breiten Canal, in welchem einige Schiffe liegen, eintönige Hammerschläge schallen von einem im Bau begriffenen Schiffe, welches auf der anderen Seite auf der Werft steht, zu mir herüber, rechts wölbt sich eine Brücke und den Schluß dieses echt holländischen Städtebildes bildet auf der anderen Seite ein höchst sonderbar geformter Thorthurm. Schon wähne ich mich hier geborgen und freue mich auf das consistente holländische Abendessen, da wird mir die betrübsame Kunde, daß alle Zimmer im Hotel besetzt seien durch eine Cohorte junger Engländer, welche heute Nachmittag von Amsterdam gekommen waren, um an der Zuydersee zu — angeln. Der Hausknecht von Port van Cleve war aber so liebenswürdig, meinen Handkoffer zu ergreifen und mich nach einem anderen Gasthof zu führen, der am entgegengesetzten Ende der Stadt, am Kasmarkt, lag. Es war das Hotel „De Oranjezaal", dessen gastliche Pforten mir offen standen. Es war nicht gerade ein Hotel ersten Ranges, denn der Besitzer desselben betrieb neben seiner Gastwirthschaft noch einen schwunghaften Handel mit Colonial- und anderen Eßwaaren, aber alle Räume waren sauber und nett gehalten und das bescheidene Nachtmahl, das ich in dem nach holländischer Art mit einem Riesenbillard versehenen „Honoratiorenzimmer" einnahm, war trotz der schon weit vorgerückten Abendstunde sehr gut zubereitet und machte der Wirthin zum „Oranjezaal" alle Ehre. Nach dem Essen machte ich mich noch zu einem orientirenden Gang durch die Straßen der Stadt auf. Enkhuizen, im 17. Jahrhundert eine der blühendsten Handelsstädte Hollands mit 50 000 Einwohnern, zählt mit Hoorn, Edam u. a. zu den sogenannten todten Städten der Zuydersee. Der Verkehr hat sich andere Bahnen gewählt und das stolze Enkhuizen, einst ein überlegener Rivale von Amsterdam, zählt jetzt kaum 6000 Einwohner in seinen Mauern, ist also zu einer Kleinstadt herabgesunken. Ich hatte mir infolge dessen die Stadt am Abend wie ausgestorben gedacht und war nicht wenig überrascht, eine zahlreiche Menschenmenge in den Gassen anzutreffen und viele ganz geschmackvoll decorirte Läden noch hell erleuchtet zu sehen. Des Räthsels Lösung ist darin zu suchen, daß man in Holland ganz allgemein spät aufsteht und spät wieder zu Bett geht und daß Enkhuizen Dank einiger gut florirender industrieller Unternehmungen seit einigen Jahren in kräftigem Emporblühen begriffen ist. Dennoch sehen bei Tage, wie ich mich am nächsten Morgen überzeugte, die ehrwürdigen alten Giebelhäuser, die zum Theil, wie das Waisenhaus, sich einer buntbemalten Fassade erfreuen, ziemlich trübselig auf viele menschenleere Gassen herunter, denn der Verkehr beschränkt sich auf einige Straßen, die übrigen Straßen der ziemlich umfangreichen Stadt, die leicht das Zehnfache der jetzigen Einwohnerzahl beherbergen könnte, erscheinen wie verzaubert und ausgestorben. An jenem Abend spazierte aber männiglich und erfreute sich der warmen Luft, Männlein wie Weiblein, die obligaten mehr oder weniger augenfällig verliebten Liebespaare fehlten auch hier nicht. Hinter den Fenstern der Privathäuser, deren untere Hälfte nach Landessitte heraufgezogen war, sah man gar oft das blaue Spirituslicht der Theekanne erglänzen und im Halbdunkel der Zimmer fleißige Frauenhände an der Nähmaschine beschäftigt; in einer Apotheke hantirte mit wichtiger Miene die Frau oder Fräulein Apotheker mit den Medicamenten — denn in Holland ist der pharmazeutische Beruf den Frauen freigegeben —, und in einem Spezereiladen, in dem sowohl die innere Einrichtung wie der alte Verkäufer mit dem Käppi auf dem Kopf wie aus einem Gemälde von Jan Steen, Ostade oder einem andern holländischen Genremaler herausgeschnitten schienen, drängten sich noch die Käufer, als ich lange nach der elften Stunde — mitteleuropäischer Zeit — dem „Oranjezaal" wieder zuschritt. Mein Schlafzimmer — offenbar die Staatsstube des Gasthofes — war von unverfälschter holländischer Einrichtung; die niedrige Decke bestand aus blendend weiß lackirten Brettern, das sozusagen dreischläfrige Bett war ganz von viereckigen himmelblauen Vorhängen umgeben, wodurch man in den Stand gesetzt wurde, unbesorgt um etwaigen Zug, die Fenster des Schlafgemaches während der Nacht offen zu halten. Die Spiritusmaschine brannte unter dem Kaffeetopf auf dem appetitlich gedeckten Frühstückstisch, der am

nächsten Morgen mir zu Liebe beinahe eine Stunde eher bereitet war, als sonst ortsüblich war, und ich that den diversen Fleischspeisen, die hier zu Lande gleich mit dem Morgenkaffee zusammen servirt werden, alle Ehre an. Mein erster Gang war nach der ehrwürdigen Westerkirche, wo nach Baedeker der holzgeschnitzte Chorabschluß zu den hervorragendsten Werken der Renaissance gehören sollte, aber, o Pech, dieses Kleinod der Kirche war nach Dordrecht zur holländischen Kunst- und Gewerbeausstellung gewandert und ich habe einige Tage später im Ryksmuseum zu Amsterdam nur eine Nachbildung in Gips dieses ausgezeichneten Kunstwerkes gesehen. Für den nicht gehabten Kunstgenuß entschädigte mich ein eigenartiger Naturgenuß. Wie nämlich überall im waldarmen Holland der einzelne Baum desto mehr gepflegt und sozusagen verhätschelt wird — sieht man doch an den belebtesten Grachten Amsterdams noch prachtvolle Ulmen und Linden, welche im Kampf der Pietät gegen Bäume mit dem gewaltig zunehmenden Verkehr fast immer siegreich bleiben — so war auch hier die Westerkerke von einer Reihe von Ulmen und Linden eingefaßt, unter denen sich wahre Prachtexemplare befanden, die gewiß auch in den heißesten Sommertagen kühlen Schatten zu spenden im Stande sind. Mein Weg führte mich weiter zum Hafen, zu jenem bereits oben erwähnten Renaissancethurm, der den seltsamen Namen „Dromedaris" trägt, zwei große alte Anker, deren primitive Formen deutlich zeigen, daß sie vergangenen Jahrhunderten angehören, hängen in halber Höhe des Thurmes. Eine verwitterte Steintafel mit halb erloschenen Schriftzügen scheint das Ereigniß zu melden, welches den beiden Instrumenten zu dieser hervorragenden Stellung verholfen hat, ich hatte aber keine Zeit mich der Entzifferung der Inschrift zu widmen, denn ich wollte von hier einen Abstecher nach der alten Hauptstadt Hollands, nach Hoorn, machen und in 10 Minuten ging schon der Zug. Die Bahn durchfährt eine völlig flache Gegend, die zu den reichsten Hollands zählt. Die Bauernhöfe sind zwar nicht übermäßig groß, aber in ihrem saubern Aeußeren wie Schmuckkästchen anzusehen, meist liegen sie inselartig ringsum von Wassergräben umgeben, über welche eine Brücke zu einem hübschen Gitterthor führt, hinter dem der reiche Blumenflor im Vorgarten eine wohlthuende Abwechselung zu dem tiefen Grün der Wiesen bildet, auf denen überall prächtige Rinder grasen. Uebrigens pflegen hier nicht blos die Häuser, sondern nicht selten auch die Stämme der Bäume himmelblau oder dunkelgrün angestrichen zu sein, was wirklich einen recht komischen Eindruck gewährt. Auch die Stadt Hoorn ist durch und durch mittelalterlich, alle ihre Häuser sind alt und dabei doch schmuck. Eine große Reihe künstlerisch hochbedeutender Giebelhäuser schmücken die Hauptstraßen der Stadt, die einst bessere Tage gesehen hat und jetzt ihr Dasein an den grauen Fluthen der Zuydersee sanft verträumt. Freilich hat sie auch schlimme Tage durchmachen müssen. Eine lange lateinische Inschrift an einem alten Wasserthurm erinnert an die Seeschlacht, die im Jahre 1573 gerade vor den Thoren der Stadt stattfand, wobei der spanische Admiral gefangen wurde. Auf dem Marktplatz der Stadt steht das Denkmal Coen's, des Begründers der niederländischen Herrschaft in Ostindien, aber weiter als dieser verdiente Mann hat der Seefahrer Willem Schouten den Namen der Stadt getragen, denn die Südspitze von Südamerika trägt den Namen Cap Hoorn, welchen der kühne Segler, der sie zum ersten Mal umfuhr, zu Ehren seiner Vaterstadt ihr gab! Noch einen Blick auf den Hafen, wo zwischen alten Monumenten der Vergangenheit die Leute allerlei Geräth für die Schifffahrt in aller Ruhe und Behaglichkeit zusammenzimmerten, dann trat ich wieder die Rückreise nach Enkhuizen an, wo ich mich noch vor der Ueberfahrt über die See nach Kampen gründlich stärken wollte. Vor meinem stillen Gasthof „Oranjezaal" war inzwischen eine gewaltige Aenderung vor sich gegangen, es hat sich der Mittwochsmarkt in Käsen entwickelt, der zwar an Umfang nicht an den berühmten Käsemarkt in Alkmaar heranreicht, den ich einige Tage später besuchte, wo jährlich rund 10 Millionen Pfund Käse verwogen werden, aber immerhin ein höchst belebtes Bild lieferte. Die goldgelben Käse flogen gleich riesigen Orangen von den bunt bemalten Bauernwagen durch die Luft, geschäftige Hände fingen sie auf, um sie auf Haufen zu legen und zwischen dem Gewühl hindurch schritten weißgekleidete ernste Männer mit langsamen Schritten hindurch, zu zweien eine roth lackirte Bahre tragend, die an Seilen fast bis zur Erde herunterhing und regelmäßig aufgeschichtet die Käse barg, welche in die Lagerhäuser gebracht werden. In der kleinen Gemäldesammlung, die im Alkmaarer Rathhaus aufbewahrt wird, findet sich ein Bild aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, den Kasmarkt in Alkmaar darstellend. Darauf ist der ganze Vorgang bis auf die eigenthümliche Kopfbekleidung der Bahrenträger hinauf genau so gemalt, wie er noch heutigen Tages stattfindet, ein sichtlicher Beweis dafür, wie conservativ die Sitten in Holland sind. Es verdient übrigens hervorgehoben zu werden, daß die hier verwogenen Käse gänzlich geruchlos sind, man kann sich stundenlang zwischen ihnen aufhalten, ohne im Geringsten durch üblen Geruch belästigt zu werden. Mälig wurde es aber Zeit, sich von Enkhuizen und seinem Käsemarkt zu trennen, um 1 Uhr ging der kleine Dampfer, der werktäglich die Tour über die Zuydersee nach Kampen macht, das eine halbe Stunde vom östlichen Ufer der See landeinwärts am Yssel liegt. Das Schiff war nur mäßig stark besetzt. Der I. Platz war im Wesentlichen ausgefüllt durch eine lustige Gesellschaft von Kampenern, Herren und Damen, die eine Lustfahrt nach Enkhuizen gemacht hatten und nun die Heimkehr antraten, ich hatte also genügend Zeit, während der 4 stündigen Fahrt der See meine Hauptaufmerksamkeit zu widmen. Die Zuydersee ist kein harmloser Landsee, dessen Land- und Wassergrenze in natürlicher Unbefangenheit nur die schneeweiße Linie des in der Sonne strahlenden Sandes bildet, sie ist vielmehr ein lauerndes Ungethüm, das, seit 7 Jahrhunderten im Herzen des Landes liegend, nur durch einen verhältnißmäßig schmalen Streifen Landes verhindert wird, sich mit ihrer größeren Schwester, der Nordsee, zu vereinigen. Wären nicht überall die hohen grasbewachsenen Dämme, deren Fuß mit schweren Felsblöcken gepanzert ist, so würde gar bald die reichste Provinz des Landes, Nordholland, verschwunden sein, wie alles das verschwunden ist, was jetzt von den Wassern der Zuydersee bedeckt ist. In der Mitte des 12. Jahrhunderts fand der Einbruch des Meeres statt, welcher einen Binnensee in einen Meerbusen der Nordsee verwandelte, der durch neue Sturmfluthen im Jahre 1225 sich zu der jetzigen Zuydersee erweiterte, die ein Areal von rund 3600 Quadratkilometern bedeckt, also etwa die Größe des Peipussee in Rußland einnimmt. Nur der Ladoga- und der Onegasee in Rußland, sowie der Wenersee in Schweden sind größere Gewässer, der Bodensee füllt nur $\frac{1}{7}$ ihrer Fläche. Bis in die Mitte dieses Jahrhunderts hinein bestand in Holland noch ein zweites größeres Binnengewässer, das Haarlemer Meer, 180 Quadratkilometer groß, das innerhalb der Jahre 1840—53 durch Dampfmaschinen ausgepumpt wurde, welche mit jedem Kolbenhube 200 Kubikmeter Wasser in die Nordsee schafften. Ein Land, halb so groß wie das Gebiet der freien Stadt Hamburg, war dadurch der Bebauung übergeben worden und da lag natürlich der Gedanke nahe, die noch viel größere Zuydersee auszupumpen und den größten Theil in fruchtbares Land umzuschaffen, zumal man sich durch Bodenproben davon überzeugt hatte, daß der größere südliche Theil der See aus fruchtbarem Schlick besteht, während im nördlichen Theil meist Sand mit eingestreuten Schlickinseln vorkommt. Der Gedanke, diese kolossale Wasserfläche trocken zu legen, ist nicht so ungeheuerlich, wie er uns im ersten Augenblick erscheinen mag, wenn wir bedenken, daß die Zuydersee, wie alle jüngeren Meeresbildungen, durchschnittlich sehr flach und die mittlere Tiefe kaum 3 m erreicht. In demjenigen Theil der See, der südlich der Linie liegt, welche wir heute durchmessen, erreicht kein Punkt eine Tiefe von 5 m, meist ist die See dort nur 2—3 m tief und kann daher nur von ganz flachgehenden Raddampfern befahren werden. Dagegen finden sich in der Mitte und im nördlichen Theil bedeutend größere Tiefen, die im Helderschen Seegatt sogar 36 m erreichen. Es besteht aber durchaus nicht die Absicht, die gesammte See zuzuwerfen, was sich schon wegen der auf die Schifffahrt angewiesenen Küstenstädte verbietet, sondern der Plan der Zuyderseegesellschaft ist ungefähr folgender: Zwischen Ewyksluis und Piaam soll ein großer Seedeich gezogen werden, welcher die Zuydersee von der Nordsee abschließt. Innerhalb des dadurch abgeschlossenen Beckens werden 4 Areale von 1030, 570, 503 und 217 Quadratkilometern durch große Deiche abgegrenzt, welche zwischen sich den neuen Zuydersee oder das Ysselmeer einschließen, das mit 1300 Quadratkilometern den Genfersee immer noch um das Doppelte an Größe übertreffen würde. Dieses Binnenmeer wird einerseits mit dem Hafen von Amsterdam durch eine $1\frac{1}{2}$ Kilometer breite Rinne in Verbindung bleiben, andererseits einen Arm nach Zwolle ausstrecken, um die Mündung der Yssel aufzunehmen. Die Gesammtkosten des Unternehmens, dessen Dauer auf 32 Jahre geschätzt wird und das an Großartigkeit in der ganzen Welt einzig dastehen würde, werden auf ca. 230 Millionen Gulden, also ca. 400 Millionen Mark

geschätzt. Mag auch die Trockenlegung der Zuydersee von Bedeutung für die ganze Culturwelt hinter dem Suezcanal oder der projectirten Durchstechung der Panamalandenge weit zurückstehen, so wird sie doch dadurch stets denkwürdig bleiben, daß ein einziges Volk die That ausführen will und ihm allein der Nutzen derselben zufallen wird. Nun, vor der Hand durchfurchte noch unser Dampfer guten Muthes die grauen Fluthen und die Insel Urk, die inmitten einer Mulde tieferen Wassers einsam aus der See emporragt, kam in Sicht. Da das Boot eine halbe Stunde Aufenthalt nahm, so begaben sich die gesammten Passagiere — groß war ja ihre Zahl nicht — ans Land, um das Leben und Treiben auf dieser echten Fischerinsel sich etwas näher anzusehen. Viel besser als auf der nahe bei Amsterdam gelegenen Insel Marken hat sich hier noch die alte Tracht erhalten: die weiten Pumphosen, in denen die gesammte männliche Bevölkerung vom Baby bis zum Mummelgreis steckt, und die hohen Cylinder der Männer, der aus steifem Papier bestehende cylinderartig sich erhebende Kopfputz der Frauen und Mädchen, der vorn an der Stirn das ponyartig geschnittene Haar zum Vorschein kommen läßt, während an beiden Schläfen dicke lange Locken hervorquellen. Diese Kopftracht kleidet übrigens die hübschen Insulanerinnen weit besser als der neumodisch bändergezierte Hut, den manche Evastöchter in Holland über die den Kopf fest umgebende goldene Metallplatte tragen. Die Welt der niederländischen Maler Dou, Pieter de Hoch, Adriaan Brouwer, Adriaan van Ostade wird vor unsern Augen lebendig, wenn wir durch diese Bevölkerung von Urk und ihre Wohnstätten schreiten! Zahllose Fischerboote gaben uns das Geleite, als wir unsere Fahrt nach Kampen weiter fortsetzten, und brachten uns den Gedanken nahe, was aus ihnen werden soll, wenn die Zuydersee trocken gelegt ist und das spätere Ysselmeer in kurzer Zeit in ein Süßwasserbecken sich verwandeln muß, bringt doch allein der Anchovisfang durchschnittlich jährlich über drei Millionen Gulden ein! Doch diese Bedenken werden das gewaltige Unternehmen so wenig hindern, wie die Rücksicht auf Fuhrwerksbesitzer dem Bau von Eisenbahnen und neuerdings der Fahrradindustrie Einhalt gethan hat. Die Thürme von Kampen erscheinen am Horizont und bald fahren wir in die durch zwei lange Moolen bezeichnete Ausmündung der Yssel hinein, vorbei an behaglich gelegenen Bauernhäusern, an Windmühlen und vielen Fischersegeln. Angesichts einer neuen großartigen auf städtische Kosten erbauten Brücke über die Yssel, die hier die Breite des Rheines bei Düsseldorf erreicht, landen wir am Kai des Flusses, übergeben einem eifrig danach verlangenden Jungen unser Gepäck und suchen das uns empfohlene Hotel des Pays-Bas auf, das in einem ziemlich weit vom Fluß entfernten Stadtviertel liegt. Kampen ist eine freundliche hübsch gelegene Mittelstadt von einigen 20000 Einwohnern, das Eldorado holländischer Rentiers und Pensionäre, denn wegen des großen Grundbesitzes der Stadt werden keine städtischen Steuern erhoben, in den meisten Straßen, namentlich längs der Yssel legen die Häuser von der Wohlhabenheit ihrer Bewohner ein vollgiltiges Zeugniß ab, aber Alterthümler finden hier ihre Rechnung nicht; nur die mit prächtigen Bäumen geschmückten Grachten bieten ein ländschaftlich charakteristisches Bild. Das Diner im Hotel war, wie das in Holland nicht anders zu erwarten ist, vorzüglich; einen Gewitterregen, der die drückende Hitze des Julitages in erfreulicher Weise abkühlte, wartete ich im bequemen Faulstuhl im Hotelgarten der Ruhe pflegend ab, dann machte ich einen Spaziergang durch die mit vollem Recht weitberühmten parkartigen Anlagen auf den die Stadt umgebenden ehemaligen Wällen, ließ mit einem gewissen Anflug von Neid meine Blicke ruhen auf dem wundervollen Bau des Gymnasiums, das ebenso wie die Anlagen die Stadt ausschließlich auf eigene Kosten geschaffen hat und unterhält, und begab mich dann über die oben erwähnte Ysselbrücke, ohne Brückenzoll zu bezahlen, auf das jenseitige Ufer des Flusses, wo im hübschen schattigen Garten der „Buiten-Societeit te Kampen" Concert der städtischen Musikkapelle war. Anständige Fremde haben zu den Concerten solcher Privatgesellschaften ohne weitere Formalitäten Zutritt, einer Einführung durch Mitglieder u. s. w. bedarf es durchaus nicht. An diesem Abend traf ich es besonders günstig, denn die Vereinigung holländischer Oberlehrer, welche heuer gerade in Kampen ihre Versammlung abhielt, beging in der Buiten-Societeit heute Abend ihr Abschiedsfest und es dauerte nicht lange, so saß ich mitten unter den holländischen Collegen, von denen einigen mein Name nicht ganz unbekannt war, und plauderte meist in deutscher Sprache mit ihnen, der fast alle akademisch Gebildeten dort mehr oder weniger mächtig sind, über Standesangelegenheiten, holländische und deutsche Sitten und Eigenthümlichkeiten so lebhaft, daß ich fast das Anhören der schönen Musik vergaß, die meist deutsche Meister auf ihrem Programm hatte. Erst recht spät am Abend gingen wir gemeinsam in die Stadt zurück. Zufälligerweise wohnte ein großer Theil der auswärtigen Collegen in demselben Hotel, in welchem auch ich abgestiegen war, und so war das Zurechtfinden in der fremden Stadt bei ziemlich spärlicher Beleuchtung nicht schwierig. Die Einrichtung im Schlafzimmer war ziemlich die gleiche wie in Enkhuizen, dasselbe Himmelbett u. s. w. und auch am nächsten Morgen dasselbe consistente Frühstück, zu dem die Collegen ausschließlich Thee genossen, ich war der einzige Kaffeetrinker. Das alte im reichen Renaissancestil erbaute Rathhaus war bald besichtigt, weil seine Hauptmerkwürdigkeit, die prachtvollen Holzvertäfelungen der Hauptsäle, gleich dem Chorgestühl der Enkhuizer Westerkerk in die Dordrechter Ausstellung geschickt war, und so besaß ich vor Abfahrt des Dampfbootes nach Amsterdam genügend Zeit, um noch einen kurzen Abstecher nach Zwolle, der Hauptstadt der Provinz Overyssel, zu machen, die man mit der Bahn in 20 Minuten erreicht. Zwolle ist eine lebhafte Handelsstadt, an jenem Tage besonders lebhaft, weil Markttag war und alles Volk sich um die unzähligen Waffelbuden drängte, die auf den freien Plätzen aufgeschlagen waren, ausgezeichnet durch schöne Anlagen auf den ehemaligen Wällen, die Sassen-Poort, ein altes vierthürmiges Backsteinthor im gothischen Stil, die mächtige Groote Kerk und durch Thomas a Kempis, den Verfasser des fast in alle Sprachen übersetzten Buches De imitatione Christi, welcher in einem Kloster, das auf dem Agnatenberg stand, beinahe 64 Jahre lebte und im Jahre 1471 im 92. Lebensjahre starb. Nach zweistündiger Abwesenheit langte ich wieder in Kampen an, um den Dampfer zu erwarten, der werktäglich einmal in 6 Stunden von Zwolle nach der holländischen Hauptstadt fährt. Man durchkreuzt auf dieser Strecke die Zuydersee in ihrer größten Länge, beträgt doch die Entfernung Kampen—Amsterdam in der Luftlinie 70 Kilometer und sieht man doch, wenn man mitten auf der Fahrt ist, nichts als Luft, Wasser und mehr als Hunderte Fischerboote, die auf allen Seiten am Horizonte auftauchen. Ihr Anblick bildet auch die hauptsächlichste Unterhaltung auf der Tour, die im Uebrigen, wenn man erst am Tag vorher die See durchmessen hat, wenig Abwechselung bietet. Um mir künstlich solche zu verschaffen, bestellte ich mir beim Steward ein Beafsteak mit Bratkartoffeln, welche Bestellung indeß mit echt holländischer Langsamkeit, aber auch Gründlichkeit ausgeführt wurde, sodaß erst nach etwa 2 Stunden das Bestellte auf der Bildfläche erschien und in die Cajüte hinuntergetragen werden sollte. Eiligen Schrittes folgte ich und noch Andere, die dasselbe bestellt hatten, den lieblich duftenden Speisen nach, doch — mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell — der Kellner verlor auf den metallbeschlagenen Stufen der Treppe das Gleichgewicht und Roß und Reiter sah man niemals wieder, d. h. die in tausend Scherben zerschlagenen Schüsseln und die leckeren Speisen lagen in einem unentwirrbaren Knäuel auf dem Vorplatz der Cajüte beisammen. Das gab ein Halloh, den Hauptschaden trug freilich der arme Ganymed, aber auch wir mußten auf das regelrechte Stillen unseres Hungers Verzicht leisten, denn in den nächsten 2 Stunden sollten wir in Amsterdam landen. Ein belegtes Butterbrod und ein vorzügliches Glas Portwein entschädigte uns und ein reichliches Trinkgeld wenigstens etwas den bestürzten Kellner, der wohl noch nicht lange auf dem schwankenden Kiel eines Schiffes heimisch war. Nun tauchen rechts die Umrisse der Insel Marken, links die Häuser von Muiden an der Mündung der Vecht in die Zuydersee auf, bald darauf vor uns die starken Festungswerke des Forts Pampus, an dem wir ganz dicht vorbeifahren. Dann künden bald ein Wald von Thürmen und ein dicker Dunst am Horizont die Nähe einer großen Stadt an, noch eine kurze Geduldprobe müssen wir an der Schleuse durchmachen, welche die Ausmündung des Nordcanals regulirt, und wir fahren in die von Schiffen aller Nationen reichbelebte Y „Het Ij", wie der Holländer sagt, ein, um Angesichts des mächtigen Centralbahnhofes, des größten Europas, in Amsterdam zu landen. Gewiß ist der Aufenthalt in der niederländischen Metropole, mit der an Originalität der Anlage und Bauweise nur wenige Städte unseres Continents sich messen können, für einen Fremden hochinteressant und belehrend; wer aber wirklich specifisch holländisches Wesen, Art und Sitte, Land und Leute und alterthümliche Bauten kennen lernen will, der besuche die Zuydersee und ihre Städte.

Bücherbesprechungen.

— Theologische Rundschau, herausgegeben von Lic. W. Bousset, Professor in Göttingen. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1897. Jährl. 12 Hefte, 6 ℳ — Von diesem neuen Unternehmen liegen die zwei ersten Hefte vor. Sein Zweck ist, hauptsächlich denjenigen Theologen zu dienen, die nicht mehr in unmittelbarer Verbindung mit der Universitäts-Theologie stehen, um sie über die Fortschritte in den einzelnen Disciplinen zu unterrichten. Das ist bis jetzt geschehen in Ansehung der wichtigsten Fächer, deren Bearbeitung in den neuesten oder neueren literarischen Erscheinungen eine meist mehrere Werke zusammenfassende und vergleichende Besprechung gefunden hat. Wir können die nicht weniger als 71 Mitarbeiter, die auf dem Titel aufgezählt sind, hier natürlich nicht alle herschreiben, sondern wollen uns an das Vorliegende halten. Etliche dieser Besprechungen können den beabsichtigten Dienst zum Besten der gewünschten Leser allerdings recht wohl leisten. Zu ihnen gehört der Artikel des Herausgebers über den gegenwärtigen Stand der neutestamentlichen Einleitungswissenschaft, der uns beiläufig eine große Heiterkeit der Seele in mehrfacher Beziehung erregt hat. Wo sind sie denn nun alle hingerathen, die stolzen Forschungsergebnisse, die einst von der Tübinger Schule mit solcher Sicherheit in der Versammlung der wissenschaftlichen Theologen vorgetragen wurden, daß es eigentlich zum theologischen Anstand gehörte, wenigstens einige paulinische Briefe anzuzweifeln? Die meisten von ihnen sind weggeworfen. So dürfen wir uns also wohl in der Seele des kommenden Geschlechtes schon auf den Tag freuen, wo die Theologische Rundschau berichten wird, daß nach dem neuesten Stand der Forschung die fünf Bücher Mosis in der Hauptsache auf Niederschriften des Moses beruhen. Da würde die alttestamentliche Forschung ihren Kreis wieder einmal beschrieben haben, wie ihn die neutestamentliche soeben zu vollenden sich anschickt. Welche Mahnung zu bescheidenstem Auftreten und vorsichtigstem Ausdruck auch für die Gelehrten dieses Blattes! Doch zweifeln wir an ihrem Erfolg bei gewissen Mitarbeitern. So führt in dem Fach „Geschichte Israels" Professor Meinhold das Wort mit dem geringen Maß wissenschaftlichen Ernstes und gelehrter Vornehmheit, das ihm beschieden ist. Hält ihn der Herausgeber wirklich für den geeigneten Mann, streng wissenschaftliche Referate zu geben, durch die Fernerstehende über den wirklichen Stand der alttestamentlichen Forschung unterrichtet werden können? B. K.

— Als die Sterbenden, und siehe, wir leben. Predigten weil. Oberhofpredigers Dr. theol. et ph. Ernst Julius Meier, Vicepräsident des ev.-luth. Landesconsistoriums zu Dresden. Mit einem Lebensabriß herausgegeben von Oskar Meier, Superintendent in Dippoldiswalde. (Leipzig, B. G. Teubner. 207 S. 8°. Geschmackvoll gebunden 4 ℳ) — Wir haben schon bei Besprechung der letzten Predigt D. Meier's Gelegenheit genommen, auf seine Predigtweise überhaupt etwas näher einzugehen. Mit großer Freude haben wir nun auch diese letzte Gabe empfangen, wenn wir auch ebenso die Wehmuth, daß es die nachgelassenen Predigten eines unvergeßlichen Meisters sind, wie das Bedauern nicht unterdrücken können, daß die Verlagsbuchhandlung sich nicht zur Veröffentlichung von mehr als diesen 15 Predigten hat entschließen können. Je schwieriger daher bei dieser Beschränkung die Auswahl war, um so mehr muß anerkannt werden, daß der Herausgeber — der Bruder des Heimgegangenen — diese Auswahl mit großem Geschick getroffen hat. Es sind größtentheils Predigten, die der Verstorbene als Oberhofprediger gehalten hat (Nr. IV—XV) und zwar die meisten (7) aus seinem letzten Lebensjahre 1897. Gerade letzterer Umstand zeigt uns, wie gewaltig und wie gewissenhaft der theure Mann bis zuletzt sein Predigtamt ausgeübt hat. Keine Predigt, die er nicht aufs Sorgfältigste meditirt und aufgeschrieben hätte, ja oft mehrfach umgeschrieben, so daß sie fast druckfertig dalagen. Es befinden sich unter diesen Predigten 6 Sonntagspredigten, sowie je eine Predigt zu Weihnachten, Epiphanias, Ostern, Pfingsten, Bußtag, Reformationsfest. Was aber dieser Sammlung noch besonderes Interesse verleiht, ist der Umstand, daß sie auch Predigten aus früherer Zeit enthält und so gewissermaßen uns einen Einblick in den Entwickelungsgang des Heimgegangenen gewährt. Es sind dies: eine Predigt aus der Candidatenzeit, die Antrittspredigt in Flemmingen und die Abschiedspredigt in Lößnitz. Es sei gestattet, aus der trefflichen Charakteristik, die Sup. Meier hierzu im Vorwort giebt, hier Einiges anzuführen: Die Predigt aus der Candidatenzeit zeigt uns den begeisterten, lebensvollen, jugendfrischen Theologen, der reichlich „vom Baume der Erkenntniß genossen", die neuere Philosophie mit vollen Zügen in sich aufgenommen und ernst verarbeitet, der sich durch den Zweifel zum Glauben, zu einer selbständigen, in Gottes Wort tief gegründeten Ueberzeugung durchgekämpft hat, dem es eine heilige Freude ist, in die Tiefen des Schriftverständnisses einzuführen und das Evangelium als die höchste Weisheit, als die einzige Quelle des wahren Friedens vor den Zeitgenossen zu rechtfertigen. In dieser Predigt sind bereits die Potenzen, wenn noch nicht allseitig ausgereift, so doch im Keime vorhanden, die später den Zeugnissen des Heimgegangenen eine solche weithin reichende und tiefgehende Wirkung verliehen: seine heilige Ehrfurcht vor dem Worte Gottes, seine gründliche Kenntniß desselben und seine Gabe, ungesucht und ohne Künstelei den Reichthum der Schriftgedanken nicht nur aufzuzeigen, sondern auch der Gemeinde nahezubringen; sein Bestreben, anzuknüpfen an des Menschenherzens tiefste Bedürfnisse, zu befriedigen das geheime Verlangen der anima naturaliter christiana und zugleich das Evangelium als zeitgemäß darzuthun, wie es nicht nur aufzeigt die innersten Schäden der Zeit, sondern auch im Stande ist, sie von Innen heraus zu heilen und zu überwinden mit seiner nie veraltenden Kraft und Weisheit; ferner seine Vertrautheit mit der allgemeinen Geistesbildung unseres Volkes, besonders mit der Philosophie und schönen Literatur und die dadurch bedingte Weite seines Blickes, sowie die ebenfalls dadurch, nicht minder durch seine natürliche Herzensgüte ermöglichte Fähigkeit, fremdem Standpunkt gerecht zu werden, ohne doch, weil gebunden im Gewissen an Gottes Wort, von der Wahrheit des Evangeliums Etwas preiszugeben; seine dialektische Gedankenbewegung, die nicht nur dazu diente, einem Gedanken allseitig gerecht zu werden, sondern auch das Interesse der Hörer zu fesseln; und nicht zuletzt seine anschauliche, bilderreiche, poetische Sprache, vermöge deren es ihm möglich war, auch schwerere Gedanken der Auffassung des Volkes verständlich zu machen. — Und es ist geradezu erstaunlich, wie weit theilweise entwickelt sich diese Eigenschaften des späteren Meisters schon in der Theologie des Candidaten finden! — Die Antrittspredigt in Flemmingen zeigt uns den Liebeseifer des Hirten zugleich mit dem Ernste des Gefühls der Verantwortung und offenbart uns seine Gabe, auch vor einer Landgemeinde in volksthümlicher, verständlicher Sprache zu reden. Seine Abschiedspredigt in Lößnitz aber, gehalten beim Uebergang in die Stadtpredigerstelle an der Dresdener Frauenkirche, ist „auch ein Zeugniß dafür, wie ihm trotz der reichen Gaben, mit denen Gott ihn ausgestattet, und trotz des Fleißes, den er auf die Ausbildung und Verwerthung derselben gewendet hatte, alles sich Vordrängen, Alles, was nur irgend an Streberthum erinnerte, fern lag, wie ihn vielmehr bei jedem neuen Amte, zu dem er geführt wurde, nicht die Ehre desselben bestach, sondern das Gefühl der Verantwortung, die auf ihn gelegt wurde, bedrückte, ein Gefühl, das bei seiner Berufung in die Leipziger Professur als D. Brückner's Nachfolger so mächtig ihn erfüllte, daß er nicht den Muth fand, derselben zu folgen". Wenn wir hier meist wörtlich auf das Vorwort uns berufen haben, so geschah dies einmal deshalb, weil D. Meier's Art nicht wahrer und klarer dargestellt werden kann, als es dort geschieht, andererseits, weil wir auch einen Einblick in die liebevoll eingehende und trefflich charakterisirende Art geben wollten, mit der der Herausgeber es versteht, im Vorwort den Lebensgang des Heimgegangenen, seine Entwickelung und besonders seine Predigtweise uns nahe zu bringen. — „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben." Dieses letzte Zeugniß wird besonders dazu beitragen, nicht blos, daß das Andenken des Heimgegangenen unter uns in dankbarem Gedächtniß bleibe (auch das beigegebene wohlgetroffene Bildniß ist uns darum eine werthe Gabe), sondern auch, daß der Gestorbene noch unter uns lebe und wirke durch seine herrlichen Gaben und seine machtvolle Verkündigung des Wortes Gottes. v. L.

— Ueber die bei Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig erscheinende Zeitschrift für Bücherfreunde, die sich zu den vornehmsten Vertretern ihrer Gattung zählen darf, will ich heute, beim Erscheinen des 10. (Januar-) Heftes, noch keinen längeren Bericht schreiben: der soll erst nach Schluß des I. Jahrganges erfolgen. Mit zwei Worten nur möchte ich darauf hinweisen, daß das Zobeltitz'sche Blatt bereits zu den periodischen Erscheinungen gehört, an denen auch der Literar- und Culturhistoriker nicht achtlos vorübergehen darf. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 9. Sonnabend, den 22. Januar, Abends. 1898.

Karl v. Holtei.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Zu des Dichters 100. Geburtstage (24. Januar 1898).

„Schauspieler und nach einander mit zwei Schauspielerinnen verheirathet, Theaterdichter, Theatersecretär, Theaterdirector, dramatischer Vorleser, dabei jovialer Gesellschafter von Fach, unerschöpflicher Gelegenheitsdichter, ein Poet für Alles, mit einem Gemüthe, das, leicht erregbar, von den einfachsten Veranlassungen dichterisch gestimmt wird und seinen Liederquell erschließt, von heimathlosem Drange durchs Leben getrieben und doch mit einem Empfinden für idyllisches Glück begabt, Kosmopolit in seiner ganzen Existenz und doch von großer Anhänglichkeit an das provinzielle Heimathliche bis auf den Dialekt" — mit diesen bezeichnenden Worten charakterisirt Rudolf v. Gottschall den eigenartigen Dichter, dessen Gedächtniß der heutige Tag — die verbreitete Annahme, der 24. Januar 1797 sei des Dichters Geburtstag, ist irrthümlich — erneuert. Und wenn derselbe Literarhistoriker Karl v. Holtei einen „vielgewanderten Bühnen-Odysseus" nennt, „dessen Leben im kometarischen Laufe alle Sphären des Theaters und der Geselligkeit gestreift hat", so skizzirt er in diesen wenigen Worten treffend den Lebensgang unseres Poeten, der erst nach 72jähriger Wanderschaft (1870) in der Hauptstadt seiner schlesischen Heimath, Breslau, zur Ruhe kommen sollte, um die letzten drei Jahre seiner irdischen Wallfahrt (Ende 1876—1880) im Kloster der „barmherzigen Brüder" daselbst zu verbringen, wo ein sanfter Tod am 12. Februar des letztgenannten Jahres dem 83jährigen müden Wandersmann die Augen zudrückte . . . . . Die Jugend Holtei's ist ein warnender Beitrag zu dem vielerörterten Thema „verfehlte Erziehung". Der Dichter selbst giebt uns hierüber in seinem Memoiren „Vierzig Jahre" (1837 ff.) mit aller Offenheit die gewünschte Auskunft. „Meine Mutter", heißt es da, „starb, nachdem sie mich geboren (in Breslau); mein Vater, Husarenofficier, wußte nicht, was er mit einem schreienden Kinde beginnen sollte." Nun kam der Knabe in das Haus eines entfernten Verwandten, des Frhrn. v. Arnold. Wir sehen: heimathlos war Holtei von Anbeginn seines Lebens an; denn trotz aller Zärtlichkeit, mit der ihm namentlich hier die weiblichen Familienmitglieder entgegenkamen, konnte ihm das freiherrliche Haus nimmermehr das Elternhaus ersetzen. Zudem war es eine Sumpfatmosphäre, in die der Knabe hineingerathen war. Lüge, Verstellung, gegenseitige Heimlichkeiten, durch derangirte Vermögensverhältnisse, ja, selbst delicate Liebesaffairen veranlaßt; was Wunder, wenn der gereifte Mann später selbst das bittere Urtheil fällt: „Ich darf behaupten, die Heimath meiner Kindheit war eine Heimath der Lüge!" Konnte sonach von einer planvollen häuslichen Erziehung keine Rede sein, so vermochte auch die Schule diesen Mangel nicht auszugleichen, und es ist weniger des Knaben Verschulden, wenn die Schulzeugnisse im „Magdalenäum" nur selten befriedigend ausfielen. Dazu kam die frühzeitig hervortretende Neigung zur darstellenden Kunst, worin ihn sein bedeutendes Nachahmungstalent unterstützte. Dilettantenhafte Anregungen daheim, dann der Anblick Ludwig Devrient's auf der Breslauer Bühne, wozu im Herzen der unruhige, unbestimmte Drang zum freien, ungebundenen Leben eines gefeierten Mimen kam, alles das ließ in dem kaum Vierzehnjährigen den Entschluß reifen, Schauspieler zu werden! Da die altadelige pflegeelterliche Familie nur mit Entsetzen die bedenklichen Passionen des frühreifen Knaben wahrnahm, versuchte sie es vorerst mit einer landwirthschaftlichen Carrière: Holtei kam als Eleve zu einem befreundeten Gutsbesitzer nach Obernigk bei Breslau. Eine Zeitlang schien's zu gehen, nämlich so lange der unruhige Geist des Jünglings in den neuen, ungewohnten Verhältnissen Abwechselung fand. Kaum aber erscholl die Werbetrommel gegen den aus Elba geflüchteten Korsen, als auch Holtei sich in die Reihen der Freiwilligen stellte, um dann, ohne einen Feind gesehen zu haben, in Breslau sich dem Rechtsstudium zu widmen. Wer aber meint, der Jüngling habe nun ernsteren Regungen Gehör geschenkt, der verkennt die verhängnißvollen Wirkungen einer verfehlten Erziehung. Schon 1817 sah sich Holtei am Ziele seiner heißesten Wünsche; er wurde Schauspieler beim Grafen v. Herberstein in Grafenort bei Glatz, später sogar in der Vaterstadt Breslau (bis 1819). Diese „Theaterverirrung", die Holtei selbst mit trefflichem Humor charakterisirt hat, wobei er freimüthig bekennt, nie ein hervorragender Schauspieler gewesen zu sein, wurde vorbedeutend für die nun folgenden 30 Jahre unsteten Wanderns. Wir können es uns füglich ersparen, den unruhigen Geist von Station zu Station zu begleiten. Es ist das Leben eines fahrenden Sängers und Schauspielers, das Holtei nun beginnt, mit all dem bunten Wechsel, all' der Zerfahrenheit, all' den Hoffnungen und Enttäuschungen plan- und ziellosen Umherirrens. Breslau, Prag, Wien, Hamburg, Berlin — das zunächst sind die wichtigsten Etappen dieser Wanderfahrt, auf der den Dichter die inzwischen ihm angetraute frühere Schauspielerin Louise Rogée, die er in Grafenort kennen gelernt hatte, als treue Gefährtin und darstellende Künstlerin bis zu ihrem nach kaum vierjähriger Ehe im Jahre 1825 erfolgten Tode begleitete. Als Bühnendichter entfaltete Holtei in Berlin die regste Thätigkeit; hier wurden einige seiner kleineren Stücke („Wiener in Berlin", „Berliner in Wien" u. a.) mit gutem Erfolge aufgeführt; hier auch knüpfte er erfolgreiche Beziehungen zu den literarischen Größen der Hauptstadt an; hier übernahm er, allerdings nur für kurze Zeit, die Leitung des Königsstädtischen Theaters. Aber rastlos weiter trieb es den unsteten Günstling der Musen. Bald sehen wir ihn als Begleiter seines Grafenorter Gönners in Paris, wo er wiederum mit den Koryphäen der Kunst und Literatur in regsten Verkehr trat, um auf der Rückreise in Weimar Station zu machen, wo er bei Goethe liebenswürdigstes und verständnißvollstes Entgegenkommen fand. Nun geht's nach Berlin zurück, wo er Zeuge des beispiellosen Erfolges seines besten Schauspiels, der „Lenore", wird; Julie Holzbecher, welche die Titelrolle spielte, wurde ein Jahr später (1829) seine Frau. Mit ihr setzt er sein unruhiges Wanderleben fort: Darmstadt, Wien, Dresden und endlich Berlin, wohin er sich immer wieder wie von einem Magneten gezogen fühlte, bezeichnen die Fährte des wandernden Paares. Als ihm in letzterer Stadt die Hoffnung auf definitives Engagement am Königlichen Theater fehlschlägt, faßt er den heroischen Entschluß, den „Brettern, die die Welt bedeuten" für immer Valet zu sagen. „Fahre hin," so schreibt er, „du letzter meiner lang geträumten Jugendträume! Von nun an setze ich mein Bestreben an eine Gattung Schriftstellerei, die nicht von Wind und Wetter, nicht vom Augenblick vernichtet werden kann: ich schreibe für die Lesewelt. Frau und Tochter (letztere aus erster Ehe) will ich durch meine Feder ernähren." Abgesehen von den bereits erwähnten Stücken, zu denen noch „Johannes Faust, der wunderthätige Magus des Nordens", „Ein Trauerspiel in Berlin" mit dem bald weltberühmt gewordenen Eckensteher Nante, „Lorbeerbaum und Bettelstab", „Hans Jürge" u. a. kamen, hatte sich der Dichter bei dem literarischen Publicum bereits durch seine „Schlesischen Gedichte" (1828) trotz ihres anfänglichen geringen Erfolges vortheilhaft bekannt gemacht; jetzt begann er (1837) in seinem vierzigsten Lebensjahre sein Memoirenwerk „Vierzig Jahre". Holtei zeigt sich hier als Meister gemüthvoller und doch zugleich geistreicher Plauderei, und als cultur- und literarhistorisches Denkmal ist das acht Duodezbände umfassende Werk, das im Jahre 1850 zum Abschluß gedieh, von

bleibendem Werthe. Uebrigens hatte des Dichters Entschluß, der Bühne zu entsagen, keinen Bestand. Kurze Zeit später übernahm er die Direction des Stadttheaters zu Riga, freilich, um auch diese Stätte seiner Wirksamkeit, als ihm seine zweite Gattin durch den Tod entrissen wurde, bald wieder zu verlassen. Nun wieder das alte Vagantenleben: Berlin, Wien, Liegnitz sehen ihn als gefeierten Vorleser in ihren Mauern, bis ihn in Breslau der „Theaterteufel“ wieder auf ein paar Monate festhält, indem er das dortige Stadttheater als Stellvertreter leitet. Dann wieder Vorleser, u. A. auch beim Fürsten Hatzfeldt auf Schloß Trachenberg, und erneute Kunstreisen quer durch das deutsche Vaterland. „Die Stimmen des Waldes“, jene schlichten, treuherzigen Weisen, die der Dichter in trautem Zwiegespräch den Buchen und Kiefern der Heimath ablauschte, sind die Frucht des Trachenberger Aufenthalts. Die Stürme des Jahres 1848 scheuchten ihn aufs Neue aus seiner ungewohnten behaglichen Ruhe auf: überzeugter Royalist, wie er war, konnte er den unruhigen gährenden Zeitverhältnissen sich nicht anbequemen und nach Norden ging's, wo er in Hamburg, Bremen, Lübeck, Schwerin u. a. Vorlesungen hielt und schriftstellerisch wirkte. Endlich trat mit der Vollendung der „Vierzig Jahre“ der entscheidende Wendepunkt in des Dichters Leben ein: er kehrt i. J. 1850 nach Graz zurück und — kauft sich einen Schreibtisch! Nun beginnt der dritte Abschnitt in des Dichters Leben: er wird ansässig und versucht sich auf einem Gebiete der Literatur heimisch zu machen, das er, der Vielgewanderte, seither so gut wie noch nicht gepflegt: des Romans. Sein erster Roman „Die Vagabunden“, der beste von allen, ist bezeichnend für seine eigene humorvolle Denkweise: hatte er doch selbst ein Vagabundenleben hinter sich! Aber neue Romane und Erzählungen folgen, und bereits im Jahre 1866 umfassen Holtei's „erzählende Schriften“ 37 Bände. Zwei Jahre vorher (1864) ließ er sich ständig in Breslau nieder, unermüdlich weiter schaffend, ob seines edeln, bescheidenen Charakters geschätzt von hoch und niedrig und im besten Sinne des Wortes populär bei Jung und Alt. Der „Alte von Breslau“ bildete geradezu eine typische Figur, eine Sehenswürdigkeit der schlesischen Hauptstadt und manche Größe ließ sich die Mühe nicht verdrießen, die drei beschwerlichen Treppen zu erklimmen, die zu dem bescheidenen Heim des „Alten vom Berge“ in dem baufälligen Hotel „Zu den drei Bergen“ führte. Freilich empfand der Greis die unausgesetzte, wenn auch wohlgemeinte Inanspruchnahme vielfach lästig, zumal wenn er gesellschaftlich gefeiert wurde. Dagegen fühlte er sich ganz in seinem Elemente, wenn er, ehrfurchtsvoll begrüßt von Jedermann, durch die Straßen Breslaus dahinpilgern und ungesehen der Stimme seines weichen Herzens gehorchen konnte. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ das war der Grundsatz seines Lebens, und wie viel Liebe der greise Dichter gesät hatte, das zeigte die in allen deutschen Gauen begangene Feier seines 80. Geburtstages (24. Jan. 1878). Während sein König ihn mit dem Ritterkreuze des Hausordens der Hohenzollern schmückte, jubelte Alldeutschland seinem „alten Holtei“ zu, und kein Geringerer als Julius Sturm machte sich zum Wortführer der dankbaren Festgemeinde, indem er dem Jubilar zurief:

„Du theurer Meister, fromm und frei,
Du Spielmann, reich an Melodei,
Wie hat mich baß in trüber Zeit
Dein Lied mit süßem Trost erfreut!“

so beginnt der poetische Gruß, der schließlich auf das ganz in des Dichters Sinne in's Leben gerufene edle Liebeswerk hinweist, das unter dem Namen „Holtei-Stiftung“, zu der das ganze Vaterland opferfreudig beisteuerte, hilfsbedürftigen Schriftstellern Unterstützung in drückenden Nothlagen gewähren sollte:

„Doch ob der reichste Kranz dich schmückt:
Ein Kleinod dich noch mehr beglückt,
Dich ziert der schönste Edelstein:
Alldeutschlands Liebe nennst du dein!
Dich treu zu ehren, hat es heut'
Ein Werk der Liebe dir geweiht,
Ein edles Werk in deinem Geist,
Deß, Wackrer, freue dich zumeist,
Und sing' auch fürder fromm und frei,
Du Spielmann, reich an Melodei!“

Wenn auch infolge allerhöchster Huld und sonstiger Fürsorge materielle Noth dem Greise erspart blieb, so fingen doch auch seine Tage an sich zu umwölken. Den Ehren- und Jubeltag selbst verbrachte er bereits in einsamer Zelle des Krankenhauses der „barmherzigen Brüder“, wohin er sich wegen schweren Siechthums hatte begeben müssen, und der sangreiche und sangeskundige Mund war längst verstummt. Das war just der rechte Augenblick zum Einschlafen — für immer. Zwar hatte der Dichter einmal den Wunsch geäußert: „Zu sterben ohne Aerzte, Betten, Wärterin und Arzneiflaschen, am lauen Sommerabende, eingesungen vom Schlafliede der Finken — das müßte ein schöner Tod sein!“ Allein im Rathe der Vorsehung war es anders beschlossen. Nach zweijährigem Siechthum schloß der müde Greis, umgeben von sorgsamster Pflege, Donnerstag, den 12. Februar 1880 seine Augen für immer, an jenem Tage also, der auch als Titel auf einem seiner beliebtesten Lustspiele „Die Wiener in Paris“ prangt, und Sonntag, den 15. Februar, dem Todestage Lessing's, wurde unter Theilnahme von halb Breslau und der ganzen gebildeten Welt, möchte man sagen, des Dichters Sterbliches zur Ruhe bestattet. Wallheim's „Mantellied“, das ergreifende Lied der Treue, erklang auf des Alten ausdrücklichen Wunsch als einziger Gruß der Welt hinab in die stille Gruft. . . . . Fragen wir nach dem Einfluß, den Holtei auf die literarische Entwickelung der Zeit ausgeübt hat, so darf nicht verkannt werden, daß derselbe wohl ein sehr ausgedehnter und mannigfaltiger, nicht aber in gleichem Verhältnisse fördernder und nachhaltiger gewesen ist. Auf dramatischem Gebiete dürfte es die Posse, das Vaudeville sein, das, weil es der leichteren Lebensauffassung, dem heiteren Temperament seines Autors entspricht, noch am ehesten Anspruch auf einige Lebensdauer erheben kann. „Der alte Feldherr“, „Wiener in Berlin“, „Lenore“ (dramatische Bearbeitung der Bürger'schen Ballade) u. a. werden theilweise auch der modernen Bühne gerecht; zum ernsteren Drama mangelte dem Dichter die tiefere Lebensauffassung, die philosophirende Reflexion, die Gedankentiefe. Im Roman ist Holtei zweifellos glücklicher gewesen, zumal in jener Gattung, die auf einer leichten, dem Humor zugänglichen Lebensauffassung beruht. Schon die Selbstbiographie „Vierzig Jahre“ mit dem Anhange: „Noch ein Jahr in Schlesien“ (1864, 2 Bände) bezeugt dies. Treffend wiederum charakterisirt Gottschall a. a. O. Holtei's Bedeutung als Novellist mit folgenden Worten: „K. v. Holtei ist unsere poetische Wanderratte. Er vertritt die Poesie der herumziehenden Künstler und Handwerker, die Sehnsucht in die blaue Ferne, die kleinen Abenteuer des Reise- und Wirthshauslebens und weiß aus dem Reichthum des Selbsterlebten die pikantesten Anekdoten und drolligsten Historien in den Gang seiner Romane zu verweben. Seine Muse ist nicht gerade keusch und zimperlich, aber auch ohne Frivolität; denn sie sucht zwar die sittlichen Dissonanzen auf, ruht aber doch mit Behagen auf einem volltönenden sittlichen Accorde aus. Sein Stil ist der Stil gesellschaftlicher Unterhaltung, nicht immer rein und säuberlich, selten gehoben und hinreißend, aber stets fließend, lebendig, sachlich bezeichnend und interessirend. Die Poesie des Stilllebens, die warme, deutsche Idylle begrüßt uns oft mit ihrem ganzen Zauber, und zwar um so eigenthümlicher, je mehr der Dichter sie in ungewöhnliche Verhältnisse verlegt.“ „Die Vagabunden“, „Ein Schneider“, „Christian Lammfell“, „Noblesse oblige“, „Die alte Jungfer“, „Erlebnisse eines Livreedieners“, der Adelsroman „Hans Treustein“ und viele andere werden stets ihr dankbares Leserpublicum finden. Als Lyriker endlich wird Holtei stets in höchstem Ansehen stehen und sich würdig den Besten unserer Nation anreihen, welche die Sprache des Herzens in rhythmischen Weisen austönen. In den „Schlesischen Gedichten“ (1830 u. ö.) bietet er u. A. auch vollendete Dialektdichtungen, die „Stimmen des Waldes“ (s. o.) sind schlichte Sangesweisen von oft ergreifender Empfindung, und „An Grabes Rande“ enthält des Dichters literarisch-poetisches Testament. Wenn es nun auch richtig ist, daß Holtei zunächst als specifisch schlesischer Dichter aufgefaßt und verstanden sein will, so beweist doch die Thatsache, daß viele seiner Dichtungen Gemeingut aller Gebildeten, ja, in gewissem Sinne populär geworden sind, die alte Wahrheit auf's Neue, daß der echte Dichter überall da heimathberechtigt ist, wo der wahren Kunst auch eine Stätte bereitet ist. Von bekannteren lyrischen Stimmungsbildern, die alle Vorzüge Holtei'scher Seelenmalerei zu einem ansprechenden Gesammtgemälde vereinigen, erwähnen wir u. A. das köstliche Mailied:

„Frühlingsathem weht entgegen,
Blumenduft verkündet frei,
Nahe sei mit reichem Segen
Der geliebte holde Mai“ u. s. w.

ein Lied, das wegen seines ernsten und doch so hoffnungsfrohen, religiös gefärbten Hintergrundes fast einzig in der Gedankenlyrik

Holtei's dasteht. Denn wohin sehen wir unseren lebensfreudigen Dichter gerathen? Auf einen Friedhof, und Alles, was sein Herz an dieser ernsten Stätte des Todes und der Todten empfindet, faßt er in die erhebende Schlußstrophe zusammen:

„Dieser Trost soll mich erlaben,
Meine Hoffnung setz' ich drauf:
Die *ein* Winter hat begraben,
Jeder Frühling weckt sie auf!"

Auch das schlichte:

„Wenn ich durch die Gassen gehe,
Liebeskrank und lebensmatt,
Sehn' ich mich mit leisem Wehe
Aus der lauten, vollen Stadt" u. s. w.,

ferner das tief empfundene „Worte hat der Mensch allein" mit dem Eingang:

„Ach, wenn die Blumen singen könnten
Mit ihrem kleinen Rosenmund,
Sie thäten allen Elementen
Des Frühlings Wonnen singend kund;
Durch Hain und Fluren würd' erglühen
Ein Feuermeer der Melodie —
Die Blumen können nichts, als blühen,
Und singen muß der Mensch für sie" u. s. w.

bezeugen des Dichters tief empfindendes Gemüth, das in wohllautenden Versen ausströmt. Als königstreuem Patrioten begegnen wir Holtei auch in dem Chore der Sänger, die im großen Jahre 1870/71 in die Saiten griffen und Kampf und Sieg unseres „Volkes in Waffen" im Liede priesen. Nicht schmetternde Posaunenklänge sind es, die wir hier vernehmen, kühn und todesmuthig dem Erbfeinde entgegendringend, sondern Mahnungen zur Eintracht („Seid einig!"), Loblieder zum Preise einzelner Helden („Friedrich Karl") und still gesegneten Waltens im Dienste der Liebe („Augusta") u. A. m. Wenn daher Karl v. Holtei einmal die Frage aufwirft (Gedichte, 1844):

„Soll dies Herz nun brechen,
Das kein Glück erwarb,
Wird wohl Einer sprechen:
Schade, daß er starb?"

so wüßten wir auch heute keine treffendere Antwort, als die schönen Verse, die Edwin Bormann aus Anlaß des Hinscheidens des greisen Dichters sprach:

„So frug dein Lied in herbem Bangen,
Als sich der Tod zu dir verirrt:
Ein Menschenalter ist vergangen,
Eh' Antwort deiner Frage wird.

Und nun dein treues Herz gebrochen,
Dein müdes Auge Ruhe fand,
Nicht Einer hat das Wort gesprochen,
Es sprach's das *ganze Vaterland*! — —

Und noch, indem vom bleichen Munde
Ein: Schade, daß er starb! uns bebt,
Jauchzt es im tiefsten Herzensgrunde:
Glückselig wir, daß er gelebt!"

π—.

Bücherbesprechungen.

— *Ein Weg aus dem Wirrsal des Kampfes.* Worte des Friedens aus der Brüdergemeine. Von G. *Burkhardt*, Missionsdirector a. D. Leipzig, Friedrich Jansa. 1897. 80 ₰. — Gut ist an dieser Schrift der gute Wille und die Liebe zum Frieden, aus der heraus manch gutes Wort geredet wird als Mahnung zur Bescheidenheit, zur Vermeidung des Persönlichen im Streit, zu ruhiger, sachlicher Erwägung. Aber im Uebrigen, welche Unklarheit! Da wird uns fortwährend versichert, das Christenthum sei Leben, nicht Lehre, einer jener allgemeinen und vieldeutigen Sätze, mit denen man um große Geistesfragen herumzukommen denkt. Freilich ist das Christenthum Leben, soll's wenigstens sein in den Einzelnen und in der Gesammtheit; aber um dieses Leben zu erwecken und zu erhalten, hat sich schon Christus der Lehre bedient und auch die friedfertigste Brüdergemeine wird schwerlich einen anderen Weg finden, der zu diesem Ziele führt. Indem der Verfasser uns fortwährend betheuert, auf den Glauben komme Alles an und nicht auf die Glaubenssätze, lehrt er eben selber, spricht eine Lehrmeinung aus und setzt sich zu anderen Lehrmeinungen in Gegensatz. Nur bewegt er sich dabei in dem merkwürdigen Irrthum, dieses sein Lehren enthalte und gebe den Frieden, was von anderer Leute Lehren nicht gelten könne. Vielmehr wird diese seine Friedenslehre nur neuen Kampf entfachen. Alte Freunde werden ihn für einen Abgefallenen halten und die Gegner werden ihn keineswegs als einen der Ihrigen erkennen. Zu den zwei vorhandenen Parteien fügt er eine dritte hinzu. Und worauf es eigentlich ankommt, das ist gar nicht mit der erforderlichen Schärfe erkannt. Er ficht gegen Feinde, die auch in der Brüdergemeine kaum mehr werden vorhanden sein. Welcher vernünftige Mensch sollte denn jemals behauptet haben, die Bibel sei von Gott dictirt wie ein menschliches Dictat? Das ist auch den vielgeschmähten orthodoxen Dogmatikern nicht in den Sinn gekommen, obwohl ihre Lehre von der Inspiration bei Verfolgung aller Consequenzen sich so verstehen läßt. Weiter muß der Verfasser in seinen Kreisen wunderliche Erfahrungen gemacht haben, sowohl bei den „Rechtgläubigen", die sich mit der Lehre und dem äußeren Kirchenthum begnügen, als auch bei den Streittheologen, die Alles ins Persönliche ziehen. Die Gegensätze liegen viel tiefer, als der Verfasser ahnt. In welcher Schärfe sie sich gegebenen Falles in der Brüdergemeine bekämpfen, das wissen wir nicht, da der Streit seither noch wenig nach außen hin laut geworden ist. In diesem Streit kann und soll man die Personen tragen und in der Liebe beeinflussen, die Grundsätze dagegen sind scharf und bestimmt hervorzukehren. Das ist der Krieg, der zum Frieden führen kann; die beständige Versicherung, es sei ja wohl gar kein Krieg und es brauche eigentlich keiner zu sein, ist wenig nütze, wenn doch hüben und drüben die Streiche geführt werden.

B. K.

— *Kaiser Wilhelm II.* Festschrift zum 39. Geburtstage und zugleich zum zehnjährigen Regierungs-Jubiläum unseres kaiserlichen Herrn. Von A. *Wolter*. Mit 56 Abbildungen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1898. VI. 74 S. 8°. Preis: 40 ₰; bei größeren Bezügen billiger. — Obgleich ich nicht dafür bin, nach Ableistung einer zehnjährigen Thätigkeit schon ein „Jubiläum" zu begehen, so ist es doch keine Frage, daß die bevorstehende Vollendung von zehn Jahren einer pflichteifrigen Regierung zu dem Versuche berechtigt, den Herrscher, sein Werden und Wesen zu studiren und die Resultate solcher Studien dem Volke darzubieten. Kein Zweifel: der Versuch, wie ihn die fleißige Feder August Wolter's, dem wir schon in der Kaiser Wilhelms-jubelliteratur begegnet sind (vgl. Erste Beil. der Leipz. Zeitung vom 7. December 1896, S. 4267), gewagt hat, ist durchaus geglückt. Ich bin sonst nicht gerade ein Freund von höfischen Festschriften; aber vor diesem Werkchen muß man Respect haben. Ein feiner Takt läßt den Verfasser nicht zu viel, nicht zu wenig sagen. Von dieser Lebensbeschreibung hat man thatsächlich etwas. Der nicht aufdringliche, aber warme Ton, der die ganze Darstellung durchzieht, bringt zum Herzen. Die Mittler'sche Hofbuchhandlung hat vor einem Jahre bereits eine Studie über Wilhelm II. erscheinen lassen; „ein deutscher Schulmann" hatte sie geschrieben (vgl. Wissenschaftl. Beil. vom 23. Januar 1897, S. 40). Sonderlich erwärmen konnte sie mich nicht. Aber mögen auch Port au Prince und Kiaotschau daran schuld sein, daß jetzt unsere Herzen höher schlagen, als dies noch vor Jahresfrist der Fall sein konnte: zu einem guten Theile darf sich's der Verfasser selbst als Verdienst anrechnen, wenn das Walten unsers Kaisers mit Liebe und Bewunderung verfolgt wird. Es wird mit dem Ehrennamen „Volksbuch" viel Unfug getrieben; die vorliegende Schrift verdient ihn in jeder Hinsicht. Die Verlagshandlung hat sie in richtiger Erkenntniß ihres inneren Werthes sehr hübsch ausgestattet; wenn uns auch unter den Abbildungen, von denen die meisten an Güte nicht viel zu wünschen übrig lassen, manche alte Bekannte begegnen: für 40 ₰ kann man wirklich nicht mehr verlangen. Wolter's „Wilhelm II." ist für Massenverbreitung, besonders in den Schulen Deutschlands, wie geschaffen.

Ht.

— *Das öffentliche Unterrichtswesen im Deutschen Reiche und den übrigen europäischen Culturländern* von Dr. A. *Petersilie*, Professor und Mitglied des königl. statistischen Bureaus in Berlin. (3. Band der III. Abtheilung — Staats- und Verwaltungslehre — des von Kuno Frankenstein herausgegebenen Hand- und Lehrbuches der Staatswissenschaften in selbständigen Bänden.) 2 Theile, Th. 1 488, Th. 2 608 S. Preis: 28 ℳ. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. — Referent hat das Erscheinen des vorliegenden Buches mit lebhafter Befriedigung begrüßt; denn eine zusammenhängende erschöpfende Darstellung der auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtswesens in Deutschland und den Nachbarländern geltenden Grundsätze

entspricht in der That einem allgemein empfundenen Bedürfnisse. Leider aber sieht sich Referent zu dem Bekenntnisse genöthigt, daß bei näherer Kenntnißnahme des Werkes seine Befriedigung eine höchst beträchliche Abschwächung erfahren hat. Die Hauptausstellung, die wir gegen das Buch zu machen haben, ist die, daß es dasjenige, was sein Titel verspricht, nur theilweise hält. Schon die Definition des öffentlichen Unterrichts auf Seite 7 des 1. Theiles scheint uns zu eng. Denn wenn hiernach als „öffentlicher Unterricht“ die „vom Staate, von Gemeinden oder Corporationen ordnungsmäßig eingerichtete Lehrveranstaltung zur Vermittelung intellectueller [giebt es auch andre?] Kenntnisse und ethischer Bildung“ bezeichnet wird, so ist diese Begriffsbestimmung unzureichend, indem sie Stiftungsanstalten und diejenigen Privatunterrichtsanstalten ausschließt, denen der Staat die Rechte öffentlicher Unterrichtsanstalten ausdrücklich verliehen hat. Ueberhaupt liegt der Charakter der Oeffentlichkeit im Unterrichtswesen u. E. nicht sowohl darin, daß es öffentliche Anstalten sind, die den Unterricht ertheilen, auch nicht darin, daß diese Anstalten der Oeffenlichkeit d. h. der allgemeinen Benutzbarkeit zugängig sind, sondern darin, daß sie gemeinnützige Zwecke verfolgen, insofern sie entweder der allgemeinen Volksbildung, oder der Ausbildung für bestimmte Berufszweige oder endlich der Pflege der Wissenschaft als solcher dienen. Wir würden deshalb neben den Elementarschulen, den Lehrer- und Lehrerinnenseminaren und den allgemein bildenden Mittelschulen — Gymnasien, Realgymnasien Oberrealschulen, Realschulen und höheren Bürgerschulen — und den Universitäten auch die fachlichen Mittel- und Hochschulen hierher rechnen und können es nicht billigen, wenn dieses letztere Gebiet in dem vorliegenden Werke nur ganz oberflächlich anf 22 Druckseiten behandelt worden ist. Aber selbst innerhalb des Rahmens, den sich der Verfasser für seine Aufgabe gestellt hat, ist seine Darstellung eine sehr ungleichmäßige. Hat er doch den Universitäten, deren Besprechung innerhalb dieses Rahmens liegt, im Ganzen nur 72 Druckseiten des 2. Theiles gewidmet, wovon noch dazu 20 Seiten auf die außerdeutschen Universitäten kommen. Am Ausführlichsten werden hierbei die Einrichtungen auf den preußischen Universitäten berücksichtigt, doch fehlt auch hier der systematische Gang der Darlegungen. Insbesondere bietet das Capitel über die Facultätsbestimmungen nur eine Sammlung einzelner statutarischer und regulativmäßiger Vorschriften, die je nach Gutdünken bald der einen, bald der anderen Universität entnommen sind. Ueberhaupt ist es gegenüber der allgemeinen Fassung des Titels kaum zu billigen, wenn bei der Darstellung des deutschen Unterrichtswesens der Verfasser sich fast allenthalben nnr auf ausführliche Mittheilung der im Königreich Preußen geltenden Ordnungen und Einrichtungen beschränkt hat und der Lehrverfassung der übrigen deutschen Staaten meist nur kurze Uebersichten widmet, bei denen Dasjenige, was von ihnen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens Bahnbrechendes und Vorbildliches geleistet worden ist, kaum zu seinem Rechte kommt. Die Bemerkung auf S. 301 des 1. Theiles, daß im Auslande bisher die preußischen Schuleinrichtungen nicht gebührend gewürdigt worden seien, kann für dieses Verfahren kaum als Entschuldigung dienen. Raum für eine ausführliche systematische Darstellung auch der außerpreußischen deutschen Schulgesetzgebung würde der Verfasser mit leichter Mühe gewonnen haben, wenn er sich in dem die theoretische Grundlage des öffentlichen Unterrichtswesens behandelnden Abschnitte des 1. Theiles die ohnehin in ein Werk wie das vorliegende, das in der Hauptsache den gegebenen Thatbestand festlegen soll, nicht recht gehörigen polemischen Ausführungen über verschiedene pädagogische Fragen erspart hätte, in denen für den Kundigen nur zu deutlich an den Tag tritt, daß der Verfasser selbst nicht Schulmann von Fach und daher mit der gesammten einschlägigen Literatur und den in der Praxis gemachten Erfahrungen nicht hinreichend vertraut ist, um in diesen Fragen ein autoritatives Urtheil abgeben zu können. Wir denken hierbei besonders an die absprechenden Auslassungen des Verfassers über die Frage der Trennung der Geschlechter beim Unterricht, über die Pflege des Turnens und der Turnspiele sowie die Reformbestrebungen im Bereiche des höheren Schulwesens. Dabei müssen wir zu unserm Bedauern noch ganz besondern Anstoß nehmen an der dem Charakter eines ernsten und gelehrten Werkes wenig angemessenen Form, in der der Verfasser häufig seine Ansichten äußert. Der Bedeutung, die mit Recht auf den confessionellen Charakter der Schule von ernsten Christen gelegt wird, entspricht es kaum, wenn der Verfasser S. 59 Th. 1. sagt, „man werde gut thun, die Mathematik möglichst confessionslos zu lehren und die alten heidnischen Classiker weder evangelisch noch katholisch auszulegen“. Behauptungen wie die auf S. 69 Th. 1, daß wenn „irgendwo in Preußen ein junger Mann zu finden sei, dessen Denken und Reden sich nicht um den Begriff des »Frauenzimmers« concentrirt, dies in 90 von 100 Fällen ein katholischer, und wenn es irgendwo ein bediensteteś Mädchen gebe, das sich nicht den ganzen Abend über mit seinem »Verhältniß« herumtreibe, sie ganz gewiß katholisch sei, und daß dies lediglich auf die besondere Einrichtung der katholischen Volksschulen zurückzuführen sei, welche beide Geschlechter, soweit es irgend geht, während der ganzen Unterrichtszeit strenge sondern“, richten sich selbst, ebenso wie die S. 85 Th. 1 gegen [die Schulreformer erhobene Beschuldigung, sich einerseits „direct an die allerhöchsten Rockschöße zu hängen“ aber andererseits „gegen die ihre Anträge abfällig bescheidenden Ministerialräthe Bezeichnungen wie »Lakaienseelen«, »drohnenhafte Bedientenprotzen« hageln zu lassen“. Oder hält der Verfasser es im Ernste für passend, wenn er auf S. 89 Th. 1 einem seiner Gegner die Bemerkung entgegenhält, „er werde wohl selber zugeben, daß ein Gymnasium keine Schneiderakademie sei“? Wir könnten diese Blumenlese noch vervollständigen, doch wird das Gesagte zum Nachweise dafür genügen, daß sich der Verfasser mehrfach im Tone seiner Darstellung vergriffen hat. Ungeachtet vorstehender Ausstellungen kann übrigens das vorliegende Werk immerhin denjenigen empfohlen werden, die sich über Einzelheiten in der geschichtlichen Entwicklung des öffentlichen Unterrichtswesens — 2. Hauptabschnitt des 1. Haupttheils —, über das Aufsichtswesen und das Prüfungs- und Berechtigungswesen im Gebiete der Unterrichtsverwaltung — der Verfasser braucht hierfür im 2. Haupttheile seines Werkes die gemeinsame Bezeichnung: „verwaltungsrechtliche Gliederung des öffentlichen Unterrichts“ — sowie über die verfassungsmäßige Organisation des öffentlichen Unterrichts in der Volksschule, in den Mittelschulen — der Verfasser versteht hierunter Elementarschulen mit höheren Zielen als die einfache Volksschule, die man in Sachsen unter dem allgemeinen Begriffe der Volksschule als höhere Volksschule begreift —, in den höheren Mädchenschulen, den Lehrerbildungsanstalten, den höheren Lehranstalten — Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen —, in den Fachschulen — die, wie bereits bemerkt, nur beiläufig erwähnt werden — und auf den Universitäten einigermaßen zu unterrichten wünschen. Dem 2. Theile ist schließlich noch eine sowohl systematisch wie alphabetisch geordnete Literaturübersicht — Bibliographie — beigegeben, die indessen der Natur der Sache nach auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann. ⁂

— [F. Klinck-Lütetsburg: „Fölke Meinhardi“. Roman aus der Emsgau. Berlin-Leipzig, Wilhelm Süsserott. — Ein trefflich gezeichnetes Charakterbild. Der Roman schildert uns die äußeren trüben Erlebnisse, vor Allem aber die inneren Kämpfe einer jungen Frau aus dem ostfriesischen Stamm, die mit tiefinnigem Gemüthsleben und dem weichsten Herzen eine gewisse Härte und Verschlossenheit, wie sie diesem Stamme eignet, verbindet und gerade dadurch in die schwersten Conflicte geräth. Die im Charakter der Fölke Meinhardi liegende Ursache dieser Conflicte erkennen auch im Romane selbst gerade ihre treuesten Freunde; so der Jugendfreund Wilhelm Adams, wenn er sagt: „Du hast einen harten Kopf, Fölke, fast so hart wie dein Vater, aber Du kannst doch nicht viel durchsetzen, wenn der Rechte an Dich herantritt, weil Du neben dem harten Kopf das Herz eines guten, mitleidigen Kindes hast“ — oder der alte Doctor: „Ich kann mich beinahe darüber ärgern, daß einem so festen Charakter wie dem Deinen dieser Höhegrad von Mitleid, ja von Herzensschwäche beigegeben ist.“ Das aber ist es auch gerade, was dem Leser diese Fölke nicht blos interessant, sondern äußerst sympathisch macht. Das Ganze klingt dann noch harmonisch aus und ist in seinem Fortgang so spannend geschrieben und so psychologisch fein entwickelt, daß es den Leser nicht losläßt. Die anderen Personen, besonders die Landbewohner, sind ebenso lebenswahr und frisch gezeichnet; nur die eigne Art des Amtsrichters Hellwald erscheint etwas unklar und schwer verständlich. — Etwas weniger Druckfehler wären wünschenswerth.

v. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 10. Dienstag, den 25. Januar, Abends. 1898.

Canton.

Für meinen Besuch Cantons, der größten und wichtigsten Stadt des südlichen China, hatte ich mir einen recht trüben Tag ausgesucht: es regnete in Strömen, als ich mich früh 6 Uhr anschickte, den Dampfer, der mich von Hongkong hierher gebracht hatte, zu verlassen. Eine alte, dicke Chinesin, namens Susa, hatte sich erboten, mich ins Victoria-Hotel zu führen, das wir denn auch bald erreichten und wo sich, während ich frühstückte, meine Leute versammelten. Zu einer Besichtigung der Stadt braucht man nämlich nicht weniger als 7 Leute: 1 Führer und 6 Träger. Um durch das Gewirr der meist sehr engen Straßen schnell und unbehelligt fortzukommen, muß man sich eines Palankins bedienen. Man sitzt in einem ziemlich unbequemen, gedeckten und mit Mattenvorhängen versehenen Kasten, an dessen beiden Seiten lange Bambusstäbe befestigt sind, und zwar so, daß vorn für zwei, hinten für einen Träger die über den Nacken zu legenden Tragbänder befestigt sind. Mein Führer, Ah-Sing, der ein genügend verständliches Englisch sprach, ließ sich voraustragen, gab den einzuschlagenden Weg an und hielt bei den zu besichtigenden Sehenswürdigkeiten an, worauf die Träger ihre Last zu Boden setzten und wir unseren Kästen entstiegen. Vom Hotel aus ging es zunächst über den Canal, der den „Schamihn" von der Stadt trennt. Der Schamihn ist ausschließlich für die Fremden reservirt, eine Insel des Perlflusses, mit der Stadt durch zwei Brücken in Verbindung stehend. Diese über den mit Dschunken und Sampans (Ruderboote) bedeckten Canal führenden Brücken sind mit hohen Gitterthoren verschlossen und durch chinesische Militärwachen besetzt, um das Europäerviertel bei den so häufigen Fremdenhetzen gegen den Angriff des fanatischen Pöbels zu schützen. Der Regen hatte glücklicherweise nachgelassen, und unter dem gleichmäßigen Tacte der klatschenden Tritte unserer barfüßigen Träger durcheilte der kleine Zug die Straße am Canal. Plötzlich entsteht Gedränge, es erhebt sich Geschrei; man glaubt, der ganze Menschenknäuel ist dabei, sich gegenseitig zu zerfleischen, die Träger, die Passanten, die Ladeninhaber gesticuliren und schreien sich einander an, mein Tragstuhl steigt vorn in die Höhe, so daß ich gegen die Hinterwand des Kastens falle; zugleich wird es dunkler ringsum. Was ist da los? — Nichts Ungewöhnliches, das wurde mir bald klar. Die eigenthümlichen Verkehrsverhältnisse Cantons und das lebhafte Temperament der Bewohner erklärten Alles. Wir waren in eine schmale Straße eingebogen, und zugleich mit der Passage unserer je 4 Meter langen Tragstühle um die scharfe Ecke mußten wir eine steile Treppe empor, die zu einer Brücke führt. Diese außerhalb der großen Stadtmauer tief gelegenen Stadttheile sind von vielen Canälen durchzogen, über die, wie in Venedig, erhöhte Brücken hinwegführen. Aber warum war es plötzlich so dunkel geworden? Und jetzt wird es wieder dunkel, nachdem die Brücke passirt ist; dasselbe Geschrei, dieselbe Scene, nur mit dem Unterschiede, daß ich diesmal nach vorn herüber falle: wir tauchen über die Treppe auf der anderen Seite wieder in die enge Straße hinab. Die Häuser zu beiden Seiten haben offene, laubenartige Gänge, die aber nicht dem Verkehr dienen, sondern mit Geschäftswaaren belegt sind. Von oben herab hängen dicht an- und übereinander gereiht die Firmen- und Reclameschilder über die Straße herein, in allen erdenklichen Farben prangend, und zwar mit ihrer Länge in perpendiculärer Richtung, weil der Chinese von oben nach unten liest. Um nun noch weniger Licht in die Straßen dringen zu lassen, sind die von beiden Seiten vorspringenden Dächer mit die Straße vollständig überspannenden Matten verbunden; von Zeit zu Zeit sieht man auch eine hölzerne Brücke hoch über der Straße schweben, auf der ein Wartthurm für den Feuerwächter steht. Hat man sich an die Dunkelheit gewöhnt, so erkennt man die ununterbrochenen Reihen von offenen Läden, und hinter diesen blickt man in die Werkstätten. Ueber den Läden und Werkstätten befinden sich Wohnräume, über den Ladengängen nach der Straße zu loggienartige Räume, die mit bunten Papierlaternen und Blumen geschmückt sind. Die Straßen sind meist mit Steinplatten gepflastert und alle so eng, daß bei Begegnung zweier Palankins, deren sich nur die Mandarinen und die reichsten Leute bedienen, stets eine mit üblichem Lärm verbundene Verkehrsstörung entsteht und die Passanten sich in die offenen Ladengänge flüchten müssen. Oft wurde ich durch die eingekeilten Menschenmassen von meinem Führer getrennt, und es ging trotz dem Geschrei und Geheule nicht vorwärts. Dann hatten die Leute Zeit, theils neugierig mich anzugaffen, theils haßerfüllt vor mir auszuspucken und ihr fan-quei (ein Schimpfwort für Europäer) anzubringen. Sogar die Kinder ahmten das Beispiel der Erwachsenen nach; manche unpatriotisch Erzogene jedoch zogen es vor, mich mit ihren wapán komsá anzubetteln, wobei sie mich mit den braunen Aeuglein verschmitzt anblickten und mit ihrem Rattenschwanzzöpfchen muthwillig wackelten. Die Zahl der bettelnden Erwachsenen ist fast noch größer. Hunderte von Alten, Schwachen und Kranken hocken an den Häusern, und viele Blinde fühlen sich mit einem Stocke die Straßen entlang, die Leute anrufend, die ihnen trotz dem Gedränge vorsichtig Platz machen. Schon im Vorbeikommen sieht man viel von der Gewerbsthätigkeit der Bewohner. Am meisten fiel mir der Müllereibetrieb, der durch tretende nackte Kulis als treibende Kraft ausgeübt wird, auf, die mit solcher Ausdauer und Gleichmäßigkeit arbeiteten, als müßten sie jetzt schon mit ihren Collegen Dampf, Wasser und Wind in Concurrenz treten. Solche Mühlen, die an Ort und Stelle des Detailverkaufes die Waaren durch menschliche Kraft aus den Rohproducten herstellen, giebt es unzählige; und auf anderen Gebieten trifft man dieselbe Erscheinung der primitiven, handwerksmäßigen Kleinbetriebe, in denen für unmittelbaren Absatz an die Consumenten producirt wird. Der Handwerker ist stets zugleich Kaufmann, weitgehende Arbeitstheilung, Großbetrieb und maschinelle Industrie sind unbekannt. Aber gerade deshalb steht das Kunsthandwerk in verhältnißmäßig hoher Blüthe. Unter den wohl 30 Läden und Werkstätten verschiedener Gewerbszweige, die ich besuchte, will ich nur einzelne hervorheben. Die Seidenweberei und Glasbläserei, die Goldschmiedekunst, die Kunsttischlerei und die Malerei, welch' letztere bei den Chinesen weniger Kunst als Handwerk ist, alle bieten so viel des Originellen und Ansprechenden, daß man beim Besuche der Werkstätten immerzu kaufen möchte, wozu einen auch die niedrigen Preise verlocken. Und doch kann der Fremde darauf wetten, daß die geforderten Preise noch um mindestens 50 Procent zu hoch sind. Aber wehe dem, der handelt, namentlich wenn er, wie ich, ganz Canton in einem Tage sehen will! Ebenso, wie man mit größter Zuvorkommenheit in alle Einzelheiten des Handwerksbetriebes eingeweiht wird, selbst wenn man vorher erklärt, Nichts kaufen zu wollen, ebenso freundlich lächelnd und nichtachtend der eilenden Zeit hält der Geschäftsinhaber den geforderten Preis fest, oder wenigstens hoch, so daß man bald einer solchen „Engelsgeduld" gegenüber die Segel streichen muß. Die enorme Geduld und Ausdauer des Chinesen beweisen besonders auch die kunstvollen Galanteriewaaren allerlei Art, z. B. die Schnitzereien in Ebenholz und Elfenbein, und die mannigfachen mit der Hand hergestellten Schmuckgegenstände, namentlich die zarten Broschen, Ohrringe und Haarnadeln, deren Mosaik aus kleinsten bunten Vogelfedern (namentlich denen des farbenprächtigen Königsfischers) zusammengesetzt ist. So könnte man tausenderlei Interessantes zu bewundern nicht satt werden, wenn die Zeit nicht drängte; darum

wieder vorwärts, weiter zu den anderen Sehenswürdigkeiten der Riesenstadt. Ich sehe auf dem Stadtplane meines Führers mit Schrecken, daß wir noch nicht den zehnten Theil des Durchmessers der Stadt zurückgelegt haben. Wir passiren nun die alte Stadtmauer, hier nur eine einfache, dicke, hohe Mauer zwischen Häusern, kommen an der im Verhältniß zu ihrer Umgebung imposanten katholischen Kathedrale, die im gothischen Stile mit zwei schlanken Thürmen erbaut ist, vorüber und gelangen in die verhältnißmäßig wenig belebte innerste Stadt, wo wir nach einander einige zwölf Tempel besuchten: den Glockentempel, den Tempel der 500 Götter, in dem 500 überlebensgroße Holzgötter mit allerlei Emblemen aufgestellt sind, unter Anderen Buddha selbst mit seinen Begleitern und seiner Braut, sowie das Standbild Marco Polo's in hohen Stiefeln und Schlapphut. Im Schreckenstempel und anderen Buddhatempeln sind plastische Darstellungen der buddhistischen Hölle und schauderhafter Marterstrafen zu sehen. Daß auch die chinesische Kunst fortschreitet, sieht man deutlich an den in neuester Zeit entstandenen Tempeln, von denen ich einige sah. Dort waren nicht nur die Gebäude selbst aus besserem Material und gefälliger gebaut, sondern auch die Dachverzierungen, die Drachenfiguren und anderes Beiwerk sind feiner gearbeitet; namentlich aber wurden mir die plastischen Friese an den Portalen und Tempelhofmauern gezeigt, welche allerlei Landschaften, Menschen- und Thiergruppen darstellen, die nichts von dem Schablonenhaften der „alten Schule“ an sich haben; so sah ich z. B. eine Gruppe von Giraffen und Löwen unter Palmen, die mir mein Führer mit Recht rühmte wegen der Fremdartigkeit der dargestellten Thiere und ihrer Naturwahrheit und Farbenfrische. Die Vermuthung, daß dies Leistungen von Europäern sind, ist bei der Abneigung der Chinesen gegen alles Fremde, noch dazu, wenn es sich um Gegenstände des religiösen Cultus handelt, absolut von der Hand zu weisen. Auf der Wanderung durch die mit Tempeln so reich gesegnete innere Stadt bestieg ich auch einen hohen Thurm, der eine durch viele Etagen hindurchgehende riesige Wasseruhr enthält, und hatte von der Stelle aus, an der früher alle Viertelstunden die weithin sichtbaren Zeittafeln aufgestellt worden waren, einen interessanten Blick auf das Häusermeer, aus dem nur die Tempel, die Pagoden und die Leihhäuser hervorragten. Diese Leihhäuser, die in allen chinesischen Städten in großer Zahl vorhanden sind, sind mächtige viereckige Thürme, mit dicken, nur durch wenige Reihen kleiner Fenster unterbrochenen grauschwarzen Mauern, von der Höhe eines sechsstöckigen Hauses. Es sind weniger Leihhäuser in unserem Sinne, als Niederlagen für Waaren und Hausrath, die man gegen eine Leihsumme dorthin bringt, um sie vor Diebstahl und Feuersgefahr geschützt zu wissen. In der Nähe eines solchen Leihhausthurmes, in einer schmutzigen, ärmlichen Gegend, hieß mich nun auf der Weiterwanderung mein Führer aussteigen und führte mich durch einen schmalen Gang zwischen Mauern hindurch auf einen langgestreckten gepflasterten Hof: links von einer hohen Mauer begrenzt, die der riesige, düstere Leihhausthurm überragte, rechts ärmliche verfallene Hütten, überall Pfützen, Abfall und Haufen von Schmutz. Es war der Richtplatz Cantons. Der Führer machte mich auf eine Kiste mit Schädeln aufmerksam, ferner auf einen großen gefüllten Bottich, in dem abgeschlagene Köpfe herumschwammen. Sie waren vor einer Stunde abgehauen worden, und, wahrscheinlich um mich schaudern zu machen, hob Ah-Sing mit Schmunzeln die auf einem Haufen liegenden blauen Kittel der Hingerichteten auf und ließ Klumpen geronnenen Blutes abtropfen, die dann in die aus Blut und Regenwasser gemischte Pfütze klatschten. Als ich mich umdrehte, erschrak ich unwillkürlich; denn hinter mir stand mit erhobenem Richtschwerte der martialisch aussehende Scharfrichter selbst und rollte furchtbar mit den Augen. Nach höflicher Begrüßung zeigte mir der Herr, der immer seine Standeswürde mit großem Ernste zu wahren wußte, wie er sein Geschäft besorgt; ich nahm nun meinerseits das Schwert in meine Hände und ahmte die Position nach, worauf er mit Stolz sein Schwert und ein Trinkgeld in Empfang nahm und durch die Umstehenden, die ihm mit scheuer Miene Platz machten, davonschritt. Der feierliche Ernst dieses Henkers hatte bei der Umgebung und der düsteren Wetterstimmung doch eine etwas schauerliche Stimmung auch in mir hervorgerufen, so daß ich es als eine Erleichterung empfand, als mich draußen auf der Straße, am Ende des dunklen Ganges, übermüthige Kinderstimmen mit ihren wapán komsá empfingen. An einer Caserne vorüber gelangten wir nun nach langer Wanderung durch belebte und todte Gegenden, zwischen Mauern hindurch, auf einen mit Bäumen bestandenen Platz, das erste beachtenswerthe Grün seit dem Schamihn, und dann an Hecken entlang an den Fuß der großen nördlichen Stadtmauer. Diese ist ein Erdwall, mehrere Meter hoch und breit, auf beiden Seiten mit dicken Steindämmen gekrönt; in den äußeren Damm sind die Schießlöcher und Kanonen eingelassen, zwischen beiden Dämmen führt auf dem Rücken der Mauer ein breiter Weg entlang. Hier, am nördlichsten Punkte, steigt die Mauer auf die hügelartigen, letzten Ausläufer des Weiße-Wolken-Gebirges herauf und benutzt dieselben zum Theil als Wall; die beiden höchsten Stellen, die fünfstöckige Pagode und das Wachtfort sind etwa 50 m über den letzten Häusern gelegen, von denen aus sich die Stadt ganz allmälig zum Flusse senkt. Ich lasse die Träger unten warten und gebe ihnen einige Cents für „tschau-tschau“, sd. i. Essen, steige mit dem Führer auf die Mauer und die Anhöhe, auf der die fünfstöckige Pagode liegt, und auf die oberste Etage dieser selbst, wo der Wächter uns mit Thee und Gebäck versorgt. Von der Brüstung bietet sich mir ein überraschender Anblick: unten die Mauer, gegenüber auf einer Anhöhe, welche von der Mauer mit eingeschlossen wird, das Wachtfort und vor mir ausgebreitet die ganze Stadt; an zwei Stellen ist der Fluß zu sehen, von Schiffen belebt, jenseits des Flusses auf einer Insel der Stadttheil Honam, dahinter aufsteigend Gebirge, zum Theil in Wolken gehüllt. Auf der Nordseite erblickt man das Weiße-Wolken-Gebirge und Hügel mit tausenden von Grabmälern, die, in Stein aufgeführt, hufeisenförmige Gebilde darstellen und je nach dem Vermögen der Verstorbenen in der Größe variiren. Weiterhin westlich dehnen sich weite Reisfelder aus, meist unter Wasser gesetzt, einzelne Dörfer dazwischen. Nachdem ich mich an dem mehrmals aufgegossenen Thee gelabt und eine Skizze des Panoramas der Stadt gefertigt hatte, stiegen wir wieder die fünf Stock der massigen Pagode hinab. Die Träger hatten ihr „tschau-tschau“ vollendet und warteten nun vor der Pagode. Da wir auf der Höhe der Mauer entlang gehen wollten, zog ich es vor, zu Fuß zu wandern und zwar oben auf der aussichtsreichen Höhe des äußeren Steinwalles. Natürlich ging Ah-Sing, obgleich er sich's schon in seinem Stuhle bequem gemacht hatte, als getreuer Führer auch mit oben und kletterte unverdrossen hinter mir über die meist alten und rostigen Kanonen hinweg. Lange sollte aber das auch für mich zweifelhafte Vergnügen nicht dauern, denn nach einigen scharfen Windstößen brach ein Unwetter los, mit Blitz und Donner, und setzte die Temperatur noch mehr herab (es war Ende Januar), so daß ich die Chinesen beneidete, die ihre sonst aufgekrempelt getragenen langen Rockärmel bis über die Fingerspitzen vorstreifen und ihre Hände darin einhüllen können. Nun, zufällig paßte die Kälte jetzt recht gut hierher. Wir bogen nämlich in das Tatarenviertel ein, in dem streng abgesondert die Kinder der nördlichen Steppen hausen. Das Charakteristische des Tatarenviertels sind die Pferde und die Pferdeställe. Im ganzen übrigen Canton habe ich kein einziges Pferd gesehen, hier reitet Alles in den verhältnißmäßig breiten Straßen, und jedes Haus hat vor seiner Thür, aber noch unter Dach, den Pferdestall. Die Tatarenpferde sind kleine, kräftige, langbehaarte Thiere, auf denen die großen, hellfarbigen starkknochigen Tataren in Pelzmützen und Schaftstiefeln ohne Sattel mit bewunderungswürdiger Sicherheit reiten. Auch eine architektonische Eigenthümlichkeit kann man hier finden: an vielen Häusern wird die Front durch hohe, oben vielfach verzierte hölzerne Pfosten fast um das Doppelte überragt, was außerordentlich zur Hebung des Gesammteindruckes dieser Straßen beiträgt. Noch im Bereiche des Tatarenquartieres erhebt sich die berühmte neunstöckige Pagode, die ihrer Baufälligkeit wegen leider nicht mehr bestiegen werden darf. Es ist ein runder thurmartiger Bau mit neun rings um die Stockwerke laufenden gedeckten Holzgalerien, gekrönt von einem in eine Spitze auslaufenden geschwungenen Dache. Ein gutes Stück entfernt hiervon erwartete mich die letzte Sehenswürdigkeit der Wanderung. In der Ecke eines kleinen Hofraumes stand ein hölzernes, verfallenes Haus, dessen schadhaftes Dach mit schweren Balken verrammt war. Ein Wächter öffnete gegen Erhebung von Eintrittsgeld eine Thür und ich befand mich vor einem starken Eisengitter, durch das ein Dutzend scheußlicher Kerle unter Heulen und Grunztönen ihre Hände gegen mich ausstreckten. Sie waren an den Füßen mit Ketten gefesselt und trugen jeder ein um den Hals geschlossenes viereckiges Brett, so groß, daß sie mit den Händen ihren Kopf nicht erreichen konnten. Zu dieser verschärften Gefängnißstrafe waren sie als Diebe verurtheilt worden und boten nun in ihrer Hilflosigkeit trotz ihrer Gauner-

physiognomien einen bejammernswerthen Anblick. Die gespendeten Kupferstücke riefen wahre Menageriescenen hervor. Ohne Dankesäußerung rissen sie mir die Münzen aus der Hand und stürzten über die zu Boden gefallenen Stücke her, wobei die Leute sich gegenseitig mit ihren schweren Halskragen an die Köpfe stießen und Mancher infolge seiner Fesselung am Fuße zu Fall kam. Von hier aus ging es in ununterbrochenem Marsche durch die jetzt fast noch voller gedrängten Straßen der Westvorstadt dem Schamihn zu, und ich konnte nach der letzten Probe der tiefen Barbarei, die mir soeben geliefert worden war, noch einmal im Fluge die erfreulichen Beweise einer vorhandenen und der Aus- und Umbildung fähigen Cultur vorüberziehen lassen. Denn ich halte die Ansicht, daß der Chinese stets auf seiner augenblicklichen Culturstufe stehen bleiben werde, für durchaus unzutreffend und glaube, daß zu einer Zeit, wo bei uns in Europa die heute noch so stolzen Reste mittelalterlicher Barbarei in Staub und Trümmer zerfallen sein werden, auch schon in China Erkenntniß, Fortschritt und Humanität auf dem Wege zum Siege sein werden. Nach neunstündiger Wanderung, auf der ich übrigens keinen einzigen Europäer zu Gesicht bekommen hatte, langte ich endlich auf dem Schamihn und im Hotel wieder an und ließ zunächst die europäischen Culturerrungenschaften in Gestalt eines vorzüglichen, allerdings sehr verspäteten „Tiffin“ (Frühstück) auf mich einwirken, um dann zwischen den Villen, Gärten, Spielplätzen und Anlagen des Schamihn hindurch nach der Flußseite zu schlendern, wo an der Kaimauer unter hohen Bäumen Bänke zur beschaulichen Ruhe und Betrachtung des Hafenlebens einladen. Tausende von Sampans und Dschunken bewegen sich durch die vor Anker liegenden Dampfer und Segelschiffe hindurch, und neben den primitiven, plumpen chinesischen Fahrzeugen mit einem großen Schaufelrade hinten, das durch tretende Kulis in Bewegung gesetzt wird, durchfurchen die Dampf- und Motorboote der europäischen Kaufleute die schmutzig gelben Wellen des Perlflusses. Die Sampans sind große, flache Boote, auf denen unter einem hölzernen Dachgewölbe der Besitzer mit seiner Familie wohnt. Meist wird das Ruder durch Frauen bedient, die oft während des Ruderführens ein Kind auf dem Rücken tragen. So verbringen diese Leute ihr ganzes Leben auf dem Wasser, und auf dem Perlflusse in und bei Canton sind große Strecken mit wirklichen schwimmenden Stadttheilen bedeckt. Und ein solches schwimmendes Haus muß man sich auch als Einzelner miethen, wenn man eine kurze Ueberfahrt unternehmen will. Die Dschunken sind Segelschiffe, die sich gar stattlich ausnehmen, wenn ihre vielen dunkelbraunen Segel vom Winde gewellt sind. Während ich das bunte Leben betrachte, fängt es bereits an zu dunkeln, Lichter erscheinen auf dem Wasser und über mir in den dichten Laubwipfeln lassen Drosseln und Turteltauben ihre Stimmen ertönen. Die Wachen an den Brückenthoren trommeln und blasen den ersten „Zapfenstreich“, der mit einem Schuß beendet wird und das Zeichen zum Schließen der Thore giebt. Aber noch brauchte ich mich auf dem Schamihn nicht einsperren zu lassen. Denn, obwohl die Brückenthore sorgfältig geschlossen und bewacht sind, kümmert sich doch Niemand darum, wer zu Wasser kommt und geht. Und so unternahm ich denn noch Abends 10 Uhr, nach dem „Dinner“, einen Ausflug nach einem der schwimmenden Stadttheile. Susa, die dicke schielende Alte, die mich früh zum Hotel gebracht hatte, ist Besitzerin eines eleganten, im Canale vor dem Victoriahotel bereit liegenden Sampans, den ich für die Fahrt miethete. Wir fuhren zuerst unendlich langsam durch den dicht mit Sampans bedeckten Canal, bis wir auf den offenen Fluß kamen, wo sich bald mein Ziel, die berühmten Blumenboote, schon von Weitem durch Lichterglanz kenntlich, zeigte. Die Blumenboote sind große Sampans, deren Innenraum in einen weißlackirten, mit rothen, blauen und goldenen Verzierungen, Spiegeln, Blumen und niedlichen Marmortischchen ziemlich geschmackvoll ausgestatteten Salon verwandelt ist. An den Tischchen saßen auf Plüschsofas, inmitten eines Schwarmes von Mädchen, wohlhabende Chinesen, rauchend oder eine Tasse Thee trinkend, und ließen sich von den Mädchen unterhalten. Diese, meist sehr jung, mitunter noch Kinder, hatten schöne helle Kleidchen an; ihre Gesichter waren kreideweiß geschminkt, mit brennend rothen Lippen, die Augenbrauen abrasirt, dafür hatten sie in höherem Bogen künstliche, mit Tusche gemalte Augenbrauen, die kohlschwarzen Haare waren gabelförmig gescheitelt; ihre ganze Erscheinung, so ungewohnt und unnatürlich, war doch ungemein zart und lieblich. Der ganze Ton war überdies sehr decent: fröhliches Plaudern und Lachen der Mädchen und eine fast lächerlich würdevolle Haltung der Gäste, zu deren Unterhaltung auch noch andere, ähnlich herausgeputzte Mädchen durch Gesang und Spiel das Ihrige beitrugen. Als ich den Rückweg zum Schamihn antrat, hatten sich die Wolken, die den ganzen Tag den Himmel überzogen hatten, gelichtet, und die Sterne spiegelten sich in dem jetzt ruhiger dahinziehenden Strome. Neben mir saß Susa's 15jähriges Töchterlein und erzählte mir Allerlei, von dem ich kein Wort verstand, und vor mir hob sich gegen den mitternächtigen Sternenhimmel die pustende Silhouette der von der Ruderarbeit schweiß- und fetttriefenden Mutter Susa ab. Mit diesen milden und poesievollen Tönen klang der Tag aus. Ich war todmüde und erwachte am anderen Morgen erst spät aus meinem durch Moskitonetze geschützten, wohlverdienten Schlaf, so daß ich eilen mußte, um noch rechtzeitig an Bord des Dampfers „Honam“ zu kommen. Es rieselte ein feiner warmer Frühlingsregen herab, der fast den ganzen Tag über anhielt. Die mit ihren Schilfstrohmänteln angethanen Kulis auf den Sampans und Dschunken, die in dichtgedrängter Masse auf beiden Seiten des Dampfers lagen, arbeiteten aus Leibeskräften, um Alles an Bord zu schleppen: Kisten, Möbel, Säcke, Fischkörbe, Bambus, Obst, Blumen, Schweine, Geflügel &c., während vom Wasser wie vom Land her Schaaren von Passagieren anlangten. Der „Honam“ ist ein großer, schöner Raddampfer mit sehr elegant eingerichteter I. Classe, die keinen Comfort vermissen läßt. Damit man aber nicht vergißt, daß man sich in China befindet, ist im Salon ein großer, mit Waffen gefüllter Schrank aufgestellt, und in jeder Cabine hängt ein scharfgeschliffener Säbel, der, mit seinem Handgriffe neben dem Hebel für die elektrische Beleuchtung angebracht, zum sofortigen Gebrauche vom Bette aus in Bereitschaft ist. Vorn in der II. Cajüte haben es sich die chinesischen Kaufleute auf Rohrstühlen und Matten bequem gemacht und ihre Opiumpfeifen hervorgeholt; von unten aus dem mit Kulis vollgepfropften Zwischendecke, dessen beide einzige Zugänge gegen das übrige Schiff mit Eisengittern abgesperrt sind, ertönt ohrbetäubendes Geschrei. Bei der Ausfahrt aus Canton hat man ein Panorama der Stadt vor sich. Das schwimmende sowohl, wie das auf festes Land gebaute Canton, mit den hervorragenden Gebäuden, der Pagode auf der Mauer und dem Weißen-Wolken-Gebirge dahinter, zieht langsam vorüber; dann kommen die Vorstädte und die Reisbauerdörfer, üppige Anpflanzungen, mehrere isolirt auf Hügeln stehende Pagoden, nördlich sieht man lange Gebirgsreihen, südlich Hügelland, bis wir an der Mündung eines Flusses eine ansehnliche auf Hügeln und zwischen Bäumen erbaute freundliche Niederlassung erblicken, die bedeutende Hafen- und Speicheranlagen besitzt: Whampsa. Weiterhin wechseln an den Ufern des breit dahinströmenden Flusses rothbraune, bananenbepflanzte Hügel mit fruchtbaren Reisfeldern; dann treten felsige Erhebungen auf, mit spärlichen Coniferenbeständen, das Thal wird allmälig enger, der Fluß schmaler und reißend, steile Felsen treten von rechts und links heran, felsige Inseln verengern das Flußbett noch mehr: es ist die „Bocca Tigris“, und die größte der Strominseln ist die Tigerinsel, ein riesiger Felsrücken, der die Gestalt eines liegenden Raubthieres hat, mit einer Höhlenbildung, die als Auge erscheint. Die Uferfelsen tragen Befestigungen der Chinesen, die höchsten Forts von Wolken umlagert. Endlich öffnen sich die Felsen wieder und wir gelangen in die breite Flußmündung, bei deren Uebergang in die Meeresbucht sich das gelbe Flußwasser dem tiefgrünen Seewasser beimengt. Nachdem wir viele kleine und große felsige Inseln passirt, treten wir nach fast achtstündiger Fahrt in die herrliche Bai von Hongkong ein, die, von der eben durch die Wolkenmassen brechenden Sonne beleuchtet, in ihrer ganzen zauberhaften Schönheit strahlt. **Curt Dietsch.**

Bücherbesprechungen.

— **Die Mission, Vereinssache oder Aufgabe der Kirche?** Von Prof. D. Dr. **Paul Tschackert** in Göttingen. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (G. Böhme). 1897. 50 ₰. — Die klar und scharf gefaßten Ausführungen dieses Vortrags sprechen die Meinung mit aller Bestimmtheit aus, die wohl diejenige der meisten rein sachlich urtheilenden Missionsfreunde sein dürfte, daß die Mission eine ganz wesentliche Aufgabe der Kirche ist. Zur Gewinnung dieses Urtheils wird die

Sache geschichtlich und begrifflich genau untersucht, die Vereinsarbeit, die seither geleistet worden ist, als dankbar zu begrüßende und fortzuführende einstweilige Arbeit der Kirche gekennzeichnet, aber eine regelmäßige Betreibung des Werkes durch die Gemeinde, in der die Kirche lebt, mit Entschiedenheit gefordert. Für den Uebergangszustand erklärt der Vortrag für wünschenswerth die Einführung einer Generalversammlung der an der Mission betheiligten Kirchenkörper, die den Director und den Vorstand zu wählen, über Fortführung und Neuaufnahme von Missionsgebieten zu befinden und als Disciplinarhof für die Missionsarbeiter zu dienen hätte, woran sich etliche Forderungen knüpfen, die sich aus der ganzen Stellung zur Sache von selbst ergeben. B. K.

— Die Haltung der sächsischen Stände und des sächsischen Volkes beim Uebertritt August's des Starken und seines Sohnes. Ein Stimmungsbild aus der sächsischen Kirchengeschichte von Franz Blanckmeister, Pfarrer an der Trinitatiskirche in Dresden. Leipzig, Carl Braun. — Das Schriftchen liefert den actenmäßigen Nachweis, daß nach dem im Titel bezeichneten Ereigniß die Katholisirung Sachsens, wie sie von Rom aus mit Ernst und Eifer betrieben wurde, lediglich durch das tapfere Eintreten der Stände verhindert worden ist. Diese knüpften regelmäßig an jede Geldbewilligung, wie deren viele ihnen angesonnen wurden, die unerläßliche Bedingung einer feierlichen Zusicherung, daß das evangelische Bekenntniß des sächsischen Volkes nicht sollte angetastet werden. Und unterstützt wurden sie dabei von allerlei mächtig hervorbrechenden Kundgebungen aus der Mitte des Volkes, an dessen Spitze treue evangelische Prediger, allen voran Valentin Löscher, die Sache des Evangeliums muthig vertheidigten. B. K.

— Das Margarinegesetz vom 15. Juni 1897, erläutert von Dr. M. Fleischmann in Breslau, ist zum Preise von 1,20 ℳ im Verlage von M. u. H. Marcus daselbst erschienen. — Der Verfasser hat seine Arbeit in erster Linie dem großen Interessentenkreise der Landwirthe, Margarinefabrikanten, Händler, Gastwirthe, Polizeibeamten u. s. w. gewidmet, um ihnen das Verständniß des Gesetzes zu erleichtern, welches manche Zweifel und Lücken läßt. Beim Gebrauche der Schrift ist zu beachten, daß sich in der Regel hinter dem Texte eines jeden Paragraphen die eigentliche Erläuterung unter B befindet, unter A eine geschichtliche Einleitung, unter C ein Ueberblick über die ausländische Gesetzgebung enthalten ist. Das Buch kann den Betheiligten empfohlen werden. ∞

— Kurfürst August von Sachsen als Geograph. Ein Beitrag zur Geschichte der Erdkunde. Von Dr. Ludwig Schmidt, Bibliothekar an der königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden. Mit Unterstützung der Generaldirection der königl. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft. Dresden, Wilhelm Hoffmann, 1898. 18 SS. u. XIII Taff. gr. 4°. — Wir haben vor längerer Zeit an dieser Stelle (Wiss. Beil. 1889 Nr. 82. 1890 Nr. 33) auf die schöne, von S. Ruge bearbeitete Ausgabe der Karte des Matthias Oeder hingewiesen, die als Festgabe zum Wettinerjubiläum vom Sächs. Hauptstaatsarchiv veröffentlicht wurde und den Beweis liefert, mit welchem Verständniß bereits im 16. und 17. Jahrhundert in Sachsen kartographische Arbeiten ausgeführt wurden. In der Einleitung dazu ist darauf hingewiesen worden, daß namentlich Kurfürst August lebhaftes Interesse für derartige Arbeiten hatte, was übrigens schon aus früheren Schriften von K. v. Weber, Joh. Falke und Ruge bekannt war. Die fleißige Einleitung zur vorliegenden Publication führt dies näher aus; eine ganze Anzahl von Aufnahmen und Vermessungen geht auf die Anregung des Kurfürsten zurück, andere hat er aus seinen Mitteln unterstützt und endlich hat er selbst mit ungewöhnlicher Sachkenntniß Karten entworfen. Wohl die bedeutendste Arbeit, die von ihm veranlaßt wurde, die große von Hiob Magdeburg bearbeitete Karte Sachsens, ist nun leider in einem so schadhaften Zustande erhalten, daß ihrer Reproduction unübersteigbare Schwierigkeiten im Wege standen. Aber das Hauptstaatsarchiv und namentlich die königl. Bibliothek in Dresden besitzen noch eine Reihe anderer kartographischer Arbeiten; es ist mit lebhaftem Danke zu begrüßen, daß die vorliegende Publication eine Auswahl dieser Arbeiten und damit einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der sächsischen Kartographie vor Oeder darbietet. Taf. I, 1 giebt die kleine, im Holzschnitt veröffentlichte Karte des Hiob Magdeburg, die 1562 als Vorläuferin der erwähnten größeren erschien und nächst der Darstellung in Seb. Münster's Kosmographie (1550) die älteste Specialkarte der sächsischen Lande ist. Taf. II bietet die Karte des Bartholom. Scultetus in Görlitz (1568), von der der Holzstock noch vorhanden ist. Die anderen Karten sind mit Ausnahme der letzten sämmtlich auf Grund von Aufnahmen des Kurfürsten selbst entstanden, der sich dabei eines Meßinstrumentes eigener Erfindung bediente; so die Skizze der Annaburger Heide (I, 2), die Reisekarte des Kurfürsten in Rollenform, von der eine Probe mitgetheilt wird (III), und namentlich die sauber ausgeführten 16 kleinen Landtafeln (IV—XI), die von verhältnißmäßig sehr genauen Beobachtungen zeugen. Selbst das Flußnetz, der schwächste Theil der Darstellung, ist, wie sich aus der von Ruge gezeichneten Uebersichtskarte (XII) ergiebt, das weitaus beste, das wir vor dem Ende des 16. Jahrhunderts von Sachsen besitzen. Daß sich der Kurfürst auch für außersächsische Geographie interessirte, beweist die auf der letzten Tafel gegebene Uebersicht über Mitteleuropa. Der königl. Generaldirection der Sammlungen und vor Allem dem sorgfältigen und gewissenhaften Herausgeber gebührt Dank und Anerkennung für die schön ausgestattete Publication. —m—

— Weihnachts-Nummer der graphischen Monatsschrift Deutscher Buch- und Steindrucker (= IV. Jahrgang, Heft 3 und 4). Einzelverkaufspreis: 1,20 ℳ. Herausgeber (und Verleger): Ernst Morgenstern in Berlin. 4°; VII S. und S. 152—278 des laufenden Textes. — In dem für das Emporbringen einer neuen Fachzeitschrift sehr kurzen Zeitraum von 3 Jahren hat es Ernst Morgenstern in Berlin verstanden, seinen Deutschen Buch- und Steindrucker zu einem der angesehensten graphischen Blätter zu machen. Im Colonialdeutschen überhaupt und in dem beweglichen, neuen Forderungen sich schnell anpassenden Berliner ganz besonders steckt eine große Portion Unternehmungsgeist und Organisationstalent; diese Vorzüge sind auch den Morgenstern'schen Versuchen eigen gewesen und zu Gute gekommen. Was namentlich die vorliegende Weihnachtsnummer — als Lockvogel reichhaltig und bunt ausstaffirt — an graphischem Stoff birgt, das ist fast nicht zu glauben. Von den ersten Firmen unterstützt, ist der Herausgeber in der Lage, für wenig Geld wirklich Gutes und Interessantes zu bieten. Eine Fülle von Anregungen quillt aus dem reichen Born hervor, der sich hier ergießt; um etwas ganz Fernliegendes zu erwähnen: Damen, die sich aus Liebhaberei mit dem Bemalen von Briefbogen u. s. w. beschäftigen, finden in dem Doppelheft eine Menge der niedlichsten Vignetten, von denen die meisten aus Leipziger Werkstätten (Breitkopf & Härtel, Heinr. Hoffmeister, Jul. Klinkhardt, Numrich & Co., Ramm & Seemann, Schelter & Giesecke) hervorgegangen sind. Ueberhaupt erkennt man selbst aus dieser Berliner Zeitschrift sofort, daß der Buchdruck und die mit ihm verwandten oder auf ihn angewiesenen Gewerbe hier in Leipzig die beste Stätte gefunden haben. Ein warmer Nachruf an † Bruno Klinkhardt berührt sympathisch. Und unter den „Weltfirmen" stoßen wir auf so manche Leipziger Unternehmung; interessirt haben mich, um nur Eins hervorzuheben, die Mittheilungen über die Reudnitzer Firma Ernst Otto Schmiel, deren Zinkplatten und Schleifwasser für Zink und Rapid dazu berufen sind, den theuren Lithographiestein zu ersetzen. Den deutschen Sprachverein möchte ich auf die Ankündigung des „Exporthauses Senefelder" aufmerksam machen, die folgendermaßen lautet: „Frédéric Krebs, Constructeur-Mécanicien, Francfort a [so!]/M.-Bornheim, Bergerstr. 213. Téléphone No. 3016. Adresse télégraphique: ... Succursales: .... Distinctions: .... Papier „Diaphanie", Marque Krebs, prise à la fabrique" u. s. w. u. s. w. Ich schwärme weder für Sarrazin noch für Xanthippus-Sandvoß; aber ein deutsches Haus sollte so viel „distinction" besitzen, in einer deutschen Zeitschrift nicht derartige „Exportartikel" loszulassen! — Im Allgemeinen aber erhält man einen guten Eindruck von der redactionellen Leitung des Blattes. Die Berichte aus verschiedenen Städten über kleine Ereignisse und Aufregungen der letzten Zeit, wie die aus dem Auslande über die Fortschritte oder Rückschritte des Jahres 1897 beweisen, daß der Herausgeber ständige Mitarbeiter zu gewinnen gewußt hat, auf die er sich verlassen darf. Es steckt Leben in dieser Gesellschaft. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 11. Donnerstag, den 27. Januar, Abends. 1898.

Samarang.

Reise- und Seefahrtserinnerungen von Felix Müller.

Von Surabaja begab ich mich nach Samarang, welches an der Nordküste von Java liegt und nächst Batavia und Surabaja der bedeutendste Handels- und Hafenplatz dieser Insel ist. Erstens wollte ich von hier aus noch interessante Excursionen nach dem Innern dieses Landes zu machen und zweitens hatte ich während meines Aufenthaltes in Batavia die Bekanntschaft eines Landsmannes gemacht, dessen Eltern sich nicht weit von hier angesiedelt hatten und der nach diesen Besitzungen zurückgekehrt war und mich vor seiner Abreise eingeladen hatte, ihn und seine Eltern zu besuchen. — Die Rhede von Samarang ist voller Morastbänke und während des Nordwestmonsums jedem Schiffe schwer zugänglich. Größere Oceandampfer können überhaupt nicht hinein, sondern müssen in beträchtlicher Entfernung vom Strande ankern. Durch die Aussicht auf die zahlreichen, diesen Theil Javas beherrschenden Vulkane wird das Verlangen, an das Land zu steigen und in den Schoß dieser herrlich gelegenen Gebirge sich zu begeben, lebhaft im Gemüthe des Reisenden erweckt, denn hier wird der Neuangekommene, wo flaches, aufgeschwemmtes Land das trübe, von Haifischen strotzende Meer begrenzt, von diesen so nahe liegenden kegelförmigen Berggruppen, die nur ein schmaler, mit üppiger Palmenvegetation geschmückter Landstrich trennt, in Erstaunen und Bewunderung versetzt. Der dem Schiff zunächst liegende Kegelberg, welchen bis zur Spitze dichter Wald bedeckt, ist der Unarang; hierauf folgt westwärts in größerer Entfernung der weit höhere und vielfach gefurchte Berg Lawu, hinter diesem der Sindoro, während östlich der Merapi und Merbabu, Zwillingsvulkane, welche durch ein Joch mit einander verbunden sind, in den Wolken sich verlieren. Diese riesigen Erhebungen erscheinen als eine Vereinigung von mehreren einzeln stehenden Bergen, nicht als ein zusammenhängendes Gebirge mit langen Gebirgskämmen, wie geschichtete Gebirgsarten, besonders gehobene Sedimentgesteine es bilden. Noch beschäftigt mit diesem ersten Anblicke, begab ich mich mit dem durch die kräuselnden Wellen ziehenden Boote nach dem Lande, und gelangte bald zur Mündung des Flusses Samarang (Kali Samarang), von welchem die Stadt ihren Namen trägt. Das Boot folgt den Windungen des Flusses durch anmuthige Gebüsche, zwischen welchen hier und da eine Bambushütte hinter breiten Pisangblättern sich zu verbergen sucht, bis sich endlich das Gebüsch lichtet und steinerne Gebäude, sowie das geschäftige Treiben der Bewohner dem Reisenden anzeigen, daß man selbst in der Stadt angekommen ist. Diese Geschäftigkeit in Samarang, das lebhafte Treiben in seinen Straßen und auf der Rhede hat sich bedeutend dadurch gehoben, daß die Stadt der Ausgangspunkt der Eisenbahn wurde, die von hier aus in einer Länge von 22 deutschen Meilen nach Surakerta und Dschokjokerta führt, wodurch die Abfuhr der Bodenerzeugnisse aus dem hieran so überreichen Centraljava sehr erleichtert wurde. Samarang liegt 6° 58′ südlicher Breite und 110° 25′ östlicher Länge von Greenwich. Die Bevölkerung besteht aus ca. 75 000 Einwohnern, wovon ungefähr 67 000 Javanen und Malayen, über 5000 Chinesen und 2000 Europäer sind; außerdem sind noch ½ bis 1 Tausend Araber hier vertreten. Samarang hat freilich nicht jene anmuthigen Straßenanlagen und ausgestreckten Plätze wie die Hauptstadt Javas, sondern die nur hier und da durch Gartenanlagen unterbrochenen Häuserreihen gleichen mehr dem alten Batavia. Es übt indessen die in gesundheitlicher Hinsicht nicht sehr passende Bauart der Straßen und Häuser Samarangs, sowie selbst der Alluvialgrund, auf welchem die Stadt ruht, keinen besonders nachtheiligen Einfluß auf ihre Bewohner aus. Der Alluvialgrund bildet nur einen schmalen, vom Meere gegen Norden und von den sanften Bergabhängen gegen Süden begrenzten Streifen, welcher der Seeluft und den kühlen Gebirgslüften zugängig ist, wodurch die schädlichen Ausdünstungen des feuchten und niedrigen Bodens zerstreut werden. — Wie fast alle Städte in Niederländisch-Ostindien, zeigt auch Samarang drei Abtheilungen von ganz verschiedenem Ansehen, deren Bewohner auch verschiedenen Nationen und Menschenrassen angehören. Der von Europäern bewohnte Stadttheil gleicht mit seinen kleinen, niedrigen, wenig ansehnlichen, in engen Straßen zusammengedrängten Häusern einer altholländischen Stadt. Wie im europäischen Stadttheile schließen sich die Häuser im chinesischen Camp eng aneinander und ähneln im Ansehen wie auch in der Beschäftigung der Bewohner ganz jenen zu Batavia, während die von Malayen und Javanen bewohnten Campons mit ihren niedrigen, hauptsächlich aus Bambus errichteten, von Cocospalmen und anderen Fruchtbäumen überschatteten Hütten beide genannten Stadttheile umschließen. Eine prachtvolle, von den im europäischen Villenstil erbauten Wohnungen der reichen Europäer eingefaßte Allee von Akazien- und Canarienbäumen führt nach dem 1,5 Kilometer entfernten Bodjong, woselbst das palastartige Wohnhaus, der ehemalige Sitz des Gouverneurs von Mittel-Java, gegenwärtig die Wohnung des Residenten von Samarang, liegt. Gegen Sonnenuntergang sieht man hier die vornehme Bevölkerung der Stadt und Umgebung vereinigt, theils zu Fuß, theils zu Pferde, oder in zwei- und vierspännigen Wagen, die Kühle des Abends genießen. Die Straße setzt sich hinter Bodjong als Landstraße nach Demak fort. Eine andere, ebenfalls großartig angelegte Allee führt nach Pontjol, woselbst die Citadelle „Prinz von Oranien", eine Anzahl von Casernen und andere Militärgebäude stehen. Von den übrigen Gebäuden Samarangs ist höchstens noch die Moschee der Araber und unter den öffentlichen Anstalten eine Art Invalidenhaus erwähnenswerth, in welch letzterem die im Dienste ergrauten Soldaten den Rest ihrer Tage in Indien verleben und hier Pflege finden. Was mich betrifft, so fand ich während meines Aufenthaltes zu Samarang den meisten Genuß in den Morgenspaziergängen, denn frisch und rein wehte die Luft von den Bergen herunter. Von allen großen Plätzen der Stadt, sowie von der Galerie meines Gasthauses aus sah ich die mächtigen Kuppeln der Berge Sindoro und Sumbing, bald in helles Blau, bald in Wolken gehüllt, an das Himmelszelt hinanragen. Sie laden den Wanderer zu einem Ausfluge in eine Gebirgslandschaft voll gesunder, kühler Luft ein. Ich zögerte auch nicht lange und zwar beabsichtigte ich, mich zuerst nach der Festung Ambarawa zu begeben, von der einige Meilen entfernt die Besitzungen des Vaters meines Bekannten lagen, welcher seine Einladung nochmals, gleichzeitig im Namen seiner Eltern, schriftlich wiederholt hatte. Bereits frühmorgens am dritten Tage meiner Ankunft war ich schon, nur in Begleitung eines Führers, auf dem Wege nach dem Dorfe Unarang, welches die erste Station von Samarang bildet und etwas über drei Stunden von letzterem entfernt liegt. Sanft und stetig erhebt sich das Land, und allmälig erweitert sich der Horizont. Ein kühler Landwind wehte uns entgegen, während die aus den Nebeln der Nacht auftauchende Morgensonne die reiche Fläche des Tieflandes und die hinter demselben liegende See beleuchtete. Den Weg säumten die schattenreichen Waringinbäume (Ficus Benjamina) ein, und zahlreiche Cocospalmen vereinigten sich in der Nähe der von der Straße abwärts gelegenen Dörfer zu einem Palmenwalde. In der Nähe des Ortes Unarang, das am Fuße des gleichnamigen Berges liegt, gelangten wir zu runden, kegelförmigen Hügeln, gleichsam Zweigen der großen vulkanischen Erhebungen, auf welchen wir uns befanden. Die Aussicht nach der Ebene und auf das Meer wurde immer reizender; zahlreiche Dörfer kündigten sich

durch ihren Waldgürtel an. Zwischen ihnen breiteten sich terrassenförmig Sawahfelder aus, aus deren hellem Grün sich hier und da die Arengpalme (Arenga saccharifera) erhob. Ab und zu sahen wir auch Arekapalmen, die zu den schönsten Pflanzenformen in Indien gehören. Die Früchte hiervon, die Arekanüsse, bilden einen wichtigen Handelszweig und nicht selten bringt ein einziges Schiff deren zehntausend Centner nach China. Die vortrefflichen Landstraßen Javas, welche die Insel in verschiedenen Richtungen durchkreuzen, sind nicht etwa spärlich von Wanderern belebt. Im Gegentheil, man begegnet häufig Landleuten, besonders in der Nähe von Städten und größeren Ortschaften. Dieselben bringen entweder Früchte, Gummi, Oel, Wachs, welch letzteres aus den Samen der Früchte von Tetranthera Roxburghii gewonnen wird, nach der Stadt oder kaufen andere Bedürfnisse, die sie vorzüglich durch die Berührung mit den Europäern kennen gelernt, dort ein. Auffallend erscheint, daß man diese Leute fast nie nebeneinander, sondern alle nur hintereinander gehen sieht. Mir ist unbekannt geblieben, welche Ursache dieser Gewohnheit zu Grunde liegt; doch mag sie vielleicht von den schmalen Pfaden herrühren, die früher hier ausnahmslos vorhanden waren, oder sie deutet auf die Nothwendigkeit der Vorsicht, die man für den Fall eines Tigerüberfalls gebrauchen muß. Dieses Raubthier wählt sich gewöhnlich den hintersten Mann im Zuge zum Opfer, indem es ihn von rückwärts ergreift und wegschleppt; den Nachtrab bildet aus diesem Grunde gewöhnlich ein Zugthier. — Mehr gestärkt durch den Naturgenuß, als ermüdet durch den größtentheils zu Fuß, theilweise aber auch auf dem kleinen, nicht allzu lebhaften Pferde zurückgelegten Weg, kamen wir um neun Uhr in dem Gasthofe zu Unarang an; er ist aus Bambus erbaut und mit einem offenen Vorbau, wo sich die Gäste gewöhnlich aufhalten, versehen. Nach dem Genusse eines mäßigen Frühstücks, während dessen mich der Wirth, ein alter Franzose, trefflich unterhielt, besichtigte ich das kleine Fort. An verschiedenen Punkten Javas sind Forts angelegt, die nur aus einem mäßig hohen Erdwall und Graben bestehen; die Vertheidigung ist 50—100 Soldaten mit 6—8 Kanonen anvertraut. Diese Forts genügen gegen etwaige Angriffe von Seiten der Eingeborenen; sie haben in früheren Zeiten treffliche Dienste geleistet. In letzter Zeit hat man jedoch ein Vertheidigungssystem hier zur Ausführung gebracht, welches vorzüglich auf die Abwehr eines europäischen Feindes berechnet ist. Die Festungswerke zu Batavia, Samarang und Surabaja sind von dieser Art. Ich hielt mich nicht länger hier auf und setzte, es war gegen 11 Uhr und die Sonne stand schon hoch am Himmel, meine Reise auf der Landstraße fort. Ab und zu begegneten wir einen Chinesen, der sich in einem mit Atap bedeckten Stuhle von zwei Kulis tragen ließ. Sonst war die Straße ziemlich menschenleer. Drei Bäche durchkreuzen in wildem Laufe, vom nahen Unarang- und Sindoro-Gebirge entspringend, die Straße. — Die amphitheatralisch vor dem Wanderer aufsteigenden Gebirge bieten einen erhebenden Anblick; in ihren Furchen und Runzeln wuchert eine reiche Vegetation und selbst die hoch in die Wolken ragenden Gipfel, die im kalten Norden nur kahle Flächen zeigen würden, sind dicht bewaldet. Links in der Tiefe bemerkt man noch immer einen dunkelblauen Streifen mit einzelnen Punkten. Es ist das Meer vor Samarang mit den dort vor Anker liegenden Schiffen. Nachdem wir in einem Dorfe ein einfaches Mittagsmahl zu uns genommen und wenige Stunden geruht hatten, setzten wir unsere Reise fort. Der Abend brach herein und die letzten Strahlen der Sonne beleuchteten die Gipfel der Berge. Die Insecten begannen ihr Nachtconcert, das zuweilen von dem Geschrei der Affen unterbrochen wurde. Jetzt vernahm ich in der Ferne ein dumpfes, aber doch durchdringendes Gebrüll anderer Art. „Matjan Duan!“ (ein Tiger, mein Herr) und unwillkürlich beschleunigte bei diesem Ausrufe des Führers mein Pferd seine Schritte. Bald darauf traten wir in das Thal von Ambarawa ein, ohne daß uns ein Leid geschehen wäre, und kurze Zeit darauf schimmerten uns die Lichter der in der Nähe des Forts erbauten Bambushäuser entgegen; das bereits geschlossene Thor öffnete sich und eine Tasse Thee ließ uns in den behaglichen Räumen eines Gasthauses alle Strapazen der Reise vergessen. Die Festung Ambarawa, welche im Jahre 1842 vollendet wurde, gehört zu dem großartigen modernen Vertheidigungssystem, welches für Java in Ausführung gebracht wurde, um gegen einen etwaigen unvorhergesehenen Ueberfall einer europäischen Seemacht gesichert zu sein. Der Umfang der Festung ist etwa 1½ Stunden. Dicke, im Zickzack laufende und mit Erdwällen eingefaßte Mauern umgeben die inneren Räume, und die Geschütze sind so angebracht, daß nach dem Urtheile der Sachverständigen bei guter Vertheidigung die Festung mehrere Monate dem stärksten Feinde trotzen kann. Die ganze Umgegend Ambarawas kann unter Wasser gesetzt werden; dieses erinnert an die holländischen Festungen, bei welchen das Wasser ebenfalls eine Hauptrolle spielt. — Mit Erbauung der großen Festungen hat sich auch die Lage und Lebensweise der in denselben stationirten Officiere und Militärbeamten bedeutend geändert. Dieselben führen in Niederländisch-Indien, besonders außerhalb der großen Städte, ein ziemlich patriarchalisches Leben. In ihrem Bambushause besorgt die javanische Haushälterin die häuslichen Geschäfte, und der Segen des Himmels schenkt häufig dem Paare einige gelbbraune Kreolenkinder, deren einfache Erziehung und Lebensweise den Eltern wenig Sorge verursacht. In den größeren Festungen aber erleidet dieses idyllische Leben einen großen Abbruch. Dort sind alle Officiere, mit Ausnahme der verheiratheten, genöthigt, an einer gemeinschaftlichen Tafel Theil zu nehmen. Ein Lesezimmer, in dem politische und militärische Zeitschriften aufliegen, und eine Bibliothek versehen das Officierscorps mit geistiger Speise. — Nach zweitägigem Aufenthalte begab ich mich frühmorgens wieder auf den Weg und erreichte, nachdem ich Bojolali, einen größeren javanischen Ort, bei welchem ein kleines Fort sich befindet, der nicht ganz zwei Stunden von Ambarawa entfernt liegt, passirt hatte, noch am selben Tage die Ansiedelung der Eltern meines Bekannten. Ich wurde von Allen herzlich willkommen geheißen und war glücklich, mir nach langer Zeit in einer deutschen Familie es endlich wieder einmal bequem machen zu können. Die alten lieben Leute stammten aus Thüringen und hießen König, der Sohn war hier geboren, hatte aber in Deutschland studirt und war kurz vor mir in Batavia angekommen, wo wir täglich miteinander verkehrten. Außerdem gehörte noch eine zwanzigjährige Tochter zu der Familie. — Am dritten Tage meines Aufenthalts überraschte mich mein liebenswürdiger Wirth mit der Einladung, ihn und seinen Sohn auf einer kleinen Reise nach seiner im Innern gelegenen Pflanzung zu begleiten. Letzterer hatte sie selbst noch nie gesehen, und so nahm ich denn diese Einladung mit Freuden an, nachdem die Abreise auf den folgenden Tag festgesetzt war. Bereits Nachts um 1 Uhr hielt vor dem Hause ein mit drei munteren Pferden bespannter Wagen, der fast wie unsere Omnibuse aussah, nur war derselbe leichter gebaut und nach allen Seiten hin offen. Der Kutscher unterhielt sich damit, mit seiner langen Peitsche zu knallen, rückte lustig seinen Sombrero hin und her und neckte die Kulis, welche unser Gepäck nach dem Wagen trugen und in demselben unterbrachten. Einige mächtig große Hunde, welche meinem Wirthe gehörten, vermehrten den Lärm durch ihr heiseres Gebell. Zuletzt ließ Herr König noch eine lange Kiste herausschaffen, öffnete sie nochmals und nun zeigte sich, daß sie voller Gewehre lag. Mit diesen pflegte er sich immer zu versehen, wenn er auf eine Pflanzung ging, weil er ein Freund der Jagd war. Hierauf schloß er die Kiste wieder und ließ sie sorgfältig unter dem Omnibus festschnüren. Auch einige Körbe, welche Lebensmittel, besonders Wein, enthielten, wurden mühsam in den Wagen gehoben. Dazu leuchteten die Diener, während der abnehmende Mond sein fahles Licht mit dem rothen der Laternen mischte, und Alles war trotz der frühen Stunde regsam. Im Hause krachte das Feuer in der Küche, wo das Frühstück, die „Djokola“ (Chocolade) gekocht wurde. Gegen 2 Uhr saßen alle Hausgenossen beim Morgenmahle. Bald hatten sich Alle gesättigt, nun wurde aufgebrochen und der Wagen bestiegen, die Damen begleiteten uns noch bis in den Hof und nach kurzem herzlichen Abschiede rollte der Wagen hinaus durch das sich hinter uns schließende Thor. Nach einer Stunde wurde von der Landstraße abgebogen und nun ging es jäh bergan. Es war auffallend kühl, denn von der See wehte eine scharfe Luft herauf, weswegen wir abstiegen und neben dem Wagen zu Fuße gingen. Der Weg war gut und fest aber steil, zwei Diener, ein alter Neger und ein Holländer, der bei König die Stelle eines Hausmeisters versah, waren dem Kutscher behilflich, die Pferde, welche nicht recht pariren wollten, zu leiten. Nach und nach hörten die großen Reisfelder auf, welche sich wohlbewässert zu beiden Seiten des Weges hindehnten, und wir näherten uns einem anscheinend dichten Walde, der den Rücken des ganzen Gebirges bedeckte. Hier und dort schimmerten Lichter aus der dunklen Waldesnacht, welche von den dortliegenden

Dörfern der Malayen und Javanesen herrührten. Als man nach einer zweistündigen Fahrt dem Rücken des Gebirges nahe war, ging es auf einer Ebene durch ein Land hin, das halb bewaldet, halb offen war. Leider war die Sonne noch nicht aufgegangen, denn sonst hätten wir von hier aus eine prachtvolle Aussicht auf die Gebirge im Süden genießen können, doch ganz verloren gehen sollte uns dieser Anblick nicht, denn nach einer halben Stunde, als der Wagen mit den Pferden mühsam den äußersten Abhang der Anhöhe erklomm, rauschte ein gewaltiger kühler Luftzug über uns dahin, in der Ferne rollte ein dumpfer langanhaltender Donner und ein fahler Lichtschein ergoß sich geisterhaft über die waldige Umgebung. Wir blieben stehen und hüllten uns in unsere Mäntel, um das majestätische Aufsteigen des Tagesgestirns auf dieser jähen Höhe zu erwarten. — Die Wipfel der Palmen rauschten im Morgenwinde, es wurde sehr rasch hell, im Osten färbten sich die Wolken dunkelroth und ihre Ränder glänzten golden in den Strahlen der kommenden Sonne. Der ferne Spiegel der See, aus dem die Inseln, mit Nebel bedeckt, gleich den Rücken riesiger Ungeheuer auftauchten, glänzte wie geschmolzene Metallmassen. Nebel zogen in phantastischen Gestalten, vom Winde zerrissen, über die Gestade von Java hin und aus dem Dunkel der Thäler leuchteten mit schwachem Scheine noch die röthlichen Gluthen von Feuern herauf. Jetzt stieg schnell die Sonne empor aus dem Schooße des fernen Meeres, ein Cherub, in Schönheit strahlend gebadet und der Tag war angebrochen. Alles leuchtete im Glanze der himmlischen Lichtfülle, welche das Taggestirn über die paradiesischen Umgebungen ausgoß. Geblendet von der Klarheit des Fixsternes, dem unsere Erde so viel Wohlthaten verdankt, wendeten wir nun einen Blick auf jene Gegend, wohin uns unsere Schritte führten, und erstaunten ob der hohen Schönheit, welche sich vor unseren Augen entfaltete. Uns zunächst zog sich von Ost nach West ein tiefes fast 2 Stunden breites Thal hin, das noch ganz verdeckt war von dichten Nebeln, die wie Fluthen über den Wipfeln der Wälder hinwogten. Nicht weit von uns floß ein Gewässer, das tief im Innern der fast noch undurchforschten Wildniß seinen Ursprung nimmt und sich nach kurzem Laufe in den Kali Samarang ergießt. Gegenüber aber stieg schroff aus dem Thale ein ungeheures Gebirge von grotesken Formen empor. Es war dicht bewaldet bis zu seinen höchsten Kuppen und zog sich immer höher und jäher werdend in südwestlicher Richtung hin; man übersah von unserem Standpunkte aus eine Bergkette von fast 15 Meilen Länge, ein überaus herrlicher Anblick. Keiner der Berge stieg über die Schneelinie, in dieser Zone 14000 Fuß, empor, dieselben waren daher ausnahmslos dichtbewachsen bis zum kahlen Gipfel, wo um die vulkanischen Felsrippen nur noch Moose und Schlinggewächse sich vorfinden. Aber auch die nächsten Umgebungen wurden in dieser luftigen Höhe lieblicher und es verlor die Natur Nichts von ihrer Schönheit auf der Höhe des Gebirges, sie ließ im Tieflande nur zurück, was den Menschen quält und belästigt. Hier herauf steigen die heißen Luftsäulen nicht mehr, welche am Meeresstrande das Athmen auch bei Nacht erschweren. Der weihrauchähnliche süßliche Duft des Alluvialbodens am Strande ist verschwunden, rein ist die kühle Luft, gewürzt von feinem Dufte zahlloser Myrthenarten, die glattrindig aus dem fetten Boden steigen, und vom lieblichen Geruch der Blüthen, welche aus allen Gebüschen entsprießen, oder der Blumen, die den Teppich des von kraftvollen Kräutern strotzenden Wiesengrundes auf das Lieblichste verzieren. Hier findet man steif und leuchtend in purpurrother Farbenpracht die Naya, ein unserer Tulpe ähnliches Gewächs, ferner die große Regina Dulzis, die Königin der Blumen, mit blauer spannenlanger Blüthe, die sich der Sonne zuwendet und aus deren röthlich-weißem Kelch gleich einer Zunge das karmoisinrothe seltsam geformte Pistill hervorragt. Mehrere den Lilien und Hyacinthen ähnelnde, nur weit saftvollere, herrlichere Blumen mit größeren Blüthen und fast betäubendem Dufte nicken über die drei Fuß hohen Gräser. Unter riesenhaften Bäumen stehen wilde Bananen mit fünf bis acht Meter langen und einhalb bis dreiviertel Meter breiten Riesenblättern von grüner, gelber und rother oder violetter Farbe und die kolossalen Stämme glänzen von einer wahren Blüthenpracht, mit denen die Schmarotzerpflanzen ihre wohlthätigen Stützen zieren. Aus den Sümpfen steigen mannigfaltige Rohrarten bis zu unglaublicher Höhe oder neigen sich, weil ihre dünnen Schafte die Last nicht zu tragen vermögen, über die Fluth hin und ihre Schossen steigen dütenartig und mit weißlichen Blümchen besäet über das Wasser empor. Die Luft ist belebt von einem Heere zahlloser Insecten, von ungeheuren Schaaren der grauen Reiskernbeißer; größere Vögel streichen farbenschimmernd und mit häßlichem Geschrei über die rauschenden Wipfel. Papageien klettern von Ast zu Ast; Affen wiegen sich scheu auf den Zweigen dichter Baumkronen und fliehen zähnefletschend, wenn man nur mit einem Stocke die drohende Bewegung des Schießens macht. An einer ganz nahestehenden Cocospalme klettert eine Krabbe, eines jener räthselhaften Thiere empor, von denen man nicht weiß, welchem Reiche man sie zuzählen soll, dem Reiche der Spinnen oder der Krebse. In einem nahen Gebüsche zeigte sich das weitlaufende sackförmige Gespinnst einer ungeheuren Bärenspinne, dessen Fäden nicht zerrissen, als ich einen kleinen Stein hineinwarf, worauf das schwarzbehaarte monströse Insect gespensterartig rasch mit seinen daumdicken und fußlangen Beinen erschien. Alles troff, Bäume, Blumen und Gebüsche, von dem Thau, der die Natur erquickte. Welch einen herrlichen Tag genossen wir in der prachtvollen erhabenen Natur dieses Landes. Die Tropenländer würden sicher das Paradies der Erde vorstellen, lauerten nicht Mord und Tod unter jedem Grashalme oder herabgefallenen Blatte und hinter jedem Baume oder Gebüsche. Denn in diesem gesegneten Himmelsstriche giebt es eine Unmasse meistens giftiger Schlangen und Insecten und vor Raubthieren ist man keine Minute sicher. So ging es mir auch jetzt. Mit dem Anblicke aller dieser Naturschönheiten beschäftigt, wurde ich plötzlich von Hrn. König zurückgezogen und gleichzeitig schlug derselbe mit seinem Stocke auf ein ein halb Fuß langes, schwarzes, häßliches Thier los, das dicht an meinen Füßen kroch. Es war ein Scorpion. Ich betrachtete das sterbende Geschöpf, das sich selbst mit seinem Stachel verwunden zu wollen schien, hätte es nicht ohnehin seinen Rest gehabt. Ja man ist hier zu Lande nicht einmal in den Gebäuden vor diesen Thieren sicher, denn oft geschieht es, daß solche Gesellen, oder fußlange Scolopender oder giftige Schlangen sich des Nachts in die Betten schleichen. Wehe dem, der sich dann unbesorgt der Ruhe überlassen will! Der Tod erwartet ihn gerade da, wo er Frieden, neue Kräfte und Sicherheit sucht. Aber nun wurde es Zeit aufzubrechen, wenn wir noch vor der heißen Mittagszeit die Plantage erreichen wollten. Deshalb wurde der Wagen bestiegen. Die Diener hatten inzwischen die Räder desselben mit Wasser begossen, eine nöthige Vorsicht in diesem heißen Lande, und die Pferde von mitgenommenem Wasser getränkt, denn es ist gefährlich, sie aus dem oft giftigen Vorrath der Sümpfe zu erfrischen. Nun ging es etwa eine halbe Stunde auf dem Rücken des Hügelzuges hin, dann bog der Weg abwärts und kurz hierauf nahm uns eine dunkle Waldung in ihre Schatten auf. Plötzlich hörten wir fernes Geläute wie von einer Heerde Rinder, Peitschengeknall, mit dem sich unaufhörliches heiseres Rufen mischte, und das ächzende Knarren der Rollräder, wie sie die Javanesen an ihren einfach schwerfälligen Karren führen. Der Kutscher hielt an und Herr König fragte: „Was giebt es, Benjamin?“ „„Zuckerwagen kommen, mein Herr!““ war die gedehnte Antwort. „Was machst du denn jetzt?“ fragte mein Wirth besorgt. „„Ausspannen!““ war wieder die lakonische Antwort des trägen Kutschers. Bei diesem Worte leitete er die Pferde so weit, als es nur ging, auf die Seite des schmalen Fuhrweges, plumpste dann wie ein Bleiklumpen zur Erde und begann trotz des Protestirens seines Herrn die Pferde auszuspannen. Ich mußte unwillkürlich lächeln und Hr. König, der etwas hitziger Natur zu sein schien, ergriff seinen Stock und wollte hinaus, um seinen lakonischen Kutscher zu prügeln, als der Hausmeister ihn bei der Hand hielt und sprach: „Benjamin hat Recht, er würde Gefahr laufen, daß die Pferde scheu werden, brächte er sie nicht zeitig bei Seite. Geben Sie Acht und gehen Sie ja nicht aus dem Wagen. Ich will Benjamin helfen.“ „Es muß doch etwas dahinter stecken, sonst würde der Hausmeister nicht dem Kutscher beispringen. Wir werden ja sehen!“ sagte Hr. König und setzte sich ruhig nieder. Inzwischen hatte Benjamin seine Pferde ausgespannt und in den Wald geführt, woselbst er sie anband. Hierauf erschien der Hausmeister und begann zu knallen. Bald hörten wir eine rauhe Stimme „Sapa situ“ (was giebt's?) rufen. Der Hausmeister antwortete: „Carotta, Caretta!“ (ein Wagen, ein Wagen!). Nach einigen Minuten kam ein halbnackter Javanese und begann in seinem Kauderwälsch ein langes Geschwätz mit dem Hausmeister. Inzwischen näherte sich das Klingeln und Peitschengeknall und plötzlich erschien die Spitze des Zuges, ein von zwei riesigen Büffeln gezogener hoch mit Zuckerfässern beladener Karren. Der Javanese hielt eine Schnur, welche in den Nüstern des ersten Büffels hing, dem ein Ring durch die Nase gezogen war, und

peitschte unaufhörlich auf die dumpf stöhnenden und brüllenden Thiere. Ein anderer Karren folgte und so kamen nach und nach ihrer 32 die steile Höhe herauf. Der Lärm und das Getöse, welches diese Büffelfuhrwerke verursachten, war unglaublich und der Widerhall in den Bäumen, verbunden mit dem wüsten Toben und dem furchtbaren Aussehen der Büffeltreiber und ihrer riesenhaften häßlichen Zugthiere, erregte Besorgniß und betäubte unwillkürlich. Der Kutscher und der Hausmeister hatten zu thun, die Pferde zu beruhigen und festzuhalten, da diese Thiere schon vom widerwärtigen Anblick und Geruch des Büffels scheu werden, und mein liebenswürdiger Wirth hatte jetzt Gelegenheit, die Vorsicht seines verkannten Fuhrmannes zu rühmen, statt zu tadeln. In einer Viertelstunde war überdies der ganze Zug vorüber, es wurde wieder eingespannt und die Reise konnte nun ohne weitere Störung fortgesetzt werden, wie der Hausmeister uns versicherte. — Der letzte Abhang des Berges war steil und gefährlich, weswegen wir Alle den Wagen verließen und den kurzen Weg bis zur Sohle des Thales zu Fuße zurücklegten. Als wir noch einige Schritte hinab zu gehen hatten, zeigte uns der Hausmeister eine aus dem Felsen hervorsprudelnde Quelle, deren Wasser er rühmte. Wir tranken davon und fanden dasselbe auch wirklich ebenso gut, wie kühl. Das Thal war dicht mit Wald und Büschen bewachsen, bis wir in demselben etwa eine Viertelstunde zurückgelegt hatten. Da öffnete sich auf einmal eine Fernsicht in herrlichem Grunde und wir sahen außer einer dichten Baumreihe längs des sich hinschlängelnden Flusses und einigen einzeln stehenden Riesenbäumen und kleinen Palmengruppen um die Dörfer weit und breit nichts, als Zucker- und Reisfelder und an den südlichen Abhängen des jetzt sanfter ansteigenden Gebirges zeigte mir Hr. König, erkenntlich an ihrer reihenweisen Pflanzung und dem sanften Grün, Javas größten Reichthum, den Kaffeebaum. — Die Gegend ward reizender und schöner, je weiter der rasche Wagen uns brachte. Ueberraschend traten jetzt zu beiden Seiten Dörfer, am Flusse Mühlen, auf den Höhen schöngelegene Häuschen hervor — mit wenig Worten, man glaubte sich in eine europäische Gegend versetzt, erinnerte nicht der fremdartige Anblick der Menschen und ihrer Wohnungen, die überschwengliche Ueppigkeit der Pflanzenwelt und tausend andere Züge beständig daran, daß man sich unter einem unendlich reicheren Himmelsstrich befand. — „Wir werden nun bald an Ort und Stelle sein," sagte Hr. König freundlich. „Meine Plantage ist freilich erst neu erworben, ich selbst bin noch keine sechs Mal dahin gekommen. Der vorige Besitzer ließ Alles verfallen, weil er die Absicht hatte, nach Europa zu gehen und seine Besitzung zu verkaufen. Ich mußte erst für die Wohnungen meiner Leute sorgen und konnte an das halb ruinirte Herrenhaus noch nicht denken. Doch enthält es jetzt wieder einige Räume, die in bewohnbarem Zustand sein müssen. Sie müssen eben vorlieb nehmen, wie wir es antreffen, umsomehr, da unser Aufenthalt nur einige Tage dauert. Künftiges Jahr aber werde ich Alles in wohnlichen Zustand gesetzt haben." Während er noch sprach, öffnete sich rechts die Aussicht in ein schönes breites Seitenthal; wir erblickten eine prächtige Allee von Mangonstanen und sahen ein Dörfchen, in dessen Mitte sich eine Kirche und ein massivgebautes Herrenhaus erhob, das von riesenhaften Bäumen beschattet wurde. Rasch rollte der Wagen darauf zu und das Ziel unserer Reise war erreicht. Ich fühlte mich durch den lieblichen Anblick der Gegend und des Gebäudes, das eigentlich den Namen Schloß verdiente, lebhaft überrascht. Das Thal war eng, die schroffen Abhänge waren dicht bewaldet, aus dem nördlichen Theile desselben rauschte über bemooste Felstrümmer ein klarer beschatteter Bach herab, der sich durch eine mit prachtvollem Graswuchs bedeckte Aue hinschlängelte. Das Herrenhaus lag auf einer terrassenartigen Erhöhung und der ganze Hintergrund des Thales war zu einem Garten verwandelt. Ueber die Kuppen der Bäume dieses schönen Gartens sah ein blendend weiß angestrichener Pavillon hervor, zu dem vom Thal aus zwei Treppen hinaufführten, und als Hintergrund zeigten sich die Wände des dichtbewaldeten Gebirges. Rings um das Schloß herum standen jene ungeheuren Bäume, welche ihre Aeste schützend über das Dach ausbreiteten. Zerstreut unter den anderen Bäumen im Thale lagen malerisch die Hütten der Eingeborenen, einige große Vorraths- und Wirthschaftsgebäude und am Flusse, etwa eine Viertelstunde vom Dörfchen, lagen romantisch unter dem Schatten der Palmen, von Reis- und Zuckerfeldern halb verdeckt, die Mühlen mit der Zuckersiederei. Auf dem gutgebahnten Wege bewegten sich schwerfällig einige Büffelfuhrwerke dahin. Der Verwalter der Plantage kam uns mit frohem Gruße entgegen, öffnete die kühlen Räume des Schlosses und führte uns eine steinerne Treppe hinauf in die bereitgehaltenen Gemächer. Hier war es erfrischend kühl und im Speisezimmer rauschte, welch erquickender Anblick!, aus der Wand über einen gläsernen Halbkreis ein ziemlich starker Wasserstrahl in ein kupfernes Becken. Es war ein angenehmes Halbdunkel im Zimmer, so daß wir erst nach und nach Alles erkannten und die hübsche Einrichtung sehen konnten. Alles war neu hergerichtet, der Anstrich und selbst der Kalküberwurf der Wände und Decken war frisch gemacht, die Fußböden neu gelegt, Thüren und Fenster — mit einem Worte, Alles schien soeben von den Handwerkern vollendet zu sein. Nachdem wir uns durch ein gutes Frühstück gestärkt hatten, legten wir uns Alle zur Ruhe, um uns von den Beschwerden der Reise durch einige Stunden Schlaf während der heißen Mittagszeit zu erholen. Das Rollen des Donners und der Schall eines tüchtigen Regengusses erweckte uns gegen 3 Uhr. Ein heftiges Gewitter, wie es täglich sich hier zu ereignen pflegt, hatte die Natur erfrischt, die Lüfte gekühlt und gereinigt. Bald waren wir Alle leicht und bequem gekleidet im Zimmer versammelt, um das köstliche Mittagsmahl zu genießen, das man für uns bereitet hatte. Der Abend nach dem Gewitter war überraschend angenehm, deshalb schlug Hr. König vor, noch die Umgebungen und seine darin gelegenen Etablissements zu besichtigen. Wir bestiegen also wieder den bespannten Omnibus und rollten bald darauf auf einer schön geebneten Straße dahin. Wir erreichten die Zuckerfelder, welche wohl an 150 Morgen Land bedeckten. Wo der Boden zu hoch lag, so daß er nicht völlig unter Wasser gesetzt werden konnte, war Reis gesäet und so boten die Felder eine liebliche Abwechselung dar. Auf den Anhöhen waren terrassenförmige Beete angelegt, woselbst die Kaffeebäumchen standen. Zwischen diesen reihenweise angelegten Nutzbäumchen erhoben sich ungeheuere Ceibas (Baumwollenbäume), um sie zu beschatten, denn der Kaffeebaum liebt wohl eine heiße Luft, aber er gedeiht deswegen doch besser, wenn er vor den Sonnenstrahlen geschützt ist. Während auf den Zuckerfeldern geschnitten wurde, standen die meisten Kaffeebäume erst in der Blüthe und ihre weißen Blüthen würzten mit ihrem süßen Dufte die milden Abendlüftchen. Kulis waren beschäftigt, die Erde aufzujäten und sie für die Aufnahme der Feuchtigkeit zu lockern. Hier war Alles still und friedlich und der erhöhte Standpunkt ließ eine so erhabene Fernsicht über das sich in der duftigen Ferne erweiternde Thal zu, daß wir uns nur ungern von diesem schönen Aufenthalte trennen konnten. Wir bestiegen wieder den Wagen, und dieser führte uns auf einem etwas schlechteren Wege nach den Mühlen. Hier trafen wir die Büffelkarren wieder, welche schwere Lasten von Zuckerrohr brachten, das hier ausgepreßt wird. Der eingekochte und geläuterte Saft giebt den gelben Farin und die ausgeschiedene Flüssigkeit, welche nicht krystallisirt, ist unser Syrup. Rum wird in Java wenig gebrannt; dagegen sehr viel Arak aus Reis. Mein Wirth war im Begriffe, eine großartige Einrichtung dazu bauen zu lassen. Jetzt zogen die auf der Plantage arbeitenden Malayen und Javanesen einigen Arak ab, aber ihre dürftigen Vorrichtungen erweckten keine Lust, das von ihnen bereitete Getränk zu versuchen. Am Abend ließ aber Herr König im Schlosse einen Krug anbrechen und wir fanden, daß wir den Arbeitern Unrecht gethan hatten, denn der Arak war nicht nur sehr rein, sondern äußerst feurig und doch sehr würzig mild. — Die Zuckermühlen waren sehr großartig, Hr. König gewann auf diesem Platze allein jährlich ungefähr 6000 Centner. Außerdem brachte ihm diese Plantage jährlich 1000 bis 1200 Centner Kaffee und den Syrup. Alles zusammen mußte einen ziemlich bedeutenden Ertrag abwerfen. Die beiden nächsten Tage benutzten wir gemeinsam zur Jagd und am dritten und letzten Tag unseres Aufenthaltes unternahm ich noch einen kleinen, sehr lohnenden Ausflug in die herrliche Umgebung. Am vierten Tage in aller Frühe machten wir uns auf die Rückreise und langten gegen Mittag desselben Tages wieder auf der Ansiedelung bei Bojolali wohlbehalten an.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 12. Sonnabend, den 29. Januar, Abends. 1898.

Das Wasser des Lebens in den Märchen der Völker.

Von Aug. Wünsche.

Die in den meisten Mythologien der Völker vorhandene Sage von der Quelle des Lebenswassers hat ihre Ranken auch in die Märchen getrieben. Manche Gebilde erscheinen sogar in solch phantastischem Gewande, daß es oft schwer hält, den alten Kern wieder zu erkennen. Die Grundzüge der Märchen vom Wasser des Lebens sind in der Hauptsache folgende. Gewöhnlich handelt es sich um einen König und seine drei Söhne. Der König leidet an einer schlimmen Krankheit, von der ihn kein Arzt zu heilen vermag. Da wird ihm durch irgend eine Gelegenheit die Kunde, daß er von seinem Siechthum durch das Lebenswasser eines fernen Landes befreit werden könne. Aus Liebe zu ihrem Vater machen sich die drei Söhne nach einander auf den Weg, das Lebenswasser zu holen. Die beiden ältesten erliegen den auf dem Wege ihnen begegnenden Versuchungen, nur der jüngste ist wegen seiner Standhaftigkeit und Bescheidenheit so glücklich, es zu erhalten. Ein Riese, ein Zwerg, ein alter Mann oder eine alte Frau sind ihm zur Auffindung der Wunderquelle behilflich, indem sie ihm guten Rath ertheilen und ihm sagen, wie er es anfangen solle und wovor er sich in Acht zu nehmen habe. Hier und da greifen auch dienstbare Thiere, Vierfüßler, Vögel und Fische hilfreich ein, indem sie dem Jünglinge genau die Oertlichkeit des Wassers angeben, oder auch selbst ihn dahin mit Schnelligkeit bringen. Die Lebensquelle sprudelt in einem Berge, der sich nur zu gewissen Zeiten, gewöhnlich gegen Mittag oder Mitternacht von 11—12 öffnet. Im Berge steht in der Regel in einem prächtigen Garten ein versunkenes Schloß, das die großen Schätze und Kostbarkeiten birgt, durch deren Anblick der Eintretende geblendet wird. In einem Gemache des Schlosses wieder ruht auf einem Bett eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit, die später als Prinzessin hervortritt und den Prinzen, der durch das Schöpfen des Lebenswassers sie von ihrem Zauber gelöst hat, zum Gemahle erheischt. Der Prinz hat nur kurze Zeit bei ihr geruht oder ihr einen flüchtigen Kuß auf die Lippen gedrückt. In vielen Fällen wird der Eingang zur Quelle von einem Drachen oder einem anderen Ungeheuer bewacht, die erst aus dem Wege geräumt werden müssen. Es kostet einen schweren Kampf. Auf dem Heimweg trifft der jüngste Königssohn gewöhnlich mit seinen älteren Brüdern wieder zusammen, die ihr Leben durch tolle Streiche verwirkt haben und die er vom Tode loskauft. Die Brüder sind aber auch durch ihre Unbedachtsamkeit in schwarze Steine verwandelt worden und liegen am Abhange des Zauberberges, oder stehen als Marmorsäulen auf demselben, oder sind infolge ihres Hochmuthes in einen tiefen Abgrund eingeschlossen. Auch in diesem Zustande werden sie durch den jüngsten Bruder bald durch das geschöpfte Wasser des Lebens, bald auf seine Bitten hin wieder in's Leben gerufen. Vereint reisen sie nun nach Hause zum Könige. Unterwegs aber erfaßt sie Neid und Mißgunst, weil ihr Bruder in Besitz des Lebenswassers gelangt ist und sie sich vergeblich darum gemüht haben. Daher vertauschen sie das Lebenswasser, während der Bruder schläft, mit gewöhnlichem Wasser und eilen nun voraus und machen mit dem erbeuteten Trank den kranken König gesund, oder erscheinen nach der Ankunft des Bruders, dessen Wasser den König nur noch elender gemacht hat. Dabei raunen sie dem Könige heimlich in's Ohr, daß der jüngere Bruder ihn habe vergiften wollen, infolge dessen dieser vom Könige verbannt oder gar zum Tode verurtheilt wird. Derselbe lebt nun längere Zeit zurückgezogen und verkleidet in einer untergeordneten Stellung, bis endlich durch die von ihm entzauberte Prinzessin seine Unschuld an den Tag kommt. An Stelle des Königs tritt in anderen Märchen eine Prinzessin, die sich das Lebenswasser zur Vervollständigung ihres Glückes wünscht. Ihre beiden Brüder unternehmen aus Liebe das Wagestück, da sie aber nicht zurückkehren und die Prinzessin an gewissen von den Brüdern ihr zurückgelassenen Zeichen deren Tod erkennt, so macht sie sich selbst auf den Weg nach dem Wasser des Lebens und sie ist so glücklich, es nicht nur in ihren Besitz zu bringen, sondern auch ihre verzauberten Brüder wieder zu gewinnen. Thiere leisten ihr auch dabei wichtige Dienste. In einer anderen Gruppe von Märchen wieder, die sicher in verwandtschaftlichem Zusammenhange steht, verlangt eine Mutter, die sich nur krank stellt, nach dem lebenspendenden Wasser. Nachdem ihr einziger starker Sohn in einem Schlosse ihr ein bequemes Leben bereitet, hat sie sich mit einem Drachen vermählt und auf dessen Rath hin, weil er sein Leben gefährdet sieht, sucht sie den Sohn aus dem Wege zu räumen, indem sie ihm schwere Aufgaben stellt. Mit Hilfe einer alten Frau oder einer Heiligen, die sich als sein Schutzgeist erweist, gewinnt er das Wasser des Lebens, die Frau oder die Heilige behält aber davon etwas zurück. Schließlich bringt die Mutter den Sohn doch noch ums Leben, es wird ihm der Kopf abgeschlagen und sein Leib wird zerstückt. Alles wird dann in einen Sack gesteckt und dem treuen Pferde auf den Rücken gebunden, das die Ladung zu der alten Frau oder der Heiligen trägt. Diese aber weiß schon, was geschehen ist, sie setzt die einzelnen Theile wieder zusammen, begießt sie mit dem zurückbehaltenen Lebenswasser, wovon der Jüngling sofort wieder dem Leben zurückgegeben wird. Mitunter sprudeln aber in dem Berge zwei, sogar drei Quellen. Neben dem Brunnen mit dem Wasser des Lebens steht auch der mit dem Wasser des Todes und der mit dem Wasser der Schönheit und Verjüngung. Das Lebenswasser hat dann nur die Kraft, gesund zu machen und Gestorbene oder Getödtete wieder ins Leben zurückzurufen, sie bleiben aber auf der Altersstufe, in der sie gestanden, und bedürfen daher noch des Wassers der Schönheit, um wieder ihre frühere Jugendfrische und Vollkraft zu erhalten. Ohne Zweifel liegt hier eine Spaltung in der Vorstellung vor und wir haben in dem Schönheitswasser nur eine Abschwächung des ursprünglichen Lebenswassers, das zugleich Leben und Verjüngung wirkte, zu erblicken. — Nach dieser Darlegung der allgemeinen Grundzüge verzeichnen wir die auf das Wasser des Lebens bezüglichen Märchen bei den verschiedenen Völkern. Deutsch lesen wir das Märchen bei den Brüdern Grimm in den Kinder- und Hausmärchen Nr. 97 mit zwei Varianten, einer aus Paderborn und einer aus Hannover (das. III, S. 177). Verschiedene Abweichungen bietet das von Th. Vernaleken in der Germania Bd. XXVII (XV der neuen Reihe) S. 103f. mitgetheilte Märchen aus Schrattenthal im Retzer Kreis in Niederösterreich. Im Griechischen begegnet es uns schon bei Eulampios in seinem Amarantos (s. B Schmidt, Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder S. 233). Neugriechische Darstellungen finden sich bei Hahn I, Nr. 69 und Nr. 6; vergl. II, S. 194f., 279f. und 283f. Im Arabischen kommt es in dem berühmten Märchenwerke ‚1001 Nacht unter der Aufschrift: Die beiden neidischen Schwestern vor (s. Weil, 617—637: Nacht und Habicht; 426—436: Nacht). In enger Verwandtschaft steht damit die Darstellung bei Straparola 4, 2, nur daß hier das Wasser des Lebens fehlt und dafür die lebenspendende Frucht tritt. Im Schwedischen ist das Märchen: Das Land der Jugend in der Sammlung bei Hyltén-Cavallius (deutsch von Oberleitner) S. 191 ff. und im Russischen das: Tschurilo Plenkowitsch (deutsch von Johann Richter, vergl. O. L. B. Wolff, Die schönsten Märchen aller Zeiten und Völker) S. 234 ff. anzumerken. Zu denjenigen Märchen, in denen das Wasser des Lebens zugleich mit dem

Wasser des Todes in Verbindung steht, gehört das bei Wenzig, Westslavischer Märchenschatz S. 144 ff. Unter den Märchen endlich, in denen von drei Brunnen die Rede ist, indem neben dem Brunnen des Lebens und des Todes noch der der Schönheit sprudelt, ist besonders merkwürdig das bei Wolff, Deutsche Hausmärchen Nr. 54: Die Königstochter im Berge Muntserrat. Unbekannt sind mir geblieben ein Märchen in der Erfurter Sammlung von Kindermärchen, eins bei Töppen, Aberglaube aus Masuren, Sagen und Märchen, ein ungarisches bei Gaal, Märchen der Magyaren und ein walachisches bei Schott. Wenn auch in der Form sehr abweichend, so ist doch der Tendenz nach zur Vervollständigung der Gruppe noch anzuziehen das Märchen Nr. 5 bei Pröhle, Kindermärchen, sowie das in Lina's Märchenbuch von A. L. Grimm S. 191—311. Daß alle diese Märchen auf mythologische Vorstellungen zurückgehen, steht außer allem Zweifel. Zunächst ist in der nordischen Götterlehre an den unter einer der drei Wurzeln der Weltesche Yggdrasil hervorsprudelnden Urdsbrunnen zu erinnern. Auf ihm schwimmen Schwäne und an ihm wohnen die Nornen, die Schicksalsjungfrauen, und schöpfen täglich Wasser, um damit den Weltenbaum zu besprengen, damit seine Zweige nicht verdorren, sondern ihre Lebenskraft behalten, trotzdem daß eine Ziege und Hirsche sich an dem Laubwerk fortwährend laben und Schlangen die Wurzeln des Baumes benagen. „Begossen wird die Esche, die Yggdrasil heißt, Der geweihte Baum, mit weißem Nebel. Davon kommt der Thau, der in die Thäler fällt; Immergrün steht er über Urd's Brunnen.“ Das Wasser der Urdsquelle ist so heilig, daß durch sie Alles verklärt und verjüngt wird. Alles, was in den Brunnen kommt, wird weiß wie die Haut, die inwendig in der Eierschale liegt. Gerade dieser Zug ist von besonderer Wichtigkeit, weil er zeigt, daß das Wasser nicht blos belebende Kraft besitzt, sondern auch auf Alles, was mit ihm in Berührung kommt, verjüngend wirkt. Die naturalistische Deutung des Urdsbrunnens liegt nahe. Man wird unter ihm an das dunstige Himmelsgewässer zu denken haben. Die auf ihm schwimmenden Schwäne wandeln sich dann von selbst in die schwangestalteten Walküren oder Wolkenfrauen. v. Hahn sieht in dem Urdsbrunnen den Mond, d. i. die kreisrunde Oeffnung, welche der ausgebildete Hof des Mondes in die dunstige Himmelsatmosphäre schneidet und dem Menschen die Durchsicht nach dem Ueberhimmel, dem altindischen Varuna, mit dem weißen oder gelben Lichtwasser gewährt. Anders gedacht fällt der Urdsbrunnen auch mit dem Ódainsakr, d. i. dem Unsterblichkeitsfelde zusammen. Das ist ein Ort im Lande Glaesisvellir, dem Glanzfeld, Glanzhimmel, dem blauen, von den Strahlen erleuchteten Luftreiche, wo Niemand stirbt, jeder Kranke genest, jeder Greis sich verjüngt. In der deutschen Göttersage besitzt der Jungbrunnen der Hulda oder Holda belebende Kraft, indem sie hinter der Wolke in einem schönen blauen Garten die zu ihr emporgestiegenen Seelen der Verstorbenen bewahrt, welche sie dann durch das himmlische Gewässer erneuert, durch ihre heiligen Thiere, den Storch (Adebar, d. i. Odems- oder Lebensbringer), oder das Marienkäferchen als Kinderseelen zu neuer Geburt in einem anderen Körper den gebärenden Frauen auf der Erde zurücksendet. Durch Localisirung des himmlischen Wolkenbrunnens oder Wolkenberges auf die Erde ist die Ammenrede entstanden, daß die neugebornen Kinder aus dem Brunnen geholt oder vom Storche gebracht werden. Wir besitzen noch eine niedersächsische Sage, in der erzählt wird, daß Waldminchen (d. i. Waldminne), wahrscheinlich nur ein anderer Name für die Göttin Hulda, einmal ein unartiges Mädchen in die Berghöhle führte. Hier traf sie mit vielen anderen kleinen Mädchen zusammen, lief mit ihnen auf eine Wiese, pflückte Blumen und spielte mit ihnen. Da sich aber auch hier das kleine Mädchen nicht besser aufführte, so kam es in eine Mühle, in der sie mit vielen Weibern und Männern nicht nur jung gemahlen wurde, sondern auch gut geartet daraus hervorging. Vergl. Colshorn, Märchen und Sagen S. 92 Nr. 31. Die zum Himmel in Hulda's Reich emporgestiegenen Seelen verstorbener Menschen können aber nicht ohne Weiteres wieder zurückkehren, sondern müssen erst in ihrem Brunnen verjüngt und erneuert werden. Wegen der erneuernden und verjüngenden Kraft hat Hulda's Brunnen auch den Namen Jungbrunnen erhalten. Auch der Brunnen der Hulda ist nichts weiter als der himmlische Wolkenbrunnen; der blaue Garten ist der hinter oder über den Wolken befindliche blaue Himmel und die Kinderseelen sind die am Himmel dahinziehenden Schäfchen. Es giebt noch viele solcher Brunnen und Teiche, die als Kinderbrunnen gelten. Als solche verzeichnet Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, Göttingen 1854, Nr. 81 S. 59 f., den Molkenborn bei Münden, den Werneborn bei Ballenhausen, den Kinderpump bei Seneckerode, den Perborn oder Rischenborn bei Gelliehausen, den Haselborn bei Großen-Lengden, den Klingeborn bei Diemarden, den Jühnborn bei Waake, das Heerbörneken (Hirtenbrünnlein) bei Rohringen, den Reinhardsbrunnen (Reinsbrunnen) bei Göttingen, den Glockensumpf bei Grone, den Gubbekesbrunnen bei Adelebsen, den Hasselbrunnen bei Northeim, den Speckeborn bei Moringen, den Kapellenborn bei Fredelsloh, den Weingarten bei Hohnstedt, den großen Teich bei Vogelbeck, die Böke bei Echte, den Wonneborn bei Negenborn, den Hungerborn bei Eber, den Johannisbrunnen bei Einbeck, den Hühnenborn bei Kohnsen, den Kaspaul bei Kuventhal, den Hilleborn bei Mark-Oldendorf, den Slopborn bei Krimmensen, den Ilkenborn bei Sievershausen am Sollinge. Im Braunschweigischen sind der Luhborn bei Greene, der Mühlenbrunnen bei Brunsen, der Tünnekenborn bei Bartshausen, der Vogelborn bei Eimen zu nennen. In Odagsen kommen die Mädchen aus dem Tünnekenborn, die Knaben aus dem Wellenborn. Auch Vardeilson hat einen besonderen Knabenbrunnen „under der steinkûle“ und nicht weit davon auch einen Mädchenbrunnen in einem Bache. In Holzerode kommen die Kinder aus dem Glockenborn und aus dem Rattenstein, einem Felsen mit einer kleinen Höhle. Zufolge einer Sage holt eine Wasserjungfer die neugebornen Kinder aus einer Quelle, die sich zwischen der Papiermühle bei Kleinen-Lengden und dem Eichenkruge befindet. In den Illenborn sollen die Kinder noch heute Brod, Zwieback und Blumen werfen als Gaben für die ungebornen Kinder, die darin sitzen. Desgleichen ließen früher die Mütter oder Mägde ihre Kinder Kuchen oder Zwieback in den Reinhardsbrunnen bei Göttingen werfen, oder thaten es auch selbst.

Bücherbesprechungen.

— **Geschichte des Alten Bundes.** Ein Handbuch zum geschichtlichen Verständniß des Alten Testaments. Besonders für Lehrer. Von Lic. theol. Dr. C. Thomas, königl. Seminarlehrer. Magdeburg, S. Bühling. 1897. 9 ℳ. — Es ist eine Riesenleistung, die der Verfasser mit diesem Handbuch bewirkt hat: es handelt sich um eine Geschichte des Volkes Israel und seiner gesammten Literatur von Mose an bis zur Zerstörung Jerusalems. Zwar liegen selbständige Forschungen nicht vor, aber es hat doch das eingehendste Studium der vielen umfassenden Werke stattfinden müssen, die in neuerer Zeit gerade auf diesem Gebiet sich gedrängt haben. An Fleiß also hat es der Verfasser nicht fehlen lassen, aber es ist ihm auch ein bemerkenswerthes Talent nicht abzusprechen, die Stoffmassen zu ordnen und in lehrreicher Form dem Leser leicht faßlich darzubieten. Nur müssen wir uns, wie schon so manches Mal, von vornherein gegen den Titel verwahren: von einer Geschichte des Alten Bundes ist hier schlechterdings keine Rede, sondern nur von einer Geschichte des Volkes Israel, dargestellt nach der historisch-kritischen Methode, wie man das neuerdings nennt, das heißt nach den Grundsätzen, die einen Historiker leiten, wenn er zur Beurtheilung der vorliegenden Quellen nichts Anderes mitbringt, als seine subjective Auffassung. Zu einem Bund gehören nach logischen und sprachlichen Gesetzen immer zwei bundschließende Theile. Da nun aber nach des Verfassers Auffassung in der Urgeschichte Israels von dem lebendigen, sich offenbarenden Gott gar keine Rede ist, sondern nur von der Local- und Volksgottheit Jahwe, die, wenn auch etwas edler geformt, doch in der Hauptsache mit andern Local- und Volksgöttern auf gleicher Stufe steht, also für ein christliches Verständniß reell gar nicht vorhanden war, sondern nur in der Einbildung des Volkes und seiner Führer lebte, so fällt damit die christliche Vorstellung von einem Bunde Gottes mit seinem Volke völlig hin, und wird der Ausdruck doch angewendet, so geschieht es mißbräuchlich. Das sei wieder einmal festgestellt um der Ehrlichkeit willen! Dabei liegt uns nichts ferner, als dem Verfasser Unehrlichkeit vorwerfen zu wollen. Wir kennen die bestrickende Gewalt dieser historisch-kritischen Methode sehr wohl und wissen, wie unter ihrem Einfluß die Sehkraft für ihre zahllosen Mängel und Schwächen allmälig ganz abhanden kommt. Wenn uns z. B. auch in diesem Werke wieder die alten Sachen vorgesetzt werden, die Gesetzestafeln hätten nicht in der Bundeslade liegen können, weil sie als das Grundgesetz so sichtbar wie

möglich hätten aufgestellt werden sollen (S. 60), oder daß die großen Erntefeste nur für ein ackerbautreibendes Volk denkbar und darum auf keinen Fall von Mose „eingeführt" seien (S. 63), so bedient sich hier die historisch-kritische Methode, abgesehen von der künstlichen Verschleierung des Thatsächlichen, einer Sorte von Gründen, mit der man jede historische Thatsache aus der Weltgeschichte hinausbeweisen kann. Wenn aber derartige Beweisführungen sich häufen, ist es dann nicht sehr erklärlich, daß das böse Wort Tendenzkritik bei manchem Beurtheiler dieser Forschungen sich unwillkürlich einstellt? Wir wollen es uns nicht aneignen, weil es leicht einen üblen Beigeschmack bekommt, wir wollen aber wiederholt darauf hinweisen, daß man eigentlich zur Geschichtschreibung auf diesem Gebiet nach der historisch-kritischen Methode gar nichts weiter braucht, als das eine Hauptaxiom: „Es giebt keine Wunder", um in allen Hauptsachen bei genau demselben Resultate anzukommen, wie die gelehrten Forscher, die sich dieser Methode unter unsäglichen Mühen bedienen. Dann bleibt nicht viel weiter übrig, als jene Zerstückelung der Literatur des „Alten Bundes" und ihr kunstmäßiges Hineinordnen in die einzelnen Zeiträume, womit unser Verfasser vielleicht sogar hier und da etwas Neues geleistet hat. Aber wir nehmen uns nach wie vor die Freiheit, dieses ganze Zerrupfen altehrwürdiger Literaturzeugnisse für eine gelehrte Spielerei zu erklären, für die das edle Wort Wissenschaft kaum angewendet werden kann. Man weiß doch, wie diese sogenannten Resultate der Forschung ihr Dasein oft kaum ein halbes Jahr behaupten. So ist Dank keilschriftlichen Funden Vater Abraham der Ehre, eine wirklich geschichtliche Person zu sein, neuerdings wieder viel näher gerückt, nachdem es seit Jahren der gute Ton erfordert hatte, in ihm nur ein mythologisches Gebilde zu erkennen. Diese ganze Weisheit aber ist „besonders für Lehrer" bestimmt. Wir wollen dabei die Frage nicht hauptsächlich betonen, wie der Verfasser sich ihre Aneignung durch solche Lehrer vorgestellt hat. Wer nicht gründliche Vorbildung zu solchen Studien genossen hat, der wird zum Mindesten ein volles Jahr fleißigster Arbeit verwenden müssen, um sich ein Bild zu machen von diesen langen Reihen unbewiesener Behauptungen, haltloser Vermuthungen, künstlicher Geschichtsconstructionen, von denen ein guter Theil wieder wird in sich zusammengestürzt sein, noch ehe er mit dem Studium zu Ende gekommen ist. Aber wenn das der Fall sein wird, dann wird dieser Lehrer auf der letzten Seite die wunderbare Auskunft empfangen, daß das Alles blos für ihn war und nicht etwa für seine Schüler, bei deren Unterweisung jede Kritik ausgeschlossen sein müsse. Uebersetzen wir diese Anweisung in verständliches Deutsch, so besagt sie beispielsweise, daß der Lehrer zwar für seine Person die Ueberzeugung gewonnen hat, Rahel sei ein mit den Hebräern verwandter mesopotamischer Volksstamm, den Schulkindern dagegen mit heiterer Stirn erzählt, sie sei des Erzvaters Jakob geliebte Frau gewesen, und dabei im Stillen denkt: nämlich nach einer Sage, die man um ihrer ganzen Entstehung und schriftlichen Festlegung willen noch nicht einmal eine heilige Sage nennen könne. In solch eine Lage soll sich ein Lehrer bringen um einer Wissenschaft willen, die zwar sich selbst in aufdringlichster Weise fortwährend so nennt, von der wir ihm aber die Versicherung geben können, daß es um ihre Begründung und ihren Bestand in der gegenwärtigen Form sehr schwach bestellt ist. B. K.

— **Pontus Wikner, Gedanken und Fragen vor dem Angesichte des Menschensohnes.** Uebersetzung aus dem Schwedischen von H. W. Leipzig, Alfred Janßen, 1897. 260 S. Preis 4 *M.* — Einen hervorragenden Platz in der schwedischen Büchersammlung des Recensenten bilden Pontus Wikner's Werke, eine schön ausgestattete Gabe der schenkfreudigen Helferinnen im Kindergottesdienst der deutschen Kirche in Stockholm, welche sich wohl überlegt hatten, was in diesem Falle besondere Freude hervorrufen könnte. Pontus Wikner ist der vor einem Jahrzehnt im Alter von 50 Jahren in Christiania heimgegangene Professor der Philosophie, ein besonderer Freund der Jugend, von ihr in dem Maße wiedergeliebt, daß die Studenten in Upsala, als ihr Lehrer nach der norwegischen Universität berufen wurde, beschlossen, für ihn eine persönliche Professur in Upsala zu begründen; auch die Aermsten wollten zu dem Wikner-Fonds beitragen, und wenn sie eine ganze Woche lang ihr Mittagessen sich versagen müßten. Es kommt bei dem nationalen Selbständigkeitsgefühl und der langen Spannung der beiden nordischen Brudervölker sehr selten vor, daß ein Schwede auf einen norwegischen Lehrstuhl berufen wird oder umgekehrt; Pontus Wikner machte eine Ausnahme und wurde in Christiania mit offenen Armen empfangen, so daß er die unbegreifliche Freundlichkeit der Norweger hervorhebt und darüber sich äußert: „Man sagt von einer gewissen Art von Thieren, daß sie ihre Jungen aus lauter Liebe so kräftig umarmen, daß sie dieselben zu Tode klemmen. Ich fühle mich wie ein in solcher Weise Umarmter." Es gereicht uns zur Freude, die obige Schrift des frommen und geistvollen Philosophen nun doch in deutscher Sprache auftauchen und den länger gehegten Plan der Verlagsbuchhandlung ausgeführt zu sehen. Hat Wikner in seinen übrigen philosophischen und schönwissenschaftlichen Schriften, unter denen die „Untersuchungen über die materialistische Weltanschauung" (gegen Büchner's „Kraft und Stoff"), die „Meditationen und Vorträge", die „Lebensfragen der Menschheit", die „Cultur und Philosophie in ihrer gegenseitigen Beziehung" besonders genannt zu werden verdienen, wie selten ein Philosoph durchsichtige Gedankenklarheit und gemüthstiefe Frömmigkeit in Einklang zu bringen gewußt, so gilt dies auch von den hier vorliegenden „Gedanken und Fragen vor dem Angesichte des Menschensohnes". Wir finden auch in dieser Schrift keine schwerfälligen, langgewundenen Sätze und schwierige Gedankengänge, noch einen philosophischen Lehrapparat; mit dem vor seinem inneren Blick stehenden verklärten Menschensohn redet er und behandelt das Ganze in der Form der Anrede. Eine suchende Seele, hatte er den Muth gefunden, über die Scherben zertrümmerter falscher Ideale seinen Weg einzuschlagen und mit Füßen zu treten, was ihm in seiner Jugend in der Lehre des schulemachenden schwedischen Philosophen Boström ein Gegenstand seiner Anbetung in philosphischem Denkerstolze gewesen war; aus dem Pantheismus hatte er sich losgerungen. Konnte er einmal schreiben: „Ob ich als Christ anerkannt werden kann, das weiß ich nicht und lege kein so besonderes Gewicht darauf. Kaum weiß ich, ob Christus selbst als Christ anerkannt würde, wenn er in unseren Tagen aufträte — wenigstens nicht von den Rechtgläubigen" — so wird der Leser seiner „Gedanken und Fragen" kein Bedenken tragen, seinen christlichen Standpunkt, den er hier mit tiefer Innigkeit vertritt, voll und ganz anzuerkennen. Wir können dieses merkwürdige Buch eines christlichen Denkers, der bis in die Tiefen des Volkslebens hinein in seinem Lande Verständniß und Liebe gefunden hat, allen denen angelegentlich empfehlen, welche den Menschensohn und seine Hoheit und Herrlichkeit mit den Blicken der Anbetung und Liebe immer aufs Neue zu sehen trachten; sie werden einen reichen Gewinn davon haben. D. K.

— **Historische Zeitschrift,** begründet von Heinrich v. Sybel, herausgegeben von Friedrich Meinecke. N. F. Bd. 44 (der ganzen Reihe Bd. 80). Heft 1. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1897. 192 S. 8°. — Der Aufsatz, mit dem das vorliegende Heft beginnt, ist für die Geschichte Sachsens von erheblicher Bedeutung und läßt uns dem unter der Presse befindlichen Werke des Verfassers, Dr. **Erich Brandenburg,** über Kurfürst Moritz mit hochgespannten Erwartungen entgegensehen. Er betrifft die Entstehung des wichtigen Regensburger Vertrages zwischen Karl V., König Ferdinand und Herzog Moritz vom 10. Juni 1546, der hier zuerst seinem vollen Wortlaute nach mitgetheilt wird. Die Absicht des Kurfürsten Moritz war, in dem bevorstehenden Conflicte zwischen dem Schmalkaldener Bunde und dem Kaiser neutral zu bleiben, dafür aber vom Kaiser die Anerkennung der in Sachsen bestehenden kirchlichen Ordnungen und der Schutzherrschaft über Magdeburg und Halberstadt zu erlangen. Als er aber, veranlaßt durch seine kaiserlich gesinnten und theilweise der alten Religion ergebenen Räthe Komerstadt, Fachs, Türk und Christoph v. Carlowitz, von denen der Verfasser treffliche Charakteristiken giebt, Ende Mai auf dem Regensburger Reichstage persönlich erschien, fand er dort die größten Schwierigkeiten. Der ränkevollen Politik Granvelle's gelang es schließlich, ihn zur Annahme des von Granvelle vorgelegten Vertragsentwurfs zu bestimmen, obwohl der Kaiser sich auf keinerlei schriftliche Gegenverpflichtungen einlassen wollte; Granvelle stellte dagegen mündliche Zusicherungen in Aussicht. Als aber Moritz am Tage nach Abschluß des Vertrags die lange ersehnte persönliche Rücksprache mit dem Kaiser hatte, zeigte sich dieser weit weniger entgegenkommend, als Moritz nach Granvelle's Erklärungen annehmen durfte. So war das Ergebniß eine Täuschung des Herzogs Moritz; „er war, ohne es zu wissen und zu wollen, ein Werkzeug der habsburgischen Politik geworden". Für die Erklärung der späteren Schwenkung in der Politik Moritzens ist die bisher noch niemals so klar dargelegte Entstehungsgeschichte des

Regensburger Vertrags von großer Bedeutung. — Auf Grund des 1895 erschienenen trefflichen Werkes von Eberhard Gothein über Ignatius Loyola giebt **Carl Mirbt** ein nach Form und Inhalt gleich fesselndes Bild der Entwicklung und Ausbreitung der Gesellschaft Jesu und vor Allem eine ausgezeichnete Charakteristik ihres Stifters. — Karl Zeumer widmet dem am 20. Septbr. verstorbenen Wilhelm Wattenbach, einem der letzten Vertreter jener Generation deutscher Historiker, die man als die Schüler Ranke's bezeichnen kann, einen herzlichen Nachruf; vor Allem als Verfasser des so außerordentlich einflußreichen Werkes „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter" wird Wattenbach stets einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der deutschen Historiographie behaupten. — Endlich macht R. Davidsohn auf eine Stelle in der Selbstbiographie Benvenuto Cellini's aufmerksam, aus der sich ergiebt, daß noch im 16. Jahrhundert Schatzregister der römischen Päpste geführt wurden, deren Vorhandensein man aus den Papstbiographien seit dem 4. Jahrhundert annehmen mußte; vermuthlich finden sich diese für die Geschichte der päpstlichen Schatzverwaltung, für die Kunstgeschichte und in mancher anderen Hinsicht wichtigen Documente noch in irgend einem römischen Archiv, etwa in dem der Camera Apostolica. — Einen großen Theil des Heftes nehmen wieder die Besprechungen und kleineren Notizen ein, unter denen sich Manches von allgemeinerem Interesse findet, ohne daß wir hier darauf weiter eingehen könnten. Auch auf die dem Hefte beigefügte Erklärung von Fritz Arnheim, in welcher er auf das unerhörte Plagiat hinweist, das Oskar Gustav v. Heidenstam durch sein zum großen Theil auf Arnheim's Auszügen und Abschriften beruhendes Werk über die Königin Luise Ulrike von Schweden, die Schwester Friedrich's d. Gr., begangen hat, können wir nur in aller Kürze hinweisen. —m—

— Das 4. Heft der **Mittheilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde**, herausgegeben von Prof. Dr. E. Mogk, enthält zunächst einen eingehenden Bericht über die am 24. October stattgehabte erste Hauptversammlung des Vereins, über die wir seiner Zeit an dieser Stelle bereits gehandelt haben. Aus den sonstigen Vereinsnachrichten heben wir nur hervor, daß vom Jahre 1898 regelmäßige Vereinsabende der in Dresden wohnenden Mitglieder geplant werden und daß auch den anderen Ortsgruppen des Vereins die Einrichtung solcher Abende, in denen allgemein interessirende Vorträge und Besprechungen stattfinden sollen, empfohlen wird; in Mittweida und Bautzen haben solche Zusammenkünfte bereits mehrfach stattgefunden. — E. Franke setzt seinen lehrreichen Aufsatz über die Dialekte im Königreiche Sachsen fort. Er beschäftigt sich namentlich mit dem thüringisch-obersächsischen Hauptdialekt, in dessen Gebiet der Dialekt der Gebildeten vollständig gleich ist, während die von den unteren Classen gesprochenen Stadt- und Dorfdialekte eine weitere Unterscheidung in drei Gruppen, den meißnischen, den osterländischen und den Pleißner Dialekt zulassen, die dann wieder in zahlreiche Mundarten zerfallen; die charakteristischen Unterschiede dieser Unterabtheilungen werden übersichtlich zusammengestellt. Den Beschluß bildet eine Angabe der vorhandenen Literatur. — Zwei weitere Beiträge fallen in das Gebiet der Rechtsalterthümer. General Frhr. v. Friesen theilt einen Ehevertrag zwischen Hilbrand Winckler und Margarethe v. Friesen (1576) aus dem v. Friesen'schen Archiv in Rötha mit, erläutert ihn durch genealogische Notizen und zieht die Folgerungen daraus, die sich für die Kenntniß der Sitten und Gebräuche des sächsischen Adels im 16. Jahrhundert ergeben. Dr. Pfau in Rochlitz veröffentlicht eine interessante Dorfordnung von Fischheim aus dem Jahre 1714. —m—

— Lindelin, Märchendrama in vier Acten von Jonas Lie. Preis brosch. 2,40 ℳ, geb. 3,20 ℳ Leipzig, 1898, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 180 S. 8°. — Unter den norwegischen Dichtern nimmt Jonas Lie eine hervorragende Stellung ein. Auch er ist, wie viele seiner nordischen Brüder in Apoll, Symbolist, der in tiefverschlungenen Problemen die Thätigkeit der menschlichen Seele dichterisch zu ergründen sucht. In diesem Drama, das er ein Märchendrama nennt, obwohl die Handlung durchaus in der realen Welt sich abspielt, behandelt er das Problem der Frauennatur nach ihrer rein sinnlichen Seite, ehe sie noch mit geistigen und seelischen Eigenschaften ausgerüstet war. Eine überaus eigenartige, wenn nicht seltsame poetische Idee. Eigenartig wie diese ist die Form, in welche der Dichter sein Drama kleidet. Lindelin, die Heldin desselben, ist eine Koboldgestalt, ein Troll, die als berückend schönes Weib unter den Menschen wandelt. Sie ist gewissermaßen die Urgestalt des Weibes, die Eva aus dem Paradiese. Wer Lindelin sieht, ist wie durch Zauber ihr verfallen. Damit symbolisirt Lie in treffender Weise die Liebe des Mannes zum Weibe. Der Mann tritt in diesem Drama schon als der mit Geist und Seele ausgerüstete Mensch auf, während das Weib noch in seiner ersten Gestaltung dasteht; lockend und verführerisch von Körper, räthselhaft von Seele, von nichts erfüllt als einer lodernden sinnlichen Leidenschaft, blind für Regungen der Moral, unbeständig in ihrem Empfinden, grausam und listig in ihren Handlungen. Den sie heute noch mit Inbrunst zu lieben scheint, stößt sie morgen ekelnd von sich, um sich einem Anderen in unbegreiflicher Gluth hinzugeben. Sehr scharf symbolisirt Lie an sechs Beispielen, wie der Mann unter den gegensätzlichsten inneren und äußeren Lebensverhältnissen in den Zauberbann der Liebe gerissen wird, und wie das Weib ohne Rücksicht auf den geistigen und seelischen Werth und Unwerth des Mannes, auf seine sociale Stellung u. s. w. sich diesem im Taumel der Leidenschaft zu eigen giebt. Der schlichte Schiffersmann, wie der hochgebildete Patricierssohn, der rauhe Krieger, wie der tieffühlige Geistliche, der rohe Kunstreiter, wie der geschmeidige Staatsmann — sie Alle sind gleicherweise Sklaven Lindelin's — der betrügerischen Evanatur, ehe diese die Weihe des Geistes und der Seele empfangen hat. Die Darstellung dieses Inhaltes ist dem nordischen Dichter, was den Aufbau der Handlung betrifft, vorzüglich gelungen; sehr wirksam und charakteristisch hat er die Figur Lindelin's zu zeichnen verstanden, auch die Technik der Situationsschilderung verdient Lob. Die Sprache dagegen erscheint schwerfällig und durch die übermäßige Anwendung von Diminutiven gekünstelt und schwülstig. Zur Aufführung auf der Bühne wird sich das Stück um des Umstandes willen nicht eignen, weil die Handlung in Handlungen zersplittert ist, weil jeder der Acte eigentlich eine Wiederholung des ersten ist, ein in sich abgeschlossenes Ganze, in dem nur die Personen in Lindelin's Umgebung wechseln. Willy Doenges.

— Hans Ferdinand Maßmann. Sein Leben, seine Turn- und Vaterlandslieder. Zur Erinnerung an seinen hundertsten Geburtstag herausgegeben von Prof. Dr. C. Euler und Dr. R. Hartstein. Mit 5 Abbildungen. Berlin-Charlottenburg, Richard Heinrich, 1897. — Ein Buch, das erhebt, erfrischt und stärkt wie fröhliches Turnen in reiner Abendluft. Zwar kommt es als Festgabe zu Maßmann's Geburtstag sowohl, wie zum Weihnachtsfeste verspätet. Das mag seinem pecuniären Erfolge augenblicklich einigen Eintrag thun. Seinem bleibenden Werthe thut's keinen. Ist es doch, wie ich weiß, gewissermaßen unter der Mitarbeiterschaft und Autorisation der Maßmann'schen Familie entstanden, von der ein Sohn, Baumeister Maßmann, und eine Tochter, Bertha, in Charlottenburg ihren Wohnsitz haben. Der andere Sohn, Kreisphysicus Dr. Berthold Maßmann, ist in Dramburg. Ihm, der mit Pietät über des Vaters literarischen Nachlaß gewacht hat und eifrigst bemüht war, ihn auf das Sorgfältigste zu ergänzen, ist es besonders zu danken, daß das vorliegende Buch die erste vollständige Sammlung wenigstens der Turn- und Vaterlandslieder Maßmann's enthalten kann, den die meisten gewöhnlich nur als den Dichter von „Ich hab' mich ergeben" kennen. So ist zum ersten Male eine Würdigung Maßmann's als Dichter ermöglicht. Aber auch die Lebensschilderung enthält in ihrer interessanten Ausführlichkeit vieles Neue und gewährt uns oft tiefen Einblick in das schöne, echt patriarchalische Familienleben Maßmann's, dieses schlichten, kerndeutschen Mannes, der „nicht selten unter herber Entsagung auf persönliche Vortheile, unter willigem Erdulden von oft schweren Schicksalen" ein starker Bahnbrecher der deutschen Turnerschaft und zugleich eine Zierde deutschen Gelehrtenthums, vor Allem der Germanistik, wurde. Was der Turnvater Jahn einst prophetisch sagte, erfüllte sich auch an ihm: „Die Nachwelt setzt Jeden in sein Ehrenrecht: denn der Geschichte Endurtheil verjährt nicht und brachte allemal für verfolgte Tugend den Freispruch." Jeder Turner, jeder echt deutsche Mann wird seine Freude an dem Buche haben. Die beigegebenen Abbildungen sind von Interesse. Die Ausstattung ist schön, würdig und sinnig. Martin Beck.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 13. Dienstag, den 1. Februar, Abends. 1898.

Die chinesischen Mandarinen.

Von Martin Beck.

Mandarinen ist der europäische Name für die höheren chinesischen Staatsbeamten. Bei den Chinesen selbst heißen sie Kuan. Mandarinen wurden sie zuerst von den Portugiesen genannt, als diese seit 1541, seit Pinto zur See China erreichte, die ersten europäischen Handelsniederlassungen in China hatten gründen dürfen. Portugiesische Seefahrer hatten den Namen Mandarin bei den Malayen kennen gelernt, wo er auch nur ein eingebürgertes Fremdwort ist. Er ist eine portugiesische Entstellung des Sanskritwortes mantrin. Das bedeutet Rathgeber oder Minister. Durch die Portugiesen wurde er bald in Europa für die Staatsbeamten Chinas üblich. Alle Mandarinen, sowohl die Civil-, als auch die Kriegsmandarinen, sind in neun Rangclassen eingetheilt, nach denen das monatliche Gehalt bemessen ist. Die Besoldung ist aber eine lächerlich niedrige und besteht in einigen Provinzen sogar noch in bestimmten Abgaben in Reis und anderen Naturallieferungen. Nach ihrer Anschauung ist das Volk nur der Beamten wegen da. Sie thun deswegen nichts, wenn sie nicht bezahlt werden, und sind ihrer Pflicht manchmal so entfremdet, daß sie in ihrer kurzen Amtsthätigkeit auf alle mögliche Weise ihre Casse füllen. An der Pflichtentfremdung ist freilich außer dem ungenügenden Einkommen der ewige Wechsel zum größten Theile schuld. Länger als drei Jahre bleibt kein Mandarin in seinem Amt, wenn er nicht vom Kaiser neu bestätigt wird. Sonst erhält er ein höheres oder niederes Amt, doch nie an demselben Orte. Um standesgemäß leben zu können, müssen sie erpressen und bei Uebergriffen der Subalternen ein Auge zudrücken. Die Thatsache, daß im verflossenen Kriege Generäle die ihnen von der Regierung zur Truppenausrüstung und -verpflegung anvertrauten Gelder einfach in ihre Taschen steckten, zur Ausstattung ihrer Töchter und zu ähnlichen Zwecken verwendeten, wirft ein trauriges, aber sehr verständliches Licht auf die Gehaltsverhältnisse der chinesischen Staatsbeamten. Sie müssen ihre völlig unzureichende Besoldung auf unehrliche Weise ergänzen und können der Macht des Goldes nicht widerstehen, sobald sie einmal mehr als ihr dürftiges Gehalt in die Hand bekommen.

Wie erklärt es sich aber bei den elenden Gehaltsverhältnissen, daß mancher Mandarin doch als reicher Mann aus seinem Amte scheidet? Dazu machen ihn außer seinen Erpressungen die zahlreichen Geschenke, die er von den Leuten bekommt, die mit ihm zu thun haben. Die übersteigen sein Gehalt oft ganz beträchtlich im Laufe des Jahres. Es ist dabei nicht immer auf Bestechung abgesehen. Vielfach erhält er, sogar von der Regierung, werthvolle Ehrengeschenke bei besonderen Anlässen und zur Anerkennung seiner Verdienste. In seinem Amte kann er schalten und walten wie er will. Nur zu Klagen bei der Regierung darf er's nicht kommen lassen. Dann muß eine Untersuchung erfolgen. Und die endet nur allzu oft mit seiner Hinrichtung. Mit dem Beamten werden freilich selten zugleich die Mißstände beseitigt, die seine Bestrafung veranlaßten. Das ist der Grund, warum Klagen äußerst selten sind. Außerdem fürchtet der Kläger auch den Haß des Nachfolgers im Amte. Mancher Mandarin verlor auch schon seine Stelle, weil er für Ereignisse verantwortlich gemacht wurde, deren Abwendung außerhalb seiner Macht lag, wie Landplagen, Ueberschwemmung, Theuerung u. s. w. Die vornehmsten Mandarinen wechseln ihr Amt nicht so oft wie die anderen. Sie müssen jedoch auch nach jedem dritten Jahre in Peking erscheinen und Rechenschaft über ihre Amtsverwaltung vor dem Kaiser ablegen. Zu derselben Zeit müssen sich auch sämmtliche übrigen Staatsbeamten einer äußerst scharfen Prüfung resp. Untersuchung unterwerfen. Der Ausgang dieser Untersuchung bedingt ihre fernere Carrière. Die ihr Amt gut verwaltet haben, erhalten nach Befinden ein höheres an einem andern Orte. Die Strafwürdigen aber werden nach ihren Vergehen in fünf Classen rangirt. Die erste umfaßt die Habgierigen, die sich haben bestechen lassen oder Erpressungen versucht oder ihnen anvertraute Regierungsgelder in unklarer Weise verwendet haben. Sie werden abgesetzt und gehen aller Privilegien und Ehrenzeichen eines Mandarinen verlustig. Die gleiche Strafe trifft die zweite Classe, die in ihrem Amte zu schwer und hart gestraft hat. Die wiederum zu nachsichtig verfahren sind und zu nachlässig in ihrer Amtsverwaltung, kommen in die dritte Classe. Es sind meistens steinalte oder kränkliche Mandarinen. Auch sie behalten ihr Amt nicht, wohl aber, so lange sie leben, ihre Privilegien und Ehrenzeichen. Die vierte Classe bekommt geringere Aemter zugewiesen oder wird in solche Städte versetzt, wo keine wichtigen Vorkommnisse ihrem Urtheil unterworfen werden, da sie noch zu unbesonnen, voreilig und leichtsinnig in ihren Amtshandlungen war. Der fünften Classe werden die Mandarinen zugewiesen, die sich in ihrem Hause und in ihrem Amte, im öffentlichen und privaten Leben so aufgeführt haben, daß sie dem Stande der Mandarinen zur Schande gereichen. Sie werden so bestraft wie die Classe der Habsüchtigen: für immer ihrer Aemter und Würden beraubt. Die Anklagen erfolgen durch besondere Beamtenaufseher. So überwacht man die Provinzbeamten. Das Verzeichniß der Abgesetzten und Degradirten wird gedruckt und im ganzen Lande veröffentlicht. Doch laufen die Untersuchungen nicht immer schlimm ab, da es, aus den bereits dargelegten Gründen, gewöhnlich an Klägern fehlt. Untersuchungen, die so scharf sind, wie die im Jahre 1607, da 4000 Mandarinen mit Amtsentsetzung bestraft wurden, gehören zu den Ausnahmen. Alle fünf Jahre müssen sich auch die höchsten Reichsbeamten zu Peking und die vornehmsten Kriegsmandarinen einer strengen Untersuchung unterwerfen. Die in all' diesen Visitationen gefällten Urtheile dürfen nicht einmal vom Kaiser verändert oder aufgehoben werden. — Kein Mandarin erhält in seiner engeren Heimath ein Amt, nur die Kriegsmandarinen. Diese soll die Heimathsliebe zur energischen Vertheidigung in Kriegsfällen und zu begeisterter Tapferkeit anspornen. Jene sollen von der Begünstigung ihrer Verwandten und Bekannten abgehalten werden. Es ist auch Gesetz, daß während der Amtsstunden eines Mandarins keiner seiner Söhne und Hausgenossen das Haus verlassen darf, damit nicht Bestechungen vorfallen können. Alles, was sie während dieser Zeit etwa doch nothwendig außerhalb des Hauses verrichten möchten, müssen sie durch die Amtsdiener besorgen lassen. Und doch ist man nicht im Geringsten in Verlegenheit, auf welchem Wege heimliche Bestechungen ins Werk zu setzen sind. — Jeder Mandarin verfügt, je nach Rang und Stand, über eine Menge von Dienern auf des Reiches Kosten. Selbst der Gemeindevorsteher des kleinsten Dorfes hat acht bis zehn Diener, die jedoch nur dann sämmtlich gleichzeitig im Dienst sind, wenn er es ausdrücklich befiehlt. Bei der Anspruchslosigkeit der Chinesen sind diese Diener äußerst gering besoldet und gehen nicht selten zerlumpt und zerrissen einher. Des Ansehens und des sicheren Einkommens wegen sind diese Dienerstellen aber doch sehr begehrt. In den Städten hat jeder Mandarin seinen besonderen Palast als Amtswohnung und Dienstgebäude. Diese Mandarinenwohnungen bilden mit allen ihren weiten Höfen ein eigenes Viertel und den eigentlichen Kern und Mittelpunkt jeder Stadt, um den sich die übrigen Stadttheile nur wie Vorstädte gruppiren. Jeder Mandarinenpalast ist auch auf Reichskosten in vornehmster Weise ausgestattet und innen und außen mit Dienern förmlich bevölkert. Er ist aber fortwährend verschlossen und nur dann geöffnet, wenn der Mandarin öffentlich Gehör giebt und

Recht spricht. Von dringenden Ausnahmefällen abgesehen, ist das regelmäßig am Morgen und Abend der Fall. Sobald die öffentlichen Verhandlungen beendet sind, wird der Palast innen von dem Mandarin selbst, außen von den Unterbeamten geschlossen. Vor jeder Aufschließung hört man innen im Palaste dumpfe Trommelschläge ertönen, denen von außen geantwortet wird. Sofort versammeln sich nun alle Unterbeamten und Diener des Mandarins an dem großen Eingangsthore. Die Pforten werden geöffnet und der Mandarin erscheint, um öffentlich eine Sitzung zu halten, oder mit großem Gefolge und Gepränge sich irgend wohin zu begeben. Geschieht das Letztere, so versiegelt er eigenhändig die Pforte seines Hauses mit dem Amtssiegel. Jeder Mandarin hat sein besonderes amtliches Siegel. Diese Siegel wurden vom Kaiser Humvu, der zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts regierte, eingeführt. Sie werden von ihrem Inhaber mit der ängstlichsten Sorgfalt gehütet. Denn bei ihrem Verluste wird er hart gestraft und seines Amtes entsetzt. Jeder Mandarin trägt deswegen sein Amtssiegel beim Ausgehen stets in einem Kästchen bei sich, das er zur Sicherheit noch mit seinem Privatsiegel verschlossen hat. Des Nachts soll es Mancher sogar unter seinem Kopfkissen verwahren. Jeder Auszug aus seinem Amtspalaste geschieht mit größtem amtlichen Pomp, unter bedeutendem Gefolge und stets unter Wahrung der fünf äußeren Ehrenzeichen: des Talars, der Brustzierrath, des Gürtels, der Stiefeln und des Hutes. Nur zu Hause bewegt sich der Mandarin in gewöhnlicher Kleidung oder wenn er einen Freund, ein Gastmahl u. a. privatim besucht. Die Brustzierrath wird Phizu genannt. Sie besteht aus zwei quadratisch gestickten Seidenborten auf Brust und Rücken des Gewandes, in deren Mitte das Amtszeichen des Mandarinen in Gestalt von Thieren, Vögeln und Blumen künstlich eingestickt ist. Aus diesen Bildern erkennt jeder Chinese sofort, welches Ranges und Titels der Mandarin ist. Die Kriegsmandarinen sind an den Bildern der Löwen, Tiger und anderer Schrecken einjagender Thiere erkenntlich, die anderen Mandarinen durch die Bilder von Blumen und Vögeln. Am meisten erblickt man darunter das Bild des fabelhaften sogen. Sonnenvogels. Das wurde einer Anordnung des Kaisers Xaohan zufolge, des berühmten Hoangti Nachfolger, bei seinem Regierungsantritt im Jahre 2597 v. Chr. eingeführt. Denn der äußerst selten erscheinende Sonnenvogel, der nach chinesischer Meinung glückbedeutend für das ganze Land ist, war ihm als Vorbote einer gesegneten Regierung erschienen. Und noch heute hegen abergläubische Chinesen die Meinung, daß der Untergang ihres kaiserl. Hauses nahe bevorsteht, wenn der Sonnenvogel lange Zeit hindurch nicht gesehen worden sein soll. Die Chinesen nennen ihn Funghoang (Fung = Vogel, hoang = gelb, also gelber Vogel) und stellen ihn wie einen Adler mit buntem Gefieder dar. Er soll sich nach ihrer Meinung nur bei der Stadt Fungtschiang (d. h. Vogelglück) sehen lassen. Der Berg Fung hoang bei Munghoa in der Provinz Honan hat seinen Namen von diesem Vogel, weil sich im Herbste einige Tage hindurch die schönsten Vögel in ungewöhnlicher Menge auf ihm einzufinden pflegen, um, wie die Chinesen sagen, den Vogel Funghoang hier zu beklagen, wo er nach seinem jedesmaligen Erscheinen wundervoll gesungen haben und gestorben sein soll. Das goldgestickte Staatsgewand, auf dem das geschilderte Symbol der Mandarinenwürde prangt, ist von majestätischer Breite und Weite und besitzt ganz imposante Aermel, in denen die Hände des Mandarinen stets verborgen zu sein pflegen. Die Farbe des Gewandes ist sehr verschieden und steht in Jedes Belieben. Beliebt ist aber besonders karmoisinrother Damast. Der Gürtel, der das Gewand lose umspannt, giebt auch die Würde seines Trägers durch seinen Stoff kund. Er ist ziemlich handbreit und zierlich mit allerhand rundem und viereckigem Bildwerk besetzt. Bei untergeordneten Mandarinen besteht er aus gedrehtem Holz, bei anderen von Horn, Silber oder Gold, bei den vornehmsten aus schimmerndem Alabaster. Statt des Alabasters tragen Einige auch eine Art Jaspis, die mehr wie ein Saphir aussieht und aus Kaschgar nach China gebracht wird. Diesen Stein halten die Chinesen für so kostbar, daß die Kaufleute, die großen Handel damit treiben, dem Kaiser das Vorkaufsrecht lassen müssen. Die Chinesen verstehen auch verschiedene Kleinodien, Gefäße und Kleiderverzierungen daraus herzustellen. Der Kaiser kauft am liebsten die viereckig geformten dieser Steine, die so groß wie eine Hand sind. Auch sein Petschaft ist aus solchem Stein geschnitten. Die beste Sorte dieses Jaspis wird ähnlich wie Perlen aus dem Kotanflusse gefischt, die geringere in dem Gebirge gegraben, Beides bis 1863, da Kaschgar noch zu China gehörte, nur gegen theures kaiserliches Privilegium. Das vierte Ehrenzeichen der Mandarinen bilden die hohen Stiefel von schönem schwarzen Leder, die sie Hive nennen. Es sind kleine Spangen daran befestigt. Solche Stiefel trägt auch der Kaiser. Die Sohlen sind vorn ein Stück emporgenäht, daß sie die Zehen bedecken. Auch die Candidaten erhalten schon ähnliche Stiefel, nur von geringerem Leder und ohne Zierrath. Alle anderen Leute dürfen nur Schuhe tragen. Auch die schwarzseidenen Mützen der Mandarinen dürfen von Anderen nicht getragen werden. Durch kleine Kugeln darauf von verschiedenem Stoff und verschiedener Farbe ist der Stand des Beamten ersichtlich. An beiden Seiten haben diese Mützen bei den vornehmsten Mandarinen harte, steife Ohrenklappen, so daß ihr Träger kaum den Kopf wenden kann. Und das wird auch damit bezweckt. Denn die Würde des Mandarinen verlangt, daß er den Kopf immer hoch und unbeweglich trage und nicht einmal die Augen nach rechts oder links wende. Die Mützen, die die Mandarinen tragen, sind nicht immer dieselben. Am Geburtstage des Kaisers tragen sie eine viereckige silberne Mütze mit vergoldetem Blumenornament darauf. An einem bestimmten Festtag im Jahre dürfen sie sogar einmal Mützen aufsetzen, wie sie sonst nur dem hohen Rathe der Kolaos erlaubt sind. Außer den Ehrenzeichen, die ein Mandarin an seinem Leibe trägt, werden noch von seinem Gefolge je nach seinem Range eine Masse symbolischer Zeichen seiner Würde mitgeführt, so daß das öffentliche Erscheinen eines hohen Mandarinen fast wie ein Umzug aussieht, bei dem viele Männer leichte Gegenstände wie zur Schau tragen. Untergeordnete Mandarinen reiten auf der Straße und sind höchstens von 8 bis 10 Dienern begleitet. Vornehme aber lassen sich in prachtvollen Sänften tragen und haben ein zahlloses Gefolge. Die Sänften sind wie ein Thron anzusehen, der auf langen Tragstangen steht. Oft sind sie von Elfenbein gearbeitet oder eingelegt, immer aber mit reichvergoldetem Bildwerk verziert. Darauf sitzt der Mandarin in steifer Ernsthaftigkeit, reglos geradeaus blickend und kaum die Augen bewegend, ganz vom Gefühl seiner Hoheit durchdrungen. Ueber ihn hält ein nebenher gehender Diener schützend einen mächtigen Sonnenschirm, der je nach Stand und Würden dieselbe Farbe wie der Leibgürtel trägt und gewöhnlich von gelber oder blauer Seide ist. Mancher Mandarin läßt sogar zwei Sonnenschirme über sich halten. Wer nicht Mandarin ist, darf keinen Sonnenschirm, sondern nur Fächer tragen. Mehr zur Pracht als zum Schutze gegen die Hitze werden ein wenig vor dem Mandarin oder auch zu seiner Seite ein paar große Wedel von Seide oder feiner Leinwand getragen, die mit Tigern und Drachen bemalt sind. Will der Mandarin nicht mit vollem Prunk auftreten, so benutzt er statt der Sänfte einen sehr geschmackvoll und bequem gebauten, zierlichen Tragstuhl mit schönem Baldachin darüber. Der, wie die Sänfte, wird bei geringeren Mandarinen nur von zwei, bei höheren von vier, bei den höchsten von sechs oder acht Dienern getragen. Die Träger sind durch rothe, spitze, schüsselförmige Mützen kenntlich. In der Kaiserstadt Peking dürfen nur die vornehmsten Mandarinen sich tragen lassen und höchstens von vier Trägern. Die meisten reiten hier oder fahren, da Peking die einzige Stadt ist, in deren Straßen Wagenverkehr gestattet ist. Ehe man von dem Mandarinen selbst etwas sieht, hört man zwei Diener mit mannshohen Bambusstäben in der Hand unaufhörlich laut rufen und die Menge zum ehrfurchtsvollen Ausweichen auffordern. Feinere Chinesen biegen dann meistens sofort in ein Haus oder eine Seitengasse ein, um dem demüthigenden Ceremoniell aus dem Wege zu gehen. Die Anderen werfen sich zu beiden Seiten der Straße auf die Knie nieder und berühren wohl auch, sobald der hohe Herr selbst erscheint, den Erdboden mit der Stirn. Beim Nahen eines besonders vornehmen Mandarinen flüchten aber auch gewöhnliche Leute, soviel es möglich ist, in sichtlicher Bestürzung in andere Straßen. Hinter den beiden Platzmachern folgen zwei Diener mit hohen Stäben und silbernen Tafeln daran, auf denen Rang und Titel ihres Herrn zu lesen steht. Nach ihnen kommen vier Männer mit großen Stricken und wieder andere mit Ketten und anderen Symbolen von Strafen. Diese Diener und jene Platzmacher oder Büttel tragen eine helmartige Mütze mit Pfauenfedern und einen rothen Leibgürtel. Einem Heer von Trompetern, Flötenbläsern, Glocken- und Paukenschlägern folgen dann viele Diener mit flatternden Fahnen, Wimpeln und Flaggen, alle von rauschender, hellfarbiger Seide und mit allerlei Buchstabenfiguren und Thiergestalten bestickt. Drachen darauf darzustellen ist nur Mandarinen von kaiserlichem Geblüt erlaubt. Ein Dienerpaar trägt an einem Tragbaum eine große Kiste, die des Mandarinen

Besuchsstuhl in sich birgt, damit er gleich für ihn zur Hand ist, falls unterwegs Jemand besucht wird. Andere Diener gehen mit Säbeln, Lanzen oder Hellebarden von wahrhaft abenteuerlichen Formen und fast immer mit rothen Roßschweifen an der Spitze einher. Wieder andere halten Stäbe mit vielen tannenzweigähnlichen, eisernen Armen oder mit einer ausgestreckten kupfernen Hand darauf, zum Zeichen, daß der Mandarin Vergehen mit eigner Hand strafen darf, oder mit einer eben solchen Hand, die eine sich windende Schlange umfaßt und dadurch andeuten soll, daß nicht einmal eine Schlange der klugen Hand eines Mandarinen entschlüpfen kann. Einige Diener schwenken Bambusstäbe mit einem Strick daran, um Hunde aus dem Wege zu jagen oder auch Leute, die unehrerbietig nicht ausweichen, zu fesseln und hinter dem Zuge des Mandarinen herführen zu lassen. Ferner erblickt man in dem endlosen Dienertroß Leute mit kreisrunden Zinnschilden, die wie Korbgeflecht aussehen, und mit geladenen Büchsen auf den Schultern, sowie mit einer großen Eisenbüchse. Letztere wird losgeschossen, wenn der Mandarin seinen Palast verläßt und betritt. Erstere aber, wenn er einmal der Sänfte entsteigt und wenn er sich wieder darauf niederläßt. Im Gefolge sehr vornehmer Mandarinen erblickt man auch einen Diener, der ein dampfendes Weihrauchfaß an einem Stabe schwingt. Endlich kommt der Mandarin selbst in der Sänfte, wie es bereits beschrieben wurde. Vor seinen Füßen steht in einem goldenen Kästchen sein kaiserliches Amtssiegel auf einer Platte mit vier kleinen Säulen, daneben ein Trinkgeschirr. Hinter dem Mandarinen wogt wieder unabsehbar ein Troß von Reitern und Dienern mit allerlei Geräthen. Neben ihm sprengen oft untergeordnete Mandarinen auf Pferden einher, die viele Glöckchen an den Brustriemen tragen. Dadurch wird schon von Weitem das Nahen des Mandarinen kund, und die Schellen geben einen hübschen Klang mitten in dem gedämpften Getöse des großen, dahinziehenden Menschenhaufens, von dessen Spitze her nur die ununterbrochenen Rufe der Platzmacher und die eintönige Musik mit den dumpfen Paukenschlägen ertönen. Begegnen dem Mandarinen Reiter, so müssen sie absteigen. Sänften müssen still stehen, Fahrzeuge schnell entladen und Gegenstände an den Häusern, die des Mandarinen Mißfallen erregen, wie trocknende Kleider u. dergl., sofort entfernt werden. Zieht ein Mandarin in eine Stadt ein, so gehen ihm sämmtliche Soldaten der Stadt und die niederen Mandarinen entgegen, oft eine ganze Tagereise weit, und an den Stadtthoren erwarten ihn die Aeltesten der Stadt auf den Knieen, um ihm im Namen der ganzen Gemeinde glückliche Ankunft zu wünschen. Die Kosten aller amtlichen Reisen trägt der Kaiser. In Dörfern und Städten befinden sich besondere Paläste für die reisenden Mandarinen, damit sie sich nicht der Wirthshäuser zu bedienen brauchen. Sie senden dann gewöhnlich Diener voraus, die das Nöthige zu ihrer Bequemlichkeit vorbereiten. Weil aber Alles aus der kaiserlichen Casse baar bezahlt wird, geht es dabei oft sehr verschwenderisch her. Wo zehn Pferde reichen sollen, nimmt man häufig zwanzig, und mit dem Reisevorrath wirthschaftet man eben so wenig knauserig. Es wäre zu verwundern, daß die Regierung trotz des geringen Gehaltes der Mandarinen großen Aufwand von ihnen verlangt, wenn nicht in Rechnung zu ziehen wäre, daß sie vom Kaiser nicht nur wohlausgestattete Paläste, sondern auch alle Lebensmittel für sich, ihre Familie und die bedeutende Dienerschaft, die selbstverständlich auch aus der Staatscasse besoldet wird, erhalten. Die Frauen der Mandarinen müssen beim Verlassen ihres Palastes den gleichen Prunk entfalten wie ihre Männer, genau dem Range des Mannes entsprechend. Nur lassen sie sich von Sklavinnen in der Sänfte tragen. Ihre Diener tragen aber dieselben Ehrenzeichen und symbolischen Gegenstände wie die Diener des Mannes, die Musik und die Begleitung ist auch dieselbe. Ihr Staatsgewand, das dem der Männer ähnelt, besteht aus blauer Seide oder rothem Damast. Die Brustzierrath des Mannes findet sich auch darauf. Nur ist die Borte kreisförmig statt quadratisch und die Mitte ziert ein buntgestickter Vogel. Den Kopf bedeckt ein schön gestickter seidener Schleier. Nur vorn sind die Haare mit einem eisernen Instrument gewaltsam ausgerupft worden, um den Schmuck einer künstlichen Platte zu erhalten. Die aus Gold- und Silberdraht oder Seide gefertigten kleinen Häubchen ziert stets ein farbenfunkelnder ausgestopfter Vogel. Fingerringe tragen sie nicht, aber werthvolle Ohrhaken, nicht Ohrringe. Ihre Schuhe sind aus blauer oder rother Seide, mit Sohlen von wollenem Stoff gemacht, vorn mit Perlen und Rubinen besetzt und mit Laubwerk bestickt.

Hat ein Mandarin sein Amt zu allseitiger Zufriedenheit und lange verwaltet oder sich große Verdienste um das Land erworben, so wird er öffentlich mit großen Ehrengaben belohnt und gebeten, seine Stiefeln zum ewigen Gedächtniß für die Nachwelt zu hinterlassen. Die werden dann, mit Lobschriften geziert, sorgsam in einem Ehrensaale des Landes aufbewahrt. Man setzt sehr verdienstvollen Mandarinen auch öffentlich Marmorsteine mit Inschriften oder erbaut ihnen gar eigene Pagoden mit ihrem Standbild auf dem Altar. Der Bau und die Unterhaltung dieser Ehrentempel geschieht auf Landeskosten. In diesen Tempeln bringt man ihnen zu Ehren Brandopfer dar, räuchert und erleuchtet sie oft herrlich mit vielen Fackeln. An bestimmten Tagen sind diese Pagoden sehr besucht und vor den Bildern der Verstorbenen knien und verbeugen sich dann die Eintretenden, die auch allerlei Eßwaaren und Aehnliches opfern, während ein Priester fortwährend einem hängenden Erzschilde durch Keulenschläge tief dröhnende Klänge entlockt. Solche Ehrentempel giebt es viele in jeder Stadt. Allerdings sind auch manche darunter, auf Betreiben ihrer Anhänger, Unwürdigen erbaut worden. Doch werden diese vom Volke sichtlich gemieden. Vornehme Mandarinen werden auf des Kaisers Kosten bestattet. Und stirbt ein solcher außerhalb Chinas und will in der Fremde begraben sein, läßt sich der Kaiser durch einen Abgesandten beim Begräbniß vertreten. Die Kinder des Verstorbenen werden, sofern sie studiren — und das ist stets der Fall — vom Kaiser bei Besetzung hoher Mandarinenstellen sehr bevorzugt. Gehörte der Verstorbene gar dem Rath der Kolaos an, so werden alle seine Kinder und Kindeskinder bei seinem Tode in Ehrenämter vom Kaiser erhoben.

Bücherbesprechungen.

— **Kurzer Hand-Commentar zum Alten Testament.** Herausgegeben von D. **Karl Marti**, ord. Professor der Theologie an der Universität Bern. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1897. 3. Lieferung. **Das Buch der Richter**, erklärt von D. **Karl Budde**, ord. Professor der Theologie in Straßburg i. E. 3 ℳ 60 ₰ (Subscriptionspreis 2 ℳ 50 ₰). — Von welchem Standpunkte aus dieses Werk gedacht und ausgeführt ist, das bedarf für Kenner keiner besonderen Erwähnung. Aber einig sind die Herren, die der Herausgeber um sich sammelt, trotzdem auch nicht; wenigstens klagt der Verfasser des Commentars, es sei ihm gegenüber in dem unmittelbar vorausgegangenen Commentar zu Hiob ein Ton angeschlagen worden, wie er sonst kaum gebräuchlich sei. Wir würden diesen kleinen häuslichen Zwist hier natürlich nicht erwähnen, wenn er nicht gar zu bezeichnend wäre für die ganze Art der Arbeit, die von diesem Standpunkte aus geleistet wird. Die Gelehrten haben sich schon immer gestritten und oft nicht in höflichster Form. Hier aber handelt es sich um ein Gebiet, auf dem die gewagtesten Vermuthungen, die kühnsten Griffe ins Dunkle hinein förmlich zum Handwerk gehören. Wer einen neuen Commentar zu einem alttestamentlichen Buche schreibt und entdeckt nicht wenigstens ein paar neue Ueberarbeitungen, Zusätze, Einschiebsel u. s. w., der wird in der Gilde nicht für voll angesehen. Je unsicherer und je zweifelhafteren Werthes aber diese Entdeckungen sind, desto zäher hält der Entdecker daran fest; sind sie doch seine mühsame Erwerbung, die seinen Ruf muß begründen helfen. Wehe, wer sie ihm antastet! Hören wir nun, wie das Buch der Richter entstanden ist! Zwei Quellen waren ursprünglich vorhanden, eine ältere und eine spätere theokratische. Daraus hat Jemand ein Buch gemacht. Dieses Buch wurde von der deuteronomischen Schule schonend überarbeitet, dann aber nochmals von ihr vorgenommen, um nun erst den Begriff des „Richters" aufzubringen und hineinzubringen. Endlich ist noch eine priesterliche Redaction über das Ganze gekommen, um dem Buch die vorliegende Gestalt zu geben. Alle diese Bearbeitungen und Quellen werden in der üblichen Weise mit jenen Anfangsbuchstaben und zugesetzten Ziffern bezeichnet, so daß der Text sich gelegentlich ausnimmt wie ein Lehrbuch der Chemie. Nur besteht der nicht unwesentliche Unterschied, daß die Chemie ihre so bezeichneten Stoffe nachweist, die alttestamentliche Kritik jedoch die ihrigen ahnt. Haben denn die Herren wirklich nicht selber das Gefühl, daß bald genug eine Zeit kommen wird, wo man ihre ganzen Quellen- und Bearbeitungsphantasien lächelnd

wird bei Seite schieben? Und für wen ist denn das Buch geschrieben als kurzer Handcommentar? Doch nicht für die Professoren, die sich um J und E und JE und R und D streiten, sondern für die angehenden Theologen, die das Buch kennen lernen wollen. Zu diesem Behufe wird ihnen Vieles geboten, was nützlich ist; aber sehr vieles Andere, was sie auch sehr nöthig brauchen, mußte zusammengezogen und beschnitten werden, damit nur Raum bleibe für die kritische Weisheit von aller Art. Wer aber Homer's Gedichte kennen lernen und genießen will, der sucht eine Erklärung der Worte und Gedanken und des dichterischen Geistes; dagegen ist es ihm zunächst sehr gleichgiltig, was Jemand über die Entstehung und Zusammensetzung und Bearbeitung dieser Gedichte sich aussinnt, zumal es doch Niemand wissen kann, wie es zugegangen ist. — Lieferung 4. Das Buch Hesekiel, erklärt von Lic. theol. A. Bertholet, Privatdocent der Theologie in Basel. 6 ℳ (Subscr.-Preis 4 ℳ). Dieses Buch scheint uns dem Zwecke, dem das Gesammtwerk dienen will, etwas mehr zu entsprechen. Die Erläuterungen sind ausführlicher und die kritischen Zuthaten treten zurück. Das liegt natürlich auch an der Beschaffenheit des auszulegenden Schriftstellers. Daß er ein Prophet sei, ist zwar auch schon bezweifelt worden; aber der Verfasser giebt es zu, wenn er auch nicht umhin kann, etwas Greisen- und Epigonenhaftes an ihm zu finden. Und daß dieser Prophet dieses Buch wirklich geschrieben habe, wird merkwürdiger Weise noch von allen Erklärern zugestanden; vielleicht überrascht uns erst der nächste Commentar mit der Entdeckung eines zweiten oder eines zweiten und dritten Hesekiel oder mehrerer Ueberarbeitungen des Buches. Es bietet ja so vielen Anlaß dazu für zukünftige „berühmte Forscher“. Der Verfasser steht natürlich auch auf dem Standpunkt der Modernsten, wenn er auch ab und zu einen schüchternen Einwand gegen Cornill wagt, dessen Verdienste um das Textverständniß wir übrigens nicht bestreiten. Hesekiel ist ein Schriftsteller, wie jeder andere auch, seine Prophetie war in ihm und aus ihm und sein etwaiges Verhältniß zu dem die Propheten sendenden und ausrüstenden lebendigen Gott bleibt ganz außer Betracht. Er hat es mit „Jahwe“ zu thun und zwar lediglich nach dem Maßstabe seiner menschlichen Erkenntniß. Diese Auslegung seiner Weissagungen hat also für den christlichen Theologen keinen anderen Werth, als wenn sie etwa ein gelehrter Hindu geschrieben hätte, womit wir also einen gewissen Werth nicht in Abrede stellen. Wir mahnen nur, wie immer, zu größter Vorsicht gegenüber dieser Auffassung und müssen wünschen, daß der Lernende einen solchen Commentar erst dann zur Hand nehme, wenn er sich ein wirklich theologisches Verständniß des Schriftstellers zuvor schon erworben hat. Dankenswerth sind die zu den Tempelcapiteln gegebenen fünf Abbildungen. B. K.

— Ludwig Tieck als Dramaturg. Von Heinrich Bischof. Brüssel, Office de publicité. Société belge de librairie. — Diese Schrift ist verdienstvoll. Tieck wird jetzt meist mit einem gewissen Achselzucken behandelt, vom großen Publicum gar nicht mehr gelesen und von den Literarhistorikern so zu sagen nach der Schablone abgethan. Und doch ist das nicht recht. Ueber Tieck's romantische Verirrungen wird man leicht zur Tagesordnung übergehen können, seine Novellen, die einem ganz andern Boden entsprossen, werden bleibenderen Werth haben, vor seiner Thätigkeit als Dramaturg, bei der er in seiner Zeit leider fast nur der Beschränktheit begegnete, aber muß man Achtung behalten, zumal seine Worte auch heutzutage noch nicht in den Wind gesprochen sind. Auch heute noch kranken wir an demselben Uebel, an dem man in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren krankte. Wir haben unklare Bühnenverhältnisse. Wir sprechen von einer Bühne, von der man nicht weiß, ob man sie national, eigenartig nennen soll. Im Grunde genommen haftet ein nationales Theater doch an der Form. Shakespeare hatte eine solche, Hans Sachs und Genossen hatten sie ebenfalls, auch Calderon, daher besaßen die Engländer, die Spanier und auch die Deutschen im 16. Jahrhundert bis zu einem gewissen Grade wenigstens ein nationales Theater. Doch wir, was haben wir? Von unfruchtbaren Experimenten abgesehen, die uns die altdeutsche Mysterienbühne oder das altenglische Theater in modernisirter Form wiedergewinnen sollen, stützen wir uns im Wesentlichen auf das französische Theater. Ein Act, ein Bild, keine Verwandlung, am Actschluß eine Pointe, ein Witz etwa, eine pathetische Wendung und der Vorhang fällt! Einen Actschluß in unserem Sinne besitzt z. B. das Shakespeare'sche Drama überhaupt nicht. Auf bedeutende Momente folgt Bedeutungsloseres, was nach unserem Geschmack keinen Eindruck machen konnte, auf die Zuschauer nach dem damaligen Gebrauch aber sicher. So sind wir beispielsweise gezwungen, den 4. Act in „Romeo und Julia“ mit dem pathetischen Monolog der Julia zu schließen, alles Andre aber, die Scene mit den Musikanten, zu streichen, die noch bei Shakespeare so unendlichen Eindruck erzielte. So taumeln wir haltlos hin und her und haben keinen Grund und Boden unter den Füßen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift, der uns Anlaß zu diesen Ausführungen gab, unterscheidet verdienstvoller Weise zwischen Tieck dem dramatischen Dichter und zwischen Tieck dem Dramaturgen. Ersterer ist ein ganz anderer als der zweite, diesem entgegengesetzt. Ersterer ist Romantiker, der letztere das grade Gegentheil davon. Ersterer ist romantisch, zerflossen, dieser streng logisch und nüchtern verstandesgemäß. Tieck ist ja auch in Berlin geboren und daselbst pflegt der kritisch abwägende Verstand zu überwiegen. Außerdem liegen Hyperromantik, Schwulst und Bombast und Nüchternheit oft hart neben einander, die eigentlich Geschwister sind, wie z. B. die schlesischen Dichter beweisen, die, Hofmannswaldau, Lohenstein und ihre modernen Nachtreter, im Ganzen doch trockne Philister sind. Als Theoretiker hat sich Tieck große Verdienste erworben. Er hat sich mit unendlicher Rührigkeit und Liebe als Uebersetzer (Don Quixote, Altenglisches Theater, Shakespear's Vorschule), Herausgeber (Ulrich v. Lichtenstein, Kleist, Lenz, deutsches Theater) und Literarhistoriker, als Theilnehmer an der Schlegel'schen Shakespeare-Uebersetzung bethätigt, die besser die Schlegel-Baudissin'sche heißen müßte, denn Baudissin fällt der Tieck zugeschriebene Antheil zu. Wie ist nun diese Gegensätzlichkeit im Wesen Tieck's zu erklären? Nicht so ganz schwer. Wenn er, das Haupt der Romantiker, als Dramaturg die Romantik nicht nur verdammte, sondern, was noch mehr werth ist, ihre Schwächen mit Unnachsichtigkeit und Schonungslosigkeit und Schärfe zergliederte, so that er im Grunde genommen nur das, was auch ein andrer Zeitgenosse, Grabbe, that. In einem Aufsatz legt dieser rücksichtslos die Mängel der Shakespearomanie dar, an der er als Dramatiker selbst bedenklich krankte. Die Gegensätze berühren sich. Was Tieck fehlte und was z. B. Goethe besaß, war eben die geschlossene Persönlichkeit, die nichts an sich anfliegen läßt. Anempfindende Menschen wie Tieck nehmen von allen Seiten Farbe an, verstehen allen Richtungen gerecht zu werden, was ein Verdienst sein kann, aber auch eine Schwäche. Das Verdienst Tieck's, des Dramaturgen, bestand darin, daß er Shakespeare wieder zu Ehren brachte, oft unter harten Kämpfen. Auf die erste Auferstehung des Britten im vorigen Jahrhundert unter Lessing und Herder folgte eine zweite, nach der classischen Zeit, die Shakespeare wieder zurückgedrängt hatte. Die Schiller'schen Bearbeitungen „Macbeth's“ und des „Othello“ können doch nur von einem mangelnden Verständniß des Engländers Zeugniß ablegen. Diese Renaissance ist zum Theil Otto Ludwig, der auch in Dresden wirkte, zugeschrieben worden, seinen Shakespearestudien, aber Tieck war sein Vorgänger darin, wenn auch Ludwig's Verdienst als Nachfolger und Ausarbeiter ungeschmälert bestehen bleiben soll. In einer Reihe von Darlegungen über Tieck's Verhältniß zu Shakespeare, Calderon, der Schicksalstragödie, den Franzosen, Molière, den Alten, Schiller und seinen Nachahmern, den Schlegel, Goethe, H. v. Kleist, Körner, Iffland, Kotzebue, Schröder, Lessing, Z. Werner, Oehlenschläger, der Weimarer und Hamburger Schauspielerschule, zu Dresden und seinem Theater u. A. m. führt der Verfasser sein Thema von der Gegensätzlichkeit in Tieck's Wesen durch, immer geistreich, sehr belesen uud liefert uns so eine Schrift, die zu denjenigen gehört, die der Literarhistoriker nicht unbeachtet wird lassen können und die wir hier nur berühren, nicht erschöpfen konnten. J. R.

— General von Versen. Ein militärisches Zeit- und Lebensbild, zusammengestellt aus hinterlassenen Briefen und Aufzeichnungen von Frhrn. v. Werthern, Generalmajor und Commandant von Wesel. Mittler und Sohn, Berlin. — Spannend und anregend geschrieben wird dem Leser ein rastloses Soldatenleben in bewegter Zeit voll von zahlreichen Abenteuern und interessanten Episoden geschildert. Das Buch wird nicht nur bei Denen, welche den General v. Versen im Leben gekannt haben, Interesse zu erwecken vermögen. P.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 14. Donnerstag, den 3. Februar, Abends. 1898.

Johann Gelansky, das Sprachengenie von Göda.

Von Ewald Hause.

In dem Beitrage über den gelehrten Bauer von Cossebaude (s. Nr. 94 der Wissenschaftl. Beil. von 1897) wird von Dr. Hoffmann gesagt, daß er u. A. auch „von einem wendischen Landmann, der 20 Sprachen von selbst sich bekannt gemacht, und dessen Tochter, welche 8 Sprachen theils zu lesen, theils ziemlich zu verstehen und zu sprechen weiß" gesprochen habe, und Bruno Judeich, der Verfasser des interessanten Beitrages, bemerkt dazu, daß der gelehrte Herr Ober-Accis-Commissarius (Dr. Hoffmann) leider nicht dazu gekommen zu sein scheine, diese schier unglaublichen Fälle außerordentlichen menschlichen Fassungsvermögens näher zu beschreiben. Da ich nun glaube, daß es sich um Johann Gelansky handelt, das wendische Sprachengenie von Göda, möchte ich auf dasselbe hier aufmerksam machen, soweit ich dazu in der Lage bin. Es gehört zu meinen frühesten Erinnerungen, das Haus des Johann Gelansky gesehen zu haben. Es war eines der alten kleinen Häuser, die man noch in der wendischen Lausitz sehen kann; besonders ist mir der runde Backofen im Gedächtniß, der dem Lehmhause angebaut war, das in den fünfziger Jahren einem neuen Platz machen mußte. Als Kinder spielten wir mit Vorliebe am Backofen. Vom Gelansky selbst, der am 9. Februar 1767 gestorben ist, hat man uns wohl nur wenig erzählt. Wenigstens weiß ich weiter nichts, als daß mich mein Vater auf das gebrechliche Häuslein als das Wohnhaus des merkwürdigen Mannes aufmerksam gemacht. Was ich sonst von ihm erfahren, verdanke ich den Aufzeichnungen meines ersten Lehrers, des verdienstvollen Peter Lieschke, der zuletzt als Cantor in meinem Heimathsdorfe Göda lebte, für welches er gelegentlich des 800jährigen Stiftsjubiläums der Kirche daselbst eine Festgabe lieferte.*) Aus dieser Festschrift ersieht man, daß sich ihr Verfasser an das Schriftstellerlexikon von Otto (S. 427) gehalten hat, welches mir unbekannt ist. Johann Gelansky wurde den 3. Nov. 1699 in Gnaschwitz bei Bautzen geboren. Der Vater war ein armer Landmann. Der kleine Johann fand in der heimathlichen Dorfschule die erste Anregung für sein ungewöhnliches Talent. Er lernte Deutsch lesen und schreiben und hatte in seinem Lehrer zugleich den Mann, der ihn nach dem Donat decliniren und conjugiren lehrte, sodaß er mit dem Latein die Grundlage für viele Sprachen legte. Der Unterricht war anfangs mehr ein philologischer, denn das Rechnen z. B. trieb er nur ein Jahr lang, weil die Eltern dafür wöchentlich 1 Groschen Schulgeld zu zahlen hatten, was ihnen sauer wurde, weshalb sie den Jungen nach einem Jahre wieder von der Schule nahmen. Im Ganzen war er vier Jahre in ihr und brachte es zu einer „hinlänglichen Kenntniß des deutschen Katechismus, Lesens und Schreibens, wie auch des Declinirens, Conjugirens und einer Menge lateinischer Vocabeln". Beim Viehhüten suchte er sich in dem weiter zu vervollkommnen, was er in der Schule gelernt hatte, bis ihn sein Stern nach Bernstadt brachte, wo der 14 Jahre-alte Junge bei einem Licentiat Namens Alberti, einem Arzte, als Famulus arbeitete und die Gelegenheit, sich in deutscher und lateinischer Sprache zu befestigen, zu benutzen verstand. Er kaufte sich ein deutsch-lateinisches Wörterbuch und die Biblia vulgata Mainz 1609. Auf diese Weise gerieth er immer weiter in die Wunderwelt der Sprachen, denn bald kamen ihm dabei hebräische und griechische Vocabeln unter die Augen, bald konnte er von der Kanzel hören, wie auf den Grundtext hingewiesen wurde. Was in ihm steckte, kam heraus. Im 24. Jahre schrieb er sich aus einem „alten Büchlein" das hebräische Alphabet ab, dann aus einem anderen das griechische und schaffte sich das griechische neue Testament mit der lateinischen Uebersetzung Erasmi Roterod. an. Er trug es immer bei sich, um darin zu lesen, und in der Kirche schlug er nach, wenn ein Spruch erklärt wurde. Das Interesse stieg, so daß er, 32 Jahre alt, zehn Thaler darauf verwendete, des Olearius Bibel in fünf Bänden (Folio) anzukaufen. „Um diese Zeit", sagt P. Lieschke, „bekam er die böhmische Bibel, gleichfalls in Folio, und da er daraus sah, wie nahe die böhmische mit der wendischen (seiner Mutter-) Sprache verwandt ist, so machte er sich auch darüber und erlernte sie in kurzer Zeit. In einer Büchereiversteigerung zu Budissin (Bautzen) erstand er sich Frischens französisch-deutsches Wörterbuch, damit er wenigstens die ihm unbekannten französischen Wörter, die in Schriften vorkamen, verstehen lernte. Weil er noch nicht französisch lesen konnte, so war ihm darin J. J. Böhmer, wendischer Prediger zu Postwitz, behilflich, der ihm nicht nur einigen Unterricht darinnen ertheilte, sondern auch des Nathan. Duez französische Sprachlehre schenkte, bis er sich des Peplier's Grammaire und den französischen Langen nebst des Martin französischer Bibel verschaffte, worauf er sich mit vielem Ernste auf diese Sprache legte." Nachdem J. Gelansky 44 Jahre alt geworden, verhalf ihm ein Superintendent in Bischofswerda zu der hebräischen Bibel des Opitz, wofür er terminweise das Geld zusammenbrachte; wöchentlich legte er 1 Groschen beiseite, so daß er endlich die vier Thaler abbezahlt hatte. Wenn sich die Juden, die im Lande herumhandelten, bei ihm eine Niederlage ihrer Artikel sicherten oder ihren Sabbath bei ihm abhielten, waren sie ihm bei seinen Studien behilflich, auch gaben sie ihm in der „rabbinischen und jüdisch-deutschen Schreibart" Unterricht, wie unser Gewährsmann sagt. So kam der arme Gelansky mit dem 48. Jahre zu dem Italienisch. Er kaufte sich die Bibel da Mattia d'Erberg. Fol. Nürnberg 1712 für fünf Thaler und als er entdeckte, daß darin 6 Bogen fehlten, machte er sich daran, dieselben sauber und richtig abzuschreiben, nachdem ihm Rector M. Schöttgen in Dresden für diesen Zweck ein vollständiges Exemplar übermittelt hatte. Bereits 50jährig, lernte Johann Gelansky das Englische, das Spanische, Dänische, Polnische, Russische, Arabische, Türkische, Syrische, Holländische und andere Sprachen, bis er schließlich 38 Sprachen meistentheils verstand und 10 geläufig reden und schreiben konnte. Für alle diese hatte er bald Bibeln, bald kleinere Bücher, aus denen er sie studiren konnte. P. Lieschke sagt: „Um das Gelernte nicht zu vergessen, sondern darinnen immer fester zu werden, las er, wenn er mit den Seinigen aufgestanden war, erstlich ein Capitel aus der Bibel im Grundtexte, hernach aber dasselbe in der wendischen, deutschen, griechischen, lateinischen, französischen, italienischen, englischen, böhmischen, polnischen und holländischen Uebersetzung, woraus zu schließen, daß die Triebfeder zur Erlernung so vieler Sprachen bei ihm die Liebe zu Gottes Worte gewesen ist. Uebrigens läßt sich hieraus vermuthen, daß sich seine Sprachkenntniß nicht sowohl auf das Ganze der gelernten Sprachen, als vielmehr auf die Bibelsprache erstrecket, da er außer der Bibel wohl wenig Schriften in denselben Sprachen mag besessen haben, auch ihm seine wirthschaftlichen Beschäftigungen kaum werden erlaubt haben, sich viel mit dem Lesen vieler anderer Bücher abzugeben, da er seinen Unterhalt bis an sein Ende mit Feld- und Handarbeit erwerben mußte. Er hatte die Gewohnheit, das Vaterunser und andere biblische Sprüche in verschiedenen Sprachen abzuschreiben und solche Abschriften an seine Gönner und durchreisende Freunde zu vertheilen

*) „Zur Geschichte des Ortes und der Parochie Göda bei Bautzen." Bautzen, 1876, in Commission bei J. E. Schmaler.

und dafür ein Geschenk anzunehmen. Sonst war er ein frommer, stiller und christlicher Mann." Johann Gelansky, zuletzt kurfürstl. sächs. Straßenmeister in Göda, hatte eine Tochter Namens Anna Maria, die ebenfalls ein Sprachentalent war. Sie erlernte von ihrem Vater verschiedene Sprachen, von denen ihr das Französisch und Italienisch am geläufigsten waren. Diese Tochter starb 1794 als Frau des Musikanten Andreas Petschke in Göda. Göda selbst hat den Wenden literarische Dienste geleistet, was noch bemerkt sein mag. Das erste wendische Buch, der Luther'sche Katechismus, ging von Göda aus, und das erste wendische Neue Testament, sowie die erste wendische Postille haben Söhne der Gödaer Parochie zu ihren Bearbeitern.

Alttestamentliche Räthselsprüche.

Wie Herder in seinem grundlegenden Werke „Vom Geiste der hebräischen Poesie" zuerst nachgewiesen hat, finden sich fast alle die verschiedenen Gattungen der abendländischen Poesie auch im Alten Testamente: die Epik in den erzählenden Büchern, die Lyrik in den Schlachten- und Siegesliedern, die Hymnen in dem Psalter, die Liebespoesie im Hohenliede, die Elegie in dem prophetischen Märtyrer Jeremias. Auch die Räthselpoesie, dieses ureigenste Kind des Morgenlandes, fehlt nicht. Allbekannt und Jedem von seiner Kindheit her vertraut ist das Räthsel, das Simson bei seiner Hochzeit den Philistäern aufgiebt. Simson ist der Herakles der israelitischen Sage. Zahllos und schwer waren die Kämpfe, die Israel bei seiner Einwanderung in Palästina mit den eingeborenen Völkern, vor allen den kriegerischen und tapfern Philistäern, um den Besitz des verheißenen Landes zu bestehen hatte. In der Reihe der Helden, die diese harte Zeit gebar, steht Simson obenan. Als er einmal auf der Brautreise nach der Philistäerstadt Thimnath war, da trat ihm unterwegs ein junger Löwe brüllend entgegen. Er aber zerriß den Löwen wie ein Böckchen. Und als er nach einiger Zeit wieder desselben Wegs kam, sah er, daß sich in dem Aase des Löwen ein Bienenschwarm niedergelassen hatte. Er nahm von dem Honig der Bienen und aß davon. Kurz darauf feiert er in Thimnath seine Hochzeit und beim fröhlichen Gelage giebt er zur Unterhaltung den philistäischen Gästen das Räthsel auf: Speise ging aus von dem Fresser und Süßigkeit ging aus von dem Starken. Erst mit Hilfe von Simson's Frau gelingt es ihnen, durch Betrug die Lösung zu finden. Am siebenten Tage vor Sonnenuntergang kommen sie zu ihm und sagen: Was ist süßer denn Honig? Und was ist stärker als der Löwe? Simson aber, der ihren Betrug durchschaut hat, erwidert ihnen: Hättet ihr nicht mit meinem Kalbe gepflügt, so hättet ihr mein Räthsel nicht errathen. — Merkwürdigerweise sind uns von Salomo, der uns sonst als der eigentliche Vertreter morgenländischer Weisheit geschildert wird, keine Räthsel überliefert. Es wird von ihm nur erzählt, daß die Königin von Saba nach Jerusalem gekommen sei, um seine Weisheit mit Räthseln zu versuchen. Von dem Räthselspiel, das dann zwischen Beiden stattfand, wird nur gesagt, daß der König ihr keine Antwort schuldig geblieben sei, denn es gab Nichts, was ihm verborgen gewesen wäre; er war weiser als alle Menschen und er redete dreitausend Sprüche und seiner Lieder waren tausend und fünf. Zwar enthalten die „Sprüche Salomo's" fünf Räthsel, aber sie rühren nicht von Salomo her, sondern werden ausdrücklich als Worte einer uns sonst unbekannten Persönlichkeit, Agur's, des Sohnes Jake's, bezeichnet. Sie lauten: 1) Drei sind es, die nicht satt werden, vier sprechen nie: genug! Nämlich die Unterwelt und der unfruchtbare Mutterschoß, die Erde, die des Wassers nie satt wird, und das Feuer, das nicht spricht: genug! Sehr ähnlich unserm Räthsel sind zwei andere Sprüche, ein indischer in der Spruchsammlung Hitopadesa: Nicht wird das Feuer satt des Holzes, nicht der Ströme das große Meer, nicht der Todesgott aller Lebendigen, nicht der Männer die Schönäugigen. Und ein arabischer: Dreies wird von Dreien nicht gesättigt: Frauenschoß von der Mannheit, Feuer vom Holz, und Erdreich vom Regen. Zur Begehrlichkeit des noch kinderlosen Weibes sei an die Worte der Rahel erinnert: Schaffe mir Kinder, wo nicht, so sterbe ich. 2) Drei sind es, die mir zu wunderbar erscheinen und vier, die begreife ich nicht. Nämlich des Adlers Weg am Himmel, der Schlange Weg auf einem Felsen, des Schiffes Weg inmitten des Meeres und des Mannes Weg bei einem Mädchen. Alle vier hinterlassen keine sichtbaren Spuren und erscheinen dem Agur deshalb wunderbar und unbegreiflich. 3) Unter Dreien erbebt die Erde und unter Vieren kann sie es nicht aushalten. Nämlich unter einem Sklaven, wenn er König wird, und einem Niederträchtigen, wenn er Brod in Fülle hat, unter einer lange Verschmähten, wenn sie noch zur Ehe kommt, und einer Magd, wenn sie ihre Herrin verdrängt. 4) Vier sind klein auf Erden und doch sind sie weise und gewitzigt: Die Ameisen, ein Volk ohne Macht, dennoch beschaffen sie im Sommer ihre Nahrung; die Klippdachse, ein nicht starkes Volk, und doch bereiten sie im Felsen ihre Wohnung; die Heuschrecken sind ohne König und doch zieht der ganze Schwarm geordnet aus; die Eidechse kann man mit bloßen Händen greifen und doch ist sie in Königspalästen. 5) Drei sind es, die stattlich erscheinen und vier, die stattlich einhergehen: Der Löwe, der Held unter den Thieren, der vor Niemand umkehrt; das lendenumgürtete Roß, der Hirsch und ein König mit seinem Heerbann. Dies sind die Räthselsprüche, die dem Agur zugeschrieben werden. Zu bemerken wäre noch, daß der Nachdruck jedesmal auf dem zweiten Gliede des Spruches liegt, wie ja auch die dementsprechende Auflösung zeigt, denn die Lösung hat jedesmal nicht drei, sondern vier Glieder. Das erste Glied des Spruches, das immer die Dreizahl enthält, dient nur als poetisches Mittel zur Herstellung des von der hebräischen Dichtkunst geforderten parallelismus membrorum. — Es wäre nun noch eines symbolischen Räthsels im Propheten Hesekiel zu gedenken. Es heißt dort: „Menschensohn, trage ein Räthsel vor und rede ein Gleichniß zum Hause Israel und sprich: So spricht der Herr Jahwe: Der große Adler mit großen Flügeln, langen Schwingen, mit dem vollen Gefieder und bunten Farben, kam zum Libanon und nahm hinweg den Wipfel der Ceder. Er pflückte ab die Spitze ihrer Sprossen und brachte sie ins Krämerland, in eine Kaufmannstadt setzte er sie. Sodann nahm er eines von den Gewächsen des Landes und that es in ein Saatfeld, an reichliches Wasser setzte er es wie einen Weidenbaum. Und es sproßte auf und wurde zu einem Weinstock, der sich niedrig an der Erde hinrankte, sodaß seine Ranken sich zu ihm hinwendeten, und seine Wurzeln unter ihm blieben. Als es nun ein Weinstock geworden war, trieb es Aeste und breitete Zweige aus. Es war aber ein anderer großer Adler mit großen Flügeln und reichem Gefieder, und siehe, der Weinstock bog seine Wurzeln zu ihm hin und streckte ihm seine Aeste entgegen, damit er ihn tränkte und nicht das Beet, wo er gepflanzt war, trotzdem er auf gutem Felde an vielem Wasser stand, um Zweige zu treiben und Früchte zu tragen und zu einem stattlichen Weinstock zu werden. Sprich: So spricht der Herr Jahwe: Wird es gut werden? Wird jener nicht seine Wurzeln ausreißen und seine Früchte abschneiden, daß er verdorrt? Alle seine frischen Blätter werden verdorren und nicht mit starkem Arm und vielem Volk wird er ihn aus seinen Wurzeln heben. Ja, gepflanzt ist er, aber wird er gedeihen? Wird er nicht verdorren, wenn ihn der Ostwind trifft, auf dem Beete verdorren, wo er gepflanzt ist?" Es ist ein Bild von großartiger Plastik, das der Dichter und Prophet in dieser räthselartigen Allegorie vor uns entrollt. Den geschichtlichen Hintergrund dazu bildet das treulose Verhalten des jüdischen Königs Zedekia gegenüber dem Babylonier Nebukadnezar. Der erste große Adler mit den langen Schwingen und dem reichen und bunten Gefieder ist das mächtige babylonische Reich. Die Ceder auf dem Libanon ist das Davidische Königsgeschlecht, und der Wipfel, der von dem Adler hinweggenommen wird, ist der König Jojachin, der mit der Blüthe seines Volkes, darunter Hesekiel selbst, nach Babylon in die Gefangenschaft wandern mußte. Das Gewächs des Landes ist Zedekia, ein Sprößling des eingeborenen Königshauses, der von Nebukadnezar an Stelle des entthronten Jojachin als Vasallenkönig eingesetzt wurde. Er mußte bei Jahwe, dem Gott seiner Väter, den Eid der Vasallentreue leisten. Und diesen Eid hat er schmählich gebrochen. Denn als er zu einem segenbringenden Weinstock geworden war, da streckte er seine Wurzeln und Aeste nach einem andern Adler aus, um von ihm Kraft und Stärke zu erhalten. Er schickte seine Boten nach Aegypten und schloß ein Bündniß, um sich mit Aegyptens Hilfe von der Herrschaft Babylons zu befreien. Aber dieses Bündniß wird ihm nicht den erhofften Segen bringen, sondern Jahwe wird den Bruch des Vasalleneides rächen. Pharao wird nicht helfen können, wenn man um

Jerusalem einen Wall aufschüttet und Thürme baut. Der Ostwind wird daherbrausen und wird den Weinstock verdorren. Von Osten her wird der König von Babylon hereinbrechen und den eidbrüchigen Vasallen gefangen hinwegführen. Dort wird er sterben, am Wohnsitze dessen, der ihn zum König gemacht hat. Der Kern seines Volkes wird durch das Schwert fallen, die Uebrigbleibenden in alle Winde zerstreut werden. So soll man erkennen, daß Jahwe sein Wort hält. O. M.

Bücherbesprechungen.

— **Zur Reichstagswahl.** Ein Wort zur Klärung über die Parteien im deutschen Reichstage. Von einem **Volksfreunde.** Großenhain, Baumert und Ronge, 1898. Preis 30 ₰. — Das kleine Buch hält mehr als der Titel und der geringe Preis erwarten lassen. Man kann nur wünschen, daß es in die Hände recht vieler Wähler gelangen und von ihnen gelesen werden möchte. Nach einem einleitenden Capitel über den Reichstag und dessen Zuständigkeit werden die eizelnen Parteien charakterisirt. Der Verfasser ist wohl selbst ein gemäßigter Conservativer. Im Uebrigen ist seine Beurtheilung so sachlich, als dies im politischen Leben überhaupt möglich ist. Auch die Conservativen werden mit Recht vielfach getadelt, u. A. wegen des vornehm kühlen Tones, den manche Führer in den Wahlversammlungen anschlagen und weil oft das „populäre, aus warmem Herzen hervorquellende Wort fehlt". Werthvoll, mindestens sehr nützlich sind die beigefügten historischen Notizen. —tg—

— **Geschichte der deutschen Literatur** von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. **Friedrich Vogt** und Prof. Dr. **Max Koch.** Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1897. — Seitdem König's mit Illustrationen reich ausgestattete Literaturgeschichte in weitesten deutschen Kreisen Verbreitung gefunden, lag der Gedanke nahe, ein Literaturwerk mit ähnlicher Ausstattung herauszugeben, welches größeren wissenschaftlichen Werth besäße und sich von den Einseitigkeiten der Schrift König's freihielte. So entstand die jetzt abgeschlossene Geschichte der deutschen Literatur von zwei anerkannten Fachmännern, Vogt und Koch, ausgestattet mit 126 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt, 2 Buchdruck- und 32 Facsimile-Beilagen, und durch solche Ausstattung wetteifernd mit dem Werke von König und dem Geschmack des Publicums entgegenkommend, welches ja die bildlichen Darstellungen auch in wissenschaftlichen Werken nicht entbehren will. Die unbefangenen Leser, wenigstens solche, die seit Jahrzehnten gediegene Bücher zu lesen gewöhnt sind, könnten freilich leicht zu Zweifeln an dem gediegenen Werthe solcher Werke veranlaßt werden, welche ihren Text mit den jetzt so üblichen Illustrationen durchwirken, um dadurch eine Anziehungskraft auf die etwas spröde Menge der Bücherkäufer auszuüben; doch dieser Zweifel wäre unbegründet der vorliegenden Literaturgeschichte gegenüber, die einen durchaus selbständigen Werth in Anspruch nehmen kann. Das Werk hat zwei Verfasser, Prof. Vogt und Prof. Koch. So konnte sich Jeder auf das engere Gebiet seiner wissenschaftlichen Thätigkeit beschränken: Vogt behandelt die ältere Literatur, Koch die neuere. Die natürliche Grenze für die beiden Hauptabschnitte der Darstellung und zugleich für die Arbeitstheilung der Verfasser bildet die Opitz'sche Reform, d. h. der Bruch mit der alten Volksliteratur, wie er sich im Anfang des 17. Jahrhunderts durch die Begründung einer Renaissancedichtung in deutscher Sprache vollzog. In dem Vorwort sprechen die Verfasser die Hoffnung aus, daß die Einheitlichkeit des Ganzen dadurch nicht gelitten habe; sie wußten sich einig in der grundsätzlichen Auffassung des Wesens der Literaturgeschichte, in welcher sie einen Theil der allgemeinen Geschichte eines Volkes erblickten, und außerdem seien sie in Behandlung des Ganzen und Einzelnen auf Grund wechselseitigen Gedankenaustausches verfahren. Die Kritik wird ihnen ferner zugestehen, daß auch ihre Darstellungsweise etwas Verwandtes hat und zwischen dem Stil der beiden Verfasser sich keine abgrundtiefe Dissonanz aufthut. Der Gesammteindruck des Werkes hat etwas Gleichartiges. Vogt's Arbeit ruht auf dem Boden der gelehrten Ueberlieferung; da giebt es wohl Meinungsverschiedenheiten über Einzelnes, auch über die Bedeutung einzelner Dichter, wie z. B. Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg einer sehr verschiedenen vergleichenden Schätzung unterliegen; aber im Ganzen oder abgesehen von solcher gelegentlichen Höhenmessung und der mehr oder weniger in die Tiefe gehenden Quellenforschung ist hier das Hereinspielen subjectiver Elemente fast ganz ausgeschlossen. Viel heikler ist die Aufgabe Koch's, der nicht nur die neue, sondern auch die neueste Zeit zu behandeln hat, wo der persönlichen Schätzung ein weiter Spielraum bleibt, wo die Gefahr nahe liegt, unter der reichen Masse des Beachtenswerthen, das nicht immer in Bibliotheken aufgespeichert ist, doch diese oder jene Erscheinung zu übersehen, welche das gleiche Anrecht auf rühmende Erwähnung hat, wie viele erwähnte. Vogt's Verdienst besteht vor Allem in der geschmackvollen Reproduction der alten Dichtwerke: dies ist ein Verdienst, das man auch der Vilmar'schen Literaturgeschichte einräumen mußte, ebenso wie derjenigen von Wolfgang Menzel, obschon diesem bisweilen seine stark ausgeprägte Persönlichkeit mit ihren Marotten einen Streich spielte. Die Analysen, welche Vogt vom Parcival und Tristan, vom Nibelungenlied und der Gudrun giebt, sind lebendig und durchsichtig, einige Dichterporträts wie das von Walther v. d. Vogelweide und von Hans Sachs mit vieler Liebe und zugleich mit scharfer Charakteristik ausgeführt. Natürlich ist die erste Hälfte des Werkes mit zahlreichen Textproben, handschriftlichen Mittheilungen, Bildern aus den Liederhandschriften, besonders Titelbildern ausgestattet und macht so einen alterthümelnden Eindruck, während die sprachlichen Proben aus den alten Literaturdenkmälern das Interesse der Sprachforschung bei den Lesern zu wecken suchen und zu weiteren über den Rahmen der Literaturgeschichte hinausgehenden Studien anregen. Was Koch betrifft, so zeugt schon seine Schilderung der schlesischen Dichter, Opitz, Flemming, Gryphius, Lohenstein, Hoffmannswaldau, Günther, von seiner Gabe, anschaulich zu porträtiren, während er bei der Besprechung von Philosophen wie Leibniz die Grenzen inne zu halten weiß, die eine Literaturgeschichte von einer Geschichte der Philosophie trennen. Die Stellung, die ein Literarhistoriker unsern classischen Dichtern gegenüber einnimmt, ist für den Hauptabschnitt deutscher Literaturgeschichte von besonderer Bedeutung; sie wird wesentlich entwerthet durch eine parteiische Färbung, wie sie sich Scherer z. B. gegenüber Schiller zu Schulden kommen läßt. Von solcher Parteilichkeit hält sich Koch gänzlich frei; seine Charakteristik der großen Dichter beschäftigt sich nicht mit überflüssigen vergleichenden Größenmessungen; sie läßt jeden Dichter in seinem Element gewähren und sucht ihn nur in seiner Eigenart zu begreifen und darzustellen; vor Allem aber betont er die Anregungen zu den Werken, den inneren Entwickelungsgang, die aus dem Gedankenaustausch der Dichter selbst sich ergebenden Beurtheilungen ihrer Werke. Mit der eigenen Kritik ist er sehr sparsam; Schiller's spätere Dramen werden kurz abgefertigt; auch giebt er nicht eine Analyse ihres Inhalts und doch sollten die Leser auch ein Bild der einzelnen Werke erhalten. Bei Schiller, dessen Dichtungen Jedermann kennt, ist dies freilich weniger nöthig als bei zahlreichen anderen Dichtern. Wo Koch aber kritische Bemerkungen einfließen läßt, wie bei Lessing's Dramen, da sind sie zutreffend und scharf. Von „Minna von Barnhelm" sagt er: „Die Charaktere und die Zeitfärbung sind dem Dichter besser gelungen als der Gang der Handlung. Die schwerfällige Ringintrigue bleibt bei der Aufführung leicht unverständlich; aber der natürlichfrische Dialog hilft auch darüber hinweg", und von „Nathan dem Weisen" heißt es: „Die Geschwisterliebe ist wohl der schwächste Theil des Werkes, in dem noch mehr als bei den früheren Arbeiten das Hauptgewicht auf die Charaktere fällt." Im Verhältniß zu den anderen hervorragenden Classikern ist Jean Paul etwas stiefmütterlich behandelt; doch das ist so Brauch in den deutschen Literaturgeschichten; wir vermissen eine eingehendere Charakteristik seiner Hauptwerke. Dies ist um so empfindlicher, als die Häupter der romantischen Schule, um „die es sehr schief" stand, weil sie nie ein Publicum hatten, auf's Eingehendste gewürdigt werden. Dies gilt auch wieder von der jüngsten Dichtung, deren Hauptvertreter wohl in das literarische Pantheon gehören, nicht aber der Nachwuchs bis zu manchem obskuren Subject herab. Da fließen die Quellen aber wieder reichlicher; da sind Journale wie Die Gesellschaft, wo dem neuen Genius Altäre errichtet werden, andere Zeitschriften und Monatsschriften, Monographien, Biographien — eine bei allen Sortimentern leicht einzuheimsende literarische Ernte. Schlimmer ist's mit der Quellenforschung — denn man kann auch bei der neuen Literatur von einer solchen sprechen — in Bezug auf die früheren Jahrzehnte bestellt. Die Universitätsbibliotheken haben diese

Werke noch nicht; die Buchhändler nicht mehr. Das gilt namentlich von den siebziger Jahren. Wie flüchtig wird Adolf Wilbrandt behandelt, obschon ihn der Verfasser in den Adelstand erhoben, wie hart wird über seine Römerdramen abgesprochen, während doch „Arria und Messalina" eine der besten und geistreichsten Tragödien ist, die wir besitzen. Und Paul Lindau wird gar nicht einmal erwähnt — und es gab eine Zeit, am Anfang der siebziger Jahre, wo er in Berlin für den ersten deutschen Schriftsteller galt, wo seine „Maria und Magdalena" den größten Bühnenerfolg hatte, wo er als Feuilletonist und Kritiker in erster Reihe stand. Die Literaturgeschichte mag zu ihm Stellung nehmen, wie sie will, aber er vertrat eine auf der Bühne höchst einflußreiche Richtung, welche sie fast zwei Jahrzehnte beherrschte; er ist talentvoller als viele der jüngstdeutschen Herde, die jetzt in den Schlußcapiteln der Literaturgeschichte an uns vorübergetrieben wird. Doch das sind Lücken, die bei einer zweiten Auflage leicht ausgefüllt werden können, und das Verdienstliche des Gesammtwerkes leidet darunter nicht. Es sind wohlunterrichtete Männer von großem Fleiß und gewandter Darstellungsgabe, welche uns in diesem Werke das Bild des deutschen Volkes, wie es sich in seiner Literatur spiegelt, vor Augen führen. R. v. G.

— Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's. Siebenter Theil. (A. u. d. T.: Der Krieg 1866 gegen Oesterreich und seine unmittelbaren Folgen. Tagebuchblätter aus den Jahren 1866 und 1867. Von Theodor von Bernhardi.) Mit einem Bildniß Bernhardi's. Leipzig, S. Hirzel. 1897. XIV, 378 SS. 8°. 8 ℳ. — Dem vorliegenden Bande des hochbedeutenden Memoirenwerks hat man mit besonderer Spannung entgegen gesehen, und die Erwartungen sind nicht enttäuscht worden. Bisher lediglich ein denkender Beobachter der politischen Vorgänge, dessen auf einer vielseitigen allgemeinen Bildung begründetes Urtheil selten fehlging, sah sich Bernhardi, bereits 62 Jahre alt, im Mai 1866 plötzlich zur Rolle eines handelnden Staatsmannes berufen: er wurde auf Bismarck's besonderen Wunsch als preußischer Militärbevollmächtigter nach Italien geschickt. Ueber seine dortige Thätigkeit sind wir durch Sybel, der Bernhardi's Berichte im fünften Bande seiner „Begründung des Deutschen Reiches" vielfach benutzt hat, im Allgemeinen unterrichtet; aber die eigenen Aufzeichnungen Bernhardi's bieten doch ein weit reicheres Material. Mit dramatischer Lebendigkeit versetzen sie uns in die bewegte Zeit des österreichisch-italienischen Feldzugs, führen uns die handelnden Personen mit psychologischer Feinheit vor Augen und legen die Gründe, die den Feldzug so ruhmlos verlaufen ließen, mit seltener militärischer und politischer Sachkenntniß klar. Die Wirkung des preußisch-italienischen Bündnisses vom 27. April, von dem Bernhardi erst bei seiner Ankunft in Florenz erfuhr, wurde stark beeinträchtigt durch das Mißtrauen der Italiener und durch den Zwiespalt zwischen der piemontesischen Hofpartei und der nationalen Strömung. Daß Preußen die letztere entschieden zu unterstützen habe, war B. keinen Augenblick zweifelhaft, um so weniger, als er den Führer der erstern, den General La Marmora, sehr bald als einen beschränkten und größeren Aufgaben gegenüber auch militärisch unfähigen Mann erkannte, ein Urtheil, dessen Richtigkeit der Verlauf des Feldzugs nur zu sehr bestätigte. Wesentlich erhöht wurden die Schwierigkeiten, mit denen Bernhardi zu kämpfen hatte, durch die Persönlichkeit des preußischen Gesandten v. Usedom, der, ein sehr liebenswürdiger und geistreicher Mann, sich doch zu Bismarck's großem Mißvergnügen seiner Aufgabe gar nicht gewachsen zeigte; die vielbesprochene Note vom 19. Juni würde den peinlichen Eindruck, den sie hervorrief, wohl nicht gemacht haben, wenn Usedom das auf seinen Wunsch von Bernhardi ausgearbeitete Memoire, in dem dieser die militärischen Forderungen Preußens der italienischen Armee gegenüber begründete, gleichzeitig La Marmora überreicht hätte. Einen Einfluß auf die Operationen selbst vermochte Bernhardi nicht zu gewinnen, weil König Victor Emanuel, der ganz richtige Ansichten hatte, thatsächlich den Oberbefehl nicht führte. So ging die Schlacht bei Custozza verloren und eine lange Zeit der Unthätigkeit folgte ihr. Inzwischen hatte die Schlacht bei Königgrätz, die alle Erwartungen Bernhardi's übertraf, und die Cession Venetiens durch Kaiser Franz Joseph an Napoleon die Sachlage wesentlich verändert. Napoleon's Vermittelungsversuche hatten für Bernhardi außerordentlich schwierige Verhandlungen zur Folge; mit dem größten Mißtrauen verfolgte man in Italien die Vorgänge und empfand namentlich sehr bitter den Abschluß der Friedenspräliminarien durch Preußen ohne ausdrückliche Zustimmung Italiens. Von großem Interesse ist das klare Urtheil Bernhardi's über die damalige französische Politik, deren Cardinalfehler die Voraussetzung eines österreichischen Sieges über Preußen war; daß er von einer „Compensation" für Frankreich, die Usedom als sehr harmlos ansah, so wenig wissen wollte als König Wilhelm, versteht sich von selbst. — Mitte August kehrte B., der, soweit es seine Zeit erlaubte, auch den Kunstschätzen Italiens seine Aufmerksamkeit zugewandt und manche feine Bemerkung darüber in sein Tagebuch aufgenommen hatte, über Karlsruhe nach Berlin zurück, wo er bis in den October hinein blieb. Auch die Berichte aus dieser Zeit sind höchst fesselnd; die Unterredungen mit Bismarck, Moltke, Roon, mit Duncker, Keudell und vielen Anderen geben ein lebendiges Bild von den politisch so bewegten Monaten nach dem Kriege. B. theilte die Ueberzeugung vieler Kreise, daß im nächsten Frühjahr schon der Krieg mit Frankreich ausbrechen würde; als die Luxemburger Frage dann eine friedliche Lösung fand, hat er dies fast bedauert, weil er mit Zuversicht auf den guten Ausgang eines französischen Krieges rechnete. In einer Beziehung irrt Bernhardi freilich: das lebhafte Mißtrauen gegen Sachsen, das sich hier und da ausspricht, hat sich in der Folge als völlig grundlos erwiesen; theilweise hing es mit B.'s großer Abneigung gegen Beust zusammen, dessen Ernennung zum österreichischen Minister er, abgesehen davon, daß sie in Preußen als Demonstration angesehen werden müsse, für eine „arge Thorheit" erklärt. — Am 9. October begab sich B. nach Cunnersdorf, um dort seine wissenschaftlichen Arbeiten fortzusetzen; allein schon Anfang Januar wurde bei ihm sondirt, ob er nicht geneigt sein würde, wieder nach Florenz zu gehen. Es war das gar nicht nach seinem Wunsch; er hielt es für besser, eine Wahl für den Norddeutschen Reichstag anzunehmen, und Bismarck, mit dem er im Januar eine eingehende Unterredung über seine etwaigen Aufgaben in Florenz hatte, erklärte sich schließlich bereit, die Mission aufzuschieben. Als es nicht zu seiner Wahl kam, begab sich B. im Februar wieder nach Berlin, um seine archivalischen Studien fortzusetzen; unter den zahlreichen politischen Gesprächen, von denen auch jetzt das Tagebuch berichtet, ist wohl das interessanteste eine Unterredung mit Moltke (6. Mai) über den künftigen französischen Feldzug, die Bernhardi's außerordentlich klare Voraussicht zeigt; die Gesichtspunkte, die B. damals entwickelt, sind in der That 1870 die leitenden gewesen. Als diese Unterredung erfolgte, war die zweite Sendung Bernhardi's nach Italien, wo durch den Eintritt des Ministeriums Ratazzi die Sachlage zu Ungunsten Preußens sich geändert hatte, bereits beschlossen; am 11. trat er die Reise nach Florenz an. —m—

— Handbuch der deutschen Actiengesellschaften. 2. verm. u. verb. Aufl. Ausgabe 1897—98. II. Bd. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Bankiers, Kaufleute, Industrielle, Capitalisten &c. A. Schumann's Verlag, Leipzig. (LXVII und 755 S. Preis 10 ℳ.) — Es ist für den unparteiisch Urtheilenden stets eine angenehme Aufgabe, gerechte und dabei lobende Kritiken schreiben zu können, eine um so angenehmere, wenn er bei Durchsicht des zu prüfenden Werkes sich sagen muß, daß ein etwa nothwendiger Tadel um so herber treffen muß, wenn so viel Mühe, Fleiß und Geldopfer an das Werk gewendet wurden, wie A. Schumann seinem Handbuch der deutschen Actiengesellschaften widmet. Wir haben beim Erscheinen der ersten Auflage bereits reiches Lob zollen können, immerhin aber nicht unumschränktes, wir haben damals der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß mit jeder Auflage ein Fortschritt zur möglichsten Vervollkommnung und Fehlerfreiheit sich constatiren lassen möge. Heute dürfen wir uns freuen, daß unsere Hoffnung sich bisher erfüllt hat. Wieder erkennt man die bekannte peinliche Sorgfalt, welche die Verlagsanstalt von jeher geübt hat, ein Zeichen, daß sie bestrebt ist, den gewiß sehr zahlreichen Käufern ihres wirklich verdienstvollen und nun schon unentbehrlich gewordenen Buches nur ein möglichst vollständiges und einwandfreies Nachschlagewerk zu schaffen. Ein besonderes und neues Verdienst Schumann's bildet die Theilung des Werkes in zwei Bände, deren einer im Frühjahr, deren anderer im December erscheint, so daß durch den letzteren auch die in der Zeit vom 31. März bis 30. September gezogenen Bilanzen Berücksichtigung finden. Beide Theile ergänzen sich gegenseitig; sie bilden ein zusammengehöriges Jahrbuch, so daß eine jede der ungefähr 4000 deutschen Actiengesellschaften in einer der beiden Abtheilungen sicher zu finden ist. Für diese Neueinrichtung wird Schumann viel Dank ernten, den ihm auch die Kritik gern zollen kann. —lt—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 15. Sonnabend, den 5. Februar, Abends. 1898.

Die alten Germanen zur See.

Von Martin Beck.

Wie sagt Ludwig Uhland's junger „Königssohn"?

„Gieb mir drei Schiffe, so fahr' ich hin
Und suche nach einem Throne!

Und als er sie hat, heißt es:

Der Jüngling steht auf dem Verdeck,
Sieht seine Schiffe fahren;
Es lacht die Sonn', es spielt die Luft
Mit seinen gold'nen Haaren.

Er spricht: das ist mein Königreich,
Das frei und lustig streifet,
Das um die träge Erde her
Auf blauen Fluthen schweifet.

Ja, das war's, was die Germanen einst unwiderstehlich auf's wogende Weltmeer trieb. Dort, im mächtigen Sturmgeheul, im wilden Wogenprall, war ihrer Seele wohl. Das Meer und germanisches Blut passen so gut zusammen. Unbändige, trotzige, titanenhafte Kraft, die sich Alles unterwirft, was ihrem Willen entgegen ist, wechselt bei Beiden mit tiefer, machtbewußter und froher Ruhe, in der sich der ganze Himmel spiegelt. Sturm und Gefahr haben ja stets einen unwiderstehlich lockenden Reiz für ein frisches, deutsches Herz gehabt. Und davon bot die ewig ruhlose See mehr als das feste Land, trotz Urwald und Gebirge. Und welche Wunder und Geheimnisse barg wohl die fremde Ferne, in die das weite Meer hinaustragen konnte! Da hob sich das Herz heiß in Abenteuersucht, in ungestilltem Entdeckungsdrang. Die keltischen Völker Europas hatten auch Jahrhunderte lang von Dünen und Landzungen auf das wogende Meer geblickt. Sie empfanden aber keine Lockungen, auf den wilden Wogen lustig dahinzustürmen, froh des betäubenden Sturmesbrausens und des kräftigenden Kampfes mit den mächtigen Fluthen. Was hinter der gewaltigen Wasserwüste lag, gelüstete sie nicht zu ergründen. Von keltischem Seewesen ist keine Kunde, kein ausgegrabener Ueberrest auf uns gekommen. Am Frühesten zum fernen Westen Europas vorgedrungen, durfte das Meer dem Wandern der Kelten Halt gebieten und es, entgegengesetzt allem historischen Zug nach dem Westen, rückläufig machen. Von Westen nach Osten, nach Oberitalien und Kleinasien, drängten keltische Völkerschaften zurück, um dort in anderen Völkern aufzugehen. Die Germanen dagegen ließen sich nicht vom Meer zurückschrecken. Der Gegner schien ihnen des Bezwingens werth. Hier konnte ihr tollkühner Wagemuth sich nach Herzenslust austoben. Und schon aus den ältesten Zeiten hören wir von schier unglaublichen Fahrten in gebrechlichen Kähnen über den unermeßlichen, feindlichen Ocean nach Inseln und Erdtheilen, die erst nach Jahrhunderten wieder von seekundigen Culturvölkern mit Hilfe der Wissenschaft entdeckt wurden. Ist es nicht bezeichnend, daß die Schifffahrt dem germanischen Leben auf deutschem Boden eigentlich voranging? Uebers Meer drangen die ersten Germanen vom Norden herab in Deutschland ein. Nur zu Schiff konnten sie von der skandinavischen Halbinsel aus, die sie vom Osten her über Rußland erreicht hatten, nach Deutschland kommen. Das geschah in unvordenklicher vorgeschichtlicher Zeit. Unwiderleglich fest steht die Thatsache der skandinavischen Einwanderung aber. In Funden, Orts- und Stammbezeichnungen hat sie sichere Spuren hinterlassen. Manches deutsche Volk hat seinen Namen aus der nordischen Heimath mitgebracht. Die Geschichtsanfänge mehr als eines germanischen Volkes zeigen uns das nordische Meer von Schiffen der Germanen durchschnitten. Was andere Völker davon abhielt, in die skandinavische Halbinsel einzudringen, die wild zerrissenen, tief eingeschnittenen Felsenküsten, an die nur ein Ortskundiger sich wagen durfte, und die Dürftigkeit des Binnenlandes, das gerade trieb die Anwohner immer hinaus auf das lockende Meer, das wie mit tausend Armen in ihr Land hineingriff. Die Germanen wurden daher das erste seefahrende Volk des Abendlandes und schon zu Beginn des Mittelalters behaupteten sie die Herrschaft auf dem Weltmeere, die noch heute die Nachkommen der alten Angelsachsen ausüben. Die Gefahren der Schifffahrt in den nordischen, stürmischen, nebelreichen Meeren, an den von ewiger Brandung umbrausten Felsgestaden zwischen dem zahllosen Inselgewirr der Scheeren gaben dem Leben zur See das Gepräge der ehrenvollsten Beschäftigung. Wie keine andere führte sie zu Ruhm und Reichthum. In grauer Vorzeit treffen wir daher die Skandinavier und die norddeutschen Küstenanwohner schon kühn und rüstig zur See. Die feste Ahnung, daß jenseits der endlosen Gewässer erst recht eine Welt der Wunder, des Reichthums und der Herrschaft sich eröffne, ließ ihnen keine Ruhe am heimathlichen Strande. Und zur Gewißheit mußte diese Ahnung werden durch Ereignisse wie das oft erzählte von indischen Kaufleuten, die aus ihrem Ocean bis nach Germanien verschlagen wurden. Durch die Behringsstraße also, die sie unfreiwillig entdeckten, und das nördliche Eismeer. Weit in das offene Weltmeer hinaus herrschten mit ihren Flotten die Suionen im schwedischen Upland, die Bluts- und Namensvorfahren der heutigen Schweden, im nordischen Alterthum ein kleines, aber berühmtes Volk. Von Schwedens Küsten aus trugen die Schiffe auch kostbares Pelzwerk an das jenseitige Land. Auf dem Dniepr fuhren Schiffe stromab mit Bernsteinladung von der preußischen Küste. Und wieder andere führten das leuchtende Gold des Meeres in wochenlanger Fahrt über die Ostsee an den Strand Schleswigs. Der Handel hatte diese Schifffahrt aber nicht ins Leben gerufen. Sie bestand schon längst und diente ihm nur gelegentlich nebenbei. Freudiger, öfter und in weitere Ferne wurden kriegerische Fahrten zur See unternommen, die rascher als der Handel zu Ruhm und Reichthum führten. In kühnen Wikingerzügen verheerte man seit dem 8. Jahrhunderte die Nordseeküsten, und ihre Flußmündungen hinauf drang man tief ins Land hinein, ein Schrecken der überfallenen Anwohner in Städten und Ortschaften.

Die Bränder fliegen durch die Luft
Weithin aufs rauchende Land.
Die Eichenwände flammen,
Ganz Fühnen steht in Brand.
Die Dächer und Garben brennen,
Die Nordmänner morden und sengen,

singt Thiodolf von Hvine von der Verwüstung Fünens im Jahre 1043. Ins Mittelmeer zogen die nordischen Seehelden bis nach Miklagaard, wie sie Konstantinopel nannten. Im hohen Norden über das Nordcap bis zur Mündung der Dwina. Sie wurden zu gleicher Zeit Entdecker, wie der Farder, Islands und Amerikas, und Staatengründer: Rußlands, der Normandie, Unteritaliens. Vorbild im Schiffsbau war ihnen kein anderes Volk gewesen. Er ist durchaus ursprünglich und ihnen eigenthümlich. Seit unvordenklicher Zeit bedienten sie sich zur Fluß- und Strandschifffahrt der Einbäume, ausgehöhlter halber Baumstämme, wie sie vielfach in Torfmooren aufgefunden worden sind. Im europäischen Rußland, in Sibirien, in Brasilien, auf den Samoa-Inseln rc. werden sie noch heute angefertigt. Die altgermanischen Einbäume waren bloße Ruderschiffe, ohne Segel. Zur leichteren Fahrt zwischen Klippenengen und zum rascheren Anlanden und Auslaufen waren sie vorn und hinten spitz gebaut,

so daß jedes Ende als Vordertheil dienen konnte. Wollte man mit ihnen im großen Strom oder in der Meeresbrandung fahren, so verstärkte man ihren Bau durch Einklemmung krumm gewachsener Baumstämme nach Art von Rippen, auf die ein oder zwei Plankengänge aufgesetzt wurden. Ein solches Boot hat man in Danzig ausgegraben. Auch diese Art trifft man in manchen Theilen Rußlands und in der Südsee noch in Gebrauch. Von ihrer rohen Aushöhlung führten die Einbäume im Althochdeutschen die mit hohl zusammenhängende Bezeichnung holecha. Aehnlich nannten die Angelsachsen ein Ruderschiff hulce. Eine Hulk oder Holk nennt man heute noch in der Marine ein altes abgetakeltes Schiff, das man zur Ausbildung von Maschinistenrekruten, als Vorrathsraum für Kohlen benutzt. Das altnordische barkr, französisch barque, läßt sich mit börkr, Rinde, zusammenstellen und deutet auf ein noch leichteres, nur aus Rinde gebildetes Boot hin. Kühnheit war eben der ausgeprägte Charakterzug der altgermanischen Schifffahrt. Die Alemannen setzten sogar, als ihnen nach dem vernichtenden Siege des Julian bei Straßburg im Jahre 357 die Schiffe zur rettenden Flucht aus dem Blutbade mangelten, auf ihren großen Schilden über den Rhein, wie die Cimbern einst ähnlich die schneebedeckten Alpenberge hinabgeglitten waren. Angelsächsische Sagen erzählen von einem Sceaf, der als Kind auf einem steuerlosen Schiffe an ihre Küsten getrieben ward. Im Beowulf wird dafür Scild, der Sohn des Sceaf, genannt. Wahrscheinlich haben wir darin eine Hindeutung zu suchen, daß auch er auf einem Schild statt auf einem Schiffe gekommen war. Weil die Einbäume und späteren Schiffe gewöhnlich aus Eichenholz bestanden, heißt in der Edda das Schiff einfach eikja. Die zu beiden Seiten der unteren Weser bis zur Jahde und Elbe hin wohnenden Chauken holten sich die Stämme zu ihren Schiffen aus den benachbarten großen Eichenwaldungen, deren gewaltige Majestät Plinius recht anschaulich schildert, indem er erzählt, daß die Aeste dieser Baumriesen zuweilen so weithin ragten, daß ganze römische Reitergeschwader bequem unter ihrer Wölbung hindurchreiten konnten. In manchen Gegenden wieder zog man Eschenholz zum Bootbau vor. Daher heißt das Schiff im salischen Gesetze ascus, im altnordischen askr und bei den Angelsachsen äsc. Die Schiffe waren aber ungemein fest und mit bewundernswerther Geschicklichkeit gefügt. Das zeigt uns am schönsten das eine, wohlerhaltene der bei Nydam (Neudamm) unweit Düppel in Schleswig in den Jahren 1862 und 1863 im Torfmoore ausgegrabenen Boote, das im Museum Vaterländischer Alterthümer in Kiel aufgestellt ist. Aus Eichenholz, ziemlich 24 Meter lang und in der Mitte 3¼ Meter breit, läßt es bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, besonders in der eigenthümlichen Verbindung der Spanten oder Rippen mit den Planken, die verhältnißmäßig hohe Vollkommenheit des germanischen Schiffbaues im 3. Jahrhundert n. Chr. erkennen. Darnach muß die Culturstufe, die wir gewöhnlich jener Zeit zuerkennen, weit höher angesetzt werden. Meistens faßten die Boote 30 bis 40 Mann. Auch die Bemannung der Schiffe, auf denen die ersten Ansiedler nach Island kamen, pflegten 30 Köpfe stark zu sein. Gelegentlich rüsteten die germanischen Völkerschaften auf ihren Flüssen ganze Kriegsflotten von solchen Booten aus und stellten sich so den Römern entgegen. Das hören wir aus dem Jahre 12 v. Chr. von den Brukterern an der Ems, die mit kühnem Wagemuth die hochbordigen, vortrefflich gebauten und stark bemannten Triremen (Dreirudrer) des siegreichen Drusus Germanicus angriffen, des ersten römischen Feldherrn, der bis zur Nordsee vordrang. Und 70 n. Chr. wagten die Bataver unter Claudius Civilis dasselbe an der Maasmündung. Die ihnen verwandten Kaninefaten, im jetzigen Kennemerlande in Nordholland, griffen die britannische Flotte der Römer furchtlos mit ihren Einbäumen an und versenkten oder erbeuteten den größten Theil der Schiffe. Vielleicht hatten die vor Anker gelegen und waren von ihnen überrascht worden. Ebenso überfiel Civilis dann die römische Rheinflotte. Statt der Segel, die ihren Booten noch fremd waren, wußten sich die Bataver dabei ihrer bunten Mäntelchen zu bedienen. Im ganzen ersten Jahrtausend blieb die germanische Schiffbaukunst sich ziemlich gleich und hielt in der Hauptsache am Typus des Nydamer Bootes fest. In allen nordischen Ländern war diese Bauweise verbreitet. Ein bei Gokstad in Norwegen ausgegrabenes Wikingerfahrzeug mit Mast, von Eiche und in derselben Größe wie das Nydamer, aber dem 8. Jahrhundert entstammend, ist auch auf die Art wie das Nydamer Boot hergestellt worden. Die interessante, äußerst geschickte Zusammenfügung der Spanten und Planken ist die gleiche mittels Basttauwerk oder Lederstreifen. Wasserdicht wurden die Fugen durch Thierhaare oder wollenen Webstoff und eine klebrige, pechartige Substanz gemacht. Die ganze Bauweise war durch den Mangel an Eisen bedingt. Das finden wir nur sehr dürftig an diesen Booten angewendet. Die Nagelung geschah vorwiegend durch starke Holzpflöcke. Die Ruder oder Riemen, ungefähr 15 auf jeder Seite, gewöhnlich 6 Meter lang und aus Eichenholz, zeigen das Blatt doppelt so breit als den Handgriff, also wie die heutigen. Sie waren aber noch nicht wie unsere Ruder am obersten Bordrand durch zwei Pflöcke oder Hörner vor dem Vor- und Rückwärtsgleiten gestützt. Es war jedesmal nur e i n Horn vorhanden. Daran war jedoch ein Ring von Bast oder geflochtenem Leder befestigt, durch den der Rudergriff gesteckt wurde. Die norwegischen Fischer haben an ihren sogenannten Nordlandbooten noch jetzt genau dieselbe Vorrichtung. In einem solchen Ringe hing auch das Steuerruder, das den Rudern ähnlich war, an der rechten Seite hinten. Es war in dem starken Ringe drehbar. Diese seitliche Steuervorrichtung hat sich bis ins 13. Jahrhundert erhalten. Erst dann kam die jetzige auf. Von jener alten rührt der seemännische Ausdruck Steuerbord für die rechte Seite eines Schiffes, von hinten nach vorn gesehen, her. Auch ein dem 9. Jahrhundert angehörendes Wikingerboot, das im Sommer 1880 in der Nähe des norwegischen Seebades Sandefjord in einem Hünengrabe ausgegraben wurde, das im Volksmunde der Königshügel hieß, zeigt den Typus des Nydamer Bootes. Wie die zum Theil kostbaren Reste feiner, mit Gold und Silber durchwirkten Tuchstoffe und kunstvoll mit Blei und vergoldeter Bronze beschlagenen Pferdegeschirres beweisen, die eine ersichtliche, in sehr früher Zeit verübte Beraubung des vergrabenen Bootes hinterlassen hat, war in dem Boote ein Wikingerführer, ein Seekönig, beigesetzt worden. Sicher hatten auch die andern der mit vielen Beigaben gefüllten, ausgegrabenen Schiffe dem gleichen Cultuszweck gedient. Die einfachen Baumschiffe findet man häufig nur sinnbildlich verwendet zur Schifffahrt der Todten in's Jenseits. Wie der gothische Geschichtschreiber Prokop erzählt, glaubte man, daß die Seelen der Verstorbenen von der Nordküste Galliens aus nach einer Insel bei Britannien übergefahren wurden. Diese Vorstellung fand sich noch im 17. Jahrhunderte im deutschen Volke. Daher findet man außer den wirklichen Schiffsgräbern auch Baum- und Steinsärge in Form von Booten. Und die sogen. Schiffsetzungen des Nordens, Steine zur Bezeichnung einer Begräbnißstätte, waren so nebeneinander aufgestellt, daß sie den Umriß eines von oben gesehenen Schiffes bildeten. Bei den Franken, in den Alemannengräbern am Lupfen bei Oberflacht und in einem Grabhügel bei Apenrade fand man solche Särge in Form gehöhlter Bäume, wie sie auch als Schiffe dienten. Noch heute heißt in alemannischen Landen jeder Sarg ein Todtenbaum. Von den Schiffsgräbern im Norden sprechen schon uralte nordische Sagen. Darin nimmt das Todtenschiff oft schauerliche Gestalt an, wie das aus den Nägeln der Todten gefertigte, zur Zeit der Götterdämmerung abfahrende Nagelfari. Die Seegermanen vereinten sogar Schiffbestattung und Leichenverbrennung, diese beiden vornehmen Bestattungsweisen, indem sie die aufgebahrte Leiche, mit Allem, was ihr im Leben lieb gewesen, umgeben, im brennenden Schiff in's offene Meer hinausschwimmen ließen. Eine grausig schöne Erscheinung, die in ihrer modernsten Einkleidung als „fliegender Holländer" in der Phantasie des Volkes haftete. — Die Schiffbaukunst der Germanen erhielt wohl einige Anregung nach der Ankunft der Römer und der Kenntniß ihrer Schiffe. Vorbilder konnten diese ihnen aber nicht sein, da die ganze Bauart ihrer Schiffe wohl dem heiteren Mittelmeer, nicht aber den stürmischen deutschen Meeren entsprach. Die Germanen waren ganz auf sich selbst angewiesen, um die für ihre Gewässer geeignete Form des Rumpfes, Mastes und der Segel zu finden. Die Römer gaben ihnen aber den ersten Impuls zur Ausrüstung seefähiger Fahrzeuge. Und doch hatten sich die Meeranwohner auf ihren früheren Booten schon kühn zu Raub- und Kriegszügen auf das Meer hinausgewagt. Das erste Mal, daß Germanen das offene Meer befuhren, war 45 n. Chr., als die Chauken mit Einbäumen, besetzt mit je 30 Mann, die Küsten Galliens heimsuchten, um von dem reichen und unkriegerischen Volke Beute zu machen. Das war ein seemännisches Wagstück. Aber alle Germanen waren gute Schwimmer, als welche selbst Cäsar sie unverhohlen bewunderte, und die Chauken ein Fischervolk und selbst halb Fische. Zwei Jahre darnach wurden sie unter dem Kaninefaten Gannask mit ihren Seeraubzügen den Römern so gefährlich, daß Corbulo, der Statthalter

Niedergermaniens, die gesammte Rheinflotte gegen ihre „Kähne“, wie Tacitus sagt, aufbieten mußte. Von solchen Raubzügen zur See erzählt die fernere Geschichte bis zum beginnenden Mittelalter genug. Sie dehnen sich zuletzt aus zu gewaltigen Eroberungen der Franken, Sachsen und Normannen. Dabei war das Schiffswesen zum Theil noch schlicht wie einst. Im 5. und 7. Jahrhundert kamen die Sachsen zur Brandschatzung der britannischen Küste noch mit Booten aus Weidengeflecht mit Fellen umnäht und mit Segeln aus Fellen. Sie sind auch, als sie Britannien eroberten, mit drei Schiffen, Ciulen, deren jedes 150 Mann faßte, unter Hengist und Horsa gelandet, wie die Goten von Skandinavien her. Selbstverständlich waren das Holzschiffe. „Auch mit ungünstigem Winde ist der nahende Sachse zu fürchten,“ sagt ein Römer im 4. Jahrhundert. Denn die Germanen waren die Ersten, die bei richtiger Segelstellung auch gegen den Wind zu fahren oder zu laviren verstanden. Erst dadurch waren sie die eigentlichen Begründer oceanischer Schiffahrt geworden. Nach der Edda wurde diese Kunst lange von ihren Erfindern geheim gehalten und erst sehr spät Gemeingut anderer seefahrender Völker. Sachsen und Franken sollen schon Ende des 3. Jahrhunderts durch den Verrath des Carausius sich die höhere Schiffahrtskunde der römischen Vertheidigungsflotte angeeignet haben. Und auch nach einer Sage sind im 6. Jahrhundert die Angeln von Britannien aus, geführt von ihrer jungfräulichen Königin, auf 400 Schiffen gegen die Varner gezogen. Ihre Schiffe waren aber, trotzdem sie einst unter Hengist und Horsa mit Segeln nach Britannien gekommen waren, ohne solche. Aber mehr als 100 000 Krieger saßen darauf und ruderten selbst, da anderes Schiffsvolk nicht mit aufgenommen ward.

Das germanische Seewesen war vom Jahre 500 bis gegen das Jahr 1000 infolge der Völkerwanderung zum Stillstand gekommen, wie ihre ganze Cultur in jener Periode rückläufig geworden war. Die Sachsen, das seetüchtigste Volk des germanischen Alterthums, hatten mit der Eroberung Britanniens den Seegelüsten entsagt und sich in der reicheren Heimath mehr dem Feldbau zugewandt. Erst nach Jahrhunderten, als Dänen und Normannen ihrem Kielwasser folgten und die englischen Küsten mit Feuer und Schwert heimsuchten, besannen sie sich unter König Alfred auf ihre alte, ruhmvolle Kraft und Kühnheit zur See. Sie bauten Flotten und schlugen den Ansturm der Feinde über's Meer zurück. Und fortan behaupteten sie dessen Herrschaft, um bis auf den heutigen Tag die Führung im Seewesen zu übernehmen. Vollkommener aber, als bis dahin ihre Schiffe, waren die der Normannen nach den Eddaschilderungen und dem Sprachschatze ausgerüstet gewesen. Bildliche Darstellungen solcher Schiffe besitzen wir nur zwei. Die eine ist eine der Bronzezeit zugehörige Felsenzeichnung (skandinav. Hällristningar) zu Bosus-Läu in Schweden, die ein stattliches Fahrzeug vorführt. Die andere befindet sich auf der berühmten Leinentapete im Stadtarchiv zu Bayeux in Frankreich. Dieser ziemlich 70 m lange und fast 50 m breite kunstvolle Gobelin, von unschätzbarem Werthe in Bezug auf Trachten und Sitten um 1066, stellt die Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer dar und soll durch dessen Gemahlin Mathilde bis zum Jahre 1070 gestickt worden sein. Die hier dargestellten Schiffe unterscheiden sich nur wenig von den Wikingerbooten. Sie haben Ruder, je einen Mast und ein viereckiges Segel und das Steuerruder zur Seite. Längs der oberen Bordwand hingen, neben einander gereiht, die Schilde der Besatzung. Das war der beste Platz für sie. Sie waren stets zur Hand, erhöhten zugleich den Bordrand und schützten vor dem Spritzwasser. Der Tiefgang der Schiffe war bei ihrem flachen, breiten Boden gering. Befahl ja Wilhelm, um seinem Heere die Möglichkeit zur Flucht abzuschneiden, seinen Seeleuten: Ke le nés fussent despécies (dépécées) — A terre traites et percies — die Schiffe zu vernichten, sie auf das Land zu ziehen und Löcher hineinzuhauen. Aus den Schiffsfunden geht übrigens auch hervor, warum die dicke Eichenplanke, die der Mast durchschneidet, der Fisch genannt wird. In jenen alten Booten ist diese Planke durch einen starken Block ersetzt, der wie ein Fisch geformt ist und in dem der Mast sich aufrichten und niederlegen muß. Oftmals waren die Schiffe von großer Pracht. Harald Haarfagr verehrte dem englischen König Adelsten ein Schiff, dessen Schnabel vergoldet und das inwendig ringsum mit vergoldeten Schilden besetzt war. Auch weiß und rothe Schiffe gab es, prächtig von Gold und Silber funkelnde Drachenköpfe und Schweife und Segel von buntem und gestreiftem Stoff. Drakar und Snakkar, Drachen- und Schlangenschiffe, nennt schon die Edda die Seeschiffe der geschnitzten Drachen- und Schlangenköpfe wegen, mit denen man sie, ein Nachklang an den uralten indogermanischen Drachen- und Schlangencultus, verzierte. Die erwähnten Schiffsfunde zeigen solche schöne Schnitzereien voll künstlerischen Stiles und kraftvollen Lebens. Es sind Bootverzierungen, die jedem heutigen Holzschnitzer Ehre machen würden, vollendeter Kerbschnitt, reich verschlungene Knotenornamente, wie sie dem ganzen altgermanischen Kunstgewerbe eigenthümlich sind. Das berühmte Schiff des Norwegerkönigs Olaf Tryggvason besaß wie Frithjof's ebenso berühmtes Ellida vorn einen Drachenkopf und hinten eine Biegung, von der gleichsam ein geringelter Schweif ausging. Und die Segel glichen, wenn der Wind hineinblies, den Flügeln eines Drachen. Das Drachschiff oder der Drache hieß wohl auch Langschiff oder Langthier wie kleinere Schiffe Schnecken.

Die Germanen beseelten in ihrem tiefen Gemüthsleben ihre ganze Welt. Sie dachten sich auch die Schiffe wie belebte Wesen, wie stolze Thiergestalten, die die Wogen theilen und den Menschen von Land zu Land tragen. Sie bildeten deshalb nicht nur ihre Form durch Verzierungen thierähnlich, sondern gaben ihm auch wie dem klugen, vertrauten Roß Eigennamen. Balder's Schiff hieß Hringhornir, Freyr's Skidbladnir, Osmund's Gnod, Olaf des Heiligen, das vorn ein Königshaupt geschnitzt trug, Karlhofdi. Olaf Tryggvason's herrliches Schiff war nur von seinem Herrn und Gebieter zu lenken, dessen Wink und Sprache es der Sage nach verstand. Nach seinem Tode war es nicht von der Stelle zu bringen. Auch Frithjof's Ellida, ein ererbtes Schiff, verstand menschliche Sprache und die Stimme seines Herrn, der ihm in Gefahr zuruft: Heill, Ellidi! Hlauptu à báru! Ein schöner Zug, den sich Tegnér nicht entgehen ließ. Die altenglische Dichtung vom König Horn erzählt, daß der König sein Schiff, als er ausgestiegen war, anspricht, ihm Urlaub, heimzukehren, giebt und ihm Gruß und Botschaft aufträgt:

> Ship by the flode,
> Have dayes gode!
> Gret hem, that me kenne,
> Gret wel the gode quene
> Godild mi mother!

Am liebsten verglich man aber das Schiff mit dem Pferde. Namen wie Helgakvidha, Singurdarkvidha waren beliebt. Man gebrauchte deshalb auch reiten vom Schiff, und Fingal nennt es im Ossian „den braunen Reiter der Fluth“. Aus der Mundart der Angelsachsen und Nordmänner kann man eingehend die einzelnen Arten der Schiffe und ihre innere Einrichtung kennen lernen. Da hören wir von Kiel, Nachen, Boot, Fähre, Floß, Kahn, Barke, Zülle, Weidling, Schuite (von schießen?) und Prahm. Vom Steuer, Steuerbord und Backbord. Vom Mast oder Segelbaum, der Segelrute oder Rå, dem Segel, Ruder oder Schaltbaum, denn der Einschnitt für das Ruder hieß Schalt, der Ruderbank, dem Senkelstein (althochdeutsch senkil), wie man den Anker nannte, und dem Ziehseil oder der Leine. Für eine Versammlung mehrerer Schiffe vernehmen wir schon den Namen Flotte, altnordisch floti. Geben all' diese Namen nicht ein belebtes Bild des altgermanischen Seelebens? Maste wurden selbst in den Steinsetzungen der Gräber nachgebildet. Da ziemte schon allein um des geliebten Schiffes willen zum Schutz gegen Stürme der Segensspruch eingegrabener Runen, den die Edda lehrt. Auf diesen Götterschutz, seine Manneskraft und die mitgenommenen, durch ihren landspähenden Ausflug den Compaß ersetzenden Raben vertrauend, scheute der Germane die offene See nicht. Besonders zwei Beispiele aus der germanischen Schiffahrtsgeschichte zeigen nicht nur Vaterlands- und Freiheitsliebe, sondern auch wahre Tollkühnheit zur See, Thaten, die heute die ganze Welt in starres Staunen versetzen würden. Eine Cohorte Usipier, deren Heimath die Sieg- und Lahngegend war, stand an der Westküste Britanniens um das Jahr 80 in einer vereinzelten Garnison. Aus deutschem Binnenlande von den Römern als Rekruten nach der britischen Insel verschleppt, bekamen sie Heimweh, erschlugen ihren Hauptmann und seine Leute und bestiegen drei Schiffe, deren Steuermänner sie mit Gewalt herbeizogen. Einer mußte das Ruder führen. Denn die beiden Anderen hatten sie als verdächtig getödtet. So fuhren sie, noch ehe das Gerücht von der Sache sich verbreitete, wie eine Wundererscheinung an der Küste hin. Um sich Wasser nnd Lebensmittel zu verschaffen, kamen sie mit den Britannen oft in Gefechte. Theils siegreich, theils geschlagen kamen sie zuletzt in solche Noth, daß sie die Schwächsten unter sich und später die, die das Loos

traf, verzehrten. Sie umsegelten Britannien, verloren ihre Schiffe aus Unkunde in der Führung und wurden, weil man sie für Seeräuber hielt, zuerst von den Sueven, dann von den Friesen festgenommen. Einige von ihnen, als Sklaven verkauft, gingen von Hand zu Hand, bis sie auf das linke, römische Rheinufer kamen, wo die Erzählung ihres großen und denkwürdigen Abenteuers gewaltiges Aufsehen erregte. Noch abenteuerlicher und verwegener war Das, was sich zwei Jahrhunderte später zutrug. Da hatte Kaiser Probus eine Anzahl Franken (nach Anderen Gepiden oder Vandalen) nach Thracien versetzt. Auch sie bemächtigten sich, um in ihre Heimath zurückzukehren, einiger Schiffe. Vorbeifahrend verheerten sie die Ufer Griechenlands und Asiens, plünderten Syrakus, versuchten es auch in Afrika, durchschifften die Meerenge von Gibraltar und erreichten wirklich ohne allen Schaden zuletzt ihr Vaterland. Diese Franken und wieder anderthalb Jahrhundert später die Vandalen, deren Flotten über dasselbe Mittelmeer Krieg und Sieg von Spanien nach Afrika, von Afrika nach Rom trugen und zwischen Karthago und Sicilien und Sardinien und Corsika und den Balearen die verbindende Kette einer weit ausgedehnten Herrschaft bildeten, dann die Bataver, die Chauken, Sachsen, Angeln, Suionen — sie alle beweisen die angeborene und vorbestimmte Doppellebigkeit der see- und kriegsfrohen Germanen. Alles, was die Vorzeit von ihnen erzählt, ist wie ein Vorspiel Dessen, was von ihren Enkeln zu erzählen ist: den Normannen, die eine ruhelose, freudige Lust an Wanderabenteuern, an Krieg und Beute und Eroberung zu einem glänzenden Königthum am Mittelmeer und schon im 9. Jahrhundert nach Amerika geführt hat; von den Hauptstädten an Nord- und Ostsee; von den Niederländern, die im Kriegs- und Handelsglück der großen Hansa gefolgt sind in alle Welt, und von den Engländern endlich, den Nachkommen jener Angelsachsen, die furchtlos über das wilde Meer stürmten auf vierhundert Schiffen, 100000 streitbare Männer auf einmal, voran ihre Königin.

Aber nicht die Nachbarschaft des Meeres allein ist es, die die Germanen zu den tüchtigsten Seefahrern machte. Eine höhere Fügung ließ die Seeschiffahrt Europas aus dem Meerbusen und dem Binnenmeer des Nordostens hervorgehen, damit der germanische Stamm auch hierdurch der herrschende eines neuen Weltalters würde. Was immer die romanischen Völker durch Entdeckung, Eroberung und Handel auch Großes zur See geleistet, sie konnten es nur als Zöglinge der Germanen. Das bezeugt ihre Sprache, die Alles, was zur Seeschiffahrt gehört, selbst die Himmelsgegenden, mit germanischen Worten benennen muß. Laßt uns darum der vorigen Zeiten gedenken und die altgermanische Seelust freudiger wieder in uns emporbrausen zum Heile Deutschlands, zum starken Schutze seiner Größe!

Bücherbesprechung.

— Probleme und Charakterköpfe. Studien zur Literatur unserer Zeit. Von Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Mit zehn Porträts. Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. 1898. — Der Verfasser dieser in stilistischer Hinsicht durchaus rühmenswerthen Schrift stellt sich auf einen religiösen Boden; doch geschieht dies ohne alle Ausdringlichkeit; man muß schon näher hinsehen, um die Grundlage zu erkennen, auf welcher er seine kritischen Untersuchungen aufbaut. Daß seine Kritik vorzugsweise den Autoren der modernen Richtung gilt und neben diesen nur Richard Voß und einige deutsche Hauspoeten wie Dahn, Ebers und Riehl besprochen werden, darüber kann man sich heutigentags nicht wundern. Die Kathedervorlesungen, die Monographien, die Commentare bevorzugen die jüngsten Dichter und man mag dagegen nichts einwenden, solange es sich um die wirklichen Talente unter ihnen handelt; doch auch die dei minimarum gentium werden oft auf den Schild gehoben, wenn sie nur unter dem Banner jener Richtung mitkämpfen. Dem Verfasser des vorliegenden Werkes kann man freilich diesen Vorwurf nicht machen; er behandelt in erster Linie die „führenden Geister", einen Nietzsche, Ibsen und Tolstoi, daneben auch einen Guy de Maupassant, und obschon er keine gebundene Marschroute verfolgt, so vermissen wir doch Zola, der neben Ibsen und Tolstoi jedenfalls als der Dritte im Bunde jener Großmeister steht, von denen der Anstoß für die literarische Bewegung des deutschen Naturalismus ausging. Guy de Maupassant ist doch mehr ein Nebenschößling. Grotthuß erklärt ihn freilich für einen Classiker der Weltliteratur, der auf ein paar Blättern Meisterwerke schafft, durch dessen Schöpfungen man wie durch Glas sieht. Doch werden ihm tiefer Pessimismus, skeptische Menschenverachtung und irrlichterirende Freigeisterei zum Vorwurf gemacht. Das Bild Nietzsche's ist in seinen Grundzügen sehr gut getroffen, es ist ein geistreiches Porträt. Der Verfasser stellt sich ganz auf den Standpunkt der von Nietzsche geächteten Sklavenmoral. Er sieht in seinem lyrisch empfundenen Herrenmenschenthum den Ausdruck eines abnormen Seelenzustandes; es war für Nietzsche persönlich ein Erholungsbad, ein phantastischer übermenschlicher Gipfel, auf dessen ätherische Höhen er aus trüber Wirklichkeit flüchtete. „Wir aber, die er vor eine neue Weltanschauung gestellt hat, denen er allen Ernstes die Anerkennung dieser Weltanschauung als einer solchen zumuthet, wir empfinden Grauen und Entsetzen bei dem Gedanken, daß diese Ausgeburten eines genialen, aber zerrütteten Hirns Schule machen konnten. Wird hier ein edler Geist zerstört, so muß andererseits auf das Entschiedenste dagegen Front gemacht werden, daß minder edle Geister sich der neuen Herrenmoral bemächtigen, um mit dem Feigenblatte einer philosophischen Autorität ihre Nacktheit zu verhüllen. Eine rechte und schlechte Philosophie der bewußten Gemeinheit, die hätte uns ja gerade noch gefehlt." Dagegen hebt Grotthuß rühmend hervor, daß Nietzsche „die große, leider aber immer wieder vergessene aristokratische Wahrheit von der Ungleichheit der Menschen auf ihr hohes Postament gestellt, auf die Tagesordnung der Zeitdebatte gesetzt hat", und daß neben diesem positiven Verdienst Nietzsche's als das negative anzuerkennen sei, „die unfreiwillige Bekräftigung unserer Moral, der seine Angriffe eine noch nie dagewesene Gelegenheit geboten haben, ihre unerschütterliche Wurzelfestigkeit zu beweisen". Was Ibsen betrifft, so übt Grotthuß an vielen seiner Dramen eine scharfe Kritik. Manche Bemerkung, die sich an einzelne Charaktere und dramatische Erfindungen knüpft, läßt sich verallgemeinern und auf den ganzen Dramatiker Ibsen anwenden; es handelt sich meistens bei ihm nicht um das, was erfahren und erschaut ist, sondern was herausgeklügelt werden könnte, wenn die Menschen Rechenmaschinen wären, um etwas Ergrübeltes und Errechnetes. Die Hedda Gabler im gleichnamigen Stück sei fast eine fixe Idee. Von Menschlichkeit sei wenig an ihr zu spüren. Den Symbolismus in „Baumeister Solneß" kritisirt er scharf. Daß eine Frau oder ein Mädchen den Gegenstand ihrer Liebe möglichst „hochstehend" sehen möchte, ist an sich sehr erklärlich. Wenn sich aber dieser Wunsch auf die räumliche Höhe bezieht, auf die Höhe einer Thurmspitze, so wird die Symbolik einfach lächerlich. In „Klein-Eyolf" findet der Kritiker viel Gemüthsstoff, in „Nora" insoweit tiefen sittlichen Gehalt, als die Ehe der Heldin als eine Entwürdigung erscheint, ein achtjähriges Zusammenleben und Getändel, wo sie selbst nur ein Spielzeug war. Doch der Schluß bringe keine Lösung, sondern eine neue Verwirrung und mit Recht wird die aus dem Hause fortlaufende Gattin der schärfsten Beurtheilung unterzogen. Ueber Gerhart Hauptmann wird viel Treffendes gesagt, die Anerkennung auf das rechte Maß zurückgeführt. Vor Allem wird ihm der Humor abgesprochen. Von der „Versunkenen Glocke" heißt es, sie sei das Werk eines echten, namentlich nach der lyrischen und formalen Seite hochbegabten Dichters, doch es sei unsäglich albern, sie neben Goethe's „Faust" zu stellen; in einer einzigen Scene des „Faust" seien zehnmal mehr Gedanken als in der ganzen „Versunkenen Glocke". Von Sudermann's Werken wird „Sodoms Ende" besonders eingehend und mit Vorliebe behandelt; über die Magda in der „Heimath" wird strenges Gericht gehalten. Sehr nachdrücklich wird auf den Zusammenhang zwischen Sudermann's Dramen und Nietzsche's Philosophie hingewiesen. „Regine im „Katzensteig", Willy Janikow in „Sodom's Ende", Magda in der „Heimath", Leo Sallenthin in „Es war", Kurt v. Räcknitz im „Glück im Winkel", sie alle und noch andere mehr sind mit einem und zum Theil mehr als einem Tropfen Zarathustra-Oels gesalbt." Manche neue Gesichtspunkte finden sich in allen diesen Essays; auch über das erotische Problem in der Literatur, über Publicum, Literatur und Poesie, über die moderne deutsche Lyrik ist manches Treffende gesagt; freilich verdient Vieles eine eingeschränkte Zustimmung, wie das übertriebene Lob, das einem frischen Lyriker wie Detlev v. Liliencron gespendet wird, dessen schönes Talent doch durch eine oft saloppe Form um den höchsten künstlerischen Preis gebracht wird.

R. v. G.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 16. Dienstag, den 8. Februar, Abends. 1898.

P. prim. Joh. Gottfried Lessing, der Vater des Dichters Lessing.

Von Th. Munde.

> Welche Lobsprüche würde ich ihm nicht beilegen, wenn er nicht mein Vater wäre. (Lessing an den Orientalisten Michaelis

Es hat für den Geistlichen einen eigenthümlichen Reiz, das Pfarrarchiv durchzuforschen und in den vergilbten, wurmzerfressenen Zeugen vergangener Zeiten und Zustände seiner Gemeinde zu lesen, sonderlich, wenn sie berichten von Gottesthaten und Gottesmännern, die vergessen wurden und doch werth sind, der Vergessenheit entrissen zu werden. Wie lernt man da doch seine Gemeinde in ihren alten, festgewurzelten Traditionen und Eigenthümlichkeiten erst recht verstehen, zumal, wenn man von ferne her, von anderer Gegend und Sitte her, gerufen wurde. Manche Mißverständnisse, Enttäuschungen, Kämpfe werden einem erspart, wenn man aus der Erfahrung der Alten gelernt hat, wie gerade dieser Menschenschlag in dieser Gemeinde zu beurtheilen und zu behandeln sei. Der berühmteste Mann der Kamenzer Gemeinde ist der Dichter Gotthold Ephraim Lessing; der Kamenzer ist stolz auf diesen Großen, mit dessen weltbekanntem Namen der Name seiner Heimath so eng verknüpft ist. Und doch spielt das Leben Lessing's sich in der Hauptsache nicht in Kamenz ab. Abgesehen von seiner frühen Jugend ist er später wenig nach Kamenz gekommen, nur dann und wann, um seine Lieben zu besuchen, später, um seinen schwergeprüften und tiefgebeugten Vater zu trösten und ihm zu helfen, so gut er eben helfen konnte. Der Sohn ist hochgekommen in der Welt und überall genannt und bekannt, der Vater ist vergessen und doch hat Kamenz, hat Sachsenland wohl kaum einen treueren, aufopfernderen, ernsteren und eifrigeren Geistlichen gehabt, wie er denn auch seiner Zeit auf dem Gebiete theologischer Literatur und Kämpfe einen guten Namen hatte.

Johann Gottfried Lessing, zur Zeit der Geburt seines großen Sohnes Archidiaconus, später Pastor Primarius an der Hauptkirche zu Kamenz, war am 24. November 1693 als drittes Kind des damaligen Rathsherrn und nachherigen Bürgermeisters in Kamenz, Theophilus Lessing, und der Anna Dorothea, Tochter des regierenden Bürgermeisters Hillmann, geboren. Er hatte noch sechs Geschwister; alle ihre Rufnamen sind mit Gott oder Erde zusammengesetzt. Es war eine überaus fromme, strenggläubige, bei der Bürgerschaft in großem Ansehen stehende Familie. Joh. Gottfried zeigte als Knabe schon eine sehr gute Begabung, hatte ein starkes Gedächtniß und einen großen Hang zur Geschichte. Geschichtliche Bücher, die er in seines Vaters oder der Schulbücherei fand, verschlang er förmlich. Nachdem er die Lateinschule in Görlitz absolvirt hatte, bezog er die Universität Wittenberg. Hier war es besonders die Geschichte der Reformation, die ihn anzog, und er ward ein streng lutherischer Eiferer gegen das Papstthum. Auch mit französischen und englischen Theologen beschäftigte er sich viel. 1712 ward er Magister; als Respondens Planeri vertheidigte er novam sententiam de affectibus. (1713 respondirte er unter Mag. C. A. Hausen de Hierosolymis aureis und de vaticinio Caiphae, 1714 unter Prof. Martin Hassen, von dem er auch das Englisch lernte, de non commutando Sexus habitu, ad illustrandum locum Deut. XXII, 5. 1717 verfaßte er 26 Thesen: vindiciae Reformationis Lutheranae a nonnullis praejudiciis.) Bei aller wissenschaftlichen Arbeit und Regsamkeit stand ihm aber doch die gläubige Gesinnung des Herzens höher als alle Wissenschaft. Er wäre zunächst am liebsten Docent geworden. Als aber 1717 in Kamenz eine 4. geistliche Stelle geschaffen und ihm angeboten wurde, sah er darin Gottes Ruf und ward Katechet und Mittwochsprediger in Kamenz. Mit voller Seele und rührendem Eifer wollte er durch Wort und That in seiner Vaterstadt ein religiöses Leben als Frucht der reinen Lehre fördern. 1719 gab er seiner Gemeinde in der schweren Theuerung eine von ihm verfaßte Hausandacht gedruckt in die Hände: 1 Gebet und 4 Lieder. Im alten Kamenzer Gesangbuch von 1750 stehen die Lieder (Nr. 307, 309, 310 und 313). Eins derselben sei hier angeführt:

1. Mein lieber Gott soll walten,
Er hat nun Haus gehalten
Von Anbeginn der Welt,
Er hat bisher bescheeret,
Was Leib und Seel ernähret,
Da er sein Regiment bestellt.

2. Er ist mein treuer Vater,
Mein Helfer und Berather,
Der Alles wohl gemacht;
Sein Sorgen und Versorgen
Umfängt mich alle Morgen,
Wenn sich der Mangel an mich macht.

3. Was ich vonnöthen habe,
Find ich bei ihm zur Gabe,
Ich brauche Trank und Brod,
Auch Kleidung und dergleichen,
Das wird er mir schon reichen,
Es sei gleich übergroße Noth.

4. Gehts gleich anjetzo spärlich,
Und siehets auch gefährlich,
Ja gar unmöglich aus;
So will ich mich nicht grämen,
Wo etwas herzunehmen,
Er führets dennoch herrlich naus.

5. Was kann er nicht erweisen,
5000 Männer speisen,
Wo nur fünf Brode sein;
Drum soll mich dieses lehren,
Daß auch was Wenigs nähren
Und uns wohl Allen mag gedeihn.

6. Andreas hat gefehlet,
Philippus falsch gezählet,
Sie rechnen wie ein Kind;
Mein Jesus kann addiren
Und kann multipliciren
Auch da, wo lauter Nullen sind.

7. Auf ihn soll mein Vertrauen
Von ganzem Herzen bauen,
Ich weiß, es fehlt mir nicht;
Er wird mir Alles geben,
An Seele, Leib und Leben,
Was mir sein wahres Wort verspricht.

8. Solang er nicht wird sterben,
Werd ich auch nicht verderben,
Ich sei auch, wo ich sei;
Der Glaube kann nicht trügen,
Die Hoffnung wird noch siegen,
Ich bleibe Gott, er mir getreu.

Hoher dichterischer Schwung war ihm freilich nicht gegeben, etwas nüchtern klingen seine Verse, aber sie geben Zeugniß von seiner innigen Frömmigkeit und treuen, seelsorgerlichen Gesinnung. 1720 schrieb er (s. 42. Exped. des geschäftigen Secret. von 1720 Seite 594—598) „Allgemeine Anmerkungen bei Beurtheilung der Besessenen, Gespenster, Zauberei und Hexerei“ gegen Thomasius; er vertritt in dieser Schrift einen Standpunkt, den sein Sohn später entschieden bekämpfte. 1724 gab er ein Büchlein heraus „über die Mängel der meisten

katechetischen Bücher; die rechte Gestalt vom Anfang des christlichen Glaubens und Lebens". Dasselbe fand damals viel Anerkennung und rühmende Empfehlung. Im selben Jahre wurde er Archidiaconus und vermählte sich mit Justina Salome, Tochter des damaligen P. prim. von Kamenz, Mag. Feller. Sein erstgeborenes Söhnlein starb ihm bald wieder. Die älteste in der später so zahlreichen Kinderschaar war die 1727 geborene Dorothea Salome. Neben der gewissenhaften Führung seines heiligen Amtes suchte der Archidiaconus auch in weiteren Kreisen für ein strenges christliches Leben und wahre Erbauung zu wirken. So schrieb er in der Folge: „Von der Zurückweisung unwürdiger Sünder vom Gebrauch des hl. Abendmahles", „Von den Mängeln der gewöhnlichen Communionbücher", „Von der Wiedergeburt und dem göttlichen Gericht der Verstockung", und erklärte sich für „das unbenommene Recht der Kinderzucht" (1725). Superville's „Geistliche Betrachtungen von dem würdigen Gebrauche des hl. Abendmahls" und des englischen Erzbischofs Tillotson „Predigten von den vornehmsten Wahrheiten zur Erkenntniß und Ausbreitung des thätigen Christenthums" übersetzte er ins Deutsche (1726). Ostern 1727 feierte er das 200. Gedächtniß des Tages, an dem in Kamenz die erste evangelische Predigt gehalten wurde, und lieferte dazu eine kurze Reformationsgeschichte und den Entwurf einer ausführlichen Geschichte von Kamenz, die aber nicht zur Ausführung gekommen ist. In allen seinen literarischen Arbeiten war er sehr gründlich. 1730 begrüßte er das Jubelfest der Augsburgischen Confession durch ein „Historisches Religionsgespräch von der Geschichte der Uebergabe der Augsburgischen Confession", und in einer besonderen Schrift veröffentlichte er noch „Gedanken einer jährlichen öffentlichen Gedächtnißfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession" (1731). Die Bekämpfung des Papstthums durch Tillotson zog ihn sehr an, und er übersetzte dessen sich streng an die Sache haltenden Streitschriften. Sein Sohn lobt ihn später besonders deshalb. Dabei sprach er den Grundsatz aus, daß man bei Streitfragen nur wesentliche Punkte ins Auge fassen und nicht in Kleinlichkeit und persönliche Verunglimpfung des Gegners verfallen dürfe. Noch eine Abhandlung von ihm sei erwähnt, die den absonderlichen Titel trägt: „Von den bittern und grimmigen Männern als subtilen Weibermördern". Am 22. Januar 1729 wurde Gotthold Ephraim geboren und am 24. d. M. getauft. Wenn man am Sohn gelobt hat: seinen ausdauernden Ernst, seine unermüdliche Thätigkeit, reges Streben nach geistiger und sittlicher Ausbildung, reines Wohlwollen, milde Freigebigkeit, so hat er das von seinem Vater geerbt. Gotthold Ephraim äußerte sich nachher über seinen Vater: er war ein herzensguter, gegen Arme äußerst wohlthätiger Mann, der sein Glück in seinem heiligen Berufe, seiner Wissenschaft und im Kreise seiner Familie fand, eine durchaus ehrenhafte, in sich vollendete Persönlichkeit. Der einzige Fehler, gegen den er, oft vergeblich, ankämpfte, war seine Reizbarkeit. Wo er den Glauben, das christliche Leben, die Wahrheit, das Recht, oder auch seine Würde verletzt sah, konnte er in heftige, leidenschaftliche Aufwallung gerathen. Gotthold hat ihm nach seinem Tode einen warmen, dankbaren Nachruf gewidmet: „Du warst so ein guter Mann, und zugleich ein so hitziger Mann. Wie oft hast Du mir es selbst geklagt, mit einer männlichen Thräne im Auge geklagt, daß Du so leicht Dich erregtest, so leicht in der Hitze Dich übereiltest. Wie oft sagtest Du zu mir: Gotthold, ich bitte Dich, nimm Dir ein Exempel an mir, sei auf Deiner Hut. Denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch in Dir gebessert haben." Diese „Irascibilität", die ihn erfaßte, meist nur in heiligem Eifer, schadete ihm noch sehr, trübte auch sein Familienglück und brachte ihn später sogar um sein Ansehen und in große Noth. Seine Gattin, die es nicht verstand, ihn, wenn er aufgeregt war, zu beruhigen, war sonst eine treue Seele, die, so viel sie konnte, alles Unangenehme von ihm fernzuhalten suchte. Mit ihrem Manne zusammen erzog sie ihre Kinderschaar in der Furcht des Herrn. Sie strebten Beide darnach, in ihrem Familienleben der Gemeinde ein Vorbild zu geben. Sobald die Kinder sprechen konnten, wurden sie zum Beten angeleitet. Es war ein gemüthliches, patriarchalisches Leben, in welchem die Hausandacht den täglichen Höhepunkt bildete. Viel wurde gesungen und gelernt, lesen lernten die Kleinen im Katechismus und der Bibel. „Schon im 5. Jahre," bekennt Gotthold Ephraim, „war ich darin zu Hause". 1734 wurde Joh. Gottfried Lessing Pastor Primarius. Von da an schrieb er wenig mehr in Zeitschriften, doch seine Privatstudien trieb er nur noch intensiver. Die meiste Zeit, wenn ihn Amt und Familie freiließen, saß er am Schreibpult unter den Büchern, auf die er vielleicht mehr als billig verwandte. Daneben stand er in regem Briefwechsel mit dem als Kanzelredner und Kirchenhistoriker berühmten Mosheim, mit Marperger u. A. Seinen Söhnen gab er den ersten Unterricht, dann schickte er sie in die Kamenzer Lateinschule. Er hatte selber durch seine Befürwortung einem jungen, erst 25jährigen Gelehrten die Rectorstelle verschafft und glaubte, den rechten Mann gefunden zu haben. Heinitz, so hieß derselbe, huldigte aber einer freieren Richtung und hat in das leicht empfängliche Herz des jungen Gotthold die Keime für seine späteren Anschauungen gepflanzt, sehr zum Schmerz des Vaters, der bald in bittere Feindschaft mit Heinitz gerieth, zumal als dieser 1740 eine Schrift: „Die Schaubühne als Schule der Beredtsamkeit" herausgab. In heiligem Zorneseifer predigte der Primarius gegen den jungen Rector, was aber keinen andern Erfolg hatte, als daß ein älterer Schüler, Christlob Mylius, der später noch in Gotthold's Leben eine Rolle spielte, ein scharfes Spottgedicht verfertigte und verbreitete. 1739 entstand Streit zwischen Rath und Bürgerschaft wegen der Stadtverwaltung. Der Primarius stellte sich entschieden auf die Seite der letzteren und polemisirte öffentlich so stark, daß er von oben her zu größerer Verträglichkeit gemahnt wurde. Es kamen schwere Zeiten, auch daheim im Sohne. Gotthold machte durch seine Richtung seinen Eltern vielen Schmerz. In großer Sorge um sein leibliches und sein Seelenheil ließen sie ihn im Winter 1748 aus Leipzig nach Kamenz kommen, indem sie eine schwere Erkrankung der Mutter vorgaben. In der That war ihre Krankheit nur die größte Herzensangst, in welche sie der Bericht eines Kamenzer Fabrikanten versetzt hatte, der in Leipzig zur Messe gewesen war und ihres Sohnes Leben und Treiben schilderte als das eines ganz verlorenen Sohnes. Der Vater zürnte erst sehr, später aber wurde das Verhältniß zum Sohne besser und blieb bis zuletzt ein herzliches. Dagegen war der Jüngste, Erdmann, ein wirklich verlorener Sohn. Er war mit den durchziehenden Soldaten davongelaufen und starb als Officiersbursche in Warschau. Zu diesem Herzeleid kamen Schulden infolge mehrmaliger Theuerung durch Kriegsunruhen und Verlust an dem schlechten Gelde. Vor Allem aber verminderte sich das Einkommen der geistlichen Stelle durch das schonungslose Auftreten des Primarius Lessing gegen die in den schaurigen Zeiten des 30jährigen Krieges auch in Kamenz um sich greifende Sittenlosigkeit und gewissenlose Verwaltung. In seiner Bedrängniß wandte sich der Vater manchmal an Gotthold um Geld. So gut er konnte half dieser auch. Neue Schwierigkeiten traten 1764 hinzu. Einem lebenslustigen Feldprediger Namens Schlönbach, der in Kamenz in Quartier lag und sich bei den Bürgern beliebt zu machen wußte, wurde vom Rathe die Vertretung des erkrankten Archidiaconus Neumann übertragen. Lessing durchschaute sofort den Mann und trat ihm von vornherein scharf entgegen. Die Verständigsten und Redlichsten im Rathe und in der Bürgerschaft (leider waren es aber nur wenige) richteten eine Beschwerde gegen die Anstellung dieses Vicars an die Oberbehörde. Man legte diesen Schritt von seiten der erregten gegnerischen Bürger und Rathsherren dem Primarius zur Last, als wolle er Schlönbach verdrängen und seinen zweiten Sohn Gottfried ins Amt bringen. Und man hatte leider nur zu gute Waffen in der Hand, ihn schwer zu schädigen. Zu den Festen und Beichten pflegten die Gemeindeglieder für die Geistlichen zu opfern. Jetzt kam nun fast Niemand mehr zum Primarius, und er war fast ausschließlich auf seinen geringen festen Gehalt angewiesen. Ja, seine Gläubiger in der Gemeinde waren boshaft genug, gerade in seiner verzweifeltsten Situation auf Bezahlung zu dringen. Sie belegten schließlich sein Einkommen mit Arrest. Da, gerade in der höchsten Bedrängniß, ward Schlönbach als ein Heuchler und ganz liederlicher Mensch entlarvt. Lessing athmete auf. Doch hatte er den Bürgermeister Püschel und den Stadtschreiber Buddäus zu sehr in der Sache beleidigt. Sie blieben auch nach Schlönbach's erfolgter Amtsentsetzung seine bitteren Gegner, die ihn zu kränken nicht aufhörten, bis er schließlich eine Klage gegen sie beim Oberconsistorium einreichte. An seinem 75. Geburtstage hatte der Primarius dem Gotthold geschrieben, daß er zu Neujahr sein 50. Amtsjubiläum mit einer Dankpredigt zu feiern hoffe. Kurz vor dieser Feier hatte der Rath die Bewerbung seines Sohnes Theophilus um die erledigte Katechetenstelle abgelehnt. Die Anstellung desselben wäre den in seinem Amte ergrauten Manne nach so manchen Leiden ein letzter Trost gewesen. Gotthold schrieb ihm damals: Leider sei er nicht im Stande, dem Vater sein Alter ebenso bequem und

angenehm zu machen, als Gott es ihm ruhig und gesund gemacht. Dabei müsse er fürchten, daß in Kamenz an seinem Ehrentage wenige aufrichtig Antheil nehmen werden. Noch in seinem 74. Jahre schriebt der Primarius seine „Gedanken über die Vorurtheile gegen die Reformation“ nieder, wobei er u. A. beklagte, daß „der um sich fressende Unglaube sich auf den Thron des Aberglaubens gesetzt habe“. Seine Noth dauerte bis an sein Ende. Am 22. August 1770 starb er. Gotthold schrieb auf die Todeskunde sofort an seinen Bruder Theophilus, daß Mutter und Schwester (welch letztere unverehelicht geblieben war) auf seine äußerste Unterstützung rechnen sollten. Theophilus hatte ihm die Befürchtung nicht verhehlt, daß die erbitterten Kamenzer es zu dem Leichenbegängniß an allen in solchem Falle gangbaren Ehrenbezeugungen fehlen lassen würden*), und ihm zur Durchsicht einen Lebenslauf des Vaters gesandt mit der Bitte, den treuen verdienten Heimgegangenen zu besingen. Gotthold schien solch ein von der Kanzel verlesener Lebenslauf ebenso wie eine Ode auf den Vater viel zu wenig, statt dessen wollte er ihm lieber zu geeigneter Zeit ein seiner würdiges, dauerndes Ehrendenkmal errichten (wahrscheinlich eine ausführliche Biographie, zu der er aber nicht gekommen ist). Ein schönes Wort von ihm an die verwittwete Mutter, welches uns den Geist und die Erziehung des Lessing'schen Hauses zeigt, sei hier nicht unerwähnt: „Die beste Ehre, die wir unserm verstorbenen Vater erzeigen können, ist, daß wir Sie (die Mutter) um so viel mehr lieben und so sehr, als es möglich ist, unterstützen. Beides dieses gelobe ich Ihnen hiermit aus ganzem Herzen.“ Eine Abbildung des Primarius Lessing hat sich nicht erhalten. Die Reihe der Bilder der Kamenzer Pfarrer, die früher in der Hauptkirche hingen, (jetzt zum Theil im Berathungszimmer des Kirchenvorstands im Primariat), schließt mit seinem Vorgänger und Schwiegervater Feller. Von der Mutter, welche am 7. März 1777 ihrem Gatten im Tode nachfolgte, in bitterer Noth ringend bis an ihr Ende, bemerkt ihr Sohn gelegentlich, daß sie herzlich gut und rechtschaffen gegen ihren Gatten war. Umsicht, Aufopferung, rastlose Liebe zeichneten sie aus. Daneben fehlte es ihr nicht an der äußeren Würde, und wenn sie auch nur eine beschränkte Bildung besaß, so war ihr doch ein klarer Blick in die Verhältnisse des Lebens gegeben. Ihr berühmter Sohn soll von ihr die scharfe Beobachtungsgabe und den treffenden Witz geerbt haben. Auch von ihr existirt keine Abbildung. Das Bild ihres Vaters aber zeigt große Aehnlichkeit mit Gotthold Ephraim. Auch zu ihrem Tode haben wir einige Zeilen aus einem Briefe Gotthold's an seine vereinsamte Schwester. „Die beste Art, über sie zu klagen, ist, glaube ich, dich nicht zu vergessen, die du ihr die letzten Jahre ihres Lebens so erträglich gemacht hast, indem du dich für uns alle deiner Pflicht aufgeopfert.“ Die herzliche Liebe der Geschwister Lessing unter einander, die Pietät auch des beinahe verstoßenen Gotthold gegen die Eltern bis an ihren Tod, sowie dessen Ehrfurcht vor seines Vaters wissenschaftlicher und amtlicher Thätigkeit, Treue und Hingabe an seinen Beruf trotz herber Enttäuschungen und bitterer Erfahrungen, geben zu dem übrigen Berichteten uns die Gewißheit, daß Lessing, der Vater, wohl einer der bedeutendsten und treuesten Geistlichen von Kamenz, ja unseres ganzen Vaterlandes gewesen ist, wenn er auch seiner Zeit, und vielleicht nicht ganz ohne seine Schuld, durch seinen heftigen und leidenschaftlichen, obschon heiligen Eifer, verkannt wurde. Daß das Gedächtniß dieses getreuen Arbeiters im Weinberge des Herrn nicht ganz vergessen werde, dazu möchte das Vorstehende ein Wenig beitragen.

*) Vgl. jedoch die Begräbnißnotiz im Kirchenbuch: Den 26 Aug. 1770 tit. Hr. M. Joh. Gottfr. Lessing, treuverdienter Pastor primarius und Senior hiesiges Ministerii, ein Jubelpriester, nachdem er den 21. nachts um 2 Uhr an einem Stick- und Schlagfluß im 77. Jahre seines ruhmvollen Alters selig gestorben, und 53 Jahre der hiesigen Gemeine treulich gedient, als ist derselbe mit Prozession den 11. Sonntag n. Trin. nachm. um 3 Uhr mit der ganzen Schule auf dem Pfarrkirchhofe begraben. Demselben sind 4 Tage vorher von 11—12 Uhr 3 Puls, und beim Begräbniß 4 Puls, zusammen 16 Puls gelauten worden. In der Kirche wurde er unter den großen Leuchter gesetzt, auch von den 4 großen Handwerken durch 16 Träger getragen, auch Sonnabends, nachm. um 3 Uhr von dem Chor vor der Thüre 4 Lieder als: Ich hab meine Sach Gott rc; Ei, mein Herz, sei unverzagt rc.; Meinen Jesum laß ich nicht rc.; Was Gott thut, das ist wohlgethan rc. gesungen.

Bücherbesprechungen.

— Geschichte der Revolutionsjahre 1848 u. 1849. Dem deutschen Volke zur Belehrung und Warnung erzählt von Ernst Blümel, Verfasser von „Gustav Adolf“ und „Commune von Paris“. Herausgegeben vom christlichen Verein im nördlichen Deutschland. Verlegt durch den christlichen Verein und zu haben in der Niederlage seiner Schriften bei Paul Klöppel in Eisleben, wie auch bei G. E. Schulze in Leipzig; 1898. VIII, 223 S., 8°, Preis: gebunden 90 ₰! — Wie verschieden malt sich doch die Geschichte in den Köpfen der Menschen! Herwegh's Briefe, herausgegeben von seinem Sohne Marcel, Hans Blum's „Deutsche Revolution“, E. V Zenker's „Wiener Revolution“ und nun Ernst Blümel's „Geschichte der Jahre 1848 und 1849“: welche gähnenden Schluchten klaffen zwischen den Auffassungen dieser Darstellungen dem Belehrung Suchenden entgegen! Von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten, von Herwegh zu Blümel: 's ist nur ein Schritt; in der Buchhandlung liegen beide grimmen Gegner friedlich neben einander, und oft kommt es nur auf den Sortimenter an, ob der nach geistiger Nahrung langende Kunde mit socialdemokratischem Oel oder dem Geist aus der Höhe gesalbt wird. Von Ernst Blümel habe ich schon ein gleichartiges Werkchen angezeigt (vergl. Erste Beilage der Nummer vom 5. Juni 1896, S. 1981). Die vorliegende Schrift ist eine auf Grund der letzten Forschungsergebnisse durchaus neu bearbeitete zweite Auflage der 1861 von demselben rührigen, segensreich wirkenden und eine Steigerung seiner Mitgliederzahl (z. Z. über 3000) ehrlich verdienenden „Christlichen Verein im nördlichen Deutschland“ herausgegebenen „Geschichte der neuesten Revolution“ von Friedrich August Nitzelnadel, Pfarrer in Hermsdorf. Die Verfolgung einer bestimmten Tendenz einmal als berechtigt zugegeben, kann für unsichere, Fälschungen im entgegengesetzten Sinne leicht zugängliche Kreise keine geeignetere Darstellung der 48er und 49er Ereignisse, Bestrebungen und Enttäuschungen gedacht werden, als die Blümel'sche „Geschichte“. Ich empfehle sie namentlich den Vätern der Stadt Berlin zur Förderung des schweren Werkes der Abfassung einer tactvollen Denkmalsinschrift aufs Wärmste. Ht.

— Bilder aus dem schwedischen Leben von Alfred v. Hedenstjerna. Deutsche Originalausgabe. Illustrirt von Hans Mützel. Illustr. Diamant-Bibliothek. Band 2. Leipzig. Verlag von Aug. Dieckmann. 140 S. Preis 2 ℳ — Frhr. v. Hedenstjerna hat uns in seinen Novellen manchen Blick an den heimischen Heerd, ins schwedische Bauern- und Bürgerhaus thun lassen, bietet uns „Bilder und Zerrbilder“ aus dem Leben, Lieben und Leiden seines Volkes, aus Pensionat und Pastorat, alles das so anmuthig, lebensfrisch und humorvoll, daß man gerne nach einem neuen Bändchen greift, wie es uns hier in einer recht guten Uebersetzung und in sehr geschmackvoller Ausstattung geboten wird. In den zehn Erzählungen (für welche ein Register beigegeben werden könnte) treffen wir wiederum allerlei Leute, lachende und weinende, die in klarer, anziehender, sprechender Detailmalerei vor uns stehen und uns Theilnahme abzwingen. Reichen diese neuen geschickten und niedlichen Geschichten nicht gerade an seinen „Pastor von Quislinge“ oder an „Frau Westberg's Pensionäre“ oder „Herrn Jönsson's Memoiren“, mag in der Erzählung „Wie man Specialisten befragt“ sein persiflirender überquellender Humor ihn zu Uebertreibungen reizen (wir wurden dabei an seine Novellette „Die Reinemachewuth“ erinnert) oder mag er in dem „Glück der Unwissenheit“ etwas, wie uns scheint, die Grenzen überschreiten, die er sonst inne zu halten weiß, im Großen und Ganzen verdient er auch hier unsere Aufmerksamkeit und Empfehlung. D. K.

— Luise Schenck, Moderne Romfahrt. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. — Die Verfasserin weiß über ihren Aufenthalt in Rom und speciell in der „Casa Malfatti“, der typischen Fremdenpension im Pincio-Viertel, recht unterhaltend zu plaudern. Im Vordergrunde der Handlung steht eine leidlich selbständige und unabhängige junge amerikanische Wittwe, die, um dem Heirathsantrage eines ihr von ihrem Bruder zum Manne bestimmten, ihr aber unbekannten Landsmanns zu entgehen, den Staub der neuen Welt von den Füßen geschüttelt hat und sich mit geringen Sprach- und noch geringeren Geschichtskenntnissen versehen in Italien aufhält. Ein ebenfalls in der Pension auftauchender, sehr rücksichtsloser und wegen seiner trockenen Lehr-

haftigkeit höchst unbeliebter Amerikaner, dem sich Gelegenheit bietet, die eisig kühle Landsmännin wiederholt aus fatalen Lagen zu retten, und der sich im Uebrigen als „correct, rasirt und zuverlässig" erweist, entpuppt sich zum Schluß als der unerwünschte Freier, wird in Gnaden aufgenommen und verläßt endlich mit der ihm bald darauf angetrauten jungen Gattin die ewige Stadt. Die übrigen Figuren der kleinen, stellenweise recht ergötzlichen Erzählung sind ebenfalls gut durchgeführt, auch das Volksleben während des Papst-Jubiläums ist vortrefflich beobachtet. Jeder, der Rom kennt und seine Herrlichkeiten nun auch einmal durch die amerikanische Brille betrachten möchte, mag sich das Büchlein getrost einmal näher ansehen. J. R. H—s.

— Zwei Miniaturen. Novellen von G. v. Krause (C. v. Hellen). Schwerin i. M., Verlag von Fr. Bahn. 1898. — Zwei überaus harmlose und simple Geschichten sind es, die dieser Band in sich vereinigt, so simpel, wie sie heutzutage wohl nur noch von einer zartfühlenden Dame geschrieben werden, die irgendwo in einem stillen Städtchen lebt, in das der Strom unsrer Zeit kaum eine leise Welle wirft. Ein hellblauer Einband mit Silberpressung und zwei schnäbelnden Tauben ziert das Büchlein: ein treffliches Symbol für seinen Inhalt. Rosaroth und Himmelblau, das sind die Farben, die es für die Verfasserin allein auf dieser Welt giebt. Freundliche Jüngferchen, edle Jünglinge, plötzliches Verlieben, Verkleidungen, ein bischen Hangen und Bangen und endliches Verloben — wie tief, wie eigenartig, wie mitten aus dem vollen Leben herausgegriffen! Wenn man diese 90 Seiten Fadheiten genossen hat, schmerzt einen jede Minute, die man daran verwandt hat; auch nicht die kleinste Anregung, nicht ein einziger Gedanke bleibt als dauernder Gewinn in unserer Seele zurück. Man muß sich nur wundern, daß sich immer noch Verleger finden, die solche Schreibereien gutherziger Damen drucken und sie damit in eine Oeffentlichkeit hineinführen, die sie durch nichts verdienen. E. Höber.

— Zeitfragen im Familienleben von B. Artaria. Leipzig. Ernst Keil's Nachfolger. — Ein vortreffliches Buch, einfach, dabei doch spannend und voll Lebenswahrheit. Dabei kurz, nur etwa 270 Seiten! Wir fürchten, der Titel des Buches werde Manchen abschrecken, welcher glaubt, es handle sich dabei um trockene Abhandlungen. Das ist aber keineswegs der Fall. Der Verfasser oder die Verfasserin (wir glauben Letzteres) geht offenbar von dem Satz aus, daß alle Theorie grau ist und nur grün des Lebens goldener Baum. Denn es ist eine Novelle, um die es sich handelt und in der ziemlich beiläufig, ohne alle Schulmeisterei, vielmehr ganz aus der Situation heraus sich die Lebenswahrheiten entwickeln, auf die es der Verfasserin offenbar und zwar recht ernstlich ankommt, sonst hätte sie dem Buche einen anderen Titel gegeben. Ohne dem geneigten Leser den Gang der Handlung verrathen zu wollen, erwähnen wir, daß dieselbe sich in den Kreisen des höheren Bürgerstandes abspielt, dessen Mittel heutzutage oft nicht recht im Verhältnisse zu den durch das gesellige Leben bedingten Anforderungen stehen. Nirgends sind aber die Verhältnisse so unerquicklicher Art, daß sie in uns ein Gefühl von Unbehaglichkeit erwecken, vielmehr glänzt überall ein gewisser Humor durch, selbst bei der Schilderung der Frau v. Steinach und ihrer Töchter, welche ganz der Welt des Scheins angehören. Besonders empfehlen wir möglichst eingehender Beachtung, was S. 15 über das Bedürfniß nach sogenannter „Anregung" gesagt ist, Seite 26 über die einzige Möglichkeit, wesentliche Ersparnisse im Haushalte zu erzielen, Seite 41 über das Sichbescheiden im Leben und die „Ich-Krankheit", über die kleinen Mittel bei der Erziehung der Kinder Seite 87, über unsere Lectüre Seite 215 und 220 und noch so manches Andere, was sich aus dem Zusammenhange heraus nicht gut wiedergeben läßt. Ohne eine „Anregung" in diesem, dem guten Sinne und ohne Befriedigung wird wohl Niemand das Buch aus der Hand legen. —tg—

— Paul Pochhammer, Durch Dante. Ein Führer durch die Commedia in hundert Stanzen und zehn Skizzen. Zürich und Leipzig, Carl Henckell u. Co. — Betrachtet man die große Reihe von Werken, welche im letzten Jahrzehnt in Deutschland über Dante erschienen sind, so kann man — zumal sich einige sehr bedeutende Arbeiten darunter befinden — wohl behaupten, daß das Interesse für den großen Florentiner wieder ein erfreulich reges geworden ist. Bassermann, Volkmann und Kraus, welche sich mit Dante in seinem Verhältniß zur Kunst beschäftigt, haben alte Miniaturen, Gemälde und bildliche Darstellungen aller Art der Göttlichen Comödie nach modernen Principien untersucht und die Danteliteratur, sowie gleichzeitig die Kunstgeschichte um drei ganz hervorragende Werke bereichert. Insbesondere gehört Volkmann's Iconografia Dantesca in ihrer erschöpfenden und abschließenden Bearbeitung des so reichlichen Materials zu jenen Werken, die nicht veralten können und auf die man noch in ferner Zeit zurückgreifen wird. Von verschiedenen Seiten ertönen Stimmen, daß man die deutsche Dante-Gesellschaft, die unter Philalethes (König Johann von Sachsen) blühte, wieder aufleben lassen will. Man liest von Dantevorträgen, die in mehreren Städten des Reichs gehalten werden und Paul Pochhammer, kein Neuling auf dem Gebiet der Danteliteratur, unternimmt es in seinem Führer, in welchem er den Inhalt der hundert Gesänge der Göttlichen Comödie in hundert achtzeiligen Strophen darstellt, die Göttliche Comödie zu popularisiren. Man kann über ein solches Umsetzen in Scheidemünze eines so erhabenen Werkes verschiedener Meinung sein. Wollte der Verfasser damit der Trägheit der Menschen entgegenkommen, so hätte er ein Unrecht begangen; wollte er aber, wie wir annehmen, nach Art der Argomenti, die in vielen Ausgaben der Göttlichen Comödie, sei es in Prosa oder in Versen, jedem Gesange vorausgeschickt sind, zum genauern Studium des Originals anregen, so hat er immerhin ein verdienstliches Werk gethan. Die leicht lesbaren Strophen sowie die beigegebenen Skizzen der drei Reiche des Jenseits sind außerordentlich geeignet, diesen letzteren Zweck zu erfüllen. Nur mit Einem können wir uns nicht einverstanden erklären und zwar mit den Ausführungen im Vorwort, die beweisen wollen, wie sehr die Göttliche Comödie Goethe's „Faust" verwandt und daher unserm heutigen Geistesleben nahestehend sei. Wenn das Letztere der Fall, so liegt der Grund nicht darin, daß wesentliche Berührungspunkte mit Faust vorhanden, sondern in der Thatsache, daß Dante ein echter Dichter und das Ewig Menschliche, das seine Dichtung wiederspiegelt, unvergänglich ist. Man wolle nicht vergessen, daß die Göttliche Comödie nach der Bibel das verbreitetste Buch ist und daß große Culturvölker ihr eine ganze Literatur gewidmet haben, in erster Linie, selbstverständlich nach den Italienern, die Deutschen, die nicht weniger als 49 Uebersetzungen der Göttlichen Comödie besitzen. Paul Pochhammer benutzt für seine Vorträge über Dante seine eigene Verdeutschung, die bisher noch nicht veröffentlicht ist. Sein Führer ist gewidmet dem Andenken des verstorbenen Präsidenten der Società Italiana in Berlin, dann folgen zwei achtzeilige Strophen an diese Società selbst und wieder zwei an den Leser. Es wäre hier der Ort, ein paar Worte über die Società Italiana di Berlino zu sagen, weil wir der Ansicht sind, daß eine solche Vereinigung nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Welt einzig dasteht. Gegründet 1837 von jenem Professor Valentini, dessen deutsch-italienisches und italienisch-deutsches Wörterbuch in vier großen Bänden für seine Zeit wahrhaft eine That bedeutete und aus welchem bis auf den heutigen Tag sämmtliche Verfasser deutsch-italienischer Wörterbücher geschöpft haben, blüht die Società Italiana, die sich mit dem Studium der italienischen Sprache und Literatur befaßt, heute noch. Als Mitglieder gehören ihr an hohe Militärs und Staatsbeamte, hervorragende Gelehrte und Künstler und ihrem jährlichen Stiftungsfeste pflegt der italienische Botschafter mit seinen Räthen und Attachés beizuwohnen. Als die Gesellschaft ihr 50jähriges Jubiläum feierte, zeichnete sie Kaiser Wilhelm der Große durch einen Glückwunsch aus und durch Verleihung eines hohen Ordens an ihren Präsidenten, Sohn des Begründers, Generalarzt Valentini, der 25 Jahre Vorsitzender der Società war. Ein Gleiches that bei jener Veranlassung König Humbert. Wir haben wiederholt Gelegenheit gehabt, den winterlichen Zusammenkünften und Vortragsabenden beizuwohnen, und das Räthsel lösen können, warum diese Gesellschaft so fest besteht. Es sind ausnahmslos Männer von hohem Geist und Wissen, die in dem Studium des alten und neuen Italiens und seiner Literatur ein Feld bearbeiten, das schier unerschöpflich ist, während der vornehme Ton, der in dem Kreise herrscht, störende Dissonanzen ausschließt. So zu einem Anziehungspunkt ganz eigener Art geworden, bei dem sich Mitglieder der verschiedensten Kreise der Großstadt auf neutralem Boden begegnen, verjüngt sich die Società stets durch Neueintretende und es ist ihr gewiß noch ein recht langes Leben beschieden. Locella.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 17. Donnerstag, den 10. Februar, Abends. 1898.

Deutsche in Frankreich.

(Aus dem 16. Jahrhundert.)

Die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts ist voll von Feindseligkeiten und Krieg zwischen den französischen Königen und dem deutschen Kaiser. Und doch fluthete während dieser Kriege, von denen nur die Kronen wußten, ungehemmt wie vorher der Strom des Verkehrs zwischen den Nachbarländern. Deutsche Studenten und deutsche Kriegsleute waren es hauptsächlich, die in Frankreich zu finden glaubten, was sie suchten, die Krieger Ruhm und Geld, die Studenten weit weniger eine tiefere Rechtskenntniß, als ein elegantes Französisch und weltmännische Bildung, wozu der Besuch des glänzenden französischen Hofes unentbehrlich schien. Die drei jungen Grafen von Zimmern, die seit 1533 sich studirenshalber im welschen Lande aufhielten, machten hiervon keine Ausnahme. Von ihrem juristischen Studium erfahren wir herzlich wenig, desto mehr von starkem Zechen und lustigen Streichen, von kleinen Wechseln und wiederholter Cassenebbe. Der Herr Graf von Zimmern zu Meßkirch hatte die Gulden selbst nicht allzu reichlich und hatte dabei auch gar kein Verständniß mehr für die Bedürfnisse eines jungen Herrn von Stande; die Gebrüder Bärmann aber, vielbeschäftigte Bankiers zu Port-sur-Saone, liehen höchstens bei sehr feiner Bürgschaft. Vorsichtigerweise hatten sich die Grafen zum Studium schon lauter Universitäten ausgesucht, von denen die eine immer billiger war als die andere, Bourges, Angers und Tours, und Graf Froben Christof versuchte es sogar mit der Zauberei nach dem Hermes Trismegistos „mit Instrumenten, auch qualificirten Materialien und allen anderen Ceremonien und Observationen“. Aber auch der Zauber half ihnen nichts. Doch trotz der mißlichen Geldverhältnisse durften es sich die Grafen nicht versagen, wie alle ihre Standesgenossen, eine Zeit lang am französischen Hofe zu verkehren, was gewiß nicht geringe Kosten machte, und ebenso wie so viele deutsche Fürstensöhne dem König aufzuwarten, der ein Erzfeind ihres Reichsoberhauptes war. Im Jahre 1539 kam ja Kaiser Karl V. selbst nach Frankreich zu seinem erhabenen Feinde in einer Art verwegenen Vertrauens auf die Ritterlichkeit des Mannes, den er 1526 zu dem drückenden Frieden von Madrid gezwungen hatte. Aber Franzens Treue hielt Stich, und unangefochten gelangte Karl durch Feindesland nach Flandern, wo er das ungetreue Gent züchtigte. Da gab es natürlich glänzende Feste am französischen Hofe zu Ehren Karl's, der ihnen wohl manchmal mit sehr gemischten Gefühlen beiwohnte. Denn es war ihm nicht verborgen, daß König Franz von vielen Seiten gedrängt wurde, jetzt einmal klug anstatt ritterlich zu sein, indem er seinen gefährlichen Feind durch Gefangennahme unschädlich mache. Der Connetable von Montmorency und die schöne Gräfin von Penthièvre waren es bekanntlich, die den schon schwankenden König energisch auf seine Pflicht hinwiesen und dadurch Karl retteten. Er hat ihnen dafür auch fürstliche Dankbarkeit bewiesen. Sein Auftreten in Frankreich war seiner Gewohnheit gemäß sonst nicht gerade kaiserlich. Das bemerkten die Zimmerischen Herren, die das Glück hatten, jene denkwürdige Durchreise ihres Kaisers mit anzusehen, mit einiger Beschämung. „Er het schlechter nit wol geklaidt sein künden, alles in schwarz, schlecht Duch, ein gemeinen Filzhuet uf, kein Seidinwerk an, dann ain Schnur, daran er sein Orden, das Toison d'or (Gold. Bließ), führt.“ Die Franzosen machten sich natürlich lustig über einen so ärmlichen Aufzug; forderten doch ihre eigenen den fremden Herrscher begleitenden Fürstlichkeiten in ihrer prunkenden Hoftracht nothwendig zu Vergleichen heraus. Wo der Zug der hohen Herrschaften mit ihrem Gefolge hinkam, ging es erklärlicherweise einem einfachen Reisenden übel. In St. Denis wurde Graf Froben sammt dem Präceptor aus drei Quartieren hintereinander durch die Hoffouriere hinausgeworfen, aber als sie schließlich auch aus ihrem letzten ärmlichen Unterschlupf bei einer armen, noch dazu lutherischen Wittwe durch „Lakaien, Knechte und allerlei unnutz Gesündt“ des Cardinals von Lothringen ausquartiert werden sollten, da riß den „frommen Deutschen“ die Geduld, sie suchten ihre „Feuerbüchsen“ hervor, und die „Canailles“ zogen ab. Hatte so Graf Froben durch die Anwesenheit seines Kaisers manchen Aerger, so begegnete dem Grafen Gottfried, dem jüngsten der Brüder, sogar vor den Augen des Monarchen ein höchst komisches Mißgeschick. In Paris wurde Karl zu Ehren ein großartiges Turnier veranstaltet. Von geräumigen, prächtig ausgeschmückten Tribünen sahen die Fürsten und Edlen dem glänzenden Schauspiele zu. Graf Gottfried aber hatte wegen eigener Verspätung keinen Einlaß mehr bekommen, und so stieg er denn mit anderen „Studenten, Künstlern und allerlei Pöfel“ auf eins der antiken Portale, die zum Turnierplatze führten. Es war aber „von lauterm Holz und Pritterwerk“ gemacht und war nun „so gar beschwert, daß es die Leng nit bestehen mocht“. Wie nun gerade das Turnier am allerschönsten war, lassen die Nägel auf der einen Seite nach, und unser Herr Gottfried fällt mit dem halben Dach auf den einen Thorflügel, auf dem auch etliche sitzen. Die reißt er mit, der Thorflügel schließt sich an, Alles fällt auf eine hölzerne Treppe und mit dieser auf den Turnierplatz. Da gab es blutige Köpfe, Gepolter, Geschrei und Gelächter. Allenthalben lief das Volk zu, um die unfreiwilligen Acteure zu sehen, und es sah schier Niemand mehr dem Turniere zu. Da aber wurde König Franciscus böse und schrie ernstlich hinab den Hartschieren zu: „Faites sortir ces canailles! Werft die Kerle hinaus!“ Vor der bewaffneten Macht drückte sich denn unser Graf und Studio davon, froh, daß ihn von den vielen deutschen Zuschauern Niemand erkannt hatte, und doch von einer Art Hochgefühl erfüllt, daß er „dem Kaiser und dem König, auch der ganzen Messanei mit seinem Fal auch ain Kurzweil gemacht“. Der junge Graf war aber nicht schüchtern; er ging trotz seines ungräflichen Abenteuers schon sehr bald wieder zu Hofe, wo ein festlicher Ball stattfand, und verübte dort einen echten Studentenstreich, der ihm freilich beinahe übel bekommen wäre. Als er in den Saal treten wollte, hinderte ihn ein Bischof, der mit einer Dame plaudernd die Thüre versperrte. Gottfried wollte durchschlüpfen, der Prälat aber faßt ihn beim Arm und schiebt ihn wieder hinaus mit der philiströsen Mahnung, er möge seine Nase in die Bücher stecken. Der gekränkte Student rächte sich, indem er dem Beleidiger im Gedränge seinen Talar hinten mit einem scharfen Messer von oben bis unten aufschnitt, daß dem Armen, als er nachher vor dem Könige stand, vom Zugwind die Hälften seines Gewandes flügelartig gehoben wurden und er sich wie ein mächtiger Vogel präsentirte. Ein großes Gespött entstand; selbst Seine Majestät lachte; der Bischof wüthete; der Uebelthäter aber war längst unerkannt in seine Herberge entkommen. Sein Scherz wäre ihm doch vielleicht theuer zu stehen gekommen. Wir ersehen aus diesem Geschichtchen, wie viel ungezwungener die deutschen Herren am französischen Hofe als an dem Karl's V. verkehrten, wenn sie nur erst einmal eingeführt waren. Das geschah gemeinhin durch eine fürstliche Persönlichkeit, der sich die Edelleute anschlossen. Unseren Grafen erwies Prinz Christof von Württemberg, der Sohn des 1534 durch die Schmalkaldischen wieder eingesetzten Herzogs Ulrich, den Gefallen, sie einzuführen, und nun hatten sie ein für alle Mal freien Zugang. Der Studiosus Apollinaris Kaiser (aus dem Badischen) rühmte

sich freilich, auch ohne solche Protection bei Hofe zu verkehren; er wurde aber eines Besseren belehrt. Am Fronleichnamstage, der feierlich im Louvre begangen wurde, war strenger Befehl ergangen, keinen Unbefugten ins Schloß zu lassen. Unsere Grafen fanden ohne Bedenken Eingang; als aber Apollinaris kam, fein geputzt, kannten ihn die Schweizergardisten nicht. Sie waren natürlich eingeweiht. Apollinaris wollte nun mit Gewalt durch das enge Thürlein dringen. Da aber ergriffen ihn die groben Kriegsknechte von drinnen und von draußen, schlugen ihn braun und blau und warfen ihn hinaus. Er ließ jedoch ein „sammatin Paret zum Pfandt, das war zum Türlin hineingefallen“. An Spott über seinen „Verkehr bei Hofe“ fehlte es ihm nun wahrlich nicht; er ist aber trotzdem nachher Doctor der Rechte und Kanzler des Deutschen Ordens geworden. Jedenfalls mochten die biedern Deutschen so manchmal der Gegenstand des Spottes für die „Spaikatzen“ bei Hofe sein. Kaiser's Blamage aber wurde noch weit übertroffen durch das köstliche Abenteuer, das Herr Kaspar Böcklin als Höfling erlebte. Er war „halb Mensch, halb Lätsch“, sagt die Chronik, ohne zu schmeicheln; er sollte wohl am französischen Hofe Bildung und Lebensart lernen. Bei der Hoftafel setzt er sich ganz vergnügt neben den Connetable von Montmorency. Der aber — voll Verdruß — giebt den Pagen den ominösen Befehl, den Herrn „nach der Küche zu führen“. Kaspar geht arglos mit, ohne Ahnung, warum Alles im Saale laut lacht. Als ihn aber in der Küche Einige festhalten und ein dicker Koch mit einer Ruthe auf ihn loskommt, da merkt er den Braten. Sein furor teutonicus rettet ihn aus ihren Händen. Er rast von Zimmer zu Zimmer, die Executoren hinter ihm drein. Wieder reißt er eine Thür auf und — steht vor dem König. Halb außer sich vom Lauf und in Todesangst schreit er: „O rex christianissime, miserere mei!“ Da lachte der König und die Hofherren, „daß sie mochten zerbrochen sein“, und unter fortwährendem Lachen gab endlich der König den Befehl: „Laßt den närrischen Deutschen gehn!“ Da ließen sie ihn in Frieden ziehen. Fortan aber hatte der Narr freien Zutritt bei Hofe und hieß nun nur noch der „Miser Caspar“. In seinen Erzählungen färbte er die Geschichte immer ein wenig zu seinen Gunsten, wie er denn stets behauptete, der König habe gesagt: „Laßt den frommen Deutschen gehn!“ Es glaubte ihm aber Niemand, und in der Zukunft ist er denn auch ein completter Narr geworden. Sein Bruder Wilhelm Böcklin war kein Narr, sondern kaiserl. Rath und Dompropst zu Magdeburg. Aber neben dieser heiteren Seite, die in manchem lustigen Abenteuer zu Tage trat, hatte dieser Verkehr deutscher Fürsten und Edlen am französischen Hofe auch seine ernste Bedeutung. Schon seit dem Sturze Karl's des Kühnen hatten deutsche Fürsten Pensionen von Frankreich bezogen, und manche von ihnen gingen nach Paris nicht um höfische Sitte zu lernen, sondern um Dienste in Krieg und Frieden zu nehmen. Christof von Württemberg, des vertriebenen Ulrich Sohn, fand weder bei seinem Vater, noch bei dessen Gegnern Aufnahme nach seinem Sinn; er mußte wohl oder übel französische Dienste nehmen, und ist fast ein Jahrzehnt in Frankreich geblieben. Wie die deutschen Fürsten durch das immer herrischere Auftreten Karl's V. mehr und mehr zum Franzosenkönig gedrängt wurden, wie die schmalkaldischen Verbündeten in diesem schließlich ihr einziges Heil sahen, ist bekannt und soll hier nur erwähnt werden. Mehr interessiren uns die in der Chronik wiederholt erwähnten „Deutschen Franzosen“, nicht etwa nur Landsknechte, wie wir sie in der Schlacht bei Pavia unter Georg Langenmantel von Ulm gegen Frundsberg's kaiserliche Landsknechte erbittert fechten sehen und wie sie immer wieder unter Frankreichs Fahnen gegen den Kaiser kämpfen, sondern Herren aus dem vornehmsten, besonders süddeutschen Adel, die sich hier mit dem Degen Land und Leute, Geld und Gut zu gewinnen trachteten. Konnten sie gleichgiltig zusehen, wie der Kaiser, dessen directe Unterthanen oder Lehnsleute sie nicht waren, gegen Frankreich glücklich oder unglücklich focht, so war es für sie nur ein Schritt, unter des glänzenden Franz Fahnen, wo Ruhm und Gold lockten, gegen den Fürsten zu kämpfen, der weder durch seine Stellung noch durch seine Freigebigkeit noch durch seine Persönlichkeit sie an sich zu fesseln wußte. Wohl waren die meisten „Deutschen Franzosen“ Anhänger der evangelischen Sache; wollten wir aber deswegen ihrer Hingabe an Frankreich ethische Beweggründe zusprechen, so würden wir ihnen zu viel Ehre anthun. Eine gewisse Opposition gegen den katholischen Karl ergab sich ja daraus, aber die französischen Könige, ihre neuen Herren, ließen es an grausamen Verfolgungen der Evangelischen doch gewiß nicht fehlen. Nein, die Herren ließen sich vielmehr von durchaus materiellen Rücksichten leiten. Den Erwerb von Geld und Gut machten ja die Zeitverhältnisse dem Adel sehr wichtig, denn im 16. Jahrhundert geht es mit seinem Besitz und seiner Macht unaufhaltsam bergab in demselben Maße wie die Fürstengewalt stieg, diese größte Feindin des landbesitzenden und beherrschenden Adels. Darum zogen sie als Feldhauptleute in's welsche Land und führten deutsche Söldner dem Franzosenkönige zu, der treue Dienste königlich zu lohnen wußte, die Leiningen, die Reiffenberg, die Landenberg, die Roggendorf, die Castell, die Reckerode, die Beichlingen, die Wild- und Rheingrafen zu Dhaun und, last not least, die Fürstenberg. Nur über das Schicksal der hervorragendsten von diesen deutschen Franzosen soll hier Einiges berichtet werden, war es doch bei manchem romantisch genug.*)

Graf Christof von Roggendorf stammte aus einem österreichischen Adelsgeschlecht und war Hauptmann in Karl's V. Leibwache. Mit seinem Herrn verfeindet, durch Hofintriguen, kam er am 25. September 1545 als Ueberläufer zum türkischen Sultan. Dieser nahm ihn ehrenvoll auf und machte ihn zum Muteferrika (Hof- und Staatsfourier). Aber weil Roggendorf den Lastern des Spiels und der Schwelgerei fröhnte und sich noch dazu standhaft weigerte, zum Islam überzutreten, fiel er in Ungnade. Ein Fluchtversuch mißlang ihm, „und der Türke hätte ihn als einen unruhigen Transfugam säblen lassen“, wenn sich nicht der französische Gesandte seiner angenommen hätte. Mit seiner Hilfe fuhr Roggendorf im Februar 1548 nach Marseille, und Heinrich II. war um einen kundigen und ergebenen Kriegsmann reicher. Als Marquis de Roquendolf wurde er mit den Iles d'Hyères belehnt, erhielt als neues Wappen sieben silberne Lilien im himmelblauen Felde, später auch noch den Orden des heiligen Michael. Des Königs ganz besondere Gunst soll er sich durch einen prächtigen Schlitten erworben haben; in diesem fuhr er ihn auf dem gefrorenen Weiher zu Fontainebleau umher und schenkte ihn dann dem enthusiasmirten Herrn. Lange Jahre blieb er in französischen Diensten, und reicher Lohn wurde ihm dafür. Aber ob der König ihn auch mit Reichthümern überhäufte, die größten Summen zerrannen bei Roggendorf in nichts, so daß König Heinrich oft staunend sagte, er habe „sein Tag viel Wunderbarlichs ausgericht, auch manchen reich gemacht, aber den Deutschen kunde und wisse er nicht zu erfüllen, da sei kein Boden“. Er überlebte übrigens seinen königlichen Gönner. Zwar fast vergessen, aber doch im Genusse einer reichlichen Pension lebte er noch 1566 im welschen Lande. — Zu ähnlich hohen Ehren stieg der hessische Edelmann Georg v. Reckerode als Feldoberster in französischen Diensten. Seit dem schmalkaldischen Kriege geächtet als Feind des Kaisers, betheiligte er sich 1552 an dem Einfalle Heinrich's II. in Lothringen, wurde zwar im Passauer Vertrage amnestirt, blieb aber in Frankreich noch Jahre lang. Mit Geld und Grundbesitz begabten ihn seine Herren reichlich und was ihm die Großmuth der Fürsten nicht schenkte, das stahl er seinen armen Landsknechten an ihrem Solde, womit er ja freilich unter den Landsknechts-Führern nicht gerade eine Ausnahme bildete. Sebastian Schärtlin, der Feldherr der Schmalkaldischen, nachher wie Reckerode geächtet und französischer Söldnerführer, befriedigte seine Habgier auf dieselbe ehrlose Weise. Beider Schicksal gestaltete sich nachher insofern gleich, daß sie ins Vaterland zurückkehrten und es sich bei ihrer Beute wohl sein ließen. Reckerode starb am 28. November 1559 reichbegütert auf seinem Schlosse Herleshausen bei Eisenach und Schärtlin 1577 nicht minder wohl gebettet auf Burtenbach, seinem Edelsitze. — Der hervorragendste von allen „Deutschen Franzosen“ ist Wilhelm v. Fürstenberg, Graf von der Ortenau (die Ortenburg an der Kinzig). Er war geboren 1492 und schon als zehnjähriger Student auf der Universität Freiburg der Schrecken seines Herbergsvaters, des biederen Magisters Nikolaus, dem er nächtlicherweile durchbrannte, um dumme Streiche auf den Gassen zu treiben. Der Pfaff konnte sich aber an diese „geschwinde und abenteurige Art“ seines Zöglings nicht gewöhnen; der Thunichtgut mußte ihm aus dem Haus. Zu seinem Glück! Denn er wurde jetzt nach Burgund geschickt, tummelte sich in den Kriegsläuften allda und eroberte sich eine reiche Frau in der verwittweten Gräfin Bona von Neuchatel. Der Krieg wurde sein Element, „viel Jahre hat die deutsche Nation keinen martialischern Menschen

*) Hauptsächlich nach der Zimmerischen Chronik; daneben auch nach Barthold, Deutschland und die Hugenotten, Bremen 1848.

gehabt". Auf allen Kriegsschauplätzen finden wir ihn und in der Wahl seiner Kriegsherren war er gar nicht scrupulös. Im Mai 1521 erhält er französische Bestallung für 6000 Livres jährlich, 1525 dient er dem Schwäbischen Bunde als Feldhauptmann gegen die Bauern und bringt die Kleinigkeit von 15000 Gulden als Beute heim, 1528 kämpft er im Dienste Karl's V. in Italien gegen König Franz, und 1534 hilft er dem hessischen Landgrafen Philipp demselben Karl zum Trotz den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg in das Land seiner Väter zurückführen. Nun wurde ihm freilich der Boden in Deutschland etwas zu heiß, Familienzerwürfnisse kamen hinzu, und er trat schon 1534 wieder in französische Dienste und bewährte sich in dem zwischen Franz I. und Karl V. neu ausbrechenden Kriege wieder als erfahrener Feldhauptmann und unerschrockener Kämpfer. Sein Herr hielt ihn in hohen Ehren, seine Stellung brachte ihm reichen Sold ein, aber „der Sold, den er sich selbst gab", war noch viel reicher, und so häuften sich denn in seinen Truhen die Goldstücke. Leider wuchs mit seinem Reichthum auch sein Stolz und sein hochfahrendes Wesen, er beleidigte den mächtigen Connetable von Montmorency, und so gern ihn auch der König gehalten hätte, gekränkt verließ er das undankbare Frankreich, nahm aber nach Schätzung „der Leute, die es wissen konnten", ein Capital von ungefähr 100000 Gulden mit. Den Grafen Froben Christof von Zimmern hatte er oft zu bereden versucht, den mißlichen Verhältnissen daheim Valet zu sagen und nach Frankreich zu kommen, wo kein karger Vater, sondern ein freigebiger König seiner harre, und als sich Zimmern weigerte, hatte Fürstenberg im Unmuth gesprochen: „Ach Mendle, du wilt auch nit folgen und kennst doch deine Eltern; aber du hast ein welschen Dreck gefressen, Gott gesegen dir!" War Fürstenberg bei König Franz vorher in höchsten Gnaden gewesen, so wurde ihm nun, da er so eigensinnig den französischen Dienst verlassen, völlige Ungnade und Feindschaft zu Theil, und er war nicht der Mann, diese stillschweigend hinzunehmen und nur im Herzen zu erwidern, sondern „er bewarb sich zu Roß und zu Fuß und fiel dem König in's Land". Da richtete er denn Schaden genug an, mußte aber natürlich, als nun auch Franz Ernst machte, eilends entweichen und hatte von seinem Versuche, auch einmal Großmacht zu spielen, nur die Unkosten. Das gönnte er aber seinem Bruder und Erben, Graf Friedrich, mit dem er wegen der Religionsverschiedenheit und aus andern Gründen sich immer mehr verfeindete, so daß er nun geradezu „sich besliß, was muglich, zu verthon". Seine Feindschaft gegen König Franz brachte ihn naturgemäß dem Kaiser Karl wieder näher und dieser hatte offenbar nicht solchen Ueberfluß an tüchtigen Männern, daß er diesen, der ihm nun seine Dienste wieder antrug, wegen der frühern Fehle hätte zurückweisen dürfen. Eine Audienz, des Kaisers Ungnade abzubitten, wurde dem Grafen vergönnt, und obwohl er darin gar nicht demüthig und bescheiden, sondern sogar in einem von Silber und Gold strotzenden Staatskleide, einem Geschenke des französischen Königs, auftrat, wurde er von Karl doch wieder in Gnaden aufgenommen, ja er durfte sogar im Dienste des Kaisers in den neuen Krieg mit Frankreich ziehen. 1542 begann der Kampf, in dessen Verlauf die Kaiserlichen, wie bekannt, tief in Feindesland eindrangen. Ohne Zweifel leistete unser Graf dem Kaiser hierbei hervorragende Dienste, aber seine Verwegenheit brachte ihn um die Früchte. Eines Nachts wurde der Tollkühne bei Epernay mitten im französischen Lager, in das er auf Kundschaft geritten war, ergriffen, nach Paris geführt und in die Bastille geworfen. Hier soll ihm denn von den Welschen, die sein Leben schonen, sich aber vor seinen Praktiken sichern wollten, nach damaligem guten Brauch „vergeben" worden sein, so daß er der beständigen Vernunft beraubt periodischem Tiefsinn anheimfiel. Für ein ungeheures Lösegeld ließen die Franzosen ihren gefährlichen Feind endlich frei, und da ging denn auch wieder ein gut Theil von dem Inhalt der Truhen verloren, die mit Beutegeld gefüllt zu Straßburg wohlverwahrt standen. Gute Freunde hatten ihm das Lösegeld vorgeschossen; die bezahlte der Graf aus den Truhen gewissenhaft. Zu einigen war allerdings der Schlüssel verloren gegangen, aber da besann er sich nicht lange, „rührte Pulver zum Schlüsselloch hinein, zunts an und sprangts up". Mehr als 40000 Gulden soll er in diesem Gewahrsam gehabt haben. Kaiser Karl hätte nun nach seiner Ansicht die Pflicht gehabt, durch eine Entschädigung die Lücke in seinen Schätzen wieder auszufüllen. In einer Audienz klagte ihm Fürstenberg sein Leid; Karl aber war noch schlauer als er, nach altbewährtem Muster drehte er den Spieß um. Der Graf sei nicht nur ohne Befehl und mit großer Frechheit in die Gefahr gegangen, sondern habe ihn, den Kaiser, durch seinen Streich um den gewissen Sieg und um viele Millionen Goldes gebracht, die ihm immer noch mangelten. So und noch ärger lamentirte der schlaue Spanier dem Petenten vor, und der war froh, daß er schließlich nicht noch etwas herausgeben mußte. Das war Karl's Rache. In einer andern Angelegenheit, die dem Grafen nicht minder Herzenssache war, trug er den Sieg, damit aber auch einen Schandfleck auf seinem Namen davon, es war sein Streit mit Sebastian Vogelsberger. Dieser stand wie Fürstenberg in französischen Kriegsdiensten, freilich als Bürgerlicher nicht in so hohem Range. Beide geriethen in Streit und Feindschaft und verließen fast zu derselben Zeit (1540) den Dienst Frankreichs, der Graf, um in das Heer Kaiser Karl's einzutreten, Vogelsberger, um im elsässischen Weißenburg beschaulich das Erbeutete zu genießen. Sein haßerfüllter Feind ließ alsbald eine Schmähschrift wider ihn ausgehen, in der der „Franzose" dem „Franzosen" sein „schändliches, unehrliches" Betragen vorwarf und sich damit merkwürdiger Weise an alle Kurfürsten, Fürsten und Stände des Deutschen Reiches wandte. Der Angegriffene suchte Hilfe beim Reichskammergericht, Fürstenberg, schon im Begriff, schmählich verurtheilt zu werden, recusirt dreisten Sinnes das Gericht und wird nun zu einer Geldbuße von 500 Gulden verurtheilt. Er verschob seine Rache. Am 25. Juli 1547 ließ sich König Heinrich II. von Frankreich zu Rheims krönen; Vogelsberger commandirte bei der Feierlichkeit zehn Fähnlein von ihm in Deutschland geworbener Landsknechte, dann kehrte er ruhig in sein heimathliches Weißenburg zurück. Diesmal aber hatte seine Werbung dem Kaiser Karl, der gleichfalls — gegen die schmalkaldischen Fürsten — werben ließ, die Kreise gestört; Fürstenberg, der Karl's böse Stimmung sofort bemerkte, hetzte fleißig, und so gab denn der Herrscher Befehl, auf den „hochverrätherischen" Vogelsberger zu fahnden. Hr. Lazarus v. Schwendi beeilte sich, diesem Befehle nachzukommen. Er ging einfach nach Weißenburg, schloß Freundschaft mit dem vertrauensseligen Hochverräther, verlockte ihn eines Tages zu einem Spazierritte außerhalb der schützenden Mauern und ließ ihn durch kaiserliche Reiter gefangen nehmen. Das war eine That, die die Empörung aller braven Männer in Deutschland erregte, eine That, „die einem Welschen zugestanden wäre", und die nach der Ueberzeugung des Chronisten dem Schwendi wohl viele Ehren, aber auch „ain stettigs Nagen am Herzen" einbrachte. Die Reichstagsabschiede von 1541, 1542 und 1544, welche den französischen Solddienst verboten, wurden nun plötzlich hervorgesucht, um gegen den Gefangenen gekehrt zu werden; am 7. Februar 1548 wurde er mit zweien seiner Hauptleute zu Augsburg enthauptet, und manche Herren, die tausendmal mehr als er verschuldet hatten, wie unser Graf Wilhelm, sahen befriedigt zu. Die kleinen Söldnerführer köpfte man, und die großen ließ man laufen. Die wenigen Jahre, die Fürstenberg nach seiner Gefangenschaft noch vergönnt waren, mußte er seines Leidens wegen in verhältnißmäßiger Ruhe zubringen, und es trat in seinem Wesen eine immer größere Seltsamkeit hervor. Zwar der alte trotzige Muth blieb ihm ungebrochen, und auch vor dem kranken Manne hatte man Respect. Hr. Gabriel von Salamanca, der gar zu gern die Ortenau mit Schloß Ortenburg, eine Pfandschaft vom Haus Oesterreich seit alter Zeit im Besitz der Fürstenberge, in seine Hände bekommen hätte, verzichtete eilends darauf, als er Graf Wilhelm's unverhohlenen Widerwillen merkte, und Hans Baumgartner, der Augsburger Patrizier, der mit größtem Vergnügen jeden noch so großen Pfandschilling daran gewendet hätte, Graf Wilhelm aus der Ortenau zu verdrängen, wurde mäuschenstill, als er erfuhr, wie der rauhe Graf bei einem Bankett zu Straßburg gesprochen, er habe Kunde von der Absicht Baumgartner's; der solle aber wissen, daß er sich bei Zeiten unter die Erde verkriechen möge, sonst könne es ihm übel ergehen. Der Augsburger ließ geschwind die Hand davon. Solche kräftige Sprache aber führte der Graf nur in den guten Zeiten, wo ihn sein Seelenleiden einmal losließ. Dann aber gab er sich wieder Monate lang seinem überaus seltsamen Wesen hin. Vor Niemand ließ er sich sehen, nur seine treusten Diener durften um ihn sein, bei Tag wurden die Fenster verhängt und Kerzen angezündet, die so künstlich geschaffene Nacht oft durchschlafen, die wirkliche durchwacht. Gewöhnlich beging er nach solchen einsiedlerischen Monaten irgend einen absonderlichen Streich, sodaß seine Bekannten vielfach meinten, er benutze diese wunderliche Muße nur dazu, solchen Streich auszuhecken. Lange

trieb er es nicht so, am 21. August 1549 starb er und ward zu Haßlach begraben. Nach Jahren des Glanzes, wo ihm des Chronisten Lob zu Theil ward, „so man den Martem hätte wollen fingiren, so habe man dazu sein Angesicht, Leib und Gestalt nicht zu verbessern brauchen und so man seine virtutes und vitia gegen einandern solle erwegen, befinde sich, daß er ein teurer Graf gewest“, nach solcher Glanzzeit starb er, der tapfere Krieger und feine Weltmann, als Halbvernünftiger, scheu angesehen wegen seiner Seltsamkeiten. Ein trauriges Schicksal! Aber es ist den meisten „Deutschen Franzosen“ zuletzt übel ergangen. Graf Emich von Leiningen verfiel in die Reichsacht und verlor Land und Leute. In einem kleinen Städtchen konnte man ihn sitzen und eigenhändig seine Hosen flicken sehen. Solches elende Schauspiel, das der Schlaue übrigens absichtlich in Scene setzte, rührte denn schließlich den milden Kaiser Maximilian II. so, daß er den Grafen begnadigte. Friedrich v. Castell fiel im Kampfe, Hans Ludwig v. Landenberg wurde sogar auf Betrieb des Connetable enthauptet, Graf Hubert von Beichlingen entging nur auf Fürbitte eines Habsburgischen Fürstensohnes dem Richtschwerte des Henkers, als er in die Hände der Kaiserlichen gefallen war. Ein Unglück aber hatten sie fast alle gemeinsam; die in Frankreich errafften Reichthümer zerflossen ihnen bald unter den Händen. Wie urtheilt nun der Chronist, der Zeit- und Standesgenosse, über ihr Verfahren? Freilich ist er ergriffen von ihrem traurigen Ausgange, aber er empfindet ihn doch als gerechte Strafe. Denn wenn auch aus religiösen, politischen und pecuniären Gründen der Eintritt deutscher Herren in französische Dienste begreiflich war, es gab nicht nur im Bürgerstande, sondern auch in den Reihen des Adels selbst wackere und patriotische Männer genug, die die Kriege zwischen den deutschen Kaisern und den französischen Königen nicht als „spanische“ ansahen, die das Reich nichts angingen, und die den Dienst im Solde Frankreichs als das erklärten, was er nach unserer Ansicht ist, als Vaterlandsverrath. Der Graf von Zimmern weist, wie wir oben sahen, Fürstenberg's glänzendes Anerbieten bestimmt ab und läßt sich ruhig wegen seiner philiströsen Auffassung verhöhnen. Und an einer andern Stelle der Chronik heißt es: „Jene haben der Krone Frankreich wider ihre Obrigkeit d. h. den frommen Kaiser gedient und sind mit Recht allesammt gestorben und verdorben.“ Anders konnten doch wohl auch die Leute nicht denken, die plötzlich 1552 den von Kurfürst Moritz gerufenen König Heinrich II. in Lothringen und im Elsaß erscheinen sahen, die hörten, wie er Metz wegnahm und den jungen Lothringerherzog fortführte. Jedermann ohne Ausnahme freute sich, als das evangelische Straßburg, dem ja doch Heinrich als Retter kam, mit einigen wohlgezielten Kanonenschüssen das Heer des Retters begrüßte, und als der Welsche nach längerem vergeblichen Hin- und Herziehen wieder nach Frankreich abrückte, gab es allgemeines Frohlocken. So war die Stimmung über Frankreich und dem entsprechend herrschte sie über die „Deutschen Franzosen“. Wie aber die Franzosen selbst über ihre deutschen Feldhauptleute dachten, geht am Besten aus den Worten des alten Connetable hervor, der einst die Ehrbarkeit und Tapferkeit der Deutschen höchlichst rühmte, aber hinzufügte: „Sie bedenken weder ihren Herrn noch ihr Vaterland, und ich wüßte den besten Mann in deutschen Landen mit Geld zu bekommen.“ Wahrlich ein demüthigendes und beschämendes Urtheil aus dem Munde eines Kundigen, aber ein Urtheil, das leider damals durch viele Beispiele erhärtet zu werden und auch in der Folgezeit noch oft zu unserer Schande Bestätigung zu finden schien. Glücklicher Weise lebten damals und später im deutschen Lande, ohne von dem hart urtheilenden Franzosen gekannt zu sein, noch Tausende, die sich nun und nimmer an Frankreich verkauft hätten, sondern ingrimmig bereit waren, französische und deutsche Franzosen mit deutschen Hieben zu Paaren zu treiben.

Ernst Behr.

Bücherbesprechungen.

— Leben, Abenteuer und Reisen Johann Friedrich Voigt's, weiland Bürgers, Lohgerbers und Stadtwachtmeisters zu Eisenberg. Bearbeitet und neu herausgegeben von Martin Pfeifer. Altenburg, Verlag von Stephan Geibel, 1897. — Ein interessantes culturgeschichtliches Werk, das auf die historischen, socialen und militärischen Verhältnisse am Ausgang des vorigen Jahrhunderts reizvolle Lichter wirft, wird hier den Lesern unserer Tage zugänglich gemacht. Der vielgewandte Voigt machte sich 1783 als Gerbergeselle auf die Wanderschaft und zog hin und her durch Deutschland und Oesterreich, die Schweiz, die Niederlande und Rußland. Als Begleiter eines livländischen Barons kommt er in den Kaukasus und bis nach Persien hinein, als österreichischer Soldat kämpft er gegen die Türken, und unter Napoleon's Fahnen zieht er nach Aegypten und Syrien. Das Alles hat er in Tagebüchern, die er dann der Oeffentlichkeit übergab, derb und drastisch geschildert; ein frischer Zug und ein launiger Humor durchzieht seine ungekünstelte Darstellung. M. Pfeifer hat diese geschickt bearbeitet, sie an einigen Stellen treffend gekürzt und so ein Buch daraus gemacht, das wohlgeeignet ist, manchen Leser anzulocken. Nicht nur der Culturhistoriker wird Gewinn aus der Lectüre ziehen, auch als reines Unterhaltungsbuch wird die Beschreibung der bunten Erlebnisse Jung und Alt fesseln. Hr.

— Henri Ramin, Impressions d'Allemagne. Paris, Firmin-Didot. — Der Verfasser sagt am Ende dieser „Eindrücke aus Deutschland: „Wenn der Franzose nicht mehr von der albernen und rückschrittlichen Idee besessen sein wird, daß er in Allem den anderen Völkern überlegen ist, so wird er einen ungeheuren Fortschritt gemacht haben.“ In der That gleichen die Franzosen, die ihre Hauptstadt so gern mit Athen vergleichen, vielleicht darin den Athenern am meisten, daß sie alle Nichtfranzosen für Barbaren halten. London und vielleicht neuerdings St. Petersburg ausgenommen, sind die fremden Länder und Städte ein unbekanntes Là-bas, in das sich hineinzuwagen nicht nur thöricht, sondern geradezu gefährlich ist. Allerdings haben es in neuester Zeit einige Schriftsteller gewagt, Deutschland gerecht zu werden, aber ihnen stehen mindestens ebenso viele gegenüber, die der nationalen Eitelkeit und den Fünffrankenstücken zuliebe sich nicht scheuen, ihre Eindrücke zu fälschen. Henri Ramin, der sich, wie es scheint, besonders am Rhein und in Leipzig, kürzere Zeit auch in Berlin aufgehalten hat, hat sich entschieden zu den ersteren geschlagen. Zwar ist auch für ihn der Deutsche der Feind, den es, sei es auf commerziellem Gebiete, sei es auf dem Schlachtfelde, zu bekämpfen gilt, aber ein Feind, vor dem man Achtung haben muß und von dem man viel lernen kann. Einige Capitel, wie das über Familie und Häuslichkeit, habe ich mit wahrem Vergnügen gelesen. Er schwärmt für die Poesie des Rheinthales und für die Volkslieder, die an Sommerabenden durch die Wälder und über das Wasser klingen, und empfindet ganz den Zauber einer deutschen Weihnacht. Sehr zufrieden ist er mit den hohen, geräumigen Zimmern, den Oefen und den Doppelfenstern. Auch an die deutsche Kost hat er sich gewöhnt — das will für einen Pariser etwas heißen. Weniger erbaut, und mit Recht, ist er über das viele Biertrinken. Trinkt man soviel Bier in Deutschland, weil der Volkscharakter schwerfällig und still ist, oder sind die Leute so langsam und ruhig, weil sie Bier trinken, das wird man wohl niemals wissen. Von den staatlichen Einrichtungen haben ihm die Eisenbahnen und die Post am meisten Achtung eingeflößt; auf diesen Gebieten können seine Landsleute allerdings auch besonders viel von uns lernen. Natürlich finden sich in dem Buch auch manche Mißverständnisse und Unrichtigkeiten. Ganz besonderen Abscheu hat der Verfasser vor der deutschen Polizei; hauptsächlich kann er es ihr nicht vergessen, daß sie ihn einmal früh um fünf Uhr aus seinem Schlummer geweckt hat. Am Militär hat er gar Manches auszusetzen, zollt aber z. B. den Einjährig-Freiwilligen, die es ja in Frankreich nicht mehr giebt und auch nie ganz in derselben Weise gegeben hat, und den Reserve-Officieren große Bewunderung. Das deutsche Studentenleben ist ihm trotz heißen Bemühens ein ziemlich verschlossenes Buch geblieben; Mensuren, Commerse und Comment sind für einen Bewohner des Quartier latin aber auch zu merkwürdige Erscheinungen. Recht schwach sind die Bemerkungen über Theater und bildende Kunst, recht unerquicklich das Capitel über den Handel; es ist eine Neuauflage des Danger allemand von Maurice Schwob mit allen seinen Uebertreibungen. Mit der deutschen Sprache scheint der Verfasser noch auf ziemlich gespanntem Fuße zu stehen, seine Citate wimmeln von Fehlern. — Alles in Allem genommen wird man es nicht bedauern, dem Buche ein paar Stunden gewidmet zu haben. Leipziger Leser machen wir noch besonders auf die ausführliche Schilderung des „Thüringer Hofes“ aufmerksam. W. G.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 18. Sonnabend, den 12. Februar, Abends. 1898.

Materialistische Geschichtsauffassung.

Keine der bestehenden Geschichtsauffassungen, z. B. weder die politische, noch die culturgeschichtliche, noch die ethnologische, noch die ideologische, hat ein so unmittelbares Interesse für die Gegenwart, als die ökonomische; und innerhalb dieser wird die Aufmerksamkeit weitester Kreise erregt nicht sowohl durch die namentlich von Durkheim vertretene Meinung, die Geschichte sei als Fortschritt der Arbeitstheilung zu betrachten, auch nicht durch die Auffassung eines Patten, Schmerz- und Lustökonomie sei der Inhalt der Geschichte. Vielmehr steht im Vordergrunde des allgemeinen Interesses die von Marx, Engels und den Marxisten verfochtene sogenannte materialistische Geschichtsauffassung, die diesen Namen führt, obwohl sie manche materiellen Elemente, wie Klima und Rasse, ganz vernachlässigt; sie ist die philosophische Grundlage des modernen Socialismus und behauptet, die Gesetzmäßigkeit der menschlichen Gesellschaft beruhe in einem naturnothwendigen Gang der ökonomischen Phänomene, von welchem alle geistigen Strömungen, alle rechtlichen, politischen, ja selbst alle rein geistigen Lebensprozesse unbedingt abhängig wären; der Classenkampf, in welchem die Wandlungen der ökonomischen Verhältnisse zum Ausdruck gelangten, sei der Inhalt aller bisherigen Geschichte. Diese Auffassung wird von der Socialdemokratie als der Anfang eines ganz neuen historischen Denkens in überschwenglichen Lobeserhebungen gepriesen und mit großem und hochgefährlichem Geschick unter die urtheilslosen Massen geschleudert. Ein kürzlich von der Buchhandlung Vorwärts in Berlin versandter Vortrag von Herm. Greulich (Ueber die materialistische Geschichtsauffassung 1897) behauptet z. B., daß „Marx mit seiner epochemachenden Entdeckung der Geschichtsauffassung eine neue Grundlage gab", und ruft dann den Arbeitern zu: „Ja, Marx und Engels weisen gerade gemäß der materialistischen Geschichtsauffassung der Arbeiterclasse noch eine viel größere geschichtliche Aufgabe zu: ihre Selbstbefreiung." Der Marxist will die materialistische Geschichtsauffassung in allen ihren Consequenzen einbürgern und durchführen und dadurch den Communismus fördern, dieses Gespenst, gegen welches, wie es im Communistischen Manifest heißt, alle Mächte des alten Europa zu einer heiligen Hetzjagd sich verbündet haben, der Papst und Czar, Metternich und Guizot, französische Radicale und deutsche Polizisten. Die actuelle Bedeutung dieser Auffassung möge auch die folgenden Zeilen rechtfertigen. Zum ersten Male in wissenschaftlicher Form, wenn auch in polemischem Ton ist die materialistische Geschichtsauffassung 1847 von Marx vorgetragen in der Schrift: Misère de la philosophie, réponse à la philosophie de la misère de M. Proudhon. Wiederum war es Marx, dem nach der ausdrücklichen Versicherung von Engels der Grundgedanke des Communistischen Manifestes angehört, daß die ökonomische Production und die aus ihr mit Nothwendigkeit folgende gesellschaftliche Gliederung einer jeden Geschichtsepoche die Grundlage bildet für die politische und intellectuelle Geschichte dieser Epoche, daß demgemäß die ganze Geschichte eine Geschichte von Classenkämpfen gewesen ist, Kämpfen zwischen ausgebeuteten und ausbeutenden, beherrschten und beherrschenden Classen auf verschiedenen Stufen der menschlichen Entwickelung, daß dieser Kampf aber jetzt eine Stufe erreicht hat, wo die ausgebeutete und unterdrückte Classe (das Proletariat) sich nicht mehr von der sie ausbeutenden und unterdrückenden Classe (der Bourgeoisie) befreien kann, ohne zugleich die ganze Gesellschaft für immer von Ausbeutung, Unterdrückung und Classenkämpfen zu befreien. Eine systematische Darlegung und kritische Begründung dieser Geschichtsauffassung ist von Marx weder im Manifest noch irgendwo sonst in seinen Schriften geleistet. Was er über sie sagt, trägt auch innerlich den Charakter des gelegentlich Hingeworfenen. Am eindringlichsten hat er die hier in Frage stehenden Gedanken in dem Vorwort zur Kritik der politischen Oekonomie (1859) formulirt. Das Hauptwerk von Marx „Das Capital" (1867 ff.) enthält nur wenig principielle Ausführungen des socialen Materialismus, darunter die Ableitung der Ideen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aus ökonomischen Bedingungen. Die von Marx ausgesprochenen Grundgedanken sind dann von Engels, Lafargue, Bebel, Kautsky, Weisengrün u. A. weiter ausgeführt worden. Diesen Anschauungen fehlte zu einem in sich geschlossenen System der Geschichtsphilosophie zuerst noch ein wichtiges Bindeglied: die organische Ueberführung der Menschheit aus dem Naturzustande zu dem von ökonomischen Bedingungen beherrschten Gesellschaftszustande, die Verbindung zwischen der natürlichen Entwickelungsgeschichte des Menschen nach dem Darwinismus und der socialen nach Marx. Dieses wichtige Bindeglied, das die Erklärung der Entstehung von Familie und Staat einschließt, bot sich nachträglich höchsterwünscht in der sogenannten Theorie vom Mutterrecht, die besonders aus Bebel's Buch „Die Frau und der Socialismus" bekannt geworden ist. Der materialistische Socialismus hat hiermit ein System der Geschichtsphilosophie gewonnen, das in sich so consequent, aber auch so plump einseitig ist, wie kein zweites. Deshalb ist es begreiflich, daß diese materialistische Geschichtsauffassung lange Zeit sowohl von Philosophen als Historikern überall mit Stillschweigen übergangen wurde. Die Arbeiten von Acton, Lamprecht, Ottomar Lorenz u. A., welche alte und neue Richtungen der Geschichtswissenschaft schildern, streifen, wenn sie überhaupt den Gegenstand berühren, diesen nur ganz kurz; die „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland", die auf Veranlassung des Königs von Bayern durch die Historische Commission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben wird, erwähnt in der lichtvollen, von v. Wegele besorgten „Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus" die materialistische Geschichtsauffassung mit keiner Silbe. Erst ganz neuerdings ist man in eine möglichst allseitige und gründliche Erörterung derselben eingetreten. Diesbezügliche Verdienste haben sich z. B. der Jurist Stammler in Halle, der Historiker Bernheim in Greifswald, der Philosoph Barth in Leipzig und der Theolog Ottomar Lorenz in Weißenfels erworben. Der theoretische, rückwärtsblickende Theil des socialdemokratischen Programmes rührt her von Saint-Simon. Doch ist bei diesem die Geschichte der durch wirthschaftliches Begehren und durch Technik sich ändernden Classenverhältnisse nicht die ganze Geschichte; er kennt auch eine Geschichte der Ideen, die nicht minder als die Wirthschaft für die politischen Wandlungen bestimmend sind. So giebt es bei Saint-Simon zwei Reihen der Geschichte, die ökonomische und die ideologische. Ihre Zusammenhänge werden fast gar nicht erörtert. Das Streben des menschlichen Geistes wird mit diesem Dualismus nicht befriedigt. Während aber Comte die ideologische Reihe für die unabhängig veränderliche erklärt und alle anderen für abhängig von ihr und demgemäß sagt: „Die Geschichte der Gesellschaft ist beherrscht durch die Geschichte des menschlichen Geistes", beseitigte Marx die bei Saint-Simon noch vorhandene Selbständigkeit der Ideen und machte sie durchaus abhängig von der wirthschaftlichen Bewegung. Von der Entwickelung der materiellen Productionskräfte sei Alles, was nicht als Eigenthümlichkeit eines Einzelnen, sondern als collectives Denken, Thun und Leiden auftritt, nur eine Folgeerscheinung ohne selbständige Causalität. Zu dem, was Marx vorfand, hat er keine neuen Gedanken hinzugefügt, aber er hat es mit einer gewissen Hegel'schen speculativen Energie in ein einheitliches System gebracht. „Entdeckt" hat Marx dabei fast gar nichts, er hat nur systematisirt. Um eine Vorstellung von der Denkweise des Marxismus zu geben,

lasse ich zunächst einige besonders bezeichnende Sätze seines Begründers hier folgen: Die jeweilige Entwickelung der Productionsverhältnisse zwingt den Producenten, auf dieser oder jener bestimmten Stufenleiter zu produciren (Elend der Philosophie, S. 13). Die Handmühle ergiebt eine Gesellschaft mit Feudalherren, die Dampfmühle eine Gesellschaft mit industriellen Capitalisten (a. a. O. S. 91). Man spricht von Ideen, welche eine ganze Gesellschaft revolutioniren; man spricht damit nur die Thatsache aus, daß sich innerhalb der alten Gesellschaft die Elemente einer neuen gebildet haben, daß mit der Auflösung der alten Lebensverhältnisse die Auflösung der alten Ideen gleichen Schritt hält (Commun. Manifest, 4. Ausg. London 1890. S. 22). Die Technologie enthüllt das active Verhalten des Menschen zur Natur, den unmittelbaren Productionsprozeß seines Lebens, damit auch seiner gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und der ihnen entquellenden geistigen Vorstellungen (Das Capital I 3. Aufl. S. 375). Die Gesammtheit der Productionsverhältnisse bildet die ökonomische Structur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Productionsweise des materiellen Lebens bedingt den socialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu constatirenden Umwälzung in den ökonomischen Productionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Conflictes bewußt werden und ihn ausfechten. (Zur Kritik der politischen Oekonomie, Vorrede Seite V). Als reelle Basis, auf der sich ein ideeller Ueberbau erhebe, bezeichnet also Marx die „ökonomische Structur der Gesellschaft", ein ebenso unburchdachter, unklarer Begriff, wie die von Marx für diesen gegebene Erklärung „Gesammtheit der Productionsverhältnisse". Daß die Productionsverhältnisse sich in der Welt ändern, ist ja unbestreitbar. Nur das ist die Frage: wo liegt die Kraft, die solche Veränderung bewirkt? Die Antwort von Marx, in den Productivkräften sei sie vorhanden, ist keine Erklärung, sondern nur ein neues Wort, das die Sache nur noch räthselhafter macht. Marx löst die Production vom Menschen, der doch nicht ein sociales Thier, sondern ein individuell verschieden beanlagtes vernunftbegabtes Geschöpf ist, und macht sie zu einem selbständigen Wesen mit eigenen Kräften und selbständigem Leben. Das ist aber weder von Marx noch von seinen Anhängern erwiesen. So schildert z. B. Engels in seinem Anti-Dühring zwar sehr anschaulich die Entwickelung unserer Industrie, wie in der capitalistischen Productionsweise die Productionskräfte der bürgerlichen Form ihrer Ausnutzung über den Kopf wachsen, wie das Product die Producenten beherrscht, wie die Productionsweise gegen die Austauschweise, die Productivkräfte gegen die Productionsweise „rebelliren" und nach Anerkennung ihres Charakters als gesellschaftlicher Productivkräfte ringen; aber der gesetzmäßige Charakter dieser Entwickelung ist mit dieser Schilderung keineswegs dargethan. Ferner ist das Verhältniß von Grundlage und Ueberbau von Marx nicht untersucht und philosophisch nicht festgestellt worden. Nach der Tendenz des Materialismus soll durch diese bildlichen Ausdrücke die Abhängigkeit der Ideologie von der Production jeder Epoche bezeichnet werden. Marx selbst bewegt sich fortwährend in schillernden Phrasen, so oft er dies Abhängigkeitsverhältniß beschreibt: die Ideologie sei von der socialen Wirthschaft nothwendig abhängig, bedingt, bestimmt, fuße auf ihr, ruhe auf ihr u. s. w. Es zeigt sich hier deutlich der Mangel an scharfen Grundbegriffen, der für die materialistische Geschichtsauffassung charakteristisch ist. Sie theilt das Schicksal aller materialistischen Systeme, welche die erkenntnißkritische Darstellung der beim Ausbau des methodischen Princips verwendeten Grundbegriffe vernachlässigen. Was „ökonomische Phänomene", was „Bewegungen der Materie des socialen Lebens", was „wirthschaftliche Verhältnisse" eigentlich seien, das wird nirgends wissenschaftlich untersucht. Die materialistische Geschichtsauffassung ist hiernach ganz und gar unfertig. Das Bild aber von Ueberbau und Basis ist falsch. Was jetzt Basis ist, ist morgen Ueberbau und wird dann wieder Basis für eine neue Entwickelung. Was heute Wirkung ist, wird morgen schon selber wieder Ursache. Ein großes Lebendiges ist die Natur und Alles ist Frucht und Alles ist Samen. Das Recht ist nicht ein bloßer Ueberbau auf ökonomischer Basis, wie die Marxisten behaupten, sondern hat eine von der Wirthschaft zum Theil unabhängige Existenz, die im Laufe der Geschichte eine immer festere wird und nicht nur aus den anderen socialen Lebensgebieten Eindrücke empfängt, sondern auch diese Eindrücke abgiebt. So hat das römische Recht in seinen letzten Stadien unter dem Einfluß der stoischen Philosophie selbständig aus seinem Gedankenzusammenhange die Forderung der allgemeinen Freiheit des Menschen aufgestellt und zur Einschränkung der Sklaverei nicht wenig beigetragen. Wäre das Recht eine bloße Function der Oekonomie, so müßte die erste Anlage des Rechtsgefühles entwickelungsgeschichtlich nur bei gesellig lebenden Thieren mit gemeinsamer Wirthschaft anzutreffen sein, wie den socialen Hymenopteren, aber es finden sich Handlungen, die auf einem gewissen Rechtsinstitut, jedenfalls der Vorstellung der Gegenseitigkeit beruhen, schon bei gewissen, weniger gesellig, jedenfalls ohne gemeinsame Wirthschaft lebenden Elephanten- und Affenarten und auch bei niederen Thieren (P. Barth, Die Geschichtsphilosophie Hegel's und der Hegelianer, Leipzig 1890, S. 53 f.). Wie unzutreffend das Bild vom juristischen Ueberbau auf ökonomischer Basis ist, zeigt z. B. auch die Geschichte der Ideen des Strafrechts. Der Inhalt dieser Ideen hat mit der Wirthschaft nichts zu thun. Höchstens könnte sie für die Ausführung der Ideen materielle Mittel, wenn solche nöthig werden, liefern. Diese sind aber doch nur eine Bedingung, nicht die Ursache der Ausführung und würden, wenn die Ideen nicht vorhanden wären, zu irgend welchen anderen Zwecken verwendet. Zwischen der Carolina (1532) und irgend einem Strafgesetzbuche des 18. Jahrhunderts liegen nur zwei Jahrhunderte, innerlich aber eine ganze Welt rechtlichen Fortschritts. Die Carolina enthält das jus talionis noch strenger durchgeführt, als die Strafgesetzbücher des Mittelalters. Der Brandstifter z. B. wird nach dem Sachsenspiegel nur enthauptet, nach der Carolina aber verbrannt. Vom Sachsenspiegel also zur Carolina hätte — um die schematische Ausdrucksweise der Marxisten anzuwenden — trotz ökonomischem Fortschritt ein rechtlicher Rückschritt stattgefunden. Dagegen ist im 18. Jahrhundert das jus talionis aufgegeben; die Strafe ist nicht mehr Rache, sondern nach Chr. Thomasius' Ausdruck Heilmittel; sie soll nicht zur Vergeltung, sondern zur Abschreckung und Besserung des Verbrechers sowohl wie der Bürger dienen und soll nur den Schuldigen, nicht den blos Verdächtigen treffen. Darum sind die Folter und die Verstümmelungen abgeschafft; die Untersuchungshaft wird von der Strafhaft unterschieden, die Todesstrafe sehr eingeschränkt. Was war nun der Beweggrund aller dieser Reformen? Sie wurden bekanntlich von den Rechtsphilosophen, besonders Grotius, Thomasius, Montesquieu, Beccacia, construirt auf Grund der Idee des Naturrechts, eines idealen Rechts der Freiheit und der Gleichheit. Auf dieses und die Theorie des Gesellschaftsvertrages gründeten sie die politische Freiheit, die Sicherheit vor der politischen Willkür und den Antheil jedes Einzelnen an der Regierung, nicht minder aber auch Das, was Montesquieu die Freiheit des Bürgers nennt, die Sicherheit gegen richterliche Willkür. Und wenn letztere vom aufgeklärten Absolutismus aus der Theorie in die Praxis übertragen wurde, so liegt weder ein ökonomischer Zweck noch eine ökonomische Ursache zu Grunde, sondern nur die Neigung des aufgeklärten Absolutismus, alle fortschrittlichen Ideen, soweit sie nicht seine Macht in Frage stellten, auszuführen, wie er auch z. B. in Deutschland den allgemeinen Volksunterricht und überall in Europa die Wissenschaft förderte. Diese Neigung wäre unmöglich gewesen, wenn nicht die Ideen, von wirthschaftlichem Nutzen unabhängig, eine starke Macht über den Menschen ausübten (Barth, Die Philosophie der Geschichte als Sociologie, I 1897, S. 321 f.). Die Beweise, die Marx und Engels dafür anführen, daß die Politik, die innere wie die äußere, in völliger Abhängigkeit von der Oekonomie ständen, sind bei Weitem nicht ausreichend. So kennt Engels für das Aufkommen der fürstlichen Gewalt, die am Ausgang des Mittelalters allgemein ist, nur eine ökonomische, eigentlich nur technologische Ursache, die Anwendung der neu erfundenen Feuerwaffen. Nach K. Lamprecht (Deutsches Wirthschaftsleben im Mittelalter I S. 1257 f.) waren Grundherrlichkeit und Vogtei die Quellen der landesherrlichen Gewalt. Die Grundherrlichkeit ist nur in dem Sinne ein ökonomisches Verhältniß, daß der Grundherr mehr Land als seine Hintersassen besitzt; vor Allem aber ist sie wegen der staatlichen Hoheitsrechte des mittelalterlichen Grundherrn ein politisches Verhältniß. Die Vogtei jedoch ist ein rein politisches Verhältniß, die Vertretung der Reichsgewalt im Grundbesitz des Reichs oder

Solchen gegenüber, die frei waren, aber des Reiches Schutz nachsuchten. So ergiebt sich die neue politische Gewalt aus den schon bestehenden Gewalten. Das absolute Fürstenthum hat dann seinerseits auf die Oekonomie in einschneidender Weise zurückgewirkt. Es hatte die Macht, sein Geldbedürfniß und seine Geldliebe durch Unterwerfung der Oekonomie unter seinen Willen zu befriedigen. Wenn Marx anführt, daß Ludwig XIV. von Frankreich die Naturalsteuer in Geldsteuer verwandelt und dadurch das Elend des französischen Bauern verschlimmert habe, so ist ihm dies nur ein Sieg der Oekonomie über die Politik, während es gerade umgekehrt den starken Einfluß der Politik auf die Oekonomie beweist. Nicht minder beweisend ist die gesammte „regulation and protection", die Adam Smith dem Staate seiner Zeit und der früheren Zeiten so sehr vorwirft, die eigene wirthschaftliche Thätigkeit des Staates, der so viel in „Regie" nahm, und das ganze System der Monopole Einzelner oder privilegirter Gesellschaften, das in der Geschichte des Welthandels keine geringe Bedeutung hat. Und so finden wir überhaupt in der Geschichte keine einseitige Bestimmung der Politik durch die Oekonomie, sondern überall und immer eine innige Wechselwirkung der politischen und ökonomischen Tendenzen auf einander. Das Principat der Oekonomie über die Politik ist weder für den Anfang noch für den Fortgang der Geschichte erweisbar, vielmehr eben nur die engste Wechselwirkung zwischen beiden Lebenssphären, welcher das Gleichniß von Basis und Unterbau nicht entspricht (Barth, Philos. der Gesch. I 323 f. und Geschichtsphilosophie Hegel's S. 48 ff.). Am schwächsten sind die Beweise der Marxisten dafür, daß auch die Ideologien, selbst die höchsten, also Moral, Religion, Philosophie, nur ökonomische Begleiterscheinungen seien. Zunächst soll die Moral eine solche bloße Nebenerscheinung, gewissermaßen Abfallsproduct der Oekonomie sein. Auf den niederen Stufen der Cultur mag vielleicht die Moral nichts als durch Tradition und öffentliche Meinung bestimmte Gewohnheit, vielleicht also — ich möchte auch hierüber noch starke Zweifel hegen — aus den primitiven Verwandtschafts- und Wirthschaftsverhältnissen entstanden sein. Aber im Laufe der weiteren Entwickelung werden die moralischen mit religiösen Vorstellungen verknüpft, erhalten durch diese eine überirdische, metaphysische Sanction, deren der wirthschaftliche Mechanismus allein niemals fähig wäre, und gewinnen durch jene Verknüpfung ein fast ebenso selbständiges, aus eigener Kraft wirkendes und rückwirkendes Dasein, wie die Religionen. Um nur ein Beispiel anzuführen, so war in der ganzen antiken Welt Aussetzung von Kindern erlaubt, oft sehr gebräuchlich, wie bei den Spartanern, von Plato in seinen Idealstaat aufgenommen; die Germanen übten diese Sitte noch zur Zeit der Völkerwanderung. Das Christenthum erst, dem Menschen als solchem einen höheren Werth beilegend, unterdrückte sie bei ihnen trotz starker Neigung zu übermäßiger Vermehrung und setzte dadurch den wirthschaftlichen Verhältnissen ein neues, überaus mächtiges, wenn auch völlig „ideologisches" Ferment zu (Barth, Geschichtsphilosopie Hegel's S. 54 f.). Der Geschichtsmaterialismus ist überhaupt unfähig, die Probleme der Ethik zu ergründen. Daran hindert ihn zunächst seine Anthropologie. Wer im Menschen nur ein Naturwesen sieht und freien Willen nicht anerkennt, kann natürlich eine Ethik nicht aufstellen. Daran hindert ihn zum Andern seine geschichtliche Methode. Der Geschichtsmaterialismus kennt nur die geschichtlich hervortretende Seite des Menschengeschlechts. Er kann daher wohl Notiz nehmen von den Sitten, Gebräuchen, moralischen Vorstellungen dieses oder jenes Volkes, dieser oder jener Epoche, dieser oder jener Classe der Gesellschaft, aber es fehlt ihm ja jeder Maßstab, um diese Vorstellungen auf ihre Berechtigung und innere Wahrheit zu prüfen. Er ist nicht im Stande, ein Werthurtheil abzugeben, und nicht im Stande, für eine Ethik Principien aufzustellen. Es fehlt ihm drittens der so wichtige Unterschied zwischen Sitte und Sittlichkeit und zwischen Sitte und Unsitte, Sittlichkeit und Unsittlichkeit. Daher kommt das geradezu komisch wirkende Resultat, es gäbe eine dreifache Moral: eine Moral der Feudalaristokratie, der Bourgeoisie und des Proletariats. Das ist eine rein empirische Betrachtung der Sache, eine Betrachtung, die in der Naturwissenschaft berechtigt ist, aber nicht in der Ethik. Die Sittlichkeit kommt besonders als individueller Regulator des menschlichen Handelns in Betracht. Davon schweigt der Geschichtsmaterialismus gänzlich. Gleichwohl hat die Moral als Moralität doch ihre größte Bedeutung. Engels sagt kein Wort über das Gewissen in der Menschenbrust, noch auch über den großen Einfluß, den die Religiosität auf die Sittlichkeit ausübt. Für den Menschen als Gesellschafts*thier* giebt es eben solche Dinge gar nicht (Ottomar Lorenz, Die materialistische Geschichtsauffassung. Leipzig 1897. Verlag der Buchhandlung des Evangelischen Bundes, S. 59 ff.).

Näher als das Verhältniß der Moral hat Marx das der Religion zur Oekonomie bestimmt, indem er die alten Natur- und Volksreligionen als Spiegelungen des Productionsprozesses erklärte und die concreten Götter von concreten Menschen und diese durch die Production von Gebrauchswerthen erzeugt werden läßt. Diese Behauptungen sind ohne Beweis hingestellt und widersprechen den Resultaten der modernen Forschung. Nach der Lehre der Socialdemokratie kommt und geht die Religion als Spiegelung natürlicher Verhältnisse ganz von selbst je nach den Productionsverhältnissen und dem Erkenntnißgrade der Menschen. Die Socialdemokratie hat also weder etwas gemein mit den rohen Angriffen des Freidenkerthums, das gewöhnlich die Religion als eine Erfindung der Priester zum Zwecke der Verdummung und leichteren Beherrschung des Volkes hinstellt, noch auch mit einer sogenannten Abschaffung der Religion. Ihrem wahren geschichtlichen Ursprunge nach steht die Religion der Oekonomie fern; daß die Oekonomie später auf sie eingewirkt habe, ist nicht ausgeschlossen, von Marx aber nur behauptet, nicht bewiesen. In der That scheinen diese Einwirkungen gering zu sein. Denn auch die Parallelisirung concreter Götter mit concreter Wirthschaft ist nicht zutreffend. Da die Abstraction keine einfache geistige Operation ist, so müssen nothwendiger Weise die abstracten Götter später sein als die concreten. Aber der Nationalgott der Juden war abstract, wenigstens abstracter als der anderer Völker, trotz ihrer Naturalwirthschaft, und der abstracte Gott Muhamed's, obgleich zuerst unter den handeltreibenden Arabern der Küste verehrt, wurde dennoch trotz seiner Abstractheit der Gott der Nomadenstämme der arabischen Küste, die am treuesten zu dem neuen Glauben hielten, und später der Gott der ebenfalls nomadischen seldschuckischen und osmanischen Mongolen. Während später bei der weiteren Ausbildung des Göttersystems eines Volkes die politischen Verhältnisse desselben vorbildlich sind, läßt sich von den ökonomischen nach dem jetzigen Stande der anthropologischen und geschichtlichen Forschung noch nicht dasselbe constatiren; eine so auffällige Arbeitstheilung, wie die der indischen Kasten, spiegelt sich sehr wenig in der indischen Mythologie. Dagegen ist das Umgekehrte dessen, was Marx behauptet, überall in der Geschichte handgreiflich, nämlich ein tiefgehender Einfluß der Religion auf die Oekonomie (Barth, Geschichtsphilosophie Hegel's S. 55 ff.). Von der inneren Nothwendigkeit der Weiterbildung eines religiösen Gedankensystems ist bei den Marxisten keine Rede. Nicht mit Unrecht hat Paul Barth die Anhänger von Marx umgekehrte Fauste genannt. Wenn der Erdgeist zu Faust sagt: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir", so könnte er zu den Marxisten sagen: „Ihr begreift nur den Geist, dem ihr gleicht, nicht die Menschen der vergangenen Jahrhunderte." Und mit aller ihrer Kunst können die Marxisten doch das Eine nicht erklären, warum die Anhänger der verschiedenen Bekenntnisse, die Mitglieder der verschiedenen Secten auch dann ihrem Glauben treu bleiben, wenn dies ihrem ökonomischen Interesse, durch das sie angeblich geleitet wurden, nicht mehr förderlich, sondern auf's Höchste zuwider ist (Barth, Philos. der Geschichte I S. 331). In Bezug auf die Philosophie hat Marx aber ein einziges Beispiel der behaupteten Abhängigkeit von der Oekonomie aufgestellt: Descartes mit seiner Definition der Thiere als bloßer Maschinen sieht mit den Augen der zu seiner Zeit beginnenden Manufacturperiode im Unterschiede zum Mittelalter, dem das Thier als Gehilfe des Menschen galt. — Die Philosophie hat eine andere Stellung als die Religion; sie hat ihren Ursprung und ihre Fortbewegung in einer speciellen, geistig hoch entwickelten Classe, die zwar Anfangs noch mit dem Leben des Volkes, besonders dem religiösen, eng verbunden ist, aber bald ihr eigenes Leben herausbildet. Die Kosmogonien der ionischen Hylozoisten sind den religiösen Kosmogonien der Griechen noch nachgebildet, aber schon Heraklit tritt zur Volksreligion in Gegensatz. Plato's Idealstaat zwar spiegelt den dorischen Kriegerstaat wieder, seine Erkenntnißtheorie aber ist so unabhängig von dem umgebenden ökonomischen und geschichtlichen Medium, daß seine Ideallehre mehr als 2000 Jahre nach ihm in der modernen Welt durch Schopenhauer erneuert werden konnte. Rousseau lebte in einer Gesellschaft der aufs Höchste gesteigerten Privilegien und Ständeunterschiede, der Unterordnung unter einen allmächtigen Despotismus, aber durch die aus dem Alterthum überlieferte, durch Hobbes und Locke fort-

gepflanzte Methode, den Staat rationell zu construiren, kam Rousseau zu der Entwerfung des Bildes einer Gesellschaft, die, auf allgemeine Gleichheit und Souveränetät des Volkes gegründet, zu der bestehenden Verfassung Frankreichs in diametralem Gegensatze stand. Seine Theorie wurde durch den Convent zur Praxis, die Philosophie also bestimmte die Politik und indirect durch diese auch die Oekonomie. Auch hier haben Marx und seine Anhänger die Kraft der Ideologie zu gering angeschlagen (Barth, Geschichtsphilosophie Hegel's S. 58). Uebrigens ist es, wie Stammler richtig bemerkt, merkwürdig, wie die materialistische Geschichtsauffassung es übersehen konnte, daß sie durch ihre Aufstellung einer bedingungslosen Abhängigkeit aller psychischen Aeußerungen des Menschenlebens von der Art der gesellschaftlichen Production an und für sich ja auch die objective Geltung der Wissenschaft und damit — sich selbst aufheben würde. Das Christenthum bietet eine Welt von Ideen; denn es lehrt, daß diese Welt geschaffen ist von dem ewigen Gott der Liebe. Das vornehmste Geschöpf, der Mensch, wurde geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes, von Gott — für seine Gemeinschaft. In dieser sündigen Welt verwirklicht Gott seine Heilsgedanken. In Christus gipfeln sie, in ihm verkörpern sie sich, in ihm und durch ihn finden sie Verwirklichung. Von ihm aus geht der Gedanke des Reiches Gottes hinaus in die Völker. Welch eine Welt von religiösen und sittlichen Ideen — und bei keiner einzigen ein Hervorwachsen aus den ökonomischen Verhältnissen. Es ist geradezu hirnverbrannt, diesen Gedankengehalt ökonomisch producirt werden zu lassen. Zu denjenigen Ideen aber, die in der Welt erst durch das Christenthum Leben, Kraft, Inhalt gewonnen haben, gehören in erster Linie die drei: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Nirgends zeigt sich die Unfähigkeit des Geschichtsmaterialismus in der Werthung geistiger Güter mehr als in Allem, was über das Christenthum gesagt wird. Da der Marxismus den Begriff Sünde nicht kennt, so ist er auch nicht im Stande, das Werk Christi zu verstehen. Er kennt nur eine Erlösung von der capitalistischen Productionsweise. Nach ihm ist der Heiland der Welt nicht Christus, sondern der Socialismus, der die Herbeiführung der gesellschaftlichen Productionsweise erstrebt. Der Socialismus setzt sich daher selbst an die Stelle des Christenthums (Ottomar Lorenz a. a. O. S. 51, 69). Wie wenig dabei die Verehrer der Oekonomie vor einem Widersinn zurückschrecken, dafür nur ein Beispiel: Der Satz des Communistischen Manifestes: „Die Ideen der Gewissens- und Religionsfreiheit sprechen nur die Herrschaft der freien Concurrenz auf dem Gebiete des Wissens aus“, dieser Satz soll eine Illustration sein zu dem wenige Zeilen vorher stehenden Satze, „daß die geistige Production sich mit der materiellen umgestaltet“. Er ist aber widersinnig und historisch unrichtig. Widersinnig ist er, weil hier zwei Gebiete des menschlichen Lebens vermengt werden, die jedenfalls soweit von einander getrennt sind, daß jedes in selbstständiger Causalreihe fortschreitet, nur gelegentlich von dem anderen bestimmt ist. Es sind die Gebiete des Willens und des Wissens. Die freie Concurrenz ist eine Forderung des Verkehrs, die Gewissens- und Religionsfreiheit aber, überhaupt die Freiheit des Wissens, ist ein unwillkürliches Ergebniß des Denkens, der sogar sich wider Willen oft aufdrängenden Ueberzeugung. Nicht das Nebeneinanderbestehen vieler concurrirenden Meinungen, sondern der Sieg einer einzigen Meinung, die man für die Wahrheit hält, verlangt man, da die Wahrheit nur eine sein kann, wie sehr man auch gewaltsame Unterdrückung verabscheut und nur von den Gesetzen der Entwickelung der Intelligenz die Alleinherrschaft der Wahrheit erwartet. Aber auch historisch unrichtig ist jener Satz; denn die ersten Keime einer freien Wissenschaft haben im ausgehenden Mittelalter einen Ursprung, der durchaus nicht in der ökonomischen Lage begründet ist. Es ist vielmehr die fruchtbare Berührung der mittelalterlichen Weltanschauung mit der des gleichsam wiedererwachenden Alterthums, die einen Conflict und mit ihm eine neue Bewegung wissenschaftlichen Denkens erzeugt. Das von der Tradition sich befreiende System des Copernicus ist angeregt worden durch Cicero's und Plutarch's Schriften, die damals erst bekannt wurden und verschiedene Elemente der dem Sinnenschein entgegengesetzten pythagoreischen Speculation bewahrten. Und diese freie Wissenschaft entstand und erblühte in der Zeit des fürstlichen Absolutismus, der strengsten obrigkeitlichen Regelung der gesammten Wirthschaft (Barth, Philosophie der Geschichte I 325 f.). Die Historiker der Marx'schen Schule — wenn sie den Namen Historiker verdienen — haben sich begreiflicher Weise auf die Perioden der Geschichte geworfen, in denen die materiellen Verhältnisse auf den Gang der Ergebnisse bestimmend einwirkten. So waren die socialen Kämpfe in der Weltgeschichte ihr Lieblingsfeld. Hier kommt die Geschichte ihrer Methode ein Stück entgegen; daher haben sie hier wirklich manchmal der Geschichtschreibung einen Dienst leisten können und haben Zusammenhänge ökonomischer Art aufgedeckt, die dem idealistischen Geschichtschreiber entgangen waren. Diese ökonomischen Anregungen sind insbesondere der jetzt so eifrig betriebenen Wirthschaftsgeschichte zustatten gekommen. Da der Geschichtsmaterialismus verwachsen ist mit dem Socialismus, so vermengte sich mit der Geschichtsmethode oft auch die politische Tendenz: die principielle Verherrlichung des Classenkampfes und der Revolution. Das Proletariat und seine Vorkämpfer wurden um jeden Preis verherrlicht, die Bourgeoisie, der Adel und das Königthum um jeden Preis in den Staub gezogen. Licht und Schatten wurden tendenziös vertheilt, Alles zum Ruhme der socialistischen Partei. So ist der Geschichtsmaterialismus keineswegs mehr eine harmlose Geschichtsmethode, sondern eine Tendenzschriftstellerei, an der kein gebildeter Mensch reine Freude haben kann. Besonders zeigt sich die Unbrauchbarkeit der Methode, wenn sie angewandt wird auf Perioden der Geschichte, in denen große Männer im Mittelpunkte stehen und in denen religiöse Ideen mit im Spiele sind. Da wird aus Princip das Große klein, das Kleine groß gezeichnet. Da werden oft in der ekelhaftesten Weise Verunglimpfungen vorgenommen — zum größeren Ruhme des Proletariats. Eine jammerhaft klägliche Unfähigkeit beweisen sämmtliche Geschichtsmaterialisten, wenn sie auf Jesus und seine Ideen, auf das Urchristenthum, auf Luther und die Reformation zu sprechen kommen. Da hört das letzte Bißchen historisches Verständniß auf, und die leichtfertigste Mache und tendenziöseste Böswilligkeit führt das große Wort. Etwas Kläglicheres giebt's nicht als Kautsky's u. A. Ausführungen über die Entstehung des Christenthums und des urchristlichen Communismus. Und nun die Tagespresse der Socialdemokratie! Bei ihr wird die materialistische Geschichtsauffassung zur reinen Schablone. Schurken der französischen Revolution, Scheusale aus den Kreisen der Nihilisten, Communisten, Attentäter werden mit dem Glorienschein von Märtyrern umgeben, dagegen edle, wirklich große und für unsere Nation bedeutungsvolle Männer, wie z. B. Kaiser Wilhelm I. und Bismarck, werden in den Staub gezogen. Eine solche Geschichtschreibung reißt der Geschichte das Herz aus und liefert statt des warmen Herzblutes, das sonst durch die Adern der Geschichte läuft, breite Bettelsuppen steriler ökonomischer Betrachtungen. Glorie hat sie für die Helden der Gasse und Gassenkoth für die Helden der Geschichte (Ottomar Lorenz a. a. O. S. 83 ff.).

Den Antheil, den die Oekonomie an der Genesis aller Lebensäußerungen der Gesellschaft besitzt, hat die materialistische Geschichtsauffassung in einer Weise zu hoch bemessen, die alles und jedes Maß wissenschaftlicher Betrachtung überschreitet. Das auf Grund dieser Auffassung entworfene Zerrbild des geschichtlichen Verlaufes und der aus diesem sich ergebenden Rechts- und Eigenthumsverhältnisse wird immer aufs Neue unter die Massen geschleudert, damit die Fackel des socialen Krieges sich entzünde. Noch ist augenblicklich die Marx'sche Theorie innerhalb einer über alle Culturstaaten ausgedehnten politischen Partei die unbedingt herrschende. Aber sie beruht auf falschen Voraussetzungen. Die materialistische Geschichtsauffassung ist wissenschaftlich unhaltbar. Noch sitzt sie bei gar Vielen auf dem Throne; aber ihre Tage sind gezählt schon sind ihre Todtengräber bei der Arbeit:

Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,
Priamus selbst und das Land des lanzenkundigen Königs.

Philolithus Montanus.

Bücherbesprechung.

— **Rückwardt, Das Reichsgerichtsgebäude in Leipzig.** Verlag von Paul Schimmelwitz, Leipzig. 5 Lfrgn. zu 12 Blatt. Preis 75 ℳ (nur für Subscribenten). — Der rühmlichst bekannte Architekturphotograph bringt in vorzüglichen Aufnahmen sorgsam gewählte Außen- und Innenansichten des schönen Baues in allen möglichen Maßstäben von der Gesammtübersicht bis zum einzelnen Detail. Das Werk erscheint geeignet, sowohl dem Fachmanne beim Studium strenger, monumentaler Formen, als auch dem kunstliebenden Laien zum Genusse zu dienen. —n.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 19. Dienstag, den 15. Februar, Abends. 1898.

Ein Streifzug durch die Geschichte des Warmbades bei Wolkenstein.

Von G. A. Schmieder.

In dem Brunnenhause des Warmbades bei Wolkenstein hängt ein altes Crucifix. Die Umrahmung desselben zeigt die Inschrift: „Diß Warmbad am Sand zu Unser lieben Frawen Hat Gottes Wunderhand gelegt in diese Auen, Wo durch dem Leibe nach heil werden kranke Herzen; Christi Verdienst und Blut heilt alle Leibes-Schmerzen!“ Ueber diesen Zeilen steht die Zahl 1385, welche uns auf die Zeit der Entdeckung der warmen Quelle hinweist. Inwieweit diese Jahreszahl ihre Berechtigung hat, wird sich aus dem Folgenden ergeben. In aller Kürze wollen wir jetzt einen Streifzug durch die Geschichte des Warmbades unternehmen. Wir folgen dabei Christian Lehmann, Historischer Schauplatz 1699, M. Gottfried Müller, Thermae Volckensteinenses 1721 und M. Friedrich Wilhelm Köhler, Historische Nachrichten von dem warmen Bade 1791. Die Entdeckung der Quelle hängt zusammen mit der Entstehung der Stadt Wolkenstein und der Erbauung des Schlosses. Genauere Nachrichten fehlen zwar hierüber, doch fehlt es nicht an werthvollen Erörterungen. Der einen Ansicht kann man sich wohl kaum noch anschließen, daß der echt deutsche Name Wolkenstein, dessen Deutung auf der Hand liegt, von dem slavischen woljaku stajni, d. i. Lauerposten, abzuleiten sei, wonach also das Schloß von den Sorbenwenden zum Ablauern der Feinde erbaut worden wäre. Wir sind jetzt anderer Meinung. Nach Dr. Schurtz (Pässe des Erzgebirges S. 47) zeigt die Petri'sche Karte von 1760 eine Straße, welche von Chemnitz vielleicht über Ersenschlag und weiter über Wolkenstein, Streckewalde, Mildenau, Jöhstadt, Preßnitz und Wernsdorf nach Kaaden in Böhmen führte, sodaß man annehmen kann, daß die Burg Wolkenstein zur Deckung dieser alten Straße angelegt worden ist. Wann nun die Erbauung der Burg erfolgt ist, läßt sich genau nicht angeben, aber im Jahre 1241 hat sie schon gestanden; denn eine alte ungedruckte Nachricht besagt: „Ao 1241 übergab Markgraf Heinrich etliche Dörfer dem Kloster Buch, darunter war Streckewalde, welches Hugo de Waldenberc, Herr von Wolkenstein, nebst einem anstoßenden Walde aufgelassen.“ Hier wird uns das erste Male ein Herr von Wolkenstein genannt. Bald wurde in hiesiger Gegend Silberbergbau getrieben. Wann derselbe begonnen hat, läßt sich wiederum genau nicht sagen, aber im Jahre 1393 ist er bereits in vollem Gange. In diese Zeit wäre nun auch die Entdeckung der Quelle zu setzen, welche zweifelsohne durch den Bergbau erfolgt ist, und wir dürfen wohl in dieser letzteren Hinsicht Christian Lehmann Glauben schenken, wenn er S. 226 sagt: „Man hält dafür / daß die Herren von Waldenburg ums Jahr Christi 1300 wären in diß Gebirge kommen / und hätten Wolckenstein samt seinen Dörffern angebauet / uñ weil sie Lust zum Bergbau gehabt / auch umher Schürffen / Puchwerke und Hütten aufbauen lassen. Bey welchem zustand auch dieser warme Qvell mag seyn erröschet und entdecket worden.“ Aus dem Allen ergiebt sich also, daß vor dem Jahre 1241, vielleicht um das Jahr 1200 oder noch früher die Herren von Waldenberg (Waldenburg ist weniger richtig) zur Deckung der Straße nach Böhmen die Burg Wolkenstein angelegt haben. Bei dem regen Bergbau, der sich weiterhin unter ihrer Herrschaft entwickelte, wurde sodann der warme Quell entdeckt. Die eingangserwähnte Jahreszahl 1385 ist demnach, sofern sie das Entdeckungsjahr der Quelle angeben soll, keineswegs zu früh gesetzt. — Von altersher führt das Bad den Namen: „Das warme Bad zu unsrer lieben Frawen auffn Sand“. Diesen Namen hat es erhalten, als der Katholicismus noch in unsrer Gegend die Herrschaft führte. Früher wurde nun derselbe in der gesuchtesten Weise gedeutet. Nach Dr. Schrey's „neugefaßtem uhralten Wolckensteinischen Wasserschatz 1696“ soll das Bad seinen Namen von dem Wunderbrunnen der altberühmten Oase des Jupiter Ammon in Libyen, woselbst das Heidenthum dem Gotte einen Tempel gebaut hatte, erhalten haben. Nachdem nämlich Heidenthum und Götzentempel zerstört, entstand daselbst eine Kirche „Zu unsrer lieben Frauen auf dem Sande“. Als später das Christenthum wieder ausgerottet wurde, seien die Ordensleute nach Prag gekommen und hätten dort eine Kirche der heiligen Maria geweiht. Nachdem dann später unser Brunnen und sein dem libyschen Brunnen gleicher aestus reciprocus bekannt wurde, hätten sie auch hier ein Kirchelchen gebaut und selbiges nebst dem Brunnen „Zu unsrer lieben Frauen auf dem Sande“ benannt. Eine andere Ansicht finden wir bei Christian Lehmann. Er schreibt S. 226, daß Kaiser Carolus IV. im August des Jahres 1347 den Grundstein zu einem Karmeliterkloster gelegt habe an einem Ort, der „aufm Sand“ genannt worden sei. Als nun die Herren von Waldenberg in die hiesige Gegend gekommen seien, hätten sie sich veranlaßt gefühlt, gleichfalls ein Kirchlein zu bauen, und dem Kaiser zuliebe „Zu unsrer lieben Frawen auffm Sand“ zu benennen. Einen Beweis für diese Annahmen kann man aber nirgends finden, und es ist auch gar nicht nöthig, erst nach Libyen oder Prag zu gehen, um den Namen zu erklären; denn die ganze Gegend, wo das Bad liegt, führte früher den Namen „Sand“. In einer Urkunde aus dem Jahre 1529, welche sich nach Müller in forma probante bei der Pfarre befindet, steht, daß die „Reinung der Gebürge, zwischen denen von St. Annaberge an einem, und denen von Woldenstein anders Theils“ vom Kiesholz über Rückerswalde, Jöhstadt, Streckwalde, Trettebach (das heutige Drebach) „biß auf den Sand“ und von da über Gehringswalde, Hilmersdorf bis wieder an das Kiesholz gegangen sei. Der Name Sand ist ein Flurname, der seine Entstehung der Beschaffenheit des Bodens verdankt. Dr. Augustus Hauptmann, der der Vater des Bades genannt wird, weil er dasselbe nicht nur mit großen Kosten „repariret“, sondern auch von Neuem beschrieben und besondere Baderegeln für die Kurgäste aufgestellt hat, behauptet nun von der erwähnten Kapelle, daß es eine große, mit Schiefer gedeckte, aus Kalk und Steinen aufgeführte Kirche gewesen sei, in welcher sieben Dörfer Gottesdienst gehalten hätten. Müller bemerkt aber hierzu S. 133: „Wenn er (Dr. H.) in historicis so gute Proben gemachet, als in Chymicis, es würde manches von diesem erzehlten Wege geblieben, oder doch geändert worden seyn.“ Denn das, was Dr. Hauptmann über diese Sandkirche erzählt, bezieht sich auf die Kirche von Wolkenstein. Das erwähnte Kirchelchen ist aber nichts Anderes als eine Feldkapelle gewesen, „dabey man Stationes gehalten und dann und wann eine Messe gelesen“, die aber nach dem Aufblühen des Protestantismus ohne Gebrauch stehen geblieben ist. Entstanden ist sie vielleicht durch einen wohlhabenden, im Bade von schwerer Krankheit genesenen Kurgast, der seiner Dankbarkeit ein bleibendes Denkmal setzen wollte. In der Folgezeit wurden Wallfahrten nach einem in dieser Kapelle aufgestellten wunderthätigen Marienbilde unternommen. Die Reste dieses alten Bildes sollen früher auf dem Boden des Badehauses gelegen haben. Bei den Wallfahrten sei oft ein ungeheures Gedränge entstanden, wobei sich das Kirchelchen oft als zu klein erwiesen habe. Die Personen aber, welche im Bade genesen waren, ließen ihre Krücken und Stäbe und „andere in ihren kläglichen Umständen gebrauchte Instrumente“ in der Kirche und deren Behältnissen zurück. Die Kapelle soll nach Chr. Lehmann soviel Schritte vom Bade entfernt gestanden haben, als Christus derselben habe thun müssen, um von dem Richthause des Pilatus nach dem Hügel Golgatha zu gelangen. Im Jahre 1609 wurde das zerfallene Gemäuer

des alten Kirchelchens abgetragen, und heute wissen nur noch Wenige den Ort, wo es gestanden hat, nämlich hinter der Badmühle, rechts von dem Wege nach Großolbersdorf und Hilmersdorf auf der Anhöhe. Aus dieser Kapelle stammt nun jedenfalls auch das alte Crucifix im Brunnenhause; vielleicht war es das Altarbild. Die Figuren der Maria und des Evangelisten Johannes, besonders aber die Umrahmung sind viel später hinzugekommen und die Inschrift mit der Jahreszahl 1385 ist, wie Dr. Steche vermuthet (Bau- und Kunstdenkmäler d. K. S. V S. 31), erst im Jahre 1645 von Dr. Hauptmann verfertigt worden. Die Steine von dem alten Kirchelchen wurden zum Baue der Viehställe am Vorwerk Gehringswalde, „wiewohl mit schlechtem Segen", wie Chr. Lehmann S. 227 hinzufügt, verwendet. Das Vorwerk steht heute noch, und Müller hat in den alten Amtsrechnungen nachgeschlagen und gefunden, daß „Wolff Heinrich v. Güntherodt, Pachter auf dem Chur-Fürstlichen Vorwerck zu Geringswalda, und Andreas Priller, Amt-Schösser zum Wolckenstein" im Jahre 1610 für 13 Groschen Steine „von einem alten Kirchel" zu einem Baue verwendet haben. Ob sie aber Unglück davon gehabt haben, davon berichten die Chronisten nichts. Müller sagt sehr treffend hierzu S. 151 und 152: „Ob einer unrecht thue, der das Gemäuer von einer alten eingefallenen Kirchen, von der man keine Hoffnung hat, daß sie wieder auffgebaut werden dürffte, vollends einreisset, und zu einem andern Bau anwendet? gehöret nicht hieher. Doch aber sage ich: Ich würde lieber einen mercklichen Schaden und Einbusse dulten, als ein solch altes Monument vertilgen und niederreissen. Meynete ich auch, ich hätte mich vor keinem Unsegen zu befürchten, so scheuete ich mich doch vor dem üblen Nachklang bey der zukünfftigen Welt, die über meinen Geitz und Eigennutz eyfern würde." Am besten erinnert heute noch an die alte Kapelle die Einrichtung der Badegottesdienste. „Damit auch die Seele ihre Erbauung finde," schreibt Müller S. 273, „so ist es beständiges Herkommens, daß an Sonn- und Fest-Tagen der Pastor zum Wolckenstein, wenn er seine anvertraute Gemeinde mit Wort und Sacrament versorget, zwischen 10 und 11 Uhr sich hieher begiebet, und mit Singen, Predigen und Beten zu einer GOtt-beliebten Bad-Andacht den Weg eröffnet." Es fanden demnach früher viel mehr Badegottesdienste als jetzt statt.

Ueber den Zustand des Bades in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens finden wir nirgends genauere Kunde. Wir wissen nur, daß in den ältesten Zeiten der Quell oft von wilden Wassern zerrissen worden ist. Das berichtet uns Petrus Albinus in seiner Meißnischen Land- und Berg-Chronik Tit. XXV fol. 190, 191 und fügt hinzu, daß Herzog Heinrich den Brunnen habe wieder fassen lassen. Da aber der „höltzerne Schrool" sich in der Folgezeit sehr wenig widerstandsfähig zeigte, ließ ihn Kurfürst August mit großen Kosten aufs Neue fassen und vergrößern. In einem kläglichen Zustande muß sich das Bad befunden haben, als im Jahre 1656 Dr. Hauptmann und der Amtmann Schrey dasselbe kauften; denn sie fanden nicht mehr vor als zwei dach- und bodenlose Häuser, „in deren vornehmsten gegen dem Berge eine eintzige Wohn-Stube vor den Pacht-Mann, und oben wüste Stroh-Kammern ohne Glaß-Fenster und tüchtige Verwahrung gewesen. In dem andern funde man unten zwey Behältnisse, darinnen des Sommers über gebadet worden, mit offenen Löchern oder Mauer-Fenstern, welche offt Ottern und Schlangen eine Wohnung abgegeben". Oben waren zwei Stübchen zur Bewirthung der Badegäste. Eine Abbildung der damaligen Gebäude findet man bei Dr. Steche (a. a. O. V S. 30). In den Jahren 1670 und 1671 ließ der Kurfürst Johann Georg II. für seine „hertzliebteste Gemahlin" Magdalene Sybille eine neue Badeanstalt von Grund aus herrichten und am 5. August 1671 durch den Kurprinzen, nachmaligen Kurfürsten Johann Georg III., „solenniter" einweihen und die „Gnade Gottes" benennen. Später übertrug sich dieser Name auf das ganze Bad, während man die erwähnte Badeanstalt „das Fürstenbad" nannte. Eine Abbildung desselben findet sich bei Chr. Lehmann S. 226. Am 7. August benutzte sodann die Kurfürstin das erste Mal das neue Bad „begleitet von viel tausend heissen und andächtigen Vater Unsern" der treuen Landeskinder. Sie hat es zehn Jahre hintereinander mit gutem Erfolge gebraucht. Der Besuch seitens dieser Allerhöchsten Personen muß ungemein viel zur Hebung des Bades beigetragen haben; denn die herrliche Schilderung über das Bad, die uns Müller aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts giebt, zeigt, daß gegen früher eine ganz wesentliche Besserung eingetreten ist. Er schreibt aber: „Unser Bad wird durch sein angenehm Lager nicht wenig beliebt gemacht. Es lieget aber in einem sanfften Thal, das von einem rauschenden Crystallen-klaren Bächlein durchströhmet, mit grünen Wiesen beleget, und mit sanfft-ansteigenden Bergen, Feldern und Wäldern eingefasset ist, auch in seinem fetten und fruchtbaren Schoos viele Fisch-reiche Teiche hat graben lassen. Wer auch da den edlen Schatz seiner Gesundheit nicht suchete, würde doch ein gesundes und reines Vergnügen allhie finden. Der Schatten der Bäume, der das gantze Thal lieblich decket, verheisset den kühlesten Schirm wider die Hitze; Und weil dieselben alle mit unzehligen Musicanten besetzet sind, so kan man seine Ohren, ohne Geld und umsonst, mit tausendfach-süssen Gesang ergötzen. Wer an den schertzenden Springen derer Fische sich belustiget, darff hie dergleichen zu sehen weder Kosten noch Mühe anwenden. Die Bemühung, die man sich machet, wenn man auf die umliegenden Hügel steiget, bezahlet sich selbst mit vielfältiger Lust. Man erblicket die Wunderschöne Berg-Crone, die unsere Gegend umgiebt, und da grün, dort blau, und anderswo mit dunckeln Schatten spielet. . . . . Man siehet die Sensen blincken und die Rechen stecken, wenn uns anderswo ein lustiger Kuh-Hirte mit seinem düstern Gesang die Ohren voll schreyet. Ueber und unter dem Bade klappert eine Mühle; Und der blaue Rauch von denen Back-Oefen macht uns Sorgen-loß, daß hie niemand Hungers sterben dürffe. . . . Gleich bey der Ankunfft siehet man drey Häuser, die uns auffnehmen wollen: Zur Lincken (nämlich von Großolbersdorf herkommend) das so genannte neue Hauß, und in demselben 20 geraume Stuben und Kammern, nebst etlichen Küchen. Zur rechten das alte Hauß, welches 10 biß 11 Zimmer hat. . . Vor sich hin siehet man ein anderes Haus zum Bier-Schanck und Gastung, als auch vor die übrige Haußhaltung angeleget; In demselben finden sich nebst der Schenck-Stube, auch des Bade- und Pacht-Manns Wohnung und noch 3 andere Stuben. An dem alten Hause sind über 30 lichte und geraume Bade-Stuben angebauet, deren etliche auch, zu mehrerer Gemächlichkeit beym Aus- und Ankleiden, können geheitzet werden. So siehet es ietzo weit anders aus, als zu unserer Väter Zeiten." Der 21. Juli 1720 wurde aber ein Unglückstag für die Gegend und besonders für das Bad. Nachdem um 10, 12 und 2 Uhr Vor- und Nachmittags ein ziemlich starkes Erdbeben verspürt worden war, kam um 3 Uhr ein furchtbares Gewitter und blieb ziemlich zwei Stunden stehen. Dabei ging ein Wolkenbruch nieder, welcher das ganze Bad schrecklich verwüstete. „GOtt tröste, und heile die Wunden!" so schließt der Chronist die lange, ausführliche Schilderung. Bei dem damaligen Unwetter wurde eine Stube, in der man für gewöhnlich den Badegottesdienst abhielt, so mit Sand und Wasser gefüllt, daß ein vornehmer, aber sehr elender Kurgast, der Herr v. Holtzmüller, der darin seinen Aufenthalt genommen hatte, beinahe mit seinem Bette angefangen hätte zu schwimmen, wenn er es nicht beständig „gedruckt" hätte. „Er wurde aber durch die rühmlichste Christen-Liebe der übrigen hohen und vornehmen Bade-Gesellschafft, als ein Brand aus dem Feuer gerissen, und, wiewol in dem stärksten Regen, in das neue Hauß transportiret." Mit großen Kosten wurde der entstandene Schaden geheilt; Manches aber, wie z. B. das Fürstenbad, war für immer verschwunden. In den Jahren 1791 und 1792 benutzte die Gemahlin des Kurfürsten, späteren Königs, Friedrich August III. das Bad. Zu diesem Zwecke wurde es vorher neu untersucht und gefaßt und auf landesherrliche Kosten ein besonderes Wohnhaus mit Badeeinrichtung in der Nähe der Quelle erbaut. Es ist dies das noch jetzt unter dem Namen Pavillon bekannte Gebäude. In den Badeacten findet sich auch noch ein gedrucktes Exemplar der Cantate, welche am 27. Juni 1791 bei Ankunft der theuren Landesmutter von dem Wolkensteiner Chor gesungen wurde. Die Schlußode lautet:

Laß, Höchster, Unsern Churfürst leben,
  Im Glück und Ruh,
Und was Ihm kann Vergnügen geben
  Das theil Ihm zu!
Gieb, Unsrer Fürstin, was ergötzet,
  Das größte Glück;
Was schmerzlich, und die Ruh verletzet,
  Das treib zurück!
Laß, die Prinzessin, leben, blühen
  Durch Dein Gedeyn,
Und Sie zur Eltern Lust erziehen.
  Und glücklich seyn.
Das Churhaus laß im Seegen wachsen,
  Zu Sachsens Lust!
Wir wünschens, als getreue Sachsen,
  Aus reiner Brust.

Bis zum Jahre 1520 ist das Bad landesherrliches Eigenthum gewesen. Von da ab hat es Privatbesitzer, welche im Anfang oft wechselten; so zählt man bis 1710 bereits neunzehn. Im Jahre 1831 kam es an Friedrich Wilhelm Uhlig, den Vater der jetzigen Besitzer. Derselbe hat im Winter 1860/61 die Neufassung der Badequelle bewirkt und sonst noch viel zur Hebung des Bades beigetragen. An ihn erinnert die am 19. Juli 1885 gelegentlich des 500jährigen Jubiläums des Warmbades gegründete Uhlig-Stiftung zur Unterstützung armer Badegäste. In den letzten Jahrzehnten ist ungemein viel zur Vergrößerung und Verschönerung des Bades gethan worden. Die Villen „Luxemburg", „Lärchenhof", „Landhaus", der Adlersaal, „Daheim" und große Um- und Verschönerungsbauten sind alle in dieser Zeit entstanden. Abgesehen von den Passanten beträgt die Zahl der Kurgäste gegenwärtig 1500 jährlich. Das Bad genießt einen vorzüglichen Ruf und ist auch in den letzten Jahren wieder durch fürstliche Besuche ausgezeichnet worden.

Schon in alter Zeit erfreute sich das warme Bad bei Wolkenstein eines guten Rufes. So schreibt am 10. Juni 1633 M. Johannes Hoffstäter, Superintendenz zu St. Annaberg: „Mein Zustand, was das Lauffen, Reissen und Brennen in den Schenckeln, und das ungestüme Ohrenbraussen anlanget, wird eher beschwehrlicher, als gelinder; Ich leide grosse Wehtagen, und bin nun der, so von den Aerzten viel erdultet. Herr D. Hegenwald aber fällt auf das warme Bad zu Wolckenstein. Er hat mir gewiesen, wie er eigenhändig angemercket, daß auf sein Einrathen mehr den 20. Personen allda von der Beschwehrung, die ich habe, geholffen worden. Und ich werde es auch wohl annehmen. Mein vielgeehrter Herr und vornehmer Gönner melde mir doch, ob ich etwa in dem Geringswalder Vorwerck könnte ein Stüblein zu meinem Auffenthalt bekommen, weil in dem Bade selbst schlechte Bequemlichkeit seyn soll. Wem ich davon sage, der billiget es. Ich könnte ein Büchlein schreiben, von den guten Zeugnissen, die ich von dem Bade vernommen." Dr. Joh. Göbel, kurfürstlich sächsischer Leib-Medicus, hatte die Gebrechlichkeiten, wogegen das Bad Hilfe schaffen oder wenigstens schaffen sollte, in eine Tabelle gebracht, welche in dem Badehause zu Jedermanns Ansicht aushing. Darin heißt es unter Anderem: „Hilfft für Haupt-Schuppen, Läuß, Nieße, abfallend Zäpffle, Zahn-Weh und wackelnde Zähne, Flecken und andere Unsauberkeit im Angesicht, Keichen und kurtzen Athem, undäueten Magen und dessen Unwillen, Unlust zum Essen, bösen kalten Magen, Grimmen und Colic, die, so sich verbrannt haben, Krampff-Adern, Gliedsucht, Podagra oder Zipperle, contracte lahme Glieder, Rauden, Grätz, Geschwär, rothe Ruhr und Diarrhoea, danckele Augen, Sausen der Ohren" u. s. w. Interessant ist auch das Capitel über die denkwürdigen Kuren; nur wenige seien davon angeführt: „Eine Gräfin von Schönburg bedienete sich 3. Jahre nach einander des Bades: Beym ersten Besuch desselben war sie noch so elende, daß sie nicht nur kein Glied brauchen kunnte, sondern auch im Haupte so grosse Schmertzen, Braussen und Wüten empfunde, daß sie vielmals gemeynet, sie säße an einem grossen Wasserfall, oder man schüttete über ihr viel Fuder Steine aus. Nach ordentlichen Gebrauch des Bades, den D. Clauder aus Altenburg dirigirte, sahe man, wie sie selbst in Tüchern ins Bad getragen werden muste, die Haut über den gantzen Leib ab, und die Haare auf dem gantzen Haupte vollkommen ausgehen. Damit kam auch eine vollständige Gesundheit, und das Haupt erlangte die ruhigste Stille wieder." Hierauf erzählt der Chronist weiter, wie das Bad gegen totale Erblindung und gegen Ohrensausen und Schwerhörigkeit geholfen hat. Auch von Heilungen verschiedener Krankheiten des Mundes, der Zunge, der Kehle, der Hände und Füße, des Leibes u. s. w. weiß er zu berichten. Selbst bei den ältesten Leuten waren Erfolge zu verzeichnen. „Gleichfalls kam auch ein alter Mann von 72. Jahren, aus einem benachbarten Dorffe, ins Bad; dieser, wie er von Podagra gantz contract und vom Alterthum krumm worden, auch dahero an Krücken gehen muste, brauchte das Bad etwa drey Wochen, sasse darinnen zu 4. biß 5. Stunden, in welcher Zeit er starck, gleich einer Krätze ausschlug, so aber bald wieder abheilete, auch nach und nach die Glieder also stärckete, daß er die Krücken wegthun, und sich wieder gerade auffrichten, auch hurtig gehen und fortkommen kunnte." In dem sogenannten Bade-Lästerer vom Jahre 1673 erzählt Dr. Hauptmann, daß im Jahre 1658 im Winter „ein armer Schul-Meister aus der Pohlnischen Lissa, mit vielen gehauenen Wunden, Stichen und Schüssen im Bade eingefunden, die Wunden aber von denen Croaten mit vergiffteten Kugeln und Sebeln empfangen haben sollte". Derselbe bewog den Pachtmann, daß er ihm ein Bad hinter dem Ofen zurechtmachte; darin saß er den ganzen Tag und genoß auch Speise und Trank in der Wanne. Nach vierzehn Tagen konnte er geheilt von dannen gehen. Müller hat mit eigenen Augen, wie er schreibt, gesehen, daß man „Anno 1706. einen Bürgermeister von Aschersleben N. N. Kortüm ins Bad brachte; Der lag auf einem Wagen in ausgespannten Tüchern auf Betten; So muste man ihn auch 14. Tage lang ins Bad bringen. Nach 14. Tagen konnte er an Krücken gehen, wie wohl es mehr gekrochen hieße. In der vierdten Woche bekam sein Gang ein besseres Ansehen, biß er in der siebenden Woche mit gestärckten Füssen, ohne eintzige Beyhülffe, auf den Wagen, den er zu seiner Heimreise eine gute Ecke vom Bade halten ließ, gienge." Wahrheitsgetreu fügt aber der Chronist am Schlusse des langen Capitels hinzu: „Wie nun noch niemand auf die Thorheit gerathen, daß er unserem Bade eine Krafft, Todte lebendig zu machen, zuschreiben wollen;" also kann auch ein Beispiel von einer mißlungenen Kur nimmermehr zur Verkleinerung des Bades beitragen, und bemerkt anderwärts dazu: „Es lebt kein Artzt, der allen kan helffen nach Gefallen." Wie schon erwähnt, hatte Dr. Hauptmann eine Anzahl Baderegeln aufgestellt, die heute sehr ergötzlich zu lesen sind, einstmals aber bei der Badekur sorgfältig beobachtet werden mußten. Man nannte sie: „D. Augusti Hauptmanns hochnöthige Admonition!" „Die dritte höchstnöthige Observation zu wissen und zu practiciren ist, daß man in denen Wannen, wenn man badet, nicht mit dem oberen Theil herum, halb bloß, nackend und trucken, ausser dem Wasser, sondern mit dem gantzen vollen Leibe sich biß an oder unter dem Halse im Wasser, und so viel immer möglich stille haltend sitze und liege, sich nicht öffters auff- und herausbledert, auch nicht (wie etliche unartiger Weise thun) bald heiß, bald wieder kalt Wasser in die Wannen plantzschen und spühlen. Denn ie ruhiger man mit dem Wasser bedecket sitzet oder lieget, ie besser das Wasser den Cörper anfället, die böse Feuchtigkeit gleichsam aussauget und ausführet." Die achte Regel lautet: „Einen sehr großen Anstoß der Verzögerung, Hinderniß und Schadens in der Cur selbst, giebet gar sehr offt, bey denen anwesenden hohen und niedrigen Bade-Gästen, daß wenn sie einen guten Anfang im Baden gemachet, und eine Zeitlang, fein ordentlich, wie sichs gebühret, gebadet, und sich auch auf das Baden um ein gutes besser an ihren Beschwehrungen, wie auch frischer und thätiger an Gliedern befinden, daß sie dann gemeiniglich Lust bekommen, ihre Kräfte und Vermögen zu probiren, im Gebirge herum, bald hie bald daher zu reisen, Städte, Berg-Wercke und was es in der Nähe herum anders giebt, zu besehen, oder in den übeln, rauhen, hart-anstößigen Wegen von einem Ort zum andern, zu bekannten Leuten zu Gaste fahren. Wodurch sie denn das Bad nicht alleine aussetzen, versäumen, in der besten Würckung es verhindern, sondern auch hernachmals, wenn sie die Cur nicht zum völligen und gewünschten Ende bringen, dessen Schuld, wenn es geschiehet, nicht diese Exorbitantien oder selbst begangene und ihnen nachgegangene Excesse, sondern bloß allein das Bad haben, tragen und Schuld führen soll, was ihnen dißfalls de novo zuwächset. Daran doch GOtt, der Natur und dem Bade zu viel und das höchste Unrecht geschiehet." — „Ebenfältig und nichts minder", so lautet die zwölfte Regel, „will auch wegen des Geträndes zu erinnern seyn: daß solches nicht auch zu hitzig, und daher starcker Wein, und zumalen Brandte-Wein, mit allem Fleiß und als hochschädlich will vermieden seyn, als dadurch Leber, Nieren und Geblüt noch viel eher zu erhitzen, und ein unnatürlicher Durst erwecket werden kann." „Darum können insonderheit", schreibt Müller hinzu, „starcke Wein-Räusche bey dem Bade nicht gut thun. Und ich will diß falls ein Bekänntniß von einem vornehmen Bade-Gast, das A. 1714 an mich überschrieben worden, communiciren: Der Wolckensteiner Brunnen mag sehr gut seyn, wenn der Rhein und die Mosel nicht allzustark hineinfliessen; Und Francken liegt dem Ertz-Gebürge zwar nahe, aber mit Wolckenstein will es sich nicht wohl vertragen. Hätte ich nicht offte in der Stuben baden müssen, so würde mir das Baden in der Wannen besser bekommen seyn. Muß ich wieder ins Bad, so habe ich schon einen Vortheil: Man muß dabey trincken quantum satis, non quantum velis." — Wir müssen absehen, die übrigen ungemein ausführlichen Kurvorschriften wiederzugeben, und bemerken nur noch, daß das Warmbad das wärmste (+ 23½ Grad R.) und vielleicht auch das älteste Bad unseres engeren Vaterlandes ist

Bücherbesprechungen.

— Luther's Erklärung der heiligen Schrift. Zusammengestellt von E. Müller, Pastor. Heft VII: Die Briefe Pauli an Timotheum, Titum und Philemon und die beiden Petribriefe. Heft VIII.: Die drei Briefe Johannis, Brief an die Hebräer, die Briefe Jakobi und Judä und die Offenb. Johannis. Heft IX: Nachträge und Quellennachweise. Zusammen S. 949 bis 1347. Gütersloh, C. Bertelsmann. — Das verdienstliche Werk, dessen vorausgehende Hefte in der Wiss. Beil. d. Bl. 1897. Nr. 4 mit dankbarer Anerkennung und Auszeichnung anzuzeigen waren, hat mit den vorliegenden Heften seinen rühmlichen Abschluß gefunden. Der damals verlangte Quellennachweis aus Luther's Werken ist nicht ausgeblieben, und es kann somit nunmehr zu guter Letzt abschließend und ohne Rückhalt wiederholt werden, daß „das Werk als nützliches Handbuch der Lutherischen Auslegung volle, dankbare Beachtung bei allen Arten von Auslegern finden und verdienen wird". G. Schnedermann.

— National. Festrede von Professor Wolfgang v. Oettingen zur Geburtstagsfeier Sr. Majestät des Kaisers, gehalten in der königl. Akademie der Künste in Berlin 1898. Berlin, Mittler & Sohn. — Der Verfasser ist bekanntlich Kunstkritiker und wir fürchten, daß ihm das gewählte Thema nicht recht zur Hand gelegen hat. Ueber den Begriff „national" zu sprechen, wäre eine Aufgabe für Heinrich v. Treitschke gewesen. So ist der Redner, unserer Meinung nach, seiner Aufgabe nicht gerecht geworden. Dies im Einzelnen nachzuweisen, fehlt uns der Raum. Schon daß der Begriff der Nationalität nicht zu definiren sei, daß wir vor unserer Nationalität „wie vor einem Räthsel stehen", bestreiten wir. Im Einzelnen enthält die Rede manches Ansprechende, freilich auch viel Falsches, so z. B. Seite 5, als ob es vor 1866 keine staatsrechtliche Verbindung in Deutschland, keinen Zollverein und keinen deutschen Bund gegeben hätte! —tg—

— Die Radfahrerfrage vom socialen Standpunkt. Von Robert Huch, Braunschweig. Reinbach b. Bonn, Literarisches Bureau 1898. 50 ₰. — In dieser kleinen Broschüre sucht der Verfasser, ein Braunschweiger Clavierlehrer, der, wie er selbst sagt, das Fahrrad auf seinen Berufswegen benutzt, eine Musterfahrordnung für Radfahrer aufzustellen. Nun sind in seinen begründenden Ausführungen zweifellos viele vernünftige Ansichten und Vorschläge enthalten, die bei der immer mehr zunehmenden Benutzung des Fahrrades als eines wichtigen Verkehrsmittels sich nach und nach Bahn brechen werden. Seine Fahrradordnung selbst aber ist mehr ein kurz gedrängter Katechismus, der den Radlern Anweisungen über Körperhaltung, Fassen der Lenkstange, Haltung des Fußes, Klingeln, Verhalten gegen Hunde, militärisches Grüßen u. s. w. ertheilt. Die für eine Fahrordnung wirklich wesentlichen Punkte berührt der Verfasser mehr im Context. Einen breiten Raum nehmen hier die Aeußerungen des Unbehagens über intolerantes Verhalten von Polizeiorganen gegen Radfahrer ein. Dabei vergißt der Verfasser aber, daß diese Organe eben in Befolgung der erlassenen Verordnungen und, wie er selbst zugeben muß, gegen wirkliche Uebertretungen dieser Vorschriften, wie gegen Passirung verbotener Fußwege, einschreiten. Die angeführten Beispiele beziehen sich meist auf Braunschweig und andere außersächsische Gebiete und können hier auf ihre Richtigkeit nicht untersucht werden. Verwundert waren wir aber über die Behauptung der Broschüre, daß in Sachsen der das Land durchfahrende Radler auf offener Landstraße von einem mit einem dicken Knüppel bewaffneten Manne, in dem man eher einen handfesten Arbeiter als einen Hüter des Gesetzes vermuthe, angehalten und nach seiner Legitimation gefragt werde. Habe er sie nicht, so werde ihm eine fix und fertig ausgeschriebene Quittung übergeben, nach deren Einlösung er weiter fahren könne. Passire er wieder einen solchen modernen Schlagbaum in Form eines Knüttelmannes, so zeige er einfach seine Quittung vor; dann könne er weiter fahren. Uns ist von solchen sächsischen „Knüttelmännern" nichts bekannt. Entweder sind sie Gespenster, die seine Abneigung gegen eine polizeiliche Controle des Radfahrens ihm bei Vergnügungstouren durch Sachsen phantastisch vorgegaukelt hat, oder aber seine geographischen Kenntnisse stehen auf so schwachen Füßen, daß er irgend einen außerdeutschen Staat mit dem Lande der weiß-grünen Grenzpfähle verwechselt hat. Die Behandlung der Radfahrerfrage vom socialen Standpunkte, wie der Titel der Broschüre ankündigt, scheint darin liegen zu sollen, daß der Verfasser von der polizeilichen Ueberwachung des Radfahrwesens eine Nährung des Classenhasses und Untergrabung des Ehrgefühles fürchten zu sollen glaubt. Wir können diese Befürchtung ebensowenig theilen, wie wir mit dem Verfasser in eine Debatte über den Werth oder Unwerth einer Fahrradsteuer eintreten wollen. A.

— Monatsschriften. 1) Allgemeine conservative Monatsschrift für das christliche Deutschland. 1897. November und December. Leipzig, Verlag von E. Ungleich. Preis pro Jahrgang 12 ℳ. — 2) Deutsche Revue. Herausgegeben von Richard Fleischer. 1897. December. Stuttgart, Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. Preis vierteljährlich 6 ℳ. — 3) Halbmonatshefte der Deutschen Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. 1897/98. Nr. 1—6. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. Preis pro Heft 1 ℳ. — Wir haben die vorstehenden Monatsschriften an dieser Stelle schon wiederholt in ihrer Eigenart und ihrem besonderen Werthe besprochen und wollen uns deshalb heute, indem wir unsern Lesern die letzten Hefte derselben aus dem verflossenen Jahre ankündigen, mit einer einfachen Aufzählung ihres Inhaltes begnügen. — Die Conservative Monatsschrift enthält außer den üblichen Monatsschauen über Politik von Freiherr v. Ungern-Sternberg, über Socialpolitik von C. v. Massow, über Colonialpolitik von U. v. Hassell und über Kirche von M. v. Nathusius den Schluß der Erzählung von Annie Swan: „Echtes Gold", eine Novelle von Gustav v. Buchwald: „Wo Hänneschen das Lied gelernt", ferner Aufsätze von Karl v. Bruchhausen: „Italien und Abessinien", von W. Berdrow: „Ueber den heutigen Stand der Elektrotechnik und ihre Rückwirkung auf die allgemeine Lage der Industrie", von Dr. Riels: „Petrus Canisius", von Dr. Rudolph in Hoboken: „Die Bethlehemer Festwoche", von Otto Diwisch: „Conservative Politik", von Pastor Wilhelmi: „Die erste evangelische Socialethik", von Dr. Peter Paulsen: „Thomas a Kempis, sein Leben und seine Schriften, vornehmlich die Nachfolge Christi", von U. v. Hassell: „Zur Flottenfrage", sowie endlich „Reisebriefe und Berichte aus Deutsch-Südwest-Afrika" von einem ehemaligen preußischen Officier, der eines hartnäckigen Lungenleidens wegen den Abschied genommen und sich nach Südwest-Afrika begeben hat, um dort Farmer zu werden. Die Deutsche Revue bringt zuvörderst Briefe des Grafen Usedom an eine Freundin, ferner eine Novellette von A. de Nora: „Das Räthsel", den Schluß einer Artikelserie von Dr. Henrici: „Kaiser Wilhelm I. und Bismarck; Herzog Friedrich zu Schleswig-Holstein und Samwer", sowie Aufsätze von Louise v. Kobell: „Karl von Perfall; Erzählungen aus dem Münchner Kunstleben", von M. v. Brandt: „Wozu brauchen wir eine Flotte? Ein offenes Wort an den deutschen Reichstag", von Dr. J. Sadger in Wien: „Entnervung durch das moderne Leben", von Fritz Lemmermayer: „Karl von Holtei und Friedrich Hebbel. Ein ungedruckter Briefwechsel", von Heinrich von Poschinger: „Etwas über den formellen Geschäftsgang des Bundesraths und sein Heim", von O. Bütschli in Heidelberg: „Die lebendige Substanz", von Prof. Dr. W. F. Wislicenus: „Die Astronomie in Schiller's Wallenstein" und von Paolo Lombroso: „Freiwillige und unbewußte Handlungen". Den Schluß bilden wie gewöhnlich Recensionen und literarische Berichte. In der Rodenberg'schen Rundschau finden sich Erzählungen von Ernst von Wildenbruch: „Die Waidfrau", von Marie von Ebner-Eschenbach: „Maslan's Frau", und von Walter Siegfried: „Um der Heimath willen", literarische Aufsätze von Franz Xaver Kraus: „Ferdinand Gregorovius", von J. V. Widmann: „Erinnerungen an Johannes Brahms", von Otto Hartwig: „Gildemeister's Essays", von Bernhard Suphan: „Großherzogin Sophie von Sachsen und ihre Verfügung über das Goethe- und Schiller-Archiv", von A. Schöne: Goethe's Königslieutenant", von Max Lenz: „Die Stellung der historischen Wissenschaften in der Gegenwart", von Paul Schlenther: „Madame Sans-Gêne in Berlin", von Reinhold Berg: „Friedrich Wasmann", von Alfred Biese: „Volkelt's Aesthetik des Tragischen", von Fritz Jonas: „Zum achtzigsten Geburtstag Theodor Mommsen's", von Julius Rodenberg: „An Karl Frenzel" und von Hermann Rüffer: „Wann ist Heinrich Heine geboren?", sowie Aufsätze allgemein belehrenden Charakters von Hermann Grimm: „Zum siebzigsten Geburtstage Arnold Böcklin's. Schweizerische Erinnerungen" und „Der Maler Eugène Burnand", von K. Freiherrn v. d. Goltz: „Stärke und Schwäche des türkischen Reiches", von Eduard Strasburger: „Die hohe Tatra", von M. v. Brandt: „Ostasien seit dem chinesisch-japanischen Kriege", von F. Max Müller: „Sprache und Geist", endlich noch kleinere Recensionen und Literaturübersichten. *.*

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährlich bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 20. Donnerstag, den 17. Februar, Abends. 1898.

Die Kämpfe um Mulde und Triebisch 1761 und 1762.

Von Dr. Arthur Brabant. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Als Friedrich der Große am 3. Mai 1761 von Meißen nach Schlesien aufbrach, übertrug er den Oberbefehl über die in Sachsen bleibende Armee seinem Bruder, dem kriegserfahrenen Prinzen Heinrich. Da der Feind in Schlesien ungeheuere Truppenmassen zusammenzog, mußte der König, in Voraussicht des kommenden Entscheidungskampfes in Schlesien, alle nur einigermaßen verfügbaren Truppen mit sich nehmen; und so blieben denn dem Prinzen nur 36 Bataillone, 14 Freibataillone, 83 Schwadronen und 93 Geschütze zur Behauptung des Landes, insgesammt, da die Truppentheile bei Weitem nicht auf ihrem Etat standen, höchstens 35 000 Mann. Die Aufgabe Heinrich's war kurz gesagt: Sachsen zu halten gegen eine doppelt so große österreichische Armee unter dem Feldmarschall Daun, wobei ihn noch die Reichsarmee in seiner rechten Flanke bedrohte. Außerdem lag es ihm ob, für die Sicherheit Berlins zu sorgen. Durch ihn wurde die Verbindung des Königs mit der im Westfälischen kämpfenden Armee fast ausschließlich hergestellt; wurde Sachsen vom Gegner genommen und Heinrich vernichtet, so war dem König die Basis seiner Operationen so bedroht, daß er unverzüglich ganz Schlesien hätte räumen müssen, um den Erblanden zu Hilfe zu kommen. Durch den Verlust Sachsens wäre zum allerwenigsten der Fortgang des Krieges so in Frage gestellt worden, wie 1870 die rasche Beendigung des Feldzuges, wenn die bayrischen Truppen bei Orléans nicht Stand gehalten hätten. Wesentlich erschwerte dem Prinzen die geringe Qualität seiner Truppen die Aufgabe. Nur die schärfste Disciplin war im Stande, die Soldaten zusammenzuhalten, und nur die Geschicklichkeit der Führung konnte den Mangel an innerer Tüchtigkeit der Truppen ersetzen. So beschränkte die Erkenntniß seiner Lage den Prinzen von vornherein auf die Vertheidigung. Denn selbst ein kühner schneidiger Angriff auf den weit überlegenen Daun hätte nur mit Einsetzung der größten Opfer gelingen können und wäre nur mit Verlusten zu erkaufen gewesen, an denen der Sieger selbst sich verblutet hätte, während Daun auch bei der denkbar größten Verminderung seiner Armee durch eine verlorene Schlacht immer noch kampffähig geblieben und dadurch, taktisch unterlegen, strategisch Sieger gewesen wäre.

Nach dem Abmarsche des Königs nahm der Prinz eine Stellung ein, die es ihm ermöglichte, nach allen Seiten hin gleichzeitig Front machen zu können; er zog seine Truppen auf einen Raum, der nicht größer ist als 3 Quadratmeilen, zusammen. Die Städte Meißen, Nossen und Lommatzsch bilden die Eckpunkte des Dreiecks, in dem Heinrich seine Armee concentrirte. Betrachten wir heute die Karte, so ergeben sich als genaue Abgrenzungen die heutigen Bahnlinien, die fast genau den Wasserläufen, die Heinrich's Stellung umschlossen, folgen. Nachdem am 3. und 4. Mai das Corps Hülsen, das bis dahin bei Freiberg gestanden hatte, hinter die Triebisch zurückgezogen worden war, bildete dieses Flüßchen die südöstliche Grenze der Stellung. Der linke Flügel, Meißen und seine unmittelbare Umgebung, war etwa zwanzig Bataillone unter Alt-Stutterheim stark; in dem 3,5 km von Meißen entfernten Schlettau befand sich das preußische Hauptquartier. Das Centrum mit den Schanzen bei Robschütz und Roitschen war scheinbar schwach. In den 3 Redouten stand nur je 1 Bataillon, unmittelbar dahinter zur Unterstützung noch drei Bataillone und 10 Schwadronen, das Ganze unter General v. Syburg. Da das Gelände hier bergig und waldig ist, war an einen größeren Angriff kaum zu denken, die Triebischübergänge waren befestigt und ein gut eingerichteter Cavalleriedienst sicherte vor einem Handstreiche. Die Katzenhäuser Schanzen, mit 9 Bataillonen und 10 Schwadronen besetzt, bildeten den rechten Flügel. Hier commandirte Hülsen. 17 Schwadronen deckten bei Deutschenbora die rechte Flanke; am äußersten rechten Flügel, in Nossen, lag ein Freibataillon. Der Rest, die Reserven, lag, nach Centrum und Flanken gleich schnell verfügbar, in Ortsunterkunft. In Prositz und Pischkowitz waren die Feldbäckereien, in Lommatzsch die Magazine etablirt. Von den Generalen, die dem Prinzen zur Seite standen, sind es besonders zwei, deren Namen wir immer wieder begegnen: Seydlitz und Kleist. Seydlitz trat hier zum ersten Male nach seiner Verwundung (bei Kunnersdorf) wieder in Dienst. Ihm ebenbürtig war der schneidige, thatenfrohe „grüne“ Kleist, der Abgott seiner Soldaten. Er zeichnete sich besonders in verwegenen Handstreichen aus, und die Reichssoldaten und die Reichsstände fürchteten ihn mehr als jeden Anderen.

Um die Schwierigkeiten der Verpflegung, mit denen Heinrich besonders zu kämpfen hatte, richtig zu verstehen, müssen wir einen kurzen Blick auf die Lage des Landes selbst werfen. Das Kurfürstenthum war im trostlosesten Zustande. Schon vor dem Kriege war das fruchtbare und gesegnete Land durch Brühl's Mißwirthschaft in die drückendsten Schulden gerathen. Nun, nachdem fünf leidensvolle Jahre des Krieges darüber hinweggebraust waren, war es vollkommen ruinirt und ausgeplündert. Trotz alledem wurden ihm immer neue Contributionen auferlegt. Es war ja Friedrich's „Kriegsamme“ geworden. Dadurch, daß Sachsen so, ausgesogen, geplündert und verwüstet, nicht in der Lage war, die preußische Armee zu ernähren, kam der Prinz oft in den drückendsten Mangel, zumal auch in Preußen der Getreidepreis immer höher stieg. Daun's Armee hatte hingegen selten unter Mangel zu leiden. Seine Feldbäckereien wurden aus Böhmen und aus den vom Kriege unberührten Provinzen mit Getreide versorgt, so daß sie täglich die nöthigen 174 720 Pfund Brod abliefern konnten. Feldmarschall Graf Daun hatte im Anfange des Jahres 1761 über 70000 Mann zu seiner Verfügung, später, nach Friedrich's Abmarsch nach Schlesien, detachirte er nach und nach einige Corps unter d'Argenteau, Beck, Sincere und O'Donnell, so daß ihm etwa noch 45000 Mann zur Besetzung seiner Stellungen direct verblieben. Sein rechter Flügel war an Dresden angelehnt und durch ein festes Lager am Windberge im Plauenschen Grunde verstärkt. Das Centrum unter Hadick stand bei Dippoldiswalde, daran anschließend der linke Flügel bis in die Freiberger Gegend. Die Vorpostenlinie ging von Briesnitz a. d. Elbe über Gorbitz nach Niederhermsdorf und hielt außerdem den Tharandter Wald. Der gewandte Freiherr v. Ried commandirte sie. Auf dem rechten Elbufer stand General Lacy mit seinem Corps, zunächst bei Reichenberg und Boxdorf, später wurde er nach Döbritz und Uebigau (6 km nördlich von Großenhain) vorgeschoben. Im südlichen Vogtlande stand die Reichsarmee unter Serbelloni's Commando. Ihr Vorrücken war zunächst nicht zu befürchten. Nicht allein die Haltung dieser Truppen während des bisherigen Krieges berechtigte zu dieser Annahme, sondern auch ihre sehr mangelhaften Verpflegungsverhältnisse und die vor ihrer Front liegenden völlig ausgeplünderten Gegenden. Zur Verbindung beider feindlicher Armeen war anfangs General Guasco mit 6000 Mann bei Eger aufgestellt, allein kurz nach Eröffnung des Kampfes hielt es Daun für besser, ihn an sich heranzuziehen. Daun, der mit Widerwillen und nur unter der sonderbaren Bedingung, „daß man keine Eroberungen von ihm verlange“, das Obercommando übernommen hatte, blieb auch nach des Königs Abmarsch mit dem Gros in unerschütterlicher Ruhe in seinen Stellungen, ein Fehler, den Friedrich so

wenig verständlich findet, daß er wochenlang dem Prinzen die größte Vorsicht einschärft und ihm immer wieder befiehlt, sofort dem etwa abmarschirenden Daun zu folgen. Allein Daun rührte sich nicht, ebenso ruhig blieb die Reichsarmee, die nur kleine Streifereien zu Requisitionszwecken gegen Zeitz und Gera vornehmen ließ.

Erst im Mai wurden die Feindseligkeiten eröffnet, und zwar von den Preußen. Da die Nachrichten von den Absichten des Feindes sehr unklar waren und die Fühlung noch nicht überall hergestellt war, ließ Heinrich am 8. Mai eine größere Erkundung durch den Oberst v. Kleist vornehmen, der bei Freiberg den sächsischen General Zeschwitz mit solcher Energie angriff, daß das aus 4 sächsischen Cavallerieregimentern und einigen hundert Croaten bestehende feindliche Corps Hals über Kopf (avec précipitation) hinter die Mulde flüchtete und den Preußen 60 Gefangene zurückließ. Kleist verfolgte sie bis gegen Dippoldiswalde, dann wandte er sich nach Böhmen. Um die Anwesenheit des Gros im Plauenschen Grunde festzustellen, griff Seydlitz Ende Mai die feindliche Vorpostenlinie von der Triebisch her an. Er drang im Verein mit Kleist bis Kesselsdorf vor, wo ein heftiger Dorfkampf mit Croaten, zu denen sich auch Artillerie gesellte, stattfand. Vom feindlichen Gros wurden sofort zwei Kürassierregimenter und fünf Bataillone zur Unterstützung vorgeschickt, woraus der Prinz schließen durfte, daß Daun noch mit seiner ganzen Armee in der alten Stellung sich befand. Die Oesterreicher dachten gar nicht daran, diese kleinen Angriffe zu erwidern, und so blieb bis Ende Juni Alles ruhig. Erst dann hören wir wieder, daß Kleist einmal erfolgreich mit sächsischen Ulanen focht und Major Otto v. Schack mit seinem Freibataillon einen Pandurenangriff bei Deutschenbora abschlug. Das Hauptinteresse nehmen im Juni zwei Fragen in Anspruch: die Kriegspläne und die Verpflegungsschwierigkeiten. Auf die erste Frage, die die Möglichkeit und Folgen des Daun'schen Abmarsches nach Schlesien erwägt, brauchen wir nicht näher einzugehen, da Daun thatsächlich in Sachsen stehen blieb. Desto wichtiger ist die zweite. Am 1. Juni schon schreibt der Prinz, die Magazine würden nur bis zum 8. Juli ausreichen, dann würde Mangel an Lebensmitteln und Futter die Armee zwingen, Sachsen zu räumen, falls nicht von den Magdeburger Magazinen Unterstützung käme. Auf den Rath des Königs, hauptsächlich die Gegenden von Döbeln, Roßwein und Lommatzsch zu Lieferungen zu zwingen, konnte der Prinz keine andere Antwort als diese geben: „Sie weisen mir die Fouragequelle an in einem Lande, wo alle Felder unbebaut sind und wo es auch nicht einen Strohhalm in den Scheuern giebt.“ Wenn auch der König diesmal vom Magdeburger Proviantamt Lebensmittel und Pferde an den Prinzen senden ließ, die Schwierigkeiten der Verpflegung treten immer und immer wieder in den Vordergrund.

Der Sommer verging, ohne daß Daun etwas von Bedeutung vorgenommen hätte. Am 16. Juli ließ er zwar Lacy von Boxdorf in die Großenhainer Gegend vorrücken, aber da das Detachement hier ruhig stehen blieb, konnte sich der Prinz damit begnügen, es beobachten zu lassen. Ernstere Unternehmungen fanden nur von Seiten der Reichsarmee statt. Es würde aber zu weit führen, hier auf die Märsche und Contremärsche der Reichstruppen, die Seydlitz und Kleist trefflich im Schach hielten, näher einzugehen. In den ersten Octobertagen traf im Hauptquartiere zu Schlettau die Nachricht von der Ueberrumpelung der Festung Schweidnitz durch Laudon ein und erregte die Besorgniß des Prinzen im höchsten Grade. Nun mußte ja zu erwarten sein, daß der ehrgeizige Daun, nachdem sein Rivale Laudon einen Erfolg errungen hatte, auch nach neuem Kriegsruhme streben würde. Wenn auch Daun in Wirklichkeit nicht mit großen Plänen umging, so mußten doch die Bewegungen der österreichischen Truppen die Befürchtungen Heinrich's begründet erscheinen lassen. Der Feldmarschall zog nämlich vom Corps Lacy 4 Infanterieregimenter nach Dippoldiswalde zur Verstärkung Hadick's zurück, dieser rückte darauf nach Freiberg vor und verschanzte sich dort, wodurch er die rechte preußische Flanke bedrohte. Gleichzeitig schob Ried seine Vorpostenlinie über Kesselsdorf hinaus bis Wilsdruff vor. Grund aller dieser Bewegungen war der Befehl des Wiener Hofkriegsrathes gewesen, das linke Muldenufer zu besetzen. Daun hatte es damit nicht eilig; es waren ihm Verstärkungen aus Schlesien gemeldet worden, die wollte er, trotzdem er für sich selbst schon stark genug gewesen wäre, den Befehl auszuführen, erst abwarten. Der Prinz erkannte sofort die wahren Absichten seines Gegners, seine Lage war schwierig. Verschlimmert wurde sie noch durch den Mangel an Proviant, der von Tag zu Tag drückender wurde. Am 1. Nov. traf das Corps O'Donnell — jetzt unter Beck und Campitelli — in einer Stärke von 9 Infanterie-, 8 Cavallerieregimentern und 6 Croatenbataillonen in Dresden ein und ward sofort zu Hadick's Verstärkung nach Freiberg dirigirt. Von hier aus sollte der Hauptangriff gegen die Linie Nossen-Döbeln erfolgen, während Heinrich an Triebisch und Elbe durch stärkere Vorpostenplänkeleien beschäftigt und festgehalten werden sollte.

So griff denn auch Daun am frühen Morgen des 6. Nov. die ganze Triebischstellung an und es gelang ihm, wenn auch nur kurze Zeit, die Lerchenberg-Schanze bei Meißen zu besetzen, aber bei der Ausdauer und Zähigkeit, mit der sich die Preußen schlugen, blieben die österreichischen Erfolge unbedeutend. Doch wurde der Prinz, der einen Durchbruch bei den Katzenhäusern und bei Rothschönberg befürchten mußte, hier festgehalten, während Hadick sich rasch der Mulde näherte. In den Tagen vom 6.—8. Nov. besetzte er Siebenlehn, Nossen und Roßwein stark und richtete sich auf den dominirenden Höhen längs der Mulde zu langer und hartnäckiger Vertheidigung ein. Zwar gelang es dem General Seydlitz, Roßwein durch die energische Drohung, die ganze Stadt in Grund und Boden zu schießen, wiederzugewinnen, die Höhen südlich der Stadt bei Etzdorf und Gersdorf blieben aber im Besitze des Feindes. Am 14. Nov. fiel auch Döbeln. Erfolglos versuchte Kleist am folgenden Tage die Wiederbesetzung, man kanonirte über 6 Stunden lang, Seydlitz eilte währenddem herbei und erreichte endlich durch eine ähnliche Drohung, wie in Roßwein, die Räumung der Stadt. Döbeln ohne die „Vorstädte“ wurde laut einer Convention für neutral erklärt. So fiel das linke Ufer der Mulde dem Feind in die Hände. Daun war zufrieden; er wollte nicht mehr. Und da auch Heinrich an eine Wiedereroberung der verlorenen Position zunächst bei seiner Schwäche nicht denken konnte, trat, abgesehen von den Scharmützeln, die die unmittelbare Nähe feindlicher Armeen mit sich bringt, bald allgemeine Ruhe ein. Schon vom 19. Nov. ab ließ der Feldmarschall seine Truppen in die Winterquartiere abrücken. Das ganze Sachsen, das südlich der Linie Meißen-Nossen und von da der Mulde entlang bis zur Zschopaumündung lag, war in seiner Gewalt, so daß er seine Quartiere über das ganze Erzgebirge fast ausdehnen konnte. Am wichtigsten war ihm natürlich die Sicherung seiner Muldenlinie, die er sehr stark besetzte. Zwischen Döbeln und Nossen lagen an die 20 Bataillone, welche von Hainichen aus unterstützt werden konnten. Nossen selbst ward von Freiberg aus gedeckt. Die Stellung im Plauenschen Grunde sicherte ein nach Naustadt (7,5 km nördlich von Wilsdruff) vorgeschobenes Corps. Auf dem linken österreichischen Flügel, in Chemnitz, lagen nach Heinrich's Schätzung 6 Bataillone. Daun beschränkte sich also auf das Erzgebirge, obwohl er bei energischem Vorgehen das ganze Land hätte erobern können. „Das nennt man, sich mit einem Dorfe begnügen, wo man ein Königreich hätte haben können,“ sagt Friedrich darüber in seiner schlagenden Weise. Wie der König überhaupt jetzt über Daun's Unthätigkeit dachte, sieht man aus dem Brief vom 23. December aus Breslau: „Ich bin sehr erfreut,“ heißt es darin, „daß Daun die Güte hatte, Sie bis jetzt in Ruhe zu lassen, das ist ganz sicher eine große Dummheit von ihm!“ — Trotz der Ruhe des Feindes hatte der Prinz einen schweren Stand, da er eines Angriffs jederzeit gewärtig sein mußte und da er nicht nur gegen die österreichische, sondern auch gegen die Reichsarmee, die in den herzoglich sächsischen, schwarzburgischen und reußischen Gebieten Winterquartiere genommen hatte, Front zu machen hatte. Seine Winterquartiere nahmen schon deshalb eine große Ausdehnung ein. Sie zogen sich von Meißen und Lommatzsch nördlich der Mulde in der Döbelner und Mügelner Gegend bis nach Leipzig. Die Verbindung der schlesischen und sächsischen Armee stellte der König selbst her, der außerdem dem Prinzen versprach, ihn mit dem Corps Platen — 15 Bataillone und 2500 Reiter — sobald es in Pommern verfügbar würde, zu verstärken. Durch das ungemein ausgedehnte Gebiet, das der Prinz zu beobachten hatte, sah er sich gezwungen, in ein wahrhaftes Cordonsystem überzugehen, wodurch er zwar einen großen Landstrich durch Beobachten decken konnte, aber nirgends eine große Widerstandskraft erhielt. Clausewitz urtheilt darüber („Vom Kriege“ III, 158, 326): „Man kann diese Stellungen vollkommen rechtfertigen, wenn man sagt, der Prinz kannte seinen Gegner, er wußte, daß er keine entscheidenden Unternehmungen zu fürchten hatte, und da übrigens der Zweck seiner Aufstellung

war, einen so großen Landstrich wie möglich inne zu haben, so ging er soweit wie die Umstände ihm irgend gestatten wollten." Um seiner Stellung wenigstens einigen Rückhalt zu geben, legte Heinrich an wichtigen Punkten Verschanzungen an, z. B. in der Döbelner Gegend, beim Petersberg, bei den Geleitshäusern und bei Schallhausen. Gegen Ueberraschungen sicherte ihn ein gut geregelter Vorpostendienst und die geschickten Erkundungsmärsche Kleist's. Am 10. December bezogen die Preußen ihre Winterquartiere. In einem Lande, das ein jahrelanger Krieg so hart mitgenommen hatte, konnten sie nicht die besten sein. Die Dörfer waren verbrannt und ausgeplündert, die Wohnungen verödet und verwahrlost. Die ununterbrochene Alarmbereitschaft erschwerte die Lage der Soldaten noch mehr. Die Desertionen mehrten sich auffallend; nicht nur die geringe Qualität der Truppen war daran Schuld, sondern hauptsächlich der immerwährende, die Disciplin lockernde und untergrabende Mangel an Lebensmitteln.

Sobald die Winterquartiere bezogen waren, übertrug Daun das Obercommando an O'Donnell und begab sich nach Wien zum Hofkriegsrath. Heinrich hingegen blieb bei der Armee. Am 30. December verlegte er sein Hauptquartier von Barnitz 2 km nördlich der Katzenhäuser, wohin er am 5. November von Schlettau übergesiedelt war, nach dem zwischen Döbeln und Riesa gelegenen Schlößchen Hof, um mehr im Centrum seiner Stellung zu sein. Ohne weitere Ereignisse ging das Jahr 1761 zu Ende. Es hatte den Preußen viel Unheil gebracht. Schweidnitz und Colberg waren gefallen, und in Schlesien standen die Dinge schlimm. Osten und Norden des Königreichs war in den Händen der Feinde. Nur im Westen war es dem Herzog von Braunschweig gelungen, sich zu halten. Dazu hatte der Tod dem König einen treuen Bundesgenossen geraubt: König Georg II. von England war verschieden (1760), und nachdem Pitt aus dem Ministerium ausgeschieden war und ein durchgreifender Systemwechsel in der Politik stattgefunden hatte, wurde dem König von Preußen der Subsidienvertrag gekündigt. Verzweifelt blickte der König der Zukunft entgegen. Da trat am 5. Januar 1762 ein Ereigniß ein, das alle hochfliegenden Pläne der Feinde Preußens zu Fall brachte und Friedrich mit neuer Hoffnung erfüllte. Des Königs leidenschaftliche Feindin, Kaiserin Elisabeth von Rußland, starb, ihr folgte Peter III., der mit glühender Begeisterung zu ihm aufblickte. Die Einstellung der Feindseligkeiten Rußlands war die unmittelbare Folge dieses Thronwechsels.

Während dieser Vorgänge traf in Sachsen das ersehnte Platen'sche Corps ein, 6000 Mann, die Heinrich gegen die Reichsarmee vorschieben wollte. Um diesen Vormarsch zu unterstützen, verstärkte er Seydlitz, der einige Zeit vorher bei Grimma Stellung genommen hatte, um ein Bataillon und suchte die Aufmerksamkeit der österreichischen Armee durch Demonstrationen in der Döbelner Gegend auf sich zu lenken. Zum Theil nur gelang dies. Am 17. Januar überschritt Kleist die Mulde und nahm dem Feinde zwei Kanonen weg, dafür ließ O'Donnell am 20. Janaur Nachts die Posten bei Eula, Gruna und den Katzenhäusern überfallen, wobei die Preußen 200 Mann und 4 Geschütze verloren. Starke österreichische Detachements zwangen außerdem Platen, nach und nach bis in die Linie Leipzig—Grimma zurückzuweichen. Von Tag zu Tag verschlimmerte sich dabei die Lage des jetzt oft kranken Prinzen. Es fehlte mit einem Worte der Armee an Allem. Der König hielt den Zustand der Armee für besser und suchte den Prinzen mit den Worten, seine Lage sei auch nicht glänzend, zu trösten. Das erregte Heinrich, der das Verderben seiner Armee vor Augen sah, auf das Aeußerste. Am 5. Februar schreibt er seinem königlichen Bruder: „Ich muß Ihnen nachdrücklich erklären, daß Sie, wenn Sie nicht schleunigst für uns Geldunterstützungen anordnen, erwarten müssen, daß wir aus Mangel an Lebensmitteln gezwungen sind, das Land zu räumen. Ich habe oft davon geschrieben, jetzt ist die Lage so verzweifelt, daß keine Zeit zur Abhilfe zu verlieren ist.... Ich brauche hier keine guten Rathschläge, hier muß mit Thaten Hilfe geschaffen werden!" Nicht nur an Nahrungsmitteln fehlte es, sondern auch an Pferden und Rekruten. Der Etat der prinzlichen Armee belief sich auf 42000 Mann, allein im Winter hatte er thatsächlich nur 25000 zur Verfügung, und im Juni 1762 waren kaum 30000 Mann unter seinen Fahnen, von denen ein großer Theil aus ungeübten Leuten und unsicheren Elementen bestand. In einem deutsch abgefaßten Berichte vom 4 März 1762 klagte der Prinz: „Es bestehen die, an die hiesige Artillerie abgelieferten Rekruten in so schlechten und miserablen Leuten, als entweder alten abgelebten Krüppeln und Kindern, so sich zu Artillerie-Knechten gar nicht schicken oder von allen Nationen zusammengelaufenen Vagabonden, die sobald sie in die Brigaden abgetheilt sind, sich haufenweise wieder debordiren." Ferner fehlten schon im December 1761 1099 Pferde, im März 1762 1284. Nur 180 davon waren ersetzt worden! Und was für Material bekam der Prinz. „Die Pferde, so an den Obersten Möller abgegeben worden, sind so schlecht, daß die meisten davon, die Futter bis auf künftiges Frühjahr, wo sie ohnfehlbar crepiren werden, nicht werth sind; die Uebrigen aber sind so klein, daß sie kaum zu Husaren-Kleppern(!), am wenigsten aber zu Artillerie-Pferden gebraucht werden können." Von den 287 fehlenden Proviantknechten war am 10. März noch kein Mann ersetzt, sogar die 5 Thaler Werbegeld pro Kopf für die Vermehrung der Artilleristen verweigerte der König dem Prinzen, „weil er die Leute in Sachsen aufbringen (d. h. pressen) könne". Dadurch spitzte sich das Verhältniß des Prinzen zum König, der, mit seiner schlimmen Lage in Schlesien ganz beschäftigt, kurze gereizte Antworten gab, immer mehr zu, bis schließlich, am 11. April, Heinrich officiell um Enthebung vom Commando bat und als Nachfolger Seydlitz vorschlug. Da lenkte der König ein, es gelang ihm, den Prinzen zur Weiterführung des Commandos zu bestimmen, zum großen Glücke für die preußische Armee. Bald sollte sich Gelegenheit zu glänzenden Waffenthaten bieten.

In Wien hatte man schon im Januar beschlossen, in Sachsen defensiv zu bleiben und wie im Vorjahre das Hauptgewicht auf Erfolge in Schlesien zu legen. Daun, der das Obercommando in Schlesien übernahm, sollte aus dem Kurfürstenthum bedeutende Truppenmassen an sich heranziehen, 45000 Mann, glaubte man, würden hinreichen, die alten Stellungen zu halten, zumal von jetzt an die Reichsarmee, die bis Ende April auf 19000 Mann gebracht wurde, gemeinsam mit den Oesterreichern operiren sollte. Das sprach sich schon in der Besetzung des Obercommandos aus. Serbelloni bekam den Oberbefehl über beide Armeen, der Commandeur der Reichsarmee, jetzt Generalfeldzeugmeister Christian Karl Prinz von Stolberg-Gedern, stand unter Serbelloni's Befehlen. Infolge des Anwachsens der österreichischen Streitkräfte in Schlesien zog Friedrich alle verfügbaren Truppen an sich heran. Heinrich mußte daher schweren Herzens das Corps Platen am 20. April abgeben, dafür sollte ihm das Corps Billerbeck später einigen Ersatz schaffen. An Stelle der nach Schlesien abgerückten Regimenter zog Serbelloni Truppen aus dem westlichen Sachsen nach dem Plauenschen Grunde, zur Sicherung des Erzgebirges sollte die Reichsarmee heranmarschiren. Anfang Mai war auch die ganze Reichsarmee, ohne daß es Heinrich verhindern konnte, zwischen Penig und Chemnitz versammelt, ihre Avantgarde hielt Verbindung mit Serbelloni. Die Oesterreicher hatten mit dem Beginne des Frühjahres angefangen ihre Stellungen mit Verschanzungen neu zu verstärken, besonders auf dem rechten Flügel in der Wilsdruffer Gegend und an der Mulde. Die Stellungen an der Mulde hielt man nun, zumal man die Furthen verdorben hatte, für ganz fest. Serbelloni verließ sich darauf; es schien ihm ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, hier mit Erfolg angegriffen zu werden. Dazu kamen noch täglich Ueberläufer, die ihm erzählten, der Prinz sei gar nicht im Stande zu schlagen. Allein, während er sich so sicher fühlte, ging Heinrich schon mit dem Plane um, durch einen plötzlichen Angriff das Centrum der feindlichen Operationslinie zu durchbrechen und die Reichsarmee dadurch wieder zu isoliren. Damit wartete er so lange, bis das ihm versprochene Corps Billerbeck — 5 Bataillone und 1 Dragonerregiment (Plettenberg) stark — aus Pommern eintraf. Um den Feind zu täuschen, unternahm er inzwischen allerlei Scheinbewegungen. So ließ er, dem Feinde sichtbar, am Tage viele Bataillone gegen Meißen zu marschiren, gleich als fürchte er dort einen Angriff, Nachts marschirten dann die Truppen wieder zurück, oder er demonstrirte bei Grimma, als gelte es, die Reichsarmee zu umgehen. Dadurch täuschte er nicht nur den Feind, sondern gewöhnte auch seine Truppen nach dem Winter wieder an lange Märsche. Am 9. Mai traf Billerbeck bei Oschatz, am 10. bei Lommatzsch ein. Nun beschloß der Prinz bei Döbeln durchzubrechen. Sein Plan gründete sich auf eine Gewohnheit des Gegners. Um vor einem nächtlichen Ueberfall sicher zu sein, sammelte allabendlich der hier commandirende General v. Zedtwitz sämmtliche Truppen in den Redouten, wo sie bis Tagesanbruch, also etwa bis 5 Uhr, liegen blieben. Dann rückten sie in ihre Quartiere wieder ein und ruhten während des Tages. Heinrich wollte nun mit seinem Angriff warten, bis die ermüdeten

Truppen in ihre Quartiere zerstreut wären, und dann die wenigen Wachtposten rasch überwältigen. Mit den in den Dörfern vertheilten ruhenden Mannschaften glaubte er dann leichtes Spiel zu haben. Daher setzte er den Angriff auf 7 Uhr fest. 4 Colonnen sollten auf ein von Seydlitz gegebenes Zeichen, einen Kanonenschuß, gleichzeitig vorbrechen. Zur Unterstützung des Angriffs wurden in den vorhergehenden Nächten an wichtigen Punkten Batterien erbaut, die durch Strauchmasken dem Einblicke des Feindes entzogen wurden. Im Ganzen wurden 40 Geschütze placirt. Die Ausführung des von Heinrich genau ausgearbeiteten Planes wurde Seydlitz übertragen. Am Abend des 11. Mai, als die Dunkelheit angebrochen war, ward es in dem preußischen Lager lebendig. Lautlos und vorsichtig marschirten die Truppen auf ihre Sammelplätze. Die rechte Flügelcolonne, Seydlitz, 2 Grenadierbataillone, 200 „Freiwillige" und 37 Schwadronen stark, sammelte bei Mockritz. Die Avantgarde unter Düringshofen führte Wagen mit sich, um nöthigenfalls bei Technitz einen Muldenübergang rasch herzustellen. Die zweite Colonne, das Gros der Infanterie, 9 Bataillone unter Kanitz, sammelte hinter Zschörnewitz und ging dann geschlossen bis Zschepplitz vor. Sie sollte bei Bauchlitz die Mulde überschreiten und die Redouten auf der Höhe von Mannsdorf nehmen. Vom Petersberge her traf Alt-Stutterheim mit 4 Bataillonen und den „freiwilligen Jägern von Kleist" um 11 Uhr Nachts bei Zschackwitz ein, die leichten Truppen gingen noch bis Sörmitz vor. Ihr Ziel waren die Befestigungen bei Greusnig. Am linken Flügel stand Kleist mit seinen Croaten 1 Grenadier-, 1 Freibataillon und etwa 2000 Reitern. Er sammelte bei Knobelsdorf und Nauslitz. Dann rückte er vorsichtig bis an die Mulde bei Grünroda. Die unternehmenden und verwegenen „Croaten" Kleist's brachten es aber nicht über sich, die Nacht so unbenützt verstreichen zu lassen. Sie hatten bald erkundet, daß die Grünrodaer Mühle von einer Feldwache, die etwa 50 Mann stark war, besetzt war. Leise schlichen sie heran. Ein sicher geführter Stoß, und ohne einen Laut sank der „Posten vor dem Gewehre" zusammen. Dann wurden rasch die Gewehre entfernt, und plötzlich sahen sich die arglos in der Wachtstube weilenden Oesterreicher von den lachenden „Kleistcroaten" gefangen. Kein Mann konnte entweichen und von dem Ueberfall Meldung machen; ruhig ging Kleist's Colonne im Schutze der Nacht über die Mulde. Allein am anderen Morgen gegen 6 Uhr, als das Gros der feindlichen Truppen schon auf dem Marsch nach den Quartieren war, entdeckte man doch, was vorgefallen. Die Truppen geriethen vorzeitig an einander, ein Kanonenschuß, das vom Prinzen verabredete Zeichen zum Gesammtangriff, ertönte — wer ihn abfeuern ließ, ist nicht zu ermitteln — und der Kampf entbrannte auf der ganzen Linie. Die noch in der Nähe befindlichen feindlichen Truppen kehrten sofort um und griffen in den Kampf ein. Nun drang Kleist mit der größten Schnelligkeit vor. In Littdorf war das Kürassierregiment „de Ville" schon in den Quartieren verstreut, es fiel zum größten Theil mühelos mit sammt seinen schönen Kesselpauken den Preußen in die Hände. Rasch warf sich Kleist nun auf die ihm gegenübertretende Infanterie; in wenig Augenblicken war sie geschlagen und zerstreut, das Bataillon Lomberg litt besonders. Nun gelang es den Preußen, den Feind von hier aus im Rücken zu fassen und dadurch das Vorgehen der anderen Colonnen wesentlich zu unterstützen. Mit den ersten Schüssen, die von Grünroda und Malitzsch her rollten, begann die sofort demaskirte Artillerie einzugreifen und die auf dem linken Muldenufer liegenden Höhen und Verschanzungen zu beschießen. Auch Seydlitz hatte, als er das Feuern vom linken Flügel her hörte, keinen Augenblick gezögert, in den Kampf einzutreten. Unbehindert ging er bei Technitz rasch über die Mulde. Bei Masten traten ihm Croaten entgegen. Sie wurden nach kurzem Kampfe geworfen. Dann wandte sich der kühne General gegen die feindlichen Werke bei Forchheim, Ziegra und Stockhausen, die er mit seiner Cavallerie(!) zu nehmen suchte. Allein hier hielt der Feind Stand. Von allen Seiten brach Geschütz- und Gewehrfeuer auf die preußischen Reiter herein, so daß es nur der Geschicklichkeit und Energie Seydlitz'ens gelang, seine Leute zusammen zu halten. Da kam Hilfe von der Colonne Kanitz, die inzwischen bei Bauchlitz die Mulde überschritten hatte, und von Alt-Stutterheim, dessen Bataillone im Laufschritt durch Döbeln hindurch gegen die Hirtenbergschanzen vorgedrungen waren. Zugleich hatte Kleist seine schon erwähnte Umgehung vollendet. Bald fielen nun die Schanzen bei Greusnig und Mannsdorf, so daß schließlich auch der so isolirte linke Flügel bei Forchheim nicht länger Widerstand leisten konnte und sich fluchtartig zurückzog. Nun stürmten aufs Neue die Reiter unter ihrem General Seydlitz auf ihn vor, nahmen ihm viele Gefangene ab und verfolgten ihn bis gegen Waldheim, wohin sich die Flucht wenden mußte, da Kleist die natürliche Rückzugslinie Hainichen-Freiberg abgeschnitten hatte.

Die Verluste des Feindes waren bedeutend. Außer zahlreichen Wagen und Pferden kostete ihm die Schlacht 41 Officiere und 1536 Mann. Auch der General v. Zedtwitz fiel den Preußen in die Hände. Der Prinz erwähnt in seinem Schlachtbericht (vom selben Tage) nur drei eroberte Geschütze, es werden aber sicher mehr gewesen sein, da nicht anzunehmen ist, daß der Feind bei seinem fluchtartigen Rückzuge seine Geschütze hat mitnehmen können. Die preußischen Verluste waren gering. Es werden nur 63 Mann angegeben. Bei Knobelsdorf sammelte Heinrich seine Colonnen zum Biwack. Er selbst nahm in Gebersbach Quartier. Auffallend ist es, daß der Sieg nicht durch ein kräftiges Nachstoßen ausgenützt wurde. Das Gefecht kann allerhöchstens zwei Stunden gedauert haben, mußte also um 8 Uhr etwa zu Ende sein. Die Armee hätte also am selben Tag gut bis Hainichen vordringen können. Der Prinz wollte aber seiner Flanken erst sicher sein, bevor er sich einem neuen Zusammenstoße mit dem Gegner aussetzte. Zur Deckung der linken Flanke hatte am Tage von Döbeln schon Hülsen einen Vorstoß nach Nossen und Roßwein gemacht, um den hier commandirenden Brunian zurückzuwerfen. Major Jennay eroberte Roßwein und Hülsen demonstrirte gegen Nossen. Aber erst in der Nacht vom 12. zum 13. Mai räumte Brunian die Höhen südlich von Roßwein, am 13. Mittags Nossen; er zog sich ruhig nach Freiberg zurück. Am Morgen des 13. trat Heinrich den Vormarsch in zwei Colonnen an. Er kam nicht weit an diesem Tage, nur bis Hainichen, — das ist ein Marsch von 3 Stunden —, wo er ein großes Mehlmagazin erbeutete. Die Avantgarde ging, von Seydlitz und Kleist geführt, etwas schneidiger vor. Sie marschirte über Greifendorf und durch die Arnsdorfer Défilés bis zum Walde von Bockendorf—Wingendorf, wo sie wieder Fühlung mit der feindlichen Arrièregarde herstellte. Bei Freiberg stand in gut verschanztem Lager Maquire, dem sich jetzt die Besatzungen aus der Roßweiner und Nossener Gegend anschlossen. Er hätte recht wohl einen Angriff hier erwarten und aushalten können. Allein die Verzagtheit und Kopflosigkeit im österreichischen Hauptquartier war zu groß. Maquire verließ in der Nacht vom 13. auf den 14. Mai seine schöne Stellung und zog sich nach Dippoldiswalde zurück, so daß schon am 14. Heinrich's Avantgarde über Freiberg hinaus bis Bobritzsch vordringen konnte. Das Gros und das Hauptquartier blieb in der Stadt selbst. Seydlitz und Kleist blieben dem weichenden Feinde dicht auf den Fersen. Am 15. säuberten sie die Gegend der wilden, am 16. die der rothen Weißeritz. Kleist drang bis unmittelbar vor das stark befestigte Dippoldiswalde vor und besetzte Reichstädt. Am 16. rückte auch der Prinz mit dem Gros bis Pretzschendorf, 15 km südöstlich von Freiberg, vor. Hier schlug er sein Hauptquartier auf, in dem er sich bis zum 30. September behauptete.

Zweierlei war durch das Gefecht von Döbeln erreicht worden. Zum Ersten eine vollkommene Frontveränderung. Nehmen wir die Katzenhäuser als Pivot, so hatte sich die preußische Front fast um einen rechten Winkel nach Osten gedreht. Dadurch war der ganze nördliche, linkselbische Theil Sachsens vom Feinde befreit worden, der nun auf einen engen Raum um Dippoldiswalde herum eingeschränkt war. Sabelloni hielt die Linie Pennrich (Ried mit 5000 Mann) — Kesselsdorf-Rabenau (Buttlar) — rothe Weißeritz—Dippoldiswalde (Maquire), während die Preußen, durch den Tharandter Wald in zwei Abtheilungen getrennt, folgendermaßen standen: Hülsen und Forcade nach Ueberschreitung der Triebisch von Constappel an der Elbe über Pinkowitz—Hartha—Wilsdruff bis Grumbach, Heinrich vom Tharandter Wald bis Frauenstein, mit dem Gros bei Pretzschendorf. Der zweite Erfolg bestand darin, daß die Reichsarmee von der österreichischen wieder getrennt wurde, so daß Stolberg, da sich die Preußen mit Zähigkeit in ihren Stellungen den ganzen Sommer hindurch behaupteten, seine Wiedervereinigung mit der Hauptarmee weit rückwärts suchen mußte, was ihm nach schwierigem Marsche durch Böhmen erst im September gelingen sollte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 21. Sonnabend, den 19. Februar, Abends. 1898.

Das Christenthum in China.

Von P. Carl Paul.

Der ostasiatische Koloß hat durch die deutsche Besitzergreifung von Kiaotschau einen neuen Stoß erlitten. Die mit ungewohntem Nachdruck geführten Verhandlungen haben den eingebildeten Chinesen gezeigt, daß sie nicht die Herren der Welt sind und daß sie nachgerade gezwungen werden können, ihrem Fremdenhaß Zügel anzulegen. Der Weltverkehr hat wieder eine neue Eingangspforte in das widerwillig sich öffnende Millionenreich gefunden, schon plant man Eisenbahnlinien und dergleichen. Wer China und die Chinesen kennt, läßt sich durch dies Alles zwar nicht zu sanguinischen Hoffnungen verleiten; im Lande des Zopfes werden Neuerungen ganz gewiß nicht mit solcher Schnelligkeit durchdringen, wie im leichtlebigen Japan. Aber einen bedeutsamen Beitrag zum Anbruch einer neuen Zeit bringt das deutsche Auftreten am gelben Meere doch. Unter den vielen Factoren, die seit langer Zeit darauf hinarbeiten, jenes Viertel der Menschheit, das innerhalb der großen Mauer wohnt, in den Verkehr mit der übrigen Menschheit hineinzuziehen, befindet sich auch die christliche Mission. Bei dem Interesse, mit dem man gegenwärtig alle Beziehungen zwischen der christlichen Welt und den Chinesen verfolgt, dürfte ein orientirender Ueberblick über den Stand der auf die Christianisirung Chinas gerichteten Bestrebungen Manchem willkommen sein.

Die Geschichte des Christenthums in China ist fast so alt, wie die christliche Kirche selbst. Unter den Thomaschristen Indiens, deren Anfänge man bis ins apostolische Zeitalter zurückdatirt, ging die Rede, daß ihr geistlicher Vater Thomas auch nach China gekommen sei. Unmöglich wäre das nicht, denn es bestanden schon im Alterthum Verbindungen zwischen den Ländern des Mittelmeers und dem fernen Osten. Man weiß z. B. von einer Gesandtschaft, die Marc Aurel nach China schickte. Warum könnte da der Apostel Thomas nicht in ähnlicher Weise die damaligen Handelswege, die nach Osten führten, benutzt haben, wie Paulus es bekanntermaßen mit den westlichen gethan hat? Aber was aus den ersten Jahrhunderten von einem Vordringen des Christenthums bis China erzählt wird, trägt doch zu sehr den Charakter der Sage, als daß wir damit als mit einer Thatsache rechnen könnten. Einige Jahrhunderte später aber bekommen wir geschichtlichen Boden unter die Füße. Im Jahre 1625 fanden chinesische Arbeiter bei der Stadt Singnanfu (Provinz Schensi) eine verschüttete Marmortafel mit alterthümlichen chinesischen Schriftzeichen und einer zweiten räthselhaften Inschrift, die man später als eine syrische erkannte. Bei ihrer Entzifferung stellte sich heraus, was übrigens das Kreuzeszeichen auf der einen Seite der Platte schon hatte vermuthen lassen, daß es sich hier um einen christlichen Alterthumsfund handelte. Da war zu lesen, daß das Christenthum schon im 7. Jahrhundert in China große Verbreitung gefunden hatte und zwar durch einen nestorianischen Priester Namens Olopen oder Olupnen, der aus dem Reiche Tatsin (Bezeichnung für das alte römische Reich) gekommen wäre. Copien dieser Inschrift befinden sich in der Bibliothek der Jesuiten zu Rom, sowie in der Richelieu-Bibliothek von Paris. Es hat zwar nicht an Stimmen der Kritik gefehlt, die die Vermuthung aussprachen, die Tafel sei eine Fälschung der Jesuiten, die durch sie ihren Bestrebungen in China den Schein eines ehrwürdigen Alters hätten geben wollen, aber unter den unbefangenen Forschern stimmen mehr für die Echtheit der Tafel, als dagegen.

Seltsamer Weise hatte die christliche Kirche Europas bis ins Mittelalter alle Verbindung mit diesen alten chinesischen Christen, von denen noch heute Spuren in den Nordprovinzen Chinas zu finden sein sollen, verloren. Erst ganz allmälig wurden von Rom aus wieder die Fäden geknüpft. Das geschah zunächst auf dem Landwege. Hier ist in erster Linie der Franciscanermönch Johannes de Monte Corvino zu erwähnen. Er kam kurz vor 1300 nach China, soll dort in der Hauptstadt Kambalu, zu deren Erzbischof ihn Clemens V. 1307 ernannte, eine kostbare Kirche gebaut und 6000 Menschen getauft haben. Was von dieser Zahl zu halten ist, wissen wir nicht und möchten ihr auch bei der Unzuverlässigkeit der römischen Statistik kein großes Gewicht beilegen. Immerhin müssen seine Erfolge beachtenswerth gewesen sein, denn der regierende Khan sandte eine Gesandtschaft nach Rom, die in seinem Namen um den Segen des Papstes und seine priesterliche Fürbitte bat. Der Pontifex antwortete in einem sehr verbindlichen Tone, dankte für die Gunst, die der Mongolenfürst den Christen zugewendet habe, und lud ihn selbst ein, Christ zu werden. Auch in der Folgezeit ward dieser Verkehr zwischen Rom und Kambalu gepflegt, aber noch bevor das 14. Jahrhundert zu Ende ging, nahm die Mongolenherrschaft in China ihr Ende und weil sich die christlichen Bestrebungen auf die Hofkreise stützten, verschwand mit der Dynastie auch das Christenthum von der Bildfläche. Der Buddhismus drang um diese Zeit im heutigen China vor und setzte sich an die Stelle der abendländischen Religion.

Um den verlorenen Vorposten im fernen Osten wieder zu gewinnen, zogen im Anfange des 17. Jahrhunderts jesuitische Sendboten aus. Schon Xavier, der an der Wiege der Gesellschaft Jesu gestanden, hatte nach seiner Wirksamkeit in Indien und Japan seine Blicke nach China gerichtet. Er starb aber, als er eben das Land betreten wollte. Nun trat Matteo Ricci, ein anderer namhafter Vertreter des Ordens, an seine Stelle. Nach Ueberwindung vieler entgegenstehender Hindernisse kam er nach Canton, das nach Eröffnung des Seeweges nach Ostasien sich dem abendländischen Verkehr halb und halb geöffnet hatte, und endlich auch an den Kaiserhof in Peking. Ricci war in China der erste Vertreter jenes jesuitischen Systems, das mit allen Mitteln weltlicher Klugheit, mögen sie auch zuweilen von sehr unlauterer Art sein, den Eingang in ein heidnisches Land zu erzwingen sucht. Zunächst erreichte er damit, wonach er strebte: Er wurde ein angesehener Mann bei Hofe, die von ihm herausgegebenen Schriften machten viel Aufsehen, besonders unter den Mandarinen und Gelehrten, einer seiner Genossen erhielt sogar eine hohe Mandarinenwürde. Da er die Forderungen des christlichen Glaubens auf das denkbar geringste Maß herabsetzte, ließen sich auch große Schaaren bereit finden, zur christlichen Kirche überzutreten. Bald nach seinem 1610 erfolgten Tode gab es nach römischen Quellen in sieben chinesischen Provinzen 30000 Christen. Aber diese christlichen Gemeinden entbehrten, wie schon in der vorigen Periode, einer soliden Grundlegung. Den Jesuiten war es vorzugsweise um die Gewinnung der Reichen, der Vornehmen und Gelehrten zu thun; die kaiserliche Familie, die Minister und hochstehenden Beamten bildeten den nächsten Gegenstand ihrer Bemühungen; sie rechneten darauf, daß das niedere Volk dem Beispiel der Großen folgen würde und daß sie mittels der Regierungsorgane am besten ihren Einfluß ausüben könnten. In den Augen kurzsichtiger Beurtheiler mag das als ein kluges System erscheinen, wer sich aber auf die eigentlichen Triebkräfte des christlichen Glaubens versteht, muß diese Missionsmethode von vorn herein verwerfen. Wenn sich nur wenigstens die Taubeneinfalt zur Schlangenklugheit gesellt hätte! Aber das Gegentheil war der Fall. Selbst ein so wohlwollender

Beurtheiler der römischen Mission, wie Kalkar, schreibt über Ricci's Wirksamkeit: „Er wußte, daß er als Jesuit nur geringe Achtung finden werde. Völlig eingeweiht in die chinesische Wissenschaft, trat er als ein Gelehrter auf und benutzte seine wissenschaftliche Ueberlegenheit zu Gunsten des Christenthums. Dominicaner, Franciscaner, Augustiner und andere Ordensbrüder verleugnen niemals ihren Ordenscharakter, auch nicht in ihrer äußeren Erscheinung; dagegen traten die Jesuiten mit schlauer Berechnung in den heidnischen Ländern als Weise und Literaten nach Art der Eingeborenen auf: in Indien waren sie Brahminen, in China Bonzen und Mandarinen, in Afrika Marabuts. Sie gingen in der Landestracht einher, legten es darauf an, die Großen, Reichen, Angesehenen zu gewinnen, um mit ihrer Hilfe im Lande Einfluß zu bekommen. Alles dieses könnte man noch hingehen lassen; wenn aber die Jesuiten den Chinesen erlaubten, neben dem Christenthum ihre abergläubischen Sitten beizubehalten, z. B. die Anbetung der Geister der Verstorbenen; wenn Ricci sogar noch nach langer Bedenkzeit den Neubekehrten eine beinahe abgöttische Verehrung des Confutse gestattete; wenn Rosenkränze, Marienbilder, Gebetsformeln, Waschungen und andere äußerliche Ceremonien dieser Art, welche sich füglich mit heidnischen Vorstellungen vereinigen ließen, die Hauptforderungen waren, die man an die zum Christenthum Uebertretenden stellte: so kann man nicht anders, als eine solche Verunstaltung des Evangeliums durch so unreine Elemente tief beklagen und man wird sich nicht gerade sehr verwundern, daß ein für alles Augenfällige ungemein empfängliches, aber für wahre Religiosität abgestumpftes Volk sich schaarenweise der unter dem Namen des Christenthums dargebotenen Lehre anschloß. Mehrere der von den Missionaren ausgehenden Schriften hatten die Tendenz, den Unterschied oder Gegensatz zwischen Heidenthum und Christenthum auszugleichen und nachzuweisen, daß es eben nur die eigenen Ideen des Heidenthums seien, die in der neuen Lehre sich verwirklichten, ohne an sich selbst alterirt zu werden." — Der Ruin der auf ein solches System gegründeten Mission blieb nicht lange aus. Den Anfang dazu bildeten Streitigkeiten, die im römischen Lager selbst ausbrachen. Ums Jahr 1630 kamen Dominicaner und Franciscaner nach China, um an der Bekehrung des Landes theilzunehmen. Sie erschraken, als sie die Methode der Jesuiten kennen lernten. Mit Entrüstung sahen sie die neubekehrten Christen bald vor einem Marienbilde, bald vor den Bildnissen der Ahnen oder den Gedenksteinen Confutse's auf den Knien liegen. Es kam zu bittern Streitigkeiten zwischen den Vertretern der verschiedenen Orden. Die nach Rom laufenden Berichte der neuen Ankömmlinge mögen nicht zum Besten gelautet haben, so daß ein Nuntius nach dem andern auf dem Missionsfelde erschien. Der jesuitischen Schlauheit gegenüber konnten sie nur nicht viel ausrichten. Der ganze Streit fand erst in der durch Clemens XIV. ausgesprochenen Aufhebung des Jesuitenordens ein Ende. Mittlerweile war auch bei den Chinesen der Haß gegen die Fremdlinge emporgelodert. Die einheimischen Großen gönnten es den Jesuiten nicht, daß sie sich zu den höchsten Ehrenstellen aufgeschwungen hatten. Eine Zeit lang wurde der Sturm noch durch weltgewandte Priester wie Pater Schall und Verbiest aufgehalten, die sich dem Kaiser durch astronomische Arbeiten und Kanonengießen unentbehrlich zu machen suchten. Aber schließlich waren auch diese Mittel vergebens. Unter der blutigen Regierung des Kaisers Kienlong (1736—1793) kam die christliche Religion in China ihrem Untergange nahe. Es wurde geradezu ein Verbot des katholischen Glaubens ausgesprochen, wodurch eine förmliche Christenverfolgung eintrat. Ein Theil der Katholiken starb als Märtyrer, viele verleugneten ihren Glauben und retteten dadurch ihr Leben. So endete die mit großem Pomp auftretende Jesuitenmission.

Rom hat eine Zeit lang gebraucht, diesen Schlag zu überwinden, behielt aber trotzdem die Millionen Chinas fest im Auge. Sobald wieder ein günstiger Wind zu wehen schien, ordnete die Propaganda neue Sendboten in den fernen Osten ab. Das Zünglein der Wage hat in den letzten 100 Jahren oft hin- und hergeschwankt. Die römischen Missionare fanden bei ihrem Wiedereintritt auf dem alten Arbeitsfelde allenthalben die Ueberreste der früheren Gemeinden vor und knüpften geschickt den abgerissenen Faden an, die chinesischen Mandarinen aber waren ebenso zäh im Zerstören. Sobald sich die Zahl der Christen wieder auffällig mehrte, gab man die Losung aus, daß sie eine unter fremdem Einfluß stehende politische Partei wären, und erregte damit die Leidenschaften des heidnischen Pöbels, die sich in Zerstörung der Missionsniederlassungen und Ermordung von Europäern Luft machten. Erst in neuester Zeit, als die europäischen Mächte eine mehr zielbewußte Orientpolitik zu treiben anfingen, kam eine größere Stabilität in die wieder auflebende katholische Mission. Von großer Bedeutung war der Friede von Tientsin, bei welchem Frankreich an der Spitze der anderen Mächte durchsetzte, daß China freie Religionsübung gewährte und den Fremden das Recht gewährleistete, sich an jedem beliebigen Orte im Lande niederlassen zu dürfen. Nun fluthete ein Heer von römischen Missionaren ein. Zwar gab es noch manches schreckliche Wetterleuchten. Es sei nur an das Blutbad von Tientsin im Jahre 1870 erinnert, wo zehn barmherzige Schwestern, zwei Lazaristenpriester, der französische Consul und Andere ermordet wurden. Aber das waren doch nur kurz andauernde Hindernisse. Die christliche Mission gewinnt seitdem Jahr für Jahr sichtlich an Umfang. Die Propaganda, der nun einmal die Verbindung mit der weltlichen Gewalt im Blute liegt, stellte sich sogleich unter den Schutz Frankreichs, das als europäische Vormacht in Ostasien galt, bis die Seemacht des Deutschen Reiches sich auch in den asiatischen Gewässern geltend machte. Nun schien es durch die Klugheit geboten, auch dieses Fahrwasser zu benutzen. Seit einer Reihe von Jahren haben sich die römischen Missionare in China bekanntlich unter den deutschen Schutz gestellt. Mit welchem Erfolg, haben die neuesten Ereignisse gezeigt.

Seit Anfang unseres Jahrhunderts ist auch die evangelische Mission unter den Chinesen thätig. Die ersten tastenden Versuche gehen auf die Londoner Mission zurück. Das war eine der ersten Gesellschaften, die infolge der großen englischen Missionsbewegung am Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden. Ihre Blicke richteten sich neben anderen wichtigen Heidenländern auch nach China. Robert Morrison ist der Name des ersten evangelischen Missionspioniers daselbst. Er hatte bei seinem Eintritt in das ferne Missionsfeld mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ein Anderer hätte sich dadurch vielleicht abschrecken lassen, aber dieser zähe Schotte fand einen Weg zu dem gesteckten Ziel. Die Chinesen, die damals nur widerwillig einige Vertragshäfen geöffnet hatten, verfolgten alle Schritte der Ausländer mit dem größten Mißtrauen. Darum wollte im Jahre 1807, wo Morrison aufbrach, kein englisches Schiff den muthigen Missionar mitnehmen. Er reiste deswegen über Nordamerika. Trotz dieser Vorsicht mußte er darauf gefaßt sein, nach seiner Landung auf chinesischem Boden alsbald des Landes verwiesen zu werden, denn die Verträge mit den auswärtigen Mächten bestimmten ausdrücklich, daß sich nur Händler in den geöffneten Hafenstädten niederlassen dürften. Da war es eine große Hilfe für ihn, daß ein amerikanisches Handelshaus in Makao bei Canton ihm Gastfreundschaft und Deckung gewährte. Hier trieb er die in London schon begonnenen Sprachstudien weiter. Freilich unter großen Schwierigkeiten. Es war zu dieser Zeit den Chinesen bei Todesstrafe verboten, einen Fremden in der Landessprache zu unterrichten, darum mußte sich Morrison mit dem allerdürftigsten Unterricht begnügen. Der Eingeborene, welcher sozusagen als Sprachlehrer bei ihm verkehrte, trug immer Gift bei sich, um vorkommendenfalls den Grausamkeiten seiner Landsleute zu entgehen. Unter solchen Umständen war es schon ein namhafter Erfolg, daß der Dolmetscher-Missionar — die Ostindische Compagnie hatte ihn nämlich inzwischen als ihren Uebersetzer angestellt — im Jahre 1812 eine Grammatik und ein Wörterbuch fertig hatte. Erst jetzt konnte er seiner eigentlichen Aufgabe näher treten. Machte ihm auch der Argwohn der Behörden die mündliche Verkündigung unmöglich, in der stillen Studirstube hinderte ihn Niemand. Hier ging bald der erste chinesische Tractat, dann ein Katechismus, endlich die Apostelgeschichte, das Evangelium Lucae und andere Theile des neuen Testaments aus seinen fleißigen Händen hervor. Diese Uebersetzungen waren alle im gewöhnlichen Volksdialekt gehalten, weil er als Dolmetscher nur diesen kennen gelernt hatte. Einer späteren Zeit, in der man die Früchte von Morrison's harter Anfangsarbeit ernten konnte, war es vorbehalten, auch die feinere Mandarinensprache dem Evangelium dienstbar zu machen. — Als der Pfadfinder seine ersten Erfolge nach der Heimath melden konnte, schickte man ihm den ersten Genossen, Milne mit Namen. Beide siedelten nun nach Canton über. Hier wurde die erste missionarische Arbeit im eigentlichen Sinne gethan. Morrison hatte nach einiger Zeit die Freude, den ersten evangelischen Chinesen zu taufen. Sein Name Tsae-A-Ko ist als der des Erstlings in den Annalen der evangelischen Mission verzeichnet.

Uebrigens blieben die Taufen in dieser Zeit noch eine rechte Seltenheit. Der Missionar verwandte fortgesetzt seine beste Kraft auf die literarische Arbeit. Er fand dabei auf verschiedenen Seiten Unterstützung. Die Ostindische Compagnie ließ sein Wörterbuch drucken, die britische Bibelgesellschaft aber gab das chinesische neue Testament zum ersten Male im Druck heraus. Es würde zuweit führen, seine weitere Thätigkeit im Einzelnen zu schildern. Eine Zeit lang hat er den Boden Chinas wieder verlassen, um das anglo-chinesische Institut in Malakka einzurichten, das sozusagen als Brücke zwischen dem christlichen Abendlande und dem heidnischen China anzusehen war, denn hier haben in den folgenden Jahrzehnten die nach China ausziehenden Missionare die Landessprache gelernt und andererseits haben hier Chinesen, die sich mit den Dingen des Abendlandes bekannt machen wollten, ohne irgendwelchen Glaubenszwang Aufnahme und Belehrung gefunden. Als Morrison 1834 in Canton starb, gingen hinter seinem Sarge neben den Angehörigen der Europäercolonie auch eine kleine Zahl chinesischer Christen, die er durch seine Lebensarbeit gewonnen hatte. Sie stellten die Erstlinge der Ernte dar, die inzwischen durch den Dienst evangelischer Missionare auf dem harten Boden des chinesischen Missionsfeldes eingebracht worden ist.

Die auf die Christianisirung des Landes gerichteten Bestrebungen erhielten einen neuen Anstoß durch die Beendigung des Opiumkrieges. Die Geschichte desselben bildet eins der dunkelsten Capitel in den Annalen der Berührung zwischen China und den christlichen Mächten. Es ist ein Schandfleck auf dem Namen der Ostindischen Compagnie, daß sie den Chinesen das verderbliche Opium aufgedrungen hat. Als der Kaiser Tao-kwang im Jahre 1839 die Einfuhr des Danaergeschenks verhindern wollte, brachen die Engländer einen Krieg vom Zaune, der so ungerecht war, als nur irgend einer gewesen ist. Das Ende desselben führte zur Besetzung von Hongkong durch England und zur Oeffnung von fünf Häfen. Das war ein von den Anstiftern freilich nicht beabsichtigter Vortheil für die Missionare aller Confessionen. Von dieser Zeit an ergoß sich ein schnell wachsender Strom evangelischer Glaubensboten in das neu erschlossene Gebiet. Es sind zur Zeit nicht weniger als 35 Missionsgesellschaften dort thätig. Am stärksten ist die englische Kirche betheiligt, dann folgen verschiedene amerikanische Denominationen; auch die deutsche evangelische Kirche ist ihrer Bedeutung entsprechend vertreten. Die enorme Größe des Missionsgebiets hat ein Unternehmen hervorgerufen, das in der ganzen Welt einzigartig dasteht: die China-Inland-Mission unter der Leitung von Hudson Taylor. Sie hält es nicht mit den Grundsätzen der anderen Missionsgesellschaften, die ihre Sendboten in der Heimath gründlich vorbereiten und auf dem Missionsfelde Schritt für Schritt vorgehend Stationen gründen, um dort in langsamer Geduldsarbeit kleine Gemeinden zu sammeln und zu erziehen. Sie geht mehr auf eine Erfüllung des Bibelwortes ein: „Es wird das Evangelium vom Reich gepredigt werden in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker." Taylor schickt die christlichen Vorposten durch das ganze weite chinesische Reich, höchstens daß gewisse Etappenstraßen angelegt und gesichert werden. Die Reisepredigt ist ihre eigentliche Aufgabe. Einige seiner Missionare, denen ein besonderer Eifer nachgerühmt wird, durchqueren die Provinzen des Landes bis an die Grenzen der Mongolei und Tartarei, andere begnügen sich, fort und fort eine bestimmte Landschaft zu bereisen; die Provinzen Tschekiang (an der Küste) und Schansi (im Norden) sind am stärksten von ihnen besetzt. H. Taylor, der in den evangelischen Missionskreisen jenseits des Canals ebenso rückhaltlos bewundert, wie er diesseits desselben kritisirt wird, ist fast beständig unterwegs. Sein Standquartier ist das Missionshaus in London; von hier aus wirbt er unter allen evangelischen Denominationen seine Arbeitskräfte. Die meisten liefert naturgemäß England als die eigentliche Heimstätte dieser eigenartigen Mission; sie hat aber auch einen amerikanischen, australischen und skandinavischen Zweig, ja selbst Deutsche sind unter den Sendboten der Ch.-J.-M. vertreten. Diese Missionsleute halten sich in der Regel nur kurze Zeit im Londoner Missionshause auf, um geprüft zu werden, ob sie für die Arbeit in China tauglich sind, und ihrerseits die Grundsätze der Gesellschaft kennen zu lernen. Dann werden sie mit einer Anzahl Genossen ausgeschickt und gehen nach ihrer Ankunft drüben zunächst in die für die beiden Geschlechter getrennt angelegten Vorbereitungsanstalten, wo sie die Landessprache lernen und anderen orientirenden Studien obliegen. Darauf wird ihnen von dem in Shanghai ansässigen Director J. W. Stevenson, der die Correspondenz mit den Missionen führt, Geld ins Innere besorgt u. s. w., ihr Arbeitsfeld in irgend einer der binnenländischen Provinzen oder der Mongolei angewiesen. Zur Zeit hat diese Mission 671 männliche und weibliche Missionare in ihrem Dienst. Die Zahl der letzteren ist ungefähr ebenso groß, wie die der Männer; nach deutschen Begriffen ein arges Mißverhältniß bei einer Missionsarbeit, die vorzugsweise in der Form der Evangelisation betrieben wird. Man denkt eben darüber in englischen und amerikanischen Kreisen anders als bei uns. Ihrer ganzen Eigenart entsprechend sieht man in der Arbeit der Ch.-J.-M. die Vorläufer der nachfolgenden großen Heerhaufen der anderen evangelischen Gesellschaften, die auch in China ihre altbewährten Grundsätze befolgen und die christliche Kirche auf eine möglichst breite Basis mitten ins Volk stellen. Nicht im Gewinnen einiger hochgestellter Persönlichkeiten oder einzelner Volksclassen erkennen sie ihren Beruf, sondern im Sammeln der einzelnen belehrten Seelen, die hier, wie überall in der Heidenwelt, zuerst vorzugsweise aus den niederen Volksschichten kommen.

Unter den 35 evangelischen Missionsgesellschaften befinden sich auch 5 deutsche: die Baseler, Berlin I, Barmen, der Allgemeine protestantische Missionsverein und der Berliner Frauenmissionsverein. Die Baseler haben im vorigen Jahre den 50jährigen Gedenktag ihres Eintritts in China gefeiert. Der ehrwürdige Bruder Lechler, der vor einem halben Jahrhundert von Hongkong aus in die Provinz Kwangtung eindrang, steht heute noch auf seinem anfangs sehr schwierigen, aber mit der Zeit lieb gewordenen Arbeitsfelde. Er ist jetzt von 24 Missionaren seiner Gesellschaft umgeben, denen etwa 100 eingeborene Prediger und Lehrer zur Seite stehen. Die Seelenzahl der gesammelten Gemeinden beläuft sich auf ca. 4500. Ihr Wachsthum geht jetzt schneller denn je. Auf der Station Hinnen wurden 1897 über 100 Leute getauft. In der Stellung der Chinesen zu den Missionsleuten hat sich in der neueren Zeit ein bemerkenswerther Umschwung vollzogen. So schreibt z. B. einer der Baseler Missionare im letzten Jahresbericht: „Allgemein wird das Wort gern gehört, die Predigt fleißig besucht; zahlreiche neue Taufbewerber stellen sich ein, in nie dagewesener Weise füllen sich die Kapellen aller Orten, die Predigtlocale werden zu eng, man begehrt den Prediger zugleich auf verschiedenen Seiten. Auf den Dörfern sind die früher üblichen Scheltworte verstummt und der Missionar wird freundlich begrüßt." Aehnlich lauten die Nachrichten aus der Berliner Mission, die ihr Arbeitsfeld ebenfalls in den Südprovinzen gefunden hat. Im Großen und Ganzen ist also das Eis gebrochen, nur beklagen die Missionare, daß die meisten Taufbewerber noch wenig Verständniß für die geistlichen Gaben haben, die ihnen im Evangelium geboten werden. Der materialistische Grundzug ihres Wesens läßt sie immer nur die äußeren Vortheile sehen, die etwa mit dem Christwerden verbunden sind. Bei der Sorgfalt, mit der in der evangelischen Mission diese Beweggründe untersucht und nöthigenfalls als Hinderniß für die Aufnahme in die Gemeinde behandelt werden, kann es nicht Wunder nehmen, daß viele solche Taufbewerber zurückgewiesen werden oder nach einer gewissen Probezeit von selbst zurückgehen.

Einen eigenthümlichen, aber sehr wichtigen Zweig der Missionsthätigkeit hat der früher zur Barmer Mission gehörige, jetzt mit dem Allgemeinen protestantischen Missionsverein verbundene Dr. Faber in Shanghai in seinen Händen. Er beschäftigt sich lediglich mit der Schaffung einer christlich-chinesischen Literatur. Da er schon über 30 Jahre in China lebt, ist er dazu ganz besonders berufen. Aus seiner emsigen Feder sind zahlreiche meist apologetische Schriften z. B. „Ueber chinesische und christliche Civilisation" hervorgegangen. Auch seine Studien über die Geschichte des chinesischen Volkes bilden ein werthvolles Hilfsmittel für die Mission. Sein „China in historischer Beleuchtung" oder die Aufsätze „Ueber Sitten und Gebräuche der Chinesen" sind in verschiedene Sprachen übersetzt und dienen den Missionaren als orientirende Wegweiser. Er will seine Lebensarbeit jetzt mit einem vielbändigen Werke über die chinesischen Classiker beschließen, wovon ein Theil bereits erschienen ist. Faber erweist damit der China-Mission einen ähnlichen Dienst, wie Dr. Graul seiner Zeit der indischen Mission durch die Herausgabe der Bibliotheca Tamulica.

Zum Schluß mögen noch einige statistische Angaben über den Stand der katholischen und der evangelischen Mission hier

ihren Platz finden. Nach den officiellen Angaben der römischen Propaganda in den Missiones Catholicae gab es 1895 in China 581 775 römisch-katholische Christen. Es steht uns kein zuverlässiges statistisches Material zu Gebote, um das Wachsthum dieser Zahl in den letzten Jahrzehnten nachzuweisen, nur über die letzten 10 Jahre sind wir besser unterrichtet. 1887 gab es 541 356 Katholiken, 1889 waren es 549 245. 1891 wurden 569 551 gezählt und 1894 = 581 755. Das wäre also in sieben Jahren eine Vermehrung um etwa 40 000 Seelen. Die Zahl der evangelischen Christen, die wegen der verschiedenen Quellen schwer zu berechnen ist, schätzt Prof. Warneck zur Zeit auf etwa 120 000, das ist also etwa der fünfte Theil der Katholiken. Wenn man bedenkt, daß die letzteren seit über 300 Jahren im Lande thätig sind, während die Ernte der evangelischen Mission erst vor 50 Jahren begonnen hat, ist der Erfolg der protestantischen Missionsgesellschaften keinesfalls geringer anzuschlagen. Im Gegentheil. Nach der sorgfältig geführten evangelischen Statistik gab es 1853 in China 351 evangelische Communicanten, 1863 = 1974, 1873 = 9715, 1883 = 21 560 und 1893 = 55 095. Als Communicanten werden in der Missionsstatistik die zum Abendmahl zugelassenen Gemeindeglieder bezeichnet, die Seelenzahl der Getauften ist in der Regel zwei- bis dreimal so groß. Wie man sieht, ist das Wachsthum der Zahlen ein ganz beträchtliches. Wenn die katholische und die evangelische Mission in dem jetzt angenommenen Tempo weiter wachsen, ist die Zeit nicht mehr fern, wo die erstere von der letzteren eingeholt wird. — Von besonderem Interesse ist für uns augenblicklich die Provinz Schantung. Nach den Missiones Catholicae giebt es hier 21 000 Katholiken (wenn man die Katechumenen hinzurechnet 39 000) und rund 10 000 evangelische Communicanten, d. h. über 20 000 evangelische Christen. Die evangelische Kirche wird hier durch einige amerikanische und englische Gesellschaften vertreten, unter letzteren befindet sich auch die China-Inland-Mission. Von den deutschen evangelischen Gesellschaften ist in Schantung keine einzige ansässig, ihre Arbeitsfelder liegen alle fern im Süden.

Die Missionare aller Confessionen haben natürlich nur die Verbreitung des christlichen Glaubens im Auge. Daß damit aber zugleich ein Werk der Civilisation gethan wird und die Erfolge der Glaubensboten auch den anderen Ausländern in China zu Gute kommen, beweist die Aeußerung eines unbefangenen Beobachters, des Russen W. Obrutschew, der in seinem Reisewerk „Aus China" S. 116 folgendermaßen urtheilt: „Die Bekehrung der Chinesen zum Christenthum ist nicht der einzige Erfolg, den die europäischen Missionare in China zu verzeichnen haben. Schwer fällt in die Wagschale ihrer Verdienste das gute Beispiel, das sie in der Regel den Eingeborenen geben durch ihr einfaches, enthaltsames Leben, ihre Sittenstrenge und die gewissenhafte Erfüllung ihrer Berufs- und Menschenpflichten; und last but not least die bessere Meinung, welche sie durch alles Dies den Söhnen des himmlischen Reiches von uns überseeischen Teufeln einflößen. Die Tugenden der Missionare kommen auch andern Europäern zu Gute, denn die Chinesen unterscheiden die Ausländer keineswegs nach ihrer Nationalität und Lebensstellung. So wurde auch ich, blos weil ich das Nationalcostüm angelegt hatte und einen Bart trug, wie die Missionare, überall für einen solchen gehalten, mit „Schenfu" (Pastor) oder „Siën-scheng" (Lehrer) angeredet und mit freundlicherem Auge betrachtet, als es ohne diese glückliche Illusion geschehen wäre."

Bücherbesprechungen.

— Deutsche und Polen in den Ostmarken. Von Oberst a. D. v. Mueller. Basel, Perthes. 1898. — Wir haben das kleine Buch zunächst mit einem gewissen Mißtrauen in die Hand genommen. Ein Buch über die Ostmarken in der Schweiz erschienen, von einem Officier a. D., wahrscheinlich einem schweizerischen. Was würde es bringen, bringen können? Allein, wir gestehen offen, daß wir es mit Interesse gelesen haben und ihm eine weite Verbreitung wünschen. An der Hand der Geschichte wird der Wechsel der Geschicke in den vormals polnischen, jetzt deutschen Landestheilen kurz aber lebendig charakterisirt. Nach der Besitzergreifung Polens fand Friedrich II. seinen, den preußischen Antheil in einem jammervollen Zustande. Er schreibt nach einer von ihm unternommenen Inspectionsreise selbst darüber: „Ich sage Jedem, der es hören will, daß ich nur Sand, Jammer, Heidekraut und Juden gesehen habe ... Kulm soll 800 Häuser haben, es stehen nicht 100 aufrecht, deren Bewohner entweder Juden oder Mönche sind, und es giebt noch elendere Städte. Schneider und Schuhmacher sind Virtuosen, welche man in diesem Lande suchen muß. Die Landwirthschaft ist in der größten Bredouille (!) von der Welt." Die Kämpfe von 1848 sind lebhaft und anschaulich geschildert. Die unübertroffenen Bilder, welche G. Freytag in „Soll und Haben" von dieser Zeit entworfen hat, treten bei der Lectüre wieder lebhaft vor unser Auge. Für die Gegenwart wünscht der Verfasser straffes Vorgehen gegen das Polenthum, wie es ja auch die augenblickliche Signatur ist. Nach unserer Meinung haben die Polen nur einen Gedanken: die Wiederaufrichtung ihres Reichs. Dafür haben die Bem, die Dembinsky und Andere seit 1848 auf allen Schlachtfeldern Europas, in Ungarn, in Baden und in Paris gekämpft, dafür glüht jeder Pole, gleichviel ob Jüngling oder Greis. Die polnischen Frauen kämpfen ebenso dafür nach ihrer Art. In Friedenszeiten sind sie vielleicht die gefährlicheren Gegner. Schon Bismarck hat wiederholt vor ihnen und ihrem Einflusse gewarnt. Bei Mischehen ist der biedere Deutsche fast ausnahmslos dem Polenthum verfallen. Mit unseren constitutionellen Gewöhnungen wird man für die Dauer in der Provinz Posen kaum auskommen. Der Deutsche ist eben der Eroberer und muß die Hand am Schwerte behalten. —tg—

— Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage von Prof. Dr. Friedrich Polle. Zweite, verbesserte und stark vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner, 1898. Preis in geschmackvollem Einbande 2 ℳ 40 ₰. — Wie denkt das Volk über die Sprache? Das Volk der Gasse und des platten Landes, wie das über die Sprache denkt? Gar nicht! Das würde Vielen als die nächstliegende Antwort auf diese Frage erscheinen. Diese wäre auch nicht gerade zu falsch. Denn zu vollkommen klarem und bewußtem Denken über die Sprache ist ein Grad philologischer und philosophischer Schulung erforderlich, der dem Volke eben nicht zu Gebote steht, auch nicht von ihm verlangt wird. Indessen das natürliche Sprachempfinden, das beim gemeinen Manne sicherer wirkt als bei dem Büchergelehrten, ersetzt ihm in vielen Fällen die mangelnde Gelehrsamkeit. Daher hat es einen ganz besonderen Reiz, aus der Redeweise des Volkes Zeugnisse zusammenzustellen, die uns lehren, mit wie sicherem Gefühl der Mann aus dem Volke sich das eine Mal unwillkürlich feiner rhetorischer Kunstmittel bedient, wie er ein ander Mal trotz ungenügenden oder mangelhaften Ausdrucks das, was der Sprechende meint, völlig richtig erfaßt, oder wieder, wie er über eine Sprachschwierigkeit einfach mit kühnem Sprunge hinwegsetzt und doch sein Ziel erreicht, d. h. sich wohl verständlich macht. Professor Polle hat sein Leben lang ein offen Ohr gehabt für Alles, was mit der Beantwortung der Frage zusammenhängt, er hat viele Jahre hindurch fleißig und unablässig gesammelt und schließlich die Ergebnisse seiner Arbeit in prächtigem, liebenswürdigem Plaudertone, hinter dem doch überall der wissenschaftliche Ernst unverkennbar hindurchschimmert, zu einem netten Büchlein vereinigt. Dieses Büchlein liegt in stark vermehrter zweiter Auflage vor. Wir glauben es dem Verfasser gern, daß es ihm eine große und vielleicht kaum erwartete Freude gewesen ist, eine neue Auflage seines Buches bearbeiten zu dürfen. Solche Bücher haben kein großes Publicum. Aber wir dürfen ihm auch versichern: Alle, die sein Büchlein in erster Auflage kennen gelernt und lieb gewonnen haben — und unseres Erachtens ist das Erste ohne das Zweite nicht denkbar —, die haben sich mit ihm gefreut, daß es ihm vergönnt gewesen ist, das, was er inzwischen wieder, zum Theil unter Beihilfe dankbarer Leser seines Buches, gesammelt hatte, nachzutragen und das Büchlein in neuem Gewande noch einmal hinausgehen zu sehen. Wir haben schon der ersten Auflage (in der Lpz. Ztg. vom 12 Juli 1889) ein freundliches Wort mit auf den Weg gegeben und wünschen der zweiten ebenfalls eine recht warme und wohlwollende Aufnahme. Die Verlagshandlung verdient Dank, daß sie das Büchlein in ein so hübsches Kleid gesteckt hat. Polle's Beobachtungen über die Aeußerungen des Sprachbewußtseins in der Volksrede sind ein höchst werthvoller philologischer Beitrag zur Volkskunde, ein geistreiches und gelehrtes und dabei doch — ein gewiß nicht eben häufiger Fall! — witziges und unterhaltsames Buch. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 22. Dienstag, den 22. Februar, Abends. 1898.

Die geschichtliche Entwicklung der Schulsprache und ihre heutigen Reste.*)

Von M. P. Rühlmann.

Der echt römische Gedanke, daß die Priesterschaft eine über dem Volke stehende, der Gottheit nähere Stellung einnehme, veranlaßte die klugen Kirchenpolitiker des 6. und 7., sowie des 11. und 12. Jahrhunderts, Hierarchen im Wortsinne, diese Vorzugsstellung auch äußerlich den Laien recht deutlich zum Bewußtsein zu bringen. Ein Mittel zu solcher Absonderung und zugleich zu straffere Organisation der bis dahin nur lose verbundenen Landeskirchen war das starre Festhalten an der Sprache der Geburtsstätte der Kirche nach römischem Begriff, der ausschließliche Gebrauch des Lateins. Da aber nun die Glieder des Klerus wegen des Cölibats sich aus Laienkreisen ergänzen mußten, so waren die zukünftigen Priester gezwungen, vor ihren speciell priesterlichen Studien sich den Gebrauch der aus oben angeführten Gründen allein zugelassenen Sprache anzueignen. Deshalb waren Schulen, d. h. Vorbereitungsanstalten für das geistliche Amt, nöthig. In diesen Kloster-, Dom-, Stifts- und Kathedralschulen war ihrem Zwecke gemäß die Unterrichtssprache „die kanonische". Der kirchliche Einfluß und mit ihm das Latein zog bald weitere Kreise. Wie uns die hochberühmte Benedictinerschule zu St. Gallen zeigt, wurden diese Schulen in jenen wilden Zeiten bald Trägerinnen des gesammten geistigen Lebens. Dadurch wurde das Latein nach und nach auch zur Gelehrten- und Diplomatensprache, zumal ja die Klöster in der schola externa auch außerhalb des Klerus stehende Gelehrte und junge Edelleute unterrichteten. So stempelte die Kirche durch ihren Einfluß das bereits todte Latein wieder zur lebenden Sprache, und das Latein blieb die alleinige Herrscherin auch in den folgenden Jahrhunderten. Eine Aenderung in der Erscheinung, nicht in der Sache, trat durch die Reformation ein. Gewaltig hatte die Scholastik und ihr Gefäß, das Mönchslatein, unter den wuchtigen Hieben der epistulae virorum obscurorum gelitten. In den hervorragenden Geistern des 15. und 16. Jahrhunderts regte sich der Gedanke, die Muttersprache in Poesie und Prosa zu ihrem längst verdienten Rechte kommen zu lassen. Der geniale Hutten schrieb, durch das Vorgehen des Augustinermönches ermuthigt, hinfort nur deutsch, obschon er vom Kaiser wegen seines zierlichen Lateins zum poeta laureatus gekrönt worden war Auch der von warmer Vaterlandsliebe beseelte Johann Fischart fordert in seiner „Ernstlichen Ermahnung an die lieben Teutschen" reines Deutsch. Jedoch dieser Frühling erstarb gar bald wieder. Selbst der sonst so volksthümliche Luther getraute sich nicht mit der bisher üblichen Gelehrtensprache zu brechen. Er überließ dem feinsinnigen Humanisten Melanchthon die Schulfrage. Damit war das Schicksal der deutschen Schule auf Jahrhunderte hinaus entschieden; denn dieser, ein echter Jünger Reuchlin's, forderte wieder Latein als Unterrichtssprache, nur betonte er an Stelle des verachteten mittelalterlichen die Pflege des classischen Lateins. Eine Beherrschung des Lateins bis zum fertig Schreiben und Sprechen ließ sich natürlich nur erreichen durch frühzeitige systematische Entwöhnung der Muttersprache. Und in der That, der gesammte Unterrichtsbetrieb fast aller damaligen Schulen lief auf gänzliche Beseitigung des Deutsch im Anschauungskreise des Schülers hinaus. Wie man selbst an höchster Stelle über das Verhältniß zwischen Latein und Muttersprache dachte, geht aus einer „Instruction für die Visitationsräthe" hervor, in der Herzog Ulrich von Württemberg (1546) schreibt: „Weil in vielen Städten neben den lateinischen Schulen auch deutsche bestehen, durch welche erstere verderbt und viele Knaben, die zum Lateinlernen und also zur Ehre Gottes und Verwaltung eines gemeinsamen Nutzens geschickt sind, versäumet werden, so sollen solche deutsche Schulen in kleinen Städten abgeschafft werden." Latein, elegantes Latein, aber Latein auf jeden Fall, das ist die in allen Schulordnungen jener Zeit wiederkehrende Forderung. So läßt sich auch der von unserm heutigen Standpunkte kaum verständliche Grundsatz begreifen: melius esse latinum quam bonum teutonicum. Wie systematisch man in der Entwöhnung der Muttersprache vorging, erhellt daraus, daß auch außerhalb der Schule lateinisch gesprochen werden mußte. So waren die Schüler strengstens angewiesen, wie es in einer alten Schulordnung heißt: „(in der Schul) vnd an anderen enden wo sy byainander syent nicht zitt (?) dann Nur latinischer Sprach mit ainander reden." Jedoch die germanische Jugend zeigte sich nicht immer gefügig zu einem solchen Dienst der edlen Sprache Latiums. Alle Vorschriften halfen nichts gegen das verhaßte Deutsch. Am erfolgreichsten glaubte man es durch eine sonderbare Einrichtung zu bekämpfen. Seit dem 15. Jahrhundert gab es nämlich einen Schüler, Lupus oder Corycaeus genannt, der, ohne von den andern gekannt zu sein, die allzuguten Deutschen und wahrscheinlich — schlechten Lateiner dem Rector anzeigen mußte. So antwortete man z. B. auf der Fürstenschule zu Grimma den Visitatoren auf ihre Frage, ob die Knaben unter sich lateinisch sprächen, daß dazu inspectores tam diligentiae et morum quam et loquutionis in mensis, in dormitoriis, in templis, in scholis verordnet seien. Auch die Nordhäuser Schulordnung von 1583 bestimmt, daß „in Prima, Secunda und Tertia sollen heimlich Lupi bestellt werden, welche die deutschen Wäscher und was sie geredet haben, anmerken". Und der Schule war es bitterer Ernst hiermit, das zeigen die Strafen für Verstöße hiergegen. In der obigen Ordnung heißt es nämlich weiter: „Der Adjunctus soll an Mittwochen um 8 Uhr, während der Rector und Secundus corrigiren, den Lupum in Prima und Secunda ablesen, bemerken, wie oft einer gewaschen und wenn es dreimal geschehen, so soll er ihm zwei Schmatz auf die flache Hand mit der Ruthe geben." Ein anderes Strafmittel mehr entehrender Art war der sogenannte asinus germanismi oder germanice loquentium. Hatte sich nämlich ein Schüler gegen die oben angeführten Bestimmungen vergangen, so mußte er vor der versammelten Classe einen hölzernen Esel besteigen. Die öhringische Schulordnung, die drei verschiedene Arten solcher asini kennt, bestimmt überdies: „Wer einen solchen Esel zu Nacht bei sich herbergt, soll sich mit einer regula oder mehr, nach dem Willen des Praeceptoris oder mit etlichen Carminibus lösen." Neben dieser mehr negirenden Thätigkeit waren die Lehrer bemüht, die Knaben so zeitig wie möglich im Gebrauch des Lateins zu üben. Ja, man lehrte sogar schon die Anfangsgründe desselben in lateinischer Sprache. Wie schmerzlich dies von den Schülern und verständigen Eltern empfunden wurde, das geht aus den bittern Klagen hervor, die man im 15. Jahrhundert hört, darüber, daß die Lehrer den Schülern „non vulgaribus, sed latinis verbis latinum exponant, sicque pueros conentur, quod nesciunt, per verba, quae non intelligunt". Alles trat dem Knaben

---

*) Benutzt wurden: Kehrbach, Monumenta Germaniae paedagogica. Bd. 1. Braunschweigische Schulordnungen von den ältesten Zeiten bis 1828. Fr. Koldewey, Berlin 1886. Bd. 2 u. 5. Ratio studiorum et Institutiones scholasticae I u. II. G. M. Pachtler, Berlin 1887. R. Vormbaum, Die evangelischen Schulordnungen des 16.—18. Jahrhunderts. Gütersloh 1860. Joh. Müller, Quellenschriften des deutsch-sprachlichen Unterrichts. Gotha 1882. K. J. Rößler, Geschichte der Fürsten- und Landesschule Grimma. Leipzig 1891. K. Schmidt, Geschichte der Pädagogik. Bd. III. Köthen 1878.

lateinisch entgegen, so die Namen der Classen und der Lehrer, die Stundenpläne, die einzelnen Lehrgegenstände u. s. w. Hinreichend war sowohl für mündliche als auch für schriftliche Darstellung im Latein gesorgt. Interessant sind die Themen für die freien Arbeiten. Sie zeigen zugleich, daß auch die evangelische Schule sich als Vorbereitungsanstalt für die Theologie ansah. So wurden am Martineum zu Braunschweig folgende Aufgaben gestellt: Chria de dicto Esaiae: Vae illis, qui potando ceteros vincunt. (Jes. V, 22.) Comparatio scholae cum deserto Arabiae — hominis ignavi cum asino. Geschmackvoll gewählt ist auch das folgende, die uralte germanische Spruchweisheit bekundende Thema, das deutsch und lateinisch behandelt werden sollte: „Je magrer Hund, desto mehr Flöh'". Dem Zwecke des Lateinsprechens dienen auch die dramatischen Aufführungen, die sogenannten „Schulkomödien", die überdies einen Lichtblick in dem mönchisch hart gehaltenen Schülerleben des 16. und 17. Jahrhunderts bildeten. Luther empfiehlt solche Aufführungen mit gar warmen Worten dem in dieser Angelegenheit Rath heischenden Cellarius. Vor Allem trat Melanchthon für diese Spiele ein. In seiner schola privata fanden regelmäßig mehrere Terenzaufführungen statt. Terenz erscheint ihm überhaupt als besonders hierzu geeignet; denn er schreibt: „Kein andrer Autor lehrt reiner sprechen, keiner gewöhnt die Knaben an eine Redeweise, die ihnen mehr zu statten käme." Auch die Behörden waren bald von der Wichtigkeit solcher Aufführungen überzeugt, denn die kursächsische Schulordnung von 1580 bestimmt ausdrücklich: „Planti et Terentii Comoedias sollen sie (die Lehrer) die Knaben jährlich spielen lassen und solchergestalt an das zierliche Lateinreden gewöhnen". Im 16. und 17. Jahrhundert wurden sie jedoch immer mehr von den neulateinischen Dramen über biblische oder profane Stoffe verdrängt. Der Erfolg von all' diesen Bestrebungen blieb nicht aus. So wird uns von glaubhaften Stadtchroniken berichtet, daß zu Melanchthon's Zeit sogar die Handwerksmeister ihre Morgensprache in lateinischer Sprache hielten. Ja, ein lateinisches Lobgedicht auf Trotzendorf, einen Schüler des Praeceptor Germaniae, behauptet, daß in der Umgegend von Goldberg, wo dieser berühmteste der damaligen Rectoren wirkte, sogar Knechte und Mägde des Lateins kundig gewesen seien.*) Jedoch bald sollte die Zeit, wenn auch nicht Erlösung, so doch Milderung dieses unwürdigen Zwanges bringen. Durch Thomasius' Vorgang, dem 1688 die Studenten davonliefen, weil er das unerhörte Verbrechen beging, seine Vorlesung in deutscher Sprache zu halten, sowie auch durch die veränderten Lebensanschauungen, eine Frucht des 30jährigen Krieges, hörte das Latein auf, eine zweite Muttersprache zu sein, wenn es auch Organ der „Gelehrtenrepublik" bis auf Weiteres blieb. Regierungssprache wurde das Deutsche, die Diplomaten erwählten sich das Französisch, nur die Katholiken behielten das Latein als Bibel-, Cultus- und Curialsprache bei. Infolge dessen streifte nun auch die Schule die engen Fesseln der Latinität ab. Nicht mehr der theologisch-humanistische Gelehrte war Bildungsziel der Lateinschule, nein, jetzt forderte der „galante politicus"**) sein Recht. Fortan wurde im Verkehr der Schüler die deutsche Sprache gehört, wenn auch die Lehrer zunächst noch lateinisch sprachen. Die bis dahin lateinisch vorgelesenen Bibelabschnitte in den Morgen- und Abendandachten der Fürstenschule wurden nun, wie es Schenkendorf verlangt „in der Mutter Mund" gesprochen, denn 1618 ordnen die Visitatoren in Grimma an: Legantur biblia numquam latine semper germanice. Jedoch die lateinischen Gebete, die früher sogar griechisch gesprochen wurden, blieben bis 1797. In der Thomasschule hatte sich bereits früher die bessere Erkenntniß Bahn gebrochen, schon 1723 heißt es: „Es soll aber dieses Morgengebet in Zukunft nicht mehr in Lateinischer, sondern zur Erweckung wahrer Attention in teutscher Sprache verrichtet werden." Dieselbe Ordnung fordert weiter: „In den beiden obern Klassen sollen die Praeceptores die Knaben zum Reden und Schreiben in teutscher Sprache anhalten, daß sie auch hierinne bey Zeiten wohl und gründlich angeführet werden."***) Erst schüchtern also, doch bald immer lauter forderte man Deutsch als Unterrichtsgegenstand und alleinigen Gebrauch der Muttersprache. Am heftigsten widersetzte sich die damalige streitfertige Orthodoxie. Sie fürchtete durch diese Bestrebungen bald gänzliche Entfrembung der Sprache der symbolischen Schriften und der Dogmatik überhaupt. Ein treuer Vertheidiger gegen diese Anfeindungen war der Rector Müller in Zittau. Er schreibt 1725: „Unter den Sprachen behält die Muttersprache den Vorzug ... Eben derowegen muß in allen Schulen die deutsche Sprache von der ersten Jugend an bis zum Ende beständig getrieben werden." Je mehr „der philosophisch-ästhetisch gebildete Weltbürger" Bildungsziel wurde, je mehr man forderte in den Geist des Alterthums einzudringen, verschwand der formalistische Betrieb des Lateins immer mehr, und schließlich hörte das Latein auch auf, Sprache der Gelehrten zu sein. So vollzog sich immer schneller die Umwandlung der Lateinschule in das deutsche Gymnasium.

Ein Entwicklungsgang von einem Jahrtausend langer Dauer konnte natürlich nicht ohne die weitgehendsten Folgen sein. So sehr der nationalfühlende Deutsche bedauern muß, daß das deutsche Volk für jenes Aufleuchten der nationalen Ideen zu den Zeiten eines Franz v. Sickingen und Ulrich v. Hutten noch nicht reif war, so sehr auch diese Begünstigung des Lateins jene gewaltige Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten erzeugte, die dem Socialpolitiker jetzt zum Theil in der socialen Frage entgegentritt, so darf doch der Historiker nicht verschweigen, daß dieses Festhalten an einer der Vergangenheit angehörenden Sprache gerade für die ethische Seite des nationalen Gedankens nicht zu unterschätzen ist. Während nämlich im 17. Jahrhundert zur Zeit der Sprachmengerei mit der französischen Sprache zugleich französische Denkungsart und französisches Wesen in fast alle Kreise drang, die Schule wurde hinter dem Panzer der humanistischen Bildung wenig berührt. Wie gewaltig und zugleich verderblich der französische Einfluß auf die verwandte Sprachgruppe der Studentensprache war, zeigen uns „die wunderlichen wahrhafftigen Gesichte" Philanders von Sittewald. Es sind entsetzliche Sittengemälde: teutonische Roheit hatte sich verbunden mit echt französischer Frivolität. Auch die jüngst von G. Wustmann neu herausgegebenen „Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutschlands von Anselmus Rabiosus dem Jüngeren" vermögen uns, obgleich schon 100 Jahre später, kein freundlicheres Bild zu entrollen. So giebt es zu denken, um nur ein Beispiel herauszugreifen, daß fast alle Bezeichnungen für den Zweikampf, z. B. Touche, secundiren, Avantage, Renonce dem Französischen entlehnt sind. Französischen Ursprungs sind ferner Comment, Maltaitrationen, Chargirte; selbst beanus, die frühere Bezeichnung für Fuchs, hat man mit bec jaune (Gelbschnabel) in Verbindung gebracht. Der deutschen Schule blieben solche Perioden erspart. Jedoch ganz ohne Einfluß war die französirende Strömung auch hier nicht; denn mit der französischen Sprache im Lehrplan der Gelehrtenschulen schlich sich zugleich der französische Servilismus ein. So wurden z. B. die adeligen Schüler vor den übrigen ausgezeichnet. Das Görlitzer Gymnasium hatte für sie sogar einen besonderen Lectionsplan. Nach diesem wurden sie zu Gunsten des Französischen vom Griechischen dispensirt, ferner erhielten sie nebenbei Unterricht in Heraldik und Genealogie, ja sogar auch im Tanzen. Diese Bevorzugung begründete die Görlitzer Schulordnung folgendermaßen: „Wir unterscheiden adelige und vornehmer Leute Kinder von anderen so niedriger Geburt sind auch dadurch, daß wir ihnen theils einen näheren, liebreicheren und vertrauteren Umgang mit den Lehrern gestatten, theils auch, daß sie von gewissen Verrichtungen ausgenommen sind, denen sich Andere unterziehen müssen." Bekanntlich erregte diese ungerechte Bevorzugung der Adeligen in der Karlsschule einst tief das streng rechtliche Jugendgemüth unseres Schiller. Trotz dieser Auswüchse hielt sich die deutsche Schule fern von der lächerlichen Alamodesucht. Das zeigt uns ein Blick in die Schülersprache. Während sich in der Studentensprache, wie aus Obigem hervorgeht, vielfach französische Ausdrücke finden, haben hier nur wenige Heimathrecht erhalten. Ein charakteristisches Beispiel ist das allbekannte, „schassen" (von chasser). Was ist nun heute noch übrig geblieben von der Jahrtausende alten Vergangenheit? Ein Erbe jener Entwicklung sind die vielen, noch heute in unseren Schulen gebräuchlichen lateinischen Bezeichnungen, und nicht uninteressant ist ein kurzes Verweilen bei ihnen. Offenbar scholastische Reste sind zu großem Theil unsere Personenbezeichnungen und Titel. Jetzt heißt z. B der Leiter einer Schule Director oder Rector. So sehr wir nun versucht sind, von diesen classisch-lateinischen Worten ein hohes

---

*) Dr. F. W. Schütze, Ev. Schulkunde. Leipzig, B. G. Teubner, 1890, S. 758.

**) Kaemmel, Das humanistische Gymnasium und die Gegenwart. Grenzboten 1897, Nr. 23.

***) Hildebrand, Das Deutsche in der Schule der Zukunft. Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Jahrgang 5.

Alter als Bezeichnung im Schulleben anzunehmen, so ist ihr Gebrauch doch jüngeren Datums. Die Dom- und Kathedralschulen, sowie die Schulen vor der Reformation hatten meist nur einen Lehrer. Es war bei jenen der scholasticus, auch magister, bei diesen, wie er noch in Thomas Platter's bekannter Lebensbeschreibung heißt, der „Schulmeister"*), auch „Oberschulmeister". Vereinzelt nach dem Wirken der Visitatoren, vor Allem aber nach dem 30jährigen Kriege wurde ein Lehrer, meist der älteste, nach dem Vorgange der Universitäten rector genannt. Unter dem Einflusse des Französischen kam später die Bezeichnung director auf. Im Gebrauch dieser beiden Titel befinden sich die sächsische und preußische Schulverwaltung im Gegensatze, wobei jedoch die Bezeichnung rector unstreitig, wie an unsern vaterländischen Gymnasien, den humanistischen Anstalten zuzuerkennen ist. Ist rector doch einmal historisch berechtigter, sodann auch classischer, da ja rector im altrömischen Schulleben, vor Allem bei Seneca die Bedeutung „Mentor" hat. Auf ein höheres Alter als die beiden Titel kann die lateinische Bezeichnung der Lehrerreihenfolge zurückblicken, die jedoch jetzt zur Zeit der Altersstaffeln bereits der Vergangenheit angehört oder bald angehören wird. Ich meine: Secundus, Tertius, Quartus und Quintus, eine Reihenfolge, die die meisten modernen Gebildeten vielleicht zuerst an der liebenswürdigen Gestalt von Jean Paul's Quintus Fixlein kennen gelernt haben und die doch direct aus der Schule des Mittelalters stammt. Diese kannte nur drei Lehrerstellen, die des Rectors, des Conrectors, auch Hypodidaskalus oder Secundus genannt, und die des Tertius. Nur die Landesschulen, sowie die Thomas- und Kreuzschule, hatten noch einen Quartus, der zugleich Cantor genannt wurde. Man denke nur an den hochberühmten Quartus der Thomasschule, den unsterblichen Meister Cantor Johann Sebastian Bach. Das Anwachsen der Stundenzahl erforderte Anfang des 18. Jahrhunderts die Einstellung einer Hilfskraft, des Quintus. Dieser Quintus führte an einigen Gelehrtenschulen, vor Allem an unseren Fürstenschulen, den Titel Collaborator. Als solcher mußte er in der Schule wohnen und ehelos bleiben. So war z. B. der Pädagog unter den Classikern, Herder, von 1764 bis 69 Collaborator und Prediger an der Domschule zu Riga. Ein verkümmertes Dasein führt dieser alte Titel an einigen Seminaren, wo er im Schülermunde, theils aus Rücksicht der Kürze, theils auch vielleicht in spöttischer Anlehnung an den „bösen Golo" der Genovevasage, in der Verstümmelung „Colo" weiterlebt. Da jedoch die Aufsicht der Collaboratoren den Schülern lästig war und sie auch nicht die nöthige Strafgewalt besaßen, wurden 1815 an den Fürstenschulen die Adjuncti eingesetzt. Jedoch auch dieser Bezeichnung, wie der verwandten Substitut, war kein hohes Alter beschieden, jetzt gehören beide im Schulleben der Vergangenheit an. Um Daseinsberechtigung kämpft noch Ordinarius mit Classenlehrer, Probandus mit Probelehrer, Oeconom mit Hausmeister oder Hausmann. Scheinbar unerschütterlich steht Collega, Collegium, Conferenz (Synode). Meist nur an Internaten gebräuchlich sind die lateinischen Bezeichnungen für die von älteren Schülern verwalteten Ehrenämter. Sie sind meist dem altrömischen Staatsleben entlehnt. Die Anregung hierzu ging von Trotzendorf aus. Um nämlich seine Schüler bei Zeiten an eine bestimmte bürgerliche Ordnung zu gewöhnen, arbeitete er eine Hausordnung aus mit republicanischen Formen. Er selbst war der dictator perpetuus seiner Schulrepublik. Als solcher präsidirte er in dem von ihm monatlich erwählten Senate, der aus 12 Senatoren, 1 Consul und 2 Censoren bestand. Vor diesem trat der Kläger auf, nach ihm der Angeklagte —, Beide als Redner. Der Consul sammelte die Stimmen, und der Verklagte ward, zugleich mit Rücksicht auf die fleißig oder lässig gearbeitete lateinische Vertheidigungsrede, losgesprochen oder verurtheilt. So regierte Trotzendorf seine Schulwelt, die er in sechs Classen und jede derselben in verschiedene Tribus getheilt hatte. Ein Theil der Schüler war zu Oekonomen, ein anderer zu Ephoren, ein dritter zu Quästoren ernannt. Die Oekonomen hatten für die Ordnung im Hause zu sorgen, z. B. daß alle Schüler zur rechten Zeit aufstanden und schlafen gingen, daß Stuben, Gewänder u. s. w. in reinlichem und ordnungsgemäßem Zustande waren. Den Ephoren lag ob, für gute Ordnung bei Tische einzustehen, ihnen waren die Tafeldecker unterstellt. Die Quästoren hatten über den fleißigen Besuch der Lectionen zu wachen, die Faulen anzuzeigen, Themata zu geben, die während der halben Stunde nach dem Essen lateinisch besprochen wurden u. s. w.*) Diese Einrichtungen wurden bald allgemein verbreitet, und noch heute sind zahlreiche Reste davon an unsern Schulen zu finden. So heißt der eine Woche lang die Aufsicht führende Primaner an den Fürstenschulen hebdomadar oder inspector morum, der Zimmeraufseher in der Pensionsanstalt der Latina in Halle führt den Titel senior, sein Gehilfe, meist ein Secundaner heißt, subsenior. Eine im politischen Leben zu den Zeiten der römischen Republik vielbegehrte Würde lebt ihrem Namen nach an einigen Seminaren z. B. in Grimma fort. Dort führt derjenige Primaner, der wie an der Fürstenschule wochenweise die Aufsicht über das Verhalten des internen Coetus hat, den Titel praefectus morum. Die praefectura morum, einst ein Theil des Censorenamtes, später aber selbständig verwaltet, ist durch Richelieu im staatsmännischen Leben, sowie auch im Verwaltungsdienst wieder zu Ehren gekommen. Praefectus ist auch der officielle Titel der Aufseher in den Jesuitenschulen. Vom praefectus studiorum oder cancellarius sagt z. B. die ratio studiorum: cuius sit munus, generale Rectoris instrumentum esse ad studia bene ordinanda. Die Pädagogen der Gesellschaft Jesu haben überhaupt die oben beschriebene Einrichtung des doch evangelischen Rectors, die ja ihren pädagogischen Anschauungen über die Aemulation ganz besonders entspricht, ausgiebig ausgenützt, das Gute nehmend, wo man es auch finde. So hatte ein Schüler, decurio genannt, „die Leistungen der anderen zu überwachen", der decurio wurde durch einen praetor auf seine Wahrheitsliebe und Aufmerksamkeit geprüft; dessen Treue und Verhalten wieder durch einen censor. Aus der Zeit des Gregorianischen Kirchengesanges stammt der an der Fürstenschule und am Seminar zu Grimma übliche Titel praecentor für denjenigen Primaner, der den Chorgesang der Schüler leitet, sowie für den Musikaufseher überhaupt. Praecentor war in der alten Kirche der Name des Leiters vom ersten Chore, dem im Wechselgesange der links vom Altare befindliche zweite Chor unter Leitung des Succentor antwortete. Unter den späteren Päpsten war die Stellung des Präcentors eine so angesehene, daß selbst Bischöfe sich um sie bewarben, die Chorknaben aber waren häufig aus den angesehensten römischen Familien gewählt und waren zugleich Pagen des Papstes.**) Noch im Mittelalter war diese Bezeichnung in unsern Kirchen üblich; denn Schöttgen schreibt in seiner Chronik von Wurzen:***) „Es war aber der Oculus, dessen Benennung zu Naumburg und anderen Orten noch heutigen Tages im Gebrauche ist, der Praecentor unter den Vicarien, der die Augen auf dem Buche haben sollte, damit nichts falsch gesungen wird." Direct aus der mittelalterlichen Klosterschule stammt der fast an allen Schulen gebräuchliche Titel primus omnium (scholae). Dieser war bis in das vorige Jahrhundert mit großen Vorrechten versehen, so durfte er z. B. an der Fürstenschule seinen Classengenossen griechische und lateinische Strafpensen zuertheilen. Ebenfalls an die Klosterschule erinnert die Scheidung in interne und externe Schüler. Die Namen sind entlehnt von der schola interna und externa. Während in der innern Schule nur künftige Geistliche und Mönche herangebildet wurden, waren die Zöglinge der äußeren meist Söhne von Adeligen oder Klosterbeamten, die jedoch nicht für den geistlichen Stand bestimmt waren. Die internen Schüler werden auch oft, namentlich an alten Gymnasien wie den Fürstenschulen, der Thomas- und Kreuzschule, den Klosterschulen zu Roßleben und Donndorf, Alumnen genannt. Ursprünglich Pflegesohn (alere) bedeutend, entwickelte sich bald, besonders bei Horaz, die bildliche Bedeutung „Schüler", so spricht er von alumnus Platonis. Jedoch auf den ursprünglichen Begriff des Ernährens, Pflegens ging man zurück, als man, vor Allem die reformirten Schulen, diese Bezeichnung wieder anwendete. Zuerst begegnet man ihr nämlich in den Leges Scholae Nicrinae von 1587, die wegen ihres weiten Blickes vielen Schulordnungen zum Vorbild dienten und so der Bezeichnung alumnus allgemein, besonders in Sachsen, Eingang verschafften. Diesen leges entstammen auch die lateinischen Benennungen unserer Classen und ihrer Schüler. Damals hatte

---

*) Der Vater der deutschen Lustspiele, der Dichter von „Almansor oder der Kinder Schulspiegel" und „Hans Pfriem oder Meister Kecks", Martin Heyneccius, Rector der Grimmaer Fürstenschule (1588—1610), titulirt sich „Schulmeister zu Grim[illegible]

*) Dr. Schmidt, Geschichte der Pädagogik. Bd. III. S. 166.

**) N. N., Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges. Leipzig, Jul. Klinkhardt. 1864 S. 7.

***) Christ. Schöttgen, Historie der Chur-Sächsischen Stiftsstadt Wurtzen. Frankfurt 1714. S. 203.

jede Schule bekanntlich nur drei Classen, die im gewöhnlichen Leben, so auch in Melanchthon's Visitationsbüchlein, „Haufen" genannt wurden, die lateinisch abgefaßten Schulordnungen bezeichneten diese drei Abtheilungen als classis prima, secunda (altera) und tertia. Die oben erwähnte Ordnung führt nun die Schüler der einzelnen Classen als Primani, Secundani und Tertiani auf. So heißt es z. B.: „Die preces sollen gehalten werden durch die Primanos und Secundanos" . . . Das manchem Primaner verhaßte Wort „Examen" tritt uns zuerst in den Schulordnungen der Jesuiten entgegen. Diese hatten bereits im Jahre 1599 bis ins einzelnste ausgeführte leges scribendi ad Examen. In den evangelischen Schulen genügte bis 1820 meist eine lateinische „Chria Aphthoniana", ja die Fürstenschulen waren, da ihnen das Internat sicherere Garantie für die Tüchtigkeit der Abiturienten geben konnte, zufrieden mit Ablauf eines „Sexenniums". Darnach fand die seit Mitte des 18. Jahrhunderts übliche, feierlichste Handlung im damaligen Schulleben, der actus valedictionis, statt, dessen noch heute gebräuchlicher Name also auch ein Rest jener Zeit ist. Zu diesem festlichen Tage lud der Rector durch die sogenannte prolusio, das heutige Programm, ein. Sie mußte — charakteristisch für die Zeitverhältnisse — lateinisch geschrieben sein; denn als 1743 der wackere Rector Grabener in Meißen es wagte, sie deutsch abzufassen, versagte das Oberconsistorium den Druck. Auch das weitere Schicksal der prolusio ist für die Sprachverhältnisse des Gymnasiums nicht uninteressant. Seit 1833 führt sie den officiellen Titel „Programm". Die Verordnung von diesem Jahre schied eine Schulchronik und eine Abhandlung, die in lateinischer Sprache geschrieben sein mußte. Jedoch schon in den vierziger Jahren erhielten einzelne hiervon Dispens, so z. B. 1840 der Mathematiker Fischer an der Grimmaer Fürstenschule. Erst 1877 wurde bekanntlich die Muttersprache freigegeben. In diesen lateinischen Bezeichnungen, die sich leicht um Weiteres vermehren ließen, wie Stipendium, Carcer, Carene, consilium abeundi, Dimission, Exclusion, Aula, Auditorium, Katheder, Subsellie, ferner addiren, subtrahiren u. s. w., haben wir Reste jener Jahrtausende langen Entwickelung zu sehen. Ihr Schicksal ist, da bereits viele im Kampfe mit dem deutschen Geiste des 19. Jahrhunderts gefallen sind, nicht mehr zweifelhaft. Noch kämpfen, wie oben gezeigt wurde, einige um Daseinsberechtigung mit ihren deutschen Nebenbuhlern, jedoch der Allgemeine Deutsche Sprachverein hat durch seine Arbeit über die Schule auch auf dieses Gebiet seine Aufmerksamkeit gerichtet, und nicht ohne Erfolg. So sehr nun der Historiker diese alterthümlichen Reste jener Vorzeit, die ihn anmuthen wie Ruinen eines längst in Trümmer gefallenen Riesenbaues, erhalten sehen möchte, der nationalen Entwickelung zu Liebe aber hat der deutsche Schulmann mit zu helfen, daß das kommende Jahrhundert nicht mehr die lateinische, sondern eine deutsche Schule sehe.

Bücherbesprechungen.

— **Das Reichsgesetz betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung** vom 20. April 1892 nebst den in dem Einführungsgesetze zum Handelsgesetzbuche enthaltenen, mit dem 1. Januar 1900 eintretenden Aenderungen, erläutert von **Robert Esser**, Geheimer (so!) Justizrath in Köln. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1898. Preis 2 ℳ. 122 Seiten. — Das Büchlein enthält eine gute und klare Uebersicht über die Entstehungsgeschichte und den wesentlichen Inhalt des Gesetzes, verbunden mit zutreffenden kritischen Bemerkungen. Den einzelnen Bestimmungen des Gesetzes sind kurze Erläuterungen beigegeben, die freilich nur oberflächlicher Orientirung dienen. Zu vermissen ist die Berücksichtigung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuchs. So steht z. B. der Behauptung zu §. 35: „nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen sei es zulässig, daß ein Geschäftsführer für die Gesellschaft mit sich selbst contrahiren könne", die stricte Vorschrift des Bürgerlichen Gesetzbuchs §. 181 entgegen. Dr. A. L.

— **Frauenideale.** Von Licentiat Dr. **Emil Höhne**, Pastor in Zscheila (Sachsen). Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1898. (Sonderdruck aus der Zeitschrift: Der Beweis des Glaubens, herausgegeben von Zöckler und Steude.) Preis 50 ₰. — Nicht eine Auseinandersetzung über das der Frau im heutigen Leben Erreichbare und über die natürlichen Schranken ihrer Begabung, nicht ein Beitrag zu der Frauenbewegung unserer Tage ist es, was diese Arbeit bietet. Der Verfasser läßt in warmbeseelter Schilderung eine Reihe weiblicher Idealgestalten aus der Sage und Geschichte an uns vorüberziehen: von Helena, der Vertreterin griechischer Schönheit, bis zu den heiligen Frauen der evangelischen Erzählung und zu den hoheitsvollen und doch menschlich wahren und ergreifenden Madonnen Raffael's und Holbein's. Was dem Verfasser als das Frauenideal erscheint, das zeigt der Schluß des Aufsatzes. Er klingt aus in das Wort des Apostels Paulus (1. Tim. 2, 15): Das christliche Weib soll selig werden als Mutter, so sie bleibet im Glauben und in der Liebe, in der Heiligung sammt der Zucht. Bei den Wortführerinnen in der Frauenfrage wird der Verfasser wenig Dank ernten. Auch die männlichen Eideshelfer der Frauen-Emancipation, bei denen der Begriff der „modernen Frau" einen so hervorragenden Platz einnimmt unter den mancherlei fixen Ideen ihrer verworrenen Phantasie, werden lächelnd über ihn zur Tagesordnung übergehen. Aber auf Beifall aus diesen Kreisen wird er auch kaum gerechnet haben für seine schlichte, auf christlichem Grunde ruhende Arbeit. R. B.

— **Verhandlungen der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden** vom 29. September bis zum 2. October 1897. Im Auftrage des Präsidiums zusammengestellt von Dr. **Reinhard Albrecht**, Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Dresden-N. Leipzig, B. G. Teubner. 1897. 14 Bg. gr. 8°. Geh. 6 ℳ. — Dieses Werk bietet in gedrängter Kürze (12 Seiten) einen Bericht über den äußeren Verlauf und die festlichen Veranstaltungen der Versammlung und anhangsweise eine alphabetische Theilnehmerliste. Der gesammte übrige Theil beansprucht das Interesse nicht nur der Betheiligten, sondern aller wissenschaftlichen Kreise. Im Wortlaute abgedruckt sind die Eröffnungsrede des Vorsitzenden, Oberschulraths Prof. Dr. Wohlrab, die sich über die Geschichte der Philologenversammlungen, speciell die Bildung der Sectionen, unter weiten Ausblicken auf die Entwickelung des deutschen Wissenschaftsbetriebes und des höheren Schulwesens verbreitet, und die Rede des Staatsministers Dr. v. Seydewitz, in der die Stellung der sächsischen Regierung zu den seit einiger Zeit die Gemüther bewegenden Lebensfragen des höheren Schulwesens kurz und bestimmt dargelegt wird. Die übrigen in den Plenarversammlungen und den Sitzungen der elf Sectionen gehaltenen Reden (über 70) werden in Auszügen wiedergegeben, deren Werth dadurch erhöht wird, daß sie von den Rednern selbst verfaßt sind. Diese Referate sind um so interessanter, als in ihnen in knappster Form einerseits die Resultate neuester Forschungen auf allen Gebieten der philosophischen Wissenschaften, der classischen, germanischen, romanischen, orientalischen und indogermanischen Philologie, der Archäologie, der Geschichte und Epigraphik, der Mathematik und Naturwissenschaften mitgetheilt, andererseits wichtige Tagesfragen besonders der Pädagogik und des Bibliothekswesens von berufenen Fachmännern erörtert werden (Gymnasium und Archäologie, griechischer und deutscher Unterricht, Bedeutung der Geldfrage in der Gymnasialpädagogik, Abschlußprüfung am Ende der Untersecunda, Psychologie und Pädagogik — Moderne Bestrebungen einer Generalkatalogisirung, Bibliotheksmuseen, öffentliche Bücher- und Lesehallen, Photographie im Dienste der Bibliographie). Wer rasch einen Einblick in die reiche Forscherthätigkeit Deutschlands und Oesterreichs auf den erwähnten Gebieten gewinnen will oder etwa über den Stand der Vermessungen des Ostjordanlandes, der Ausgrabungen auf Thera, der antiquarischen Forschungen in Oesterreich und Bulgarien, der Arbeiten am sogen. corpus nummorum, über die neuesten, für die ägyptische Culturgeschichte höchst wichtigen Gräberfunde in Aegypten, über die Papyrusfunde und ihre weittragende Bedeutung hauptsächlich für die Kenntniß des griechischen Rechtes, über Aufgaben und Bestrebungen der modernen Bildhauerei, über die Vorarbeiten zu einer Regelung der deutschen Bühnenaussprache u. v. m. kurz orientirt zu werden wünscht, dem sei die Lectüre dieses Werkes dringlich empfohlen. Er wird dadurch, ohne erst viele Zeitschriften und Einzelpublicationen einsehen zu müssen, wenigstens indirect einen großen Theil der werthvollen Belehrungen und Anregungen sich zu nutze machen, die auf der Versammlung selbst alle Theilnehmer in reichstem Maße unmittelbar empfangen haben. Brdt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 23. Donnerstag, den 24. Februar, Abends. 1898.

Steinerne Kreuze und andere volksthümliche Denkmäler.

Wir sind gewöhnt, das Kreuz als ein rein christliches Symbol zu betrachten, das geradezu durch seine Anwesenheit einen Gegensatz zu heidnischem Wesen bildet. Es fehlt jedoch nicht an heidnischen Vorläufern des Kreuzes, die ebenfalls eine gewisse geheiligte symbolische Bedeutung hatten und an die deshalb das Christenthum anknüpfen konnte. Ein rechtwinkliges Kreuzzeichen ist auf verschiedenen uralten Steinen Westpreußens eingehauen, und man deutet es dort als Darstellung des Sonnenlaufs und der daraus abgeleiteten vier Himmelsrichtungen. Das Hakenkreuz (d. h. das Kreuz, dessen Schenkel am Ende nach rechts umgebogen sind), wie das einfache findet sich auf trojanischen Terracotta-Wirteln und wird als eine schematische Darstellung der menschlichen Figur aufgefaßt. Das Hakenkreuz war aber ferner auch das Zeichen des Gottes Thor, das ist sein kurzstieliger Hammer, der wiederum als Blitz aufzufassen ist. Nicht minder ist das Kreuz unter den Runen in den verschiedenen Alphabeten mehrfach vertreten. Kreuze am Wege kannten auch die Griechen und Römer; nur bezeichneten sie hier die Stätte und das Mittel des martervollsten Verbrechertodes. Doch es ist hier nicht der Ort, der verschiedenen Verwendung des Kreuzes bei heidnischen Völkern mehr als andeutend zu gedenken. Wir haben es hier mit dem christlichen Kreuz in seiner volksthümlichen Verwendung zu thun. Allenthalben in Deutschland, draußen vor den Städten, an den Landstraßen, erheben sich steinerne Kreuze. Zumeist sind sie aus einem Granit- oder Sandsteinblock gehauen. Ihre Form ist sehr verschieden, doch herrscht eine Grundform vor, die mit unserm eisernen Kreuze Aehnlichkeit hat, insofern die Schenkel am Mittelpunkt schmal ansetzen und nach dem Ende zu sich verbreitern, jedoch ist stets der senkrecht stehende Theil länger. Oft sind sie jetzt vom Zahn der Zeit so gründlich benagt, daß die darauf eingeritzten Zeichen nicht mehr zu erkennen sind. Schweigsam stehen sie da in ihrer Einsamkeit und doch redend als das gewaltigste Symbol der Menschheit, von Tod und Sünde, Sühne und Erlösung. In diesem Sinne raunt um sie die Sage und deutet die darauf eingegrabenen Linien. Während das Kreuz selbst religiöse Bedeutung hat, sind diese Zeichen meist weltlicher Natur. Sehr häufig ist es eine Waffe, die dargestellt ist. Das sogenannte Arnodenkmal bei Claffenbach (südlich von Chemnitz) zeigt ein eingehauenes Schwert; hier, so ist die Ueberlieferung, ward Bischof Arn von Würzburg erschlagen, als er die Sorben bekehren wollte.*) Steinerne Kreuze waren in der That einst die einzigen Denkmäler, die man in alter Zeit zum Andenken an bedeutende geschichtliche Ereignisse setzte, wenn sie mit Blutvergießen verbunden waren. Ein solches auf dem Bodelwitzer Berg soll noch dem Andenken an die Schlacht zwischen Heinrich IV. und seinem Gegenkönig Rudolf 1080 an der weißen Elster geweiht sein. Da ist ferner ein uraltes verwittertes Kreuz im Garten der Weißen Mühle unfern Neuda in Thüringen. Hierher verlegt die Sage die Ermordung Ekbert's II. von Meißen. — In der Regel stehen die Kreuze nach der Auffassung des Volks als eine stumme, feierliche Mahnung an den Wanderer, der Seele eines Einzelnen, der einen plötzlichen Tod gefunden, in stillem Gebet zu gedenken. An der Straße von Schlettau nach Eibenberg stand oder steht noch ein verwittertes Steinkreuz; dort soll ein schwedischer Officier im dreißigjährigen Kriege begraben worden sein. Vor dem Schneeberger Thore des Städtchens Lößnitz lagen ehedem drei steinerne Kreuze; ein Fleischergeselle soll dort ermordet sein. Vor der Johanneskirche bei Chemnitz stand eine päpstliche Martersäule und davor ein kleines steinernes Kreuz mit zwei kreuzweis eingehauenen Dolchen, zum Gedächtniß an einen Zweikampf dort, in dem sich zwei gegenseitig umbrachten. Ein ähnliches steinernes Mal für den Zweikampf zweier Fleischergesellen zeigt man auch in Dorfchemnitz. Am berühmtesten sind die drei Kreuze von Brand bei Freiberg, 1574 noch hölzern, später 1608 und 1800 durch steinerne erneuert. Drei Rathsherren, als Geiseln der Freiberger einem feindlichen Heere (den Hussiten?) gestellt, suchten aus dem feindlichen Lager zu entfliehen, wurden aber hier eingeholt und hingerichtet. Oft reden diese steinernen Male auch von frevelhafter Vermessenheit und plötzlicher göttlicher Rache. Am südwestlichen Ende von Schmiedeberg, unweit des Wirthshauses „Zum letzten Pfennig“, stand früher eine Schenke, wo es während eines Gewitters toll zuging. Zur Strafe traf ein Blitzstrahl die Schenke, und ein Erdspalt that sich auf und verschlang sie sammt den Frevlern darin. An ihrer Stelle ward später ein roth angestrichenes Kreuz errichtet; jetzt ist nur noch der Flurname „Zum rothen Kreuz“ erhalten. Ein großes steinernes Kreuz erhebt sich am Wege von Bautzen nach Niedergurig. Davon erzählt man folgende Geschichte: Ein Bauer aus Baruth hatte einst mit einem anderen gewettet, daß er einen Scheffel Hirse von dem Dorfe bis nach Budissin hinein auf seinen Schultern tragen würde, ohne auszuruhen. Allein er hatte sich zu viel zugemuthet; an der später bezeichneten Stelle bekam er einen Blutsturz und fiel todt zu Boden. Ein anderes Kreuz bei demselben Orte (Niedergurig) meldet mit seiner Inschrift, daß hier Einer vom Wetterstrahl getroffen wurde. Ueber den Ursprung eines Kreuzes mit eingegrabenem Mühlrade bei Oehna (Bautzen) berichtet die Sage: Im nahen Spreethale lebten einst zwei Müller, von denen der eine einen außerordentlich starken Sohn hatte. Einst gingen sie im Rausche die Wette miteinander ein, daß der starke Müllerssohn einen Sack Getreide von der Mühle aus den Berg in die Höhe tragen sollte, soweit, bis er die Thurmspitzen von Budissin sehen könnte. Ob nun gleich der andere Müller noch heimlicher Weise einen schweren Stein in den Sack gesteckt hatte, so trug der starke Müllerssohn den Sack gar rüstig den Berg in die Höhe. Noch drei Schritte, und er sah die Thürme von Bautzen. Da schnitt der andere mit seinem Messer das Band entzwei, das seine Hosen zusammenhielt. Sie fuhren herab; der Jüngling stürzte und brach den Hals. — Vor dem Pulsnitzer Thore bei Kamenz auf dem Wege nach Lückersdorf unweit der „rothen Mühle“, wird erzählt, liegt halb in die Erde versunken der „einsame Stein“, ein Kreuz, in das mit roher Schrift die Zahl 1390 eingemeißelt ist. Dort ward ein Bauer, der nicht nur ein gottloses Leben geführt, sondern auch ein heimlicher Heide und Götzendiener gewesen ist, an einem heiteren Frühlingstage durch den Blitz erschlagen und allda ward er auch begraben. Ein anderes Kreuz bei Kamenz am Elstraer Wege, in das eine Armbrust eingehauen ist, bezeichnet die Stelle, wo einst ein Bürger durch einen anderen aus Fahrlässigkeit beim Armbrustschießen erschossen ward. Ein Kreuzstein auf dem Viehweg zu Häßlich (bei Bischheim) steht auf dem einsamen Grabe eines 1583 nach unzüchtigem Lebenswandel ohne Reue und Buße verstorbenen Weibes. An ein in der Zittauer Dreifaltigkeitskirche, und zwar in der unterirdischen Kapelle eingemauertes Kreuz mit Messer und Schwert knüpft sich folgende Sage: Beim Bau der Kirche arbeiteten ein Meister und ein Lehrling um die Wette, wer einen Pfeiler des Gebäudes eher vollenden würde, als der andere. Als nun der Lehrling siegte,

---

*) Die folgenden Kreuzsagen sind zumeist entnommen den Sagenbüchern von Haupt (Lausitz), Köhler (Erzgebirge), Eisel (Vogtland)

erschlug ihn der Meister und ward hingerichtet. Die Erinnerung daran erhalten die steinernen Bilder. — Es würde zu weit führen, wollten wir auch nur die ähnlichen Kreuze (Mordkreuze) alle anführen, die sich allein in Sachsen finden. Die Lausitz ist besonders reich daran. Diese Sagen sind nun meist durchaus nicht als bloße Erfindungen des Volks zu betrachten; sie haben unzweifelhaft alle einen historischen Kern, ja sie enthalten in den meisten Fällen wohl ziemlich reine Geschichte. Oft sind sie aber nicht nur zum Andenken an Ermordete, sondern auch von den Mördern selbst gesetzt. Es wird uns in zuverlässigen historischen Quellen öfters davon erzählt, daß Mörder und Todtschläger zu der Buße verurtheilt wurden, ein steinernes Kreuz zu errichten. So steht z. B. in dem Görlitzer Entscheidbuche von 1425: Entscheidin sein Katherina etwenen Nickil Berwigs eliche Hausfrauw und Hans Permynter von des totslags wegen den der egenannte Hans Permynter begangen und getan hat an den vorbenannten Nickil Berwigen also das her zu voraws eine Romfahrt vor den obgenanten Berwig thun sal, und sal ein steynern crewze setzin und sal der obgen. frau Katherinen und Irin Kindirn gebin und ausrichten sechs marg gr. als von dem nehsten sandte Michelstage obir drey Jar anzuheben Ilmrg u. s. w. In schlesischen Schöffenurtheilen heißt es mehrmals: soll ein steinin krewze setzin. (Laus. Mschr. 1796, II, 325.) Aber auch zu ehrendem Gedächtnisse eines hochverdienten Bürgers, der eines ruhigen Todes gestorben, sind Kreuze an den Straßen gesetzt worden, wie ein Beschluß des Zittauer Magistrats beweist, den er 1392 faßte. Er verspricht nämlich, da der Buttenbergische Bürger Glänzel gewisse Gelder, die er jährlich in Zittau zu erheben hatte, zu höchst nöthiger Besserung der Straßen zwischen Zittau und Lückendorf, über den Gäbler, vermachte, „daß, wenn Glänzel mit dem Tode abgehet, so sollen und wollen wir, Bürgermeister und Rath, ein steinern Kreuz an den Weg und Straße bauen, in solchem Maße, daß man dabei erkennen mag, daß er solche Güte und Gnade zu dem Wege und Straße gethan hat, ohne Hinderniß und Aufschub." (Carpzow, Analecta Zittav. IV, 149.) Die Reisenden sollten wohl zum Dank für die ihnen erwiesene Wohlthat am Kreuze seines Seelenheils im Gebete gedenken. — Da die Herstellung eines steinernen Kreuzes immerhin einige Mühe und Kosten erforderte, so begnügte man sich oft, einen roh zubehauenen Stein von annähernder Würfel-, Säulen- oder dergleichen Gestalt zu nehmen und darauf ein Kreuz einzumeißeln; neben diesem, oder auch allein, eine andere Figur, etwa ein Bild des Geräths oder der Waffe, mit der der Mord geschehen war, ein Schwert oder Fleischerbeil, ein Messer, eine Gabel, eine Ofengabel (zwischen Hauptmannsgrün und Waldkirchen). Zwischen Kirchberg und Hirschfeld im Streitwald steht ein Denkstein, auf dem zwei gekreuzte Messer und ein Brodchen eingehauen sind. Bei einer Hungersnoth erstachen sich da vor Jahren zwei Frauen wegen eines Brodes, das sie in Wolfersgrün eingekauft hatten. An der alten Leipaer Straße unweit Jonsdorf bei Zittau sieht man im Felsen ein Brod mit einem Kranze darum und ein Kind in einem länglich runden Rahmen und eine unleserliche Inschrift. Die Sage, deren Luther in seinen Tischreden gedenkt, erzählt, bei einer großen Hungersnoth (1539?) sei eine fromme Mutter aus Zittau mit ihren beiden Kindern in die äußerste Noth gerathen und in ihrer Herzensangst an den Brunnen gegangen, um dort zu beten. Da sei ein Engel gekommen und habe ihnen Speise gebracht. — Zwischen Eibenstock und Wildenthal liegt in der Nähe der Waldschenke ein alter Stein mit eingehauenem schwarzen Kreuz; dort soll 1799 ein Fuhrmann ermordet sein, wie in Fürstenwalde ein Schneidergeselle, woran ein Denkmal mit G. D. 1622 und eine Schneiderscheere erinnert. Ein noch einfacheres nur auf kürzere Zeit berechnetes volksthümliches Denkmal mag hier gleich noch erwähnt werden. Es ist das sogenannte Sprokenkreuz. In der Nieder- und Oberlausitz, in Pommern und wohl überhaupt im östlichen Deutschland bestand ehedem die fromme Sitte, daß an der Stelle, wo man einen Ermordeten oder Verunglückten, auch wohl einen Selbstmörder aufgefunden und begraben hatte, jeder Vorübergehende einen Baumzweig niederlegte und dazu ein Gebet sprach, so daß dadurch mit der Zeit ein großer Reisighaufen entstand. Wahrscheinlich legte man die Reiser ursprünglich kreuzweis, daher der Name „Sprokenkreuz". So giebt es zwischen Kunzendorf und Preußisch Mark (Ostpreußen) noch ein „Andenkenholz", das seinen Namen nach dem ehmals dort gezeigten Reisighaufen zum Gedächtniß eines erschlagenen Handwerksburschen führt. Bei Stadt Belzig (Brandenburg) kennt man einen Siebenbrüderweg, benannt nach 7 Brüdern, die einst auf dem Heimweg vom Jahrmarkt dort erfroren und die man durch 7 Sprokenkreuze ehrte. — Als die Sendboten des Christenthums in die germanischen Wälder eindrangen, da fällten sie nach Bonifatius' Muster die heiligen Bäume und errichteten an ihrer Stelle das Zeichen des Gekreuzigten, ein hölzernes Kreuz. Es ist nur natürlich, wenn man später an Stelle des Holzes dauerhafteren Stoff nahm, um die wichtige Stelle der Nachwelt zu bezeichnen, wenn also steinerne Kreuze auch das Andenken an die Einführung des Christenthums bezeichnen, wie an manchen Stätten die volksthümliche Ueberlieferung lautet. So stand am Fahrweg von Roda (in Thüringen) nach Tissa ein versunkener Kreuzstein „als Denkmal eines heidnischen Tempels, der in grauer Vorzeit dort gestanden". — Ein granitenes Kreuz an der Schmiede von Jüterbog soll die Stätte des Tempels, worin man den Morgengott Jutro verehrte, bezeichnet haben. Ein Götzenbild stand ferner ehedem auf der Hainreuthe bei Hohenleuben im Vogtlande, wo aber nur noch der Flurname „das steinerne Kreuz" das ehemalige Vorhandensein eines solchen bezeugt. Auch „das rothe Kreuz" ist nur noch Name eines Waldreviers derselben Gegend. Zahlreiche Flurnamen, die von Kreuzen reden, bietet ferner die Lausitz, z. B. bei Ralbitz, Nauslitz, Grubitz, Jenkwitz; doch sind hier meist noch stehende katholische Kreuzbilder gemeint, die bekanntlich in der Regel nur eine steinerne Säule mit daran befestigtem Crucifix sind. Auch anderswo mögen Flurnamen wie Kreuzberge, Kreuzwiesen, hohes Kreuz, schwarzes Kreuz an solche Christusbilder der katholischen Zeit erinnern. — Auch die Einführung der Reformation soll hier und da ihr Denkmal in Gestalt eines steinernen Kreuzes hinterlassen haben. Von dem alten Steinkreuz vor der katholischen Frauenkirche zu Bautzen erzählt man, daß daselbst der Ablaßkrämer Tetzel seine Waare feilgehalten habe. — Zuletzt dienten Kreuze auch blos als Grenzzeichen. So berichtet Pescheck im N. Laus. Magazin 1828 S. 227: „Vor einigen Jahren mußte Straßenbaus wegen das Kreuz weggehoben werden, das zu Oybin in der Gegend der ehemaligen Einsiedelei, unweit der ersten Oybiner Mühle, stand. Man fand Kohle darunter, wie unter rechtmäßigen Grenzsteinen." Darauf stand die Jahreszahl 1670. Gewöhnlich begnügte man sich allerdings, ein Kreuz in einen Baum oder einen Stein an der Grenze einzuhauen. „Wann wir ein stein setzen, hawen wir ein creutz daran und legen vier steine darzue zue einer zeugnus und verschlagen die stein, das sie sich wider zusammen schicken ꝛc." heißt es in einem Weisthum bei Grimm, Rechtsalterthümer S. 545. Zu solchen Grenzbäumen, die auch Lach- oder Lochbäume, Malbäume, Scheidelbäume hießen, wählte man besonders Eichen, Buchen und Tannen. Auch J. Grimm (a. a. O. S. 545, Anm.) hält das Kreuzeszeichen auf diesen Grenzbäumen für vorchristlich. Unter Grenzsteine vergräbt man noch jetzt, um sie als solche kenntlich zu machen, Schmiedeschlacken, Kohle, Glas, gesammelte Steine und dergleichen nicht verwesende Dinge, und noch jetzt werden sie mit einem Kreuze versehen.

R. Reedon.

Bücherbesprechungen.

— Kernpunkte der Flottenfrage. Von Georg Wislicenus, Capitänlieutenant a. D. Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhardt 1898. 48 SS. 8°. — Unter den zahlreichen Schriften, zu denen die Flottenfrage den Anlaß gegeben hat, verdient die vorliegende schon deshalb Beachtung, weil sie von einem Fachmann geschrieben und doch dem Verständniß des großen Publicums glücklich angepaßt ist. Sie enthält eine Reihe von Aufsätzen, die im vorigen Jahre in der Schlesischen Zeitung veröffentlicht worden sind. Der Verfasser behandelt zunächst die allgemeinen Zwecke der Kriegsflotten, erläutert dann die Grundbegriffe und Schlagworte in der Flottenfrage und geht weiter auf den Begriff der Schlachtschiffe und der Kreuzer, auf ihre Bestimmung und auf ihren Unterschied ein; nachdrücklich warnt er vor einer Ueberschätzung der Kreuzer, die zwar für bestimmte Zwecke des Seekriegs unentbehrlich, aber wegen ihrer beschränkten Kampffähigkeit doch als „nothwendiges Uebel" zu betrachten sind und jedenfalls niemals den Mangel an größeren Schlachtschiffen ersetzen können. Ein weiterer Abschnitt, betitelt „Die Seemächte", weist die Unentbehrlichkeit einer leistungsfähigen Flotte

für jede moderne Großmacht, auch wenn sie nicht Aussicht hat, je zu den eigentlichen Seemächten zu gehören, überzeugend nach; Deutschland, das gegenwärtig nach dem Tonnengehalt seiner Kriegsfahrzeuge hinter England, Frankreich, Rußland, Nordamerika, Japan und Italien erst an siebenter Stelle steht, würde seiner politischen Bedeutung nach an die dritte Stelle gehören. Der Verfasser geht dann weiter auf die Anfänge der deutschen Flotte, insbesondere auf den Flottengründungsplan von 1873 ein, dessen Erfordernisse zur Zeit nicht erfüllt sind; das dem Reichstag vorliegende Flottengesetz ist daher eine dringende Nothwendigkeit, und es ist nur zu bedauern, daß der Zeitraum für den Ausbau auf 7 Jahre festgesetzt ist; wenn der Reichstag sich von nationalen Gesichtspunkten leiten ließe, so würde er diesen Zeitraum auf höchstens 5 Jahre verkürzen. „Die Stärkung unserer Seemacht ist eine nationale Lebensfrage und zwar eine der wichtigsten der Gegenwart und Zukunft.“ Auf Grund von Ausführungen, die sich namentlich auf das lehrreiche Werk von Mahan über den Einfluß der Seemacht auf die Geschichte stützen, wird der Begriff „Seemacht“ erläutert; obwohl Deutschland ein continentaler Staat ist, darf er doch die Seepolitik nicht vernachlässigen: „denn die Zukunft unseres Vaterlandes liegt auf der See — wegen unserer wirthschaftlichen Entwickelung und wegen des bevorstehenden Zusammenschlusses der großen englischen, amerikanischen und russischen Wirthschaftsgebiete“. In einem Schlußcapitel behandelt der Verfasser die Gefahren deutscher Ohnmacht zur See. Das Schriftchen enthält nicht gerade neue Gesichtspunkte, verdient aber doch wegen der umfassenden Sachkenntniß des Verfassers und der Wärme und Gewandtheit der Darstellung empfohlen zu werden. —m—

— Die Entwickelung der französischen Literatur seit 1830. Von Erich Meyer. Gotha, Friedrich Andr. Perthes. 1898. — Wenn man diese Schrift als eine Geschichte der französischen Literatur betrachten wollte, so würde man sie allerdings der Skizzenhaftigkeit und Unvollständigkeit anklagen müssen und auch der Ungleichmäßigkeit in der Behandlung. So ist z. B. Victor Hugo, ein so productiver Dichter, zu flüchtig behandelt, neben Alfons de Musset, dem man Productivität gewiß nicht zum Vorwurf machen kann und welchem der Verfasser selbst am Schluß das Zeugniß ausstellt: „kein dramatischer Dichter, sondern ein Lyriker, in erster Linie der thränenreiche Sänger der unglücklichen Liebe, dessen Leben in diesen Dingen aufgeht: zu lieben, zu leiden und zu weinen.“ Eingehend und geistreich ist die Charakteristik Flaubert's. Dagegen tritt diejenige der George Sand, auch die von Zola und Alphonse Daudet zurück, obschon bei Zola der Nachweis interessant ist, daß seine ästhetische Theorie und sein dichterisches Schaffen sich nicht decken, daß er keine einheitliche künstlerische Natur ist und bald seiner ursprünglichen Anlage, bald seinem „angequälten“ Parteiprogramm folgt. Noch unvollständiger erscheint die Schrift in Bezug auf die Geschichte der dramatischen Dichtkunst: zwar werden Ponsard und Augier charakterisirt, aber der jüngere Dumas nur gestreift und Sardou kaum erwähnt. Doch der Standpunkt einer derartigen tadelnden Kritik könnte dem Werke nicht gerecht werden, das ja nicht eine im eigentlichen Sinne literarhistorische Bedeutung in Anspruch nimmt, sondern nur in allgemeinen Zügen den Entwickelungsgang der neuen französischen Literatur darstellen will und deshalb nur diejenigen Dichter und dichterischen Werke hervorhebt, welche Meyer als Marksteine dieser Entwickelung von Bedeutung hält. Dadurch erscheint die in jeder Hinsicht geistreiche Schrift in einem anderen Lichte; nicht über die Unvollständigkeit und Ungleichartigkeit könnte man mit dem Verfasser rechten, höchstens würde man hier und dort für die Scheidung der Epochen eine andere Grenzlinie bevorzugen. Im Ganzen aber ist der Romantismus und sein Uebergang in den Realismus scharf gekennzeichnet und zwar nicht in trockener Linienführung, sondern die Schilderung ist durch literarische Lebensbilder belebt, wie gleich am Anfang die erste Aufführung des Victor Hugo'schen „Hernani“, die Geburtsstunde der romantischen Schule, und die Zusammenkünfte der Romantiker in dem Cabaret des Moulin Rouge an der großen Straße nach Neuilly frisch und flott dargestellt werden, wo die jungen Dichter Maccaroni in Tomatensauce verzehren und so glauben konnten, sich am blauen Golf von Neapel in Torre del Greco zu befinden. Auch Musset's Lebensbild ist mit vielen anekdotischen Zügen illustrirt. Sehr eingehend bespricht der Verfasser in dem letzten Abschnitt die neuesten Strömungen, in denen besonders Baudelaire, der Hauptvertreter der Décadence, geschildert wird. Der Dichter ist in Deutschland wenig bekannt und darum werden die zahlreichen Proben aus seinen Gedichten willkommen sein. Einige sind wohlgelungen und räumen dem Dichter unter den französischen Lyrikern der Gegenwart einen hervorragenden Platz ein; andere sind im hohen Grade manierirt, gesucht, die Sinneseindrücke vermischend, bizarr mit einer Vorliebe für das Gräßliche und Ekelhafte. Ja Baudelaire hat auch in Deutschland Schule gemacht; die Auswüchse der jüngstdeutschen Lyrik weisen auf ihn zurück oder eine den guten Geschmack und gesunden Menschenverstand verwüstende Pest geht durch die mitteleuropäischen Landstriche diesseits und jenseits des Rheins. Von Baudelaire entwirft Gautier folgende Personalbeschreibung: „Er ist ohne Cravatte mit nacktem Hals, den Kopf ganz kurz geschoren, in der Toilette eines zur Guillotine Verurtheilten. Im Grunde eine gewollte Gesuchtheit, kleine sorgfältig gewaschene und geputzte Hände, gepflegt wie Frauenhände, und dabei den Kopf eines Wahnsinnigen, eine Stimme scharf wie Stahl und eine Aussprache, die mit Erfolg nach der glänzenden Genauigkeit eines Saint-Just strebt.“ Von der Schule der Décadents aber, der er als einer ihrer Meister angehört, sagt der Verfasser: „Während es sonst bekanntlich für den Kritiker heutzutage außerordentlich gefährlich ist, von einem Dichter oder Denker zu behaupten, daß er nicht ganz bei Verstande sei, darf man diesen Décadents nicht nur ruhig sagen, daß man sie für halbverrückt halte, sondern man erfreut sie noch mit dieser Benennung. Nennen sie sich doch selbst Décadents und meinen, daß ihr geistiger Zustand eine natürliche Folge der überreifen Cultur unserer Zeit sei.“ Ihr Ideal ist von dem Romancier Huysmans in seinem Roman: A rebours geschildert worden, dessen Held Des Esseints Landschaften macht und Symphonien trinkt. Man sieht, bis zu welchem Blödsinn sich das Körnchen Thorheit oder Absonderlichkeit entwickelt hat. So geistvoll gerade diese letzten Abschnitte der Meyer'schen Schrift abgefaßt sind, so hat man doch das Gefühl, daß er bei Baudelaire und den Décadents zu lange verweilt und andere Richtungen und auch hervorragende, mindestens hochgepriesene Dichter darüber vernachlässigt. So hätte Guy de Maupassant neben den Vertretern der neuen Strömungen doch mindestens ein gleich umfangreiches Capitel wie Baudelaire verdient — oder wiegt Maupassant zu leicht in der Waage des Literarhistorikers? R. v. G.

— Pfalzgräfin Genoveva in der deutschen Dichtung. Von Bruno Golz. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. — Abgesehen von den in der Einleitung dieser trefflichen Monographie zusammengestellten Jesuitendramen der vergangenen Jahrhunderte, die in dichterisch überladenem Barockstil die Genovevalegende wiedergeben, und den am Schluß besprochenen Volksstücken und Puppenspielen, die sich in reichlicher Zahl des dankbaren Stoffs bemächtigten, und endlich den Gedichten, zieht sich das Interesse auf die vier dramatischen Darstellungen zusammen, die Maler Müller, Tieck, Hebbel und Otto Ludwig (letzterer leider in Fragmenten) geschaffen haben, wozu man allenfalls als musikalisches Kunstwerk noch die Oper von Robert Schumann rechnen könnte. Von diesen kommen bei näherem Zusehen aber nur die Schöpfungen von Hebbel und Ludwig in Betracht, da nur diese beiden noch für uns lebendig sind. Maler Müller's Sturm- und Drangdrama und Tieck's kindliche Romantik, die alles Andere als naiv, sondern lediglich Product der Reflexion ist und kalt läßt, haben nur noch literarhistorischen Werth. Es ist bezeichnend, daß das Interesse im Laufe der Zeit sich von Genoveva und ihrem Gemahl Siegfried auf Golo übertragen hat, den die alte Legende als Bösewicht kennzeichnet. So ist ja auch, um ein anderes Beispiel zu erwähnen, im Gange der Geschichte Kain, man denke nur an Byron, wichtiger geworden als der fromme Abel. Ganz im Vordergrunde des Antheils steht Golo bei Hebbel, der in seiner verzwickten Psychologie uns ein Bild der Zerrissenheit und des Pessimismus liefert, wie es seiner Zeit eigen war. Kein erquickendes Bild! Denn die Kunst hat doch nicht die Aufgabe, uns zu martern und zu peinigen, und wenn Derjenige, der am Tage Last und Mühe getragen hat, sich Abends in die Hallen der Kunst flüchtet, um sich zu erholen, so will er eben etwas Anderes haben, als Kummer und Qual, er will sich erbauen, denn sonst würde er doch eben nicht in diese geweihten Räume der Kunst gehen. Das ist so klar wie einfach! Das ist psychologischer Naturalismus, wie ihn uns Hebbel bietet, während wir jetzt zum physiologischen Naturalismus übergegangen sind. Man hat sich

darüber gestritten, was der Grund war, daß Hebbel nicht zu der höchsten Kunsthöhe, die befreiend wirkt, wie ein Blick von dem Gipfel eines Berges, um ein dem Geibel'schen Hebbeldistichon ähnliches Bild zu wählen, gedrungen ist. Man hat es darin gesucht, daß Hebbel der Wohlthat des bildenden Einflusses der Antike nicht theilhaftig geworden ist. Mag sein! Es kann aber auch daran liegen, daß Hebbel sich nur schwer aus unreinen Sphären hat hervorarbeiten können, und man merkt es den Werken, der wüsten Judith und so auch der gleichzeitigen Golotragödie wohl an, daß sie in Perioden entstanden, in denen der Dichter nicht fleckenlos war. Eben deshalb wird Hebbel auch im besten Sinne des Wortes nie volksthümlich werden. Denn diese Volksthümlichkeit setzt Reinheit voraus. Aus Rohem vermag das Geklärte zu werden, wie Schiller's Räuber mit ihrem doch tiefsittlichen Ernst am Schluß beweisen. Aus dem Unklaren kann Klares entstehen. Nie aber wird aus dem Unreinen etwas Reines und aus der Unnatur Natur. Doch wir stoßen hier schon auf moderne Betrachtungen. Ganz im Gegensatz zu dem einsamen Grübler Hebbel, der in den vielen Solo-Monologen sich und seinen Gegenstand bei aller anerkannten Meisterschaft zerfaserte und zerfleischte, hat Otto Ludwig, eine ungleich freudigere, harmonische weil reine Dichternatur, den Schwerpunkt wieder in die Genovevagestalt selbst hineingelegt, allerdings um auf eine andere Klippe zu stoßen. Ludwig interpretirt zu viel in die fromme, schlichte Pfalzgräfin von Trier hinein, läßt sie, um eine tragische Schuld zu finden, an dem Hochmuth der Frauenwürde zu Grunde gehen, die eine Andere wegen kleinen Fehls verstößt, um selbst in einen größeren Fehl zu verfallen. Wenn Golz sagt, daß deshalb kein eigentliches bleibendes Genoveva-Kunstwerk geschaffen worden wäre, wie etwa ein Faust-Kunstwerk, weil die Dichter sich allmälig zu sehr von dem Stoff entfernt haben, während bei den verschiedenen Faustbearbeitungen das nicht der Fall gewesen ist, so mag das richtig sein, wenigstens zum Theil richtig. Indeß besteht auch zwischen Goethe's Faust und dem Faust der Sage fast kein Zusammenhang mehr, als wie der zwischen einem bloßen Charlatan und einer sog. Faustnatur besteht, zwischen einem strebernden und einem strebenden Menschen. Aber man kommt doch wieder auf die alte Bemerkung Heine's zurück, der es ausspricht, daß das alte rührende Volksbuch von der frommen Pfalzgräfin Genoveva, dem Urbild der Frauentreue, wie sie sich in der Wildniß keusch in ihren langen Haarschmuck hüllt als einzige Decke der Blöße, mit ihrem Sohne Schmerzenreich und der Hirschkuh, um dann endlich wieder emporgehoben und gefeiert zu werden, ihn ungleich tiefer berührt habe, als beispielsweise Tieck's kunstvolles Drama. Woraus eben folgen würde, daß man gar nicht gut thut, sich zu weit von den alten Sagen- und Legendenstoffen zu entfernen, weil man sie dadurch doch nur fälscht, was freilich auch in sich schließt, daß man sie eigentlich gar nicht wieder neu behandeln, d. h. modernisiren soll, weil man dazu, d. h. zum Modernisiren, doch schließlich gezwungen ist, um aus ihnen wieder etwas zu machen. Daher behalten die vielen schlichten Volksstücke, die die Genoveva verherrlichen und heute noch gespielt werden, aus denen die Inbrunst redet, und rührten sie von dem einfachsten oberbayerischen Holzknecht her, ja selbst die Puppenspiele ihr Recht. Besonders dankenswerth von Golz ist es, daß er zum Schluß seiner literar-historisch werthvollen Schrift eins der noch unbekannten Genoveva-Fragmente von Otto Ludwig mittheilt. Sieht man von diesen ab, weil sie ja nur Bruchstücke sind, so bleibt Hebbel's Genoveva trotz ihrer Schwächen und Einseitigkeiten doch immer noch die bedeutendste dramatische Verkörperung des alten Stoffes in der Kunstpoesie. J. R.

— Grammatica di Nuove-Roman lingua universal par J. Puchner. Linz. — Das Büchlein ist einer jener Versuche einer Weltsprache, die dem Scharfsinn des Verfassers alle Ehre machen, der Menschheit aber schwerlich Nutzen bringen werden. Aus dem Spanischen hat der Verfasser mit Benutzung italienischer Worte, französischer Grammatik und „der Einfachheit der englischen Sprache" ein „Neuromanisch" construirt. Mit französischen, italienischen, lateinischen Kenntnissen ist es nicht schwer die Sprache zu lesen, ob Jemand, der nur eine romanische Sprache versteht, sich ebenso leicht hineinfinden wird, ist fraglich. Aber zwischen Lesen und Sprechen ist ein großer Unterschied. Wenn ich doch einmal die Tausende von Vocabeln mir einprägen muß, so lerne ich doch lieber auch gleich die Grammatik einer fremden Sprache hinzu, um die Literatur eines Volkes genießen zu können. Seien wir froh, daß alle diese Volapük-Bestrebungen scheitern. Das Erlernen einer fremden Sprache ist eine so wundervolle geistige Disciplin, daß es jammerschade wäre, wollte man sie durch das mechanische Eintrichtern eines solchen Kunsterzeugnisses ersetzen. W. G.

— Erzählungen aus der deutschen Geschichte von Karl dem Großen bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges. Ein Hilfsbuch für den Geschichtsunterricht auf der Unterstufe höherer Lehranstalten. Von Dr. Edmund Ulbricht, Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Dresden-N. Dritte, verbesserte Auflage. Dresden, Verlag von Carl Höckner 1898. — Die neue Auflage dieses in einer Reihe sächsischer Schulen benutzten Hilfsbuches bietet zunächst in der Stoffvertheilung eine wesentliche Verbesserung, indem es sich der neuen Lehrordnung für die sächsischen Gymnasien vom 28. Januar 1893 anschließt. Diese weist die Geschichtsbilder aus der alten Geschichte und der deutschen bis zum Tode Karl's d. Gr. der Sexta und Quinta zu, dann die Zeit von Karl d. Gr. bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges der Quarta. Da nun das Hilfsbuch früher im ersten Heft das Alterthum, im zweiten das Mittelalter, im dritten die Neuzeit enthielt, so ergab sich der Uebelstand, daß der Quintaner und Quartaner zwei Hefte gebrauchte. Dem ist abgeholfen, indem jetzt das erste Heft das Pensum der Sexta und Quinta, das zweite das der Quarta enthält. Wir erwarten, daß binnen Jahresfrist auch das dritte Heft in neuer Auflage erscheinen und besonders für die Zeit seit etwa 1740 eine ausführlichere Darstellung bieten wird als bisher. Wenn so die Hilfsbücher für sächsische Schulen (den preußischen Bestimmungen entsprechen sie natürlich nicht) praktischer geworden sind, so weist das uns vorliegende zweite Heft auch inhaltlich durchweg zahlreiche Verbesserungen auf. Unter dem Eindruck der starken wirthschafts- und allgemeinculturgeschichtlichen Strömung hatte der Verfasser viel hineingebracht, was über das Verständniß eines Quartaners weit hinausging. Daß das in der Haptsache getilgt ist, ist ein wesentlicher Gewinn. Wenn irgendwo, so hat auf der Unterstufe des Geschichtsunterrichts die Personengeschichte, die Geschichte der Haupt- und Staatsactionen ihr gutes Recht; alles Gerede von Natural- und Geldwirthschaft ist hier von Uebel. Man erzähle die Geschichte in der Hauptsache in alter Weise und verschmähe auch treffende Anekdoten nicht, die ja oft historische Wahrheit im tieferen Sinne enthalten als sie die historische Thatsächlichkeit bieten kann. Wer beobachtet, wie sich der Schüler und, seien wir ehrlich, auch der Erwachsene — nur daß sie dann vornehmer zu den aufgesetzten Lichtern gerechnet werden — über die Geschichten in der Geschichte freut, der wird ihren pädagogischen Werth gewiß nicht gering anschlagen. In dieser Beziehung könnte vielleicht das Hilfsbuch noch etwas mehr bieten, selbst wenn dafür Anderes z. B. die kirchliche Organisation des Deutschordenslandes (S. 70) wegbleiben müßte. Selbstverständlich darf darüber der Hauptzweck des Unterrichts, die Einprägung eines Grundstocks geschichtlicher Kenntnisse und geschichtlicher Begriffe nicht versäumt werden: und diesem Hauptzweck wird das Buch durchaus gerecht. — Wie der Inhalt so zeigt auch der Stil die bessernde Hand des Verfassers; der Standpunkt des Quartaners ist besser gewahrt, vor Allem ist der Gebrauch der Klammern zwar nicht beseitigt aber doch eingeschränkt. Alles in Allem bezeichnet die neue Auflage einen entschiedenen Fortschritt, der die Brauchbarkeit des Buches wesentlich erhöht hat. A. B.

— Typographische Jahrbücher. Unter Mitwirkung des Herrn Geh. Hofrath[s] Prof. Dr. Nieper, Director[s] der königl. Kunstakademie, sowie der Herren Prof. Max Honegger und Dr. Aarland von der königl. Kunstakademie in Leipzig, herausgegeben von Julius Mäser. Ausstellungsheft, Separat-Ausgabe. Leipzig (Julius Mäser), 1897. 12 S. Text; 8°. — Der 18. Jahrgang der schon zweimal in dieser Zeitung von mir lobend erwähnten „Typographischen Jahrbücher" schließt geschickt und hübsch mit einer Sondergabe ab, die sich ausschließlich mit den Firmen beschäftigt, die auf unserer vorjährigen, ach so schönen Ausstellung im Gebiete des Buchdrucks und der mit ihm verwandten und zusammenhängenden Gewerbe ihre Erzeugnisse staunenden und verwunderten Blicken dargeboten haben. Das Heft macht die beste Propaganda für die Gewinnung neuer Abonnenten des 19. Jahrgangs. Die typographische Ausstattung befriedigt alle Ansprüche; die redactionellen Bemerkungen zu den zahlreichen, oft verlockenden Reklamen zeugen von der Umsicht des Herausgebers. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 24. Sonnabend, den 26. Februar, Abends. 1898.

Frühling in Andalusien.

Eine Wanderung im Februar durch den spanischen Süden.

Von Wilhelm Wintzer. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

1. Ronda am Abgrund. Das Geländer fiel herunter — ein langgezogener Pfiff aus der Dampfflöte, und schnaubend drehte sich der kleine Raddampfer vom Ufer. „Look there — Africa," rief die junge Amerikanerin mir zu, die in geschmackvollem Reisekostüm neben mir saß, und wies mit der behandschuhten Rechten nach der Oeffnung der Bucht. Wie greifbar nahe lag heute an einem echt südlichen Frühlingsfebruartag im Sonnenmeer schwimmend die hohe blaue Gebirgskette des schwarzen Erdtheils vor uns! Fast schien es, als blitzte die Sonne aus den Fensterscheiben von Ceuta bis zu uns herüber. Der Gatte jener Dame, ein junger amerikanischer Advocat, mit ihr auf der Hochzeitsreise, achtete kaum der Landschaft und des prächtigen Wetters. Eifrig blätterte er im Rundreiseheft, das wir gemeinsam soeben in Cook's Bureau in Gibraltar gekauft, wo wir uns zufällig getroffen hatten. Die Stadt Algeciras kam näher, Buchten öffneten sich, mit Schilf bewachsen — weiße unansehnliche Häuser traten bis ans Ufer heran, an das die bewegten Wellen allerhand Unrath von Holz, Papier, Wassermelonen und Apfelsinenschalen, alten Flaschen und Büchsen anschwemmten. Eine kurze Zollrevision — und nun ging's hinein ins sonnige Spanien. Prächtig, hier zu reisen. Die Wagenabtheile sind fast leer; wir, d. h. Mr. Smith mit Gattin und ich, reisten den ganzen Tag allein. In endlosen Windungen, durch Tunnels, über Viaducte, dann wieder pustend aufwärts geht's an einem rauschenden Gießbach entlang, in dessen krystallklaren Fluthen Felsblöcke und immergrüne Bäume hineingerissen wurden. Tief unten spielen Jungens am Bach und springen auf mit hochgehobenen Armen, als wollten sie den Zug wie den herantobenden Stier in der Arena mit der Banderilla reizen. Toro, Stiergefecht, ist auch das beliebteste Jugendspiel spanischer Knaben. Heute wurde uns nur ein Vorschmack der Herrlichkeiten Andalusiens. Es war bereits ganz dunkel, als wir auf dem kleinen Bahnhof des Städtchens Ronda, einer uralten römischen Ansiedlung, ausstiegen. Glücklich, schon bestimmte Hoteladressen mitgenommen zu haben, schlüpften wir in einen der abgerackerten Glaskästen, der bald fröhlich über das böse Pflaster Rondas dahinrasselte. Wir waren die einzigen Gäste in den sehr saubern, überall lichtfarben gestrichenen Räumen des Gasthauses, und saßen bald vor einer comfortabeln spanischen Cena mit Fisch, Beefsteak und Süßigkeiten alle drei allein im behaglichen Speisesaal. Höchst angenehm berührt den Nordländer, daß man hier den feurigen Malaga in geschliffnen Krystallkaraffen gratis auf dem Tische stehen hat. Die spanischen Hotels verdienen, was Sauberkeit, gute Bedienung und gutes Essen anbelangt, alles Lob. Für 7 bis 8, höchstens 9 Pesetas, gleich 5 bis 6 Mark pro Tag findet ein Mensch mit Durchschnittsansprüchen seine Bedürfnisse befriedigt. Die unglaubliche Uebertheuerung, von der oft Reisende aus Spanien berichtet haben, findet nur in Unkenntniß der Sprache ihre Erklärung und in der Gleichgiltigkeit, mit der namentlich reisende Engländer und Amerikaner, an die hohen Preise daheim gewöhnt und mit den Verhältnissen des Landes unvertraut, Alles bezahlen, was gefordert wird. Ronda wird hauptsächlich wegen seiner ganz eigenartig romantischen Lage besucht und ist deshalb eine der Sehenswürdigkeiten Spaniens. Es ist überraschend, wenn man die ziemlich flach gelegene Stadt durchwandert und plötzlich einen ungeheuern Abgrund vor sich gähnen sieht. Ein senkrechter Erdriß von 70 m Tiefe scheint hier die sich drüben in gleicher Weise fortsetzende Stadt in zwei Hälften zerrissen zu haben. Eine gewaltige, von den Römern erbaute Brücke, in der Mitte von einem mächtigen Sandsteinpfeiler gestützt, verbindet beide Theile, und es schwindelt einem, schaut man von ihr hinab auf die winzigen Mühlen, die in der Tiefe des Risses an das Guadiaroflüßchen gebaut sind. Kaum, daß ganz leise das Rauschen des Gießbaches heraufdringt. Auf drei Seiten umgiebt dieser Abgrund die Stadt, und nicht minder großartig ist der Blick von der Brüstung der städtischen Promenade aus, wo das gegenüberliegende Ufer weniger senkrecht ist und einen weiteren Blick über gewaltige Berge gestattet. Es ist nicht zu verwundern, daß diese Stadt später die Hauptfestung der maurischen Könige von Granada wurde. Wie Alles in diesem Paradies Spaniens ist auch Ronda später nicht wieder zu der Blüthe gelangt, die es unter maurischer Herrschaft hatte. Sein Ruhm gipfelt für den heutigen Spanier darin, daß es die älteste und erste Stiergefechtsarena Spaniens sein eigen nennt. Alle Herrlichkeit des südlichen Frühlings entfaltete sich nun auf der Weiterfahrt nach Granada vor dem trunkenen Auge. Nach einem trüben Morgen mit etwas Regen hatte sich der ganze Himmel gesäubert und unbehindert malte die Sonne all ihre Farbenfülle in die entzückende Landschaft. Solche wolkenlose Hitze des Südens, die doch deshalb nie lästig wird, weil stets ein kühler Windhauch sie mildert, ist dem Nordländer fast unbekannt. Ganz falsch stellen wir uns dabei die feuchte und lähmende Hitze unserer heißesten Sommertage vor, die meist sehr schnell zu einem Gewitter führt. Etwas so Nervenerschlaffendes können selbst Wochen wolkenlosen Himmels wegen der trocknen Luft und der lauen Winde in diesen schönsten Gegenden des Südens nie haben. Hier in Andalusien, das Schnee und Eis nur aus der Ferne von den blitzenden Schneegipfeln der Sierra Nevada kennt, ist ähnlich wie an der Riviera und an den italischen Seen ein ideales Klima: etwa acht Monate Frühling und vier Monate, d. h. von Mai bis September, Sommer. Nach diesem dürren Sommer zaubern die Aequinoctialregen zur Zeit unseres Herbstes einen zweiten Frühling, während der erste rasch in berauschender Blüthenfülle im Februar hervorbricht. Ueberall schweift der Blick, meist zu beiden Seiten der Bahn, über weite herrliche Bilder, in ihrer Weite und mannigfaltigen Schönheit der Tour am Riesengebirge entlang von Kohlfurt nach Hirschberg vergleichbar. Die saftigen Wiesen, die die reine Luft so klar hellgrün erhalten hat, die frische rothbraune Ackerkrume, das in allerhand Farbennüancen von Silbergrau bis Blau schillernde Felsgestein und die hoch auf die Berge kletternden mattgrünen Olivenpflanzungen vereinigen sich mit dem tiefblauen Himmel zu einer wunderbaren Farbensymphonie. Dazu blühen stundenlang zu beiden Seiten des Fahrdammes süß duftende schneeweiße Mandelbüsche, fast vom Aussehen unsrer blühenden Schleben, hier und da ragt starr und dunkelgrün eine spitze Cypresse auf oder an einem hellfarbigen Bauernhäuschen, wie sie überall über die Landschaft ausgestreut liegen, steht ein Apfelsinenbaum, prangend im weißen Blüthenschmuck. Und hierbei vermißt man selbst als echter Deutscher keineswegs den Wald auf den an Formations- und Farbenschönheit schier unerschöpflichen Felsenbergen. Südlicher Wald hat nun einmal nicht das Ueppigfrische und Kühle des nordischen; er ist im Sommer meist dürr, seine Blätter das ganze Jahr hindurch, weil immergrün, hart und strohig. Nach der traulichen Waldstimmung verlangt aber Niemand, der zur selben Zeit, wo bei uns häßliche Winde über schmutzigen, halbgethauten Schnee fegen und undurchdringliches Bleigrau den Himmel verdüstert, dort im lichtblauen

Aether unter berauschendem Blüthenduft wandeln und von grünen Wiesen weiße Narcissen und Hyacinthen und von üppig verschlungenen Büschen feuerrothe Granatblüthen pflücken darf. Nur in diese verschwenderische Frühlingspracht muß der Dichter, der Maler seinen Pinsel tauchen, wenn er das Paradies schildern will! Bei uns würde das Eisenbahngerassel, der Menschentrubel uns kaum zu solcher Stimmung kommen lassen. In Andalusien sehen wir keinen die krystallklare Luft verräuchernden Fabrikschlot. Keine abgehärmten und verbitterten Industrie-Gesichter schauen uns neidisch und ingrimmig an. Kaum nennenswerth ist die Industrie Andalusiens; und in der That, sie würde stören, wo so wenig an die rauhe Gegenwart erinnert, wo zu einem poetischen Gesammtbild des Landes der Troubadoure, der Ritter und Granden, der romantischen Liebesabenteuer, der Märchen aus tausend und einer Nacht, eigentlich heute noch Alles wie im Mittelalter, außer der Eisenbahn, zusammenstimmt. Aber selbst die hat nicht viel geändert. Den wenigen Fahrgästen entsprechend, geht auch auf den Bahnhöfen Alles recht ruhig und behaglich ab, und über eine Stunde mehr oder weniger Verspätung grämt man sich nicht. Auf einer Wiese hielten wir, ich weiß nicht warum. Die Passagiere pflückten sich Blumen und verehrten sich gegenseitig Sträuße. Ist es ein Wunder, daß unter diesem glücklichen Himmel auch alle Menschen fröhlicher scheinen als bei uns? Die bunten Landleute grüßen aus den grünen Saaten, in denen sie reihenweis arbeiten, den Zug, der ihnen noch immer etwas Sonderbares ist. Ein Gruß aus dem Fenster findet stets eine bereitwillige fröhliche Erwiderung von Denen, die an der Barriere warten. Meist sind es frische Mädchen mit dem reinen Teint Andalusiens, die uns herzlich mit dem ganzen Gesicht anlachen und nach den Sitten des Landes ganz unbefangen zuwinken. Doch ich eile fort zur Perle Andalusiens und ganz Spaniens, nach Granáda; „in einer der herrlichsten Gegenden Europas gelegen" haben berufene Reisende geurtheilt; eine der wunderbarsten Städte der Erde, möchte ich aus meiner Kenntniß aus drei Erdtheilen hinzufügen.

2. Granáda, die Perle Spaniens. Wir hatten uns vorgenommen, um das Volksleben, Land und Leute intimer kennen zu lernen, möglichst viel zu Fuß zu machen. Aber der Kampf mit den Hotelkutschern, deren uns zwei nachfuhren, bis wir halb in der Stadt waren, war schwieriger, als wir uns gedacht hatten. Ganz unerhört aber erschien es der Straßenjugend von Granáda, die an Zerlumptheit der italienischen gleichkommt, daß wir auch unsre kleinen Handtäschchen allein tragen wollten. Ein Schwarm von etwa acht folgte uns unter unaufhörlichen Preisangeboten, Nennungen von Hotels und Straßen, Betheuerungen seiner Armuth und schließlich flehentlichster Bettelei. Als wir endlich, um zu Worte zu kommen, einem die Täschchen gaben, faßten sofort an beiden Seiten noch zwei an, um mitbezahlt zu werden. Granáda ist eine arme Stadt und lebt, ähnlich wie Venedig, fast ausschließlich von großer Vergangenheit. Die Stadt trägt in ihrer Bauart ein alterthümliches, höchstens bis zum Stilcharakter des vorigen Jahrhunderts reichendes Aussehen. Die hohen Häuser mit den weiten balcongezierten Fenstern, die meist bis unter das mit Rundziegeln flach gedeckte Dach reichen, die vielen historischen Barten, die nach alter Weise krummen Straßen geben die abwechslungsreichsten, malerischsten Bilder. Es dunkelte und wir gingen, wie die Amerikanerin wünschte, a little shopping, d. h. Läden besuchen. Sie sind sehr zahlreich und theilweis schön und groß, desgleichen die Cafés. Granáda hat heute ca. 75000 Einwohner, es hatte bis 1485 als Hauptstadt des maurischen Königreichs Granáda 400000! Damals zählte es 50 gelehrte Schulen und an 70 Bibliotheken und war ähnlich wie einst das maurische Córdova eine Leuchte der Wissenschaften. Es war eine herrliche Vollmondnacht. Wie mußte es sein, in dieser Stille der Frühlingsnacht zum ersten Mal all die Eindrücke im märchenhaften maurischen Königsschloß mit dem Blick über die schlafende Stadt und die weiten Gefilde Andalusiens ganz ungetheilt auf sich wirken zu lassen! War es doch eine jener Nächte, die drin zu verleben uns fast als eine Versündigung erscheint. Erwartungsvoll traten wir nach einer Viertelstunde Wegs durch frischen Buchenwald durch das massige Rundthor, das Thor der Gerechtigkeit, in die Alhambra ein. Alles lag still — keine Bettler jetzt und trinkgeldheischenden Wärter, keine Photographieverkäufer, keine Engländer! Nur ein amerikanisches Ehepaar auf der Hochzeitsreise. — Doch ja, der Wärter der Alhambra, ein uniformirter Nachtwächter, bettelte uns an! Jetzt war auch er abgefertigt, und wir traten auf den Hauptplatz. Rechts schaute das Mondlicht durch die Fensterhöhlen des prachtvollen, nie vollendeten Renaissanceschlosses, das sich Karl V., nachdem er den maurischen Winterpalast zerstört, hier erbauen ließ. Links lagen die von außen unansehnlichen düstern Mauern der Alhambra, die jetzt verschlossen war. Aber überrascht, berauscht waren wir, als wir jetzt an die gegenüberliegende, steil abfallende Brüstung traten. Unter uns, bis weithin links sich im Mondlicht verlierend dehnte sich das Dächer- und Straßengewirr Granádas aus, gerade vor uns die geraden, kaum einen Meter breiten Gassen aus maurischen Tagen. Gegenüber, die Stadt überragend, ein steiler Berg voller Häuschen, Gärten und Kirchen, überwachsen von Kakteenbüschen, schwarzen Cypressen und Weinranken. Bis in schier unendliche Fernen überblickt man jenseit der Stadt die üppige andalusische Ebene, die sich links langsam und majestätisch zu den im weißen Mondlicht ganz nahe erscheinenden Schneegipfeln der Sierra erhebt. Und in all der unerschöpflichen Schönheit in Natur, Erinnerung und Poesie — im Anblick der schlafenden Stadt, wie sie Nachts von den Wundern ihrer strahlenden Vergangenheit träumt, wehte ein leiser Windhauch die Klänge zierlicher Tanzmusik auf Guitarre und Tamburin von einem kleinen Pavillon unter uns herüber, und umrauschte uns die Sinne eine duftgeschwängerte Frühlingsluft von erquickender Reinheit. Auch dem hartnäckigsten Prosamenschen geht da in einer Mondnacht auf der Alhambra etwas wie stimmungsvolle Poesie durch die Seele. Erst spät nach Mitternacht stiegen wir herab und wanderten durch den hohen Wald still wieder heimwärts. — Der andere Morgen galt den berühmten Kirchen Granádas. Von überraschender Pracht, wie dergleichen auch nicht in den italienischen Kirchen zu sehen ist, ist die dem Heiligen Juan de Dios geweihte goldene Reliquienkapelle. Dieser 1640 heilig gesprochene Portugiese gründete 1540 hier in einem Privathaus in Granáda den Orden der „barmherzigen Brüder", deren rein menschenfreundliche Verdienste um Krankenpflege im Unterschied von vielen andern katholischen Orden allgemein anerkannt werden. Religiöser Fanatismus fand bei ihnen keinen Eingang, da die medicinischen vor den geistlichen Studien die Oberhand behielten. Dem Stifter und seinen Reliquien hat man nun im ersten Stockwerk des Klosters oberhalb des Altars der Kirche diese aus reiner echter Vergoldung bestehende Kapelle errichtet. Unten befindet sich spiegelblankes Parquet mit Einlegearbeit; Wände und Decke sind von künstlerisch durch Pilaster gegliederter, blitzend vergoldeter Holzschnitzerei, in jedem Pilaster sind mehrere größere und kleinere organisch in die Gesammtarchitektur eingefügte Reliquienschreine angebracht, und in der Mitte steht ein herrlicher Pavillon von massivem Silber mit den Ueberresten des Heiligen. Auch wenn man sich bei den Gebeinen eines Heiligen dem Himmel nicht näher fühlt, muß man doch gestehen, daß die rein künstlerische Harmonie dieses Cabinets, an das sich noch einige weniger prunkvolle anschließen, von berückender Wirkung ist. Noch weit packender muß sie sein, wenn an hohen Festen sich die ganze eine Seitenwand der Kapelle, die den oberen Theil des Altars der Kirche bildet, plötzlich aufthut und tausendfaches Licht aus der goldnen Kapelle auf die Andächtigen unten herniederströmt. An einem Seitenaltar dieser Kirche befindet sich eines jener unvergleichlichen leichtcolorirten Holzschnitzwerke des genialen Malers und Bildhauers Alonso Cano. Es ist ein Kopf Johannes des Täufers. Mit Recht sagt Springer in seiner Kunstgeschichte, daß diese polychromen Sculpturen Cano's, der hauptsächlich hier in Granáda schuf, ihresgleichen kaum haben; vereinigen sie doch, wie selten, tiefsten seelenvollen Ausdruck mit packender Naturwahrheit und edelster Form. Nicht minder sehenswerth ist die dem Stifter des Karthäuserordens Bruno von Köln im gleichnamigen Kloster geweihte Kapelle. Der 1086 gestiftete Orden weihte sich der Einsamkeit und stillschweigender frommer Betrachtung, die nur von Handwerkerarbeiten und Bücherabschreiben unterbrochen wurde. Was an Reichthum hierdurch den Brüdern zuströmte, benutzten sie zur Ausschmückung ihrer Karthausen. Ich erinnere an die unvergleichliche Architektur der Certosa di Pavia bei Mailand. Ein künstlerisches Juwel verdient auch diese Kapelle genannt zu werden. Sie ist vollständig weiß, und nur die Fensternischen sind ausgefüllt mit Truhen, deren Kästen mit herrlicher Einlegarbeit in Schildpatt, Silberornamenten, Emaille und Farbhölzern in dunkelm Ton geziert sind. Von ebenso unschätzbarer Arbeit, die übrigens ein Karthäusermönch ausgeführt haben soll, ist auch die große Eingangsthür. Die Wände aber sind

durch Pilaster getheilt, über die sich schwungvolle Ornamente zu einem überaus reichen und harmonischen Gefüge zusammenschlingen. Alles ist von schneeweißem Stuck. Stimmungsvoll paßt in die feierliche Stille dieses Raumes der einzige Schmuck der Altarnische, ein Meisterwerk Alonso Cano's: die überlebensgroße polychrome Statue des Stifters Bruno, der in tiefes Sinnen versunken einen Schädel in der Hand hält. „Todesgedanken", erläutert der begleitende Kleriker. Auch hier wieder fesselt die ungemein einfache Natürlichkeit der Körperhaltung und des Ausdrucks, die sich doch mit edelstem und tiefstem Gedankeninhalt paart. Bei Weitem die gewaltigste Kirche Granadas ist die von Karl V. erbaute Renaissancekathedrale, deren mächtige Rundbogenfassade aber auf dem engen Vorplatz kaum zur Geltung kommt. Ich eile von den mannigfachen Kunstschönheiten, die auch dieses erhabene Gebäude birgt, zu seiner berühmten Seitenkapelle mit den wunderbaren Marmorsarkophagen de los reyes catolicos, nämlich Ferdinand's von Aragonien und Isabella's von Castilien und ihrer Kinder Johanna's der Wahnsinnigen und ihres Gatten Philipp's des Schönen von Oesterreich. Ein gewaltiges und in seinen Folgen unübersehbares Stück Weltgeschichte umschließen diese stillen vier Gräber. Das Elternpaar, das hier in weißem Marmor, umhüllt vom Krönungsmantel, schläft, hat durch seine Heirath und die Vernichtung des maurischen Königreichs Granáda Spanien nach jahrhundertelanger Zersplitterung im Jahre 1492 zu einem Königreiche geeint. Und die dort schlummert, ihre einzige Tochter Johanna, hat durch die Heirath mit dem Sohn und Erben Maximilian's I. von Deutschland, des letzten Ritters, mit Philipp dem Schönen, den Grund zu der welthistorischen Verbindung der Häuser Spanien und Habsburg gelegt, die Spanien nicht minder verhängnißvoll wurde als unserem Vaterlande. Nachdem die Vertreibung der Mauren und Juden Spanien zu einem katholischen Lande gemacht, als Ferdinand zu seinem Erbe Sicilien noch Neapel erobert hatte, und als dann gar diese habsburgische Ländermasse in Spanien, Deutschland, Italien und den Niederlanden sich unter Johanna's und Philipp's Sohn, Karl V., noch mit dem neuentdeckten Amerika zu einem Weltreich zusammenschloß, da wollte das Ideal der Weltherrschaft Spaniens und damit der einen katholischen Kirche nicht wieder aus den Köpfen der für ihre Nation entflammten Spanier verschwinden. Es kostete dem Lande ungeheure Gelder und Menschen in Krieg und Inquisition, es sog das Land wirthschaftlich aus, entvölkerte es durch die Vertreibung der äußerlich zum Christenthum übergetretenen arbeitsamen Morisken (Mauren), überlieferte das geistige Leben dem katholischen Priesterthum und war der Grund, daß das Land heute weder wirthschaftlich, noch politisch, noch geistig mit den Großmächten Europas gleichen Schritt zu halten vermag. Deutschland aber brachte diese unselige Verbindung mit dem katholischen Spanien um die Früchte der Reformation, die politische und Glaubenseinheit, für die dem spanischen Karl V. alles Verständniß fehlte, und stürzte Deutschland noch weiter in den Abgrund des dreißigjährigen Krieges. Welch eine Welt von Ereignissen umschloß das fröhliche Familienfest, als die königlichen Eltern in den Räumen der Alhambra ihre einzige Tochter Johanna verlobten! Auch sie erlebte dann ihre Tragödie, wie sie ein spanisches Volksstück ergreifend schildert. In blühender Jugend starb ihr schöner Gemahl. Dort auf dem Bilde ist sie dargestellt, wie sie mit fliegenden Haaren bei Fackelschein den Sarg ihres Gatten einholt und öffnen läßt. Sie wurde wahnsinnig, und noch heute zeigt man uns auf der Alhambra die Zimmer, in denen sie eingeschlossen lebte, und deren Balcons ihre Eltern mit Gitter überdecken ließen, weil sie sich schon einmal verzweifelt in den engen Hof da unten gestürzt. Auch hier umschwebte Glück und Glanz ein trüb-ernstes Verhängniß. — Das Beste hatten wir uns bis zuletzt gelassen, die Alhambra und die Zaubergärten des maurischen Lustschlosses Generalife. Von der Alhambra hat Jedermann einmal gehört, sie ist weltberühmt. Wer für bildende Künste Interesse hat, weiß, daß sie das herrlichste Schloß maurischer Architektur in Europa, vielleicht überhaupt ist. Wer nur das weiß, möchte leicht enttäuscht sein, so richtig es auch ist. Vielleicht stellt er sich einen Feenpalast vor, dessen bloßer Anblick, noch ehe man hineingetreten, schon die Sinne berauscht. Das Gegentheil ist der Fall. Es sind klotzige nüchterne Festungsmauern ohne jeden Schmuck, hellbraun getüncht und jetzt ist auch der Kalk abgefallen. Kaum an einer Stelle schauen ein Paar Fensterchen heraus oder wird die Reizlosigkeit von einem Balcongang unterbrochen. Nur theilweise wird diese Vernachlässigung des Außenbaus von dem Zweck der Burg, zugleich Festung zu sein, gerechtfertigt. Aber um so entzückter wird man sein, wenn man in die Geheimnisse eindringt, die diese Mauern sorgsam verhüllen. Welch' reizende Zierlichkeit, welch' harmonische Anmuth, welch' üppige Phantasie, welch' anheimelnd trauliche Stimmung! Freilich muß auch hier wieder die Phantasie tüchtig subtrahiren und addiren. Subtrahiren zunächst die unleidlichen Wärter, die uns mit ihrer abgeleierten Weisheit verfolgen, und die Frechheit des mit ihnen unter einer Decke steckenden Führers, der versichert, wir müßten doch bezahlen, während eine mächtige Tafel der königl. spanischen Schloßverwaltung über dem Eingang alles Geldgeben an die Wärter untersagt. Hinzudenken aber muß man sich bei den reizenden Ornamenten, die in unendlicher Abwechselung alle Wände wie ein feines Gewebe überspinnen, vor Allem die blauen und rothen Grundfarben und das Gold der erhabenen Arabesken und Koransprüche. Heute sind nur noch schwache Spuren einstiger Bemalung zu sehen. Waren doch all' jene Sprüche der Ungläubigen Jahrhunderte lang überkalkt, weil sie dem katholischen Auge ein Aergerniß waren. Hinzudenken muß man sich gleichfalls in die leeren Räume die Pracht maurischer Möbel und Stoffe, in die jetzt ganz leeren Höfe die üppige Vegetation der Cypressen, Myrthen und Orangen und in Alles die Anmuth maurischer Frauen und die Würde arabischer Fürsten, wie sie hier blutigen Kriegern Befehle ertheilten, nächtlich über alten Urkunden sannen oder süße Liebeshymnen dichteten. — Das lebendigste Bild bietet die reizende Badehalle, wo die Restaurirung bereits das Grauweiß der Wand wieder vollständig in die Farbengluth des alten Roth, Blau und Gold verwandelt hat. Unter den zahlreichen Räumen der Alhambra, von denen sich kaum sagen läßt, welches der reichste und zierlichste ist, sind einige historisch wichtig geworden. Im Saal der Abencerragen, einem der kleineren, ließ König Abu Hassan die Familie, nach der der Saal genannt ist und die er der Umtriebe gegen ihn verdächtigte, überfallen und ermorden. Chateaubriand schrieb über dies blutige Drama eine Erzählung und Cherubini machte daraus eine Oper. Weit welthistorischer ist der Saal der Gesandten, wo Ferdinand und Isabella den mit Bewohnern und Erzeugnissen der neuen Welt glücklich heimgekehrten Columbus in feierlicher Audienz vor dem ganzen Hofe empfingen. Die allbekannten Columbusmarken der Vereinigten Staaten stellen diese Scene dar. Man muß unwillkürlich die Parellele ziehen zwischen einst, wo Amerika dem aufblühenden Spanien zu Füßen lag, und jetzt, wo es drohend die gepanzerte Faust gegen das geschwächte Spanien erhebt. Alles in Allem scheint mir wichtig, um den Leser nicht mit den Namen all der Säle, Zimmer, Moscheen und Thürme aufzuhalten, die in der Decoration alle ganz gleichen Charakter haben, zu wissen, daß Alles in der Alhambra von weit kleineren Dimensionen ist, als in unseren Königsschlössern — es existirt außer den Thürmen überall nur ein direct bunt überdachtes Parterre — daß der Blick zwar vor der Fülle reizenden Details staunend steht, daß aber ein künstlerisch bezaubernder Eindruck erst wieder erzielt sein wird, wenn die begonnene Wiederbemalung und Vergoldung des allgemeinen Grau und die Herstellung der Dächer aus bunten Ziegeln fertig sein werden. Das dürfte noch recht lange dauern. — Es begann zu dunkeln, als wir in die uralten Gärten des thurmgeschmückten Lusthauses Generalife (Ginaraliph oder Haus der Liebe) eintraten, der Sommerresidenz der Königinnen von Granáda. Es liegt hinter und über der Alhambra am Berge, versteckt zwischen riesigen Cypressen und blühendem Buschwerk, aus welchem die weißen mit flachgedeckten Pavillon gekrönten Thürme, die zierlichen Colonnaden, Terrassen und Balcons äußerst reizvoll hervorschauen. Dem Freund von Natur und Poesie bietet die abgeschiedene Stille in den ringsumschlossenen Gärten, der Duft der Blumen und der Blick von den Terrassen weit über die Lande mehr als die Wanderungen durch die Hallen der Alhambra. Denn hier oben braucht er Nichts hinzuzudenken: dort taucht ein Meer von Blumen ins stille Wasser des steingefaßten Bassins, Epheu und Myrthen schlingen sich um düstere Cypressen, Laubgewinde umranken uralte Marmorsäulen wie einst, als hier die maurische Königstochter in schwüler Mondnacht am Springbrunnen träumte, belauscht am geheimen Pförtchen vom brennenden Aug' des Geliebten. Die Scenerie, die wir uns in Märchen und Liedern von einem Zauberland vorgestellt, ist hier Wirklichkeit. Hier scheint es verständlich, daß beim Abschiednehmen selbst der letzte Maurenkönig Boabdil dort oben an der einsamen silla del Moro geweint haben soll, als er zum letzten Mal über dies Paradies

hinschaute. Auch der Nordländer fühlt, wenn's ans Abschiednehmen geht, daß er hier etwas verlieren soll, was ihm die Heimath trotz all ihrer Vorzüge nicht ersetzen kann. In flammendem Roth, mit mächtigen Strahlen goldene Wolken durchbrechend, ging die Sonne über den Gefilden Granádas unter. Links glühten ihre Strahlen auf der rothen Schneekette der Sierraberge, schon in Schatten getaucht lag düster die Alhambra unter uns, wie eine Insel im Häusermeer Granádas. Fernhin aber verloren sich die gartenähnlichen Fluren in dem violetten langgezogenen Gewölk, hinter dem die Sonne verschwand.

3. **Córdova und seine Moschee.** Wiederum geht's durch breite Thäler, links die Sierra Morena-Berge, kahl, doch hie und da von Landsitzen mit Parks, seltener einer Ortschaft unterbrochen. Es wird hier noch menschenleerer, als es schon im Süden war. „Hier müßte doch in Landwirthschaft und Industrie ein Geschäft zu machen sein, wenn aus capital- und arbeitskräftigeren Ländern eine Einwanderung stattfände," meinte der Amerikaner, und er mochte damit nicht unrecht haben. Ja, als man damals sich der Weltstadt Córdova näherte, der Hauptstadt Spaniens, dem Mittelpunkt europäischer Cultur, dem Mekka des Westens, da bot diese Stadt ein ander Bild. Heute liegt sie fast kahl und ohne Bäume mit einigen modernen und noch mehr alten, fast durchweg nüchternen Häusern und einigen gewaltigen Ueberbleibseln aus großer Zeit wie todt im Nachmittagssonnenscheine vor uns. Damals hatte sie 30 Kilometer in Umfang, und zahllose Thürme ragten aus den gewaltigen Umfassungsmauern und von sechshundert Moscheen empor. Alles, was in den Wissenschaften und Künsten das Höchste erreichen wollte, pilgerte im zehnten Jahrhundert nach Córdova, zur selben Zeit, als die Pornokratie am päpstlichen Hofe die Kirche zerrüttete und das geistige Leben des Abendlandes tief darniederlag. Noch im zwölften Jahrhundert gab der Name des Avérrhoes, des berühmten Commentators des Aristoteles, der Universität Córdova einen Weltruf, und muhammedanische Wissenschaft drang sieghaft in die christliche Kirche ein. Damals zählte Córdova achtzig Schulen, die unentgeltlich waren, und die Bibliothek der Universität verfügte über einen Schatz von 600 000 Bänden. Das einzige allerdings großartige Denkmal aus jener Zeit ist die berühmte Moschee: Sie ist noch heute die größte nächst der Kaaba in Mekka! Sie bedeckt als eine fortlaufende Halle etwa das doppelte Terrain des Reichsgerichtsplatzes in Leipzig. Ein fast ebenso großer Hof, el patio de los narranjos, der Hof der Orangenbäume, der von Säulenhallen umgeben ist und zwischen dessen Pflaster, wie hier überall, das Gras sprießt, schließt sich an die Langseite des äußerlich ganz schmucklosen Gebäudes an. Um so erhabener ist der Eindruck, wenn man in die stillen Räume selbst eintritt. Feierlich wie in einem Walde starren schier endlos sich fortsetzende Reihen von 850 glatten Marmorsäulen zur Decke. Völlig regelmäßig schießen sie aus dem Marmorfußboden ohne Sockel empor, und wie im Walde sehen wir Baum hinter Baum — hierhin eine regelmäßige Straße, dorthin ein Gewirr, das sich in weiter Ferne, durch keine Wand abgeschlossen, zu verlieren scheint. Und unaufhörlich wölben sich von Säule zu Säule die hufeisenförmigen, schwarz und weißen doppelten Steinbogen wie die Aeste, die immer wieder über unsern Häupten zusammenschlagen. Das Hin- und Herwandeln in den stets perspectivisch sich weithin verkürzenden Gängen würde einen noch ungetheilteren eigenartigeren Genuß gewähren, hätte man nicht aus dieser größten Säulenhalle der Erde in der Mitte ein verhältnißmäßig kleines Viereck herausgebrochen. Auf wenigen Pfeilern ist hier eine mächtige aus Renaissance und Gothik gemischte katholische Kathedrale errichtet, die hoch über das niedrige flache Dach der Moschee hinausragt und inwendig den vollen Durchblick von einem Ende zum andern unterbricht. Heute ist die Moschee nichts als die gewaltige Vorhalle für die Kirche in der Mitte. Man würde der Verkümmerung des herrlichen Bauwerks noch mehr gram sein, wäre die Kathedrale nicht selbst wieder ein prächtiges Gebäude von höchster künstlerischer Schönheit. Ja was ich von der wunderbaren Kleinarbeit maurischer Kunst besonders hier in der von Goldmosaik strotzenden Mihrab-Nische, die den Koran aufbewahrte, auch bewundern konnte, das wurde doch bei Weitem übertroffen von dem unvergleichlichen Chorschnitzwerk dieser Kathedrale. Denn hier waren es nicht nur, wenn auch von unerschöpflicher Phantasie zeugende, zierlichste Ornamente, sondern es war menschliches Leben, Leiden und Glauben, das eine Serie von etwa sechzig biblischen Doppelbildern in künstlerisch vollendeter Weise darstellt. Gemüth und Schönheit, Geist und Form vermählen sich in der bildenden Kunst doch nie vollendeter als durch die Darstellung menschlicher Gestalt! Und so zeigt sich hier, wie die katholische Cultur, soviel sie auch in Spanien auf dem Gewissen hat, dennoch Alles in Allem genommen hoch über der maurischen steht. Wie packend sprechen Geist und Phantasie aus diesem Schnitzwerk, das e i n Künstler erfunden haben soll! Jede Zwischensäule zwischen den mehr als sechzig Bildern, jeder Sitz, jeder abtheilende Pilaster zeigt in unendlicher Variation eine selbständige Erfindung, nicht ein Ornament gleicht dem andern! Oben krönen sechzig kleine Putten die einzelnen Baldachine, jeder einzelne ist anders! Und nicht nur die Verschiedenheit, sondern vor Allem die vollendet künstlerische Ausführung der sämmtlichen Bilder, von denen sechzig größere das neue, sechzig kleinere das alte Testament darstellen, könnte zu wochenlangem Studium auffordern. Nirgends ist im Kunstland Italien ein Holzschnitzwerk von annähernd so großartiger Vollendung zu sehen wie dieses. Das Ganze ist aus Mahagoniholz, das gerade damals aus der neuen Colonie Mexico in Spanien eingeführt wurde. Gleich an der Rückseite der Kathedrale fließt in sandigem flachen Bett der Guadalquivir vorüber, etwas breiter als die Saale bei Halle. An dieser Stelle führt eine der ältesten Brücken Europas, auf der schon Seneca, der Philosoph, und sein Vater, der Redner, wandelten, bis zu einem thurmartigen Castell auf dem andern Ufer. Was außer der Moschee und dieser römisch-maurischen Brücke noch von der einstigen Millionenstadt übrig ist, ist nicht der Rede werth. Nun kostete es uns einen ganzen Tag Eisenbahnfahrt, um wieder nach Gibraltar zurückzukehren, eine Strecke wie von Berlin nach Hamburg. Ein Schnellzug verkehrt nur die Woche zweimal. Aber der Zugführer, der bei der Leere des Zuges wenig zu thun hatte, verkürzte uns die Zeit. Der Spanier hat etwas ungemein Joviales und Zuthuliches und beginnt seine Unterhaltung in einer bei uns erst nach langer Bekanntschaft üblichen Tonart. Das wird deshalb nicht lästig, weil es sich mit großem Taktgefühl verbindet und mit einer ausgesuchten Höflichkeit. Davon hatten wir ein classisches Beispiel. Als Beamter der Eisenbahn trug er Revolver. Wir bewunderten ihn, und er wanderte von Hand zu Hand. Weil wir die Ciselirarbeit gar zu sehr lobten, bot er mit graziöser Handbewegung jedem Einzelnen von uns die Waffe zum Geschenk an, ehe er sie wieder einsteckte. Es gilt als ein Zeichen guter Erziehung, sein Wohlwollen gegen den Andern besonders dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß man ihm das eigene Haus und Alles, was darin ist, sammt Weib und Kind zur Verfügung stellt. Bei jeder Vorstellung in Spanien pflegt hinzugefügt zu werden: Straße so und so, Nr. so und so befindet sich ein Haus, das Sie als Ihres betrachten mögen. — Die Mädchen Andalusiens sind von unvergleichlich reinem Teint, blauschwarzem Haar, stolzer graziöser Haltung und glänzenden, oft hellblauen, verschleiert feurigen Augen. Damen von gleicher Grazie und Schönheit müßten bei uns zurückhaltender sein, um nicht aufzufallen. Eine Dame etwa in den Dreißigern stieg zu uns ein. Sie reiste lange und hatte sich einen Imbiß mitgenommen. Aber ehe sie begann, bot sie erst uns Dreien, obwohl wir noch nichts mit einander gesprochen, zu essen an, was natürlich höflich abgelehnt wurde. Sie kam auf ihren Mann in Cuba zu sprechen, der in den Gefahren des Krieges stände und oft lange keine Nachricht schickte. „Und wie viele Millionen hat dieser Krieg schon verschlungen, daß er uns fast ruinirt," klagte sie. „Aber Spanien wird Alles hingeben, nicht aber die Perle in seiner Krone!" fügte sie stolz hinzu. Wie ein Verhängniß schwebt es über diesem herrlichen Lande. Früher opferte es Alles um fruchtloser Ideale willen, um heute entkräftet kaum noch im Stande zu sein, das letzte Blatt an seinem verwelkten Ruhmeskranz räuberischen Händen zu entreißen. Es lebt von der Vergangenheit und vermag nur mühsam den Contrast mit der Gegenwart zu verwischen. Aber gerade dies Leben in idyllischer Stille, wie hinter Klostermauern, in die nicht das Tosen und Hämmern der Gegenwart dringt, verleiht dem wundervollen Lande seinen nur ihm eigenen stimmungsvollen Reiz.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 25. Dienstag, den 1. März, Abends. 1898.

Die Mode und die Frauen.

Ueber die Verschiedenheiten und Schwankungen des Geschmacks bei den Frauen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage wäre ein interessantes Buch zu schreiben. Es müßte hier allerlei in Betracht gezogen werden, die „Mode" im weitesten Sinne des Wortes, also nicht blos die der Kleidung und des Mobiliars (letzteres bis auf die Nippsachen herunter), sondern auch gar sehr die der Lecture. Ob nur oder überhaupt Romane? Ob Dramen, und welcher Gattung? Lust- oder Trauerspiele? Ob auch die süßen Klänge der Lyra das Frauengemüth und den Frauenverstand beschäftigen, sind sieben keineswegs unwichtige Fragen. Bekanntlich glaubte man früher — und glaubt es zum Theil heute noch — für Alles, was Mode heißt, bei den Franzosen in die Schule gehen zu müssen, jedenfalls wird, wer dem Wechsel der Mode nachgeht und ihren Zusammenhang mit dem herrschenden Geschmack und den Anschauungen der Zeit erkennen will, sich vorzugsweise bei den Franzosen, d. h. den Französinnen umzusehen haben, und man wird es begreiflich finden, daß die folgende Schilderung sich zum Theil eng an französische Darstellungen dieses Themas anschließt. Daß die Frauen — sollen wir sagen die armen Frauen? — Sklavinnen der Mode sind, ist eine Wahrheit, die man ihnen, ohne die Galanterie zu verletzen, ins Gesicht sagen darf. Aber wo ist die Heimstätte, wo sprudeln die Quellen dieses Stromes, den man Mode nennt? Keiner hat sie je gesehen, sie sind unserem Auge verhüllt. Wohl aber sehen wir eines Tages plötzlich den Strom an uns vorbeifluthen, wir sehen die Frauen, ohne daß sie es miteinander vereinbart haben, den gleichen Hut, den gleich geformten Rock, die gleichen Stoffe tragen. Und nicht nur das: sie zeigen auch in ihrem Benehmen, ihren Sitten, ihren äußeren Gewohnheiten den gleichen „Schnitt". Sie schwärmen für denselben Schriftsteller, denselben Componisten, denselben Maler. Dann kommt der Wechsel; ein anderes Bild erscheint — aber auch jetzt sind die Frauen einig. Dieser Einmuth in Mode und Wechsel ist nichts Zufälliges; er entsteht aus dem Zusammenwirken einer Reihe von Begebnissen und Umständen und unter diesen spricht die Literatur, spricht sogar die Politik ein wichtiges Wort. Eben dafür liefert Frankreich den greifbarsten Beweis. — Werfen wir einen raschen Blick auf die letztverflossenen anderthalb Jahrhunderte. Zur Zeit Ludwig's XIV., so lange er als „roi Soleil" in seiner Machtfülle dastand und in Europa den Ton angab, herrschte auch in der Kleidermode die Fülle, das heißt der Schwulst, der sich mit steifer Grandezza, in mächtigem Kopfschmuck (man denke an die sogenannten Fontanges!) und allerlei Ausbauschungen der Gewandung manifestirte. Frauen (und Männer!) polsterten sich; auf die stärkste Schwellung ihrer Rückseite befestigten sie eine Ausladung von einer Größe, daß ein Knabe bequem darauf hätte reiten können! Dies änderte sich jedoch in der zweiten Periode, als die „Sonne" sich dem Untergang zuneigte. Der König hatte seinen weltlichen Hoch- und Uebermuth in resignirte Frömmigkeit verwandelt, und dem entsprechend herrschte nun die Mode der verhüllenden frommen Demuth, die Ausladungen machten engeren Formen Platz und den oberen, ungescheut zur Schau getragenen Ausschnitt verhüllte ein umgeschlungener Spitzenshawl. Nach dem Tode des Königs jedoch, als das Serailleben wieder, und zuchtloser als je, in Schwung kam, verschwand jede Scham, besonders bei den Frauen, das „Unverhüllte" war wieder Hof- und Tagesordnung. Eine Incarnation dieser Unsitte in Tracht und Leben war die berüchtigte Pompadour, eine in allen Lüsten geschulte beauté du diable — und doch noch züchtig im Vergleich zu der unflätigen Dubarry. Wahre Monstra von Reifröcken in allen Formen tauchten jetzt auf und bildeten durch ihre Unnatur einen häßlichen Contrast zu der frechen Preisgebung der Natur in den oberen Körpertheilen. Die Damen trugen Frisuren von einer Mächtigkeit, welche sie zuletzt zwang, im Wagen zu knien, um den kostbaren Bau von der Künstlerhand Léonard's oder Lefèvre's zu schonen; sie trugen Schönpflästerchen (mouches) in Gestalt von Herzen, Sonnen und Sternen, womöglich mit Brillanten eingefaßt. „Alle diese »Herrlichkeiten« aber verschwanden nun wieder, mit dem alten Régime, in der ersten Zeit der Revolution und des Terrorismus; wo die Köpfe so unsicher auf dem Halse waren, schien es unnöthig, den »Coiffuren« so große Sorgfalt zuzuwenden, und auch sonst schien es gerathen, keinen Luxus zu treiben. Als jedoch das Gesellschaftsleben wieder begann und die schönen Frauen von Neuem das Scepter der Anmuth, wenn auch nicht der Weiblichkeit, ergriffen, da begann die Mode wieder ihre Herrschaft. Frau Taillien, die Gattin des Präsidenten des Wohlfahrtsausschusses, hatte den Anfang mit jener antikisirenden Tracht gemacht, das Haar nach griechischer Mode ungepudert in einen Knoten verschlungen, durch ein Kleid aus sehr, sehr leichtem Stoff, welches so viel als möglich enthüllte, ihre Reize in das schönste Licht gestellt. Da auch ein Schlitz eines der Beine, welche mit fleischfarbenen Tricots bekleidet waren, frei ließ, und statt der Schuhe Sandalen trug, so glaubte man sich der Natur ganz genähert zu haben. Später kam die Mode der „Merveilleuses" in Schwung, auch von der Taillien erfunden: lange, eng anschließende Röcke, weiß oder roth mit Palmen gestickt. Die Pariser Mode wurde mit verschiedenen Aenderungen allmälig auch in Italien und Deutschland angenommen. Doch hielt man sich hier mehr in den Grenzen des Anstandes, am längsten erhielten sich die älteren Formen in England." (Nach O. v. Leixner „Unser Jahrhundert" 5, S. 119 ff.) — Wir versetzen uns, kurze Zeit nach dem Regiment des „Schreckens", nach Paris. Die Guillotine ist stille gestellt. Alles fühlt plötzlich einen übermächtigen Drang zu leben. Das neu geschaffene Geschlecht von reichen Leuten entfaltet einen unsinnigen, aber desto sinnlicheren Luxus. Die Frauen hüllen sich in womöglich noch durchsichtigere Gewänder und glitzern von Juwelen und Kleinodien. Die Liebeslust schlägt gewaltige Wellen, aber es ist keine Liebe des Gefühls, sondern die physische, die leichtfertige genußsüchtige Liebe. Auf den Straßen tollt sich die zügellose Freiheit, auf den öffentlichen Bällen schwingt der Skandal das Scepter. Die hohen Beamten, die mächtigen Würdenträger wetteifern in Sittenlosigkeit und Verschwendung. Die ganze Gesellschaft taumelt wie berauscht in einem tollen Wirbel von Vergnügungen und Genüssen. Die galanten Phrynen lassen keine Schwermuth aufkommen; wo sie den Ton angeben, da säuseln keine idyllischen und sentimentalen Romanzen, sondern die lustigen Schnurren und Lieder eines Désaugier und die ausgelassenen eines Béranger, da sitzen jene Damen mit ihren prächtigen weißen Zähnen hinter einem flotten Souper im Luxembourg und knallen die Champagnerpfropfen. Indessen — jede Tollheit hat ihre Zeit und muß einmal aufhören. Das Directorium macht dem Kaiserthum Platz und dieses bringt wieder neue Sitten. Der Luxus der höheren Stände nimmt weniger grelle und augenfällige Formen an, er entfaltet sich mehr im Innern des Hauses als draußen, es blüht auf dem Grunde einer gewissen Intimität das Salonleben. Statt sich an gemeinen Orten zu zeigen und ihre nur schwach verhüllten Reize den Augen der Menge bloß zu stellen, richten sich jene Frauen bei sich zu Hause auf ihre „Empfangstage" ein und suchen ihr Interieur mit kostbaren Teppichen und Möbeln zu schmücken. Die einen drapiren sich à la romaine, und da muß natürlich auch was sie umgiebt „römisch" sein: die Betten, Stühle, Teppiche, der ganze Zierrat, die bronzenen Lampen, die Alabastervasen — andere haben eine Passion für das Türkische und umgeben sich

mit türkischen Modeartikeln, legen Turbane um das Haupt und hüllen sich in ein langes Schleppgewand, vor Allem aber sind sie auf Juwelen bedacht, sie gleichen wandelnden Schaufenstern: an jedem Finger Diamanten, um den Hals Ketten von massivem Gold und Perlbänder, an den Armen kostbare Spangen, an den Roben Dutzende von Edelsteinen, die im Widerglanz der Kronleuchter blitzen. Auf diese prunkende Pracht muß aber wieder eine Reaction folgen. Die Frauen der Restauration geben sich alle Mühe, denen des Kaiserreichs nicht zu gleichen, sie affectiren ein übertriebene Bescheidenheit und Schamhaftigkeit; ihre Zurückhaltung grenzt an Unnatur. In gleichem Maße wie die Kleidung sich vereinfacht, verfeinert sich der Conversationston. Die Herrschaft der Soldatesca ist zu Ende, an deren Stelle tritt nach und nach die Literatur. Lamartine veröffentlicht seine „Méditations" und die Schönen fangen an zu seufzen und zu schmachten. Sie sehen träumerisch zu den Sternen empor, girren wie die Täubchen und versenken sich in süße Melancholie. Jede hält ihren „Dichterhof", am Abend werden Verse recitirt oder Dramen gelesen oder die Theorien der bereits auftauchenden Romantik besprochen. Der berühmteste und gediegenste dieser Salons war der der Madame Ancelot, wo die erlauchtesten und die erleuchtetsten der damaligen Geister ein- und ausgingen. Diese Frau hat bei Allen, die sie kannten, das angenehmste Andenken hinterlassen. Mit wunderbarem Takt begabt, waltete sie wie eine Fee inmitten des Getriebes der Eitelkeit und der Eifersucht. In ihr war der Typus der wahrhaft gebildeten, verständigen Frau vollkommen ausgeprägt, sehr verschieden von dem des „Blaustrumpfes", und sie bewährte ihren Takt unter einer bisweilen sehr wunderlichen Umgebung. Die Romane Walter Scott's und in noch höherem Grade die des Dichterlords Byron hatten in vielen Gemüthern eine krankhafte Ueberreizung erzeugt. Das Gefühl wurde überspannt, die Phantasie überhitzt. Eine verschämte Ziererei galt für die höchste Blüthe des guten Tones. Man sah danach in der „feinen Gesellschaft" eine Menge bleicher, von innerlichen Stürmen durchtobter Gestalten, die unter der Wucht eines inneren geheimnißvollen Leidens gebeugt schienen, deren Blicke unstät umherirrten; die Blässe galt für den edelsten Ausdruck „vornehmer Gefühle".... Mit Louis Philipp's Thronbesteigung ändert sich mit einem Mal die Scene. Das Seufzen und Klagen verstummt, die „gebrochenen" Existenzen verschwinden von der Bühne. Die Frau erwacht aus ihrer Träumerei und stemmt die Hände gegen die Hüften, sie trägt Reitstiefel, schwingt die Reitpeitsche, stülpt einen federbesetzten Filzhut auf, raucht Cigaretten und tritt mit Geräusch und klingendem Schritt auf den Schauplatz — als sogen. Löwin. Diese Löwin von 1840 ist nicht brustleidend — o nein! Sie ißt nach englischer Manier blutiges Roastbeef, trinkt ganze Gläser Wachholderliför und kennt nur einen Cultus, den der physischen Kraft. Sie beurtheilt die Männer nach der Stärke ihrer Muskeln, nicht ihres Geistes. Sie liest wenig, giebt sich aber dafür umsomehr Bewegung. Mit dem frühesten Morgen läßt sie ihre dienstbaren Geister, Kutscher und Reitknecht kommen und ertheilt ihnen ihre Tagesbefehle. Dann zieht sie ihr Amazonenkleid an, das, nach den Forderungen der Mode, mit reicher Passementerie und Schnüren verbrämt und an jedem Knopf mit kleinen Schellen behangen ist, zieht ihre Stulphandschuhe, wie sie früher die Ritter trugen, an und begiebt sich, ihren „Groom" hinter sich, in die Halle der „Taubenschützen". Hier läßt sie sich einen Carabiner geben, schießt ein Dutzend Tauben herunter, wirft dem diensthuenden Zeugwart einen Louisd'or zu, steigt zu Pferde und rast mit ihrem Vollblut-Mecklenburger in den Schatten des „Boulogner Wäldchens". Hernach jagt sie nach Paris zurück, wo ihr Fechtmeister auf sie wartet. Diese Beschäftigungen haben ihr Appetit gemacht, und sie hat ihre Mahlzeit wohl verdient! Nach Tische erscheint sie einen Augenblick in ihrer Loge, entweder in den „Bouffes" oder im „Théatre des Italiens" und kehrt schließlich in ihre Wohnung in der Chaussée d'Antin mit einigen Freunden, die sie zum Souper geladen hat, zurück..... Am folgenden Morgen erneuert die „Löwin" diese ihre betäubende Existenz und darf sich mit Genugthuung sagen, daß sie ganz Paris in Staunen versetzt hat! — Zwanzig Jahre später, unter dem zweiten Kaiserreich, neuer Wechsel. Die „Löwinnen" sind von der Bildfläche verschwunden, eine andere Rasse tritt an ihre Stelle, — die „Cocotten" und „Cocobetten". Die Cocotte ist ein Frauenzimmer ohne Geist und Intelligenz, welche ohne Scheu ihren unverschämten Prunk unter dem nachsichtigen Auge der Polizei entfaltet. Die Cocobette ist die verheirathete Frau ohne geordnetes Hauswesen, die theils aus Langeweile, theils aus Hang zum Müßiggang, theils aus instinctiver wilder Genußsucht das Treiben der Cocotte nachahmt. Und dieser Taumel erfaßt nun auch die vornehmen Gesellschaftskreise. „Es lebe die Freude!" lautet die allgemeine Losung. Die Classe der höheren Staatsbeamten steht hierbei im Vordergrunde. Die Damen der Würdenträger, die Gesandtinnen besuchen die Winkeltheater und berauschen sich an den Frivolitäten der Operette. Man läßt die frechsten Komödiantinnen und Sängerinnen aus den „Cafés chantants" kommen. Noch mehr: Man ahmt sie nach, man copirt ihre Haltung, ihren Gang, ihr Benehmen, die Art zu sprechen und ihren Jargon, ihre Articulation, kurz, alle ihre „Eigenheiten". Eine Prinzessin (Mathilde) scheut sich nicht, sich im halbnackten Costüme der „Salammbo" (aus Flaubert's Roman) zu zeigen; die Gräfin Metternich wagt es, sich in einen Droschkenkutscher zu verkleiden und vor dem Kaiser stark angesäuerte Couplets zu singen, Frau v. Castiglione erscheint in einer fast durchsichtigen, an alle ihre Glieder sich enganschmiegenden Tunica, und die hübschen Kammerzofen der Kaiserin stellen die berühmte Gruppe von Copeau, „die fünf Welttheile" dar, wo die „Natur" nichts zu wünschen übrig läßt. Ein andermal wird, von den gleichen Damen, ebenfalls in wünschbarster Natürlichkeit, die „Geburt der Venus", und die „Jagd der Diana" dargestellt.... Solche Schaustellungen können unschuldig sein, sie verrathen aber immerhin einen bedauerlichen Geschmack am Veranstalten weltlicher Vergnügungen und eine beklagenswerthe Tendenz zum Bedenklichen, ja Gemeinen. Man braucht nicht so weit zu gehen, darin die Ursachen zum Sturz der Kaiserherrschaft zu erblicken, aber man darf doch sagen, daß das von oben herab gegebene Beispiel nicht dazu beitrug, den Respect vor dem Kaiserthum zu vermehren. — Und die Frauen von heute? Wir lassen einen Franzosen sprechen: „Ich war auf diese Frage gefaßt. Mein Gott, ich will ja meine Landsmänninnen und Zeitgenossinnen nicht verleumden, aber sagen muß ich doch, daß sie zahlreiche Sünden auf ihrem Gewissen haben. Allerdings gilt dies nicht von den Frauen unserer arbeitsamen Mittelclassen, deren Haltung durchaus ehrbar und deren Sittlichkeit untadelig ist, sondern es ist an die Adresse jener Müßiggängerinnen gerichtet, die von der Frivolität leben, jener Weltdamen, die sich mit dem Bewußtsein schmeicheln, die »Vortänzerinnen im großen Cotillon« zu sein, die bei allen Hauptproben und ersten Aufführungen von Theaterstücken anwesend sind, alle Moderomane lesen und sich an den Tagen, wo sensationelle Prozesse verhandelt werden, in den Gerichtssaal drängen. Diese Damen, wenn sie wenigstens den »Heldinnen« der Madame Gyp und des Hrn. Bourget gleichen, mögen ja weniger anspruchsvoll sein, als die Poëtinnen von Anno 1830, weniger frech als die Modedamen des Directoriums, weniger theatralisch als die Hofdamen des dritten Napoleon, aber jedenfalls sind sie nicht weniger eitel als die Cocobetten des zweiten Kaiserreichs und wenigstens ebenso verdorben und lasterhaft. Vergessen wir nicht, daß seit einem Vierteljahrhundert das Morphium, von dem man früher nichts wußte, und die Preßfreiheit »erfunden« worden sind, welch letztere das Gift der entnervenden Lectüre verbreitet hat, ferner das Repertoire einer Yvette Guilbert, wo der Schlamm und Schmutz der gemeinsten Instincte zugleich mit dem Pessimismus, der sich in unsere Adern einschleicht und unsere Energie knickt, aufgewühlt wird — lauter Elemente der Zerstörung und Zersetzung, lauter Einflüsse, die unsern natürlichen Hang zum Sinnengenuß weiter entwickeln, lauter Gegenstände der Besorgniß für den Denkenden, der sich nicht von Illusionen nährt." Was wird die Zukunft bringen? Wohin steuern wir? Was wird das XX. Jahrhundert aus der „Frau" machen? Keiner kann es sagen, aber Eins ist jetzt schon sicher: Die Bewegung, die nun schon seit Jahren zu Gunsten der Frauen ihre Wellen schlägt, kann nicht mehr zurückgestaut werden, und die Frauen werden nicht blos das Regiment im Reiche der Sitte und der Mode, wie bisher, führen, sondern es wird Manches, was ihnen in der Familie und in der Gesellschaft bisher blos instinctiv und gewohnheitsmäßig überlassen war, früher oder später auch rechtliche Sanction erhalten. Mit andern Worten: Die bürgerliche Gesellschaft und das weibliche Element werden sich in Zukunft noch mehr und inniger durchdringen, als es bisher der Fall war, und es wird beider Verdienst sein, wenn man beide für gut, beider Schuld, wenn man beide für verdorben halten muß.

Basel. J. Mähly.

Bücherbesprechungen.

— A. T. Mahan, Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. Erster Band 1660—1783. In Uebersetzung herausgegeben auf Veranlassung der Redaction der Marine-Rundschau. Zweite Auflage. Berlin 1898, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. XIX, 544 S. 8°. ℳ 10. A. T. Mahan, Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. 1783—1812. Die Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs. Auf Veranlassung des Ober-Kommandos der Marine übersetzt von Batsch, Vice-Admiral à la suite des Seeoffizierkorps der Kaiserl. Marine. 2. und 3. Lieferung. Berlin 1898, E. S. Mittler und Sohn. S. 49 bis 144. — Das Werk des amerikanischen Seemannes, das uns hier vorliegt, ist bereits im Jahre 1889 erschienen; es ist bezeichnend, daß Jahre vergangen sind, bevor man in Deutschland darauf aufmerksam wurde, daß sich dann aber zwei Auflagen schnell gefolgt sind. Der Einfluß des Seewesens auf die allgemeine und insbesondere auf die politische Geschichte ist bisher durchweg zu wenig beachtet worden; in der Geschichte Deutschlands, wo dieser Einfluß erst in unserer Zeit schärfer hervorzutreten beginnt, ist dies völlig begreiflich, aber auch in der Geschichte Englands und der romanischen Nationen hat die maritime Politik im Zusammenhange mit der Gesammtgeschichte des Volkes bisher weniger Berücksichtigung gefunden, als sie verdient. Den Historikern fehlten eben die nöthigen nautischen Kenntnisse und den seemännischen Fachleuten, die sich mit der Geschichte des Seewesens und insbesondere des Seekrieges beschäftigt haben, die allgemein-historische Bildung, die sie in den Stand gesetzt hätte, den Zusammenhang der Vorgänge, die sie behandelten, mit der Gesammtpolitik der Nation zu verstehen. In Mahan nun finden sich die Fachkenntnisse des Seeofficiers, der politische Blick des Staatsmannes und vielseitige geschichtliche Kenntnisse so glücklich vereinigt, daß er in jeder Hinsicht befähigt war, die Bedeutung des Seewesens in der Weltgeschichte nicht blos in allgemeinen Umrissen anzudeuten, sondern bis in's Einzelne zu verfolgen. So ist ein hochbedeutsames Werk entstanden, das eine neue Aufgabe gestellt und gelöst hat und in der That eine Lücke in unserer geschichtlichen Literatur schließt. Mahan hat sich Mühe gegeben, sein Werk auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, er hat technische Ausdrücke möglichst vermieden und strebt nach anschaulicher Darstellung. Immerhin ist das Buch keine leichte Lectüre; wer es mit Nutzen lesen will, muß es sehr eingehend und vor Allen stets mit der Karte in der Hand studiren. Nach einer Einleitung, die auf die dauernde Bedeutung der Lehren der Geschichte für die Seekriegführung trotz der durch die Fortschritte der Technik bedingten wesentlichen Aenderungen hinweist, und einer Besprechung der Elemente der Seemacht und der allgemeinen Bedingungen, die die Seegeltung beeinflussen, setzt das Werk mit dem Jahre 1660 ein, wo die Segelschiffsperiode mit ihren unterscheidenden Merkmalen bereits begonnen hat, und schließt mit dem Ende der amerikanischen Revolution 1783. Holland und Spanien, hauptsächlich aber England und Frankreich stehen im Vordergrunde; der Schauplatz der Ereignisse ist überaus weit: er reicht von Ostindien bis zu den amerikanischen Gewässern. In stetem engen Zusammenhange mit der allgemeinen politischen Geschichte werden die Entwickelung der Seemacht der verschiedenen Völker und vor Allem die Seekriege in eingehender Weise dargelegt; jeder irgendwie beachtenswerthen Seeschlacht ist eine sorgsame, meist durch Pläne erläuterte Specialuntersuchung gewidmet, die mit einer klaren Zusammenfassung der aus ihr zu folgernden allgemeinen Lehren schließt: wie überhaupt der Verfasser keineswegs blos zu erzählen, sondern zugleich — namentlich seine eigene Nation — praktisch zu belehren bestrebt ist. Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir versuchen, den Inhalt der verschiedenen Abschnitte des Buches auch nur in allgemeinen Zügen anzudeuten. Sollen wir ein wesentliches Gesammtergebniß angeben, so ist es vielleicht das, daß entscheidende Wirkungen niemals durch den bloßen Kreuzerkrieg, so wichtig er auch unter Umständen ist, erzielt worden sind, sondern daß es stets vor Allem auf die Beherrschung des Meeres, die nur durch eine starke Schlachtflotte möglich ist, ankommt. Wer sich über die Bedeutung der Marine für die geschichtliche Stellung der Völker ein selbständiges Urtheil bilden will und vor ernsten Studien nicht zurückscheut, dem kann das Buch Mahan's auf das Angelegentlichste empfohlen werden. — Von dem zweiten, die Jahre 1783—1812 umfassenden Bande, dessen 1. Lieferung wir an dieser Stelle bereits angezeigt haben, liegen zwei weitere Lieferungen vor, die den Zustand der Flotten und die allgemeinen politischen und strategischen Verhältnisse und Ereignisse des Jahres 1793, ferner Westindien 1793—1810, endlich sehr eingehend den Seekrieg zwischen England und Frankreich im Mai 1794 und die Schlacht am 1. Juni (etwa 400 Seemeilen westlich der Insel Ouessant) behandeln. —m—

— An die Politiker. Auch ein Wort zu den Wahlen von Dr. W. Bode. Hildesheim, Selbstverlag. 1898. — Das Schriftchen bezweckt ausschließlich den Kampf gegen die Trunksucht. Manches hat uns wohl gefallen, z. B. der Gedanke, für die Kutscher und Dienstleute an den Bahnhöfen Kaffeestuben mit Heizung für den Winter zu errichten. —tg—

— Betrachtungen zur Vorbereitung für die Reichstagswahl. Von Redacteur M. Hartmann. Marburg, Selbstverlag. 1898. 15 ₰, in größeren Partien 10 ₰ das Stück. — Die Schrift ist von echt deutscher Gesinnung eingegeben, schildert kurz und im Ganzen treffend die heutige politische Lage und wenn sie auch gerade nichts Neues bietet, so ist doch zu wünschen, daß sie in weiten Kreisen der Wähler gelesen werde, wozu auch der sehr billige Preis sie geeignet erscheinen läßt. —tg—

— Psychologische Skizzen zur Einführung in die Psychologie von Dr. Ferdinand Burckhardt, Schulrath in Löbau. Löbau, J. G. Walde. — In zweiter mehrfach erweiterter Auflage erscheinen Burckhardt's „Psychologische Skizzen" lieferungsweise im Buchhandel. Skizzenhaftes hat das Werk nicht viel an sich. In ruhigem Fortschritt und bei beständiger Bezugnahme auf vorher Erläutertes baut der Verfasser ein wohlgeordnetes Gebäude der Psychologie auf, das weit mehr ist als ein Unterkunftshäuschen für solche, die nur einen flüchtigen Besuch auf dem Gebiete der Seelenlehre machen wollen. Burckhardt steht auf Herbart'schem Boden: aber es ist des Meisters scharfsichtige Behandlung des in der Erfahrung Gegebenen, nicht dessen starre Vorstellungsmechanik, die der Nachfolger festgehalten hat. Da, wo der Verfasser etwas schematisch darstellt, dem System zu liebe vielleicht zu sehr nivellirt (I, 58), kann das ebensowohl aus dem Lehrzwecke seines Buches wie aus seiner Stellung zu Herbart fließen. Schulbefangenheit ist ihm auch sonst nicht eigen; man sieht dem abgeklärten, vorsichtigen Urtheil an, wie Burckhardt den verschiedenen Systemen liebevoll nachgegangen ist, von allen Seiten her das wissenschaftlich Gesicherte genommen hat. So finden namentlich die Ergebnisse der psychophysischen Forschung Beachtung, die Resultatsätze durch Anführungen aus den Werken unserer Denker und Dichter classischen Ausdruck. Was aber dem Werke seinen eigenartigsten Vorzug bereitet, ist der Umstand, daß es durchaus praktische Psychologie giebt. Ein besonderer Abschnitt zeigt dem Leser jedesmal, welche Maßregeln zunächst der Lehrer aus der ebengewonnenen psychologischen Einsicht ziehen kann. Für werdende Lehrer ist das Buch ja auch zunächst geschrieben. Aber wie in unseren Tagen eine Menge Erziehungsfragen sich immer mehr ins öffentliche Interesse drängen, so erweitert sich auch im vorliegenden Buche manches Problem der Schule zur Frage der Volkserziehung und Menschenbildung überhaupt. Und deshalb ist Burckhardt's Buch nicht nur dem Theologen und Lehrer zu empfehlen, der im praktischen Leben draußen seine Psychologiekenntnisse anwenden möchte, sondern dem Gebildeten überhaupt, der sein Urtheil über Menschen und Verhältnisse begründen will auf den Erkenntnissen einer vorsichtig vorgetragenen Seelenlehre. Dr. Grimm.

— Kommt, laßt uns unsern Kindern leben! Beiträge zu den Aufgaben der Erziehungsvereine und Versuche zu deren Verwirklichung. Im Auftrage des Schrebervereins der Ostvorstadt zu Leipzig herausgegeben von Karl Teupser. Leipzig, im Selbstverlag des Schrebervereins der Ostvorstadt, 1898. — Kommt, laßt uns unsern Kindern leben! Das klingt so köstlich und traulich, es wird uns warm um's Herz bei solchem Wort. Aber wenn man sich die Sache recht überlegt, enthält der Spruch denn doch eine gewaltige Uebertreibung und geht zu weit. Gewiß giebt es Eltern, die für Gott weiß welche Nichtigkeiten und eitle Gesellschaftsfreuden, und andere, die für die Kneipe Zeit in Hülle und Fülle haben und darüber ihr eigen Fleisch und Blut vernachlässigen. Bei solchen mag die Mahnung wohl am Platze sein, sich mehr um ihre Kinder zu kümmern. Freilich bei denen wird sie auch am wenigsten helfen. Aber die große Masse des breiten Mittelstandes hat im Durchschnitt doch einmal in erster Linie Pflichten in

Amt und Beruf zu erfüllen. Der Vater muß zu allererst dafür sorgen, daß die wirthschaftlichen Bedingungen zum Gedeihen des Hausstandes gegeben sind. Solch ein Vorbild fleißiger und treuer Arbeit ist, dünkt mich, noch ein gut Stück mehr werth, als das Spielen mit den Kindern. Man verstehe uns nicht falsch! Die redlichen Bemühungen der Schrebervereine, unserer großstädtischen Jugend Spielplätze zu erhalten und sie dort zu unterweisen in den alten guten, halb oder ganz vergessenen Spielen, haben volle Berechtigung und verdienen alles Lob und lebhafte Unterstützung. Nur gegen manche Einzelheiten im Spielbetrieb, so z. B. gegen den Firlefanz der Exercirschulen, die sicher mehr der Eitelkeit Vorschub leisten, als der Körperbildung dienen, haben wir Einwendungen. Und namentlich der süßliche Beiklang ist uns peinlich, der sich schon den Darlegungen über die Wichtigkeit des Kinderspiels und seine rechte Leitung, aber auch den Spielen selbst und den dabei gesungenen Versen vielfach beigesellt. Dieser Ton fehlt auch in diesem Hefte nicht ganz, das von dem Leben und Treiben eines Leipziger Schrebervereins ein buntes Bild entrollt. Im Uebrigen soll gern anerkannt werden, daß das Büchlein auch manche Anregung enthält, für die man dem Herausgeber zu Danke verpflichtet ist.

R. B.

— Ein Kampf um Rom. Historischer Roman von Felix Dahn. Ersten Bandes erste Lieferung. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, 1898. VIII, 112 S.; 8°. Preis 1 ℳ. — „Ein Kampf um Rom": welche Fluth der schönsten Erinnerungen beschwören doch diese Worte in mir herauf! Statistisch nachgewiesen, war ich während meiner Gymnasiastenzeit der eifrigste Benützer der Schülerbibliothek. An der Kreuzschule herrschte damals (hoffentlich auch heute noch) die Sitte, daß die Abiturienten je nach den Mitteln ihrer Herren Väter der Gymnasialbibliothek aus Dankbarkeit und zur Erinnerung ein gutes Buch vermachten; dadurch kamen die nachfolgenden Generationen allmälig in die glückliche Lage, über einen reichen Bücherschatz zu verfügen. Und ich konnte mich rühmen, fast jede irgendwie bedeutende Erscheinung gelesen zu haben. Aber kein einziges Werk hat mich damals so gepackt, keins habe ich so verschlungen, wie Dahn's „Kampf um Rom". Wenn ich die nachhaltige Wirkung, die diese vier Bände auf meine empfindliche Jünglingsseele gehabt haben, in Gedanken mit der vergleiche, die Sudermann's „Teja" (der „Morituri" erstes Drittel) nicht ausüben konnte, dann klafft ein himmelweiter Unterschied: dort erwärmt bis ins innerste Gemüth, hier kalt bis ans Herz hinan. Daran ist nicht etwa blos der Unterschied der Jahre schuld: auch den älter Gewordenen fesseln die „Söhne des Herrn Budiwoj", die deutschen Witigonen und ihre tragischen Geschicke, außerordentlich; und Sudermann's „Fritzchen", das Gegenstück zum „Teja", muß Alt und Jung tief ergreifen. Also wird es doch wohl an der Art der Darstellung liegen. Ich weiß auch, daß mir's nicht allein so geht. Darum wird das von Breitkopf & Härtel soeben angekündigte und geschickt eingeleitete Unternehmen, Felix Dahn's poetische Werke in einer Neuausgabe (in 75 Lieferungen zu 1 ℳ oder 21 Bänden, die gebunden 96 ℳ kosten) erscheinen zu lassen, auf starke und stärkste Theilnahme rechnen dürfen. Innerhalb dieser Gesammtausgabe bildet „Ein Kampf um Rom" den 6. bis 8. Band; die vorhergehenden 5 werden von den Erzählungen „Die Bataver", „Julian", „Bissula", „Attila", „Felicitas" und „Chlodovech" eingenommen. Keine Frage, daß der kluge Gedanke, die neue Auflage nicht mit den „Batavern", sondern mit dem Werke zu beginnen, das Dahn's Ruhm als eines gründlichen Kenners der deutschen Volksseele und eines Meisters der erzählenden Dichtung begründete, dem Unternehmen noch mehr Abnehmer gewinnen wird, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Den Romanen werden vom 16. Band an die Gedichte, Dichtungen, Trauer-, Schau- und Lustspiele sowie die Operndichtungen folgen, so daß man nach zwei Jahren den ganzen Dichter sein eigen nennen kann. Einzelne Bände oder Lieferungen werden nicht abgegeben; eine an sich bedauerliche Einschränkung, die man freilich bei der Hirzel'schen Neuausgabe von Gustav Freytag und den „Sämmtlichen Werken" anderer Verleger ebenfalls findet. Na, dann helpt dat nicht.

Ut.

— Einst und heut. Gedichte von Ernst Schrader. Leipzig, Verlag von Eduard Avenarius, 1898. Preis 1 ℳ 80 ₰. — Dr. Luther sagt: Singen ist die beste Kunst und hat Nichts zu thun mit Gericht und Hadersachen. Sänger sind fröhlich und schlagen die Sorgen mit Singen hinweg. Auf einen großen Theil der heutigen Lyrik trifft diese Kennzeichnung wenig zu. Der Ton, den unsere Sänger am liebsten und am häufigsten anschlagen, ist der streitbare. Den Modernen scheint es am wohlsten zu sein, wenn sie in erbitterter Fehde mit ihren Gegnern herumhadern. Mich dünkt, bisweilen sind es sogar blos eingebildete Widersacher, auf die sie einhauen, und in dem Falle kaufe ich freilich ihren Heldenmuth nicht theuer. Am Uebelsten fahren unter den angegriffenen Feinden bekanntlich die Kritiker. Ein Recensent ist nach der Ansicht dieser selbstbewußten Kämpen ein aus Dummheit und Bosheit zu gleichen Theilen zusammengesetztes Wesen, die verächtlichste Gattung unter allen Sterblichen. Von solchen giftigen Geifern enthält die vorliegende Sammlung keine Spur. Ernst Schrader ist ein Sänger nach Dr. Luther's Herzen. Ein sonnig helles Dichtergemüth, eine wahre Erquickung in unserer Zeit der Kämpfe und der Klagen, singt in diesem Bändchen seine Lieder. Ein gottgesegneter Humor ist dem Sänger beschieden. Natürlich fehlt die Lust am Zechen nicht. Das wäre ja kein rechter deutscher Sänger, der nicht des Durstes Allgewalt kennte und die Waffen, ihn zu bezwingen. Aber auch die Trinklieder sind weit entfernt davon, in wüsten Bierulk auszuarten, in jene zweifelhafte Gattung von Witz, die heute leider so zahlreiche Vertreter hat. Ueberall sind die Grenzlinien des Maßvollen und Wohlanständigen sorgfältig innegehalten. Es ist ein beinahe unangefochtener Gemeinplatz, die Gegenwart habe für Lyrik keinen Sinn. Wahr daran ist, daß in dem wilden Hasten unserer Tage die Gelegenheiten immer seltener werden, mit der rechten hingebenden Versenkung den Stimmen der Sänger zu lauschen. Wir würden es aufrichtig beklagen, wenn auch diese Lieder unter der Ungunst der Zeit zu leiden hätten. Als Probe diene ein schlichtes Liedchen im Volksliedtone (S. 57):

Das alte Leid.

Ich hab im Schrank geborgen
Ein Herzlein von Granat.
Das ist am Sonntagmorgen
Mein allerschönster Staat.

Hier unter meinem Mieder
Da pocht es rasch und laut.
Warum doch nur der Frieder
So traurig nach mir schaut?

Die Mutter sagt, die Knaben
Sei'n alle schlechte Leut.
Ich will kein Schätzchen haben,
Nicht morgen und nicht heut.

Und Rosmarin und Nelken
Stehn auf der Fensterbank.
Die Blumen müssen welken,
Und ich bin sterbenskrank.

Das ist der größte Schade,
Daß ich kein Reiter bin;
Ritt als sein Herzkam'rade
An seiner Seite hin.

Wir wünschen der Sammlung eine recht warme Aufnahme und empfehlen sie Allen, in denen die Empfindung für echte Lyrik noch nicht erstorben ist, angelegentlichst.

R. B.

— Demetrio de Grazia, Demostene e i suoi Accusatori. Catania, Niccolò Giannotta. — Diese sorgfältige, höchst gewissenhafte Studie, die in Fachkreisen sicher Beachtung finden wird, hat zum Zweck eine genaue unparteiische Beleuchtung der Prozesse, die des großen Redners Leben verdüsterten und geeignet waren, ein entstelltes Bild seines Charakters auf die Nachwelt zu bringen. Das schwierige Beginnen, das Material zu ordnen mit Hinzuziehung der umfänglichen kritischen Literatur, die sich im Lauf der letzten 100 Jahre um den Namen des größten Redners des Alterthums gebildet hat, ist von dem als Kenner classischer Literatur rühmlichst bekannten Autor mit ebenso gediegener Sachkenntniß wie warmem Eifer unternommen worden, so daß man wohl annehmen darf, daß seine Untersuchungen einige neue Klarheit über den Gegenstand breiten werden. Von dem Jahr 362 v. Chr, mit dem die Hellenika des Xenophon abschließt, fehlen uns zeitgenössische Geschichtschreiber und wir sind daher auf die Redner der darauffolgenden Epoche als eine Hauptquelle historischer Kenntniß angewiesen. Es erforderte ein tiefes Eingehen, um bei der Gehässigkeit der Anklagen des Demosthenes den Parteistandpunkt zu entwirren und die nöthige Objectivität zu gewinnen, — ein feiner psychologischer Sinn muß hier zuweilen die Arbeit des Geschichtsforschers ergänzen. Wichtig war die chronologische Reconstruction der Reden, um aus diesen ein folgerechtes Gesammtbild der 33 Jahre politischen Lebens des Demosthenes zusammenzustellen. Dieses Lebensbild möglichst klar und vollständig unserem modernen Verständniß nahe zu bringen, ist dem Verfasser gelungen und dürfte sein Buch als eine werthvolle Ergänzung eines der geschätztesten Geschichtswerke aus jener Zeit, des „Demosthenes und seine Zeit" von Arnold Schäfer, allen Alterthumsfreunden willkommen sein.

Locella.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 26. Donnerstag, den 3. März, Abends. 1898.

Reisebilder aus Bosnien und der Herzegovina.

Wir kamen von Agram aus nach langer, theilweise nächtlicher Fahrt gerüttelt und geschüttelt gegen Mittag in Banjaluka, der zweitgrößten Stadt Bosniens, an. Als wir uns dann vom Kopf bis zum Fuß gewaschen haben und im Garten des Hotels „Bosna“, wo wir zur Nacht blieben, unter den schattigen Kastanien am Mittagstische sitzen, da fühlen wir uns wieder frisch und munter. Daß wir in Bosnien sind, tritt im Garten nicht hervor; eher glauben wir uns in einer österreichischen Provinzialstadt zu befinden; die österreichischen Beamten, die am Nachbartische ihr Mittagsmahl einnehmen, verkehren in deutscher Sprache mit einander; der Wirth und die Kellner sprechen deutsch, und ein Leierkasten sorgt dafür, daß die Tafelmusik nicht fehlt. Aber ein Gang durch die weit ausgedehnte Stadt, deren Häuser meist in Pflaumengärten stehen, läßt uns erkennen, daß sich in Banjaluka europäische und türkische Cultur vermischen. Kennzeichen der europäischen Cultur sind die Gebäude der Bahn, des österreichischen Militärs, der österreichischen Behörden, der verschiedenen Schulen, die Kirchen; ebenso zeugt ein Besuch der in einem geschmackvollen Gebäude untergebrachten Lesehalle vom Eindringen abendländischen Geistes; neben türkischen und serbisch-kroatischen Landeszeitungen liegen hier Zeitungen in deutscher Sprache aus, so die Neue Freie Presse, das Wiener Tageblatt, der Pester Lloyd; und selbst die Fliegenden Blätter haben sich, was im Grunde genommen kein Wunder ist, in der Lesehalle ihren Platz erobert. Auf die türkische Cultur weisen die durch ihre schlanken, spitzen Minarets auffallenden Moscheen hin. Am plätschernden Brunnen vor der Moschee nehmen Türken ihre Waschung vor, die sich bei einzelnen nicht nur auf Hände, Kopf und Füße, sondern zugleich auf das schmutzige Schuhwerk erstreckt. Erst nach der Waschung kann der Muhammedaner beten; gehört er zur strenggläubigen Richtung, so thut er dies täglich fünf Mal. Man mag über die Waschungen verschieden urtheilen, vom praktischen Standpunkte aus kann man es nur als ein großes Verdienst Muhammed's bezeichnen, daß er sie seinen Gläubigen vorschrieb und damit die Körperpflege derselben beeinflußte. Das Beten der Türken ist ganz verschieden von unserem Beten. Der betende Muhammedaner steht bald, Gebete murmelnd, aufrecht da und kreuzt die Arme über der Brust, bald kniet er nieder und berührt mit der Stirn den Boden, bald erhebt er sich wieder, um die Uebungen von Neuem zu beginnen. Einen fast packenden Eindruck machte es auf uns, als wir Türken in der Vorhalle einer Moschee gemeinsam beten sahen. Wir hatten erwartet, Unordnung vorzufinden, hatten uns aber geirrt; alle Bewegungen der Betenden erfolgten in musterhafter Uebereinstimmung. Wie eifrig der bosnische Muhammedaner seinen religiösen Vorschriften nachkommt, konnte ich während der Bahnfahrt mehrmals beobachten. Wenn der Zug fünf oder zehn Minuten Aufenthalt hatte, so sprangen gewiß einige Türken in Eile aus dem Wagen, wuschen sich eilig Gesicht und Hände am vorüberfließenden Bach oder am Brunnen, breiteten schnell ein Tuch oder den Mantel auf der Erde aus, wandten ihr Gesicht nach Osten, nach Mekka zu, verrichteten ihr Gebet und mußten wieder schnell in den Wagen springen, um nur noch mit fortzukommen. Ein anderes Merkmal türkischer Sitte bilden die türkischen Häuser, die wir sofort an den Holzgittern erkennen, die vor den Fenstern des Harems (des Frauengemachs) angebracht sind. Dazu kommen türkische Frauen, denen wir in den Gassen begegnen und die trotz des Eindringens moderner Cultur noch streng an der jedenfalls der Eifersucht der Männer entsprungenen Sitte festhalten, ihr Gesicht auf der Straße bis auf die Augen zu verhüllen. Einige, die uns von fern erblicken, treten in ein benachbartes Haus ein oder bleiben stehen, wenden uns, obgleich sie verhüllt sind, den Rücken zu und lassen uns erst vorüber, bevor sie weiter gehen. So streng wie hier, herrscht diese Sitte in ganz Bosnien. Wie oft fiel es uns auf, daß türkische Frauen, die auf dem Felde mit verhülltem Gesichte bei der Heu- oder Getreideernte halfen, uns sofort den Anblick ihres Rückens schenkten, wenn wir auf der Straße oder im Zuge vorüberkamen. Türkisch ist endlich auch der Bazar Banjalukas mit seinen niedrigen Häusern und hölzernen Läden, in denen feilgeboten wird, was die Bewohner der Stadt zu ihres Leibes und Lebens Nothdurft brauchen. Die Wanderung durch die Stadt war gewiß interessant, hatte uns aber auch die Hitze eines bosnischen Sommertages gehörig kosten lassen. Was freilich ein echter Bosniake ist, den kümmert die Hitze wenig. Vor dem Bezirksgericht stand einer, der einen kurzen, grauen Schafpelz übergeworfen hatte. Als ich ihn scherzweise durch einen Beamten fragen lasse, warum er heute an dem heißen Tage den Pelz trage, sagt er gutmüthig lachend: „Ich bin nicht so dick wie der Herr da; ich kann ihn vertragen.“ Mit dem Herrn meinte er mich; und da sein Vergleich zutraf, zeugt die Antwort jedenfalls von gutem Mutterwitz. — Am nächsten Tage Mittags 12 Uhr fuhren wir mit der Diligence (einer Art Equipage) durch das Thal des Vrbas, eines der landschaftlichen Glanzstücke Bosniens, nach Jajce (spr. Jaitze). Ein Wiener Geschäftsreisender mit dem nicht seltenen Namen Meyer, der für eine Wiener Firma „in Papier und Schreibmaterialien“ Bosnien bereist und dann Dalmatien und die Küstenstädte Griechenlands besuchen will, ist unser Mitpassagier. Auf ebener, breiter Landstraße geht es zur Stadt hinaus. Blauer Himmel und Sonnenschein sind unsere Begleiter, gegen die die Hitze des Tages und der auffliegende Staub nicht in Betracht kommen. „Da ist das Römerbad,“ meint unser Kutscher nach einiger Zeit und zeigt mit der Peitsche auf ein mit Kuppeln bedecktes Gebäude, dessen Entstehung die Alterthumsforscher in das 6. Jahrhundert versetzen. Die Römer, an deren Herrschaft und Aufenthalt in Bosnien noch heute Denksteine und Straßenspuren erinnern, haben hier heiße Quellen ihrem Lieblingsvergnügen, dem Baden, dienstbar gemacht. Ein anderes Bad in der Nähe einer Brücke ist zur Ruine verfallen, aus der eine warme Quelle hervorsprudelt. Hier fand man in den siebziger Jahren 600 Stück römische Münzen. Später zweigt die alte Straße nach Jajce ab, auf der bis vor ein paar Jahren der Verkehr zwischen Banjaluka und Jajce stattfand. Sie erreicht in großem Bogen bergauf bergab Jajce. Erst seit dem Jahre 1895 besteht die tadellose, kürzere, fast ohne jede Steigung dahinführende Straße durch das Vrbasthal. Nicht lange wird's dauern, ist wieder ein Fortschritt zu verzeichnen! Wie man uns erzählte, plant man eine elektrische Bahn von Banjaluka durch das Vrbasthal nach Jajce; unter dem Namen „Bosnische Elektricitäts-Actiengesellschaft“ ist kürzlich laut Zeitungsbericht in Wien mit einem Capitale von ca. 5 Mill. Mark (6 Mill. Kronen) eine Gesellschaft gegründet worden, die beabsichtigt, die im Bezirk Jajce vorhandenen Wasserkräfte zu elektrischen Zwecken zu verwerthen. Eine Zeit lang rollen öfter ächzend und knarrend schwer beladene Wagen an uns vorüber, die eichene Faßdauben, einen der wichtigsten Ausfuhrartikel Bosniens, nach Banjaluka zur Bahn transportiren. Aber als wir in die Thalenge kommen, wird es einsam auf der Straße. Nun erst erschließt sich die Großartigkeit und Pracht des Thales. Welch wildes Bild vor uns! Himmelhohe, graue, vom Sonnenlicht übergossene Felswände steigen schroff zu schwindelnder Höhe empor; nur an wenigen Stellen haben Bäume an den Wänden Wurzel schlagen können; oben am Rande heben sich

Kiefern vom Blau des Himmels ab; ein Raubvogel zieht seine Kreise über der Schlucht; die Straße ist durch Sprengungen den Felsen abgerungen worden; unten in der Tiefe zur Seite der Straße siedet, schäumt, gischt der über und zwischen Felsblöcken dahinströmende Vrbas. Unwillkürlich kommt uns der Gedanke an die „Via mala“ der Schweiz. Ein andermal gewähren die vom Grün der Buchen bekleideten Abhänge des Thales einen freundlicheren Anblick. Oder auf schwer zugänglichem Felsen erscheint die klotzige Ruine einer Burg, grau wie der Felsen, auf dem sie sich erhebt. An den Stellen, wo sich das Thal erweitert, haben sich Menschen angesiedelt; und weiße Häuser, gelbe Kornfelder, grüne Wiesen, Nuß- und Pflaumenbäume grüßen uns nach einsamer Fahrt. Ein paar Lastwagen und einige der kleinen landesüblichen Leiterwagen, mit kleinen, bosnischen Pferden bespannt und von Einheimischen besetzt, sind die einzigen Fahrzeuge, die wir unterwegs erblicken. Nach vierstündiger Fahrt gelangen wir nach Bočać, einem auf Regierungskosten erbauten, 43 km von Banjaluka entfernten Gasthaus, wo die Diligence eine halbe Stunde Aufenthalt hat. Bočać ist für Reisende mit hungrigem Magen eine Oase auf der wirthshauslosen, 73 km langen Strecke Banjaluka—Jajce. Der folgende Theil der Fahrt bietet wiederum eine Fülle bald großartiger, wilder, bald malerischer, lieblicher Bilder. Einige Tunnels und über den Vrbas gespannte eiserne Brücken, die wir passiren, und die Felsensprengungen an der Straße machen uns auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die beim Bau der Straße zu überwinden waren. Eine willkommene Abwechselung im Schauen bilden etliche Bosniaken zu Pferde, die in bunter Landestracht, den rothen mit dem Turban umwundenen Fez auf dem Kopfe, Opanken an den Füßen, im Schritt an uns vorbeireiten. Mancher der Reiter könnte wohl von seiner Tracht singen: „Schier dreißig Jahre bist du alt, hast manchen Sturm erlebt,“ und Nadel und Zwirn könnten ihm sehr gute Dienste leisten; aber malerisch ist der Anblick gerade dieser Gestalten doch. Weniger erfreulich wurde das Erscheinen eines Radfahrers, der auf der Straße nach Banjaluka zu radelte. Das eine der Pferde, ein furchtsames Thier, wurde infolge der ungewohnten Erscheinung scheu; und nur dem Umstande, daß es den Wagen nicht nach dem Abgrunde zur Linken zurückriß, sondern in den Straßengraben an einer Felswand zur Rechten, wo er stehen blieb, verdankten wir's, daß wir mit dem Schreck davon kamen. — Der Abend senkte sich nieder, als Jajce vor unseren Blicken auftauchte. Wenn der Sonnenschein darüber liegt, gewährt Jajce einen prächtigen Anblick; allein bei der Abendbeleuchtung erscheinen die Schindeldächer der Häuser so sammetschwarz, dazu krächzen die Krähen so laut über der Stadt, daß uns fast melancholisch zu Muthe wird, während wir uns der Stadt nähern. Man würde aber fehlgehen, wollte man von diesem Eindruck auf das Leben Jajces schließen. Vor Allem das wundervolle Stadtbild und der malerische Wasserfall der Pliva, dann die altersgraue Burg, die in den Zeiten der türkischen Eroberungskriege in Bosnien eine wichtige Rolle spielte, die Katakomben, die Franziskanerkirche, wo das Skelett des letzten, im Jahre 1463 von Türkenhand enthaupteten bosnischen Königs, das erst im Jahre 1888 gegenüber dem Plivafalle ausgegraben wurde, eine würdigere Ruhestätte fand, alle diese Sehenswürdigkeiten ziehen gegenwärtig zahlreiche Fremde nach Jajce. Das neue „Grand Hôtel“ entspricht allen Anforderungen der Reisenden und bietet selbst Gelegenheit, Ansichtspostkarten in die Heimath zu senden. Bei einem abendlichen Gange durch die Stadt treffen wir Petroleumlaternen auf den Straßen an, eine Einrichtung, die man während der Türkenzeit als unnöthigen Luxus betrachtete und deshalb nicht einführte. In einem Gartenlocale an der Straße, in das uns die Klänge des Donauwalzers hineinlockten, giebt eine aus zwei Damen und zwei Herren bestehende Musikantengesellschaft aus dem bekannten Preßnitz in Nordböhmen ihre Weisen zum Besten. Sogar ein paar Türken lassen sich im Garten nieder und trinken ein Glas Bier. Man sieht, Jajce steht im Zeichen der Entwickelung. Jedenfalls wird die Entwickelung dadurch günstig beeinflußt werden, daß die Stadt zum Sitz der bereits erwähnten Elektricitätsgesellschaft bestimmt ist. Für den geistigen Fortschritt der Bewohner Jajces sorgt vor Allem die in einem stattlichen Gebäude untergebrachte allgemeine Volksschule. Hier werden die Kinder der verschiedenen Confessionen des Ortes, also die Kinder der Muhammedaner, der Orthodoxen (Griechisch-Katholischen) und der Katholiken gemeinsam unterrichtet, während der Religionsunterricht getrennt ertheilt wird und zwar von dem Geistlichen der betreffenden Confession. Bosnien besitzt auch Schulen, die nur von Kindern eines Glaubensbekenntnisses besucht werden, allein den Zweck, die verschiedenen Confessionen einander näher zu bringen und die Muhammedaner in den Kreis europäischer Anschauungen hereinzuziehen, erfüllen nur die allgemeinen Volksschulen des Landes. Die Regierung ist daher bemüht, immer mehr Schulen dieser Art zu gründen; gegenwärtig bestehen 216. Die in Jajce zählte in diesem Jahre 174 Kinder, darunter 36 Mädchen und 54 türkische Knaben. Türkische Mädchen waren nicht unter den Kindern; doch wurde uns mitgetheilt, daß vom 1. September dieses Jahres an Knaben und Mädchen, die jetzt zusammen die Classen besuchen, getrennt werden und dann türkische Mädchen zur Schule kommen wollen. Die Schule zählt 4 Classen; die Schulzeit dauert im Durchschnitt vom 7. bis zum 11. Lebensjahre. Die Unterrichtssprache ist das Serbisch-Kroatische. Bedenkt man, daß vor 4 Jahren nur 8 Türken am Unterrichte theilnahmen; daß die Eltern türkischen Glaubens fürchten, daß ihre Kinder in der allgemeinen Volksschule Schaden an ihrer Religion nehmen könnten; daß etliche der türkischen Schüler 18 und 20 Jahre alt, ja einige bereits jugendliche Ehemänner sind; daß der Türke auf die Ausbildung seiner Töchter im Allgemeinen keinen Werth legt, so sind die Zahl von 54 muhammedanischen Knaben und der Schritt, Mädchen zur allgemeinen Volksschule zu schicken, jedenfalls erfreuliche Zeichen erwachender geistiger Regsamkeit der Muhammedaner. In ihren eigenen Schulen ist davon nichts zu spüren; die Schüler lernen hier Koranstellen in türkischer Sprache auswendig; zum Lesen und Schreiben der an und für sich schon schweren türkischen Schrift bringen sie es nicht, wenn es auch nicht ganz an Uebung fehlt. Wie in die allgemeine Volksschule so zog es uns auch in das Innere eines bosnischen Hauses, das einem christlichen Besitzer gehörte. Wir fühlen uns sofort in den Orient versetzt, als wir in die weiß getünchte Wohnstube treten. Kein Tisch, kein Stuhl, kein Schrank ist zu sehen; die Familie sitzt auf Matten auf dem Fußboden; ißt auch auf diese Weise. In der einen Ecke steht eine Lade zum Aufbewahren einiger Habseligkeiten; der Kachelofen in einer anderen Ecke entläßt seinen Rauch durch ein kurzes Rohr nach dem Dachraum des Hauses, von wo er durch Dachluken sich einen Ausweg suchen muß. Ein Schornstein ist nicht vorhanden. Die Wohnstube dient zugleich als Schlafraum; Betten sind ein unbekannter Luxus; man wickelt sich einfach in Decken ein und legt sich auf die Dielen. Die Küche ist ein vom Rauch geschwärzter, oben nicht verdeckter Raum mit einer Feuerstelle am Fußboden; der Rauch, den die Holzscheite verursachen, zieht ebenfalls zu den Dachluken hinaus; auf einem Wandbrette stehen Kännchen, Töpfe und Tassen; das ist Alles, was wir in der Küche sehen. Ein Umzug wird den Bewohnern des Hauses wenig Plage machen. In besseren Häusern kommen Teppiche, niedrige Tische, in den Wänden untergebrachte Schränke und an den Wänden hinlaufende Divans zur Ausstattung der Wohnung hinzu. Die Mehrzahl der Bevölkerung des platten Landes wohnt aber noch dürftiger, als das Haus in Jajce zeigte; man sieht auf den Dörfern Hütten, die jeden Augenblick einzustürzen drohen, und man fragt sich, ob hier Menschen oder Thiere drin hausen. — Die Weiterreise ging wieder nach Süden zu und zwar mit der Bahn zunächst nach Bugojno (spr. Bugóino). An die Bahnfahrt sollte sich die 74 km lange Tour über den Makkensattel und das Ramathal hindurch nach Jablanica (spr. Jablanitza) in der Herzegovina anschließen. Wir beschlossen, zu fahren, aber diesmal nicht mit der Diligence, sondern mit dem Leiterwagen, dem landesüblichen Beförderungsmittel, das für uns den Reiz der Neuheit besaß. Ein Tischlermeister aus Bugojno, der mit uns im Coupé saß, einer der vielen aus Oesterreich eingewanderten Handwerker, die wie die eingewanderten Gastwirthe in den ersten 10 Jahren nach der Occupation gute Geschäfte machten, aber heute über Concurrenz klagen, unterrichtet uns über den Preis des Wagens. Im „Hotel zum schwarzen Adler“, einem der beiden Gasthäuser des Städtchens, nehmen wir Nachtquartier. Vor allen Dingen aber einen Wagen für morgen! Wir wenden uns an den Wirth, und bald stehen zwei Leiterwagenbesitzer nebst etlichen Zuschauern vor der Thür. Der Handel beginnt. Zwölf Gulden will der eine haben; wir schütteln mit dem Kopf; da verlangt der andere zehn; der erste geht herunter auf acht, der zweite gar auf sieben, gewiß ein billiger Preis, wenn man berücksichtigt, daß wir drei Personen waren und gegen 10 Stunden fahren mußten. Nachdem wir unserm Kutscher einen Gulden Draufgeld gegeben, ist der Handel abgeschlossen. Daß der andere Bosniak unsere Pferde heruntermachte und uns vorhersagte, wir würden mit diesen elenden Thieren nicht morgen nach

Jablanica kommen, störte uns wenig. Die Wirthin beruhigte uns, und unser Kutscher betheuerte: „Wenn ich's nicht fertig bringe, sollen die Herren keinen Kreuzer zahlen." Die späteren Nachmittagsstunden verwenden wir dazu, um durch Bugojno zu schlendern. Als Endpunkt einer Eisenbahnlinie, die späterhin bis Dalmatien geführt werden soll, hat Bugojno eine gewisse Bedeutung; daher die zahlreichen modernen Gebäude, die wir in der Nähe des Bahnhofs erblicken. Trotzdem es nur 400 Katholiken unter seinen Einwohnern zählt, besitzt es auch die größte katholische Kirche Bosniens, die ihrer Größe nach in Wien stehen könnte. In Form einer Basilika mit hölzernem Glockenthurm daneben erbaut, verdankt die Kirche ihr Dasein der Begeisterung von Theilnehmern an einem Festessen, das im Jahre 1879 zur Feier der silbernen Hochzeit Kaiser Franz Josef's stattfand. Heute bereut man vielleicht, daß man beim Plänemachen der Begeisterung keine Schranken zog; denn bereits ist das Dach eines Seitenschiffes herunter in die Kirche gestürzt, und man soll sich mit dem Gedanken befassen, den Bau abzutragen und eine kleinere Kirche an seine Stelle zu setzen. Der Bazar des Ortes macht denselben Eindruck wie die Bazars anderer kleiner bosnischer Orte. Es liegt etwas wie Dornröschenstimmung über manchen Theilen desselben. Die Kaufleute sitzen so still und gleichmüthig auf den Dielen ihrer Holzbuden, es sind so wenige Käufer zu sehen, daß man meint, Alles befinde sich im Zauberschlafe und im nächsten Augenblicke müsse der Zauber gebrochen werden, die Händler müßten sich vom Boden erheben und laut ihre Waaren anpreisen. Andere Stimmung überkommt uns vor den Buden der Handwerker; hier wird vom frühen Morgen bis zum späten Abend ebenso fleißig gearbeitet wie bei uns. An der Tracht vieler christlicher Frauen, die wir unterwegs treffen, fällt uns wieder eine auch in andern Orten beobachtete Eigenthümlichkeit auf. Was die Muhammedanerinnen im Verhüllen des Körpers zu viel thun, haben ihre christlichen Schwestern zu wenig gethan. Ihre Jacke läßt die Brust frei; das Hemd aber steht auf der Brust so weit offen, daß man oft mehr von den Körperformen erblickt, als sich mit unsern Begriffen von Anstand vereint. Viele der katholischen Frauen zeigen eintätowirte blaue Kreuze auf Brust, Vorderarmen und Händen, eine Sitte, deren Entstehung man sich auf die Weise erklärt, daß es früher den Geistlichen daran lag, durch Einführung der Tätowirungen den Uebertritt der Katholikinnen zum Muhammedanismus zu erschweren. Der Nachahmungstrieb und das Festhalten am Althergebrachten haben die Sitte bis heute erhalten, wo der Islam keinen Druck mehr auf die Christen ausüben kann. Vor den christlichen Häusern des Ortes sitzen oft auf dem Erdboden größere und kleinere Mädchen, die eifrig stricken und häkeln, ein Erfolg der Neuschule, die auf weibliche Handarbeiten viel Werth legt. — Am nächsten Morgen Punkt 4 Uhr, wie ausgemacht war, hielt der Kutscher vor dem Hotel. Wir haben nun Gelegenheit, den Unterschied zwischen einer Diligence und einer Leiterwagenfahrt genügend kennen zu lernen. Daß der Vergleich nicht zu Gunsten des Leiterwagens ausfällt, ist bei dem Umstande, daß ein solcher Leiterwagen keine Federn besitzt, leicht einzusehen. In Gornji-Vakuf macht der Kutscher vor einem türkischen Han (Wirthshause) der Pferde wegen Halt. Uns aber ist es ein Genuß, vom Wagen zu springen und die Glieder recken und strecken zu können. Während ein 13jähriger Prachtjunge den unvermeidlichen türkischen Kaffee zurecht braut, schauen wir uns den Han etwas näher an. Unten zu ebener Erde befindet sich ein Stall für die Pferde; darüber liegen zwei Zimmer für Fremde. Betten suchen wir natürlich vergeblich; statt deren sind niedrige hölzerne Podiums in der Art der Pritschen unserer militärischen Wachtlocale an der Längswand errichtet; will der Fremde schlafen, so legt er sein Haupt auf ein daliegendes Kopfkissen, wickelt sich in Decken ein und übergiebt sich dem Schlafe des Gerechten, vorausgesetzt ist dabei, daß er keine empfindliche Haut hat, denn allerlei blutdürstiges Kleingethier treibt im Hane Nachts sein Wesen. Die Furcht, mit den Thierchen auch jetzt am Tage Bekanntschaft zu machen, und der Duft, der aus dem Stalle heraufdrang, trieben uns bald wieder aus den Zimmern hinaus. In diesen Zimmern übernachtet auch der wohlhabende Bosniak; bei uns schläft jeder Handwerksbursche in seiner Herberge besser. Mehr als Kaffee, Brod, Zwiebeln ist in den meisten Hanen nicht zu haben; Bier, Wein, Salamiwurst, Topfenkäse (frischen Käse, eine Art Quark) erhielten wir in wenigen. Der Reisende thut daher gut, wenn er seine Tour so einrichtet, daß er unterwegs in Bezug auf das Essen und das Uebernachten nicht auf die Hane angewiesen ist. In einer Bude des Bazars kauft ein Reisegefährte eine der in Gornji-Vakuf als Specialität hergestellten türkischen Kaffeemühlen, welche die Form eines mit geschmackvollen Arabesken verzierten messingenen Cylinders besitzen. Kurz nach Gornji-Vakuf steigt die Straße durch prächtigen Wald in zahlreichen Windungen zum Mallensattel empor. Langsam, langsam kommt der Wagen vorwärts; öfters steigen wir aus und gehen zu Fuß. Endlich sind wir auf der Höhe, 1123 m über der Adria, und mit einem Male liegt die herzegovinische Gebirgswelt vor den farben- und formentrunkenen Blicken: zackige Kämme, spitze Gipfel, gewölbte Kuppen, schroffe Wände. Das dunkele weiche Blau des Vordergrundes geht in der Ferne in einen bläulichen Duft über; dazwischen erscheint das Weißgrau der Wände und darüber das Schwarz von Gewitterwolken. Aus der Tiefe unter uns grüßen die Häuser von Prozor. Zahllose Windungen führen hinunter nach dem Orte, in dessen Gasthaus, dem einzigen zwischen Bugojno und Jablanica, wir Mittagsrast halten. Dann geht es durch das Ramathal weiter, nunmehr immer bergab. Eine prächtige Fahrt, zumal da das Gewitter, das sich während der Mittagsrast entlud, den Staub auf der Straße gelöscht hatte. Die grün belaubten Abhänge des Thales, ein malerisch auf einer Berglehne verstreutes Dorf mit zwei kleinen Wasserfällen als lebendiger Staffage im Vordergrunde, dann und wann malerische Felsen und Bergformen, die grüne Rama im felsigen, wilden Bett, zuletzt edle Kastanien und Weinstöcke erfreuen das Auge. Zur festgesetzten Zeit, ½5 Uhr, hält unser Wagen vor der Bahnstation Jablanica. Wir verstanden den stolzen Blick, mit dem sich der Kutscher nach uns umsah; als er dann seine blanken Gulden erhält und noch ein Trinkgeld obendrein, da geht ein Leuchten über sein braunes, scharfgeschnittenes Gesicht; der Gulden hat in jener Gegend, wo ein Ei einen, ein Backhuhn fünfzehn, ein Pfund Hammelfleisch dreizehn Kreuzer kostet, einen ganz anderen Werth als etwa in Tyrol oder Böhmen. Während meine Gefährten nach Mostar fahren, suche ich das stattliche, inmitten hübscher Gartenanlagen stehende „Hotel Jablanica" auf, um von hier aus am folgenden Tage eine Bergtour zu unternehmen. Aber viel mehr als die Höhe der Gipfel und die Meereshöhe Jablanicas (224 m) stand in den Führern nicht. Am liebsten wäre ich auf die ca. 2100 m hohe Prenj planina, einen der höchsten Gipfel der Herzegovina, gestiegen; die Besteigung derselben nahm sich zu Hause in meiner Phantasie und auf der in der Hausflur des Hotels aushängenden österreichischen Generalstabskarte als eine Tagestour von etwa 15 Stunden aus. Als ich mich aber um Auskunft an den Sohn der Wirthin wende, sagt er: „Sie brauchen auf die höchste Spitze der Prenj zwei Tage. Am ersten kommen Sie in die Nähe der Spitze, am zweiten hinauf und zurück nach Jablanica. Sie übernachten in der Hütte eines Schafhirten und müssen Decken und Proviant mitnehmen. Der Führer kostet täglich 1 Gulden 20 Kreuzer. Der Weg ist nicht gefährlich, aber beschwerlich. Wenn Sie keine Zwecken auf den Stiefeln haben, sind die Sohlen durch, wenn Sie zurückkommen." Ich hatte aber nur einen Tag Zeit. „Wenn Sie eine Tagestour machen wollen," meinte der Sohn der Wirthin, „dann gehen Sie auf die Plasa. Entschließen Sie sich aber bald, damit der Führer rechtzeitig bestellt werden kann. Die Leute gehen zeitig zu Bett." Nun ist zwar die Plasa nur ca. 1400 m hoch und auch von Damen bestiegen worden, trotzdem habe ich nicht übel Lust, auf den Vorschlag einzugehen. Besser eine Damentour als gar keine. Nach diesen Erwägungen schaue ich mir Jablanica an. Die bosnischen Häuser, deren Wände in der Hauptsache aus Holz bestehen, deren Dächer mit Schindeln gedeckt sind, sind hier verschwunden. — Der Einheimische Jablanicas, wie überhaupt der Herzegoviner baut sein Haus aus Stein und deckt es mit Steinplatten, dem Material, das die holzarme Gegend bietet. Die Männer auf der Straße sind echte Herzegoviner: hohe, schlanke Gestalten mit scharfem Blick und der Adlernase. Meine Hoffnung, einmal eine unverschleierte Türkin zu sehen, wird hier erfüllt. Die muhammedanischen Frauen des Ortes gehen im Gegensatze zu ihren Schwestern in den übrigen Theilen Bosniens und der Herzegovina unverschleiert einher. Manche wollen die Ablehnung des Schleiers zurückführen auf die Anhänglichkeit an die Ueberlieferung aus der Zeit der Bogumilen, einer christlichen Secte, die im Mittelalter in Bosnien und der Herzegovina bestand. Wenn man sieht, wie die Frauen im Schmucke auf dem Felde arbeiten: in Halsketten von bunten Glasperlen oder Corallen und dem aus Münzen gebildeten Stirnband,

möchte man fast der lieben Eitelkeit einen Einfluß auf die Sitte zuschreiben. Ein Kaffeehaus ist natürlich auch in Jablanica zu finden; hier erfahre ich von einem österreichischen Gendarmen, daß ein Bekannter von ihm am nächsten Morgen auf einem anderen, kürzeren Wege als ich hinauf auf die Plaša will. Der Herr, ein Wiener, wird darauf von uns aus dem Bett geholt, und beim Glase Wein machen wir aus, daß wir Beide die kürzere Tour zusammen unternehmen. Das Abendessen im Hotel, dessen Speisesaal Platz für ca. 30 Personen bietet und sich bei Bedarf als kleiner Tanzsaal benutzen ließe, verläuft still. Am Tische in der einen Ecke die hier zur Sommerfrische weilende Gattin eines österreichischen Majors aus Mostar mit ihrer jugendlichen, allerliebsten Tochter; am Tisch in der anderen Ecke ein österreichischer Oberstlieutenant mit zwei Damen und einem Knaben; an der langen Tafel in der Mitte des Saales meine Wenigkeit und ein junger, behäbiger, beim Essen lesender Herr: das sind die einzigen Gäste im Speisesaale. Und doch ist man im Hotel ebenso gut aufgehoben wie etwa in Tyrol; die Lage des Hotels im Thalkessel, in den ringsum Berge herniederschauen, ist wundervoll; und infolge seiner Lage inmitten der großartigen, wilden herzegovinischen Gebirgswelt, die an die Dolomiten Tyrols erinnert, eignet es sich vorzüglich als Standquartier für Bergsteiger. Bergsteiger finden hier ein Gebiet, das noch nicht überlaufen ist und viele Gipfel aufweist, die noch nie von Touristen bestiegen wurden. — Am nächsten Morgen um 5 Uhr brachen wir in Jablanica nach der Plaša auf. Schwarzer Kaffee zum Stillen des Durstes, weißer und rother Dalmatiner zur Stärkung und etwas zum Beißen bilden unsern Proviant. Der Bahnmeister von Jablanica, ein geborener Wiener, der sich während seines nunmehr 15 jährigen Aufenthaltes in Bosnien und der Herzegovina seinen Wiener Humor erhalten hat, rüstet uns in Ermangelung eines regelrechten Bergstockes mit einer langen Gardinenstange aus. Dann erfolgt die Abfahrt. Wir benützen nämlich anfangs die Draisine des liebenswürdigen Bahnmeisters, um auf der Bahn unserem Ziele näher zu kommen. Und nun zieht Bild für Bild des berühmten Narenta-Defilés, des Durchbruches der Narenta durch die Gebirgswelt, vor unserem Auge vorüber; überall, neben- und hintereinander bis über 1800 m vom Thale aufsteigende Berge und die malerischen Formen des Kalkgebirges, wie Thürme, Burgen, Mauern, Spitzen; Alles in den duftigen Farben des Südens. Wasserfälle, die in die Narenta hinabstürzen, erhöhen die malerische Wirkung der Bilder; sie bilden die Abflüsse von Schlundquellen, dieser charakteristischen Erscheinung des Kalkgebirges. Vor Grabovica an der Römerbrücke verlassen wir die Draisine und besuchen erst noch eine kleine Tropfsteinhöhle. Gegen 7 Uhr beginnen wir den Aufstieg zur Plaša. Der Weg führt anfangs in einem Thale aufwärts, das von einem grünen Bache durchströmt wird, und ist jetzt ganz leidlich. Im Hintergrunde des Thales kommen wir an einigen Häusern vorüber. Auf den Feldern daneben sind Herzegoviner beschäftigt, Korn auf die uralte Weise zu dreschen, daß sie Pferde im Kreise herumtreiben, die mit ihren Hufen die Aehren stampfen. Die Leute halten in der Arbeit inne und staunen uns Fremdlinge wie eine seltene Erscheinung an. Nachdem wir die Häuser im Rücken haben, wendet sich der Weg, immer steiler und schlechter werdend, zur Höhe. Trotzdem es noch früh am Tage ist, brennt die Julisonne bereits heiß hernieder. Die Gardinenstange muß fest aufgestemmt werden, damit wir nicht ausgleiten. Bald verstummt das Gespräch, das wir bisher geführt; denn der Athem geht immer schneller. Plötzlich ist's mit der Kraft meines Gefährten, der an das Bergsteigen nicht gewöhnt ist, zu Ende; er setzt sich nieder und kann nicht weiter. Während er auf seinem Platze warten will, bis ich zurückkomme, steige ich mit dem Führer, einem Herzegoviner muhammedanischen Glaubens, weiter. Ich hatte zwar blos noch weißen Dalmatiner als Getränk bei mir; doch sollte es weiter oben Wasser geben. Bei der drückenden, schwülen Hitze fällt mir das Steigen immer schwerer; um mich zu stärken, greife ich zum Dalmatiner, das Thörichtste, was ich thun konnte. Denn bald merke ich, daß mir Kopf und Füße davon schwer werden. Nur mühsam vermag ich dem Führer zu folgen; er pfeift und summt, während ich hinterher keuche. Mehrmals rufe ich: „Langsam! Langsam!" Es ist eins der wenigen deutschen Wörter, die er versteht. Ich beneide die Eidechsen, die eilig über den Weg huschen, um ihre Schnelligkeit. Allmälig stellt sich brennender Durst ein; aber das Wasser, womit ich ihn löschen könnte, will nicht erscheinen. Da taucht vor uns in der Höhe die Spitze der Plaša auf. So weit vom Ziele hatte ich mich, auf den Angaben des Führers fußend, nicht gedacht. Der Blick hinauf überzeugt mich, daß der Herzegoviner ebensowenig weiß, was eine Stunde ist, wie bei uns die Landleute mancher Gegenden. Ich bin bereits so abgespannt, daß der Anblick der Spitze seine belebende Wirkung auf mich verfehlt. Die schwüle Hitze, die Mattigkeit in den Gliedern und der Durst lähmen meine Willenskraft. Ich kehre um — zum ersten Male auf einer Bergtour. Der Abstieg auf dem steilen Wege war gefährlicher als der Aufstieg; die Gardinenstange kann mir jetzt keine Dienste leisten, da ihr die Eisenspitze fehlt; nur dadurch, daß ich mich mit den Händen am Gesträuch festhalte, verhüte ich's, daß ich ins Rutschen komme. Meinen Gefährten, der es nicht lange auf dem wasserlosen Bergabhange ausgehalten hatte, traf ich frisch und munter in der Laube eines Streckenwärterhauses der Bahn wieder. So verlief die beabsichtigte Besteigung der Plaša auf dem nicht üblichen kürzeren Wege. Ich möchte es dem Leser überlassen, aus ihr Lehren für Touren in jener Gegend zu ziehen. Der bosnisch-herzegovinische Touristenclub in Sarajevo aber könnte sich ein Verdienst um die Touristen und das Land erwerben, wenn er genaue Angaben über Bergtouren in der Herzegovina dem Publicum zugängig machen wollte. — Der folgende Tag war ein Sonntag; er wird in aller Behaglichkeit begonnen. Wir steigen auf bequemem Wege in etwa ¾ Stunden auf den nahen Krstac und genießen von hier einen prächtigen Blick auf die Bergwelt ringsum. Damit auch der Gaumen und Magen nicht leer ausgehe, spendete der Bahnmeister gebackene Forellen und feurigen Dalmatiner. Unten im Orte wird später ein zweites Frühstück eingenommen, aber nicht im Hotel, sondern in einem Kaufmannsladen an der Straße; hier gab's die Nationalspeise der Bosnier und Herzegoviner: am Spieße gerösteten Hammel. So gestärkt setzte ich mich, nachdem im Hotel die Rechnung beglichen worden, in den Zug, der von Mostar her kam. Noch ein herzlicher Händedruck dem Bahnmeister und den übrigen Oesterreichern, mit denen ich bekannt geworden, und der Zug führt mich nach Sarajevo, wo mich meine Reisegefährten erwarteten.

M. Lorenz.

Bücherbesprechung.

— **Georg Albert Felix Schultze**, Der Rabbi von Nazareth. Berlin, Siegismund 1898. 1 ℳ. — Der Glaube soll abseits vom Bibelglauben, verstandesmäßig, entwickelungsgeschichtlich bewiesen werden. Gut gemeint, schlecht erfüllt, in einer Sprache, die oft dem kleinen Fridolin bei Schiller das Wort entlocken würde: Herr, dunkel ist der Rede Sinn! Wenn Verfasser „in freudiger Ausnutzung seines Ueberflusses an Verstand" der Menschheit neue Bahnen für ihren Glauben weisen will, so wollen wir zwar ihm die Freude lassen, uns aber das Recht, an diesem Ueberflusse leise zu zweifeln. Es ist ja wahr, daß der Glaube, will er Berge versetzen, der „Hacke und des Karrens" bedarf, aber mit solchen wunderlichen und grotesken Einfällen, wie Georg Albert Felix Schultze hat, baut man nicht auf, sondern arbeitet auf Abbruch. Wir verkennen nicht den guten Willen, aber der langt doch nicht zu, wenn einer einen „Rabbi von Nazareth" schreibt und Jesum seiner Zeit mit neuen Worten an das Herz legen will. Ein beachtenswerther Gedanke springt doch heraus: daß die biblischen Offenbarungen Gottes eine fortschreitende Reihe bilden, nach Maßgabe des wachsenden Verständnisses der Menschheit, für welche jene Offenbarungen bestimmt sind. Daraus ergiebt sich dem Verfasser, daß es unser Bemühen sein muß, die in der Bibel enthaltenen Thaten und Meinungen aus der Höhenlage ihrer Zeit heraus zu verstehen. Hier entdeckt man wenigstens ein Princip, wenn auch ein grundverkehrtes. Denn die Sprache Gottes ist zu allen Zeiten dieselbe, gleich der Sprache der Mutter mit ihrem Kinde. Und alle profangeschichtliche Kritik der Bibel scheitert an der Grundthatsache, daß Gottes Offenbarung das Beständige im Wechsel der Welt ist.

J. J.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 27. Sonnabend, den 5. März, Abends. 1898.

Tagesgötzen.

Die Glaubensfreiheit ist gewährleistet, und unsere Zeit erblickt darin mit Recht einen mächtigen Fortschritt; wir dürfen uns unsere Götter schnitzen aus welchem Holz und in welcher Gestalt wir wollen; Keiner darf sie uns umstürzen, nicht einmal verlästern, und wenn er's thut, so verfällt er dem Arm der Gerechtigkeit. Wiederum mit Recht. Aber Niemand kann uns hindern, die Menschen nach ihren Göttern zu beurtheilen, und wenn wir sehen — wir brauchen es deswegen Niemand ins Gesicht zu sagen —, daß diese Götter falsche Götter, daß es Götzen sind, so sind wir zu dem Schluß berechtigt, daß ihre Chorknaben bis zum Hohenpriester hinauf Götzendiener sind. Auch wer unserem Jahrhundert, als dem der Aufklärung, der geistigen Wiedergeburt u. s. w. allmorgendlich seinen Psalm singt, wird zugeben müssen, daß der Götzen darum nicht weniger geworden sind, ja, wenn man genauer zusieht, so ist, wie früher durch die Mythologie des Himmels, so jetzt durch den Unverstand der Menschen die Erde mit einer stets zunehmenden Masse kleinerer oder größerer Götzen bevölkert — Götzen nämlich von Fleisch und Blut, mit menschlichen Namen und sehr menschlichen Trieben behaftet, und wenn sie auch nicht alle sich derselben Anbeter und Opferdiener erfreuen, sondern die einen ein blos städtisches, andere schon mehr ein territoriales, die größeren ein nationales und die allergrößten sogar ein ökumenisches Publicum zur Verfügung haben, so ist die Erscheinung doch überall dieselbe und hat auch denselben Grund: die Vergötterungsseuche. Diese ist zwar nicht neu; im Gegentheil, unter der „cohors febrium", welche von Anbeginn an die arme Erde heimsuchen, wohl eine der ältesten. Die großen orientalischen Fürstenhöfe haben den erforderlichen Pilz rationell gezüchtet und fürsorglich, d. h. gewaltsam auch denen eingeimpft, die sich gegen die Seuche sträubten, aber sie hat heutzutage eine andere Art und Form angenommen und eine viel größere Verbreitung gefunden. Dort und später in Byzanz, der Hauptburg der Kriecherei, Winselei und Schweifwedelei, war der Cultus der Großen und Mächtigen, der Potentaten und Kastraten im Schwange, heutzutage sind es in erster Linie die Größen des Geistes, die angejubelt und beräuchert werden. Wären es nur immer die echten und wirklichen! Das könnte man sich gefallen lassen, denn das „nil admirari" ist doch gar ein unerquicklicher, fröstelnder Beruf; aber es laufen eine Masse von Papp- und Scheinhelden mit, die auch wollen angestaunt und besungen sein, die durch allerlei Posituren, durch Flitter- und Gaukelzeug ihr Publicum anzuziehen, zu ködern und über ihre Zwitternatur hinwegzutäuschen wissen. Nicht als ob der Byzantinismus im vorher angegebenen Sinne ausgestorben wäre; er treibt nach wie vor seine üppigen Karbunkeln am Leibe unseres Jahrhunderts — aber jene Seuche (die zwar mit dem viel schöner klingenden Namen der „Begeisterung" prunkt) ist ihm als würdiges Pendant zur Seite getreten. Dem Verdienste seine Krone! und wer diese Krone aus der Welt schaffen wollte, würde ein schweres Unrecht begehen, sowohl gegen Die, welche sie verdienen, als gegen Die, welche sie flechten; denn die wirkliche, neidlose Bewunderung, die echte, spontane Begeisterung ist ein edler Genuß und an solchem darf das Menschengeschlecht nicht verkürzt werden — aber die falsche, die Modebegeisterung, welche ihren Miniatur- und Duodezhelden tagtäglich die Ruhmesschalmei bläst, weil es Mode ist, weil auch anderwärts geblasen wird, weil es dem Angeblasenen lieblich in die Ohren tönt, ist Unkraut, welches ausrotten zu helfen Jeder, der auf seine und „der Menschheit Würde" etwas hält, sich zur Pflicht machen sollte. Die Luft sei voll von Göttern, haben alte Philosophen gesagt: Heute ist sie voll von Götzen, die neben spärlichen Göttern ihr Wesen treiben, darum wird es oft so schwer, die letzteren herauszuerkennen und nach Verdienst zu würdigen. Es vergeht kein Tag, wo nicht neue Sterne am Himmel der Kunst, der Literatur, der Wissenschaft, oder was es sonst noch für Himmel auf Erden giebt, auftauchen; es genügt, daß sie von ein paar dienstfertigen Hofastronomen bemerkt werden und der Sabäismus ist fertig! Er kann, wenn mit „Chic" und Impertinenz betrieben, jahrelang den Chorus der Gläubigen in Athem erhalten, während geistige Sonnen, kaum bemerkt und nicht bestaunt, in einsamer Höhe kreisen. Welche Hekatomben von Rechtsgefühl, Spontaneität, Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit dieser Moloch des Scheins und Trugs jährlich verschlingt, ist unglaublich. Und das Contagium ergreift allmälig auch die Guten und Urtheilsfähigen. Natürlich, denn wer stündlich die Melodien hören muß, summt sie zuletzt selber mit. Die Mehrzahl der Verehrer weiß freilich nicht, was sie thut: daß sie nämlich nicht blos sich selber, sondern auch ihre Heiligen moralisch schwer schädigt; aber sie sollte es wissen! Es ist betrübend, daß der sonst so „gesunde" Menschenverstand so leicht in Schlaf gelullt werden kann! Es ist doch sonnenklar: auch das normalste Menschenkind, das zum Götzen heraufgeschraubt und heraufgeschwindelt wird, muß nach und nach vom Weihrauch berauscht und dem Dünkel in die Arme geworfen werden. Nur die wenigsten, aber dann wirklich über das Maß des Menschlichen hinausragenden Naturen können diese Verhimmelung unbeschadet ihres Wesens ertragen. Selbst einem Goethe, der doch redlich wie kaum ein Anderer nach Selbsterkenntniß gestrebt hat, ist es schwer geworden. Was kann man da von der Legion der kleineren Geister erwarten, die ja so oft nur, weil sie nach Kräften die ihnen angewiesene Stellung ausfüllen, will sagen, in Worten oder Tönen, mit Tactstock oder Feder, oder auch sonstwie nichts als ihre Pflicht und Schuldigkeit thun, jedesmal als Helden gefeiert und mit dem „verdienten" Lorbeer gekrönt werden. Und damit begnügt sich die gedankenlose Masse nicht; es müssen Alle mitmachen; sie verlangt auch von den Denkenden und Fachkennern, daß sie sich vor den Götzenwagen spannen lassen und mitfahren nach Dschaggarnauth und das „io triumphe!" mitgröhlen. Wer es nicht thut, ist zum Mindesten ein Neidhart, gewöhnlich aber ein Barbar oder ein Hinterwäldler. Das hört nun auch nicht ein Jeder gerade gern und opfert leider seine bessere Ueberzeugung der schlechten Sitte; das Gebelfer der blöden Menge und das Getrommel der feilen Presse gilt ihm mehr als der Muth des Widerstandes. An Gott und göttlichen Dingen zu zweifeln ist Jedem erlaubt — die Parole heißt ja: Glaubensfreiheit! —, an den Menschen aber, die man uns als Götter octroyirt, ist der Zweifel bei Strafe der Verachtung verboten! Nicht nur an ihrer Größe überhaupt darf man keine Skepsis üben, sondern nicht einmal an einzelnen ihrer oft recht menschlichen Eigenschaften oder Leistungen; Alles an ihnen ist vollkommen, wo man sie auch berühren mag. — Der eine stellt das Programm für die Zukunftsmusik auf und eröffnet dieser aus eigener Kraft die Bahn, daneben aber vergreift er sich in den Mitteln und verkennt nach einer Seite hin seine Kraft kolossal — er muß aber, so will es sein trunkene Gemeinde, in allen Stücken vollkommen, seine Fehler müssen alle Tugenden sein! Ein anderer, weniger bahnbrechend aber hochbegabt, entlockt seiner Dichterharfe originelle Töne und heimst dafür, nicht von seinem verzückten Publicum, sondern von einem Meister des Fachs, den stolzen Namen des „Shakespeare's der Novelle" ein. Daneben aber führt oder verführt ihn seine Originalität in das Dickicht der Geschmacklosigkeit, ja der Trivialität, ein andermal wieder auf öde Steppen, wo die Langeweile ihre Heerden weidet, aber das erstere heißt in der Sprache

seiner Jünger „Genialität“ und letzteres ist der „kerngesunde Realismus“, die „nature prise sur le fait“, wehe dem Zweifler; er steht noch unter dem Barbaren; er ist — ein Idiot! Nehmen wir einen Dritten, etwa einen Maler von übermächtiger Phantasie, von bewältigender Darstellungskraft, ein Farbengenie ersten Ranges, aber er macht von der „pictoribus atque poëtis . . . quidlibet audendi potestas“ einen unerhörten Gebrauch, — wir müssen auch seine Schrullen und Verirrungen für Offenbarungen der Schönheit, seine Fratzen für Idealfiguren halten, sonst — siehe oben! Wir spotten über ein gewisses Unfehlbarkeitsdogma, empören uns wohl auch darüber und halten es für einen Schlag ins Angesicht unseres Jahrhunderts; aber dieses Dogma beschränkt sich doch nur auf Einen und dieser Eine weiß, höchstwahrscheinlich so gut wie seine „aufgeklärten“ Gegner, wie es mit der Wahrheit dieses Dogmas beschaffen ist. Was bewirken aber wir, wir Skeptiker und Freiheitsprediger, mit unserem Götzendienst, unseren Brandopfern? Schaffen wir nicht Legionen von Unfehlbaren? Exemplare finden sich aller Orten; wer nicht blind ist, merkt, wie ihnen der Cultus bekommt. Anerkennung, Bewunderung echter Größe oder auch nur wirklichen Verdienstes — wer möchte sie schmälern?! Sie ist Lebenden und Todten zu zollen und zu gönnen, den Todten um so eher, wenn — was freilich auch vorkommt und zwar gerade infolge jener Verhimmelung von geschminkten und Miniaturheiligen — im Leben Verkennung ihr Loos war. Wenn es dann wenigstens auf dem Grabe etwas lebendiger wird, so ist eine versäumte Pflicht nachgeholt; mag es auch eine lärmende Apotheose werden, sie schadet Niemandem. Ungerecht gegen die Lebenden, gerecht gegen die Todten — das klingt doch noch einigermaßen symmetrisch, viel symmetrischer freilich, wenn man schon gegen die Lebenden Gerechtigkeit übt. Die Gerechtigkeit, nach Plato die höchste aller Tugenden, ja, ihre Quintessenz, verlangt aber vor Allem das richtige Maß, sie verlangt Wahrheit, und daß man, um diese zu bekennen, Niemanden scheue, daß man Keinen zwinge, dem Tagesgeschrei seine Ueberzeugung und dem Götzendienst seine Manneswürde zu opfern. Wohl ist Schweigen oft Gold — aber es ist ein Unterschied, ob man, aus Rücksicht, zu einem herrschenden Wahn schweige, oder ob man aus Menschenfurcht und gegen sein Gewissen sich zu ‚einem solchen offen bekenne. Wir sind so empfindlich, so, man möchte fast sagen, krankhaft feinfühlig im Ehrenpunkte geworden, aber ist denn ein solches Verhalten ehrlich? und nicht vielmehr eine krasse Unehrlichkeit?

Basel. J. Mähly.

Namengebung im Erzgebirge.

Die kürzlich in Dresden erfolgte Bildung des Landesvereins für sächsische Volkskunde ist eine Mahnung für alle Bewohner Sachsens, Alles, was an volksthümlichen Bauten, Geräthen, Gebräuchen, Sagen, Liedern rc. noch besteht oder erinnerlich ist, zur Kenntniß dieses Vereins zu bringen, wo ihm gebührende Würdigung und Verwerthung gesichert ist. Auch mich hat das Inslebentreten des Vereins veranlaßt, meine auf das Erzgebirge, namentlich Forchheim, bezüglichen Volksthumsammlungen zu mustern. Einiges daraus habe ich schon früher veröffentlicht*) und lege hier wieder ein Stück daraus vor: über die volksthümliche Gewohnheit, Personen mit anderen, als den ihnen ordnungsmäßig zukommenden Namen zu belegen. Dieser Brauch ist zwar keineswegs dem Erzgebirge eigenthümlich, vielmehr sehr verbreitet (ich erinnere nur an die fast nie mit den eigentlichen Namen übereinstimmenden Bezeichnungen der älteren italienischen Maler, sowie an die vom Freiherrn v. Wagner im „Allerlee aus der Överlausitz“ erzählten Geschichten), allein um alle die Regungen des Volksgeistes, die bei der Wahl solcher Beinamen mitgewirkt haben, zu verfolgen, bedarf es der Prüfung einer größeren Zahl. Den Forschern im Gebiete der Volkskunde dürften daher auch die nachstehenden willkommen sein. Sie stammen aus der Zeit ums vierte Jahrzehent unseres Jahrhunderts. Die kirchenbücherlichen, jetzt standesamtlichen Geburts- und Taufnamen blieben allerdings gewöhnlich für die Beinamen maßgebend, allein meist nur der eine oder der andere, bisweilen unter Hinzufügung einer anderwärts hergenommenen Bezeichnung. Doch kam auch unter besonderen Umständen die Benennung mit vollem Vor- und Zunamen vor. So gab es in Forchheim drei Brüder Richter, angesehene, über die gewöhnliche Dorfbevölkerung hervorragende Männer. Der eine, Gotthelf, wurde immer „Gotthelf Richter“ genannt, ein anderer „Karl Richter“ oder auch, da er gelernter Gärtner war, „der Gärtner-Karl“; der dritte Bruder hatte zwei Vornamen und hieß nach diesen beiden lediglich der „Christian Friedrich“. Bei Anführung sowohl des Familien- wie des Taufnamens wurde und wird wohl noch ersterer meistens vorausgesetzt, also statt Friedrich Weiße „Weißen's Friedel“, statt Friedrich Arnold „Arld's Fritzen“ gesagt. Hieraus ist zugleich ersichtlich, wie man sich in Forchheim den Namen Friedrich verschieden mundgerecht machte. Eine gewaltsame Zusammenziehung beider Namen war „Zickgahns“ für Christian Zickmann. Häufig kam die Abstammung in den Beinamen zum Ausdruck etwa wie bei semitischen Völkern. So kannte man Christoph Börner, Adam Börner's Sohn, nur als „Börner's Adam Christoph Adam“, ausgesprochen: „Börnerschaden Christfaden“. Andere Male blieb bei der genealogischen Bezeichnungsweise der Familienname ganz weg und Karl Schubert, Sohn Christian Schubert's, passirte als „Christens Karl“, oder Gotthelf Arnold, Karl Arnold's Sohn, als „Karl's Helf“, und dann weiter des letzteren Sohn als „Karl's Helf's August“. Beim Zurückgehen auf die Abstammung kamen aber zuweilen sonderbare Sprünge vor, so wenn August Schubert „Flad' August“ genannt wurde, weil seine Großmutter mütterlicher Seite eine geborene Flade war. Die Erhaltung ihres Namens verdankte sie wahrscheinlich dem Umstande, daß sie als von auswärts — Hallbach — gebürtig ein besonders in der Erinnerung fortlebendes Familienglied war. — Die Führung des Familiennamens der Frau, wie in der Schweiz üblich, fand sich in Forchheim gleichfalls. Der Helbig, der eine Timmel geheirathet hatte, hieß daher „Timmel-Helb'g“; der Familienname des Mannes verschwand sogar vor dem der Frau bei Heinrich Schubert, der mit Christiane Ullmann verehelicht war und „Ulm's Christel Heinrich“ benannt war.

Haben alle bisher angeführten Beispiele das Gemeinschaftliche, daß die gesetzmäßigen Namen den Beinamen zur Grundlage dienten, so wurden doch auch andere Umstände bei der Namenwahl in Betracht gezogen. So namentlich der Beruf, weshalb der Maurer Matthes „Moth's-Meier“, der Schmied Karl Klemm „Schmied-Karl“, der Brodhändler Schmidt „Brod-Schmidt“, des Schmiedes Sebastian Hübler Söhne „Bostel-Tischer“ und „Bostel-Schuster“ hießen. Nach des Vaters Vornamen, wie die letzten beiden, wurde auch Gottlob Schröter's Sohn als „Schuster-Lob“, nach des Vaters, eines Jägers, Beruf Leberecht Arnold als „Jäger-Lebrecht“, und nach des Bruders, eines Seilers, Beruf der Schuhmacher Walther als „Seiler-Schuster“ bezeichnet. Die örtliche Herkunft bestimmte gleichfalls zuweilen den Beinamen, und so hieß die Tochter einer aus Schwarzenberg nach Forchheim gekommenen Familie Walther „Schwarzenberg-Corde“, und dann weiter deren Gatte „Schwarzenberg-Cordens-Mann“. Aus dieser langen Benamsung ist zu schließen, daß die Erfindung der Beinamen nicht allein bequemerer Abkürzung wegen statthatte. — Fernerweit bedingt die Wohnung solche Namen. Die Besitzer eines in der Nähe der Pfarre gelegenen Bauergutes hießen immer „Pfarrbauer“ und die eines inmitten einer Wiese gelegenen Gutes, dessen früherer Eigenthümer auf den Namen Michel getauft gewesen war, immerfort „Wiesenmichel“, Friedrich Schubert, Besitzer eines Bauerngutes, das kleiner als andere, die Verkleinerungsbezeichnung „Gütel“ trug, „Gütelfritz“, der Häusler Schubert, an dessen Haus eine Sonnenuhr angebracht war, „Sonnenweiser-Schubert“ und ein in der Nähe der Hofmühle wohnender Schuhmacher der „Mühlschuster“. Auch Spitznamen dienten zur üblichen Benamsung. Eine Johanna mit schwarzem Haar war die „schwarze Hanne“, ein Friedrich, der das Wort „bezwecken“ oft gebrauchte, der „Zweckfried“, ein Bursch, der bei der Rekrutenaushebung auf die Frage, wie viel Brüder er habe, geantwortet habe: „ich bin der einzige Bruder“, nunmehr durchgängig der „enz'ge Bruder“, und — wohl mehr scherzweise — der Orgelbalkentreter: der „geistliche Windmacher“.

Bdrmn.

---

*) Germaniens Völkerstimmen. Herausgegeben von J. M. Firmenich III. Band. Berlin 1854, S. 576. — Caritas. Album von Originalbeiträgen Dresdner Dichter und Schriftsteller. Herausgegeben von F. v. Criegern. Dresden 1878. S. 252 ff.

Bücherbesprechungen.

— Die deutsche Flotte von 1848—1852. Nach den Acten der Staatsarchive zu Berlin und Hannover dargestellt von Dr. Max Bär. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1898. V, 331 S.; 8°. Preis 5 ℳ — Die nachfolgende Anzeige, geschrieben am 27. Februar, steht unter dem erhebenden Eindruck der Nachricht von dem beruhigenden, theilweise sogar patriotischen Verlaufe der ersten Commissionsberathung über das Flottengesetz. Es ist eine erfreuliche Kunde, die uns da geworden ist. Um so erfreulicher, als ich noch am 24. Februar in der 22. Nummer der Zukunft die — Herr Harden verzeihe mir das harte Wort! — kleinlichen, jeden nationalen Schwung vermissen lassenden Bedenklichkeiten hatte verarbeiten müssen, womit der Herausgeber besonders die zweite Frage des Fragebogens der Münchner Allgemeinen Zeitung beantworten zu müssen geglaubt hatte. Ich weiß wohl, daß es Princip der Zukunft ist, ohne Temperament und leidenschaftslos die Dinge zu betrachten; aber in diesem Falle, wo anerkannter Maßen die technische wie finanzielle Seite der Vorlage keinerlei Einwänden unterliegt, war meiner Ueberzeugung nach eine frischere Haltung geboten. Deutschlands Seemacht steht noch an 7. Stelle, während ihr die 3. gebührt: also vorwärts! Merkwürdig bleibt es im Rahmen unserer verfahrnen Parteiverhältnisse immerhin, daß Herr Dr. Lieber dem Marineseptennate so freundliche Seiten abgewinnen kann; hoffen wir, daß der Pferdefuß des do ut des nicht nachgehinkt komme! Jedenfalls ist aber der ganze heutige Stand der Sache dazu angelegt, in unsere Herzen aufrichtige Freude darüber einziehen zu lassen, daß zwar die Gluth der Vaterlandsliebe gegen frühere Zeiten um mehrere Grade gesunken ist, aber das Verhältniß patriotischen Empfindens zur Uebersetzung in die That mindestens um ebensoviel sich gebessert hat. Welch hohe Begeisterung für die Ehre und den Glanz des anscheinend geeinten deutschen Reiches redet nicht aus den Sitzungsberichten des Frankfurter Parlaments! Mit wie glühender Theilnahme wurde nicht vor 50 Jahren der Gründung einer deutschen Flotte allenthalben in deutschen Gauen zugejubelt! Und welch trauriges Ende hat jener edle Rausch gefunden! Katzenjammer könnte einen erfassen, wenn man die Geschichte der vormaligen deutschen Marine kennen lernt. Und doch sind wir dem Verfasser, dem jetzt in Osnabrück seines Amtes waltenden preußischen Archivar Max Bär, von Herzen dankbar, daß er dem deutschen Volke gerade dies Buch gerade jetzt geschenkt hat. In zwiefacher Hinsicht ist es „actuell". Zunächst ist es ja eine Jubiläumsgabe zur 50. Wiederkehr jener Tage, wo Deutschland als Reich die ersten schüchternen Schritte auf dem nassen Elemente wagte. Und hier muß gleich vorausgenommen werden: das Buch gehört zu den wenigen Erscheinungen seiner Gattung, denen der innere Gehalt über die rasch dahinfließenden Erinnerungswochen hinaus dauernden Werth verleiht. Daneben aber, auch das hat der Verfasser selbst gefühlt, zählt diese Geschichte der weiland deutschen Flotte zu den lehrreichen Werken im schönsten Sinne des Worts. Sie lehrt vor Allem, daß, soll ein braves Wollen nicht der Lächerlichkeit anheimfallen, dem Wollen und Reden ein thatkräftiges Ausführen und Vollbringen auf dem Fuße folgen muß; sie lehrt: lieber nicht den Mund allzuvoll zu nehmen und dann wenig oder nichts zu leisten, sondern emsig und treu zu schaffen gerade dort, wo es die Andern am letzten erwartet hätten. In diesem unaufdringlich erziehlichen Wirken finde ich das größte Verdienst des tüchtigen, durch und durch zuverlässigen Buches. Aus dem reichen Inhalt, der durch den Abdruck von 24 Actenstücken meist Bismarck'scher Herkunft den Werth einer Quelle ersten Ranges erhält, kann ich hier nur Einiges mittheilen. Im März 1850 bestand unsere Flotte nach dem Berichte des österreichischen Fregattencapitäns v. Bourguignon aus 8 Kriegsdampfern, die auf der Weser bei Bremerhaven vor Anker lagen, kriegs- und seetüchtig waren und hinsichtlich ihrer Ausrüstung mit der Note „sehr gut" bezeichnet werden konnten. Diese Schiffe hießen: 1. „Hansa" (früher: „United States"), mit 260 Mann kriegsmäßiger Bemannung; 2. „Barbarossa" (früher: „Britania"), mit 183 Mann; 3. „Ernst August" (früher: „Kora"), mit 150 Mann; 4. „Lübeck" (aus der Hamburger Flottille), mit 100 Mann; 5. „Hamburg" (ebendaher), mit ebensoviel Mann; 6. „Bremen" (ebendaher), ebenfalls mit 100 Mann; 7. „Großherzog v. Oldenburg" (früher: „Inca"), mit 100 Mann; 8. „Frankfurt" (früher: „Cacique"), desgleichen. Dazu kamen noch: 9. der Dampfer „Erzherzog Johann" (früher: „Acadia"), im Trockendock zu Brake; 10. das Segelschiff „Deutschland" (aus der Hamburger Flottille), in der Geeste liegend; 11. die Fregatte „Eckernförde" (zur Erinnerung an den Sieg vom 5. April 1849 aus „Gefion" umgetauft), vor Eckernförde ankernd; 12.—37. die 26 in Vegesack liegenden Kanonenboote. Endlich dürfen wir noch den Dampfer „Bonin", das Schraubendampfkanonenboot und die 11 Kanonenboote des Schleswig-Holsteinschen Geschwaders als in die deutsche Reichsmarine eingereiht betrachten. Demnach zählte diese genau ein halbes Hundert Schiffe; für den Anfang eine vielversprechende Macht! Der Stand der Bemannung an Officieren, Fähnrichen, Seejunkern, Materialverwaltern, Oberfeuerwerkern, Aerzten und Apothekern ist uns in einer Liste vom 1. Mai 1850 überliefert, die von dem uns Leipzigern besonders nahestehenden Contreadmiral Bromme (alias Brommy) herrührt (von Bär im 2. Anhang mitgetheilt). Danach gab es damals außer dem Admiral: 1 Corvettencapitän, 9 Leutnants erster, 4 Leutnants zweiter Classe, 14 Hilfsofficiere, 23 Schiffs-Fähnriche, 16 wirkliche Seejunker (hübscher Titel!), 22 freiwillige Seejunker, 1 Hauptmann und 2 Secondelieutenants im Mariniercorps, 1 Oberfeuerwerker, 1 Marinestabsarzt, 7 Aerzte zweiter Classe, 1 Unterarzt und 1 Apotheker. Der beliebte Erzähler Contreadmiral a. D. Reinhold Werner steht in dieser Rangliste als 11. Hilfsofficier verzeichnet; auch sonst stoßen wir auf einige mehr oder weniger bekannte Namen. Die höheren Officiere waren meist Ausländer: aus England oder Belgien gebürtig. „Was bei Schöpfung der ersten deutschen Kriegsflotte unter den obwaltenden Umständen erzielt worden ist, darf das gerechte Urtheil sachverständiger Prüfung nicht scheuen" (Denkschrift vom 5. Juni 1851). Und dennoch das schimpfliche, mit dem Fluche der Lächerlichkeit und des Hohnes behaftete Ende! Das lag nicht am Stoffe, sondern am Urheber. Schon am 12. Juni 1849 taucht das Gespenst des Abtakelns der eben erst in See gebrachten Schiffe wegen finanzieller Schwierigkeiten auf; weil man sich nicht getraut hatte, den europäischen Staaten eine officielle Anzeige von der Ende 1848 beschlossenen Einführung einer deutschen Kriegsflagge zuzustellen, konnte sich Lord Palmerston die Deutschlands Centralgewalt tief demüthigende Unverschämtheit erlauben, die Flagge des deutschen Schiffes, das beim Gefecht auf der Höhe von Helgoland am 4. Juni 1849 die britische Hoheitszone verletzt haben sollte, als die eines Seeräubers zu mißachten. Und schließlich das Auftreten Ehren-Fischer's! Früher hat man wohl mitleidig bedauert, daß ein unschuldiger Name für ewige Zeiten mit dem Makel der kläglichen Flottenversteigerung belastet worden sei; nach dem an letzter Stelle abgedruckten, vom 4. Mai 1853 datirten Bericht des Bremer Bürgermeisters Dr. Schmidt über den Flotten-Fischer leidet es keinen Zweifel, daß dem Manne kein Unrecht damit gethan werden konnte und bei seiner durch Deutschlands Entrüstung über die skandalösen Vorgänge herbeigeführten öffentlichen Verurtheilung von einem „politischen Martyrthum" keine Rede sein kann. Ht.

— Vaterländische Helden und Ehrentage im Spiegel deutscher Dichtung. Eine Sammlung von Gedichten für Schulen, Präparandenanstalten und Seminare zur Verwerthung im Geschichtsunterricht und bei patriotischen Festen. Zusammengestellt von A. Wolter. Berlin 1898, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, königl. Hofbuchhandlung, Kochstr. 68—71. Preis cartonnirt 1 ℳ 60 ₰. Das Vorwort des Buches vertheidigt die Feier der vaterländischen Gedenktage in der Schule mit Wärme und Entschiedenheit. Es bedurfte dieser Vertheidigung kaum. In der Presse sind ja mehrfach Stimmen laut geworden, insbesondere die festliche Begehung des Sedantages habe sich überlebt und könne nachgerade ausfallen. Aber unter den Schulmännern wird diese Ansicht wohl kaum Vertreter haben. Das vaterländische Lied, gesprochen und gesungen, wird bei diesen Festen immer eine bedeutende Rolle spielen. Aber nicht nur da, sondern auch im Schulbetriebe selbst: in dem deutschen Sprachunterrichte ebenso wie im Geschichtsunterrichte. Insofern ist die Sammlung der Schule willkommen. Freilich ist sie keineswegs die erste ihrer Art. Wir erinnern z. B. an das Buch des Gymnasialdirectors Dr. J. Scherer „Deutschland im Liede" (Paderborn, 1876), ferner an das von Dr. Heyck „Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des 19. Jahrhunderts" (Leipzig, 1889) und an das von Prof. Dr. Schmidt „Lieder der Deutschen aus den Zeiten der Freiheitskriege und der Kämpfe um die nationale Einheit" (Leipzig, Teubner, 1895). Was der vorliegenden Sammlung ihr besonderes Gepräge verleiht, das ist die Bevorzugung des Preußenthums. Vermißt haben wir unter den Liedern zum Preise der Hohenzollern

Heinrich v. Treitschke's schwungvolles Lied vom schwarzen Adler. Im Uebrigen wird die reichhaltige Sammlung ihrer ganzen Anlage nach naturgemäß ihr Hauptabsatzgebiet in den preußischen Schulen finden. Wenig angenehm berührt hat uns der Anhang, den wir jedenfalls für entbehrlich halten möchten. Er enthält zwölf Entwürfe zu vaterländischen Festreden. Wir sollten meinen, es werde nicht leicht einen Collegen geben, der, zum Festredner berufen, nicht die allergrößten Bedenken hegen würde, sich einer solchen Eselsbrücke zu bedienen. Von den dargebotenen zwölf Entwürfen beschäftigen sich sieben mit der Person des regierenden Kaisers. Sechsmal wird dabei verwiesen auf die Festschrift, die derselbe Verfasser hat erscheinen lassen „zum 39. Geburtstage und zugleich zum zehnjährigen Regierungsjubiläum unseres kaiserlichen Herrn“. R. B.

— Guy de Maupassant: Gesammelte Werke. Frei übertragen von Georg Frhrn. v. Ompteda. Erster Band. Fräulein Fifi. Berlin, F. Fontane & Comp. 1898. Frhr. v. Grotthuß nennt Maupassant einen französischen Classiker; ein Aesthetiker nennt ihn einen der größten Künstler, die Frankreich je hervorgebracht, Frhr. v. Ompteda in seiner Vorrede „ein novellistisches Genie wie es kaum dagewesen und wohl so leicht nicht wiederkommen wird“; er meint, sein Name sei zu groß, als daß es „nöthig wäre, eine Uebersetzung seiner Schriften ins Deutsche erst noch zu rechtfertigen“. Dann sagt er, einzelne Leute befänden sich in dem Irrthum, als sei der französische Dichter „obscön“. „Dies Urtheil komme entweder von solchen, die nur ganz einzelnes von ihm gelesen haben, oder von solchen, deren Auge statt auf die auch für einen Franzosen unerhörte Schönheit des Stils und der Sprache, statt auf die unerreichte künstlerische Abrundung, statt auf seine abgründige Menschenkenntniß gerichtet zu sein, sich dem Geschlechtlichen in seiner Darstellung zuwandte.“ Ja worin soll man denn obscön sein, wenn nicht im Geschlechtlichen? Und der Vorredner giebt selbst zu, daß Maupassant diese Seite bevorzugt. Doch wir brauchen ja keine Vorreden: wir haben ja einen Blumenstrauß solcher short stories vor uns, wir können ja die Staubfäden dieser Blumen untersuchen und sie classificiren und dann nach genauer Besichtigung mit der kritischen Lupe sie von anderen ähnlichen zu unterscheiden suchen, die nicht von einem so großen „novellistischen Genie“ herrühren, also z. B. von den Erzählungen von Prevost; wir müssen bekennen, daß die Familienähnlichkeit eine sehr große ist und daß einige kleine Geschichten ohne Bedenken von dem Conto des einen auf dasjenige des anderen geschrieben werden könnten, wie z. B. die Geschichte von der Frau Bonderoi „Der Ersatzmann“, eine ganz ordinäre, cynische Casernengeschichte, oder „Eingerostet“, eine Geschichte, der es zwar nicht an Humor fehlt, die aber doch zur obscönen Literatur gehört. Wir wollen auf diese anderen gleichartigen novellistischen Federspritzel nicht eingehen, sondern sehen, ob in anderen sich die „unerreichte künstlerische Abrundung“ und „abgründige Menschenkenntniß“ zeigt: wir studiren die Geschichte „Fifi“, welche dem ganzen Cyclus den Titel giebt und dann die „Beiden Freunde“. Es sind dies patriotische Geschichten; sie spielen zur Zeit des deutsch-französischen Krieges und sollen die Brutalität der Deutschen illustriren. Zwei harmlose Pariser Bürger, welche sich während der Belagerung das langentbehrte Vergnügen des Angelns an einer Lieblingsstelle nahe bei Colombes gönnen wollen und von dem französischen Oberst einen Passirschein erhalten, werden von den deutschen Vorposten gefangen genommen und als Spione erschossen. Ein junger Lieutenant, ein winziges blondes Kerlchen, hat den Beinamen „Fräulein Fifi“. Preußische Officiere langweilen sich im Schloß von Uville, das sie in brutalster Weise zugerichtet haben; sie laden sich junge Damen zu einer Orgie; übermüthig rühmen sie sich ihrer Siege auch über die französischen Frauen. Das leuchtet der einen Dirne Rachel nicht ein; sie meint: die französischen Frauen kriegt ihr nicht, nur Dirnen, wie uns — nur so was paßt für die Preußen! Darauf erhält sie von dem Officier, dem Frl. Fifi, eine schallende Ohrfeige; sie ergreift ein Dessertmesser mit silberner Klinge und rennt es ihm in den Hals. Dann springt sie zum Fenster hinaus — Frl. Fifi war todt. Man kann also so patriotisch sein wie die Jungfrau von Orleans und doch nicht so heilig. Wie man gelegentlich mit den Todten umgeht, das erzählen Geschichten wie „Eine Weihnachtsfeier“ und „Eine List“. Einen feinen Sinn hat „Frau Baptiste“, eine psychologische Studie, die eine Wunde unserer gesellschaftlichen Verhältnisse bloßlegt. Manches ist hübsch erzählt, stimmungsvoll beleuchtet, aber wenn man Maupassant für einen genialen Novellisten erklärt, muß man wohl seine größeren Erzählungen im Auge haben — diese Skizzen sind dafür wenig beweiskräftig. R. v. G.

— Simplicissimus-Album. Siebentes Heft. (October-December 1897.) Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst, Paris, Leipzig, München. Preis 1 ℳ 25 ₰. — Einer der hervorstechendsten und unerfreulichsten Züge im Gepräge unsrer Zeit ist die überall einreißende Zuchtlosigkeit. Auch an sich wohlmeinende Geister — wir denken an manche von den politischen Geistlichen und Professoren — tragen, ohne es zu wollen, nicht wenig Schuld an ihrem Ueberhandnehmen. Es mag ja sein, daß es in anderen Ländern in dieser Beziehung noch schlimmer zugeht. Ein solcher öffentlicher Skandal wie der Zola-Prozeß wäre bei uns doch noch nicht möglich. Aber es ist auch bei uns schon arg genug. Von den Preßerzeugnissen, die unter der Maske „Freiheit der Kunst“ Stein um Stein losbröckeln von dem Bau unsrer Cultur, ist das Wochenblatt Simplicissimus eines der schlimmsten. Es ist haarsträubend, was dieses Blatt leistet in der Verunglimpfung des deutschen Familienlebens, des Officierstandes, des Monarchismus u. s. w. Am widerwärtigsten ist uns der Simplicissimus, wenn er Gottes Namen in den Mund nimmt, wie S. 219 (Nr. 18) in dem Gedicht von Gustav Falke, und noch gemeiner S. 227 (Nr. 29) in dem Gedicht von Ernst v. Wolzogen. Der Simplicissimus gilt bei Vielen als ein socialdemokratisches Blatt. Nun treibt er zwar eigentlich gar keine Politik. Aber das Urtheil ist doch nicht falsch. Denn diese Art der Verhöhnung und Verspottung jeglicher Autorität arbeitet thatsächlich in derselben Richtung wie die elende Volksverhetzung, die das Hauptwerkzeug der socialistischen Wortführer ist und von der jeder Tag uns jetzt neue und schamlosere Beispiele bringt. Wir sind nicht etwa so thöricht, behaupten zu wollen, der Hohn des Simplicissimus sei immer gegenstandslos. Und wir wissen sehr wohl, daß die Satire und die Caricatur in ihrem Dienste vollkommen berechtigte Kunstgattungen sind, so lange es ihnen ehrlich darum zu thun ist, die Schäden zu bessern, die sie bloslegen. Aber sich solch ein sittliches Ziel zu stecken, davon ist der Simplicissimus weit entfernt. Was seine Künstler, die Dichter und Dichterinnen, die Maler und Zeichner, beseelt, ist Nichts als die blose bubenhafte Freude daran, sich an jeder Autorität zu reiben und sich erhaben zu zeigen über Alles, was man bisher Liebe und Treue, Keuschheit und Sitte, Zucht und Scham nannte und hoffentlich auch noch so nennen wird, wenn der Simplicissimus und alle seine Mitarbeiter nach dem Gesetze alles Irdischen längst zu Staub und Asche geworden sind. Doch nein! einen anderen Ehrgeiz haben sie noch, nämlich den, in der Entwürdigung von Religion und Monarchie, Adel und Heer gerade so weit zu gehen, wie man noch eben gehen kann, ohne sich gerichtliche Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Als stolzester Erfolg gilt ihnen demnach die Wiederaufhebung einer von der Sittenpolizei schon verfügten Einziehung. „Trotz aller Confiscationen und Verbote, die bestimmt waren, ihn zu hemmen, ist der Simplicissimus mit gleicher Energie auf dem gleichen Wege fortgeschritten. Das zeigt auch das neue Album, das sich seinen Vorgängern nicht nur würdig zur Seite stellt, sondern sie in der künstlerischen Vornehmheit, in der Witzigkeit und Treffsicherheit der Satire womöglich noch übertrifft. Aeußerlich präsentirt sich das Album in einem sehr geschmackvollen Umschlag überaus vornehm.“ So heißt es auf dem Begleitzettel, mit dem die Verlagshandlung das letzte Quartalsalbum ausschickt. Eine tolle Begriffsverwirrung, die auf solche Schmutzliteratur das Wort „vornehm“ anwendet! Wir haben uns schon wiederholt in diesem Sinne ausgesprochen. Es scheint, daß solche Aeußerungen altväterischer Engherzigkeit, der Simplicissimus würde sagen blöder Philisterhaftigkeit der Leitung des Blattes als Reclame nicht unerwünscht sind. Sonst würde sie uns das Blatt nicht immer wieder zusenden. Die Herausgeber werden ja am besten wissen, für welches Publicum sie arbeiten. Das kann und darf uns aber nicht abhalten, wieder und immer wieder unsere Meinung zu sagen: Der Simplicissimus ist ein Blatt, das sich an die niedrigsten Instincte in der Menschennatur wendet, die gemeinste Unsittlichkeit in trügerisch verlockenden Farben malt und frech über Alles witzelt, was Millionen von Menschen noch hehr und heilig ist. Als ein Zeichen der Zeit mag der Simplicissimus dem Culturhistoriker nicht unwichtig sein. Ein häßlicheres Merkmal des geistigen Lebens der Gegenwart, als diese systematische Pflege der Zuchtlosigkeit können wir uns kaum denken. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 28. Dienstag, den 8. März, Abends. 1898.

Ueber vorgeschichtliche Landesforschung in Sachsen.

Von Dr. E. Pfau.

In Sachsen haben wir schon seit Jahrhunderten Nachrichten über vorgeschichtliche Funde; beispielsweise spricht bereits der berühmteste Sohn der Stadt Rochlitz, J. Mathesius, im 16. Jahrhundert von ausgegrabenen Urnen, deren Wesen er freilich noch nicht zu deuten verstand. Einen großen Werth maß man früher der prähistorischen Forschung nicht bei; meist lag sie in den Händen von Liebhabern, die gern allerhand urgeschichtliches Geräth aufsuchten und zu Privatsammlungen zusammenstellten. Natürlich legten derartige Leute das Hauptgewicht darauf, möglichst schöne, wohlerhaltene Stücke aufweisen zu können; das weniger Augenfällige, das scheinbar Nebensächliche, was mitunter für den wissenschaftlichen Forscher äußerst wichtig ist, wurde bei den Funden oft übersehen, und so kommt es, daß selbst bei hervorragenden Funden oft jede Nachricht über begleitende Nebenumstände fehlt, daß mitunter sogar die Herkunft des Fundes dunkel und unbekannt ist. Immerhin haben derartige Sammler das große Verdienst, manches Wichtige vor vollständigem Verlust bewahrt und manchen schätzenswerthen Aufschluß erbracht zu haben. Allmälig hat man der prähistorischen Forschung hohen Werth immer mehr anerkannt, und vorzüglich geleitete Museen führen uns in den ausgestellten Schaustücken ein gutes Stück Urgeschichte der Bevölkerung des Landes vor Augen; da erblickt man kunstvoll geformtes Töpfergeschirr, herrliche Waffen aus Bronze, Stein, Eisen, allerhand Schmuck aus verschiedenem Metall, Glas, Bernstein u. s. w. Wenn auch der Anblick dieser Gegenstände manchen Aufschluß schon jetzt, besonders in culturgeschichtlicher Beziehung, giebt, so ist der prähistorischen Forschung trotzdem die Beantwortung von noch gar mancher Frage aufgehoben, und sicher wird diese Wissenschaft noch manches beachtenswerthe Ergebniß liefern. Freilich muß sich der Forscher auf diesem Gebiet immer bewußt bleiben, daß das Erkennen des Menschen seine engen Schranken hat, und daß die Wissenschaft nichts als sicher hinstellen darf, was sich nicht durch triftige Gründe als richtig nachweisen läßt. Daß zur Zeit schon jeder Bericht auf vorgeschichtlichem Gebiet in diesem Sinne abgefaßt ist, dürfte schwer zu behaupten sein. Besonders wäre es wohl erlaubt, gegen eine oft wahrzunehmende Sucht, schon jetzt möglichst genaue und möglichst alte Zeitbestimmungen zu gebrauchen, Bedenken zu hegen. Der wissenschaftliche Abbau der prähistorischen Forschung, deren Gebiet ungeheuer groß ist, geschieht doch erst seit so kurzer Zeit, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn sie in vielen Fällen nichts Bestimmtes sagen kann. Dies gilt nicht nur in Bezug auf die Datirung von Einzelfunden, dies gilt auch ganz besonders von Allgemeinschilderungen der urgeschichtlichen Landesverhältnisse, wie z. B. Besiedelung, Einwanderung, Waareneinfuhr, Volksausbreitung &c. Wenn in derartigen Fragen, sobald sie ein bestimmtes Gesammtland berühren, allgemeine Aufschlüsse gegeben werden sollen, dann ist vor allen Dingen unbedingt nöthig, daß das betreffende Land gleichmäßig und systematisch in allen seinen Theilen untersucht ist, da sonst die Gefahr der Trugschlüsse handgreiflich vor Augen liegt. Für Sachsen, wie wohl für die meisten anderen Länder, ist demnach die Zeit einer umfassenden Allgemeindarstellung urgeschichtlicher Völkerverhältnisse wohl schwerlich schon angebrochen; denn in unserm Land sind die urgeschichtlichen Forschungen bei Weitem noch nicht gleichmäßig in allen Gegenden angestellt. Das liegt in der Natur der Sache. Im Gegensatz zur archivalischen Forschung hat die urgeschichtliche verschwindend wenig Bekenner, letztere hängt zum guten Theil vom Zufall ab, wie schon der Ausdruck „Fund“ angiebt. Erdfunde können zunächst da in größerer Menge gemacht werden, wo große Erdmassenbewegungen ununterbrochen stattfinden, wie etwa an der Elbe, deren Ufer einen festgeschlossenen Gürtel von Ortschaften und Ansiedelungen bilden. Hier wird viel gebaut, gegraben; hier kann man weit eher auf Funde rechnen, als in Gegenden, wo Acker mit Wiese und Wald wechseln, wo weniger baulustige Ortschaften Neigung zeigen zu starker auffallender Ausdehnung, wo viel seltener ein tiefer, umfassender Eingriff in das Bodeninnere geschieht. Zahlreiche Funde wecken und stärken das Interesse, schärfen den Blick, locken Sachverständige an. Besonders kamen bis jetzt Funde vor in der Nähe von Städten, zumal größeren, oder wurden von hier aus entdeckt. In anderen Gegenden, wo seltener Gelegenheit zu Funden geboten wird, bildet sich das Interesse und der Scharfblick der Bevölkerung für derartige Angelegenheiten nicht aus, weshalb es oft genug vorkommt, daß hier wichtige Funde unbeachtet verloren gehen oder vernichtet werden. Selbstverständlich ist auch ein Landtheil reicher an urgeschichtlichen Ueberresten als ein anderer, wie dies in Sachsen von der östlichen Hälfte gegenüber der westlichen der Fall sein dürfte; der westliche Theil unsres Vaterlandes ist von den Deutschen eher eingenommen und christianisirt worden als der östliche, weshalb sich im letzteren mehr heidnische Erzeugnisse, in prähistorischer Art, anhäufen konnten als in jenem. Außerdem ist mit der Vernichtung des Altheidnischen im Westen eher und, im ersten Eifer, wohl auch gründlicher vorgegangen worden als im Osten, was natürlich ebenfalls für die jetzige urgeschichtliche Forschung in Westsachsen nicht von Vortheil ist. Mangel oder Armuth an bisherigen Funden in Westsachsen kann aber unter solchen Umständen noch keinen sichern Schluß auf das Fehlen oder die Dünnheit der Urbevölkerung in diesen Landestheilen ergeben.

Man hat oft gesagt, daß der westliche Theil Sachsens auf der nördlichen Abdachung des Gebirges bis weit hinein in die Leipziger Kreishauptmannschaft zur vorslavischen Zeit nicht bevölkert gewesen sei, daß hier ein unbewohnter, undurchdringlicher Urwald den sichern Grenzwall gegen Süden gebildet hätte. Ein hochverdienter sächsischer Forscher unserer Zeit z. B. läßt diesen „unwirthlichen, menschenleeren“ Urwald noch bis gegen „Riesa, Wurzen, Mügeln“ gehen; nie hätte man in diesem weiten Gebiet „Spuren von altgermanischer Urbevölkerung“ gefunden; die Slaven wären später eingedrungen in diese Einöde. Demnach müßte die Rochlitzer Pflege etwa mitten in dieser menschenleeren Wildniß in vorslavischer Zeit gelegen haben. Die Gründe, welche man für derartige Ansichten geäußert hat, sind keineswegs überzeugend, zum Theil sind auch manche Behauptungen verfrüht. Wenn z. B. slavische Ortsnamen nach dem Gebirge zu immer seltener werden, schließlich ganz aufhören, so könnte man aus diesem Umstand höchstens einen Schluß ziehen auf die slavische Bevölkerung, nicht aber auf deren Vorläufer. Der Mangel slavischer Namen kann natürlich kein Beweis sein für das Fehlen beispielsweise einer urgermanischen Besiedelung. Da die Gebirgsbewohner gewöhnlich äußerst fest an ihrer Heimath hängen, so wäre es sehr leicht möglich, daß es den Slaven nicht recht gelang, die vorhandene Bevölkerung aus den Abhängen des Erzgebirges zu vertreiben; vielleicht lag den Wenden auch gar nichts daran, da sie als vorzugsweise ackerbautreibendes Volk wohl die fruchtbarsten Striche zu besetzen trachteten. Der Umstand, daß Meißen auf einem dichtbewaldeten Berg angelegt wurde, kann natürlich zu gar keinem Schluß auf die Beschaffenheit des gebirgischen Hinterlandes ausgenutzt werden. Was der bisherige Mangel oder die auffallende Armuth der Erd-

funde im Westen beim jetzigen Stand der Forschung meiner Ansicht nach zu bedeuten hat, habe ich schon angegeben. Für die zuletzt berührten Fragen läßt nur eine strengere Beachtung der Erdfunde als bisher auf mehr Licht hoffen; die Forschung auf dem Ortsnamengebiet hingegen wird wenig zur Lösung solcher Fragen beitragen können. Denn zweifellos reichen die Ortsbezeichnungen nicht bis in die Zeit der ältesten Besiedelung, was auch gar nicht der Fall sein kann, wenn das Land vor den Slaven oder Germanen, die das Wohnen in Ortschaften nicht pflegten, besetzt war. Ich kann durchaus nicht jenem verdienten sächsischen Ortsnamenforscher zustimmen, welcher kürzlich in seinem Hauptwerk versicherte, daß die Ortsnamen älter seien, „als alle Ruinen und dem Erdschooß abgewonnenen Fundstücke“. Es dürfte doch wohl sehr schwer werden, in Sachsen Ortsnamen nachzuweisen, welche älter sind als z. B. die Steinwaffen, Bronzekelte; oder müssen die zahlreichen, namenlosen urgeschichtlichen Wälle im Lande, die ganz verschiedenen Perioden angehören, jünger sein als die Ortsnamen? Wo derartige ehrwürdige Gegenstände gefunden werden, wo so alte Baureste vorkommen, da darf man wohl auch für die Zeit vor Einführung der Ortsnamen Besiedlung annehmen. Das gilt gerade von der Rochlitzer Pflege, auf deren Urgeschichte einen kurzen Blick zu werfen hier gestattet sein möge. — Auf Posse's verdienstvoller Gaukarte (Beilage zum Werke: Markgrafen von Meißen, 1881) liegt Rochlitz auf der südlichsten Grenzlinie der slavischen Ansiedelungen; das ganze Gebiet südlich davon nach dem Erzgebirge zu enthält keinen einzigen Ortsnamen. Diese Darstellung fällt aber schon in geschichtliche Zeit, denn die Karte giebt urkundlich belegte Namen aus der älteren Zeit der deutschen Einwanderung. Die Angabe dieser Namen verdanken wir in der Hauptsache nur zufälligen Ereignissen, auf welche die damaligen Chronisten eingehen. Natürlich braucht also Rochlitz durchaus noch nicht südlichste slavische Besiedelung gewesen zu sein und ist es jedenfalls auch nicht gewesen. Man nimmt aus mehrfachen, durchaus überzeugenden Gründen an, daß jene zum Theil ziemlich dürftigen Wälle, welche mit dem Wellenornament verzierte Scherben in Massen aufweisen, in deren Gemeinschaft sich auch Eisen findet, slavische Besiedelungen seien; ich kann mich dieser Ansicht auf Grund eigener Forschung nur anschließen. Nun kann ich südlich von Rochlitz mehrere derartige Wälle, z. B. bei Wechselburg, Lunzenau, nachweisen. Da diese Ansiedelungen zum Theil durch Gräben und Schanzen für ihre Zeit sehr stark befestigt waren, so sind sie sicher vor Einwanderung der Deutschen gebaut worden, denn es ist gewiß nicht glaublich, daß die Eroberer den Unterjochten die Anlage von Burgen gestatteten; den Siegern mußte doch eher daran liegen, die Besten der Unterworfenen zu brechen, die Bewohner aus denselben zu treiben. Daraus geht mit aller Wahrscheinlichkeit hervor, daß Rochlitz in vordeutscher Zeit nicht südlichste Ortschaft der Gegend gewesen ist. Sicher sind auch die Slaven hier nicht in eine menschenleere Urwildniß gekommen. Die Gegend hatte vielmehr schon vor den Slaven eine hohe Cultur besessen. Ich habe in der betreffenden Landschaft auch Wälle entdeckt, wo die Gefäßtrümmer mit dem Wellenornament bisher nicht nachzuweisen waren, wohl aber Scherben einer älteren Technik. Ich habe ferner eine größere Anzahl von Hügel- und Flachgräbern aufgefunden, deren zum größten Theil leider zerfallene Gefäße ebenfalls einen älteren Charakter als die Trümmer der slavischen Wälle zeigen. Auch in diesen Begräbnißstätten kommt das auf den slavischen Besiedelungen massenhaft auftretende Burgwallornament gar nicht vor, wohl aber die Buckelverzierung in auffälligen Mengen, welches sich wiederum in den Wällen nicht nachweisen läßt. Ueberhaupt sind die Gefäße der Burgwälle und der aufgeschlossenen Gräber in Bezug auf Technik, Masse, Geschmack, Gliederung, Henkelung so grundverschieden, daß sie nur ganz verschiedenen Perioden angehören können. Die Gräber sind zweifellos viel älter als die sogenannten Wendenwälle. Das geht auch aus sonstigen Funden hervor. Auf den Wällen findet sich, wenn auch spärlich, Eisen in Verbindung mit den Scherben; ich habe sogar Eisenschlacken angetroffen; in den Gräbern selbst konnte ich dieses Metall nicht nachweisen, wohl aber öfters Bronze (ein Messer, Pfeilspitzen, Ringe, Nadeln u. s. w.), die wiederum auf den Wällen nicht zu belegen war. Da in den Grabhügeln schneidende Werkzeuge aus Bronze wahrzunehmen waren, so muß man diese Denkmäler zweifellos in eine Periode der Bronzezeit setzen. Auf das hohe Alter der Grabstätten deutet auch der Umstand, daß in zwei Fällen die hockende Stellung der Beerdigten nachgewiesen werden konnte. Unter welchen Verhältnissen lebten aber diese Leute? — In dem einen Grabe fand sich ein Fesselgelenkknochen von einem Pferde; das Halten solcher Thiere setzt Wiesenwirthschaft und wohl auch Wege voraus. Fast in jedem Grab kamen sorgfältig gearbeitete und geschmackvolle Getreidereibsteine zum Vorschein, also trieben deren Besitzer doch wohl auch Ackerbau. Ich fand ferner eine Glasperle, die auf Handel deuten dürfte. Daß auch das einheimische Gewerbe blühte, das beweisen recht deutlich die Mahlsteine, die zum Theil aus dem sonst so überaus seltenen Porphyrtuff bestehen, der auf der Kuppe des Rochlitzer Berges gefunden wird. Zweifellos gab es damals schon auf dieser Höhe ausgetretene Pfade, denn man kann sich doch schwerlich vorstellen, daß sich jene Urbewohner mit den geholten Steinen mühsam durch verschlungenes Urdickicht hindurcharbeiteten. Fügt man zu dem Gesagten noch die Bemerkung, daß an verschiedenen Stellen der Rochlitzer Pflege schon Steinhämmer und ein Bronzekelt, sowie Urnenscherben gefunden worden sind, so ist man wohl durchaus zu dem Schluß berechtigt, daß die Gegend in vorslavischer Zeit ein viel freundlicheres Ansehen gehabt hat, als bisher angenommen worden ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Funde wie der besprochene*) äußerst wichtig für die Vorgeschichte der einzelnen Gegenden sind und daß deren wissenschaftliche Verwerthung schätzbare Bausteine für eine Urgeschichte des Landes ergiebt. — Im Interesse der letzteren wäre nur zu wünschen, daß möglichst viele und baldige weitere Funde, besonders in bisher auf diesen Gebieten unfruchtbaren Gegenden, gehoben würden. Daß viele Landestheile für Erforschung der Urgeschichte des Landes mehr beitragen können, als dies zur Zeit der Fall ist, kann wohl jeder Forscher in der Provinz, auf Grund seiner gemachten Erfahrungen, ohne weiteres behaupten; daß Vieles im Rahmen der urgeschichtlichen Forschung unbedingt ganz anders werden muß, als es bisher gewesen ist, wenn die Wissenschaft nicht ganz bedeutend geschädigt werden soll, ist wohl ebenso richtig. Dieser Umschwung möchte aber auch möglichst bald eintreten: denn wir stehen jetzt gerade in der Zeit, wo viele noch vorhandene Zeugen der Urgeschichte weit mehr gefährdet sind als lange Jahrhunderte vorher. Dort liegt vielleicht unter der fruchtbringenden Krume eines seit Jahrhunderten bebauten Ackers ein weites Urnenfeld, *unangetastet* von der Bodencultur, die bisher wenig in die Tiefe drang. Da fällt es dem Besitzer ein, in moderner Weise sein Feld zu verbessern. Er treibt Buckel ab — unter denen die Urnen stehen, die achtlos zerhauen werden, ohne daß sie vielleicht die Arbeiter überhaupt sehen; da wird drainirt, was regelmäßig mit dem Ausheben vieler tiefer Gräben verbunden ist, dabei gehen die Gefäße in Stücken — was kümmert sich der arbeitende Landmann um jene alten zu Tage kommenden Scherben! Die Bauernhölzer schwinden immer mehr unter dem Schlag der Holzaxt, und die ehrwürdigen Wälle, die in ihrer Dürftigkeit oft kaum als solche erkannt werden, ebnen sich bald unter den Händen des geschäftigen Besitzers. Dort auf der Kuppe ist ein steiniger Acker, der schon vor Jahrzehnten dem Wald abgerungen ist; einst stand hier eine alte Ansiedlung, die der Forscher noch erkennt an den zahllosen mit Welle verzierten Scherben. Aber der Bauer will gute Aecker: So schafft er bessern Boden hinauf auf die Kuppe — und mit dem Forschen ist es vorbei! Freilich, die heutige Bodentechnik hat auch ihr Gutes für den Forscher — wenn es ausgenutzt wird. Das Tiefeackern, das Drainiren u. s. w. bringen Manches ans Tageslicht, was als Fingerzeig dienen kann. Aber dieser will auch verstanden sein; darum müssen überall Forscher auf der Wacht stehen, die Wissenschaft muß überall ihr Auge haben, das Verständniß für die prähistorische Forschung muß allerorts verbreitet sein. Da dies bisher leider noch recht wenig der Fall ist, so muß Belehrung in das Volk, nicht nur in die unteren Stände, sondern zum guten Theil auch noch in gewisse Kreise der Gebildeten getragen werden. Je mehr Wege in dieser Beziehung offen stehen, desto besser! Ich habe schon früher an maßgebender Stelle in einer Denkschrift unter Anderm darauf hingewiesen, welchen Vortheil es vermuthlich erbringen würde, wenn sich die Schule der Angelegenheit etwas mit annehmen könnte.

---

*) Eine eingehende Schilderung meiner Ausgrabungen wird das nächste Heft des Rochlitzer Geschichtsvereins enthalten. Die entdeckten Gegenstände enthält zur Zeit das Rochlitzer Vereinsmuseum. Ein Grab habe ich aus dem Originalmaterial im Gart n der neuen Realschule zu Rochlitz nachgebildet; ebenso sind der Realschule und dem königl. Seminar Urnenscherben als Anschauungsmittel überwiesen worden.

In einer späteren Abhandlung der Isis vertritt Deichmüller dieselbe Ansicht. Es wird zweifellos der prähistorischen Forschung in gewissem Grade zweckdienlich sein, wenn schon bei Zöglingen soweit Verständniß für diesen jungen Zweig der Wissenschaft erweckt wird, daß dieselben es später in vielen Lebenslagen, z. B. als Bauhandwerker, Förster, Ingenieure, Gutsbesitzer praktisch verwerthen können. Gewiß würden auch manche Lehrer, zumal auf dem Lande, diese Wissenschaft durch eigene Untersuchungen fördern. Allerdings wird man auch im Voraus annehmen müssen, daß sich mancher zur Schulzeit in der berührten Angelegenheit gestreute Samen später als taub herausstellen dürfte, und daß ferner nicht jeder Lehrer gerade Hang hat, seine Freizeit mit prähistorischen Forschungen auszufüllen, da an die Lehrerwelt von sehr vielen anderen Seiten auch noch Nebenanforderungen gemacht werden. Außerdem fällt hier noch besonders ins Gewicht, daß sich hauptsächlich mit größerer Aussicht auf Erfolg diejenigen Herren der prähistorischen Erforschung der Einzelgegend zu widmen hätten, die lange an Ort und Stelle bleiben und die Gegend gründlich durchkennen lernen. Bei Dorflehrern, besonders bei jüngeren, sind aber Versetzungen nichts Seltenes. Sicher kann auch die hohe Regierung viel für prähistorische Wissenschaft und zwar auf dem Verordnungswege thun. Besonders werden strenge Verordnungen über den Schutz der auf staatlichem Boden vorhandenen urgeschichtlichen Denkmäler von größter Wichtigkeit sein. Aber viele jener Zeugen sagenhafter Geschichte befinden sich auf Privateigenthum, und hier würde es dem Staat vielleicht weniger leicht sein, erfolgreich einzugreifen. Selbst wenn derselbe auch nur die erste Prüfung und die erste Aufsicht über urgeschichtliche Aufdeckungen in Privatboden ausüben wollte, könnte das mitunter bedenkliche Folgen ergeben, so wichtig und dankenswerth dieselbe auch für die Wissenschaft sein würde. Was der prähistorischen Forschung zugestanden würde, könnte dann z. B. auch der Geolog, der Mineralog u. s. w. anstreben. Oder wenn z. B. bei einem Bau, einer Erd- oder sonstigen Grundarbeit, wo die Zeit gewöhnlich recht kostbar ist, ein Fund gemacht würde, der nach Verordnung anzumelden wäre und welcher die Einstellung der Arbeit mindestens bis zum Eintreffen einer sachverständigen Besichtigung bedingte, so würden daraus manche Mißhelligkeiten und wohl auch Unkosten entstehen, und zwar umsomehr, je länger die Besichtigung auf sich warten ließe, was mitunter ziemlich lange währen könnte, falls zu gleicher Zeit im Lande mehrere Untersuchungen zu erledigen wären. Ehe ein Landmann eine Anzeige über aufgefundene Scherben oder über einen dürftigen Wall macht, wird wohl mancher Tag in das Meer der Vergangenheit rauschen! Denn der Durchschnittsbauer sucht doch wohl öfters lieber Schreibereien zu vermeiden, besonders wenn sie sich auf Dinge beziehen, die nicht in seinem Interesse liegen, für die er kein Verständniß hat und bei der jetzigen Lage der Sache wohl auch kaum welches haben kann. Ehe der junge Nachwuchs in das Mannesalter tritt und nun das etwa von Urgeschichte in der Schule Gelernte im praktischen Leben mit Erfolg zu Gunsten der Wissenschaft verwerthet — bis dahin kann noch manche Urne zertrümmert werden. Unverstand, Unkenntniß, Interesselosigkeit sind die Erbfeinde jeder Forschung, im Besonderen auch der vorgeschichtlichen. Gegen solche Uebel muß mit eigenen Kräften die Wissenschaft zu Felde ziehen; denn wenn sie auch stets an der hohen Regierung einen mächtigen Förderer hat, so wird sie doch nicht zu viel Forderungen an letztere stellen wollen. Die urgeschichtliche Forschung hängt stark ab von der praktischen Welt, die praktisch angegriffen, überzeugt sein möchte, wenn sie sich für irgendwelche Zwecke erwärmen soll. In wissenschaftlichen Dingen können Verordnungen nur ein engbegrenztes Verständniß im Volk erzeugen. Die einschlägige Wissenschaft trete selbst hinaus unter die Erwachsenen, die der Schule und dem Hörsaal entronnen sind, unterrichte sie, rege an, schaffe sich Freunde und Bekenner in allen Schichten jeder Gegend. Sie halte Vorträge in Stadt und Land, in gewerblichen Gesellschaften und landwirthschaftlichen Vereinen. Der Forscher, wenn er erfolgreich arbeiten will, möchte immer einige charakteristische Scherben in der Tasche haben, um sie bei seinen Studienfahrten Grundbesitzern vorzeigen und erklären zu können; er beschreibe und zeichne den Leuten die Hauptformen urgeschichtlichen Geräthes, er führe die Einsichtigeren zu den Wällen auf Scherbenäcker. Manches Wort wird freilich vergebens gesprochen werden, aber manches Korn fällt doch auf guten Boden. In solchen Dingen spielt der unmittelbare Einfluß der Person, ein näherer Verkehr eine sehr große Rolle. Ohne diesen persönlichen, bis zu einem gewissen Grad vertraulichen Umgang würde man sonst manches Wichtige nicht erfahren, was dem Forscher mitunter schätzenswerthe Winke erbringen kann, z. B. Nachrichten über Umgehen auf Aeckern und Waldstellen, Sagen von verborgenen Schätzen u. dergl. Vor allen Dingen muß sich der Forscher auch bei älteren Leuten erkundigen, ob nicht früher bei Urbarmachung gewisser Stücke etwa Gefäße u. dergl. gespürt worden sind; dann wird durch Nachgrabung im günstigen Fall doch noch mancher Rückblick gewonnen werden können, selbst in Bezug auf Grundstücke, die nicht viel zu versprechen schienen. Eine leichte und schnell zu erledigende Arbeit hat freilich der Forscher in seinem abgelegenen Untersuchungsgebiet nicht; ihm stehen keine geschulten Arbeiter zur Seite. Er ist meist auf sich selbst angewiesen. Ueberall muß er prüfen und forschen, in Sandgruben, in frischen Aeckern, bei Ausschachtungen, im freiwerdenden Fluß- und Bachbett, bei Rodungen, Erdrutschungen. Gar nicht selten hat er die Hacke selbst zur Hand zu nehmen, und es darf ihm nicht verargt werden, wenn er von seinen Streifereien in Wald und Feld oft nicht im salonwürdigsten Aufzuge heimwärts schreitet. Uebrigens ist es bei der starken Arbeit nicht zu verwundern, wenn ein einzelner Forscher nur ein ziemlich eng begrenztes Gebiet bewältigen kann. Die Wissenschaft würde sicherlich viel gewonnen haben, wenn in jeder Gegend wenigstens ein Forscher vorhanden wäre, denn diejenigen Alterthümer, deren Aufdeckung nicht dem Zufall überlassen bleibt, sind am sichersten zu retten. Bei der jetzigen Sachlage wäre vielleicht die Frage nicht ganz unangebracht, ob nicht ein selbständiger, unabhängiger Verein, der sich ausschließlich mit prähistorischen Forschungen beschäftigte, ganz wesentlich zur Hebung der letzteren beitragen würde, d. h. ein urgeschichtlicher Landesverein, der seine Einkünfte nur zu prähistorischen Zwecken verwendet, dessen Glieder ihre Erfahrungen, Entdeckungen und Beobachtungen in einer eigens für vorgeschichtliche ausführliche Abhandlungen und Berichte bestimmten Landeszeitschrift niederlegen. Ein derartiger Verein würde zweifellos von manchem Forscher im Lande mit Freuden begrüßt werden, dem eine reichlich bemessene Zeitschrift in vieler Hinsicht das Museum der Großstadt und die Fachbibliothek ersetzen muß, und sicher würde die Mitgliederzahl bald stark anwachsen. Das Vereinsblatt vermag in hohem Grade durch seine Abbildungen, bes. Photographien, von Wällen, Urnen u. dergl., durch Anleitungen, Winke, durch seine Verbreitung in allen Gegenden Verständniß und Interesse für seine Sache mit zu erwecken. Gewiß wird mancher Forscher oder mancher Besitzer von urgeschichtlichen Funden gern Bericht für die allgemein bekannte und allgemein erhältliche Zeitschrift erstatten, während er nur oft genug davon absieht, sein Besitzthum einem öffentlichen Museum zu überweisen oder auch nur darin auszustellen. Erst wenn eine möglichst rege Mitarbeit vieler Sonderforscher an der Zeitschrift zu verzeichnen ist, kann dieselbe ihrem Zwecke am Besten gerecht werden, eine unerschöpfliche Fuundgrube, ein Hauptarchiv für Urgeschichte des Landes zu bilden. Durch eine derartig angelegte Zeitschrift würde gewiß mancher Zersplitterung der Arbeitskräfte, mancher Planlosigkeit der Sonderforschungen am ehesten entgegengetreten, was nur der Wissenschaft von Nutzen sein muß. Denn auch hier gilt das Wort: Einigkeit macht stark.

Bücherbesprechungen.

— G. Stosch, Alttestamentliche Studien. Gütersloh, Bertelsmann, 1898. 2 ℳ, geb. 2 ℳ 50 ₰. — Verfasser webt in die Darstellung des Wüstenzuges Israels vom Sinai bis zum Nebo die Entstehungsgeschichte des mosaischen Gesetzes ein. Mit bewundernswerther Entschiedenheit hält er gegen alle Kritik daran fest, daß man die Bestandtheile des Gesetzes in einem einheitlichen und lückenlosen Gesammtbilde aus der Zeit des Mannes, dessen Namen sie in der Ueberlieferung tragen, herauserklären kann. Freilich kommt man über die schon früher beleuchtete Erkenntniß nicht hinweg, daß Stosch gleich den Häuptern der kritischen Schule mit Vorurtheilen arbeitet, deren größtes das Festhalten an der synagogalen Ueberlieferung ist, Moses habe selbst und eingehend den Pentateuch redigirt. Es widerspricht doch durchaus nicht der Würde der heiligen Schrift, daß die Wissenschaft die heilige Schrift Alten Testamentes organisch und entwickelungsgeschichtlich zu verstehen sucht. Das göttliche, ewige

Gesetz Israels ist kein deus ex machina, sondern das Ergebniß einer langen und reichen Geschichte, in der wir die erziehende Hand erkennen. Gewiß ist Wellhausen's Grundsatz, das Gesetz hinter die Propheten zu weisen, längst in die Brüche gegangen, aber den Codex hat Moses gewiß nicht geschaffen. Die Coordinaten des Gesetzes, zu denen wir mit dem Zweitafelgesetz das Bundesbuch rechnen, tragen das Gepräge und sprühen den Geist der Offenbarung, wie sie ursprünglich dem Moses zu Theil geworden ist: die Krystallisation ist das Ergebniß einer bis an das Exil der Juden reichenden Zeit. Besonnene Forscher, wie Delitzsch, Klostermann, Orelli, Robertson, haben dies als über allen Zweifel gewiß festgestellt. Und Verfasser spricht über seinen einseitigen Standpunkt selbst das Urtheil, wenn er abschließend behauptet: Die heiligen Urkunden sind das Gewächs und der Niederschlag einer heiligen Geschichte, deren Fortschritt und deren sich wandelnde Anschauungen und Stimmungen sie wiederspiegeln. — Im Einzelnen rühmen wir auch von dem dritten Heft die reiche Fülle von anregenden Gedanken, die von ernstestem Schriftstudium zeugen. Neue Funde, wie die Tell el Amarnah-Funde, sind berücksichtigt. Ob Verfasser mit der „redenden Eselin" (NB. in menschlicher Sprache) dem Glauben einen Dienst erweist, sei dem billigen Urtheil seiner Leser überlassen. Wir bemerken in diesem Zusammenhang, daß wir keinen menschlich sprechenden Esel, und keinen Propheten im Walfischbauch (Jonas ist ein Lehrbuch) und keine stillstehende Sonne zu Gibeon (Citat aus dem Liederbuche „Der Redliche") brauchen. — Wir bleiben bei unserer früher ausgesprochenen Meinung, daß Stosch's Alttestamentliche Studien die wissenschaftliche Erkenntniß des alten Testaments kaum wesentlich fördern. J. J.

— Geschichte der Weltliteratur von Julius Hart. Heft 11—16. Verlag von J. Neumann in Neudamm. Preis jedes Heftes 30 ₰, des ganzen Werkes (40 Hefte) 12 ℳ. — In den vorliegenden Heften der Geschichte der Weltliteratur von Julius Hart wird die christlich-theologische Literatur in lateinischer Sprache, das rasche Aufblühen der arabischen Cultur und die neupersische Dichtung behandelt. Weiter giebt der Verfasser in kurzen Worten eine Uebersicht über die literarisch minder bedeutenden Völker Asiens: Afghanen und Kurden, Kalmüken, Ostmongolen, Neu-Inder, Drawidavölker, Tamulen, Singhalesen u. s. w. Etwas länger verweilt er bei den Japanern. Ein besonderer Anhang beschäftigt sich mit der Cultur der altamerikanischen Völker, namentlich der Mexicaner und Peruaner. In dem folgenden Capitel kehren wir auf europäischen Boden zurück: Kelten, das walisische Bardenwesen, sein Verfall und seine künstliche Wiedererweckung (Gälfrid v. Monmouth, Macpherson's angebliche Dichtungen Ossian's) — das ist sein Hauptinhalt. Nun wendet sich die Darstellung den Germanen zu und geht ein auf die Reste ältester deutscher Dichtung, das nordgermanische Alterthum, die beiden Edden und die Skaldenpoesie des Mittelalters. Die Haupterscheinungen der ältesten slavischen Dichtung werden erwähnt: die Volkspoesie der Groß- und Kleinrussen, die serbischen Heldenlieder, Volksdichtung der Bulgaren, Litauer, Ungarn, Magyaren, Finnen, Esthen und Lappen. Auf gebahntere Wege führt der nächste Abschnitt: Anfänge der germanischen und romanischen Literaturen. — Unleugbar besitzt Julius Hart die Fähigkeit, das culturgeschichtlich Bedeutsame scharfen Blickes zu erkennen und mit wenigen Bemerkungen zutreffend zu kennzeichnen. Auch für Entlegeneres weiß er ohne Belastung durch gelehrtes Beiwerk unsere Theilnahme wachzurufen. Die Illustrationen bestehen in diesen Heften fast ausschließlich aus Schriftproben. Der Werth dieser wird für die überwiegende Mehrzahl der Leser des Werkes gering sein, da zu ihrer Entzifferung paläographische Kenntnisse nöthig sind, über die Wenige nur verfügen. Freilich war es wohl nicht leicht, aus der hier in Betracht kommenden Zeit Anderes aufzutreiben. R. B.

— Psychische Studien, herausgegeben von Alexander Aksakow. 24. Jahrgang (1897). Leipzig, Oswald Mutze. — Als ein stattlicher Band stellt sich der 24. Jahrgang von Aksakow's Monatsschrift dar. Die „wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens" will die Zeitschrift erforschen und erklären, sie stellt sich also selbst auf einen weit vorgeschobenen Posten, der naturgemäß stark umstritten sein muß. Gewiß giebt es ja Erscheinungen im wunderbaren Seelenleben, denen die Wissenschaft kaum durch den Aufbau schwankender Hypothesengebäude näher kommen kann; die Zeiten einer Alles erklärenden seichten Aufklärung sind vorbei. Aber das berechtigt noch nicht dazu, daß sich eine Vereinigung gründe, die vom ganzen Gebiete der Seelenlehre nur das Räthselhafte betrachtet, die zu den Gipfeln steigen zu können meint, ohne zunächst sich auf festem gesichertem Grunde umgethan zu haben. Das ist aber eine Erscheinung, die sich in den Psychischen Studien vielfach zeigt. Die Mitarbeiter der Psychischen Studien fühlen sich als die berufenen Kämpfer gegen den Materialismus, als Vorfechter einer Theorie der ethischen Vervollkommnung. Aber indem sie von der Materialisation des Geistes im Sinne spiritistischer Erscheinungen reden, zeigen sie sich selbst als Vertreter eines nur verfeinerten Materialismus. Wie die Materialisten in der Mitte unseres Jahrhunderts überall nur umgebildeten Stoff sahen, sieht der Spiritist allenthalben nur Geist, und dadurch ziehen einzelne Mitarbeiter Aksakow's das Geistige herab von jenem hohen Piedestal, auf dem es steht für Viele, die nicht Spiritisten sind. Es ist der Geist doch wohl etwas jenseits der Körperwelt Stehendes, das sich auch einer vierten Dimension nicht einzugliedern vermag. Nicht verkennen darf indessen der Leser der Psychischen Studien, daß in dem Buche ein anständiger Ton gegen die „Draußenstehenden", und viel ehrliche Arbeit, die sich am Deutlichsten in einigen Selbstberichtigungen zeigt, zu finden ist. Daß dem unbefangenen Beurtheiler manche Beweisführung ungenügend, manches mit gutem Glauben Vorgetragene bizarr erscheint, liegt an der Materie, mit der sich die Zeitschrift befaßt, und an der felsenfesten subjectiven Ueberzeugung ihrer Mitarbeiter. Dr. Grimm.

— Gevattersprüche vom Wiegenfeste der Münchener Literarischen Gesellschaft. Ludwig Ganghofer, Fritz Baron v. Ostini, Ernst Frhr. v. Wolzogen, Max Haushofer. München 1898. Verlag von A. Ackermann's Nachfolger (Carl Schüler) 32 Seiten, Preis 1 ℳ. — Am 19. Dec. 1897 ist in München eine Literarische Gesellschaft gegründet worden, die bei der Feier dem Täufling dargebrachten Wünsche aus berufenem Munde faßt das reizende Heftchen zusammen. Diese Wünsche, vor Allem die gehaltvolle Begrüßungsrede Ludwig Ganghofer's legen ein erfreuliches Zeugniß ab für die in unserer heutigen deutschen Literatur trotz aller gegnerischen Unkereien immer noch pulsirende lebensfrische Gesundheit und Kraft. Ganghofer's Rede folgt ein Toast auf die Damen, voll sprudelnden liebenswürdigen Humors, von Fritz von Ostini, dem Redacteur der allbekannten Münchener Jugend. Daran schließt sich dann ein „Intermezzo" von Ernst von Wolzogen und Max Haushofer, in dem Festredner, Naturalist, Decadent, Präsident, Antipatriot, der nur die ausländische Literatur anerkennen will, und eine Stimme von der Galerie, als Vertreterin des Publicums, sich in die Haare gerathen, bis der Friedensstifter Alles wieder ins Gleis bringt. Man höre den Decadent, dem die Stimme von der Galerie nachher antwortet:

Der Decadent:

Sie verzeihen, Herr Präsident,
Ich nenne mit Stolz mich Decadent —
Und als solcher perhorrescire ich jegliche Tagesordnung:
Ordnung ist nur für subalterne Geister
Der traurige Gesellschaftskleister,
Und für den Künstler gilt der Tag
Grell schreckend, wie ein Tamtamschlag.
Schwefelgelb schreit der Tag.
Ein ekler Krämer durch kreischende Gassen,
Und wer bei Tage dichten mag,
Der sollte sich lieber begraben lassen. —
Wir sind Nachtviolen im Dunkeln,
Strahlen im finstern Raum.
Wir durchleuchten die Welt!
Wir lassen uns're Schmerzen funkeln u. s. w.

Stimme von der Galerie:

. . . . . dees is mer z'dumm,
Jetzt red' i amal als Publicum —
I hab' aa schon scheene Büchln g'lesen.
Bin öfters im Hoftheater g'wesen —
Mei Musi is aa koa Stiefelwichsen, —
I hab' a Bildung — do feit sie nixen!
Und zwegen dem frag i enk, mit Vergunst:
Was wär' jetzt dees da für a Kunst,
De koa Mensch und koa Viech versteht
Und bei der oan der Appetit vergeht?
Die Kunst bereite dem Volk Pläsier —
Sunst gieb' i koa Fünserl net dafür!
Halter's ös Dichter uns zum Narr'n,
Nah is dö ganze Dichterei a Schmarr'n —
Nah geh' i liaber ins Tingeltangel! —
Dees is der Schluß von meinem G'sangel!

W. Bruchmüller.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 29. Donnerstag, den 10. März, Abends. 1898.

Wie es zur Zeit des siebenjährigen Krieges in der Grimma-Wurzener Gegend aussah.

Nach den Kirchenbüchern unter Mitverwendung anderer zeitgenössischer Nachrichten.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Eine sonderbare Liebhaberei, in alten Kirchenbüchern zu lesen?! Was kann Anderes darin stehen, als die kurze, bündige Lebensbeschreibung des Mannes: er ward geboren, nahm ein Weib und starb, oder die Nachricht über die Frau, daß sie sich zum Altar führen, alsdann ihre Kinder zum Taufstein tragen und endlich sich ihr Grab graben ließ? Und doch läßt sich gerade aus alten Kirchenbüchern so viel Beachtenswerthes herauslesen. Spiegelt sich doch in ihnen die jedesmalige Zeit wieder. So tritt uns das Grimma des vorigen Jahrhunderts klar und deutlich in der Beschäftigung, Kleidung und Lebensweise der Bewohner vor die Augen, wenn wir in den Grimmaer Kirchenbüchern wiederholt stoßen auf Tuchmacher, Schwarz- und Schönfärber, Wollkämmer, Walkmüller, Schwertfeger, Bader, Perrückenmacher oder Peruquiers, Rathsthürsteher, Thorschreiber u. s. w. Die alten Kirchenbücher werden aber noch ganz besonders dadurch zu Spiegelbildern früherer Zeiten, daß sie den Charakter des Gemüthlichen und Privaten an sich tragen, indem der Pfarrer oder Kirchenbuchführer vielfach persönliche Bemerkungen und chronikartige Aufzeichnungen überliefert im Anschluß an einen einzelnen bemerkenswerthen Fall oder am Ende der Tauf-, Trau- und Todesnachrichten, während die heutigen Tabellen und Register freilich für persönliche Aeußerungen und Bemerkungen keinen Raum übrig lassen. Vor Allem spiegeln die Kirchenbücher die traurigen Zustände aus den Zeiten des Krieges wieder, in denen die Menschen und Menschengeschlechter durch einander geworfen wurden. Nun ist ja gerade im siebenjährigen Kriege die Grimma-Wurzener Gegend eigentlicher Kriegsschauplatz nicht gewesen, aber doch ist von Kriegsunruhen und Kriegsbeschwerden auch in diesem Kriege das ganze Sachsenland und auch die erwähnte Gegend gar arg heimgesucht worden. Wußte es doch Friedrich der Große gar zu gut, daß keine andere Provinz allen seinen Bewegungen einen solchen Mittelpunkt geben konnte und ihm Rücken und Flanken decken, als eben Sachsen. Zwar sind nun im siebenjährigen Kriege die Zustände glücklicherweise nicht so entsetzlich gewesen als wie im dreißigjährigen Kriege, aber manche ausführliche und mit großer Anschaulichkeit gemachte Notiz in den Kirchenbüchern und sonstigen Nachrichten erzählt von der Zügellosigkeit und Gewaltthätigkeit der Soldateska und entwirft auch sonst uns ein Bild von der Kriegszeit. Wie beweglich klingt die Klage des Pomßener Pfarrers in seinem Kirchenbuch: „anno 1762 gleich den Tag Mariä Heimsuchung kam ein französisches Bataillon, die sich volontaires d'osfrieso nannten, nach Pomßen bey drei Tage her, machte großen Unfug, so Gotteshauß und Kirchhof mußte zu ihrer Wachtstube dienen. Der Herr wende solchen Greuel der Verwüstung von seinem Hause ab.“ Hatte der Kührener Pfarrer, welcher am Schluß eines jeden Kirchenjahres in seinem Kirchenbuch einen Rückblick über die Zeitereignisse giebt, zum Jahre 1759 bemerkt, durch Fouragiren sei seine Kirchfahrt gar sehr heimgesucht worden, da die Kaiserlichen (d. h. die Oesterreicher) vorgegeben hätten, daß sie Alles wegräumen müßten, damit die Preußen nach ihnen Nichts fänden, so bemerkte der Pomßener Pfarrer zum letzten Kriegsjahre, daß in diesem die Drangsale im Sachsenland am heftigsten gewesen wären, da den Einwohnern alles Vieh und Getreide weggenommen sei. Schon zum Jahre vorher hatte derselbe berichtet: „anno 1762. Da Kriegsunruhen unser armes Vaterland drückten, wurde die Theuerung an Getreide, Victualien und dem Vieh so groß, als sie in dem dreißigjährigen Krieg nicht gewest. Der Scheffel Korn kam 8 Thlr., die Gerste 6 Thlr., der Hafer 5 Thlr., die Butter die Kanne 1 Thlr., ein Pferd 100 Thlr., ein Ochse 80 Thlr., eine Kuh 40—50 Thlr. Gott wende dergleichen traurige Tage von unsern Nachkommen in Gnaden ab“ — so schließt er betrübten Herzens. Gewiß sind diese Preise in damaliger Zeit hoch genug, da z. B. der Gehalt des Grimmaer Superintendenten außer den Getreidezinsen nur 122 Thlr. betrug. Zwar nicht in seinem Kirchenbuch, sondern in einer Beschwerdeschrift an das Leipziger Consistorium hat der Nagewitzer Pfarrer die Kriegslage gezeichnet in folgenden Worten: „Was den Krieg anlangt, so kann ich mit Grund der Wahrheit sagen, daß ich allhier, an der allgemeinen, öffentlichen Landstraße, fast alles Ungemach, das der Krieg mit sich führet, erfahren und ausgestanden, das einzige ausgenommen, daß ich noch unter Dach und Fach, aber nicht allezeit in einer ordentlichen Stube habe bleiben können. Sollte ich es aber alles erzehlen, wie offt ich geplündert, wie offt ich langwierige Einquartierung gehabt, mit meinem großen Schaden, wie offt ich durch die starken Märsche ganzer Armeen und durch täglichen Einspruch derer Soldaten gänzlich aufgezehrt bin, sodaß vielmahl nicht ein Bißchen Brod noch Victualia übrig geblieben, ja mir offt meine Pfarr Wohnung ein Gasthoff gewesen, in welchem nach und nach viele 100 Oesterr. Preuß. und Reichs Völcker gegessen und getruncken und nicht bezahlet, so würde viel Zeit erfordert werden“ u. s. w. Doch wir kehren zurück zu unsern Kirchenbüchern. Ehe wir uns in den Taufbüchern näher umsehen, sei eine Vorbemerkung gestattet. Es gab bei allen Heeren in damaliger Zeit einen bedeutenden Troß, da die Soldaten, nicht nur die Officiere, auch die Gemeinen zum Theil mit Frau und Kind in den Krieg zogen. Das wurde als etwas ganz Selbstverständliches angesehen und als einmal beim Reichsheere dem Commandanten eines Kreiscontingents das schöne Geschlecht im Lager zu zahlreich wurde und er den Befehl erließ, daß die Officiere ihre Weiber und Töchter und sonstigen unnöthigen Hausrath nach Hause schicken sollten, um die Preise der Lebensmittel durch sie nicht zu erhöhen und nicht unnöthigen Wirrwar im Lager anzurichten, entbrannte darob so großer Unwille bei Männern und Frauen, daß der Befehl nicht vollzogen werden konnte. Unter diesen Umständen, da so viel Frauen mit ins Feld zogen, dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir in den Taufbüchern so manches Soldatenkind finden, das hier das Licht der Welt erblickte. Ich rede hier nicht von den „in Unehren gezeugten“ Soldatenkindern, wenn auch ein sehr großer Procentsatz der unehelichen Kinder in jener Zeit Soldatenkinder sind und selbst Lieutenants als Väter solcher unehelichen Kinder angegeben sind, ich rede von ehelichen Soldatenkindern, deren wir eine ziemlich bedeutende Menge finden. Manchmal können wir gleich von dem Namen des Kindes auf die Uniform des Vater schließen; wenn ein Kind Maria Theresia genannt wird, so wissen wir im voraus, daß es das Kind eines Oesterreichers ist, der es nach seiner Kaiserin benannt wissen will. Aber auch so ist bei der Geburtsanzeige im Taufbuch in den meisten Fällen genau angegeben, welchem Regiment und welcher Compagnie der Vater angehört und es sind da Regimenter verzeichnet, die einen guten Klang haben in der Geschichte jenes Krieges. Zuweilen ist auch die Familie angegeben, wo die betreffende Soldatenfrau einquartiert gewesen ist, oder das Haus, in dem die Geburt des kleinen soldatischen Weltbürgers erfolgte, z. B. „die Jahr-Küche in Wurzen“. Wohl mancher Bequemlichkeit mußte so eine Soldatenmutter im Kriege entbehren, wenn ihre Stunde gekommen war. Wenn von einem Husarenweib, das alle Züge der Armee mitgemacht hatte, erzählt wird, gegen Ende eines Marsches sei es

vom Pferde gestiegen, in eine Scheune gegangen und habe da, ohne weitere Unterstützung, einen Knaben geboren, gleich nach der Niederkunft aber habe sie all ihr Geräth nebst dem Kinde wieder zusammengerafft, habe sich ohne Sorgen auf ihr Pferd geschwungen und sei nahe zum König Friedrich herangeritten mit den Worten: „Majestät, hier ist ein junger Fritz, den ich eben in einer Scheune geboren habe" — wenn das auch übertrieben sein mag, viele Soldatenkinder mögen doch unter mißlichen Umständen geboren worden sein. Manches Kind wurde auf dem Marsche geboren und dann im Standquartier getauft oder aber gleich nach der Geburt. So wurde ein Soldatenkind, welches auf dem Wege bei Bröhsen geboren wurde, dazu noch in der Decemberkälte, sogleich in dem Bröhsener Hirtenhause getauft, ein anderes, welches auf dem Marsche zu Prösitz bei Mutzschen auch im December geboren wurde, wurde im Standquartier zu Förstgen getauft „bey Gottfried Schultzen im Hause". Es konnte nun auch vorkommen, daß eine Soldatenfrau vielleicht durch eine weitere Entfernung von dem Truppentheil ihres Mannes getrennt war oder getrennt wurde. So wurde eine Frau, im Begriff zu ihrem Manne zu reisen, der Reitknecht bei einem General war, in Borsdorf von Zwillingstöchtern entbunden; fünf Tage darauf ist sie bereits in Wurzen, wo eines der beiden Kinder auf der Wurzener Fähre starb und auf dem dortigen Gottesacker beerdigt wurde. Besonders nach dem Friedensschlusse treffen wir solche „reisende Soldatenfrauen"; eine solche wurde im Grethener Hirtenhause, eine andere in der Wagelwitzer Schänke entbunden. Ob eine jede Soldatenfrau ihren Mann wieder fand?! Einmal lesen wir von einem Soldatenweibe, quae deserta a marito se coactam a milite ad stuprum tradidit. Eine Soldatenfrau, die von ihrem Manne getrennt war, konnte aber auch unter normalen Umständen bei der Geburt eines Kindes in Verlegenheit kommen. So giebt in Wurzen eine Soldatenfrau an, „sie sey mit Wenzel Badern, ein Königlich Preuß. Dragoner ordentlich copuliert, weiln aber ihr Mann in Gefangenschaft gerathen, und das Trau Zeugniß bey sich habe, kann sie solches nicht produciren". Was die Taufen betraf, so geschahen sie nach damals üblicher Sitte ein oder zwei Tage nach der Geburt, meist in der Kirche durch den Geistlichen des betreffenden Orts. Bei der Taufe eines Kindes, welches von katholischen Eltern abstammt, mußten einem lutherischen Pfarrer allerdings Bedenken kommen. So erwähnt der Kührener Pfarrer in seinem Taufbuche bei der Taufe eines österreichischen Kindes: „Vater und Mutter dieses Kindes waren römisch-katholisch, demungeachtet trug ich kein Bedenken, dasselbe zu taufen ob rationes in Theol. Consc . . . . . . p. m. 159 allatas et propter verba praefat. Form. Conc. p. 6, obwohl Gerhard in loc. commun. Tom. IV p. 829 anderer Meinung ist und behauptet, daß irrgläubiger Eltern Kinder von einem evangelisch-lutherischen Prediger nicht getauft werden sollen." — Die Dreizahl der Pathen ist sonst die Regel, das Soldatenvolk aber kehrt sich sehr oft nicht an die alte Ordnung. Zwar ist das Bewußtsein der alten Ordnung vorhanden und es steht nach Anführung der ersten drei Pathen, welche nach Name und Stand und Aufenthaltsort genau angegeben sind, wohl eine Bemerkung da, etwa folgenden Inhalts: „Dazu standen noch drei mit Pathen" oder „es standen noch zwei Soldatenweiber"; oft sind aber auch ohne solche oder ähnliche Bemerkung hinter einander eine Menge Pathen angeführt, bei einem Officierskind einmal sogar bis zu 18 Pathen. Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Wahl der Pathen für ein Soldatenkind. Wenn wir daran denken, daß die Gegend, obwohl die preußische Eroberung von Sachsen kein Einbruch sein sollte, sondern nur eine „in Depotnahme", durch Einquartierungslasten und Contributionen arg mitgenommen wurde (hatte doch allein Grimma im siebenjährigen Kriege sage und schreibe 103 000 Thaler in Summa baar zu erlegen), wenn wir ferner daran denken, wie Bürger, wenn sie bei dem Zahlen sich säumig zeigten, bei Wasser und Brod in Arrest gesetzt wurden, und viele in die bitterste Armuth geriethen, — so müssen wir uns wundern, wenn noch ein halbwegs gutes Verhältniß zwischen Civil und Militär bestand und zu Pathen der Soldatenkinder auch Einheimische genommen wurden. Freilich dürfen wir gar nicht annehmen, daß alle als Preußen angeführte Soldaten wirklich preußische Landeskinder waren, nein viele waren nur „Mußpreußen", die mit unsern Einwohnern sympathisirten. Nach der ehrenvollen Capitulation der Sachsen bei Pirna erhielten die sächsischen Officiere, als sie ihr Ehrenwort gegeben hatten, daß sie während des Krieges nicht gegen die Preußen kämpfen wollten, die Erlaubniß, nach Hause zurückzukehren. Die Soldaten aber, über deren Unterhalt und Bewahrung man in Verlegenheit war, wurden genöthigt, zur preußischen Fahne zu schwören; sie erhielten preußische Uniformen, preußische Officiere und wurden zum Theil unter die preußischen Regimenter vertheilt, theils blieben sie in besonderen Truppentheilen beisammen. So darf es uns nicht wundern, wenn in den Taufbüchern einmal ein preußischer Soldat aus Dresden angeführt wird, ein ander Mal ein preußischer Soldat aus Lengefeld oder Leisnig oder Großenhain oder ein preußisches Soldatenweib aus Leipzig, oft steht auch da: „N. N. ein ehemaliger sächsischer, nunmehr preußischer Soldat". Sehen wir uns die Traubücher näher an, so finden wir auch in ihnen den Soldatenstand vertreten. Manche Soldaten knüpften auf ihren Märschen eheliche Bande, war ihnen doch Gelegenheit gegeben, Bekanntschaften zu machen, wenn sie längere Zeit an einem Orte sich aufhielten, wie in den Winterquartieren. In einigen Fällen war die Braut, die getraut wurde, von weiterher gebürtig, eine stammte aus dem Brandenburgischen, eine andere aus dem Mährischen und war jedenfalls in irgend welcher Eigenschaft schon länger mit dem Heere gezogen. Wollten zwei die Ehe mit einander schließen, so war Vorbedingung, daß gegen das vorherige Aufgebot Niemand etwas einzuwenden habe. Auch hier waren es die Soldaten, welche christliche Ordnung und Sitte durchbrachen. Nur ein Beispiel. Gegen die Heirath eines Postknechtes aus Leipzig, welcher sich mit einer Pferdnerstochter aus dem Trebsener Kirchspiel wollte trauen lassen, wurde nach geschehenem Aufgebot in der Kirche von 6 Seiten Einspruch erhoben, so daß der zuständige Trebsener Pfarrer nicht trauen wollte und konnte, wie er in seinem Kirchbuch angiebt. Der Bräutigam erfand da den einfachen Ausweg, daß er sich von dem Feldprediger eines preußischen Infanterieregiments in Leipzig trauen ließ. Ob dies gesetzlich war?! Schon im ersten schlesischen Kriege war eine Verordnung an die preußischen Feldprediger ergangen, welche u. A. besagte, daß diese sollten „aller copulationen wie auch extra casum necessitatis andrer actuum ministerialium bey anderen Persohnen, so zum Regiment nicht gehören, sich enthalten". Merkwürdigerweise sind fast alle Soldatenpaare nicht aufgeboten oder proclamirt worden. Es ist zu viel behauptet, wollte man annehmen, daß dann allemal der Fall eingetreten wäre, unter dem sonst das Aufgebot bei den Brautleuten unterblieb, weil sie „contra sextum pecciret" oder weil sie „den Ehestand anticipiret"; auch ist dies sonst bei den Trauungsnachrichten ausdrücklich mit angegeben, daß die Trauung in der Stille stattfand, ohne vorhergegangenes Aufgebot aus dem angegebenen Grunde. In vielen Fällen mußte aber die Trauung schnell erfolgen, weil der betreffende Truppentheil, der längere Zeit etwa im Quartier gelegen hatte, plötzlich Marschbefehl bekam. Deshalb haben die Trauungen auch manchmal zu ungewohnter Stunde stattgefunden. Während z. B. in Grimma die Trauungen sonst immer Nachmittags waren, wurde ein Soldatenpaar „wegen vorseyenden Marsches" früh ½6 Uhr getraut, ein anderes Mal wurden jedenfalls aus demselben Grunde zwei Soldaten zu gleicher Stunde getraut, in Wermsdorf aber ein Soldatenpaar auf dem Durchmarsche in Gegenwart einiger Husaren Abends 7 Uhr. In Grimma hatte, auch wenn der Diakonus oder Archidiakonus traute, der Superintendent als Ortspfarrer die besondere Erlaubniß zur Soldatentrauung zu geben. Es kam aber vor, daß diese gar nicht eingeholt wurde. So wurde nach den Grimmaer Traubüchern ein preußischer Soldat getraut „auf hohe Concession (jedenfalls seitens seines Vorgesetzten) ohne Proclamation, mit Vorwissen, doch ohne erhaltene Verordnung von dem Herrn Superintendenten, mitten im Kriege, wo Gewalt vor Recht und Ordnung geht". Auf der andern Seite kam es in solchen unruhigen Kriegszeiten vor, daß eine angemeldete Trauung nicht stattfand. Im vorletzten Kriegsjahre sollte einmal ein preußischer Oberproviantmeister mit der Tochter des königl. poln. und kurfürstl. sächs. General-Accisinspectors in Grimma getraut werden. „Weil aber", heißt es im dortigen Traubuch „bey itzigen allhiesigen Umständen und Unsicherheit der Herr Bräutigam anher zukommen sich nicht getrauete, so geschahe die Trauung, nachdem allhier die Figural Brautmeß Gebühren bezahlt worden, an obgedachtem Tage zu Torgau, wie solches das von dem dasigen Archidiakonus Herrn M. Johann Theodor Lincken an den Herrn Superintendenten allhier ausgestellte Zeugniß sattsam bestätigt, vid. Locat Ehesachen, Acta, die Haußtrauungen betr. Fol. 9." — Mancher von den Getrauten, zumal gegen Ende des Krieges, blieb dann im Lande. So ist ein Soldat von der Moller'schen Artillerie, welcher in Mutzschen

im Quartier lag, bei seiner Trauung aufgeführt als Bürger und Häusler in Halberstadt, wie auch Häusler in Kleinböhlitz (bei Mutzschen). Die Meisten aber zogen mit ihren Frauen fort und nach dem Friedensschluß außer Landes, und es ist deren Zahl nicht klein. In Mutzschen waren allein im vorletzten Kriegsjahre unter den 20 getrauten Ehepaaren 9 Soldaten, welche die Ehe eingingen, in Wurzen wurden 1760 9 Soldaten und auch im folgenden Jahre 9 Soldaten getraut, in beiden Fällen waren sie vom Freibataillon des Quintus Icilius (Guichard). Auch in Dorfkirchen wurden Soldaten getraut, z. B. in Cannewitz, Großbothen, Wermsdorf, Nagewitz, Döben, in letzterem Dorfe wiederum 9 Soldaten. Es scheint da der preußische Hauptmann v. Archenholz, welcher den siebenjährigen Krieg mitgemacht und eine Geschichte dieses Krieges geschrieben hat, nicht ganz Unrecht zu haben, wenn er sagt, Friedrich habe, um in seinen Staaten den großen Verlust an Menschen zu ersetzen, den Befehl erlassen, die Soldaten zum Heirathen zu nöthigen. Sehr schmeichelhaft für uns Sachsen ist es, wenn er fortfährt: „Die gute Bildung des weiblichen Geschlechts in Sachsen lud ohnehin zum Ehestande ein. Jedoch die Befehlshaber, mit einem großen Troß Weiber durchaus unzufrieden und überdies Unordnung befürchtend, waren daher mit ihrer Aufmunterung nur sehr sparsam, bis der König von den Regimentern die Listen der Neuverheiratheten verlangte. Nun gaben die Befehlshaber den Soldaten das Signal zum Ehestande und schaarenweise eilten sie zum Altar. Eine große Menge Weiber zog mit den Preußen aus dem Lande fort und fast eben so viele Mädchen folgten ihnen nach. Sie trugen das Ihrige bei, die verheerten Provinzen wieder zu bevölkern." — Gehen wir zuletzt über zu den Todtenbüchern. Wie schon erwähnt, waren die Soldaten vielfach gleich von Anfang an mit Weib und Kind in den Krieg gezogen oder hatten unterwegs noch die Versäumniß nachgeholt und die Ehe geschlossen. Daß die Soldatenkinder, welche auf dem Marsche und in den Quartieren geboren wurden, nicht sorgsame Pflege haben konnten, läßt sich denken (Soxhletflaschen gab's auch noch nicht!) und so darf es uns nicht wundern, daß so viele Kinder in zartem Alter, darunter viele „Sechswochenkinder", wie der Ausdruck lautete, das Zeitliche segneten. Mancher Soldat mußte aber auch seiner Ehefrau, die, des Lagerlebens ungewohnt, auf dem Marsche oder im Quartier schwer erkrankt war, das Geleite geben auf den Gottesacker im fremden Land und am fernen Ort. Es kam auch vor, daß eine Soldatenfrau, wenn sie erkrankte, nach der Heimath trachtete und auf der Reise dahin oder in der Heimath starb; so wurde die Tochter des Wurzener Amtsfrohns, welche die Frau des Kunstkochs bei der preußischen Generalität geworden war, krank aus Böhmen nach Hause gebracht, wo sie bald darauf starb. Natürlich treffen wir in den Todtenbüchern auch viele Soldaten als verstorben bezeichnet. Soweit der Pfarrer oder Kirchenbuchführer es erfahren konnte, gab er die Personalien des Verstorbenen an, weiß er nicht den Ort, daher er stammt, so giebt er wenigstens das Land an, Ungarn, Ostfriesland, auch berichtet er zuweilen, durch wen er das Nähere erfahren hat. So führt der Kührener Pfarrer einen Packknecht als verstorben auf, welcher Peter Fink geheißen habe und auf Befehl des Obristwachtmeisters beerdigt worden sei. Von demselben wisse man nichts mehr, als was dem Quartiermeister bekannt geworden sei, daß er aus Berlin stamme, verheirathet sei und sich zu seinem Ende christlich angelassen habe. Wegen seiner Treue und seiner Dienste bei den Pferden habe der Herr Obristwachtmeister viel auf ihn gehalten und ihn sehr bedauert. In vielen Fällen konnte aber auch der Name kaum erfahren werden. Die wenigsten Soldaten waren in der Grimma-Wurzener Gegend gefallen, wie jene beiden preußischen Husaren, welche bei einem Scharmützel zwischen Preußen und Oesterreichern in einer Wurzener Vorstadt tödlich verwundet wurden, die meisten waren in der Ferne in einer Schlacht verwundet worden und starben auf dem Verwundetentransport. Besonders in Wurzen kamen so Todesfälle unter den verwundeten Preußen und Oesterreichern vor, die im Siechenhause oder Lazareth oder im „schwarz und weißen Kreuze" lagen. Einmal waren drei Mann schon unterwegs gestorben, ehe Wurzen erreicht worden war, sie wurden dann in Wurzen „todt abgelegt" „und aufn Kirchhofe begraben, deren Namen man nicht erfahren". Manche Fälle mögen auch, zumal in größeren Parochien, oder vielleicht, wenn das Begräbniß durch den Feldprediger geschah, gar nicht zur Kenntniß des Kirchenbuchführers gelangt sein. So findet sich im Grimmaer Todtenbuch beim Jahrgang 1762 ein loser, kleiner Zettel, auf welchem steht: „1762 sind allhier von preußischen Soldaten, ungemeldet, beerdigt worden den 11. Februar ein französischer Musketier und ein Musketier vom Stutterheim'schen Regiment, den 12. Februar ein weißer Husar, den 15. Februar ein Musketier", keiner aber von diesen vier Fällen findet sich im Kirchenbuch selbst eingetragen. Fast noch ärger als die Schlachten, aus denen die Soldaten verwundet zurückkehrten, wirkten in den Krankenhäusern pestartige Fieber. Wie im Wurzener Lazareth Todesfälle vorkamen und auch in den beiden Grimmaer, deren eines bis zum Ende des Krieges bestand, so liefen auch aus Lazarethen in der Ferne, z. B. Stargard und Breslau, Todesbescheinigungen ein bei den Pfarrämtern der Grimma-Wurzener Gegend über Soldaten aus der Gegend, welche dort draußen gestorben waren. — Was die Beerdigung betrifft, so geschah diese wohl meist durch den Ortsgeistlichen; ist dies nicht der Fall, so ist es ausdrücklich erwähnt. So ist im Wermsdorfer Kirchenbuche als ein „casus extraordinarius" angeführt das Begräbniß des Grafen Leopold de Stampher aus Klagenfurt in Kärnten, welcher den 19. September 1760 auf dem Wermsdorfer Gottesacker früh um 8 Uhr bei Läutung aller Glocken auf Befehl des Prinzen von Zweibrücken, des Feldherrn der Reichsarmee, beerdigt wurde. Es heißt da: „Der Herr Regiments-Pater Meinrado, Capuciner-Ordens, hat diese ganze Sache besorget." Sonst war bei Soldatenleichen, wenigstens bei den Gemeinen, der niedrigste Grad der Beerdigung üblich. Wenn sonst, in den Städten zumal, selbst Kinder mit der Viertel-Schule beerdigt wurden, Erwachsene aber meist mit der halben Schule und mit der ganzen Schule, geschahen die Beerdigungen der Soldaten meist „in der Stille" oder „gratis" oder „absque sermone". Nur in außergewöhnlichen Fällen trat ein höherer Grad bei der Beerdigung ein, so wurde ein verheiratheter Marketender aus Stettin, welcher auf der Fahrt von Wermsdorf nach Sachsendorf auf dem halben Wege dahin auf freier Poststraße von dem Unterofficier eines Freibataillons erstochen worden war, mit einer Abdankung beerdigt. Gewiß sind aber doch wohl sonst die Soldaten, auch wenn es nicht ausdrücklich bemerkt worden ist, „auf Soldatisch" beerdigt worden, d. h. es ist nach militärischem Brauche über das Grab geschossen worden und es sind sonst irgendwelche militärische Ehrenerweisungen erfolgt. Allerdings sind solche Fälle in den Kirchenbüchern nicht aufgemerkt, wie sie ein sächsischer Feldprediger aus jener Zeit bekannt giebt, der als solcher den Feldzug mitgemacht hat. Von diesem ist neuerdings durch dessen Urenkel ein Verzeichniß seiner Amtsverrichtungen erschienen. Dieses giebt ein trübes Bild von den auf den Tod Vorbereiteten. Diese starben zum kleinen Theil im Lazareth, die meisten den schimpflichen Tod durch Henkershand; so wurde ein Musketier aus Freiberg nach erhaltenem Standrecht wegen Desertion „arkebusirt", ein anderer aus Eisleben nach dreimaliger Desertion bei Söst in Westfalen an einem Baum aufgehängt, ein dritter, der desertirt war und nach seinen Kameraden geschossen hatte, gehängt, ein vierter, weil er sich wider die Wache gesetzt hatte, nach gehaltenem Standrecht erschossen u. s. w. Vielleicht wäre auch den beiden Deserteuren, die wir in einem Kirchenbuch angetroffen haben, welche eine Frau überfielen und an ihr Nothzucht übten, dasselbe Schicksal zu Theil geworden, wenn sie ergriffen worden wären. Die Desertionen waren nun einmal das gewöhnliche Leiden aller damaligen Heere, auch des preußischen. Dies geht schon hervor — und es berührt dies auch unsere Gegend — aus einer Bekanntmachung, welche am 24. Mai 1762 von Berlin aus erging: „General Pardon vor die von Seiner königl. Majestät in Preussen Armeen ausgetretene Deserteurs und Enrollirte, insonderheit diejenigen, welche sich noch in Preussen aufhalten, daß, wenn sie sich sogleich freywillig und längstens in Zeit von drey Monathen wieder bey ihren Regimentern einfinden, sie von aller Strafe und Vorwurf frey sein sollten." Diese Bekanntmachung war auch von den Kanzeln in der Grimma—Wurzener Gegend zu verkündigen. Ja, das Torgauer General-Feld-Kriegsdirectorium fordert von dem Consistorium zu Leipzig Bericht darüber, ob und in welcher Gestalt die Veröffentlichung von den Kanzeln geschehen sei, und sollten die Tranksteuerbeneficia nicht eher ausgezahlt werden, bevor nicht durch ein gerichtliches Attest von der Obrigkeit eines jedes Ortsgerichts nachgewiesen sei, daß solche Publication wirklich geschehen sei. Das Consistorium zu Leipzig aber muß, wie dies aus den Grimmaer Ephoralacten ersichtlich ist, den Pfarrern die Ablesung dieser Bekanntmachung anbefehlen „zu wiederhohlten mahlen und zuletzt bey Fünfhundert Thaler, und bey dem denen Geistlichen angedrohten Verlust des Tranksteuer Beneficii". Jeden-

falls hatten die Deserteure, wie wir annehmen müssen, viel Sympathien im Volke. Umsoweniger der Profoß, dem die Deserteure verfallen waren. Er hatte die Anklage zu stellen, schnitt die Ruthen zum Spießruthenlaufen, stieß den Verurtheilten in die Spießruthengasse und knüpfte den Delinquenten auf, er hatte überhaupt die militärischen Strafen zu vollziehen. Ob er vielleicht geradezu unter die „unehrlichen Leute“ gerechnet wurde, die kein ehrlich Christenbegräbniß verdienten? Fast möchte man's glauben. Wenn auch wenigstens der Oberprofoß nebst dem Wachtmeister, Quartiermeister, Regimentsfurier, Feldprediger, Oberfeldscherer u. A. zum Stabe des Regiments gehörte, so muß es doch ein Begräbniß ohne allen Sang und Klang gewesen sein, wenn in dem Ragewitzer Todtenbuch zu lesen ist: „1761, den 3. Dezember ist ein Profoß von ein preußischen Dragoner Escadron de Glasenap von den Einwohnern zu Pöhsig in aller Stille auf hiesigem Gottesacker zur Erde bestattet worden. Er war bei dem Zimmermeister Johann Christian Richtern in Klein-Pöhsig gestorben.“ Viel lesen wir auch in den Kirchenbüchern von dem Tode abgedankter oder, wie es auch heißt, dimittirter Soldaten, sei es noch während des Krieges oder nach demselben. In unserem Kursachsen durften die entlassenen Soldaten steuerfrei Handwerke treiben, erhielten auch kleine Pensionen. Manche suchten ihr früheres Handwerk wieder zu treiben oder suchten sich irgendwie durchzuschlagen, gingen auch wohl unter die „fahrenden Leute“. Das Wurzener Todtenbuch, das bei manchem Todesfall außer dem Namen des Todten auch noch den bezeichnenden Beinamen giebt, den ihnen die Stimme des Volkes gab, führt bei einem in Wurzen verstorbenen abgedankten Soldaten als einen solchen an: „Kuchen-Kastenmann“. Im Großen und Ganzen mag aber doch ihr Loos ein trauriges gewesen sein, vielleicht fern von der Heimath, der sie durch langjährige Abwesenheit entfremdet waren, vielleicht arbeitsunfähig infolge erhaltener Verwundungen und so dem Elend preisgegeben und auf Mildthätigkeit angewiesen. So mancher mag bei fremden Leuten oder in Gasthäusern einsam und verlassen seinen Lebensabend verbracht haben; so starb ein abgedankter Soldat in der Cannewitzer, ein anderer in der Seelingstädter Schänke. Waren doch nicht alle so glücklich, wie der verabschiedete Major v. Tellheim in Lessing's „Minna v. Barnhelm“, zu einer hübschen und reichen Frau zu kommen. Bei fast allen abgedankten Soldaten liest man: „armuthswegen in der Stille beerdigt“ und Lebensüberdruß mag Manchem das Leben verleidet haben, wie jenem abgedankten Soldaten, der sich 1762 in Trebsen erschoß und auf Verordnung des Consistoriums beerdigt wurde „auser den Gottesacker in dem Altenhaynischen Winkel ohnweit dem Collmberg“. Manchem mag es gar nicht so verlockend erschienen sein, Soldat zu werden, und die wenig humane Behandlung seitens der preußischen Anführer steigerte den Widerwillen und den Abscheu Vieler gerade in Sachsen vor „preußischer Sklaverei“, wie sie den preußischen Dienst nannten. Wir können uns da wohl denken, welche Sorge den Gemeinden erwuchs, wenn sie, nachdem in den Schlachten so viele gefallen waren, als neuen Nachwuchs immer wieder Rekruten zu stellen hatten bei angedrohter schwerer Execution, sowie eigenmächtiger Werbung durch preußische Soldaten. Ja, wie gewaltsam es zuging, nicht blos von Seiten der berüchtigten Werbeofficiere, die ohne Scheu alle Mittel der Täuschung, selbst der Gewalt brauchten, um die Lücken auszufüllen, und z. B. einmal während des Gottesdienstes in Grimma die Klosterkirche umstellt hatten, um beim Austritt die Mannspersonen gefangen zu nehmen, und wie groß auf der andern Seite bei Manchem der Abscheu war vor dem Kriegshandwerk, zu dem sie gezwungen werden sollten, beweisen ein paar Todesnachrichten im Wermsdorfer Todtenbuch: „Den 9. December 1762 früh um 5 Uhr ist Josef Vater, ein Schleifer, juv., Romano Catholicus gestorben und den 11. Nachmittag more sueto beerdigt werden und an demselben Tage ist Anton Michael, auch ein Schleifer, Romano Catholicus, maritus, sowohl als Vorstehender von der Schrecknis, daß die hiesigen Bauern sie unter die Königlich Preußischen Rekruten zuvor haschen wollten, gestorben und den 11. ejusdem hora eadem more sueto begraben worden.“ Und das Kirchenbuch des katholischen Pfarramts zu Hubertusburg bemerkt: „Beide Schleifer, Vater und Michael haben durch Gewalt allhiesiger Gemeinde aufgesucht und zu Rekruten abgeführt werden sollen. Glaublich, daß aus unendlichen Schrecken ihre Krankheit und ihr Tod erfolgt, wessenthalben auch allhiesige Gemeinde zum freyen Begräbniß sich vor beyde frey verstanden.“ — Auch sonst zog der Krieg weitere Kreise in Mitleidenschaft. Wie schon im 30jährigen Krieg die Bauern in der Regel zu der gefährlichen Arbeit in den Laufgräben gezwungen worden waren, so gereichte auch der Grimma-Wurzener Gegend zu nicht geringer Belästigung die Forderung von Schanzgräbern, welche sich in der zweiten Hälfte des Krieges öfters wiederholte. Tage lang waren diese Leute dann von zu Hause weg und hatten mit Aexten und Schippen schwere Arbeit zu thun, der sie manchmal nicht gewachsen waren, ebensowenig den damit verbundenen Strapazen. So wurde ein Häusler von Kleinböhlitz, 55 Jahre alt, als er von der Schanzarbeit auf den sogenannten Katzenhäusern bei Meißen nach Hause reisen wollte, in Altmügeln krank und starb daselbst, nachdem er zwei Tage gelegen hatte. So finden wir eben nicht blos Soldaten in den Todtenlisten während der Kriegsjahre, sondern auch solche, die nicht den Waffenrock trugen und doch mittelbar oder unmittelbar den Folgen des Krieges unterlagen. Nur ein Kirchenbuch möge uns zum Schluß dies zeigen und zugleich, wie gefährdet auch das Leben des friedlichen Bürgers sein konnte. Das Burkartshainer Kirchenbuch bemerkt: „Anno 1762 den 4. Marti wurde Christian Diegnitz, hiesiger Nachbar und Einwohner von einem Preuß. Recrouten, der mit einem Officier hierdurch passirte, ohne alle gegebene Ursache mit einem Seiten Gewehr in den Leib gestochen und tödtlich verwundet, daß er den 5. darauf seinen Geist aufgeben mußte, der Thäter wurde verfolget und nebst dem Officier arretirt. Er hat sich mit dem Mörder christlich versöhnt und ihm willig vergeben, der erblaßte Körper aber, weil er secirt werden mußte, wurde den 8. huj. mit einer Leichenpredigt christlich beerdigt 39 J. 7 Mon.“ Und in demselben Kirchenbuch lesen wir, wenn auch viele Jahre nach dem Friedensschlusse, unter'm Jahre 1775: „Den 4. Dec. ist Johann Friedrich Richter, Nachbar und Pferdner in Börne [Pyrna], welcher an einem heftigen Schrecken, das ihm, als Dorfrichter, in dem letzten Preußischen Kriege von einem Preuß. Officier eingejagt worden, dazu sich bald hernach noch ein Schlagfluß gefunden, 14 Jahre an einer gänzlichen Lähmung seiner Gliedmaaßen darnieder gelegen hatte, und seiner besten Jahre nicht froh geworden, endlich vor äußerster Entkräftung gestorben und den 6. ej. mit einer Leichenpredigt begraben Alter 44 J. 10 Mon.“ Derartige Fälle aber mögen nicht vereinzelt gewesen sein. So zeigt uns ein Rückblick in jene Zeiten des siebenjährigen Krieges, wie auch in einer Gegend, die nicht eigentlicher Kriegsschauplatz war, doch deren Bewohner fast 7 Jahre lang genöthigt waren, nicht nur Hab und Gut dem Feinde preiszugeben, sondern auch in beständiger Aufregung, Angst und Sorge zu leben. Nun, Gott sei Dank, in solchen Zeiten leben wir jetzt nicht, die Zeiten sind auch vorüber, da der Sachse gegen den Preußen kämpfte oder ihn doch als seinen Feind ansehen mußte. Schulter an Schulter werden sie fortan kämpfen. Wenn wir aber daran denken, was ein Krieg alles in seinem Gefolge mit sich führt, so können wir nicht umhin, mag ein Krieg heutzutage in der Dauer von 7 Jahren auch nicht denkbar sein, doch die Worte zu den unsrigen zu machen, mit denen damals am Ende des siebenjährigen Krieges, am Friedensdankfest den 21. März 1763 die Abkündigung schloß, welche nebst Gebet von der Kanzel herab zu verlesen war: „Wir wollen Gott flehentlich anrufen, daß er solches edle Kleinod des Friedens nie von uns wende, sondern gnädiglich bewahre, und mit seiner treuen Vorsorge stets über uns walte; welches der barmherzige Gott und Vater in Gnaden thun wolle, um seines lieben Sohnes, Jesu Christi willen. Amen.“

Max Zimmermann.

Bücherbesprechung.

— Das Gleichheitsprincip im allgemeinen geheimen directen Wahlrecht. Leipzig, Dr. Wilh. Grunow, 1898. — Der ungenannte Verfasser plaidirt für Aufhebung des letzteren, was „vielfachen Wünschen“ entsprechen würde. Dieses Wahlrecht ist ja in der That eine der wenigst glücklichen Episoden der Bismarck'chen Politik. Der Verfasser ist auch bereit, dafür die Billigkeit von Diäten „als ein Aufgeld im Tauschhandel“ zuzugestehen. Wir fürchten nur, der Handel wird schwer zu machen sein, zumal die heute ausschlaggebende Partei, das Centrum, einfach nicht will. Was der Verfasser sonst an die Stelle des allgemeinen Wahlrechts setzen will, nämlich 1) eine Classe gebildeter Wähler, 2) eine Classe weniger gebildeter, aber 32 oder 35 Jahre alter Wähler, 3) alle Uebrigen, glauben wir in ähnlicher Weise schon gelesen und auch in diesem Blatte besprochen zu haben.

—tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 30. Sonnabend, den 12. März, Abends. 1898.

Die Königliche Arsenalsammlung zu Dresden.

Von Eugen Schurig.

Dresden, die Stadt der Museen, ist seit dem 2. Mai vorigen Jahres wiederum um eine öffentliche Sammlung reicher geworden, die einem besonders in militärischen Kreisen schon lange gehegten Wunsche entspricht: die „Königliche Arsenalsammlung" im Arsenalhauptgebäude der Albertstadt, die schon bei der Eröffnung eine überaus reichhaltige Vereinigung von armeegeschichtlichen Erinnerungen, waffentechnischen Gegenständen sowie militärischen Modellen und Lehrmitteln aufwies. Bisher war das königl. historische Museum im Dresdner Johanneum die einzige öffentliche Anstalt, die Gelegenheit bot, Erinnerungen an die mehrhundertjährige ruhmvolle Geschichte des vaterländischen Heerwesens, wennschon in immerhin beschränkter Zahl und Auswahl, zu schauen, und wer jemals die imposanten und reichgefüllten Räume des Berliner Zeughauses durchwandelte, fühlte als alter Soldat und guter Sachse um so schmerzlicher den Mangel eines ähnlichen Institutes in seiner Heimath. Wohl liefen Gerüchte und uncontrolirbare Mittheilungen umher von reichen armeegeschichtlichen Schätzen und von allerlei anderen interessanten Dingen, die hinter den eisernen Thoren des Arsenals behütet würden, aber nur wenigen Bevorzugten war es vorbehalten, sich davon zu überzeugen. Jetzt endlich haben nun auch die geschichtlichen Erinnerungen an die ereignißreiche und ehrenvolle, an herrlichen Thaten wahrlich nicht arme Vergangenheit unserer Armee, die mit der Geschichte unseres Landes und Fürstenhauses aufs innigste verbunden ist, eine Jedermann zugängliche Heimstätte in Sachsens Residenz und militärischer Centrale gefunden. Die günstige Rückwirkung auf den patriotischen Sinn des Volkes wird nicht ausbleiben, und die Werthschätzung unserer Heereseinrichtungen wird sich zweifellos steigern, wenn nun Jedermann mit eigenen Augen sich davon überzeugen kann, in welch' liebevoller und würdiger Weise nicht nur die im Schlachtenwetter auf feindlichem Boden erkämpften Trophäen, nicht nur die ehrwürdigen Feldzeichen vergangener Zeiten, nicht nur die Waffen und Wehren, mit denen unsere Vorfahren auf fast allen Schlachtfeldern Europas stritten, sondern auch die einfachsten Gebrauchsstücke und Ausrüstungsgegenstände der Armee, soweit sie erhalten, Aufnahme gefunden haben. Jetzt fühlt man nicht nur, nein, man sieht es, daß die engherzigen und verständnißarmen Zeiten, in denen man — wie im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts — Waffen von armeegeschichtlichem Interesse, selbst Feldzugstrophäen, auf dem Auctionswege jüdischen Händlern preisgab, auf immer vorbei sind. Die Erweckung des historischen Sinnes im Volke hat allerorten in den letzten Jahren herrliche Früchte getragen. Der modernen krankhaften Sucht nach Neuem und Materiellem steht ausgleichend die wiedererwachte Freude am Alten und Ueberlieferten gegenüber, die mit Fleiß und Gründlichkeit Alles zusammenträgt, was sich aus dem Hausrath der Väter noch erhalten hat. Auch die neueröffnete königl. Arsenalsammlung ist ein glänzendes Zeugniß für das wohlthuende Walten einer gemüthstiefen und dankbaren Pietät dem Vergangenen gegenüber. Sie enthält die überzeugendsten Illustrationen zur Armee- und Regimentsgeschichte. Denn nur das Auge vermag in irdischen Dingen das Herz am ehesten zu überzeugen, und so wird denn kein braver Sachse diesen Erinnerungstempel ohne das erneute stille Gelöbniß unverbrüchlicher Anhänglichkeit zur Armee und unwandelbarer Treue zu ihren herrlichen Führern verlassen. Jedem einzelnen Soldaten als Glied des wehrhaften Ganzen ist hier eine Stätte ehrenden Gedenkens geschaffen, denn die Ehre, die man seinem Handwerkszeug angedeihen läßt, ist auch von seiner Person — soweit sie eidgetreu zur Fahne hält — nicht zu trennen. — Der Bau der Arsenalsammlung, der durch die Gnade des Königs und die entgegenkommende Unterstützung des Kriegsministers Edlen v. d. Planitz gefördert wurde, ist zunächst eine Schöpfung des 1890 verstorbenen Generallieutenants und Directors der Artilleriewerkstätten, Hammer, sodann in ihrer weiteren Gestaltung ein Werk des Generalmajors Zerener (Nachfolgers Hammer's), dem in Oberst z. D. Thierbach, Major z. D. Müller, Major v. Zobel und Zeughauptmann Kleiner Männer von reicher Erfahrung und trefflichem sachmännischen Wissen, liebevolle Mehrer und Pfleger zur Seite standen. Major Müller — selbst ein eifriger Sammler —, der gegenwärtige Leiter der Sammlung, hat sich insbesondere um die Ordnung und Aufstellung des neuen Armeemuseums, sowie um die unausgesetzte Vermehrung des an sich reichen Inhaltes verdient gemacht. Die Sammlung setzt sich in der Hauptsache zusammen aus den Beständen des alten Zeughauses, des neuen Artilleriedepots, der Festung Königstein und der ehemaligen Artillerieschule, aus der noch näher zu erwähnenden Sammlung des Obersten Thierbach und namhaften Zuwendungen von Officieren, auch von Städten, unter denen die Stadt Zwickau, nächstdem Freiberg, am reichsten vertreten ist. Räumlich ist die Sammlung untergebracht im Erd- und Mittelgeschoß des Arsenalhauptgebäudes, welches, auf einer mit Rampen- und Treppenzuführung versehenen Terrasse gelegen, den monumentalen Mittelpunkt der ganzen ausgedehnten Arsenalanlage auf dem hochgelegenen rechten Ufer der Prießnitz bildet. Schon der Vorplatz des Gebäudes deutet dem Besucher den kriegerischen Zweck und Inhalt an. Denn bereits von Weitem begrüßen ihn von der Terrassenbrüstung herab vier auf Lafetten ruhende Geschütze aus der französischen Kriegsbeute von 1870/71, während dahinter, am Sockel des Gebäudes entlang, noch eine große Anzahl Kanonen- und Mörserrohre desselben Ursprungs lagern. Das gewölbte und von Sandsteinsäulen getragene, im Uebrigen schmucklose Erdgeschoß birgt die Geschützsammlung. Sie giebt ein zwar nicht vollständiges, doch lehrreiches und interessantes Bild von der Entwickelung des Geschützwesens in Sachsen. Ihr ältestes Stück ist die originelle „faule Magd", ein über 27 Centner schweres Ungethüm aus dem 16. Jahrhundert, deren 96pfündige Steingeschosse zum ersten Male in der Schlacht bei Mühlberg am 27. April 1547 dem plumpen Rohr entflogen. Der Mitte des nächsten Jahrhunderts gehören einige Mauerbrecher und Stückwinden an, während eine kolossale, dabei recht ungeschlachte Geschützwaage im Jahre 1686 als Geschenk des Kurfürsten Johann Georg III. an das Zeughaus kam. Sie diente später vornehmeren Zwecken, indem sich fortan alle fürstlichen Besucher des berühmten alten Zeughauses auf ihr wiegen ließen. Das Wiegeresultat verzeichnete man von 1712 ab gewissenhaft in ein noch vorhandenes und mit ausgestelltes Wiegebuch, das das Körpergewicht aller männlichen und weiblichen Glieder unsers Königshauses, auch fremder Fürsten, wie Friedrich's des Großen, sowie vieler Generale und anderer Officiere der sächsischen Armee enthält. Die Waage hieß darum seither die Fürstenwaage. Das älteste vorhandene Geschütz der stehenden Armee ist ein 3pfündiges Regimentsstück aus dem Jahre 1690, genannt „der Meerlöwe". Dieser seltsame Name sollte für das Schicksal vorbedeutend sein. Denn das Geschütz ging in den Kriegsläuften längst verschwundner Zeiten verloren und wurde erst in den 80er Jahren unseres Jahrhunderts in der Ostsee von Bernsteinfischern gefunden und an's Tageslicht gebracht. Dann sehen wir ein 24pfündiges bronzenes Wallgeschütz von 1733, einige eiserne sogenannte „schwedische" Kanonenrohre von 1736, ein 12pfündiges bronzenes Kanonenrohr in hölzerner Walllafette von 1761, eine Obmaus'sche Schnellladekanone von 1768, mehrere bronzene 6- und 8pfündige Rohre von 1768 und 1769, einen

48pfündigen Bronzemörser und einen 32pfündigen Blockmortier von 1783. Bedeutend mehr sind von den Rohren und Geschützen von Anfang des 19. Jahrhunderts ab vorhanden. Zunächst gewahren wir eine größere Anzahl eiserne und bronzene Mörser verschiedenen Kalibers, die zum Theil noch bis 1873 in Gebrauch waren, ferner kleinere Fußmörser und Pulverprobirmörser. Weiter eines der eigenartigen Depressionsgeschütze (1812), welches man noch bis 1866 führte und mit dem man, infolge der besonderen Lafettenconstruction, von der Festung in's Thal hinabschoß. Hierauf folgen ein 6pfündiges glattes bronzenes Feldgeschütz von 1810, Haubitzrohre von 1810 und 1826, eine 6pfündige Bronzekanone mit Blocklafette von 1827, eine 7½pfündige Bronzehaubitze von 1842; ferner ist fast lückenlos das übrige Artilleriematerial vorhanden, wie es unsere Artillerie von da ab bis auf die neueste Zeit in den verschiedensten Constructionen in die Feldzüge von 1849, 1864, 1866 und 1870/71 begleitete. Zumeist ist den Geschützen auch die zugehörige Munition mit den sonstigen Nebentheilen beigegeben. — Einen nicht geringen Raum nimmt hier auch die französische Kriegsbeute von 1870/71 ein, die in äußerst charakteristischen Stücken vertreten ist. Französische Kanonenrohre aus der Entstehungszeit von 1775—1854 predigen z. B. ein lehrreiches Stück französischer Geschichte. Denn das erste Rohr trägt noch den Namen des unglücklichen, 1793 hingerichteten Königs Ludwig XVI., aber die Krone ist unter der revolutionären Regierung abgefeilt worden; ein zweites Rohr zeigt den Namen König Karl's X., ein drittes den Ludwig Philipp's, ein viertes die Initialen und den Wahlspruch der zweiten Republik, ein fünftes den Namenszug Louis Napoleon's als Präsidenten der dritten Republik und ein sechstes wieder das gekrönte kaiserliche N. Das ist Geschichte in Erz gegraben! An vollständigen französischen Geschützen mit Lafette, Protze und theilweise mit Munition sind noch vorhanden ein 14pfündiger bronzener gezogener Hinterlader, ein 4pfündiger gezogener Vorderlader, eine Mitrailleuse (1869), eine Panzermitrailleuse (vom Volksmunde „Kugelspritze" genannt) und zwei jener nieblichen Gebirgsgeschütze, die der Soldatenwitz mit dem Spottnamen „Lulukanonen" belegte; ferner ein 32 cm-Bronzemörser von 1812, also aus der Zeit Napoleon's I., zwei 22 cm-Mörser von 1846 und 1847 und ein 27 cm-Mörser von 1857. Die interessantesten Trophäen dieser Art sind jedoch zweifellos die beiden riesigen Marinegeschütze mit einem Kaliber von 19 cm, welche als Theil der artilleristischen Ausrüstung des bekannten Mont Valérien nach dessen Fall am 20. Januar in deutsche Hände fielen und vom Kaiser Wilhelm I. unserem ritterlichen König Albert, dem damaligen Befehlshaber der Maasarmee, zum Ehrengeschenk gemacht wurden. Trübe Erinnerungen an eine schwere Zeit wecken zwei andere „Trophäen". Es sind zwei eiserne Böller in Lafetten mit Protzen, die während des Maiaufstandes in Dresden 1849 den Burgker Bergleuten, die unter Führung ihres Bergherrn, des Barons Dathe v. Burgk, auf der Seite der Insurgenten kämpften, abgenommen wurden. Ueber eine breite zweitheilige Treppe gelangt man nunmehr in das Mittelgeschoß. Ein einziger, mächtiger, von schlanken eisernen Säulen getragener Saal, der seiner Größe und seines reichen Inhaltes wegen kaum mit einem Blicke zu durchmessen ist, birgt hier die Sammlungen. Er ist nicht von architektonischer Schönheit, dieser Saal, der ja von Hause aus nicht bestimmt war, ein Museum aufzunehmen. Aber die Nüchternheit seiner Erscheinung wird sofort aufgehoben durch den köstlichen decorativen Schmuck seiner Wände. Mit künstlerischem Geschmack und feinem Gefühl für Wirkung und Abwechselung sind hier nicht nur prächtige Gruppirungen von Waffen und Waffentheilen in Sonnen- und Monogrammform angebracht, sondern auch zahlreiche Oelbildnisse sächsischer Fürsten und Generäle beleben farbenbunt die Flächen. Hiervon ist besonders hervorzuheben das lebensgroße Bild des Königs, 1876 von Alfred Diethe gemalt, und das Bildniß des Kriegsministers Grafen v. Fabrice. Von der Decke herab hingegen hängen die alten ruhmreichen Feldzeichen der Armee, insoweit sie erhalten, darunter eine Fahne der alten Leibgrenadiergarde, eine Fahne der kursächsischen Artillerie, eine Fahne der polnischen Krongarde und noch mehrere von sächsisch-polnischen Truppen aus der augusteischen Zeit. Eigentliche Fahnentrophäen sind zwei vorhanden: die Fahne eines österreichischen Infanterieregiments, welche von sächsischen schweren Reitern am 27. August 1813 bei Altfranken erbeutet wurde, und die blau-weiß-rothe Fahne mit Adler eines französischen Turkoregiments, die am 1. September 1870 bei Sedan von der 4. Compagnie des 104. Regiments erobert wurde. Ein anderes französisches Feldzeichen, eine Fahnenstange mit vergoldetem Adler an der Spitze, die der sächsische Generalarzt Dr. Brückner nach der Schlacht bei Sedan in einem Steinbruch fand, hängt an einer der eisernen Säulen im Mittelraum, die außerdem noch von zahlreichen altsächsischen Reiterstandarten oder nur Standartenlanzen umsäumt werden. Die neueren Reiterstandarten, welche seit 1849 nicht mehr im Besitze unserer Cavallerie sind, werden gleichfalls hier aufbewahrt, und um den Bericht über die Fahnensammlung des Arsenals vorweg vollständig zu machen, seien noch die in einem Glasschrank ausgestellten, kostbar gestickten und sehr gut erhaltenen Standartentücher mehrerer Carabiniers- und Chevauxlegers-Escadrons aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, das Tuch einer Compagniefahne aus der augusteischen Zeit und ein solches aus der Zeit der Errichtung unsrer Armee erwähnt, während aus demselben Grunde auf 9 sehr alte, mit dem Schwanenwappen geschmückte Feldzeichen der hier aufgestellten Zwickauer Sammlung und auch auf die größere Zahl verhüllter neuer Armeefahnen für die Landwehrformationen 2c. aufmerksam gemacht sein möge. — Die Uniformensammlung wird zunächst sehr eigenartig repräsentirt durch 16 lebensgroße Figuren, welche an 10 Vertretern aller Waffengattungen die Uniformirung und Ausrüstung der Armee im Jahre 1893 darstellen und im Uebrigen die zurückliegende Zeit behandeln. Von letzterer sind besonders erwähnenswerth die in Wachs modellirten Figuren eines kursächsischen Hoftrompeters von 1725 und eines Schützensignalisten von 1822, die beide im Jahre 1890 auf der Wiener Musik- und Theaterausstellung zu sehen waren. Die ebenfalls dort vom königl. sächsischen Kriegsministerium mit ausgestellten militärischen Musikinstrumente befinden sich gleichfalls hier. Ferner enthalten mehrere Glasschränke und Schaukästen eine ansehnliche Sammlung älterer und neuerer Kopfbedeckungen der sächsischen Armee und fremder Contingente, sowie Waffenröcke, Satteldecken, Säbelquasten, Faustriemen, Portépées, Fangschnuren, Signalpfeifen, Ringkragen, Regiments- und Brigadezeichen, Cocarden, Schießauszeichnungen, Leibriemenschlösser u. dgl. m. Als besonders geschichtlich denkwürdig sind hiervon zu nennen: ein Bandelier, eine Säbeltasche und ein Säbelkoppel, welches Prinz Johann (der spätere König) von 1815—1822 als Chef des damaligen Husarenregiments getragen hat; die Epauletten, die Schärpe und der Degen mit Portépée des Kriegsministers v. Rabenhorst, und vom Generalmajor v. Craushaar der Säbel, die Schärpe und die Feldachselstücke, mit denen er am 18. August 1870 bei St. Privat den Heldentod fand. Auch eine Sammlung von sächsischen Fahnenspitzen alter und neuer Zeit, eines der bis 1880 benutzten Fahnenbandeliere, zwei Hammer zum feierlichen Nageln neuverliehener Fahnen und eines der prächtigen, vom Kaiser Wilhelm II. seinem 2. Grenadierregiment Nr. 101 verliehenen Fahnenbänder sind hier niedergelegt. Noch sei eines interessanten Erinnerungsstückes an König Albert's Jugendzeit gedacht: es ist die große Trommel mit Schlagzeug des Leibinfanterieregiments, die der damals 9jährige Prinz im Jahre 1837 bei einer Morgenmusik in Bautzen eigenhändig geschlagen hat. Den weitaus größten Theil der übrigen rechten Saalhälfte nimmt die erstaunlich reiche Waffensammlung ein. Eingeleitet wird sie durch die Abtheilung der Hieb- und Stichwaffen, der wiederum die sächsischen Waffen vorangestellt sind. In chronologischer Ordnung führen sie mit ihren geschichtlich oder künstlerisch werthvollen Stücken wohl lückenlos die Bewaffnung aller Truppengattungen der Armee seit 200 Jahren vor. Ihnen schließen sich die Säbel, Seitengewehre und Bajonetts der fremdländischen Armeen an, die mit nicht weniger als 28 Contingenten Europas, Asiens und Amerikas hier vertreten sind und damit einen hochinteressanten Einblick in die moderne Blankwaffentechnik gewähren. Hieran reiht sich die umfangreiche, systematisch und chronologisch in bequemen Gewehrständern aufgestellte Handfeuerwaffensammlung, welche vorwiegend und vollständig die Feuerwaffen der sächsischen Armee enthält, aber auch die wichtigsten Systeme aller anderen Militärstaaten bis auf die neueste Zeit und die neuesten Constructionen berücksichtigt. In Hunderten von Originalexemplaren sehen wir hier zunächst Doppelhaken auf Schießgestellen, geschäftete Doppelhaken und mächtige Wallbüchsen (unter letzteren auch zwei riesige Dreyse'sche Zündnadelwallbüchsen), ferner Lunten-, Radschloß-, Schnappschloß-, Steinschloß- und Percussionsgewehre, Rück- und Mehrlader, sowie gleichartig construirte Carabiner. Zwischen den Gewehrständern ist auf Tischen in 39 Glaskästen die einzigartige Thierbach'sche Sammlung untergebracht, „ein stolzes Werk deutschen Fleißes und Wissens, eine einzig

dastehende Studienquelle und Fundgrube für den Fachmann und speciellen Waffenfreund, die Perle der Arsenalsammlung". Sie ist eine hochherzige Schenkung des bedeutenden Waffenkenners und Sammlers Obersten z. D. Moritz Thierbach, der mit diesen etwa 2000 Gegenständen in Originalen oder getreuen Nachbildungen eine ebenso lehrreiche und werthvolle, wie eigenartige und fesselnde Geschichte der Entwickelung der Handfeuerwaffen von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart geboten hat. Wir sehen den Uebergang zum Handfeuerrohr an einem kleinen gußeisernen Geschützrohr, dann die daraus sich entwickelnden schmiedeeisernen Handrohre, denen bald als wichtige Neuerung die Schwanzschraube angefügt wurde. Ihnen folgt das vielgestaltige Luntenschloß und das kunstvolle Radschloß, das auf die Schlagwirkung sich gründende Steinschnappschloß mit seinen vielen Abarten und Verbesserungen und das specielle Militärsteinschloß, dann das aus den „chemischen Schlössern" sich entwickelnde Percussionsschloß, das epochemachende Zündnadelschloß und endlich das gegenwärtige herrschende System der Repetir- und Mehrladegewehre. Wie schon aus dieser Aufzählung hervorgeht, enthält die Sammlung nicht ganze Gewehre, sondern in der Hauptsache diejenigen wichtigen Theile der Waffe, welche ihre Entwickelung von einem zum andern System, die Vervollkommnung der Grundidee, bezeichnend darzustellen geeignet sind, als: Schlösser und Schloßtheile, Visir-, Ziel- und Sicherungseinrichtungen, Entzündungs- und Verschlußvorrichtungen, Lauf- und Schaftbefestigungen und dergleichen mehr. Ferner zeigt die Sammlung die Entwickelung des gezogenen Gewehres aus dem glatten, die Vervollkommnung des Vorderladers zum Hinterlader, die Entwickelung des Revolvers und der Pistole, die Verbindung der Feuerwaffe mit einer Stichwaffe: dem Bajonett und Seitengewehr. Ebenso eingehend ist die Entwickelung, selbst die Entstehung und Anfertigung der verschiedenartigen Munition dargestellt. In hochinteressanter Weise wird ferner die allmälige Entstehung und Herstellung fast aller Gewehrtheile und Zubehörstücke vorgeführt. Da sehen wir das wichtigste Gewehrmetall, das Eisen, in den verschiedensten Formen des Rohzustandes, und dann seine Entwickelung zum Schmiedeeisen, Walzeisen, und Gußstahl; weiter die Urformen und die Bearbeitung des Kupfers und Messings; die Anfertigung aller Gewehrtheile in allen Zwischenstufen der Fabrikation, einschließlich der mannigfach geübten Verzierung; die Herstellung des Schaftes aus dem Rohmaterial, die Anfertigung der Seitengewehre und schließlich alle die hierzu nothwendigen gewehrtechnischen Handwerkzeuge, Instrumente und Lehren. Kurz — es ist nichts vergessen, um die Entwickelung der Handfeuerwaffen und aller ihrer Einzelheiten von den frühesten Zeiten bis auf die jüngste Neuzeit, vom Rohproduct bis zum fertigen kunstvollen Mechanismus, vom Gedanken bis zur unendlich vielgestaltigen That, aufs Gründlichste und Erschöpfendste zu belegen. 30 Jahre lang hat der edle und gelehrte Stifter dieser Sammlung an seinem Werke gearbeitet, etwa 600 öffentliche und Privatsammlungen des Festlandes hat er für diesen Zweck durchforscht, zahlreiche Nachbildungen von Gewehrschlössern hat er selbst höchst kunstvoll angefertigt, so daß wir mit gerechtem Staunen ob solcher Unsumme von Fleiß und Wissen die Thierbach'sche Sammlung bewundern, die nicht nur seinem Wunsche gemäß „zum bleibenden Nutzen der Armee", sondern auch zum bleibenden Gedächtniß seines Namens und seiner edlen hochherzigen That fortbestehen wird. (Vergl. „Oberst Thierbach und seine Sammlung im Dresdner Arsenal", im „Kamerad" 1897, Nr. 40, 41.) — Die andere Hälfte des Saales wird von der Modell-, Artilleriemunitions- und Ingenieursammlung gefüllt. Da sehen wir zunächst auf zwölf großen Tischen zahlreiches Artilleriematerial in überaus zierlichen und sorgfältig gearbeiteten Modellen, auch vereinzelt Originale kleineren Umfanges, und zwar: Fuß-, Hand-, Stein- und Pulverprobirmörser, Modelle von Decken-, Proviant- und Munitionswagen, von Feldschmieden, Protzen und Lafetten, von Mörserwagen, Hebezeugen und Mauerbrechern, von Katapulten, Ballisten und Transportwagen, von allerhand Geschützen für die Feld- und Fußartillerie (darunter wahre kleine Kunstwerke) und von Artillerie-Pferdeausrüstungen. Zwei hierher gehörige Tische enthalten unter Glas noch eine große Zahl alter Artillerie-Instrumente, eine kleine Sammlung alter Artilleriedienstsiegel und manches andere geschichtlich Denkwürdige. In der Nähe sind einige Semaphore, d. h. Signalhebelvorrichtungen für artilleristische Uebungszwecke, und ein Leuchtraketengestell aufgestellt. Zwei mächtige pyramidenartige Gestelle führen uns nunmehr die Sammlung der Artilleriemunition vor. Wir sehen Steinkugeln aus der Zeit der Belagerung Freibergs durch die Schweden, Pechkränze, Vollkugeln, Brandkugeln, Petarden, Carkassen, Steinwürfe, Handgranaten, Kartätschen, Kartätschbüchsen, Granaten, Schrapnells, Mörserkartuschen, Sprengladungen u. s. w. Sehr reichhaltig ist auch die von den Franzosen im letzten Feldzuge verwendete Artilleriemunition vertreten. Als besonders interessant sei auf das Exemplar einer jener zierlichen Ballongranaten aufmerksam gemacht, mit denen unsere Artillerie vor Paris die aus der eingeschlossenen Riesenfestung aufsteigenden feindlichen Luftballons beschoß. Nicht geringeres Interesse dürften drei riesenhafte Geschützpatronen für Kartätschgranaten beanspruchen, die einem Kaliber von 5, 8 und 16 cm entsprechen; das Gewicht der größten Patrone beträgt 70,5 Kilogramm. Ein drittes Gestell enthält eine reiche Sammlung von Werkzeugen und Erzeugnissen der bei der sächsischen Artillerie früher mit großem Geschick betriebenen Lust- und Ernstfeuerwerkerei. Zwei solcher von der kursächsischen Artillerie angefertigten und abgebrannten Feuerwerke aus dem Jahre 1747 sind auf werthvollen Kupferstichen dargestellt, die in der Nähe hängen. Die Ingenieursammlung zeigt zuvörderst auf sechs Tischen sauber gearbeitete lehrreiche Modelle von allerhand Pontonier- und Pioniermaterial: verschiedene Arten von Pontons, auch fremder Armeen, Pontonwagen, Ankermodelle, Brücken verschiedener Bauarten, Dach-, Balken- und Treppenconstructionen, Wasserhebewerke, spanische Reiter, Pallisaden, Faschinenbänke, Feldbacköfen, Kochherde, Schanzarbeiten u. s. w. Hieran schließen sich auf anderen Tischen Befestigungsmodelle aller Systeme, während an der Wand in großer Zahl farbig behandelte Reliefstafeln befestigt sind, welche sämmtlich Unterrichtszwecken dienten und alle namhaften Festungsbausysteme sowie regelrechte Angriffe auf Stadtbefestigungen darstellen. Hierher gehört auch eine große Reliefdarstellung der Festung Königstein. Von besonderem armeegeschichtlichen Interesse sind die Modelle, welche die Einrichtung des alten bis 1867 in Betrieb gewesenen Kanonenbohrwerks in Löbtau bei Dresden und der alten bis 1874 ebenda bestandenen Pulvermühle zeigen. Aus beiden Militäretablissements sind hier auch mehrere Originalinstrumente und Geräthe aufgestellt. Nicht vergessen sei die gesondert aufgestellte sogenannte „Zwickauer Sammlung". Sie enthält ausnahmslos Gegenstände aus sehr alter Zeit und ist Eigenthum der Stadt Zwickau. Außer den schon oben erwähnten alterthümlichen Feldzeichen bemerken wir hier Rüstungen, Luntenschloß- und Feuersteingewehre, Wallbüchsen, Piken, Hellebarden, Pulverhörner, Patronentaschen, Luntenstöcke, Landsknechtsschwerter, Pfeilspitzen, Armschilder, Degen, Schwerter, Lanzen, Sturmhauben, Panzerhemden, winzig kleine Kanonen und die sehr alte bemalte, mit einem bordengeschmückten rothwollenen Mantel bekleidete Holzfigur eines Landsknechtsspielmanns. — Alles hier kurz Erwähnte ist nur ein Theil des reichen, armeegeschichtlichen und militärwissenschaftlichen Schatzes, den die Arsenalsammlung birgt. Kein Besucher wird dieses reichausgestattete, der mehrhundertjährigen ruhmreichen Geschichte unseres vaterländischen Heerwesens würdige Museum ohne nachhaltigen Eindruck, aber auch nicht ohne aufrichtigen Dank für diejenigen Männer verlassen, welche diese heeresgeschichtliche Gedächtnißhalle schufen, förderten nnd der Oeffentlichkeit zugängig machten. — Die Sammlung ist nur in der Zeit vom 1. April bis 30. Sept. und zwar vorläufig Sonntags von 11—2 Uhr gegen ein Entgelt von 25 Pfennigen dem Besuch geöffnet. Diese Beschränkung auf die warme Jahreszeit wurde nothwendig, weil die Sammlungsräume nicht heizbar sind. Vielleicht giebt dieser Umstand noch mit der Zeit Veranlassung, der Sammlung einen anderen Raum anzuweisen. Am geeignetsten wäre hierzu, schon wegen der für einen verdientermaßen zahlreichen Besuch wünschenswerthen Lage im Stadtinnern, das Museum Johanneum am Jüdenhof. Dessen Erdgeschoß und Lichthof würden sich vortrefflich zur Aufstellung der Geschütze eignen, während die übrigen Sammlungen passende Aufnahme in dem zweiten Obergeschoß, welches jetzt die Porzellan- und Gefäßsammlung birgt, finden können. Letztere müßte sich dann allerdings ein anderes Unterkommen suchen und dafür gäbe der geplante Neubau des Kunstgewerbemuseums die beste Gelegenheit. Dann hätte Dresden in seinem Johanneum ein „Historisches Museum" herrlichster Art.

Bücherbesprechungen.

— **Kaiser Wilhelm II. und seine Erziehung.** Aus den Erinnerungen seines französischen Lehrers Franz Ayme. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther, 1898. IV, 244 S., 8°. — Ohne Zweifel beansprucht das vorliegende Buch von vornherein eine nicht gewöhnliche Beachtung. Die Entwickelung eines Menschen setzt sich aus eigner Anlage und den Einflüssen seiner Umwelt zusammen. Je nach der Stärke oder Schwäche der Eigenart wird der Grad der Beeinflussung durch Andere verschieden hoch sein — fehlen wird die Einwirkung der Umgebung niemals. Umgekehrt werden durch eine starke Persönlichkeit, auch wenn sie noch in der Entwickelung begriffen ist, die surroundings beeinflußt. Diese Wechselwirkung bei hervorragenden Männern zu studiren ist ein besonderer Genuß; er erhöht sich noch, wenn wir einen bedeutenden Zeitgenossen vor uns haben und sein inneres Werden an der Hand von Quellen, die glaubwürdig erscheinen, zergliedern und neu vor uns erstehen lassen können. Darum, mein' ich, hat das Buch Ayme's, der anderthalb Jahre lang fast täglich unsern Kaiser unterrichtet hat, von vornherein ein Recht auf ernste Beachtung. Hält es die Probe aus? Zu meinem Bedauern ist es mir nicht möglich, darauf mit einem freudigen Ja zu antworten. Doch ein kaltes Nein wäre auch zu hart. Also: ja und nein! Das muß ich erklären und beweisen. Zunächst ist das Buch von einem Franzosen für Franzosen geschrieben. Bekanntlich ist der Durchschnitts-Franzose auch nach oder trotz 1870 von einem starken Nationalgefühl, von Nationalstolz erfüllt: ein Vorzug, dessen wir uns zu unserer Beschämung im Allgemeinen nicht rühmen können. Dafür ist uns eine Fähigkeit eigen, die den Franzosen meist abgeht: einem fremden Volksthum gerecht zu werden. Vollends das Wesen und den Werth des Siegers ohne Groll zu beurtheilen: dies Kunststück bringen die wenigsten Franzosen fertig. Dies Manko muß man ohne Weiteres auch den Ayme'schen Aufzeichnungen gegenüber berücksichtigen. Den göttlichen Leichtsinn, die glücklicher Weise auch heute noch nicht untergegangene Poesie des deutschen Studentenlebens zu verstehen, dazu kann sich Ayme nicht aufschwingen. Ihm ist es (wie freilich auch manchem deutschen Philister) räthselhaft, mit welcher Wurschtigkeit man für eine Kleinigkeit auf das Commando „Bindet die Klingen! Sind gebunden. Los!" seine Haut zu Markte trägt; das Geheimniß der Burschenherrlichkeit bleibt ihm verschlossen. Das ist um so bemerkenswerther, als sich der 20jährige lebhafte Südfranzose, dem ein etwas zur Schau getragenes Heimweh den Aufenthalt in Deutschland zuerst stark verleidet, wirklich Mühe giebt, dem Studentenleben — in Bonn! — freundliche Seiten abzugewinnen. — Jäh wird dieses Studium durch den Ausbruch des Krieges unterbrochen. Glücklich erreicht der Verfasser sein Vaterland, das ihn bezeichnender Weise kraft seiner Spionenriecherei zunächst als Prussien behandelt: eine Erfahrung, die der Autor dazu benutzt, die kaiserliche Regierung schlecht zu machen und seine republicanische Gesinnung hell leuchten zu lassen. Der Krieg giebt den Anlaß, eine längere Beurtheilung Bismarck's einzuflechten. Darüber will ich nicht mit Hrn. Ayme rechten (der ungenannte Uebersetzer und die Verlagshandlung warnen schon im Vorwort vor diesem Abschnitt); doch will es mir so scheinen, als ob gerade hier nicht blos der besiegte, gekränkte, revanchebrütende, eitle Franzose, sondern auch der Lehrer unseres Kaisers spreche. Hier hätten wir also eine Beeinflussung der Umwelt durch die starke Persönlichkeit. — Den Auftrag, die Prinzen Wilhelm und Heinrich im Französischen zu unterrichten, hat Franz Ayme im Herbst 1875 durch Vermittelung von Thiers erhalten. War die Erzählung bis dahin mehr oder weniger geeignet, von dem Können und Wissen des Schreibers keine große Meinung zu erwecken — wenn's nicht eben der ehemalige Lehrer des Kaisers wäre, würde man die ersten Capitel einfach unbedeutend, theilweise nett, theilweise lächerlich finden —, so beginnt mit Seite 56 das Interesse rasch zu wachsen. Und dem Stoff ist es zu verdanken, daß wir fast bis zum Schlusse gefesselt bleiben. Ich sage ausdrücklich: dem „Stoff" ist es zu danken. Denn die Darstellung mag im französischen Wortlaut eine gute Schule für Jemand sein, der französisch lernen oder sich darin befestigen will — im Deutschen widert den Leser die unverhüllte Neigung des Verfassers, ohne tiefere Kenntniß über Alles und Jedes zu reden und den Mangel an solidem Wissen durch Phrasen ersetzen zu wollen, auf die Dauer als geschmacklos an. Das Buch erweckt nicht den Eindruck, als ob bei jeder Zeile Wahrhaftigkeit Pathe gestanden haben müsse. Bestärkt wird man in dieser ungünstigen Beurtheilung durch die peinliche Entdeckung von Hohenzollern'schem Undank, der bei der oft komisch wirkenden Eitelkeit des Hrn. Sprachlehrers wohl nur in seiner Einbildung begründet ist. Und die letzten 8 Seiten kann man ruhig überschlagen, ohne Schaden zu nehmen. Angeblich verfolgt Ayme's Buch den Zweck, im Sinn unseres Kaisers eine Ueberbrückung der zwischen uns und unsern westlichen Nachbarn klaffenden Gegensätze anzubahnen. Ich für meine Person hatte jedoch schließlich nur den einen Gedanken, Gott danken zu müssen, daß er mich nicht als Franzosen, sondern als Deutschen hat geboren werden lassen. Weiß nicht, ob's Andern auch so gehen wird. Hoffentlich!

Ht.

— **Zimmermann, Dr. Alfred, Die Europäischen Colonien.** Schilderung ihrer Entstehung, Entwickelung, Erfolge und Aussichten. Zweiter Band: Die Colonialpolitik Großbritanniens. Erster Theil. **Von den Anfängen bis zum Abfall der Vereinigten Staaten.** Mit drei farbigen Karten in Steindruck. 470 S. E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung, Berlin, 1898. — Dr. Zimmermann befolgt mit der Herausgabe einer Reihe colonial-historischer Werke einen eigenen Plan; er will keine pragmatische auf Quellenstudien beruhende Geschichte für den Gelehrten oder Forscher schreiben, sondern eine Bearbeitung des in einer Reihe von bedeutsamen Werken, welche auch angeführt werden, enthaltenen Materials. Der Verfasser hat seine Darstellung so gewählt, daß sein Werk zugleich ein Lese- und Lehrbuch ist, denn es soll weiten Leserkreisen Kenntniß von den Erfordernissen einer nutzbringenden Weltpolitik geben; erst aus den Schicksalen, den Erfolgen und Mißerfolgen der Colonien ist zu ermessen, unter welchen Voraussetzungen und Bedingungen Colonien überhaupt gedeihen, welche Maßregeln unter gewissen Umständen rathsam oder besser zu vermeiden sind. Angesichts der unerreichten Stellung, die England heute als Weltmacht durch seine Colonien einnimmt, ist es sicher von großem Interesse, zu erfahren, welche Politik es zur Begründung und Erhaltung *seines* ausgedehnten Colonialbesitzes befolgt hat. Denn über *das Wesen* der englischen Colonialpolitik, über die Männer, deren Wirken England seine Weltstellung verdankt, sind auch in gebildeten Kreisen sehr häufig irrige Auffassungen verbreitet. Das Buch beginnt mit dem Anfange der englischen Colonialpolitik in Nordamerika, wohin sich die Abenteurer und Speculanten zuerst drängten, wie dies in der geographischen Lage begründet war. Dann kam Westindien an die Reihe und schließlich Ostindien, wo im Anfang noch bescheidene Niederlassungen unter dem Charter der East India Company gegründet wurden. Der zweite Theil geht genauer auf die innere und äußere Entwickelung der Colonien in Nordamerika ein und schildert den Kampf mit Holland um die Vormacht zur See. Nachdem die Engländer mit den Holländern fertig geworden waren, begann der Kampf mit Frankreich und Spanien um die Weltherrschaft, bei welchem, abgesehen von Zufälligkeiten, die Engländer besonders den Vortheil ihrer insularen Lage und einer starken Auswanderung, welche in den Colonialländern sich rasch vermehrte, genossen. Während die continentalen Völker sich in Kriegen zerfleischten, nahm England, gestützt auf eine große Flotte, Beschlag von riesigen Gebietstheilen. Die Politik Englands war weitsichtig, während die seiner Gegner das gerade Gegentheil davon war. Nur in der Behandlung der Nordamerikaner sind große Fehler gemacht worden, aber es ist fraglich, ob die Amerikaner, deren Selbstbewußtsein mächtig erwacht war, nicht auch im anderen Falle sich von der englischen Bevormundung befreit haben würden. Besonders interessant im gegenwärtigen Augenblick ist die Betrachtung der englischen Politik in Ostindien, weil wir in Westafrika im Nigergebiet etwas Aehnliches sich entwickeln sehen mit dem Unterschiede allerdings, daß dieses Mal neben dem alten Nebenbuhler Frankreich auch Deutschland auf dem Platze erschienen ist. Das Buch schließt mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Es ist für alle Colonialfreunde von hohem praktischen Werthe, weil es die Colonien in ihrer geschichtlichen Entwickelung und ihrem verschiedenartigen Charakter nach einheitlichem Plane schlicht und thatsächlich, überall nur das Wichtigste hervorhebend, schildert.

—e.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 31. Dienstag, den 15. März, Abends. 1898.

Die Markgräfin von Bayreuth.

Im Charlottenburger Schlosse hängt ein Gemälde, vor dem der Besucher dieser Räume, wenn er Sinn für künstlerische Anmuth besitzt, mit besonderem Wohlgefallen, und wenn ihm die Begebenheiten der preußischen Geschichte nicht fremd sind, wohl auch mit einiger Rührung zu verweilen pflegt. Ein kleiner Knabe, drei-, vielleicht vierjährig, schlägt mit kleinen Schlägeln eine Kindertrommel. Er trägt ein fliegendes Kinderkleid von dunkelblauem Sammet und ein Mützchen von demselben Stoff, auf dem eine kurze Rabenfeder steckt, und blickt uns mit großen hellblauen, von kindischem Kriegsfeuer strahlenden Augen an. Ein Mädchen, der Größe nach noch einmal so alt wie der kleine Tambour, sieht ihm in hübscher geneigter Stellung und mit ernstem Lächeln zu. Seitwärts steht ein mit weißen Zähnen grinsender Mohr, der ein Präsentirbrett in der Hand hält, schließlich, durch das offene Fenster in der Ferne zu sehen, die Gestalt eines wachehabenden Grenadiers. Das Bild ist von Pesne, wahrscheinlich 1715 oder 1716, gemalt und zunächst dadurch interessant, daß es bezeugt, wie es auch in dem damaligen Berlin, diesem halb ledernen, halb eisernen Berlin, noch Seelen gab, die künstlerisch empfanden. Der Mohr ist natürlich Staffagemöbel. Die Montur des Soldaten draußen sagt uns, daß wir uns im Schlosse jenes wunderlichen Friedrich Wilhelm befinden, der mit seinen guten wie mit seinen üblen Eigenschaften, seiner nüchternen, rein auf das Nützliche gerichteten Anschauungsweise, seinem strammen Spartanerthum, seinem haushälterischen Ordnungssinn und seiner ganzen unliebenswürdigen und vielfach beschränkten, im Grund und Kern aber gesunden und tüchtigen Art, zu denken und zu handeln, einer der Väter des heutigen Preußens wurde. Der trommelnde Kleine mit den hellen blauen Augen voll Leben wurde, zum Manne gereift, als Friedrich der Große in das Heldenbuch deutscher Geschichte eingetragen, das Mädchen mit dem feinen bleichen, halb lächelnden, halb ernsten Gesichtchen ist Prinzessin Wilhelmine, die spätere Markgräfin von Bayreuth, die Lieblingsschwester des großen Königs. Beide Kinderfiguren kommen uns jetzt wie vorbedeutend und weissagend vor, und wenn wir, in den leuchtenden Augen des königlichen Knaben schon den Blick des „nordischen Salomo" sehend, vor der Kindertrommel schon die gegen halb Europa zum Siege marschirenden Trommeln der Preußenheere von Roßbach und Leuthen hörend, zu viel sehen und hören mögen, in den Zügen und der Haltung der kleinen Prinzessin finden wir jedenfalls mit mehr Recht schon einen Vorschatten ihrer Zukunft. Der halbe Ernst des Gesichts wird allerdings auf den gestrengen Vater hindeuten, der seine Kinder wie draußen seine Grenadiere mit dem Rohrstock dressirt, und nicht auf das spätere unholde Schicksal Wilhelminens als Gattin eines liederlichen Fürsten. In dem halben Lächeln dagegen regt sich wohl schon der kecke und übermüthige Witz, der uns in ihren Memoiren das Hofleben des 18. Jahrhunderts vorzüglich nach seinen komischen und grotesken Seiten so anschaulich und ergötzlich zeichnete und der die Markgräfin dem Kreise der Freunde und Gesinnungsgenossen Voltaire's anreihte. Und wäre auch das zu viel errathen — Eines lesen wir mit vollkommener Sicherheit aus dem Bilde des siebenjährigen Mädchens heraus: die innige Liebe zum Bruder, die Beide, wenn wir von einer kurzen Erkaltung nach Friedrich's Thronbesteigung absehen, bis zur Trennung durch den Tod verband. Das beste Bild der Prinzessin hat sie uns selbst in ihren Denkwürdigkeiten gemalt. Sie war das zweite Kind und die älteste Tochter König Friedrich Wilhelm's I. von Preußen und am 3. Juli 1709 zu Berlin geboren. Sie erhielt eine Erziehung, die weit über das hinausging, was Fürstentöchter damaliger Zeit in dieser Hinsicht geboten wurde — eine Thatsache, die stark auffällt, wenn wir an die tiefen Mißachtungen, die der rein praktische Sinn des Vaters vor aller Wissenschaft und Kunst empfand, und an dessen komische Vorschriften für den Unterricht seines Sohnes Friedrich denken. Indeß kümmerte sich Friedrich Wilhelm vermuthlich um die Erziehung der für sein Preußen nicht so wichtigen Töchter nicht besonders und ließ das, was er in Betreff seines Thronerben für unnütz oder gefährlich hielt, bei der kleinen Prinzessin hingehen, zumal diese einmal nach England heirathen sollte und die Herren Engländer auf solche Narrenspossen unbegreiflicher Weise etwas zu geben schienen. Nicht unmöglich ist auch, daß der König, der nicht ohne Gemüth war und unter seiner Stutzperrücke bisweilen ganz unerwartet hohe Gedanken hatte, in Wilhelmine die Erinnerung an seine geistvolle Mutter, die philosophische Freundin Leibniz', respectirte, mit der jene sich schon früh auch geistig verwandt zeigte. Gleichviel, die Prinzessin durfte lernen, und sie machte eifrig Gebrauch von der Erlaubniß. Sie lernte unter Aufsicht und Leitung eines Fräulein v. Sonsfeld, die zu den Hofdamen jener philosophischen Großmutter gehört und dabei ohne Zweifel profitirt hatte, bald mit solcher Leidenschaft, daß man ihr eher Einhalt thun als sie anspornen mußte. Sie trieb Englisch, Italienisch — Französisch kam ihr von selbst —, Geschichte, Geographie, Musik und sogar Philosophie und machte in kurzer Zeit erstaunliche Fortschritte. Frühzeitig gewann sie dabei selbständige Ansichten, und als noch nicht zehnjähriges Kind scheint sie — man erinnere sich an ihre drastische Schilderung des Besuchs des Czaren Peter mit seinem Harem in Berlin — bereits die scharfe Beobachtungsgabe besessen zu haben, die ihre Aufzeichnungen — eine Anzahl von Flüchtigkeiten, Irrthümern und Uebertreibungen abgerechnet — so werthvoll für den Historiker macht. Mit diesen Eigenschaften wurde die Prinzessin, schon als sie noch Kind war, am Hofe vielfach wie eine Erwachsene behandelt. Mit ihnen, und da sie überdies die älteste unter den Kindern Friedrich Wilhelm's war, wurde sie in gewissem Grade die Lehrerin ihrer jüngeren Geschwister und von nicht unwesentlichem Einfluß auf Bruder Fritz. — „In meiner Jugend wollte ich nichts thun," erzählte Friedrich der Große später seinem Vorleser de Catt, „ich lief immer nur umher. Da sagte meine Schwester von Bayreuth zu mir: »Schämst du dich nicht, deine Talente so zu vernachlässigen?« Und darauf machte ich mich an die Lectüre." Wilhelmine also war es, die in ihrem Bruder zuerst den Trieb zur Entfaltung seines Genies anregte. Als er dann etwas größer geworden, kamen die beiden Geschwister alle Nachmittage zusammen, um miteinander zu lesen, zu schreiben und sich in anderer Weise mit der Ausbildung ihrer Fähigkeiten zu beschäftigen. — Die Geistlichen Noltenius und Panzendorf, die Friedrich Religionsunterricht ertheilten, machten auch dessen Schwester mit Katechismus und Bibel bekannt, aber, wie die Folge zeigt, mit geringem Erfolg. Ja es steht zu fürchten, daß die früh erwachende Spottlust des Kronprinzen und der Prinzessin, die für alle Welt am Hofe bis zu den Günstlingen des Königs, ja bis zu diesem selbst hinauf Spitznamen erfand (sie nannten den königl. Papa unter sich nur den „Bagotin", Knirps) und selbst die gute alte runde Kamecke mit einem solchen bedachte, auch diese ehrwürdigen Kirchenlichter aufs Korn genommen hat. Die Zeit, in der die orthodoxe Theologie in Deutschland bei Hoch und Niedrig das tägliche Brod und infolge dessen eine Macht war, die alle Kreise durchdrang und beherrschte, war jetzt allenthalben und trotz der reglementsmäßigen Rechtgläubigkeit Friedrich Wilhelm's auch in der Berliner Hofsphäre im Uebergang zu einer anderen begriffen, welche zwar nicht religionslos war, aber sich von Katechismus und der Postille nicht mehr imponiren ließ. Mit wie verdrießlichen Augen der König auch

alles französische Wesen ansah, wirkte es doch wie auf die übrigen deutschen Residenzen auch auf die an der Spree, und schuf hier sogar neben manchem Vorübergehenden ein bleibendes Etwas, das sich als ein dem französischen Esprit nahe Verwandtes bezeichnen läßt und das schon in der Spottlust Wilhelminens und ihres Bruders, als sie noch Kinder waren, dann in deren Aufzeichnungen deutlich hervortritt. — Wie bekannt, hatte der große Kurfürst den durch Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich vertriebenen Protestanten in seinen Staaten ein Asyl eröffnet. Ein Theil von ihnen kam nach Berlin und gründete hier die noch heute blühende französische Colonie. Die Flüchtlinge brachten neue Kunstfertigkeiten und Industriezweige ins Land, aber auch ein neues geistiges Element und eine neue Bildung. Die nüchterne, den Dingen auf den Grund gehende, Schein und Sein scharf sondernde Anschauungsweise der Märker bekam durch Beimischung dieses französischen Elements einen kecken und witzigen Zug und einen oft glänzenden Ausdruck. Niederdeutsche Anlage und französische Bildung verbanden sich zu einer neuen Denk- und Redeweise, und vor Allem Wilhelmine, dann ihr Bruder, Kinder eines unverfälschten Normalmärkers, eines Märkers von echtestem Schrot und Korn, aber von französischen Eingewanderten, einer Frau v. Rocoulles und einem Fräul. v. Montbail, einem Duhan und einem La Croze erzogen, sind als die ersten Repräsentanten einer Geistesrichtung zu betrachten, die in Deutschland noch heute vereinzelt dasteht und die man speciell als Berlinerthum oder Berliner Geist bezeichnen kann. Jenes Auge für das Lächerliche und jene Neigung zum Spott hat namentlich der Markgräfin in der heutigen öffentlichen Meinung viel geschadet, aber, wie wir überzeugt sind, mehr als sie verdiente. Moralisirende Historiker wie Schlosser warfen ihr Bosheit und Gehässigkeit vor, Parteihistoriker wie Gfrörer nennen sie ruchlos, weil sie in ihren Denkwürdigkeiten in allerdings rücksichtsloser Weise wie über Alles, so auch über ihre Familie urtheilt. Mit Unrecht, sie war nichts weniger als ruchlos. Niemand wird die Impietät und Bitterkeit, mit der sie von ihren Eltern redet, löblich und nachahmenswerth, jeder Billigdenkende aber wird sie begreiflich finden und sie nicht ihr allein auf die Rechnung setzen. Die Markgräfin war Berlinerin in dem eben besprochenen Sinne, und sie war eine Tochter des 18. Jahrhunderts, in dem in den oberen Schichten der Gesellschaft überall französischer Esprit mehr oder minder den Ton angab. Die deutsche Gegenwart strebt nach Einklang zwischen Geist und Gemüth, in jenen Tagen war man dagegen bemüht, nur Geist zu zeigen, gleichviel wie das Gemüth mit seinen Ansprüchen dabei wegkam. In der Gegenwart äußert sich der Spott hochsinniger Menschen über die Schattenseiten Anderer in der Form des Humors, damals trat er als Satire auf. Einem feinen Witz, einem zündenden Bonmot zu Liebe ließ man alle Schonung und selbst die Pflicht gegen die Nächststehenden bei Seite. Dieser gesellschaftliche Ton, der in seinen französischen Ursprüngen überdies nicht rein frivoler Art war, sondern zu den Waffen der Aufklärung gegen Pfaffenthum und Despotismus gehörte, klingt uns nicht angenehm, aber er war im Munde Wilhelminens mehr Mode- und Paradesprache als Herzenssache und darum nicht so gefährlich. Immerhin freilich mußte er auch auf die stillen Stunden zurückwirken, wo man mit sich allein war, und Manchem wird er nicht blos zur zweiten Natur, sondern überhaupt zur Natur geworden sein. Daß dies indessen bei der Markgräfin der Fall gewesen, leugnen wir, und das Folgende wird unsere Meinung bestätigen. Wenn Wilhelmine an diesem Gebrechen ihrer Zeit leidet, so ist ferner zu beachten, daß bei ihren Aeußerungen über Vater und Mutter die Erinnerung an Dinge nachklang, mit denen man schwer an ihrem Herzen gesündigt hatte, und daß sie ihre Memoiren in einer Zeit schrieb, wo sie durch die Untreue ihres Gemahls von Neuem tief verbittert war. Und schließlich wird Alles, was man über ihre pietätslose Zunge und Feder vorbringen mag, glänzend aufgewogen durch den Heroismus der Liebe, mit der sie zu ihrem Bruder in dessen höchsten Nöthen stand, ein Gefühl, das so stark und mächtig war, daß es mit seiner Gluth endlich ihren schwachen Körper verzehrte. Mit dem Heranwachsen Wilhelminens zur Jungfrau wuchs auch der Plan ihrer Mutter, sie mit dem Thronerben von England zu vermählen. Die alte Verbindung der Hohenzollern mit den Welfen sollte, nachdem aus dem unumschränkten lustigen Kurfürsten Georg von Hannover ein sehr beschränkter und griesgrämiger König Georg von England geworden, fester hergestellt werden durch das bekannte Doppelheirathsproject, nach dem Wilhelmine den Prinzen von Wales, Kronprinz Friedrich dagegen die Enkelin des englischen Königs zu heirathen hatte. Die Königin von Preußen, eine ehrgeizige und hochstrebende Dame, schwelgte in diesem Gedanken, den sie bereits in Erfüllung gegangen sah, da ihr Gemahl schon aus Sparsamkeitsrücksichten der Sache nicht abgeneigt war. Brauchte er doch seiner Tochter kein Heirathsgut und seinem Sohne keine erhöhte Apanage zu geben, da England Geld genug hatte. Die Mutter hatte Alles im Voraus mit ihren weiblichen Verwandten besprochen; auch der alte närrische Georg hatte Ja gesagt, nur Eins hatte man vergessen: das Haus Habsburg. Die Verbindung der beiden evangelischen Staaten durch diese Doppelheirath gab eine gefahrdrohende Macht. Stets hatte man in der Wiener Hofburg mit scheelem Blick auf das brandenburgische Neukönigthum mit seinem bürgerlich eingerichteten Hofe, seinem streng geordneten Staatshaushalte, seinem wachsenden Schatze und seinen vielen, langen, vortrefflich geschulten Soldaten geschaut. Jetzt sollte es noch stärker werden. Mußte die Schutzherrschaft, die Friedrich Wilhelm bereits wiederholt und bis an den Neckar und in die Alpen hinein ziemlich nachdrücklich über die im Deutschen Reiche zerstreuten Evangelischen ausgeübt, dadurch nicht zu einer Macht heranwachsen, die eines Tages dem Hause Habsburg Fehde um die erste Stelle im Reiche ansagen konnte? Es lag auf der Hand: die Heirathen mußten auf alle Weise hintertrieben werden, und sie wurden hintertrieben mit Hilfe Grumbkow's und Seckendorf's, jener alten „Miethskutschenseele", jener „doppelt destillirten Lügenhaftigkeit", wie Carlyle diesen wandelnden Abgrund von Intrigue und Spitzbüberei nennt. Vergebens legte die Königin, als die Heirath unmöglich zu werden drohte, ihre Gegenminen. Alle ihre angewandte Hartnäckigkeit und weibliche List erwiesen sich als fruchtlos. Nachdem der Fluchtversuch Friedrich's und dessen grausame, bei einem Haare mit einer Brutustragödie endende Bestrafung erfolgt war, nahm das Heirathsproject der Königin ein klägliches Ende. Zunächst die eine Hälfte, die Verbindung der Prinzessin mit dem Prinzen von Wales. Seckendorf und Grumbkow hatten hier weniger leichtes Spiel, als nach der anderen Seite hin. Zwar unmittelbar nach dem Desertionsversuch Friedrich's war der Aerger des Königs über seinen Schwager Georg II. — Georg I. war inzwischen verstorben — so groß, daß er seine Gemahlin bei offener Tafel nöthigen wollte, auf den Untergang Englands zu trinken, dessen Monarchen er als mitbetheiligt an der Flucht des Kronprinzen hielt. Aber in ruhigen Augenblicken erwog er doch wieder die großen Vortheile, welche die nähere Verbindung mit den englischen Vettern seinem Hause bringen konnte. Da wußten die beiden diplomatischen Schwarzkünstler Grumbkow und Seckendorf ihn bei seinem Stolze zu fassen und ihn zu bewegen, daß er in einem kurz angebundenen Briefe in London die Angelegenheit zum Bruche trieb. Man solle nun doch endlich einmal sich rund heraus erklären, ob der Prinz von Wales seine Tochter heirathen wolle oder nicht. Georg antwortete, wenn nicht sofort die Vermählung seiner Tochter Amalie mit dem Kronprinzen von Preußen stattfinde, so werde er seinen Sohn noch vor Ablauf des Jahres 1731 mit einer anderen Prinzessin als der preußischen verheirathen. Friedrich Wilhelm schrieb zurück, er werde Wilhelmine noch vor Ablauf von zwei Monaten anderweitig vermählen. Jetzt nahm Grumbkow den König beim Wort und stellte ihm vor, der passendste Bräutigam für Wilhelmine sei der Erbprinz von Bayreuth, in dessen Candidatur die Königin in der Zwischenzeit einmal gewilligt, wenn auch nur, um die beiden damals vom König bevorzugten Bewerber, den Markgrafen von Schwedt und den Herzog von Sachsen-Weißenfels, zu pariren. Friedrich Wilhelm war mit diesem Vorschlag zufrieden, und nun war nur noch die Einwilligung Wilhelminens zu gewinnen. Grumbkow erschien bei ihr und hielt ihr eine lange Rede, deren kurzer Sinn dahin ging: entweder Gehorsam gegen den König, also Heirath mit dem Bayreuther Vetter und dann gute Aussteuer, Vergessenheit alles Vergangenen und Wiederaufnahme des Kronprinzen zu Gnaden, oder Widerspenstigkeit und dann sofortige Abführung der ungehorsamen Tochter als Staatsgefangene nach dem fernen Memel. Nach einigem Bedenken erklärte die Prinzessin, sich dem Willen des Vaters unterwerfen zu wollen, doch unter der Bedingung, daß er ihren Bruder in Freiheit setze und sich mit der Mutter wieder vertrage. Es war nicht blos Liebe zu ihrem Bruder, was sie hierzu bewog, nicht ein reines Opfer was sie brachte. Sie war, weil sie in der englischen Heirathsangelegenheit zu ihrer Mutter gehalten hatte, lange eingesperrt gewesen, und diese Einsperrung hatte ihrer Gesundheit

geschadet. Sie war, wie sie uns erzählt, „zu einem Skelett abgemagert“. Die Verköstigung war schlecht, „nichts zu essen als eine Suppe von Salzwasser und ein Ragout von alten Knochen, voll Haare und Schmutzkram“; dazu die bestimmte Aussicht auf eine Existenz als Staatsgefangene für eine junge Dame, die weltlichen Vergnügen sehr zugethan war — das Alles will in Rechnung gezogen sein. Der Hauptbeweggrund für ihre Nachgiebigkeit war aber doch die Liebe zum Bruder und der glühende Wunsch, ihn zu retten. Und was das Opfer betrifft, das sie der Ruhe und dem Glück ihrer Familie brachte, so war es trotz alledem ein großes. Die stolze Königstochter, als Kind für den Thron von Schweden, dann für einen zukünftigen Czaren, dann einmal für August den Starken, zuletzt für den Erben der englischen Krone bestimmt, sollte jetzt den zukünftigen Besitzer eines Ländchens heirathen, das zwar anmuthig und blühend, aber von einem Umfange war, daß die Regierungsgeschäfte mit Bequemlichkeit beim Morgenkaffee besorgt werden konnten. Es war traurig, so tief herabsteigen zu sollen, aber Wilhelmine nahm sich zusammen und stieg herab. Der Bruder, der dadurch erlöst wurde, dankte ihr sein Leben hindurch mit aller Liebe, deren er fähig war. Der Vater wurde ein zärtlicher Papa, nur die Mutter grollte; indeß wurde auch sie endlich besänftigt. Als die Hochzeit der beiden Fürstenkinder ausgerichtet wurde, gab es leidlich hellen Sonnenschein, der noch heller wurde, als Bruder Fritz sich zur Feier einstellte. — Wilhelmine schien, als sie mit ihrem Gemahl in die neue Heimath abreiste, nicht übel versorgt. Der Erbprinz war ein junger Mann von einnehmendem Aeußern, intelligenten Zügen und guter Haltung, und auch bei näherer Bekanntschaft mußte Wilhelmine sich sagen, daß man mit ihm leben könne. Die unterwürfige Tochter fühlte, daß sie leicht einen schlimmeren Mann zum Eheherrn hätte bekommen können, und wenn die Ehe später nicht das hielt, was sie im ersten Jahr versprach, wenn der Gemahl allzu großen Gefallen an den Hofdamen seiner Frau fand, so war das Verhältniß der beiden Gatten immer noch besser, als was Wilhelmine vermuthlich in England zu erleben und zu ertragen gehabt hätte. — Friedrich war König geworden und war es etwa fünf Monate, als Wilhelmine nach achtjähriger Abwesenheit von Berlin sich bei ihm zu Besuch einfand. Ihr Empfang war nicht recht nach Wunsch der fein besaiteten Seele. Bruder Fritz hatte den Kopf voller Staatsgeschäfte, nebenbei das Fieber; er war ungemüthlich, mehr König als Bruder und namentlich in Geldsachen, wie es der Schwester vorkam, etwas zugeknöpft, doch wurde es besser, als man aus dem noch in Trauer gehüllten Berliner Schlosse nach Rheinsberg übersiedelte, diesem anmuthigen Ensemble von Schloß, Seen, Gärten, Buchenwäldern, Grotten, Einsiedeleien, das Friedrich als Kronprinz geschaffen und wo er die letzten Jahre vor dem Tode des Vaters eine Art Musenhof, belebt von singenden, tanzenden und kokettirenden Damen, witzigen Cavalieren und allerlei Philosophen und Schöngeistern, gehalten hatte. Auch jetzt ging es hier heiter und geistreich zu. Der König, am Tage in seinem Cabinet über Entwürfen gegen das Haus Habsburg brütend und pyrmonter Brunnen dazu trinkend, kommt des Abends zum Vorschein und ist höchst aufgeräumt und herzlich, sprudelnd von Witz, brillirend wie eine aufgehende Sonne. Es wird gespielt, getanzt, geplaudert, z. B. von dem Liebhabertheater, welches eingerichtet werden soll, oder man macht Musik. Friedrich führt die Markgräfin an das Clavier und greift seinerseits zur Flöte, um eines jener Adagios zu blasen, in deren Vortrag er Meister ist. Die Pausen zwischen den einzelnen Vorträgen werden von der Markgräfin mit philosophischen Gesprächen oder witzigem Wortgeplänkel mit Maupertuis, Algaretti, Jordan u. A. verbracht, vorzüglich aber mit Voltaire, mit dem Friedrich schon seit vier Jahren im Briefwechsel steht, mit dem er vor einigen Wochen auf dem Schlosse Meyland b. Wesel persönlich Bekanntschaft gemacht hat und der sich jetzt hier in Rheinsberg befindet, angeblich, um über den Druck des „Antimacchiavel“ Bericht zu erstatten, in Wahrheit aber, um den neuen königlichen Freund im Auftrage des französischen Premierministers Fleury über die preußischen Rüstungen am Rhein auszuhorchen. Friedrich blieb aber auch gegen Voltaire unerforschlich, und so mag es gekommen sein, daß er eines Abends, die erneuten vorsichtigen Ausforschungen seines geistreichen Freundes abbrechend, diesen bei der Hand nahm und zu einer Dame führte, die er ihm mit den Worten: „Hier stelle ich Sie meiner geliebten Schwester vor“, zur Bekanntschaft empfahl. Diese Dame mit dem zarten Wuchs, dem fein modellirten Kopf und dem durchsichtigen Teint, deren große lichtblaue Augen dem bereits seit Jahren hochverehrten Gast mit Begeisterung entgegenleuchteten, war die Markgräfin von Bayreuth. Wie viele Berührungspunkte gab es zwischen den Beiden! Wie denkt Voltaire über den Hof von Versailles? Was hält er von Ludwig XV., von der Marquise von Pompadur, von Cardinal Fleury? Giebt er auf dem Theater der Lecouvreur oder der Cleron den Vorzug? Und in der Musik Hasse oder Graun? Welches Urtheil fällt er über Wolf, den Lieblingsphilosophen ihres Bruders, welches über Descartes, zu dessen Fahne sie selbst geschworen? Und wie galant weiß der große Mann zu antworten, wie neu, wie geistsprühend, wie glänzend ist, was er sagt! Der erste Brief der Markgräfin an Voltaire, von ihrem Secretär, dem Philosophen Superville — alle Welt war damals Philosoph — geschrieben und von einem Geschenk begleitet, kam im September 1741, bald nach der Rückkehr Wilhelmine's nach Bayreuth, in Brüssel, wo Voltaire sich damals aufhielt, an. Er wurde sofort beantwortet, die Antwort aber ging verloren. Erst am 26. September des folgenden Jahres ließ er einen zweiten Brief folgen, der ein Muster seiner Schmeichelei gegen „die fürstliche Philosophin, die Beschützerin der Künste, die Meisterin in der Musik, das Vorbild aller geselligen Tugenden, Minervagleich in jeder Kunst“ war. — Das erste Wiedersehen fand im Jahre 1743 statt. Voltaire war wieder als Diplomat nach Berlin gekommen und wieder erfolglos. Er sollte Friedrich bewegen, zu Gunsten des mit Frankreich verbündeten Deutschen Kaisers Karl VII. eine Neutralitätsarmee aufzustellen. Der König aber hatte dazu keine Neigung; er lachte Voltaire, als dieser mit seinem Vorschlage herausrückte, aus und forderte ihn auf, den Diplomaten an den Nagel zu hängen und ihm lieber nach Bayreuth zu folgen. Voltaire ging mit und blieb eine Zeit lang in den Rosenketten, die fürstliche Hände ihm in dem fränkischen Markgrafenschlosse anlegten. Er hatte den besten Humor von der Welt, und wie hätte er ihn nicht haben sollen, wo man ihn auf den Händen trug, wo er in der Eremitage sein Porträt unter den berühmtesten Philosophen den Ehrenplatz einnehmen sah, wo der Hof in seinem „Tod Cäsar's“ mitspielte, wo eine regierende Herzogin sich die Nächte abstahl, um seine „Pucelle“ abzuschreiben, wo er trotz der Fürsten, die mit ihm zu Gaste waren, ganz augenscheinlich der König der glänzenden Feste war, die Wilhelmine hier veranstaltete. Die dritte Zusammenkunft Voltaire's und der Markgräfin fand 1750 in Berlin statt, wohin jener das Jahr vorher, der Einladung Friedrich's folgend, übergesiedelt war. Ende October 1754 besuchte Wilhelmine ihren philosophischen Freund auf einer Reise nach Südfrankreich und Italien in Kolmar, wohin dieser übergesiedelt war. In Lyon trafen sich dann Beide noch einmal. Die Markgräfin verkehrte hier viel mit dem Cardinal Tencin und den Jesuiten, so daß es in Berlin hieß, sie sei mit ihrem Gemahl katholisch geworden. War dies bei ihrer Denkungsart nicht gut möglich, so ist dagegen nicht zu leugnen, daß Wilhelmine jetzt bisweilen Sympathien für Oesterreich empfand, was beiläufig auch von einem Theil der andern Geschwister Friedrich's feststeht. Die Markgräfin kam jedoch, wenn nicht schon eher, im ersten Jahre des siebenjährigen Krieges davon zurück, und jetzt tritt ihr Briefwechsel mit Voltaire, der bisher ein leichtes geistreiches Geplauder geblieben war, in ein neues Stadium. Wilhelmine wandte sich um Rath in der Noth an ihren Freund. Voltaire machte (August 1757) den Vorschlag, sich wegen Vermittelung eines Friedens an den Marschall Richelieu zu wenden, und die Markgräfin dankt ihm dafür in einem charakteristischen Briefe, in dem sie unter Anderm sagt: „Ich bin in einem erbarmungswürdigen Zustande und werde den Untergang meines Hauses und meiner Familie nicht erleben, das ist der einzige Trost, der mir bleibt.“ Voltaire wiederholt am 23. August seine Rathschläge in Betreff eines Friedens und läßt dabei einen Wink wegen Wiederherausgabe Schlesiens fallen. Wilhelmine dankt „tiefgerührt“, deutet aber an, daß Voltaire's „Vorstellungen auf den Geist des Königs keinen Eindruck gemacht haben“. Es bleibt ihm nichts übrig, als seiner Bestimmung zu folgen, auch wenn diese noch so dunkel wäre. Dann wieder Klagen: „Mein Zustand ist schlimmer als der Tod. Ich sehe den größten Menschen des Jahrhunderts, meinen Bruder, meinen Freund, in die äußerste, entsetzlichste Lage gebracht. Ich sehe meine ganze Familie Gefahren und Leiden ausgesetzt, mein Vaterland von unbarmherzigen Feinden zerrissen, unser Land vielleicht von gleichem Unglück bedroht. Hätte mich doch der Himmel ganz allein mit all dem Mißgeschick beladen; ich würde es tragen ohne Murren und ohne Schwäche.“ Und die Zeiten wurden noch düsterer: der unglückliche Rückzug

des Prinzen von Preußen, der Verlust der Magazine von Zittau, die Niederlage des Herzogs von Cumberland, die Niederlage bei Moys, die Einfälle der Schweden in Pommern, der Oesterreicher in Schlesien, der Franzosen in das Magdeburgische — es war furchtbar viel auf einmal. „Ich bin fest entschlossen, mich auf den ersten besten der feindlichen Generale zu werfen," schrieb Friedrich am 17. September an die Schwester, „und will Gott für die Gnade danken, wenn er mit dem Degen in der Hand mich sterben läßt. — Das Einzige, was mir auf der Welt noch bleibt, bist Du allein, Du allein fesselst mich noch an sie." — Mit tiefem Kummer sah die Schwester diese Zeilen. Es war aber nur das Streifen des sinkenden Adlers an die Erde, der nächste Augenblick, bezeichnet durch die bekannte Epistel an Voltaire, worin es heißt:

„Ich muß, dem Sturme kühn die Spitze bietend,
Als König leben, sterben, untergehn",

sah ihn wieder sonnenwärts schweben, und die Schlacht bei Roßbach wurde geschlagen. Der König versuchte jetzt durch die Markgräfin einen Separatfrieden mit Frankreich zu erlangen. Mittelsmann war Voltaire, der sich seinerseits mit Cardinal Tencin, dem früheren Minister des Auswärtigen, durch den Bankier Trompin in Verbindung setzte. Die Markgräfin schrieb zwei Briefe an Tencin, und dieser zeigte sich geneigt, auf ihre Wünsche einzugehen. Aber der Hof von Versailles, von der Pompadour beherrscht, wies die Friedensverträge zurück. Und jetzt neigte sich der Tag Wilhelmine's dem Ende zu. Es war ihr nicht gut ergangen in diesem Leben; eine unglückliche Jugend und ein bewölktes, sorgenvolles Alter. Im Juli 1758 hatte ihre Schwäche so zugenommen, daß sie in dem Briefe, in dem sie dem königlichen Heldenbruder zum Siege von Zorndorf Glück wünschte, kaum noch leserlich schrieb. Jetzt vermochte sie, als ein Schreiben von Voltaire, datirt vom 27. September, eintraf, nur noch damit zu antworten, daß sie dem Freunde ihr Bild schickte. In derselben Stunde, in der Friedrich die furchtbare Niederlage bei Hochkirch erlitt, am 14. October 1758, verschied sie. Die letzten Worte, deren sie noch fähig war, waren heiße Wünsche für das Leben und Glück des Bruders, und mit seinen Briefen auf den Herzen wollte sie begraben sein. Friedrich, durch die letzten schweren Schicksalsschläge ohnedies tief niedergebeugt, brach beim Empfang der Todesnachricht förmlich zusammen; als er wieder einige Fassung erlangt hatte, rief er mit erschütterndem Weh: „Ach meine Schwester, meine theure Schwester von Bayreuth!" — Und in ihre Marmorgruft in der Bayreuther Stadtkirche rief er ihr die Worte nach:

„Wie könnt' ich Deiner Freundschaft je vergessen!
Du standest fest, Dein Herz an meiner Seite,
Du sahst nach Hilfe aus, zur That entschlossen,
Du warst mein Trost in meinem tiefen Leide,
Die einzge Zuflucht und der Port, wo Ruh'
Und Hoffnung winkte, mein Asyl warst Du!"

—e—

Bücherbesprechungen.

— Der Kunstwart, die von Ferdinand Avenarius herausgegebene Rundschau über Literatur, Theater, Musik, bildende und angewandte Künste, blickt nunmehr auf ein zehnjähriges, fürs deutsche Kunstleben höchst bedeutungsvolles Wirken zurück und hat in neuer, auch äußerlich verschönter Form seinen elften Jahrgang angetreten. Das neue Titelbild, ein energisch dreinschauender männlicher Kopf, versinnbildlicht in gelungener Weise den strammen, zielbewußten Curs, den der Kunstwart bis jetzt unentwegt eingehalten hat. Ich wüßte keine Zeitschrift zu nennen, die ein so umfassendes und objectives Bild unseres gesammten Kunstlebens im vergangenen Decennium bietet, wie der Kunstwart, und daß er, ohne in die Fanfaren einer herrschenden Partei zu stoßen, und mit Verzicht auf alle sensationelle Wirkung sich überhaupt solange gehalten und stetig an Verbreitung zugenommen hat, ist zugleich auch ein gutes Zeichen für die deutsche Leserwelt. Die Form, in der die Zeitschrift von nun ab erscheint, wird ihr vor Allem auch in weiteren, nicht fachmännisch gebildeten Kreisen Freunde erwerben, da der vergrößerte Umfang die Aufnahme eines Feuilletons ermöglicht hat, das neben dem ästhetisch-kritischen Haupttheil ausschließlich der Unterhaltung dienen soll. Daß darin nur künstlerisch werthvolle Proben moderner Dichtung zum Abdruck gelangen, ist bei der bewährten Schriftleitung außer Frage. Aus der großen Zahl werthvoller Aufsätze, welche das uns vorliegende erste Quartal enthält, erwähnen wir die über den gegenwärtigen Stand auf allen Kunstgebieten trefflich orientirende Artikelserie „Wo stehen wir?" (Heft I und II), einen mit manchem eingefleischten Vorurtheil aufräumenden ästhetischen Essai über „das Wort Schön und seine Unbrauchbarkeit" von Karl Otto Erdmann (Heft II—IV). Actuell sind z. B. die eingehenden Berichte über die neueste Hauptmannliteratur, die um ihrer unparteiischen Sachlichkeit willen zur Klärung des Urtheils über den Dichter wesentlich beitragen, und ebenso maßvoll endlich wie entscheidend ist die Stellungnahme zu dem „Fall Dehmel", der in letzter Zeit so viel von sich reden gemacht hat. (Der „Kunstwart" erscheint im Verlag von Georg D. W. Callwey in München jährlich in 24 Heften, je zu Anfang und Mitte des Monats, der Abonnementspreis beträgt 2,50 ℳ für das Vierteljahr).

V. Schweizer.

— Sestri Levante und seine Umgebung. Führer durch Ligurien von Recco bis Spezia. Bearbeitet von Dr. Sarnow, Kurarzt. Wörl's Reisehandbücher. — Ein kurzer handlicher Reiseführer durch eine der interessantesten Partien der vom großen Reisepublicum bisher mit Unrecht stark vernachlässigten Riviera di Levante. Wohl Wenige, die mit dem Eilzug von Genua über Livorno nach Florenz fliegen, haben eine Ahnung von der Fülle der Reize, die ihnen bei dieser Eilfahrt entgeht. Natur und Kunst wetteifern, gerade diesen Landstrich zu einem der besuchenswerthesten ganz Italiens zu machen. Wir wollen mit dem Verfasser nicht darüber rechten, daß er gerade Sestri-Levante zum Mittelpunkt der Strecke Recco-Spezia macht, es ist ja sein Wohnort, aber freuen wollen wir uns darüber, daß er uns in so klarer und anschaulicher Weise auf alle Hauptpunkte dieses gottbegnadeten Erdenwinkels aufmerksam macht. Sehr nützlich sind auch seine Bemerkungen über Kleidung und Nahrung, da der nordische Fremdling gerade in diesem Punkte häufig Irrthümer begeht, die ihm leicht die ganze Reise verleiden können, er sei nun als bloßer Luftschnapper hierhergekommen, oder als Lungenkranker, der auf Genesung hofft. Eine ganz brauchbare Karte, welche von Chiavari im Norden bis Moneglio im Süden reicht, erhöht die Brauchbarkeit des Büchleins bedeutend, dem wir von Herzen eine recht große Verbreitung wünschen, damit in einer etwaigen 2. Auflage kleinere Irrthümer noch verbessert und Zusätze gemacht werden können. Dr. H.

— Lehrbuch der französischen Sprache für Handelslehranstalten und kaufmännische Fortbildungsschulen. Von W. Reuter, Hauptlehrer an der öffentlichen Handelslehranstalt zu Leipzig. Leipzig, 1898. Otto Aug. Schulz Verlag G. Schiller. — Das vorliegende Buch enthält erstens eine Lautlehre, die ganz zweckmäßig zusammengefaßt ist, nur muß sie nicht als Anfangsunterricht betrachtet werden; — zweitens eine paradigmatische Zusammenstellung der Formenlehre (auch die unregelmäßigen Verba) nach den Wortarten geordnet; — drittens französische Lesestücke und viertens deutsche Uebungsstücke mit dem erforderlichen Vocabulaire. Der grammatische Theil läßt zu wünschen übrig, dem Verfasser ist die Grammatik eigentlich nur Formlehre. Erfreulicher ist die Bearbeitung der Lesestücke, die durchweg einen verständigen stofflichen Inhalt haben, wobei auch die Handelsinteressen gebührend berücksichtigt sind. Bei dem Lesestoff ist dem methodischen Grundsatz der Anwendung und Einübung hinlänglich Rechnung getragen worden. Eine Uebereilung bei den Uebungsaufgaben ist S. 133 untergelaufen. Hier wird nach dem Lesestücke über den Weinbau in Frankreich den Schülern aufgegeben, an einen Freund zu schreiben, daß sie die Weinberge von Frankreich gesehen haben. Wenn sie wirklich die französischen Weinberge gesehen haben, so mögen sie immerhin einen Brief darüber an ihren Freund schreiben, andernfalls aber würde die Sache auf Flunkerei hinauslaufen. In einem Schulbuche muß man in ethischer Hinsicht in jeder Weise sehr vorsichtig sein. Im Uebrigen ist das Buch ganz geschickt angelegt und ein tüchtiger Lehrer wird damit gute Resultate erzielen. W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 32. Donnerstag, den 17. März, Abends. 1898.

Die Gefechte am 22. und 26. August 1813 bei Pirna.

Während des Waffenstillstandes von Poischwitz im Sommer 1813 hatte Napoleon I. als Basis künftiger kriegerischer Unternehmungen die Elblinie mit Dresden als Centrum bestimmt. In weitem von Berlin über Breslau nach Prag spannendem Bogen drohten ihm, nachdem endlich auch Oesterreich dem preußisch-russischen Bündniß beigetreten war, drei feindliche Armeen, als deren schwächste er selbst die Nordarmee, bei welcher zahlreiche Landwehren waren, bezeichnete. Er schickte den Marschall Oudinot gegen dieselbe und meinte, daß cette nube de mauvaises troupes bald zersprengt sein würde. Die Ostarmee unter dem verhaßten Blücher beabsichtigte Napoleon selbst zu zerschmettern, hierdurch zugleich die böhmische Hauptarmee völlig zu isoliren und günstigen Falles derselben noch in den Rücken zu kommen. Der Plan war groß angelegt und seines Urhebers durchaus würdig. Da nun aber Napoleon in seiner Unfehlbarkeit überzeugt war, daß die böhmische Hauptarmee zwischen Gabel und Zittau, also rechtsseitig der Elbe in Sachsen einbrechen würde, traf er zum Schutze des linken Elbufers und Dresdens selbst nur ungenügende Maßnahmen. Zunächst ließ er Dresden stark befestigen und das alte Schloß Stolpen wieder in Vertheidigungszustand setzen. Dann mußte der französische Genie-Oberst Pitou innerhalb 14 Tagen mit ca. 1000 Arbeitern eine Militärstraße von Stolpen über Hohenburkersdorf und Waltersdorf nach dem Fuße des Liliensteins führen, welche Napoleon ermöglichen sollte, schnell große Truppenmassen an die Oberelbe von der Lausitz her zu werfen. Diese Straße, später mehrfach in ihrem Laufe verändert, heißt noch jetzt die Napoleons- oder Kaiserstraße, ihr Bau aber wurde von der Landbevölkerung trotz der damit verbundenen großen Lasten mit lebhafter Freude begrüßt, da das Bedürfniß eines Verkehrsweges nach der Elbe hin schon lange empfunden worden war. Zum Schutze der neuen Straße erhob sich oberhalb Hohensteins eine mächtige Schanze, welche, leidlich erhalten, noch heute von vielen Touristen besucht wird. Ausgedehntere Bollwerke erhielt das rechte Elbufer am Fuße des Liliensteins. Sie hatten die Aufgabe, die Elbe auf- und abwärts, sowie die in das Elbthal mündenden südlichen Gebirgsschluchten zu beherrschen. Nach Königstein herüber wurden zwei Schiffsbrücken gelegt, deren untere allein durch einen mit 13 schweren Geschützen armirten Kopf befestigt war. Auch auf dem linken Elbufer bei Königstein wurden zum Schutze der dortigen Wege einzelne Lünetten eingegraben. Hieran schloß sich als schon vorhandene Festung der Königstein, dessen Geschütze einen großen Theil der Pirnaer Hochebene bestreichen konnten. Eine bedeutende Schanzenreihe erhob sich ferner vor Berggießhübel auf dem Ladenberge. Sie zog sich vom Gottleubagrund über die von Pirna nach Teplitz führende Straße bis nach Ottendorf. Als Vorhut diente ihr eine kleine, südlich von Berggießhübel am Dürrenberge, der jetzigen Panoramahöhe, errichtete Schanze. Am weitesten nach dem Süden vorgeschoben war das befestigte Lager bei Hellendorf, dessen Vedetten die Beobachtung der nahen Grenzübergänge oblag. Seinen Abschluß erhielt der gesammte Schanzengürtel durch ziemlich bedeutende Redouten auf der Höhe zwischen den Dörfern Herbergen und Borna, welche bestimmt waren, die von Böhmen nach Liebstadt und Lauenstein führenden Wege zu sichern. Napoleon, wie immer unermüdlich thätig, inspicirte alle diese Bauten selbst, beging aber, wie bereits angedeutet, den Fehler, zur Besetzung derselben, sowie der übrigen über das Erzgebirge nach Böhmen führenden Straßen bis nach Hof hin nur ein einziges Armeecorps, das 14., welches erst noch ergänzt werden mußte, zu bestimmen. Führer desselben wurde der Marschall Gouvion St. Cyr, seiner Ruhe und Vorsicht wegen besonders für diese Stellung geeignet. Auf Napoleon's Befehl war St. Cyr bereits am 5. Juli von Dresden abgereist, um die genannten Kriegsbauten zu besichtigen und dann sämmtliche Erzgebirgspässe aufzunehmen. Am 6. August jedoch erreichte ihn in Annaberg ein kaiserlicher Courier und beorderte ihn sofort nach Freiberg, dort sollte er frische, über Würzburg gekommene Truppen übernehmen und dem 14. Armeecorps einverleiben. St. Cyr blieb einige Tage in Freiberg und bemühte sich, die kaum dem Knabenalter entwachsenen, völlig unausgebildeten, selbst mangelhaft gekleideten Mannschaften zu organisiren. Doch bereits am 12. August rief ihn ein kaiserlicher Befehl nach Dresden zurück. Nachts 1 Uhr traf St. Cyr dort ein und fand Napoleon noch wach, über eine Karte gebeugt und mit Nadeln die Stellungen der Truppen bezeichnend. Lebhaft wendete sich Napoleon dem eintretenden General zu und theilte ihm mit, was schon längst bekannt war, daß auch die Oesterreicher den Krieg erklärt hatten; übermüthig und heuchlerisch fügte er hinzu: Nous les battrons! C'est une campagne superbe, qui va s'ouvrir. Superbe! je parle comme général; car comme souverain, je plains les nations et je déplore les maux auxquels cette guerre va les exposer.*) In längerer Unterredung suchte nun der Marschall St. Cyr den Irrthum Napoleon's zu zerstören, daß die böhmische Hauptarmee bei Zittau in Sachsen einbrechen werde und das linke Elbufer deshalb nicht gefährdet sei. Vergeblich bemühte er sich weiter, Napoleon zu bewegen, linksseitig der Elbe, etwa zwischen Magdeburg und Dresden, eine größere Armee aufzustellen; vergeblich warnte er ihn auch, die Nordarmee mit den preußischen Landwehren, qui étaient loin d'être aussi méprisables, qu'il le pensait, zu unterstützen. Napoleon hörte ernst zu, blieb aber bei seiner Meinung und befahl St. Cyr, am nächsten Morgen nach Pirna zu gehen und von dort aus sein Armeecorps zu placiren. Vielleicht war Napoleon damals von seinem Gesandten in Wien, de Narbonne, schlecht berichtet, jedenfalls aber leistete der französische Aufklärungsdienst infolge der wenigen Reiterei durchaus Ungenügendes. — Am 13. August legte nun St. Cyr sein Hauptquartier nach Pirna und beeilte sich, seine Streitkräfte zu vertheilen, da am 18. August die Feindseligkeiten beginnen sollten. In die Liliensteiner Schanzen, die er selbst für fortifications inutiles hielt, legte er die 42. Division unter Mouton Duvernet, in die Berggießhübler Befestigungen die 43. Division unter Claparède und in das Bornaer Lager die 44. Division unter Berthezenne. Das Hellendorfer Lager besetzte er mit 800 Mann und 4 Geschützen. Die 45. Division unter Razout hatte sich bei Dippoldiswalde aufzustellen. Die westlichen Erzgebirgspässe bis in das Vogtland waren mit der Reiterei des 14. Armeecorps besetzt, welche freilich in noch schlechterer Verfassung als die Infanterie war; sie bestand aus „jeunes conscrits montés sur de mauvais chevaux“, und St. Cyr erzählt selbst, daß ein großer Theil der Pferde den Oesterreichern bereits bei Novi 1799 weggenommen worden wäre. Die Gesammtstärke des 14. Corps, auf 36000 Mann berechnet, betrug freilich zunächst kaum 25000 Mann. Da jedoch hiervon noch die Besatzung Dresdens und entfernter stehende Detachements abzuziehen waren, so blieben zur Deckung der von Dresden und Pirna nach Böhmen führenden Pässe knapp 16000 Mann verfügbar gegenüber der gewaltigen, böhmischen Armee. Im Hauptquartier St. Cyr's, Pirna, lagen nur zwei schwache Compagnien Infanterie und etwas polnische und italienische Reiterei. Napoleon selbst war am 15. August über Pirna, Königstein in die Lausitz gereist. St. Cyr aber hörte mit Unruhe von Einmärschen preußischer und russischer Truppen in Böhmen, vom Eintreffen Kaiser Alexander's am 15., Moreau's am 16. und Friedrich

*) St. Cyr, Mémoires. Tome IV. p. 56.

Wilhelm's am 17. August in Prag und sah die Gefahr eines Einbruchs der böhmischen Armee links der Elbe näher gerückt. Es war am 22. August, einem Sonntage. Die Franzosen in den verschiedenen Lagern südlich und östlich von Pirna beschäftigten sich in sorgloser Weise. In Pirna selbst lauschte die Gemeinde der Morgenpredigt, wurde jedoch bald durch dumpfen Kanonendonner, welcher vom Süden kam, aufgeschreckt. Kurz darauf durchritten italienische Trompeter, Alarm blasend, die Straßen der Stadt. Gegen Mittag stellte die kleine Besatzung auf dem Markte und marschirte auf der Zehistaer Straße nach dem Süden ab. Was war geschehen? Der Obercommandirende der böhmischen Hauptarmee, Fürst Schwarzenberg, hatte für den 22. August den Einmarsch nach Sachsen auf der ganzen Linie beschlossen. Seinem rechten Flügel, aus Russen und Preußen unter Barklay de Tolly bestehend, befahl er, von Teplitz aus über Nollendorf, Peterswalde, Jungferndorf, Hellendorf, Berggießhübel in Sachsen einzurücken, wenn möglich Pirna zu besetzen und dann zur Verbindung mit anderen Colonnen der böhmischen Armee links nach Dresden abzuschwenken. Die Vorhut des ausschließlich aus Russen bestehenden rechten Flügels war unter Generalmajor v. Roth bereits bis Nollendorf vorgeschoben und letzterer setzte sich nun früh 5 Uhr mit 7 Jägerregimentern, 17 Geschützen, 2½ Kosakenregimentern und 1 Husarenregiment in Bewegung. Als nächste Aufgabe ergab sich ihm die Erstürmung der Hellendorfer Schanze und Hellendorfs selbst. Zu diesem Zwecke theilte Generalmajor v. Roth seine Vorhut in drei Colonnen. Die erste und stärkste führte er selbst auf der großen Straße über Jungferndorf und Peterswalde vor; die zweite rückte über Bienenhof und Bärenhau, Peterswalde rechts liegen lassend, ab, um Hellendorf in der rechten Flanke angreifen zu können; die dritte Colonne, welche nur aus einem Bataillon und 60 Kosaken bestand, ging über Oelsen nach Gottleuba und suchte von hier aus der Hellendorfer Stellung in den Rücken zu kommen. Der Vormarsch in dem bergigen Gelände ging nur langsam von statten; doch erregte die Artillerie durch ihr äußerst geschicktes Fahren überall Bewunderung. Gegen 10 Uhr war die zweite Colonne so weit herangerückt, daß sie das Geschützfeuer eröffnen konnte, welches von der französischen Schanze sofort heftig erwidert wurde. Um 11 Uhr trat auch die erste Colonne in die Feuerlinie ein und formirte sich zum Sturme auf Hellendorf. Da jedoch der französische Commandant hörte, daß auch von Gottleuba aus bereits die Russen seinen Rücken bedrohten, wich er langsam auf den nächsten Stützpunkt, die Berggießhübler Schanzen, zurück. Die russischen Jäger folgten Schritt auf Schritt, und bei der Hüttenleite kam es zu einem grauenvollen Handgemenge, dem namentlich viele der jungen französischen Rekruten zum Opfer fielen. Inzwischen hatte auch der jugendliche Führer des 2. russischen Corps, Prinz Eugen von Württemberg, die Höhen des Erzgebirges überstiegen. Auf beschwerlichen Waldwegen senkte er sich mit seinen Fußtruppen sofort über Gottleuba hinab nach Giesenstein, erkletterte hier den steilen linken Thalrand der Gottleuba, beachtete aber die nun vor ihm liegenden Berggießhübler Schanzen zunächst nicht, sondern zog sich weiter links zwischen Gersdorf und Ottendorf hin, wodurch ihm ermöglicht wurde, die Berggießhübler Stellung in der rechten Flanke zu fassen. So war jene bald in einem weiten Halbkreise umschlossen. Der Sachlage nach mußte zunächst wieder ein Artilleriekampf entstehen, der, auf beiden Seiten gleich thatkräftig geführt, gegen zwei Stunden unentschieden blieb. Erst als es den Russen gelang, hinreichendes Geschütz auf den Dürrenberg, die jetzige Panoramahöhe, zu bringen und nun den etwas tiefer liegenden Ladenberg wirksam zu beschießen, erst als es dem Prinzen Eugen von Württemberg glückte, Abtheilungen seiner Jäger östlich nach Zwiesel zu dirigiren, also auch die Franzosen in der linken Flanke anzugreifen, fanden sich diese zur Aufgabe der wichtigen Berggießhübler Stellung genöthigt. Gegen 2 Uhr waren die Franzosen auf die Linie Groß-Cotta, Rothe Schenke, Dohma, Seidewitz zurückgedrängt, die Russen aber im Besitze des Ladenberges. Mit der Verbreiterung der Gefechtslinie konnte sich auch die russische Reiterei mehr entwickeln, und gegen Mittag machte dieselbe einen glänzenden Angriff auf die 44. französische Division, welche aus ihrem Lager bei Herbergen hervorgebrochen war, und trieb diese weit zurück. Völlig überrascht waren die kleineren, in den verschiedenen Dörfern liegenden Franzosendetachements. In Goes z. B. saßen die Trompeter der hier liegenden Lanziers in Unterkleidern zu Pferde, Alarm blasend. Als diese Lanziers dann die bei Groß-Cotta stehende französische Bagage gegen plündernde Kosaken vertheidigen sollten, wurden sie fast sämmtlich von den Pferden gehauen, die nun reiterlosen Thiere aber jagten allein nach Goes zurück und suchten ihre friedlichen Ställe wieder auf. Um diese Zeit erschien der Marschall St Cyr aus Pirna auf der Höhe vor Cotta, konnte aber angesichts der russischen Ueberlegenheit nichts thun, als den weiteren Rückzug in der Richtung Pirna — Dresden anordnen. Während nun zunächst Prinz Eugen von Württemberg mit einer Division bei Dohma stehen blieb, um die wieder gesammelte 44. französische Division, welche von Borna aus drohte, in Schach zu halten, St. Cyr aber für jetzt einen Durchbruch der Russen nach links noch verhinderte, indem er größere Abtheilungen auf den Seidewitzer Höhen und bei Krebs aufstellte, rückte die russische Artillerie von der Höhe des Ladenberges weiter vor. In ausgedehnter Linie postirte sie ihre Geschütze zwischen Groß-Cotta und Dohma, links und rechts der Rothen Schenke und trieb durch heftiges Feuer die Franzosen über die Ebene herab nach Zehista und dem dicht bei Pirna gelegenen Kohlberge. Und hier entbrannte in den späteren Nachmittagsstunden der Kampf auf's Heftigste. Umsonst suchte eine auf dem Kohlberge stehende französische Batterie die vorrückende russische Infanterie aufzuhalten. Unwiderstehlich drang diese vorwärts, warf im grimmen Häuserkampf die Franzosen aus Zehista heraus, und endlich stürmten russische Jäger unter Generalmajor v. Roth mit lautem Hurrah den Kohlberg selbst. Ein französischer Officier trieb, den Degen in der Faust, die den Berg nach der Pirnaer Seite herabstürzenden Franzosen wieder hinan. Umsonst! Schon rasselten von Goes her russische Geschütze auf die Höhe: die Franzosen wurden abermals hinab und über den Zehista-Bach und die Zehistaer Straße hinüber geworfen. Ein Theil derselben floh über das Lindigt-Vorwerk hinauf nach dem Feistenberge, ein anderer Theil herein nach Pirna und setzte sich dort in den Häusern der Dohnaischen Vorstadt fest. Gleichzeitig jagte ein Schwarm Kosaken, von Rottwerndorf kommend, am Kohlberg vorbei und drang in die Vorstadthäuser am Pirnaer Oberthor herein. Von Zehista her aber wogten jetzt fliehende Franzosenhaufen und rissen mit sich in wilder Hast die unglücklichen Bewohner der umliegenden Dörfer, welche für sich und ihre geringe Habe ebenfalls Schutz hinter den Gräben und Wällen der Stadt suchten. Entsetzlich war das Gedränge, welches zwischen dem Kohlberge und der Stadt, auf der jetzigen Waisenhausstraße, Sandgasse, Dresdener Straße und der Breiten Straße entstand, und in diesen Wirrwarr sendeten jetzt vom Kohlberge russische Feuerrohre ihre Geschosse, sausten die Lanzen einzelner wagehalsiger Kosaken. Erst die Nacht endete die Gräuel. Die Franzosen zogen theils über Groß-Sedlitz und Dohna, theils auf der Dresdener Straße nach Dresden ab; die Russen besetzten Pirna und schoben ihre Vorhut noch bis Heidenau, wo dieselbe biwakirte. In das Quartier auf der Schloßstraße in Pirna, das vor wenig Stunden der Marschall St. Cyr erst verlassen hatte, zog Abends 9 Uhr der russische General Graf Wittgenstein ein. Der rechte Flügel der böhmischen Hauptarmee hatte die ihm vom Obercommandirenden gestellte Aufgabe gelöst: Pirna war besetzt, und die russischen Regimenter begannen schon am nächsten Morgen den Marsch nach links, um sich vor Dresden mit ihren preußischen und österreichischen Kampfgenossen zu verbinden. Marschall St. Cyr blieb während der Nacht in Mügeln und schrieb Abends 11 Uhr noch einen Bericht über den unglücklichen Tag an Napoleon, in dessen Hände das Schreiben am 24. August in Görlitz gelangte. Sofort befahl Napoleon, daß General Vandamme, der mit 10000 Mann bei Zittau stand, über Stolpen auf der neuen Straße nach Königstein marschire, um den Verbündeten in die Flanke zu kommen. Er selbst eilte aus der Lausitz über Stolpen nach Dresden, wo seine Ankunft sehnlichst erwartet wurde, und ihm folgten unter gewaltigen Marschleistungen von Löwenberg in Schlesien seine Garden. Fürst Schwarzenberg erkannte sehr wohl die dringende Nothwendigkeit, den rechten Flügel seiner Gesammtmacht, welche jetzt Dresden in einem südlichen Bogen umspannte, gegen einen von Königstein her kommenden französischen Angriff zu sichern. Er ordnete deshalb an, daß ein russisches Corps zwischen Pirna und Groß-Cotta zurückbleibe. Bestimmt wurde hierzu das 2. russische Armeecorps unter Prinz Eugen von Württemberg, dem jedoch nur eine geringe Macht, 20 Bataillone Fußtruppen, wenig Artillerie, 1 Husaren-, 1 Kosaken- und 1 tartarisches Ulanenregiment, gegen das drohende Vandamme'sche Corps von 40000 Mann zur Verfügung stand. Seine Bitten um weitere Unterstützung waren ohne Erfolg; nur

der russische Großfürst Konstantin, der mit einem Reservecorps, welches die preußischen und russischen Garden umfaßte, südlich von Pirna lag, er selbst hatte in der Pfarre zu Groß Cotta Quartier genommen, schickte ihm auf eigene Verantwortung ein russisches Kürassierregiment unter dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, dem späteren König der Belgier. Prinz Eugen von Württemberg besetzte nun mit einem Jägerregimente die Stadt Pirna, dann bildete er unter dem Obersten v. Wolff eine Vorhut von 6 Bataillonen, 4 Schwadronen und 4 Geschützen, welche er auf dem Pirnaer Hochplateau zwischen Groß-Struppen und Chritzschwitz mit der Front nach dem Königsteine aufstellte. Eine andere Abtheilung unter dem Generalmajor v. Helfreich mußte, einige Bataillone stark, südöstlich vom Königstein bei Nickolsdorf und Leopoldshain Stellung nehmen. Prinz Eugen selbst blieb mit dem Reste seiner Truppen in Zehista und nahm im Schlosse daselbst Quartier. Auch Vandamme war bereits in Königstein angekommen und erwartete mit Ungeduld das völlige Eintreffen seines Corps. Am 26. August früh 2 Uhr ließ Vandamme dem Commandanten des Königsteins, v. Warnsdorf, melden, daß er mit Tagesanbruch die Russen auf der Pirnaer Hochebene angreifen werde und durch die Geschütze der Festung unterstützt zu sein wünsche. Bereits früh 7 Uhr erhielt auch Prinz Eugen von seinem Vorhutführer, v. Wolff, die Meldung, daß Kosakenpatrouillen, welche bis nach den Dörfern Weißig und Thürmsdorf geschwärmt waren, im Morgengrauen große Franzosenhaufen hätten über die Elbe gehen und im Königsteiner Walde verschwinden sehen. Es war die Brigade Creuzer. Sofort alarmirte Prinz Eugen seine Truppen, bestieg bei Chritzschwitz die Pirnaer Hochebene und formirte die Gefechtsordnung. Seinen Haupttrupp stellte er, gedeckt durch 16 Geschütze, zwischen Groß-Struppen und Chritzschwitz auf, die Reiterei etwas zurück auf dem rechten Flügel beim Vorwerke Himmelreich. Von dem in Pirna liegenden Regimente Reval wurde ein Bataillon herauf nach dem Vorwerke Mannewitz gezogen. So lehnte sich die russische Gefechtsordnung an zwei Gründe, den Struppener und den Rottwerndorfer Grund, und konnte doch den größten Theil der Pirnaer Hochebene überschauen. Der Aufmarsch der französischen Truppen nach der Höhe konnte, da sich in den Thälern rechts der Elbe die Artillerie und in dem tief eingeschnittenen Polenzthale insbesondere die Bagage mehrfach verfahren hatte, naturgemäß nur sehr langsam vor sich gehen. Vandamme, dem am Morgen nur Fußtruppen zur Verfügung standen, sah sich deshalb gezwungen, einen Gesammtangriff auf die späteren Tagesstunden zu verschieben. Ebenso waren die Russen verhindert, ihre Stellung weiter vorzulegen; ihnen drohten die Feuerschlünde des Königsteines. So vergingen der Vormittag und ein Theil des Nachmittags unter fortwährenden Plänkeleien, aus denen sich die Franzosen leicht wieder in den deckenden Königsteiner Wald zurückziehen konnten, und auf keiner Seite war ein Gefechtsfortschritt zu verzeichnen. Da gelang es Nachmittag gegen 4 Uhr einer französischen Abtheilung, unbemerkt nach der von der Elbe steil aufsteigenden Königsnase zu kommen, hinab nach der Elbe zu klettern und von Obervogelgesang aus durch die enge Struppener Schlucht hinauf den Russen in die rechte Flanke zu fallen. Blitzschnell wendeten diese freilich einen Theil ihrer Geschütze und empfingen die Franzosen mit einem dichten Kartätschenhagel, aber fast gleichzeitig glückte es der französischen Division Creuzer, die kurz vorher schon Klein-Struppen genommen hatte, in die Front der russischen Stellung in Groß-Struppen einzudringen, wobei sich ein mörderisches Handgemenge entspann. Und nun entbrannte der Kampf auf der ganzen Linie. Mit großer Bravour stürmten jetzt die Franzosen des linken Flügels aus dem Königsteiner Walde hervor und setzten sich in den äußersten Häusern von Chritzschwitz fest. Auch Vandamme selbst leitete zu gleicher Zeit, nachdem endlich vier seiner Geschütze aufgefahren waren, noch einen kräftigen Vorstoß gegen das russische Centrum. Die Lage der Russen gestaltete sich den wachsenden französischen Streitkräften gegenüber kritisch. Da ließ Prinz Eugen seine gesammte Reiterei vorgehen und in Breitcolonne brausten die russischen Kürassiere, flankirt von Husaren und tartarischen Ulanen, über die Ebene dahin und warfen das französische Fußvolk mit großen Verlusten wieder in den Königsteiner Wald zurück. Der spätere preußische General v. Helldorff, der als Adjutant des Prinzen Eugen diesen Angriff aus nächster Nähe sah, erzählt,*) die Kürasse der Reiter hätten geklirrt von der Menge der auftreffenden Kugeln und das Kürassierregiment allein einen Verlust von 400 Pferden gehabt. Die hereinbrechende Nacht verhinderte weiteres Kämpfen. Den Russen kostete der Tag 1800 Todte und Verwundete, insbesondere beklagten sie den Tod des fähigen Oberstlieutenants v. Vietinghoff. Die Verluste der Franzosen bezifferten sich, da, wie das Königsteiner Rathsarchiv ergiebt, am 26. und 27. August allein in das kleine Städtchen Königstein selbst über 2000 Verwundete gebracht wurden, augenscheinlich viel höher. Die Festung Königstein hatte an diesem Tage die Franzosen durch 61 Schüsse aus 24pfündigen Kanonen und 1 Schuß aus einer 8pfündigen Haubitze unterstützt. Nun waren bekanntlich zu gleicher Zeit, am 26. und 27. August, in gewaltigem Ringen die Verbündeten von Napoleon bei Dresden zurückgewiesen worden. Ein unleugbares Verdienst des Prinzen Eugen von Württemberg ist es, durch sein mannhaftes Aushalten auf der Pirnaer Hochebene verhütet zu haben, daß Vandamme mit seinen 40000 Mann unmittelbar in die Rückzugslinien der Verbündeten kam; wenigstens der rechte Flügel derselben, die Russen, wurde dadurch vor gänzlichem Untergang bewahrt. Außerordentlich erschwert war die Leitung des Gefechtes dem Prinzen Eugen dadurch worden, daß während desselben am Spätnachmittage auf der Chritzschwitzer Höhe plötzlich der russische General Graf Ostermann v. Tolstoy erschien, um im Auftrage Wittgenstein's den Oberbefehl zu übernehmen. Wegen völliger Unkenntniß der vorliegenden Verhältnisse verzichtete er zwar auf die Gefechtsleitung und ritt nur neben dem Prinzen her, störte aber fortwährend durch große Aufgeregtheit, an welcher er bekanntlich periodisch litt. Wer der eigentliche Urheber des plötzlichen Wechsels im Commando war, ist noch nicht genügend aufgeklärt. Der nächste Morgen fand das französische Heer auf der Pirnaer Hochebene in derselben Stellung, die 1756 das sächsische Heer innehatte, ehe es den verhängnißvollen Marsch nach der Liliensteiner Ebenheit antrat. Prinz Eugen und Vandamme waren übrigens durchaus ebenbürtige Gegner. Auch letzterer begab sich erst spät in der Nacht nach dem mit Verwundeten überfüllten Städtchen Königstein zurück, stand aber Morgens 6 Uhr bereits wieder an der Schiffsbrücke, die noch immer darüber ziehenden Franzosen zur Eile anspornend. Vormittag 9 Uhr ritt er nach Struppen und schob seine Truppen weiter gegen den Thalrand der Gottleuba und gegen Pirna vor. Leicht wurden die beim Vorwerke Himmelreich stehenden Russen in das Thal hinabgeworfen, das der Stadt näher, beim Vorwerke Mannewitz, postirte Bataillon aber wurde von einem französischen Regimente, welches von Obervogelgesang aus elbabwärts gegangen war, hinter dem Sonnensteine jedoch die Höhe des Plateaus wieder erstiegen hatte, überfallen und mit einem Verluste von 100 Mann nach Pirna hereingetrieben. Im Laufe des Tages räumten die Russen Pirna völlig, und Nachmittags gegen 5 Uhr kam Vandamme selbst dort an. Mit einem starken Gefolge und 200 Pferden quartierte er sich in der Heilanstalt Sonnenstein ein, verfuhr aber, sehr verwundert in einem maison des fous wohnen zu sollen, gegen die Kranken äußerst rücksichtslos. Schon am nächsten Morgen, am 28. August, zog er, erhaltenem Befehle zufolge, siegesfroh, ihm winkte der Marschallstab, über den Gottleubapaß nach Böhmen — in sein Verderben. In fast unbegreiflicher Weise versäumte Napoleon, nachdem ihm am 26. und 27. August bei Dresden die Sonne des Glückes noch einmal in vollem Glanze gestrahlt hatte, jede energische Verfolgung der geschlagenen Verbündeten, und diese zermalmten wenige Tage darauf den unglücklichen Vandamme und sein braves Heer bei Kulm jenseits des Erzgebirges.

G. Kästner.

*) v. Helldorff: Zur Geschichte der Schlacht bei Kulm S. 19.

Bücherbesprechungen.

— Eine Lebensgeschichte. Von Ernst Thoma. Zürich und Leipzig, Verlag von Karl Henckell & Co. 24 Bogen. — Thoma giebt in seinem Werke eine feine psychologische Studie, oder besser gesagt eine Anzahl feiner mit großer Liebe gezeichneter Schilderungen von Seelenzuständen eines Jünglings, der von seinem Vater, einem fanatischen Katholiken, zum Priesterstande bestimmt, als Knabe fast dem religiösen Wahnsinn nahesteht, dessen überreizte Phantasie von höchsten irdischen Würden und gewaltigen himmlischen Wonnen träumt, der in seiner supernervösen Aufregung aus dem kleinsten Versehen eine Todsünde macht, dessen Beichten Thränenbädern gleichen, dessen Gewissens-

qualen und Seelenschmerzen ohne Ende sind. Der Umschlag tritt ein mit seiner keimenden Mannbarkeit. War das Bild bis dahin nicht immer wahrscheinlich, so beginnt jetzt mit der Schilderung des 12. bis etwa 16. Lebensjahres ein Abschnitt, dessen Beobachtungen meisterhaft genannt werden müssen. Die Jahre der ersten Pubertät, die sogenannten Flegeljahre sind es, an deren Schilderung Thoma sich als Meister des Stoffes zeigt, die Jahre der ersten Erkenntniß mit ihren Verirrungen, ihrer Nervosität, ihren Illusionen und Idealen, mit ihren Zuständen, für welche dem Schul-Pädagogen nur allzuoft das Verständniß und die Möglichkeit der Erklärung fehlt. Mit wissenschaftlichem Ernst schildert Thoma die seelische Entwickelung dieser Jahre, tief hat er in der Seele des reifenden Knaben gelesen, fern ist der Schilderung seiner erotischen Zustände auch nur der Versuch des Abschweifens vom eigentlichen Thema in das Lager der prickelnden Phantasie. Namentlich ist die Schilderung des Kampfes, der im Innern des Knaben entbrennt zwischen zwei Lebensanschauungen, besonders die Schwierigkeiten, die das Einreihen des Begriffes Liebe in sein Moral- und Sündensystem bereitet, mit großem Geschick ausgeführt, wenn auch die Lösung durch die Lehren eines abenteuerlichen Musikers, eines gewesenen Naturforschers und Famulus Darwin's, nicht befriedigen kann. Jedenfalls aber sehen wir den Helden des Werkes am Ende dieser Periode mit sich und seiner Vergangenheit zerfallen. Er geräth jetzt — ein Product seiner fehlerhaften Erziehung —, zügellos nur seinen Neigungen und Leidenschaften folgend, auf Abwege, verliebt sich in eine Badebekanntschaft, mit der ein Verhältniß beginnt, das der Dichter zwar mit vielen sympathischen Zügen ausgestattet hat, das ihn namentlich zu einem sehr schönen, aber aus dem Rahmen fallenden lyrischen Erguß Stoff giebt, das aber trotz alledem in seinem Verlauf beim Leser nur den Wunsch erweckt, der große Held und Mädchenliebhaber, der nach einer väterlichen Züchtigung das Elternhaus verläßt, um mit der Genossin seiner Liebe in den Wellen sich ein frühes Grab zu bereiten, aus dem er aber von mitleidigen Menschen noch rechtzeitig wieder herausgeholt wird, möchte früher schon recht lebhafte Bekanntschaft mit dem schwanken Rohrstock gemacht haben. Nach diesen Erlebnissen ist der Knabe Jüngling geworden; er ist wie umgewandelt, verläßt die Priesterschule und besucht das Gymnasium, kommt in schlechte Gesellschaft, die ihn eine Weile fesselt, aus der er sich aber bald wieder befreit, um als Mulus und angehender Student dem unreifen Schwärmen eines wenig älteren Arbeiters zu lauschen, unter dessen Anleitung ihm eine Ahnung von den socialen Wehen der Menschheit aufgeht, die ihn, wie so viele geistig regsame Jünglinge, zunächst in die Maschen der Socialdemokratie verstrickt, obwohl bei aller weltbeglückenden Schwärmerei ein ästhetisches Manko ihn nicht zu einem reinen Genuß des socialdemokratischen Zukunftsbildes gelangen lassen will. Auf diesem Standpunkt befindet sich unser Jüngling, als er mit 20 Jahren die Universität bezieht, um Medicin zu studiren, und ihm von seinem Vater, mit dem er sich wieder ausgesöhnt hat, ein Corps bestimmt wird, in dem die Söhne des Patriciats und der hohen Beamten ihm Freunde und Genossen sein sollen. Darüber soll das zweite Buch Auskunft geben. — Ich habe den Namen des Helden absichtlich nicht genannt. Denn die Schilderungen Thoma's sind so geartet, daß sie auf allgemeinere Giltigkeit, auf etwas Typisches Anspruch machen können. Thoma's Absicht scheint zu sein, die psychologische Entwickelung eines modernen Menschen zu schildern. Wenn er dazu die Gegensätze, wie z. B. die Entwickelung vom Priester zum Mediciner, oft ziemlich kraß wählte, so ist das ja an sich kein Fehler, aber dann wird auch das Typische des Bildes abgeschwächt werden und das Lebensbild an sich als einheitliches Kunstwerk betrachtet Gefahr laufen, als solches im Werth zu sinken. Der große Vorzug des Buches ist die Feinheit der psychologischen Schilderung, die trotz der Länge nicht langweilig wirkt. Die belletristische Behandlung des Stoffes ist keineswegs einwandfrei, vor allen Dingen fehlt die Handlung. Das Buch ist daher zum Studiren wohl zu empfehlen. Wer es als angenehme Unterhaltungslectüre zur Hand nehmen sollte, wird seine Erwartungen bald getäuscht haben. R. Z.

— **Onkel Toms Hütte** von Harriet Becher-Stowe, erscheint vollständig in 20 Lieferungen à 30 ₰ im Verlage der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig. Lieferung 1—10. — Die Deutsche Verlagsanstalt läßt das allbekannte Werk jetzt in einer neuen und guten deutschen Uebersetzung, reich mit Bildern ausgestattet, lieferungsweise erscheinen. Alle 14 Tage soll ein neues Heft à 30 ₰ ausgegeben werden. Dadurch wird Denjenigen die Anschaffung erleichtert, denen die einmalige Ausgabe von 6 ℳ für ein Buch zu schwer fallen würde. Die Ausgabe ist also für einen großen Leserkreis berechnet. Wir zweifeln allerdings daran, daß das Buch eine besonders weite Verbreitung im Volke finden wird, dazu ist die Geschichte — sit venia verbo — nicht mehr actuell genug. Wer weiß jetzt noch etwas von amerikanischer Sklaverei? Bei dem ersten Erscheinen mußten diese Schilderungen naturgemäß ein weit tieferes und lebhafteres Interesse wachrufen, da sie vorhandene himmelschreiende Mißstände beleuchteten und zur Kenntniß weiterer Kreise brachten. Heute fällt dieses Moment weg und daß die Darstellung sich als so zugkräftig erweisen wird, um diesen Mangel zu ersetzen, bezweifele ich. Der etwas sentimental weltschmerzliche Hauch, der das ganze Buch durchweht, paßt eigentlich so ganz und gar nicht zu der Geschmacksrichtung unserer Tage, die kräftigere und realistischere Kost liebt. Immerhin wäre es ein gewiß mit Genugthuung zu begrüßender Erfolg, wenn es dem Verlage gelänge, mit dieser neuen Ausgabe unsere Schundcolportageliteratur etwas zurückzudrängen. Wir wollen es wünschen, aber wir erwarten es nicht.

W. Bruchmüller.

— **Das Weltgebäude.** Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Von Dr. Wilhelm Meyer. Mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten und 31 Tafeln in Heliogravüre, Holzschnitt und Farbendruck. In Halbleder gebunden 16 ℳ oder in 14 Lieferungen zu je 1 ℳ. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. — Die astronomische Literatur hat an guten gemeinverständlichen Werken, die das ganze Gebiet der Wissenschaft umspannen, keinen Mangel; trotzdem ist das Erscheinen des vorliegenden umfangreichen Werkes mit Freude zu begrüßen. Der Verfasser, dessen Lebensaufgabe es als Begründer und langjähriger Leiter der naturwissenschaftlichen Schaustätte Urania in Berlin seit Jahren gewesen ist, naturwissenschaftliche und zwar speciell physikalische und astronomische Kenntnisse in den weiten Schichten der Bevölkerung zu verbreiten, ist wie selten Jemand dazu geeignet gewesen, ein derartiges Lehrbuch zu schreiben. Völlige Beherrschung des Stoffes ist bei ihm mit einem hohen Geschicke verbunden, denselben in besonders gemeinverständlicher Weise zur Darstellung zu bringen. Dabei ist die Schreibweise keine triviale und trockene, sondern durchweg eine anregende und fesselnde. Die Anordnung des Stoffes ist eine von der gewöhnlich gebräuchlichen abweichende und sehr geeignet, das Interesse des Lesers zu wecken und festzuhalten. Zunächst wird der Leser mit den unsere Kenntniß von den Gestirnen vermittelnden Werkzeugen, dem Fernrohr und zwar sowohl als solchem als auch in seiner Verbindung mit der photographischen Camera, dem Photometer und dem Spektroskop, bekannt gemacht und dann wird ihm das mit Hilfe dieser Instrumente an den einzelnen Himmelskörpern Wahrgenommene in Wort und Bild vorgeführt. An diese sehr eingehende Beschreibung der verschiedenen Himmelskörper reihen sich die weiteren mehr theoretischen Capitel an, welche die Beziehungen der einzelnen Himmelskörper zu einander und ihre scheinbaren uud wahren Bewegungen behandeln. Hierher gehören u. A. die verschiedenen Abschnitte der sphärischen, theorischen und theoretischen Astronomie und das weite Gebiet der Stellarastronomie. Den Schluß bildet eine Entwickelungsgeschichte der Welten, in welchem der Verfasser speciell eigene Gedanken zum Ausdruck bringt, während er sich sonst in seinem Werke auf einen möglichst objectiven Standpunkt zu stellen bestrebt hat. Einen besonderen Werth hat das Buch dadurch erlangt, daß verschiedene wichtige Theile desselben vor der Herausgabe von Fachautoritäten wie Schiaparelli, Seeliger und Scheiner einer Revision unterzogen worden sind. Neben dem Texte spielt die bildliche Darstellung gerade bei einem populären Lehrbuche der Astronomie eine sehr wesentliche Rolle und trägt ungemein zum leichteren und besseren Verständnisse bei. Es ist daher sehr anzuerkennen, daß der Illustration im vorliegenden Werke ein sehr breiter Raum gelassen worden ist, um so mehr, da die Abbildungen geschickt ausgewählt und fast durchweg meisterhaft ausgeführt sind. Es finden sich unter ihnen eine erheblichere Anzahl solcher, die auch das Interesse des Fachmannes zu fesseln vermögen.

Dr. B. P.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 33. Sonnabend, den 19. März, Abends. 1898.

Die Grafen von Hochberg.

Von Dr. Helmolt.

Wandert man von Wurzen aus nach Nordosten über den Breiten Berg, Lüptitz und den Kleinen Berg mit seinen Gletscherschliffen, so gelangt man bald nach Hohburg. Munter fließt in ostwestlicher Richtung die Lossa dahin, ein die Gegend belebendes Bächlein, das sich auf preußischem Gebiete, unterhalb Eilenburgs, bei Kültzschau in die vereinigte Mulde ergießt. Nordwestlich von dem Dorfe Hohburg grüßen die Porphyrgruppen der Hohburger Schweiz herüber: der Löbenberg (238 m), der Siebensprung (222 m) und der Gaudits-Berg (226 m). Wer sollte es für möglich halten, daß die Fische der Lossa und die Hohburger Höhen seit länger denn einem halben Jahrtausend in dem Wappen eines der bedeutendsten und reichsten Magnatenhäuser Schlesiens verewigt seien? Und doch ist dem so, wenn man der selbst von der modernen Wissenschaft für „wahrscheinlich" richtig gehaltenen Annahme folgt, daß sich die ältesten, in den Fürstenthümern Schweidnitz und Liegnitz (zu Goldberg und Löwenberg, das fast an den obengenannten Montblanc der Wurzener Schweiz erinnert) nachweisbaren drei Hohberge des 13. Jahrhunderts, Namens Konrad, Dieterich und Heinrich, auf drei in einer Urkunde vom Jahre 1185 verzeichnete Zeugen des Meißner Bischofs („Tidericus de Hoberch et fratres sui Cunradus et Heinricus") zurückführen lassen. Leider bin ich in der Lage, dieser Wahrscheinlichkeitsrechnung einige auf sichereren Grundlagen ruhende Bemerkungen gegenüberzustellen. Am 10. April 1306 verglich sich der Convent des Jungfrauen-Klosters Marienthron bei Nimbschen mit einem gewissen Theoderich, genannt von Schaddel (bei Grimma), über die von diesem bisher zu Lehen besessenen Klostergüter in Selingstädt bei Grimma, und zwar auf Grund einer Vermittelung, deren Urheber vor Anderen ein Tammo de Hoberc war; mit Rudolf v. Rechitz hat er die Urkunde (Or. Perg. H.-St.-A. Dresden 1786; Schmidts UB. von Grimma Nr. 303) besiegelt. Freudig schlug mir das Herz im Busen, als ich diese Entdeckung gemacht hatte. Denn stellte es sich heraus, daß das Wappen auf dem Siegel dieses Tammo miles de Hoberc identisch war mit dem ältesten bekannten Wappen der schlesischen Hochberge, wie es uns an der Urkunde vom 12. Juli 1376 noch ohne die Schachfelder der Fürsten von Schweidnitz und Liegnitz entgegentritt, so war die Vermuthung der obersächsischen Abstammung zur Gewißheit erhoben; im anderen Falle hatte man sie fallen zu lassen. Zu meiner Betrübniß gab es ganz unerwartet ein unerfreuliches Drittes: Tammo hatte sich, wie eine Anfrage beim königl. Haupt-Staats-Archiv und beim Autor des Grimmaischen Urkundenbuches ergab, gar nicht des eigenen, sondern eines fremden Siegels bedient, ohne daß auffälliger Weise dieser Umstand in der Urkunde angegeben wäre. Und zwar ist dies fremde ein geistliches Siegel, im ovalen Bilde Maria mit dem Kinde darstellend. Die Umschrift ist nur zum Theile zu entziffern; was noch zu lesen ist, lautet: S. (Sigillum) DNI (domini) ERNOLDI . . . . IN WRATIS. Daß das letzte Wort zu Wratis [lavia] zu ergänzen ist, dürfte kaum fraglich sein; dann hätten wir ja aber wieder die merkwürdige Verbindung mit Schlesien! Dazu kommt noch die in diesem Zusammenhang immerhin auffallende Thatsache, daß wir um dieselbe Zeit, wo die erwähnte Urkunde ausgestellt ist, nämlich aus den Jahren 1297 oder 1298 und 1308 auch einen „Heinricus dictus de Grimmis" kennen, der Bürger zu Breslau war und dem Jungfrauenkloster bei Grimma 4 Talente Wachs vermacht hatte (Schmidt's UB. Nr. 164 und 172). Wären wir also, das ist der vorläufige Schluß aus dieser Erörterung, auf das Tammo-Siegel allein angewiesen, so läge dem Glauben an einen Ursprung aus der Wurzen-Grimmaer Gegend nichts im Wege. Dennoch muß ich das oben gebrauchte Wort „leider" aufrecht erhalten. Das königl. Haupt-Staats-Archiv in Dresden besitzt nämlich zwei Siegel, die das alte Familienwappen der sächsischen Hoberge deutlich genug aufweisen. Das erste hängt an einer Verkaufsurkunde vom 15. August 1368, das zweite an einer Vergleichsurkunde vom 6. November 1379*); dort wird ein Tilo, hier ein Friedrich (oder Thilmann?) v. Hoberg genannt. Auf beiden Siegeln zeigt das Wappen der Hoberge einen von links oben nach rechts unten (das zweite Mal umgekehrt) laufenden Querbalken mit drei Rosen oder Sternen. Eine Verwechselung mit den drei Bergen der schlesischen Hochberge oder etwa eine heraldische Entwickelung, die bei uns das ursprüngliche Bild bewahrt, dort in Schlesien das oben beschriebene gezeitigt hätte, ist bei nüchterner Betrachtung**) ausgeschlossen. So kommen wir zu dem definitiven Schlusse, daß die Annahme eines meißnischen Ursprungs des blühenden schlesischen Magnatengeschlechts auf einer unhaltbaren Hypothese beruht, die, ehe nicht stärkere Beweise auftauchen, aus dem Bereiche wissenschaftlicher Genealogien zu entfernen ist. Es giebt eben viel „hohe Berge" auf der Welt, die zu Namensableitungen Anlaß geben können. Neben den Hauptlinien der schlesischen Hochberge hat noch eine ganz hübsche Anzahl von anderen Familien und Einzelpersonen existirt, die zu gleicher Zeit denselben Namen geführt haben. Aber weder vor noch nach 1312 nimmt man von der Lausitzer Gruppe eine engere Verwandtschaft mit dem schlesischen Geschlecht an; noch weniger versucht man es, die einzeln zwischen 1373 und 1427 urkundlich auftauchenden Hoberge in die Hauptfamilie einzugliedern. Sieht man also vernünftiger Weise hiervon ab, obwohl die räumliche Entfernung der beiderseitigen Sitze viel geringer ist und ein intimer Verkehr dazwischen weit eher möglich war als in unserem Eingangs auseinander gesetzten Falle, so dürfte die eben formulirte Forderung durchaus berechtigt sein. Bei der genugsam bekannten Entstehungsweise mittelalterlicher Geschlechtsnamen ist größte Vorsicht am Platze.

Nach Annahme früherer Genealogen sollte der erste bekannte Ahnherr der Familie ein Melchior von Hoberg gewesen sein, der im Jahre 1310 mit König Heinrich VII. von Luxemburg nach Schlesien gekommen sei. In diesen Angaben ist so ziemlich Alles falsch. Abgesehen von der sonst nicht beglaubigten Persönlichkeit besagten Melchior's (den Romzug hat er sicher nicht mitgemacht) begegnet seine Wanderung aus Luxemburg nach Schlesien deshalb sofort starken Zweifeln, weil Heinrich VII. niemals in seinem Leben über Nürnberg hinaus ins östliche Deutschland gereist ist; gerade 1310 ist sein Itinerar Schritt für Schritt so genau bezeugt, daß darin kein Raum ist für einen Besuch des fernen Schlesiens. Vorher aber wäre ein solcher ebenso zwecklos und unbegreiflich gewesen, wie nachher ausgeschlossen; jedenfalls hat Heinrich, seitdem er am 12. October 1310 von Lausanne aus mit dem Vortrabe seines Römerheeres nach Italien aufgebrochen ist, Deutschland nicht wieder gesehen. Allerhöchstens könnte eine Verwechselung vorliegen, in-

*) Nach freundlicher Mittheilung des Hrn. Regierungsrathes Dr. Posse vom k. H.-St.-Archive, das mir in zuvorkommender Weise galvanoplastische Abdrücke der beiden Siegel zugeschickt hatte.

**) Sonst könnte man z. B. auch auf einen die Hochberge mit Gmunden verknüpfenden Vorgang schließen: das Siegel der oberösterreichischen Salinenstadt enthält zu jener Zeit (1361) neben anderen Emblemen einen dreistufig aufsteigenden Felsen und einen aufrechtstehenden Fisch.

sofern in der kurzen Zeit zwischen August 1309 und Juli 1310 drei böhmische Gesandtschaften den deutschen König aufgesucht haben; unterm 12. Juli 1310 trifft mit der letzten neben zwei anderen Cistercienser-Aebten auch der Abt Johann von Pleß in Frankfurt a. M. ein, von 3 Edelleuten und 6 Bürgern begleitet. Analog dieser Gefolgschaft konnte auch ein schlesischer Hoberg der zweiten böhmischen Gesandtschaft angehört haben, die Anfang 1310 in Nürnberg beim König eintraf. Heinrich VII. hat sich dann vom 7. Juni bis 6. Juli zum letzten Mal in seiner Heimath aufgehalten: an dieser Reise könnte sich ein Herr v. Hoberg betheiligt haben, ähnlich wie damals Abt Peter von Zittau am Hofe anwesend war. Danach — wie betont werden muß: nur nach einer luftigen Hypothesenreihe, die jene erwähnte Andeutung veranlaßt hat — wäre also Melchior v. Hoberg aus Schlesien nach Luxemburg gekommen, nicht umgekehrt. Habeat sibi. In einer weiteren Vermuthung, die sich mit einem gewissen Wernher v. Hohenberg beschäftigt, sei Folgendes bemerkt. Während dieser süddeutsche Ritter 1330 ein Wappen führt, das auf goldenem Grunde drei schwarze Adler aufweist, hat es einen viel berühmteren Werner v. Homberg gegeben, der sich allerdings an dem vorhin berührten Romzuge Kaiser Heinrich's VII. betheiligt, dabei als oberster Hauptmann aller Reichstreuen in Lombardien schöne Lorbeeren gepflückt hat und am 21. März 1320 in Matteo Visconti's Diensten gestorben ist. Die Namensform giebt nichts zu bedenken: Homberg ist einfach der im schweizerischen Aargau übliche, nur dialektisch von Hohenberg verschiedene Ausdruck (vergl. das aus Schönberg durch französische Vermittelung entstandene Schomberg) für Hoch- oder das kürzere Hoberg. Aber auch hier erhebt das Wappen beredt Einspruch: Graf Werner v. Homberg führt zwei schwarze Adler in Gold, wie deutlich aus einer ungemein lebhaft gemalten Kampfscene im Codex Balduineus zu ersehen ist. Also wäre es mit dieser Verwandtschaft leider auch nichts. Demnach bleiben als weitere Geschlechtsverwandte übrig: ein Jost v. Hoberg, der in dem bei Goldberg in Schlesien gelegenen Dorfe Hoberg angesessen war, die einzelnen, freilich weder unter einander noch mit des Stammvaters Kitzold Familie direct zu verknüpfenden schlesischen Hoberge zwischen 1373 und 1427 und schließlich — wenn auch mit geringerer Sicherheit: nur dasselbe Wappen spricht dafür — die (1783 ausgestorbene) Lausitzer Familie gleiches Namens auf Langenau und Berna, auf Wilka und Holzkirch. — Damit hätten wir unsere Hochberge auf das coloniale Gebiet, auf Ostdeutschland beschränkt. Hier stehen die Wurzeln ihrer Kraft; hier haben sie in jahrhundertlanger ausdauernder Culturarbeit Großes geschaffen. Darüber giebt uns ein im vorvergangenen Jahre (1896) von Wilh. Gottl. Korn in Breslau gedrucktes, nicht im Buchhandel erschienenes Werk Auskunft: „Die Grafen von Hochberg vom Fürstenstein. Ein Beitrag zur vaterländischen Culturgeschichte". Sein Verfasser, den das Titelblatt nicht nennt, ist der Breslauer Oberconsistorialrath D. Karl Weigelt, dem wir schon einen bekannter gewordenen, werthvollen „Beitrag zur vaterländischen Culturgeschichte" verdanken: die 1892 im Verlage von Korn erschienene Jubelschrift „150 Jahre Schlesische Zeitung 1742—1892". Wenn auch „Die Grafen von Hochberg" ihrer ganzen Anlage nach ein Buch sind, das in erster Linie der verdiente Erzieher für seine ehemaligen Zöglinge und der Freund des Hauses für das heranwachsende Geschlecht im Auftrage des Seniors geschrieben hat, so birgt das umfangreiche (und, wie es sich ganz von selbst versteht, vornehm ausgestattete) Werk doch des allgemein Interessirenden so Vieles, daß es gradezu Unrecht wäre, es im Halbdunkel des verhältnißmäßig kleinen, vom fürstl. Pleß'schen Secretariate mit einem Exemplare bedachten Leserkreises zu belassen. Der Inhalt braucht die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen; die schlesischen Hochberge dürfen aus ihrer Familiengeschichte als Wahlspruch getrost jenes schöne Wort Ulrich's v. Hutten ableiten, das er unterm 25. October 1518 an Bilibaldus Pirkheymer gerichtet hat: „Gloriae omnis honesta est ambitio: omne circa virtutem laudabile certamen". Auch Goethe hat solche Anschauung getheilt, als er im 4. Bande von „Dichtung und Wahrheit", Hutten's Brief übersetzend, das in unserer Zeit besonders empfehlenswerthe Bekenntniß wiederholte: „Ahnenbilder will ich nicht verachten, so wenig als die wohl ausgestatteten Stammbäume; aber was auch deren Werth sei, ist nicht unser eigen, wenn wir es nicht durch Verdienste erst eigen machen." Daß unser Geschlecht danach gehandelt hat, brauchte nicht erst bewiesen zu werden; jedem der zahlreichen Leser der Frankenberg'schen Kriegstagebücher ist die vortheilhafte Rolle vertraut, die Reichsgraf Hans Heinrich XI., Fürst von Pleß, als Militär-Inspecteur der freiwilligen Krankenpflege gespielt hat. Und jeder Besucher der schlesischen Musikfeste weiß Lobenswerthes von dem Kunstsinn und Organisationstalente des Reichsgrafen Bolko, Freiherrn zu Fürstenstein, des jetzigen Generalintendanten der königl. Schauspiele in Berlin, zu berichten. — In mancher Hinsicht erinnert das Weigelt'sche Werk an Gustav Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit"; was z. B. über die sogenannte Gegenreformation an der Hand des Fürstensteiner Materials erzählt wird (S. 168ff.), bietet eine willkommene Ergänzung zu wohlbekannten Abschnitten jener unübertrefflichen und unvergleichlichen Bilderserie. Interessant ist übrigens gleich im Anfang des Buches die Notiz, daß der Titel, den der Besitz des herrlichen Fürstensteins mit sich brachte, ursprünglich „Herr von Fürstenberg" gelautet hat und von den schlesischen Herzogen erst mit vollen Rechten, dann nur pro forma geführt worden ist, bis er nach der Aufhebung der Burggrafschaft (1392), die von der bis 1740 bestehenden Landeshauptmannschaft abgelöst wurde, auf verschiedene böhmische Edelleute und 1509 schließlich dauernd auf die Hochberge überging. Damit kam der Fürstenstein, der bis zum Jahre 1646 als eine streitbare Feste vielfach von Kriegsstürmen umtost worden ist, in den Besitz einer Familie, die sich in kritischen Zeiten, die ihr durchaus nicht erspart geblieben sind, als charakterfest in Rechtssachen, überzeugungstreu am evangelischen Bekenntniß und von großem Segen in wirthschaftlichen Nöthen der Umgegend bewährt hat. Aus der Geschichte des 16. Jahrhunderts hebt sich besonders die Lichtgestalt der braven und energischen Euphemia („Feme") geb. v. Loeben, die ihr Recht für ihre Kinder tapfer wie ein Held und mit gutem Erfolge vertheidigte, von dem Hintergrund allgemeiner Rechtsunsicherheit ab. Sympathisch berührt das feste Auftreten des 1666 gegrafsten Freiherrn Hans Heinrich (I.) v. Hohberg in den dem westfälischen Frieden folgenden Jahren der Kaiserlichen „Reconciliirungs"-Commission gegenüber. Ein starkes, auf den Vorzug eigener Verdienste gegründetes Selbstbewußtsein giebt sich bei manchen anderen Gelegenheiten kund. Dies dem Hause Habsburg gegenüber an den Tag gelegte Unabhängigkeitsgefühl, das sich wohl mit ehrlicher Loyalität vereinigen läßt, entschuldigt zum Theile die Leichtigkeit, womit 1740 dem Wechsel im Regiment von Seiten des regierenden Grafen Konrad Ernst Maximilian begegnet wurde; und gerade in diesem Zusammenhange wirkt wohlthuend die ehrerbietig, aber ernst erfolgte Ablehnung der von dem dankbaren preußischen König Friedrich beabsichtigten Fürstung. Diese gute, eignem Werth ihren Ursprung verdankende Haltung nach oben findet ihr Gegenbild in der wahrhaft humanen Behandlung der Unterthanen. Mitten im Elend, das vor fünfzig Jahren Oberschlesien betroffen hatte und mit dem schrecklichen Worte „Hungertyphus" genügend gekennzeichnet ist, zeigte sich Hans Heinrich X. trotz eigener finanzieller Nöthe als wahren Vater der großen ihm anvertrauten Familie. Was er in den besonders betroffenen Kreisen Rybnik und Pleß gegen die demoralisirenden Folgen der Pest gewirkt, wie viel Jammer er damals gestillt hat, ist ihm heute noch unvergessen; auch da, wo er sich in den Mitteln vergreift, wie in dem Herbeischaffen des sauren Apfelweins zur Ueberwindung der zerrüttenden Branntweinvöllerei, bleibt seine Handlungsweise in ihren wohlmeinenden Absichten vollkommen einwandfrei. Ich hatte soeben von eigenen finanziellen Nöthen des Reichsgrafen gesprochen. In der That nimmt die Schilderung der Kämpfe gegen Ueberschuldung, der schließlich 1772 die Stiftung des Majorates ein vorläufiges Ziel setzte, innerhalb des Werkes von Weigelt einen breiten Raum ein. Mit Recht. Ich will nicht etwa wirthschaftsgeschichtliche Probleme in diese Skizze bringen; aber das steht wohl außer Zweifel, daß Familiengeschichte nur dann dauernd fesseln kann, wenn die Geschichtschreibung auf die Schicksale des Familienbesitzes hervorragend Rücksicht nimmt. Daß das ausgehende Mittelalter auch in Oberschlesien zahlreiche Besitzwechsel aufweist (z. B. sind für den Fürstenstein in dem Zeitraume zwischen 1497 und 1509 vier Veränderungen bezeugt!), ist nicht auffallend; wichtig aber für die Bewerthung gerade des hochbergischen Geschlechts ist die aus dem Weigelt'schen Werke zu schöpfende Kenntniß von den heißen Anstrengungen und harten Mühen, die während der letzten Jahrhunderte den Senioren das Ringen um die Erhaltung der angestammten Güter auferlegt hat. Darum ist es zu loben, daß der Verfasser dieser Seite seiner Aufgabe mit besonderer Liebe nachgegangen ist; überblickt man z. B. den Bestand der Besitzungen, wie er sich am 30. März 1497 aus einer Urkunde ergiebt, mit dem heutigen, so hat man mit einem Schlag ein

klares Bild von der gewaltigen Culturarbeit, die das Geschlecht der Hochberge in einem halben Jahrtausend geleistet hat. Während die Liegenschaften im westlichen Deutschland, in den Gebieten der alten Besiedelung, schon in der ausgehenden Stauferzeit durch minutiöse Grenzziehung klar von einander geschieden wurden, so daß hier später nur noch böswillig aber vereinzelt Irrungen vorkommen konnten, ist es für das coloniale Ostdeutschland mit seiner um mehrere Jahrhunderte jüngeren Cultur bezeichnend, daß zwischen dem Hochbergischen Besitzthum und seinen Nachbarn ärgerliche Streitigkeiten in Grenzsachen noch am Ende des 16. Jahrhunderts viel Staub aufwirbeln konnten. Wenn ich im Anschluß hieran einen bei dem monumentalen Charakter des Buches berechtigten Wunsch aussprechen darf, so wäre es der, daß die für den Besitz und seine mannigfachen Schicksale wichtigen Urkunden in extenso hätten wiedergegeben werden sollen. Auch ein diese Verhältnisse besonders berücksichtigendes Register wäre meines Erachtens unbedingt am Platze gewesen, namentlich deshalb, weil die Arbeitsweise des Verfassers, der durch Einzelerörterungen (wie die über die Fürstensteiner Gerichtsbarkeit, über die Hussitenkriege und die böhmischen Wirren des 15. Jahrhunderts, über die Fürstensteiner Baugeschichte u. s. w. u. s. w.) den fließenden Gang der chronistischen Erzählung zu unterbrechen liebt, ein Wiederauffinden wichtiger Ereignisse außerordentlich erschwert. Und da ich gerade beim „Tadeln" bin: eine von anderer Seite*) bereits gewünschte „Volksausgabe" dürfte nicht die zahlreichen Wiederholungen aufweisen, die in der Originalausgabe recht stören.

Wer sich, veranlaßt durch die Sturmfluth der Kaiser-Wilhelms-Jubiläumsliteratur, besonders für die romantische Liebe des Prinzen Wilhelm zu Elisa Radziwill interessirt, auch er wird in Weigelt's Buch seine Rechnung finden. Ueberhaupt spielen fürstliche Besuche auf dem Fürstenstein innerhalb der sonst der Hebung des wirthschaftlichen Wohlstandes der Anwohner gewidmeten Alltagsarbeit seiner Besitzer eine festliche Rolle; merkwürdig bleibt deshalb trotz der absichtlich knappen Behandlung der neuesten Zeit, daß von dem 1866er Aufenthalte des Kronprinzen Friedrich Wilhelm gar nichts erzählt wird. Für Curiositätenjäger sei angemerkt, daß der Reichsgrafentitel zwar eine berechtigte Auszeichnung der Familienglieder auch heute noch ist, aber als preußisches Adelsprädicat amtlich nicht gebraucht wird. Fast tragikomisch muthen einen die näheren Umstände der in die 1848er Revolutionszeit fallenden Erwerbung des Fürstentitels an. Nach dem 1847 erfolgten Tode des letzten Herzogs von Köthen ging das Fürstenthum Pleß auf den einzigen Sohn der Prinzessin Anna Aemilie über, den schon oben rühmlich erwähnten Reichsgrafen Hans Heinrich X. v. Hochberg. Dieser wurde zwar als Majoratsnachfolger im schlesischen Besitze seines herzoglichen Oheims, d. h. als Fürst von Pleß, durch eine königl. preuß. Cabinetsordre vom 21. Februar 1848 officiell anerkannt — aber man fürchtete sich in sothanen Zeitläuften vor den eventuellen Folgen der Veröffentlichung der Ordre! Am 15. October 1850 war die Kreuzzeitung in der Lage, davon eine verspätete Nachricht zu bringen, und erst 1854 erfolgte die Publication der seit 6 Jahren in Kraft getretenen Standeserhöhung in der preußischen Gesetzsammlung; eine Mittheilung, die vor Allem den Culturhistoriker interessiren wird. Zum Schluß, als erschütterndes Memento mori, sei auf den Hingang alles Irdischen hingewiesen, wie ihn das merkwürdige, in Anbetracht der 17 Kinder Wolfgang Helmhard's, für seine Zeit eines recht leidlichen Dichters des 17. Jahrhunderts, in unseren Zeiten doppelt auffallende Aussterben, besser Verschwinden, der Güttmannsdorfer Linie predigt. — Damit wollen wir von dem schönen Werke Abschied nehmen. Die vaterländische Culturgeschichte kann nur gewinnen, wenn recht viele solcher „Beiträge" geschrieben werden. Für unser Sachsen, dem wir freilich nunmehr die Ahnen der Grafen v. Hochberg kaum noch zuweisen dürfen, ist hierin noch viel zu thun übrig; es ist zu hoffen, daß die mit vollen Segeln ausfahrende königl. Commission für sächsische Geschichte manche unserer altadeligen Familien zur Förderung ähnlicher Arbeiten anregen wird.

*) Vom Schulrath Sander in der Beilage zur Allgem. Zeitung vom 29. Sept. 1897.

Bücherbesprechungen.

— **Kirche und Schule Hand in Hand.** Ansprachen und Reden, gehalten in Greiz von Consistorialrath **von der Trenck**, seit 1895 Pfarrer in Neukirch a. H. (Lausitz). Dresden, Justus Naumann's Buchhandlung (L. Ungelenk). 1 ℳ 25 ₰. — Veranlaßt ist die Herausgabe dieser Reden durch das fünfundzwanzigjährige Directorjubiläum des Schulraths Schmidt in Greiz, „des treubewährten Freundes und Mitarbeiters", dem das Buch mit poetischer Begrüßung zugeeignet ist. Auch wer diesen ersten Empfänger nicht kennt, kann ihm nachträglich Glück dazu wünschen, daß sein Festtag diese Sammlung aus dem Pulte des Verfassers hervorgelockt hat. Sie ist bemerkenswerth in mehrfacher Beziehung. Zunächst liefert sie den Beweis, daß das Verhältniß zwischen Kirche und Schule, wie es durch den Titel angedeutet ist, auch in unseren Zeiten noch mit großem Segen bestehen kann. Man merkt es den 18 Ansprachen, die sämmtlich im Hauptlehrerverein zu Greiz bei der Jahresconferenz gehalten worden sind, ohne Weiteres an, daß die Schulen, die diesem geistlichen Inspector unterstanden, von ihm die beste Förderung empfangen haben. Es fehlt nicht an einem Ton der Klage und wo könnte der fehlen? Aber der Hauptklang, der immer wieder zu Gehör kommt, ist die Herzensfreude, mit sorgen zu dürfen für die Kinderschaaren des Landes, und das eifrige Streben, die Hüter der Jugend in die treue Liebe zu ihr hineinzuführen und sie darin zu erhalten. Und das wird wohl die Hauptsache bleiben im Lehrerberufe, so lange es Schulen giebt in der Welt. Allerdings hat dieser Inspector, wie es eine beigegebene Rede „bei Eröffnung des Seminarunterrichtes" bekundet, den großen Vorzug genossen, daß er nicht blos inspiciren und dirigiren, sondern auch selber unterrichten durfte und sich so in die Collegenschaft ohne Weiteres einrechnen konnte. Weiter gewähren jene Ansprachen eine stattliche Sammlung der für solchen Zweck geeigneten Schriftworte und eine vorbildliche Anleitung ihrer Auslegung zum Besten des Lehramtes. Es finden sich hier neben denen, die Jedermann da suchen würde, auch seltener gehörte mit geistvoller Auslegung und Anwendung. Und wie der Redner verstanden hat, das Amt, zu dessen Besten er sprach, von allen seinen Seiten zu betrachten und zu beleuchten, das mögen die Ueberschriften lehren: Ich und mein Haus, Unser Standesbewußtsein, Göttliche Alterszulagen, Unser Wissen ist Stückwerk. Zu den Ansprachen kommen noch acht Reden, außer der schon erwähnten zwei bei Einführung von Directoren, drei bei Grundsteinlegung und Einweihung von Schulgebäuden und zwei Reden bei Begräbnissen von Lehrern. Das Ganze legt Zeugniß ab von einem pädagogischen Studium und einer pädagogischen Thätigkeit, durch Jahrzehnte neben anderen wichtigen Amtsarbeiten weitergeführt, wie es in diesem Maße eben nur möglich ist, wo der im Titel ausgesprochene Gedanke zum Wahlspruch des ganzen Arbeitslebens geworden ist. Der Dank von christlichen Lehrern und Schulfreunden für diese schöne lehrreiche Gabe möge dem Verfasser ein Lohn sein für die Arbeitslast, die er so lange zum Segen einer Gemeinde und eines Landes hat tragen dürfen! B. K.

— **Wilhelm's II. deutsch-germanische Erdball-Politik.** Mahnruf zur Flottenreform. Von **Peter Johannes Thiel**. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1898. — Ein wohlwollender, übrigens wenig Neues bietender Aufruf zu Gunsten der Flottenvorlage, bei welcher Kaiser Wilhelm II. — der Verf. will ihn Wilhelm der Größere (im Verhältniß zu seinem Großvater) genannt wissen — im Vordergrund steht. Wir sind bewußte Verehrer des jetzigen Kaisers, würden aber doch rathen, derartige Beinamen dem Urtheile der Nachwelt zu überlassen. Sonst könnte es schließlich dahin kommen, daß Se. Majestät sagen müßte: Gott schütze Mich vor meinen Freunden u. s. w., denn für den Byzantinismus ist unsere Zeit wenig geeignet. Die Zugaben von S. 13 ab über des Kaisers Stellung zu allen möglichen andern Dingen hätte sich — und uns — der Verf. wohl schenken können. —tg—

— **Generalkarte von Ostasien mit Kiaotschau-Bucht** in 1 : 4 500 000 von **A. Herrich**. Glogau, Carl Flemming, Verlag. Preis in Umschlag gefalzt 1 ℳ. — Durch die deutsche Gebietserwerbung in China ist plötzlich eine Gegend in den Vordergrund unseres Interesses gerückt, die bisher kaum dem Namen nach bekannt und auf den vorhandenen Karten ziemlich schecht weggekommen war. Es ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, daß sich fast alle kartographischen Anstalten zur Herausgabe von Specialkarten der Kiaotschau-Bucht und ihrer Umgebung

entschlossen haben. Der Flemming'sche Kartenverlag in Glogau hat in geschickter Weise die bewährte Herrich'sche Generalkarte von Ostasien hierzu verwendet, indem er eine Specialkarte der Kiaotschau-Bucht im Maßstabe von 1 : 1000000 als Nebenkarte eingefügt hat. Bei diesem Maßstabe sind die örtlichen Verhältnisse der Bucht selbst und auch ihrer Nachbargebiete deutlich zu erkennen, weshalb die Karte allen gerechten Ansprüchen genügt. Wir halten diese Einfügung der Nebenkarte in die sehr empfehlenswerthe Generalkarte von Ostasien für eine sehr glückliche Idee; denn die Bedeutung der ganzen Gebietserwerbung kann man nur in Verbindung mit dem zukunftsreichen Ostasien, das auf jener Hauptkarte eine vorzügliche Darstellung erfahren hat, vollständig erkennen. Bei dem billigen Preise wird die Karte sicher viele Käufer finden. Dr. F.

— Schalk, Gustav, Nordisch-Germanische Götter- und Heldensagen. Für die deutsche Jugend und das deutsche Volk. 3. Aufl. Oldenburg und Leipzig, Gerhard Stalling, 1898. 281 S. Elegant geb. 2,80 ℳ. — Wenn der Leser an eine Arbeit, die die nordisch-germanischen Heldensagen vorführt, nicht den Anspruch erhebt, den Wurzelstock der einzelnen Sagengebiete kennen zu lernen und wie derselbe bei den nördlich- und südlich-germanischen Stämmen je nach ihrer Eigenart umgebildet worden ist, vor Allem wie das Christenthum hier und dort beeinflussend gewirkt hat, sondern nur nach einer in den Quellen, besonders in der Edda, fixirten Ausprägung in lebendiger und geschmackvoller Darstellung in verhältnißmäßig kurz bemessenem Rahmen verlangt, an der er sich erfreuen und begeistern will, so greife er nach dem Buche von Gustav Schalk. Schon der Umstand, daß der Verfasser die dritte Auflage, die gegenüber der ersten wesentliche Verbesserungen und Erweiterungen aufzeigt, veranstalten konnte, spricht dafür, daß sich sein Buch bei der deutschen Jugend bereits einen Platz erobert hat. Die Unterrichtspläne der mittleren und höheren Schulen gestatten zwar leider noch nicht den hinlänglichen Raum zu einer tieferen Versenkung in die Herrlichkeit des unschätzbaren Hortes der Götter- und Heldensage unseres Volksthums, trotzdem daß Poesie und Tonkunst sie seit längerer Zeit mit gleicher Liebe in unvergänglichen Werken erfaßt haben, Alles was zur Gewinnung einer breiteren Erkenntniß zur Zeit in der Schule sich thun läßt, muß entweder an den geschichtlichen oder an den literaturgeschichtlichen Unterricht angeschlossen werden, und daß es da zuweilen recht knapp hergeht, wird jeder Sachkenner gern einräumen. Der Hausfleiß der Jugend muß hier, die Lücke ausfüllend, eintreten, und diesem wäre unseres Erachtens damit eine schöne Aufgabe gestellt. Denn man wird nicht leugnen können, daß die nordisch-germanische Götter- und Heldensage ein frisch sprudelnder Jungbrunnen ist, aus dem der deutsche Jüngling und Mann nicht nur immer echte Volkspoesie trinken, sondern sich auch für urdeutsche Art im Denken, Fühlen und Handeln, für Heldenthum, Treue und Ehre, für tragischen Ernst und kindlich heiteren Scherz begeistern kann. Zur Gewinnung einer Uebersicht über den Inhalt des Buches sei in Kürze Folgendes bemerkt. Nachdem der Verfasser die Kosmogonie und Theogonie und die verschiedenen Welten besonders Walhalla in anschaulichen und fesselnden Gemälden entrollt, schildert er Alles, was sich nach der Edda über das Wesen, das Leben, die Thaten und Schicksale der Götter sagen läßt. Der oft dunkle und lapidare Stil der Edda wandelt sich unter seiner Feder in leicht verständliche und schwungvolle Erzählung. Unter den eddischen Heldensagen werden in einem weiteren Abschnitte Wieland der Schmied, Helge und Siegfried (Sigurd) und die Nibelungen in anziehender Weise vorgeführt. Als Zugabe ist die angelsächsische Beowulfsage und die altskandinavische Frithjofsage angefügt worden. Letztere hätte wohl füglich fortbleiben können, zumal da sie nicht ein treues Spiegelbild des nordischen Lebens mit seiner gigantischen Kraft und derben Urwüchsigkeit liefert, sondern ein Ausdruck, wenn auch ein classischer, der nordischen Renaissance mit Nachahmung der Milde und Schönheit der Antike ist. Doch darüber wollen wir mit dem Verfasser nicht streiten. Da dies Gedicht nicht Jedermann zugänglich ist, so hat eine treffliche Inhaltsangabe immerhin eine gewisse Berechtigung. Schalk's nordische und germanische Götter- und Heldensagen seien hiermit dem deutschen Volke, vor Allem der deutschen Jugend aufs wärmste empfohlen. We.

— Rügensche Skizzen. Herausgegeben von Dr. A. Haas. Greifswald, Druck und Verlag von Julius Abel, 1898. 140 Seiten. — Der Verfasser dieser schon früher in Zeitungen und Zeitschriften verstreut erschienenen Aufsätze aus dem Gebiet der Rügenschen Geschichte und Volkskunde ist der verdienstvolle Mitherausgeber der „Blätter für pommersche Volkskunde". Das mit vielen Abbildungen ausgestattete Buch — dessen bläulich schimmernder Druck, nebenbei bemerkt, schon nach dem Lesen weniger Seiten Augenschmerzen verursacht — behandelt die verschiedensten Gebiete: Geschichte, Sage, Volkskunde, Volksgebräuche und -sitten und, wenn auch auf dem bei Weitem kleinsten Raum, landschaftliche Verhältnisse. Es ist also kein Reisehandbuch, wird jedoch trotzdem, oder besser gerade deswegen, allen den Besuchern Rügens zu empfehlen sein, die sich tiefer für die schöne Insel interessiren und sich auch durch ihre Geschichte angezogen fühlen. Die ersten fünf Abschnitte behandeln geschichtliche Themata: 1) Entwickelungsgeschichte der Stadt Bergen auf Rügen, 2) Ralswiek, 3) Schloß Spyker und sein Geheimniß, 4) das älteste rügensche Bad (merkwürdiger Weise liegt dies älteste rügensche Bad nicht am Meer, sondern im Innern der Insel, es ist Sagard, dessen mineralischer Gesundbrunnen sich schon im vorigen Jahrhundert eines ziemlich lebhaften Zuspruchs seitens Fremder erfreute. Abgelöst in seiner Rolle wurde dann Sagard im 19. Jahrhundert durch Rügens erstes Seebad Putbus, das ebenfalls keineswegs dicht am Wasser liegt. Auch Putbus hat heute seine Glanzzeit als Badeort längst hinter sich, es ist durch die modernen rügenschen Badeorte weit überholt). Und endlich 5) das Ostseebad Binz und das Jagdschloß Granitz. Der 6. Aufsatz „Stubbenkammer und Herthasee" beschäftigt sich besonders mit der Erklärung des Namens „Stubbenkammer" und der an ihn sowie an den Herthasee sich anknüpfenden Sagen. Wesentlich Neues bringt der Verfasser hier nicht. Wenn er auf Seite 88/89 meint, daß unter dem Wort „Nickel" ursprünglich ein „märchenhaftes Seeungeheuer" zu verstehen gewesen sei, und den alten Philipp Klüver, der auch die Herthasage nach Rügen importirt hat, tadelt, weil er dies Wort mit Nikolaus übersetzt hat, so kann ich dem Verfasser darin nicht beipflichten. Nickel ist thatsächlich nichts weiter als die germanisirte Form des Namen Nikolaus, und Klüver hatte mit seiner Rückübersetzung vollkommen Recht, was sich aus zahlreichen Urkunden des Mittelalters beweisen läßt, in denen der Name Nickel als Vorname zahlreicher Zeugen ꝛc. unendlich oft vorkommt. Wenn der Verfasser schließlich zum Beweis für seine Nickelhypothese das in Pommern gebräuchliche Schimpfwort „olles Nickel" heranzieht, so muß ich bemerken, das dieses „Nickel" schwerlich seinen Stammbaum auf ein „märchenhaftes Seeungeheuer" wird zurückführen können. Es ist vielmehr einfach die Abkürzung für „olles Karnickel" und bedeutet einen widerhaarigen streitsüchtigen Menschen. Etwas Aehnliches finden wir in der überall gebräuchlichen Redewendung: „Wer war's Karnickel?" für „wer hat den Streit angefangen?" Die drei letzten Aufsätze endlich: „Ehemalige Hochzeitsgebräuche auf Rügen", „Rügensche Erntegebräuche" und schließlich als letzter: „Rügensche Rauchhäuser" lassen uns interessante, fesselnde Einblicke thun in die Lebensgewohnheiten, Sitten und Gebräuche des rügenschen Landvolkes in alter Zeit. Schade, daß auch auf Rügen diese alten Volkssitten bis auf wenige armselige Ueberreste verschwunden sind.

Dr. W. Bruchmüller.

— Das Fahrrad im bürgerlichen und militärischen Leben. Von A. v. Boguslawski, Generallieutenant z. D., Berlin. Umfang 48 Seiten. Preis 1 ℳ. Verlag von Schall & Grund, Hofbuchhändler Sr. Majestät des Kaisers und Königs und Sr. königl. Hoheit des Herzogs Carl in Bayern. — Der als Militärschriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser hat in dieser Zusammenstellung bereits früher in der Nationalzeitung veröffentlichter Aufsätze über das Fahrrad und den Fahrradsport für alle interessirten Kreise ein recht lehrreiches, beachtens- und beherzigenswerthes Büchlein geliefert. Der Verfasser ist kein begeisterter Anhänger des Fahrrades, aber er wägt die Vortheile und Nachtheile desselben gewissenhaft ab und kommt zu dem Schluß, daß im bürgerlichen Leben der Uebertreibung dieses Sportes Schranken gezogen werden müssen, im Dienste des Heeres aber das Fahrrad auch nur in beschränkter Weise Verwendung finden soll und im Kriege auch jedenfalls finden wird. Nun die Versuche sind ja noch nicht abgeschlossen. Dies Heftchen sei besonders allen Verwaltungsbeamten, Aufsichtsbehörden und Militärs zum Lesen warm empfohlen. —r

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 34. Dienstag, den 22. März, Abends. 1898.

Majolika und Fayence.

Von M. Folticineano. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Ein Zweig des Kunstgewerbes, dessen Ursprung bis in das Mittelalter zurückreicht und dessen Blüthezeit in die Epoche der Renaissance fiel, ist in unseren Tagen zu neuer Entfaltung gelangt. Die Majolika hat sich in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts den Platz wiedererobert, der ihr im Kunstgewerbe gebührt; der Kreis ihrer Liebhaber erweitert sich immer mehr und sie macht dem Porzellan mit Erfolg den Rang streitig. Nicht blos in den Schaufenstern der Kunstläden, auch in den kunstgewerblichen Museen lenken die Erzeugnisse der Majolikaindustrie die Aufmerksamkeit auf sich. Die glühenden Farben der Malerei, der metallische Glanz der Glasur und die feine Ausführung des plastischen Schmuckes nehmen den Blick gefangen; die Erzeugnisse sind wirkliche Kunstwerke, denn ihr Werth besteht weder in dem Material, noch in der Technik, sondern ausschließlich in der künstlerischen Darstellung, im „Decor“.

Wohl gelten auch heute noch die Schöpfungen eines Luca della Robbia, eines Hirsvogel und Palissy als Meisterwerke und werden in vielen Majolikafabriken reproducirt, jedoch auch die selbständigen Erzeugnisse der neuesten Zeit haben infolge der ausgebildeten Technik und der Mannigfaltigkeit der Palette für die Thonindustrie vollen Anspruch auf künstlerische Beachtung. Die Majolikamalerei geht aus den Händen der Dilettantinnen in diejenigen wirklicher Künstler über, und Timm in Dresden, Deck in Paris haben eine Nachfolge gefunden, die immer mehr zunimmt und das Porzellan auf dem Gebiete decorativer und künstlerischer Erzeugnisse mit steigendem Erfolg zurückdrängt. Werden doch selbst die feinsten Kupferstiche auf Majolikaplatten umgedruckt. Was der Majolika einen Vorzug vor dem harten, kühlen Porzellan verleiht, ist die Möglichkeit, die Malereien unter der Glasur anzubringen, weil die Majolika keiner hohen Temperatur ausgesetzt zu werden braucht. Das Porzellan dagegen muß dem Scharffeuer ausgesetzt werden und die Gluth zerstört die meisten Farben. Beim Porzellan wird die Malerei auf die Glasur angebracht und dann in der Muffel eingebrannt. Die Farben sehen deshalb im Vergleich zur Glasur stumpf aus. Nur Kobaltblau, die Decorationsfarbe des Meißener Porzellans, widersteht dem Scharffeuer in jeder Beziehung. Die Farben auf der Majolika hingegen besitzen einen leuchtenden Ton und die äußere Pracht des Werkes gewinnt durch den metallischen Glanz der farbigen Glasur — Vorzüge, die auf ihre decorative Wirkung hin ihresgleichen suchen und der Majolikaindustrie auch für die Zukunft eine hervorragende Stellung im Kunstgewerbe sichern.

Anscheinend stammt das Wort „Majolika“ von der gleichen italienischen Benennung der Insel Majorka, doch ist es keineswegs ausgemacht, daß auf dieser Insel die Herstellung der italienischen Majolika ihren Anfang genommen hat. Es ist weit eher anzunehmen, daß Majorka als der Stapelplatz des italienisch-spanischen Handels die Einfuhr der spanisch-maurischen Thonerzeugnisse nach Italien vermittelte. Wahrscheinlich haben die Italiener über Sizilien die Kunst direct von den Arabern überkommen, so daß die Hervorbringungen der spanisch-maurischen Fayencen und die der italienischen Majoliken als Zweige desselben Stammes betrachtet werden dürfen. In der That weisen denn auch glasirte Fliesen, die bei Palermo gefunden worden sind, eine überraschende Aehnlichkeit mit den Fliesen aus der Alhambra auf. Die Uebereinstimmung der italienischen Erzeugnisse mit denen arabischen Ursprungs ist so groß, daß selbst gewiegte Kenner Thongefäße mit dem eigenthümlich metallischen Reflex, die zweifellos von arabischen Künstlern hergestellt worden waren, der italienischen Kunst zuschrieben. In der Blüthezeit der italienischen Majolika war der Kreis der bildlichen Darstellungen fast unbegrenzt. Landschaften, Architekturen, Genrebilder, figürliche Darstellungen aus der Geschichte und der Bibel, Arabesken wurden in gleicher künstlerischer Vollendung auf die Thongefäße der mannigfachsten Art und Gestalt aufgetragen und eingebrannt. Allerdings sind die Zeichnungen nicht frei von Fehlern und Flüchtigkeiten, doch kann man diese der decorativen Gesammtwirkung zu Liebe mit in Kauf nehmen. Die Technik der Majolikamalerei ließ eben keine Veränderungen und Verbesserungen zu. Die halbgebrannten porösen Thongefäße wurden in die Glasurmasse getaucht, die aus Blei, Zinn, Quarzsand, Seesalz und Soda bestand. Dann wurden die Gefäße bemalt und nochmals mit einer bleihaltigen Glasur versehen und „gar“ gebrannt. Die zweite Glasur verlieh dem Gefäß großen Glanz und ließ die Farben scharf hervortreten. So vollendet auch die Malereien waren, so war die Farbenskala doch beschränkt. Die italienischen Künstler arbeiteten nur mit dem feuerbeständigen Kobaltblau, Ockergelb, verschiedenen Abstufungen von Roth und den Mischungen dieser Grundfarben. Am häufigsten findet man die Farben blau, gelb, grün und rostbraun. Weiß wurde selten aufgesetzt und die Vergoldung wurde fast gar nicht angewendet. Luca della Robbia gilt als der eigentliche Urheber der italienischen Majolika, indem er zuerst das weiße Zinn zur Glasirung der rothen Thongefäße anwandte. Dieser ausgezeichnete Künstler war 1400 in Florenz geboren. Ursprünglich Goldschmied, widmete er sich, wie so viele seiner damaligen Berufsgenossen, der Bildhauerkunst und wurde bald der bedeutendste Künstler des 15. Jahrhunderts. Er schuf für die Orgelempore des Doms in Florenz Marmorfriese mit musicirenden und tanzenden Knaben, ein Hauptstück des heutigen Nationalmuseums im Palazzo Bargello zu Florenz; außerdem führte er mit Michelozzo und Maso di Bartolomeo die Bronzethür der Sacristei im Dome aus. Die Kostspieligkeit der Basreliefs in Marmor soll ihn auf den Gedanken gebracht haben, das ursprüngliche Thonmodell zu übermalen und mit einer Zinnglasur zu überziehen, damit es dem Einfluß der Witterung widerstehe. Einige von diesen Majolikareliefs, die meistens biblische Gegenstände behandeln, sind noch in verschiedenen Kirchen Toskanas zu sehen und zeichnen sich trotz ihres Alters von über vierhundert Jahren durch Frische der Farben aus. Viele Platten und Medaillen von der Hand Luca della Robbia's behandeln auch profane Gegenstände. Die Figuren sind meist weiß gehalten und heben sich vom blauen oder grünen Grunde wirkungsvoll ab. Die Bäume sind grün, zuweilen aber auch braun oder hellgelb gemalt, und die Umrahmung der Bilder wird durch eine reiche Guirlande von Blättern und Früchten dargestellt. Altmeister Luca fand in seinem Neffen Andrea della Robbia einen würdigen Schüler und Nachfolger, der indessen das Geheimniß der Zinnglasur nicht zu wahren vermochte. Die Technik nahm infolgedessen einen bedeutenden Aufschwung durch Verbesserungen von anderer Hand. — Vor allen Städten, die das Glasurverfahren der Familie della Robbia mit Erfolg ausbeuteten, zeichnete sich Faënza aus. In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hatten die Majoliken von Faënza einen Weltruf erlangt, und die Franzosen benannten die Kunsterzeugnisse aus Thon mit dem französischen Namen der italienischen Stadt. Fayence wurde der Sammelname der feinen Irdenwaare, trotzdem Caffagiolo alle übrigen Städte bald überflügelt hatte und in der Majolikafabrikation den Ton angab. Auch Pesaro, Castel-Durante leisteten Vorzügliches, aber mit dem siebzehnten Jahrhundert ging die Schöpferkraft zur Neige; auch dieser Kunstzweig starb ab. Urbino wußte sich noch am längsten vor dem Verfall zu bewahren. Die künstlerisch werthvollen Bilder, die Meisterschaft in der Zeichnung und Farbengebung auf den Majoliken aus

Urbino vom sechzehnten Jahrhundert hatten dazu beigetragen, daß sich in Italien die Meinung verbreitete, Raphael arbeite für die Majolikafabriken von Urbino. Thatsächlich sind Copien von einigen seiner Werke auf Thonplatten übertragen worden, allein das mußte doch nicht durch des Meisters eigene Hand geschehen sein. Auch die italienische Majolikafabrikation unserer Tage zehrt zum Theil noch von dem Ruhm des sechzehnten Jahrhunderts, doch wenden sich neuerdings bedeutende italienische Künstler der Majolikamalerei zu und erzielen große Erfolge. Als einer der Besten ist Filippo Simonetti in Rom zu nennen, der eigene Schöpfungen aus dem Gebiete der Landschafts- und Marinemalerei hervorbringt.

Die Kunsttöpferei hatte in Italien schon längst ihren Höhepunkt überschritten, ehe sich in Frankreich die ersten Regungen des neuen Kunstzweiges zeigten. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts tauchten in Frankreich italienische Majolikakünstler auf, die die Anwendung der weißen Zinnglasur verbreiteten. Der Name „Fayence" beweist deutlich genug, daß die Herstellung weißglasirter Thongefäße für Decorationszwecke durch Italiener aus Faënza gelehrt wurde. Die Herstellung mehrfarbiger Thonwaaren mit Bleiglasur wurde durch die Neuerung nicht gehemmt und verfolgte ganz unabhängig von der italienischen Kunst ihre eigene nationale Entwickelung. Einen selbständigen Charakter wiesen die eigenartigen Fayencen von Oyron auf, die auch unter dem Namen Fayencen „Henry deux" (Heinrich II.) bekannt sind. Der Herstellungsort war das Schloß Oyron bei Thouars, wo die Wittwe Arthur Gouffier's, des Erziehers Franz' I., eine künstlerisch begabte Dame, 1524 einen Brennofen errichtet und die technische Herstellung der Arbeiten dem Töpfer François Charpentier übertragen hatte. Nach ihrem Tode übernahm ihr Sohn Claude Gouffier die Leitung und ließ für Heinrich II. eine größere Anzahl von Schalen, Kannen, Vasen, Bechern, Salzfässern herstellen. Die Grundfarbe ist ein helles Gelb, auf welche reiche Ornamente in dunklen Farben eingedrückt sind. Diese Ornamente sehen prächtig aus, sind aber auf mechanischem Wege hergestellt, da Buchbinderfilaten zu ihrer Hervorbringung angewendet wurden; auch die freistehenden Ornamente und Figürchen sind aus dem weichen Thon in Formen abgedrückt. Die Oyron-Fayencen scheinen Dilettantenarbeit zu sein, doch sind sie heute von den Sammlern sehr geschätzt. Bernard Palissy darf als der bedeutendste aller französischen Künstler bezeichnet werden, die sich der Majolika und Fayence gewidmet haben. Er war der Sohn eines Glasmalers und bereitete sich für denselben Beruf vor, doch widmete er sich auch vielseitigen Studien; besonders die Mathematik und die Naturwissenschaften zogen ihn an, und er muß sich einen reichen Schatz von Wissen erworben haben, da er in späteren Jahren als Naturforscher, Philosoph und Mathematiker thätig war. Sein erlerntes Gewerbe hängte er bald an den Nagel und wurde Geometer. Da wollte es der Zufall, daß er in den Besitz einer prächtigen emaillirten Majolikaschale gelangte. Der Anblick des Kunstwerkes erweckte in ihm den Drang, sich der Majolikamalerei zu widmen. Mit der Technik unbekannt, tappte er lange im Dunkeln, dabei verarmte er, so daß er gezwungen war, seine praktischere und einträglichere Thätigkeit als Landvermesser wieder aufzunehmen. Allein seine freie Zeit und seine Ersparnisse widmete er neuen Versuchen, und unter großen Leiden und Entbehrungen gelang es ihm endlich nach sechzehn Jahren, seinen Thongefäßen die gewünschte weiße Glasur einzubrennen. Er hatte sein Ziel erreicht und begann nun mit der Anfertigung seiner Gefäße und Platten, die ausschließlich Decorationszwecken dienen sollten und die er „Rustiques figulines" nannte. Er sollte sich jedoch nicht lange der Frucht seiner Mühen ungestört erfreuen. Bernard Palissy war Hugenot. Von den Verfolgungen, denen seine Glaubensgenossen im sechzehnten Jahrhundert ausgesetzt waren, wurde auch er auf das Härteste betroffen. Er schmachtete im Gefängniß zu Bordeaux und wurde zum Feuertode verurtheilt. Nur das Eingreifen des Connetable de Montmorency rettete ihm das Leben und gab ihm die Freiheit wieder. Eine erfreuliche Wendung seines Schicksals bildete seine Berufung nach Paris durch Katharina di Medici, die ihn mit der Decoration der Tuilerien betraute. Seine künstlerischen Arbeiten ließen ihm indessen noch Muße genug, Vorträge über Landwirthschaft und Naturwissenschaften zu halten. So theilte er Jahre lang seine Thätigkeit zwischen künstlerischem Schaffen und wissenschaftlicher Forschung. Da traf ihn in seinem achtundsiebzigsten Jahre nochmals das Geschick, ins Gefängniß wandern zu müssen. Dem Greise wurde zugemuthet, seinen Glauben abzuschwören, doch blieb Palissy fest. Er blieb ein Jahr lang in der Bastille, bis ihn der Tod von seinen irdischen Peinigern erlöste. Palissy's Kunstrichtung hatte einen sehr geringen Einfluß auf die französische Fayence-Bildnerei, die sich immer noch in den von der italienischen Kunst gewiesenen Bahnen bewegte. Hervorragende Erzeugnisse brachten Rouen, Nevers, Moustiers, Lille und Paris. In neuester Zeit schufen die Fabrik in Sèvres und Th. Deck in Paris Beachtenswerthes. Barbizet erzielte mit der Nachahmung der Arbeiten von Palissy große Erfolge, während Parvillée sich der Nachahmung orientalischer Muster mit Glück widmete. — Die niederländische Majolika erlangte durch die Erzeugnisse der Anstalten in Delft eine Weltberühmtheit. Der Beginn ihrer Darstellung läßt sich nicht genau bestimmen, doch nimmt man an, daß die Majolikafabrikation im fünfzehnten Jahrhundert durch Deutsche in den Niederlanden verbreitet wurde. Ihre Blüthezeit fällt in das Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Gegen 1700 besaß die kleine Stadt beinahe fünfzig Fabriken. Die Technik war dieselbe, die die Italiener und Franzosen anwendeten. Das halbgebrannte Gefäß wurde bemalt, mit einer dünnen, durchsichtigen Glasur überzogen und nochmals gebrannt. Die Delfter Fayencemaler begnügten sich Anfangs mit der Nachahmung der Malereien auf chinesischem Porzellan, das im reichen Holland ein gesuchter Modeartikel war. Daher rührt auch die blaue Malerei, die man auch heute noch gemeinhin als ein Kennzeichen der Majolikamalerei in Delfter Manier betrachtet. Erst in der späteren Entwickelung traten zu blau auch die Farben roth, grün, gelb und Vergoldung hinzu. Bis ins 18. Jahrhundert hinein erhielten sich die japanisch-chinesischen Formen im Ornament sowohl als in den bildlichen Darstellungen; von diesem Zeitraum ab traten Rococo und Barock die Herrschaft an. Alle nur denkbaren Decorationsstücke und Gebrauchsgegenstände wurden aus Majolika angefertigt, selbst Flöten und Violinen, die auf das Reichste verziert wurden. Die Fabrikation des Porzellans in Europa drückte auch in Holland die Majolikaindustrie nieder.

In dem deutschen Kunstgewerbe des 15. und 16. Jahrhunderts nahm die Töpferkunst eine hervorragende Stellung ein, und sie beschränkte sich nicht blos auf die Herstellung von künstlerisch decorirtem Geschirr und einzelne Platten. Dem rauhen Klima Deutschlands entsprechend, suchte die deutsche Majolikaindustrie den Ofen, der das nothwendigste Stück jedes Zimmers ist, geschmackvoll auszustatten. Das 15. Jahrhundert erkannte bereits in dem Ofen einen künstlerisch verwerthbaren Gegenstand, der wie geschaffen schien, den Eindruck stilvoller Prunkgemächer zu erhöhen. Der architektonische Aufbau ergab sich aus dem Zwecke, dem der Ofen dient, von selbst und gewährte der Phantasie des Künstlers den weitesten Spielraum zu ihrer Bethätigung. Die noch vorhandenen Oefen aus der Renaissance-Epoche beweisen denn auch, daß die deutschen Künstler im „Hafnerwerk" die ihnen sich darbietende Aufgabe erfaßt und gelöst haben. Der bedeutendste Förderer des deutschen Majolikagewerbes war der Nürnberger Augustin Hirsvogel, der 1530 nach Italien gezogen war, in Venedig lebte, „ward hier ehelich und ein Bürger, mußte darinnen das Handwerk und das Schmelzen von Neuem lernen, kam wieder hierher", wie der Nürnberger Chronist Johann Neudörffer erzählt, „brachte viel Kunst im Hafnerwerk mit sich, machte also welsche Oefen, Krüge und Bilder auf antiquitetische Art, als wären sie von Metall gossen". Die deutschen Majolikakrüge aus dem 16. Jahrhundert tragen gemeinhin den Namen „Hirsvogel-Krüge", obwohl sie von ihm nicht dargestellt wurden. Einige dieser Krüge, die als vom Nürnberger Meister herrührend gelten, waren in Sachsen hergestellt worden. Neben Hirsvogel, dem bedeutendsten deutschen Majolikakünstler, ist Johann Schaper zu nennen, der lange Zeit in dem gewerbefleißigen Nürnberg gearbeitet und seinen Malereien ein eigenartiges Gepräge zu geben verstanden hat. Schaper war auch ein bedeutender Glasmaler. Auch in vielen bayerischen Städten blühte im sechzehnten Jahrhundert die Fayence-Industrie. Eine Sammlung von Majolikatellern und plastischen Arbeiten im Berliner Kunstgewerbemuseum läßt darauf schließen, daß Schlesien im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ebenfalls eine ausgebreitete Majolika-Industrie besaß, die künstlerisch werthvolle Arbeiten lieferte. In allen Industrieländern werden Majolika und Fayence mit besonderem Eifer zur künstlerischen Höhe emporgehoben, die ihnen thatsächlich gebührt. Die königl. Porzellanmanufactur in Charlottenburg, die mit der chemisch-technischen Versuchsanstalt in engster Verbindung steht, leistet bereits Vorzügliches und die privaten Fabriken Deutschlands eifern ihr mit Geschick nach.

Bücherbesprechungen.

— Symbolik oder confessionelle Principienlehre, von D. K. F. Nösgen, Professor in Rostock. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1897. 8 ℳ 50 ₰. — Mit hoher Freude begrüßen wir dieses Buch, das wir in einem nicht geringen Theil seines Inhaltes mit wahrem Genuß gelesen haben; und das wird ein seltenes Vorkommniß sein bei einem Werke, in dem der trockene Lehrton zumeist unvermeidlich ist. Hauptgrund unserer Freude ist zunächst die Thatsache, daß wieder einmal ein Lehrbuch der Symbolik vom rein und echt lutherischen Standpunkte erscheint, wie es sich denn von vornherein in eine Art von ausgesprochenem Gegensatz stellt zu Kattenbusch's Lehrbuch der vergleichenden Confessionskunde. Schon der von letzterem gewählte Name für die behandelte Wissenschaft weist darauf hin, daß der Verfasser das wirklich Grundlegende und Unterscheidende im Wesen einer Confession auch oder vielleicht hauptsächlich ganz wo anders zu suchen gedenkt, als wo man es wie selbstverständlich zunächst und in erster Linie zu suchen hat, nämlich in ihren Bekenntnißschriften. Will man das aber thun, so hilft auch der veränderte Name der Wissenschaft nicht zum Ziele; denn zustandekommen wird auch so nicht eine vergleichende Confessionskunde, sondern nur eine vergleichende Betrachtung verschiedener Geistes- und Culturströmungen, die selbstverständlich mit der Ausprägung der verschiedenen Bekenntnisse ihren nahen Zusammenhang haben, aber keineswegs eins und dasselbe sind mit den von ihnen begleiteten oder aus ihnen hervorströmenden Lehrbekenntnissen. Diesen verhängnißvollen Fehler will Nösgen von vornherein vermeiden. Ein Prediger der lutherischen Kirche wird natürlich das größte Interesse daran haben, von welchen Grundgedanken Luther einst ausgegangen ist bei seinem Austreten und welche Ziele ihm als die nächsten vorgeschwebt haben, und wird sein Lehren ganz wesentlich von dieser Seite her bereichern und befruchten lassen; aber wenn er nach den Unterscheidungslehren seiner Kirche fragt, für die er lehrend einzutreten hat, so hat er es grundlegender Weise nicht mit allerlei, wenn auch noch so geistesmächtigen Schriften des Reformators zu thun, sondern mit den Bekenntnissen seiner Kirche, in denen die Grundlage ihrer Lehre gelegt ist. Eine Wissenschaft d a v o n braucht er vor allen Dingen, um sein zu können, was er sein soll. Denn durch die Gründung auf diese Bekenntnisse ist die lutherische Kirche das geworden, was sie ist, die hauptsächlich gefürchtete Gegnerin der römischen Kirche, eine der wenigen Mächte in der Welt, auf die man von dieser Seite aus mit Respect hinschaut. Wie lange das noch der Fall sein wird, wenn das überall zu Tage tretende Streben bei vielen ihrer maßgebenden Lenker und Denker immer siegreicher hervortritt, die lutherische Kirche von dieser ihrer Grundlage loszulösen und sie in das Weltgetriebe sectirerischer Strömungen mitten hineinzustellen, das ist eine andere Frage. Um so verdienstlicher ist die That eines Gelehrten von anerkannter Tüchtigkeit in Forschung und Gestaltung, auf Grund neuer sorgfältiger Studien das zu bieten, was vor Allem gebraucht wird, eine Symbolik, eine Lehre von dem Inhalt und der Bedeutung der Bekenntnißschriften, und zwar aufgestellt vom Standpunkt der lutherischen Kirche aus entsprechend der Bedeutung, welche dieses Wort geschichtlich gewonnen hat. Im Uebrigen kann es hier nicht unsere Aufgabe sein, den einzelnen Formulirungen nachzugehen und in eine Beleuchtung derselben einzutreten. Der Verfasser giebt znnächst das Nothwendige über die Geschichte und Bedeutung der Bekenntnißschriften bei denjenigen kirchlichen Gemeinschaften, die dergleichen Zeugnisse besitzen und so sich als Bekenntnißgemeinschaften selbst darstellen. Es sind das außer den großen Hauptconfessionen die Quäker, Mennoniten und Socinianer. In dem Haupttheil des Werkes, wo nach den herkömmlichen Gesichtspunkten die Lehren der einzelnen Confessionen ihre Darstellung finden, sind zur Erklärung des Gegensatzes an den betreffenden Stellen auch Unitarier, Methodisten und Baptisten berücksichtigt, und die kurz gefaßte, aber sehr klare und faßliche Feststellung ihrer Sondermeinungen erscheint als eine werthvolle Zugabe zu dem Hauptinhalt. Der Verfasser läßt, wo nöthig, überall die Quellen selbst reden, und seine Zusammenfassungen besitzen im Vergleich zu vielen ähnlichen Werken den schönen Vorzug eines übersichtlichen, sorgfältig durchdachten Gedankenfortschrittes. Das Beste aber an dem ganzen Werke ist nach durchaus persönlichem Urtheil der dritte Theil, wo entsprechend dem in den Titel mit aufgenommenen Ausdruck eine Lehre vom principiellen Wesen der einzelnen Kirchenparteien gegeben wird. Das Beste war es für den Leser, der nicht gerade Symbolik zu studiren Veranlassung hat, aber eine gesunde Begeisterung für die reine Lehre des Lutherthums allezeit mit herzlicher Freude auf sich wirken läßt. Und zu solch einem Freudenerlebniß möchten wir vielen anderen Lesern, die dafür empfänglich sind, gern verhelfen. B. K.

— In des Herrn Hand. Von Hesba Stretton. Autorisirte Uebersetzung. Rotterdam und Leipzig, D. A. Daamen. 1898. 212 S. — Hesba Stretton hat bereits in ihrer früheren Erzählung „Der große Leidensweg" uns von den Schrecknissen der Verfolgung, welche die Stundisten in Rußland ihres Glaubens wegen zu erleiden haben, wahrheitsgetreue Bilder entworfen. In ihrem Vorwort zu diesem Buche berichtet die Verfasserin, daß ihr jene Schilderungen auch brieflich aus Rußland als den Thatsachen vollkommen entsprechend bestätigt worden sind. Wir haben damals ihre Mittheilungen mit großer Bewegung gelesen. In der jetzt vorliegenden Erzählung giebt sie uns neue traurige Kunde von der planmäßig betriebenen Verfolgung, dem Eifer und der Wuth, worunter die Stundisten zu leiden haben. Hat man doch zur völligen Ausrottung der ihrem Bibelglauben so unerschütterlich treuen Secte seit einiger Zeit ihren auf grausame Art nach Sibirien deportirten Bekennern die Kinder unter 15 Jahren genommen, um sie im orthodoxen Glauben zu erziehen. Es hat auch nicht an Beispielen gefehlt, daß Eltern ihre Kinder, um sie den Unmenschlichkeiten ihrer Verfolger und ihrem krassen Glauben oder Aberglauben zu entziehen, selber getödtet haben. Dazwischen tauchen in der ergreifenden Erzählung auch andere edlere Gestalten, namentlich Frauen auf, welche sich der ihrer Eltern beraubten Kinder annehmen, besonders auch ein Geistlicher, ein alter Pope, zwar ganz orthodox, aber voller Zweifel darüber, ob der Gott der Liebe denn wirklich so große Opfer der Leiden und Schmerzen des rechten Glaubens wegen verlange. Die Hauptpersonen, ein nach Sibirien deportirter gebildeter frommer Bauer und dessen Sohn, welcher zurückkehrt und aus einem Versteck seine zurückgebliebene übel behandelte, in den Fluß gestoßene Schwester rettet und in Sicherheit führt, sind geschickt und lebensvoll gezeichnet. Ueberhaupt hat man trotz der entsetzlichen Dinge, welche berichtet werden, überall den Eindruck, daß die Verfasserin aus der Wirklichkeit erzählt. Sie steht nicht allein mit ihren Berichten über die Stundisten. Wir zeigen diese Erzählung an, nicht blos um eine interessante Lectüre zu nennen, sondern, wie auch die Verfasserin beabsichtigt, aufs neue das Augenmerk auf eine in der Bildungs- und Religionsgeschichte der Gegenwart sehr dunkle Stelle hinzuweisen, und fordern dringend zum Lesen des Stretton'schen Buches auf. D. K.

— Historische Zeitschrift, begründet von Heinrich v. Sybel, herausgegeben von Friedrich Meinecke. Neue Folge Bd. 44 (der ganzen Reihe Bd. 80). 2. Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg 1898. — Die allgemeine Bedeutung des geistvollen Aufsatzes von Rob. Pöhlmann „Die Anfänge des Socialismus in Europa" haben wir schon beim Erscheinen des ersten Theiles hervorgehoben. Im vorliegenden Hefte beginnt der zweite. Die Umwälzungen des 6. Jahrhunderts hatten in den griechischen Staaten eine neue politische und sociale Rechtsordnung, die Pöhlmann die staatsbürgerliche im Gegensatz zur alten ständischen nennt, geschaffen, und zugleich eine Verschiebung in den wirthschaftlichen Grundlagen der Gesellschaft hervorgebracht. Mit dem Aufblühen des Handels und der Großindustrie ändert sich das Verhältniß zwischen Capital und Arbeit; das Capital gelangt zur Herrschaft über die Arbeit, was wesentlich begünstigt wird durch die fortschreitende Theilung der Arbeit und durch die Bevorzugung der Sklavenarbeit. Versuche der freien Arbeiterschaft, den Ausstand als Waffe im Lohnkampf zu gebrauchen, sind erfolglos; die Arbeitslöhne bleiben überaus niedrig. Das schnell wachsende Capital wird noch besonders gern in Grundeigenthum angelegt; aber gerade dies zerstört die social-ethische Bedeutung des Grundeigenthums; die Zahl der freien Bauern und der freien Landarbeiter mindert sich schnell. Verschlimmert werden die Zustände dadurch, daß die Capitalisten zugleich eine rechtlich privilegirte Classe werden. Vergeblich wendet sich der socialtheoretische Denker der Zeit (Plato) gegen diese Ausgestaltung des Capitalismus. Wohl entwickelt sich ein höheres Culturleben in den oberen Schichten der Gesellschaft; Kunst und Kunstgewerbe gelangen zur Blüthe — aber dieser Fortschritt wird erkauft durch die Erniedrigung der arbeitenden Massen, und zugleich zeigt sich ein neuer Materialismus, der die sittlichen Grundlagen des socialen Lebens und schließlich auch Vaterlands- und Staatsgefühl zerstört. Der Mittelstand verschwindet; als Gegenbild des Capitalismus zeigt sich ein

Pauperismus, eine Classenarmuth, wie sie die älteren Zeiten nicht kannten. So entsteht in ganz Hellas ein großes Proletariat. „Die Tendenz der Einkommensentwickelung ging dahin, zwei Attractionscentren zu bilden, von denen das eine beträchtlich über dem Niveau, das andere mehr oder weniger unter, ja zum Theil recht tief unter dem Niveau des Mittelstandes lag.“ Es wird dies in Ermangelung directer, statistischer Quellen vor Allem aus der Literatur der Zeit, den Dramatikern, Aristoteles, Theophrast, Isokrates, nachgewiesen. — Das Heft enthält ferner einen Aufsatz von Th. Schiemann „Prinzessin Elise Radziwil und Prinz Wilhelm 1824“; er bringt einige noch unbekannte Actenstücke zu der oft behandelten Episode aus der Jugendzeit unseres Heldenkaisers, die uns deshalb so tief berührt, weil sie uns Einblicke in das innerste Seelenleben des erhabenen Fürsten thun läßt. König Friedrich Wilhelm III., der seinem Sohne gern die Erfüllung seines Herzenswunsches ermöglicht hätte, wandte sich durch seinen Schwager, den Großfürsten Nikolaus, an Kaiser Alexander I. von Rußland, um diesen zu einer Adoption der Prinzessin zu bestimmen; aber auf Grund eines Gutachtens, das wohl von Nesselrode herrührt, mußte Alexander die Bitte abschlagen. Der Verfasser theilt die bezüglichen Schreiben und Gutachten aus dem St. Petersburger Archiv mit. — Von hohem Interesse sind auch die beiden Denkschriften des Frhrn. v. Stein über die künftige deutsche Verfassung aus den Jahren 1813 und 1814, die Bruno Gebhardt aus den Papieren Stadion's im Wiener Archiv veröffentlicht; es würde uns aber zu weit führen, auf ihr Verhältniß zu den bisher bekannten Niederschriften Stein's in der Verfassungsfrage, die durch sie wesentlich ergänzt werden, näher einzugehen. — Endlich weist Fr. Meinecke auf die Collectaneen Th. Menke's zur historischen Geographie Deutschlands hin. Menke hat sich noch in höherem Alter an das Riesenwerk einer historischen Geographie von Deutschland gemacht und wenigstens für den ersten Theil, die kirchliche Geographie Deutschlands, fleißige Sammlungen hinterlassen; Meinecke fordert auf, diesen Schatz nicht ungehoben veralten zu lassen; die jetzt überall aufblühenden deutschen Publicationsinstitute sollten, jedes für sein Gebiet, die Aufgabe wieder aufnehmen. — Zahlreiche Besprechungen und die jedem Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde willkommenen „Notizen und Nachrichten“ schließen das Heft. —m—

— L'Écho littéraire. Journal bi-mensuel destiné à l'étude de la langue française publié par Aug. Reitzel. Dix-huitième année. Nr. 1. 1898. (Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn.) Eine Zeitschrift, die bereits im 18. Jahre erscheint, hat ihre Nützlichkeit hinlänglich bewiesen. In der That ist der Inhalt zur Fortbildung in der französischen Sprache sehr geeignet. Außer Arbeiten von den hervorragendsten französischen Schriftstellern finden sich auch grammatische Uebungen und dergl., so daß immer der pädagogische Charakter einer Unterrichtszeitschrift hervortritt. — Ganz in der gleichen Art bearbeitet erscheint in demselben Verlage The Literary Echo. A fortnihgtly newspaper destined for the study of the English language edited by Wilh. Weber, Prof. Nach den uns vorliegenden Nummern 1 und 2 wird das Blatt für die Fortbildung in der englischen Sprache treffliche Dienste leisten. Wir finden Lesestücke aus Tennyson, Irving, Thackeray ꝛc. Zwar ist es ein pädagogischer Grundsatz, die Schriftsteller nicht bruchstückartig kennen zu lernen und zu zerreißen, sondern ihre Werke sollen als Ganzes wirken, aber etwas Anderes ist es, wenn die Beiträge ein in sich geschlossenes Ganze bilden. Außerdem bringt aber die Zeitschrift zur sprachlichen Weiterbildung noch grammatische und Uebersetzungs-Uebungen ꝛc. W—k.

— Die Technikerfrage eine Titelfrage. Eine Flugschrift im Auftrage des Verbandes der Studirenden deutscher technischer Hochschulen verfaßt von Carl Hagemann, zeit. 1. Vorsitzenden im Ausschusse der Studirenden der königl. techn. Hochschule zu Hannover. Verlag der Akademischen Mittheilungen, Carl Fr. Augustin, Hannover. — Trotzdem das Studium an den technischen Hochschulen heute nach Voraussetzung, Dauer und nach dem Maß der wissenschaftlichen Anforderungen hinter dem der Universitäten kaum zurücksteht, kann sich bekanntermaßen die Bewerthung der technischen Berufsarten im öffentlichen wie im Privatleben mit der des Juristen, Mediciners u. s. w. im Allgemeinen nicht messen. Die Würde, welche Alter und Verdienst nicht nur dem Einzelnen, sondern auch ganzen Ständen zu verleihen pflegen, sind jedoch für diese höhere Werthschätzung der historischen Berufsstände mit Universitätsbildung keine ausreichende Erklärung. Der Technikerstand selbst erblickt den wesentlichsten Grund seiner Beschwerden in dem Umstande, daß dem akademisch gebildeten Techniker die einheitliche, volksthümliche Kennzeichnung gegenüber den zahlreichen Technikern mit Mittelschul- oder noch geringerer Vorbildung fehlt. Ingenieur, Architekt nennt sich heute der ehemalige Tertianer oder Bürgerschüler, der einige Halbjahre auf einer Fachschule verbrachte, ebenso gut wie der Abiturient des Gymnasiums oder Realgymnasiums, der sein vierjähriges Hochschulstudium mit der staatlichen oder akademischen Prüfung abschloß. Die Technikerfrage ist in der That eine Titelfrage. Damit ist ihre Bedeutung nicht für unwesentlich, wohl aber ihre Lösung für möglich erklärt. Die vorliegende, in etwas polterndem Studententon geschriebene Schrift plädirt für Einführung staatlich geschützter Titel der akademisch gebildeten Techniker. Das „dipl.“, welches die letzteren ihrem Namen, dem „Dr.“ der Universitäten nachgebildet, beizusetzen pflegen, macht sich nur in gedrucktem Zustande bemerklich. Leider entbehren unsere technischen Hochschulen in dieser wie in anderen Organisationsfragen der selbständig schöpferischen Kraft und beschränken sich darauf, die historisch entstandenen und begründeten Eigenthümlichkeiten der Universitäten oft bis auf die äußersten Aeußerlichkeiten nachzuahmen. Der Vorwurf trifft freilich nicht sie allein, sondern ihre gesammte Zeit, die, im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten, den Berufsarten und Einrichtungen, die sie schafft, kein originelles Gepräge mehr zu geben, sondern nur die hergebrachten Besonderheiten älterer Organisationen auf moderne Gebilde, oft in eifersüchtiger Gleichmacherei, abzuklatschen und dadurch zu entwerthen versteht. Lieber kein Analogon der Doctorwürde, sondern ein möglichst einfacher, dem Wesen entsprechender Berufsname! Aus technischen Kreisen ist befürwortet worden, die Bezeichnung „Ingenieur“ und „Architekt“ oder „Oberingenieur“, „Vollingenieur“ u. s. w. zu akademischen Titeln zu erklären und an das Bestehen des sogenannten Diplom- bez. des Staatsexamens zu knüpfen. — Nach unserer Ansicht kommt für die Techniker zunächst in Betracht, das endlich erkämpfte Recht der Vorbildung (Maturitätszeugniß) für die Zulassung zur Hochschule festzuhalten, wie dies erst neuerdings auf dem sächsischen Landtage von maßgebendster Seite wieder betont worden ist. Unter dieser Voraussetzung müssen wir aber den großen Werth einer titelmäßigen Unterscheidung von den Nichtakademikern unbedingt zugestehen. Wenn sich die Techniker indessen, wie behauptet wird, mit diesem Desiderium an den Reichstag wenden wollen, so gehen sie nicht an die rechte Stelle und würden zeigen, daß ihnen die vielgeschmähte Rechtskenntniß nicht einmal soweit eigen ist, um die Interessen des eigenen Standes zweckmäßig zu vertreten. Reichstag und Reich sind hier nicht zuständig. Der Weg, etwa die gesammte studirte Technikerwelt der Gewerbeordnung zu unterstellen, fände zwar bei den Aerzten einen Vorgang, würde aber hier wie dort schon dem wissenschaftlichen Begriff des „Gewerbes“ widersprechen. Die Unterstellung der Aerzte rechtfertigt sich überdies noch eher durch die Anknüpfung an ein reichsrechtlich geregeltes Staatsexamen, während bei den Technikern überhaupt nur landesstaatliche und akademische Prüfungen in Frage kommen. Der erstrebte Titelschutz wäre Sache der Einzelstaaten, welche die Prädicate, zu deren Führung staatliche und akademische Examina den technischen Hochschüler berechtigen, ebenso zu regeln und zu schützen befugt sind, wie dies hinsichtlich der akademischen Würden der Universitäten längst durch Landesverordnungen geschehen ist. Dürfen wir für die Agitation der Techniker einen Rath geben, so ist es der, die Studentenschaft bei ihrem Vorgehen möglichst zurücktreten zu lassen und die Wahrnehmung ihrer Interessen den reiferen Berufsgenossen anzuvertrauen. Es war bisher nirgends üblich, daß sich die studirende Jugend unter Umgehung von Rectoren und Senaten an die Staatsregierungen unmittelbar wendet, und die Wirkung solcher Petitionen und Vorstellungen würde kaum die gewünschte sein. —ck.

— Deutsche und ausländische Staatspapiere sowie die übrigen wichtigeren, an deutschen Börsenplätzen notirten Fonds u. s. w. Leipzig, A. Schumann's Verlag 1897. 3 ℳ. — Das Buch bringt in schöner Ausstattung eine Zusammenstellung der deutschen und ausländischen Staatspapiere sowie der übrigen wichtigeren Fonds, welche an deutschen Börsenplätzen notirt werden, und fügt bei der Aufzählung der einzelnen Papiere alles betreffs derselben Wissenswerthe in klarer, faßlicher Form hinzu. Es ist ein praktisch eingerichtetes Nachschlagebuch, welches Kaufleuten, Banquiers, Industriellen gute Dienste thun wird, ebenso auch für volkswirthschaftliche und statistische Zwecke Verwendung finden kann. —d.—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 35. Donnerstag, den 24. März, Abends. 1898.

Ein Ritt in Klein-Tibet.

Von Dr. Karl Marx.

Leh, die von zwei Burgen überragte Hauptstadt von Ladakh, einer am Oberlauf des Indus zwischen Indien und Tibet mitten im Himalajagebirge gelegenen Landschaft, war der Ausgangspunkt des mehrtägigen Rittes, der hier beschrieben werden soll. Die Thalsohle des Indus liegt schon bei Leh reichlich 10000 Fuß über dem Meeresspiegel, sie steigt bis zur tibetischen Grenze bis zu fast 14000 Fuß, während Bergketten mit Gipfeln von 17000 bis gegen 21000 sie auf beiden Seiten einschließen. Hier aufwärts, von Leh aus in südöstlicher Richtung bis zu einer südlich vom Industhal gelegenen Paßhöhe von 17500 Fuß, also in einer Höhe, in welcher anderwärts selten Ritte unternommen werden dürften, bewegte sich der Ausflug, welchen der Schreiber, seines Zeichens ein Arzt, mit einem im Missionsberufe stehenden Collegen gemeinsam unternommen hatte. Ein meist ödes Thal, welches in die Wolken ragende, auch am Fuße waldlose Berge gigantisch umstehen, ist als die Scenerie zu denken, innerhalb dieser der Ritt sich vollzog. Was von besonderen Ereignissen vorkam, ist im Folgenden verzeichnet. Am ersten Tag ging's an den Indus und über die Brücke und durch eine Hälfte des langgedehnten Dorfes Tschuschod, bis zur Nachtherberge. Ich hatte so wenig Gepäck wie möglich mitgenommen, einen Korb mit Betten, einen zweiten mit Kleidern, Wäsche, Büchern und dergl., einen dritten mit Küchengeschirr und endlich Feldbett, Stuhl und Tisch: im Ganzen zwei Pferdeladungen. Mit Gelehrsamkeit beschwerte ich mich jedoch nicht, und von den Büchern, die ich mitnahm, war außer dem Neuen Testament das einzige, das ich las: Ut mine Stromtid, und zwar von Anfang bis Ende. Tschuschod ist eins von den wenigen Dörfern, die in dem ebenen Theil von Ladakh am Fluß entlang liegen. Da giebt es ebene Felder, in deren Mitte hie und da ein Bauernhaus liegt; glatte Wege und Wassergräben und Mauern von Lehmziegeln um die Gärten und Baumpflanzungen. Es war ein lang nicht mehr genossenes Vergnügen, zwischen Feldern dahin reiten zu können und beiderseits Aussicht zu haben auf die grünenden Fluren. Das Flußthal hinauf und hinab bot auch eine Art Fernsicht auf eine Bergkette mit Schneegipfeln. Die Nachtherberge fanden wir hübsch gelegen in einer Baumpflanzung (Pappeln und Weiden), die ein recht hübscher Park sein könnte, wenn sie die nöthige Pflege gehabt hätte. So war es mehr eine Wildniß mit ein paar Wegen hindurch, größtentheils unter Wasser oder sumpfig. Der Bungalow selbst war gemüthlich. In der Veranda ließen wir unsere Betten aufschlagen sammt Stuhl und Tisch, und hatten da unser luftiges, aber angenehmes Quartier. Unsere Leute quartierten sich in der Küche ein und schafften daselbst auch unser Mittagessen, bestehend aus Schöpsenbraten mit Kartoffeln. Die Nacht verlief nicht ganz ungestört, doch war es nur das friedliche Gesicht des Vollmondes, das uns gar zu freundlich anlachte, wodurch unsere Träume unterbrochen wurden. Es war sehr frühe am Morgen, als wir wieder unsere Rosse bestiegen und weiter ritten. Hinter dem Dorf fing eine Steinwüste an, die gar kein Ende nehmen wollte. Vom Fuß der Berge bis an den Fluß war Alles ein steinbesäter, wenig geneigter Abhang, in der Verkürzung gesehen von geringer Ausdehnung, aber, wenn langsamen Schrittes durchmessen, wirklich endlos. Die einzige Unterbrechung der Einöde bildeten ein paar buddhistische Monumente, indeß keineswegs schön und meist halb eingestürzt. Zuletzt wurde es selbst meinem Gaul zu viel; es war ein altes Thier, engbrüstig, klein und schwach; um ihm die Sache zu erleichtern, stieg ich ab und ging zu Fuß das letzte Stück. Hier wurde das Industhal sehr eng, aber von beiden Seiten her vereinigten ein paar Bergwasser ihre Fluthen mit dem Strom, und der durch sie angeschwemmte Boden bot eine Stätte, wo, inmitten ödester Felsmassen und Gerölle, ein wenig Ackerbau mit Erfolg betrieben werden konnte. Hier lag an der Kante des steilen Abhangs zur Seite des breit eingerissenen Flußbettes das Dörfchen Martselang, bekannt durch das benachbarte Kloster Hemis. Der Anblick des Dörfchens war uns ein rechtes Labsal. Wieder einmal einige wohlbewässerte Baumgärten, Felder und Wiesen, ja selbst mitten unter dem Geröll, dürrstem Erdreich entsprossen, glühend im Sonnenschein einige prächtige Rosensträuche, über und über bedeckt mit Blumen. Im Bungalow war der Empfang nur wenig freundlich. Der Dorfschulze und der Polizist, die die Honneurs zu machen haben, waren anfangs nicht geneigt, unseren Leuten das nöthige Futter für die Pferde zu geben. Sie wußten, daß ein Missionar mit dem Stocke nicht recht umzugehen versteht. Schließlich nahmen sie aber doch Vernunft an und brachten, was nöthig war. Es war ein entsetzlich heißer Tag und wir gedachten während der heißesten Nachmittagsstunden uns auszuruhen und erst gegen Abend das Kloster Hemis zu besuchen. Gegen 5 Uhr schien es uns endlich an der Zeit uns aufzumachen; da ward uns jedoch gesagt, daß es nun zu spät sei. So ließen wir Hemis liegen. Interessant waren die Wasserverhältnisse der Gegend. Die Bächlein, die durch das breite steinige Flußbett sich schlängelten, wurden gegen Abend voller und voller und das Wasser von röthlichem Schlamm getrübt. Es waren das Wasser, die tagsüber die Sonne dem Schnee in den höheren Bergen abgewonnen hatte, die nun gegen Abend und während der Nacht den Indus erreichten. Am Montag um 4 Uhr machten wir uns wieder auf. Es galt, frühzeitig nach Upschi zu kommen, von wo aus wir durch das nächste Seitenthal am Bergwasser aufwärts eine etwas schwierigere Partie zurücklegen mußten. Der Weg bis Upschi führte uns eine längere Strecke am Indus entlang. Der Fluß war noch niedrig, in seinem Quellgebiet war an Schneeschmelze noch nicht zu denken. Seine Ufer waren oft hohe, steile Wände, aus losem Geröll aufgebaut. Früher muß der Fluß ein Riesenstrom gewesen sein; jetzt aber, auf ein Zehntel der ursprünglichen Breite zusammengeschrumpft, hat er sich allmälig sein Bett tiefer und tiefer gegraben. Es war wieder glühend heiß. In Upschi fanden wir das Wasser des Nebenflusses, den wir viermal zu durchreiten hatten, recht niedrig. Wir hielten es für angenehm, gleich bei der ersten Furth Stiefel und Strümpfe auszuziehen, und ritten dann auch bis zur letzten barbeinig weiter, ohne uns irgend etwas dabei zu denken. Das kam uns theuer zu stehen, denn als wir am Ende des Tagesmarsches ankamen, hatte sich an der Sonnenseite unserer Beine eine schlimme Hautentzündung entwickelt, die zunahm und ein paar Tage lang recht empfindlich schmerzte, so daß auf die geringste Berührung die Stelle wie Feuer brannte. Interessant war indessen der Ritt ungemein. Der Fluß ward auf beiden Seiten eingeengt durch Felsen, bestehend aus Schiefer und Conglomerat, die die merkwürdigsten Lagen und Stellungen einnahmen. Oft waren die Gesteinsschichten senkrecht aufgestellt, und da im Laufe der Jahrtausende die weicheren Schichten allmälig aufgelöst und weggespült worden waren, standen die übrigen Reste wie Mauern da, oft nur fußdick und am oberen Rande scharfzackig wie eine Säge. Solcher Mauern standen nicht selten viele dicht neben einander, immer mit engen Zwischenräumen, und zogen sich schräg aufwärts bis zum Gipfel des ehemals compacten Berges. An anderen Stellen lagen wieder die Schichten mehr oder weniger wagrecht, oder waren merkwürdig gekrümmt und verbogen. Die Farbe der Felsen war meist rothbraun bis blutroth, oder grün.

Die Conglomeratmassen, die zwischen dem Schiefer eingelagert sich fanden, erschienen wie Musterkarten aller nur möglichen Farben. Der Weg war verhältnißmäßig gut, er schlängelte sich in der Thalsohle und an den Felswänden entlang, erklomm zuweilen, um dem Wasser auszuweichen, eine vorspringende Felszacke, oder führte an abschüssigen, mit leichtbeweglichen Schiefersplittern bedeckten Abhängen entlang. Wo wir den Fluß zu überschreiten hatten, war er nur etwa 2½ Fuß tief und reichte also den Pferden nicht einmal an den Bauch. Die Breite war vielleicht 20 Schritt. Auch unsere Bagage wurde trocken hinübergebracht. Von Vegetation war nur wenig zu sehen. Gelegentlich jedoch überraschte ein Rosengesträuch mitten in der Felseneinsamkeit durch das brennende Roth seiner frischen Blüthen. Nach dreistündigem Ritt (von Upschi) gelangten wir nach Miru. Hier ist die Bergformation augenscheinlich etwas aus dem Concept gekommen, denn eine Thalmulde ist in auffälliger Weise in die enge Felsenschlucht eingeschaltet, indem jenseit derselben genau die Fortsetzung der eben beschriebenen sich anschließt. Auch macht der Fluß hier eine S-förmige doppelte Wendung. In dieser Thalmulde ist nun wieder einmal ein wenig Grün zu sehen. Weizen und Gerste gedeiht, auch Luzerne und zwei kleine Gruppen von Pappeln deuten an, daß die Baumgrenze noch nicht unter uns liegt. An den steilen, steinbesäten Abhängen hinauf haben sich die Leutchen ihre Hütten und Häuser gebaut, dazwischen ein paar Chortens (Heiligenkenotaphien) und endlich, die Spitze des steilen Berges krönend, ein Kloster. In Miru gab es keinen Bungalow. Ich hätte vorgezogen, daß unser Zelt aufgeschlagen worden wäre, indessen mein College hatte sich vorgenommen, in einem Hause zu campiren, und so mußte ich mich darein fügen. Ein Haus fand sich auch, das ein großes Zimmer enthielt, aber die einzige Lichtöffnung, die man hatte, war eine geräumige Luke in dem Dach. Damit galt es vorlieb zu nehmen. Am andern Morgen war es 7 Uhr, als wir aufbrachen, denn es war nur ein kurzer Marsch, der uns bevorstand. Wie schon erwähnt, war der Charakter des Thales dem gestern beobachteten völlig ähnlich, nur großartiger, und mannigfaltiger und noch reicher an Seltsamkeiten. Wohin man sah, gab es Ueberraschungen. Zur Verschönerung des Weges trug es bei, daß der Fluß mit einem bald engeren bald breiteren Wiesenstreifen umsäumt war, indem die Thalwände auseinanderrückten, und hier führte auch unser Weg, durchweg angenehm zu reiten. Unangenehm war es nur, daß ich fortwährend meine Beine hüten mußte, daß sie ja die Sonne nicht wieder treffe und der Schaden noch größer würde; denn trotz der Beinkleider war die Sonnenwärme heut unerträglich. Das erste Zeichen von der Nähe eines Dorfes ist hierlands immer ein Mane*) und Chortens. Solchen begegneten wir auch nach etwa dreistündigem Ritte, nachdem der letzte Engpaß der Thalschlucht hinter uns lag. Die Berge traten von einander, die Formen milderten sich, grüne Matten und rieselnde Bäche, Blumen in Fülle bewillkommten uns: Gya war erreicht, und damit waren wir auch „an der Menschlichkeit und an Deutschlands (will sagen Ladakhs) Grenze". Gya liegt ungefähr 15 000′ hoch, so hoch wie der Montblanc. Oberhalb giebt es keine Dörfer mehr, nur wandernde Nomaden haben da ihre Zeltniederlassungen. Das Dorf hatte früher einen eigenen Selbstherrscher, einen Gjalpo. Derselbe verschwendete aber sein Vermögen und sah sich genöthigt, sich mit Hab und Gut dem Hemiskloster zu verschreiben, von dem er, der letzte seines Stammes, für Lebenszeit noch einen Jahresgehalt bezieht. So kam es auch, daß wir nicht von einem Schulzen, sondern von dem klösterlichen Verwalter des Schlosses und der Liegenschaften begrüßt wurden. Es war ein Mann mit angenehmen Manieren, höflich und entgegenkommend; etwas Embonpoint, ziemlich groß und offenen Gesichtes. Haus, Hof und Vorplatz fanden wir reinlich gekehrt, und das hatte seinen guten Grund, denn mein College war vom britischen Residenten in Leh gebeten worden, von Gya an den Weg zu inspiciren und über den Zustand desselben Bericht zu erstatten. Er war zum Voraus schon angemeldet, und seine Eigenschaft als Regierungsbeamter bewirkte so außergewöhnliche Höflichkeit. Es war auffallend, daß in dieser Höhe doch noch zwei oder drei Bäume, nämlich Pappeln, vorhanden waren: die letzten. Die Ernährung vereinfachte sich hier jedoch schon bedeutend, indem es weder Eier noch Hühner gab — die hörten in Martselang auf — nur noch Schafe, von denen wir eins für ca. 3 Mark erstanden. Da wir sonst Nichts mehr hatten, verspeisten wir schon Abends die Rippchen des Thieres. Wir übernachteten hier wieder in der Veranda des sehr netten Bungalows. — Am nächsten Morgen folgten wir wieder dem Fluß, resp. Bach, und geriethen so allmälig in geologisch neues Gebiet. Die Schiefer, so bunt und phantastisch, ließen wir hinter uns, und Glimmerschiefer trat an seine Stelle. Merkwürdigerweise wurde hier auf der Höhe die Vegetation immer reicher. Glockenblumen und Hahnenfuß, Potentillen und Veilchen, Läusekraut und Wicken gab es in Fülle, es war eine Vegetation, fast wie daheim auf den Bergen. Die gleichen Familien, nur andere Arten. Die Glockenblumen z. B. hatten nur je eine Blüthe mit sehr langem Kelch. Die Läuseblumen waren weiß und gelb, anstatt roth, u. s. w. Mehrere lange Manes ließen wir links liegen (unsere buddh. Leute rechts). Die Inschriften darauf fanden wir hier mit besonderer Sorgfalt ausgeführt. Dann überschritten wir ein ziemlich weites Hochplateau, mit stachlichtem Gestrüpp bewachsen, und schwenkten endlich in ein Thal ein, das geradewegs bis zum Fuß des Passes führte. Hier waren wieder Wiesen zu beiden Seiten des Baches, und steile Felswände beschlossen das Thal rechts und links. Still war es hier, fast todtenstill. Kein Wind ging, nichts unterbrach die Stille als gelegentlich ein Bergfink mit leisem Gezwitscher. Ein paar Schmetterlinge (Fuchs, Kohlweißling, Goldne Acht) flatterten eilig über die nun schon recht blumenarmen Wiesen, auf denen wir indeß noch rothe Primeln und Vergißmeinnicht entdeckten. Ein paar Raben, die hier als heilig gelten, hatten diese Bergeinsamkeit zu ihrem Sommeraufenthalt erwählt. Diese Nacht wollten wir im Zelt campiren. Am Bach ließen wir uns auf dem dichten, kurzen, weichen Rasen nieder und genossen daselbst unsern Thee. Das Zelt war klein, und nachdem mein College eine Längsseite mit Beschlag belegt hatte, ließ ich mein Bett im rechten Winkel zu seinem aufschlagen. Es blieb dann gerade genug Raum für einen Tisch und einen Stuhl und die Körbe mit den wichtigsten Effecten. Draußen war es weniger gemüthlich. Der Himmel bedeckte sich gänzlich, es schneite sogar ein wenig und gegen Abend wurde es empfindlich kalt. In der Umgebung des Zeltes war der Boden vielfach von Murmelthierchen bewohnt, doch beliebten sie nicht sich zu zeigen, und selbst ihr sonst häufiges Pfeifen schwieg heute völlig. Dagegen kletterten, als es dämmerte, fünf wilde Bergschafe auf dem Felsen herum; man konnte sie gerade noch erkennen. Nachts lag ich recht bequem und warm in meinem Bett (zwei dicke wollene Decken unter mir, ein doppelte wollene und das Plümeau über mir) und hatte nicht zu leiden. Nur einmal wachte ich auf mit einem Gefühl von Beklemmung auf der Brust, ähnlich wie Alpdrücken.*) Als ich einigermaßen zur Besinnung gekommen war, fand ich, daß mein Athem stehen geblieben war. Ich setzte also die Lungen wieder in Gang und träumte weiter. Mein College dagegen hatte, wie er mir am Morgen mittheilte, stark gefroren. Er hatte auch, und ebenso mehrere unserer Leute, starkes Kopfweh. Zu Fuß legten wir das erste kurze Stück Wegs zurück, das noch in dem Thal sich hinzieht. Dann erklimmt der Weg im Zickzack einen steilen Abhang, um schließlich in mäliger Steigung die Paßhöhe zu gewinnen. Auch den Zickzackweg nahmen wir noch zu Fuß, aber mit Mühe, denn der Athem begann zu fliegen und der Puls raste. Dann bestiegen wir unsere Gäule, ließen sie so langsam gehen, wie sie es für gut fanden, und sparten unsere Lungen. Sehr oft mußten jedoch auch die Pferde stehen bleiben und verschnaufen. Ich verspürte ein leises Unbehagen, wie einen Kopfschmerz, der nur auf eine günstige Gelegenheit wartet, um loszubrechen. Die letzte Strecke Weges ging noch durch Schnee. Ein paar Schneehühner hätten wir hier fast mit der Hand greifen können. Schließlich entdeckten wir ein paar Stangen, an denen weiße und bunte Fetzen flatterten; es war das buddhistische (oder naturreligiöse) Denkmal, das die Paßhöhe bezeichnete (wie z. B. im schlesischen Eulengebirge ein Kreuz). Der Paß war nur ein schmaler Rücken; daher hatte man beiderseits weite Aussicht, in der Nähe auf nackte Felsgerüste, Thäler einschließend, braun oder grau, blau in größerer Ferne, mit violetten Schatten, und schließlich schneeige Häupter in langer Front, den Horizont beschließend. Gen Süden hatten wir Rupschu, gen Norden Ladakh und Nubra. In Rupschu war gerade noch ein Zipfel von einem der höchstgelegenen Seen zu entdecken, die hier sich erhalten haben. Der Taglang (so hieß

*) Mane, deren Steine mit dem buddhistischen Universalgebet beschrieben sind, zum Besten der Vorübergehenden.

*) Kommt der Ausdruck von den „Alpen"? Dort kann man wohl Aehnliches erleben.

der Paß) ist etwa 17500 Fuß hoch. Ich stieg noch etwa 200 Fuß höher hinauf und gelangte da an die Vegetationsgrenze, die sich hier nicht viel anders ausnimmt wie etwa am Gousta in Norwegen, nur ist sie 13000 Fuß höher. Moosähnliche, rasenbildende Pflänzchen (Saxifraga, Sileno) sind die äußersten Vorposten des Pflanzenreiches auch hier. Von wenigem Holz, das ursprünglich religiösen Zwecken gedient hatte, schafften unsere Leute ein Feuerchen, mein College trank seinen Thee, ich ließ mir einen Grog brauen. Dazu speisten wir kalten Schöpsenbraten. Als wir damit fertig waren, stieg er auf seinen Schimmel, ich auf meinen Rappen und mit brüderlichem Händedruck schieden wir, er nach Rupschu hinabsteigend, ich nach Ladakh. Der Abstieg ging meinerseits geschwind von Statten; ich gab das Pferd meinem Diener zum Führen und stieg zu Fuß hinab. In 1½ Stunde waren wir hinaufgestiegen. In 20 Minuten waren wir unten. Als ich unten war, hatte Sacharia, mein Koch, schon seinen Schöpsenbraten fertig. Ich ließ ihn noch ein Stündchen warten, und legte mich in den Schatten einer wollenen Decke, die ich zeltähnlich aufzuspannen suchte, denn es war glühend heiß, die Sonne brannte gewaltig. Viel Appetit hatte ich auch nach einer Stunde nicht und als ich trotzdem etwas zu mir nahm, war's bald mit meiner Fassung zu Ende; heftiges Erbrechen stellte sich ein: ich war paßkrank. An ein Bleiben war jedoch nicht zu denken, es gab ja kein Atom Schatten im ganzen Thal. Also ließ ich bald die Rosse satteln, und verließ mit meiner kleinen Karawane (drei Pferde und drei Männer) das ungastliche Thal. Doch das Reiten that nicht gut, es schüttelte zu sehr, obwohl ich Schritt ritt, und das Erbrechen stellte sich sehr bald wieder ein. Also stieg ich ab. Aber auch zu Fuß ging's nicht viel besser. Alle Viertelstunden wiederholten sich die Paroxysmen, verbunden mit heftigem Magenkrampf, so daß ich auf Minuten mich hinsetzen mußte. Ein Gefühl von Schwäche zum Umfallen machte das Maß des Elends voll. Seekrankheit habe ich so unangenehm nicht empfunden. Als ich mit Ach und Krach endlich doch wieder in Gja eintraf, ließ ich mir schnell das Bett aufstellen und legte mich darauf, trank auch ein Glas kaltes Wasser, worauf das Erbrechen aufhörte. Etwas Milch war das Einzige, was ich an dem Tage noch zu mir nehmen konnte. Als ich am nächsten Morgen mein Befinden prüfte, fand ich, daß es nur wenig mehr zu wünschen übrig ließ, und so gab ich die Ordre zum Abmarsch. Wieder ging es nach Miru, indessen nur bis 3 Uhr Nachmittags blieb ich dort. Da das Wasser des Flusses niedrig war und auch nicht zu steigen drohte, konnte ich noch recht gut nach Upschi reiten. Ich habe es auch nicht bereut. Die Nachmittagssonne verbarg sich bald hinter den steilen Felswänden, an denen der Weg sich hinzog und so ritt ich fast unausgesetzt im kühlen Schatten. Dunkel war es trotzdem nicht, denn die jenseitigen Felsen waren noch erleuchtet. Es war ohne Frage das schönste Stück Wegs, das ich zurückgelegt. Die Augen besonders, die sonst von Blendung viel zu leiden gehabt hatten, konnten sich jetzt nicht satt sehen an den schönen, immer wechselnden Formen und Umrissen der Felsen. Es ward mir ganz feierlich zu Muth, etwa wie im Walde. Groß und hehr standen sie um mich, die gigantischen Monumente gewaltiger Schöpferkraft, die Spuren langen sturmgeprüften Lebens an ihren Stirnen und zu ihren Füßen im Thal schon tiefe Schatten, während ihr Haupt emporstrebte, sich noch in lichtem Sonnenschein zu baden. Wie glühte es droben, wie wechselten dagegen unten Reflexlichter mit dunkelen Schattenpartien aufs bunteste ab. Und während das erste Mal das Wasser im Fluß trübe und schlammig war, war es jetzt klar und hell, wie Krystall, und sprühte und rauschte in munteren Wasserfällen über Stein und Kiesel und Fels. Um 6 Uhr kamen wir in Upschi an. Am nächsten Tag war es von Upschi nach Martselang nur ein kurzes Stück Wegs. In Martselang ward ich diesmal ganz höflich aufgenommen. War es der Doctortitel (der neue Wasir ist nämlich auch ein Doctor und zwar Jurist, so bin ich in den Augen der Leute ihm im Range gleich), oder war es, daß ich ihnen sagte, der britische Resident werde bald einmal persönlich erscheinen: jedenfalls hatte ich nicht nur keine Schwierigkeiten, sondern wurde wirklich auf's Dienstfertigste behandelt. Bis um 3 Uhr blieb ich im kühlen Gastzimmer im Bungalow, dann aber ließ ich Sacharia satteln und ritt mit ihm und einem der Leute nach dem Kloster Hemis. Es war ein Ritt von einer halben Stunde. Hemis liegt ganz versteckt in einem Nebenthälchen, von felsigen Bergen rings umschlossen. Bis man nahe hinzukommt, ist nichts davon zu sehen. Doch verrathen Baumpflanzungen und Wasserleitungen die Nähe einer Niederlassung. Diese versteckte Lage hatte für Hemis den Vortheil, daß es vor 50 Jahren, als das Heer von Kaschmir durch das Industhal zog und raubte, mordete und plünderte, von Allem das Kloster ungerupft davonkam. Daher ist es jetzt das vornehmste, reichste und schönste Kloster in Ladakh. Am Wege giebt es natürlich Manes, Chortens und Götterhäuschen in Fülle. Reizend oder vielmehr romantisch ist der Anblick, wenn man schließlich das Kloster zu Gesicht bekommt. Vom Hauptgebäude sieht man nur das Dach und ein paar Fenster, dagegen sind allenthalben bis hoch an die Felsen hinauf Häuschen für die Klosterbrüder und schwestern gebaut. Diese letzteren liegen zunächst; kleine Hütten, von Stein roh gebaut, die Ecken und Thürpfosten roth bemalt und auf dem Dach zahlreiche bunte Gebetsfähnchen, an Ruthen befestigt; meist 10—12 beisammen an den Ecken. Meine Leute zeigten mir diese Schwesternhäuser mit Naserümpfen. Diese Nonnen sind nicht verpflichtet, ledig zu bleiben, sondern können das Kloster verlassen. So lange sie aber im Kloster sind, sind sie für die Lamas da. Das ganze Nest ist aber gebettet in das üppigste Grün, Pappeln und Weiden haben geleistet, was sie nur vermögen, und auch häufige Rosenbüsche dienen dazu, die Anmuth des Ganzen zu erhöhen. Einige breite Stufen führten zur Pforte des Klosterhofes. Ein Lama empfing mich. Die eine Seite des Hofes wird abgeschlossen durch eine Art Colonnade. An der Mauer hin waren in langer Reihe Schieferplatten angebracht, auf welchen mit bunten Stiften allerhand Götter und Göttinnen, Helden und Lamas abgebildet waren. In der Mitte befand sich ein erhöhter Sitz für den Großlama des Klosters. Am äußersten Ende waren zwei große Gebetscylinder angebracht, die unzählige Omanipadmehums, auf kreisrunde Stücken von Birkenrinde gedruckt, enthielten. Der Colonnade gegenüber war das Hauptgebäude. Noch ehe ich eintrat, wurden mir getrocknete Aprikosen zum Gastgeschenk angeboten. Das Hauptgebäude ist wohl 60 Fuß hoch, wird jedoch von zwei hohen Masten, die im Hofe aufgepflanzt sind und an deren Spitze große Büsche Yackschwänze im Winde wehen, noch überragt. Das Innere des Klosters ist nicht so einheitlich, wie das Aeußere andeuten möchte. Der schönste Raum ist die Kirche, das Lehrhaus (Tchoßkang). Es ist im Quadrat gebaut. Vier ungeheuer hohe Baumstämme sind an den Ecken eines innersten Quadrates aufgepflanzt. Sie stehen völlig frei und tragen einen Pavillon, durch dessen Fenster Oberlicht in den Raum dringt. Ein größeres Quadrat wird durch je vier niedrigere Säulen an jeder Seite gebildet. Diese stützen eine ringsumlaufende Galerie und endlich ist noch ein drittes Quadrat vorhanden, sechs Pfeiler an jeder Seite, welches wiederum eine Galerie trägt. Fahnen und breite bunte Atlasbänder mit eingewebten Figuren, von chinesischer Arbeit, schweben von der Höhe hernieder. Dem Portal gegenüber steht ein großer (bis wohl 30 Fuß hoher) Chorten, ganz aus Silber und mit Edelsteinen und goldenen Ornamenten reich geschmückt. Daneben rechts und links standen ebensolche en miniature und endlich mehrere größere und kleinere Statuen, von Papiermaché gefertigt und bunt bemalt oder vergoldet und versilbert, darstellend Götter, Göttinnen und Lamas in feierlicher Haltung, mit untergeschlagenen Beinen in contemplativer Stimmung, oder auch die Hand wie lehrend erhoben. Alle waren recht unschön. Im Hintergrund endlich waren lange Bücherbretter, die mit den 250 Bänden des Kangyur und Stangyur, den Hauptlehrschriften der Buddhisten, belastet waren. Vorzügliche Handschriften und sorgfältig verwahrt. Die Wände des Tschoßkang waren mit Darstellungen aus dem Leben der Heiligen u. s. w. in classischem Stil, d. h. halb frühgothisch, halb chinesisch bemalt. Ohne Frage war der Raum an sich schön und harmonisch angelegt, nur was man hinein gehängt und gestellt hatte, war geschmacklos. Für die Lamas befanden sich einige Pritschen darin, die der graduirten etwas höher (und mit Teppichen versehen) als die der ungelehrten. Vor dem Chorten standen mehrere Messingschalen mit reinem Wasser, in dem Rosenblätter schwammen, die tägliche Spende, ebenso vor den Götterbildern. Endlich war links vor dem Chorten ein großes halbkugeliges Gefäß voll Butter aufgestellt, in dessen Mitte ein Docht brannte, als ewiges Licht. Während ich mich hier umsah, war nebst Anderen auch der Klosterarzt erschienen. Ein Mann von etwa 50 Jahren oder darüber, mit feinem ausdrucksvollem Gesicht und fast vornehmem Benehmen. Er geleitete mich nun weiter durch die Räume des Klosters; treppauf treppab längs der Galerien und über Dächer zu den verschiedenen Kirchen und Kapellen. Es sind deren 5 oder 6; 2 große, die übrigen klein, doch alle mit ähnlichen Götterfiguren und Freskogemälden.

Endlich hatte ich Alles gesehen und der Klosterarzt empfahl sich, jedoch nicht ohne wir zuvor ein paar Täßchen Tschang credenzen zu lassen. Nun setzte ich mich in den Hof und zeichnete eines der Portale. Viele Mönche umstanden mich und ein kleiner Junge, der auch Mönch werden soll, ein Kyelanger, setzte sich vertrauensvoll neben mich und sah zu und plauderte. Als ich fertig war, bestieg ich wieder meinen Rappen und ritt zurück nach Martselang. Am nächsten Morgen überschritt ich den Indus und kehrte auf's rechte Ufer zurück. Da die Brücke gut war, hatte das keine Schwierigkeit. Hier treten die Granitfelsen nahe an den Fluß heran, und bieten allerhand Abwechselung, und auch die Nähe des Flusses ist angenehm. Interessant ist es zu sehen, mit welchem Geschick die Wasserleitungen angelegt sind, und sie sind nach Bedürfniß groß oder klein. Die für Tschuschod ist so groß wie ein ansehnlicher Bach und wohl eine deutsche Meile lang. Sie erhält ihr Wasser weit oberhalb aus dem Indus und hat ein geringeres Gefälle als der Fluß; so sieht es aus, als steige sie allmälig am Ufer hinauf, um endlich das flache Land zu erreichen. Da man hier keine Instrumente zum Nivelliren hat, muß man die natürliche Kunstfertigkeit der Leute bewundern. Das Reiten war hier auch recht angenehm, denn nicht selten waren ebene Strecken vorhanden, deren sandiger Boden zu einem Galopp einlud. Diese Gangart sagte jedoch meinem Rappen wenig zu, er fing stets an zu knarren, wie eine alte ungeschmierte Scheunenthür, wenn es ein bischen schnell ging, und diese Musik ist für den Reiter wenig erbaulich. Nach etwa 2½stündigem Ritt erreichten wir das erste Haus von Trikse, es war dasjenige einer meiner Leute. Dieser war vorausgegangen, um uns anzumelden und zu unserem Empfange zu rüsten. Er complimentirte mich sehr höflich in sein Gärtchen, woselbst er im Schatten der Weiden Teppiche ausgebreitet hatte, und ließ mein Pferd nach Herzenslust in der Luzerne weiden. Mir selbst brachte er Tschang, der zwar gut aber auch stark war, so daß ich bald das Trinken einstellte, trotz der vielen erneuten Nöthigungen meines Wirthes. Nachdem sich auch Sacharia satt getrunken hatte und die größte Hitze vorüber war, ritten wir weiter nach Rambinpur. Dies ist eine Colonie, von einem früheren Wasir angelegt. Er gedachte ein ödes Gefild zu einer grünenden Flur umzuwandeln; er ließ Leute umsonst sich daselbst ansiedeln, steuerfrei und gewährte ihnen allerlei Erleichterungen. Wassergraben wurden angelegt, Pappeln angepflanzt und die dazwischen liegenden viereckigen Parzellen den Leuten zum Bestellen angewiesen. Ein kleiner Anfang ward gemacht und da fiel es unglücklicherweise den Leuten ein, daß vielleicht die Regierung sie nur dahingezogen habe, um höhere Steuern ihnen aufzuerlegen. Dieses Gespenst einer harten Regierung vertrieb Viele und hielt Andere ab, sich dort niederzulassen, und wenn auch noch einige Leute da sind, so ist an ein Aufblühen nicht zu denken. Das Dörflein selbst ist auch nach ausländischem Muster gebaut, nämlich als ein paar rechtwinkelige aneinanderstehende, breite Straßen, die man Bazar genannt hat. Der Bungalow ist ein großes zweistöckiges Gebäude mit offenen Veranden im Oberstock. Ein großer Hof liegt davor. Als ich mich hier niedergelassen hatte, waren mittlerweile meine Leute ausgegangen, um Holz, Milch, Futter für die Pferde u. s. w. zu erhalten. Doch was sie mitbrachten, war die Mittheilung, nichts zu haben. Der Dorfschulze sei abwesend in Leh, der Polizist ebenso, alle Männer des Dorfes seien auf den Feldern und von den paar Weibern, die das Haus hüteten, sei absolut nichts zu bekommen. Ich nahm daher meinen Alpenstock in die Hand, steckte eine gebieterische Miene auf und schritt durch die leeren Straßen, bis ich das Häuflein Unglück von Weibern und Kindern fand, die nichts geben wollten. Ich redete sie auf's Strengste an und erklärte ihnen, sie müßten das Nöthige schaffen, vor Allem Holz. Sie ließen sich jedoch durch nichts imponiren, sondern fütterten die Säuglinge ruhig weiter, ohne die geringsten Anstalten, uns auch etwas zukommen zu lassen. Mittlerweile hatte sich indessen eine barmherzige Seele gefunden, die aus freien Stücken Holz brachte. So konnte wenigstens Kaffee gekocht werden und ich zog mit Reuter's: „Ut mine Stromtid" und dem Kaffee zufrieden in meine Gemächer zurück. Sacharia jedoch, der ein wenig zu viel Tschang getrunken hatte, konnte sich lange nicht zufrieden geben. Am nächsten Morgen ging es zwischen grünenden Feldern zunächst bis nach Trike. Hier stieg ich in einem Luzerne-Garten ab, wo auch Weidenbäume wuchsen, und setzte mich in den Schatten, ließ Lunch bereiten, und las Reuter. Nachmittags stieg ich auf den nahen Berg, dessen Spitze das Kloster trägt. Es ist nicht so groß und reich wie Hemis, indessen es bietet auch manches Schöne und Interessante. In einer Halle standen 3 riesige Götterbilder (von Papiermaché) in mindestens vierfacher Lebensgröße. Leider aber waren sie verhangen und nur die Zehen und Finger ließen auf die Größe schließen. Der Raum ist finster und ohne ein Gruseln sieht man sich diese Bilder kaum an, selbst wenn sie verhangen sind. Niedliche gepflasterte Höfchen, hübsche Aussicht von den Dächern, Wandgemälde, religiöse Musikinstrumente erregten sonst noch mein Interesse. Das „Lehrhaus" ist schön hell und lustig, von Götterstatuen enthält es so gut wie nichts. Das ist ein Vortheil. Um so sichtbarer sind dagegen die recht gut ausgeführten Fresken: Götter, Göttinnen und Lamas, jeder umgeben von seiner Diener- und Schülerschaft. Schön wie am Morgen, war es am Nachmittag. Der ähnliche Ritt bis Sheh, auch nur ein Stündchen. In dieser Gegend war der Tschang *eine stets* drohende Gefahr. Sacharia hatte viele Freunde in der Gegend, die alle von dem Getränke bedeutende Mengen herbeischafften. Ich bekam ihn satt und verbat mir weitere Spenden. Doch die Leute konnten nicht genug von dem säuerlichen Getränk zu sich nehmen. In Sheh logirte ich in einem sehr feinen Haus im zweiten Stock und einem großen Zimmer mit Balcon, die Wände bunt bemalt mit Palmen und Rosenstöcken und bunten Schnörkeln. Ein Cabinet daneben war jedoch die Perle des Ganzen. Reizende Gitterfenster und Thüren, ein hübscher Kamin und die üppigste Blumen- und Baummalerei an den Wänden schufen wirklich ein orientalisch geschmackvolles Zimmerchen. Es war mir jedoch zu eng, heiß und dumpfig: ich zog das größere Zimmer vor und besonders den Balcon mit dem hübschen Blick ins Grüne. Hier war mein letztes Nachtquartier; am nächsten Vormittag traf ich wieder in Leh ein.

Bücherbesprechung.

— Der Erzbischof von Toledo. Erzählung von Max Walter. Leipzig, Akademische Buchhandlung Gebrüder Wenck. Preis geheftet 1,80 ℳ, eleg. geb. 2,50 ℳ. — Max Walter versetzt uns mit seiner Erzählung in die Schreckenszeit der spanischen Inquisition. Der Erzbischof von Toledo, von Natur ein barmherziger Mensch, in seiner Jugend ein dem Weltleben ergebener Krieger, nun ein Ascet und Priester und gegen Andersgläubige ein strenger Ketzerrichter, sieht seine inquisitorische Thätigkeit als heilige Pflicht und Sühne für seine Jugendsünden an. Oft will er seinem Herzen folgen, aber sein Amt verbietet es, und wo er Liebe erweisen will, schlägt doch Alles ins Gegentheil um. Geschickt und sinnig ist in die Geschichte ein Vorgang eingeflochten, welcher den greisen Kirchenfürsten und sein Thun charakterisiren soll. Er nimmt während eines heftigen Gewitters eine verscheuchte Taube herein, vergißt sie aber und findet sie nach einigen Tagen unter schmerzlichen Empfindungen der Reue verhungert vor. Unter den zahlreichen Opfern der Inquisition, welche die Märtyrerstadt entvölkerte, ist auch ein edler Menschenfreund, ein junger Arzt, den er als seinen eigenen natürlichen Sohn anerkennen muß, und welcher das Leben seines geliebten Lehrers Ben Esra vergeblich von ihm erbittet. Das Enkelsöhnchen steckt dem zum Kirchendienst gehenden Oberpriester ein durch seine kindliche Einfachheit nur ergreifenderes Schreiben in die Hand: „Erbarme Dich, heiliger Mann, und rette den Vater. Er ist so gut, und wir lieben ihn so sehr. Gieb ihn uns und der Mutter wieder, wir verderben sonst. Laß Dich erweichen, Du guter Erzbischof, hab' Mitleid mit uns Armen!" Noch entsetzlicher tobt nun der Streit in der Brust des schlummerlosen Greises, der in beständiges Gebet zur Mutter Gottes versenkt, endlich dem Dominicanerprior den Befehl zugehen läßt, Don Enrique de Guzman, den eingekerkerten Sohn, loszugeben. Zu spät — der Letztere hat in dem entsetzlichen Kerker einen Nagel gefunden und sich die Adern geöffnet, er wird bei der beabsichtigten Befreiung als Sterbender vorgefunden. Alles, was der zwischen menschlichem väterlichem Erbarmen und religiösem Fanatismus schwankende mächtige Priester unternimmt, muß Verzweiflung und Tod gebären. Er stirbt in nagender Reue und bittrem Zweifel an seinem eigenen Lebenswerk. Der Verfasser schildert seine Persönlichkeiten in knappen und scharfen Strichen; seine kurzen Sätze sind voll reicher Gedanken und tiefer Empfinduug und machen seine Erzählung sehr wirkungsvoll.

D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 61 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 36. Sonnabend, den 26. März, Abends. 1898.

Unsere Schwalben im Volksglauben.

Von Dr. Martin Bräß.

Kein Vogel hat mit dem Menschen freiwillig ein solch' enges Freundschaftsbündniß geschlossen, als die Hausschwalbe. Wohl sucht auch der Storch unsere Wohnung auf, aber er nistet hoch oben auf dem Dachfirst, unerreichbar seinen Hausgenossen. Selbst das zutrauliche Rothschwänzchen legt gleich dem Sperling sein Nest ebenso gern und oft an der Außenseite des Hauses an, in Mauerlöchern, auf Gesimsen, auf Balkenköpfen, sobald nur der Platz vor Wind und Regen geschützt ist, als es Viehställe oder Hausfluren für die Wiege seiner Jungen auswählt; ja bisweilen, wenn auch selten, begnügt es sich mit einem passenden Astloch eines Baumes. Dagegen nimmt unsere Rauchschwalbe regelmäßig Herberge im Innern der Gebäude, indem sie ihr oben offenes Nestchen der Decke des Kuhstalls oder dem Tragbalken des Vorhauses anvertraut. Dadurch unterscheidet sie sich von der Mehlschwalbe, die ihre kugelförmigen, bis auf ein Flugloch völlig zugemauerten Nester unter den Gesimsen und Dächern an der Außenseite der Häuser befestigt. Nur dort, wo alle menschlichen Wohnungen fehlen, nimmt die Rauchschwalbe vorlieb mit Vorsprüngen an steilen Felsenwänden; sobald aber in der Wildniß das erste Haus entsteht, ist auch die Schwalbe da und schlägt ihr Heim auf beim gastfreien Menschen.[1]) Kein Wunder, daß diese einzig dastehende Anhänglichkeit an unsere Wohnung, das Zutrauen, welches das reizende Thierchen uns erweist, Gegenliebe wecken mußte; wir sehen, wie selbst rohere Gemüther der Schwalbe Schutz und Gastfreundschaft gewähren. Mit Jubel wird im Lenz überall die erste Schwalbe begrüßt, mit reger Antheilnahme beobachtet Groß und Klein Nestbau und Aufzucht der Jungen, und mit Wehmuth sieht man im Herbst die Schwalben scheiden. So verstehen wir es auch, daß sich um Thun und Treiben gerade dieser Vögel ein dichter Kranz von Märchen und Sagen gewunden und der Aberglaube sich ihrer bemächtigt hat, wie nur weniger anderer Glieder der gefiederten Welt.

Die erste Schwalbe, die man im Frühling sieht, ist wie der erste Storch, der erste Kuckuck, den man rufen hört, von besonderer Vorbedeutung. Sie bringt Glück, wenn sie fliegt — „nu järlanc stet vil hoch min muot, ich hôrt den süezen sanc von einer swalwen dâ sie flouc!“ — prophezeit aber Unglück, wenn sie sitzt. Sieht ein Mädchen im Frühling zuerst eine einzelne Schwalbe oder eine größere Anzahl, so bleibt es noch ledig, sieht es aber ein Schwalbenpaar, so heirathet es noch in demselben Jahre. Der junge Mann, der die erste Schwalbe sieht, soll unter dem Fuße suchen, ob er nicht ein Haar finde; von derselben Farbe wie dieses wird das Haar der künftigen Frau sein. Schönheit erlangt man, wenn man sich beim Erblicken der ersten Schwalbe sogleich wäscht, Reichthum aber, wenn man, die Schwalbe fest im Auge behaltend, einen Stein aufhebt, den man dann stets bei sich in der Tasche trägt. Wer nach der ersten Schwalbe über die linke Schulter blickt, vermag das Jahr über Geister zu sehen. Auch soll man bei dieser Gelegenheit unter seinem rechten Fuße graben; da wird eine Kohle zu finden sein, die während des ganzen Jahres vor Kopfweh schützt. Wie sehr man auf die heimkehrenden Schwalben im Frühjahre achtet, ergiebt sich auch daraus, daß z. B. in Hessen die Ankunft der Schwalben vom Thurmwächter durch Blasen auf dem Horn angezeigt und von der Ortsbehörde öffentlich bekannt gemacht ward; auch bestand in Westfalen, ebenso in manchen außerdeutschen Ländern folgende höchst sinnige Sitte. Am 25. März nämlich, d. i. zu Mariä Verkündigung, wenn die Schwalben nach dem alten Reim erwartet werden: „Mariä Geburt (8. Sept.) — Ziehen die Schwalben furt, — Mariä Verkündigung — Kommen sie wiederumb“ — geht der Hausvater mit der ganzen Familie den Ankömmlingen bis an's Hofthor entgegen und öffnet ihnen feierlich die Scheune, damit sie dann gleich in alle Räume von Haus und Hof fliegen können und sich die leeren Getreidekisten und Mehlkasten ansehen mögen, denen sie ja ihre besondere Aufmerksamkeit schenken, hat doch der Volksmund das Zwitschern der Schwalbe in die Worte übersetzt:

„Wenn ich wegzieh', wenn ich wegzieh',
Sind Kisten und Kasten voll;
Wenn ich wiederkomm', wenn ich wiederkomm',
Ist alles verzehrt,“

(Schwalbenliedchen in Gebr. Grimm's „Altdeutschen Wäldern“ II, S. 88)

denen dann unser Rückert in seinem Liede: „Aus der Jugendzeit“ so schönen Ausdruck verliehen hat:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.“

Ebenso findet hier und da eine feierliche Verabschiedung der Schwalben statt, z. B. in den Niederlanden, wo der Bauer mit den Seinen auf die glückliche Abreise der gefiederten Hausgenossen trinkt und die Kinder Papierdrachen steigen lassen, gleichsam als wollten sie den Scheidenden das Geleit geben.[2]) Schwalben in Haus, Scheuer und Stall sind stets ein gutes Omen. Fliegen die Schwalben häufig über einem Hause oder oft vor einem Fenster vorüber, so wird ein Mädchen im Hause bald Braut. Eitel Glück und Segen winkt dem Brautpaar im kommenden Ehestand, wenn das Erste, was sie beim Austritt aus der Kirche sehen, ein Schwalbenpärchen ist; dasselbe gilt, wenn Schwalben und Tauben beim Hochzeitsschmause ums Haus fliegen. Wo aber Unfrieden im Hause herrscht, ziehen die trauten Freundinnen des Menschen aus. Wenn sie nicht wiederkehren zum alten Heim, so wird das Haus niederbrennen, oder es stirbt während des Jahres Jemand im Hause, oder es ist ein Zeichen, daß böse Menschen im Hause wohnen. Schwalben sind vom Himmel gesandt; „Herrgottsvögel“ nennt sie daher der deutsche Volksmund oder „Muttergottesvögelein“, „Frauenvögelchen“, „Vögel der Madonna“; ebenso gelten sie bei anderen Völkern als wunderbare und heilige Geschöpfe; „la poule de Dieu“, „Gotteshuhn“ nennt der französische Bauer seine gefiederte Freundin, und der Moslem duldet das in der Moschee nistende Schwalbenpärchen nicht nur, sondern sieht in den Schwalben, die in dem Heiligthum brüten, Sendboten des Himmels. „Die Schwalbe preist Gott und beschmutzt die Moscheen“, lautet ein damascenisches Sprichwort, und der Araber nennt die Schwalbe den „Vogel des Paradieses“, weil bei der Vertreibung der ersten Menschen nach dem Sündenfall eine Schwalbe an dem Flammenschwerte des zürnenden Engels vorüberflog, um den Menschen in seine neue Heimath zu begleiten, in Glück und Unglück. Ebenso sinnig ist eine christliche Sage, die an den Erlösertod anknüpft: Als Christus am Kreuze um Wasser flehte, nahte sich die Schwalbe, küßte die Lippen des Sterbenden und träufelte einige Tropfen Wassers darauf, das sie von fernher gebracht hatte; dann umflog sie das Haupt des Heilands, mit ihren langen Schwingen ihm Kühlung zufächelnd. Dabei streifte sie die blutenden Wunden, so daß sich Stirn und Kehle roth färbten. — Wie dürfte Jemand solch' treuem Thierchen ein Leid zufügen! Wer

[1]) Vergl. Brehm's Thierleben.

[2]) Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, S. 114 f., 190. Menzel, Deutsche Dichtung I, 212. Grimm, D. Mythol. 723.

ein Schwalbennest zerstört, zerstört sein eigenes Glück, sagt der Volksmund. Eine Schwalbe zu tödten, ist eine schwere Sünde; die Strafe folgt dem Missethäter auf dem Fuße: der Blitz zündet und äschert das Gehöft ein, alle Schwalben umflattern dann die Brandstätte und speien neues Feuer in die Gluth, oder das Vieh stirbt, wenigstens aber verlieren die Kühe ihre Milch oder geben rothe Milch; auch regnet es vier Wochen ununterbrochen, daß Futter und Getreide auf den Fluren verfault. Ja, fällt nur ein Schwalbennest zu Boden, so bedeutet dies, daß ein Bewohner im Laufe des Jahres das Haus verlassen wird.[3]) Kurz, Schwalben gelten im deutschen Volksglauben ganz allgemein als günstige Vorzeichen, es müßte denn sein, daß Schwalben in die Esse bauen — dann kann man keine Kälber großziehen. — Um so auffallender ist es, daß die Schwalben, für deren Liebenswürdigkeit und Zutraulichkeit auch die Alten nicht blind waren, doch von den Auguren als unheilverkündende, wenigstens als höchst verdächtige Vögel betrachtet wurden. Eine Schwalbe warnte Alexander den Großen vor Verrath; Schwalben zeigten dem Darius den unglücklichen Ausgang der Expedition gegen die Skythen an, ebenso einem seiner Nachfolger, Cyrus dem Jüngeren. Besonders schlimm ist das Erscheinen unserer Vögel vor Ausbruch einer Schlacht; Schwalben hatten in das Zelt des Antiochus, des Königs von Syrien, gebaut, als er im Kampfe lag gegen die Parther: er verlor sein Leben; die unglückliche Schlacht von Beneventum prophezeiten auf gleiche Weise Schwalben dem Pyrrhus, und vor der Seeschlacht zwischen Cäsar und Antonius hatten Schwalben unter das Hintertheil des Schiffes der Kleopatra ihr Nest gebaut.[4]) Ein griechisches Sprichwort warnt vor Schwalben unter dem Dache, selbst im Traume bedeuten sie Unglück. Nur ein einziges Schwalbenorakel, welches Glück verkündete, kennen wir aus dem Alterthum: Als Dionysius die Akropolis verließ, zogen auch die Schwalben ab und weissagten ihm dadurch seine Rückkehr. (Aelian 10, 34). — Es würde zu weit führen, auf die verschiedenen Verwandlungssagen, die sich auf die Schwalben beziehen, näher einzugehen; es finden sich solche bei vielen Völkern. Wir erinnern nur daran, daß nach der griechischen Mythe das Zwitschern der Schwalbe als Klage von Pandions Tochter Prokne gedeutet ward, die in eine Schwalbe verwandelt worden war, daß nach einer walachischen Sage die Rauchschwalbe ein Mädchen war, welches mit den Eltern haderte und Andere verleumdete[5]) und daß es in manchen deutschen Gauen von der Uferschwalbe heißt, sie sei die Seele eines reichen Kaufmanns, dem seine Schiffe auf dem Meere zu Grunde gingen und die nun beständig am Ufer umherfliege, unruhig erwartend, ob sie nicht noch ankommen.[6])

Als Wettervogel scheint die Schwalbe im Alterthum keine Beachtung gefunden zu haben, während sie als solche bei unseren Landleuten, und nicht nur bei diesen, auch heute noch eines besonderen Rufes sich erfreut. Wenn die Schwalben hoch in den Lüften segeln, sagt man allgemein, wird das Wetter schön, und sollten schon Gewitterwolken den Himmel bedecken, das Unwetter zieht seitwärts;[7]) wenn sie aber unstät unmittelbar über dem Boden oder an den Hauswänden umherfliegen, so bedeutet dies Regen. Aber einer höchst sonderbaren Anschauung, welche noch heute im Volke viele Anhänger zählt, ja bis vor Kurzem selbst von Gelehrten vertreten ward, begegnen wir auch schon bei den Alten, z. B. bei Aristoteles. Wir meinen die Fabel vom Winterschlaf der Schwalben, die ihre Erklärung wohl darin findet, daß man wiederholt bei plötzlichem Eintritt der kalten Jahreszeit todte und ermattete Schwalben in hohlen Bäumen, unter dürrem Laub, unter Grasbüscheln, in den eignen Nestern u. s. w. entdeckt hat. Vor dem Abzuge versammeln sich ja die Schwalben und suchen gemeinsame Schlafplätze auf, besonders gern Sümpfe, Teiche, das Fachwerk der Häuser u. dgl., wohl auch einen hohlen Baum. Ist nun die Herbstnacht kalt und sind die Thierchen infolge Nahrungsmangels ermattet, so mag es bisweilen vorkommen, daß sie in ganzen Schaaren dahinsterben, und wer sie findet, kommt dann leicht zu der Meinung, die Schwalben hätten sich hier niedergelassen zur langen Wintersiesta. So lesen wir beim alten Geßner, dem Plinius des Mittelalters: „Ich hab gfunden dz die Schwalmen den gantzen Winter in jren nästeren verborgen ligend als todt: darumb vermein ich nit daß sy hinweg fliegend. Den gantzen Winter habend sy frische eyer bey jnen: sy werdend aber gägen dem Sommer widerum läbendig.“ Andere wieder weisen den Schwalben das Wasser zum Winterquartier an. Mühsam tragen die sonst so leichten Schwingen die schlaftrunkenen Schaaren nach dem nahen Teich und Sumpf, wo sich alle im hohen Schilf niederlassen; neue Schaaren ziehen herbei, und schließlich wird dem Schilfblatt oder dem schwanken Rohre die Last zu schwer; es biegt sich hinab zum Wasserspiegel, und die Vöglein gleiten ins feuchte Element, wo sie zu Boden sinken. In dem Schlamm ruhen die müden Geschöpfe aus und erquicken die matten Glieder durch Schlaf, der dem Tode ziemlich gleich ist. Wenn aber die Luft sich erheitert, dann wird das Blut zum Umlauf wieder geschickt gemacht, die Trägheit verschwindet, und das leichtere Blut läßt von selbst den Vogel an die Oberfläche emportauchen, wo er — gleichsam auferstanden aus tiefem Grabe — in der Frühlingsluft wieder auflebt, wie Luther in seiner Erklärung zum 1. Buch Mose sagt: „Das Wunderwerk von den Schwalben ist aus der Erfahrung bekannt, daß sie nämlich den Winter hindurch in dem Wasser für todt liegen, und im Sommer wieder aufleben, welches gewiß ein großer Beweis unserer Auferstehung ist.“ Sehr merkwürdig ist es, daß einige die Behauptung aufstellen, die Schwalbe bringe den Winter nackend zu; so lesen wir bei Joh. Prätorius[8]) folgende Reime: „im Winter reisst sie aus, — Und kriechet in die Bäum', und hält da nackend haus: — Denn ihren Feder-Schmuck verleuret sie darinne, — Und lieget auch für todt; bis endlich die Lentzinne — Und Frühlings Künffe kömmt: Die giebt ihr wiederümb — Ein neues Federkleid, das Leben und die Stimm.“ Zum Beweis, daß dieser naturwissenschaftliche Irrthum selbst in der Wissenschaft fast bis in unsere Zeit Vertreter gefunden hat, führen wir nur Vater Lenz an, den erfahrenen Naturhistoriker von Schnepfenthal, welcher, gestützt auf die Mittheilungen des Engländers Rennie, des norwegischen Bischofs Pontoppidan u. A., an der Meinung festhielt, daß die Schwalben, wenn auch ausnahmsweise, bei uns in Europa einen Winterschlaf halten.[9]) — Eine andere, ebenso verbreitete Ansicht ist die, daß die Schwalbe nicht selten den Sperling, der von ihrem Neste räuberisch Besitz ergriffen hat, aus Rache einmauern und so in dem engen Raume umkommen lasse. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir mit Naumann, dem Altmeister in der Ornithologie, derartige Erzählungen als „einfältige Märchen“ bezeichnen. Indessen, da immer wieder dieser oder jener Beobachter den von Schwalben eingemauerten Spatz durch neue Belege aus dem Reich der Fabel in das der Wirklichkeit emporzuheben bestrebt ist,[10]) so dürfte ein endgiltiges Urtheil zur Zeit noch nicht abzugeben sein.

Wir müssen noch der Rolle gedenken, welche unsre Schwalben in der Medicin vergangener Zeiten gespielt haben. Da sollte ein Schwalbenbraten das Gedächtniß stärken, auch Nierenkolik heilen; Junge der Uferschwalbe, zu Asche verbrannt, waren gut gegen tödtliche Halskrankheiten (schon bei Plinius), Bräune sollte verschwinden unter dem Einfluß des stinkenden Dampfes eines schmauchenden Schwalbennestes(!);[11]) in Milch aufgeweichte Schwalbennester dienen noch heute als Gährkataplasmen zum „Aufzeitigen“ von Abscessen und Geschwüren, auch werden sie in Oberbayern beim Augenstaar vom Volke bisweilen angewandt, wie überhaupt gegen Krankheit der Augen die Schwalbe manches Mittel bot. Ihr scharfes Gesicht, das ihr auch im schnellsten Fluge die winzigen Mücken nicht entgehen läßt — ‚diu svalbe vachet die mücken vür den valken‘ — mag den alten Aerzten als Signatur gegolten haben. So lassen die Schwalben, wenn sie sieben Jahre in demselben Neste gebrütet haben, den Schwalbenstein zurück, der große Heilkraft bei Augenübeln besitzt; nach anderer Meinung werden übrigens die Steine aus einer jungen Schwalbe herausgeschnitten — man findet ‚in junger swalben magen zwei steinlin swarz und rôt‘ — ja die Anwendung von

3) Wuttke, a. a. O. S. 114.

4) Hopf, Thierorakel und Orakelthiere, S. 137. Lenz, Zoologie der alten Griechen und Römer, S. 302.

5) J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythol. II, 432.

6) Kirchhoff, Wendunmuth IV. Nr. 160.

7) K. Haritz, Die Vögel und das Wetter. Die Natur 1895. S. 137 ff.

8) „Storchs und Schwalben Winter Quartier.“ Frankfurt und Leipzig 1676. S. 87.

9) An anderer Stelle (Ornithol. Monatsschr. des dtsch Ver. z. Schutze d. Vogelw. 1895, S. 307) hat Verfasser nachgewiesen, wie man seit Alters auch anderen Vögeln, z. B. dem Habicht, Rothschwänzchen, Grünfinken, der Turteltaube, Amsel, Nachtigall, Wachtel einen Winterschlaf andichtete.

10) Vergl. z. B. Die gefiederte Welt 1898. S. 6.

11) W. Marshall, Neueröffnetes, wundersames Arzenei-Kästlein, Leipzig 1894. S. 24.

Schwalbenwurz (Chelidonium majus L.) für die Augen haben uns — so berichtet bereits Plinius — die Schwalben gezeigt, indem sie die Augenübel ihrer Jungen damit heilen. Ferner ist Schwalbennesttasche ein Volksmittel gegen Epilepsie, und Schwalbenkoth, in „guter Milch“ gekocht, heilt Croup und Diphtherie; daß er bei jungen Leuten das Sprießen eines schwachen Barthaares befördern soll, wollen wir nebenbei bemerken. [17]) Auch sympathetische Mittel, die sich auf die Schwalbe beziehen, kennt das Volk. Wer ein Schwalbenherz bei sich trägt, wird von Jedermann geliebt. Wer die erste Schwalbe sieht, hebe mit der großen Zehe etwas Erde auf und nehme dies mit ins Bett, so verlieren sich die — Flöhe; wer Flechten vertreiben will, spreche des Morgens: „De Schwale (Schwalbe) und de Flechte, de floge wol ower dat wille Meer; de Schwale de kam wedder, de Flechte nimmermehr.“ Geben die Kühe behexte, d. h. blutige Milch, so stelle man davon in einem Scherben auf einen Zaun; fliegt eine Schwalbe darüber, so ist das Uebel vorbei.

[17]) Höfler, Volksmedicin u. Aberglaube in Oberbayerns Gegenw. u. Vergangenh., München 1888.

Jahresbericht der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft.

Leipzig, im März 1898.

Auch in diesem Jahre ist die Gesellschaft schmerzlich betroffen worden durch das am 6. Februar 1898 erfolgte Ableben ihres Präses und derzeitigen Secretärs, des Geh. Raths Prof. Rudolph Leuckart. Der reichen Wirksamkeit des Mannes, der in seiner Wissenschaft zu den bahnbrechenden Geistern zählte und der unserer Gesellschaft als hochverdientes Mitglied seit 1876, als Präses seit 1894 angehörte, wird die Gesellschaft jederzeit ein dankbares Andenken bewahren. An seiner Stelle wurde in der Sitzung vom 5. März der Prof. der Botanik Geh. Hofrath Dr. Wilhelm Pfeffer zum Mitgliede, Geh. Hofrath Prof. Dr. Scheibner zum Präses der Gesellschaft erwählt. Von den beiden für das Jahr 1897 gestellten Preisaufgaben hat nur die historische, auf die Sprache der deutschen Urkunden in der Kanzlei Kaiser Karl's IV. bezügliche einen Bearbeiter gefunden. Neben einer gedrängten Darstellung des Grammatischen im engeren Sinne wünschte die Gesellschaft vor Allem eine eingehende Behandlung der Formeln der Kanzlei- und Geschäftssprache. Die eingegangene umfängliche Bewerbungsschrift mit dem Motto „Sanctus amor patriae etc.“ ist jedoch der gestellten Aufgabe nicht gerecht geworden. Denn einerseits ist nur ein erster, rein sprachlicher Theil der Untersuchung rechtzeitig eingeliefert worden, andererseits entfernt sich dieser allzuweit von dem gestellten Thema, das nur am Schlusse mehr gestreift als erschöpft wird; an Stelle einer knappen Charakteristik des für jene Kanzleisprache Specifischen und Wesentlichen bietet jener Theil vielmehr eine weitausgreifende Voruntersuchung über Existenz und Wesen der mittelhochdeutschen Literatursprache bez. -sprachen innerhalb der Jahrhunderte, die der Zeit Karl's IV. vorausliegen. Die Gesellschaft hat daher zu ihrem Bedauern der Bewerbung den Preis nicht ertheilen können. Für die Jahre 1898—1901 sind von der Gesellschaft die folgenden Preisaufgaben gestellt worden:

I. Historisch-nationalökonomische Section. 1) Für das Jahr 1898. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß bei den germanischen und romanischen Völkern das Handwerk nicht, wie lange geglaubt wurde, die erste Stufe der gewerblichen Entwicklung gebildet, sondern daß ihm mehrere ältere Betriebsformen vorausgegangen sind und daß diese nicht blos bei den östlichen und nördlichen Völkern Europas noch heute sich in großer Ausdehnung finden, sondern daß sie auch in der antiken Welt weit verbreitet waren. Vereinzelt ist ihr Vorkommen auch bereits bei außereuropäischen Völkern nachgewiesen worden. Im Allgemeinen aber besitzen wir zwar ein sehr reichhaltiges Material über die bei den letzteren vorkommenden Arten der gewerblichen Technik, während die wirthschaftliche Organisation des Gewerbebetriebs der primitiven Völker und der Nationen fremder Culturkreise nie eingehender untersucht worden ist. Die Gesellschaft wünscht demnach eine eingehende Untersuchung und vergleichende Darstellung des nationalen Gewerbes bei den eingeborenen Völkern eines oder mehrerer außereuropäischer Erdtheile unter besonderer Berücksichtigung der Betriebsformen der Stoffumwandlung und der Absatzweisen der Fabrikate. Die Gesellschaft schreibt danach nur ein größeres Untersuchungsgebiet vor, welches territorial zusammengehörige Völker verschiedener Entwicklungsstufen umfaßt und die Möglichkeit einer vergleichenden Darstellung eröffnet, möchte aber die Abgrenzung jenes Untersuchungsgebietes ganz dem Ermessen des Bearbeiters überlassen. Sie würde darum z. B. eine eingehende Bearbeitung der gewerblichen Zustände der ostasiatischen Culturvölker ebensowohl der Aufgabe entsprechend erachten als eine Darstellung der Gewerbe bei sämmtlichen Völkern Afrikas. Preis 1000 ℳ — 2) Für das Jahr 1899. Nachdem die von der Gesellschaft für 1895 ausgeschriebene Preisaufgabe über das griechische Genossenschafts- und Vereinswesen eine Lösung gefunden hat, welche die Organisationsformen und die räumliche Verbreitung jener Gemeinschaftsbildungen nunmehr übersehen läßt und über ihre rechtliche Natur genauen Aufschluß bietet, bleibt auf diesem Gebiete der Forschung die weitere Aufgabe, unter Heranziehung alles verfügbaren schriftstellerischen und inschriftlichen Quellenmaterials in das innere Leben jener kleinen Socialgebilde tiefer einzudringen und ihre Bedeutung nach der wirthschaftlichen und socialen Seite klar zu legen. Es wäre zu diesem Zwecke zunächst nöthig, durch genaueres Eingehen auf die wirthschaftliche und sociale Entwicklung der griechischen Welt seit dem Ende des IV. Jahrhunderts v. Chr. die treibenden Kräfte zu ermitteln, welche zum genossenschaftlichen Zusammenschluß so zahlreicher Kreise führten. Sodann wären nicht nur die eigentlichen Interessenverbände von Berufsgenossen u. dgl. und die nach den Principien der Selbsthilfe oder Versicherung arbeitenden Vereine auf ihre Wirksamkeit zu untersuchen, sondern es wäre namentlich auch die Vermögens-Verwaltung und -Nutzung der weit zahlreicheren Genossenschaften von allgemeinerem Charakter und ihr Einfluß (nach der guten und schlimmen Seite) auf die wirthschaftliche Lage ihrer Mitglieder, sowie überhaupt auf die sociale Gliederung der Bevölkerung des Näheren darzulegen. Die Gesellschaft wünscht demnach eine Darstellung der wirthschaftlichen und socialen Entstehungsursachen, der Lebensbethätigung und der Einflüsse der Genossenschaften in der späteren griechischen Geschichte. Preis 1000 ℳ — 3) Für das Jahr 1900. In den von der Gesellschaft früher gekrönten Preisschriften von Blümner und Büchsenschütz ist die gewerbliche Thätigkeit des classischen Alterthums nach ihrer Verbreitung über die einzelnen Theile der alten Welt behandelt und in einem späteren Werke des erstgenannten Gelehren die Technik der antiken Gewerbe und Künste dargestellt worden. Dagegen fehlt es noch an einer umfassenden Darlegung der wirthschaftlichen, socialen und rechtlichen Stellung des Handwerks zunächst im griechischen Alterthum, da die verdienstliche Arbeit von Rübenauer nicht über die homerische Zeit hinausgekommen ist und eine Ergänzung nur für Athen in einer älteren Abhandlung von Frohberger vorliegt. Die Gesellschaft wünscht daher eine die inschriftlichen ebenso wie die literarischen Quellen verwerthende Darstellung der socialen und rechtlichen Stellung der Handwerker und der wirthschaftlichen Organisation des Gewerbebetriebs im griechischen Alterthume. In letzterer Beziehung wäre auf die in der modernen national-ökonomischen Literatur (z. B. im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Art. „Gewerbe“) zur Geltung gekommenen Gesichtspunkte Rücksicht zu nehmen. Preis 1000 ℳ — 4) Für das Jahr 1901. Die Gesellschaft wünscht ein westnordisches Namenbuch, welches in knappster Form das in der Literatur wie in den Urkunden bis zum Jahre 1300 vorkommende Material von norwegischen und isländischen Personennamen verzeichnet und kritisch sichtet. Auf thunlichst genaue Scheidung gleichnamiger Persönlichkeiten ist dabei besonderes Gewicht zu legen. Die Orthographie der Namen ist insoweit zu normalisiren, als sie die Aussprache der Namen selbst nicht berührt. Preis 1000 ℳ

II. Mathematisch-naturwissenschaftliche Section. 1) Für das Jahr 1898. Da die von Poisson, Green, Gauß, Dirichlet u. A. gegebene Theorie der dem Newton'schen Gesetze entsprechenden Kräfte einen der wichtigsten Theile der ganzen mathematischen Physik repräsentirt, andererseits aber die absolute Giltigkeit des Newton'schen Gesetzes (namentlich für sehr kleine und für sehr große Entfernungen) mancherlei Bedenken ausgesetzt ist, so liegt der Gedanke nahe, die Theorie der Fernwirkungen in größerer Allgemeinheit zu entwickeln und dabei, neben dem Newton'schen, auch andere Gesetze der Fernwirkung in Betracht zu ziehen. Ein solcher Versuch ist schon im Jahre 1832 von Green gemacht worden in seinen Mathematical Investigations concerning the Laws of the Equilibrium of Fluids ana-

logous to the Electric Fluid.*) Statt der Newton'schen Kräfte vom Gesetze $\frac{1}{r^2}$ werden dort ganz allgemein Kräfte vom Gesetz $\frac{1}{r^n}$ in Betracht gezogen. Doch zeigen sich in jener ebenso wichtigen wie scharfsinnigen Abhandlung mancherlei Lücken und Unklarheiten, auf welche Green zum Theil schon selbst aufmerksam gemacht hat. Auch sind daselbst gewisse Aufgaben (wie z. B. die Aufgabe der elektrischen Vertheilung in einem Ellipsoid oder in einer Kreisscheibe) nur ganz beiläufig besprochen worden. Demgemäß wünscht die Gesellschaft eine wirkliche Lösung dieser von Green in seiner Abhandlung nur angedeuteten Aufgaben, sowie auch die Ausfüllung und Aufklärung der in der genannten Schrift vorhandenen Lücken und Dunkelheiten. Preis 1000 ℳ. — 2) Für das Jahr 1899. Seitdem im Jahre 1818 Beudant die Abhandlung: Recherches sur les causes qui déterminent les variations des formes cristallines d'une même substance minérale veröffentlicht hat, sind mit Ausnahme vereinzelter specieller Studien und der Arbeit von Heinrich Vater über den Einfluß der Lösungsgenossen auf die Krystallisation des Calciumcarbonats, umfassendere experimentelle Untersuchungen über das Zustandekommen der verschiedenen Krystallgestalten oder deren Combinationen bei einer und derselben krystallisirenden Substanz nicht mehr angestellt oder wenigstens nicht mehr mitgetheilt worden, trotzdem die künstliche Darstellung von Krystallen erhebliche Fortschritte gemacht und große Ausdehnung gewonnen hat. Angesichts der Bedeutung, welche neue Forschungen auf diesem Gebiete voraussichtlich auch für das Verständniß der bei einer und derselben Mineralart hervortretenden Gestaltungsgegensätze haben würden, stellt die Gesellschaft die Aufgabe: Es sollen unter Berücksichtigung der den Gegenstand behandelnden Literatur auf experimentellem Wege Beiträge zur Lösung der Frage geliefert werden, von welchen Verhältnissen bei krystallisirenden Substanzen die Entstehung der verschiedenen einzelnen Krystallformen oder die gegenseitige Combination derselben abhängig ist. Es wird gewünscht, daß namentlich solche Substanzen in Betracht gezogen werden, welche eine Verallgemeinerung der gewonnenen Resultate auf die natürlichen Mineralvorkommnisse zulassen würden. Preis 1000 ℳ. — 3) Für das Jahr 1900. Trotz zahlreicher Untersuchungen ist noch keineswegs die Gesammtheit der äußeren und inneren Ursachen klargelegt, durch deren Zusammenwirken die Richtung der Seitenachsen der Gewächse bestimmt und regulirt wird. Dieses ist selbst, wie Controversen aus jüngster Zeit zeigen, in Bezug auf die radiär gebauten Seitensprossen und Seitenwurzeln nicht der Fall. Für alle ferneren Studien ist es aber sehr wichtig, daß gerade diese einfacheren Fälle völlig aufgeklärt sind, deshalb stellt die Gesellschaft folgende Preisaufgabe: Es wird eine eingehende Studie über die Ursachen gewünscht, welche die Richtung der Seitenachsen des Sproß- und Wurzelsystems bedingen und herbeiführen. Preis 1000 ℳ. — 4) Für das Jahr 1901 schlägt die Gesellschaft als Preisaufgabe vor: die Theorie der quadratischen Differentialformen in einem wesentlichen Punkte zu vervollkommnen. Die Theorie der quadratischen Differentialformen, welche von Riemann angebahnt und namentlich von Christoffel und Libschitz weitergeführt worden ist, hat durch neuere Untersuchungen in der Geometrie, der Dynamik und der Theorie der Transformationsgruppen eine erhebliche Bedeutung gewonnen, und jeder Fortschritt in jener Theorie würde auch hier einen Gewinn bedeuten. Indem die Gesellschaft wünscht, daß die Theorie der quadratischen Differentialformen in einem wesentlichen Punkte vervollständigt werde, lenkt sie die Aufmerksamkeit der Bewerber besonders auf die durch Lie's Forschungen angeregte Frage nach der Natur und den Eigenschaften der Formen, welche continuirliche Gruppen von Transformationen gestatten. Für den Specialfall $n = 3$ hat neuerdings Bianchi**) werthvolle Beiträge geliefert: es ist zu hoffen, daß die Darstellung der Kriterien für die Zugehörigkeit einer gegebenen Form zu einem bestimmten Typus in invarianter Form gelingen, und daß das Studium der in den betreffenden Räumen herrschenden Geometrien sich als lohnend erweisen werde. Preis 1000 ℳ.

Die anonym einzureichenden Bewerbungsschriften sind, wo nicht die Gesellschaft im besonderen Falle ausdrücklich den Gebrauch einer anderen Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen einseitig geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Umschlage begleitet sein, welcher auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Jede Bewerbungsschrift muß auf dem Titelblatte die Angabe einer Adresse enthalten, an welche die Arbeit für den Fall, daß sie nicht preiswürdig befunden wird, zurückzusenden ist. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres, und die Zusendung ist an den derzeitigen Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1898 Professor Dr. August Leskien, Stephanstraße Nr. 10) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die Leipziger Zeitung im März oder April des folgenden Jahres bekannt gemacht. Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

*) Transactions of the Cambridge Philos. Society 1833, wieder abgedruckt in den Mathematical Papers of G. Green, p. 117—183.

**) Memorie della Società Italiana delle Scienze, Ser. IIIa T. XI, 1897.

Bücherbesprechungen.

— Hast du die Kosten überschlagen? Ein Wort an die Glieder der christlichen Kirche über die Nachfolge Jesu. Von D. theol. J. J. Doedes, weil. Pfarrer zu Rotterdam, zuletzt Professor der Theologie in Utrecht. In das Deutsche übertragen von G. Holtey-Weber, Pastor in Butzdorf a. d. Sieg. Leipzig, Verlag von Ernst Sonnenhol. 1898. Preis elegant broschirt 40 ₰, 50 Exempl. 16 ℳ, 100 Exempl. 28 ℳ, bei größerem Bedarf nach Uebereinkunft. 45 S. kl. Octav. — Der als wissenschaftlicher, wie praktischer Theologe nicht unbekannte, vor Kurzem heimgegangene Verfasser, welcher, der holländischen reformirten Kirche angehörig, besonders durch seine theologische Encyklopädie der studirenden Jugend seiner Heimath gedient hat, schrieb uns hier ein treffliches Schriftchen, welches in guter Uebersetzung vorliegt. Er stellt uns darin den ganzen Ernst des wirklichen Christenthums und der beständigen Nachfolge aller wahren Jünger Jesu mit beredten Worten, packenden Hinweisen und Gewissensfragen vor. Besonders hat er junge Glieder der christlichen Kirche im Auge, und wir bringen, dem Wunsche des Hrn. Verlegers folgend, das Büchlein noch gerne in dieser Zeit zur Anzeige, in welcher Tausende von jungen Christen am Confirmationsaltar zu stehen pflegen. Freilich glauben wir, daß der Verfasser doch etwas reifere Christen vorausgesetzt hat, als wir sie in unseren Confirmanden und Neuconfirmirten gewöhnlich vor uns haben. Für diese müßte die Schrift noch viel einfacher, besonders auch concreter geschrieben sein. Fortgeschritteneren jungen Leuten wollen wir indessen die Lectüre des beherzigenswerthen Büchleins angelegentlich empfehlen. D. K.

— Evangelisation und Gemeinschaftspflege. Von J. Schneider, Pastor in Elberfeld. (Separat-Abdruck aus dem Theologischen Jahrbuch von 1898.) Gütersloh, C. Bertelsmann, 1898. 50 ₰. — Das sind goldene Worte, deren Aufnahme in Geist und Herz dem Trunk frischen Wassers gleicht, der Einem zur Erquickung gereicht wird, nachdem man seinen Durst nothgedrungen eine gute Weile mit schalen oder überhitzten Getränken hat stillen müssen. Welch eine Freude, in diesen Dingen einen evangelischen Theologen und zwar einen, der sich als Kenner ausgeben darf, klar, nüchtern biblisch reden zu hören! Der Verfasser kennt die Literatur über diese Bestrebungen genau und hat persönliche Erfahrungen reichlich gemacht. Er giebt einen kurzen, aber lehrreichen Ueberblick über das Geschichtliche, das hier in Frage kommt, und fordert dann für unsere Zeit eine innerhalb des Gemeindelebens sich aufbauende Gemeinschaftspflege, die nur dem Ganzen dient. Dem entsprechend fordert er da, wo sie nothwendig ist, eine in kirchlicher Organisation festgegliederte Evangelisation, die nichts Anderes zu treiben hat als die Predigt von Buße, Glaube und Heiligung im biblischen Sinne. Mit dem jedoch, was seither unter diesem Namen hin und her aufgetreten ist, geht er in ein unbarmherziges Gericht und führt den bündigen Nachweis, daß sie noch kaum etwas Anderes vollbracht hat, als „auf beackertem Lande zu pflügen und im Fischkasten zu fischen“, daß sie bewußt oder unbewußt die Arbeit des Methodismus gethan und oft genug das Schlimmste geleistet hat, was ein Evangelist fertig bringen kann, unbekehrten Menschen einzureden, sie seien bekehrt. Die Nachweise und Beispiele bis zu dem Inserat von dem „bekehrten“ Inspector, der auf ein Rittergut gesucht wird, möge der Leser sich selber suchen in dem Schriftchen, dessen Kenntniß für jeden Theologen und jeden Freund unserer Kirche unentbehrlich ist. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 37. Dienstag, den 29. März, Abends. 1898.

Aus der Geschichte des königl. sächsischen Militär-Erziehungs- und Bildungswesens.

Von Hauptmann Gebhard Zernin.

In der Geschichte des Geisteslebens des deutschen Volkes nehmen die Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten einen ehrenvollen Platz ein. Sie sollen die Aufgabe des elterlichen Hauses erfüllen: die leibliche, geistige und sittliche Pflege und Ausbildung der Zöglinge zu übernehmen, sowie durch ihren Unterricht zu erziehen. Man darf heute wohl behaupten, daß die bestehenden Anstalten des Deutschen Reichs diese Aufgabe im Allgemeinen in durchaus geeigneter Weise lösen und hierdurch wesentlich dazu beitragen, daß das deutsche Heer und seine Führer in der ganzen Welt eine Hochachtung finden, die geradezu beneidenswerth erscheinen muß. Diese gute Wirkung liegt klar vor Jedermanns Augen, folglich muß auch die Ursache: eine gute Erziehung und Ausbildung, vorhanden sein. Und darum erscheint es auch von allgemeinem Interesse, die Blätter der Geschichte auf diesem Gebiete einmal aufzurollen und Nachschau zu halten, wie beschaffen die militärischen Anstalten sind und in welcher Weise sie sich im Laufe der Zeit entwickelt haben.

Das Königreich Sachsen steht in Bezug auf geistige Cultur überhaupt, sowie besonders im Schulwesen auf anerkannt erster Linie im Deutschen Reiche. Nach Ritter's geographisch-statistischem Lexikon bestehen hier im Ganzen nicht weniger als 4050 Schulen, darunter 1 Universität, 1 technische Hochschule, 1 Bergakademie, 1 Forstakademie, 1 thierärztliche Hochschule, 2 Kunstakademien, 1 Cadettencorps, 1 Unterofficierschule, 1 Unterofficier-Vorschule, ferner 17 Lehrer- und 2 Lehrerinnen-Seminare, 17 Gymnasien, 10 Realgymnasien und 24 Realschulen, 10 Gewerbe- und Baugewerkschulen, 72 gewerbliche Fortbildungsschulen, 13 Handelslehranstalten u. s. w. Es war von jeher ein hochanerkennenswerthes Kennzeichen der Einsicht der königl. sächs. Behörden, daß sie weder Mühe noch Kosten scheuten, um tüchtige Lehrkräfte für das gesammte Schulwesen zu erlangen und zu erhalten, so daß sie hierdurch Einfluß auf die allgemeine Bildung gewannen und behielten. Wir haben unsererseits den letzten Ausspruch nur in einem Punkte zu erhärten: dem militärischen. In dieser Hinsicht ist nun schon die eine Thatsache von vielsagender Bedeutung, daß nämlich von allen gegenwärtig bestehenden Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten in Deutschland und in deutscher Zunge das Cadettencorps zu Dresden die älteste ist (das Berliner Cadettencorps wurde 1716 — durch Vereinigung der Colberger und Magdeburger Anstalt mit der Berliner —, das Münchner erst 1756 errichtet), da sie bereits im Jahre 1692 gegründet wurde. Sie hat auch dadurch noch eine besondere Bedeutung erhalten, daß sie zwei andere jetzt verschwundene Militär-Lehranstalten in sich aufgenommen hat, nämlich eine Artillerie- und eine Ingenieurschule. Um die Geschichte ihrer Entwicklung hat sich der königl. preußische Oberst a. D. Bernhard Poten[1]) recht verdient gemacht, dem es gelungen ist, in dem kürzlich erschienenen 5. Bande seiner „Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den Landen deutscher Zunge“[2]) eine gut durchgearbeitete Darstellung ihres Werdegangs aufzustellen, bei welcher er sich der wohlwollendsten und thatkräftigsten Förderung seitens der königl. sächs. Militärbehörden zu erfreuen gehabt hat, so daß man zu behaupten vermag, daß solche ausführliche und zuverlässige Mittheilungen über militärische Einrichtungen Sachsens bisher noch nicht geboten worden. Indem wir uns diesen Band des Poten'schen Werkes zum Führer unserer Bearbeitung wählten, glauben wir dasselbe trotz einiger Lücken in den Quellen als eine im Ganzen ziemlich vollständige und dabei genau zutreffende Schilderung von den sächsischen Militär-Lehranstalten bezeichnen zu können. Es handelt sich zunächst um die 3 Anstalten: das noch bestehende Dresdner „Cadettencorps“, welches von 1692—1743 als alleinige Militärbildungsanstalt bestand, sodann die „Ingenieur-Akademie“, 1743, und die „Artillerieschule“, 1796 errichtet. Verschiedene innere und äußere Umwandlungen dieser Anstalten folgten im Laufe der Jahrzehnte, bis endlich im Jahre 1866 aus Anlaß der durch den Krieg eingetretenen Veränderungen in der politischen Lage der Dinge das Cadettencorps in Dresden nach und nach dem preußischen Vorbilde ähnlich gestaltet wurde. Außer diesen Anstalten bestanden noch zwei Einrichtungen, deren eine die Heranbildung von Unterofficieren zu Officieren bezweckte, während die andere die Fortbildung von Officieren ins Auge gefaßt hatte. Endlich gab es und giebt es noch eine Unterofficierschule und eine Unterofficier-Vorschule in Sachsen, beide nach preußischem Muster. Wir können unsererseits diese Anstalten hier nicht nach der Reihe betrachten, sondern müssen uns auf die älteste und hervorragendste beschränken: das Cadettencorps zu Dresden.

Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen war der erste der sächsischen Fürsten, welche die wissenschaftliche Ausbildung seiner Truppen zum Gegenstande seiner landesherrlichen Fürsorge machten. Zwar wenig kriegerisch angelegt, war dieser Herrscher doch ein Freund des Geschützwesens und ein Liebhaber der Befestigungs- und Feuerwerkskunst. Schon am 6. Nov. 1674 erließ er eine „Artillerie-Ordnung“ für die Heranbildung seiner Artillerie; Zweck der Veröffentlichung war, die bisher als Dienstgeheimniß behandelten Lehren festzuhalten und deren Bekanntwerden zu erleichtern. Sein Sohn Johann Georg III., der 1680 sein Nachfolger in der Regierung wurde, ist als der eigentliche Begründer des sächsischen Heerwesens anzusehen. Aehnlich wie sein Zeitgenosse, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, schuf er einen mit der Person des Herrschers in enger Beziehung stehenden Officiersstand, in welchem die Ueberlieferungen der Lehenstreue und Vasallenpflicht fortlebten.[3]) Gleichzeitig war er für die Heranbildung eines geeigneten Ersatzes für seine Officiere besorgt und plante die „Aufrichtung einer Academie zu allerhand adelichen Exercitien“. Sein Vorbild war König Ludwig XIV., welcher kurz vorher Cadetten-Compagnien in Frankreich aufgestellt hatte, deren Mitglieder — junge Edelleute von 14—25 Jahren — in allen militärischen Uebungen unterrichtet und zum Eintritt in das Heer vorbereitet worden waren. Nach längeren Vorarbeiten, die jedoch hauptsächlich deshalb ohne praktische Folgen blieben, weil die Stände die Geldmittel nicht bewilligten, kam die Sache ins Stocken. Als aber nach dem am 12. Sept. 1691 erfolgten Tode von Johann Georg III. Kurfürst Johann Georg IV. die Zügel der Regierung ergriffen hatte, fragte dieser, weniger bedenklich als der Vater, nicht erst bei den Ständen nach dem Gelde, sondern erließ unter dem 9. Januar 1692 durch den Feldmarschall v. Schöning den Befehl, daß 2 Compagnien adeliger Cadetten aufgestellt werden sollten. Der Befehl wurde vollzogen und so erschienen die beiden Compagnien auf der Bildfläche. Die eine beritten — grands mousquetaires —, errichtet von Oberst

---

[1]) Oberst Poten ist ein geborner Hannoveraner. Er hat den Krieg 1870/71 als Rittmeister eines schlesischen Husarenregiments mitgemacht und war später als Adjutant des Chefs des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens zu Berlin thätig. Heute lebt Oberst Poten als Officier a. D. in Berlin, ist jedoch in der Militär-Literatur mit Erfolg besonders wirksam.

[2]) Berlin 1897. A. Hofmann & Co

[3]) Man vergl. Geschichte der sächsischen Armee von Oberstlieut. Schuster und Dr. Francke, I. Band. Leipzig, 1885.

v. Meusebach, welche eine Pflanzschule für Reiterofficiere werden sollte, in Wirklichkeit aber eine Gardetruppe für den Dienst bei Hofe wurde, und die andere die Compagnie der Cadetten. Das Cadettencorps wurde nach Alt-Dresden (der jetzigen Neustadt) verlegt, um diesen Theil der Stadt, welcher durch Brand im Jahre 1685 schwer gelitten hatte, mehr in Aufnahme zu bringen. Nun fügten sich auch die Stände. Als die Regierung mit der vollendeten Thatsache auftrat und für die beiden Compagnien zur Bezahlung von Unterhalt, Wohnung und Exercitienmeistern jährlich 50000 Thaler verlangte, erkannten sie laut Bewilligungsschrift die neue Kriegsschule als zu Recht bestehend an. Bis zum Jahre 1699 wurden 25000 Meißnische Gulden (= 21875 Thaler) in den Bewilligungen der Stände besonders aufgeführt; später wurden die für die Cadetten erforderlichen Gelder allgemein ad militaria gegeben. Nach dem Etat für den Monat Januar 1692 gab es schon 31 Cadetten, ihre Zahl vermehrte sich schnell, so daß bereits gegen Ende des Jahres nicht weniger als 98 vorhanden waren, welcher Stand mehrere Jahre lang ziemlich der gleiche blieb. Der Etat war folgender: 1 Capitän erhielt monatlich 60 Thlr., 1 Capitän-Lieutenant 40 Thlr., 2 Lieutenants, jeder 30 Thlr., 1 Fähnrich 25 Thlr., 1 Feldwebel (Cadett) 12 Thlr., 3 Sergeanten (Cadetten), jeder 10 Thlr., 1 Gefreiten-Corporal (Cadett) 9 Thlr., 1 Fourier, seit November 1693 Unterofficier (Cadett) 9 Thlr., 1 Musterschreiber (Unterofficier) 9 Thlr., 1 Capitän d'armes (Unterofficier) 9 Thlr., 3 Corporale (Cadetten), jeder 8 Thlr., 1 Feldscheer 9 Thlr., 5 Pfeifer, jeder 6 Thlr., 125 Cadetten, jeder 5 Thlr., endlich noch 1 Fecht-, 1 Tanz-, 1 Sprachmeister mit bezw. 33 Thlr 8 Gr., 35 und 20 Thlr. Die Stelle des Capitäns war zunächst nicht besetzt; seit dem 1. Februar 1693 bezog Feldmarschall v. Schöning „als nunmehriger Commandant derer Cadets“ das betreffende Tractament; Capitän-Lieutenant war Adam v. Bose. Im April 1693 traten hinzu: 2 Dragoner, welche bis zum März 1725 vorhanden waren, ein Steckenknecht mit monatlich 6, bezw. 4, im November desselben Jahres 1 Ingenieur mit 30, im April 1695 ein zweiter mit 20, 1 Rechenmeister und 1 Vorfechter mit 10, im April 1697 6 Hautbois mit je 6 Thlr., wofür 4 Pfeifer fortfielen. Bezeichnend für die damaligen Zustände war die Bestimmung der Dragoner: die Cadetten-Compagnie erhielt zur Bestreitung ihrer Geldbedürfnisse oft Anweisungen auf Aemter und Städte, wodurch nicht selten zwangsweise Beitreibungen nöthig wurden, die vorzunehmen der Compagnie oblag. Um nun die Cadetten, „welche ihre Zeit zu etwas Anderem employiren könnten“, hiermit zu verschonen, wurden die beiden „Landdragoner“ angestellt. Der volle Stand von 125 Cadetten war nur wenige Monate vorhanden, das Tractament der fehlenden bezog der Capitän. Die grundlegenden Bestimmungen für die innere Verfassung der „Compagnie adelicher Cadetten“, der Unterricht und die Ausbildung waren in einer Vorschrift niedergelegt, welche nach dem für die französischen Cadetten-Compagnien giltigen Reglement des Hrn. v. Monsans ausgearbeitet waren. Es hieß „Etablissement et Réglements des Compagnies de cadets“, umfaßte nicht weniger als 26 Nummern und war ziemlich strenge gehalten, doch gelangte es nur in beschränktem Maße zur Anwendung, was hauptsächlich daran lag, daß die Cadetten zum dienstthuenden Mannschaftsstande gehörten und zum Garnisonsdienste herangezogen wurden. Täglich zogen 10—12 Cadetten auf Wache, und wenn Hoffestlichkeiten stattfanden, wie sie am glänzenden Dresdner Hofe häufig vorkamen, so hatten stets Ehrencommandos der Cadetten-Compagnie den Dienst mit zu verrichten, z. B. bei Aufzügen, Schaustellungen, Ritterspielen und ähnlichen Veranstaltungen. In der Rangordnung der Truppen nahmen sie den vierten Platz ein; die Trabanten-Leibgarde zu Pferde, die Grands-Mousquetaires und die Trabanten-Leibgarde zu Fuß gingen ihnen vor; sie gehörten zu den Garden. Ihr Capitän erhielt 1702 Oberst-Lieutenants-, der Lieutenant Capitäns- und der Fähnrich Lieutenantsrang. Auch zu kriegerischer Thätigkeit wurden die Cadetten berufen. Das erste Mal marschirten im Mai 1693 100 Mann — darunter 27 prima plana und 73 Cadetten — aus, welche im September sämmtlich wohlbehalten zurückkehrten. Auch 1694 rückte die Compagnie ins Feld, doch blieben diesmal 39 — gegen 22 des Vorjahres — zurück, und zwar auf eine Abwesenheit von Juni bis October. Aus Anlaß des Nordischen Kriegs befahl der König-Kurfürst am 7. Juni 1702 von Warschau aus, die Cadetten nach Polen in Marsch zu setzen, diesmal sämmtlich beritten und in der Stärke von 152 Mann und 73 Knechten. In Breslau sollten Pistolen empfangen werden, die Officiere Flinten mit Bajonett führen, wenn sie aber zu Pferde wären, den Degen gebrauchen (die ganze Ausrüstung eines Cadetten kostete damals 103 Thaler 7 Groschen, einschließlich des Preises für das Pferd mit 60 Thalern). Die wirthschaftlichen Verhältnisse litten durch den Nordischen Krieg sehr. Schon 1702 geriethen die Zahlungen ins Stocken, so daß, als die Schweden 1706 ins Land kamen, der Capitängeneral der Cadetten Graf Zinzendorf aus eigenen Mitteln die Unterhaltungskosten der Compagnie vorstreckte. Im Jahre 1707 konnte die fällige Neubekleidung nicht geschafft werden, so daß die Cadetten „ziemlich zerrissen“ einhergingen; auch forderten die Wirthe für die Bezahlung des Tisches ihr Geld „mit Force“. Zu jener Zeit wurde in wissenschaftlicher Hinsicht nicht viel geleistet: das Lernen war Nebensache, körperliche Ausbildung und Cavaliers-Erziehung standen im Vordergrunde. Französische Sprache, Befestigungskunst und fortificatorisches Zeichnen galten als die wichtigsten Lehrgegenstände. Der Reitunterricht hatte aus Geldmangel schon 1706 aufgehört, so daß die Cadetten selbst 1710 baten, man möge sie wieder reiten lassen, auch erboten sie sich, einen Maler zu bezahlen, damit sie im Zeichnen eine Anleitung bekämen. — Auffallend war die Uniform (Montirung). Sie bestand bei der ersten Einkleidung in einem scharlachrothen, silberbetreßten Rocke mit gelbem Kragen und hohen schwedischen Aufschlägen, versilberten Knöpfen, Hut mit silbernen Tressen, bockfellenen Hosen, Schuhen und weißen Strümpfen, rothem Mantel mit gelbseidener Doublure, hirschledernen Handschuhen, einem langen schwarzen Halsflore, Degen, rothsammetner, mit Silber besetzter Patronentasche und Bajonettflinte. Der Kleiderschnitt war der für die Haustruppen der Könige von Frankreich eingeführte, das Lederzeug von gelber Farbe. Im Jahre 1714 erhielt die Compagnie eine Fahne, sie kostete 257 Thaler 7 Groschen 4 Pfennig und war auf weißem ostindischen Taffet gestickt. — Von der Führung der Cadetten, Ordnung, Sitte und Lebenswandel berichtet unsere Quelle nicht viel Günstiges. Die ganze damalige Zeit war recht zuchtlos und die Cadetten machten hierbei keine Ausnahme; es herrschte Unfug und Roheit, Liederlichkeit und Ausschreitung. Schon am 14. Aug. 1693 hatte der Kurfürst den Rath in Dresden anweisen müssen, „daß er ein liederliches Weibsbild entfernen möge, welches seine meiste Zeit bei den Cadetts zubringe und schon einen derselben inficirt habe“. Zweikämpfe fanden häufig statt, sie wurden mit dem Degen oder Fleuret ausgefochten und nahmen nicht selten einen tödtlichen Ausgang; oft flüchteten die Duellanten, da die Strafen hart und nach heutigen Begriffen entehrend waren. (Zu letzteren gehörte ein Stehen am Pfahl barfuß mit umgehängter Eselstafel, Fuchteln, Degradation, Arrest aller Art, auch mit Krummschließen.) Aber auch die Vorgesetzten ließen im Lebenswandel zu wünschen übrig und waren oft nicht besser als ihre Untergebenen; Gelderpressen, Wucher, Trinken ꝛc. wird ihnen vorgeworfen. — Commandeur der Compagnie waren 1692—1696 Generalfeldmarschall v. Schöning, 1696—1701 General v. Birkholz, 1701—8 Gen.-F.-M. Graf Zinzendorf, 1708—12 Gen. Graf Flemming, 1712—18 Gen. Janus v. Eberstädt und seit 1718 Gen.-F.-M. Graf Wackerbarth. Ihre Wirksamkeit war aber in der Hauptsache nur nominell, da ihre Stellung zu erhaben war, als daß sie sich um die jungen Leute genauer kümmern konnten. Nur Graf Wackerbarth nahm sich ihrer mit Sorgfalt und Verständniß an und wurde der eigentliche Begründer des wissenschaftlichen Unterrichts. Er erließ schon 1718 ein neues Reglement und verlangte für die Studien besonders Sprachen, Arithmetik, Geographie, Mathematik, Fortification, Architektur und moralische Wissenschaften. Dann aber ließ er aus eigenen Mitteln ein Haus für die Cadetten erbauen, und zwar in der Neustadt (Alt-Dresden) an der Ritterstraße, nahe dem Jägerhofe, wo im Jahre 1725 der vom Oberlandbaumeister Knöfel und Landbaumeister Weinlig ausgeführte Bau vollendet ward. In diesem neuen Heim trat die Anstalt in einen neuen Abschnitt ihres Daseins, welcher Fortschritt auch sich darin zeigt, daß sie vielfach auch amtlich „Ritter- und Militär-Akademie“ genannt wurde. In das Wesen einer solchen wuchs sie erst nach und nach hinein. Wackerbarth's Ziele wurden freilich nicht erreicht, allein seine auf wahrhaft großartiger Grundlage aufgebauten Pläne trugen wesentlich zur Hebung der Anstalt bei, welche bald hohen Ruf in Deutschland erwarb. Auch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen beehrte sie am 19. Januar 1728 durch einen Besuch, bei welchem vor ihm exercirt, geritten, gefochten und getanzt wurde. Wackerbarth starb am 14. August 1734 und seine Nachfolger setzten nicht immer das erfolgreich eingeleitete

Werk fort. Die Ereignisse des Jahres 1756 machten aber der ganzen Einrichtung ein gewaltsames Ende, worüber ein amtlicher Bericht ebenso deutlich wir kurz Folgendes sagt: „Mense Octobr. 1756 fiel das Corps auf der Ebenheit beim Lilienstein sammt der Armee in preußische Gefangenschaft, daher vom November an dessen Verpflegung cassiret.“ Am 15. Februar 1763 wurde der Hubertusburger Friede geschlossen und der Chevalier de Saxe bald darauf mit der Herstellung des sächsischen Heerwesens betraut, die er mit Einsicht und Geschick ins Werk setzte. Schon mit dem 1. Mai 1763 trat das Cadettencorps wieder ins Leben, wenn auch anfangs in nur geringer Zahl, nämlich 21 und 3 Corporale, die sich im December bis auf 40 Köpfe vermehrt hatte. Im September 1766 war jedoch der seit Januar 1764 vorgeschriebene Etat von 10 Corporalen und 96 Cadetten vollzählig, während zugleich das Tractament erhöht wurde. Auch die Hautboisten des Cadettencorps wurden wieder angestellt, sie bildeten — 8 an der Zahl — in der Zeit von 1778 bis 1810 einen Theil des Musikcorps, das im Hoftheater beim recitirenden Schauspiel die Zwischenactsmusik auszuführen hatte. Neuerungen im Unterricht wurden nicht sofort eingeführt. Es wurde unterwiesen in: Religion, Sittenlehre, Geschichte und Geographie, Rechnen und Geometrie, Befestigungskunst, Französisch, Zeichnen und Schreiben, ferner im Tanzen, Fechten und Exerciren. Der damalige Commandant, G.-M. Gustav v. Bennigsen, war zwar ein ebenso thätiger wie tüchtiger Mann, hatte jedoch kein Verständniß für die wissenschaftliche Seite der ihm gestellten Aufgabe. Sein Hauptstreben war dahin gerichtet, anständig denkende und ehrenhaft handelnde Officiere zu erziehen. Die herrschende Duellwuth machte ihm Manches zu schaffen, doch suchte er ihr entgegenzutreten und warnte u. A. in einem Erlaß: „sich vor allen Zänkereien und Balgen, auch was dazu Anlaß geben könne, auf das sorgfältigste zu hüten, auch sich nicht gelüsten zu lassen, Andere zusammen zu hetzen, Complots zu machen oder Factiones zu stiften“, mit dem Zusatz: „die ärgsten Balgers und Bretteurs“ wären oft die größten „Poltrons im Herrndienste“. Bennigsen's Nachfolger, G.-L. v. Schiebell, besaß sowohl Verständniß für die wissenschaftliche Seite seiner Aufgaben als auch die Macht, den von ihm bemerkten Mängeln der Anstalt Abhilfe zu verschaffen. Einen tüchtigen Mithelfer für seine Wirksamkeit fand er in dem Professor der Sittenlehre Magister Wilhelm Gottlieb Becker, einem gelehrten Schulmann, dessen Rathschläge sich vortrefflich bewährten. Leider trat er schon 1795 wegen Kränklichkeit ab und Schiebell starb 1796. Er wurde durch den Oberst George v. Christiani ersetzt, der während seiner Thätigkeit von 1798—1804 das Cadettencorps zu hoher Blüthe gebracht hat. Schon im ersten Jahre seiner Dienstleistung führte er wichtige Umgestaltungspläne aus, vermehrte die Lehrkräfte, erweiterte den Unterricht, schaffte neue Geldmittel herbei. Seine Vorschläge erlangten die gesetzliche Regelung durch ein unter dem 31. Mai 1799 erlassenes „Reglement für das kurfürstl. sächs. adliche Cadettencorps“, welches sehr klar den Fortschritt erkennen läßt. Die Theilnahme an größeren militärischen Uebungen war seit dem 7jährigen Kriege für die Cadetten ganz weggefallen, ebenso hatte der Garnisondienst für sie aufgehört, so daß der wissenschaftliche Unterricht mehr gepflegt werden konnte. General der Cavallerie Karl Wilhelm v. Emerich wurde Christiani's Nachfolger, auf dessen Antrag Erläuterungen zu dem Christiani'schen Reglement erlassen wurden. 13 Jahre hatte letzteres bestanden, als im Anschlusse an die Umbildung, welche die Armee im Jahre 1810 erfuhr, auch die Verhältnisse des „Adelichen Cadettencorps“ wieder einer Neuordnung unterzogen wurde. Damit trat die Anstalt in eine Kette von Aenderungen und Schwankungen ein, welche sie 50 Jahre lang nicht zu rechter Ruhe und stetiger Entwickelung kommen ließen. Die wesentlichsten Neuerungen waren Herabsetzung der Lernzeit von 6 auf 5 Jahre, Einführung der Erziehung und Beaufsichtigung durch Personen des Unterofficiersstandes und gemeinsames Speisen der Zöglinge in der Anstalt.

Es fehlt uns hier leider der Raum, um näher auf die Einzelheiten dieser Dinge einzugehen; wir werden daher nur noch in Kürze bedeutende oder anziehende Momente in der Geschichte des Cadettencorps berühren können. Sonderbar berührt es uns dabei, wenn wir heute in den „Erläuterungen zum Cadetsreglement vom Jahre 1806“ u. a. Folgendes lesen, wodurch das innere Wesen gekennzeichnet wird. So konnte das willkürliche Verlassen der Hörsäle während des Unterrichts, das als ein altes Uebel eingerissen war, nur nach und nach beseitigt werden, ebenso das Umherlaufen auf den Gängen in bloßen Füßen; dagegen erfolgte das Zugeständniß: „Vögel und Blumentöpfe kann der Cadett wohl haben, nur müssen über diese Liebhaberei die übrigen Geschäfte nicht vernachlässigt werden.“ Weiter wurde befohlen, daß Niemand sich im Bette frisiren lassen dürfe, weil dies eine zu weit getriebene Bequemlichkeit und mit den Regeln der Reinlichkeit unvereinbar sei; daß diejenigen, welche Sonntags mediciniren wollten, sich am Freitag beim Gefreiten-Corporal, welchem die Beaufsichtigung der Kranken oblag, melden und an jenem Tage nicht aus dem Hause gehen sollten; daß das Baden nicht eher als bis der Generalstabs-Chirurgus es gestattete und nur an dem dazu bestimmten Orte, das Betreten der Eisbahn, der damit verbundenen Gefahr wegen, nur in Begleitung eines Lehrers oder Unterofficiers geschehen dürfe; daß Niemand im Bette lesen und Niemand — die Unterofficiere und Gefreiten ausgenommen — in den Lehrstunden den Degen tragen dürfe; daß „das Kochen der Cadets künftig unterbleiben solle, weil sie das gehörige Verhältniß der Bestandtheile, die bei Zubereitung von Speisen nöthig sind, nicht genau wissen können und sich daher den Magen verderben“ ꝛc. Auch war „mit wahrer Unzufriedenheit“ bemerkt worden, „daß es im Corps Subjecte giebt, die die Unverschämtheit besitzen, bei Officiers vorbeizugehen, ohne sie zu grüßen“. — Nach der Schlacht bei Jena war die Anstalt eine Zeitlang geschlossen gewesen. Auch im Jahre 1809 war dies der Fall mit Rücksicht auf die kriegerischen Verhältnisse; die Officiere wurden zur Dienstleistung bei den Truppen herangezogen und die Cadetten in das Heer eingestellt oder beurlaubt. Im Jahre 1811 wurde G.-M. Frhr. v. Ende Chef des Cadettencorps, ein tüchtiger, charakterfester und gebildeter Leiter der Anstalt. Zu seiner Zeit erstreckte sich der Unterricht auf die deutsche und lateinische Sprache, deren Kenntniß zum ersten Male gefordert wurde, Moral, Geschichte, Geographie und Naturrecht, Mathematik und Kriegswissenschaften, endlich französische Sprache. Ferner wurde Tanzen, Fechten und Reiten gelehrt, endlich sollten die ältesten 6 Cadetten im Schwimmen, Schlittschuhlaufen und Rudern unterwiesen werden; für freiere körperliche Uebungen war ein Spielplatz auf niedergelegten Wällen angelegt, auf denen die Erwachsenen sich im Pistolenschießen übten. Die sittliche Bildung wurde außer durch „Ermunterungsmittel“ (Besuchen des Schauspiels, Urlaub, Befreiung von der Beaufsichtigung der Wirthschaftsführung) durch Ehrenzeichen (silberne Litzen, Degenquasten, Ehrendegen) und Strafen gefördert; letztere bestanden in Arrest (auch bei Wasser und Brod), Verabschiedung ꝛc. General v. Ende erhöhte auch die Ansprüche an die Vorbildung der neu eintretenden Schüler, wodurch er Gutes bewirkte. Leider starb er im December 1813 infolge der damals herrschenden Ansteckungskrankheiten, G.-M. v. Vieth und Golsenau wurde sein Nachfolger. Schon im März 1814 unterzog er die Anstalt einer neuen Umgestaltung, die durch die Auflösung der „Silbergagen“, einer Schöpfung August's II., herbeigeführt wurde und recht tief eingriff. Aber auch G.-M. v. Vieth blieb nur kurze Zeit Leiter der Anstalt und wurde schon 1815 durch den G.-M. v. Tettenborn ersetzt. Unter seiner Führung wurde im Jahre 1820 eine Neuordnung des Cadettencorps durchgeführt, an deren Herstellung der Kriegsminister v. Zeschau, ein Zögling der Militär-Akademie des Grafen Wilhelm v. Schaumburg-Lippe und Freund von Scharnhorst, hervorragenden Antheil hatte. Diese Neuordnung erlitt gar manche Veränderungen, als die sächsischen Heereseinrichtungen auf Grund der vom deutschen Bunde erlassenen Vorschriften in den Jahren 1821 und 1822 eine Umgestaltung erlitten, doch behielt sie im Wesentlichen die gleichen Ziele im Auge. Im Jahre 1822 wurde G.-L. und General-Adjutant v. Gersdorff Leiter der Anstalt, welcher Erweiterungen anstrebte und sich als kräftiger Föderer der Anstalt erwies. Er war es auch, der den späteren Hauptmann Karl Eduard Pönitz, welcher unter dem Zeichen Pz. als berühmter Militärschriftsteller schrieb [1]) und damals als Vorfechter beim Cadettencorps wirkte, zum Lehrer der Kriegswissenschaften an der Anstalt beförderte. General v. Gersdorff starb am 15. Sept. 1829 und erhielt den G.-M. v. Schreibershofen zu seinem Nachfolger. Ueber seine Wirksamkeit schrieb ein Zeitgenosse Folgendes: „Während dieser (Gersdorff) das Corps nach dem Vorbilde des Heims einer reichen und vornehmen

---

[1]) Pönitz, der auch als königl. sächsischer Oberpostrath sich wohl bewährt hat, war in den fünfziger Jahren auch ein fleißiger und geschätzter Mitarbeiter der Leipziger Zeitung, der Allgemeinen Zeitung, der Allgem. Militär-Zeitung und anderer Blätter.

Familie zu gestalten bemüht gewesen war, wandelte Schreibershofen dasselbe in eine Caserne um, deren ganzes Leben nach des Dienstes gleichgestellter Uhr geregelt war." Schreibershofen erfuhr vielen Widerspruch, sowohl von seinen Gegnern als auch von den Ständen, welche u. A. verlangten, daß die Officiers-Laufbahn allen Classen der Gesellschaft gleichmäßig zugänglich gemacht werde. Das Ergebniß der Kammerverhandlungen bildete die Vereinigung des Cadettencorps mit der zu Dresden bestehenden „Artillerie-Schule"; infolge derselben erhielt die neue Anstalt den Namen „Militär-Bildungsanstalt" und unter dem 15. October 1836 ein neues Regulativ. — Etwa 16 Jahre hat die Militär-Bildungsanstalt zu Dresden unter dieser Bezeichnung bestanden: von 1835—1851, nachdem ihr noch im Jahre 1841 eine besondere Unterofficier-Abtheilung, eine durchaus unzweckmäßige Schöpfung, angeschlossen worden war. Dann aber kam eine neue Veränderung: sie wurde „Kriegsschule" genannt und bestand als solche in der Zeit von 1851—1859. Allein auch unter dieser Benennung leistete die Anstalt nichts Hervorragendes und im Jahre 1859 kehrte man wieder zu dem Namen „Cadettencorps" zurück. Die verschiedenen Umwandlungen hatten jedoch in keinen vollständigen Verschmelzungen bestanden, auch war die bestehende innere Trennung dergestalt verschärft worden, daß, als 1859 der Name „Kriegsschule" aufhörte und nur die beiden anderen Bezeichnungen in Geltung blieben, in den Verhältnissen und Beziehungen der Anstalten selbst nur wenig geändert wurde. Der Krieg 1866 brachte eine große Umgestaltung der politischen Lage in Sachsen und Deutschland. Infolge derselben hat die Artillerieschule in Dresden zu bestehen aufgehört, wogegen das Cadettencorps nach dem preußischen Vorbilde umgestaltet worden ist. Diese Umformung ist nach und nach eingetreten, wie sich dies den Zeitverhältnissen und nach Lage der Dinge auch von selbst empfahl. Heute kann man aber wohl behaupten, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen dem sächsischen und den bewährten preußischen Cadettencorps kaum noch besteht, auch durchaus nicht mehr aufrecht erhalten wird, so daß eine Schilderung der jetzigen Beschaffenheit der königl. sächs. Haupterziehungs- und Bildungsanstalt nicht mehr erforderlich erscheint. Noch eine äußerliche Veränderung der Dresdner Anstalt ist zu erwähnen. Am 1. Mai 1879 verließ das Cadettencorps sein altes Heim und siedelte in sein neues über. Dieses war ihm in dem am rechten Elbufer stromaufwärts von der Stadt errichteten Casernenviertel bereitet worden und entspricht allen Anforderungen der Neuzeit. Das Cadettenhaus ist von einem Park umgeben, das Hauptgebäude liegt an der in die Carola-Allee einmündenden Marine-Allee und kann geradezu als militärische Musteranlage dienen.*)

Wir sind am Schlusse unserer Arbeit. Dieselbe ist etwas ungleichmäßiger ausgefallen, als wir selbst und wohl auch manche unserer Leser gewünscht haben. Der Grund liegt hauptsächlich darin, daß wir zur Darlegung von Einrichtungen, welche über 200 Jahre bestehen, einen ganz anderen Raum in Anspruch nehmen müßten, als er hier gestellt werden kann. Gleichwohl hoffen wir ein im Ganzen anschauliches Bild besonders der alten Zeit geliefert zu haben, welches auch heute noch allgemeines Interesse verdient. Der bewährten Militär-Bildungs- und Erziehungsanstalt in Dresden selbst rufen wir ein Vivat, crescat, floreat zu.

*) Man vergl. die Beschreibung im Berliner Militär-Wochenblatt Nr. 39 von 1894.

Bücherbesprechungen.

— Komm hernieder und hilf uns! Predigt über Apostelgeschichte XVI, von Lic. Dr. Paul Viktor Schmidt, Archidiaconus. Dresden, Franz Sturm & Co. 1897. 20 ₰. — Beim Jahresfest des Dresdener Gustav Adolf-Zweigvereins hat der beredte Prediger diesen Ruf aus Gottes Wort erschallen lassen und zwar als einen Lockruf der bedrängten Glaubensgenossen an unsere helfende Liebe und als einen Gebetsseufzer unserer eigenen Brust an den Helfer da droben. In seiner überaus kraftvollen Sprache schildert er vornehmlich die Entstehung der evangelischen Diaspora zu den Zeiten der Gegenreformation und sodann die Hilfsbedürftigkeit der Gemeinden. B. K.

— Geisteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim. 27. Band. Martin Luther in culturgeschichtlicher Darstellung. Von Arnold E. Berger, Privatdocent an der Universität Bonn. Zweiter Theil. Erste Hälfte: 1525—1532. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1898. 2 ℳ 40 ₰. — Rasch ist dieser zweite Band dem ersten gefolgt, aber es hat sich dabei eine kleine Verschiebung des ursprünglichen Planes nothwendig gemacht. Nach dem ersten Theile, der von der Mittlerschaft Luther's bei der Lösung der neuen Culturaufgabe seines Volkes handelte, hätte nun ein zweiter Band kommen müssen, der Art und Grad dieser Lösung zu schildern gehabt hätte. Dieser zweite Theil ist aber zunächst nicht erschienen, sondern wird nun erst als zweite Hälfte mit dem Thema „Luther und die deutsche Cultur" in Aussicht gestellt. Sowohl dieser Umstand, wie das weiter verheißene kurze dritte Buch über Luther's Ausgang und Vermächtniß beweisen, daß der geschichtliche Verlauf, in den geschichtliche Personen verflochten sind, sich doch nicht immer nach dem Gesetze einer bestimmten Culturentwickelung bewegt, sondern auch durch Rückbewegungen aller Art bestimmt wird. Als Luther auf dem Höhepunkte seines geistigen Werdens angekommen war, da waren, wenn wie einmal der Kürze wegen so sagen dürfen, keine Culturaufgaben zu lösen, sondern das in kräftigem Aufstreben Errungene mußte mühsam gegen äußere und innere Feinde vertheidigt werden. Diese thatsächliche Wendung hat den Verfasser genöthigt, eine ganze Theilhälfte einzuschieben, die treffend als die Krisis der Reformation bezeichnet worden ist. Außerdem aber ist auch eine Biographie in culturgeschichtlicher Darstellung doch eben eine Biographie und es ging nicht wohl an, diese sieben Jahre aus des Reformators Leben mit ihren wichtigen Entscheidungspunkten etwa lediglich mit einleitenden Worten abzuthun. Auch ist ja gerade dieser Zeitraum in vielen Beziehungen von bestimmendem Einfluß darauf gewesen, wie die Culturaufgabe schließlich gelöst worden ist. Aber während dieser sieben Jahre steht für welt- und culturgeschichtliche Betrachtung Luther allein nicht mehr so im Vordergrunde alles Geschehens, wie vorher: neben ihm erscheint Zwingli, erscheinen alle jene Kräfte der Vermittelung, die sich um Philipp von Hessen und Melanchthon schaaren, und oft genug wird der schließliche Ausgang einer Sache von dieser und nicht von jener Seite aus herbeigeführt. So wird aus diesem Stück der Luther-Biographie unversehens eine Geschichte der Kirchenpolitik von 1525—1532, innerhalb deren Luther stellenweise fast ganz zurücktritt; und der Verfasser hat sich, wie einst bei seiner Einleitung zum Gesammtwerke, die ihm unter den Händen zu einem Buch wurde, so hier noch einmal selbst überrascht mit einem geschichtlichen Excurs, der für das Fortschreiten des Hauptwerkes unentbehrlich war. Wir haben nichts dawider einzuwenden. Die Verhandlungen zwischen Kaiser und Reich, zwischen Wittenberg und Zürich, zwischen Kursachsen und den befreundeten Mächten sind so ausführlich dargestellt, alle in Betracht kommenden Umstände und Zustände sind so gründlich beleuchtet, daß man an mehr als einem Punkte überraschende Einblicke in das ganze Getriebe bekommt. Trefflich ist dem Verfasser der Nachweis gelungen, daß bei Zwingli und bei fast Allen, die mit ihm gingen, das kirchenpolitische, ja oft genug das rein politische Interesse das religiöse bei Weitem überwogen hat. Trefflich ist seine Rechtfertigung Luther's gegen die modernen Angriffe auf seine innere Treue gegen die ursprünglich erkannte Wahrheit: es giebt wohl Irrthum in seinem Leben, aber nirgends Abfall von seinem Lebensziel, so ungefähr lautet die Formel, auf die er die Weiterbewegung des reformatorischen Wirkens zurückführt. Besonders die Schilderung des Einsiedlers auf der Feste Coburg ist mit der ganzen begeisterten Hingabe an die wunderbare Persönlichkeit geschrieben, an der wir uns im ersten Bande des Werkes so oft erquickt haben. Nur in einer Beziehung irrt der Verfasser gründlich: Luther soll der mehr oder minder unbewußte Mittler einer ganz neuen religiösen Entwickelung gewesen sein, während er sich seinerseits in der falschen Vorstellung bewegt habe, seine Reformationskirche sei die ursprüngliche Kirche der Apostel. Das hat Luther nie gedacht und der ganze Gedanke ist kein lutherischer, sondern ein reformirt-pietistischer. Für ihn handelte es sich um die Lehre der Apostel als um die unerläßliche Grundlage jeder echt christlichen Kirchengestalt; wie sehr die seinige in alle Zukunft hin sich äußerlich von der der Urzeit unterscheiden müsse, darüber ist er sich wohl immer klar gewesen. Aber das Buch, wie es vorliegt, bietet mit seiner lebendigen, geistvollen Darstellung bei Allem, was man etwa daran auszusetzen findet, einen wirklichen Genuß von edelster Art und spannt die Erwartung der größten Hauptsache, die nun noch kommen muß, auf das Höchste. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 38. Donnerstag, den 31. März, Abends. 1898.

Hoffmann von Fallersleben.

Zur Wiederkehr seines 100. Geburtstages.

Von Bernhard Rost.

In diesem Jahre begeht Deutschland die fünfzigjährige Gedenkfeier seiner Revolution. Das klingt eigenthümlich: Revolution feiern, und doch hat's seine gute Berechtigung. Es waren damals die Zeiten gewaltigen Gährens, aus dem doch klarer Wein sich bildete, Zeiten der heftigsten Wehen vor der Geburt unseres neuen Staatslebens. Die Besten unseres Volkes haben dafür gewirkt mit Hintansetzung jeglicher persönlichen Rücksichtnahme, und ihre Verdienste sollen unvergessen bleiben. Zu den hervorragendsten Vertretern, ja zu ihren denkwürdigsten Typen, wie Professor v. Gottschall in einem Artikel in der Gartenlaube (1874) sagt, gehört der Dichter des nie veraltenden Liedes: „Deutschland, Deutschland über Alles" Hoffmann v. Fallersleben. Umsomehr ist es berechtigt, in diesen Tagen seiner zu gedenken, als wir übermorgen seinen 100jährigen Geburtstag feiern. Mit vollem Rechte ist er, wie alle Männer, welche sich um die Entwickelung deutschen Staats- und Gemüthslebens verdient gemacht haben, zu verherrlichen. Das deutsche Volk muß ihn als einen Mann kennen, der nicht wenig dazu beigetragen hat, daß die Lawinen der deutschen politischen Bewegung ins Rollen kam. In Anbetracht dieses Umstandes ist es auch gerechtfertigt, in den nachstehenden Zeilen Hoffmann v. Fallersleben vorzüglich in seinen politischen Beziehungen zu zeichnen und seine Thätigkeit und Verdienste als Gelehrter in den Hintergrund treten zu lassen, obgleich er sehr Anerkennungswerthes auf germanistisch-philologischem Gebiete geleistet hat.

August Heinrich Hoffmann wurde am 2. April 1798 zu Fallersleben an der Südostgrenze des damaligen Kurfürstenthums Hannover geboren. Die aufregenden Wirrnisse der Zeit blieben ihm schon in seinen Kinderjahren nicht verborgen und sind nicht ohne nachhaltige Eindrücke auf ihn geblieben. Sein Vater, der daselbst Bürgermeister war, wurde, obgleich ein guter Deutscher, doch wegen seiner strengen Redlichkeit, die auch die Feinde achteten, bei Bildung des Königreichs Westphalen zum canton-maire ernannt. Die politische Bewegung führte unsern Dichter während seiner Gymnasialzeit in Helmstedt zur Lectüre Körner's und zum vaterländischen Dichten; daneben erwachte, als nach der Niederlage Napoleon's die früheren vielfach verrotteten Zustände wieder eindrangen, die Neigung zur Satire. „Vier deutsche Lieder" wurden im Mai 1815 zu Braunschweig gedruckt. Im Jahre 1816 besuchte er die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren, widmete sich aber, von Benecke angeregt, mit Vorliebe dem Studium der vaterländischen Literatur, dem er auch in Bonn, wohin er sich 1819 begab, treu blieb. Nachdem er 1821 in Leiden ein halbes Jahr lang Forschungen über die altniederländische Literatur angestellt, privatisirte er in Berlin, wurde 1823 Custos an der Universitätsbibliothek zu Breslau, 1830 außerordentlicher und 1835 ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur. Eine größere Reise nach Oesterreich, der Schweiz und Frankreich im Frühlinge und Sommer 1839 lenkte Hoffmann's Aufmerksamkeit mehr als bisher auf das politische Leben. Eine Reihe von Gedichten entstand, die sich rücksichtslos gegen die verrotteten Zustände im Staat und in der Gesellschaft aussprachen, revolutionär gegen Fürsten und Adel gerichtet, ohne deshalb aber demagogisch zu sein. Unter dem täuschenden Namen „Unpolitische Lieder" sandte er sie 1840 in die Welt. Auf der Rückkehr von einer Reise nach Helgoland schloß er in Hamburg mit dem Verleger über eine sofort zu druckende 2. Auflage derselben und über einen zweiten bereits fleißig vorbereiteten Theil derselben einen Vertrag, die im folgenden Sommer erschien. Die revolutionäre Tendenz derselben trat hier noch deutlicher als bei dem 1. Theil zu Tage. Dem preußischen Cultusministerium erschienen diese Gedichte staatsgefährlich; es verbot in Preußen den gesammten Verlag von Campe und leitete gegen Hoffmann gerichtliche Untersuchung ein, welche am 9. April 1842 zur Suspension vom Amte führte und am 20. December seine Entlassung ohne Gehalt zur Folge hatte. Das war eigentlich die Zeit seines höchsten Ruhmes, denn solche Amtsentsetzungen waren damals Anweisungen auf glänzenden Zeitungsruhm, und der Dichter hat selbst dieses Ereigniß in einem sangbaren Liede gefeiert:]

Ich bin Professor gewesen,
Nun bin ich abgesetzt.
Einst konnt' ich Collegia lesen,
Was aber kann ich jetzt?

Jetzt kann ich dichten und denken
Bei voller Lehrfreiheit,
Und Keiner soll mich beschränken
Von nun bis in Ewigkeit.

Am 25. Februar 1843 schied er aus Breslau. Hatte das Reisen schon bisher einen unwiderstehlichen Reiz auf Hoffmann ausgeübt, so sah sich der Heimathlose, dem wenigstens in Hannover und zeitweise auch in einigen Orten Preußens der Aufenthalt polizeilich verwehrt wurde, jetzt auch durch die äußeren Verhältnisse zu einem wechselvollen Wanderleben durch das ganze westliche und nördliche Deutschland veranlaßt. Am längsten und öftesten verweilte der durch zahllose Ovationen von den politischen Freunden gefeierte Dichter in Mecklenburg, wo er 1845 das Heimathsrecht auf dem Gute Buchholz in Schwerin erhielt, und am Rhein. Die Jahre dieses Wanderns gehören fast ganz der politischen Poesie. Vor allen Dingen wirkte er durch verschiedene Sammlungen volksmäßiger Zeitgedichte, die, alle mit revolutionärer Tendenz, meist in dem von Julius Fröbel geleiteten literarischen Comptoir in Zürich und Winterthur rasch hintereinander erschienen und großentheils bald mehrere Auflagen erlebten: „Deutsche Lieder aus der Schweiz" und „Deutsche Gassenlieder" (1843), „Deutsche Salonlieder" und „Maitrank" (1844), „Hoffmann'sche Tropfen" und „Diavolini" (1845) und „Schwefeläther" (1847). Während die Zeit unaufhaltsam fortschritt, tragen alle diese Gedichte noch den früheren Charakter wie die „Unpolitischen Lieder". „Es sind volksmäßige Lieder, für den Gesang geschrieben und ohne die Melodie, die schon durch ihren scheinbaren Contrast zu dem Texte epigrammatisch wirkt, oft formal höchst unbedeutend, trocken, nüchtern, alltäglich-niedrig in Sprache und Ausdruck, theils vortrefflich volksthümlich gerathen, theils zum Bänkelsängerton herabgesunken, trotz des auch ihnen eigenen epigrammatischen Schlußrefrains mit Herwegh's formvollendeten »Gedichten eines Lebendigen« dem poetischen Werthe nach nicht zu vergleichen." Dagegen waren in ihnen zuerst, bereits 3 Jahre vor Herwegh's Auftreten, die politischen und socialen Zustände der Gegenwart mit ihren veralteten und drückenden Einrichtungen einer bald schalkhaft-witzigen, bald scharf einschneidenden satirischen Besprechung unterzogen. Unerquickliche Prosa ertönt oft aus all diesen Liedersammlungen, nicht zum Wenigsten aus den „Diavolini", die ihren Ursprung einer im Herbst 1844 unternommenen Reise nach Italien verdankten. Während Hoffmann in den auf der Reise nach Frankreich erzeugten Gedichten seiner Sehnsucht nach dem Vaterlande einen wahren und innigen lyrischen Ausdruck zu verleihen gewußt hatte, führte ihn jetzt der beständige

parteiische Vergleich deutscher und italienischer Zustände zu kleinsinnig nörgelnden Spottversen über das „Land der Esel"; dem poetischen Zauber italienischer Kunst und Natur vermochte er sich, trotzdem er besonders ein überaus warmer Naturfreund war, der sich über jede Blume und jede schöne Landschaft kindlich freuen konnte, nicht hinzugeben vor Widerwillen gegen die socialen Verhältnisse.

Indessen begann es im politischen Leben Frankreichs und Deutschlands immer heftiger zu gähren. Hoffmann schürte auch durch prosaische Schriften die Bewegung. 1847 veröffentlichte er Auszüge aus des Philosophen Kant's Werken: „Immanuel Kant über die religiösen und politischen Fragen der Gegenwart." Im Anfange des verhängnißvollen Jahres 1848 erschien von gleicher Tendenz politischer Opposition durchdrungen seine Biographie, Adam v. Itzstein im 5. Bande des Sammelwerks „Die Männer des Volks dargestellt von Männern des Volks". Als die Revolution im März 1848 in Deutschland losbrach, betheiligte sich Hoffmann wenig an derselben, fast nur, indem er „Die 20 Forderungen des mecklenburgischen Volkes" abfaßte. Auf die Nachricht von dem preußischen Amnestie-Erlaß vom 20. März kam er sogleich um Wiedereinsetzung in seine Professur ein. Nachdem er das Gesuch wiederholt hatte, wurde ihm ein Wartegeld ausgesetzt, das er bis zu seinem Tode als Pension bezog. Gleichwohl aus Berlin ausgewiesen, ließ sich Hoffmann, der sich eben mit seiner Nichte Ida zum Berge verheiratet hatte, in Bingerbrück und später in Neuwied nieder. Hoffmann's politische Dichtung erstarb allmälig in den Jahren der Reaction, über die er sich 1849 namentlich in drei Dutzend von „Zeitliedern" und in den „Spitzkugeln, Zeitbistichen" klagend und spottend aussprach. Erst nach einem vollen Jahrzehnt gab er wieder „Zeitgemäße Lieder" doch ohne erhebliche Wirkung heraus: Deutschland, Deutschland über Alles (1859) u. A. m. „Seine Bedeutung war eben eine durchaus vormärzliche," um mit Rudolf v. Gottschall zu reden, „er ist der politische Wanderdichter der Bewegungsjahre, und wenn er auch danach noch satirisch »streiflichterte« (»Streiflichter«, seine letzten politischen Gedichte 1871) oder seine Stimme hier und da in der Nationalzeitung mit dichterischen Mahnungen ertönen ließ — diese späten Blüthen seiner Muse fanden nur Beachtung, nicht weil sie aus dem Klostergarten von Corvey kamen, wo sich Hoffmann zuletzt aufhielt, sondern weil ihr Gärtner in vormärzlichen Zeiten mit seiner politischen Blumenzucht sich nationale Prämien erworben hatte." Hier in Corvey hatte er als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor ein sicheres Asyl gefunden, wo er sich seiner Lieblingsbeschäftigung ganz hingeben konnte: in alten Drucken und Manuscripten zu forschen und zu lesen, bis er am 19. Januar 1874 starb. Das deutsche Volk aber, das ihn als unerschöpflichen, lebensheiteren Liederdichter, als echten Volkssänger kennt und liebt, der mit gekämpft hat, dem Volke eine Vertretung zu erringen, soll ihm immerfort ein dankbares Andenken bewahren.

Die Geschichte der Franken vor der Gründung eines eigenen Reiches.

Von Richard Degen.

Der Ursprung des fränkischen Stammes ist in sagenhaftes Dunkel gehüllt. Zum ersten Male werden sie unter diesem Namen genannt von dem römischen Geschichtschreiber Vopiscus[1]) in seiner Lebensbeschreibung des römischen Kaisers Aurelian. Dieser Schriftsteller berichtet, daß: „Aurelian bei Mainz als Tribun der sechsten gallischen Legion die Franken auf ihren Streifzügen durch ganz Gallien derart geschlagen habe, daß 700 gefallen und 300 gefangen als Sklaven verkauft worden seien". Die Zeit, wann dies geschehen sein kann, ist nicht genau zu bestimmen, höchstwahrscheinlich während der Regierungszeit des römischen Kaisers Gordian III. (238—244), wenn nicht später. Auch mit dem Römer Gallienus[2]), der in den Jahren 245—257 am Rhein befehligte, hatten die Franken harte Kämpfe zu bestehen. Später werden mehrere z. Th. schon seit Jahrhunderten bekannte Völkerstämme unter dem Gesammtnamen der Franken genannt. So die Sugambrer, die um das Jahr 50 vor der christlichen Zeitrechnung auf beiden Seiten der Ruhr sitzen, von der Lippe bis zur Sieg, von deren Mündung an bis nach Deutz sie den Rhein berühren. Unter wechselvollen Kämpfen mit den herrschgierigen Römern[3]) bringt das Volk die Jahre dahin, bis seine Kraft gebrochen wird von dem Römer Tiberius, der einen Theil des besiegten Stammes auf römischen Boden überführt, wo er von da an zwischen Batavern und Ubiern unter dem fremden Namen Guberni[4]) lebt, wahrscheinlich mit einer früh dort angesessenen Bevölkerung dieses Namens vermischt. Die zurückgebliebene Hauptmasse zieht sich weiter nach Osten und erscheint nun unter dem Namen Marsi (später Salier). Der Name der Sugambrer wird seit dieser Zeit erst wieder von dem römischen Schriftsteller Ptolemäus (lebte im 2. Jahrhundert in Alexandrien) genannt, der ihre Wohnsitze südlich von den Brukterern am Rheinufer angiebt und von der Tabula Peutingeriana, wo sie östlich von den Chamaven auf dem mit Francia bezeichneten Raume zu suchen sind. Nächst den Sugambrern sind die Chamaven zu nennen, die als die ältesten Bewohner des nachher von den Tubanten, dann von den Usipetern besetzten Uferstriches zwischen Lippe und Drususcanal, von dem römischen Schriftsteller Tacitus (55—117) angeführt werden. Gegen Ende des ersten Jahrhunderts wohnen sie am Rhein, dann erscheinen sie erst wieder auf der schon oben erwähnten im dritten Jahrhundert entstandenen Tabula Peutingeriana und später in den Jahren 292, 309, 358. Gleichzeitig mit den Chamaven erhalten wir Kunde von den Ampsivariern. Diese suchen, von den Chauken aus ihren ursprünglichen, wahrscheinlich an der Ems gelegenen Wohnsitzen, vermuthlich wegen ihrer Hinneigung zu Rom, vertrieben, bei den Römern, dann bei den Usipetern und Tubanten vergeblich Zuflucht. Doch erscheinen sie später als selbständiges Volk. Die Salier, der fränkische Hauptstamm, oft schlechtweg Franken genannt, begegnen zuerst auf der batavischen Insel, um das Jahr 290, wohin sie aus noch unbekannten Gründen eingewandert sind. Der Name tritt zum ersten Mal auf im Jahr 358. Die Jahre 290, 358 und 430 berichten über die Ausbreitung des Stammes. Der Attuarier Heimath und Abstammung ist schwer nachzuweisen. Von dem Römer Tiberius im Jahre 3 unterworfen, erscheinen sie als westliche Nachbarn der Brukterer. Sie werden noch von dem römischen Schriftsteller Strabo[5]) (geb. 63 v. d. christl. Zeitrechng.) unter den von seinen Landsleuten unter Germanikus unterworfenen Völkern genannt, dann aber erst wieder bei einem anderen römischen Schriftsteller, bei Ammianus Marcellinus (330—400). Um 360 erscheinen sie an der oberen Ruhr. Ihre Sitze befinden sich also auf beiden Seiten der Lippe und zwar nördlich bis Emmerich. Es läßt sich nämlich neben dem Brukterergau südlich der Lippe noch ein Hatterergau an Ruhr und Lippe nachweisen, der sich nördlich noch über die Lippe hinaus erstreckt. Von diesen hat ein Bezirk zwischen Emmerich und Rees (die pagus Hettera), die Hetter, den Namen und dies deutet auf einen ursprünglichen Wohnsitz der Attuarier. Später lassen sie sich, wahrscheinlich durch die vordringenden Salier verdrängt, auf dem linken Rheinufer zwischen Ubiern und Batavern nieder, wo zwischen Rhein, Niers und Maas der Attuariergau genannt wird. Da auch der nach den Chamaven benannte Gau Hamaland sich bis Emmerich erstreckt, so darf auf eine ursprüngliche Nachbarschaft der Attuarier und Chamaven geschlossen werden. Erwähnen wir noch die Ripuarier, so ist die Reihe derjenigen Völkerschaften geschlossen, die als Bestandtheile der Franken genannt werden. Die Ripuarier werden zum ersten Male erwähnt im Jahre 451 als Bundesgenossen des Römers Aëtius.[6]) In der Geschichte begegnen sie allerdings nachweisbar bereits 428, wo sie von eben diesem Aëtius besiegt werden. Der Name des Stammes ist nur eine Uebersetzung des Wortes Ubii (Flußbewohner), doch bilden die Ubier zwar einen Bestandtheil des ripuarischen Volkes, gehören aber nicht zu den Franken, sondern halten so lange zu Rom, bis sie von den

---

[1]) Vopiscus V. Aurel. c. 7, vgl. Mascou I, 164 n. 2, v. Wietersheim II, 333.

[2]) Aurelius Victor de Caes. 33. Eutrop. IX, 8. Zosimus I, 30 p. 29.

[3]) Caes. bell. gall. IV, 16—19. Florus IV, 12. 24. Dio Cassius LIV, 20 (clades Lolliana vgl. Vell. II, 97. Suet. Aug. 23). 25. 32. 33. Strabo VII, 1. Dederich 39 f. 58.

[4]) Plin. IV, 17. Bei Tacitus hist. IV, 26. V, 16 heißen sie Gugerni.

[5]) VII. 1.

[6]) Jordan. de r. g. 36.

Franken unterworfen und von Rom losgerissen werden. Zu Ripuarien, welches nach der Einverleibung in das fränkische Reich als ducatus oder provincia Ripuariorum fortbesteht, gehören die Städte[7]) Köln, Bonn, Neuß, Jülich und Zülpich, die Klöster Prümm, Kornelimünster, Stablo, Malmedy (auszuschließen ist Aachen, das zur Diöcese Lüttich gehört), bez. die Gaue: Zülpichgau, Jülichgau, Köln- oder Gilgau, Nievenheimgau. Also zieht sich die Grenze südlich bis über die Ahr (bis Breisig), nördlich bis unterhalb Neuß; südwestlich und westlich liegen an der Grenze: Malmedy, Aachen (jedoch außerhalb), Grevenbroich, Gladbach, Crefeld.

In träger Langweil zu Haus zu liegen, ist nicht des alten Deutschen Sinn. Hinaus in die Noth des Kampfes, zu mannlichem Streit treibt es die Männer, Kriegsruhm zu werben und reiche Beute. So brechen die Franken bald allein, bald im Bunde mit anderen deutschen Stämmen, vor Allem den Alamannen in die von den Römern besetzten Grenzgebiete ein. Im Jahre 264 durchziehen sie plündernd Gallien und Spanien[8]) und verbrennen das feste Tarrakona, die Hauptstadt der römischen Provinz Hispania Tarraconensis, links an der Mündung des Francoli gelegen, eine der größten Städte des römischen Reiches mit angeblich 1½ Millionen Einwohnern. Ja bis nach Afrika hinüber schweifen die Eroberer. Doch nicht immer ist den kühnen Schaaren das Kriegsglück hold. Ein Jahrzehnt später werden Franken und Alemannen bei einem abermaligen Einfall in das Römerreich von dem Römer Probus entscheidend geschlagen (277). Auch zur See suchen die Franken ihren Feinden zu schaden, doch kann sich der damals den Oberbefehl über die römische Flotte führende Menapier Karausius bis zu seiner Ermordung[9]) im Jahre 293 in Britannien behaupten. Zu Land erleiden die Franken eine abermalige Niederlage durch die Römer unter einem gewissen Maximinianus im Jahre 286 und ihr Häuptling Genobaud (oder Genoban) sucht und erhält Frieden. Maximinianus aber siedelt Franken auf dem Gebiete der Nervier und Trevirer als Läten an. Um diese Zeit ist es auch, daß salische Franken sich in der Betuwe niederlassen (290). Doch, wie es scheint, mit wenig Glück, denn bereits 292 unterliegen sie dem Römer Constantius Chlorus, der auch die salischen Stämme in ihrem Heimathlande mit Erfolg angreift und abermals zahlreiche Schaaren auf gallischem Boden ansiedelt. So muß schon in den Tagen seiner Jugend das deutsche Volk das harte Brod der Verbannung essen im fremden Land. Abermals suchen die Salier die Betuwe im ehrlichen Kampfe zu erwerben, um sich eine Heimath zu gründen zu festem Bleiben; doch wieder ohne Erfolg; denn von der römischen Rheinflotte abgeschnitten, müssen sie Geiseln stellen und den Rückweg antreten (297). Und nicht zufrieden mit diesen Erfolgen, entblödet sich der Römer Constantin nicht, edle Franken zum rohen Schauspiel feiger Sklavenseelen zu Trier der deutschen Stadt im Circus den Tigern vorzuwerfen.[10]) Die Geschichtschreiber haben dem trefflichen Manne für diese und ähnliche Heldenthaten den Namen „der Große" beigelegt. Ein bezeichnend Bild römischer Gesittung giebt uns der Bericht des römischen Schriftstellers Eumenius[11]) in seiner Verherrlichungsschrift Constantin's. Da steht wörtlich zu lesen: „Selbst die Könige von Francien, die in der Abwesenheit deines Vaters den Frieden verletzt hatten, hast du ohne Bedenken mit den grausamsten Martern gequält." Aber die Geschichte hat die Namen der beiden Tapferen uns überliefert. Sie hießen Askaris und Regais und ihr Tod fällt in das Jahr 306. Doch als die Kunde von so schnöder That herüber bringt über die grünen Fluthen des Rhein, da schwillt mächtig die Zornesader germanischer Mannen und der Racheruf schallt durch die deutschen Gaue: Rache für deutsche Fürsten, Rache an römischen Bluthunden! Aber der Römer weiß die Deutschen zu täuschen durch arge List. Er lockt die blonden Recken über den bergenden Rhein, läßt ihnen den Rückzug durch seine Rheinflotte abschneiden und bringt dann den Heimathlosen eine blutige Niederlage bei. Wieder finden die in dem Gemetzel Kriegsgefangenen ihr Ende in der römischen Arena und Constantin läßt Münzen schlagen mit der Inschrift: Gaudium Romanorum: Francia et Alamannia.[12]) Das war 309 Jahre nach Christi des Weltheilands Geburt. Doch die Kraft des mächtigen Stammes bleibt ungebrochen. Zehn Jahre später bereits, zwischen 317 und 321, hören wir von neuen Waffenthaten der Franken und in den Jahren 337 und 338 suchen sie ihr Kriegsglück als Parteigänger in den Kämpfen der römischen Gegenkaiser. Erst im Jahre 388[13]) treten die Franken (diesmal die ripuarischen) wieder selbständig handelnd als geschlossene Masse auf unter ihren drei Königen Genoband, Markomer und Sunno. Sie plündern und verwüsten die römische Provinz Germania secunda (die Grenzen sind ungefähr Maas, Rhein und die Städte Luxemburg, Mezieres und Brüssel) und bedrohen Köln, das aber durch ein römisches Heer entsetzt wird, worauf die Franken sich über den Rhein zurückziehen, nachdem eine Abtheilung der römischen Uebermacht im Kohlenwalde unterlegen ist. Aber drüben, auf heimischem Boden, da hat der Römer dann deutsche Hiebe gefühlt. Bei Neuß war er über den Rhein gegangen aber im Innern des Landes hat er eine blutige Niederlage erlitten. So mächtig der Jubel der Siegreichen durch die deutschen Eichenwälder hallt, so wehes Leid trifft die Herzen der Tapfern, als im folgenden Jahre ihr eigener Volksgenosse, ein schnöder Verräther an der deutschen Sache, der Franke Arbogast im Dienst des römischen Kaisers gegen Markomer und Sunno zu Felde zieht mit übermächtigem Heere. Die fränkischen Fürsten müssen dem Verräther Geiseln stellen (389). Mit allen Mitteln suchen die Römer eben unter den Deutschen Zwietracht zu säen und Haß zu wecken und scheelen Neid. Und leider mit Erfolg. Schon im Jahre 396 gelingt es dem Vandalen Stilicho[14]), auch einem Verräther aus deutschem Stamm, der Roms Siege erfocht gegen seine eigenen Volksgenossen, durch geschickte Benutzung innerer Parteiungen den Sturz der deutsch fühlenden Könige und die Einsetzung römisch gesinnter Nachfolger herbeizuführen. Ja er bringt die Franken so sehr zum Vergessen ihres Volksthums und ihrer Aufgabe: durch Abschütteln des römischen Joches deutsche Art und Sitte zu schützen und deutsches Volksthum frei zu halten, daß er 402 die römischen Besatzungstruppen vom Rhein nach Italien gegen einen anderen deutschen Stamm, die Goten unter Alarich entsenden kann, und im Jahre 406 sind es die Franken, welche zu Gunsten ihrer römischen Henker gegen die deutschen Stämme: Vandalen und Alanen die Rheingrenze vertheidigen. Im nächsten Jahre 407 erobern die Franken unter Edobich ganz Gallien für den römischen Gegenkaiser Constantin und nachdem Edobich bei Arles geschlagen und getödtet ist, rufen sie im Bunde mit den deutschen Stämmen der Alanen, Burgunden und Alamannen den Römer Jovinus zum römischen Kaiser aus. Es ist ein trauriges Bild volklicher Zerfahrenheit, ein trüber Spiegel vom Niedergang unseres Volksthums, in den wir da blicken.

Aber ein gesundes Volk kann nicht lange schlafen. Einmal zwar muß es ruhen von den Stürmen, die über seinen Häuptern dahingebraust, einmal muß es in stumpfem, geistlosem Brüten sich sammeln zu künftigen Thaten, zu neuer Entfaltung kühnen Heldenthums. Bereits im Jahre 413 ist der fränkische Stamm im langersehnten Besitz der Betuwe. In den sandigen Ebenen der Maas weiden fränkische Rosse und von den waldigen Höhen der Mosel rufen die fränkischen Hifthörner zu fröhlichem Jagen. Um diese Zeit auch läßt sich ein deutscher Stamm in der Nachbarschaft der Franken nieder; um das sonnige Worms herum, am grünen Rhein gründen die Burgunden[15]) ihr sagenberühmtes Reich (413). Wenn auch die ripuarischen Franken 428 von dem Römer Aëtius nochmals geschlagen werden und der salische König Chlodio, trotzdem er im Kampfe gegen denselben Aëtius 431 sein Reich bis zur Somme ausdehnt, die römische Oberhoheit anerkennen muß, wenn noch 451 in der Hunnenschlacht[16]) bei Troyes, anders wie die selbständigen Westgoten, salische und ripuarische Franken als federati des Aëtius mitkämpfen, so beginnt der Stamm doch allmälig seiner volklichen Zusammengehörigkeit sich bewußt zu werden; und wenn fränkische Krieger es sind, die im Jahre 463 bei Orleans unter dem salischen

7) Regino a. 881. SS. I, 592. Ann. Fuld. a. 88. SS. I, 394.

8) Orosius VII, 22. Vgl. Nazar paneg. 17, p. 254. Gibbon II, 145 f.

9) Eutrop IX, 21. Aurel. Victor 39. Orosius VII, 25 p. 256 Wietersheim III, 60.

10) Eutrop. X, 3. Eumen. in Const. 11. Nazar 16.

11) Eumenius paneg. in Const. 10.

12) Eckhel doctr. numm. vet. vol. VIII, 84.

13) Greg. Tur. II, 9, lex Salica XX 1. 2. vgl. Wietersheim IV, 140. Suidae lex I, 28. Zosim. IV, 3.

14) Claudiani paneg. in IV Honor. cons. 440 f. 457. Claud. de laud. Stil. I, 241. 236. 419.

15) Orosius VII, 38. Prosp. Aquit. 413. Cassiodor 413. Waitz, Forsch. I, 8.

16) Kaufmann „über d. Hunnenschlacht d. Jahres 451" Forsch. VIII, 115 f. 136. 137 n. 2. Gregor II, 7. Priscus fragm. 16. Jordan. d. r. g. 36.

König Childerich[17]) (457—481) als Bundesgenossen des Römers Aegidius siegreich gegen Westgoten und Sachsen kämpfen, so sind nicht mehr vollliche Zerfahrenheit und Schwäche die Gründe dieses Handelns, sondern die harte Noth hat hier Volksgenossen gegen Volksgenossen geführt. Westgoten und Sachsen in kühnem Vordringen begriffen auf der Suche nach einer neuen Heimath, sehen in jedem ihren Feind, der ihnen das nöthige Land verweigert.

[17]) Gregor II, 12. 18. 19. Pétigny II, 232 f. 243. Lobell 450. Dahn I, 264 n. 5.

Bücherbesprechungen.

— Die Möglichkeit des Christenthums in der modernen Welt. Von Erich Foerster, Pfarrer in Frankfurt a. M. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1898. 1 ℳ 20 ₰. — Sich durch solche Untersuchungen hindurch zu lesen, ist nicht gerade ein Genuß für Jemand, dessen felsenfeste Ueberzeugung es ist, daß das Christenthum nicht nur möglich, sondern auch wirklich sein wird, auch wenn man auf diese jetzt sogenannte moderne Welt als auf eine längst vergangene geschichtliche Erscheinung zurückschauen wird. Diese Ueberzeugung scheint in den Kreisen des Verfassers und in der ganzen Welt, die ihm zu Gesichte kommt, nirgends zu herrschen, und so ist es sehr schwer, seinen Gedanken gerecht zu werden. Dem Begriffe nach ist ein evangelischer Pfarrer ein Mann, der den ihm befohlenen Seelen das Evangelium von Christus, wo und wie er kann, zu predigen hat; in rationalistischen Zeiten hat man die aus dem Evangelium sich ergebenden Sittenlehren einseitig betont und in mehr oder minder trivialer Weise verkündigt. Heut zu Tage stellt man vielfach einen ganz anderen Begriff auf: da heißt ein Pfarrer derjenige Redner, der sich bemüht, aus dem Gesammtinhalt christlicher Lehre für seine modernen Zuhörer das herauszusuchen, was ihnen angenehm zu hören ist, oder wie man das wohlklingender, aber nicht richtiger ausdrückt, was ihrer modernen Weltanschauung entspricht. Es wird schwer halten, dabei immer das Richtige zu treffen und schließlich noch etwas übrig zu haben, was mit dem Evangelium noch wirklich in Zusammenhang steht. Alle diese Versuche verheißen und haben wenig Erfolg, wovon der Verfasser halb und halb selber überzeugt ist. Nur macht er sich auch von seinem Standpunkt aus die Sache noch schwerer, als sie so schon ist: er macht sich eine Stimmung des modernen Menschen zurecht aus jenen Aeußerungen in Romanen und Broschüren, die in ihrer Art auch einmal zur Kennzeichnung dieser jetzigen Periode dienen werden, wenn sie vorüber sein wird, vor der Hand aber nur als Symptome krankhafter Zustände mit aller Vorsicht betrachtet werden können. So findet sich in der Schilderung der modernen Stimmung neben manchem Richtigen ein beängstigendes Phrasenwerk. Was aber nun eigentlich werden soll, das haben wir in der Schrift vergeblich gesucht, und so bleibt eigentlich als ihr Ertrag nur der bündige Nachweis übrig, den der Verfasser seinen Gesinnungsgenossen führt, daß sie die grundlegenden Hauptlehren Albrecht Ritschl's über die Stellung des Glaubens zu Christus allesammt haben fallen lassen. Und das ist sehr richtig. B. K.

— Oberconsistorialpräsident D. Adolf von Stählin. Ein Lebensbild mit einem Anhang von Predigten und Reden, herausgegeben von Dr. Otto Stählin, Gymnasiallehrer in Nürnberg. Mit einem Bildniß. München 1898. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 2 ℳ — Der sehr umfängliche Nekrolog, den der Verfasser für die Allgemeine Evangel.-Luth. Kirchenztg. geschrieben hat, erscheint hier wieder in etwas erweiterter Gestalt. Natürlich sind wir damit einverstanden, daß er auf diese Weise vielen Lesern dargeboten wird, die ihn dort nicht lesen konnten, aber zu einem eigentlichen Lebensbild im vollen Sinne des Wortes ist er auch nicht geworden, weil er das einfach gar nicht werden konnte. Wenn die 14jährige Thätigkeit eines Mannes in so hervorragender Stellung, einer so begabten und anregenden Persönlichkeit von weittragendem Einfluß und fruchtbarer Wirksamkeit, auf gerade 15 Seiten erledigt wird, so müssen in der Beschreibung seines Lebens ohne allen Zweifel die wichtigsten Dinge übergangen sein. Das ist nicht die Schuld des Verfassers, der wenige Monate nach dem Tode des Mannes noch nicht den eigentlichen Ertrag seiner Lebensarbeit feststellen konnte; wir erwähnen das auch nur, um solchen Lesern, die jene Artikel der Kirchenzeitung nicht kennen, deutlich zu sagen, was sie zu erwarten haben: nicht eine Lebensbeschreibung, sondern Stoff zu einer solchen, wie er von einem künftigen Biographen dankbar wird zu verwerthen sein. Berücksichtigt ist hauptsächlich die Jugend und das erste Mannesalter mit einer Ausführlichkeit, die durch reichlich vorhandene Quellen ermöglicht worden ist; aus der Zeit der kirchenregimentlichen Thätigkeit liegt fast nur das allgemein bekannte Thatsächliche vor. Mehr als die Hälfte des Buches wird von den beigegebenen Reden und Predigten in Anspruch genommen, freilich lauter solchen, die schon gedruckt waren, da weitere Manuscripte nicht aufgefunden worden sind. Aber Einzeldrucke verlieren sich und so ist es nur löblich, wenn das Vorhandene hier zusammengestellt worden ist; es werden sich in Bayern und anderwärts genug Leser finden, die sich der dargebotenen Gabe dankbar freuen. B. K.

— Petrus Canisius in Geschichte und Legende von Gustav Krüger, Professor der Theologie. Mit einem Anhang: Das päpstliche Rundschreiben vom 1. August 1897. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung, 1898. 30 ₰ (100 Exemplare 15 ℳ). — Der Verfasser will dem deutschen Volke erzählen, wer der so viel genannte Mann eigentlich gewesen sei. Er thut das in Anlehnung an die vorhandene Literatur mit Erwähnung der wenigen für weitere Kreise wirklich erwähnenswerthen Daten seines Lebens. Sein berühmter Katechismus, der Jahrhunderte lang im katholischen Volke gebraucht worden ist, seine Sittenstrenge und seine ehrliche Ueberzeugung von der Berechtigung und Nothwendigkeit des jesuitischen Katholicismus, das sind die hervortretenden Punkte dieses mönchischen Arbeitslebens. Wichtiger als Das sind daher dem Verfasser die religiösen Gegensätze, von deren Wesen und Widerstreit er ausführlich handelt. Der Abdruck des päpstlichen Rundschreibens, dessen zärtliche Fürsorge für Unterricht und Erziehung der Jugend viele Leser über seine eigentliche Absicht täuschen wird, ist sehr dankenswerth, da doch Tausende von solchen Schriftstücken reden, ohne je eines gelesen zu haben. B. K.

— Auch eine Culturfrage. Von K. Peiser. Leipzig, Gebrüder Hug & Co. (Ohne Jahreszahl.) — Die „Culturfrage" besteht darin, ob es künftig bei uns, wie in Frankreich, dahin kommen soll, daß musikalische Aufführungen in jedem einzelnen Falle einer Besteuerung zu Gunsten des Componisten zu unterliegen haben. Gegenwärtig ist dies (Reichsgesetzblatt von 1870 Seite 350 §. 50) nur dann der Fall, wenn der Urheber auf dem Titel oder an der Spitze des Werks sich das Recht der ersten Aufführung ausdrücklich vorbehalten hat. Durch die internationale Uebereinkunft von 1886 ist dieses Recht (Art. 2 und 9) ausdrücklich anerkannt worden. Wir glauben auch nicht, daß man in Deutschland weiter als bisher gehen wird, und theilen durchaus die Bedenken, welche der Verfasser dagegen hegt, wenn etwa Gesangvereine namentlich in kleinen Städten oder auf dem Lande, wo es oft recht sehr an Mitteln fehlt, genöthigt sein sollten, jede Aufführung einer neuen Composition besonders zu bezahlen oder gänzlich zu unterlassen. Der Nachtheil davon würde auch den Componisten und Verleger treffen, deren pecuniäres Interesse ja wesentlich im Verkaufe möglichst zahlreicher Exemplare ihres Werks liegt. —tg—

— Ein Marsbewohner über die Erde. Briefe aus dem Jahre 10000. Von Manfred Fuhrmann. Leipzig, Oskar Gottwald. 1898. — „Ein Marsbewohner auf der Erde" sollte es eigentlich heißen. Denn ein solcher hat sich auf die in ein Trümmerfeld verwandelte Erde niedergelassen und durchstreift nun die Gefilde, wo einstmals die Germanen wohnten. Es freut uns zu hören, daß ein genialer Fürst im Jahre 2000 erst die Slaven und später auch die vereinten Kelten und Romanen besiegte. Das wird sogar dem „deutschen Freisinn" imponiren, wenn er es erfährt. Sonst hören wir noch, daß die Frauenbewegung schließlich triumphirt und (was uns weniger angenehm berührt) die socialistische Partei schließlich den Sieg errungen hat. Damit hat aber zugleich der Zerfall des Germanenthums begonnen und endlich hört alles Leben auf der Erde — und damit auch das Germanenthum — auf. Last and least stürzt sich der Verfasser, wie er seinem Freunde auf dem Mars noch schreibt, „hinab", ohne uns freilich zu sagen, wohin er sich stürzen will, wahrscheinlich auf einen tiefer liegenden Planeten. Wir selbst waren auch bei diesem Schlusse wie aus den Wolken gefallen, denn wir hatten etwas Anderes erwartet. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 39. Sonnabend, den 2. April, Abends. 1898.

Die Plitvicer Seen in Kroatien.

Die Plitvicer Seen gehören unstreitig zu den eigenartigsten Landschaften Europas. Nicht weniger als dreizehn größere und kleinere Seebecken liegen dicht hintereinander, meist nur getrennt durch schmale Felsriegel und verbunden durch etwa dreißig Wasserfälle. In einer Gesammtlänge von 8 km und in einer Breite von ¼ bis ½ km füllen sie die Sohle eines in mehreren Terrassen abstürzenden Durchbruchsthales aus. Der Höhenunterschied zwischen dem obersten und untersten See beträgt beinahe 150 m. Auf einem bunten Reclamebild werden sie als die „einzigen kataraktεn Seen Europas" bezeichnet. Vor der Occupation Bosniens durch Oesterreich waren die Plitvicer Seen in Touristenkreisen gänzlich unbekannt. Aber schon im Jahre 1888 erhielten sie hohen Besuch durch die Kronprinzessin Stephanie. Damals entstand auch der Stephanienweg, die erste Anlage zum Zwecke bequemerer Besichtigung der Wasserfälle. Das Verdienst, die Plitvicer Seen dem Touristenverkehr wirklich erschlossen zu haben, gebührt dem 1893 gegründeten, äußerst rührigen „Verein zur Hebung der Plitvicer Seen" in Agram. Von Fiume aus lassen sich die Seen auf doppeltem Wege erreichen. Entweder fährt man ostwärts mit der Bahn Fiume—Agram nach Ogulin (120 km) oder südwärts mit dem Schiff (5 St.) nach dem Hafenplatz Zengg. Von den genannten Orten aus gelangt man dann in ungefähr zwölfstündiger Wagenfahrt an das Nord-, beziehentlich Südende der Seenlandschaft. Die etwas einförmige Wagenfahrt läßt sich auch in zwei Tage theilen, da man an beiden Straßen auf ungefähr halbem Wege in den größeren Orten Plaški und Otočac ausreichende Unterkunft und Verpflegung findet. Sonst ist aber unterwegs herzlich wenig zu haben, oft nicht einmal gutes Trinkwasser. Gewöhnlich bekommt man Cisternenwasser vorgesetzt, in dem sich kleine Krebschen lebhaft tummeln. Recht unangenehm ist auch die enorme Staubentwickelung auf der Straße während der heißen und regenarmen Sommermonate. Für diese kleinen Unannehmlichkeiten wird man aber reichlich entschädigt. Kommt man z. B. von Zengg her, so tritt schon eine halbe Stunde vor dem Dörfchen Leskovac, das nicht weit von dem obersten See liegt, ganz plötzlich ein überraschender Scenenwechsel in der Landschaft ein. Das ermüdende Einerlei ärmlicher Dorfschaften und nach Regen schmachtender Fluren nimmt ein Ende und der Wagen rollt in ein grünes Wald- und Wiesenthal hinunter. Darin fließt ein ziemlich bedeutender Bach, die Biela rieka (weißer Fluß), welche eine Anzahl Sägewerke treibt, oberhalb deren man das Wasser zu großen Teichen aufgestaut hat. Mitten im Dorfe vereinigt sich die Biela rieka mit der bedeutend wasserreicheren Crna rieka (schwarzer Fluß). In dem kesselartig erweiterten Hintergrunde eines nur 2 km langen Waldthales brechen ihre krystallklaren Fluthen mit einer Temperatur von nur 6½° R unter moosbedecktem Geröll hervor und treiben sofort ein Sägewerk. Als Dritter im Bunde gesellt sich noch der wasserarme Leskovac potok hinzu (potok = Bach). Der so entstandene ganz stattliche Fluß bildet die Hauptnährader der Seen, die außerdem noch einige weniger bedeutende Zuflüsse empfangen. Der oberste der Seen, der buchtenreiche Prošćansko jezero (jezero = See), liegt 650 m über dem Meere und ist etwa 2½ km lang. Sein landschaftlicher Charakter stimmt im Allgemeinen mit dem der übrigen Seen überein. Die dicht bewaldeten Ufer fallen überall steil ab. Nur in der Richtung des Thales laufen sie in ebene Wiesenflächen aus. Die Farbe des Wassers ist ein gesättigtes Himmelblau, das sich von dem dunklen Waldesgrün der Uferhänge scharf abhebt. Am seichten Ufer liegen kahle Baumstämme und Aeste wirr durcheinander. Das stark kalkhaltige Wasser hat sie mit einem bleichen Ueberzug von feinem Schlamm bedeckt. Weiter draußen ragen ganz vereinzelt aus der Tiefe die Enden außergewöhnlich langer Baumstämme hervor, auf denen sich oft etwas Vegetation angesiedelt hat, so daß sie, aus der Ferne gesehen, wie kleine schwimmende Inseln aus dem Wasser auftauchen. Geradezu erstaunlich ist der Krebsreichthum des Prošćansko. Man braucht nur am Ufer irgend eine Steinplatte aufzuheben und man wird in der Regel darunter wenigstens einen Krebs vorfinden, der drohend seine Scheeren spreizt. Der Krebsfang ist hier ein sehr unterhaltender Zeitvertreib. An eine Ruthe bindet man ein in Werg gehülltes Stück Hühnerdarm und taucht das mit dem Köder versehene Ende auf den Grund des Wassers nieder. Wenige Augenblicke später marschiren von allen Seiten bis zu einem halben Dutzend Krebse herbei, um sich des guten Bissens zu versichern. In blinder Gier suchen sie sich gegenseitig zuvorzukommen, um ja möglichst schnell in den mitgebrachten Korb zu wandern. Hat ein Krebs fest gepackt, so zieht man ihn langsam an die Oberfläche herauf und schleudert ihn dann mit einem plötzlichen Ruck ans Land. Forellen giebt es ebenfalls in Menge. Zum Zwecke des Forellenfanges bauen die Anwohner der Seen aus einigen kurzen und dicken Stammstücken plumpe Flöße, auf denen sie mit der Stichgabel in der Hand auf den See hinausschwimmen. Der Wald am Ufer setzt sich hauptsächlich aus hochaufgeschossenen Fichten und ihnen nacheifernden schlanken Buchen zusammen. So mancher alte Baumstamm liegt zusammengebrochen zu den Füßen seiner Kameraden und vermodert allmälig zu einer bröckligen Masse. Häufig haben sich darauf junge Bäumchen angesiedelt. In einem Falle zählte ich deren vierzehn. Nach Jahrzehnten werden sie noch ebenso in einer Reihe dastehen und zu stattlichen Bäumen erwachsen sein. Diese Erscheinung hat wahrscheinlich zu dem Irrthum Veranlassung gegeben, daß in den Urwäldern die Aeste gestürzter Baumstämme zu selbständigen Bäumen auswüchsen. Die übrigen Baumarten treten fast ganz zurück. Kaum zu übersehen ist eine Buchenart mit großen, täuschend an den Hopfen erinnernden Fruchtzapfen. An den unteren Seen tritt die Eibe (Taxus), eine mehr strauchartige Conifere mit schönen scharlachrothen Beeren, ziemlich häufig auf. Außerordentlich üppig ist die übrige Waldvegetation. An Strauchwerk und niederen Bäumen rankt sich eine Waldrebenart lianenartig zum Lichte empor. Auf dem lockeren, von Fallholz, Laub und Nadeln gut gedüngten Waldboden gedeihen verschiedene Farne in ungewöhnlicher Größe. 1½ m hohe Wedel des Adlerfarns sind keine Seltenheit. Einzelne Farnstöcke haben sich auf alten Baumstümpfen angesiedelt und geben sich dadurch ein etwas exotisches Aussehen. An Weg- und Waldrändern hin ziehen sich ganze Gebüsche eines kleinen, die Luft mit balsamischen Düften erfüllenden Hollunders. Die Vertreter der kleineren Flora setzen sich zum Theil aus alpinen Gattungen zusammen. Erwähnt sei nur das allgemein bekannte Alpenveilchen. — Das von den Seen ausgefüllte Durchbruchsthal scheidet zwei in der Richtung NW—SO an der bosnischen Grenze sich hinziehende Waldgebirge, das Kapellagebirge und die Plieševica. Der bedeutendste Gipfel ist etwas höher als unsere Schneekoppe. Die Erhebungen unmittelbar an den Seen bleiben weit unter 1000 m zurück. Der Abfluß der Seen heißt Korana. Sie wendet sich einem Nebenflusse der Donau zu. Ueber die etwas verwickelte gegenseitige Lage der Seen kann man sich auf dem vom Verein zur Hebung der Plitvicer Seen herausgegebenen sehr klaren Plane leicht orientiren. An den Prošćansko jezero (650 m) schließen sich zunächst acht kleinere Seen an, die zusammen etwa 2¼ km lang sind: Ciginovac (639 m), Okruglok (635 m), Batinovac (625 m), Vir (627 m), Malo jezero und Veliko jezero (625 m?), Galovac (582 m) und Jezerce (556 m). Die vier mittleren Seen liegen nicht hintereinander, sondern neben-

einander. An Größe stehen sie den übrigen Seen bedeutend nach. Zu den acht Seen treten nun noch, um die Verwirrung zu vollenden, eine ganze Menge Sturzbecken und einige teichartige Wasseransammlungen hinzu. Die Besichtigung der oberen Seenterrasse ist durch den schon erwähnten Stephanienweg ermöglicht, von dem aus kleine Seitenpfade nach den schönsten Punkten führen. Leider wird der Ueberblick durch die üppige Baum- und Strauchvegetation oft bedeutend beeinträchtigt. Von den Wasserfällen kann man unmöglich ein klares Bild erhalten, denn die Seen haben gewöhnlich mehrere Abflüsse, die sich meist wieder in verschiedene Wasserfälle der verschiedensten Art spalten. Die Wassermassen stürzen entweder in freiem Fall mit ziemlichem Getöse herab, oder sie gelangen in mehreren Absätzen, unterwegs durch kleine Sturzbecken aufgehalten, in die Tiefe, oder sie rieseln über Felswände, schleierartig sich ausbreitend, in weißen Bändern nieder. So ergießen sich z. B. in den stattlichen Galovac zehn einzelne Wasserfälle. Die Sturzhöhe der Wasserfälle ist aus den Höhenzahlen der Seen ersichtlich. Für den Landschaftsmaler und Landschaftsgärtner giebt es an der oberen Seenterrasse ausgezeichnete Motive in Menge. Raffinirter würden sie wohl kaum die Zusammenstellung von Fels, Wasser und Vegetation ausdenken können. Einfacher und übersichtlicher ist die Gestaltung der unteren Seenterrasse. Sie beginnt mit dem etwa 3 km langen Kozjak (536 m) und daran schließen sich in einer Länge von zusammen etwas mehr als 1 km die drei gegen 100 m breiten Seen Milanovac (524 m), Ostredak (521 m) und Kaludjezovac (514 m). Ihre Besichtigung ist durch den kunstvoll angelegten Dorotheenweg sehr bequem gemacht. Eine lange Strecke führt er an steiler Felswand auf Balkenlagern hin und von einem See zum andern steigt man über große Holztreppen hinunter. Bei den genannten drei kleinen Seen tritt der Wald ganz zurück. Rechts und links steigen oft direct aus dem Wasser thurmhohe, nackte Felswände auf. Ausgezeichnet übersichtlich liegen hier die verbindenden Wasserfälle vor dem Beschauer, weil das Auge weder durch Baum, noch durch Strauch am freien Ueberblick behindert wird. Die kleinen Sturzbecken und die Felsgrate zwischen den einzelnen Wasseradern sind von grünem Rasen, den großen Blättern der Pestwurz und von anderen krautartigen Pflanzen umsäumt. Den wirklich großartigen Schlußeffect des ganzen Naturschauspieles bildet der Abfluß des letzten Sees. Seine Wassermassen stürzen sich in einen engen Felsenkessel 31 m tief hinab. Obendrein spielt gerade hier die Natur noch einen ganz besonderen Trumpf aus. Der von NW kommende Plitvica potok ergießt sich über eine steile, gegen 70 m hohe Wand in zwei Fällen in denselben Kessel. Auf mehreren Treppen kann man ganz hinuntersteigen und den Sturz der schäumenden Wassermassen aus nächster Nähe beobachten. In den Alpen giebt es gewaltigere Wasserfälle genug, aber großartigere wohl kaum. Die Seen hören nun auf, aber nicht die Wasserfälle. Dafür kommen aber in diesem Theile der Koranaschlucht zahlreiche Grotten hinzu, die der Erschließung noch harren. Eine derselben erinnert an die blaue Grotte von Capri. Ihr weites und niedriges Eingangsthor ist zur Hälfte mit Wasser gefüllt, so daß der Zugang zu dieser Grotte nur mit Boot möglich wäre.

Ganz Südkroatien gehört einschließlich des Seengebietes der Karstformation an. Daher erklären sich die geschilderten wunderlichen Bildungen über und unter der Erde. Wie schon erwähnt, liegen die Seen in einem Durchbruchsthal. Der Hauptfactor bei der Entstehung der Seen und Wasserfälle dürfte daher die nagende Thätigkeit des Wassers, die sogenannte Erosion gewesen sein. Die trennenden Felsriegel bestehen vermuthlich aus härteren Schichten, die ihrer Auflösung durch das Wasser energischen Widerstand entgegensetzten, während da, wo sich jetzt die Seen ausbreiten, ein weicheres Gestein vorhanden sein mag, das mit der Zeit ausgewaschen worden ist. Durch die Erosion allein würde aber wohl zwischen je zwei Seen meist nur eine einzige, besonders tiefe Rinne geschaffen worden sein. In Wirklichkeit besteht aber überall eine mehrfache Verbindung. Es muß also demnach irgend ein anderer Factor der Erosion entgegengewirkt und die Bildung von mehreren, meist sehr seichten Abflüssen begünstigt haben. Das Wasser reißt nicht blos nieder, sondern es baut auch auf. Die Sinterterrassen in Nordamerika und auf Neuseeland, mit denen die Plitvicer Seen verglichen werden, wenn man sie kataraktе Seen nennt, verdanken ihre Entstehung der aufbauenden Thätigkeit des Wassers. Auch bei den Plitvicer Seen zeigt sich diese aufbauende Thätigkeit des Wassers. An den grottenartigen Wölbungen am Fuße überhängender Felswände, über welche ehemals Wasserfälle herunterstürzten, trifft man überall Tropfsteinbildungen an. Gegen den oberen Rand hin tritt an Stelle des Tropfsteines ein wie dicht verschlungenes Ast- und Wurzelwerk aussehendes Gestein. Schon bei ganz oberflächlicher Untersuchung findet man darin deutliche Abdrücke von Grashalmen und Blättern. Man bezeichnet dieses durch Niederschlag aus dem Wasser entstandene Gestein als Tuffstein. Offenbar sind die zahlreichen Wasserfälle der Plitvicer Seen das Resultat der Zusammenwirkung von Erosion und Tuffbildung. Ein nicht zu übersehender Factor ist vielleicht auch das im Walde herumliegende Fallholz. Zur Zeit der Schneeschmelze mögen dadurch Verstopfungen einzelner Abflüsse hervorgerufen werden. Die dadurch zurückgestauten Wassermassen bahnen sich neue Wege, während der verstopfte Abfluß, wenn das versperrende Holz zusammenfault, sich von selbst wieder öffnet. Durch die erwähnten drei Factoren müssen Höhenschwankungen der Seespiegel veranlaßt werden. So ist seit dem Jahre 1888 der Prošćansko um mehr als 1 m gestiegen, denn die Bank, von der aus damals die Kronprinzessin Stephanie über den See fuhr, steht jetzt ganz unter Wasser. Leider habe ich es unterlassen, an Ort und Stelle nach der Ursache dieser ungewöhnlich großen Hebung des Seespiegels zu forschen. Vielleicht liegt hier nur eine künstliche Stauung vor, die im Interesse des am untern Seeende gelegenen Sägewerks vorgenommen worden ist. Das Seengebiet muß in früheren Zeiten eine viel größere Ausdehnung besessen haben. Darauf weist das anderweitige häufige Vorkommen von Tuffstein hin. So sind durch den Bau der mehrere Meter über dem Prošćansko hinführenden Straße an verschiedenen Stellen Tuffsteinablagerungen aufgedeckt worden, die bisher unter Wald- und Wiesenboden vergraben lagen. Das an dieser Straße gelegene Haus des Forstwartes ist aus Tuffstein aufgeführt worden, den man auf dem Baugrunde selbst gebrochen hat. Eine eingehende Untersuchung der Plitvicer Seen in geologischer Hinsicht müßte eine sehr dankbare Aufgabe sein. Die Plitvicer Seen gehen einer vielversprechenden Zukunft entgegen. Mit der Unterkunft ist es schon jetzt ganz leidlich bestellt. In dem idyllischen Dörfchen Leskovac findet man in dem Gasthaus des Sägewerksbesitzers Delič gute Aufnahme. Die Bewirthschaftung liegt in den Händen eines deutschen Ehepaares aus Steiermark. Leider wollen unsere Landsleute Leskovac bald den Rücken kehren, um sich ihrer Heimath wieder zuzuwenden. Zu den Abendgästen gehören der Förster, der Forstwart und Hr. Delič, die alle drei deutsch sprechen. Im Laufe des Tages kehren öfter Ausflügler aus der näheren Umgebung und von Agram ein, die zumeist der deutschen Sprache mächtig sind. Die Bauern sprechen nur ihre Muttersprache, doch ist mit ihnen auch ganz gut auszukommen, denn an Dolmetschern fehlt es ja nicht. Am unteren Ende des Prošćansko liegt neben der erwähnten Sägemühle ein zweites Gasthaus. Die kleine Ansiedlung führt den für unsere Zunge etwas strapaziösen Namen Devčičevac. Sie hat sich bereits zu einer regelmäßig besuchten Sommerfrische entwickelt. Für Leute, die gewöhnt sind, einen großen Theil des Tages an der Tafel zu verbringen, ist das im Jahre 1896 für 75 000 fl. erbaute Hotel Plitvice der geeignetste Aufenthalt. Post, Telephon, Badeanstalt, Boote und Geschirr stehen zur Verfügung der Gäste. In einigen Jahren wird man sich an den Plitvicer Seen nicht mehr so weltentrückt und einsam fühlen können, denn es sind zahlreich Villenbauten geplant. An der Straße von Leskovac nach Devčičevac hat man schon die Bauplätze abgesteckt. Um den Zauber unverfälschter Ursprünglichkeit, der jener herrlichen Seenlandschaft einen ganz besonderen Reiz verleiht, dürfte es also leider in nicht allzu ferner Zeit geschehen sein.

Zschenderlein.

Bücherbesprechungen.

— Die christliche Kleinkinderpflege. Monatsschrift für Kleinkinderlehrerinnen und Freunde der christlichen Kleinkinderschule, sowie für die Erziehung im christlichen Haus. 6. Jahrgang. In Commission der Niederlage des Schriftenvereins in Dresden. Preis 1 ℳ 60 ₰. Redaction: Pastor Johannes Hübener, Miltitz bei Meißen. — Was der Mensch in seinen ersten Lebensjahren erfaßt, pflegt er oft bis in sein Alter festzuhalten.

Wer es weiß, welchen Einfluß die Erziehung schon in diesem zarten Lebensalter auf das Kind gewinnen kann, wird die Bestrebungen dieser Zeitschrift zu würdigen wissen. Mit Freuden nehmen wir darum auch von der Mittheilung in der ersten Nummer dieses Jahrgangs Notiz, daß dieses Organ der christlichen Kleinkindersache zunehmende Beachtung und Verbreitung findet. Nichts thut unserem Volksleben so noth, als daß es von Hause aus eine christliche Richtung empfange, und die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes eine bessere werde. Auch die auf humanitischer Grundlage ruhenden Kindergärten sind pädagogisch und technisch immer mehr entwickelt worden; da sollen die christlichen Kleinkinderschulen nicht zurückbleiben und ihre Aufgabe immer gründlicher erfassen und lösen. Dazu werden in dieser Monatsschrift viele Anregungen gegeben. Natur und Menschenleben, Vaterland und Familie, Geschichte und heilige Schrift kommen in den beigegebenen Aufsätzen und Lehrplänen zu ihrem Recht; Gedichte, Aufführungsstückchen, ferner Geburtstagswünsche und Räthsel für die Kleinen, kurz allerlei Stoff zur Verwerthung in der Kleinkinderschule, dazu Berichte über Feste und Versammlungen, Nachrichten aus Seminarien und Mutterhäusern, Mittheilungen aus dem Arbeitsgebiet, Bücherbesprechungen und ein allezeit geöffneter Briefkasten, der sich fleißiger Benutzung empfiehlt, bilden den Inhalt des Monatsblattes, welches bald sechs, bald acht Seiten stark ist. Besondere Beherzigung wünschten wir auch dem in Nr. 1 des neuen Jahrgangs gemachten Vorschlag, auf dem Lande während der Erntezeit eine Kleinkinderbewahrstätte einzurichten. Ueber einen glücklichen und segensvollen Vorgang in Miltitz wird eingehend berichtet. Dort sind während der Erntewochen 50 Kinder beaufsichtigt, gepflegt und angeleitet worden, und der Bericht fordert dringend auf, nach den dort gemachten Erfahrungen anderwärts ein Gleiches zu versuchen. Die Schwierigkeiten sind, wie hervorgehoben wird, geringer als Viele glauben. Nicht der geringste Segen ist es, wenn man später nach Beendigung der Bewahrzeit die Kinder im Dorfe die Lieder singen hört und die Spiele veranstalten sieht, welche sie bei der mit der Pflege beauftragten „Schultante" lernten, oder wenn die Mütter zu berichten wissen, daß ihre Kinder seitdem viel artiger seien. Ist die vorliegende Monatsschrift auch in erster Linie für Leiterinnen der Kinderbewahranstalten ein nicht genug zu empfehlendes Fachorgan, so giebt sie auch für die häusliche Erziehung manche beherzigenswerthe Winke und christlichen Unterhaltungsstoff für die Kleinen. Sie sei darum auch allen Kinderfreunden bestens empfohlen. D. K.

— Dr. Heinrich Weber, Die Entwickelung der physikalischen Geographie der Nordpolarländer (Münchener geographische Studien, herausgegeben von S. Günther, 4. Stück). München, Verlag von Th. Ackermann 1898. Preis 4 ℳ — Das Buch, welches den eben angeführten nicht gerade glücklich gewählten und wohlklingenden Titel trägt, schildert auf 250 Seiten die Ergebnisse der physikalisch-geographischen Forschungen in den Nordpolarländern bis 1770. Die Lectüre der „Entwickelungsgeschichte" eines Wissenszweiges ist in vieler Hinsicht lehrreich und empfehlenswerth. Wir sind nur zu leicht geneigt, mit einer Art von Mitleid über die Ansichten, welche in früheren Zeiten herrschten, zu lächeln, und vergessen nur zu gern, daß wir die glücklichen Erben einer langen Reihe von Generationen fleißiger Vorfahren sind, Erben, denen das in den verschiedensten Gebieten Gewonnene, durch langjährige Forschungen Abgeklärte für ihre eigene Thätigkeit mühelos zur Verfügung steht. Nur durch eine historische Auffassung können wir der Gelehrsamkeit früherer Tage gerecht werden, ebenso aber auch von der Höhe des von uns erreichten Standpunktes bescheiden denken lernen. Wer will sagen, ob nicht vielleicht schon das kommende Jahrhundert höchstens unser Streben anerkennt, das von uns Erreichte aber gering achtet? — Gehen wir auf das vorliegende Buch etwas näher ein, so beschreibt der Verfasser zunächst kurz, was das Alterthum und Mittelalter über die arktischen Gegenden feststellte, und geht dann speciell auf die Forschungen der neueren Zeit ein. Hierbei theilt er den Stoff in folgende Capitel: Das Eis, Die Meeresströmungen, Ebbe und Fluth, Das Meer im ruhigen Zustande, Atmosphärische Bewegungen und Ausscheidungen (Winde, Nebel rc.), Temperaturverhältnisse, Geologie, Das magnetische und elektrische Verhalten der Nordpolarländer. Jedes dieser Capitel schildert chronologisch unter sorgsamer Benutzung des weit verstreuten und nicht leicht beschaffbaren Quellenmateriales die allmäligen Fortschritte in der Erkenntniß der arktischen Verhältnisse bis etwa zum Jahre 1770. Mit diesem Jahre darf der Verfasser seine historischen Darstellungen vorläufig wohl mit Recht abschließen, indem die der nächsten Zeit angehörenden Reisen — namentlich von Cook und Forster — die Erforschung der Polarländer zu dem machten, was sie noch heute ist: zu einem rein wissenschaftlichen Problem. Mögen Verfasser und Verleger uns bald mit einem historischen Abriß der Polarforschung in der neuesten Zeit erfreuen! Dem Weber'schen Buche besondere Lobsprüche mit auf den Weg zu geben, scheint uns überflüssig, wer überhaupt Sinn für die allmälige Entwickelung der naturwissenschaftlichen Erkenntniß hat, wird es mit größter Befriedigung lesen. Dagegen möchten wir noch auf einen Fehler aufmerksam machen und einen Wunsch aussprechen. Auf S. 105 oben findet sich folgender Satz: Die Holländer haben von einer Reihe von Orten im Eismeere zwischen Spitzbergen, Rußland und Novaja Semlja, häufig fand sich die Masse untermischt rc. Was hier ausgelassen ist, können wir nicht errathen. Der Wunsch schließlich betrifft ein Inhaltsverzeichniß. Bei einem Buch von 250 Seiten, dessen Inhalt sich so scharf in einzelne, verschiedenen Wissenszweigen angehörende Capitel sondert, ist ein Inhaltsverzeichniß unerläßlich, weil es dadurch geradezu erst benutzbar wird. Et.

— I bin a Lump und bleib' a Lump und Anderes. Von Richard Bredenbrücker. Verlag Vita, Deutsches Verlagshaus (Abth. Romanwelt) Berlin W. 50. 221 Seiten. — Kein Sommer ohne Wetter. Warum der Hauser der Wabi nimmer zugeht. Von Richard Bredenbrücker. Berlin, Verlag von Schall & Grund. Verein der Bücherfreunde. 1898. 290 Seiten. Preis geheftet 4 ℳ, geb. 5 ℳ — Kurz hinter einander sind von Richard Bredenbrücker in diesen Tagen wieder zwei neue Bücher erschienen. Das eine: „I bin a Lump und bleib' a Lump und Anderes" im Verlag der Deutschen Romanwelt, das andere „Kein Sommer ohne Wetter. Warum der Hauser der Wabi nimmer zugeht" bei Schall & Grund als 4. Band des 7. Jahrganges der vom Verein der Bücherfreunde herausgegebenen Schriften. So Manchen mag die rasche Folge, in der jetzt Schlag auf Schlag Bredenbrücker's Arbeiten erscheinen, stutzig machen — im Herbst erschienen seine „Drei Teufel" — mancher mag befürchten, daß die Schnelligkeit auf Kosten der Gründlichkeit erfolgt. Solche Befürchtungen sind grundlos; erstens sind die in dem zuerst genannten Buche vereinigten 3 Geschichten schon älteren Datums und schon früher einzeln in den Heften der Deutschen Romanwelt erschienen und zweitens steht Bredenbrücker jetzt auf der Höhe seines Schaffens, er sammelt die reiche Ernte nach langen Jahren der mühevollen Aussaat. Seine beiden neuen Bücher reihen sich den früheren — Dörcherpack, Der ledige Stiefel und Drei Teufel — würdig und vollwerthig an. Richard Bredenbrücker ist einer unserer besten, wenn nicht der beste unter den neueren Dialektdichtern und Schilderern deutschen Volkslebens. Ein gesunder, starker und lebenskräftiger Realismus, der auch vor den Schattenseiten im Menschenleben nicht zurückschreckt, vereinigt sich in ihm mit warmem goldigem echtem Humor. So wandelt er eine glückliche Mittelstraße zwischen übertriebenem Idealismus und schwarzseherischem naturalistischem Pessimismus, die beide gleich unwahr sind. Als Dialektdichter beschränkt sich Bredenbrücker auf ein landschaftlich ziemlich enges Gebiet, aus dem er seine Gestalten und Stoffe nimmt. Es sind die Tiroler Berge, besonders die Südtirols, die den localen Hintergrund für seine Erzählungen abgeben, den Stoff und die Gestalten wählt er aus dem Tiroler Landvolk, das er wie kaum ein Zweiter kennt. Trotzdem ist Bredenbrücker nicht als Volksschriftsteller zu bezeichnen, auch nicht im Sinne etwa eines Rosegger's, der doch wohl auch mehr für die Gebildeten als für das eigentliche Volk schreibt. Was ihn von diesen Schriftstellern trennt, ist der Umstand, daß Bredenbrücker nicht wie sie aus dem Volke, das er schildert, selbst hervorgegangen und sich erst aus ihm emporgearbeitet hat. Ich halte das für keinen Nachtheil; wenigstens hat es auch seine Vorzüge. An dem aus dem Volk hervorgegangenen Schriftsteller interessirt uns nicht allein das, was er giebt, sondern auch wie er es giebt; die Person des Dichters selbst fesselt uns. Unsere Aufmerksamkeit ist nach zwei Seiten hin gerichtet, auf das Werk und auf den Verfasser. Bei unserem Autor fällt das letztere, unser Interesse am Wie? fort. Dafür sieht aber Bredenbrücker mit unseren Augen, nur schärfer und tiefer, er wird uns deshalb ein zuverlässigerer und sicherer Führer in Hinsicht auf das „Was?" als jene sein, die oft feine charakteristische Kleinigkeiten als selbstverständlich übersehen, welche

dem von Außen herantretenden liebevollen Beobachter sofort auffallen. Das erste der oben genannten Bücher enthält 3 Geschichten: 1) I bin a Lump und bleib' a Lump, ein Stromerleben, 2) Die salige Dirn, 3) Vom Lopatz, Maxl und Napolon, ein Capitel aus Daml Strohprintner's Beiträgen zur mexicanischen Geschichte. Was hat die Geschichte Mexicos mit Bredenbrücker's Südtirolern zu thun? Das werden wir gleich sehen. Im „Pamphilinsblattl" hat Daml Strohprintner die tragische Geschichte des unglücklichen Kaisers Max von Mexico gelesen und erzählt dieselbe frei aus dem Gedächtniß seiner staunenden Zuhörerschaft im Dorfwirthshaus. Köstlich zu lesen ist es, wie sich die Phantasie des Daml das viele für ihn Unverständliche und Fremde zurechtlegt und umgebildet hat. Köstlich ist auch die Unterhaltung der Bauern über die Entstehung der Zeitungen. Der eine meint da, das Zeitungmachen hätte der Teufel „'m Luther, dem Malefiztropf gelernt, damit der Unglaube recht weit in dera Welt umanand käm'..., was auf dera Welt nix nutz ist, hat lei der Malefizer auf'bracht." Daml widerspricht dem, die Zeitungen seien erst jüngeren Datums, in der Heidenzeit habe es nur erst die Postkarten und Briefe gegeben. „Die salige Dirn" behandelt ein ernsteres heikleres Thema, eine bäuerliche Liebes- und Heirathsgeschichte, die uns zeigt, daß es auch auf dem Lande im ehelichen Leben und bei der Liebe nicht immer so schön und gut hergeht, wie es sich viele Lobredner des Landlebens vorstellen oder wenigstens Anderen glaubhaft machen wollen. „I bin a Lump und bleib a Lump" endlich zeigt uns einen liebenswürdigen, gutherzigen bäuerlichen Bruder Leichtfuß, der Allem in der Welt die freundliche Seite abzugewinnen versteht, selbst am Ende dem Tode, dem er bei der Rettung eines protzigen ihn als besitzlosen Lumpen tief verachtenden Bauern verfällt. „Wonn i wieder amal auf die feine Welt kimm... nacher ... nacher werd' i nix and'res ... as wieder a Lump." Das sind die letzten Worte dieses sterbenden ländlichen Lebenskünstlers. — Das an zweiter Stelle aufgeführte Buch unseres Dichters enthält zwei Geschichten: 1) Kein Sommer ohne Wetter und 2) Warum der Hauser der Wabi nimmer zugeht. „Kein Sommer ohne Wetter" schildert uns die rührende Liebe eines alten Mütterchens zu ihrem Sohn. Ihr einziger Wunsch ist, ihn glücklich verheirathet zu sehen. Aber schwere Hindernisse stellen sich der Liebe des armen Knechtes entgegen, vergeblich sorgt und müht sich das treue Mütterchen, sie zu beseitigen, da endlich hat das Schicksal ein Einsehen, die Liebenden dürfen sich vereinigen. Heute sollen sie zum erstenmal zusammen die Mutter besuchen, die Alte schaut sehnsüchtig nach dem Paare aus, endlich, endlich sieht sie die Erwarteten in der Ferne kommen, ein grüßender Jubelruf tönt zu ihr herauf, sie will ihnen entgegeneilen, aber sie kann nicht. Die Alte sinkt zusammen, die Freude hat sie getödtet. Zur Wabi, das ist die heilige Barbara, hat der Hauser einen Bittgang unternommen, aber seine Frömmigkeit scheint ihm nur Unheil eintragen zu sollen; in der Nähe des Wallfahrtsortes ist ein Mord verübt worden und auf den unschuldigen Hauser lenkt sich der Verdacht. Er wird eingefangen und muß eine Nacht im Gefängniß logiren, bis sich seine Unschuld herausstellt. Die Wabi hat sich also recht undankbar erzeigt, deshalb will ihr der Hauser nimmer zugehen. Wie er aber nach Hause kommt, hat sich seine Bitte schon erfüllt, St. Barbara ist doch nicht so schlecht, wie's aufs erste sich anließ. Die beiden Bücher seien Allen warm empfohlen.

Dr. W. Bruchmüller.

— „Gutes Amtsdeutsch, eine Betrachtung mit vielen Beispielen", von K. Bruns, Landgerichtsrath. Berlin, 1898, Carl Heymann. Preis 50 ₰. — Ein lehrreiches und ansprechendes Büchlein, das, wie der Verfasser sagt, auf der vielgenannten Schrift des Reichsgerichtsraths Daubenspeck „Die Sprache in den gerichtlichen Entscheidungen" fußt und das wohlgeeignet ist, gleich dieser fördernd und befruchtend auf seine Leser einzuwirken. Der Verfasser tritt nicht zum ersten Male an die Oeffentlichkeit; er hat sich schon Verdienste erworben durch sein Verdeutschungsbuch „Die Amtssprache", worin Jeder, dem es Ernst ist mit der Vermeidung der zahlreichen Kanzleifremdwörter, reiche und gute Ausbeute findet. In dem neuen Werkchen behandelt der Verfasser das Deutsch der Amtssprache, jenes Deutsch, das mit seinen veralteten Ausdrücken, seiner Unnatur und Schwulst, seinen ellenlangen Sätzen dem ungelehrten Manne, oft auch dem gelehrten Nichtjuristen, unverständlich ist, wie eine ihm unbekannte Sprache. Bruns fordert bündige Kürze, Klarheit, Leichtverständlichkeit. Er verlangt aber auch Beseitigung der groben und kleinen Sprachschnitzer, deren die landläufige Amtssprache Hunderte aufweist und von denen manches amtliche Schriftstück geradezu strotzt. Für beide Punkte stellt er in kernigen und überzeugenden Worten Regeln auf, die jeder Verständige wird billigen müssen. Er übertreibt Nichts, er stellt keine einzige Forderung, die unerfüllbar wäre. Schule dich nur, sagt er, dann kannst du gar nicht anders als richtig schreiben, selbst wenn du überlastet und in Eile bist. Dazu giebt er, wie er im Titel verspricht, eine Fülle von aufklärenden Beispielen. Man kann wohl sagen: wer so schreibt, wie Bruns will, und wer die von ihm gerügten Fehler meidet, der schreibt schon ein Deutsch, das sich sehen lassen kann. So kann denn das Werkchen jedem Fachgenossen warm empfohlen werden; aber nicht blos ihm, auch dem Sprachkenner wird es manche neue Anregung bieten, es ist lesenswerth für Jedermann. Freilich — ganz ohne Schwächen ist es nicht. An einzelnen Stellen verstößt der Verf. gegen seine eigenen Regeln. Mit Recht tadelt er die Ausdrücke gesundheitliche Maßregeln — turnerische Uebungen, statt: Gesundheitsmaßregeln — Turnübungen; aber er schreibt (S. 2) selber: der sprachliche Sünder — gesetzliche Sätze, statt: der Sprachsünder — Sätze des Gesetzes (besser: Gesetzesstellen). Auch findet sich anderes Mißlungene. So (S. 7) folgender Satz: „Aber der augenblickliche Sprachgebrauch schlechthin, also auch der minder gute, kann nimmermehr den Ausschlag geben, wenn es sich darum handelt, ihn durch Vorschläge für besseren und schöneren Ausdruck fortzubilden." Das „Aber" paßt nicht zu dem, was vorausgeht; die Einschaltung „also auch der minder gute" stört an dieser Stelle den Sinn; es ist begrifflich unmöglich, daß für die Frage, ob man einen Sprachgebrauch veredeln dürfe, der jetzige Gebrauch „den Ausschlag geben" könnte. Einschaltungen, die nicht am Platze sind, kommen auch noch anderwärts vor. So heißt es auf S. 3: „Jedenfalls dürfen die nachfolgenden Einzelheiten der Beachtung derer empfohlen werden, die auf sprachliche Sauberkeit in ihren Arbeiten bedacht sind, in gleichem Maße aber auch die Leistungen der ihrer Leitung unterstellten jüngeren Beamten überwachen sollten." Die Mahnung gehört nicht dorthin. Auf S. 4 giebt er der Regel „Gewöhne dir die Einschaltung der Entscheidungsgründe ab" den hier unangebrachten (auch grammatisch nicht zu billigenden) Zusatz: „in welchem Punkte die vorerwähnte Formularsammlung endlich Bahn gebrochen hat." Auf S. 5 Z. 2 ist das „wobei" unzulässig; auf S. 8 Z. 4 paßt das „trotzdem" nicht zu dem „oft" des vorhergehenden Satzes. Es kommen auch einzelne Härten vor, z. B. auf S. 25: eine einen Anfang der Ausführung enthaltende Handlung. Das mißgeborene Wort „erstinstanzlich" sollte ein Mann von gutem Geschmack, wie Bruns, nicht gebrauchen. Aber das sind nur Kleinigkeiten, die den Werth des Werkchens nicht schmälern können. Für eine zweite Auflage, die nicht ausbleiben wird, noch ein paar Wünsche. 1) Bei einigen wichtigen Fehlerrügen ist die Angabe des Grundes der Fehlerhaftigkeit zu vermissen. Bruns tadelt z. B. den weitverbreiteten Gebrauch, dem Eigenschaftsworte beim Zeitworte das unbestimmte Geschlechtswort vorzusetzen: der Schade ist ein großer, statt: ist groß. Hier ist mit einem oder zwei Beispielen nichts gethan. Man nehme folgende Sätze: Sein Fleiß ist ein lobenswerther — Die Frage ist eine politische — Der Irrthum ist ein entschuldbarer. Wie verschieden liegt da die Frage! Satz 1 ist falsch, Satz 2 richtig, Satz 3 je nach dem Sinn, den man damit verbindet, richtig oder falsch. Ja aber warum? Das liegt nicht auf der Hand. Wer einen Fehler vermeiden soll, muß ihn als solchen erkannt haben. 2) Die sogenannte Inversion, die Satzverrenkung nach „und" — „und bitte ich Sie, mir Nachricht zu geben" — streift Bruns nur; ihr, dem Lebenselemente namentlich der Unterbeamten, müßte ein ganzer Abschnitt gewidmet werden! 3) In Norddeutschland ist der verbreitetste Fehler der, daß man beim Berichten von Ereignissen — im Gegensatze zu Zuständen — in der Leideform, z. B. „Auf den König ist gestern ein Mordanfall verübt worden", das „worden" wegläßt. Diesen groben Fehler, der die Urtheile der norddeutschen Richter verunziert, erwähnt Bruns mit keinem Worte. Aber noch einmal: Was er giebt, ist gut.

G—l.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 40. Dienstag, den 5. April, Abends. 1898.

Noch eine Gebirgswanderung in Siebenbürgen.

Durch die in den Nummern 131 und 135 der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom vorigen Jahre veröffentlichte Schilderung „Gebirgswanderung in Siebenbürgen" bin ich so lebhaft an eine Reise erinnert worden, die ich vor einigen Jahren ebendahin unternommen habe, daß ich mich veranlaßt fühle, auch davon zu erzählen. Ich fühle mich um so mehr dazu gedrungen, als ich gerade den mittleren, höchsten Theil der Siebenbürgischen Alpen kennen gelernt habe, daher jene Schilderung in einem wesentlichen Theile ergänzen kann.

Ich hatte mit zwei Freunden die hohe Tatra besucht und schrieb von da aus an einen in Agnethlen, mitten im Siebenbürgischen Lande seßhaften Bundesbruder, daß ich Lust hätte, von Pest aus einen Abstecher — von der Entfernung hatte ich damals keine rechte Vorstellung — zu ihm zu machen, wenn er mich auf seiner Pfarre aufnehmen wolle. Umgehend erhielt ich die Antwort, daß er mich an einem bestimmten Tage, Anfangs September, in Schäßburg treffen wolle. In Pest trennte ich mich daher von meinen Reisegefährten und gelangte mit dem einzig benutzbaren Nachtschnellzuge nach zwölf- oder vierzehnstündiger Fahrt in überfülltem Wagen nach Schäßburg. Der Pfarrer kam erst am Nachmittage und so hatte ich Zeit, mir die Stadt zu beschauen. Schäßburg ist ein freundliches, durchaus deutsches Städtchen in schöner Lage zwischen mäßig hohen, mit Laubwäldern bedeckten Bergen. Auf einer dieser Höhen, an die sich die Stadt unmittelbar anlehnt, stehen eine alte Kirche, das Gymnasium, das mehr große, als schöne Comitatsgebäude und alte Häuser, Alles umzogen von einer mit ihren Thürmen wohlerhaltenen Mauer. Die Stadt selbst mit ihren alten Häusern macht einen anheimelnden, deutschen Eindruck, viel mehr als Hermannstadt. Um so mehr wunderte ich mich, die Kinder eine mir völlig unverständliche Sprache reden zu hören, bis ich endlich dahinter kam, daß sie „sächsisch" sprachen. Am Abende kam mein Bundesbruder mit seinen beiden Jungen angefahren, die er dem Schäßburger Gymnasium zuführte. Der Abend vereinigte uns mit vielen Herren aus der Stadt bei einem Trunke im Gasthofe. Am nächsten Morgen bummelten wir durch die Stadt und ihre nähere Umgebung, besahen das Zigeunerviertel, das im Gegensatze zu der altdeutschen Stadt einen mehr dorfähnlichen Eindruck macht. Ich wurde auch in das Comitatsgebäude und dessen mit dem prunkvollen Bilde des früheren Obergespans geschmückten Saal geführt, wo zwischen diesem Obergespan und den Sachsen gar heftige Redeschlachten getobt haben, von ihm in ungarischer, von den Sachsen in deutscher Sprache geführt. Zum Mittagessen hatte mich der meinem Bundesbruder befreundete Hr. Vorsteher des Schäßburger Bankvereins in liebenswürdiger Weise mit eingeladen und am Nachmittage setzten wir uns auf des Pfarrers Wägelein und ließen uns von seinen flotten, glänzenden Rappen entführen. Die Fahrt*) dauerte einige Stunden und führte durch hügeliges, wohlangebautes Gelände, durch saubere Dörfer. Diese zeigen durchgängig dieselbe geschlossene Bauweise. Ein Gut steht neben dem anderen. Die Giebel sehen nach der Straße zu, die Zwischenräume zwischen den einzelnen Gebäuden sind durch Mauern abgesperrt. An manchen zeigte sich an Stelle der sonst überall vorhandenen deutschen Sprüche und Reime ein griechisches Doppelkreuz (☦). Ich wurde belehrt, daß diese Güter aus sächsischem in walachischen Besitz übergegangen waren, daß also jedes solches Kreuz einen Verlust für das Deutschthum bedeute. Die alten Kirchen sind überall mit zwei- und dreifachen Mauern umgeben. Sie dienten zur Zeit der Türkennoth, wenn der Heide durch den Rothenthurmpaß ins Land einbrach, den Dörflern als Zufluchtsstätten. Endlich bogen wir in den Pfarrhof von Agnethlen ein. Agnethlen ist ein in hügeliger Gegend gelegener Flecken, der sich noch völlig deutsch erhalten hat. Zur Zeit der Viehmärkte soll es auf dem großen Marktplatze überaus lebhaft zugehen. Aber auch die Bewohner selbst sind rührig und strebsam. Die vielen Gerber haben, da die Einzelbetriebe sich nicht mehr recht lohnten, sich zusammengethan und eine ansehnliche Lederfabrik gegründet, die ich eingehend besichtigt habe. Außerdem giebt es eine Wurstfabrik — die Einwohner lassen in den ausgedehnten Eichenwaldungen große Schweineheerden weiden — und andere gewerbliche Unternehmungen. Eine Vorschußbank, die unter Mitwirkung des Pfarrers gegründet worden ist und geleitet wird, besorgt die Regelung des Geldverkehrs; die Umsatzzahlen, die mir genannt wurden, waren recht ansehnliche. Ein öffentliches Lesezimmer, in dem außer österreichischen auch reichsdeutsche Zeitungen ausliegen, ist auch vorhanden. Die alte Kirche ist eines Besuches werth. Die Schule wird von der Gemeinde ganz selbständig erhalten, da sie nur durch Ablehnung jeder staatlichen Unterstützung sich die Füglichkeit erhält, deren rein deutschen Charakter zu bewahren. Zu meiner Freude erklärte sich mein Bundesbruder bereit, mit mir einen Ausflug in das Gebirge zu unternehmen, dessen spitze und runde Gipfel man von den dem Orte benachbarten Höhen aus im Süden emporragen sah. Als Dritter im Bunde gesellte sich uns der Arzt des Ortes, Hr. Dr. P. zu. Ein Pfarrer aus einer Nachbargemeinde, der eines Abends vorsprach und mir als ausgezeichneter Kenner des Gebirges bezeichnet wurde, rieth uns zu einer Besteigung des Bonatore (etwas über 2500 m hoch). Als er den Heimweg antrat, steckte er sich den Revolver zurecht, nicht sowohl der Menschen wegen, wie er sagte, als um sich der vielen in den Dörfern wachenden Hunde zu erwehren. Wir aber beschlossen, am nächsten Morgen zeitig aufzubrechen. So geschah es auch. Frühzeitig fuhr der Wagen vor und wurde mit Vorräthen, Agnethlener Wurst, gebratenem Geflügel, Käse, Speck, Zwiebeln, Milch, Kaffee, Wein, etlichen Laiben Brod u. s. w. reichlich beladen. Dann ging es fort. Ich mußte von dem freundlichen Pfarrhause und seinen zurückbleibenden, gastlichen Bewohnern Abschied nehmen auf Nimmerwiedersehen. Der Frau Pfarrerin sage ich für die liebenswürdige Aufnahme, die sie mir hat angedeihen lassen, hier nochmals herzlichen Dank. — Meine Reisegenossen wußten mir von jedem Dorfe, das in unseren Gesichtskreis trat, zu sagen, ob es gut war, oder nicht, d. h. ob seine Bewohner ihr Deutschthum hochhielten oder dem Andringen der Walachen unterlagen. Als eine Hauptursache für das Vordringen der Walachen wurde mir neben dem Mangel an sächsischem Gesinde die veraltete Art des Wirthschaftsbetriebes, das Vorhandensein von Gemeindeländereien in Verbindung mit der Dreifelderwirthschaft bezeichnet. Die sehr genügsamen Walachen, die in einer Gemeinde zuziehen, benutzen die Brache dadurch ausgiebig, daß sie große Viehbestände halten und darauf weiden lassen. Sie kommen dadurch nach und nach zu Wohlstand, und so gelingt es ihnen, sich an die Stelle verarmender Sachsen zu drängen. Ueberall, wo die Gemeinden diese Art des Wirthschaftsbetriebes verlassen und die Gemeindeländereien aufgetheilt haben, ist daher den Walachen das Vordringen wesentlich erschwert. Solche Ge-

*) Schon auf dieser Fahrt wurde mir klar, warum Siebenbürgen das Land der Flöhe und der Gelsen (Mücken) heißt.

meinden, wie z. B. Agnethlen, halten sich reindeutsch. Die Gefahr, die dem Deutschthum von dem Ungar droht, ist, wurde mir gesagt, lange nicht so schlimm, wie die von den Walachen kommende. — Der Altfluß, der die Grenze des sächsischen Landes nach Süden bildet, wurde auf einer Fähre überschritten und bald kehrten wir in dem Gasthofe des Dorfes Arpos*) ein. Eine sächsische Wirthin empfing uns. Bei von ihr gespendetem guten Biere verzehrten wir das mitgebrachte Gänschen und bestellten, da die Wirthin und ihr Gasthof einen ganz guten Eindruck machten, Nachtlager für die übernächste Nacht. Auf der Weiterfahrt gelangten wir bald nach dem völlig walachischen Dorfe Kertzschagora*) und hielten vor einem Hause, von dem ein Arm mit der Aufschrift „Bergführer" hervorragte. Hier wohnte der „Führer mit dem Schimmel", Georg Poppa, ein Walache, der aber gut deutsch sprach. Er wurde geworben, uns zu leiten, und versprach, schleunigst nach der Glashütte nachzukommen, die das Ziel unserer Wagenfahrt bildete. Wir stiegen dort aus und sandten den Wagen nach dem Dorfe zurück und warteten bei unserem Weine auf den Führer. Die völlig verlassene Glashütte — meist standen von den Gebäuden nur noch die kahlen Mauern — liegt mitten im Buchenwalde, an einem rauschenden Bache, am Fuße des Gebirges. In einer Hütte wohnt ein Waldwärter, ein Deutscher, der für den besten Führer gilt. Da wir aber nicht wußten, ob wir ihn antreffen würden, hatten wir zunächst bei Poppa angefragt. Und das war gut, denn der Waldwärter war in der That nicht zu Hause. Bald kam Poppa mit seinem etwa 16jährigen Sohne und 10jährigen Mädchen angerückt und brachte seinen Schimmel mit, dem unsere Vorräthe und überflüssigen Decken und Mäntel aufgeladen wurden. Zuerst stiegen wir durch herrlichen Buchenwald ziemlich steil aufwärts bis zum „Brand", einer durch das Feuer entstandenen, großen Lichtung, dann führte der Weg allmälig steigend durch Fichtenwald am Rande eines mit Geröll und Baumtrümmern gefüllten Baches entlang durch ein wildes, einsames Thal. Es begann zu tröpfeln, zu den einzelnen Tropfen gesellten sich immer mehr und bald regnete es, wie man zu sagen pflegt, Bindfaden, sodaß wir, als wir nach, meines Erinnerns im Ganzen 3—4stündiger Wanderung die Bulea-Schutzhütte erreichten, trotz der schützenden Bäume bis auf die Haut durchnäßt waren. Die Buleahütte ist vom Siebenbürgischen Alpenvereine, Abtheilung Schäßburg, wenn ich nicht irre, errichtet und recht gut gehalten. Man gelangt beim Eintreten zunächst in einen Vorraum mit einem Ofen und Bänken als Lagerstätte für die Führer. Links geht es in den Männer-, rechts in den Frauenraum. In jedem befindet sich eine große Tafel und eine große Pritsche, wie in Soldaten-Wachstuben. Alles aber war sauber und auf der Pritsche lagen Matratzen und reinliche Friesdecken. Die Verwendung von Eisen war auch hier der diebischen Walachen wegen peinlichst vermieden. In der Hütte hielt sich ein junger Mann auf, der vorsorglich ein wohlthuendes Feuer angebrannt hatte und in der Lage war, Durstigen Wein und Schnaps zu verkaufen. Nachdem wir uns unserer nassen Kleider entledigt hatten, machten wir uns daran, die Menge unserer Vorräthe zu verringern. Mir hat selten etwas so gut gemundet, wie hier frischer Speck und Zwiebeln zum Schwarzbrod. Daß das Brod vom Regen etwas angeweicht war, schmälerte nicht den Genuß. Bald aber streckten wir uns auf unsere Lagerstätten hin und es dauerte nicht lange, so waren wir, selbst der lebhafte, redelustige Herr Doctor, sanft entschlummert. Ungestört schlummerten wir bis Tagesanbruch. — Nachdem wir uns am anderen Morgen unseren Kaffee gekocht hatten, ergötzten wir uns an dem prächtigen Ausblick, den man von der Hütte aus in das von hohen Wänden umgebene Thal hat, das im Hintergrunde von einer hohen Querwand abgeschlossen ist, über die sich ein vom Abfluß des Buleasees gebildeter Wasserfall herabstürzt. Dann brachen wir auf. Das Mädchen führte den Schimmel heimwärts, wir aber wanderten den schmalen, nicht allzu steilen Weg aufwärts. Bald traten grüne Weidematten an die Stelle des Waldes und etwa zur Frühstückszeit erreichten wir den Buleasee. Es ist ein großer, meiner Schätzung nach 1800 m hoch gelegener See, der durch eine Halbinsel in zwei Becken getheilt wird und auf drei Seiten von hohen, steilen, felsigen Bergen umringt wird. Einige an grasigen Hängen weidende Ziegenheerden brachten Leben in das großartig schöne Bild. Der Pfarrer entschloß sich hier unter Führung des jungen Poppa umzukehren, so daß ich mit dem Doctor allein weiter wanderte. Der Aufstieg war zunächst recht steil, dabei der Weg oft schlüpfrig, so daß man gern die Hände zu Hilfe nahm, um sich an einem Grasbüschel festzuhalten. Das Gestein, aus dem das Gebirge dort besteht, verwittert offenbar sehr leicht und so überziehen sich die Felsen, wo es einigermaßen geht, mit einer weichen, fetten Bodenschicht. Wie lange der Aufstieg gedauert hat, weiß ich nicht mehr. Der Weg führte späterhin an einem scharfen Grate hin, der die Verbindung zwischen verschiedenen Bergspitzen bildete. Nach rechts senkte sich der Hang steil, aber doch noch so, daß sich ein Grasboden hatte bilden können, hier lief der Weg. Die andere Seite aber stürzte jäh ab und bildete den Abschluß eines wilden, felsigen Thales. An einem der steilen Abgründe dieses Thales, gar nicht weit von uns, tummelte sich ein Rudel Gemsen. Für mich war es ein noch nie genossenes Vergnügen, die schlanken Thiere zu beobachten, wie sie so sicher und gewandt über die Felsen kletterten und sprangen. Hier ließ mich auch der Doctor im Stich. Von Süden her zogen jetzt dichte Wolken herbei, die uns bald völlig einhüllten, und ihm fiel der Nebel auf die Brust. Er legte sich denn hin, unsere Rückkehr zu erwarten, obwohl wir die Spitze des Bonatore vor uns hatten. Sie galt es noch in nicht sehr langem, aber steilem Aufstieg über Felsentrümmer zu überwinden. Kurz vor dem Ziele hatte sich der Felsen gespalten. Die einige Meter tiefe und 1½ bis 2 Meter breite Spalte wurde von Poppa ohne Zögern durchklettert und da folgte auch ich ihm getrost nach, obwohl mir die Sache anfangs gefährlicher erschien, als sie wohl war. Ich habe hier und anderwärts die Sicherheit bewundert, mit der Poppa in seinen Opanken über schlüpfrige Stellen schritt und steile Wege erkletterte. Er hatte zwar unter die Absätze eine Art von Stiefeleisen genagelt, dagegen fehlte ihm der Halt, den namentlich beim bergauf Klettern die feste Stiefelsohle gewährt, da die Opanken vorn nach oben rund aufgezogen sind, etwa wie Schnabelschuhe. Nun war die Spitze erreicht, in der That eine Spitze, die kaum Platz zum Stehen bot. Von Aussicht war aber zunächst keine Spur, Alles war in dichten Nebel gehüllt. Indessen allmälig verzogen sich die Wolken, ein Thal nach dem andern wurde frei, eine Spitze nach der anderen tauchte auf und endlich konnte ich die herrliche Aussicht fast ungetrübt genießen. Nur die Ebene im Norden war vom Nebel verhüllt. Der Blick schweift weithin über den Gebirgskamm mit seinen zahlreichen Abzweigungen, seinen Spitzen und Kuppeln. Nach Süden ziehen sich lange, reich bewaldete Thäler. Noch weiter im Süden auftauchende, eigenthümlich gestaltete, hohe Berge wurden mir von Poppa als „Schipka" bezeichnet, gehörten also offenbar dem Balkangebirge an. Die Siebenbürger Alpen sind in der That ein echtes Hochgebirge. Man thut ihnen Unrecht, sie mit unseren, in anderer Art überaus schönen Mittelgebirgen zu vergleichen. Sie gleichen in ihrem Aufbaue mehr der hohen Tatra, wenn sie auch dieses Gebirge an Wildheit und Schroffheit nicht ganz erreichen mögen. —

— Der Rückweg ging rasch und leicht von Statten. Bald trafen wir unseren zurückgebliebenen Wandergenossen wieder. Dann zogen wir an einem Grate entlang, umkreisten einen uns vorgelagerten Berg, dann stiegen wir mehr oder weniger steil bergab, bis wir ein nach Norden verlaufendes Thal erreichten, das wir abwärts verfolgten. Wir trafen etliche Hirten, die uns um Tabak baten — in Ermangelung solchen gab ich ihnen meine letzte Cigarre — und uns vor ihren Hunden bei der Hütte weiter unten warnten. Poppa erklärte mir, daß man allerdings Ursache habe, sich vor diesen bissigen Kötern in Acht zu nehmen, daß sie einem Fremden sehr wohl gefährlich werden könnten, mehr als etwa ein Bär, der den Menschen stets ausweiche. Das Thal wurde enger und wilder, wir gelangten in den Wald, als Poppa plötzlich links abbog und, sehr zu unserem Mißvergnügen, den steilen Berg wieder emporstieg, da, wie er erklärte, das Thal weiter unten ungangbar sei. Es fing auch an zu regnen und bald mußten wir vor dem Platzregen unter Bäumen Schutz suchen. Glücklicher Weise dauerte der Guß nicht allzulange. Wir wurden dafür durch den Anblick eines wunderbar schönen Regenbogens belohnt. Er stand unter uns, mitten in dem Thale, das wir verlassen hatten, von dessen hohen Wänden überragt und leuchtete in so schönen vollen Farben, wie ich sie nie wieder gesehen habe. Der Weg führte uns weiter auf einen Aussichtspunkt, Miria geheißen, wenn ich recht verstanden habe. Er bot einen weiten herrlichen Ausblick über das jetzt von der Sonne beschienene ganze Sachsen-

*) Auf der Fahrt von Schäßburg nach Agnethlen ist mir mein Baedeker aus der Rocktasche entflohen. Deshalb und da mir auch andere geographische Hilfsmittel nicht zur Verfügung stehen, kann ich für richtige Schreibung der Ortsnamen nicht bürgen.

land, von Hermannstadt bis an die Höhen von Kronstadt. Hinter uns wölbte sich finster die gewaltige Kuppel des Negoi. Nun ging es auf leidlich bequemem Pfade abwärts bis zur Glashütte, wo wir den Pfarrer, der geduldig auf uns gewartet hatte, wiederfanden. Weniger geduldig warteten wir aber nun auf unsern Wagen. Der Kutscher hatte sich verfahren und kam erst, als es schon dunkelte, sodaß wir den entsetzlich schlechten Weg schließlich in völliger Finsterniß zurücklegen mußten. Hatte ich mich schon bei der Hinfahrt gewundert, daß die Pferde so sicher über die mehr als kopfgroßen Steine im Wege wegstiegen und der Wagen nicht umkippte, so ist es mir beinahe unbegreiflich, daß wir bei der Rückfahrt im Finstern ohne Unfall darüber hinweggekommen sind. Hätte nicht Poppa auf dem Bocke die Führung übernommen, wäre es wahrscheinlich auch nicht gelungen. In Arpar*) haben wir in den von der Wirthin bereiteten, sauberen Betten trefflich geruht und am anderen Morgen habe ich mich von meinen liebenswürdigen Reisegenossen getrennt, um über Hermannstadt nach dem reichsdeutschen Sachsenlande zurückzukehren. P.

*) Im Gasthofe befand sich ein dreisprachiger Anschlag (deutsch — ungarisch — walachisch) etwa des Inhalts, daß den Wirthen verboten sei, ihren Gästen über einen durch Gemeindesatzung bestimmten Betrag hinaus zu borgen, daß eine diesen Betrag übersteigende Schuld nicht klagbar sei, daß alle eine Umgehung bezweckenden Scheingeschäfte strafbar seien, daß endlich für den Verwaltungsbezirk Fogarat der einklagbare Betrag auf 4 fl., für Orte mit mehr als zwei Gasthäusern aber auf 2 fl. festgesetzt werde.

Bücherbesprechungen.

— **Jenny Lind.** Ein Cäcilienbild aus der evangelischen Kirche von C. A. **Wilkens**, Doctor der Theologie und Philosophie in Kalksburg bei Wien. Dritte vermehrte Auflage. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1898. 160 S. — Es sind beinahe 50 Jahre, daß „die schwedische Nachtigall" zur Trauer der ganzen Musikwelt, allem „Lindfieber" zum Trotz, etwa 30 Jahre alt, als „Alice" in London von der Bühne für immer Abschied nahm. Ein sprechendes Zeugniß für den nachhaltigen Eindruck, den ihre Töne ausgeübt haben, mag es sein, daß so lange nachher Lindbiographien erschienen und, wie aus den erneuten Auflagen hervorgeht, dem lesenden Publicum so willkommen sind. Der Wunsch der großen Künstlerin, welche Mendelssohn die größte nannte, die er kenne, „mögen die Wogen der Vergessenheit über mein armes, kleines Leben hingehen!" hat sich somit nicht erfüllt. Und das ist gut. Denn wir verehren in ihr nicht blos die gottbegnadete Sängerin, welche in Europa und Amerika ihre Hörer zu Begeisterung, Andacht und Thränen hingerissen hat, sondern auch ihre menschlich-schöne, christliche Persönlichkeit, im Kunst- und Theaterleben eine der seltensten Erscheinungen, die ihre innerste Kraft und ihre tiefsten Herzensimpulse aus der Bibel nahm und die ewigen Hütten nie aus den Augen verlor. Der Verfasser nennt sie ein Cäcilienbild der evangelischen Kirche und hat Recht; in Halle erscheint auf Händel's Denkmal ihr Porträt in der am Clavier sitzenden Heiligen des christlichen Alterthums. Eine Priesterin ihrer Kunst, trug sie die Weihe des Gebets in ihren Tönen. Nicht nur durch den zauberhaften Reiz und äußeren Klang ihrer Stimme, sondern durch die innere Herzthätigkeit wirkte sie, und es war richtig, wenn man in einem scherzhaften Reisepaß und Signalement ihrer Persönlichkeit sagte: „Sie hat auf der linken Seite ein rechtes Herz". C. A. Wilkens hat sein Buch besonders für solche geschrieben, denen das große englische Werk (H. Scott Holland and W. S. Rockstro: Memoir of Madame Jenny Lind-Goldschmidt: her early art-life and dramatic career 1820—1851. London 1891. 2. Vols.) und die deutsche Uebersetzung desselben zu reichhaltig und kostspielig sind. Im Anschluß an dieses Werk hat der Verfasser gearbeitet und darum auch das spätere Leben der großen Künstlerin nach ihrer Verheirathung mit Goldschmidt nur kurz behandelt. Er bietet aber keine bloße Verkürzung, sondern giebt ein eigenes Bild, mit Liebe, Farbenklarheit und gewandtem Griffel gezeichnet. Es war uns eine hohe Freude, sein Buch zu lesen, und wir dürfen die Lectüre desselben nicht blos dem kunstliebenden Publicum empfehlen. Auf Seite 51 ist das schwedische Wort für den Frühgottesdienst verschrieben oder arg verdruckt, es ist in „Ottesång" zu ändern. D. K.

— **Friedrich Nietzsche.** Ein Lebensbild von **Hans Gallwitz**. Dresden und Leipzig 1898, bei Carl Reißner. — In der Sammlung von Lebensbildern wichtiger „Männer der Zeit", die Gustav Dierck̈s herausgiebt, durfte ein Buch, das sich mit dem unglücklichen Verkündiger des „Uebermenschen" beschäftigt, nicht fehlen. Gerade extreme Naturen bedürfen des Erklärers, haben ihn doppelt nöthig, wenn sie wie Schopenhauer und Nietzsche durch vielseitige Vorzüge blenden, durch Wucht der Sprache und Kraft des Selbstbewußtseins Andere mit sich fortreißen. Für Nietzsche giebt nun Gallwitz im steten Hinblick auf des Philosophen Werke die äußere und innere Entwickelungsgeschichte. Leidenschaftslos berichtet er über den Leidenschaftlichen und zartsinnig weiß er selbst dem Grellen und Possenhaften, zu dem der rastlos Strebende sich zuweilen verirrte, eine psychologische Erklärung zu geben, die ungesucht zur Entschuldigung des Furchtbaren und Verwerflichen in Nietzsche's Erscheinung wird. In solchem Bestreben hat der Biograph einzelnen Aphorismen wohl gelegentlich Deutungen gegeben, die mehr aus seinem als aus Nietzsche's Geiste geflossen sind. Die Klarheit des Gesammtbildes aber hat darunter nicht gelitten, das Verständniß des widerspruchsvollen Denkers eher gewonnen. Die Darstellung, die Gallwitz giebt, ist eben keine farblose. Der mechanisch-teleologischen Weltanschauung, der Nietzsche den Krieg erklärt hat, der ästhetischen, die der Philosoph in den Jugendtagen seines Wagnercultus auf sein Banner schrieb, setzt Gallwitz im Anschluß an Goethe eine dritte entgegen, die er die pädagogische nennt. Nach dieser wird der Mensch durch seine höchsten Bethätigungen zum Mitarbeiter Gottes, und seine Aufgabe ist es, sich zu solcher Höhe hinauf zu organisiren. So bleibt Raum für persönliche Verantwortlichkeit, Willensfreiheit und Schaffensfreudigkeit, und so wird auch der von Nietzsche so geschmähten Weltgeschichte als einem Zeugniß der Weltentwickelung ihr Recht. Von solcher Grundlage aus weist Gallwitz klar und ruhig die Angriffe zurück, mit denen Nietzsche das Christenthum überschüttet. Die Darstellung der psychologischen Nothwendigkeit von des Erlösers Kreuzestode (201 bis 204) ist in ihrer Knappheit meisterhaft. Ernst und eindringlich zeigt Gallwitz endlich, wie Nietzsche's Herrenmoral weit entfernt ist von jener Aufgeblasenheit gedunsenen Nullenthums, die sich zuweilen mit Nietzsche's Namen deckt. Dem Dichter des „Zarathustra" geht der Weg zum Uebermenschen durch die Askese; ihm ekelt vor Denen, die Stärke ihrer eigenen niederen Begierden für Kraft des Wollens ausgeben. Gewiß finden sich bei Nietzsche Stellen, die in ihrer Vereinzelung jene falsche Auslegung stützen. Sie besser verstehen lehrt ein Blick auf Nietzsche's unglückliche Veranlagung. Mit erfolgreicher Energie paart sich bei ihm jene zarte Sensibilität, die ihres Trägers Loos so schmerzensreich macht. So schnell Nietzsche auch in Wissenschaft und Kunst vordrang: ihm fehlten zu den Angriffs- die Schutzwaffen, und die besten hatte er selber vorschnell weggeworfen. Nietzsche ist dem Meteor vergleichbar, das in blendender Gluth aufstrahlt, weil es mit Rieseneile die fremde Atmosphäre durcheilt, das aber um so früher auch als Schlacke niedersinkt, verglühend im eigenen Feuer. Dr. Grimm.

— **Conservatives Handbuch**, herausgegeben von Angehörigen (würde wohl besser heißen: Mitgliedern, Anm. des Recensenten) beider conservativen Parteien. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly), 1898. — Eine Art Staatshandbuch oder Lexikon des öffentlichen Rechts, vom conservativen Standpunkte aus. Wir sind für das Werk sehr dankbar und können es allen Politikern und aufmerksamen Zeitungslesern empfehlen. Ziffern, welche man sonst mühsam aus den Reichstagsacten u. s. w. sich ausziehen muß, sind hier übersichtlich zusammengestellt. Außerdem sind eine Anzahl besonders wichtiger Fragen in 119 größeren Aufsätzen behandelt. Die alphabetische Einrichtung des Buches, sowie ein Inhaltsverzeichniß erhöhen seinen praktischen Werth. Interessant wäre es gewesen, wenn sich die Verfasser der einzelnen Aufsätze genannt hätten — doch ist es vielleicht so besser, wo ja alle individuellen Besonderheiten zurücktreten. Möge denn das Werk seinen Zweck erfüllen und in weiten Kreisen, namentlich auch für die conservative Partei, der es dienen soll, Nutzen stiften. Diesem Wunsche können sich ja in der heutigen Periode der „Sammlung" auch die verwandten staatserhaltenden Parteien anschließen. —tg—

— **Forschungsberichte aus der Biologischen Station zu Ploen**, herausgegeben von Dr. O. Zacharias. Theil 6. Abtheilung II. Stuttgart 1898. X und 131 S. 2 Tafeln. 6 ℳ. — Während die erste, kürzlich erschienene Ab-

theilung speciell der Botanik gewidmet war, soll die zweite vorwiegend zoologischen Inhalts sein. Doch bringt sie vielmehr allgemein Biologisches, ohne scharfe Trennung der beiden Disciplinen. Sie liefert wiederum den erfreulichen Beweis, daß in der Erforschung unserer Süßwasserwelt rüstig weiter gearbeitet ist. Allerdings paßt Z.'s Einleitung, in welcher er abermals auf die Vortheile einer stabilen Station zur anhaltenden und erfolgreichen Untersuchung eines Wasserbeckens hinweist, insofern nicht recht zum übrigen Inhalte, als dieser viel weniger den Ploener See, als vielmehr eine große Menge anderer Binnengewässer berücksichtigt. Zacharias selbst hat die Frage nach dem Wesen des Heleoplankton, d. h. der schwebenden Bewohner der Teiche, aufgerollt, indem er Materialien aus den flachen stehenden Gewässern von den entlegensten Gegenden unseres Vaterlands miteinander verglich. Dabei ergab sich die immerhin auffällige Thatsache, daß selbst kleine Wasseransammlungen zahlreiche Schwebeorganismen, die man bisher für Mitglieder des eulimnetischen Planktons gehalten hatte, beherbergt; auch in den Flüssen läßt sich Plankton nachweisen, in welchem die Diatomeen vorwiegen; doch muß über dessen Zusammensetzung und Herkunft erst noch eine größere Erfahrungssumme gesammelt werden. Hartwig setzt seine Untersuchungen über die niederen Crustaceen in der Mark Brandenburg fort; die Zahlen sind reich genug; der Kremmener See z. B. ergab bei nur zweimaligem Besuch 65 Formen. Brockmeier giebt interessante Beiträge zur Lebensweise unserer kleinsten Schlammschnecke, Limnaea truncatula, ihr Verhalten im Winter, ihr Einfrieren, Wachsen, ihre Fesselung durch Algen u. s. w. Freilich dürfte die Ansicht, daß die Art weiter nichts sei als eine Hungerform der Limnaea palustris trotz der großen anatomischen Uebereinstimmung der meisten Schlammschnecken nicht unwidersprochen bleiben. Es sei nur darauf hingewiesen, daß nach den Untersuchungen unseres Leuckart der Leberegel der Schafe, Distomum hepaticum, allein die Limnaea truncatula als Zwischenwirth benutzt, von Unterschieden in der Lebensweise ganz abgesehen. — Lemmermann's genaue und vielseitige biologische Skizze des großen Waterneverstorfer Binnensees fordert das Interesse um so mehr heraus, als es sich um einen Strandsee handelt, der aus einer eingedeichten Bucht der Ostsee entstanden ist und jetzt allmälig ausgesüßt wird. Natürliche Folge ist ein allmäliger Wechsel in seinem Organismenbestande. Srth.

— **Erzählungen aus dem „Wilden Westen“.** Von **Hennig v. Bosse.** Georg F. Breder's Publishing & Printing House, Egg Harbor City, New Jersey. 147 Seiten. Preis 1 ℳ 60 ₰. Mit dem Bilde des Verfassers. — Der Verfasser dieses seltsamen Buches ist ein junger Deutscher, der sich längere Zeit anscheinend ohne irgend welchen Beruf in Nordamerika aufgehalten und das Leben eines Abenteurers geführt hat. Was ihn zu einem solchen Leben bestimmt haben mag, erfährt man nicht, wohl aber daß er jetzt gesonnen ist, in eine geordnete und ruhige Lebensbahn einzulenken und sich dem Studium der Theologie zu widmen. Die Mittel hierzu soll ihm der Ertrag des vorliegenden Buches verschaffen, worin er eigene Erlebnisse und einige andere angeblich auf wahren Thatsachen beruhende Abenteuer schildert. Ausdrücklich verwahrt er sich gegen die Meinung, zu der der Titel des Buches führen könnte, daß er eine gewöhnliche Indianergeschichte geschrieben habe. Das Buch enthält drei Erzählungen, deren Schauplätze Mexico, Dacotah und Californien sind. Wenn wir hervorheben, daß die Darstellung im Ganzen lebendig, die Naturschilderung bisweilen recht stimmungsvoll und anschaulich ist, so haben wir Alles genannt, was zu Gunsten des Buches gesagt werden kann. Diese wenigen Vorzüge werden aber durch viele und große Mängel vollständig in den Schatten gestellt. Abgesehen von zahlreichen ganz unglaublichen Einzelheiten, die mit dem Brustton der Ueberzeugung als wahre Thatsachen berichtet werden, wimmelt es in dem Buche geradezu von Fehlern und Verstößen gegen die einfachsten Regeln der deutschen Grammatik, der Rechtschreibung und der Interpunktion, die erkennen lassen, daß der Verfasser die Sprache des Heimathlandes in seinem Abenteurerleben zum Theil vergessen hat. Um ein Beispiel seiner Satzbildung anzugeben, sei folgender auf S. 20 stehender Satz herausgegriffen: „Mir stockte das Blut in den Adern, was, wenn dieselben uns entdeckten, sie würden kurzes Spiel mit uns machen.“ Fast auf jeder Seite des Buches finden sich sprachliche Fehler verschiedener Art; auch durch viele Druckfehler wird es verunziert. Dazu kommt, daß der Druck an einigen Stellen, z. B. S. 42 und 43, so undeutlich ist, daß das Lesen sehr erschwert wird. So wäre es denn besser gewesen, wenn das Buch, das nach der Angabe des Verfassers den Beifall angesehener Pastoren in Neuyork und Philadelphia erhalten hat, die Reise über das Weltmeer nicht gemacht hätte. Wir können in diesen Beifall nicht einstimmen und das Buch nicht empfehlen. C. R.

— **Der Mönch von Hirsau.** Von A. **Supper,** Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner und Pfeiffer. 1898. Preis gebunden 3 ℳ 50 ₰. — Der vierfüßige reimlose Trochäus steht seit Scheffel's Trompeter von Säkkingen in besonderem Ansehen als Vers der epischen Erzählung. Für behaglich dahinfließende Schilderungen eignet er sich in der That trefflich. Auch in vielen Abschnitten dieses „Mönchs von Hirsau“ liest sich diese rhythmische Prosa angenehm. Leidenschaftlichem Aufschwung ist der Trompetervers weniger günstig. Es wäre der Wirkung wohl förderlich gewesen, wenn der ruhige Fluß des Versmaßes öfter einmal durch lyrische Zwischenstücke von kräftigerer metrischer Färbung durchbrochen worden wäre. Es mangelt ja dem Dichter nicht an der Fähigkeit, in kunstvolleren Maßen seine Gedanken auszusprechen. Das zeigt das frische Liebeslied S. 41. Dafür, daß in den letzten Capiteln gereimte Verse auftreten, in dem letzten sogar strophisch angeordnete, fehlt es an einem zwingenden inneren Grunde. Mit der Betonung nimmt es der Verfasser nicht allzu genau: Ave Märie in trochäischer Messung ist recht hart, Méchthild und Mechthíld wechseln nach Bedürfniß, und auch sonst stößt man ab und zu auf eine Abweichung von dem üblichen Tone. Kleine sprachliche Versehen sind nicht ganz vermieden. S. 167 muß es „lischt aus“ heißen statt „löscht aus“, und die Form „quillen“ (S. 189) ist überhaupt nicht schriftdeutsch. — Ist also die Form dieser Dichtung nicht ganz tadellos zu nennen, so darf der Inhalt als durchaus wohlbefriedigend bezeichnet werden. Die Hauptgestalten der Handlung, namentlich der ernste, hochstrebende Krafto v. Sponheim, aber auch der Mönch Ignaz, sowie dessen Mutter sind aus Kernholz geschnitzt, und auch den anderen Figuren fehlt es nicht an scharfem Gepräge. Und wenn das Klosterwesen des Mittelalters in nicht allzu günstiger Beleuchtung erscheint, so wird der unparteiische Berichterstatter doch zugestehen, daß von Gehässigkeit im Tone nicht die Spur wahrnehmbar ist, sondern daß der Verfasser vielmehr dem ehrlichen Streben nach sittlicher Vervollkommnung auch in der Mönchskutte volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wie warme Töne findet der Dichter für das geräuschlose, opferbereite Wirken der Beguinen in den schreckensvollen Tagen der Pest! Einzelne Capitel wie z. B. der Tod des gebannten Grafen Adelbert v. Calwa (S. 184—194) sind von tief ergreifender Wirkung. Mit herzlichem Antheil verfolgt man die Geschichte der Liebe Krafto's, bedeutsam spielt der politische Hintergrund — die Kämpfe zwischen Philipp von Schwaben und Otto IV. am Ende des zwölften Jahrhunderts — herein. Mit der hoffnungsseligen Stimmung, die nach dem unglücklichen Ende Philipp's Otto IV. begrüßte, klingt das Werk freundlich aus. So treten denn vor dem wohlthuenden Gesammteindrucke dieses Sanges von dem Schwarzwaldkloster Hirsau die kleinen Schwächen an der Form völlig zurück. Allen Lesern, die Sinn haben für die historische Novelle in metrischer Form, können wir das Werk bestens empfehlen. Die Ausstattung des Buches — Druck, Papier, Einband — ist sehr geschmackvoll. Auch der reiferen Jugend darf man das Werk ohne Bedenken in die Hand geben. R. B.

— **Dr. Wilhelm Waldmann, Friedrich Nietzsche.** Leipzig, Friedrich Fleischer, 1898. 80 ₰. — Nietzscheschriften sind billig wie Brombeeren: ein paar Aphorismen aus seinen Büchern, ein paar Interjectionen oder Empfindungslaute, und die neueste Broschüre ist fertig. Die vorliegende Schrift, von einem Arzt verfaßt, gehört in eine bessere Kategorie. Sie giebt dem Laien insofern eine gute Handhabe, als sie die bekannten drei Entwickelungsperioden Nietzsche's (die künstlerische, die intellectuelle, die instinctive mit den Hauptwerken Geburt der Tragödie, Menschliches, Allzumenschliches, Also sprach Zarathustra) klar unterscheidet und die phantastische Raubthierphilosophie des Uebermenschlichen besonnen auseinanderlegt. „Die Religion des Mitleids, der Nächstenliebe wird bestehen, Nietzsche's Lehre vom Uebermenschen wird sehr bald überwunden und vergessen sein.“ J. J.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 84 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 41. Donnerstag, den 7. April, Abends. 1898.

Land und Leute in Marokko.

Von Rudolf Hedrich.

Im April 1893 verließ ich meinen bisherigen Wohnort Dresden. Es trieb mich als Kaufmann zu weiterer Ausbildung aus der engen Stube des Contors hinaus in die Ferne. Das in der Neuzeit viel genannte, viel geschmähte und doch auch viel umworbene Marokko war mein Ziel. Hier, in Mazagan, einem Platze an der Westküste Afrikas, hatte ich die Stellung eines Geschäftsführers in einem größeren englischen Export- und Importgeschäft inne. Vierjähriger Aufenthalt daselbst sowie Reisen in die weitere Umgebung, mehrtägiger Aufenthalt in der Hauptstadt Marakesch, in Tanger und Besuch anderer Orte boten mir vielfach Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen. — Es war am Morgen des neunten Tages der Hinreise, als der Woermanndampfer „Gretchen Bohlen“ in Tanger vor Anker lag. Diese Stadt gewährte mit ihren terrassenförmig aufgebauten, viereckigen weißen Häusern unter Beleuchtung der aufgehenden Sonne einen wunderbaren, echt orientalischen Anblick; sie machte auch, vom Schiff aus gesehen, einen weit reinlicheren Eindruck, als es in Wirklichkeit der Fall war, denn die Straßen lassen an Reinlichkeit noch viel zu wünschen übrig. Ich begab mich mit dem Capitän und einem Passagier in einem Boot ans Land, da unser Schiff sich einen halben Tag hier aufhielt; wir unternahmen nach Besichtigung der Stadt einen kleinen Ritt in die nächste Umgebung, bei welcher Gelegenheit wir an größeren Gärten vorüber kamen. In Tanger war das Menschengewühl in den Straßen überaus lebhaft, da sich daselbst mehrere Tausend Pilger aus ganz Marokko angesammelt hatten, die sich mit dem nächsten Dampfer nach Djedda, dem Hafenplatz von Mekka, einschiffen wollten. Bekanntlich ist es der Wunsch eines jeden Mohamedaners, wenigstens einmal in seinem Leben in Mekka gewesen zu sein, um am Grabe Mohamed's zu beten und die heilige Kaaba zu küssen. Nach der Rückkehr von dort erhalten sie dann den Zunamen „Hadj“, was „Pilger“ bedeutet. Die Preise für diese etwa achttägige Seefahrt der Pilger waren schon damals infolge großen Wettbewerbs bis auf 9 Duros (ca. 31 ℳ) heruntergedrückt worden. Auf dem außerhalb der Stadt gelegenen Hauptmarkt, auf dem die Araber ihre Waaren zum Verkauf ausstellen, spielte sich ebenfalls ein sehr reges Leben und Treiben ab. Nachmittags konnten wir unsere Reise fortsetzen, worauf wir uns am nächsten Morgen in Casablanca (Dar-al-baida) befanden. Auch dieser Stadt statteten wir einen Besuch ab und zwar umsomehr, als es daselbst eine größere Anzahl Deutsche, etwa 25, gab. Die Straßen glichen mehr oder weniger denjenigen von Tanger, nur sieht man daselbst bedeutend weniger Europäer als in erstgenanntem Platze, wo besonders sehr viele Spanier, und meistens nicht solche der besten Art, sich aufhalten. Vor Casablanca, dem bedeutendsten Orte von Marokko, was die Ausfuhr anbelangt, lagen mehrere Dampfer und Segelschiffe, die mit Saubohnen, Mais und anderem Getreide, den Hauptausfuhrartikeln dieses Platzes, beladen wurden. Nachdem wir hier noch ein Stündchen in dem internationalen Clubhaus, in das wir durch die Liebenswürdigkeit des deutschen Vice-Consuls eingeführt worden waren, verbracht hatten, begaben wir uns zurück an Bord unseres Schiffes, welches darauf gegen Mitternacht Casablanca wieder verließ und mich am folgenden Morgen Mazagan, meinem Endziele, zuführte. Die Stadt macht, wie überhaupt sämmtliche marokkanischen Orte, vom Schiffe aus gesehen ebenfalls einen höchst eigenartigen, morgenländischen Eindruck. Die Minarets der beiden Moscheen überragen die mit einem mächtigen Walle umgebene Stadt, deren eine Seite bei Hochfluth vom Meere bespült wird. Rechts und links von der Stadt befinden sich Heiligengräber, die durch ihre schöngerundete, den viereckigen Bau überwölbende Kuppel sofort auffallen. Die ersten 8 Tage wohnte ich mit der Familie meines Chefs in einem Zeltlager, welches etwa 20 Minuten von der Stadt entfernt nahe dem Meere, dem Atlantischen Ocean, auf einem mit Aloe-Cacteen und wildem Zuckerrohr umgebenen Platze aufgeschlagen worden war und die Stelle einer Sommerfrische vertrat. Man wählt zu diesem Landaufenthalt gewöhnlich den Frühling oder den Herbst, da im Sommer die Sonne zu sehr auf die Zelte brennen würde, während im Winter, der Zeit der Regenperiode, der Regen und der infolge dessen zu feuchte Boden ein Hinderniß bildet. Nachdem das Zeltlager abgebrochen worden war, bezog ich meine eigentliche Wohnung, die sich in einem Theil der ehemaligen portugiesischen Festung befand und infolge ihrer Höhe die anderen Häuser überragte. Mazagan ist über ein Jahrhundert in dem Besitz der Portugiesen gewesen, überhaupt erst durch diese gegründet und befestigt worden. Ich genoß von der Terrasse meines Hauses, aber auch schon von meinen Zimmern aus, über die Stadt hinweg eine großartige Fernsicht auf den Atlantischen Ocean, da die meisten Häuser viereckig und mit platten Dächern versehen waren und viele nur ein oder gar kein Stockwerk hatten. Meine Zimmer waren, obwohl zwei Stock hoch, mit einer Art Chamotteziegeln gepflastert, während die Wände eine Stärke von ungefähr einem Meter besaßen. Die meisten Häuser weisen fast immer im Innern einen großen, offenen, hofartigen Raum auf, den Patio, in welchen gewöhnlich sämmtliche Zimmer einmünden. Die Mohamedaner dulden in ihren Häusern kein Fenster nach der Straße zu. Diejenigen Eingeborenen, die sich außerhalb der Stadtmauer aufhalten, wohnen meistens in bienenkorbähnlichen Hütten aus Rohr und Stroh. Es ist ziemlich schwer, die Einwohnerzahl von Mazagan festzustellen, da, wie überall in orientalischen Ländern, officielle Zählungen nicht veranstaltet werden. Sie dürfte etwa, die außerhalb der Stadt Wohnenden eingeschlossen, 5000 Mauren und Araber, 1000 Juden und 200 Europäer, vorwiegend aus Gibraltar und Spanien, betragen. Unter Mauren bezeichnet man gewöhnlich die Nachkommen derjenigen Mohamedaner, welche sich Jahrhunderte lang in Spanien aufgehalten haben, während die Vorfahren der Araber viel früher in dieses Land eingedrungen sind. Die Urbewohner sollen die Berber, zu denen man auch die Riffkabylen rechnet, gewesen sein. Meistens wohnen die Mauren in den Städten und die Araber sowie die Berber auf dem Lande. — In später Abendstunde sowie in der Nacht findet man vor verschiedenen Häusern schlafende Araber liegen, warm eingehüllt, denen die Bewachung der betreffenden Häuser und Straßen obliegt. Das Klima ist entschieden äußerst gesund. Wie bereits erwähnt, wird die Stadt, um die sich eine hohe Stadtmauer zieht, auf einer Seite vom Meere bespült. Die Stadt besitzt nur ein Thor, welches, nachdem der Mueddin (Gebetsausrufer) vom Minaret aus zum Abendgebet gerufen hat, etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, geschlossen und Morgens bei Sonnenaufgang wieder geöffnet wird. In der Zwischenzeit ist es also unmöglich, die Stadt zu betreten oder zu verlassen. Obwohl es im Sommer wärmer als in Deutschland ist, werden doch durch den im Sommer fast tagtäglich gegen 10 Uhr sich erhebenden Seewind die Temperaturverhältnisse sehr geregelt; man hat infolge dessen an der Küste selten durch übermäßige Hitze zu leiden. Nur die siroccoähnlichen Südostwinde, welche viel Staub mit sich führen, sind nicht gerade angenehm, kommen aber ziemlich selten vor. Ganz anders verhält es sich natürlich im Innern des Landes. Schnee giebt es hier nicht; auch im Winter sinkt das Thermometer nie unter Null. Vom

Mai bis zum October ist Regen eine sehr große Seltenheit; gewöhnlich regnet es während dieser Zeit überhaupt nicht, und fast täglich erfreut man sich blauen Himmels und sonnenklaren Wetters; es sind das Eigenschaften, die man dem deutschen Sommer, wenigstens dem vergangenen, nicht gerade nachrühmen kann. Während der übrigen Monate treten dann allerdings längere Regengüsse, gewöhnlich in zwei Zeitabschnitten auf, die den Boden für lange Zeit genügend mit Wasser sättigen und die Cisternen füllen. Der Regen wird fast regelmäßig durch ungemein stürmisches Wetter angekündigt. Die Feuchtigkeit des Bodens und der spätere Morgenthau genügen dann in den meisten Fällen, um das Getreide zum Reifen zu bringen. Während der Regenperiode werden die Wege in und um Mazagan herum in einen trostlosen Zustand versetzt. Bis in den Sommer hinein bleiben die Wassertümpel bestehen. Tritt der Regen einmal nicht zur rechten Zeit ein, dann pflegen, wie z. B. auch in diesem Frühjahr, die Eingeborenen durch die Straßen zu ziehen und laut um Regen zu beten. Der Gouverneur der Stadt und die Zollbeamten wallfahren in diesem Falle gewöhnlich nach dem Grabe irgend eines nahen Heiligen, um dort ihre Gebete zu verrichten. Vom Regen hängt in diesem Lande nun einmal Alles ab. Gewitter habe ich in Marokko nie beobachtet.

Unsere herrlichen deutschen Wälder vermißt man hier ungemein. Außer einer Anzahl Palmen giebt es in Mazagan nur noch Feigen-, Oliven- und Granatäpfelbäume. Ferner weist dieser Platz vorzugsweise Mais-, Gerste- und Weizen- sowie Melonen-Felder auf, welch letztere während der Blüthezeit einen angenehmen, weithin duftenden Geruch verbreiten. In den letzten Jahren sind auch die Gemüsegärten immer mehr gepflegt und vergrößert worden; man findet hier außer verschiedenen deutschen Gemüsearten Auberginen, Artischocken, Tomaten, süße Kartoffeln, auch Pilze u. s. w. An frischem Obst ist meistens Ueberfluß vorhanden; jede Jahreszeit hat ihre Specialitäten. Besonders gelangen Apfelsinen und Weintrauben aus der Umgegend, Cactusfeigen, die überall wild wachsen, Melonen, Granatäpfel, Oliven und noch verschiedene andere Sorten auf dem Markte zum Verkauf. Die Preise sind außerordentlich billig. — Zur Jagd ist hier ziemlich viel Gelegenheit vorhanden, sie beschränkt sich aber in der nächsten Umgebung von Mazagan auf Hasen, Rebhühner und wilde Tauben. In größerer Entfernung giebt es jedoch auch viele Wildschweine, auf welche mitunter größere Jagden veranstaltet werden; ferner findet man im Innern des Landes auch Gazellen. — Alles hängt in diesem Lande von der Ernte ab. Fällt dieselbe gut und reichlich aus, so ist auch der Handel sehr belebt. Mißernten sind leider nichts Seltenes; dieselben können erstens durch zu wenig oder zu viel Regen oder zweitens auch durch die Heuschreckenplage hervorgerufen werden. Es ist ganz unglaublich, in welcher Weise ein größerer Schwarm junger Heuschrecken ein großes Feld verwüsten kann. Während diese früher gewöhnlich nur alle 4 oder 5 Jahre sich einzustellen pflegten, sind sie in den vergangenen Jahren fast alljährlich aufgetaucht und zwar gewöhnlich in der Weise, daß große Schwärme durch das Land zogen und hier und da Eier zurückließen. Die jungen Heuschrecken kriechen meist nach 6 Wochen aus, zeichnen sich durch eine ungemein große Gefräßigkeit aus und fressen aus Mangel an besserer Nahrung die Pflanzen mitsammt dem Stumpf und Stiel auf. Die jungen Thiere wachsen von einem Tage zum anderen zusehends. In diesem Frühjahr hat man endlich damit begonnen, die Eier sammeln zu lassen und sie aufzukaufen. Sie sind noch etwas kleiner als Ameiseneier; 70 bis 90 sind immer vereinigt und haben zusammen die Größe und Form einer mittelgroßen Revolverpatrone, laufen jedoch an beiden Enden etwas spitz zu. Die Heuschrecken legen die Eier in lockeren Erdboden, und durch gewisse Merkmale können es die Eingeborenen herausfinden, wo sich solche befinden. Sie werden mit den Fingern herausgegraben, auf Eseln verladen und nach den Magazinen zum Verkauf gebracht. In Mazagan allein wurden im letzten Frühjahr über 1600 Centner solcher Eier aufgekauft und in großen Kähnen weit in das Meer hinausgefahren und ausgeschüttet. Auf diese Weise ist sicher einer großen Plage vorgebeugt worden. Auf ein Kilogramm rechnet man ca. 80000 Eier. — Besonders großen Schaden richteten die Heuschrecken im Jahre 1895 an. Wenn man sich einem Schwarm, der sich z. B. in einem Felde niedergelassen hatte, näherte, schien es Einem, als wenn sich der Erdboden plötzlich erhob. Wir hatten Tage lang vor jedem unserer Magazine zwei Araber aufgestellt, welche weiter nichts zu thun hatten, als die Heuschrecken, die zu dieser Zeit noch jung und ungeflügelt waren, vom Eindringen in die Magazine abzuhalten, während an anderen Plätzen große Feuer brannten, in welche die Thiere geschüttet und gekehrt wurden. Eines Tages ließ der Gouverneur der Stadt durch Ausrufer bekannt geben, daß in den äußeren Zollhaus-Schuppen große Mengen Heuschrecken eingedrungen, und daß die daselbst befindlichen Waaren unverzüglich zu verzollen seien, da die Regierung keinen Ersatz für etwaigen Schaden leisten würde. Mangels Pflanzennahrung sind diese überaus gefräßigen Insecten im Stande, selbst Holzkisten, Säcke u. s. w. anzufressen. Ein kleiner zur hiesigen Franciscaner-Kapelle gehöriger Garten war, nachdem die Heuschrecken ihren Einzug daselbst gehalten hatten, den darauf folgenden Tag nicht wieder zu erkennen. Nichts war verschont geblieben; selbst in die Häuser waren große Mengen eingedrungen. — Wenig angenehm für die Europäer sind auch die Moskitos, die Einen besonders die Nacht über sehr belästigen. Während der Sommer-Monate war es im Interesse einer guten Nachtruhe nöthig, vor dem Schlafengehen mit einer Kerze die Wände etwa ein Dutzend Male abzuleuchten, um diese ungeladenen Gäste auf diese Weise durch Verbrennen zu beseitigen. Immerhin gehörte es nicht zu den Seltenheiten, daß man in der Nacht sich nochmals zu erheben hatte, um diese Manipulation zu wiederholen. — Auch für anderes Ungeziefer, wie auch für Skorpione, Taranteln, Tausendfüße u. s. w., ist Marokko ein Eldorado.

Als im Jahre 1894 der Sultan Mulay Hassan mit Tode abging, vermuthlich infolge eines Leber- oder Nierenleidens, wohl kaum, wie damals angenommen wurde, durch Vergiftung, traten vielfache Veränderungen in Handel und Wandel ein. Die Nachricht erreichte uns eines Sonntags-Nachmittags, am zweiten Tage nach dem Tode, gerade als wir in dem außerhalb der Stadt gelegenen Garten der einzigen hiesigen französischen Familie uns mit Croquet-Spiel die Zeit vertrieben. Das Spiel wurde sofort abgebrochen. Wir begaben uns nach Hause und bemerkten unter den Eingeborenen — wir hatten das vor der Stadt sich befindende Araberdorf zu passiren — allgemeine Aufregung, die sich auf die Europäer ausdehnte, da ein Regierungswechsel in einem Lande wie Marokko gewöhnlich auch Revolution im Gefolge hat. Nach wenigen Tagen jedoch verkündeten Ausrufer in den Straßen, daß der neue Sultan Mulay Abdelazzis, der Lieblingssohn des alten, dem kurz vor dessen Tode noch ausgesprochenen Wunsche gemäß, proclamirt und von dem Vezir sowie den Ministern auch bereits anerkannt worden wäre. Die Stadtbewohner wurden nach Empfang dieser Meldung wieder beruhigt, doch gährte es unter der Landbevölkerung noch weiter. Die Araber waren in den letzten Jahren infolge der an Spanien zu zahlenden Kriegscontribution derart mit Steuern belastet und tyrannisirt worden, daß verschiedene Kabylen- (Araber-) Stämme von der sich dargebotenen Gelegenheit gern Nutzen zogen, ihre Kaids angriffen und sie aufforderten, das ihnen abgenommene Geld wieder zurückzugeben. Unter Kaids versteht man Regierungsbeamte, denen die Oberaufsicht entweder über eine Provinz oder über eine größere Stadt obliegt. Ein Theil der angegriffenen Kaids flüchtete sammt dem Gelde nach den nächst gelegenen Städten, und die Rebellen plünderten hierauf deren Kasbahs (citadellenartige Häuser) vollständig aus. Auch nach Mazagan flüchtete sich ein solcher Kaid. Die Folge davon war, daß auch gegen diesen Platz sich der Groll einiger Stämme richtete und verschiedene Male Panik hervorrief. Die Rebellen ersuchten den Gouverneur der Stadt, den betreffenden Kaid nebst dem mitgenommenen Gelde auszuliefern, damit sie ihm den Kopf abschneiden könnten, und drohten damit, daß, falls die Auslieferung nicht erfolgen sollte, sie die Stadt angreifen würden. Ein großer Theil der Bewohner außerhalb der Stadt brachte infolge dessen seine Habseligkeiten nach der Stadt herein, während fast sämmtliche Europäer ihre Frauen und Kinder mit den ersten Dampfern nach Europa sandten; auch lagen wochenlang spanische und englische Kriegsschiffe abwechselnd vor Mazagan, um im Nothfalle die zurückgebliebenen Europäer in Sicherheit zu bringen. Obwohl bereits sämmtliche Soldaten einberufen und mit Chassepotgewehren versehen worden waren, dieselben auch die umliegenden Höhen besetzt hatte, da sich in der Nähe eine große Anzahl Rebellen angesammelt hatte, verlief die ganze Angelegenheit schließlich doch ziemlich harmlos, da die Aufrührer einsahen, daß die Stadt für sie uneinnehmbar war. Ein großer Theil der Rebellen war noch mit Vorderladern, die im Lande selbst angefertigt und mit Feuersteinschlössern versehen sind, ausgestattet. Auch verschiedenen Europäern waren in dieser Zeit Chassepot-Gewehre leihweise überlassen worden, um, falls die Rebellen ja

in die Stadt eindringen sollten, sich so gut wie möglich von den Häusern aus zu vertheidigen. Wir erhielten, da das Haus meines Chefs eins der höchsten war, 4 Gewehre und einige Hundert Patronen, die Wochen lang in unserem Contor aufgestellt waren. Die Revolutionen in anderen Theilen des Landes haben dann noch Jahr und Tag angehalten, sind sogar zum Theil auch heute noch nicht beendet, da noch verschiedene Stämme sich weigern, dem Sultan Steuern zu entrichten; zu diesen gehören besonders einige des im Süden von Marokko gelegenen Susgebietes, sowie die sich im Norden des Landes befindenden Riff-Kabylen, welch' letztere ja außerdem noch den Seeraub betreiben und erst in den letzten Monaten verschiedene Segelschiffe ausgeplündert, wie auch einen Theil der Mannschaft als Geiseln mitgenommen hatten. Obwohl jetzt verschiedene Staaten dem Sultan ernstlich zu Leibe gehen, glaube ich kaum, daß derselbe sich veranlaßt fühlen wird, nachhaltige Vorsichtsmaßregeln zu treffen. — Die Regentschaft des neuen Sultans ist überhaupt verschiedene Male angegriffen worden, da sowohl dessen älterer Bruder wie auch dessen Onkel mit ihren Anhängern nach der Herrschaft trachten mit der Begründung, daß Mulay Abdelazzis nicht der Sohn einer der vier rechtmäßigen Frauen seines Vaters, sondern nur der einer Sklavin gewesen sei; immerhin war aber diese die Favoritin des verstorbenen Sultans gewesen. Sie ist eine Circassierin und s. Z. in Alexandrien dem Vernehmen nach für 20000 Frcs. für den Sultan gekauft worden. — In besondere Feststimmung werden die Eingeborenen gewöhnlich versetzt, sobald ein Brief vom Sultan eingeht. Diese Briefe werden dem Kaid, also dem Gouverneur der Stadt, durch Special-Couriere übermittelt. Sofort nach Ankunft eines solchen werden mehrere Kanonenschüsse abgegeben, und durch Ausrufer, die überhaupt mangels einer Zeitung oder dergl. alle Neuigkeiten, die von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen, wird in den Straßen der Eingang des Schreibens verkündet mit dem Zusatze, daß dessen Inhalt zu einer bestimmten Stunde durch Vorlesen in der Moschee bekannt gegeben werden solle. Die Ladeninhaber und Kaffeehäuser pflegen nun ihre Läden und deren Eingänge mit seidenen Kopftüchern zu schmücken; die Soldaten werfen sich in ihre Uniform und Musiker ziehen spielend durch die Straßen. Die Festlichkeiten dauern immer 3 Tage, während welcher die Mohamedaner so wenig als möglich arbeiten und einen großen Theil des Tages in Kaffeehäusern zubringen. Irgend welche Nachrichten über den Sultan, sei es, daß er auf seiner Reise glücklich am Endziel angelangt ist, sei es, daß Rebellen besiegt worden sind oder dergl., werden stets den Kaids mitgetheilt, um dann in der eben beschriebenen Weise weiterverbreitet zu werden. — Im vergangenen Jahre lud der Kaid in Mazagan, veranlaßt durch einen Brief vom Sultan mit besonders günstigen Nachrichten, die europäische Colonie zu einem Mittagessen ein, welches in der von den Portugiesen s. Zt. erbauten Inquisitionshalle stattfand. Der Gastgeber hatte sich hierzu Tische und Stühle sowie Teller, Messer und Gabeln verschafft. Während nun ein recht gutes Essen, bestehend aus Hammelkeulen, Hühnern und dem Nationalgericht „Kuskssu", Alles auf maurische Weise zubereitet, nebst allerlei Getränken aufgetragen wurde, saß der Gouverneur mit seinen Beamten in der einen Ecke mit übergeschlagenen Beinen auf einem Teppich und sah zu, wie es den Europäern mundete, ohne sich selbst an der Mahlzeit zu betheiligen. In einer anderen Ecke kauerte eine jüdische Musikkapelle und spielte die Tafelmusik dazu.

Fast sämmtliche europäische, wie auch einige amerikanische Staaten sind durch Viceconsulate, Spanien sogar durch einen bezahlten Consul vertreten. Die Consuln der unbedeutenderen Staaten, wie z. B. Portugals und noch einiger anderen, genießen in Marokko nicht gerade besondere Achtung, da mit dem sogenannten Protectionswesen durch dieselben viel gesündigt wird. Es besteht nämlich die Einrichtung, daß jeder Kaufmann, welcher Export- und Import-Geschäfte in diesem Lande betreibt, zwei Eingeborene als Protegirte anstellen darf. Dieselben wirken für diesen meistens als Agent, genießen den Schutz des betreffenden Landes und sind natürlich auch dessen Gerichtsbarkeit unterworfen. Der Sultan hat an diese keine Ansprüche mehr. Außerdem können die Kaufleute auch noch einige Halb-Protegirte (Muchalattis) annehmen; dieselben arbeiten auch als Ein- oder Verkäufer gewöhnlich im Innern des Landes im Interesse ihrer Beschützer; auch ihnen kann die Regierung nichts anhaben, ohne mit jenen vorher verhandelt zu haben. Mit diesen Protectionen wird bisweilen großer Mißbrauch dadurch getrieben, daß den protegirten Eingeborenen, denen an Erlangung und Erhaltung dieses Schutzes viel gelegen ist, unbillig viel abverlangt wird; sie werden seitens mancher gewissenloser Europäer als ergiebige Einnahmequellen benutzt. Infolge dessen werden für gewisse Consulate, die mit diesem Protectionswesen Geschäfte machen, mitunter recht nette Preise bezahlt. — Die marokkanische Gerichtsbarkeit liegt noch sehr im Argen. Die streitenden Parteien werden vor den Kadi, den Richter, oder vor den Kalifen, den stellvertretenden Gouverneur, gebracht, und sehr oft geht derjenige als die siegende Partei aus dem Streit hervor, der am meisten dem Richter bezahlen kann. Das Haupt der Stadt bildet, wie bereits erwähnt, der Kaid. Die Kaids werden vom Sultan ernannt und haben unbeschränktes Verfügungsrecht über die Eingeborenen; sie bestimmen z. B. auch die Steuern, die ihre Untergebenen zu entrichten haben. Die Europäer und Protegirten haben directe Steuern nicht zu zahlen, dagegen natürlich Zölle, die in den Handelsverträgen festgesetzt sind und sich auf 10% ad valorem für eingehende Waaren belaufen; für ausgehende sind dieselben aber zum großen Theil bedeutend höher. — Das Militärwesen bedarf, trotzdem sich bereits ein englischer wie auch einige französische Officiere in der Armee des Sultans befinden, noch sehr der Verbesserung. Die meisten Soldaten, gewöhnlich werden dieselben durch den Kaid willkürlich dazu ausersehen, tragen eine grellrothe Tuchjacke mit grünen Aufschlägen, einige auch blaue, grüne oder gelbe Jacken, hierzu eine kurze, sackähnliche rothe, blaue oder violettfarbene Hose, rothen Fez, sowie gelbe Pantoffeln ohne Strümpfe und sind mit meistens recht verrosteten Chassepot- oder Henry Martini-Gewehren mit oder ohne Bajonett, zum Theil sogar noch mit Steinschloßgewehren ausgerüstet. Der Sold beträgt gewöhnlich ½ Peseta, ca. 35 ₰, für den Tag. Dafür haben sich die Soldaten jedoch sehr oft auch selbst zu beköstigen. Wer nicht zur ständigen Armee des Sultans gehört oder den Kaids zugetheilt ist, wird überhaupt nur in dringenden Fällen und an Festtagen eingezogen. — Die Umgangssprache unter den Eingeborenen ist arabisch; jeder Kaufmann, welcher mit diesen Geschäfte zu machen beabsichtigt, muß sich diese Sprache, deren Erlernung im Anfange viele Schwierigkeiten bereitet, aneignen. Die Sprache ist ungemein blumenreich, sowie voll von Phrasen und infolge ihrer vielen Gutturallaute nicht gerade sehr wohlklingend. Die Europäer unter sich bedienen sich hauptsächlich der spanischen und englischen Sprache; es giebt jedoch auch unter den Eingeborenen, besonders in Tanger, eine größere Anzahl, welche die spanische Sprache sprechen können. Vorzugsweise sind es Juden und diejenigen Mohamedaner, welche ihr Geschäft, hauptsächlich in Eiern und Hühnern, öfters nach Gibraltar führt.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

— **Der Begriff des Charisma und seine Bedeutung für die praktische Theologie**, von Lic. th. Moritz Lauterburg, Pfarrer in Stettlen bei Bern, in den Beiträgen zur Förderung christlicher Theologie, 1. Heft, 2. Jahrg., 1898. Gütersloh bei C. Bertelsmann, 141 S. 2 ℳ 40 ₰. — Diese Schrift, auf Cremer's Artikel über die Geistesgaben in Herzogs Realenc., 2. Aufl., fußend, ist eine anzuerkennende, tüchtige, wissenschaftliche Monographie, die von großer Gelehrsamkeit wie Belesenheit und Nüchternheit des Urtheils zeugt. Wenn sie auch in ihrem exegetischen Theile (S. 4—41) wenig Neues bietet, so ist sie um so fruchtbringender für die praktische Theologie und das kirchliche Amt und füllt entschieden eine noch nicht genug erkannte Lücke in der theologischen Wissenschaft aus. Die Arbeit zerfällt in 3 Theile, I. in die Entwickelung des Begriffs Charisma im Anschluß an Paulus, II. in die geschichtliche Entwickelung dieses Begriffs, III. in die Bedeutung desselben für die praktische Theologie. Wir stimmen dem Hrn. Verfasser bei, wenn er bestreitet, daß jeder Christ sein Charisma habe (Sohm, Kirchenrecht, trotz 1. Cor. 12, 7), daß es im ersten Jahrhunderte n. Chr. keine organisirte Einzelgemeinde gegeben habe, also auch keine Gnadengabe der Leitung (so ebenfalls Sohm a. ang. Orte), daß die Charismen eins seien mit den Früchten des heil. Geistes oder den allgemeinen christlichen Tugenden (Schleiermacher nach Gal. 5, 22), daß die Gnadengaben nur in der apostolischen Zeit vorgekommen oder daß sie im geistlichen Amte jetzt monopolisirt seien. Wir verlangen mit

dem Verfasser, daß zur gedeihlichen geistlichen Amtsführung die Gnadengabe glaubensstärkender Einwirkung auf Andere gehöre, das heißt die des geistgewirkten Zeugnisses von Christo (Ev. Joh. 15, 27). Wir fordern, wie der Verfasser, daß man die Lehre von den Gnadengaben künftig in der Lehre vom kirchlichen Amte mehr betone. Sehr werthvoll ist auch der am Schlusse der Schrift unternommene Versuch, alle theologischen Disciplinen vom Oberbegriffe des heiligen Geistes aus einzutheilen und dadurch in einen lebensvollen Organismus zu bringen. Jedoch geht der Verfasser in seiner Begeisterung für die Charismen zu weit, wenn er behauptet, daß in dem Maße, als die Lehre von ihnen auf den Leuchter gestellt und sie als das Entscheidende betrachtet werden, die Kirche gesunde, und daß die praktische Theologie nichts Anderes sei, als Charismatik (letzter Satz). Diese Aufstellungen wurzeln folgerichtig in seinem nicht ganz richtigen Begriff von Charisma im paulinischen Sinne (S. 39). Er lautet; „Die Charismen im besonderen Sinne des Wortes sind die durch den Geist Gottes in den Gliedern der christlichen Glaubensgemeinschaft gewirkten mannigfaltigen Kräfte und Fähigkeiten, durch deren Bethätigung jene — das gemeinsame Glaubensleben fördernd auf einander einwirken und also die Gemeinde erbauen helfen.“ Hierbei ist das wesentliche Moment zu vermissen, daß die Charismen solche Leistungen sind, durch welche der mit ihr Ausgestattete ein die allgemein menschliche Begabung Ueberragendes zu leisten vermag, also fehlt das Moment der außerordentlichen, wenn auch an sich noch nicht wunderbaren Wirkung. Es ist ferner zu rügen, daß der Verfasser in seiner Definition alle rein persönlichen, individuellen Charismen leugnet, obwohl doch die σοφία, die γνῶσις, die πίστις, die Enthaltsamkeit (vgl. 1. Cor. 7, 7) ausdrücklich als Charismen von Paulus bezeichnet werden. Ebensowenig wird der Verfasser dem biblischen Begriffe des Apostolates als eines von Christo übertragenen Amtes gerecht, er faßt es vorwiegend nur als Charisma auf (gegen Matth. 10, 1—5, Joh. 20, paulinische Briefe). Auch geht der Verfasser zu wenig auf die einzelnen Gnadengaben ein. Einzelne ungebräuchliche Ausdrücke sind: „stetsfort“ für „immer“, (S. 2), bereinigen (S. 3), „nichts Stoßendes“ (S. 10) statt „nichts Anstößiges“, Selbigkeit des Geistes (S. 33), latitierte (S. 40) statt „verborgen war“. Warum soll nicht auch ein Gelehrter, wo er kann, deutsche Ausdrücke gebrauchen? R. W.

— **Soll die Türkei getheilt werden?** Von **Bresnitz v. Sydacoff.** Berlin und Leipzig, Fr. Luckhardt. 2. Auflage 1898. — Der durch eine Anzahl von Schriften über die Länder von „Halbasien“ wohlbekannte Verfasser versucht hier, die nach seiner Ansicht einzig mögliche Lösung der orientalischen Frage zu begründen und darzulegen. Er will den russischen Einfluß gänzlich ausschließen, Griechenland, Serbien und Montenegro, welche bedeutende territoriale Vergrößerungen erhalten, auf bundesstaatlicher Grundlage an Oesterreich angliedern. Der östliche Theil des Balkangebiets fällt Rumänien als Vormacht zu, dem sich Bulgarien im Wege der Personalunion anzuschließen hat. Diesen Staaten fallen auch Konstantinopel und die angrenzenden Gebiete zu. So ungefähr lauten die Vorschläge des Verfassers. Wir leugnen nicht, daß dieselben in vielfacher Hinsicht auch den deutschen Wünschen und Interessen entsprechen. Aber die Geschichte geht ihren Gang, ohne sich nach Systemen zu kehren; und wie will man Rußland abfinden? Daß, wie der Verfasser meint, Compensationen „jenseits des Schwarzen und Aegeischen Meeres“ dazu genügen werden, glauben wir nicht. —tg—

— **Bericht über die königlich sächsische Kunstgewerbe-Schule nebst deren Vorschule und das Kunstgewerbe-Museum zu Dresden** auf die Schuljahre 1895/96 und 1896/97. — Der Bericht giebt von wichtigen Fortschritten der Dresdener Kunstgewerbe-Schule und des mit ihr verbundenen Kunstgewerbe-Museums Kunde. Die Leiter der beiden Anstalten waren in den letzten Jahren wieder unablässig bemüht, den inneren Ausbau derselben zu fördern und belebend und anregend nach Außen zu wirken. Die dem Berichte beigegebenen statistischen Ausweise bezeugen, daß der Erfolg ihrer Bemühungen nichts zu wünschen übrig ließ: Schule wie Museum haben sich eines sehr guten Besuches zu erfreuen gehabt, und die Bibliothek wurde mehr denn je benutzt. Aus dem Schulleben ist vor Allem zu berichten, daß mit Genehmigung der Regierung der Abendunterricht im Actzeichnen eingeführt wurde. Aus räumlichen Gründen mußte er auf die Wintermonate beschränkt werden. Raummangel machte sich allenthalben geltend, so daß aushilfsweise außerhalb des Schulgebäudes Unterrichtsräume gemiethet werden mußten. Die Regierung denkt in Anbetracht dessen an die Errichtung eines Neubaues für Schule und Museum. Die Schule beschickte die vorjährige Leipziger Industrie-Ausstellung mit einer umfänglichen Collection von Schülerarbeiten, der mit Recht nur Arbeiten aus den letzten Jahren einverleibt wurden. Die Gesammtzahl der Schüler betrug im Schuljahr 1895/96 637, 1896/97 629. Das Kunstgewerbe-Museum hat nach wie vor die Tendenz verfolgt, nur solche Gegenstände zu sammeln, die nach irgend einer Richtung für die heimische Kunstindustrie als Vorbild oder Studienmaterial dienen konnten. Die Sammlungen wurden von October 1895 bis October 1897 von 17549 Fremden und 7036 Schulangehörigen besucht. Anfang 1897 wurde eine Lehrmittelsammlung vom Museum abgetrennt, in der die bereits früher als Lehrmittel geführten Gegenstände mit den Doubletten und einigen weniger wichtigen Stücken des Museums und mit den Gypsabgüssen zu einem Ganzen vereinigt wurden. Neben zahlreichen Geschenken sind dem Museum eine große Anzahl von Leihgaben überwiesen worden, darunter 266 Stück Gläser, Fayencen, Silberarbeiten, Bestecke, Möbel u. A. aus dem Besitz des Hrn. Architekt Hauschild in Dresden. Die werthvolle Hauschild'sche Sammlung wurde dem Museum vorläufig auf ein Jahr überlassen. Von großer Bedeutung war für dieses die Fertigstellung kurzgefaßter, praktisch angelegter „Führer“ durch die Sammlungen, deren Abfassung von Hrn. Directorialassistent Dr. Berling besorgt wurde. Die Berling'schen Führer erfüllen ihren Zweck, das Publicum zu bilden und zu interessiren, in vollstem Maße. Nicht weniger als 17 Sonderausstellungen sorgten dafür, das Interesse für das Museum wach zu erhalten. Von besonderer Wichtigkeit waren zwei umfangreiche retrospective Ausstellungen, von denen die eine alte kunstgewerbliche Innungsgegenstände aus den sächsischen Landen, die andere kirchliche Alterthümer aus den Amtshauptmannschaften Leipzig und Grimma vor Augen führte. Auf Wunsch der interessirten Kreise wurde im Mai vorigen Jahres in der Aula der königl. sächsischen technischen Staatslehranstalten zu Chemnitz eine Wanderausstellung der Textilabtheilung veranstaltet, die sich eines guten Besuches erfreute. Die Bibliothek hat in den letzten Jahren wiederum bedeutenden Zuwachs erhalten; sie weist gegenwärtig einen Bestand von 12062 Bänden, 82904 Vorbildertafeln und 17356 Ornamentstichen auf. Diese reichen Schätze wurden in den beiden Berichtsjahren von nicht weniger als 68089 Personen benutzt, und es wurden nicht weniger als 200225 Objecte ausgeliehen. Die Berichtsperiode hat der Bibliothek einen monumental angelegten Katalog der Büchersammlung gebracht, dessen letzter (14.) Theil bereits Mitte März 1897 gedruckt vorlag. Seine Gründlichkeit, seine eigenartig praktische Anordnung und seine Handlichkeit haben ihm die ungetheilte Anerkennung der Fachkreise eingetragen. Der Vollständigkeit halber sei noch bemerkt, daß der Bericht neben chronikalischen und statistischen Mittheilungen auch ausführliche Angaben über die Organisation von Schule und Museum enthält. K—y.

— **Woerl's Reisehandbücher. Führer durch Dresden und Umgebung.** Herausgegeben von **Leo Woerl.** Mit Plan der Stadt, Karte der Umgebung und Abbildungen. 15. Auflage. Preis 50 ₰. Leipzig, Woerl's Reisebücherverlag. — Der eben erschienenen 15. Auflage des Führers durch Dresden ist von der Verlagshandlung ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden. Mehr als was hierin geboten wird, kann man wirklich für den Preis von 50 ₰ nicht verlangen. Das Bändchen gehört zu den reichhaltigsten der ganzen bereits über 600 Nummern umfassenden Sammlung der Woerl'schen Reisebücher. Stadtplan, Umgebungskarte und 42 Abbildungen sind dem Büchlein beigegeben. Was der Führer über die zahlreichen Sehenswürdigkeiten und Kunstschätze Dresdens, über Verkehrsverhältnisse, über Zeiteintheilung bei ein- und mehrtägigem Aufenthalte &c. angiebt, dürfte den meisten Fremden genügen. Die schönsten Punkte der Umgebung werden mit kurzen Worten behandelt; hier wäre bisweilen etwas mehr Ausführlichkeit erwünscht. Das schmucke Büchlein verdient wegen seiner Zuverlässigkeit und Billigkeit allen Besuchern der schönen Elbstadt, die bei den bevorstehenden Jubiläumsfestlichkeiten Tausende von Gästen beherbergen wird, bestens empfohlen zu werden. C. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 42. Sonnabend, den 9. April, Abends. 1898.

Ostern im Orient.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Die Gegenden, die einst mehr oder minder unmittelbar Zeugen der gewaltigen Osterthatsache waren, begehen bis auf diesen Tag das Gedenkfest der Auferstehung des Erlösers mit besonderer Freude, ja, man kann sagen, daß es für die orientalische d. h. orthodoxe Kirche das Fest aller Feste ist, das selbst das Christfest an Weihe und Glanz übertrifft. Allerdings müssen wir gleich vorausschicken, daß zwischen der abendländischen und morgenländischen Osterfeier ein principieller Unterschied obwaltet, der wohl zunächst auf klimatischen Voraussetzungen beruht. Im Oriente kommen bekanntlich die Temperatur- und Witterungsdifferenzen zwischen den einzelnen Jahreszeiten bei Weitem nicht in dem Maße zum Ausdruck, wie in unseren nördlichen und westlichen Breiten. Infolge dessen prangt die Natur in jenen Gegenden selbst im sogenannten „Winter", der ungünstigsten Falles (wie z. B. in Palästina u. a.) sich als längere oder kürzere Regenzeit offenbart, jahraus, jahrein in ihrem herrlichsten Blätter- und Blüthenschmucke, und das Gefühl, das der Nordländer — und auch wir rechnen uns naturgemäß dazu — empfindet, wenn nach langen, trüben Wintertagen die Sonne endlich wieder beginnt, immer größere Kreise am Himmelsgewölbe zu beschreiben, und das junge Leben, hervorgelockt durch schmeichelnde, milde Lüfte, im dunkeln Erdenschooße sich zu regen anfängt, jenes unbeschreibliche Wonnegefühl neuen Lebens, das im Lenzmonat das erste Lerchenlied, das erste Veilchen in unserem Herzen wachruft — es ist dem Orientalen völlig unbekannt. Zwar merkt auch er den Eintritt seines „Frühlings". Aber das ist ein Lenz ohne das liebliche Geläut der Schneeglöckchen, ohne Veilchenduft und Lerchensang, und in verschwenderischer Fülle spendet hier die neugestärkte Erde ihre Gaben und hüllt die ausgedehnten, steppenartigen Grasflächen fast über Nacht in einen Blumenteppich von unbeschreiblicher Pracht und Mannigfaltigkeit. Das sind jene wildwachsenden „Lilien auf dem Felde", die herrlicher als Salomo gekleidet sind, das ist das „Gras", das Gott der Herr so entzückend in seiner Farbenpracht prangen läßt, obgleich es „heute blühet und morgen in das Feuer geworfen wird", das sind „des Grases Blumen", die da „abfallen und verdorren", ein ergreifendes, lehrreiches Bild der Hoheit und Herrlichkeit, aber zugleich der Schwäche und Ohnmacht des Menschenkindes .... Hieraus ergiebt sich, daß die Osterfeier im Orient sich in der Hauptsache an die historische, besser, kirchliche Seite des Festes hält und nicht in dem Maße, wie bei uns, auch der natürlichen Bedeutung desselben gerecht wird, wie sie Schenkendorf so treffend in Verbindung mit jener kennzeichnet:

„Ostern, Ostern, Frühlingswehen,
Ostern, Ostern, Auferstehen
Aus der dunklen Grabesnacht!
Blumen sollen lieblich blühen,
Herzen sollen heimlich glühen,
Denn der Heiland ist erwacht",

oder, um mit dem Altmeister Goethe zu reden, der die echt deutsche Feier des Ostertages nach ihrer natürlichen Seite unübertroffen im „Faust" schildert:

„Ein Jeder sonnt sich heute so gern;
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht" ...

Freilich — der „Kirchen ehrwürdige Nacht" umfängt den orientalischen Christen bei seiner Osterfeier in noch bei Weitem stärkerem Maße als uns. Denn den Höhepunkt bildet der mitternächtige Gottesdienst, verbunden mit den oft geschilderten, theilweise tief ergreifenden und glanzvollen Auferstehungsceremonien. Das Gotteshaus prangt in magischem, etwas gedämpftem Lichterglanze, die heiligen Stätten sind schwarz drapirt. Vor dem Hochaltar, der ebenfalls schwarz verhängt ist, gewahrt das Auge den ernsten Sarkophag, von düsterem Kerzenglanz umstrahlt. Die Priesterschaft, die Sänger, die Andächtigen — Alles in schwarzen Gewändern. Murmelnde Gebete steigen zum Himmel empor, und die andächtige Gemeinde fühlt die Schauer des Todes in dieser glänzenden Grabesgruft im eigenen Herzen nach. Da plötzlich aus Priestermund das erlösende Wort: „Christ ist erstanden!" und draußen verkünden's hallende Glocken der harrenden Welt, und die Gläubigen, ob hoch, ob niedrig, bekannt oder unbekannt, fallen sich um den Hals und reichen sich den Bruderkuß. „Christ ist erstanden!" ruft man sich wonnebebend zu, und: „Er ist wahrhaft auferstanden!" schallt es siegesgewiß zurück. Nur allmälig leert sich das Gotteshaus, das bald vereinsamt im Dunkel daliegt, bis die ersten Strahlen der Morgensonne auf's Neue fromme Beter zur Andacht herbeirufen. Von jenen bekannten unerquicklichen Vorgängen, die sich in der Osternacht an der heiligsten Stätte der Christenheit, am Grabe des Erlösers selbst unter den verschiedenen christlichen Bekennern zutragen, deren unerbauliche Zwistigkeiten nicht selten erst durch die Krummsäbel der türkischen Wächter geschlichtet werden müssen, wenden wir gern unsere Blicke nach jenem lieblichen Erdenfleckchen, das die Natur auf das Verschwenderischste mit ihren Reizen ausgestattet hat, dem biblischen Aram oder Syrien. Wie wonnig ist es doch gerade in diesen Breiten um die Osterzeit! Vom nahen Meere weht eine erfrischende Brise herüber und läßt die krystallklare Luft von geradezu entzückender Reinheit erscheinen. Der Himmel uns zu Häupten ist vom tiefsten Blau, und von ihm strahlt die lichte Himmelskönigin in ihrer ganzen majestätischen Hoheit und Pracht auf die lachenden Gefilde herab, die eben ihr zartes glänzendes Frühlingsgeschmeide angelegt haben. Rosen und Pinien verbreiten berauschende Düfte, und die weiten Maulbeerpflanzungen prangen im üppigsten, frischesten Grün. Es ist etwas wie galiläische Landschaft hier, was unser entzücktes Auge gewahrt, und die seit Jahrhunderten unveränderten Trachten namentlich der Landbewohner gemahnen an biblische Gestalten. Licht und hehr ist der Ostermorgen angebrochen, und die Schaaren frommer Beter, die dem nahen altersgrauen Gotteshause zupilgern, haben die dunkeln Buß- und Trauergewänder mit jenen hellen, bunten Sommerkleidern vertauscht, die gar lieblich mit der heiteren Naturstimmung harmoniren. Und doch! Wie wirkungsvoll und seltsam wieder contrastirt diese lichte Gewandung mit dem etwas gebräunten Teint des kräftigen Volkes und den lebhaften, bunten Farben der übrigen Kleidung! Ist die kirchliche Feier vorüber, dann beginnt das Landvolk unter dem wolkenlosen Zelt des tiefblauen Himmels in harmlosem Scherz und Frohsinn allerlei Kurzweil zu treiben. Auf einem freien Wiesenplane tummeln sich die jungen Männer in muthigem Ringkampfe, während die älteren ringsum auf niederen Polstern sitzen und dem Spiele zuschauen und bald lobend, bald tadelnd ihre Aufmerksamkeit bekunden. Dazwischen jubeln und jauchzen die fröhlichen Kinderschaaren im Spiele mit ihren Osterschätzen, den bunt bemalten Eiern, die in keinem Hause, in keiner Hütte heute fehlen dürfen. Die Mädchen jedes Dorfes aber ziehen unter Anführung einer sangeskundigen Alten, die als Primadonna ihres Wohnortes in hohem Ansehen steht, vor das Haus der Gutsherrschaft und führen hier unter dem hölzernen Balkon im Kreise um ihre ältere Begleiterin, welche den Tanz mit ihrem

Gesange leitet, einen echt ländlichen, von natürlicher Anmuth belebten Reigen auf. Die reizenden Mädchengestalten in ihren malerischen, bunten Gewändern und dem reichen Kopfputze, welcher, mit goldenem Zierrath, vielfach altererbten Münzen, und frischen Blumen geschmückt, die glänzend schwarzen, in langen Flechten herabhängenden Haare gar anmuthig umschließt, geben in ihren graziösen Bewegungen ein anschauliches und höchst anziehendes Bild jener noch heute im Oriente verbreiteten Tänze, die mit unserem athemraubenden, nicht selten unschönen Herumwirbeln nichts gemein haben und deren Hauptaufgabe darin besteht, durch ästhetisch vollendete Körperbewegungen, entsprechende Gesten und lebendiges Mienenspiel ein Gedicht, ernsten oder heitern Charakters, zu verkörpern. Heute, am Ostertage, ist es die sonnigste Lebensfreude, die aus den dunkeln Augen der Schönen; aus Mienen und Gesten leuchtet, während auf dem Balkon die Familie des Gutsherrn sinnend dem Spiele der Jugend zuschaut . . . In der Nähe aber schimmern gleich einem flüssigen Saphir die blauen Wellen der Bai von Antiochien, und aus der Ferne grüßen, von der sinkenden Sonne in rosiges Gold getaucht, die eisgekrönten Gipfel des mächtigen Libanon herüber — fürwahr, wenn je, so wird um diese Jahreszeit das schöne Dichterwort zur Wahrheit: Während auf dieses Riesen Scheitel der eisige Winter thront, spielt ihm zu Füßen der holdselige Frühling! Und so mag in keinem Lande des Orients die Feier des Osterfestes mit der unsrigen eine so große Aehnlichkeit besitzen, wie gerade hier in Syrien, wo die Auferstehungsbotschaft der Kirche auch in der Natur einen lebhaften Widerhall findet.

P. P.

Was ist der Rede werth?

Es ist ein landläufiger Spruch geworden: „Das ist nicht der Rede werth". Aber eigentlich sollte man sagen: Das ist nicht des Sprechens werth. Das Wort „Rede" gilt dem höheren Stil und sollte nur gebraucht werden, wenn wichtigere Dinge, Dinge, die wirklich der Rede werth sind, vorliegen. Freilich schon in Luther's Uebersetzung: Eure Rede sei ja, ja, nein, nein u. s. w. ist diese Bedeutung bereits auf die Stufe des gewöhnlichen Sprechens herabgesunken. Wir wollen ihr nicht wieder hinaufhelfen, denn es wäre wahrscheinlich verlorene Mühe, aber sagen wollen wir doch, daß in diesen Zeilen nur vom „Reden" im ursprünglichen Sinne die „Rede" sein soll. Es ist in der civilisirten Welt von jeher, das heißt, schon vor Jahrtausenden viel geredet worden, aber auch viel, unendlich viel mehr als gut und nöthig war. In dieser Beziehung haben uns die Alten, Griechen sowohl als Römer, sonst in manchen Dingen unsere Meister und Muster, kein gutes Beispiel gegeben, sie haben je länger je mehr im „Reden" sich übernommen und schließlich im nichtssagendsten Schwulst und widerlichsten Phrasenputz geendet. Wir haben von ihren Leistungen noch Beispiele, mehr als genug; ein Glück, daß damals der Buchdruck noch nicht erfunden war! Er hat (neben unendlichem Guten) doch auch sonst schon genug Böses auf dem Gewissen, und heute mehr als je. Die heutigen „Reden" erscheinen gewöhnlich gleich von Anbeginn an in doppelter „Auflage", in einer gesprochenen und in einer gedruckten, für die Oeffentlichkeit ist also gesorgt. Was nun aber an diese Oeffentlichkeit gehört, was nicht, ist eine Frage, die je nach dem Tacte und dem gesunden Gefühl des Einzelnen, sei es des Redners oder des Zeitungs-Redacteurs, zu beantworten ist; und da nun Tact und gesundes Empfinden nicht Jedermanns Sache ist, wird man suchen müssen, die Frage möglichst nach Principien oder Regeln zu behandeln, ohne sie freilich erschöpfen zu können; denn das Leben schillert in gar zu vielen Farben, bringt gar zu viel Neues und Unerwartetes, als daß man für jeden Fall und jede Farbe gleich das richtige Schubfach zur Registrirung vorräthig hätte. Auch schickt sich nicht Eines für Alle noch Alles für Jeden. Der Städter hat andere Bedürfnisse und Interessen als der Landbewohner, der Europäer andere als der im äußersten Osten wohnende Asiate, der Christ andere als der Muhamedaner, und man darf mit gutem Grunde behaupten, daß es gerade so viel berechtigte „Oeffentlichkeiten" gebe, als es Völker und innerhalb dieser Religionen, Stände, Parteien, Verfassungen und Gebräuche giebt. Allem dem muß Rechnung getragen und den Angehörigen und Zuständigen verstattet werden, in Reden oder durch die Presse oder auf beiderlei Art ihre Ansichten darüber zu veröffentlichen, wie es andererseits den Entfernteren und Unbetheiligten frei stehen wird, davon Kenntniß zu nehmen oder auch nicht. Dagegen große politische Ereignisse, weittragende Ideen, Entdeckungen, Erfindungen gehören von Rechts wegen der ganzen Welt, vor Allem aber der Oeffentlichkeit; ob sie nun im engeren Vaterland, ob sie draußen sich abspielen, ob sie Einfluß auf die Gestaltung auch unserer Angelegenheiten haben oder zunächst nur den Anderen zu Gute kommen und nur von ihnen empfunden werden. Es kann z. B. einem Schweizer vom politischen, socialen oder nationalökonomischen Standpunkte aus ziemlich einerlei sein, wie sich die „deutsche Flottenfrage" in naher oder nächster Zukunft lösen wird, oder mit welchen Plänen sich die deutsche Regierung in ihren Beziehungen zum „Reiche der Mitte" trägt; oder ob die Majestätsbeleidigungsprozesse das Ansehen eines Fürsten kräftigen oder schwächen, es kann ihm ferner einerlei sein, wenn in der großen Nachbarrepublik sogar die Gerichte, das Theuerste, was ein Volk hat, sich nicht frei bewegen dürfen, sondern Weisungen der allerhöchsten Administrativgewalt, wenn nicht gar Drohungen eines irregeleiteten, losgehetzten Pöbels sich anbequemen müssen, und wenn solche Uebergriffe einerseits, Drohungen andererseits auch von den gebildeten Kreisen der Gesellschaft als eine Ehrenpflicht gegen die Armee und ein Gebot des „Patriotismus" angesehen werden — es kann ihm Dieses und Anderes von verschiedenen Standpunkten aus absolut einerlei sein, nicht einerlei aber ist es dagegen von der moralischen und menschlichen Seite betrachtet, und darum gehört es vor die Oeffentlichkeit der civilisirten Welt. Wenn der Sultan, um ein anderes Beispiel anzuführen, von den in seinem Landesgebiet wohnenden Armeniern eine Steuer für „freie Religionsübung" einfordert, so mag uns das ziemlich gleichgiltig lassen, denn es ist nichts Abnormes und er hat das Recht dazu; wenn er dagegen diese unschuldige Geldsteuer in eine entsetzliche Blutsteuer verwandelt und hunderttausend Andersgläubige erbarmungs- und straflos abschlachten läßt, so gehört dieser unerhörte Doppelfrevel — ein Frevel nämlich von Seite dessen, der ihn beging, und ein Frevel von Seite derer, die ihn thatenlos zuließen — vor das Gericht und an den Pranger der Oeffentlichkeit. Auch der Panamaskandal, obschon er thatsächlich nur das französische Volk anging, gehörte, und zwar in bengalischer Beleuchtung mit Schwefelgeruch, vor dieselbe, nicht minder die von der englischen Regierung bewilligte und gebilligte Lug- und Trugwirthschaft in Transvaal. Denn die Welt darf nicht nur, sie soll wissen, wie es in den Herzkammern und Nieren tonangebender Völker und deren Größen aussieht, sittliche Entrüstung wirkt wohlthätig auf die moralische Grundstimmung. Auch die „Comödien", welche die große Actrice „Weltgeschichte" jeweilen uns aufspielt, sind belehrend und verdienen darum die größtmögliche Oeffentlichkeit. Was hat man in dieser Beziehung nicht Alles jenem großen Gaukler und kleinen Helden zu verdanken, der vor einigen Jahren eine „grande nation", Jung und Alt, Vornehm und Gering, lange Zeit hindurch n Spannung und Athem erhielt? Und es war doch wirklich nichts als eine elende Spektakelcomödie. Wenn sie aber uns Andere auch nichts anging, so lernte man doch wieder an diesem possenhaft großartigen Beispiel (was man freilich schon längst wußte, aber doch wieder augenfällig und greifbar bestätigt sah), daß dieses Volk in seinen Handlungen und Wandlungen ewig das gleiche ist, nämlich beweglich und empfänglich bald für Dieses, bald für Jenes, bald für Gutes, bald für Schlechtes, daß es sich von Gauklern und Schwindlern, großen wie kleinen, von jeher hat nasführen lassen und anführen läßt. Hatte man doch (nämlich die Zunft der Verständigen) schon Anno 1870 beim großen Kaiserkrach, als in der Schweiz ein prasselndes Feuerwerk von Begeisterung für die neue „Schwesterrepublik" und ihre Gründer aufflammte, zu diesem Freiheitsrausch bedenklich den Kopf geschüttelt und ihm ein Ende mit Schrecken prophezeit. Dieses Ende kam nun zwar nicht — aber wie viel fehlte dazu? Dieses selbe „Volk der Freiheit" tanzte damals um die lebendige Heldenfigur eines weniger als mittelmäßigen Comödianten von möglichst unrepublicanischen Zügen und Allüren. Wäre es wenigstens ein „goldenes Kalb" gewesen, aber es war eine blecherne Größe und keine Stelle an ihr, wo es nach Metall klang. Es lohnte sich wahrlich nicht der Mühe, tagtäglich den Wallungen dieser Reclameseele nachzuspüren, wenn nicht vielleicht das Wohl oder Wehe

eines Landes durch ihr Schicksal bedingt gewesen und thatsächlich das Buch der Erfahrung um ein höchst wichtiges, inhalt- und lehrreiches Capitel vermehrt worden wäre! Die Reden und sonstigen Vorkommnisse in den verschiedenen Reichstagen, Parlamenten und Kammern sind weder formell noch inhaltlich lauter Musterleistungen — das haben, gerade in der letzten Zeit, die Verhandlungen des österreichischen Reichsraths an „schlagenden" Beispielen zur grellsten Evidenz gebracht —, aber als Stimmungsbilder von Nationen und Parteien gehören sie unbedingt an die Oeffentlichkeit, und die Presse würde ihre Aufgabe verkennen und ihre eigene Bedeutung herabsetzen, wenn sie solche Redegewitter unbeachtet verhallen lassen und nicht durch ihren Phonographen auch ins Ausland leiten würde. Solche naturnothwendigen Entladungen menschlicher Empfindung und Leidenschaft reinigen die dunstig-schwüle Atmosphäre oft rascher und leichter als eine vorbedachte und wohlgesetzte bedeutsame Thronrede, die sich nothgedrungen um manche Dinge herumwinden muß und nicht fest zugreifen darf, weil erst die Zukunft das letzte und lösende Wort spricht, diese Zukunft aber auch dem Auge des Fürsten verschlossen bleibt. Ein Fürst oder auch sein vertretender Minister darf sich nicht zum politischen Wetterpropheten hergeben, denn jedes Wetter ist trügerisch und kann seinen Mann täuschen; wehe Dem, der auf das Wetter baut! Aber es giebt ja in der höheren Politik auch Fälle genug, wo sogar die Wahrheit, d. h. Das, was den Regierenden bekannt und was Thatsache ist, verschwiegen werden muß, während doch das Volk und seine Vertreter nach dieser Wahrheit lechzen. Zum Glück, besonders für die Regierungen, giebt es kein sittliches Gebot, die Wahrheit immer zu sagen, wohl aber eines, immer die Wahrheit zu sagen (obwohl letzteres nicht allseitig anerkannt wird!). Da nun aber die Linie zwischen Dem, was gesagt werden darf und was verschwiegen werden muß, nicht immer scharf und deutlich gezogen ist, so bedarf es einer großen rednerischen Gewandtheit, um bei diesem Eiertanz keinen Fehltritt zu thun. Ein Volksredner und Abgeordneter bedarf derselben weniger, er darf auch immer mehrere Schritte in das Gebiet des Möglichen oder Wahrscheinlichen thun. Aufgabe der Regierung ist es aber, im Reden ebenso entschieden wie vorsichtig zu sein; diese Kunst versteht aber nicht jeder Minister, denn nicht Jeder ist ein Bismarck. Zwar Viele glauben, jene Kunst bestehe darin, kleine Wahrheitskeimchen zu großen Fruchtsäcken aufzublähen und die schwärzesten Flecken hinter zartem Feigenblatt zu verstecken; oder ihre Redeblumen duften so lieblich, daß man glaubt, man sei mitten im Frühling und wandle unter Rosen; aber hinter dieser diplomatischen Kunst lauern die wirklichen Giftschlangen des Hasses und des Neides. Man heuchelt dem Liebe, den man eben braucht, und übers Jahr, bei veränderter Constellation, sagt man ihm dann die Wahrheit ins Gesicht, beide Male natürlich unter dem Beifall des Hauses. Viel natürlicher ist aber, daß diese Art und Pflege der öffentlichen Moral auch die Privatmoral nach und nach vergiftet. Dieses Reden liefert uns nun den bequemen Uebergang zum Capitel derjenigen Dinge, die nicht vor die Oeffentlichkeit gehören und mit denen sie verschont bleiben sollte. Hier sind es vor Allem die unzähligen und oft unseligen Reden, Ansprachen, Toaste, die an eben so unzähligen Festen und Festchen, Conventen und Conventikeln in den Wind hinausflattern, ohne daß sie auch nur eines Menschen Seele rühren, außer daß sie vielleicht, wenn es hoch kommt, die Weinseligkeit der zufällig Anwesenden für einige Augenblicke noch um ein paar Grade steigern. Es ist ja nicht gerade eine Sünde, wenn der Schwager oder Vetter, der zufällig auch Redacteur einer Dorfzeitung ist, die weltgeschichtliche Redethat seines lieben Anverwandten in seinem Leiborgan orbi et urbi verkündigt, oder wenn auch in einer größeren Stadt strebende Geister bei dem oder jenem nahestehenden Redacteur Gnade finden, daß er sie dem Publicum im Blüthenschmuck einer cantonalen Schützen- oder Turner- oder sonstigen Gelegenheitspredigt zeige, aber es nützt doch keinem vernünftigen Menschen und freut keinen Menschen außer den Redethäter selbst. Und wenn vollends noch die sanften Wässerlein von Zunft- und Vereinsreden in den großen Strom der Oeffentlichkeit einmünden — was soll man erst zu diesem Ueberschuß sagen? Es ist ja ebenfalls keine Sünde, wenn jene zünftigen und unzünftigen Redner ihre Gedankensplitter schwarz auf weiß bei einander sehen, aber für diese Regungen und Wallungen der persönlichen Eitelkeit ist doch die Oeffentlichkeit nicht vorhanden! Es wird so unsäglich viel gesprochen und verbrochen — warum es auch noch drucken? Item, wenn ein Engländer oder ein anderer Rappelkopf mitten im Winter auf der schwierigsten Gebirgstour seinen Hals riskirt und ihn auch wirklich bricht, so ist das seine Sache und die Publicität dürfte still darüber hinweggehen, denn die Tollköpfigkeit wirkt höchstens ansteckend, niemals befreiend. Aus dem gleichen Grunde (und noch aus einem anderen, den Jeder sich selbst sagen kann) sollten Familienvorkommnisse und Erlebnisse, sobald sie sich innerhalb eines engeren Kreises abspielen und ihr Wellenschlag nicht hinaus auf die Straße dringt, vor der Oeffentlichkeit, d. h. der Presse, bewahrt bleiben. Wo ein Verbrechen vorliegt, da ist Publicität am Platze, weil der Arm der Gerechtigkeit, also eine öffentliche Macht, eingreifen muß; wenn aber Einer im stillen Kämmerlein an seinem Glauben und seiner Religion irre wird und seine innere Befriedigung glaubt aus andern als den bisherigen Quellen schöpfen zu sollen, da lasse man ihn im Stillen denken und thun, was er nicht lassen kann, und stelle ihn nicht auf die öffentliche Schaubühne. Und wenn der Verein „Alpenröschen" oder „Heideblümchen" oder „Liederstrauß", Männlein und Weiblein, eines schönen Sonntagmorgens hinauszieht, in irgend einem Wäldchen sein Frühmahl zu sich nimmt und in irgend einer Sommerwirthschaft einen vergnügten Tag zubringt, wozu der Herr so und so durch sein launiges Gedicht das Meiste beiträgt, wenn ferner diese fröhlichen Erlebnisse in einem urgemüthlichen Tänzchen ihren krönenden Abschluß finden, so scheint es uns gleichfalls, dieser „unvergeßliche Vereinstag" finde sammt jenem Gedichte einen passenderen Platz in der Vereinschronik als in der öffentlichen Presse, wo die Mitwelt — wir können es jenen Mitgliedern auf das Bestimmteste versichern — sehr kühl an jenen Feld-, Wald- und Wiesenpartien vorübergeht.

Es hat Alles seine Zeit und seinen Platz, sogar das Redeturnier auf den Festplätzen, wo der Herr Bundesrath X. auf die „Schützengilde", der Herr Oberst Y. auf die „Freiheit", der Herr Oberrichter Z. auf die „holden Frauen", der Herr Finanzdirector W. auf die „indirecten Steuern" und mehrere andere namenlosere Existenzen bis vorn zum A. ihr „dreifaches donnerndes Hoch!" ausbringen, dürfte ruhig auf seinem Platze, ohne Echo in der Presse verhallen, ohne daß dem „Vaterlande" irgend ein Schaden daraus erwüchse. Man hört und liest so selten eine zündende Rede gegen die „Redewuth" — und doch wären solche nützlicher und nöthiger, als hundert andere Fest- und Prunkreden.

J. M.

Bücherbesprechungen.

— Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor v. Zobeltitz. 1. Jahrgang, Heft 6—12: September 1897 bis März 1898. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig, 1897/98. S. 289—656 des Textes; 4°. Preis des Jahrganges von 12 Heften 24 ℳ; der Hefte 6, 8, 10, 11 und 12 einzeln je 3 ℳ, der Hefte 7 und 9 einzeln je 4 ℳ — Die ersten 5 Hefte dieser vornehmen Zeitschrift, die soeben ihren 1. Jahrgang in zwei Bänden (mit dem 7. Heft beginnt der 2. Band) glücklich hinter sich hat, habe ich in der 1. Beilage der Nummer vom 19. August 1897, S. 3011, ausführlich besprochen; nach dem Erscheinen des 10. Heftes habe ich sodann in der Wissenschaftl. Beilage Nr. 8 vom 20. Januar 1898, S. 32, ganz kurz auf die Wichtigkeit des durchaus nicht etwa blos kostspieligen Sonderinteressen dienenden Blattes hingewiesen. Ich wiederhole das damals gegebene Urtheil und betone ausdrücklich, daß vor Allem der Literaturhistoriker, daneben auch der Cultur- und Kunsthistoriker an Zobeltitz' Unternehmen nicht vorübergehen darf. Wäre dem nicht so: es fiele mir nicht ein, um des schönen Gewandes willen groß Aufhebens von der Sache zu machen. Gewiß sind in der Zeitschrift für Bücherfreunde Aufsätze enthalten, die nur einen sehr beschränkten Kreis von Liebhabern finden können; aber das sind doch nur Ausnahmen. Vielmehr ist die Mehrzahl der Abhandlungen in der That geeignet, gewisse Lücken unserer Kenntnisse und der sogenannten allgemeinen Bildung in der würdigsten Weise auszufüllen. Das wird ja, so könnte man mir entgegenhalten, in einer Unmenge anderer Zeitschriften allerdings auch schon ganz gründlich besorgt; trotzdem entbehrt die Zobeltitz'sche nicht des eignen Reizes, weil sie die Wissenschaft mit der Anschauung verbindet. Daß gerade die illustrative Seite des Unternehmens bei einem so leistungsfähigen Verlage wie Velhagen & Klasing in den allerbesten Händen ist, bedarf wohl keiner Be-

gründung. Kurz Herausgeber, Mitarbeiter und Verleger arbeiten harmonisch zusammen, um Deutschland zu einem Organ zu verhelfen, worin sich Bücher-, Kunst- und Literaturfreunde zu Nutz und Frommen gebildeter Kreise aller Monate einmal ein ersprießliches Stelldichein geben. Vivant sequentes fasciculi! — Um nur einige der ein größeres Publicum fesselnden und belehrenden Arbeiten zu erwähnen, seien hier folgende aufgezählt. I. Literarhistorische: Ludwig Geiger über Wieland an seinen Sohn Ludwig (6. Heft); Gustav Karpeles über Heine's Buch der Lieder (11. Heft); Georg Witkowski über die deutsche Bücherillustration des XVIII. Jahrhunderts (8. Heft); O. Heuer über das neue Frankfurter Goethemuseum und die Goethebibliothek (9. Heft). II. Kunsthistorische: Johannes Luther über den Ideendiebstahl im decorativen Buchschmuck der Reformationszeit (9. Heft); J. Meier-Graefe über die moderne Illustrationskunst in Belgien (6. und 10. Heft); Klaus v. Rheden über Hermann Vogel (den bekannten Märchenzeichner der Fliegenden Blätter) als Illustrator (12. Heft). III. Kulturhistorische: Viktor Ottmann über Casanova's Werke und seine literarische Hinterlassenschaft (8. Heft); derselbe über eine von ihm vorgeschlagene Dreitheilung der erotischen Literatur (12. Heft); Octave Uzanne über das Kochbuch des Apicius (7. Heft). IV. Musikhistorische: Robert Eitner im letzten Heft über den Musiknotendruck und seine Entwicklung (auf Grund der Studie Hugo Riemann's in der C. G. Röder'schen Jubelschrift; vgl. mein Referat vom 19./VIII. 97). V. Historische (im weiteren Sinne des Wortes): Emil Fromm, der Aachener Stadtbibliothekar, über Napoleon I. und den Gothaer Almanach (8. Heft); Heinrich Meisner, Oberbibliothekar in Berlin, bringt eine mit großem Fleiße zusammengestellte werthvolle Arndt-Bibliographie (8. und 9. Heft). Schließlich ist noch erwähnenswerth eine ganze Reihe von Untersuchungen über politische Flugschriften und Caricaturen; und zwar von Karl Lory (ziemlich oberflächlich) über Friedrich den Großen in der süddeutschen Flugschriften-Literatur (10. Heft), von Ernst Rowe über die Schmähschriften gegen Friedrich Wilhelm II. und die Lichtenau (11. Heft), von Hans Brendicke und Eduard Fuchs über Jahn-Caricaturen (7. und 11. Heft). Mit dieser Aufzählung habe ich nur die knappe Hälfte der Gesammtleistung in selbständigen, bei aller Flüssigkeit doch wissenschaftlichen Abhandlungen namhaft gemacht. Der Rest vertheilt sich auf die Gebiete der technischen Buchausstattung, der mannigfachen älteren und neueren Illustrationsverfahren, der Geschichte des Buchdrucks im Besonderen, der Ex-Libris-Forschung; diese Dinge interessiren mehr den Bücherliebhaber an sich und waren in einer von allgemeineren Gesichtspunkten ausgehenden Würdigung als unwesentlich bei Seite zu lassen. Doch liefert auch ihre summarische Anzeige zusammen mit dem übrigen Inhalt deutlich den Beweis, daß die Zeitschrift für Bücherfreunde zu den reichhaltigsten Blättern gehört, die das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Dabei sammeln sich alle die verschiedenen Strahlen wieder in einem Mittelpunkte, der der buntschillernden Vielheit das einheitliche Gepräge giebt: im Buch und in der Liebe zu ihm. Ht.

I. Der Anwärter für den Schutzmannsdienst von A. Zehl, Polizeihauptmann in Leipzig. Leipzig, Verlag von Albert Berger (Serig'sche Buchhandlung), 1898. Preis 25 ₰. — II. Executivpolizei und Publicum. Ein Wort zur Klärung und gegenseitigen Würdigung von J. Segger, Polizei-Inspector in Görlitz. Hann. Minden, 1898, Verlag von Reinhold Werther. — Vor uns liegen zwei Druckhefte, die beide im Grunde denselben Zweck verfolgen und dieselbe Empfehlung auf ihrem Wege in die Oeffentlichkeit verdienen. Beide sind verfaßt von Praktikern des Polizeidienstes und verrathen in ihrem ganzen Inhalt eine so gesunde Auffassung der Aufgaben der Polizei und ihrer Organe, daß die Lectüre der Schriften nicht nur diesen, sondern auch dem Publicum ans Herz gelegt werden kann. Die Zehl'sche Schrift gleicht einem kleinen Katechismus, den, wie das Vorwort will, der Bewerber um die Anstellung im Schutzmannsdienste wohl durchstudiren soll. Er soll sich darüber klar werden, ob er in körperlicher und in geistiger Beziehung die Voraussetzungen für die Anwartschaft zum Schutzmannsdienst erfüllt. Er soll aber aus diesem Katechismus auch Das lernen, was von ihm in seiner der Anstellung vorausgehenden schriftlichen und mündlichen Prüfung als bekannt verlangt wird. Die Broschüre des Görlitzer Polizei-Inspectors dagegen liest sich wie ein Commentar zu dem kleinen Katechismus Zehl's und ergänzt dessen sachliches Material durch Ausführungen, die von einer ebenso praktisch-vernünftigen, wie warmherzigen Auffassung der Stellung des Polizeibeamten zum Publicum und umgekehrt zeugen. Beide Schriften unterscheiden sich so äußerlich durch ihren Umfang, dann aber auch dadurch, daß der Zehl'sche Katechismus speciell die Verwaltungsgrundsätze des Königreichs Sachsen, das Segger'sche Buch aber diejenigen Preußens zur Unterlage hat. Der Zehl'sche „Anwärter" bringt zunächst unter der Ueberschrift „Voraussetzungen für die Anwartschaft" die Titel: Volle Gesundheit, Abgehärteter Körper, Ruhiges, ernstes, gesetztes Wesen; Ehrgefühl, Wahrheitsliebe; Muth und Entschlossenheit; Mannszucht, Unterordnung, Kameradschaft; Unbescholtenheit; Geistige Befähigung. Das zweite Capitel enthält die Gegenstände der von den Anwärtern abzunehmenden mündlichen und schriftlichen Prüfung und bringt einen kurzen Abriß der Verfassung des Deutschen Reiches und des Königreichs Sachsen, der sächsischen Verwaltungsorganisation, der Gerichtsverfassung, der Strafen und der Eintheilung der strafbaren Handlungen. Dieser Auszug befähigt das Büchlein, auch in der Hand jedes angestellten Polizeibeamten dauernde Dienste zu leisten. — Zur Empfehlung der Segger'schen Schrift diene aber ein Satz aus seinem Schlußpassus, der davon zeugt, daß der Verfasser das Herz auf dem rechten Flecke hat. Er lautet: „Wer das Herz hat, sich in Liebe dem Wohle seiner Mitmenschen widmen zu wollen, der findet auch als Polizei-Executivbeamter reiche Gelegenheit dazu." —k.

— Sibirien und die Große Sibirische Eisenbahn. Von G. Krahmer, Generalmajor z. D. Mit einer Skizze. Leipzig 1897. Verlag von Zuckschwerdt & Co. Preis 3 ℳ — Der verdienstvolle Verfasser, der uns Dank seiner Fach- und Sprachkenntnisse schon die Kenntniß mancher werthvollen Publication in russischer Sprache vermittelt hat, liefert uns auch in diesem Werke für die Kenntniß Sibiriens höchst werthvolle Beiträge, die, weil aus russischen Quellen stammend, uns sonst nicht zugänglich gewesen wären. Das Buch, dem das vom russischen Finanzministerium herausgegebene Werk: „Sibirien und die Große Sibirische Eisenbahn" als Hauptquelle gedient hat, zerfällt in fünf Abschnitte, in denen die Geschichte der Erwerbung Sibiriens durch Rußland, die allgemein geographischen, agriculturellen und handels- und verkehrsgeographischen Verhältnisse des Landes und die Vorgeschichte, der Bau und die Bedeutung der Großen Sibirischen Eisenbahn behandelt werden. Die geographische Schilderung des Landes enthält zwar vieles werthvolle Material zur orographischen, hydrographischen, meteorologischen und ethnologischen Kenntniß des ungeheueren Landes, das 25mal größer als Deutschland und $2\frac{1}{2}$mal größer als das europäische Rußland ist; da aber die Schilderung nach Verwaltungsbezirken und nicht nach geographischen Provinzen durchgeführt wird, so erhält der Leser kein Gesammtbild von den geographischen Verhältnissen des Landes, sondern nur verschiedene unzusammenhängende Einzelbilder, die allerdings manches werthvolle Material enthalten. Ungleich interessanter sind die Abschnitte über die Bodenschätze und die Handels- und Verkehrsverhältnisse Sibiriens, da die Darstellung übersichtlicher ist und eine reiche Zahl sonst nicht zugänglicher Daten über die Productionsverhältnisse und über den Binnen-Handel und -Verkehr darin enthalten ist. Auf Grund dieser Zahlen ist es möglich, sich ein Bild von der Zukunft des Landes zu machen und die Bedeutung zu erkennen, die Sibirien nach seiner commerziellen Erschließung und der Nutzbarmachung seiner natürlichen Hilfsquellen einst für Rußland und das gesammte Abendland erlangen kann. Manche ängstlichen Gemüther, die heute schon in Sibirien einen zukünftigen gefährlichen Concurrenten der europäischen Landwirthschaft sehen, werden dabei durch die Erkenntniß beruhigt werden, daß die Boden- und die klimatischen Verhältnisse des Landes keineswegs so günstig sind, daß eine dem Abendlande gefährliche Ueberproduction von Getreide zu befürchten wäre. Der Abschnitt über die Große Sibirische Bahn ist, soweit es sich um die Bedeutung derselben in wissenschaftlicher, cultureller, industrieller, commerzieller und strategischer Beziehung handelt, nur skizzenhaft durchgeführt; jedoch sind die dabei in Betracht kommenden Hauptgesichtspunkte soweit genügend klargestellt worden, daß sich der Leser ein Bild von der großen Bedeutung dieser asiatischen Pacific-Bahn machen kann. Durch die erwähnten kleinen Mängel wird die Bedeutung des Buches für unsere Kenntniß Sibiriens kaum vermindert und für die nächste Zeit wird es als Quellenwerk für die asiatische Quellenkunde unentbehrlich sein. Dr. F.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 43. Dienstag, den 12. April, Abends. 1898.

Johannes Honterus, der Apostel Ungarns.

Ein Erinnerungsblatt an die 400. Wiederkehr seines Geburtstages.

Von Dr. Martin Bräß.

Unter allen Deutschen, die das Mutterland aussandte, wohin immer es sei, haben die sächsischen Gemeinden Siebenbürgens wohl am treusten deutsche Bildung und Gesittung sich bewahrt. Wer nur einmal eine sächsische Stadt, ein sächsisches Dorf jenes Landes betreten hat, wird von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugt sein. Der Bürger, der Bauer von heute, sie sind noch eben so deutsch in ihrem ganzen Wesen, in Sitte und Brauch, in Glauben und Aberglauben, in Anschauung und Urtheil, als ihre Väter es waren, die ein ungarischer König von den Fluren der Mosel, aus dem Thale des Rheins vor sieben Jahrhunderten an die Ostgrenzen des Reiches rief „zum Schutze der Krone“. Fern von der Heimath, getrennt von den Stammesgenossen durch fremde Elemente: Slaven, Magyaren, Romänen, bedrängt von den Schrecken der Türkenstürme, aber allezeit „der ganzen Christenheit Bollwerk, Schutz und Schirm gegen ihre Macht“, angegriffen vom ausbeutungslustigen römischen Jesuitenthum, gehemmt, aber nicht überwunden, vom magyarischen Chauvinismus, sind sie **deutsch** geblieben — eine That, der sich auch ein an Zahl größeres Volk rühmen dürfte. Und fragt man: welches war die Kraft, die zur Erhaltung des Deutschthums hier an der Eingangspforte des Orients wesentlich beigetragen hat, so kann, wenigstens von Seiten eines unparteiischen Beobachters, die Antwort nur lauten: die evangelische Kirche Ausburgischen Bekenntnisses und die evangelische Schule. Nirgends ist wohl die kirchliche Reform in solch ausnahmsloser Vollständigkeit durchgeführt worden, als unter den Siebenbürger Sachsen; sie umfaßt das ganze Volk, sie hebt es moralisch und intellectuell vor den übrigen Nationalitäten des Landes auf eine höhere geistige Stufe, und hat so die Einigung der einzelnen, weit auseinander liegenden Gaue zu einem sächsischen Volk wesentlich befördert. Die Begriffe „Sachse“ und „Protestant“ fallen hier vollständig zusammen. Ist es da ein Wunder, daß sich das gesammte Volk der Siebenbürger Sachsen rüstet, den 400. Geburtstag seines größten Sohnes, des Johannes Honterus, festlich zu begehen!*) Ihn nennt Luther den „Apostel des Herrn in Ungarn“, und nach ihm heißt bis auf den heutigen Tag die Schule, die er gründete, „Honterusschule“.

Johannes Honterus ward 1498 in Kronstadt geboren; eine Gedächtnißtafel an einem Haus der Schwarzgasse bezeichnet die Geburtsstätte. Von den Eltern, der Jugendzeit, der Erziehung des Honterus fehlt jede verbürgte Nachricht; doch darf man annehmen, daß der Knabe eine der beiden Schulen besuchte, die zu jener Zeit in Kronstadt bestanden und sich eines guten Rufes erfreuten; denn sie förderten ihre Zöglinge so weit, daß dieselben mit Erfolg die Hochschule besuchen konnten. Zwanzigjährig, nach anderer Annahme bereits mit 17 Jahren studirte Honterus wie viele seiner Landsleute in Wien, wo er sich aller Wahrscheinlichkeit nach die Würde eines Magisters der freien Künste erwarb; er vollendete seine Studien in Krakau und endlich in Basel. 1533 kehrte er, von seiner Vaterstadt gerufen, wieder in die Heimath zurück. Für die naheliegende Annahme, Honterus habe auch in Wittenberg zu den Füßen Luther's gesessen, fehlt jeder sichere Anhaltspunkt. Welchen Studien widmete sich der Jüngling auf der Hochschule? Der Humanismus beherrschte die Universitäten und gelehrten Gesellschaften; dazu hatte Luther seine 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen und eine neue, gewaltige Culturbewegung erweckt: wahrhaftig eine große, die Gemüther mächtig ergreifende Zeit war es, als Honterus in der Fremde weilte. Die Fülle der Anregungen, die der Wissensdurst und Schaffenseifer des jungen Honterus dieser Zeit verdankt, spiegelt sich wieder in seinen gleichzeitigen oder späteren Schriften, sowie in seiner fruchtbringenden Thätigkeit daheim im Vaterlande. 1530 erscheinen in Krakau die beiden Erstlingswerke des großen Reformators: eine lateinische Grammatik, die weite Verbreitung fand, und eine Weltbeschreibung. Aus dem Jahre 1532 stammt die in Basel herausgegebene Karte von Siebenbürgen. Hier in Basel, wo Honterus einen Einblick in die Lehren Luther's erhielt, indem wahrscheinlich Erasmus von Rotterdam sein Lehrer war, erlernte er ohne Zweifel die Buchdruckerkunst bei dem berühmten Baseler Buchdrucker Frobenius, ein Umstand, der von großer Bedeutung geworden ist; denn ausgerüstet mit einer Menge Bücher, mit allen Einrichtungen für den Betrieb einer Druckerei und begleitet von einigen Gehilfen in der neuen Kunst, kehrte Honterus nach Hause zurück und errichtete in Kronstadt die erste Druckerei Siebenbürgens. Welch' ergreifenden Anblick aber mußte dem Heimkehrenden der traurige Zustand seines Vaterlandes bieten! Der ungarische Staat war in der Schlacht bei Mohács 1526 unter dem Feuer der türkischen Kanonen zusammengebrochen. König Ludwig II. hatte den Tod gefunden, und nun stritt der rechtmäßige Erbe der Krone, Ferdinand von Oesterreich, zu dessen Partei die Sachsen stets in ausdauernder und aufopfernder Treue hielten, mit Johann Zapolya, dem Wojwoden Siebenbürgens, um die Königswürde, die dieser als Geschenk aus der Hand des türkischen Sultans angenommen hatte. Kronstadt mußte sich 1530 den türkischen und walachischen Haufen ergeben, Hermannstadt mußte ihnen die Thore öffnen. 1532 zog Soliman I. gegen Wien, 1541 pflanzten die Türken den Halbmond auf der Ofner Königsburg für 1½ Jahrhundert auf. „Schneller als das Wetter wechselten die Verhältnisse, so daß man nicht wußte, wem man angehörte.“ Und gerade Kronstadt mußte Unsägliches leiden in dieser traurigen Zeit. Wie wohlthuend wirkt da der Blick auf einen gottbegnadeten Mann, der in ruhiger, stiller Arbeit sein gediegnes Wissen, seinen bewunderungswürdigen Fleiß in den Dienst seines Volkes, seines Vaterlands stellte! Mit der Einrichtung der Buchdruckerei im Hause der Mutter, die inzwischen Wittwe geworden war, begann die Thätigkeit des Honterus. Das Verdienst, das er sich dadurch in jener Zeit erwarb, kann nicht hoch genug angeschlagen werden; die geschriebenen Bücher waren ja fast unbezahlbar und auch die Venetianer, Nürnberger, Mainzer, Baseler, Kölner, Augsburger Drucke u. a., die nach Erfindung der Kunst Gutenberg's ins Land gebracht wurden, waren immer noch sehr theuer und selten. Das änderte sich nun mit einem Schlage, und so kann man sagen, „daß Honterus, indem er die erste Druckerei im Lande errichtete, das Vaterland in den Kreis europäischer Bildung erst eigentlich einführte, eine That, die für den Fortschritt der Heimath von den weittragendsten Folgen war“. Aber nicht damit begann er, die Bekenntnißschriften der neuen Lehre, Luther's Katechismus und die Confessio Augustana zu veröffentlichen, vielmehr ist der erste Honter'sche Druck, somit überhaupt das erste Druckwerk Siebenbürgens, eine lateinische Grammatik aus dem

---

*) Dem großen Reformator wird in Kronstadt auf dem Platze seiner Wirksamkeit, zwischen seiner Kirche und seiner Schule ein ehernes Standbild errichtet. Im Auftrage des Denkmalausschusses hat Theobald Wolf eine Schrift herausgegeben, welche auf Quellenstudien sich gründend, uns ein lebensvolles Bild des Reformators und Humanisten entwirft. Diesem verdienstvollen Werke ist das Folgende entnommen

Jahre 1535. Dieser folgte eine griechische Grammatik, eine Sammlung geflügelter Worte aus lateinischen und griechischen Schriftstellern, ein Werk über die Grundzüge der Logik nach Aristoteles u. A., Auszüge aus den Pandekten des römischen Rechts, Werke von Plato, Terentius, Hesiod u. A., außerdem zwei Ausgaben der Weltbeschreibung: kurz, in den ersten neun Jahren war die Thätigkeit Honter's weniger eine reformatorische, als literarische. Sein Ziel war zunächst die Herstellung der Wissenschaften im Sinne des Humanismus und ganz besonders die Förderung des Unterrichts. Zu diesem Zwecke verwaltete er auch an der öffentlichen Schule, die später von ihm reformirt ward, das Amt eines Lectors, indem er die älteren Schüler in den theologischen und humanistischen Fächern zu fördern suchte. Auch Erwachsene soll Honterus im Hause seiner Mutter in der evangelischen Lehre unterwiesen und ihnen Predigten ganz im lutherischen Geiste gehalten haben. Aber als zielbewußter Reformator trat Honter erst im Jahre 1542 auf. Es schmälert das Verdienst des edlen Mannes nicht im Geringsten, wenn wir sehen, daß schon vor seiner Rückkehr in die Heimath ein gewisser Anfang der Reformation gemacht worden war. Die Ursache hierzu gaben, wie auch in anderen Ländern, die Mängel der Kirchenlehre, die namentlich vom Lichte des Humanismus aufs Grellste beleuchtet wurden, und der anstößige Wandel, sowie die oft grenzenlose Unwissenheit der Geistlichkeit; aber ganz besonders war für die Reformation Siebenbürgens der Umstand günstig, daß die sächsischen Capitel infolge der selbständigen Verwaltung des Sachsenlandes auch eine größere Selbständigkeit genossen; das Volk wählte sich die Pfarrer selbst und gab ihnen den Zehnten; ja, das katholische Kirchenrecht ist neben dem Gemeinderecht auf dem freien Sachsenboden nie zu völliger Anerkennung gekommen. Natürlich war dies den kirchlichen Oberherren ein Dorn im Auge, und oft entstanden Streitigkeiten zwischen diesen und den ihnen unterstellten Capiteln, so daß die Unzufriedenheit des Volks mit den kirchlichen Verhältnissen sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigerte. So fanden die Lehren Luther's — um das Jahr 1519 schon tauchten in Kronstadt Luther'sche Schriften auf — unter den Sachsen zahlreiche Anhänger und begannen, die morsche Kirche zu zersetzen. Die Selbständigkeit der Sachsen, der innige Zusammenhang von Volk und Kirche kam den reformatorischen Bestrebungen zu Hilfe; nicht minder aber trugen die schweren politischen Wirren, die das Land nach der Schlacht bei Mohács heimsuchten und die Aufmerksamkeit der Machthaber ablenkten, dazu bei, daß sich hier im fernen Osten Alles vorbereitete, der Reformation zu einem völligen Siege zu verhelfen. Wie sehr auch der Erzbischof von Gran vor Luther's Schriften warnte und mit dem Banne drohte, die Bewegung war nicht aufzuhalten. Leider bleibt das Urtheil darüber unklar, welchen Antheil Honterus bis zum Jahre 1542 an diesen Bestrebungen genommen. Nur zwei theologische Werke sind bis zu jener Zeit aus seiner Druckerei hervorgegangen; es sind dies: „Aussprüche aus allen Werken des heil. Augustin" und Augustin's „Buch über die Ketzer"; aber als eigentliche Reformationsschriften können sie natürlich nicht bezeichnet werden, wenn auch die Vorreden reformatorische Gedanken enthalten. Auf der anderen Seite ist die fast beispiellos schnelle Durchführung der Reformation nicht zu denken ohne gründliche Vorbereitung, und daß diese im Wesentlichen Honterus schuf, steht, obgleich die directen Beweise fehlen, über allem Zweifel. Denn 1542 tritt er mit einem Material an die Oeffentlichkeit, wie es der Augenblick nicht zu geben vermag. Dieses Jahr brachte des Honterus Reformationsbüchlein für Kronstadt und das ganze Burzenland. Es ist die Grundlage für die Reformation in Siebenbürgen geworden; 1543 erschien es in verbesserter Gestalt. Es handelte von der Lehre, der Taufe, der Winkelmesse, der öffentlichen Messe (Abendmahl), von den übrigen Ceremonien, der Krankenpflege, Absolution, Excommunication, von der Berufung der Kirchendiener und ihrem Amte, von den Schulen, der Armenpflege und von den Waisen. Nach den hier aufgestellten Grundsätzen vollzog sich nun die Reformation schnell; noch in demselben Jahre wurden die Bilder aus der Pfarrkirche entfernt und der große Altar abgebrochen, wie es das Reformationsbüchlein verlangte, auch wurde das Sacrament des Altars zum ersten Male in beiderlei Gestalt gereicht. Gleichzeitig nahmen die Kirchenvisitationen ihren Anfang; diejenigen Pfarrherren, die sich zur neuen Lehre bekannten, wurden von Neuem bestätigt, die andern aus ihrem Amte entlassen und durch geeignete Kräfte ersetzt. In demselben Jahre heirathete der Stadtpfarrer Jeremias Jekel, und bald folgten andere Pfarrherren seinem Beispiel. So darf man behaupten, daß sich die Reformation des ganzen Burzenlandes in dem einen Jahre 1542 vollzog, wenigstens was die äußere Ordnung betrifft. Und daß es Honterus war, der dieses Werk angeregt, befördert und beendet, das wird in gleichzeitigen, wie späteren Schriften einmüthig bezeugt. „Deswegen," so heißt es in einem Schreiben aus dem 17. Jahrhundert, „hat Honterus den ehrenden Titel »der Apostel Siebenbürgens« bei den ausgezeichneten Gottesmännern Luther, Melanchthon, Pomeranus u. A. erhalten." In der That, die Antwortschreiben Luther's, Melanchthon's, Bugenhagen's auf das ihnen zugeschickte Reformationsbüchlein sprechen sich im höchsten Grade anerkennend und billigend aus. So ward dem Werke Honter's auch von Seiten der berufensten Männer die verdiente Aufmerksamkeit und Würdigung geschenkt. — 1547 gab Honter das Reformationsbüchlein in bedeutender Erweiterung heraus, und damit erreichte er den nicht zu unterschätzenden Erfolg, daß die kirchlichen Gebräuche nun in allen sächsischen Gauen gleichmäßig gehandhabt wurden. Es ist dieses Büchlein „kein Glaubensbekenntniß blos etwa in der Art der Augsburgischen Confession, die es nicht mit einem Worte erwähnt, sondern — namentlich in dieser neuen Gestalt — eine Ordnung der äußerlichen Angelegenheiten der jungen evangelischen Kirche der Sachsen in Siebenbürgen". Ebenfalls im Jahre 1547 erschien eine Agende für die Seelsorger und Kirchendiener, ein Auszug aus der für das Herzogthum Sachsen von Justus Jonas u. A. herausgegebenen „Agenda". — Mit diesen Werken war denn der feste Grund gelegt für die Reformation im gesammten Sachsenlande, und die Universität der Sachsen konnte nun — es geschah 1550 — den Beschluß fassen, daß die Kirchen aller Städte und Dörfer im Sinne des Reformationsbüchleins reformirt würden. Erst später, viele Jahre nach Honter's Tode, sah man sich dazu gedrängt, besonders als arianische Ansichten auftauchten, ein bestimmtes Bekenntniß anzunehmen; es konnte kein anderes sein, als die Confessio Augustana. Die Synode zu Medias vom 3. Mai 1572 faßte diesen Beschluß. Ganz ohne ernstliche Gefährdung hat sich freilich auch hier die Umgestaltung der Dinge nicht vollzogen. So ward 1543 Honterus und der Magistrat der Stadt von der Königin Isabella, der Wittwe Zapolya's, und ihrem Schatzmeister Georg Martinuzzi, dem eifrigen Ketzerverfolger, auf den Weißenburger Landtag wegen der eingeführten Neuerungen geladen. Die Kronstädter waren aber gewarnt worden und ließen ihren Honterus nicht ziehen; vielmehr erbot sich einer der Rathsherren, die von jenem an den Landtag gerichtete, ganz vorzüglich abgefaßte Apologie vorzutragen. „Es war ein Moment von geschichtlicher Bedeutung wie zu Constanz und Worms." Die Wahrheit verfehlte nicht, großen Eindruck auf die Räthe der Königin zu machen; dazu waren diese aus politischen Gründen dem Martinuzzi feind und vereitelten so dessen im Voraus gefaßten Plan, die ganze Gesandtschaft den Flammen zu überliefern. Alle kamen glücklich wieder heim, ja die Universität hatte sogar den Muth, schon im folgenden Jahre die Königin um „Schutz in Sachen der Religion" zu bitten. Auch die Aufhebung der Klöster (1544) vollzog sich natürlich nicht ohne Widerstand; ihre Güter wurden für die Schulen verwendet, die dem Honterus ganz besonders am Herzen lagen. — Gerade die Worte, die Honterus in dem Reformationsbüchlein über die Schulen sagt, sind von hoher Schönheit. Doch ließ er es nicht bei bloßen Worten und Ermahnungen bewenden, sondern legte in unermüdlichem Eifer selbst die Hand ans Werk. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts gab es, wie wir gesehen, in Kronstadt bereits zwei Schulen, die auf Kosten der Stadtcasse erhalten wurden; die eine derselben wird schon 1388 erwähnt. Dorfschulen lassen sich im Burzenland bereits 1429 nachweisen, und daß in keiner Gemeinde des Gaues am Beginn des 16. Jahrhunderts die Schule und der Schulmeister fehlte, das beweist eine Volkszählung vom Jahre 1510, gewiß ein schönes Zeugniß dafür, daß das Sachsenvolk dem Wohl des nachwachsenden Geschlechts in hohem Grade seine Fürsorge widmete. Von diesen Schulen darf man keine geringe Meinung hegen; eine große Zahl ihrer Zöglinge bezog die Universitäten, erwarb sich daselbst akademische Würden und kehrte dann in die Heimath zurück. So erklärt es sich, daß Schule und Kirche tüchtige Männer in ihren Dienst stellen konnten, und wir begreifen es, daß die sächsischen Handwerker zu jener Zeit oft nicht nur deutsch, sondern auch lateinisch zu lesen und zu schreiben verstanden. Diese Schulen aber waren — es geht dies aus dem Reformationsbüchlein klar hervor — im Laufe der Zeit arg vernachlässigt worden, wahrhaftig kein Wunder, wenn wir an die schreckliche Türkennoth denken! Dazu bedurfte

die neue Kirchenverfassung neuer Schulen; es ist ja ein Merkmal der kirchlichen Reform, daß sie überall Hand in Hand ging mit einer Reform der Schule. Wer wäre geeigneter gewesen, eine solche durchzuführen, als gerade Honterus! Aus dem Cistercienserkloster zu St. Katharina ließ er, wahrscheinlich 1542, eine Schule für Knaben entstehen, das spätere „Honterusgymnasium"; einer der vier Lehrer ward Honterus selbst Als er 1544 zum Stadtpfarrer erwählt, die Oberaufsicht über die Schulen übernahm, reichte er bei dem Senat seine Constitutio Scholae Coronensis ein, welche den Grundstein des heutigen Gymnasiums bildet und den anderen Gymnasien im Sachsenlande ein Vorbild ward. Diese Schulordnung lehnt sich an deutsche Einrichtungen an, enthält aber, namentlich in dem Abschnitt über Einrichtung, Wahl und Pflichtenkreis der Schulmagistrate, sowie in der Formel für den Eid, den Die zu schwören hatten, welche in die Matrikel der Schule aufgenommen werden wollten, Bestimmungen, welche den in Kronstadt bereits bestehenden Verhältnissen entsprachen. Der Ruf der Schule drang weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus; aus Ungarn, den walachischen Fürstenthümern, aus Griechenland, selbst aus Deutschland — Sachsen, Thüringen, Schwaben — strömten Zöglinge herbei. Aber das Hauptverdienst Honter's für die Schule ist doch dies, daß er Bücher geschaffen hat für den Unterricht. Den Ehrentitel eines Wiederherstellers der Wissenschaften verdient Honterus in vollem Maße. — Auch eine Bibliothek entstand unter seiner Leitung. Schenkungen freigebiger Familien vermehrten dieselbe rasch; unter Anderem ließ man in der Moldau und Walachei durch Kaufleute aus Konstantinopel zahlreiche Werke ankaufen, die der Bibliothek des Königs Matthias Corvinus in Ofen vor deren Zerstörung durch rohe Türkenhand angehörten. Auch der Magistrat unterstützte die Bibliothek mit Geldmitteln, so daß Honterus eine ganze Anzahl in Deutschland erschienener Werke erwerben konnte. 600 Bände, darunter 70 Handschriften, zählt der älteste Katalog vom Jahre 1575. Leider ward die „Liberie" im Jahre 1689, als der große Brand die Stadt verheerte, ein Raub der Flammen; nur 26 Foliobände wurden damals gerettet. 1705 ward die Bibliothek mit 270 Bänden neu gegründet. Bedenkt man, daß zu Honter's Zeiten Buchhandel und Bibliotheken selbst in Deutschland erst zu höherer Enwickelung gelangten, so wird man auch dieses Werk des Reformators hoch anschlagen. — Auch der rechtswissenschaftlichen Arbeiten des Reformators müssen wir gedenken, da sie für die Rechtspflege des Sachsenvolks von hoher Bedeutung geworden sind. Der 1539 erschienene Auszug aus den Pandekten Justinian's, der dem König Zapolya gewidmet war, erweckte allgemeine Freude, und die sächsische Universität schenkte dem Verfasser eine Ehrengabe von 100 Gulden. Dieser Erfolg veranlaßte Honterus, 1544 ein „Handbuch des bürgerlichen Rechts zum Gebrauch der sächsischen Städte und Stühle in Siebenbürgen" herauszugeben. Es besteht aus 4 Büchern und 85 Titeln und fand den Beifall der Universität in solchem Grade, daß diese nicht nur den Verfasser aufforderte, eine deutsche Uebersetzung zu liefern, sondern auch einige Jahre später den ersten Rath der Königin Isabella, den oben erwähnten Martinuzzi ersuchte, die Prozesse der Sachsen nach jenem Werke zu schlichten. Zwar blieben beide Beschlüsse erfolglos, aber es ging aus dem Honter'schen Handbuch des bürgerlichen Rechts, dem ersten Rechtsbuch des Sachsenvolkes, Matthias Fronius' Werk hervor: „Der Sachsen in Siebenbürgen Statuta oder eigen Landrecht" (1583), welches bis 1853 die Grundlage der Rechtspflege in Siebenbürgen bildete. Noch eine lange Reihe anderer Schriften Honter's könnten wir anführen, die es alle verdienen, als vollendete Schöpfungen des Humanismus genannt zu werden, eines Humanismus, der sich nicht nur das Ziel setzte, die vergrabenen Schätze des classischen Alterthums wieder zu heben, sondern dessen Schaffen zugleich auf praktische Erfolge gerichtet war. Wenn ein Freund des Reformators, der Humanist Barentius, der spätere Erzbischof von Gran, schreibt, daß durch Honterus Siebenbürgen und Kronstadt bekannter und berühmter geworden sei, so brauchen wir keineswegs die Worte als Uebertreibung aufzufassen, wie sie dem Freundschaftscultus unter den Gelehrten jener Zeit vielfach so nahe lag; im Gegentheil, Honterus hat mehr gethan: er hat seinem Volke die Reformation von Kirche und Schule gegeben und die Wissenschaften zu neuem Leben erweckt. Gern möchte man noch Einiges über die persönlichen Verhältnisse Honter's erfahren, allein nur sehr spärliche und zum Theil höchst unsichere Nachrichten sind uns geliefert worden. Wahrscheinlich hat Honterus bereits vor seiner Rückkehr nach der Heimath im Auslande geheirathet; seine Gattin Anna wird die Tochter des Joh. Neuße aus Flandern genannt. Nur kurz war die Dauer seiner Ehe. Nach dem Tode der Gattin heirathete Honterus 1535 zum zweiten Male, doch ist diese Frau dem Namen nach nicht bekannt; sie überlebte den Reformator um viele Jahre. Sieben Kinder, vier Töchter und drei Söhne — letztere starben sämmtlich als Pfarrherren an der Pest — hat Honterus hinterlassen. Er selbst verschied am 23. Jan. 1549. Sein Leichnam wurde, der damaligen Sitte entsprechend, in das Stadtpfarrgrab vor dem Altar im Chore der Kirche gebettet. Daß des Gerechten Andenken nicht erstorben, das bewies aufs Deutlichste das Lutherjahr 1883. Da trat in Kronstadt ein Ausschuß hochgesinnter Männer zusammen zu dem Zwecke, dem Reformator Siebenbürgens bei der 400. Wiederkehr des Geburtstages ein Denkmal zu errichten. Möge dieses erste Denkmal der Siebenbürger Sachsen — ein Werk der Pietät und Humanität — allen kommenden Generationen die Großthat erzählen, die das Sachsenvolk dem Honterus verdankt; möge es Allen zurufen: Was ihr ererbt von den Vätern, das haltet fest! Haltet fest an eurer evangelischen Kirche, an eurer deutschen Schule! Haltet fest Einer zum Andern, wie es die Väter gethan! Nur dann werdet ihr siegreich alle Sorge, Arbeit und Gefahr überwinden, die eine ungewisse Zukunft euch bringt!

Bücherbesprechungen.

— **Schiller und Heinrich v. Kleist.** Von Emil Mauerhof. Zürich und Leipzig, Karl Henkell & Co. — Schon aus der Widmung dieser geistvollen Schrift geht hervor, daß sie sich gegen Schiller und zum Theil auch gegen Goethe richtet, zu Gunsten Kleist's. Sie lautet nämlich: Dem Andenken des größten deutschen Dramatikers! Nun sind die Versuche, Kleist als solchen, als den größten deutschen Dramatiker hinzustellen, nicht neu. Sie sind aber immer nur von einem nicht unbestrittenen Beifall begleitet gewesen. Wir bemerken voraus, daß wir zu den größten Verehrern Kleist's gehören. Wir vermögen aber gleichfalls nicht recht einzusehen, warum man durchaus einen solchen größten Dramatiker, eine Spitze der Dramatik überhaupt annehmen und nicht vielmehr den Goethe'schen Ausspruch dahin ändern will, daß die Deutschen froh sein sollten, drei solche Männer zu besitzen, wie Goethe, Schiller und Kleist waren, statt deren zwei, wie der Olympier meinte, der darunter sich und Schiller verstand. Behauptungen, wie die, der und der ist der bedeutendste Dichter einer Nation, sind niemals ganz einwandfrei. Sie können umgestoßen und berichtigt werden. In früheren Jahrzehnten war es ganz allgemein giltig, daß der Sänger des Tell die erste Stelle am deutschen Dichterhimmel inne habe. Dann kam leise die schon lange von eingeweihteren Kreisen getheilte Erkenntniß, daß der Dichter des Faust doch der Höhere von Beiden sei. Könnte nun diese Ansicht noch einmal geändert werden? Vielleicht! Wir wissen es nicht. Wird Kleist an die Stelle dessen treten, dem er in ungemessenem Ehrgeiz den Kranz von der Stirne reißen wollte und der den jüngeren Mitstrebenden nicht verstand? Ja, nicht verstand, das ist das richtige Wort. Goethe hat Kleist nicht verstanden, vielleicht auch nicht verstehen wollen, in dem er nur einen schön intentionirten Körper sah, der von einer unheilbaren Krankheit befallen war und für den er daher nur Mitleid und vor dem er auch wohl ein wenig Furcht hatte. Das genannte Goethe'sche Wort, so hart es ist und so sehr es der Einschränkung bedarf, hat doch bis zu einem gewissen Grade wenigstens seine Berechtigung. Denn Kleist war, so groß und unvergänglich er ist, doch auch ein Mensch und Dichter mit Schwächen und Eigenheiten und Einseitigkeiten, wie eben die Anderen auch. Die Hermannsschlacht z. B. vermögen wir nicht so hoch zu stellen wie Mauerhof, trotz ihrer Schönheiten. Sie ist im Grunde genommen doch ein bloßes Tendenzstück — schon das mindert ihren Werth — voll mancher Gewaltthätigkeiten, die, um das noch anzuführen, auf Schulen nicht vorgetragen werden dürfen, wie es wohl geschehen ist. Käthchen ist ja vielleicht die duftigiste Blüthe der deutschen Dramatik überhaupt, rein und jungfräulich und natürlich dabei, wie fast keine Gestalt in der deutschen Literatur. Der Prinz von Homburg mit seiner Traumwandelsicherheit ist ein wundervolles Werk, wie vom Genius der Poesie selbst dictirt, wie der jugendliche Heine überschwänglich sagt. Solche Allgemeinheiten und Schwärmereien haben vielleicht für den kritischen Verstand keinen Werth, sie charakterisiren aber immerhin die Stimmung im Publicum. Aber im Prinzen von Hom-

burg die Gegenüberstellung der Begriffe Genie und Vorsehung zu sehen, wie in Shakespeare's Sturm die von Künstler und Gesellschaft ist doch etwas subjectiv. Es mag so sein, es braucht aber nicht zu sein. Die Penthesilea — Mauerhof nennt sie die größte deutsche Tragödie — aufzuführen halten wir, wir haben Aufführungen erlebt, für ein verfehltes Beginnen. Das Stück, phantastisch und groß, wie es ist, eignet sich so wenig für die scenische Darstellung, wie etwa ein Byron'sches Drama. Die Gründe dafür liegen auf der Hand! Der Amphytrion, diese tiefsinnige Deutung der alten Fabel von Alkmene, der Mutter des Herakles, eine bedeutendere Umschmelzung der Molière'schen Farce, diese ins Heidnische umgelegte Geschichte von der überschatteten Maria, legt Mauerhof nach unserer Ansicht nicht richtig aus. Das Stück hat Scenen, wir meinen die Liebesscenen zwischen Jupiter und der Alkmene, die ohne Beispiel dastehen in der deutschen Literatur in ihrer Zartheit und selbst bei Shakespeare nicht angetroffen werden. Den Schluß halten aber auch wir mit Goethe für „klatrig". Damit wäre wohl die Reihe der Stücke Kleist's, die Mauerhof vorwiegend in den Rahmen seiner Betrachtung zieht, erschöpft. Doch nun zu dem Antipoden Schiller, den der Verfasser mit Unerbittlichkeit zerpflückt. Mauerhof hat, das muß man ihm zugestehen, einen scharfen Blick für Schiller's Schwächen und für die Darlegung derselben eine scharfe, ja boshafte Zunge. Alles stimmt aber doch nicht ganz, was er sagt. Tell, dieses Stück, das trotz seiner Mängel doch von dem unbefangenen deutschen Publicum immer wieder gern gesehen wird, wollen wir ihm nicht preisgeben. Tell's That, der Apfelschuß, ist ja nicht zu rechtfertigen. In grauer Vorzeit geschehen, mag solches Geschehniß, daß ein Vater von seines Sohnes Haupte einen Apfel herabschießt, glaubwürdig, ja als eine ungeheure That erscheinen. In das Licht der Lampen gerückt, in dem Menschen von unserem Blut und Fleisch auftreten, erscheint solche That unmöglich. Das ist aber nicht von Mauerhof zuerst entdeckt worden. Schon Börne forderte: Tell konnte schießen, aber nicht auf das Haupt seines Sohnes, sondern auf die Brust des Geßler. Mochte aus der Freiheit der Schweiz werden, was da wollte. Doch ist damit der Tell todt? Nein! Und was wird aus den übrigen Schiller'schen Dramen, die Mauerhof so beißend kritisirt? Sie bleiben trotz ihrer Schwächen auch bestehen, genau wie der Tell. Aus dem Wallenstein wollen wir die Liebesscenen ausscheiden als das in der sonst herrlichen Dichtung zuerst Vergängliche. Diese Scenen sollen an die Marlitt gemahnen. Lesen wir das aus Mauerhof's Ausführungen heraus oder täuschen wir uns? Frauen- und Mädchengestalten zu schaffen, war überhaupt nicht Schiller's starke Seite. Darin war ihm Goethe überlegen. Von den Jugendgestalten, den Amalien, Leonoren und Luisen wollen wir absehen. Hier kannte der Dichter die Menschen noch nicht. Aber auch die weiblichen Gestalten der reifen Zeit bieten viele Blößen dar, insofern sie lediglich Theaterprinzessinnen sind, wie z. B. die liebe Thekla. Eine Tochter Friedland's würde sich dem jungen Officier Max gegenüber nicht so schrankenlos benommen haben, wie sie es thut. Fi, ruft darauf die Tante Terzky mit Recht aus. Aber mit alledem ist der Nagel doch nicht auf den Kopf getroffen, der Gegenstand nicht erschöpft. Die Einzelheiten, die Mauerhof anführt, überzeugen uns, die Folgerungen im Allgemeinen vermögen es doch nicht. Mag immerhin Schiller's Johanna, indem sie den jungen Montgomery tödtet, unnatürlich handeln, und Kleist's Thusnelda nicht, die den liebegirrenden falschen Ventidius in den Bärenzwinger lockt, eine psychologisch ganz richtige Scene, die bei keinem starken Menschen Anstoß erregt. Schiller fehlt Natur und Leidenschaft, so sagt Mauerhof, seine Vorzüge sind formaler Natur. Da mag ein Kern Wahrheit drin stecken. Aber aus den Herzen der Jugend, die ihn liebt, vielleicht um seiner Schwächen willen, seiner Sehnsucht, die er nährt, aus der Liebe des Volkes, das an seinem Pathos zu viel gewonnen hat, schon dadurch, daß es die ganze deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts begleitet, ist Schiller nicht zu reißen. Mauerhof stellt immer, das ist seine Taktik, einer Schiller'schen oder Goethe'schen Gestalt oder Scene eine von Kleist gegenüber, die er dann als überlegen ausweist, wogegen man nichts einwenden kann, wie er auch Kleist fast nie tadelt. Den einzelnen Beispielen werden wir, wie gesagt, Nichts entgegensetzen können. Der in seiner heißen Leidenschaft so verhaltene Cheruskerfürst Hermann mag größer sein, als der etwas verworrene, philiströse „Apfelschütze und Buschjäger" Tell, und was der Zeugen mehr sind. Aber dem Ganzen, um das noch einmal zum Schluß zu wiederholen, können wir in seinem Endergebniß doch nicht zustimmen. Indeß sind Mauerhof's Bemerkungen über Kleist und Schiller sehr lesenswerth, wie seine ästhetischen Schriften überhaupt, so daß wir hier doch eine Lanze für ihn einlegen möchten. Und wir können sie um so mehr empfehlen, als sie uns mit einem scharfen, kritischen Geiste, einem Geschmackskundigen von hohem Standpunkte bekannt machen, der sich bei den zeitgenössischen Erscheinungen kein X für ein U machen läßt und gegenüber dem Schund und Unechten und Unnatürlichen unerbittlich ist, während die ästhetischen Darlegungen unserer Tage oft erstaunlich niedrig und oberflächlich geworden sind. Der Leser kann ja selbst seinerseits wieder Kritik an dieser Kritik üben. Damit thut er nur Recht! Auch fehlt es nicht an einer Fülle interessanter Seitengänge zu anderen Erscheinungen, wie Hebbel, Otto Ludwig u. A., die wir gern nachgeschritten sehen möchten. Bei einer zweiten Auflage wären Ausdrücke wie „Mumpitz", „Gefaselei" ꝛc. zu beseitigen. Sie stehen nicht auf der Höhe des Tons. J. R.

— **Unser deutsches Vaterland.** Von **Walter von Prittwitz und Gaffron,** Generallieutenant z. D. Leipzig, Verlag von E. Ungleich, 1898. Preis 20 ₰. — In herzenswarmer, eindringlicher Sprache kündet der Verfasser dieses Flugschriftchens, vielfach in Anlehnung an köstlichen Dichterworte, die Herrlichkeit deutschen Wesens und deutscher Art. Ergreifend weiß er zu reden von der Schönheit des deutschen Waldes, weiß Worte zu leihen dem geheimnißvollen Rauschen der deutschen Ströme und Meere; er führt uns hinauf auf die burggekrönten deutschen Berge, durch die fruchtbaren Gebreite deutscher Felder, und zuletzt schildert er die Traulichkeit des echten deutschen Hauses und macht sich zum Dolmetsch der stummen Sprache unsrer deutschen Kirchen und Dome. Daran schließt sich eine ernste Mahnung zum Kampfe gegen die vaterlandslosen Gesellen, die des deutschen Namens nicht werth sind. Das Büchlein giebt sich nicht als Wahlflugschrift. Es enthält kein Parteiprogramm, ja überhaupt keine Politik im engeren Sinne. Und doch verdient das Wort des Verfassers, eben jetzt besonders gehört zu werden, wo wieder einmal der Wahlkampf vor der Thür steht mit all seinen wüsten Wirrnissen und häßlichen Auswüchsen. Denn es giebt in aller Welt keine vornehmere Richtung und kein besseres Bekenntniß, als die, für welche der Verfasser mit glühender Begeisterung eintritt: „Noch ragen die deutschen Gotteshäuser in die Höhe und weisen zum Himmel. Noch schallt aus ihnen Gottes Wort. Und Gottes Wort ist der Fels, auf dem das deutsche Vaterland neu erbaut werden muß, auf dem es unerschütterlich neu erbaut werden kann und neu erbaut werden wird." Es ist dem Vaterlandsfreunde eine Erquickung, solch eine Stimme zu vernehmen. Gebe der Himmel, daß die Siegeszuversicht des alten Soldaten zur Wahrheit werde. R. B.

— **Aus dem Leben einer Achtzigjährigen,** ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Buchhandels von **F. Harbordt.** Straßburg i. E., Schriftenniederlage der Evangelischen Gesellschaft. 24 S. — Die Achtzigjährige ist nicht etwa eine menschliche Greisin, die auch viel aus ihrem Leben zu erzählen haben dürfte, sondern ist diese Schriftenniederlage selbst. Wenn es von den Büchern gilt, daß sie ihre Schicksale haben, so gilt dies noch mehr von den Buchhandlungen jeder Art, namentlich von einer solchen christlichen Schriftenniederlage als einem Zweige am fruchtspendenden Baume der inneren Mission. Am 2. Juli 1817 mit Hilfe eines von der Londoner Tractatgesellschaft gesandten Geschenkes von 20 Pfd. Sterl. gegründet, wurde sie im Jahre 1834 von der in diesem Jahre gestifteten Evangelischen Gesellschaft für Innere Mission übernommen und nahm an deren Geschicken Theil, sie wahrte ihre Selbständigkeit gegenüber der freikirchlich gerichteten Evangelischen Gesellschaft von Frankreich wie gegenüber den exclusiven Lutheranern des Landes. Sie schloß sich im Jahre 1858 dem Vereine deutscher Tractatgesellschaften (Vorort Elberfeld) an und hat durch ihre christliche Leihbibliothek und Colportage den oft sehr zerstreut wohnenden evangelischen Elsässern geistliche Nahrung geboten. Besonders segensreich wurde sie den evangelischen Soldaten Frankreichs im Jahre 1870 auf dem Schlachtfelde wie in der Gefangenschaft. Wie es Greisen ergeht, stand auch die Achtzigjährige 1895 vor dem Sterben, vor dem sie aber noch rechtzeitig dadurch bewahrt wurde, daß man die Niederlage einem Fachmann, einem Buchhändler, unterstellte. Möge sie unter dessen Leitung ein recht hohes Alter erreichen! Das Schriftchen ist für Freunde der christlichen Literatur und der Inneren Mission sehr empfehlenswerth.

R. W.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 44. Sonnabend, den 16. April, Abends. 1898.

Die Selbstthätigkeit des Königs Albert im Feldzuge 1870/71.

Von Frhr. v. Hodenberg, General d. Inf. z. D.

Im Nachstehenden sollen ohne fortlaufende Feldzugsgeschichte diejenigen wichtigen Ereignisse besprochen werden, auf welche der König-Feldmarschall und letzte Inhaber des Großkreuzes des Eisernen Kreuzes entscheidend eingewirkt hat und zwar von seinem Standpunkt als commandirender General des sächsischen Armeecorps und Oberbefehlshaber der Maasarmee aus. Es soll versucht werden, möglichst klar darzulegen, unter welchen Verhältnissen der König seine Entschlüsse faßte, ob und welche höhere Weisungen ihm zugegangen waren, wie er stets selbständiges Handeln und Unterordnung richtig abzuwägen verstand und wie er in ausgesprochener Vorliebe für die Offensive bei allen Gelegenheiten sich für energische Maßregeln entschied.

Der Verlauf der Operationen und Schlachten wird nur in großen Zügen erzählt, mit Ausnahme der Schlacht von St. Privat, weil hier die Thätigkeit des Königs nicht ohne näheres Eingehen geschildert werden kann. Die Kriegsgeschichte kennt den König jedoch nur als Kronprinz von Sachsen und so muß er deshalb auch hier genannt werden.

I. Die Führung des XII. (königl. sächs.) Corps bei Gravelotte-St. Privat la Montagne am 18. August 1870.

Das der II. Armee zugetheilte Corps kam mit Ausnahme der Cavalleriedivision erst am 17. August in die erste Linie und brachte die folgende Nacht bei Mars la Tour (23. Division) und Puxieux (H.-Qu. u. 24.) zu. Prinz Friedrich Karl stellte es für den 18. August auf den linken Flügel seiner Armee, versammelte die commandirenden Generale des Garde-, X. und XII. Corps früh 5 Uhr bei Mars la Tour und gab ihnen nachstehende Weisungen:

„Die II. Armee wird heute den Vormarsch fortsetzen mit dem bisherigen Auftrage, den Feind von Verdun und Chalons abzudrängen und ihn anzugreifen, wo sie ihn findet. Zu dem Ende soll das XII. Corps als äußerster linker Flügel sogleich antreten, rechts rückwärts desselben das Gardecorps und rechts rückwärts von diesem das IX. Das XII. Corps nimmt die Richtung auf Jarny, das Gardecorps auf Doncourt, das IX. geht zwischen Vionville und Rezonville und demnächst St. Marcel hart links lassend vor. Das III. .. X. .. — Der Feind ist angeblich gestern Abend im Abmarsch auf Conflans gewesen. Auch die gestern im Bivak bei Gravelotte beobachteten drei Divisionen werden voraussichtlich abmarschirt sein, andernfalls vom General v. Steinmetz angegriffen werden, in welchem Falle dann das IX. Corps zunächst zum Eingreifen kommen kann. — Ob sich aus dem Allen für die II. Armee eine Schwenkung nach rechts oder nach links ergeben wird, ist noch nicht zu bestimmen. Zunächst handelt es sich nur um den Vormarsch von einer kleinen Meile. Derselbe geschieht nicht in langen dünnen Marschcolonnen, sondern die Divisionen sind in sich massirt, die Corpsartillerie zwischen den beiden Divisionen eines jeden Armeecorps. [1])"

Die 23. Division erhielt demgemäß um 5 Uhr 20 Min. früh Befehl, der von ihr sogleich vorzusendenden Avantgarde mit ½stündigem Abstand in Versammlungsformation, je eine Brigade rechts und links der Straße, Bataillone in Colonne nach der Mitte mit ¼ Zugsabstand, zu folgen, die Corpsartillerie in breiter Front und dann die ebenso wie die 23. formirte 24. Division sollten sich anschließen. Die Bewegungsschwierigkeiten, welche die beiderseits Mars la Tour befindlichen, theilweise bewachsenen Schluchten und dieses Dorf selbst boten, veranlaßten dazu, die Massirung erst nördlich desselben vorzunehmen. Nur die Corpsartillerie umging den Ort westlich. Dadurch verlängerte sich die vom Kronprinzen bei dem Obercommando der II. Armee schon zur Sprache gebrachte Kreuzung [1]) mit der von Hannonville auf Doncourt marschirenden Garde. Sie wirkte indessen auf den Verlauf des Tages nur insofern ein, als die Aufklärung Seiten des Gardecorps Anfangs nur durch eine 6½ Uhr früh vom Commandeur der 1. Gardedivision General v. Pape abgesandte Escadron erfolgte. Nördlich Mars la Tour, wo das XII. Corps massirt vorging, hätte aber auch weitere Gardecavallerie jederzeit zwischen Avantgarde und 23. Division, sowie zwischen dieser und der 24. Division durchtraben können und südlich ließ sich um Puxieux herum kommen.

Ueber diese Kreuzung ist viel und auch neuerdings noch geschrieben worden. Wer Geländeschwierigkeiten nicht gelten lassen will, wird nicht zu überzeugen sein, wenn auch Schlichting [2]) die Durchführbarkeit von Bewegungen von Truppenmassen über Brigadestärke in der Versammlungsformation in jedem Gelände stark anzweifelt. Aus gleichem Grunde wie Anfangs die Sachsen blieb indessen laut Operationen der II. Armee [3]) das Gardecorps überhaupt in der schon angenommenen Marschcolonnenformation. Nach einer anderen Quelle marschirte es in Colonnen nach der Mitte hintereinander [4]) und thatsächlich scheint nur noch das X. Corps wirklich massirt vorgegangen zu sein,[5]) was sich beim XII. jedoch auch später nur theilweise ermöglichen ließ. — Scherff bespricht nur die wirklichen und möglichen Folgen der Marschstockung. Er hat in seinen eingehenden Studien über alle Theile der Schlacht auch dem XII. Corps und vor Allem dessen erlauchtem Führer ein schönes Denkmal gesetzt, indem er u. A. immer wieder die stete einheitliche Gesammthandlung des Corps hervorhebt. — Boguslawski ist auch in Bezug auf die Art des Anmarsches nicht ganz einverstanden mit dem Verhalten desselben und hätte auch das zeitraubende Vornehmen einer Avantgarde nicht für nothwendig gehalten, da die Cavalleriedivision voran gewesen sei. Sie stand jedoch in der linken Flanke, fast zwei Meilen westlich Jarny an der Straße Metz-Etain.

Die Spitze der Infanterie überschritt 5 Uhr 40 Min. früh innerhalb Mars la Tour die Straße Metz-Verdun [6]) und von 9 Uhr an war der Weg für die Garde frei. Jarny wurde von der Avantgarde um 8½ Uhr erreicht. Sie hatte inzwischen Befehl erhalten, über Labry beiderseits der Orne weiter vorzugehen. Das Gros gelangte von 9 Uhr an (23. Division) nach Jarny und blieb dort bis 11½ Uhr stehen. — Angesichts dieses mehrstündigen befohlenen Haltes, welcher ohne die Selbstthätigkeit des Kronprinzen noch länger gedauert haben würde, ist die Zeit des Antretens des Corps von dem Versammlungsplatz nördlich Mars la Tour ohne jeden Belang. Dennoch bestand und besteht theilweise noch die Anschauung, es hätte früher bei St. Privat sein können, wenn es den Anmarsch mehr beschleunigt hätte. Auch in einem von Scherff ausgesprochenen allgemeineren Gedanken [7]) ist das enthalten. Wenn — so etwa sagt er — die Stellung des Feindes früher erkannt sei und wenn dann die II. Armee die Fortsetzung ihrer

[1]) G.-St.-W. Bd. 2, S. 682 und 683.

[2]) General d. Inf. v. Schlichting, Taktische u. strategische Grundsätze der Gegenwart. 1897. I, S. 97.

[3]) Hauptmann Frhr. v. d. Goltz, Operationen der II. Armee bei Metz. 1873, S. 131.

[4]) General v. Boguslawski, Heerwesen und Kriegsführung. 1897, S. 213. In den Briefen über Cavallerie von Kraft Prinz zu Hohenlohe, 1884, wird endlich S. 22 erwähnt, daß das Gardecorps von Doncourt aus gegen S. Ail in einer drei Bataillone breiten, dicht aufgeschlossenen Colonne vorgerückt sei.

[5]) General d. Inf. v. Scherff, Unsere heutige Infanterie-Taktik im Spiegel der Augustkämpfe 1870 um Metz. 1893, S. 41. An Stelle „23. Division“ müßte aber „XII. Corps“ stehen. — Den 18. August bespricht auch das dritte Heft seiner „Kriegslehren“. 1895.

[6]) Operationen der II. Armee, S. 122.

[7]) Infanterie-Taktik S. 44.

Bewegung aus der Linie Jarny (XII.) — Doncourt (Garde) — Caulre ferme (IX.) 1½ bis 2 Stunden früher und massirt hätte aufnehmen können, so wäre der, wie er sich ausdrückt, vereinzelte Frontalangriff der Garde auf St. Privat wohl unterblieben und diese frühere Kenntniß und dieses frühere Vorgehen wäre möglich gewesen, wenn XII. Corps und Garde (das IX. kommt hier nicht in Betracht) von vornherein massirt vorgegangen wären und dadurch auch die Kreuzung vermieden sei. Nun ist aber schon ausgeführt, daß die Aufklärung durch die Kreuzung nicht gestört zu werden brauchte, und was das frühere Vorgehen anlangt, so konnte das XII. Corps ohne Weiteres 1½ bis 2 Stunden früher massirt von Jarny wieder aufbrechen und die Garde erreichte schon 2½ Uhr Nachm. die Gegend von Habonville-Anoux la Grange, während der Frontalangriff auf St. Privat erst um 5¼ Uhr von St. Marie aux Chênes-St. Ail aus begann.[8]) Beide Corps hätten also, und darauf allein kommt es doch an, auch bei der von ihnen gewählten Anmarschweise, 1½—2 Stunden früher bei St. Privat sein können wenn sie Befehl dazu erhalten hätten.

* * *

Aus den sich theilweise widersprechenden Meldungen, welche dem Kronprinzen bis 11½ Uhr zugingen, mußte auf die Anwesenheit feindlicher wenn auch schwacher Abtheilungen bei St. Marie aux Chênes und Moineville geschlossen werden. Das Obercommando hatte ferner Abschrift folgender Befehle an das IX. und Gardecorps mitgetheilt:

„An das IX. Armeecorps. (Vorm. 10 Uhr.) Das Corps soll antreten und in der Richtung auf Verneville und La Folie vormarschiren. Wenn der Feind dort mit seinem rechten Flügel steht, soll es das Gefecht zunächst durch Entfaltung bedeutender Artillerie engagiren."

„An das Gardecorps. (Vorm. 10¼ Uhr.) Das Gardecorps setzt den Vormarsch über Doncourt bis Verneville fort und stellt sich dort zur Unterstützung des IX. Corps auf, welches auf La Folie gegen den feindlichen rechten Flügel vormarschirt. Aufklärung links über Amanvillers und St. Privat la Montagne, sowie baldige Meldungen sind wünschenswerth."

Ueber die Garde hatte ein von Doncourt zurückgekehrter Officier des Generalcommandos noch gemeldet, daß sie 10 Uhr 25 Min. Vorm. dort ihren Aufmarsch begonnen habe.

Der Kronprinz mußte danach nicht nur das IX., sondern auch das Gardecorps schon wieder in Vormarsch annehmen. In Wirklichkeit trat die 1. Gardedivision gerade an. Er beschloß deshalb, obwohl ihn der Armeebefehl bis auf weitere Weisung an Jarny band, sich ebenfalls und dahin wieder in Bewegung zu setzen, wo der Feind gemeldet war. Bei der immerhin noch herrschenden Ungewißheit wurde aber eine Tiefengliederung angenommen und um 11½ Uhr bestimmt: die Avantgarde bleibt beiderseits der Orne auf Moineville-Valleroy in Marsch, die 24. Division geht rechts auf St. Marie aux Chênes, die 23. Division und Corpsartillerie dazwischen bis Bois de Ponty und Giraumont, die 46. Brigade bleibt zur Verfügung bei Jarny. Die Meldung an das Obercommando, welche den Gedanken des Kronprinzen am deutlichsten wiedergiebt, lautet:

„Jarny, 18 Aug., 11¾ Uhr Vorm. Der Feind soll bei Moineville und St. Marie aux Chênes stehen, das XII. Corps geht deshalb gegen diese beiden Punkte vor. Seitendeckung auf Valleroy. Ich begebe mich nach Fleury, später Jouaville. Albert, Kronprinz, General der Infanterie."

Daß damit den Absichten des Obercommandos vorgearbeitet war, geht aus folgendem um 12 Uhr eintreffendem Befehle hervor:

„Befehl für das XII. Corps, ausgefertigt um 11½ Uhr[9]): Das XII. Corps erhält Befehl, auf St. Marie aux Chênes vorzumarschiren, durch Cavallerie gegen Briey und Conflans zu sichern und möglichst Cavallerie bis in das Moselthal vorzutreiben, um Eisenbahn und Telegraphen nach Thionville zu unterbrechen. Das VII., VIII., IX. und Gardecorps greifen binnen zwei Stunden den Feind an, welcher auf den Höhen von Leipzig bis Bois de Vaux, Rücken nach Metz, in Position steht. In zweiter Linie folgen als Unterstützung das II., III., X. und XII. Corps."

Da schon der größere Theil des Corps auf St. Marie aux Chênes angesetzt war und der Schleier über die eigentliche Stellung des bisher nur in kleinen Abtheilungen bei und westlich St. Marie gefundenen Feindes noch nicht weiter gelüftet war, so beließ es der Kronprinz bei den im Gange befindlichen Bewegungen, zog indessen die bisher noch bei Jarny zu seiner Verfügung behaltene Infanterie-Brigade und auch das Gros der 12. Cavallerie-Division heran.

[8]) G.-St.-W. 2. Band, S. 760, 770, 772, 860.

[9]) G.-St.-W. 2. Band Anlage 23, S. 183 und Berichtigung zu dieser Anlage am Schlusse des 2 Bandes.

Diese im Corps-Verband stehende Division war bereits am 16. Aug. auf Befehl des Obercommandos gegen die Maas bis Nonsard vorgeschoben und hatte durch den Rittmeister v. Kleist auf dem Schlachtfelde von Mars la Tour die Verbindung mit dem X. Corps und mit dem Obercommando aufgenommen.[10]) Dieser Officier, beauftragt die 5. Cavallerie-Division aufzusuchen, war auf den Kanonendonner zugeritten, fragte etwa 7 Uhr Abends beim General v. Voigts-Rhetz wegen Heranholung der Division an, erhielt aber statt dessen folgendes, dann auch vom Prinzen Friedrich Karl durch Mitunterschrift genehmigtes Schriftstück mit:

„Es ist erwünscht, daß morgen mit Tagesanbruch bei Tronville Alles erscheint, was irgend disponibel ist, falls Prinz Friedrich Karl keine anderen Dispositionen treffen sollte.

Prinz Friedrich Karl. v. Voigts-Rhetz."

Nach 10 Uhr Abends in Regniéville dem Prinzen Georg von Sachsen übergeben und von diesem dem eigenen wie dem General-Commando der Garde mitgetheilt, veranlaßte es den sofortigen Aufbruch der 23. Division nach Thiaucourt und die nächtliche Versammlung des Garde-Corps. Der Vormarsch dieser und aller sonstigen in zweiter Linie stehenden Truppen erfolgte dann auf unmittelbaren Befehl des Gr. H.-Qu. am 17. Aug. früh. Ebenso das Vorrücken der 12. Cavallerie-Division gegen die Straße von Metz nach Verdun. Der Kronprinz befahl ihr im Näheren, wenn auf der südlichen kein Feind sei, sogleich auf die nördliche vorzugehen, welche schon um 9 Uhr Morgens bei St. Jean les Buzy erreicht wurde, weil er den Aufbruch auf 4 Uhr früh bestimmt und um das sicher zu stellen, dem Nachts den Befehl überbringenden Lieutenant v. Trebra persönlich befohlen hatte, so rasch als möglich zu reiten.[11]) Es wurde in Erfahrung gebracht, daß der Kaiser Napoleon am vorhergehenden Abende mit starker Bedeckung von Metz durch das Dorf gefahren sei, Truppendurchmärsche in gleicher Richtung aber nicht stattgefunden hatten. — Die Division blieb bis zum 18. Aug. früh stehen, ohne einen Feind zu sehen. Es waren aber einige Versprengte und Durchreisende aufgegriffen worden, deren Aussagen von Wichtigkeit schienen. Mit diesen verließ der Ordonnanzofficier Secondelieutenant v. Hinüber am 17. Aug. Nachm. 3 Uhr St. Jean les Buzy und erhielt in Puxieux vom Kronprinzen Befehl, sie im H.-Qu. des Obercommandos Buxières abzuliefern. Prinz Friedrich Karl unterhielt sich persönlich mit dem genannten Officier und sprach sich anerkennend über die Leistung der Division aus.[12]) Mehrere Werke[13]) heben die Besetzung der Straße Metz-Conflans-Etain seit dem 17. Aug. Vorm. hervor; es muß aber auch hier bemerkt werden, daß die Straße Metz-Briey erst am 18. Aug. Vorm. von deutscher Cavallerie erreicht wurde.

General Graf Lippe hatte in der Nacht zum 18. Aug. mit dem Gros bei Parfondrupt gelagert, dasselbe auf 5 Uhr 20 Min. früh von Mars la Tour abgegangenen Befehl bei Puxe aufgestellt und war schon auf eigene Verantwortung im Marsch auf's Schlachtfeld, als er dahin gerufen, gleichzeitig aber erneut zur Aufklärung nach Briey aufgefordert wurde. Damit wurde das 18. Ulanen-Regiment beauftragt, das 17. Ulanen-Regiment beobachtete weiter nach Westen. Nur die beiden schweren Reiter-Regimenter mit der reitenden Batterie erreichten deshalb um 3 Uhr Nachm. den Anschluß an das Corps am Bois de Ponty. Der geschlossene Theil der Cavallerie-Division zählte indessen bald darauf nur 6 Escadronen und 1 reitende Batterie, weil dem mitgetheilten Befehl des Obercommandos entsprechend nach 4 Uhr weitere 2 Escadronen abgesondert wurden, welche zwischen 7 und 8 Uhr Abends südlich Diedenhofen bei Uckange und Richecourt Eisenbahn und Telegraph unterbrachen. Die erste Mittheilung des Marschalls Bazaine über die Ereignisse des 18. Aug.

[10]) G.-St.-W. 1. Band, S. 655, Operationen der II. Armee S. 106 und Kriegstagebuch der 1. Escadron Garde-Reiter-Regiments von Rittmeister v. Kleist. 1895. S. 5.

[11]) Oberst v. Schimpff, König Albert 50 Jahre Soldat. 1893. S. 201.

[12]) Operationen der II. Armee S. 119 und Bericht des Lieutenants v. Hinüber.

[13]) Hönig, 24 Stunden Moltkescher Strategie. 1893. — Die Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870 von Woide, General-Lieutenant im russischen Generalstabe. Uebersetzung. Berlin 1896. 2. Band, S. 9. — Kunz, Die Thätigkeit der deutschen Reiterei vom 16.—18. Aug. 1870 vor Metz. 1891. S. 44.

gelangte dadurch erst am 22. Aug. in die Hände des Kaisers Napoleon und des Marschalls Mac Mahon.[14]) Bei dieser Gelegenheit mag weiter vorgreifend hinzugefügt werden, daß in der Nacht zum 19. Aug. Pioniere auch Bahn und Telegraph östlich Longuion bei Mercy le Bas zerstörten.

* * *

Nach dieser Abschweifung versetzen wir uns wieder in die Lage des Kronprinzen, welcher auf der Welle südlich Batilly ruhig abwartete, wie sich die Verhältnisse weiter entwickeln würden, aber doch sehr begierig darauf war, zumal der Gefechtslärm aus östlicher Richtung immer lebhafter wurde und sich daraus schließen ließ, daß ein größerer Theil der Armee schon in heftigem Kampfe stand. Jede an ihn gelangende Meldung verlegte den feindlichen rechten Flügel weiter nach Norden, endlich nach St. Privat und Roncourt. Aber gerade in dieser Richtung ging das Corps vor und eine neue Lage wurde deshalb erst um 1½ Uhr durch die Rückkehr des vorgeschickten Hauptmanns v. d. Planitz geschaffen. Er hatte 12½ Uhr St. Marie aux Chênes noch frei gefunden und von dort aus nicht nur die starke Besetzung von St. Privat, sondern auch die hohe Vertheidigungsfähigkeit dieser Höhe gegen einen Angriff von Westen her klar erkannt und sprach sich darüber eingehend aus.

Der Kronprinz hörte, auf die Karte blickend, den Hauptmann v. d. Planitz, ohne ein Wort zu sagen, an und äußerte sich dann sofort etwa dahin: „Dann werden wir sie nicht in der Front angreifen, sondern herumgehen", und machte mit dem linken Arme eine entsprechende Bewegung. Der augenblicklich gefaßte Entschluß wurde in Bezug auf die Art der Ausführung dann aber sorgfältig erwogen, wozu auch in diesem Falle vollständig Zeit war. Währenddem kamen von der 23. Division noch Mittheilungen, wonach bei St. Privat und Roncourt mindestens eine feindliche Division, bei Auboué aber kein Feind stehe und daß sie sich deshalb ebenfalls auf St. Marie in Marsch gesetzt habe. Die Avantgarde meldete, daß sie beiderseits der Orne keinen Feind vor sich hätte, auch Briey selbst frei sei. Alles bestärkte die schon gewonnene Ansicht und es wurde nun um 2 Uhr befohlen, daß die 24. Division und Corpsartillerie in der Bewegung auf St. Marie aux Chênes bleiben, die 23. Division über Coinville durch die Wäldchen östlich Auboué den Weg gegen Roncourt nehmen und die 48. Brigade zur Verfügung des Kronprinzen hinter dem Gehölz von Batilly halten solle. Wie stets, dieses Mal aber in doppelter Ausfertigung meldete er seine Anordnungen dem Prinzen Friedrich Karl und ließ auch das Gardecorps davon benachrichtigen, ein Beweis, daß er der Wichtigkeit derselben sich schon damals vollkommen bewußt war. Diese Mittheilung ist um 3 Uhr beim Obercommando eingegangen, welches wiederholt auf eine Besetzung des unteren Moselthals hinwies, sonst aber an diesem Tage keine weiteren Befehle an das XII. Corps gelangen ließ. Es durfte daraus schon während der Schlacht gefolgert werden, daß die jetzt und später selbständig getroffenen Maßregeln gebilligt wurden.

Wortlaut der Meldung: Abgang den 18. Aug. 2 Uhr 30 Min. Nachm. von Batilly. „Das sächsische Armee-Corps geht mit der 24. Infanterie-Division auf St. Marie aux Chênes vor und umfaßt mit der 23. Infanterie-Division über Coinville und die zwischen dort und Roncourt gelegenen Hölzchen den rechten französischen Flügel. Albert, Kronprinz, G. d. J."

Das auf dem rechten feindlichen Flügel von St. Privat bis Roncourt stehende französische VI. Corps Canrobert hatte inzwischen etwa 1 Uhr Nachm. sich veranlaßt gesehen, Infanterie auch vorwärts dieser Linie bis nach St. Marie aux Chênes, welches Hauptmann v. d. Planitz noch frei gefunden hatte, und gegen St. Ail vorzuschicken, und so entstand dort der erste Zusammenstoß, welcher gegen 3½ Uhr Nachm. zur Wegnahme von St. Marie aux Chênes führte. Dieses Gefecht wurde nach vorheriger Besprechung von den Commandeuren der 1. Gardedivision General v. Pape und der 24. Division General v. Nehrhoff geleitet. Der linke Flügel der Garde drang von St. Ail her, die 47. Brigade von Westen her um 3½ Uhr in das Dorf ein. Von der 23. Division betheiligten sich an dem Kampfe auch 3 Batterien und das 3. Bataillon des Schützenregiments Nr. 108. Der Kronprinz fand keine Veranlassung irgend wie einzugreifen. Er sah das in vorzüglicher Ordnung erfolgende Vorgehen der 47. Brigade unter Oberst v. Leonhardi von der sächsischen Hauptartilleriestellung aus mit an und freute sich desselben. Als aber ein stärkerer Theil dieser Brigade jenseits des Ortes und gleichzeitig das Vorgehen neuer feindlicher Infanterie aus der Gegend von St. Privat sichtbar wurde, schickte er sofort den ganz bestimmten, inzwischen auch schon vom General v. Nehrhoff ergangenen Befehl, sich auf die Behauptung von St. Marie zu beschränken. Das war auch vom General v. Pape für die eingedrungenen Theile der Garde veranlaßt. Ein vereinzeltes Vorgehen immerhin schwacher Kräfte gegen die starke feindliche Front würde erstere nicht allein nutzlos vernichtet, sondern auch die nachtheiligsten Folgen herbeigeführt haben. Die sächsische Infanterie hatte vorwärts des Dorfes starke Verluste erlitten und sich namentlich auf den Flügeln den wiederholten französischen Vorstößen gegenüber nur mit Mühe behauptet. Ihr Abzug scheint damals in der Garde, welche nichts von ihrem Zurückrufen, wozu ich selbst den Befehl des Kronprinzen überbrachte, erfuhr, als erzwungen angesehen zu sein und diese an sich erklärliche aber unrichtige Ansicht ist auch jetzt noch nicht ganz beseitigt.[15]) Dem muß entgegengetreten werden. Der Feind weiß ebenso wenig davon wie das Generalstabswerk.[16])

Inzwischen fuhren 12 Batterien hart nordwestlich von St. Marie auf und bekämpften die Offensivversuche des Feindes und die französische Artillerie-Stellung bei Roncourt. Batterien der Garde erschienen auf der anderen Seite von St. Marie. — Währenddem wurde das Verhalten des Feindes mit größter Aufmerksamkeit beobachtet. Roncourt wie St. Privat zeigten sich stark besetzt. Von beiden Orten aus wurden frische Truppen vorgezogen. Französische Infanterie kam vorübergehend nahe an St. Marie heran, dahinter war eine zahlreiche Linie von Geschützen im Feuer, welche sich nördlich über Roncourt hinaus zu erstrecken schien. Auch sollen Cavallerie-Patrouillen des Gardecorps dem sächsischen General-Commando gemeldet haben, daß sogar Montois la Montagne von den Franzosen besetzt sei.[17]) Aus Allem gewann der Kronprinz den Eindruck, daß unter diesen Verhältnissen die über Coinville auf Roncourt angesetzte 23. Division nicht umfassend, sondern immer noch frontal wirken würde, und da er den einmal gefaßten Plan einer Umgehung unter allen Umständen in Ausführung zu bringen fest entschlossen war, so ergab sich von selbst, daß weiter ausgeholt, deshalb aber auch die Stärke der umfassenden Truppentheile erhöht werden müßte. Prinz Georg erhielt deshalb unter gleichzeitiger Ueberweisung der bisher bei Batilly zur Verfügung des General-Commandos behaltenen 48. Brigade entsprechende Weisung und auch General Graf Lippe Befehl, mit dem zur Stelle befindlichen Theil der Cavallerie-Division sich der Umgehung anzuschließen und zu versuchen in den Rücken des Feindes zu gelangen. Das Divisions-Cavallerie-Regiment der 24. Division schlug denselben Weg ein. Die 47. Brigade mit der Artillerie der 24. Division und der Corps-Artillerie wurde vorläufig nördlich St. Marie belassen.

Alles kam von jetzt ab darauf an, welchen Erfolg die umgehenden Truppen haben würden. Es waren 21 Bataillone,[18]) 13 Escadronen, 5 Batterien. Bei St. Marie standen nur 7 Bataillone, 1 Escadron,[19]) 11 Batterien. Trotzdem blieb der Kronprinz zunächst bei diesem kleineren Theil des Corps, um den Ueberblick über die feindliche Stellung und die nähere Verbindung mit dem Obercommando und der Garde nicht zu verlieren. Schon vor dem Gefecht um St. Marie hatten übrigens die General-

---

[14]) Prozeß Bazaine.

[15]) Erzählung eines Augenzeugen in „Heerwesen und Kriegführung" S. 229. Welchen anderen Stellen nicht zugestimmt werden kann, ergiebt sich aus dem Vergleich der beiderseitigen Darstellungen.

[16]) Rousset, Histoire générale de la guerre Franco-Allemande. 1895. II. S. 119 u. 120. G.-St.-W. 2. Bd. S. 761—763.

[17]) Operationen der II. Armee, S. 145. Die vorzügliche Aufklärung der Garde-Husaren auch vor der sächsischen Front ist unvergessen. Nachweislich haben sie mehrfach den Prinzen Georg von Sachsen für den Kronprinzen gehalten und wahrscheinlich ist auch diese Meldung an ersteren gelangt. Unmöglich kann aber und zwar vor dem Ansetzen der Umgehung über Montois (4½ Uhr) dem General-Commando (oder 23. Division) gemeldet sein, daß die Gegend von Montois und Roncourt bis auf einzelne Patrouillen frei vom Feinde sei, wie in „Heerwesen und Kriegführung" S. 281 steht. Hier muß ein Mißverständniß vorliegen. Vielleicht sind die Worte „und Roncourt" versehentlich dazu gekommen.

[18]) Ein Bataillon (2. Bataillon 106. Regiments) noch im Anmarsch von Pont à Mousson, wo es als Bedeckung zum Großen Hauptquartier befehligt gewesen war.

[19]) Bei der Corps-Artillerie.

Commandos vom Garde- und XII. Corps Officiere zur Berichterstattung ausgetauscht.

* * *

Von seiner Stellung aus beobachtete der Kronprinz zunächst das erneute Vorgehen französischer Infanterie von Roncourt aus gegen Auboué, er veranlaßte deshalb die 23. Division, sofort Infanterie in die zwischen diesen beiden Orten befindlichen Gehölze vorzuschieben, und wir wenden uns nun dem linken Flügel des Corps zu.

Als Prinz Georg den ersten Umgehungsbefehl um 2¾ Uhr erhielt, hatte er sich infolge der Meldungen, daß gerade vor der Division und bei Auboué kein Feind, dagegen bei Roncourt-St. Privat mindestens eine feindliche Division stehe, wie früher erwähnt, schon ohne Befehl mit dem vorderen Theile seiner Division vom Bois de Ponty aus ebenfalls auf St. Marie in Bewegung gesetzt, von wo Kanonendonner ertönte. Von der Höhe westlich dieses Dorfes sah er aber, daß nicht allein die 24. Division, sondern auch Gardetruppen sich schon demselben gegenüber befanden. Er suchte deshalb mit Recht die Verwendung seiner eigenen Division weiter nördlich und wandte sich nach Auboué, wohin ihn der dann eintreffende erste Umgehungsbefehl auch rief. — Ebenso selbstthätig kam General v. Craushaar mit der Avantgarde von Valleroy heran, weil bis jenseits Briey kein Feind war. Er wurde nun wie die 46. Brigade ebenfalls nach Auboué beordert. Die bei St. Marie bereits mit ins Gefecht getretenen Theile der 23. Division rückten erst nach Beendigung des Kampfes heran.

Woide,[20]) sonst die Führung des Kronprinzen und das Verhalten des XII. Armeecorps wenigstens an diesem Tage außerordentlich anerkennend, spricht sich abfällig über dieses Marschiren auf den Kanonenbonner aus und sieht darin eine Nichtberücksichtigung der Gesammtlage oder Mängel im Umgehungsbefehl. Die Gesammtlage kennt aber während einer Schlacht Niemand, geschweige Divisions- oder Brigadecommandeure und ihre Lage beurtheilten Prinz Georg und General v. Craushaar, wie sich aus der vorangegangenen Darstellung ergiebt, ganz richtig. Der Umgehungsbefehl endlich traf aber erst später ein.

Das durch den 2. Befehl (angek. 4½ Uhr) erforderliche weitere Ausholen bewirkte der Prinz derart, daß er die kurz darauf bei Auboué anlangende 48. Brigade mit 3 Batterien und dem Divisions-Cavallerie-Regiment im Ornethal weitermarschiren ließ, um von Montois aus anzugreifen, während die 46. Brigade mit 1 Batterie über Moineville heranrückte, die 45. Brigade aber in den Gehölzen zwischen Auboué und Roncourt mit dem Feinde ins Gefecht trat und sie etwa 5¼ Uhr in Besitz nahm. Im weiteren Vorgehen kam sie in Verbindung mit dem äußersten, gegen Roncourt abgedrängten linken Flügel der Garde, wartete aber mit dem eigentlichen Angriffe auf die Umgehungscolonne. Die in Montois und in den Büschen südöstlich davon stehenden feindlichen Abtheilungen beobachtete von dem gegenüberliegenden Gehölze aus das 1. Bataillon 2. Grenadierregiments Nr. 101 und erwiderte das feindliche Feuer der großen Entfernung wegen nur durch einzelne Schüsse. Ein schon angeordneter Angriff wurde höheren Orts untersagt.

Nach Dick de Lonlay[21]) haben Nachmittags 1 oder 2 Compagnien in Richtung von Montois gestanden. Nach Rousset[22]) ist ein Bataillon des 9. Regiments im Laufschritt etwa 4½ Uhr Nachm. nach Montois geschickt worden. Bei Roncourt selbst ist nach Rousset zuerst nur das 9. Regiment gewesen, dann das 94. Regiment von St. Marie aus und noch später die Brigade Pechot (7 Bataillone) dahin gezogen. Die zwischen Roncourt und St. Privat kämpfenden französischen Truppen sind nicht mitgezählt.

An dieser Stelle möge auch die, angesichts der später bei St. Privat eingetretenen Verhältnisse nahe liegende und oft aufgeworfene Frage berührt werden, ob die Umgehung soweit auszuholen brauchte. Abgesehen davon, daß sich bei Auboué um 4½ Uhr in keiner Weise voraussehen ließ, wie sich der Gefechtsverlauf bei der Garde gestalten würde, beantwortet sich diese Frage schon durch einen Blick auf die Karte, welche den beschrittenen Weg als den von selbst gegebenen erkennen läßt. In diesem Sinne sprechen sich auch z. B. die Operationen der II. Armee[23]) wie folgt aus: „Sollte die Umgehung vom Feinde möglichst unbemerkt und mit sicherer Aussicht auf entscheidende Resultate geschehen, so mußte sie unter dem Schutze des steilen Höhenrandes westlich Montois, im Ornethal an Joeuf vorbeistreifend, ausgeführt werden.“

* *

Nach anerkannt sehr bedeutenden Marschleistungen erstieg die Umgehungscolonne um 6 Uhr diesen Höhenrand bei dem nun vom Feinde verlassenen Montois und um 6½ Uhr strömten die 48. und 45. Brigade in und bei Roncourt zusammen. Um das Dorf selbst wurde nicht mehr gekämpft, die dahin zurückgeworfenen französischen Abtheilungen gingen unter leichtem Gefecht durch und neben Roncourt auf den Wald zurück, weil Marschall Canrobert inzwischen vor der fortschreitenden Umgehung seinen rechten Flügel unter Zurücklassung der vorwärts des letztgenannten Ortes befindlichen Theile nach St. Privat zurückgenommen hatte. Durch Geländebedeckung begünstigt, war dieses von den Angreifern nicht einzusehen. Anderenfalls wäre der Vorstoß der 45. Brigade natürlich früher erfolgt.

General v. Craushaar erfuhr es aber noch, ehe der rechte Flügel seiner Brigade, bei welcher er sich befand, die Höhe von Roncourt erreicht hatte, und schwenkte, durch einen Ordonnanzofficier der 1. Gardedivision dringend zum Eingreifen bei St. Privat aufgefordert, deshalb schon 6¼ Uhr dahin mit den nächsten Theilen seiner Brigade, welchen andere folgten, ab. Die Meldung, welche er darüber durch eine berittene Ordonnanz an Prinz Georg schickte, ist nicht angekommen. Aus gleichen Gründen war Oberstlieutenant v. Schweinitz mit zwei Bataillonen des 107. Regiments westlich an Roncourt vorbei geraden Wegs auf St. Privat in Marsch geblieben. In und bei Roncourt fand also gleichzeitig eine Strömung nach Osten und nach Süden statt, welche sich nicht sogleich entwirren ließ. Zudem sah sich der äußerste linke Flügel der 48. Brigade unter Oberst v. Abendroth am Rande des Waldes von Jaumont in ernsten Kampf verwickelt und durch das Flankenfeuer von daher kam auch das Vorgehen des Generals Senfft v. Pilsach mit den beiden schweren Regimentern der Cavalleriedivision zum Stehen. —

Der Kronprinz war bis nach 6 Uhr bei St. Marie verblieben. Er hatte von dort zu aller Sicherheit auch seinerseits der 46. Brigade Befehl geschickt, welcher sie 5¼ Uhr bei Moineville erreichte, dann die in seiner Nähe befindlichen 12 Batterien unter Oberst Funcke weiter auf Roncourt vorgezogen, so daß sich ihr linker Flügel an die mehrgenannten Gehölze anlehnte, endlich 5½ Uhr die 47. Brigade dorthin abrücken lassen und damit das ganze Corps da vereinigt, wo die Entscheidung herannahte und wohin er sich nunmehr auch selbst begab.

Die Kritik hat mit vollem Recht hinterher die Möglichkeit und die Folgen eines Offensivstoßes durch die französische Armeereserve besprochen, welche (das Gardecorps) aber erst Nachmittags und auch nur zum Theil vom eigenen linken zum rechten Flügel in Bewegung gesetzt wurde und dort nicht mehr zum Eingreifen kam.[24]) Noch mehr Veranlassung hatte der Kronprinz, im Voraus damit zu rechnen, und außer den auf dem äußeren Flügel vereinigten 13 Escadronen konnte er mit Sicherheit dazu nur auf die 47. Brigade zählen. Sie wurde deshalb in Reserve behalten. Der ihm unterwegs begegnenden 46. Brigade gab er indessen Befehl zum Abschwenken auf St. Privat, weil er von seinem früheren Standpunkte aus sowohl schon das Abfahren feindlicher Batterien nördlich St. Privat und Bewegungen französischer Infanterie von Roncourt nach diesem Dorfe beobachtet hatte, wie daß die Fortschritte des von der Garde vor etwa einer Stunde begonnenen Infanterieangriffes wegen der Stärke der Stellung und der massenhaften Verluste immer geringer wurden. Noch im Ungewissen, wie es bei Roncourt stand, wurde General v. Montbé indessen angewiesen, die auch erfolgende Genehmigung des Prinzen Georg einzuholen.

Sobald der Kronprinz sich dann, weiter reitend, von dem mittlerweile erfolgten Umschwung überzeugt hatte, ließ er außer den schon dahin feuernden 2 Batterien noch weitere 12 Batterien gegen die Nordseite von St. Privat auf etwa 1400 Schritt in Thätigkeit bringen. Das Feuer der zuerst auffahrenden begann um 6¾ Uhr. Jedes weiteren Eingreifens enthielt er sich. Es

[20]) Woide, 2. Band, S. 91.

[21]) Dick de Lonlay, Français et Allemands 1888—91. IV.

[22]) Rousset II, S. 121. Er sagt, S. 137, daß dieses Bataillon durch Theile der 48. Brigade vertrieben wäre. Das ist ein Irrthum. Montois war schon aufgegeben, als die Brigade dort erschien. Dick de Lonlay und andere Quellen weichen zwar etwas von Rousset ab, aus allen geht aber hervor, daß bei Roncourt selbst etwa eine Division in Thätigkeit getreten ist.

[23]) Operationen der II. Armee S. 145.

[24]) Näheres darüber in Major Kunz, Zur Geschichte der kaiserl. französischen Garde. 1898. S. 51.

war auch nicht erforderlich, denn Prinz Georg hatte inzwischen, nach Kenntniß der früher geschilderten Vorgänge, bald nach 6½ Uhr den Befehl zum allgemeinen Vorgehen auf St. Privat bereits ertheilt, welches in dem nun allgemeinen Streben, die auch nach unerhörten Verlusten heldenmüthig ausharrende Garde baldmöglichst zu unterstützen, anfangs der Einheitlichkeit allerdings entbehrte. In die sich erst nach und nach verstärkende, anfänglich kaum 6 Bataillone betragende vordere Linie kamen — untermischt mit sieben nach Roncourt gelangten Garde-Compagnien — im Ganzen 11 Bataillone. Von diesen gingen rechts, unterstützt durch 14 Batterien, 5¾ Bataillone gerade auf das Dorf, 2¼ gegen das freie Gelände zwischen diesem und dem Wald, links 3 Bataillone, unterstützt durch 2 Batterien, gegen die Steinbrüche von Jaumont. In zweiter Linie folgten 8 Bataillone der Mitte, 2 Bataillone und 13 Escadronen der linken Gruppe, in dritter Linie standen noch 7 Bataillone hinter dem rechten Flügel bereit. Die geschlossenen Reserven bestanden demnach aus 17 Bataillonen und 13 Escadronen. — Gleichzeitig drang das Gardecorps rechts von dem XII. im Allgemeinen gegen die West- und Südwestseite von St. Privat vor, doch griffen die inneren Flügel übereinander und das Vorgehen beider Corps gestaltete sich überhaupt zu einer gemeinsamen Handlung.

Der Kronprinz harrte mit größter Spannung der Entscheidung und begrüßte es — er war etwa zu dieser Zeit halbwegs zwischen Roncourt und St. Privat mit Prinz Georg zusammengetroffen[25]) — wie eine Erlösung, als der auf das Höchste gesteigerte Kanonendonner und das unaufhörliche Rollen des Infanteriefeuers durch sich immer wiederholendes Hurrahrufen noch übertönt wurde — St. Privat war nach heftigem Kampfe genommen. Gerade als die Sonne im Westen verschwand, stürmten 7½ Uhr Abends Garde und Sachsen gemeinschaftlich hinein und beseitigten in theilweise mit Bajonett und Kolben geführtem Nahkampfe dann noch den starken Widerstand im Innern des lang umstrittenen Bollwerkes, welches, an verschiedenen Stellen in Brand gerathen, bald mit hochaufsteigender rother Flamme den Abendhimmel erleuchtete. Im Dorfe selbst übernahm, da General v. Craushaar gefallen war, General v. Pape zunächst auch das Commando über die Sachsen. — Des Eingreifens der Reserven bedurfte es wenigstens auf der sächsischen Angriffsseite nicht mehr. Auch das Gefecht an den Steinbrüchen von Jaumont war ohne sie glücklich durchgeführt. Die anbrechende Dunkelheit und der Wald hinderten aber auch die Verfolgung. Zwei Gardereiter-Escadronen unter Oberst v. Carlowitz stürmten zwar vor, sahen aber schon eine neue feindliche Artillerielinie vor sich und unter diesen Umständen mußten auch die 46. Brigade und das Schützen-Regiment nordöstlich St. Privat Halt machen. Von dort trat bald sächsische Artillerie, soweit sie Platz fand, in Thätigkeit. Diese und zahlreiche preußische Batterien auf der anderen Seite des Ortes feuerten bis zur völligen Dunkelheit. — So endete der Tag mit einem vollständigen Siege der beiden Corps des linken deutschen Flügels, und unter dem Eindrucke des Verlustes von St. Privat zog sich die französische Rhein-Armee, welche im Uebrigen ihre Stellungen behauptet hatte, noch am Abend und in der folgenden Nacht unter die Festungswerke von Metz zurück.

Helmuth[26]) sagt: „Thatsächlich also ist die endliche Entscheidung des schweren Kampfes dem Eingreifen des sächsischen Corps zuzuschreiben, sowohl dem Druck seiner Gesammtheit als auch den Heldenthaten der unmittelbar in den Kampf eintretenden Bataillone. Der den Sachsen hierfür gebührende Ruhm sei ihnen rückhaltlos zuerkannt, doch eben so freudig wird es gerechtes Urtheil erkennen, daß nur infolge der von der Garde mit eigener Kraft und mit so viel Opfern geschaffenen Lage die Entscheidung eine so plötzlich schnelle und durchschlagende werden konnte." — Dem ist völlig beizustimmen. Das Verhalten der Garde in der sehr schweren und sehr langen Tapferkeitsprobe, welche sie am 18. Aug. glänzend bestand, wird zudem alle Zeit die Bewunderung jedes ehrlichen Soldaten erregen.

* * *

Infolge der näher beschriebenen Verhältnisse gestaltete sich der entscheidende sächsische Angriff schließlich zu einer Umfassung des rechten feindlichen Flügels von Norden her. Ganz dasselbe hatte schon 10½ Uhr Morgens General v. Moltke in einem an das Obercommando der II. Armee gerichteten Schreiben ausgesprochen. Diese auf Befehl des Königs Wilhelm erlassene Directive[27]) ging von der Annahme aus, daß der französische Flügel südlich Amanvillers stehe, ordnete die Umfassung desselben durch Garde und XII. Corps an und schloß: „Der Angriff würde gleichzeitig zu erfolgen haben durch die I. Armee vom Bois de Vaux und Gravelotte aus, durch das IX. Corps gegen das Bois de Genivaux und Verneville, durch den linken Flügel der II. Armee von Norden her." Es verdient bemerkt zu werden, daß derselbe Gedanke, welchen General v. Moltke von vornherein und noch bevor er die Ausdehnung der feindlichen Stellung kannte, als Endziel des Tages bezeichnet, ganz unabhängig davon vom Kronprinzen eben aus der näheren Kenntniß dieser Ausdehnung und der Schwierigkeit des Frontalangriffes heraus 3½ Stunden später gefaßt und 5½ Stunden später weiter ausgebaut wird. Denn in der um 11½ Uhr von der II. Armee dem XII. Corps gegebenen, früher mitgetheilten Weisung hatte dieser Grundgedanke zur Schlacht keine Erwähnung gefunden und wurde dort überhaupt an diesem Tage nicht bekannt. Auf den ersten Blick fällt dies auf, auch daß das Obercommando dem Kronprinzen so freie Hand gelassen hat. Bei näherer Betrachtung erscheint es aber ganz natürlich. Als Prinz Friedrich Karl den letzterwähnten Befehl abgehen ließ, nahm er seinerseits den feindlichen Flügel noch bei Leipzig an und konnte überhaupt der als Ziel des Tages bezeichneten Umfassung erst insoweit näher treten, daß er die Garde links vom IX. Corps ansetzte und alle anderen folgen ließ. Er beschränkte sich deshalb in Bezug auf das XII. Corps zunächst darauf, dasselbe in der für die spätere Umfassung zur Zeit geeignet erscheinenden Richtung auf St. Marie vor zu beordern. Eine Anweisung, wie, wo und wann es angreifen sollte, war noch gar nicht hinzuzufügen, weil es nach der damaligen Anschauung des Obercommandos vorläufig durch diesen Vormarsch thatsächlich in's zweite Treffen gekommen wäre, wie dieses denn auch in dem Befehle steht. Derselbe fand das Corps schon im Marsch auf St. Marie und die späteren Meldungen des Kronprinzen, welcher dem feindlichen Flügel näher als das Obercommando und deshalb früher über diesen unterrichtet war, zeigten, daß es selbständig ganz das ausführte, was in der Moltke'schen Directive vorgezeichnet war. Das Obercommando hatte also gar keinen Grund einzugreifen. Es konnte von seinem Standpunkt bei Habonville aus das Gelände bis St. Privat übersehen[28]) und schickte auch wiederholt Officiere an das XII. Corps ab. So kam um 3 Uhr Nachm. Major v. Werder, um Nachrichten über das Gefecht bei St. Marie einzuziehen. Dann übergab ein anderer Officier folgendes Schreiben:

„18. Aug., Nachm. 3¾ Uhr bei Habonville. Eure Königliche Hoheit mache ich darauf aufmerksam, daß die einzige Verbindung der schlagenden französischen Armee mit Paris im Moselthal auf dem linken Ufer liegt. Es ist deshalb für die Entscheidung des Feldzugs von größter Wichtigkeit, daß durch Eurer Königl. Hoheit Cavallerie sobald als irgend möglich Telegraph und Eisenbahn Metz-Thionville gründlich zerstört und wenn möglich das Moselthal occupirt werde. Alles geht bis jetzt Gott sei Dank sehr gut. Friedrich Karl."

Etwa 7 Uhr Abends brachte ferner Lieutenant v. König nachstehenden Befehl:

„18. Aug., 6 Uhr 40 Min. Trotz vereinzelter Infanterievorstöße des Feindes scheint die Schlacht gewonnen.[29]) Es ist von größter Wichtigkeit, trotz der großen Ermüdung der Infanterie noch heute wenigstens mit einer Infanterie-Brigade des XII. Corps nach Woippy vorzustoßen, um dort die Eisenbahn und Telegraphen sicher zu unterbrechen. Friedrich Karl."

Nach Beendigung der Schlacht gab das Obercommando endlich um 8½ Uhr Abends folgenden Schlußbefehl[30]) aus:

„Die Armeecorps werden auf den Stellen, auf welchen sie sich bei Beendigung des Gefechts befinden, Biwaks beziehen, Infanterie

---

[25]) König Albert, „50 Jahre Soldat." S. 218.

[26]) Die Preußischen Garden am 18. Aug. 1870. Vortrag gehalten in dem wissenschaftlichen Verein von Berlin, von Helmuth, Hauptmann im Großen Generalstabe 1873. S. 69.

[27]) G. St.-W. 2. Band, Seite 691.

[28]) General Colmar Frhr. v. d. Goltz in „Krieg und Sieg" S. 169, gleichzeitige Zeichnung desselben Seite 157 und dessen Operationen der II. Armee S. 140.

[29]) Vom Standpunkte des Obercommandos war das erneute Vorgehen des rechten Flügels der Garde beobachtet und auch das Eingreifen der sächsischen Artillerie hörbar geworden. S. Operationen der II. Armee S. 150.

[30]) G.-St.-W. Bd. 2, S. 909.

Vorposten aussetzen, welche die Verbindung mit den Nebencorps aufzunehmen haben und darauf gefaßt sein müssen, daß ein verzweifelter Feind in der Nacht Versuche macht, sich durchzuschlagen. Morgen früh 5 Uhr sind die Generalstabschefs sämmtlicher Corps in Caulre ferme versammelt, um zu melden, wo die Corps stehen, und weitere Befehle zu empfangen. Das XII. Corps wird nochmals auf die Wichtigkeit hingewiesen, den Punkt Woippy zu erreichen. Das H.-Qu. geht für diese Nacht nach Doncourt.'

Die Besetzung von Woippy erfolgte erst am 19. August durch die verstärkte 46. Infanteriebrigade, weil der Kronprinz eine nächtliche Unternehmung durch den vorliegenden Wald schon deshalb vermied, da sich trotz des Rückzuges, ebenfalls der Dunkelheit und des Waldes wegen, gar nicht übersehen ließ, in welchem Zustand der noch eine starke Artillerielinie zeigende Feind sich befand. Aus dem Abendbefehl des Obercommandos geht auch hervor, daß dieses die Lage nach der Schlacht ebenso beurtheilte und den Vorstoß erst anderen Tages erwartete. —

Daß die Moltke'sche Directive von 10½ Uhr ohne sie zu kennen vom Kronprinzen ganz selbständig aus den Verhältnissen beim Feinde heraus entwickelt und ausgeführt wurde, ist nicht allgemein bekannt.[31]) Einige Beschreibungen der Schlacht setzen seine Umfassung des feindlichen rechten Flügels aus Unkenntniß der näheren Vorgänge einfach auf höheren Befehl, in anderen läßt sich der Gedanke erkennen, daß das XII. Corps vor Beginn der Umgehung wenn auch nicht schriftlich, so doch in irgend einer Weise Kenntniß oder wenigstens eine Andeutung über den Inhalt der Directive erhalten, oder endlich, daß schon vorher eine Umgehung geplant sei und das Corps darum gewußt habe. Sie erwähnen das selbständige Handeln des Kronprinzen also entweder gar nicht, oder lassen es mehr oder weniger zurücktreten und thun ihm damit Unrecht, denn alle diese Vermuthungen treffen nicht zu. Einstimmigkeit aber herrscht darüber, daß Kronprinz Albert die Schlacht von Gravelotte-St. Privat la Montagne — den stolzen Ruhmestag der Garde und der Sachsen — entschieden hat.

[31]) Am bestimmtesten wird es z. B. ausgesprochen in Woide S. 86, 87 u. 94; J. v. H., Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte. Ergänzungsband 1894. S. 100; v. Schimpff, Der Feldzug 1870/71. 1896. S. 33; Organ für die mil.-wissensch. Vereine, Wien 1892, S. 412 u. 413.

Musik-Literatur.

Von musikalischen Neuheiten, die im Laufe des Quartals auf dem Musikalienmarkte aufgespeichert wurden, sei das Bessere herausgegriffen und in Folgendem einer kurzen Beurtheilung unterzogen. Die Nummer 13 des „Daheim" (laufender Jahrgang) enthält unter Anderem ein recht hübsches „Weihnachtslied", gedichtet von Theodor Storm, in Musik gesetzt von unserem geschätzten einheimischen Componisten Ferdinand Thieriot. Da dieser freundliche Gruß an das Christkind melodisch und harmonisch außerordentlich feinsinnig und edel erdacht ist, auch in der Singstimme wie in der Clavierbegleitung keinerlei Schwierigkeiten bietet, so darf man erwarten und nur wünschen, daß dieses Liedchen bald in weiteren Kreisen Eingang finden werde und möchte. Jedenfalls ist es der Empfehlung werth und eine erfreuliche Ausnahme von all der seichten Waare, wie sie alljährlich die Weihnachtszeit in diesem Genre massenhaft in den Handel bringt. — Ein „Liederbuch nebst kurzer Gesangslehre für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnenbildungsanstalten", bearbeitet von Ph. Beck, Leipzig, Verlag von Heinrich Bredt, ist in neuer (siebenter) Auflage erschienen und von Neuem zu empfehlen seines gründlich gesichteten und geschmackvoll gewählten Inhalts wegen einerseits, des billigen Preises und der hübschen Ausstattung andererseits. Da bereits im vorigen Jahre das fleißige Werk des Kölner Schuldirectors eingehend besprochen wurde, so dürfte für diesmal dieser nochmalige empfehlende Hinweis genügen. — Im Verlage der Deutschen Lehrerzeitung, Berlin, erschienen „Sechzig patriotische Volkslieder" mit besonderer Berücksichtigung der großen Zeit von 1870, herausgegeben von K. F. Wilhelm Kraft, Cantor zu Sommerfeld, Preis 50 ₰. Der Herausgeber hat durch diese schmucke Sammlung dem deutschen Volke, Alten wie Jungen, einen musikalischen Leitfaden in die Hand gegeben, der nicht nur bei vaterländischen Feiern in Schulen, Vereinen, bei Volksfesten rc. recht gute Verwendung finden könnte, sondern auch im Gesangsunterrichte selbst oder in den Geschichtsstunden zur Belebung des Stoffes mit Gewinn sich verwerthen ließe. — „Alte und neue Weihnachts- und Berglieder aus dem Erzgebirge", für die Volksschule gesammelt und 2- und 3stimmig bearbeitet von Alfred Dost. Schneeberg, Verlag von Goedsche's Buchhandlung. Preis 25 ₰. Das Büchlein stellt sich die Aufgabe, die hübschen Weihnachts-, Neujahrs- und Berglieder des Erzgebirges, unter denen eine große Anzahl der Weiterverbreitung wohl werth sind, in Schule und Haus einzuführen und dadurch dem Volke zu erhalten. — „Erlkönig" von Beethoven. Der Verlag von F. Schuberth u. Co. in Leipzig hat ihn in zwei Ausgaben: in der Originaltonart (D-moll) und für tiefe Stimme (C-moll), mit deutschem und englischem Text versehen, in die Welt gesandt. Der durch seine Oper „Frauenlob" rühmlichst bekannte Dresdner Componist Reinhold Becker hat diese Ballade nach einer unvollendeten, mit größter Mühe und Treue von Gustav Nottebohm entzifferten Beethoven-Skizze, die dem Stück übrigens in photographischer Wiedergabe beiliegt, bearbeitet und ergänzt. Er hat seine Aufgabe ganz trefflich gelöst und damit die Gesangsliteratur um ein interessantes Stück bereichert. Balladensänger würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie diese alte, aus den Jahren 1805—1810 stammende „Novität" öfter, als es bisher geschehen, in Concertsälen einführen und so weitere Kreise dafür interessiren wollten. — „Fünfzig Kinderlieder" von Hoffmann v. Fallersleben. Nach Original- und bekannten Weisen mit Clavierbegleitung von Ernst Richter. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. 1898. Preis 1,50 ℳ. Ganz reizende, herzige Kinderlieder findet man in dieser reichhaltigen Sammlung, die einen wirklichen Schmuck der Hausmusik bilden dürfte. Der Herausgeber bekundet in der Wahl außerordentlichen Geschmack, in der Bearbeitung (der Gesangsstimme wie der Clavierbegleitung) großes Geschick und Sachkenntniß. Man könnte eine Anzahl der Lieder herausgreifen, um Proben ihrer Güte zu geben; aber die Wahl würde schwer fallen, denn sie sind ohne Ausnahme hübsch. Möchte bald eine jede Familie, die Werth auf gute Hausmusik legt und ihre Kleinen bekannt machen möchte mit Gesängen, die das kindliche Gemüth beleben und das Herz erfreuen, sich in den Besitz der höchst gediegenen und preiswerth ausgestatteten Sammlung setzen. Der hundertste Geburtstag des beliebten Dichters bietet willkommene Gelegenheit dazu. — Bei Ries und Erler in Berlin erschienen der hübsche „Ländler" für Pianoforte und das kernige „Reiterlied" („Dem Kaiser zur Ehr, dem Lande zur Wehr") für eine Singstimme mit Clavierbegleitung aus Joh. Doebber's Oper „Die Grille". Bekanntlich ist diese Neuheit vor nicht zu langer Zeit auch auf unserer Bühne mit Erfolg in Scene gegangen. Wer sie damals gehört und wem sie gefallen hat, der dürfte in diesen beiden im Preise nicht zu hoch gestellten Bruchstücken eine hübsche Erinnerung finden. — Ein „Jäger- und Schützenmarsch" von Th. Cursch-Bühren, mehrere Salonstücke von A. Schultz-Stegmann: „Gruß ans Oberinnthal" — „Des Senners Morgengruß" — „Am Weihnachtsmorgen" — „Burschenleben" — „Unter deutscher Reichsfahne" — „Auf Großmütterchens Schooß" und „Osterklänge", sowie ein Walzer für Männerchor und Orchester oder Pianoforte: „Frühlingserwachen" von Gustav Wohlgemuth sind u. A. die neuesten Erscheinungen des Verlags von Karl Vogel in Leipzig. Die erstgenannten Sachen kann man als Salonstücke besserer Art bezeichnen; den melodiösen Wohlgemuth'schen Walzer (in seiner Originalfassung mir unbekannt), von welchem die Bearbeitung (Pr. 1,80 ℳ) für Pianoforte allein vorliegt, empfiehlt ein claviermäßiger, nicht zu schwer ausführbarer Satz, sowie guter, deutlicher Druck. — „Ueber Berg und Thal", ein Touristenmarsch für Pianoforte, componirt von Willy Heimberg, Emil Oliva's Buchhandlung in Zittau, Preis 1 ℳ, gehört zu jenen Stücken, wie sie zu Tausenden alljährlich im Musikalienhandel sich breit machen. — Außerordentlich rührig hat sich der angesehene hiesige Verlag von Robert Forberg gezeigt. Zunächst ist eine Anzahl von Männerchören aus der Feder Lothar Kempter's, die als op. 23 erschienen sind, zu erwähnen. Sie bieten Männergesangvereinen mit tüchtigen Kräften ohne Zweifel äußerst dankbare Aufgaben. Sehr gut werden, um Einzelnes anzuführen, Nr. 2: „Die Amsel sang" und Nr. 3: „Lerche und Nachtigall" gefallen. Das sind Gesänge aus frischer, freier Brust. Kempter, ein namhafter Kapellmeister in Zürich, hat es meisterlich verstanden, für Männerchor zu setzen. Die Harmonien sind so edel, die Melodien so schön und apart gehalten, daß unsere Männerchorliteratur für solche Bereicherung

nur dankbar sein kann. In drei Gedichten von Eichendorff, für Männerchor componirt von Martin Plüddemann (op. 50), schlägt der Componist einen frischen Ton an in dem zweiten: „Der Soldat“, während im ersten: „In der Fremde“ und im dritten: „Der schönen Müllerin Begräbniß“ das düstere Colorit des Textes musikalisch höchst stimmungsvoll getroffen ist. Der Satz bekundet eine geschickte Hand, die Melodien ein warmschlagendes, liederreiches Herz. Plüddemann's Compositionen empfehle ich jedem Gesangverein als Schmuckstücke seines Repertoires. Von Anton Weber liegen als op. 22 „Drei Lieder für Männerchor“ vor: „Liebe und Rosen“ (dem Kölner „Liederkranz“ gewidmet), „Deutsches Burschenlied“ (mit Tenorsolo) und „Inniges Verständniß“ (der „Laetitia“ zu Elberfeld zugeeignet). Ich stelle sie ihrem Werthe nach nicht auf dieselbe Stufe, wie Plüddemann's Compositionen, da sie leider öfter in den gewöhnlichen Liedertafelton verfallen. Man sieht aber gern über diese Schwäche hinweg, wenn man die übrigen gediegenen Seiten der Arbeiten hervorkehrt, als da sind: geschickter, nicht zu schwieriger Satz, gute Declamation, Leben und Fluß in jeder der vier Stimmen. — Eine Anzahl „Lieder für eine Singstimme“ mit Begleitung des Pianoforte hat als op. 70 Robert Fischhof erscheinen lassen. Sehr niedlich ist davon das dritte: „Komm, herziges Kind“; schwärmerische Backfischlein werden besonders Wohlgefallen daran finden. Ein stimmungsreiches Lied ist auch das vierte: „Im tiefen Walde“, das technisch keine besonderen Schwierigkeiten in den Weg legt, dafür aber ein warmfühlendes Gemüth bedingt. Die das nicht haben, mögen davon ablassen. Von Frau Lilian Henschel, der es gewidmet ist, möchte ich dieses Lied wohl einmal hören. „An die Schwalbe“ und „Leise, leise“ sind gleichfalls wohlgerathene Kinder der Fischhof'schen Muse. Jedes dieser Lieder kostet 1 ℳ, ein sehr mäßiger Preis. — Im gleichen Verlage finden sich weiterhin vor eine „Orgelsonate“ von Rheinberger (op. 188, Nr. XVIII in A-dur), ein reizvolles viersätziges Werk, das vorgeschrittenen Orgelspielern (wie alle Rheinberger'schen Sachen) zum Studium, wie zum öffentlichen Vortrage angelegentlichst zu empfehlen ist; ferner drei Hefte „Suiten“ für das Pianoforte aus den „Componimenti musicali“ von Gottlieb Muffat, für das moderne Clavier bearbeitet von Dr. Johannes Merkel (jedes Heft 1,25 ℳ), und endlich „Sommernacht“, ein Gedicht von Reinick, für Männerchor, Bariton-Solo und Horn in F componirt von Ernst Heuser. Clavierauszug und Singstimmen 2,50 ℳ. Die Merkel'schen Bearbeitungen der Compositionen des gleich seinem Vater Georg Muffat für die Entwickelung des Clavierstils hochbedeutsamen Wiener Hoforganisten Gottlieb Muffat (1683—1770) zeichnen sich ebenso aus durch Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt der Arbeit, wie sie Zeugniß geben von weitgehendem Verständniß für die Sache. In dem Ernst Heuser'schen Chor „Sommernacht“ liegt, wie schon der Titel andeutet, viel Stimmung, zu deren Erhöhung der weiche Klang des Hornes wesentlich beiträgt. Das Chorlied stellt keine zu hohen Ansprüche an die Ausführenden, mithin können auch Chöre zweiter Güte sich an das Studium desselben heranwagen; dankbar ist die Aufgabe. Einen tüchtigen, vor Allem geschmackvollen Sänger erfordert das eingelegte Bariton-Solo, einen guten Bläser die fast durchweg im Legato gehaltene Melodie des Hornes. — Peter Tschaikowsky's „Symphonie pathétique“ (Nr. 6), von A. Schäfer für 2 Pianoforte zu 4 Händen übertragen, ist eine mit großem Geschick und Geschmack ausgeführte Arbeit, die für den Haus- wie Concertgebrauch allen Musikfreunden ebenso willkommen sein dürfte, wie sie werthvoll ist für die Literatur der vierhändigen Claviermusik. — „Fünf melodische und charakteristische Stücke für den Clavierunterricht“, als op. 159 componirt von Carl Heinrich Döring, bilden ein hübsches Geschenk für unsere clavierspielende Jugend. Es sind durchweg frisch empfundene, zum Theil (wie „Auf der Eisbahn“ oder „Hasch mich“) ganz allerliebste Sachen, die ich mit Vergnügen durchgespielt habe und allen Clavierlehrern zur Belebung ihres Unterrichts aufs Wärmste empfehlen möchte. — Auch einige „Klassische Vortragsstücke“ für Violine und Pianoforte, gesetzt von Emil Kroß (op. 93), von welchen Nr. 7: Mendelssohn's „Hochzeitsmarsch“ und Nr. 8: Mozart's „Laudate“ vorliegen, verdienen, da sie ebenso wie eine Anzahl von W. Barge meisterhaft für Flöte gesetzte Stücke („Barcarolle“ von Charles Mayer, Preis 2 ℳ) von einem tüchtigen Fachmanne bearbeitet sind, alle Beachtung. — Endlich sei noch eine „Toccata“ für Pianoforte von Carl Czerny erwähnt, revidirt und mit genauer Bezeichnung des Fingersatzes versehen von Carl Heinrich Döring, dem Componisten der oben genannten Jugendstücke. Diese Toccata ist nur etwas für Vorgeschrittene und bietet in ihrer ausgezeichneten, geradezu mustergiltigen Bearbeitung ein Cabinetstück gründlichster Arbeit. — Alle diese angeführten, im Forberg'schen Verlage erschienenen Musikalien sind äußerst geschmackvoll hergestellt und im Preise verhältnißmäßig billig. Notendruck (C. G. Röder), Papier, Titel ꝛc. lassen nach keiner Seite hin einen Wunsch offen. — Zu dem bevorstehenden Jubelfeste Sr. Majestät unseres allverehrten Königs ist, wie vorauszusehen war, auch in musikalischen Kreisen die nöthige Vorbereitung getroffen worden. Was ist da nicht Alles componirt worden — Gutes und Ungenügendes die schwere Menge! Zu der erstgenannten Kategorie darf man zunächst ein „Sachsenlied“ rechnen, für vierstimmigen gemischten Chor und zweistimmigen Kinderchor componirt von G. A. Frost. Leipzig, Bernhard Richter'sche Buchhandlung. Partitur und vier Singstimmen 60 ₰, jede einzelne Stimme 10 ₰. Das Lied ist textlich wie musikalisch gefällig und, was eine Hauptsache mit, leicht ausführbar. Besser noch gefällt mir das „Königslied“ von Carl Bieber (op. 71), welches bei C. A. Klemm, hier, in zwei Ausgaben: für zwei- und dreistimmigen Gesang mit Clavierbegleitung (Preis 50 ₰), oder ohne Begleitung (Preis 10 ₰) erschienen ist. Die Melodie giebt sich frisch und wird, trotz einer gelinden rhythmischen Einförmigkeit, aus Kindermund vorgetragen, zweifelsohne sehr wirksam sein. Außerdem ist sie so schlicht und volksthümlich gehalten, daß sie die Kinder sehr schnell und ohne Mühe fassen und behalten dürften. Gesanglehrer seien auf dieses Bieber'sche Lied aufmerksam gemacht. — Fernerhin verdient das „König Albert-Lied“ von Th. Cursch-Bühren (gedichtet von Felix Marquart) Beachtung. Leipzig, Luckhardt's Musik-Verlag. Diese Neuheit ist ebenfalls in verschiedenen Ausgaben zu haben: Für Schulchor, Männerchor und für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Letztere Ausgabe liegt mir zur Beurtheilung vor und erweist sich als ein ansprechendes, einfaches Lied, welches zur Feier sehr gut zu gebrauchen ist. — Endlich bringt der Verlag von O. Tschentscher in Berlin zum Preise von 1,50 ℳ „Unter dem Siegesbanner“, Marsch für Pianoforte zu zwei Händen von Franz v. Blon im 25. bis 30. Tausend als Jubiläumsausgabe. Der Marsch ist überall bekannt und beliebt; jede Militärkapelle führt ihn ständig auf ihrem Programm und von so manchem Jungen auf der Gasse hört man die Melodie pfeifen: ein Beweis — und nicht der schlechteste — für die Volksthümlichkeit der v. Blon'schen Musik. M—r.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Die Lehre des Apostels Paulus von Prof. Dr. Wilh. Schmidt in den Beiträgen zur Förd. christl. Theol., Heft 2 des 2. Jahrg. 1898. Bei C. Bertelsmann, Gütersloh. 125 S. — Erst seit Anfang dieses Jahrhunderts hat man die Lehre des Apostels Paulus für sich darzustellen begonnen; seitdem ist es allerdings oft geschehen von den verschiedensten Standpunkten aus. Wir begrüßen auch diese neue Darstellung mit Freuden, da kein anderer Apostel so klar und scharf die Eigenthümlichkeit der christlichen — und wir Evangelischen dürfen zu unserer Ehre hinzusetzen — auch unserer evangelischen Glaubenslehre widerspiegelt als gerade dieser. Der Weg, den der Hr. Verfasser in seiner Untersuchung einschlägt, ist der, daß er von den vier großen, auch von der negativsten Kritik so gut wie nicht bezüglich ihrer Echtheit angefochtenen Lehrbriefen Pauli (Römer-, 2 Corinther- und Galaterbrief) als von einem festen Punkte ausgeht und aus diesen den Lehrgehalt Pauli feststellt, dann zieht er, mehr nur zum Vergleiche oder zur Ergänzung, die Areopagrede Pauli mit den beiden Thessalonicherbriefen, die Gefangenschafts- und die Pastoralbriefe heran. Wir tadeln diese Methode keineswegs, verübeln es dem Verfasser auch nicht, daß er die Pastoralbriefe, weil die Untersuchungsacten über ihre Echtheit noch nicht geschlossen seien, als Quellen des Paulinismus zurückstellt. Doch nimmt er im Ganzen zu den Einleitungsfragen eine positive Stellung ein, er weist kurz und schlagend die gegen die paulinische Autorschaft der meisten paulinischen Briefe erhobenen Einwürfe zurück. Auch in der folgenden biblisch-theologischen Darlegung bietet das Lesen dieser Schrift mit ihren fließend geschriebenen, abgeklärten, oft überzeugenden Erörterungen, wenn sie auch mehr encyklopädischen Charakter tragen und die gewaltige Fülle paulinischer Theologie nicht bewältigen können, einen großen Genuß dar. Was die Centrallehren Pauli anlangt, so haben

wir uns gefreut, daß Schmidt den Fundamentalbegriff der δικαιοσύνη θεοῦ richtig bestimmt als „eine Bestimmtheit des Menschen, als eine von Gott ausgehende menschliche Gerechtigkeit" (gegen die neueste Deutung Th. Häring's), wobei wir keinen so großen Werth darauf legen, ob Schmidt θεοῦ als Genitivus orig. oder possess. auffaßt. Ferner ist die Beschreibung der paulinischen πίστις „als die eminenteste sittliche That, deren der Mensch nur fähig ist, als ein solcher Act der Selbstthätigkeit, daß er ohne Selbstüberwindung und Selbsthingabe an Gott nicht einmal psychologisch denkbar ist" geradezu vorzüglich. Auch wird die Präexistenz und wesentliche Gottessohnschaft Jesu als paulinischer Gedanke siegreich erwiesen. Dennoch wird die Darstellung der dogmatischen, besonders soteriologischen Anschauungen Pauli dadurch, daß der Herr Verfasser sie vorzugsweise moralisch erklärt und bewerthet, wesentlich getrübt und verflacht. Das zeigt sich schon darin, daß er in Römerbr. 5, V. 12—21 den Tod nur als den „geistlichen" Tod, als „Geschiedensein der Seele von Gott" (S. 42, 43) auffaßt. Der leibliche Tod erscheint dem Verfasser nicht als Folge der Sünde Adam's. Ferner spricht er dem Tode Jesu nicht die Bedeutung eines Sühnopfers für die Sünde der Welt zu, sondern findet sie darin, daß die unaussprechliche Liebe, die in diesem für uns übernommenen Erlösungswerke bis zum Tode am Kreuze kund wird, unsern Sinn bricht und uns sittlich in der Gegenliebe zu Gott und Christo erneuert (S. 50). Zu dieser rein moralisirenden Auffassung des Zweckes des Todes Christi kommt der Herr Verfasser hauptsächlich dadurch, daß er ihr die allerdings ethisch gefärbte Stelle 2. Cor. 5, 12—21 zugrundelegt. Warum geht er denn hierbei nicht, wie bei der Lehre von der Gerechtigkeit Gottes, von dem Römerbriefe, namentlich von Cap. 3, V. 23—28 (bes. V. 25) aus? Sogar die Centralstelle 2. Cor. 5, 21 muß sich zu Gunsten der ethisirenden Betrachtungsweise Schm.'s verflüchtigen lassen. Ebenso wenig wird der Herr Verfasser der paulinischen Auffassung der heiligen Taufe wie des heiligen Abendmahles als Mitteln der göttlichen Gnade gerecht. Der tiefe Lehrgehalt von 1. Cor. 10, 16, 17 wird nicht erschöpft. Kurz, so sehr wir auch diese Schrift um ihrer vielen Vorzüge willen empfehlen können, so sehr muß sich der Leser hüten, in ihrer Darlegung den ganzen Paulinismus zu finden, es ist vorzugsweise nur der ethische Gehalt desselben — dieser allerdings sehr gut — entwickelt. R. W.

— **Himmelwärts!** Ein Erinnerungsblatt von **Dora Vollmöller**. Dresden. 1898. Justus Naumann's Buchhandlung. 13 S. kl. Octav. 25 ₰. — Ewige Wahrheit in Form einer kleinen erdichteten Erzählung, welche wehmüthig von Leiden und Sterben spricht, aber an Gräbern, besonders Kindergräbern christlich trösten möchte. D. K.

— **Franz Härter.** Ein Lebensbild aus dem Elsaß von D. **Max Reichard**, Oberconsistorialrath in Posen. Straßburg i. E. Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft 1897. 135 S. Brosch. 1,20 ℳ — Eine Biographie Franz Härter's, welcher Vielen als Confirmator Emil Fommel's bekannt sein dürfte, zum hundertsten Geburtstage von berufener Hand pietätvoll gezeichnet, wird nicht nur in der evangelischen Kirche des Elsasses willkommen sein, sondern auch auf weiteres Interesse rechnen dürfen. Eine eminent praktische Natur, nicht auf schriftstellerischem oder wissenschaftlichem Gebiete thätig, aber die in rationalistische Mattigkeit und in geistlichen Todesschlaf versunkene Kirche seines Landes mit der ganzen Macht seiner gläubigen Persönlichkeit zu neuem Glaubensleben erweckend, steht er mit seinem Zeugniß und Wirken am Anfang einer kirchlich bedeutsamen Entwickelungsepoche und darf, was die von ihm in Angriff genommene innere Missionsarbeit angeht, einem Fliedner und Oberlin an die Seite gestellt werden. Auch sein einflußreiches Wirken unter der Belagerung Straßburgs bringt manche beachtenswerthe Einzelheit. Zur Anschaffung besonders für Gemeindebibliotheken sei die Schrift bestens empfohlen. D. K.

— **Gedichte von Julius Mosen.** Herausgegeben von Paul Friedrich. Mit dem Bilde und Facsimile des Dichters. Halle a. S., Otto Hendel. (Bibliothek der Gesammtliteratur Nr. 1103, 1104). Geh. 50 ₰. Geb. 75 ₰. — Diese Ausgabe mahnt uns daran, daß Julius Mosen nunmehr dreißig Jahre todt ist (gest. 10. October 1867). Mosen, dessen Sohn des Vaters Ruhm fortsetzt, hat der deutschen Literatur zur Zierde und seinem engeren Vaterlande Sachsen zur Ehre gereicht. Eine edle Natur finden sich in seinen Werken, insbesondere in seinen Gedichten die besten Seiten der Vergangenheit wieder. Wenn die vorliegende Vorrede betont, daß sie an einen Vergessenen auf's Neue erinnern wolle, so ist das nicht richtig. Mosen ist nicht vergessen. Wer auch nur in einigen Liedern, wie Zu Mantua in Banden, dem Trompeter an der Katzbach, den Letzten Zehn vom vierten Regiment fortlebt und zwar im Munde des Volks fortlebt, ist nicht todt. Mehr Werth als vorübergehende durch Reclame hervorgerufene sog. Berühmtheit unter den Zeitgenossen besitzt das bleibende Gedächtniß im Volke. Indeß trägt diese wohlfeile Ausgabe vielleicht dazu bei, das Publicum mit den übrigen, weniger bekannten Gedichten Mosen's bekannt zu machen. J. R.

— **Meine Erlebnisse im Jahre 1848 und die Stellung des Staatsministers von Bodelschwingh vor und an dem 18. März 1848.** Von **Gustav v. Diest.** Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1898. 79 S. 8°. 1,25 ℳ — Man hat neuerdings dem Minister v. Bodelschwingh, der bis zum 18. März 1848 an der Spitze der preußischen Verwaltung stand, einen Theil der Verantwortlichkeit für die traurigen Märzunruhen in Berlin aufbürden wollen; namentlich ist behauptet worden, daß sein Rath zu der verhängnißvollsten Maßregel König Friedrich Wilhelm's IV., zur Zurückziehung der Truppen aus Berlin, beigetragen habe. Das vorliegende Schriftchen eines Neffen des Ministers, des heutigen Regierungspräsidenten v. Diest, der als Student und vielfach in unmittelbarer Nähe des ihm persönlich sehr nahestehenden Ministers die Märztage durchlebt hat, wird diese Legende ein- für allemal beseitigen. Die hochinteressanten Schriftstücke, die Diest aus dem Nachlaß seines Oheims hier mittheilt, werfen ein helles Licht auf die im besten Sinne vornehme, patriotische und kraftvolle Gestalt Bodelschwingh's und auf seine Amtsführung. Das Schreiben, das er 1842 vor seinem Eintritt ins Ministerium an den Cultusminister v. Thile richtete, die merkwürdige Correspondenz mit dem Könige 1846, die die Berufung des vereinigten Landtags zum Gegenstande hat, vor Allem aber die Schreiben und Berichte aus dem Jahre 1848 vor und nach den Unruhen sind hochwichtige Quellen für deren Geschichte und ehrenvolle Denksteine für den vielgeschmähten Mann; auch für die Charakteristik Friedrich Wilhelm's IV. bieten sie neues Material. Ein Brief des jungen Bismarck vom 27. Jan. 1849 beweist, wie hoch auch dieser Bodelschwing achtete. Neben diesen Schriftstücken treten die persönlichen Erinnerungen des warmblütigen Studenten, der in seiner Weise lebhaften Antheil an den Vorgängen nahm, so z. B. gegen ein angeblich von der Berliner Studentenschaft erlassenes Straßenplakat kräftig auftrat, was eine Reihe von Duellen zur Folge hatte, an Wichtigkeit zurück, doch wird man sie wegen ihrer unmittelbaren Frische mit Vergnügen lesen. —m—

— **Indiscretionen aus der vierten Dimension.** Antispiritistische Studie von **Ernst Friedrichs.** Leipzig 1896. Verlag von Arwed Strauch. Preis 1,20 ℳ — Die „Indiscretionen", die der Verfasser dieses Schriftchens begeht, sind nicht so schwerwiegender Natur, daß sie den Titel ohne weiteres rechtfertigten. Man ist enttäuscht, wenn man in dem Büchlein in der Hauptsache nichts weiter findet, als eine Zusammenstellung von schon bekannten Dingen, und selbst diese Zusammenstellung ist mangelhaft und läßt große Lücken. Offenbar ist sich der Verfasser über viele der spiritistischen (oder antispiritistischen, was vielfach genau dasselbe ist) Taschenspielerstückchen und Schwindeleien selbst nicht im Klaren; seine Erklärung der physiologisch-psychologischen Vorgänge ist laienhaft-plausibel ohne tieferes Eindringen in die höchst interessanten naturwissenschaftlichen Erscheinungen der Hypnose, der Suggestion, Autosuggestion &c. Anzuerkennen ist die gute Absicht, mit der sich der Verfasser der Aufgabe unterzieht, der spiritistischen Pseudophilosophie zu Leibe zu gehen und die naturwissenschaftlichen Erscheinungen der spiritistischen Verdeutelung und der antispiritistischen Geheimnißthuerei zu entkleiden. Doch was nützt das? Die eingefleischten Spiritisten vom Schlage eines Dr. Egbert Müller wird er damit nicht bekehren und die von diesem so sehr gehaßte Wissenschaft bedarf einer derartigen „populären" Methode nicht, um die mit dem Spiritismus verquickten Naturerscheinungen von spiritistischen Schlacken zu reinigen. Bücher wie das vorliegende nützen nichts, sie verwirren mit ihren Incorrectheiten womöglich noch phantastisch veranlagte Gemüther und erreichen damit das Gegentheil von dem, was sie erreichen wollten. Sie bleiben daher besser ungeschrieben. R. Z.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 45. Dienstag, den 19. April, Abends. 1898.

Die sächsischen Fürsten als Förderer der bildenden Kunst.

Ist es ein schwieriges Unternehmen, mit wenigen Worten die Kunstentwickelung eines Landes überschauen zu wollen und das geistige Leben der Jahrhunderte zu zeichnen, welches bald in ragenden Thürmen und schattigen Domeshallen, bald in ernsten Erzgebilden und ruhig erhabenen Steinbildern, bald in lebenathmenden Gemälden uns entgegentritt, so ist es ermunternd und erhebend zugleich in einer Zeit wie der gegenwärtigen in frühere Jahrhunderte zurückzublicken und mit Befriedigung wahrzunehmen, wie in Sachsen aus kleinen Anfängen sich Kunstleistungen entfalteten, um die uns manches größere Land beneiden könnte. Wem anders haben wir dies zu verdanken als unserem erhabenen Fürstenhause, mit dessen Geschichte die heranreifende Cultur unseres Vaterlandes seit 8 Jahrhunderten verknüpft ist? So wie unser allverehrter König, dessen 25. Regierungsjubiläum wir in diesen Tagen feiern, ein großer Feldherr war, so ist er auch als Regent ein großer Friedensfürst, der insbesondere die Kunst hochzuschätzen weiß und nicht nur die Kunstbestrebungen der Gegenwart begünstigt, sondern auch den Forschungen, die uns den hohen Werth hervorragender mittelalterlicher Kunstdenkmäler klar zu machen suchen, allezeit ein freundlicher Förderer gewesen ist. Gleich ihm haben viele seiner Vorfahren dieselben Ziele verfolgt. Dieses Fürstenhaus, das Haus der Wettiner, in knappen Rissen als Träger und Förderer der bildenden Kunst zu betrachten, sei mir durch diese Zeilen vergönnt. — Unsere Fürsten waren schon vor 800 Jahren unter den sächsischen Kaisern der Kunst ergeben und in ihren Landen fand selbst die Malerei erfreuliche Pflege. Leider machten aber die wiederholten Einfälle der Böhmen und Polen, sowie die inneren (politischen und kirchlichen) Verwirrungen eine Zeit lang jeden geistigen Fortschritt unmöglich. Erst mit Konrad dem Großen, der eine größere Machtentfaltung zeigte und für geordnetere Verhältnisse Sorge trug, beginnt in unserem jetzigen Königreiche eine für die Kunst günstigere Zeit. Er gründete das Kloster am Petersberge bei Halle. Seine Reisen nach Italien und dem gelobten Lande ließen ihn wie viele seiner Zeitgenossen mit jenen erweiterten Anschauungen zurückkehren, welche für die nächstfolgende Zeit in der germanischen Welt in Kunst und Poesie eine große Umgestaltung herbeiführten und durch seinen Sohn Otto den Reichen 1156—1196 die eigentliche Verwirklichung fanden. Otto erbaute nun in dem von seinem Vater 1145 durch Kauf (vom Bischof Bernhard von Meißen) gewonnenen Dresden ein Schloß. Leider ist uns von diesem ersten Schlosse am Taschenberge Nichts erhalten geblieben. Wir wissen nur, daß später Georg der Bärtige, als 1494 ein Sturm den Schloßthurm zerstört hatte, den ältesten Theil desselben in Stallungen und Futterböden umwandeln ließ. Auch das unter Konrad zur Stadt erweiterte Leipzig ward von Otto durch die ehrwürdige Nicolaikirche verschönert. So wie diese Kirche später (1513—1523) durch Umbau eine andere Gestalt gewann, so sind auch die meisten der unter Otto und seinen Brüdern Dedo (Graf zu Rochlitz) und Dietrich gleichzeitig ausgeführten Bauten wie z. B. die Kirchen zu Geithain, Zschillen (dem jetzigen Wechselburg), Rochsburg, Erdmannsdorf, Kohren, Knauthain bei Leipzig, Ebersbach bei Großenhain und die Schloßkapelle zu Leisnig entweder durch verschiedenartige Ein- und Anbauten oder durch Elemente späterer Bauweisen nicht unwesentlich verändert worden, und es haben von denselben die letzten vier nur noch in einzelnen Fenstern und Thüren ihre frühere Gestalt bewahrt. Alle die genannten Gebäude sind im romanischen Stile ausgeführt, der sich aus dem römisch-altchristlichen unter Hinzufügung verschiedener meist aus dem germanischen Volksgeiste hervorgegangenen Eigenthümlichkeiten entwickelte. Noch weniger ist uns von den Wandgemälden erhalten geblieben, welche einst in ähnlicher Weise wie in Italien in unseren Gegenden die bedeutendsten Bauwerke des der Malerei so günstigen romanischen Stils schmückten, wie z. B. das im Dresdner Hauptstaatsarchiv vom 19. Sept. 1206 erwähnte ausgemalte steinerne Haus des Markgrafen von Meißen und das aus Roth's Thüringer Chronik bekannte „gemalte Haus" bei dem Thurme auf der Wartburg. Und es ist zu beklagen, daß dieselben namentlich seit der Calvinistenverfolgung der vielbeliebten weißen Tünche moderner Nüchternheit haben weichen müssen. — Wie herrlich sich auch der romanische Stil entwickelt hatte, so führte doch der unendlich poetische Drang des Gemüthes nach Oben zu einem höhern selbständigeren Ausdrucke, zu dem gothischen Stil, dessen Charakter: Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit, Schlankheit, Licht und Erhabenheit ist. In Sachsen finden wir die ersten Anfänge dieser neuen Bauweise unter der glücklichen Regierung Heinrich des Erlauchten (1221—88) an dem Kloster zum heiligen Kreuz, dessen spärliche Trümmer ½ Stunde von Meißen an der Landstraße nach Leipzig liegen. — Von größerer Bedeutung ist aber der unter Heinrich kräftig geförderte Meißner Dom, des Landes schönster Bau aus jener Zeit. Durch die verschiedenen späteren Ein- und Umbauten wurde dieses Bauwerk zu einem weniger imposanten, als durch die Verbindung mit der alten Burg malerischen umgeschaffen. Die jetzt vorwaltende edle Einfachheit ist jedoch weit von dem früheren Reichthum verschieden, wo alle Fenster Glasmalerei füllte und 56 Altäre Pfeiler und Wände zierten. Zugleich weist die östlich am Dome gelegene Maria-Magdalenenkapelle durch ihren sehr einfach gehaltenen gothischen Stil auf eine Zeit hin, in welcher der Dom in seiner jetzigen Gestalt nicht bestanden haben kann. Obwohl früher begonnen und dem spätromanischen oder Uebergangsstile angehörend, kamen unter Heinrich die weitberühmte goldne Pforte des Freiberger Domes und die höchst beachtenswerthe Kirche des Wechselburger Schlosses ihrer Vollendung nahe. Nicht wenig trugen in den Meißner Gegenden die unter Heinrich entstandenen Kirchen zur Hebung der ganzen kirchlichen Baukunst bei. — Leider haben aber die meisten Kunstwerke aus dieser Zeit kein besseres Schicksal als die der früheren Periode erfahren, weshalb es schwer wird, die an den noch wenig vorhandenen Bauwerken vorherrschende Architektonik genau zu bestimmen und ihren ursprünglichen Charakter, der auch hier wieder durch spätere Zusätze verdeckt wurde, klar darzulegen. Während Heinrich noch sein markgräfliches Schloß durch Einrichtung einer Kapelle mit Bilderschmuck verschönerte, thaten seine mehr für Waffengeschmeide als für die bildende Kunst empfänglichen Nachkommen für Ausschmückung desselben wenig oder gar nichts. Erst nachdem unter Friedrich dem Streitbaren (1381—1428) 1409 die Hochschule zu Leipzig gegründet war, erhielt die bisher auf ausländischen Bildungsstätten geförderte geistige Cultur durch dieses heimische Bildungscentrum einen neuen Impuls. — Es war eine weltgeschichtliche Fügung, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts durch Erfindung der Buchdruckerkunst dem Gedanken neue Schwingen gegeben, durch die Eroberung Konstantinopels der abendländischen Cultur griechische Bildungselemente zugeführt und später durch die Entdeckung Amerikas dem Handel neue Wege und der Phantasie neue Reiche eröffnet wurden. Alle die engen Kreise, in denen sich die Welt so lange bewegt hatte, begannen zu wanken und mit der inneren Auflösung vollzog sich unaufhaltsam eine allgemeine Umwälzung des äußeren Daseins, welche ebenso auf die Kunstthätigkeit lebhaft einwirkte. Der symbolisirende Idealismus verklingt, der Realismus entfaltet sein Banner und tritt seinen Eroberungszug durch die ganze Welt an. — Das zunächst in Italien zu erhöhtem Leben erwachte Studium der classischen Literatur und Kunst hatte

gegen das Ende dieses Jahrhunderts auch in den anderen Ländern Europas begeisterte Nachahmung gefunden, und in den Ländern der Wettiner konnten die Fürsten beider Linien als der eigentliche Mittelpunkt der neuen Richtung gelten. So erwächst jetzt durch die Rückkehr zur Antike und zu der im Mittelalter wenig gepflegten Natur in Sachsen unter der Herrschaft wohlwollender und erleuchteter Fürsten eine fast zwei Jahrhunderte hindurch währende Blüthe der Kunst. Dieselbe beginnt mit der bunten, jugendfrischen Frührenaissance. Die Architektur geht von nun an ihren eigenen Weg und verharrt in der Kirchenbaukunst noch geraume Zeit bei der Gothik. Die Malerei, welche sich mehr und mehr mit der Darstellung geschichtlicher Vorgänge, der Landschaft und dem Bildniß beschäftigt, übernimmt die Führerschaft und findet günstige Aufnahme bei den Fürsten, also auch bei unserem Markgrafen Albrecht dem Beherzten (1464—86). Denn er läßt sich (im bekannten Brustbilde) öfter einzeln aber auch mit seiner Gemahlin Sidonie von Lukas Kranach dem Aelteren lebensgroß malen. Desgleichen ist es actenkundig, daß ein Leipziger Meister Namens Ludwig verschiedene Aufträge erhielt und auf Bestellung malte, wobei ihm z. B. ein Bild über die Auferstehung nur mit 2 Gulden bezahlt wurde. — Anerkannt würdige Zeugnisse von Albrecht's weiterem Kunstsinne sind noch die unter ihm entstandenen Stadtkirchen zu Chemnitz, Annaberg, Freiberg, Pirna, die Pauliner- und Thomaskirche zu Leipzig und die Katharinenkirche zu Zwickau. Unter den im 15. Jahrhundert entstandenen Schlössern nimmt das von ihm 1471 erbaute und nach ihm benannte Schloß die Albrechtsburg zu Meißen mit der großartigen, eigenthümlichen Freitreppe und den mit besonderer Pracht ausgestatteten Sälen die erste Stelle in Deutschland ein. Zu noch größerer Blüthe entfaltete sich die Kunst unter Georg dem Bärtigen (1500—39), mit welchem zugleich die Hochrenaissance beginnt. Nicht befriedigt durch das alte Markgrafenschloß zu Dresden führte er (von 1534—37) ein neues, das sogenannte Georgenschloß mit dem Georgenthor und dem noch zum Theil erhaltenen Thurme auf. Dies geschah unter der Leitung des Amtshauptmanns und Oberrüstmeisters Hans v. Dehne-Rothfelder. So wie er das Aeußere des malerisch wirkenden Thorhauses mit allerlei Bildhauerarbeit verzierte — worunter sich der jetzt an der Neustädter Kirchhofsmauer aufgestellte äußerst ironisch gehaltene Todtentanz befand —, so wollte er auch das Innere würdig schmücken. Dazu mußte der Hofmaler Meister Lukas Kranach aus Wittenberg viele Gemälde liefern. Aber auch andere Maler wie Bles und Golzius nahm Georg in seine Dienste. Zu gleichem Zwecke wurden von ihm Bilder aus der älteren venezianischen Schule angekauft. Hieraus bildete sich die später so berühmt gewordene Dresdner Gemäldegalerie. Wir können darum mit vollem Rechte Georg den Bärtigen als den Gründer derselben betrachten. An das kunstsinnige Wirken dieses Fürsten erinnern noch das aus 12 Holztafeln bestehende Altargemälde der Stadtkirche zu Buchholz (vermuthlich von einem Schüler Wohlgemuth's gemalt) und eine Anzahl altniederländischer Webereien, Tapezereien oder nach ihrem Abstammungsorte Arras: Arrazies genannt. Diese lernte er als Administrator von Friesland kennen. Mit Georg dem Bärtigen befinden wir uns zugleich in einer für Deutschland classischen Kunstperiode, wo selbst Fürsten mit Künstlern in enge Freundschaftsverhältnisse treten, wie z. B. die deutschen Kaiser mit Albrecht Dürer und die Wettiner Fürsten beider Linien mit den Kranachs. Außer Albrecht dem Beherzten und Georg dem Bärtigen bezeigen Friedrich der Weise, Johann der Beständige, Friedrich der Großmüthige, Heinrich der Fromme und die Kurfürstin Anna dem älteren wie dem jüngeren Kranach ihre besondere Gunst. Nennt doch Georg der Bärtige — der Gegner der Reformation — den eifrigen Verehrer Luther's und Melanchton's, nämlich den Meister Lukas Kranach seinen lieben Freund. So innig ist das Freundschaftsband zwischen Fürst und Künstler, daß Kranach, als seine Bitten für den gefangenen Friedrich den Großmüthigen den stolzen Sieger Karl V. nicht erweichen können, lieber mit seinem Kurfürsten fünf lange Jahre die traurige Gefangenschaft theilt, als daß er dem Kaiser mit Ruhm und Lohn in die Niederlande folgt. Fürwahr, ein edler Zug, aber auch ein sicherer Beweis für die Aufrichtigkeit der Freundschaft und für die Herzlichkeit und Treue der Gesinnung, welche in so verschiedenen Fällen bei unseren erhabenen Fürsten zu finden war. Noch mehr Veranlassung, auf die malerische Ausschmückung seines Residenzschlosses Bedacht zu nehmen, hatte sein Neffe und zweiter Nachfolger der Kurfürst Moritz (1541—53). War sein Lieblingsgeschäft der Krieg, so vergaß er unter dem Kriegsgetümmel nicht für die Wohlfahrt des Landes durch wohlthätige Stiftungen, durch Pflege der Kunst und Wissenschaft zu sorgen. Das alte Markgrafenschloß am Taschenberg ließ er größtentheils abbrechen und zwischen diesem und dem Georgenschlosse an der Elbe ein neues, das Moritzschloß aufführen. Dasselbe wurde in seinem Innern mit Gemälden und Tapezereien und von Außen namentlich unter der Freigalerie am Thurme mit großartigen Wandmalereien geschmückt. Hiervon war bis zur gegenwärtigen Restauration des Schlosses noch eine Spur vorhanden. Von den hierzu berufenen Malern Riccini und den Gebrüdern Tola war ersterer auch Architekt, und von ihm rühren die im italienischen Geiste gedachten Bogenhallen und 2 Treppenthürme her. Besonders denkwürdig sind die von Wittenberg hierher gebrachten und nach Rafael's Mustern gewirkten Tapezereien, die einst Papst Leo X. dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen geschenkt haben soll. Sie sind noch heute in der Mitte der Gemäldegalerie, der sogenannten Rotunde zu sehen. Leider ist es aber zu beklagen, daß die Reihe derjenigen Arrazies, welche den von Moritz (1542) selbst mit unternommenen Türkenzug darstellten, verloren gegangen ist. — Laut Briefen der Kurfürstin Anna an ihre Mutter Dorothea (Königin von Dänemark) war der damals berühmte Türkenzug (1564) noch im Schlosse zu Dresden vorhanden und scheint durch mehrere Zimmer gegangen zu sein. Welch ein Glück war es für Sachsen, daß in ihm bald nach der Reformation, wo allenthalben in Deutschland viel Gährung und Unordnung herrschte, zwei Fürsten von ausgezeichneter Tüchtigkeit und Größe auftraten. Moritz hatte durch seine Siege und durch die muthvolle Vertheidigung des Protestantismus den Namen unseres Vaterlandes groß und ruhmvoll in ganz Europa gemacht. Sein Bruder August (1553—86) eiferte ihm nach und förderte das Glück seines Landes mehr durch rastlose allseitige Fürsorge für innere Landeswohlfahrt und treffliche bürgerliche Einrichtungen, als durch glänzende Waffenthaten. Natürlich ging dabei die Kunst nicht leer aus. Zunächst wurde das von Moritz begonnene Moritzschloß von August 1554 beendet und mit mancherlei schönen Schildereien oder Tafelarbeiten, wie man damals gewöhnlich die Gemälde nannte, ausgeschmückt. — Nicht nur in den Kammern und Gängen des weitläufigen Schlosses waren eine große Anzahl Gemälde vorhanden, deren Reinigung und neue Anordnung vor Hoffesten oder bei zu erwartenden hohen Besuchen wiederholt in Briefen und Kammerrechnungen erwähnt wird, sondern es befanden sich auch in den übrigen kurfürstlichen Schlössern: Stolpen, Moritzburg, Nossen, Torgau u. s. w. werthvolle Bilder. Es gehörte schon zum feinen Tone, in jedem einigermaßen noblen Schlosse neben einer Rüst- auch eine Kunstkammer zu haben. Kurfürst August bethätigte gleichfalls den zu seiner Zeit überhandnehmenden Sammeleifer von verschiedenartigen Kunstgegenständen durch Erwerbung vieler verkleinerter Nachbildungen antiker Statuen für seine 1560 errichtete Kunstkammer, deren Mitstifterin seine kunstsinnige Gemahlin die Kurfürstin Anna war. Denn sie stand, wie es heißt, mit aller Länder Herren in Briefwechsel, um durch fortwährende Acquisitionen von Kunstwerken und Curiositäten die Kunstkammer zu bereichern. Auch mit dem Wittenberger Kranach, der zugleich Vorsteher der Dresdner Gemäldeabtheilung oder Bilderei war, verkehrte sie oft brieflich, woraus wieder das vertraute Verhältniß des sächsischen Hofes mit den Kranachs hervorgeht. Während die meisten südeuropäischen Fürsten in jener Zeit sich kolossale Monumente, künstlich combinirte Marmorgruppen und ausgedehnte Frescogemälde schaffen ließen, erfreute sich der haushälterische und für die Kunst sehr empfängliche Kurfürst August besonders an zierlich ausgeführten kleinen Kunstwerken, wie das von ihm aus verschiedenem Marmor errichtete Moritzmonument im Chor der Stadtkirche zu Freiberg beweist. Insbesondere war August ein Freund des Kunsthandwerkes. Selbst im Drechseln geschickt, suchte er durch die Berufung flandrischer Elfenbeinarbeiter diesen Industriezweig zu vervollkommnen. Desgleichen brachte seine Fürsorge die Metallarbeiten und Holzsculpturen zu hoher Blüthe. Aber auch als Baumeister hat er sich hervorgethan. Die ersten Festungsarbeiten des Königsteins, die Schlösser Augustusburg, Annaberg, Freudenstein (in Freiberg), die Münze, das Zeughaus in Dresden u. s. w. sind sein Werk. Zur Unterstützung seiner Baulust berief er zunächst den Leipziger Bürgermeister Hieronymus Lotter, welcher dort die Pleißenburg, das Fürstenhaus und das jetzt noch in seiner ursprünglichen Gestalt erhaltene Rathhaus erbaut hatte, und nach diesem den aus Italien stammenden Grafen Rochus Querini zum Oberzeug- und Oberlandbaumeister. Somit hatte Kurfürst August für Kunst, Kunstindustrie und ins-

besondere für Dresden so viel geschaffen, daß man zu sagen pflegte: „wer in Sachsen nicht Dresden mit seinen Wundergebäuden und in Dresden nicht die Kunstkammer gesehen habe, der habe nichts gesehen.“ Sein Sohn Christian I. vollendete, was der Vater begonnen. Neu ließ er das ausgedehnte nach der Augustusstraße sich hinziehende und der eigenthümlichen Architektur der alten Schloßhofsgebäude entsprechende Stallgebäude aufführen. Unter ihm kam in der Skulptur der sächsische Marmor zur Geltung, wofür die prachtvoll ausgeschmückte Fürstenkapelle in Freiberg den Beweis liefert. Unter ihm zeichnete sich auch der Hofmaler Paul Schürr durch seine Thierstücke in Oel und Kupfer aus. Rasch schreite ich durch das für Deutschlands Geschichte so unerfreuliche 17. Jahrhundert. — In Sachsen, wo um das Jahr 1600 traurige, die Kraft des Protestantismus zersplitternde Calvinistenverfolgungen und von 1618 an die Greuel des 30jährigen Krieges wütheten, ist aus den hiereinfallenden Regierungen Christian's II. (1601—11) und Johann Georg's I. (1611—56) kein für die Geschichte der Kunst bemerkenswerthes Bauwerk zu verzeichnen. Eine glücklichere Epoche beginnt erst wieder mit der friedlichen Regierung Joh. Georg's II. 1656—80. Er verschönerte das Innere des Schlosses durch Tapeten, Gemälde und marmorne Fußböden, ließ die Dresdner Elbbrücke fast neu bauen, errichtete 1664 ein großes Schauspielhaus nach italienischem Geschmacke und legte den großen Garten mit einem in der Mitte sich erhebenden Schlosse an. Dieses im italienischen Villenstil unter französischen Einflüssen (1680) errichtete fröhlich prächtige Bauwerk steht hart an der Schwelle der neuen Zeit. Es kündet gewissermaßen die spätere bauschöpferische Thätigkeit August des Starken an und bildet in Verbindung mit der Gartenanlage das einzig geeignete Podium für die Prachtentfaltung Johann Georg's II., III. und IV. Mit Joh. Georg's IV. Bruder und Nachfolger beginnt der Glanzpunkt der Kunst in Sachsen. Ein von Natur an Körper und Geist reich ausgestatteter Fürst, von dem ein Zeitgenosse urtheilt, daß eine geheime Kraft aus seiner Seele herausging, durch welche er die Herzen und Augen aller anderen Menschen an sich zog, bestieg im Jahre 1694, 24 Jahre alt, den Thron seiner Väter. Es war Kurfürst Friedrich August I. (1694—1733), auch August der Starke genannt. Gleich bei seinem Regierungsantritte beschloß er die Stadt seiner Ahnen zu erweitern, reich mit Bauten zu schmücken, sie zu einer Stätte der Künste und Wissenschaften umzuwandeln. Indem er seinen Entschluß mit rastloser Liebe durchführte, hat er Dresden seinen eigensten Stempel aufgedrückt und sein Wesen untrennbar damit verbunden. Seinen künstlerischen Neigungen und Prachtäußerungen zu dienen, versammelte er eine große Reihe glänzender Kräfte um sich. Alles, was den Fürsten umgab, sollte fürstlich, sollte schön sein. So entstanden die berühmten Goldschmied- und Juwelenarbeiten, bei welchen kunstreiche und geschmackvolle Fassung mit der Pracht und dem Werthe der Steine und Stoffe wetteifern. So entwickelte sich jener unvergleichliche Schatz des grünen Gewölbes, dessen eigentlicher inspirirender Schöpfer der Fürst selbst war. So gab er oft eigenhändig Skizzen zur Anfertigung von Prunkgefäßen und Tafelgeschirr und verband mit dem von seinem großen Ahnen dem Vater August ererbten Sammeleifer das Streben: das Kunstgewerbe auf eine bis dahin nie gekannte Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Selbst tüchtiger Zeichner und Kenner der Malerei, erhob er die unter Georg III. entstandene Zeichen- und Malerschule zur Akademie und legte den Grund zu den Sammlungen von Antiken, Kupferstichen und Handzeichnungen. Doch auch auf Zuwachs seiner neuen 1722 begründeten Galerie war Friedrich August I. bedacht. Nicht nur anerkannte und bewährte Künstler, Kunstkenner und Kunstlieferanten, sondern selbst Se. Heiligkeit der Papst Innocenz XIII., ferner der König von Sicilien, der Kurfürst von der Pfalz, der Statthalter der Niederlande ꝛc. bestrebten sich, für des Kurfürsten löbliches Unternehmen — seinem glanzvollen Hofe auch eine entsprechende Gemäldegalerie zu schaffen — wo sie konnten, ein Interesse an den Tag zu legen. Seine Leutseligkeit machte die Schätze dem größeren Publicum zugänglich und unterstützte Künstler und künstlerische Unternehmungen auf die vornehmste Weise, wofür noch viele ihm gewidmete Werke glänzendes Zeugniß ablegen. Bildete der Fürst den Mittelpunkt für alle mit der Kunst verknüpften Interessen, so gipfelte seine schöpferische Thätigkeit in der Baukunst, welche für ihn den Werth von Staatshandlungen hatte. Im Jahre 1699 entsteht durch Schlüter der gewaltige Schloßbau zu Berlin. Hierdurch, aber mehr noch durch das 1701 entstandene Feuer, welches einen Theil des Moritz- und Georgenschlosses, sowie den Riesensaal mit seinen Städte- und Schlösseransichten verzehrte, ward der Wunsch des Fürsten, ein neues Schloß zu errichten, gesteigert. Zur Verwirklichung seines Planes fand er in Matthäus Daniel Pöpelmann (noch im Jahre 1700 Conducteur der Uferregulirungsbauten) die entsprechende geistesverwandte Kraft. Schnell läßt er ihn zu voller Geltung kommen und zunächst das jetzige Prinzenpalais bauen. Nach 10jährigen Vorbereitungen und Erwägungen aller denkbaren Lösungen begann nun 1711 der Bau des jetzigen Zwingerhofes, zu welchem später Semper's monumentaler Museumsbau die Versöhnung schuf. In dem Ebenmaße seiner Verhältnisse, der monumentalen Einfachheit des Entwurfes, der Abgeschlossenheit, den perspectivischen Ueberschneidungen und den glücklichen Verbindungen mit der umgebenden Natur liegt der künstlerische Reiz dieses Baues. Die ganze Architektur ist eine vom Künstler Pöpelmann eigenartig verarbeitete Renaissanceschöpfung toscanisch-französischer Richtung, die großartige Durchführung eines unvergleichlichen Gedankens. Waren Theile des Zwingerbaues zur Aufnahme verschiedener Kunst- und naturgeschichtlicher Sammlungen bestimmt, so suchte der Fürst auch nach einer würdigen Stätte für seinen reichen Schatz an kostbarem Porzellan. Zu diesem Zwecke erwarb er vom Grafen Flemming 1717 einen Palast. Derselbe ward in seiner jetzigen Gestalt als sogenanntes Jap. Palais umgebaut. Unter dem sparsamen Könige Friedrich Wilhelm I. wanderten vom preußischen Hofe eine Reihe Künstler aus. Diese nahm nun August der Starke mit offenen Armen auf. Durch den Einfluß solcher neuen Elemente änderte sich auch der Stil der Architektur, was namentlich das umgebaute Jap. Palais bekundet. Mit diesem Baue stand zugleich die Erweiterung und Verschönerung der jetzigen Neustadt z. B. die Anlage der Königstraße in Verbindung. Es würde mich zu weit führen, noch näher auf die verschiedenen Baulichkeiten, angekauften Gemälde ꝛc. einzugehen. Ich gestatte mir nur noch die Dresdener Frauenkirche zu erwähnen. Ist dieselbe zwar nicht des Fürsten Werk, so verdankt sie ihm doch seine planmäßige Durchführung, denn er beseitigte nicht nur alle Schwierigkeiten, die dem Erbauer Georg Bähr namentlich bezüglich seines Kuppelbaues bereitet werden, sondern er läßt auch, um den Bau nicht zu verstecken, das in der Nähe kurz vorher errichtete Hauptwachgebäude wieder abbrechen. Diese wahrhaft königliche Handlungsweise genügt allein, die hochherzige Größe des Fürsten, der den Glauben seiner Väter verlassen hatte, das tiefe Kunstverständniß und die ideale Kunstliebe, also August's I. innerstes großes Wesen zu offenbaren. Somit ist für alle Zeiten der Lorbeer um das Haupt dieses einzig dastehenden Künstlerfürsten gewunden. Mit Friedrich August's I. Tod (1733) ging das begeisterte Streben für die bildende Kunst am sächsischen Hofe nicht zu Grabe. Es vererbte sich im reichsten Maße auf den Sohn und Nachfolger Friedrich August II. (1733—1763). Schon als Prinz hatte er während seines Aufenthaltes in Italien dem Wunsche seines Vaters entsprechend, eifrig Sorge für Beschaffung von Gemälden getragen. Nach seiner Thronbesteigung erwarb er soviel wahre Kunstwerke, daß bereits 1742 4708 Gemälde vorhanden waren. 22 berühmte Männer aus den verschiedensten Ständen wußte der Kurfürst Friedrich August II. für seine Kunstbestrebungen zu interessiren. Darunter war auch der Graf Brühl. Steht derselbe in der Geschichte Sachsens nicht gerade rühmenswerth da, so hat er sich doch durch die Sorgfalt, welche er der Galerie angedeihen ließ, und durch das Streben: Dresden zu einem durch Kunstwerke aller Art glänzenden Punkte zu machen, einigen Anspruch auf eine mildere Beurtheilung seiner Wirksamkeit erworben. — Es erfolgten nun unter anderen die Erwerbungen von Meisterwerken Tizian's, Correggio's, van Dyk's Karl I. von England und seine Gemahlin (für 50 000 ℳ), der herrlichen nach Holbein gemalten und (1754) der weltberühmten Rafael'schen sixtinischen Madonna (für 10 000 Duk.). Letztere soll der Sage nach, um eine etwaige Entdeckung unterwegs unmöglich zu machen, mit einer Landschaft in Leimfarbe übermalt gewesen sein. — Als es sich um eine geeignete Unterkunft dieses Kleinods handelte, fand der für geeignete Beleuchtung geübte Fürst den besten Platz dort, wo sein Thronsessel stand. Da erfaßte er höchst eigenhändig seinen Sessel und schob ihn mit den Worten bei Seite: „Platz für den großen Rafael.“ Dieser schöne Zug August's II., welcher der Kunst der Malerei in Sachsen eine Stellung angewiesen hat, auf die sie noch heute mit Stolz blicken kann, ehrt den gutherzigen und stets das Beste wollenden Fürsten für alle Zeiten. Durch die von ihm in

so reichem Maße erworbenen Meisterwerke ward der geistig und technisch gebildete Dresdner Künstler Rafael Mengs zu einem tieferen reflectirenden Studium älterer Kunst und zur Betretung neuer Bahnen angeregt. Desgleichen fanden ein Oeser und Winckelmann und das gewaltige, alle Bestrebungen des Zeitalters umfassende Genie eines Goethe daselbst die erste Nahrung für ihren schönheitsdurstigen Sinn. Auch der Baukunst stand August II. nicht fern. So findet die (unter seinem Vorgänger begonnene) katholische Kirche jetzt ihren Abschluß. Sie ist mit kühnem, malerischem Blick für die fortgesetzte Brückenansicht berechnet und von einem architektonischen Gedanken beherrscht, der die lustigen, emporstrebenden Massen des Aeußeren mit der würdevollen Einrichtung des Inneren in Einklang zu bringen sucht. So zieht sich auch — einem Vermächtnisse gleich — wie ein rother Faden durch das ganze Leben Friedrich August's II. der Vollendungsplan für den 1722 wieder eingestellten Zwingerbau. In das Reich der Künste brach zunächst der 7 jährige Krieg mit seinen zerstörenden Wirkungen ein. Die Musen entflohen vor dem Getöse der Waffen. Darum verstrichen die folgenden 8 Jahrzehnte, in welche auch der erste große Krieg mit Frankreich fiel, ziemlich unfruchtbar für die Kunstentwickelung. Erst nach 1836 entstand unter dem Könige Friedrich August II. (1836—54) eine neue Epoche, die des Uebergangsstils der heutigen Kunst. Diesem für die Kunst ungemein begeisterten König verdanken wir die Anschaffung des Hauptschmuckes der spanischen Schule, der Hinterlassenschaft des 1848 nach England geflüchteten Königs von Frankreich, die Ergänzung der altdeutschen Schule u. dgl. mehr. Das Bedürfniß für eine würdige Unterbringung der immer kostbarer gewordenen Sammlung stellte sich immer fühlbarer heraus. Der Haupthebel bei dem Unternehmen, den unschätzbaren Gemälden neue geeignete Räumlichkeiten zu verschaffen, war der außerordentlich kunstliebende König selbst. So kam es am 23. Juli 1847 zur Grundsteinlegung des Museumsgebäudes. Das von dem phantasievollen Baukünstler Semper entworfene und begonnene und in seinem Sinne von Nikolai fortgeführte Gebäude setzt die im Zwinger angeschlagene Tonweise fort, aber in einer durch größere Festigkeit, Massenhaftigkeit und Einfachheit veredelten Weise und verhilft dem Zwinger zu seiner ursprünglichen Bestimmung: der Vorhof eines großen Baues zu sein. Da die Formen sich der natürlichen Farbe anpassen, ist die Wirkung dieses über 127 m langen und mit der Kuppel über 30 Meter hohen Gebäudes eine völlig befriedigende und überstrahlt die meisten neuen Prachtbauten anderer Städte, wo der Backstein geglaubt hat seine Natur durch die große „Quaderlüge" verdecken zu müssen. Leider sah dieser hochherzige König die völlige Vollendung seines Lieblingsbaues (1855) nicht, da er ein Jahr vorher in fernem Lande verunglückte. — Unter ihm entstand auch das 1869 durch Feuer wieder zerstörte prachtvolle Hoftheater und das Orangeriehaus in Dresden, sowie das Augusteum in Leipzig. Mit Ueberzeugung kann man sagen: Hätten diesem für Wissenschaft und Kunst gleich beseelten Regenten, der nur über eine geringe Civilliste und eine unbedeutende Summe zur Erhaltung der königlichen Schlösser und Bauten verfügen konnte, Privatmittel zu Gebote gestanden, so würde er unbedingt noch viel Großes für die Entfaltung der Kunst gethan haben. Aber das unter ihm entstandene neue Erwachen eines regeren Sinnes für die Kunst blieb nicht ohne günstige Einwirkung auf seine Unterthanen, namentlich auf die Landstände, wie die seit seiner Regierung jährlich wiederkehrenden größeren Geldbewilligungen für Kunstzwecke beweisen. Sein eifriges Streben, die Kunst zu heben und zu einem Gemeingute aller Bürger zu machen, haben auch seine beiden Nachfolger, der hochselige König Johann und unser allverehrter König Albert, zu dem ihrigen gemacht. Von da ab nimmt insbesondere die sächsische Bildhauerschule unter Rietschel's, Hänel's und Schilling's Führung die erste Stellung in Deutschland ein. Namentlich erachtet es unser verehrter König Albert als eine seiner Aufgaben, künstlerische Unternehmungen in jeder Weise zu fördern und anerkannten Künstlern in seiner Residenz nicht nur, sondern auch überall in seinem Königreiche eine freundliche Stätte zu bereiten. Durch die bis zum heutigen Tag reichende (800jährige) Fürsorge vieler Glieder unseres erlauchten Fürstenhauses für eine gedeihliche Entwickelung der Kunst ist unser Königreich zu einem durch Kunstwerke jeder Art hervorragenden Staate und unsere Residenzstadt Dresden zu einer der ersten Kunststätten der Welt geworden. Ueber Dresden äußerte sich der berühmte Kaulbach, als ich im Jahre 1872 das große Glück genoß, eine Stunde bei ihm und in seinem Arbeitssaale verweilen zu können: „Dresden, ja Dresden mit seinem Museum und seinen Kunstschätzen ist größer, ja kostbarer als München mit seinen Sammlungen und seinen beiden Pinakotheken." Dieses Urtheil bestätigt im vollen Maße, welcher große Kunstsinn und welches tiefe Kunstverständniß einer großen Zahl unserer erlauchten Wettiner-Fürsten eigen gewesen ist und wie sie sich redlich bemüht haben, die Kunst zu einer lebendigen Sprache für das ganze Volk umzuschaffen.

Döbeln. C. F. Windisch.

Bücherbesprechungen.

— **Sein einziger Feind.** Politischer Bilderbogen Nr. 27. Dresden, Druck und Verlag der Druckerei Glöß, 1898. Preis: 30 Pfennige. — Der Beitrag, den die antisemitische Firma Glöß im Rahmen des Unternehmens ihrer „Politischen Bilderbogen" zum Jubiläum unsers Königs stiftet. Bei allem Wohlwollen, das man im Allgemeinen den von Vaterlandsliebe zeugenden Erscheinungen dieses judenhassenden Verlages entgegenbringen darf, berührt doch im vorliegenden Falle die Zusammenstellung der verehrungswürdigen Person des Monarchen mit der giftigen Schlange der jüdischen Socialdemokratie mindestens merkwürdig. Ich muß offen bekennen: meinem Geschmack entspricht dieser Bilderbogen ganz und gar nicht; aber de gustibus ist bekanntlich non disputandum. Ht.

— **Generalfeldmarschall Prinz Albrecht von Preußen,** Regent des Herzogthums Braunschweig. Ein Lebensbild von **Hugo Dinckelberg.** Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. 1898. VII, 88 S. 8°. geh. 1 ℳ 50 ₰, geb. 2 ℳ 25 ₰. — Das vorliegende, mit einem wohlgelungenen Porträt des Prinzen gezierte Schriftchen will dem gelegentlich des vorjährigen Militärjubiläums desselben wiederholt geäußerten Verlangen nach einem für weitere Kreise bestimmten Lebensabrisse des Prinzen Albrecht entsprechen; die nahe bevorstehende silberne Hochzeit bietet einen willkommenen Anlaß zu seinem Erscheinen. Prinz Albrecht, geb. 1837, hat, wie alle Hohenzollernprinzen, zunächst in der Armee seinen Lebensberuf gesucht und gefunden; in den drei Feldzügen 1864, 1866 und 1870 hat er sich als tüchtiger Officier und Heerführer bewährt. Seine geschichtliche Bedeutung aber liegt wohl noch mehr in der bedeutungsvollen politischen Thätigkeit, die ihm später beschieden war; er hat „an der Festigung des Reiches in der den deutschen Einheitskämpfen folgenden Friedenszeit in hervorragender und mannigfaltiger Weise mitgearbeitet". Seit 1874 Commandant des 10. Armeecorps, hat er viel zum Ausgleich der Gegensätze in Hannover beigetragen; eine noch wichtigere Aufgabe aber ward ihm — abgesehen von so mancher keineswegs blos repräsentativen Mission — durch seine Wahl zum Regenten des durch den Tod Herzog Wilhelm's verwaisten Herzogthums Braunschweig beschieden, und auch dieser Aufgabe, bei der es stets sein Bestreben war, „die nationalen Interessen mit denen des engeren Vaterlandes immer in Einklang zu bringen", hat er mit Geschick gelöst. Daneben blieb er als Generalinspecteur der I. Armeeinspection in enger Fühlung mit der Armee. Eine Aufgabe anderer Art wurde ihm 1883 durch seine Wahl zum Herrenmeister des Johanniterordens gestellt. Die schlichte, warme Darstellung des Verfassers giebt ein wohlabgerundetes Bild der Thätigkeit des Prinzen Albrecht nach diesen verschiedenen Richtungen hin, das dem Kundigen nicht gerade Neues bietet, aber den angestrebten Zweck erreichen dürfte. —m—

— **Meyer's Sprachführer. Türkisch von Wilhelm Heinze.** 2. Auflage, Leipzig und Wien 1889, Bibliographisches Institut. — Verglichen mit der ersten Auflage weist die zweite ein Mehr von beinahe 100 Seiten auf, dabei ist jeder der drei Theile vermehrt worden, besonders der erste Theil, der eine Sammlung von häufig gebrauchten Wörtern in ihrer Anwendung in Sätzen bringt und dem Reisenden gute Dienste zu leisten geeignet ist. Die Umschrift des türkischen ins lateinische Alphabet ist recht sorgfältig und zweckentsprechend, ebenso wie die am Schlusse befindliche grammatische Darstellung der türkischen Sprache, die, wenn auch von den indogermanischen Sprachen recht abweichend, so doch in ihrem Bau recht durchsichtig ist, so daß man sich in der That ohne Schaden darin recht kurz fassen kann. Jedem Orientreisenden ist das Büchlein bestens zu empfehlen. G. W.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 46. Freitag, den 22. April, Abends. 1898.

Zum Königs-Jubiläum.

Achtzig Jahre werden es im September, daß, ähnlich wie heute, in Sachsen die Herzen höher schlugen aus Anlaß eines im wahren Sinne königlichen Festtages. Am 15. September 1818 hatte sich ein halbes Jahrhundert vollendet, seitdem Friedrich August, mündig geworden, als Kurfürst den Thron seiner Väter bestiegen hatte. Vergessen waren sie zwar noch nicht, die kaum verharschten schweren Wunden, die das verhängnißvolle Aushalten des ersten sächsischen Königs bei Napoleon bis zum 19. October 1813 seinem Lande geschlagen hatte. Aber es gab auch damals in Sachsen einen starken Sinn für Treue; und kein gerecht Urtheilender hätte es über sich gebracht, dem unglücklichen Fürsten aus der dem Bundesgenossen in der Noth gehaltenen Gefolgschaft einen Tadel zu schmieden. Trotz der gewiß auch in Sachsen mächtig zum Ausdruck kommenden Freude über des furchtbaren Corsen endlichen Niedergang war man sich doch darüber klar gewesen, daß die Befreiung von diesem Joche noch lange nicht die Pflicht der Anhänglichkeit an den angestammten Herrscher aufhob. Der hierin vom russischen Generalgouvernement auf höheren Befehl ausgeübte Gewissenszwang hatte gerade das Gegentheil von dem erreicht, was man bei den verbündeten Regierungen mit schlecht verhohlner Sehnsucht erwartet hatte; das sächsische Volk wollte von einer Vereinigung mit Preußen durchaus nichts wissen, sondern hatte nur Eins gehofft und gewünscht: mit seinem König vereint zu bleiben. Nur theilweise war diese Hoffnung in Erfüllung gegangen: das Jahr 1815 hat uns die Theilung gebracht. Aber in nach wie vor unverminderter, ungeschwächter Treue stand Sachsen — auch das abgetrennte: das beweist das rührende Huldigungsgedicht der preußisch gewordenen Stadt Suhl — zu Friedrich August dem Gerechten. Deutlich zeigte sich dies bei seinem 50jährigen Regierungsjubiläum. Innige Liebe und felsenfestes Vertrauen sprechen aus den zahlreichen Ehrungen, die unsere Stadt Leipzig in jenen Feiertagen veranstaltete. Zur Vorfeier speiste die seit 1772 bestehende Gesellschaft „Journalisticum" die Armen des Armenhauses vor dem Grimmaischen Thor am 13. September. Und vom 14. an hielten nach langer, siebenundzwanzigjähriger Pause zum 1. Male wieder die durch Freiwillige verstärkten Schützenbrüder des Petersschießgrabens ein Schwenkscheibenschießen ab, das durch eine Unzahl von zarter Hand mit Verschen und guten Wünschen bestickter Festfähnchen aus weißem und grünem Merino ein besonders patriotisches Gepräge bekam; bei dem solennen Mahl am 16. September, das durch eine Schicht'sche Motette veredelt ward, gaben Superintendent D. Tschirner und Schuldirector Plato den Gefühlen der Gesellschaft beredten und bewegten Ausdruck. An dem eigentlichen Erinnerungstage, dem 15. September, hielt Mag. K. H. L. Pölitz, o. Prof. der sächs. Geschichte und Statistik, eine Vorlesung, in der er das sächsische Volk als ein während der 50jährigen Regierung seines Königs mündig gewordenes hinstellte; den Tag darauf veranstaltete die Direction des Stadttheaters die erste Vorstellung zu Ehren des Jubiläums, die sich aus dem Festspiele „Die Königseiche" und Mozart's „Titus" zusammensetzte. Den Kern der Feiertage aber bildete der Schluß der Woche. Am 19. September traf der vom Schicksal zum zweiten Nachfolger des Königs ersehene, gleichnamige Neffe Friedrich August's in der mit Eichen- und Blumengewinden geschmückten Stadt ein, um seinen Oheim vor dem jubelnden Leipzig zu vertreten; freudig huldigte ihm die einige Studentenschaft mit einem Fackelzuge. Der folgende Sonntag war zur allgemeinen Landesfeier bestimmt. Die Leipziger Zeitung, die damals gerade (wie sich der Bericht ausdrückt) „an Interesse zunahm", gab auf besserem Papier ein „Extrablatt" aus, das eine patriotische Ode brachte, und begrüßte den mit allgemeinem Geläute der Glocken eingeleiteten Feiertag mit folgenden erhebenden Worten: „Nie sah das alte, ehrwürdige Sachsen Gottes herrliche Sonne milder und freundlicher über seinen Fluren aufgehen, als an diesem glorreichen Tage, an welchem vor einem halben Jahrhunderte Friedrich August der Gerechte soeben den Thron Seiner erlauchten Väter bestiegen hatte. Was Friedrich August in diesem langen Zeitraume, einem der thatenreichsten, aber auch zum Theil einem der verhängniß- und leidensvollsten, welchen die Menschheit je gesehen, Seinem biedern Volke gewesen ist, dies wird die ernste Muse der Geschichte mit unparteiischem Griffel in die blutigen Annalen der Zeiten dergestalt mit Liebe eintragen, daß der milde, echte Glanz Seiner frommen friedlichen Tugenden den Fürsten und Völkern der fernsten und, Gott gebe! besserer glücklicherer Zeiten noch in ungetrübter Klarheit leuchten wird, wenn der falsche Schimmer, die erlogene Größe, die niedere Hoheit mit allem Flitter, der sie umgab, längst im Strome der Zeiten untergegangen und aus dem Andenken der Jahrhunderte verschwunden sein werden." Kurz nach 6 Uhr am Morgen weckten Posaunen, Trompeten und Pauken, die einen Choral vom „Niklasthurme", dann auch vom Thomasthurme herunter begleiteten, das schlummernde Leipzig zu festlichem Thun. Während Prinz Friedrich August (damals 21jährig und Generalmajor) dem Hochamt in der katholischen Kirche beiwohnte, fand in der Thomaskirche der von den Behörden angesetzte Festgottesdienst statt. Um 12 Uhr versammelte man sich in der Universitätskirche, wo die Hochschule, in Abwesenheit ihres in Dresden als Deputirten weilenden Rectors, des Hofrathes D. Rosenmüller, durch ihren Exrector Oberhofgerichtsrath D. Weiße die Honneurs machte. „Pauliner" gab's damals noch nicht; dafür trug die Leipziger Singakademie Hasse's „Te Deum" und Schulz' „Salvum fac regem" zur Erhöhung der Feierlichkeit vor. Die natürlich lateinische Jubelrede hielt Ritter Mag. Gottfried Hermann. Im Gewandhaus toasteten darauf bei der großen Mittagstafel Bürgermeister Hofrath D. Einert, Proconsul Hofrath D. Koch und der vorhin schon genannte Professor Weiße; den Dank seines königl. Oheims erstattete der beliebte Prinz Friedrich August. Den Abend schlossen die Wiederholung der Festvorstellung im Theater und eine über alle Begriffe gelungene Illumination glänzend ab. Doch noch höher flutheten die Wogen der Begeisterung, als am nächsten Nachmittage König Friedrich August in eigener Person nach Leipzig kam. Trotz großer, durch die Dresdner Feste hervorgerufener Ermüdung hatte er gern die landesväterliche Aufgabe übernommen, die Huldigung der zweiten Stadt seines Landes persönlich entgegenzunehmen; daneben rief ihn aber auch die Pflicht der Höflichkeit: in der Nacht berührte Kaiser Alexander von Rußland auf dem Wege zum Aachener Congreß unsere Stadt. Aus demselben Grunde hatte, da die russische Kaiserin ihrem Gatten wenige Tage später folgte, Leipzig das Glück, auch die geliebte Königin in seinen Mauern für kurze Zeit beherbergen zu dürfen. Ein schöner Abschluß der im besten Sinne des Wortes denkwürdigen Jubelfeier des Septembers 1818.

Wozu aber diese Erinnerungen an längst vergangene Zeiten aus dem Staube des Jahrhunderts hervorholen? Nicht blos Localpatriotismus war die Veranlassung, was in diesem Falle vielleicht verzeihlich gewesen wäre, sondern ein anderer Beweggrund. Wir feiern heutzutage nicht zu selten Jubelfeste; ja, manchmal will's einem vorkommen, als ob zu viel des Guten darin gethan würde. Von diesem Vorwurf freilich können wir Sachsen uns am heutigen Tage sonder Mühe frei und ledig sprachen; es wird auch anderswo Niemand so thöricht sein, hierin andere Meinung zu hegen. Wohl aber könnte Jemand — auch wir haben ja unsere Neider und Spötter — sagen:

„Ihr habt gut Feste feiern; bei einem solchen Fürsten, unter dessen segensreicher Regierung euer Land auf einen so hohen Stand gelangt ist, fällt es nicht schwer, in begeisterter Loyalität Freudenlieder anzustimmen!" Solchen oder ähnlichen mißgünstigen Redereien ist durch das Andenken an die gerade in Nöthen bewährte Sachsentreue von vornherein die Spitze abgebrochen. Ein Volk, das sich in schlimmen Zeiten als zuverlässig, im innersten Mark anhänglich und treu gezeigt hat, darf mit um so größerem Rechte die Vergünstigung beanspruchen, in Tagen des Glückes durch laute Begeisterung und allseitige Theilnahme am Doppeljubiläum seines Fürsten den Dank dafür darzubringen, was dieser während einer fünfundzwanzigjährigen glorreichen Regierung für des Landes Wohlergehen in ununterbrochener väterlicher Fürsorge und königlicher Huld vollbracht hat. Und wie einst vor 80 Jahren bei Friedrich August's Jubiläum das ganze Land mitfeierte, weil in seiner verehrten und verehrungswürdigen Person das sächsische Nationalgefühl verkörpert war, so sehen wir auch heute das ebenso schöne wie seltene Schauspiel vor uns, daß ein ganzes Volk mit seinem König jubilirt — nicht weil es nun einmal so befohlen sei und ein loyaler Staatsbürger derartigen Anordnungen sich nicht leicht entziehen könne, sondern weil es einem jeden Sachsen, der nur über einen Funken von Stammes- und Vaterlandsbewußtsein verfügt, ein wahres, tief empfundenes Bedürfniß ist, auch einmal öffentlich und vor Anderen zu zeigen, welche Liebe zu seinem König und seiner Königin ihm im Herzen wohnt. Diese Liebe läßt sich nicht künstlich herstellen; sie ist eine der schönsten Früchte einer vom Vertrauen der Unterthanen getragenen, arbeitsreichen, wohlwollenden, weisen Regierung. Und göttliche Gnade muß wohl auch etwas mit dazu helfen. Die Liebe der Sachsen zu ihrem König und seinem ganzen Haus ist die Tochter der Liebe, die König Albert und seine erlauchte Gemahlin ihrem Volk entgegengebracht haben.

Die deutsche Frau waltet im Stillen; tritt sie aber aus dem Rahmen der geweihten Räume des Hauses in die Oeffentlichkeit hinaus, da sehen wir sie gern als verkörperte Mildthätigkeit. Auf diesem Gebiet allein kann sich nach Außen hin die deutsche Frau zeigen und bewähren, ohne dabei den Verlust auch nur eines verschwindend kleinen Theiles ihrer Weiblichkeit befürchten zu müssen — was nach gewissen altväterischen, aber vielleicht auf Erfahrung beruhenden Anschauungen bei jedem anderen von einer Frau ergriffenen Beruf in höherem oder niederem Grade unvermeidlich eintritt. Wie uns König Albert auf dem Felde der Ehre und der Mannesarbeit immer als Muster und Vorbild vorangeleuchtet hat, so ist es seine erlauchte Gemahlin, unsere allverehrte Königin Carola, gewesen, die mit nimmermüdem Eifer und gleichbleibendem Interesse das eine ganze Arbeitskraft vollkommen ausfüllende Feld der Menschenliebe zum Schauplatz ihrer Thaten erkoren hat. Was die sächsische Kronprinzessin von Hetzendorf aus während des deutschen Krieges, von Strehlen und Compiègne aus während der deutsch-französischen Abrechnung in aufopferndster Pflege und hingebendster Theilnahme an Verwundeten, Kranken und Sterbenden gethan hat, das wird ihr immer unvergessen bleiben. Ganze Seiten aus dem v. Schimpff'schen Buche über unsere Königin und dem Schurig'schen Abschnitt über die Maasarmee müßten wir wiedergeben, sollte auch nur in annähernder Erschöpfung ein getreues Bild von diesen weiblichen Ruhmesthaten geboten werden. Was aber auch hier besonders hervorgehoben zu werden verdient, das ist das überall mit Anerkennung und Rührung gepriesene Geschick, womit in den letzten langen Friedensjahren die menschenhelfende Liebesthätigkeit unserer Königin — nicht planlos verzettelnd, dadurch verkürzend und schmälernd, sondern — vermöge bewundernswerther, mit Recht vorbildlich gewordener Einrichtungen organisatorisch auftrat. So wurde über unser Vaterland ein dichtes Netz von Anstalten und Pflegestellen gezogen, das eine der Hauptursachen ist, wenn die Namen Carola und Albert in zahlreichen Sachsenfamilien nur mit innigem Danke genannt werden.

Um einen Menschen recht zu verstehen, muß man seinen Entwickelungsgang kennen. Und aus dem Werden eines Mannes ist ein Abschnitt immer vor allen anderen wichtig: die Zeit des Ueberganges vom halb unbewußten Kinde zum Knaben, der sich seiner Existenz bewußt wird, aber noch nicht so weit gereift ist, daß er ohne stete Anleitung und Führung Erwachsener seinen Weg bereits selbständig gehen könnte; kurz: die Jahre der Jugendbildung und Erziehung. Verhältnißmäßig selten sind wir, selbst bei fürstlichen Personen, über diesen wichtigen Lebensabschnitt, die Gedanken und Grundsätze, die ihn geleitet haben, so gut unterrichtet, wie bei unserem König. Der Mann, der von dem äußerst gewissenhaft Umschau haltenden Vater, dem damals im kräftigsten Mannesalter stehenden Prinzen Johann, mit der verantwortungs-, aber auch segensreichen Aufgabe betraut ward, die Erziehung des 7jährigen Prinzen Albert auf Jahre hinaus zu übernehmen, war der protestantische Hof- und Justizrath Dr. Friedrich Albert v. Langenn; ein Mann, dessen Name jedem Geschichtskundigen bekannt ist. Doch nicht von diesem haben wir die hauptsächlichsten Aufschlüsse über den Werdegang seines Zöglings zu erwarten: den kostbarsten Schatz besitzen wir in dem Unterrichtsplane, den Prinz Johann selbst entworfen und dessen Durchführung er dem zum Prinzenerzieher bestimmten Freunde vor Uebernahme des Amts zur Bedingung gemacht hat. Den Lesern dieser Zeitung wird damit nichts Neues geboten: Julius Petzholdt hat die beiden hierfür in Betracht kommenden Schriftstücke, den am 12. Januar 1835 brieflich an v. Langenn nach Leipzig gerichteten Antrag und die diesem nach Annahme des Antrages ertheilte Instruction in der Wissenschaftlichen Beilage vom 8. März 1885 veröffentlicht. Darum seien nur einige Punkte daraus mitgetheilt. Der Prinzenvater gliedert die Aufgabe nach äußeren und inneren Gründen in zwei Haupt- und mehrere Unterabschnitte. Um das Aeußere vorweg zu nehmen, so verkannte der Antragsteller nicht, daß der gewählte Freund mit der Annahme ein großes Opfer brachte; es ist ein vortreffliches Zeichen für den Charakter des Hrn. v. Langenn, daß er hinsichtlich dieses Punktes zunächst offen und ehrlich seine Abneigung zu erkennen gab („meine Wünsche und Hoffnungen sind andere gewesen"), daß er aber dann das Opfer für das Vaterland ohne weitere Bedenken gern gebracht hat. Wir Sachsen sollten dafür dem braven Erzieher heute noch Dank wissen. Die inneren Gesichtspunkte der Angelegenheit ordnete Prinz Johann folgendermaßen an: Ia. „Mein Knabe soll echte, feste, positive Religionsgrundsätze als Offenbarungsgläubiger haben; bis zu diesem Punkte erfordere ich die Mitwirkung seines künftigen Erziehers, auch wenn er einer anderen Confession zugethan ist. Mein Knabe soll aber ferner auch, ohne allen Widerwillen gegen fremde Confessionsverwandte, ganz und fest seiner Confession angehören." Wahrhaftig, das sind Anschauungen und Regeln, nach denen gewiß jeder Vater ohne Zaudern sein Kind unterrichten lassen würde! Welchen Segen gerade die Durchführung dieses bei unseren Verhältnissen doppelt wichtigen Grundsatzes über unser Vaterland gebracht hat, daran braucht nur leise erinnert zu werden. Ib. „In moralischer Hinsicht sind mir Halten auf strenge Sittenreinheit und Erweckung für alles Gute, Schöne, Tüchtige und Ehrwürdige nebst Gewöhnung an Selbstbeherrschung jeder Art die einfachen Erfordernisse." Ic. „In politischer Hinsicht wünsche ich keinen Widerwillen gegen die bestehende Ordnung der Dinge im Vaterlande, aber ebensowenig ein Hingeben an die hohlen Theorien der Zeit, sondern ein Festhalten an den alten guten Grundsätzen, welche die bürgerlichen Einrichtungen an eine höhere Weltordnung anknüpfen." II. „Die Erziehung muß den ganzen Menschen unter Berücksichtigung seiner Individualität harmonisch zu entwickeln suchen, also den Geist wie den Körper, das Gemüth wie den Verstand. Zu den Studien wünsche ich meinen Sohn mit dem größten Ernste angehalten zu sehen, bin aber dabei der Ueberzeugung, daß der Zweck derselben mindestens ebenso sehr die Gewöhnung an Fleiß und Ordnung und die Uebung der geistigen Kräfte als die Erlernung der Gegenstände selbst ist." Aus jedem Worte vernimmt man die hohe, ernste Weisheit des wahrheitsliebenden Philalethes. Der zum Geheimrath ernannte Freund trat mit frohem Muthe das Amt an, das er ohne Ueberhebung als ein „historisches" ansehen durfte. Mit Gottes Hilfe und im Vereine mit den schönen Anlagen des zu Erziehenden und seiner die zur Bedingung gemachten Grundsätze nie aufhebenden, sondern überall nur fördernden Umwelt ist es Langenn im Zeitraume von zehn Jahren gelungen, das Ziel, das er sich gesetzt hatte, zu erreichen: „das fürstliche Kind und den Jüngling auf jene Höhe zu leiten, die dem künftigen Berufe entspricht und zugleich ihn immer eingedenk sein läßt, daß er dazu erkoren sei, die Menschen, welche die Vorsehung seiner Regierung anvertraut, zu beglücken."

Vom April 1845 an hat dann der Major Hans Julius August v. Mangoldt (1847 Oberstlieutnant, 1849 im März Oberst, im April Generalmajor; † 1865 als Generallieutnant und Commandant der Reiterei) als „Führer" vier Jahre lang dem Prinzen Albert die werthvollsten Dienste geleistet; „ein warmes,

edles und soldatisches Herz, ein lauterer Charakter" (v. Schimpff), ein Garde-Reiter im edelsten Sinne des Wortes.

Wir feiern nicht nur das 25jährige Regierungsjubiläum, sondern — und heute eigentlich in erster Linie — den 70. Geburtstag unseres Königs. Darum wird es willkommen sein, im Anschluß an Kindheit und Jugend auf einige markante Punkte aus unseres Helden ausgehender Jugend und angehendem Mannesalter hinzuweisen. „Energie und Stetigkeit, diese beiden großen Herrschereigenschaften", die die Erziehung im Keime bereits vorfand, weiter auszubilden, hat sie sich mit Erfolg angelegen sein lassen. Wenn man das Werden unseres Königs an sich vorübergleiten läßt, so wird man niemals überrascht durch sprunghafte Schritte oder unvermuthete Lücken: jeder einzelne Theil entspricht dem Gesammtbild, das den wohlthuenden Eindruck des in ernster Mannesarbeit gereiften Charakters, eines harmonischen Charakters macht. Und dies Bild kann nicht etwa durch die wohlfeile Einrede gestört werden: ja, das ist bei Fürstenkindern und Fürsten kein Kunststück! Wer etwa des Irrthums lebt, der Lauf unseres Königs sei der eines von den Wechselfällen dieses Daseins nie gestörten, gutsituirten, an den Sorgen dieser Welt nicht theilnehmenden Lebens gewesen, der sei auf die Jahre 1845 und 1848, auf 1849 und 1870/71, auf 1854 und 1873, namentlich aber auf 1866 hingewiesen: die genannten Jahre bilden den Inbegriff für eine Summe von Lebenserfahrungen, wie sie einem gewöhnlichen Sterblichen an Bitterkeit, Trauer und Ernst, aber auch an Freude und Glück nicht beschieden zu sein pflegen. Daß unser Held trotzdem semper idem geblieben ist, das hat er seiner Energie und Stetigkeit zu verdanken. Am 24. October 1843 ist er Soldat geworden; und in 55jähriger Laufbahn hat er in diesem Berufe die höchsten Stufen erreicht, die für einen Sachsen und für einen Deutschen überhaupt zu erreichen waren. Ein guter Sachse war unser König bis in's Mark. Ihm vor Allem ist es zu danken, daß bei uns die constitutionelle Monarchie nach und nach immer mehr und überzeugtere Anhänger gewonnen hat. Auch dafür können wir die in der Jugend bereits gelegten Keime nachweisen. Im Wintersemester 1847/48 war Prinz Albert, zusammen mit dem 1885 verstorbenen Prinzen Friedrich Carl von Preußen, dem Großherzog Friedrich von Baden und zwei anderen deutschen Fürstensöhnen, in Bonn als Student der Rechte und Staatswissenschaften immatriculirt. Unter Anderem hörte er mit Vorliebe die großen Vorlesungen Friedrich Christoph Dahlmann's über deutsche Geschichte und über Politik. Wie Jeder weiß, war Dahlmann nichts weniger als reactionär gesinnt, im Gegentheil; aber der Monarchie, deren Aufrechterhaltung die suprema lex bleiben müsse, hing er unbedingt an. Das hat der begabte Geschichtsforscher in der aufgeregten Stunde, als die Kunde von dem Ausbruche der Februar-Revolution nach Bonn gelangte, seinen fürstlichen Schülern, denen er ein Privatissimum las, in die Seele geprägt: den stürmischen Forderungen gegenüber sogleich und Alles zu gewähren, was die constitutionelle Monarchie ausmache, aber keinen Fuß weiter. Wenn man die Theorie in die Praxis übersetzt, läuft Dahlmann's Rath darauf hinaus, in kritischen Zeiten sich etwa so zu verhalten, wie in den Märztagen vor fünfzig Jahren der alte, wegen der 1837er Vorgänge (mit Unrecht allzu) übel beleumundete Ernst August von Hannover seine Revolutionäre behandelt hat. Die Früchte dieser im besten Sinne staatsmännischen Lehren sehen wir greifbar vor uns. Nirgends wohl in Deutschland ist der Gedanke der constitutionellen Monarchie so körperlich in die Erscheinung getreten, wie bei uns: unsere Regierung ist, gemessen mit der conservativen Mehrheit beider Kammern, maßvoll, aber entschieden liberal; dafür hat Sachsen die verschiedensten Beweise. Und deutsch ist unser König — das kann nicht oft und nicht scharf genug betont werden — schon zu Zeiten gewesen, wo im Allgemeinen noch tiefe Nacht über Deutschland lag. Einen Monat, nachdem König Friedrich Wilhelm IV. die ihm vom deutschen Volk angebotene Kaiserkrone abgelehnt und dadurch die Einigung unseres größeren Vaterlandes um zwei Jahrzehnte hinausgeschoben hatte, im Mai 1849 spricht Prinz Albert seinem Vater gegenüber den Wunsch aus, ihn auf einige Zeit in den Verband des preußischen Heeres einzustellen, „da wir uns doch wohl enger an Preußen werden halten müssen". Bei dem innigen, auf langer Familientradition fest gegründeten Verhältniß unseres Königshauses zum österreichischen Kaiserhause will dies vorurtheilslos die Zukunft ins Auge fassende Wort nicht wenig bedeuten. Dem entspricht ein anderes Wort des in Dänemark kämpfenden Prinzen; am 19. April 1849 schrieb er einem Ausschuß Dresdner Bürger, der ihn gebeten hatte, sich nicht mit zu großer Kühnheit Gefahren auszusetzen: „Der Krieg hier hat für mich eine höhere Bedeutung; es ist das erste Zusammenwirken der deutschen Stämme zu einem Ziele, es ist der wahre Weg zur Einigung. Die Monarchie stirbt nicht durch den Tod eines Gliedes, aber Deutschland geht zu Grunde, wagt es nicht durchzukämpfen." Sind das nicht Töne, die stark an Bismarck'sche Denk- und Handlungsweise anklingen? Es ist echt nationaler Geist; nun verstehen wir auch, warum überall in Deutschland Sachsens Fürstenthron zu den gewaltigsten Grundsäulen und Eckpfeilern des deutschen Reichsbaues gezählt wird. Und was die verfahrenen Verhältnisse des uns einst und wieder in Waffenbrüderschaft verbundenen Nachbarreiches im Süden betrifft, so darf an ein Wort erinnert werden, das Prinz Albert kurz nach seiner Rückkehr aus Bonn im April 1848 an den Professor Clemens Theodor Perthes gerichtet hat: „In dem Nachbarlande Böhmen droht den Deutschen von den Czechen beinahe eine sicilianische Vesper"; und als unser nächster Feind sei der drohend sich regende Panslavismus anzusehen. Wie allen Sachsen, die eine Weile noch gern an die Zeiten zurückdachten, wo wir ohne Bedenken in allen Fällen bei Oesterreich standen, die deutschfeindliche innere Politik Oesterreichs den Anschluß an Preußen und seine Führung ganz entschieden erleichtern mußte, so dürfen wir wohl annehmen, daß sich auch in unserm König eine ähnliche mälige Wandlung vollzogen hat; Taaffe und seine Nachfolger haben es ausnehmend gut verstanden, uns die alte Vorliebe für ihren Kaiserstaat gründlich zu verleiden. Kleindeutsch, nicht Großdeutsch, ist Trumpf und soll es bleiben. Die Zeiten, wo — es war am 10. Juli 1848 — Prinz Albert dem zum Reichsverweser erwählten Erzherzog Johann von Oesterreich bei der Durchfahrt nach Frankfurt in Dresden huldigte, sind endgiltig vorüber; unsere Parole lautet seit 1871 und 1888: Wilhelm und Albert, Albert und Wilhelm!

So gern man auch das ausgehende 19. Jahrhundert unter das Zeichen des allmäligen Sieges des demokratischen Gedankens stellen möchte: im letzten Grunde sind die Deutschen heutzutage und wir Sachsen vor Allem mehr als je überzeugte Anhänger der Monarchie, weil Stürme über uns und unsere Eltern hinweggebraust sind, die uns über den untilgbaren Werth dieser von Gott gesetzten und veränderten Verhältnissen verständig angepaßten Einrichtung eindringlich belehrt haben. Vor Kurzem hat einer unserer feinsinnigsten Historiker gelegentlich der Würdigung der Errungenschaften, die uns das Jahr 1848 gebracht und nicht gebracht hat, den bemerkenswerthen und in allen seinen Theilen durchaus richtigen Satz ausgesprochen: „Wir haben den harten und fruchtbaren Erziehungsprozeß durchgemacht, daß wir in schöpferischen inneren und äußeren Kämpfen, die über unser ganzes Dasein entschieden, die beste Kraft und die Dauer gerade auf der Seite der Monarchie gefunden und ihr mit heller Hingabe die Fülle der Macht wieder eingeräumt haben, wie sie die Geschichte und die innere Lebendigkeit ihr zuwiesen." Wenn wir jetzt eine der Flugschriften in die Hand nehmen, die im Anschluß an die verschiedenen Pariser Revolutionen auch unser liebes Sachsen heimsuchten und es über seine politischen Rechte aufklären wollten, so lächeln wir über den — wir wollen mal recht wohlwollend sein — Enthusiasmus, womit man damals der Form, dem Princip, dem Paragraphen huldigte. „Und wird sie nicht gewährt, so pochen — wir mit dem Flintenkolben an!" als Motto für eine „Constitution, wie sie das sächsische Volk wünscht" ist jedenfalls ebenso bezeichnend wie passend gewählt. Der König, dessen Civilliste nach §. 83 dieses Entwurfes stets nur auf ein Jahr festgesetzt wird, darf (§. 85) Krieg erklären und Frieden schließen, wenn die Kammer darein willigt, zu den Staatsämtern ernennen, soweit dazu nicht das Volk ernennt, und (§. 86) die Gesetze bekannt machen. Wenn man derartige Ausgeburten eines es gewiß recht gut meinenden, aber schon die nächste Zukunft über dem zufälligen Drange des Jetzt vollständig außer Acht lassenden Kopfes heute liest, da entschlüpft einem leicht ein „Gott sei Dank!", daß unser politisches Urtheil, immer noch weit genug von der Unfehlbarkeit entfernt, doch unendlich reifer geworden ist. Freilich ist dabei, wollen wir gerecht sein, zu berücksichtigen, daß wir uns, meist ihres Werthes nicht mehr bewußt, jetzt vieler Rechte erfreuen, die in jenen Zeiten noch gar nicht gewährt waren und erst mehr oder weniger hart erkämpft werden mußten. Jedenfalls aber steht der monarchische Gedanke, und zwar nicht blos bei uns in Deutschland, fester als je da,

Nicht ist es allein die Tradition, die ihn aufrecht erhält wie einst vor den Stürmen der Umwälzungen, sondern die jedem einigermaßen vernünftigen Menschen eingewurzelte Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit, die dieser Einrichtung vor allen anderen Regierungsformen innewohnt. Der Mensch ist ein sterbliches, unvollkommenes Geschöpf; und es kann nicht nur, es muß vorkommen, daß Monarchen erstehen, denen kleinere oder größere Gebrechen anhaften. Dagegen darf aber einmal mit Entschiedenheit darauf hingewiesen werden, daß unser großes Vaterland seit geraumer Zeit in fast allen seinen Theilen von Fürsten beherrscht und geleitet wird, die ihrem hehren Berufe mit einer Gewissenhaftigkeit nachgehen, die ungetheilte Anerkennung und Bewunderung verdient. Diese für Deutschland ebenso glückliche wie ehrenvolle Erscheinung war natürlich ganz dazu angethan, dem monarchischen Gedanken in den weitesten, in früheren Zeiten stramm demokratischen Kreisen neue freudige Anhänger zu gewinnen. Unter diesem Zeichen steht auch unser Sachsen.

Von Denen, die ihrem politischen Glaubensbekenntniß nach am weitesten links stehen, hört man in unseren Tagen oft die mit dem Brustton der tiefsten Ueberzeugung ausgestoßene Klage: wir leben wieder in den Zeiten einer Reaction. Es ist etwas Wahres daran, wenn man den Schreckensruf cum grano salis auf sich wirken läßt. So demokratisch nämlich im Allgemeinen auch unsere gesammte Lebenshaltung geworden sein mag: gewisse liebe Erinnerungen an die gute, alte Zeit lassen sich nun einmal nicht bannen. Wir sind, das ist kein phrasenhaftes Eigenlob, wirklich vernünftiger geworden und haben zwischen den Forderungen vergangener Stürme, die allzu leicht in Ueberforderungen ausgeartet waren, und dem menschlichen Bedürfniß nach Ruhe einen Compromiß geschlossen. Ein gütiger Gott hat uns, unseren Freunden und Nachbarn im Reiche seit Jahrzehnten gute Fürsten geschenkt — insofern haben wir auch heute noch allen Grund, dafür dankbar zu sein, daß wir einen König „von Gottes Gnaden" haben —; daneben haben sich aus der Verfehltheit des Ueberschwangs gewaltsamer Umwälzungsversuche und ihrer Nachspiele mühsam erschlossene und erarbeitete Erwägungen befestigt, wonach wir uns am wohlsten befinden, wenn wir auch dem König geben, was des Königs ist. Es ist ja mit Händen zu greifen, daß der dauernden innigen Verschmelzung der Interessen des Landes mit denen seines Fürstenhauses dem Erbreich ein höherer Grad von Festigkeit, eine größere Möglichkeit der Blüthe und Machtentfaltung eigen ist, als einem unter sonst ganz gleichen Verhältnissen gedachten Wahlreiche. Parteigezänk, Thronfolgestreit, neidvolle und gehässige Anfeindung, Mißtrauen und Eifersucht, das sind in viel öfteren Fällen die üblen, aber mit unerbittlicher Nothwendigkeit sich einstellenden Begleiterscheinungen jeder andern Staats- und Verfassungsform als der erblichen Monarchie. Wie sehr sich auch ein erwähltes Staatsoberhaupt durch persönliche Verdienste auszeichnen möge: niemals wird es von derselben Gloriole der Unersetzlichkeit und der Majestät umwoben sein, wie der erbliche Fürst. Vertrauen und Liebe zu ihm keimen, wachsen und gedeihen wie eine in der Natur draußen von selbst und ohne Zuthun Anderer fröhlich sich entwickelnde, wilde Pflanze. Selbst der Herrscher, der sie nicht verdiente, ist von der Zuneigung seiner Unterthanen umgeben; ist er aber ein vortrefflicher Monarch, dann steigert sie sich bis zur Aufopferung. Jeder Einzelne im Volke lebt des unerschütterlichen Glaubens: sein König thue niemals Unrecht; er könne ja das Uebel gar nicht wollen. Die Leutseligkeit des Herrschers hilft jeder Beschwerde bereitwillig ab; geschieht es einmal wider Erwarten nicht, dann war er sicherlich nicht gut unterrichtet. Diese schöne Ueberzeugung, deren Werth unschätzbar ist, die darum mit allen Kräften erhalten und gestärkt werden muß, hilft auch über Unglück, Noth und Tod hinweg; gerade wir Sachsen haben es 1813, 1815 und 1866 bewiesen, daß ein Volk mit Geduld und Langmuth selbst einen anders denkenden und einen schwergeprüften Fürsten nicht nur dulden, sondern auch mit verdoppelter Festigkeit ertragen, schützen und mit verdoppelter Liebe trösten kann. Eine Einrichtung, die solche Glaubenswunder wirkt, wie das erbliche Königthum, das so vielen und heftigen Angriffen siegreich widerstanden hat und selbst nach anscheinend unverwindbaren Niederlagen immer wieder neu erstanden ist, eine solche Einrichtung muß entweder göttlichen Ursprungs sein oder einem tiefempfundenen Bedürfniß der menschlichen Natur entsprechen; wahrscheinlich ist Beides dasselbe. Jedenfalls ist der monarchische Gedanke heute und auf lange Zeit hinaus das einzige Unverrückbare im europäischen Staatswesen. Heil dir, Sachsen, daß du Theil daran hast!

Im germanischen Wesen liegt ein gut Theil Sehnsucht nach Freiheit; das schwer zu bändigende Streben, das eigene Selbst in möglichster Unbeschränktheit kraftvoll zu bethätigen, hat — das beweist die deutsche Geschichte von der Völkerwanderung bis auf den heutigen Tag — nur selten zu einheitlicher nationaler Machtentfaltung geführt. Und doch ist germanischem Wesen auch der andere Zug nicht fremd, sich willig unterzuordnen, wo ein starker Wille auftritt; freilich begegnen wir dieser Erscheinung, die der eben genannten durchaus nicht widerspricht, fast ausschließlich auf dem beschränkten Gebiete des Stammeslebens. Hier aber hat sich die Tugend, die wir mit Recht und mit Stolz die unsere nennen dürfen: die Treue, oft in überwältigender Weise entfaltet. Sie ist auch heute noch nicht ausgestorben. Dem sächsischen Volk ist in seinem König, dem es mit freudigem Gehorsam willig folgt, zu dem es mit aufrichtiger Ehrfurcht vertrauensvoll emporblickt, der Staat versinnbildlicht; ein Begriff, den es sonst nicht recht verstehen würde, ist ihm hierdurch zur körperlichen Gestalt geworden. Was der höher Gebildete in die Begriffe und Namen „Heiligkeit des Gesetzes", „Macht der Staatsidee", „Stammeswille und Stammesbewußtsein" auflöst, das ist dem schlichten Unterthanenverstand der König in Person. Jedes Volk, also auch das sächsische, braucht Jemand, in dem es sich selber, auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gestellt, gleichwie in einem Spiegelbilde wieder erblickt; und dort, wo sich — wie bei uns Glücklichen — dies Bild mit dem allgemein vorgestellten Ideal deckt, da hat ein Volk die Herrlichkeit seines Seins greifbar vor Augen. Für eine solche befriedigende Uebereinstimmung pflegt es dankbar zu sein; und dies Gefühl wieder ist eine der festesten Wurzeln des herrlichen Eichbaumes, unter dem ein mit seinem Stamme durch deutsche Treue innigstverbundener Herzog allen Stürmen trotzen kann. Dieses gegenseitige, aus der germanischen Gefolgschaft hervorgegangene Verhältniß hat sich dermaßen allen anderen politischen Formen gegenüber dauernd überlegen gezeigt, daß die äußersten Wünsche aller Vernünftigen im Großen und Ganzen nur auf jene politische Freiheit hinzielen, die innerhalb der constitutionellen Monarchie zu erreichen ist.

Bei diesem genugsam bekannten Ursprung der Unterthanenliebe ist es kein Wunder, daß wir Sachsen ganz besonders stolz darauf sind, daß König Albert im wahrsten Sinne des Wortes als Herzog uns einst zum Siege geführt hat. In der ersten Linie spricht man, wenn von unserem König geredet oder geschrieben wird, von ihm als ruhmgekröntem Feldherrn. Im ganzen Reiche wird es ohne Neid und mit unbedingtem Vertrauen gern erzählt, daß der König von Sachsen berufen sei, im Fall eines Krieges die verantwortungsreiche Aufgabe eines ersten Führers zu übernehmen; und es ist eine in diesem Zusammenhange sehr bezeichnende Erscheinung, daß auch Excellenz v. Below in diesen Tagen eine Festschrift veröffentlicht: wohl das erste Mal, daß ein preußischer General einem sächsischen Fürsten höchste militärische Anerkennung zollt. Ueber die Berechtigung dieser in ganz Deutschland verbreiteten Volksmeinung ist kein Wort zu verlieren. Aber vielleicht hat das doch einen kleinen Nachtheil: sollte nicht gerade durch das fast ausschließlich bisher beobachtete Betonen der königlichen Leistungen auf dem Felde der Ehre eine gewisse, sicherlich ungerechtfertigte Verdunkelung der auf allen anderen Gebieten erreichten Ruhmestitel eingetreten sein? Jedenfalls besitzen wir auch heute noch keine vollständige, wissenschaftlichen Bedürfnissen und Ansprüchen gerecht werdende Biographie König Albert's; die einzige Arbeit, die überhaupt in Betracht kommen kann, ist der erste Band von Hassel's tief angelegtem Werk, und der reicht nur bis zur Thronbesteigung König Johann's. Um so reichlicher fließen dafür die Quellen für den, der die militärischen Verdienste und Ruhmesthaten unseres Herrschers kennen lernen will; hier schöpft man aus dem Vollen. Aber selbst Excellenz Müller v. Berneck, die im Rahmen des Georg v. Schimpff'schen Buches die Königszeit behandelt hat, fühlt, daß bei solcher Bevorzugung des Militärischen eine Lücke klafft. Die Worte, womit er diesem Gefühl gerecht wird, umfassen bei aller Kürze die begnadete Regierungsthätigkeit unseres Königs fast erschöpfend; sie könnten geradezu als Programm dienen. Deshalb mögen sie hier Platz finden. „Die Geschichte, welche dereinst den König Albert behandeln wird, muß wesentlich andere Gebiete betreten. Da wird der hier zu erwähnende Theil verschwindend sein; da wird es sich darum handeln, eingehend einen sächsischen König zu schildern, der in langer und gesegneter Regierungszeit, trotz brausender Gährung einzelner Volkstheile,

im vollsten Frieden mit allen seinen Sachsen lebte; da sind die weisen Regierungsmaßregeln zu verzeichnen, durch welche er sein Land zum höchsten Gedeihen brachte; da wird man über den emsigeren und ertragsreicheren Anbau des Bodens, über den gestiegenen Gewerbefleiß, über die Höhe von Kunst und Wissenschaft, über den blühenden Handel und die infolge allgemeinen Wohlstandes ungemein anwachsende Bevölkerung sprechen; da wird die große Bedeutung klargestellt werden, welche König Albert sich um das deutsche Volk und seine nationale Entwickelung erworben hat, auch in der letztvergangenen Zeit [geschrieben 1893], welche noch im lebhaftesten, dankbarsten Gedächtniß der Zeitgenossen ist." Eine solche umfassende Schilderung aber haben wir, wie gesagt, erst von einer hoffentlich nicht zu fernen Zukunft zu erwarten; geschrieben hat sie noch Niemand.

Darum liegt eben die Gefahr, einseitig zu werden oder die eigentliche Herrscherarbeit unbewußt zu verdunkeln, so nahe. Um so näher, als der naive Glauben im Volke ziemlich breiten Raum gewonnen hat: in einem constitutionellen Staate sei für die Entfaltung der Arbeitskraft des Fürsten gar kein Platz. Gott sei Dank bietet auch ein so kunstvolles Gebilde, wie es der mit verantwortlichen Ministerien und Volksvertretungen ausgestattete moderne Verfassungsstaat nun einmal ist, vielfältige Gelegenheit zur Bethätigung der Spitze dieses Staates in persönlicher Hinsicht. Es liegt nicht allzu fern, zum besseren Verständniß dieses Verhältnisses auf irgend einen größeren Betrieb der Industrie hinzuweisen. Gewiß kann in einem solchen der Director nicht Alles und Jedes selbst anordnen und ausführen; dafür haben wir doch gründlich genug den Segen einer geordneten Arbeitstheilung kennen gelernt. Aber das Andere steht mindestens ebenso außer allem Zweifel, daß innerhalb eines geregelten Betriebes erstens nichts gegen den in der Person des Leitenden verkörperten Plan des Ganzen geschieht, und daß im höheren Sinne alles irgendwie Wesentliche schließlich in den Händen des Leitenden zusammenläuft, um die zum Gedeihen nöthige Arbeitsvereinigung zu gewährleisten. Aeußerlichen Wohlstand und innere Befriedigung hat es ja wohl in Sachsen auch zu anderen Zeiten schon gegeben; selten aber sind sie mit einer väterlich milden, vorbildlich weisen, mit der Zeit fortschreitenden und in Neuerungen doch vernünftig maßhaltenden Regierung in so glücklicher Harmonie zusammengetroffen. Was gerade hier nicht übergangen werden darf: die mehr oder weniger geschickt eingeleiteten, verhüllt oder unverhüllt auftretenden Versuche, durch scharfe Betonung der Verschiedenheit der Confessionen zwischen unserm König und seinem Volke Mißtrauen und gar Zwietracht zu säen, sie sind bis auf den heutigen Tag allesammt kläglich gescheitert. Noch besteht das 1876 verordnete und 1877 auch auf die Oberlausitz ausgedehnte Oberaufsichtsrecht des Staates über die katholische Kirche im Königreich Sachsen. Mit herzlicher Ueberzeugung setzen wir hinzu: auch in Zukunft werden und müssen alle Stimmen kläglich verstummen, die in das ungetrübte Verhältniß zwischen Fürst und Volk einen Mißton bringen möchten. Wenn hier und da vielleicht nicht mit Unrecht gesagt wird: jedes Volk hat den Herrscher, den es verdient, so gilt das für uns, die wir wissen, was wir dem König aller Könige verdanken, nur zum geringen Theile: vielmehr haben wir uns die Verdienste im Wesentlichen erst noch zu erwerben, die uns berechtigen könnten, jenes Wort auf uns anzuwenden. Unser Volksleben weist — das soll auch im Festjubel nicht verschwiegen bleiben — noch manchen wunden Punkt auf; darum sei unser Aller Gelöbniß am heutigen Tage: unsere ganze Kraft, so viel ein Jeder im Kreise seines Berufes und seiner Arbeit daran mitzuhelfen vermag, dort einzusetzen, wo es gilt, durch patriotische Mitarbeit unserm geliebten König und unserer allverehrten Königin dafür zu danken, was Beide in dem verflossenen Vierteljahrhundert uns und unserm Vaterlande in Gnade und Huld gewesen sind. Noch lange, lange Jahre erfreue sich Sachsen des Glückes, von König Albert und Königin Carola regiert zu werden!

Dr. Helmolt.

Ein Birschgang durch das Schußbuch Sr. Majestät des Königs.

Von Frhrn. v. Hodenberg, Major z. D.

In diesen Festtagen, wo alle Welt erfüllt ist von dem Ruhm unseres allgeliebten Königs, wird es gewiß mit Freuden begrüßt werden, wenn wir unseren Lesern etwas aus dem Jägerleben dieses hervorragenden Waidmanns vorführen. Wissen wir doch, wie groß die Liebe Sr. Majestät zum edlen Waidwerk ist, daß Allerhöchstderselbe in der Jagd Erholung und Kraft zu neuer Arbeit findet und daß es für ihn kein größeres Vergnügen giebt als den Hirsch zu jagen oder den Auerhahn von hoher Tanne herunterzuholen. Wir wollen deshalb mit ausdrücklicher Genehmigung von Allerhöchster Stelle einen Birschgang durch die von königl. Hand geführten Schußlisten unternehmen und den hohen Waidmann in die zahlreichen Jagdgefilde begleiten. Es bietet sich unseren Blicken aber ein so reiches Feld bei Durchsicht dieses interessanten Buches, daß wir nur bedauern können, daß uns ein so knapp gemessener Raum zur Verfügung steht. Wir können deshalb nur kleine Auszüge geben, welche aber immerhin eine beredte Sprache führen von ausgezeichnetem Schießen, gutbesetzten Revieren und waidmännischer Jägerei. Am 6. October 1851 beginnt das Schußbuch mit seinen Einträgen. Auf erster Seite steht geschrieben: „Geschossen aber nicht verzeichnet: 1 Edelhirsch (Zwölfer) 1850, 2 Schaufler 1850, 1 Auerhahn, 2 Rehe, 3 Enten 1851, 1 Seehund 1849, 1 junger Fuchs 1844, 3 Tümmler, 1 Eule 1851, Hasen und Hühner unbestimmt." „Ein Hase auf Pillnitzer Revier gestreckt" beginnt die unendliche Zahl der Einträge, welche zuerst seltener, bald aber immer mehr und mehr anwachsen. Nicht nur die nackten Zahlen der Jagdbeute sind der Erinnerung vorbehalten, sondern die Bemerkungsrubrik ist viel und häufig benutzt und zeigt uns, daß nach echter Waidmannsart Alles verzeichnet steht, was auch später dem Auge nochmals vorgeführt zu werden werth erscheint. Zahlreiche Angaben über Sitz der Kugel, Patronenzahl, Fehlschüsse geben uns Beweis von dem ernsten Streben des jugendlichen Prinzen, sich zu einem echten Jäger heranzubilden. Bald auch ist der Erfolg zu sehen, die Schießfertigkeit nimmt mehr und mehr zu, bis dieselbe zu der staunenswerthen Leistung wird, welche Allen unauslöschlich ins Gedächtniß gegraben ist, denen die hohe Ehre zu Theil ward, im Gefolge dieses Hohen Waidmanns die Jagd ausüben zu dürfen. Wer zu lesen versteht in diesen Notizen und Zahlen, den muthet die Sprache herrlich an. Da sehen wir, wie der jugendliche Prinz Krähen und Tauben mit dem Tesching schießt, wie am 4. Februar 1854 ein Hirsch von 20 Enden dem tödtlichen Blei zum Opfer fällt, wie am 11. September 1855 mit der Doppelbüchse auf Nassauer Revier Bock und Ricke doublirt werden. Solcher Kugeldoubletten giebt es viele; nur einige mögen hier Platz finden: Am 14. November 1857 in Moritzburg Spießer und Thier, am 11. October 1859 ebendaselbst 2 Schaufler, am 12. August 1865 in Josephslust sogar 3 Schaufler mit 2 Schuß, am 17. August 1871 wieder 2 Schaufler in Moritzburg, am 3. October 1885 zwei Hirsche von 10 Enden in Steiermark, wo Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich, unseres Königs treuer Freund, herrliche Alpenjagden besitzt, auf denen der König so oft als Gast gewesen. Ferner erwähnen wir noch eine Doublette am 13. Februar 1886 in Langebrück, wo zwei Hirsche von 12 und 8 Enden gestreckt werden, eine, wo am 21. Februar 1891 in Ullersdorf Zehner und Achter, und endlich eine, wo am 20. Aug. 1896 in Grillenburg zwei Capitale von 14 und 12 Enden der königl. Büchse zum Opfer fallen. Diese Bemerkungen vorausgeschickt, wollen wir jetzt die einzelnen Jagdbezirke kurz streifen, wobei wir noch Gelegenheit finden, mehr des Interessanten vorzuführen. Zu diesen Jagdgebieten gehören vor Allem die königlichen Forstreviere, auf welchen sich Allerhöchstderselbe die Jagd vorbehalten hat. Es sind Reviere in den Forstbezirken Bärenfels, Dresden, Grillenburg, Grimma, Moritzburg und Schandau. Die Reviere sind mit Rothwild, theilweise sehr gut, besetzt und wir stellen diese an die Spitze, weil auf ihnen die edelste Jagdart, die Hirschjagd, vorzugsweise ausgeübt wird. Im Forstbezirk Bärenfels werden die Jagden von dem reizenden Jagdschloß Rehefeld aus auf den Revieren Altenberg, Nassau, Rehefeld und Schmiedeberg abgehalten. Hierher begleitet auch Ihre Majestät den königlichen Gemahl sehr gern, um auf hohem Gebirge in schattigem Tannenwald der Ruhe zu pflegen und die treuen Gebirgsbewohner durch Leutseligkeit und allbekannte Mildthätigkeit zu beglücken. Wie überall haben sich beide Majestäten auch hier einen herrlichen Denkstein in den Herzen der treuen Unterthanen gesetzt. Zugleich giebt die Vorliebe für den Aufenthalt im kleinen Bergschloß einen schönen Beweis von großer Bedürfnißlosigkeit und

Einfachheit. An hoher Gebirgswand reizend gelegen, birgt dasselbe kaum den allernöthigsten Platz für die hohen Herrschaften mit kleinstem Gefolge und einigen wenigen Jagdgästen, zu denen stets Se. königl. Hoheit der Prinz Georg, des hohen Jagdherrn geliebter Bruder, sowie auch dessen prinzliche Söhne gehören. Alljährlich zweimal nimmt der König hier Aufenthalt: im August zur Birsche auf den Feisthirsch und im September oder October zu den Treibjagden. Sehr häufig wurden auch die Geburtstage Ihrer Majestät der Königin, sowie Sr. königl. Hoheit des Prinzen Georg hier gefeiert. Der Rothwildstand in den genannten Revieren ist ein sehr guter und die Trophäen an den Wänden des Schlosses geben hiervon Zeugniß. Vor Allen wird das Rehefelder Revier vom König bevorzugt.*) Hier war es auch, wo am 10. September 1862 ein monströser Hirsch von über 3 Ctr. Gewicht vom hohen Jagdherrn erlegt wurde, dessen eigenartiger Kopfschmuck in der Flur des Schlosses dem Beschauer besonders in die Augen sticht. Auch hier schoß der König am 16. September 1864 einen Zehner von 335 Pfd. Gewicht und am 11. Februar 1868 den „Tannenflußhirsch" mit capitalem Geweih von 14 Enden, der durch sein Alter und seine Verschlagenheit weit und breit bekannt war. Wie stark die Hirsche hier oben noch werden, zeigen außer den genannten noch 1 Zwölfer, 12. September 1871, und 1 Zehner, 20. August 1881, von je 320 Pfd. Gewicht. Ein besonders capitales Geweih trug der „weite Hirsch", welcher am 4. August 1887 geschossen wurde und seinen Namen der besonders weiten Auslage des Geweihs verdankte. (Von diesem Geweih sind mehrere Abwürfe früherer Jahre im Besitz des Reviervermalters.) Noch in diesem Jahre erlegte Se. Majestät hier am 15. Februar 1 Hirsch von 18 und 1 von 14 Enden. Im Ganzen wurden vom königl. Jagdherrn auf Rehefelder Revier gestreckt: $\overset{18}{1}$**), $\overset{14}{2}$, $\overset{12}{11}$, $\overset{10}{18}$, $\overset{8}{26}$, $\overset{6}{16}$, 5 Gabler, 24 Spießer, 2 Monströse = 105 Hirsche, 81 Thiere, 7 Rehböcke, 3 Hasen und 2 Füchse, natürlich alles mit Kugel.

Der Dresdner Forstbezirk bietet dem Könige Jagden auf den Revieren Dresden (junge Heide), Fischhaus, Langebrück, Ullersdorf — diese Reviere bilden die Dresdner Heide —, Pillnitz, früher auch Döhlen und Fischbach. Die Dresdner Heide, früher ganz offen, wurde allmälig des Flurschadens wegen eingefriedigt, bis im Jahre 1892 auch das Ullersdorfer Revier zugemacht wurde und damit die ganze Heide abgeschlossen war. Seitdem hat sich der Wildstand noch mehr gehoben, so daß z. B. auf Ullersdorfer Revier in den letzten Jahren Strecken von über 40 Stück Rothwild vorkamen. Wie das Rehefelder Revier auf hohem Gebirge, so ist das Ullersdorfer in der Dresdner Heide des Königs Leibgehege. Hier schoß der König am 2. August 1887 $\overset{14}{1}$, $\overset{10}{2}$, $\overset{8}{1}$ und $\overset{6}{3}$ und am 1. October desselben Jahres auf der Frühbirsche einen Vierzehnender mit capitalem Geweih, welches Allerhöchstderselbe zum Andenken an diesen unvergleichlichen Birschgang in wohlgelungener Nachbildung dem Revierverwalter schenkte. Die Jagden auf diesem Revier ergaben überhaupt bedeutende Strecken für den königl. Jagdherrn, so am 4. September 1888 $\overset{14}{1}$, $\overset{12}{1}$ und $\overset{10}{2}$, am 31. August 1889 $\overset{10}{1}$, $\overset{8}{2}$, $\overset{6}{1}$, 1 Gabler und 2 Spießer, am 26. Juli 1890 $\overset{12}{1}$, $\overset{10}{2}$, $\overset{8}{4}$, $\overset{6}{1}$, 1 Spießer, am 1. September 1891 $\overset{10}{1}$, $\overset{6}{5}$, 2 Spießer und 3 Thiere, am 8. Januar 1895 $\overset{12}{1}$, $\overset{10}{2}$, $\overset{8}{4}$, $\overset{6}{1}$, 1 Spießer, 5 Thiere, am 4. September desselben Jahres $\overset{12}{1}$, $\overset{10}{1}$, $\overset{8}{2}$, $\overset{6}{2}$, 1 Gabler und den 8. Februar 1898 $\overset{14}{1}$, $\overset{12}{2}$, $\overset{10}{2}$, $\overset{8}{2}$, $\overset{6}{1}$. Ebenso schoß der König hier am 19. Januar 1897 1 Birkhahn und 1 Hasen mit der Kugel. Auf diesem Revier hat der König bei Weitem mehr Hirsche geschossen, als auf irgend einem anderen Reviere, allein in den zehn Jahren von 1886 bis 1896 erlegte Se. Majestät hier 140 Hirsche, davon 28 im Jagdjahr 1890/91 — Se. Majestät rechnet das Jagdjahr vom 1. Februar bis 31. Januar des folgenden Jahres —. Die ganze Strecke beträgt: $\overset{14}{4}$, $\overset{12}{20}$, $\overset{10}{48}$, $\overset{8}{49}$, $\overset{6}{36}$, 7 Gabler, 33 Spießer, 1 Kahlhirsch, 78 Thiere, 2 Schaufler, 2 Damspießer, 4 Damthiere, 1 Birkhahn, 19 Rehböcke, 8 Rehe, 50 Hasen, 1 Dachs, 6 Füchse. — Auch an das Fischhäuser Revier finden wir manche interessante Erinnerung; so wurden gestreckt am 16. August 1882 1 Vierzehner und 2 Zehner, von denen der erstere mit Aufbruch 445 Pfund wog, ferner am 23. September 1889 1 Zwölfer von 325 Pfund ohne Aufbruch, am 25. Juli 1896 $\overset{10}{2}$ und $\overset{8}{2}$, von denen 1 Zehner und 1 Achter doublirt wurden. Auch schoß der König hier am 25. April 1896 einen Rackelhahn. Auf beiden Revieren pflegt der König gern den Hirsch und Rehbock zu birschen. Erwähnenswerth auch scheint mir eine Strecke von 4 Thieren am 7. Januar 1893 auf Langebrücker Revier, weil diese mit 2 Doubletten erlegt wurden. — Ein weiteres oft und gern besuchtes Revier bei Dresden ist das Pillnitzer, in welchem das Schloß Pillnitz, die Sommerresidenz der Allerhöchsten Herrschaften, liegt. Hier ist kein Rothwild, aber Fasanen, Rehe, Hasen und Kaninchen bevölkern Wälder und Felder. Gar manches Stück erlegte der König im Laufe der Jahre auf diesem Reviere und den dazu gepachteten Grenzjagden. Die Gesammtstrecke besteht aus 2831 Stück, und zwar: 508 Fasanen, 39 Rehböcke, 57 Rehe, 1 Schnepfe, 167 Hühner, 51 Enten, 1797 Hasen, 153 Kaninchen, 3 Dachse, 44 Füchse, 1 Marder, 10 Verschiedenes.

Die Jagden im Grillenburger Bezirk werden in den Revieren des Tharanter Waldes Grillenburg, Naundorf, Spechtshausen und Tharant, früher auch in Rabenau (bis 1875) und Wendischcarsdorf (bis 1880) abgehalten. Der Tharanter Wald, seit ca. 10 Jahren eingefriedigt, birgt einen vorzüglichen Bestand an Rothwild, der sich von Jahr zu Jahr hebt. Die Hirsche zeichnen sich durch capitale Geweihe aus, welche der rationellen Fütterung und vor allem dem Wildpulver des Prof. Dr. Neumeister, Directors der Forstakademie, zu verdanken sind. Herrliche Cabinetstücke sind in den letzten Jahren in die königl. Sammlungen gekommen, unter denen besonders ein Geweih von 18 Enden hervorzuheben ist, dessen Träger am 11. Februar 1896 von königlicher Hand gestreckt wurde. In den letzten Jahren sind die Strecken auch so respectabel geworden, daß die Zeit wohl gekommen ist, in welcher der Tharanter Wald die anderen Hochwildreviere überflügelt, ganz besonders auch in starken Hirschen. Zum Beweise führe ich einige Strecken Sr. Majestät des Königs an: Am 13. August 1891 (Spechtshausen), $\overset{11}{2}$, $\overset{6}{3}$, 1 Spießer, am 22. August 1891 (Grillenburg) $\overset{12}{1}$, $\overset{10}{1}$, $\overset{8}{1}$, $\overset{6}{2}$ und 1 Gabler, am 14. Februar 1893 (Tharant) $\overset{14}{2}$ und $\overset{10}{1}$, am 19. August 1893 (Grillenburg) $\overset{10}{1}$, $\overset{8}{2}$, $\overset{6}{2}$, 1 Gabler und 1 Spießer, am 12. September 1894 ebendort $\overset{12}{2}$, $\overset{10}{1}$, $\overset{8}{3}$, $\overset{6}{1}$ und 3 Thiere, am 16. Februar 1895 (Grillenburg) $\overset{16}{1}$, am 24. August 1895 (Naundorf) $\overset{16}{1}$, am 20. August 1896 (Grillenburg) $\overset{14}{1}$, $\overset{12}{2}$, $\overset{10}{1}$, $\overset{8}{2}$, am 3. October 1896 (Grillenburg) auf der Frühbirsche $\overset{14}{1}$, $\overset{10}{1}$ und $\overset{6}{1}$ und am 19. August 1897 ebendort $\overset{16}{1}$, $\overset{12}{1}$, $\overset{8}{2}$ und $\overset{6}{1}$. — Erwähnenswerth ist auch eine Strecke vom 7. November 1859 in Wendischcarsdorf von 8 Böcken und 6 Rehen, eine für damalige Zeit hervorragende Strecke an Rehwild; ferner schoß der König am 20. October 1862 und am 24. October 1863 in Tharant 3 Füchse auf einem Stand, bezw. 5 Füchse außer anderem Wild.

Wir kommen jetzt zum Forstbezirke Grimma mit den Revieren Ehrenberg, Hohburg (bis 1863), Naunhof, Seidewitz, Schönbach (1857) und dem Wermsdorf-Hubertusburger Wald. Während im Letzteren noch vereinzelt Rothwild vorkommt, wird in den anderen Revieren nur anderes Wild gejagt. Der Wermsdorfer Wald mit seinem schönen Jagdschloß gleichen Namens ist ein herrliches Revier. Das Schloß ist berühmt durch seine Sammlung an Hirschgeweihen und Rehgehörnen. Hier ist auch die berühmte Cotta'sche Sammlung monströser Rehgehörne. Alljährlich im Herbste hält der hohe Jagdherr seine Jagden ab, zu denen Herren der Umgegend und einige andere Jagdgäste geladen werden. Die Jagden sind besonders mit Rehwild gut besetzt. In Hohburg schoß Se. Majestät am 11. December 1857 ebenfalls auf einem Stande drei Füchse. Besonders gut sind die Strecken auf Ehrenberger Revier, so am 8. Januar 1859 7 Böcke, 9 Rehe und am 11. December 1884 8 Böcke und 10 Rehe außer anderem Wild. Einen Bock von 8 Enden schoß der König am 23. October 1878 im Hubertusburger Wald und am 17. October 1894 auf der Oschatzer Jagd im Werms-

*) Des knappen Raumes wegen können nur einzelne Reviere näher beleuchtet werden.

**) Die kleinen Zahlen über den großen bedeuten die Endenzahl.

dorfer Wald 5 Fasane, 5 Böcke, 5 Rehe, 1 Huhn, 34 Hasen und 6 Kaninchen. Das Gesammtergebniß der königl. Strecke im Wermsdorfer Walde beträgt: 2 Hirsche von 10 Enden, 2 von 8 Enden, 4 Spießer, 9 Altthiere, 3 Birkhähne, 70 Fasanen, 451 Rehböcke, 539 Rehe, 4 Schnepfen, 15 Hühner, 1189 Hasen, 57 Kaninchen, 56 Füchse, 1 Marder, 5 Raubvögel und 4 Verschiedenes = 2411 Stück.

Einer der beliebtesten Ausflüge von Dresden führt uns nach Moritzburg mit seinem schönen Schloß und Thiergarten. Das Schloß, von August dem Starken erbaut, birgt eine hervorragende Sammlung an Hirschgeweihen, Damschaufeln und Rehgehörnen, mit den seltensten Exemplaren, unter welchen z. B. das berühmte Geweih eines Rothhirsches von 66 Enden. Der Thiergarten ist mit Roth-, Dam- und Schwarzwild besetzt. Die Nachmittagsfütterungen sind der Hauptanziehungspunkt für alle Besucher. In trautem Verein sieht man hier Roth- und Damhirsche mit hauenden Schweinen und munteren Frischlingen. Der Thiergarten ist oft von dem hohen Jagdherrn besucht und gar mancher hohe Gast hat hier der hehren Göttin Diana geopfert. Außerhalb des Thiergartens werden die Bärwalder und Bildchen-Jagd, sowie das Kreyerner Revier bejagt. Die Strecken sind sehr vielseitig und interessant. Eine Birsche am 25. August 1881 im Thiergarten ergab $\overset{14}{1}$, $\overset{12}{1}$, $\overset{10}{1}$, 2 Schaufler, 2 Keiler, eine Jagd am 29. November 1890 $\overset{14}{1}$, $\overset{12}{1}$, 9 Schaufler, 6 Damthiere, 2 Keiler, 7 Sauen, eine andere am 26. August 1891 $\overset{12}{1}$, $\overset{10}{1}$, $\overset{8}{1}$, 13 Schaufler, 1 Damthier, 2 Keiler. Am 1. December 1891 wurden von königl. Hand erlegt $\overset{12}{1}$, $\overset{8}{1}$, 12 Schaufler, 9 Damthiere, 7 Schweine, am 20. November 1894 $\overset{12}{1}$, $\overset{8}{1}$, 1 Thier, 9 Schaufler, 4 Damthiere, 10 Keiler, 15 Sauen und am 6. December 1894 auf der Bildchen-Jagd: 3 Schaufler, 1 Damthier, 1 Keiler, 3 Sauen, 1 Fasan, 3 Rehböcke, 2 Rehe und 20 Hasen. Wahrlich eine bunte Strecke! Im Ganzen schoß der König in Moritzburg: $\overset{18}{1}$, $\overset{16}{1}$, $\overset{14}{5}$, $\overset{12}{13}$, $\overset{10}{22}$, $\overset{8}{14}$, $\overset{6}{6}$, 3 Spießer, 22 Thiere, 251 Schaufler, 18 Damspießer, 127 Damthiere, 178 Keiler, 247 Sauen, 1 Birkhahn, 16 Fasanen, 120 Rehböcke, 177 Rehe, 3 Schnepfen, 13 Hühner, 18 Enten, 1803 Hasen, 66 Kaninchen, 23 Füchse, 7 Verschiedenes = 3155 Stück. Verlassen wollen wir aber Moritzburg nicht, ohne eines Trinkhorns zu gedenken, das aus einer ausgehöhlten capitalen Hirschstange besteht. Jeder zum 1. Male an der Jagdtafel in Moritzburg theilnehmende Jagdgast trinkt aus diesem Horn auf das Wohl des Allerhöchsten Jagdherrn. Glücklich der, welchem es möglich geworden, dieses Trinkhorn an die Lippen zu bringen und ohne bedeutenden Unfall zu leeren!

Der nächste Forstbezirk, in welchem Se. Majestät jagt, ist der Schandauer oder die Sächsische Schweiz. Diese romantische Gegend ist immer ein Lieblingsaufenthalt des hohen Jagdherrn gewesen. Es liegt auch ein ganz eigener Reiz darin, diese herrlichen Berge, Felsen und Thäler mit der Büchse zu durchstreifen. Dazu kommt, daß der Rothwildstand ausgezeichnet ist. Die Elbsandsteingebirge mit ihrem Sandboden und dürftigen Kiefern bieten besonders rechts der Elbe dem Wilde wenig Nahrung, so daß dasselbe im Winter einzig und allein auf die Fütterung angewiesen ist. Rechts der Elbe ist Wildzaun, nur nach Böhmen ist der Wald offen und gestattet den Hirschen ein Auswechseln in die Besitzungen des Fürsten Clary. Links der Elbe dagegen sind nur einige Dörfer mit ihren Feldern gegen das Austreten des Wildes geschützt. Im Sommer und Herbst werden zu beiden Seiten der Elbe Jagden abgehalten, nach denen das Diner bei Sendig, dem „Erfinder“ Schandaus, eingenommen wird. Früher pflegte der König einige Tage in Quisisana abzusteigen und von hier aus die Jagden abzuhalten, doch ist dieses in der letzten Zeit unterblieben. Am 26. September 1895 hatte Sendig die hohe Auszeichnung, Se. Majestät zum 100. Male in seiner Villa zum Jagddiner empfangen zu dürfen, ein Jubiläum, welches mit Illumination und Feuerwerk gefeiert wurde. Auch Ihre Majestät die Königin war hierzu überraschend gekommen und beglückwünschte Ihren hohen Gemahl.

Rechts der Elbe jagt der König auf den Revieren Hinterhermsdorf, Mittelndorf, Ottendorf und Postelwitz, links in Cunnersdorf, Markersbach, Reichstein, Reinhardtsdorf und Rosenthal. In Cunnersdorf schoß der König am 11. August 1857 einen Zehner von 3 Ctr. und am 23. August 1859 einen monströsen Zehner, am 20. September 1888 $\overset{12}{1}$, $\overset{10}{1}$, $\overset{8}{1}$, $\overset{6}{1}$, 3 Spießer und 2 Thiere; in Mittelndorf am 22. September 1859 einen Capitalhirsch von 16 Enden, am 11. September 1889 $\overset{12}{1}$, $\overset{6}{2}$, 1 Gabler, 2 Spießer, 2 Thiere und 1 Bock, am 20. August 1891 $\overset{10}{1}$, $\overset{8}{2}$, $\overset{6}{1}$, 1 Gabler und 1 Spießer; in Rosenthal am 5. September 1882 $\overset{12}{1}$, $\overset{6}{1}$, 1 Gabler und 1 Spießer, die drei Endenhirsche auf einem Stand und am 12. October 1895 unter Anderem einen capitalen Vierzehnender; in Reinhardtsdorf am 18. August 1891 $\overset{10}{1}$, $\overset{8}{1}$, $\overset{6}{1}$ und 2 Böcke und am 29. August 1894 $\overset{10}{3}$, $\overset{8}{3}$, $\overset{6}{1}$, 1 Gabler.

In der Sächsischen Schweiz liegen auch die Balzplätze der Auerhähne, die Se. Majestät fast alljährlich besucht und auf denen er 73 Hähne erlegt hat, und zwar auf den Revieren Reinhardtsdorf (39), Markersbach (16), Cunnersdorf (8), Reichstein (6), Postelwitz (3) und Mittelndorf (1). Im Ganzen erlegte der König in der Sächsischen Schweiz: $\overset{16}{1}$, $\overset{14}{5}$, $\overset{12}{19}$, $\overset{10}{36}$, $\overset{8}{65}$, $\overset{6}{84}$, 29 Gabler, 49 Spießer, 150 Thiere, 73 Auerhähne, 2 Birkhähne, 25 Böcke, 6 Rehe, 3 Hasen, 1 Fuchs, 1 Marder = 549 Stück. Hiermit haben wir in Kürze die königl. Forstreviere erwähnt. Das auf diesen erlegte Wild, reichlich der vierte Theil der Stückzahl der Gesammtsumme, besteht aus 12462 Stück, die Zahlen sind so bezeichnend, daß wir es uns nicht versagen können, diese Strecke zu specialisiren: 1185 Hirsche, 701 Thiere, 273 Damhirsche, 131 Thiere, 427 Stück Schwarzwild, 74 Auerhähne, 9 Birkhähne, 609 Fasanen, 943 Böcke, 1077 Rehe, 16 Schnepfen, 204 Hühner, 69 Enten, 5975 Hasen, 490 Kaninchen, 4 Dächse, 233 Füchse, 4 Marder, 14 Raubvögel, 21 Verschiedenes, unter letzterem 1 Nachtreiher.

Außer diesen Forstrevieren hat die königl. Civilliste noch andere Jagden erpachtet, die in der Nähe von Dresden bezw. Pillnitz liegen. Hierher rechnen wir auch die Jagd auf dem Sr. Majestät gehörigen Rittergute Helfenberg. Es sind Holz- und Feldjagden, auf denen der König seit langen Jahren gejagt hat, von denen allerdings einige wieder aufgegeben sind. Blasewitz, Dresden-Bergkeller, Hosterwitz, Leuben — sogenannte Oberforstmeisterjagd — Pappritz, Sporbitz, Wachwitz und das obengenannte Helfenberg treten noch alljährlich in den Schußlisten auf, während Dresden-Friedrichstadt, Ostragehege, Loschwitz, Gruna, Niederpoyritz, Rochwitz, Strehlen, Striesen und Zschieren seit längerer oder kürzerer Zeit nicht mehr von Sr. Majestät bejagt werden. Die Jagden Blasewitz, Bergkeller, Helfenberg, Hosterwitz, Leuben und Sporbitz, sowie auch Wachwitz ergeben sehr gute Strecken. Ferner hat auch der König an zahlreichen Jagden im Königreich Sachsen als Gast Theil genommen. So regelmäßig in Weesenstein und Jahnishausen bei Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Georg. Letzteres, ein ausgezeichnetes Hasen- und Hühnerrevier, ist in der königl. Schußliste vertreten mit 105 Fasanen, 1 Bock, 1 Reh, 66 Hühnern, 2029 Hasen, 4 Füchsen, 1 Raubvogel, im Ganzen 2207 Stück, ersteres mit 3 Fasanen, 4 Böcken, 8 Rehen, 1 Huhn, 168 Hasen, 2 Füchsen und 3 Raubvögeln. Viel war der königl. Jagdherr auch Jagdgast Sr. Durchlaucht des Fürsten Reuß ä. L. in Thallwitz bei Wurzen, wo ausgezeichnete Reh- und Hasenjagd ist. Kommen doch hier die Rehe zu Hunderten bei der Kesseljagd vor. Sr. Majestät erlegte hier 67 Stück Rehwild und 1268 Hasen. Ferner jagte der König fast alljährlich in Raitzen (von Thielau, jetzt v. d. Decken) (1723 Fasanen), in Bornitz (v. Schönberg) (1210 Hasen), Dornreichenbach (General v. Minckwitz), Leipzig-Burgaue (9 Fasanen, 43 Böcke, 38 Rehe, 22 Hasen, 4 Kaninchen, 1 Raubvogel), Leipzig-Connewitz (5 Fasanen, 53 Böcke, 31 Rehe, 1 Schnepfe, 20 Hasen, 1 Kaninchen, 1 Raubvogel), Oybin bei Zittau (10 Auerhähne), seltener in Baslitz (v. Zezschwitz), Cunewalde (v. Polenz), Frohburg (v. Falkenstein), Großzschocher (v. Falkenstein) (16 Böcke, 9 Rehe, 28 Hasen, 3 Kaninchen), Gröba (v. Kommerstädt, Jagdpächter General v. Apel), Hermsdorf (Sr. Durchlaucht Prinz Schönburg), Püchau (Graf Hohenthal), Reibersdorf (Graf Einsiedel) und Unwürde (Graf Seebach).

Die Jagdgebiete im engeren Vaterlande sind jetzt erschöpft und wir wenden unsere Blicke nun nach Sibyllenort, der von dem Herzog Wilhelm von Braunschweig ererbten Herrschaft in Schlesien, von jeher berühmt wegen seiner Schönheit und seiner vorzüglichen Jagd. Das Schloß, herrlich gelegen in einem

großen Park, hat in der letzten Zeit eine vollständige Umwandlung erfahren, und ist ein wahrhaft königlicher Sommersitz geworden. — Die Herrschaft besteht aus zahlreichen Rittergütern mit umfangreichen Wäldern. Die königl. Vermögensverwaltung, an deren Spitze der General v. Minckwitz steht, verwaltet den großen Besitz; königl. sächsische Forstbeamte sorgen für Forsten und Jagd. Der Wildreichthum ist groß, besonders an Fasanen und Rehen; schießt doch der König jährlich ca. 50 Böcke auf der Birsche und über 1000 Fasanen auf den Herbstjagden. Zweimal im Jahre nimmt der König hier Aufenthalt, jedes Mal begleitet von Ihrer Majestät der Königin, welche auch hier durch ihre unbegrenzte Mildthätigkeit und huldvolle Herzensgüte im Fluge alle Herzen erobert hat. Im Mai zur schönen Frühlingszeit und der Birsche auf den Rehbock weilen die hohen Herrschaften ca. 4 Wochen hier und im Herbst 14 Tage. Die Rehböcke setzen capitale Gehörne auf — auch hier wird mit Wildpulver gefüttert — und sorgen so für einen herrlichen Zimmerschmuck. Der Jahresabschuß ist sehr erheblich und steigert sich von Jahr zu Jahr. Im Ganzen schoß der König hier seitdem es in Höchsteigenem Besitz: 8948 Fasanen, 340 Böcke, 33 Rehe, 16 Schnepfen, 51 Hühner, 1 Ente, 1255 Hasen, 195 Kaninchen, 3 Füchse, 4 Verschiedenes = 10 846 Stück Wild. Auch empfangen Ihre Majestäten einige benachbarte Standesherren und der König besucht gelegentlich deren Jagden. So z. B. die Jagden des Fürsten Hatzfeldt, sowie der Grafen Kospoth und York v. Wartenburg. Bei ersterem erlegte Allerhöchstderselbe am 10. Juni 1896 auf den Seen bei Trachenberg außer anderem Wild 95 Wildgänse. Sehr vielseitig sind auch die Jagden, welche Se. Majestät bei verwandten und befreundeten Höfen besucht. Vor allen sind es die kaiserl. österreichischen Hofjagden in Steiermark, welche stets einen besonderen Reiz auf den königl. Jagdherrn ausgeübt haben. Dieselben liegen bei Ischl, Radmer-Eisenerz und Mürzsteg-Neuberg-Frain. Gemsen und Rothwild wird hier gejagt, neben der Treibjagd aber auch der Birschgang im hohen Gebirge gepflegt, ein Hochgenuß, welcher nur wenigen Jägern gegönnt ist. Auch hier werden gute Hirsche von königl. Hand gestreckt, brave Gemsböcke erlegt, daneben auch Alpenhasen, Füchse, Marder mit der Büchse geschossen. So wurden am 3. October 1885 auf der Weißalpe zwei Hirsche von 10 Enden doublirt, im September 1879 sogar in wenigen Tagen 15 Hirsche, 6 Thiere, 24 Gamsböcke und 13 Gaisen erlegt. Wahrlich eine stolze Strecke auf hohem Berg und eine schöne Erinnerung. Auch andere Namen aus den österreich-ungarischen Landen nennt uns die Schußliste: Da sehen wir Schönbrunn am 17. October 1865 mit 83 Fasanen, 4 Rebhühnern und 69 Kaninchen, am 27. October 1866 sogar mit 105 Kaninchen verzeichnet; dort ist der Lainzer Thiergarten im August 1866 mit 6 Hirschen von 8 bis 14 Enden, dort Ober-Laa am 10. December 1858 mit 162 Hasen; ferner Moravetz, der Prinzeß Luise von Wasa gehörig, Cladrub, Kiabitz, Klaidusta, Eigenthum des Bischofs von Brünn. 1893 bringt der König aus Ungarn von den Jagden Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Friedrich capitale Geweihe von $\overset{11}{1}$, $\overset{12}{1}$, $\overset{10}{2}$ und $\overset{8}{1}$ mit, auch wird gelegentlich des Rehefelder Aufenthalts beim Fürsten Clary in Eichwald gejagt, und so ließen sich noch manche Orte nennen. Die Gesammtstrecke auf österreichischen Jagden beträgt 229 Hirsche ($\overset{16}{2}$, $\overset{14}{6}$, $\overset{12}{21}$, $\overset{10}{63}$, $\overset{8}{63}$, $\overset{6}{46}$, 7 Gabler, 21 Spießer), 135 Thiere, 4 Schaufler, 29 Sauen, 432 Gemsen, 5 Auerhähne, 2 Birkhähne, 209 Fasanen, 9 Böcke, 4 Rehe, 4 Schnepfen, 48 Hühner, 3 Enten, 1 Haselhahn, 379 Hasen, 2 Alpenhasen, 266 Kaninchen, 4 Füchse, 2 Marder, 3 Raubvögel, 3 Besonderes = 1773 Stück. — Dieser Strecke zunächst kommt das Ergebniß des auf königlich preußischen Hofjagden in Hubertusstock, Wusterhausen, Letzlingen und im Grunewald erlegten Wildes. Diese Jagden unterscheiden sich dadurch von allen anderen vom König besuchten und auf eigenen Revieren abgehaltenen, daß die Jagen eingestellt sind. Die Strecken sind daher viel höher als bei anderen Jagden; Hunderte von Stücken werden in wenigen Stunden geschossen, wodurch naturgemäß auch die einzelnen Schützen eine erheblich größere Strecke erreichen, als bei freier Wildbahn, selbst unter den günstigsten Verhältnissen möglich ist. So erlegte Se. Majestät z. B. am 17./18. November 1882 in Hubertusstock 4 Hirsche von 12, 3 von 10, 4 von 8, 1 von 6 Enden und 28 Thiere, am 16. December 1890 in Wusterhausen 20 Schaufler und 5 Schweine, am 4. December 1897 ebendort 10 Schaufler, 5 Damthiere, 10 Keiler und 20 Sauen. Die Gesammtstrecke auf den königl. preuß. Hofjagden beträgt $\overset{12}{11}$, $\overset{10}{15}$, $\overset{8}{20}$, $\overset{6}{19}$, 1 Gabler, 11 Spießer, 94 Thiere, 122 Schaufler, 105 Damthiere und 180 Schweine.

Außerdem jagte Se. Majestät noch in der Göhrde (Hannover) 1861, in Babenhausen (Württemberg), in Allstedt (Sachsen-Weimar), auf den großherzogl. Hessischen, Mecklenburg-Schwerinschen, den herzogl. Sächsisch-Altenburg und Coburg'schen Hofjagden — auf letzteren wurde am 4. August 1859 in Kl.-Schmalkalden 1 Hirsch von 16 Enden erlegt —, auf den Hofjagden in Sibyllenort (vor 1883) und Blankenburg (Braunschweig), Plattleithe bei Wiesbaden (Nassau) und Josephslust (Hohenzollern-Sigmaringen). Aber die Jagdgelegenheit blieb nicht auf Deutschlands Grenzen beschränkt, durch verwandtschaftliche Beziehungen übte der erhabene Waidmann auch in Belgien und Italien die Jagd aus und benutzte seinen Badeaufenthalt in Helgoland, um auch dort — zu damaliger Zeit noch in englischem Besitz — auf Seevögel und Seehunde zu jagen. Ja selbst im Feldzugsjahr 1870/71 finden sich einige, wenn auch nur spärliche Gelegenheiten; so lautet ein Eintrag des Schußbuches: „Vor Paris 1870/71: 6 Fasanen, 2 Schnepfen, 3 Hühner, 1 Fuchs." Zum Schluß bringen wir noch einige Zusammenstellungen, und zwar einmal eine Zusammenstellung des während eines Jagdjahres auf den königl. Jagden geschossenen Wildes, hierbei das von Sr. Majestät selbst erlegte in Parenthese daneben stellend, sodann eine Zusammenstellung des in Summa von dem hohen Jagdherrn gestreckten Wildes, wie solche im Schußbuch verzeichnet steht.

Die Jahresstrecke sämmtlicher königlichen Jagden 1894/95 betrug: $\overset{12}{13}$ (10), $\overset{10}{29}$ (23), $\overset{8}{43}$ (27), $\overset{6}{45}$ (22), 16 (8) Gabler, 39 (18) Spießer = 185 (108) Hirsche, 207 (54) Thiere, 15 (12) Schaufler, 17 (5) Thiere, 68 (29) Schweine, 2033 (717) Fasanen, 148 (68) Rehböcke, 143 (46) Rehe, 14 (1) Schnepfen, 31 (6) Hühner, 3265 (639) Hasen, 243 (48) Kaninchen, 14 (1) Füchse. Im Ganzen 6583 (1734) Stück Wild. Hierbei bemerken wir, daß dieses nur die Strecken der Jagden sind, welche von Sr. Majestät Allerhöchstselbst abgehalten wurden und daß es durchaus nicht die stärkste Jahresstrecke ist. Die Gesammtsumme des von Sr. Majestät dem Könige erlegten Wildes beträgt: $\overset{20}{1}$, $\overset{18}{3}$, $\overset{16}{8}$, $\overset{14}{32}$, $\overset{12}{148}$, $\overset{10}{297}$, $\overset{8}{365}$, $\overset{6}{315}$, 84 Gabler, 246 Spießer, 2 monströse und 4 Kahlhirsche = 1505 Hirsche, 933 Roththiere, 409 Schaufler, 243 Damthiere, 264 Keiler, 384 Sauen, 230 Gamsböcke, 202 Gaisen, 89 Auerhähne, 12 Birkhähne, 14327 Fasanen, 1536 Rehböcke, 1351 Rehe, 55 Schnepfen, 1052 Rebhühner, 132 Enten, 21 304 Hasen, 1095 Kaninchen, 5 Dächse, 285 Füchse, 18 Marder, 19 Raubvögel, 296 Verschiedenes, hierunter 2 Seehunde, 2 Alpenhasen, 95 Wildgänse, 1 Rackelhahn, 1 Haselhahn, 2 Kormorane, 7 Taucher, 1 Haubentaucher, 1 Strandläufer, 53 Möven, 3 Tümmler, 84 andere Seevögel ꝛc.

Und nun wollen wir unseren ehrfurchtsvollen Dank an den Stufen des Thrones niederlegen für die huldvolle Erlaubniß, welcher wir einen Einblick in diese höchst interessanten Aufzeichnungen verdanken und durch welche es auch allen Denen vergönnt ist, ein klares Bild von dieser edlen Vorliebe unseres Königs zu Wild und Wald zu bekommen, welche nicht die hohe Auszeichnung genossen haben, diesen hervorragenden Waidmann bei Ausübung des Jagdwerks zu sehen. Möge der Allmächtige Se. Majestät auch ferner in seinen Schutz nehmen, auf daß Allerhöchstderselbe noch lange in der so oft bewunderten Rüstigkeit über Berg und Thal den Fährten des Hirsches folgen kann. Möge der erhabene Jagdherr auch fernerhin seine Freude am edlen Waidwerk haben, zum Segen aller echten deutschen Jägerei!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 47. Dienstag, den 26. April, Abends. 1898.

Land und Leute in Marokko.

Von Rudolf Hedrich.

(Fortsetzung.)

Sowohl die Mohamedaner, als auch die Juden sind in Marokko sehr strenggläubig. Kein „Ungläubiger“ darf z. B. eine Moschee betreten, während diese in Aegypten gegen einen Bakschisch durch Jedermann besichtigt werden dürfen. Die mohamedanischen Frauen und Mädchen besserer Familien dürfen kaum das Haus verlassen und gewöhnlich auch nur, um das Bad aufzusuchen. Ihr Gesicht wird dann mit dem Hayck derart verdeckt, daß selten mehr als die Augen zu sehen sind. Die Strenge des Gatten geht so weit, daß er z. B. nie erlauben würde, daß sein eigener Bruder oder sein bester Freund die Gattin auch nur sehen darf. Nur mit den Eltern beiderseits, sowie Freundinnen darf sie noch verkehren. Wird einmal die Frau unverschleiert sogar von einem „Ungläubigen“, im Arabischen „Kafr“ genannt, gesehen, so ist es, wenigstens einem strenggläubigen Muselman, nicht mehr möglich, sie fernerhin noch als sein Weib zu betrachten; er wird sich ihrer in irgend einer Weise entledigen. Die Jüdinnen führen dagegen ein freieres Leben. Im Allgemeinen begnügen sich die Marokkaner mit einer Frau, legen sich aber gewöhnlich noch mehrere Sklavinnen zu. Den letzteren liegen auch die Hausarbeiten ob, während sich die gesetzmäßige Frau höchstens mit Stickarbeiten, Backen von Süßigkeiten und dergleichen befaßt. Mehr als vier gesetzmäßige Frau sind überhaupt nicht erlaubt. Unter den Mauren findet man mitunter recht stattliche Gestalten mit schönen Gesichtern. — An religiösen Secten fehlt es in diesem Lande nicht; am schlimmsten treiben es die Aisauer und die Hamadschis. Die ersteren tanzen, mit nur einem Tuch bekleidet, an gewissen Festtagen, nachdem sie sich in einen Kreis aufgestellt haben, von früh bis Abends fast ohne Unterbrechung mit lang herumflatternden Haaren und werden durch diese ununterbrochenen, drehenden Bewegungen und ihren Gesang, oder besser gesagt, ihr Geheul in einen solchen Grad von Aufregung und Besinnungslosigkeit versetzt, daß sowohl Christen als auch Juden dieselben vollkommen zu meiden haben, um unliebsamen Scenen aus dem Wege zu gehen. Das Verspeisen eines Schafes in rohem Zustande bildet gewöhnlich den Schluß der Prozession. Die andere Secte, die Hamadschis, pflegen sich an einem Festtage im Jahre, dem Aid el Milud, d. i. der Geburtstag Mohamed's, demjenigen Feste, wo sich auch die Mohamedaner gegenseitig Geschenke geben, mit halbovalen, kleinen Messern so lange unter fortwährendem Hüpfen auf ihre glatt rasirten Schädel zu schlagen, bis sie bluttriefend zusammenstürzen. Die weiteren Secten sind harmloserer Natur. Die religiösen Feste der Eingeborenen dauern meistens 8 Tage. Gewöhnlich wird aber nur an den ersten Tagen sowie am siebenten gefeiert. Die Marokkaner pflegen dann in frisch gewaschener, schneeweißer Kleidung einherzugehen; grellfarbene Kaftane und neue gelbe Pantoffeln hierzu geben ein Bild, welches immer einen höchst malerischen, phantastischen Eindruck macht. Am letzten Festtage wird sehr oft eine sogenannte „Fantasia“ veranstaltet. Dieselbe besteht darin, daß eine größere Anzahl Reiter in voller Carrière auf ausgesucht schönen Pferden in weißen flatternden Gewändern und rothen Fezen mit weißen Turbanen auf einer größeren, ebenen Fläche auf und ab jagen und jedesmal, ehe sie umwenden, nach allen Richtungen hin Flintenschüsse abgeben. Um den Platz herum stehen und kauern dann immer Hunderte von Eingeborenen und Europäern und schauen dem eigenartigen Schauspiel zu. Bei besonderen Festlichkeiten wird auch mitunter ein Kameel ausgepfundet. Ich habe selbst keine Gelegenheit gehabt, das Fleisch zu probiren, glaube aber schwerlich, daß dasselbe die Eigenschaft besonderer Saftigkeit besitzt. Auch die Juden zeichnen sich, wie schon erwähnt, durch besonders strenge Einhaltung ihrer religiösen Feste und zähe Befolgung der althergebrachten Sitten aus. So wird z. B. kein eingeborener Jude am Sabbath, also von Freitag-Sonnenuntergang bis Sonnabend-Sonnenuntergang etwas mit dem Feuer zu thun haben wollen. In dieser Zeit darf weder geraucht, noch eine Kerze gebrannt werden. Arbeiten ist ebenfalls vollständig untersagt; eingehende Geschäftsbriefe dürfen nicht einmal geöffnet werden. Das Sonnabendessen, die „Sryna“, wird bereits am Freitag zubereitet und gekocht und am Sonnabend in einem Topf, dessen Deckel mit Lehm verschlossen ist, zum arabischen Bäcker gesandt, welcher dasselbe im Backofen aufwärmt. — Recht gut hat mir das Laubhüttenfest gefallen. Bei dieser Gelegenheit bauen sich die Juden auf ihren Häusern, deren Dächer, wie bereits erwähnt, platt sind, aus Rohr und Palmenzweigen Laubhütten, die einen sehr hübschen Anblick gewähren. In diesen werden während der Festtage auch die Mahlzeiten eingenommen und Abends unter Kerzenbeleuchtung die Gebete verrichtet. — Da die Mohamedaner ihren Sonntag am Freitag, die Juden den ihrigen am Sonnabend und die Christen ihn am Sonntag haben, an den betreffenden Tagen die Andersgläubigen also ruhig oder richtiger gesagt lärmend weiterarbeiten, ist der Gesammteindruck an diesen Tagen durchaus kein „sonntäglicher“. — Schulen sind hier in großer Anzahl vorhanden. Gewöhnlich ist es ein Schneidermeister, der während seiner Arbeit den auf Matten sitzenden Kindern den Koran einpaukt und sie auf hölzernen Tafeln schreiben lehrt. Auf das Auswendiglernen des Korans, was durch fortwährendes lautes Hersagen der Koransprüche und zwar durch sämmtliche Schüler zusammen erreicht wird, beschränkt sich hier die allgemeine Schulbildung. — Die Beerdigungen der Mohamedaner finden immer am Sterbetage statt. Die Leichname werden gewaschen, angekleidet, in den Hayck eingehüllt und in einem offenen Gestell, welches mit einer Matte und etwas Stroh ausgelegt ist, nach dem Gottesacker gebracht. Außer den Angehörigen und Freunden, die durch einen eigenartigen, monotonen Gesang ihren Kummer zum Ausdruck bringen, folgen zum Schluß noch eine Anzahl Klageweiber unter lautem Gejammer. — Der in Mazagan betriebene Handel ist ungemein vielseitig, leider aber bei der großen Concurrenz nicht immer so lohnend als er sein könnte. Ausgeführt werden von diesem Platze Saubohnen, Mais und Erbsen hauptsächlich nach England, den Canarischen Inseln und Spanien, Wolle wird gleichfalls nach England und nach Frankreich, neuerdings jedoch größtentheils nach Deutschland verschifft, ferner werden Häute, Schaf- und Ziegenfelle, Eier, Wachs, Mandeln, Gummi arabicum, Canariensaat, Coriander, Kümmel, Veilchenwurzel, Knochen u. s. w. versandt. Die Haupteinfuhr-Artikel dagegen bestehen aus Baumwollstoffen (Manchester Goods), Tuchen, Seiden- und Wollwaaren, Kerzen, Zucker, Thee, Kaffee, Metall- und Glaswaaren. Auf Kameelen werden die Waaren vom Innern des Landes nach hier gebracht, die Preise festgesetzt, es wird bezahlt, worauf die Verkäufer den Erlös meistentheils in europäischen Waaren anlegen, um solche auf den größeren Inlandmärkten wieder zu verkaufen. Oft nimmt das Vereinbaren der Preise ziemlich viel Zeit in Anspruch, besonders bei solchen Producten, die nicht jeden Tag zum Verkauf gelangen. Das Feilschen liegt nun einmal in der Natur der Eingeborenen. Besonders an den Markttagen, Donnerstags und Sonntags, ist der Handel überaus lebhaft; fast ununterbrochen treffen kleinere und größere Karawanen ein, die bereits unterwegs von den Agenten der verschiedenen Kaufleute umringt

und nach den betreffenden Magazinen geführt werden, die sich außerhalb der Stadt befinden. Ein großer Theil der Karawanen begiebt sich jedoch auch direct zu denjenigen Kaufleuten, mit denen sie regelmäßig in Geschäftsverbindung stehen. Ein Kameel trägt ungefähr 5½ Centner Waaren. — Die geschäftlichen Zustände bedürfen gerade gegenwärtig sehr der Verbesserung. Seitens der europäischen Häuser werden den Eingeborenen viel zu lange und zu bedeutende Credite eingeräumt. Die mohamedanische Bevölkerung wird durch ihre Kaids in einer Weise besteuert, die derselben kaum noch Gelegenheit läßt, ihren Verpflichtungen den Europäern gegenüber nachzukommen. Die Außenstände der letzteren sind infolgedessen in diesem Lande auch sehr bedeutend. Außerdem machen die häufig schlechten Ernten der letzten Jahre, sowie die unaufhörlichen Unruhen ein Gedeihen des Handels jetzt ungemein schwierig. Im Uebrigen sieht sich der Sultan vorläufig auch gar nicht veranlaßt, irgend welchen Wandel zu schaffen, da er vollständig davon unterrichtet ist, daß mehrere europäische Hauptstaaten sich für sein Land interessiren, der Eine es dem Andern nicht gönnt, und jedes Land darnach strebt, den status quo zu erhalten. — Obgleich irgend eine besondere Industrie in Mazagan nicht vorhanden ist, giebt es doch sehr geschickte Handwerker unter den Eingeborenen, sowohl unter den Mohamedanern wie auch unter den Juden. Dieselben arbeiten allenthalben in offenen Läden. In den anderen marokkanischen Plätzen wird fast durchgehends irgend ein besonderes Gewerbe gepflegt. So z. B. in Tetuan die Anfertigung von Gewehren, die mit Silber und Elfenbein ausgelegt sind, in Tanger diejenige von schön ciselirten, messingenen Tellern und Tischen; in Rabat werden viel Teppiche angefertigt, in Casablanca gleichfalls Teppiche, doch an letzterem Platze von bedeutend geringerer Qualität, da dieselben hier mit Anilinfarbe gefärbt werden. In Saffi ist die Fabrikation besserer Thonwaaren und in Mogador diejenige ciselirter Messingarbeiten, von Dolchen, Gold- und Silberarbeiten sehr zu rühmen. — An Curiositäten bot Mazagan fast gar nichts, wohl aber waren solche in Azimur, auf welchen Ort ich später noch zurückkommen werde, eher einmal aufzufinden. Erst vor zwei Jahren wurde eine große Menge Teller und Schüsseln, die einem deutschen Arzte dort zu Gesicht kamen, von diesem als alte Delfter Fayencen erkannt. Dieselben sollen von einem holländischen Segelschiff, welches gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf der Ausreise nach Syrien dorthin verschlagen worden und dort gestrandet sein soll, herrühren. Die Eingeborenen legten auf die Ladung als Strandgut Beschlag, nahmen jedoch die Teller und Schüsseln nicht in Gebrauch, sondern hingen dieselben als Verzierung an den weißgekalkten Wänden auf. Es bildete sich dann der Gebrauch aus, daß jede Tochter, die sich in diesem Orte verheirathete, eine größere Anzahl dieser Teller und Schüsseln als Heirathsgut mitbekam. Nur durch diese eigenthümliche Art und Weise der Verwendung war es möglich, daß eine so große Menge derselben über ein Jahrhundert lang in gutem Zustand erhalten bleiben konnte. Als ich vor 4 Jahren das erste Mal nach Azimur kam, wurde meine Aufmerksamkeit auch auf diesen eigenthümlichen Wandschmuck gelenkt, jedoch ahnte ich nicht, daß derselbe verhältnißmäßig so werthvoll war. Durch Liebhaber und Speculanten wurden sie nach dem Erkennen ihres Werthes in Maulthier-Ladungen aufgekauft und weggeschafft; der Preis stieg infolge dessen um das Dreißigfache; ich glaube daher kaum, daß noch viele echte Teller übrig geblieben sind. — Die Geldverhältnisse liegen noch sehr im Argen. So ist z. B. der Zoll für ausgehende Waaren in spanischem, der für eingehende in marokkanischem Gelde zu erlegen. Die Preise sind infolge dessen auch sehr von den fortwährenden Schwankungen der spanischen Valuta abhängig. Der Cours des maurischen Geldes richtet sich nach dem des spanischen. Es giebt von ersterem zwei Sorten, beide jedoch aus Silber und in denselben Werthen, nämlich die Hassanys, nach dem vor 3 Jahren verstorbenen Sultan Mulay Hassan benannt, und die Abdelazzises, welche ihren Namen dem jetzigen Sultan Mulay Abdelazziz verdanken. Die ersteren sind in Paris, die letzteren in Berlin geprägt. Die kleinste Silbermünze, der „Girsch", hat einen Werth von ¼ Peseta, also circa 16 ₰. Außerdem sind noch Kupfermünzen in Umlauf, die im Lande selbst angefertigt worden sind. Dieselben haben die Größe von etwa einer Mark und gelten ungefähr einen halben Pfennig; mitunter bekommt man auch noch Halbe und Viertel von diesen Münzen zu sehen: die letzteren haben also einen Werth von ⅛ Pfennig. Zwischen diesen Kupfer- und den genannten Silbermünzen fehlt eine Mittelmünze. — Bis noch vor zwei Jahren war Mazagan der Abladeplatz für altes, längst außer Cours gesetztes Geld derjenigen Staaten, die der lateinischen Münz-Convention angehören. Dasselbe wurde meistens durch jüdische Bankiers in Tanger zu einem sehr niedrigen Cours in Europa aufgekauft und nach Marokko hereingeschmuggelt. Außerdem fanden sich auch noch ungezählte Beträge mehrfach durchlöcherten und vernagelten Geldes hier vor, da die Araber dasselbe oft Jahrzehnte lang zu Schmuckgegenständen z. B. Ketten und einer Art Brochen in Verwendung gehabt hatten. Diese Münzen sind jedoch vor einiger Zeit außer Cours gesetzt worden. Auch viel falsches Geld ist hier noch anzutreffen. — Der Geldtransport innerhalb des Landes ist, da es Gold- oder Papier-Geld in eigener Währung nicht giebt, mit ziemlichen Kosten verbunden. Zwischen den einzelnen Plätzen besteht mitunter eine nicht unbedeutende Coursdifferenz, die, wie ja allenthalben, durch Angebot und Nachfrage hervorgerufen wird. Um dieselbe auszunützen, verkauft man bisweilen Wechsel in einer anderen Stadt und läßt sich dann das Geld durch Schiff oder über Land zusenden. Wir hatten, um ein Beispiel anzuführen, einmal einen Betrag von ca. 35000 Mark Geld nach der Währung von Mazagan nach Saffi, welcher Ort mit Schiff in etwa 9 Stunden, über Land in zwei Tagen zu erreichen ist, zu übermitteln. Da um die betreffende Jahreszeit, es war im Spät-Herbst, das Meer immer sehr bewegt ist und die Schiffe infolge dessen dann oft in Häfen, wie Saffi, nicht arbeiten können, blieb uns nichts Anderes übrig, als zur Versendung des Geldes den Landweg zu benutzen. Während nun in Deutschland die Beförderung auf diese Entfernung wenige Mark betragen haben würde, hatten wir nach unserem Gelde die folgenden Spesen zu zahlen: Kameelfracht 24,50 ℳ, militärische Begleitung durch einen Regierungs-Soldaten zu Pferd 17,50 ℳ, Ausfertigung einer Quittung durch einen maurischen Notar und übliche Trinkgelder 10,50 ℳ, Verpackungsspesen 1,75 ℳ. Im Ganzen 54,25 ℳ. Die Regierung ist natürlich dann auch verpflichtet, das Geld im Verlustfalle zu ersetzen. — Eines Tags langte in Mazagan eine Karawane aus Marakesch an, welche aus 76 Maulthieren bestand; dieselbe wurde von einem Kaid sowie einer größeren Anzahl berittener Soldaten begleitet. Jedes Maulthier trug 25000 Pesetas in Silber, die je in zwei Holzkistchen verpackt waren. Der Gesammtbetrag belief sich also auf nahezu 1½ Millionen Mark und bildete eine Abschlagszahlung der Kriegscontribution, welche die marokkanische Regierung an Spanien infolge der Melilla-Unruhen zu entrichten hatte; derartige Karawanen waren übrigens nichts Seltenes. Von hier aus wurde das Geld von einem spanischen Kriegsschiffe in Empfang genommen, nachdem eine Commission von spanischen Beamten, die zu diesem Zwecke dahin gekommen war, eine ganze Woche lang mit dem Nachzählen des Geldes beschäftigt gewesen war. — Der Schatz des Sultans in baarem Gelde, der in den verschiedenen Hauptstädten untergebracht ist, soll ganz bedeutend sein, was auch durchaus glaubhaft erscheint. Die Versuche englischer und französischer Gesellschaften, den Sultan zur Aufnahme einer Anleihe zu bewegen, sind infolge dessen und wohl auch noch aus anderen Gründen bisher vergeblich gewesen. — Drei europäische Postämter, ein englisches ein französisches und ein spanisches, vermitteln den Postverkehr mit Marokko sowie den anderen Ländern. Befinden sich Dampfschiffe in irgend einem Hafen, so werden diesen die Postsachen zur Weiterbeförderung übergeben; andernfalls besorgen Couriere, Araber zu Fuß, die von den betreffenden Postanstalten angestellt und bezahlt werden, die Beförderung bis Tanger, die von Mazagan aus fünf Tage in Anspruch nimmt. Es gehört durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß diese Couriere von räuberischen oder fanatischen Eingeborenen unterwegs überfallen und ihrer Postsäcke beraubt werden. Auch die marokkanische Regierung besorgt den Versandt von Correspondenzen, besitzt also in allen größeren Plätzen ihre eigenen Postämter, doch beschränkt sich dieser Postdienst nur auf das Inland. An Stelle von Briefmarken werden die Briefe mit einem violetten oder schwarzen Stempel versehen. Ferner giebt es noch mehrere private Postunternehmen nach Marakesch, der Hauptstadt von Südmarokko. Trotz der verschiedenartigen postalischen Einrichtungen läßt der Briefverkehr in Marokko noch recht viel zu wünschen übrig, was eben zu einem großen Theil der bereits erwähnten Unsicherheit auf den Landwegen zuzuschreiben ist. — Der Depeschenverkehr erstreckt sich nur bis Tanger. Von dort aus werden die Telegramme, falls nicht gerade ein nach den Südhäfen von Marokko abgehender Dampfer daselbst eingelaufen ist, mit dem nächsten Courier weiterbefördert. Es

kommt daher öfters vor, daß man in Mazagan erst am sechsten Tage in den Besitz des betreffenden Telegrammes gelangt. Alle Bemühungen seitens der Vertreter der europäischen Staaten, ein Kabel die marokkanische Küste entlang zu legen, sind bisher gescheitert, da dem Sultan naturgemäß gar nichts daran liegt, in so schnelle Verbindung mit den europäischen Mächten zu kommen. Aus diesem Grunde wird Marokko in absehbarer Zeit, also wenigstens so lange als die gegenwärtigen Zustände fortdauern, wohl nie Eisenbahnverbindungen erhalten. Sollte dieses aber einmal der Fall werden, so würde sich der Handel dieses Landes sicherlich um ein Bedeutendes erhöhen, da die Kameele zum Transport von Waaren nun einmal vorhanden sind und die Producte dann aus viel größeren Entfernungen beschafft werden würden. Voraussichtlich würde dann auch bedeutend mehr Land bebaut werden, denn Marokko ist trotz der eigenthümlichen Witterungsverhältnisse zweifelsohne ein sehr fruchtbares Land. Hieß es ja schon im Mittelalter die Kornkammer Europas. Damit aber dieser Name wieder zu Ehren käme, müßte auch in den Steuerverhältnissen d. h. in dem Erpressungssystem der Kaids Wandel geschaffen werden, denn gegenwärtig ist kein Araber davor sicher, daß ihm eines Tages sein Kaid unter irgend einem Vorwande Alles, was er besitzt, wegnimmt und ihn zum Ueberfluß vielleicht noch ins Gefängniß wirft. Die Folge davon ist, daß die Araber im Allgemeinen nicht mehr arbeiten, als sie unbedingt zu ihrem Lebensunterhalt nothwendig haben. Die Kleidung der Mauren trägt Witterungsverhältnissen Rechnung und ist jedenfalls sehr zweckmäßig. Sie besteht aus einem langen Hemd mit kurzen weiten Aermeln aus weißem Baumwollstoff und kurzen weiten Beinkleidern aus demselben Stoff oder farbigem Tuche. Darüber befindet sich ein farbiger Kaftan aus Tuch oder Wollsatin und über diesem ein anderes gleich langes Gewand aus weißem Mullstoff. Das letztere umgiebt ein Ledergürtel oder auch eine mehrere Meter lange wollene bezw. seidene Binde. Dem persönlichen Geschmacke entsprechend wird nun darüber ein Burnus, ein langer geschlossener Mantel aus farbigem oder weißem Tuch oder dünnem Wollstoff, getragen oder auch ein sogenannter Hayck, ein etwa 3 Meter langes und 2 Meter breites, weißes, wollenes Gewebe mit seidenen Streifen. Die Fußbekleidung besteht aus gelben Pantoffeln größtentheils ohne Benutzung von Strümpfen und die Kopfbedeckung aus einem rothen Fez, um welches ein mitunter bis 20 Meter langer Turban aus weißem Mullstoff gewunden wird. Die Bekleidung der Frauen und Mädchen weicht von der eben angeführten nicht nennenswerth ab. Deren Kaftan ist, besonders bei festlichen Veranlassungen, aus mit Goldfäden durchwebten Seidenstoffen (Goldbrocate) angefertigt, während der seidene Gürtel sich durch größere Breite und Kostbarkeit auszeichnet und mitunter einen Werth von einigen Hundert Mark besitzt. Die Pantoffeln, in diesem Falle meistens aus rothem Leder hergestellt, sind mit Seidenstickereien verziert, die Kopfbedeckung dagegen bildet ein fantastisch zusammengefaltetes buntes, seidenes Tuch. Die Tracht der Arbeiter ist bei Weitem einfacher; auch weicht die Kleidung z. B. der Rabat- und Tetuan-Kaufleute von der beschriebenen etwas ab. — An die Kost hatte man sich erst zu gewöhnen, da fast Alles mit Oliven- oder Arganöl zubereitet und ziemlich stark gewürzt wird. Es befindet sich in Mazagan ein spanisches Gasthaus (eine Fonda), welches allerdings, was Abwechselung der Gerichte anlangt, noch nicht ganz auf der Höhe der Zeit steht. Ein deutsches Hotel, welches acht Monate lang bestanden hatte, mußte leider seinen Betrieb wieder einstellen, da der Fremdenverkehr immerhin noch ziemlich unbedeutend ist. Die Preise für einzelne Eßwaaren z. B. für Geflügel und Eier sind ungemein billig. Im Sommer stellt sich der Preis für letztere auf ca. 2 ₰ das Stück, während er für eine mittelgroße Ente etwa 50 ₰, für ein mittleres Huhn 35 ₰ beträgt. Im Winter erhöhen sich allerdings die Preise um ein Bedeutendes, da die kühlere Jahreszeit der Ausfuhr großen Vorschub leistet. Auch Fische giebt es in großen Mengen und zu überaus niedrigen Preisen. Große Hummer werden mit einem Girsch, also 16 ₰, verkauft. — Ein ähnliches Schicksal wie das deutsche Hotel hatte übrigens auch ein schweizer Arzt, der trotz seiner Tüchtigkeit in Mazagan nicht aufkommen konnte und sich veranlaßt sah, nach 1½ Jahren den Platz wieder zu verlassen, da die meisten Europäer, wie bereits erwähnt, sich aus Spaniern und aus Gibralta Eingewanderten zusammensetzten und diese den spanischen Aerzten, von denen eine Zeit lang sogar zwei ansässig waren, den Vorzug gaben. Die spanischen Aerzte in Marokko erfreuen sich jedoch keines besonders guten Rufes und wohl mit wenig Ausnahmen auch nicht mit Unrecht. — Die Wasserverhältnisse sind noch höchst einfacher Natur. Obgleich fast jedes größere Haus eine Cisterne aufweist, ist man dennoch genöthigt, sich das Trink- und Kochwasser von tiefen, außerhalb der Stadt gelegenen Brunnen holen zu lassen. Das Cisternenwasser findet fast nur zum Waschen Verwendung. Mit Ledereimern wird das Wasser aus den Brunnen geschöpft, alsdann in Ziegenhäute oder Holzfäßchen gefüllt und auf Maulthieren oder Eseln durch Bedienstete nach der Wohnung gebracht. Auch kommt durch die Wasserträger das Wasser in gleicher Weise nach der Stadt zum Verkauf. Der in letzterem Falle zu zahlende Preis richtet sich ganz nach der Jahreszeit und schwankte in den letzten Jahren für den Inhalt einer Ziegenhaut, etwa 30 Liter, zwischen 3 und 16 ₰. — Diese Ziegenhäute bestehen aus einem Stück und werden durch die Araber mit großer Fertigkeit hergestellt, indem sie den Ziegen bei ihrer Tödtung, ohne daß ihnen der Bauch aufgeschlitzt wurde, über den Kopf gezogen werden; sie werden auch noch anderweit verwendet, z. B. zum Transport von Oel, ferner auch zur Anfertigung von Butter. In letzterem Falle werden dieselben zur Hälfte mit Milch angefüllt und zugebunden, darnach bearbeitet ein Araber die Ziegenhaut so lange mit seinen Füßen, bis die Butter sich gebildet hat. — Die Kaffeehäuser zeichnen sich durch große Einfachheit aus. In einem größeren, mehr stallartigen Raum mit steinernem Fußboden, der mit Matten belegt ist, sitzen die Eingeborenen mit gekreuzten Beinen und barfuß, da sie die Pantoffeln, bevor sie die Matten betreten, ablegen müssen. Gewöhnlich spielt einer auf der Gimbry, einem zweisaitigen, geigenartigen Instrumente, meistens mehr melancholische, arabische Weisen mit endlosem Texte, deren Refrain von den anderen Anwesenden mitgesungen wird. Die ausschließlichen Getränke bestehen aus stark gezuckertem grünem Thee mit Krauseminze und schwarzem Kaffee; dazu wird reichlich „Kief“ gereicht, getrocknete und alsdann zerschnittene Hanfpflanzen, die in lange Pfeifen mit fingerhutgroßen Thonköpfen gestopft werden. Dieser letztere Genuß ist berauschend und ruft ähnliche Wirkungen, wie z. B. Opium, hervor. Die Preise sind ungemein niedrig für die verabreichten Getränke. Ich habe z. B. für ein großes Glas sehr starken Kaffees mit Zucker etwa 4 ₰ bezahlt; man kann hierfür allerdings übergroßen Comfort wohl auch nicht verlangen. — Berauschende Getränke, wie Bier, Wein und Champagner, darf der Mohamedaner dem Koran entsprechend überhaupt nicht trinken. Immerhin giebt es aber heutzutage Vorgeschrittenere unter ihnen, die sich über dieses Verbot hinwegzusetzen wissen und bei besonderen Gelegenheiten, z. B. wenn sie an Kaisers Geburtstag dem betreffenden Consul ihren Besuch machen, unter der Bezeichnung Limonade gern einige Gläser Sekt zu sich nehmen, oder die beim Verzollen von Cognac oder Whisky den Besitzer bitten, ihnen eine Flasche von dieser „Medicin“ nach ihrer Wohnung zu schicken, da sie sich nicht recht wohl fühlten. Indem sie Bier als „Gerstenwasser“ (el ma esch schär) bezeichnen, werden auch diesem Getränke die Eigenschaften des Verbotenen genommen. — Bier wurde, beiläufig erwähnt, sehr billig in Mazagan verkauft. Wir bezahlten in den Läden für ein gutes deutsches oder dänisches Bier in der Menge von einer knappen ¾ Liter Flasche drei Girsch, also noch nicht ganz 50 ₰. — Auch ein Casino, der „Club Internacional“, befindet sich in Mazagan, wird jedoch hauptsächlich von Spaniern und Herkömmlingen aus Gibraltar besucht. Einige Winter hindurch war durch Veranstaltung von einer größeren Anzahl von Subscriptionsbällen auch den geselligen Ansprüchen reichlich Rechnung getragen worden. Diese wurden in dem geräumigen Hause des spanischen Consuls abgehalten, und die Damen spielten abwechselnd dazu auf dem Pianino. Die betreffenden Zimmer wurden mit den verschiedenen Consulats- und Schiffssignal-Flaggen, sowie Palmen- und Oelzweigen geschmückt und nahmen sich infolgedessen recht malerisch aus. — Anläßlich des Weihnachtsfestes benutzten wir aus Mangel an Tannen- und Fichtenbäumen einen größeren Myrthenbaum, wie solche in einer Entfernung von wenigen Stunden ziemlich zahlreich zu finden waren; dieselben eigneten sich zu diesem Zwecke ganz gut. Das ganze Zimmer wurde bei dieser Gelegenheit mit Myrthenzweigen u. s. w. verziert. Um 12 Uhr wanderte ich an diesem Abend gewöhnlich nach der Franziskaner-Kapelle in die Mitternachtsmesse. Dieselbe findet spanischem Geschmack entsprechend unter Begleitung von Harmonium-, Tamburin- und Castagnettenmusik statt. Der Altar ist mit einer Unmasse von Kerzen erleuchtet, die ganze Kapelle festlich geschmückt und die Luft mit Rosenöl geschwängert.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— **Worte der Väter.** Eine Sammlung religiöser und sittlicher Aussprüche. Herausgegeben von J. A. Knaake, Pastor in Falkenberg bei Dommitzsch. Leipzig, Verlag von Ferd. Riehm. 204 S. Broch. 2 ℳ.

Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer Einer einmal
Wieder auffrischen und lesen.

Der geistige Verkehr mit den großen Männern der Vergangenheit ist ein Hauptbildungsmittel des gegenwärtigen Geschlechts. Von solchen und ähnlichen Gesichtspunkten geht der Herausgeber vorliegender Anthologie aus. Dabei faßt er das Wort „Väter“ in dem allerweitesten Sinne und nimmt auch Worte heidnischer Schriftsteller auf. Giebt es doch auch aus dem Munde heidnischer Denker Aussprüche, welche wie Mosis Tritte bis an die Grenzen Kanaans reichen. Auch einige eigene Gedanken streut der Herausgeber des Sammelwerkes ein, welche die Wahrheit, die sie enthalten, öfters in einer recht sinnigen Fassung bieten. Das Ganze ist sachlich und zwar nach dem Alphabet geordnet, so daß es als Nachschlagebuch wohl benützt werden kann. Bei jedem Ausspruch ist der Autor angegeben, nicht aber die Stelle der betreffenden Schrift; eine vollständige Quellenangabe hat immerhin ihren Werth. Besonders kommen Luther zum Wort, Augustinus und die deutschen Nationaldichter; unter Neueren sind G. Freytag, Gerok und Kögel vertreten. Mehr Berücksichtigung hätte Heinrich Müller verdient. D. K.

— **Vater Schneller,** ein Patriarch der evangelischen Mission im heiligen Lande. Von Ludw. Schneller, Pastor in Köln. Leipzig, H. G. Wallmann. 2 ℳ, eleg. geb. 3 ℳ. — Der Name Schneller's ist durch die vielen Beschreibungen von Palästinafahrten in unseren kirchlichen Kreisen aufs Beste bekannt. Tausende sind in seinem Waisenhause von Jerusalem eingekehrt, Hunderttausende wenigstens im Geiste. Da ist das Buch, welches uns sein zweiter Sohn soeben auf den Büchertisch gelegt hat, gewiß Vielen eine hochwillkommene Gabe. Es ist den Zöglingen des syrischen Waisenhauses gewidmet und zugleich in arabischer Sprache erschienen. Schneller's Leben war ebenso durch innige Frömmigkeit wie durch hochinteressante, ergreifende Episoden ausgezeichnet. Auf den rauhen Bergen der schwäbischen Alp nahe bei Schloß Lichtenstein geboren, brachte er seine Jugendzeit im württembergischen Schuldienste zu; darauf folgte ein siebenjähriger Aufenthalt in der St. Crischona bei Basel, worauf der jungverheirathete Schneller von Spittler nach Jerusalem geschickt wurde, um dort die Missionare für die in Afrika geplante Apostelstraße auszubilden. Weil sich dieser Plan bei näherem Zusehen zerschlug, gründeten Schnellers das später so berühmt gewordene syrische Waisenhaus, dessen Hauseltern sie ihr Leben lang blieben. Dies reiche Leben mit seinen vielen Kämpfen und Sorgen, aber auch schönen Erfolgen dem Leser vor Augen zu führen, war Keiner so im Stande, wie der Sohn dieses Hauses, dessen Bücher über das heilige Land jetzt schon in Aller Händen sind. Besonders die Schilderungen im orientalischen Theil der vorliegenden Schrift sind von wunderbarer Anschaulichkeit. Eine große Menge guter Bilder, die uns namentlich Jerusalem und das christliche Leben daselbst von allen Seiten zeigen, ist beigegeben. Das treffliche Buch kommt gerade zu rechter Zeit, um auf die Kirchweihe in Jerusalem vorzubereiten. Auch als Confirmationsgabe ist es sehr geeignet. P.

— **Theodor Christaller,** deutscher Reichsschullehrer in Camerun. Ein Lebensbild erzählt von R. Böckheler. Schwäbisch-Hall, Buchhandlung für Innere Mission. 2 ℳ. — An Schriften über unsere Colonien ist kein Mangel mehr, aber sie treten uns selten in so ansprechender Form entgegen, wie diese Lebensbeschreibung des ersten deutschen Lehrers von Camerun. Nicht nur auf der Darstellung, sondern auf der ganzen geschilderten Persönlichkeit liegt etwas von jenem gemüthvollen Zauber, der das Schwabenland und seine Bewohner kennzeichnet. Man kann nicht wieder los, bis man das hübsche Buch zu Ende gelesen hat. Wer einen Einblick in das Leben und Treiben am Camerunfluß thun möchte und dazu vielleicht noch ein wenig Interesse an der Erziehung der dortigen schwarzen Jugend hat, findet hier ganz gewiß ein paar genußreiche Stunden. Nebenbei erfährt der Missionsfreund, daß die erste Reichsschule von Camerun im schönsten Einvernehmen mit den auf die Christianisirung des Landes bedachten Kreisen entstanden ist. Solche Männer wie Christaller üben ohne Zweifel einen segensreichen Einfluß in unseren Colonien aus, auch wenn die religiöse und sittliche Erziehung der Schüler keinen so breiten Raum in ihrem Stundenplan einnimmt, wie in den Missionsschulen. Möchten nur seine Nachfolger immer in seinem Geist und Sinn wirken. Die Biographie des Frühvollendeten sollte den Weg in jedes Schulhaus und in jede Volksbibliothek finden. P.

— **Lehrbuch der dänischen Sprache für den Selbstunterricht.** Mit zahlreichen Beispielen unter den Regeln und Lesestücken. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet von J. C. Poestion. Zweite verbesserte Auflage. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 180 S. Eleg. geb. 2 ℳ. — Der Verfasser ist uns bereits durch ein ähnliches Lehrbuch der schwedischen Sprache bekannt. Er ist bemüht, die lebende Sprache auf eine natürliche, lebensvolle Art zu lehren, aber dabei die Theorie nicht völlig in den Hintergrund zu stellen, wie in den kurzgefaßten Sprachführern und Parleurs zu geschehen pflegt. Es ist jedoch, um auch den mindesten Bedürfnissen entgegen zu kommen, eine Zusammenstellung der gebräuchlichsten allgemeinen Redewendungen beigegeben. Auf das Norwegische, dessen Schriftsprache dem Dänischen sehr nahe liegt, ist hier nicht eingegangen, und zwar weil in einem besonderen Bande dieser Hartleben'schen Polyglottie das norwegische Sprachidiom besonders behandelt werden soll, was, wie eine Anmerkung besagt, auch inzwischen geschehen ist. Auf die Lautlehre, namentlich die Aussprache wird mit Recht ein großer Nachdruck gelegt; die neueren Werke, welche hier in Betracht kamen, besonders C. F. Bruns' Schriften „Om Bogstavlydenes Laengde“, „Om Bogstavernes Lyd“, „Om Akcenten eller Tonefaldet i danske Ord“ sind zum Theil wörtlich benutzt. Der Formenlehre und Syntax ist ist in dem Lehrbuch ebenfalls ein breiterer Raum gegönnt und auch hier sind die einschlägigen Schriften zu Rathe gezogen, wie Schneekloths, Dansk Sproglaere til Skolebrug, Dahls Bidrag til dansk Saetningslaere u. s. w. Die beigegebenen Lesestücke könnten bei einer neuen Auflage vielleicht noch vermehrt werden. Dieselben sind spärlich vertreten. Hinsichtlich der Orthographie, welche in den nordischen Sprachen in neuerer Zeit vielfach reformirt worden ist, richtet sich Verf. nach den vor einigen Jahren gegebenen officiellen Rechtschreibungsregeln. Gerne nehmen wir nach dem Vorwort zur zweiten Auflage davon Notiz, daß das vorliegende Lehrbuch an der Universität Upsala als sprachliches Hilfsmittel empfohlen worden ist. Wir halten es für den Selbstunterricht zur schnellen, aber nicht unwissenschaftlichen Erlernung des Dänischen für wohlgeeignet. D. K.

— **Meyer's Reisebücher: Türkei, Rumänien, Serbien, Bulgarien.** 5. Aufl. Mit 6 Karten, 26 Plänen und 1 Panorama. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1898. — Wenn ein Reisebuch, das sich vorwiegend mit der Türkei beschäftigt, die fünfte Auflage erlebt, so ist das gewiß ein gutes Zeichen für seine Brauchbarkeit; die neue fünfte, *wesentlich* vermehrte Auflage rechtfertigt das Vertrauen des Publicums. In jeder Beziehung gelungen ist die Beschreibung von Konstantinopel, der allein mehr als der vierte Theil des Buches gewidmet ist. Aus Serbien, Bulgarien und Rumänien ist das Wichtigste, soweit es mit der Eisenbahn zu erreichen ist, hervorgehoben worden. Das für jedes dieser Länder beigegebene Verzeichniß von Redensarten ist sehr verbesserungsfähig; störend wirken, besonders beim Rumänischen und Bulgarischen, böse Druckfehler; auch der ethnographische Theil enthält manches Falsche und manches schiefe Urtheil, was bei einer neuen Ausgabe zu verbessern wäre. Als einen besonderen Wunsch hätten wir noch auszusprechen, daß auch das Innere des Landes etwas mehr in Betracht zu ziehen wäre. Ein Buch wie das Meyer'sche soll nicht nur allgemein Bekanntes bringen, sondern auch schöne Gegenden, interessante Plätze erschließen; zu dem Zwecke ist wohl auch die Route „Von Salonik nach Monastir“ hinzugefügt worden, zusammengedruckt auf kaum 2 Seiten (mit Zugrundelegung von „von der Golz, ein Ausflug nach Makedonien“). Die Hauptsache ist unerwähnt geblieben, denn gerade von Monastir aus lassen sich die prächtigsten Ausflüge machen, die ganz außerordentlich für die Erweiterung des Gesichtskreises des Reisenden beitragen werden, Touren, die sich mit Leichtigkeit im Wagen oder zu Pferde ausführen lassen. Sollte das Buch dadurch zu umfangreich werden, so kann man leicht Platz gewinnen durch Weglassung alles dessen, was sich auf Oesterreich-Ungarn bezieht, das findet man so wie so viel besser in dem Bande, der sich mit der österreichisch-ungarischen Monarchie beschäftigt, den wohl auch die meisten Orientreisenden besitzen werden. G. W.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 48. Donnerstag, den 28. April, Abends. 1898.

Bedeutsame Ortsnamen.

Von R. Needon.

Wenn wir im Folgenden über bedeutsame Ortsnamen handeln wollen, so sind damit Ortsnamen in weiterem Sinne gemeint, d. h. nicht nur die Namen bewohnter Ortschaften, sondern auch Flurnamen und von diesen namentlich Bergnamen. Unter diesen Ortsnamen kehren gewisse Namen immer wieder, welche Abtheilungen der Generalstabskarte für unsere Gegenden — wir berücksichtigen in erster Linie das Königreich Sachsen — wir auch betrachten mögen. Sie klingen theils einfach und uninteressant, wie Steinberg, Schloßberg, Burgberg, Weinberg, Altes Schloß, Töpferberg, Kiebitzberg; theils erregen sie religiöse oder mythologische Vorstellungen, wie Hexenberg, Heiliger Berg, Teufelsstein, Hölle; oder sie stellen scheinbar nicht zusammengehörige Begriffe zusammen: Butterberg, Lausehügel, Thörichter Busch; oder endlich sie bleiben zunächst unverständlich, sei es nun, daß sie deutschen oder slavischen Klanges sind, z. B. Kickelsberg, Romadnik, Mehltheuer. Wenn Namen der ersten Art oft wiederkehren, so erscheint es nicht weiter auffällig; Burgen, alte Schlösser, Töpfer hat es überall gegeben, und daß der Weinbau früher in unsern Landen viel mehr getrieben wurde, als jetzt, dürfte auch nicht unbekannt sein. Indessen auch mit diesen Namen ist oft eine weitere culturgeschichtliche Bedeutung verknüpft, als es auf den ersten Blick scheint. Was zunächst die zahllosen Burg- und Schloßberge, die Burgstadel oder Burgstätten, alten Burgen, alten Schlösser, Raubschlösser betrifft, so haben diese Plätze meist nicht nur eine mittelalterliche Veste getragen, wie der Name zunächst besagt, sondern sie sind schon in vorgeschichtlicher Zeit befestigt oder, vorsichtiger ausgedrückt, mit einem heidnischen Rundwall geschmückt gewesen, so z. B. der Burgberg von Dohna, wie Dr. Teichmüller jüngst nachgewiesen hat, der von Blankenstein bei Wilsdruff, der von Zittau, von Prietitz bei Kamenz, von Niederwartha, Lockwitz, Zschaitz, der Burgstadel bei Nossen am Rodigberg, der Burgstädtel bei Taubenheim, bei Wendishain, bei Penna unterhalb Rochlitz, der Schloßberg von Döbeln, wie überhaupt fast alle Schloßberge im östlichen Deutschland. Bei allen erwähnten Burgbergen u. ä. ist die Bewohnung in vorgeschichtlicher Zeit durch Funde von Urnen oder Gefäßscherben, Bronzegeräthen, Holzkohle u. dgl. nachgewiesen.[1]) Gleiche Bewandtniß hat es mit den Flurnamen Altes Schloß (z. B. bei Höfgen am linken Triebischufer) und Raubbusch (bei Dohna). Daß die Namen Schanze, Schwedenschanze, alte Schanze, Hussitenschanze, Burgwall, sowie die slavischen Groitzschberge und Hradschin (z. B. bei Bischofswerda zwischen Demitz und Schmölln) erst recht fast sämmtlich auf solche vorgeschichtliche Anlagen hindeuten, kann als bekannt vorausgesetzt werden. Eine ähnliche Bedeutung hat im Voigtlande der Name Wahl; so heißen besonders um Weida die mit einem Graben umgebnen Erderhöhungen aus vorgeschichtlicher Zeit.[2]) Doch findet sich Wahlberg als Bezeichnung von heidnischen Schanzen auch sonst, z. B. bei Falkenberg östlich von Torgau. Die Hutberge mögen wohl in der Hauptsache nur Weideland bedeuten, doch ist auch bei ihnen zu untersuchen, ob sie nicht vielleicht einst eine Burg getragen haben, der die Hut des Landes oblag, wie man denn auf dem Hutberge von Schönau noch Burgreste gefunden hat. Sie stehen dann den Wachbergen gleich. — Sehr zahlreich sind weiter die Weinberge an Stellen, wo heutzutage Niemand mehr an Weinbau denkt. Im Mittelalter, wo auswärtige Weine noch nicht so leicht und billig einzuführen waren, wie jetzt, hatte der Weinbau eben eine viel größere Bedeutung, und der Grüneberger hatte viele Nebenbuhler. So zählen z. B. die Görlitzer Rathsannalen des Johannes Haß[3]) nebeneinander von Weinen auf: Muskatel, Malvasier, Hungarisch, Rheinisch, Fränkisch und Merisch, Kotzberger (Kötzschenbroder), Crossener, Gubener, Senftenberger, Sommerfelder u. a. Großer[4]) sagt, der meiste Weinbau der Niederlausitz geschehe um Guben, Neu-Zelle und Fürstenberg, wiewohl auch in Kalau, Luberose und Sommerfeld. Auch in der Oberlausitz hat man es der Niederlausitz nachzumachen gesucht. So wird Weinbau bei der Stadt Bautzen mehrfach bezeugt.[5]) Der Platz der späteren Nikolaikirche war im Mittelalter ein Weinberg, an anderen Stellen bei der Stadt befanden sich noch 1805 Weinberge. Das Gleiche wird für Mittelcunewalde bezeugt, wo der Weinbau 1774 eingestellt ward. — Ausgedehnten Weinbau hatten weiter im Westen früher z. B. auch die Städte Grimma, Mügeln, Zeitz. Immerhin ist es auffällig, daß in der Oberlausitz auch bei ganz unbedeutenden Dörfern noch heute „Weinberge" liegen, z. B. bei Grubschütz, Gleina, Quoos, Gröditz, Doberschütz, Radibor, Plieschkowitz, Luga. Im Wendischen ist der entsprechende Name Winica, Winz (bei Strehla, Meschwitz, Wuischke, Königswartha). Nun hat man in einigen dieser Weinberge bedeutende prähistorische Funde gemacht. Auf der Winz bei Königswartha entdeckte man bei Anlegung der Blindenanstalt das große Gräberfeld, dessen schöne Buckelurnen eine Zierde des Bautzener Stiebermuseums sind. Ergiebig an Urnen, Bronzegeräthen und ähnlichen Gegenständen waren auch die Weinberge von Kalau und Amtitz (Guben), der Neuzaucher Weinberg bei Straupitz im Lübbener Kreis und der von Hoyerswerda. Bemerkenswerth ist ferner das sepulcrum Winichopez in der bekannten Oberlausitzer Grenzurkunde von 1241. Es scheint also, als habe man Heidenfriedhöfe, die ja auch oft auf Hügeln liegen, mit Vorliebe später zur Anlage von Weinbergen benutzt. Das könnte mit dem Aberglauben zusammenhängen, daß die Urnen eine gewisse, fruchtbar machende Zauberkraft verleihen, wie denn vielfach in der Lausitz daher noch die Sitte stammt, Sämereien u. dgl. in den „Todtentöpfen" aufzubewahren.[6]) Ob vielleicht wirklich der Boden ausgedehnter Heidengrabfelder eine größere Fruchtbarkeit besitzt (infolge des Gehalts an phosphorsaurem Kalk), lassen wir dahin gestellt.

Interessant sind die Kiebitzberge, die ausschließlich der norddeutschen Tiefebene anzugehören scheinen. Auch sie entpuppen sich als vorgeschichtliche Begräbnißplätze, so z. B. der Kiebitzberg bei Gandow und Bäckern, der auf Gubener Feldmark und die im Luckauer Moor. Wie kommen diese Grabhügel nun zu ihrem Namen? — Hier hat die Volksetymologie ihr Spiel getrieben. Kup heißt die Erhöhung, kupici die kleine Erhöhung bei den Wenden, Kopitze noch im neumärkischen Volksdialekt spitze, künstlich zusammengeschaffte Haufen von Sand u. s. w. Wir haben den Stamm noch in verschiedenen Ortsnamen, z. B. Kaup (bei Milkel), Kopitz (bei Pirna). Kubitze, Kübitz (mit Umlaut des u unter dem Einfluß des folgenden i) sind also tumuli, alte Hügelgräber.[7]) — Da sind ferner eine Anzahl mißtönende Namen,

---

[1]) Wo nicht besondere Nachweise gegeben sind, entstammen die Nachrichten über Alterthumsfunde dem Werke von K. Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit; Angaben über Ortssagen den Sammlungen von Haupt, Köhler, Eisel u. A.

[2]) Vgl. Alberti in der Variscia IV. (Jahresberichte des Voigtländ. Alterthumsv.)

[3]) Scriptores rerum Lusatic. Neue Folge IV, S. 378.

[4]) Lausitzische Merkwürdigkeiten V, S. 16.

[5]) Lausitzisches Magazin 1805, S. 79.

[6]) Preusker, Blicke III, S. 186.

[7]) Vergl. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. 1887, S. 49.

wie Lausehügel, Lauseberg, Lausefenn, Läusebrunnen. Begegnen uns diese in vor Alters slavischem Gebiete, so könnte der des Wendischen Kundige, an Namen, wie Lausitz, Lausnitz, denkend, vermuthen, daß hier der bekannte slavische Stamm luž, Sumpf, Lache, vorliege. Der Läusehübel bei Ostritz soll auch nach Haupt (II, 221) ein Pfützenhübel sein, da in dem bekannten Bierstreit zwischen Görlitz und Zittau 1491 die Görlitzer den Zittauern hier die Bierfässer zertrümmert hätten und so eine große Pfütze entstanden wäre. Indessen die häufige Verbindung eines „Sumpf" bedeutenden Wortes mit „Berg" und „Hügel" müßte doch stutzig machen. In der Regel pflegen doch Berge und Hügel als trocknes Land aus der sumpfigen Niederung emporzuragen. Wenn nun Lausehügel in Niedersachsen, wo zudem ja keine Wenden gesessen haben, sich häufig da finden, wo Hünengräber vorkommen, so wäre es wenigstens nicht unmöglich, daß man mit dem Namen den von den letzten Heiden heilig gehaltenen Oertlichkeiten einen Schimpf anthun wollte, wie man zu erklären versucht hat. Ein Läusehügel bei Aschersleben beispielsweise wies ein uraltes Skelettgrab auf. — Das Auffinden vorgeschichtlicher Gefäße hat die Gedanken des Volks noch auf andere Erklärungsversuche gebracht, die sich in den Namen solcher Oertlichkeiten widerspiegeln. So zeigt uns der Name Töpferberg oder Töppelberg mit Urnenfunden bei Liegnitz, Massel, Pförten in Schlesien, bei Zittau und Colditz, daß die Finder glaubten, hier müsse ehemals eine Töpferwerkstätte gewesen sein, womit sie nebenbei öfters nicht ganz unrecht haben mögen. So soll z. B. bei Zittau am Töpferberg wirklich eine solche in mindestens sehr früher geschichtlicher Zeit bestanden haben. Man schrieb ferner oder schreibt auch wohl noch die Herstellung der Todtenurnen und Beigefäße — die letzteren sind z. Th. sehr klein, oft wie Puppengeschirr — den Zwergen zu, die wendisch Ludki, mit einem andern deutschen Namen (im Voigtland und in der Lausitz) auch Heinchen genannt werden. Daher in der Lausitz die zahllosen Ludken (Luttken-, Lüttchen-) hügel und -berge, bei Sarno, Kalau, Senftenberg, Lübben, Schipkau, Giesendorf, Schleife, die wohl sämmtlich Urnengräber enthalten, ferner etwas seltener Heinchenhäuser (bei Sorau), die Heinenhäuser bei Niemitzsch, die Heinemauer bei Nieda (Görlitz), wie auch der Zwergsagen vom Löbauer Berg und Protschenberg, der Heinchensage vom Oybin zu gedenken ist; sämmtliche genannte Orte sind Stätten vorgeschichtlicher Funde. Selbst „Hussitenberge", die sonst nur alte Rundwälle bezeichnen, werden mit Zwergsagen und Heidengräbern in Verbindung gebracht, wie wir selbst erfuhren. Bei den Leuten in der Dorfschenke nach einem halb verschollenen Hügelgräberfeld forschend, erhielten wir endlich die Auskunft, in der Nähe liege ein „Hussitenbarg", da seien kleine Hügel im Busche. „Nicht wahr," fügte der Mann dann zögernd hinzu, „die Hussiten, das waren so kleine Männel?" Wir wußten darauf sofort Bescheid und fanden dann richtig auch unser Hügelgräberfeld auf dem Hussitenbarg, einer buschbewachsenen Anhöhe. — Der Name Kirchhöfel bezieht sich trotz seines christlichen Klanges in der Oberlausitz und Niederschlesien vielfach auf heidnische Urnenfriedhöfe. Doch auch für Schädelstätten im Sinne des heiligen Golgatha hielt man die Hügel, wo man häufig Gebeine fand, und nannte sie danach Galgenberge. Nachweislich in der Vorzeit als Wohn- und Begräbnißorte benutzte Hügel dieses Namens sind bei Arneburg a. d. Elbe, bei Friedrichsaue, bei Wollin*), bei Hildesheim, von wo der neuerdings vielbesprochene Silberschatz stammt. Der einfache Name Todtenberg ist seltener (z. B. bei Gardelegen in der Altmark). Streitwälder, Streitwiesen, Streitäcker deuten zwar zunächst auf Rechtsstreitigkeiten, deren Gegenstand diese Grundstücke waren, aber manche erhalten auch das Gedächtniß an eine blutige Schlacht, oder es sind Grabfelder der Vorzeit, die sich das Volk als im Zusammenhang mit einem geschichtlichen Ereigniß der Art dachte. Am Streitwald bei Burgk im Voigtland findet man noch von einer Schlacht „zwischen Heiden und Christen" hier ellentief Waffenstücke und Pferdeeisen liegen. Von den Kämpfen zwischen Franken und Sorben soll der Streitwald bei Altenburg seinen Namen haben. Auch im Streitwald zwischen Lengenfeld, Reichenbach und Hirschfeld fand man beim Roden allerhand Waffen. Lehmann im „historischen Schauplatz des Erzgebirges" berichtet vom Kriegswald bei Preßnitz, daß da noch vor hundert Jahren (also um 1580) große Haufen aufgeschichteter Knochen angetroffen worden seien, desgleichen Waffen, Sporen und Hufeisen. — Auch die Plätze, wo das Volk sich einstmals zur Berathung, zu Gericht und Opfer versammelte, sind hie und da im Gedächtniß der späteren Geschlechter geblieben. Die Gerichtsberge (bei Gelenau, Kipsdorf, Zschopau) gehören jedenfalls hierher, sicher der Mahlberg (bei Welrande, mahal althochd. das Ding, die Volksversammlung). An heidnischen Gottesdienst mag auch oft bei den Heiligen Bergen, Sümpfen, Büschen und Wiesen zu denken sein, wenn auch natürlich ebensogut Beziehung zu späteren christlichen Einrichtungen vorliegen kann, wie z. B. das „heilige Land" von Niemitzsch trotz zahlreicher Funde und Reste aus der heidnischen Vorzeit nachweislich seinen Namen erst führt, seitdem die Kapelle der heiligen Hidda darauf errichtet worden war.**) Namen wie Götzenbüschel (bei Rabenau), Göttersfels (bei Meißen), Abgott (bei Bautzen) sprechen für sich selbst.

Die letzten Heiden, die von der siegreichen christlichen Kirche verfolgt, ihre heimlichen Gottesdienste draußen im Hag abhielten, dürften bekanntlich die Ahnen der späteren Hagazussen, Hagedissen oder Hexen gewesen sein. Ihre verrufenen Versammlungsstätten sind die Hexenberge (bei Großhähnichen, daneben ein Galgenberg) oder auch die Tanzberge (bei den Schanzen von Dörschnitz und Paltschen bei Lommatzsch), die Tanzplätze (einer zwischen Gaußig und Neukirch, der berühmteste bei Jüterbog) und endlich ohne Zweifel die Gickelsberge, trotz der etymologischen Schwierigkeiten, die dieser Name bietet. Die Gickelsberge, auch Gückels-, Kikels- und Gikelberge, sind in Sachsen, namentlich in der Oberlausitz besonders massenhaft vorhanden, doch scheinen sie auch sonst oft vorzukommen; z. B. wird bei Kommerau (Kreis Schwetz, Westpreußen) ein Kickelchenberg erwähnt, ein Gückelsberg bei Sagan; auf der Gikelvehmwiese bei Mühldorf ward die Entscheidungsschlacht von Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen geschlagen. In Sachsen findet sich der Name bei Neukirch, Lohmen, Schandau, Kamenz, Pulsnitz, Harthau, Ottenhain, Häslich, Königshain, sowie als Gassenname in Bautzen, auch ähnliche Namen wie Jockelsberg bei Oberoderwitz, Gockelsberg bei Gelenau und Seifhennersdorf, Jockischberg bei Meißen, Jäckelsburg bei Dahlen, Kuckucksberg bei Herrnhut Gütelberg bei Herwigsdorf (Löbau) könnten durch Volksetymologie aus Gickelsberg entstanden sein. Man hat diesen Namen sehr verschieden abgeleitet. Zunächst soll jedesmal ein Besitzer mit dem allerdings häufigen Namen Jäckel Taufpathe gewesen sein. Indessen mag dies bei einem einzelnen Namen der Fall sein, im Allgemeinen genügt bei der großen Häufigkeit der Gickelsberge diese Erklärung nicht. Man hat dann einen Wachtberg darin sehen wollen, von dem aus man nach dem Feinde geguckt habe. Woher dann aber das i? Man sollte doch dann erwarten, daß wenigstens hier und da ein „Guck-" oder „Guckeberg" daneben stände, was nicht der Fall ist. Ebenso eignen sich viele von den Hügeln zu dem erwähnten Zwecke durchaus nicht; sie liegen nicht weit sichtbar, eher versteckt. Um endlich Gickel und Kuckuck zusammenzubringen, bedarf es auch verzweifelter Anstrengungen, und der Name wäre dann immer wieder nicht sinnvoll genug. So bleibt nur die Herleitung von *gaukeln*, gokeln, gökeln, das in der Lausitz früher eine Zauberei bedeutet, die mittelst Feuer und Licht getrieben wird, während sich sonst im Althochdeutschen nur die allgemeinere Bedeutung „Zauberei, Blendwerk, Possen treiben" für gougelan, goukelôn u. ä. findet. In Görlitzer Handschriften wird gokeln mehrmals in der obengenannten Bedeutung gebraucht. So lautet in Nikol Wurm's „Blume des Rechts" unter der Ueberschrift: „wie man klagen soll über Giftiger und Zauberer" eine Formel: ich clage (wider N. N.) zcu seiner snoden bosen kunst, dass er mit seine kokelfure meyn lybes kind bekokelt und betrogen hat, daz iz an im (ohne ihn) nyndert blyben mag. — Nickel Weller in Görlitz, seine Ehefrau, Nickel John und seine Mutter haben sich „unchristlichs Handels unterstanden, damit das sie eine rore von einem arme eines ungetaufft verstorbnen Kindleins mit wachse und weyroch von der Osterkertzen gefullet, ein Licht gemacht und also bei Nacht damit gekaukelt und gezobert haben". — Noch heute ist gokeln in der abgeschwächten Bedeutung „unvorsichtig mit Feuer und Licht umgehen" in der Lausitz allgemein üblich.***) — Gokelhahn ist in der Sage ein feuriger Drache, der das Dach anbrennt, aber auch Geld bringt, das er durch die Esse ins Haus wirft. — Die Gikelsberge wären also Zauberer- und Hexenberge im obengenannten Sinne. Merkwürdig bleibt nur das Vorherrschen des i in unserm Ortsnamen statt o. Sonst sprechen für diese Deutung noch die Schatz- und Teufelssagen, die sich an mehrere

*) Verhandl. der Berliner Ges. 1886, S. 309. 1891, S. 704.

**) Zeitschrift f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1883, S. 112.

***) Laus. Magazin 1860, S. 235

dieser Oertlichkeiten knüpfen (z. B. den Kückelsberg bei Wohla) und die erfahrungsgemäß auf heilige heidnische Stätten hinweisen. Von dem Gukelsberg bei Königshain wird geradezu erzählt, daß sich dort zu Walpurgis die Hexen versammeln. Am Gikelsberg bei Neukirch sowie an dem von Sagan sind Urnen gefunden worden. Bekanntlich verehrten unsere germanischen Altvorderen ihr Götter in heiligen Hainen. Die zahllosen Namen von Ortschaften, die mit -hain enden, Tautenhain, Gerichshain, Fuchshain, Gräfenhain u. a., mit solchen Götterhainen zusammenzubringen, wäre nun verfehlt; -hain ist hier gleich dem in Pommern und sonst noch üblichen -hagen und bedeutet wohl ein zur Ansiedlung eingezäuntes Stück Land. Jedoch liegt Königshain bei Görlitz auf unzweifelhaft heiligem Land; denn in der ganzen Gegend sind zahlreiche Alterthümer, Bronze- und Urnenfunde gemacht und auf den nahen Kämpferbergen waren nachweisbar Opferstätten.[11]) Auch Großenhain war jedenfalls schon in heidnischer Zeit ein Mittelpunkt des Verkehrs und Cultus. Viel bemerkenswerther ist das bloße „Hain". Der Gedanke an einen ehemals dem Gottesdienste geweihten Bezirk ist hier viel gerechtfertigter. Vorsicht ist zwar auch hier geboten; denn namentlich die Empfindsamkeit des vorigen Jahrhunderts gefiel sich darin, den Namen „Hain" allerhand Lustwäldchen und Anlagen beizulegen. Fast sicher wird man in Hain eine gottgeweihte Stätte der Vorzeit sehen können, wenn der Name nur noch als Flurnamen auf einem Acker- oder Wiesenstück haftet. Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem slavischen Namen hajk (kleiner Hain), der sich in der Lausitz sehr häufig findet, z. B. in der Umgegend von Bautzen bei Zschorna, Jenkwitz, Teranitz, Dahlowitz, Kölln, Nachlau, Soritz, Steindörfel. Dabei erscheint sehr oft auch noch der Flurname Romanik oder Romadnik, „Versammlungsstätte", der ebenfalls auf Zusammenkünfte der ehemaligen Bewohner zu Gottesdienst und Gericht gedeutet wird.[12]) Dem hajk entspricht Hainichen, Haynchen, Hänichen; Hainmühlen, -wiesen, -gärten, -berge, -hölzer, -hübel, Hainewalde sind nicht selten. In Görlitz heißt eine Gasse Hainwald. Für Hain kommt auch die Form Hahn vor, z. B. Hahnewald südlich von Rautenkranz, Hahnrück bei Ehrenfriedersdorf, Hahneberg bei Glashütte, Hahneweg bei Zabeltitz, Hahneberge bei Ortrand, Pulsnitz, Elstra, Neusalza, ein Hahneflüßchen bei Pulsnitz, der hohe Hahn östlich von Neustadt. Selbst ein gleichbedeutendes weibliches Wort, „die Haine", scheint bei Georgswalde und bei Geyer im Erzgebirge vorzukommen; ebenso heißt ein Ortstheil von Ebersbach in der Lausitz die Haine. Nicht weit von der böhmischen Grenze bei Weigsdorf giebt es eine waldige Gegend, die heißt der Hain oder das Hähnel. Da giebt es eine Hainstraße, einen Hainsteg und einen Hainbrunnen. Auf einem Hügel daselbst stehen die Druisteine, vom Volk auch „der alte Götzentempel" genannt. Noch jetzt zieht das Volk am Johannistage und Ostertage und am Sonntag Lätare dahin; und am Johannistage brennt dort das Johannisfeuer. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges noch soll es alte Leute gegeben haben, die dort bei Sonnenauf- und -untergang beteten. — Zu Hainewalde bei Zittau geht noch die Sage vom wilden Jäger; ebendaselbst sind Urnen und ein Götzenbild gefunden worden. Wallreste weist der „Hahn" in der Mutzschener Haide auf; das „Hahnefeld" von Stösitz bei Oschatz deckt Skelett- und Urnengräber. Bei Hähnchen wurden um 1790 Urnengräber und angebliche Spuren eines Altars entdeckt, zu Haynichen bei Görlitz ein „marmornes Fußgestell eines Götzenbildes". Alte Cultstätten sind auch nachweislich am Bergzuge des Czorneboh gewesen, wo mehrere Dörfer den Flurnamen hajk aufweisen; ebenso sind dort Grabstätten an verschiedenen Punkten aufgedeckt worden. Im Riesengebirge ist die Gegend des Hainbergs unfern Giersdorf mit steinernen Alterthümern angefüllt, deren Beziehung zu heidnischem, vielleicht keltischem Opferdienst nicht ganz von der Hand zu weisen sein dürfte, wie im Lausitzer Magazin 1855 (32. Band, S. 286) ausgeführt ist. — Da Hain mit hegen zusammenhängt, erwecken auch die Hegehölzer Aufmerksamkeit. Das Hegeholz bei Hohenleuben weist wie der Hain daneben muthmaßlich Opferstätten und Gräber auf. — Daß die Butterberge nicht nach dem wohlschmeckenden Nahrungsmittel benannt sind, ist von vornherein zu vermuthen. Von dem Kemnitzer Butterberg im alten Lausitzer Burgward Dolgowitz wird uns denn aus berichtet, daß daselbst in alten Zeiten Gericht gehalten worden sei (Lausitzer Kirchengalerie S. 203). Der Butterberg von Waltersdorf (bei Zittau, Kircheng. S. 17) wird allerdings wirklich mit der Butter zusammengebracht. In dessen Nähe sei ein Viehhof angelegt worden, aus dem die Bewohner des Dorfes ihre Butter holten. Dieser Ursprung des Namens dürfte aber, wenn überhaupt richtig, doch nur vereinzelt sein. Denn die übrigen Butterberge liegen fast alle in der Nähe irgendwie bedeutsamer vorgeschichtlicher Stätten, so bei Hainewalde, Kamenz, Königshain; ein Butterborn am Czorneboh. Man deutet es von Butz, Putz = Kobold, oder = Kesselsberg, von Butte, Kessel, Kübel, vielleicht von heidnischen Opferkesseln, die als Braubutten, mit Schätzen gefüllt, in vielen Bergen spuken (Haupt II, 110). Die Venus- oder Vensberge sind häufig am Oberrhein und in Schwaben; bei uns giebt es zwei in der Gegend von Ostritz, mit unleugbaren geheimnißvollen Beziehungen zur Vorzeit. Man hat sie als Woens-, d. i. Wodansberge erklärt, andere als Feenberge (Preusker I, S. 38). Auch die Sonnenberge können mit der Sonnenanbetung in Verbindung stehen. Ein Sonnenberg liegt bei Ostritz in der Nähe anderer bedeutungsvoller Stätten. Ein anderer bei Waltersdorf weist auf den Steinen eigenthümliche Figuren auf, während der Sonnenberg bei Sulza (Sachsen-Weimar) einen Wall trägt und durch Funde aus der Steinzeit bemerkenswerth ist. Selbst die scheinbar so harmlosen Steinberge sind nicht ganz unverdächtig; bisweilen scheint der Name auf Steindenkmäler vorgeschichtlicher Zeit bezogen zu sein. — Noch manche andere Namen ließen sich diesen anfügen, die, wie Grabmäler über den ehrwürdigen Resten der grauen Vorzeit stehend, dem Kundigen ihre einstige oder noch unangetastete Ruhestätte verrathen.

[11]) Ueber das Königshainer Gebirge und seine Alterthümer besteht eine ganze Literatur, vergl. darüber Moschkau im Lausitzer Magazin 1885.

[12]) Die Flurnamen der Lausitz sind von Kühnel in den letzten Bänden des Lausitzer Magazins gesammelt und gedeutet.

Bücherbesprechungen.

— **Oberhofprediger Dr. theol. et phil. Ernst Julius Meier.** Von Dr. phil. **Bernhard Kühn**, Pfarrer an der Johanneskiche in Dresden. Sonderabdruck aus Beitrage zur sächsischen Kirchengeschichte. XII. Heft. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 55 S. gr. 8°. 1 ℳ — Für alle Verehrer des heimgegangenen unvergeßlichen Oberhofpredigers — und das werden meist alle wahren evangelischen Christen des Sachsenlandes sein, insbesondere die Geistlichen und die Leser der Leipziger Zeitung — eine hochwillkommene Gabe. Auch Diejenigen, die schon in dem Band der nachgelassenen Predigten D. Meier's („Als die Sterbenden, und siehe, wir leben") die Lebensskizze und Charakteristik von der Hand des Bruders mit Interesse aufgenommen, werden diese biographische Charakteristik als ausführlichere Ergänzung mit Freuden begrüßen. Der dem Heimgegangenen durch Familienbande und innerlich nahestehende Verfasser, den Lesern der Leipziger Zeitung unter dem Zeichen B. K. längst bekannt als Einer, der es versteht, klar und kritisch zu beurtheilen, was Andere geleistet haben, läßt uns hier mit Klarheit sowohl wie mit inniger Vertiefung in die Eigenart der gewaltigen Persönlichkeit des Heimgegangenen einen Blick thun — soweit dies menschlicher Schilderung möglich ist — in die Tiefen und Geheimnisse von dessen Entwickelung und Art. Wir sehen die Darstellung seiner Entwickelung, seines Geisteslebens, seines Familienlebens, seiner Amtsthätigkeit, seiner wissenschaftlichen Arbeiten u. s. w., worunter uns u. A. besonders lieb ist, was über sein Haus und über seine seelsorgerliche Thätigkeit gesagt ist. Was er insbesondere der ganzen Landeskirche als Oberhofprediger gewesen, wird mehr in kurzem Ueberblick dargestellt, indem dies eingehender Geschichtschreibung der Zukunft vorbehalten wird. Aber wie dieser Ueberblick einerseits um des Gesammtbildes willen nicht wegbleiben durfte, so ist er andererseits bei aller Kürze genug, um uns die ganze Bedeutung des theuren Mannes vor Augen zu führen. Wir zweifeln nicht: es werden Viele mit uns dem Verfasser für seine Schrift — das Daß und das Wie — herzlichen Dank wissen. v. L.

— **Katechismus der Dogmatik** von Prof. D. Dr. **Georg Runze** in Berlin, in Originalleinenband 4 ℳ 300 S. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Die Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber hat schon eine Reihe von Katechismen der verschiedensten Wissenschaften herausgegeben und dabei bis jetzt die Theologie wenig berücksichtigt. Hier liegt der zweite theologische Katechismus vor, der über die Dogmatik. Katechismen über

wissenschaftliche Gegenstände werden zwar an sich die Wissenschaft wenig fördern, sie haben aber die große Aufgabe, dieselbe einem weiteren Publicum bekannt zu machen. Und das ist von großem Werth namentlich für die Dogmatik, vor welcher viele Gebildete einen wahren Schauer empfinden. Bei der Beurtheilung einer dogmatischen Arbeit ist zunächst nach dem Standpunkte des Verfassers zu fragen. Der Verfasser des vorliegenden Katechismus stellt sich uns auf S. 4 als Theologe der Union vor, der die Unterschiede der lutherischen und reformirten Glaubensform accidentiell behandeln, aber im Allgemeinen der lutherischen den Vorzug geben will. Er erscheint uns ferner als kritisch-speculativ gerichteter Dogmatiker. In kritischer Hinsicht erweist er sich den kritischen Ergebnissen der neuen Schriftauslegung wie der Philosophie zugänglich, er unterscheidet oft sehr scharf zwischen dem kindlich frommen Glauben und der adäquaten wissenschaftlichen Erkenntniß (vgl. die §§. über die übernatürliche Geburt und die Präexistenz Jesu). In speculativer Hinsicht geht er über die Resultate Schleiermacher's und Dorner's in positivem Sinne hinaus. Ueberall zeigt er sich als maßvollen und besonnenen Denker, was z. B. die trefflichen §§. 37 (Wunder), 54 (Trinitätslehre), 78 (Gottheit Jesu), 93 (Rechtfertigung aus dem Glauben), 100 (Eschatologie) beweisen. Der Verfasser ist auch ein selbständiger Denker, der sich keineswegs von Ritschl's Theologie hat gefangen nehmen lassen. Richtig findet er den Hauptschlüssel zum Verständniß der sühnenden Bedeutung des Todes Christi in der Opferidee und entwickelt diese in eigenthümlicher Weise weiter. Der Verfasser offenbart sich überall als ein reicher Geist, der seine Beweise aus allen Gebieten des Culturlebens, auch aus der weltlichen Dichtung (Lenau u. A.) heranzieht. Werthvoll ist ferner, daß er auf die neuesten theologischen Streitfragen eingeht. Auch wird sein Katechismus durch scharfe Gliederung des Stoffes, durch genaues Inhaltsverzeichniß und Register sowie dadurch, daß er die wichtigsten Stücke der Religionsphilosophie in der Einleitung behandelt und darunter die Beweise für das Dasein Gottes subsumirt, nutzbar gemacht. Solchen Vorzügen gegenüber verschwinden die Mängel, wie, daß die Angelologie (§. 55) nur als unwesentlicher, nicht organisch mit dem übrigen Lehrgebäude verbundener Anhang erscheint. Als Hauptmangel tritt hervor, daß der vorliegende Katechismus eine sehr hohe Stufe wissenschaftlich-dialektischer Durchbildung bei dem Leser voraussetzt, wodurch die Erreichung des oben angegebenen Zweckes sehr erschwert wird. Hätte sich der Herr Verfasser nicht populärer halten können? Aber wissenschaftlich sehr gebildeten Lesern wird der Katechismus eine Fülle geistiger Genüsse bieten. R. W.

— **Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild.** Band I. Rom. Das Oberhaupt, die Einrichtung und Verwaltung der Gesamtkirche. 720 Seiten, mit 60 Tafelbildern und 1100 vollseitigen und kleineren Illustrationen, in 30 Monatsheften à Heft 1 ℳ, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft in Wien. Berlin, Allgemeine Verlagsgesellschaft SW. 48. — Das erschienene 1. Heft des Prachtwerkes „Rom" enthält einen einleitenden Artikel: „Der Papst und die Kirche", sowie den Anfang einer biographischen Studie über Leo XIII. Der letztgedachte Aufsatz ist mit vielfachen Textillustrationen versehen, während das Heft außerdem als Tafelbilder den Christuskopf aus Raphael's Verklärung und ein Porträt des Cardinals Ledochowski bringt. Die Ausstattung ist durchaus würdig. Fährt die Publication, wie wohl erwartet werden darf, in der begonnenen Weise fort, so wird das Werk ein werthvolles Buch für alle Diejenigen werden, die sich für seinen Gegenstand, die heutige katholische Kirche, interessiren. ⁂

— **Katechismus der Geologie** von **Hippolyt Haas.** Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 157 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Tafel. In Originalleinenband 3 ℳ. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Bereits zum sechsten Male übergiebt Prof. Haas dem Publicum seine Geologie, darf also sicher sein, daß er bei ihrer Abfassung in jeder Beziehung das Richtige getroffen hat. Das in dem kleinen Buch von nur 231 Seiten Gebotene reicht in der That für Jeden, der nicht gerade bie Geologie speciell betreiben will, vollkommen aus und dürfte in kurzen Worten wohl auch Alles umfassen, was etwa in einer Prüfung gefragt werden kann. Die zahlreichen Abbildungen sind zum Theil unseren besten Handbüchern entlehnt, aber auch, so weit sie Originale sind, zumeist recht gut und instructiv. Besonders gefallen hat uns die als lithographirte Tafel beigegebene Abbildung des Berliner Exemplars der Archaeopteryx lithographica. — Dürfen wir in Bezug auf das Büchlein, das zu empfehlen geradezu eine Pflicht ist, einige Wünsche äußern, bez. Ausstellungen machen, so sei Folgendes hervorgehoben: Der mit der Geologie nicht bereits halbwegs Vertraute dürfte ein alphabetisches Inhaltsverzeichniß vermissen, da das Suchen in dem Sachverzeichniß für ihn sicher sehr zeitraubend ist. Das Haften der Namen im Gedächtniß wird ferner sehr durch die Angabe ihrer Herkunft erleichtert, durch die der Umfang des Buches kaum vergrößert werden würde, zumal hier und da, wie beim Cambrium und den mesozoischen Formationen bereits derartige Erklärungen vorhanden sind. Die Flötze der Potschappeler Mulde gehören auf Grund der neueren paläontologischen Untersuchungen zum Rothliegenden, nicht, wie Seite 149 angegeben, zum Carbon. Wenn auf Seite 230 nur in Frankreich gemachte Funde menschlicher Skelettheile als zweifellos diluvial anerkannt werden, so dürfte dem gegenüber der von Nehring aus den Kalktuffen bei Weimar beschriebene menschliche Milchzahn nicht weniger sicher als der Zone des Elephas antiquus angehörig zu bezeichnen sein. Was schließlich die Abbildungen anlangt, so ist die auf Seite 187 gegebene Darstellung des Ichthyosaurus entschieden als veraltet zu betrachten, und ebenso dürfte zum Mindesten der Plesiosaurus des Berliner Museums (Plesiosaurus Guilelmi imperatoris) wesentlich anders, wenn auch nicht weniger sonderbar ausgesehen haben, als die ebenfalls recht alte Reconstruction bei Haas erkennen läßt. Et.

— **Gotische Sprachdenkmäler** mit Grammatik, Uebersetzung und Erläuterungen von Dr. **Hermann Jantzen.** Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1898 (Sammlung Göschen). 137 Seiten (Preis 80 ₰). — Der Verfasser hat auf dem knappen, ihm zur Verfügung stehenden Raume mit anerkennenswerthem Geschick seine Aufgabe erledigt: die Texte sind derart ausgewählt, daß der Leser sich leicht ein klares Bild vom Bestande der gotischen Literatur wird machen können, denn er findet sämmtliche Evangelien, die paulinischen Briefe, das alte Testament und die sogenannten Skeireins durch ausgewählte Abschnitte vertreten, auch einen Theil der kleineren Reste beigefügt. Die Einleitung orientirt kurz über die Stellung der gotischen Sprache innerhalb des germanischen Sprachstammes, über Wulfila und seine Bibelübersetzung, sowie über deren Ueberlieferung und über die gotische Schrift. Die Grammatik ist vollkommen ausreichend und mit voller Sachkenntniß dargestellt. So darf denn der Verfasser hoffen, sein Ziel zu erreichen, nämlich den Leser ohne Voraussetzung besonderer Sprachkenntnisse genügend über das Gotische zu unterrichten; das Büchlein kann besonders jüngeren Studenten als erste Einführung in das Studium des Gotischen warm empfohlen werden. Nur wenige Unrichtigkeiten oder Ungenauigkeiten, wohl meist durch das gebotene Streben nach Knappheit hervorgerufen, sind dem Referenten aufgefallen: §. 1 wird die in unseren Denkmälern erhaltene gotische Sprache als die der Westgoten bezeichnet; nun gehört zwar Wulfila einem frühzeitig abgesprengten Theile der Westgoten an, sein Werk ist uns aber nur in ostgotischen Handschriften erhalten; der Unterschied der gotischen Dialekte war schwerlich so groß, daß er in der Schrift klar zum Ausdruck kommen konnte, und sollte dies doch der Fall gewesen sein, so mußte die ostgotische Ueberlieferung die westgotischen Spuren wieder verwischen. §. 2 durfte Wulfila's Geburtsjahr nicht schlechtweg als 311 bezeichnet, sondern mußte die Genauigkeit dieser Ziffer durch ein „ungefähr" beschränkt werden; Aehnliches gilt von der §. 3 angeführten, ganz unsicheren Uebersetzung der Inschrift von Pietroasa. §. 10 wird gotisch threis = gr. τρεῖς = lat. tres als Beispiel für got. ei = idg. ei einzig angeführt; diese Wahl ist unglücklich und daher irreführend. §. 11 findet sich der in einer Grammatik sehr störende Druckfehler biutan (richtig biudan). §. 12d. wird dem ai im Adverb waila der Werth eines kurzen e beigelegt und damit eine längst als unhaltbar erkannte Meinung aufgenommen; dies ai ist vielmehr diphthongisch. §. 31 durfte die Accusativform auhsuns nicht so ohne weiteres in das angeführte unregelmäßige Paradigma aufgenommen werden, denn sie ist gar nicht direct belegt, sondern erst durch Correctur der einzigen zweifellos verschriebenen Belegstelle erschlossen. Doch genug! Es sind, wie man sieht, nur Kleinigkeiten, die zu Bedenken Anlaß gegeben; der Werth des Büchleins wird durch sie nur wenig beeinträchtigt. G. Holz.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 49. Sonnabend, den 30. April, Abends. 1898.

Oeffentliche Sitzung der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am 22. April.

Der vorsitzende Secretär, Hr. Geh. Hofrath Prof. Dr. Wislicenus hielt folgende Ansprache: Hochansehnliche Versammlung! Unsere heutige Festsitzung steht unter dem Zeichen des hohen Doppelfestes unseres erhabenen Protectors, Seiner Majestät des Königs Albert, der morgen den Abschluß des siebzigsten Lebensjahres und gleichzeitig das fünfundzwanzigjährige Jubelfest allerhöchst Seiner Thronbesteigung feiert. Das ganze sächsische Volk fühlt sich in diesen Tagen wie eine Familie, die sich mit innigem Dankgefühle um ihr ehrwürdiges Oberhaupt schaart, um dem in Ehrfurcht und Begeisterung tief Geliebten ihre heißen Glückwünsche und ihr Gelöbniß unwandelbarer Treue und Nacheiferung darzubringen. Da erneut sich in jedem Familiengliede mit besonderer Klarheit und Innigkeit das Bewußtsein nicht nur des Segens, der sich über die ganze Gemeinschaft aus der treu väterlichen Fürsorge des Gefeierten ergossen hat, sondern auch jedes Zeichens besonderen gütigen Wohlwollens, mit dem der Einzelne beglückt und gefördert wurde.

So fühlt sich auch unsere Gesellschaft in besonderer Weise berechtigt und verpflichtet, Seiner Königlichen Majestät mit ihrem Danke und ihren Wünschen zu nahen, die sie dem ehrwürdigen, allgeliebten Herrn in Gestalt einer Adresse durch ihre Secretäre darbringen ließ. Vorgestern war es Ihren Abgeordneten vergönnt, Seiner Majestät in glanzvoll feierlicher Audienz diese Adresse zu überreichen und an den Stufen des Königsthrones zu verlesen. Die Fassung derselben, von der hierfür bestellten Commission festgesetzt, ist der Gesellschaft infolge der Unterbrechung ihrer Sitzungen durch die Ferien bisher nicht bekannt geworden. Ich erlaube mir daher, Ihnen noch nachträglich von derselben Kenntniß zu geben. Sie lautet:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Euerer Majestät ist es durch Gottes Gnade vergönnt, in diesen Tagen das siebzigste Geburtstagsfest zu begehen und zugleich das Andenken an die vor fünfundzwanzig Jahren erfolgte Thronbesteigung zu feiern. Unter Denen, die sich ehrfurchtsvoll und mit den heißesten Wünschen dem Throne Euerer Majestät jetzt nahen, will und darf die Königlich Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften nicht fehlen, zumal sie in Euerer Majestät ihren Erlauchten Protector verehrt und deshalb um so mehr zu hoffen wagt, daß Euere Majestät ihre Huldigung allergnädigst aufnehmen werden.

Richtet sich der Blick auf den bisherigen reich gesegneten Lebensgang Euerer Majestät, so hebt sich vor Allem hervor, daß Allerhöchstdieselben ebenso groß dastehen in den Werken des Krieges wie in denen des Friedens. Als Kronprinz haben Euere Majestät an der Spitze von Armeen Sich als Meister in der Feldherrnkunst bewährt und in blutigem Ringen das Vaterland zum Siege und zur Einigkeit geführt. Mit großen Zügen verzeichnet die Geschichte Euerer Majestät Kriegsthaten in den Annalen.

Seitdem Euere Majestät die glorreiche Regierung angetreten haben, ist unserem Vaterlande der Segen des Friedens gewahrt worden. Euere Majestät haben in dieser langen Reihe von Jahren für die Wohlfahrt des Königreiches in landesväterlicher Treue und mit nie rastender Thätigkeit und aufopferndster Hingabe gesorgt, getragen von der dankbarsten Liebe des ganzen Volkes. Zur Blüthe eines Landes gehört das Gedeihen von Kunst und Wissenschaft. Beide haben Euere Majestät in vollster Würdigung dessen und mit tiefem Verständniß stets huldvollst gefördert. Erhebende Beweise dafür hat die Königlich Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften erhalten, die unter Euerer Majestät wohlwollendster Regierung mit weit reicheren Mitteln als vorher zum Zwecke ihrer Arbeiten ausgerüstet wurde. Und noch neuerdings haben Euere Majestät ihr eine nicht hoch genug zu schätzende Gnade erwiesen, indem Allerhöchstdieselben geruhten, der 50jährigen Gedenkfeier des Bestehens der Gesellschaft durch Allerhöchstihre Gegenwart die wahre Weihe zu verleihen.

Die ehrfurchtsvollst unterzeichnete Gesellschaft dankt ihrem hohen Protector unterthänigst für die ihr bisher bewiesene Huld und Gnade und spricht den tiefgefühlten Wunsch aus, es möge Euerer Majestät vergönnt sein, das Scepter der Regierung noch eine lange Reihe von Jahren zu führen zum Segen des Landes und zum Segen der Wissenschaft.

In tiefster Ehrfurcht
allerunterthänigst
die Königlich Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften.

Wie auf die Ansprachen aller Glückwünschenden, so antwortete Seine Majestät auch auf unsere Kundgebung unmittelbar in warmen, zum Herzen gehenden Worten, indem Allerhöchstdieselben Ihren königl. Dank aussprachen, uns des fortdauernden Allerhöchsten Interesses für unsere Körperschaft versicherten und mit dem Auftrage schlossen, Sie Alle, meine lieben Herren Collegen, zu grüßen. Schließlich sprach der König Sein besonderes Bedauern darüber aus, daß wir nur zu Dreien erschienen seien und den Vierten noch immer schwere und lange Krankheit gefesselt halte. Mit einem besonderen Gruße an unseren verehrten Collegen Ribbeck verband Seine Majestät die besten Wünsche für baldige und nachhaltige Besserung und Genesung desselben. Diese schlichten, so gütigen Worte von der Höhe des Thrones aus haben wir erschütterten Herzens als eine besondere Ehrung unserer der stillen und ernsten Arbeit für die Wissenschaft lebenden Körperschaft empfunden. Wir schätzen uns glücklich, diese Minuten erlebt, in dem uns umgebenden Glanze so tief menschlich gütige Worte gehört zu haben, glücklich, daß wir uns dem ganzen unwiderstehlich wirkenden Zauber der Persönlichkeit dieses Einzigen Königs haben hingeben dürfen.

Ich weiß, verehrte Collegen und Freunde, daß in diesem Augenblicke auch Sie diese Empfindungen mit Ihren Abgesandten theilen, hat doch wohl Ihnen Allen schon das gütige Auge unseres Königs geleuchtet, sein freundliches Wort getönt. So werden Sie gern und dankbaren Herzens in den begeisterten Ruf einstimmen: Seine Majestät, unser in tiefster Ehrfurcht geliebter erhabener Protector, unser herrlicher Held und König Albert, der dem Lande und uns noch lange in seiner bewunderungswürdigen Kraft und Frische des Körpers, des Geistes und Gemüthes erhalten bleiben möge, lebe hoch! hoch! hoch!

Hierauf sprach Hr. Hofrath Professor Dr. Schreiber über das Sarapeion von Memphis. Mit dem Namen Sarapeion von Memphis bezeichnete man in griechisch-römischer Zeit eine Gruppe von Heiligthümern, die sich an die Grabstätten der in dieser alten Krönungsstadt der Pharaonen und Lagiden göttlich verehrten Apisstiere anschlossen. Der verstorbene Apis wurde als Osiris-Apis, als Osar-Api(s) oder, mit Angleichung an den von den Ptolemäern eingeführten Landesgott, als Sarapis weiter verehrt. Ueber die Beschaffenheit dieses Cultus und der ihm gewidmeten Heiligthümer geben die alten Autoren sowie eine Menge griechischer, offenbar aus Memphis stammender Papyrusurkunden die eingehendsten Nachrichten. Sie gaben auch die Anregung für die in den Jahren 1850 und 1851 von dem französischen Aegyptologen Auguste Mariette mit überraschendem Erfolge betriebenen Ausgrabungen, welche nicht nur zur Aufdeckung der Apisgräber, sondern in der Nähe des Einganges zu denselben auch zur Auffindung einer großen Anzahl griechischer Kunstwerke führten. Die Letzteren, welche allermeist alsbald wieder im Wüstensande begraben wurden, bildeten das eigentliche Thema

des Vortragenden, der zunächst auf einer Karte die Vertheilung der Bauanlagen und die Fundstelle jener Bildwerke nachwies, dann eingehender darlegte, wie die besonderen Schwierigkeiten des Unternehmens Mariette an einer gründlichen Erledigung der Ausgrabungen, später auch an der Vollendung einer ausführlichen Publication hinderten, die zweimal begonnen wurde, aber beide Male in den Anfängen stecken blieb. So ist es erst nach längeren, mühsamen Forschungen möglich gewesen, den Verlauf und die Ergebnisse der Ausgrabungen, soweit sie Schöpfungen der griechischen Kunst zu Tage förderten, genauer festzustellen.

Am Ende einer langen, von dem Geographen Strabon bereits halb versandet gesehenen Sphinxallee, der zum Sarapeion führenden Feststraße, war Mariette auf einen breiten, gepflasterten und mit niederen Einfassungsmauern versehenen Gang gestoßen und am Anfang desselben auf einen halbkreisförmigen Ruheplatz. Hier fanden sich elf Statuen griechischer Dichter, Redner und Philosophen, einige davon — Pindar, Platon, Protagoras — an den Namensbeischriften kenntlich, die Statue Homer's an den bekannten Gesichtszügen. Weiter vorwärts, nahe beim Eingang zu den Apisgrüften, fanden sich zwei dem Sarapiscult gewidmete Capellen, die eine griechischen Stils, die andere von ägyptischer Bauart. Ihnen gegenüber standen auf dem Mauerrand in regelmäßiger Vertheilung überlebensgroße Votivstandbilder, eine Löwin, ein Panther und zwei Pfauen, je einen Knaben als Reiter tragend, ferner ein Sperber mit der doppelten Königskrone (dem pschent), ein Kerberos und andere Figuren, endlich auch eine zwar ohne Flügel, aber mit fast unversehrtem Kopfe erhaltene Sirene, in der aus der griechischen Kunst wohlbekannten Auffassung, mit der Schildkrötenleier im Arme, den klagenden Blick zur Seite gewendet.

Diese Statuen, vor Allem die jetzt im Museum zu Gize bei Kairo aufbewahrte Sirene, dürfen als Originalschöpfungen der alexandrinischen Bildhauerkunst bezeichnet werden. Sie müssen jedenfalls vor Strabon's Zeit, wahrscheinlich in den letzten Jahrhunderten vor Beginn der christlichen Aera von einheimischen Künstlern, vielleicht als Stiftungen der Ptolemäer gearbeitet worden sein. Dadurch gewinnen sie für die antike Kunstgeschichte einen besonderen Werth. Innerhalb der alexandrinischen Plastik, deren Entwickelungsphasen der Vortragende in großen Zügen schilderte und durch Abbildungen reich veranschaulicht hatte, gehört die Sirene von Memphis nicht mehr der älteren, noch vom Mutterlande abhängigen idealistischen Stilrichtung an, sondern repräsentirt eine bereits selbständig gewordene, sehr eigenartige, von den Volkstypen Alexandriens beeinflußte und entschieden realistische Kunstweise.

Zum Schluß hielt Hr. Geh. Bergrath Professor Dr. Credner einen Vortrag über sächsische Erdbeben. Ueber in Sachsen heimische, also in diesem Lande autochthone Erdbeben liegen aus früheren Zeiten nur höchst spärliche Nachrichten vor. Da erfolgte im November 1875 ein Beben, welches den größten Theil des Vogtlandes und zwar local sehr kräftig erschütterte. In Beantwortung der an die Bewohner jenes Landstriches versandten und zugleich durch die Zeitungen zu allgemeiner Kenntniß gebrachten Fragebogen gingen so zahlreiche Berichte über dieses Erdbeben ein, daß es möglich wurde, dasselbe einer ausführlichen beschreibenden und genetischen Erörterung zu unterwerfen. Seit jener Zeit hat die königl. geologische Landesanstalt von Sachsen den systematischen Verfolg aller sich im Laufe der Jahre innerhalb des Königreichs abspielenden oder von dort ausgehenden Erdbeben als eine ihrer Aufgaben betrachtet. Der zu diesem Zwecke organisirte, durch die Tagespresse in dankenswerthester Weise unterstützte seismische Nachrichtendienst hat reiche Früchte gezeitigt und die Untersuchung und Beschreibung von nicht weniger als 38 sächsischen Erdbeben ermöglicht, welche sich während der Jahre 1875 bis 1897 ereigneten. Den Abschluß dieser Reihe bildet das in Mitteldeutschland einzig dastehende sächsisch-böhmische Erdbeben im Spätherbste vorigen Jahres, welches am 24. October begann und erst am 29. November sein Ende fand, also 37 Tage in Anspruch nahm und sich aus einer Anzahl starker, schreckenerregender Stöße, Hunderten von schwächeren Erschütterungen und voraussichtlich unzähligen Erzitterungen und mikroseismischen Fibrationen zusammensetzte.

Eingeleitet durch eine Anzahl bald leichterer, bald kräftigerer seismischer Bewegungen erfolgte der erste Hauptstoß am 25. October Abends 9 Uhr in der Gegend von Untersachsenberg—Graslitz am Elstergebirge, und erschütterte nicht nur das gesammte Vogtland und Egerland, sondern machte sich durch seine peripherisch verklingenden schwächsten Aeußerungen im Westen noch bis in die Gegend von Lobenstein, im Osten bis Tharandt bei Dresden bemerklich. Der zweite Abschnitt der Erdbebenperiode erreichte seinen Höhepunkt mit einem am Abend des 29. October gegen 8 Uhr stattfindenden heftigen Stoße, an welchen sich während der ganzen Nacht vom 29. zum 30. October und zwar namentlich in der Frühe des letztgenannten Tages zahlreiche sehr energische und noch viel häufigere schwächere Stöße anreihten, die sich vom oberen Vogtlande aus bis Zwickau, Schneeberg im Erzgebirge und Carlsbad, ja bis Brand bei Freiberg und Pfraumberg am Böhmer Walde fortpflanzten. Noch kräftiger als die vorangegangenen war der Hauptstoß, welcher am 7. November früh 5 Uhr, von Graslitz ausgehend, außer dem Vogtlande noch einen großen Theil des Erzgebirges, des Kaiserwaldes, des Tepler Hochlandes und des Fichtelgebirges in Erschütterung versetzte. Ihren Höhepunkt aber erreichten die während dieser ganzen Zeit bis auf einige kurze Unterbrechungen stetig fortdauernden, bald stärkeren, bald schwächeren Erdbebenerscheinungen in dem am 17. November früh 8 Uhr stattfindenden Stoße. Der Ausgangspunkt desselben war nicht mehr wie im Anfange der seismischen Periode Untersachsenberg oder wie später Graslitz, sondern derselbe ist von dort nach Südwesten in die Gegend von Schönbach-Wildstein-Brambach-Asch gewandert. Infolge dessen hat sich auch das Schüttergebiet und das pleistoseismische Areal seines Bebens mehr nach S, also vom Vogtlande aus nach dem nordwestlichen Böhmen verschoben.

In immer seltener und schwächer werdenden Erschütterungen klingt die Erdbebenperiode allmälig aus, die Zeitzwischenräume zwischen den Erbebungen werden größer, bis endlich die seismische Thätigkeit nach 37tägiger Dauer mit einem schwachen Stoße in der Graslitzer Gegend am 29. November erlischt.

Die Thatsache, daß dieses große sächsisch-böhmische Erdbeben nicht etwa eine im Vogtlande für sich allein dastehende seismische Erscheinung, sondern vielmehr nur das derzeitige Endglied einer Reihe von 23 Erdbeben darstellt, die im Laufe der letzten 22 Jahre im Vogtlande stattgefunden haben oder von ihm ausgegangen sind, stempelt das letztere zu einem chronischen Schüttergebiete. Von Schichtenfaltungen und von Spaltensystemen in erzgebirgischer und Thüringer Wald-Richtung eng durchzogen, — durch Dislocationen mosaik- oder breccienartig zertrümmert, — dem Gebirgsdrucke der genannten zwei Faltensysteme ausgesetzt, lieferte der Untergrund des Vogtlandes die zahlreichen Ausgangspunkte aller jener Erbebungen, welche demnach der Gruppe der tektonischen oder Dislocationsbeben zuzuzählen sind.

Luther als Dilettant.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Luther als Dilettant, als mehr oder weniger geschickter Liebhaber und Pfleger gewisser Beschäftigungen, deren Ausübung außerhalb seines eigentlichen gelehrten und wissenschaftlichen Berufes lag — gewiß werden meine Leser über dieses scheinbare Paradoxon zunächst ungläubig die Köpfe schütteln, weil dasselbe mit ihren Vorstellungen von dem ernsten, glaubensmuthigen Gottesstreiter unvereinbar erscheint. Und doch, meinen wir, tragen solche Einzelzüge erst recht zum Gesammtbilde des großen Mannes bei und zwar um so mehr, je weniger sie den landläufigen Vorstellungen zu entsprechen scheinen, denn nur so wird es möglich, einen klaren Ueberblick über die Gesammtpersönlichkeit zu erhalten und dieselbe gerecht zu beurtheilen. Inwieweit Luther sich mit der Dichtkunst beschäftigte, gehört nicht hierher. Denn wir betrachten diese Thätigkeit des Reformators, der er einen guten Theil seiner Zeit und Fähigkeiten widmete, als in inniger Beziehung zu seinem Lebenswerke, der Kirchenverbesserung, stehend. Erkannte er doch selbst, wie wichtig es für das Gedeihen des letzteren sei, wenn es dem Volke ermöglicht werde, sich in seiner eigenen Sprache gewissermaßen „in seinen Glauben hineinzusingen“. Daher mögen wir unseren Luther auf dem Gebiete der Poesie, des deutschen Kirchenlieds insbesondere, nicht als Dilettanten, sondern als unübertroffenen Meister und nachahmenswerthes Vorbild bezeichnen. Eng hiermit hängt Luther's musikalische Beschäftigung zusammen. Viel

und gern gesungen wurde in seinem Hause, wenngleich er, der Hausherr, nur eine „kleine, tumpere“ Stimme hatte. Aber um so häufiger griff er zur liebgewonnenen Laute, um die bösen Geister des Trübsinns zu verscheuchen und sein dankerfülltes Herz in wohltönenden Accorden zum Preise seines Gottes ausströmen zu lassen. Die Bibelübersetzung war der nächste Anlaß für Luther, sich auch mit den mannigfachsten Beschäftigungen der einfachsten Handwerksleute bekannt zu machen. Denn er huldigte dem Grundsatze — welch nachahmenswerthes Vorbild für manchen unserer heutigen Schriftsteller! — über Nichts zu schreiben, was er selbst nicht erst vollständig innerlich erfaßt hatte und sachlich beherrschte. Dann aber handelte es sich für ihn auch darum, überall die rechten gebräuchlichen Termini d. h. praktischen Kunstausdrücke kennen zu lernen und anzuwenden. Als er daher bei der Beschreibung des jüdischen Opfercultus (im 3. Buche Mosis) angelangt war und die vorgeschriebene, äußerst umständliche Tödtung des Schlachtthieres las, eilte er sofort zu einem benachbarten Metzger, wohnte der Tödtung eines Schafes bei und ließ sich von dem Meister nicht nur die einzelnen Handgriffe beim Schlachten, sondern auch die verschiedenen Theile der Eingeweide, deren Functionen 2c. auf das Genaueste erklären, und es mochte wohl keinen aufmerksameren, aber auch gelehrigeren Schüler dabei gegeben haben, als den hochgelahrten Wittenberger Professor. Aehnlich verfuhr Luther mit der Drechslerei, nur daß er die Beschäftigung mit diesem Handwerke auch aus Gesundheitsrücksichten wählte. Auch schwebte ihm wohl der Gedanke vor, sich unter Umständen, wenn es die Verhältnisse mit sich bringen sollten, als biederer Handwerksmann ehrlich durch die Welt schlagen zu können. Wenigstens läßt der Brief, den Luther im Jahre 1525 an seinen Freund Wenzeslaus Link in Nürnberg schrieb, auf derartige Absichten schließen. Da heißt es: „Ich und mein Famulus Wolfgang haben das Drechseln zur Hand genommen. Weil wir aber die dazu nöthigen Werkzeuge bei uns nicht haben können, so schicke ich hier einen Goldgulden mit der Bitte, dafür etliche Bohrer und Drechslerinstrumente nebst zwei oder drei Schrauben zu kaufen, die Euch leicht ein Drechsler zeigen wird. Wir haben zwar schon einiges Werkzeug, doch möchten wir lieber etwas von guter Nürnberger Arbeit haben. Thut mir den Gefallen, und wenn sie mehr kosten, will ich's dankbarlich erstatten. Ich lerne es darum, daß, wenn allenfalls die Welt uns um des göttlichen Werkes willen nicht ernähren wollte, wir doch mit Handarbeit unser Brod verdienen möchten.“ Nun, Gott Lob, ist es nicht so weit gekommen, daß der wackere Gottesstreiter als schlichter Handwerksmeister in den Kampf ums Dasein eintreten sollte. Gleichwohl war's ihm völlig Ernst mit der Dechslerei, und das Schreiben, in welchem er kurz darauf dem Freunde in Nürnberg für Erfüllung der Bitte dankte, beweist auch, daß selbst die Uhrmacherkunst in dem Reformator einen lernbegierigen Dilettanten hatte. Wir lesen da: „Wir haben sowohl das Drechslerwerkzeug und den vierfachen Zirkel mit dem Cylinder nebst der hölzernen Uhr erhalten. Wir danken daher sehr für Eure Bemühung. Etwas habt Ihr vergessen, daß Ihr nicht gemeldet habt, wie viel Ihr noch ausgelegt, weil es nicht zugelangt haben wird. Für dieses Mal haben wir genug, es wäre denn, daß Ihr uns eine neue Invention schickt, die von sich selbst drechseln könnte, wenn Wolfgang schläft oder faul ist. Mit der Uhr komme ich vollkommen zurecht, absonderlich, wenn ich meinen trunkenen Sachsen die Stunde zeigen will, welche mehr auf die Kanne als die Stunde sehen und sich nicht viel darum kümmern, es mag die Sonne oder die Uhr oder ihr Weiser unrichtig gehen.“ Wir sehen: bei dem gelehrten Famulus war der Eifer für die ihm gewiß sehr zuträgliche Leibesübung sehr bald erlahmt, er war offenbar ein echter Stubengelehrter ganz wie sein classisches Ebenbild Wagner im „Faust“, der den „ganzen Himmel auf sich niedersteigen“ sieht, wenn Faust, der Meister, ein „würdig Pergamen“ entrollt! Anders Luther, der kühne Mann des Lebens und der That! Auch genügte es ihm keineswegs, das Räderwerk des kunstvollen Uhrmechanismus kennen zu lernen, nein, er verlangte auch, in die physikalischen Gesetze des Getriebes Einblick zu erhalten, und setzte sich zu diesem Zwecke mit Fachgelehrten in Verbindung. Dies geht aus dem Briefe hervor, den er am 2. Ostertage des Jahres 1527 an den Abt zu St. Aegidien in Nürnberg, Friedrich Pistorius, schrieb, um sich für die ihm von demselben gleichfalls übersandte Uhr zu bedanken. „Es ist mir solche sehr angenehm,“ heißt es da, „aber ich werde genöthigt, bei den Mathematicis in die Schule zu gehen, bis ich die Art und Beschaffenheit einer Uhr lerne. Ich habe dergleichen wohl noch nicht gesehen, auch nicht darauf Achtung gegeben, weil ich die Mathesis nicht verstehe.“ Daß Luther für alle Vorgänge und Erscheinungen im Reiche der Natur ein lebhaftes Interesse bekundete, ist bekannt. Sah er doch nach dem Grundsatze, daß alles „Vergängliche nur ein Gleichniß“ sei, überall im Naturreiche sinnige und bedeutungsvolle Vorbilder für das Himmelreich und das Reich der Gnade. So kann es uns nicht Wunder nehmen, daß Luther nicht nur ein großer Gartenfreund war, sondern auch selbst als eifriger und verständiger Gärtner daheim waltete. Sowohl zu dem ihm vom Kurfürsten als Wohnung überlassenen früheren Augustinerkloster in Wittenberg, als auch zu dem kleinern, von ihm später angekauften Hause in der Koswiger Gasse gehörten Gärten, zu denen er später noch einige hinzukaufte. Nun war seine Hauptsorge darauf gerichtet, möglichst edle und ertragsfähige Gewächse in denselben zu cultiviren. Zu diesem Zwecke wandte er sich im Jahre 1525 an den bereits oben erwähnten Nürnberger Freund Link mit der Bitte um Uebersendung verschiedener Sämereien, da er angefangen habe, zu seiner Erholung sich mit dem Gartenbau zu beschäftigen. Und als Link ihm die baldige Erfüllung der Bitte in Aussicht stellte, antwortete er hocherfreut: „Es ist mir lieb, daß Ihr mir auf den Frühling das Gesäme versprochen habt. Schickt mir, soviel Ihr könnt entrathen, weil mir viel daran gelegen ist. Kann ich wieder mit was dienen, so soll es gerne geschehen. Denn weil der Satan mit seinen Gliedmaßen brütet, will ich ihn inzwischen verlachen und die Gärten betrachten“ 2c. Am 23. Jan. 1523 erbat er sich von demselben Freunde wiederum Sämereien, die er „um die Zeit des Aequinoktiums“ — 21. März — erwarte. Neben Nürnberg kam für Luther als Bezugsquelle auch die altberühmte Garten- und Gärtnerstadt Erfurt in Betracht. Hier hatte er einen Freund Johann Lange, an den er am 4. Februar des genannten Jahres schrieb: „Ich bitte, meiner auf die Fasten eingedenk zu sein und mir, wenn es sein kann, Samen von den großen Erfurter Rettigen zu verschaffen. Ihr werdet mir einen großen Gefallen thun.“ Hatten nun die Freunde die Bitten erfüllt, so verfehlte Luther niemals, dieselben über den Stand seiner Gartenarbeiten auf dem Laufenden zu erhalten. An Link berichtete er z. B.: „Der Samen, so Ihr geschickt, geht auf; nur die Melonen und Kürbisse sind zurück, wiewohl sie in andern Gärten auch erst aufgehen,“ und später, am 5. Juli: „Die Melonen wachsen und nehmen einen großen Platz ein; desgleichen die Kürbisse und Citrulli (Kürbisart); glaubet also nicht, daß Ihr mir den Samen vergeblich geschickt habt.“ Mit welcher Vorliebe aber Luther die Gärtnerei betrieb, geht aus dem Briefe hervor, den er am Sonntage nach Weihnachten an Dr. Link schrieb, wo es u. A. heißt: „Ihr wollet um mehreren Samen in meinem Garten sorgen, es mag sein, was für welcher es ist. Denn wenn ich lebe, werde ich ein Gärtner sein.“ Aber nicht nur des Nutzens wegen betrieb Luther die Gärtnerei, sondern er hatte auch lebhafte Freude an dem herrlichen Blumenflor, den er, von eigenen Händen gezüchtet, in seinen Gärten gedeihen sah. Als er daher im Jahre 1525 seinen Freund Georg Spalatin zu sich einlud, versprach er demselben, ihm einen Garten und neu angelegten Brunnen zu zeigen und ihn mit einem duftenden Kranze selbstgezogener Lilien und Rosen zu schmücken. Finden wir nun, daß es Luther's tiefes, echt deutsches Gemüth war, das ihm Wohlgefallen an der Gärtnerei einflößte, so ist es uns verständlich, daß er sich von solchen Beschäftigungen, die eine Abstumpfung des Gefühls zur Folge haben konnten, mit Abscheu wegwandte. Dies gilt wohl auch von der Jagd. Wohl wissen wir, daß er selbst sportliche Leibesübungen zur Kräftigung seiner oft angegriffenen Gesundheit pflegte. Aeußerte er sich doch einmal in einer seiner bekannten „Tischreden“ u. A.: „Es ist von den Alten sehr wohl bedacht und geordnet, daß sich die Leute üben und Ehrliches und Nützliches vorhaben, damit sie nicht in Schwelgen, Unzucht, Fressen, Saufen und Spielen gerathen. Darum gefallen mir diese zwei Uebungen und Kurzweil am allerbesten: nämlich die Musika und Ritterspiel oder Leibesübung mit Fechten, Ringen, Laufen, Springen u. s. w. Unter welchen das erste die Sorge des Herzens und melancholische Gedanken vertreibt; das andere macht feine, geschickte Gliedmaßen am Leibe und erhält ihn bei Gesundheit mit Springen, Rennen“ u. s. w. Wenn wir gleichwohl hören, daß Luther als Gast zuweilen auch an Jagden theilgenommen hat, so steht fest, daß außer Höflichkeitsrücksichten obige Gründe ihn dazu bestimmten. Zudem weiß er sich mit vortrefflichem Humor über vielen Sport

zu äußern, wobei es nicht ohne scharfe Seitenhiebe auf seine Gegner im geistlichen Jagen abgeht. So beginnt er z. B. einen Brief an Spalatin (10. Juni 1525): „Ich bin unlängst zwei Tage mit auf der Jagd gewesen und habe diese saure Lust großer Herren mit angesehen. Zwei Hasen und einige Rebhühner wurden gefangen! Gewiß eine wichtige Verrichtung für müßige Leute! Aber ich hatte doch bei den Netzen und Hunden meine guten Gedanken. Ich muß aber gestehen, daß, soviel diese scheinbare Lust sonst Vergnügen machen kann, mir solche vielmehr Mißvergnügen und Mitleiden und mancherlei Betrachtung dessen, was sie abbildet, erweckt hat" u. s. w. Wahrhaft rührend und unsere obige Ansicht bestätigend ist folgender Passus des Briefes: „Ich hatte mit vieler Mühe ein junges Häschen beim Leben erhalten und mit großer Sorgfalt in meinen Reiserock eingewickelt. Den hatten die Hunde, als ich nur ein wenig davon gegangen, doch ausgespürt, ihm durch den Rock den rechten Lauf zerbissen und endlich gar erwürgt. Ebenso wüthend ist der Papst und der Teufel" u. s. w. (folgt Vergleich). So finden wir Luther mehrfach auf der Jagd, das eine Mal mit Melanchthon und Cruciger in Wörlitz bei dem Fürsten zu Anhalt, wobei drei Wildschweine und zwei Hirsche erlegt wurden, dann bei einem adligen Wittenberger Herrn auf dessen ländlicher Besitzung, ferner, um von seinem Kopfschmerz und sonstigen leiblichen Beschwerden befreit zu werden, in Pretsch bei dem Erbmarschall Hans v. Löser u. ö. Während letzterer Pürsch war Luther zugleich auf einer geistlichen Jagd, indem er den 147. Psalm auszulegen sich bemühte, wie er dem Freunde selbst mittheilte: „Gnade und Friede in Christo! Gestrenger, Ehrenfester, lieber Herr und Freund! Als ich nächst bei Euch war, meines Kopfes Sausen und Schwachheit durch Bewegung des Leibes zu vertreiben, und Ihr mir die große Ehre und Freundschaft bezeigt, auch mich mit auf Eure Jagd führtet, hielt ich zugleich auf dem Wagen mein geistlich Gejagd und fing den 147. Psalm, Lauda Jerusalem, mit seiner Auslegung, welches mir denn die allerlustigste Gejagd und edelst Wild ist" u. s. w. — Daß Luther auch ein anregendes Spielchen zu schätzen wußte, wird uns mehrfach berichtet. Gewisse Aeußerungen in seinen Schriften scheinen darauf hinzuweisen, daß er selbst am Kartenspiel Wohlgefallen fand. Wenn nun auch eine ausdrückliche Bestätigung hierfür fehlt, so besaß er doch zweifellos eine genaue Kenntniß desselben. Prächtig und tief ist folgender Vergleich: „Gott hat ein schön, herrlich und sehr stark Kartenspiel von eitel mächtigen Herren, als Kaiser, Königen, Fürsten, zusammengelesen, schlägt einen mit dem andern, davon ich viel Exempel erzählen könnte. Der Papst ist nun etliche hundert Jahr für das oberste Haupt der Christenheit gehalten. . . . . Nun kommt unser Herrgott und schlägt mit dem Daus (dem Luther) den Papst, den großen König, daß er daliegt" u. s. w. Gewiß ist, daß der Reformator ein eifriger und geschickter Schachspieler war. So äußert er sich u. A. in obigem Zusammenhange weiter: „Wenn ich reich wäre, so wollte ich mir ein gülden Schach- und silbern Kartenspiel werklich lassen zurichten zu Erinnerung. Denn Gottes Schach und Karte sind große mächtige Fürsten, Könige, Kaiser, da er immer einen durch den andern sticht und schlägt d. i. aushebt und stürzt. Nun ist Ferdinand die vier Schellen, der Papst die sechs Schellen, der Türke die acht Schellen, der Kaiser ist der König im Spiel. Zuletzt kommt unser Herrgott, theilt das Spiel aus, schlägt den Papst mit dem Luther, der ist sein Daus" u. s. w. Als Schachspieler scheint Luther übrigens einen gewissen Ruf genossen zu haben. Versuchte doch einmal ein übel berichteter Jude unter dem Vorgeben, mit Luther Schach spielen zu wollen, in dessen Haus einzudringen, ja, während der Carnevalbelustigungen in Wittenberg überreichten ihm einst einige als Bergleute verkleidete junge Leute ein kunstvoll gearbeitetes Schachspiel, das er, der Bergmannssohn, gern entgegennahm, um sogleich einige Partien mit den freundlichen Spendern zu spielen und sie „matt" zu setzen . . . . . . Luther als Dilettant — ist es nicht, als trüge diese vielseitige Bethätigung des Genies selbst in scheinbar nebensächlichen Dingen dazu bei, den großen Mann nur um so größer erscheinen zu lassen? P. P.

Bücherbesprechungen.

— **Wie erziehe und belehre ich mein Kind bis zum sechsten Lebensjahre:** Von K. R. Löwe. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior), Hannover und Berlin (SW. 19, Krausenstraße 39), 1898. Preis geheftet 1 ℳ 50 ₰, gebunden 2 ℳ. — Vor dem sechsten Lebensjahre? Da ist doch wohl von Erziehung und Belehrung noch herzlich wenig die Rede, wird Mancher denken. Das wäre ein sehr verhängnißvoller Irrthum. Es kann in diesen Jahren bereits unendlich viel versäumt werden, so viel, daß der Schade kaum wieder gut zu machen ist. Wer das nicht glaubt, der mag nur erfahrene und verständige Eltern drum fragen! Solch ein erfahrener Vater führt in diesem Buche das Wort. Es ist keiner von den Ueberweisen, die da glauben, Alles durch ihre Erziehungskunst erreichen und Alles verhüten zu können. Er weiß recht gut, wie viel Mutter Natur mitspricht, sowohl in dem, was sie giebt, als in dem, was sie versagt. Und er verkennt vor Allem auch das nicht, was für das schwere Werk der Kindererziehung mehr als für irgend eine andere menschliche Thätigkeit gilt: An Gottes Segen ist Alles gelegen. Aber was er uns sagt über die Gewöhnung zum Gehorsam und zur Wahrheitsliebe, von der Bildung der Sinne, von den Sprechfehlern, von der Weckung des religiösen Gefühls, über die Anleitung zu liebevoller Naturbeobachtung, über das rechte Verhältniß zu den Geschwistern und zu Fremden, das hat Alles Hand und Fuß und fließt aus besonnener Ueberlegung und aus warmem Herzen. Von hochklingenden philosophischen Erörterungen hält der Verfasser Nichts, er bleibt immer einfach und praktisch. „Das allgemeine Gerede nützt Nichts; im einzelnen Falle müssen wir das Kind genau belehren" (S. 149). Wer seine Kinder wahrhaft lieb hat und nicht so selbstgewiß ist, daß er fremden Rath ganz entbehren zu können glaubt, dem empfehlen wir das Buch angelegentlichst. Aufmerksam gelesen und sorgfältig beachtet, wird es Lohn tragen hundertfältig. R. B.

— Soeben ist das 5. Heft der **Mittheilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde** (herausgegeben von Prof. Dr. E. Mock) erschienen. — Auf den geschäftlichen Theil brauchen wir nicht einzugehen, da an dieser Stelle bereits über die Vorstandssitzungen und über die Versammlungen der Ortsgruppe Dresden berichtet worden ist; erfreulich ist, daß auch einige andere Ortsgruppen (Lugau, Cunewalde, Plauen i. V.) Vortragsabende eingerichtet haben. Das Museum ist wiederum durch Ankäufe und theilweise recht werthvolle Geschenke bereichert worden; namentlich sind diese der Sammlung von sächsischen Volkstrachten zu Gute gekommen. Auch Bibliothek und Archiv haben erfreulichen Zuwachs erhalten. Sehr dankenswerth ist das Anerbieten der Dresdner Gesellschaft für Amateurphotographie, Photographien aller für sächsische Volkskunde wichtigen Gegenstände unentgeltlich dem Museum des Vereins zu überweisen, wo sie systematisch geordnet und zeitweilig ausgestellt werden sollen. Die Ortsgruppenpfleger werden ersucht, die Mitglieder der genannten Gesellschaft und ihrer Zweigvereine bei der Aufsuchung und Aufnahme geeigneter Objecte (alter Bauern- und Stadthäuser, Innenansichten von Kirchen, Grabdenkmäler, Inschriften, Trachten, Volkstypen u. dgl.) zu unterstützen. — Das Heft enthält ferner einige wissenschaftliche Mittheilungen. So giebt C. Pfau „Beiträge zur sächsischen Sittengeschichte nach gerichtlichen Buchungen"; er weist auf die Wichtigkeit der Gerichtsacten für die volkskundliche Forschung hin und theilt aus den im Besitze des Rochlitzer Geschichtsvereins befindlichen Jahresrechnungen des Rochlitzer Amts eine Anzahl Einträge über Bestrafungen wegen Beleidigung, Raufereien u. dgl. mit, die willkommene Einblicke in das Volksleben am Ende des 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts gewähren. Landbauinspector Schmidt macht vier „Haussprüche", wie sie sich ja namentlich auf dem Lande noch häufig finden, bekannt. O. Seyffert giebt eine Schilderung des am 24. Febr. d. J. in Altenburg stattgehabten „Bauernreitens" und weist auf die an dieser Stelle schon erwähnten, von Prof. Spieler modellirten Kostümfigürchen hin, die vor Kurzem die königl. Porzellanmanufactur in Meißen in den Handel gebracht hat; bis jetzt sind ihrer vier erschienen (ein altenburger Bauer im langen Rock, ein junger altenburger Bursche, eine altenburger Hormetjungfer, eine Wendin in Spreewälder Tracht), acht weitere sollen noch folgen. — Das Heftchen schließt mit einigen Bücherbesprechungen und Umfragen. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 50. Dienstag, den 3. Mai, Abends. 1898.

Land und Leute in Marokko.

Von Rudolf Hedrich.

(Schluß.)

Im Allgemeinen ist die mohamedanische Bevölkerung den neu angekommenen Christen gegenüber ziemlich verschlossen und zurückhaltend. Hat man jedoch im Laufe der Zeit deren Sprache erlernt und ist mit ihr öfters zusammengekommen, so hat man auch Gelegenheit, in näheren Verkehr mit derselben zu treten. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, bei den Eingeborenen als Gast geladen gewesen zu sein, und mit ihnen zusammen die Mahlzeiten eingenommen. Zu diesem Behufe setzt man sich mit übergeschlagenen Beinen, ein Gebrauch, der anfangs einige Schwierigkeiten bereitet, um einen etwa eine Hand breit hohen Tisch. Bevor die Speisen aufgetragen werden, reicht eine Sklavin ein Metallbecken mit einem Handtuch herum und schüttet Jedem etwas Wasser über die Hände. Hierauf wird z. B. eine Hammelkeule in Oel oder Gemüse mitten auf den Tisch niedergesetzt; der Hausherr bricht vorher die Brode entzwei, giebt Jedem seinen Theil und ohne Messer, Gabel oder Löffel beginnt nun ein Jeder mit Hilfe seiner Finger sich ein Stück nach dem anderen vom Braten herunterzureißen und dem Munde zuzuführen. Vermittelst des Brodes wird das Gemüse oder die Bratenbrühe eingenommen. Beim nächsten Gang, der vielleicht aus gebratenen, ganz aufgetragenen Hühnern oder an Eisenstäben gerösteten Fleischstückchen, die entweder ganz oder fein gewiegt, und in diesem Falle stark gewürzt sind, besteht, wird in gleicher Weise vorgegangen. Als Frühstück wird gewöhnlich eine Art Omelettes verabfolgt, welche mit Honig und flüssiger Butter übergossen sind und recht gut munden. Die klein gerissenen Stückchen dieses Gebäckes werden ebenfalls mit den Fingern in die erwähnte Sauce getaucht. Auf diese Art und Weise zu essen erfordert immerhin ziemlich viel Uebung, im Anfang auch etwas Selbstüberwindung, denn jeder Einzelne arbeitet in dem Essen mit seinen Fingern herum. Nachdem die Mahlzeit beendet ist, wandert wiederum ein Waschbecken in der bereits erwähnten Weise um den Tisch, aber dieses Mal mit Seife, worauf vielleicht eine Stunde lang grüner Thee mit Krauseminze in kleinen bemalten Gläsern, die ihren Ursprung dem Böhmerland verdanken, herumgereicht wird. Der Thee wird in höchst sauberer Weise vom Gastgeber vor den Augen seiner Gäste zubereitet; bei ganz besonderen Veranlassungen wird demselben noch ein allerdings verschwindend kleines Stückchen kostbarer Ambra, ein Krankheitsproduct des Pottwals, als Aromaticum zugesetzt. Durch anhaltendes lautes Aufstoßen pflegt der Eingeborene dem Wirth zu dessen Genugthuung nun kund zu geben, daß ihm die Mahlzeit gemundet habe, eine Sitte, die in der ersten Zeit recht sehr befrembete. — Als eins von den wenigen maurischen Special-Gerichten möchte ich „Kuskſu" anführen. Zu dessen Herstellung wird Weizenmehl zu graupengroßen Körnern verarbeitet, mit Butter und einem Huhn oder Hammelfleisch angesetzt, worauf dem Gericht, nachdem Alles gut durchgekocht ist, Kürbisstücke, Erbsen, Rosinen und verschiedene starke Gewürze zugesetzt werden. Dieses Essen schmeckt recht gut, ist sehr nahrhaft und wird von den Eingeborenen bei allen festlichen Gelegenheiten genossen. Als etwas Besonderes wurden mir auch einmal Heuschrecken in Essig und Oel vorgesetzt; ich brachte es jedoch nicht fertig, mehr als zwei davon zu verzehren, und vermuthe, daß Maikäfer jedenfalls einen gleichen Genuß bereitet haben würden. — Schlangenbändiger, Akrobaten, Märchenerzähler u. s. w. geben an den Nachmittagen auf den Marktplätzen gewöhnlich ihre Vorstellungen. Bei diesen Gelegenheiten gruppirt sich um dieselben dann regelmäßig eine große Anzahl Eingeborener. An den Markttagen schlagen auch mohamedanische Aerzte, deren es ziemlich viele giebt, ihre Zelte auf und, um dieselben von den übrigen unterscheiden zu können, wird eine weiße Fahne aufgesteckt. Mit Hilfe von etwa einem Dutzend verschiedener Medicamente, Massage und dem Hersagen von Koransprüchen glauben dieselben die schwersten Krankheiten heilen zu können. Allerdings versagt mitunter auch deren Behandlungsweise. In anderen Zelten befinden sich Barbiere, die gleichzeitig die Köpfe rasiren, schröpfen und Theer als beliebtes Universalmittel verkaufen. — Zufällig passirte ich eines Morgens im October vorigen Jahres das Gefängniß in Mazagan, als gerade fünf des Mordes an dem Handlungsreisenden Rockstroh verdächtige Araber unter starker militärischer Begleitung nach Saffi transportirt werden sollten. Denselben waren bei Einlieferung ins Gefängniß, also ungefähr vor Jahresfrist, eiserne Ringe an den Fußgelenken angeschmiedet worden, zwischen denen sich ein etwa 25 cm langer beweglicher Eisenstab befand. Die Beförderung fand auf Maulthieren statt. Einer von den Mördern war im Gefängniß s. Z. an der Cholera gestorben. In Saffi erfolgte bekanntlich ihre Aburtheilung. An Härte lassen übrigens die in diesem Lande mitunter angewendeten Strafen nichts zu wünschen übrig. So wurden z. B. einem Rebellenführer in den Innenflächen der beiden Hände kreuzweise je zwei tiefe Schnitte beigebracht, die Hände zusammengebunden, die sich bildende Höhlung mit gestoßenem Salpeter ausgefüllt und darauf die beiden Hände mit einem Stück durchnäßten Leders fest zusammengenäht. Zum Schluß wurde das arme Geschöpf ins Gefängniß geworfen und wochenlang in diesem qualvollen Zustande gelassen. Die Strafe wird noch jetzt gegen die Häupter von Revolutionen angewendet. Viehdiebstahl wird gewöhnlich mit dem Abhauen der rechten Hand bestraft. Mitunter trifft man auch noch Eingeborene, denen die Augen ausgestochen worden sind und die Einen um ein Almosen bitten.

Auch zu einigen Ausflügen hat man Gelegenheit. Einer der beliebtesten war der Ausflug nach Azimur. Der Weg, der hier zu einem großen Theil mit Palmetto bewachsen ist, einer niedrigen Pflanze, deren Blätter die Form von ganz kleinen Fächerpalmenzweigen haben und die zur Anfertigung von Stricken, Seilen u. s. w. Verwendung findet, führt an Melonen- und Getreidefeldern, Wiesen und Cactushecken vorüber; er wird zu Pferd in 2½ Stunden zurückgelegt. Azimur liegt an der Mündung eines größeren Flusses, des „Um er Rebia" (Mutter der vierzig [Quellen]), und ist etwa dreimal so groß als Mazagan. Die Vegetation ist eine bedeutend üppigere, da in diesem Platze die zahlreichen Gärten viel reichlicher bewässert werden können. Es wird zu diesem Zwecke eine Art Schöpfbrunnen angelegt, der aus zwei Rädern besteht. Das verticale Rad ist mit Töpfen versehen, dient also zur Heraufbeförderung des Wassers, während das horizontale durch irgend ein Thier — gewöhnlich finden alte ausrangirte Kameele, Pferde oder Esel dazu Verwendung — in Bewegung gesetzt wird. Das Wasser läuft zunächst in ein viereckiges, steinernes Bassin und von hier aus werden vermittelst erhöht liegender kleiner Canäle große Flächen den Sommer über bewässert. Aehnliche Bewässerungsanlagen giebt es auch in Mazagan, nur ist die Wassermenge eine bei Weitem geringere. Man findet bei Azimur große Gärten mit Orange-, Granatäpfel-, Feigen-, Wallnuß- und Maulbeerbäumen, auch Paprikafelder, Hennagärten u. s. w. Die Hennapflanze bildet einen großen Bedarfsartikel für die Eingeborenen. Die getrockneten und darnach pulverisirten Blätter läßt man mit Wasser angesetzt gähren. Mit dem dadurch entstandenen Brei werden ganz besonders vor den Festen Hände und Füße eingerieben, wodurch sich dieselben roth färben. Einestheils geschieht dieses,

weil die Betreffenden den Anblick schön finden, und anderntheils nimmt man an, daß durch dieses Verfahren gewisse schlechte Säfte dem Körper entzogen werden. Europäer sind in Azimur, einer ebenfalls befestigten Stadt, nicht ansässig. Man findet hier Gräber von verschiedenen mohamedanischen Heiligen, weshalb dieser Platz als Wallfahrtsplatz benutzt wird. Auch mehrere maurische Häuser sind hier sehr sehenswerth, so z. B. dasjenige eines gewissen Mohamed Bendris, welches aus vier Stockwerken besteht. Die Hausflur und die Corridore sind mit Mosaik ausgelegt, die Zimmer zum Theil mit Holz getäfelt und durch arabische Malereien eigenartig verziert. Um die Thüren ziehen sich in Gyps plastisch angebrachte Koransprüche. Ferner sind die Zimmer mit kostbaren Teppichen ausgelegt, mit großen Spiegeln und Kronleuchtern sowie niedrigen Divanen versehen, während die Luft durch Räucherwerk mit allerhand Wohlgerüchen angefüllt ist. Wir pflegten in Azimur entweder einen schattigen Feigenbaum als unseren Picknickplatz auszusuchen und hier unsere Mahlzeiten einzunehmen, oder auch der Einladung eines unserer maurischen Freunde Folge zu leisten; in ersterem Falle brachten wir das dazu Nöthige bereits von Mazagan mit uns. Einige Male ließen wir uns auch über den Fluß setzen, dessen Breite etwa 200 m beträgt, um auf dessen anderer Seite die wundervollen größeren Orangegärten zu besuchen. Dieselben verbreiten im Frühjahr, in der Blüthezeit, einen ungemein balsamischen Duft. Das Passiren von Flüssen ist in Marokko, wo Brücken eine große Seltenheit sind, noch mit ziemlichen Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten verbunden; man wird mit Kameelen, Maulthieren, Pferden, Eseln und Arabern zusammen in eine Barke verladen und vermag sich in derselben zwischen diesen anderen Wesen eingekeilt oft kaum zu bewegen. Die an einem Hügel terrassenförmig am Ufer aufgebaute Stadt mit ihren verschiedenen Minarets und Heiligen-Gräbern macht besonders von diesem Ufer aus einen sehr imposanten Eindruck. Mitunter kam es vor, daß Araber mich hier um ärztlichen Beistand angingen, da dieselben Jeden, der eine Brille trägt, für einen Arzt halten. In der Nähe von Azimur findet man noch ziemlich viel Aussätzige, höchst bedauernswerthe Geschöpfe, die bereits an der Kleidung, großen, breitkrempigen Strohhüten und verbundenen Gesichtern, erkenntlich sind. — Ein anderer hübscher Ausflug war der nach Cap Blanco, einem Thalkessel mit einer starken Quelle, in deren Nähe sich mehrere wunderschöne Palmengruppen befanden; dieser Ort ist ebenfalls nahe dem Meere gelegen. Der Weg führte über Tiet, ein kleines arabisches Städtchen mit Ueberresten von römischen Niederlassungen, doch sind die Araber hier noch fanatischer als z. B. in Azimur. Die Entfernung beträgt etwa 3½ Reitstunden. Ungemein viel Abwechselung bietet die Reise nach **Marakesch**, der Hauptstadt von Süd-Marokko. In Begleitung mehrerer Araber brach ich an einem schönen Februar-Morgen auf; ein altes Militärzelt, Bett, Proviant und Getränke waren auf Maulthiere geladen. Am zweiten Tag Vormittags erreichten wir den „Sukk el Tlet“, wörtlich übersetzt, den Dienstags-Markt, wohl einen der größten Inlands-Märkte Marokkos, der, wie schon der Name sagt, nur Dienstags abgehalten wird. Dieser Markt, ein großer unbebauter Platz, steht unter dem Schutze des Heiligen Sidi ben Nurr, dem zu Ehren auch ein kleines Häuschen mit einer Kuppel, ähnlich den ägyptischen Scheichgräbern, errichtet worden ist. Auf diesem Markte pflegen an genanntem Tage sämmtliche, irgend welchen Handel treibende Eingeborene aus dieser Provinz sich zu treffen und ihre Producte feil zu bieten, um nach deren Verkauf andere Waaren einzutauschen. Der Besuch richtet sich nach der Jahreszeit, doch mögen wohl regelmäßig viele Tausende anwesend sein. Schon in ziemlicher Entfernung klang ein eigenthümliches Gemurmel, welches von diesem Markte herrührte, zu unseren Ohren. Wir ritten über den Markt hinweg mitten durch das Menschengedränge hindurch, um Getreide für unsere Thiere sowie verschiedene Nahrungsmittel zu erstehen. Infolge dessen konnte ich auch einen Blick über das ganze Leben und Treiben erhalten. So kamen z. B. auf einem Theil des Marktes nach jeder Gattung getrennt Pferde, Kameele, Maulthiere, Esel, Ochsen und Schafe zum Verkauf, auf einem anderen Platze giebt es Wolle, nicht weit davon entfernt Getreide und Früchte. An einer anderen Stelle hatten die Baumwollwaaren-Verkäufer ihrer sogenannten Kaituns, eine Art von Zelten aus einem Stück Gewebe, welches gewöhnlich aus Kameelshaaren angefertigt wird, aufgeschlagen, in deren Nähe wieder die Zucker- und Gewürz-Verkäufer standen. Während also an den Dienstagen der Markt in dieser Weise überfüllt ist, fanden wir ihn, als wir denselben auf der Heimreise an einem anderen Wochentag wieder berührten, vollständig leer. Die Märkte finden an jedem Wochentage an einem anderen Platze statt; der Dienstagsmarkt ist jedoch der bedeutendste in dieser Provinz. Nur Freitags und Feiertags fallen die Märkte aus. Die Hausthiere sind in diesem Lande ungemein billig. Hübsche Reitpferde sind z. B. schon für 80 bis 100 ℳ erhältlich, während ein gutes Maulthier oder Kameel etwa das Doppelte kostet. Am dritten Tag durchquerten wir die Ausläufer des Atlasgebirges in der Provinz Rahamna, die ungemein pittoresk waren, während im Hintergrunde bereits die mit ewigem Schnee bedeckten höchsten Atlasberge hervortauchten, die sich aber schon hinter Marakesch befinden. Die Rahamna-Provinz gehört zu denjenigen Provinzen, die sich mit am längsten gegen die jetzige Regierung gesträubt hatten. An einem Tag wurden 2000 in Mazagan und Azimur geschmiedete Halsringe nach dieser Provinz für die dort gemachten Gefangenen gesandt. Diese Ringe, welche mit Oesen versehen sind, werden den Gefangenen angelegt; durch eine durch die Oesen sich hinziehende Kette werden alsdann 20 oder mehr Gefangene zusammengekoppelt und nach den größeren Gefängnissen transportirt. Am vierten Tag früh kam die Stadt Marakesch in Sicht; die ganze Entfernung beträgt 30 Reitstunden. Wir ritten die letzten Stunde durch prächtige Palmen- und Oelbaum-Waldungen, — an den ersten beiden Tagen kamen wir größtentheils nur an Feldern und Wiesen vorüber —, überschritten dann eine uralte Brücke über den Tensift, eine von den wenigen, die es in diesem Lande giebt, und erreichten schließlich den vor der Stadt gelegenen „Sukk el Khamiß“, den Donnerstags-Markt, der ebenfalls ungemein stark besucht war. Ich folgte hier der Einladung eines Eingeborenen, eines unserer Geschäftsfreunde, und schlug in dessen Hause mein Quartier auf. Die Einwohnerzahl dieser Stadt wird in Zeiten, wo der Sultan mit seiner ständigen Armee dort weilt, auf etwa 60 000, ohne die letztere auf 50 000 geschätzt, hat früher aber sicherlich mehr als das Doppelte betragen, wie aus den vielen zerfallenen Häusern hervorgeht. Die Stadt ist mit mehreren Mauern umgeben, besitzt 7 oder 8 Thore und zerfällt in die Madina, das arabische Stadtviertel, die Mellach, das jüdische Stadtviertel, und die Kasbah, denjenigen Stadttheil, in dem der Sultan, der Vezier, die Minister u. s. w. wohnen; jeder Stadttheil ist wieder durch Thore von dem anderen getrennt. Die Madina dürfen die Juden, soweit dieselben nicht durch Europäer protegirt sind, nur ohne Pantoffeln bez. Schuhe betreten. Die Bazare dieser Stadt erinnerten mich einigermaßen an diejenigen von Damaskus; sie sind ebenfalls zu einem großen Theil überdeckt, sehr umfangreich und die verschiedenen Handelszweige getrennt, doch haben sie bei Weitem weniger Sauberkeit aufzuweisen; besonders hat man unter Staub sehr zu leiden. In den Bazars entwickelt sich ein überaus lebhafter Verkehr, der mit großem Lärm verbunden ist. Durch das Menschengewühl hindurch drängen sich beladene Kameele, arabische Reiter und dergleichen, und es ist wunderbar, daß in diesem Gedränge Unglücksfälle so selten vorkommen. Ganz bedeutend und auch recht interessant ist z. B. der Lederwaaren-Markt, auch derjenige der Messing-, Gold- und Silberwaaren, ferner der Waffenmarkt, auf dem mitunter sehr schöne und alte Waffen aus den Suß-Provinzen zum Verkauf gelangen. Die meisten Tuchkaufleute besitzen ihre Läden in sogenannten Fondaks, größeren Gebäuden mit einem großen Hof in der Mitte, um den herum sich die Läden befinden. So besitzen z. B. in der Madina die Fezkaufleute ihre bestimmten Fondaks, in denen vorzugsweise Tuch- und Seidenwaaren, Baumwollstoffe, auch fertige Kaftane und andere Kleidungsstücke zum Verkauf kommen, ebenso die Rabat-Kaufleute, welche ungefähr die gleichen Artikel, außerdem aber auch Teppiche und Läufer verkaufen. Desgleichen giebt es in der Mellach ähnliche Fondaks, in denen Baumwollstoffe, Zucker, Lichte, Thee u. s. w. die Hauptartikel bilden. Gegenwärtig befinden sich etwa ein Dutzend Europäer in Marakesch, darunter mehrere schottische Missionare, welche, wie diejenigen in Mazagan und verschiedenen anderen marokkanischen Plätzen, ein oder zwei Jahre Medicin studirt haben, die Landessprache beherrschen, Eingeborene in Behandlung nehmen; gleichzeitig versuchen dieselben sie, wenn auch nicht zu bekehren, doch wenigstens auf die Unterschiede zwischen Bibel und Koran aufmerksam zu machen. Immerhin ist ihr Erfolg noch ziemlich unbedeutend. Es giebt hier auch eine Anzahl recht schöner Gärten. Der Tensift, ein Fluß, der im Sommer fast ausgetrocknet ist, im Frühjahr dagegen große Wassermengen mit sich führt, zertheilt sich hier in verschiedene Arme, die später

wieder zusammentreffen, und bewässert auf diese Weise das Land durchaus gleichmäßig. Unter Anderem findet man hier große Mengen Weintrauben, die sich sowohl durch Größe als auch durch Süßigkeit auszeichnen. Die Juden verwenden einen großen Theil zur Anfertigung von Wein; das Gleiche ist auch wiederholt durch Europäer versucht worden, doch ist man bis jetzt noch nicht im Stande gewesen, einen schmackhaften, etwa madeiraähnlichen Wein zu erzeugen. Allerdings mag dies mit der unvollkommenen Zubereitung zusammenhängen. — Am letzten Tag des Monats Ramadan, des Fastenmonats, fand hier das Ramadanfest, im Osten Beiramfest genannt, statt. Von Sonnenaufgang bis zum Untergange dürfen die Mohamedaner in diesem Monate weder essen und trinken, noch rauchen. Sobald die Sonne vom Horizont verschwunden ist, verkündet alltäglich ein Kanonenschuß, daß die Fastenzeit beendet ist, wie ein solcher in der Frühe deren Beginn anzeigt. Bemerkt man in dieser Zeit des Tags über einen Mohamedaner mit einer brennenden Cigarre, so hält sich derselbe krampfhaft ein Tuch vor Nase und Mund, um ein Einathmen des Rauches zu vermeiden. Um so mehr wird aber Alles dann am Abend nachgeholt und reges Leben entwickelt sich bis spät in die Nacht hinein besonders in den Kaffeehäusern, wo die Gäste, zum Theil musicirend, sich aufhalten. Die Mohamedaner sind in diesem Monat Tags über gewöhnlich sehr phlegmatisch und zu Geschäften wenig aufgelegt. Zur Feier dieses Ramadanfestes, bei welcher ich Gelegenheit hatte, den Sultan in nächster Nähe zu sehen, fand ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt entfernt eine große Parade vor dem Sultan statt, bei welcher die ganze Armee, etwa 8 bis 10 Tausend Mann, zugegen war. Die Soldaten in grellfarbigen Uniformen, dahinter die Stadt mit ihren vielen Minarets — es befinden sich ca. 25 Moscheen hier —, zur Linken die mit ewigem Schnee bedeckten Atlasberge und zur Rechten die sich lang hin ziehenden Palmenwälder: dieses Alles zusammen bildete ein wunderbares, märchenhaftes Gemälde. In der Mitte des Platzes stand ein großes Zelt, in dem der Sultan — er steht gegenwärtig etwa im zwanzigsten Lebensjahr — zuerst betete. Seine Scherifianische Majestät erschienen auf weißem, reich mit Seide geziertem Roß, in weißen Hayck eingehüllt, und machte den Eindruck eines intelligenten, gutmüthigen Menschen. Er nahm hierauf die Glückwünsche der verschiedenen Kaids, die zu diesem Feste aus ihren Provinzen angekommen waren, entgegen und zog alsdann auf weißem Rosse mit all' seinem Gefolge langsam über den Platz. Dem Zug voran wurde eine rothe Fahne nebst anderen Insignien getragen; dem Sultan folgte zu Fuß ein langer Araber mit einem rothen seidenen Schirm; auf jeder Seite schritt ein schwarzer Sklave, um dem Sultan mit seidenen weißen Tüchern fortwährend frische Luft zuzufächeln; daran schloß sich der Vezier Bu'Amed mit den Ministern. Die Leibgarde des Sultans bestand aus Negern in weißen Gewändern. Ich hatte auf meinem Maulthier einen ausgezeichneten Platz, allerdings mitten unter den Arabern, wohl der einzige Europäer, errungen und irgend welche Unannehmlichkeiten nicht auszustehen gehabt, obwohl man mir gerathen hatte, der Parade lieber fern zu bleiben. Sobald die Kaids dem Sultan ihre Huldigungen dargebracht hatten, galoppirten dieselben mit ihrem Gefolge davon und verursachten auf diese Weise jedesmal ein großes Gedränge. Am darauffolgenden Tage ritt ich mit einem anderen Europäer und unseren beiden Arabern nach dem Schloßhof. Am inneren Thore theilten uns die dort aufgestellten Soldaten mit, daß sie nicht die Befugniß hätten, Christen oder Juden hereinzulassen, und erst, nachdem wir etwa eine halbe Stunde auf unseren Thieren vor dem Eingang gewartet und alle möglichen Mittel und Wege versucht hatten, konnten wir uns Eingang verschaffen. Der Sultan war dieses Mal mit einem grünen seidenen Schirm überdeckt und nahm von den erschienenen Kaids die üblichen Festgeschenke entgegen. Der erste brachte einige Maulthiere, die mit geldgefüllten Kisten beladen waren, der zweite mehrere schöne Pferde und einige Stück Tuch, ein dritter Haycks und andere Kleidungsstücke u. s. w. Sind die Geschenke nicht ihrer Stellung, also nicht dem Einkommen, welches sie aus der betreffenden Provinz oder Stadt beziehen, entsprechend, so wird dies den betreffenden Kaids am kommenden Morgen durch den Vezier mitgetheilt, und dieselben haben dann das Versäumte noch nachzuholen. Beim Einzug des Sultans sowie bei seinem Weggange spielte eine arabische Kapelle, in der sich einige spanische Renegaten befanden, ganz nette, meistens orientalische Musikstücke; die Ausführung selbst war allerdings nur eine mittelmäßige. In dem Aufzuge befand sich übrigens auch eine zweispännige Equipage, ein Geschenk der Königin von England, doch schien Niemand Lust gehabt zu haben sich hineinzusetzen. Als ganz besonderes Festgeschenk hatte ein Kaid aus einer der Sußprovinzen u. A. eine Kameelsladung eingesalzener Menschenköpfe, im Ganzen 14, die angeblich von Rebellen stammen sollten, dem Sultan mitgebracht. Dieselben waren infolge der bereits hier herrschenden Hitze nochmals durch Juden frisch eingesalzen worden, eine Beschäftigung, die denselben von Alters her zufällt, wurden alsdann auf dem einen sehr belebten Marktplatz an eine Mauer angenagelt und befanden sich trotz der großen Hitze noch daselbst, als ich acht Tage später von Marakesch wieder wegritt. — Drei oder vier Mal in der Woche wird am Spätnachmittag in der Madina Sklavenmarkt abgehalten. Derselbe findet in einem eingeschlossenen Hofe statt, an dessen Eingang man mir mittheilte, daß dieses ein heiliger Platz, eine „Schauya", sei, und daß Christen, „Nzarra" — das Wort ist von Nazareth abgeleitet — keinen Zutritt hätten. Schließlich gelang es mir doch noch einzudringen und auch einen näheren Einblick in diesen schmachvollen Handel zu erlangen. Ungefähr 15 bis 20 Sklaven und Sklavinnen wurden daselbst zum Verkauf ausgeboten, größtentheils Schwarze. Einige von ihnen wurden meistbietend versteigert, doch erreichte nur eine Schwarze den vom Besitzer mindest geforderten Preis. Ein ungefähr achtjähriges Mädchen fand einen Käufer, der nach unserem Gelde etwa 140 Mark zahlte, ein vielleicht 18 jähriges einen solchen, der 290 Mark entrichtete. In Mazagan wurden nur selten Sklaven verhandelt. Das letzte Mal, als ich zufällig hierbei anwesend war, geschah es durch einen arabischen Händler, der an den Markttagen auf dem vor dem Stadtthor gelegenen Marktplatz Kleidungsstücke, Waffen u. s. w. verkaufte und außer diesen Gegenständen auch einen Sklaven, einen Jungen von 8 bis 10 Jahren — die Mohamedaner wissen hier niemals ihres genaues Alter — feilhielt. Das Höchstgebot in diesem Falle war 23 Duros, ungefähr 80 Mark; das Limit war hiermit jedoch noch nicht erreicht. Ich bemühte mich, den bisherigen Besitzer ausfindig zu machen, was mir schließlich auch gelang, machte denselben auf das Verwerfliche seiner Handlungsweise aufmerksam, erhielt jedoch den Bescheid von ihm, daß, abgesehen davon, daß der Koran ihm dieses nicht verbiete, er von seinem Kaid derart um Geld gepreßt würde, daß er gezwungen sei, so ungern er es thäte, einen seiner Sklaven zu veräußern. Im Allgemeinen erfreuen sich die Sklaven einer guten Behandlung. Mitunter kam es auch vor, daß irgend ein eingeborener Kaufmann in Marakesch seinem maurischen Geschäftsfreund in Mazagan Sklavinnen mit der Vorschrift zusandte, dieselben bestmöglichst zu verkaufen und den Erlös an den oder jenen europäischen Kaufmann als Abschlagszahlung auf Wechsel für geliefertes Tuch oder dergleichen zu zahlen. Diese Art Verkäufe fanden dann aber immer unter der Hand statt. Es ist aber geradezu unerhört, welch hohe Steuern den Eingeborenen ihren Mittheilungen zufolge in der letzten Zeit auferlegt worden waren. Das Schlimmste dabei soll sein, daß, bevor das Geld bis zum Sultan gelangt, der Betrag ungemein zusammengeschrumpft ist, da es durch zu viele Hände zu gehen hat. — Einen recht vortheilhaften Eindruck erweckt Marakesch beim Sonnenuntergang. Die Häuser sind sämmtlich platt, und, wenn ich mich gerade zu Hause befand, so begab ich mich um diese Zeit auf die Terrasse des Hauses meines Wirthes, um den Straßenverkehr von da aus zu beobachten. Der Schnee der Atlasberge — dieselben bilden eine zusammenhängende Kette und sind 1½ Tagereisen von hier entfernt — nimmt infolge der Abendbeleuchtung gewöhnlich eine röthliche Färbung an, auf den verschiedenen Stadtmauern stehen auf einem Bein und nachdenkend Unmassen von Störchen, um die Stadt herum dehnen sich Palmenwaldungen aus und auf den Minarets sieht man die zum Gebet ausrufenden Mueddins: alles dies giebt höchst eigenartige Bilder ab. Ich hatte hier in Marakesch auch Gelegenheit, das Haus eines wohlhabenden maurischen Kaufmanns, an den ich durch ein Empfehlungsschreiben eines seiner Mazaganer Collegen gewiesen worden war, in Augenschein zu nehmen. Dieselben pflegen mit Vorliebe ihre wirklich geschmackvoll eingerichteten Häuser in irgend ein verstecktes, enges Gäßchen zu verlegen, welches möglichst abseits vom Verkehr liegt. Das Haus ähnelte in seiner Einrichtung sehr dem bereits beschriebenen in Azimur. Der Besitzer, dem es ein besonderes Vergnügen war, Anderen sein Heim zu zeigen, empfing mich in sehr liebenswürdiger Weise und zeigte mir auch alle Zimmer seines noch ganz neuen Hauses, allerdings mit Ausschluß des Harems. Als wir an diese Abtheilung kamen, gab er mit lauter

Stimme den Befehl, das betreffende Zimmer zu schließen, worauf ein großer Vorhang vorgeschoben wurde; zum Schluß folgte die übliche Bewirthung. — Diese Landreisen sind ganz interessant, mitunter allerdings auch sehr beschwerlich, da man im Innern des Landes zeitweise recht unter der Hitze zu leiden hat. Bei Ankunft in Marakesch waren mir Gesicht und Hände mit Brandblasen bedeckt; es bedurfte mehrerer Tage, bevor das Brennen in der Haut nachließ und ich wieder vollständig hergestellt war. Die Nächte waren in dieser Jahreszeit noch ziemlich kühl, trotzdem war die Hitze des Tages über bereits ungemein drückend; bei Sonnenuntergang trat immer ein derartiger Temperaturunterschied ein, daß man sich dann veranlaßt sah, sich in einen warmen Mantel und ein Shawltuch einzuhüllen, was man auch Vormittags bis gegen 8 Uhr zu thun hatte. Unser Zeltlager schlugen wir unterwegs dem Landesgebrauche entsprechend immer auf einem freien Platze mitten oder in unmittelbarer Nähe eines arabischen Dorfes auf; die Karawansereien waren des vielen Ungeziefers wegen meistens nicht empfehlenswerth. Wir stellten dann regelmäßig ein oder zwei Bewohner aus dem betreffenden Dorfe an, welche die Nacht über zu wachen hatten. Kommt dann beispielsweise Raub oder Diebstahl vor, so ist das ganze Dorf dafür haftbar. — Um auch die südlich von Mazagan gelegenen Plätze kennen zu lernen, beabsichtigte ich mich eines Tages nach Saffi zu begeben. Da hier jedoch der starken Brandung wegen eine Landung nicht möglich war, setzte ich meine Reise nach Mogador fort, welcher Ort in 16 Stunden von Mazagan aus mit Schiff zu erreichen ist. Mogador, obwohl viel später als Mazagan angelegt, ist bedeutend größer als der letztgenannte Platz. Das Geschäft unterscheidet sich insofern von dem in Mazagan, als die Karawanen Getreide fast gar nicht, dafür aber verschiedene andere Artikel wie Oel, Sandarak, Mandeln, Wachs, Häute u. s. w. in größeren Mengen nach dort zum Verkauf bringen. Im Uebrigen giebt es dort auch eine größere Anzahl deutscher, französischer und englischer Häuser, während sich in Mazagan die europäische Colonie hauptsächlich aus in Gibraltar Geborenen und Spaniern zusammensetzt. Infolge dieses Umstandes ist das gesellige Leben in Mogador ein bei Weitem angenehmeres. Das Geschäft läßt aber auch hier recht viel zu wünschen übrig. Als Specialitäten werden in dieser Stadt sehr hübsch gearbeitete Präsentirteller aus Messing oder Kupfer, Dolche, wie auch recht niedliche Gold- und Silberarbeiten angefertigt. — Im Mai vorigen Jahres trat ich meine Heimreise an. Trotzdem ich während meines vierjährigen Aufenthaltes in fernem Lande mancherlei Schattenseiten und Entbehrungen mit in Kauf zu nehmen hatte, werde ich stets gern an diese Jahre zurückdenken.

Bücherbesprechungen.

— **Der Sonntag, eine unschätzbare Wohlthat für die ganze Menschheit**, eine Betrachtung über die Sonntagsfeier von **Richard Engelbert**, ev. Pfarrer in Wattenscheid. Leipzig, Verlag von Ernst Sonnenhol, 1898, 24 S., 30 ₰. — Diese populär gehaltene, erbauliche und zur Verbreitung als Massenschrift wohl geeignete Schrift spricht mit warmer Begeisterung von dem hohen Segen christlicher Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung. Mit Recht macht sie auf die schweren Strafen, die die Unterlassung der Sonntagsfeier nach sich zieht, aufmerksam und betont richtig, daß zum großen Theil darin der sittliche Niedergang eines Volkes wie der körperliche und geistige Ruin eines Menschen seinen Grund habe. Es ist eine Thatsache, daß die Völker, welche es mit der Sonntagsruhe am strengsten nehmen, wie die Engländer und Nordamerikaner, die thatkräftigsten, energischsten und auch — die wohlhabendsten zu sein pflegen, und daß eine Hauptursache für die Nervosität unseres Geschlechts, für das Kränkeln und Hinsiechen, für die innere Unzufriedenheit und die äußere Erfolglosigkeit bei aller fieberhaften Thätigkeit ist — daß die Leute sich keinen Sonntag gönnen. (S. 14.) Unserem guten deutschen Volke ist noch mehr Ernst in der Sonntagsheiligung zu wünschen. — Der Hauptmangel vorliegender Schrift ruht darin, daß sie den wesentlichen Unterschied zwischen dem alttestamentlichen Sabbath und dem christlichen Sonntag nicht klar und scharf hervorhebt. Der letztere ist dem Hrn. Verfasser in der Hauptsache nur der in das Christliche übertragene Sabbath und die Berechtigung dafür sucht er darin, daß der Hr. Jesus am Sabbathe im Grabe geruht habe und sein Leben im Stande der Erhöhung eine stete Sabbathfeier (S. 16) sei. Aus diesem Grunde könnte man auch verlangen, daß wir Christen den jüdischen Sabbath mitfeiern statt des Sonntags. Auch operirt der Hr. Verfasser meist mit alttestamentlichen Begriffen und Schriftstellen. Nein, der christliche Sonntag ist eine neue, eigenthümlich christliche Institution, gerade im Gegensatz zu dem jüdischen Sabbathe zur Feier der Auferstehung Christi entstanden, und sein Hauptwerth liegt nicht in der wesentlich negativen Ruhe, sondern in der positiven Heiligung. Auch in diesem Punkte hat Luther einen genialen Griff in das Herz des Christenthums gethan, wenn er in der geradezu herrlichen Erklärung des 3. Gebotes im Großen Katechismus diesen Unterschied zwischen dem jüdischen und christlichen Feiertage und das Wesen des letzteren deutlich hervorhebt. R. W.

— **Savitri.** Drama in vier Aufzügen und einem Vorspiele: **Im Todtenreiche** von **Wilhelm Henzen**. Berlin und Leipzig 1898, Verlag von Friedrich Luckhardt. Preis 2,40 ℳ 112 S. 8°. — Zu den schönsten Frauengestalten der indischen epischen und dramatischen Poesie gehört neben der lichtumflossenen Vidharba-Königstochter Dajamanti und Sakuntala die Madra-Königstochter Savitri. Die rührende Savitrisage hat dem Dichter des vorliegenden Dramas zum Vorwurfe gedient. Henzen schildert uns in dem Sohne des Calvakönigs Djumatsena, Satyavant, den Anhänger des Sankhajogasystems der Wedalehre, dessen Ziel die Beschauung des Geistes im Geiste und die Erlangung desselben, dessen höchster Besitz die Vereinigung mit der Allseele ist. Satyavant, der junge Königssohn, ist ein wüster, zügelloser Lüstling, der beim Würfelspiel, bei Tanz- und Zechgelagen sein Leben verbringt. Er ist irre geleitet worden durch falsche Freunde, denn seines Wesens Kern ist edel und gut. Ihn wählt Yama, der Herrscher im Reiche des Todes, dem nach den religiösen Anschauungen der Inder die Entsühnung der unheiligen und unreinen Seelen zufällt, um an seinem Beispiele die verderbte Menschheit zurückzuführen zur Tugendhaftigkeit und inneren Reinheit. Binnen Jahresfrist soll Satyavant dem Tode verfallen sein, und damit er zu jeder Stunde dessen gedenke, soll ihm ein Brandmal auf der Stirne flammen. Der Götterbote Narada, ein heiliger Einsiedler, verkündet Satyavant den Beschluß Yama's. Satyavant verlacht den frommen Mann und will sich aufs Neue in den Taumel des Sinnengenusses stürzen, als plötzlich der Gott des Todes in furchtbarer Gestalt ihm selbst erscheint und ihm das Brandmal, das Zeichen seines dem Tode verfallenen Lebens, auf die Stirne drückt. Da wird ihm sein furchtbares Schicksal klar, und in vollkommener innerer Zerschmetterung fleht er zu Narada, ihm den Weg der Buße zu zeigen. An seines Vaters Hofe sah er Savitri, des Madrakönigs Acvapati Tochter, die ihn mit der ganzen unberührten Keuschheit des eben zur Jungfrau erblühten Mädchens liebt. Auch Satyavant liebt Savitri. Noch einmal, ehe er in mönchischer Abgeschiedenheit von der irdischen Welt bußfertig des Todes harrt, will er die Geliebte sehen; es ist am Tage, wo nach des Landes Sitte die Fürstentochter sich den Ehegemahl erwählen soll. Als Bettelmönch verkleidet mischt sich Satyavant unter die Menge, die vor dem Königspalaste der Wahl harrt, aber das Auge der Liebe läßt Savitri ihn erkennen, und ihn schmückt sie mit dem Kranze, durch den sie sich ihm nach alter Landessitte zu eigen giebt. Savitri weiß, welches Loos Satyavant's wartet, sie zieht mit ihm hinaus in die Einsamkeit des Büßerhains und theilt in treuer, hingebender Liebe sein entsetzliches Geschick mit ihm. Die tiefe Läuterung, die sich in Satyavant's Innerem vollzogen hat, die seelische Reinheit und Keuschheit, die ihn jetzt erfüllen, rühren das Herz des Todesgottes; er giebt ihn in dem Augenblicke, wo sein Leben zu verlöschen droht, dem Leben und Savitri zurück — zurück zu einem reinen, tugendhaften Erdenleben. — Henzen hat es verstanden, seinem Drama den charakteristischen Geist der indischen Ethik einzuhauchen, vor Allem aber ist ihm die Zeichnung seiner weiblichen Hauptgestalt, der zarten, sinnigen und dennoch heroischen Savitri, in vollendeter Weise gelungen. Auch die männliche Hauptfigur, Satyavant, tritt plastisch und festgeformt in die Erscheinung. Die Sprache der hauptsächlich in fünffüßigen Jamben geschriebenen Dichtung ist die den Henzen'schen Dichtungen eigene gehaltvolle und formenschöne. Willy Doenges.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 51. Donnerstag, den 5. Mai, Abends. 1898.

Die Liebesspiele der Vögel.

Wenn in den Tropen die Regenzeit ihren Anfang nimmt, bei uns der Frühling seinen Einzug hält, dann beginnt in der Welt der Gefiederten eine Periode, die zu allen Zeiten durch ihre wechsel- und machtvollen Aeußerungen das Interesse der Menschheit erregt hat. „Von dem wundervollen Liede der Nachtigall bis zum einfach lieblichen Sang des Goldammers, vom Klappern des Storches bis zum Girren des Täubers, vom heiseren Krächzen einer Krähe bis zum jubelnden Triller der Lerche hoch in der Bläue, allüberall vernehmen wir Laute heißer Liebesgefühle in unendlicher Mannigfaltigkeit.“ Und wie in denselben die wechselnden Empfindungen von zarter Sehnsucht bis zur lodernden Gluth der Leidenschaft sich geltend machen, so erregt gleicherweise Eifersucht und Kampfesmuth des werbenden Vogels Herz und nicht der leichteste Kampf ist es, welchen die Liebe vielen Vogelmännchen aufzwingt. Während die einen durch die Macht des Gesanges um die Gefährtin werben, die anderen sie im heißen Kampfe erstreiten, suchen wieder andere durch zierliche Tänze oder mannigfache Flugkünste die Gattin zu gewinnen, eine Art der Werbung, die zwar weniger poesievoll als die erstgenannten, für den Naturfreund aber von nicht geringerem Interesse ist. Der Tauber auf dem Dache umkurrt sein Täubchen unter den seltsamsten Stellungen und ergeht sich bückend, verneigend, drehend, vor- und zurücklaufend in sonderbaren Bewegungen, während unter den Finkenvögeln Zeisig, Sperling u. a. eigenartige Liebestänze aufführen. Das Krähenmännchen macht durch merkwürdige Bewegungen oder Verneigungen, durch eigenthümliches Breiten der Schwingen seiner Gattin den Hof, als Tänzer und Schauspieler zugleich aber zeigen sich Auer- und Birkhahn. Die Balz des Birkhahns ist Liebestanz und Liebesgesang zugleich; sie diente dem oberbayerischen „Schuhplattlertanze“ als Vorbild. Nach der Schilderung des älteren Brehm hält der balzende Birkhahn vor dem Kollern den Schwanz senkrecht und fächerförmig ausgebreitet, richtet Hals und Kopf, an welchem alle Federn gesträubt sind, in die Höhe und trägt die Flügel vom Leibe ab und gesenkt; dann thut er einige Sprünge hin und her, zuweilen im Kreise herum und drückt endlich den Unterschnabel so tief auf die Erde, daß er sich die Kinnfedern abreibt. Mit stolzem Anstande, aufgeblasen wie ein Puterhahn, den fächerförmig ausgebreiteten Schwanz aufgerichtet, schreiten die Hähne der Großtrappe zur Zeit des Werbens neben den Hennen einher. Der oft erwähnte, viel geleugnete Kehlsack kommt jetzt zu seiner Bedeutung und wird so weit aufgeblasen, daß der Hals des Trappenhahnes mehr als noch einmal so dick erscheint wie sonst. Anfänglich schreitet der liebebegeisterte Vogel nur mit etwas gesenkten Flügeln und schief erhobenem, dachförmig gebogenem Schwanze einher; bald aber bemächtigt sich seiner die volle Gluth der Empfindung. Er bläst den Hals vollends auf, drückt den Kopf so weit zurück, daß er auf dem Nacken aufliegt, sträubt das Gefieder und erscheint nunmehr als wundersamer Federballen, der, vor der Henne auf- und abschreitend, allerlei wunderliche Bewegungen ausführt. In ungemein zierlicher und anmuthiger Weise umgeht das Bachstelzenhähnchen das Weibchen, breitet abwechselnd die Flügel und den Schwanz und bewegt erstere wiederholt in eigenthümlich zitternder Weise. Aufrecht, mit ausgebreiteten, auf dem Boden schnurrenden Flügeln und Schwanze, die Rückenfedern weit gelockert, den Kopf hinten überwerfend, mit weit geöffnetem Schnabel und oft halb geschlossenen Augen tanzt der Steinröthel, während die Blaumerle bei ihrem Liebestanze eine wagerechte Haltung einnimmt. Dazu bläst sie sich auf und erscheint deshalb viel größer, ballartig, duckt den Kopf nieder und schnellt den hochgehobenen, zusammengelegten Schwanz dann und wann nach Art der Amsel in die Höhe. Das Männchen des Kiebitz umschwenkt nach Liebe's Schilderung zuerst das am Boden stehende Weibchen mit den wunderbarsten Flugkünsten und stürzt sich endlich, wenn letzteres sich in eine kleine Bodenmulde geduckt hat, in dessen Nähe auf die Erde, geht aber keineswegs immer sogleich zu ihm hin, sondern liebäugelt zuvor auf eine wunderliche Weise, trippelt bald rechts, bald links vor, immer mit kurzen Pausen, ehe es ganz stille steht und macht, den Kopf seitlich niederstreckend, eine tiefe Verbeugung. Jetzt wird das Weibchen rege, hebt sich ein wenig in den Fersen, schaukelt sich hin und wieder unter leichtem Schwanzwippen und läßt dabei ein unangenehm klingendes, krächzendes Geschwätz hören, mit dem es das Männchen zu ermuntern scheint. Dies kommt nun näher heran und giebt seinen warmen Gefühlen dadurch Ausdruck, daß es einige Schritte zu dem Weibchen vorläuft, dann stehen bleibt, Binsenhalme oder sonst dergleichen mit dem Schnabel faßt und über den Rücken hinter sich wirft, das Spiel auch öfters wiederholt. „In Nordamerika,“ sagt Darwin, „kommen große Schaaren einer Waldhuhnart (Tetrao phasianellus) während der Brutzeit jeden Morgen an einem bestimmten ebenen Platz zusammen und laufen hier in einem Kreise von etwa 15—20 Fuß Durchmesser umher, so daß der Boden wie ein »Elfenreigenplatz« ganz kahl getreten ist. Bei diesen Rebhuhntänzen, wie sie von den Jägern genannt werden, nehmen die Vögel die seltsamsten Stellungen ein, wobei sie rundum laufen, die einen rechts, die anderen links.“ Absonderliche Liebeserklärungen sind auch beim Condor beobachtet worden. Er breitet die Flügel, biegt den vorher gestreckten und etwas aufgeblähten Hals nach unten, läßt unter ersichtlichem Zittern der Zunge eigenartige, trommelnd murmelnde oder polternde Laute vernehmen und dreht sich, langsam, mit kleinen Schritten trippelnd und mit den Flügeln zitternd, um sich selbst. Mit weit ausgebreiteten, herabhängenden Flügeln schreitet der Pampasstrauß vor dem Weibchen hin und her, beginnt zuweilen außerordentlich schnell zu rennen, schlägt mit unübertrefflicher Gewandtheit drei oder vier Haken nach einander, mäßigt seinen Lauf und stolzirt würdevoll weiter, um bald darauf das alte Spiel von Neuem anzufangen. Der afrikanische Strauß umtanzt die Henne mit gehobenen und zitternden Flügeln unter allerlei Sprüngen und Gebärden, wobei er fremdartige, heisere, tiefe Laute ertönen läßt. Er hockt sich vor dem Weibchen auch wohl auf die Fußwurzel nieder, bewegt Hals und Kopf in regelmäßiger Weise, zittert am ganzen Körper und schlägt mit den Flügeln. Alle diese tanzartigen Bewegungen sind nun besonders für die Entfaltung des Federschmuckes, der ja zur Paarungszeit in höchster Pracht steht, geeignet, und thatsächlich ist denn auch festgestellt worden, daß verschiedene Vögel, die sich in vorgeschilderter Weise um die Weibchen bewerben, bei dieser Gelegenheit bemüht sind, die am schönsten gefärbten Stellen ihres Gefieders den Blicken derselben darzubieten. Das Männchen des brasilianischen Klippenvogels (Rupicola crocea) ist einer der schönsten Vögel der Welt, prachtvoll orange gefärbt und hat einige Federn merkwürdig abgestumpft und zerfasert. Die Werbung dieser Vögel ist von Richard Schomburgk wie folgt geschildert worden: „Eine ganze Gesellschaft jener herrlichen Thiere hielt eben auf der glatten und platten Oberfläche eines gewaltigen Felsblocks ihren Tanz. Auf dem den Block umgebenden Gebüsche saßen einige zwanzig offenbar bewundernde Zuschauer, Männchen und Weibchen, während die ebene Platte des Blockes von einem der Männchen unter den sonderbarsten Schritten und Bewegungen nach allen Seiten hin überschritten wurde. Bald breitete der neckische Vogel seine Flügel halb aus, warf dabei den Kopf nach allen Seiten hin, kratzte mit den Füßen den harten Stein, hüpfte mit größerer oder minderer Geschwindigkeit immer von einem Punkte aus

in die Höhe, um bald darauf mit seinem Schwanze ein Rad zu schlagen und in gefallsüchtiger Haltung wieder auf der Platte herumzuschreiten, bis er endlich ermüdet zu sein schien, einen von der gewöhnlichen Stimme abweichenden Ton ausstieß, auf den nächsten Zweig flog und ein anderes Männchen seine Stelle einnahm, welches ebenfalls seine Tanzfertigkeit und Anmuth zeigte, um ermüdet nach einiger Zeit einem neuen Tänzer zu weichen.“ Erwähnt werden mag, daß die Weibchen, welche beliebig vertheilt zwischen den ausruhenden Männchen sitzen, diesem Schauspiele unverdrossen zusehen und bei der Rückkehr des ermatteten Männchens ein Beifall bezeichnendes Geschrei ausstoßen. — Bemerkenswerth ist auch die Art, in der die Paradiesvögel werben. Die Männchen versammeln sich zur Paarungszeit in kleinen Trupps von 10—20 Stück, welche die Eingeborenen Tanzgesellschaften nennen, auf gewissen, gewöhnlich sehr hohen, sperrigen und dünn beblätterten Waldbäumen, fliegen in lebhafter Erregung von Zweig zu Zweig, strecken die Hälse, erheben und schütteln die Flügel, drehen den Schwanz hin und her, öffnen und schließen die seitlichen Federbüschel und lassen dabei ein sonderbar quakendes Geräusch hören, auf welches die Weibchen herbeikommen. — Auffallende oder schöne Farben werden auch bei Ausübung der Flugkünste entfaltet, wenn schon diese weniger dazu geeignet sind als die tanzartigen Bewegungen. So entfaltet der Wiedehopf zur Paarungszeit seinen merkwürdigen Kopfputz auch im Fliegen, wie man spielend einen Fächer auf und zu macht, während er ihn sonst zusammengeklappt und spitz nach hinten gelegt hat. Der Uferschilfsänger pflegt, wie Groos (Die Spiele der Thiere, Jena, Verlag von G. Fischer, 1896) anführt, sein Federkleid, wenn er sich bei seinen Flugkünsten aus der Luft herabfallen läßt, ballartig aufzublähen, ebenso das Männchen des Napoleonsvogels, das dabei hummelartig hin und her schwirrt. Wenn die Waldschnepfe einem Weibchen zu Gefallen ihre Flugkünste übt, so bläht sie dabei ihr Gefieder auf, so daß sie viel größer erscheint, als sie wirklich ist. Langsam kommt sie einhergeflogen, bewegt ihre Flügel nur mit matten Schlägen und ähnelt so einer Eule mehr als irgend einem Sumpf- oder Stelzvogel. Der prachtvolle Madagaskarweber umflattert fledermausartig mit zitternden Flügeln das sperlingsgraue Weibchen und von dem Männchen der Blaumeise sagt Naumann, daß es, mit dem Weibchen kosend, endlich aus der Höhe einer Baumkrone abwärts zu einem oft vierzig Schritt entfernt stehenden Baum schwebt, wobei es die ausgebreiteten Flügel nicht rührt, das ganze Gefieder aber so aufbläht, daß es viel größer und dicker aussieht und dadurch ganz unkenntlich wird. Wahrscheinlich dient auch das bei manchen Vögeln übliche Ueberpurzeln in der Luft, sowie das Aufsteigen und Herabfallen häufig dem Zeigen der Färbung. Besonders die Gewohnheit, steil in die Höhe zu fliegen und sich dann schneller oder langsamer herabgleiten zu lassen, ist bei aller Eigenart doch allgemein verbreitet. So erhebt sich der amerikanische Nachtfalke zur Zeit der Liebe oft über hundert Meter vom Boden, um dann wieder plötzlich mit halb geöffneten Schwingen und Schwanze in schiefer Richtung nach unten zu stürzen und zwar mit einer Schnelligkeit, daß man glauben möchte, er müsse sich auf dem Boden zerschmettern: aber zur rechten Zeit noch, zuweilen nur wenige Meter über dem Boden, breitet er Schwingen und Schwanz und fliegt wieder in seiner gewöhnlichen Weise dahin. Auch unser deutscher Nachtfalke erfreut durch seine Flugspiele, wenn er um das Weibchen wirbt. Jede Bewegung wird, so scheint es, mit gewissem Feuer ausgeführt und erscheint rascher, gehobener, stolzer. Aber nicht genug damit, der Ziegenmelker klatscht auch nach der Schilderung Brehm's noch mit den Flügeln wie eine liebesbegeisterte Taube, stürzt sich plötzlich aus einer gewissen Höhe hernieder, daß man ein eignes Rauschen vernimmt, oder umschwebt und umgleitet in den prachtvollsten Schwenkungen das ruhig sitzende Weibchen. Jede Art leistet in diesen Liebesspielen etwas Besonderes; am auffallendsten aber erscheinen, wie man sich denken kann, die durch den sonderbaren Federschmuck ausgezeichneten Arten Mittelafrikas oder Südamerikas. „Ich kenne,“ schreibt Brehm, „keine ausführliche Beschreibung der Flugweise der Leierschwalben, kann mir aber lebhaft denken, daß die Männchen dieser Gattung einen wunderbaren Eindruck hervorrufen müssen; denn ich erinnere mich heute noch mit wahrem Vergnügen der Frühlingsabende in Innerafrika, die uns in der Steppe, im Dorfe oder in der Stadt die Schleppennachtschwalben in ihrer vollen Liebesbegeisterung vor das Auge brachten. Unbesorgt wegen des lauten Treibens der Menschen, erschienen die prächtigen Vögel inmitten der Ortschaften und umflogen einzelne Bäume mit einer Anmuth, Zierlichkeit und Gewandtheit, die uns immer zum Entzücken hinriß. Die Helligkeit der Nächte in den Wendekreisländern ließ uns jede Bewegung der Vögel deutlich wahrnehmen; wir konnten jeden Flügelschlag sehen, jedes Ausbreiten oder Zusammenlegen des wie eine Schleppe nachgetragenen Schwanzes unterscheiden, und der Vogel gebärdete sich, als wollte er uns alle Künste seines köstlichen Fluges offenbaren.“ Nicht nur mit den zärtlichsten Tönen bittet der Girlitz um Liebe; er legt sich auch wie ein Kuckuck platt auf einen Ast, sträubt die Kehlfedern wie ein balzender Hahn, breitet den Schwanz weit aus, dreht und wendet sich, erhebt sich plötzlich, steigt in die Luft, flattert, ungleichmäßig schwankend, fledermausartig um den Baum, wirft sich bald nach der einen, bald nach der andern Seite und kehrt dann auf den früheren Sitzplatz zurück, um seinen Gesang fortzusetzen. — Wenn die Kreuzschnäbel um die Liebe ihres Weibchens werben, steigen sie lustig flatternd über die Baumwipfel empor, halten sich schwirrend auf derselben Stelle, singen dabei und senken sich hierauf langsam wieder zu dem gewöhnlichen Sitzplatze hernieder. In hoher Luft tummelt sich die Blaurake, stürzt sich von dort kopfüber in die Tiefe, um dann langsam wieder aufwärts zu klettern. Singend kommt die Grasmücke auf die höchste Spitze eines Busches herauf, steigt flatternd 15 bis 20 Schritte in die Höhe und läßt sich, immer singend, entweder flatternd in schiefer oder mit angezogenen Schwingen fast in senkrechter Richtung wieder herab. Das Männchen der Sumpfschnepfe schwingt sich bei heiterem Wetter so hoch in die Lüfte, daß es nur ein gutes Auge noch als einen Vogel erkennt, treibt sich dann flatternd im Kreise herum und schießt aus diesem mit ganz ausgebreiteten, still gehaltenen Flügeln, senkrecht, in einem Bogen, auf- und abwärts, und mit einem so besonderen Kraftaufwande, daß nach der Schilderung Naumann's in diesem Bogenschusse die Spitzen der großen Schwingen in eine bebende oder schnurrende Bewegung gesetzt werden und dadurch einen zitternden, wiehernden, summenden, knurrenden oder brummenden Ton geben, der dem Meckern einer Ziege höchst ähnlich ist und dem Vogel zu dem Namen Himmelsziege verholfen hat. — Bei Störchen und Raubvögeln scheint sich auch das Weibchen ganz allgemein an diesen Flugkünsten zu betheiligen. „Es ist ein ergötzender, großartiger Anblick und hat etwas Erhabenes, einen oder ein Paar Störche bei heiterem Wetter und im Anfange der Paarungszeit sich in weiten Kreisen gegen einander, anfänglich oft niedrig, Viertel-, ja halbe Stunden lang über einer Gegend herumdrehen, dann höher und immer höher himmelan steigen und in gigantischen Schneckenlinien bis zu den Wolken hinausschrauben zu sehen.“ Edelfalken und Adler erheben sich in Paaren, die Kraniche sogar in ganzen Heerden zu großen Höhen und beschreiben die prachtvollsten Kreise, Flugkünste, die Kornweih, Milan und Wespenbussard, angeregt durch das Hochgefühl der Liebe, mit nicht geringerer Fertigkeit ebenfalls ausführen.

Wenn es sich in den vorausgeschickten Beispielen, die sich mit Leichtigkeit noch vermehren ließen, — gerade die Flugspiele werden ja neben anderen Bewerbungskünsten von zahlreichen Vögeln aller Arten ausgeübt — um echte Bewerbungsspiele, Liebesspiele, handelte, so sollen im Nachfolgenden noch einige solche Spiele erwähnt werden, bei denen sich zwar, wie Groos in seinem schon erwähnten Werke ausführt, die ersteren als unverkennbare Grundlage des Spiels zeigen, die aber, indem die ansteckende Wirkung der Nachahmung hinzutritt, zu merkwürdigen Massenspielen von orgiastischem Charakter geworden sind. „Es ist, wie ich glaube,“ so schreibt Groos, „die in der Ethnologie und Culturgeschichte so häufig vorkommende Verquickung von sexueller Erregung und imitativer Suggestion, die uns hier im Reiche der Vögel mit besonderer Deutlichkeit entgegentritt.“ Der schwarzköpfige Ibis in Patagonien, der fast so groß wie ein Truthahn ist, giebt sich gewöhnlich am Abend seltsamen, tollen Spielen hin. Ein ganzer Schwarm scheint plötzlich vom Wahnsinn ergriffen zu sein. Die Vögel stürzen sich gleichzeitig mit erschreckender Gewalt aus der Höhe herab, fliegen in höchst excentrischer Weise herum und erheben sich, wenn sie fast am Boden sind, von Neuem in die Höhe, um das Spiel zu wiederholen, während sie die ganze Zeit über die Luft mit ihrem harten, metallischen Geschrei kilometerweit erschüttern. — Während die Spiele der meisten Entenarten in Scheinkämpfen auf dem Wasser bestehen, führt die schöne geschwätzige Pfeifente vom La Plata hübsche Luftspiele auf. Zehn bis zwanzig Stück erheben sich in die Luft, bis sie nur noch wie kleine Punkte erscheinen, ja manchmal gänzlich dem Auge

entschwinden. In dieser großen Höhe bleiben sie oft stundenlang an einem Platze, sich abwechselnd trennend und wieder vereinigend, wobei die feinen, hellen, pfeifenden Töne des Männchens mit den ernsten, gemessenen des Weibchens merkwürdig übereinstimmen. Und jedes Mal, wenn sie zusammentreffen, schlagen sie sich gegenseitig so kräftig auf die Flügel, daß der Lärm, der wie das Händeklatschen klingt, deutlich hörbar bleibt, selbst wenn die Vögel dem Auge unerreichbar sind. Die schönste Wachtelart in La Plata sind die Ypecaha, herrliche, kraftvolle Vögel von Hühnergröße. Eine Anzahl derselben hat einen kleinen Versammlungsort dicht beim Wasser. Zuerst erhebt einer der Vögel in den umgebenden Binsen dreimal einen lauten Schrei, ein Einladungszeichen, das schnell von den Vögeln erwidert wird, die von allen Seiten her zu dem gewohnten Platze eilen. Bald sind zehn bis zwanzig zusammen und beginnen sofort mit ihrer Aufführung, die in einem schrecklichen Schreiconcert besteht. Ihre Töne erinnern einigermaßen an die menschliche Stimme, wenn sie in Schrecken oder Schmerz auf's Aeußerste angestrengt wird. Einem langen durchdringenden Ruf von erstaunlicher Gewalt und Heftigkeit folgt ein tieferer Ton, als ob das Geschöpf in dem ersten Aufschrei fast alle seine Kräfte ausgegeben hätte. Dieser Doppelschrei wird einige Mal wiederholt und ist von anderen Lauten begleitet, die halbunterdrücktem Gestöhne ähneln. Zugleich rennen die Vögel wie besessen hin und her, die Schwingen vibrirend ausgebreitet, den langen, weit offenen Schnabel in die Höhe gerichtet. Nach drei oder vier Minuten geht die Gesellschaft wieder friedlich auseinander. Die Jonanas, seltene Vögel Südamerikas, mit eigenthümlichem, hahnenkammartigem Kopfputz, Sporen an den Flügeln und langen, dünnen Zehen, haben eine Art von Aufführung, die offenbar dazu dient, den sonst verborgenen Schmuck der Schwingen zur Geltung zu bringen. Auf einen Lockruf kommen zwölf bis fünfzehn zusammen, bilden einen dichten Haufen, lassen kurze, aufgeregte, schnell wiederholte Töne hören und entfalten ihre Schwingen wie schöne, lose zusammengestellte Flaggen. Manche halten sie senkrecht und unbeweglich in die Höhe, andere öffnen sie nur halb in schnell vibrirender Bewegung und wieder andere bewegen sie in langsamem, regelmäßigem Tempo aufwärts und abwärts. Darwin betrachtet alle mit den Liebesspielen zusammenhängenden Erscheinungen, also auch die verschiedenen Flug- und Tanzkünste, als ein Ergebniß der Auslese bei der Paarungszeit. Nach ihm ist die Entstehung dieser Künste durch den Wettbewerb der Männchen um die Weibchen zu erklären. Die letzteren werden stets denjenigen Männchen den Vorzug gegeben haben, die bezüglich ihrer Flug- und Tanzkünste besonders hervorragten. Die Bevorzugung der besseren Flieger und Tänzer gegenüber den schlechteren führte nun mit Nothwendigkeit zu einer Verbesserung der Leistungen in diesen Künsten, denn nach dem Gesetze der Erblichkeit mußte sich die größere Fertigkeit des Vaters auf die Söhne vererbt haben und so weiter, so daß eine Steigerung in der Leistungsfähigkeit im Laufe der Generationen eintreten mußte. Gegen diese Ansicht Darwin's „von der Auswahl der Wohlgefälligsten durch die Weibchen" haben sich nun aber gewichtige Stimmen erhoben, vor Allem Wallace, dem sich andere Forscher ganz oder theilweise anschlossen. Nach Ersterem läßt sich eine Auswahl durch die Weibchen überhaupt nicht nachweisen. Die Entstehung der Flug- und Tanzkünste erklärt er aus der überströmenden Lebensenergie. „Zu einer Zeit der Aufregung und Entwickelung überschüssiger Kraft des Organismus finden es viele Thiere ergötzlich, ihre Muskeln zu üben, oft auf phantastische Weise, wie dies die Spiele der Kätzchen, Lämmer und anderer junger Thiere beweisen. Nun befinden sich aber zur Paarungs- oder Brunstzeit die männlichen Vögel in einem Zustande höchster Entwickelung, und sie haben einen starken Vorrath von Lebenskraft, und unter der Einwirkung des Geschlechtstriebes vollführen sie allerhand Gaukeleien oder Kraftstücke im Fliegen, vermuthlich ebensowohl aus einem inneren Triebe nach Bewegung und Muskelbeschäftigung, als um den Weibchen zu gefallen." Es ist hier nicht der Ort, das Für und Wider der verschiedenen Anschauungen zu erwägen; wer eingehend über diese Fragen unterrichtet sein will, sei auf das erwähnte Werk von Karl Groos, Die Spiele der Thiere, verwiesen. Uns mag die Thatsache genügen, daß die Zeit der Liebe gerade in mannigfachster und auffallendster Weise das Leben der Vögel beeinflußt, daß es die Liebe ist, die den Vogel anregt, seinen Gefühlen in seelenvollem Gesange Ausdruck zu verleihen, die den friedfertigen Genossen zum kampfeslustigen Nebenbuhler stempelt, ihn anspornt, seine Kräfte einzusetzen zur Ausführung von allerlei Flugkünsten und zierlichen Tänzen, um so im Wettbewerbe mit anderen seines Gleichen die Lebensgefährtin zu erringen. Dr. C. Müller.

Bücherbesprechungen.

— Das Königliche statistische Bureau während der Jahre 1885 bis 1896. Von E. Blenck, Geh. Ober-Regierungsrath und Director. Berlin, Verlag des Königlichen statistischen Bureaus. — Das „wirthschaftliche Gewissen des Staates" nennt der Verfasser die statistische Centralstelle für Preußen, und in der That, wenn man die alle Zweige des wirthschaftlichen Lebens umfassende Forschungsarbeit dieser Stelle ins Auge faßt, so trifft die Bezeichnung wohl zu. In wenigen Jahren wird das Königlich preußische statistische Bureau das erste Jahrhundert seines Bestehens vollendet haben; es wird damit — wie der Verfasser in der Einleitung zur vorliegenden Schrift hervorhebt — zurückblicken können auf eine Zeit wechselvoller Schicksale, mühsamer Arbeit, ernsten Ringens und Strebens nach dem ihm bei seiner Errichtung, am 25. Mai 1805, gesteckten Ziele einer Umfassung aller zahlenmäßig feststellbaren Erscheinungen des Volks- und Staatslebens sowie einer Erkenntniß der Grundgesetze ihrer Entwickelung. E. Blenck hat bereits im Jahre 1885 ein Bild der Entwickelung und der Thätigkeit des Bureaus, dem er seit langen Jahren als Director vorsteht, während der ersten acht Jahrzehnte seines Bestehens der Oeffentlichkeit übergeben. Die jetzt vorliegende erschöpfende Darstellung über die Weiterentwickelung der preußischen Landesstatistik in den letzten 12 bis 13 Jahren schließt sich jenem früheren Berichte an. Schon aus der Inhaltsübersicht des Werkchens geht hervor, wie groß und vielseitig das Arbeitsgebiet des Bureaus ist. Die Arbeiten der letzten zwölf Jahre umfassen drei Volkszählungen, ferner die fortlaufenden Statistiken über Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle, die Medicinalstatistiken, die Statistik der Gebrechlichen, Berufs- und Gewerbezählung, Gebäude- und Grundeigenthums-Statistik, Statistik der Brände, Erhebungen über landwirthschaftliche Bodenbenutzung, über Zwangsversteigerungen von Grundstücken, Viehzählungen, Wildabschußstatistik 2c. 2c. Im Ganzen sind über 40 größere Statistiken und eine Reihe sonstiger Arbeiten aufgezählt. Ueber die Art der Bearbeitung dieser Statistiken, Kostenaufwand 2c. giebt die Schrift genaue Auskunft. Die aus Staatsfonds gedeckten Kosten der amtlichen Statistik Preußens, soweit diese von der Centralstelle aufgemacht wird, berechnet der Verfasser im Durchschnitt der letzten zwölf Jahre auf 2,08 Pf. jährlich pro Kopf der Bevölkerung. Die Berufszählung von 1895, deren Kosten vom Reich vergütet wurden, sind dabei nicht mit eingerechnet; diese beziffern sich pro Kopf auf 0,44 Pf. Durch die städtischen statistischen Aemter, deren Zahl jetzt in Preußen zehn beträgt (Berlin, Breslau, Altona, Magdeburg, Görlitz, Köln, Frankfurt a. M., Königsberg i. P., Hannover, Dortmund) wird übrigens die Centralstelle bei allen größeren Erhebungen stets mehr oder weniger unterstützt. F.

— A. Kerner von Marilaun, Pflanzenleben. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. II. Bd. Die Geschichte der Pflanzen. Mit 1 Karte, 233 Abbildungen im Text, 19 Farbendruck- und 11 Holzschnitt-Tafeln. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1898. X und 778 Seiten. Gebunden 18 ℳ. — Die wundervollen Vorzüge des ganzen Werkes treten beim zweiten Theile ebenso prächtig hervor, wie beim ersten; Klarheit der Anordnung und des Stiles, leichte, übersichtliche Beherrschung eines wahrhaft überquellenden Stoffes, Reichthum, Pracht und Geschmack der Illustrationen; bei den letzteren ist in der That die Auswahl schwer, welcher von den farbigen Tafeln man den Vorzug geben soll, den frischen Alpenbildern, den Ansichten aus tropischen Urwäldern, dem mexicanischen Dämmerungsbild mit der Königin der Nacht, den westindischen Orchideen oder den verschiedenen Gruppen der Kryptogamen, Farne, Moose, Flechten, Tange. Daß das Buch auf der modernsten Höhe der Zeit steht, dafür bürgt der Name des Verfassers; es sei nur darauf hingewiesen, daß die Zoidiogamie der Gnetaceen und Cycadeen bereits in den Text aufgenommen und vollkommen verwebt ist. In gewissem Sinne muthet der zweite Band noch

populärer und verständlicher an, seines Inhaltes wegen, als der erste; er behandelt vorwiegend das, was zumeist auch der gebildete Laie unter Botanik sich vorstellt, zuerst die Geschichte der Pflanzenindividuen, die ungeschlechtliche und geschlechtliche Vermehrung oder, wie es Kerner nennt, die Vermehrung durch Ableger und Früchte, mit allen den interessanten Fragen der verschiedenen Pollenübertragung, den Beziehungen zur Thierwelt, der Kreuzung also und der Autogamie, bezw. Kleistogamie, Parthenogenese und Generationswechsel, sodann die Geschichte der Arten, deren Ursprung, Verbreitungsmittel, Verbreitung, Gallen und andere parasitische Deformationen, Genossenschaften ꝛc., — endlich die Beziehungen der Pflanzenwelt zum Menschen, Nutz-, Heilpflanzen, Herkunft der Culturgewächse, Aesthetik der Pflanzenwelt im Gartenbau und in der Kunst. Zwei nebensächliche Bemerkungen mögen hier Platz finden! In Bezug auf den ersten Abschnitt möchte man zweifeln, daß die Botanik im Allgemeinen wirklich den Unterschied macht zwischen Blume und Blüthe, den der Verfasser angiebt. So richtig es sein würde, den Begriff der Blüthe lediglich auf die primären Fortpflanzungswerkzeuge zu gründen und den der Blume auf das gleichzeitige Vorhandensein von secundären, wie Duft, Blüthen- und Hochblättern, so sehr beweist doch die Verdeutschung von „Phanerogamen und Kryptogamen" in „Blüthenpflanzen und Blüthenlose", daß die Botanik es mit der Scheidung der Begriffe bisher nicht so genau nimmt; denn sonst müßte es wohl heißen: „Blumenpflanzen und Blumenlose". Betreffs der Parthenogenese ist es wohl richtig, daß parthenogenetische Eier zumeist Weibchen erzeugen sollen. Der Fall paßt u. A. auf die Blattläuse, doch verhält sich die Honigbiene umgekehrt, da unbefruchtete Eier zu Drohnen werden und Spermamangel schließlich zur Drohnenbrütigkeit ganzer Stöcke führt. — Die Themata des zweiten Bandes haben noch den ganz besonderen Vorzug, daß sie uns häufig mit der Persönlichkeit des Verfassers in unmittelbare Berührung bringen; denn sie geben ihm oft Gelegenheit, uns Einblicke in seine eigene experimentelle Lebensarbeit zu thun, sei es bei der Erforschung der alpinen Flora, sei es bei der Gliederung der Genossenschaften, sei es auf dem complicirten Gebiete der Kreuzung und „Bastart"bildung, wie Kerner mit Grimm schreibt. Andererseits darf nicht geleugnet werden, daß gerade dieses Hervortreten des Persönlichen eine gewisse Gefahr der Einseitigkeit in sich schließt. Sie kommt wenigstens auf einem Felde deutlich zum Durchbruch, und zwar auf einem von besonderer theoretischer Bedeutung, auf dem der Artbildung nämlich. Die ganze Tragweite von Kerner's Ausführungen wird blos Der zu ermessen im Stande sein, welcher die Wandlung unserer Anschauungen mit Darwin's grundlegendem Werk über die Entstehung der Arten, den Streit über Lamarckismus und Weismannismus und die einschlägigen Fragen verfolgt hat. Kerner sucht (mit Weismann) die Bedeutung der Kreuzung nicht mehr in der Constanz der Artmerkmale, sondern umgekehrt in der Anregung zur Bildung neuer Species. Er übertrifft aber die Evolutionisten der modernsten Weismann'schen Schule darin, daß er jeden vererbungsfähigen Einfluß der Anpassung an äußere Verhältnisse schlechtweg leugnet und in der Kreuzung und Bastartierung den einzigen Factor der Artbildung erblickt. Es ist schwer, sich die Consequenzen dieser Anschauungsweise ganz auszumalen. Wenn man auch die Erzeugung neuer Species innerhalb gegebener Gattungen und Familien sehr wohl begreift und durch die Erfahrung bestätigt findet, so kann man sich doch kaum einen Begriff davon machen, wie etwa die Kluft zwischen verschiedenen Classen, die Entstehung grundsätzlich neuer Anpassungen, wie die Siphonogamie durch Kreuzung ausgefüllt oder erklärt werden soll. Schließlich müßte man zum allermindesten als Anfang eine Summe verschiedener Protophyten haben, die doch nur entweder an verschiedenen Orten unabhängig von einander als Anpassungen an die verschiedenen Umgebungen entstanden sein könnten oder von einer geringeren Zahl von Urformen wiederum durch Anpassung an wechselnde äußere Bedingungen abzuleiten wären. Aber selbst ein solcher extremer Standpunkt wird kaum noch von den Weismanianern festgehalten, und im Thierreich denkt schwerlich noch Jemand an die Kreuzung als einzigen Factor der Artbildung. Kerner vermeidet's, sich über die Consequenzen auszulassen. Vielleicht wäre es besser gewesen, den Leser über die Tragweite der vorgeführten experimentellen Erfahrungen aufzuklären. Doch das ist Geschmacksache; und der Referent ist weit entfernt, dem herrlichen, für die größeren Kreise geradezu grundlegenden Werke mit nörgelnder Kritik irgend etwas Wesentliches am Zeuge flicken zu wollen. Srth.

— **Die Loreleysage in Dichtung und Musik.** Von Dr. **Hermann Seeliger.** Leipzig-Reudnitz, August Hoffmann. 2 ℳ. — Eine hübsche Zusammenstellung der lyrischen, epischen und dramatischen Bearbeitungen der Loreleysage, die bekanntlich schwerlich mehr als eine Erfindung der Romantiker (Brentano) ist. Am bekanntesten ist wohl Heine's Lied geworden, wennschon sich neuerdings Stimmen erhoben haben, die demselben die Verbreitung als nicht zu Recht bestehend haben anrechnen wollen, indem sie es mit Goethe's Fischer in Parallele stellten und mit größeren Maßstäben maßen. Sonst sind unter den Schaffenden Namen wie Simrock, Jul. Wolff (mit einem nicht eben hervorragenden Opus), Geibel mit seinem hochpoetischen Operntext, den Mendelssohn nicht zu Ende componiren sollte und Max Bruch dann von Neuem aufnahm, Roquette, G. Conrad (Prinz Georg von Preußen) und zuletzt noch A. L'Arronge zu nennen, der seltsamerweise die Reihe schließt, ein Vertreter hausbackener Richtung, der sich einmal an einem lustigen Stoffe versuchte. Einen Operntext Loreley plante auch Otto Ludwig, ein Beweis dafür, daß der Fabel ein tieferes, auch dramatisches Leben innewohnt. Ein größeres Kunstwerk von bleibendem Werthe ist, wenn man Geibel's Text dazu nicht rechnen will, aus dem Stoff nicht geschaffen, dafür aber viel Minderwerthiges producirt worden, wovon die fleißige Arbeit des Verfassers Zeugniß ablegt. J. R.

— **Spanische Novellen** von **Hans Parlow.** Dresden und Leipzig, Verlag von Karl Reißner. 1898. 271 Seiten. — Ich bin leider kein Kenner spanischen Lebens und kann daher nicht mit Sicherheit beurtheilen, ob der Verfasser der „Spanischen Novellen" uns in ihnen wirkliche charakteristische Gemälde des Volkes und Landes gegeben hat. Ich fürchte beinahe, daß der Verfasser in dieser Hinsicht etwas zu sehr an der Oberfläche haften geblieben ist. Aber das eine muß ich Parlow zugestehen, daß er gewandt und fesselnd zu schreiben versteht, daß er uns für seine Personen, besonders für seine spanischen Frauen, deren Studium er sich hauptsächlich gewidmet hat, auch da, wo ihre Charaktere uns nicht immer recht lebenswahr erscheinen mögen, zu interessiren vermag. Man liest das Buch gern und verlebt ein paar angenehme Stunden damit. Einen bleibenden, fortwirkenden Eindruck wird es freilich kaum im Leser hinterlassen. **W. Bruchmüller.**

— **Th. H. Pantenius' Gesammelte Romane** in 9 Bänden. 54 wöchentliche Lieferungen zu 50 ₰. Gesammtpreis 27 ℳ. 1. Lieferung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. — Die Ankündigung dieser Gesammtausgabe nimmt den Mund wohl etwas voll, wenn sie sagt, daß der Name Pantenius in die vorderste Reihe der deutschen Erzähler unserer Zeit gehört. Immerhin wird man das zugestehen müssen, daß Pantenius eine in sich gefestete, wohl etwas einseitige aber kräftige Schöpfernatur ist, der vom großen Wege abseits gelegene Werke gelangen. Pantenius stammt bekanntlich aus den Ostseeprovinzen und hat alle die ein wenig trotzigen Eigenschaften an sich, die diesem unter russische Botmäßigkeit gekommenen deutschen Volksstamm eigen sind. Mit den Verhältnissen seines Heimathlandes beschäftigen sich auch Pantenius' Romane, z. B. „Wilhelm Wolfschild". Nur einmal ist Pantenius auf das Gebiet des Historischen, in höhere Kunstsphären übergetreten, in dem Roman „Die von Kelles", in dem sich zwar seine tüchtige, etwas nüchterne Eigenart nicht verleugnet, aber auch zugleich die Grenze seines künstlerischen Könnens sichtbar wird. Die Tendenz wollen wir Pantenius zwar verzeihen, insofern sie etwas gar zu deutlich auf das Walten der Gotteshand in der Geschichte, das Straf- und Weltgericht hinweist. Aber der Aufbau der Handlung entbehrt des Luftigen, der eiffelthurmmäßigen Durchsichtigkeit und Klarheit und vermöge der massenhaften Geschichtsstudien, deren mühseliges Zusammentragen man noch merkt, macht der Roman etwas den Eindruck des Unförmigen, wollsackmäßig Angeschwollenen. Doch mögen diese Schwächen vergessen werden im Hinblick auf die im Hintergrund stehende Persönlichkeit des Verfassers, die etwas Ehernes hat und über ein Geschlecht von modernen unterschiedslosen Durchschnittsmenschen um Hauptes länge emporragt. Es wäre nicht das erste Mal, daß den Deutschen von außerhalb der Reichsgrenze ihre Eigenart reiner und kräftiger wieder zum Bewußtsein gebracht wird, die innerhalb derselben fast verloren gegangen ist. J. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 52. Sonnabend, den 7. Mai, Abends. 1898.

In einem ägyptischen Harem.

Das Leben und Treiben in einem Harem aus eigener Anschauung zu schildern, ist für einen Vertreter des sogen. „starken Geschlechts“, wenn er nicht etwa als Muselman selbst Besitzer eines solchen ist oder infolge seiner amtlichen Stellung (Arzt, Wächter u. A.) Zutritt zu einem Harem hat, ein Ding der Unmöglichkeit. Denn jedem Manne ist, abgesehen von den erwähnten Persönlichkeiten, der Besuch dieses Allerheiligsten der mohamedanischen Familie — Harém, arabisch Harim, heißt: das Heilige, das Unnahbare und daher Verbotene — bei Todesstrafe verboten. Wenn daher von Zeit zu Zeit Berichte über das Leben der Frauen im Harem an die Oeffentlichkeit dringen, so darf man überzeugt sein, daß in solchen Schilderungen die Phantasie des eifrigen Berichterstatters die Hauptrolle spielt. Zwar soll es einige Male vorgekommen sein, daß Männer in Frauenkleidung Zugang zu einem Harem gefunden haben. Verfasser hat aber guten Grund, auch diesen Erzählungen überaus skeptisch gegenüberzustehen. Weiß er doch zur Genüge, wie scharf und rücksichtslos die berufenen Wächter ihres verantwortungsreichen Amtes walten, ganz abgesehen von den Gefahren, in die sich ein solcher Vorwitziger begeben würde. Authentisches über das Haremsleben können wir einzig aus dem Munde glaubwürdiger Frauen erfahren, vorausgesetzt freilich, daß sie infolge ihrer socialen Stellung die nöthigen Beziehungen zu den in Frage kommenden Kreisen haben. Denn jeder nur einigermaßen angesehenen Frau steht, gleichviel welchen Glaubens sie sei, jederzeit der Zutritt zu jenem Familienheiligthum offen. Wenigstens gilt dies vom Pharaonenlande, dessen Eingeborene sich bekanntlich Andersgläubigen gegenüber durch ihre mustergiltige Toleranz auszeichnen.

Während meines mehrjährigen Aufenthalts in Aegypten habe ich von der mir gebotenen Gelegenheit, mich authentisch über das *Haremsleben* zu unterrichten, um so gewissenhafter Gebrauch gemacht, als meine Gewährsmännin — man verzeihe diese Wortbildung — als Gattin eines hochstehenden ägyptischen Beamten selbst zu dem viceköniglichen Harem Zutritt hatte. Jeder, der aufmerksamen Blickes Straßen und Plätze der „völkerwimmelnden“ Khalifenstadt durchpilgert, bemerkt sofort äußerlich den für die Frauen bestimmten Raum des Hauses, den Harem: er ist an seinen durchbrochenen, aus gedrehter Arbeit bestehenden Holzfenstern, sog. „Muschrabien“, erkennbar. Diese zierlichen Gitterfenster bilden häufig kleine Erker und sind oft überaus kunstvoll gearbeitet. Sie ermöglichen jederzeit den Zutritt frischer Luft und eignen sich daher vorzüglich als Aufbewahrungsort für das Wasser — daher ihr Name. Auch kann der Blick der schönen Insassinnen stets ungehindert ins Freie schweifen, während diese selbst den Augen der profanen Welt verborgen bleiben. Meist im ersten Stockwerk befindlich, nimmt der Harem den bevorzugtesten Theil des Hauses ein und ist, je nach Stand und Reichthum seines Besitzers, mehr oder minder prunkvoll ausgestattet. Meist dicht nebenan, vielleicht auch nur durch einen dunkeln Gang getrennt, befindet sich das Cabinet des Hausherrn. Natürlich ist es, selbst wenn man dessen Erlaubniß zum Besuche des Harems besitzt, unmöglich, ohne das Geleit eines der Haremswächter, meist schwarzer Eunuchen, bis in denselben vorzudringen. Aber an der Schwelle des Heiligthums hört auch dieses meist Allmächtigen Machtherrlichkeit auf, und drinnen waltet außer des Besitzers Willkür neben den zahlreichen weiblichen dienstbaren Geistern die Laune und Ränkesucht der schönen Gebieterinnen. Der Harem selbst freilich steht unter der Oberaufsicht der Frauenaufseherin, meist einer ehemaligen Favoritin des Hausherrn, die streng und, ohne Widerspruch zu dulden, ihres Amtes waltet. Daß in den vornehmsten Häusern es Sitte ist, daß von den eigentlichen Haremsfrauen — wir reden hier nicht von den oft zahllosen übrigen Bewohnerinnen, die nichts weiter als Sklavinnen sind —, deren der Koran dem gewöhnlichen Gläubigen bis zu vier gestattet, diejenige, die sich ihrer äußeren Vorzüge wegen am meisten der Gunst des Hausherrn erfreut, geradezu als dessen „Gemahlin“ gilt — so lagen z. B. die Verhältnisse am Hofe des verstorbenen Vicekönigs von Aegypten, Tewfik Pascha, dessen einzig begünstigte Gemahlin Emina war — so wird dafür Sorge getragen, daß jede der Frauen mit ihrem weiblichen Hofstaate abgesondert von den andern wohnt, ein höchst bedauernswerthes Loos, mit dem selbst der ausgesuchteste Luxus nicht zu versöhnen vermag. Bei besonderen Anlässen, z. B. Besuchen, Festlichkeiten u. A., vereinigen sich häufig die Frauen in einem gemeinsamen Raume zu geselliger Unterhaltung, die freilich, wie nicht anders zu erwarten, nur allzu häufig in gehässiges, eifersüchtiges Intriguenspiel ausartet .... Die Thür, welche zum Harem führt, ist meist mit hellen, durch bunte Einsätze verzierten Vorhängen nach Art unserer Portièren eingefaßt. Farbige Glasfenster, Mosaikfußböden und Holzgetäfel als Wandbekleidung zeichnen den erwähnten, für Besuchs- und andere festliche Zwecke bestimmten Raum vor den übrigen Räumlichkeiten aus. Dieser war es, in welchen meine Dame nach überaus ceremonieller Begrüßung durch die erwähnte Aufseherin — der Herr des Hauses war abwesend — geleitet wurde. Eine auserlesene Eleganz bestach das Auge. Die Divans waren mit kostbaren arabischen Teppichen verhüllt, und auf den niedrigen, mit kunstvoll ciselirten Messingplatten geschmückten Tabourets, welche die Stelle unserer Tische vertreten, lagen allerlei Nippsächelchen, Parfümschalen, selbst niedliches Kinderspielzeug umher. Eine in Rosaseide gehüllte Ampel verbreitete geheimnißvolles Dämmerlicht im Saale, der mit undefinirbar süßem, betäubendem Dufte angefüllt war. Als wir eintraten — ich lasse hier meine Gewährsmännin reden —, bot sich uns ein unbeschreiblicher Anblick dar. In malerischer Stellung hingegossen, gewahrten unsere Blicke auf dem Divan drei Frauengestalten, die wohl für auserlesene orientalische Schönheiten gelten konnten. Von bronzener Hautfarbe, war das Antlitz von nur leise gewelltem, schwarzem Haupthaare, das ungezwungen über den Nacken herabfloß, überschattet. Ein goldener, mit Edelsteinen besetzter Stirnreif hielt dasselbe oberhalb der durch Kohl gefärbten, dunkeln Augenbrauen, die in ideal geschwungenem Bogen über der Nasenwurzel sich berührten, zusammen. Die lebhaften Augen, deren geheimnißvolles Feuer mit den Edelsteinen des reichen Stirn- und Halsschmuckes wetteiferte, zeigten die bekannte mandelförmige Bildung, durch die schon die alten Aegypterinnen Aufsehen erregten. Sofort bei unserem Eintritt erhoben sich die Damen und luden uns unter lebhafter Begrüßung zum Sitzen ein. Auf ein Glockenzeichen erschien eine schwarze Dienerin, die auf einer kostbaren Platte Kaffee in den bekannten fingerhutgroßen Täßchen, die in kunstvoll gearbeiteten Goldständern ruhten, herbeibrachte. Auch Cigaretten und Nargilehs fehlten nicht. Diese Genüsse lehnten wir Europäerinnen „aus Gesundheitsrücksichten“ ab. Dagegen griffen die schönen Orientalinnen gierig zu: zwei bedienten sich mit Cigarretten, die sie ebenso graziös zum Munde führten, wie unsere Pariser Flaneurs. Die dritte bevorzugte die Wasserpfeife, der sie bald gewaltige Rauchwolken zu entlocken verstand. Auf ein weiteres Zeichen erschien, nachdem sich die erste Dienerin entfernt hatte, eine zweite, mit allerlei Süßigkeiten beladen, die ausnahmslos in den kostbarsten goldenen und silbernen Gefäßen von kunstvollster arabischer Arbeit herumgereicht wurden. Wir haben selten eine solche Fülle erlesenster Fruchtsäfte, Likörs, feinsten Backwerks und anderen Confects beisammen gesehen: Lokúm und fein gesponnener Zucker erregten meine Aufmerksamkeit am meisten. Auch

Früchte, eingemachte und candirte, selbst frische, darunter Bananen, Mandarinen, Limonen und Lupinen, fehlten nicht. Es ist bekannt, daß die Orientalinnen ausgesprochene Freundinnen von allerlei Süßigkeiten sind, woraus sich zum guten Theile, begünstigt durch ein fast ununterbrochenes dolce far niente, deren Wohlbeleibtheit erklärt. Denn an Leibesbewegung fehlt es bekanntlich diesen Aermsten am Meisten, man müßte denn die täglich unter strengster Obhut stattfindenden Spazierfahrten in verschlossener Equipage, deren Fenster mit Holzläden verdeckt sind, welche durch ein einziges, kreisrundes Loch kaum einen kümmerlichen Lichtstrahl in das sonst dunkle Innere einlassen, zu den körperlichen Motionen rechnen! Wir waren bald Zeuge, mit welchem Appetit unsere schönen Gefangenen dem Zuckerwerk nicht minder wie den süßen Flüssigkeiten alle Ehre anthaten. Die Wirkung hiervon zeigte sich zusehends. Denn die Unterhaltung wurde unterstützt durch ein äußerst wirkungsvolles Mienen- und Gestenspiel, bei dem der ganze Körper dramatisch belebt wurde, sehr angeregt und langte schließlich auf dem bekannten einen Punkte an, in dem nach unseres Dichterfürsten wahrer Aussprache „der Weiber Weh und Ach so tausendfach“ zu kuriren ist: dem unerschöpften Thema Liebe! Es ist wahr: theilweise wurden meine bisherigen Anschauungen über das eheliche und Liebesleben der Orientalen völlig über den Haufen geworfen! Ich war und bin auch heute noch in der Hauptsache der Ansicht, daß die Polygamie als solche eine eigentliche Liebe d. h. in unserem Sinne ausschließt. Darunter verstehe ich eine auf inniger Seelengemeinschaft beruhende Hingabe zweier Wesen an einander, eine Hingabe, die, unabhängig von äußeren Zufälligkeiten, in gegenseitiger Veredlung ihren höhern Zweck hat. Indem aber der Orientale in dem Weibe eine jederzeit käufliche Waare sieht, deren Werth er nach dem Grade bemißt, in welchem sie seine Sinneslust befriedigt, und deren er sich — selbst nach seiner höchsten rechtlichen Autorität, dem Koran — jederzeit entäußern kann, sobald sie diesen Voraussetzungen nicht mehr ganz genügt, so kann weder von einer seelischen Gemeinschaft, noch von einem idealen Zwecke dieser Verbindung füglich die Rede sein. Aus diesen meinen Meditationen schreckte mich plötzlich die Frage meiner schönen Nachbarin auf: „Kannst du auch lieben?“ Ich gestehe, in jeder anderen Gesellschaft wäre ich um die Antwort nicht verlegen geblieben. Hier aber war ich einen Augenblick wie perplex und eine flüchtige Röthe färbte meine Wangen. Dann aber faßte ich mich und zwang mich, möglichst gleichgiltig — die Unterhaltung wurde in französischer Sprache geführt — zu antworten: „Warum nicht? Ich bin ja verheirathet!“ Kaum hatte ich das letzte Wort über die Lippen gebracht, als ein ohrenbetäubender Lärm — Lachen konnte man das nicht nennen — das Zimmer erschütterte, so daß ich schon fürchtete, mich ungeschickt ausgedrückt zu haben. Aber die theils bedauernden, theils spöttischen Blicke meiner Nachbarinnen belehrten mich bald eines Besseren. Heirath und Liebe gehören nach orientalischem Begriffe keineswegs so unbedingt zusammen, wie **wir** gewöhnlich annehmen, ja, die Liebe schließt nach jenem eine Heirath vielfach aus, sofern eben letztere eine äußere Interessengemeinschaft ist, bei der für die eigentliche Liebe, sofern sie der „Zug des Herzens zum Herzen“ ist, kein Raum mehr übrig bleibt. Kaum hatte sich das Höllengelächter etwas gelegt, so schienen die Damen zu empfinden, daß sie mir Verlegenheit bereitet hatten. Sie suchten daher ihrem Gebahren das Anstößige zu nehmen und fragten mit scheinbar inniger Theilnahme weiter: „Und hast du auch Familie?“ Mit einem gewissen, nach unserer Auffassung wohlberechtigten Stolze bejahte ich diese Frage, indem ich hinzufügte, daß ich meinen beiden Kindern, einem strammen Buben und einem herzigen Mädchen, von Herzen eine rechte Mutter zu sein bemüht wäre. Wir fügen bei, daß nach orientalischer Anschauung, die aus obigen Grundvoraussetzungen sich leicht ergiebt, auch die schöne und hohe Aufgabe der Kindererziehung einer liebenden und geliebten Frau unwürdig ist und zu den niedrigen Obliegenheiten des, wenn auch bessern Dienstpersonals gehört. Ein leichtes Naserümpfen — dann vorübergehende Stille, während welcher ein Engel durch das duftberauschte Gemach schwebte, und die Aelteste meiner Nachbarinnen nahm wieder das Wort. „Ich will dir einmal zeigen,“ begann sie mit einem Tone, der offenbar innerster Herzensüberzeugung entquoll, „daß Ihr Ferengi (d. h. eigenlich Franken, soviel als Europäer) nicht so innig und wahr lieben könnt, als wir!“ Ich war, offen gesagt, gespannt auf diesen Beweis, da ich eben vom Gegentheil überzeugt war. „Siehst du,“ fuhr jene fort, „ich meine die Geschichte von dem weisen und gelehrten Abdurrachman Effendi. Zu dem kam, als er sich einst im Selamlik (Herrengemach) befand, sanft erröthend, sein junges Weib und bat ihn um Gehör. Als ihr das gewährt war, begann sie: »Siehe, ich will dir melden, daß Allah, er sei gepriesen, unser heißes Gebet erhört hat, und unser innigster Wunsch wird, Allah gebe es, nun bald in Erfüllung gehen! Du bist noch jung, und ich kann dir nicht zumuthen, daß du während der mir bevorstehenden Zeit der Mutterschaft Entbehrung leidest. Auch weiß ich, daß du aus Liebe zu mir nie an eine zweite Frau gedacht hast.« Der Effendi machte eine heftig abwehrende Bewegung mit der Rechten. »So bitte ich dich, das Geschenk, das ich dir bringe, anzunehmen,« fuhr sie fort, indem sie sich nach der Thür begab, dieselbe öffnete und — eine Sklavin von ganz außergewöhnlicher Schönheit, eine Cirkassierin, hereinließ, die sie für den Gatten in liebevoller Fürsorge selbst ausgesucht hatte“ ... Sie schwieg, um den Eindruck ihrer Erzählung an meinen Mienen zu prüfen. „In der That hochherzig und entsagungsvoll“, brachte ich mit Mühe hervor, während die Genossinnen unerschöpflich waren im Lobpreis der ihrer Ansicht nach einzig wahren, d. h. orientalischen Liebe! — Wiederum eine kurze Pause! „Madame, lieben Sie Musik?“ wandte sich dann die jüngste der Damen, ein bisher ziemlich schweigsam gebliebenes, wie es schien, etwas melancholisch angelegtes Geschöpfchen mit wundervollen Gluthaugen, an mich. „O sehr!“ erwiderte ich kopfnickend. Kaum gesagt, hatte ich schon ein Tambourin in der Hand, und zugleich erhoben sich zwei der Damen, nahmen einander gegenüber Aufstellung und schickten sich an, einen jener bekannten mimisch-plastischen Nationaltänze aufzuführen, offenbar in der Erwartung meiner Betheiligung. Nachdem ich erklärt hatte, daß ich nicht im Stande sei, ihren Wunsch zu erfüllen, gaben sie sich zufrieden und begannen nun wechselweise ihren Tanz, den ich nach unsern Vorstellungen nicht gerade ästhetisch finden konnte. Wenigstens vermochte ich jenen Verrenkungen des Unterleibes, man verzeihe den Ausdruck, keinen Geschmack abzugewinnen, wenngleich es mich dünkte, als sähe ich eine verkörperte Liebestragödie vor mir, und der schlangenförmig sich windende, biegsame Körper geradezu Unglaubliches leistete. Mehr sagte mir das Gesangsconcert zu, in welchem sich die erwähnte Jüngste als Meisterin zeigte, indem sie sich mit dem Tambourin den Takt angab, während die beiden Andern je auf einer Art Zither, dem „Kanûn“, stimmungsvoll das Lied begleiteten. Wie klagend, wie sehnsuchtsvoll erklang es da von den schönen Lippen:

„Wo weilst du, meine liebliche Gazelle,
Du, meiner Augen Trost und Thränenquelle?
Warum entfloh dein Fuß der windesschnelle,
Und wandelt fern der heimathlichen Schwelle?“ u. s. w.

Geradezu ergreifend berührte mich aber das häufig gehörte, immer mit neuen Strophen versehene „el leel“, das Lieblingslied der heutigen Araber, dessen Refrain: „O Nacht, o Nacht, o wundervolle Nacht“, im Chore gesungen, selbst wie eine orientalische Nacht, tief und geheimnißvoll, anmuthet. Nur folgende zwei Strophen mögen zur Charakteristik des Ganzen dienen:

„Weh uns! Fern braust der bösen Geister Jagd!
Dich, Allah, ruf' ich, wenn die Eule ruft!
Vorbei! Gottlob, jetzt spür' ich Moschusduft —
Ja, höchste Zaubermacht ist Liebesmacht:
O Nacht, o Nacht, o wundervolle Nacht!

Und trippelt leis' heran, ihr Auge lacht,
Von Rosenlippen leis' mein Name klingt,
Ein Arm sich weich um meinen Nacken schlingt,
Warum, o Nacht, entschwandst du eh' gedacht?
O Nacht, o Nacht, o wundervolle Nacht!“ ....

Da plötzlich drei heftige Schläge an der Thür! Der Hausherr war gekommen, die Audienz, die Unterhaltung war zu Ende. Ein kurzer, freundlicher Gruß, und wir, meine Freundin und ich, waren höflich zum Harem hinauscomplimentirt. ....

Eigenartige Gedanken begleiteten uns auf dem Heimwege. Für eine oberflächliche Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib mag das Haremsleben eine Zeit lang gewisse Reize bergen. Was aber, wenn der Hausherr, der Einen oder Anderen überdrüssig, das eine furchtbare Wörtchen ausspricht, das die „dreifache Scheidung“ bedeutet? Ein Mann kann sich zweimal vom Weibe scheiden lassen und dasselbe ebenso oft ohne alle Förmlichkeiten wieder zurücknehmen. Ist aber jenes Schreckenswort, vor dem sie Alle zittern, einmal gesprochen, dann ist es verstoßen, ohne Gnade, für immer! Die Fluthen des Bosporus rauschen gar

traurige und erschütternde Melodien über jene Unglücklichen, deren feuchtes Grab er einst nächtlicher Weile ward, und wenn die langen, öden Mauern, hinter denen menschliches Elend in seiner ergreifendsten Gestalt jammert, ihren stummen Mund öffnen könnten, so würden sie vielleicht die Herzensgeschichte mancher einst hoch gefeierten, in Pracht und Ueppigkeit schwelgenden Haremsschönheit erzählen, deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß das Auge eines Mannes sie unverschleiert erblickte. . . . . x.—

Bücherbesprechungen.

— Verheißung und Erfüllung. Ein Jahrgang Volkspredigten über alttestamentliche Texte von Adolf Stöcker, Hofprediger a. D. in Berlin. Berlin, Stadtmission. 3 ℳ — So viele er ein Jahr hindurch gehalten hat in der Stadtmissionskirche, so viele Predigten veröffentlicht der Verfasser; es ist also nicht jeder im Kirchenjahr mögliche Sonn- und Feiertag berücksichtigt, aber es fehlt auch kein wesentlicher. Bei der Wahl seines alttestamentlichen Textes hat sich der Prediger theilweise an die vorhandenen Perikopenreihen gehalten, doch ohne allen Zwang wegen des bestimmten Tages und der dort festgesetzten Begrenzung. Ebenso häufig hat er ganz frei gesucht, indem er vom Evangelium oder von der Epistel des Tages ausging und das diesen neutestamentlichen Abschnitten Entsprechende ihnen an die Seite stellte, so z. B. zum Evangelium vom reichen Manne die Stelle Sprüche 30, 7—9. In solchem Falle sind auch ganze Capitel, wie Daniel 5 und Sacharja 3, zu Texten geworden. Wenn man die Predigten liest, in denen auch nicht eine Spur von der politischen Agitation des Verfassers zu entdecken ist, Predigten mit schlichter, aber wirkungsvoller Auslegung des göttlichen Wortes, wie sie beinahe alle auch in jeder Dorfkirche gehalten werden könnten, so kann man nur immer wieder aufs Tiefste bedauern, daß Stöcker aus dem altgeordneten Zusammenhang mit der Landeskirche herausgerissen und halb und halb in die Stellung eines Privat-Evangelisten hineingedrängt worden ist. Das wird seinen Zuhörern und ihrem Seelenleben gar nichts schaden, desto mehr aber dem Gemeinschaftsbewußtsein der Volkskirche, die solche Kräfte so nöthig braucht und ihrer so wenig hat. Es ist bewundernswerth, mit welcher Kraft Stöcker bei der Ausarbeitung seiner Predigten allen Anspielungen auf Partei und persönliche Erlebnisse, wozu die Versuchung auf Schritt und Tritt vorlag, zurückgewiesen und unterdrückt hat; aber was wir meinen, das wird durch den Umstand beleuchtet, daß in den allen Predigten beigegebenen Gebeten vielfach das „Ich“ sich hervordrängt und das hier allein mögliche „Wir“ bei Seite schiebt. Die einfache und selbstverständliche Wahrheit, daß ein Zuhörer ein gesprochenes Gebet nur mitbeten kann, wenn er der Hauptsache nach auf jedem Punkte so ziemlich schon weiß, was nachher kommen wird, wie das in unseren Kirchengebeten der Fall ist, diese Wahrheit kann ihre Geltung nicht behaupten, wenn das Gebet für den einzelnen Fall besonders ausgearbeitet und, wie es die Form kundgiebt, einen persönlichen Herzenserguß, aber keinen allgemeinen Ausdruck christlicher Erfahrung bildet. Stöcker hat eben schon angefangen, das kirchgemeindliche Bewußtsein zu verlieren und sich auf dem Standpunkt des frei missionirenden Predigers einzurichten. Es kommen auf diese Weise viele seiner schönen Gaben erst recht zur Entfaltung; aber zu beklagen bleibt es doch, daß er dazu gezwungen werden konnte oder sollte oder mußte. Aber was er bei alledem geblieben ist, ein fleißiger Schriftforscher, ein volksthümlicher Redner von seltener Kraft und tiefem Verständniß für die Menschenseele und ein Christ mit liebewarmem Herzen, das tritt zur Erquickung und Erbauung des Lesers in jeder Predigt zu Tage. Daß übrigens in dem uns vorliegenden Exemplar ein Bogen fehlt, hat uns nicht gehindert, uns ein Urtheil über die vorhandenen 53 Predigten zu bilden trotz der fehlenden drei; doch wünschen wir andern Lesern nicht, dieselbe Erfahrung zu machen. B. K.

— Schiller. Von Otto Harnack. Mit zwei Bildnissen. (Geisteshelden. 28.—29. Band.) Berlin, Ernst Hofmann & Co. — Man kann zwei Arten von biographischen Novitäten unterscheiden, solche, die das vorhandene Material in neue Form gießen und popularisiren wollen, und solche, die die betreffende Persönlichkeit neu auffassen und ihren Entwickelungsgang anders deuten wollen, als es bisher geschehen ist. Die vorliegende Arbeit, die, wie wir gleich vorausschicken wollen, sich sehr gut liest, neigt zur zweiten Classe. Nun ist ja neuerdings das Leben Schiller's vielfach anders behandelt worden als es früher, z. B. von Palleske, geschehen, dessen Werk etwas zurückliegt. Das Verhältniß zwischen Schiller und seinem Gönner Herzog Karl Eugen ist z. B. von Weltrich, dessen Biographie leider immer noch Torso ist, ganz abweichend ausgelegt worden. Palleske noch hielt an der Ansicht fest, daß Schiller dadurch, daß ihm auf der Karlsschule ein Zwang auferlegt wurde, eine Wohlthat erwiesen worden sei, indem das ungeduldige Feuer gedämpft und das allzustürmische Füllen an die Deichsel gelegt wurde, während man jetzt der Meinung ist, daß Schiller nur zu seiner Qual auf der Karlsakademie und der Herzog auch als Erzieher nichts als ein Despot gewesen sei. In diesen Bahnen wandelt auch Harnack, der sonst manche geistvolle neue Beleuchtung auf Schiller wirft, wenn er beispielsweise nachweist, daß Dalberg für den jungen Dichter gar kein tieferes Interesse hatte, als das, von dem Verfasser der Räuber ein neues gutes Zugstück zu erhalten, was man ihm als praktischem Theatermann nicht verdenken dürfe, daß Schiller ein unreifer junger Mensch war, als er sich vertrauensvoll an den Coadjutor wandte, während man bisher nur auf diesen einen Stein warf und Schiller lediglich in den Himmel hob; wenn Harnack ferner auf den starken Einfluß hinweist, den z. B. die Medicin auf den angehenden Dramatiker ausgeübt hat. Im Allgemeinen wird aber auf derartige Aeußerlichkeiten ein zu großes Gewicht gelegt und dem Zuge der Zeit folgend, das Leben und Wirken eines großen Mannes zu sehr aus den Einwirkungen von Außen her hergeleitet, als daß man immer mit dem Biographen ganz einverstanden sein könnte. Dies im Einzelnen weiter mit Beweisen zu belegen, würde hier zu weit führen. J. R.

— Novalis' Lyrik. Von Carl Busse. Oppeln, Georg Maske. 3 ℳ — Diese Schrift wendet sich im Wesentlichen an den Literarhistoriker, indem sie die Dichtungen Hardenberg's neu datirt und die innere Entwicklungsgeschichte des Dichters klarlegen will. Aber auch für weitere Kreise ist sie nicht ohne Interesse, insofern sie das Andenken an einen Poeten wieder auffrischt, der aus der nachgoethe'schen Lyrik gar nicht wegzudenken ist und mit seinen im Grunde genommen nicht zahlreichen aber um so gehaltvolleren Liedern, geistlichen und weltlichen, immer zu den Lebendigen gehören wird. J. R.

— Gedichte von Carl Hunnius. Leipzig, Verlag von Theodor Rother 1898. 274 Seiten. Preis geb. 4 ℳ — Carl Hunnius, der Verfasser der vorliegenden Gedichte, ist ein Deutscher aus den Ostseeprovinzen. Es fesselt jedesmal schon von vornherein unser Interesse, wenn wir von dem geistigen Leben unserer dortigen Stammesgenossen eine neue Probe erhalten. Wir freuen uns über jeden Beweis, daß unter ihnen trotz aller russischen Bedrückungen noch deutscher Geist und deutsches Gemüth lebendig und kräftig sind. Als ein solches Zeichen dürfen wir auch Carl Hunnius' Gedichte freudig begrüßen. Nicht giebt er uns geharnischte Kampflieder, die zum Streit für die deutsche Sache gegen das Slaventhum rufen, oder Klagen über die Bedrückungen der Moskowiter; aber auch ohne das, oder gerade deswegen weht durch sein Buch ein kräftiger Hauch echten deutschen Wesens. Neues und Modernes bringt uns der Dichter freilich nicht, und Manche mögen deshalb verächtlich über ihn die Achseln zucken. Aber Viele, die noch nicht als erste Pflicht vom Dichter fordern, daß er Neues und Unerhörtes bringe, möge es auch noch so absurd und unsinnig sein, werden ihm gern folgen und sich von ihm zur Frühlingszeit durch die lieblichen Geheimnisse des knospenden, sprießenden Buchenwaldes führen lassen, wo von fern die Wogen der blauen Ostsee an ihr Ohr rauschen, werden mit ihm trauern und jubeln in Liebesleid und Liebeslust und seiner abgeklärten frommen Weltanschauung gerne Gehör schenken. Die Lyrik, die subjectivste aller Dichtungsarten, verträgt eine stete Variation ihrer ewigen Themen. So viel auch schon von Lenz und Liebe gesungen und gesagt ist, nie kann ihre Tiefe ausgeschöpft werden, immer wieder wird von ihnen gesungen werden, so lange noch die deutsche Zunge auf dem Erdball erklingt. Man braucht kein Goethe, Platen, Geibel zu sein, um den Ehrennamen eines deutschen Lyrikers zu verdienen, kein Pfadweiser, der uns zu neuen Höhen führt. Auch kleinere sind uns hier willkommen, die die von den Großen erschürften gediegenen Goldbarren zu gangbarer Münze umschaffen und ins Volk tragen, die nach ihrer Weise, aber Allen verständlich immer wieder zum Ausdruck bringen, was im Herzen unserer deutschen Volksseele

als schönstes Gut schon seit Langem ruht. Solch ein Münzmeister ist Carl Hunnius. Die Töne, die er anschlägt, sind uns Allen längst bekannt und lieb, aber deshalb gerade hören wir sie gern immer von Neuem, und erquicken uns an ihnen in ihrer neuen Fassung. Denn ein Nachtreter und Nachahmer, der sich sklavisch an ein einmal erwähltes Vorbild anschließt, ist Hunnius keineswegs. Was er singt, ist tief empfunden und erlebt im eigenen Innern. Es wäre thöricht, ihm den Kranz des Dichters streitig machen zu wollen, weil er keine neuen Motive herbeigebracht.

„Ist die Aster keine Blume,
Weil die Rose mehr entzückt?"

Mancher unserer jüngeren Lyriker würde zu höherer Vollendung heranreifen, wenn er das Haschen nach Originellem und Neuem um jeden Preis lassen würde, um, still an sich selber bauend, nur das zu entfalten zu anmuthiger Schöne, was lebendig in seinem eigenen Innern aufkeimt, unbekümmert darum, ob Andere schon vor ihm dasselbe gefühlt und ausgesprochen. In jedem neuen Lenz trägt der Baum seine Blüthen wie in den früheren, und doch deucht es uns jedesmal ein neues noch nie gesehenes Wunder, wenn sich über Nacht aufs neue seine Blüthenpracht erschlossen hat. Jeder Sänger, der schön und auf eigene Weise uns alte dichterische Wahrheiten neu enthüllt, soll uns deshalb im deutschen Dichterhain willkommen sein. Je voller der Chor, desto schöner tönt er, und die einzelne Nachtigall ist darum nicht schlechter, weil es ihrer mehrere im Garten giebt.

W. Bruchmüller.

— Collection Wigand. Perspectiven. Von H. Steinitzer. Leipzig, Georg H. Wigand's Verlag, 1897. 339 Seiten. Preis brosch. 2 ℳ, geb. 3 ℳ. — Steinitzer's „Perspectiven" sind ein sehr moderner Roman, die Menschen in ihm sind so modern, so vollgepfropft mit modernen Ideen, daß sie gar keine Menschen mehr, sondern nur noch wandelnde Abstractionen sind. Der Hauptheld, ein Schriftsteller Holm, ist ein Mann, der schon zu viel weiß, um noch etwas zu glauben, und noch nicht genug Erkenntniß besitzt, um schon etwas sicher zu wissen. Was Wunders, daß er mit dieser schlechtesten der Welten durchaus unzufrieden ist und nach Kräften auf sie schmäht. Er ist der personificirte Monolog, der 4 bis 5 Capitel hintereinander fort docirt, ohne selber recht zu wissen, was er will. Nur eins weiß er ganz genau, daß Arbeiten und Kämpfen nichts hilft in dieser unglückseligen Uebergangszeit zwischen der glaubensfrohen Vergangenheit und der wissenssicheren Zukunft, weil sich der glückliche Mensch dieser Zukunft, der nichts mehr zu glauben braucht, weil er Alles weiß, von selbst entwickeln muß. Wenn Hr. Steinitzer wirklich Recht hätte, wenn dieser Holm und diese anderen um ihn sich gruppirenden Menschen wirklich typische Vertreter unserer Zeit wären, so könnte man allerdings in Verzweifelung gerathen. Gott sei Dank, so weit sind wir denn aber doch noch nicht! Diese von des Gedankens Blässe nicht blos angekränkelten, sondern durch und durch entnervten Figuren sind Phantasiegebilde des Hrn. Autors, Kinder des Schreibtisches und der Studirstube, die ihren Ursprung mit erfreulicher Deutlichkeit an die Stirn geschrieben tragen. Lebensunfähige, blutleere Schattengebilde, die in nichts zerflattern am hellen Tageslicht der Wirklichkeit.

W. Bruchmüller.

— Collection Wigand. Gunvor auf Haerö von Alvilde Prydz. Autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter. Leipzig, Georg H. Wigand's Verlag. 1897. 337 Seiten. Preis brosch. 4 ℳ, geb. 5 ℳ. — Auch der vorliegende Roman der norwegischen Schriftstellerin Alvilde Prydz „Gunvor auf Haerö" ist ein durchaus „moderner" Roman. Er trägt vielfach in seiner äußeren Form der Darstellung viel deutlicher das Gepräge eines solchen an sich, als der eben von uns besprochene Roman H. Steinitzer's „Perspectiven" aus dem gleichen Verlage. Eine etwas zerhackte, oft künstlich dunkele Sprache, eine Darstellung, die sich in geheimnißvollen Andeutungen gefällt, wo klare Entwickelung nöthig wäre, ein mystisch-symbolistisches Hineinziehen der Naturmächte, des Meeres und des Sturmes, in die Geschicke der Menschen, ein spitzfindiges Zerfasern der geheimsten Seelenregungen lassen die Verfasserin als „moderne" Autorin nur allzu deutlich erkennen und beeinträchtigen nicht selten den Genuß des Buches. Aber unter dieser, wie es mir scheint, angelernten Manierirtheit steckt doch ein frisches und starkes Dichtertalent, das immer wieder zum Durchbruch kommt und uns in den Personen dieses Romanes wirkliche Menschen geschaffen hat, an deren Geschick wir Antheil nehmen, deren Fühlen, Denken und Handeln wir verstehen können. Hoffen wir, daß in Alvilde Prydz noch einmal ihr eigenes Selbst, ihre selbständige Begabung voll zum Durchbruch gelangt, die künstlich angelegten Fesseln der modernen Schule abstreift und uns Werke schenkt, die wir mit ungetrübter Freude als die freien Schöpfungen eines selbständigen und in sich geschlossenen Talentes genießen können.

W. Bruchmüller.

— Im Verlage von C. Heymann in Berlin ist von dem Regierungsassessor Dr. F. Hoffmann daselbst die Gewerbeordnung mit den gesammten Ausführungsbestimmungen für das Deutsche Reich und Preußen in der handlichen Taschengesetzsammlung dieses Verlags herausgegeben worden. Wir nehmen gern Veranlassung, hierauf aufmerksam zu machen. Die Ausgabe kostet gebunden 4 ℳ.

∞

— Als Ergänzungsheft zu seiner Ausgabe der Novelle zur Gewerbeordnung vom 26. Juli 1897 hat Reg.-Ass. Dr. F. Hoffmann in Berlin bei C. Heymann die inzwischen zu dem Gegenstande weiter erschienenen Reichs- bez. Preußischen Ausführungs-Bestimmungen gesammelt herausgegeben. Es sind dies vor Allem die Musterstatuten für die freie und die Zwangsinnung. Für den preußischen Verwaltungsbeamten ist damit eine werthvolle Vervollständigung des hier in Betracht kommenden Stoffs erreicht worden.

∞

— Die Pensionen und Provisionen der k. k. österr. Civilstaatsbediensteten und Staatsarbeiter sowie die Versorgungsgenüsse ihrer Hinterbliebenen nennt sich ein von Dr. Benno Frhr. v. Possanner in der Manz'schen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung in Wien soeben herausgegebenes Lieferungswerk, welches auf 5 bis 6 Hefte berechnet ist, deren erstes vorliegt. Der Hr. Verfasser hat diesen Gegenstand nebst den einschlägigen administrativen Vorschriften nach amtlichen Quellen bearbeitet, nachdem die bestehenden Bestimmungen über die Altersversorgung der pensionsfähigen österreichischen Civilstaatsbediensteten und ihrer Hinterbliebenen durch das Reichsgesetz vom 14. Mai 1896 reformirt und in manchen Beziehungen auf ganz neue Grundlagen gestellt worden waren. Da die Verhältnisse der unteren Staatsdiener und Staatsarbeiter durch das neue Gesetz nicht berührt, dieselben also nach den alten Grundsätzen beurtheilt werden, so ergiebt sich eine erhebliche Schwierigkeit in der Auseinanderhaltung der Pensionsverhältnisse der von dem neuen Reichsgesetze betroffenen Staatsdiener und derer, bei denen dies nicht der Fall ist. Die diesbezüglich in der österreichischen Verwaltungsliteratur vorhandene Lücke auszufüllen, ist der Zweck der vorliegenden Veröffentlichung, über welche nach Lage der Sache ein abschließendes Urtheil noch nicht zu geben ist. Der Preis des Hefts ist auf 75 Kr. festgesetzt.

∞

— Dr. Hermann J. Klein, Jahrbuch der Astronomie und Geophysik. VIII. Jahrgang 1897. Mit fünf Tafeln in Schwarz- und Chromodruck. Leipzig, 1898. Verlag von Eduard Heinrich Mayer. Cartonnirt 7 ℳ. — Das Jahrbuch enthält kurze Referate über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Astronomie, Meteorologie und Geographie. Namentlich berücksichtigt sind die in den Fachzeitschriften und Gesellschaftsschriften erschienenen Arbeiten. Kritik wird an den Arbeiten nicht geübt, sondern lediglich ihr Inhalt wiedergegeben. P.

— „170 Kirchengesänge für gemischten Chor", als op. 70 herausgegeben von Dr. Johann Georg Herzog, königl. Professor der Musik. Preis geh. 6 ℳ, in Ganzleinen geb. 7,50 ℳ. Essen, Verlag von G. D. Baedeker. Diese Sammlung bietet nicht nur Cantoren, Chordirigenten &c. geeignetes Material für alle kirchlichen Feste dar, sondern ist auch für den Gebrauch in Schule und Haus ein gar nützlich und dienlich Büchlein. Die Wahl der Gesänge (vom 16. Jahrhundert bis in die Neuzeit) dürfte bezüglich ihres Reichthums selbst den verwöhntesten Ansprüchen genügen, nach Seite der Aesthetik den strengsten Forderungen Genüge thun. Der Satz der einzelnen Gesänge verräth den kundigen Fachmann, Herzog's eingestreute eigene Compositionen lassen den tüchtigen, gebildeten Tonsetzer erkennen. Das Buch ist warm zu empfehlen. Die Angabe der Druckfehler (auf Seite 266) wolle man beachten und noch hinzufügen, daß in Nr. 126 die Bezeichnung für den Taktwechsel fehlt. M-r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 53. Dienstag, den 10. Mai, Abends. 1898.

Land und Leute an der preußisch-russischen Grenze.

Von Theodor Hermann Lange. (Nachdruck vom Verfasser untersagt.)

Es ist eine außerordentlich langgedehnte Strecke von Nimmersatt in Ostpreußen bis nach Myslowitz in Oberschlesien und der Dreikaiserecke — eine Hunderte von Meilen sich hinziehende, oft große Bogen beschreibende Linie, welche die Grenze zwischen den beiden gewaltigen Reichen Deutschland und Rußland bildet. Eine natürliche Grenze ist nicht vorhanden. Kein Gebirge bewirkt eine merkliche Scheidung. Der weite Landstrich ist, einige Hügelketten abgerechnet, flach und eben. Langsam schleichen die kleinen Flüsse dahin, welche oft auf Entfernungen von 20 und mehr Kilometer das deutsche Gebiet vom russischen trennen. Einzig im Frühjahr, wenn das Eis thaut und der Schnee schmilzt, wälzen sie plötzlich große Wassermassen in reißenden Strudeln dahin und überfluthen meilenweit die schutzlose Gegend. Nur zwei große Ströme durchbrechen die Grenze: Memel (Njemen) und Weichsel. Die stattlichen Wälder, welche früher viele Stunden lang auf russischem und preußischem Boden sich ausbreiteten, haben sich in den letzten Jahrzehnten wesentlich gelichtet. Nicht blos die polnischen Schlachzizen, auch die deutschen Edelleute brauchten Geld, sie verkauften ihr Holz und die Axt schlug schnell hundertjährige Bestände nieder, die dem Schmuggler so lange gutes Versteck oder sicheren Pfad gewährt hatten und in deren Dickicht der Wolf vor den Kugeln der ihn verfolgenden Jäger flüchten konnte. Mancher stille Grenzsee hat allerdings auch dadurch seine Romantik eingebüßt. Die baumleeren Inseln und waldentblößten Ufer machen heute einen sehr öden Eindruck, während ihnen früher die Poesie des Waldes einen traulichen und anheimelnden Charakter verlieh.

Der Grenzübertritt von Preußen nach Rußland und umgekehrt vollzieht sich natürlich nicht so einfach wie beispielsweise von Westfalen oder der Rheinprovinz nach Holland und Belgien. Der unmittelbar an der russischen Grenze ansässige preußische Staatsangehörige hat zwar das Recht, auf Grund eines sogenannten Passirscheines, welchen ihm die Heimathsbehörde ausfertigt, das russische Gebiet zu überschreiten. Aber dieser Ausweis ist nur auf drei Tage giltig und gestattet einzig und allein den Aufenthalt und Verkehr in den unmittelbaren russischen Grenzorten bis zu einer Entfernung von höchstens drei Meilen von der preußischen Grenze. Zur Weiterreise in das Innere benöthigt auch der im Posenschen oder in Westpreußen ansässige preußische Staatsbürger unbedingt eines regelrecht ausgestellten Passes. Indessen erheischt es die Gerechtigkeit, mitzutheilen, daß die russischen Zollbeamten, wenigstens die höheren, besser als ihr Ruf sind. Es ist richtig, daß sehr häufig ehemalige russische Officiere im Strafwege an die Westgrenze geschickt werden. Manchmal werden auch sehr verschuldete aber bei Hofe gut angeschriebene Officiere, um ihre Finanzen „aufzubessern“, an die preußische oder österreichische Grenze commandirt. Aber sprachgewandt und von äußerst gefälligen Umgangsformen habe ich die russischen Grenzbeamten, wenigstens die höheren, stets gefunden. In den Grenzzollkammern, besonders in Wirballen (Eydtkuhnen) und Alexandrowo (unweit Thorn) hört man ununterbrochen die verschiedensten Sprachen durcheinander, hauptsächlich polnisch, russisch, deutsch, französisch und englisch. Im Wartesaal I. und II. Classe in Alexandrowo hängt übrigens eine große Eisenbahnwandkarte des gesammten russischen Reichs mit den Anschlußlinien nach West- und Südeuropa. Deutschland verschwindet auf dieser Karte gegenüber dem Riesenreiche vollständig. Auch Europa macht gegenüber der gewaltigen Ausdehnung des russischen Reichs, dessen eine Provinz Sibirien anderthalbmal so groß ist wie ganz Europa einen äußerst bescheidenen Eindruck. — Am meisten interessirt wohl den Deutschen oder Westeuropäer, welcher die russische Grenze überschreitet, zunächst der eigentliche Grenzsoldat, die sogenannte russische Grenzwache. Dieselbe ist in jüngster Zeit wesentlich verstärkt worden. Noch Ende der achtziger Jahre betrug die Besatzung eines sogenannten „Cordons“ höchstens 7—8 Mann. Nachdem aber die „Cordons“ näher aneinander gelegt worden sind — stellenweise beträgt die Entfernung zwischen den einzelnen „Cordons“ nur 1—2 Kilometer — hat man die Besatzung eines „Cordons“ noch obendrein gegen früher verdoppelt. Die Mannschaften, welche den harten, freudlosen Dienst an der Grenze versehen müssen — gewöhnlich werden sie auf sechs Jahre abbeordert — haben durchweg das Licht der Welt im Innern oder im Osten des gewaltigen Reiches, vielfach auch im Kaukasus, erblickt. Regelmäßig am 1. und 15. jeden Monats erhalten die russischen Grenzsoldaten ihre karge Löhnung, die ebenso regelmäßig am 2. und 16. jeden Monats bis auf die letzte Kopeke vertrunken ist. Dann treten schlimme Tage für sie ein und leider ist es nichts Seltenes, daß sie sich zu Felddiebstählen — aus angeborenem Patriotismus natürlich nur auf preußischem Gebiete — verleiten lassen. Manchmal kommt ihnen aber auch in dieser sorgenvollen Zeit ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Ein preußisches Huhn oder eine preußische Gans verirrt sich über die Grenze und dann leitet man das „feindliche“ Huhn oder die verirrte Gans, wenn die Thiere selbst zu dumm sein sollten, auf den „richtigen“ Weg. Dieser „richtige Weg“ führt aber stets in den Feldkessel des russischen Soldaten. In seiner äußeren Erscheinung ist der russische Grenzsoldat keine malerische oder romantische Figur und die Reinlichkeit und Accuratesse seiner Uniform läßt manchmal etwas zu wünschen übrig. Nur sein Schuhwerk ist stets tadellos. Zieht man an der Dreikaiserecke einen Vergleich zwischen den preußischen, russischen und österreichischen Grenzbeamten, so zeichnet sich der erstere stets durch blitzblanke Knöpfe seiner Uniform und einen glänzenden Helm, der zweite durch eine tadellose und elegante Chaussure und der dritte durch einen keck aufgewirbelten Schnurrbart, sowie einen gut sitzenden Uniformrock von tadellosem Schnitt aus. Der Preuße sieht außerdem sehr ernst, der Russe etwas melancholisch und der Oesterreicher sehr unternehmungslustig aus. Im Allgemeinen warten die russischen Grenzsoldaten mit einem höchlichst gelangweilten Gesichte und mit Sehnsucht auf ihrem Posten, bis die nächste Patrouille sie ablöst. Mechanisch wandern sie die ihnen genau vorgezeichnete Strecke auf und ab oder lehnen an der Brücke, dem Grenzstein oder der Straßenkette, welche an den Grenzübergängen auf den Landstraßen die Passage für Fuhrwerke sperrt. Erst sobald die Reisenden ihre Pässe vorgezeigt, fällt die Kette, die sich über den ganzen Weg spannt und der Wagen kann seine Fahrt unbehindert auf der nunmehr russischen Chaussee fortsetzen. Ueber das öfters ziemlich stumpfsinnige Gesicht des tatarischen oder kaukasischen russischen Grenzsoldaten fliegt aber ein kurzer Freudenglanz, wenn ein freigebiger, gut gelaunter Reisender dem Grenzsoldaten ein Fläschchen Branntwein — es kann auch denaturirter sein — ein paar Cigarren oder einige Kupfermünzen in die stets offene Hand drückt. Hin und wieder schütten die russischen Grenzsoldaten auch gestoßenen Pfeffer in ihren Branntwein, damit er „kräftiger“ schmecke. In gewissen Zwischenräumen macht während der Nachtzeit ein Grenzofficier die Runde von Posten zu Posten oder es fällt, wenn ein Schmuggler oder gar eine ganze Bande in der Nähe der Patrouille vermuthet wird, ein Signalschuß, dem als Antwort ein zweiter vom nächsten Posten abgegebener Schuß folgt, bisweilen auch ein dritter und vierter,

deren Schall nur noch gedämpft vernommen wird. Dann, wenn sich nichts Verdächtiges ergeben hat, wird es wieder still. Nur die Fichte rauscht weiter im Winde, oder ein keckes Häschen springt über die Grenze, um sofort im Dunkel zu verschwinden. In kalten Winternächten, wenn der eisige Ostwind über die weiten Flächen dahinbraust, leuchtet hin und wieder ein Feuerschein längs der Grenze auf. Dann haben die Soldaten die Erlaubniß erhalten, sich einen Stoß Holz auf freiem Felde zusammenzutragen und in Brand setzen zu dürfen, an dessen Flammen sie ihre erstarrten Glieder erwärmen. Die Hauptaufgabe der russischen Grenzsoldaten besteht natürlich darin, den Schmuggel von Waaren und das Einbringen von nihilistischen Schriften, Proclamationen, die unerlaubte Auswanderung aus Rußland u. s. w. zu verhindern. Aber doch werden die Grenzsoldaten oft überlistet, wenn sie nicht vorher von den Schmugglern bestochen worden sind, was häufig vorkommt. Vor einer Reihe von Jahren erhöhte die russische Regierung die Ausfuhrprämie für Spiritus sehr bedeutend. Russische Schmuggler füllten daher die bekannten Tonnenwagen für die Ausfuhr von Spiritus mit Wasser und brachten nur oben am Spundloch ein kleines Reservoir an, welches den besten Spiritus enthielt. Natürlich empfingen die Schmuggler für jeden Wagen die hohe Exportprämie auf der Zollkammer ausgezahlt. Der plumpe Schwindel konnte allein deswegen glücken, weil Officiere und Soldaten der Grenzwache bestochen waren. Sonst kommen aber doch hin und wieder originelle Schmugglerstreiche vor. In einem der letzten Winter warfen sich an der ostpreußisch-russischen Grenze mehrere Schmuggler mit Schneebällen. Ein Theil der Werfenden stand auf preußischem, ein Theil auf russischem Gebiete. In den Schneebällen, welche von Preußen aus über die russische Grenze flogen, waren aber die kostbarsten Brüsseler Spitzen verborgen. Vor drei Jahren schmuggelten an der oberschlesisch-russischen Grenze mehrere anscheinend fromme Wallfahrer in ihren großen Pilgerstäben, die indessen im Innern hohl waren, Tausende von nihilistischen Proclamationen nach Rußland hinüber. Besonders interessant ist der Schmuggel mit feinen Liqueuren, Essenzen u. s. w. Diese Flüssigkeiten werden nämlich nicht in Fässern oder Flaschen, sondern in Gummischläuchen und Thierblasen geschmuggelt, welche sich die Schmuggler am Rücken, an der Brust u. s. w. festbinden. Werden die Schwärzer verfolgt, so schneiden sie die Schläuche an und werfen sie von sich. Bisweilen werden auch besonders abgerichteten Hunden Waaren in Säcken um den Leib gebunden und die Thiere über die Grenze gejagt. Ja von Oberschlesien wird sogar Thee in Säcken nach Russisch-Polen gepascht, um dort erst in Packete mit russischen Etiquettes umgepackt zu werden, da der auf dem Seewege nach Europa gebrachte Thee sich wesentlich billiger stellt, als wenn er auf dem Landwege durch das weite russische Reich befördert wird. Es sind aber nicht nur arme Leute, welche schmuggeln. Auch die vornehmen russischen und polnischen Damen bringen gewöhnlich bei ihrer Rückkehr aus den deutschen und österreichischen Bädern Spitzen, Bänder, Seidenstoffe u. s. w. unverzollt nach Rußland. Vielfach verfertigen die Damen, wenn sie Spitzen schmuggeln, aus den breiten Kanten Unterröcke und nähen die schmäleren Spitzen als Volants daran. Die gewerbsmäßigen Schmuggler fallen mit ihren Waarentransporten natürlich öfters den russischen Grenzsoldaten in die Hände und dann werden die beschlagnahmten Gegenstände auf der nächsten Zollkammer versteigert. Bei allen ihren Manipulationen sind aber die Schwärzer sehr schlau. Ein beliebter Paschartikel sind deutsche Glacéhandschuhe. Dieselben werden schon in den preußischen Grenzstädten sortirt, d. h. man bringt beispielsweise zweitausend Stück nur für die linke Hand bei Pleschen in der Provinz Posen über die Grenze und die dazu passenden zweitausend Stück für die rechte Hand von Ostpreußen aus nach Rußland hinüber. Wird nun die eine Sendung beschlagnahmt, so bringt natürlich bei der Versteigerung auf der Zollkammer das eine Packet gar nichts, weil die rechten oder linken Handschuhe nur für Den Werth haben, der die anderen besitzt. Die Schmuggler lassen aber für sich durch ihre Helfershelfer bei einer solchen Auction die Handschuhe für einen Spottpreis erstehen.

Wenn man in den preußischen Grenzorten, z. B. in Strzalkowo, im Reg.-Bez. Posen, einen Wagen nimmt, um nach dem nächstgelegenen russisch-polnischen Grenzstädtchen hinüberzufahren, so findet man fast ausschließlich jüdische Kutscher, gerade wie auch die Droschkenkutscher in der großen Industriestadt Lodz Juden sind. Auf dem Strzalkower Bahnhof, der Endstation der Secundärbahnlinie Posen—Wreschen—Strzalkowo, halten fast immer einige polnische Juden mit ihren Wagen. Die Wagenscheiben sind gewöhnlich zertrümmert, das Kutschleder zerrissen, das Tuchpolster abgeschabt und durchlöchert, die Räder seit Wochen nicht mehr abgewaschen, aber jeder der Juden spricht stolz von seiner „Equipage“. Bald sind wir handelseinig geworden und der Wagen, mit zwei dürren Pferden bespannt, setzt sich rasch in Bewegung. Diese Juden sind echte polnische Juden, aber sie haben vielfach rein deutsche Namen. Der eine heißt beispielsweise Himmelblau, der andere Schwefelgelb, der dritte Rassenas, der vierte Muskatnuß, der fünfte Turteltaub, der sechste Grünspan u. s. w. Diese durchweg nicht gerade lieblichen Familiennamen danken die polnischen Juden dem Kaiser Joseph II. Als dieser Fürst bei der ersten polnischen Theilung große Landstriche des ehemaligen Polenreiches erhielt, zwang er als eifriger Germanisator seinen polnischen Juden deutsche Namen auf. Die Namen waren sämmtlich recht häßlich. Derjenige Jude aber, der einen wohlklingenden und guten Namen haben wollte, z. B. Goldstein, Silbermann, Veilchenfeld u. s. w., mußte sich ihn von den Behörden für schweres Geld kaufen, was natürlich den unbemittelten Israeliten nicht möglich war. Ein großer Theil der polnischen Juden hat diese Namen bis auf den heutigen Tag behalten, ein anderer hat sie aber wieder abgeschüttelt oder entsprechend polonisirt. So ist aus Rosenzweig schon längst ein Rozencwejg geworden, aus Eisenberg ein Ejzenberg, aus Schwarzfeld ein Szwarcfelt u. s. w. Kommt man aus Preußen oder Oesterreich hinüber über die russische Grenze und setzt dort seine Fahrt mit den russischen Eisenbahnen fort, so muß man gewisse Vorsichtsmaßregeln beobachten, da es nirgends mehr Eisenbahndiebe giebt, als in Rußland. Die russischen Eisenbahndiebe fahren nur erster und zweiter Classe, bestehlen und berauben nur Ausländer und sind Meister ihres Fachs. Sie versetzen sehr häufig Cigaretten, Cigarren, Liqueure, Weine u. s. w. mit betäubenden Mitteln und da die Passagiere auf den langen Eisenbahnfahrten in Rußland eher vertraut werden, so nehmen sie anstandslos eine von diesen Gaunern ihnen angebotene Erfrischung an. Nach wenigen Zügen fällt aber der Ausländer in einen tiefen Schlaf und die Beraubung erfolgt ohne Mühe. Auch die russischen Goldstaubschwindler, vor denen in den Zeitungen schon so oft gewarnt wurde, treiben meist in der Nähe der preußischen Grenze ihr Wesen und beschwindeln noch fortgesetzt hauptsächlich Personen aus Deutschland. Ebenso sind die Mitglieder der sogenannten „schwarzen Bande“ vielfach an der preußisch-russischen Grenze thätig. Anscheinend wohnen diese Betrüger auf preußischem Boden und nach preußischen Postorten lassen sie auch die Waaren dirigiren, die sie ergaunern wollen. Sind aber die Kaufmannsgüter in dem betreffenden Postorte angelangt, so verschwinden die Verbrecher schleunigst mit der Waare über die russische Grenze, ohne auch nur einen Pfennig den Lieferanten in Mittel- oder Westdeutschland zu zahlen. — Die russische Ausfuhr nach Deutschland ist, von Getreide und Holz abgesehen, nicht sehr bedeutend. Geflügel, vor Allem Gänse, ferner Butter, Eier u. s. w. gehen alljährlich allerdings in immer größeren Mengen über die Grenze nach Deutschland. Unsere deutschen Hausfrauen in Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg und in Dutzenden von anderen deutschen Städten, die in den Markthallen diesen bei allen Familienmitgliedern so beliebten schmackhaften Vogel kaufen, ahnen meist nicht, daß sie wohl sehr häufig polnische oder russische Gänse in ihrer Küche braten. Auf zwei Wegen wandern die russisch-polnischen Gänse nach Deutschland. Entweder treffen sie mit den Eisenbahnzügen in eigenen Transportwaggons auf den preußischen Grenzbahnhöfen ein, oder sie watscheln zu Tausenden und Abertausenden auf den ausgefahrenen Landwegen und auf den Chausseen des westlichen Polens den Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien zu, wo die Thiere geradezu legionenweise über die preußische Grenze getrieben werden. In einem einzigen Jahre treffen durchschnittlich allein in dem preußischen Grenzdorfe Strzalkowo oft nicht weniger als 600 000 Stück solcher Gänse ein. Zu gewissen Zeiten sind in diesem Dorfe, ebenso in dem benachbarten russischen Städtchen Slupce, alle Straßen, Plätze, Höfe und Raine mit Gänseheerden bedeckt. Würdevoll schreiten die Gänsetreiber, die mit Eisenspitzen beschlagenen großen Leitstäbe in den Händen, zwischen ihren Pfleglingen auf und ab und mustern noch einmal die verstaubten, zweibeinigen Gesellen, die einen höllischen Lärm verursachen, ehe sie in Strzalkowo in die Eisenbahnwagen gesteckt werden. Wehe dem armen Reisenden, der müde und erschöpft von mehrtägiger Fahrt auf einer „Britschke“ — wie es mir einmal erging — in Strzalkowo Abends eintrifft, um dort der Nachtruhe zu pflegen. Nur langsam und mit Vorsicht konnte sich mein

Gefährt einen Weg durch die sehr breiten Dorfstraßen bahnen, denn überall flatterten und kreischten diese Vögel, die man am liebsten in „gutgebratenem" Zustande bewundert. „Etwa 30000 Gänse sind heute in Strzalkowo zugetrieben worden", — sagte mir mein freundlicher Wirth, als ich das Gespräch auf den Grenzverkehr und was damit zusammenhängt, lenkte. Mich aber überfiel bei diesen Worten ein gelindes Grausen. Langsam stieg ich die Treppe zu meinem Zimmer hinauf und öffnete die Fenster, um die erfrischende Abendluft einströmen zu lassen. Da lag vor mir das ganze Dorf Strzalkowo, ein freundlicher, sauberer Ort, mit Post, Telegraph, Eisenbahn, einer Zollkammer rc. und so weit mein Auge blicken konnte, gewahrte ich ein — Meer von Gänsen. Aber alle Gänse, die großen wie die kleinen, die alten wie die jungen, die schwachen wie die starken, die mageren wie die fetten, alle schnatterten, alle kreischten und zischten, kreischten und schnatterten die ganze Nacht hindurch so furchtbar, als ob jede einzelne von ihnen ein Capitol zu retten hätte. Eine volle Stunde vor Abgang des ersten Morgenzuges war ich bereits auf dem Bahnhof und nachdem Strzalkowo schon längst hinter mir lag, tönte mir noch immer das Geschnatter jener 30000 in die Ohren. Für zahlreiche Bewohner von Strzalkowo und Slupce hat aber das Geschnatter der Gänse einen gar lieblichen Klang; denn der Gänsehandel, die Butter- und Eierausfuhr nach Deutschland bieten zahlreichen Familien ein gutes Auskommen. 600000 Stück Gänse, 3 Millionen Eier und etwa 150000 Centner Butter, welche 1896 durch Slupce und Strzalkowo über die Grenze geführt wurden, kennzeichnen die wirthschaftliche Bedeutung dieses Platzes am besten. Ackerbau, Viehzucht, Zuckerproduction und Spiritusbrennerei, Holz- und Viehhandel sind die hauptsächlichsten Erwerbszweige längs der russisch-preußischen Grenze. Großindustrie im weiteren Umfange ist nur an der oberschlesischen Grenze vorhanden. Hier ist sie aber wirklich bedeutend und zwingt durch ihre Leistungen Bewunderung ab. Wenn man das Grenzgouvernement Petrikau durchwandert, wird man unwillkürlich an amerikanische Zustände erinnert, so überraschend schnell ist hier der industrielle Aufschwung in den letzten Jahrzehnten erfolgt. Noch bis zum Jahre 1858 war z. B. die ganze Gegend, wo heute der blühende Fabrikplatz Sosnowice (unmittelbar an der preußischen Grenze) steht, mit dichtem Fichtenwald bedeckt. Kein Haus, kein Schlot war hier ringsherum wahrzunehmen. Im Jahre 1880 erzeugten die damals vorhandenen 13 großen Sosnowicer Fabriken schon für 1387429 Rubel Waaren. 1890 zählte Sosnowice bereits 39 große Fabrikanlagen mit einer Jahresproduction von etwa 12 Millionen Rubel. Jetzt beziffert sich die Jahresproduction auf rund 36 Millionen Rubel. Lodz war 1820 noch eine armselige polnische Ortschaft von wenigen Hundert Einwohnern. 1840 zähte es 20000, 1870 über 60000, 1880 rund 150000 und gegenwärtig 370000 Einwohner. Der Geldumsatz in den Banken und Creditinstituten der Stadt Lodz bezifferte sich im Jahre 1897 auf 1250 Millionen Rubel, der Umsatz in der Industrie auf rund 318 Millionen Rubel. Russisch-Polen zählt z. Z. 2711 Fabriken mit 153000 Industriearbeitern und der Werth der Production beläuft sich jährlich auf 250 Millionen Rubel. Von den 153000 Industriearbeitern entfällt über ein Drittel auf die Stadt Lodz. Die Industrie in Russisch-Polen ist übrigens durch deutsche Fabrikanten und Techniker aus dem Königreich Sachsen, aus den Rheinlanden und aus Preußisch-Schlesien ins Leben gerufen worden. Besonders aus der Zittauer Gegend siedelten Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre zahlreiche Industrielle nach Lodz über. Der Fabrikant Louis Geyer aus Zittau rief durch bedeutende Capitalien die Lodzer Großindustrie in's Leben. Nach ihm kam der Rheinländer Scheibler, der Ende der dreißiger Jahre schon über 2000 Fabrikarbeiter beschäftigte. Aus Schlesien und dem Königreich Sachsen hielt übrigens die Einwanderung von Werkmeistern, Vorarbeitern rc. nach Lodz noch bis in die siebziger Jahre an. Besonders aus den Städten Meerane, Crimmitschau, Glauchau rc. war noch bis vor zwei Jahrzehnten die Auswanderung nach Lodz eine sehr bedeutende. Aber fast nur im Petrikauer Gouvernement, also in der nächsten Nähe der preußisch-schlesischen Grenze, macht sich dieses großindustrielle Leben bemerkbar. Sonst hat in Polen gegen früher in wirthschaftlicher Hinsicht sich kein großer Umschwung vollzogen. In den kleinen Städten haben, einige Polen, ebenso hin und wieder einen Deutschen abgerechnet, die Juden fast den gesammten Handel und Verkehr in den Händen. Auf dem Lande sitzen noch größtentheils die Schlachzizen (der polnische Kleinadel). Und wenn in den letzten Jahrzehnten eine Anzahl ehemaliger polnischer Güter auch in Russisch-Polen in deutsche Hände überging — eine polnische Zeitung nannte dies nicht mit Unrecht die vierte Theilung Polens — so ist seit mehreren Jahren in dieser Hinsicht ein Stillstand eingetreten. Es ist dies eine Folge des letzten Fremden-Ukases, wonach den Ausländern der Erwerb von Grundeigenthum im westlichen Rußland nahezu ganz unmöglich gemacht wird. Auch in den preußischen Provinzen Posen und Westpreußen verringert sich der polnische Großgrundbesitz, besonders durch die Ankäufe der königl. Ansiedlungscommission mehr und mehr. Es ist aber nur der polnische Kleinadel, der die väterliche Scholle verliert, während der Großgrundbesitz der polnischen Magnaten noch ziemlich befestigt ist. So giebt es beispielsweise in Posen und Westpreußen unter den Großgrundbesitzern noch eine Reihe fürstlicher Familien polnischer Abstammung und etwa sechzig polnische Grafen. Der Fürst Ferdinand Radziwill auf Antonin besitzt nahezu 16000 Hektar in der Provinz Posen, der Graf Josef Mielzynski auf Iwno nahezu 14000 Hektare rc. Von den regierenden deutschen Häusern haben in der Provinz Posen an Grundbesitz das königl. Haus Preußen 12006 Hektar, die Großherzogin von Sachsen-Weimar 5753 Hektar, der Herzog von Sachsen-Altenburg 10628 Hektar rc.

Auf dem platten Lande, besonders im fruchtbaren Kujawien, lebt der kleine polnische Landedelmann noch vielfach sorglos, wie seine Ahnen vor hundert Jahren, oft sogar über seine Verhältnisse hinaus. Indessen verdient hervorgehoben zu werden, daß es auch eine Reihe musterhaft fleißiger und betriebsamer polnischer Landwirthe giebt. Der Schlachziz vom alten Schlage hat ein glückliches Temperament. Er lebt froh und unbekümmert um die Zukunft in den Tag hinein, liebt lustige Gesellschaft, die Freuden der Tafel und hält stets ein offenes Haus. Ein polnisches Sprichwort lautet: „Ein Gast ins Haus — Gott ins Haus" („Gość w dom, Bóg w dom") — und mit dem Glase in der Hand geht der Hausherr dem Ankömmling entgegen, um ihn mit zahlreichen Küssen und Umarmungen zur Einkehr aufzufordern. Selbst auf dem abgelegensten Edelhofe finden wir eine stets reich besetzte und mannigfaltige Tafel. Vor Allem nehmen die Suppen, wie Barszcz, Czernina u. a., in der polnischen Küche eine hervorragende Stelle ein. Es sind ungemein scharf gewürzte, mit Zuhilfenahme von allerhand Fleisch, Wein, Obst u. s. w. zubereitete Suppen, denen ein pikanter, ungemein zur Eßlust reizender Geschmack nicht abzusprechen ist. Die Czernina indessen, ähnlich dem deutschen „Schwarzsauer", spielt noch außerdem in vielen Gegenden im gesellschaftlichen und Familienleben der Polen eine bedeutungsvolle Rolle. Begiebt sich ein junger Mann auf Freiersfüßen in ein Haus, so kann er schon an der Tafel erfahren, ob sein Antrag Hoffnung auf Erhörung hat oder nicht. Setzt die Hausfrau an diesem Tage die Suppe Czernina dem Gaste vor, so darf er nicht daran denken, seine Werbung auszusprechen, denn dieses Gericht bedeutet für ihn, dessen Absichten bereits errathen worden sind, einen Korb ohne Umschweife. Die polnische Küche ist gut und schmackhaft, wenn vielleicht auch theilweise etwas zu pikant. Ostern und Weihnachten feiern die polnischen Köche noch ihre besonderen Triumphe. Am Auferstehungsfeste fehlt in keiner katholischen polnischen Familie die „Swienconka" auf dem Tische, eine Zusammenstellung von Speisen, welche durch Priesterhand geweiht sind und zu deren Verdauung ein guter polnischer Magen gehört, denn Schinken, Kalbfleisch, geräucherte Würste und Eier werden kleingeschnitten, vermengt, mit scharfen Gewürzen bestreut, mit Essig und Oel übergossen und dann verspeist. Als ich das erste Mal in Warschau war, erklärte mir der Hausknecht im Hotel die symbolische Bedeutung der „Swienconka" folgendermaßen: die Eier stellen die Steine vor, mit denen Christus geworfen wurde, die langen Würste den Strick, mit dem man den Heiland band, der Schinken endlich den Felsblock, der auf das Grab gewälzt wurde. Am Weihnachtsabend kommen in den polnischen Familien neunerlei Speisen auf den Tisch. Unter die weiße Tischdecke ist an diesem Abend Heu gelegt, unter den Tisch Stroh zur Erinnerung daran, daß das Christuskind in einem Stalle auf Heu gebettet lag. — Eine Schilderung des gesellschaftlichen Lebens der Polen ist, ohne die polnischen Tänze zu berühren, undenkbar. Die Gräfin Karoline Potocka sagt in ihren bekannten Erinnerungen: „Der Tanz ist das hauptsächlichste Zeichen des polnischen Charakters, denn es verläßt uns nicht einmal in schweren und schlechten Zeiten." Und thatsächlich ist wohl in den polnischen Salons nie so viel und in so betäubenden Wirbeln getanzt worden, als gerade zu jener Epoche, da das Gebäude der Selbst-

ständigkeit des polnischen Staatswesens in sich zusammenstürzte. Polonaise, Polka, Mazur, Krakowiak, Oberek, der Männertanz Kozak und zahlreiche andere Tänze werden noch heute mit derselben Vorliebe und Leidenschaftlichkeit von jungen und älteren Polinnen und Polen wie vordem getanzt. Viele dieser Tänze tanz der Pole bisweilen noch in der Nationaltracht. Bei der Polonaise trägt der Tänzer den ärmellosen Kontuß und dabei die Karabela (polnischen Säbel) an der Seite, während die Dame die leichte, lustige Taratatka über die Schultern geworfen hat. Die polnischen Tanzvergnügungen beschließt stets der „weiße" Mazur, der „weiße" deswegen genannt, weil ihn das weiße Frühlicht wie der Glanz der Kerzen und Lichter zugleich bescheinen. Eine eigenthümliche Sitte, die nur noch bei dem Adel in Russisch-Polen besteht, während man sie vor wenig Jahrzehnten auch noch bei dem polnischen Adel in den preußischen Provinzen Posen und Westpreußen fand, ist der Kulig. In der Carnevalszeit fährt eine polnische Schlachzizenfamilie mit ihrem Schlitten zum Besuch auf den nächsten Edelhof. Dort wird gegessen, getrunken, gespielt und getanzt. Am anderen Tag fahren die beiden Familien mit mehreren Schlitten auf einen anderen Edelhof und dort wiederholt sich dasselbe Amüsement. Am dritten Tage fahren die drei Edelfamilien mit einer förmlichen Schlittencavalcade auf den dritten Edelhof und so weiter. Die polnischen Schlachzizen fangen jetzt auch an zu sparen und sich einzuschränken, nur ist es vielfach schon zu spät.

Im Allgemeinen findet man zwischen Weichsel und Warthe einen sehr schönen Menschenschlag und an auffallend hübschen Frauen und Mädchen ist im preußisch-russischen Grenzgebiet kein Mangel. Wie schon Heinrich Heine 1822 anläßlich seiner Reise im preußisch-russischen Grenzgebiete schrieb, trifft man in diesen Gegenden zwar nirgends „pikante Felsengruppen, romantische Wasserfälle, nur weite Flächen von Ackerland und mürrische Fichtenwälder". Aber die Natur übte eine ausgleichende Gerechtigkeit und sie gab dafür dem Osten die herrlichen Frauengestalten. Dichtete doch auch Heinrich Heine sein tiefempfundenes „Du bist wie eine Blume, so hold, so schön, so rein ꝛc." nicht etwa am Fuße der Loreley oder an einem sonstigen romantischen Platze des schönen deutschen Rheins, sondern in — Gnesen. In diesem damals noch ganz erbärmlichen Ackerstädtchen war dem Dichter der Loreley ein noch im Kindesalter stehendes Mädchen von wunderbarer Schönheit begegnet, das ihn sofort zur Abfassung jenes tiefempfundenen Gedichtes begeisterte. Wer landschaftliche Schönheiten sucht, darf, wie gesagt, nicht an die preußisch-russische Grenze reisen. Auch schöne Städte giebt es auf der Scheidewand zwischen der germanischen und slavischen Welt nicht. Die markantesten Grenztypen verschwinden übrigens nach und nach. Den polnischen Juden bedeckt mehr und mehr die westeuropäische Cultur, sein langer Kaftan wird kürzer und die Peisy (die gedrehten Löckchen an den Ohren) werden nur selten noch getragen. Auch der Flissake, der Weichselflößer, wenigstens derjenige, der von den Karpathen bis hinab nach Danzig fuhr, ist auf den Aussterbeetat gesetzt. Jetzt kommen die meisten Weichselflissaken nur noch an die preußische Grenze. Dort müssen dann die Traftenbesitzer Floßknechte aus den preußischen Provinzen annehmen. Der Flissake auf der russischen Weichsel ist ein fleißiger, ruhiger Geselle von außergewöhnlicher Anspruchslosigkeit. Von früh bis in den späten Abend ist er mit seinen Gefährten auf dem langen Floße mit der schweren Ruderarbeit beschäftigt. Auf dem Floße schläft, kocht, ißt und trinkt er. Seine geringe Habe bergen die auf den Flössen errichteten Holzhütten. Trotzdem die Bezahlung eine sehr schlechte ist, erübrigt der Flissake binnen wenigen Jahren durchweg so viel, um sich später eine eigene kleine Wirthschaft kaufen zu können. Er kehrt aber dann meist nicht nach Galizien, von wo er stammt, zurück, sondern siedelt sich auf russischem Boden an der österreichischen oder preußischen Grenze an. Im Allgemeinen sind die unteren polnischen Gesellschaftsclassen sparsam und fleißig im Gegensatz zu dem luxuriös und über seine Verhältnisse hinaus lebenden polnischen Edelmanne. — — —

So lebt, arbeitet und genießt man an der preußischen Grenze auf russischem Gebiete. Von Berlin oder Breslau bringt uns mitten aus dem deutschen Leben heraus der Eilzug in nur etwa 8, oder in sogar nur knapp 5 Stunden in diese von der germanischen Welt so grundverschiedene slavische hinein. Neben den katholischen Kirchen und den vereinzelten evangelischen Gotteshäusern erheben sich seit einigen Jahren schon überall unmittelbar an der preußischen Grenze die russischen Cerkows (orthodoxe Gotteshäuser) mit ihren breiten Kuppelthürmen und zahlreichen großen und kleinen zweiarmigen Kreuzen. Die orthodoxe Propaganda arbeitet im westrussischen Grenzgebiete gleich geschäftig gegen die evangelische, wie gegen die katholische Kirche, damit wahr werde die russisch-chauvinistische Losung: „Ein Zar, ein Reich, ein Glaube und eine Sprache!" Müssen doch bekanntlich bei Mischehen, wenn der eine Theil der russisch-orthodoxen Kirche angehört, alle Kinder ausschließlich in diesem Ritus getauft und erzogen werden. In das russische Reich will ich meine Leser nicht hinüberführen, nur bis auf die „Brücke zwischen Europa und Asien" wollte ich sie geleiten, von wo sie allerdings wohl mit dem geistigen Auge weiter nach dem unabsehbaren und schier unendlichen Osten schauen werden. Haben wir nämlich erst einmal die preußische Grenze hinter uns, so giebt es zwischen dieser und dem Stillen Weltmeer sowie China keine weitere politische Grenze mehr Denn nun breitet es sich aus tausend und aber tausend Werst das — „heilige Rußland".

Bücherbesprechung.

— **Deutsche Revue.** Eine Monatsschrift, herausgegeben von **Richard Fleischer.** 23. Jahrgang. Januar bis April 1898. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. Preis des Jahrgangs: 24 ℳ. — Die vorliegenden Hefte bringen an novellistischen Beiträgen „Domine quo vadis" von Viktor Naumann und „Wen die Götter lieben" von C. Viebig, unter denen uns namentlich die erste trotz des Mangels an Handlung und des etwas gewaltsamen, nur vom Standpunkte katholischen Wunderglaubens verständlichen Schlusses interessirt hat, als ergreifendes Gemälde jener Kämpfe und Leiden, die ein Weltkind unserer Tage durchzumachen hat, wenn es unter der Kutte des Mönches den Frieden der Seele finden will. Einen breiten Raum nimmt ferner auch in den gegenwärtigen Heften der Revue der Cultus berühmter Männer aus Vergangenheit und Gegenwart ein. Wir rechnen hierher die Aufsätze von Heinrich v. Poschinger: „Fürst Bismarck und sein diplomatischer Generalstab", Ludwig Aegidi: „Erinnerungen von und an Emanuel Geibel", Alfred Christian Kalischer: „Ungedruckte Briefe Beethoven's", Louise v. Kobell: „Gespräche mit einem Münchener Meister" (Ludwig Thiersch), Bruno Petzold (Paris): „Ein Besuch bei François Coppée, bei Coquelin Cadet und bei Jules Claretie", Wilhelm v. Bragassy: „Gespräche mit einem ungarischen Revolutionsgeneral aus den Jahren 1848—49" (Arthur v. Görgey), Friedrich Nippold: „Aus dem Briefwechsel zwischen Prinz Albert und Bunsen", Georg Ebers: „Sir Peter Le Page Renouf", Ottomar Beta: „Gespräche mit Anton v. Werner und mit Adolf Menzel", General z. D. v. Conrady: „Meine Erlebnisse und mein Briefwechsel mit Generalfeldmarschall von Steinmetz". Wichtige Zeitfragen werden behandelt in dem mitgetheilten Briefwechsel der Professoren Mommsen und Jagic über den Kampf der Deutsch-Oesterreicher, in M. v. Brandt's Aufsätzen: „Deutsche Politik und englische Diplomatie in China" und „Vae Britanniae?", Sir Richard Temple's: „Die englische Ansicht über den fernen Osten", Admiral Colomb's: „Die Entwickelung des Seekriegs" und „Der Fortschritt des Torpedos", Prof. Dr. L. Oppenheim's: „Die öffentliche Meinung und die Rechtsprechung", sowie endlich in dem Artikel über „Internationale Spionage" mit Bezugnahme auf den Fall Dreyfus, von einem früheren Staatsmanne. Eine weitere Reihe von Aufsätzen beschäftigen sich mit dem heute vielfach bearbeiteten Gegenstande der Zusammenhänge zwischen Körper und Seele. Hierher gehören die Artikel von Cesare Lombroso über die Epilepsie Napoleon's des Ersten und von Prof. Dr. Moriz Benedict (Wien) über „Gespenster", über „Die Zurechnungsfähigkeit und Criminal-Anthropologie" und über „Das Skelett in der Kunst und der Wissenschaft". Allgemeines Interesse verdienen ferner die Darbietungen von Prof. W. Manz: „Ueber die Brillen und ihre Geschichte" und von Sir Edmund Verney „Auf der Spur der Mikrobe" sowie die von Prof. Ulrich v. Wilamowicz Möllendorf am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers im Namen der Universität Berlin gehaltene Festrede: „Volk — Staat — Sprache". Neben den vorstehends erwähnten größeren Arbeiten enthalten die Hefte, wie üblich, noch eine Reihe kleinerer Berichte und Notizen aus dem Gebiete der Literatur und der Wissenschaften. Alles in Allem betrachtet stellen sie sich ihren Vorgängern ebenbürtig zur Seite.

⁂

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 54. Donnerstag, den 12. Mai, Abends. 1898.

Die Pflege der Volkskunde bei der Jugend.

Von Dr. E. Pfau.

„Nicht für die Schule — für das Leben lernen wir." Dieser alte pädagogische Satz gilt nicht nur in Bezug auf den Erwerb von Kenntnissen und Fähigkeiten, sondern auch hinsichtlich der Aneignung von Gesinnung und Anschauungsweise. Wissen und Können müssen dem Erdenpilger seinen Lebenspfad ebnen, auf welchem die feste, ehrenhafte Gesinnung zur treuen Führerin wird. Zu welch' edlerer Gesinnung aber könnte die rechte deutsche Schule, das echte deutsche Haus den Keim in die jungen Herzen der heranwachsenden Staatsbürger legen als zur Liebe zum Vaterland, zur Heimath, zum Stammesvolk? Heißt doch „deutsch" so viel wie volksthümlich! Darum wird die erzieherische Thätigkeit des deutschen Vaterhauses und der Schule in Wort und Beispiel stets darauf gerichtet sein, daß die Jugend den Werth des eigenen Volksstammes in allen Beziehungen recht würdigen lernt, daß dieselbe das Vaterland als trautes Vaterhaus lieb gewinnt und lieb behält: Sicher eine edle, folgenschwere Aufgabe in unserer schwülen Zeit, wo so mancher innere Feind den Glanz des Deutschthums verdunkeln möchte und in unsinniger Verblendung auf das Land seiner Väter Schmach und Schande häuft! Was macht denn dem starken Knaben wie dem schwachen Greis, dem blühenden Mädchen wie der gebeugten Matrone das Vaterhaus so lieb und theuer? Sie alle gedenken gern der zahlreichen Liebesbeweise, die sie darin von den Ihrigen empfangen haben; sie fühlen die Heimstätte als den sicheren Port gegen die fremde, feindliche Außenwelt. An jedes Geräth, an jedes Fleckchen des traulichen Heims knüpft sich für sie eine alte Erinnerung; sie kennen Freud und Leid eines Jeden, der unter dem schützenden Dach das Haupt zum ruhigen Schlummer niederlegt; für sie hat schon das alltäglich gehörte und gewohnte Geräusch, das Knarren des Hausthors, das Kreischen der Wetterfahne, das Rauschen des Brunnens im Hofe, der Schlag der benachbarten Thurmuhr seinen besonderen anheimelnden Reiz. Dieses innige Verwachsensein der Insassen mit dem Haus und seiner Umgebung in jeder Weise ist der unversiegbare Urquell jenes unbeschreiblichen Wonnegefühls, welches das Herz höher schlagen läßt beim Namen „Vaterhaus".

Je mehr nun der Sohn des Landes sein Volk, dessen Geschichte, Sprache, Eigenart kennt und sich darin heimisch fühlt, desto mehr wird er Herz haben für die Geschicke seines Stammes und für das Wohl und Wehe jenes stolzen Reichsbaues, an welchem sein Volksstamm einen stützenden Pfeiler bildet. Wird doch dieses Vertrautsein, dieses Einleben zu einer der zähesten Wurzeln der Heimathsliebe, jenes kernhaften Grundstockes aller gesunden Staatsgröße. Die Zeiten, zu welchen der Deutsche sein Volk verkannte, verächtlich auf seine Sprache und Eigenart herabsah, fremde Zunge und Sitte nachahmte, führten stets zum tiefsten Verfall, zur äußersten Schwäche des Reiches. Gar lange hat es gedauert, bis dem Deutschen allmälig wieder Selbstbewußtsein kam, bis er wieder den Werth seines eigenen Volkes recht zu bemessen verstand. Dieses Selbstbewußtsein muß gepflegt und gestärkt werden; für seine gesunde Entfaltung hat das echte deutsche Haus, vor Allem aber auch die deutsche Schule in Wort und That zu sorgen. Liebe zum Stammesvolk flößt die Familie meist ganz unbewußt ein dadurch, daß sie das Kind zu den volksthümlichen Anschauungen und Sitten, zum Glauben hinführt und es an die Muttersprache gewöhnt. Den Werth des heimathlichen Volksthums allseits richtig begreifen lernt das junge Geschlecht aber meist erst in den Schulen, den höheren wie den niederen, welche mit allen zu Gebote stehenden Mitteln den Zöglingen die ergiebigen, gediegenen Erzadern ihres Volksthumes in allen ihren Verzweigungen voll und ganz erschließen. Der gesammte alltägliche Unterricht wird auf dieses hohe Ziel zusteuern, jedes Fach nach bestem Können, jede Schule nach ihrem Vermögen. Je höher die Lehranstalt, desto gründlicher kann sie auf dem berührten Gebiete arbeiten. Der lauterste Spiegel der Volksseele ist die Muttersprache, welche die eigenste Culturgeschichte des Volkes von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart scharf zeichnet. Wenn auch der Unterricht in anderen Zweigen des Wissens das Gebiet der Culturgeschichte mit anzubauen hat, so ist doch derjenige in der Muttersprache vor Allem zur Arbeit auf diesem Feld berufen: Er kann dadurch ganz besonders bei den Schülern die Kenntniß des eignen Volkslebens heben und den Sinn für Volkskunde pflegen. Solche Kenntnisse werden nicht ein todtes Wissen bedeuten, vielmehr werden sie erzieherische Frucht tragen nach zweierlei Richtungen. Zunächst lehren sie die Neuzeit in ihrer tausendfachen Gestaltung lieben und schätzen, denn die Culturgeschichte veranschaulicht in ehernen, unverwischbaren Zügen, welch gewaltige Fortschritte unsere Zeit unter der Leitung einsichtsvoller und thatkräftiger Regierungen auf allen Gebieten gemacht hat, so daß es bei Weitem nicht angebracht sein kann, immer nur von der „guten" alten Zeit zu sprechen, gleichsam als hätte dieselbe dem Volk ein goldnes Eden auf Erden geschaffen, als ob ein Vergleich unserer Tage mit der Vergangenheit nur zu einer unerschöpflichen Quelle tiefsten Mißvergnügens und ödester Unzufriedenheit werden müßte; besonders auf Grund culturgeschichtlichen Unterrichts lernt der Heranwachsende gar Manches ganz anders beurtheilen als so unzählige Schreier, die alles Neue begeifern, überall nur Verfall wittern und aus eigner Unzufriedenheit leider oft nur zu gern dem gesunden Eichstamm des Volks den giftigen Sproß der Tollkirsche aufpfropfen möchten. Wie ganz anders, als mitunter in gewissen Berichten zu lesen ist, stellt sich beispielsweise manche Handwerksangelegenheit beim Fackelschein der Geschichte dar. Alles hat seine Zeit, die kraftstrotzende Eiche stirbt allmälig ab, und schwellende Stämme wurzeln im gefallenen Waldriesen! Auf anderer Seite wird die Culturgeschichte aber auch vor jeder Ueberschätzung der neueren Errungenschaften wahren, denn sie kann am wirksamsten jeder hochmüthigen Verachtung und lieblosen Geringschätzung entgegentreten, die nur zu oft das Althergebrachte trifft. Beweist sie doch eben, daß das Neue erst aus dem markigen Alten entsprungen ist. Liebevoll betrachtet sie alte Sitten und Anschauungen, sprachliche Eigenheiten des Volks, dessen gewerbliche und künstlerische Ueberlieferungen aus vergangenen Tagen als verblichene Erbstücke, welche der Nachwelt heilig sein müssen, die nicht grundlos vernichtet werden dürfen, sondern aufzubewahren sind, um späteren Jahrhunderten im Gesammtbild jene Aeußerungen des Volks vor Augen zu führen. Darum haben sich in einzelnen deutschen Gauen berufene Männer an die Spitze von Vereinen gestellt, die mit Aufbietung von Zeit und Kraft umfassende Volksmuseen anlegen. Unter diesen Volksvereinen steht der sächsische mit obenan. Hat er doch nach dem ersten Jahre seines Bestehens, gerade um die Zeit der denkwürdigen Jubelfeier unserer Königlichen Majestät, seine Feuerprobe glänzend bestanden, nach welcher die Erreichung seines gesteckten Zieles hoch über allem Zweifel erhaben ist. Das geplante Volksmuseum wird ein sprechender Lehrmeister für alle Diejenigen werden, welche Verständniß für seine Worte haben und ihn hören wollen. Was auf dem Gebiete der Volkskunde im Kleinen die Schule für die Zöglinge sein muß, das will das Volksmuseum im Großen für das Gesammtvolk werden. Beide Lehrstätten streben dasselbe an; sie berühren sich in ihrem Schaffen, aber sie arbeiten mit verschiedenen Mitteln: die Schule hauptsächlich durch das Wort, das Museum vornehmlich durch die Anschauung.

So wenig der Volksverein bei seiner Arbeit der Sprache zu entbehren vermag, so wenig dürfte die Schule ganz auf die Anschauung verzichten können. Beim Unterricht müssen die Sinne den Geist wirksam unterstützen; das Klargesehene prägt sich am schnellsten und sichersten ein. Darum haben die einzelnen Lehrfächer mehr oder weniger reiche Sammlungen von Anschauungsmitteln in der Schule. Bis vor Kurzem sah es freilich mit der Anschauung auf dem Gebiete der deutschen Culturgeschichte und Volkskunde noch recht dürftig aus. Jetzt ist aber in dieser Hinsicht durch vortreffliche Tafeln, Illustrationen in Geschichtsbüchern, literarischen Werken u. s. w. manchem Mangel abgeholfen. Der Schüler lernt aus diesen Darstellungen Trachten, Waffen, Geräthschaften u. dergl. etwas näher kennen. Sammlungen von wirklichen culturgeschichtlichen Gegenständen sind bisher an den Schulen im Großen und Ganzen nicht angelegt. Es ist aber sicher auf den berührten Abbildungen mancher Gegenstand mit zu erblicken, welcher im Grunde genommen vom Schüler doch nur als Bild hingenommen werden kann, weil zu besserem Verständniß das Vorzeigen des Gegenstandes selbst nöthig wäre, damit der Zögling die Bauart, die Verwendungsweise u. dergl. dieser Objecte so gründlich ersehen könnte, daß dieselben für ihn gewissermaßen Leben bekommen. Die Schüler großer Städte können ohne jede Mühe Nutzen ziehen aus den an ihren Wohnorten befindlichen Museen, welch letztere in kleineren Ortschaften zumeist fehlen. Eine Schule kann natürlich kein Museum besitzen oder ersetzen; immerhin würde es schließlich jeder Lehranstalt, auch der kleinsten, ohne den geringsten Kostenaufwand leicht möglich werden, eine Reihe bemerkenswerther und vielleicht öfters vorzuführender Originalanschauungsmittel für Culturgeschichte und Volkskunde aufzustellen. Es sei gestattet, hier auf einige derartige Gegenstände hinzuweisen, die möglicher Weise schon in manchen Schulen zum Theil vorhanden sind. Auf Abbildungen aller Zeiten, auch der altclassischen, findet man oft Darstellungen von Spinnerinnen, die sich der Spindel mit Wirtel bedienen; das Spinnen ist bei allen Culturvölkern von jeher eine der wichtigsten Beschäftigungen gewesen. Darum spielt auch der Wirtel in der deutschen prähistorischen Zeit eine große Rolle und sollte aus naheliegenden Gründen von den Schülern genau gekannt sein, da sie dann gelegentlich der urgeschichtlichen Wissenschaft einen Dienst erweisen könnten. Nach den erwähnten Bildern würde die Handhabung von Spindel und Wirtel kaum genügend verständlich werden. Allerhand Wirtel giebt es noch massenhaft auf Dörfern, und Spindeln gehören auch noch nicht zu den Seltenheiten, da sie bis in die Mitte unseres Jahrhunderts in Sachsen Verwendung fanden. Die Uebertragung der Spindel auf das Spinnrad ließe sich auch leicht zeigen, z. B. nach dem Unterricht im Lehrmittelzimmer. Spinnräder stehen auf manchen Bauerngütern in Menge unbenützt da. Es bedürfte meist nur des bittenden Wortes, um derartige Sachen für die Sammlung zu erwerben. Auf Abbildungen kommen ferner Urkunden mit Kapselsiegeln vor, und die Erklärung des Wortes „Bulle“ muß ja in jedem geschichtlichen Unterricht vorgenommen werden. Wie leicht würde es sein, dem Schüler eine derartige Urkunde vorzulegen; natürlich soll es keine wichtige sein, die in ein Archiv gehört. Innungsbriefe, Gesellenbriefe u. dgl. mit anhängenden Siegeln giebt es vollauf unter den Leuten; wurde doch diese Siegelungsart bei den Handwerken noch in unserem Jahrhundert gar nicht selten gepflegt, wie auch das Pergament noch oft Verwendung fand. Derartige Schriftstücke sind zugleich belehrend in Bezug auf alte Schreibgewohnheit u. dgl. Ein wichtiges Capitel der Culturgeschichte bildet die Art der Beleuchtung. Die alte Oelschale der Griechen und Römer, die so oft abgebildet wird, findet sich bis in unsere Zeit vor, wenn schon öfters in anderer Gestalt und Befestigungsweise. Die eiförmige Schale trifft man nicht selten an Lichtgalgen an, wo sie in einer Blechhülse liegt; fest verbunden mit einem Fuß ist sie bei den bekannten Zinnlampen, ferner den sogenannten Kreiseln u. dgl., alles Lampenformen, die nach vieltausendjährigem Gebrauch plötzlich ganz verschwinden. Auf dem Lande und in der Kleinstadt finden sich dieselben noch in Hülle und Fülle und sind ohne Ausgabe leicht zu erwerben. In wenigen Jahren werden aber die Kinder kaum noch eine rechte Vorstellung von diesen Lichtkörpern haben. Zum Capitel der Beleuchtung gehört auch das Fenster. Dasselbe, in unserer Art, gab es bei den alten germanischen Völkern nicht, wie schon das Lehnwort „Fenster“ angiebt (engl. window = Windauge, also offenbar ein offenes Loch, durch welches der Wind strich). Vor Erfindung des Tafelglases bediente man sich mitunter großer Hornscheiben als Fensterverschluß. Der Gebrauch der Hornfenster reicht bis an unser Jahrhundert; man braucht nur an die Hornfenster gewisser Windlampen, Laternen zu denken. Derartige gefaßte Hornscheiben trifft man noch mitunter auf Bauernböden an; sie sind culturgeschichtlich zweifellos nicht werthlos und als Anschauungsmittel wohl geeignet. Bei Erklärung mancher Kriegsbilder, Schlachtendarstellungen, Lagerschilderungen, bei Erörterungen gewisser Redensarten („Pulver auf die Pfanne“ 2c.) würde das Vorzeigen eines Steinschlosses nicht unwesentlich zum schnellsten Verständniß beitragen. Flinten, Pistolen mit Steinschloß giebt es ja noch so häufig; auch einzelne Steinschlösser kommen nicht selten vor. Das Erklären eines solchen Schlosses nimmt kaum Zeit weg, und sicher wird es zum geschichtlichen Verständniß des Schülers beitragen, wenn er die Hauptwaffe begreifen kann, mit denen das deutsche Volk seine Befreiungsschlachten schlug. Wie zeitraubend war die Handhabung solcher Gewehre, wie verzögerten sich dadurch die Kämpfe! Bei Vorführung einer derartigen Waffe kann zugleich die frühere Erzeugungsweise des Feuers durch Stein und Stahl erklärt werden. Die bekannten, oft hübsch gestickten Täschchen mit Zunder, Eisenring und Stein lassen sich leicht auftreiben. Gelegentlich der Besprechung von Maß und Gewicht wird besonders auf die gewaltige Vervollkommnung derselben in unserer Zeit gegenüber der Vergangenheit hingewiesen werden können. Wie unbestimmt waren im Anfang Größen wie Ruthe, Schritt, Stein, Faden u. dergl., wie unsicher die Zeitbestimmungen nach dem Abbrennen von Licht, nach dem Zurücklegen eines bestimmten Weges, wie schwankend die Raumbestimmung durch den Hammerwurf! Und doch hat sich auch aus diesem Capitel so viel beim Volk erhalten: da wird noch nach Ruthen gerechnet, nach „Steinen“ gewogen. Der „Stein“ hatte zwar schließlich 20 (22) Pfund, aber ursprünglich mag das Gewicht ein sehr fragliches gewesen sein. Ganz gewöhnlich wurden die Gewichte, selbst ganz kleine, noch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts aus „Stein“ gefertigt; natürlich waren dieselben bei feuchter Witterung schwerer als bei trockener. Der Ausdruck „Stein“ zeigt recht klar, wie die alten Maße und Gewichte ihre Bezeichnungen auf die natürlichste Weise erhielten; dasselbe würde der Fall sein bei „Loth“ (= Blei, engl. lead; löthen). Steingewichte lassen sich ebenfalls ohne alle Kosten leicht sammeln. Es würde zu weit führen, wollte man hier alle die zahlreichen Gegenstände anführen, welche die Schule kostenlos erwerben und im Anschluß an den Unterricht zweckmäßig verwenden könnte, um gewisse Punkte der Culturgeschichte und der damit eng verbundenen Volkskunde auf einfachste Weise zu veranschaulichen. Die Anlage solcher kleinen Sammlungen hätte vielleicht auch für die allgemeine Wissenschaft einen Werth. Sie wecken und fördern das Verständniß für größere Museen, wodurch vielleicht auch manch wichtiger Gegenstand für letztere gerettet und erhalten würde, der sonst wohl unbeachtet verloren geht. Es sei hier nur an die Ausgrabungsgegenstände erinnert. Was wird nicht jährlich in der Erde gefunden, und wie viel dieser Sachen wären aus geschichtlichem Interesse des Aufbewahrens wohl werth, selbst für große Museen! Durch Hilfe von Schulsammlungen ließe sich ein Verkehr zwischen Museum und Volk vielleicht wesentlich erleichtern. Wichtige Gegenstände müssen natürlich größeren Museen überlassen werden. Viele Capitel der Volkskunde können in der Schule freilich zum größten Theil nur im Bild vorgeführt werden, wie etwa Bauweise der Vorfahren, Volksfeste, Volksbräuche, Trachten*) u. dgl. Aber auch hier läßt sich der Unterricht mitunter ohne Beeinträchtigung der Lehrzeit besonders beleben einestheils durch Hinweis auf Bekanntes, Oftgesehenes beim Volk, anderentheils durch sprachliche Erörterungen. Bei der Besichtigung von Trachten auf Bildern würde etwa hinzuweisen sein auf die Gewandung von Chor-

*) Auf die Volkstrachten hatte die sächsische Regierung schon frühzeitig ihr Augenmerk gerichtet. 1721 wurden die Städte aufgefordert, Ansichten der bei ihnen gebräuchlichen Trachten anfertigen zu lassen, und zwar Bürger und Bürgerin an Freudenfesten, an Trauertagen, Junggesell und Jungfrau im „aparten habite“, Leuthe „in singularin habite“. Dieselben Trachten wurden auf den Dörfern gesammelt. Als „singularis habit“ galt in Rochlitz die Tracht des Steinmetz. Mit diesen Bildern waren zu gleicher Zeit Ortsansichten und Ortswappen einzuschicken. Die Kostümdarstellungen sollten hauptsächlich bei Verfertigung geographischer Arbeiten verwendet werden, wie dies früher Sitte war. Die Volkstracht sah man also ganz richtig als zum Land gehörig an. Sehr ansprechende Kostüme weist z. B. die Ansicht von Penig (G. Hufnagel 1617) auf.

schülern und Geistlichen, welche im Grunde genommen die alte Schaubentracht des 16. Jahrh. beibehalten haben, oder auf die Kleidung von Seiltänzern, deren Kostüm zum guten Theil an die spanische Tracht derselben Zeit erinnert. Auch Steinbilder, z. B. in Kirchen (Grabsteine), können zur Erklärung von Trachten und Rüstungen dienen. Vor Allem wird der Lehrer der Muttersprache oft ähnliche Hinweise auf Bekanntes verschiedenster Gebiete geben müssen; will er doch dem Zögling die Wörter als das darreichen, was sie zumeist wirklich sind: Scharfgeprägte Denkmünzen auf Aeußerungen des Volksthums aller Zeiten, selbst der nebelgrauen Urzeit. Zu manchen Erörterungen in höheren Classen reicht schließlich die Schriftsprache nicht mehr genügend aus; dann bietet die Volkssprache, auch die Fremdsprache (z. B. Englisch) den Schlüssel zur Entzifferung. Mit kurzen Worten läßt sich z. B. mittels des Englischen die Grundbedeutung von Amboß (to beat), Eimer, Zuber (to bear) klarlegen, oder andere seltene Wörter, wie (Bräuti-)gam (— homo), Gast (— hostis) u. s. w. erklären sich sofort durch das Lateinische und lassen ihre Grundbedeutung auf diese Weise wieder scharf hervortreten. Die Kenntniß des Volksdialekts und seiner Gesetze ist äußerst wichtig für Klarlegung des Sinnes vieler Wörter (z. B. Getreide), besonders der Namen. Das Gebiet der Letzteren ist eine wahre Schatzkammer des Volksthums, führen uns dieselben doch zurück bis in die sagenumwobene Heidenzeit unseres Volkes. Mancher geeignete Schülername kann gelegentlich mit besprochen werden, etwa in der Literaturgeschichte, in der Wortbildungslehre, deren Behandlung dadurch für die Zöglinge einen erfrischenden Reiz annimmt, ohne daß die Unterrichtszeit eine besondere Einbuße erleidet oder der Schüler überbürdet wird. Ist es doch wohl für Jeden ein berechtigter Wunsch, daß er den Sinn des Namens, welchen er von der Wiege bis zum Grab trägt, kenne! Der Schüler, welcher auf die Form „leit" für „liegt" hingewiesen wird, dürfte sofort begreifen, wie aus Siegfried: Seifert geworden ist; die Form Ahnert (aus Aginhart), Rennert (aus Reginhart) läßt sich ebenso leicht verständlich machen durch Anlehnung an die volksthümliche Mundart („Wahn" für Wagen, „Rähn" für Regen, engl. rain). Die Erwähnung der altgermanischen Elfen (Alben), Asen bietet willkommene Gelegenheit, heidnische Namen wie Alfred, Oskar, Oswald zu erläutern, welche etwa christlichen Bezeichnungen wie Gottschalk, Gotthold u. s. w. entsprechen. In die vorgeschichtliche Zeit muß der deutsche Unterricht oft zurückgreifen; beispielsweise kämen beim Lesen von Musterstücken Ausdrücke vor wie „Stockwerk, Dachstuhl, Bauheben" u. dergl. Da wird dem Zögling zu sagen sein, daß diese Wendungen sicher uralt sind, daß sie offenbar aus jenen Tagen stammen, als der Urvorfahr noch „in seinen vier Pfählen" wohnte, als das Haus des Germanen, wie es die Römer auf Denksteinen abbilden, ein budenartiges Zelt oder eine dürftige Hütte war, welche man als Ganzes „heben" konnte, die aus wirklichem „Stockwerk" bestand, deren Dachgerüst mit den gekreuzten Stangen am Giebel (Gabel) hinten und vorn in der Grundform eine gewisse Aehnlichkeit besaß mit einer Art von Faltstühlen, wie sie auf ältesten Miniaturen so oft abgebildet sind. Bei dieser Besprechung kann der Schüler auch auf manche bauliche Alterthümlichkeit, besonders auf Dörfern, verwiesen werden, die vielleicht gelegentlich von Ausflügen auch zu besichtigen wären. Bei derartigen Erörterungen tritt die Plastik des deutschen Wortschatzes scharf hervor, und der Zögling wird zum selbständigen Denken über Wortsinn angeregt, was für ihn Werth für das ganze Leben haben dürfte. Das Körperhafte der deutschen Wörter läßt sich an unendlich vielen Beispielen veranschaulichen. Die Besprechung des Lehnwortes „schreiben" würde willkommenen Anlaß bieten, etwa auf Ausdrücke wie „reißen, Bauriß, Reißzeug" einzugehen. Das Schreiben bestand ursprünglich im Einritzen von Zeichen auf Holz, Fels, Metall, weshalb es der Engländer noch jetzt als write bezeichnet. Die Buchstaben wurden wirklich in Stäbe eingeritzt. Das Wort „Buchstabe" giebt wiederum Gelegenheit, auf die Plastik des Begriffes „lesen" einzugehen, welcher bedeutet: Vereinzeltes (gleichviel ob Aehren, Stäbchen oder dergl.) zusammensuchen. Die Runenstäbchen wurden einzeln zusammengelesen und zu Wörtern zusammengestellt, ähnlich wie die Holzscheibchen auf der Lesemaschine der Elementarschule. Gelegentlich derartiger Besprechungen läßt sich so mancher alte Brauch im Volke streifen, z. B. die Sitte der Hausmarke, des Steinmetzzeichens, des Kerbholzes; von letzterem ließe sich leicht ein Muster in die Schulsammlung aufnehmen. Lebt es doch in übertragener Bedeutung („auf dem Kerbholz haben") in der Muttersprache fort! Ausführlicher läßt sich auf Gewohnheiten und Sitten des Volkes, Feste, religiöse Anschauungen eingehen gelegentlich der Besprechung deutscher Aufsätze und Disponirübungen. Beispielsweise geben Jahrmärkte mit ihrer eigenthümlichen, halbmittelalterlichen Entfaltung des Volkslebens, Schützenfeste mit den zuweilen historischen Trachten und Aufzügen (Zapfenstreich), allerhand Zunftsitten in ihren verschiedenen Aeußerungen (z. B. das Herumführen des „Meisterochsens", Fischerstechen 2c.), Erntefestlichkeiten mit ihren altüberlieferten Gewohnheiten (Stehenlassen von geschmückten Garben auf dem Felde) u. s. f. genügend Anlaß, auf derartige Aeußerungen des Volkslebens auch in geschichtlicher Beziehung einzugehen. Mitunter werden dabei auch Bräuche berührt werden können, welche dem oberflächlichen Beschauer nur abstoßend oder lächerlich dünken, welche aber bei geschichtlicher Beleuchtung doch weniger grell erscheinen. Wenn z. B. bei der Aushebung die Rekruten den buntscheckigen Federstutz auf den Hut stecken und trotz des Ernstes des wichtigen Tages in der Schenke oft des Guten zu viel thun, wem träten dann die alten Werbeverhältnisse, zumal der Landsknechte, nicht lebhaft vor die Augen? Denn der federgeschmückte Hut ist schließlich doch nichts weiter als eine unbewußte Ueberlieferung des federwallenden Werbehelms, den man dem Neuling beim Zahlen des Werbegeldes zum Zeichen der Aufnahme aufsetzte; die Werbegroschen wurden wohl aber bald verjubelt, denn „Heute noch auf stolzen Rossen — morgen durch die Brust geschossen!" — Auch das Lied ist eine sprudelnde Quelle des Volkslebens, und unser Volk kann stolz sein auf seine ureigenen, herzinnigen Weisen, die ertönen in Freud und Leid, an der Wiege wie am Grab, in der Schule wie zu Haus, bei Trauer und Spiel. Ob nicht auch im Kinderspiel noch manches uralte Volksthümliche liegt? Wenn im Frühling die Baumwelt im üppigsten Saft strotzt, dann zieht die Jugend hinaus und fertigt sich aus den Rinden Pfeifen und Schalmeien, sicher ein uralter Brauch. Erinnert er doch an jene grausige Geschichte des deutschen Sagenschatzes, nach welcher ein Knabe für dieses unschuldige Beginnen vom wilden Jäger mit der schrecklichsten Todesstrafe auf Grund des Talionsrechtes belegt wurde. Das Kind hatte die Rinde rund um den Baum abgeschält; nun wurde es mit dem Darm an den Stamm befestigt und so lange um den Baum getrieben, bis die Eingeweide sich um letzteren gewickelt hatten. Noch heute schießt die ländliche Jugend im Herbst, wenn das Schilf holzig geworden ist, gern mit Bogen und Schilfpfeil. Sicher vergnügten sich auf ähnliche oder dieselbe Weise die Knaben schon zu jener Zeit, als der Pfeil noch eine der Hauptwaffen des wehrhaften Mannes war. Wird der Pfeil doch ganz gewöhnlich in prähistorischen Gräbern gefunden, dient doch sein Bild noch heute fast ausschließlich zur Bezeichnung der Richtung auf Karten, Wegweisern u. s. w., wird das Wort „pfeilschnell" doch jetzt noch als Ausdruck der größten Geschwindigkeit gebraucht, sicher ein Beweis, welch' wichtige Rolle dieses Geschoß ehemals im Volksleben spielte. Seit den Kreuzzügen wurde Bogen und Pfeil allmälig verdrängt durch die Armbrust, zweifellos eine fremde Erfindung, wie schon der Name Arbalista, woraus auf volksetymologischem Wege das so merkwürdige Wort „Armbrust" entstanden ist, angiebt. Auch der Armbrust bedient sich der spielende Knabe noch heute gern. Mit ihr schießt er noch immer wie in alten Zeiten den zweiköpfigen Adler ab, d. h. den Wappenvogel des alten römischen Reichs, der sich also auch in unserm Volksleben forterhalten hat, während er sonst vor dem machtvollen Flügelschlag des deutschen Reichsadlers hat weichen müssen, der hoch oben über den deutschen Gauen mit scharfem Auge wacht als Hort unseres edlen Volksthums.

Bücherbesprechungen.

— Die Sammlung des Königlich Sächsischen Alterthumsvereins zu Dresden in ihren Hauptwerken. Lieferung I. Blatt 1—10. Dresden, Selbstverlag des Königl. Sächs. Alterthumsvereins. 1898. 4°. 6 ℳ — Der Königl. Sächs. Alterthumsverein, der in wenigen Jahren sein 75jähriges Bestehen wird feiern können, hat stiftungsgemäß die Aufgabe übernommen, „vaterländische Alterthümer zu erforschen und zu entdecken, sie entweder selbst oder durch Abbildung zu erhalten und für die Nachkommen aufzubewahren". Um diese Aufgabe zu erfüllen, mußte er von Anfang an der Sammlung

von Werken heimischer Kunst seine Aufmerksamkeit zuwenden. Indeß erst im Jahre 1841 wurde ihm durch die Ueberweisung eines Raumes im Erdgeschoß des Palais im königl. Großen Garten die Möglichkeit geboten, diese Sammlung zweckmäßig unterzubringen. Jahrzehnte lang ist dann das Alterthumsmuseum die einzige Zufluchtsstätte für die im Lande vorhandenen und vielfach sehr gefährdeten Alterthümer, namentlich kirchlichen Charakters geblieben; erst seit dem Anfang der 60er Jahre erwachte der geschichtliche Sinn in weiteren Kreisen, entstanden immer zahlreichere ortsgeschichtliche Vereine, die dann auch ihrerseits Sammlungen anlegten. Der Alterthumsverein konnte dies nur mit Freude begrüßen, zumal seine Räume sich sehr bald als unzulänglich erwiesen; sie wurden zwar wiederholt erweitert, aber auch als das ganze Erdgeschoß des Palais ihm zur Verfügung stand, genügte dies nicht lange. Erst als das Rietschelmuseum aus dem oberen Stockwerk des Palais ins Albertinum übergeführt worden war und das königl. Finanzministerium nun auch diese prächtigen Räume i. J. 1891 — gerade ein halbes Jahrhundert nach seinem Einzuge in das Palais — dem Verein überwies, wurde eine übersichtliche, sowohl wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende als dem Auge wohlthuende Aufstellung des Museums möglich; den Vorstehern desselben, Oberst Thierbach und Geheimem Oberbaurath Wanckel, dankt der Verein die wohlgelungene Ausführung dieser mühevollen Arbeit; der Letztere ließ dann im Jahre 1895 eine der veränderten Anordnung entsprechende Neubearbeitung des 1879 von A. v. Eye herausgegebenen Führers durch das Museum erscheinen. Zugleich wurde das Museum, das bis dahin nur den Mitgliedern des Vereins ohne Eintrittsgeld zugänglich gewesen war, an zwei Tagen in der Woche dem Publicum unentgeltlich geöffnet; der Besuch der Sammlung hat sich dadurch ganz erheblich gesteigert. Noch immer indeß sind die kunstgeschichtlich außerordentlich werthvollen Schätze, die es birgt, selbst in Fachkreisen nicht genügend bekannt. Es liegt dies namentlich daran, daß es an Abbildungen der Hauptwerke fehlt. Zwar hat der Verein in den ersten Heften seines früheren Organs, der Mittheilungen des königl. sächsischen Alterthumsvereins, einige Kunstwerke in Lithographie oder Kupferstich veröffentlicht; aber die Hefte sind wenig verbreitet und theilweise vergriffen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen und namentlich der kunstgeschichtlichen Forschung das reiche Material des Museums leichter zugänglich zu machen, regte ein Mitglied des Vereins, Directorialassistent Dr. Flechsig in Braunschweig, im vorigen Jahre die photographische Aufnahme der Hauptwerke des Museums an. Der Verein ging bereitwilligst auf diesen Vorschlag ein und erweiterte ihn dahin, daß er die Herausgabe eines die wichtigsten Gegenstände des Museums enthaltenden Lichtdruckwerkes beschloß: die Ausführung dieses Beschlusses wurde einem Ausschusse übertragen, in den neben dem derzeitigen Museumsvorstand Geheimen Oberbaurath Wanckel die Herren Hofrath Dr. Erbstein, Hofrath Prof. Dr. Gurlitt, Dr. Flechsig und Directorialassistent Dr. Berling gewählt wurden. Die erste Lieferung des Werkes ist soeben erschienen und wird den Mitgliedern des Vereins, sowie den mit ihm durch Schriftenaustausch verbundenen Vereinen unentgeltlich zugehen; für den Verkauf ist der Preis der Lieferung auf 6 ℳ festgestellt, jedoch ist die Anzahl der Exemplare, die durch den Schriftführer des Vereins, Archivrath Dr. Ermisch (Dresden, Hauptstaatsarchiv), bezogen werden können, nur beschränkt. Um der Forschung noch weiter entgegenzukommen, werden versuchsweise einzelne Blätter des Werkes durch den Inspector des Museums Geibel zum Preise von je 1 ℳ abgegeben. — Die vorliegende Lieferung enthält zehn durch die Kunstanstalt von Stengel & Comp. in Dresden vorzüglich ausgeführte Blätter: das interessante romanische Bogenfeld aus der Kirche zu Elstertrebnitz bei Pegau (Ende des 11. Jahrhunderts), das in einen Gipsabguß des romanischen Portals der Tharandter Kirche eingefügt ist, die prächtige, um 1200 entstandene Kreuzigungsgruppe aus Eichenholz aus dem Freiberger Dom, die der späteren Bauperiode desselben Domes angehörenden Holzfiguren des segnenden Heilands, der Apostel Judas Thaddäus (?) und Jacobus des Aelteren, einer der thörichten und einer der klugen Jungfrauen (Anfang des 16. Jahrhunderts), eine für Meßgewänder bestimmte, mit erhabenen und bemalten Flachornamenten versehene Truhe aus der Kirche zu Untertriebel bei Oelsnitz vom Jahre 1490, den schönen Hochaltar aus der Stadtkirche zu Meißen vom Jahre 1442 und dessen Predella in vergrößertem Maßstabe, einen Altar aus Ossa bei Narsdorf von etwa 1490, endlich ein Gruftgitter aus dem Eliasfriedhof zu Deuben vom Jahre 1733. Bei jedem Werke sind die Maße genau angegeben. Von einer systematischen oder zeitlichen Reihenfolge der zu veröffentlichenden Werke ist abgesehen worden; es sollten zunächst die für die Forschung wichtigsten Stücke der Sammlung bekannt gemacht werden. Eingehende Erörterungen haben darüber stattgefunden, ob den einzelnen Tafeln ein beschreibender Text beigegeben werden solle; es schien aber geeigneter, zunächst nur auf die Nummern des oben erwähnten Führers zu verweisen, eine eingehendere kunstgeschichtliche Darstellung aber, die die abgebildeten Werke in ihrem Zusammenhange unter einander und mit der allgemeinen Entwickelung der Kunst in Sachsen zu behandeln haben wird, erst nach Abschluß des Werkes durch einen berufenen Fachmann bearbeiten zu lassen. Gemeinsam mit der von der königl. sächs. historischen Commission in Angriff genommenen Publication der hauptsächlichsten Werke der sächsischen Tafelmalerei des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, deren Herausgabe Dr. Flechsig übernommen hat, verspricht das vorliegende Werk, das naturgemäß hauptsächlich die Plastik derselben Zeit berücksichtigen wird, ein wichtiger Beitrag zur heimischen Kunstgeschichte zu werden. —m—

— **Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?** Ein Buch für deutsche Väter und Mütter von Dr. **Adolf Matthias**, Director am städtischen Gymnasium und Realgymnasium in Düsseldorf. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. München, 1898, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. Preis 3 ℳ, gebunden 4 ℳ. — Unter den Weihnachtsbüchern des Jahres 1896 war die erste Auflage dieses Buches. Wir haben schon damals durch eine aufrichtige und warme Empfehlung (in der Leipziger Zeitung vom 19. December 1896) das Unsere gethan, diesem Schatzkästlein besonnener Erziehungskunst den Weg ins deutsche Haus zu ebnen. Und wir hatten die Genugthuung, nach und nach einer ganzen Reihe von Besprechungen in Fach- und Tageblättern zu begegnen, die allesammt des Lobes voll waren für die kerngesunde pädagogische Weisheit, die hier dargeboten wird. Die Lobsprüche sind auch nicht ohne Frucht geblieben. Es will schon Etwas heißen, wenn von einem Buche dieser Art nach knapp anderthalb Jahren bereits die zweite Auflage herauskommt. Wir sind fest überzeugt, Niemand wird es bereuen, das Buch gekauft zu haben, und noch weniger, seinen Rathschlägen zu folgen. Die Pädagogik gilt vielen Leuten als eine trockene und langweilige Kunst. Auch unter den Erziehern von Fach giebt es einzelne, die das glauben. Wir beklagen sie von Herzen; denn sie haben ihren Beruf verfehlt. Matthias gehört nicht zu ihnen. Der frische, herzenswarme und erquickliche Ton seiner Belehrungen, die fesselnde, nicht selten launige Art seines Ausdrucks ist der Hauptvorzug seines Buches. Er ist ein Erzieher nach dem Herzen Gottes. Wie prächtig weiß er sich im Vorwort zur zweiten Auflage mit Denen auseinanderzusetzen, die an seinem Buche dies und das zu mäkeln gehabt haben: „In einigen Kreisen hat mein Buch nicht ganz gefallen. Emancipationsfreundliche Damen haben gefunden, daß ich den Werth der Mütter unterschätzt und die Kraft der Väter überschätzt habe. Da ich aber auch von zornigen Vätern gehört habe, die unzufrieden mit mir sind wegen ihrer Werthschätzung, so mag ich doch wohl die goldene Mitte gehalten haben. Auch hat mein Buch nicht gefallen in manchen reichen Häusern, wo man complicirte Erziehungsweisheit der einfachen vorzieht. Ich gestehe gern zu, daß es auch auf diese Weise geht, da ja viele Wege wie nach Rom, auch zu richtigem Erziehungsziele führen. Nur möchte ich verwickelter Erziehungsweise gegenüber einen Dichterspruch anführen, der, pädagogischer Weisheit voll, mir aus dem Herzen gedichtet ist:

'ś ist eben manchen Leuten eigen,
Daß ihnen Schlichtes nicht geräth:
Sie müssen immer ins Fenster steigen,
Auch wenn die Hausthür offen steht."

Zwei Capitel sind in der zweiten Auflage neu hinzugekommen, das zwölfte: Was soll Benjamin lesen? und das dreizehnte: Wie erhalten wir unsern Benjamin gesund? Auch diese hat der Verfasser auf den richtigen Ton einzustimmen und in das bei aller Schlichtheit wohlüberlegte Gefüge seiner Erziehungsphilosophie einzugliedern gewußt. Wir freuen uns herzlich des wohlverdienten Erfolges, den Matthias mit seinem Erziehungsbrevier gehabt hat, und wir wünschen, daß auch die zweite Auflage eine gleich freundliche Aufnahme finden möge, wie die erste sie gefunden hat. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 55. Sonnabend, den 14. Mai, Abends. 1898.

Die früheren Dresdner Festungswerke.

Von Hauptmann Zernin.

Wenn man heute auf der schönen Brühl'schen Terrasse in Dresden steht und den Blick über den glänzenden Elbstrom hinüber nach der Neustadt lenkt, wenn man dann überrascht von dem reich pulsirenden Leben des Handels und Verkehrs sich aufrichtig des Gedankens erfreut, welchen Aufschwung auch nach der Richtung des industriellen Lebens die königl. sächsische Residenzstadt, das Elb-Florenz des deutschen Nordens, in den letzten Jahren genommen hat, dann wird man sich schwer vorstellen können, daß diese selbe reich und schnell erblühte Hauptstadt eines gesegneten Königreichs noch bis zum Schlusse der Napoleonischen Befreiungskriege — 1815 — ein von Festungswerken enge umschlossener Ort war. Das Bedürfniß nach Licht und Luft, sowie eine großartige Entwickelung des industriellen und Verkehrslebens hat es aber zu Wege gebracht, daß wir heute in Dresden eine offene Stadt, eine reich entfaltete Residenz erblicken, die sich der Schönheit ihrer Lage mit Stolz bewußt ist und den Reizen dieser äußeren Anmuth auch den Reichthum an Kunstschätzen hinzuzufügen verstanden hat, so daß Dresden gegenwärtig einer der anziehendsten Plätze unter den großen Wohnorten des neugeeinten Deutschen Reiches geworden ist und sich als solcher sicher auch in Zukunft behaupten wird. Es kann daher wohl gewiß allgemeineres Interesse erregen, wenn wir heute einen geschichtlichen Rückblick auf die Vergangenheit Dresdens werfen und durch Aufrollen einiger Blätter der alten Fortifications-Geschichte darzulegen suchen, wie beschaffen die Festungswerke der sächsischen Hauptstadt einst waren, und welchen Weg sie bis zur allmäligen, wenn auch noch nicht völlig beendeten Einebnung gegangen sind. Nirgends so wie hier werden wir alsdann die Wahrheit des dichterischen Ausspruchs des alten Attinghausen in Schiller's „Tell“ bestätigt finden, nämlich die schönen Worte: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, — Und neues Leben blüht aus den Ruinen!“ — Doch fürchte sich unser freundlicher Leser nicht davor, daß wir etwa zu ausführlich an dem Alten kleben und ihn durch ausschließliches Verweilen bei den Gebilden eines grauen Alterthums langweilen mögen. Wir gedenken vielmehr den Blick auf die Gegenwart bei unseren Untersuchungen der Vergangenheit nicht zu verlieren und werden auch das rein Fachliche für das heutige Verständniß faßlich zu halten suchen.

* * *

Dresden hat eine reiche Geschichte. Im Jahre 1206 zuerst erwähnt, wurde es bekanntlich im Jahre 1485 Residenz und verdankt seine erste Hauptverschönerung dem prachtliebenden König August dem Starken (1694—1733), so daß es unter seiner Herrschaft in den Kreis der tonangebenden Kunststädte trat. Eine Untersuchung, woher der Name Dresden stammt, können wir wohl dahingestellt sein lassen und den Gelehrten von Stadt und Land anheimgeben, welche hierüber wohl schon das Nöthige festgestellt haben. Wir begnügen uns mit der Anführung, daß die Schreibart einst Dreßden war, sowie daß mancher Sachse seine Residenz aus Neigung zur Kürze gern Dräsen zu nennen liebt. Bis zum 30jährigen Kriege war Dresden ein kleiner Ort und als solcher unbefestigt.[1]) Zum Unterschied von der im Laufe des 13.—15. Jahrhunderts auf dem linken Elbufer neubegründeten deutschen Stadt erhielt der Theil des rechten Ufers die Bezeichnung „Alt-Dresden“. Während „Neu-Dresden“ — die heutige Altstadt — im Hussitenkriege schon derartig mit Mauern und Wällen umgeben und hinreichend mit Geschütz versehen war, daß die Feinde sich in respectvoller Ferne hielten, wurde der am anderen Elbufer gelegene offene Ort im Jahre 1429 von den Schaaren Prokop's ausgeplündert und größtentheils niedergebrannt. Im folgenden Jahre setzten sich jedoch die Hussiten auf dem rechten Elbufer förmlich fest und schienen einen Angriff auf die Werke des linken Ufers zu beabsichtigen. Da erschien noch zu rechter Zeit Kurfürst Friedrich und traf Anstalten zur Vertreibung der Feinde. Auf dem Thurme, welcher damals zur Vertheidigung des Ueberganges mitten auf der Elbbrücke stand, ließ er Geschütze auffahren und durch seinen Büchsenmeister Hans Gunstadt die Hussiten beschießen. Ihre Anführer sollen gerade in der Badstube beisammen gesessen haben, um Kriegsrath zu halten, als der brave Büchsenmeister durch wohlgezielte Schüsse die Baderei in Brand steckte. Das fortgesetzte Geschützfeuer äußerte sich so wirksam, daß die Feinde bald darauf abzogen. Eigentlich regelrechte Befestigungen wurden in und um Dresden zuerst unter Herzog Georg dem Bärtigen angelegt und zwar in den Jahren 1520—1528, nach Angabe des späteren Oberst-Haus- und Landzeugmeisters Caspar v. Wirand genannt Voigt. Sie gingen von der damaligen Kreuzpforte (in der Nähe der Kreuzkirche) über das Seethor (heute Ausgang der Seestraße nach der Pragerstraße) bis an die Elbe unterhalb der Brücke. An dieselben schlossen sich die zu jener Zeit noch bestehenden Befestigungen des alten Schlosses. Kurfürst Moritz und nach ihm sein Bruder August verbesserten und vollendeten die von Herzog Georg begonnenen und angeordneten Werke durch den Oberst-Haus- und Landzeugmeister Grafen Lynar. Die heutige Altstadt war schon während des schmalkaldischen Kriegs eine so hinreichend starke Festung, daß sie den Angriffen des Kurfürsten Johann Friedrich Widerstand leisten konnte. Die Werke der jetzigen Neustadt waren jedoch erst im Entstehen begriffen und die geplanten Linien erst abgesteckt worden, als der Kurfürst am 13. April 1547 mit einer zahlreichen Artillerie erschien. Bald war der ziemlich offene Ort genommen und ausgeplündert. Vor der Brücke wurde eine Schanze aufgeworfen, und nun beschoß man von hier die gegenüber liegenden Festungswerke, konnte ihnen jedoch keinen wesentlichen Schaden zufügen. Bei dem Tode des Kurfürsten Moritz, 1553, war die Umwallung und die neue Befestigung der Stadt (nach Manier der Italiener) bis zu dem Punkte vollendet, wo heute das hierauf Bezug nehmende Denkmal angebracht ist (Belvedere auf der Brühl'schen Terrasse). Während Neu-Dresden, die jetzige Altstadt, in den folgenden Friedensjahren weiter befestigt wurde, geschah für den älteren Theil am rechten Elbufer in dieser Hinsicht gar nichts, und erst Johann Georg I. ließ im Laufe des 30jährigen Krieges zur größeren Sicherstellung einen Graben ziehen[2]) und die ausgeworfene Erde zum Wall anschütten, der hauptsächlich von Hakenschützen und Musketieren, hier und da wohl auch mit Geschützen besetzt wurde. In dieser Verfassung widerstand 1631 die bis dahin ziemlich wehrlose Vorstadt den Angriffen eines kaiserlichen Streifcorps. Jedenfalls war Dresden während des 30jährigen Krieges schon so stark und widerstandsfähig, daß kein Theil in fremden Besitz fiel. Die Kurfürsten Johann Georg II. und Johann Georg III. ließen die vorhandenen Festungswerke weiter ausbauen. Hierbei erwarb sich der General Klengel 1682 und in folgenden Jahren besondere

[1]) Wir folgen in nachstehenden Ausführungen einem offenbar nach guten Quellen und an Ort und Stelle niedergeschriebenen Aufsatze eines k. sächs. Stabsofficiers B., der sich in Nr. 3 und 4 der Darmstädter Allgemeinen Militär-Zeitung von 1898 befindet. Er führt den Titel: „Die Festungswerke der Haupt- und Residenzstadt Alt- und Neu-Dresden an der Elbe“.

[2]) Die Straßen der jetzigen Neustadt Ober-Graben, Nieder-Graben, der Platz „Im Grunde“ bezeichnen heute noch die Grenzen der damaligen Stadtbefestigung.

Verdienste, indem er verständige Pläne und Entwürfe aufstellte und zur Ausführung brachte.*) Kurfürst August II., als König von Polen August I. mit dem Beinamen „der Starke“, ließ auf beiden Elbufern sämmtliche Werke erweitern und möglichst verstärken. Dresden wurde somit ein fester Platz ersten Ranges und behauptete sich auch, als die Schweden im Laufe des nordischen Krieges unter Karl XII. fast ganz Sachsen unterwarfen. Im Jahre 1706 finden sich in Betreff der Wälle, Bastionen ꝛc. der Residenz und Festung „Neu-Dresden“ gegen 20 Benennungen, von denen hier nur einige angeführt werden sollen, da sie heute noch bei Bezeichnung von gewissen Stadttheilen Anwendung gefunden haben: der Hasenberg, der Seeberg, der Wilsdruffer Berg, der Zwinger, der Münzberg, der Wall am Elbthor, die Jungfer. Auf den Wällen jener Zeit sollen im Ganzen 289 Geschütze gestanden haben. Nach einer Verordnung des Jahres 1721 erhielten die Bastionen, dem Geschmack der damaligen Zeit entsprechend, statt ihrer guten alten deutschen Namen mythologische Bezeichnungen: so wurde der Hasenberg Bastion Mars genannt (ist jedoch neuerdings wieder zu Ehren gekommen dadurch, daß ein schöner neuer freier Platz am Eingang zur Carolabrücke den alten Namen empfing), der Seeberg Bastion Mercurius, der Wilsdruffer Berg Bastion Saturnus, die Jungferbastei im östlichen Theile der heutigen Brühl'schen Terrasse bekam den Namen Venus. Die Brühl'sche Terrasse wurde 1738 von dem Grafen Brühl, dem allmächtigen Minister König August's III., angelegt und zwar als Garten zu seinem anstoßenden Palast auf dem früheren Festungswalle, eine Erweiterung derselben fand im Jahre 1814 statt. Die alten Wälle waren so stark aus Erde aufgeführt, daß sie der Wirkung der schwersten Geschütze Widerstand leisten konnten. In der Regel befanden sich unter dem Walle große Hohlräume mit festen Gewölben und starken Seiten- und Vorderwänden. Diese hatten zahlreiche Schießscharten, sowohl für Geschütz- als auch für Gewehrfeuer. Die Böschungen der breiten, mit Wasser gefüllten Gräben waren durch Mauerwerk verkleidet. Die Werke der jetzigen Neustadt, welche diesen Namen erst im Jahre 1732 nach dem Wiederaufbau und mehrfachen Abänderungen erhielt,*) zogen sich von der Bayer- (Bär-) Bastion bei der jetzigen Albertbrücke entlang der Hospitalstraße über die Gegend des Albertplatzes in der Richtung der Theresienstraße nach dem Palaisgarten fort. Die Glacisstraße erinnert noch an die Lage dieser äußersten Grenze der Neustädter Festungswerke. Auch in einigen Theilen der Altstadt läßt sich die sanfte Böschung des ehemaligen Glacis (Amalien-, Johannisstraße, Georgsplatz, Waisenhausstraße u. A.) deutlich erkennen.

Ueberreste aller hier aufgeführten Werke sind heute noch: der Zwingerwall, die Straße an der Mauer, der Graben unweit des Stadtmuseums und des Café français, der Wall im Neustädter Palaisgarten, sowie einige an verschiedenen Stellen der Promenade stehen gebliebene Mauern. Die Haupt-Aus- und Eingänge bildeten seit Mitte vorigen Jahrhunderts 6 Thore, von denen 2, das Pirnaische (am Ausgang der Landhausstraße) und das Wilsdruffer (der heutige Postplatz) hochgewölbte, 100 bis 150 Schritte lange Hallen und dabei so dunkel waren, daß selbst am Tage Laternen in ihnen brannten. Man gelangte aus den Thoren zunächst auf lange und ziemlich breite Brücken, welche über die Festungsgräben führten. Unter der Mißwirthschaft des Grafen Brühl, welcher leider zu sehr am Militärbudget sparte, verfiel das gesammte sächsische Heerwesen in trauriger Weise. Auch die rühmlichst bekannte Dresdner Fortification wurde recht vernachlässigt. Nicht nur zeigten die Wälle und Werke an sich aus Mangel an Pflege und Aufsicht durch den Einfluß der Witterung verursachte bedenkliche Schäden und war ferner die Armirung eine ganz unzureichende, sondern es rissen auch Mißbräuche ein, welche militärischen Gebräuchen und Gepflogenheiten durchaus widersprachen. So wurde die Benutzung der Wälle an Privatleute freigegeben zu dem Zwecke, Gartenanlagen daraus zu machen. Die Casematten wurden als Keller und Lagerräume vermiethet. So wurden noch viele andere Ungehörigkeiten aus schnöder Gewinnsucht von einflußreichen Persönlichkeiten im Verlaufe der Friedenszeit verbrochen, so daß man nicht erstaunen konnte, als die preußischen Truppen unter Leopold von Dessau nach der für Sachsen so unglücklichen Schlacht bei Kesselsdorf Dresden drei Tage später ohne Schwertstreich besetzen konnten (am 18. December 1745). Klemm's Chronik sagt darüber: „Seit Herzog Georg die Stadt zur Festung machte, wurde Dresden zum ersten Male erobert.“ Und doch sollte Dresden in der Folge noch traurigere Schicksale erleben. Am 10. September 1756 rückte Friedrich II. mit 12 Bataillonen und 3 Schwadronen in die von den sächsischen Truppen verlassene Hauptstadt, welche nunmehr fast drei Jahre hindurch — bis zum 4. September 1759 — preußische Besatzung behielt. Möglichst schnell wurden nun die verfallenen Festungswerke durch den Ingenieur-Lieutenant Hennert in besseren Vertheidigungszustand gesetzt und alle Vorbereitungen zur Befähigung des Platzes zu kräftiger Widerstandsleistung getroffen. Als sich im Herbste 1758 Feldmarschall Daun nach seinem Erfolge bei Hochkirch Dresden näherte und es mit einer Belagerung bedrohte, ließ der preußische Commandant, General v. Schmettau, einen Theil der Pirnaischen Vorstadt — nicht weniger als 266 Gebäude — niederbrennen und erklärte zugleich, daß er die ihm anvertraute Festung bis zum Aeußersten vertheidigen werde. Als nun auch die Annäherung Friedrich's des Großen wahrscheinlich wurde, wich Daun zurück. Im folgenden Jahre räumte der König fast ganz Sachsen nach der unglücklichen Schlacht von Kunnersdorf und behielt nur Leipzig, Wittenberg, Torgau und Dresden. Die erstgenannten Städte gingen bald verloren, dagegen hielt sich Dresden länger, nachdem General v. Schmettau auch die übrigen Theile der Vorstädte hatte niederbrennen lassen. Schließlich mußte er doch capituliren: am 4. September 1759 ging die Festung in den Besitz der Oesterreicher über und blieb darin bis zum Hubertusburger Friedensschluß. Im Sommer 1760 erlebte Dresden seine schlimmste Zeit. Vom 14. bis 29. Juli d. J. wurde die Stadt durch die preußischen Truppen beschossen, und wenn sie sich auch größtentheils in einen Trümmerhaufen verwandelte, so hielten die Festungswerke stand, die österreichische Besatzung wehrte sich mannhaft und Friedrich II. mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Damals sollen durch die Beschießung 416 Häuser und 5 Kirchen der inneren Stadt in Asche gelegt worden sein. An der massiv gewölbten Frauenkirche vermochten die preußischen Bomben keine zerstörende Wirkung zu äußern, sie prallten ab. Nachdem wieder Frieden ins Land zurückgekehrt war, dachte man in Folge der traurigen Erfahrungen, die man mit der mangelhaften Befestigung gemacht hatte, ernstlich daran, die Werke ganz einzuebnen und Dresden zu einer offenen Stadt umzugestalten, allein nach Ausbruch des bayrischen Erbfolgekriegs erhielten entgegengesetzte Ansichten die Oberhand und ein solcher Plan wurde wieder ganz fallen gelassen. Vornehmlich wohl auf Anregung des Prinzen Heinrich von Preußen, der das Obercommando des sächsischen Corps erhalten hatte, und welcher die strategische Wichtigkeit der Stadt richtig erkannte, wurden die Vorstädte der Altstadt mit einem System von starken, neuen Schanzen umgeben und weiter die Zahl der Neustädter Festungswerke nicht unwesentlich vermehrt. — In der Napoleonischen Kriegsperiode sollte die Festung Dresden wieder eine Rolle spielen. Freilich als der Franzosenkaiser im Jahre 1807 zum ersten Male nach Sachsen kam, besichtigte er auch die Dresdner Festungswerke und erkannte sie als unhaltbar, sodaß er die Meinung aussprach, die Werke sollten völlig niedergelegt werden, dagegen möchte man Torgau zu einer Festung ersten Ranges erheben. Die schon begonnenen Abtragungsarbeiten geriethen aber schon 1809 ins Stocken, als der Krieg mit Oesterreich auszubrechen drohte. Die Außenwerke der Altstadt wurden wieder in Vertheidigungszustand gesetzt und die Stadtwälle mit Geschützen versehen. Später gab man den Plan, Dresden gegen einen österreichischen Angriff zu schützen, wieder auf und brachte das meiste Kriegsmaterial zu Wasser nach Wittenberg in Sicherheit. Noch in den Monaten Juni und Juli 1809 war Dresden im Laufe der Kriegsbegebenheiten abwechselnd von österreichischen, sächsischen, braunschweigischen und westfälischen Truppen besetzt, doch wurde es durchgängig als offene Stadt be-

---

*) Der preußische General Heinrich Adolf v. Zastrow, der in den Feldzügen 1866 und 1870/71 als Divisions- bezw. Corpsführer Ruf erworben hat und besonders auch durch seine „Geschichte der beständigen Befestigung“ (3. Auflage, 1854, Leipzig) als Militärschriftsteller und vortrefflicher Theoretiker bekannt geworden ist, rühmt die Klengel'sche Befestigungsart sehr. Er sagt von ihr, daß sie als gut anerkannt worden sei und mehrfach Anwendung gefunden habe. Es giebt nur wenige Meister der Ingenieurkunst in Deutschland aus der damaligen Zeit, denen ein solches Glück zu Theil geworden ist. Dagegen wurden die Pläne des Franzosen Vauban außerordentlich oft zur praktischen Anwendung gebracht, wie noch manche feste Plätze auf deutschem Boden darthun.

*) Im Jahre 1685 wurde der größere Theil der Stadt Alt-Dresden durch eine Feuersbrunst zerstört. Seit 1732 hieß der Stadttheil des linken Elbufers die Altstadt.

handelt. Zu einem Kampf um seinen Besitz kam es diesmal nicht, dagegen erfolgte die Räumung jedesmal nach vorherigem Uebereinkommen. Nachdem der Friedensschluß von Schönbrunn den Krieg beendet hatte, zog man abermals den schon oft gemachten Vorschlag einer Schleifung der Festungswerke in Erwägung, so daß wirklich am 20. November der damalige französische Commandant im Einverständniß mit den sächsischen Behörden die Abtragung der Wälle anbefahl. Die Arbeit wurde begonnen, jedoch in einem so langsamen Tempo fortgesetzt, daß zu Beginn des Jahres 1813 noch ein großer Theil der inneren Stadtbefestigung in unveränderter Gestalt dastand. Napoleon erkannte jedoch Dresden nur als offene Stadt, welche eine lange dauernde Vertheidigung nicht leisten könne, und als die Trümmer seines in Rußland 1812 aufgeriebenen Heeres über Sachsen zurückgingen, befahl er keine Verstärkung der noch vorhandenen Festungswerke, sondern beschränkte sich auf die Sprengung eines Pfeilers der damals einzigen Elbbrücke, um der Verfolgung seiner Gegner Aufenthalt zu bereiten. Hierdurch gewann er allerdings einen nicht zu unterschätzenden Vorsprung an Zeit, den er dazu benutzte, um nach Paris vorauszueilen und ein neues Heer für den zu erwartenden Völkerkampf zu bilden. Als nun nach den Schlachten von Lützen und Bautzen und der großen Unterredung Napoleon's mit Metternich in Dresden es immer wahrscheinlicher wurde, daß auch Oesterreich ihm feindlich gegenüber treten werde, ordnete der Kaiser eine nochmalige Befestigung von Dresden an, welches allerdings für den Fall eines Vorbrechens seiner Gegner aus Böhmen große Wichtigkeit zu erlangen schien. Die neue Dresdner Befestigung bestand im Wesentlichen aus 5 großen Lunetten, die auf dem linken Elbufer in großen Abständen noch außerhalb der Vorstädte angelegt wurden. Von diesen Schanzen erwähnen wir hier Lunette III, welche nicht weit von dem heutigen Kreuzungspunkt der Wiener- und Sidonien-Straße, Lunette IV, die in der Gegend des jetzigen Plauen'schen Platzes lag; erstere wurde am 26. August 1813 von den österreichischen Truppen erstürmt und auch letztere gelangte auf einige Zeit in den Besitz der Oesterreicher. Die inneren Hauptwerke der Festung Dresden hatten nur zum kleinsten Theile Gelegenheit, in die Kämpfe vom August 1813 einzugreifen. Dies waren die Bastionen Jupiter und Mercurius. Jupiter stellte einige Haubitz-Batterien gegen jene Truppen in den Kampf, welche gedeckt durch die Landgräben in der Gegend zwischen dem großen Garten, Strehlen und Zschertnitz der Stadt nahe gekommen waren; die Geschütze des Mercurius, welche Bastion an der Ecke der Johannis-Allee und Marienstraße stand, vermochten gleichfalls gegen die anstürmenden Oesterreicher zu wirken. Auf dem rechten Elbufer hatte Napoleon ein großes Werk anlegen lassen, welches Fort impérial oder Kaiserschanze genannt wurde. Es lag ungefähr auf dem Boden, welcher jetzt durch die Königsbrücker-, die Alaun- und die Katharinen-Straße eingeschlossen wird. Weiter nach Norden zu — Königsbrück und Großenhain —, sowie nach Osten — Bautzen — waren kleinere Schanzen angelegt, deren Zwischenräume zum Theil durch Pallisaden und Verhaue geschlossen waren. Den theilweise schon abgetragenen Hauptwall hatte man mit bastionirter Feldbefestigung wieder zugebaut. Napoleon ließ, nachdem er den Angriff der böhmischen Armee unter Fürst Schwarzenberg blutig zurückgewiesen hatte, die äußeren Befestigungswerke weiter verstärken. Nur hierdurch wurde es dem Marschall Gouvion St. Cyr möglich, nach Abzug der französischen Hauptarmee und selbst nach der Völkerschlacht bei Leipzig sich bis zum 11. November gegen die österreichisch-russischen Truppen der Einschließung von Dresden zu halten. Eine regelmäßige Belagerung und selbst eine Beschießung der Stadt hatte dabei nicht stattgefunden, wohl aber war es zu verschiedenen Ausfallgefechten gekommen, die jedoch sämmtlich zu Ungunsten der Franzosen endeten, so daß es diesen nicht gelingen wollte, den sie umgebenden Ring zu öffnen. Mit dem Weiterhinausschieben des Kriegsschauplatzes und der Beendigung der Napoleonischen Kriegsepoche trat endlich auch in Sachsen ein dauernder Ruhezustand ein. Doch erst im Jahre 1816 schritt man zur Einebnung der französischen Schanzen, die auf der Neustädter Seite errichtet worden waren. In den folgenden Jahren setzte man die Arbeiten der Abtragung der Festungswerke mit größerem Eifer fort, doch war hierbei recht viel zu thun, so daß etwa erst im Jahre 1826 — also gerade 300 Jahre nach der Erbauung der Festung Dresden — nur noch wenig von den früheren Werken als sichtbares Zeichen übrig geblieben war. Diese Reste ehemaliger Trutzherrlichkeit verminderten sich in den nächsten Jahrzehnten stets mehr und mehr, so daß bald kaum noch etwas von dem früheren starken Gemäuer erblickt werden konnte. Vorübergehenden Einhalt gebot das Kriegsjahr 1866 diesen Bestrebungen. Es trat abermals die Möglichkeit auf, Dresden bleibend in einen festen Platz verwandelt zu sehen, als die preußischen Truppen im Juni des genannten Jahres in Sachsen eindrangen. Sie begannen damit, in der äußeren Peripherie Dresdens auf beiden Elbufern mehrere größere Schanzen anzulegen, wobei sie die Oertlichkeiten und sonstigen Verhältnisse der Napoleonischen Befestigungen des Jahres 1813 zu Rath zu ziehen sich bemühten. Allein die kurze Dauer des siebentägigen Feldzugs gebot einem solchen Werke Einhalt und als der Friede zu Prag geschlossen war, wurden die letzten Dresdener Schanzen nach und nach gänzlich eingeebnet. Heute erkennt man ihre inzwischen meistens in Gartenanlagen umgewandelten Stellen kaum noch wieder.

Und so zeigt sich jetzt, gegen Ende des 19. Jahrhunderts, Dresden als eine völlig offene Stadt, die sich aus den alten Banden ganz frei gerungen hat. Seit mehr als vier Jahrhunderten sächsische Residenz, hat sie sich zu ihrer heutigen Ausdehnung erst im Laufe des letzten Jahrhunderts ausgewachsen, erweitert und verschönert, und scheint nunmehr in immer schnellerem Tempo das sich selbst gesteckte Ziel erreichen zu wollen: eine stets ansehnlichere, lebhaftere und prächtigere Hauptstadt Mitteldeutschlands zu werden. Handel, Industrie und Gewerbe blühen in ihr, glänzend entwickelt sich hier die Kunst und Kunstgewerbe aller Zweige, ihre Einwohnerzahl hat sich in den beiden letzten Jahrzehnten mehr als verdoppelt; — so schließen wir denn unser Erinnerungsblatt an eine gute alte Zeit mit den besten Wünschen für das Wachsen, Blühen und Gedeihen des schönen Elbflorenz.

Bücherbesprechungen.

— Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht. 3. Folge. Bd. VII. Herausgegeben von Dr. Emil Friedberg, Geh. Rath und ordentl. Prof. der Rechte in Leipzig, und Dr. Emil Sehling, ord. Prof. der Rechte in Erlangen. Freiburg und Leipzig, Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. Abonnementpreis für den Band (3 Hefte) 12 ℳ, Ladenpreis für das Heft 5 ℳ. — Der vorliegende Band der Deutschen Zeitschrift für Kirchenrecht enthält folgende Abhandlungen: Hermann Ortloff, Die Dienstvergehen der evangelischen Geistlichen und deren Bestrafung im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, Th. Woltersdorf, Zu §. 43 der General-Synodalordnung für die neun älteren Provinzen der preußischen Monarchie (Zusammensetzung der Kreissynoden), Dr. Karl Rieker, Protestantismus und Staatskirchenthum, Vortrag gehalten auf der VI. Hauptversammlung des württembergischen evangelischen Pfarrvereins in Stuttgart am 21. April 1897, * * *, Ueber die Natur des landesherrlichen Kirchenpatronats nach älterem Sächsischen Rechte, H. Geffcken, Die heutige reichsrechtliche Geltung des kanonischen Rechtes von der Auflösung des matrimonium non consummatum durch päpstlichen Dispens und Eintritt in das Kloster, Caspar, Ueber das Fortbestehen von Wittwencassen für die Geistlichen einzelner Bezirke, Redlich, Das Cap. 11. X. de consuetudine (1, 4), ein Auslegungsversuch, E. Sehling, Ueber den Plan zu einer Ausgabe der evangelischen Kirchenordnungen. Wir glauben unsere Leser besonders auf den Rieker'schen Aufsatz aufmerksam machen zu sollen, der die bereits an anderer Stelle mehrfach ausgesprochenen Ansichten des Verfassers über die dem deutschen Protestantismus eigenthümliche Verknüpfung zwischen Staat und Kirche in ihrer geschichtlichen Entwickelung seit den Tagen der Reformation sowohl wie in ihrer Bedeutung für das öffentliche und religiöse Leben der Gegenwart in einer durch den Zweck des mündlichen Vortrages gebotenen kurzen, aber klaren und bestimmten Fassung vorführt. Auch der Aufsatz über die Natur des landesherrlichen Kirchenpatronates nach sächsischem Rechte bietet für sächsische Leser namentlich im Hinblick auf neuere Gesetze über das Kirchenpatronat Interesse. Unter den „Miscellen" sei hervorgehoben die von Hinschius mitgetheilte Anweisung für die spanische Inquisition vom Jahre 1561. Die „Literaturübersicht" wird in der bekannten, eingehenden, übersichtlichen und sachgemäßen Weise von Dr. Friedberg erstattet, der auch die Abtheilung IV, Actenstücke betreffend, redigirt hat. Unter den letzteren verdient namentlich die päpstliche Bulle vom 25. Januar 1897 Officiorum ac munerum: „Ueber das Verbot und die Censur der Bücher" allge-

meinste Beachtung. Unter den mitgetheilten reichsgerichtlichen Entscheidungen aber dürfte besonders diejenige von praktischem Werthe sein, welche sich aus Anlaß eines Vorganges, der sich gelegentlich einer auf einem freien Platze zwischen öffentlichen Straßen abgehaltenen religiösen Versammlung der „St. Michaels-Vereinigung" zugetragen hat, mit der Frage beschäftigt, unter welchen Voraussetzungen bei begangenem beschimpfenden Unfug angenommen werden kann, daß derselbe in einem zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte verübt sei (Strafgesetzbuch §§. 166, 167). Den Schluß des 3. Heftes bildet wie üblich die Fortsetzung der von Dr. Friedberg herausgegebenen „evangelischen Verfassungsgesetze" und zwar werden hier die württembergischen Gesetze über das Disciplinarverfahren gegen Geistliche, die sächsischen Kirchengesetze zur Abänderung der Kirchen- und Synodalordnung, über das Einkommen der Kirchschullehrer ꝛc. und über das Besetzungsverfahren der geistlichen Stellen von 1896, das badische Gesetz über die Ortskirchensteuer sammt Ausführungsverordnung, und die Geschäftsordnung für die Kirchengemeindeversammlung, die hessischen Gesetze wegen Abänderung der Kirchenverfassung von 1895 und 1896 und die sachsen-weimarischen Gesetze über die kirchlichen Umlagen, die Kirchengemeindeordnung und die Dienstvergehen der evangelischen Geistlichen von 1894 und 1895 zum Abdruck gebracht. ***

— Sächsisches Archiv für bürgerliches Recht und Prozeß. Herausgegeben von St. Hoffmann, Reichsgerichtsrath, R. v. Sommerlatt, Oberlandesgerichtsrath, und Dr. F. Wulfert, Landgerichtsdirector. Leipzig, Roßberg'sche Hofbuchhandlung. VIII. Bd. 1898. — Das bevorstehende Inkrafttreten des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs und der einschlagenden Reichs- und Landesgesetze konnte nicht ohne Einfluß auf den Inhalt der Zeitschrift bleiben; gilt es doch den im praktischen Leben stehenden Juristen, die durch Beruf und Amt voll in Anspruch genommen sind, das Einarbeiten in das neue Recht zu erleichtern, umsomehr, als jenen für das Studium meist nur die wenigen Erholungsstunden verfügbar bleiben. Diesem Zwecke dienen im angezeigten Bande die Vorträge, die von 1897 ab in Dresden vor der juristischen Gesellschaft und dem Anwaltsvereine gehalten wurden und noch gehalten werden sollen und hier zum Abdrucke gelangen. Von den Vorträgen sind bereits in Heft 1—3 des Archives erschienen die des Landgerichtspräsidenten Dr. Müller über das Einführungsgesetz, des Geh. Justizraths Dr. Börner über den allgemeinen Theil des bürgerlichen Gesetzbuchs, des Justizraths Dr. Grützmann über das Grundbuch. Wollen die von Praktikern für Praktiker gehaltenen Vorträge einen Ueberblick gewähren, auf Theile des neuen Rechts aufmerksam machen, die Beachtung verdienen, in die Ausdrucksweise der neuen Gesetze einführen, so bietet der Grützmann'sche Vortrag daneben schon einen werthvollen Einblick in die künftige Gestaltung unsers Grundbuchwesens. Auf das neue Recht beziehen sich ferner die Abhandlungen des Landgerichtsraths Dr. Marcus über die Testamentsvollstreckung, die künftig mehr als jetzt von Bedeutung sein wird, und des Amtsrichters Dr. Coermann über den Entwurf des Reichsgesetzes zum Schutze der Bauhandwerker. Bei der Reichhaltigkeit des vorhandenen Stoffes wird füglich die Mittheilung von Entscheidungen auf die Rechtstheile beschränkt, die auch in der späteren Zeit erheblich bleiben. Gewiß werden aber viele Juristen aus dem Inhalte des Sächsischen Archivs eine wesentliche Förderung ihrer Studien gewinnen. Ueber die Beilagehefte (Materialien zu den sächsischen Ausführungsgesetzen) ist schon an anderer Stelle berichtet worden. K—d.

— Matthias Claudius. Seine Weltanschauung und Lebensweisheit. Von Max Schneiderreit. (Lebensphilosophien in gemeinverständiger Darstellung. 1.) Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1,80 ℳ — Eine sehr gründliche und liebevoll behandelte Darstellung der Lebensanschauung des Matthias Claudius, die den Inhalt in die Rubriken Natur und Welt, Mensch und Menschenleben, Vernunft und Glauben, Verhältniß zur Wissenschaft, Moral, Religiöser Standpunkt, Stellung zur Kunst, Patriotismus, Politik, Familienleben und Freundschaft zusammenfaßt und die Bethätigung dieser Anschauung im Leben nachweist. Das Wesen des wackeren Wandsbecker Boten, der nach einem Ausspruch eines Zeitgenossen in schlichtem Stabe gediegenes Gold barg, wird hier mit Wärme und Schärfe zugleich dargelegt, sowohl was seine Stärken wie seine Schwächen anbelangt, und besonders das herausgehoben, was für unsere Zeit noch brauchbar und lebendig ist. Und das ist immerhin viel, wie denn überhaupt diese von Vielen für altfränkisch verschrieene Persönlichkeit des nachdenklichen niederdeutschen Volksphilosophen noch gar nicht veraltet genannt werden kann. J. R.

— Deutsche Nationalfeste. Auskunftsbüchlein für Jedermann, der sich darüber unterrichten will. Von Wilh. Rolfs. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1898. — Die vorliegende Schrift enthält nichts, was wir nicht in diesem Blatte schon besprochen hätten. Dennoch ist sie lesenswerth, schon um deswillen, weil sie eine kurze Uebersicht — gewissermaßen einen Katechismus — alles Dessen enthält, was sich auf die künftigen deutschen Nationalfeste bezieht. Auch eine kurze geschichtliche Skizze fehlt nicht und ebenso bemüht sich der Verfasser, die mancherlei Bedenken, welche noch hier und da sowohl in der Presse, wie im Publicum herrschen, zu entkräften. Wir können allen Denen, welche sich für die Sache interessiren, die kleine Schrift, deren Widmung Fürst Bismarck angenommen hat, nur empfehlen. Im Uebrigen verweisen wir auf den beigefügten Aufruf, dem eine große Anzahl angesehener Persönlichkeiten aus dem ganzen Deutschen Reich und auch aus Sachsen beigetreten sind. —tg—

— Erinnerungen an meine Schuljahre in Wort und Bild. Berlin W 62, Kurfürstendamm 254, Aug. Thümecke Nachf., G. m. b. H. Preis 3 ℳ.

So innig schwärmt man niemals wieder,
Wie man geschwärmt im Jugenddrang.
Was haben all die alten Lieder
Für einen eignen Zauberklang!

Das ist gewiß wahr, und es giebt wohl nichts Beneidenswertheres, als eine fröhliche, selige, sorglose Jugend. Von diesem reinen Glück sich Etwas mit hinüberzuretten in die oft gar ernsten und trüben Tage des späteren Lebens, dazu bietet das vorliegende Buch seine Hilfe an. Die Hauptsache ist natürlich, daß das Herz sich die Kraft und Fähigkeit bewahrt, die Erinnerung an vergangene sonnige Tage wieder neu aufleben zu lassen. Aber wie sehr allerlei Kleinigkeiten, in schöner Zeit gesammelt und aufbewahrt, mit dazu helfen können, das weiß man ja. Früher verwahrte man wohl in einem schlichten Pappkästchen Verse und Bilder, Blumen und Bänder; heute muß die Sache ein etwas vornehmeres Aussehen haben. Geschickt gemacht ist die Zusammenstellung, das muß wahr sein. Auf ein liebenswürdiges Eingangsgedicht von Clotilde Frey und ein Blatt für die Widmung — als Geschenk ist offenbar das Buch vorzugsweise gedacht — folgt eine herzbewegende Erzählung: „Das vierte Gebot", auch von Cl. Frey. Eine gute Heliogravure nach einem schönen Bilde von Plockhorst dient ihr zu angemessenem Schmucke. Dem vaterländischen Empfinden geschieht Genüge durch die Bildnisse sämmtlicher deutschen Fürsten und die Genealogie der fürstlichen Häuser, sowie ein hübsches Farbenbild, das die Kaiserin Auguste Victoria an der Spitze des Kürassierregiments Nr. 2 darstellt. Dem gleichen Zwecke dient eine culturgeschichtliche Betrachtung über den Werdegang des deutschen Volkes und Staates von Prof. Dr. Alfred G. Meyer. Daran schließt sich eine Reihe Blätter, geschmackvoll umrahmt und mit Medaillonbildnissen großer deutscher Männer geschmückt, auf denen soll die Freundschaft sich mit Erinnerungsverschen verewigen. Für Tagebuchaufzeichnungen sind die ebenfalls mit niedlichen Zeichnungen und Reimlein versehenen nächsten Blätter bestimmt. Den Schluß bilden Cartonblätter, zum Einschieben von Photographien eingerichtet. Es ist ein schönes Ziel, das dieses Buch sich gesetzt hat: den Erwachsenen der Führer zu sein, der sie in Stunden stillen Gedenkens an der Hand nehmen und ihnen den Weg weisen will zurück ins liebe Kinderland. Das Buch eignet sich trefflich zur Geburtstagsgabe für Mädchen und sei für diesen Zweck bestens empfohlen. R. B.

— „100 ein- und mehrstimmige Choräle für den Kirchen- und Schulgebrauch im Königreich Sachsen" versendet in fünfter verbesserter Auflage die Verlagshandlung von C. Anschütz in Lengenfeld i. Voigtl. Das Büchlein entspricht vollkommen seinem Zwecke, enthält eine Auswahl der gebräuchlichsten Choräle, theils ein-, theils mehrstimmig (für drei Kinderstimmen und eine Baßstimme) gesetzt, sowie als Anhang die Melodien zur Gottesdienstordnung. Der billige Preis (15 ₰) ermöglicht auch weniger bemittelten Kirchen- und Schulchören eine Anschaffung der Sammlung. M-r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 56. Dienstag, den 17. Mai, Abends. 1898.

Von Buenos-Aires nach Asuncion.

Buenos-Aires, Sonntag, 13. Juni 1897. Endlich hatten wir unsere Reisevorbereitungen beendet. Dank der ungenauen Auskunft auf der Dampferagentur waren wir sogar einen Tag zu früh fertig geworden und konnten so noch einige gemüthliche Stunden mit unseren Freunden verbringen, ein ganz ausnahmsweises Vergnügen, wenn man bedenkt, welch Rennen und Jagen die Stunden vor der Abreise gemeiniglich bedeuten. Eine letzte Fahrt durch die Stadt, ein letzter Abschiedsgruß an die zurückbleibenden Freunde und unser kleines Schiff trug uns hinaus auf den großen Silberstrom. Wer dem Fluß mit den trüben, gelben Fluthen wohl den poetischen Namen gegeben haben mag? Fast möchte ich glauben, daß der silberne Schein des Mondes damit weniger zu thun hat, als der praktische Sinn des Amerikaners, dem der große Strom als Handelsstraße werthvoll ist. Langsam entschwand Buenos-Aires unseren Blicken, und wir machten uns daran, unsere „Las Mercedes" einer genauen Besichtigung zu unterziehen; jedenfalls hatten wir allen Grund, mit unserer schönen, großen Cabine zufrieden zu sein; sie bot uns alle Annehmlichkeiten eines behaglichen Wohnraumes und wenn auch zu Zeiten Schwaben und andere niedliche Thierchen darin herumpromenirten, so genirte uns das wenig; man lernt in solchen Dingen milder denken im Ausland, und wer es nicht kann oder will, bleibt besser zu Hause. Unser kleines Fahrzeug war sehr vollgeladen, mit Kisten und Kasten, Vierfüßern und Passagieren, und nachdem wir die letzteren als meist fremdrassigen Ursprungs classificirt hatten, statteten wir den Pferden, Rindern und Schafen einen Besuch ab, alles Thiere edler Rasse, die von einem unternehmenden Estanciero (Gutsbesitzer) nach Corrientes importirt wurden zu Zuchtzwecken, obwohl man immer noch nicht ganz im Klaren ist darüber, ob die Vollblutthiere in den warmen und sumpfigen nördlichen Provinzen Argentiniens mit Vortheil neben den unschöneren aber anspruchsloseren Criollos (Einheimischen) sich werden behaupten können. Unter den anwesenden Thieren waren es besonders einige Lincolnschafe, die eine ungeheuerliche Menge Wolle auf sich trugen, und ein Vollbluthengst, ein junges, schönes, braunes Thier, das wir oft besuchten, die unsere Bewunderung erregten. Leider war die Witterung unfreundlich und gegen Abend machte ein feiner Sprühregen den Aufenthalt auf Deck unangenehm, so daß wir um ½6 nicht ungern dem Ruf der Glocke zum Abendessen Folge leisteten. An landschaftlichen Schönheiten verloren wir nicht viel, da der Fluß noch so breit war, daß man die beiderseitigen argentinischen und uruguayischen Ufer nur in undeutlichen Umrissen erkennen konnte. Bei Tisch ging es rasch, man bekam seinen Teller schon gefüllt servirt, viel Fleisch, wenig Gemüse und Obst; wir fanden unsere Plätze neben dem einzigen deutschen Landsmann, der mit seinem kleinen Sohn, einem niedlichen, blonden Jungen, nach Corrientes reiste, und bald waren wir in ein Gespräch vertieft über Schlangen und Acclimatisationsbeschwerden, Chaco (Urwald) und Viehwirthschaft ꝛc. Eine Partie Schach beschloß den Tag und zeitig begaben wir uns zur Ruhe.

Montag, 14. Juni. Beim Erwachen sahen wir nur tiefhängende dunkle Wolken und ein kräftiger Regen strömte hernieder, ein trauriges Reisewetter; wir ließen uns von dem freundlichen, gelbhäutigen Postbeamten des Schiffes erzählen über die Influenzepidemie in Asuncion und über so manches Andere, lasen und vertrieben uns die Zeit so gut wie wir konnten und bei Tische machten wir die nähere Bekanntschaft des liebenswürdigen Commissario und einiger dunkler Correntiner Damen. Es ist unglaublich, was solch ein echter Sohn von Buenos-Aires Alles bereist, gehört und gelesen haben kann, ohne von Allem mehr, als eben nur gerade eine Ahnung verarbeitet zu haben, so daß man glauben könnte, man unterhielte sich mit einem Kaleidoskop; da werden mit erstaunlicher Zungenfertigkeit in einer Viertelstunde Europas Städte, Museen, Schauspieler, Sänger, Literatur ꝛc. im Fluge gestreift und man sitzt dabei, hört zu und wundert sich und ist fast versucht, den Mann auch zu be—wundern. Jedenfalls ist diese glänzende und schillernde Scheinbildung typisch und es macht viel Vergnügen, die verschiedenen Nüancen dieser Erscheinung zu studiren und zu beobachten, wie dicht neben diesem Lackirten der echte Gaucho, der Sohn der Wildniß in voller Natürlichkeit lebt, jedenfalls eine erfreulichere Figur. Nach Tisch brach die Sonne durch die Wolken und als wir endlich gegen 3 Uhr nach 25½stündiger Fahrt in Rosario anlangten, lag heller Sonnenschein auf dem Fluß und den weißen Häusern der Stadt, die sich auf der ziemlich hohen Baranca (steiles Ufer) nicht unmalerisch ausbreitet. Einen amüsanten Anblick boten die Jungens auf der Landungsbrücke, die eifrig bemüht waren, den Fluß hinabtreibende Apfelsinen mit kleinen Körben zu erhaschen. Wir stiegen aus und wanderten den kurzen Weg zur Plaza hinauf. Die Kathedrale und die Regierungsgebäude sind schöne Bauten, die Siegessäule dagegen ist von vier Figuren umgeben, die so steif und unglücklich dastehen, daß sie mehr erheiternd als begeisternd wirken. Die Hauptstraße, Calle Cordoba, ist großstädtisch elegant, wie denn Rosario überhaupt sehr im Aufblühen begriffen ist. Leider fehlte uns die Zeit, um die Stadt eingehend zu besichtigen; wir kehrten zum Hafen zurück und siehe da, „Las Mercedes" lag draußen im Strom, anscheinend zur Abfahrt bereit; ein schlauer Bootsmann fuhr uns in höchster Eile zu unserem Schiff, kehrte schmunzelnd um und wir erfuhren, daß unsere Angst sehr unbegründet gewesen war, da das Schiff nur einem andern Platz gemacht hatte, um nachher wieder an der Brücke anzulegen. Inzwischen waren noch eine Anzahl Passagiere dazugekommen und Capitän und Commissario lagen sich in den Haaren, weil es an Platz fehlte; wir fürchteten schon, unsere schöne Cabine zu verlieren, aber die Sache wurde schließlich dahin geregelt, daß der Commissario seine Cabine abtrat und eine Anzahl Reisender im Speisesaal logirt wurden.

Dienstag, 15. Juni. Als wir früh Morgens auf Deck traten, hatten wie soeben Diamante verlassen und die weißen Häuser, auf hoher Baranca gelegen, glänzten in der Morgensonne zu uns herüber; wir befanden uns nun im Rio Paraná, schöne bewaldete Inseln unterbrachen die breite Wasserfläche, kleine Lehmhütten lagen in lieblichen Buchten verstreut, Fischer angelten am Ufer und an einer Stelle ragten die Masten eines versunkenen Frachtschiffes aus den Fluthen. Von Zeit zu Zeit tauchte Diamante über den Inseln und Buchten auf und in der Ferne glänzten die Thürme von Paraná im Sonnenschein. Träumend standen wir am Geländer des Vorderdeckes, sahen hinab in die Wellen und lauschten dem eintönigen Ruf des neben uns stehenden Matrosen, der die Wassertiefe messend, seine Zahlen ausrief. Der zweite Steuermann machte uns aufmerksam auf verschiedene Inseln, die der rastlos schaffende Fluß während der letzten Jahre aus dem Triebsande gebildet, und zeigte uns Stellen, an denen noch vor einigen Monaten Inseln sich befanden; so kommt es, daß kein Steuermann sagen kann, er kenne den Strom genau, nur ein beständiges aufmerksames Messen an den gefährlichen Stellen bewahrt das Schiff vor dem Auffahren im Sande. Erst in der vergangenen Nacht hatte unser Dampfer solch einen armen Sitzengebliebenen erlöst. — Bald hatten wir die Landungsstelle von Paraná, das weiter landeinwärts liegt, erreicht, neue Passagiere und Futterballen für die Thiere kamen an Bord und der Nachmittag brachte sogar einen musikalischen Versuch, der indessen an der Unverträglichkeit zwischen argentinischer und deutscher Musikauffassung

kläglich scheiterte. Auch die Unterhaltung über Musik mit den Correntiner Schönen verlief bald im Sande, da z. B. für sie der Begriff „classische Musik" identisch ist mit einer nutzbringenden Beschäftigung, die, weil die Mode es will, betrieben wird, die aber doch recht langweilig ist; — unglaublich —, aber wahr! Welch bunt zusammengewürfelte Gesellschaft hatten wir überhaupt an Bord! Da war ein asthmatischer Baske, der von dem milden Klima Paraguays Erholung hoffte, ein Italiener, der im Chaco austral Viehzucht treibt und dessen dunkelhäutige Gattin indianischen Ursprungs in spitzenbesetzter Negligéejacke, reich mit Gold geschmückt, zu Tisch erschien, auch die bekannte Figur des blasirten Vergnügungsreisenden fehlte nicht, der, seinen französischen Roman in der Hand, alle Schönheiten und Wunder unserer Erde bereist und am Ende doch nichts gesehen hat; auch kräftige, sonnverbrannte Gesichter waren da, Campleute mit offenen Sinnen und hellem Kopf und last not least einige Familienväter und Mütter mit zahlreichen schreienden Kindern und niedlichen indianischen Kindermädchen. Unter Plaudern und Scherzen verging der Nachmittag und der Abend brachte uns eine Beleuchtung, wie sie schöner nicht sein konnte. In dunklem Violett hob sich die Küste von dem Himmel ab, der in den intensivsten Farben strahlte, und die spiegelglatte Wasserfläche nahm die Farben auf und gab sie noch leuchtender und belebter wieder; glühendroth sank der Sonnenball hinter dem dunkeln Waldessaum hinab, allmälig erlosch die Farbenpracht und tiefe Nacht senkte sich auf den Strom. Aber bald stieg der Mond herauf und übergoß die weite Wasserfläche mit seinem silbernen Licht und fast schöner noch erschien mir das Bild, als zuvor in des sinkenden Tages leuchtenden Farben; kein Laut ertönte, als das leise, träumerische Plätschern der Wellen und die tiefe Ruhe der schlafenden Natur theilt sich dem Menschenherzen mit, Wünsche und Gedanken schweigen und ein Gefühl des Glückes, des innigen Einsseins mit der Natur macht solche Augenblicke mit zu den schönsten des Lebens.

Mittwoch, 16. Juni. Herrlich stieg an diesem Morgen der junge Tag herauf; leichte Nebel schwebten auf dem Fluß und hüllten die hohen Waldbäume am Ufer in zarten Duft; noch war der Himmel dunkel, nur ein rosenrother Streifen im Osten verkündete das Nahen der Sonne und bald kam sie selbst und Alles erstrahlte in goldenem Lichte. Wie kommt es, daß der einfache Mensch, der der Natur noch nahe zu stehen scheint, ihre Schönheiten weniger intensiv genießt, als der sich weiter schon von ihr entfernt hat? — Hat der Landmann stumpfere Sinne und kann ein schönheitsdurstiger Geist nur auf Culturboden gedeihen? Oder fehlen dem ersteren vielleicht nur die Worte, um auszudrücken, was er sieht und fühlt? — Die Sonne stand noch nicht hoch, als wir zwei Segelschiffe passirten; die schön geformten Schiffe boten einen eigenthümlich reizvollen Anblick, wie sie mit leicht geschwellten Segeln langsam und ruhig durch die Wellen dahinglitten und die weißen Segel in der Sonne glänzten. — Am Nachmittag gesellten wir uns zu den Correntiner Estancieros und ließen uns von ihrer Viehwirthschaft erzählen; die Leute haben gute Kenntnisse und scheinen außerordentlich unternehmend zu sein; sie waren augenblicklich mit Studien über die Entstehung der verhängnißvollen Krankheiten tristeza und mal de cabeza beschäftigt, auch hatten sie Proben ihres Bodens nach Paris gesandt, um feststellen zu lassen, welche Futterpflanzen sie statt Alfalfa (Klee) mit Erfolg würden anpflanzen können.

Donnerstag, 17. Juni. Leider hatte sich bis zum Morgen der Himmel dicht bewölkt und als wir auf Deck traten, wehte uns eine Luft entgegen, so warm, so feucht und mit Wohlgeruch getränkt, wie man sie drüben manchmal in großen Treibhäusern findet. Der laue Nordwind ist es, der hier die milden Lüfte aus den tropischen Urwäldern Brasiliens bringt, aber er bringt auch Regengüsse und die sollten nicht mehr lange auf sich warten lassen. Um 10 Uhr Vormittags erreichten wir Bella Vista und hatten Zeit, noch vor Tisch die Colonie in Augenschein zu nehmen. Wir stiegen die Baranca hinauf, vorbei an einem französischen Restaurant, vor dessen Pavillon unglaublich drollige, bemalte Gypsfiguren in Hautrelief standen, des Künstlers Phantasie schien sich besonders in blau und braunen Soldaten und Sirenengestalten gefallen zu haben. Der deutsche Landsmann photographirte die Kirche, von welcher der Commissario behauptete, sie sehe aus wie eine alte Biscuitschachtel, und die Plaza, auf der an einem einzigen Pfahl traurig eine Laterne nach unten hing; wir bewunderten die ersten Apfelsinenhaine, nahmen uns einige Früchte, die bitter wie Galle waren, und kehrten bald zum Schiff zurück, ermüdet durch die drückend schwüle Luft, die sich weit unangenehmer bemerkbar machte, als während der Fahrt. Unser Aufenthalt in Bella Vista zog sich in die Länge, der Krahnen zum Verladen der Waaren wurde dienstunfähig und all die vielen Säcke Mais mußten nun von fleißigen Händen, ohne Zuhilfenahme der Maschine bewältigt werden und das verursachte einen bedeutenden Zeitverlust; doch Siesta und Mahl halfen auch darüber hinweg, und um ½6 Uhr dampften wir endlich weiter. Abends ließen wir uns von unseren freundlichen Correntiner Tischnachbarinnen in die Geheimnisse der Guarani- (Indianer-) Sprache einweihen; als Kind mag das noch zu erlernen sein, aber für den erwachsenen Ausländer ist es sicherlich ungemein schwierig, besonders was die Aussprache der unglaublichen Consonantenverbindungen anbetrifft. Ich hatte als Kind öfters Gelegenheit, Leute sprechen zu hören, deren Sprache durch eine gespaltene Lippe, die sogenannte Hasenscharte, erschwert wurde, und so oft ich nun Guarani mit seinen nasalen m, n im Anlaut vor andern Consonanten höre, kommt mir jene Erinnerung zurück; schön kann ich die Sprache nicht finden, aber sehr originell, wenn auch die starke Durchsetzung mit spanischen Wörtern sie arm erscheinen läßt. — Die Nacht war heiß, Mosquitos plagten uns und aus dem anstoßenden Speisesaal ertönte fortwährend das Geschrei der armen kleinen Babies, die da provisorisch untergebracht waren mit ihren Müttern.

Freitag, 18. Juni. Früh Morgens kamen wir nach Resistencia, d. h. zum Landungsplatz für die Colonie, die noch zwei Leguas (Stunden) vom Fluß entfernt am Rio negro liegt, und deren Salzbäder im Sommer vielfach besucht werden sollen. An dem trüben, regnerischen Morgen sah Alles traurig genug aus, eine schmutzige, schlüpfrige Lehmbaranca, ein paar Häuser und einige zerlumpte Indianer-Peones (Handlanger), die mit großer Seelenruhe und Langsamkeit Kisten und Kasten ausluden und in den Schmutz stellten. Wir bedauerten die zahlreiche Familie aus Rosario, die all ihr Hab und Gut im Regen stehen lassen mußte, bis die zwei elenden Wagen es nach der Colonie schaffen konnten; was würden da unsere deutschen Hausfrauen sagen? Jedenfalls würden sie nicht so viel Gelassenheit zur Schau tragen, wie jenes Indianerweib, das neben seinen paar Habseligkeiten hockend, die kalte Cigarre im Munde, gleichmüthig zusah, wie der strömende Regen Alles durchnäßte. — Als wir abfahren sollten, gerieth der Anker unter das Schiff und erst nach vieler Anstrengung gelang es der Intelligenz des Steuermannes, das richtige Mittel zur Heraufbeförderung des Ungethüms zu finden. Vor all der Nässe flüchteten wir schließlich nach unten und kamen gerade zu rechter Zeit, um unsere Schreibsachen zu retten, denn auch in der Cabine tropfte es von allen Seiten auf Tisch und Bett und Kleider; glücklicherweise regnete es nicht allzulange und schon vor Corrientes konnte man sich wieder hinaufwagen, immerhin zogen wir vor, auf dem Schiff zu bleiben und die Stadt aus der Ferne zu betrachten. Eine Menge von Passagieren verließen uns, kleine, schmucke Boote brachten sie rasch ans Land, auch unsere vierfüßigen Freunde wurden ausgeladen und zwar auf sehr originelle Art; zwei Boote lagen vor dem Schiffe, neben dem letzten wurden die Thiere ins Wasser gelassen, von zwei Leuten darin an Mähne und Schweif gepackt und das erste Boot ruderte nun schnell mit der Last ans Land; wie es scheint ist die Strömung zu stark, um die Thiere schwimmend an Tauen hinüber zu befördern. Corrientes sieht hübsch und wohlhabend aus, eigenthümlich berührt die große eiserne Landungsbrücke, die, seit 2½ Jahren fertig gestellt, nie benützt worden ist, warum? nun, weil sie eben zu schwach sein soll. Der Unternehmer bezog vom Staate das Geld und stellte das Scheinwesen fertig und verschwand dann eiligst vom Schauplatz; es ist das übrigens in Argentinien durchaus kein unerhörtes Vorkommniß. Oberhalb von Corrientes mündet der Rio Paraguay in den Paraná ein und den letzteren verlassend dampften wir in den ersteren Fluß aufwärts; leider war das Wetter so regnerisch und trübe, daß man von den Flußufern nur wenig sehen konnte und sogar das altgewohnte Schachspiel konnte uns nicht über das schlechte Wetter trösten.

Sonnabend, 19. Juni. Der nächste Tag brachte uns keinen Sonnenschein, nur Nebel und Regen; der Fluß war unterdessen enger geworden, prachtvolle Wälder umsäumten seine Ufer; manchmal erhob sich einer der schönen, schwarz und weißen Wasservögel aus dem üppigen Grün und flog mit langsamem Flügelschlag davon; der Capitän erzählte von dem paraguayischen Kriege, von den armen Indianern, die jahrelang versteckt auf den Inseln des Flusses lebten und sich kümmerlich von Manioc und Apfelsinen

nährten, bis sie endlich, zu Skeletten abgemagert, wieder zu den Ihrigen zurückkehren konnten. Was hat das arme Volk gelitten und wie traurig liegt das Land noch darnieder an den Folgen jenes unseligen Krieges! — In Formosa sahen wir Militär, schlanke, dunkle Officiere, schöne Pferde und die ersten Zuckerrohrpflanzungen. Die Lage Formosas ist reizend, in Hufeisenform dehnt sich das Ufer aus, große und kleine Inseln unterbrechen die Einförmigkeit der Wasserfläche, kleine indianische Fischerdörfchen liegen zerstreut am Ufer der Inseln, und die Vegetation ist die denkbar üppigste. Bananenpflanzungen wechseln mit Apfelsinenhainen ab, in den Lehmhütten mit ihren Giebeldächern sitzen die paraguayischen Frauen, in weiße Tücher gehüllt, und halbnackte Kinder spielen bei den Hütten. Wie schön ist dies Land und wie reich, wie verschwenderisch die Natur! Auch an Bord hatten wir eine Menge Paraguayer und wir amüsirten uns über zwei kleine Bengel, die andächtig zusahen, wie sich ein Passagier in den Zähnen stocherte, um dann das fallen gelassene Hölzchen eifrigst zu suchen, zu theilen und ebenfalls dieselbe Manipulation vorzunehmen; ach über diese Naturkinder und Darwin! Am Sonntag Morgen wachten wir im Hafen von Asuncion auf; doch von der Hauptstadt Paraguays und von der lieblichen Colonie ein ander Mal. U. M.

Bücherbesprechungen.

— Bibelkunde, zugleich praktischer Commentar zur Biblischen Geschichte von J. H. Albert Fricke. Zwei Bände. Zweiter Band. Preis geheftet 4,60 ℳ. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) 1898. 508 S. — Der Verfasser, welcher durch sein Handbuch des Katechismusunterrichts, sowie seine alttestamentliche Bibelkunde in der pädagogischen Welt sich bereits bekannt gemacht hat, bietet uns zu seiner vorigen Arbeit hier die neutestamentliche Fortsetzung. Er hat nicht für Theologen schreiben wollen. Seine Hauptstärke beruht in dem regen Sammlerfleiße, womit er zu den biblischen Geschichten und Lehren die theologischen Aeußerungen und wissenschaftlichen Beobachtungen aus alter und neuer Zeit, und zwar alles das in positivem Streben, zusammenträgt und die Beziehungen zu Katechismus und Kirchenlied geltend macht; so ist er bemüht, dem Schulmann manchen beachtenswerthen Wink zu geben und zur praktischen Behandlung der biblischen Bücher geeignete Anleitung zu bieten. Besonders bestrebt er sich, das Lebensbild des Heilandes deutlich und ausführlich hervortreten zu lassen, und hat, auch hier den Bedürfnissen der Schule entgegen kommend, die Perikopen eingehender als andere Bibelabschnitte behandelt. Eine beigegebene Registrirung der Perikopen ermöglicht ein schnelles Auffinden der in dem Buche zerstreuten Sonntags-Episteln und -Evangelien. Wir können es auch durchaus verstehen, daß hierbei den vier Evangelien der Raum von 334 Seiten gewidmet ist, während allen übrigen Schriften Neuen Testamentes nur 174 Seiten eingeräumt werden. Kritischen Untersuchungen weicht der Verfasser nach Möglichkeit aus, was bei der Absicht und Anlage des Ganzen verständlich ist; hier und da werden auseinandergehende theologische Ansichten mehr beiläufig neben einander gestellt. Auf der anderen Seite tritt bei der Behandlung der evangelischen Geschichte ein weitgehendes harmonistisches Streben hervor, das ja zuweilen großen Schwierigkeiten ausgesetzt ist und wobei sich der Herausgeber bald auf diese, bald auf jene Autorität beruft. Im Ganzen gilt von dieser Arbeit, was wir von den früheren Fricke'schen Handbüchern gesagt haben: Auch diese neutestamentliche Bibelkunde enthält viel zusammengetragenes, schätzbares Material und ist für den Zweck, dem sie dienen will, recht brauchbar und empfehlenswerth. D. K.

— Richtige Einschätzung und erfolgreiche Reclamation zur Einkommensteuer. Gemeinverständliche Darstellung des Sächsischen Einkommensteuergesetzes nebst Ausführungsverordnung und der dazu ergangenen Verordnungen und Entscheidungen vom Rechtsconsulent Wilh. Becker, Wurzen. Verlag von C. Kiesler, Wurzen. Preis 50 ₰. — Das Schriftchen bildet in der Hauptsache einen Auszug aus dem Sächsischen Einkommensteuergesetze und aus der dazu erlassenen Ausführungsverordnung und Instruction. Es bleibt immer eine heikle Sache, Gesetze und Ausführungsbestimmungen auszugsweise wiederzugeben. Denn es ist schwer zu unterscheiden, welche Bestimmungen für das große Publicum wissenswerth sind und welche nicht. So sind auch in diesem Schriftchen unserer Ansicht nach manche wissenswerthe Bestimmungen weggelassen, andere wieder, weil eben nur auszugsweise, nicht klar und verständlich genug wiedergegeben worden. Aber verlangen muß man unter allen Umständen, daß das, was in einen derartigen Auszug aufgenommen wird, wenigstens richtig wiedergegeben wird. Leider ist dies aber in dem obenerwähnten Schriftchen nicht immer der Fall. Es würde zu weit führen, wenn wir hier auf alle die einzelnen Fälle des Näheren eingehen wollten. Nur einige markante Fälle wollen wir als Beweis für unsere Behauptung hier hervorheben. So sind auf Seite 4 unter f die Grundsätze für die Besteuerung der Gemeinden und der übrigen Personen des öffentlichen Rechts ꝛc. nicht richtig wiedergegeben worden. Weiter ist übersehen worden, daß durch das Gesetz vom 10. März 1894 die Seite 5 unter a wiedergegebene frühere Bestimmung über die Besteuerung der am kaiserl. Hofe beglaubigten Gesandten, Geschäftsträger sowie Berufsconsuln anderer Staaten, ingleichen die Seite 10 im letzten Absatze wiedergegebene frühere Bestimmung über die Berücksichtigung verminderter Steuerfähigkeit eine wesentliche Abänderung erfahren hat und die Seite 6 unter e angeführte Steuerfreiheit von Personen unter 16 Jahren ganz aufgehoben worden ist. Die Ausdrucksweise leidet hin und wieder an Unklarheit, auch der Satzbau ist nicht immer einwandsfrei. Wenn auch der Verfasser sich bemüht hat, dem Publicum manches Wissenswerthe zu bieten, so möchten wir doch bezweifeln, daß er in dieser Form den von ihm beabsichtigten Zweck erreichen wird. —y.

△ Nachdem der mit der Redaction des Handwörterbuchs der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie in der Trewendt'schen Encyklopädie der Naturwissenschaften beauftragte Professor Dr. Frenzel mit Tode abgegangen ist, hat P. Matschie, Custos an der zoologischen Sammlung des königl. Museums für Naturkunde in Berlin, diese Redaction übernommen. Als neue Mitarbeiter sind Dr. Weule in Berlin und Dr. Buschan in Stettin eingetreten. Von diesem Handwörterbuche sind neuerdings die Lieferungen 71 und 72, die Artikel „Synallaxiden" bis „Trochus" enthaltend, erschienen. Gleichzeitig ist das der 3. Abtheilung des Sammelwerks angehörende Handwörterbuch der Astronomie durch Herausgabe der Lieferungen 38—43 wesentlich gefördert und dessen zweiter Band zum Abschlusse gebracht worden. Einen breiten Raum in diesen neuen Lieferungen nimmt eine Abhandlung von Dr. N. Herz über die Mechanik des Himmels ein, während die letzte Lieferung den 3. Band mit den Artikeln „Meridiankreis" und „Methode der kleinsten Quadrate" aus der Feder desselben Verfassers einleitet.

— Ephemeriden des Isch Schachefeth. Aus dem Tagebuch eines Einsamen. Ausgewählt und herausgegeben von L. Rymarski. 2 Theile. 352 und 341 S. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann 1897 und 1898. — Wer der Verfasser dieser Tagebuchsaufzeichnungen, die freilich kein eigentliches Tagebuch bilden, ist, wird uns nicht mitgetheilt, nur der ihm befreundete Herausgeber hat sich genannt. Aber wenn uns der äußere Mensch unbekannt bleibt, der innere tritt uns in diesen Abhandlungen und Gedichten sehr deutlich und so scharf ausgeprägt vor die Seele, daß wir ihn Zug um Zug sehen können. Selbst was seine Lebensgeschichte angeht, läßt sich Manches zwischen den Zeilen lesen, und dem ersten Gedicht entnehmen wir, daß er nicht immer der starkgläubige, um das positive Christenthum eifernde Mann gewesen ist, als der er in dieser Schrift erscheint.

> Habe auch wie Sara einst gelachet,
> Da mir die Verheißung scholl
> Von dem Gott, der Wunder voll
> Gleich den Sternen Abram Kinder machet.
>
> Und jetzt? Mir ist Erbarmung widerfahren,
> Ein groß Erbarmen, unerhört:
> Ich bin vom Sündenschlaf gestört
> Und preise Gott, den großen, wunderbaren.

Isch Schachefeth (wie sich der Verfasser mit hebräischem Pseudonym nennt), „Mann der Schwindsucht" hat freilich nichts Schwindsüchtiges in seinem Wesen, sondern vertritt seinen Standpunkt mit der Kraft und Wucht einer großen Entschiedenheit. Ein Gelehrter von umfassendem Wissen, der bei den Alten und Neuen Bescheid weiß, die Schrift und Geschichte kennt, die Vertreter der Naturwissenschaft und die deutschen Classiker, vor Allem aber die Theologen, selbst ein Theologe, den wir schwerlich in Amerika, wo er seinen Wohnsitz hat, gesucht hätten, ein Denker und

Beobachter, der die deutschen Verhältnisse in seinen Ausführungen abbildet und für Deutschland schreibt, nimmt er mit seinem Urtheil fast durchweg unser ganzes Interesse in Anspruch. Mit scharfen Blicken erspäht er die Schwächen und Lücken der gegnerischen Systeme, ein geschäftiges, anstelliges Bienchen, wie er sagt, arbeitet er doch weniger mit dem Honigmund, sondern braucht vielmehr den Stachel seiner scharf gespitzten Feder. Besonders wirft er der modernen Schrifterklärung den Fehdehandschuh hin, mit ihrer anatomischen Textzergliederung, die vor lauter „Fasern, Adern, Zellen den Leib, vor lauter Versen, Einschiebseln, Codices, Rasuren, Correcturen und redactionellen Zusätzen den Text nicht sehen läßt, und nur eine Art Maulwurfsarbeit thut, statt uns auf die Höhe zu stellen". „Weise Ameise, die da denkt, weil sie in jede Ritze und jedes Löchlein im Gemäuer des gewaltigen Domes, des himmelragenden Münsters hineingekrabbelt ist, sie hätte eine viel bessere, viel gründlichere Kenntniß und ein so viel tieferes Verständniß in Bezug auf jene herrlichen Bauwerke als ich, der altmodische, menschliche Beschauer, der mit warmem, jauchzendem Herzen und verzücktem Aug' von achtungsvoller Ferne des Anblicks, des Gesammtanblickes genießt. Was bin ich Altgläubiger im Vergleich mit der weisen Ameise »Kritik«!" — Man läßt den Verfasser gern ein Stück selber zur Charakterisirung seiner Schriften reden. Ob er frägt: „Dr. Martin Luther ein Moderner?" oder ob er Virchow, Du Bois-Reymond, in neuerer Zeit öfters mit ihrem „Ignoramus" gegen Darwin und Häckel, Vogt und Buchner ins Feld geführt, als höchst zweifelhafte Hilfstruppen ins scharfblickende Auge faßt; ob er die Frage behandelt: „Und wie war's mit Kain's Weib?" oder über die „Felix culpa", die selige Schuld des Thomas von Acquino spricht, ob er über die Dogmatiker des siebzehnten Jahrhunderts oder über Ritschl oder Wellhausen oder weniger Bekannte wie Reischle und dabei auch manche derbe Redewendung nicht verschmäht („Bist du's Reischle oder hast du's Reischle?"), überall schreibt er voll Saft und Kraft, Geist und Witz, und Theologen wie gebildete Nichttheologen werden an der Lectüre dieses „einsamen" Beobachters aus der Ferne Manches profitiren. Die beigegebenen Gedichte, zwischen den Abhandlungen eigentlich etwas Fremdes, das vielleicht besser für sich gestanden hätte, sind hier und da zwar in der Form nicht allen Anforderungen entsprechend, aber meist voll dichterischer Anschauung und hohen poetischen Schwunges. Wenn der Herausgeber in dem Vorwort bemerkt, daß diese Publication ein Versuch sei, von dessen Aufnahme es abhänge, ob aus dem reichlichen Vorrath, der noch zur Verfügung steht, etwas mehr ans Tageslicht gezogen werden soll oder nicht, so wollen wir gern bekennen, daß wir nach der Lectüre der lehrreichen, frisch und geistvoll geschriebenen beiden Bände den Wunsch weiterer Veröffentlichung der zahlreichen Tagebuchabhandlungen des „Isch Schachefeth" hegen. D. K.

— Die Francke'schen Stiftungen in ihrem zweiten Jahrhundert, von Dr. Wilh. Fries, Director derselben und Professor der Pädagogik. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1898. 268 S. 3 ℳ 60 ₰. — Wir haben in dieser trefflichen Schrift die Geschichte der berühmten Francke'schen Stiftungen zu Halle im 2. Jahrhundert ihres Bestehens vor uns. Sie ist nicht nur für die Geschichte der Pädagogik höchst werthvoll, sie will auch eine Jubiläumsschrift, ein Vorwort für das am 24. Juli d. J. zu feiernde 200jährige Jubiläum der Francke'schen Stiftungen sein. Wir sind dem Hrn. Verfasser für diese ebenso durch wissenschaftliche Gründlichkeit wie durch Klarheit und besonnenes Urtheil sich auszeichnende Gabe herzlich dankbar und empfehlen sie allen Pädagogen wie Freunden christlicher Wohlthätigkeit auf das Angelegentlichste. Das Buch enthält im Anhange ein Namensverzeichniß, einen guten Plan der Anstalten, Bruchstücke aus wichtigen Acten derselben, ein Verzeichniß ihrer Directoren und eine Uebersicht über den jetzigen gesammten großartigen Organismus der Stiftungen. Dieser umfaßt aber I. an Unterrichtsanstalten: 1. die lateinische Hauptschule (Gymnasium) mit 19 Classen und 704 Schülern, 2. das Realgymnasium mit 13 Classen und 483 Schülern, 3. eine höhere Mädchenschule nebst Lehrerinnenseminar (13 Classen, 415 Schülerinnen), 4. eine Bürgerknabenschule und Vorschule (21 Classen, 754 Schüler), 5. eine Bürgermädchenschule (12 Classen, 477 Kinder); II. an Erziehungsanstalten: 1. ein Waisenhaus (131 Kinder), 2. eine Pensionsanstalt (261 Zöglinge), 3. ein Alumnat des Pädagogiums (58 Zöglinge); III. an erwerbenden Anstalten: 1. eine Buchhandlung, 2. eine Buchdruckerei, 3. eine Apotheke; IV. an Nebenanstalten: 1. die von Canstein'sche Bibelanstalt, 2. die Ostindische Missionsanstalt, 3. das Frauenzimmerstift, 4. das Stadtsingechor. Der bedeutende Grundbesitz der Stiftungen beträgt innerhalb der Ringmauern über 18 ha und an Landgütern über 783 ha. Obiges Buch wird eingeleitet durch ein Bildniß des berühmten Pädagogen und Universitätskanzlers August Hermann Niemeyer (seit 1785 bis 1828 Condirector, bezüglich Director der Stiftungen); bei ihm verweilt der Hr. Verfasser mit besonderer Liebe — mit Recht, denn steht A. H. Francke's Name als leuchtender Stern am Anfange des 1. Jahrhunderts dieser Stiftungen, so der seines Urenkels A. H. Niemeyer am Anfange ihres 2. Jahrhunderts. Ist jener der glaubensstarke Urheber und Schöpfer der Stiftungen, so dieser ihr weiser und vorsichtiger Erhalter, ja Retter, der, als sie am Anfange dieses Jahrhunderts vor ihrem Untergange standen, nicht eher ruhete, bis der preußische Staat ihnen den öffentlichen Charakter verlieh und ihren Bestand finanziell und rechtlich sicherte. R. W.

— Warum verdient die Stolze'sche Stenographie vor anderen Systemen den Vorzug? Dem Andenken an Wilhelm Stolze zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages am 20. Mai 1898 gewidmet von Dr. Jul. Knoevenagel. Hannover 1898. Berlin, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). — In dieser für vorbezeichnete Gelegenheit verfaßten Schrift wendet sich der Verfasser gegen zwei Fronten, was ihm den Sieg in diesem ungleichen Kampfe begreiflicherweise sehr erschweren bezw. unmöglich machen muß. Zunächst werden die alten, abgestumpften Waffen gegen Gabelsberger's geniale Kurzschrift wieder aus der Rumpelkammer hervorgeholt, wobei sich der Autor in dem seine Arbeit begleitenden Vorworte sogar eines Satzes aus der Vorrede in Gabelsberger's Originalwerk vom Jahre 1834 bedient, nach welchem „es zu den schönsten Zwecken des Lebens gehört, das, was uns erworbene Befähigung und ein durch Zusammenfluß von Umständen rege gemachter Antrieb in irgend welchem Fache Nützliches erstreben ließ, zur Kenntniß der größeren Gesellschaft zu bringen, damit durch Prüfung und Vergleichung mit dem Bisherigen das Gute und Gemeinnützige daraus entnommen, und wieder ein neuer Grund zu fortschreitender Vervollkommnung gelegt werden möge". Dieser in sein Gegentheil verkehrte und wie es scheint mit, derselben Periode entnommenen in den Text eingedruckten stenographischen Wortbildern unterstützte Gesichtspunkt dient in dieser Streitschrift zur Verherrlichung des, wie der Verfasser am Schlusse seiner Arbeit in einem abgedruckten Aufrufe des Stolze'schen Stenographenvereins in Hannover zu seinem Leidwesen zuzugeben genöthigt ist, durch das neuere System Stolze-Schrey oder Einigungssystem beseitigten, von der Mehrheit der Stolze'schen Vereine preisgegebenen Altstolze'schen Stenographiesystems. Es lohnt sich kaum der Mühe, auf die schon vor Jahrzehnten widerlegten Scheingründe gegen die nicht nur der Zeit, sondern auch dem Werthe nach bestehende Priorität des Gabelsberger'schen Systems erneut einzugehen; auch die aus längst verflossenen Zeiten stammenden und verzerrt wiedergegebenen stenographischen Schriftbilder muthen nicht an, gegen Windmühlen zu fechten. Gern sei dem in seinem Systeme in Ehren ergrauten Vertreter der Stolze'schen Stenographie die von ihm in elegischer Stimmung ausgesprochene Hoffnung gegönnt, daß sich noch eine Anzahl Anhänger der alten Richtung zusammenfinden möchten, die in der Ueberzeugung, daß die „Dreizeiligkeit ein wesentliches Förderungsmittel der Stenographie ist", sich im Glauben an den endlichen Sieg des Guten und Erprobten zusammenschließen und die verlassene Arbeit von Neuem aufnehmen. Hoffentlich finden nach Ansicht des vom Verfasser vertretenen Vereins auch die Anhänger der W. Stolze'schen (alten) Schule, daß die von ihnen eingeführte (Stolze-Schrey'sche) Form der Stolze'schen Kurzschrift so wesentliche Vorzüge vor Stolze's Werk nicht besitzt, daß sie nicht zu diesem zurückkehren und von ihm aus, wenn denn schon einmal „fortgebildet" werden muß, in diese Fortbildung eintreten könnten. Mit diesem elegischen Ausklange der Knoevenagel'schen Schrift, welche in einer an eine Jubelfeier kaum mahnenden Stimmung verfaßt worden ist, dürfte eine Besprechung derselben am geeignetsten abgeschlossen sein. △

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 57. Mittwoch, den 18. Mai, Abends. 1898.

Der Maikäfer.

Wenn unter dem Alles belebenden Einfluß der Frühjahrssonne sich Flur und Wald mit frischem Grün geschmückt, dann leidet es auch unsern Maikäfer nicht mehr im schützenden Erdreich und fröhlich summend sehen wir ihn bald im Dämmerlicht des warmen Frühlingsabends dahinschwirren. Die normale Flugzeit der Maikäfer ist bekanntlich der Mai, welche Zeit aber durch jeweilig herrschende Witterung etwas vor- oder rückwärts geschoben, auch etwas abgekürzt oder verlängert werden kann. Ein besonders mildes Frühjahr lockt die Käfer schon im April aus der Erde, im umgekehrten Falle warten sie den Juni ab und in ihren sogenannten Flugjahren kann man sie bisweilen vom Mai bis Juli antreffen. Nach den Beobachtungen des Forstraths Feddersen fliegt der schwarzbeinige kleinere Maikäfer (Melolontha hippocastani) in Westpreußen drei bis fünf Wochen früher als der gemeine, rothbeinige und größere Maikäfer (M. vulgaris). Bei beiden Arten pflegt der Hauptflug drei bis vier Wochen, der ganze Flug vier bis sechs Wochen anzuhalten. An kalten Tagen verschwinden die Käfer; meistens kommen sie aber bei warmer Witterung wieder zum Vorschein, obgleich doch auch, z. B. in Ostpreußen, bemerkt worden ist, daß hohe Kältegrade sie tödten. Das massenhafte Auskriechen aus der Erde und das sich daran schließende Schwärmen der Käfer beider Arten erfolgt eine halbe Stunde vor bis eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang. Fast überall zeichnen sich einzelne Jahre durch massenhaftes Auftreten der Maikäfer aus; man spricht dann von „Maikäferjahren“ oder „Flugjahren“. In solchen Jahren ist die Menge der fliegenden Käfer eine ungeheure. So wurde nach Schenkling (Die deutsche Käferwelt) am 18. Mai 1832, Abends 9 Uhr, der mit 6 Pferden bespannte Postwagen zwischen Gournay und Gisors in der Normandie gezwungen umzukehren, weil ein ungeheurer Schwarm von Maikäfern ihm entgegen kam, so daß die Pferde scheuten. Im Mai 1841 konnte die Brücke über die Saone in Macon an einigen Abenden nicht passirt werden wegen der Maikäferschwärme, welche die Luft erfüllten. Aehnliche Beispiele solch' massenhaften Erscheinens der Maikäfer kommen überall vor. Die Flugjahre wiederholen sich in regelmäßigen Fristen. Alle Schriftsteller, welche vom Maikäfer sprechen, so z. B. Altum, Taschenberg u. A., gehen dabei von der Grundanschauung aus, daß die vierjährige Flugzeit in Deutschland die Regel bilde, daneben aber mehr oder minder häufig Vorflüge und Nachflüge von ungleicher Stärke vorkommen. Die Vorflüge sollen aus der beschleunigten, die Nachflüge aus der verlangsamten Entwickelung der Larven hervorgehen. In Franken zeichnete man die Jahre 1805, 1809 . . . . 1857, 1861, 1865, 1869, 1873, im Münsterlande 1858, 1862, 1866, 1870, 1874 u. s. w., um Berlin die Jahre 1828, 1832, 1836 . . . . 1860, 1864 u. s. w. als Maikäferjahre auf. Zufällig sind im größten Theile Sachsens, Thüringens, des Harzes u. A. m. die Schaltjahre zugleich auch Maikäferjahre. In der Schweiz sowohl, als auch in Frankreich und am Rhein wiederholen sich die Hauptflüge alle drei Jahre, und unterscheidet man dort ein Baseler Flugjahr (1830, 1833, 1836), welches in Frankreich bis an den Jura und Rhein beobachtet worden ist, ein Berner Flugjahr, diesseits des Jura in der westlichen und nördlichen Schweiz, auf 1831, 1834, 1837 u. s. w. gefallen, ein Urner Flugjahr (1832, 1835, 1838 u. s. w.) südlich und ostwärts vom Vierwaldstättersee. Am Rhein waren 1836, 1839 und 1842, an der Weser 1838, 1841 und 1844 Maikäferjahre. Der Grund dieser Verschiedenheit wurde auf örtliche Verhältnisse zurückgeführt, indem man annahm, daß die Verschiedenheit der Bodentemperatur und der mittleren Jahreswärme die Entwickelungszeit der Larven um einige Monate verlängern oder verkürzen kann, eine Anschauung, die als vollkommen erwiesen galt, nachdem man in dem rauhen Masuren eine fünfjährige Flugzeit beobachtet hatte. „Diese Lehre hat aber,“ so schreibt der schon erwähnte Forstrath Feddersen (s. Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 5. Heft 1896, Verlag v. J. Springer), „den Anforderungen des praktischen Lebens nicht gerecht werden können, denn sie gestattet in Gegenden, wo die fünfjährige oder die dreijährige Generation neben der vierjährigen vorkommt, die sichere Vorausbestimmung der Fraß- und Flugjahre nicht und macht damit die erfolgreiche Bekämpfung des Schädlings zur Unmöglichkeit.“ Gerade die letzte Frage hat nun dem genannten Forscher Veranlassung gegeben, sich mit dem Maikäfer zu beschäftigen, und er ist dabei auf Grund eingehender Untersuchungen und Beobachtungen, die in 76 königl. Oberförstereien der Regierungsbezirke Königsberg, Gumbinnen, Danzig, Marienwerder, Potsdam, Frankfurt a. O. und Bromberg angestellt worden sind, zu der Ueberzeugung gekommen, daß in Ostpreußen, Westpreußen und der Neumark Melolontha vulgaris stets eine vierjährige, M. hippocastani aber stets eine fünfjährige Entwickelungszeit hat. Zur Allgemeingiltigkeit dieses Satzes gehört noch, so sagt Feddersen, die Feststellung, daß der im südwestlichen Deutschland, in Frankreich und in der Schweiz vorkommende Maikäfer mit dreijähriger Entwickelungszeit als eine besondere Art auszuscheiden ist. — Bezüglich der Verbreitungsgebiete beider Maikäferarten ist festgestellt worden, daß diese im Großen und Ganzen mit den Wald- bez. Feldrändern zusammenfallen. M. hippocastani fliegt am stärksten in Kieferwaldungen, die auf leicht austrocknendem Sandboden stehen; er allein ist es, der die furchtbaren Maikäferschäden verursacht hat, die namentlich in den Kieferculturen der geringeren Böden zu Tage getreten sind. Nach dem Waldrande hin läßt sein Vorkommen nach; wenige hundert Schritte von demselben finden sich auf den Alleebäumen und in den Gärten der Feldmarken kaum noch einige Käfer dieser Art vor. Hier haben wir es fast ausschließlich mit M. vulgaris zu thun, so daß dieser Käfer kurzweg als „Feld-“, der andere als „Waldmaikäfer“ bezeichnet werden kann. Vielleicht dürfte sich für den im Südwesten Europas vorkommenden Käfer mit dreijähriger Entwickelungszeit die Bezeichnung „Bergmaikäfer“ eignen.

Zur Eierablage fliegt das Weibchen des Waldmaikäfers stets in den Wald und sucht hier mit Vorliebe die trockenen Böden und warmen Lagen der jüngsten Cultur- und Schlagflächen auf. Das Weibchen des Feldmaikäfers legt seine Eier in der Regel auf dem Felde ab; wenn es im Walde Eier ablegt, wählt es in der ersten Zeit des Fluges sicher die jüngsten Cultur- und Schlagflächen der frischen und lehmigen Sandböden. Am Ende des Fluges, wenn die Zeit drängt, treffen die Weibchen beider Arten meist keine Auswahl mehr. Von fieberhafter Unruhe befallen, stürzen sie massenhaft zur Erde und bohren sich dort ein, wo der Zufall sie gerade hingebracht hat. In ganz trockenem Sandboden hat Feddersen die Eier des Waldmaikäfers in einer Tiefe von 25 bis 35 cm gefunden; in frischem Boden lagen sie nur 6 bis 10 cm tief. Ratzeburg giebt für den Feldmaikäfer 10 bis 20 cm Tiefe an. Je tiefer die Eier abgelegt werden, desto weniger scheint die Brut gefährdet zu sein, desto schwieriger ist es, die Eier durch den Pflug zu erreichen und zu zerstören. Zur Eierablage braucht der Waldmaikäfer anscheinend eine Zeit von 2 bis 4 Tagen. Nach Beendigung dieses Geschäfts kommt er meist neben der Eingangsöffnung wieder aus der Erde heraus, denn sehr selten ist neben oder in der Nähe der Eier ein todtes Weibchen gefunden worden. Die Eier liegen in Häufchen von 18 bis 27 Stück zusammen. Es wurde in 16 Fällen festgestellt, daß nur der dritte Theil davon sich zu Larven entwickelte.

Bis etwa Mitte Juli des ersten Sommers bleiben die kleinen Larven zusammen. Alsdann vertheilen sie sich, gehen an die Erdoberfläche und befressen namentlich die feinen Wurzeln der jüngsten Kiefernsaaten. Im zweiten Sommer dauert der Fraß von Anfang Mai bis Anfang October. Die Engerlinge leben in dieser Zeit zwar vorzugsweise von den Wurzeln des Bodenüberzuges, indessen macht sich der Fraß auch an den jungen Kiefern äußerlich bemerkbar. Der dritte Sommer bringt einen viel stärkeren Fraß, namentlich nach dem 1. Juli. Es werden in den Kiefernculturen getödtete Pflanzen öfter gefunden und die Cultur gewinnt ein kränkelndes Aussehen. Der Engerling erscheint etwas vor dem 1. Mai und frißt bis Mitte October. Im vierten Sommer erreicht der Fraß die größte Stärke. Die Engerlinge kommen schon um die Mitte des April zum Vorschein und fressen bis Mitte October. Wenn sie im Juni, Juli die 3- bis 6jährigen Kiefernculturen, in denen sie sich vorzugsweise entwickeln, kahl gefressen und jeden Pflanzenwuchs, oft selbst das Heidekraut, darauf zerstört haben, ziehen sie massenhaft in benachbarte ältere Orte, wo sie 15- bis 20jährige Kiefernjungwüchse vernichten, die Wurzeln der Stangenhölzer befressen und sogar Althölzer tödten. Die Engerlinge fressen alsdann dicht unter der Bodendecke, wo sie massenhaft zu finden sind; aber auch an den Wurzeln alter Kiefern können sie in mehr als 1 m Tiefe in großen Mengen gefunden werden. In dieser Zeit scheinen sie sich zu großen Zügen zu vereinigen, die an den äußeren Rändern der meist kreisförmigen Fraßflächen die größten Larvenmengen enthalten. Nicht selten sind an solchen Orten 40 bis 80 Stück Larven auf einem Quadratmeter gefunden worden. — Die Tiefe, in welcher das Winterlager aufgesucht wird, richtet sich nach dem Alter der Larven. Die jüngeren Engerlinge liegen flacher, die älteren tiefer. Im Sandboden werden sie meist in einer Tiefe von 40 cm bis 1 m gefunden, indessen spielt hierbei auch die Bodenbeschaffenheit eine Rolle. Im fünften Sommer fressen die Engerlinge des Waldmaikäfers von April bis etwa Mitte Juni, aber lange nicht so stark, wie im vierten Sommer. Zu Anfang August kommen die ersten Puppen, zu Anfang October die ersten Käfer zum Vorschein. Letztere bleiben bis zum nächsten Frühjahr in der Erde und schwärmen alsdann, sobald die Bodenwärme eine genügend große geworden ist. Nach vollen fünf Jahren hat der Waldmaikäfer demnach den Kreislauf seiner Entwickelung beendet. Von dieser Zeit entfallen etwa 21 Monate auf das thätige, d. h. wuchsstörende Larvenleben und 39 Monate auf Zustände der Ruhe. Es sind hier die Feddersen'schen Angaben über die Entwickelung des Waldmaikäfers in ausführlicher Weise wiedergegeben, da sich alle bisherigen Schilderungen ausschließlich auf den Feldmaikäfer beziehen und von der Voraussetzung ausgehen, daß sich beide Maikäferarten in ihrer Entwickelung und Lebensweise, wie auch in ihrem Vorkommen und in ihrer wirthschaftlichen Bedeutung vollkommen gleichen. Daß das Larvenleben beider in Wirklichkeit erheblich von einander abweicht, liegt, wenn die Feddersen'schen Beobachtungen sich, woran wohl nicht zu zweifeln ist, als durchaus zuverlässig erweisen, auf der Hand. Namentlich ist hervorzuheben, daß der Hauptfraß und damit die beste Zeit zur Vernichtung des Waldmaikäferengerlings in den vierten Sommer, der Hauptfraß aber und die beste Zeit für die Vernichtung des Feldmaikäferengerlings in den dritten Sommer fällt.

Der ungeheure Schaden, der durch die Maikäfer angerichtet wird, hat zu allen Zeiten Veranlassung gegeben, ihnen nach Kräften und auf die mannigfaltigste Weise entgegenzutreten. So spielte sich im Jahre 1320 der erste urkundlich nachweisbare Prozeß gegen die Maikäfer von Avignon ab, und zwar vor dem dortigen geistlichen Gericht (Prometheus Nr. 168 und 169). „Zwei Erzpriester begaben sich in vollem Ornate auf die beschädigten Grundstücke, citirten alle die unmündigen Maikäfer — die Engerlinge sind ja die Hauptübelthäter — im Namen des geistlichen Gerichts vor den Bischof und drohten ihnen im Falle des Nichterscheinens mit dem Kirchenbann. Zugleich wurden sie durch Anschlagen des Aufrufs auf vier nach allen Himmelsgegenden gerichteten Tafeln benachrichtigt, daß ihnen in der Person des Procurators ein gerichtlicher Beistand und Vertheidiger ordnungsmäßig bestellt sei. Letzterer betonte denn auch im Namen seiner zum Termin nicht erschienenen Clienten bei der gerichtlichen Verhandlung, daß sie gleich jeder anderen gotterschaffenen Creatur ihr Recht beanspruchen müßten, ihre Nahrung zu suchen, wo sie dieselbe finden, und entschuldigte ihr Ausbleiben damit, daß man vergessen habe, ihnen wie üblich freies Geleit zur Gerichtsstätte und zurück zuzusichern. Das Urtheil lautete dahin, daß sie sich binnen drei Tagen auf ein ihnen durch Tafeln bezeichnetes Feld zurückzuziehen hätten, woselbst Nahrung genug für sie vorhanden sei, und daß die Zuwiderhandelnden als vogelfrei behandelt und ausgerottet werden sollten." Noch ausführlichere Nachrichten theilt Fritz Rühl in Zürich aus den Acten eines 1473 vor dem geistlichen Gericht zu Lausanne verhandelten Maikäferprozesses mit. Er betraf die Maikäfer, welche in jenem Jahre das Gebiet von Bern überfallen hatten. Bischof Benedikt beauftragte den Leutepriester Schmid, den Engerlingen auf dem Friedhofe zu Bern ein lateinisches Monitorium zu verkünden folgenden Inhalts: „Thörichte, unvernünftige Creatur! Die Uengern (Engerlinge) waren nicht in der Arche Noah. Im Namen meines gnädigen Herrn und Bischofs zu Lausanne, bei den Kräften der hochverehrten Dreifaltigkeit, durch das Verdienst unseres Erhalters Jesu Christi und beim Gehorsam gegen unsere heilige Kirche gebiete ich euch allen, erhebet euch in den nächsten sechs Tagen von allen Orten, wo Nahrung wächst für Menschen und Vieh. Habt ihr dagegen etwas vorzubringen, so citire ich euch auf den sechsten Tag Mittags ein Uhr vor meinen gnädigen Herrn von Lausanne nach Wivelsburg." Da diese Citation von einzelnen Geistlichen angefochten wurde, theils wegen Formzweifel und theils wegen der nur auf dem Kirchhofe erfolgten Verkündigung, wo sie nicht alle Thiere hören konnten, wurde sie verschärft wiederholt und diesmal an mehreren Orten verlesen. Die Engerlinge wurden darin mit kräftigeren Ausdrücken angeredet, z. B. „Ihr verfluchten, unreinen Uengern, die ihr weder Thiere heißen, noch gewarnt werden sollt" u. s. w. An dem Verhandlungstage erging, nachdem die Engerlinge vor dem im Kreise seiner Prälaten sie erwartenden Bischofe nicht erschienen waren, folgender Spruch: „Wir, Benedikt von Montserrat, Bischof von Lausanne, haben gehört die Bitte der großmächtigen Herren von Bern gegen die Engerlinge, und versehen mit dem heiligen Kreuze, Gott vor Augen habend, den Spender alles gerechten Urtheils, der die Creatur abwägt nach ihrem Verhalten, Nutzen und Schaden: da ihr nicht erschienen seid am Tage des Gerichts, so beladen wir euch, schändliche Würmer, und bannen und verfluchen euch im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, daß ihr beschworen werdet durch die Person Johannis Perroderi, eures Beschirmers, und von euch nichts übrig bleibe" u. s. w. Selbstverständlich begnügt man sich heutzutage nicht mehr mit derartigen Bekämpfungsmitteln. Das beste unter diesen scheint, auch nach den Erfahrungen Feddersen's, im Einsammeln der Käfer und Larven zu bestehen. Dazu empfiehlt er noch eine Reihe von Vorbeugungsmitteln, die also schon während der Entwickelungszeit des Waldmaikäfers in Anwendung zu bringen sind, auf die aber hier, da sie sich lediglich auf den Culturbetrieb in den zu schützenden Waldungen beziehen, nicht weiter eingegangen werden kann. Gerade aber für diese Zwecke ist es von außerordentlicher Wichtigkeit, daß die Dauer der Entwickelungszeit des Waldmaikäfers als eine fünfjährige nachgewiesen ist, da eben jedes Jahr in dem forstlichen Culturbetriebe seine besonderen Maßnahmen erfordert. Erwähnt werden mag nur noch, daß sich als besonders vortheilhaft erwies, durch Culturmaßregeln die Entstehung günstiger Brutplätze — trockener Boden und warme Lagen der jüngsten Cultur- und Schlagflächen — zu verhindern, so daß die Käfer zur Eierablage ungünstige Plätze wählen müssen. Bei der Zerstörung der an solchen Orten entwickelten Brut spielt der Maikäferpilz (Botrytis tenella) eine wichtige Rolle, die um so größer wird, je mehr es durch den Hieb gelungen ist, dem schwachen und trockenen Kiefernboden die Feuchtigkeit zu erhalten und zu vermehren. Wahrscheinlich findet sich dieser Pilz aller Orten, wo Engerlinge leben und daneben günstige Lebensbedingungen für ihn vorhanden sind, nämlich eine, wenn auch sehr mäßige, so doch größere Bodenfeuchtigkeit, als diejenigen Orte bieten, welche der Massenvermehrung des Waldmaikäfers besonders günstig sind. In solchem Boden ist wahrscheinlich der Pilz die Hauptursache der Larvenverminderung. Jedenfalls ist es wohl zweifelsohne, daß durch menschliche Eingriffe eine Verminderung des Waldmaikäfers möglich, und daß eine solche wirthschaftlich in hohem Grade nützlich ist. Dasselbe gilt für den Feldmaikäfer, der ja infolge des Vorkommens seiner Engerlinge im mittleren und leichteren Ackerboden in erster Linie den Landwirth schädigt. Jeder Grundbesitzer wird also das größte Interesse an der Vernichtung dieses Schädlings haben; da es aber trotzdem sehr schwer sein dürfte, jeden derselben in gleicher Weise zum Sammeln der Käfer anzuhalten, so schlägt Feddersen vor,

daß dies der Staat in die Hand nehmen und auch die damit verbundenen Kosten tragen sollte, ein Vorschlag, der wohl vorläufig noch wenig Aussicht auf Erfüllung haben dürfte. Dem freien Willen der einzelnen Grundbesitzer sollte es überlassen bleiben, von den übrigen bekannten Gegenmitteln gegen den Feldmaikäfer entsprechenden Gebrauch zu machen. Dringend zu empfehlen ist dem Landwirth, sich genau zu merken, welche Schläge zur Flugzeit nicht benarbt waren, also wahrscheinlich vom Maikäfer belegt sind. Besser ist es noch, wenn er zur Zeit der Eierablage die gefährdeten Schläge des Abends begeht, um festzustellen, in welcher Menge die Weibchen dort einfallen und in welcher Tiefe die Eier abgelegt werden. Oft können dieselben durch den Pflug nach oben gebracht und dadurch vernichtet werden. Im anderen Falle kann den Engerlingen des Feldmaikäfers im dritten Sommer nach dem Fluge durch Pflügen und Sammeln starker Abbruch gethan werden. Bemerkt werden mag noch, daß 1899 beide Maikäferarten Flugjahre haben, daß also für dieses Jahr ein starkes und weitverbreitetes Vorkommen beider Schädlinge in Aussicht steht. Möchten Forst- und Landwirthe den beherzigenswerthen Vorschlägen Feddersen's rechtzeitig nachkommen, sich seine Erfahrungen und Beobachtungen zu Nutzen machen.

Dr. C. M.

Bücherbesprechungen.

— **Hiob in dramatischer Form mit Einleitung und Erläuterungen von Professor Dr. Theodor Kayser.** Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. 1898. 101 S. — Der Verfasser wollte das Buch Hiob nicht, wie man zunächst erwarten dürfte, dramatisch frei bearbeiten und umgestalten, sondern hat eine dichterische Uebersetzung desselben beabsichtigt. Er geht dabei von der richtigen Voraussetzung aus, daß ein Gedicht wie das Buch Hiob auch eine poetische Uebertragung in unsere Sprache und Versformen wohl vertrage; er könnte sich dabei auf Umdichtungen der Psalmen, die freilich meist freier gehalten sind, berufen. Er glaubt ferner, daß die dramatische Form unter allen Dichtungsarten dem Hiob am angemessensten sei, und hat dabei die Reden und Gegenreden des Buches im Auge. Er denkt auch dabei an Luther's Aeußerung: „Es ist schier, wie man ein Spiel agirt und hält, in welchem etliche Personen eingeführt werden, da einer mit und nach dem Anderen redet und disputirt, wie ihm ums Herz ist und wie er's meint", und das ist ohne Zweifel ein zutreffender Vergleich, ohne daß hiermit schon gesagt ist, daß man ein dramatisches Spiel daraus machen soll. Wenn wir das Wesen des Dramatischen in der zu Tage tretenden Handlung sehen, nicht blos in dem Gegenüber, der Verkettung und Verwickelung der Anschauungen und Behauptungen, so müssen wir freilich zu der vorliegenden Arbeit unsere Bedenken aussprechen. Dazu kommt, daß von dem Verfasser auch die erzählenden Stücke beibehalten werden; er hat sie als „Eingang" und „Ausgang" angebracht, aber sie nehmen sich bei einer dramatischen Behandlung eigen aus. In der Absicht, die Schrift so wiederzugeben, wie der Verfasser sie muthmaßlich selbst geschrieben hat, werden u. A. die Reden des Elihu als spätere Zusätze kritisch ausgeschlossen; auch sonst lehnt sich Kayser besonders an Dillmann's Commentar an. Der Vers bedingt die Aenderung manches schönen uns in Fleisch und Blut übergegangenen Wortes. Wir sind an diesen Stellen so sehr an den Luthertext gewöhnt, daß wir es schwer ertragen, wenn die schöne Stelle Cap. 1, 21 ohne Noth wenig ansprechend wiedergegeben wird:

> Nackt bin ich aus dem Mutterleib gekommen,
> Und nackt werd' ich dereinst von hinnen ziehn:
> Gegeben hat es Gott, Gott hat's genommen,
> Den Namen Gottes — preisen will ich ihn.

Im Ganzen indessen sind die bald kürzeren, bald längeren meist fünftaktigen, bald gereimten, bald ungereimten jambischen Verse glatt und fließend.

D. K.

— **Bekenntnißgebundenheit und Lehrfreiheit unter dem Gesichtspunkt des Rechts.** Von Dr. A. Agricola, Reichsgerichtsrath a. D. 49 Seiten gr. 8°. Eisenach, Verlag von M. Wilckens. Preis 80 ₰. — Der Verfasser behandelt die vielumstrittene Frage, ob nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche der Geistliche und der theologische Professor bei Ausrichtung ihres Prediger- und Lehramtes rechtlich an die evangelischen Bekenntnißschriften gebunden seien, indem er zunächst entgegen der bekannten Ansicht Sohm's und in hauptsächlicher Uebereinstimmung mit Kahl und Andern festlegt, daß, wo eine Kirche als eine Gemeinschaft von Gläubigen in Leben und Wirken treten wolle, sie dies normaler Weise nur in rechtlicher Ordnung, also in Gestalt eines Rechtsorganismus thun könne und müsse, und kommt auf dieser Grundlage vorerstlich zu dem Schlusse, daß die rechtlich verfaßte Kirche das Recht haben müsse zu verlangen, daß ihre Diener, die Geistlichen, das ihnen von der Kirche verliehene Amt auf der Grundlage des in den Bekenntnißschriften ausgesprochenen Kirchenglaubens ausüben. Den Einwand, daß die Bekenntnisse, die der Verfasser u. E. mit Recht als Fixirungen des im gläubigen Bewußtsein der Gemeinde bez. der Confessionskirche entwickelten Verständnisses des in der heiligen Schrift ausgesprochenen Evangeliums bezeichnet, ihrer Beschaffenheit nach ungeeignet seien, als rechtlicher Maßstab für die Bekenntnißmäßigkeit einer Lehre zu dienen, sucht Agricola, ohne im Uebrigen zu bestreiten, daß das Bekenntniß so wenig, wie das Evangelium selbst einen gesetzlichen Charakter trage, und daher geistlich, nicht rechtlich verstanden werden müsse, mit dem Hinweise zu widerlegen, daß auch auf anderen Gebieten des öffentlichen Rechtes die Entscheidung von Erwägungen abhängig gemacht werden müsse, die eine juridische Behandlung im strengen Sinne des Civil- und Criminalprozesses nicht vertragen. Er erkennt aber an, daß das „Lehre urtheilen" ein Act geistlicher Gewalt sei, der zweckmäßiger Weise einer besonders organisirten kirchlichen Stelle anvertraut werde, wie sie in den neueren evangelischen Kirchenordnungen, einschließlich derjenigen des Königreichs Sachsen, in den durch Synodalmitglieder zum Zwecke solcher Entscheidungen verstärkten Consistorien geschaffen sei. Als Mittel zur Sicherstellung des Bekenntnißstandes der Kirche gegen die ihm aus der Irrlehre ihrer Diener drohenden Gefahren sieht Verfasser „die Entziehung des Wortes und Ausschließung vom Amte sowie als Grundlage für ein eventuelles Vorgehen in diesem Sinne die Berufung zum Amte unter Verpflichtung auf das Bekenntniß und Controlirung der Lehre in Gemäßheit desselben" ebenso für ausreichend, wie andererseits für unentbehrlich an. Schwieriger — das erkennt Agricola selbst an — als bei den Geistlichen gestaltet sich die Durchführung der Bekenntnißgebundenheit bei den theologischen Universitätsprofessoren: denn wenn man auch zugeben muß, daß diese insofern eine kirchliche Aufgabe zu erfüllen haben, als ihnen die Vorbildung der künftigen Kirchendiener obliegt, so stehen sie doch selbst nicht im Dienste der Kirche, sondern der Universität und des Staates, und können daher von der Kirche so wenig aus dem Lehramte entfernt, wie dazu berufen werden; und wenn auch naturgemäß die Kirche ein Interesse daran hat, ihre künftigen Geistlichen nicht von Lehrern ausbilden zu lassen, die ihre Wissenschaft zu bekenntnißwidrigen Resultaten führt, so frage es sich doch, wiefern dieses Interesse ein rechtlich zu schützendes sei. Agricola gesteht nun zwar zu, daß der Staat auch über die Besetzung der theologischen Facultäten an den Staatsuniversitäten nach Gutdünken zu verfügen habe, da er aber selbst eine christlich-evangelische, evangelisch-lutherische Facultät wolle und dieser Facultät nicht nur den Dienst, die künftigen Kirchendiener vorzubereiten, sondern auch andere wichtige kirchliche Functionen, wie die Prüfungen der Candidaten, Theilnahme an der Synode, anvertraue, so müsse er auch dafür sorgen, daß die Facultät den Bekenntnißstand wahre, und da die staatlichen Organe sich ein ausschlaggebendes Urtheil hierüber nicht anmaßen können, so beruhe hierauf die in den neueren Kirchenordnungen der Kirche eingeräumte Mitwirkung bei der Berufung theologischer Professoren. Werde auch hiermit noch keine formelle Garantie für die bekenntnißtreue Lehre der Professoren geboten, so werde doch das Recht der Kirche anerkannt, sich bekenntnißwidrigen Unterricht ihrer künftigen Diener nicht gefallen und nach Befinden solchen Unterricht als geeignete Vorbereitung zum Kirchenamt nicht gelten zu lassen. Wir haben vorstehends in kurzen Zügen den Gedankengang des vorliegenden Schriftchens wiederzugeben gesucht, indem wir es Denen, die sich für den Gegenstand desselben interessiren, angelegentlichst empfehlen, sich mit den weiteren Darlegungen des Verfassers vertraut zu machen. Wenn übrigens der Verfasser wiederholt betont, daß es ihm nur um die Klarstellung des Rechtsstandpunktes, um die Bestimmung der Berechtigungen, welche der evangelischen Kirche auf Grund ihrer Bekenntnisse zustehen, zu thun sei, nicht darum, welchen Gebrauch sie nach Lage der Verhältnisse von diesen Berechtigungen zu

machen habe, so können wir diese Beschränkung seines Themas an sich nicht tadeln, zumal der Verfasser nicht unterlassen hat, dem Einflusse Rechnung zu tragen, welcher sich aus dem evangelischen Principe, daß ein Glaubenssatz kein Rechtsgebot ist, für die Möglichkeit und Durchführbarkeit eines Rechtsschutzes für den Bekenntnißstand ergiebt. Vom Standpunkte der von dem Verfasser grundsätzlich bei Seite gelassenen Kirchenpolitik aus aber dürfte der Wunsch am Platze sein, daß von den Berechtigungen, die nach der Ansicht des Verfassers der Kirche aus ihren Bekenntnissen gegenüber der Lehrfreiheit ihrer Geistlichen und Lehrer erwachsen, ein weiser und maßvoller Gebrauch gemacht werde. Denn wie der evangelische Glaube nur als freie Herzensthat religiösen Werth hat, so ist auch von der Verkündigung und Auslegung des Evangeliums seiten des Predigers und Theologieprofessors nur dann wahrer Segen zu hoffen, wenn sie auf deren innerster Ueberzeugung beruhen. ***

— Die Weltgeschichte in einem übersichtlichen, in sich zusammenhängenden Umriß für den Schul- und Selbstunterricht von Dr. Heinrich Dittmar. Neu bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Dr. Karl Abicht. Dreizehnte Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, 1898. VIII, 248 S. und VIII, 515 S.; 8°. Preis: 5 ℳ — Es giebt Bücher, die nie veralten, und andere, die vor dem Veralten durch Auffrischen geschützt werden können. Anscheinend — seiner hohen Auflagenzahl nach — gehört die vorliegende „Weltgeschichte im Umriß" zu der zweiten Classe. Wie sie zu diesem Vorzug gekommen ist, wundert einen nicht: für ihre Zeit war sie eins der tüchtigsten Werke ihrer Gattung; weshalb sie ihn aber auch heute noch genießt, vermag ich offengesagt nicht einzusehen. Heinrich Dittmar ist 1866 gestorben; 15 Jahre nach seinem Tode konnte sein Sohn, der 1891 heimgegangene Gottlob Dittmar, dem wir eine brauchbare „Geschichte des deutschen Volkes" verdanken, die 12. Auflage des Umrisses herausgeben. Seitdem sind reichlich anderthalb Jahrzehnte verflossen: schon daraus, daß sich eine Neuauflage nicht eher nöthig machte, hätte man wohl darauf schließen können, daß ein wirkliches Bedürfniß zu einer solchen nicht mehr vorhanden war. Die heutige Geschichtschreibung strebt anderen Idealen nach, als zu Lebzeiten Dittmar's des Aelteren; und wenn auch kein Vernünftiger verlangen wird, daß die moderne Methode in einem vor Allem für den Schulgebrauch zurechtgemachten Leitfaden mit Händen zu greifen sein müsse, so darf man doch auf der andern Seite nicht so einseitig sein, ihren Werth ganz und gar zu verkennen und neueren Grundsätzen absolut keinen Raum zu gewähren. Was der Dittmar'schen Weltgeschichte, die von Abicht zeitlich zwar bis auf die letztvergangenen Tage fortgeführt, inhaltlich aber auf dem alten Standpunkt bewahrt worden ist, vor Allem fehlt, das ist der furchtbare Gedanke der Entwickelung. Denn im Wesentlichen berichtet der Verfasser in altannalistischer Weise; Analysen von Persönlichkeiten, ihrem Wirken und ihren Einflüssen (um von Zuständen ganz zu schweigen) sind in dem Buch absolut nicht zu finden. Eine gewiß sehr fleißige Zusammenstellung einer Menge von Notizen und Namen; doch von einem Alles durchdringenden Geiste keine Spur, selbst in den Capiteln nicht, wo mit unverleugbarer Vorliebe von Religion und Kirche die Rede ist. Darum ist der „Dittmar-Abicht" nur als Rückgrat für den Unterricht, als eine im Ganzen zuverlässige Stütze für Wiederholungen zu gebrauchen, niemals aber taugt es, um daraus ein klares Bild von dem „Werdegang" eines Helden oder einer Einrichtung zu gewinnen. Eine ältere Erklärung faßt den Inhalt des Begriffs „Weltgeschichte" in folgende Worte: eine zusammenhängende Darstellung aller Hauptveränderungen der Erde und des Menschengeschlechts, woraus sich der jetzige und jedesmalige Zustand beider mit seinen Gründen erkennen läßt. Mag auch diese Definition anfechtbar sein: das Eine betont sie doch sehr scharf, daß neben dem Menschengeschlecht auch der Erde als dem Schauplatze der Weltbegebenheiten stete Berücksichtigung gebührt. Davon aber spürt man in der vorliegenden „Weltgeschichte" keinen Hauch. Doch selbst abgesehen davon, vermisse ich ein gerechtes Abwägen des Wichtigen und Unwichtigen. Die Hauptsachen erliegen der Wucht des Nebensächlichen. Nur ein paar Beispiele. Während uns die Kreiseintheilung von 1512, die eine Willkür war und ein papierner Verwaltungsact geblieben ist, in ihrer ganzen Schöne aufgetischt wird, erfahren wir von dem für Luther und die Reformation so wichtigen Jahre 1520 nur das Dürftigste. Und wenn Kiautschou mit Recht beanspruchen darf, an nicht weniger als 3 Stellen genannt zu werden, so wird selbst ein „Umriß" ein weit ausführlicheres Eingehen auf Bismarck's Verdienste um Deutschland und auf seinen Einfluß in Europa vertragen können. Oder in's Große übersetzt: räumt man dem grauen Alterthum 15 Bogen des ersten Bandes und vom zweiten noch die ersten beiden ein, so darf das viel, aber zu Unrecht geschmähte Mittelalter nicht blos mit 9 Bogen abgethan werden; denn auf diese Weise bekommt der Leser gar keine Idee von der einzigen internationalen Macht jener Zeiten: der Kirche, keine Idee von der Colonisation des deutschen Ostens und von manchen anderen Dingen. Um auf kleinere Versehen zu kommen: Der Kanzler Theoderich's des Großen heißt Cassiodorius Senator; 1307 siegten die Brüder Friedrich und Diezmann bei Lucka (in S.-A.); „Rupert" III. auf S. 130 wäre besser Ruprecht zu nennen, um seine Identität mit dem auf der folgenden Seite genannten römischen Könige darzuthun; in der Fußnote zu S. 182 im II. Bande muß es statt „vermählt mit" heißen: heirathete; die Beinamen Mirabeau's sind nicht ganz correct; das „größere Treffen" bei Beaumont hat Kronprinz Albert von Sachsen am 30. (nicht erst am 31.!) August 1870 gewonnen. Dazu schließlich noch die Bitte; falls meiner Prophetie zum Trotz das 20. Jahrhundert eine 14. Auflage erleben sollte, nicht wieder so fürchterlich lange, schlecht stilisirte Sätze zu bilden! Man lese z. B. und staune: „Unter König Wenzels anfangs gutmüthiger, aber unerfahrener, in der Folge gleichgiltiger und schlaffer, zuletzt durch seine Trunksucht, Zornmüthigkeit und Grausamkeit zu tyrannischer Willkür übergehender Regierung, die er 1378 antrat, riß in Deutschland allenthalben eine sehr große Unordnung und Rechtlosigkeit ein [sehr bezeichnend für D's. Auffassung: die Unordnung ist da und wird mitgetheilt; aber woher kam sie denn eigentlich?!], daß einerseits das Bürgerthum sich durch Städtebündnisse gegen den die Städte bedrückenden (zum Theil ihnen verschuldeten) Adel und gegen die kleineren Fürsten — anderseits der mit den kleinern Fürsten verbundene Adel sich gegen die Städte und größeren Fürsten durch Ritterbündnisse (z. B. den Löwenbund, Schleglerbund, Falkenbund u. s. w.) zu schützen suchte." — Das Einzige, was wirklich an dem Buch ohne Rückhalt zu loben und anzuerkennen ist, besteht in der Leistung der Verlagshandlung, den Druckbogen zu 16 Seiten mit nur 10 ₰ zu berechnen und dabei auch noch 7 leidliche Kärtchen beizugeben. Ht.

— Mechanische Webereipraxis, sowie Garnnumerirungen und Garnumrechnungen. Von Anton Gruner, an der k. k. Web- und Wirkereischule in Asch i. B. Verlag von A. Hartleben in Wien, Pest und Leipzig. Preis 3 ℳ — Der erste Abschnitt des kleinen Werkes, das den Webereibeflissenen als Nachschlagebuch und den angehenden Webereipraktikern als Rathgeber dienen soll, giebt einen allgemeinen Ueberblick über die gesammten mechanischen Webstühle. Der zweite Abschnitt befaßt sich mit ihrer Aufstellung und Inbetriebsetzung, geht also auf ihre Einzelheiten, zugleich auch auf ihre speciellen Vor- und Nachtheile ein. Der dritte Haupttheil umfaßt das Misère der vielen im Handel vorkommenden Garnnumerirungen nach seiner ganzen Länge und Breite nebst den erforderlichen Erläuterungen und Umrechnungen. Der Anhang bringt eine Anzahl Berechnungen und verschiedene Winke, die, der Praxis entnommen, dem Praktiker willkommen sein werden. Kl.

— Wetterfeste Farben. Von Dr. H. Loesner. Die Fabrik wetterfester Farben in Leipzig-Lindenau hat eine kleine Broschüre herausgegeben, in welcher der Verfasser, zugleich Besitzer der Fabrik, zunächst die Methode, Eisen vor Rost zu schützen, bespricht, dann über die Prüfung von Oelfarben sich verbreitet. Er läßt als Rostschutzfarbe nur eine solche gelten, die mehrstündiges Dämpfen aushält, ohne das Auftreten von Rost auf dem von ihm zu schützenden Metall zu gestatten. Obgleich das Rosten ein Werk der Luft, nicht von Säuredünsten ist, wird der Vollständigkeit zu Lieb doch auch die Ausführung der Säureprobe für Metallschutzfarben eingehend besprochen. Den Schluß bildet die Untersuchung von Rostschutzfetten, Lacken u. s. w. durch Dämpfen und die Prüfung der Oelfarben mittels Erwärmens auf 120° und Glühens des durch Aether vom Firniß befreiten Farbstoffes. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 58. Sonnabend, den 21. Mai, Abends. 1898.

Savonarola.

† 23. Mai 1498.

In der Gährung des 15. Jahrhunderts, in dem die gewaltigsten Kräfte sich an einander brachen, in diesem Jahrhundert der im Verborgenen ringenden Ideen steht Hieronymus (Girolamo) Savonarola als eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Ein Charakter, bis auf diesen Tag so umstritten wie vielleicht keiner in der ganzen neueren Geschichte. „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Jedenfalls aber eine Persönlichkeit von origineller, elementarer Kraft, deren Gedächtniß bleiben soll.*)

Er war 1452 in Ferrara geboren, entstammte einem edlen Geschlechte und genoß daher eine vornehme Erziehung, die ihn der ärztlichen Kunst zuführen sollte. Aber inmitten aller humanistischen Studien ergriff ihn die angeborene religiöse Gemüthsrichtung so sehr, daß er sich viel lieber als in Plato, das leuchtende Gestirn am philosophischen Himmel der Zeit, in die Schriften des Thomas von Aquino vertiefte, die er in einsamen Nächten begeistert las. Der stark religiöse Wind trieb ihn von den heiteren Gestaden des Renaissancelebens in die einsame See einer weltflüchtigen Stimmung, die alle großen religiösen Charaktere des Mittelalters, selbst so weltgewaltige Päpste wie Innocenz III., charakterisirt. Der Jüngling mied die herrlichen Gärten des Herzogspalastes von Ferrara und die Spiele der Jugend; griff er in die Leier, so tönte sie in schwermüthigen Weisen, und seine Neigung zur Poesie warf sich in eine fast unnatürlich weltscheue Bahn — über den Ruin der Welt und der Kirche hat er äußerst ernste Jugendoden geschrieben. So reifte er heran, unberührt von dem festlichen Gepränge seiner Heimath, und sein an sich feuriges Temperament verbarg sich hinter einem mönchischen Gleichmuth, der ihm das Lob eintrug, daß er tranquillo e quieto, dedito a mental orazione gewesen sei. Aber erst in seinem 23. Jahre wurde der Zug aus der Welt so stark, daß er sich für das Klosterleben entschied, das ihm eigentlich viel zu weltlich geworden war. Er wurde, aus Vorliebe für den heiligen Thomas, Dominicaner, nahm zu Bologna die Kutte und erlangte, auch darin dem deutschen Martin Luther gleichend, nur schwer die Zustimmung seiner erschrockenen Eltern. „Ich konnte die enorme Gottlosigkeit der großen Masse des italienischen Volkes nicht ertragen. Ueberall sah ich die Tugend verachtet, das Laster in Ehren. Darum sang ich oft des Tages unter Thränen den Vers: Heu, fuge crudeles terras, fuge litus avarum!“ Also ein gesetzlicher Zug, etwas übertrieben Ethisches trieb ihn dorthin, wo Luther den religiösen Frieden der Seele suchte. Er wollte nur dienender Bruder im Kloster werden, die Armuth sollte seine „geliebte Braut“ sein, und es lag ihm ganz fern, den „Aristoteles der Welt“ — Aristoteles war ihm von jeher der verhaßte Prophet des weltlichen Treibens — mit dem „Aristoteles des Klosters“ zu vertauschen. Aber man erkannte seine Gaben und bestimmte ihn bald zum Lehrer der Theologie und Philosophie. Auch predigen mußte er, doch der Mann, dem eigentlich große Macht über die Seelen gegeben war, so daß er z. B. bei einer Schifffahrt dreizehn ausgelassene, trunkene Soldaten durch sein Wort auf die Knie zwang —, machte auf der Kanzel mit seiner unbeholfenen Art und mit seiner rauhen Stimme so sehr Fiasco, daß er diese Thätigkeit aufgab. Nach Jahren erst brach seine innere Gewalt fast plötzlich hervor. Er las über die Apokalypse und riß durch seine Gluth die Herzen so hin, daß man auf ihn aufmerksam wurde. Damals bestimmte der berühmte Humanist Picus von Mirandola den Mediceer Lorenzo, den Bruder Girolamo nach Florenz zu ziehen. Lorenzo ahnte nicht, was er that, als auf sein Betreiben der Mönch in das Markuskloster einzog (1490). So stand der weltflüchtige Bußprediger auf einmal im Centrum des glanzvollsten Lebens der Renaissance.

Florenz, unter Lorenzo il Magnifico, dem König im Bürgerkleide, dem Fürsten der Dichter und Künstler, war das Centrum des Bildungslebens. Hier lehrten seit Chrysoloras die bedeutendsten Männer die Herrlichkeiten des griechisch-römischen Schriftthums verstehen. Hier erwachte und erstarkte, gegenüber dem ausgelebten System des einst allmächtigen Aristoteles, der Sinn für Plato und seine freie Ideenlehre, deren Feinheiten man in geistreiche Beziehungen zum Christenthum setzte (Bessarion). Hier wiesen Brunellesco der Baukunst, Donatello und Ghiberti der Plastik, Giotto und Masaccio der Malerei neue Wege, sie alle kraftvollen Geistes, während Fiesole mit seinen himmlisch idyllischen Engels- und Marienbildern ganz abseits vom Wege stand; der Schaffensdrang der jungen Künstler war so groß, daß ein Ghirlandajo darüber seufzte, daß er nicht die Ringmauern der Stadt mit Fresken bedecken könnte. Hier in Florenz aber zeigte auch das neue geistige Leben seine ganze Unfähigkeit, die Welt sittlicher zu machen, die geistigen Genüsse bewahrten nicht vor den gemeinen, und die Venus aus Marmor war kein Schutz vor einer anderen. In diesem lebenslustigen, selbstzufriedenen Florenz saß Fra Girolamo über seinen Büchern und ließ in seiner Seele den Gedanken immer mächtiger werden, daß eine sittliche Erneuerung kommen müßte, so gewiß wie „der Frühling auf den Winter“. Im Klosterhofe von San Marco zeigt man noch den Rosenstrauch, unter dem er zuerst vor einem kleinen Kreise, die Apokalypse erklärend, seine Gedanken entwickelte. Und diese schlugen so zündend ein, daß er seine Vorträge in die Kirche verlegen mußte. Bald fesselten seine harten, zermalmenden Reden mehr als die schöngeistigen, glatten, rhetorisch tadellosen des bisher bewunderten Franziscanerpredigers Mariano. Immer mächtiger brach die drängende Stimme hervor: Kirche, Vaterland, Welt, Alles muß erneuert werden. Niemals wieder ist in Italien so energisch der Ruf nach riforma erschollen, nie wieder so scharf das innere Elend des Klerus gegeißelt worden, und auch vor den Stufen des päpstlichen Thrones hielt die ungestüme Bußstimme nicht ein. „O Gott, könnte ich doch diese großen Flügel zerbrechen!“ „Gott will seine Kirche erneuern, und das ist nie ohne Blut geschehen, und das soll bald geschehen!“ Man lauschte erschauernd den kühnen Reden. Den ersten Anstoß erregte der Unerschrockene erst, als er, 1491 zum Prior ernannt, sich weigerte

*) Verfasser hat das Leben des Savonarola nach dem Stande der heutigen unparteiischen Forschung gegeben (wer mehr darüber erfahren will, lese die 1859 italienisch, 1868 deutsch erschienene „Geschichte Girolamo Savonarola's und seiner Zeit“ von Villari, unter allen Biographien die interessanteste und bedeutendste. Für die politischen Richtlinien vergl. Ranke's glänzende Abhandlung über „Savonarola und die florentinische Republik u. s. w.“ in den Historisch-biographischen Studien. Verfasser hat es absichtlich vermieden, die Zickzackwege zu zeichnen, in denen sich die Werthung Savonarola's durch die Geschichte bewegt. Von großem Interesse ist aber der Kampf, den innerhalb des katholischen Lagers die Dominicaner für die Rehabilitation und Canonisation ihres Ordensbruders fechten, besonders neuerdings gegen die hauptsächlich von L. Pastor in Innsbruck vertretene ultramontane, abfällige Beurtheilung. Aufgetreten sind die Dominicaner Bayonne 1879, Procter 1896, Ferretti 1897, und neben ihnen besonders P. Luotto (Il vero Savonarola e il Savonarola di L. Pastor 1897); vergl. Pastor's scharfsinnige Replik „Zur Beurtheilung Savonarola's“ (Freiburg 1898).

dem Staatsoberhaupt den üblichen Besuch zu machen. Lorenzo galt ihm als der Oberpriester des widerlichen Neuheidenthums und als Vernichter der alten Staatsfreiheit. „Gehet hin und saget Lorenzo de' Medici, daß er Buße thue für seine Vergehungen, und daß Gott ihn und die Seinen strafen werde." So sprach Savonarola zu den begütigenden Abgesandten des Fürsten. Wohlwollende Geldgeschenke des Mächtigen in die Klosterbüchse halfen nichts, Savonarola's Antwort in der nächsten Predigt war die: „Ein guter Hund bellt immer, und wirft ein Räuber ihm einen Knochen vor, so schiebt er ihn beiseite und läßt deshalb das Bellen nicht." Aber Lorenzo's Respect vor diesem „einzigen wahren Mönch, den er gesehen" war so groß, daß er im Angesichte des Todes Niemanden rufen ließ als den Prior von San Marco; rechten Glauben, Zurückgabe unrechten Erwerbs wollte er um den Preis der Absolution dem Fordernden zusagen, aber als Savonarola die altrepublicanische Freiheit für die Stadt verlangte, schwieg der sterbende Mann, und Savonarola ging von dannen; Lorenzo starb am 8. April 1492. Sein Sohn Piero war zu unbedeutend, um Gegenstand gleicher Angriffe zu sein. Daher wandte sich des Mönches Bußruf in die große Welt. Er hatte ein Schwert am Himmel träumend gesehen und die Flammenschrift, die von da ab sein Wahlspruch war: Ecce gladius Domini super terram cito et velociter! „Ueber die Alpen wird einer einherziehen, ein zweiter Cyrus, wie der, von dem Jesajas schreibt." Die sonderbare Weissagung wurde Wahrheit, als 1494 Karl VIII. von Frankreich nach Italien zog, um Neapel zu erobern, für sich ein bloßer Eroberer, für Savonarola eine Gottesgeißel in der Welt. Der Prior kam in sein Lager als Sprecher, den die über Piero's de' Medici feige Capitulation erregte Stadt zum König sandte. Karl versprach Schonung der Stadt. Nur schonte sich diese selbst nicht, denn die Wuth über den feigen Mediceer, der nach Bologna fliehen mußte, entfachte einen profanen Bildersturm gegen die kostbaren Kunstschätze. Die Herrschaft der Medici fiel zusammen wie ein Kartenhaus. Da hat Savonarola durch sein machtvolles Wort die Revolution auf friedliche Bahnen gezwungen. Er trat jetzt als *politischer Reformator* auf, eine von ihm beherrschte Volksversammlung gab im December 1494 der bisher oligarchischen Stadt eine demokratische Verfassung. Was er errichten wollte, war eine auf theokratischen Gedanken aufgebaute Republik. Er meinte zwar, daß er eigentlich ein Monarchist wäre — wie die Kraniche einem Führer, die Bienen einer Königin folgen, so wolle Gott, daß die Monas, die Wurzel des Weltlebens, auch im Menschenwesen regiere. Aber seinen demokratischen Zug kann man kaum als bloße Nachgiebigkeit verstehen. Brauchen wir einen König, gut, so suchen wir ihn in den Höhen des Himmels: Christus soll unser König sein! Viva Christo, viva Firenze! wurde der Ruf des Volkes, und über der Domkanzel stand von jetzt an: „Jesus Christus König der Stadt Florenz". Die eigentlichen Formen des Staatslebens aber wurden in die Hände des Volkes, dieses für die Politik so begeisterten Florentiner Volkes gelegt, freilich nicht des gesammten Pöbels, sondern der altberechtigten Vollbürger, deren Vertretung il consiglio grande war. Es ist vielleicht noch zu wenig anerkannt, wie segensreich und verdienstlich diese geschickt an die geistige Art des Volkes anknüpfende, geschickt zwischen den Extremen von Gebundenheit und Freiheit vermittelnde, mit dem Parteiregime aufräumende Verfassung war; einsichtige Historiker haben sie die beste genannt, die Florenz je gehabt. Andere wieder reden von einer unpraktischen Uebertragung des Klosterwesens auf den Staat oder der „christlichen Philosophie" auf das „active Leben" (Nardi), Andere von einer falschen „Einmischung in weltliche Händel", was doch — auf dem Hintergrunde der mittelalterlichen Kirche — gar keinen Sinn hat, wenigstens keinen Sinn im Munde eines Ultramontanen wie L. Pastor. Was das „Unpraktische" anlangt, so soll nur erwähnt werden, daß Savonarola, um dem gräulichen Judenwucher Einhalt zu thun, mit großem Eifer die Gründung eines — Leihhauses betrieb (Monte di Pietà), von den wohlthätigen, für jene Zeit bewundernswerth originellen Steuerreformen (progressive Einkommensteuer) und sonstigen Maßnahmen zu Gunsten der Schwachen nicht zu reden. Sonderbare Erscheinung: Ein Staatswesen, aufgebaut mit den Gedanken, die von einer Kanzel herabströmten, und zwar ohne hierarchischen Zwang. „Du sollst eine geistige Stadt werden!" Gottesfurcht und Nächstenliebe sollen deine Wurzeln sein. Mit dem Worte Cosimo's, daß „die Staaten sich nicht durch Vaterunser regieren lassen", war der Mönch entschlossen zu brechen. Seine Staatsgedanken hat er praktisch in den Adventspredigten über Haggai niedergelegt, theoretisch aber in dem Discorso circa il reggimento.

Als die äußere Reform vollzogen war, ging er von 1495 an zur *inneren Reform* über. Und was unter seinem zwingenden Einfluß für eine Aenderung der Sitten in dem leichtlebigen Florenz vor sich gegangen ist, wie ein Enthusiasmus von Liebe und ein asketischer Ernst das Volk ergriff, ist genugsam bekannt. Todfeinde umarmten sich, Betrüger gaben den heimlichen Raub zurück, Reiche sorgten für Korn und Wein fürs Volk, weltliche Spiele, selbst die berühmten Pferderennen, hörten auf, Liebeslied und Volkslied schwiegen, dafür hörte man vor der Stadt und in der Stadt ernste Gesänge, bei Hochzeiten wollte man nicht mehr tanzen und vereinigte sich lieber um die Betrachtung des Buches Tobias, Handwerker saßen am Feierabend mit der Bibel oder mit Bruder Girolamo's Schriften vor der Thür. Gefastet wurde so viel, daß man den Fleischern ihre Steuern erniedrigen mußte. Es kam vor, daß Ehefrauen ihr Haus verließen und ins Kloster gingen. Der Bericht des mantuanischen Gesandten von 1494 an seine Regierung ist ein einziger Ausdruck der Verwunderung über solch seltsames Wesen. Was aber besonders merkwürdig war: Die Schwerkraft der Reform lag in der Jugend, die bisher am ausgelassensten gewesen. Ein förmlicher Orden von jungen Leuten (es ist eine Verkennung des Sprachgebrauchs, von „Kindern" zu reden) bildete sich, die reformirend in Straßen und Häuser gingen. Manches geschmückte Dämchen wurde im Namen des göttlichen Königs der Stadt aufgefordert, die „Eitelkeiten abzulegen", und was man in den Häusern an Werkzeugen weltlichen Treibens fand, Karten und Würfel, Masken und Lauten, Schmuck und Wohlgerüche, Bilder und Skulpturen wurde als „Anatema" weggetragen. Alles das ist in dem großen Autodafé beim Carneval 1497 öffentlich verbrannt worden. Damals gingen auch Petrarca's und Boccaccio's Lieder und die von Tibull und Catull in Flammen auf unter den heiligen Gesängen des Volkes. Berühmte Maler warfen selbst ihre Actstudien ins Feuer. Sonach haftet etwas vom Rufe Omar's an Savonarola. Aber man weiß doch auch, daß er eben in diesen Tagen Sorge trug, daß sein Kloster die werthvolle Mediceerbibliothek ankaufte, damit sie nicht verloren ginge. Immerhin bleibt bestehen, daß sein Eifer nach und nach etwas Gesetzliches, Puritanisches annahm. Er wurde ein Zuchtmeister der Stadt, der gegen Spieler und Flucher selbst grausame Strafen forderte, insofern ein echter Dominicaner. Der Patron der Stadt, Johannes der Täufer, schien Fleisch und Blut bekommen zu haben. Wenn man dieses erneuerte Florenz und das mediceische mit seiner „herzlosen Gleichgiltigkeit gegen alle Grundsätze" und mit dem „kalten Lächeln der Ueberlegenheit und des Mitleids" auf allen Gesichtern, „sobald man einer Aeußerung von Enthusiasmus für edle und hochherzige Ideen begegnete" (Machiavelli), vergleicht, wenn man sich diese halbe Million Menschen, an den Lippen eines Mönches hängend, vergegenwärtigt, man kommt vom Staunen nicht los. Der Frate war Mittelpunkt aller Gespräche, sein Name drang in alle Lande, selbst der Sultan im Orient wollte ihm hören und las seine Schriften. Von weit her strömten die Schaaren herbei, um den Bruder Girolamo im Dom zu hören, sie warteten schon Nachts in der Kälte auf den Einlaß und saßen dann Stunden lang still, ein Jeder hinter seinem Lichtlein, bis er auftrat. Er sprach lange, aber endete er, so war es Allen, als hätte er erst begonnen, und lautes Weinen oder der allgemeine Ruf: „Barmherzigkeit!" unterbrach oft seine Rede. Der Maler Bettuccio kam mit Widerstreben und Spott in die Kirche, empfing aber einen solchen Eindruck, daß er „mehr todt als lebendig" von dannen ging und von da ab ein glühender Verehrer Savonarola's war, ja sogar Mönch wurde. Der Nachschreiber der Predigten bricht einmal ab und vermerkt: Hier habe ich vor Ergriffenheit nicht weiter schreiben können. Und des Redners eigene Ergriffenheit zeichnet am besten sein eignes Wort; „O, mein Sohn, kehre um! Deshalb bin ich hierhergekommen, und als ich dich sah, ward mein Herz bewegt. Ich bin tief bewegt, und die Thränen wollen mir kommen, weil ich dich lieb habe. Erinnere dich des Allerheiligentages vor zwei Jahren, wie viele Thränen ich in dieser Kirche vergoß — so ward ich auch heute von Mitleid ergriffen, als ich dich hier sah. Ich möchte dich so gern vor Ueblem bewahren. Ich sehe dich auf schlechtem Wege und bitte den Herrn für dich; aber ich fürchte, schwer wird diese Strafe aufzuhalten sein." Es ist, als wäre einer von den alten Propheten wiedergekommen,

etwa Jeremias, der das Unheil kommen sah und warnte und warnte, ohne gehört zu werden, bis er selbst unter dem Unheil zusammenbrach. Wir können das Geheimniß dieser Predigtmacht nur ahnen. Die allegorischen Klügeleien — Savonarola predigt z. B. Wochen lang alltäglich über die Mysterien des Baues der Arche Noah — berühren uns zu wunderlich, aber es sind doch nur dünne Formen, in denen der seelische Inhalt schäumt. Die tiefe innere Bewegung und die plastische Kunst (ergreifend redet er z. B. von der Liebe als einer Malerin) hat Savonarola mit Berthold von Regensburg gemein, wenn auch nicht die Naivität. Erschütternd spricht er über die Unruhe des Herzens: „Mein Herz irrte Anfangs in den Dingen dieser Welt umher, es fand aber nichts, darauf es sich stützen, nichts, das ihm Ruhe geben könnte. Du mein Herr, hast mein Herz groß gemacht. O mein Herz, wo willst du hin? O mein Herz, wo bist du? Es ist hingegangen und nicht mehr bei mir. Auch mein Leib freut sich in dem lebendigen Gott. Mein Auge mag nicht Eitles mehr schauen, mein Ohr nicht mehr hören Dinge dieser Welt, meine Zunge kann nur noch von Gott reden, der Leib will am liebsten sterben; er will nicht mehr ohne sein Herz sein, das Herz zieht ihn nach sich . . . O glücklicher, kleiner Vogel, der du dein Nest gefunden hast! O kleiner Vogel, suche nicht mehr, fliege nicht weiter, du hast nun eine Heimath. Auf! Zwinge dich zu Gott empor, kleiner Vogel fliege hin zu deinem Neste! O Herr, in deinem Herzen hat er sein Nest gebaut."*) Zu Florenz redet der Prediger wie ein Vater zur wankelmüthigen Tochter: „Gedenke, Florenz", „So sage ich dir, Florenz", „O eile, Florenz!" Wie eine einzige Person steht die Stadt vor seiner Seele.

Aber er hatte auch die Reform der ganzen Kirche im Sinne und warf sich besonders in den Fastenpredigten von 1497 (über Hesekiel) mit Wucht auf diese Gedankenwelt. Mit maßloser Kühnheit sprach er von dem Verderben der „verruchten Kirche", der „schamlosen Dirne", dem „abscheulichen Ungeheuer". Der Prunk der Gebäude und der kirchlichen Feste, der Stellenwucher und das Verderben der Priesterschaft, die logischen, gekünstelten Predigten über „hohe, feine Dinge", Orgel und figurirte Gesänge, die Kunst, die die heilige Jungfrau „als eine Buhlerin" malt (er mag besonders die durch Lippi in Florenz aufgekommene weltfreudige Richtung der Madonnenmalerei im Auge gehabt haben), Alles das geißelte er mit schärfsten und nicht immer edlen Worten, und dann führte er gern die Seelen der Hörer mit Freudigkeit und Sehnsucht zurück in den Frühling der apostolischen Zeit, die er mit einem hochfliegenden Adler verglich; der Adler ist gealtert, sein Schnabel gekrümmt, aber der Adler wird sich wieder herrlich erneuern! Mit unerhörter Deutlichkeit schleuderte er seine Vorwürfe nach Rom, wo gerade der Typus des verlotterten Papstthums, Alexander VI., herrschte. Von da an hatte er seinen mächtigsten Feind gefunden. Wie Lorenzo faßte auch der Papst den kühnen Mann Anfangs höchst vorsichtig an, er ließ ihm sogar den Cardinalshut anbieten, aber Savonarola's stolze Antwort war, daß er keinen anderen rothen Hut begehre als den des Märtyrers, „gefärbt mit seinem eigenen Blute". Mehrere Citationen nach Rom, freundlich und strenge, wurden ignorirt. Da verbot ihm der Papst im Herbste 1496 das Predigen. Zwar kehrte sich Savonarola wenig daran, ja, er wagte es das Breve als ein Werk nicht des Papstes, d. h. des idealen Papstes, den er ehre, sondern des Teufels zu erklären. Aber an der äußeren feindlichen Macht erstarkte jetzt doch auch der Haß seiner Feinde innerhalb der Stadt, ihr Muth wuchs bald so, daß sie am Himmelfahrtstage 1497 seine Predigt durch allerhand Unfläthigkeiten und wüste Tumulte stören und mit Dolchen ihn erwarteten; aber seine Getreuen ließen ihm kein Leid geschehen. Als nun gar alle seine Hoffnungen auf König Karl zerronnen waren und als gegen das Wüthen der Pest und des Hungers in der Stadt auch der gottgesandte Frate machtlos blieb, war seine Macht gebrochen. Und als vom erzürnten Papst der Bannfluch kam, löste sich die ängstliche Bürgerschaft von ihm los. Ein Interdict getraute sich auch Florenz nicht auf sich zu nehmen. Und so kam es, daß die Signoria ihn im März 1498 bestimmte, sein Predigen einzustellen. Da erkannte er den Ernst der Lage. Am 18. März hielt er seine letzte Predigt, ein rührendes Abschiedswort und einen Appell an den wahren Papst Jesum Christum. Damit war die Kraft des Mannes lahm gelegt, denn er sagte selbst: „Ich kann nicht leben, wenn ich nicht predige." „Loqui prohibeor et tacere non possum." So suchte er sich andere Wege, die ihn ins Elend stürzten. Er flüchtete sich jetzt in den Grundgedanken des 15. Jahrhunderts, den an ein Concil. Die Könige der Welt forderte er in kühnen Schreiben auf, gegen den Papst Borgia aufzutreten. Zur Absendung kam nur der Brief an Karl von Frankreich und der — fiel dem Papst in die Hände. Ein anderer Fehler war, daß er sich in ein von den intriganten Franziscanern von Florenz angebotenes Gottesurtheil einließ. Einer von diesen sollte zugleich mit Savonarola's getreuestem Anhänger, dem Fra Domenico, einem ehrlichen, alten Mann, der eher an ein Herabfallen der Engel und der Maria vom Himmel, als an einen Irrthum des Fra Girolamo glauben wollte, durch das Feuer gehen. Ein Volksschauspiel für die ganze Stadt sollte es werden, es wogte in den Straßen am 7. April 1498, und die beiden Orden waren schon in feierlichen Prozessionen, Psalmen singend, auf die Piazzetta gekommen, wo die Scheiterhaufen errichtet waren, da kam es zu Streitigkeiten über geringe Nebensachen, bis ein Regenguß am Abend und ein Verbot des Rathes der Sache ein Ende machte. Natürlich fiel, obwohl die Intriguen der Minoriten offenkundig waren, die Last der Schuld für das enttäuschte Volk auf Savonarola, der den Nimbus des gottgeschützten Propheten eingebüßt hatte. Daher wagten es die Feinde am Tage darauf, das Markuskloster zu stürmen. Steine und Flammen halfen die Kirche zerstören, in der der Prior mit seinen Mönchen auf den Knien lag. Als Alles verloren war und die Hilfe ausblieb, gab er sich gefangen.

Und nun beginnt das Schauspiel eines der unwürdigsten Prozesse, die die Geschichte kennt. Man wandte die ganze Grausamkeit der Tortur an, um den Mann zu Geständnissen zu zwingen. Schließlich ist er schwach geworden. Wenigstens berichten die Quellen sonderbare Geständnisse, in denen er eigentlich Alles zurücknahm und Ehrgeiz, Heuchelei und Herrschsucht seine Triebfedern nannte. Es besteht freilich der begründete Verdacht, daß ein listiger Advocat, Ceccone, ein geheimes Nebenprotokoll mit allerlei Fälschungen angefertigt und untergeschoben und daß man dieses herausgegeben hat. Aber auch abgesehen davon: wenn man hört, daß an einem Tage vierzehnmal gegen Girolamo die schwersten Foltern angewandt worden sind, so daß er schrie: „Herr, nimm meine Seele zu dir," so ist es verständlich, daß seine ohnedies schwächliche und nervöse Natur völlig gebrochen wurde. Er hat es selbst vor seinen Ordensbrüdern bezeugt, daß der höhere Geist ihn verlassen habe, worauf die Mehrzahl derselben, unwillig über dieses Zurückfallen, einen demüthigen Abbittebrief an den Papst schrieb; einer sagte ärgerlich: „Aus deinem Munde bin ich erst gläubig, aus deinem Munde nun ungläubig geworden." Was Savonarola noch im Gefängnisse geschrieben hat, zeigt ein völlig gebrochenes, angstvolles Gemüth, das seine einzige Hoffnung in Gottes Gnade sucht. Es sind das die lateinischen Meditationen über den 51. und 31. Psalm, nach Augustin's Weise ein Gespräch der Seele mit Gott. „Komm, komm, süßer Samariter, und hebe den halbtodten Verwundeten empor, achte auf meine Wunden, gieß Oel und Wein darein, setze mich auf dein Maulthier, bringe mich in die Herberge, lege ein Wort für mich ein beim Wirth, bringe deine Groschen dar und sprich zu ihm: Was du sonst zu fordern hast, ich will dir's geben, wenn ich wiederkomme!" Die Meditationen sind so kräftig und klar auf die alleinige Gnade Gottes gestellt, daß Luther sie 1523 herausgab als ein evangelisches Zeugniß. Das Urtheil lautete auf Tod und wurde am 23. Mai an Girolamo und seinen beiden Getreuen, dem schon genannten Fra Domenico und dem ekstatischen Visionär Fra Silvestro Maruffi, vollstreckt. Der Papst ließ ihnen noch auf ihrem letzten Gange gnädig den vollkommenen Ablaß und Freiheit vom Fegefeuer zusprechen. Der Bischof entkleidete sie der Priesterwürden. „So scheide ich dich von der streitenden und von der triumphirenden Kirche." „Nein, das kannst du nicht", sprach Savonarola wehmüthig, „von der triumphirenden Kirche kannst du uns nicht scheiden." Als er am Pfahle auf der Piazzetta stand, klangen die Spottrufe hinauf: „Jetzt, Mönchlein, ist's Zeit, Wunder zu thun." Aber als die Flammen über seinem Haupte zusammenschlugen, hörte man aus dem Geheul des Pöbels auch das Schluchzen der Trauernden heraus, und als seine Asche in den Arno gestreut war, schöpfte manche Hand einen Trunk aus dem Flusse, in dessen Wellen man heiligende und heilende Kraft suchte. Der große Maler Bartolommeo ging vom Richtplatz in seine Zelle

*) Vgl. die empfehlenswerthe Auswahl von Predigten, die v. Langsdorff 1890 herausgegeben hat.

und zog um das Haupt des Fra Girolamo, dessen Bild er gemalt, einen goldenen Reif, und mit dieser Glorie der Pietät hängt das Bild noch heute in San Marco. Es gab manches Gemüth, in dem der Eindruck von diesem Predigermönch unauslöschlich blieb, auch unter den Künstlern, was man am wenigsten denken sollte. Michelangelo ist zeitlebens ein warmer Verehrer des Märtyrers gewesen, Botticello nahm nach Savonarola's Tode den Pinsel nicht mehr in die Hand. Es mag auch sein, daß jenes erhabene Pathos, das mit einem Male am Ausgang des Jahrhunderts in der Florentiner Kunst erscheint, ein Nachhall der ernsten Bußstimme war, der heitere Glanz heidnischer Schildereien und die naive Fröhlichkeit der Christkind- und Engelmalerei traten zurück hinter den zahlreichen ergreifenden Darstellungen der Passion, besonders der Pietà. Es ist das eine Illustration der Thatsache, daß thatsächlich mit der Krisis von 1498 das alte Florentiner Leben zu Ende war. — Auch außerhalb von Florenz haftete das Andenken tief. Als über Brescia mit dem Heere des Gaston de Foix 1512 das Unheil hereinbrach, gedachten die älteren Bürger sogleich der ernsten Stimme des Savonarola, der vor ihnen einmal von den Strafgerichten Gottes geredet hatte.

Bartolommeo's charaktervolles Bildniß zeigt den Mönch in einer seltsamen Mischung von Ruhe und Energie, herber Bestimmtheit und auch wieder einer gewissen Weichlichkeit, aber mit dem gleichmäßigen Grundzug eines tiefen Ernstes. Und Savonarola war ein ernster Mann, streng gegen sich selbst, so streng, daß er liebgewonnene Bücher weggab, damit seine Seele frei bliebe. Seine sittliche Wahrhaftigkeit und Ernsthaftigkeit hat noch kein ernst zu nehmender Geschichtschreiber in Zweifel gezogen. Aber was er wollte und was er war, ist nicht leicht zu begreifen. Man muß sagen, daß die verschiedenartigsten Strömungen in ihm zusammenflossen, Strömungen des mittelalterlichen kirchlichen Lebens, dessen vielgestaltiges Bild er in einer Person darstellt. Scholastik und Mystik, Mönchthum und Renaissance — hätte sie seinen Geist nicht berührt, er würde sie vielleicht nicht so bekämpft haben —, Gottesstaat und Weltdurchdringung, Reformdrang und Rückschau in die alte Kirche, das Alles vereinigte sich in dieser lebendigen, glühenden Italienerseele zu einer geistigen Macht, unter der sie zusammenbrach. An den inneren Gegensätzen hat er sich aufgerieben. Aber wir wollen nicht glauben, damit die Tiefen dieser wunderbaren Persönlichkeit erschöpft zu haben. Sie hat etwas, ich möchte sagen Irrationales, was aus den pragmatischen Gesetzen nicht zu finden ist. Es trifft die Grenze der Höhen, aus denen der religiöse Genius geboren wird. Daher bietet dieser Charakter der Probleme genug. So seine angebliche Prophetengabe. Rudelbach hat es versucht, diese räthselhafte Seite religiös und biblisch zu erklären, und hat den Bußprediger von Florenz an die Seite des Abtes Joachim von Floris und der heiligen Brigitta gestellt, die lange vor ihm mit orientalischer Apokalyptik vom Verderben der Kirche gesprochen hatten. Er ist darin nicht glücklich gewesen, man kann unter Savonarola's Weissagungen kaum eine nennen, die nicht aus einem scharfen Blick in die drängenden Mächte der Zeit begriffen werden könnte. Der ekstatische Enthusiasmus aber streift zu nahe an den eines Fiesole, der den überirdischen Ausdruck seiner Bilder in verzücktem Schauen lernte, oder eines Palestrina, der seine neuen Harmonien den Engeln abzuhören glaubte. Immerhin liegt hier ein Geheimniß des religiösen Gemüths, mit dem auch Ranke in seiner glänzenden Abhandlung zu wenig rechnet. — Ein anderes Problem ist die Beurtheilung Savonarola's in seiner Stellung zur Reformation. Man hat ihn früher den „Luther Italiens" genannt, sehr mit Unrecht. Jetzt ist man endgiltig davon abgekommen, aus Savonarola's Schriften die Rechtfertigungslehre Luther's construiren zu können, wie man überhaupt darüber hinaus ist, in jeder Regung freien, evangelischen Geistes innerhalb der mittelalterlichen Kirche „Reformatoren vor der Reformation" zu wittern. Wir wollen gern der katholischen Kirche ihre edleren und tieferen Geister lassen, auch ihren Savonarola. Er ist in seinen Glaubensanschauungen ein guter Katholik geblieben; wie sehr sein ganzes Denken scholastisch, thomistisch gebunden war, beweist am besten sein Hauptwerk, der Triumphus crucis, eine genuin katholische Rechtfertigung des Lehrsystems. Es ist ganz verständlich, daß die Jesuiten das Werk unbedenklich nachgedruckt haben. Fra Girolamo ist auch nicht wegen akatholischer Lehren verdammt worden, sondern nur als ungehorsamer Sohn der Kirche. Denn Abweichung von den Glaubensnormen, ohne Widerstand gegen die souveräne Gewalt, hat Rom weitherzig getragen, aber Bruch mit dem Gehorsam, bei aller Uebereinstimmung der Lehre niemals. Wenn Luther in Savonarola's Gedanken Geist von seinem Geiste fand, so ist es doch nur der Geist des Augustinus, dessen Gedankenwelt sich wie eine edle Ader durch das Mittelalter zieht, über den aber Luther mächtig hinausgewachsen. Wenigstens würde z. B. Bernhard von Clairvaux mit demselben Rechte lutherisch genannt werden müssen. Aber als dem Vertreter eines unendlichen Sehnens nach Freiheit von den engen Schranken, die er selbst nicht überschaute, als dem Vorkämpfer einer reinen Kirche und als dem unfreiwilligen Bahnbrecher der evangelischen Gemeinden Italiens soll ihm, trotz der Ultramontanen, besonders Pastor's Widerspruch, sein Ehrenplatz auf Rietschel's Lutherdenkmal bleiben. Nur in dem letztgenannten Sinne kann er als Morgenröthe einer neuen Zeit gelten. Im Allgemeinen ist er eher das Abendroth der untergehenden Sonne. Denn als die römische Kirche seinen Mund schloß, beendete sie ihre Freiheitsepoche, tödtete sie das seit drei Jahrhunderten in ihr pulsirende freiere, individualistische Leben. Roms Sieg war groß, denn von nun an war, anders als im Mittelalter, antipäpstlich und antikirchlich innerhalb des katholischen Gebiets identisch. Sonach ist in diesen geschichtlichen Grenzen Fra Girolamo weniger ein Bahnbrecher der Freiheit, als ein sterbender Apostel der sterbenden Freiheit geworden.

Rietschel's Statue ist ein Meisterwerk. Die sitzende, aber gestreckte und gehobene Predigergestalt, mit erhobenem Arm — Alles Spannung und inneres Leben —, ist eine Verkörperung des Wortes: Loqui prohibeor et tacere non possum. In der Composition des ganzen Denkmals ist es, als hörte man diesen Mönch seine berühmten Worte sprechen: „Rom aber wird dieses Feuer nicht löschen, wie sehr es sich auch bemüht, und wenn es eins löscht, werden andere und stärkere wieder aufgehen."

Lic. Neuberg.

Bücherbesprechung.

— Franzosengeschichten. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner 1898. Preis 3 ℳ. — Der Krieg, der grausame Menschenerzieher und Menschenvernichter, übt nicht blos in der unmittelbaren blutigen Wirklichkeit seine besondere Wirkung, sondern auch als bedeutsamer Hintergrund in Romanen und Erzählungen. Es ist nicht das schlechteste Ziel, das sich ein Schriftsteller stecken kann: in den Tagen des Friedens, da die zahllosen kleinlichen und erbärmlichen Zwistigkeiten wieder ihre Häupter emporrecken und die Geister verwirren und erregen, das Gedächtniß aufzufrischen an die gewaltigen Zeiten, wo die Noth des Vaterlandes alle Herzen heiß und opferfreudig schlagen machte und alle elende Selbstsucht unterging in der stolzen Empfindung, dem erhebenden Bewußtsein: Einer für Alle, Alle für Einen! — Vortrefflich in ihrer knappen Form und einheitlichen Anlage ist besonders die erste dieser drei Franzosengeschichten, die uns zurückführt in die Zeit des ersten Napoleon. Etwas zurück hinter ihr steht die zweite: „Todter Haß", da hier die patriotische Erhebung nur in einer Nebengestalt — dem Lieutenant von Langen — zu reiner Erscheinung kommt. Aber die tragisch erschütternde Schlußscene hebt auch diese Erzählung noch hoch empor über viele andere moderne Novellen. In mancher Beziehung die reizvollste ist die dritte Geschichte: „Zu viert", wiewohl der Schauplatz Paris hier für die Handlung ziemlich nebensächlich ist und der friedliche Schluß uns mehr auf empfindsame Leserinnen zugeschnitten, als der inneren Wahrheit entsprechend erscheint. In uns wenigstens will die Freude an der unverhofften Erbschaft, die der armen Renate die äußeren Sorgen des Lebens abnimmt, nicht recht aufkommen gegen das innige Mitleid mit dem schweren Herzensopfer, das sie durch die Hingabe des Geliebten bringen muß. Daß aber Bernhardine Schulze-Smidt unter unseren Erzählerinnen eine der Geschicktesten ist, das bewähren alle drei Novellen aufs Neue. Ihre Sprache ist schlicht und entbehrt dabei der natürlichen Wärme nicht, wird aber nie phantastisch oder gesucht geistreich. Auch anspruchsvollere Leser werden es nicht bereuen, die Bekanntschaft dieser Schriftstellerin gemacht zu haben.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 59. Dienstag, den 24. Mai, Abends. 1898.

Ueber Mangel an Ehrlichkeit.

Wir leben von Jugend an in einer gesellschaftlichen Atmosphäre, welche die Krankheitspilze der Unehrlichkeit in Hülle und Fülle und allerlei Gestalten züchtet und fröhlich gedeihen läßt, und wenn auch diese landläufige Unehrlichkeit nicht gerade in acuter Form, mit gefährlichem Charakter, sondern vorwiegend als leichteres, dafür aber chronisches Uebel, auftritt — vorhanden ist es eben doch und findet in unseren Sitten und Lebensformen immer wieder die geeigneten Brutstätten. Und wir Alle haben uns in diese Formen so eingelebt, daß wir uns des daraus entkeimenden Uebels so wenig bewußt sind als unserer Athemzüge. Es will etwas heißen und kostet ein schönes Stück Selbsterziehung, gegen jene „Macht der Gewohnheit" jederzeit gewappnet zu sein und sie nicht obsiegen zu lassen. Aber selbst diese Auserwählten vermögen es trotz Bewußtsein und Selbstbeobachtung nicht, in allen Fällen der gesellschaftlichen Form zu trotzen, wenn sie überhaupt in der Gesellschaft leben und eine Stellung darin einnehmen wollen. Oder dürfen sie jedem Streber, jedem gemeinen oder gar gefährlichen Subject, mit welchem sie der Zufall oder die Nothwendigkeit zusammenführt, ins Gesicht sagen, was sie von ihm halten? Dürfen sie ihre Vorgesetzten tadeln, wenn diese es verdienen? oder dürfen sie die äußeren Zeichen der Höflichkeit ihnen gegenüber unterlassen, auch wenn sie dieselben nicht verdienen? Dürfen sie auf der Straße dem oder jenem feilen Zeitungsschreiber, der gegen Bezahlung in die Welt hinauslügt, dem oder jenem Bankier, der wissentlich, aber gewissenlos Hunderte von Gimpeln und Nichtgimpeln auf den Leim gelockt und um ihr Geld gebracht hat, ins Ohr schreien: „Du bist ein käuflicher Wicht und du bist ein gemeiner Schelm?" Oder dürfen sie, wenn eine Gesellschaft mit vollem Brustton das Lob dieses oder jenes Staatsmannes, Ministers, Regierungsrathes singt, mit greller Dissonanz in diese Harmonie hineinschmettern: „Der Genannte ist ein ordinärer Streber oder ein abgefeimter Heuchler oder eine aufgeblasene Null?" — Leute von Takt werden das wohl bleiben lassen, und aus guten Gründen; denn ohne solche „Rücksicht" würde die „Gesellschaft" aus Rand und Band gehen. Der Trieb nach offener Kundgebung der Wahrheit und Ueberzeugung muß einem höheren Princip zuliebe zurückgestaut werden. Die Gesellschaft verlangt solche „Formen", und ohne Gesellschaft ist kein ordentliches Leben denkbar. Und wenn ein eifriger Kämpe der „Wahrheit um jeden Preis" behaupten wollte, in diesem Zurück- und Beisichbehalten einerseits und in den conventionellen Höflichkeitsformen des „ergebensten Dieners" und des „hochgeehrten Herrn" und anderer devoten Kundgebungen des Briefstils andererseits liege doch ein Stück Unehrlichkeit, so wird ihm zwar Niemand darum zürnen, aber sagen darf man doch, daß jene Formen nicht an dem Maßstabe strenger Sittlichkeit gemessen werden dürfen, eben weil die Begriffe inhaltslos geworden, zur leeren Form erstarrt sind. Lassen wir diese „unschuldige" Unehrlichkeit ruhig bei Seite und sehen wir uns nach der anderen, vielmehr nach den anderen — denn sie hat gar viele Gesichter — um. Diese alle grüßen uns entgegen aus dem „Spiegel des Zeitgeistes und Zeitgewissens" vulgo Zeitungen. Ihrem Banne entzieht sich heute kein Staubgeborener mehr, ihnen entrinnt weder Tugend noch Laster, und das wäre ja insoweit gut, wenn nur letzteres immer an den Pranger und nicht unter irgend einem schön klingenden Namen so oft auf das Postament gestellt würde! Ja, die Zeitungen haben eine Last von Zeitschuld und Zeitverderbniß auf dem Gewissen! Nicht das ist vom Argen, daß Alles sie liest, sondern, daß von diesen allen gar viele wollen „gelesen" werden — man denke an das zahllose Heer der Streber und Trachter —, das Allerärgste aber ist, daß so oft und so ungenirt und so ungestraft die sittlichen Begriffe auf den Kopf gestellt werden. Die Falschmünzerei der gewissenlosen Zeitungsschreiber, das heißt, die Niedertracht, das Gute zum Bösen und das Böse zum Guten zu stempeln, ist, man darf ohne Uebertreibung sagen, das fressende Geschwür am Leibe des Jahrhunderts, ist die Unehrlichkeit in ihrer Sünden Blüthe. Es ist schon lange ein öffentliches Geheimniß, daß gerade unter den tonangebenden Tagesblättern ein großer Theil von Mächten und Interessen geleitet wird, welche eine Objectivität des Urtheils nie aufkommen lassen; — sie sind alles Mögliche, nur nicht, was sie sein sollen: die unbestochenen Organe der Wahrheit. Wer heute noch an die völlige Uneigennützigkeit einer Reclame glaubt, gehe sie nun von einem Heilkünstler, der seine Waare, oder von einem Bankier, der seine „Gründung" preist, aus, wäre um seine Unschuld und Vertrauensseligkeit zu beneiden, wenn — er nicht um des dadurch erlittenen Schadens willen zu bemitleiden wäre! Es giebt freilich auch, Gott Lob! noch ehrliche Leute in jedem Stande, die es mit der Wahrheit ernst nehmen, aber ihr Memento wird übertönt von den Paukenschlägen der Gewissenlosen, welche die Ehrlichkeit als veralteten Begriff längst in die Rumpelkammer geworfen haben. Das Fatalste aber ist, daß dergleichen „Usancen" gar nicht mehr als „Unehrlichkeit" gebrandmarkt, sondern als „Handwerksgriffe", die „nun einmal nicht mehr zu entbehren sind", angesehen werden. Das macht aber die Luft, in der wir leben, sie steckt schließlich auch die Ehrlichen an oder macht sie wenigstens gleichgiltig gegen das Gebahren der Unehrlichen. Weil aber die echte Ehrlichkeit selten geworden ist — denn wen sollte unter solchen Umständen, in dem durchseuchten „Milieu" unserer Zeit nicht auch ab und zu ein Pilz aus demselben anfliegen? — so ist sie auch im Preise gestiegen, sie gilt nicht mehr blos als eine Pflicht, sondern für ein persönliches Verdienst, das belohnt werden muß! Der ehrliche Mensch wird bereits, im einzelnen Fall, für ein „Muster von Tugend" ausgegeben und auf das Postament gestellt! Früher verstand es sich, wie billig, von selbst, daß der Finder eines verloren gegangenen Gegenstandes denselben an den Eigenthümer zurückgab. Jetzt wird ein solcher Fall vom Chorus der Tageblätter als eine „edle That" ausposaunt und der arme Tagelöhner, der diese That ausführte, unserer Bewunderung empfohlen! Was Wunder, wenn dann andere Tagelöhner finden, sie seien nicht gehalten, der Menschheit als solche „Muster" voranzuleuchten, und sich mit dem materiellen Resultat ihres Fundes, nämlich mit der Aneignung desselben, vollständig zufrieden geben! Das Recht freilich weiß nichts von solchen „Mustern", sonst dürfte es die Unehrlichkeit nicht so hart bestrafen. Wollen wir sagen: Es sei „hinter der Zeit zurückgeblieben"? Hoffentlich doch nicht! In gewissem Sinne: ja, aber nicht so, daß es nicht strafend einschreiten sollte, sondern so, daß es nicht, wie jetzt geschieht, die kleinen Diebe sollte bestrafen, die großen aber laufen lassen! Zum Beispiel: Ein Lehrbursche thut in der Verzweiflung — vielleicht ist seine Mutter krank und hilflos — einen Griff in die Casse seines Principals; er wird ertappt und unerbittlich bestraft — das ist Recht und muß sein. Aber am gleichen Tage versendet der Principal ein Circular an seine Clienten und verlockt sie unter trügerischen Vorspiegelungen zur Betheiligung an einem „Unternehmen" — er nennt es natürlich nicht „Speculation" —, von dem er im Voraus weiß, es muß über kurz oder lang fehlschlagen — was ist dann Recht und was muß dann sein? Leider können sich die Kleinen stets auf die Großen berufen, wenn es für Fehltritte überhaupt eine „Berufung" giebt. Frägt man: „Bis wie weit dürfen unsere Staatsmänner und Staatslenker ehrlich sein?" so liegt schon in dieser Frage, die bekanntlich eine ganz geläufige ist, eine dem Gewissen und Rechtsgefühl einer unverdorbenen Menschennatur völlig widerstrebende Concession, nämlich die, daß

jenseits einer bestimmten Grenze die Unehrlichkeit sich einrichten kann, behaglich oder unbehaglich, je nach der vorhandenen Constellation. Als seiner Zeit der Kaulbars unseligen Angedenkens in Bulgarien wirthschaftete und dem Volke das Andenken an seinen mit brutaler Gewalt entthronten Fürsten aus dem Leibe austreiben wollte, da beeiferten sich große Tagesblätter, diesen Fall, der an roher, verbrecherischer Vergewaltigung kaum seines Gleichen in der neueren Geschichte hat außer etwa den am Herzog von Enghien begangenen Mord — als einen normalen, in Rußlands Competenz liegenden, das übrige Europa nichts angehenden darzustellen. Jedermann wußte, es war eine Lüge, eine faustdicke Lüge, eingegeben einerseits von der Angst, den „Unnahbaren" von der Newa zu verletzen, andererseits von dem Triebe, seine Gunst zu gewinnen. Und diese Lüge hat monatelang ungenirt in den gelesensten Blättern Tag für Tag gespielt! Eine Zeit lang hat „man" sich darüber empört, im zweiten Stadium hat man gesucht es zu begreifen, d. h. sich selber zu betrügen, und schließlich hat man sich eine sehr bequeme Lehre, will sagen: Nutzanwendung daraus gezogen. Warum sollten die Kleinen sich nicht erlauben dürfen, was die Großen thun? Und die Grevy-Wilson-Geschichte? und der Boulanger-Spectakel? Und aus allerneuester Zeit der „in aufrichtiger Liebe" (!) geschlossene Herzensbund zwischen Frankreich und Rußland und das „grundehrliche" Verhalten Albions einerseits gegen Transvaal, andererseits gegenüber seinen des infamsten Hochverraths überführten Landsleuten und Mitverschworenen! Wahrlich, wo nicht nur der ganze Pöbel ungenirt dem offenkundigsten Verbrechen zujauchzt, sondern auch die Regierung nur mit bittersüßester Miene und unter dem Hochdruck Europas sich eine (noch dazu sehr precäre) Kundgebung des Tadels abringen läßt, da ist mehr als Unehrlichkeit und Lüge, da ist das helle grelle Unrecht sanctionirt und auf den Thron gehoben! Freilich, die officielle Lüge stammt nicht von heute. Der große Schlachtenmeister des Jahrhunderts, Napoleon, ist zugleich der größte Lügenmeister gewesen. Wenigstens galt er dies bis vor Kurzem; jetzt aber, scheint es, hat ihn in letzterer Eigenschaft John Bull übertrumpft. Die Saat der Unehrlichkeit steht „an des Jahrhunderts Neige" in den üppigsten Halmen. Was werden erst unsere Nachkommen erleben? Der „große" Boulanger (groß, weil ihn Zufall, Verhältnisse und ein ungewöhnliches Maß von Frechheit und Gemeinheit zu einem Popanz aufgeblasen haben) ist das Urbild eines Strebers von der schlechteren Sorte. Es giebt nämlich auch solche, in denen wenigstens noch Fünkchen von Ehrlichkeit glimmen und die sogar durch hochtragische Ereignisse aus ihrem Eiszustand bis zu einigen Graden über den Nullpunkt gehoben werden und an die Regionen des Mitleids streifen — aber das sind bei ihnen die abnormen Zustände. Diese kleinen „Boulangers" — die übrigens dem „großen" an Intelligenz hoch überlegen sein können — zählen zu Millionen, und ein großer Theil derselben hat vielleicht kaum noch das Bewußtsein, daß sie unehrlich sind — so sehr ist die Sache Mode geworden. Und doch ist das ganze Streberthum eine Unehrlichkeit; wer daran zweifelt, beweist nur, daß auch er vom Modegift bereits inficirt ist. Der Streber hängt sich das Mäntelchen der Gemeinnützigkeit, des Opfersinns, oder auch, wenn's darauf ankömmt und sein Renommée fördern kann, der sittlichen Entrüstung u. s. w. um, hinter dem er sein wahres „Selbst" nicht blos verbirgt, sondern auch fördert; er verfolgt seine Ziele — Lob, Ruhm, Einfluß — während er sich als Hüter und Pfleger des Gemeinwohls drapirt; er treibt nicht nur Verstandesheuchelei, er heuchelt auch „gemüthliche Regungen", macht sogar, wenn's ihm opportun scheint, ein wenig in „Schwärmerei"; er klatscht nicht nur, im Concert oder im Theater, bei herzbewegenden Stellen und Accorden, mit und zeigt dadurch Nachbarn und Nachbarinnen das „Wellenspiel seines weichen Gemüthes", sondern er stiftet auch förmliche Bewunderungsvereine für den oder jenen Dichter, gewöhnlich für einen Verstorbenen, damit bei der arrangirten „Gedächtnißfeier" nicht nur das „Gemüth" des Stifters im Allgemeinen, sondern des Gemüthes edelste Blüthe, die Pietät, ans Licht trete! . . . Aber im Innern dieses „Gemüthsmenschen" ist es öd und leer und klingt auch nicht eine Saite schöner Menschlichkeit!

Insofern freilich die Arbeit, welche das Streberthum leistet, dem Gemeinwesen zu Gute kommt, hat es seinen Nutzen — aber sein Wesen wird dadurch natürlich weder gerechtfertigt noch geadelt. Angenommen, es würden sämmtliche Organe der Oeffentlichkeit nach Uebereinkunft ein Jahr lang alles Thun und Treiben, Reden und Schreiben der Streber todtschweigen — der Inhalt dieser Organe würde dadurch um ein Erkleckliches zusammenschrumpfen, aber mit ihm auch die Zahl der Streber. So wünschenswerth es aber wäre, so wenig möglich ist es! — „Schwer zu ergründen" sind die Menschen, sagt Schiller — und er meint doch nur unsere nähere Umgebung und was wir mit leiblichen Augen sehen! Aber, die Möglichkeit angenommen, wie Vieles, unsäglich Vieles, würde anders, ganz anders lauten, im Rathsaale und auf der Festrednerbühne, wenn es durch den Schmelztiegel der Ehrlichkeit geläutert wäre und kein anderer Lohn in Aussicht stünde, als der des guten Gewissens! Wie mancher überzeugte Volksfreund würde in's andere Lager übertreten, wie mancher „gesinnungstreue" Absolutist die Farbe wechseln, wie mancher der „beati possidentes" (der jetzt aus bloßer und blasser Angst in allen Ton- und Stilarten gegen das Socialistenunwesen wettert), würde gestehen, daß einzelne Forderungen dieser Leute billig und gerecht und daß ein auf Vernunft und Billigkeit gegründeter Socialismus (wovon freilich der heute grassirende so ziemlich das Gegentheil!) die einzige Rettung aus der Wüstenei unserer jetzigen Gesellschaft sei! Und wie Mancher, der jetzt seiner Familie oder seinen Vorgesetzten oder anderen „Rücksichten" zu Liebe zu den kirchlichen Satzungen schwört und sich vor den Freidenkenden bekreuzt, würde der „freien Forschung" einen begeisterten Psalm singen! Der ehrliche Lortzing läßt seinen Hans Stadinger singen: „Wem Ehrlichkeit käme als Waffenschmied"! Aber leider ist es eben ein frommer Wunsch und beim Wunsche wird es bleiben, sie kommt nicht und wird nicht kommen! Und wenn auch die Unehrlichkeit der gemeinen Selbstsucht verschwände, es würde um uns herum wimmeln von ungezählten kleinen Unehrlichkeiten, wer weiß! Jeder von uns trägt vielleicht ein Partikelchen an sich, vom großen Gelehrten herab, der seinen Nebenruhm in einer kleinen affectirten Nachlässigkeit in Kleidung und Haltung sucht, bis zum obscuren „maitre tailleur", der seinen „Zuschneider" — er hat aber keinen! — aus Paris bezogen haben will! Und wenn die Verlagsbuchhandlung so und so (sie zählen zu Dutzenden!) eine unter ihrer Firma erscheinende neue Zeitschrift als „einem wirklichen Bedürfniß abhelfend" anpreist — wer glaubt ihr das auf's Wort? Sie selber am wenigsten! Aber es ist „Geschäftsstil"! Niemand stößt sich mehr daran, und gerade das ist das Fatale, daß diese „kleinen" Unehrlichkeiten Erscheinungen sind, die unbeanstandet ihren Curs haben, die eben als „selbstverständlich" hingenommen werden, ohne daß man sich darüber ärgert, ja vielleicht nicht einmal daran denkt, daß es eigentlich falsche Münzen sind. Mählo.

Kirchliche Zeitschriften.

— Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung. Dörffling & Franke, Leipzig. Vierteljährlich 3 ℳ 25 ₰. — Heben wir diesmal aus dem reichen Inhalt des altbewährten Blattes hauptsächlich die großen und die regelmäßig sich aneinander reihenden Artikel hervor und zwar im Anschluß an frühere Besprechungen, so haben wir zunächst der umfangreichen Abhandlung über Luther's Verdienste um die Erziehung in der Schule zu gedenken. Sie ist mit reichlichen Citaten aus den betreffenden Lutherschriften herausgearbeitet und giebt Aufschlüsse über die mannigfachen Bestrebungen des Reformators auf allen Gebieten des Unterrichts- und Erziehungswesens. Fortgesetzt wurden die bereits gewürdigten Bilder aus der Erweckungsgeschichte des religiös-kirchlichen Lebens in Deutschland in diesem Jahrhundert, von denen ein Theil mittlerweile auch im Buchhandel erschienen ist. Der fleißige Verfasser hat seit unserer letzten Anzeige die Lebensgeschichten von Menken, Krummacher, Fliedner, Amalie Sieveking, Petri und Vilmar aus den besten Quellen derart bearbeitet, daß überall die Bedeutung der betreffenden Persönlichkeit für das kirchliche Leben ihrer Zeit anschaulich hervortrat. Neu aufgenommen wurde die Besprechung über den Religionsunterricht in den Volksschulen, der später eine solche über einen wunden Punkt im Religionsunterricht an den Gymnasien folgte, zu unserer Freude mit muthiger Aufdeckung eines sehr beklagenswerthen Schadens, aber zu unserem Bedauern, wie zu dem der Redaction selber, allzu pessimistisch gehalten. Nach wie vor war die Redaction bestrebt, werthvolle Vorträge für ihr Blatt zu gewinnen. So erschienen nach einander die Vorträge von Büttner über Krankenseelsorge,

von Schäfer über Pastor und Paramentik, von Frohnmeyer über Schranken und Ziele der Frauenbewegung nach den Forderungen des Evangeliums. Wir müssen der Versuchung widerstreben, Einzelheiten über diese bedeutungsvollen Gaben anzuführen, vornehmlich über die zuletzt genannte, die in ihrer klaren und warmen Entschiedenheit selbstverständlich geringen Beifall fand bei denen, die mit dem christlichen Socialismus der Bibel nicht zufrieden sind. Dasselbe Schicksal wird der interessanten Abhandlung über Luther's Stellung zur Politik, die ebenfalls inzwischen als Buch herausgegeben wurde, bei manchem Leser beschieden sein. Endlich ist ein sehr zeitgemäßes Unternehmen zu erwähnen, dessen baldige Fortsetzung wir mit Spannung erwarten; das sind die Briefe über moderne Dichtungen, die mit aller nur möglichen Unbefangenheit jene poetischen Leistungen der neuesten Zeit zu schildern und zu würdigen bestrebt sind. Bis jetzt sind Hannele's Himmelfahrt von Hauptmann und Sudermann's Johannes darangekommen. Man muß es erlebt haben, wie von angeblich gut christlichem Standpunkt aus diese in jeder Beziehung zweifelhaften Werke mit einer verblüffenden Begeisterung aufgenommen wurden, um die einfache Unerläßlichkeit solch ruhig aufklärender Artikel zu begreifen. Zu diesen größeren Beiträgen gesellt sich die ganze Schaar der gelegentlichen Besprechungen von Tagesfragen, Zeiterscheinungen und kirchlichen Vorkommnissen, wie wir sie oft geschildert haben. Einen besonderen Dank aber verdienen die kleinen biblischen Leitartikel, die seit längerer Zeit an der Spitze fast jeder Nummer erscheinen, Bruchstücke von praktischer Exegese im Sinne unserer Bekenntnisse, auf tiefe Schriftforschung gegründet und von treuer Liebe zur christlichen Gemeinde erfüllt.

— Neue kirchliche Zeitschrift in Verbindung mit Oberconf.-Rath D. v. Buchrucker, München, und Prof. D. Zahn, Erlangen, herausgegeben von Prof. Holzhauser. Andr. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme), Leipzig. Vierteljährlich 2 ℳ 50 ₰. — In gewohnter Weise pflegt die Zeitschrift die hochgelehrte Wissenschaft und befriedigt zugleich das Bedürfniß des gebildeten Kirchenfreundes nach Aufklärung über die schwebenden theologischen und kirchlichen Fragen. Dem ersten Zweck dienen in den Heften, die seit unserer letzten Besprechung erschienen sind, vornehmlich historische, dogmatische und schriftwissenschaftliche Artikel, dem zweiten allerlei mehr allgemeinverständliche Abhandlungen über Gegenstände der Auslegung, der Glaubenslehre, der neuen Kirchengeschichte und der praktischen kirchlichen Arbeit. Kann es gegenüber den meisten Lesern dieser Zeitung nicht unsere Aufgabe sein, in eine Beurtheilung des wissenschaftlichen Werthes jener zuerst bezeichneten Artikel einzutreten, so werden wir uns darauf beschränken, von der zu zweit genannten Gattung diejenigen Leistungen hervorzuheben, die nach unserer Meinung besonders geeignet sind, die Theilnahme vieler Leser in Anspruch zu nehmen. Als Ergänzung zu der von dem Neffen gegebenen Lebensbeschreibung kann der Nachruf gelten, den der Mitherausgeber v. Buchrucker für Adolf v. Stählin geschrieben hat und in dem nun die volle Würdigung dieser hervorragenden Persönlichkeit und ihrer Leistungen aus amtlicher und persönlicher Erinnerung vorliegt, ein werthvoller Beitrag zur Kirchengeschichte Bayerns. Mit wenig Worten, aber in begeisternder Darstellung empfiehlt Professor Freybe das bekannte Buch von Rocholl: Geschichte der evangelischen Kirche in Deutschland, das in seiner Eigenart noch viel bekannter zu werden verdient. Als eine Studie, die anregend wirken will, giebt sich mit Recht der Aufsatz von Pfarrer Schnedermann über die kirchliche Beurtheilung der Renaissance. Nicht für Jedermann, aber keineswegs blos für gelehrte Theologen, ist der Aufsatz geschrieben, in dem Dr. Zehnpfund auf das vielbesprochene Werk Hommel's über die altisraelitische Ueberlieferung hinweist; ob dessen Behauptungen sämmtlich stichhaltig sind, ist noch sehr die Frage, aber sein Forschen ist ohne Zweifel der erste kräftige Anstoß, um den stolzen Bau der Wellhausen'schen Geschichtsconstruction zu Falle zu bringen. Ebenso bedarf es keiner besonderen Kenntnisse, um der gründlichen Antwort zu folgen, die Pfarrer Dr. Maerker auf seine Frage: Lehrt Albrecht Ritschl ein ewiges Leben? zu geben weiß; der kurze Aufsatz dient zugleich dazu, dem Nicht-Theologen einen Begriff davon zu schaffen, was die vielberufene Ritschl'sche Theologie ist und will. Jeder Missionsfreund wird mit großem Interesse von der Entscheidung Kenntniß nehmen, die Professor Tschackert gefällt hat, daß die Mission nicht Vereinssache, sondern eine Aufgabe der Kirche ist, wie von der ihm durchaus zustimmenden Erklärung des Missionsdirectors Haccius, die Heidenmission sei der nothwendige Lebenserweis der Kirche. Endlich weisen wir noch auf den trefflichen Aufsatz von Th. Hardeland über Evangelisation mit besonderer Rücksicht auf die Heiligungsbewegung hin; er bietet ein Mittel, wie es selten gefunden wird, in dieser schwierigen Sache klar sehen und nüchtern urtheilen zu können.

— Der Hausvater. Evangelisch-kirchliches Monatsblatt für Leipzig und Umgegend. Herausgegeben von Diaconus Ebeling, Leipzig. Jährlich 1 ℳ 20 ₰. — An der Spitze der uns vorliegenden Nummern steht die Fortsetzung des großen Artikels über die Orgel. Die Entwicklungsgeschichte dieses königlichen Instrumentes wird vollendet bis zur neuesten Zeit, seiner Entwicklung und seiner modernen Neubildung wird gedacht mit ausführlicher Beschreibung der Bestandtheile und ein Verzeichniß der größten vorhandenen Werke aufgestellt, Alles so, daß für Laien ein deutlicher Begriff von dem Werth und der Einrichtung des Werkes entsteht. Wir wiederholen, daß der Gedanke und seine Ausführung als sehr glücklich zu bezeichnen ist. Aus der großen Zahl der Personen, die in unserer Zeit zum Besten der Kirche und ihrer Liebesarbeit thätig gewesen sind, treten, meist auch in bildlicher Wiedergabe ihrer Erscheinung, der Reihe nach vor unser Auge Kate Marsden, die Freundin der Aussätzigen, Emil Frommel, Wilhelm Baur, Oberhofprediger Meier und Andere, während aus vergangenen Zeiten um irgend eines Anlasses willen die Gestalten von Luther und Tetzel, von Gerhard Tersteegen und Petrus Canisius auftauchen. Die christliche Kunst findet ihre Berücksichtigung in einer recht ansprechenden Beurtheilung der in Leipzig ausgestellten Bilder und sonstigen Kunstwerke und in einem besonderen aufklärenden Artikel über Religion und religiöse bildende Kunst. Ein schon früher begonnener Aufsatz über die Geschichte der Sonntagsschulen und Kindergottesdienste hat seinen Abschluß gefunden. Die Zeitereignisse, die sich mit dem kirchlichen Leben berührten, so die Christenverfolgung in Armenien und das dadurch hervorgerufene Hilfswerk, das päpstliche Rundschreiben und die evangelischen Proteste dagegen, die Gründung eines deutschen Besitzes in China und die dadurch in den Vordergrund getretenen evangelischen Missionsbestrebungen daselbst sind gebührend erwähnt und nach ihrer Bedeutung für das Christenthum gewürdigt worden. Aus der Menge der übrigen belehrenden Artikel möchten wir besonders hervorheben die von Professor Reinthaler gelieferte Geschichte des Weihnachtsfestes und Beschreibung der deutschen Weihnachtsfeier. Zu allen Dem tritt nun der Hauptinhalt des Blattes, die fortlaufende Chronik über das kirchliche Leben in Leipzig, im Sachsenlande und in den übrigen evangelischen Kirchen Deutschlands.

— Pfarrhaus. Herausgegeben von Franz Blanckmeister. Leipzig, Fr. Richter. Jährlich 3 ℳ. — Lassen wir uns bei unserer Besprechung wieder einmal von den Bildern leiten, mit denen die Hefte geschmückt sind, um einen Anhalt zu haben und Niemandem zu nahe zu treten, so haben wir zunächst der verstorbenen Pfarrer zu gedenken, die in vielen Pfarrhäusern einzelner Länder bekannt waren und also ihren Nachruf in diesem Blatte beanspruchen konnten. So in Bayern Präsident v. Stählin, dem Pfarrer Winter das Gedenkblatt geschrieben hat, am Rhein und in der Mark der Generalsuperintendent Baur, aus dessen Leben Pfarrer Stromberger allerlei Wissenwerthes mitgetheilt hat, und in Sachsen der Oberhofprediger Meier, dem Dr. Schmidt aus langjähriger Erinnerung an nahen Verkehr ein Denkmal der Liebe errichtet hat. Ihnen gesellt sich ein längst Heimgegangener zu, nämlich Ludwig Hofacker zum Gedächtniß seines 100. Geburtstages. Ein sehr sinniger Artikel beschreibt eine Pilgerfahrt zu seinem Grabe nach Rielingshausen, dessen Kirche und Pfarrhaus auch abgebildet sind. Zu den Pfarrern kommt endlich ein Pfarrhausfreund, nämlich Wilhelm Heinrich Riehl, dessen Bedeutung der Herausgeber selber kraftvoll schildert. Neben die Bilder der Menschen treten die Bilder der Häuser, die auch ihre Sprache reden. Die evangelische Kirche in Wörishofen ist ein Denkmal evangelischer Kraft, ein köstlicher Beweis, daß es doch Ausnahmen giebt von der vielbeklagten protestantischen Gleichgiltigkeit. Pfarrhäuser sind außer den schon erwähnten noch drei vertreten wie drei Beispiele aus der langen, wechselvollen Geschichte des evangelischen Pastorats, nämlich das zu Solz im Meiningschen, wo das Geschlecht der Heim seit 157 Jahren bis auf diesen Tag als in seiner Erbpfarre wohnt, das Geburtshaus des „alten Heim", des Berliner Arztes, ferner das zu Marseille, der altmodische städtische Bau im fremden Land, und endlich das des Herausgebers selber in der modernen Großstadt. Ein geistliches Haus kann auch das Haus Philadelphia in Godesberg am Rhein heißen, denn es ist bestimmt zu gastlicher Aufnahme solcher

Katholiken, die evangelisch werden wollen. Das sind die Bilder in den uns vorliegenden Nummern; aber das Pfarrhaus ist ja gar kein illustrirtes Blatt im engeren Sinne, und viele werthvolle Artikel entbehren dieser Verdeutlichung ihres Gegenstandes. Um so leichter kann sich der Leser eine Vorstellung schaffen von dem Reichthum des Inhaltes, den das Blatt bietet.

— Sächsisches Kirchen- und Schulblatt. Verantwortliche Redaction: Dr. phil. Schenkel, Pastor in Cainsdorf. Leipzig, Dörffling & Franke. Vierteljährlich 1 ℳ 50 ₰. — In den Leitartikeln des Herausgebers erblicken wir immer die werthvollsten Theile dieses Wochenblattes. Diesmal ist der Beginn des Jahrganges mit einem „Gesicht bei der Jahreswende" eingeleitet, in dem die Leser gelehrt werden, das himmlische Heer mit seinem Führer im Glauben zu schauen, daß es die Burg der gottfeindlichen Welt doch werde zu Falle bringen, wie einst Jericho fallen mußte vor dem Volk, für das der Fürst über das Heer des Herrn kämpfte. Die Durchführung des Gleichnisses ist voll Geist und Kraft. Stellen wir alsbald daneben die ebenfalls von dem Herausgeber auf Grund eines Conferenzvortrages bearbeitete Abhandlung: Seelsorge in den Fußstapfen Jesu, ein Stück Pastoraltheologie, aus langjähriger Erinnerung an gesegnete Amtserfahrung herausgeflossen! Aus der Zahl der größeren Beiträge heben wir den Artikel von Ahner über die von Pfarrer Muethel erhobenen Bedenken gegen die lutherische Abendmahlsliturgie hervor; es wird darin viel Gelehrsamkeit aufgewendet, um jene Ausstellungen zu entkräften, die jedem rechten Lutheraner um so peinlicher sind, als sie von einem Manne ausgehen, der durchaus Seinesgleichen ist und sein will, aber der Kern der Sache scheint uns doch nicht getroffen zu sein. Der Conferenzvortrag: Wie stellen wir uns zur Politik? spricht treffend die Meinung aus, die lutherische Geistliche aller Zeiten, soweit sie sich von Sonderbestrebungen freigehalten haben, in ihrem ganzen Verhalten Welt und Staat gegenüber zum Ausdruck gebracht haben. In den Einzelbeiträgen findet sich, wie immer, viel Gutes, nur fehlt uns der Raum, darauf einzugehen. Was die leider immer wieder ausbrechenden Streitigkeiten mit gegnerischen Blättern anlangt, so möchten wir das hier wohl einzig wirksame Verfahren vorschlagen, derartige Angriffe von einer Seite, auf der, von allem Andern abgesehen, jedenfalls die erforderliche Reife des Urtheils fehlt, einfach als nicht vorhanden zu betrachten.

— Theologisches Literaturblatt, herausgegeben von Prof. D. Chr. E. Luthardt. Leipzig, Dörffling & Franke. Vierteljährlich 2 ℳ 50 ₰. — Ueber die Schwierigkeit einer Anzeige dieses Blattes, das selber aus lauter Anzeigen besteht, haben wir uns wiederholt ausgesprochen. Wir haben es deshalb als unsere Hauptaufgabe bei der jeweilig wiederkehrenden Verpflichtung dazu angesehen, unseren theologischen Lesern sein Vorhandensein in ungeschmälerter Tüchtigkeit möglichst vernehmbar zu verkündigen und die Nothwendigkeit zu betonen, daß echt evangelische Theologen ihm ihre Theilnahme in jeder möglichen Weise zuwenden. Die sogenannte historische Theologie mit ihren vielfach unhistorischen Behauptungen ist die herrschende Richtung der meisten Facultäten und übt die Gewalt der Mode auf die Gemüther aus. Mag sie, wie wir hoffen, einen Segen für die Kirche auch irgendwie in sich bergen, so ist die kräftige wissenschaftliche Vertretung ihres Widerparts zweifellos eine Hauptpflicht Derer, die das Heil von jener Seite nicht erwarten. Weiter benutzen wir gern die Gelegenheit, die Leser dieser Zeitung auf das Erscheinen solcher theologischer Werke von Bedeutung hinzuweisen, die in ihren Spalten nicht besprochen worden sind. Auch philosophische Bücher finden da ihr Recht, soweit die Kenntniß derselben für Theologen gefordert werden muß. So wurde die Lectüre der zweiten Auflage von Wundt's System der Philosophie dringend empfohlen, damit beispielsweise, wie der Referent sagte, die Theologen nicht mehr „Empfindung" statt „Gefühl" sagten, während die Kategorienlehre von E. v. Hartmann um des Rufes willen, den der Verfasser genießt, als ein verfehltes Werk auch vom rein philosophischen Standpunkte bezeichnet werden mußte. Auf die Fortsetzung der verdienstvollen Bäumker'schen Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters wurde gebührend hingewiesen. Reichlich ist auch in diesem letzten Zeitraume die alttestamentliche Wissenschaft vertreten gewesen. Klostermann's Geschichte des Volkes Israel, Naumann's Deuteronomium, Robertson's Religion Israels in v. Orelli's Uebersetzung, Hoedemaker's Schrift über den mosaischen Ursprung der Gesetze konnten eine nicht allzu eingeschränkte Anerkennung finden, während die im denkbarsten Gegensatz zu einander befindlichen Werke von Rupprecht über das Pentateuchproblem und von Krätzschmar über die Bundesvorstellung im Alten Testamente gleichmäßige Zurückweisung fanden. Die Anschauungen über Licht- und Schattenseiten in dem berühmten Weber'schen Buche über die jüdische Theologie haben sich nunmehr geklärt und in diesem Sinne konnte die zweite Auflage angezeigt werden. Ueber Hommel's vielbesprochenes Werk „Die altisraelitische Ueberlieferung" hat die Redaction sich ihr Urtheil noch vorbehalten. Auf dem Gebiete der neutestamentlichen Wissenschaft fanden die „Aussprüche Jesu" ihre Würdigung. Sabatier's „Apostel Paulus" wurde als ganz einseitige Arbeit bezeichnet und Weiß' „Paulinische Briefe" bekamen keine viel bessere Censur. Als theures Vermächtniß wurde Kübel's Bibelkunde in ihrem neutestamentlichen Theil, als Meisterwerk der erste Band zu Zahn's Einleitung begrüßt; die Einleitung von Godet und das umfängliche Werk von Veit über die synoptischen Parallelen fanden eine gewisse Anerkennung. Bei den neuerdings erschienenen Bänden des Meyer'schen Commentars wurde die Ungleichmäßigkeit des Werthes der einzelnen bedauernd hervorgehoben. Verhältnißmäßig reichlich gegen früher ist die systematische Wissenschaft in diesem Zeitraum vertreten. Die französische Einleitung in die Dogmatik von Lobstein, deren deutsche Ausgabe wir besonders anzeigen, hat entschiedene Ablehnung gefunden, während die dritte Auflage der Hahn'schen Bibliothek der Symbole selbstverständlich als schöne Nothwendigkeit bezeichnet wurde. Die Dogmatik von Nitzsch, die schon in zweiter Auflage vorliegt, konnte zwar nicht eine confessionell lutherische Dogmatik, wohl aber ein treffliches Lehrbuch der evangelischen Dogmatik genannt werden, während jene andere Bezeichnung der mit dem ersten Band erschienenen Lutherischen Dogmatik von v. Oettingen mit Freuden zuerkannt wurde. Namentlich wegen seiner klaren Uebersicht über den Stand der Frage wurde die Schrift von Rudolf Schäfer über das Herrenmahl empfohlen; das gleiche Lob in betreff der anderen ebenso brennenden Frage über die Inspiration konnte Kölling mit seinem ersten Bande über die stellvertretende Genugthuung nicht ertheilt werden. Zahlreich sind auch die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Kirchengeschichte, wo namentlich eine ganze Reihe verdienstlicher Einzelforschungen erwähnt wurden. So verdienstlich sie sind, haben sie doch nicht für alle unsere Leser Anspruch auf Beachtung, und so wollen wir nur das berühmte Buch von Zöckler „Askese und Mönchthum" für die namhaft machen, die es noch nicht kennen. Die Werke aus den praktischen Disciplinen sind meist in unserer Zeitung schon besprochen und von Vollständigkeit auch nur in Bezug auf die werthvolleren Bücher kann ohnehin keine Rede sein. B. K.

Bücherbesprechungen.

— R. von Arnim, Die Ueberlegenheit der christlich-biblischen Weltanschauung über alle wissenschaftlichen Weltanschauungen. Frankfurt a. O., Andres, 1898. 1 ℳ — Was hier ein Oberst z. D. schreibt, ist tausendmal besser, als die Ernsten Gedanken Egidy's; es ist das männliche und tapfere Bekenntniß, daß unser Glaube der Sieg ist, der die Welt überwindet. J. J.

— Ein Kaufmann. Roman von Sofie Junghans. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. — Einen neuen Roman von Sofie Junghans zeigt man immer gern an. Ist das Thema auch nicht neu, so fesselt es doch durch den gesunden Grundzug, die scharfe Lebensbeobachtung, die warme Menschenliebe und gewinnt auch diejenigen Leser, die bei der Lectüre Nachdenken verlangen. Meist stellt die Verfasserin dar, wie auf dem Hintergrunde äußerlich ehrbar und ansehnlich dastehender, aber innerlich haltloser und verlogener Gesellschaftskreise sich von diesen befehdete, arme aber feste Adelsnaturen abheben, die es nach harten Kämpfen zu etwas bringen im Leben, während jene, die angefaulten Elemente, schließlich zusammenstürzen. Das ist sympathisch und entspricht dem Bedürfniß, das man der Flucht der Dinge gegenüber empfindet. So werden hier jene Schwindelexistenzen dargestellt, wie sie die selige Gründerzeit hervorbrachte, ihr kurzer Glanz, ihr Krach. Dem gegenüber erheben sich schlichte, solide Naturen wie dieser junge Kaufmann Gustav Brehmer und sein Freund der Baurath Portinger, der ehrliche Werkführer Neubert, der am Schnellbauen nicht mit Theil nehmen will, die kleine Verkäuferin Julie Simon, die Erfahrungen mit dem Humbug macht, den auch die Wohlthätigkeitsvereine manchmal zeitigen, und begründen ihr Glück. J. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 60. Donnerstag, den 26. Mai, Abends. 1898.

Nordische Reise-Erinnerungen.

Von C. W.

1. Kopenhagen. Kopenhagen zeichnet sich durch zwei hervorragende Eigenschaften aus: es ist eine lebhafte Seehandelsstadt mit allen Attributen, die hierzu nothwendig sind, und eine königl. Haupt- und Residenzstadt mit künstlerischen Einflüssen. Infolge dessen unterscheidet sich die Kopenhagener Bevölkerung ganz wesentlich und sehr zu ihrem Vortheil vor den übrigen Dänen. Der Kopenhagener hat nichts von der Schwerfälligkeit des Jüten oder Inseldänen an sich, namentlich der weibliche Theil der Kopenhagener Einwohnerschaft verdient ganz besonderes Lob. Die Kopenhagenerin weiß sich zu kleiden, so schick*) und proper, daß ihre natürliche Anmuth und Grazie nur um so vortheilhafter hervorgehoben wird. Merkwürdig ist, daß Kopenhagen unter seinen 400 000 Einwohnern über 220 000 Angehörige des weiblichen Geschlechts hat. Daß die Dänen und auch die Kopenhagener Bevölkerung auf die Deutschen und hauptsächlich auf Preußen nicht besonders gut zu sprechen sind, ist bekannt und auch erklärlich; lächeln aber muß man, wenn auf den dänischen Landkarten Schleswig noch immer als Sönder-Jylland (Süder-Jütland) aufgeführt wird. Im persönlichen Verkehr ist jedoch der Kopenhagener viel zu gebildet, um seinen Verdruß über den Verlust der zwei schönsten Provinzen des Königreichs merken zu lassen. Kopenhagen war wohl schon vor 1000 Jahren ein regsamer Handelsplatz und wurde „Köpmanshafn" genannt, woraus, namentlich durch die Holländer, Kopenhagen wurde. Im Dänischen heißt die Stadt Kjöbenhavn, im schwedischen Köpenhamn (sprich Schöpenhamm). Obwohl nämlich, wie wir später noch darauf zurückkommen werden, seit der Kalmarer Union (1397) fast zwei Jahrhunderte lang die drei Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen unter dem Scepter der Dänenkönige vereinigt waren, so haben diese Länder gleichwohl keine gemeinsame Schriftsprache angenommen, sondern die historische Entwickelung hat dazu geführt, daß in Schweden und Finnland die schwedische Sprache mit lateinischen Lettern und in Dänemark und Norwegen die dänische Sprache mit deutschen Lettern geschrieben und gesprochen wird. Es verstehen sich zwar Dänen und Schweden, allein immerhin sind ganz erhebliche Unterschiede in den beiden Sprachen; so z. B. wird aa = o in Schweden å geschrieben; das griechische y, unser ü ist im Schwedischen meist u, ä und ö wird im Dänischen ɸ und ø, im Schwedischen ae und oe geschrieben, denn ae und oe oder ue werden niemals als Diphthong ausgesprochen, sondern bleiben getrennt: stue = Stu-e (Stube), Roer = Ro-er (Rüben). Und heißt im Dänischen og, im Schwedischen och, Zimmer heißt im Dänischen värelse, im Schwedischen rum u. s. w. Eigenthümlich ist, daß in der dänischen Sprache „torf" soviel wie Markt, „have" soviel wie Garten und „gaarden" soviel wie Hof bedeutet und daß der Artikel nachgesetzt wird. So z. B. heißt en man ein Mann und mannen der Mann. Til leye heißt im Dänischen: zu vermiethen, der Schwede sagt: att hyra; ein Wort, das in unserem deutschen heuern, anheuern (die Heuer) noch vorkommt. Nach §. 289 des deutschen R.-St.-G.-Bs. wird ein Schiffsmann, der mit der Heuer entläuft (vergl. auch Art. 538 des H.-G.-Bs.) mit Gefängniß bestraft. Heuer ist das zwischen dem Heuerbas und dem Schiffsmann abgeschlossene Miethsund Dingverhältniß. Auch in unserem Heirathen, früher Heurathen geschrieben, scheint der Stamm dieses Wortes zu stecken. Also: Leilighed, Wohnung (dänisch), oder Vaning (schwedisch), til leja bezw. att hyra oder burå (byrå) utthyrning = eine Wohnung, ein Bureau zu vermiethen. Die schwedische Sprache ist nicht so abgeschliffen, wie die dänische Sprache, so daß erstere auch viel angenehmer in der Aussprache klingt als letztere, nur berührt es das Ohr des Deutschen eigenthümlich, daß der Schwede das k wie sch ausspricht, Kyppare z. B. wird ausgesprochen wie schýpëre (Kellner). Für das deutsche Ohr klingen weder die dänische noch die schwedische Sprache recht angenehm, es kommt einem vielmehr immer so vor, als wenn man ein verhunztes Deutsch hörte. Worte wie z. B. Kreatur-Handel = Viehhändler oder Skodron-Affär (Schuhgeschäft) sind doch nicht schön. Der Däne sagt für Wasser vand (wann gesprochen), der Schwede vatten; hieraus kann man schon sehen, wie sehr der Däne alles Scharfe und Charakteristische der Worte abgeschwächt hat. Ulykke, schwedisch Olykkan, das Unglück, ebenso wie bomulle, die Baumwolle, zeigen die Verstümmelung unserer deutschen Kraftworte. Hier lassen wir eine Empfehlungskarte in schwedischer Sprache folgen: Handväsda Bomullstyger, Skjort- och Blustyger (Handgewebte Baumwollstoffe, Hemden- und Blousenstoffe). Observation. (Jedes Inserat hat nämlich einen Beisatz: Obs.), also Obs.: Endast prima garner användas, alla färger äre tvattäkta = nur prima Garne sind verwendet, alle Farben sind waschecht. Untenstehend mögen einige Annoncen aus schwedischen Zeitungen zur Charakteristik der schwedischen Sprache mit Uebersetzung folgen.*) Was nun die Geschichte Dänemarks betrifft, so ist die große Margaretha, die im Dom von Roskilde (Rosenquelle), einer kleinen Stadt bei Kopenhagen, ruht, die mächtige Herrscherin gewesen, welche die drei nordischen Reiche unter eine Krone vereinigte. Sie starb im Jahre 1412 und im Jahre 1439 kam Christopher von Bayern, ein Sohn Johann's von Bayern und der Prinzessin Sofie von Dänemark, auf den dänischen Thron. Dieser Bayernfürst verlegte die Residenz von Roskilde nach Kopenhagen und ist so fast der eigentliche Gründer von Kopenhagen. Christopher starb leider schon im Jahre 1448 kinderlos. Seitdem regieren die Christiane und Frederike von Oldenburg. Zuerst machte sich

---

*) schick, nicht chic, denn chice Neuheiten würde ausgesprochen lauten: schize Neuheiten; schick scheint mir denselben Stamm zu haben wie schicklich

*) Damer! Ung, intelligent Affärsman önskar ingå äktenskap med en rar och älskvärd Dam. — Damen! Ein junger, intelligenter Geschäftsmann wünscht einzugehen eine Ehe mit einer hübschen und liebenswürdigen Dame. — En nykter och duglich målaregesäll samt en lärling erhålla strax anställning hos A. BRAGHE, Lund, Bredgatan 9. — Ein nüchterner und brauchbarer Malergeselle und ein Lehrling erhalten sofort Anstellung bei Braghe, Lund, Breitegasse — En snäll och trogen flicka kan genast få plats i. affär. Närmare hos E. Andersson. Spåntagan 10b., butiken — Ein schnelles und treues Mädchen kann sogleich Platz finden in einem Geschäft. Näheres bei Andersson, Sporergasse im Laden. — Nachstehende Karte, welche man auf den Dampfschiffen vorfindet und die einem auf der Straße in die Hand gedrückt wird, giebt Kunde von den Preisen der Zimmer, welche, mit mehreren Betten belegt, schon bei Privatleuten 2—3 Kronen ($2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ ℳ) pro Bett kosten. Der Inhalt der Karte lautet: Under Utställningen finnes att hyra hos Kanslirådet X. Grefgatan No. 25, 1 Tr. 1 dublett med 4 bäddar från 2 à 3 kr. bädden, 2 enkelrum med 3 bäddar från 2 à 3 kr. bädden Förstklassigka rum. Badrum finnes. Centralt beläget. Nära utställningen, spårvagn och ångbåt. Allm. Tel. 330. — Während der Ausstellung finden sich zu vermiethen bei Kanzleirath X. Grafengasse Nr. 25, I: 1 Doppelzimmer mit 4 Betten von 2—3 Kronen pro Bett. 2 Einzelzimmer mit 3 Betten von 2—3 Kronen pro Bett. Erstclassige Zimmer. Badezimmer vorhanden Centrale Lage. Nähe der Ausstellung, der Pferdebahn und der Dampfboote.

Schweden unter Gustav Wasa frei von der dänischen Herrschaft und im Jahre 1814 mußte Dänemark auch Norwegen, das seit 1380 mit Dänemark vereinigt war, an Schweden als Ersatz für Finland abtreten. Auf dem Hauptplatz von Kopenhagen, dem Kongens-Nytorf (Königs Neumarkt) steht das kolossale, aber nichts weniger als schöne Denkmal Christian's V.; im Volksmund wird das Denkmal allgemein nur „Hesten“ (das Pferd) genannt. Christian V. regierte von 1670—1697 und führte mit Schweden Krieg, in welchem die dänische Flotte die schwedische in der Kjögebucht (1677) vernichtete. Trotzdem wurde kein günstiges Friedensresultat erzielt, so daß es bei dem Verluste von Malmö gemäß des Friedensschlusses von 1660 verblieb. Zwischen Carl X. von Schweden und Friedrich III. von Dänemark war in den Jahren 1658—1660 auch schon Krieg ausgebrochen, in welchen die mißlungene Eroberung von Kopenhagen fiel. Carl X. beschloß nämlich, die Hauptstadt zu überrumpeln. Mitten im Winter (10. Februar 1659), da Alles mit Schnee bedeckt war, ließ Carl seine Schweden weiße Hemben über den Rüstungen anziehen und versuchte die Wälle von Kopenhagen zu erstürmen. Aber die weißen Hemben wurden der Schweden Leichenhemben. Die alte Fehde zwischen Dänen und Schweden ist nunmehr durch die Heirath einer Dänenprinzessin mit einem schwedischen Prinzen ausgeglichen. Friedrich V. ließ zur Befestigung Kopenhagens die Batterien „Tre Kroner“ im Oeresund anlegen. Die Befestigungen Kopenhagens sind bekanntlich in jüngster Zeit noch bedeutend verstärkt worden. Ein mächtiger König war Christian IV., der auch im 30jährigen Krieg mit Tilly zusammentraf, bei Lutter am Barenberg aber besiegt wurde. Wegen des Sundzolls kam er auch mit den Schweden in Conflict. Der Sundzoll wurde von Alters her seitens der Dänen von den den Oeresund passirenden Schiffen erhoben. Obwohl schon in früheren Jahrhunderten namentlich die Schweden gegen die Erhebung dieses die Seeschiffahrt drückenden Zolles protestirt hatten, wurde gleichwohl bei Neuordnung der europäischen Machtverhältnisse auf dem Wiener Congreß die Frage des Sundzolls unbeachtet gelassen, da man das durch den Verlust von Norwegen ohnehin schwer geschädigte Dänemark nicht völlig vernichten wollte. Treitschke sagt in seiner Deutschen Geschichte: „So bestand dieser ungeheure Seezoll fort, der einzige in seiner Art, ein Widerspruch mit allen Anschauungen des modernen Völkerrechts, allein gerechtfertigt durch ein altes Herkommen, erhoben ohne jede Gegenleistung, an einer Meerenge, die seit 1½ Jahrhunderten nur mehr auf der einen Seite dänisch war und von den Kanonen Kronenborgs nicht beherrscht werden konnte.“ — „Auch Preußen ließ im Handelsvertrag mit Dänemark (1818) den Sundzoll fortbestehen, zudem wurde dieser hohe Zoll noch durch besondere Nebenabgaben beständig vermehrt, — aber auf alle Beschwerden der Großmächte antwortete der kleine Staat mit jener Ueberhebung, welche gefallenen Größen natürlich ist“ (Treitschke). Der Sundzoll war Dänemarks Goldgrube, bis er endlich im Jahre 1847 mit einem Abfindungscapital von 30½ Millionen dänischen Reichsthalern abgelöst wurde. Jetzt ist auf Kronenborg nur ein Beobachtungsposten, der die den Sund resp. die Meerenge zwischen Helsingör und Helsingborg ein- und auspassirenden Schiffe notirt. Bemerkenswerth ist, daß bis vor einigen Jahren auf der Flaggenkarte, die auf dem Beobachtungsposten aufgehängt ist, die deutsche Handelsflagge schwarz-weiß-roth noch immer als Flagge des Norddeutschen Bundes aufgeführt war. — Schön ist der Ausblick von Kronenborg auf die von unzähligen Schiffen belebte Wasserstraße, gegenüber die Thürme von Helsingborg und die ganze schwedische Küste, wie überhaupt die Umgebung Kopenhagens, auf die wir noch zu sprechen kommen, wunderbar schön ist! Eine sehr bemerkenswerthe Anlage ist der Kopenhagener Freihafen, ein an der sogenannten Langen Linie durch mehrfache Vergitterung abgeschlossener Raum mit Einfahrtshäfen, Lagerschuppen, Abfertigungsgebäuden u. s. w. Am 1. Januar 1897 lagerten im Freihafen 146000 Pfd. Roggen, 235000 Pfd. Gerste, 11½ Millionen Pfund Mais gegen 6 Millionen Pfund Roggen, 1 Million Pfund Gerste und 5 Millionen Pfund Mais am 1. Januar 1896. Die großartige Ernte an Mais in den Vereinigten Staaten von Amerika im Jahre 1896 hatte die Zufuhr so kolossaler Mengen dieser Fruchtgattung nach Europa und daher auch nach dem Freihafen in Kopenhagen bewirkt, daß Mais gar nicht mehr abzusetzen war und oft 25—30 ℳ per 1000 kg billiger war als gewöhnliche russische Futtergerste. Mais wurde daher vielfach zu Futterzwecken verwendet. Aus dem Kopenhagener Freihafen gelangte sodann der Mais nach den Ostseehäfen Deutschlands. Die Kopenhagener Freihafen-Actien-Gesellschaft hat jetzt eine Anleihe von 1,1 Millionen Kronen zu 3½ % aufgenommen; die Herstellung des Freihafens hat 15 Millionen Kronen gekostet. Bekanntlich haben die 3 nordischen Reiche, Schweden, Norwegen und Dänemark, die nicht einmal eine gemeinsame Sprache haben und es auch selbstredend zu keinem einheitlichen Zoll- und Handelsgebiet brachten, wenigstens eine gemeinsame Münze, die Krone. Eine Krone gilt 112½ Pfennig, 8 Kronen = 9 ℳ. Auf den Münzen steht der Spruch: Brodernens Folkens Väl — Brudervolkes Wohl. Eine Krone hat 100 Oere. Bei dieser Gelegenheit fällt mir eine nette Geschichte ein, die sich vor wenigen Jahren zugetragen hat, als ich zum ersten Mal Dänemark und Schweden bereiste. Ich fuhr von Helsingborg nach Höganas mit seinen Thonwaarenfabriken und von da per Wagen nach dem Kullagebirge, einem Vorgebirge der Halbinsel Scanen, an dem sich die vom Skager Rack hereingepeitschten Wellen in schäumender Brandung brechen. Es war ein wunderschöner Sonnenuntergang (solnedergang) gerade um ½ nach 9 Uhr, den wir vom Leuchtthurm aus betrachteten. Nachher kehrte ich in dem Gasthaus Mölle (Zur Mühle) ein und lud meinen Kutscher, einen Dänen, ein, um mich im Dänischen zu vervollkommnen, an meinem Tisch Platz zu nehmen und 1 flaske Öl zu trinken. Bald gesellte sich auch ein alter Schwede (ein richtiger alter Schwede) hinzu, den ich auch mit 1 flaske Öl tractirte. Aus einer Flasche wurden es 2 und 3 und plötzlich fühlte sich der alte Schwede, ein biederer Holzknecht, der mich sehr an die bayerischen Gebirgsholzer erinnerte, vom Geiste getrieben und berufen und er erhob sich und stieß mit uns an, indem er ausrief: „Tydske, Danske, Svenske, Norske, all Brödernes Folk, Skol!“ — Wir stimmten in diesen Verbrüderungsausruf ein und stießen auf das Wohl der Brüdervölker an. Im Uebrigen hat die Münze, da Stücke zu 25 Oere ausgeprägt sind und die Preise vielfach auf 20 Oere lauten, den Nachtheil, daß man sehr viel 5 Oerestücke in Kupfer bekommt. Billig ist in Kopenhagen nichts. In den besseren Hotels kostet ein Zimmer (Värelse) — in Schweden sagt man et rum — 3—6 Kronen per Nacht und die Mahlzeiten sind überall gleich. Man bekommt eine dünne Suppe; Bouillon mit etwas Wurzeln oder eine süße Suppe; gebratenen oder gekochten Fisch; Seezunge oder Scholle; Beefsteack und zum Schluß entweder Jordbeer ved flöde = Erdbeeren in der Milch oder Red gröte — Rothe Grütze, eine gallertartige Masse aus Johannisbeeren, wieder mit Rahm angerichtet; das Bier aus der Tuborger Brauerei, dem von Fanö her bekannten Brauer Jacobsen gehörig, ist ganz gut, eine kleine Flasche aber kostet 25 Oere = 28 Pfennig; sehr häufig trinkt man Selters-Wasser mit Cognac, Champagner in Civil, wie man in Berlin so charakteristisch sich ausdrückt. Auf dem Kongens-Nytorf vor dem Café-Porta zu sitzen und dem gewaltigen Personen- und Wagenverkehr zuzusehen ist sehr kurzweilig. Vom Kongens-Nytorf aus kann man nach allen Seiten Ausflüge machen. Wunderbar schön ist es in Klampenborg, dem berühmten Seebad; und in Skotsborg. Dicht bei Klampenborg ist auch der mit uralten Bäumen bestandene Thiergarten (dyrhave) belegen. Zur Sommerszeit (Zeit der Sonnenwende, dyrhavetid) ist ein Theil des Thiergartens für Volksbelustigungen reservirt, es finden sich dort Schaubuden, Wirthsbuden, Caroussels, ähnlich wie auf der Vogelwiese in Dresden. In puncto der Sittlichkeit hat der Nordländer in verschiedener Hinsicht freiere Anschauungen wie bei uns; so wird man beispielsweise in Schweden in den Warmbadehäusern von älteren Frauen bedient. Der Weg von Klampenborg durch den Thiergarten über Fortunen nach Lungby ist überaus reizend. Von hier aus kann man per Bahn nach Kopenhagen fahren über Gjentofte, wo am 12. Juli v. J. ein ganz schweres Eisenbahnunglück stattgefunden hat. Wenn man von Kopenhagen redet, darf man das Tivoli nicht vergessen. Das Tivoli ist das größte Volksunterhaltungs-Etablissement Kopenhagens, in dem alle Abende Concerte, Feuerwerk u. s. w. stattfinden. Tausende von Menschen, Männer, Weib und Kind, ziehen in die weiten Anlagen dieses Volksgartens und weitere Tausend wandern vor dem Eingang auf der Straße auf und ab. Will man etwas essen, so bekommt man folgenden Zettel, den man ausfüllt, indem man das Gewünschte unterstreicht:

Tivolis Concertsal. P. Andersen. Bestilling af Smørrebrød ved Tjener Nr. 7. Sardiner (Phillippe & Canaud) 20 Ø. (Ø = Oere.) Røget Gaasebryst 20 Ø. Røget Lax 20 Ø. Røget Tunge 15 Ø. Røget Oxefilet 12 Ø. Æg og Sild (Eier und Hering) 15 Ø. Kalvesteg 12 Ø. Salt Kjød 12 Ø. Salami-Pølse (Wurst) 12 Ø. Rullepølse 12 Ø. Kogt Skinke 12 Ø. Sildesalat 15 Ø. (Krabben) Rejer 20 Ø. Rejer dobb. Belægn. 25 Ø. Hollandsk Ost (Käse)

12 Ø. Holstensk Ost 12 Ø. Schweitzer-Ost 12 Ø. Roquefort-Ost 15 Ø. Stk. med Smør 6 Ø. Caviar 20 Ø. Enhver Ordre effectueres expres, naar Specifikation undgaas og denne Rubrik benyttes. Die Uebersetzung lautet: Tivoli's Concertsaal. P. Andersen. Bestellung auf Butterbrod mit Kellner Nr. 7. Butterbrod mit Sardinen, mit geräucherter Gansbrust, mit Rauchl..chs, mit geräucherter Zunge oder Ochsenfleisch; mit Eier und Hering, mit Kalbfleisch, Salzfleisch, Salami- oder Roll-Wurst, mit gekochten Schinken, Heringssalat u s w. Jeder Auftrag wird sofort ausgeführt nach Spezifikation unter Benutzung der Rubriken.

Die dänischen Butterbrode, die außer im Tivoli meistens nur 10 Oere kosten, sind aus einem ganz dünnen Scheibchen Brod hergestellt. Hieraus widerfuhr mir bei meiner ersten Reise nach Kopenhagen folgendes Abenteuer: Als ich in Stettin das Schiff bestieg und von der Stewardeß ein Frühstück verlangte, bestellte ich 1 Smörrebröd und 1 Flaske Oel. Als ich aber die Kleinheit und Dünnheit dieses Butterbrodes sah, lachte ich und sagte, da dürfe sie gleich 5 (fem) bringen. Auf der Rückreise von Roskilde nach Gjedser bestieg ich in Gjedser das Schiff (Nachts 12 Uhr), um nach Warnemünde zu fahren. Ich hatte nach der 6stündigen Eisenbahnfahrt einen anständigen Hunger und bestellte gleich fem Smörrebröd mit Tunge. Nach längerer Zeit tauchte endlich ein Piccolo im Hintergrunde auf, ein ganzes großes Tablett voll Butterbroden vor sich herschleppend und richtig erhalte ich 5 Butterbrode mit Zunge nach deutscher Art aus doppelten Brodschnitten, dick, à 50 ₰ per Stück, da ich mich auf einem deutschen Postdampfer befand. Zum allgemeinen Gaudium mußte ich 2,50 ℳ für diese Butterbrode bezahlen und würgte hieran bis nach Warnemünde. — Am besten macht man die Reise nach Kopenhagen über Berlin—Stettin oder Lübeck. Schön ist die Ostsee und eine Fahrt auf dem blauen Meer bietet einen großartigen Genuß. Zur Mittagszeit, beglänzt von der glitzernden Sonnengluth, des Abends bei Sonnenuntergang, in der Dämmerung und während der kurzen Nachtzeit — immer ist das Meer schön und großartig. Schon früh um 3½ Uhr steigt im Juni und Juli der gluthrothe Feuerball wieder — dort im Nordosten — hervor aus der feuchten Tiefe. Einen herrlichen Anblick gewähren Nachts die Feuerschiffe, die Leuchtthürme und die Lootsenkutter, welche die Einfahrt in den Hafen von Kopenhagen vermitteln. Und wenn das Schiff früh Morgens an den grauen Felsen der Insel Mön vorbei dem Hafen Kopenhagens zusteuert, so bietet die Stadt einen grandiosen Anblick.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Evangelische Preußen, rettet Euch vor Stöcker und Euren Generalsuperintendenten zur heiligen Schrift und Reformation. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich 1898. Preis: 1 ℳ. — Ein wunderliches Werk ist es, das der anonyme Verfasser — wie aus dem auf Seite 42 Bemerkten hervorgeht, ein zwangsweise emeritirter preußischer evangelischer Pfarrer — unter dem vorstehenden Titel in die Welt hinausgehen läßt. Der Hauptinhalt desselben bietet eine Art Anklageschrift, die einestheils gegen die preußischen Generalsuperintendenten wegen ihrer Unterstützung der dem Verfasser verhaßten Bewegung „zur Selbstständigkeit und Freiheit der evangelischen Kirche“ und anderntheils gegen den Hofprediger a. D. Stöcker, den Superintendenten Holtzheuer und den Pastor Knak wegen Lüge und Heuchelei gerichtet wird. Die zuletzt erwähnte Anklage richtet sich in der Hauptsache dagegen, daß die Genannten dem Verfasser in der landeskirchlichen Versammlung am 27. April 1887 das Wort zur Vertheidigung seiner Ansichten abgeschnitten haben, was man freilich im Interesse jener Versammlung kaum wird beklagen dürfen, wenn man die gegenwärtige Publication kennen gelernt hat. Im Allgemeinen aber erhebt der Verfasser gegen Stöcker, Kögel, Dryander und andere ge[illegible]ierte Vertreter der preußischen evangelischen Kirche wie überhaupt gegen deren Generalsuperintendenten die Anklage, daß sie durch die Bewegung zur Selbständigkeit und Freiheit der evangelischen Kirche die letztere ihres reformatorischen Charakters entkleideten, sie der katholischen Kirche zu nähern suchten, das landesherrliche Summepiskopat seiner gottgewollten Machtvollkommenheit beraubten und hierdurch an der Ausbreitung von Unglauben und Unsittlichkeit die Mitschuld trügen. Wie wenig der Verfasser sich selbst über den ernstlichen Charakter des von ihm so energisch vertheidigten landesherrlichen Summepiskopats im Klaren ist, das zeigt seine Bemerkung auf Seite 8, wo er einerseits die biblische Begründung des königlichen Kirchenregiments in dem Vorbilde eines David, Salomo, Hiskia betont und andererseits den Ausspruch thut, daß ungläubige Könige ganz von selbst nach Maßgabe ihres Ungaubens des Kirchenrechts verlustig gehen. In ähnlicher Weise geht er S. 14 bei seinem Angriff gegen die heutige Praxis der Generalsuperintendenten bei den von ihnen veranstalteten Kirchenvisitationen davon aus, daß hierfür die maßgebende Anweisung einerseits in den sieben Sendschreiben der Offenbarung Johannis und anderntheils in den Kirchenvisitationen der Reformatoren in den Jahren 1528 und 1529 zu finden sei. Ein anderes Beispiel für die Inconsequenz in der Gedankenentwickelung des Verfassers ist auf S. 33 zu finden, wo derselbe in demselben Satze die Forderung erhebt, daß dem Raubwesen des industriellen Großbetriebes in der königlichen Kraft Jesu Christi und durch die Mithelferschaft der Volksvertretung ein Ende gemacht werde, und zugleich die revolutionären Forderungen Stöcker's und des christlich-socialen Congresses bekämpft. Wunderlich wie sein Inhalt ist auch die Form der Schrift, die sich aus einer Reihe von Eingaben und Vorstellungen an die verschiedensten Adressen und protokollähnlichen Niederschriften oder Bemerkungen mit wechselnder Datirung ohne festen Plan zusammensetzt und die durch ihre schwülstige, schwerfällige Vortragsweise und die in dieser angehäuften biblischen Citate, Ausdrücke und Gleichnisse, die nach Art gewisser Sectenprediger mit Vorliebe der Offenbarung und den prophetischen Schriften entnommen sind, kaum genießbarer wird. Nichtsdestoweniger fehlt es dem Verfasser nicht an Selbstgefühl, denn er wendet im Vorwort das Heilandswort auf sich an: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon“, und spricht die Ueberzeugung aus, daß Preußen nur dann einem schrecklichen Schicksal entgehen könne, wenn es den von dem Verfasser geforderten Kampf gegen seine Generalsuperintendenten muthig aufnehme. Um beurtheilen zu können, inwieweit der eine oder andere der im Einzelnen von dem Verfasser erhobenen Einwände gegen die seiner Meinung nach unter dem jetzigen Kirchenregimente drohende Verweltlichung der preußischen evangelischen Kirche eine Berechtigung habe, müßte man den dortigen kirchlichen Zuständen näher stehen, als dies beim Referenten der Fall ist. Ihrer ganzen Gestalt nach aber möchte der vorliegenden Anklageschrift wohl weniger eine ernste Bedeutung als vielmehr ein pathologisches Interesse beizulegen sein.

— Die Entwicklung der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert. Vorträge von Dr. Karl Sell, Professor der Theologie in Bonn. Leipzig, Verlag von J. C. B. Mohr. 1898. 112 S. 8°. Preis: 1 ℳ 50 ₰. — Wir haben neulich bei Besprechung der Bunsen'schen Briefe an hohe katholische Geistliche auf den himmelweiten Unterschied hingewiesen, der zwischen der Stellung und Geltung der katholischen Kirche im öffentlichen Leben und im Bewußtsein der Zeitgenossen, ihre Bekenner nicht ausgeschlossen, am Anfange und am Ende dieses Jahrhunderts zu Tage tritt. Den Gang dieser Entwicklung und ihren Zusammenhang mit den Zeitereignissen zu verfolgen, ist von hohem Interesse, namentlich für unsere evangelischen Mitbürger. Beruht doch hierauf zum großen Theil die gerechte Würdigung der sogenannten „ultramontanen Gefahr“ und die Erkenntniß der Mittel zu ihrer Bekämpfung. Hierzu bietet das vorliegende Schriftchen, entstanden aus mündlichen Vorträgen eines Professors der evangelischen Theologie an der Universität Bonn, ein nach unsrer Meinung sehr beachtenswerthes Hilfsmittel. Um die mannigfachen und wechselvollen Erscheinungen im Leben der katholischen Kirche unserer Tage zu einem scharfumrissenen, eindrucksvollen Bilde zu gestalten, hat der Verfasser fünf Entwicklungsperioden unterschieden, von denen die erste, die Zeit von 1789 bis 1814, mit der Ueberschrift: „Der Umsturz der Kirche, das Concordat und die Säcularisation“, die zweite, von 1815 bis 1830, mit der Ueberschrift: „Romantik und Restauration“, die dritte, von 1830 bis 1848, mit der Ueberschrift: „Liberaler und nationaler Katholicismus“, die vierte, von 1848 bis 1870, mit der Ueberschrift: „Demokratie und Unfehlbarkeit“, die fünfte, von 1870 bis 1897, mit der Ueberschrift: „Der Triumph des unfehlbaren Papstthums“ von ihm in u. E. zutreffender Weise charakterisirt wird. Wie sich im Laufe dieser Perioden das Papstthum von seiner tiefen Erniedrigung unter Napoleon I. zu seiner heutigen Weltstellung erheben konnte, in der Leo XIII. im Januar 1886 anläßlich des ihm in dem deutsch-spanischen Carolinenstreit übertragenen

Schiedsrichteramtes mit berechtigtem Stolze auf die „Fügung der Vorsehung“ hinweisen durfte, „daß zwei berühmte und mächtige Nationen von der hohen Autorität der Kirche Zeugniß abgelegt und durch ihren wirksamen Rathschlag Friede und Eintracht erhalten haben, welche zu stiften das Amt der Kirche ist“, und wie jener nationale und ideale Katholicismus eines Sailer, Wessemberg und Spiegel, eines Rosmini und Gioberti sich zu dem heutigen vaterlandslosen und abergläubischen Ultramontanismus umwandeln konnte, dessen höchstes Heiligthum die Grotte von Lourdes ist und dessen geistige Inferiorität es möglich gemacht hat, unter dem Hohngelächter der Welt höchste Würdenträger der Kirche, Tausende von katholischen Priestern und gebildeten Laien dem betrügerischen Schwindel eines Leo Taxil preiszugeben, dies im Einzelnen darzulegen und begreiflich zu machen, ist ein anerkennenswerthes Verdienst des vorliegenden Werkes. ⁂

— **Wilhelm Stolze.** Ein Lebensbild zu Ehren seines hundertjährigen Geburtstages. Von **Marie Mellien.** Mit einem Bildniß. Berlin 1898. Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. Ein eigenthümliches Gefühl mag die kleine Gemeinde treuer Anhänger der Stolze'schen Stenographie am Tage der Säkularfeier der Geburt ihres Meisters beschleichen, angesichts des Umstandes und der Thatsache, daß sich zu derselben Zeit so viele ihrer Systemsangehörigen von dem Werke des Berliner Erfinders ab und dem mit mehr Reclame als innerer Berechtigung in den Vordergrund gerückten Stolze-Schrey'schen Mischmaschsystem zugewendet haben. Zu ihrer, wenn auch wehmütigen Befriedigung wird es vielleicht gereichen, daß die Erkenntniß der Uebereilung der Preisgabe des Aelteren und der Unzulänglichkeit des prüfungslos und unbesehen in Folge Ueberredung und Uebertumpelung angenommenen, zwar Neuen, aber keineswegs Besseren in weiteren Kreisen bereits dämmert, wie sich aus der Bekehrung und Rückkehr mancher zur Einsicht gelangten früheren Parteigänger ins alte Lager schließen läßt, um so mehr als auch der Sohn des Gefeierten, welcher in unbegreiflicher Verblendung fahnenflüchtig geworden war, sich jetzt mit an die Spitze der Rufer im Streit gegen das unverdient gepriesene „Schmolze“ d. h. vereinfachte Stolze-Schrey'sche System gestellt hat. Es ist daher begreiflich, daß nicht blos die widrigen Lebensschicksale des gefeierten Schrifterfinders, sondern auch der drohende Untergang seines Werkes grade zum Zeitpunkte dieser hundertjährigen Gedächtnißfeier die Darstellung der liebevoll und geschickt ihre Aufgabe lösenden Verfasserin beeinflußt. Die Schrift verdient ihres Gegenstandes, wie der Form der Schilderung willen Beachtung, wenn ihr auch einige Subjectivität in der Auffassung und Verarbeitung ihres Stoffes nicht abgesprochen werden kann, die ihren Werth als künftiger Geschichtsquelle etwas in Frage stellt. △

— **F. Vetter, Symbolik der Schöpfung und ewige Natur.** Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1898. Geb. 5 ℳ — Das Neueste des berühmt gewordenen Verfassers hat wieder die Vorzüge der früher erschienenen Bücher, die glänzende, schöne Darstellung obenan. Das athmet Alles so frisch und tönt so wohl und muthet so an. Vetter hat ein reiches Herz, ein scharfes Auge, eine klingende Stimme: hervorragende Gaben für einen Schriftsteller. Aber zum Inhalt des neuesten Buches müssen wir viele, viele Fragezeichen machen. Die Symbolik der Schöpfung: alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß, die Ideen schlummern in den Dingen, die Welt ist ein Bild Gottes. Aber im Einzelnen hat Verfasser soviel in die Dinge dieser Welt hineingeheimnißt, daß nicht mehr die Dinge, sondern Traum und Schwarm des Verfassers zu Worte kommen. Es kommt uns das Wort des großen Dichters in den Sinn, der doch auch verstand, wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen und sich die goldnen Eimer reichen, Worte, die er einst an das schwärmerische Bettinchen schrieb: rede nicht so ins Blaue und bleibe hübsch bei der Stange! Es ist bezeichnend, daß Vetter zur Illustration seiner kühnen, immer geistreichen Behauptungen Jakob Böhme und die Vertreter der jüdischen Kabbalah reden läßt. Seitdem der Görlitzer Philosoph seine „Morgenröthe“ schrieb, ist es längst Tag geworden, und seine „Qualitäten“ gehören gewiß in die Rumpelkammer. — Sollen wir also die Symbolik der Schöpfung empfehlen? Jawohl, wer die Gabe der Sichtung und der Scheidung irgendwie hat, der greife zu, und er wird es dem Verf. reichen Dank wissen, der Altes und Neues aus seinem Schatz bietet, Alles in brillanter Form, Vieles in bezaubernder Liebenswürdigkeit, Manches in der unmittelbaren Sprache der Wahrheit. Was z. B. über die modernste Kunst gesagt wird, diesen Greuel an heiliger Stätte, wird Tausenden aus dem tiefsten Herzen gesprochen sein. J. J.

— **Gedichte von W. Bruchmüller.** Crossen a. O., Richard Zeidler. 1,50 ℳ — Diese Sammlung enthält manche bekannten Klänge, wie sie durch lyrische Gedichte hindurchziehen, Töne, die in der Luft liegen und immer wieder angeschlagen werden, da sie nicht veralten. Doch tritt uns auch Eigenart entgegen, außer in männlichen Versen, wie die über Hutten, namentlich in kräftigen Heimathsliedern, die dem Norden Deutschlands gelten, insbesondere der Brandenburger Mark. Nun wird man zwar fragen, wie Jemand für diese „Streusandbüchse des heiligen römischen Reichs“ schwärmen könne. Nun, schwärmen thut der Verfasser auch nicht, aber er weiß wohl ein warmes Gefühl für die märkische Landschaft in warme Worte zu kleiden. Und wer einmal das viel geschmähte Sandloch in weiterem Kreise um Berlin herum durchwandert hat, mit offenem Sinn und offenem Blick, Wälder, Laub- und namentlich Nadelwälder in unvermessener Ausdehnung, dazwischen Seen, oft geheimnißvoll versteckt, die breiten Wasserflächen der Flüsse gesehen hat, wer nach anstrengendem Marsch im Abendroth auf Moos lagerte, in den Dörfern einkehrte, mit der Bevölkerung verkehrte, die in ihrer Ruhe und Biederkeit in geradem Gegensatze zum Berliner steht, wer die Ruinen der alten, vorhohenzollernschen Cultur betrachtet hat, wie in Lehnin und Chorin, der wird es b greiflich finden, daß hier trotz des Sandes doch etwas von landschaftlicher Schönheit festzustellen ist, das reizt und rührt. Das Schöne ist eben ein relativer Begriff. Sonst wäre zu bemerken, daß wir zwar kein Freund von strengem Formalismus sind, aber doch die Form, z. B. in den Distichen, sorgfältiger behandelt wünschten. J. R.

— **Der Prozeß der Anstalt Bethel gegen Paßler.** Buchhandlung zu Bethel und Bielefeld, 1898. — Es wird vielen unserer Leser noch erinnerlich sein, daß im Juni v. J. eine Brochüre mit schweren Anklagen gegen die Anstalt Bethel, ihre Leiter, Beamten und Diener erschienen war. Dieser Vorgang erhielt ein Nachspiel durch den vom 11.—15. December v. J. vor dem Landgericht zu Bielefeld verhandelten Prozeß, in dessen Folge der Verfasser wegen öffentlicher Beleidigung zu einer Gefängnißstrafe von zwei Jahren (der höchsten zulässigen Strafe) verurtheilt wurde. In der vorliegenden Schrift ist außer Zeugenaussagen, der Rede des Staatsanwalts u. s. w. das Gerichtserkenntniß vollständig abgedruckt. Man ersieht daraus klar und deutlich, daß das gesammte Anklagematerial in Nichts zusammengefallen ist. Denn daß in einigen wenigen Fällen geringe körperliche Züchtigungen von untergeordneten Organen unzulässigerweise angewendet worden sind, wird Niemand als etwas Unerhörtes bezeichnen, der die ungeheueren Schwierigkeiten einer solchen Anstaltspflege kennt. Der Vertreter der beleidigten Beamten konnte daher (Seite 55) mit Recht sagen, daß die Verhandlung eine glänzende Rechtfertigung des Anstaltssystems in Bethel und seiner Handhabung sei und daß für die Brochüre keine andere Erklärung gefunden werden könne, als daß man in dem Christenthum in dieser Erscheinungsform einen Todfeind erblickt, den man womöglich vernichten will. Wir unsererseits hoffen, daß dieser Prozeß ganz im Gegentheil dazu dienen wird, dem Pastor v. Bodelschwingh und seinen Bestrebungen immer mehr Anhänger zu gewinnen. —tg—

— **Der Alldeutsche Verband,** seine Geschichte, seine Bestrebungen und Erfolge. Von **Hugo Grell,** Oberlehrer am Realgymnasium zu Potsdam. München, J. F. Lehmann. 1898. (Einzelpreis 40 ₰, in Partien billiger, bis zu 15 ₰ das Stück.) — Mit berechtigtem Stolze kann der Verband auf sein Streben und seine Erfolge zurückblicken. Zwar hat die L. Z. nie ein Hehl daraus gemacht, daß sie mit gewissen Dingen, wie z. B. der Einmischung in die böhmischen Wirren, nicht einverstanden war. Dies kann uns jedoch nicht abhalten, seine mannigfachen Verdienste rückhaltlos anzuerkennen. So ist z. B. ein Fonds von 150000 ℳ zur Unterstützung deutscher Schulen im Auslande gebildet worden. In Neu-Zedlitz in Posen ist ein deutsches Waisenhaus begründet worden und Vieles dergleichen mehr. Manches, was uns heute noch als Utopie erscheint: der Zusammenschluß aller ober- und niederdeutsch besiedelten Länder Mitteleuropas zu einem großdeutschen Staatenbunde mag in späteren Zeiten einmal zur Wirklichkeit werden. Nur wird man gut thun, solchen Zielen mit Maß und vor Allem mit größter Vorsicht nachzustreben. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährlich bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 61. Sonnabend, den 28. Mai, Abends. 1898.

Ein Pfingstbild aus der sächsischen Schweiz.

Von Anna Löhn-Siegel.

Wenn nach langen Winterstürmen endlich der Frühlingshimmel durch die noch dürftig belaubten Bäume schimmert, muß ich, wo ich auch sei, des Erwachens der Natur gedenken, wie sie es in den Felsen und Wäldern meiner kleinen Heimath: Hohnstein in der sächsischen Schweiz, feiert. Da war unterhalb des Hohnsteiner Schlosses, an der halbverfallenen Mauer des ehemaligen Bärengartens, ein köstlicher Buchenhain — schützt ihn, o Dryaden, vor der fällenden Art! — auf dessen Entwickelungsphasen man von oben, vom Schlosse herab, mit Entzücken schaute. Anfangs streckten die stolzen, hochstämmigen Buchen die Arme ihrer Aeste und Zweige kahl und gleichwie um die Frühlingssonne flehend, zum Himmel empor. Aber kaum hatte sie ihnen einige Tage lang huldvoll gelächelt — welche Verwandlung! Mit tausend und aber tausend zarten grünen Fingerspitzen zeigten sie dann schon auf den Alles belebenden Feuerball hinauf! Zu ihren Füßen lag zwar noch eine dichte braune Laubdecke, die Zierde des Waldes im verflossenen Jahre, aber auch unter der unscheinbaren braunen Hülle, die an Tod und Verwesung mahnte, schaute Leben aus freundlichen Blumenaugen hervor. Es waren die zahlreichen blauen Leberblumen, welche unsern Waldboden schmücken, die schützende braune Winterdecke erheben, und ohne erst die Vorboten einiger ihrer Blätter nach den Wärmegraden fragen zu lassen, neugierig hervorschauen, um zu erforschen, ob da oben auch noch Alles hübsch beim Alten geblieben sei. An den nahen Felsenmauern des Sandsteins schwebten in einigen Eiszapfen die letzten architektonischen Zierrathen vom Palaste Seiner Majestät des Winters. Die Thränen, die ihnen die immer höher steigende Sonne auspreßte, erfrischten schon rechts und links die grüne, von Felsen und Abhängen herabflatternde Siegesfahne des Lenzes und machten den durch das enge Thal tief unten hinbrausenden Sturzbach immer übermüthiger. Wenn aber Pfingsten herannaht, dann hat der Buchenhain die schönste Verwandlung erfahren. Er bildet eine hellgrüne dichte Kuppel, an welcher man die Aeste, die stämmigen Schwibbogen derselben, vor Blätterornamenten kaum noch gewahren kann. Zu Pfingsten umgiebt sich auch das alte Hohnsteiner Schloß mit einem festlichen Kranze des blauen und weißen Flieders, der theils in den Schloßgärten wächst, theils seine eigenen Wurzelwege gegangen ist, und nun aus Felsenspalten üppig hervorwuchert und seine lieblichen Blumensträuße über dem Abgrunde wiegt.

Und nun kommen auch die „Schweizbereiser" von Nah und Fern und betrachten mit Interesse die romantische Lage unseres mit dem alterthümlichen Schloß gekrönten Bergstädtchens. Einst erstiegen sie früh am ersten Pfingstmorgen in ganzen Schaaren den steilen Mühlberg, während die Glocken zur Andacht ins Gotteshaus riefen. Bunte Taschentücher wehten wie Fahnen von ihren Stöcken und Schirmen herab, Blumen und grüne Reiser schmückten Hut und Knopfloch, vom Hockstein herüber, jenseits des Polenzthales, tönte lautes Rufen, jubelnder Gesang und sogar Schießen, um das Echo in den tiefen Thälern zu wecken. Aber am zweiten Feiertage — o Wonnetag für Jung und Alt! setzte noch obendrein der altherkömmliche Schützenauszug alle Gemüther und Beine in Bewegung. Nachdem der letzte Ton der Abendglocken verklungen war, der das Fest des heiligen Geistes eingeläutet hatte, zog ein anderer, aber doch keineswegs ein unheiliger Geist in unser Städtchen mit Musik und Trommelschall ein und höher klopften alle Herzen, wenn die zu diesem Fest herbeigerufenen Königsteiner Musikanten sich zu ihrem Marsch rüsteten, um dem vorjährigen Schützenkönige und den geistlichen und Civilbehörden des Ortes das übliche „Ständchen" darzubringen. Es gab auch einige musikalische Talente unter Hohnsteins Bürgerschaft, die jene aus Königstein herbeigerufene Kapelle ganz achtbar unterstützten. Als ich einst so glücklich war, jenen Tönen vom väterlichen Garten aus zu lauschen, warf sich ein friedlicher Leinweber und Forellenfänger, sowie auch Fischhändler in die kriegerische Uniform, nachdem er den Schützen am Webstuhl verlassen hatte, und eilte behender als an anderen Tagen an die Abendglocken (denn er war zugleich Glöckner und Küster), um seinen vierten oder fünften Beruf: den eines Regimentstambours bei der heimathlichen Schützengilde, auf das Würdevollste zu versehen. Mit einer gebieterischen Bewegung seines Stabes commandirte und verkürzte er die unterschiedlichen Polkas, Galoppaden und Walzer, die für die Ständchendarbietungen ausgesucht worden waren, und ließ sich von der staunenden Jugend des Ortes herablassend begaffen, die sich gleich einem Kometenschweif an den Kern der Musikbande angeschlossen hatte. Ganz besondere Hochachtung erregte auch die Handhabung der großen Trommel. Ein musikalisch begabter Posamentirer Hohnsteins war damals so freundlich, sein Talent für dieses Instrument auszubilden und der Schützengilde die Beschaffung eines Musikanten mehr zu ersparen. Ich erinnere mit deutlich, mit welcher Ehrfurcht wir Kinder zu seiner Kunst aufblickten. Es erschien uns als etwas Wunderbares, daß, je sanfter, je träumerischer das Auge des guten Mannes blickte, desto energischer die Donnerschläge auf das Kalbfell der Trommel ausfielen, womit er die Musikstücke würzte. Wir kamen schließlich zu der Ansicht, daß er sie nicht nach Noten ausführte, sondern daß sein richtiger Instinct und langjährige Uebung ihm zuflüsterten, welche Stelle für einen oder mehrere Schläge die passendste sei. — Am andern Morgen, dem zweiten Pfingsttage, rasselte bereits gegen 5 Uhr oder auch noch früher die Trommel durch das Städtchen, und die Schützen, von denen sich vielleicht schon mancher in holden Träumen zum Könige geschossen hatte, erwachten zum großen Festtage. Man warf sich in den militärischen Glanz, wobei die schneeweißen Inexpressibles, welche in der Woche vorher in Grasgärten und auf Wiesen die Weihe einer tüchtigen Bleiche erhalten hatten, ein ehrendes Zeugniß für die Sauberkeit der betreffenden Hausfrauen ablegten. Das Costüm der Schützen bestand damals zum Theil aus dunkelgrünen, zum Theil aus dunkelblauen Tuchröcken und dreieckigen Hüten mit großen Hahnenfederbüschen. Die dunkelgrünen hatten weiße, die dunkelblauen rothe Aufschläge. Böllerschüsse, denen ein anhaltendes Echo folgte, verkündeten gegen 1 Uhr des Mittags, daß der Auszug beginnen werde. Der schräge Marktplatz ist mit Menschen gefüllt, Zuschauer aus Stadt und Land. Die Schützen stehen plaudernd in Gruppen, und immer mehr eilen auf den kriegerischen Ruf der Trommel herbei. Um den schlichten steinernen Wassertrog, der den Mittelpunkt des Platzes bildet, hat sich ein Knäuel von Menschen geformt, Kinder hocken auf dem Rande des Troges in den gewagtesten Stellungen, sie halten die Händchen oder auch gleich die Münder unter den aus einer hölzernen Röhre hervorsprudelnden Strahl und laben sich, denn das Wetter ist warm. Sogar die Schweizbereiser zögerten unser Städtchen zu verlassen, denn sie wünschten den Verlauf des gemüthlichen Volksfestes kennen zu lernen. Vor allen Hausthüren, welche nach alter Pfingstsitte mit zwei Maien geziert sind, stehen weißgekleidete jüngere und ältere Mädchen. Bänder flattern von Köpfen und Schultern, das Neueste und Beste schmückt die glücklichen Trägerinnen, die sich von Fremden und Einheimischen bewundern lassen und von Bekannten zu Bekannten, von Hausthür zu Hausthür trippeln. Die wohlhabenden Landleute, deren Kutschen vor den beiden Gasthöfen am Marktplatze und der schaulustigen

Menge oft sehr im Wege stehen, sind nach Beendigung des Gottesdienstes, zu welchem sie am Morgen im Städtchen erschienen waren, zurückgeblieben, um den Schützenauszug mit anzusehen, den vielbewunderten, seit Kinderzeiten angestaunten. Die bunten Anzüge der Bauerfrauen, Hauben mit leuchtenden Blumen und Bändern, schimmern im Sonnenglanze und erinnern an die jetzt bald im schönsten Flore stehenden Wiesen, mit denen die hübschen Besitzerinnen zu wetteifern scheinen. Und siehe, es naht der sehnlich erwartete Augenblick. Die Schützen stellen sich in Reihe und Glied und stehen alsbald wie die Mauern, dem schrägabfallenden Terrain zum Trotz. Die Officiere commandiren, die Musik setzt ein, denn der verwandelte Küster und erlöste Glöckner hat den Stab geschwungen, und bald darauf begiebt sich eine Deputation von schwarzgekleideten Bürgern mit dem Fahnenträger an der Spitze zum dermaligen Aufbewahrer der altehrwürdigen Fahne. Mit letzterer geht's dann zum vorjährigen Schützenkönig. Man holt ihn feierlich ab, er tritt, umgeben von den vorerwähnten Bürgern, in den Zug der Schützen ein, die Fahne wird hoch empor gehoben und flattert lustig im Winde. Der vorjährige Schützenkönig, dem vor einem Jahre „der große Wurf gelungen war“, trägt eine aus großen silbernen und vergoldeten Schaustücken und Denkmünzen zusammengesetzte Kette auf seiner schwarzen Kleidung und hat die Verpflichtung, sein königliches Haupt unbedeckt zu zeigen, wenn die Mittagssonne es auch noch so gut meint. So thun auch die ihn begleitenden Herren im Frack. Obgleich der gänzlich schräge Marktplatz kein günstiges Terrain für militärische Evolutionen bietet, marschirt man ihn doch einige Male auf und nieder, der höchste Officier, Major Hillenrichter mit der schnarrenden Stimme commandirt, die Schützen machen ihre Schwenkungen, Kinder schließen sich zuweilen in vertraulicher Weise an den Vater-Flügelmann an, Frauen blicken stolz auf den Gatten, der heute martialisch den Säbel schwingt, und vergessen um seiner heutigen Schönheit willen, daß er zu Hause bisweilen weniger liebenswürdig etwas Anderes in bedrohlicher Weise zu schwingen pflegt. — Auf krummen, bergigen und holperigen Straßen erreichte man dann die aussichtsreiche Höhe, auf welcher das Schießhaus liegt. Auf dem abermals schräg ansteigenden Vorplatz befanden sich zu jener Zeit einige Buden zum Würfeln, auch mehrere Höckerweiber hatten sich, als ich mich einst an dem heitern Volksfeste ergötzen durfte, mit bescheidenen materiellen Genüssen eingefunden und boten sie um schweres Geld feil. Uns wenigstens erschienen die Preise stets übertrieben hoch, und nicht minder all' den jugendlichen Käufern, deren höchstes Glück darin bestand, daß ein gütiger Vetter oder Pathe herzutrat und den Neffen oder Taufpathen einmal in einer der Buden würfeln ließ. Auf dem Schießhausplatze tummelt sich mit Vorliebe die zartere Jugend des Ortes und achtet nicht der köstlichen Aussicht auf Berge, Felsen, Thäler und Wälder, die sich dem umherschweifenden Auge von diesem Höhepunkte aus bietet. Dicht zu unseren Füßen liegt das Bergstädtchen. Seine vielen Schindel- und wenigen Ziegeldächer, bunt und kraus, hoch und niedrig, wie es die Lage der Häuser und ihre ungleiche Höhe bedingt, durcheinander gewürfelt. Nirgends herrscht Regelmäßigkeit, überall Willkür. Der Berg war der tyrannische Baucommissar, dem alle sonst befolgten Regeln zum Opfer fallen mußten. Das einzige imponirende Gebäude ist und bleibt unstreitig das alte Berkenschloß auf dem isolirten Felsen, das aber vom Schießhaus aus gesehen auch in einer nicht unbeträchtlichen Tiefe liegt. Im Schießhaussaale wogte inzwischen schon lange, obwohl die Sonne noch hoch am Himmel stand, die tanzlustige Jugend nach dem Tacte der Musik auf und nieder. Auch ältere Männer und Frauen „riskirten heute noch einen“ — nämlich einen Tanz, wie man sich im Volke auszudrücken pflegte. Dazu wurde das übliche „Freibier“ getrunken, ein gutes einfaches Braunbier, welches die Stadt an diesen Festtagen schenkte. Sämmtliche Familien und Gäste der Schützengilde schlürften den braunen Trank aus den üblichen länglich-hohen Gläsern mit sichtlichem Behagen. Da sah man wohl manchen angeheiterten Schützenvater im Kreise der Seinigen stehn, das hohe, mit rothgemalter Nummer versehene Glas in der einen Hand, in der andern eine Festtagscigarre, und vor ihm harrten, wie die Orgelpfeifen aufgepflanzt, die Seinen, an der Spitze die Mutter, auf den Göttertrank. Er reichte ihnen denselben mit freundlichstem Lächeln und sprach ihnen zu, sich ja nicht zu „geniren, denn es koste heute ja nichts“, und sie thaten, was sie nur konnten, und tranken wacker drauf los, als gälte es, den Durst bis zum nächsten Schützenfest zu stillen. Dieses höchst gemüthliche Volksfest dauerte gewöhnlich bis zum sogenannten dritten Feiertag Abend, wo unterdessen der neue „König“ fertig geworden war, der auf dieselbe Weise im Triumphe in die Stadt hereingeführt wurde, wie man den vorjährigen hinaus aufs Schießhaus geleitet hatte. Aber auch am ersten Auszugstage hielten die Schützen Abends einen feierlichen Wiedereinzug in das Städtchen, wo, begünstigt von Kühle und Schatten, das Vergnügen der Theilnehmer und Zuschauer noch erhöht wurde.

Von manchen Seiten hört man zwar sagen: „Wozu diese Spielerei aus früheren Jahrhunderten beibehalten? Die Bürger haben sich schon lange nicht mehr im Gebrauche der Waffen zu üben, um einen Feind von den Mauern ihrer Städte fern zu halten, wie einst.“ — Ganz recht, aber wenn ein Volksfest seinem einfachen, harmlosen Charakter so treu bleibt wie das Hohnsteiner Schützenfest, so läßt sich gegen die Beibehaltung des alten Brauchs, der die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpft, auch nichts einwenden. Derjenige Tapfere, der in's Schwarze getroffen hatte, oder demselben zunächst, hing die Scheibe als Trophäe in seinem Hausflur auf, und Kinder und Kindeskinder erinnerten sich freudig und stolz des Festtages, wo Vater oder Großvater als „Könige“ heimgeführt worden waren. Eines solchen „königlichen Urenkels“ hier zu gedenken, halte ich für eine Dankespflicht. Es war der damalige Hohnsteiner Bote, ein würdiges und wichtiges Mitglied der Bevölkerung, ein unumgänglich nothwendiges Bindeglied zwischen der gebildeten Welt Hohnsteins und der Residenz. Denn außer ihm, dem schon ältlichen Gottlob Hofmann, gab es damals, als noch keine Postverbindung zwischen unserem Städtchen und Dresden bestand, nur noch eine sogenannte „Kälberfuhre“, welche allwöchentlich einmal im feierlichen Tempo eines Leichenzuges, als eine Art Post zur Landeshauptstadt „leierte“. Dieses Verdienst erwarb sich ein Fleischermeister und Viehhändler aus unserm Städtchen, welcher Lieferungen lebendigen Fleisches für die Residenz übernommen hatte. Wer keine andere Fahrgelegenheit finden oder bezahlen konnte, mußte sich mit den jüngsten Sprößlingen der Hohnsteiner und anderer Kuhställe in's Stroh setzen und unter dem Klagegeheul der zum Tode bestimmten Opfer residenzlichen Hungers acht Stunden oder auch noch länger rädern lassen. In der Stille der Nacht brach die Kälberfuhre auf und anstatt durch ein Posthorn, wurden die Schläfer der Stadt durch schauerliche Töne aus Kälberlungen erweckt — Todesahnungen erhitzter Kalbsgehirne, bestimmt, die Tafel manches Gourmands zu zieren. Die Rückkehr mit der Kälberfuhre war dagegen erträglicher. Alsdann hatte die Hauptstadt das Fleisch der Provinz in Empfang genommen, und nur Syrupfässer und andere stimm- und harmlose Gegenstände wanderten für den Materialisten und Apotheker des Ortes wieder mit in die Berge hinauf. Aber einmal vor langen Jahren — ich erinnere mich des Vorfalls noch ganz deutlich — war ein solches Syrupfaß in aller Stille und Harmlosigkeit ausgelaufen. Die Fuhre war ihm gewiß zu langsam gegangen und der Syrup hatte beschlossen, seinen eignen Lauf zu nehmen. Man denke sich die Ueberraschung des Reisenden, der damals auf der Kälberfuhre gesessen hatte! Der Syrup war in's Stroh geflossen, auf welchem der Mann schlief, und hatte ihn still und geräuschlos überzuckert! Durch die Stadt aber bis zu dem Hause, wo abgeladen wurde, hatte das Faß sich vollends erleichtert, und die Jugend Hohnsteins konnte am andern Tage (wie im Gedicht von Heine) „die Straße lecken“, während der Materialist und Apotheker seinen Verlust nach Pfunden messen konnte. Das sah der alte wackere Bote Hofmann und sagte triumphirend: „Das kann bei mir nicht passiren, denn ich bewahre meinen Schiebkarren besser, als der Kälberfuhrmann seinen Wagen.“ Das mußte wahr sein, dem alten Boten kam nichts weg, das versicherten alle Leute. Und dennoch: er kam vom Nachbardorfe Ehrenberg herein in's Städtchen, ließ seinen „Schiebbock“ vor den Häusern der Honoratioren stehen, unbewacht stehen, während er ging, ihre Briefe und Packete und mancherlei Aufträge in Empfang zu nehmen für „Dräsen“. Aber Hofmann hatte einen felsenfesten Glauben an die Unantastbarkeit seines „Schiebbocks“. Oder war es die patriarchalische Ehrlichkeit der damaligen Zeit, die ihn schützte? Er konnte nicht lesen, aber er merkte sich Alles, was er besorgen sollte, ziemlich genau, und hatte er etwas vergessen, nun so tröstete er sich und den Auftraggeber und knurrte im Dialekt: „Breng' ich's in acht Tagen mitte“. Ach und wenn er wiederkehrte, der gute Alte, wie freute sich da das Kinderherz auf die schönen neuen Sachen, die er mitbringen würde! Man ging ihm entgegen, man befestigte einen Strick an seinem Schiebbocke und half dem Alten das schwerbeladene Räderwerk den steilen Mühlberg herauffahren. Wie süß duftete sein Karren nach

Neuigkeiten, wenn der würzige Hauptgeruch auch oft von nichts Besserem herrührte, als von alten madenbewohnten Büdchenkäsen, für irgend einen Käseliebhaber aus der Residenz mitgebracht. Wir hatten dem guten Alten den Namen „der Hutschwenker" gegeben, denn er hatte von einer wohlwollenden Persönlichkeit des Ortes einen abgetragenen Hut erhalten und schwenkte denselben schon von Weitem, wenn er in ein Haus eintreten wollte, um Aufträge zu empfangen oder eingehandelte Gegenstände abzuliefern. Von diesem Boten ließe sich noch mancherlei erzählen. Er glaubte z. B. an Hexerei, lief oft weit in's Land, um einen Teufelsbanner und Geisterbeschwörer zu finden und sich enthexen zu lassen, denn er fühlte sich oft gar zu oft behext. Zuweilen auch glaubte er, man wolle ihn vergiften. Dann kam er mit der verdächtigen Suppe von Ehrenberg nach Hohnstein und setzte den wackern Chirurgen und ehemaligen Feldscheer, Zahn mit Namen, in nicht geringe Verlegenheit ob einer gewissenhaften Analyse der gefürchteten Suppe. „Gießt das Teufelszeug weg", soll er unserm Hermes einst geantwortet haben, und meine Frau soll Euch eine andere Suppe kochen." Der Bote war es sogleich zufrieden gewesen, kam aber auf diese Weise nie in Klarheit wegen der gefürchteten Vergiftung. Nun schläft er schon lange den ewigen Schlaf. Er trat seinen letzten unbeschwerten Botengang an, als sich immer mehr Concurrenten im Botenthum eingestellt hatten, und als endlich sogar eine täglich mit Dresden verkehrende Postkutsche das ganze Institut sammt allen seinen Mühseligkeiten überflüssig machte.

Bücherbesprechungen.

— Vor und nach der Religionsstunde. Zur Verständigung über die evangelische Glaubens- und Sittenlehre. Von Schulrath Hermann F. Römpler, Seminardirector. Plauen i. V., 1898, A. Kell. 6 ℳ — Der Titel, den der bekannte Pädagog seinem Werke gegeben hat, verhilft zu einer Vorstellung von Dem, was er dem Leser damit bieten wollte, nämlich eine erklärende und die Anschauung bereichernde weitere Ausführung zu den einzelnen Sätzen der christlichen Glaubens- und Sittenlehre und eine philosophische Ausrüstung zum Kampfe wider die Einwände, die dieser Lehre gegenüber von vielen Seiten erhoben werden. Es handelt sich hier also keineswegs um ein System, in welchem von irgend einem Grundgedanken aus das Ganze jener Lehre entwickelt würde. Vielmehr schließt sich der Verfasser bei der Anordnung des Stoffes durchaus an die vorhandenen Eintheilungsgründe an, nur freilich so, daß er an dieser oder jener Stelle gegen hergebrachte Anschauungen und Auffassungen ziemlich entschieden auftritt. Daraus ergiebt sich, daß es in dem Rahmen dieser Besprechung ganz unmöglich ist, in eine Kritik der von dem Verfasser gebotenen Besprechungen einzutreten. Wir sind an vielen Punkten seinen begrifflichen Untersuchungen und seinen erläuternden Ausführungen mit freudiger Zustimmung gefolgt, haben erhebende und erbauliche Betrachtungen gelesen in gewisser Hoffnung, daß sie ihres befruchtenden und klärenden Einflusses auf den Leser nicht verfehlen werden; aber nicht minder häufig fühlten wir uns außer Stande, das Gesagte gut zu heißen, oder sahen uns zu dem entschiedensten Widerspruch herausgefordert. Wollten wir jedoch im Einzelnen nachweisen, wo und warum das der Fall sei, so sehen wir nicht einen Punkt, an dem das mit einfach kurzer Erklärung geschehen könnte. Ueberall wäre weitläufige Auseinandersetzung und umständliche Zergliederung der Gedankengänge nothwendig; denn, wie wir schon angedeutet haben, bleibt der Verfasser der Form nach bei der orthodoxen Lehre stehen, legt dagegen oft einen Inhalt hinein, der mehr oder minder damit in Widerspruch steht. Und doch hängt das nicht mit einer systematischen Stellung zusammen, die er von vornherein eingenommen hätte, sondern mit dem Bestreben, Lieblingsmeinungen zur Geltung zu bringen, die sich in dieser oder jener Hinsicht bei ihm festgesetzt haben. Und wie wenig das Ganze von einem einheitlichen Gedanken getragen ist, das läßt sich schon aus dem merkwürdigen Abschluß des Werkes erkennen, wo auf den eigentlichen Schluß, der den Nachweis bringt, daß Moralität und Religiosität für den Christen durchaus zusammenfallen, noch ein Nachwort folgt, in dem die gewonnenen Ergebnisse auf ihren methodischen Werth zurückgeführt werden. Aber gerade das sollte ja, wenn wir irgend recht verstanden haben, ein Hauptgegenstand für das ganze Werk sein. So können wir den Hauptvortheil des Buches allerdings darin nicht erkennen, daß der Lehrer sich hier einen Standpunkt anweisen lassen könnte, von dem aus er seinen Religionsunterricht zu einem einheitlichen, lebensvollen Ganzen gestalten wollte, sondern nur darin, daß er seine Erkenntniß an einzelnen Punkten daraus vertiefen und bereichern kann. Und da wird er noch genau zu unterscheiden haben, in wie weit die Fassung der betreffenden Lehre wirklich mit Schrift und Bekenntniß übereinstimmt oder aber davon abweicht. Um sein Ziel der Verständigung über den genannten Gegenstand zu erreichen, hat der Verfasser keine Mühen gescheut. Ein Hauptgewicht legt er auf die Etymologie der einzelnen Begriffe, durch deren Feststellung ganz gewiß oft ein überraschendes Licht über ihre Bedeutung sich verbreitet, bisweilen aber auch eine recht überflüssige Belastung des Gedächtnisses bewirkt wird, wenn nämlich der gegenwärtige thatsächliche Werth eines Begriffs dem des Stammwortes gar nicht mehr entspricht. Daß in der Glaubenslehre überall auch die lateinischen Ausdrücke der alten Dogmatik herangezogen sind, rechtfertigt der Verfasser mit dem Verständniß, das unsere Lehrer für die lateinische Sprache haben, und mit der Nothwendigkeit, daß sie auch in dieser Form der Begriffsbestimmung nicht fremd sein dürfen. Trotzdem fragen wir, ob nicht eine ganze Anzahl dieser peinlichen Zergliederungen, wie sie aus dem Hutterus redivivus hier herbeigezogen sind, ebenso gut hätten wegbleiben können, da nicht einmal die wissenschaftliche Theologie aller Richtungen sie alle noch berücksichtigt. Eine werthvolle Beigabe zu des Verfassers Ausführungen bilden die zahlreichen Citate, die der Verfasser zur Beleuchtung der einzelnen Lehren mit erstaunlicher Belesenheit aus einer umfänglichen Literatur zusammengetragen hat. Hauptsächlich benutzt ist Rothe's Ethik. In diesen Belegstellen findet der Leser eine Auswahl der lehrreichsten Aussprüche großer Geister, wie sie sonst nicht leicht zu haben ist. Zu unserm besondern Bedauern können wir uns mit der Schreibweise des Verfassers nicht allenthalben einverstanden erklären. Sein Satzbau zeigt häufig Härten und Zweideutigkeiten, die er bei seinen Schülern selber nicht dulden würde. Eine schwer erträgliche Eigenart seines Stils tritt merkwürdigerweise mehr im zweiten, als im ersten Theile hervor, daß er den gegensätzlichen Inhalt des nächsten Satzes mit einem vorausgeschickten allein! oder indeß! oder freilich! ankündigt. Diese der gewöhnlichen Umgangssprache entnommenen Satzverkürzungen möchten wir in unsere Schriftsprache lieber nicht eingeführt sehen. B. K.

— R. Wimmer, Gesammelte Schriften. 2 Bände in 8 Lieferungen à 1 ℳ (2. bis 8. Lief.) Freiburg, Leipzig, J. C. B. Mohr, 1897. — Wimmer's Schriften liegen nun als Ganzes vor: sie werden in derjenigen christlichen Welt, welche D. theol. Rade regiert und redigirt, viel warme Freunde und bewundernde Anhänger finden. Für die Reise stellen wir ihnen auf Grund sorgfältigster Prüfung folgenden Paß aus: Milieu: Dogmenmüdigkeit; Theologie: Neurationalismus; Tendenz: Glauben < Wissen; Form: schlicht-herzlich; Inhalt: Bekenntniß eines tiefreligiösen Gemüthes, das mit dem Wunder gebrochen hat; besondere Zeichen: Bibelverwässerung und Leugnung der Gottheit Christi. — Folgende Behauptungen fließen aus dem neuen Glauben: In der Bibel ist nur Das Gottes Wort, was das Gewissen als solches anerkennt (I, 91); die Welt des Himmelreiches darf nicht mit dem durchdringenden Auge des Glaubens, sondern nur mit dem Kindesauge der Liebe angeschaut werden (I, 116). Es wird ganz offen ausgesprochen (I, 155), daß das Christenthum in seiner Entstehung sowohl, wie in seiner Weltbeeinflussung etwas recht Natürliches und Menschliches ist. Die Forderung, an Wunder in dem geschichtlichen und in dem persönlichen Christenthum zu glauben (Gebet, Wiedergeburt), ist ein Angriff auf die Einheit unseres Denkens (I, 214). Die biblischen Wundergeschichten müssen als Dichtungen gewürdigt, und in Kirche und Schule so ausgelegt werden (I, 228). Z. B. sagt das Hochzeitswunder zu Cana nichts Anderes, als daß Jesus durch seinen Geist unser armes Denken in die glückliche Begeisterung der Kinder Gottes verwandelt hat (I, 247). Ueber solche Auslegung muß das Wasser von Cana erröthen, und durch dieselbe wird der Wein von Cana wirklich verwässert. — Im zweiten Haupttheil wird das „neue" Christenthum durch Erzählungen, Geschichten, Bilder aus dem Leben illustrirt: überall gewann ich den Eindruck, daß Verf. auf der äußersten Peripherie der christlichen Welt seinen Glaubensrecord gewonnen hat. Eine Gebetssammlung, in welcher die Anrufung Jesu peinlichst vermieden wird, schließt das Ganze ab. — Wir erkennen wohl an, daß der Verf. mit warmer und herzlicher Aufrichtigkeit, mit wohlthuender Klarheit und Frische

schreibt, mit dem Geist eines Nicodemus und dem Herzen eines Nathanael. Aber wir suchen nicht die Wahrheit, wie Nicodemus, wir sehnen uns nicht nach ihr, wie Nathanael, sondern wir haben sie, wie die Jünger, und wir bleiben bei ihr, mit Peter und Paul und allen Aposteln. J. J.

— Monrad, Die menschliche Willensfreiheit und das Böse. Deutsch von O. von Harling. Leipzig 1898. Janssens Verlag. 1,20 ℳ. — Noch an seinem Lebensabend hat der unlängst verstorbene schwedische Gelehrte den Versuch gemacht, seine Ueberzeugung, daß in einer von Gott geschaffenen und geleiteten Welt doch Platz für menschliche Wahlfreiheit sei, objectiv zu begründen. Seine Methode wandelt dabei auf den heute so wenig beachteten Bahnen Hegel's, und den Vorwurf, altmodisch zu sein, nimmt Monrad in der Einleitung willig auf sich. Er mag dabei denken, daß es Wahrheiten und Wahrscheinlichkeiten giebt, die man nicht oft genug beleuchten und betrachten kann. Monrad geht davon aus, das Denken als Einordnen des Einzelnen in eine umfassende Einheit zu definiren. Weil der menschliche Gedanke aber nie zur allumfassenden Einheit aufsteigt, fragmentarisch bleibt, ergeben sich für ihn Räthsel und Widersprüche. Soweit er erkennt, steht er zunächst nur der causal bedingten Erscheinungswelt gegenüber: unter dieser Oberfläche aber liegen die Dinge an sich, für die es noch andere Gründe giebt. Das unauslöschliche Gefühl der Freiheit und Verantwortlichkeit in uns deutet auf solch eine tiefere Wesenheit des Geschehens hin. Wenn die Dinge an sich Noumena sind, so kann die Welt auch nur durch Aufnahme in den Gedanken verständlich werden. Sie kann dann aber auch nur als vernünftig und als von der höchsten Vernunft geschaffen — gedacht werden. So weit das Vernünftige verstanden wird, steht der Mensch dem Objecte frei gegenüber, nimmt er es in sein Subject auf; soweit wir rathlos vor dem Gegebenen stehn, sind wir von demselben eingeengt und also bedingt. Der Wille ist frei, soweit er zur Denkkraft aufsteigt, den Menschen aus dem Banne der trügerischen Erscheinung befreit, den in der Aeußerlichkeit des natürlichen Daseins verborgenen Gottesgedanken zur Offenbarung bringt. Wenn aber der Mensch trotz des ihm gegebenen Selbstbewußtseins im Joche der Naturtriebe, der particulären Individualität verharrt, kehrt er sich von seiner Aufgabe ab, wandelt er im Reiche des Bösen. Die Menschheit als Ganzes dringt indessen gerade im Widerstreite gegen das Böse zur immer höheren Erkenntniß; in der Befreiung vom Bösen kommt die ihr verliehene Freiheit zum beständigen Ausdruck. Vollzieht sich diese Beweisführung auch nicht ohne Sprung, so enthält sie doch eine Fülle fruchtbarer Gedanken, die das Büchlein insbesondere für den Bekämpfer des landläufigen Materialismus werthvoll machen. Dr. Grimm.

— Friedrich Kirchner, Ethik. 2. Auflage. Leipzig 1898. J. J. Weber. 3 ℳ. — Unter Weber's illustrirten Katechismen stammen die meisten philosophischen Handbücher aus Kirchner's Feder. Daß der Verfasser bei der „Ethik“ nicht nur den Kopf, sondern auch das Herz sprechen läßt, ist ein Vorzug, der in einem Buche, das zunächst blos Belehrung weiterer Kreise bieten soll, doppelt hoch anzuschlagen ist. Kirchner wendet sich gegen die Alles beherrschende exacte Methode, die blos mit Experiment und Statistik arbeitend, auch den Menschengeist und die Menschenseele zur Retorte machen möchte und einer teleologischen Betrachtung von vornherein feind ist. Er betont, daß wir ohne eine absolute Weltordnung und deren Schöpfer nicht auskommen, und daß die Ethik durch ihr bloßes Vorhandensein „das stärkste Argument für die göttliche Weltordnung ist“ (S. 36). Nachdem er solchermaßen die metaphysische Grundlegung gegeben, zeigt er, wie die ethischen Motive aus dem Wesen des Einzelnen und der Gesellschaft herauswachsen, und giebt dann unter stetiger Bezugnahme auf die Geschichte der vorliegenden Probleme eine Güter-, Tugend- und Pflichtenlehre, die klar vorgetragen wird und durch reiche Beispiele Veranschaulichung findet. So giebt er auf engem Raume nicht nur anerkennenswerthe Impulse, sondern auch eine Fülle der Belehrung: möchten Viele solche suchen in dem gut lesbaren Buche! Dr. Grimm.

— Andrees allgemeiner Handatlas. Vierte, völlig neubearbeitete, stark vermehrte Auflage herausgegeben von A. Scobel. Ausgeführt von der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. 1898. Erscheint in 56 Lieferungen à 50 ₰ oder in 14 Abtheilungen à 2 ℳ (Gesammtpreis 28 ℳ) Abtheilung 1 und 2. — Beide Abtheilungen sind geeignet, schon die Gediegenheit und musterhafte Ausstattung des ganzen Atlas, der Ende dieses Jahres oder Anfang des nächsten fertig vorliegen wird, erkennen zu lassen. Das deutsche Vaterland ist gleich in den ersten Lieferungen gut bedacht worden; Schleswig-Holstein mit Mecklenburg, die Provinzen Ost- und Westpreußen, das Königreich Sachsen und die Provinz Sachsen mit dem Herzogthum Anhalt, alles Karten im Maßstab von 1:500 000 bis 1:1 000 000. Nieder- und Oberösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain sind sehr ausführlich behandelt. Von anderen europäischen Gebieten ist das nördliche Blatt einer Karte von Westrußland gegeben, dann eine Ueberfichtskarte von Schweden und Norwegen und eine vorzüglich durchgearbeitete Karte von Griechenland, die nicht allein den Politiker, sondern auch den Geschichtsforscher und den Archäologen befriedigen wird. Aus den außereuropäischen Erdtheilen sind erschienen Ostasien mit dem deutschen Pachtgebiet Kiautschou, die Nordoststaaten der nordamerikanischen Union mit den 4 großen Seen bis Chicago, die Nordhälfte von Südamerika, Hinterindien mit dem malaischen Archipel, also mit dem gesammten französischen und niederländischen Besitz in den hinterindischen Gewässern. Der Werth des Atlasses hebt sich noch durch die zahlreichen Nebenkarten, so finden sich auf den deutschen Heimathskarten die sächsisch-böhmische Schweiz, der nordwestliche Harz, beide im Maßstab 1:250 000, die Umgebung der Porta Westfalica, von Minden bis Bückeburg reichend über die Porta bis nach dem Badeorte Oeynhausen. Andere Sonderkarten bringen zur Veranschaulichung den Canal von Korinth, das Gebiet von Groß-Neuyork, ein Gebiet, das erst seit dem 1. Januar d. J. als Großgemeinde besteht, weiterhin die Umgebungen von Batavia, Canton und Singapore. Eine lehrreiche Ueberfichtskarte in Mercatorprojection zeigt neben den Meeresströmungen die Verbreitung der wichtigsten Culturpflanzen wie Kaffee, Thee, Tabak, Wein, Zuckerrübe, Zuckerrohr, Kartoffel u. a. m. Alle Karten sind farbenschöne harmonische Darstellungen, das Gelbbraun als Grundton wirkt sehr angenehm auf das betrachtende Auge; außer dem Colorit der politischen Verhältnisse zeigen alle Karten in verschiedenen Abtönungen die Reliefverhältnisse des Meeresbodens; überall ist besondere Rücksicht auf die Verkehrs- und Handelsinteressen der Gegenwart genommen. A. Scobel hat den reichen Inhalt all dieser Karten aufs sorgfältigste, ja aufs peinlichste redigirt. Es ist eine Freude, die herrlichen Kartenblätter anzublicken. Schwer ist jetzt die Wahl geworden bei einer Auslese: ob Stieler? ob Debes? ob Andree? Von Spamer's Hand-Atlas schweigen wir lieber, seine Fehler deckt der begleitende Text von Prof. Hettner nur im geringen Maße zu. Andree hebt sich jetzt durch seine Neuauflage auch zu einem wissenschaftlichen Atlas empor und er ist infolge seines Preises, seiner jetzigen Gediegenheit und seines ihn begleitenden Namensverzeichnisses und Textbuches allen anderen größeren Handatlanten vorzuziehen. Ee.

— Von dem unsererseits bereits angezeigten Werke Dr. Bruno Frhrn. v. Possanner's „Die Pensionen und Provisionen der k. k. österr. Civilstaatsbediensteten und Staatsarbeiter, sowie die Versorgungsgenüsse ihrer Hinterbliebenen“ ist das 2. und 3. Heft in der Manz'schen Hofverlags- und Universitätsbuchhandlung in Wien erschienen. Es werden noch etwa 2—3 Hefte zu erwarten sein; dann wird diese sorgfältige Arbeit vollständig vorliegen. Vorläufig müssen wir uns darauf beschränken, lediglich von dem Fortschreiten des Werkes Kenntniß zu nehmen. ∞

— M. Fischer: Die Werkstätten der Sächs. Staatseisenbahnen und ihre hauptsächliche Thätigkeit. Dresden, Verlag v. Wilhelm Baensch. 90 S. 1,50 ℳ. — Eine erschöpfende Schilderung der mannigfachen und verzweigten Aufgaben und Arbeiten der Eisenbahnwerkstätten und deren Bedeutung im Organismus der Eisenbahnverwaltung, aus der man den Umfang dieser Thätigkeit, die hierbei gemachten Erfahrungen sowie die Geschäftseinrichtungen in anschaulicher, durch Zahlenangaben verdeutlichter Weise entnehmen kann. Die Broschüre wird nicht nur dem Eisenbahnfachmann, sondern auch dem Laien manches Interessante bieten. —x.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 62. Dienstag, den 31. Mai, Abends. 1898.

Annette v. Droste-Hülshoff.

Ein Gedenkblatt zum 50jährigen Todestage.

In den letzten Tagen des Mai 1848 wurde im badischen Lande an den herrlichen Ufern des Bodensees eine deutsche Dichterin zu Grabe getragen, welche, nur Wenigen bekannt, in stiller Einsamkeit liebliche Perlen deutscher Lyrik geschaffen hatte — Annette v. Droste-Hülshoff. Klein war der Kreis von Verehrern, welcher der Dahingeschiedenen nachtrauerte, klein ist der Kreis ihrer Freunde geblieben, aber groß und erhaben glänzt ihr Name und ihr Dichterruhm in den Annalen der deutschen Literaturgeschichte und mahnt uns, der hochbegabten, gefühlvollen Poetin an ihrem 50. Todestage zu gedenken.

Anna Elisabeth v. Droste-Hülshoff wurde am 10. Januar 1797 als Tochter der rothen Erde auf dem Stammgut ihrer Familie, auf dem Hülshofe in der Nähe von Münster geboren. Ihr Vater, der Freiherr Clemens v. Droste, entstammte dem altwestfälischen Geschlecht derer von Teckenbrock, welches im 13. Jahrhundert mit dem Drosten-(Truchsessen-)Amt des Domcapitels zu Münster belehnt wurde und darauf den Namen „Droste“ annahm. Einer aus dem Geschlecht wurde zu Anfang des 15. Jahrhunderts Bürgermeister von Münster und kaufte die Burg auf dem Hülshove, welche seitdem als Stammsitz im Besitze dieses Zweiges der Familie geblieben ist. Annette's Mutter Therese war eine geborene Freiin v. Harthausen und stammte aus dem Paderbornischen. Während der Vater freundlich und nachgiebig und bei seiner ausgesprochenen Neigung für die Natur für die Pflege der Thier- und Pflanzenwelt fürsorglich, zärtlich und zuvorkommend war, zeichnete sich die Mutter durch einen energischen, kräftig durchgreifenden Charakter und scharfe Beobachtungsgabe aus und überragte den zuweilen charakterschwachen Gatten geistig bedeutend. Die Mutter leitete denn auch hauptsächlich die Erziehung der kleinen Annette, welche, obwohl sehr zart und schwächlich, da sie beinahe zwei Monate zu früh geboren war, doch einen sehr lebhaften, reizempfänglichen Geist besaß und deshalb eher einer zügelnden, als antreibenden Erziehung bedurfte. Hier war die Mutter gerade am Platze. Trotz ihrer Freude über jeden Fortschritt ihrer Tochter überwachte sie doch die sich früh regende poetische Begabung derselben und wußte ihren lebhaften Geist in weisen Schranken zu halten und in die rechten Bahnen zu lenken. Sie leitete den ersten Unterricht selbst und sah darauf, daß der allzu lebendig empfindende Geist des Kindes stets von der Begeisterung zur Besonnenheit zurückgeführt wurde. Später nahm Annette an dem Unterricht ihrer Brüder bei einem Hauslehrer theil und lernte mit so großem Eifer, daß sie ihre Geschwister bald überflügelte. Sie interessirte sich für Geschichte und Mathematik und beschäftigte sich viel mit den neueren Sprachen, mit Holländisch, Französisch und Plattdeutsch, vor Allem aber lag sie dem Studium der Naturkunde ob und suchte durch eigenes Sammeln und Beobachten in der freien Natur in den Geist und das Leben des Kosmos einzudringen. Diese Beschäftigung und das Herumstreifen im Freien ist von wohlthätigem Einfluß auf ihre Entwicklung gewesen und die schönsten Schöpfungen unserer Dichterin entsprangen ihrem tiefen Naturgefühl. Ihr erstes Gedicht, welches dem Jahre 1804 entstammt und an ein Hähnchen gerichtet ist, läßt bereits die liebevolle Hinneigung zur Natur erkennen, die in ihren späteren Dichtungen so mannigfaltig vertieft wiederkehrt. Neben ihrer poetischen Begabung regte sich in früher Jugend bei Annette auch ein musikalisches Talent, welches sie schon im sechsten Lebensjahre zu kleinen Compositionen zu benutzen wußte. Während die Mutter die poetische Neigung der Tochter nach Möglichkeit einschränkte, förderte sie ihre Anlage für Musik und für Zeichnen und ließ auch ihrer Vorliebe für die Naturwissenschaften freien Lauf. Diese vielseitige Ausbildung, mit welcher eine einfache gediegene Erziehung in Gottesfurcht und Gehorsam Hand in Hand ging, trug die reichlichsten Früchte, Annette wurde eine in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft hochgebildete Jungfrau, welche, einfach in ihrem Benehmen und schlicht in ihrer Kleidung, die Herzen Aller, die sie kennen lernten, einnahm. Ihre äußere Erscheinung beschreibt uns ihr Biograph Lewin Schücking, der Annette im Jahre 1831 kennen lernte: „Diese, wie ganz durchgeistigte, leicht dahinschwebende, bis zur Unkörperlichkeit zarte Gestalt hatte etwas Fremdartiges, Elfenhaftes; sie war fast wie ein Gebilde aus einem Märchen. Die auffallend breite, hohe und ausgebildete Stirn war umgeben mit einer ungewöhnlich reichen Fülle hellblonden Haares, das, zu einer hohen Krone aufgewunden, auf dem Scheitel befestigt war. Die Nase war lang, fein und scharf geschnitten. Auffallend schön war der zierlich kleine Mund mit den beim Sprechen von Anmuth umlagerten Lippen und feinen Perlenzähnchen. Der ganze Kopf aber war zumeist etwas vorgebeugt, als ob es der zarten Gestalt schwer werde, ihn zu tragen; oder wegen ihrer Gewohnheit, ihr kurzsichtiges Auge ganz dicht auf die Gegenstände zu senken. Zuweilen aber hob sie den Kopf, um ganz aufrecht den zu fixiren, der vor ihr stand; und namentlich dann, wenn sie irgend eine humoristische Bemerkung oder einen Scherz machte, dann hob sich lächelnd ihr Haupt; und wenn sie neckte, lag dabei auf ihrem Gesichte etwas von einem vergnügten Selbstbewußtsein, von einem harmlosen Uebermuth, der aus dem ganz außergewöhnlich großen, trotz seiner Gutmüthigkeit so scharfblickenden, hellblauen Auge leuchtete.“ — Annette's gesellschaftlicher Verkehr beschränkte sich auf wenige befreundete Familien der Umgegend, im Winter wurden außerdem die Bälle und die Gesellschaftsabende der adligen Geschlechter in Münster besucht. Das junge Mädchen fühlte sich hier aber nicht heimisch, sie empfand es nur zu deutlich, daß man sie ihres feinen ästhetischen Wesens wegen wie eine fremdartige Erscheinung betrachtete, daß man merkte, wie verschieden sie von den andern jungen Damen war. In diese Zeit ihres Eintritts in die große Gesellschaft fällt auch ihr erstes und einziges Liebesverhältniß zu einem jungen Arzte, welches indeß, da die Verhältnisse eine Verbindung nicht gestatteten, nach kurzer Zeit wieder gelöst wurde. Der Verlust ihres kurzen Liebesglücks scheint indeß nicht von nachhaltigem Eindruck auf Annette's Herz gewesen zu sein, dagegen erschütterte der 1827 erfolgte Tod ihres geliebten Vaters, dessen Schilderung von ihrer Hand wir in dem Romanfragment „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ besitzen, ihr empfängliches Gemüt ganz gewaltig, und als drei Jahre darauf auch ihr jüngster Bruder im jugendlichen Alter von 29 Jahren starb, warf diese zweifache seelische Erregung das junge Mädchen auf ein schweres Krankenlager. Sobald sie einigermaßen genesen war, ging sie auf den Rath ihres Arztes, der eine Luftveränderung für dringend nothwendig hielt, zur Erholung zu ihrer Freundin Frau von Thielemann nach Koblenz, wo sie in der lieblichen Umgebung der Stadt bald wieder zu Kräften kam. Ganz gesund wurde Annette nicht wieder, ein Herzübel und ein nervöses Brustleiden, welches allerdings erst nach ihrem Tode erkannt wurde, verließ sie nicht wieder und bereitete ihr manche schwere Stunde. In Koblenz, wie auch später in Köln und in Bonn bei ihrem Oheim Werner von Harthausen und ihrem Vetter, dem Professor Clemens von Droste, verbrachte sie ihre Tage in anregendem literarischen Verkehr mit verschiedenen Gelehrten und Schriftstellern, mit den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm, mit Johanna und Adele Schopenhauer, mit Karl Simrock, Bernhard Schlüter, Lewin

Schücking u. A. und schloß mit verschiedenen von ihnen treue und andauernde Freundschaft. — Nach des Vaters Tode war in den äußeren Verhältnissen der Familie v. Droste-Hülshoff eine Aenderung eingetreten. Der älteste Bruder übernahm das Gut Hülshoff, die Mutter zog auf ihren Wittwensitz, auf das stille, romantisch gelegene Gut Rüschhaus und hierher verlegte auch Annette nach ihrer Rückkehr aus Bonn ihren Wohnsitz. Der gesellschaftliche Verkehr war nicht groß und nahm mit den Jahren mehr und mehr ab, Annette lebte nur ihren Lieblingsneigungen und besonders ihrer Dichtkunst. In Rüschhaus entstanden ihre ersten größeren Gedichte, so 1830 die poetische Erzählung „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard", welche eine prächtige Schilderung des Naturlebens in den Alpen enthält, 1834—36 „Die Schlacht am Loener Bruch" und „Des Arztes Vermächtniß", ersteres ein wildbewegtes Epos mit Scenen aus dem 30jährigen Kriege, letzteres eine schauerliche, phantastische Erzählung. Inzwischen hatte sich Annette's Schwester mit dem Literarhistoriker Reichsfreiherrn Joseph v. Laßberg vermählt und wünschte Annette bei sich zu haben. So siedelte denn diese 1836 auf einige Monate nach Laßbergs Gut Eppishusen über und zog dann 1841 auf längere Zeit auf das neue Besitzthum ihres Schwagers, auf die Meersburg am Bodensee. Der Aufenthalt auf dem alten romantischen Schlosse König Dagobert's, der vielseitige literarische Verkehr ihres Schwagers regte unsere Dichterin zu neuem Schaffen an, in jener Zeit entstanden die Gedichte „Am Bodensee", „Die Schenke am See", „Am Thurm", „Das alte Schloß", und als kurz nach ihrer Ankunft ihr alter Freund Lewin Schücking vom Freiherrn v. Laßberg als Bibliothekar in Meersburg angestellt wurde, wirkte seine lebendige, geistvolle Persönlichkeit so anregend auf ihre Schaffenskraft, daß sie im Winter 1841/42 die größte Zahl ihrer lyrischen Gedichte verfaßte. Bereits 1838 hatte Annette ihre obenerwähnten größeren Dichtungen ohne Nennung ihres Namens erscheinen lassen, doch waren dieselben nicht besonders beachtet worden; nun veröffentlichte sie auf Schücking's Veranlassung 1844 eine vermehrte Sammlung ihrer Gedichte mit voller Namensnennung und hatte einen großen Erfolg. Ihre Dichtungen wurden allerseits gelobt und wurden bald bekannt und geschätzt. Allerdings war jene Zeit mit ihren politischen Wirren und Stürmen nicht für jene zarte, empfindsame Poesie, wie sie aus Annette's lyrischen Dichtungen hervorklingt, geeignet und ihre reizenden Schöpfungen aus der Einsamkeit wurden bald von den kraftvollen Klängen moderner Dichtwerke übertönt und zurückgedrängt. Erst 13 Jahre nach dem Tode der Dichterin erschien eine neue Ausgabe ihrer Werke und erst in ganz neuer Zeit ist man zu der Erkenntniß gekommen, daß das deutsche Volk in Annette v. Droste eine seiner größten Dichterinnen besessen hat. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte die Dichterin bei ihrer Schwester auf der Meersburg. Im Frühjahr 1847 besuchte sie, obwohl von ihrem alten Leiden schwer geplagt, noch einmal ihre westfälische Heimath, dann kehrte sie nach Meersburg zurück, wo sie am 24. Mai 1848 starb. Unter einer kleinen Grabkapelle auf dem dortigen Friedhof ruhen ihre irdischen Ueberreste, fern von ihrer Heimath, aber an einem der schönsten Punkte des badischen Landes. Annette v. Droste-Hülshoff ist beim Publicum als Dichterin leider viel zu wenig bekannt, obwohl in neuerer Zeit verschiedene Ausgaben ihrer Werke und mehrere umfangreiche Darstellungen ihres Lebens erschienen sind. Zum Theil mag dies wohl daran liegen, daß Annette v. Droste in Bezug auf ihre Darstellung in gebundener Rede in der deutschen Literatur ziemlich allein dasteht, da sie die Kraft ihrer poetischen Schöpfungen mit einer ungemein zarten und anmuthigen Ausdrucksweise verbindet, was auf den ersten Blick befremdlich erscheinen mag, indem der Inhalt das Product männlicher Schaffenskraft, die Form der Ausfluß edelster Weiblichkeit zu sein scheint. Dies konnte die große Masse nicht verstehen, nicht mit den bisherigen Erfahrungen in Einklang bringen, sie konnte der Dichterin nicht nachempfinden, den Reichthum der Phantasie und die Tiefe ihres Gemüths nicht erfassen und wandte sich von der Dichterin ab. Nur von einem kleinen Kreise treuer Anhänger, welche es verstanden, in die Tiefe des Gedankeninhalts der Dichtungen einzudringen, wurde und wird Annette v. Droste als erhabene deutsche Dichterin geschätzt. Und sie verdient in der That solche Werthschätzung. Sie ist nicht nur eine Meisterin in der Behandlung epischer Stoffe, wie ihre kraftvoll gezeichnete Dichtung „Die Schlacht am Loener Bruch" beweist, welche neben anmuthiger Kleinmalerei zahlreiche kräftig durchgeführte, lebenswarme Schilderungen von Schlachtenscenen und andern bewegten Vorgängen enthält, sie ist vor Allem eine empfindsame lyrische Dichterin, welche mit ungemeiner Lieblichkeit und mit scharfer Beobachtungsgabe die Vorgänge in der Natur und die Vorzüge ihres Heimathlandes, das Leben und Weben in ihrer engbegrenzten Welt und die Stimmungen ihres Innern in lebendig bewegten Bildern vorführt. Sie ist ferner eine tiefsinnige seelische Dichterin, wie ihr Cyklus „Das geistliche Jahr" beweist, der für jeden Sonntag ein passendes Lied enthält. Nicht nur Anhänger der katholischen Confession, auch Andersgläubige, sofern sie Gemüth und Verständniß für die Empfindung der Dichterin besitzen, werden aus diesen Liedern Trost und Erbauung schöpfen. Auch die von Annette hinterlassenen Prosadichtungen, die humorvolle Schilderung „Bei uns zu Lande auf dem Lande", die spannende Dorfgeschichte „Die Judenbuche" und vor Allem ihr Briefwechsel mit Schücking und Schlüter zeigen die hohe Begabung der Dichterin, ihren liebenswürdigen Humor und ihren vornehmen Charakter, die scharfe Beobachtungsgabe und die tiefe ästhetische Empfindung für Natur und Seelenleben. Wird Annette v. Droste auch niemals so recht volksthümlich werden und das richtige Verständniß und die Würdigung ihrer Dichtungen nur einem kleinen Kreise von Freunden vorbehalten bleiben, so kann sie doch den erhabenen Größen im Reiche der deutschen Dichtkunst zugezählt werden. Stets wird das Wort wahr bleiben, welches der Dichter Freiherr v. Zedlitz gelegentlich des Erscheinens ihrer Gedichte im Jahre 1844 schrieb: „In Annette v. Droste besitzt Deutschland *eine* Dichterin, der kein Erforderniß wahrer poetischer Begabung *fehlt*, eine Dichterin der seltensten Weihe, die mit den *Dichtern* um jeden Preis zu ringen befugt ist, und der man, wenn sie ihn erringt, wird zugestehen müssen, es habe ihr denselben nicht männliche Courtoisie, sondern allein ihr Verdienst zuerkannt."

Dr. G. Albrecht.

Historische Zeitschriften.

— Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, begründet von L. Quidde. Neue Folge, im Verein mit G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks herausgegeben von Gerhard Seeliger. Zweiter (der ganzen Folge achter) Jahrgang. 1897/98. Vierteljahrshefte 2—4, Monatsblätter 3—12. Freiburg i/B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1897/98. 8°. Preis des Jahrg. 20 ℳ. — Vom vorliegenden Bande der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft haben wir bisher (W. B. 1897 Nr. 102) nur den Anfang besprochen. Das Material, das die übrigen Hefte enthalten, ist ein so reiches und vielseitiges, daß wir, um den uns zu Gebote stehenden Raum nicht zu überschreiten, uns kurz fassen müssen. Die alte Geschichte ist nur durch einen Aufsatz von W. Soltau vertreten, der den Einfluß der römischen Laudationen, d. h. der bei der Bestattung vornehmer Römer gehaltenen Lobreden, die vielfach die Thaten der Ahnen eingehend behandeln, auf die Annalistik und die spätere Geschichtschreibung der Römer (so namentlich auf Livius) in überzeugender Weise darlegt. R. Kötzschke: „Die Gliederung der Gesellschaft bei den alten Deutschen" wendet sich gegen die von Wittich und Knapp, namentlich aber von R. Hildebrand in seinem geistreichen Werke „Recht und Sitte auf den verschiedenen wirthschaftlichen Culturstufen" vertretene Ansicht, nach welcher es einen freien Bauernstand in den älteren Zeiten bei den germanischen Völkern nicht gegeben hat, vielmehr der Ackerbau lediglich den wirthschaftlich und persönlich Abhängigen überlassen blieb, also die Grundherrschaft, die capitalistische Gesellschaftsordnung bereits in der ältesten Zeit vorherrschte. Eine sorgfältige Untersuchung unserer Quellen, deren Interpretation durch Hildebrand vielfach willkürlich und irreführend ist, ergiebt sowohl für die Zeiten Cäsar's und der Germania des Tacitus, als auch für die fränkische Zeit ein durchaus anderes Bild; Hildebrand's Buch beweist von Neuem die Gefahr, die in der Uebertragung moderner Begriffe auf alte Culturzustände liegt. Die klare und streng methodische Arbeit von Harry Breßlau: „Zur Geschichte der deutschen Königswahlen von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts" führt den überzeugenden Nachweis, daß in den Jahren 1257—1356 die Wahl der deutschen Könige durch rechtsförmliche Uebertragung des Wahlrechts seitens der Gesammtheit der Wahlfürsten auf einen von ihnen und Vollziehung der Wahl durch diesen erfolgte und daß dieses Verfahren bis in alle Einzel-

heiten dem bei den gleichzeitigen (und früheren) Papst- und Bischofswahlen üblichen nachgebildet war, offenbar um etwaigen formellen Bedenken bei der Bestätigung der Wahl durch den Papst vorzubeugen. E. R. Daenell: „Polen und die Hansa um die Wende des 14. Jahrhunderts“ berührt ein wichtiges Capitel der ostdeutschen Handelsgeschichte sowie der Geschichte der Kämpfe zwischen Polen und dem deutschen Orden: die Bestrebungen des damals in schnellem Aufschwung begriffenen Polen, für seine Handelsverbindungen nach dem Westen sich neue Wege, namentlich mit Umgehung Thorns, zu öffnen, die Polen mit den Herzögen von Pommern und mit der Hansa in nähere Beziehungen brachten. Ein fleißiger Aufsatz von Otto Clemen beschäftigt sich mit dem Leben und den Schriften des Johann von Wesel, der sich durch seine Thätigkeit als Prediger in Worms und dann in Mainz eine ehrenvolle Stellung unter den „Reformatoren vor der Reformation“ errungen hat, bis er 1479 seinen kirchlichen Gegnern erlag. Nachträge dazu giebt unter den „Kleinen Mittheilungen“ Joh. Haußleiter. In die neuere Zeit führt uns die Arbeit von Alwin Holländer über den Aufenthalt des Matthias Flacius Illyricus in Straßburg 1567—1573. Der mannhafte Theologe, dessen Unerschrockenheit und Muth in einer Zeit, in der Charakterstärke unter den Theologen zur Seltenheit gehörte, doppelt wohlthuend wirkt, fand nach dem Verlust seiner Stellung als Obersuperintendent in Thüringen erst in Regensburg, dann in Straßburg eine Zuflucht, bis ihn auch von hier die Verfolgungen seines erbitterten Gegners, des Kurfürsten August von Sachsen, vertrieben; nur um einige Jahre überlebte er seine Ausweisung aus Straßburg, da er schon 1575 starb. J. Krebs beschreibt auf Grund der Acten des fürstlich Hatzfeld'schen Archivs in Colmar die Verhandlungen, die der vertriebene Karl II. von England vom Haag aus durch verschiedene Unterhändler mit dem Grafen Melchior von Hatzfeld führte, um diesen, „einen der wenigen großen kaiserlichen Heerführer, die den dreißigjährigen Krieg ohne Schmälerung ihres persönlichen Ansehens überstanden hatten,“ zur Uebernahme einer leitenden Stellung bei Ausführung des Plans einer Zurückführung Karl's auf den englischen Thron zu bestimmen; sie scheiterten an der Unlust Hatzfeld's und an den Bedenken seines kaiserlichen Kriegsherrn, während Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ihm seine Empfehlung zu Theil werden ließ. Eine ansprechende Untersuchung zu der nicht eben erfreulichen Geschichte der preußischen Politik im Anfang unseres Jahrhunderts enthält der Aufsatz von H. Ulmann „Preußen, die bewaffnete Meeresneutralität und die Besitznahme Hannovers im Jahre 1801“. Das Gebiet der historischen Hilfswissenschaften endlich betrifft die Untersuchung von Franz Rühl über den Ursprung der jüdischen Weltära und ihre Bedeutung für die Geschichte der byzantinischen Weltära, die sich aber schon ihres rein fachwissenschaftlichen Charakters wegen einer näheren Berichterstattung an dieser Stelle entzieht. Unter den „Kleinen Mittheilungen“ heben wir noch die Ausführungen von F. Kurze hervor, der gegen die Bedenken Holder-Egger's für die von Gundlach aufgestellte Hypothese einer Identität des Abtes Hartwig von Hersfeld mit dem bekannten Chronisten Lampert eintritt (vergl. dazu aber die Bemerkung von Buchholz in den Monatsblättern S. 183). Den Schluß des Bandes bildet die von Oskar Maßlow mit gewohnter Gründlichkeit bearbeitete Bibliographie zur Deutschen Geschichte (1896/97). — Auch die „Monatsblätter“ enthalten einige Aufsätze. F. Ratzel charakterisirt die neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der Ethnographie und Geschichtswissenschaft in Amerika; Moritz Brosch geht auf die Polemik zwischen Pastor und dem Dominikaner Luotto über Savonarola, H. Hüffer auf die Denkwürdigkeiten von Paul Barras näher ein. Von allgemeinem Interesse sind die Ausführungen von G. v. Below über den Ursprung des Duells, die sich gegen den Aufsatz von H. Geffcken im ersten Jahrgang der Monatsblätter wenden und darauf hinauslaufen, daß das Duell im modernen Sinne bei uns nicht vor dem 16. Jahrhundert nachzuweisen und aus romanischen Ländern importirt ist, mit dem gerichtlichen Zweikampf des Mittelalters und der Fehde aber nichts zu thun hat. Wir erwähnen ferner die trefflichen Nachrufe für Alfred v. Arneth (von H. v. Zwiedineck), Jakob Burckhardt (von C. Sutter) und Wilhelm Wattenbach (von G. Seeliger); einige andere Nekrologe (W. H. Riehl, Max Lossen) enthalten die „Nachrichten und Notizen“ neben zahlreichen Mittheilungen über wissenschaftliche Untersuchungen, neue Bücher, historische Commissionen, Gesellschaften, Vereine, Personalien &c. Den Hauptinhalt der Monatsblätter aber bilden zahlreiche mehr oder weniger eingehende, aber durchweg streng wissenschaftlich gehaltene Kritiken neuer Werke. — Die Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, die wir seit ihrer Begründung an dieser Stelle mit lebhaftem Interesse verfolgt haben, schließt mit diesem Jahrgange ihre neue Folge; sie hat in den acht Jahren ihres Bestehens eine reiche Wirksamkeit entfaltet und sich in den Kreisen der deutschen Historiker so eingebürgert, daß sie als geradezu unentbehrlich bezeichnet werden kann. Es ist deshalb mit Freude zu begrüßen, daß sie eine Fortsetzung mit anderem Namen, aber im gleichen Sinne findet. —m—

— Historische Vierteljahrsschrift, herausgegeben von Dr. Gerhard Seeliger, o. Professor an der Universität Leipzig. Neue Folge der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. III. Jahrgang. 1898. Der ganzen Folge 9. Jahrgang. 1. Heft. Ausgegeben am 12. April 1898. Leipzig, B. G. Teubner. 1898. 160 und 24 SS. 8°. Preis des Jahrgangs 20 ℳ. — Gleichzeitig mit dem Schlußheft der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft ist das erste Heft ihrer Nachfolgerin, der Historischen Vierteljahrsschrift, erschienen. Den Verlag hat die Firma B. G. Teubner übernommen; die Redaction besorgt Prof. Seeliger, der die „Zeitschrift“ in Gemeinschaft mit mehreren Collegen herausgab, nunmehr allein — und wer mit den Verhältnissen wissenschaftlicher Zeitschriften und den Schwierigkeiten, die eine mehrköpfige Redaction mit sich bringt, bekannt ist, wird darin einen Fortschritt begrüßen. Die Sonderung in Vierteljahrshefte und Monatsblätter ist aufgegeben worden; es erscheinen nur Vierteljahrshefte in der Stärke von mindestens 11½ Bogen. Ein scharfsinniger Aufsatz des Herausgebers „Volksrecht und Königsrecht? Untersuchungen zur fränkischen Verfassungs- und Rechtsgeschichte“, der das Heft eröffnet, wendet sich gegen die von Sohm geistvoll begründete und seitdem die meisten Darstellungen der älteren deutschen Verfassungsgeschichte beherrschende Annahme eines Widerstreits zweier Rechtssysteme in der Gesetzgebung des fränkischen Zeitalters. Den allgemeinen Bemerkungen, die der Verfasser in der Einleitung vorausschickt, darf man vielleicht die Bedeutung eines Programms der neuen Zeitschrift beilegen. Der Verfasser weist auf die Gefahren hin, die die juristische Construction — im Gegensatz zu der lediglich kritisch sichtenden und eben deshalb vielfach zu keinen abgerundeten Schlußfolgerungen, wohl aber innerhalb der durch die Quellen gezogenen Grenzen zu feststehenden Ergebnissen gelangenden Methode von G. Waitz — in sich birgt: „Bilder der Phantasie und eines geistreichen Spiels der Begriffe werden erzeugt, das Bild des wirklichen geschichtlichen Lebens aber erscheint verdunkelt.“ Er wendet sich zugleich „gegen eine Richtung in der Geschichtswissenschaft, die längst nicht mehr auf den Kreis einiger systematisirender Rechtshistoriker beschränkt ist, die auch bei manchen historischen Nationalökonomen Aufnahme gefunden hat und neuerdings auch bei Fachhistorikern bedeutsame Fortschritte zu machen beginnt“. „Uns droht, glaube ich, allgemeine Gefahr von einer allzu systematisirenden und schematisirenden Forschungs- und Darstellungsweise.“ „Hüten wir uns davor, daß der entwickelungsgeschichtliche Gedanke, von dem unsere Wissenschaft seit hundert Jahren beherrscht ist, hinüberleite zu einer unhistorischen Systematik.“ Wir unterschreiben diese Ausführungen Wort für Wort und können nur den lebhaften Wunsch hegen, daß die Redaction an diesen Grundsätzen festhält, natürlich ohne sich irgend einer der verschiedenen Richtungen der modernen Geschichtswissenschaft zu verschließen. — Ein Aufsatz von K. Müller betrifft einen schon wiederholt behandelten Gegenstand: „König Siegmund's Geleit für Huß.“ Müller untersucht zunächst die Anfänge von Hussens Prozeß 1410—1413; es handelte sich dabei noch ausschließlich um Fragen der Disciplin, nicht der Häresie. Das wichtigste Ergebniß der Arbeit ist der Nachweis, daß Siegmund nach längeren Verhandlungen dem Huß Zusagen machen ließ, die seine Sicherheit vor dem Concil betrafen, und daß diese Zusagen es waren, die Huß zur Reise nach Constanz veranlaßten; der Geleitsbrief selbst hatte nicht die Bedeutung, die man ihm später beilegte, da Siegmund gar nicht berechtigt war Schutz gegen den Ausfall eines kirchlichen Prozesses zu gewähren. Huß war der Ansicht, daß es zu einem solchen nicht kommen, sondern ihm Gelegenheit gegeben würde, seine Ansichten vor dem Concil zu vertreten. Auch Papst Johann XXIII. hat König Siegmund wohl versprochen, daß keine Anklage gegen Huß erhoben werden würde. Auf welche Weise dann die Cardinäle den Papst verhinderten sein Versprechen zu halten und König Siegmund die

Ueberzeugung beibrachten, daß er seinen Verpflichtungen gegen Huß — namentlich durch die ihm gewährte öffentliche audientia — nachgekommen sei, können wir hier nicht weiter verfolgen. — In die Geschichte unseres Jahrhunderts versetzt uns ein Aufsatz von Alfred Stern: „Der Versuch des Staatsstreiches Ferdinand's VII. von Spanien im Juli 1822." In weiterer Ausführung der in seiner Geschichte Europas Bd. II gegebenen Darstellung schildert Stern auf Grund der französischen, daneben der österreichischen und der sächsischen Gesandtschaftsacten die Vorgeschichte des verhängnißvollen Staatsstreichs vom 7. Juli und insbesondere die Stellung Frankreichs zu demselben. — Kritiken und „Nachrichten und Notizen" mannichfachsten Inhalts sowie der Anfang einer Bibliographie zur deutschen Geschichte auf 1897/98, nach der Disposition der Dahlmann-Waitz'schen Quellenkunde bearbeitet von Oscar Maßlow, schließen das Heft. —m—

— Schönburgische Geschichtsblätter. Vierteljahrsschrift zur Erforschung und Pflege der Geschichte im Gebiete der Schönburgischen Receß- und Lehnsherrschaften. Bd. IV. Heft 3. Waldenburg, E. Kästner. 1898. S. 125—180. (Jahrg. 2 ℳ) — Th. Schön giebt Nachträge zu seiner Schönburgischen Kriegsgeschichte während des Mittelalters, die sich auf die Beziehungen der Herren von Schönburg zum Bisthum Naumburg 1333 ff., auf eine Fehde Friedrich's II. von Schönburg-Hessenstein gegen Burggraf Heinrich II. von Meißen, namentlich aber auf die Fehden des Alesch von Schönburg mit der Stadt Eger 1429—1454 beziehen; zu letzteren ergab das Egerer Stadtarchiv manches Neue. Auf Grund der in den Innungsladen erhaltenen Schriftstücke, die leider nur bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen, theilt H. Colditz „Zur Geschichte der Gewerbe in Lichtenstein" die Grundzüge der hier üblichen Innungsordnungen mit und geht dann weiter ein auf die bis ins Jahr 1364 zurück nachzuweisende Innung der Schmiede und Schlosser und die Innung der Schuhmacher. Einen Beitrag zur Erklärung unserer Flußnamen, die vielfach älter als die slavische Einwanderung und auf germanische Wurzeln zurückzuführen sind (Elbe, Elster, Flöha, Saale), giebt R. Needon „Ueber den Flußnamen Mulde"; in der Endung —de findet er einen der zahlreichen Ausdrücke für Wasser, während er den Anfang mul- (mal-, mil-) mit griech. melas und anderen Wurzeln mit der Bedeutung dunkel, trübe zusammenbringt, so daß Mulde etwa dunkles, trübes, Schwarzwasser bedeuten würde, wobei N. darauf hinweist, daß die Flußnamen meist zunächst dem Unterlaufe des Flusses, nicht dem Oberlaufe beigelegt wurden. Für die Genealogie des Hauses Schönburg sind die Angaben von Th. Schön „Zwei Grabstätten von Töchtern des Hauses Schönburg" (Anna Magdalena, Tochter Georg's II. von Schönburg, Gemahlin Heinrich's III. Reuß von Plauen, † 1615, und Eva Christiana, Tochter Hans Caspar's von Schönburg, † 1640, beide begraben in der Bergkirche zu Schleiz) zu beachten. Kaum etwas Neues bietet die Skizze von Joh. Müller, „Zur Geschichte der Stadt Lößnitz", während Oertel, „Streiflichter auf die Glauchauer Schulverhältnisse im Anfang unseres Jahrhundert" nach den Schriften des Glauchauer Rectors Pötzsch interessante Angaben über die durch diesen bewirkte Umbildung der alten Glauchauer Lateinschule in eine Bürgerschule, mit der ein Lehrerseminar verbunden war, und über deren Unterrichtsplan macht. Pflugbeil giebt Notizen „Zur Geschichte des Dorfes Schlagwitz", der Herausgeber (R. Hofmann) solche über das erste urkundliche Auftreten der Zigeuner in Sachsen 1488 und über alte Schönburgische Landkarten und Prospecte (im Anschluß an Adelung's Krit. Verzeichniß); E. K(röber?) über die Ritter von Kausungen auf Callenberg, Th. Distel über ein Schreiben des Herzogs Moritz an Wolf von Schönburg, Oberhauptmann zu Glauchau, eine dem Hugodenkmale in Waldenburg verwandte Arbeit des Chph. Walter, ein Epitaphium in der Kirche zu Pegau, und ein Urtheil des Waldenburgers K. G. Winkler (Theodor Hell) über Müllner's „Schuld". Endlich weisen wir auf die Mittheilungen über die fürstl. Schönburgischen Marien- und Alfredstiftung, über die Feier des 50jährigen Bestehens des Evangelischen Jünglings- und Männervereins in Glauchau und über die 1895 vorgenommene Oeffnung einer Gruft in der Stadtkirche zu Waldenburg hin. —m—

— Kleine Chronik von Freiberg als Führer durch Sachsens Berghauptstadt und Beitrag zur Heimatkunde. Von Heinrich Gerlach. Zweite, vollständig neu bearbeitete Auflage. Freiberg i. S., Gerlach'sche Buchdruckerei (Heinr. Gerlach). XI, 116 u. 32 SS. 8°. 1 ℳ — Mehr als zwanzig Jahre sind vergangen, seit der um die Geschichte seiner Vaterstadt hochverdiente Verfasser seine „Kleine Chronik" als Festgabe zum 700jährigen Jubiläum der Stadt zuerst veröffentlichte, und so Mancher wird ihm in dieser langen Zeit dafür dankbar gewesen sein. Seitdem ist Vieles für die Geschichte der Stadt Freiberg geschehen; alljährlich hat das Organ des Freiberger Alterthumsvereins, des ältesten der ortsgeschichtlichen Vereine Sachsens — auch einer Gründung Gerlach's — fleißige Aufsätze zur Geschichte der Stadt gebracht; die älteren Documente derselben einschließlich der für die deutsche Stadtgeschichte und für die Bergbaugeschichte der ganzen Erde hochwichtigen, hier entstandenen Rechtsdenkmäler hat ein dreibändiges Urkundenbuch vereinigt. Es giebt vielleicht keine lohnendere Aufgabe auf dem Gebiete der Geschichte des sächsischen Städtewesens, als eine Neubearbeitung der Geschichte, namentlich der älteren Geschichte, unserer Bergstadt; aber bis jetzt ist man über Vorarbeiten noch nicht hinausgekommen. Da ist es denn sehr dankenswerth, daß Gerlach sich zu einer neuen Ausgabe seiner Kleinen Chronik entschlossen hat. Vergleicht man dieses Schriftchen mit der ersten Auflage, so sieht man sofort, daß es ein fast durchaus neues Werk ist. Der Verfaßer gehört nicht zu den leider nicht seltenen Chronisten, denen die einmal hergebrachte Tradition als unantastbar gilt; mit rühmlichem Eifer hat er die Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung verfolgt und verwerthet, und nur selten finden wir noch eine oder die andere Notiz, die man nicht ohne Weiteres für wahrscheinlich halten kann. Jedenfalls ist die kleine Schrift ein überaus brauchbares Büchlein, das man in mancher Hinsicht geradezu als mustergiltig bezeichnen kann. Der erste Theil giebt einen knappen Ueberblick über die Geschichte der Stadt von ihren Anfängen bis zum heutigen Tage. Aber auch die übrigen Theile, die mehr eine Beschreibung der Stadt, einen „Beitrag zur Heimathskunde" geben wollen, zeugen von dem geschichtlichen Sinne der Bearbeitung; überall werden die historischen Verhältnisse berücksichtigt. Wir begnügen uns, die Ueberschriften mitzutheilen: II. Lage, Klima, Boden- und Wasserverhältnisse, Stadtbezirke; III. Stadtviertel, Thore, Straßen und Plätze; innere und Vorstadt; IV. Promenade um die Stadt, Brunnen, Denkmäler, Ausflüge; V. Kirchen, Goldene Pforte, Fürstengruft; VI. andere Gebäude alter Zeit, Bürgerhäuser, Gedenktafeln; VII. Lehranstalten, Volksschulen, Bibliotheken, Sammlungen; VIII. Stiftungen, Hospitäler, gemeinnützige Anstalten, Vereinsthätigkeit, Volksfeste; IX. Handelsverkehr, Gewerbe und Industrie, Musikpflege; X. Behörden, ehemalige Rechtspflege, Freibergs Bewohner, Familienchroniken. Besonderen Beifall verdienen der XI. und XII. Abschnitt, die Freibergs Berg- und Hüttenwesen darstellen; neben der geschichtlichen Entwickelung wird namentlich der gegenwärtige Betrieb kurz und klar erläutert; gerade dieser Theil, der in der ersten Auflage ziemlich kurz behandelt wurde, ist sehr verdienstlich. Ein Anhang enthält eine reiche Sammlung von Sagen Freibergs und eine Anzahl heimathlicher Gedichte und Lieder, theils von älteren Dichtern (Th. Körner, Novalis u. A.), theils Gelegenheitsgedichte aus neuester Zeit. — Das ganze Schriftchen, durchweht von warmer Liebe zur Vaterstadt, macht einen wohlthuenden Eindruck und verdient, vor Allem in Freiberg selbst, recht viel Leser zu finden. Dem verehrten Verfasser aber wünschen wir von Herzen, daß er noch lange Jahre als der Nestor der Geschichte Freibergs wirken möchte. —m—

Bücherbesprechung.

— Lic. E. G. Steude, Die monistische Weltanschauung. Gütersloh, Bertelsmann, 1898. — Wir können dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er in der monistisch-darwinistischen Weltanschauung „den principiellen und gefährlichsten Feind des Christenthums" erblickt. Nicht der Kopf, sondern das Herz bekämpft am meisten unser Christenthum, nicht der Intellectualismus einer gottfeindlichen Bildung, sondern die Depravation einer gottfeindlichen Gesittung ist der gefährlichste Feind. Auch das können wir nicht einsehen, daß „die darwinistische Lehre nicht mit dem Christenthum in Einklang zu bringen sei" (S. 21). Berufene Vertreter derselben, wie Settegast, haben nachgewiesen, wie die Descendenz- und Selectionslehre reich an biblischen Gedanken und christlichen Wahrheiten ist. — Im Einzelnen bietet Steude wieder eine reiche Fülle von Anregungen, in ansprechender, allgemein verständlicher Form, so daß wir auch die neueste Gabe des hervorragenden Apologeten allen Gebildeten warm empfehlen können.

J. J.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 63. Donnerstag, den 2. Juni, Abends. 1898.

Nordische Reise-Erinnerungen.

Von C. W.

(Schluß.)

2. Gothenburg. Von Kopenhagen nach Gothenburg (Göteborg) fährt man zumeist mit dem Dampfer nach Malmö und von da per Bahn nach Göteborg. Ich aber hatte mir bei Lüders & Stange in Lübeck ein Rundreisebillet zu 84 ℳ gekauft, wonach die Reise nicht allein nach Kopenhagen zur See, sondern auch von da ab per Hallanddampfer nach Göteborg und sodann durch den Göte-Canal nach Stockholm stattfinden sollte. Ich quartierte mich also auf dem Dampfer „Orion“ ein und fuhr die schwedische Küste entlang an dem Kullavorgebirge mit der schäumenden Brandung, an Sophiensruh, dem Sommersitz des schwedischen Königspaares, vorbei, Halmstadt und Warberg anlaufend, wo die schönen Lachse gefangen werden, nach Göteborg. Es dauerte 1½ Tage länger als per Bahn, dafür war die Tour aber von bestem Wetter begünstigt und sehr anregend. Namentlich wenn man in das Scheerengebiet Gothenburgs kommt, ist die Meeresscenerie ganz wundervoll. Hunderte von kleineren und größeren, auch großen Inseln sind dem Fjord, an welchem Gothenburg liegt, vorgelagert und mildern die Brandung der vom Nordwestwind gepeitschten Wogen des Oceans. Eine ganze halbe Stunde fährt der Dampfer durch den Fjord, bis er in den eigentlichen Hafen von Göteborg kommt und die Unmasse Schiffe, Schiffswerften, Docks und sonstigen Betriebsanstalten lassen den großen Handelsverkehr Göteborgs hinlänglich ersehen. Das Leben in Schweden unterscheidet sich vielfach von demjenigen aller anderen Länder. In jedem Gasthause, auch in den Speisezimmern der Schiffe, steht der Sexatisch, der Smörgaasbord. Wenn ein Schwede in ein Gasthaus tritt, sei es auch um zu Mittag oder zu Abend zu speisen, so begiebt er sich zuerst an den Sexatisch und läßt sich die dort aufgestellten Delicatessen, wie Lachs, Rennthierschinken, Hummer-Majonaisen, Krebse, Eier, Sardellen, Sardinen, Mettwurst, Schinken, Brod und Butter und Käse schmecken. Dazu gehört ein Schnäpschen, ein Apetitsup und zwar vor dem Snaps ein Snäpschen und nach dem Snaps ein Snäpschen, wie der Schwede sagt. Zu diesem Zwecke stehen Aquavit, Genever, Kümmel, Korn in Flaschen bereit, aus denen man sich nach Belieben herausschänken kann, da der Zutritt zum Sexatisch gleichviel kostet, ob man wenig oder viel ißt und trinkt. Hierdurch wird man zum Schnapstrinker und muß es werden. Ich habe noch nirgends, weder vordem noch nachdem, so viel Alkohol getrunken als in Schweden und es ist bekannt, daß die Schweden starke Alkoholisten sind. Hiergegen helfen alle Näkterhets-Vereine nichts und die polizeilichen Maßnahmen begünstigen nur den Schnapsconsum. So erzählte mir ein Leipziger, der in Gothenburg lebt, daß sich der Arbeiter nicht wie bei uns in der Destillation ein Gläschen Schnaps kaufen kann, nein er muß gleich einen ganzen Liter mindestens kaufen. Was ist die Folge? Daß der Arbeiter, sobald er genug Geld hat, sich sofort einen Liter Schnaps kauft, diesen Liter auch recht bald hinunterspült und sodann total betrunken ist. Will man gegen den unmäßigen Schnapsgenuß einwirken, so muß man eine tüchtige Branntweinsteuer einführen, ebenso eine rationelle, niedrige Biersteuer, so daß das Bier billig ist und der Schnaps theurer. Jetzt ist es fast umgekehrt. Sehr viel gesündigt wird auch mit dem allerdings recht gut schmeckenden schwedischen Punsch. Zum Kaffee und zum Selterswasser, stets und überall trinkt der Schwede seinen Punsch, da die Flasche nur 1—1½ Kronen kostet. Will man eine solche Flasche nach Deutschland bringen, so kostet der Zoll 2½ ℳ, so daß eine Flasche Punsch in Deutschland auf 3½—4 ℳ zu stehen kommt. Da wird man schon etwas bescheidener im Punschtrinken! Wenn bei uns in den Zeitungen steht: Ein ordentlicher junger Mann wird gesucht, so heißt es in Schweden: En nykter Ungkarl önskar. Karl und Kerl hat in Schweden noch die Bedeutung für Mann, for Kerls heißt die bekannte Aufschrift an den Bahnhofsbedürfnißanstalten und Hotellets Karl ist einfach der Hausknecht, der Hoteldiener. Doch zurück zu unserem Gothenburg. Gothenburg, die zweitgrößte Stadt Schwedens, liegt an der Mündung des Göta-Elf. Die Lage der Stadt, von Bergen und Felsinseln umgeben, ist sehr hübsch und für den Handel vorzüglich geeignet. Denn der breite, schiffbare Göta-Elf durchschneidet die Stadt von West nach Ost, von Brücken überspannt. Ein Blick von einer dieser Brücken auf den Hafen und die stolzen Gebäude der Südra-Hamns-Gadan (Hafen-Gasse), die Quais, die Alleen, den Gustav Adolfs-Platz mit der Statue Gustav Adolf's II. ist großartig. In Slotskogen, einer ausgedehnten Stiftungsanlage, kann man Sonntags das Götaborger Volksleben studiren. Von der näheren Umgebung ist namentlich die felsige, von zahllosen Inseln und Scheeren umkränzte Küste von Bohuslän mit den besuchten Seebädern Marstrand, Lysekil und Sarö von Interesse. Die Dampferfahrt führt fortwährend zwischen den bald kahlen, bald bewachsenen Felsenkuppen der aus dem Meer aufragenden Inseln hindurch, manche dieser Felskuppen bleiben unter der Wasserfläche verborgen, wie die Neidinger, und sind für die Schifffahrt sehr gefährlich. In dem hocheleganten Seebad Sarö weilte im vergangenen Sommer die schwedische Kronprinzessin mit ihren Prinzen und Marstrand und Lysekil sind die comfortabelsten Seebäder für die reichen Gothenburger. In Lysekil sind große Steinbrüche und die Fabrikation von Anchovis hat sich trotz der norwegischen Concurrenz ganz erheblich gehoben. Als wir von Lysekil nach Gothenburg zurückfuhren, begegnete uns das deutsche Kriegsschiff „Gefion“, welches den bayrischen Herzog Karl Theodor, den Augenarzt, nach Norden herbeiholte, anläßlich des Unfalles des deutschen Kaisers an Bord der „Hohenzollern“. Eine weitere Merkwürdigkeit Schwedens ist außer der Sexa das sogenannte Knäckebrod, d. h. ein aus dünnen runden Scheiben gebackenes und dann getrocknetes Brod, das sich lange Zeit in gutem Zustande erhält, sehr wohlschmeckend und kräftig ist. Dieses als Knäcke-Spisbrod oder Knäcke-Delicateßbrod in Schweden allgemein gebräuchliche Brod scheint mir namentlich zur Verproviantirung von Schutzhütten — z. B. der Dresdener Hütte — im Hochgebirge ganz außerordentlich verwendbar zu sein, so daß ich von H. W. Schuhmacher, Knäckebrodfabrik, Stockholm, Noorlandsgadan 17, mir solches Brod kommen ließ und zwei Scheiben zur Ansicht mitsende. 1 Kilo von diesem Brod kostet 30—40 ₰ und der Zoll pro Kilo 7 ₰.*) Von Gothenburg fährt man durch den Göta-Canal nach Stockholm. Es kann nicht meine Absicht sein, hier alle die Naturschönheiten, die eine solche Canalfahrt bietet, aufzuzählen, es sei nur erwähnt, daß der fragliche Canal, der die Ostsee mit dem Skagerack verbindet, 188 km durchläuft, wovon 100 km auf Seen und 88 km auf den gegrabenen Canal treffen. Die Tiefe des Canals ist überall 3 m und die obere Breite beträgt 26 m, jede der 58 Schleußen ist 35,6 m lang; der Erbauer des Canals war Graf v. Platen, der in Motala sein Grabmal hat. Selbstverständlich wurden die grandiosen schauerlich-schönen Wasserfälle des Trollhättan (Zauberhut) gebührend bewundert, nur daß die Großartigkeit der Naturscenerie durch die hineingebauten Fabriken,

---

*) Bei der Expedition der Leipziger Zeitung ist das fragliche Knäckebrod zur Besichtigung aufgelegt, worauf die Mitglieder des Alpenvereins besonders aufmerksam gemacht werden.

welche die ungeheure Kraft dieses Falles nutzbar machen, etwas beeinträchtigt wird. Das Schloß Wadstena mit der Klosterkirche machte einen sehr romantischen Eindruck. Endlich nach 2tägiger Fahrt, die aber wegen der äußerst angenehmen Reisegesellschaft und durch die gute Bewirthung auf dem Dampfer sehr rasch verlief, kamen wir durch Södertelje nach Stockholm. Was die Verpflegung auf den schwedischen Dampfern anbelangt, so rief die in blau und gelb — die schwedischen Nationalfarben — gekleidete Stewardeß früh 8 Uhr durch Tam-Tam zum Frühstück, bestehend aus 1 Cotelette, 1 Beefsteack oder dergl., sowie Kaffee oder Thee und dem unvermeidlichen Smörr-gaas-bordet (Sexa) mit Schnaps; Mittags gab es ein Diner von 5 Gängen, wozu Wein oder Bier getrunken wurde. Der Rothwein kostete allerdings 4 Kronen die Flasche, war aber ausgezeichnet; Abends gab es wieder warme Vorlage (1 Beefsteack und dergl.), Eier und wieder Smörr-gaas-bordet; das Ganze kostete à Frühstück 1,75 Kronen, Mittags 3 Kronen (ohne Wein), Abends 1,75 Kronen, so daß man mit 6½—7 Kronen sich dick und satt essen konnte. Dazu kamen noch 3—4 Kronen für Getränke, so daß man täglich 10 Kronen verausgabte, dafür aber auch ganz ausgezeichnet lebte. Das Bett in der Cabine ist im Fahrpreis mit eingerechnet. Die Cigarren sind in Schweden ziemlich theuer. Zuerst rauchte ich solche per Stück 10 Oere, meiner heimathlichen Gepflogenheit getreu, mußte aber auf 12, 15 und 20 Oere pro Stück übergehen, um nur eine rauchbare Cigarre zu erlangen. Wie aus Vorstehendem ersichtlich ist, versteht der Schwede zu leben und das Leben zu genießen. Ueberall herrscht ein ganz eigenartiger Comfort. So z. B. wenn man das berühmte Etablissement Lorensberg oder Trad gaarden vereniging (Gartenbauverein) besucht und setzt sich an einen der kleinen Tischchen, so bekommt man hier nur Bier oder Selters, d. h. Getränke, servirt. Wünscht man etwas zu speisen, so hat man in den Matsal (Speisesaal) zu treten, wo aufs Eleganteste gedeckt ist und fein servirt wird. Auf die feine Art, das Leben zu genießen, werde ich bei Besprechung Stockholms nochmals zurückkommen, bemerkt sei nur, daß der galante Schwede, wenn sich eine Dame an den Tisch setzt, das Glas erhebt und spricht: min skol och tin skol, af aller vakra flicka skol! = mein Wohl und dein Wohl, auf aller wackeren Frauen Wohl! Die Damen verneigen sich bei diesem Willkomm. Die Pferdebahn, welche Gothenburg nach den Hauptrichtungen durchschneidet und mit den Vorstädten verbindet, ist derartig eingerichtet, daß ein Schaffner den Betrag (durchgehends 10 Oere) in eine verschlossene Büchse entgegennimmt; hat man kein Kleingeld, so giebt man dem Schaffner das größere Geldstück, worauf dieser aus einer besonderen Tasche weiß, roth oder grün eingewickelte Päckchen hervorzieht, die den fraglichen Betrag in Kleingeld enthalten, worauf man das 10 Oerestück in die Büchse einlegt; Trinkgeld giebt es hier nicht, wird auch gar nicht erwartet. Auch die Kellner in den Restaurants (es giebt in Schweden auch vielfach Kellnerinnen) sind im Trinkgeldnehmen sehr bescheiden und machen bei einem einigermaßen etwas reichlichen Trikke-penningar eine tiefe Verbeugung. In Gothenburg lernte ich auch zum ersten Mal die Einrichtung der schwedischen Warmbäder (Varm-bad-huset) kennen. Hat man an der Casse sein Billet um 1 Krone gelöst, so wird dem Badegast damit zugleich die betreffende Badefrau zugewiesen. Diese Badefrauen sind zumeist bereits in reiferem Alter und betrachten ihre Arbeit wie eine Waschfrau ihre Wäsche. Der Baderaum besteht aus 2 Cabineten; der erstere ist der An- und Auskleideraum und im zweiten Cabinet ist die große Badewanne mit Douche. Hat die Badefrau das Bad zurecht gemacht, so entfernt sie sich und der Badegast kleidet sich aus und steigt in die Badewanne, die sehr groß ist. Oben am Kopfende ist ein Gurt angebracht, worauf man den Kopf legt. Nun erscheint die Badefrau wieder, bewaffnet mit Seife und einer großen Bürste. Mit dieser eingeseiften Bürste bearbeitet sie zuerst das eine Bein, dann das andere, dann die Arme, den Kopf, den Rücken und bemerkt endlich: fertig, Douche! Sie stellt sich hinter die wie ein Schilderhaus aussehende Douche, der Badegast stellt sich in das Schilderhaus und die Douche beginnt; zuerst warm, dann immer kühler und kälter, und zuletzt ganz kalt bis man „halt“ schreit. Blitzschnell hat nun die Badefrau einen wohldurchwärmten Bademantel um den Badegast geworfen, begiebt sich sodann in den Ankleideraum und legt die in einer Wärmevorrichtung gewärmten Unterkleider wie Hemd zc. auf das Sopha und entfernt sich — worauf man sich ankleidet. Zum Schluß erfolgt noch die Pedicur, die Nagelpflege der Füße, und damit ist man mit 3 Patsch auf jede Fußsohle entlassen. Ich kann sagen, daß die wohlthätige Wirkung eines warmen Bades durch dieses Verfahren sehr gesteigert wird — Honny soit qui mal y pense. — Beim Verlassen des Baderaumes bekommt die Badefrau 25 Oere als Trinkgeld. Diese Warmbäder werden in Schweden sehr regelmäßig und häufig benutzt, ein Beweis von dem Reinlichkeitssinn der Nordländer. Um so auffallender ist es, daß die nordischen Städte, selbst Kopenhagen und Stockholm, noch nicht canalisirt sind, infolge dessen die Abortverhältnisse — meist sogen. Torfmull-Closets — einem Deutschen sehr primitiv erscheinen.

3. Stockholm. Stockholm, das nordische Venedig, ist durch den Mälar-See, der sich hier zum Strome verengt und in das Meer (Salt-Sjö, zum Unterschied von Mälar-Sjö) ergießt, in zwei Hälften getheilt, die Norre-Malm und Söder-Malm (Malm = Vorstadt). Beide Vorstädte werden durch eine respective zwei Inseln, die Staden, mit dem königl. Schloß und dem Riddarholm vermittelst mehrerer Brücken verbunden, wovon die Norrebro (Nordbrücke), zum großartigen Gustav Adolfs-Platz führend, mit dem sogenannten Stromparterre die bekannteste und belebteste ist. Die Lage der Stadt Stockholm ist einzig schön. Ueberall, selbst in Mitte der Stadt, sieht man weite, herrliche Wasserpartien mit grünen Ufern oder den Hafenkais, woran die stolzen Schiffe liegen. Rings um die Stadt befinden sich kahle oder bewachsene Felsen, der sogenannte Scheerengarten, oder kleine prächtige Landseen mit reizender Villeggiatur und mit grünen, saftigen Wiesen und dunklen Wäldern. Der Ausblick vom Mosebacken (Moseshügel) oder Haselbacken oder vom Aussichtsthurm der Ausstellung ist geradezu entzückend. Die Nordische Industrie-Ausstellung, die im Laufe des Sommers 1897 in Stockholm abgehalten wurde, hat selbstverständlich eine große Anziehungskraft ausgeübt und war schon wegen des wundervollen Platzes „unter der Schanze“ (Scansen) sehenswerth. Es kann nicht meine Aufgabe sein, diese Ausstellung näher zu besprechen, sintemal dieses in den Zeitungen schon von berufener Seite aus geschehen ist. Aber immerhin möchte ich Einiges anführen, das mich speciell sehr interessirte. Da ist z. B. die Armee- und Marine-Ausstellung mit einem großen Tableau aus Papiermaché, wie es auf dem Meeresgrund aussieht. Die Blaue Grotte aus Kupfervitriol und die Saga-Grotte (Märchen-Grotte) übten auf jeden Besucher einen geradezu feenhaften, magischen Zauber aus. Von großem Interesse war auch, wie auf der Berlin-Treptower Ausstellung das Alt-Berlin, so hier Alt-Stockholm am Strande des Dyr-gaardsbrunsvick an dem steilen Gehänge der „Schanze“. Vor unserem Blick taucht ein Theil der Stadt Stockholm im 16. Jahrhundert, also zur Zeit Johann's III. auf. Eine Holzbrücke führt zur alten Heiliggeist-Insel (Helgeandsholm) mit dem alten Heiliggeistspital und den Häusern der damaligen Zeit. Von der Heiliggeistinsel führen 2 Brücken nach der eigentlichen Stadt und zwar zum königl. Schloß und zum Nordthor in die Schmiedegasse mit allerlei Kauf- und Kramläden, so z. B. ein Schwarzkünstler, der aus schwarzem Glanzpapier Porträts sog. Silhouetten ausschneidet. Ein snobb-künstner (Schnellkünstler) fertigt aus Thon Büsten für 5 Kronen, wozu Damen und Herren sitzen. Die Sibylle, die utan Garanti (ohne Garantie) die Zukunft weissagt, eine Töpferei, Apotheke, zugleich Frisir-, Barbier-, und Kaffee-, sowie Chocoladenstube und Verkaufshalle für Drogen und Confect; Marterpfahl und Strafstock fehlen auch nicht. Ein lustiges Theater (Eintrittspreis 25 Oere) ladet zum Besuch ein. Wenn wir die Zugbrücke zum Schloß mit seinem Hauptthurm: Tre Kroner, überschreiten, gelangen wir in den alterthümlichen Burghof und kommen dann auf den Marktplatz mit Rathhaus und Kirche. Auf dem Altan des Rathhauses hatte der Unionskönig Christian II. das sogenannte Stockholmer Blutbad angeordnet (8. November 1520). 94 schwedische Edelleute wurden auf Befehl dieses wortbrüchigen Königs hingerichtet. Im Rathhause ist der zum eleganten Restaurant hergerichtete Rathskeller. Gehen wir etwas weiter, so gelangen wir auf die sogenannte Schanze, ein Freiluft-Museum und nationaler Vergnügungspark, der schwerlich seines Gleichen findet. Diese „Schanze“ bildet sozusagen eine concentrirte Darstellung Schwedens und giebt uns ein Gesammtbild, wie das schwedische Volk in alter und neuer Zeit lebt und wirkt. Da ist ein Lappenlager mit Zelten und Rennthierheerden, da sind Opfer- und Runensteine aufgestellt; da kann man die nordischen Blockhäuser von Außen und Innen besichtigen. Auch eine reichhaltige Sammlung schwedischer Säugethiere und Vögel erfreut den Naturfreund und belehrt den Besucher. Der Ausblick von dem Kaffeehaus und Restaurant Bredablick ist einfach großartig.

gleich gerade gegenüber ist die Vorstadt Süderholm, man erblickt die kath. Kirche, das Schloß, die Salzsee, dann die Nordermalm, dicht unten die Ausstellung, ringsum Wälle und Anhöhen, dann die Schiffsbrücke (Skeppsbron) und den Hafen mit den vielen Schiffen. Die Kellnerinnen in Nationaltracht, hübsch und anmuthig, nehmen kein Trinkgeld (ikke trikke-penningar). — Doch kehren wir zur Ausstellung zurück und nehmen im Hauptrestaurationsgebäude eine Erfrischung zu uns. Da promeniren die hochelegant und schick gekleideten — anmuthigen — Stockholmerinnen an uns vorüber; ich meine, an Kleidern und Toilette treibt die schöne, blondhaarige Tochter Sveas einen großen Luxus! Doch was ist das? Ein junges Mädchen, elegant gekleidet, mit einer weißen Studentenmütze mit der blaugelben Cocarde auf dem Kopfe und Cigaretten rauchend? Das ist eine Studentin! Das Militär zeigt große, schlankgewachsene Leute, die Husarenuniform kleidet sehr gut und auch die Infanterie mit den Epauletten mit Franzen sieht sehr schmuck aus. Die dänische Infanterie hat noch die großen Bärenmützen, weißes Bandelier kreuzweis über der Brust, wie früher unsere Bürger-Landwehr; das schwedische Militär ist praktischer uniformirt. Sehr überraschend wirkt auch die Großartigkeit der Haus- und Heimarbeiten, die tadellose Ausführung der Holzschnitzereien, Spitzenklöppeleien, Handwebereien und sonstiger Handfertigkeits-Kunstsachen. Die Dioramen: Lappländische Schneelandschaft mit Rennthierlager und zwei Wasserfälle zur Sommer- und zur Winterszeit, sowie die plastische Darstellung von Wisby, wovon ich später noch reden werde, sind mir besonders im Gedächtniß geblieben, sodann der Profildurchschnitt des Untergrundes einer Stockholmer Straße mit den Sielen, Kabeln 2c. (im Stadthaus ausgestellt). Auch die Reliefkarte von Stockholm erregte mein lebhaftes Interesse. Jetzt aber wollen wir uns zum Restaurant Hasselbacken begeben, dicht unter der Schanze, wo gleichzeitig 1000 Personen diniren können, und ein opulentes Mittagessen einnehmen! — Ich könnte noch mehr erzählen von der Ausstellung, von der großartigen Industriehalle, in welcher die höchst respectabeln Leistungen der schwedischen, norwegischen, dänischen, finnischen und russischen Industrie zur Schau gestellt sind, von dem nordischen Museum, von den Fischereihallen, von der Marineausstellung und der Ausstellung des Bergwerks Farun, und von dem finnischen Bad, aber ich will mich bescheiden und nur noch hinweisen auf den Kiosk der schwedischen Zündhölzer-Industrie und der Holzmassefabrikation. Die Herstellung der Holzmasse und des Holzstoffes hat im Jahr 1872—1876 5350 Tons betragen und in den Jahren 1892—1896 416 200 Tons, so daß mir die Befürchtung aufstieg, daß, wenn diese Holzstofffabrikation sich in gleicher Weise die nächsten 20 Jahre steigert, die schönen Wälder Skandinaviens am längsten bestanden haben werden. Schweden und Norwegen, das 1½ Mal so groß ist wie Deutschland, hat zusammen nur 7½ Millionen Einwohner. Das Resultat meiner Betrachtung ist das, daß Schweden sowohl in der Maschinenbranche, als hinsichtlich der Herstellung von Gespinnsten, Geweben, Metallwaaren, namentlich auch in der Holzbearbeitung einen so ansehnlichen Fortschritt gemacht hat, wie bisher kaum angenommen werden konnte. Insbesondere trat eine Blüthe der nordischen Haus- und Kunstindustrie zu Tage, die den Ruhm einer speciellen Originalität für sich in Anspruch nimmt. Die Kunsthalle selbst ist ein wahres Schmuckkästlein, namentlich die Loggia, welche für die ausländische Abtheilung bestimmt ist. In der Skulptur-Ausstellung fesselte das „Martyrium humanum" meine besondere Aufmerksamkeit. Ein überlebensgroßer Mann ist ans Kreuz genagelt und ein Weib ist an den Mann gebunden, so gleichsam sein Schicksal theilend. Meines Erachtens will dieses Kunstwerk ausdrücken, daß der Mann in seinem Erdenwallen, Schaffen und Streben durch die Unzureichenheit seiner Kräfte verhindert ist, zum Höchsten zu dringen, er ist zum Dulden und Leiden und Entsagen bestimmt, gleichsam an das Kreuz der Erdennoth geschlagen und das Weib theilt durch die Liebe, die sie dem Manne verbindet, daß sie wie mit Stricken an ihn gefesselt ist, das Schicksal des Mannes. — Noch ein Kunstwerk (im Nationalmuseum), die Brandschatzung Wisby's durch König Waldemar III. von Dänemark, mußte ich mit gesteigertem Interesse betrachten. Ich gestehe es offen, daß mir die plastische Darstellung Wisby's, von der ich oben sprach, nicht ganz verständlich war; die ungeheuere Ausdehnung der halbverfallenen Umfassungsmauer, die stattlichen Ruinen großer, stolzer Kirchen im gothischen Stil, wozu die kleinen Häuschen gar nicht passen, alles dies konnte ich mir nicht erklären. Erst als ich das große Bild von der Zerstörung und Brandschatzung Wisbys von Helquist sah, kam ich mit Hilfe des Conversationslexicons und der Grieben'schen Reisebibliothek dahinter, daß Wisby, ehemals eine reiche und mächtige Hansastadt, im Jahre 1361 von König Waldemar III. Attertag von Dänemark furchtbar gebrandschatzt wurde, so daß sich die Stadt niemals wieder erholen konnte und jetzt eine mittlere, mit herrlichen Ruinen angefüllte Handelsstadt ist. Infolge dieser Kenntnißerweiterung beschloß ich die Insel Gotland mit Wisby zu besuchen. — Doch ich habe mich ja mit den Dampfer-Reisegenossen verabredet, sie im Speisesaal des Opernrestaurants zum Abendbrod zu treffen, und muß daher die Ausstellung verlassen. Der Weg führt durch die großartige Strandstraße mit wunderbaren, aus massiven, rothen Sandsteinen erbauten Wohnhäusern, nach dem Berzeliuspark, dann nach dem Kungstradgarden (Königspark) zum Opernhaus (Stora teater), das eben umgebaut wird. Der Speisesaal ist bereits fertig und von einer so gediegenen Pracht und Schönheit, daß sogar unser Berliner Reisegenosse sagen mußte: So etwas hat nicht einmal Berlin. Das Abendessen war vorzüglich, wir aßen die Specialität Stockholms: Graflax, roher Lachs, etwas angebraten, mit Senf und Oel und Essig, was herrlich schmeckt. Darauf begaben wir uns über die Norrebro nach dem Stromparterre, einem Vergnügungs-Garten in den Mälarstrom hinausgebaut. Hier executirten die Husaren ihre Musikstücke und das Publicum saß an den kleinen runden Tischchen, Bier oder Kaffee trinkend, oder Eiswasser, Selters und Vichy mit schwedischem Punsch nach Vorschrift schlürfend. Man muß nämlich zuerst einen Schluck Kaffee, dann einen Schluck Punsch und zuletzt einen Schluck Vichy-Wasser nehmen, um die richtige Geschmackswirkung zu erzielen. Die Damen alle in hellen leichten, wo möglich weißen Kleidern, luftig und sommerlich, die Herren gleichfalls in weißem oder hellem Anzug mit Strandschuhen und Strandmützen. Die Abende in Stockholm sind vom Mai bis September nicht wie bei uns sehr oft kalt oder kühl und unfreundlich, so daß man nur mit Ueberzieher und Havelock Abends ausgehen und im Freien sitzen kann. Ach nein, so eine Hochsommernacht im Norden ist lau und warm und unvergleichlich schön und hat einen ganz eigenen Zauber. Am Himmel eine wunderbar-durchsichtige Färbung, ein Clair obscure, das nicht Tag und nicht Nacht ist, sondern nur eine dem Auge so wohlthuende, so friedenbringende klar-lichte Dämmerung, bei der auch die zarteste Schrift zu lesen ist und jedes Blatt an den Bäumen unterschieden werden kann. Die Bläue des Himmels ist so sanft und tönt sich gegen Nord-Westen in ein zartes Rosa, gegen Süden und Osten aber in ein blasses Grün ab; die Wolkenstreifen schimmern in flüssigem Gold und ihr Widerschein spiegelt sich in den Gewässern, die leise rauschen und belebt sind von Hunderten von Schiffen, Gondeln, Kähnen, Yachten; die buschigen Ufer verschwimmen im dämmerlichen Halblicht und nur ein vereinzelter Stern wie etwa die Venus blickt bleich vom Himmel hernieder. Der Stockholmer liebt den Zauber seiner Mittsommernacht und gäbe alle Schönheit des Südens nicht für seine nordische Sommernacht. An den Abenden von Mai bis September wird wohl kaum eine Stockholmer Familie ohne zwingenden Grund zu Hause bleiben. Auch wir ließen uns bei den Klängen der Musik unseren Kaffeepunsch herrlich munden; im Norden bekommt man zum Kaffee eine ganze Schale Zucker, während einem in Deutschland, dem Lande der Zuckerfabrikation, kaum 2—3 Stückchen Zucker vorgelegt werden, nicht einmal genügend, den Kaffee ordentlich zu süßen. Früher hielt man den Zuckerconsum für schädlich, der Zucker sollte Magen und Zähne ruiniren! Jetzt weiß man, daß der Zucker ein ganz werthvolles Sparmittel zur Erhaltung der Körperkraft ist. Der Zuckerverbrauch sollte sich in Deutschland besser heben.*) Würde der Deutsche so viel Zucker consumiren wie der Engländer und Amerikaner oder auch die Nordländer, lauter Völker, die von uns den Zucker beziehen, so brauchten wir von unserer Zuckerproduction zu 8 Millionen Doppelcentner nicht 10 Millionen Doppelcentner in das Ausland auszuführen, sondern wir würden das ganze Erzeugniß selbst verbrauchen. Aber so lange man in Restaurants und Kaffeehäusern blos 3 Stückchen Zucker bekommt, kann auch der Zuckerconsum nicht besser werden. Je billiger der Zucker ist, desto mehr wird consumirt. Aber jedes

*) In der Reichstagssitzung vom 14. Dec. 1897 hat sich der Reichstagsabgeordnete Paasche mit der Frage beschäftigt, ob nicht die Soldatenkost durch Beigabe von Zucker verbessert werden könnte. Wenn jeder Soldat täglich 50 g Zucker erhielte, würden 100 000 dz Zucker consumirt werden.

Ding hat sein Ende, nur die Wurst hat deren zwei und auch das Concert im Stromparterre, sowie der Aufenthalt in Stockholm ging zu Ende. Ich könnte ja noch vom königl. Schloß, vom Riddarhus, wie von der Riddarholmskirche mit dem Mausoleum, vom Nationalmuseum mit seinen Kunstschätzen — im Skulpturmuseum ist die herrliche Statue Endymion's aufgestellt — und dem Meisterwerk Molins: die Gürtelspanner; von dem nordischen Museum, das etwas ungenügend in der Drottnings-Gatan (Königinstraße) untergebracht ist, erzählen, will jedoch nur bemerken, daß ich im Nationalmuseum namentlich eine Elfenbeinarbeit von einem Ulmer, die Kreuzabnahme Christi, bewundern mußte. Im nordischen Museum fand ich den Arbeitsnachweis der freien Reichsstadt Regensburg vom 31. Juli 1797 über Arbeit des Hammerschmiedsgesellen Johann Götz aus Lauf in Bayern, 30 Jahre alt, ausgestellt von Christof Lort, Hammerschmied-Meister. Die bei der Fronleichnamsprocession früher getragenen Innungsfahnen und Kerzenhalter sind dort als Antiquitäten dem Museum einverleibt. Ein nordfriesisches Wohnzimmer, das in der Münchener Kunstausstellung v. J. 1888 ausgestellt war, ist auch zu sehen; eine deutsche Bibel liegt auf dem Tisch mit dem Motto auf dem Titelblatt: „Da Lüneburg in Noth war, wegen unverhoffter Kriegsgefahr, ward diese Bibel Gott zu Ehren gedruckt, um Frieden zu bescheeren 1629." — So kam der Tag der Abreise. Am Hafen trank ich noch einmal in der Bierstube „Zum Münchener Franziscaner" ein Seidel echtes Leistbräubier, dann begab ich mich auf den Dampfer, belegte meine Cabine und fort ging's durch den Scheerengarten an Waxholm vorbei nach Gotland und Wisby, dann über Kalmar nach Lübeck. Des schönen Hochsommerabends in Wisby, da ich traumversunken der alten Herrlichkeit dieser ehemals so reichen Hansestadt gedenkend auf die Trümmer und Ruinen des alten Gotlands, auf die Kirchen und Castelle niedersah, während mich eine wundervolle Nordlandsdämmerung umgab — dort im Nordwesten war der Horizont wie von Gold eingesäumt — erinnere ich mich mit stiller Wehmuth. Wer sich erholen will von der Anstrengung des Berufs, der flüchte hin nach dem schönen Wisby mit seiner stärkenden Seeluft, seinen Wäldern, seinen Ruinen und seiner seligen Ruhe!

C. W.

Bücherbesprechungen.

— **Einleitung in die evangelische Dogmatik** von D. P. Lobstein, Professor der Theologie in Straßburg. Aus dem Französischen übersetzt von Pfarrer a. D. Maas. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1897. 5 ℳ 60 ₰. — Es handelt sich hier nicht um eine bloße Uebersetzung, sondern um eine unter des Verfassers Aufsicht bewirkte und für die Ansprüche deutscher Theologie besonders ausgestattete deutsche Ausgabe. Von welchem Standpunkt das Werk geschrieben ist, brauchen wir wohl nicht besonders darzulegen. Aber es unterscheidet sich von vielen andern aus jenem Lager in der wohlthuendsten Weise durch seine vornehme classische Ruhe, in der auch dem Gegner alle Anerkennung gezollt und seinen Bestrebungen ein volles Verständniß entgegengebracht wird. In dieser Beziehung können wir das Buch unbedingt empfehlen, damit unsere jungen Vertreter der modernen Theologie daraus lernen, wie man wissenschaftlichen Gegnern würdig und ernsthaft und dabei durchaus nicht steif und formalistisch entgegentritt. Allerdings hat der Protestant französischer Zunge vor dem der deutschen den großen Vorzug, daß er nicht blos, wie sich von selbst versteht, die Entwickelungslinie kennt, die von Schleiermacher über Ritschl in die neuesten dogmatischen Bewegungen führt, sondern ebenso gut die andere, die von Schleiermacher über Vinet geht. Die erstere muß Jeder kennen, der mitreden will, die letztere ist der Mehrzahl unserer jüngeren deutschen Theologen wenig genug bekannt, während der französische Theolog in ihr und ihren Ausläufern lebt und so eine Bereicherung empfängt, von der das vorliegende Buch auf jeder Stufe seines Fortschreitens Zeugniß ablegt. Daß Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung und Verständniß für dieselbe bei dem Verfasser in einem Maße vorhanden ist, wie selten bei einem Vertreter seines Standpunktes, beweist er uns am deutlichsten damit, daß er die viel geschmähte orthodoxe Dogmatik der lutherischen Kirche, so sehr er ihr Princip ablehnen muß, doch in ihrer Nothwendigkeit und in ihrem Werth zu schätzen versteht, ja in ihr einen Reichthum dogmatischer Erkenntnisse verborgen findet. Damit vergleiche man die landläufige Beurtheilung, die jene Geistesarbeit bei seinen meisten Gesinnungsgenossen findet! Die mit den reichsten Citaten aus der französischen und deutschen dogmatischen Literatur ausgestatteten Darlegungen des Verfassers lassen sich kurz dahin zusammenfassen, daß wir Dogmatik brauchen nicht als Wissenschaft von Glaubenssätzen, die unabänderlich feststehen, sondern als wissenschaftlichen Ausdruck des Heilsglaubens, wie er jeweilig vorhanden ist. Dieser Glaube ist auch die einzige Quelle der Dogmatik, insofern er aus dem Evangelium stammt, wie es in der Person und dem Werke Christi aus der Bibel heraus uns entgegentritt. Von Christus und der Erlösung muß also die Glaubenslehre ausgehen und von ihr aus zu jedem anderen Dogma hinführen. Was da fehlt, um von wirklich wissenschaftlicher Giltigkeit reden zu können, und wie wenig Inhalt einer solchen Dogmatik übrig bleiben würde, wenn sie einmal aller ihrer polemischen Aufgaben ledig wäre, das brauchen wir nicht erst auszusprechen.

B. K.

— **Das menschlich Anziehende in der Erscheinung Jesu Christi** von Dr. Gustav Zart. München 1898. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 95 S. 1 ℳ 20 ₰. — Das menschlich Anziehende Jesu, nicht die äußere Gestalt, von welcher uns kein echtes Bildniß überliefert ist, und über welche die Meinungen in der alten Kirche sehr getheilt waren, sondern Geist und Wort, Wirksamkeit und Leiden des Weltheilandes nach ihrer menschlichen Seite will der Verfasser schildern. Er thut es, indem er Jesum in seiner Stellung zu Natur und Menschenwelt, in der Haltung seiner Persönlichkeit und Grundstimmung seines Wesens zeigt, in seiner sittlichen Reinheit als Meister der Liebe, in der Hoheit seines Denkens und in der bilderreichen Klarheit und Neuheit seiner Rede. Mit treffenden Schlaglichtern beurtheilt er Jesu Auftreten und Verkehr mit den gesetzesstolzen Pharisäern und den geistesarmen Zöllnern, mit den Feinden und Freunden seines Evangeliums. Vielleicht hätte sich der Stoff noch etwas mehr sichten und ordnen lassen. Wenn es (S. 79) heißt: „Wir lesen nirgends in den Evangelien, daß Jesus einmal laut auflachte", so ist das Argument des Schweigens darüber auch hier noch kein vollgiltiger Beweis. Mag Heraklit nie gelacht haben, weil er immer an das Elend des Lebens dachte, und Dante nie gelacht haben, weil er die Qualen der Hölle stets vor Augen hatte, bei der Beurtheilung der menschlichen Erscheinung Jesu brauchen wir doch nicht einer alten Ueberlieferung, die dasselbe von dem Herrn sagt, nachgeben, auch nicht wie der Verfasser mit dem Blick auf den Weisen bei Sirach (21, 29) meinen, Jesus habe, wie es von jenem heißt, „nur ein wenig" gelächelt. Wir halten uns lieber daran, was Paulus schreibt: „An Gebärden als ein Mensch erfunden", ohne diese Gebärden bis ins Einzelne bestimmen und ausmalen zu wollen. Auch hier fehlt uns ein zutreffendes Bildniß von der leiblichen Erscheinung Jesu.

D. K.

— **R. Foerster, Otfried Müller.** Rede zum Antritt des Rectorats der Universität Breslau am 15. October 1897. Breslau 1897. M. & H. Marcus. 29 S. 8. 1 ℳ — Obwohl Otfried Müller der Universität Breslau nicht als Lehrer angehört hat, durfte sie ihn bei der Feier seines 100jährigen Geburtstages als den Ihrigen in Anspruch nehmen, nicht nur weil er ein Schlesier war, sondern auch deshalb, weil er zwei Jahre in Breslau studirt und am Maria-Magdalenen-Gymnasium daselbst seine amtliche Thätigkeit begonnen hat. Nach einer kurzen Uebersicht über die wichtigsten Thatsachen seines äußeren Lebens schildert der Redner mit feinem Verständniß die vielseitige Beanlagung, den Fleiß und den geistigen Entwickelungsgang des großen Philologen, um dann seine hohe Bedeutung als Lehrer zu kennzeichnen und ihn als edlen Menschen zu würdigen.

—g.

— **Karl Hecker, Memoiren eines Lieutenants**, mit 100 Illustrationen von H. Albrecht, Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe. — In 10, theils ernsten, theils heiteren Erzählungen schildert Verfasser in graziöser, liebenswürdiger Weise einzelne Episoden aus dem Lieutenantsleben der kleinen Garnison. Es sind selbsterlebte oder mitempfundene Freuden und Leiden auf „Kriegs- und Liebespfaden", die Verfasser sowohl in lustiger, als auch in tiefernster, immer aber in amüsanter, fesselnder Weise dem Leser erzählt, und das Buch ist wohl geeignet, einige müßige Stunden verkürzen zu helfen.

—ff.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 64. Sonnabend, den 4. Juni, Abends. 1898.

Die Augustenburg und das Mon plaisir der Fürstin Augusta Dorothea von Schwarzburg.

Von Carl Reineck.

Zu beiden Seiten der Bahnlinie Dietendorf—Ritschenhausen, da wo die Gera ihre munteren Wellen in das offene Land ergießt, erstrecken sich zwei vom Thüringerwald kommende Höhenzüge. Auf der Absenkung des einen liegt anmuthig ausgebreitet das freundliche Arnstadt, die ehemalige Residenz der Grafen von Schwarzburg, am Ende des anderen, ½ Stunde weiter entfernt, das Pfarrdorf Oberndorf mit seinem, nach Form und Anlage auf frühromanischen Ursprung hinweisenden Kirchlein. Ueber demselben lag einst das Stammschloß der Landesfürsten „die Kevernburg“, zu seinen Füßen aber erstreckt sich heute noch ein sanft abfallender Berggarten, dessen Name sowohl wie die aus demselben hervorlugenden Fragmente alter Terrassenmauern die Schritte des Wanderers hemmen und ihn zu kurzer beschaulicher Rast auffordern. Hier, wo das Auge mit Entzücken in das offene Land schaut, auf die fernen in violette Tinten getauchten Seeberge, auf die zartgeschwungenen Linien des Hochgebirges und die Bergschlösser Gleichen, Wachsenburg und Mühlberg, stand ehemals das Lustschloß Augustenburg, das Buen Retiro, welches sich die Fürstin Augusta Dorothea 1700 erbaute und welches sie, nach dem Tode ihres Gemahls, des Fürsten Anton Günther II. von Schwarzburg-Arnstadt, ununterbrochen 35 Jahre bewohnte. Es existirt noch ein alter Kupferstich, vermuthlich die Copie eines vom Hofmaler Alexander Thiele verfertigten Gemäldes. Nach demselben muß das Schloß ein imposanter in altfranzösischem Geschmack aufgeführter Bau gewesen sein, mit wirthschaftlichen Gebäuden und einem, ebenfalls nach Versailler Vorbild, terrassenartig angelegten Garten. Von zwei Seitenflügeln flankirt, deren Einförmigkeit durch kleine hervorspringende Erker unterbrochen wurde, trat der Mittelbau des Schlosses achtunggebietend dem Besucher entgegen. Vier dorische Säulen, zu deren beiden Seiten Statuen auf hohen Sockeln standen, schmückten das Portal und über der mit reichem Stuckwerk versehenen Halle prangte, in plastischer Ausführung, das braunschweigische Wappen. Ebenso reich ausgestattet war das Innere des Schlosses sowie der ebenerwähnte mit einem Theater gekrönte Garten. Während ersteres einen Abglanz des Luxus zeigte, mit dem sich damals der Sonnenkönig Ludwig XIV. umgab, und die fremden Besucher durch seine Gobelins, Gemälde, seine mit kostbaren Holzarten ausgelegten Fußböden, Spiegel und japanischen Gefäße entzückte, boten die in steifer Regelmäßigkeit prangenden Gartenanlagen mit ihren Taxuswänden, Lauben und Grotten willkommene Gelegenheit zur Ruhe. Manch verschwiegenes Wort der galanten Herren und Damen vom Hofe mag hier, unter dem Geplätscher der Fontainen, süßen Austausch und Erhörung gefunden haben. — Doch das ist lange her. Kurz war die Herrlichkeit, die sich einstmals an dieser Stätte ausbreitete, nur ein halbes Jahrhundert dauerte sie, dann versank Alles wieder in die Nacht der Vergessenheit. Die stolzen Zinnen brachen zusammen und über die Wege, deren Kies noch vor Kurzem der Saum duftiger Kleider streifte, zog von Neuem der Pflug seine regelmäßigen Furchen.

Es war im Jahre 1699, zwei Jahre nachdem Graf Anton Günther II. von Schwarzburg-Arnstadt die Fürstenwürde erlangt hatte, daß derselbe das Grundstück seiner Gemahlin mit der Erlaubniß sich daselbst ein Lustschloß zu bauen und unter der Bedingung, daß Grund und Boden dem Hause Schwarzburg eigenthümlich verbleibe, schenkte. Recht ernst sah es damals im Lande aus. Die erlangte Souveränetät des Fürsten hatte die Oberlehnsherrlichkeit, welche dem Hause Sachsen über Arnstadt bis dahin zustand, in Frage gestellt, und obwohl der Kurfürst von Sachsen durch eine Abfindungssumme von 200 000 Thalern bestimmt wurde, seinem Landesrechte zu entsagen, hielt Herzog Wilhelm von Weimar doch fortlaufend zäh an demselben fest. Er hielt es nicht nur für nöthig, seine Gerechtsame durch Schriften in das hellste Licht zu setzen, sondern griff schließlich auch zu den Waffen, um denselben Nachdruck zu verleihen. Schon 1705 erfolgte unter Herzog Johann Constantin eine militärische Demonstration, und als dieselbe keinen Erfolg zeitigte, ließ Weimar am 10. Juli 1711 eine größere Truppenmacht in Arnstadt einziehen. Schloß und Rathhaus wurden besetzt, auf dem Markt Kanonen aufgepflanzt und der Kanzler des Ländchens unter Escorte nach Weimar abgeführt. Zwar mußten die Truppen auf kaiserlichen Befehl wieder abziehen, die Rechtsstreitigkeiten zwischen Weimar und Arnstadt zogen sich aber, wie die schwulstigen Schriftstücke des Staatsarchives ergeben, noch lange hin. Erst 1731 erledigte dieselben ein endgiltiger Vergleich. Daß unter dem Einfluß dieser Wirren die Augustenburg, deren Bau inzwischen vollendet war, oft und öfter den Besuch ihrer Herrin empfing und dieselbe sich schließlich ganz dahin zurückzog, darf nicht auffallen. Liegt doch keine Veranlassung vor, an einen anderen Grund zu glauben, oder gar die Eintracht der Gatten in Zweifel zu ziehen, war Anton Günther doch ein zu gottesfürchtiger und hochgebildeter Mann, um in anderen als guten Beziehungen zu seiner Gemahlin zu stehen oder, wenn sie wirklich erkaltet gewesen wären, ihnen nicht wenigstens den Schein äußerer Würde zu wahren. Am Hofe des gelehrten Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, seines Verwandten, erzogen, lernte er dort seine Gemahlin, die Tochter desselben, kennen und wie diese die Erbin des väterlichen Kunstsinnes war und namentlich seine Liebe zum Theater theilte, so war auch er den Künsten und Wissenschaften, besonders der Münzkunde, treu ergeben. Unter dem Beistand der berühmtesten Numismatiker seiner Zeit, Wilhelm Ernst Tentzel's, Christian Schlegel's, vor Allem aber Morelli's des berühmten Münzwartes Ludwig's XIV., den er an seinen Hof berief und welcher dort sein großes Werk „Thesaurus Morellianus“ schrieb, hatte er sich zum ersten Münzkenner Europas gemacht. Seine Sammlung zählte 200 000 Stück, darunter Münzen von unschätzbarem Werth, und nur die äußerste Zwangslage, die Nothwendigkeit, sich von dem sächsischen Druck zu befreien, konnten ihn bestimmen, diesen köstlichen Schatz für 100 000 Thaler an den Herzog Friedrich II. von Gotha zu verkaufen. Die Verhältnisse des Landes und die ideelle Uebereinstimmung des fürstlichen Paares lassen es also vollständig zweifellos erscheinen, daß bei dem Bau der Augustenburg nicht der Gedanke an eine Personaltrennung, sondern mehr die Berücksichtigung von Umständen mitsprach, welche schon damals von den fürstlichen Gatten geahnt und in's Auge gefaßt sein mochten. Und in der That, noch hatte Anton Günther, der erste und letzte Fürst von Schwarzburg-Arnstadt, die Augen nicht geschlossen, als die Herzogin Auguste Dorothea (wie wir sie nach ihrer Geburt von jetzt an nennen wollen) einen Schritt that, welcher geeignet war, diese Auffassung als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Sie trat zur katholischen Kirche über. Ob aus Ueberzeugung, oder den allgemeinen Verhältnissen folgend, wer kann es sagen? Jedenfalls war der Vorgang ihres Vaters Ulrich von Braunschweig sowie ihrer Nichte Elisabeth, der Gemahlin Karl's VI., welche Beide katholisch geworden waren, mitbestimmend und an ihrer Conversion der Orden der Gesellschaft Jesu nicht ganz unbetheiligt. Es kann nicht überraschen, daß unter diesen Umständen die Augustenburg in den Brennpunkt allgemeiner Aufmerksamkeit trat, daß man die dortigen Verhältnisse mit Argwohn

betrachtete und sich bezüglich des Verkehrs, welcher sich zwischen der Schloßherrin und den zahlreichen dort einkehrenden Fremden entwickelte, den übertriebensten Vorstellungen hingab.

Aber das Bild klärte sich bald. Nicht allein, daß Augusta Dorothea in liberalster Weise die Thore ihres gastlichen Heims den weitesten Kreisen öffnete und nach wie vor ihre religiöse Anschauung auf die Grundlage weitgehendster Toleranz und Humanität stellte, sie bewies auch durch ihre gemeinnützige Thätigkeit, die sie ausübte, durch Gründung einer Musterwirthschaft und Errichtung einer Porzellanfabrik, welche sie in dem nahe gelegenen Dorotheenthal ins Leben rief, daß ihr Glaubenswechsel ohne Rückwirkung auf ihr praktisches Denken und Fühlen geblieben und sie weit entfernt war, die freundlichen Beziehungen zu ihren Unterthanen aufzugeben. Die Porzellanfabrik, für welche sie Maler und Dreher aus Braunschweig kommen ließ, rentirte zwar nicht. Sie blühte aber in zweiter Hand noch lange Zeit fort und für ihre Leistungsfähigkeit sprechen heute noch Vasen und andere Kunstproducte, an deren Entwurf die Bewohner der Augustenburg nicht ganz ohne Antheilnahme gewesen sein mögen. Trotzdem würden wir über das Stillleben der Herzogin, namentlich den intellectuellen Theil desselben, im Unklaren geblieben und kaum zu einer richtigen Werthschätzung desselben gelangt sein, wenn uns nicht bis heute ein Werk ihrer Hände erhalten geblieben wäre, welches uns, ohne Beschränkung, das Bild der Fürstin auch als das einer heiteren und feinsinnigen Frau zeigte. Es ist ein Puppencabinet seltenster Art, welches die Herzogin Augusta Dorothea während ihres Wittwenaufenthaltes auf der ehemaligen Augustenburg zum harmlosen Zeitvertreib herrichtete und dessen Anerkennung seitens der gebildeten Welt sie so mit Freude und Genugthuung erfüllte, daß sie ihm den Namen „Mon plaisir“ gab. Nach dem Umfang der Sammlung scheint sich die Herzogin schon nach ihrer Vermählung mit derselben beschäftigt zu haben, ihre eigentliche Ausgestaltung ist aber erst auf der Augustenburg erfolgt. Aus Stadt und Land zog sie Frauen und Töchter guter Familien herbei, damit sie unter ihrer wie ihrer Hofdamen Anleitung Trachten und Kleider, welche die Puppen als Typen der verschiedensten Gesellschaftsclassen zeigen, anfertigten, und sie selbst ordnete dabei die Details der Ausstattung so sorgfältig an, daß bei den verschiedenen Gruppen auch nicht das Geringste fehlte, ja, daß selbst die Wäsche, von den feinsten Tafeltüchern und Servietten bis zum groben Küchenhandtuch herab, vorhanden war und den Namenszug der Herzogin trug. Man muß die Hunderte von kleinen Möbels, Werkzeugen und Kunstgegenständen aller Art, die als Attribute der verschiedenen in einzelnen Glaskästen aufgestellten Gruppen nöthig waren, gesehen, man muß die Verständnißinnigkeit für eine sachgemäße Darstellung der Bilder, den Ausdruck der fein in Wachs bossirten Gesichter ins Auge gefaßt haben und man wird zugeben, daß Heinrich Wedemann, früher Pfarrer in Oberndorf, dessen Angaben wir folgen, Recht hat, wenn er behauptet, die Herzogin habe in dieser Puppensammlung ein Stück Culturgeschichte hinterlassen, welches uns in lichtvollster Weise einen Einblick gestattet in die Verhältnisse, Sitten, Trachten und Einrichtungen der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Ueberzeugen wir uns aber selbst. Gleich im ersten Kasten sehen wir einen Marktplatz mit Postgebäude. Das obere Stockwerk bildet die Wohnung des Postmeisters, das untere die Expedition. Es ist ein Bild aus längstvergangenen Tagen, aus der Zeit, wo der gelbe Wagen mühselig seine Straße zog und Klopstock die Schnelligkeit der Eilpost, welche ihn von Halberstadt nach Magdeburg in sechs Stunden fuhr, mit dem Wettlauf der olympischen Spiele verglich. Soeben ist der schwerfällige Postwagen angelangt, ein plumper, aus Leder gearbeiteter Kasten ohne Federn unmittelbar auf Axen und Langbaum ruhend. Kisten und Koffer stehen umher, an der Seite halten eine leichtere Equipage und Sänfte, sie erwarten vornehmen Besuch und zeigen gleichzeitig als Gegensatz die Verkehrsmittel der feineren Stände. Der nächste Glaskasten bietet das Bild eines Nonnenklosters mit Refectorium und Speisesaal. In einer Zelle kniet eine Nonne. In der Klosterschule sieht man Tische, Bänke und sonstige Lehrmittel bis auf die Ruthe. Ein Büchlein, 5 cm lang, 3 cm breit, liegt aufgeschlagen auf einem Tisch. Wenn man näher sieht, liest man: Heilige Erinnerungen großer Begierden und Wahrheiten. Mitgetheilt von der katechetischen Bibliothek bei St. Anna, Wien 1721, und weiter hinten: Wer recht fromm ist hat allezeit mehr Gutes verborgen als man äußerlich ansieht. Wir sollen sein wie die Sonne hinter einer lichten Wolke. — An diesen Kasten reihen sich zwei andere. Der eine zeigt uns, wie es damals in den Wohnungen der Handwerker aussah. Hier einen Leinweber an seinem Webstuhl arbeitend. Die Fäden sind noch über dem Webebaum ausgespannt, Alles ist aufs Kleinste ausgeführt. Dort einen Drechsler an seiner Drehbank. Messer und Fabrikate um sich, eine Kartoffel- und Serviettenpresse en miniature, treu bis auf die drehbaren Schrauben nachgebildet, fehlen nicht. Der folgende Kasten gewährt uns einen Einblick in die Wohnungen der Reichen, in ihre Zimmer und Appartements. Nach der Reihenfolge derselben sind es: Bibliothekzimmer, Musik-, Billard-, Arbeits-, Porzellan- und Toilettenzimmer. Alles reich ausgestattet mit Tapeten, Vasen, Spiegeln im feinsten Geschmack der Zeit. Die im Porzellanzimmer stehenden Krüge, Becher ꝛc. sind noch durchweg Erzeugnisse der von der Fürstin gegründeten Porzellanfabrik. Bei dieser Gruppe sind es namentlich die auftretenden Personen, die uns fesseln. Herren mit zierlichen Manschetten und blumengestickten Jabots, mit Perrücken, Kniehosen und Schnallenschuhen begegnen uns, Damen in phantastischer Haarfrisur, in Reifröcken, den Fächer graziös schwingend, zeigen uns die Coquetterie des vorigen Jahrhunderts und tief hinten im prunkvollen Audienzsaal sehen wir sogar hoheitsvoll die Fürstin selbst, die von ihrem Hofstaat umgeben ist, thronen. Noch manch interessantes Bild des Mon plaisir wäre der Besprechung werth, z. B. das einer vollständig ausgestatteten Apotheke mit allen Wundermitteln einer glaubensseligen Zeit: Schlagbalsam, Herzpulver, Magenacquavit, Bezoarpulver u. s. w. Ferner das eines Weinkellers und eines Jahrmarkts mit Trödelbuden, Marktschreiern und einem Theater, wo Zwerge jeden Nachmittag präcis 5 Uhr eine curieuse pièce vorstellen werden. Der knapp bemessene Raum gestattet es aber nicht und so sei nur noch Folgendes bemerkt: Das Mon plaisir, welches s. Z. bei der Erbtheilung dem Arnstädter Waisenhaus zugefallen war und dort seit 1819 zur Besichtigung an Sonn- und Feiertagen Aufstellung gefunden hatte, wurde nach Auflösung des Institutes in unbegreiflicher Nichtachtung seines Werthes auf dem Boden des Hauses untergebracht. Es wäre zweifellos der Vernichtung anheimgefallen, wenn sich nicht abermals eine erlauchte Frau aus dem Hause Schwarzburg seiner angenommen, d. h. Ihre Hoheit die Fürstin Marie, kaum in Kenntniß gesetzt von dem seltenen Schatz, nicht sofort die nöthigen Schritte zu seiner Rettung gethan hätte. Sie ließ dasselbe, das zuerst im fürstlichen Palais zu Arnstädt untergebracht war, sorgfältig restauriren und dann im Schlosse zu Gehren aufstellen. Dort wird es jetzt noch auf das Sorgfältigste gehütet und es steht zu hoffen, daß dieses merkwürdige Product, diese culturhistorische Tändelei als Zeuge einer längstvergangenen wunderlichen Zeit auch ferneren Geschlechtern erhalten bleibt. — Kehren wir nun zum Mittelpunkt unserer Betrachtung zurück. Im Wechsel liebgewordener Gewohnheiten schwanden der Herzogin Augusta Dorothea die Jahre dahin. Als Katholikin beobachtete sie mit Eifer ihre religiösen Pflichten, in deren Erfüllung sie ihr Beichtvater, der schottische Graf Hamilton, sowie ein Jesuit Antonius Einhorn, im Schlosse Pater Antonius genannt, unterstützten. Als kunstsinnige, hochgebildete Frau diente sie aber ebenso eifrig den Musen. Wir kennen nicht alle Namen berühmter Zeitgenossen, welche vorübergehend im Glanze ihrer Hofhaltung auftauchten, und manche der darauf bezüglichen Angaben sind längst als unglaubwürdig zurückgewiesen worden. Daß aber auf der Augustenburg ein reger geistiger Verkehr stattfand, ist zweifellos. Sprechen doch dafür schon die nahen Beziehungen der Herzogin zu dem kaiserlichen und nicht minder die Verhältnisse des Arnstädter Hofes selbst. Nicht allein, daß Fürst Anton Günther II. den Umgang mit berühmten Gelehrten pflegte, auch die Künste fanden unter seiner Herrschaft eine freundliche Stätte. Die herrlichen Monumente des alten Friedhofs zu Arnstadt, hervorgegangen aus den Händen der Bildhauerfamilie Meil, die Tage künstlerischen Wirkens, welche Alexander Thiele, späterer Hofmaler des Kurfürsten von Sachsen, in Arnstadt verlebte, und vor Allem die Anwesenheit Johann Sebastian Bach's, der auf der Orgelbank der Kirche Bonifacii die ersten Flügelschläge seines Genius that, bezeugen das. Aber bei alledem — tempora mutantur nos et mutamur in illis — auch hier wandelte sich die Zeit. Es wurde still und stiller auf der Augustenburg, die liebenswürdige Tändelei der Herzogin mit ihrem Mon plaisir, bei dessen Schöpfung selbst ihre geistlichen Berather als geschickte Wachsbossirer mithalfen, machten mehr und mehr einem religiös-contemplativen Leben Platz und endlich schwand auch der letzte Lichtschimmer froher Tage unter den Schatten des

Todes, welche sich auf die Fürstin herabsenkten. Hochbetagt im Alter von 85 Jahren starb sie 1751. Mit großem Gepränge wurden ihre Ueberreste Nachts nach Erfurt übergeführt, dort im Kloster der Ursulinerinnen haben sie die letzte Ruhestätte gefunden.

Nur wenig ist diesen Mittheilungen hinzuzufügen. Herzogin Louise von Braunschweig-Wolfenbüttel, welcher als Erbin das Verfügungsrecht über die Augustenburg zugefallen war, überließ dieselbe, zunächst wohl in der Hoffnung damit den Abschluß eines Kaufvertrages herbeizuführen, dem Prinzen Wilhelm von Schwarzburg-Sondershausen, welcher zur Sommerzeit bis 1762 dort residirte. Als die Hoffnung auf einen Verkauf aber mehr und mehr schwand und das Haus Schwarzburg selbst seine Ansprüche auf den ihm gehörigen Grund und Boden fallen ließ, schritt die braunschweigische Regierung unmittelbar zur Veräußerung des Fürstensitzes. Ein herzoglicher Commissar erschien 1765 auf der Augustenburg, sämmtliche Mobilien wurden verauctionirt und das Schloß mit Zubehör erst öffentlich und dann, als nur 1800 Thaler dafür geboten wurden, unter der Hand an den Kaufmann Böhm und den Hofrath G. v. Kaufberg in Arnstadt für 2000 Thaler verkauft. Schnell vollzog sich nunmehr das Werk der Demolirung. Bereits 1766 waren sämmtliche Gebäude niedergelegt. Schon im nächsten Jahr hatte sich der Platz, welcher vor Kurzem noch einem Krammarkt glich, in wohlbestelltes Ackerland umgewandelt und im Sommer darauf reifte bereits da, wo eben noch aus kunstvoll beschnittenen Taxushecken antike Marmorbilder hervorlugten, die erste Halmfrucht der Sichel entgegen. Damit verschwand die letzte Spur der Augustenburg. Nichts blieb von derselben übrig als das Mon plaisir und — das eiserne Hofthor, durch welches einst die frohen Gäste der Herzogin Augusta Dorothea einzogen. Während Ersteres seiner Bestimmung erhalten geblieben ist, hat Letzteres dieselbe gewechselt. Es verschließt jetzt den alten Friedhof zu Arnstadt; eine Mahnung an den Wandel aller Dinge, eine düstere Illustration zu den Worten: Sic transit gloria mundi.

Bücherbesprechungen.

— Das Dasein Gottes. Vortrag, gehalten im Christlichen Vereinshause zu Schwerin in M. von D. P. Bard, Oberkirchenrath zu Schwerin. Schwerin, Verlag von Fr. Bahn. 22 S. 50 ₰. — So elementar die hier behandelte Frage sein mag, so hat sich doch die Apologetik unserer Zeit mit ihr zu allererst zu befassen. Der Verfasser geht zwar auf die Gottesbeweise ein, aber baut die Gewißheit vom Dasein Gottes nicht blos auf vernunftmäßige Schlüsse, sondern besonders auf die Argumente des Gewissens, dessen jenseitige Herkunft er aus Erfahrung und Geschichte nachweist. Die Sätze: „Es giebt keine voll überzeugten Atheisten" und „Es giebt keine Atheisten mit gutem Gewissen", in denen schließlich die Ausführungen gipfeln, werden Viele nicht unterschreiben mögen, bei einer tiefer gehenden Betrachtung muß man es doch. Geistliche und weltliche Literatur, alte und neue Zeugnisse, heilige Schrift und Classiker sind herbeigezogen; unter den Schriftbelegen vermißten wir die wichtige Römerstelle (1, 19 ff.). Der Vortrag, zwar nicht vor einer Zuhörerschaft gehalten, die den Atheismus herausfordernd und parteimäßig vertritt, sondern seiner ganzen Anlage nach vor einem gebildeten Publicum, ist doch auch vor diesem nicht gegenstandslos, er bringt zwar nicht gerade etwas Neues herbei, aber ist klar gedacht und praktisch gerichtet und wird seinem apologetischen Zwecke, den er verfolgt, durchaus gerecht. D. K.

— Die Poesie im Lichte der christlichen Wahrheit. Von J. Claassen. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1898. 82 S. — Die Poesie im Lichte der christlichen Weltanschauung anzusehen, ist gewiß höchst berechtigt. Denn auch die Poesie hat wie jede Kunst nicht blos ein Dasein für sich, sondern ist eine Dienerin, welche der Menschheit gute und schlechte Dienste erweisen kann, je nachdem sie als Heidin oder Christin auftritt. Ihre Vertreter können auch heute noch sehr verschiedenen Göttern dienen, einem Christophorus gleichen oder wie Heinrich Heine die Göttin der Liebeslust verehren, zu deren Bilde er sich, ein hinsiechender Mann, vom Krankenbette noch einmal weinend hinfahren ließ. Der Verfasser dieser aus der Zeitschrift „Der Beweis des Glaubens" abgedruckten Broschüre macht in der Beurtheilung der poetischen Literatur den Anfang mit dem Nibelungenlied und dem Parzival, besonders wie der letztere in Wolfram v. Eschenbach's Dichtung vorliegt. Claassen liefert uns hiermit einen beachtenswerthen Beitrag zur Literaturgeschichte. Er prüft zunächst das Nibelungenlied sowohl auf seinen äußeren Kunstwerth als auch auf seinen innersten Gehalt. Friedrich II. von Preußen hat darüber geurtheilt: „Ihr habt eine viel zu vortheilhafte Meinung von diesen Dingen. Meines Bedünkens sind sie nicht einen Schuß Pulver werth und würde ich sie in meiner Bibliothek nicht dulden, sondern herausschmeißen." Der große König verstand die deutsche Art zu wenig. Aber nicht das Germanische blos sucht der Verfasser in Sage und Lied. Er urtheilt mit Goethe, daß alle Motive heidnische seien, und findet in dem Kirchlich-Christlichen nur angehängte Decoration. Zeigt das Nibelungenlied das Wesen des natürlichen, gefallenen Menschenherzens mit seinem Trotz und seinem Haß, so wird im Parzival der rohen ungezügelten Kraft des Ritterthums das Heldenthum des Glaubens an die Seite gestellt. Wir haben auch diese Ausführungen fast durchweg mit Zustimmung gelesen, nur geht uns der Verfasser in der besonderen Ausdeutung der einzelnen Züge und Gestalten zuweilen zu weit, z. B. wenn er in dem kranken König Anfortas, der des Grales Keuschheitsgesetz übertreten hat und im Zweikampf um eines Weibes willen seine beständig blutende Wunde empfing, in gewissem Sinne auch das Bild des leidenden Heilandes erblickt, „dessen Seite am Kreuze den Speerstich erdulden mußte". D. K.

— Julius Köstlin, Christliche Ethik. Lieferung I. (vollständig in 10 Lieferungen à 1 ℳ). Berlin, Reuther und Reichard 1898. — Köstlin's Ethik ist kein mageres Compendium, kein Leitfaden für den akademischen Gebrauch, sondern die licht- und lebensvolle Darstellung des christlich-sittlichen Lebens als Gemeinschaft mit Gott und als Leben in dieser Welt. Wir geben schon der ersten Lieferung das Geleite mit, daß sie als die primula eines ausgereiften Werkes sich über den theologischen Bereich hinaus Freunde erwerben wird. Die Lossagung von der Kant-Schleiermacher-Ritschl'schen Reich Gottes-Idee als Wurzel und Krone aller christlichen Lebensbethätigung empfinden wir vom theologischen Standpunkt aus wie eine Erlösung. Die fortwährende Bezugnahme auf das frische, blühende Leben der Gegenwart, sowie auf die still verborgenen Tiefen der inneren Erfahrung ist die beste Interpunktion zum Texte einer Ethik; Köstlin bietet sie in vornehmster und sorgfältigster Mannigfaltigkeit. J. J.

— Das Schöne und die Kunst. Zur Einführung in die Aesthetik. Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. Mit seinem Bildniß. Zweite Auflage. Stuttgart 1898. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Friedrich Theodor Vischer ist jedenfalls unser bedeutendster Aesthetiker: seine große „Aesthetik" ist ein standard work der deutschen Literatur und nur der große Umfang desselben und die Einschnürung des Stoffes in ein Netz von fast tausend durchgehenden Paragraphen hat der Verbreitung dieses bedeutenden Werkes geschadet, dem von den späteren keins gleichkam und von den früheren nur die Hegel'sche Aesthetik in einzelnen Abschnitten vorzuziehen ist. Trotz seiner Unhandlichkeit ist das große Werk von Vischer eins jener geistigen und wissenschaftlichen Reservoire gewesen, aus denen nachgeborene Gelehrte und auch die Vertreter der Tagesliteratur zu schöpfen pflegen. Um so erfreulicher ist das obige jetzt im Cotta'schen Verlage erschienene kleinere Werk, welches die Vorträge Fr. Vischer's bringt und zwar die beiden ersten allgemeinen Theile. Der Sohn des verstorbenen Gelehrten, Dr. Robert Vischer, hat diese Vorträge mit großem Fleiß zusammengestellt aus den Aufzeichnungen des Vaters, von denen dieser selbst sagt: „Wer meine Hefte sähe, würde in ihrem Zustande das Bild meiner Mühen erkennen. Nie war ich zufrieden mit einem vermeintlichen Abschluß meines Denkens über das Geheimniß des Schönen. Das alte Manuscript wurde, wenn ich die Vorlesung wieder aufnahm, ganz oder zum Theil wieder umgestoßen; meine Manuscripte haben sich mit brauchbaren Theilen von welken und frischen Blättern so gewirrt, daß ich im Vorstudium zu jeder Stunde keine kleine Spanne Zeit brauche, um nur aus meinen Heften zu kommen." Dies Alles auseinanderzuwirren, war auch für den Herausgeber keine leichte Arbeit. Schülerhefte kamen ihm dabei zur Hilfe, auch eigene Notizen; doch konnte Robert Vischer mit Recht in seinem Vorwort sagen: „Was ich gebe, ist also vielfach ein mühevoll zusammengesetztes Mosaik, aber Jeder, dem ich es bisher zeigte, sagte mir: es ist ein Bild, dem man keineswegs ansieht, auf welche Geduldprobe du bei der Ausführung gestellt werden wirst. Und wie ich Einiges einem größeren Kreise vorlas, hatten Alle den Eindruck, als ob das ein volles Werk des Augenblicks

und einfach einem raschgeschriebenen Collegienhefte entnommen wäre. Niemand spürte, wieviel da zu thun war, bis das Schiff in Gang kam!“ Es ist dem Herausgeber in der That gelungen, alle diese Schwierigkeiten zu überwinden. Diese Vorschule der Aesthetik, wie man das Werk vielleicht nennen könnte, zeichnet sich durch eine Klarheit und Durchsichtigkeit aus, welche in derartigen, die Metaphysik des Schönen behandelnden Schriften zu den seltensten Vorzügen gehört. Zwar ist die äußerliche Art und Weise der großen Aesthetik beibehalten, insofern jeder Paragraph zuerst eine strenggefaßte, philosophische Quintessenz seines Inhaltes enthält, dem dann eine erläuternde, an Beispielen reiche Ausführung folgt; doch auch jene Quintessenz hält sich frei von der Terminologie, durch welche diese knappen Zusammenstellungen des größeren Werkes nur denen zugänglich werden, welche zu den ungeschulteren Jüngern der metaphysischen Wissenschaft gehören. Die Schrift zerfällt in zwei Theile, welche schon der Titel angiebt: „Das Schöne und die Kunst“. In dem ersten Theile werden die allgemeinen ästhetischen Begriffe dargelegt, wobei der Verfasser mehrfach gegen die Lehre der Formalisten aus der Herbart'schen Schule Front macht. Sehr treffend ist, was er über die Formsymbolik, das interesselose Interesse, den inhaltsvollen Schein, die wahrheitsvolle Täuschung im Reich des Schönen sagt, sowie der Nachweis, daß der ästhetische Gehalt stets der Mensch sei. Auch der Abschnitt über das Schöne als Formgesetzlichkeit, wobei die äußere Begrenzung, das Maß in Raum, Zeit und Kraft, Symmetrie, Proportion, besonders die Harmonie eingehend erörtert werden, enthält vieles Treffende. Der Lehre Zeising's vom goldenen Schnitt stimmt Vischer nicht bedingungslos zu. Ueber das Häßliche in der Kunst besitzen wir ja ein ausgezeichnetes Werk von Carl Rosenkranz, mit welchem unser Aesthetiker ganz übereinstimmt. An der Gegenüberstellung des Erhabenen und Komischen hält er fest, obschon dieselbe vielfach, besonders von Moritz Carriere angegriffen worden ist. Das Naturschöne, einer der glänzendsten und eingehendsten Abschnitte der großen Aesthetik, ist hier nur in kurzen Umrissen behandelt, etwas ausführlicher die Thätigkeit der Phantasie, obschon der Unterschied zwischen Talent und Genie uns nicht scharf genug markirt erscheint. Der zweite Theil: „Die Kunst überhaupt“, enthält wieder viele treffliche Ausführungen über die Darstellung des Phantasiebildes mit rohem und trocknem Material, über Entwurf, Composition, Ausführung ins Einzelne, Modell und Innenbild. Der Abschnitt über die Streitfrage betreffs der Nachahmung ist den neuen Naturalisten zur Beherzigung zu empfehlen. Ueber Manier und Stil, besonders über den letzteren in seinen vielfachen Bedeutungen, spricht sich Vischer mit scharfer Unterscheidung aus. Bei der Theilung der Kunst in Künste verlangt er, daß bei der Verbindung der Künste einer durchaus der Vortritt, die führende Gewalt eingeräumt werde. Richard Wagner's Kunstwerk der Zukunft, d. h. eine Oper, worin sämmtliche Künste gleichmäßig vorkommen sollen, ist ein Phantom, ein Ungeheuer, seine Theorie der theatralischen Allkunst, worin die einzelnen Künste aufgehen sollen, ein utopischer Wahn! Die Schrift von Vischer ist wegen der Reichhaltigkeit ihres Inhaltes und einer Darstellungsweise, die durchaus nicht die alltägliche Geläufigkeit der Kathedervorträge besitzt, sondern oft eine markige Originalität mit überraschend schlaghaften Wendungen zur Schau trägt, als eine bedeutsame Erscheinung zu empfehlen. Es sollen noch ähnliche, nach den Vorträgen des Philosophen zusammengestellte ästhetische Schriften folgen; ist doch auch ein großer Theil der Hegel'schen Werke, die sich in der Gesammtausgabe befinden, in ähnlicher Weise aus seinen Vorlesungen entstanden. Erwähnen wollen wir noch, daß diese neue Aesthetik vor der großen älteren den Vorzug hat, daß sie die neueste Entwickelung der Kunst und Literatur und der wissenschaftlichen Forschungen auf diesem Gebiete in sich aufnahm und zu ihnen Stellung nehmen konnte. Die ältere Aesthetik erschien im Jahre 1846—1857; es ist seitdem viel gebaut, gemeißelt und gemalt, componirt und gedichtet, aber auch viel über wichtige Fragen debattirt worden, so daß die Beispielsammlung zu den einzelnen Paragraphen ausnehmend vermehrt und neuauftauchende Anschauungen und Systeme in Betracht gezogen werden konnten. R. v. G.

— Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, herausgegeben vom Königl. Preußischen Historischen Institut in Rom. Bd. I, Heft 2. Rom, E. Loescher & Co. (Bretschneider & Regenberg) 1898. Seite 165—363. 8°. Jahrgang 10 ℳ. — Mit dem vorliegenden Hefte schließt der erste Jahrgang der Zeitschrift, auf deren Anlage und Ziele wir gelegentlich der Besprechung des ersten Heftes (vergl. Wissenschaftl. Beilage 1897 Nr. 152) näher eingegangen sind. Wie bei der hohen Bedeutung der römischen Archive für die Geschichte Deutschlands vollkommen begreiflich, enthält auch dieses Heft Beiträge von allgemeiner Wichtigkeit. Walther Friedensburg theilt 15 „Informationsprozesse über deutsche Kirchen in vortridentinischer Zeit (1513—1550) mit. Der päpstlichen Bestätigung, welcher die Wahl von Erzbischöfen, Bischöfen, Coadjutoren, in einzelnen Fällen auch von Aebten unterlag, ging eine Untersuchung über die Tauglichkeit der gewählten Personen vorher; sie spielte sich in älterer Zeit ausschließlich an der Curie ab, wo sich ja jederzeit Personen aus allen Theilen der Christenheit aufhielten, die Zeugniß über die in Frage kommenden Verhältnisse ablegen konnten, während später meist päpstliche Commissare an Ort und Stelle die Erhebungen machten. Erhalten haben sich im Vaticanischen Geheimarchiv und im Archiv der Congregation des Consistoriums eine Anzahl Niederschriften über derartige Informationen, deren älteste aus dem Jahre 1507 stammt; von ihnen theilt Friedensburg diejenigen mit, die sich auf deutsche Kirchen beziehen. Sie sind hauptsächlich deshalb von Interesse, weil sie sich nicht blos auf die Rechtmäßigkeit der Wahl und der Person des Gewählten, sondern auch auf Lage, Beschaffenheit und Verfassung der betreffenden Kirchen beziehen und daran manche willkommene Notiz über die Stadt, in der sie gelegen, deren Behörden und Institute, Denkmäler, Reliquien, sogar einzelne Daten aus ihrer Geschichte knüpfen. So enthält die Niederschrift über die Wahl des Bischofs von Wien 1513 eine eingehende Beschreibung des Stephansdomes; von Mainz werden nicht blos geschichtliche Erinnerungen mitgetheilt, die bis in die Römerzeit zurückreichen — so wird das Drususdenkmal erwähnt —, sondern auch die Erfindung der Buchdruckerkunst und die strittige Frage, ob Schöffer oder Guttenberg als Erfinder anzusehen ist, wird gestreift. Für die Geschichte Sachsens ist das Instrument wegen Bestätigung der Wahl Bischof Johann's VII. von Schleinitz 1518 besonders beachtenswerth; auch dieses enthält eine ziemlich eingehende Beschreibung der Stadt Meißen und der Domkirche mit ihren vier Thürmen, von denen die beiden großen Glockenthürme als noch nicht vollendet bezeichnet werden. — Karl Schellhaß setzt die Publication der „Acten zur Reformthätigkeit Felician Ninguardas' insbesondere in Bayern und Oesterreich während der Jahre 1572—1577“ fort; er giebt den Schluß der 1576 verfaßten Denkschrift des bedeutenden Dominikaners über seine Visitationen und Reformen in den österreichischen Ländern und schließt daran Briefe und Acten zunächst aus dem Januar und Februar 1574. — Eine von dem spanischen Gesandten Horatio Borghese verfaßte „Relation über den preußischen Hof vom Jahre 1795“, die G. Kupke mittheilt, charakterisirt die Mitglieder des Königshauses und das Eingreifen des Königs in die Verwaltung, stellt aber auch die äußere Politik Preußens jener Zeit dar, namentlich seine Beziehungen zu Oesterreich, Rußland und England, ferner die innere Lage des Landes, die Organisation der Ministerien, die militärischen Verhältnisse, endlich den Charakter des Volkes und die gesellschaftliche Lebensweise der höheren Kreise Berlins. — Kleinere Mittheilungen geben J. Haller „Die Vertheilung der servitia minuta und die Obligation der Prälaten im 13. u. 14. Jahrh.“ (behandelt eine von promovirten Prälaten an die päpstliche Kammer zu entrichtende Abgabe, über die erst einige neuerdings aufgefundene und hier abgedruckte Schriftstücke Klarheit gewähren), Robert Arnold „Urkunden zur Geschichte der ersten Hohenzollerischen Kurfürsten und ihres Hauses aus dem Vaticanischen Geheimarchiv“ (Dispense, Indulte u. dgl. aus den Jahren 1433 bis 1447), endlich Walter Friedensburg, der einen fragmentarisch erhaltenen Bericht des Bischofs von Brandenburg Hieron. Schulz über die Verbrennung der Bannbulle durch Luther, abgefaßt kurz nach dem Ereigniß, veröffentlicht. Den Schluß des Heftes bilden Nachrichten über die Thätigkeit des preußischen, ungarischen, österreichischen Instituts in Rom, über die durch die Schweiz veranstalteten Sammlungen geschichtlichen Materials, die Publicationen der école française de Rome, die Nov. 1897 erfolgte Eröffnung des kunsthistorischen Instituts in Florenz, endlich über zahlreiche italienische Gesellschaften und deren Schriften.

—m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Postplatz Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 65. Dienstag, den 7. Juni, Abends. 1898.

Die deutsche Sprache ein Spiegel des deutschen Volkes.

Von Dr. Johannes Jeremias.

Was ist des Deutschen Vaterland? So ruft, so fragt der Deutschesten einer, Ernst Moritz Arndt, in einer Zeit, in welcher wir noch kein geeintes Deutschland hatten. Was ist des Deutschen Vaterland? Die buntschedige Landkarte — die kann ihm keine Antwort geben. Aber die Sprache, die deutsche Sprache sagt es ihm laut, daß es ein einig Volk von Brüdern giebt, das von der Etsch bis an den Belt wohnt. So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt: das soll es sein, das, wackrer Deutscher, nenne dein! Heute wird die deutsche Sprache von über 70 Millionen Menschen Europas gesprochen; 20 Millionen von ihnen wohnen außerhalb des Deutschen Reiches, in solchen Ländern, in denen Romanen und Slaven die Herren sind. Ein Vernichtungskampf im Osten und Süden ist gegen das Deutschthum begonnen worden; die deutsche Sprache ist der erste Dorn im Auge. Und man will nicht ruhen, bis dieser Dorn herausgezogen ist. Die Czechen treiben es am Tollsten. Geistige Waffen stehen ihnen wenig zur Verfügung, so schreiten sie zur rohen Gewalt, verbieten den Deutschen den Mund, reißen deutsche Schilder weg, plündern deutsche Läden, rauben, sengen, beschwören König Wenzel's Geist, und wenn sie zu Ende sind, danken sie dem heiligen Nepomuk, dem Schutzgeist aller Beschränkten. Es mag ja in dem Kampfe der letzten Monate auch seitens der Deutschen Manches blindlings gethan worden sein; aber das wollen wir bedenken: ein Volk, das für seine Sprache kämpft, das tritt für die Ehre seiner Mutter ein, das kämpft für Herd und Altar, und verdient es nicht, im Stich gelassen zu werden. In Ungarn leben zwei Millionen Deutsche; die Ritterlichkeit der Magyaren besteht darin, die deutschen Vorarbeiter des Wissens und Könnens aus Dankbarkeit hinauszuwerfen oder ihnen den Mund zu stopfen. In Siebenbürgen wohnen 200 000 Sachsen. Der Name Siebenbürgen ist verschwunden und getilgt; deutsche Sprache, deutsches Wesen wird verfolgt. Vor 8 Jahren kamen in Hermannstadt die Sachsen zusammen und gelobten sich, treu auszuharren und fest zu bleiben in deutschem Geiste. Die Magyaren sehen es besonders darauf ab, die sichtbaren Spuren des Deutschthums zu beseitigen. Früher bezahlte Einer, der seinen deutschen Namen umtaufen ließ, 5 fl., heute kostet es nur noch 50 Kreuzer, und allerlei Streber drängen sich haufenweise auf das Amt, um das alte Kleid des deutschen Nationale zu verschachern. Gehen wir hinauf gen Norden, so begegnen wir dem Russen, der mit der Knute die Deutschen hetzt. Die Ostseeprovinzen sind seit 1893 vollständig slavisirt: die Hochburg deutscher Sprache, die von Gustav Adolf gegründet worden ist, sie ist verödet, die deutschen Lehrer sind verjagt, Deutsch-Dorpat war, und ist nicht mehr. Darf uns das gleichgiltig sein? Nichtswürdig die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre. Wenn auch das schwarz-weiß-roth heute noch in Macht und Ansehen steht, so sollen wir doch wissen, daß der Kampf der Deutschen im Ausland unser Kampf ist, ihre Sorge unsere Sorge. Als Naëmi in die Fremde, in das Ausland ging, da sagte zu ihr Ruth, ihre Schnur: Rede mir nicht davon, daß ich dich verlassen sollte, dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wir sind mit Jenen verbunden, wie Naëmi mit Ruth verbunden war, und vielleicht kommt die Zeit, da nicht nur das deutsche Herz, sondern auch der starke deutsche Arm schützen kann. Aber wohin bin ich gekommen? Die Sprache als des Volkes Spiegel wollten wir anschauen. Nun wohl, wenn dieser Spiegel hier und dort getrübt ist, so wollen wir um so dankbarer uns darüber freuen, daß wir zu Lande und zu Hause ihn in ungetrübter Klarheit sehen dürfen.

Muttersprache deutschen Klanges,
O, wie hängt mein Sinn an dir!
Des Gebetes und Gesanges
Heil'ge Laute gabst du mir!

Sollt' ich deine Fülle missen,
O, mich kränkte der Verlust,
Wie ein Kind, das man gerissen
Von der treuen Mutterbrust.

Die Sprache ein Spiegel. Im Spiegel besieht man sein Gesicht. Im Spiegel beschaut man das Ebenbild seines Wesens. So kann man in der Sprache das Gesicht seines Volkes sehen, so hat man in der deutschen Sprache ein Ebenbild des deutschen Wesens. Demgemäß versuchen wir, in kurzen Zügen und Strichen aus der Sprache ein Bild des deutschen Volkes zu gestalten, ein Bild des Volkes, wie es zwar nicht in Wirklichkeit, aber doch in unserer Sehnsucht, in unserem Herzen leibt und lebt. Der edle Robert Reinick spricht: vor Allem eins mein Kind, sei treu und wahr, laß nie die Lüge deinen Mund entweihn, von Alters her im deutschen Volke war der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein. In unserer Sprache herrscht der Geist der Wahrheit. Mag es ihr an französischer Geschmeidigkeit, an englischer Weitschweifigkeit, an italienischem Wohllaut fehlen, so ist sie dafür wahr und klar und bündig. Sie schlägt nicht ein Rad wie der Pfau, sie singet, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet. Sie hat nie die Unnatur in Schutz genommen. Wenn Nietzsche heute in neuem Klange die deutsche Sprache reden läßt, so können wir ihm nur mit dem Titel seines berühmten Buches antworten: also sprach Zarathustra. Und wenn das jüngste Deutschland seine verworrenen, mit tausend Gedankenstrichen durchflochtenen Sätze schreibt, so können wir ihm versichern, daß wir des deutschen Geistes keinen Hauch verspüren können. Nein, deutsch reden, heißt wahr reden. Deutsch reden ist zum Sprichwort geworden. Deutsch reden, heißt, etwas beim richtigen Namen nennen, unverblümt reden, ehrlich und frei, vor Jedermann, wenn's sein muß, auch mit einem Körnchen Grobheit. Es springen uns zwei vor die Augen, die allzeit deutsch geredet haben. Luther in Worms. Der zaghafte Mönch, mit Fackelschein hineinbegleitet in den Saal, wo die Machthaber der Erde sitzen in glitzernden Gewändern. Aber die Wahrheit, die Gewalt der Wahrheit gab ihm Muth, vor dem Kaiser, der spanisch sprach mit seinen Höflingen, lateinisch mit seinen Gelehrten, deutsch nur mit seinen Pferden, vor Kaiser und Fürsten deutsch zu reden. „So will ich denn, ihr Herren, eine Antwort geben, die keine Hörner noch Zähne hat: Wofern ich nicht durch Zeugnisse der heiligen Schrift oder durch helle Gründe widerlegt werde, so kann und will ich nichts widerrufen, ich kann nicht anders, hier stehe ich, Gott helf' mir, Amen." Es war Nacht geworden, er ging hinaus, aber licht war es in ihm, er reckte die Arme empor und schrie mit fröhlichem Antlitz: ich bin hindurch! — Als Bismarck in Biarritz mit Napoleon sprach, da war dieser erschrocken über die unerhörte Offenheit. Une tête allemande, sagte er, ein Dummkopf. Als Benedetti anklopfte in Nikolsburg und sagte: einen Empfehl von meinem kaiserlichen Herrn, und ob er könne die Rheinpfalz bekommen, da redete Bismarck deutsch mit ihm, wies ihm für alle Zeit mit derartigen Forderungen die Thür. Als Thiers im Jahre 1871 über die Friedensbedingungen verhandelte, französisch, heißblütig, leidenschaftlich, aufbrausend, da erhob sich vor ihm der Riese im weißen Küraß und sprach zu ihm: französisch kann ich nicht gut verstehen, wir wollen von nun an deutsch reden! Und als das Schwert dann wieder in der Scheide war, da hat er zu Hause manch gutes deutsche Wort

geredet, das unvergessen bleibt. Nach Canossa gehen wir nicht, rief er den Römlingen zu. Als die auswärtige Gefahr reifte, da sprach er zuversichtlich aus seines deutschen Volkes Herz heraus: Wir Deutschen fürchten Gott und sonst Nichts in der Welt! — Fern ist er heute vom Getriebe der Welt, nicht mehr hört er die umschweifenden Reden des Centrums, die Reden des Reichsnörglers, nein, er hört das Rauschen der deutschen Eichen in Friedrichsruh, er glaubt fest an die Zukunft seines deutschen Volkes, läßt manches Wort hören, das manchmal scharf ist, aber immer deutsch, und Niemand soll ihm, dem Gewaltigen, den Mund verbieten. Gott segne, Gott schütze, Gott erhalte noch lange den größten Sprachmeister des deutschen Volkes. — Wir brauchten Niemand weiter als ihn, um aus seiner Sprache unsers Volkes Art zu erörtern. Der Mann, der seit den Tagen der Frankfurter Nationalversammlung die unter den Diplomaten bisher unerhörte Sprache der verblüffenden Offenheit einführte, der wuchtig und mächtig redet, Schwerter, Spieße, Kugeln, Flammen, wenn es an die deutsche Ehre geht, der Wort an Wort reiht, wie Stein an Stein ohne bindenden Mörtel, er kann doch auch wieder so innig und sanft im Wort einherfahren, wenn es ihm an das Gemüth geht. Man lese die Briefe an seine Schwester Malwine, man höre ihn, den Vereinsamten, wenn er von der Verstorbenen redet. Deutsches Gemüth! wie reich ist dein Goldklang in der deutschen Sprache. Wehmuth, Sehnsucht, Wonne, Heimath, Innigkeit, Sinnigkeit, Ehrlichkeit, das sind deutsche Worte, die man in keiner Sprache wörtlich wiedergeben kann. Ich weiß nicht, sagt Luther, ob man das Wort lieben auch so herzlich und genugsam in anderer Sprache reden möge, daß es also dringe und klinge in das Herz durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache. Wie schön nennt der Deutsche treue nach dem Worte triu der Baum: festgewurzelt, grobstämmig, in den Himmel wachsend: so soll die deutsche Treue sein, wie der Baum gepflanzt an den Wasserbächen. Freiheit kommt von dem alten Worte fri, d. h. lieb, hold, die Freiheit ist dem Deutschen die Liebe, die Holde. Komm mit deinem Scheine, süßes Engelsbild. Unser Wort Gast leitet sich von dem lateinischen Worte hostis ab. Hostis ist der Feind, das Gemüth der Deutschen hat der Feindschaft die Spitze abgebrochen, sie hat aus dem Feind den Gast gemacht, der des Schutzes sich versehen darf. Das Elend elilenti ist ursprünglich das Ausland: Heimweh im Ausland, das ist Elend. Wie sinnig reden wir von der Muttersprache und von dem Vaterland; die Mutter lehrt uns reden, der Vater führt die Waffe für das Land. Wie tiefbedeutsam ist der Ursprung des Wortes Seele. Seele heißt althochdeutsch su, d. i. die bewegte See. Mein Herz gleicht ganz dem Meere. Wie gern reden wir vom lieben Gott. Wie sinnig sind die Blumennamen Himmelschlüssel, Schneeglöckchen, Augentrost, Vergißmeinnicht. Welche Freude, welcher Frühling ist in dem Worte Rose verborgen. Mit Rosen bekränzten die Germanen den Becher. In Rosen gebettet schläft Dornröschen. Im Kelch der Rose sitzt das Geheimniß. Hadrian VI. ließ Rosen an den Beichtstühlen anbringen: was unter der Rose geredet wird, darf nicht ausgeplaudert werden. Die Rose ist die einzige Sorge des Lenzes, wenn der Frühling scheidet, sagt Lenau, dann vergießt er sein Herzblut, die Rose. Wie anschaulich sind die Thiernamen, von denen in der Schöpfungsgeschichte geschrieben steht, daß sie der Mensch ersonnen und gegeben habe. Wir sehen die Schwalbe fliegen, die Fledermaus flattern in der Nacht, den Adler zur Sonne langsam, stolz sich erheben. Die Lerche heißt althochdeutsch ler[ahha], d. h. die Furchenwacherin. Wenn die rothen Streifen glühen, dann erwacht sie, erhebt sich aus der Furche, um mit der Morgensonne ihren Gott zu loben. Nachtigall, nahtegalla bedeutet eigentlich die Dämmerungssängerin. Unter Blumen, Klang und Sternen, in der dunkelgrünen Nacht, läßt sie ihr leises, klagendes Lied ertönen. Von Pflanze und Thier kehren wir zum Menschen zurück. Mensch heißt wörtlich: der Denkende. Ja, denken, sinnen, das ist des Deutschen Art. Der Deutsche ist von jeher der Josef unter seinen Brüdern. Seht, da kommt der Träumer. Denn wir sind stolz darauf, daß wir Gedanken haben. Wer hat die Buchdruckerkunst erfunden? Ein Deutscher. Wer hat die erste Taschenuhr gebaut? Ein Deutscher. Wer hat das Pulver erfunden? Die Engländer haben reiche Colonien, aber das Pulver haben sie nicht erfunden, das Pulver hat ein deutscher Mönch erfunden. Gedankenreich ist unsere Sprache. Um so mehr müssen wir eifern gegen Gedankenlosigkeit der Rede. Nur eins sei angeführt, wie gedankenlos ist unser Grüßen geworden. Wenn Menschen auseinandergehn, so sagen sie mit Feuchtersleben: auf Wiedersehn! Aber wie gedankenlos ist das Haddjeh geworden, das eigentlich Mit Gott bedeutet. Leben Sie schöne haddjeh. Wie gedankenlos, wenn man beim Kommen und beim Gehen sich nur an das Essen erinnert. Mahlzeit, Mahlzeit. Wie inhaltlos ist das nMorgen, nAbend geworden. Der Nordländer sagt: fare well, fahr' wohl, der Südländer Grüß Gott. Und es mag uns seltsam vorkommen, wenn wir in katholischen Ländern den Gruß hören: Gelobt sei Jesus Christus, schön ist der Gruß, schön die Erwiderung: in Ewigkeit! Amen! — Gedankenreich ist unsere Sprache: keine hat einen so großen Schatz von Sprichwörtern, in denen das Richtige oder Nothwendige oder Einfache mit gleicher Mannigfaltigkeit ausgedrückt ist, einen solchen Hort von Volksliedern, in denen des Lebens Lust und Leid so treuherzig, schlicht und fein an unsere Seele klingt. Und was für eine Fülle treffender Bilder, gemüthvoller Anschauungen ist in den tausend Redensarten enthalten, die nicht der Professor, die das Volk gebildet hat. Als die Rothenburger weiland den Feind von den Thoren der Stadt vertrieben hatten, stellten sie Männer mit Fackeln auf der Mauer auf, um den Feinden „heimzuleuchten". So leuchten wir noch heute heim, wenn der Angriff vergeblich war. Wenn wir verschweigen wollen, woher wir's wissen, so sagen wir: ein Vöglein hat mir's gesagt. Wenn wir sicher sein wollen, daß es der Andere gut mit uns meint, so müssen wir erst einen Scheffel Salz mit ihm gegessen haben. Der Zufriedene freut sich wie ein Schneekönig, wie der kleine Zaunkönig, der noch im Winter und Eis als der wahre Künstler zusammen mit der Wasseramsel sein Liedchen pfeift. Wenn einer in Wort und Miene ausgelassen ist, so sagen wir: er ist aus dem Häuschen. Der Fisch schwimmt im Bach und sieht den fetten Köder. Traun, ein guter Bissen da. Aber tiau t(schau) wem. Ich beiße gewiß nicht an, denn das Ding hat einen Haken. Und noch mehr im Lied, als im Worte von der Gasse, da lebt und webt, da glüht und athmet das deutsche Gemüth. Wir kennen Alle von frühester Kindheit an das Uhland'sche Lied vom guten Kameraden. Wenn es der Knabe singt, dann läßt auch das Mädchen die Puppe liegen und marschirt mit, in gleichem Schritt und Tritt. Das Lied ist schlecht und recht, ohne Zierat und Wohlklang: aber man darf wohl behaupten, der ganze Deutsche von dem Scheitel bis zur Sohle lebt darin. Einen Bessern findst du nit: deutsche Freundschaft. Die Trommel schlug zum Streite: deutsche Kampflust. Im gleichen Schritt und Tritt: deutsche Manneszucht. Eine Kugel kam geflogen, gilt sie mir oder gilt sie dir?: deutsches Phlegma. Als wär's ein Stück von mir: Geradheit, Kernigkeit, Grobheit. Will mir die Hand noch geben, derweil ich eben lad'. Kann dir die Hand nicht geben: Gewissenhaftigkeit. Bleib' du im ew'gen Leben: deutscher Glaube. *Mein guter Kamerad*: deutsche Treuherzigkeit, sie drückt dem *Todten die Augen zu*. Das ist ja schön und gut, aber, aber, wo ist der Deutsche, der so leibt und lebt, der so denkt und fühlt? Hab' alle Theile in meiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band. Nun, so wollen wir zu unseren Vätern fliehen, zu den alten Germanen im deutschen Urwald, und wollen die Einsilbigen fragen, ob sie reden wollen. Der alte Recke sitzt vor seiner Hütte und hat einen Krug in der Hand. Er schenkt mir ein und trinkt mir zu. Wenn er etwas „schenkt", so ist es immer etwas zum Trinken. Er ist mißmuthig, gestern hat er viel „auf's Spiel gesetzt" und beim Würfelspiel manch römisches Goldstück verloren. Neben ihm liegt die Axt. Morgen geht es auf die Jagd, wie heißt das Jagdgelände? Auerbach? Bärenburg? Wolfenbüttel? Ach nein, er will den Eber erjagen, damit die Freunde mit ihm des Mahles pflegen können. Mit der Axt muß er sich den Weg „einschlagen". Also, sage ich, es giebt noch keine macadamisirten Straßen und keine Schneusen bei euch? Nein, nein, es geht durch Dick und Dünn, über Stock und Stein. Halt! hörst du nicht den Kuckuck im Walde rufen? Kuckuck? Kuckuck? Will nur zählen, wie oft er ruft. Die Zahl der Jahre will ich wissen, wie alt ich werde, das weiß der Kuckuck, Wotan's Vogel. Ach, ich fühle es, nicht lange mehr wird es sein. Wie hat mich diese Nacht der „Alp" gedrückt und schon seit Tagen ist der „Hexenschuß" in mich gefahren, doch was sagtest du vorhin? Macadamisirte Straßen? Was ist das? macadamisirte Straßen? Ist das etwas zu essen oder zu trinken? Nein, nein, lieber Germane, das ist ein Fremdwort. Siehst du, wir Deutschen haben die Vortheile, von den Fremden uns allerlei Worte zu borgen, wir haben schon 70000 solcher Worte geliehen, und du glaubst gar nicht, wie schön es dem Deutschen steht, wenn er sich mit fremden Federn

schmückt. Aber habt ihr nicht selbst im eigenen Schatz genug Worte? I ja, das ist gewiß, aber comme il s'en va, es ist so köstlich, etwas „françaisement" zu sprechen. Jetzt hast du einen Fehler gemacht, es heißt français, das weiß ich von Vercingetorix. Nun ja, das passirt uns just, daß wir die Worte manchmal falsch gebrauchen, daß wir von Intriguuen sprechen und vom Existenzarzt. Aber sieh, das Deutsche ist so degoutirt und das Ausländische steht uns so gut. Was meinst du zu der Annonce, die ich gestern im Journal inserirt habe: Chef de salle wird für Restaurant eines erstclassigen Etablissements unter günstigen Conditionen zu engagiren gesucht, reflectirt wird nur auf Prima-Kraft? Da guckte mich der alte Germane mitleidig an und ging brummend in seine Höhle. Es ist merkwürdig, wie zäh der Deutsche am Fremdwort hängt, wie er geflissentlich durch ihren Gebrauch gleichsam den Befähigungsnachweis der höheren Bildung geben will. Und doch ist es, wie Goethe sagt, umgekehrt ein Zeichen der Bildung, wenn man seine deutsche Sprache so beherrscht, daß man der fremden Flicken und Lappen nicht bedarf. Das Wort Bivouac ist ursprünglich deutsch, die Beiwacht, die Franzosen haben es verstümmelt, und wir haben — o Einfalt — das verstümmelte Wort in unseren Sprachschatz aufgenommen. Aber das Deutsche bricht sich doch Bahn. Wenn der Deutsche mit dem Gemüthe redet, dann spricht er deutsch. Es wäre doch höchst geschmacklos, wenn er den Landesvater Landespapa nennen wollte. Wenn er von Kabalen und Malicen und Chicanen redet, so nennt er Dinge, die sich deutsch gar nicht ausdrücken lassen, weil sie undeutsch sind. Wenn er tändelnd durch diese Welt geht, dann redet er von nett und chic und adrett. Habe ich einen Groschen verloren, so habe ich ein Malheurchen gehabt. Geht mir ein Schmerz an die Seele, so werde ich nie sagen: ich habe Malheur gehabt. Wenn ich aus Versehen Jemanden stoße, so sage ich Pardon. Geb ich dem Anderen die Hand, so bitte ich um Verzeihung. Und wie unkindlich wäre es, wenn ein Kind unter strahlendem Baum, wenn ihm die Augen leuchten vor lauter Weihnachsfreude, zu Vater und Mutter gehen und sagen wollte: merci. Nein, nein, tief auf dem Grunde da leuchtet, da ruht die Perle in ihrem ursprünglichen Glanz. Und wir müssen auf den Grund gehen, müssen suchen und wahren, was gut deutsch ist, das ist unser Recht, das ist unsere Pflicht. Nur kurz wollen wir noch der Geschichte unserer Sprache gedenken. Es ist nicht zufällig, es ist tief bedeutsam, daß deutsche Sprache und deutscher Glaube von Anfang an zusammengehören. Diese beiden sind Geschwister, die unzertrennlich sind. Am Anfang der deutschen Sprachgeschichte steht die gothische Bibelübersetzung des Ulfilas, das ehrwürdige älteste Denkmal deutschen Geistes. Die Morgengabe des zu dem Heiland bekehrten Sachsenvolkes ist der Heliand. An der neuen Zeit hält Luther's deutsche Bibel Wacht. Sie ist das größte Werk der schöpferischen deutschen Sprache. Wie Keiner vor ihm und Keiner nach ihm ist Martin Luther in die Tiefen des deutschen Geistes und des deutschen Gemüthes eingedrungen. Wie Keiner hat er geschickt und treu geschürft und geschieden, bis er die Goldadern der deutschen Sprache an's Tageslicht gefördert hat. Wie tief war er in einer Zeit, in der sich die Gelehrten schämten, deutsche Namen zu führen, von der Wahrheit und der Bedeutung überzeugt, die in dem Bunde des Evangeliums und der Sprache liegt. Die Sprache, so sagt er zu den Rathsherren deutscher Städte, die Sprache ist die Scheide, darinnen das Messer des Geistes steckt, der Schrein, darinnen man das Kleinod trägt, das Gefäß, darinnen man diesen Trank fasset, die Kemnate, darinnen diese Speise liegt. Vor ihm gab es mehr als eine deutsche Bibelübersetzung: aber ihre Sprache war dunkel und unverständlich. Der Fridolin aus dem Volke konnte über ihnen nur bezeugen: Herr, dunkel ist der Rede Sinn. Aus dem Volk und für das Volk hat Luther geredet. Man muß den Leuten auf den Mund sehen und also dolmetschen. Er hat, wie kein Anderer, dem Geist der Männer Gottes nachgesonnen. Wie lieblich und herrlich, bald rührend und klagend, bald jubelnd und jauchzend ist seine Sprache in den Psalmen. Wie hat er in der Seele eines Johannes gelesen, wie kraftvoll läßt er den Jesaias reden, wie innig den Propheten der Verheißung, Jeremias. Luther hat nicht eigensinnig, sondern betend und sich beugend übersetzt: darum geht seine Sprache an das Gewissen. Er hat wie David, der Sänger Israels, als ein anderer deutscher David, Beides vermocht: die Schleuder zu werfen und die Cither zu spielen. Bald ist seine Sprache mächtig, kühn, hinreißend, bald sanft und leise und herzgewinnend. Er schuf, wo es nöthig war, neue Worte: heimsuchen, holdselig. Er übersetzte Luk. 1 Da heißt es wörtlich: gegrüßest seist du, Maria voll von Gnaden. Nein, das kann man nicht sagen; voll ist ein Fäßlein, das die Mönche begehren. Ich schreibe: Gegrüßt seist du, liebe Maria. Melanchthon wehrte und mahnte: wörtlich nach dem Urtext. Und Luther dichtete, schrieb und sprach: gegrüßest seist du, du holdselige. Wie festlich ist das Weihnachtsevangelium deutscher Sprache. Jedes Wort Glanz, Freude, Kraft. Wie lieblich klingt das Wort aus Engelsmund, wie spiegelt sich in ihm die himmlische Freude: ihr werdet finden das Kindlein in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend. Als Luther zu reden begann, da sang Hans Sachs ein Frühlingslied:

Wach auf, es nahet gen den Tag,
ich hör' singen im grünen Hag
eine wunnigliche Nachtigall,
ihre Stimm durchdringet Berg und Thal,
die Nacht neigt sich zum Occident,
der Tag geht auf vom Orient,
die rothglühende Morgenroeth
her durch die trüben Wolken geht.

Luther hat auch durch seine Lieder seine Sprachmeisterschaft bewiesen. Er dachte bescheiden von sich und hielt sich für keinen Dichter. Wir wissen es anders. Wie groß ist sein Trutzlied. Wie trotzig, kühn und gläubig ist hier seine Sprache. Wenn er singt: nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind, Weib, so sehen wir, so hören wir die Kugeln gegen die Festung sausen, aber er beharrt: das Reich muß uns doch bleiben. Wie kann er mit den Kindern kindlich, fröhlich singen: Vom Himmel hoch, da komm' ich her, wie Abendsonnenschein und Frieden leuchtet es aus seinem Lied: mit Fried' und Freud' fahr ich dahin, als Windsbraut weht sein Pfingstgesang: komm heiliger Geist, Herre Gott, wie Todtenglocke tönt sein Bußgebet: Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen. Und viel zu bald, viel zu sehr sind seine Predigten vergessen. Sie sind noch immer Vorbilder, wie man zum Volke von dem Höchsten reden muß. Die sprachlich gewaltigste Predigt hat er wohl über das Ostercapitel im 1. Korintherbrief gehalten. Hier malt er mit der Gluth eines Dante das jüngste Gericht, hier meißelt er die Sprache gewaltig wie Angelo. Da wird dann sein das Feldgeschrei und die Taratanfara Gottes, daß der ganze Himmel und alle Luft wird gehen. Alsdann wird die letzte Posaune kommen, das ist der letzte Donnerschlag. Dieser wird gut, groß, kräftig und allmächtig sein und ganz durchdringen und wohl treffen. Dazu dann alle Creaturen schreien werden: Amen und Ja. Er war im Wort ein Held und ein Kind. Er sprach wie ein Kind vom himmlischen Vater, er stritt wie ein Held um seinen Glauben, um deutschen Glauben. Er hatte nichts vom Leisetreter und seichtem Wortgeplänkel. O die kleinen Geister, die wegen der Kühnheit und Derbheit der Sprache ihn tadeln. Kein Pater Canisius, der Römischen Volksschullehrer, hat reden können, wie er redete, so innig und so schön. Wenn man ihn schmäht, ihn gar auf eine Stufe stellt mit den Volksaufwieglern der rothen Internationale, dann lassen wir den Dichter reden: Entsteige wie ein goldner Duft, Mann Gottes, deiner stillen Gruft und schleudre Graun durch ihr Gebein, die deine hehre Gruft entweihn. Wir haben versucht, unsern Luther als Dichter zu feiern. Gott hat uns auch nach ihm mehr als einen großen Dichter geschenkt, der unsere Sprache in ihrer sonnigen Schönheit zur Entfaltung brachte. Nur einen können wir als der Sprache Meister neben Luther nennen. Die Engländer haben ihren Shakespeare, die Franzosen ihren Molière, die Italiener ihren Dante; aber nur die Deutschen haben einen Goethe. Er hat wie kein Anderer das Einfache, das Natürliche in der Sprache dargestellt. Aus tief verborgenem Born quellen seine goldenen Lieder. Sie sind nicht entzückend, aber wahrhaft erfreuend. Sie spiegeln das Wirkliche in reiner und ungetrübter Klarheit. Wie herrlich leuchtet mir die Natur, wie glänzt die Sonne, wie lacht die Flur. Es dringen Blüthen aus jedem Zweig und tausend Stimmen aus dem Gesträuch, und Freud' und Wonne aus jeder Brust, o Erd, o Sonne, o Glück, o Lust! Und noch nach dem Tode der beiden großen Meister der deutschen Sprache, Goethe und Schiller, ist das wahre, echte deutsche Lied nicht verklungen. Nur eines Einzigen sei noch gedacht. Ernst Moritz Arndt, der das wahre Deutschthum lebte, wie jener andere Arndt uns das wahre Christenthum schenkte. Er sagt: wenn mir hin und wieder gelungen ist, deutsch sprechen und manches singen zu können, so verdanke ich das am meisten von Kind auf geübter fleißiger Lesung der Lutherbibel. Wie köstlich deutsch sind seine

Worte im Katechismus für den deutschen Kriegsmann, Worte, die er sprach, als die Franzosen die Geißel schwangen. Auf denn, deutscher Mann, wahrlich, die Franzosen haben Schimmer, du aber hast Flamme, sie haben nur Geschmeidigkeit, du hast Kraft, sie haben nur Lüge, du hast Treue, sie haben nur Prahlerei, du hast Wahrheit. Als er 83 Jahre alt war, sagte er: ich schaue von der höchsten Höhe des Alters in das tiefste Thal hinab; meine Abendsonne geht nicht mit Gold, noch mit goldnen Hoffnungen zu Thal, aber von tapferen und männlichen Hoffnungen darf ich nicht lassen. Ich vetraue dem treuen Gott und dem deutschen Geist, und rufe mit allen tapferen Aposteln und Propheten: am Himmel und am Vaterlande soll man nicht verzweifeln.

Was einst der Vater Arndt gesprochen hat, herrlich hat es sich erfüllt. Ein einiges deutsches Vaterland, ein evangelischer Christ auf dem deutschen Kaiserthron, eine Zone des Friedens und der Macht, die alle Stämme deutscher Junge in sich faßt. In Hildesheim blüht ein tausendjähriger Rosenstock. Seine Wurzel ruht unter dem Altar des alten deutschen Domes. Im vorigen Jahre habe ich ihn in neuer Blüthe gesehen. Ein Rosenstock unter dem Altar: das ist die deutsche Sprache. Seine Wurzel ruht und liegt im Evangelium, seine Zweige treiben, blühen wieder, und seine Rosen erfreuen uns immer noch. Unser ist es, unser Recht und unsere Pflicht, sein zu warten und zu pflegen, uns dieses tief in das Herz zu schreiben, daß wir ein theures, tausendjähriges Vermächtniß haben in unserer lieben deutschen Sprache.

Bücherbesprechungen.

— **Wenzel Linck**, Reformationsschauspiel in fünf Aufzügen von R. Eckardt. Altenburg, Stephan Geibel's Verlagsbuchhandlung. 1898. 82 S. 1,20 ℳ. — Wenzel Linck, von welchem Luther einmal mit scherzendem, lateinischem Wortspiel gesagt hat: „Wenzeslao Sinistro, theologo dextro", zwar Linck genannt, aber ein **rechter** Theolog, von 1523 bis 1525 in Altenburg thätig, wo er den bilderstürmerischen, unbesonnenen Gabriel Didymus auf Anordnung des Kurfürsten von Sachsen ablöst, ist ein ansprechendes Geschichtsbild, das durch die Verheirathung Linck's mit einer Altenburgerin und durch die gelegentlich der durch Luther vollzogenen Trauung von den katholischen fanatischen Gegnern hervorgerufenen Unruhen noch mehr Farbe empfängt; es bietet dem Dichter auf dem Hintergrunde der in Altenburg bei Einführung der Reformation herrschenden schroffen Gegensätze und Kämpfe einen dankbaren Stoff. Wir haben dieses neue Reformationsschauspiel mit lebhaftem Interesse gelesen und glauben, daß eine Aufführung, zu der wir ermuntern möchten, ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen wird. Trägt das Spiel auch zunächst localen Charakter, so sind doch neben Luther auch Wenzel Linck, Gabriel Didymus und Johann der Beständige Gestalten von ganz allgemeinem Interesse. Auf dem großen Gemälde der Reformationszeit mit ihrer neuen Lehr- und Lebensgestaltung ist auch die Detailmalerei der einzelnen Persönlichkeiten durchaus charakteristisch und, soweit es sich um geschichtliche Personen handelt, historisch treu, dem Zeitcolorit entsprechend und künstlerisch wohl durchgeführt. Neben der ernsten Grundstimmung fehlen humoristische Situationen nicht, die Altenburger Volksscenen, auch die im Bauerndialekt gehaltenen, welche freilich nicht jede Zunge bewältigen wird, vermehren die reiche Mannigfaltigkeit der einzelnen Typen. Wenn der Dichter in einem kurzen Vorwort frägt:

Ein buntes Bild aus sturmbewegten Tagen,
Ein Bild von alter Glaubensinnigkeit,
Von unsrer Väter Noth und kühnem Wagen,
Was soll's in unsrer glaubensarmen Zeit? —

so antworten und hoffen wir, es werde Freude zu erwecken und evangelischen Glauben zu stärken sehr wohl im Stande sein.

D. K.

— **O. Kämmel, Christian Weise**, ein sächsischer Gymnasialrector aus der Reformzeit des 17. Jahrhunderts. Der XLIV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Dresden gewidmet von den höheren Schulen Sachsens. Leipzig 1897, B. G. Teubner. IV u. 85 S. 8. — In einer glänzend geschriebenen Einleitung schildert Verf. zunächst die vier Stufen, welche das moderne deutsche Bildungsideal in dem theologisch-humanistischen Gelehrten des 16. Jahrhunderts, dem galant-homme des 17., dem philosophisch-ästhetisch geschulten Weltbürger des 18. Jahrhunderts und dem wissenschaftlich gebildeten, aber zugleich wehrhaften Staatsbürger unserer Zeit durchlaufen hat. Dabei weist er stets hin auf die charakteristischen Unterschiede in den Bildungsmitteln und Unterrichtszielen der höheren Schulen, in denen sich der Gang dieser Entwickelung widerspiegelt. Als seine Aufgabe bezeichnet er dann, an einem einzelnen Beispiele darzulegen, „wie an einer sächsischen Lateinschule aus eigener Anregung, ohne irgendwelches Eingreifen der städtischen Patronatsbehörde oder gar des Staates, ein energischer und in seiner Weise bedeutender Rector das neue weltmännische Bildungsideal Jahrzehnte hindurch in einer für weite Kreise sehr wirksamen Weise vertreten hat". In der durch ein starkes, selbständiges, protestantisches Bürgerthum ausgezeichneten Lausitz, im wohlhabenden, fast reichsstädtisch freien Zittau wurde Christian Weise am 30. April 1642 als Sohn eines Gymnasiallehrers geboren. Von Jugend auf verfolgte er das Ziel, „die größtmögliche Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck, in lateinischer wie in deutscher Sprache zu erwerben und ein aufrichtig religiöser Mensch zu sein". In Leipzig studirte er hauptsächlich Philosophie, Geschichte und römische Alterthümer, zugleich wendete er aber seine Aufmerksamkeit nahezu allen anderen Zweigen der Gelehrsamkeit zu, auch gab er schon hier eine Sammlung von Gelegenheitsgedichten heraus, die er meistens im Auftrag Anderer geschaffen hatte. Nach vorübergehender, aber für seine Entwickelung nicht unbedeutender Beschäftigung als Secretär eines Ministers und als Hofmeister in einem adligen Hause ward er 1670 als Professor der Politik, Rhetorik und Poesie an das einer Ritterakademie ähnlich eingerichtete Gymnasium zu Weißenfels berufen. Hier erkannte er als pädagogische Aufgabe seines Lebens, weltgewandte Redner zu bilden; auch verfaßte er seinen „klugen Hofmeister", ein Lehrbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, „den politischen Redner" und mehrere satirische Romane. Im Jahre 1678 hielt er als Rector seinen Einzug in seine Vaterstadt Zittau an das Gymnasium, an dem sein Vater damals noch als Lehrer thätig war. Ausführlich und sehr anschaulich schildert nun Verf. den Betrieb dieser Schule nach allen Richtungen, ihr inneres, wie ihr äußeres Leben. Auch heute noch zu beherzigen ist das Geständniß Weise's, welches er in Rücksicht auf sein nie versagendes disciplinarisches Geheimmittel ablegt, nämlich „niemals etwas zu verlangen, was offenbar nicht zu erzwingen sei". Eine Hauptsorge machte ihm das Schultheater, das damals in den Gymnasialstädten ein heilsames Gegengewicht gegen das französische Drama und die italienische Oper der Höfe bildete. Er schrieb dafür selbst alljährlich je drei Stücke, die an drei Tagen hinter einander zur Aufführung kamen. Im nächsten Abschnitt werden Weise's pädagogische Reformen geschildert, die alle von dem Streben geleitet sind, statt scholastischer Gelehrsamkeit seinen Schülern im praktischen Leben verwerthbare Kenntnisse beizubringen. Dem entsprechend erscheint als sein Hauptziel, sie zu welt- und sachkundigen Rednern heranzubilden. Der Schluß bietet Bilder aus des Zittauer Rectors häuslichem Leben, sowie eine Reihe meist Quellenangaben enthaltender Anmerkungen. Ueberall ist es dem Verf. gelungen, im Spiegel dieses Einzellebens die Eigenthümlichkeit der Zeit, welcher es angehört, in scharfen Zügen zu zeichnen und so auch dem Besonderen allgemeines Interesse zu sichern.

Wurzen. H. Steuding.

— Der eifrige Vorkämpfer für die freie Aerztewahl bei den organisirten Krankencassen, Dr. **Johannes Grosse** in Dresden, hat soeben in dem Verlage von Friedrich Fleischer in Leipzig eine neue Agitationsschrift unter dem Titel „**Das deutsche Krankenversicherungsgesetz" und die deutschen Aerzte.** Ein Beitrag zur Lösung einer hochwichtigen Zeitfrage" herausgegeben. Der Verfasser tritt für eine weitere Revision des Krankenversicherungsgesetzes in der Fassung vom 10. April 1892 ein und wünscht, daß das Gesetz, obgleich es grundsätzlich auf dem Boden der freien Aerztewahl stehe, diesen Grundsatz mit deutlichen Worten ausspreche, um der vielverbreiteten Meinung entgegenzutreten, das Gesetz schreibe den Arztzwang vor. Ferner verlangt er eine reichsgesetzliche Taxe, nach welcher die einzelnen Leistungen der Aerzte zu honoriren seien, damit weder ärztlicherseits zu hohe Forderungen erhoben werden, noch die Aerzte sich gegenseitig unterbieten können. Der Preis der Schrift beträgt 60 ₰.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 66. Donnerstag, den 9. Juni, Abends. 1898.

Volksleben und Sitten in Bosnien und der Herzegowina.

Die Völkerkunde bekennt sich heute zu dem Grundsatz, daß die primitiven Völker in Zuständen leben, die auch die Culturvölker einst haben überwinden müssen. Wir haben durch das Studium der primitiven Völker in der That schon Aufschlüsse über die Entwicklung der Menschheit erhalten, die heute zum Theil zum Gemeingut der Gebildeten geworden sind. Man braucht aber, um weitere Erkenntniß zu gewinnen, nicht gerade nach Afrika und Australien zu gehen. Selbst bei uns haben sich verschiedentlich noch Zustände erhalten, die wir vor Jahrhunderten durchlebt haben und die daher eine Quelle reicher Belehrung bilden. Allgemein nimmt man sich jetzt dieser an, sucht sie zu erhalten, und falls dies nicht möglich ist, wenigstens treue Kunde davon der Nachwelt zu übermitteln. Die Aufgaben der Volkskunde sind groß und bedeutend, aber immerhin muß man gestehen, daß auf unserem alten Culturboden die Sitten und Gebräuche, die wir jetzt auf dem Lande treffen, nicht in allzugraue Fernen zurückgehen. Dagegen bieten andere Theile unseres Erdtheiles Aelteres. Welche Fundgrube alterthümlicher Sitten und Gebräuche Rußland ist, dürfte bekannt sein. Ein nicht minder reiches Gebiet einfacher Zustände bildet die Balkanhalbinsel. Mir selbst ist Bosnien und die Herzegowina in längerem Aufenthalt bekannt geworden, und ich habe mich bemüht, bei meinen Sprachstudien, die mich dorthin geführt, auch mit dem Volk, seinen Sitten und Gewohnheiten vertraut zu werden. Freilich ist schon Manches über dieses Land geschrieben; es wird dort selbst eifrig gesammelt und wissenschaftlich gearbeitet, um zu retten, was bei dem schnellen Verfall der alten Sitten noch zu retten ist. Man darf mit Recht sagen, daß auch in dieser Beziehung die österreichische Verwaltung ihre Aufgabe recht erkannt hat und mit vielen Opfern wirkt. Aber in weiteren Kreisen weiß man eigentlich nicht viel von den dortigen Zuständen, und ich möchte daher berichten, was ich selbst gesehen und von den Bewohnern des Landes erfahren habe. Bosnien und die Herzegowina ist zu seinem größten Theil ein Bergland, dessen Klima eben deswegen dem unsern ähnelt, da die südliche Lage durch die höhere Erhebung ausgeglichen wird. Die Flüsse gehören dem Donausystem an, und nach Norden weisen alle natürlichen Verkehrsbedingungen. Im Alterthum wohnten hier die Illyrier, mit denen die Römer manchen harten Kampf zu bestehen hatten, bis sie sich auch ihr Land völlig unterworfen haben. Schon damals waren die Bewohner in der Cultur zurück. Die römische Herrschaft hat manche Spuren im Lande hinterlassen, — römische Alterthümer sind verschiedentlich entdeckt —, aber sie hat sicher nicht vermocht, die durch die Natur gebotene Wirthschaftsform zu verändern. Ackerbau konnte nur wenig betrieben werden, und die Viehzucht bildete daher die Hauptwirthschaftsform. Manche Stürme sind später über das Land dahingebraust, das nach der Völkerwanderungszeit allmälig von den Serben besetzt wurde. Auch die Serben waren ein einfaches, nach unsern Begriffen primitives Volk, das aus Gegenden kam, die der Einfluß der Mittelmeercultur kaum berührt hatte. Die germanische Cultur, wie sie uns Tacitus schildert, hatten sie schwerlich erreicht. Das Land konnte nicht dazu beitragen, sie zu höherer Gesittung zu führen. Die Eroberung dieser Gegenden durch die Türken bewirkte einen völligen Abschluß gegen die nordeuropäischen Einflüsse. Nur von der dalmatinischen Küste, auf die Venedig Einfluß gewann, sind Einwirkungen ausgegangen, die sich noch heute in dem interessanten Kunstgewerbe des Landes zeigen. Erst seit der österreichischen Occupation ist das Land seinen natürlichen Verhältnissen wiedergegeben. Wenn Oesterreich seinerseits nach diesem Besitze streben mußte, so ist es für das Land erst recht ein Bedürfniß gewesen, mit dem Norden Fühlung zu erhalten. Obgleich jetzt 19 Jahre seit der Besetzung verstrichen sind, obgleich mit Anstrengung aller Kräfte gearbeitet ist, um das Land zu heben, so fühlt man sich doch noch in eine andere Welt versetzt, wenn man bei Brod die Save überschritten hat. In ganz Kroatien wird man kaum daran erinnert, daß man das deutsche Sprachgebiet verlassen hat, steht es doch seit Jahrhunderten unter dem Einfluß der deutschen Cultur; aber mit dem Betreten des bosnischen Bodens befindet man sich im Orient. Und das fühlt man mehr und mehr, je tiefer man in das Land hineindringt. Mit Schwierigkeiten ist das freilich heute nicht mehr verbunden Eine schmalspurige Bahn führt den Reisenden zwar nicht rasch, aber doch sicher nach der Hauptstadt Sarajevo, in dem man die völlige Vermischung abend- und morgenländischer Cultur beobachten kann. Und doch trifft man in der Hauptstadt des Landes schon Alterthümer genug. Ist es nicht wunderbar, wenn man mit wenigen Schritten aus dem modernen Café in eine niedrige Spelunke der Eingebornen kommen und dort epische Lieder, von Bauern auf der Gusle vorgetragen, hören kann?

In einem schmutzigen und verräucherten Zimmer, zu dem man auf einer Treppe, die mit einer Hühnerstiege die größte Aehnlichkeit hat, hinaufsteigt, sitzen 20, 30 Bauern aus der Umgegend und lauschen dem Sänger, der von alten und neuen Ereignissen im Heldenlied zu berichten weiß. Der epische Gesang ist fast im ganzen Lande noch frisch lebendig. Eine andere Geschichte als die im Liede vorgetragene giebt es nicht, und man kann hören von den Schlachten auf dem Amselfeld vor 500 Jahren und vom russisch-türkischen Kriege 1879, durch den die alte Schmach des Amselfeldes, jener Vernichtungsschlacht des Serbenthums, gerächt ist. Die Art, wie hier der Volksgesang lebt, bietet vielleicht die einzige Möglichkeit, die Entstehung der homerischen und unserer mittelalterlichen Volksepen zu begreifen. Von einem privilegirten Sängerstand habe ich nichts vernommen, das Lied lebt so recht eigentlich im Munde des Volkes. Nicht Jeder weiß zu singen. Weniger findet man das Lied in Bosnien, oft aber in der südlichen Herzegowina. Im Gackoer Bezirk an der Grenze Montenegros versteht vielleicht der dritte und vierte Bauer vorzutragen, und bei jeder Zusammenkunft ist das Singen zur Gusle die Hauptunterhaltung. Ich habe nie bemerkt, daß der Sänger einen Lohn forderte oder erhielt, abgesehen von dem Tranke, während der Spielmann die Gaben der Zuhörer heischt. Die Gusle ist ein Saiteninstrument mit einer Saite; gewöhnlich ist sie aus Ahorn hergestellt. Der Resonanzraum hat die Form eines halben Kürbis. Darüber ist ein Fell gespannt. Die Saite besteht aus einem Strang von Haaren und wird mit einem Bogen gestrichen. Man hat daher nur wenig Töne zur Verfügung, und die Gusle dient auch nur zur Begleitung. Es giebt natürlich gute und schlechte Instrumente, aber die Einrichtung ist so einfach, daß jeder Bauer sie selbst herstellen kann. Der Ton ist nicht unangenehm und bei den guten Guslen so stark, daß er neben der menschlichen Stimme vernehmbar bleibt. Die Gusle begleitet also den menschlichen Gesang. Gewöhnlich geht diesem ein kurzes Vorspiel voraus. Dann fällt der Sänger ein, und nun kann der Vortrag stundenlang fortgehen. Bei längeren Liedern pausirt der Sänger öfter, während die Gusle weiter spielt. Lied reiht sich an Lied. Der Vortrag ist eine Art recitativer Gesang. Alle Verse werden auf dieselbe Melodie gesungen, die nur an einzelnen Stellen in die Oktave gesetzt wird. Von den Sängern, die ich gehört, sang jeder nach seiner besonderen Melodie. Man hat sich früher vielleicht gewundert, daß die homerischen Dichtungen durch das Gedächtniß allein sollten überliefert sein. Aber wenn man diese Leute hört, so wird jeder Unglauben schwinden müssen. Ich habe fast drei Wochen in einem kleinen Orte der Herzegowina gelebt, jeden Abend kam

Janko und sang mir vor, 200, 300, 400 Verse den Abend und mehr, und doch war der Quell seiner Lieder nicht erschöpft. Er hat mir versichert, noch drei Wochen derartig im Singen fortfahren zu können, und ich habe keinen Grund, an seinen Worten zu zweifeln, da auch von Anderen gleiche Leistungen berichtet werden. Das ist doch ganz erstaunlich, und gleich wunderbar war es, daß der Betreffende nach einmaligem genauem Hören ein neues Lied behielt und es ohne Anstoß wiedergeben konnte. Beim Dictiren habe ich sein Wissen oft genug auf die Probe gestellt. Ohne Weiteres fuhr er nach einer Pause da fort, mir den Text zu geben, wo er aufgehört hatte. Uns kommen diese Leistungen freilich staunenswerth vor, aber es ist doch die Frage, ob wir unserm Gedächtniß, wenn auch in anderer Weise, nicht viel mehr zumuthen. Denn, was ein Serbe außer seinen Liedern u. s. w. weiß, kann natürlich nicht mit unsern Leistungen verglichen werden. Ein Lied selbst zu dichten, ist nicht Jedermanns Sache, aber noch heute giebt es Dichter und neue Lieder. Woher sie aber kommen, das wußte man meistens nicht zu sagen. Auf Montenegro wurde öfter hingewiesen; der Fürst von Montenegro, selbst ein Dichter und auch darin der Erste seines Volkes, soll schon manches neue und gelungene Gedicht gut belohnt haben, das ist ja unter ähnlichen Verhältnissen zu allen Zeiten gleich gewesen. Zusammenhängende größere Epen kennt man in Bosnien nicht, und man hat sie auch niemals gekannt. Zu dem Punkte der Entwickelung also, in dem wir Homer und die mittelhochdeutschen Epen kennen, ist man hier noch nicht durchgedrungen, wohl aber giebt es von einzelnen Lieblingshelden, z. B. von dem Kraljevicz Marko, zahllose Lieder, die, oft auch in verschiedenen Fassungen gleiche Episoden, zusammen dessen ganzes Leben darstellen. Man hat jetzt die Lieder gesammelt und sieht nunmehr das ganze Leben des Helden vor sich. Für den Dichter eines großen Epos ist dadurch der Stoff für ein Werk vollständig gegeben. Er muß das Alte verwerthen, benutzen. Aber er muß Das hinzu thun, was die Lieder erst zum Epos macht, die Idee und die Composition. Dabei wird er Manches frei erfinden, manche Widersprüche beseitigen müssen, und er wird schließlich auch einige bestehen lassen. Daß den homerischen Dichtungen, den Nibelungen und der Gudrun alte epische Lieder zu Grunde liegen, daran kann man nicht zweifeln, aber es erscheint völlig unmöglich, sie wieder herauszuschälen, da wir die Thätigkeit des Dichters nicht mehr controliren können. Märchen und Geschichten werden natürlich viel erzählt. Man hört sehr gern zu, und man staunte über die Dinge, die ich von Deutschland zu berichten wußte. Wie schnell sich Erzählungen verbreiten, das konnte ich erkennen, als ich das, was ich am Morgen erzählt, im dem eine Stunde entfernten Nachbardorfe am Nachmittage wieder mit anhören mußte. Es war schon sehr entstellt und wurde mir mit den Ausdrücken größten Zweifels vorgetragen, und selbst als ich es berichtigt hatte, schien es ihnen unglaublich. Und doch war es nur eine von unsern gewöhnlichen Erfindungen, ich weiß jetzt nicht mehr, welche.

Aberglauben aller Art findet man auf Schritt und Tritt. Um den Werwolf stritt man sich aufs heftigste. Ein Aufgeklärter im Dorfe glaubte nicht daran. Er wußte sonst aber viel vom Volksglauben zu erzählen, nur mußte ich bei Allem, was ich niederschrieb, hinzufügen, daß er das nicht glaube. Und das entfesselte bei dem Werwolf einen starken Streit. Der **Bukodlak**, so ist der slavische Name, saugt dem Menschen das Blut aus, und zum Beweise wurden mir ein halb Dutzend Männer vorgeführt, an denen man körperliche Merkmale, nämlich eigenthümliche Brustwarzenform, wahrnehmen konnte. Man muß den Schlüssel ins Schloß stecken, ohne ihn herumzudrehen, sodaß das Schlüsselloch verdeckt ist, um sich vor dem Vampyr zu schützen. An den Alp, an Pestfrauen, an Vilen und an Hexen glaubt man steif und fest, und noch vor nicht allzu langer Zeit haben Hexenproben stattgefunden. Krankheiten heilt man durch Beschwörungen. Bei den Türken wird eine Sure des Korans auf einen Zettel geschrieben, den der Kranke verschluckt, auf der Brust oder unter dem Hut trägt. Freilich hilft das nicht immer. Noch während meines Aufenthalts in Sarajevo kamen Türken zum christlichen Priester, um ihn zur Fürbitte ins Haus zu holen. Der aber versprach, in seinem eigenen Hause zu beten, und meinte, wenn sie glaubten, würde es auch helfen. Daß beim Hinzutreten des Mörders die Wunden zu bluten beginnen, ist jetzt noch allgemeiner Glaube. Von irgend welcher Beschuldigung kann man sich durch Proben reinigen. Zu solchen gehört es, ein glühendes Stück Eisen aus einem Kessel mit kochendem Wasser herauszuholen. Der große serbische Philologe Vuk Karadschits versichert, er habe zwei gesehen, die sich dabei den Arm verbrannt hätten, aber keinen, dem es geglückt wäre. Mein Gewährsmann wollte allerdings von einem solchen gehört haben, doch ließ sich leider die Sache nicht feststellen. Unmöglich ist es bekanntlich nicht. Die Hauptsache ist natürlich das schlechte oder gute Gewissen.

Zu den Vergnügungen gehört in erster Linie der Tanz, aber auch er hat noch die alte Form des Reigens bewahrt. Zu einer Kette geschlossen, bewegt man sich im Kreise herum und schafft durch eigenes Singen die Musik. Der kolo, was Rad bedeutet, erinnert ganz an unsere mittelalterlichen Tänze. Bei Cattaro sah ich einen Hochzeitsreigen, natürlich auf der Straße. Er bestand aus zwei Abtheilungen, den Alten und den Jungen. Jedesmal waren die Männer und Frauen zusammen, nicht in bunter Reihe. Braut und Bräutigam führten. Der Chor der Frauen antwortete dem der Männer. Dieselbe Melodie und derselbe Text wiederholten sich immerfort. Wie lange der Tanz gedauert, kann ich nicht sagen, da ich nach einer guten halben Stunde Abschied nehmen mußte, ohne daß er beendet war. Doch giebt es auch andere Arten, eine Art Hopser, aber nur von Männern getanzt, an denen selbst der Pfarrer theilzunehmen nicht verschmähte. Bei größeren Zusammenkünften der Bevölkerung, wie ich sie bei einer militärischen Musterung erlebte, werden Wettspiele abgehalten, die in Steinwerfen und Springen bestehen. Die Steine haben ein sehr respectables Gewicht, so daß man sie nur so weit zu werfen vermag, als man allenfalls springen kann. Jedenfalls sind dies uralte Formen, da ja auch Brunhild ihre Freier zum Steinwerfen und Danachspringen auffordert. Es ging dabei auch in der Herzegowina sehr ernst her, denn es kämpften Türken und Serben gegeneinander. Stets wurde ein Sieg, ein Ueberspringen oder Ueberwerfen des zuletzt erreichten Zieles von den Glaubensgenossen des Siegers mit frenetischem Beifall begrüßt. Zuerst betheiligt sich nur die jüngste Generation. Wenn hier der Wettkampf entschieden, treten die Aelteren ein, um dem Gegner den Ruhm nicht zu lassen. Einige waren ganz hors de concours. Man muß wissen, daß zu einer solchen Musterung fast die ganze Bevölkerung des Bezirkes heranzieht. Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, kurz, was abkommen kann, trifft ein. Man sieht prächtige und kräftige Gestalten. Das ganze Treiben, hunderte in den farbenreichen Nationaltrachten, Alles dicht gedrängt, mit gespannter Aufmerksamkeit den Kampf beobachtend und dann laut den Wurf oder Sprung lobend oder tadelnd, war ein Schauspiel, das mich reichlich für die sonstige Oede des Aufenthaltes in der verkarsteten oberen Herzegowina entschädigte.

So sehr dies auch Alles interessiren vermag, außerordentlich viel wichtiger sind die ganzen socialen Verhältnisse, die durchaus auf einem mittelalterlichen, ja antiken Standpunkt stehen. Sie haben denn auch das Interesse der Forschung in *allerhöchstem* Maße erregt. Die Wirthschaftsform ist sehr einfach. Neben einem spärlichen Ackerbau ist die Viehzucht die Haupterwerbsquelle der Bevölkerung. In Bosnien ist das Schaf das Hausthier, das fast alles Nöthige, Fleisch, Milch, Käse Wolle, bietet und in großen Massen gehalten wird, während in der südlichen Herzegowina die genügsamere Ziege noch heute überwiegt, trotz der höheren Steuern, die auf die Waldverwüsterin gelegt sind. Außerdem hält man Rinder und Pferde, beide von geringem Wuchs und Werth. Die Kuh und der Ochse sind die Ackerthiere, während das Pferd nur als Saumthier und zum Ausstampfen des Getreides verwendet wird. Vor der österreichischen Occupation gab es wenig Straßen, aber auch heute, da sich ein Straßennetz über das Land ausbreitet, sind diese doch noch zu gering an Zahl, um den Verkehr in nennenswerther Weise auf sich zu ziehen. Man hält daher doch noch an der alten Sitte fest, die Güter auf Pferden zu transportiren. Diese kleinen unansehnlichen Geschöpfe bringen das Brennholz aus dem Wald, sie schleppen die Steinplatten und die Ziegelsteine herbei, und das Drinathal hinauf werden die türkischen Pflaumen bis an die dalmatinische Küste auf ihnen geführt. Ohne Pferde wäre ein Güteraustausch, der ja an und für sich gering ist, gar nicht möglich. Victor Hehn hat in seinen „Culturpflanzen und Hausthieren" so schön auseinandergesetzt, wie das Rind von allem Anfang an das eigentliche Zugthier war und das Pferd höchstens als Nahrungsmittel verwendet wurde. In Bosnien sieht man es vor Augen, wie das Pferd seine jetzige Verwendung erst spät erlangen konnte. Wo keine Straßen vorhanden sind, wo das Land gebirgig ist, da ist das rasche, muthige Pferd nicht zu gebrauchen. Nur der Ochse kann dort den Pflug oder

den schweren Erntewagen ziehen, während das Pferd in der Steppe zur Geltung kommt. Daher dringen denn auch alle Reitervölker, Skythen, Sarmaten, Hunnen, Avaren, Ungarn, Mongolen von Osten her in Europa ein. — Zu den frühesten europäischen Culturerrungenschaften gehört der Wagen. Die Kimbern und Teutonen legten ihre Wege auf den Ochsenwagen zurück. Jedenfalls ist er älter als die Benutzung des Metalls. Noch heute giebt es Wagen in Bosnien, an denen nicht ein Stück Eisen zu sehen ist, und sie werden den kimbrischen, so sagte schon Hehn, auf ein Haar geglichen haben. Aber mehr als der Mangel an Metall fällt die außerordentliche Spurweite auf, die wohl das Doppelte unserer normalen Wagen beträgt. Man wird sich vielleicht wundern, daß sich hier so alterthümliche Formen haben erhalten können. Sie würden aber nicht geblieben sein, wenn sie nicht die Zwecke, denen sie dienen, ausgezeichnet erfüllten. Das Land ist bergig, die Ansiedelungen liegen aber niemals im Thal, sondern etwas erhöht. Ohne Weg und Steg würde man mit unsern Constructionen bald am Ende seiner Künste sein. Die Bosniaken aber überwinden mit ihren breitspurigen Gefährten alle Hindernisse auf das leichteste. So lange man sie nicht im Gebrauch sieht, staunt man über ihre ungefügen und veralteten Formen, aber bei der Verwendung erkennt man, daß nur sie unter solchen Umständen ihren Zweck erfüllen können. Wird es einst in Bosnien so viele und so gute Straßen geben wie bei uns, so werden alsdann auch diese Wagen verschwinden. Gleich alterthümlich ist der Pflug. Auch hier kann man solche einfachster Construction ohne Räder, nur aus einem Haken mit eiserner Pflugschar bestehend, in entlegenen Theilen des Landes erblicken. Wie dürftig dabei die Lockerung des Bodens sein muß, kann man sich selbst sagen. Das Eggen wird mit trockenem Gestrüpp ausgeführt, das an einem Brett befestigt ist. Zur Belastung stellt sich ein Mann oder ein Knabe darauf, nnd das Ganze wird von den Ochsen gezogen. Man sieht also, wie einfach der Ackerbau ist. Wirthschaft und Familie hängen auf das engste zusammen. Das Familienleben ist streng, wie bei allen einfachen Völkern. Der Sprachforscher freut sich, im Serbischen all die alten Verwandtschaftswörter lebendig zu finden, die sonst nur die älteren Sprachepochen kennen. Noch ganz streng ist die Scheidung zwischen männlicher und weiblicher Linie in der Verwandtschaft aufrecht erhalten. Die Brüder und Schwestern von Vater und Mutter werden mit besonderen Namen, wie einst im Deutschen, bezeichnet. Die Frau nennt den Bruder ihres Mannes mit einem anderen Wort, als der Mann den Bruder seiner Frau u. s. w. Man unterscheidet das dickere und das dünnere Blut. Wie die Worte, so sind auch die Verhältnisse ganz alterthümlich, besonders bei der Werbung und der Hochzeit auf dem Lande. Der Vater beschließt über die Heirath, doch kann der Sohn auch selbst wählen. Verlobung der Kinder, selbst ungeborener kommt vor. Hat der junge Mann oder der Vater für ihn das Mädchen erkoren, so sendet man Freiwerber in das fremde Haus, die unter allerhand Vorwänden kommen und erst allmälig mit ihrem eigentlichen Anliegen herausrücken. Wird man einig, so erfolgt die Verlobung, die Hochzeit im Hause der Braut und die Heimführung. Auf dem Lande ist es noch Sitte, daß die Braut gekauft wird. Der Bräutigam oder der Vater müssen einen bestimmten Preis an den Schwiegervater bezahlen, über dessen Höhe man lange feilscht und an dem manchmal auch die Werbung scheitert. Selbst am Hochzeitstage versucht oftmals der Vater des Bräutigams, von dem festgesetzten Kaufpreis abzuhandeln, sei es nun, weil er soviel Geld wirklich nicht besitzt, sei es, weil er weniger geben möchte. Gewöhnlich giebt der Brautvater seiner Tochter etwas von dem Kaufgelde mit zur Lebensführung, aber bei weitem nicht Alles. So ist also wirklich das Mädchen werthvoll, sie bringt den Eltern reiche Schätze ein, wie es schon bei Homer heißt und wie es einst fast überall in Europa war. Von einer Mitgift, die das Mädchen bekäme, kann natürlich nicht die Rede sein, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil sie nicht erbt. Dies beruht auf der eigenthümlichen serbischen Haushaltungsordnung, der sogenannten Hausgenossenschaft, die seit langer Zeit das Interesse der Forscher erregt hat. Wir haben in der serbischen zadruga eine sehr alterthümliche, volkswirtschaftlich sehr werthvolle Wirthschaftsform vor uns, den Communismus in der Familie! So lange der Vater lebt, bleiben, wie auch bei andern Völkern, die Söhne im Elternhause und gründen sich dort selbst eine Familie. Sie setzen aber das gemeinschaftliche Leben auch nach dem Tode des Vaters fort, indem sie Alles als gemeinschaftliches Eigenthum betrachten. So besteht dann eine zadruga oft aus 60, 80, ja noch mehr Köpfen. Es ist nothwendig, in einem solchen kleinen Gemeinwesen eine Ordnung zu schaffen. Der tüchtigste Mann wird zum Hausherrn entweder vom Vater selbst eingesetzt oder von den übrigen Mitgliedern gewählt. Ihm liegt die Oberleitung des ganzen Hauses ob, er stellt einen Jeden an seinen Posten und seinen Befehlen muß ein Jeder gehorchen. Ihm zur Seite steht die Hausfrau, zumeist, aber nicht immer, seine eigene Ehefrau, wie er selbst ja nicht der Aelteste zu sein braucht, der die ganze Hauswirthschaft unterstellt ist, während eine Andere für Küche und das Vieh zu sorgen hat. Bei diesem gemeinsamen Leben hebt sich der Wohlstand außerordentlich, denn eine solche zadruga braucht eigentlich nichts zu kaufen, sie setzt vielmehr ihren Stolz darein, Alles im Hause selbst herzustellen, und nur Salz und Eisen, jetzt auch Kaffee und Tabak, sind die Güter, deren man von außen, aber in geringer Menge, bedarf. Alles Andere, Geräthe, Kleidung, Schuhe, das Haus, der Ofen wird durch eigene Thätigkeit hergestellt. Gewiß sieht ein solches Haus sehr primitiv aus, es bietet uns eben ein Bild, wie es vor tausend und zweitausend Jahren auch bei uns ausgesehen haben mag. Denn man muß gestehen, daß die Culturfortschritte hier wenig zu bedeuten haben. Unsere ganze moderne Civilisation könnte vernichtet werden, ohne daß diese Menschen etwas Wesentliches an ihrer Lebensweise zu ändern brauchten. Für das Eisen würde wieder Horn und Stein eintreten, das Salz würde man wie vor vom Meere gewinnen, und nur Kaffee und Tabak würde man vielleicht etwas schmerzlich vermissen. Man kann es daher verstehen, wenn der Serbe auf diese Wirthschaftsform stolz ist, und mit dem reichen Waffenarsenal im Gürtel hocherhobenen Hauptes einherschreitet. Sicherlich hat auch die Stunde dieser Hausgenossenschaften geschlagen. Oefter und öfter theilen die Brüder das Erbe, aber nicht zu ihrem eigenen Vortheil. Das gedrittelte oder geviertheilte Land reicht nicht mehr aus, eine Familie zu ernähren. Er muß zu anderen Erwerbs- und Hilfsmitteln greifen, wird aber dabei nicht wohlhabender. Einen Grund für den Zerfall der Hausgenossenschaften bieten die mannigfachen Streitigkeiten, die jetzt immer mehr zunehmen; ihre letzte Ursache beruht in dem Privateigenthum, das auch in der Hausgenossenschaft vorhanden sein kann. Wenn der Hirt einem Wolf ein Schaf abjagt, so gehört es ihm und ebenso die Nachkommenschaft. Er kann es dann einem Andern, auch einer Frau vermachen, und dadurch ist dann der Grund für manche Ungleichheit und manchen Streit gegeben. Die Frauen erben nicht, aber wenn eine Frau Privateigenthum hat, so kann sie ihrer Tochter Schmuck und andere Dinge schenken, die den Neid der Schwägerin erregen. Den Hauptgrund für den Untergang dieser Wirthschaftsform bildet aber der Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft, die mit der österreichischen Occupation eingetreten ist und die alten Zustände sicher verwandeln wird. Heut zu Tage ist der Bauer nicht glänzend gestellt, es schien mir, als ob er immer mehr verarmte, weil er Das, was er früher mit Gütern der Wirthschaft bezahlte, heute mit Geld auslösen muß, was oft den doppelten Preis beträgt. Das Land befindet sich fast in ganz Bosnien in den Händen der Türken, die es indessen nicht selbst bebauen. Das thun vielmehr die Kmeten, die fast ausschließlich Serben sind. Der Kmet muß jährlich $1/3$, stellt der Türke auch das Vieh, die Hälfte des wirklich Geernteten abgeben. Das Verhältniß zwischen Türken und Serben, Herren und Pächtern, ist jetzt meist ein sehr gutes, wohl auch in vielen Fällen früher gewesen. Diese Agrarverhältnisse sind sehr eigenthümlich, man kann sie als Erbpacht bezeichnen. Denn wenn der Kmet auch seinen Theil abgeben muß, so kann er doch nicht von seinem Gut vertrieben werden, und da der Herr ein sehr reales Interesse an dem guten oder schlechten Ausfall der Ernte hat, so bildet sich von selbst ein besseres Verhältniß zwischen den beiden Parteien aus. Daß diese Zustände uralt sind, daß es in früheren Zeiten wohl überall so gewesen ist, wo ein Volk ein Land erobert hat, brauche ich kaum zu sagen.

Die einzelne Familie steht in lebendigem Zusammenhang mit der Sippe. Mehrere verwandte Sippen bilden einen Stamm, der oft eine große Macht repräsentirt. In der Sippengewalt ruht der Schutz des Einzelnen. Wo es keine staatliche Gewalt giebt, die ihn schützt, da muß der Mensch sein Heil in der Verwandtschaft suchen, die ihm Gut und Leben schützen hilft. Die Blutrache war in Bosnien und der Herzegowina bis zur Occupation durch die Oesterreicher ganz gewöhnlich, wie sie es noch heute in Montenegro ist. Uns erscheint diese Institution grausam und furchtbar. Aber sie ist in der That unter dortigen Verhältnissen

ein sichererer Schutz für den Einzelnen, als unsere Polizeigewalt. Dort wird der Mörder selbst leicht entfliehen können. Man vermag ihn in diesen Einöden, diesen unbewohnten Bergen mit ihren Höhlen und Schlupfwinkeln nicht zu ergreifen. Die ganze Sippe aber kann nicht auswandern, und daher muß sie sich zur Sühne entschließen, falls sie nicht eines ihrer Mitglieder verlieren will. Gewöhnlich wird das Wergeld durch Richterspruch von 12 oder 24 Männern festgesetzt, und dann wird unter feierlichen Gebräuchen die Versöhnung vollzogen. Der letzte Blutfrieden hat in Gacko im Jahre 1870 stattgefunden. Man erzählte mir über die Sitten Folgendes: Alle, während der Versöhnungsverhandlungen, über denen oft lange Zeit vergeht, geborenen Kinder bleiben ungetauft, und man bringt sie mit zur Versammlung. Am festgesetzten Tage kommen beide Sippen zusammen. In der Mitte steht der Priester, ihm zur Seite die Väter oder Brüder des Mörders und Ermordeten. Wenn der Preis, das Wergeld, gezahlt ist, gehen zwei, um den Mörder zu holen, der alsdann auf Händen und Füßen herankriecht, mit einer Flinte, gewöhnlich der Mordwaffe, um den Hals. Nah gekommen nimmt er sie ab und überreicht sie dem Vater des Erschlagenen. Dieser ergreift sie, und alsdann küssen sie sich. Dann heben die Frauen die Kinder in die Höhe, die getauft werden, wobei die Verwandten des Ermordeten als Pathen eintreten. Die Pathenschaft aber bedeutet fast die engste Verbindung, die dort möglich ist. Dann folgt das Festmahl, das die Sippe des Mörders ausrichtet. Aber, fügte mein Erzähler hinzu, der Mörder hütet sich noch ein ganzes Jahr, den Verwandten des Ermordeten vor die Augen zu kommen, und die jungen Leute nimmt man überhaupt nicht mit zum Blutfrieden, weil es vorgekommen ist, daß sie beim Anblick den Mörder in ihrer Wuth erschlagen haben. — Neben der engen Verbindung zweier Menschen durch die Gevatterschaft kennt man auch die Blutsverbrüderung, die selbst zwischen Türken und Christen stattfindet. Die Zwei, die sich verbrüdern wollen, stechen sich mit einer Nadel in die Maus der rechten Hand und trinken gegenseitig ihr Blut. Alsdann küssen sie sich und geloben sich Treue bis zum Grabe. Vor dem Blutsbruder erscheint die türkische Frau unverschleiert. Ich brauche nicht zu sagen, wie alterthümlich dies Alles ist. Was man aus Büchern über das germanische Alterthum kennt, das tritt einem hier lebendig entgegen. Kinderreichthum gilt als ein Segen. Ueber Söhne freut man sich mehr als über Töchter, aber als größtes Unglück gilt Kinderlosigkeit. In solchem Falle ist Ehescheidung, ja selbst Bigamie gestattet. Noch vor wenigen Jahren ist man in der Herzegowina zu einer solchen geschritten. Die erste Frau bleibt wie eine Schwester im Hause, sie behält die Herrschaft und die zweite ist ihr unterthan. Im Uebrigen entspricht die Stellung der Frau der einfacher Völker. Aeußerlich zeigt sich große Ehrfurcht dem Manne gegenüber. Jede Frau erhebt sich, wenn ein Mann vorübergeht. Sie küssen dem ins Haus Tretenden die Hände und müssen dem Manne gehorchen. Aber von einer Knechtung kann nicht die Rede sein. Gegenüber der türkischen Frau steht die serbische sehr hoch. Freilich sieht man sie beide gleich selten auf der Straße, und ich kann mich nicht entsinnen, irgend eine Frau der mir bekannten Männer in Gacko auf der Straße gesehen zu haben. Aber auf dem Lande erblickt man sie an der Arbeit, und beim Betreten ihrer Hütten sieht man sie sich frei bewegen. Ein großer Theil der Arbeitslast ruht auf ihr. In der Herzegowina, in der Nähe von Trebinje, sah ich ein Bild, das Herodot schon beschrieben hat. Ein Mädchen stieg den Berg hinan, auf dem Haupte trug sie ein Wassergefäß, in der Hand hatte sie die Spindel, an der sie Wolle spann, und vor sich her trieb sie die Herde, die von der Tränke kam. Auch der Perserkönig hat sich über solche Thätigkeit der Frau gewundert, und wen es interessirt, der mag es bei Herodot im 5. Buche, im 12. Capitel nachlesen.

Die Wohnungen sind sehr einfach. Die ich gesehen, bestanden aus einem Feuerraum und einem Schlaf- und Wohnzimmer. Der Herd bestand aus einfachen Steinen, die im Kreise gesetzt waren. In der Mitte brannte das Feuer auf dem etwas vertieften Boden. Das Feuer hütet man mit großer Sorgfalt, denn es neu zu entzünden kostet einige Mühe, da man nur Feuerstein und Zunder besitzt. Es brennt daher Tag und Nacht. Die Gluth wird mit eisernen Deckeln geschützt, und hält sich auf diese Weise sehr lange. Ist es aber ausgegangen, so läuft die Frau lieber zur Nachbarin, um sich dort einen Brand zu erbitten, ehe sie es neu anzündet. Ein solcher Fall tritt am ehesten des Abends ein, wenn die Frau etwas vor dem Manne von der Feldarbeit heimkehrt, um das Abendessen zu bereiten. Dann ist Eile nötig; so erklärt sich eine eigentümliche Redensart: Ich bin nicht gekommen, um Feuer zu holen, d. h. ich habe es nicht eilig. Bei besonderen Anlässen wird das Feuer auch noch durch Reiben von Holz entzündet. Ein solches „lebendes Feuer" heilt Muttermale, Ausschlag u. s. w. Man besitzt dazu einen einfachen Apparat. In zwei senkrecht stehenden Hölzern ist eine Walze etwas vertieft eingelassen. Durch rasches Drehen mit einer Schnur gelingt es bald Gluth zu erzeugen, an der man den Zunder entzünden kann. Außer den gewöhnlichen Häusern habe ich auch noch bewegliche gesehen. Die Gackoer Ebene wird im Frühjahr überschwemmt. Ist das vorüber, so fährt man von den Bergen kleine Hütten herab, die zum Sommeraufenthalt dienen. Sie haben keine Räder, ruhen vielmehr auf einer Art Schlitten. Man könnte sie auch auf die Wagen setzen, und sie gewähren daher ein Bild, wie die domus plaustro impositas, die Wagenhäuser der Kimbern und Teutonen ausgesehen haben werden.

Diese Uebersicht mag ein Bild geben, wie man in diesen neuösterreichischen Ländern lebt. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Wanderer, die dies eigenartige Land besuchen. Aber die meisten bleiben doch auf der durch die Bahnen gewiesenen großen Heerstraße, die von Bosnisch-Brod über Sarajewo und Mostar an die dalmatinische Küste führt. Auch solche Fahrt ist überaus lohnend, und ohne Kenntniß des Serbischen auszuführen. Aber wer in das Land eindringen will, der muß auch der Landessprache mächtig sein, denn nur durch sie erschließt er sich das Vertrauen der Bevölkerung, die den Fremden verwundert anschaut, und zunächst nicht begreifen kann, was man bei ihr will; nur durch sie lernt er die inneren Gefühle, ihr Streben und ihr Hoffen verstehen. Jedem aber, der dort längere Zeit lebt, wird ein Bild lebendig, das bei uns Jahrhunderte, ja Jahrtausende zurückliegt. Immer und immer wieder habe ich an Tacitus' Germania denken müssen. Man könnte viele seiner Worte auch auf dieses Volk anwenden.

H.—

Bücherbesprechung.

— Christus oder Buddha? Vortrag gehalten am 7. December 1897 im christlichen Vereinshause zu Schwerin in M. von Ernst Haack, Oberkirchenrath zu Schwerin. Verlag von Fr. Bahn. 1898. 24 S. 50 ₰. — Zu den schwebenden Zeitfragen, die vorzugsweise die Geister beschäftigen und die Gemüther erregen, gehört die obige: „Christus oder Buddha?" zwar nicht. Es giebt aber mancherlei Unterfragen, welche mit der modernen Zeitrichtung zusammenhängen und in gewissen Kreisen auftauchen und eine acute Form annehmen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Schopenhauer's Meinung: „Alles, was im Christenthum Wahres ist, findet sich auch im Brahmanismus und Buddhismus", und seine Förderung, eine buddhistische Mission auszuüben, auch bei uns mehr und mehr Anhänger gefunden hat. Mit spiritistisch-theosophischen Sätzen versetzt, beschäftigt der Buddhismus besonders viele Gebildete, und der ihm eigene Pessimismus stimmt zu der Uebercultur, dem Lebensüberdruß, der Blasirtheit moderner Weltanschauung. So heißen wir warnende Stimmen wie den vorliegenden Vortrag willkommen und wünschen ihm besonders in den Kreisen der theosophisch Angekränkelten, der pessimistisch Resignirenden, der Schopenhauerianer und Hartmannianer (und auch solcher und ähnlicher Anerinnen) viel Beachtung und Erfolg. Der Verfasser weist die Bestrebungen zurück, die den Buddhismus inhaltlich mit dem Christenthum zu verquicken suchen, und betont sehr richtig, daß der buddhistische und der christliche Erlösungsbegriff sich himmelweit unterscheiden. Ganz besonders auch verdient die Behauptung, daß das Neue Testament von den buddhistischen Sagen und Lehren beeinflußt sei, unbedingte Zurückweisung. Vielleicht hätte der Vortragende vor seinem gebildeten Publicum noch auf diesen Punkt etwas ausführlicher eingehen können. Aehnliche Vorschriften der buddhistischen Sittenlehre kommen hierbei um so weniger in Betracht, als sich auch in der sonstigen nicht christlichen Welt ethische Grundsätze vielfach mit den Vorschriften der christlichen Moral berühren und als ein Gemeingut anzusehen sind. Wir können dem Vortrag in seiner Tendenz und Ausführung durchaus zustimmen und empfehlen die Lectüre desselben.

D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 67. Sonnabend, den 11. Juni, Abends. 1898.

Ein Streifzug durch Sibirien vom Ural bis Wladiwostok am Stillen Ocean.

Von Dr. Bernhard Schwarz.

Sibirien, ehedem und selbst noch bis vor Kurzem für weite Kreise ein Gebiet voll Schrecken und Grauen, bedeckt von ewigem Eis, erfüllt von Verbrechern oder doch wilden Thieren, heut zu Tage bereits ein Land, auf das sich die Blicke der Menschheit erwartungsvoll richten, in unferner Zukunft der Boden, über welchen sich die neueste und staunenswertheste aller Heerstraßen der Erde hinziehen wird, eine Pacificbahn in vergrößertem Maßstabe — wer, der diese seltene Entwickelung überblickt, sollte nicht den Wunsch in sich fühlen, mit eigenen Augen zu schauen, wie es denn dort eigentlich aussieht! Weil dies aber, wenigstens zur Zeit, ehe die große Transitbahn völlig hergestellt ist, nur für wenige Sterbliche möglich, so will ich versuchen, die Leser im Geiste die Reise machen zu lassen, die ich im vergangenen Sommer durch die ganze Länge des berüchtigten Nordlandes ausführte. Ein richtiges Zuchthaus pflegt von einer hohen Mauer umgeben zu sein. Nun, Sibirien ist das größte Zuchthaus der Erde, und in der That fehlt auch die Mauer nicht, die es wenigstens gegen das civilisirte Europa abschließt, nur daß diese nicht von Menschenhänden, sondern von der Mutter Natur aufgebaut wurde, der Ural. Schon über diese mächtige Scheidewand zwischen Abendland und Asien herrschen die ungeklärtesten Ansichten. Ueberschwängliche Seelen denken sich dieselbe wohl gar als eine hohe Eisbarrikade gleich den Alpen, während andere Nüchternere sie nur für eine kaum bemerkliche Bodenanschwellung halten, ähnlich etwa dem Erzgebirge in Sachsen. Der Ural ist keines von Beiden. Haben wir von der Wolga, diesem riesigen Wallgraben der Culturwelt gegen noch halb verschleierte Gebiete, ab die weiten, grünen Niederungen mit der Bahn durchzogen, so gelangen wir unversehens in tiefe Thäler, denen üppige Laubhölzer und wuchernde Buschwelt im Unterholz vorerst noch ein halb südliches Gepräge verleihen. Aber rasch steigt die keuchende Locomotive an den rauschenden Bergwässern empor, es wird einsamer und nordischer um uns, an die Stelle der Tropengluth in der Tiefebene drunten tritt eine Temperatur, die uns fast frösteln läßt, die schillernden Blattmassen von Eichen, Eschen und Ahornen machen den dunkeln Nadeln der Tannen und Kiefern Platz, zwischen denen als künftighin nur einziger Vertreter des Laubwaldes höchstens noch die Birke, das rauhe Kind arktischer Zonen, auftaucht. Lange gleiten wir so im Düster des Hochforstes dahin, bis allmälig der Blick freier wird und von rechts und links, vor uns und in unserem Rücken, imposante Waldkuppen, bald in Form langgezogener Rücken, bald wieder als schön gewölbte Dome oder aber als scharfe Zuspitzungen — die mehr als 1500 Meter über Meer aufragenden Hauptgipfel des Uralgebirges — in den Gesichtskreis treten, das Ganze gewiß eine würdige Einleitung, eine passende große Ouvertüre für das seltsame, in mancher Hinsicht schauerlich wilde oder zum Wenigsten ernst erhabene Schaustück, das sich nun mit dem eigentlichen Sibirien bald vor uns aufrollen soll. In der That, die Ouvertüre klingt rasch aus. Noch einmal nach Ueberschreitung der höchsten Paßhöhe begräbt sich das eilende Dampfroß in die lauschige Stille kaum entweihter Urwaldsthäler, aber die Höhen rechts und links werden niedriger und niedriger. Unvermuthet rollen wir in freies Terrain heraus und wenn wir uns noch einmal rückwärts drehen, steht das alte Grenzgebirge, in dessen dunklem Schoße wir uns noch kurz zuvor befanden, bereits als lange, blaue, zackige Kette am fernen Horizont, ein letzter Gruß des geliebten heimathlichen Erdtheiles Europa, den wir nun Monate lang nicht mehr sehen werden. Doch nicht rückwärts, sondern vorwärts lautet die Devise des Forschungsreisenden. Giebt es doch auch alsbald genug für uns zu sehen.

Wir laufen in den ersten sibirischen Ort ein, Tscheljabinsk mit Namen, die Ausgangsstation der großen Ueberlandeisenbahn, eine menschliche Niederlassung, der allenthalben so zu sagen noch die Merkmale des Gründungsfiebers aufgeprägt sind, eine Schöpfung, an der, wie bei einer erst aus dem Kasten genommenen Waare, gewissermaßen noch die Etiketten kleben. Alles ist hier neu, unfertig, aus der Fremde importirt. Zwischen schnell aus dem Boden gewachsenen Wellblechhäusern lagern Haufen noch der Verwendung harrenden Baumaterials, neben Leuten, die bereits seßhaft geworden sind und da oder dort aus einer Bude, einem Zelte schauen, tauchen Andere auf, die mit Sack und Pack beladen, sich noch auf dem Marsche befinden. Es ist ein eigenartiges Leben und Treiben an einem derartigen neuerbauten Platze, eine Art stehender Jahrmarkt. In Wirklichkeit scheiden sich auch buchstäblich zwei Welten an diesem Punkte. Die Bahnwagen, die den ungeheueren Weg von Moskau bis hierher gemacht haben, bleiben daselbst stehen oder richtiger sie rollen wieder über den Ural nach Europa zurück. Neben ihnen aber ein anderer Zug, in den eiligst die Poststücke umgeladen werden und in den die Passagiere übersteigen, die „Sibirische Eisenbahn", wie die kurze, jedoch inhaltsschwere Inschrift an den Waggons lautet. Ja, dies ist das Verkehrsmittel, welches uns jetzt schon an 3000 Kilometer in das Riesenland vordringen läßt, mit welchem aber an der Wende des Jahrhunderts gar eine Strecke von rund 10 000 Kilometern, d. h. fast das Doppelte der amerikanischen Pacificbahn und mehr, als die Entfernung von München bis zum Nordpol beträgt, bewältigt werden kann. Wer sieht das dem simplen Bahnzuge an, der da vor uns steht! In Buffalo in Amerika gewahrte ich an der monströsen Locomotive eines Schnellzuges nach Neuyork das marktschreierische Plakat: „Schnellster Zug der Welt." An die Locomotive hier in Tscheljabinsk könnte man schreiben: „Längste Eisenbahn der Welt." Aber Väterchen Russe ist kein Prahlhans, wie der Yankee. Alles muthet hier genau so an, wie bei einer Bahn, die etwa von Leipzig nach Halle fährt, wenigstens wenn man von der praktischen Einrichtung absieht, daß alle Sitze in den Waggons, auch jene der dritten Classe, ohne große Umstände und, was noch mehr besagen will, ohne besondere Aufzahlung seitens der Passagiere in ganz bequeme Schlafstellen umgewandelt werden können. Nur wenn wir bei unserer Musterung den ganzen langen Zug abschreiten, werden wir etwas Absonderliches, Uneuropäisches, echt Sibirisches entdecken. Der letzte aller Wagen zeigt eisenvergitterte Fenster und trägt die bedeutungsvolle Inschrift: „Arrestantenwagen". Kosaken, den geladenen Revolver in der Hand, stehen auf dem Trittbrett Wache. Ja, ja, wir sind in Sibirien, dem Riesengefängniß, und es wird angezeigt sein, gleich an dieser Stelle das große Capitel von den „Verschickten", wie man im Russischen sagt, abzuthun, an das Manche nicht ohne einen geheimen Schauer denken und das sie für das Hauptthema bei einer Besprechung Sibiriens halten, jenes große Capitel, das im Grunde aber recht herzlich wenig mehr von Romantik besitzt. Die Cultur, die bekanntlich alle Welt beleckt, ist auch dem russischen Sträflingswesen nicht ganz fern geblieben. Uebergriffe, empörende Mißhandlungen kommen allerdings noch vor und werden wohl auch nicht so leicht ganz verschwinden, aber ein gut Theil der alten Barbarei hat sich doch verloren. Den zu Zwangsarbeit Verurtheilten werden nicht mehr, um sie kenntlich zu machen, die Ohren und die Nasenflügel aufgeschlitzt oder die Haare auf der

einen Hälfte des Kopfes abrasirt. Das einzige Haarsträubende, was ihnen noch begegnen kann, indeß nur wenn sie rückfällig werden oder sich unbändig geberden, ist dies, daß man sie für 3 Jahre an einen kleinen Wagen anschmiedet, den sie dann freilich ununterbrochen neben sich haben, im Gehen und Ruhen, im Schlafen und Wachen, eine gewiß nicht sonderlich angenehme Kameradschaft. Indeß muß man bedenken, daß diese Art von Sträflingen durchweg schwere Verbrecher, Räuber, Mörder, Brandstifter sind. Die „frei Verschickten“, wie man die andere Art der nach Sibirien Verbannten nennt, haben es dagegen unbestritten viel besser als die Leute in unsern deutschen Strafanstalten, obgleich bekanntlich auch diese von Manchen beneidet oder doch für viel zu gut behandelt angesehen werden. Sie haben sich nur an dem ihnen zugewiesenen Orte und zwar unter Polizeiaufsicht aufzuhalten, können im Uebrigen aber thun, was sie wollen, namentlich auch sich verheirathen, und es ist höchst bezeichnend, daß die meisten von ihnen, falls sie bei Gelegenheit amnestirt werden, freiwillig in Sibirien verbleiben, besonders — wie man behauptet — wenn sie in Rußland eine Frau zurückließen. Den bedeutsamsten Umschwung in diesem ganzen sibirischen Exilwesen ist aber doch die große Bahnanlage herbeizuführen bestimmt. Man weiß ja, daß die schwersten Leiden der Verbannten durch den Transport derselben von Rußland nach Sibirien bedingt wurden. Wochenlang sahen sie sich gezwungen, zu Fuß durch die endlosen Urwälder zu marschiren, nicht selten bei der in dem unwirthlichen Lande keineswegs ungewöhnlichen Wintertemperatur von 30 Grad unter Null und mehr, oder in niedrigen, vogelbauerartigen Verschlägen auf dem Verdeck langsam dahingleitender Fahrzeuge auszuhalten, und zwar das hinwiederum ebenso häufig bei einer Sommerhitze, die nicht weniger Grade über Null zählte. Das Zurücklegen dieses furchtbaren Weges, der bezeichnend der Marterweg genannt wird, ist, wie wir sahen, den „Verschickten“ durch die Bahn schon heute wenigstens theilweise erspart und wird ihnen im heraufziehenden neuen Jahrhundert sogar völlig abgenommen werden. Was den in Sibirien reisenden Westeuropäer aber anlangt, so will ich nicht unterlassen zu betonen, daß er sich bitter getäuscht sehen wird, wenn er erwartet hat, von dieser ganzen Geschichte viel vor das Auge zu bekommen. Ich für meinen Theil sah davon eigentlich kaum mehr als die unscheinbaren, hölzernen, nur an ihrer starken Fenstervergitterung und dem vor den Thoren stehenden Doppelposten kenntlichen Etappen-Gefängnisse, welche sich am Eingang fast aller Ortschaften finden, die man passirt. In ihnen werden die eingelieferten Sträflinge angesammelt, bis ein Trupp vorhanden ist, groß genug, um den umständlichen und mit Kosten verknüpften Weitermarsch nach der oft sehr entfernten nächsten Etappe gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Viel seltener stieß ich im Innern des Riesenlandes, wo die Bahn noch nicht eröffnet war, auf Sträflinge selbst. Es waren ihrer in diesem Falle meist nicht weniger als 50 bis 100 beisammen, die entweder auf bespannten Karren oder zu Fuß kettenklirrend vorüberzogen, ein Anblick, der in dem stillen, öden Lande dem Herzen doppelt wehthat. In besonders einsamen Gegenden, wie z. B. in den wilden, menschenleeren Gebirgen am oberen Amur, machte sich auch wohl noch eine andere Art Verbannter geltend, solcher nämlich, die sich aus ihrer Haft befreit hatten und nun vagabundirend in Trupps von einem halben oder einem ganzen Dutzend das Land durchstreiften, ohne bei dessen Unermeßlichkeit und dem gleichzeitigen Fehlen fast aller Polizei in demselben so leicht ein Wiedereingefangenwerden befürchten zu müssen. Diese Sorte Menschen bedingt auch die, wenigstens nach der Behauptung der Herren Russen selbst, allenthalben im Lande noch herrschende große Unsicherheit, die sich sogar bis auf das traute Bahncoupé erstrecken soll. Wahre Schauergeschichten werden dem Fremdling in dieser Hinsicht gleich nach seinem Eintritt in das Land aufgetischt. Beispielsweise versicherte mir ein Student, der aus dem europäischen Rußland an die mongolische Grenze bei Irkutsk in die Ferien reiste, daß ein von Exilirten Ermordeter noch auf dem Straßendamm gelegen habe, als er denselben Weg ein halbes Jahr vorher machte. Thatsächlich sieht man denn in Sibirien auch — was in dem viel strenger regierten europäischen Rußland ganz unmöglich wäre — fast Jedermann mit Flinte oder Revolver bewaffnet reisen und wenn ich in einer der größeren Städte Abends gemächlich bei einer Flasche Bier saß, wurde ich häufig durch den Lärm zahlreicher Schüsse gestört, welche, wie man mir auf meine Frage mittheilte, die Besitzer oder Insassen der Häuser die Nacht hindurch von Zeit zu Zeit abzufeuern pflegen, um sich die Strolche fern zu halten. Ja, in Irkutsk wurde ich sogar einmal selbst für einen Räuber angesehen. Ich pilgerte in etwas später Nachtstunde mit einem Bekannten aus einer „Bierbude“ dem Hotel zu. Dabei verfehlten wir den Weg und schritten quer über die Straße auf einen des Weges daher Kommenden los, um von ihm Auskunft zu erbitten. Der aber uns sehen und um Hilfe schreiend die Flucht ergreifen, war eins. Ich glaube überhaupt, daß die Einheimischen in ihrer Angst vor den Banditen etwas zu weit gehen. Ich habe wohl im Anfang meiner Reise auch manche liebe Nacht, den geladenen Revolver in der Hand, mich zum Wachen zwingend, bei der Fahrt durch den düstren Urwald, aus dessen Dickicht in der That da und dort kleine Feuer leuchteten, im Wagen gesessen. Späterhin schlief ich aber unbesorgt und vermochte auch am Tag zu beobachten, wie jene armen, aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen völlig harmlos vor mir her trotteten, oder aber mit vergrämtem Gesicht seitwärts an der Straße hockten. Noch weniger Besorgniß, wohl aber innigstes Erbarmen erweckten in meiner Brust die ausgebrochenen Gefangenen, denen ich eines Tages auf dem oberen Amur begegnete. Es waren ihrer Drei, die, auf einem winzigen Floße kauernd, nahe am Ufer den einsamen, von hohen Urwaldswänden rechts und links eingefaßten Riesenstrom hinabschwammen, um so, wie Viele ihres Gleichen, nach der nahen Manschurei zu entkommen, wo aber das Ende vom Lied häufig dies ist, daß sie von den Eingeborenen todt geschlagen werden. Wollte man übrigens in Sibirien besonders zimperlich sein, so hätte man daselbst keine frohe Stunde, denn da die Bevölkerung durchweg bei Weitem weniger aus frei Eingewanderten als vielmehr aus Verbannten, beziehentlich deren Nachkommen besteht, so ist man ja eigentlich buchstäblich von verbrecherischen Elementen umgeben. In manchen Städten, wie z. B. in dem weiter unten zu nennenden Kansk, giebt es einfach nur „Verschickte“. Zu diesen gehören Hausknecht, Stubenmädchen, Kellner, ja, selbst der Herr Wirth, der Arzt, von dem man sich behandeln läßt, der scheinbare Cavalier, mit dem man über den Kneiptisch hinweg Höflichkeitsphrasen austauscht und Hände schüttelt. In einem derartig unheimlichen Lande flüchtet man nur um so lieber in die umgebende große Natur hinaus. Und wahrlich, selbst die verrufene sibirische Landschaft hat das Zeug dazu, Herz und Gemüth zu erheben. Es ist ja gewiß wahr, sie kann sich in dieser Hinsicht nicht messen mit manchen anderen reichgesegneten Erdflecken, z. B. dem so nahen, wirklich durchweg entzückenden Japan. Andererseits aber erscheint Sibirien doch auch vielfach ungleich schöner als man gedacht hat. Ein allgemeines Urtheil in dieser Hinsicht zu fällen ist überhaupt sehr schwer, denn es hat Einer mit Recht gesagt: man muß Sibirien, das ja auch etwa um ein Viertel größer ist, als ganz Europa, nicht als ein Land, sondern vielmehr als einen ganzen Erdtheil betrachten. Alle nur denkbaren Bodenformen sind in dieser Monstrecolonie vertreten, von der Sumpfniederung bis zum beschneiten Hochgebirge, und ebenso mannigfaltig ist das Klima, welches selbst im Sommer solche Extreme zeigt, daß man beispielsweise am Baikalsee früh um 6 Uhr den Winterpaletot zur Hand nimmt und in Blagoweschtschensk um die nämliche Stunde in die Fluthen des Amur taucht, um nur nicht vor Hitze umzukommen. Zur Zeit meiner Reise war, wie erwähnt, die neue große Bahnlinie nur erst bis auf rund 3000 Kilometer ins Land hinein fertiggestellt. Aber schon auf dieser Strecke zeigten sich dem Auge die wechselndsten, mannigfaltigsten Bilder, wie sie gewiß Niemand erwarten wird. Man hat es dort, wie die Karte zeigt, im Allgemeinen mit Flachland, der großen westsibirischen Steppe, zu thun. Aber man darf bei diesem letzteren Worte keineswegs an eine dürre, gelbe oder braune, steinige Wüste denken, als welche ich vor Jahren fern drunten im Süden die westafrikanische Steppe in unserer jungen Colonie Lüderitzland kennen lernte. Nein, blicken wir nur durch die Waggonfenster rechts und links: so weit das Auge reicht, ein einziges grünes Meer, ein einziger schwellender Teppich, gebildet von dem saftigsten, lückenlosesten Rasen. Wie schade, daß nur ganz vereinzelt Heerden denselben abweiden, daß Millionen von Centnern des besten Heues hier in jedem Herbst unbenutzt zu Grunde gehen! Diese unermeßlichen Wiesenflächen, wie sie die Erdkugel wohl nicht zum zweiten Male besitzt, würden mit ihrem prächtigen Colorit allein schon den Beschauer erfreuen, aber sie dürfen sich auch noch besonderen Schmuckes rühmen. An vielen Stellen sind größere oder kleinere Seeflächen eingelegt, die im Frühsonnenschein gleich polirtem Metall schimmern, in der Abenddämmerung aber wie dunkle, ernste Augen dem Wanderer in's

Gesicht schauen. Noch zahlreicher treten Gruppen von Birken auf, jenes Baumes, der nirgends in der Welt so stark vertreten, aber auch nirgends wieder so prachtvoll entwickelt ist als in dem großen Nordlande dort oben, die massigen Stämme weithin leuchtend, als wären sie mit weißem Atlas umwunden, die dicht bebuschten Kronen aber in die Breite sich ausdehnend gleich den mächtigsten Eichen. Das ist gewiß herrlich, aber gleichwohl noch nicht alles. Erscheint in dieser Weise die westsibirische Tiefebene gleich vom Ural ab fast wie ein von Gärtnerhand planmäßig angelegter und sorgfältig unterhaltener Park, so wird dies noch mehr der Fall, wenn wir nach einigen Tagen ununterbrochener Fahrt den Ob, den König unter all den Riesenströmen Sibiriens, erreichen. Eine fast einen ganzen Kilometer lange, auf nicht weniger als acht Riesenpfeilern ruhende, rund 50 Meter über den majestätisch dahin rauschenden, mehrfach von grünbuschigen Eilanden unterbrochenen Gewässern schwebende eiserne Brücke führt hinüber und unvermittelt ist die ganze Scenerie noch prächtiger, noch farbenreicher geworden. Das jetzt auch bereits leicht gewellte Terrain weist neben der unvermeidlichen Birke auch schon Nadelhölzer, namentlich die eigenartige, cypressenähnlich schlanke und schwarze sibirische Edeltanne auf, aber diese Bäume, ihrer herrlichen Form wegen durchweg wie geborene Christbäume anmuthend, stehen nicht so dicht, daß nicht auch in ihrem Schatten wieder der prächtigste Rasen aufzukommen vermöchte. Indeß dieser Rasen ist jetzt nur der Untergrund für einen natürlichen Blumenflor, so reich, so köstlich, wie ich ihn nie wieder gesehen. Gleich klaren, weingelben Topasen leuchten da Milliarden der lieblichen „Graslilie" (haemerogall. gramin. Andrz.) vom Boden her, anderwärts wieder entdecken wir den originellen „Frauenschuh" cypripedium magrand. Sw. und c. guttatum), eine Orchidee, deren Blüthe aus einem großen violetten, frei aus der Blatthülle niederhängenden Sack besteht, oder die rothe „Nachtnelke" (mathiola L.), das intensiv blaue „Polemonium" (polem. caerul. L.), den hochstengeligen „Trollius" (troll. asiat. L.), die ansehnlichste aller Butterblumen, ferner „Pfundrosen", großblüthige, wunderbar türkisblaue „Vergißmeinnicht" und vieles Andere. Ich will gleich hinzufügen, daß ich auch in anderen Theilen des riesigen Landes, Ostsibirien eingeschlossen, eine ähnliche Blüthenfülle wieder antraf. So stand jenseits des Baikalsees in etwas sumpfendem Erdreich eine alte gute Bekannte, unsere heimathliche „Feuerlilie", der Stolz unserer Bauerngärten, in ganzen Büscheln neben einer anderen kaum weniger schönen violetten Lilienart, die durch ihre stark zurückgerollten Blumenblätter auffiel und unseren Gärten gleichfalls nicht fremd ist. Mein größtes Erstaunen rief aber doch eine Blume hervor, die man sich gewöhnlich mit unserer Alpenwelt untrennbar verbunden denkt, die aber gewiß Niemand da oben erwartet, das bei uns so geschätzte Edelweiß (Leontop. Sibir. Cass.). Um es auch nur in einzelnen Exemplaren zu finden, müssen wir bekanntlich in unseren Breiten mit Lebensgefahr die steilsten Grate und Zacken ersteigen. In Sibirien gedeiht es, ebenso wie noch manche andere schöne Alpenpflanzen, in der Ebene und bedeckt daselbst nicht selten, beispielsweise einige Stunden vor dem später noch zu nennenden Städtchen Tschita in Transbaikalien, eine Pflanze immer dicht neben der anderen stehend, die meilenweit ausgedehnten Gefilde bis zum Horizont, so daß man dort die köstlichen Blüthen in ganzen Heuwagenladungen zu sammeln vermöchte. So ist das übelbeleumundete Eisland in den kurzen Sommermonaten buchstäblich ein einziges Blumenbeet.

Freilich keine Rose ohne Dornen! Und Sibirien macht hierin keine Ausnahme. Es hat leider der Stacheln zu viele, wenn auch nicht an seinen Blumen. Man weiß ja, daß Sibirien ein Gebiet der Mücken und Fliegen par excellence ist. Aber doch wird Niemand, der noch nicht dort war, eine Vorstellung davon haben, welch eine furchtbare Landplage dies bedeutet. Allerdings tritt diese letztere nicht überall gleich heftig auf. Namentlich in höher gelegenen, freieren, waldentblößten Partien, überhaupt überall da, wo der Steppencharakter bestimmter zu Tage tritt, fehlt sie nicht selten ganz. Solche insectenfreie Gebiete fand ich z. B. bei Krasnojarsk und bei Irkutsk. Anderwärts wieder, und zwar in den weitaus größten Landestheilen, machten sich die kleinen geflügelten Geister in einer Masse und mit einer Bösartigkeit geltend, daß man in der That meinen konnte, die Hölle sei daselbst etablirt. Ein ganzes entomologisches Museum pflegt von Morgens bis Abends und wieder von Abends bis Morgens in der Luft umherzuwirbeln. Es fehlt kein wissenschaftlich festgestellter Vertreter der Rasse, vom mikroskopisch kleinen Mückchen bis zu den größten, mitunter, so am Amur, prächtig grün gefärbten Stechfliegen. Die kleinen Dämonen verleiden dem Reisenden das Essen wie den Schlaf, das Studium im Zimmer wie den Erholungsgang im Freien. Oft prallen sie ihrem unglücklichen Opfer mit solcher Wucht und in so dichtem Schwarm ins Gesicht, daß man das Gefühl hat, als werde man aus Mitrailleusen famosen Angedenkens beschossen. Selbst durch Tuch und doppelte Unterkleidung dringen die scharfen Waffen der Thierchen und nur die eiserne Rüstung eines Ritters würde ihnen widerstehen. Die Einheimischen ziehen sich allerdings in manchen Gegenden Säcke aus schwarzer Gaze über Kopf und Schultern, wodurch sie von Weitem das Ansehen von Briganten mit geschwärzten Gesichtern bekommen. Der Schutz, den die Maßregel gewährt, ist jedoch nur ein bedingter. Ich Unglücklicher war bald schon so zerstochen, daß ich mir, wenn ich in den Spiegel sah, wie tätowirt vorkam und mich oft wahrhaft nervös erregt und desparat fühlte. Lächerlicher Weise sind aber die abscheulichen Insecten nahezu die einzigen Thiere, die man bei einer Durchquerung des kolossalen Landes zu sehen bekommt. Obwohl ich doch fast ganze zwei Monate auf sibirischer Erde weilte, entdeckte trotzdem mein spähendes Auge niemals weder einen Wolf noch einen Bären, ja nicht einmal einen Hirsch oder ein Reh, von Tigern gar nicht zu reden, obwohl deren Vorkommen längs des Amur längst constatirt ist. Nur einmal wurde mir ein Pferd gezeigt, das, von Wölfen getödtet, am Wege lag. Im Uebrigen vermochte ich nur das harmlose Geschlecht der „Erdhasen" zu beobachten, dessen Vertreter sich namentlich in dem trockneren Steppengebiet um Irkutsk kleinen Kobolden ähnlich in Schaaren auf den Feldern tummelten.

Alles in Allem genommen wird man aber doch nach dem bisher Gesagten zugeben müssen, daß Sibirien mancherlei des Interessanten bietet. Es ist dies, wie erwähnt, schon der Fall, so lange man noch mit der neuen Bahn reist, was zur Zeit bereits volle acht Tage hindurch möglich ist. Man hat dann indeß immer nur erst etwa ein Drittel des ungeheuren Territoriums hinter sich. Die Strecke, die darauf noch bis zum Ocean zu durchmessen bleibt, ist aber nicht nur die weitaus längere, sondern auch die ungleich denkwürdigere. Hier kommt zunächst noch die alte sibirische Reiseart zur Anwendung, die mit der Eröffnung der gesammten Bahnstrecke für alle Zeiten verschwinden wird. Vom Ural bis zum Amur läuft seit undenklichen Zeiten der sogenannte große sibirische Trakt, eine im Allgemeinen nahe der Südgrenze des Landes sich hinziehende Straßenanlage, die, obwohl keineswegs eine Chaussée in unserem Sinne, vielmehr zumeist furchtbar rauh und holprig, doch bisher die Hauptverkehrsader der Monstreprovinz bildete. Sträflinge, Geschäftsleute, Beamte, Officiere bedienten sich ihrer. Längs der ganzen ungeheuren Erstreckung derselben hatte man von Regierungswegen in Abständen von 20 bis 30 Kilometern sogenannte Stationen angelegt, in welchen eine bestimmte Anzahl Pferde, meist 30, unterhalten werden. Dieselben dienen zunächst allerdings nur zur Beförderung der Postsendungen, indeß werden sie gegen eine sehr billig bemessene Zahlung auch an Privatreisende abgegeben. Die benöthigten Kutschen pflegten früher die Passagiere mit sich zu führen. Die staatlichen Postmeister besaßen höchstens die sogenannte Telega, einen unüberdeckten, aus Latten und Stricken gebildeten Karren. Neuerdings miethet man von ihnen von Station zu Station auch den Wagen. Dieser ist die sogenannte Tarantaß, ein zwar mit einem Verdeck versehenes, im Uebrigen jedoch immer noch höchst primitives Gefährte. Es besitzt im Innern weder Kissen, noch über seinen Achsen Federn, so daß man bei den häufigen „lateinischen Zeilen", welche die große Heerstraße enthält, wahrhaft lebensgefährliche Stöße erhält. Dem gegenüber will es freilich nicht viel besagen, daß der traurige Wagen niemals gewaschen wird, daß im Verdeck ebenso wie im Fußboden oft große Löcher klaffen, daß das Schutzleder gewöhnlich nur durch seine Abwesenheit glänzt und daß der ganze erbärmliche Kasten überhaupt nicht selten so altersschwach ist, daß er während der Fahrt umkippt oder buchstäblich aus dem Leime geht. Damit sind gleichwohl die Leiden der seltsamen Reiseart noch nicht einmal erschöpft. Häufig, wenn man eben abfahren will, kommt einer der vielen reisenden Regierungsbeamten und nimmt Einem kraft eines amtlichen Schriftstückes, der sogenannten Podoraschna, die Pferde vor der Nase weg. Indeß auch wenn man wirklich zum Thore der Post hinaus ist, hören die Sorgen noch nicht auf. Das „Dreigespann", die Troika, ein größeres

Mittelpferd und zwei kleinere Seitenpferde, ist oft so unbändig, daß es der häufig selbst wild genug aussehende Postillon kaum zu bändigen vermag. Ueberdies setzt dieser Herr Muth und Geduld seiner Fahrgäste fortdauernd auch so schon genugsam auf die Probe. Jetzt rast er in krampfhaftestem Carrière dahin, daß die Funken stieben, dann wieder schläft er auf seinem Bocke ein und läßt die Rosse im Schneckenschritte gehen. Die schlimmste Prüfung ist aber doch dies, daß man nie weiß woran man betreffs der Zeiteintheilung ist. Man kommt z. B. am Morgen in einer Station an, man brennt darauf, weiter zu eilen, da sind sämmtliche Pferde unterwegs. Nun langweilt man sich wohl einen ganzen geschlagenen Tag in dem armseligen Gebäude, in welchem es allerdings einen amtlichen Speisetarif aber meist keinerlei nennenswerthe Speisen giebt. Endlich am Abend, wenn man am liebsten sich zur Ruhe legen möchte, stehen Pferde bereit und man muß unbarmherzig in die finstere Nacht, in das menschenleere Land, in den unheimlichen Urwald hinaus, denn wollte man bis zum andern Morgen warten, könnte man es eben erleben, daß Andere kämen und die Thiere beanspruchten. So geht es wochenlang fort. An Schlaf und nennenswerthe Nahrungsaufnahme ist nicht zu denken. Kein Wunder, daß man schließlich äußerlich wie innerlich völlig heruntergekommen ist. Ich stehe nicht an zu erklären, daß von allen Fortbewegungsarten der Menschheit diese sibirische Postreise die weitaus böseste ist. Zum Glück hat die Natur selbst für eine verhältnißmäßig bedeutende Abkürzung dieser Leiden gesorgt. Für eine Strecke von wieder etwa 3000 Kilometer giebt es in dem überhaupt ja so wasserreichen Lande einen Wasserweg. Bei dem schon erwähnten Städtchen Tschita fern im Osten erreicht man mit der Ingoda den ersten Zufluß zum Amur. Doch nicht zu früh gejubelt. Dieser Fluß mit dem wohlklingenden Namen ist ein aus den wilden südlichen Grenzgebirgen hervor dringendes ungestümes Bergwasser, das noch keine modernen Fahrzeuge verträgt. Man muß sich für mehrere Tage einem gebrechlichen Floße anvertrauen, und war man zuvor in der Tarantaß in Gefahr, den Hals oder die Knochen zu brechen, so kann man jetzt von Glück sagen, wenn man nicht den Tod des Ertrinkens findet. Wirklich leichter wird die ganze sibirische Fahrt erst, wenn darauf der Amur selbst erreicht ist, der von ganz comfortabeln Dampfern befahren wird. Aber die Länge der betreffenden Wasserreise — man bewegt sich auf dem Strome und seinem großen Nebenflusse, dem Ussuri, volle 14 Tage lang —, die bei aller Erhabenheit der Scenerie doch furchtbar drückende Menschenleere der Landschaft, die in diesem Landestheile im Sommer wahrhaft afrikanische Hitze und — last not least — die Mückenplage gestalten selbst jenen letzten Theil der Fahrt mehr zu einer Tortur, als zu einem Vergnügen. Wirklich bequem sind nur die allerletzten Paar hundert Kilometer bis Wladiwostok, denn dort hat man es schon jetzt wieder mit einer Eisenbahn zu thun, und zwar einer solchen, die — was bei der Bahnstrecke in Westsibirien noch nicht der Fall ist — sogar einen Speisewagen aufzuweisen hat. Nie in meinem Leben stieg ich so seelenvergnügt in ein Vehikel wie in den Waggon dieses Schienenstranges am äußersten Ostende von Sibirien. — Habe ich die Reiseart im Innern des ungeheuren Landes eine mühselige genannt, so soll damit aber doch nicht gesagt sein, daß nicht die Bilder, die dabei dem Auge vorgeführt werden, einigermaßen Entschädigung böten. Die Ebene, die uns die ganze erste Zeit umfing, weicht, sobald man auf schwanker Fähre den gewaltigen Jenissei überschritten hat — eine beängstigende und precäre Procedur, die sich beiläufig auch bei zahlreichen anderen Flüssen abspielt, da Brücken noch eine Seltenheit sind —, einem Gebirgsland, das sich erst am unteren Amur wieder verflacht. Fesselnde Partien finden sich in diesem in Menge. Zwischen Kansk und Irkutsk geht's auf und ab in einer dicht bewaldeten Mittelgebirgsregion, die etwa an den Schwarzwald erinnert. Von Süden her schauen die noch höheren Kämme und Gipfel des Sajanischen Gebirges in diese Nadelholzwüste herein. Jenseits von Irkutsk erscheint bald das erhabene Schaustück des Baikalsees, der ungefähr die dreifache Größe des Königreichs Sachsen hat und der in der That schon wie ein Meer erscheinen würde, böte nicht die jenseits mit hunderten schneeschimmender Zacken und Zinnen in den Himmel hinein ragende Algenkette dem Auge einen Fixpunkt. Reich an Reizen ist dann schließlich auch das endlose Thal des Amur, namentlich in seinem obersten Theile, wo, wie schon angedeutet, der wasserreiche Strom rechts und links von hohen Bergwänden mit noch zumeist jungfräulichem Urwald in einer Weise eingeschlossen wird, daß man sich wohl einen Vergleich mit berühmten Donaustrecken, etwa zwischen Passau und Linz oder beim Eisernen Thor in Ungarn, gestatten darf.

Alles in Allem genommen vermag darnach sibirisches Land in der That zu fesseln. Indeß selbst wenn dies die Natur dort nicht thäte, so würde es doch ganz bestimmt betreffs des Menschenschlags der Fall sein, den wir daselbst treffen. Freilich der sibirische Russe hat im Allgemeinen wenig Anziehendes. Er zeigt sich durchschnittlich wilder, störrischer und ungleich weniger gutmüthig als sein Landsmann in Europa. Auch dem Mißbrauch von Alkoholien, diesem Erbübel der Moskowiter, ist er in besonderem Grade ergeben. Man erlebt in dieser Hinsicht bei einer Reise im Lande Auftritte, die komisch wirken könnten, wenn sie nicht zugleich so widerlich wären. So sah ich einen Bauern durch ein Dorf nur mit einem Schuh traben, weil er den anderen einfach vertrunken hatte. Auf der anderen Seite flößen diese über den Ural herüber gekommenen Elemente auch wieder Respect ein. Sie haben etwas geschaffen. Längs des erwähnten „Großen Traktes“ stößt man — und das in einem Lande, welches wegen seiner dünnen Bevölkerung so arg verschrieen ist — fast alle 1 bis 2 Stunden auf ein ansehnliches Dorf von nicht selten 4—5000 Einwohnern, die freilich nur in Holzhäuschen wohnen. Indeß entbehren diese Gebäude häufig nicht einmal eines gewissen ornamentalen Schmuckes. Noch mehr Eindruck aber machen die freilich ungleich dünner gesäten Städte. Selbst in den kleinsten derselben, wie etwa in dem schon mehrmals angeführten Tschita, das sich daneben auch durch eine malerische Gebirgsumrandung und ein trefflich erfrischendes Klima auszeichnet, finden sich mitten unter den hölzernen Budchen ansehnliche, massiv steinerne Kaufhäuser mit Läden so groß, so glänzend, so reich mit allen möglichen Waaren ausgestattet, daß man sich plötzlich in eine unserer Großstädte verzaubert wähnt. Und trotz und Alledem, was will die europäische Rasse bedeuten gegenüber der reichhaltigen Musterkarte, deren sich Sibirien in Bezug auf eingeborenes Volksthum rühmen kann. So ausgedehnt sein Terrain ist, so findet sich doch eine ähnliche Mannigfaltigkeit kaum wieder auf gleich großem Raume. Tataren, Kirgisen, Buräten, Mandschus, Golden kommen dem Reisenden zu Gesicht. Besonders ausgiebig geschieht dies bezüglich der im Centrum des Landes, von westlich Irkutsk bis nahe an den Amur heimischen Buräten, die u. A. schon Zöpfe tragen wie die Chinesen und selbst die Schwänze ihrer Rosse in Zöpfe flechten und deren freilich wenig hübsche Weiber auf ungesatteltem Pferde einher galoppiren gleich dem feschesten Rittmeister.

Den buntesten Völkermarkt stellt in dieser Beziehung Wladiwostok dar, das, nebenbei bemerkt, mit seiner ansehnlichen Masse ganz moderner, im Hintergrund einer tiefen, von Waldbergen umhegten Bucht höchst malerisch über die Hänge verstreuter Häuser zugleich auch die schönste Stadt Sibiriens ist. Hier treten auch schon, und zwar dominirend, Chinesen sammt Koreanern und Japanesen auf. Das europäische Element aber ist dort draußen in dem Gibraltar des Czarenreichs am Stillen Ocean nur durch Deutsche vertreten, so daß man sich daselbst nach all den unsäglichen Strapazen der großen Ueberlandroute unvermuthet schon wie zu Hause fühlen kann.

Bücherbesprechung.

— **Schaible**, Oberst a. D., **Bleibende Werthe**. Eine Citaten-Sammlung. Den Gebildeten, insonderheit dem deutschen Officier gewidmet. Geschmackvoll gebunden. 5 ℳ. Verlag von R. Eisenschmidt in Berlin. — Ein recht gutes, lehrreiches Buch, das Jedem empfohlen werden kann. Es bringt uns eine reiche Auswahl von Aussprüchen hervorragender Männer, Schriftsteller, Gelehrten und Philosophen über die verschiedensten Begriffe und Zeitfragen. Es bietet nicht etwa wie Büchmann's „geflügelte Worte“ nur kurze Sentenzen u. dergl., sondern fast durchgehends wirkliche Lebenswahrheiten. Die Citate sind alphabetisch geordnet, dies mag vielleicht scheinen, als ob es dem Inhalt ein abgerissenes, zusammenhangloses Gepräge geben würde, dem ist jedoch nicht so, die Auswahl und Zusammenstellung ist vielmehr so geschickt getroffen, daß das Lesen dieser Lebensregeln fortgesetzt fesselt und erneut anregt.

—r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 68. Dienstag, den 14. Juni, Abends. 1898.

Der erste deutsche Sprachverein.

Von Dr. Friedrich Zöllner.

„Die Frömdgierigkeit ist durch ein hartes verhengniß sonderlich den Teutschen gar tieff angeboren“: solche Klage, die noch heutigen Tages leider gar zu oft berechtigt ist, konnte man schon vor mehr als 200 Jahren von Manchem hören, dem sein Deutschthum lieb und werth war. Seit den Zeiten der Reformation und bereits vorher hatte in Deutschland das Fremdwesen immer mehr um sich gegriffen. Wie politisch, so war Deutschland allmählich auch geistig in die Abhängigkeit der Länder gerathen, die es infolge einer ungestörteren Entwicklung der Renaissance und größerer Ruhe vor kirchlichen Streitigkeiten zu bedeutender geistiger Ueberlegenheit gebracht hatten. Ausländische Sitte hatte freundliche Aufnahme gefunden, und „mancher wolte sich gern verschwören, daß er kein Teutscher wäre“; die edle Muttersprache aber war „eine babylonische Thurmsprache“ geworden und hatte sich „mit fremder Spraachen wortlappen behenkt und vermeintlich bezieret“. Ueberall in Sprache und Schrift begegnet man neben deutschen Worten lateinischen, italienischen oder welschen, französischen und sogar spanischen. Jeder Stand liebte diese „alamodischen Menglingsreden“; ja „ein Schneider oder Schuster war nit mehr so ungeschickt, daß er nit auch sein Lateinisch und Frantzösische brocken in seine teutsche Milch einwürfft“. Aber es gab doch auch wieder Einsichtige, die das Uebel erkannten, freilich einzeln nicht viel helfen konnten und, merkwürdig genug, mit der Zeit griff dieselbe Anschauung in den höheren Ständen um sich, die sich doch bis dahin am Deutschthum gerade schwer versündigt hatten. Der erste Fürst, dem das Verdienst zuzusprechen ist, diesen nationalen Bestrebungen einen festen Rückhalt geboten zu haben, war Ludwig zu Anhalt-Köthen (geb. 1579, regierte 1603—1650). Auf weiten Reisen, die jeder Gebildete damals gemacht haben mußte, hatte er Niederdeutschland, Holland, England, Frankreich, wo „mancher Wandersmann verderbt auf der reise leib und glieder (Leute, die in Frankreich ziehen, kommen oft aus Krankreich wieder)“, und Italien gesehen. Heimgekehrt aber war er nicht wie einer der vielen „Teutschlinge, welche kein eigenes Hertz, kein eigenen Willen, kein eigene Sprach haben, sondern der Wälschen Willen ihr Willen, der Wälschen Meynung ihr Meynung, der Wälschen Rede, Essen, Trincken, Sitten und Geberden Ihr Reden, Ihr Essen und Trincken, Ihr Sitten und Geberden“. Als ein großer Freund gelehrter Studien, die ihn fortan mehr anzogen als der kriegerische Beruf, hatte er zwei Mal in Florenz, der Mediceerstadt, länger verweilt und war Mitglied des dort 1582 gestifteten Gelehrtenvereins, der Accademia della crusca, geworden. Ihre Absicht, die Muttersprache von ihren Fehlern zu reinigen und diese Verbesserung durch Schöpfungen in gebundener und ungebundener Rede durchzuführen, schien dem feinsinnigen anhaltischen Prinzen auch auf deutsche Verhältnisse übertragbar, und so gründete er, freilich erst lange nach seiner Rückkehr, mit einigen gleichgesinnten Adligen 1617 nach ihrem Muster die erste deutsche Sprachgesellschaft, der später verschiedene ähnliche Gründungen gefolgt sind, allerdings ohne ihrem Vorbilde ähnlich zu werden. Ihr Zweck, der sich schon äußerlich in ihrem Namen „der Fruchtbringenden“ ausdrückte, war der Sehnsucht nach der Ehre des Vaterlands entsprungen und ging auf die Bewahrung heimischer Zucht und Sitte und Reinhaltung der Muttersprache. Deutlich schreiben dies die Satzungen vor: „erstlich, daß man sich ein iedweder in dieser Gesellschaft ehrbar-, nütz- und ergetzlich bezeigen und also überall handeln solle, bey Zusammenkünften gütig, frölich, lustig und verträglich in worten und in wercken sein, auch wie dabei keiner dem andern ein ergetzlich wort für übel aufzunehmen, also soll man sich aller groben, verdrieslichen reden und schertzes darbey enthalten. Fürs andere, das man die Hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und stande, ohne einmischung frembder ausländischer Wort aufs möglichste und thunlichste enthalte, und sich sowol der besten aussprache im reden als der reinsten art im schreiben und Reime-dichten befleißigen“. — Man ist in neuerer Zeit gewöhnt, über den meist gering geschätzten thatsächlichen Leistungen dieser Gesellschaft, dieses ersten deutschen Sprachvereins, auch von seinen Bestrebungen nur gering zu denken. Eine nähere Betrachtung seines inneren Lebens, das noch zu wenig bekannt ist, wird den oft gegen ihn erhobenen Vorwurf der Lächerlichkeit und des Dilettantismus bedeutend abschwächen. Genauen Einblick können wir uns durch einen erhaltenen umfangreichen Briefwechsel verschaffen, der die erste und Blüthezeit der Fr. Ges. (bis zum Tode des Fürsten Ludwig) umfaßt, und dem die im Folgenden angeführten Stellen entnommen sind.

Die neue Gründung wurde bald bekannt, und durch sie wurden „viel hohe Geister zu der Teutschen Sprache Liebe und pflege angereitzet, welche noch fleiß noch unkosten sparen, etwas sonderliches zu leisten, damit sie so löblicher Genossenschaft theilhafftig werden möchten“. Selbst Dichter, wie Moscherosch, bemühten sich eifrig um die Aufnahme. Andere, wie Martin Opitz, dessen Name doch überall wohl bekannt war, widmeten dem Oberhaupte eins ihre Werke, um dadurch in nähere Beziehung zu ihm zu treten. Viele Größen zweiten Ranges aber ließen sich durch ihre der Fr. Ges. angehörigen Bekannten bei dem Fürsten Ludwig vorschlagen, der sich in jedem einzelnen Falle die letzte Entscheidung vorbehalten hatte. Eben deshalb aber darf man sich die Erlangung der Mitgliedschaft nicht zu leicht vorstellen: das Verfahren ist mit den Gewohnheiten eines modernen Vereins nicht zu vergleichen. Auf die Größe der Mitgliederliste kam es dem Oberhaupte gar nicht an. Wenn man bedenkt, daß in den Jahren 1617—1668, also innerhalb 50 Jahren, im Ganzen 806 Mitglieder aufgenommen worden sind, so kommen durchschnittlich auf jedes Jahr 16, und manches Jahr verzeichnet nur 5 oder 6 neue Aufnahmen. Ehe eine solche erfolgen konnte, verlangte Fürst Ludwig Angaben über das Wesen, die Thätigkeit, bisweilen auch über die Abstammung des Angemeldeten, ob er wohl „rechtgläubig erzogen“, „mit vielen schönen Tugenden begabet“ oder vor Allem „gelehrt und ein grosser liebhaber unsrer Sprache“ wäre — ganz in Uebereinstimmung mit den Satzungen. Den Stand des Angemeldeten zog der weise Fürst nie in Betracht, und seine Vorurtheilslosigkeit ist ihm hoch anzurechnen, wenn er zum Nutzen für seine Gesellschaft die gelehrten Bürgerlichen den Adeligen völlig gleichstellte. Auf diese Höhe der Anschauung konnten sich damals freilich nicht alle Mitglieder emporschwingen, und wir dürfen es wohl nicht ganz mit Unrecht als den Wunsch Mehrerer hinstellen, wenn ein Mitglied, Frhr. v. Dietrichstein, dem Fürsten in langer Auseinandersetzung einmal den Vorschlag gemacht hat, die Gesellschaft in einen wirklichen Ritterorden mit nur 500 adeligen Mitgliedern umzugestalten. Nachdrücklich verwahrt sich der Fürst dagegen mit dem Hinweise, schon der Name des Ordens sei „eigentlich nicht deutsch“, der Zweck sei „alleine auf die deutsche sprache und löbliche tugenden, nicht aber auf Ritterliche thaten alleine gerichtet“, und es könnten „von wegen der freyen künste wissenschaft die gelehrten auch edel, sowol als die erfarnen in waffen gehalten werden“. Wenn später der Adel bei den Aufnahmen bevorzugt wurde, so geschah dies eben

zu einer Zeit, in der des edeln Fürsten vornehmer Geist die Gesellschaft nicht mehr beherrschte: ein reiner „Palmorden“ ohne irgend einen höheren Zweck ist die Fr. Ges. trotzdem nie geworden.

Und noch eine andere Anschauung des ersten Oberhauptes nöthigt uns die größte Achtung ab. Man könnte meinen, daß in den Jahrzehnten des großen Krieges und bei der frommen Gemüthsart des streng kirchlich erzogenen Fürsten auch das kirchliche Bekenntniß der Angemeldeten für die Aufnahme bestimmend gewesen wäre. Aber auch hier dachte Ludwig frei genug: religiöse Streitigkeiten, die doch seine Gesellschaft gar nicht berührten, wollte er möglichst fern gehalten wissen. So antwortete er dem Fürsten Christian von Anhalt-Bernburg, der einen Hauptmann v. Somnitz als einen „rechten, redlichen, frommen, aufrichtigen, ehrlichen, klugen Calvinisten“ vorgeschlagen hatte, es wäre „bisher noch keiner mit dem Namen eines Calvinisten, sondern als ein guter Christ in die gesellschaft auf und eingenommen worden“. Dieselbe Absicht, kirchlichen Streit innerhalb der Gesellschaft nicht aufkommen zu lassen, ist jedenfalls der Grund auch davon gewesen, daß wir bis zum Jahre 1646 keinen Geistlichen in ihr finden. Die Aufnahme des Jenenser Professors der Theologie J. M. Dilherr, der dem Fürsten „als ein sonderlicher Liebhaber der Teutschen Sprache“ 1642 warm empfohlen worden war, wurde von diesem „noch zur Zeit etwas angestanden, weil dergleichen geistliche noch nicht darinnen befindlich“ und ist auch später nie erfolgt. Und nur „auß sonderbahren gunsten“ wurde der bekannte Pädagog und Kirchenrath Johann Valentin Andreä zum Mitgliede gewählt, weil Ludwig dessen Herrn, dem Herzog August von Braunschweig, der sich für ihn verwendet hatte, seine Bitte nicht einfach abschlagen wollte. Doch sprach er in seinem Antwortschreiben ausdrücklich die Erwartung aus, daß Andreä „sonder zweiffel einen verträglichen Geselschafter in brüderlicher Christlicher liebe geben würde, wie er sich bisher des streitens zu seinem großen nachruhme enthalten“. — Aus den übrigen Ständen gehörten der Fr. Ges. namentlich viel Juristen an, die sich auch in ihren Kanzeleien, bis dahin geradezu „Sprachverderbungsinstituten“, seit dem Auftreten Opitzens mehr und mehr des Schutzes der unvermengten Sprache anzunehmen begannen. Ich nenne nur den Nürnberger Rathsherrn Philipp Harsdörffer, einen eifrigen Vorkämpfer für die Zwecke der Fr. Ges. und nachmals Begründer eines besonderen Sprachvereins, des pegnesischen Blumenordens. Mitglieder in so einflußreichen Stellungen, sei es an den Höfen oder in den Städten, waren in der Fr. Ges. natürlich sehr willkommen; vermochten sie doch „der Handhabung und Fortpflantzung unsrer Sprache nützliche Beförderung zu laisten“. Und das war ihnen möglich, auch wenn sie keine eigenen Werke in Reim oder Prosa verfassen konnten. Jedenfalls mußten sie Liebe zum Deutschthum bezeugen und sollten mit ihren adeligen Namen der Gesellschaft Ludwig's nicht etwa blos äußeren Glanz verleihen. Auch unter den vielen Gelehrten, die nach der Aufnahme strebten, wählte das Oberhaupt aus: Mancher, dem die Empfehlung des einen oder anderen hervorragenden Mitgliedes den Eintritt verschaffen sollte, wurde zurückgewiesen; Philipp Zesen, der dem Fürsten als ein Heißsporn in der Bekämpfung der Fremdwörter bekannt war, erlangte erst nach mehreren Jahren einen Platz in der Fr. Ges.; und wenn Martin Opitz unter dem Beistande und mit Fürsprache guter Freunde trotz Widmungen und Besuchen in Köthen nicht weniger als vier Jahre um die „Einnehmung“ geworben hat, so darf man auf Seiten des Fürsten Ludwig entschieden nicht Neid auf Opitzens Ruhm, wohl aber vielleicht eine gewisse Abneigung wegen des Dichters Gleichgiltigkeit gegen die Religion als Ursache annehmen. — Die Aufnahme selbst ging gewöhnlich zu Köthen in Gegenwart des Oberhauptes und der dort und in der Nähe wohnenden Mitglieder unter bestimmter Feierlichkeit vor sich. Man versammelte sich in dem großen Gesellschaftssaale des Köthener Schlosses und unterzog den Neuling zum Beweise, daß er „für der einmischung fremder wörter in der deutzschen Muttersprache einen rechten abscheu treget“, noch einer Prüfung — gewiß nur eine Formsache. Der zweite Theil war der Gemüthlichkeit geweiht, die mit ihren Scherzen an studentische Gewohnheiten erinnert. Dem neu Aufgenommenen wurde von jedem Gesellschafter das „einnemungsglas“ zugetrunken, worauf er, der seinen Platz an dem einen Ende der Tafel hatte, aus dem weingefüllten, schön geschnittenen Gesellschaftspokale, dem „Oelberger“ erwidern mußte. Dieses „Hänseln“, wie man es gut deutsch nannte (vgl. Hanse = Schar, Innung, Gesellschaft), geschah unter Trompetenbegleitung; und wenn auch der Neuling manchmal des Guten dabei zu viel hat thun müssen, so lange Fürst Ludwig lebte, der „mit anders nit als messigen gläserlein“ zu trinken vorschrieb, hat die Fr. Ges. den Namen einer „Saufgesellschaft“, wie ihn böse Zungen aufbrachten, nicht verdient. Nun erhielt das neue Mitglied noch seine äußeren Abzeichen. Wie die ganze Gesellschaft zum Sinnbild den „Indianischen Palmen- oder Nußbaum“, dessen Holz und Früchte ja zu allem Möglichen verwendet werden könnte, und zum Wahlspruche das Wort „Alles zu Nutzen“ hatte, so erhielt auch jedes einzelne Mitglied eine Blume, eine Frucht oder einen Baum, ferner einen entsprechenden Gesellschaftsnamen und erläuternden Wahlspruch, ganz wie es in den italienischen Akademien Sitte war. Uns wollen diese Namen oft lächerlich erscheinen, wenn z. B. Fürst Ludwig sich der Mehlreiche nannte, wenn ein Herr Konrad v. Burckstorff der „Einfältige“, Johann Matthias Schneuber der „Riechende“ heißt, und wenn wir einem „Schmackhaften“, „Platten“, „Verdauenden“, „Süßlichen“, „Reinlichen“ oder „Gemästeten“ begegnen. Aber man muß eben nie vergessen, das dem Pflanzenreiche entnommene Bild, dessen Auswahl bei der Unmenge der Mitglieder gewiß oft schwer war, daneben zu halten und aus ihm den Namen abzuleiten. So führte der „Schmackhafte“, Herzog Wilhelm zu Sachsen-Weimar, als Bild die Birne, und die gegenseitige Beziehung erhellt aus dem ihm zuertheilten „Reimgesetz“:

„Der Birnen Güte wird vom Wespenstich erkennet,
Daß sie schmackhafftig ist, drumb ich mich so genennet:
Da nun ein Würmelein erkennt schmackhaffte Güt,
So schmeckt die Tugendt ja viel ehr ein recht Gemüth:
Vnd ob sie schon wird offt von Feinden angestochen,
Die doch sich haben nur auß Neidt an ihr gerochen,
So läßt sie doch nicht nach, besondern mehr zunimbt,
Vnd kriegt zuletzt die Frucht, so mit nutz ihr bestimbt.“

War es möglich, so wählte das Oberhaupt den Namen gern im Hinblick auf das Wesen oder die Schriften des Neulings: Johann Michael Moscherosch, der bekannte Verfasser der „Gesichte Philanders von Sittewald“, erhielt den „einschläfernden“ Nachtschatten und davon den Namen des „Träumenden“, Martin Opitz aber, der poeta laureatus, den Lorbeer und hieß der „Gekrönte“ u. s. f. Diese Namen mußten im Verkehre der Mitglieder unter einander gebraucht werden und konnten, in offenbarem Gegensatze zu der damals weit verbreiteten Titelsucht, das Verhältniß zwischen fürstlichen, adeligen und bürgerlichen Gesellschaftern nur in hohem Grade erleichtern. Bei Zusammenkünften trug man außerdem eine Art Orden, den „Gesellschaftspfennig“, in ovaler Form aus Gold hergestellt und auf der einen Seite mit dem Palmenbaum, dem Namen und Wahlspruche der Gesellschaft, auf der anderen mit den Abzeichen des betreffenden Mitgliedes bemalt. Dies Alles wurde endlich noch in das Stammbuch der Gesellschaft eingetragen und von dem neu Aufgenommenen eigenhändig unterzeichnet. — Eine Versammlung aller Mitglieder, etwa nach Art der jetzigen Philologen- und Germanistenversammlungen, war in jener Zeit wegen der Kriegsunruhen und besonders wegen der geringen Beförderungsmittel ganz unmöglich. Fürst Ludwig mußte schon zufrieden sein, wenn er ab und zu mit den näher wohnenden Mitgliedern, wie mit dem feinsinnigen Dietrich v. d. Werder auf Reinsdorf bei Köthen, seine Gedanken über Gesellschaftsfragen mündlich austauschen konnte. Im Uebrigen wurde der Verkehr meist durch Briefe vermittelt. Doch war oft auch da „die sicherheitt solche schreiben fortzubringen gar nicht vorhanden“. Viele gingen verloren, viele erreichten erst auf weiten Umwegen ihr Ziel. Ein Brief Harsdörffer's aus Nürnberg brauchte manchmal einen vollen Monat, um nach Köthen zu gelangen, und da durften noch keine „merdlichen Krieges verhinderungen“ eintreten. Man kann leicht ermessen, wie lang sich dadurch die Verhandlung über eine einzige Gesellschaftsangelegenheit gewöhnlich hinzog. In dem Briefwechsel bediente man sich stets der Gesellschaftsnamen, worauf Fürst Ludwig selbst streng sah. Martin Opitz, der ihn mit „Ew. Fürstl. Gnaden“ u. ä. anzureden pflegte, mußte sich von dem Oberhaupte die Zurechtweisung gefallen lassen, „daß hinfüro die schreiben an ihme nach der geselschaft art ohne sonderliche geprenge möchten eingerichtet sein“. Wer gegen diese Vorschrift verstieß, dem wurde Strafe auferlegt: er mußte bei dem nächsten Zusammenkommen pro poena aus dem Gesellschaftspokale trinken. Zur Buße für größere Versehen wurde der Sünder an den „Gesellschaftspranger“ gestellt, was offenbar im Garten des Köthener Schlosses geschah und dem Gemaßregelten jedenfalls mehr Spott als Entehrung einbrachte. Davon ist selbst einmal der Fürst Christian der Jüngere von Anhalt nicht verschont geblieben. Näheres wissen wir darüber nicht. Solchen Strafen verfielen in erster Linie natürlich Diejenigen, welche sich an den Gebrauch der reinen deutschen Sprache

im brieflichen und persönlichen Verkehre nicht recht gewöhnen wollten, wie Wilhelm Micrander, der an das Oberhaupt aus Bequemlichkeit einmal spanisch zu schreiben wagte, was diesem, wie er antwortet, hat „Spanisch vorkommen müssen". Ja, ein ander Mal gab Fürst Ludwig nicht zu, daß man in einer geschäftlichen Angelegenheit an die Akademie zu Neapel italienisch schrieb, „man hette dan vorerst aus jener an uns Deutsch geschrieben". Mit diesem Verlangen nach Anerkennung der deutschen Sprache auch im Auslande steht er für damals wohl einzig da und könnte manchem Deutschen unserer Zeit zum Vorbild dienen. Man darf voraussetzen, daß die meisten Mitglieder der Fr. Ges. auch in dem Kreise ihrer Familie und ihrer amtlichen Thätigkeit das Deutschthum in Sitte und Sprache zu fördern trachteten: und das will bei der großen Anzahl der Gesellschafter, die sich über ganz Deutschland von Wien bis an den Rhein ausbreiteten, doch immerhin etwas heißen. Leider fehlen uns für dieses stille, sicher oft erfolgreiche Wirken die äußeren Beweise. Die vielen Nichtmitglieder, die sich zu der guten vaterländischen Sache nicht bekannten, suchte man durch Schriften zu beeinflussen. Eine Verpflichtung zur Schriftstellerei bestand für die Angehörigen der Fr. Ges. nicht und wäre auch nicht „fruchtbringend" gewesen. Aber auf einem Gebiete konnte doch Mancher, dem eigene Schöpfungen versagt waren, „zu mehrer erbauung der Löblichen Deutzschen Sprachen" etwas leisten, in der Uebersetzung solcher ausländischen Schriften, die vom Volke gern gelesen wurden. Diese wurden nicht etwa aus Eitelkeit gefertigt; nein, man wollte erstens an ihnen selbst lernen und zweitens der Welt zeigen, daß die vernachlässigte und verachtete Muttersprache zur Behandlung auch entlegener Stoffe geeignet wäre, worüber sich sogar Leibniz sehr anerkennend geäußert hat. Starke Gegner der deutschen Sprache und des deutschen Wesens waren damals die zahllosen französischen Helden- und Liebesgeschichten und die spanischen Romane, der Amadis u. A., die schon vor dem 30jährigen Kriege in deutschen Familien gern gesehene Gäste waren. Wenn die Fr. Ges. hier ausgewählt und die besseren — so wenigstens unter dem Fürsten Ludwig — in deutschem Gewande dem Volke dargebracht hat, kann man ihr nur Dank wissen. Bisweilen wurden Kürzungen oder Ueberarbeitungen vorgenommen. Bei Werken, die, wie damals oft, erst in französischer Bearbeitung nach Deutschland kamen, verschaffte man sich, wenn irgend möglich, die Originale oder „Urschriften". Das war natürlich oft sehr schwer und mit großen Unkosten verknüpft. Benutzte einer zu einem ganz neuen Werke gar Schriften aus verschiedenen Ländern, so mußte oft Fürst Ludwig vermitteln. Neue Bücher wurden eifrig ausgetauscht: von und nach Mecklenburg wurden sie oft Hamburger Kaufleuten, die nach Leipzig zur Messe zogen, mitgegeben; war dies wegen des Krieges nicht möglich, so wurde auch ein Student, der gerade in den Ferien war, bei seiner Rückreise der Bote. Bei jeder Arbeit hatte das Oberhaupt die Hand im Spiele. Fürst Ludwig gab sehr oft die Anregung, wählte den richtigen Mann dazu aus und wußte ihn zu gewinnen und zu unterstützen. Fertige Arbeiten wurden erst dann dem Drucke übergeben, wenn sie vom Oberhaupte gut geheißen waren. Zu ihrer Beurtheilung zog Ludwig auch andere Mitglieder hinzu; ja, bisweilen holte er das Urtheil von gelehrten Nichtmitgliedern ein, wobei der Name des Verfassers oft verschwiegen wurde, um die Kritik nicht zu beeinflussen. Waren dann die wohl erwogenen Erinnerungen befolgt worden, so erhielt der Verfasser gewöhnlich von einem oder mehreren befreundeten Gesellschaftern „Klinggedichte", das heißt Sonette, die dem Werke als empfehlende Vorrede beigegeben wurden. Nicht selten kam es vor, daß die Drucklegung lange verzögert oder auch ganz vereitelt wurde: schuld daran waren meist der Geiz der Verleger, über den wir die schärfsten Klagen in den Briefen jener Zeit lesen, oder die bedeutenden Unkosten. Bisweilen mag auch kirchlich-polemischer Inhalt eines Buches Schwierigkeiten veranlaßt haben. So wurde Druckort und Verleger auf dem Titelblatte manchmal gar nicht angegeben. Auch der Verfasser pflegte, wenigstens in der ersten Zeit der Fr. Ges., seinen Namen zu verheimlichen. That er es nicht, so zeichnete er mit seinem Gesellschaftsnamen oder auch einfach „durch einen Mitgenossen der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft". Auf diese Weise gab er seiner Schrift natürlich gleich eine gewisse Empfehlung und einen Schutz vor dem damals so beliebten Nachdrucke mit auf den Weg. Dasselbe galt von der Gepflogenheit, ein Werk einem einzelnen, meist hochstehenden Mitgliede der Gesellschaft zu widmen, wobei die vielen Fürsten und Generäle, die der Fr. Ges. als eine Art inactiver Mitglieder angehörten, recht gute Verwendung fanden.

Von den Gebieten der Literatur blieb den „Fruchtbringenden" keines fremd: auf allen haben sie der Muttersprache wieder zu Ehre und Ansehen verhelfen wollen. Eine hervorragende Rolle spielen die mannigfaltigen Bearbeitungen biblischer Stoffe, vornehmlich der Psalmen mit oder ohne Hinzufügung gereimter „Lehren" und die bereits erwähnte Verdeutschung von Romanen. Willkommenen Anlaß zu Gelegenheitsdichtungen gaben die Familienfestlichkeiten. So wenig Reiz auch derartige Erzeugnisse dem heutigen Aesthetiker bieten, man wird ihre Anzahl jenen „alten Kindern" doch billig nicht zum Vorwurfe machen, die sich „nach so langen Trübsalen theologischer Streitigkeiten freueten, daß sie auch eine Sprache hätten, in der sie schreiben und reimen könnten" (Herder). Auch das Drama und geschichtliche Stoffe in Prosa wurden behandelt und Prunkreden, z. B. auf den westfälischen Frieden, ausgearbeitet und zum Theil vorgetragen. Und wenn wir erfahren, daß das feinsinnige Mitglied Dietrich v. d. Werder neben seinen Kriegspflichten (er führte nach der Schlacht bei Leipzig ein Regiment Gustav Adolph's) Tasso's „Befreites Jerusalem" und Ariost's „Rasenden Roland" übersetzt und Fürst Ludwig Petrarca's „Sechs Triumphi oder Siegesprachten" verdeutscht hat, so müssen uns solche Leistungen allerdings Achtung abnöthigen. Man darf aber bei einer Beurtheilung all dieser Werke wie überhaupt der Bestrebungen der Fr. Ges. nie außer Acht lassen, daß sie in erster Linie eine Sprach- und keine Dichtergesellschaft war und sein wollte. Dieser Zweck spricht sich denn deutlich genug auch in drei Arbeiten aus, die sich wie ein rother Faden durch alle Verhandlungen ziehen. In offenbarer Anlehnung an die vorbildliche Thätigkeit der italienischen Akademien ging Fürst Ludwig mit seinen Getreuen daran, eine rein deutsche Poetik, eine deutsche Grammatik oder Sprachlehre und ein deutsches Wörterbuch zu schaffen. Man ging dabei von der richtigen Erwägung aus, daß das Fremdwörterwesen erst gehörig bekämpft werden könnte, wenn die deutsche Sprache selbst in feste Formen gebracht wäre. Eifrig gingen unter Ludwig's Führung die berufensten Mitglieder an's Werk, wie der Professor der Poesie August Buchner in Wittemberg, der öfter erwähnte Philipp Harsdörffer, der Hallesche Rector Gueinz und der braunschweigische Hofrath Schottel. Auch Opitz wurde herangezogen und konnte durch seine altdeutschen Kenntnisse (er hat bekanntlich das Annolied erklärt und herausgegeben) die ähnlichen Bemühungen einiger Gesellschafter unterstützen. So entstand als eine Frucht der gemeinsamen Arbeit die „Kurtze Anleitung zur Deutschen Poesi oder Reim-Kunst" und Harsdörffer's vielgenannter „Poetischer Trichter" kam zustande, nicht ohne vorher vom Oberhaupte und anderen Mitgliedern besprochen zu sein. Die „Teutsche Sprachkunst" Schottel's und Gueinzens „Deutscher Sprachlehre Entwurf" wurden, wie wir aus dem Briefwechsel der Gesellschafter hören, in nord- und süddeutschen Schulen eingeführt und desselben Gueinz „Deutsche Rechtschreibung, von der Fr. Ges. übersehen" wurde von vielen Kanzeleien angenommen. Ein deutsches „Wörterbuch (Lexicon) wie auch phrases oder Redensartbuch" endlich sollte trotz mancher erhaltenen Vorarbeiten leider nicht vollendet werden: denn 1650 starb Fürst Ludwig, und seine Nachfolger unterließen die Weiterführung des begonnenen Werkes, wie sie überhaupt die von ihm vorgezeichneten Bahnen auch sonst nicht weiter verfolgten, sondern den Hauptwerth auf Aeußerlichkeiten legten. Hätte man auf dem von Ludwig gelegten Grunde weitergebaut, man hätte gewiß mehr erreicht. War doch dieser Grund gut gefügt. Wir müssen über Ludwig's maßvolles und verständiges Vorgehen staunen. Nicht jedes Wort, das aus einer fremden Sprache in unsere herübergekommen war, wollte er getilgt wissen. Schon diese Männer erkannten den Unterschied zwischen Fremd- und Lehnwörtern und traten für die Beibehaltung der letzteren ein, „sobald sie deutsche Art und deutsches Gewand angenommen haben", z. B. die vielen noch jetzt gebräuchlichen Culturwörter, wie Psalter, Capitel, Kaiser, Prinz, Religion, Kanzlei. Für auszurottende Fremdwörter aber Ersatz zu finden schlug man den ganz richtigen Weg ein: durch die gerade der deutschen Sprache eigene Kunst des Zusammensetzens, durch Ableitung, durch Wiederbelebung alter oder Aufnahme mundartlicher Ausdrücke. Andere und bessere Mittel kennt man noch heute nicht. Und wer denkt heutzutage an die Gesellschaft des Fürsten Ludwig, wenn er Wörter anwendet, wie Tondichter, Denkschrift, Rechtschreibung, Beurtheiler, Briefwechsel, Wörterbuch, Mundart, übersetzen, Zueignung, wesentlich — für Compositeur, Memoire, Orthographia,

Kritiker, Correspondenz, Lexicon, Dialect, dolmetschen, Dedication, essentialis u. s. f.? Hätte der große Krieg mit seinen Verheerungen die deutschen Lande nicht heimgesucht, hätte der Fürstensitz Cöthen die Bedeutung gehabt wie die Kaiserstadt an der Donau, und hätten den „Fruchtbringenden" gründlichere wissenschaftliche Bildung und reiche Hilfsmittel zur Verfügung gestanden: wahrlich, ihr Werk wäre nicht bis auf geringe Reste untergegangen. Daß sie in jener trostlosen Zeit und unter so schwierigen Verhältnissen die Ehre ihres Vaterlandes hochhielten, für deutsche Zucht und Sitte eintraten und die geächtete, von Eindringlingen bedrängte Muttersprache muthig schützten, dafür haben ihnen einsichtige Männer des vorigen Jahrhunderts gedankt, dafür mögen ihnen, voran dem edeln Fürsten Ludwig zu Anhalt, auch wir die schuldige Anerkennung nicht versagen! Gar Mancher kann sich noch jetzt an ihnen ein Beispiel nehmen.

Bücherbesprechungen.

— Glaube und Wissenschaft. Apologetischer Vortrag gehalten am 11. Januar 1898 im Christlichen Vereinshause zu Schwerin i. M. von D. P. Bard, Oberkirchenrath zu Schwerin. Schwerin, Verlag von Fr. Bahn. 1898. 20 S. 40 ₰. — Nur zu oft trifft man die Behauptung, daß Glauben und Wissenschaft sich gegenseitig ausschließen und unversöhnliche Gegensätze seien. Aber je mehr in unseren Tagen der Unglaube sich brüstet, die Wissenschaft auf seiner Seite zu haben, und damit suchende, in ihrer religiösen Ueberzeugung noch unbefestigte Geister verwirrt, um so verdienstvoller ist es, in apologetischen Vorträgen Themata wie das vorliegende zu behandeln: auch gedruckt werden derartige Erörterungen Klarheit schaffen und Segen stiften. Wenn die Ergebnisse wirklicher wissenschaftlicher Forschung den Glauben widerlegten, so müßten wir ihn als eine Illusion aufgeben und könnten ihn auch nicht jesuitischer Weise um irgend eines guten Zweckes willen, etwa um das Volk nicht in die grause trostlose Nacht des leeren Nichts versinken zu lassen oder die Masse von der Verwüstung der Welt zurückzuhalten, conserviren. Von diesen Prämissen ausgehend, zeigt der Vortragende, daß die Wissenschaften, und zwar weder Philosophie, noch Naturwissenschaft, noch etwaige Resultate der Bibelforschung mit dem Glauben collidiren und ihn widerlegen können, daß weder Deismus, noch Pantheismus, noch Materialismus befriedigende Weltanschauungen sind, indem er an jedem dieser philosophischen Versuche, das Weltganze zu erklären, die ihm anhaftende Schwäche nachweist. Mit der Naturwissenschaft, dünkt uns, läßt sich der Verfasser etwas weiter ein, als zur Apologie des Schöpfungsberichtes im Grunde von Nöthen wäre. Der Vortrag sei den von diesen Fragen geängstigten Gemüthern und den sog. ehrlichen Zweiflern zur belehrenden Lectüre bestens empfohlen. D. K.

— Modewörter. — Mit einem überaus dankbaren Gegenstande beschäftigt sich ein soeben erschienenes Buch: Modeworte. Von Hans Brennert. Berlin W., bei F. Fontane & Co., 1898. Preis 1 ℳ. Ja, der Stoff ist nicht blos actuell, sondern auch pathologisch, stellenweise sogar psychopathisch (S. 70). Ob das Modewort eine Besonderheit unsrer Zeit ist, fragt sich. Wir glauben es nicht. Aber der Gegenwart eigenthümlich mag wohl die erstaunlich schnelle Verbreitung irgend einer angeblich witzigen Wendung und die Häufung dieser krankhaften Spracherscheinung sein. In Wustmann's Sprachdummheiten ist den Modewörtern ein Capitel gewidmet, das an galliger Schärfe Nichts zu wünschen übrig läßt. Einen ganz andren Ton schlägt Brennert an. Ihm machen sie Spaß, diese Wildlinge der Tagessprache, die namentlich jungen Herrchen als ein bequemes Mittel dienen, um vor ihren Damen als Meister markiger Rhetorik dazustehen (S. 10). Aber nicht allein über die im Alltagsgespräche verzapften festen Wendungen, auch über das musikalische, parlamentarische und literarische Modewort schwingt er die Männerrede. Er vergißt nicht das stolze ganz und voll, das gesinnungstüchtige unentwegt, die schönen kategorischen Imperative: Schmücke dein Heim, Koche mit Gas, Wasche mit Lust, Bade zu Hause mit ihren weiteren Ablegern. Auf die schon etwas überlebten Klapphornwitze richtet er die Aufmerksamkeit, ferner auf das urkräftige Rothwälsch der studentischen Kneipsprache, dessen schneller Erlernung der Fuchs größere Sorgfalt zu widmen pflegt, als den Fachstudien. Uebrigens hat es der Verfasser weder auf Gründlichkeit noch auf Vollständigkeit abgesehen; über die Studentensprache hätte er bei Friedrich Kluge Manches finden können. Aber unterhaltsam ist sein Buch, das wollen wir gern anerkennen. Selbstverständlich wird weder der zornige Eifer Wustmann's über diese messingenen Zahlpfennige der Sprache, das werth- und gehaltloseste Sprachgut, das es giebt, noch Brennert's witzige Satire den Modewörtern viel anhaben. Es wird immer eine Masse Leute geben, die lieber fertig geprägte Wendungen Anderer weiter tragen, als sich bemühen, selbständig und schöpferisch zu sein. In bestimmtem Milieu mögen sie sogar unentbehrlich sein. Aber selbst dem schneidigsten Sprachgigerl wird es Spaß machen, sein edles Bild in so freundlichem Lichte dargestellt zu sehen, wenn er auch wahrscheinlich gleich hinterher seine Mitmenschen mit denselben verschlissenen Sprachfetzen anödet. Und was die Modeausdrücke der höheren Sprache angeht, so hat gewiß Brennert Recht, wenn er sagt, fast in jedem Modeworte sei ein Stück Zeitgeist festgelegt, und es würde ein blüthenschwerer Zweig deutscher Sprache abgesägt sein, wenn das literarische Modewort auf einmal polizeilich verboten würde (S. 66). Mögen sie weiter wuchern! Auch die Fülle des Unkrauts ist ein Zeichen fruchtbaren Bodens. R. B.

— Im 3. Hefte der vom Buchholzer Geschichtsverein herausgegebenen Beiträge zur Geschichte der Stadt Buchholz (Buchholz, Handreka, 1897), das wieder vollständig aus der Feder des fleißigen Forschers L. Bartsch stammt, wird zunächst der im vorigen Hefte angefangene Aufsatz über die „Entschädigung des Klosters Grünhain für seine den Ort Buchholz betreffenden Ansprüche" zu Ende geführt. Der Streit fand eine beide Theile befriedigende Lösung; Abt Gregorius setzte durch, daß die Landesherren dem Kloster 1515 das Kirchlehn in Maue, Amt Jena, die Befreiung des dortigen Klosterhofs von seinen Pflichten gegenüber den Aemtern Jena und Leuchtenberg und die volle Gerichtsbarkeit über den Klosterhof zu Gardschütz zugestanden, wogegen es auf alle Rechte in Buchholz bis auf die im Freiberger Bergrecht begründeten grundherrlichen Rechte, nämlich die Zinsen von der Badestube, den Brod- und Fleischbänken, verzichtete; auch diese Zinsen löste die Stadt Buchholz schon im folgenden Jahre ab. Es schloß sich dann noch ein Streit mit dem Schlettauer Pfarrer an, der für den Verzicht auf die Pfarrgerechtsame in Buchholz ein Restaurum beanspruchte; der Ausgang dieses Handels ergiebt sich nicht aus den Acten, die Reformation hat ihm wohl ein Ende gemacht. Im Anhang sind die wichtigsten Urkunden über die Angelegenheit mitgetheilt. — Der folgende Aufsatz „Kirchliche und schulische Verhältnisse der Stadt Buchholz während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts" ist ebenfalls eine sorgfältige, auf eingehenden archivalischen Studien beruhende Arbeit, die gegenüber den bisherigen Darstellungen des Gegenstandes viel Neues bietet. Der Verfasser schildert zunächst die kirchlichen Verhältnisse während der nur zwei Jahrzehnte dauernden Herrschaft des Katholicismus. Er giebt eine eingehende Baugeschichte der Katharinenkirche, die ursprünglich der Dreifaltigkeit gewidmet war, beschreibt ihren Schmuck, ihre Kleinodien und Meßgewänder, und handelt dann von der Seelsorge in katholischer Zeit. Erst um 1516 wurde die Pfarre definitiv besetzt; der erste und einzige katholische Pfarrer in Buchholz, Andreas Wild, ist eine ansprechende Erscheinung und genoß trotz mancher Anfechtungen im Allgemeinen die Liebe und Achtung seiner Gemeinde. Eine hohe Bedeutung gewann Buchholz, eine kursächsische Enclave im albertinischen Gebiete, für die Reformationsgeschichte des ganzen Obererzgebirges. Schon 1523 wurde Luther vergeblich um Zusendung eines evangelischen Pfarrers gebeten; dann wünschte die Gemeinde den Wolfgang Fus für dieses Amt zu gewinnen (der sonst in der Literatur wohlbewanderte Verfasser hat die kleine Schrift von R. A. Lempe über Fus, Chemnitz 1877, übersehen). Auch dies glückte nicht. Am 9. Juli 1524 predigten Gabriel Zwilling und Wenceslaus Linck auf der Durchreise in Buchholz unter großem Zulauf; unmittelbar darauf wandte sich der Bergvogt Matthes Busch, der begeistertste Förderer der neuen Lehre, nach Zwickau an den ihm persönlich befreundeten Friedrich Myconius und veranlaßte auch diesen, in Buchholz zu predigen. Der Erfolg war, daß die Gemeinde ihn bat, als Pfarrer bei ihr zu bleiben; doch hatte Myconius Bedenken. — Leider bricht hier die nicht blos gründliche, sondern auch fesselnd geschriebene Arbeit ab, und man wird sich wohl wieder ein Jahr bis zur Fortsetzung gedulden müssen. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 69. Donnerstag, den 16. Juni, Abends. 1898.

Wasserfahrten im Schwarzwald.

Von Dr. Halbfaß-Neuhaldensleben.

„Wasserfahrten im Schwarzwald“? höre ich fragend den geschätzten Leser ausrufen, wie ist das zu verstehen? Nun, sehr einfach, der Schwarzwald, dieses schönste und bedeutendste deutsche Mittelgebirge, bringt in seiner erstaunlichen Fülle reizvoller Naturschönheiten, mit denen weder der Luckenurwald im Böhmerwald noch die historischen Erinnerungen im Wasgau noch endlich die Kammwanderungen im Riesengebirge concurriren können, auch eine Reihe von kleineren und größeren Hochseen, von denen einige, wie der Mummelsee im nördlichen Theil, der Titisee, Feldsee und Schluchsee im südlichen Theil auch dem Durchschnittsreisepublicum bekannt sein dürften, während der Name mehrerer kleinerer bis jetzt wohl kaum über die Grenzen der nächsten Umgebung gedrungen ist. Ihrer näheren Untersuchung war eine Studienreise im October vorigen Jahres gewidmet, deren äußeren Verlauf ich hier schildern möchte, weil mich meine Studien u. A. auch in entlegenere Gebiete des Schwarzwaldes geführt haben; selbstverständlich lasse ich alle gelehrten Erörterungen an dieser Stelle völlig bei Seite.

Ein prächtig warmer Tag war der letzte September vorigen Jahres, das echte Altweibersommerwetter! Heiß brannte die Sonne herab, als ich Vormittags etwas oberhalb Weisenbachs das Murgthal verließ, um auf einem ziemlich steilen Holzabfuhrwege die Hochebene zu gewinnen, die sich zwischen Murg- und Enzthal ausbreitet und bis auf wenige kleine Acker- und Wiesenstückchen ausschließlich von Wald bedeckt ist, und zwar von wirklichem urwüchsigem Hochwald, nicht zu verwechseln mit dem kümmerlichen schattenlosen Kieferngestrüpp märkischer Sandgegenden. Im Schatten mächtiger Buchen, die, wenn man höher kommt, von Fichten abgelöst werden, hat sich üppiges Unterholz und reichliches Moos entwickeln können, das wie ein Badeschwamm getränkt von des Himmels Feuchtigkeit ist und die Ursache jenes Wasserreichthums bildet, der ein besonderer Stolz des Schwarzwaldes ist. Wir steigen höher und höher, wir treffen auf der bergwärts gerichteten Seite des Weges mächtige Blöcke, die Zeugen früherer Bergstürze, und befinden uns endlich auf der Hochebene. Wir sind vom Wege abgekommen, zwischen mit Moos und Farrnkräutern dicht bedeckten Steinblöcken müssen wir mühsam aus nassem Moos unseren Fuß sammt Stiefel unter quatschendem Laut herausziehen und stehen dann vor einem Wildgatter, in das wir unversehens gerathen sind. Da giebt es kein Besinnen, wir müssen Waldfrevel verüben und uns durch den Drahtzaun mühsam hindurchwinden, dafür treffen wir drüben auch eine vortreffliche Waldstraße, auf der wir schnell vorwärts streben können. Nur unser Compaß giebt die Richtung an, Wegweiser sind absichtlich nicht angebracht, um den Wanderer an dem Betreten dieser Gegend möglichst zu hindern, denn hier sind die wildreichen Jagdgründe des Prinzen Wilhelm von Baden. Wir haben Glück, denn da kreuzt auch schon langsam ein kleines Rudel ganz ansehnlicher Hirsche den Weg, ohne viel von unserer Anwesenheit Notiz zu nehmen. Der Magnetnadel vertrauend schlagen wir uns rechts seitwärts in die Büsche und richtig, da stehen wir vor dem erst vor wenigen Wochen eingeweihten neuen eisernen 18 m hohen Aussichtsthurm auf dem Hochloch, auf dessen Spitze wir uns 1016 m über dem Meeresspiegel befinden; genau 800 m über der Sohle des Murgthals bei Weisenbach! Der Dunst des heißen Tages hindert jegliche Fernsicht, doch ist auch der Naheblick über die ungeheuren Waldmassen, die sich schier endlos nach allen Seiten auszudehnen scheinen, interessant genug. Hier stehen wir auf der am längsten behaupteten Zufluchtsstätte der Bären, Lüchse und Wölfe im Schwarzwald, von denen die letzten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erlegt wurden. Der neue Aussichtsthurm ist übrigens ein sicheres Kennzeichen dafür, daß die Cultur jetzt auch in diese abgelegene Gegend vorgedrungen ist; der neue über das Hochmoor gelegte Schutzdamm, der vom Thurm zu den beiden kleinen Hochlochseen führt, nicht minder. Still und unbewegt liegt das braunschwarze Gewässer da, das eine fast ganz verschilft, mehr offen, das andere im Hochwald versteckt, nach regenarmen Sommern gewiß beinahe als Sumpf ausgetrocknet. Eine neue Fahrstraße bringt uns am Kegelbach, dem Abfluß der Hochlochseen entlang, schnell bergab zu einer kleinen grünen Thalmulde, wo uns ein stilles gastliches Haus freundlich entgegenwinkt, es ist das Forsthaus Kaltenbronn, im Frühjahr der Mittelpunkt der Auerhahnjagd, zu der sich auch regelmäßig der deutsche Kaiser einstellt, der im nahe gelegenen äußerst einfach eingerichteten Jagdhause Quartier nimmt. Doch auch im Sommer und Herbst ist es ein beliebtes Stelldichein für die Sommerfrischler und Kurgäste in Gernsbach, Herrenalb und Wildbad, welche es sich wohl gemerkt haben, daß man hier oben vortrefflich gespeist und getränkt wird, und so traf auch ich eine ziemlich stattliche Corona von Gästen an, die zum größten Theil sich aus Landeskindern der umliegenden Ortschaften rekrutirten, welche den schönen Herbsttag gleich mir in der reinen Luft des Hochlandes genießen wollen. Beim Rückweg in's Murgthal besuchen wir zuunterst die beiden Hornseen, die eine Stunde nordöstlich von Kaltenbronn auf weitem Hochplateau gerade auf der badisch-württembergischen Grenze liegen. Erst in der allerletzten Zeit sind sie für den Durchschnittstouristen zugänglich gemacht worden und die kürzeste Verbindung zwischen Wildbad und Kaltenbronn, der sogenannte Mannslohweg, geht jetzt zwischen den beiden Seen hindurch, die bis dahin völlig unnahbar zwischen Moor- und Torfgründen versteckt lagen, ein Paradies für Auerhähne; ich hatte auf dem Wege zum See das seltene Glück, fünf dieser mächtigen Thiere mit schwerfällig rauschendem Flügelschlage fast unmittelbar vor mir auffliegen zu sehen! Gar bald habe ich mich mittels des bereit liegenden Flosses und der mitgebrachten Lotleine von der geringen Tiefe der beiden Waldteiche überzeugt, die übrigens eine weit klarere Wasserfläche darbieten, als die Hochlochseen, dann geht's ohne Weg und Steg steil am Brothenaubach hinab, dem Quellfluß der Eyach, eines Nebenflüßchens der Enz, und weithin bekannt durch den kohlensäurereichen Eyacher Sprudel, ein in Süddeutschland überall gern getrunkenes erfrischendes Mineralwasser. Noch eine kurze Strecke bergauf und wir haben bei einer Waldblöße, „Stall“ genannt, die Fahrstraße, welche von Kaltenbronn zum Murgthal führt, wieder erreicht und können der in langen Windungen thalabsteigenden Straße folgend, in aller Bequemlichkeit die Herbstlandschaft betrachten, die sich unseren Blicken aufthut. Gewiß hat der deutsche Wald zu allen Jahreszeiten seine intimen Reize, im ersten Schmuck seiner tausendfältigen Frühlingsblüthen, im Hochzeitsgewand des Hochsommers und in der schweigenden Pracht einer Wintersnacht, aber Nichts kommt meinem Gefühl nach dem märchenhaft die Sinne gefangennehmenden Farbenglanze und dem feinen alle Gegenstände in einem geheimnißvollen Halbdunkel erscheinen lassenden Nebelhauch eines schönen Herbsttages gleich, der die Menschenseele zugleich mit Freude, Sehnsucht und Wehmuth füllt und diese Empfindungen noch lange nachklingen läßt, wenn tiefe Finsterniß sich bereits über der Erde gelagert und das Alltagsgetriebe des irdischen Jammerthales seine Rechte gefordert. Im Gasthofe zum Auerhahn zu Reichenthal — einer in dieser Gegend recht beliebten Wirthshausdevise —, wo wir eine kurze Rast halten, treffen wir mit einigen Männern zusammen, deren Bekanntschaft wir

bereits in Kaltenbronn gemacht hatten, und nun ging's in Gesellschaft die Straße in's Murgthal völlig hinab, das schon völlig in Finsterniß dalag, aus der nur die hellen Fenster der wenigen Wohnhäuser wie winzige Punkte hervorleuchteten. Da der Kasten mit meinen zur Seeuntersuchung nothwendigen Instrumenten noch nicht eingetroffen war, benutzte ich den folgenden Tag, der sich durch die gleiche sommerähnliche Hitze auszeichnete wie der vorhergehende, zu einem sehr genußreichen Ausflug über Schloß Eberstein mit seinem bekannten prachtvollen Schloßgarten und dem Edelkastanienhain, der es an der Murgseite einrahmt, das Müllenbild, die Fischkultur nach Lichtenthal und Baden-Baden, wo Dank des schönen Herbsttages noch reiches Leben fluthete und ein Spaziergang in der Lichtenthaler Allee nach eingenommenem Mittagsmahl einen wahren Hochgenuß bildete. Nachmittags besuchte ich von dort die Gerolsauer Wasserfälle und pilgerte dann durch Hochwald nach dem in tiefer Waldeinsamkeit auf einer Waldblöße gelegenen Scherrhof hinauf, in dessen Nähe sich der Anfang der Badener Wasserleitung befindet. Auf diese Ansiedelung paßt so recht das schöne Stimmungsbild, das Wilhelm Jensen in seinem „Schwarzwald" (Seite 85) entwirft:

Hat je, derweil in frostig dunkler Waldeskluft
Du, kalt umschauert, pfadlos durch die Wildniß rangst,
Fast wie ein Hauch von Geisterlippen plötzlich dich
Ein Odem heißen Tannenduftes überströmt?
Dein Fuß hält inne, märchenhaft sind Ohr und Aug'
Versunken ganz in süßgeheimer Sinnenlust
Und umgewandelt liegt die Welt, fremd und vertraut,
Als hättest du in Vorzeitsträumen andern Sterns
Sie so gewahrt. Verzaubert klingt im Zweiggeflecht
Der Vogellaut; mit Blumenangesichtern nickt
Die Lichtung rings. Als ob in eine Heimath du
Gelangt, wo Alles wundertraulich dich umfängt,
Zieht es zur Rast dich, und, ein lieblich Räthsel nur
Klopft durch die Sonnenstille dir das rasche Herz.

Der Rückweg in's Murgthal, der sich zum großen Theil ohne Weg und Steg vollzog, war, gelinde gesagt, etwas mühsam zu nennen und ließ die Kniee tüchtig „schnackerln", wie sie in Oberbayern sagen, doch kenne ich nichts Anregenderes, als, nur seiner eigenen Kraft und Kenntniß vertrauend, allen Hindernissen zum Trotz, sich selbst seinen Weg durch unbekannte Gegenden zu bahnen, mag auch der Rock zerzaust und der ganze Mensch dabei ein wenig salonmäßiges Aussehen bekommen. Erst am Nachmittag des nächsten Tages kam ich in den Besitz meines nöthigen Gepäcks und konnte die Abendpost benutzen, murgaufwärts bis nach Forbach zu fahren, das von Vielen für den Glanzpunkt des Murgthales gehalten wird. In der That bietet der Ort mit seiner neuen eisernen und der alten holzgedeckten Brücke über die Murg, seiner hochthronenden doppelthürmigen Kirche, inmitten der vielen Laub- und Obstbäume, die es von allen Seiten einschließen, ein überaus reizendes Bild, wenn man ihn an einem schönen Sommerabend von einer der Anhöhen ringsum beschaut, an jenem Morgen aber, als ich, von einem Wegwart begleitet, der meine Instrumente trug, die hohen Waldberge hinanstieg, die Forbach westlich begrenzen, war davon nichts zu merken, denn dichter Nebel bedeckte die mächtigen murgschifferschaftlichen Waldungen ringsum. Doch feierlich drang in die dunkle Tiefe des ernsten Hochwaldes der Ton der Sonntagsglocken im Dorfe drunten im Thal und ließ das muntere Gespräch, das ich bis dahin mit meinem Begleiter gepflogen hatte, auf einen Augenblick verstummen. Ein ungesprochenes Gebet stieg in uns auf, so inbrünstig, wie es die Mauern einer Kirche nicht oft vernehmen, ist ja auch der Hochwald das imponirendste Gotteshaus, welches die Erde ihrem Schöpfer aufgebaut hat. Ringsum stehen die mächtigen hundertjährigen Stämme in geheimnißvoller ehrfurchtvoller Stille, nur am Boden rieselt es unter dem prächtigen Teppich der Moose und Farrn und statt des Weihrauchs erfüllt den Wald ein so würziger, echt herbstlicher Erdgeruch, daß man unwillkürlich von Zeit zu Zeit stehen bleibt, um sie, tief Athem holend, in uns einzunehmen. Am Straßenkreuzungspunkt „Wegscheide" stehen wir 400 Meter höher als in Forbach, im „Großen Heiligenwald" wandern wir fast eben dahin, bei dem einsam gelegenen Seebachhof kreuzen wir den Seebach, den Abfluß des Herrenwieser Sees, und 3 Stunden nach unserem Abmarsch aus Forbach stehen wir am Rande des kleinen Sees selbst, in das die steilen Wände des 170 Meter höheren Seekopf ungemein steil hinabschießen. — Der Nebel hatte sich gesenkt und bei ziemlich heiterem Himmel bestiegen wir Beide das vom Wegwart erbaute Floß, um unsere Messungen vorzunehmen. Das anscheinend nur sehr primitiv erbaute Fahrzeug erwies sich jedoch als ganz seetüchtig; kein Wunder, hatte doch mein Begleiter seine Militärzeit einst im Straßburger badischen Pionierbataillon abgedient und zwar zufällig zur gleichen Zeit, da auch ich in Straßburg akademischer Bürger war. Der Sonntag Vormittag bei leidlichem Wetter hatte noch andere Besucher zum See gelockt, meist verspätete Pensionäre aus den Luftkurorten Hundseck, Sand und Plättig, die an der Straße von der Hornisgründe nach Baden-Baden liegen. Sie schauen uns neugierig zu und verleihen dieser Gemüthsstimmung auch offenen Ausdruck. Ich zeige mich jedoch sehr wenig bereit auf ihre Fragen einzugehen, denn das Luftthermometer zeigt 5° C. und unseren Extremitäten wird es nachgerade empfindlich kalt. Nach gethaner Arbeit wird auf steilem Zickzackweg der Seekopf erklommen, die Aussicht auf das braune Gewässer tiefdrunten bewundert und die Wanderung auf der moorigen Hochfläche zur Badener Höhe fortgesetzt, wo wir pflichtschuldigst den neuerbauten Großherzog-Friedrichsthurm, einem der stolzesten Aussichtsthürme im deutschen Gebirg, einen Besuch abstatten. Für meine Person liebe ich derartige Kunstproducte nicht, sie gehören nicht in die hehre Einsamkeit des Hochlandes, im Getümmel der Großstädte finden sie ihre richtige Stelle, dort können sie in der Natur nichts mehr verderben; der Wegwart aber zeigte sich ganz entzückt über die Aussicht, die sich ihm von der Spitze des 30 m hohen Thurms darbot. Unser Mittagsmahl nahmen wir in dem kleinen Pfarrdorf Herrenwies ein, das erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch den Markgrafen Ludwig begründet wurde. Als ich vor bald 20 Jahren als Straßburger Student hier oben herumschweifte, war hier nur eine kleine behagliche Wirthschaft zum „Auerhahn", wo es zwar sehr einfach aber urgemüthlich zuging; heute trafen wir ein großes Kurhaus, mit allem Raffinement der Neuzeit versehen, an, und nur der bereits stark vorgerückten Jahreszeit hatte ich es zu verdanken, daß ich nicht im großen Speisesaal zu essen brauchte, sondern im gemüthlicheren, angenehm durchwärmten Wirthszimmer, das bedeutend einfacher ausgestattet war. Die Preise entsprachen zwar der Höhenlage, doch waren Speis' und Trank sehr gut und so schieden wir denn nach dieser Richtung hin befriedigt von Herrenwies, um den Rückweg nach Forbach zu bewerkstelligen, den wir diesmal über die alte Schwallung nahmen, ein gewaltiges Wehr des Schwarzenbachs aus der Zeit, da noch das Holz getrifftet wurde, während jetzt überall Holzabfuhrwege erbaut worden sind. In Forbach blieb gerade noch so viel Zeit, die Instrumente zu verpacken und die sehr bescheidene Gasthausrechnung zu begleichen, dann nahm mich der württembergische Postwagen auf, der mich in Schönmünzach abliefern sollte.

Die Murgthalstraße von Forbach bis Schönmünzach kann sich dreist mit den berühmtesten jüngeren Kunstbauten im südlichen Schwarzwald, mit der Alb-, Wesen-, Steina-, Schlucht- und Wutachthalstraße messen, sowohl was die Großartigkeit der Natur, wie die Kühnheit des Straßenbaues angeht; das verengte Thal gewährt zumeist nur noch dem Fluß und der Straße Raum, die oft hoch über ihm hinwegführt; die Bergwälder zur Rechten und zur Linken überdecken stundenweit Alles mit tiefer Einsamkeit, deren eigenthümliche Wirkung an jenem Abend noch durch die Dunkelheit vermehrt wurde, die ringsum herrschte und mich an die unheimlichen Räuber- und Schmugglergeschichten erinnerte, die in dieser Grenzgegend passirt sein sollen, bevor sich Baden an den deutschen Zollverein anschloß. Das behaglich durchwärmte und erleuchtete Wirthszimmer in der „Post" in Schönmünzach verscheuchte gar bald derartige Gedanken, die außerdem noch durch die Zurichtungen zur Expedition am nächsten Tage hinreichend in Anspruch genommen wurden. Der erste Ausflug am nächsten Morgen galt dem nordwestlich von Schönmünzach gelegenen Schurmsee. Bis vor wenig Jahren war er dem den Schwarzwald bereisenden Fremdenpublicum selbst dem Namen nach gänzlich unbekannt und mancher Leser dieser Blätter, der den Schwarzwald bereist hat und ihn gut zu kennen glaubt, hört heute auch vielleicht zum ersten Male von seiner Existenz. Er wird indeß seit einiger Zeit von den Sommergästen in Schönmünzach und in Hundsbach nicht selten wegen seiner romantischen Waldeinsamkeit aufgesucht, wobei die hart am Seelein von der Murgschifferschaft sehr solid erbaute Schutzhütte als Picknickplatz dient. Auch uns — ein murgschifferschaftlicher Forstwart war mir als Begleitung mitgegeben — war diese Hütte heute hochwillkommen, und zwar als Trockenplatz unserer Kleidung, denn inzwischen hatte ein recht hartnäckiger Landregen sich eingefunden, der im Verein mit der frischen Morgenkühle eines Octobertages

bei der nassen Beschäftigung, der wir obzuliegen hatten, unsere Glieder bald erstarren machte und uns zwang, von Zeit zu Zeit das schützende Dach aufzusuchen. Leider hatten wir weder Zündhölzer noch stärkende Getränke mitgenommen und konnten daher weder den äußeren noch den inneren Menschen erwärmen. Wenn das Floß dasjenige am Herrenwiesersee an Größe übertraf, so stand es ihm an innerer Tüchtigkeit und Brauchbarkeit erheblich nach, die „Riemen“ (sit venia verbo) waren entsetzlich klobig und kaum im Stande das Fahrzeug zu regieren, das etwas zu tief ins Wasser einsank, sodaß unsere Schuhe mit dem feuchten Element eine sehr ausreichende Bekanntschaft zu machen gezwungen waren. Wie indeß Alles in der Welt sein Ende nimmt, so auch unsere Arbeit am Schurensee unter dem Zeichen des Jupiter Pluvius. Hungernd und frierend traf ich zur Mittagszeit wieder in Schönmünzach ein, um nach kurzer Ruhepause mit einem königl. württembergischen Forstwart dem Huzenbacher See einen Besuch abzustatten. Glücklicherweise hatte sich inzwischen das Wetter etwas gebessert; es fiel wenigstens kein Regen und ich gelangte trockneren Fußes als heute Vormittag zum Object meiner Untersuchungen. Von allen Hochlandseen des Schwarzwaldes ist der Huzenbacher See wohl der am meisten versteckt gelegene und wenigst aufgesuchte; wer aber ein echtes „Auge der Natur“ sehen will, noch unentweiht durch die Berührung mit dem Culturmenschen, tief in düstere Waldeseinöde eingebettet, der komme hierher, ehe die Cultur auch in diese entlegene Welt zieht und ein „Hotel“ hierher stellt wie am Mummelsee. Der düstere Charakter der Gegend wurde an jenem Nachmittage noch durch das trübe Dämmerlicht erhöht, das bereits um die 4. Stunde den Himmel so verdunkelte, daß ich kaum die Zahlen an meinen Instrumenten ablesen konnte; stellt man sich dazu noch das winzig kleine, nicht 2 Quadratmeter große Floß vor, das uns über die tiefdunklen Fluthen trug, so wird man eingestehen, daß unsere ganze Situation eine überaus unheimliche war, die aber des Eigenartigen und Reizvollen durchaus nicht entbehrte. Mein Forstwart war sehr zufrieden damit, daß die Messungen bald beendet waren; seelensfroh steckte er sich sein Pfeifchen an, schulterte sein Gewehr, pfiff seinem „Waldmann“ und schritt tapfer voran, das Thal des Seebachs hinaus, des Abflusses des Huzenbacher Sees. Völlige Einsamkeit herrschte auch in diesem engen Waldthal und die Schatten der Nacht senkten sich schon tief hinab, als wir beim kleinen Dörfchen Huzenbach die Landstraße im Murgthal erreichten, die Dank der Regengüsse am Morgen recht kothig war. So gestaltete sich der Rest der heutigen Wanderung, zumal ein naßkalter Sprühregen hernieder ging, wenig angenehm und ließ Schlimmes für die Unternehmungen des folgenden Tages befürchten. In der That hingen am nächsten Morgen die Regenwolken tief herunter und im vollen Regen fuhr ich mit meinem Instrumentenkasten in einem Berner Wägelchen auf der württembergischen Seite der Schönmünz entgegen, dem Abfluß des Wildsees. Bis Zinkgabel, wo die Hauptfahrstraße die Schönmünz verläßt, um dem Langenbach zu folgen, geht's beinahe eben, dann beginnt die Straße zu steigen. Je höher wir hinaufkommen, desto mehr verwandelt sich der Regen in einen nassen Schnee und als der Wagen in Hinterlangenbach beim Wirthshaus „zum balzenden Auerhahn“ hält, ist das greulichste Schlackerwetter eingetreten, das man sich nur denken kann.

„Gasthaus zum balzenden Auerhahn,
Wo man gut essen und trinken kann.
Ihr balzenden Gäste, kommt alle herbei,
Der Züfle macht auf schon Morgens um drei.“

So kann man am Hause des Forstwarts Züfle lesen, der hier, ganz hinten in der Welt eine einfache und billige Wirthschaft hält, in der man auch ganz gut übernachten kann. Die Sommerfrischler und Touristen, die an einem schönen Sommertag hier vorsprechen und sich in den mächtigen Forsten ergehen, die rings um das Waldhaus stehen, beneiden gewiß den Forstwart um die herrliche Gegend, in welcher er wohnt, sie haben keine Vorstellung davon, wie es an jenem Octobermorgen hier aussah. Hr. Züfle, ein Mann von altem Schrot und Korn mit stark ergrauendem Haupt- und Barthaar, der von meinem Kommen unterrichtet war, mochte wohl denken, der fremde Professor, der soweit herreist, um unsere Seen zu betrachten, hätte wohl ein besseres Wetter mitbringen können, als solch ein Sudelwetter. Doch man mußte die Dinge nehmen, wie sie lagen, nach kurzer Stärkung wurde dem Kutscher aufgetragen, zu einer festgesetzten Zeit droben am sogenannten Eckli, wo eine große Zahl von Wegen auseinandergeht, mit dem Wagen auf uns zu warten, und Hr. Züfle und ich machten uns zu Fuß auf dem Weg nach dem Wildsee. Steil gings im Zickzackweg durch den Wald hinauf und Hr. Züfle, der den Rucksack mit den Instrumenten trug, keuchte nicht wenig und erreichte trotz der Temperatur von nur 2 Grad Wärme schweißgebadet eine Schutzhütte, die auf dem höchsten Punkte des Bergrückens steht. Waldarbeiter, welche am vorhergehenden Tage das Holz für das Floß auf dem Wildsee herbeigeschafft hatten, hatten glücklicherweise in der Hütte ein kleines Schmauchfeuer angezündet und so konnte sich der brave Forstwart von den Strapazen des Aufstieges ein wenig erholen. Durch einen Wegwart und einen Wegarbeiter, der den Rucksack übernahm, verstärkt, stieg die kleine Karawane völlig zum See hinab, den man an dieser Seite beim Ausfluß der Schönmünz erreicht und nicht eher zu sehen bekommt, als bis man unmittelbar davorsteht. Von dem Wildsee heißt es allgemein, daß er, von der Höhe bei dem Ruhstein gesehen, den vortheilhaftesten Eindruck mache, der sich abschwäche, wenn man zu ihm hinuntersteige. Nun, ich habe ihn nur von unten sehen können und habe dennoch den vollen Eindruck der weltvergessenen Oede gehabt, welche der schwarzen Wasserfläche des Wildsees besonders eignet, freilich hatte ich auch das richtige Wetter zum Genießen derartiger Einöden mitgebracht, denn von grauem Himmel rieselte der mit Graupeln gemischte nasse Schnee erbarmungslos auf uns hernieder und steigerte den Eindruck der Verlassenheit weit und breit noch bedeutend. Man muß schon bis zu den Hochseen des Böhmerwaldes gehen, um ähnliche Naturbilder zu genießen und die riesigen Ronnen, die vom Sturm entwurzelt und auf Ewigkeit in ihr nasses Grab hinabgeschleudert aus dem Wasser des Sees emporragen, rufen unwillkürlich Erinnerungsbilder aus der Urwaldpracht jenes Gebirges in mir wach. Doch nun vorwärts zur Arbeit; der Wegwart und ich besteigen das gestern erst gezimmerte Floß und munter geht's in den See hinaus. Doch, o weh! Die guten Waldarbeiter hatten nicht an das einfache physikalische Gesetz gedacht, daß frisches Holz lange nicht die Tragfähigkeit vom trocknen besitzt. Wir merkten bald, daß das Floß ganz allmälig unter unseren Füßen versank, und ehe wir es versahen, saßen wir bis zur halben Höhe der Unterschenkel im Wasser. Wollten wir nicht elend ertrinken, so mußten wir schleunigst an den Rückzug denken, ohnehin von den besorgten Rufen der am Ufer gebliebenen Leute dazu aufgefordert. Tüchtig durchnäßt, namentlich was meine Person angeht, während die langen Stiefel dem Wegwart größeren Schutz verliehen hatten, gelangten wir wieder ans Ufer und überlegten eilig, was nun zu thun sei. Auf keinen Fall wollte ich wenigstens eine flüchtige Auslotung des Wildsees fahren lassen und ich überredete den Wegwart dazu, allein die Fahrt anzutreten, nachdem wir durch Versuche erprobt hatten, daß das Floß ganz wohl im Stande war, eine Person zu tragen. Trotz der Einsprache Züfle's, der voll Angst darauf hinwies, daß der Wart mehrfacher Familienvater sei, machte der brave Mann sich an die Arbeit, uns, die wir am Ufer des Sees entlang schritten, die geloteten Tiefen zurufend. Die durch den anhaltenden Regen sumpfig gewordenen Ufer trugen nicht gerade zur Trocknung unserer unteren Extremitäten bei, aber ich achtete dieser Unbequemlichkeiten nicht und war herzlich froh, daß die mühselige Tour nach dem Wildsee wenigstens nicht ganz und gar umsonst unternommen war. Der Förster schoß indeß auf zwei Wildenten, die plötzlich aufgetaucht waren, ohne indeß zu treffen, und machte mich auf die unscheinbaren Trümmer einer Kapelle aufmerksam, die einst am See gestanden hat und von welcher ein „Lagerbuch“ aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts sagt: „Bei diesem See hatt es einen ziemlich geraumen Platz, darauff vor alters ein Kirch gestanden wie dann das Gemäuer, die Thür und Fenstergestell von Quatersteinen und gehavenen Stückchen noch zum Theil allda aufrecht stehet und zu sehen ist. Also ist auch noch ein Hofstatt eines Häußlins daselbsten erkantlich, darin ein Waldbruoder und Eremit gewohnt haben solle, und ist eine strenge Walfahrt dahin gangen, wie solches ein alter breiter Fahrweg, der vom Berg an der Wand herab darzue gehet, scheinlich zu erkennen giebt.“ (Aus Jensen's Schwarzwald entnommen.) Uebrigens sollen im Wildsee schlimme Geister hausen, welche bei Tage als schwarze Fische zu sehen sind. Oft auch läßt sich in seinem Grunde ein Spielmann lustig musicirend hören, worauf dann immer ein Unglück in der Nähe vorkommt. Andere wollen wieder behaupten, daß das Glöcklein der ehemaligen Kapelle jetzt noch in der Christnacht jeden Jahres läute und schon oft von den Bewohnern der Umgegend in dieser Zeit gehört worden sei. Endlich geht auch die Sage, es sei einstmals ein fremder Herr in prächtigem

Kleide zu Pferde auf dem Moos erschienen, der sei vor den Augen eines Hirtenmädchens spornstreichs auf den See zugesprengt, Mann und Roß seien alsbald in dessen Tiefen verschwunden und nur der Federhut des Ritters sei noch eine Zeit lang oben auf dem Wasser geschwommen. Doch zurück aus der Sagenwelt zur rauhen Wirklichkeit; die Messungen waren glücklich beendigt, ich sagte in Gedanken dem Wildsee Lebewohl und wir, d. h. Füßle, der Wegwart und ich, strebten wieder dem Höhenrücken zu, der den See vom Langenbachthal trennt; war schon bis dahin an meinen Strümpfen trotz doppelter Anzahl kein trockner Faden mehr vorhanden, so schwammen bald meine Füße geradezu in Wasser, denn der Pfad, wenn man ihn überhaupt so nennen soll, zog sich lange horizontal auf halber Höhe des Gebirges dahin und bestand aus nichts als aus lauter großen Tümpeln zwischen mäßig kleinen Steinen und nassen Moospolstern. Dabei schneite es noch lustig weiter und der Himmel sah gar nicht so aus, als ob das Schneetreiben bald ein Ende nehmen würde. Auf der Landstraße angelangt wurden wir bald von meinem Wagen eingeholt und ich nahm von meinen wackeren beiden Begleitern, die mir schätzenswerthe Dienste geleistet hatten, herzlichen Abschied. Gar fest hüllte ich mich in meine altbewährte dicke wollene Kotze ein, meinen steten Begleiter bei allen „Seereisen". Am Eckli vorbei, wo der Grenzstein von Württemberg und Baden steht, gilt es die letzte Steigung bis zum Mummelsee zu überwinden, der mehr als 200 m höher als der nur wenig kleinere Wildsee liegt. Ich hatte meine Ankunft im Hotel, das vor einigen Jahren hart am See erbaut wurde, von Schönmürzach aus telegraphisch angemeldet und so konnte ich mich in angenehm durchwärmten Räumen zunächst meiner total durchnäßten Strümpfe, Gamaschen und Schuhe entledigen und trockne dafür anziehen. Das war eine wahre Wohlthat und gern erkenne ich an, daß der Fortschritt der Cultur, für den ich sonst bekanntlich durchaus nicht eingenommen bin, in diesem Falle auch seine unbestreitbaren Vortheile bot, denn ohne denselben hätte ich meine nassen Kleider am eigenen Leibe trocken müssen, was bei der draußen herrschenden Temperatur eine sehr langwierige Arbeit gewesen wäre. Das Schneetreiben hatte inzwischen hier oben aufgehört, zeigte seine frühere Existenz indeß sehr deutlich an den weißbehangenen Tannen, die den See fast von allen Seiten umrahmen, dafür aber war das Thermometer unter 0 Grad gesunken! Da ich aber gern noch den Rest des Tages ausnutzen wollte, so belud ich schnell den besten der am Strande liegenden Kähne mit meinen Instrumenten und stach dann, begleitet von einer Art Hausdiener, der das Rudern besorgte, in See! Huh, ein eisiger Wind fegte über ihn hinweg, ließ mich bis ins Mark hinein erschauern und brachte ganz artige Wellen, wenn man den geringen Umfang des Mummelsees und seine geschützte Lage in Betracht zieht, hervor. Schnee an den Zweigen und Nadeln der Bäume, Schnee auf den Wegen, dazu Schneewolken, die pfeilgeschwind in geringer Höhe über den See hinwegzogen, kurzum eine Winterlandschaft in optima forma, die sich auch dadurch kenntlich machte, daß alle Augenblicke hölzerne an eiserne Theile meiner Lotmaschine anfroren, so daß wir sie mit dem verhältnißmäßig warmen Seewasser immer wieder aufthauen mußten! Bald wurde uns doch die Sache zu bunt und wir begaben uns in die wärmenden und schützenden Räume des Hotels zurück. (Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— **Die Glaubwürdigkeit der Evangelien.** Vortrag im Vereinshause zu Schwerin i. M. von M. Romberg, Pastor in Schwerin. Verlag von Fr. Bahn. 24 S. 50 ₰. — Dieser apologetische Vortrag stützt sich auf eingehendere theologische Studien und behandelt die Geschichtlichkeit der Evangelien im Allgemeinen und im Einzelnen sowie das Verhältniß der Synoptiker zum Johannesevangelium, indem er die Behauptung, die Evangelien seien erst inmitten des zweiten Jahrhunderts entstanden, zurückweist und zur Erklärung der Aehnlichkeit und Verschiedenheit der evangelischen Schriften eine gemeinsame Quelle mündlicher apostolischer Predigt und Ueberlieferung annimmt; ihr sind die Nichtapostel Marcus und Lucas gefolgt. Auch was das Johannesevangelium, seine Abfassungszeit und sein Verhältniß zu den synoptischen Evangelien angeht, entspricht im Allgemeinen dem gegenwärtigen Stande der positiven Bibelforschung. Ein störender Fehler ist, daß unter den Gegnern öfters „Bauer" angeführt ist, wo es Baur (Ferdinand Christian) heißen sollte, und der Stifter der Tübinger Schule, Bauer (Bruno), nicht gemeint ist. D. K.

— **R. Pappritz, Anleitung zum Studium der klassischen Philologie und Geschichte.** Berlin 1898. Fußinger. 48 S. 8. — In kurzen Abschnitten wird zunächst über die Wahl der vom Philologen zu hörenden Vorlesungen, über die ihm nothwendige Lectüre und die Seminare gesprochen. Den ertheilten Rathschlägen kann man meist zustimmen, nur ist der ausschließlich den Nutzen fürs Examen berücksichtigende Standpunkt des Verfassers zu tadeln, der ihn sogar dazu verleitet, vom Besuch der philologischen Seminare abzurathen. Auch der Gymnasialphilologe muß für rein wissenschaftliche Forscherarbeit vorgebildet sein, wenn er nicht zum Einpauker herabsinken will. Mit mehr Vorliebe behandelt Verf. das ihm selbst offenbar näher liegende Studium der Geschichte, sowie das der Philosophie, für welche Fächer er viele beherzigenswerthe Hinweisungen bietet. Den Haupttheil bildet die Schilderung der Examina, deren glücklicher Ueberwindung das ganze Büchlein gewidmet ist. Verf. spricht hier auf Grund eigner Erfahrung und eifriger Beobachtung, so daß man sich seiner Führung anvertrauen darf. Zum Schluß werden die Aussichten erörtert, die sich gegenwärtig den classischen Philologen bieten. Stark überschätzt erscheint dabei die Möglichkeit, sich durch rein wissenschaftliche schriftstellerische Thätigkeit eine gesicherte Einnahmequelle zu eröffnen, da ganz übersehen wird, daß die Beschaffung der dazu nöthigen Bücher regelmäßig das etwaige Honorar verschlingt. Im Ganzen ist aber das Buch mit guter Sachkenntniß geschrieben, daher es wohl als brauchbar und nützlich empfohlen werden kann. —g.

— **Wie schreibe ich meine Postkartengrüße?** Hundert Original-Hilfs-Verse zur Abfassung gereimter Ansichts-Postkarten bei allen Gelegenheiten für Jedermann, übersichtlich geordnet und mit einer Gebrauchsanweisung versehen. Von M. Unterbeck, Redacteur. Zweite Auflage. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung. Preis 40 Pf. — Wer seine Rechnung auf die Denkfaulheit seiner lieben Mitmenschen gründet, der wird selten betrogen. So zweifeln wir denn auch keinen Augenblick, daß dieses Heftchen eine Menge Käufer und Benutzer finden wird. Wir sollten freilich denken: Wer gern ein Verschen auf eine Postkarte schreiben will, der mache sich eines, oder wenn es nicht gleich glücken will, so begnüge er sich eben mit schlichter Prosa! Nun, Jeder nach seinem Geschmack! Billig ist das Büchlein. Hundert Stück Reimgrüße, gut sortirt, für vierzig Pfennige — das ist doch gewiß ein bescheidener Preis. Und so geistreich sind sie auch nicht, daß irgend Jemand Bedenken tragen müßte, sie für eigne Einfälle auszugeben. Selbst der bösartigste Katzenjammer wird sich wohl noch vier Zeilen abquälen können wie diese (S. 9):

Gestern war ich im Theater,
Nachher lustig beim Souper,
Heute hab ich mächtigen Kater,
O wie thut der Schädel weh!

R. B.

— **Simplicissimus-Album.** Achtes Heft (Januar—März 1898). Verlag von Albert Langen in Paris, Leipzig und München. Preis 1 ℳ 25 ₰. — Dem vorliegenden Vierteljahrshefte der Wochenschrift „Simplicissimus" sind 32 Auszüge aus Besprechungen des Blattes beigegeben. Es ist uns eine Genugthuung, daß die Leipziger Zeitung nicht unter den Blättern ist, deren Urtheil die Redaction für geeignet hält, ihr zur Empfehlung zu dienen. Natürlich sind es nicht lauter Lobeserhebungen, die da abgedruckt sind; so sehr kann sich die bürgerliche Presse denn doch nicht erniedrigen. Es werden von verschiedenen Seiten die Roheiten und Rüpeleien gebührend hervorgehoben. Aber das thut ja dem Simplicissimus nichts. Ist er doch vielmehr stolz auf seine rüpelhaft rohen Bilder und zotigen Geschichten. Die Breslauer Zeitung schwärmt für die beseligende Frechheit des Blattes und faselt von der erziehlichen Wirkung, die der Simplicissimus dadurch übe, daß er den sanften Hammeln im Lande ein Bischen Gift in das blöde Blut träufele. Man sieht, der urvornehme Ton des Blattes färbt auf die Besprechungen ab. Wir ziehen aber trotzdem vor, uns unter die sanften Hammel im Lande rechnen zu lassen, anstatt uns mit an den Triumphwagen der unreifen Buben zu spannen, die im Simplicissimus die unausgegohrenen Erzeugnisse ihrer schmutzigen Phantasie ablagern. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 70. Sonnabend, den 18. Juni, Abends. 1898.

Die akademische Lehrfreiheit in Deutschland.

Ueber das Thema der Lehrfreiheit im deutschen Universitätsunterricht des XIX. Jahrhunderts hat der Professor der Geschichte an der Universität Breslau Dr. G. Kaufmann auf dem fünften Deutschen Historikertag am 13. April 1898 in Nürnberg einen Vortrag gehalten, der jetzt im Druck vorliegt*) und dem Leser eine nicht uninteressante Uebersicht über die geschichtliche Entwickelung auf diesem gerade in der jüngsten Zeit wieder viel umstrittenen Gebiete gewährt. Mit Recht erkennt auch Kaufmann, ebenso wie dies von Seiten Friedrich Paulsen's in seinem Aufsatze: „Die akademische Lehrfreiheit und ihre Grenzen. Eine Rede pro domo", abgedruckt im Aprilheft des laufenden Jahrgangs der Preußischen Jahrbücher, geschehen ist, an, daß die Lehrfreiheit keineswegs als Geschenk den Universitäten im Allgemeinen oder auch nur den deutschen Universitäten bei ihrer Geburt in die Wiege gelegt worden ist, sondern daß sich ihre Anerkennung auch an den deutschen Universitäten verhältnißmäßig spät, im XVII. und XVIII. Jahrhundert, entwickelt hat und erst im laufenden Jahrhundert allgemein geworden ist. Worauf beruht nun aber die allmälige Umwandlung des Lehrbetriebes an den Universitäten von der mittelalterlichen strengen Gebundenheit an einen traditionellen Kanon zu dem heutigen Zustande, bei dem, wie Paulsen mit Recht bemerkt, die gesammte Thätigkeit der Universitäten fast ganz der Selbstregulirung anheimgegeben ist, die ihre wesentliche äußere Controle nur darin findet, daß ihre Schüler bei den Staatsprüfungen Rechenschaft über das Maß der erworbenen Kenntnisse ablegen müssen und daß die Universität als Unterrichtsanstalt die Verantwortung dafür zu tragen hat, daß den Studenten zur Erlangung der für die Prüfung erforderlichen Kenntnisse Gelegenheit gegeben sei? Die Gründe dieser Entwickelung hätten vielleicht von Kaufmann noch erschöpfender behandelt werden können. Jedenfalls dürften die beiden von ihm S. 13 hervorgehobenen Thatsachen, die Umkehr der materialistischen Denkrichtung nach der Seite des Neoidealismus und die allgemeine Anerkennung gewisser berechtigter Ergebnisse des Kriticismus in der theologischen Wissenschaft nur etwa für die letzte Periode der Entwickelung maßgebend gewesen sein. Im Allgemeinen aber war es unstreitig der Einfluß der vollkommenen Umwandlung aller Wissenschaften, der sich unter dem Eindruck der großartigen Entdeckungen auf allen Gebieten menschlicher Erkenntniß im Laufe der letzten Jahrhunderte vollzogen hat, der die Universitäten, wenn anders sie wie bisher an der Spitze der nationalen Geistesentwickelung stehen wollten, nöthigte, die Tradition aufzugeben und der freien Forschung die Bahn zu eröffnen. Die einzelnen deutschen Landesregierungen aber, die, durchdrungen von der hohen Bedeutung des intellectuellen Fortschrittes, Universitäten mit staatlichen Mitteln in's Leben gerufen oder die bestehenden aber infolge der Knappheit der Stiftungsfonds nothleidenden Universitäten durch Staatssubventionen zu neuer Blüthe gebracht hatten, konnten, um nicht ihre Universitäten im Wettbewerbe mit den Schwesteranstalten zurückbleiben zu lassen, nicht umhin, die freiheitliche Entwickelung derselben gutzuheißen. Freilich geschah dies, wie die G. Kaufmann'schen Ausführungen zeigen, nicht ohne wiederholte Rückschläge in das System der staatlichen Bevormundung des Unterrichtsbetriebes, die sich bis in die Mitte dieses Jahrhunderts fortsetzen. Auf dem Sündenregister dieser akademischen Maßregelungen kommt die königl. sächs. Unterrichtsverwaltung insofern ziemlich gnädig weg, als ihr eigentlich nur der Fall des außerordentlichen Professors Biedermann auf's Conto gesetzt wird. Uebrigens aber dürfte die Behauptung Kaufmann's, daß Biedermann „ohne Beachtung auch nur einer Form des Rechtes lediglich, weil seine politische Gesinnung als Mitglied der Kaiserpartei Mißfallen erregte, unter einem der Gerechtigkeit hohnsprechenden Vorwande seiner Professur entsetzt worden sei", kaum dem wirklichen Sachverhalte entsprechen. In Wahrheit ist derselbe aus Anlaß einer über ihn wegen Preßvergehen verhangenen zweimonatigen Gefängnißstrafe von dem Cultusministerium zunächst suspendirt und sodann, unter Aussetzung eines Sustentationsquantums in der Höhe des ihm gewährten jährlichen Gehaltes auf zwei Jahre, aus seinem Lehramte entlassen worden, und diese Entscheidung des zuständigen Ministeriums ist auf eingewendeten Recurs von dem Collegium der in Evangelicis beauftragten Staatsminister sowohl formell als materiell bestätigt worden. Wie wenig hierbei Biedermann's Stellung zur Kaiserpartei des Frankfurter Parlamentes bez. zur Partei des späteren Nationalvereins maßgebend gewesen ist, geht schon daraus hervor, daß seine Reactivirung als Professor der Universität Leipzig im Frühjahr des Jahres 1865, also kurz vor Ausbruch des 1866er Krieges, mithin in einer Zeit erfolgte, in der die Wogen des politischen Kampfes um die Reform der deutschen Verfassung besonders hoch gingen. Allein, ganz abgesehen von diesem Biedermann'schen Falle wird man schon aus allgemeinen Erwägungen den Bestrebungen der Regierungen, sich einen gewissen Einfluß auf die Art und Weise, wie auf den in der Hauptsache mit staatlichen Mitteln unterhaltenen, der Unterweisung der künftigen Beamten, Geistlichen und Lehrer dienenden Hochschulen der Unterricht betrieben werden solle, zu wahren, gewiß nicht alle Berechtigung absprechen dürfen. Und wenn trotz alledem die deutschen Unterrichtsverwaltungen je länger je mehr dazu gelangt sind, den Universitäten in Bezug auf die Einrichtung des Unterrichtes eine nahezu vollständige Autonomie einzuräumen, so muß man darin, nach Paulsen's Ausdruck, mit Recht den Beweis eines großen, ja beispiellosen Vertrauens sowohl in die Urtheilsfähigkeit wie in die Gewissenhaftigkeit der Universitätslehrer erblicken. Aber freilich ist dieses Vertrauen auch nothwendig. Denn die Wissenschaft gedeiht wie die Kunst nur im Hauche der Freiheit. Nur dem vorurtheilsfreien voraussetzungslosen Streben nach Wahrheit sind die höchsten wissenschaftlichen Ziele erreichbar. Nur wo diesem Streben freie Bahn geschaffen ist, werden die Kräfte entwickelt, die solche Ziele erreichen und Männer, die diese Kräfte besitzen, werden nur dann geneigt sein, sie in den Dienst einer Hochschule zu stellen, wenn ihnen die Bedingungen ihrer Weiterentwickelung und Bethätigung gewährleistet werden. Will der Staat solche Koryphäen der Wissenschaft in seinen Dienst ziehen, damit die akademische Jugend von ihnen lerne und den Antrieb eigenen selbständigen Forschens empfange, so muß er ihnen mit vollem Vertrauen entgegenkommen. Daß das in dieser Beziehung den Lehrern der deutschen Universitäten von den Unterrichtsverwaltungen in so reichem Maße entgegengebrachte Vertrauen bisher nicht weggeworfen gewesen ist, dafür spricht die noch immer fortschreitende Blüthe unserer Hochschulen, die der berechtigte Stolz Deutschlands und ein Gegenstand ausländischer Nacheiferung sind. Freilich bringt wie jede Freiheit auch die Lehrfreiheit die Gefahren des Mißbrauches mit sich und es muß fortgesetzte Sorge der Unterrichtsverwaltungen sein, solchen Mißbräuchen zu begegnen. Wenn aber heute die Furcht vor dergleichen Mißbräuchen nicht sowohl bei den Regierungen, als vielmehr in gewissen Schichten des Volkes den Gedanken wachruft, die Lehrfreiheit selbst wiederum zu beschränken, so kann vor derartigen Bestrebungen im Interesse des Gedeihens der Universitäten nicht genug gewarnt werden. Nur mittelmäßige Köpfe lassen sich eine gebundene Marschroute für

*) Die Lehrfreiheit an den deutschen Universitäten im neunzehnten Jahrhundert von Dr. G. Kaufmann, Prof. d. Gesch. a. d. Univ Breslau. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1898. Preis: 80 ₰.

ihren Lehrberuf gefallen und der Schüler merkt nur zu bald, wenn der Lehrer bei dem, was er lehrt, nicht mit voller Ueberzeugung dabei ist. Auch hier gilt Goethe's Wort: „Wenn es Euch nicht vom Herzen kommt, so werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen.“ Die mit obrigkeitlicher Genehmigung vorgetragene Lehre findet taube Ohren und das Gift der Heterodoxie, das aus tausend Canälen dem Studenten zuströmt, erhält bei ihm um so leichter Eingang. Der Zweck, den man erstreben wollte, wird verfehlt, das Gegentheil herbeigeführt. Darum ist jeder directe Eingriff in die Lehrfreiheit vom Uebel und soll nur in dringendsten Fällen dazu verschritten werden. Um so nothwendiger aber erscheint es, daß der Staat bei der Auswahl der Männer, denen er jenes große Vertrauen entgegenbringen soll, das der heutige Universitätslehrer beansprucht und beanspruchen muß, mit der größten Sorgfalt vorgehe. Das Hauptgewicht hierbei ist u. E. auf die Tüchtigkeit des zu Wählenden als Forscher und Lehrer zu legen. Denn bei der an den deutschen Universitäten bestehenden Lernfreiheit der Studenten ist auf einen vollkommenen und nachhaltigen Erfolg der Lehrthätigkeit eines Universitätsprofessors nur dann zu rechnen, wenn er den Studenten durch seine wissenschaftlichen Leistungen Achtung einzuflößen und sie durch die Kraft seines Vortrages zu fesseln versteht. Hiermit hängt es zweifellos zusammen, wenn nach allgemeiner Uebung an den deutschen Universitäten den Neuberufungen von Docenten ein gutachtliches Gehör der Facultät vorauszugehen pflegt. Denn wie man von seinen Fachgenossen in der Regel das beste Urtheil über die wissenschaftliche Tüchtigkeit eines Gelehrten erwarten darf, so haben die Mitglieder der Facultät auch ihrerseits meistentheils ein lebhaftes Interesse an der tüchtigen Besetzung jeder Lücke im Lehrkörper, da von ihr der Besuch der Hochschule zum Theil mit abhängig erscheint. Der Gefahr, daß der maßgebende Einfluß der vorhandenen Professoren bei Neuberufungen einem Coterienwesen und der Bevorzugung einseitiger wissenschaftlicher Richtungen Vorschub leisten könne, wird dadurch begegnet, daß der Vorschlag der Facultät eben doch nur als ein Vorschlag zu betrachten ist. Dies führt zu der weiteren Frage, inwieweit die Unterrichtsverwaltung ihrerseits Gewicht darauf zu legen hat, welche besondere Richtung innerhalb des Gebietes seiner Wissenschaft der zu Berufende verfolgt. Die Ansichten hierüber gehen weit auseinander. Von der einen Seite wird nicht mit Unrecht auf die Unmöglichkeit hingewiesen, die Unterrichtsverwaltung zum wissenschaftlichen Tribunal über die verschiedenen Richtungen zu erheben, die auf dem Gebiete der einzelnen Wissenschaften um die Anerkennung ringen, und betont, daß dieser Kampf auf der Arena der Literatur mit geistigen Waffen entschieden werden müsse, daß die wahre Wissenschaft dem Speere gleiche, der die von ihm geschlagene Wunde heilt, und daß sie bei freier Bethätigung aus sich selbst die Irrthümer überwinde, die vorübergehend Geltung gewinnen. Von der anderen Seite aber wird dagegen hervorgehoben, daß die Universitäten zugleich staatliche Bildungsanstalten seien, auf denen die künftigen Würdenträger des Staates, der Kirche, der Gemeinde ihre Ausbildung finden sollen, und daß der Staat unmöglich ruhig zusehen dürfe, wie von hier aus das Gift gefährlicher Irrthümer den jungen Seelen zugeführt werde. Außerordentlich schwierig erscheint es, in diesem Widerstreit der Meinungen den richtigen Weg zu finden. Indessen herrscht wohl allseitiges Einverständniß darüber, daß auf dem Gebiete der exacten Forschung jede Parteinahme des Staates ausgeschlossen ist. Dies gilt vor Allem von den exacten Wissenschaften im strengen Sinne, Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie. Es gilt weiter im gesammten Bereiche wissenschaftlichen Naturerkennens, also in der Zoologie und Botanik, der Biologie und Physiologie, der Anthropologie und Psychophysik, der Mineralogie, Geologie und Geographie, und den verschiedenen Zweigen der modernen Heilwissenschaft. Es gilt endlich aber auch von denjenigen Wissenschaften, die sich mit dem Leben und Wirken des Menschengeschlechtes auf dieser Erde beschäftigen, also von den verschiedenen Zweigen der Geschichtswissenschaft mit ihren Hilfsdisciplinen, der Philologie, Archäologie u. s. w. Denn diese sämmtlichen Wissenschaften haben im Laufe der Zeit immer mehr den Charakter exacter, auf erweisbaren Thatsachen fußender Forschung angenommen, für die jeder von Außen kommende Einfluß nur schädlich wirken könnte. In der That sind es, wie auch Friedrich Paulsen in seiner oben angezogenen Abhandlung hervorhebt, in der Hauptsache drei Gebiete, auf denen heutzutage das Princip der Lehrfreiheit bestritten und namentlich auch in parlamentarischen Körperschaften die Forderung erhoben wird, daß der Staat sein Absehen auf die Vertretung gewisser Lehrmeinungen seiten der Professoren richten und die Vertreter abweichender Ansichten nicht nur von der Berufung ausschließen, sondern auch, soweit nöthig, von den Kathedern der Universität entfernen müsse, nämlich das Gebiet der Philosophie, der Theologie und der Staatswissenschaften.

Was zunächst die Philosophie betrifft, so glaubt man schon im Interesse der Moral davor warnen zu müssen, daß etwa Philosophen wie Ludwig Feuerbach oder Friedrich Nietzsche auf den Lehrstühlen unserer Universitäten das Bürgerrecht erlangen. Und allerdings sind trotz des tadellosen Privatlebens ihrer Urheber deren Systeme gewissen Giftpflanzen nicht unähnlich, aus denen die einen heilende Arzneien, die anderen tödtliche Gifte gewinnen. Auf der anderen Seite freilich verdient jenes Wort Immanuel Kant's, es sei etwas sehr Ungereimtes, von der Vernunft Aufklärung zu verlangen und ihr doch vorher vorzuschreiben, auf welche Seite sie ausfallen müsse, noch heute Beachtung. Besteht doch gerade das Wesen der Philosophie in der Voraussetzungslosigkeit ihrer Denkbarkeit. Friedrich Paulsen aber hat vielleicht nicht Unrecht, wenn er denen, die ein Ueberhandnehmen der materialistisch-atheistischen Richtung der Philosophie fürchten, zu erwägen giebt, daß sie der idealistischen Philosophie mit der für sie geforderten staatlichen Protection einen schlechten Dienst leisten, weil sie dieselbe dadurch in den Augen der Studenten um den Credit bringen, ohne doch verhindern zu können, daß der verpönte Materialismus als verbotene Frucht mit doppeltem Eifer gesucht und aufgenommen werde.

Etwas anders gestaltet sich die Frage der Lehrfreiheit auf dem theologischen Gebiete. Denn die theologischen Facultäten unserer Universitäten stehen ausnahmslos im Dienste einer bestimmten, an gewisse Bekenntnißschriften gebundenen Kirchenlehre. Hier bestehen also für die Lehrfreiheit feste confessionelle Schranken, die beachtet werden müssen, wenn anders die Facultät ihren Beruf im Dienste der Kirche erfüllen soll, und der Staat, der die Erfüllung dieses Berufes will, hat das Recht und die Pflicht, dafür zu sorgen, daß jene Schranken innegehalten werden. Im Uebrigen kann hier auf dasjenige verwiesen werden, was an dieser Stelle vor Kurzem bei Besprechung der Schrift: „Bekenntnißgebundenheit und Lehrfreiheit unter dem Gesichtspunkte des Rechts“ von Dr. A. Agricola ausgeführt worden ist. Insbesondere aber dürfte eine zu schroffe Geltendmachung des confessionellen Standpunktes gegenüber den Lehrern der evangelischen Theologie von Seiten des Staates oder der Kirche leicht denselben nachtheiligen Einfluß auf die Studenten äußern wie die einseitige Bevorzugung einer philosophischen Richtung.

Die heftigsten Einwendungen gegen die angeblich zu weit getriebene Lehrfreiheit der Universitäten betreffen — und hiermit kehren wir zu der den Ausgangspunkt unserer Darlegungen bildenden Schrift G. Kaufmann's zurück — die Staatswissenschaften und namentlich die Frage, ob ein wissenschaftlicher Anhänger des Socialismus, ein Marxist als Lehrer derselben an einer Universität geduldet werden dürfe. Nicht ohne einen Schein von Berechtigung hält Kaufmann Denjenigen, die diese Frage schlankweg verneinen, entgegen, daß sie dann consequenterweise auch Denen den Zugang zum Universitätskatheder verschließen müßten, die sich zu den Lehren des Syllabus vom 8. December 1864 bekennen. Denn der päpstliche Syllabus verwerfe die allgemeinsten Grundlagen unserer Staatsordnung, die Gewissensfreiheit, die Gleichstellung der Confessionen, das Recht des Staates auf die Schule und die Ehegesetzgebung u. s. w. und sei in seinen Consequenzen für die heutige Ordnung in den deutschen Staaten nicht minder gefährlich wie das Erfurter Programm der Socialdemokratie. Kaufmann kommt deshalb zu dem Schlusse, man möge Jeden, der mit Ernst wissenschaftlicher Erkenntniß auf staatsrechtlichem Gebiete nachgeht, in seinem Lehramte lassen, auch wenn er sich zu marxistischen oder halbmarxistischen Lehren bekenne. Daß er auch gegen die Neuberufung eines solchen Docenten nichts würde einzuwenden finden, darf unbedenklich angenommen werden. Ebenso verlangt Friedrich Paulsen Freiheit für jede ernsthafte Untersuchung im Bereiche der Staatswissenschaften, die auf Wahrheit abzielt, und verweist auf Berkeley's Ausspruch: „wir könnten nicht wünschen die Dinge anders zu sehen, als sie sind, denn unsere Ansichten ändern die Thatsachen nicht.“ Die Zustände unseres Staates und unserer Gesellschaft so sehen zu lehren, wie sie wirklich sind, das könne doch auch auf diesem Gebiete einzig und allein die Aufgabe des Universitätsunterrichts sein. Man kann die Richtigkeit dieses Satzes zugeben und dabei

doch anerkennen, daß der Lehrfreiheit auch auf dem Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften im Interesse der öffentlichen Ordnung gewisse Schranken zu ziehen sind, die übrigens auch von Paulsen a. a. O. berührt werden und die wir in folgender Weise kennzeichnen möchten. Die erste dieser Schranken betrifft die Behandlung des öffentlichen Lebens in der Vergangenheit und Gegenwart, gewissermaßen de lege lata, im Universitätsunterricht und hat einen ausschließlich negativen Charakter. Gewiß kann von dem Universitätslehrer nicht gefordert werden, daß er ein blinder Lobredner der bestehenden Zustände sei. Vielmehr ist es sein Recht, wie seine Pflicht, auch die Mängel und Schwächen dieser Zustände gebührend zu beleuchten. Doch muß er hierbei immer eingedenk bleiben, daß der geltenden Rechtsordnung, so lange sie besteht, seine Zuhörer zu gehorchen haben, ja daß unter ihnen auch solche sich befinden, die künftig berufsmäßig bei ihrer Durchführung und Aufrechterhaltung mitzuwirken haben. Deshalb hat seine Kritik nicht nur alles Gehässige und Aufreizende, das überhaupt in den akademischen Lehrvortrag nicht gehört, sondern im Allgemeinen alles das zu vermeiden, was bei seinen Schülern die Achtung zu beeinträchtigen geeignet erscheint, die der Staatsbürger und vor Allem der Staatsbeamte der Rechtsordnung seines Vaterlandes schuldet. Eine weitere nicht unwesentliche Beschränkung, welcher der staatswissenschaftliche Unterricht auf der Universität zu unterwerfen ist, berührt denjenigen Theil desselben, der von der Zukunft der öffentlichen Zustände, de lege ferenda, handelt, und hat zugleich eine positive Seite. Der Lehrer der Rechts- und Staatswissenschaften hat seine Belehrung neben demjenigen, was ist und gewesen ist, was gilt und gegolten hat, auch auf das zu erstrecken, was sein und gelten soll. Auf diesem Gebiete aber haben sich von jeher utopistische Träumereien breit gemacht, welche nur zu leicht die unerfahrene und schnell erregte Jugend einnehmen und verwirren. Demgegenüber ist es die Pflicht eines besonnenen Staatsrechtslehrers, seinen Schülern ein Zukunftsideal vorzuführen, das auf dem geschichtlich gewonnenen Boden ruht und mit den gegebenen Mitteln und Menschen erreicht werden kann, und wenn er der Vollständigkeit halber und weil es stets nützlich ist, auch die gegnerischen Ansichten zu kennen, jene Utopien und unter ihnen auch den socialistischen Zukunftsstaat seinen Hörern vorführt, so darf dies nicht geschehen, ohne zugleich die Schwierigkeiten, ja Unmöglichkeiten darzulegen, die sich ihrer Verwirklichung entgegenstellen. Sind aber nach den vorstehenden Ausführungen der Lehrfreiheit auf dem Gebiete der Staatswissenschaften in der That gewisse Schranken zu ziehen, so wird sich doch auch hier die Unterrichtsverwaltung vor Engherzigkeit zu hüten haben. Wie auch bei der Auswahl der Staatsrechtslehrer in erster Linie ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit und Lehrbefähigung entscheidend sein muß, so wird zu vermeiden sein, dem ausgezeichneten Professor durch kleinliche Chicanen die Berufsfreudigkeit zu vergällen und die Ergebnisse seiner Arbeit zu vereiteln.

Die weitere von G. Kaufmann andeutungsweise berührte, von Fr. Paulsen ausführlich behandelte Frage, ob ein erklärter Anhänger der Socialdemokratie, auch wenn sein Lehrauftrag keinerlei Berührungspunkte mit der Socialwissenschaft hat, wie dies beispielsweise bei dem bekannten socialdemokratischen Privatdocenten Arons der Fall ist, der sich an der Universität Berlin für Mathematik habilitirt hat, schon wegen seiner Zugehörigkeit zur Socialdemokratie als Lehrer an einer Hochschule nicht geduldet werden dürfe, hängt eigentlich u. E. mit der Frage der Lehrfreiheit nicht zusammen. Denn nicht in die Freiheit des Lehrberufes als solchen soll hier eingegriffen werden. Vielmehr handelt es sich darum, ob es mit den allgemeinen Dienstpflichten eines Docenten vereinbar ist, sich zu den Grundsätzen einer Partei zu bekennen, die der geltenden Staats- und Gesellschaftsordnung offen den Krieg erklärt, mit anderen Worten, ob in der Zugehörigkeit zu dieser Partei ein Dienstvergehen enthalten ist, das die Entfernung vom Amte zur Folge hat. Ganz abgesehen davon, ob im Allgemeinen diese Frage zu bejahen ist, wird man in deren Bejahung und der hieraus gezogenen Folgerung der Entfernung eines socialdemokratischen Docenten aus seinem Lehramte an und für sich einen Eingriff in die Lehrfreiheit ebenso wenig erblicken können, als wenn diese Maßregel wegen irgend eines anderen mit der Ausübung des Lehrberufes nicht im Zusammenhange stehenden Dienstvergehens angewendet wird. Hieraus folgt zugleich, daß unserer Ansicht nach auch in der Unterstellung der Privatdocenten unter eine der für die Professoren geltenden gleichartigen Disciplinargesetzgebungen, wie sie neuerdings in Preußen stattgefunden hat, an und für sich eine Beeinträchtigung der Lehrfreiheit nicht gefunden werden kann. Es schien aber um so nothwendiger, dies an dieser Stelle zu betonen, als vielfach in akademischen Kreisen die Neigung vorhanden ist — auch die Kaufmann'sche Schrift liefert hierfür Beispiele —, jede Maßregelung eines Universitätsdocenten, mag der Grund dazu auch gänzlich außerhalb seines Lehrberufes gelegen sein, als einen Angriff auf die Lehrfreiheit zu betrachten oder wenigstens die Regierung zu verdächtigen, daß es ihr im Grunde genommen nur darum zu thun sei, die Lehrfreiheit einzuengen. Wir halten diese Beschuldigungen und Verdächtigungen in den meisten Fällen für durchaus ungerechtfertigt. Immerhin liefern sie den Beweis, daß man in Hochschulkreisen die Lehrfreiheit als ein überaus kostbares und zartes Gewächs betrachtet, das gegen die leiseste feindliche Berührung sorgfältig zu schützen ist. Und da nach dem oben Bemerkten die Unterrichtsverwaltungen auch ihrerseits Werth darauf legen müssen, daß das Vertrauen in die unbedingte Sicherheit der Lehrfreiheit bei Lehrern und Schülern erhalten werde, so dürfte hierin eine Mahnung liegen, disciplinarische Maßregeln gegen Hochschuldocenten nur in vorsichtigster Weise anzuwenden.

Wir haben im Vorstehenden die G. Kaufmann'sche Schrift nach mehreren Seiten hin zu berichtigen und zu ergänzen versucht. Ihr Schwerpunkt liegt in der Hauptsache auf historischem Gebiete. In dieser Beziehung bieten die ihr angefügten Beilagen: „Auszug aus der Rede König's V. von Hannover bei der Einweihung des neuen Auditoriengebäudes der Universität Göttingen am 27. April 1865 und Schreiben des Senats der Universität Breslau an Professor Fr. Haase und des außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten an den Senat der Universität Breslau aus Anlaß der Maßregelung Haase's wegen des von ihm verfaßten Glückwunschschreibens an die Universität Königsberg und des Verbotes der Vornahme von Ehrenpromotionen ohne vorherige Anzeige an das Ministerium aus den Jahren 1834 und 1844" eine werthvolle Bereicherung, auf die zum Schlusse aufmerksam zu machen nicht unterlassen werden mag.

.

Bücherbesprechungen.

— Vorträge der theologischen Conferenz zu Gießen. XIII. Folge. Religion und Moral. Streitsätze für Theologen von D. Martin Rade, Pfarrer in Frankfurt a. M. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung, 1898. 27 S. 60 ₰. — Wer mit der gegenwärtigen Arbeit der evangelischen Theologie vertraut ist, wird dem Verfasser ohne Weiteres zugeben, daß dieselbe fast durchweg eine historisch-kritische geworden ist und das religiös-ethische oder ethische Gebiet recht brach liegt. Gewiß ist die Arbeit auf letzterem Gebiete um so nöthiger, als die Zeit eine Neugestaltung fast aller Verhältnisse erfahren hat, und die Moral dazu berufen ist, die neue Lebensgestaltung mit ihren Forderungen zu durchdringen; die alte theologische Ethik genügt für die modernen Einzelzustände nicht. Nach Aufstellung dieses Desideriums und mit Zugrundelegung der Bergpredigt, als magna carta der Moral, die zwar nicht in buchstäblicher, aber sinngemäßer Befolgung durchführbar sei, wird für die Identität von Religion und Moral eine Lanze gebrochen. „Glaube ist Liebe", „Religion ist Willenssache", „Wer diesen Standpunkt als Moralismus verdächtigt, beschuldigt auch Christus des Moralismus". Damit wird der verlangten theologischen Arbeit auch der Weg gewiesen. Bei den lutherischen Erkenntnißtheologen wird der Verfasser hiermit sich keinen Beifall verdienen. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß Religion und Moral ein engeres Verhältniß zu einander haben, als ihnen oft vindicirt ist, so ist auf der anderen Seite die Verflachung des religiösen Gehaltes eine drohende Gefahr, der nicht Alle entgangen sind. D. K.

— Die Wissenschaften und die Künste der Gegenwart in ihrer Stellung zum biblischen Christenthum. Zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern. Herausgegeben von Lic. L. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1898. 411 S. 4,50 ℳ, geb. 5,20 ℳ. — Es ist ein dankenswerthes Unternehmen, dessen Fortsetzung der rührige Herausgeber mit dieser Schrift in 16 längeren Abhandlungen bietet. Schon

in seiner „Geschichte der sittlich-religiösen und socialen Entwickelung Deutschlands in den letzten 35 Jahren" hatte er ähnliche Einzelschriften aus den Händen verschiedener Verfasser zusammengestellt. Die Namen seiner Mitarbeiter kennzeichnen den Geist, in welchem das in Frage stehende Werk geschrieben ist. Außer dem Herausgeber selber nennen wir O. Zöckler, M. v. Nathusius, L. Lemme u. A., welche über die Wissenschaften sich verbreiten, Stella, Josephson, Kinzel u. A., welche uns über die Baukunst, Malerei, Musik, über Dichtkunst und Theater der Gegenwart ꝛc. orientiren wollen. Die einzelnen Arbeiten zu beurtheilen, würde hier zu weit führen, wir haben mehrere derselben mit großem Interesse gelesen und können nur wünschen, wie der Herausgeber will, „daß den Christen unserer Tage zur Klarheit verholfen werde über die Frage, welche Stellung die Wissenschaft und Künste der Gegenwart zum biblischen, positiven, in den Erkenntnissen unserer evangelischen Kirche bezeugten Christenthum einnehmen". Es thut noth, bei der Verwirrung, welche heute bei der Werthschätzung besonders der künstlerischen Leistungen herrscht, das Echte und Wahre zu kennzeichnen und das Falsche und Depravirende als solches in seinen Wirkungen aufzudecken. D. K.

— Was treiben die Freimaurer? Kurzer Wegweiser für Laien. Von Dietrich von Oertzen. 4. Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann. — Die Freimaurerei hat seit geraumer Zeit viel an Interesse für die Allgemeinheit verloren. Immerhin beweist die 4. Auflage der vorliegenden Schrift, daß ein solches Interesse doch noch vorhanden ist. Den meisten Lesern, die nicht selbst Freimaurer sind, werden vielleicht die dargestellten Gebräuche neu sein, sonst ist ja fast Alles bekannt. Der Verfasser ist ein ausgesprochener Gegner der Freimaurerei und wenn er selbst im Vorworte zur 3. Auflage sagt, daß er in seinen Ausführungen etwas scharf gewesen sei, so haben wir keinen Grund, daran zu zweifeln. Als feststehend kann angenommen werden, daß Religion und Confession in den Logen ohne Bedeutung sind, daß die Politik zwar ebenfalls keine Rolle darin spielt, aber die liberal-bürgerliche Auffassung vorherrschend ist. Nicht genug scheint uns dagegen betont, daß die Ausübung der Wohlthätigkeit eine Hauptaufgabe des Freimaurerthums bildet und daß Mancher dem Bunde beitritt, wie man eine Police nimmt, um sich für Nothfälle des Lebens zu versichern. Wie man im Uebrigen für die hergebrachten Formeln und Ceremonien als Nichtfreimaurer irgend eine Interesse haben kann, ist uns unverständlich. —tg—

— Die Stadt ohne Kirche, von Henry Drummond, autorisirte deutsche Ausgabe von Julie Sutter. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing, 1898. 65 Seiten; cartonirt 1 ℳ. — In dieser Schrift redet der durch seine Schriften „Das Beste in der Welt", „Das Schönste im Leben" u. s. w. berühmt gewordene Verfasser noch einmal zu uns, wiewohl er selbst schon in die obere Stadt, die keines Tempels mehr bedarf, eingegangen ist. Er legt seiner Betrachtung einige besonders herrliche Verse aus dem letzten Gesichte des Apokalyptikers Johannes (Cap. XXI, 2 und 22, XXII, 34) zu Grunde, welche in den 3 Capiteln: 1. Ich sah die Stadt, 2. Seine Knechte werden dienen, 3. Ich sah keinen Tempel darin, nach allen Seiten erörtert werden. Wie Alles, was der Verfasser schreibt, hat auch dies Büchlein Hand und Fuß, zeichnet sich durch praktische, anschauliche Darstellung aus und dringt auf thätiges, lebendiges Christenthum — das ganze Geheimniß Drummond'scher Theologie! Die Schrift ist besonders für Großstädter werthvoll und will dazu helfen, daß die obere heilige Stadt, das Reich Gottes, herabfahre, eindringe in unsere Großstädte, indem sie einem Jeden seine christlichen Pflichten anweist. Insofern ist sie auch ein trefflicher Beitrag zur Lösung der socialen Frage und kann warm empfohlen werden, wenn auch nicht zu verschweigen ist, daß Drummond nicht selten aus einem einzelnen Schriftworte für unsere Zeit zu viel folgert, also die Hl. Schrift zu modern auffaßt und in Cap. III die christliche Kirche mit der katholischen verwechselt. (S. 44.) R. W.

— Aus Leipzigs Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze von Gustav Wustmann. Neue Folge. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow, 1898. — Der stattliche Band von XIV und 488 Seiten enthält folgende Aufsätze: Zur Geschichte unsrer Straßennamen. — Der Baudirector. — Das Privilegium der Fischerinnung. — Die Anfänge der Nikolaischule. — Luther's erster Bibeldrucker. — Seger Bombeck der Teppichweber. — Eine Leipzigerin unter den schlesischen Dichtern. — Bach's Grab und Bach's Bildnisse. — Friedrich der Große und Gottsched. — Leipziger Pasquillanten des achtzehnten Jahrhunderts. — Ein Original aus den Befreiungskriegen. — Die ersten Entwürfe zu einem Denkmal der Leipziger Schlacht. — Aus Clara Schumann's Brautzeit. — Die Meininger in Leipzig. — Die Gewandhausconcerte. Schon aus diesen Ueberschriften ersieht man, daß die Mehrzahl der Arbeiten zunächst und vorzugsweise für die Geschichte der Stadt Leipzig von Werth sind. Aber nicht wenige dürfen doch auf eine allgemeinere Bedeutung Anspruch machen. Die endgiltige Lösung der oft behandelten Frage nach dem Grabe J. S. Bach's z. B., ebenso die actenmäßige Darlegung des wenig erquicklichen Verhältnisses zwischen Robert Schumann und seinem Schwiegervater Wieck sind doch auch für die Musikgeschichte von Wichtigkeit. Die Unterredungen Friedrich's des Großen mit Gottsched tragen zu dem Bilde des großen Königs wie des literarischen Dictators der damaligen Zeit einige nicht unwesentliche Züge bei. Der Aufsatz über die ersten Entwürfe zu einem Denkmale auf die Leipziger Schlacht hat eben jetzt erhöhtes Interesse, wo die Sammlungen für den gleichen Zweck durch die verdienstlichen Bemühungen des Deutschen Patriotenbundes wieder in lebhafteren Fluß gekommen sind. Jeder aber, der überhaupt Sinn hat für gründliche geschichtliche Untersuchungen, wird von dem ganzen Inhalt des Buches gefesselt werden. Daß die klare und bestimmte, oft auch scharfe Ausdrucksweise, die man von Wustmann gewohnt ist, noch einen Reiz mehr ausmacht, sei nur nebenher erwähnt. Für die Vereinigung der Aufsätze zu einem Buche und für die sorgfältige und geschmackvolle Ausstattung ist man der „Stiftung für die Stadt Leipzig" zu Danke verpflichtet. Der im Jahre 1885 erschienene erste Band der Sammlung ist seit geraumer Zeit bereits vergriffen. Wir zweifeln nicht, daß der zweite Band bald genug dasselbe Schicksal erleiden wird. R. B.

— Russische Sprachlehre in übersichtlicher Darstellung. In Verbindung mit einem Uebungsbuch herausgegeben von A. Fischer, Professor an der Kriegsakademie in Berlin. Verlag von E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1898. — Die vorliegende „Sprachlehre" will einerseits den Bau der russischen Sprache in systematischer Darstellung veranschaulichen, und andererseits will sie, „soweit das überhaupt möglich ist", auch sprechen lehren. Den ersten Theil dieser Aufgabe erfüllt die Grammatik Fischer's in vollkommener Weise. Mit bedeutendem Wissen, großem Fleiß und außerordentlicher Genauigkeit werden uns die einzelnen Bestandtheile der russischen Sprache dargelegt. Der Verfasser beginnt mit dem Verbum, um dann zum Hauptwort, Fürwort, Eigenschaftswort u. s. w. überzugehen. Die einzelnen Capitel erfreuen sich glücklicher Klarheit und offenbaren eine genaue Kenntniß des slavischen Idioms. Aber mir scheint diese „Sprachlehre" allzu genau, allzu eingehend zu sein. Allein dem Verbum sind 80 Seiten gewidmet und 25 davon führen nur die zahllosen Art der Aspecte auf. Ich fürchte, für eine „Sprachlehre", die wirklich „sprechen lehren" will, ist das zu viel des Stoffes, und mancher Lernbegierige wird durch diese Ueberfülle trockenen grammatikalischen Materials von der Benutzung des Buches abgeschreckt. Eine praktische Grammatik für die Gegenwart muß kurz, klar und übersichtlich sein; es genügt, wenn wir die Hauptsachen des Sprachbaues aus ihr kennen lernen, die Feinheiten und Einzelheiten schöpfen wir lieber mit der Zeit aus der Lectüre der Literatur des betreffenden Landes. Wer sich gründlich mit den Bestandtheilen und dem Bau der russischen Sprache vertraut machen will, der findet in Professor Fischer's „Sprachlehre" ein vortreffliches, stets zuverlässiges Lehrbuch. Wer aber dagegen möglichst schnell russisch sprechen lernen will, der wird, fürchte ich, lieber zu einer etwas kürzeren und auch kurzweiligeren Grammatik greifen. Allzu kurzweilig ist auch das erste Heft des „Uebungsbuches" nicht, das der Verfasser als Ergänzung seiner „Sprachlehre" erscheinen läßt. Freilich bringt dies erste Heft ja nur das Uebungsmaterial für den ersten Anfang des Studiums, und es ist anzunehmen, daß seine Fortsetzungen unterhaltsamer und auch literarisch werthvoller sein werden. Die Betonung der russischen Worte hat der Verfasser durch beide Bücher in allen zweifelhaften Fällen angegeben; es wäre vielleicht empfehlenswerth gewesen, schwierigeren Worten auch die Aussprache anzufügen, da diese bekanntlich für jeden russisch Lernenden die Klippe beständigen Anstoßes bildet. E. Höber.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 71. Dienstag, den 21. Juni, Abends. 1898.

Die Goldfelder von Leipzig.

Daß unsere Elster und die Elbe in ihrem Sande Goldkörner führen, ist wohl allgemein bekannt; schon der alte Petrus Albinus erzählt es in seiner „Meißnischen Land und Berg Chronica" vom Jahre 1589 und fügt hinzu: „Desgleichen wäscht man auch Körner in den Bächen, so umb das Schloß Hoenstein an der Elbe über Pirn gelegen, item aus anderen, so über der Elben zwischen dem Stolpen und Dreßden sein." Dasselbe berichtet unser Gewährsmann von Radeberg, Schellenberg, Chemnitz und Leisnig. Besonders reichlich habe man Gold in der Mulde bei Rochlitz gefunden, desgleichen in und außerhalb des Rochlitzer Waldes, habe auch Goldflötzchen um diese Gegend geseift, „und ohnedies, sagt er, sollen auch viel Molchen allda gewesen sein, welches man für ein gewis zeichen und nachrichtung zum Goldbergwerck heltet". Hirten und Jäger hätten damals im Walde ganze Streifen und „Zeinlein" von Goldblech gefunden und solche zum Schmuck an den Hut gesteckt, wie wir heutzutage ein Tannenreis. — So gesegnet ist nun zwar unser Leipziger Boden nicht, immerhin aber reicher, als man gewöhnlich glaubt; denn die Wenigsten, die bisher darüber hingegangen sind, haben wohl geahnt, daß auch der Sand unserer Felder Goldflitterchen enthält und außerdem eine Unsumme winzig kleiner Edelsteinchen. An Sand ist ja bei uns kein Mangel; jeder Schleußenbau und jede Grundgrabung fördert ihn herauf. Bald ist es alter Meeressand aus der Braunkohlenzeit, bald Flußsand, welchen die diluviale Mulde und die Pleiße herzugetragen haben, die beide damals ganz andere Betten inne hatten als heute. Solchen alten Muldeschotter liefern z. B. die Gruben zwischen Abtnaundorf, St. Thekla und dem Berliner Bahnhofe, Pleißesand die am Napoleonsteine und bei Stötteritz. Ein dritter Sand, und zwar der weitest verbreitete ist skandinavischen Ursprungs und stammt von den zahlreichen nordischen Blöcken, welche die diluvialen Gletscher einst aus dem südlichen und mittleren Schweden bis zu uns trugen und bei ihrem Rückzuge zum größten Theil zerrieben als Grundmoräne — unser Geschiebelehm — zurückließen. Wasser und Wind haben diese dann ausgewaschen und ausgeblasen und so zu demjenigen Sande umgearbeitet, welcher heute über dem Geschiebelehm liegt und „Decksand" genannt wird. Mächtige Anhäufungen desselben bilden die Rückmarsdorfer Höhen mit dem Bienitz, die langgezogenen Bodenwellen von Lindenthal-Breitenfeld, die dünenartigen Höhenzüge von Taucha und dem Monarchenhügel. Und innerhalb dieses weiten Ringes heben sich aus der Ebene zahlreiche kleine, flache Kuppen, deren schönste die Kirche zu St. Thekla trägt. Wir wollen zu unseren Studien diejenige wählen, welche der Fahrweg von Mölkau nach Paunsdorf überschreitet, und gleich die erste Sandgrube östlich vom Wege aufsuchen, weil sie den reinsten Sand und die wenigsten Blöcke enthält. Die bunte Streifung der Wände wird durch gröberes oder feineres Korn und mehr oder minder intensive Braunfärbung der einzelnen Schichten hervorgerufen. Die Art und Weise, wie die Bänder verlaufen, zeigt dem mit dergleichen Dingen Vertrauten, daß die ganze Sandablagerung von einem Wasser mit rasch wechselnder Stärke und veränderlichem Bett und zu einem geringen Theile auch vom Winde zusammengetragen wurde. An der Nordwand der Grube, gegen Paunsdorf hin, sind prächtige Miniaturverwerfungen zu sehen; auf eine Strecke von wenigen Metern erscheinen die festeren braunen Sandbänder scharf wie mit einem Messer in einzelne Theile zerstückt, welche längs der entstandenen Spalten treppenartig aneinander abgerutscht sind. Doch wollen wir uns weder hierbei noch bei den Spuren der modellirenden Wirkung des Windes noch auch bei den allerliebsten cañonartigen Bildungen aufhalten, welche das Wasser namentlich zur Zeit der Schneeschmelze herausarbeitet, sondern wir nehmen uns eine genügende Partie des lockeren weißen und des festen braunen Sandes mit, um zu sehen, was er Alles enthält. Dazu giebt es verschiedene Wege. Man kann einen Theil nach dem anderen auf dem Objectträger unter dem Mikroskope durchsuchen und die fremden Körner herauslesen; dies ist zeitraubend und langweilig, weil ca. 95% des ganzen Sandes aus Quarz und Feldspath bestehen. Viel eher kommt man zum Ziele, wenn man durch Schlämmen und Waschen den leichten Quarz und Feldspath entfernt. Man braucht nur in einer flachen Schüssel eine Menge des Sandes mit Wasser herumzuschwenken und die flottirenden Quarzkörner mit einer geschickten Bewegung nach und nach über den Rand zu befördern, und man wird bald sehen, wie sich am Boden der Schüssel ein schwarzer, schwerer Sand ansammelt, der „Goldschwanz" der Erzwäscher. Er enthält zwar immer noch eine Menge Quarz, aber bei Weitem nicht in so störender Fülle wie vor dem Waschen. Zu einer völligen Trennung der schweren und leichten Gemengtheile müßte man sich einer schweren Flüssigkeit bedienen, etwa der Thoulet'schen Kaliumquecksilberjodidlösung vom spec. Gew. 3,1. Aber die Lösung ist theuer; 100 g davon — und das ist eine sehr geringe Menge — kosten schon 5 ℳ, und soviel ist das Gold sammt den Edelsteinen nicht werth, die wir herauswaschen würden. Der braune Sand läßt sich nicht so ohne Weiteres waschen. Jedes Körnchen ist nämlich, wie man unter dem Mikroskope leicht erkennt, von einer rostbraunen Hülle umgeben, welche alle weitere Beobachtung unmöglich macht. Kocht man aber diesen Sand mit stark verdünnter Salzsäure, wäscht ihn dann so lange aus, bis das abfließende Wasser keine Spur der Säure mehr enthält, und trocknet ihn, so wird er ebenso unschuldig weiß wie der andere. Das braune, die Sandkörner verkittende Bindemittel ist Eisenhydroxyd, und so reichlich findet es sich in den dunkelbraunen Lagen, daß man aus 1 kg Sand bis zu 7 g metallisches Eisen gewinnen kann. Jeder Lastwagen, der seine zwei Tonnen Sand geladen hat, führt also einen Eisenblock von mehr als ¼ Ctr. mit sich, und es läßt sich leicht denken, welch Tausende von Centnern nur in der nächsten Umgebung Leipzigs im Sande liegen.

Wo kommt aber all das Eisen her? Der ganze Sand ist, wie schon gesagt, aus der Zertrümmerung nordischer Gesteine entstanden; allenthalben stecken noch unzerriebene Gerölle und Blöcke in den Wänden der Grube: buntfarbige Granite und Gneiße, Quarzite, dunkelgrüne Amphibolgesteine, dunkle Diabase, Feuersteine, Korallen und muschelführende Kalke u. a., alle glatt polirt und z. Th. noch mit den Schrammen versehen, die sie erhielten, als sie eingefroren in der Gletschersohle über andere Felsstücke hingeführt wurden. Einzelne dieser Blöcke sind so verwittert und mürbe, daß sie bei dem Versuche, sie aus der Wand zu lösen, oder unter einem einzigen Hammerschlage zu Sand zerfallen. Alle diese Gesteine führen winzige Körnchen von Magneteisenerz; die Dünnschliffe der dichten Diabase z. B. sehen unter dem Mikroskope wie besät mit schwarzen Körnern aus. Es sind zwar gewöhnlich nur Partikelchen von etwa 0,025 mm Durchmesser, so daß man also 40 aneinanderreihen müßte, um nur die Länge von 1 mm zu erhalten; dafür liegen aber auf 1 qmm gegen 100 Stück. Sie liefern bei ihrer Verwitterung jenes Brauneisen. Ein anderer Theil desselben entstammt den weit verbreiteten dunklen, eisenhaltigen Gemengtheilen: dem schwarzen Glimmer, der Hornblende, dem Augit und Olivin, die einen beträchtlichen Theil der Granite, Gneiße, Amphibolite und Diabase ausmachen. Das letztgenannte Gestein und der ganz ähnlich zusammengesetzte Gabbro führen Eisenkies und bronzegelben Magnetkies, die beide bei der Verwitterung Brauneisen geben. Diese beiden Mineralien sind deswegen von besonderem Interesse, weil das erstere nicht

selten Spuren von Gold und Silber, oft auch von Kupfer, Kobalt und Arsen enthält, während der skandinavische Magnetkies durch seinen Gehalt an Nickel bekannt ist. Spuren von Mangan lassen sich in den braunen Sandlagen ohne Schwierigkeit nachweisen, und außerdem werden, wie Sandberger dargethan hat, bei der Zersetzung von Glimmer, Augit und Hornblende kleinste Mengen von Blei-, Wismuth- und Antimonverbindungen frei. Welch eine lockende Zukunft öffnet sich Angesichts dieses überraschenden Metallreichthums für unsern Sand! Man muß zugeben: alle Bedingungen für die Bildung von Erzgängen sind vorhanden. Es fehlt nicht an Spalten, wie man aus den Verwerfungen ersieht, auch nicht an Metallsalzlösungen, nicht an Material für die prächtigen Gangmineralien, welche meist die Erze zu begleiten pflegen. Kohlensaurer Kalk z. B. ist so reichlich vorhanden, daß manche der weißen Sandlagen mit Säuren stark brausen. Phosphorsäure und Fluor liefert der in den Gesteinen so weit verbreitete Apatit, Kieselsäure die Feldspathe. Aus all diesem können die schönsten Kalkspath-, Quarz- und Flußspathstufen nebst einer Reihe anderer Mineralien hervorgehen, wenn erst unser Sand so alt sein und alles das erfahren haben wird, was der Gneiß des Erzgebirges durchgemacht hat. — Wenn wir nun den ausgewaschenen und getrockneten schweren Sand weiter untersuchen wollen, so probiren wir es zunächst mit einem Hufeisenmagneten. Es gelingt leicht, eine ganze Menge schwarzer Körner herauszuziehen; unter dem Mikroskope betrachtet sind sie absolut undurchsichtig und an einzelnen Flächen stark bläulichweiß metallglänzend. Es ist Magneteisenerz, meist titanhaltig, das Märchengestein vom Magnetberg. Ein Hirt soll es, wie Plinius erzählt, auf dem Berge Ida entdeckt haben, als die Nägel seiner Schuhe und die Eisenspitze seines Stabes hängen blieben. — In dem übrigen Sande findet man weiter undurchsichtige Körner mit ganz ähnlichem Metallglanz, die aber vom Magnetstabe nicht angezogen werden. Sie gehören dem Titaneisen an, einem weitverbreiteten Gemengtheile der Diabase und Amphibolite. Wer Glück hat, findet jetzt auch ein oder zwei Goldflitterchen, die sich durch ihren eigenartigen Glanz von allen ähnlich gelben Mineralien unterscheiden. Dicht gesäet liegen sie leider nicht. In 4 Säcken Sand wurden nach achttägigem Waschen nur 3 winzig kleine Körnchen gefunden, dem bloßen Auge eben noch als leuchtender Punkt erkennbar. Aber es war richtiges, echtes Gold, welches heiße concentrirte Salpetersäure standhaft aushielt; das vermag kein Schwefelkies. Eine weitere Menge Sand ergab nach dem Auswaschen ein negatives Resultat; es sei dies ausdrücklich bemerkt, um jedem Goldfieber vorzubeugen. Interessant ist nur das Vorhandensein von Gold an und für sich im Leipziger Sande; um technischen Werth zu haben, müßte die Tonne Sand bei billigen Arbeitskräften, reichlichem und nahe gelegenem Wasser u. s. w. mindestens 8 g Gold ergeben. Vielleicht liefert der alte Muldesand oder der Seesand, die demnächst untersucht werden sollen, günstigere Resultate. — Die Quarzkörner des Mölkauer Sandes, fast alle rund geschliffen, liegen unter dem Mikroskope so wasserhell und klar wie Krystall-Eierchen, und es ist leicht begreiflich, wie die Alten auf den Gedanken gekommen sind, die Bergkrystalle entständen aus reinem, himmlischen Wasser; der eine (Diodorus Siculus) behauptet, sie seien durch die Kraft eines göttlichen Feuers fest geworden, während ein anderer (Seneca) die Hartnäckigkeit längerer Kälte in Anspruch nimmt, und Plinius schreibt: „. . . glaciemque esse certum est." Daß auch Konrad v. Megenberg in dem ältesten deutsch geschriebenen Naturgeschichtswerke „Buch der Natur", 1350, schreibt: „Crystallus der Stain wirt auz eis", darf uns nicht wundern, wohl aber, daß Linné noch der Ansicht ist: „. . . natus ex aqua aetherea". — Wir finden übrigens gar nicht selten in den Quarzkörnern kleinste Wassertröpfchen von wenigen Tausendstel Millimeter Durchmesser, die gewöhnlich noch ein kleines Luftbläschen enthalten, welches rastlos darin herumwirbelt. Dadurch kennzeichnet sich der Quarz als solcher aus dem Granit und dem Gneiß. Auch in den Quarzkörnern unserer Trottoirplatten finden sich solche winzige Wassertröpfchen mit Libelle zu ungezählten Tausenden. Aus Granit und Gneiß stammt auch die Hauptmenge der Feldspathkörner des Sandes, die wie im Gestein bald schneeweiß, bald gelblich oder fleischroth aussehen. Sie sind indessen weit seltener als Quarz, weil sie unter dem Einflusse der circulirenden Wässer leicht einer völligen Zersetzung in weichen, zerreiblichen Kaolin verfallen, während der Quarz gegen derartige Angriffe so gut wie unempfindlich ist. Die Feldspathkörner sind deshalb auch immer trübe; an einzelnen erkennt man aber im polarisirten Lichte sehr gut die bunte Zwillingsstreifung, durch welche sie sich als Plagioklas verrathen; eine bunte Gitterung kennzeichnet andere als Mikroklin, das Fehlen beider Merkmale verweist auf Orthoklas. Aus den Granit- und Gneißgeschieben stammt auch der Glimmer, dessen silberglänzende, blitzende Schüppchen man schon mit bloßem Auge im Sande bemerkt. Das ist der Muskovit, das „felium argentum", Katzensilber, der alten Mineralogen und der widerstandsfähigste aus der ganzen Sippe. Schon sein nächster Verwandter, der schwarzbraune Biotit, ist immer nur in mehr oder weniger angegriffenem Zustande zu finden. Er bleicht sehr rasch und ahmt dann in einem gewissen Stadium Glanz und Farbe des Goldes so täuschend nach, daß nicht nur der Neuling im Goldwaschen nach den leuchtenden Flitterchen fahndet. Mit der Zeit bleicht unser Glimmer vollständig und ist dann nur auf chemischen und optischen Umwegen vom Muskovit zu unterscheiden. Viel seltener findet man im Sande einen dritten Glimmer, den grünen Chlorit, leicht kenntlich an seinen lavendelblauen Polarisationsfarben. — Nächst den genannten Mineralien sind dunkelgrüne Hornblendekörnchen am häufigsten vertreten, die größtentheils von zerfallenen Amphiboliten und Amphibolschiefern herstammen. In den Wänden der Sandgrube und auf dem Boden begegnet man auf Schritt und Tritt diesen dunkelgrünen, gewöhnlich durch Feldspath weiß gesprenkelten Geschieben, die nahezu den 5. Theil sämmtlicher Rollstücke ausmachen. Viel seltener findet man unter den Sandkörnern Splitterchen von Augit; dies dunkelbraune, an den dünnen Rändern mit einem Stich ins Violette durchschimmernde Mineral hat vorzugsweise der Diabas geliefert, ein dunkles, fast schwarzes Gestein, welches viel zu Grabplatten und Architekturzwecken verwendet wird, da es prächtige Politur annimmt. An den niedrigen Säulen rings um das Siegesdenkmal kann man es mit großen Körnern von speisgelbem Schwefelkies sehen, in sammetschwarzen Platten auch rings um die Hausflur im „Thüringer Hof". Die Steinmetzen nennen es „schwedischen Granit" — sie nennen überhaupt die verschiedensten körnigen Dinge „Granit", die gar nichts damit zu thun haben. In den Sandgruben gehört der Diabas zu den selteneren Funden; unter 100 Geschieben trifft man im Durchschnitt nur 1—2 (Granite und Gneiße aber ca. 56). Nach dem Pleochroismus zu urtheilen, glaubt man ganz vereinzelte Körner als rhombischen Pyroxen zu erkennen, etwa als Hypersthen, wie er sich in den seltenen Noritgeschieben findet; doch ist an den unregelmäßigen Körnern in diesem Falle eine sichere Bestimmung nicht möglich. — Weiterhin fallen gelblich-grüne oder lebhaft zeisiggrüne Körner im Sande auf, die im polarisirten Lichte die leuchtendsten bunten Farben zeigen. Es ist Epidot, der sich fast regelmäßig in Amphibolgesteinen als Umwandlungsproduct der Hornblende, seltener der Kalk-Natronfeldspathe findet. Er durchzieht aber auch in Haardünne bis zu Bändern von Handbreite manche der mächtigen Granit- und Gneißblöcke. Ferner bemerkt man im Sande gelbrothe bis rothbraune Säulchen von Rutil, stark lichtbrechend und an den Enden abgerollt. Dies im auffallenden Lichte fast metallglänzende Mineral aus den Gneißen und Amphibolschiefern ist nicht nur wegen der 61% Titansäure bemerkenswerth, die es enthält, sondern auch wegen seiner Zwillingskrystalle, die als zierliche Herzchen erscheinen. Viel lichter gelb und nur in Splittern trifft man den Staurolith, ein Mineral, welches namentlich in Glimmerschiefern zu Hause ist. Der Name Staurolith spielt auf die kreuzförmigen Zwillinge an; man hat auch versucht, ihn Taufstein zu nennen, „weil man ihn, sagt Cronstedt, den Kindern nach der Taufe umhing".

Wir wollen uns nun nach den Edelmineralien im Sande umsehen. Da sind zunächst hellrosenrothe Splitterchen, stark lichtbrechend, unter gekreuzten Nicols völlig dunkel. In ihrem Innern sieht man zuweilen Gasporen, meist eirund, selten einmal in der Form zierlicher Rhombendodekaeder. Alles dies weist darauf hin, daß wir Granat, und zwar den edlen Almandin vor uns haben. Man braucht in der Sandgrube nicht lange nach den Gesteinen zu suchen, von welchen er herstammt. Granat führende Gneiße aus Södermanland haben den Hauptantheil geliefert. In manchen dieser Stücke, wie man sie aus dem Sande aufliest, stecken haselnußgroße Granaten frisch und roth so dicht, daß man allein an der Oberfläche eines faustgroßen Gneißstückes 20 und mehr zählt, die dazwischen verstreuten, stecknadelkopfgroßen gar nicht mit gerechnet. Und wer Glück hat, findet wohl auch einmal einen Gneißblock mit Granatnestern vom Umfange eines Zweimarkstückes, zwischen welche eine Unmenge kleiner, blutrother Körner

so dicht verstreut ist, daß einzelne Lagen des Gesteins von ihnen geradezu erfüllt sind. Ein derartiger Block von Armlänge lag vor einem halben Jahre — und liegt vielleicht noch — in Kleinwiederitzsch an der Straße beim Gasthofe unter anderen großen Geschieben. Indessen ist ein so verschwenderischer Reichthum an Granat nur Ausnahme. Meist sind es Körner von 2—3 mm Durchmesser bis zum Bruchtheil eines Millimeters herab; aber 10—12 Stück auf dem Raume eines qcm kann man gar nicht selten zählen. Leider lassen sich weder die großen, noch die kleinen zu Schmuckzwecken verwerthen. Sie sind derart mit unregelmäßigen Sprüngen durchzogen, daß sie bei dem Versuche, sie aus dem festen Gestein herauszulösen, in Splitter zerfallen. Und weiter zeigt das Mikroskop, daß sie in der Regel viele kleine, runde Quarzkörnchen im Innern enthalten. Neben dem Granat trifft man im Sande häufig ebenso stark lichtbrechende, blitzende, wasserhelle Säulchen von Zirkon und Hyacinth — beides Namen für verschiedene Krystallformen eines und desselben Edelsteins. Die kleinen, quadratischen Säulchen, beiderseits in Pyramiden endigend und prächtig bunt im polarisirten Lichte, sind manchmal noch modellscharf erhalten, öfter aber ein wenig an Kanten und Ecken abgerollt. Sie liegen zu Tausend und wieder Tausend in den Granit- und Gneißgeschieben, und fehlen auch im Amphibolit, im Quarzit und im Porphyr nicht. Auch die Granitplatten unseres Trottoirs enthalten sie in unerwartet reicher Menge. Zwar sind die Säulchen im Durchschnitt bei 0,03 mm Dicke nur 0,05 mm lang, so daß 20 von ihnen aneinandergelegt erst den Raum von 1 mm füllen, aber auf 1 qcm Fläche liegen ihrer im Mittel etwa 30, und das giebt für die Oberfläche einer mittelgroßen Trottoirplatte (1,80 × 0,65 m) die ganz ansehnliche Summe von rund 370 000 Edelsteinchen, von denen wir mit jedem Fußtritte gegen 6000 decken. Fast ebenso reich an Zirkon ist der dunkle, pyroxenführende Quarzporphyr, der Pflasterstein unserer Straßen; die Edelsteinchen sind hier etwas größer als im Granit: 0,07 mm Länge und 0,04 mm Dicke sind die Durchschnittsmaße; einzelne erreichen die doppelten Dimensionen. Auf 1 qcm entfallen 22, auf die Oberfläche eines mittelgroßen Pflastersteines (d. h. die der Straße zugekehrte, oberste Fläche) ca. 6000, und wer das Porphyrpflaster betritt, der bekommt bei jedem Schritte nahezu 4300 Zirkonkryställchen unter die Sohle. Nun wissen wir auch, warum das Leipziger Pflaster so theuer ist. Wir finden aber im Sande noch Kostbareres; denn auch der nach dem Diamant werthvollste Edelstein, der Korund, ist in vereinzelten Körnern vertreten. Die edelste Varietät, den Rubin, wird man freilich vergebens suchen, aber den blauen Saphir trifft man. Wenn er auch im Gestein recht selten auftritt und nur mehr gelegentlich einmal in Graniten und Contactgesteinen vorkommt, so eignet er sich doch durch seine bedeutende Härte, in der er alle anderen bisher genannten Mineralien übertrifft, sowie durch seine Unangreifbarkeit von Säuren aller Art vorzüglich zur Conservirung im Sande. Das Drängen und Schieben hat ihn wenig berührt; das sieht man an den scharfkantigen Splittern; und die mit Kohlensäure beladenen Sickerwässer, denen die Feldspathe, der schwarze Glimmer, die Hornblenden und Augite und das Magneteisen ziemlich rasch verfallen, vermögen unserem Edlen nichts anzuhaben, und unangefochten geht er seiner besseren Zukunft entgegen. Die Bewohner von Pegu in Hinterindien glauben nämlich, er reife in der Erde, sei erst farblos und unreif und werde dann gelb, grün, blau und schließlich roth. Wenn das wahr ist, dann ist unser Korund auf dem besten Wege Rubin zu werden; blau ist er schon. — Noch eines merkwürdigen Minerales aus dem Sande müssen wir gedenken; es sind die gelbbraunen Säulchen des Turmalins, merkwürdig nicht nur wegen der überaus kräftigen Lichtabsorption in gewissen Lagen, sondern mehr noch wegen seiner thermoelektrischen Eigenschaften; diese sind nahezu 200 Jahre bekannt. In einem seltenen Buche: „Curiöse Speculationes bey Schlaflosen Nächten zu eigener nächtlicher Zeit-Verkürzung aufgezeichnet von einem Liebhaber, der Immer Gern Speculiret", Leipzig, 1708, wird erzählt, daß Anno 1703 die Holländer einen von Zeylon kommenden Edelstein, mit arabischem Wort Turmale genannt, mitbrachten, welcher die Eigenschaft habe, daß er die Torfasche auf der heißen Torfkohle nicht allein wie ein Magnet das Eisen an sich ziehe, sondern auch solche Asche zu gleicher Zeit wieder von sich stoße. Er wurde deswegen von den Holländern „Aschentrecker" genannt, rund geschliffen und in den Handel gebracht, um das Phänomen zu zeigen, da er für Juwele zu wenig Glanz besaß. — Diesen Turmalin nun findet man hin und wieder im Gneiß, im Glimmerschiefer und in contactmetamorphen Gesteinen. Auch gewisse Granite enthalten ihn in verstreuten Säulchen oder als ganze „Turmalinsonnen", das heißt radialstrahlige Anhäufungen der glänzend schwarzen Stengel, die bisweilen mehr als Kopfgröße erreichen. Weiter begegnet man dem Turmalin besonders auf Spaltausfüllungen, und hier nicht nur dem schwarzen, sondern auch den selteneren gelben und grünen Varietäten und dem gesuchten und geschätzten Rosaturmalin. — Die Reihe der Sandmineralien ist damit noch nicht zu Ende. Außer dem verworren filzig-faserigen Sillimanit und den blaßblauen Täfelchen von Cyanit giebt es noch fünf oder sechs andere Mineralien, deren Bestimmung bis jetzt noch nicht geglückt ist. Auffallen muß es, daß sich kein Titanit gefunden hat, der doch in den Amphiboliten, in den Hornblendegraniten und Hornblendegneißen reichlich genug vorhanden und gegen Verwitterung weit widerstandsfähiger als z. B. Feldspath und Glimmer ist. Daß sich ferner der blaue Cordierit nicht findet, liegt an der leichten Zersetzbarkeit desselben; Gleiches gilt von dem grünen Olivin und dem blutrothen Eisenglanz. Und noch ein seltsames Mineral hat sich verloren: der Orthit. Man begegnet seinen braunen Körnern hin und wieder, aber immerhin selten, im Granit. Man sieht es dem unscheinbaren Dinge nicht an, daß es außer Kieselsäure, Thonerde, Eisen, Mangan, Kalk, Magnesia und Wasser auch noch die 4 seltenen Elemente Cer, Didym, Lanthan und Yttrium enthält. Aber auch ohnedem ist unser Sand von allen bisher untersuchten der zweitreichste an verschiedenen Mineralien. Man ist erstaunt, beim Durchblättern der diesbezüglichen Literatur so große Eintönigkeit zu finden. So werden z. B. aus französischem Meeressand 6, aus belgischem 8, aus Wüstensand (Sahara) 9, aus altem Seesande in der Rheinprovinz 11, aus Dünensand von Scheveningen 22 Mineralarten aufgezählt, und nur der Sand aus dem Unterlaufe des Tessin mit 27, die höchste zur Zeit bekannte Zahl, übertrifft unseren Leipziger Decksand mit seinen 22 bekannten und einigen unbekannten Mineralien. Alle Farben sind in dem reichen Schmucke vertreten: Weiß durch viele Feldspathe und Sillimanit; Schwarz durch Magnet- und Titaneisenerz; Roth durch Granat und manche Orthoklase; Gelb in verschiedenen Nuancen durch Staurolith, dünnen Rutil und Gold; Hell- und Dunkelgrün durch Chlorit, Hornblende und Epidot; Blau durch Korund, Cyanit und wenige Turmaline, Braun durch Biotit, Augit und Turmalin; die übrigen Mineralien sind farblos. — Und nun sage noch Einer, daß unser farbenprächtiger, mit Gold und Edelsteinen geschmückter Sand langweilig sei.

Dr. R. Reinisch.

Bücherbesprechungen.

— D. P. Bard, Oberkirchenrath zu Schwerin, **Papst oder Bibel?** Vortrag. Schwerin i. M., Verlag von Fr. Bahn. 23 S. 50 ₰. — Die aufgestellte Alternative bringt den Unterschied der römischen und lutherischen Confession zum klaren Ausdruck. Die Stellung Roms, die Ueberordnung der kirchlichen oder päpstlichen Autorität über die der Schrift, überhaupt die Infallibilität des Papstes wird trefflich widerlegt; besonders werden die notorischen Widersprüche der Päpste untereinander in Sachen der Lehre (ganz abgesehen von den nur gestreiften sittlichen Defecten mancher) auf Grund der geschichtlichen Thatsachen beleuchtet. Wir wünschen dem Vortrag die Beachtung, die er verdient. D. K.

— **Das Vatikanische Bild** oder: Du sollst keine andern Götter haben neben mir! Erinnerungen an eine Romfahrt von **Albrecht Schoeler**, Professor der Theologie und Pfarrer. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1898. 1 ℳ. — Unter dem vatikanischen Bilde versteht der Verfasser hier die im Saale der unbefleckten Empfängniß auf der Hauptwand angebrachte Darstellung von der Verkündigung dieses Dogmas durch Pius IX. Ueber dieser Gruppe schwebt auf dem Bilde ein himmlisches Oberbild, auf dem die Jungfrau Maria zwischen Gott Vater und Sohn thatsächlich wie die göttliche Hauptperson erscheint. Daß sie der neuere Katholicismus dazu gemacht hat und seine Lehre und Verkündigung lediglich auf ihre Verherrlichung hinausläuft, das weist der Verfasser aus dem Katechismus Bellarmin's und anderen Schriften und Bekanntmachungen der päpstlichen Kirche

überzeugend nach. In diesem Theile des Schriftchens findet sich Manches, das für viele Leser als neu bezeichnet werden kann. Angefügt ist das Alles an einen Bericht, den der Verfasser über eine Romreise im Jahre 1884 geschrieben und seinen Behörden eingesandt hatte. Seitdem ist er in mancherlei Kampf wider die Ultramontanen verwickelt, gelegentlich auch an allzu scharfem Vorgehen verhindert worden. So giebt er jetzt jenen, allerdings sehr deutlichen, von protestantischer Entrüstung erfüllten Bericht unverändert heraus wie eine Art wuchtigen Hieb auf das Haupt der Gegner. Wir haben dawider nichts, wohl aber werden viele Leser mit uns übereinstimmen, wenn wir sagen, daß das Ganze aus anderen Gründen eine Umarbeitung hätte erfahren müssen. Es trägt den Stempel der sachlichen und formalen Unreife. B. K.

— *Die Anfänge der heiligen Geschichte* nach dem ersten Buche Mosis betrachtet von *Heinrich W. J. Thiersch.* 3. Aufl. Basel, P. Kober, C. F. Spittler's Nachfolger, 1898. — Der Verfasser dieses fast 400 Seiten umfassenden und mit Vorwort und Sachregister versehenen Buches ist der geistvolle Bruder unseres früheren großen Leipziger Chirurgen Thiersch, jener vielversprechende Professor der evangelischen Theologie, der leider an der Klippe des Irvingianismus gescheitert ist. Das Buch selbst ist im Jahre 1869 unter dem Titel „Genesis“ zuerst herausgegeben worden und erscheint nun jetzt in 3. Auflage unter der Aegide des Professors v. Orelli in Basel. Gleich den Magnalia Dei Herberger's enthält es eine moralische und allegorische, durchaus praktische Auslegung des 1. Buches Mosis, es will ein Gegengewicht gegen die materialistische und darwinistische Auffassung der Urgeschichte der Welt sein. Wenn es auch keine wissenschaftliche Bedeutung besitzt, so ist es um so werthvoller für fleißige Bibelleser, die tiefer gegründet sein wollen, nur müssen sie jederzeit sich den eigenthümlichen irvingianischen Standpunkt des Verfassers vorhalten, um nicht irregeführt zu werden. Abgesehen davon ist diese Auslegung der Genesis sehr fließend und klar geschrieben, tief erbaulich, reich an köstlichen Gedanken und biblischen Beziehungen. Sie behandelt in 3 Haupttheilen (Urgeschichte, Erzväter, Joseph) und 58 Capiteln die Hauptsachen der Genesis. In jedem Capitel werden wieder drei oder mehrere Hauptpunkte hervorgehoben, um die sich die Betrachtung krystallisirt, solche sind z. B. in Cap. 1 (von der Schöpfung): Die Anbetung Gottes, der Rathschluß seiner Offenbarung im Menschensohne, ein Unterpfand der künftigen Vollendung seines Reichs. Als ein Beispiel der vielen geistvollen Bemerkungen des Verfassers möge der Satz gelten: „Der Grund des Unglaubens in unserer Zeit liegt nicht in der zunehmenden Kenntniß der natürlichen Dinge, sondern in der abnehmenden Wärme des Herzens“ S. 4. Und als ein Beispiel seiner oft zu weit gehenden typischen Auslegung diene die Behauptung, daß die Welt wahrscheinlich 6000 Jahre bestehe, entsprechend den 6 Schöpfungstagen und dem Worte 2. Petri 3, 8: „Tausend Jahre sind vor dem Herrn wie ein Tag und ein Tag wie tausend Jahre.“ Da nun 4000 Jahre(!) bis auf Christi Geburt verflossen seien und seitdem fast 1900 Jahre, so werde der König des Friedens sich bald offenbaren, zumal da das 6. Jahrtausend um der Auserwählten willen verkürzt werde (S. 7). Hier verfällt Thiersch schon bei dem 1. Cap. Mos. dem Grundirrthume seiner Gemeinde von der unbedingt baldigen Wiederkunft des Menschensohnes, er betrachtet auch schon die Anfänge der Menschheit im Lichte seiner Eschatologie und läßt die geschichtliche Entwickelung der Offenbarung und des Heils nicht immer zu ihrem Rechte kommen. R. W.

— *Russisch-deutsche Handels-Correspondenz.* Zum praktischen Gebrauch für Deutsche und Russen, von L. A. *Hauff.* Wien, Pest, Leipzig; Verlag von A. Hartleben. — Die mehr und mehr bemerkbar werdende Lücke, der Mangel einer deutsch-russischen Handelscorrespondenz, an der sich der fremden Sprache nicht völlig Mächtige schulen und die sie benutzen konnten, wird durch das vorliegende Buch in anerkennenswerther Weise ausgefüllt. An praktischen Beispielen, die dem thatsächlichen geschäftlichen Verkehr entnommen sind, kann hier der deutsche wie der russische Kaufmann lernen, in welchen Formen und in welchen Worten und Wendungen er mit dem Geschäftsfreund im anderen Lande zu verkehren hat. Circulare, Formulare und Briefe jeder geschäftlichen Art finden wir in diesem handlichen Buch, in ausgezeichneten und dem Sprachgebrauch entsprechenden Ausdrücken (deutsch wie russisch) verfaßt und übersichtlich geordnet. Der deutsch-russische Handel und Verkehr haben ihre ganz eigene Entwickelung und ihre ganz eigenen Formen; ihre Correspondenz konnte nur klar zur Anschauung gebracht und zur Belehrung dargestellt werden, indem man sich an praktische Beispiele anschloß und bei gründlicher Kenntniß beider Sprachen aus diesen Mustern eine glückliche Auswahl traf. Diese Aufgabe hat der Verfasser treffend gelöst und so darf sein Buch allen kaufmännischen Kreisen empfohlen werden. E. H.

— Seit der Gründung der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte haben die Studien zur Geschichte der Pädagogik an Umfang und Tiefe wesentlich zugenommen. Ein neuer Beweis dafür ist das von der Gesellschaft herausgegebene, ohne Register 1243 Seiten zählende Werk: „*Das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge.* Bibliographisches Verzeichniß und Inhaltsangabe der Bücher, Aufsätze und behördlichen Verordnungen zur deutschen Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft nebst Mittheilungen über Lehrmittel. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von *Karl Kehrbach.* Erster Jahrgang 1896. Berlin 1898. Druck und Verlag von J. Harrwitz Nachf. — Nach dem Erscheinen mehrerer werthvoller Bände der Monumenta Germaniae Paedagogica machte sich das Bedürfniß geltend, etwa vierteljährlich in den Mittheilungen der Gesellschaft kleinere, werthvolle Beiträge aus dem angegebenen Gebiet der wissenschaftlichen Welt vorzulegen; der Bibliographie konnte dabei nur ein kleiner Raum gegönnt werden. Und so zweigten sich allmälig von den Mittheilungen, deren achter Jahrgang erscheint, zwei andere Unternehmungen ab. Die Mittheilungen enthalten jetzt meist geschichtliche Bearbeitungen, die „Texte und Forschungen“ (1. Heft: A. Bömer, die lateinischen Schülergespräche der Humanisten 1) wollen in größeren Arbeiten und auf Grund alter Texte abgeschlossene Capitel aus der Geschichte der Pädagogik vorführen. Die am Kopf genannten Monatshefte aber sollen kurze Inhaltsangaben sämmtlicher Veröffentlichungen pädagogischen Inhalts in Deutschland, Deutschösterreich und der deutschen Schweiz bringen. Welche Arbeit hierbei zu bewältigen war, das erkennt man schon aus einigen Angaben des Herausgebers. Ueber 3000 Bücher, 4500 Aufsätze, 800 behördliche Verordnungen des Jahres 1896 werden namhaft gemacht und durch kurze Inhaltsangaben gekennzeichnet, Kritik ist dabei vermieden worden. 600 Zeitschriften und Zeitungen haben pädagogische Arbeiten gebracht. Die meiste Thätigkeit verwendeten die schriftstellernden Pädagogen auf die deutsche Sprache (256 Aufsätze, 337 Bücher), dann folgen Religion (223 A., 204 B.), Mathematik (104 A., 211 B), Naturwissenschaften (110 A., 132 B.), Geographie (92 A., 124 B.), Geschichte (64 A., 108 B.). Jugendschriften erschienen 460, schulgeschichtliche Werke 75, dazu 221 Aufsätze. 1000 Aufsätze und Bücher dienen persönlichen Angelegenheiten, geistigen und materiellen. Der Herausgeber sagt selbst in einem Falle, daß die Menge der aufgeführten Schriften nicht im rechten Verhältniß zur Güte der einzelnen Bücher steht, und man kann in der That bezweifeln, ob die Buchung nichts Neues bietender gleichgiltiger Erzeugnisse, nur weil sie pädagogischer Art sind, Werth hat. Dadurch, daß das Unbedeutende neben dem Selbständigen und Bedeutenden als gleichberechtigt und gleich werthvoll ans Licht gerückt wird, entsteht ein Mißverhältniß. Es liegt in der Hand der einzelnen Mitarbeiter, das Richtige in der Skizzirung zu treffen. Wünschenswerth wäre auch, bei Anführung bedeutender Werke werthvolle Recensionen im kurzen Auszug beizugeben. — Die Anordnung des Bandes kann deshalb keine einheitliche sein, weil jedes der 15 Hefte über das ganze Literaturgebiet berichtet; deshalb ist ein Namensverzeichniß unentbehrlich und ist auch in Aussicht gestellt worden. Der Reichhaltigkeit des aufgespeicherten Stoffes steht die Menge der benutzten pädagogischen Zeitschriften, Kalender, Sammelwerke, Organe für behördliche Verordnungen, nichtpädagogischen periodischen Veröffentlichungen zur Seite. Ein Bienenfleiß ist nöthig, ein solches Werk zu Stande zu bringen, das aber auch sichere Quellen und Nachweise allen Denen giebt, die sich über die pädagogische Literatur des Jahres 1896 unterrichten wollen. Die Herausgabe des zweiten Bandes wird nicht lange auf sich warten lassen und es ist zu wünschen, daß die Autoren pädagogischer Arbeiten durch Zusendung an den Herausgeber das dankenswerthe Unternehmen auf jede Weise zu unterstützen suchen. Das fehlende Namensverzeichniß wird einstweilen durch ein sorgfältiges Inhaltsverzeichniß vertreten, sowie durch ein Verzeichniß der benutzten periodischen Schriften und Sammelwerke. Dr. F. T.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 72. Donnerstag, den 23. Juni, Abends. 1898.

Wasserfahrten im Schwarzwald.

Von Dr. Halbfaß-Neuhaldensleben.

(Schluß.)

Hotel und Mummelsee, wie reimt sich das zu den vielen Märchen und Volkssagen, die über diesen See verbreitet sind, wie über kaum einen zweiten deutschen See? Wie heißt es doch in August Schnetzler's bekannten Versen, die in keiner Gedichtsammlung, in keinem Musenalmanach fehlen:

Im Mummelsee, im dunklen See,
Da blüh'n der Lilien viele,
Sie neigen sich, sie beugen sich
Dem losen Wind zum Spiele;
Doch wenn die Nacht herniedersinkt,
Der volle Mond am Himmel blinkt,
Entsteigen sie dem Bade
Als Jungfern ans Gestade u. s. w.

Und auf den Ansichtspostkarten und der Hotelrechnung, die man oben bekommt, schlängeln sich schrecklich verzeichnete Meerweiber mit Leibern à la Rubens durch die Fluthen des Sees, der alle Romantik infolge der Fremdenindustrie längst eingebüßt hat. Freilich an jenem Octobertage, wo der Nebel so dicht wogte, daß das Hotel nicht zu erkennen war, wenn man sich mitten auf dem See befand, und völlige Einsamkeit an seinen Ufern herrschte, lag Stimmung in der Landschaft und man war allenfalls geneigt, an Seejungfrauen zu glauben und an all die wunderbaren Geschichten über den Mummelsee, an denen vor Allen der „Simplicius Simplicissimus" des bekannten Romanschriftstellers Christoph von Grimmelshausen, welcher im Jahre 1676 als bischöflich Straßburgischer Stadtschultheiß in Renchen am Fuß der Hornisgrinde starb, so reich ist. Doch auch ganz abgesehen vom Schimmer der Romantik, der nun einmal dem See an gewöhnlichen Tagen für immer genommen ist, reicht er, was die ganze Naturscenerie anlangt, durchaus nicht an den Wildsee oder gar den Feldsee im südlichen Schwarzwald heran; sowohl die Wände, die an seinen Ufern in die Höhe steigen, wie die Tannen, die an den Seewänden wachsen, sind bedeutend niedriger als dort und zu allem Ueberfluß stört der an der Nordwand des Sees befindliche Steinbruch, wenn er auch jetzt nicht weiter ausgebeutet werden soll, doch ganz beträchtlich das Gesammtbild eines echten und rechten Auges der Natur, wie die stillen einsamen Hochseen mit Recht oft genannt werden. Der Vormittag des nächsten Tages wurde völlig mit Lothungen und Untersuchungen über die physikalische Natur des Sees ausgefüllt, der Wind hatte nachgelassen, aber das Thermometer hielt sich beharrlich auf 2 bis 3 Grad unter Null, so daß wir wieder oft mit Hilfe des vorsorglich mitgeführten heißen Wassers die Lothmaschine aufthauen mußten; droben auf der Hornisgrinde aber, die ich nach dem Mittagessen bestieg, war Alles bereift und beschneit, ja hier und da zeigten sich sogar richtige Rauhreifbildungen, kurz, es war ein echter und rechter Wintertag und von Fernsicht auch keine Spur vorhanden. Welch ein Gegensatz zu dem warmen, ja heißen Herbsttag, den ich erst vor wenigen Tagen am Hochlochsee und in Baden-Baden verlebt hatte! Nachdem ich die recht gepfefferte und von der Höhenlage des Gasthauses stark beeinflußte Hotelrechnung beglichen hatte, ging es mit einem flotten Zweispänner zunächst die Windungen eines Fahrweges hinab, der bei dem einsamen Kurhotel Wolfsbrunnen die große Straße erreicht, welche quer über den nördlichen Schwarzwald von Baiersbronn im Murgthal bei dem Gasthof Ruhstein die badische Grenze überschreitend, nach Achern an der großen Durchgangslinie Heidelberg—Basel führt. Im Speisezimmer des Kurhotels wurde noch schnell das Autogramm von Scheffel besichtigt, das der Dichter anläßlich eines längeren Aufenthalts daselbst den Wirthsleuten für die gute Aufnahme, die er dort gefunden, gewidmet hat, und dann ging's im schnellen Trabe über Seebach, Ottenhöfen, Fürschenbach, Kappelrodeck, Oberachern, alles Ortschaften, die im Sommer voll von Luftschnappern stecken, nach Achern, wo ich gerade noch rechtzeitig den Zug landaufwärts erreichte, der mich über Offenburg nach Haslach im Kinzigthal führte, wo ich in der Familie eines guten Freundes, den ich lange nicht gesehen hatte, einen recht vergnügten Abend verlebte. Aber schon am folgenden Morgen trug mich das Dampfroß nach Offenburg zurück und über Freiburg, die alte Dreisamstadt, ging's mit der Höllenthalbahn nach dem Titisee. Die Höllenthalbahn hat man oft eine Schwarzwaldbahn im Kleinen genannt, doch ist das als eine arge Uebertreibung aufzufassen und außerdem verunziert die Bahn, über deren wirthschaftliche Nothwendigkeit man sehr getheilter Ansicht sein kann, durch die riesenhaften Steindämme, die errichtet werden mußten, um den Schienenstrang zu tragen, besonders aber durch den ungeheuren Eisenkasten, der, auf zwei Riesensteinpfeilern ruhend, den Eingang zu dem wilden Seitenthal des Höllenthals, zur Ravennaschlucht bei Höllsteig, überbrückt, meiner Ansicht nach aufs Empfindlichste das früher so überaus reizvolle und malerische Bild der Höllenthallandschaft. Da wanderte es sich doch vor 20 Jahren, da ich als Student zum ersten Mal den südlichen Schwarzwald kennen lernte, ganz anders auf der alten Poststraße, die den Verkehr von Schwaben her nach dem Rhein seit Jahrhunderten vermittelte. Ebenso einschneidende Veränderungen fand ich am Titisee vor; wo damals ein bescheidenes Häuschen am See stand mit nur wenigen Fremdenzimmern und zu längerem Aufenthalt nur bei sehr bescheidenen Ansprüchen geeignet, da stehen jetzt drei mächtige, mit allem Comfort der Neuzeit vorzüglich eingerichtete Hotels, die im Sommer oft manchen Fremden wegen Platzmangels abweisen müssen, da sich zur besseren Jahreszeit ein breiter Strom von Touristen und Sommerfrischlern hierher ergießt. Doch alle Werke der Menschen können dem Titisee nicht die Lieblichkeit seiner Umgebung rauben, die ihn vor anderen Seen des Schwarzwaldes auszeichnet. Vom Harzduft tiefdunkler Edeltannen umrauscht, von saftgrünen Wiesen mit idyllisch darin zerstreuten Bauernhöfen freundlich umrahmt, von sanften Abhängen beschützt und im Osten von dem bis zu 1200 Meter sich aufthürmenden Hochfirst bewacht, liegt er in seiner majestätischen Ruhe in einem Hochthal gebettet, das ohne Zweifel vor Zeiten gleichfalls von einem See eingenommen war. Ungestört durch dem Ruder- und Angelsport sich ergebende oder Lawn tennies spielende Engländer, die im Hochsommer den See recht ungemüthlich machen sollen, konnte ich während der folgenden beiden Tage mich meinen Studien hingeben, freilich wohlweislich in Tücher und Mäntel eingehüllt, denn die Gegend glich weit und breit einer Winterlandschaft, das kahle Haupt des Feldbergs leuchtete mit völlig weißer Haube herüber und Kundige versicherten, daß dort der Schnee schon fußhoch läge. Weit alpenhafter als am Titisee ist die Landschaft am Schluchsee, wo ich während meines dortigen Aufenthalts in dem einsamen Gasthaus Seebrugg mein Quartier aufschlug, das einst zum Kloster St. Blasien gehörte und hart am südlichen Ende des Sees sich erhebt, während das Dorf Schluchsee, in dem sich zwei bekannte Luftschnapperhäuser befinden, eine Viertelstunde vom See und 50 Meter höher als dieser entfernt liegt. Die Aussicht von dem einen Eckzimmer im ersten Stock — als einziger Gast in dem weitläufigen Gebäude hatte ich natürlich die Auswahl — umfaßt eine echt alpine Landschaft;

auf der sanft geneigten Seehalde am Südwestufer lagen die mächtigen Blöcke zerstreut, die auf Eisesfittichen einst in der Vorzeit vom Feldberg herabgetragen waren, darüber schauten ernste dunkelgrüne Fichten, während wenig über dem See, der in seiner ganzen Ausdehnung vor meinen Blicken lag, zwei alte Häuser standen, echte prototype behäbige Schwarzwaldhäuser, in denen zwei Fischerfamilien wohnten. Das Ganze hatte, wenn ich Größeres mit Geringerem vergleichem darf, eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Achensee, wenn man sich die hohen Berge der Karwendel- und der Rofangruppe im Hintergrund wegdenkt. Ich habe am Schluchsee zwei stille, aber nach jeder Richtung hin genußreiche Tage verlebt, die mich auch nach wissenschaftlicher Richtung völlig befriedigten; in einem Sohne des einen Fischers fand ich einen trotz seiner Jugend sehr anstelligen Gehilfen bei meinen Arbeiten, mit dem ich schnell Freundschaft schloß. Das Wetter besserte sich übrigens zusehends und die Mittagssonne leckte überall da, wo sie vorkommen konnte, den Schnee bereits wieder fort und ließ ihn, wie ich mich bei einer Besteigung des Hochstaufer überzeugen konnte, nur noch auf der Nordseite der Berge und in Schluften liegen. Vom Hochstaufer, der sich 1100 m über dem Meere, 200 m über dem Schluchsee erhebt, soll man bei klarem Wetter eine ebenso günstige Alpenaussicht genießen, wie von dem bekannten Luftkurort Höhenschwand, doch konnte ich am Horizont wohl diesen Ort, nicht aber die geliebten Alpen entdecken, die ein neidischer Dunstkreis dem Beschauer entzog. Am dritten Nachmittag, da ich gekommen war, bestieg ich in Seebrugg wieder den 4spännigen Postwagen, der zwei Mal täglich die Verbindung zwischen Titisee und dem 1½ Stunden südlich vom Schluchsee gelegenen St. Blasien aufrecht erhält, und fuhr zurück nach Titisee, am schilfumrandeten Wasserspiegel des Windgfällweihers vorbei, den ich, weil er kein natürliches Wasserbecken ist, sondern künstlich für die Falkenauer Schraubenfabrik gespannt ist, keines Blickes würdigte. Am nächsten Morgen schickte ich mich zur letzten See-Expedition für dieses Mal an, denn meine Urlaubszeit war abgelaufen und ich mußte wieder den heimischen Penaten zustreben. Der Feldsee, der höchstgelegene Bergsee des Schwarzwaldes, war das Ziel. Mit einem ältlichen Mann aus dem Hegau, den ich als Träger für meine Instrumente gewonnen hatte, verließ ich zur frühen Stunde das gastliche Bärenwirthshaus in Titisee, wo sich zur kalten Jahreszeit der gesammte Fremdenverkehr am See concentrirt. Dichter Nebel lag über dem See, als wir auf der Todtnauer Poststraße, die sich auf seiner Nordseite hinzieht, rüstig vorwärts strebten, doch zu unserem Troste sank er zusehends und als wir auf der fürstlich Fürstenbergschen Waldstraße am Seebach, der, dem Titisee entströmend, Gutach und später den bekannten Namen Wutach trägt, entlang schritten, war er bereits bedeutend lichter geworden und gestattete meist einen freien Blick auf das auf dem Seebrugg errichtete Bismarckdenkmal. Endlich nach ca. dreistündigem Marsch standen wir vor einer Säge, in der im Sommer eine fliegende Wirthschaft errichtet ist, und in wenigen Minuten schimmerte von hohen Klippen rings geschlossen ein schwarzgrauer, kreisrunder Wasserspiegel vor unseren Augen: der Feldsee. Ein Ah! entfuhr den Lippen meines Begleiters, der zum ersten Mal so tief in das Herz des Schwarzwaldes eingedrungen war und überhaupt noch keinen eigentlichen Bergsee gesehen hatte, und auch ich betrachtete mit Ehrfurcht das erhabene Bild. Feierlichste Stille umgab uns. Aus schwindliger Höhe stürzte über die wildzerrissenen Gneiswände ein frischer Bergstrom über das Felsenufer nieder, um schäumend von den dunklen Fluthen des Sees verschlungen zu werden. Schwermuthsvoll blickten die Fichten und Föhren von den umragenden Felshäuptern auf das dunkle Gewässer herab, als wüßten sie, daß sie dereinst in seinen Wellen ein feuchtes Grab finden würden. Zu Hunderten sollen sie, altersschwach geworden oder vom Sturm geknickt, auf dem Grund des Sees liegen, von Niemand in ihrer Ruhe gestört. Auf das Gemüth eines Jeden, der sich den Sinn für Natur gewahrt hat, muß der wundersame See mit seiner wilden Felszerrissenheit und seiner tiefen Grabesstille, dem an Wildheit und malerischer Wirkung kein See im Schwarzwald gleichkommt, einen tiefen Eindruck machen. „Guten Tag, Herr Professor", ertönte es plötzlich neben mir und riß mich aus der stummen Betrachtung einer erhabenen Natur: Es war der Sohn des Feldbergerhofwirthes, den ich brieflich zu dieser Stunde bestellt hatte, um mit seinem Boote und seiner Hilfe meine Messungen auf dem Feldsee vorzunehmen. Wir machten nun gemeinschaftlich das etwas stark mitgenommene Boot seetüchtig, beluden es mit meinen Instrumenten und dann ging's an die Arbeit, während mein Begleiter aus dem Hegau am Ufer nach Möglichkeit nach Deckung suchte vor den recht unangenehm kalten Stoßwinden, die von oben her je und je in den tiefen Kessel hineinbliesen, der vom See aus gefüllt wird. Noch einmal mußte ich alle Unbilden einer rauhen und unbeständigen Herbstwitterung in solcher Höhe über dem Meere über mich ergehen lassen, denn die Sonne hatte sich dauernd hinter Schneewolken verkrochen und schien es unter ihrer Würde zu halten, uns das Arbeiten auf dem See ein wenig angenehm zu machen. Es dauerte fast drei Stunden, bis wir fertig waren, und namentlich dem Hegauer, der entsetzlich fror und vor Hunger beinahe umkommen wollte, wurde die Zeit recht lang und er begrüßte daher unsere endliche Landung mit Freudesrufen. Auf dem Karl-Egonsweg, der im Zickzack die Wand zum Feldberg emporklimmt, erreichten wir verhältnißmäßig rasch den Feldbergerhof. Dennoch war es allmälig hoher Mittag geworden und wir alle Drei fielen mit einem wahren Wolfshunger über das Mittagsmahl her, das uns die Wirthin in kurzer Zeit bereiten ließ. Speis' und Trank brachten gar bald die erschöpften Geister und den müden Leib wieder in die richtige Verfassung und in eine ganz fidele Stimmung, die nur etwas getrübt wurde durch den Gedanken an den baldigen Abschied vom geliebten Schwarzwald. Mit besonderem Interesse betrachtete ich, selbst ein Freund des Schneeschuhlaufens, die zahlreichen wohlgelungenen Winterphotographien vom Feldberggebiet, in denen Schneeschuhläufer die nöthige Staffage lieferten. Im Januar und Februar bildet nämlich der Feldbergerhof das Stelldichein zahlreicher Anhänger dieses Sports, die von allen Seiten hierher eilen, wo sie ausgezeichnete Gelegenheit finden, ihre Kraft und Geschicklichkeit nach allen Regeln der Kunst zu zeigen. Der Skiclub „Todtnau" hat photographische Aufnahmen von alpinen Wintertouren auf Schneeschuhen ausgestellt, die einen Hauptzimmerschmuck der Räume im Feldbergerhof bilden. Es war gegen 3 Uhr, als wir wieder gen Titisee aufbrachen; der Hegauer war mit den Instrumenten schon eine halbe Stunde vorher fortgegangen und so trollte ich mutterseelenallein die schöne Straße hinab, die vom Feldbergerhof zum Titisee meist durch kräftigen Fichtenhochwald führt. Erst bei dem aussichtsreichen Wirthshaus „Zum Adler" in dem kleinen Weiler Bärenthal holte ich den Träger ein und wir marschirten nach einem kurzen Trunk im Adlerwirthshause selbander weiter. Das Wetter hatte sich vor einer Stunde plötzlich in der erfreulichsten Weise geändert und die milde, warme Herbstsonne warf einen verklärenden Schimmer auf die schöne Landschaft, die vor unseren Blicken lag, in welcher der blaue Spiegel des Titisees den Mittelpunkt bildete, während die bewaldeten Kuppen der Berge ringsum im Abendsonnenschein leuchteten. Das war ein schöner Abschied vom Schwarzwald; zur Herbstzeit, wie ihn Wilhelm Jensen beschreibt:

Um Berg und Wald ein brauner Duft
Und doch die Weite klar und rein;
Ein golddurchwirkt Gezelt die Luft,
Ein Thaugeleucht von Blatt und Stein;
Hinüber fern ein Perlenglanz,
Zu Häupten rother Blätterkranz,
Der Fluß ein spiegelnder Krystall,
Ein Sonnenfunkeln allumall.
Kein Laut umher, als silberhell
Vom Dorf der Glocke Mittagsschall,
Als eines Hundes fern Gebell,
Das leis verklingt, dann müd verhallt.
Ein Häher, der von Wald zu Wald
Durch's Blau die bunten Flügel spannt;
Ein Fenster glüht wie Diamant,
Ein Grüßen zieht über Berg und Feld,
Ein schweigend Märchen liegt die Welt —
Das ist der Herbst, der noch einmal
Die Schönheit, die der Tod erkor,
So leuchtend zeigt wie nie zuvor.

Der Schluß meiner Wasserfahrt ist bald erzählt: In Titisee wieder angekommen, wurden sofort die Koffer gepackt und noch an demselben Abend traf ich in Freiburg, der ewigschönen Perle des Breisgaues, zwei Tage später in der Heimath ein, die Seele noch ganz voll von der Poesie des Schwarzwaldes.

Bücherbesprechungen.

— Pastoralblätter für Homiletik, Katechetik und Seelsorge. Herausgegeben von W. v. Langsdorff, Lic. theol., Pfarrer in Rittmitz, und C. Zimmermann, Lic. theol. hon. in Dresden. Leipzig, Fr. Richter. Halbjährlich 4 ℳ. — Ein Blick auf die Hefte, die seit unserer letzten Anzeige erschienen sind, lehrt in einschneidender Weise die Vergänglichkeit irdischer Arbeit und irdischer Verhältnisse. Als das Blatt seinen vierzigsten Jahrgang begann, konnte der eine der beiden Begründer, schwach am Leibe, aber immer noch wunderbar frisch im Geiste, seine Leser mit einem Rückblick auf die vergangenen Jahrzehnte und mit einem Ausblick auf ganz anders geartete neue Zeiten zu Gesetz und Zeugniß aufrufen, während der neue Mitarbeiter sich mit neuem Gelöbniß der Treue gegen Gottes Wort kraftvoll auf den gelegten Grund von vier Jahrzehnten gesegneter Arbeit stellen konnte. In diesem ersten Hefte des neuen Jahrgangs nehmen die Herausgeber den anderwärts längst geübten Brauch auf, eine Anzahl ihrer Mitarbeiter auf dem Titel namhaft zu machen, unter ihnen einen der treuesten und wohl am häufigsten unter allen wiederkehrenden, den Oberhofprediger Meier in Dresden, den Jugendfreund des Mitbegründers Leonhardi, der dem Unternehmen vierzig Jahre lang seine Mitarbeit und kräftige Unterstützung hatte angedeihen lassen. Aber schon das zweite Heft, das seinen Namen mit aufführte, mußte als Beilage den Nachruf für den plötzlich Dahingeschiedenen in sich aufnehmen. Und jetzt, wo wir diese Zeilen schreiben, ist auch der zweite Herausgeber, Lic. Zimmermann zu seiner Ruhe eingegangen. So wird uns nun künftig das altbekannte Blatt unter ganz neuer Führung vor die Augen treten. Aber der jetzige Herausgeber ist doch schon seit vier Jahren thätig und außerdem als Mitarbeiter und Freund Leonhardi's seit einem Jahrzehnt in den Gang der Geschäfte eingeweiht; auch dankt ihm das Blatt schon manche glückliche Neuerung, deren wir in unseren früheren Berichten gedacht haben. So wollen wir es diesmal bei einem herzlichen Segenswunsch bewenden lassen, daß der liebe Hausfreund vieler Geistlicher im Sachsenlande und anderwärts auf dem altbewährten Standpunkt stehen bleiben und nach wie vor den Bedürfnissen einer neuen Zeit mit treuem Eifer gerecht werden möge. B. K.

— Die Bereitung der Völker. Vortrag gehalten im christlichen Vereinshause zu Schwerin i. M. von Ulrich Behm, Domprediger zu Schwerin. Verlag von Fr. Bahn. 1898. 24 S. 50 ₰. — Unter der Bereitung der Völker versteht der Verfasser Ursprung, Geschichte und Ziel der Menschen- und Völkerwelt — ein weites Thema, das nach den Weisungen christlicher Offenbarung behandelt wird und dessen Ausführungen in knapper Darstellung gegen die zum Atheismus hin drängende Evolutionstheorie gegen die materialistische und socialistische Zeitrichtung Front machen. Der Vortrag ist im Wesentlichen ein Apologie des monotheistischen Gottesbegriffes, der Schöpfungs- und Erlösungsgeschichte, der Wiederbringung der verlorenen und erlösungsbedürftigen Menschheit zu Gott durch Christum, wobei auf moderne Einwände, die der christlichen Weltanschauung gemacht werden, besonders die Behauptung, das Christenthum habe den Culturfortschritt der Völker nicht gefördert, sondern gehindert, gebührend eingegangen wird. Dabei ist der Vortragende zurückhaltend in Fragen, die auch durch die Schrift uns noch nicht beantwortet werden.

D. K.

— Werner, R., Contre-Admiral a. D., Das Buch von der deutschen Flotte. Siebente vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 7 Vollbildern in Buntdruck, zahlreichen Abbildungen und Schiffsporträts. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Als vor nun fast 30 Jahren Reinhold Werner's „Buch von der deutschen Flotte" zuerst erschien — unsere Marine befand sich damals noch in ihren bescheidensten Anfängen — da gab es nicht allzu viele Männer im deutschen Volke, die dem Seewesen und unserer Flotte ein eingehenderes Verständniß entgegen brachten. Heute ist das anders geworden. Aus den Knaben und Jünglingen, die Werner's frische, anschauliche Schilderungen des Seelebens einst begeisterten, sind reife Männer geworden. Die Eindrücke, vor einem viertel Jahrhundert von ihnen aufgenommen, haben ihre Früchte gezeitigt; sie sind auf fruchtbaren Boden gefallen und nicht verloren gegangen. Als dann die deutsche Flotte wuchs, als sie sich kraftvoll entwickelte, als die Leistungen und Erfolge derselben dem ganzen Deutschland ihre Bedeutung vor Augen führten, da trugen die folgenden Auflagen des Buches, die alle Veränderungen und Fortschritte der Flotte fortlaufend berücksichtigten, wiederum dazu bei, das Verständniß, das Interesse und die Liebe zu unserer Marine im deutschen Volke zu wecken und zu fördern. Auf solche Weise hat Werner's Buch von der deutschen Flotte kräftig vorgearbeitet und mitgewirkt, um dem nunmehr gesicherten neuen Flottenplan, der Deutschlands Kriegsmarine einen neuen, stolzen Aufschwung verheißt, zur Anerkennung zu verhelfen. In der That sind Werner's Schilderungen wie kaum ein zweites Werk geeignet, den Leser in die Eigenart des Seewesens einzuführen und die Jugend für das Meer und die Marine zu erwärmen. Mit derselben Freude wie nach dem ersten Erscheinen wird Werner's Buch von der deutschen Flotte noch heute gelesen werden. Was Werner schreibt, ist selbstempfunden, selbsterlebt; in seiner klaren, humoristischen Weise, die Schilderungen mit einem dichterischen Hauch umgebend, zeichnet er das Seeleben mit all seinen Reizen und Gefahren. Er zeigt, was er gesehen, er schreibt, was er erlebt; er der langjährige Seemann, der noch heute mit allen Fasern seines Herzens an dem Meer und seinem einstigen Berufe hängt, weiß denselben Zauber, den das Seeleben auf ihn übte, auf seine Schilderungen und seine herrlichen Bilder aus dem Berufsleben zu übertragen. Darum findet, was ihm warm aus dem Herzen quillt, auch einen so lebhaften Widerhall in den Herzen der Leser. Die neue Auflage steht textlich, wie auch bezüglich der prächtigen Zeichnungen und Bilder, die sämmtlich von Künstlerhand herrühren, völlig auf der Höhe der Zeit. Bei der Behandlung des Flottenmaterials werden die neuesten Schiffstypen unserer Flotte in Betracht gezogen; den gesammten Fortschritten der deutschen Marine wird Rechnung getragen. Das Werk erscheint in 8 Lieferungen, deren erste jetzt vorliegt, jede zum Preise von 1 ℳ. F. R.

— Geschichte des Spiritismus von Cäsar Bandi Ritter von Vesme. I. Band. Deutsch von Feilgenhauer. Leipzig 1898. Oswald Mutze. — Ob man sich ablehnend oder wohlwollend zu den Lehren des Spiritismus stellt: die in ihm fluthende Geistesströmung verdient Beachtung. Sie quoll empor im Gegensatze zu jenem Materialismus, der nach der Seele mit dem Secirmesser suchte und das Dasein Dessen, was er nicht erkannte, schlechtweg ableugnete. In den fünfziger Jahren bildeten sich kleine Kreise begeisterter Spiritisten, die namentlich jenseits des Oceans und des Canals bedeutende Werbekraft entwickelten, in Italien und Deutschland aber für ihre Lehre eine philosophirende Begründung schufen. Noch heute bezeichnen sie Alle ihre Lehre als einen Sturmbock gegen den Cyclopenbau des Materialismus. Eine Geschichte des Spiritismus würde deshalb gut thun, wenn sie zeigen wollte, wie schwach das materialistische Weltgebäude sei, wie es weder dem Kriticismus Kant's noch dem teleologischen Evolutionismus unserer Tage Widerstand zu leisten im Stande sei; wie das Unbefriedigende jener Weltanschauung zu allen Zeiten die Menschheit zu tieferer Erschließung der Welträthsel getrieben habe. In die Systeme, die das Materielle auf das Geistige beziehen und aus dem Geistigen erklären, wäre dann der Spiritismus vielleicht nicht unschwer einzureihen gewesen. Aber de Vesme verzichtet auf solches Thun. Er beginnt mit der unbewiesenen Behauptung, daß der Spiritismus — wie er ihn faßt — die wichtigste Frage unserer Zeit sei, und verspricht, daß seine Geschichte dieses Problems sich „wie der best ausgedachte Roman" lesen solle. Und Romanhaftes bringt er allerdings auf den 548 Seiten des Buches in Fülle, trotzdem er „keine anderen Fälle als die delphischen Prophezeiungen und den sokratischen Dämon als wohl erwiesene übersinnliche Erscheinungen" hinstellen mag. Zu den Naturvölkern und Culturvölkern des Alterthums und der neueren Zeit führt er uns, Parallelen ziehend, Ueberliefertes an modernen Berichten wahrscheinlich machend, allerorten seine vorgefaßten Ansichten hineintragend in den Bericht, den er doch als geschichtlichen angesehen haben will. Daß er dabei den Alten unmöglich gerecht werden, die Brahmanen nicht verstehen kann, ist davon ebenso abzuleiten wie sein Suchen nach philosophischer Problemstellung in den Berichten, die dem Unbefangenen als Verspottung, als Travestie und Satire erscheinen. Sein überall vortretendes Suchen nach Materialisation des Geistes läßt ihn als einen Materialisten weit gröber, als etwa Tertullian es gewesen ist, erscheinen. Oberflächlich faßt er sein Thema; oberflächlich ist sehr oft sein Urtheil. Die Einseitigkeit in Auswahl der herangezogenen Geschichten — es sei nur erwähnt, daß er als Katholik ein für ihn kanonisches Buch voller übernatürlicher Er-

scheinungen (2. Makkabäer) nicht heranzieht — ist ganz augenfällig. Freilich erklärt er, daß er auf die Berichte nur soweit eingehen wolle, als es ihm angebracht erscheine (S. 148), indessen vereint es sich mit diesem für den Historiker bedenklichen Satz nicht, wenn er (S. 379 ff.) den christlichen Theologen vorwirft, daß sie nur das aus den hl. Schriften lesen, dafür sie Platz in ihren Dogmen finden. Wer sich solch ein Glashaus errichtet hat, wie de Vesme's Buch es darstellt, sollte nicht mit solchen Steinen werfen, nur die grobe Vorstellung, die er vom Geistigen und seinem Thema überhaupt hat, macht manche seiner Plumpheiten entschuldbar. Der Uebersetzer ist ehrlich genug, nicht selten dem Autor unter dem Text und im Texte zu widersprechen. Zumeist geht er tiefgründiger auf die Sachen und Meinungen ein, als de Vesme das thut. Störend wirkt aber die große Fülle von stilistischen und namensorthographischen Fehlern, die dadurch ins Buch gekommen zu sein scheinen, daß Feilgenhauer einem wenig gebildeten Schreiber dictirt haben mag. In dem zweiten Bande, der hoffentlich philosophischer als der erste gehalten ist, möchte jenen Aeußerlichkeiten größere Beachtung geschenkt werden!

Dr. Grimm.

— **Meyer's Conversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf 1144 Bildertafeln, Karten und Plänen. 18. Bd. Ergänzungen und Nachträge. Register. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. — Nachdem nun seit dem Spätherbst 1897 von Meyer's Conversations-Lexikon im Grunde die 5., gänzlich umgearbeitete Auflage vollständig abgeschlossen vorliegt, ist uns soeben noch ein 1083 doppelspaltige Seiten mit zahlreichen Abbildungen umfassender Ergänzungsband zugegangen, der für alle Abnehmer dieses verdienstlichen encyklopädischen Werkes schon deshalb von hohem Werthe ist, weil ihm nicht nur ein übersichtlich geordnetes Verzeichniß sämmtlicher Beilagen mit Angabe der Auffindungsstelle, sondern auch ein geradezu unentbehrliches Register von Namen und Gegenständen beigegeben ist, die im Hauptwerk nicht als selbständige Stichwörter vorkommen, sondern innerhalb anderer Artikel sich verstreut vorfinden; auf diese Weise ist das Lexikon um beinahe 30000 Nachweise bereichert worden. Was nun den Text dieses Ergänzungsbandes selber anlangt, so ist durch diesen das Hauptwerk in der Hauptsache bis auf den Tag seiner Vollendung, ja noch über diesen hinaus vervollständigt worden. So sind namentlich die Staatengeschichte und politischen Biographien bis auf die jüngste Zeit fortgeführt worden und dabei vor Allem wieder die wirthschaftliche Entwickelung der größeren Staaten, wie die Entwickelung ihres Heerwesens und ihrer Marine unter Benutzung des neuesten und zuverlässigsten statistischen Materials nach Gebühr berücksichtigt worden. Desgleichen werden die Fortschritte der deutschen Colonien und Schutzstaaten (selbst der neuesten Erwerbung in China ist schon eingehend gedacht) in besonderen Artikeln erschöpfend behandelt, ebenso die neuen Forschungsreisen in verschiedenen Erdtheilen, die Ergebnisse neuer Volkszählungen, wie auch der Berufs- und Gewerbezählung im Deutschen Reiche vom Jahre 1895 und der neuen Gesetzgebung, die Fortschritte auf dem Gebiete der Socialpolitik und Volkswirthschaft, der Entdeckungen und Erfindungen, des Verkehrswesens, des Unterrichts, der Technik, Gesundheitspflege rc. Auch der Nekrolog ist nach Möglichkeit mit peinlicher Gewissenhaftigkeit vervollständigt worden. Auch haben in diesem Ergänzungsband eine stattliche Reihe neuer Biographien von Staatsmännern, Politikern, Militärs, Forschungsreisenden, Gelehrten, Schriftstellern, Künstlern rc. Aufnahme gefunden, mancher freilich, zumal von den Jüngeren, auf Kosten älterer verdienterer Männer, von denen den einen und anderen schon die Erde deckt. So läßt sich wohl mit den Herausgebern darüber rechten, ob es gerathen war, einem Dichter von der sicher noch zum Mindesten stark umstrittenen Bedeutung eines Max Halbe, der sich nach des Artikelschreibers eigener Meinung „über die Einseitigkeiten des modernen, stark realistischen Kunstprincips noch nicht erhoben hat“, gleich nahezu eine halbe Spalte einzuräumen; jedenfalls hätte es der dritte Theil dieses Raumes auch gethan. Doch im Großen und Ganzen kann man sich auch mit der Wahl der allermeisten aufgenommenen Biographien und auch mit deren Umfang einverstanden erklären. Ganz besonders dankenswerth aber sind der fast 26 Vollseiten einnehmende Artikel Pseudonyme der neueren Literatur in alphabetischer Ordnung und das über 18 Seiten umfassende alphabetisch nach den Titeln geordnete Verzeichniß deutscher Romane mit Angabe ihrer Verfasser. Werden die Herausgeber somit nach den verschiedensten, im Grunde nach allen Richtungen hin den weitestgehenden Anforderungen gerecht, die man in textlicher Hinsicht mit Recht an ein derartiges Nachschlagwerk stellt, so verdient dieses auch in illustrativer Hinsicht das höchste Lob. Es seien aus der reichen Anzahl Illustrationen nur die zwei Tafeln: Röntgenbilder (mit einem lichtvollen Orientirungsartikel: Röntgenstrahlen) und die zwei prächtigen Chromotafeln: Zur Geschichte der Uniformen mit ganz besonderer Anerkennung hervorgehoben und am Schluß noch erwähnt, daß diesem Ergänzungsbande, damit das Werk noch auf geraume Zeit vorm Veralten geschützt wird, einige Jahres-Supplemente folgen werden, deren erster bereits im Frühsommer 1899 erscheinen soll.

Prof. K. Siegen.

— **Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und vielen anderen Zeitgenossen, nebst deren Briefen.** Von W. Weißheimer. Mit dem Bildniß des Verfassers und Facsimiles von Briefen Wagner's, Liszt's und Bülow's. Zweite Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1898. Preis geh. 4 ℳ 50 ₰. — Das Buch, das sich unmittelbar nach seinem Erscheinen schon einer „zweiten Auflage“ rühmen kann, speculirt mit seinen Mittheilungen über so hervorragende, das allseitige Interesse fesselnde Persönlichkeiten, wie diejenigen Wagner's und Liszt's, mit Erfolg auf die Neu- und Wißbegierde des großen Publicums. In der That tischt es wenigstens über den Bayreuther Meister eine Reihe biographischer Details auf, die bisher noch nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt waren. Doch dünkt uns, daß dem Respect vor dem großen Tondichter durch Bekanntgeben dieser kleinen Einzelheiten wenig Rechnung getragen werde und daß das Vertrauen, das Wagner einst dem jungen Weißheimer schenkte, von diesem — auch wenn er mittlerweile alt geworden ist und Jahrzehnte zwischen heute und damals liegen — nicht mißbraucht, sondern geehrt werden sollte. War der Verfasser dereinst in der glücklichen Lage, Wagner — wie näheren Kreisen bekannt — mancherlei willkommene Dienste leisten zu können, so hätte er den Werth dieser Dienste nicht nachträglich dadurch schmälern sollen, daß er sie an die große Glocke hängt. Oder was nützt es der Welt, zu erfahren, daß Hr. Weißheimer Richard Wagner zu öfteren Malen aus kleinen oder großen Geldverlegenheiten herausgeholfen hat? Freilich verfolgt er damit augenscheinlich die Tendenz: Wagner insofern im Lichte der Undankbarkeit erscheinen zu lassen, als er ihm die erwarteten Gegendienste schuldig blieb und die erbetene Empfehlung von Weißheimer's Oper „Theodor Körner“ bei seinem königlichen Freund Ludwig II. unterließ. Aber wer sagt, ob Wagner's Urtheil über das Werk sich mit dem des selbstbewußten Autors deckte und decken konnte? Ueber die Bühne ist nicht nur dessen „Theodor Körner“, sondern auch eine zweite Oper „Meister Martin und seine Gesellen“ nachmals gegangen — doch nennenswerthe Erfolge waren keiner von beiden beschieden. Gekränkte Eigenliebe, Unmuth über die unterbliebene Förderung seitens des einflußreichen Mannes, ein Unmuth, der sich auch gegen dessen nachmalige zweite Gattin richtet, liest man unschwer zwischen den Zeilen des Buches, das im Uebrigen, von den erwähnten Grundmängeln abgesehen, in frischer flotter Darstellung auch vielerlei Anziehendes bringt. Als interessant sei beispielsweise Bernsdorf's Besprechung des „Meistersinger“-Vorspiels (vom November 1862) hervorgehoben; als zu berichtigen die irrige Angabe, daß Liszt vom Papst Pius IX. die Weihen empfangen habe, sowie daß die Fürstin Wittgenstein in ein Kloster gegangen und daselbst gestorben sein solle. Die Weihen wurden Liszt vielmehr durch den Cardinal Hohenlohe ertheilt, und die Fürstin Wittgenstein nahm nie den Schleier; sie starb wenige Monate nach Liszt in ihrer Wohnung in der Via del Babuino in Rom.

J.—

— **Radfahrer-Dolmetsch,** herausgegeben vom **Grazer Bicycle-Club,** Graz 1898, Verlag von Paul Cieslar, bringt auf 40 Seiten in handlichem Format in deutscher, italienischer, französischer, serbo-kroatischer, slovenischer und ungarischer Sprache die dem Radfahrer allernöthigsten Phrasen und Wörter, so daß das Büchlein geeignet ist, dem Sprachunkundigen gute Dienste zu leisten.

G. W.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 73. Sonnabend, den 25. Juni, Abends. 1898.

Städtephysiognomien.

Die Physiognomie jeder Stadt erhält ihre Stimmung, ihr einheitliches Gepräge durch die Culturgeschichte des Bürgerthums. Man sieht es jeder Stadt an, welche der großen Interessen der Menschheit in ihnen vorgewogen haben. Die weltliche Residenz hat ein anderes Gepräge als die geistliche, jeder Fürstensitz sieht anders aus als die freie Reichsstadt und diese unterscheidet sich wieder wesentlich von der Landstadt. Die große Bedeutung der Bischofssitze in früherer Zeit giebt ihnen etwas Alterthümliches. Wir wählen unsere Beispiele zunächst aus Franken, weil keine deutsche Landschaft, was Mannigfaltigkeit der Städtegeschichte und Städtegestaltung betrifft, sich mit diesem Territorium messen kann. In Würzburg und Bamberg ist trotz aller Neubauten und Umgestaltungen durch die spätere Architektur das Moderne noch immer nicht in dem Maße bedingend geworden, wie in Ansbach und Bayreuth, obwohl die genannten vier Städte gleichmäßig jene belangreichen Wirkungen erfuhren, welche eine Hofhaltung auf den Charakter der Städte ausübt. Selbst wenn alle mittelalterlichen Reminiscenzen an jene früheste Zeit, während welcher die bischöflichen Städte Bedeutung hatten, indeß die übrigen noch kaum im Entstehen begriffen waren, selbst wenn alles dieses verdrängt, das letzte gothische Maßwerk abgerissen und das letzte romanische Säulenbündel überworfen würde, bliebe dennoch der historische Charakter des Stadtbildes unverwischt. Er wird noch nach Jahrhunderten in den älteren Quartieren kennbar sein, denn er spricht sich schon im Situationsplan aus, der sich dem freien Ermessen des Bürgers, nicht aber einer landesherrlichen Laune anbequemen mußte. Noch auffälliger läßt sich dies in den alten Reichsstädten beobachten, in welchen die Unabhängigkeit des Bürgerthums eine noch ausgebildetere war. Während aber dort das Mittelalter, hat hier die Zeit der Renaissance, die Epoche der reichsstädtischen Blüthe, den Charakter gegeben. In dieser Beziehung hat Nürnberg eine typische Bedeutung namentlich für die mittelfränkischen Reichsstädte, nicht nur für die größeren Rothenburg und Dinkelsbühl, sondern auch für die kleineren Weissenburg und Windsheim. — Wir kommen zu einem weiteren Kriterium. Mit dem Wachsthum der bischöflichen Macht bis zur territorialen Selbständigkeit gewann auch die Verwaltung der hochstiftischen Ländercomplexe eine klericale Färbung. Geistliche bekleideten die vornehmsten Staats- und Ehrenämter. Sie waren die höchsten Würdenträger, Macht und Reichthum lagen in ihren Händen. Die Paläste der Domherren füllten neben der bischöflichen Residenz ganze Stadtquartiere aus. Wir gemahnen an die Prachtbauten der Eichstädtischen Domherrenhöfe, über welche die weltliche Macht des Rathes als über eine gefreite Stätte ebensowenig Macht hatte, als über die Dienstleute der Kanoniker. Diese Bauten gaben den Bischofssitzen nicht nur Glanz und Ansehen, sondern auch eine bestimmte Physiognomie. Wie der Hofhaltung der ehelosen Landesfürsten, so fehlte auch den Besitzern dieser Paläste ein für die Gestaltung des Haushalts höchst entscheidender Factor. Die Frau hatte keinen berechtigten Einfluß. Der Begriff der Familienhaftigkeit existirte für den Regenten des Landes, für die Räthe und Großwürdenträger desselben nicht. In demselben Maße, als die Architektur des Mittelalters und der Renaissance einer organischen Entfaltung des Hausbaues von innen nach außen mit aller Strenge Rechnung trug, mußte sich dieser Mangel im Hauswesen auch in der äußeren Erscheinung des Hauses offenbaren. Trotz der Pracht und des Luxus, trotz der Genuß- und Lebenslust und dem nichts weniger als klösterlichen Gebahren an den bischöflichen Höfen namentlich im 17. und 18. Jahrhundert und trotz der unwiderlegten Thatsache, daß die Frauen an diesen Hofhaltungen just nicht die unbedeutendste Rolle spielten, mangeln doch die Merkmale der berechtigten weiblichen Einwirkung. So liegt selbst in dem Bau ihrer Residenzen etwas Cölibatäres — noch entschiedener in jenen der Domherrenhöfe, und da wir beiden eine allgemeine Wirkung auf die Physiognomie der ganzen Bischofstadt zutrauen, so möchten wir auch diesen besondern Einfluß gelten lassen. Ein Beispiel für viele! Zieht man eine Parallele zwischen dem Prachtbau des Würzburger Schlosses, welches drei gleich kunstliebende Fürsten (zwei Grafen v. Schönborn und ein Frhr. v. Hutten) durch den Obristen Neumann von 1720 bis 1744 aufführen ließen, und der neuen markgräflichen Residenz zu Bayreuth, deren Vollendung nahezu in dieselbe Zeit (1754) fällt, so fühlt man alsbald trotz der Aehnlichkeit des Stils den Unterschied durch. Dort die stolze, großartige Pracht, die aber ungeachtet der freien, sonnigen Lage des Schlosses etwas kalt und zurückhaltend anmuthet. Hier zwar ein minder erheblicher Pomp, bei dessen Anblick sich überdies das Gefühl regt, als sei die Wirkung hinter der Absicht zurückgeblieben und als hätten — wie es vielleicht auch der Fall war — die Mittel nicht so weit gereicht wie der Wille — bei Alledem aber der Eindruck des Heimlichen und Familienhaften. Noch auffallender spricht sich dies in der inneren Einrichtung aus. In beiden Schlössern entfaltet sich der Geschmack der Zopfzeit. Dort aber erweckt er im Beschauer nur die kalte Bewunderung der verschwenderischen Pracht, hier überkommt ihn das Gefühl, als habe eine zarte, sinnige Frauenhand die Ausschmückung dieser Säle und Zimmer geleitet. Es liegt in diesem der bürgerlichen Beschränktheit so ferne stehenden Glanze dennoch etwas Heimliches und Gemüthliches. — Es wurde erwähnt, daß in den Bischofstädten namentlich auch die alten Domherrenhöfe diese kalte, einsame, klösterliche Physiognomie tragen. Das fällt in Würzburg, Bamberg und Eichstädt gleichmäßig auf. Selbst jetzt noch, wo diese Gebäude mit jenen weiten Einfahrten, die in Würzburg fast in einen halben Zirkelbogen gesprengt sind, mit ihren raumverschwendenden Vorhallen und Corridoren von Privatfamilien bewohnt sind, sehen sie noch immer leer und vereinsamt drein. In manchen herabgekommenen Reichsstädten, wie z. B. Rothenburg an der Tauber, stehen die alten Patrizierhöfe theilweise ganz leer und befinden sich eben nicht im besten baulichen Zustande. Dennoch muthen diese menschenleeren Häuser wohnlicher an, als jene berühmten Domherrenhöfe. Man fühlt, daß sich dort mit Weib und Kind bald eingewöhnen ließe, daß man hier eine Heimath gründen könnte, während man hier höchstens die vorübergehende, gleichgiltige Rolle eines Miethsmannes übernehmen möchte. Daß auch das confessionelle Element einen wesentlichen Unterschied in der charakteristischen Erscheinung der Städte hervorruft, liegt nahe genug. Die thürmereichen Physiognomien von Würzburg, Aschaffenburg, Bamberg, Eichstädt, die gewaltigen Dombauten, an denen die opferwillige Frömmigkeit der fernsten Christenländer bauen half, geben diesen Städten eine schöne, bewegte, malerische Contur. Ueberhaupt bildet — von den Reichsstädten abgesehen — die schwere katholische Pracht in den Hochstiften einen Gegensatz zu den merklich kleineren Verhältnissen und der mannigfach zu Tage tretenden protestantischen Nüchternheit in den Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth. Nicht nur am Kirchenbau, man gewahrt dies auch am Bau des bürgerlichen Hauses. Die Schlösser der brandenburgischen Markgrafen gehörten keineswegs zu den wenigst luxuriösen im Deutschen Reiche, und die mancherlei Finanzverlegenheiten hatten gar oft ihren Grund in der ungemessenen Pracht und Verschwendung der Hofhaltung: aber obwohl die getreuen Unterthanen es nicht selten ihren Fürsten nachzumachen sich bestrebten, so fehlte ihnen doch der Sinn für das Große, Pomphafte und Massige, wodurch sich die Bauwerke der katholischen Bischofssitze auszeichnen. Einen

schlagenden Beweis hierfür liefert z. B. Erlangen, das trotz seiner Eigenschaft als Residenz- und Universitätsstadt, trotz der ganz besonderen Vorliebe mehrerer Landesfürsten für dasselbe dennoch ein höchst kleinliches Gepräge an sich trägt und in dieser Richtung von mancher bambergischen oder würzburgischen Landstadt übertragt wird. Aehnlich ist es auch bezüglich der neueren Quartiere Bayreuths der Fall, wobei wir jedoch ausdrücklich zu bemerken haben, daß wir hier nicht die allerneuesten Schöpfungen der bürgerlichen Architektur im Auge haben. Denn diese repräsentiren keineswegs den volksthümlichen, sondern den Casernenstil. Wie die Gegenwart überhaupt alles Scharfausgeprägte zu verwischen, alles Hervorstechende zu nivelliren sich bestrebt, so verrichtet sie auch das gleiche Amt auf dem Gebiet der bürgerlichen Baukunst. Das fühlt man am deutlichsten bei jenen Städten, welche wie Fürth und Hof Schöpfungen der Gegenwart, nicht aus dem specifischen Volksleben, sondern aus dem allerorten gleichgearteten Güterleben erwachsene Gebilde sind. — Daß sich der durch confessionelle Beziehungen hervorgerufene Unterschied nicht auf die Haupt- und Residenzstädte ausschließend beschränkt, liegt in der Natur der Sache. Die religiöse Anschauungsweise, die Formen des kirchlichen Lebens wirken allenthalben bedingend und gestaltend auf die Volksthümlichkeit. Sie beeinflussen das öffentliche Leben wie die Sitte des Hauses. Der Bürger der Kleinstadt baut aber jedenfalls mit mehr Freiheit als der Residenzler, nach seinem Sinn und Geschmack, d. h. nach seiner Sitte und Anschauungsweise. Beinahe durchweg ist die katholische Bevölkerung in Franken lebenslustiger und sorgloser als die protestantische. Dort ist Pomp, mysteriöse Pracht, Oeffentlichkeit, unter der Mitwirkung aller sieben freien Künste, hier ist Alles einfach, prunklos, heimlich, puritanisch, durch das Conventikelwesen auf das Schlagendste repräsentirt. Katholicismus und Protestantismus verhalten sich in ihrer Kundgabe wie bunte, romantische Phantasie zum nüchternen Rationalismus. Das spricht sich auch in der Physiognomie namentlich jener Landstädte aus, die ihren architektonischen Charakter aus einer Zeit her datiren, wo das religiöse und beziehungsweise confessionelle Bewußtsein noch ausgeprägter war als in der Gegenwart.

In den katholischen Bezirken ist dem baulichen Zustand der Wohnhäuser durchschnittlich eine geringere Sorgfalt zugewendet als in den protestantischen. Auch der Schmutz ist dort ein gut Theil größer als hier, und Unterfranken trägt in dieser Richtung jedenfalls die Palme davon. Gleichzeitig herrscht aber auch eine größere Pietät für das Ueberkommene, das man lieber zur Ruine werden läßt als daß man es modernisirt. Es findet sich in den Städtchen am mittleren und unteren Main, in Stadtprozelten, Obernburg, Klingenberg u. a., noch manche reizende Architekturstaffage aus der besten Zeit der Gothik und Renaissance, die ihren malerischen Effect, wenigstens in Farbe und Stimmung, namentlich auch jener Scheu vor Renovirung und Uebertünchung verdankt. Der rationellere, dem Fortschritt huldigende, nebenbei auch reinlichere Protestant überweißt und bessert sein Haus fleißig aus, er bewirft aber auch nebenbei die zierliche Ornamentik, haut Fries und Gesims weg, ersetzt das schöne gothische Maßwerk mit viereckigen Fensterstöcken und will Alles hübsch glatt, solid und nüchtern haben. Bei dieser Erscheinung sind jedoch gewiß auch andere Momente thätig gewesen. Wäre es nicht möglich, daß — wenn auch unbewußt — dem Protestanten Alles, was hinter dem westfälischen Frieden liegt, nicht zusagt, daß er instinctiv gegen Alles reagirt, was an die Zeit vor der Reformation erinnert? Darin läge — so unbedeutend das Resultat scheint — ein merkwürdiger Beweis der eingreifenden Wirkung der Geschichte auf den Charakter des Volkes! Jene angedeutete puritanische Nüchternheit und Renovirungssucht macht sich vorzugsweise bei den kleineren Städten des Plattlandes geltend. In der Großstadt tritt ihr der vorgeschrittene Sinn für das Kunstschöne entgegen. Was dort Sinn für Einfachheit und Sauberkeit, wäre hier Vandalismus. Wir finden eine Bestätigung hierfür in den Städtchen auf der mittelfränkischen Keuperebene, auf dem fränkischen Landrücken, im Aischgrunde, theilweise auch im Vogtlande und den Sechsämtern am Fichtelgebirge. Der Eindruck, den sie beim Durchwandern machen, ist durchschnittlich ein mehr freundlicher, heller, sonniger, als jener der Städtchen im Gerolzhofer und Ochsenfurter Gau, am Rande des Spessarts, auf der Rhön, im Eichstädtischen und Bambergischen! Aber mehr pittoreske Vorwürfe geben die letzteren ab, und der Architekturmaler mag am mittleren und unteren Maine besonders reiches Material für Studien finden. Am Ueberraschendsten empfinden wir dies, wo die Gegensätze so nahe bei einander liegen, wie etwa im Süden der mittelfränkischen Keuperebene (Spalt ist katholisch, Windsbach protestantisch, Eschenbach katholisch, Merkendorf protestantisch, Ornbau katholisch u. s. w.). Die protestantischen Ortschaften sehen in der That viel wirthschaftlicher und haushälterischer drein als ihre katholischen Nachbarinnen. Was aber jene an Solidität voraus haben, gewinnen ihnen diese an malerischem Effect und mittelalterlicher Romantik wieder ab. So ist auch die Heiterkeit des protestantischen Volkes selbst eine solidere, minder poetische; jene des katholischen eine hellere und lautere, weniger durch Sorglichkeit und Bedachtsamkeit gehemmte; sie ist bunter, wie sich auch die Tracht der Katholiken durch hellere, buntere Farben vor jener ihrer protestantischen Nachbarn auszeichnet.

Wir werfen noch einen flüchtigen Blick auf die fränkischen Reichsstädte. Schon oben haben wir Nürnberg als das Prototyp derselben bezeichnet. Die Macht und Größe der Stadt war schon gefestet, sie hatte bereits ihren Höhepunkt erreicht, als das entscheidende Religionsgespräch im Rathhaussaal abgehalten wurde (3. März 1525). Ihre architektonische Schönheit und harmonische Gliederung, die Pracht ihrer privaten wie öffentlichen, profanen wie kirchlichen Bauten war das getreue Spiegelbild ihrer für Kunst und Kunstgewerbe im höchsten Maße empfänglichen, der Wissenschaft und Dichtkunst zugeneigten, zudem selbstbewußten und kraftstrotzenden Bürgerschaft. Nürnberg hatte sich trotz seiner allezeit bewährten werkthätigen Frömmigkeit stets fern von religiösem Fanatismus gehalten, und sein Verhalten während der Reformationskriege bekundet, daß es die weltlichen Interessen neben dem Glaubenseifer nicht aus dem Auge verlor. Ebenbürtig den schönsten Städten Deutschlands und darum auch eifersüchtig auf das Palladium seiner Schönheit, gestattete es den puritanischen Wirkungen des Protestantismus keinen weiteren Spielraum, als höchstens innerhalb seiner Kirchen. So hat es seinen künstlerischen Schmuck bis auf die Gegenwart gerettet. Keine andere Stadt Süddeutschlands zeigt in ihren privaten wie öffentlichen Bauten die organische Entwickelung in so ausdrucksvoller Weise wie Nürnberg. Man fühlt es, daß keine Fürstenlaune Form und Richtung vorschrieb. Jedes einzelne Bürgerhaus ist die Schöpfung eines freien, selbständigen Mannes, den aber von innen heraus der Drang leitete, den Forderungen des Gemeinwohles nachzugeben, weil seine persönliche Bedeutung in der der freien Gemeinde gründete. Die tiefgehenden Analogien in den Schicksalen der übrigen fränkischen Reichsstädte, in ihren inneren und äußeren Kämpfen, ihrem ganzen Entwickelungsprozesse mit der Geschichte Nürnbergs beruhen wohl im Großen auf allgemein wirkenden historischen Ursachen. Aber unverkennbar ist es, daß erstere jeweils ihre Blicke auf die mächtige reichsfreie Stadt an der Pegnitz als auf ein Muster und Vorbild lenkten. Daher ist auch in architektonischer Beziehung eine Wahlverwandtschaft unverkennbar: nicht nur in kleinen Zügen, sondern auch in dem, was eigentlich die architektonische Physiognomie ausmacht, spricht sich eine unverkennbare Aehnlichkeit — selbstverständlich in kleinerem und bescheidenerem Maßstabe — mit Nürnberg aus; namentlich in Rothenburg, Dinkelsbühl, Weissenburg und Windsheim. Weniger ist dies bei dem unterfränkischen Schweinfurt der Fall, in welchem die Spuren der Renaissancezeit — bis auf das Rathhaus — auffallend verwischt sind. Dagegen ist in den Landstädten in Nürnbergs Nähe, wie namentlich in Schwabach, zum Theil in Roth, Altdorf u. A. die Wirkung des Vorbildes erkenntlich. — Auffallend häufig begegnen wir im bayerischen Franken den städtischen Spitznamen und Wahrzeichen. In diesen Spottnamen macht sich gleichzeitig die Eifersucht des Spießbürgerthums und die angeborene Volksironie Luft, die zu dem Spottwort das passende Märchen zu erfinden weiß. So sind die Berchinger im Eichstädtischen als „Thorabschneider" in der Leute Mund. Es geht die Sage, daß vor Zeiten ein Schalk das Stadtthörlein in unanständiger Weise besudelt habe. Bürgermeister und Rath wußten nun in ihrer Verlegenheit nichts Besseres zu thun, als die kritische Stelle aus dem Thorflügel herausschneiden zu lassen, um auch die letzte Spur dieser Schmach zu vertilgen. Den Bewohnern von Greding sagt man nach, sie hätten einstmals einen gewaltigen Hecht, den der Stadtfischer aus der Schwarzach fing, als Wunderthier so lange in einem Käfige ausgestellt, bis der Spitzname „Hechten" an ihnen selber hängen blieb. Die Kipfenberger heißen die „Geishenker", die Beilngrieser „Zwiebeltreter", die Ansbacher „Wolfshenker", die Eichstädter „Kübelfranken", die Rothenburger „Taubereſel", die Feuchtwanger „Zeiselsfänger", die Kirchenlamitzer „Krebsbäcker". Die Bürger

der weiland freien Reichsstadt Windsheim führen noch gegenwärtig den Namen „Reichszöpfe". Drunten am untern Main heißen die Miltenberger seit der Zeit des dreißigjährigen Krieges sehr wohlklingend die „Heulochsen" und die Stadtprozeltener müssen sich „Geishockler" tituliren lassen, weil die armen Schelme in den gefährlichen Tagen des Hochwassers ihre Ziegen huckepack die Höhen hinauf auf die Grasplätze tragen müssen. Die Poppenhauser auf der hohen Rhön führen das Epitheton die „Poppenlustigen", was noch aus der guten alten Zeit herrührt, da die Fuldaer Herren die Poppenhauser Kirchweih fleißig besuchten und zu einer besonders belebten und lustigen machten. Drüben am Fichtelgebirge hinwieder heißen die Weissenstädter die „Bummler" oder „Bummelfranken", und man erzählt ihnen dasselbe Stücklein wie den Weilheimern nach, daß sie einmal einen Ochsen (Bummel) zur Höhe des Kirchthurmdaches hinaufgezogen, damit er das Gras, das zwischen den Dachplatten wucherte, wegfresse. Die Häfer führen den Spitznamen „Oehrlose", was im Volksmunde schier wie Ehrlose klingt, weil sie beim Guß ihrer Pfarrkirchenglocke das Oehr vergessen haben sollen. Im oberfränkischen Juraland heißen die Waismainer „Kaulhansen" (Kaulquappen), weil sie diese erste Larvenform der Frösche für Fische angesehen und gegessen haben sollen. Die Pottensteiner müssen sich die absonderliche Bezeichnung „Eselklüber" gefallen lassen. Man sagt ihnen nach, daß sie einmal in der Verlegenheit einen Esel, der sich in ein enges Felsengeklüfte verrannt hatte und zwischen dem Gesteine eingeklemmt stecken blieb, zerschlagen (zerklopft) hätten, um ihn wenigstens stückweise wieder herauszubringen. —e—

Bücherbesprechungen.

— Rechte und Pflichten der Kritik. Philosophische Laienpredigten für das Volk der Denker von C. E. Rasius. Leipzig 1898. Wilhelm Engelmann 2 ℳ. — Ein weitgereister Herr, der viele Länder und ihre Sitten kennen gelernt, auch in Amerika die Scheinfreiheit der Republik verständnißvoll betrachtet und gründlich verachtet hat, ist nun in die Heimath zurückgekehrt, deren Vorzüge er mit nachdrücklichen Worten schildert. Dieser nicht blos stimmungsmäßige, sondern auf gründlichen Erfahrungen beruhende Patriotismus macht so oft, wie er durchbricht, und das ist bei vielen Gelegenheiten der Fall, einen sehr wohlthuenden Eindruck. Aber auch das Philosophiren, das er mit unermüdlichem Fleiß betrieben hat und wovon er nun etliche Ergebnisse hier veröffentlicht, ist gar nicht so übel. Er hat Kant und etliche neuere Philosophen studirt und sich dabei seine Gedanken gemacht, die er nun ohne systematische Anordnung nach dem allgemeinsten Schema von Logik, Aesthetik und Ethik zum Besten giebt. Das Schönste daran ist der philosophische Idealismus, den er sich durch all die Studien hindurch gerettet hat. Von ihm aus geht er mit etlichen Lieblingssätzen dieses materialistischen Zeitalters unerbittlich ins Gericht, nennt den einen Lügner, der die Materie für etwas Gewisses ausgiebt, bezeichnet die Causalität als einen Glaubensartikel, den die denkende Menschheit aus Gewohnheit als einen wissenschaftlich erwiesenen Satz hinnehme, und macht sich so ähnlich mit dem und jenem philosophischen Begriff zu thun, mit dem man Denkarbeit zu thun sich gewöhnt hat, ohne ihn des Näheren zu untersuchen. So beachtenswerth das Eine oder das Andere sein mag, das auf solche Weise zu Tage gefördert wird, so suchen wir doch den Hauptwerth des Buches nicht in solchen Denkversuchen, die der strengen Durchführung entbehren, sondern in der köstlichen Unverfrorenheit, mit der dieser Weltmann, der sich zweifellos fleißig umgesehen hat unter den Menschen, allerlei hochgehaltene Errungenschaften dieser Neuzeit, wie Parlamentarismus, Redefreiheit, Parteibegeisterung, öffentliche Gerichtsverhandlungen, Anbetung der Presse erbarmungslos zerpflückt und die Mehrzahl dieser Güter als „unlogisch" abthut. Dabei ist natürlich viel Uebertreibung, aber schaden wird's Niemanden, in diesen Spiegel ein wenig hineinzuschauen und zu sehen, in welcher Verzerrung diese Dinge unter Umständen ihr Bild zurückgeworfen bekommen. Ein System will ja der Verfasser auch nicht geben, und trotz Allem, was mit uns viele Leser entschieden zurückweisen werden, wie den Haß gegen die alten Sprachen, die Liebhaberei für die Leichenverbrennung, die Unmöglichkeiten, die in Sachen des Rechts und der Presse gefordert werden, bietet das Buch doch eine ganz eigenartige Gedankenwelt, in der sich entschieden viel Wahres findet. B. K.

— Die große Wassersnoth in Sachsen 1897. Nach Berichten von Augenzeugen geschildert. Mit 85 Illustrationen. Zweite Auflage. Leipzig, Sächsischer Volksschriftenverlag. 1898. 2 ℳ 50 ₰. — Wir haben uns über den Inhalt dieses schönen und lehrreichen Buches, über die Art seiner Entstehung und die Verdienste der dabei betheiligten vielen Mitarbeiter bei seinem ersten Erscheinen ausführlich ausgesprochen (Leipz. Ztg. Nr. 298 von 1897). Nicht alle guten Bücher werden auch gut verkauft; glücklicher Weise ist das aber bei diesem in kürzester Zeit der Fall gewesen und 5000 Exemplare sind unter das Volk gebracht worden. Bei der Veranstaltung der neuen Ausgabe aber haben sich die Herausgeber keineswegs damit begnügt, einen neuen Druck zu bewerkstelligen; sie haben vielmehr 19 neue Illustrationen hinzugefügt, so daß beispielsweise nun auch die Verheerungen im Müglitzthale durch eine ganze Reihe von Abbildungen veranschaulicht werden. Weiter ist eine Karte der Flußgebiete des Königreichs Sachsen beigegeben, auf der die verschiedenen meteorologischen Stationen in ihrer Vertheilung ersichtlich werden. So ist das Buch um mehr als einen Bogen größer geworden und wird dennoch zu dem alten Preise weiter geboten. Sein guter Ruf hat sich inzwischen derart befestigt, daß es besonderer Empfehlung nicht mehr bedarf. B. K.

— Czar Nikolaus II. und sein Hof. Von Bresnitz v. Sydacoff. Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhardt 1898. — Das Buch nennt sich mit Recht: „Politisch-feuilletonistische Aufzeichnungen". Man gewinnt nicht den Eindruck, daß der Verfasser den Verhältnissen näher steht, als wir Anderen, aber er hat den Lauf der Ereignisse mit Aufmerksamkeit und Verständniß verfolgt und nicht unbedeutendes Material aus Zeitungen und Feuilletons zusammengetragen. Es ist demnach eine fleißige und wohlgelungene Arbeit, die uns vorliegt. Außerdem ist die Darstellung gefällig und der Stil flüssig und wohlgefeilt. Was wir aber vor Allem loben und anerkennen müssen, ist, daß sich der Verfasser von allen Pikanterien, welche sonst derartige Arbeiten zu „zieren" pflegen, soweit wir sehen völlig frei hält. Ein solcher Standpunkt hebt ein Buch ganz von selbst auf eine höhere Stufe. —tg—

— Wie studirt man Pädagogik? Ein praktischer Wegweiser von Dr. Hans Zimmer. Leipzig, Roßberg'sche Hofbuchhandlung. 1898. 80 ₰. — Man dürfte es wohl als ein Kunststück bezeichnen, wenn eine Frage wie die im Titel angeführte auf noch nicht ganz 40 Seiten gründlich erörtert würde. Freilich ist dem Verfasser dieses Kunststück durchaus nicht gelungen, und wir möchten keinem Anfänger rathen, sich bei Beginn des pädagogischen Studiums auf der Universität lediglich an dieses Heftchen zu halten. Dasselbe giebt zunächst die wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen über die Staatsprüfung in der Pädagogik in Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg, sodann einige ganz allgemeine Bemerkungen und Citate über die Pädagogik als Wissenschaft und ihre Vertreter Comenius, Rousseau, Basedow, Pestalozzi, und ertheilt dem Leser den einfachen Rath, sich ganz und gar dem „Herbart'schen System" anzuschließen. („Am besten ist's, wenn Ihr nur Einen hört und auf des Meisters Worte schwört!") Es folgt dann eine Art Verzeichniß pädagogischer Vorlesungen, die in einem der letzten Jahre an den verschiedenen deutschen Universitäten von berühmten und weniger berühmten Professoren gehalten worden sind. Ferner werden etwa 15 pädagogische Werke älterer und neuerer Zeit den Studenten zur Lectüre empfohlen und zum Schluß wird auch noch der pädagogischen Vereine mit einigen Worten gedacht. Man sieht, an Stoff hat es dem Verfasser für sein Büchlein nicht gefehlt; wir fürchten aber, daß der harmlose Wanderer, der an der Hand eines solchen Führers mit solcher Hast durch die ganze pädagogische Wissenschaft hindurchgejagt wird, zuletzt kaum noch wissen wird, wo ihm der Kopf steht. E.

— Das Lied von der versunkenen Glocke und andere Parodieen von Julius Stettenheim. Charlottenburg, Schlüterstr. 62, Verlag von Max Simson. — Bei einer Sammlung Stettenheim'scher Feuilletons kommt man noch immer auf seine Rechnung. Freilich kennt man ja nun nachgerade seine Manier, überall spukt zwischen seinen Zeilen der alte Witzchen mit seinen tollen Sprachpurzelbäumen umher. Aber drollig bleibt er doch allezeit, und was die Hauptsache ist, seine Kalauer, so grausam und schmerzhaft sie auch zum Theil sind, stehen doch meist im Dienste eines ernsten und oft wirklich geistreichen Ge-

dankens. Mich dünkt, es ist häufig viel wirksamer, wenn Jemand seinem Zorn über allerlei moderne Unsitten und Mißbräuche, Narrheiten und Ausartungen in Gestalt einer witzigen Plauderei Luft macht, als wenn er bärbeißig loswettert und mit grimmig gerunzelter Stirn die scharfe Geißel des Strafpredigers schwingt. Stettenheim ist Berliner, zwar nicht von Geburt, aber von Gesinnung. Und zwar einer von der liebenswürdigen Nummer. Die Modernen von strengster Observanz — wenn man das sagen kann — werden das allerdings nicht gerne zugeben; denn ihnen ergeht es in der „versunkenen Glocke" recht übel und in verschiedenen anderen Satiren („Die Frau der Naturalisten" S. 130, „Deputation am Geburtstag Menzel's" S. 135) nicht viel besser. Aber wir glauben, sie thun wohl am Besten, wenn sie es vor der dichten Menge seiner spitzigen Pfeile machen wie der Kronprinz von Griechenland im Türkenkriege und „im Schatten fliehen". Das braucht Stettenheim keinesfalls zu fürchten, daß man den boshaften Sinnspruch, den er der Parlamentsberedsamkeit widmet: Was ist der langen Rede kurzer Unsinn? auf ihn selber anwende. Schon darum nicht, weil er die langen Reden grundsätzlich meidet und Alles hübsch in mundrechten Brocken darbietet. Heutzutage, wo ja eigentlich Niemand so recht Zeit hat zum Lesen, ist diese Art der Schriftstellerei am willkommensten. R. B.

— Collection Wigand. Lucie von Amalie Skram. Leipzig, Georg Wigand's Verlag, 1898. — Amalie Skram ist eine der norwegischen Heiligen der Naturalistengemeinde: in der That gehört der Cultus des Häßlichen zu ihrem literarischen Tagewerk und gerade in diesem Cultus bewährt sie eine eigenartige Begabung, die man ihr nicht absprechen darf. Nur dadurch unterscheidet sich auch ihre Erzählung „Lucie" von hundert anderen, welche den gleichen Inhalt haben. Ein junges Mädchen von gar nicht zweifelhafter Vergangenheit, eine Tivolidame, wird von einem Advocaten geheirathet, der, an sich schon streng und schroff, doch immer den Gedanken an ihr Vorleben nicht loswerden kann. Das lastet auch auf allen gesellschaftlichen Beziehungen. Das Alles ist nun nichts Neues — und wenn sie zuletzt im Kindbette stirbt, so fehlt auch diesem Abschlusse der Reiz der Neuheit. Dieser besteht gerade in der Vorliebe der Verfasserin für Schilderungen in einer naturalistischen Detailfärbung, die bisweilen ans Widerliche grenzen — und auch die Liebesschilderungen zeigen eine geradezu unschöne Sinnlichkeit. Die schöne Sinnlichkeit ist gewiß berechtigt; sonst müßten wir ja Goethe aus der Reihe der großen Dichter ausstreichen. Dazu schwebt der norwegischen Dame öfters das Vorbild Emile Zola's vor Augen: wir denken an die Scene der Selbstentbindung in Pot-Bouille. Davon ist zwar hier nicht die Rede, aber die seitenlange Schilderung der Wochenstube am Schluß mit der Hebamme und dem Badeweib ist von einer abschreckenden Trivialität. In der Führung der Handlung selbst aber ist ein Moment, welches wohl originell ist, aber im höchsten Grade abstoßend. Der Advocat hat seine Frau, bei ihrer Rückkehr von einer Gesellschaft, auf der Straße schlecht behandelt, sodaß sie ihm davon läuft. Da begegnet ihr ein häßliches Abenteuer, ein stuprum violentum, welches noch dazu Folgen hat; denn davon stammt das Kind her, das am Schluß das Licht der Welt erblickt: es trägt neben dem linken Auge ein kleines, braunes Muttermal, mit einigen dunklen Haaren bedeckt — die Signatur des gewaltthätigen Vaters. Das Pathologische ist mit einer an die Klinik erinnernden Detailmalerei ausgeführt; daneben etwas Hypnose, kurze Zeit ein frömmelndes Magdalenenthum. Der Roman der Amalie Skram könnte die „Aesthetik des Häßlichen" von Karl Rosenkranz mit einigen beweiskräftigen Capiteln bereichern. Bisweilen hat man ein Echo Ibsen'scher Aussprüche. Schade um das Talent lebendiger Schilderung, das hier nur den Verirrungen einer einseitigen Richtung dient. R. v. G.

— Collection Wigand. Maggie das Straßenkind. Von Stephen Crane. Autorisirte Uebersetzung von Dora Landé. Leipzig, Georg Wigand's Verlag. 1897. — Diese Erzählung genügt den Anforderungen des extremsten Naturalismus. Wenn wir die Summe der Roheiten ziehen, die in diesen paar Capiteln angehäuft sind, so ist sie erstaunlich und geradezu abschreckend. Mit den Prügeleien an Knaben beginnt die Erzählung, dann prügeln sich Mann und Weib; einem etwas auswischen, ihm ins Maul schlagen, ist eine Lieblingswendung der Helden und Heldinnen. Die Heldin Maggie ist so eine Art Fleur de Marie, die in solcher scheußlichen Umgebung aufwächst. Der Familienvater ist immer betrunken, doch er verschwindet bald von der Bildfläche. Nicht weniger den Trunk liebend ist die knochige, riesenhafte Mutter, die noch im letzten Capitel den Platz behauptet; sie ist wie die tragische Mutter in einem Trauerspiel, jammert zuletzt um ihr verlorenes Kind, wie eine betrunkene Niobe; denn die arme Maggie geht verloren. Ihr imponirt der hochnäsige elegante Peter durch sein überlegenes und herausforderndes Wesen, er führt sie in alle möglichen Vergnügungslocale und läßt sie zuletzt im Stich, als er eine alte Freundin wiedergefunden hat; er verabschiedet sich von dem Leser, indem er in Mitte eines nobel tractirten Harems betrunken unter den Tisch fällt. Maggie aber geht ins Wasser; auf ihrem letzten Wege macht sie noch das Märtyrerthum der Straße durch; das ganze Wörterbuch von Redensarten, womit die begegnenden Männer eine feile Dirne heimsuchen, wird von dem kundigen Verfasser erschöpft. Lebenswahrheit, krasse, brutale, häßliche Lebenswahrheit ist seine Losung. Maggie selbst ist viel zu blaß gezeichnet, um ein ästhetisches Gegengewicht zu bieten. Die Erzählung spielt in Newyork, doch sie könnte ebenso gut in einer anderen Hauptstadt spielen; das Nachtleben in den gemeinen Localen ist überall dasselbe. Wenn die Uebersetzerin für die Dialektstellen den Berliner Dialekt wählt, so wird das Ganze dadurch in eine schiefe Beleuchtung gerückt und man muß sich immer erst darüber zu orientiren suchen, daß man sich am Hudson und nicht an der Spree befindet. R. v. G.

— Fünf Jahre deutscher Handelspolitik (1890 bis 1894) von Dr. Georg Tischert, Redacteur der Straßburger Neuesten Nachrichten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. — In dem unter vorstehendem Titel erschienenen Werke giebt der Verfasser einen umfassenden historischen Ueberblick über die Verhandlungen, welche zu dem Abschluß der 1891er Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn, Italien, der Schweiz und Belgien sowie der Handelsverträge von 1894 mit Rußland, Rumänien, Serbien und Spanien geführt haben, und über die handelspolitischen Kämpfe und Erörterungen, die während der genannten Periode in den Parlamenten, Zeitungen und in öffentlichen Versammlungen geführt wurden. Man erhält aus der in sechsundzwanzig Capitel zerfallenden, sachlich gehaltenen Darstellung ein getreues Bild von den jenen Zeitabschnitt kennzeichnenden Bewegungen für und gegen die Caprivi-Marschall'sche Handelspolitik. Besonders lehrreich sind die mit dem vierzehnten Capitel beginnenden Ausführungen über die Zollverhandlungen und den Zollkrieg mit Rußland. Unser östlicher Nachbar verlangte damals für vier Fünftel seiner Einfuhr nach Deutschland Ermäßigung oder Bindung des deutschen Tarifs, was einem jährlichen Zollnachlaß von 25 Millionen Mark gleichkam. Es selbst aber wollte einem ganz geringen Theil der deutschen Einfuhr nur eine Bindung des vielfach prohibitiven russischen Tarifs zugestehen. Das war einfach eine beleidigende Zumuthung. Da im Laufe der Verhandlungen die russische Regierung auf diesem Standpunkt verharrte, so kam es im Sommer 1893 zum Zollkrieg. Der Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrages im Februar 1894 machte dem Zollkrieg ein Ende. Am 7. Februar wurde der Vertragstarif veröffentlicht. „Ein sehr wichtiger Tag war der 19. Februar. An diesem Tage besuchte der Kaiser den Fürsten Bismarck in Friedrichsruh; der Bundesrath nahm den Vertrag an, der sofort dem Reichstage zuging." Im Reichstage trug dann der Finanzminister v. Miquel wesentlich zur Annahme des von den Agrariern heftig bekämpften russischen Handelsvertrages bei. Das Schicksal des Vertrages scheine ihm, so erklärte er, durch die Annahme der früheren Verträge entschieden; die differentielle Behandlung Rußlands habe auf die Dauer keinen Werth für die deutsche Landwirthschaft. Am 16. März nahm der Reichstag den Vertrag in dritter Lesung an, nachdem zwei Tage vorher das Gesetz über die Aufhebung des Identitätsnachweises Annahme gefunden hatte. — Gerade in gegenwärtiger Zeit, wo man damit beschäftigt ist, Erhebungen über die Wirkung der abgeschlossenen Handelsverträge anzustellen und Vorbereitungen für den Abschluß neuer Verträge zu treffen, dürfte die vorliegende Darstellung über die Entwickelung unserer Handelspolitik in den ersten Jahren des laufenden Jahrzehnts für Viele von Interesse sein. F.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 74. Dienstag, den 28. Juni, Abends. 1898.

Giacomo Leopardi.

(Zu seinem 100jährigen Geburtstage, am 29. Juni 1898.)

Von Alfred Hofmann.

Der Weltschmerz ist auch in unserer deutschen Literatur zum Ausdrucke gekommen. Heine und Lenau sind seine vornehmsten Vertreter. Aber der deutsche Pessimismus hat vor dem italienischen den Vorzug, daß ihm neben all' der Zersetzung, die ihm Ideal scheint, doch auch Momente kommen, wo er sentimental wird. Das ist nun einmal germanische Eigenthümlichkeit. Anders im Romanischen. Hier ist die Weltverachtung, die herbe Bitterkeit echt und tritt unverfälscht zu Tage. Ein Beispiel hierfür bietet der Poet, dessen 100. Geburtsfest wir am obengenannten Tage feiern. Man darf Leopardi als den größten Lyriker der Italiener nach Petrarca betrachten, der aber groß war in dem Sinne, wie es Dante und Michel Angelo waren. Wie diese Beiden schien er geboren, um zu beweisen, daß dem Mutterlande des Schönen auch das Große, das Kühne und Gewaltige nicht versagt blieb. Denn groß, kühn und gewaltig ist dieser Dichter trotz seiner Weltverachtung und seiner herben Bitterkeit. Weit bedeutsamer ist sein Pessimismus, als der Heine'sche. Heine gefällt sich in Spöttereien, Tändeleien und poetischen Mätzchen, bei Leopardi ist Alles Ernst und Vertiefung.

Der Graf Giacomo Leopardi wurde am 29. Juni 1798 zu Recanati, einer Stadt der Mark Ancona, geboren. Nur bis zum 14. Jahre genoß er Unterricht, später hatte er keinen Lehrmeister, als die umfassende Bibliothek seiner Väter. Er eignete sich von selbst die Kenntniß nicht nur des Französischen, Spanischen und Englischen, sondern auch die des Griechischen und Hebräischen an, in welch' letzterer Sprache er es so weit brachte, daß er darin mit einigen gelehrten Hebräern aus Ancona disputiren konnte. — Leopardi begann seine tiefen Studien mit der griechischen Welt. Bis zu einem unglaublichen Grade hatte er in sich die Vertrautheit mit Sprache und Literatur der göttlichen Hellenen ausgebildet. Er gestand sogar, daß sein Denken sich ihm in griechischen Ausdrücken lebendiger und klarer gestalte, als in lateinischen und selbst in seiner eigenen Muttersprache, im Italienischen. Von seinem 12. bis 26. Jahre sammelte er einen Schatz griechisch-lateinischer Gelehrsamkeit. Ein Beleg dafür ist sein Versuch über den Volksaberglauben der Alten. Ueberdies brachte er eine große Menge von kritischen Noten, Uebersetzungen und Commentaren aller Art zu Papier über viele alte Autoren, wie über Plato, Dionysius von Halicarnaß, Fronto, Demetrius Phalereus, Theon den Sophisten u. A. Ganz besonders erstaunlich aber ist seine Sammlung von Fragmenten aus 55 Schriften der einzelnen Kirchenväter. Diese und viele andere nicht minder wichtige philologische Manuscripte vertraute er im Jahre 1830 zu Florenz dem deutschen Philologen Ludwig v. Sinner, später Professor in Paris, an, der aber davon nur einige kleinere, jedoch gewissenhaft redigirte Proben veröffentlicht hat. Im Alter von 14 Jahren galt Leopardi als ein Phänomen außerordentlicher Gelehrsamkeit. Niebuhr pries in der Vorrede zu den Gesängen des Flavius Merobaudes den jungen italienischen Philologen als ein hervorragendes Licht; von Waltz wird er als „vir in his litteris inter Italos facile princeps" bezeichnet, und der gelehrte Theologe Thilo in Halle widmete ihm seine vortreffliche Ausgabe der Hymnen des Synesius. — Von lebhaftem Drange getrieben, ging Leopardi im November des Jahres 1822 nach Rom, wo er sich in die Codices der Barberianischen Bibliothek vertiefte. Der erst 24jährige Philologe sah sich hier aufgesucht und umschmeichelt von den bedeutendsten ausländischen Gelehrten, die sich damals in der ewigen Stadt aufhielten. Niebuhr bot ihm, wiewohl vergebens, einen Lehrstuhl für griechische Philosophie an. Doch bald zog sich Leopardi von allen Menschen zurück, wurde düster und in sich gekehrt, irrte einsam umher und „verkehrte" mit den schweigenden Ruinen Roms, die hingeschwundene Größe betrauernd. Im Mai des Jahres 1823 kehrte er wieder in die Stille seiner Heimath zurück. — Zwei Jahre lang lebte er, während die unerbittliche Natur den tödtlichen Keim in ihm unaufhaltsam weiter entwickelte, seiner schmerzlichen Sehnsucht, seinen vergeblichen Hoffnungen, und er dünkte sich wie den Klauen des Todes entronnen, als er im Juni 1825 einem Rufe des Buchhändlers Stella nach Mailand folgen konnte, der ihm Aussichten eröffnete, die Schätze seiner Gelehrsamkeit zu verwerthen. Aber der Beginn einer ungewöhnlich strengen Winterkälte trieb ihn von dort nach Bologna. Hier wurde ihm der Trost einer gastfreundlichen Aufnahme, eines regen und herzlichen Verkehrs zu Theil, und angenehm beschäftigte ihn zugleich die Drucklegung seiner Poesien, die daselbst, sowie seiner prosaischen Versuche, die in Mailand herausgegeben wurden. Einen kurzen Ausflug nach Ravenna abgerechnet, verweilte er zu Bologna bis zum November des Jahres 1826, worauf er wieder nach seiner Vaterstadt zurückkehrte. — Aber jener unerfaßbare, fast übermenschliche Schmerz, der Anfang und Ende von Leopardi's ganzem Wesen war, ließ ihn niemals unter den Annehmlichkeiten des Familienlebens zur Ruhe kommen. Aus dem Abgrunde dieses Schmerzes herauf schmachtete er nach eben demselben Glücke, dessen Eitelkeit und Nichtigkeit er selbst in Wort und Schrift stets verkündigte. Und immer dem vor ihm herflüchtenden Wahngebilde nachtrachtend, verließ er neuerdings das Asyl, wohin er, an jenem Glücke verzweifelnd, sich zurückgezogen hatte. Im April 1827 begab er sich wieder nach Bologna und zwei Monate später nach Florenz. Dort erschloß sich seinen Augen ein neuer Horizont, so daß er ½ Jahr lang seiner Bedrängnisse vergaß und von Neuem an menschliche Glückseligkeit zu glauben anfing. Und als er im November Pisa besuchte, vereinigten auch hier sich die friedliche Stille des Ortes, die anmuthig erheiterte Einsamkeit, die warme, fast orientalische Sonne des Winters, ihm einen frischen Hauch des Lebens einzuflößen. Im Juni des nächsten Jahres kehrte er nach Florenz zurück, und, noch lebhafter als Alfieri beklagend, daß nicht die ganze Welt ein Toscana sei, suchte er, getrieben von der Melancholie des Spätherbstes, seine Heimath Recanati wieder auf. — Hier in dem furchtbar strengen Winter von 1829—30 sang er sich in den „Erinnerungen" einen Grabgesang, ließ aber demselben im nächsten Frühling doch noch ein „Wiedererwachen" folgen. Und nachdem er zum letzten Male seine theuern Eltern, seine Brüder und seine wahrhaft engelgleiche Schwester Paolina ans Herz geschlossen, riß er sich mit Schmerzen von ihnen los — er sollte sie nie wiedersehen. — Er reiste abermals über Bologna nach Florenz, in der Absicht, sich dort auf unbestimmte Zeit niederzulassen. Es fand sich damals in dieser gastlichen Stadt, was von verdienstvollen und geistig hoch begabten Männern zu jener Zeit das unglückselige Italien sein nannte. Leopardi sah sich bald mit diesen durch die Bande der wärmsten Freundschaft fest verknüpft; den „toscanischen Freunden" sind seine Gesänge, wie seine prosaischen Schriften in der schönen Ausgabe gewidmet, die er eben davon veranstaltete. — Aber weder die Freundschaft, noch die schöne Jahreszeit, noch die Reize Toscanas vermochten die Krankheit Leopardi's zu heilen. Er siechte dahin, schon mehr ein Lauf, ein Sturz gegen das Grab, wie ein Gang. — Umhergeschleudert auf einem großen Meere körperlichen und geistigen Leidens während des Winters von 1830—31, klammerte sich seine Hoffnung an den ersehnten Frühling, und er schien in der That für einige Augenblicke wieder aufzuleben. Aber der folgende Sommer verschlimmerte sein Befinden so sehr, daß

seine Freunde dem Winter mit Bangen entgegensahen. Auf ihren Rath begab er sich im October nach Rom, um dort die gefürchtete Jahreszeit hinzubringen. In Roms Luft gekräftigt erneute er seine alten Wanderungen durch die ewigen Denkmäler und versicherte lächelnd eines Tages, er habe mit Rom sich ausgesöhnt. Doch im April des nächsten Jahres ging er wieder nach Florenz. Hier brachte er Frühling und Sommer in leidlichem Wohlsein hin. Im Herbst und Winter sank er jedoch um so tiefer in die grausige Wirklichkeit seines unheilbaren Siechthums zurück. Zu Anfang September 1833 reiste er in fieberhaftem Zustande von Florenz nach Neapel, auf den Rath der Aerzte hin, und gelangte, leidlich erleichtert, nach Rom, von wo aus er im October nach Neapel abging. Die Neuheit und Gesundheit des Klimas, die sympathische Gesellschaft einiger Landsleute, der wechselnde Besuch gelehrter Fremden und eine neuere frischere und freiere Weise, zu leben, zu welcher Leopardi jetzt sich entschloß, fristeten ihm noch 4 Jahre lang das Leben. Doch die Krankheit machte riesige Fortschritte. Dazu gesellte sich die Furcht vor der Cholera, die damals das Abendland bedrohte. Ernste Zeichen der Wassersucht machten sich bei Leopardi bemerkbar. Am 14. Juni 1837, 14 Tage vor seinem Geburtstage, um die fünfte Nachmittagsstunde, während eine Kutsche ihn erwartete, um ihn nach seinem Landhause zurückzubringen, und er noch Pläne zu künftigen ländlichen Ausflügen entwarf, füllten plötzlich die Wasser, die schon lange die Wege des Herzens besetzt hatten, den Herzbeutel und erstickten auf diese Weise das Leben. In den Armen eines treuliebenden Freundes verhauchte der Dichter lächelnd die edle Seele. — Seine Bestattung erfolgte in dem Kirchlein von San Vitale auf dem Wege nach Pozzuoli, in dessen Vestibul ein Denkstein sein Andenken verwahrt. — Leopardi war von mittlerer Statur, gebeugt und schwächlich, blaß von Farbe. Sein Haupt war groß, seine Stirne breit und hoch, sein Auge blau und schmachtend, seine Nase gebogen und spitz. Die Züge seines Gesichts waren sehr zart, seine Sprechweise bescheiden und sein Organ etwas heiser; sein Lächeln besaß einen eigenthümlichen, milden Zauber.

Leopardi war als Poet wie als Prosaist gleich trefflich. Doch pflegte er die Prosa noch über die Poesie zu stellen. „Die Poesie," sagte er, „gleicht einer geschmückten Frauengestalt, die Prosa einer unverhüllten." Auch behauptete er, der Vielgelehrte, daß alles Wissen dem Schriftsteller nichts nütze, wenn er nicht die Gabe der Phantasie und große Empfindungskraft besitze. Sklavische Nachahmung war ihm zuwider, „der Geist soll sich frei entfalten und aus dem sich zu eigen Gemachten, in sich Aufgenommenen heraus Neues und Originelles schaffen, anklingend an bewährte Vorbilder, aber nicht bloße Copien derselben." So lautete sein Schaffensmotto. —

Obwohl Leopardi treffliche Verdeutscher gefunden hat — wir besitzen drei mustergiltige Uebersetzungen seiner Gedichte von: Kannegießer, Hamerling und Heyse, so läßt sich naturgemäß der Wohllaut und der Schmelz seiner Verse im deutschen Idiom nur annähernd wiedergeben. Immerhin bieten die Uebertragungen auch für den, der der italienischen Sprache nicht mächtig ist, aber für Poesie wahres Verständniß besitzt, eine große Quelle ästhetischen Genusses.

Unter seine vorzüglichsten Dichtungen ist sein „Hymnus auf Italien" zu zählen, angehaucht vom Genius der Antike. Seine erotischen Dichtungen sind sämmtlich — wie das bei Leopardi nicht anders zu erwarten ist — Klagelieder, tiefe Herzensseufzer eines unglücklich Liebenden, aber geistvoll und edel. Sein „Sonnabend im Dorfe" ist ein wahres Idyll, nur stört der pessimistische Zug der Dichtungsart dieses poetischen Märtyrers auch hier etwas. Derselbe Zug macht sich auch im „einsamen Sperling" geltend, welches Poëm durch die Anschaulichkeit des Details überrascht. Seine archäologischen und kunsthistorischen Schriften sind Musterbilder des Geistes und eines eleganten, classischen Stiles zugleich.

Einiges aus Belgrad.

Mit dem Frühschnellzuge verlassen wir den Südbahnhof von Pest, um uns aus dieser künstlich gezüchteten Großstadt nach einer anderen, unverfälschten Landeshauptstadt, nach Belgrad, tragen zu lassen. Durch die elenden Buden der Vorstädte mit ihren hie und da dazwischen vertheilten Fabriken hindurch gelangen wir ins Freie. Bald schwinden auch die letzten Spuren städtischen Wesens und wir befinden uns in „gewachsener" Umgebung, in der ungarischen Donauebene. Wir haben unseren Abtheil verlassen, um uns in den Speisewagen zu begeben, der jeden ungarischen Schnellzug begleitet. Hier ist es allerdings bodenlos dreckig, weit mehr als man das ja bei jedem solchen rollenden Wirthshause in Kauf nehmen muß, und auch die Verpflegung ist wenig hervorragend. Aber es sitzt sich angenehm in dem weiten luftigen Glashause, aus dem der Blick nach allen Seiten ungehindert ins Freie schweift. Und die ungarische Ebene ist es wohl werth, daß man ihr seine Aufmerksamkeit schenkt. Zwar ist sie eintönig in ihren Stoffen, aber von wundervollen Eindrücken in ihren Farben. Endlos dehnt sie sich, platt wie ein Tisch; selten nur tritt ein Dorf in unsern Gesichtskreis; hie und da ragt ein Pumpenschwengel empor. Felder, üppige goldbraune Weizenfelder, wechseln mit Wiesen und dürrer Haide ab; dazwischen weiden große Heerden des herrlichen ungarischen Rindviehs mit seinen übergroßen sanft geschlungenen Hörnern, von dem zerlumpten Pußtahirten bewacht. Immer aber wechseln die Farben, wie in einem Kaleidoskop. Bald glühen unter der sengenden Sonne die Weizenfelder kupferfarbig; da fährt ein Wind durch die wogenden Halme, daß sie schimmern wie alle Legirungen des Goldes; violett und purpurn strahlen die Haideblüthen dazwischen und saftgrün die Wiesen. Dann ziehen Wolken darüber hin, die den Sonnenbrand dämpfen, und Alles hüllt sich in dumpfe matte Farben. Gegen den Abend hin aber gewinnen die blauen und braunen Tinten die Oberhand, alle Schattirungen von Indigo und Sepia beruhigen das angespannte Auge. — Nur auf den Bahnhöfen, bei deren entsetzlich asiatischen Namen man keine Ahnung hat, mit welcher Erinnerung aus dem Geographieunterrichte man sie in Verbindung zu bringen hat, zeigt sich regeres menschliches Leben. Zwischen mitteleuropäische Kleidung mischen sich die Uniformen der Reichsarmee und des Honved und die verschiedensten Trachten der mannigfachen Völkerschaften, die hier beieinander hausen. Neben dem Husarenrock des Ungarn, der auf seine Geschichte hält, erscheint die weite weiße Leinwandhose des Hirten und das bunte Gewand der Slaven. Bei Peterwardein überschreiten wir die Donau; ein Tunnel belehrt uns, daß Slavonien sich nicht ganz mit der Glätte Ungarns begnügen will. Endlich hinter Semlin donnert der Zug eilfertig über die lange Brücke der Sau; links schimmern die Lichter von Belgrad herüber und in weitem Bogen ausholend fahren wir in den Bahnhof unseres Reisezieles ein.

Beograd! Wir verlassen unsere Wagen, um uns zunächst pflichtschuldigst der Gepäckuntersuchung zu unterwerfen; dabei fordert man uns unsere Pässe ab. Sie verschwinden und keine Menschenseele macht Anstalten, sie uns wiederzubringen. Nach langen sehr schwierigen Verhandlungen in allerhand Mundarten gelingt es uns endlich soviel zu verstehen, daß man sie uns morgen in unser Hotel schicken würde. Es geschah auch wirklich und das ist ja immerhin ganz nett; anderswo würde man sich wohl mit großem Zeitaufwande seine Pässe selbst haben wieder holen müssen. Mit Hilfe des Hotelomnibusses, der in seiner Gestalt einer Halbchaise für mehr als zwei Personen allerdings nicht Platz geboten hätte, gelangten wir nach ziemlich langer Fahrt, der Bahnhof liegt vor der Stadt, in unsere Gostinitza. Der Abend war schon vorgerückt; doch um keine Stunde zu verlieren, zogen wir aus, um Belgrader Leben zuerst einmal bei Kerzenlicht zu besehen. „Rechts die Hauptstraße hinan, würden wir zur linken Hand ein Kaffeehaus finden, in dem das elegante Belgrad verkehrte und jeden Abend Concert und sonstige Lustbarkeit stattfände." Wir zogen aus, von dem Platze an der Hauptstraße, an dem unser Hotel lag, der angegebenen Richtung nach; über uns elektrisches Licht, unter uns wahre Berge von Schlamm und Schmutz, wie ich sie in Straßen selbst der elendesten Stadt noch nicht beisammen gesehen habe. Aber das elektrische Licht half uns wenigstens einigermaßen unterscheiden, in welche Art Schmutzhaufen wir jeweilig zu fallen in Gefahr waren. Nach einer Weile Weges klangen sanfte Töne an unser Ohr; aus einer Glasthür fiel schwaches Licht. Wir sahen uns fragend an; ganz so hatten wir uns zwar das Aeußere von Belgrads erstem Café chantant nicht gedacht, indeß die Topographie stimmte. Nun gleichviel, es gab dadrin Musik und folglich Leben; wo aber in Belgrad Leben war, mußte etwas vom Belgrader Leben kennen zu lernen sein, also hinein! Wir wurden nicht enttäuscht. Es war zwar ein

dürftiges Loch, in das wir fielen, zweifellos, wie uns sofort klar wurde, nicht das erste Café der Residenz der Obrenowitsche, aber es war voller Leben! In dem engen Raume drängte sich ein Museum verwogener Gestalten. Augenscheinlich eine Kneipe des minderen Volkes bot er uns eine Sammlung von Volkstrachten, mit und ohne Schießzeug im Gürtel, rauhe Soldateska und noch rauheres Civil. In der Ecke stand auf einem niedrigen Podium eine junge Serbin in kleidsamer Tracht; unter dem Haarzopf, den sie um den Kopf geschlungen, schaute ein hübsches schmales Gesichtchen heraus, das sogar sehr hübsch hätte sein können, wenn es etwas mehr Spiel der Empfindung gezeigt hätte. Aber ohne eine Miene zu verziehen, sang sie eintönige serbische Weisen zum Saitenspiel; seltsam inmitten dieses lebhaften Volkes. Der einförmige Gesang schien dem südlichen, vom rothen Negotiner noch mehr angefeuerten Volke auf die Dauer aber doch nicht zu genügen; so nahmen sie denn den Betrieb der Unterhaltung selbst in die Hand. Jetzt änderte sich die Sachlage freilich schleunigst; ein mörderisches Gebrüll drang aus den rauhen Kehlen. Da plötzlich horch, ertönten zwar unbekannte Laute, aber wohlbekannte Klänge, in die bald Alle einstimmten: ein serbischer Text, Allah mag wissen, was er besagte, zu der „lieblichen" Weise der „Kleinen Fischerin". Wir sahen uns denn doch etwas erstaunt an, und das war unverkennbar der beabsichtigte Effect; wir wurden der Gegenstand vielsagender Blicke. Doch war der Eindruck entschieden noch nicht genügend, denn — man staune — man folgte dieselbe Melodie mit dem entsetzlichen — deutschen Texte; das war in der That mehr als wir in diesem Locale erwartet hatten; es war aber andrerseits nicht das, was wir suchten, und da wir doch lieber die lebhafte Stimmung nicht durch die zweifellos gewünschte Spende von mehr Negotine zum Ueberfließen bringen wollten, empfahlen wir uns diesem Kreise mit dem verbindlichsten Lächeln. — Also weiter die Hauptstraße hinan. Hier! Das sah schon besser aus. Richtig, ein großes Programm: Mademoiselle Une Telle, la plus célèbre chansonnière, — le professeur Machin, le plus parfait ventriloquiste — ventriloquiste? Hinein zu dem Bauchredner! Ein großer, hellerleuchteter Saal; an Tischen saß ein besseres Publicum, die Männer in europäischer Kleidung, die Damenwelt in Landestracht. Sehr hübsch! Wir ließen uns an einem Tische nieder und durchflogen das Programm. Das äußere Placat war wohl französisch, hier war Alles deutsch, bis auf ein einziges Lied — eine fette Französin trug es vor. Seltsamer noch als das, war es aber, daß die sämmtlichen Vorführungen augenscheinlich sehr wohl verstanden wurden, ja der Meister Bauchredner rief mit seinen Späßen lebhafte Heiterkeit hervor. Da war es uns denn nun freilich nicht mehr erstaunlich, daß unsere freundliche Nachbarin, als ihre serbische Frage mit höflichem Achselzucken beantwortet wurde, auf deutsch frug: Bitte, wieviel ist die Uhr? — Diese Beobachtung wiederholte sich allenthalben und es war eine wohlthuende Entdeckung, daß in diesem interessanten Ländchen die deutsche Cultur weiter verbreitet war, als wir erwartet hatten. Und, um es nebenbei zu bemerken, es war gleichfalls eine seltsame Beobachtung: die deutsche Sprache versagte erst ganz in — Siebenbürgen, natürlich nicht in den sächsischen, wohl aber den rumänischen und Szekler Comitaten. — Belgrad hat zwei Eigenschaften, die seinen Besuch überaus lohnend machen: einmal seine interessante und vielgestaltige Bevölkerung und weiter seine herrliche Lage. — Als wir am nächsten Morgen unser Hotel verließen, herrschte schon ein buntes Leben auf dem Platze. Es war Markttag. Vom Lande herein waren die Bauern mit ihren Wagen und ihrem Vieh zur Hauptstadt gekommen. Wir wanderten zum Marktplatz, wo sich Alles zusammendrängte und mit seinen Gütern feilschte. Welch ein lebhaftes farbenprächtiges Bild! Kräftige Männergestalten in farbigen Westen, die Beine hoch hinan mit den Bändern ihrer Bundschuhe umschnürt, alte dicke und schlanke junge Weiber in den mannigfaltigsten Gewändern, dazwischen Wagen und Vieh, Gemüse und Früchte; wer könnte alle die Einzelheiten fassen und behalten? — Zwischen der Stadt und der Festung liegt der städtische Park Kalimegdan. Wir schreiten hindurch, doch hinterläßt er keinen besonderen Eindruck, und gelangen nun vor die Mauern der Feste. Festung ist freilich nur ein schmückender Titel; modernen Waffen gegenüber dürfte das morsche Gemäuer kaum auch nur die mindeste Bedeutung haben. Zwischen Ziegel- und Steinmauern dringen wir ins Innere vor. Da ertönt plötzlich rechts von uns ein unheimlichts Schlürfen von Schritten und Klirren von Ketten! Wir blicken durch eine halbgeöffnete Thüre; ein Bild aus „Fidelio": da drinnen machen sich Sträflinge ihre Morgenbewegung, ein jeder mit Ketten zwischen den Füßen. Im Innern der Festung treffen wir deren noch viele an bei den verschiedensten Arbeiten; fast aufsichtslos, aber nie ohne ihre Kette! Doch wir schütteln den wenig erquicklichen Eindruck ab und treten vor an die Bastion. Welch eine herrliche Schau öffnet sich hier vor unseren Blicken! Gerade vor uns sehen wir aus weiter Ferne die Donau heranziehen, während zur Linken die Sau strömt; unmittelbar zu unseren Füßen vereinigen sich ihre mächtigen Wassermassen, um in gewaltiger Breite nach rechts abzufließen. Wie ein See fast breiten sich unter uns die Flüsse aus, in deren Vereinigungspunkte der Felsen der Feste zwischen die Ströme hineinspringt, der dem Spülen der Wässer wacker Stand gehalten. Rechts vor uns dehnt sich in unübersehbarer Weite das flache Ungarland, während links am anderen Ufer der Ströme, aber doch weit genug entfernt, Semlin sich an einem Höhenzuge hin ausbreitet. Es ist ein Blick, der einem Herz und Seele weit öffnet! Der Höhenzug, dessen äußerste Spitze die Festung trägt, zieht sich hinter uns ins Land hinein; an seinen beiden Hängen sehen wir die charakteristischen Stadttheile Belgrads emporsteigen, an der Sau hin die Raitzenstadt, in der die serbische Bevölkerung haust, am Donaugestade das Türkenviertel. Freilich ragt nur noch ganz vereinzelt eins der schlanken Minarets aus den kleinen Häusern hervor; die meisten der Moscheen und Minarets sind mit dem Rückgange der türkischen Bevölkerung dem Verfalle preisgegeben. Zwischen diesen beiden Stadttheilen liegt auf dem Rücken des Höhenzuges der moderne Theil Belgrads mit der Perazia, der Hauptstraße. Da standen wir auf dem Walle der Festung und suchten mit dem Bleistift die Lage der Stadt festzuhalten, da weder unser Reisehandbuch noch einer der hauptstädtischen Buchläden uns zu einem Stadtplane verhalfen. Plötzlich sehen wir einen der serbischen Wachtposten das Gewehr im Arme auf uns zusteuern und das Bedenkliche der Situation wurde uns mit einem Male klar, wenn wir da mitten in einer fremden Festung, in einem Lande, dessen Sprache uns ebenso vertraut wie das Chinesische war, Pläne zeichnend betroffen würden. Es war kein ganz angenehmer Augenblick, bis wir schnell unsere Blätter verborgen und uns überzeugt hatten, daß der wackere Hüter seines Vaterlandes viel zu stumpfsinnig war, um von unserem hochverrätherischen Beginnen etwas zu ahnen. Wir hielten es aber doch für vorsichtiger, das weitere Zeichnen zu unterlassen, und zogen uns in die civilen Stadttheile zurück. Im Raitzenviertel fanden wir noch einmal die uns schon bekannten Trachten wieder; in den kleinen dürftigen Häusern fallen uns die mächtigen thorartigen Verkaufsläden auf, die besonders den Bäckern eigen zu sein scheinen. Sonst bietet der Stadttheil als solcher nicht viel Bemerkenswerthes außer etwa der Hofkirche mit ihren charakteristischen goldgrundirten Heiligenbildern. Der Türkenstadt aber merkt man es an, daß der Islam in Belgrad keine große Rolle mehr spielt. Die wenigen Moscheen, die noch dem Dienste Allah's offen stehen, sind klein; selten nur sieht man einen Türken auf der Straße, wie jenen würdigen Greis mit dem langen weißen Barte, im mattblauen faltigen Gewande, den weißen Turban ums Haupt geschlungen. Doch stehen wir ab von einer eingehenderen Schilderung der Stadt selbst, die anderweit häufig genug gegeben worden ist. Nur nach Topschider wollen wir noch unsere Schritte lenken, ehe wir das Land verlassen, nach dem Sommerschlößchen des Königshauses. Der Drache Zug entläßt uns fast auf offener Strecke an schönem Laubwalde aus seinem rasselnden Leibe und nach wenigen Schritten stehen wir vor dem Parke von Topschider. Ohne Abschluß geht er in das Gelände über, ein überaus freundliches waldiges Hügelgelände, freilich so ohne jede Eigenthümlichkeit südlicherer Lagen, so mitteldeutsch wie nur möglich. Vielleicht finden sich einige Bäume dort, die bei uns nicht so wohl gedeihen, einige Blumen, die bei uns nicht blühen, einige Vögel, denen es bei uns zu kalt ist: den Gesammteindruck können sie nicht ändern, er bleibt uns heimisch. Denselben Charakter weist auch der Park selbst auf, der nur ein mit Wegen versehenes besser gepflegtes Stück der Gegend ist, hübsch und freundlich, ein stiller beschaulicher Sommeraufenthalt jedenfalls, aber ohne ihm eigenthümliche Seiten. Halt, doch! zweierlei. Da klirren wieder Ketten! Wahrlich auch hier dieser Mißklang, im Lustschloß; alle die Gartenarbeiter, die da graben und pflanzen, sind Sträflinge. Mag der König keine freien Männer um sich sehen? Und dann dort auf einer kleinen Anhöhe ein Säulenrund, ein Denkmal für

eine Stunde, in der auch ein rauher Mißklang den Parkfrieden durchschrillte: dort wurde der Fürst Michael ermordet. — Doch sonst muß es sich im Sommer hier gar lieblich wohnen; das Schlößlein freilich ist klein und schlicht, kaum ein Chalet zu nennen. Es wohnt aber Niemand hier; nur im Parke tummelt sich lustwandelndes Volk aus der Hauptstadt, dem er bereitwillig zugängig ist. Wir scheiden aus Belgrad und aus Serbien. Und gewissenhaft, wie man unseren Eingang zur Kenntniß nahm, wird auch unser Ausgang registrirt. Auf der Brücke zum Schiffe, das uns stromabwärts gen Orsova und dem Eisernen Thore führen soll, steht einer von Sr. Majestät Gendarmen und schreibt jedes Einzelnen Namen, Herkunft, Ziel und Zweck in sein Büchlein. Wir wollten wohl friedlich an ihm vorüberziehen und achteten seiner Mahnungen durchaus nicht, weil wir sie natürlich nicht verstanden. Schon mochte er fürchten, wir entschlüpften ihm: Da nahm er all seinen Muth zusammen, verstellte uns den Weg und rief mit mächtiger Stimme: Wie ist Dein Name? Ja, nun wußten wir's. Er aber stierte in die ihm vorgehaltenen Pässe und malte einige Krakelbeine in sein Buch, aber ich bin sicher, er wußte immer noch nichts und seinetwegen hätten die greulichsten Spione den Boden seines so wohl bewachten Vaterlandes verlassen können.

R. F. V.

Bücherbesprechungen.

— **Der Lippe'sche Schiedsspruch.** Kritische Bemerkungen von Dr. **Vincenz Pinsker.** In Commission von Fr. Rivnáč in Prag. 1898. — Wir sind uns bewußt, in einer Anzahl von Beurtheilungen die lippesche Frage mit Liebe zur Sache, sowie mit dem Streben nach Gründlichkeit und Unparteilichkeit behandelt zu haben. Nachdem aber durch Vereinbarung der Parteien ein Gerichtshof ad hoc, gebildet von den höchsten Richtern des Deutschen Reichs mit König Albert von Sachsen an der Spitze, sein Urtheil gefällt hat, erscheint für uns diese Angelegenheit — in der Zeitungspresse wenigstens — erledigt. Wir werden auch weder der schaumburgischen Linie des fürstlich lippe'schen Hauses, noch dem Verfasser der vorliegenden Schrift den Gefallen thun, die Polemik zumal in gehässiger Weise weiter fortspinnen zu helfen. Mögen sie es thun, „uns ficht's nicht an". Wie es übrigens kommt, daß sich ein czechischer Commissionsverlag dieser rein internen deutschen Angelegenheit annimmt, erscheint einigermaßen auffällig. Es sind überhaupt unverhältnißmäßig viel czechische oder doch böhmische Stimmen in dieser Frage laut geworden. Die Verwandtschaft des lippeschen Hauses mit Familien des böhmischen Adels und der Grundbesitz, den dasselbe in Böhmen hat, macht dies allein nicht erklärlich. Im Uebrigen möchten wir würschen, daß sich die Czechen lieber um die Ausgestaltung ihres eigenen Staatsrechts nach modernen Grundsätzen kümmern möchten. Es ist wahrlich die höchste Zeit dazu. —tg—

— **Friedrich Spielhagen: Problematische Naturen.** Illustrirt von Richard Gutschmidt. Verlag von L. Staackmann in Leipzig. — Von dieser in 24 Lieferungen erscheinenden Jubiläumsausgabe jenes Romans, welchem Friedrich Spielhagen in erster Linie seinen Ruhm als erzählender Schriftsteller verdankt, liegen die ersten Lieferungen vor. Die Illustrationen stellen Porträts und Situationen dar ganz im Geiste des Dichters und zur Nachhilfe für die lässige Phantasie mancher Leser. Ueber den Roman selbst sind die Acten geschlossen; er athmet die frische und geistvolle Initiative eines sich muthig in die literarische Arena vorwagenden jüngeren Autors, und wenn auch der Grundgedanke mancher späteren Romane für die Auffassung des Lebens tiefer und bedeutender sein sollte, so ist doch hier die Darstellung sehr anziehend und pikant und die Hauptcharaktere sind meisterlich gezeichnet. R. v. G.

— **Die Flucht.** Roman von **Ida Boy-Ed.** Dritte Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1898. Preis geh. 5 ℳ, geb. 6 ℳ — Ein mächtig erschütterndes Stück Menschenleben in wirksamer Darstellung bildet den Inhalt dieses Buches. Ein ohne eigene Schuld im Sturm des Lebens Gestrandeter wird von dem drohenden Untergange gerettet durch eine vornehme und reiche, aber launenhafte und verwöhnte Frau. Sie gewährt ihm eine Vertrauensstellung, in der ihm bald Selbstgefühl, Kraftbewußtsein, Arbeitsfreude wiederkehren. Meisterhaft dargestellt ist das Aufkeimen einer unbezwinglichen Leidenschaft zwischen dem Manne und seiner hochherzigen Retterin. Die Briefe zwischen Felix und Conradine tragen das unverkennbare Gepräge innerer Wahrheit und sind auch der Sprache nach vortrefflich. Und wie dann, als die Seelen nach hartem Kampfe sich gefunden haben in dem beseligenden Geständniß der Liebe, in dem Manne der peinigende Zweifel erwacht, ob er die innere Kraft haben werde, dieses stolze Weib die Wahrheit des Bibelwortes zu lehren: „Er soll dein Herr sein!" und zugleich ihr ein echtes und dauerndes Lebensglück zu bieten, auch das uns glaublich zu machen gelingt der Kunst der Schriftstellerin in vollem Maße. Der tragische Schluß arbeitet mit allzu krassen Mitteln und überschreitet auch in der Sprache (S. 394) die unerläßlich gebotene ästhetische Schranke. Vortrefflich wirkt dagegen die Gegenüberstellung des anderen Paares, des urkräftigen Adrian von Collen und seiner entzückenden Phoebe. Ihre Kindergemüther hat die Natur nicht mit dem Ballast übertriebener Empfindsamkeit belastet, und die Einfachheit und Natürlichkeit ihres Denkens und Fühlens bildet ein wahrhaft wohlthuendes Gegengewicht gegen die entschieden krankhafte Reizbarkeit der Hauptgestalten. Einen bedeutenden Eindruck hinterläßt der Roman jedenfalls, mag auch der Schluß des vorletzten Capitels durch die unverhüllte Sinnlichkeit abstoßend wirken. Wer zu nervöser Selbstquälerei neigt, dem können wir nicht zu der Lectüre des Buches rathen, für jugendliche Leser und vollends Leserinnen eignet es sich gar nicht.

R. B.

— **Der Buchstabe des Gesetzes.** Schauspiel in vier Aufzügen von **Mathilde Paar.** Berlin und Leipzig, Verlag von Friedrich Luckhardt, 1898. Preis 2 ℳ (Den Bühnen gegenüber Manuscript.) — Der Grundgedanke des Stückes ist die Hervorhebung des Widerspruches, der darin liege, daß das Gesetz eine unglückliche arme Frau, die ihrem Gatten, einem unverbesserlichen arbeitsscheuen Trunkenbold, entläuft, wegen böswilliger Verlassung zu Gefängnißstrafe verurtheilt, während die leichtfertige Ehebrecherin, die dasselbe thut und mit ihrem Galan ins Ausland flieht, straflos bleibt. Die Ungerechtigkeit ist nur scheinbar. Denn was von den Nürnberger Rathsherren in alter Zeit gesagt wurde: Sie hängen Keinen, sie hätten ihn denn zuvor, das gilt bekanntlich von den heutigen Richtern auch noch. Das logische Rückgrat des Stückes ist also schwach. Recht geschickt ist dagegen die dramatische Aufmachung. Man merkt leicht, daß die Verfasserin schon Erfahrung hat als Bühnenschriftstellerin. Flott gespielt, wird das Stück auf den Brettern sich wahrscheinlich besser machen als beim Lesen. Die reuevolle Zerknirschung des Consuls Maiwald in der letzten Scene kommt freilich überraschend schnell; aber ohne solche Unwahrscheinlichkeiten geht es ja im Theater selten ab. Der sächsischen Mundart, die bei mehreren Personen — bei der alten Hofräthin Streit übrigens *unseres* Erachtens ohne rechten Anlaß — zur Verwendung *kommt*, ist die Verfasserin nicht völlig mächtig. „Das habe ich doch geglaubt, aber der Härr Baba meende das Gegendheil" (S. 11) — solches Missingsch spricht kein Mensch in Sachsen. Der Druck ist wenig sorgfältig. Wenn der Setzer nicht Bescheid weiß, wo sie und Sie, ihre oder Ihre stehen muß, so hätte es doch der Corrector wenigstens wissen sollen. Derartige Fehler sind zu Dutzenden stehen geblieben. Hat denn die Verfasserin nicht selbst eine Correctur gelesen? Im Uebrigen ist die Sprache flüssig und gewandt, auch correct, von ein paar Kleinigkeiten abgesehen (S. 20 unrichtige Wortstellung „schon jetzt" für „jetzt schon", S. 24 ein falsches „worden"). R. B.

— **A. Frank, Praktisches Lehrbuch der modernen französischen, deutschen und rumänischen Conversation** mit systematischem Vocabularium. Hartleben's Verlag, Wien, Pest, Leipzig. — Die Zusammenstellung der drei Sprachen ist etwas sonderbar; für das Französische ist auch durchaus kein Bedürfniß vorhanden für ein Conversationsbuch, da es deren genug und auch gute giebt, während für das Rumänische außer dem von Oprescu im Giegler'schen Verlage herausgegebenen Echo nichts existirt. Wir hätten aber gewünscht, daß die Sprache reiner (es wimmelt von überflüssigen Fremdwörtern), der Stil natürlicher (vielfach geschraubt oder durch Gallicismen entstellt), Moldovenismen (bilet, septes ist an) vermieden wären. Die Orthographie ist nicht consequent, auch Druckfehler finden sich, aber immerhin ist das Buch in Ermangelung von Besserem brauchbar.

G. W.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 75. Donnerstag, den 30. Juni, Abends. 1898.

Deutsches Bauernleben zur Zeit der Hohenstaufen.*)

Von Dr. W. Bruchmüller.

Die Geschichte des deutschen Volkes im 12. und 13. Jahrhundert wird beherrscht von den glänzenden Gestalten der Hohenstaufen. An den letzten großen Staufenkaiser, an Friedrich II. hat die Sage vom deutschen Kaiser der Zukunft angeknüpft, von dem Kaiser, der nie gestorben, einst wiederkehren soll, um das tausendjährige Reich aufzurichten. Er ist der Kaiser der Mühseligen und Beladenen, der sociale Kaiser, der das Reich des ewigen Friedens und der Zufriedenheit auf Erden gründen wird. An diese Gestalt hat sich die Hoffnung des Volkes geklammert seit der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit. Durch das ganze 14., 15. und 16. Jahrhundert hindurch bis zu der großen Revolution der Bauernkriege und darüber hinaus hoffte das geknechtete Volk, besonders das des platten Landes auf sein Erscheinen und begrüßte ihn, zwar immer enttäuscht aber nie belehrt, in jedem neuen Kaiser bis zu Maximilian und Karl V. In diesem Glauben an die Wiederkehr des großen Staufenkaisers liegt weniger die Erinnerung an die ruhmreiche äußere Geschichte des Reichs unter diesem Geschlecht mit all ihrem unechten Flittergold erträumter Beherrschung der Welt, für die dem deutschen Bauer mit seinem engen Gesichtskreis und aufs Praktische gerichteten Sinn wohl stets das Verständniß gefehlt hat, als vielmehr die Erinnerung, daß in jenen Zeiten das Leben des deutschen Bauern noch lebenswerth gewesen, daß er damals noch wohlhäbig, selbstbewußt und kräftig auf seiner Hufe saß, und vielfach auf den erst in der Bildung begriffenen Stand des niederen Adels nicht scheel zu sehen brauchte, sondern es wohl mit ihm aufnehmen durfte, nicht nur in pecuniärer, sondern, was wenigstens die freien Bauern anbetrifft, auch in gesellschaftlicher und socialer Hinsicht. Wer nun ein Bild jener, abgesehen vielleicht von der Urzeit, glücklichsten Zeit für den Bauern des deutschen Westens zeichnen will, darf nie vorbeigehen an einem Gedicht, das uns, freilich schon an dem Ende jener Periode entstanden, ein charakteristisches Bild giebt vom deutschen Bauernleben jener Tage. Ich meine den Meier Helmbrecht Wernherr's des Gärtners, den man, allerdings nicht ganz glücklich, da sich mit der Bezeichnung ein etwas anders gearteter Begriff in unserer modernen Literatur zu verbinden pflegt, die erste deutsche Dorfgeschichte genannt hat. Meier Helmbrecht, wie gesagt, erst am Schlusse dieser Periode entstanden, zeigt uns schon die deutlichen Zeichen des Niederganges neben der Schilderung der alten tüchtigen Wohlhäbigkeit. Das in einer lehrhaften Absicht von einem Geistlichen geschriebene Gedicht zeigt uns, wie der junge übermüthig gewordene Bauernsohn die alten biederen Sitten der Väter verläßt, kein Bauer mehr sondern ein Rittersmann sein will, und wie er über diesem Streben Ehre und Leben verliert. Die Erzählung behandelt, wie nach den neuesten Forschungen wohl unumstößlich feststeht, einen ganz concreten aber typischen Einzelfall, den der Verfasser mit erlebt haben mag. Das Gedicht ist sicher nach 1236 und zwar wahrscheinlich kurz nach 1236 entstanden, und seine Geschichte spielt, wie Friedrich Kainz in seiner 1865 erschienenen Schrift „Meier Helmbrecht und seine Heimath“ klar nachgewiesen hat, in dem alten bayrischen, jetzt zu Oesterreich gehörigen Innwinkel. Dort findet sich noch jetzt unweit des Zusammenflusses der Salzach und des Inn ein Bauernhof, das „Lenzengut zu Reit“, welcher noch vor wenigen Jahrzehnten alten Leuten als der „Helmbrechtshof“ bekannt gewesen ist, als solcher ist er schon durch eine Urkunde aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts belegt. Kainz fand dort noch die Sage unter der Bevölkerung verbreitet, daß bei einer in der Nähe im Walde befindlichen Kapelle ein Soldat, der seinen Eltern entlaufen und unter die Räuber gegangen, gehängt worden sei. Der junge Helmbrecht, der Sohn des Meier Helmbrecht, ist ein stolzer und schöner Jüngling. Sein blondes, langes Haar wallt ihm in reicher Lockenfülle bis auf die Schultern hinab, auf dem Haupte trägt er eine kostbare reich gestickte Haube, mit Abbildungen von der Belagerung Trojas, von König Karl und seinen Paladinen im Kampf gegen die Ungläubigen, von den Söhnen der Königin Helche, wie sie nach der Rabenschlacht von Wittig erschlagen werden, und endlich von einem Tanz von Rittern und schönen Frauen auf grüner Haide. Diese Haube war genäht von einer dem Kloster entlaufenen jungen Nonne, ihr hat Helmbrecht's Mutter und seine Schwester Gotelind die Kappe für den Jungen abgekauft, gegen die Ueberlassung einer stattlichen Kuh nebst einer Menge von Eiern und Käsen. Zu seiner weiteren Ausstattung reicht ihm die Mutter die feinste weiße Leinwand und einen kostbaren mit Pelz verbrämten Wollenrock, dazu ein Panzerhemd, ein Schwert, ein breites Messer und ein Täschlein; besetzt ist sein Rock mit silbernen, vergoldeten und Krystallknöpfen, die, wenn er zum Tanze schreitet, in allen Farben schillern, und an den Nähten mit hellklingenden Schellen, die laut ertönen, wenn er im Reigen springt. So ist die Eitelkeit in dem jungen Bauern erweckt, er dünkt sich zu gut für die Arbeit des Bauern, er tritt vor den Vater und heischt von ihm einen Hengst, um nach Hofe zu reiten und ein Ritter zu werden. Der Vater bittet ihn vergeblich, zu Hause zu bleiben und mit ihm den Acker zu bauen. Will er nicht mehr das Zugvieh treiben, so will der Vater diese Arbeit übernehmen, er möge an Stelle des Vaters den Pflug führen; die wichtigere und deßhalb ehrenvollere Arbeit, die der Wirth verrichtet, während der Knecht die Ochsen treibt. Die höfische Sitte sei schwer für den zu erlernen, der ihr bis dahin fremd, er wird den echten Hofleuten ein Spott werden, und die Bauern, denen er das Ihrige nimmt, werden gerade ihn, den früheren Bauern, mit ihrem stärksten Haß verfolgen. Doch Helmbrecht läßt nicht nach, und der Vater kauft ihm den Hengst, 30 Ballen gut gewebter Lodenstoffe giebt er hin für ihn, ferner 4 Kühe, 2 Ochsen und 3 Stiere und obendrein noch 4 Scheffel Korn. Noch einmal bittet und mahnt ihn der Vater, lieber mit ihnen in Ehren den aus Korn und Hafer hergestellten Brei zu essen und Wasser zu trinken, als bei gestohlenen Fischen, Hühnern und Wein zu schwelgen. Noch warnt der Vater den Sohn durch die Erzählung von Träumen vor dem erstrebten Raubritterleben, er hat ihn des Augenlichts beraubt, mit abgehauenem Fuß und Hand betteln gehen sehen, weiter hat er ihn an einem Baum hängen sehen, mit den Füßen 2 Klafter über dem Erdboden, während ihm ein Rabe und eine Krähe die zerzausten Locken strählten. Doch der Sohn folgt nicht des Vaters Mahnungen, er schwingt sich aufs Roß und reitet durch das Gatterthor des väterlichen Hofes in die Welt hinaus. Bald schließt er sich einem Raubritter als Dienstmann an und wird weithin bekannt durch seine Kühnheit und Stärke. So hat er's ein Jahr getrieben und das Glück ist ihm günstig gewesen, da treibt ihn seine Aufgeblasenheit nach Hause, er will sich in seinem gestohlenen Glanze den Eltern zeigen. Der Knecht, welcher sein Nahen zuerst meldet, wird zum Lohn mit Hemd und Hosen beschenkt, Alles eilt dem Ankommenden freudig entgegen und begrüßt ihn ehrerbietigst,

*) Benutzte Literatur: Lamprecht: Deutsche Geschichte Bd. II u. III. Lamprecht: Deutsches Wirthschaftsleben im Mittelalter. Schroeder: Deutsche Rechtsgeschichte. G. Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit Bd. II. Abth I. Stacke: Deutsche Geschichte Bd. I. Aug. Sach: Deutsches Leben in der Vergangenheit I. Scherr: Deutsche Cultur- und Sittengeschichte. Henne am Rhyn: Culturgeschichte des deutschen Volkes I. Scheerer: Geschichte der deutschen Literatur. Meier Helmbrecht von Wernherr dem Gärtner übersetzt von Ludw. Fulda. Neidhardt von Reuenthal herausgegeben von Moritz Haupt. Alb. Bielschowsky: Geschichte der deutschen Dorfpoesie im 18. Jahrh. Bd. I. Acta Germanica Bd. II.

Knecht und Magd reden ihn als den „Gnädigen Herrn" an und er antwortet, um seine höfische Sitte zu bezeigen, herablassend auf flämisch: „Gevatterkin, Gott lat juch immer salig sin", zur Schwester, die ihn freudig umarmt, spricht er lateinisch: „Gratia vester", zum Vater: „Dieu vous salue mon père!" und zur Mutter auf böhmisch „Dobritro!" Da glauben Alle einen Fremden vor sich zu haben; der Vater bittet ihn schlicht, wenn er sein Sohn Helmbrecht sei, die fremde unverständliche Art zu lassen und ein Wort Deutsch zu sprechen, froh will er ihn dann willkommen heißen, er selbst will ihm den Hengst striegeln, und nicht soll es dem Knecht überlassen bleiben. Aber Helmbrecht bleibt bei seiner Verstellung: „Wat seggen dieser plumpe Bur? Wat will die sakramentsche Fru? Ei, lat mir nur min Pierd in Ruh, an minen Lief, min stilt Gewand Sall griepen keines Buern Hand!" Noch einmal bittet ihn der Alte, sich zu erkennen zu geben, wenn er sein Sohn sei, ein Huhn will er ihm kochen, ein anderes sogar braten, doch ist er nicht Helmbrecht, sondern ein Fremder, so soll er sich fortheben von dem Hofe, sicherlich habe er sich dann seinen Vorrath selbst mitgebracht, denn hier wird ihm, dem Fremden, nichts gereicht, und wenn die Nacht ein Jahr dauern sollte. Nun hält es Helmbrecht an der Zeit, einzulenken, da die Dunkelheit naht und kein Wirthshaus in der Nähe ist, er nennt seinen Namen und giebt sich als Sohn zu erkennen, aber der Vater traut ihm nicht mehr, erst muß er ihm die Ochsen, die ihm im Stalle stehen, mit Namen nennen, Helmbrecht nennt sie alle vier, Auer, Rähme, Erke und Sonne. Nun öffnen sich Thür und Thor dem Wiedergekehrten, der Hengst wird in den Stall gezogen, dem Sohne selbst bis zur Mahlzeit am warmen Ofen aus Polster und Kissen ein weiches Lager bereitet, und nach der Ruhe wird ein köstliches Mahl aufgetragen, feingeschnittenes Sauerkraut mit fetten und mageren Fleischstücken, dann mürber und fetter Käse, weiter eine am Spieß gebratene Gans, so groß wie eine Trappe, ein gesottenes und ein gebratenes Huhn. Nur der Wein fehlt, der Vater meint, wenn er solchen besäße, heute müßte er getrunken werden, doch solle sich der Sohn mit dem köstlichen Quellwasser begnügen. Darauf legt sich der Sohn zur Ruhe auf das Lager, über das seine Schwester Gotelind in Ermangelung eines Bettlaken ein frisch gewaschenes Hemde gebreitet hat, hier schläft er bis in den hellen Morgen. Am nächsten Tage packt Helmbrecht die mitgebrachten natürlich zusammengestohlenen Geschenke aus, dem Vater schenkt er seltene und kostbare Geräthe, einen Wetzstein, eine Sense, ein Beil und eine Hacke, der Mutter einen Fuchspelz, der Schwester ein Kopfband und eine kostbare Borte, der Knecht erhält ein Paar der besten Riemenschuhe, die Magd ein schönes Kopftuch und ein Band in's Haar. Nur sieben Tage aber hält es der Sohn im Vaterhaus aus, der Vater bittet ihn noch einmal von dem Räuberleben zu lassen und auf dem Hof zu bleiben, er läßt sich dann die Namen der Gesellen Helmbrecht's nennen, dieser zählt sie auf: Lämmerschling, Widderschluck, Höllensack, Rüttelschrank, Kuhfraß, Mausdenbrecher u. s. w., er selbst wird Schlingsland gerufen, der Vater warnt noch einmal, und prophezeit dem Sohn, daß er mit allen seinen Gesellen dem Häscher in die Hände fallen werde, da bricht der Sohn in Zorn aus, bisher hat er des Vaters Gut vor der Raublust seiner Gesellen bewahrt, das will er jetzt nicht mehr thun, da der Vater sie geschmäht, auch hat er beabsichtigt, seine Schwester Gotelind seinem Freunde Lämmerschling zu vermählen, doch auch dieses Glück hat der Vater der Tochter verscherzt, jetzt möge sie das Weib eines plumpen Bauern werden, sich mit Mahlen plagen, Flachs brechen und Rüben lesen. Gotelind aber, durch des Bruders Schilderungen lüstern gemacht, bittet ihn, ihr heimlich zur Flucht zu verhelfen, damit sie Lämmerschling's Gattin werden könne, sie verabreden, daß Helmbrecht ihr, wenn die Vorbereitungen getroffen sind, einen Boten schicken sollte, dann reitet Helmbrecht, ohne vom Vater Abschied zu nehmen, von dannen. Munter wird nun von Lämmerschling und seinen Genossen geraubt und gestohlen, bis genügend Vorräthe zu einer würdigen Hochzeitsfeier beisammen sind, dann wird der Bote zu Gotelind gesandt und kehrt mit dieser zurück. Braut und Bräutigam treten nun in den Ring der Genossen, ein alter, im Reden wohl erfahrener Mann tritt auf, und fragt zuerst 3 Mal Lämmerschling, ob er Gotelind zur Gattin haben will, als dieser bejaht, richtet er die gleichen Fragen an Gotelind, die ebenfalls bejaht, darauf wechseln die beiden Schwur und Ring, der Alte giebt sie als Eheleute zusammen, alle singen das Festlied, und Lämmerschling tritt der Braut als Zeichen seiner Besitznahme auf den Fuß, damit ist die Ceremonie beendet. Wir haben also hier noch ein Beispiel einer altdeutschen Eheschließung ohne Mitwirkung der Kirche, erst im 14. Jahrhundert galt es in den höheren Gesellschaftsschichten für unfein, nicht durch einen Priester zusammengesprochen zu sein, während sich bei den Bauern der alte Brauch noch länger, bis in die Reformationszeit hinein, gehalten hat. Kehren wir jetzt zu unserer Erzählung zurück; bei dem der Trauung folgenden Schmause geht es hoch her, aber schon naht die Vergeltung. Der Häscher überfällt die Schaar und nimmt sie gefangen. Gotelind wird des Brautkleides beraubt, man findet sie später ohnmächtig hinter einem Zaun liegend. Von den 10 gefangenen Räubern werden 9 gehangen, dem 10. darf nach altem Recht der Richter das Leben schenken, es ist Schlingsland-Helmbrecht, man sticht ihm beide Augen aus, schlägt ihm eine Hand und einen Fuß ab, und läßt ihn in's Elend ziehen. So hat sich an ihm der Traum des Vaters erfüllt, als blinder und lahmer Bettler, geführt von einem Knaben, kehrt er vor das Thor seines Vaterhauses zurück und bittet um Aufnahme und Schutz vor den wuthschnaubenden Bauern. Aber der Vater kennt ihn nicht mehr, er begrüßt ihn mit: „Dieu vous salue" und weist ihn voll Hohn, wenn auch blutenden Herzens, von seiner Schwelle. Die Mutter steckt dem Blinden noch ein Brod zu, dann muß er weiter wandern in die Welt, wo er bald einigen von ihm beraubten Bauern in die Hände fällt, die ihm die zierliche Kappe zerfetzen, die blonden Locken ausraufen und ihn nach abgenommener Beichte und nachdem sie ihm als Wegzehrung in Ermangelung einer Hostie ein Bröckchen Erde in den Mund gegeben, an einem Baume aufhängen. So hat sich auch der letzte Traum des Vaters erfüllt, und es endigt schmählich am Strick der junge Helmbrecht, der ein Ritter werden wollte und sich zu gut für einen Bauern dünkte. Das im Meier Helmbrecht zu Tage tretende Streben des wohlhäbigen Bauern über seinen Stand hinaus ist, wie wir aus anderen Quellen wissen, keineswegs ein vereinzelter Fall, sondern der allgemein sich äußernde Beweis für das Kraft- und Selbstgefühl, welches damals den deutschen Bauernstand in seiner Allgemeinheit fast durchweg beseelte, und der sich nach einer anderen Seite nutzbringender für sich selbst und die ganze Nation, nämlich in der großartigen Colonisation des deutschen Ostens, bethätigt hat. Ein ähnlicher Uebergang des Bauern- in den Ritterstand, wie er uns im Meier Helmbrecht geschildert wird, ist jedoch thatsächlich im 13. Jahrhundert öfters vorgekommen, und für den Bauern glücklich abgelaufen, durch Verheirathung oder sonstige Verbindungen gelang es manchem wohlhabenden Bauer, den Rittergurt zu erlangen. Oft glaubte auch der freie Bauer, der um diese Zeit noch in keinem Theile Deutschlands ganz fehlte, es mit dem oft armen Ritter in allen Stücken aufnehmen zu können. War in dem mittleren Deutschland der vollständig freie Bauer seltener, so saß er in der Schweiz, in Oesterreich, in Theilen von Bayern und an der Nordsee noch in breiten Massen zusammen auf eigenem freiem Grunde und wußte sich der Angriffe der Kirche und der großen Herren auf seine Freiheit mit Geschick zu erwehren. So zerstörten um 1144 die freien Ditmarsen zwischen Elbe und Eider am Meer unter der Anführung von Edemans Jürgen die Zwingfeste Bödlenburg und erschlugen den Burgherrn; dann in der Folgezeit vom Erzbischof von Bremen, Heinrich dem Löwen und anderen Fürsten unterworfen, erhoben sie sich 1164 aufs Neue und erkämpften 1227 ihre vollständige Freiheit wieder. Weniger glücklich in ihrem Kampf gegen die drängende Fürstengewalt waren die friesischen Stedinger in den Weserniederungen. Sie wurden von dem Grafen von Oldenburg und dem Erzbischof von Bremen bedrängt, schließlich wurden sie der Ketzerei beschuldigt und Kreuzfahrten gegen sie gepredigt, aber noch von 1230—1234 schlugen sie alle Angriffe kräftig zurück, bis im Frühjahr 1234 ein Heer von 40000 Kreuzfahrern unter der Führung des Herzogs von Brabant, der Grafen von Oldenburg, von Cleve und Holland gegen sie zog, dem sie am 27. Mai 1234 bei Oldenesche nach tapferer Gegenwehr endgiltig unterlagen. Aber nicht nur bei den doch immerhin nur in geringer Zahl vorkommenden alten vollfreien Bauern regte sich ein trotziges, selbstbewußtes Standesgefühl; auch für die große Masse der in irgend einem Abhängigkeitsverhältniß zu einem Grundherrn stehenden Bauern hatten das 11. und 12. Jahrhundert eine Zeit neuen wirthschaftlichen und rechtlichen Aufschwungs gebracht. Eine neue verheißungsvolle bäuerliche Freiheit war erwachsen, seitdem längst die altgermanische Volksfreiheit dahingesunken war. Auf diese Vorgänge müssen wir jetzt unsere Aufmerksamkeit richten, da ihr Verständniß uns erst die Erklärung giebt für das Leben der Bauern im 12. und 13. Jahrhundert. Die altgermanische Auffassung von dem Obereigenthum des Volkes oder des Königs an allem Grund und Boden, den der König so an die einzelnen Freien zu vertheilen hatte, daß Jeder eine möglichst

gleiche Nutzung wie der Andere aus ihm zog, hatte sich seit der Merowinger- und Karlingerzeit immer mehr verflüchtigt, schon gegen das Ende des 9. Jahrhunderts hatten sich eine Reihe großer Grundherrschaften gebildet, die, eigenthümlich und unabhängig vom König, weltlichen und geistlichen Großen gehörten. Auch in den alten Markgenossenschaften hatte sich das Eigenthum an der anfänglich nur zur Nutznießung an den Einzelnen überlassenen Hufe immer mehr durchgesetzt, durch Erbtheilungen und Absplitterungen anderer Art waren einzelne Hufen verkleinert worden, andere waren durch Kauf oder durch Neubruch in der der Markgenossenschaft gehörigen Allmende, die jedem Genossen anfänglich bei dem Ueberfluß am Boden zur Rodung schrankenlos offen stand, vergrößert worden, dadurch hatten sich die Besitzverhältnisse differenzirt, es gab in den einzelnen Dörfern reiche und weniger reiche Hüfner. Seit dem 9. und 10. Jahrhundert begann nun der Großgrundbesitz auf den vom König allmälig erworbenen weiten Gebietsstrecken eine planmäßige ausgedehnte Colonisationsthätigkeit. Begünstigt und ermöglicht wurde dieses Vorgehen der Großgrundherrschaften dadurch, daß im Laufe der Zeit sich die Zahl der alten Unfreien und Hörigen stark vermehrt hatte, während die Zahl der alten Vollfreien in stetigem Sinken begriffen war. Die Gründe für diese Erscheinung sind allbekannt, die immer wachsenden Kriegs- und Gerichtslasten machten es dem Freien immer schwerer, seine alte Stellung zu behaupten, er gab die Freiheit, die ihn wirthschaftlich zu ruiniren drohte, auf und trat als Hintersasse in den Schutz eines Großgrundherrn, der Kirche oder eines weltlichen Großen, wo ihm ein zwar nicht mehr so selbständiges aber geruhsameres Leben winkte. Durch diese sich in seinen Schutz ergebenden ehemaligen Freien drangen die Grundherren auch immer mehr in die schon durch die Verschiedenheit der Besitzverhältnisse in der Zersetzung begriffenen alten Markgenossenschaften ein. Auf den von den Großgrundherrschaften gerodeten Gebieten wurden nun neue Dörfer ausgebaut und mit kleinen unfreien oder hörigen Leuten, auch landlosen Freien besetzt, die nun ihre Dienste und Abgaben an einen bestimmten Hof des Dorfes, zu dem meist ein größeres Landgebiet gehörte, den grundherrlichen Fronhof entrichteten. Die Verwaltung dieses Fronhofes führte ein sogenannter Villicus oder Meier. Unter der Grundherrschaft verschmolzen nun die sich hier treffenden verschiedenen Elemente der ländlichen Bevölkerung, die Unfreien, die Hörigen und die ursprünglichen freien Hintersassen allmälig zu einer einzigen unter sich conformen Masse. Die zu einem Meierhof Gehörigen bildeten bald eine selbständige Gerichtsgemeinde unter Vorsitz des Meiers als Dorfrichter, sie entwickelten eine neue grundherrliche Gerichtsverfassung und begannen sich als die sogenannten Grundholden der späteren deutschen Kaiserzeit allmälig wirthschaftlich und rechtlich bedeutend zu heben, bis sie im 12. und 13. Jahrhundert aufs neue die Anfänge einer neuen bäuerlichen Berufsfreiheit entwickelten. In diesen Gerichten gewann allmälig seit dem 11. Jahrhundert der Grundholde ein Erbrecht an seiner Zinshufe, das ihm bisher noch nicht zugestanden. Er hatte zwar noch immer Abgaben und Dienste zu leisten und besaß noch nicht das Recht des freien Abzuges, aber seine wirthschaftliche Stellung wurde immer behäbiger und bald traten neue Erscheinungen ein, die ihm ein weiteres Emporheben seiner Stellung noch mehr erleichtern sollten. Im 10. bis 13. Jahrhundert folgte auf die erste große Ausbauperiode des Mutterlandes während des 7. bis 9. Jahrhunderts die zweite große Rodeperiode, in der die noch unberührten Urwälder unserer deutschen Mittelgebirge und weite Moor- und Sumpfflächen unseres Nordwestens besiedelt wurden, während man daneben auch die alten Dorfmarken noch weiter ausbaute. An die Stelle der alten ungefügen und schwerfälligen Flurverfassung des alten deutschen Dorfes traten neue, die der individuellen Initiative des einzelnen Wirthes weiteren Spielraum zur Bethätigung ließen. In den Allmenden wurden immer weitere Strecken nicht mehr dem Flurzwang unterworfenen Landes von den tüchtigeren Bauern gerodet und auf ihnen neue Culturen eingeführt, so die Waid-, Hanf-, Wein-, Obst- und Gemüseculturen, überhaupt hob sich die Intensität der Bestellung, man begann öfter zu pflügen und besser zu düngen, dadurch wurde der Boden klarer und somit ergiebiger, überall verdrängte jetzt eine wohl durchgebildete Dreifelderwirthschaft die alte Feldgraswirthschaft, die sich nur noch in den Alpen und in den Mittelgebirgen erhielt. Aus allen diesen Gründen kam es, daß bei immer mehr verschwindendem freiem occupirbarem Boden und wachsender Menschenzahl der Werth des Grund und Bodens und damit die Bodenwerthe sich ungeheuer steigerten, so war z. B. vom 9. bis 12. Jahrhundert der Werth des Bodens in den entwickelteren Gegenden Westdeutschlands um das 12fache gestiegen. Waren nun so einerseits die Einkünfte, die der Grundholde aus seinem Grund und Boden zog, sehr gewachsen, so waren andererseits die Abgaben, die er an seine Grundherrschaft zu zahlen hatte und die im 9. und 10. Jahrhundert ihrer Höhe nach eine Pachtsumme für das Gut bedeutet hatten, stationär geblieben, so sah sich der Grundherr, dessen Eigenwirthschaft, da er nach anderen politischen Zielen strebte, schon seit dem 11. Jahrhundert in Verfall gerathen war, mit einem Male wirthschaftlich quasi enterbt, ihm kam das Steigen der Bodenrente nicht zu Gute, während seine Grundholden in Fülle lebten. Auf diesem Punkte der Entwickelung nun kamen um die Mitte des 12. Jahrhunderts viele Grundherren und Grundholde wenigstens in den entwickelteren Theilen Deutschlands in freier Vereinbarung dahin überein, ihr gegenseitiges Verhältniß auf ganz neuer Basis umzugestalten. Das alte Grundholdenthum wurde völlig oder theilweise bis auf einige Formalitäten aufgegeben, den Grundholden die volle Freizügigkeit gewährt und sie als die freien Pächter ihres Gutes hingestellt, für dessen Nutznießung sie, sei es nun bei Zeitpacht oder Lebens- oder Erbpacht, dem Grundherrn wieder ein vollwerthiges Aequivalent für die Grundrente zahlen mußten. Die alten Fronhöfe, zu deren Bewirthschaftung nun die nöthigen Arbeitskräfte fehlten, wurden meist zerschlagen oder im Ganzen an die Meier verkauft.

Nachdem wir so die Entwickelung der neuen bäuerlichen Freiheit verfolgt haben und uns auch über die Gründe des materiellen Wohlstandes der damaligen Bauern klar geworden sind, wollen wir uns jetzt das Leben des damaligen Bauern des Weiteren ansehen und zunächst auf das Dorf und die schon erwähnten Flurverfassungen eingehen. Die altdeutsche Siedelung war zunächst in Dörfern erfolgt, den sogenannten Haufendörfern, einem Complex regellos erbauter, unter einander durch Wege und Stege verbundener Gehöfte, in deren Mitte sich die Kirche erhob. Die Bauart der Häuser unterschied sich nach den einzelnen Stämmen wesentlich von einander, ich erwähne hier nur die beiden wichtigsten, das sächsische Haus, welches unter einem riesigen Dache die Wohnungen für die Menschen, die Stallungen für das Vieh nebst Scheune und Speicher barg, und die fränkische Hofanlage, mit getrenntem Wohnhaus, Viehställen und Scheune, die sich um den Hof gruppirten, und nach der Dorfstraße zu durch Mauer und überdachtes Thor abgeschlossen waren. Als Baumaterialien wurden ausschließlich Holz und Lehm verwandt und die Dächer mit Stroh, Schilf oder Holzschindeln eingedeckt. Das ganze Dorf wurde von einem Pallisadenwalle oder wenigstens einem starken Plankenzaun zum Schutz umgeben, den nur die einzelnen Zugänge mit Thoren, die in der Nacht geschlossen wurden, unterbrachen. Ueberhaupt spielten die Zäune eine große Rolle, nicht nur die in der Nähe des Dorfes gelegene Wurt, der Feldgarten, war zum Schutz gegen das Wild und das weidende Vieh mit einem Zaun umgeben, auch die gesammte Flur mit Einschluß der Allmende war mit einer sogenannten Landwehr umzogen, aus der oft nur einzelne Gatterthore hinausführten, ferner wurden die besäten Felder in ihrer Gesammtheit gegen das auf der Brache weidende Vieh mit leichteren, in jedem Jahre neu errichteten Zäunen umgeben. Das Einheitsmaß der bäuerlichen Wirthschaft bildete die Hufe, sie bestand, nachdem sich das Eigenthum des Hüfners an dem Hofe, dem Wurtland und Ackerland durchgesetzt hatte, außer diesen drei Stücken noch in dem Nutzungsrecht an dem der Markgenossenschaft als solcher im Gemeineigen gehörenden Allmende, die in Wald und Weide bestand. Die spätere Markgenossenschaft umfaßte im Gegensatz zu der älteren großen Gaumarkgenossenschaft nur noch eins oder höchstens zwei bis drei Dörfer. Als berechtigter Markgenosse galt jeder mit eigenem Haushalt in der Mark Angesessene. Das oberste Verwaltungsorgan der Markgenossenschaft war die Versammlung der Genossen, das Märkerding, dessen Leitung dem Obermärker unterstand. Derselbe wurde von den Genossen gewählt, meist aus den am höchsten Begüterten. Im Märkerding wurden die Angelegenheiten der Markgenossenschaft verhandelt, die Nutzungen festgesetzt und Markfrevel abgeurtheilt. Die Angelegenheiten des einzelnen Dorfes wurden in der Gemeindeversammlung erledigt, in der Bauersprache, dem Bauergericht, dem Heimgericht. An seiner Spitze stand ein gewählter Heimburge, in ihm wurden die wirthschaftlichen Angelegenheiten der heimathlichen Dorfflur erledigt, hier wurde, wie es bei dem herrschenden Flurzwang nöthig war, festgesetzt, wann die Bestellung, Saat, Ernte &c. zu beginnen hatte. Diejenigen Dorfbewohner, welche zwar ein Haus im Dorfe besaßen und auch mit etwas

Wurtland bei dem Dorfe ausgestattet waren, aber keine Hufe auf der Dorfflur besaßen, die später sogenannten Kossäten, waren von der Theilnahme an dieser Bauernsprache ausgeschlossen. Das eigentliche Ackerland der Dorfgenossen, die Hufe im engern Sinne, lag, in einzelnen Gewannen vertheilt, auf der ganzen Flur zerstreut. Bei den ältesten Dörfern zählt man oft über hundert und mehr einzelne Gewanne, die man allmälig aus der Wildniß herausgerodet hatte, die Hufe des einzelnen Bauern lag nun, da er in jedem Gewann ein Stück besaß, in oft ganz minimalen Landsplittern über die ganze Flur hin verstreut und verzettelt. Oft waren die einzelnen Landsplissen so klein, daß sie einen rationellen Anbau vollkommen unmöglich machten, und da die Gewanne ohne dazwischen führende Wege aufgetheilt waren, konnte Niemand ohne Ueberschreitung des Landes seiner Nachbarn zu seinem Stück gelangen, dieser Mißstand bedingte den eisernsten Flurzwang. Alle Gewanntheilhaber mußten zu gleicher Zeit die gleiche Arbeit auf dem Gewann verrichten. Der Träge und Faule bildete dadurch einen nicht zu beseitigenden Hemmschuh für den Fleißigen und Strebsamen. Schon frühzeitig hatte man diesen Mangel erkannt, und versuchte ihn schon in der ersten großen Ausbauperiode des 7.—9. Jahrhunderts einigermaßen abzustellen, indem man jetzt die einzelnen Gewanne größer anlegte, wodurch ermöglicht wurde, daß man ohne zu viel Landverschwendung durch sie hindurch schmale Wege legen konnte, immerhin waren aber auch bei diesen Neuanlagen die einzelnen Streifen noch sehr klein, immer noch nicht konnte sich der Einzelne von dem herrschenden Flurzwang emancipiren. Erst in der zweiten großen Siedelungsperiode im Mutterlande gelangte man dazu, in den Bachthälern der Mittelgebirge und in den weiten Moorflächen des Nordwestens ein Dorf- und Flursystem zu schaffen, durch das der Einzelne von den Fesseln des Flurzwanges befreit und zur wirthschaftlichen Selbständigkeit und Initiative erzogen wurde. Es sind dies die sogenannten Fadendörfer. Die Dorfstraße zieht sich bei ihnen in weiter Ausdehnung in einigem Abstande von dem das Thal durchfließenden Bache hin, zwischen dem Bach und der Straße liegen Wiesen, jenseits der Straße erheben sich in einigem Abstand von einander an der Straße entlang die einzelnen Gehöfte, und hinter diesen, das Thal hinauf ziehen sich in langen Streifen die einzelnen Hufen, bis sie auf der Höhe in Weide und Wald endigen. Das herrschende Wirthschaftssystem war, allerdings mit so manchen Ausnahmen, die sogenannte Dreifelderwirthschaft. Nach ihr zerfiel das gesammte dem Flurzwang unterliegende Ackerland in 3 Felder, von denen immer das eine brach lag, während auf dem zweiten Winterkorn und auf dem dritten Sommerkorn, vor Allem Hafer gebaut wurde, neben dem Körnerbau zog man auch noch etwas Gemüse in der Wurt, und Rüben und Blattgewächse auf der Brache des Winterfeldes; daß außer diesen auch noch andere Culturen hin und her gepflanzt wurden, besonders auf den in der Allmende gerodeten, nicht dem Flurzwang unterworfenen Stücken, wie Obst, Waid rc., haben wir schon oben gesehen. Das Vieh weidete den ganzen Sommer hindurch bis spät in den Herbst hinein auf der ewigen Weide der Allmende und der Brache, im Winter trat eine wenn auch ziemlich magere Stallfütterung an die Stelle der Weide. Am gewinnbringendsten war die Zucht von Pferden, ich erinnere an den Preis, den Meier Helmbrecht für den Hengst zahlt. Das Zugvieh wurde meist aus Ochsen gebildet, doch sind auch Pferde vor dem Pflug verwendet worden, so erhält die illustrirte Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels ein Bild, auf dem 2 Pferde den von 2 Männern bedienten Pflug ziehen. Vom Kleinvieh wurden besonders Schweine aber auch Schafe gezogen, unter dem Geflügel bevorzugte man besonders die Hühner, daneben auch Gänse. Von Ackergeräthschaften sind mit Sicherheit nachzuweisen für die Bestellung nur der Pflug und die Egge. Der Pflug war der sog. hölzerne Karrenpflug, doch hat er wohl zu unserer Zeit schon sicher einzelne eiserne Bestandtheile aufzuweisen gehabt, so war gewiß die eigentliche Pflugschar mit Eisen beschlagen, er wurde gewöhnlich von zwei Mann bedient, der eine führte vorn das Gespann, der andere lenkte hinten an den Hörnern den Pflug. Die Egge, traha, rastrum biforca genannt, war wohl noch nicht viel mehr als eine große Doppelharke. Von anderen Geräthen nenne ich noch die Mistgabel, die Sense und den Dreschflegel. Die Kleidung und Nahrung der damaligen Bauern müssen wir uns, trotz mancher gegentheiliger Berichte, nach unseren Begriffen als ziemlich einfach vorstellen. Einen Luxus trieb und treibt der Bauer noch heute beim Essen mehr nach der quantitativen als nach der qualitativen Seite, und in der Quantität hat er allerdings wirklich Staunenswerthes geleistet. Die Kleidung wurde meist gebildet aus einem langen Rock von grobem grauen Tuch, Hose und Hemde von grober Leinwand, plumpen rindsledernen Schuhen, hohem Filzhut und Fausthandschuhen, an Feiertagen trug er wohl auch einen Rock von blauem Tuch, und das Schwert an der Seite. In einzelnen besonders begünstigten Gegenden trat aberdings der Bauer bei Festen und besonders bei den Frühlingstänzen auf der Aue, wie wir gleich unten sehen werden, bedeutend glänzender auf. Eine Hauptnahrung des Bauern bildete die Grütze, ferner ein am Feuer geröstеter Mehlbrei, Schwarzbrod aus Gerste oder Hafer, auch Dinkel und Spelt, ferner Rüben, Sauerkraut und Kohl. In Oesterreich wurde ihnen später der Genuß des Wildbrettes ausdrücklich verboten, dagegen das übrige Fleisch, Kraut und Gerstenbrei als Speise erlaubt, in den Fasten sollten sie sich mit Hanf, Linsen und Bohnen begnügen, dagegen Fische und Oel den Herren lassen. In Meier Helmbrecht haben wir schon den Küchenzettel eines wohlhabenden Bauern bei einer besonders feierlichen Gelegenheit kennen gelernt, charakteristisch ist es aber, daß auch hier, in dem wohlhabenden Haus sowohl Wein und Bier beim Mahl fehlen und Wasser das einzige Tischgetränk bildet. Henne am Rhyn giebt uns in seiner Culturgeschichte I. S. 252 ff. die Schilderung einer Bauernhochzeit, die freilich wahrscheinlich in einer etwas späteren Zeit als der hier betrachteten stattgefunden hat. Bei dieser giebt es am ersten Tage ein sehr reichliches Mahl von Brod, Hirse, Mus, Rüben, Speck und Würsten, den Schluß des Tages bildet allgemeine Trunkenheit, am zweiten Tage hebt das Fressen und Saufen von Neuem an, es giebt Erbsen, Kraut, Gerste, Linsen und Schüblinge, eine Art fetter Würste, den Schluß auch dieses Tages bildet allgemeine Trunkenheit und eine solenne Prügelei. — Besonders zu erwähnen ist hier schließlich noch die große Tanzlust der Bauern, die sich hauptsächlich im Frühling auf der Dorfaue, wenn der Winter geschwunden, bethätigte. Zu Grunde liegen diesen bäuerlichen Frühlingsfeiern, an denen auch gern die Ritter theilnahmen und bei denen es daher oft zu Streit und Kampf kam, altheidnische Reminiscenzen, deshalb und nicht nur wegen der oft gerade bei dieser Gelegenheit sich offenbarenden Schamlosigkeiten im außerehelichen Verkehr beider Geschlechter eiferte auch die Kirche heftig gegen sie, ohne sie jedoch ganz unterdrücken zu können. Neidhardt v. Reuenthal, ein ritterlicher bayerischer Dichter, der um 1236 gestorben ist, hat uns in seinen Lenzliedern ein lebendiges Bild dieser Feste entworfen, er hat einen großen Theil seines Lebens unter den Bauern zugebracht, und ist ihm durch den Bauern Engelmar, wie es scheint, sein Schatz, die Dorfschöne Friderun abspenstig gemacht worden, deshalb verspottet er oft die Bauern als aufgeblasene, eingebildete Tölpel, und wir fühlen oft aus ihnen heraus den Neid des armen Ritters gegen den reichen und übermüthigen Bauernstand Oesterreichs und Bayerns. Auf dem Anger versammeln sich die geputzten Dorfschönen mit Kränzen und Bändern im Haar und dem zierlichen Handspiegel an der Seite zum Reihen, ihnen folgen in der Tracht etwa des jungen Helmbrecht die Männer, nach dem Liede eines Vorsängers wird der Reihen gesprungen, nach dem Tanz folgt ein Trinkgelage. An Tänzen nennt uns Neidhart mit Namen den Könevanz, den Ridevanz, Fulafranz, Hoppeldei, bei dem gesprungen wurde, daß den Dirnen die Röcke hochflogen und sie mit den Köpfen zusammenstießen, und den slavischen Reidawac. Im Winter tanzte man in der Schenke, die selten fehlte, in einer Scheune oder großen Stube nach den Klängen der Fiedel eines Fahrenden oder eines Dudelsackes, oder nach der Melodie selbstgesungener Lieder. Ein solches einfaches Tanzlied theilt uns Gustav Freytag mit in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit. Es sei zum Schluß hier mitgetheilt. Der Vorsänger: Wem soll ichs geben, Zu Freude seinem Leben? Chor: Was ist das? Sagt uns Herr was? Vorsänger: Es ist Frau Gretel Ehrenpreis, Wem paßt sie baß? Einer: Keinem Andern als wie mir, Sie ist meines Herzens Zier. (Das Paar springt den Reihen.) Vorsänger: Wem soll ich geben rc. Damit sind wir an das Ende unserer Ausführungen gelangt, gerade über die Tänze der Bauern ließe sich allerdings noch Manches anführen, aber ich halte auch gerade das hierüber erhaltene Material für das unzuverlässigste, wenn es gilt, aus ihm Schlüsse auf das wirkliche Leben und Treiben der Bauern jener Tage zu ziehen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 76. Sonnabend, den 2. Juli, Abends. 1898.

Provinzmuseen.

Von Hans Schmidkunz.*) (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Eine der meistgerühmten und laut am wenigsten, wenngleich leise am meisten angegriffenen Einrichtungen unserer Cultur sind die Kunstmuseen, insonderheit die weltberühmten Gemäldegallerien in den großen Städten. Sie sind bekanntlich in mehrfachem Sinn des Wortes unbezahlbar, auch in dem Sinn, daß ihr werthvollster Stamm größtentheils zur richtigen Zeit und mit geschicktem Griff um Gelder erworben worden ist, deren Höhe an den Wert solcher Schätze nicht heranreicht. Heute wäre wohl auch um viele Millionen nicht eine Sammlung wie die Glyptothek zu München oder die Gallerie zu Dresden herzuschaffen. Die classischen Kunstwerke sind jetzt auf dem „Markt" selten geworden und im Preis außerordentlich gestiegen. Nur durch Auswahl besonderer noch vernachlässigter Gebiete der Kunstgeschichte, durch Erlauschen der jeweils auftauchenden Kaufgelegenheiten, durch einen die beste Wahl verbürgenden Blick des erfahrenen Kenners und auch dann nur mit großen Geldopfern sind heute noch solche Kunstmuseen für die Vergangenheit zu schaffen und zu erweitern, namentlich in Malerei und Plastik. Von den Berliner Museen gilt das Gesagte in besonderem Maß. Und ist nun die Sammlung da, so gewährt sie den kunsthistorischen Fachmännern, einigen Beamten und einigen Vergnügungsreisenden reichliche, doch nur selten irgendwo vollständige Belehrung und einige Freude. Dem gesammten übrigen Volk gewährt sie einerseits so gut wie nichts, andrerseits für beträchtliche und wichtige Theile von ihm mannigfachen Aerger. Dies schon wegen der darauf verwendeten und größtenteils in's Ausland fließenden Gelder. Ferner wegen des diesen Umstand noch verschärfenden Punktes, daß die Käufe einseitig dem Centrum des Landes zu gute kommen. Dann aber sind es die Künstler und einsichtigeren Kunstfreunde, die zwar, wie gesagt, ihre Opposition nicht eben laut und dringlich ausrufen, weil sie dadurch in die Gefahr einer schlimmen Verdächtigung gerathen würden, deren Vorwürfe aber doch nicht nur nicht ausbleiben, sondern durch die ähnlichen und schon nicht mehr so unerhörten Vorwürfe gegen die derzeitigen Jahresausstellungen immer neu verstärkt werden. Kurz zusammengefaßt wollen diese Vorwürfe Folgendes sagen. Eine Gemäldesammlung u. dgl. bietet keine natürliche Kunst dar: sie trennt das einzelne Kunstwerk von dem Boden, auf den es gehört, und bringt es statt dessen mit einer wilden Menge anderer Kunstwerke zusammen, zu denen es nicht gehört. In dieser wilden Menge schlägt ein Werk das andere, und dies selbst in dem günstigsten, selten erreichten Fall, daß die Bilder richtig „hängen". Was soll der Besucher von den 1½ tausend Gemälden in München oder von den 2½ Tausend in Dresden oder von den 3 Tausend Nummern eines sommerlichen „Salons" für einen geistigen Gewinn haben — ausgenommen, er studirt sie als Fachmann, oder er beschränkt sich als gewiegter Liebhaber auf einige wenige, dem Galleriereichthum gerade zum Trotz? Was hat es endlich für einen Sinn, daß wir in jeder dieser größeren Städte ein Häuflein Rubens, ein Häuflein Titian, in mehreren Sammlungen je ein Bruchstück eines berühmten Altars finden u. s. w., wenn doch der volkspädagogische Vortheil dieser Zersplitterung so gut wie gar nicht ausgenützt wird oder auszunützen ist? In der Heimath oder Schaffensstätte des einzelnen Künstlers hingegen sucht man dann oft vergeblich nach seinem Werk; die besten Stücke hat die Residenz entführt, und nur noch ein kümmerlicher Bruch ist vielleicht geblieben. Der allgemeine moderne künstlerische Ruf „zurück zur Natur!" soll auch hier Erlösung bringen. Schon liegen von vielen Seiten Vorschläge zu einem naturgemäßeren Ersatz für unsere zeitweiligen Ausstellungen vor, und schon ist in diese selbst ein Zug zum Besseren eingedrungen. Allein mit kleinlichen, blos symptomatischen Mitteln ist hier nichts gethan. Auch die Auslese des Besten in einem bevorzugten Saal und Zurücklassung des Uebrigen in Räumen, die voraussichtlich nur für Specialstudien betreten werden, bietet doch nicht nur, trotz mancher Vortheile, auch Nachtheile, sondern läßt ebenfalls wieder die Hauptübel fast ungemildert weiter bestehen. Dieser Hauptübel sind drei: die Ueberfülle, die Centralisirung und die Loslösung vom heimischen Gebiet.

Demnach ist unsere Hauptforderung: Entlastung der übergroßen Centralmuseen durch Provinzmuseen oder Localmuseen. Es giebt kaum ein Land oder einen Landstrich oder eine Provinz, die nicht so viel zur allgemeinen oder wenigstens nationalen Kunstgeschichte beigetragem haben, daß eine auch nur andeutungsweise Sammlung dieser Beiträge nicht ein sehr werthvolles Specialmuseum ergäbe. Solang man freilich nur darauf aus ist, bedeutende Gemälde oder höchstens derartige Sculpturen zu erwerben, werden selbst große Geldmittel immer nur wieder einen zerstückelten Besitz ergeben. Man muß vor Allem die der modernen Kunstreformbewegung zu dankende Höherschätzung der sogenannten anhängenden Künste, zunächst also des Kunstgewerbes, auch hierher tragen. Es giebt wiederum kaum eine Gegend, die nicht ein ihr einigermaßen eigenthümliches Kunstgewerbe besäße. Das Vorbild des Thaulow-Museums in Kiel, das die Holzschnitzerei jener Küstenländer so glücklich vertritt, scheint noch viel zu wenig nachgeahmt zu sein. — Dann aber läßt sich auch das malerische und plastische Verdienst eines Künstlers annähernd vor Augen führen, wenn man fehlende Originale durch Nachbildungen ersetzt. Wir denken hier viel weniger an Copien, die doch mehr für den Copirenden als für den Copirten charakteristisch sind, als besonders an Photographien; daneben auch an Stiche u. dgl., an Gipsabgüsse u. s. w. Ueberall, am leichtesten und wirkungsvollsten aber in der Heimath, läßt sich ein Ausstellungssaal bilden, der einen Künstler oder eine Künstlergruppe gut veranschaulicht. Einige directe Proben seiner Kunst, wie sie vielleicht doch in der Nähe nicht fehlen werden und am besten aus den allzuvollen Centralgallerien abzugeben wären; dann Reproductionen seiner übrigen Werke; ferner Gemälde u. dgl., die sich auf ihn und seine nächste Umgebung beziehen; endlich die gedruckte Literatur über ihn, die leicht in einiger Vollständigkeit zu beschaffen ist: das Alles ergiebt eine für Genießende wie für Forschende werthvolle Zusammenstellung. — Eine Hauptsache bei diesem Verfahren ist die Billigkeit. Solche Zusammenstellungen kosten weit weniger, als manche Vermehrung von tausend Bildern in der Residenz um einen tausendunderſten Classiker. Man gebe einem theoretisch und praktisch bewanderten Fachmann auch nur einige zehn tausend Mark zur Anlage und einige tausend Mark jährliche Dotirung, und er wird in diesem Sinn etwas viel Werthvolleres schaffen, als was dort durch hunderttausende gemacht wird. Bekanntlich schießen, wenn solche Anstalten nur einmal bestehen und in einer ausgesprochenen Richtung geleitet werden, bald von vielen Seiten directe und indirecte Beiträge zu, und mancher ist froh, seine Besitzthümer dort abladen können. Nun aber noch eins. Unsere Museen erinnern weniger an die Musen, auf die doch ihr Name

*) Der Artikel scheint uns geeignet, die weitere Erörterung einer nicht unwichtigen Frage zu veranlassen, deren Lösung darin zu suchen sein dürfte, daß die den Central-Museen obliegenden Aufgaben genauer umgrenzt, zur Beihilfe aber nicht die kleinen und entlegenen Orte, in denen zufällig einmal ein bedeutender Mann geboren worden ist, sondern die größeren Provinzstädte aufgerufen würden.
Red d. L. Z.

zurückgeht, als an Mumien. Das Studium der Vergangenheit ist für uns unentbehrlich und namentlich dann segensreich, wenn seine Schätze nicht als Gerümpel und selbst nicht als Gallerienummern, sondern als fortlebende Gebilde vor uns stehen. Allein auch dieses Studium ist nicht unser einziger Bedarf. Vielmehr bedürfen wir auch des Lebens in der Gegenwart und zwar eines so eigenkräftigen als möglich, nicht eines, das nur im Bewundern des Todten besteht. Kurz also: unsere Museen dürfen nicht blos Vergangenheits- sondern müssen auch Gegenwarts-Museen sein. Gerade jetzt blüht die Kunstindustrie im weitesten und besten Sinn des Wortes so auf, daß es nicht nur leicht, sondern auch dringend an der Zeit ist, von dem, was ein bestimmtes Land darin leistet, Proben in einer hauptstädtischen Sammlung zu vereinigen. Für neuere Malerei und Plastik bestehen allerdings schon einige Gallerien; aber noch haben sie es, mit einer oder der anderen Ausnahme, nicht eigentlich zur Ueberwindung des MumienMuseums gebracht.

Giebt es aber nicht schon gute Localmuseen? Gewiß läßt sich sogar von vorn herein vermuthen, daß Städte wie Breslau oder Posen, Ulm oder das für unsere Absichten besonders charakteristische Weilheim (in Oberbayern) ihre vielleicht sehr werthvollen Museen besitzen. Allein dem Verfasser dieser Zeilen wird bestätigt, daß Städte, die ihm noch unbekannt sind, darin nichts Besseres leisten, als was ihm seine eigene Erfahrung bisher fast immer gezeigt hat. Meistens handelt es sich um eine Sammlung von „Alterthümern“ oder von Gerümpel; meistens ist selbst eine weiterreichende Sammlung in einem Nebensaal eines Gymnasiums oder im Oberstock eines ehemaligen Rathhauses untergebracht, schlecht oder gar nicht geordnet, nicht oder nur unter tragikomischen Schwierigkeiten zugänglich und häufig wegen bevorstehender Neuordnung oder Uebersiedlung auf einige Monate oder Jahre geschlossen. Ausnahmen wie etwa das Museum in der alten schwäbischen Reichsstadt Memmingen sind für unsere Behauptungen nur sehr willkommen. Wir wiederholen, daß schon im vornhinein von unseren Provinzialcentren bessere Darbietungen vermuthet werden können, als viele Leute wissen. Allein ebenso läßt sich voraussagen, daß viele Heimathorte oder Wirkungsstätten größerer Künstler und Kunstspecialitäten für die Repräsentirung dieser ihrer Sendlinge noch lange nicht Alles gethan haben. Um jetzt bei der deutschen Kunstgeschichte stehen zu bleiben: hat Danzig für seinen Chodowiecki, hat Frankfurt a/M. für seinen Sandrart, hat das kleine Haina oder auch das benachbarte Cassel für seine Künstlerfamilie Tischbein, hat Mannheim für seine drei Kobell, hat Lübeck für seinen Overbeck usw. usw. gethan und erreicht, was gethan und gegeben werden konnte? Sind Bildhauer wie Donner und Fernkorn selbst in Wien zusammenfassend repräsentirt, oder Rauch sammt zwei Malern Kaulbach in dem waldeck'schen Arolsen? Könnte nicht Hamburg oder sogar Berlin für den Architekten, Bildhauer und decorativen Künstler Schlüter noch ein Uebriges thun, nicht auch Weilheim für den Elfenbeinschnitzer Angermayer? Fehlt nicht in den Alpenländern noch ein Centralmuseum für die gesammte Holzschnitzerei und Feinschmiedekunst jener Gegenden? — Zu den jüngsten und dankenswerthesten Entwicklungen in der Kunstpflege gehört die jetzt anwachsende Vorliebe für Sonderausstellungen einzelner Künstler oder Künstlergruppen oder Kunstspecialitäten. Auch das Wandern solcher Ausstellungen ist nichts Unerhörtes mehr. Natürlich denkt man dabei zunächst nur wieder an die ohnehin schon theilweise kunstgesättigten Großstädte. Allein gerade die abgelegeneren Culturcentren könnten eine derartige Auffrischung am allerbesten brauchen. Demnach wären die von uns gemeinten Localmuseen zugleich mit Gelegenheiten für die Aufnahme von regelmäßig wechselnden Wanderausstellungen auszustatten, die hinwieder von einem gemeinsamen permanenten Comité geleitet werden müßten und allerdings auch wieder nicht ein Sammelsurium sein dürften. In letzter Zeit sind doch schon einige Versuche im theilweisen Sinn unsrer Vorschläge gemacht worden. So will man ein die Kunst einschließendes Uckermärkisches Museum zu Prenzlau errichten. In größerem Stil scheint das Unternehmen einer Vervollkommnung des Provinzialmuseums zu Posen angelegt zu sein; es heißt, man bereite in Berlin einen Landtags-Antrag vor, demzufolge die Raczynski'sche Gallerie in den königl. Museen dorthin abgegeben werden soll. Ein Schlüter-Museum für Berlin hat schon 1891 (im „Bär“ Nr. 8) R. Mielke gefordert; natürlich ohne Erfolg. Als ein Kunstgewerbemuseum in modernerem Sinn wird das zu Wien und jetzt auch das zu Stuttgart gerühmt.

Unser gutes Deutschland hat noch immer den großen Vortheil, daß es nicht so scharf centralisirt ist wie die meisten übrigen Länder oder Ländergruppen, wenngleich die Gefahr einer Verringerung dieses Vortheils in mannigfacher Weise naheliegt. Aber wie nun einmal Deutschland jetzt noch beschaffen ist, fordert es zur gründlichen Ausbildung einer in unserem Sinn localisirten Kunstpflege geradezu heraus.

Kri Haff.

(Schilderung von der jütländischen Küste.)

Düster und unheimlich erscheint dem Nordseeschiffer die lange einförmige Küste, die sich von der deutschen Nordgrenze bis zum Riff von Skagen hinauf erstreckt, und unheimlich ist sie auch, und eine der gefährlichsten unserer Meere. Kein Jahr vergeht, ohne daß die drei Riffe der jütländischen Küste ihre Opfer fordern. Wenn aber das Unglück geschehen, wenn trotz aller Anstrengung der Mannschaft in den Herbststürmen das Schiff unaufhaltsam gegen das Riff geschleudert wird, ist dem erfahrenen Schiffer noch nicht alle Hoffnung entschwunden. Das Schiff wird draufgehen, das weiß er, aber Alles was zur Rettung der Mannschaft geschehen kann, wird geschehen, denn nirgends auf der Welt ist das Rettungswesen besser organisirt, und vor allen Dingen nirgends in besseren Händen, als in denen der hiesigen Küstenbewohner. So eigenartig wie dieses Küstenland, ist auch seine Bevölkerung. Dem Leser einen Einblick in dieses, allem Touristenverkehr entrückte Land zu geben, eine Bekanntschaft mit dem eigenartigen Volke dieses Land zu vermitteln, ist der Zweck dieser Schilderung. Jenseits der großen jütländischen Haide, zum Theil noch durch Haff und Einbuchtungen des Meeres von dieser getrennt, erstreckt sich ein großes flaches Dünenland mit vielen kleinen Häusern am Fuße der weißen Hügel. Stehst du eines schönen Sommertages hier und schaust von den hohen weißen Bergen hinaus über das flache Land, wo die vielen kleinen schwarzen Punkte in der Ferne ebenso viele kleine Heimstätten bezeichnen, während weit draußen im Westen hinter dem alpenförmigen Vordergrund der weißen Dünen das weite Meer glitzert und blinkt, dann wirst du vielleicht hier etwas von dem idyllischen Frieden und der Ruhe finden, die zu suchen du so fern und so lange umhergewandert bist. Ja, an einem windstillen Sommertage mit klarem Himmel und leuchtendem Sonnenschein über den weißen Sandhöhen. Allerdings. Aber komme hierher an einem Herbstabend, wenn der Sturm die schwarzgrauen Wolken in tausend fliegende Fetzen zerreißt, wenn sich die wildschäumenden, haushohen Wogenheere gegen den Strand wälzen, wenn die salzigen Schaumzungen in wildem Begehr über die Dünen lecken, da wirst du Respect bekommen vor der gewaltigen Macht der Natur, da wirst du dich unendlich ohnmächtig und klein fühlen, du wirst erkennen, daß es etwas Anderes ist, als man bei uns zu Lande zu sehen bekommt, und du wirst zu der Ueberzeugung kommen, daß dieses Volk, welches furchtlos und unerschrocken immer und immer wieder sich hinauswagt in das mächtige, großartige Meer, von einer anderen Beschaffenheit sein muß, wie du und ich. Und du hast Recht, wenn du solches erkennst. Dieses Volk, welches im äußersten Westen des Landes wohnt, ist ganz anders geartet als die Leute bei uns zu Lande. Verkehrt man näher mit ihnen, wird man mehr und mehr zu der Erkenntniß kommen, daß ihr Charakter und ihr Temperament in hohem Grade von dem Meer und der heimischen Natur beeinflußt werden. Die große Stille in den nackten, öden Dünen, wo die Einsamkeit vorherrschend ist, bewirken Verschlossenheit und Schweigsamkeit. Das Volk, das hier lebt, ist eben ganz anderer Art. Man könnte Verschiedenes davon erzählen — hier nur ein Beispiel. — Es ist nicht selten, daß eine einzige Sturmnacht bittere Sorge in die kleinen Fischerhütten, die sich hinter den weißen Hügeln verstecken, bringt. Ja, es kommt oft vor, daß so viele von diesen kleinen Familien vom Unglück betroffen werden, daß die ganze Nation aus ihrer täglichen Ruhe aufgerüttelt wird, so daß die Trauer eine Landestrauer wird. Wenn dies geschieht, so kommen die Fremden in großen Schaaren weit her, selbst von der Reichshauptstadt. Einige kommen, um zu helfen und zu trösten, hier, wo menschlicher Trost und Hilfe nichts aus-

richten können, weil die echte, tiefe Trauer nichts Andreres wünscht, als mit sich allein zu sein. Das ist sehr gut zu verstehen und man schweigt unwillkürlich stille. Man bewegt sich so lautlos, wie man kann, hin über die sandbestreute Diele in der kleinen, armseligen Stube, wo der Tod kürzlich mit seiner Einladung gewesen ist, und man begreift sehr leicht, daß diejenigen, die hier zu Hause sitzen mit ihrer tiefen Trauer, die vielen Fremden weder sehen noch hören mögen. Aber es kommen ebenfalls Leute an diese entlegene Küste, nicht um zu helfen und zu trösten, sondern nur um auszufragen, jede kleine Einzelheit bei der „Katastrophe" zu erfahren, um die liebe Neugierde in der Hauptstadt zu befriedigen. Und diejenigen, die nur aus diesem Grunde kommen, können sicher mitreden von der Verschlossenheit und Schweigsamkeit der Einwohner. Mit denen ist eben nichts aufzustellen, sie lassen sich nicht „pumpen". Es fällt ihnen gar nicht ein, von den Mühen und Gefahren, die sie ausgestanden haben, zu sprechen. Das weiß der Reporter, der den Tag nach einem solchen großen Unglück mit einem von den Fischern sprach, der mit genauer Noth dem Tode in den zornigen Wogen entronnen war. — Waren Sie mit auf dem Meere? — Ja! — Das war wohl ein schlimmes Stück Arbeit? — Ach, ja! — Nicht ein Wort mehr. — Wenn ein gewöhnlicher Mensch in ein 4—5 Fuß tiefes Wasserloch geplumpst wäre, würde er nicht „drei lang, drei breit" geredet haben von diesem für ihn so merkwürdigen Ereigniß? Ganz sicher. Aber dieser Fischer, der eine ganze, lange Nacht einen verzweifelten Kampf mit dem brüllenden Meer gekämpft hat, er macht gar kein Wesen von der Sache, er begnügt sich mit seinem „Ja, und — Ach ja!" Aber so wie das Meer aufbegehren kann, wild, mit unbändiger Kraft, so ist auch dem Volke ein starker Wille und eine unbändige Kraft eigen, und das, wie sich nun das Leben formen möge, entweder in der einen oder der anderen Richtung. Man hat Nachrichten aus einer Zeit, wo es gelegentlich losging mit Branntweinsaufen und Messerstecherrien, und wo Klagen der Geistlichkeit und königliche Erlasse böse Sachen über die Bevölkerung berichteten. Aber man hat auch Kunde gehabt, und zwar in unseren Tagen, von einer Religiosität, so hart und finster, so fanatisch verurtheilend und kalt, wie man sie selten findet. In diesem wie in jenem Fall, in dieser oder der anderen Weise, findet man eine wunderliche, starke Leidenschaft und unbändige Kraft unter der ruhigen Oberfläche. Wie gesagt, es passirt mehr wie ein Mal, daß solch eine Sturmnacht kommt mit Trauer und Tod in so manche der kleinen Hütten draußen am Nordseestrand, so daß die ganze Nation aufgerüttelt wird aus ihrer täglichen Ruhe. Und von der Landeshauptstadt kommt das Volk in Schaaren, einige um zu helfen, andere nur um auszufragen. Auf dem kleinen Friedhofe stehen vornehme Männer in blinkenden Uniformen mit wallenden Federn auf dem Hute, und die Särge sind bedeckt von einem Wald von Rosen und grünen Palmzweigen, gesandt von theilnehmenden Menschen aus der Hauptstadt, aus reichen Häusern, ja, selbst vom Königsschloß. Aber all dies Gepränge, und alle diese strahlenden Uniformen, die zu verschiedenen Malen die graue Einförmigkeit ihres Alltagslebens unterbrechen, vermögen nicht Verwirrung oder Umwälzung in die Begriffe dieser Bevölkerung dort draußen zu bringen. Sie bleibt stets dieselbe, aber sie hat ja auch zum täglichen Nachbar die allmächtige Majestät der Natur. Niemand vermöchte dieses furchtlose Volk zu zähmen noch ihren Muth zu beugen, aber auch würde keine Macht der Welt sie veranlassen können, sich mit fremden Federn zu schmücken. Sie bleiben unter allen Umständen sich selber treu. Hiervon giebt Kri Haff ein gutes Beispiel. Kri (Kristen) Haff ist ein echter Typus dieses Volkes, einer der geachtetsten und angesehensten Männer. Er war so manches Mal mitgewesen, dem treulosen Meer seine Beute zu entreißen, er hatte so manche gefahrvolle Stunde im Rettungsboote verbracht, wenn sich die zornigen Wogen brüllend und schäumend am Dünensand brachen. Aber niemals vermochten die gewaltige Naturmacht und die drohenden Gefahren seinen angeborenen Muth zu beugen, er blieb bei alledem der Mann, der er ist — stahlhart und unverdrossen und unveränderlich ruhig selbst in den schwierigsten Lebensverhältnissen, einfach und bescheiden im täglichen Leben — kurz gesagt: Kri Haff. Da wurde einmal in der Hauptstadt eine große Versammlung abgehalten. Es galt für die armen Fischer an der Westküste die besten Hilfsmittel ausfindig zu machen. Und mitten zwischen diesen großen, berühmten Männern, die in dem prächtigen Saal versammelt waren, saß auch — als Vertreter Derer, denen das Ganze galt — der vierschrötige in Hausmacherzeug gekleidete Kri Haff; den unvermeidlichen Tabak kauend, saß er mit einem leisen Blinzeln in den ehrlichen Augen und horchte verwundert auf die große Beredtsamkeit. Und nun passirte ihm, was so manchen anderen Bürger in seiner Lage etwas verwirrt hätte, aber Kri Haff nahm das mit der ihm eigenen stoischen Ruhe, und so wollen wir ihn das selbst erzählen lassen: Ja, da kam ein gefährlich feiner Mann zu mir und sagt, ob ich nicht nach dem anderen Ende vom Saal kommen wollte, weil da noch ein Mann wäre, der mich gerne begrüßen wollte. Ja, wenn Sie meinen, denn man zu, sag ich, und ich ging auch hin zu dem Mann. Er gab mir die Hand und sagte, daß es ihm ein Vergnügen wäre. Na, ich frug ihn nun, wer er denn wäre, und da sagte er, er wäre des Königs Sohn, aber er wäre auch Seemann und könne uns Fischer gut leiden.*) Wir standen noch eine Weile und schnackten noch Allerlei, und zuletzt frug er mich, ob ich ihn nicht mal besuchen wollte. Nein, meinte ich, das sei doch wohl nicht werth. Aber er blieb dabei, ich müßte kommen und ihn besuchen, und da versprach ich denn auch, am nächsten Tag zu kommen, obschon ich eigentlich noch am selben Abend wieder nach Hause wollte. Na, den andern Tag ging ich ja auch auf's Schloß. Ich ging und speculirte, ob ich nicht mal versuchen sollte „fein" zu schnacken, kam aber zuletzt mit mir selbst überein, daß es doch wohl das Beste wäre, wenn ich redete wie alle Tage. Als ich auf's Schloß kam, wurde ich in eine fürchterlich feine Stube gebracht, und es dauerte gar nicht lange, bis der Prinz kam. Er war ein gefährlich flinker Mann, das ist sicher genug, und als wir eine Zeit lang gesessen und geredt hatten, ließ er seine Frau rufen, die wollte mir auch so gerne Guten Tag sagen, sagte er. Na, die Prinzessin kam und begrüßte mich, schnackte mit mir, sie war überhaupt sehr flink, das ist nun sicher genug, und dabei kommt sie da unten aus'm Französischen her.**) Sie war es auch, glaub ich, die die schönen Kränze zu uns rüber schickte, als das Meer Peter Hwaß und die Andern nahm. Sie ließ auch noch alle ihre Kinder holen, weil die mich auch begrüßen sollten, und das waren wirklich alle zusammen ganz nette Kinder. Hören Sie — sagte der Prinz — Sie sollten doch eigentlich hinüber gehen und meinen Vater, den König, besuchen. — Nein, sagte ich, das ist doch gewiß nicht werth. — Ja, sagte der Prinz, ich bin dessen gewiß, er würde sehr erfreut sein, mit Ihnen zu sprechen. Ich sollte man mit ihm hinüber gehn. Nu sagten wir seiner Frau und den Kindern Adjüs, und gingen dahin, wo der König wohnt. Aber wir kamen eigentlich gar nicht heraus, wir gingen blos durch eine ganze Masse Corridore und Gänge und so was. Auf die Art kamen wir zuletzt in eine gefährlich feine Vorstube, und da war eine Menge feine Leute, die warteten darauf, zum König reinzukommen. Der Prinz gab mir einen Stuhl, daß ich mich setzen sollte, und er ging hinein, um seinem Vater zu erzählen, daß ich da war. Na, ich setzte mich nieder und dachte: Das wird gewiß 'ne lange Geschichte, dies hier, denn all die feinen Leute, die sollen natürlicherweise zuerst rein. Da kam da ein betreßter Herr mit einem großen Buch, worin mein Name eingeschrieben werden sollte. Wie ich hieße? Kri Haff! sag ich. Wie heißen Sie? Kri Haff! Aber da war der Mann genau so klug wie vorher und zuletzt mußte ich ihm meinen Namen noch vorbuchstabiren. Das hatte ihn am meisten verwirrt, daß Kri Kristen bedeuten sollte. Das war er nicht gewohnt, sagte er. Na, das konnte ich ja ganz gut verstehn, denn die Kopenhagener sprechen ja eine ganz andere Sprache als wir Andern. Das dauerte nur einen Augenblick, da kam der Prinz wieder herein und sagte, daß ich mit hinein gehen sollte. Und das muß ich sagen, ich habe mich nicht schlecht gewundert, daß ich vor all den feinen Herren hineinkam. Der alte König war recht flink, gab mir die Hand und fragte mich aus, wie wir das denn hätten bei uns. Na, da erzählte ich ihm denn ja eine ganze Menge davon. Zuletzt frug er mich noch, ob das nicht eine gefährlich strenge Leichenrede gewesen wäre, die neulich bei dem großen Begräbniß draußen bei uns gehalten worden wäre. Ach ja, sag ich, aber das wären wir so gewohnt, wir hätten sie manchmal schon viel strenger gehabt. Na, als wir denn noch allerlei geredet hatten, gab der König mir die Hand und sagte Adieu — die anderen warteten ja auch darauf, hineinzukommen. — Ja, das waren recht recht flinke Leute, beide, der alte König und der Prinz und seine Frau. Die Prinzessin sagte zuletzt, daß sie gerne mal hinüber kommen wollte, uns zu be-

*) Prinz Waldemar.

**) Prinzeß Waldemar (Marie von Orleans).

suchen. — Nein, sag ich, lassen Sie das man lieber sein, das ist doch so'n eigen Ding für die Prinzessin hinüberzukommen. — Ich dachte ja auch, das geht doch gar nicht an, daß sie zu uns rüber kommt. Wo sollte sie denn wohnen? Unsere Häuser sind doch alle viel zu simpel, als daß wir eine Prinzessin behausen könnten. So erzählt Kri Haff von seinem Besuch im Königsschloß. Dann nimmt er sich einen frischen Priem und geht an seine gewöhnliche Arbeit. A. v. A.

Bücherbesprechungen.

— Im Verlag von Hasse W. Tullberg in Stockholm ist die erste der 23 bis 25 Lieferungen des Prachtwerks „Die souverainen Fürstenhäuser Europas“ vom Kammerherrn Grafen Wrangel erschienen und zwar gleichzeitig in einer deutschen und in einer französischen Ausgabe. Erstere bezieht sich auf die Herrscherfamilien von Anhalt und Baden, letztere auf die Häuser Anhalt und Oesterreich (Anhalt—Autriche). Die französische Edition kommt insofern zu glücklicher Stunde, als die Ende dieses Jahres anläßlich des Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Joseph in Wien bevorstehenden Feierlichkeiten das allgemeine Interesse dorthin lenken. Die Aufgabe, welche sich die sehr geschmackvoll und vornehm ausgestattete Veröffentlichung nun stellt, nämlich Bildnisse der zur Zeit lebenden Mitglieder der souverainen Geschlechter Europas zu bringen und dazu kurze „genealogische Notizen“ zu geben, ist auf recht glückliche und ansprechende Weise erfüllt. Mehr darf man freilich nicht erwarten. Denn der beigegebene Text ist sehr knapp gehalten. Mancher Leser wird vielleicht wünschen, daß die begleitenden, namentlich aber die einleitenden Bemerkungen etwas ausführlicher sein und sich nicht im Wesentlichen auf das beschränken möchten, was wohl bereits allgemein bekannt ist. Die den Hauptbestandtheil des interessanten Werks bildenden Porträts sind Reproductionen von Photographien. Dies bedingt eine gewisse Ungleichmäßigkeit, schon insofern, als verschiedene bereits vor längerer Zeit erfolgte photographische Aufnahmen verwendet worden sind bez. wohl verwendet werden mußten (z. B. von der Prinzessin Hilda von Anhalt). Auch wirkt es störend, daß in der französischen Ausgabe die Reihe der Nachbildungen von Photographien durch ein Bild der Kaiserin von Oesterreich unterbrochen ist, welches die Unmittelbarkeit und Lebenswahrheit photographischer Aufnahmen vermissen läßt und nur als Wiederholung eines veralteten conventionellen Porträts sich darstellt. Die gewählte Anordnung, die stellenweise etwas übersichtlicher sein könnte, bringt es mit sich, daß einzelne Persönlichkeiten mehrmals abgebildet sind (vgl. z. B. S. 11 Nr. 6 und S. 30 Nr. 8 der deutschen Ausgabe). Die theilweise sehr beachtenswerthen Textillustrationen des Malers Agi Lindegren passen sich in geschmackvoller und glücklicher Weise dem Uebrigen an.

—i.

— Josef Beckmann, Die Wahrheit über Bulgarien. Leipzig 1898, Verlag von Georg Heinrich Meyer. — Man muß dem Verfasser zugestehen, daß er tiefe Einblicke in das Leben und Treiben am bulgarischen Hofe, in die Verwaltung und Gesellschaft gethan hat, und daß er sich bemüht, gerecht und ohne Voreingenommenheit zu urtheilen, so daß man sein Buch mit Interesse liest, auch da, wo man mit seinem Urtheile nicht einverstanden sein kann; wenn er z. B. S. 14 sagt, „die bei den orientalischen Völkern übliche Gastfreundschaft sei nur auf die engeren Verwandten beschränkt“, so kann das nur Geltung haben für die Bevölkerung der größeren Orte, die Landbevölkerung dagegen ist die denkbar gastfreieste, wie Recensent sich oft zu überzeugen Gelegenheit hatte. S. 44 ff., wo Verfasser über Macedonien spricht, kommen manche Unrichtigkeiten vor, doch hebe sich seine S. 136 ausgesprochene, durchaus richtige Ansicht hervor, „daß die Serben durch ihre Propaganda in Macedonien nichts Dauerndes auszurichten vermögen, obgleich sie augenblicklich praktische Erfolge erzielen, denn sie gründen Schulen in rein bulgarischen Orten, machen von sich reden und spielen sich in den Augen des Auslandes als berechtigte Mitbewerber um Macedonien auf“, und so füge ich hinzu, unsere Presse macht sich unbewußt zum Mitschuldigen an diesem großartigen Schwindel. G. W.

Neue Dichtungen von Christian Wagner. Herbstblumen. — Oswald und Klara, ein Stück Ewigkeitsleben. — Stuttgart, Verlag von Strecker und Moser. Preis gebunden 3 ℳ — Der Dichter ist ein Bauer in Warmbronn. Wer aber schlichte Natürlichkeit und klare Einfachheit oder Hebel'sche Anmuth und Schalkhaftigkeit bei ihm sucht, der mag sich auf eine arge Enttäuschung gefaßt machen. Eine wild gewordene Phantasie trägt ihn in unglaublichen Fahrzeugen durch den Weltenraum und durch die Jahrmilliarden und berichtet in orakelhaftem Tone von allerlei visionären Erlebnissen. Wer für diese Art mystischer Weltbetrachtung und traumhaft verschwommener Liebestollheit Sinn hat, dem mögen diese Dichtungen vielleicht Genuß bereiten. Uns ist es, das gestehen wir offen, versagt, in ihnen genießbare Aeußerungen gesunden geistigen Lebens zu sehen. Im ersten Theile der Sammlung, „Herbstblumen“ betitelt, finden sich einzelne reizvolle lyrische Stücke, z. B. das von warmem Heimathsgefühl beseelte Loblied auf die schwäbische Alb und ihre Schlösser S. 23 bis 24. Aber auch in den Stimmungsbildern stört uns die Neigung zu allegorischer Naturschwärmerei. So was läßt man sich wohl einmal in einem einzelnen Liedchen gefallen, wie in der Mär vom Pirol S. 74/75. Aber durch die unaufhörliche Wiederholung berührt auch dieses Kunstmittel peinlich und unangenehm. Mit der Sprache ebenso wie mit der Metrik springt der Dichter sehr willkürlich um. Rück = zurück, rück dir = hinter dir, gehren für begehren, heblig für heimlich, S. 114 „weil er Theil begehrte einst an selbe“, S. 124 „fromme Gebern“ — solche Keckheiten sind doch einfach unerhört! Für die Kühnheit der Wagner'schen Bildersprache mögen folgende Verse als Zeugniß dienen (S. 58):

Des Schicksals Walten, taub ist es und blind,
Ein wildgewordnes scheues Weiberind,
Ein Büffel ist's, der grast auf grüner Heid'
Und leuchten sieht von fern ein rothes Kleid.

Daß die sittlichen Lehren des Bauerndichters nicht unbedenklicher Art sind, zeigt die Verherrlichung des Selbstmordes S. 61:

Was giebt dem Leben erst die rechte Weihe?
Das Sterben ist's, das selbstgewählte, freie,
Der Vorsatz stolz, sich von dem Stoppelweiden-
Auftrieb der Heerden einmal auszuscheiden.

Der Dichter sagt im Vorworte, keines seiner Bücher sei so mit seinem innersten Herzblute geschrieben wie dieses. Daneben hat er wenigstens so viel Selbsterkenntniß, daß er bekennt, das Buch enthalte Thörichtes und Nichtthörichtes in buntem Wechsel. Nach unserem Dafürhalten überwiegt das Erstere beträchtlich. Wenn wir Alles ausscheiden sollten, was wir für werthlos halten, würde von der Sammlung herzlich wenig übrig bleiben. R. B.

— Raumlehre für Baugewerkschulen und verwandte gewerbliche Lehranstalten. Von Martin Girndt. I. Theil: Lehre von den ebenen Figuren. Leipzig, B. G. Teubner 1897. In Leinwand cart. 2,40 ℳ — Dieses 98 Textseiten umfassende, mit 276 dem Text beigedruckten Figuren ausgestattete Lehrbuch der Planimetrie ist für den Unterricht an bautechnischen Fachschulen bestimmt und diesem Zwecke in vorzüglicher Weise angepaßt. Die Lehrsätze sind durch besonderen Druck klar aus dem übrigen Texte hervorgehoben, die Beweisführungen nur andeutungsweise gegeben; sie nöthigen den Lernenden zum Wiederholen des Vorangegangenen, prägen dieses seinem Gedächtniß schärfer ein und regen ihn zu eignem Denken an. Die beigefügten Erklärungen sind kurz gefaßt und sachlich und werden durch stichwortartige Hinweise auf Werkzeuge und Instrumente, deren Einrichtung und Handhabung auf den behandelten Sätzen beruht, wirkungsvoll unterstützt. Was dem Buche aber ganz besonderen Werth verleiht, das sind die 287 durchgängig der praktischen Thätigkeit des Bautechnikers entlehnten Erläuterungs- und Uebungs-Aufgaben, welche über die 41 Abschnitte des Buches deren Wichtigkeit entsprechend vertheilt sind. Schon hierdurch wird der angehende Bautechniker über die besonderen Aufgaben, die ihn, sei es beim Zeichnen, Veranschlagen, Abstecken oder Abrechnen, späterhin beschäftigen werden, an Hand von Maßskizzen eingehend unterrichtet, sein Interesse wird geweckt, sein Wissen befestigt. Auch dem schon in praktischer Thätigkeit Stehenden wird dieses Buch vermöge seiner Aufgabensammlung zum Nachschlagen in zweifelhaften Fällen werthvoll sein, hier wird er jederzeit ein geeignetes Beispiel finden, hier ist ihm in leicht faßlicher Form Gelegenheit geboten, verblaßtes Wissen aufzufrischen, verlorenes sich wieder anzueignen. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 77. Dienstag, den 5. Juli, Abends. 1898.

In den Yerbales von Paraguay.

Von Capitän Jerrmann.

Am 6. Juni, einem regnerischen Mittag, brach ich von Villa-Rica auf. Mein Reitpferd, ein großer, etwas hochtrabender Falbe, hier gateado genannt, war nach Landessitte gesattelt, trug also auf den unteren Decken die lederne Carona, darauf den hochgeschweiften Sattel und auf diesem, mit der sogenannten Sobrecincha festgeschnallt, noch zwei große wollene Decken und den Poncho, der in ganz Südamerika die Stelle des Mantels vertritt. Auf der Kruppe lag der Regenrock zusammengerollt, an den Seiten hingen die Packtaschen mit Wäsche und Unterkleidern, unter den Sattelgurt gesteckt lag ein hirschfängerartiges Messer, der Falcon, handbereit, vorn am Sattel hing die Blechtrommel mit Karten und Thermometer, auf der anderen Seite die zusammengerollte Pferdeleine. Ich selbst war leicht in Wolle gekleidet, trug schwere Reitstiefel, Filzhut und im Gürtel Dolch und Revolver. Das Handpferd war mit allem übrigen Gepäck, dem Gewehr, den astronomischen Instrumenten, der Munition und dem Proviant beladen. Ich ging in ganz unwirthliche Gegend und mußte mich deshalb mit reichem Vorrath an Stiefeln und Kleidern versehen, denn auf Beschaffung von Ersatz war nicht zu rechnen. So war das Packpferd ziemlich schwer belastet, und ich hatte große Mühe, den starken Gaul, der zwar sicher, aber sehr langsam ging, nachzuschleppen. Ueberhaupt fand ich bald heraus, daß das Reisen mit zwei Pferden ohne Diener viel schwieriger sei, als ich mir gedacht hatte, aber ein zuverlässiger peon, der zugleich vaqueano wäre, also landeskundig, war nicht aufzutreiben, und da ich nicht länger warten wollte, so machte ich mich allein auf den Weg. Als die Sonne unterging, langte ich an einem Rancho des Dörfchens Sta. Barbara an, unter dessen Vorbau ich einen halberwachsenen Jungen mit dem gewöhnlichen Rufe „ave Maria" begrüßte und nach der Antwort „es sin pecado" um Nachtlager bat. Er war erst etwas mißtrauisch, aber als ich ihn versicherte, daß ich ganz allein sei, gestattete er mir den Eintritt in den Hof und half mir sogar die Pferde absatteln. Das Tageslicht nahm rasch ab, und ich hatte gerade noch Zeit, mir vor völliger Dunkelheit auf einer Bank mein Lager aus Sattel und Decken herzurichten. Dann führte mich mein Wirth in einen Nebenschuppen, der die Küche vertrat, und stellte mich seiner am Feuer hockenden Mutter vor. Es war frisch und mit Behagen nahm ich auf einem Holzklotz Platz, und als der Mate die Runde machte und auch die kleineren Kinder sich eingefunden hatten, wurde ganz zutraulich geplaudert. Der Vater der Familie war schon seit Monaten abwesend und arbeitete als minero in den Yerbales des Departements Rosario, weit im Norden. Die nicht ganz zutreffende Bezeichnung eines Minero wird auf alle Knechte in den Yerbales angewendet, während sich der Besitzer oder Pächter eines Waldes, in welchem der Yerbabaum — in Guarani mit caa-mato bezeichnet — vorkommt, Yerbatero nennt. Die Blätter dieses Baumes werden geröstet und dann gestampft. In diesem Zustande schüttet man sie in kleine ausgehöhlte Kürbisse — Caiguá —, steckt die Bombilla, eine blecherne, unten zu einer durchlöcherten Blase erweiterte Röhre hinein, gießt siedendes Wasser darauf und saugt den Trank so heiß als möglich tropfenweise ein. Der Geschmack ist scharf bitter, man gewöhnt sich aber rasch daran, und die Wirkung ist eine wunderbar belebende. Wo man einkehrt, oder auf Reisen Rast macht, ist die erste Sorge auf heißes Wasser gerichtet, und dann kreist der Mate von Mund zu Mund. Der Gebrauch von Yerbamate ist fast in ganz Südamerika verbreitet, sodaß die Ausfuhr derselben die wichtigste Einnahmequelle für Paraguay und die Bearbeitung der Lebensunterhalt für einen großen Theil seiner Bevölkerung ist. Zur Hochsaison ziehen ganze Schaaren angeworbener Arbeiter als Mineros in die Wälder, und in manchem Dorfe trifft man dann nur noch die zurückgelassenen Weiber an. Das kommt um so eher vor, als die Anzahl der Frauen in Paraguay infolge des großen Krieges diejenige der Männer immer noch um das Fünffache übertreffen soll. Um sieben Uhr ging die Familie zur Ruhe und nachdem ich die Pferde auf einem Grasplatze angebunden hatte, that ich dasselbe, das heißt, ich streckte mich, nur der schweren Stiefel entledigt, auf die schmale Bank und wickelte mich in meine Decken, aber von Ruhe war nicht viel die Rede. Kaum war ich eingeschlafen, so weckte mich ein scharfer kalter Wind, und wenn ich mich gegen diesen nothdürftig geschützt hatte, zwangen mich nach kurzer Zeit meine schmerzenden Knochen, die Lage zu ändern. Nach einigen auf diese Weise zugebrachten Stunden erwachte ich wieder in der Sorge um die Pferde, und da es nach meiner Schätzung um Mitternacht sein mußte, so stand ich auf und suchte mir in der Dunkelheit meinen Weg zu den Thieren, um sie von dem abgeweideten Fleck auf einen frischen Grasplatz zu bringen. Pflöcke waren nicht vorhanden und die Bemühungen, sie an hohen Grasbündeln anzubinden, nahmen mir viel Zeit weg, aber endlich tastete ich mich doch wieder durch das nasse Gestrüpp nach dem Rancho zurück und suchte ermüdet und fröstelnd das harte Lager auf. Als ich mit Tagesanbruch erwachte, meinte ich ganz genau zu wissen, was Reisen zu Pferde im Innern des Landes zu bedeuten habe, aber es sollte doch noch anders kommen. Inzwischen waren auch meine Wirthe erwacht und hatten das Feuer wieder angezündet, sodaß ich mich etwas erwärmen konnte. Mit aufrichtigem Danke nahm ich den Mate entgegen und theilte dafür mit der Familie meinen Schnapsvorrath. Etwas mitgenommener Schiffszwieback — hier Carleta genannt — und ein Mund voll Käse bildeten das Frühstück, und als es eben hell geworden war, führte ich die Pferde zu einem etwa zehn Minuten entfernten Bach zur Tränke und dann sattelte ich wieder auf. Ich muß da gleich bemerken, daß dies besonders bei dem Packpferd seine Schwierigkeiten hatte, denn es ist unbedingt nothwendig, die Last zu beiden Seiten ganz gleichmäßig zu vertheilen, und wenn das Thier nicht stehen will, so hat man wahrhaftig seine Noth, die schweren Taschen und Packen sicher aufzuladen. Endlich aber war doch Alles besorgt und ich stieg zu Pferde. Der große Junge zeigte mir beim Abschied noch den Weg und bei leichtem Regengestöber brach ich nach Caaguasu auf.

Meine Absicht war, den östlichen Theil des Landes so weit als es die Umstände erlauben würden nach Norden hin zu bereisen und besonders die Umgegend von Igatimi kennen zu lernen, welches etwa 260 Kilometer in der Luftlinie nordöstlich von Villa-Rica liegt, und nach den vorhandenen, aber sehr unzuverlässigen Karten die geographische Breite von 24° 5' hat. Dieser ganze Landstrich ist sehr dünn bevölkert und die kleinen Ortschaften liegen fast alle mehrere Tagereisen von einander entfernt. Gegen Mittag klärte sich der Himmel auf und ich konnte mich an den landschaftlichen Schönheiten ergötzen. Die nördlichsten Ausläufer der Cordillera von Villa-Rica lagen jetzt gerade vor mir und links breiteten sich ungeheuere Wälder auf ansteigenden Höhen nach Norden aus. Der ganze Sommer war außergewöhnlich trocken gewesen, sodaß ich in mehreren Flüßchen, welche ich zu überschreiten hatte, gar kein Wasser fand; und selbst der für gewöhnlich recht bedeutende Tebicuari, den ich um ein Uhr passirte, ging den Pferden nur bis an den Bauch, ein Strom, der nach zwei bis drei Tagen starken Regenfalles das Land meilenweit überschwemmt. Am jenseitigen Ufer rastete ich eine Stunde, von der ich selber aber wieder sehr wenig hatte, denn das Ab- und Aufsatteln nahm viel Zeit in Anspruch und längere Ruhe durfte ich mir nicht gönnen, wenn ich noch vor dem Abend den Eingang zur Picade erreichen

wollte, womit man hier die in den Urwald gehauenen Wege bezeichnet, die gerade breit genug sind, um eine Karrete durchzulassen. Ich folgte also rüstig den über die weite Fläche des Lorenzo Campo führenden Wagenspuren, die an manchen Stellen bis zu zwei Fuß tief in den Boden schnitten, und als der Nachmittag immer weiter vorrückte und ich immer noch keinem Menschen begegnet war, fing ich schon an, mir darüber Gedanken zu machen, wie ich mich allein in dieser Wildniß am besten für die Nacht einrichten könnte, womit ich doch schon um fünf Uhr beginnen mußte, als ich aus weiter Ferne vereinzelte menschliche Rufe und dazwischen das Brüllen von Rindern vernahm. Eine halbe Stunde später bog der Weg um eine Waldecke und nun sah ich undeutlich vor mir eine von mehreren Reitern umschwärmte Herde dieselbe Straße entlang ziehen. Meine Pferde spitzten die Ohren und ließen sich trotz der Ermüdung jetzt zu lebhafterem Schritt antreiben, sodaß ich, als der Abend hereinbrach, die Tropa erreichen konnte, und mir damit ein Stein vom Herzen fiel. Die wandernde Viehherde war ein sehr schöner Anblick, besonders wenn sie sich an freien Stellen zu beiden Seiten des Weges ausbreitete und die flinken Gauchos sie dann wie Schäferhunde wieder zusammentreiben mußten. In kurzem Abstande von den Rindern trieb einer dieser wilden Reiterhirten eine Koppel von etwa dreißig Pferden; die hundertfünfzig Stück Hornvieh bewachte der verantwortliche Führer der Tropa mit zwei Knechten. Der Patron, der den Zug gerade beschloß, war der Erste, den ich einholte und begrüßte. Von ihm erfuhr ich, daß er die Tropa nach Tacuru-pucu am oberen Parana zu bringen habe, wo sich die Niederlassung einer der bedeutendsten Yerba-Gesellschaften befindet. „Dann gehen Sie doch über Caaguasu und werden mir wohl freundlichst erlauben, daß ich mich Ihnen anschließe?“ „Si Señor, como no“ war die Antwort, „aber wohin wollen Sie denn so allein?“ „Ich will nach dem Norden, nach Igatimi.“ „Das trifft sich gut, dann reisen wir bis an den Arroyo J-hu in der Nähe des gleichnamigen Ortes zusammen, von wo mein Weg nach Osten und der Ihre nach Norden geht. Also auf gute Kameradschaft! Doch jetzt wollen wir Halt machen, denn es fängt schon stark an, zu dunkeln; dort am Waldrande ist der Eingang zur Picade von Caaguasu und dicht davor ein bequemer Lagerplatz für die Nacht.“ Auf einen Ruf des Führers trieben die Gauchos ihr Vieh nach einem großen freien Weideplatz, wo es sich für die Nacht selbst überlassen blieb. Wir fünf Reiter aber suchten uns hinter einem großen Gebüsch eine sanft abfallende Lagerstelle, sattelten die Pferde ab und machten uns auf dem Rasen aus Sattel und Decken unsere Betten. Leider war es über unser Bestreben, die Picade zu erreichen, so dunkel geworden, daß wir kein trockenes Holz für ein Wachtfeuer suchen konnten, auch war kein Wasser in der Nähe, und so mußten wir mit einer Calleta und einem Schluck Branntwein uns genügen lassen. Zum Glück war die Nacht nicht sehr kalt, und als ich mich in alle mir zu Gebote stehende Decken gewickelt hatte, fühlte ich mich nicht gerade unbehaglich. Nur die schweren Stiefel waren mir lästig und die großen Sporen drückten mich, allein ich war zu besorgt, mit meinem vielen Gepäck am Morgen nicht rechtzeitig fertig werden zu können, als daß ich mir eine Erleichterung gönnen wollte. Trotz der Müdigkeit konnte ich doch nicht gleich einschlafen, denn eine ungewisse Sorge beschlich mich, ob meinen neuen Freunden auch wohl zu trauen sein dürfte. So lag ich noch eine Weile und betrachtete die über mir funkelnden Sterne des südlichen Himmels und hatte meinen Spaß daran, zu sehen, daß die wenigen von der nördlichen Hemisphäre her bekannten Sternbilder alle auf dem Kopf standen. Das kommt Einem anfangs recht wunderlich vor, aber man gewöhnt sich daran, wie auch an den Umstand, daß uns der zunehmende Mond kein D, sondern ein C zeigt. Endlich aber konnte ich mich doch nicht mehr wach halten; halb träumend überzeugte ich mich noch davon, daß Hirschfänger, Dolch und Revolver handbereit neben mir lagen, und schlief ein. Es mußten schon mehrere Stunden vergangen sein, als mich das Nahen eines Reiters weckte, und im Dunkel der Nacht sah ich undeutlich eine schattenhafte Gestalt dicht an unserem Lager sich aus dem Sattel schwingen und einen der schlafenden Gesellen leise wecken. Es war der wachthabende Gaucho, der sich ablösen ließ, und als ich bald darauf den Anderen davon reiten hörte, schlief ich wieder ein, aber nach kurzer Zeit ward ich verabredetermaßen geweckt, damit ich meine Pferde an eine andere, noch nicht abgegraste Stelle bringen möchte. Ich war so schlaftrunken, daß ich nach Verrichtung dieser Arbeit Mühe hatte, im Dunkeln unser Lager wiederzufinden, und kaum hatte ich mich zu Boden geworfen, so fielen mir auch schon die Augen zu, obgleich mich ein tüchtiges Frösteln am ganzen Körper schüttelte. Ich glaubte kaum wieder geschlafen zu haben, als es neben mir lebendig wurde. Es war noch ganz dunkel, aber ich sah doch, daß die Leute ihre Pferde sattelten, und begriff sogleich, daß ich dasselbe thun müsse. Die Gauchos ritten davon, um das während der Nacht auseinandergelaufene Vieh zusammenzutreiben, ich ging an die saure Arbeit des Aufpackens, während welcher das Tageslicht heraufdämmerte, und kaum war ich mit Allem fertig, als sich auch schon die ganze Tropa in Bewegung setzte und die Richtung nach der Waldpicade einschlug. Nur mit Mühe konnte ich noch den letzten der Reiter einholen, und mich so dem Zuge anschließen. „Brr, wie kalt ist es!“ redete ich meinen Nachbar an, während ich mühsam das Packpferd nachzog. „Ja, Señor, es ist frisch, und wir konnten uns keine Zeit zum Frühstücken gönnen, denn die Picade ist lang, und wir müssen den Ausgang vor Einbruch der Dunkelheit erreichen.“ „Himmelsacrament! Da spricht der Kerl schon von der Dunkelheit und es ist noch nicht ganz Tag geworden.“ So dachte ich bei mir, laut aber erwiderte ich, daß ich um das Frühstück mich nicht grämte, aber den Pferden gern zu trinken gegeben hätte, die doch schon gestern Abend nichts bekommen. „Ja, das ist schlimm für die Thiere, aber auf Reisen nicht zu vermeiden. Zudem sind das ja keine Stallpferde und können Ungemach vertragen. Hoffentlich ist der Bach, den wir sehr bald passiren, nicht ausgetrocknet.“ „Ist Ihr Vieh vollzählig beisammen? Wie können Sie es Nachts bewachen, wo Sie doch nichts sehen können?“ „Bah, wir hören es grasen und treiben zu weit gegangene Stücke zurück. Wenn die Kuh nicht gerade in's Gehölz gelaufen ist, hat es keine Noth. Bis jetzt fehlt uns kein Thier.“ Gleich am Rande des Waldes führte der schmale, von hohen Bäumen beschattete Weg über steil abfallendes Felsengeröll, und da ich das Packpferd nachzuschleppen hatte, blieb ich auf dem schlechten Wege allmälig weit zurück. An einer steilen, sehr schwierigen Stelle stürzte noch zum Unglück das Handpferd, und ich mußte nun alles Gepäck herunternehmen. Da aber kam mir, der ich fast verzweifeln wollte, Señor Felipe Lopez, der Führer der Tropa, zu Hilfe, unterstützte mich rasch entschlossen bei der schweren Arbeit, und als er sah, daß meine Hände schon von der Leine blutig gerissen waren, zeigte er mir, wie man dieselbe am Schweif des Reitpferdes befestigen müsse, um sich die Sache leichter zu machen. Von nun an ging es doch wesentlich besser und ich erholte mich förmlich, obwohl der Ritt beschwerlich genug war, und da sich der Zug in der engen Picade nur langsam fortbewegen konnte, so holte ich ihn auch mit der Zeit wieder ein und folgte ihm in kurzer Entfernung. Als wir an den ersten Fluß, den Arroyo Guaru, kamen, mußten wir zu unserer argen Enttäuschung sehen, daß er fast ganz ausgetrocknet war, und auch das Wasser des zweiten Baches war, durch das hindurchwatende Vieh zu Schlamm aufgewühlt, für die Pferde ungenießbar. Erst gegen Mittag stießen wir auf ein seichtes, aber doch klares Gewässer und konnten uns nothdürftig erfrischen, aber zu einer längeren Rast ward keine Anstalt gemacht, wir mußten vorwärts, um den Tag auszunutzen. Abgesehen von den Beschwerden, fühlte ich mich ganz wohl und war sehr zufrieden, so gute Reisegesellschaft zu haben. Allerdings erregte das sich vor mir abspielende Treiben mein höchstes Interesse. Mit lauten Rufen ward das Vieh immer wieder zum Vorwärtseilen angetrieben, und wenn es sich an besonders engen und schwierigen Stellen aufstaute und nach den Seiten zu ausbrechend, sich in das dichte Gebüsch des Urwaldes drängte, hatte ich Gelegenheit, die erstaunliche Gewandtheit der Reiter zu bewundern. Wie die Katzen mußten ihre Pferde oft an steilen Felsstücken emporklimmen oder sich durch dichtes Unterholz hindurchwinden, und nur zuweilen sahen sich die Treiber genöthigt, abzusteigen. Laut hallte dann das Geschrei aus dem Walde wider, unterbrochen von Revolverschüssen, durch welche gar zu störriges Vieh wieder auf den rechten Weg gebracht wurde. So ging es ununterbrochen den ganzen Tag fort, Schreien, Rufen, Schießen, Reiten, Flüsse passiren und ausgebrochenes Vieh suchen. Da plötzlich, es mochte schon drei Uhr sein, stockte der Zug, denn auf dem Wege lag eine uns entgegenkommende, mit acht Ochsen bespannte, schwer beladene Karrete zusammengebrochen zwischen mächtigen Felsstücken. Die Fuhrleute hatten abgeladen, ihre Kameraden von drei anderen dazugehörigen Gespannen halfen ihnen dabei, und während die Frauen sich um ein großes Feuer zu schaffen machten, zimmerten die Männer aus frisch gefälltem Baume eine neue Achse. Da gab es für unsere Leute ordentlich zu thun, denn das Vieh mußte seitwärts die Felsen hinauf, zwischen den Bäumen durch dicht ver-

schlungenes Unterholz und Gestrüpp vorbeigeführt werden, und zuletzt folgte ich ihnen auf dem gefahrvollen Wege mit lebhaftem Herzklopfen, aber ohne irgend welchen Schaden zu nehmen: meine Pferde hatten sich vortrefflich bewährt! Bald nach Ueberwindung dieses Hindernisses überschritten wir den Arroyo Monoti und als es schon anfing, zu dämmern, erreichten wir den Ausgang der Picade und bald darauf einen guten Lagerplatz am Ufer des Rio Cañada. Die Pferde wurden abgesattelt und getränkt, während zwei der Gauchos trockenes Holz suchten und ein lustiges Feuer anmachten. Ein großes Stück Fleisch, das schon auf dem ganzen Wege an einem der Sättel gehangen hatte, ward auf einen zugespitzten Stock gestreift, an der hellen Flamme gebraten, wir lagerten im Kreise und schnitten uns mit dem Dolchmesser Fetzen davon herunter, und obwohl wir kein Salz hatten, so kann ich mich doch nicht entsinnen, daß mir jemals ein Braten besser geschmeckt hätte. Zuletzt kreiste noch der Yerba-Mate und versetzte uns in ganz behagliche Stimmung, bis wir uns dem wohlverdienten Schlaf hingaben. (Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

— **Türke wehre Dich.** Von Dr. Hans Barth. 2. Auflage, Leipzig 1898. Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). — Das Buch trägt das Motto: „Die Türken sind die einzigen Gentlemen des Orients" (Fürst Bismarck). Es ist, wie schon der Titel andeutet, eine feuilletonistische Plauderei, wie viele Bücher dieser Art. Uebrigens ist, unseres Wissens, die Stimmung in Europa, wenn wir von England absehen, augenblicklich den Türken so günstig, daß eine literarische Parteinahme für dieselben fast verspätet erscheint, zumal der größte Türkenfeind in Europa, Gladstone, nicht mehr unter den Lebenden weilt. Wie sehr sich die öffentliche Meinung zu Gunsten der Türkei geändert hat, ist anläßlich des letzten griechisch-türkischen Kriegs mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit in die Erscheinung getreten! Im Uebrigen scheint uns der Verfasser doch im Ganzen etwas einseitig die Lichtseiten des türkischen Lebens zu betonen. Wo viel Licht ist, sagt schon Goethe im „Götz", da ist auch viel Schatten, und wenn man nur an die türkische Finanzwirthschaft oder an die innere Verwaltung, von den höchsten bis zu den niedersten Stellen, denkt, wird man nicht in Abrede stellen können, daß es an Schattenseiten des staatlichen Lebens gerade in der Türkei nicht fehlt. —tg—

— **Friedrich Paulsen, J. Kant.** Stuttgart 1898. Frommann's Verlag. (Falckenberg's Classiker der Philosophie VII.) — Unter den „Classikern der Philosophie", über deren Leben und Schaffen Falckenberg's Monographien-Sammlung unterrichten will, ist Kant derjenige, über dessen Bedeutsamkeit auch für unsere Tage am wenigsten Streit herrscht. Die metaphysische Grundlegung, der Primat der praktischen Vernunft sind Brennpunkte, um die sich die elliptischen Gedankenbahnen unserer sachlichen und sittlichen Weltbetrachtung noch heute bewegen, an ihnen kommt so leicht kein Denker vorbei, über sie nur selten einer hinaus, der ihre Anziehungs- oder Abstoßungskraft nicht empfunden hätte. Sichtbar wird das schon an den Schriften jener bedeutenden Schule, die sich nach dem Weisen von Königsberg nennt, und an den Kämpfen, die sich gegen dieselben erheben. Im Streit der Meinungen ist Kant's Philosophie sehr verschiedenartig gedeutet worden, ein Umstand, zu dem des Philosophen eigene Wandlungen und seine gerade in den Hauptwerken dunkle Ausdrucksweise besonders beitragen. Die Stellung zu Kant ist vielerorts beinahe Parteisache geworden. Und darum erscheint kaum einer so wohl als Verfasser einer Kant-Monographie geeignet, als der Geschichtschreiber des „gelehrten Unterrichts", der mit vielumfassendem Blicke den Gegner im Schatten bemerkt wie den Bundesgenossen im eigenen Lager. Gleich am Beginn der Betrachtung von Kant's theoretischer Philosophie zeichnet Paulsen die verschiedenen Arten der Kant-Auslegung und sucht nach Möglichkeit das Trennende zwischen denselben zu überbrücken. Er erfüllt damit einen von Volkelt und Vaihinger ausgesprochenen Wunsch, zeigt dem Gegner seine Eigenart und dem Schüler das Problematische in der Kant-Auffassung überhaupt: Dann aber geht er mit ruhiger Klarheit zur Analyse der großen Werke Kant's. Dabei verfolgt Paulsen die Methode, Kant's Hauptwerke aus den Schriften zweiten Grades und der vorkritischen Periode zu erklären. Er warnt vor der Unterscheidung gar zu vieler Stationen in dem historischen Zuge des Kantischen Denkens, und weist in der Flucht der Aeußerungen die überall vorhandenen Grundmotive auf. Dadurch wird sogleich die infolge philologischen Uebereifers an zu viel Stellen herausgewitterte Fremdbefruchtung Kantischer Ideen auf ein gerechtes Maß zurückgeführt. Kant wollte (S. 118) „eine positive Erkenntnißtheorie, nämlich eine rationalistische Theorie der Wissenschaften; und 2. eine positive Metaphysik, nämlich eine idealistische Weltanschauung schaffen", daraufhin sind seine Werke berechnet, das nachzuweisen ist die Aufgabe, die Paulsen sich gestellt. Die klare Darstellung, die den Kantischen Schematismus zuweilen erst durchsichtig macht (S. 129—131), die Lösung der Hauptgedanken aus der Fülle des Details ist bezeichnend wie für alle Schriften, so auch für dieses Werk Paulsen's. Das auch äußerlich vornehm ausgestattete Buch wird an seinem Theile ein guter Diener der „Königin der Wissenschaften" und ein tüchtiger Führer für deren Jünger sein. Dr. Grimm.

— **Kuno Fischer, Hegel's Leben, Werke und Lehre.** Heidelberg 1898. Winter's Universitätsbuchhandlung. — Kein Werk hat so sehr wie Kuno Fischer's „Geschichte der neuern Philosophie" weitere Kreise der Gebildeten auf die großen Geistesströmungen seit Descartes hinschauen gelehrt. Jetzt zum 50jährigen Doctorjubiläum des erfolgreichen Gelehrten erscheint dieses sein Hauptwerk im neuen Gewande als Jubiläumsausgabe, zugleich auch als Zeugniß dafür, daß der Greis noch immer mit jugendfrischem Blicke die Augen auf die Bildungs- und Gedankenfragen unserer Zeit gerichtet hält. Hegel ist als Chorführer der nachfichteschen Periode, als philosophisches Gestirn am Horizonte des neupreußischen Culturstaates dargestellt; von seinem Bilde aus gehen hier jene Streiflichter, die in Fischer's Werken so weit und schön hinleuchten durch die historische Darstellung. Heute wird Hegel wenig mehr gelesen, unsere Zeit ist zu sehr in Anspruch genommen durch die technischen und naturwissenschaftlichen Errungenschaften, als daß man zu der dialektischen Bearbeitung des historisch Gegebenen Neigung verspüren könnte. Aber wer wenigstens sehen will, in welcher Weise das geschlossene System Hegel's gewirkt, was für Männer es gebildet hat, wer sich nicht nur am Besitze, sondern auch am Erwerben erfreuen mag, dem wird die schöne Beschreibung Hegel's und seiner Zeit viel Freude machen, viel Stoff zu stillem Weiterbauen geben. Der unglückliche Hölderlin hat vor nunmehr hundert Jahren über den ihm befreundeten Philosophen geschrieben, daß er den ruhigen Verstandesmenschen, bei dem man sich orientiren könne, besonders liebe. Unsere Zeit gleicht in vielen Stücken den Tagen am Ende des 18. Jahrhunderts. So klare Verstandesproducte, wie die Werke Hegel's haben auch heute noch für den auf den Wogen unklarer Gefühle treibenden, ästhetisirenden Verstand die Bedeutung des festehenden wenn auch kalten Nordsterns, der gewiß nicht in blendender Pracht strahlt, aber vor Schiffbruch bewahren, auf rechte Wege weisen kann. Kuno Fischer hat das in seiner herrlichen Darstellung Jedem, auch dem philosophisch wenig Vorgebildeten gezeigt: möchten immer mehr dieser von ihm gewiesenen Richtung folgen! Dr. Grimm.

— **Lehrbuch der internationalen Verkehrs-Sprache genannt „Veltparl".** Inhalt: I. Die Grammatik mit Lectionen, II. ein abgekürztes Wörterbuch. Verfaßt durch Wilhelm v. Arnim. Zweite veränderte Ausgabe. Verlag von Eduard Moos in Leipzig, Erfurt und Zürich, 1898. — Seit fast zehn Jahren war es recht still geworden auf dem Weltsprach-Markte. Man glaubte hoffen zu dürfen, es sei den Erfindern — ein Dutzend waren es ihrer wohl nahezu — klar geworden, daß sie an einer völlig verfehlten und aussichtslosen Sache ihre Kraft vergeudeten. Diese Hoffnung war verfrüht, wie das vorliegende Lehrbuch der nagelneuesten Allgemeinsprache zeigt. „Eine Kunst-Weltsprache soll keineswegs die Nationalsprachen verdrängen," so beginnt das Vorwort. Das dürfte ihr auch ziemlich schwer werden. „Sie soll nur durch ihre Einfachheit den internationalen Handels-, Reise-, Literatur- und Wissenschaftsverkehr erleichtern." Für die ersten beiden Zwecke mag ja solch ein Treibhausgewächs zur Noth hinreichen, wiewohl es doch wahrhaftig nicht gerade eine unerschwingliche Leistung ist, die wichtigsten lebenden Cultursprachen soweit kennen zu lernen, daß man die üblichen Geschäftsbriefe verstehen und beantworten kann und im fremden Lande nicht gerade zu verhungern braucht. Aber Literatur und Wissenschaft werden sich voraussichtlich stets ablehnend verhalten, weil ein so rohes, grob-

gezimmertes Gemächt, wie es diese Kunstsprachen darstellen, ihren Anforderungen nie und nimmer genügen kann. „Auch die einfachsten Sprachen der neueren Zeit enthalten noch immer zu viele Schwierigkeiten und sind die (!) Wortbegriffe häufig zu wenig begrenzt." Ein merkwürdiger Weg zur Umgehung der Schwierigkeiten, daß die Wortbegriffe enger umgrenzt werden. Ein überaus einfaches Exempel lehrt doch, daß man, um dieselbe Ausdrucksfähigkeit zu erreichen, dann eben mehr Wortbegriffe braucht. Mir will es viel dankbarer erscheinen, man lernt eine oder ein paar der von dem Erbauer dieses neuesten Sprachgebäudes „in Bezug genommen" sechsundzwanzig Sprachen (S. 42), als daß man sich mit dem willkürlich daraus zusammengerührten Mischmasch Wilhelm v. Arnim's abquält. Man braucht ja nicht gerade das Hindostanische oder Malayische oder Nubische zu wählen. Der Verleger versäume übrigens nicht, die Weltparl-Grammatik zur Begutachtung an Professor Hugo Schuchardt in Graz und Professor Alfred Kirchhoff in Halle zu schicken. Das sind unseres Wissens die einzigen Männer von Namen, die, eine Zeit lang wenigstens, die kindlichen Weltsprachträume ernst genommen haben. R. B.

— Von dem Lieferungswerke „Die Pensionen und Provisionen der k. k. österr. Civilstaatsbediensteten und Staatsarbeiter, sowie die Versorgungsverhältnisse ihrer Hinterbliebenen" des Dr. Benno Frhrn. v. Possanner — Wien, Manz'sche k. k. Hofverlags- und Universitätsbuchhandlung —, dessen einzelner Lieferungshefte wir bei ihrem jeweiligen Erscheinen bereits gedachten, liegt jetzt das 5. Heft vor. Die Arbeit hat eine Ausdehnung erfahren dadurch, daß die auf die gemeinsamen, die ungarischen und die bosnisch-herzegowinischen Civilpensionen, auf die Militärpensionen, sowie auf die Versorgungsgenüsse der österreichischen, ungarischen und bosnisch-herzegowinischen Staatsbahnen Bezug habenden Normalien aus der Quellensammlung ausgeschieden und als vierter Theil in einem Anhange übersichtlich zusammengestellt werden sollen. Dadurch wird die Anzahl der einzelnen Hefte sich auf 7—8 erhöhen. ∞

— Max Zesch: Die geschichtliche Entwickelung des Leisniger Stadtschulwesens bis zur Wende des 16. Jahrhunderts. Beitrag zu einer sächsischen Schulgeschichte. Leipzig, C. Grumbach. 108 Seiten. — Arbeiten, wie die vorliegende, sind nicht nur für die Geschichte des sächsischen Volksschulwesens von besonderem Werthe, sondern müssen auch als wichtige Beiträge zur allgemeinen deutschen Culturgeschichte angesehen werden. Der Verfasser hat für sein Werkchen, das zugleich seine Doctordissertation ist, Archive und Chroniken, die uns ja gerade von Leisnig so viel zu erzählen wissen, fleißig durchstudirt und giebt uns ein recht anschauliches und sorgfältig ausgeführtes Bild von der Entstehung und Entwickelung der Leisniger Stadtschule. Auch beschränkt er sich keineswegs, wie dies leider noch sehr oft geschieht, nur auf die äußeren Verhältnisse der Schule, Stellengehalte, Stiftungen, Schulbauten 2c., sondern er läßt sich besonders angelegen sein, die Organisation der Schule, den Lehrplan und die Ergebnisse der großen Schulvisitationen im 16. Jahrhundert genau darzustellen. Das Buch kann sonach freundlicher Beachtung nur empfohlen werden. E.

— Die wichtigsten Obstbaumschädlinge und die Mittel zu ihrer Vertilgung. Von Otto Lämmerhirt. Dresden, C. Heinrich, 1898. Preis 1 ℳ. — Dieses in knapper Form geschriebene, aber für den Gartenfreund und Obstzüchter sehr brauchbare Buch ist in zweiter gänzlich umgearbeiteter Auflage erschienen und besonders nach Richtung der Abbildungen (u. A. sechs farbige Tafeln) der Obstschädlinge verbessert worden. Lämmerhirt als Garteninspector und Geschäftsführer des Landes-Obstbauvereins für das Königreich Sachsen ist in erster Linie berufen, einen guten Rathgeber hierfür zu geben, und man findet in der That mancherlei Auskunft und Belehrung über die Obstbaumpflege im Allgemeinen, über die Obstbaumschädlinge, ihre Lebensweise und Bekämpfung, dem noch ein Arbeitskalender beigefügt ist, in dem die wichtigeren Arbeiten bei der Obstbaumpflege und dem Obstschutz innerhalb des Jahres übersichtlich angegeben sind. Ein alphabetisches Register und ein Bezugsquellenverzeichniß der wichtigsten Materialien vervollständigt das empfehlenswerthe auch äußerlich gut ausgestattete Schriftchen.

Dr. H. H.

— Vom Katalog der Bibliothek der Handelskammer zu Leipzig ist soeben ein IV. Theil erschienen (Leipzig, Commissionsverlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung 1898), der den Zuwachs der letzten vier Jahre bis Ende 1897 enthält und den Beweis liefert, daß die Kammer in ihren Bestrebungen, eine nicht blos für ihre nächsten Aufgaben ausreichende sondern auch für allgemeinere staatswissenschaftliche und volkswirthschaftliche Studien reiche Hilfsmittel bietende Bibliothek zu schaffen, mit entschiedenem Erfolge fortgefahren ist. Unter den zahlreichen Schenkungen, die der Bibliothek zugegangen sind, hebt das Vorwort namentlich die des verstorbenen Kammermitgliedes Moritz Lorenz hervor, aus dessen hinterlassener Bibliothek namentlich zahlreiche ältere Werke aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde, auch der Geschichte und Politik erworben wurden. Die Anordnung der Bibliothek ist dieselbe geblieben wie bisher; neu hinzugekommen sind die Abtheilungen „Anarchismus" und „Unlauterer Wettbewerb". Besondere Anerkennung verdienen wieder die vorzüglichen Namen- und Sachregister. —m—

— Spohr, Oberst a. D., Die Zäumungsfrage bei Renn- und Reitpferden. 5. Heft der Sammlung zwangloser hippologischer Abhandlungen „Unsere Pferde". Stuttgart, Verlag von Schickardt & Ebner (Konrad Wittwer), 1898. 51 Seiten, Oct.; mit 15 Figuren im Text. Preis: 1 ℳ 50 ₰. — Zweck der Pferdezäumung ist, dem Reiter die volle Herrschaft über sein Pferd, selbst bei den heftigsten Bewegungen und schnellsten Gangarten desselben zu geben, ohne daß dabei dem Thiere Grausamkeiten angethan und große Schmerzen zugefügt werden, dasselbe überhaupt sich vor Schmerzen bewahren kann, falls es gehorsam sich erweist. Hauptsache der guten Zäumung ist also, daß dieselbe erzieherisch wirkt und dem Pferde überläßt, ob es Zwang oder üble Empfindung erdulden will, falls es ungehorsam zu sein vorzieht, oder Schmerz vermeiden, wenn es sich dem Willen seines Reiters fügt. Dieses Princip ist in dem vortrefflichen Schriftchen des Oberst Spohr, einer ersten Autorität auf dem Gebiete der Zäumungsfrage, überall durchgeführt und hauptsächlich in dem Grundsatze ausgedrückt: „Die aus Gebissen und Kopfgestell bestehenden Maulzäumungen müssen durchaus eine, der Individualität des Pferdes und dessen Gebrauchszwecken angepaßte Construction besitzen." Die Zäumung soll insbesondere niemals eine unvorhergesehene, dem Pferde nicht bekannte Wirkung, mit der es nicht vertraut ist, äußern. Der Inhalt des so wenig umfangreich erscheinenden Spohr'schen Büchleins ist ein ungemein reichhaltiger; er ist in vier Hauptabtheilungen gebracht, nämlich in: I. Zweck der Reitzäumung und daraus sich ergebende Anforderungen (Anforderungen im Allgemeinen, solche an Rennpferdezäumung, solche an zweckmäßige Dressurzäumung und die Reitkandare); II. Grundzüge für praktische Construction der Trensen; III. Betrachtung über Hilfszügel (feststehender Sprungzügel, Seidler'scher Schlaufenzügel, Martingal, horizontaler Schlaufenzügel, Reithalfter); IV. der Kandarenzaum (Kandarenbäume, Mundstücke, Kinnkette und deren Befestigung, Hauptkopfgestell der Kandare, Unterlegtrense, Gelenkkandare mit Kettenknebeltrense). Was in diesem ganz vorzüglichen, von der Verlagsbuchhandlung sehr gut ausgestatteten Werke des Obersten Spohr niedergelegt worden ist, basirt auf reiche Reitererfahrung, aber auch auf vieles und richtiges Nachdenken über die Theorie einer correcten Zäumung der Pferde. — Die von p. p. Spohr 1894 bereits erfundene Gelenkkandare mit Kettenknebeltrense (D. R.-P. Nr. 30456), fabrikmäßig hergestellt von Linden & Funke in Iserlohn, mit Musterreithalfterzäumen von jeder guten Reitzeughandlung, insbesondere vom Sattlermeister Kilbinger in Gießen oder von James Plant in Hannover, hat Refer. ausprobiren lassen und hat solche sich ausgezeichnet bewährt. In der That ist es wahr, was Oberst Spohr über diese Gelenkkandarenzäumung S. 51 seiner Schrift angiebt, nämlich, „daß ein einfacheres, alle Zwecke der Zäumung erfüllendes, anderes Zaumzeug zur Zeit es nicht giebt". Die Schrift des Obersten Spohr bedarf keiner besonderen Empfehlung, jedem Sachverständigen, der sie in die Hand nimmt, wird sie sich selbst empfehlen; auch der Neuling auf dem Gebiete der Zäumungsfrage wird ohnfehlbar und sofort den Eindruck gewinnen, daß es sich um die Abhandlung eines wahrhaft Sachverständigen handelt.

Professor Dr. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 78. Donnerstag, den 7. Juli, Abends. 1898.

Die wissenschaftlichen Aufgaben der deutschen Tiefseeexpedition.

Von Dr. Otto Zacharias (Plön).

(Unberechtigter Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Die biologische Erforschung der Meerestiefen läßt sich in ihren Anfängen bis in die ersten Decennien unseres Jahrhunderts zurück verfolgen — speciell bis zum Jahre 1818. Um diese Zeit unternahm der Engländer Sir John Roß seine berühmte Entdeckungsfahrt in die Baffinsbai, die uns zum ersten Male eingehender über die in den polaren Meeren herrschenden Verhältnisse orientirte. Unter Anderem wurden auf dieser Reise auch Nachforschungen über die Beschaffenheit des Grundes in größeren Tiefen angestellt und als man bei dieser Gelegenheit ansehnlichere Massen von Schlamm aus 1000 Faden*) heraufbeförderte, konnte man darin eine Anzahl lebender Schlangensterne nachweisen. Mit diesem Funde wurde auf einmal der traditionellen Vorstellung ein Ende bereitet, wonach der mit der Tiefe zunehmende starke Wasserdruck und der gänzliche Mangel an Licht auf dem Meeresgrunde jegliches Thierleben daselbst unmöglich machen sollten. Sonderbarer Weise gerieth diese wichtige Thatsache bald wieder in Vergessenheit, so daß ein anderer englischer Forscher, Professor Edward Forbes, welcher 1858 Untersuchungen über die verticale Verbreitung der Thiere im Aegäischen Meere vorgenommen hatte, auf Grund der dort erhaltenen Resultate zu der Schlußfolgerung kam, die marine Fauna sei nur auf die oberflächlichen Wasserschichten beschränkt und reiche nicht weiter hinab, als bis höchstens 300 Faden Tiefe. Diese Forbes'sche Lehre von der Unbewohnbarkeit der Tiefsee hat ein volles Jahrzehnt lang ihren Platz innerhalb der Wissenschaft behauptet, weil sie durch eine ganze Reihe von unwidersprechlichen Thatsachen gestützt zu sein schien. Außerdem sprachen aber auch theoretische Erwägungen viel mehr gegen als für die Anwesenheit thierischen Lebens auf dem kalten und lichtlosen Meeresgrunde, so daß man diesen als eine vollkommen azoische (das heißt thierlose) Region betrachtete. Da kam im Jahre 1868 aus dem Norden die Kunde, daß skandinavische Zoologen bei ihren Sommer-Excursionen in die arktischen Gewässer eine ganz erhebliche Anzahl von Tiefseegeschöpfen aufgefunden hätten, und daß manche davon weit unterhalb der 300 Fadengrenze erbeutet worden seien. Diese Nachricht erregte in wissenschaftlichen Kreisen das größte Aufsehen und dasselbe steigerte sich noch, als durch die Bemühungen von Michael Sars nach und nach 427 Arten notorischer Tiefenbewohner zusammengebracht wurden. Damit war natürlich das Forbes'sche Dogma von der Existenz einer azoischen Region definitiv beseitigt und es begann eine gründliche Durchforschung der Meeresabgründe in den verschiedensten Oceanen, an welcher sich namentlich Engländer, Amerikaner und Franzosen betheiligten. Von britischer Seite wurde damals sofort die Ausrüstung einer Expedition in großem Stile beschlossen und man sah es für eine Ehrenpflicht Englands an, die Initiative in dieser wichtigen wissenschaftlichen Angelegenheit zu ergreifen. Schon im December 1872 waren alle Vorbereitungen getroffen und die Corvette „Challenger" verließ — mit einem Stabe gewiegter Forscher an Bord — die Heimath, um erst nach fünf der Forschung gewidmeten Jahren wieder zurückzukehren. Sie kreuzte den atlantischen Ocean zwei Mal, erforschte den Stillen Ocean seiner ganzen Ausdehnung nach, ging bis zu den Kerguelen und unternahm von da einen Vorstoß in das antarktische Gebiet bis zur Eisbarrière. Man kann nicht anders, als die Leistungen dieser Expedition als außerordentliche zu bezeichnen. Die damals erzielten Resultate sind in 42 starken Quartbänden niedergelegt und bilden für alle Zeiten eine reiche Fundgrube für unser Wissen. Der Leiter dieser denkwürdigen Forschungsfahrt war der Edinburger Professor Wyville Thomson († 1882), ein Mann, der sich schon in den Jahren 1868—1870 durch kleinere Touren mit den Schiffen „Lightning" und „Porcupine" bezüglich der Erforschung des Meeresgrundes eingeübt hatte. Auf die unvergleichliche „Challenger"-Expedition folgte ein amerikanisches Unternehmen unter dem Grafen Pourtalès und dem Prof. Alexander Agassiz, wobei es sich zunächst darum handelte, die Reliefverhältnisse des westlichen atlantischen Oceans im Bereiche von Nord- und Centralamerika festzustellen. Auf einer Reihe von Fahrten, welche den Zeitraum von 1875—1880 umfassen, wurden im westatlantischen Becken längs der Antillen Tiefen bis zu 8000 m gelothet und die dort außerordentlich reich entwickelte Grundfauna eingehend erforscht. Auf einer späteren Tour (1891) untersuchte Agassiz die abyssalen Regionen des Stillen Oceans von der Westküste Mexikos bis zu den Galapagos-Inseln. In den Jahren 1876—1878 sehen wir die Skandinavier wieder an der Arbeit, um die eigenartige Tiefseefauna des hohen Nordens festzustellen, und seit 1880 hat Frankreich nicht weniger als 4 Expeditionen ausgerüstet, welche das Mittelmeer, sowie den östlichen atlantischen Ocean bis zu den Capverden und zum Sargasso-Meer zu untersuchen die Aufgabe hatten.

Auch die Ergebnisse aller dieser Expeditionen sind in werthvollen, umfassenden Publicationen der wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht worden, so daß wir nunmehr über ein äußerst reiches literarisches Material in Betreff der auf dem Boden der Meere lebenden Thierwelt verfügen. Deutschland konnte sich leider an Forschungen dieser Art bisher nicht betheiligen. Die Hensen'sche Expedition von 1889 hatte, so verdienstvoll und erfolgreich sie auch sonst gewesen sein mag, andere Aufgaben zu verfolgen und war deshalb nicht dazu geeignet, Tiefseeforschungen zu betreiben. Ebenso wenig sind die schätzenswerthen Arbeiten der Kieler Commission zur Untersuchung der deutschen Meere im Stande, nach dieser Richtung unsere Kenntnisse zu erweitern, weil das von derselben durchforschte Gebiet ein relativ flaches ist. Bei solcher Sachlage ist es nun mit Freuden zu begrüßen, daß Prof. Carl Chun in Leipzig eine deutsche Tiefsee-Expedition in Anregung gebracht hat und dieselbe im Augustmonat dieses Jahres auszuführen beabsichtigt. Das neue Unternehmen wird namentlich die nähere Erforschung der Lebensbedingungen der am Meeresgrunde angesiedelten oder dort schwimmend sich aufhaltenden Fauna zum Zwecke haben und insbesondere Fragen zu beantworten suchen, wie die folgenden sind: Wie verrichten die auf dem Grunde des Oceans vorfindlichen Organismen ihre Lebensarbeit, wie entwickeln sie sich, worin besteht die ihnen zur Verfügung stehende Nahrung? Wie weit dringen die polaren Arten und Gattungen gegen den Aequator vor und wie erklären sich die bemerkenswerthen Convergenzen (d. h. Uebereinstimmungen im Bau) zwischen arktischen und antarktischen Formen? Auf alle solche Fragen vermögen wir zur Zeit nur mit großer Reserve zu antworten; in vielen Fällen ist es uns überhaupt nicht möglich, irgend welche Auskunft über die Biologie der Tiefseeorganismen zu geben. — Die Nothwendigkeit einer neuen Expedition erhellt aber nicht blos hieraus, sondern auch aus der Thatsache, daß oceanische Gebiete von enormer Ausdehnung überhaupt noch völlig unerforscht sind. Dies gilt z. B. bezüglich des indischen Oceans, der auf der Strecke vom Cap nach Madagascar hin und längs unseres ostafrikanischen Colonialbesitzes noch jungfräulicher Boden ist. Nach Chun ist daher der Weg, den eine deutsche Tiefsee-Expedition zu machen hat, wenn sie die Lücken in

*) 1 Faden = 1,8 m.

unserem Wissen ausfüllen will, wie folgt vorgezeichnet: sie müßte Afrika in weitem Bogen umkreisen, den östlichen atlantischen Ocean erforschen, vom Cap aus einen Vorstoß in die kalten subantarktischen Strömungen unternehmen und dann schließlich der Exploration des indischen Oceans, der vom „Challenger" ganz außer Betracht gelassen wurde, ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Außer Prof. Chun, dem die Leitung der Expedition übertragen ist, nehmen an derselben noch Theil: ein Navigateur, fünf Zoologen (die Privatdocenten Agstein-Kiel; Braem-Breslau; Brauer-Marburg; Vanhöffen-Kiel; zur Straßen-Leipzig), ein Botaniker (Prof. Schimper-Bonn), ein Oceanograph (Dr. Schott an der Seewarte), ein Chemiker (Dr. Schmidt-Leipzig), ein Arzt und ein Bakteriologe (Dr. Bochmann-Breslau) und ein Zeichner, resp. Photograph (F. Winter-Frankfurt a./M.). Als Fahrzeug ist vom Reichsamt des Innern unter Mitwirkung der kaiserl. Marine ein Hamburger Handelsdampfer von etwa 3000 Reg.-Tons Raumgehalt (die „Valdivia") gechartert worden. Ein Schiff von solcher Größe mußte gewählt werden, um bei jedem Wetter die See halten zu können und den Forschern mit ihren Apparaten hinlänglichen Raum zu gewähren. Die ganze Tour ist auf neun Monate berechnet, so daß sie Anfang Mai des nächsten Jahres (1899) beendigt sein würde, wenn sie mit Beginn des heurigen Augustmonats ihren Anfang nimmt. Das Hauptziel besteht, wie schon erwähnt, in der Lösung zahlreicher Fragen, welche das Leben in den größeren Meerestiefen betreffen. Nach Prof. Chun's eigener Darlegung seiner Absichten vor dem Naturforschertage in Braunschweig*) wird sich die Expedition namentlich auch die Erforschung des Planktons, d. h. aller in oberflächlichen und tiefen Schichten flottirenden Organismen, angelegen sein lassen. Dadurch dürften die verdienstlichen Untersuchungen Hensen's in mannigfacher Weise ergänzt, resp. erweitert werden, und das umsomehr, als der Kieler Planktolog — wie verlautet — dem Unternehmen des Prof. Chun sehr sympathisch gegenübersteht und es thatkräftig zu fördern bemüht ist. Das Tiefsee-Plankton besteht nach den von Prof. Chun zunächst am Mittelmeer erhaltenen Befunden hauptsächlich aus Protozoen (Radiolarien), Würmern, Mollusken und Coelenteraten (Röhrenquallen), wozu sich noch Schwärme von Crustaceen aus den Familien der Sergestiden, Schizopoden, Halocypriden und Copepoden gesellen. Von diesen Krebsen sind manche zum Theil blind, andere sind im Gegensatz hierzu mit monströsen Sehorganen ausgestattet, an welchen sich eine merkwürdige Trennung in ein oft teleskopartig hervortretendes Front- und in ein Seitenauge constatiren läßt. Das Frontauge begünstigt bei diesen räuberisch lebenden Formen das Erkennen der Bewegungen ihrer Beute, während das Seitenauge sein Licht aus Leuchtorganen empfängt und für die Gewinnung eines detaillirteren Bildes eingerichtet zu sein scheint. Gewisse Copepoden (Ruderkrebse) kommen in sehr großen Mengen vor und bevorzugen die allertiefsten Regionen, so daß sich dicht über dem Meeresgrunde eine förmliche Wolke von solchen Thierchen befinden muß. Prof. Chun will versuchen, sich hierüber zu vergewissern. Es würde dann weiter von großem Interesse sein, festzustellen, wovon diese kleinen Wesen leben und ob sie ihrerseits wieder einen erheblichen Bestandtheil der Nahrung anderer (größerer) Tiefseebewohner ausmachen, was sehr wahrscheinlich ist. Auf diese Weise würden wir dann einen Einblick in die Existenzbedingungen der abyssischen Fauna bekommen und einen Fingerzeig für die weitere Ergründung von deren Ernährungsweise erhalten.

Die Hauptaufgabe der Expedition besteht aber nicht in der Entscheidung dieser planktologischen Fragen, sondern in der gründlichen Erforschung des in der Tiefsee herrschenden Lebens überhaupt, über das wir noch viele neue Aufschlüsse zu erwarten haben.

Neben der Erbeutung bisher nicht bekannter Tiefseeformen wird die Lösung solcher Fragen, welche die Ernährung und Fortpflanzung schon bekannter Mitglieder der Tiefenfauna zum Gegenstande haben, eine weitere Aufgabe der Chun'schen Expedition bilden. In Verbindung damit wird man aber auch Ermittelungen über die verticale Verbreitung der pelagischen Fauna vorzunehmen haben, denn die hierbei sich geltend machenden Unterschiede sind vielfach dazu geeignet, Aufschluß über diese oder jene biologische Eigenthümlichkeit zu geben, die wir gelegentlich bei Vertretern der marinen Schwebthierwelt antreffen. So z. B. entdeckte Chun bei gewissen gelappten Rippenquallen (Eucharis multicornis und Bolina hydatina), welche während des Sommers nicht in die Tiefe gehen, sondern an der Oberfläche des Meeres verharren, die ganz einzig dastehende Fortpflanzungsart der Dissogonie. Dieselbe besteht nämlich darin, daß bei der genannten Species schon die Larven geschlechtsreif werden und befruchtete Eier ablegen, die sich in kurzer Zeit zu Wesen, die gleichfalls zeugungsfähig sind, weiter entwickeln. Bei den Larven bilden sich aber die Sexualorgane, nachdem sie ihrem Zwecke gedient haben, wieder zurück; es erfolgt an den Thieren eine mit Unfruchtbarkeit verbundene Metamorphose und späterhin eine nochmalige Periode geschlechtlicher Thätigkeit. Chun vermuthet mit Recht, daß sich diese ganz merkwürdige Fortpflanzungsweise im speciellen Interesse der Arterhaltung ausgebildet habe, weil diese zarten Quallen sonst jeglichen Schutzes entbehren und in den oberen Wasserschichten fortwährend großer Zerstörung, resp. Vertilgung ausgesetzt sind.*) Im Uebrigen kam Chun bei seinen Studien über die pelagische Fauna des Mittelmeeres zu folgenden allgemeinen Resultaten: 1) Die untersuchten Meerestheile zeigten sowohl an der Oberfläche wie auch in allen Tiefen (bis zu 1400 m) eine reiche schwimmende Fauna. 2) Pelagische Thiere, welche während des Winters und Frühjahrs an der Oberfläche erscheinen, suchen mit Beginn des Sommers die Tiefe auf. 3) In größeren Tiefen kommen pelagische Thiere vor, die bisher an der Oberfläche selten oder noch gar nicht beobachtet wurden. 4) Eine Anzahl pelagischer Thiere verbleibt auch während des Sommers an der Oberfläche und steigt nie in die Tiefe. Nach diesen mühevollen und umfassenden Studien Chun's**) über die in den Tiefen des Meeres schwebend vorhandene Fauna erscheint dieser Forscher ganz besonders zum Leiter einer Expedition qualificirt, welche die vielen biologischen Räthsel, die uns die Lebensweise und Verbreitung der pelagischen Tiefseeorganismen aufgiebt, zu enthüllen bestimmt ist. So ist es z. B. sehr merkwürdig, daß ein Pfeilwurm (Sagitta hamata) und ein zu den Mantelthieren gehöriges Wesen (Fritillaria borealis) — beide — in durchaus gleicher Gestalt einerseits in dem arktischen, andrerseits in dem antarktischen Gebiete verbreitet sind. Wie hat man das zu erklären? Wir haben, wie Chun mit Recht hervorhebt, keinen Grund, an der Art-Identität dieser Formen zu zweifeln, da dieselbe von zwei trefflichen Beobachtern, welche in der Bestimmung von Vertretern jener Thiergruppen erfahren sind, ausdrücklich bezeugt wird. Angesichts dieser Funde hat man seine Zuflucht zu einer geologischen Hypothese genommen und hat gesagt, daß in der paläozoischen Zeit höchst wahrscheinlich die Thierwelt ganz gleichförmig durch die Meere aller Zonen verbreitet gewesen sei und daß erst etwa zu Beginn des Tertiärs ein Scheidungsprozeß stattgefunden habe, welcher bewirkte, daß sich die Warmwasserformen in die Gegend des Aequators und die Kaltwasserformen in die Umgebung der Pole zurückzogen. Dem gegenüber macht nun Chun den beachtenswerthen Einwand, daß es noch eine andere Möglichkeit gebe, das Vorkommen identischer Arten in so weit von einander getrennten Bezirken zu erklären, und er sieht den Weg eines Austausches von Mitgliedern der pelagischen Tiefseefauna durch die kalten arktischen und antarktischen Ströme angedeutet, welche an der Westküste von Süd- und Nordamerika verstreichen. Dieses Vehikel der Verbreitung hat seiner Zeit schon Al. d'Orbigny für die passiven Wanderungen antarktischer Mollusken (bis zum Aequator) in Anspruch genommen und Milne-Edwards erblickte in den gleichen Strömungen die Ursache für das Vorkommen antarktischer Pinguine auf den Galapagos-Inseln. Wenn wir uns die thatsächlich vorhandenen Umstände klar vors geistige Auge stellen, so sehen wir, daß die Warmwassergebiete der Oceane gewissermaßen ungeheuren Schalen gleichen, welche an ihren Rändern, d. h. nach den polaren Zonen hin, sich ausflachen und in einer Tiefe von etwa 500 m allmälig in die unteren Wassermassen mit ihrer kühleren Temperatur übergehen. An manchen Stellen (im Gebiet der Sargassosee z. B.) sinkt das warme Wasser etwas tiefer hinab, ohne jedoch den Meeresboden zu erreichen. Immerhin aber bleiben gewaltige Bindebrücken kalten Wassers zwischen den beiden polaren Regionen erhalten, welche zweifellos einem Theile des arktischen Planktons den Austausch mit dem antarktischen gestatten. Diese plausible Theorie stellt Professor Chun der von Pfeffer und John

---

*) September 1897.

*) Vergl. K. Chun, Die pelagische Thierwelt in größeren Meerestiefen und ihre Beziehungen zur Oberflächenfauna. 1888.

**) Man vergleiche auch Chun's prächtige Arbeit: Leuchtorgane und Facettenaugen. Ein Beitrag zur Theorie des Sehens in großen Meerestiefen, 1896.

Murray herangezogenen klimatischen Hypothese entgegen. Ist die Chun'sche Theorie richtig und findet wirklich ein Austausch zwischen der Fauna der nord- und südpolaren Bezirke statt, so muß es möglich sein, durch Tiefseefänge den Beweis dafür zu erbringen. Bis jetzt ist dies nur hinsichtlich der Sagitta hamata, des schon oben erwähnten Pfeilwurms, geschehen. Man hat diese Species sowohl nördlich als südlich vom Aequator überall da aufgefunden, wo die Temperatur des Tiefenwassers ungefähr der Oberflächentemperatur der kalten Stromgebiete gleichkommt. Dieses zunächst noch allein stehende Beispiel kann der Chun'schen Argumentation immerhin zur Stütze dienen und es wird ebenfalls eine der Aufgaben der geplanten Tiefsee-Expedition sein, fernere Beweise für den Vorgang der Vermischung arktischer und antarktischer Arten in der Meerestiefe zu liefern.

Zum Schluß wären noch einige Worte über die Persönlichkeit des Prof. Karl Chun selbst zu sagen. Derselbe ist ein Schüler des unlängst dahingeschiedenen Professors Rudolf Leuckart in Leipzig und seit 1. April ds. Js. dessen Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Zoologie an der Leipziger Universität. Zu diesem akademischen Amte befähigen ihn seine ausgezeichnete Rednergabe sowohl, als auch namentlich seine hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft. Chun ist am 2. October 1852 zu Höchst a. M. geboren und besuchte später das Gymnasium in Frankfurt a. M. welches er 1872 absolvirte. Eine ganz specielle Neigung für das naturwissenschaftliche Fach beseelte ihn schon von Jugend auf. Vom Jahre 1875 an widmete er sich ausschließlich der Zoologie. 1878 habilitirte er sich als Privatdocent in Leipzig und 1883 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor nach Königsberg i. Pr., von wo er 1891 in gleicher Eigenschaft nach Breslau übersiedelte. Chun's Arbeiten erstrecken sich zum überwiegenden Theile auf marine Organismen. Vielfache Reisen führten ihn an die Küsten des Mittelmeeres und atlantischen Oceans, dessen pelagische Fauna er namentlich während eines Winteraufenthaltes auf den Canarischen Inseln studirte. Neben speciellen Untersuchungen über die Siphonophoren (Röhrenquallen) interessirte ihn namentlich die Biologie der Schwebfauna des Meeres, bezüglich deren er neuerdings Arbeiten publicirt hat, die seine Meisterschaft auf diesem Gebiete bekunden. Dadurch wird es erklärlich, daß sich alle Fachgenossen hervorragende Resultate von der Chun'schen Expedition versprechen — eine Erwartung, die sicher in Erfüllung gehen wird.

Zweifellos werden auch eine Reihe von oceanographischen Problemen ihrer Lösung näher gebracht werden. Namentlich besteht die Absicht, ausgedehnte Untersuchungen über die Qualität und Quantität des Gasgehalts im Meerwasser anzustellen, insbesondere solche, die sich auf den absorbirten Sauerstoff und die vorhandenen Kohlensäure-Mengen erstrecken. Gerade diese chemischen Arbeiten sollen möglichst schon unterwegs am frischen Seewasser und nicht erst nach der Rückkehr an aufbewahrten Proben vorgenommen werden, weil sich gezeigt hat, daß der Nachweis der ursprünglichen Mengen mancher Gase (z. B. der gebundenen Kohlensäure) an in Glasflaschen mitgebrachtem Seewasser nicht mehr möglich ist.*)

*) Weiteres hierüber ist nachzulesen in Dr. Schott's Abhandlung über die oceanographischen Aufgaben und den voraussichtlichen Verlauf der geplanten deutschen Tiefsee-Expedition. Verhandl. d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin, 1898.

Das neue Drama.*)

Die jüngste literarische Richtung hat ihre begeisterten, fast fanatischen Anhänger, und wenn dies Männer von Geist sind, wie Edgar Steiger, so wissen sie allmälig auch widerstrebende Kreise für sich zu erobern. Die Menge der Broschüren, Streitschriften, Monographien, Biographien betreffs dieser Dichter und ihrer Werke, eine ganze Literatur, welche den Büchermarkt überfluthet, würde ja fast vermuthen lassen, daß diese Richtung zur Alleinherrschaft in der Literatur gelangt ist, wenn jene massenhafte Production eines kritischen Byzantinismus, welcher den Staub von den Füßen der Gewaltigen küßt, so viele Käufer und Leser gefunden hätte, wie die Autoren und ihre Verleger wünschen und hoffen. Das ist aber keineswegs der Fall. Dagegen haben die Werke von Sudermann und Hauptmann, die auf den Bühnen großen Erfolg hatten, auch im Buchhandel eine ausnahmsweise große Verbreitung gefunden. Sieht man aber die neuen Dramen von Sudermann und auch Gerhart Hauptmann's „Versunkene Glocke" näher an, so muß man doch zugeben, daß weniger unser Theaterpublicum ihnen, als sie diesem Publicum und der alten Schule entgegengekommen sind. Hat doch Gerhart Hauptmann's „Versunkene Glocke" aus diesem Grunde sogar das Kopfschütteln eines Hauptmann-Enthusiasten de pur sang, des Herrn Dr. Paul Schlenther zur Folge gehabt, der seiner mit dem Autor sonst durch Dick und Dünn gehenden Apotheose hier die ersten Fragezeichen angeheftet hat. Für einen in der Wolle gefärbten jüngstdeutschen Naturalisten war das Versgewand des Hauptmann'schen Dramas doch zu sehr an die früheren poetischen Kleiderstoffe erinnernd: es war zu viel Romantik in dem Stück. In der That, es erinnert an Goethe und Shakespeare, und warum sollte man Gerhart Hauptmann nicht einen Goethe-Epigonen nennen? Gewiß mit demselben Rechte, mit dem man die Schiller-Epigonen an den Pranger stellt und abschlachtet. Edgar Steiger will das Werden des neuen Dramas belauschen, er will keine Geschichte geben; „denn wie sollte man heute, wo Alles noch im ersten Werden ist, wo kaum Gestaltetes sich immer wieder auflöst und sich ständig neue Formen bilden und umbilden, an eine Geschichte der modernen Dichtung denken? Das Werdende zu schauen, zu genießen, zu verstehen: das ist das schöne Vorrecht, aber auch die heilige Pflicht der Zeitgenossen einer großen Kunstbewegung." Jeder Schriftsteller hat das Recht, seinen Stoff zu wählen und nach allen Seiten hin zu umzirken. Steiger macht von diesem Rechte Gebrauch; er spricht nur von dem modernen Drama, aber er bleibt uns die Abgrenzung desselben, die actio finium regundorum schuldig; wir müssen annehmen, daß alle dramatischen Erzeugnisse, die sich außerhalb dieses Umkreises befinden, nicht der Beachtung werth sind, daß dies alles Früchte eines lendenlahmen Epigonenthums sind, mögen auch in der öffentlichen Meinung die Verfasser für Talente gelten und die Stücke auf den Bühnen große Erfolge errungen haben. Auf der anderen Seite werden ganz verfehlte Anfängerversuche breit besprochen, wenn die Verfasser nur mit einem Tropfen naturalistischen Oels gesalbt sind! Doch welch' ein testimonium paupertatis liegt in dieser anmaßlichen Selbstbeschränkung! Welch eine reiche Menge dramatischer Gattungen: die historische Tragödie das geschichtliche Lustspiel, das Conversationslustspiel — oder soll ein so verfehltes Machwerk wie der „Biberpelz" dafür Entschädigung bieten? —, selbst der Schwank und die Posse, soweit sie sich im Bereich des ästhetisch Zulässigen bewegen: sie alle haben keine Lebensberechtigung mehr, sie alle werden mit Strunk und Stiel auf den literarhistorischen Misthaufen geworfen, sie alle sind vom Werden des modernen Dramas ausgeschlossen. Wir wollen indeß der Steiger'schen Schrift ihre Berechtigung sichern, indem wir das Gebiet bestimmt abgrenzen, auf dem sie sich ausschließlich bewegt; es ist das Gebiet des neuen socialen Dramas, welches, aus dem bürgerlichen Schauspiel hervorgegangen, dasselbe erweitert, indem es einerseits gesellschaftliche Probleme mit hereinnimmt, andererseits neben dem dritten Stand den vierten auf die Bühne bringt. Daneben könnte man noch von einer Fortentwickelung des phantastischen Schauspiels sprechen, das mit allerlei symbolistischem Beisatz bis zu orakelhafter Unverständlichkeit fortgeht: das ist die Begrenzung, innerhalb deren Steiger seine Geschichtsdarstellung hält. Auf alles Andere fällt nur sehr selten ein gelegentlicher Seitenblick; bei einer solchen Gelegenheit erfahren wir auch, daß Heinrich v. Kleist Schiller um Haupteslänge überragte: das unterschreiben vielleicht die Jünger Scherer's und einige andere Literaturpäpste. Ueberall wo Steiger Schiller erwähnt, ertheilt er diesem Dramatiker einige kritische Maulschellen. Anderthalb Seiten werden dem dadurch bevorzugten Wildenbruch gewidmet, dem sogar das Talent für lebende Bilder zugesprochen wird, der im Ganzen aber sich eine sehr spaßhafte Behandlungsweise gefallen lassen muß. „Wer Wildenbruch's Hohenzollerndramen für patriotische Kundgebungen hält, der mag das vor seinem eigenen Selbstgefühl verantworten; wer sie aber für Poesie ausgeben will, der wird selbst in Preußen wenig Gläubige finden.

*) Edgar Steiger, Das Werden des neuen Dramas. Erster Theil. Henrik Ibsen und die dramatische Gesellschaftskritik. Zweiter Theil. Von Hauptmann bis Maeterlinck. Berlin, W. F. Fontane & Co. 1898.

Seit Schiller im „Tell" den alten Attinghausen die künftige Entwickelung der schweizerischen Eidgenossenschaft prophezeien ließ, wimmelt es in den historischen Dramen von solchen dramatischen Meergreisen, die den Chauvinismus der Zuhörer kitzeln sollen, um ihnen die dramatische Hilflosigkeit des Dichters zu verbergen. Bei Wildenbruch aber prophezeit alles, Alt und Jung, Mann und Weib, Herr und Knecht beständig die künftige Herrlichkeit der Hohenzollern. Sogar der wackere Burggraf Friedrich, der dem Kaiser Sigismund gegen Verpfändung der Mark Brandenburg mit einigen Goldgülden ausgeholfen hatte, muß in den „Quitzows", aus dem schönen Schwaben in des heiligen römischen Reichs Streusandbüchse hinauf verschlagen, gleich in der ersten Secunde, da er märkischen Sand unter seinen Sohlen spürt, die neue Heimath in überschwänglichen Worten preisen und des Reiches Herrlichkeit voraus verkünden. Wer erinnert sich nicht dabei an den bekannten Tingeltangelscherz, der von der Entdeckung Amerikas handelt? Der Erzähler schildert, wie die Indianer erwartungsvoll an der Küste stehen und auf's Meer hinausschauen, wo sich fremde Schiffe zeigen. Es dauert auch nicht lange, so landen die Schiffe und ein Mann steigt aus und fragt: „Kinder, ist das Amerika?" „Ja," sagen die ehrlichen Indianer. „Bist Du etwa der Clumbumbus?" „Ja, der bin ich," erwiderte der Fremde. Da sprangen die Indianer vor Freuden in die Höhe und riefen entzückt: „Kinder, wir sind entdeckt!" Wenn Wildenbruch wenigstens für dies heitere kritische Zwischenspiel herbeicitirt wird, so werden andere Dramatiker, wie Richard Voß, der doch mit den Modernen viele Berührungspunkte hat, Adolf Wilbrandt gar nicht erwähnt und von Paul Lindau heißt es nur, er versuche sich in der dramatischen Verkleidung sogenannter interessanter Fälle, wie sie sonst in der Tagespresse die Rubrik „Vermischtes" zu füllen pflegen. In der ästhetischen Ouverture „Schauen und Schaffen" finden sich viele sinnvolle Bemerkungen, aber keineswegs neue Offenbarungen, keine Aesthetik und Dramaturgie der Zukunft; sieht man näher hin, so ist nur der bekannte alte Wein in neue Schläuche gefüllt. Steiger giebt sich Mühe, das Wort im Drama von dem Worte in der lyrisch-epischen Dichtung zu unterscheiden; er sucht die eigenartige Schönheit des dichterischen Ausdrucks aus dem Drama zu verbannen — aber wo bleiben dann die großen Dramatiker aller Zeiten? Damit soll nun dem Idealismus der Todesstreich versetzt sein; doch wenn Steiger ihn hier todtschlägt, an einer anderen Stelle erweckt er ihn wieder zum Leben. Als Darstellungsmittel müsse „das Wort stilisirt werden; die Menschen im Drama," sagt er, „reden theils mehr, theils weniger als die Menschen des wirklichen Lebens — mehr, weil sie in den Worten, die sie sprechen, ihr ganze Seele abspiegeln sollen, weniger, weil es die Gesetze der dramatischen Perspective verlangen." Halten wir uns an das „Mehr", so ist das eben die Eigenart der großen dramatischen Dichter; das „Weniger" ist freilich den wortkargen und verkniffenen skandinavischen Dichtern und ihren Nachahmern eigen. Weiterhin setzt uns Steiger auseinander, „daß wir im dramatischen Zeitalter leben, aber auch in der Zeit des Mikroskops, so daß sich auch der Blick der Dichter auf das Kleine und Unscheinbare richtet, die Armeleutdichtung, und mit ihr zugleich eine ganz neue mikroskopische Psychologie entsteht, welche die Seelen gleichsam in ihre lebendigen Atome auseinanderfasert". Alles wo es hingehört — die mikroskopische Poesie ist Genremalerei und kann nicht mehr sein, aber das überwuchernde Genrebild zerstört den großen Zug der Poesie, besonders auch der dramatischen. Der erste Band bringt nun eine Analyse der Ibsen'schen Dramen, allerdings blos der modernen, denn die früheren zum Theil großartigen Dichtungen des Norwegers werden mit Schweigen übergangen. Steiger überschätzt zwar einzelne Dramen Ibsen's, wie die „Gespenster", die er die gewaltigste Dichtung des tiefsinnigen Nordländers, die erste, vielleicht auch einzige Tragödie großen Stils nennt, deren wir Moderne uns rühmen können. Das Naturgesetz als Schicksal — gewiß ist das moderner und lebensfähiger als die Dolche und Messer der alten Schicksalstragödien, aber es ist doch, um mit dem Aesthetiker Vischer zu sprechen, nur eine andere Form der Tragik des Universums und nur für das Epos geeignet; denn unfreie Menschen kann das Drama nicht brauchen. Ebenso überschätzt Steiger „Rosmersholm", ein innerlich sehr hohles und wurmstichiges Drama. Dennoch verleugnet seine Analyse nicht eine kritische Ader, die oft lebhafter pulsirt als dem bewundernden Apologeten selbst zum Bewußtsein zu kommen scheint. So spricht er von den derben Holzschnitten im „Volksfeind". Was er aber über die letzten Stücke Ibsen's sagt, wird Jedermann unterschreiben können; er spricht von der zwingenden Gewalt der dramatischen Runen und daß sich Ibsen zuletzt in seine eigene Geheimnißkrämerei verliebt habe. „Bald mit feiner Ironie die Lippen kräuselnd, bald befremdend und auch sinnlich lockend wie in »Hedda Gabler«, bald absonderlich, schulmeisternd und schnörkelhaft wie in der »Frau vom Meere« und in »Klein-Eyolf« spiegeln diese dunklen Töne den ganzen Abstieg der Ibsen'schen Dichtung von ihrer blauen Mittagshöhe bis zur grauen Abenddämmerung, von ihrer Mannesblüthe bis zur eigensinnigen Vergreisung." Auch der zweite Band, in welchem Hauptmann analysirt, Sudermann auf ein paar Seiten abgefertigt und dem kindlichen Lallen von Maeterlinck ein Hymnus gesungen wird, verleugnet doch diese kritische Ader nicht. So ist er weit davon entfernt, etwa wie Paul Schlenther für Hauptmann's „Florian Geyer" eine Ehrenrettung versuchen zu wollen, nein, er spricht das schwerwiegende Urtheil aus: „Der naturalistische Stil hat sich zur Bewältigung großer Geschichtsbilder ohnmächtig bewiesen." Ueberhaupt ist der Naturalismus nicht das letzte A und O der Steiger'schen Aesthetik. Das Sehnen nach der großen Kunst ist die Losung, welche die zweite Hälfte seiner Darstellung beherrscht; der Naturalismus ist ihm nur der Boden für diese Kunst und die trieb- und gestaltungskräftige Wurzel derselben. „Aus ihr allein", sagt er bei Beurtheilung der „Versunkenen Glocke", die er im Gegensatz zu Schlenther als einen Fortschritt betrachtet, „konnte sich wie eine schöne späte Blüthe der neue poetische Stil Gerhart Hauptmann's entfalten, dessen schlagende Bildkraft und glockentönige Sprachmusik Freund und Feind bezaubert und bezwungen hat." R. v. G.

Bücherbesprechungen.

— Dr. Karl Schaefer: Die Baukunst des Abendlandes. Sammlung Göschen Nr. 74, Preis 80 ₰. — Es ist sehr erfreulich, daß die populären Hefte der ausgezeichneten Sammlung Göschen auch auf die Kunstwissenschaft ausgedehnt werden, denn die ähnlichen Unternehmungen anderen Verlags beginnen in Wort und Bild zu veralten. Der Text verbreitet sich in klarer Weise über die Bauideale des Abendlandes, da eine Aufzählung der Bauten nie vollzählig sein kann und ohne sehr zahlreiche Abbildungen keinen Zweck hat. Dennoch ist einer neuen Auflage außer der Berichtigung einiger Schreibfehler (z. B. S. 137 Lorenzo Borromini statt Lorenze Bornini, S. 141: Palladio 1508—1510 statt —1580) eine größere Anzahl Abbildungen zu wünschen, denn mit 22 Bildchen, wenn sie noch so gut sind, kann man keinen Begriff von der Baukunst des Abendlandes geben. Immerhin dürfte das Schriftchen das beste in diesem Fache sein und zumal um seines Textes willen ist ihm Verbreitung zu wünschen. —n.

— Himmel und Erde. Illustrirte naturwissenschaftliche Monatsschrift. Herausgegeben von der Gesellschaft Urania. Redacteur Dr. P. Schwahn. Berlin, Verlag von Hermann Paetel. Vierteljährlich 3,60 ℳ — Je mehr sich die Naturwissenschaften entfalten, um so schwieriger wird es für eine Zeitschrift wie die vorliegende, die ihre Leser über Neuerscheinungen aus allen Gebieten der Naturwissenschaft unterrichten will, diese Aufgabe vollständig zu erfüllen. Es war deshalb sehr geschickt von der neuen Redaction der Zeitschrift, ab und zu Aufsätze zu bringen, in denen die Entwickelung wichtiger Probleme und unsere Kenntniß der damit in Zusammenhang stehenden Naturerscheinungen bis in die Gegenwart ausführlich dargelegt wird. In den vorliegenden fünf Heften von Januar bis Mai d. J. finden sich folgende derartige Aufsätze: „Die Endmoränenzüge Norddeutschlands" von Dr. H. Keilhack; „Darwinismus und Descendenzlehre" von Prof. Dr. Jaekel; „Geschichtliche Darstellung der hauptsächlichsten Theorien über die Entstehung des Sonnensystems" von Prof. Dr. v. Braunmühl; „Ueber elektrische Bahnen" von Regierungsbaumeister Braun. Die übrigen Aufsätze sind meist geographischen Inhalts, wir nennen „Grönland" von Dr. v. Drygalski; „Die Insel Bornholm" von Franz Görke; „Der Samum als geologische Kraft" von Prof. Dr. Walther. Nur zwei beschäftigen sich nicht mit irdischen Dingen: „Die intramerkuriellen Planeten und das Gravitationsgesetz" von G. v. Gleiche und „Die in der Atmosphäre vorhandenen organischen Körperchen" von Dr. Cohen. Die kleineren Mittheilungen haben gegen früher an Reichhaltigkeit zugenommen. Dr. F.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 79. Sonnabend, den 9. Juli, Abends. 1898.

Tour am Neusiedler See.

Von Dr. K. C. Schneider, Wien.

Den Ostermontag benutzte ich, die interessante Sumpfgegend an der Ostküste des Neusiedler Sees aufzusuchen, um hier mikroskopische Lebewesen zu fischen. Wir fuhren zu dritt bereits am Sonnabend Nachmittag gegen 5 Uhr vom Staatsbahnhof aus ab, auf der Strecke Bruck a. d. Leitha, Raab, Budapest bis nach Parndorf, der ersten Station hinter Bruck, wo wir kurz vor 7 Uhr ankamen. Kaum eine Stunde ist man im Ungarischen drin, und, wenn auch die Gegend nur von Deutschen und Croaten bewohnt wird, so glaubt man doch schon tief im echten Ungarn zu sein. Die Magyaren verstehen es meisterlich, ihre Connationalen zu entnationalisiren. Ich denke dabei nicht an die Ungarisirung aller Ortsnamen, aller Aufschriften, aller amtlichen Ausdrücke, z. B. im Eisenbahndienst. Vielmehr übt die Art der Lebensführung der Magyaren, wie es scheint, auf die ansässigen Deutschen und Croaten einen so starken Einfluß aus, dem sie unterliegen, auch wenn sie es nicht wollen, und der sich in Bau und Anlage der Ortschaften, in der Kleidung, selbst im Benehmen ausdrückt. Parndorf mit seinen langen niedrigen Gebäuden, die Ansammlung leichter primitiver Fahrzeuge an der Bahn, die Verwunderung Aller, die wir um den Weg frugen, darüber, daß wir lieber eine Stunde zu Fuß bis Neusiedel am See gehen, als fahren wollten; das machte sich Alles ganz ungarisch. Wir hätten übrigens auch mit der Bahn bis Neusiedel, wo wir übernachten wollten, fahren können, denn auf der erst vor Kurzem eröffneten Strecke Parndorf — Oedenburg stand gerade ein Zug zum Abgang bereit. Uns machte es aber mehr Vergnügen, nach der zweistündigen Bahnfahrt ein wenig die Beine zu bewegen; auch war es noch hell, der Himmel klärte sich auf und der Weg war trocken. Dieser Weg ist auch eng ungarisch. Er verliert sich unbestimmt in die Breite und neben ihm auf der Wiese zeigten sich gleichfalls verschiedene Wegspuren. Die Fahrbahn war auf der Straßenmitte deutlich kenntlich und zugleich auch am besten zu begehen. Rechts und links davon muß es bei Regen ein Kothmeer sein. Die Gegend ist völlig eben, nur gegen Westen zu sieht man die niedrigen Rücken des Leithagebirges. Felder, Wiesen, öde Strecken, soweit das Auge reicht, von Ortschaften nur Parndorf zu finden. Uebrigens fing es nun an zu dunkeln und bei der einzigen Wegtheilung mußte ein Streichholz angezündet werden, um den richtigen Wegarm auf der Karte ausfindig zu machen. Außer zwei Wagen begegnete uns Niemand. Wir hatten gehofft, den See schon unterwegs wahrzunehmen, aber das Terrain senkt sich erst ganz in seiner Nähe gegen ihn hin, so daß er uns verborgen blieb. Nur durch ununterbrochenes Froschgequake, das aus der Ferne herübertönte, verrieth er sich uns. Auch in Neszider (wie Neusiedel jetzt officiell heißt) angelangt, konnten wir ihn — ganz abgesehen von der bereits eingetretenen Dunkelheit — nicht sehen, da das Dorf zu weit abliegt und Häuser beide Straßenseiten flankiren. Die Bahnspur verläuft westlich von der Straße und bleibt gleichfalls unsichtbar, sowie die Haltestelle des Ortes. Neusiedel ist, soweit wir in der Dunkelheit beurtheilen konnten, ganz in der Art von Parndorf erbaut. Wir frugen nach dem besten Gasthaus und wurden ins Goldne Lamm gewiesen, das sich als ein langgestrecktes Erdgeschoß mit rundgewölbtem Thoreinlaß darstellte. Man tritt vom großen Hofe aus links seitwärts neben der Küche ein, zuerst in ein großes Schankzimmer, dann links davon in die Honoratiorenstube. Hier saß die wohlbeleibte Wirthin beim Kartenspiel, das sie auch bei unseren Fragen nicht aufgab. Wir erhielten zwei hübsch ausgestattete Zimmer im rechten Flügel des Hauses gegen die Straße hin, deren gute Einrichtung aus dem Besuch des Orts durch Sommerfrischler sich erklärt. Das Abendbrod war gut und billig, der Wein, welcher der Gegend entstammte, ein wenig säuerlich, aber trinkbar. An den großen Tischen des Locals, von denen wir einen besetzt hatten, versammelten sich erst nach und nach wenige Gäste; das Schanklocal blieb fast ganz leer. Wir gingen bald zu Bett, da unser Zug, der uns bis S. Andrä an der Ostküste des Sees bringen sollte, schon um 5 Uhr früh abging. Auf der Straße blieb es trotz des bevorstehenden Feiertags sehr ruhig; doch konnten wir nicht schlafen, da bis zum Morgen die zahlreichen Ortshunde ununterbrochen klautschten und heulten. Für Sommerfrischler kann das wenig anlockend sein. Nach Mitternacht mischte sich noch ein anderer Ton ins Concert der Hunde, deren Pausen ausfüllend. Ein erst leises, dann immer stärker hörbares Brummen beschäftigte unsere Einbildungskraft lange. Mein Gefährte glaubte, es müsse nebenan Jemand schnarchen. Ich hielt es für fernes Wagenrasseln, und in der That fuhren mehrere Wagen vorüber, deren Geräusch beim Entfernen ähnlich klang. Bald wurden wir uns zur geringen Freude darüber klar, daß ein sich erhebender Wind der Musikant sei. Ein Blick durchs Fenster zeigte große Staubwolken die trockene Straße daherwirbelnd. Es gingen auch zahlreiche Menschen vorbei, wohl zur Kirche. Am Morgen, als wir zur Bahn gingen, war es noch ziemlich finster. Es macht einen eigenartigen Eindruck, wenn man einen Ort im Dunkeln betritt und wieder verläßt. Man erhält kein rechtes Bild von ihm und glaubt, überhaupt sich nicht in ihm aufgehalten zu haben. Doch ließ sich erkennen, daß fast alle Häuser, zumeist Gehöfte, an der Straße gelegen sind; die Kirche steht ziemlich isolirt links, etwas abseits und erhöht. Zum Bahnhof zweigt rechts ein neuangelegter Seitenweg mit ganz frisch angepflanzten, knospenden Bäumen ab. Die Station ist einstöckig und wie alle ungarischen Stationsgebäude ansehnlich aufgeführt. Wir bedauerten, daß sie kein Restaurant enthielt, da wir gern einen Kaffee getrunken hätten. Die Umgegend bot sich äußerst stimmungsvoll. Rings einige Wasserlachen, die beim Aufwerfen des Bahnterrains entstanden; in diesen zahlreiche Frösche, Kröten und Unken, deren quakende und zitternde und dumpfe Rufe herüber hallten. Auch an Vogelstimmen war kein Mangel. Ueber uns, in den grauen, von Wolken düsteren Lüften jubilirten solche Mengen von unsichtbaren Lerchen, daß die Fülle von Harmonien fast Dissonanzen ergab. Aus dem trüben Sumpfterrain vor uns gegen den See hin, den wir auch jetzt noch nicht sahen, erklang das Gequieke von Kiebitzen und das dumpfe Gemecker der Heerschnepfe. Ostwärts in einiger Entfernung ließen sich Baumgruppen unterscheiden als runde dunkle Schattengebilde, zwischen denen die 4 Flügel einer hohen Windmühle wie Gespensterarme vorragten — ein Bild ganz an alte Holländer erinnernd. Links, in der Verlängerung des Orts, liegt ein großes ansehnliches Klostergebäude, jetzt Cavalleriecaserne. Die Bahnspur verläuft zwischen dem Ort und dem See hin, von der eigentlichen Station Neusiedel aus, weit westlich vom Ort, bis zur Station Neszider-Aldrovaros, wo wir uns befanden, und von hier aus nun in weiter Curve die Ostküste des Sees, allerdings in weitem Abstande von diesem selbst, entlang. So kam es, daß wir trotz der raschen Zunahme an Helligkeit vom See nichts weiter zu sehen bekamen als bei Neusiedel selbst einen schmalen Streifen jenseits des erwähnten Sumpfterrains, über einer fernen Gruppe von spitzen Rohrhaufen. Der Zug trug uns in wenig mehr als einer Stunde nach S. Andrä, das wir erreichten gerade als es zu regnen anfing. Die Situation war für uns wenig verlockend. Ueber die flache eintönige Gegend pfiff ein unerträglicher Wind; graue Wolken bedeckten

den ganzen Himmel und peitschten momentan ihre Wasserfülle herab. Die Station entbehrte gleichfalls eines Restaurants. Die wenigen mit uns ankommenden Passagiere und die wenigen sie empfangenden Leute eilten nach dem eine Viertelstunde entfernten Ort, der wie alle Dörfer echt ungarisch, d. h. wenig verlockend für Stadtbewohner aussah. Uns war es ein Trost, als wir dem Fahrplan entnahmen, daß ein Zug ½9 Uhr — wir hatten noch nicht ½7 Uhr — wieder nach Neusiedel und Parndorf zurückfuhr und wir beschlossen schleunigst, überhaupt nach Wien zurückzukehren. Um die Zwischenzeit auszufüllen gingen wir jedoch nach dem Orte. Links vom Wege, bei einer Windmühle, liegt eine große Lache, deren graue Schlammfluthen lebhaft bewegt am flachen grauen Schlammufer ausliefen. Trotz des Regens eilten wir hin, um wenigstens eine Beute mit nach Haus zu bringen. Aber wie öde sah es hier aus! Hinter dem Wiesensaum fester Schlammgrund, so flach hinziehend, daß die Fluthen des stark zurückgetretenen Wasserbeckens nur ganz dünn darauf sich ausbreiteten, daß man ein Netz gar nicht anwenden konnte. Nur mit dem Schlammsauger entnahmen wir eine Grundprobe, die nichts Grünes, keine Alge, nichts Lebendes in unsere Gläser brachte. Auch diese Enttäuschung ließ uns sofortige Rückkehr als das Beste erscheinen. Nun eilten wir in den Ort, dessen Aussehen unsere Verwunderung erregte. Ein langer, öder nackter Platz, rechts und links von ganz niedrigen dicht benachbarten Gehöften umstanden, die eins wie das andere aussahen. Jedes wendet gegen den Platz einen zweifenstrigen Giebel, dessen oberer stumpfer Winkel von spiralig gewundenen weißen Verzierungen eingefaßt ist. Hinter dem höchst sauber getünchten Giebel verliert sich das strohgedeckte Gebäude in die Tiefe und sendet links davon noch einen gleichbeschaffenen Seitenarm aus, dessen Strohdach die Erde fast erreicht. So reihen sich schmucke, weißgesäumte Giebel und lange Strohdächer eins immer ans andere in größter Regelmäßigkeit; den Eingang zu jedem Gehöft bildet nur ein rundes niederes Thor im Seitenflügel, so daß kaum eine Lücke die Gebäude trennt. Der Platz, den sie umstehen, zeigte eine kleine graue Pfütze und daneben einen der charakteristischen ungarischen Ziehbrunnen mit langem schräg aufsteigendem Balken. Noch eine Kletterstange stand dabei und einige kümmerliche Akazien; so erschien der Platz wohl als der ödeste Dorfplatz, den ich je gesehen habe. Ehe wir zu ihm kamen, passirten wir das etwas höher gelegene einfache Kirchlein. Eine Reihe giebelloser Strohhütten zog sich hier auch, quer zum Platze gestellt, dahin. — Wir erkundigten uns bei einem kleinen Mädchen nach dem Wirthshaus und erhielten prompte deutsche Antwort. Das sich durch nichts von den anderen Gebäuden unterscheidende Local trug die unansehnliche Aufschrift „Gemeindewirthshaus“ und streckte wie ein Fühlhorn einen Stock mit daran gebundenem Schilfbüschel gegen den Platz als deutlicheres Markzeichen aus. Noch einen anderen solchen Busch sahen wir in einiger Entfernung. Im niedrigen, balkengedeckten Schänkraum, dessen Ausschank wie überall in der Gegend als hölzerner Kasten mit kleiner Fensteröffnung in den Raum hineingebaut ist, saßen mehrere pfeifenrauchende Bauern, einen Morgenspeech haltend. Wir bekamen von der freundlichen Wirthin eine trinkbare Kaffeebrühe, Selchfleisch, gutes Brod und Wein, der noch etwas saurer als in Neusiedel war, Alles für billiges Geld. Da uns Zeit genug blieb und ein neuer Regenguß begann, behorchten wir das Gespräch der gut deutsch sprechenden Bauern. Es ging sehr harmlos, wenn auch lebhaft zu. Viel Gethue um wenig Inhalt — ganz ungarisch! Zuerst war die Beschaffenheit des Hauptbaars Thema — ob dunkel, grau oder gar nicht vorhanden, entsprechend dem Alter der einzelnen Bauern. Dann schaute der Eine hinaus und sagte: Der Boden wird schwarz, es regnet. Nun besprachen sie die rapide Vertilgung der Mäuse, die im Widerspruch zu der Regel stand, daß ein strenger Winter dazu nöthig sei. War doch der diesjährige Winter mild und schneelos. Als wir nach Einigem frugen, ward uns eingehende, freundliche Auskunft. Die dortigen Bauern scheinen die gutmüthigsten Leute von der Welt zu sein und gerade dadurch dem starken Einfluß der sich gern aufspielenden Magyaren leicht zu unterliegen. Sie haben sich den Verhältnissen in Ungarn vollständig angepaßt und als Deutsche kennzeichnet sie nur noch die Sprache, die ziemlich dialectfrei ist. Wir verstanden sie ebensogut wie sie uns, was auf dem Dorfe sicher kein allzuhäufiges Ereigniß ist. Alle prophezeiten ein Aufhören des Regens und Windes, so daß wir in unserem Entschlusse zurückzukehren schwankend wurden. Während wir dasaßen, sahen wir, wie nach und nach draußen alle Hofthore geöffnet wurden und die Pferde des Ortes auf dem Platze zusammenkamen. Mehr als hundert leichte Gäule jeden Alters, auch junge Füllen, trieben sich bald vor dem Wirthshaus umher, in lebhafte Bewegung gesetzt durch das gewaltige Knallen einer langriemigen Peitsche, die der Hirte kunstvoll schwang. Als die Pferde in munterem Durcheinander abgezogen waren, kamen die Rinder an die Reihe, unter denen viel langhörnige, helle Stücken, aber auch viel Fleckvieh zu sehen war. Unsere Stunde des Abmarsches schlug nun. Da wirklich der Regen ganz versiegt zu sein schien und der Wind weniger stark den langen Balken des Drehbrunnens bewegte, wurde Fortsetzung der Tour, so wie sie erst geplant war, beschlossen. Der Wirth bot uns einen Wagen an, doch damit war uns vor der Hand nicht gedient, zum Erstaunen der Bauern, die einen Weg von 1½ Stunde für schier unendlich halten, da Pferd und Wagen Jedem zu Gebote steht. Während unseres Marsches nach Apetlan, einem Dorfe weiter südlich und dem See näher gelegen, hellte sich der Himmel mehr und mehr auf, leider legte sich der Wind nicht, was den Marsch durch die völlig ebene Gegend ungemein erschwerte. Der Weg war erst ein nur durch die Radspuren kenntlicher Wiesenweg, dann ein von wenigen Akazien umstandener Communicationsweg. Diese mageren ungleich gestellten Akazien trifft man in der ganzen Gegend, überhaupt in Ungarn sehr viel, was keinen großen Sinn für Obstcultur erweist. Prächtig grüne, gut gedrillte große Roggen- und Weizenflächen begleiteten überall unseren Weg, so weit dieser nicht über gut bestandene Wiesenflächen oder braches Terrain führte. Die Lachen, denen unsere Expedition galt, lagen zum Theil trocken. Hier blättern die obersten Schlammschichten, die jeder Wind, so lange Wasser vorhanden ist, immer wieder aufwirbelt, zu einer papierähnlichen Kruste auf, deren Fetzen sich wie Rinde einrollten. So erschien jede größere graue Wasserfläche von einem nackten, trockenen Saum umgeben, der die Gegend verunzierte und vor Allem unsere Fischereiversuche erschwerte. Wir waren überhaupt enttäuscht von der Landschaft. Statt schilfbestandenen moorig-sumpfigen Terrains fanden wir eine ausgetrocknete Gegend mit größeren öden Lachen, die für uns wenig versprachen. Aber der trockene Winter mochte das verschuldet haben. Später lehrten uns rückständige Tümpel in den Straßengräben und auf den Wiesen, daß in nassen Jahren der Boden weit weniger leicht begehbar sein muß, wie es uns ja auch von anderen Besuchern dieser Gegend berichtet wird. Auch heißt ja die ganze vier Quadratmeilen große Gegend „Hanság“, auf deutsch: der Sumpf.

Ueber unsere zoologische Ausbeute will ich hier nur angeben, daß sie in Hinsicht auf kleine Krebsthiere eine ziemlich reiche und interessante war. Wir fanden an Muschel- und Flohkrebsen andere Formen, als sie bei Wien vorkommen. Auch Kieferfüße waren häufig. Von anderem Gethier sahen wir Füchse, sehr viel Hasen und Rebhühner und einen Hamster, der trotz heißen Gegenkampfes unsere Beute ward. Um 11 Uhr erreichten wir Apetlan, ein großes Dorf von weniger regelmäßiger Anlage als S. Andrä, aber im Uebrigen ihm ganz ähnlich. Gleich vor dem Ort weidete eine große Pferdeheerde. Hier stand auch ein Mann mit einer Stute und einem Füllen, den wir nach dem Wirthshaus frugen. Wir wollten nämlich zunächst Mittag essen und dann mit einem Wagen nach der Station Eszterhazá an der Eisenbahnstrecke Wien — Oedenburg — Raab fahren, auf der um 2 Uhr 20 Min. ein Zug nach Wien abging. Auf der Strecke Neusiedel — Eszterhazá ging am Nachmittag erst viel später ein Zug, der keinen Anschluß mehr nach Wien hatte. Der Mann gab uns freundlich Auskunft und bot sich auf unsere Frage nach einer Fahrgelegenheit selbst als Kutscher an, versprach uns auch Mittagskost in seiner Wohnung, so daß wir rasch mit ihm uns verständigten, und da die Zeit überdies knapp war, sogleich mit ihm gingen. Er übergab seine zwei Gäule einer Frau, die die Hirtin zu spielen schien. Ein drittes Pferd, mit dem er uns fahren wolle, habe er zu Hause. Der Mann, sowie seine Wohnung und seine Familie gefielen uns sehr gut. Er kleidete sich wie ein Magyar mit Schnürrock, hohen Stiefeln und kleinem runden Hute, was ihm gut stand. Seine Frau und die drei hübschen Töchter dagegen gingen nach deutscher Art, mit engem Mieder und zahlreichen gefältelten Röcken übereinander und mit glatt anliegendem Haar, wie man es in Hessen sieht. Das Haus sah äußerst sauber aus. Der größte Raum darin, wo an den Deckenbalken der Name des Hausherrn: Anton Schuster und das Erbauungsjahr 1863 stand, hatte gestampften Lehmboden und zeigte auf dem Boden aufgeschichtet und verhängt eine Menge Betten,

an der Decke aufgehängt eine große Zahl heller leichter und gutgestärkter Frauenröcke, an der einen Wand 2 Schränke, der eine davon gemalt, mit draufgestellten Gefäßen und Zierraten. Daneben hingen eine Anzahl Heiligenbilder. An dem einzigen Tische wurden uns Eier, Brod und ausgezeichnete Krapfen auf sauberem Geschirr aufgetragen. Aus dem Wirthshaus holte die eine Tochter etwas Wein, der noch saurer als der in S. Andrä war. Während wir aßen, fütterte unser Wirth und spannte an. Gerade um 12 Uhr brachen wir auf, nach freundlichem Abschiede von den Frauen. Unser leichtes langgestrecktes Wäglein war zum Sitzen sehr bequem. Weniger behagte uns das Pferd, dem Eile ein unbekannter Begriff zu sein schien. Ein Wiener Fiaker wäre den Weg in einer guten Stunde gefahren. Unser Renner konnte aber nur mit großer Anstrengung dazu bewogen werden, in 2¼ Stunden sein Ziel zu erreichen, trotz des ganz ebenen Weges, auf dem nur eine Menge Holzbrücken über gelegentlich sich ansammelnde Wasser Hindernisse bildeten. Unser für Terrainschwierigkeiten sehr empfindlicher Gaul überschritt sie alle in bedächtigem Schritt. Wir kamen durch die Ortschaft Pamphagen und später an dem großen Schloß und den Wirthschaftsanlagen des Grafen Esterhazy vorüber; zur Seite blieben die Dörfer Sarród, Schültern (Süttör) und Széplak, letztere beide mit großer schöner Kirche. Von der Fahrt selbst ist nicht viel zu sagen. Das Terrain wird immer sumpfiger je südlicher und in die Lachen reicht hier ein breiter Schilfsaum hinein. Hier dürfte eine zoologische Expedition erfolgreich sein. Auf den dunkeln nassen Feldern wanderten eine Anzahl Störche umher. — Von Eszterhazá gelangt man in 3½ Stunden nach Wien. Weder auf unserer Wagenfahrt noch in der Eisenbahn sahen wir die Seefläche. So hatten wir denn eine Tour an den Neusiedler See gemacht, ohne ihn überhaupt genauer zu Gesicht zu bekommen.

Bücherbesprechungen.

— **Synopse der drei ersten Evangelien**, bearbeitet von A. Huck, Pfarrer in Postdorf bei Finstingen in Lothringen. Zweite, durch einen Anhang vermehrte Auflage. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1898. XVI u. 191 S. Quart. Ladenpreis 3 ℳ — Unter „Synopse“ der Evangelien versteht man eine übersichtliche Zusammenstellung derselben. Denn bekanntlich enthalten die biblischen Evangelien eine vierfache Darstellung des nämlichen Lebens Jesu, so daß Einiges vierfach, Vieles dreifach, Anderes wenigstens zweifach erzählt wird. Das vierte Evangelium geht freilich so sehr seinen eigenen Weg, daß es zu einer Zusammenreihung mit den anderen sich wenig eignet. Trotzdem haben frühere Synopsen (z. B. die von Tischendorf) das versucht. Die neueste Theologie, in solchen Dingen bedächtiger, zieht, wie man hier sieht, ein minder gewagtes Nebeneinanderstellen blos der drei ersten Evangelien vor, die sich dazu von selbst anbieten und deshalb gern die synoptischen genannt werden. Natürlich muß man dazu die Evangelien in einzelne Abschnitte auseinander legen, und bei deren Anordnung kann man keinem unserer Evangelien ohne Weiteres folgen. Die vorliegende Uebersicht hält sich bei der Anordnung genau an den Gang des Holtzmann'schen „Handcommentars“ (im selben Verlage in 2. Auflage erschienen), will auch sonst lediglich eine Ergänzung zu diesem Auslegungswerke sein, dem sie auch in der Wahl der Textgestalt (nach Tischendorf und v. Gebhardt) folgt. Nun ist dieser Commentar für Viele ziemlich unbedingt maßgebend, für jeden Theologen und Bibelfreund aber als kürzeste Zusammenfassung moderner „historisch-kritischer“ Anschauung von hoher Wichtigkeit, auch wenn man niemals hat einsehen können, warum die Patrone dieses Handcommentars erst die Unternehmer eines ähnlichen, aber conservativ gehaltenen älteren Unternehmens, des Strack-Zöckler'schen „Kurzgefaßten Commentars“, mit Entrüstung überschütten mußten, wenn sie doch selbst Aehnliches planten. Jedenfalls wird jeder Besitzer des Holtzmann'schen Commentars gern nach dieser „Ergänzung“ greifen. Aber auch anderen Bibelfreunden, die sich mit den griechischen Texten bei jedem evangelischen Abschnitte gern auseinander setzen, kann sie empfohlen werden. Man braucht deshalb die Bedeutung solcher äußerer Hilfsmittel nicht zu überschätzen, kann vielmehr sich erinnern lassen, daß zusammenhängendes fleißiges Lesen immer die Ergänzung aller solcher Ergänzungen sein muß und daß überdies die handlichen Einzelausgaben der Evangelien, welche die württembergische Bibelanstalt jüngst veranstaltet hat, ein sehr hübsches Mittel zu weiterer Ergänzung oder auch — Ersetzung sind. Nützliche Anhänge zu der zweiten Auflage beziehen sich auf alttestamentliche Citate, auf das Johannes-Evangelium, auf einzelne Vers-Parallelen und auf die Textgestalt. G. Schnedermann.

— **Religiöse Vorträge** von C. E. van Koetsveld. Aus dem Holländischen übersetzt von Pfarrer Dr. O. Kohlschmidt in Mönchenholzhausen. Leipzig, Friedrich Jansa 1898. IV u. 117 S. kl. Octav. Gebunden 1,50 ℳ — **Das letzte Abendmahl**. Von John Watson. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von W. H. Im gleichen Verlage. 80 S. kl. Octav. Gebunden 1,20 ℳ — Der holländische Verfasser der hier an erster Stelle genannten Vorträge hat vermuthlich schon wegen anderer feinsinniger Schriften als Erzähler und Schriftausleger bei vielen Lesern einen Stein im Brett. Und wegen der Herübernahme dieser Vorträge aus dem Holländischen ins Deutsche verdienen Uebersetzer und Verleger herzliche Anerkennung. Vielleicht läßt sich mancher deutsche Christ von einem ausländischen bibelfreudigen praktischen Theologen sagen, was er von deutschen Mitchristen nicht immer gern entgegen nimmt. Der erste Vortrag verwendet den Apostelkreis in seiner Verschiedenheit als Bild der verschiedenen Richtungen in der christlichen Kirche der späteren Zeit bis in die Gegenwart; die anderen Vorträge stellen dagegen die Pharisäer, Sadducäer, Herodianer und Schriftgelehrten der Zeit Jesu, auf Grund geschichtlicher Betrachtungen mit Liebe gezeichnet, als Spiegelbilder für kirchliche Richtungen aller Zeiten dar. Zwar ist es dem Verfasser, namentlich infolge Nichtberücksichtigung des Weber'schen Werkes über jüdische Theologie, noch nicht ganz gelungen, die geschichtliche Höhenlage genau zu treffen. Insbesondere dürften die Sadducäer mehr als hohepriesterliche Adelspartei (benannt nach Zadok, dem Nachkommen Aaron's, 2. Sam. 8, 17; Ez. 40, 46) verstanden und von den Herodianern schärfer unterschieden werden. Auch vermißt man handliche Stellenbelege für die Selbständigeren unter den Lesern. Aber man wird von dem Verfasser bei aller Liebe zur heiligen Schrift so nahe an die geschichtliche Wahrheit heran geführt, und das Bemühen um dieselbe ist so ehrlich und aufrichtig, daß kein denkender Christ das Büchlein ohne Dank für merkliche Förderung aus der Hand legen wird. — Eine andere Bewandtniß hat es mit der zweiten kleinen Schrift. Sie bringt nichts zum archäologischen Verständniß des letzten Mahles Jesu bei und hat keinerlei Beziehung zu den neueren eindringenden Verhandlungen über den geschichtlichen Sinn des heiligen Abendmahls. Dennoch, und vielleicht gerade deshalb, ist sie von erquicklicher Feinheit. Der Verfasser will seinen Lesern eine Feierstunde bereiten durch liebliche Phantasien freierer Art über Jesu letzten Abend. Der unbekannte Hausherr z. B. wird als einer von den stillen Freunden Jesu aufgefaßt, die handelnd eintreten, wenn die offenen Anhänger versagen; das Gastzimmer wird sinnend betrachtet und die Seele einem solchen verglichen u. dgl. m. Die nächtlich wehmüthige Weltabgeschiedenheit, welche das Büchlein als ein Hauptkennzeichen des letzten Mahles empfinden läßt, bezeichnet seine Kraft und seinen Werth und seine Schranke.

G. Schnedermann.

— **Friedrich v. Spee und die Hexenprozesse seiner Zeit**. Von Theodor Ebner. Hamburg 1898, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1 ℳ — Das Schriftchen bildet das 291. Heft der bekannten Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Der Verfasser, welcher unseres Wissens früher in Karlsruhe lebte, hat sich durch mancherlei Schriften geschichtlichen und literarhistorischen Inhalts bekannt gemacht. Indeß können wir die vorliegende Arbeit nicht besonders rühmen. An sich ist ja Friedrich v. Spee, der bekanntlich als Jesuit, zur Zeit des 30jährigen Krieges, verurtheilte Hexen zum Tode zu begleiten hatte, dann aber infolge dieses schauerlichen Berufes und sonstiger Verhältnisse die Hexenverfolgungen muthig und mit eigener Gefahr bekämpfte, eine interessante Persönlichkeit und hat auch bereits einen eigenen Biographen gefunden. Die Ebner'sche Darstellung ist aber zu skizzenhaft und farblos. Dazu kommt, daß die Hexenprozesse neben dem culturgeschichtlichen Interesse auch eine rechtsgeschichtliche Bedeutung haben, welche den berühmten Criminalisten Georg v. Wächter s. Z. zu einer eingehenden Studie darüber veranlaßt hat. Diese Gesichtspunkte fehlen natürlich in der vorliegenden Schrift. Wir möchten hiernach unser Urtheil dahin zusammenfassen, daß die Schrift für den ernsten Leser zu wenig bietet,

für solche aber, welche eine leichtere Lectüre suchen, nicht unterhaltend genug sein dürfte. —tg—

— **Das Repräsentativsystem der Zukunft.** Von **Georg v. Görne.** Leipzig, Max Sängewald, 1898. — Die Vorrede ist von Hangelsberg (a. d. Spree) datirt, im Uebrigen ist uns der Hr. Verfasser unbekannt. Er steht, wie er in der Vorrede ausspricht, auf der Basis des Föderalismus und des Hauptvertretens des letzteren: Constantin Frantz. Hr. v. Görne will nur ausschließlich die Wahlen zur Gemeindevertretung aus directen und zwar geheimen Wahlen hervorgehen lassen. Aus jenen sollen dann die Vertreter der Kreistage, aus letzteren wiederum die Provinziallandtage (Seite 53) und aus letzteren der Reichstag hervorgehen. Kleine Staaten sollen zu einer „Wahlprovinz" zusammengelegt werden. Die Absicht des Herrn Verfassers ist jedenfalls gut, wenn er aber glaubt, daß er mit seinen Ausführungen „dem geneigten Leser Stoff zu eingehenden Reflectionen bieten werde", so fürchten wir, daß er sich darin irrt. Es wäre so schön gewesen, wenn Alles so sein könnte, wie er es vorschlägt, aber — es hat nicht sollen sein. —tg—

— **Hermann und Thusnelda.** Vaterländisches Schauspiel in fünf Acten von **Wilhelm Hille.** Braunschweig, Druck von August Wehrt, 1898. — Die Heldenthat Armin's, die es dem nimmersatten Rom einmal zu deutlichem Bewußtsein brachte, daß die auflodernde Freiheitsbegeisterung eines ungebrochenen Naturvolkes es wohl aufnehme mit der überlegenen Kriegskunst sieggewohnter Legionen, hat schon manchen Dichter gereizt, theils zu epischer, theils zu dramatischer Bearbeitung. Hille's Stück „Hermann und Thusnelda" ist in Blankversen geschrieben. Allerdings werden sie sehr frei behandelt. Unvollständige oder überlange Verse, zweisilbige Senkung, schwankende Betonung sind sehr gewöhnlich. Segést und Ségest, Hérmann und Hermánn, Áristan und Aristán, sogar Várus und Varús, Deútschland und Deutschlánd wechseln nach Bedürfniß, und auch sonst wird es mit den metrischen Gesetzen nicht streng genommen. Recht peinlich wirkt die Betonung des Völkernamens Usipéter. Auch die Sprache verletzt nicht selten die Gebote poetischer Schönheit in empfindlicher Weise. Wenn Segest den Hermann das eine Mal (S. 24) ein hitziges Kalb nennt, und ein ander Mal (S. 60) ihn anredet: Wie, du Erzschelm, du höllischer Hallunke, du list'ger junger Hund, du Kröte, Natter, Unthier, oder wenn Varus sogar einen römischen Hauptmann anfährt: du Vieh! (S. 68), so muß man doch sagen, daß auch der Zorn sich in der Dichtung einer maßvolleren Sprache bedienen sollte. Die Bilder und Vergleiche sind zum Theil außerordentlich gesucht und ebenfalls sehr derb. Manche Stellen reizen beinahe zum Lachen, z. B. S. 79:

Seht, da liegt Varus todt,
Im eignen Schwerte steckend, wie die Rose
Im Stengel.

Die Gestalt des Varus ist überhaupt viel zu sehr karrikirt, er ist ja der reine Dümmling. Doch was uns am meisten stört, das ist das nichtswürdige Doppelspiel Hermann's, der seine feindseligen Pläne hinter heuchlerisch schmeichelndem Wesen verbirgt und nicht einmal vor einem Meineide zurückscheut, wo es gilt, den drohenden Verrath abzuwenden (S. 62). Er sucht diese wenig heldenhafte Haltung ja zu vertheidigen in seinem Gespräch mit Thusnelda (1. Scene des zweiten Actes), aber es geht uns wie dieser (S. 22):

Ich seh's nicht ein,
Wozu das Zaudern und dies falsche Spiel.

— Wir haben sehr wenig Theatererfahrung, und es haben sich mit der Voraussage einer zu erwartenden Bühnenwirkung bekanntlich auch vielbewanderte Leute häufig gründlich geirrt. Aber wir können dem Stücke keine große Zukunft versprechen trotz des vaterländischen Gegenstandes und der unverkennbaren Begeisterung des Dichters für seinen Stoff. R. B.

— **M. v. Brandt, Die politische und commerzielle Entwickelung Ostasiens während der jüngsten Zeit.** Leipzig, Verlag von Georg Wigand. 1898. Preis 0,50 ℳ — Mit Freude ist dieses Büchlein zu begrüßen, das den Vortrag enthält, den M. v. Brandt am 28. April 1898 in der Abtheilung Leipzig der Deutschen Colonialgesellschaft hielt, über den wir seiner Zeit auch eingehender hier berichteten. Doch wollen wir heute die Hauptpunkte nochmals kurz hervorheben, zumal unsere Beziehungen zu Ostasien in der letzten Zeit ganz bedeutend geworden sind, erinnert sei nur an die Flottenvorlage, die Dampfersubvention und die Besetzung von Kiautschou. Trefflich sind die knappen Erörterungen über die Beziehungen zwischen Europa und China im Laufe der Jahrhunderte, die zuerst ausgingen von den Handels- und politischen Beziehungen zwischen dem römischen Reiche und China über Land, dann erfolgte die Verbindung durch Indien über Meer; die Erfolge und Mißerfolge der europäischen Staaten Ende dieses Jahrhunderts in Beziehung zu China sind eingehend dargestellt. Mit wahrer Sachkenntniß verbreitet sich der Verfasser über den Werth des Besitzes von Kiautschou; während früher der Einfluß, den Deutschland in China hatte, mehr oder weniger von der Person seiner Vertreter abhing, hat Deutschland durch die Action gegen Kiautschou als Macht die Stellung errungen, die ihm längst gebührte, die andere Mächte bereits innehatten. Bei diesen Betrachtungen wird ein kleiner Excurs über die chinesischen Kulis gemacht. Mit der Ermahnung: tüchtig für die Deutsche Colonialgesellschaft zu werben, schließt der Verfasser sein interessantes und klar geschriebenes Büchlein. Le.

— **Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik.** Herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Umlauft. XX. Jahrgang. 1898. A. Hartleben's Verlag in Wien; jährlich 12 Hefte à 85 ₰ oder pränumerando 10 ℳ — Der Inhalt der vorliegenden Hefte 4 bis 8 entspricht vollkommen den Ansprüchen, die der gebildete Laie heutzutage an eine geographische Zeitschrift stellt; ohne sich in wissenschaftliche Probleme zu vertiefen, will er über politisch-geographische Neuerscheinungen unterrichtet sein und durch unterhaltende Reisebeschreibungen auch ferne Länder kennen lernen; rein geographische Aufsätze erregen nur Interesse, soweit sie die Verhältnisse des Menschen direct betreffen. Aus der Zahl der Aufsätze nennen wir nur folgende: „Die Nivellirung der Erdoberfläche" von R. v. Lendenfeld; „Zwei Fahrten in das Mittelmeer in den Jahren 1895 und 1897" von Dr. G. Radde; „Das Sóvárgebirge und das Bad Rank-Herlein" von Dr. A. Becker; „Im Lande der Coca"; „Das Lick-Observatorium in Californien"; „Die politischen Verschickten in Sibirien 1897" von Major a. D. Schütte; „Aus dem südlichen Schweden" von F. Hansen; „Nach dem Rio Branco" von G. Hübner; „Aphorismen zum jüngsten Welser Gasbrunnen" von Prof. Dr. Koch; „Eine deutsche Beschreibung Kiautschous"; „Tarent, geographisch-historische Skizze" von Rech; „Die Eisenbahnen Asiens" von Umlauft; Frankreichs Afrikabesitz und seine geschichtliche Entwicklung" von Dr. Rumpe. Einen breiteren Raum als in den anderen geographischen Zeitschriften nehmen die kürzeren Mittheilungen und Notizen ein, unter denen besonders die auf die astronomische und physikalische Geographie bezüglichen und die biographischen von Interesse sind. *Dr. F.*

— **Statische Berechnung von Balkendecken, Säulen und Stützen im Hochbaufache von Armin v. Domitrovich.** Mit 39 Abbildungen. 10 Bogen Gr.-Octav. Gbdn. 2 fl. = 3,60 ℳ A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest, und Leipzig 1897. — Dem angehenden sowohl wie dem praktisch thätigen Architekten die ihm am meisten nöthigen Abschnitte aus der Statik des Hochbaues in elementarer, schlichter, möglichst populärer Form zu vermitteln, das ist die Aufgabe, die sich der Verfasser in vorliegender Schrift gestellt hat. In knapper, übersichtlicher und verständlicher Weise erörtert er darin die allgemeinen Grundlagen und die bei der Berechnung von hölzernen und eisernen Balkendecken, Säulen und Stützen einzuschlagenden Wege, veranschaulicht diese Darlegungen durch eine umfassende Reihe gut gewählter Beispiele und vervollständigt sie durch tabellarische Zusammenstellungen der hauptsächlich in Frage kommenden Erfahrungswerthe. Beifällig ist unter Anderem die Aufnahme eines Capitels über die Berechnung der Auflagerfläche und Eingriffstiefe von Balken und Trägern zu verzeichnen; dagegen vermißt man in dem die Säulen und Stützen behandelnden Abschnitte das wichtige Gegenstück dazu: die Berechnung der Säulen-Fundamentplatten und Säulenfundamente. Etwas ungewohnt sind dem norddeutschen Techniker die nach dem Vorgange der technischen Hochschule München gewählten Bezeichnungen der technischen Größen. Die dem Text beigedruckten Zeichnungen sind klar und übersichtlich, die Ausstattung des Werkchens eine ansprechende K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzbands-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 80. Dienstag, den 12. Juli, Abends. 1898.

In den Yerbales von Paraguay.

Von Capitän Jerrmann.

(Fortsetzung.)

Am anderen Morgen ward der sogenannte rodeo abgehalten, eine Musterung des Viehes, und da sich dabei herausstellte, daß drei Rinder und ein Pferd fehlten und mehrere Ochsen an verwundeten Stellen Maden hatten, so ward beschlossen, diesen Tag nicht weiter zu gehen. Zwei der Gauchos ritten nach der Picade zurück, um die dort verlorenen Thiere zu suchen, kamen aber Mittags nach erfolglosen Bemühungen wieder zurück; die Verirrten mußten schon tief in den Wald gerathen sein. Nachmittags wurden die kranken Rinder lassirt, und es machte mir Vergnügen, dabei helfen zu dürfen. Ich machte auch mehrmals Jagd auf einen halbwüchsigen Stier, mußte mir aber gefallen lassen, daß lautes Lachen meine ungeschickten Lassowürfe begleitete, und mich damit begnügen, die schon eingefangenen und gestürzten Thiere mit meinem straffgespannten Lasso festzuhalten, bis die Maden aus den Wunden herausgeholt waren. Leider kostete mich die Geschichte ein Hosenbein, so daß ich den Rest des Tages mit Flicken zubringen mußte. Wir lagen zwar am Flußufer, aber dasselbe war erst in einer Entfernung von fünfzehn Minuten scharfen Trabens zugänglich, und auch dort so verschlammt, daß man nur zu Pferde mühsam das nöthige Wasser schöpfen konnte. Ich mußte also auch heute auf das schon seit drei Tagen entbehrte Waschen verzichten. Zeitig am andern Morgen überschritten wir den Fluß Cañada und den Arroyo Hú, zu Deutsch Schwarzbach, hielten am Vormittag mit der Herde in der Nähe von Caaguasu (Großwald) und ritten in das malerisch umgebene kleine Städtchen, um Lebensmittel einzukaufen. In einem Almacen, halb Kramladen, halb Schnapskneipe oder boliche, ward mir ein brauner Kerl in leinenen Kleidern mit Strohhut, Poncho und großen Sporen an den nackten Füßen als der Postreiter bezeichnet, worauf hin ich in aller Eile einen Brief nach Hamburg schrieb, dem wildaussehenden Burschen den Betrag des Portos und ein Trinkgeld aushändigte, und mich im Stillen fragte, ob ich wirklich glaube, daß der Brief je ankommen werde. Es sah unwahrscheinlich genug aus, aber er ist doch wirklich im Nordsee-Venedig angelangt, mitten aus der Wildniß im Herzen von Süd-Amerika. Ueber die Schreiberei hatte ich den Aufbruch der Tropa versäumt und mußte ihr nun mit meinen zwei Pferden nacheilen, verfehlte aber dabei den Weg und kam etwa anderthalb Meilen von Caaguasu an eine Waldhütte, aus der mir mehrere schreiende Weiber mit Heulen und Winken entgegenstürzten. Ich merkte sofort, daß ich an einen Indianer-Rancho gekommen war, zog mich schleunigst wieder zurück und fand nach halbstündigem Suchen ein anderes Haus, in dem ich nach der richtigen Straße fragen konnte. Hier erfuhr ich auch, daß ich von Glück sagen könne, nur mit Weibern zusammengetroffen zu sein, denn wenn diese in der Nähe der Stadt angesiedelten Indianer auch so zu sagen zahm seien, so würden sie mit einem einzelnen Reisenden doch wenig Umstände gemacht haben.

Nunmehr auf den richtigen Weg gebracht erreichte ich nach ferneren zwei Stunden spät am Abend den Paß des Flusses Cambay, an dessen Ufer ich meine Gefährten schon um ein helles Feuer gelagert fand. Die Nacht war sehr kalt, aber obgleich es am ganzen Horizonte wetterleuchtete, so bekamen wir doch nur wenig Regen. Aber dieser ist selbst in geringer Menge unangenehm und läßt die Kälte doppelt fühlen, weshalb ich mehrmals aufstand, um mich, des scharfen Windes halber hinter einen großen alten verwitterten Termitenbau geduckt, ein wenig am Feuer zu erwärmen. Man hatte mir ein Stück Fleisch, auf einen Stock gespießt, übrig gelassen, aber das Feuer hatte den Stab angebrannt und so war das Fleisch in die heiße Asche gefallen. Ich hatte nach meiner Ankunft am Abend vor Uebermüdung nur wenig davon gegessen und mir, sobald die Pferde besorgt waren, ebenfalls ein Lager gemacht, aber jetzt in der Nacht kam der Hunger, und ich aß mit Gier das von Sand und Kohle verunreinigte fette Fleisch mit Brod, das aber vom Regen aufgeweicht war. Der Morgen war häßlich, ich fror am ganzen Leibe und dachte nicht mehr an meinen Vorsatz, mich endlich einmal wieder zu waschen, sondern beeilte mich mit dem Satteln, um die sehr unbequeme Passage über den Fluß nicht allein bewältigen zu müssen. Auf der anderen Seite ragten uns steile, wild zerklüftete Felsmassen entgegen, durch die sich der Weg zur Höhe hindurchwand, und ich dankte wirklich Gott, als ich mit beiden Pferden unversehrt oben anlangte. Von hier aus zogen wir den ganzen Tag am östlichen Abhang der Cordillera von Caaguasu nach Norden über eine von Bergen und Thälern durchschnittene öde Haide, auf der wir viel Rebhühner antrafen, die aber nicht in Völkern, wie bei uns, sondern nur zu Zweien bei einander lagen. Zu beiden Seiten dehnte sich dichter Hochwald aus, auf der Haide selber fand ich nur die niedrigen Palmen Itai in mäßigen Abständen verstreut, deren Blätter selbst von den Kühen nur in der Noth gefressen und von den Menschen nur zum Dachdecken benutzt werden. Zu Mittag machten wir am Rio Virangua oder Monday-guasu kurze Rast. Hier oben zeigte sich dieser große Strom, welcher einer der bedeutendsten Nebenflüsse des Parana alto ist, als unschuldiger Bach, der noch dazu unter dem Einfluß der ausnahmsweise langen Trockenheit so niedrig gefallen war, daß sein Wasser den Pferden nicht über die Knie reichte. Hier tränkten wir auch die ermatteten Thiere, und dann zogen wir weiter über die Haide. Eines der Pferde unserer Tropa konnte nicht mehr mitkommen und mußte zurückgelassen werden. Traurig schaute es uns nach, blieb aber regungslos stehen und wird wohl den Indianern zur Beute geworden sein. Am Nachmittage begegneten uns fünf aus dem Norden kommende mit Yerba beladene Karreten, deren knarrende Räder wir schon lange gehört hatten. Weiber zu Pferde, Hunde, Packesel und Reserveochsen begleiteten den Zug, der auf unserer Reise seit Caaguasu die einzige Abwechselung in dieser menschenleeren Wildniß bildete. Am Wege sah man freilich die Spuren der früher Vorübergezogenen recht häufig in alten Feuerstätten, gebleichten Knochen und Hörnern sowie einzelnen zerbrochenen Wagentheilen liegen, aber Menschen hatten wir noch nicht gesehen. Unter diesen Umständen wunderte ich mich, daß auch nicht ein Wort der Begrüßung gewechselt wurde, sondern beide Theile ohne Aufenthalt sich stumm betrachtend an einander vorüberzogen. Wir mußten eben weiter, um noch bei Tage einen guten Futterplatz für die Nacht zu erreichen. Etwa eine Stunde nach dieser Begegnung legte sich eine Kuh nieder und war nicht mehr zum Aufstehen zu bringen. Auch sie mußte ihrem Schicksal überlassen werden. Auf solchen Reisen ist die Zeit werthvoller als das verlorene Vieh. Dies sammelt sich später oft zu kleinen Herden, die in der Einöde verwildern, und als wir noch am selben Tage eine solche antrafen, war es belustigend zu sehen, wie die scheuen Thiere uns von Weitem neugierig betrachteten, ohne aber eine Annäherung zu wagen. „Das wäre doch ein ganz guter Ersatz für Ihre Verluste, Señor Lopez, wenn Sie dies herrenlose Vieh mitnähmen.“ „Um Gottes willen nicht“ antwortete mein Begleiter „ich würde als Dieb betrachtet, wenn ich mit Ochsen ankäme, die andere Brandzeichen trügen, als in meinem Paß abgemalt sind; und den Eigenthümer ausfindig zu machen ist so schwer, daß man lieber laufen läßt, was andere Leute verloren haben. In diesem classischen Lande

des Viehdiebstahls muß man vorsichtig sein. Sie haben doch hoffentlich auch einen Paß, in dem die Brandmarken Ihrer Pferde obrigkeitlich bestätigt sind?" „Ja, den habe ich, und in den Zeitungen habe ich auch alle Tage Gerichtsverhandlungen gegen Viehdiebe gelesen; die endeten aber immer mit vorläufiger Freilassung gegen Bürgschaft." „So ist es; die Bürgschaft ist nur nominell und wird einfach vergessen, besonders da sie meist von einflußreichen Politikern gestellt wird, die sich dadurch Parteimitglieder heranziehen. Den anderen Tag ist so ein wegen abigeato in Untersuchung genommener Kerl wieder draußen und schlachtet Nachts auf dem Felde ganz lustig anderer Leute Ochsen. Nein, damit habe ich nichts zu thun. Laufen lassen, was nicht unser ist, und weiter, weiter." Und weiter ging es bis zum Abend. Etwa um fünf Uhr erreichten wir einen Waldrand an ausgedehnten Wiesenflächen in der Nähe des Arroyo Taruma, wo wir die Nacht zubrachten. Den Wachereitern war besondere Vorsicht anbefohlen worden, da Indianer und Tiger die Gegend nicht ganz sicher machten, aber es zeigte sich nichts und die Ruhe ward nicht gestört. Es sollte auch die letzte Nacht sein, die ich in Gesellschaft der Gauchos zuzubringen hatte. Am anderen Tage ritten wir durch einen wunderschönen Wald, in dem mich die vielerlei Vogelstimmen, ein wahrer Regen von bunten Schmetterlingen und zuweilen ganz dreist über den Weg laufende schönfarbige Waldhühner erfreuten. Dann kamen wir über eine wunderbar duftende Wiese, auf welcher die Reiter sich eine Menge angeblich sehr heilsam wirkender Kräuter sammelten und um Mittag an das Ufer des Flusses J-hu. Hier wandte sich die Tropa ostwärts, um den Weg über Palomares nach Facuru-puku am Parana zu verfolgen, ich nahm Abschied von ihren Führern, setzte mit meinen Pferden über den Fluß und zog zwei Stunden später am 12. Juni glücklich in dem kleinen Orte J-hu ein, wo ich bei einem Bolichero freundliche Aufnahme fand. Diensteifrige Hände halfen mir die Pferde absatteln und der Eigenthümer des Kramladens versicherte mich, daß ich bei ihm ganz gut einige Tage bleiben könne, auch es mir an Essen und Trinken gegen gute Bezahlung nicht fehlen solle, wenn ich nur auf ein Zimmer, Bette und dergleichen Dinge keinen Anspruch machen wolle. Das klang nicht sehr tröstlich, aber ich war doch froh, ein Unterkommen gefunden zu haben in einem Orte, wo es kein wirkliches Gasthaus gab. Schließlich wurden mir in einem Schuppen mehrere Kisten zur Verfügung gestellt, auf denen ich mir wie im Camp aus Sätteln und Decken ein nothdürftiges Lager bereiten konnte, und nachdem ich mich zum ersten Male nach sechs Tagen wieder gewaschen hatte, aß ich mit großem Appetit am Tische meines Wirthes zu Mittag. Die Speisen bestanden in allen drei Gängen aus Fleisch, gekocht, gesotten, gebraten, aber Gemüse fehlte. Der ganze Ort lebt nur vom Handel mit den mineros und hat gar keinen Ackerbau. Mais, Reis usw. muß mit großen Kosten durch Karreten hier herauf gebracht werden und kostet zwei bis vier Mal so viel als in Villa-Rica. Zwei Radieschen, die mein Wirth in seinem Garten gezogen hatte, wurden mir als seltene Delicatesse zum Nachtisch aufgetragen. Vor zwei Jahren gab es hier auch noch kein Fleisch, so weit war der Ort heruntergekommen, und die wenigen besser gestellten Leute schossen sich Papageien, um nicht nur von Mandioka leben zu müssen. Durch die Yerba-Industrie blüht J-hu aber sichtlich auf, und jetzt bestehen dort schon neun Handelshäuser, das heißt, die meisten davon haben gar nicht das Geld, um als Yerbatero aufzutreten, und begnügen sich damit, in ihrem Kramladen Salz, Reis, Zucker, alte Revolver, ausrangirte Percussionsgewehre, bunte Perlen, Blechtöpfe und billiges Baumwollenzeug zu verkaufen, selbstverständlich ist der Schnaps mit inbegriffen. Der ganze Ort besteht aus etwa fünfzig ärmlichen Hütten oder Häuschen, jedes aber hat einen mächtigen Hofraum, in dem die Karreten einkehren, welche es nicht vorziehen, sich auf der Straße für die Dauer ihres Aufenthaltes ein fliegendes Heim aus Wagen, Buschwerk und Ochsenhäuten herzurichten. Die Häuser der wohlhabenderen Einwohner liegen in einem großen Quadrat rings um den Stadtplatz herum, in dessen Mitte eine mächtige Ficus elastica sich erhebt, unter deren Schatten der Volkssage zufolge schon die Conquistadoren ausgeruht haben sollen. Hinter diesem Platze steht auf einer großen Wiese eine halb verfallende Scheune, die als Kirche benutzt wird, wenn die wenigen Frauen und Kinder Sonntags von einem kleinen Glöckchen zur Andacht gerufen werden. Dies Glöckchen hängt auf einem taubenschlagähnlichen Gerüst, zu welchem eine Hühnerleiter hinaufführt. Alljährlich ein Mal kommt der Pfarrer von der etwa hundertzwanzig Kilometer entfernten Stadt Santana herüber, während der übrigen Zeit des Jahres leitet einer der Aeltesten im Orte den Gottesdienst, der im Abbeten des Rosenkranzes und dem Singen einiger Lieder besteht, wozu eine Harmonika, Violine und Trommel etwas Spectakel machen. Dicht neben der Kirche sah ich einen ebenso ärmlichen Schuppen, der mir als „Colegio", Schulhaus bezeichnet ward, in dem ein hagerer Correntiner mit einem ganz confiscirten Gaunergesicht die Kinder in Lesen und Schreiben unterrichtet. Ich fand die großen und kleinen Kinder durcheinander, von denen kein einziges wußte, wie alt es sei, ein jedes aber vortrefflich verstand, mit den Pferden umzugehen und „Marmel" zu spielen, wie man es in Deutschland nennt. Im Ganzen machte mir der Ort einen noch dürftigeren Eindruck als Caaguasu, aber er hatte auch seinen Luxus aufzuweisen, wenn Sonntags die sieben oder acht Herren der guten Gesellschaft sich auf der Cancha zum Wettrennen versammelten. Cancha heißt „die Ebene" und jede Stadt in Paraguay hat einen solchen Platz, auf dem zwei parallele flache Gräben von fünfhundert Ellen Länge zum Wettlauf der Pferde ausgeworfen sind. Es laufen immer nur zwei Pferde und die auf sie gesetzten Wetten sind das Feiertagsvergnügen, an das sich dann noch ein kleines „Jeucher" anreiht, zu dem man sich auf Satteldecken im Grünen niedergelassen hat. Ja, das Spiel, das Spiel! Und die Weiber, die Weiber! Das sind die wunden Punkte in Paraguay, aber beinahe hätte ich den Caña, den Schnaps, vergessen, der auch dazu gehört. Mit den Weibern ist das so eine Sache. Frauen giebt es verhältnißmäßig nur wenig, da man nicht viel heirathet; Jeder, der es sich leisten kann, hält sich ein Weib im Hause und überläßt das Uebrige dem lieben Gott. Aber auch der liebe Gott spielt hier keine große Rolle, denn Alles freigeistert auf seine Art und nach seinem geringen Verständniß, schilt auf den Papst und seine Pfaffen und lacht über die strenggläubige Frauenwelt. Und doch rühmen sie sich ihres Christenthums und verstehen unter Cristiano überhaupt den „Menschen" zum Unterschied von Thieren, Protestanten und Indianern. Des Abends versammelten sich meist einige Herren des Ortes in unserem Hause, besonders wenn fremde Yerbateros aus den Yerbales angekommen waren. Dann ward natürlich erst getrunken und dann gespielt, und zuletzt erzählte man sich mörderliche Geschichten von den Wäldern, darin hausenden Gespenstern, Tigern, Tapiren und Indianern. Mit den Tigern — richtiger mit dem Guaraninamen des Jaguar bezeichnet — hat es seine Richtigkeit, denn die kaum drei Kilometer entfernten Wälder wimmeln davon, und J-hu hat alljährlich trotz seines geringen Viehbestandes acht bis zehn Verluste durch Tigerschlag zu beklagen Aber von den Geistern und Gespenstern erlaubte ich mir höchstens die Hälfte der allabendlich vorgetragenen Geschichten für wirklich wahr zu halten, worauf sich dann bei den Leuten Zweifel über meine Zurechnungsfähigkeit erhoben.

„Ja, meine Herren," sagte gewöhnlich zuletzt Herr Romero aus dem drei Leguas entfernten San Joaquin, „Sie mögen es nun glauben oder nicht, ich habe den räthselhaften Vogel Jasý-ia-tove doch ein Mal gesehen. Es war heller Mondschein, als ich durch die Picade von Santani ritt, ich hatte schon seit einer Stunde das mich begleitende, eintönige „Jasý-ia-tove" mit seinem bezaubernden Ton gehört, und Neugier halb, halb Grauen füllten meine Seele, da plötzlich an einer lichten Stelle habe ich den Vogel auf einem Aste sitzen sehen, von dem der wunderliebliche Sang in dem stillen Wald ertönte." Nun ging es aber los! Niemand wollte es glauben, daß ihn je ein Mensch gesehen habe, und Herr Romero konnte sein Ansehen in der Gesellschaft nur wieder herstellen durch prächtig erzählte Geschichten von seinen vielen Tapirjagden. Von diesen wandte sich dann das Gespräch auf die Schlangen, welche neben den großen Ameisen Isaú eine der ärgsten Plagen des Landes sind. Außer der Boa — auf Guarani mboi-yaguá — und der Klapperschlange giebt es zahlreiche giftige Reptilien, so daß die meisten Jäger und Reisenden kleine Spritzen für subcutane Injectionen von übermangansaurem Kali als Gegengift bei sich führen. Aber das Vieh kann man damit nicht schützen vor den Folgen eines Schlangenbisses, und Herrn Vera, dessen Besitzung nur eine halbe Stunde von J-hu gelegen ist, hatten die Bestien eine Woche vor meiner Ankunft drei Kühe und ein Pferd getödtet. Die Indianergeschichten, welche an diesem Stammtisch zum Besten gegeben wurden, kamen mir sehr verdächtig vor, aber von zuverlässigen Leuten habe ich über die hier im Osten von Paraguay lebenden Stämme der Ureinwohner erfahren, daß sie zum weitaus größten Theile Caingua seien, zwischen denen als eine Völkerinsel die Tupis am Ufer des Parana wohnen. In dem wilden Ge-

birge des Süd-Ostens hausen die noch ganz ungebändigten, sehr scheuen Guayaki, während nördlich vom Rio Ygatimi die Matocos sitzen. Die Cayngua sind im Ganzen gutmüthig, doch werden die am westlichen Abhang der Cordillera von Caaguasu als böses Raubgesindel bezeichnet. Sie leben in den Wäldern zerstreut in einzeln stehenden Hütten, kommen ab und zu nach Caaguasu und J-hu um Einkäufe zu machen, wenn sie durch vorübergehende Arbeit in den Yerbales etwas Geld verdient haben. Die Caïngua sind kleiner und von hellerer Hautfarbe als die Lenguas in Chaco am Westufer des Paraguay. Beide Völker sprechen Guaranì, aber stark verschiedene Dialekte. Die Lenguas frisiren das mit Federn gezierte Haar in Zöpfchen und Kronen, während es die Caïngua rund um den Kopf glatt streichen und oberhalb der Augen quer über die Stirn kurz schneiden. Die Lenguas fertigen die Sehne ihres Bogens aus Leder, die Caïngua aus Pflanzenfaserstricken. Während meines Aufenthaltes in J-hu kamen mehrmals kleine Trupps von sechs bis acht Indianern an. Sie hatten Weiber und Kinder bei sich, waren nur sehr dürftig bekleidet und zeigten sich zutraulich und gesprächig. Bei vielen sah ich die Barbota, ein oft 10 Zoll langes Stäbchen aus durchsichtigem Harz oder Knochen, welches sie in einem Loch der Unterlippe tragen und in ihrer Sprache tembetà nennen (tembe, Lippe). — Bei meinen vielfachen Ausflügen in die Umgebung von J-hu lernte ich eine botanische Merkwürdigkeit kennen, eine wild auf der Haide wachsende Pflanze, welche nur in der nächsten Umgebung von J-hu vorkommt und über einen Umkreis von fünfundzwanzig Kilometern hinaus nirgends mehr angetroffen wird. Man nennt sie Yerba de cuervo (Rabenkraut), in Guaranì: Ivi-vú-caa oder auch nur das giftige Unkraut. Sie wächst in einem saftigen, kerzengerade aufsteigenden Stengel bis zu einer Höhe von vier Fuß und trägt große, ovale, fleischische Blätter, die mit einem dichten Pelz von feinen weichen Haaren überzogen und außerordentlich giftig sind. Sie haben eine weißlich grüne Farbe und sitzen nicht an Stielen, sondern gleich direct dicht am Stamm der Pflanze. In den Wäldern erregten besonders die vielen Schlingpflanzen und Parasiten meine Aufmerksamkeit, aber ich habe auf großen, alten Bäumen auch andere Pflanzen wachsen sehen, die man eigentlich nicht zu den Schmarotzern zählen darf. Häufig sah ich auf hohen Aesten Cactus, Aloë und sogar Palmen wachsen, die schon ganz beträchtlichen Umfang erreicht hatten. In der Nähe von Gewässern trifft man viele wundervolle Farrenkräuter, deren eines kleine Blättchen trägt, die in Farbe und Aussehen ganz dem Laub des Buchsbaums glichen. Man nennt es Amambáy.

Einige Tage vor meiner Abreise ward das Haus meines Wirthes in große Aufregung versetzt. Einer der Knechte hatte dem Hausherrn eine größere Summe Geldes gestohlen und war mit einem Mädel während der Nacht auf und davon gegangen. Man wollte wissen, daß das saubere Paar den Weg nach Caaguasu genommen hätte, und Herr Vilamú, der Bestohlene, wollte ihm gleich nach Entdeckung des Diebstahles nachsetzen, war aber in großer Verlegenheit, da er in ganz J-hu kein Pferd geborgt erhalten konnte. Dem fremden Spanier, dem Gringo, gegenüber hatten alle Paraguayer Ausflüchte, die sie mit den verbindlichsten Redensarten begleiteten. Auch fand sich Niemand, der ihn begleitet hätte, und einen solchen mußte er für den Fall, daß es bei dem Zusammentreffen zum Schießen käme, als Zeugen haben, dem Fremden wollte eben Niemand helfen, den paraguayischen Landsmann einzufangen. „Der arme Teufel wird es auch wohl recht nöthig gehabt haben" sagt im Stillen die öffentliche Meinung und lacht den Gringo noch obendrein aus. Hier im Lande bekommt der Fremde kein Recht gegen einen paraguayischen Spitzbuben, wenn er es sich nicht selber schafft. „Sie fürchten uns und sind deshalb katzenfreundlich, aber sie hassen uns auch und halten daher gegen uns wie die Kletten zusammen." Also auch hier wieder das alte Lied, dieselbe Klage! „Der Fremde muß erst Einfuhrzoll bezahlen" ist eine sprichwörtliche Redensart, die ein am Fremden begangenes Unrecht beschönigen soll. Mein Wirth war eine nicht uninteressante — wie soll ich gleich sagen — Charakterfigur. Seine Wiege hatte schon vor längeren Jahren in Barcelona gestanden, und in seiner Glanzzeit hatte er im Winter das Publicum der Hauptstadt von Catalonien als dramatischer Held, im Sommer die Kleinstädter und Landbewohner als Circus-Clown ergötzt. Nach seinen Aeußerungen zu schließen legte er noch jetzt den größeren Werth auf seine Sommerthätigkeit, obgleich er uns oft versicherte, im tragischen Charakterfache sehr Hervorragendes geleistet zu haben, und die Art, mit welcher er die Augen rollte, wenn er einem aus Yerbales herangetrabten Minero eine Wurst verkaufte, ließ mich seinen Worten vollen Glauben schenken. Anderseits aber kam mir seine equestrische Erfahrung gut zu statten, als mein Packpferd einen heftigen Anfall von Kolik hatte, dem er mit einem sehr geeigneten Mittel recht bald abgeholfen hat. Er hatte einen Jungen und ein Mädel von zwölf Jahren zur Bedienung und ein etwas älteres, aber schon völlig ausgewachsenes Mädchen führte ihm die Wirthschaft, verkaufte im Laden und erfüllte alle anderen Pflichten der Hausfrau. Das war eben eine richtige paraguayische Wirthschaft.

Mein Aufenthalt in J-hu verzögerte sich von Tag zu Tag, weil mir Niemand den richtigen Weg nach Norden, nach Igatimi anzugeben wußte. Es geht zwar eine Carretenstraße ostwärts nach Tacuru-pukú, von der sich bei der englischen Yerba-Ansiedlung Palomares ein Weg nach Norden abzweigt, der über Carimbatay (Sta. Rosa) und Curuguatay nach Igatimi führt, aber es war in der ganzen Gegend kein Mensch aufzutreiben, der ihn kannte. Zudem sagte man, daß er gefährlich sei, daß man drei Nächte im Walde zubringen müsse, der von Tigern und Schlangen unsicher gemacht werde, auch traute man den Indianern nicht, kurz ich mußte von ihm absehen, obwohl es mir sehr lieb gewesen wäre, ihn zu benutzen und auf der Karte einzutragen, da bisher von allen Reisenden die Existenz dieses Weges rundweg bestritten worden ist. Es blieb mir aso nichts übrig, als die im großen Umweg erst nordwestlich bis Santani (San Estanislas) und von da nordöstlich nach Curuguatay führende Straße zu wählen. Zwar biegt der Weg schon sechs Leguas oder dreißig Kilometer vor Santani nach Nordosten ab, immerhin ist er doch mindestens hundertunddreißig Kilometer länger, als der über Palomares. Vorher aber machte ich erst noch einen dreitägigen Ausflug bis in die Nähe des letztgenannten Ortes, um das Flußgebiet des oberen Rio Acaray festzustellen, welches auf allen bisher existirenden Karten gänzlich fehlt. Ich fand auch richtig von Westen nach Osten reitend nach einander die Flüsse Ibicui, Joibi, Arrojo Guasu, Monday-mi und Palomares, womit eine wichtige geographische Frage gelöst war, und machte mich am 27. Juni auf den Weg nach Westen, obwohl die Leute nicht müde wurden, mich vor einer solchen Reise ohne landeskundige Begleiter zu warnen. Die Gefahren schreckten mich nicht, aber das Reisen mit einem Packpferde war sehr beschwerlich, besonders weil ich so viele astronomische und meteorologische Instrumente mit mir führte. Indessen — es war nicht anders zu machen, und so ritt ich, wenn auch nicht gerade ganz sorgenlos, so doch muthig darauf los.

Das nächste Ziel sollte die Ortschaft San Joaquin sein, zweiundzwanzig Kilometer westlich von J-hu. Auf halbem Wege liegt das Dörfchen San Antonio, und um dies schneller zu erreichen, bog ich von der Carretenstraße links ab und folgte einem nur von Reitern und Fußgängern benutzten Richtwege, der aber durch so tiefe Felsenschluchten führte, daß ich fast bereute, nicht auf dem Fahrwege geblieben zu sein. Oft mußte ich absteigen, um die Pferde über gefährliche Stellen zu führen, aber ich kam glücklich durch, selbst mein Packgaul stieg stuhlhohe Steinstufen ganz wacker hinunter und gelegentlich auch hinauf. Gleich hinter San Antonio führte der Weg durch einen herrlichen Wald, in dessen großartiger Einsamkeit ich mich anderthalb Stunden an den herrlichen Schlinggewächsen, den zutraulichen Vögeln und dem wohlthuenden Schatten erfreute. Um vier Uhr erreichte ich San Joaquin und fand freundliche Aufnahme im Hause des Gefe politico, der obersten Magistratsperson des Ortes. San Joaquin ist noch unbedeutender als J-hu, aber durch den regen Verkehr mit den in umliegenden Wäldern hausenden Indianern viel interessanter. Etwa 20 Leguas nördlich liegt sogar ein richtiges Indianerdorf mit Götzentempel von ca. 150 Einwohnern, die unter ihrem Kaziken friedlich leben und zuweilen als ganz brauchbare peone, oder Knechte, in den Yerbales arbeiten. Mein freundlicher Wirth, Herr Eugenio Galeano, beschäftigt mehrere von ihnen in seinem 10 Kilometer nördlicher liegenden Rancho, von dem, wie ich zu meiner großen Befriedigung erfuhr, vor etwa Jahresfrist eine neue Reitpicade, fast genau nach Norden reichend, durch den Urwald geschlagen worden sei, die über das Gebirge führend ganz nahe beim Paso real (Hauptpaß) des Rio Capivari auf die große Straße nach Igatimi trifft. Für die Nacht ward ich in dem einer hohen Scheune gleichenden Schulgebäude untergebracht, dessen eine Wand zum Theil eingestürzt war und dem hellen Mondschein freien Zutritt gestattete. Man hatte mir ein Catre (Feldbette) hingestellt, überspannt mit Riemen

aus grünem Rindsleder, in dem es von Wanzen und Flöhen wimmelte, so daß ich oft aufgestört wurde und dann den hundert verschiedenen Stimmen und Stimmchen lauschen konnte, die mein Lager umschwärmten, während ich draußen auf der Wiese des „Marktplatzes" meine Pferde wiehern und die Perlhühner Galeano's schreien hörte. Am andern Morgen war Sonntag, und das ganze Dorf kam gelaufen, um den fremden Doctor mit den wunderlichen Instrumenten zu sehen. Nach einem Blick durch das astronomische Fernrohr wollten sich die Weiber halb todt lachen, weil sie die Kirche und daneben stehende Orangenbäume verkehrt, auf den Kopf gestellt, erblickten. In einem Winkel meines Hauses fand ich auf einer wackeligen Bank viele kleine spanische Schulbücher, von denen die meisten in Leipzig bei Brockhaus gedruckt und verlegt waren. Zum Frühstück ward Suppe mit Fleisch aufgetragen, und als Nachtisch eine birnenförmige Art Apfelsinen — naranja pacová —, die der Dictator Lopez seiner Zeit auf einem in der Nähe gelegenen Landgute angepflanzt hatte. Pacová nennt sich im Guaraní die Banane, und der außerordentlich süße Geschmack dieser Orangen rechtfertigt ihren Namen. Die Lopez'sche Estancia aber, die einst ein botanischer Garten in großem Stile werden sollte, liegt heute zerstört und verlassen in wüster Einöde, die ganze Stätte von wildem Gestrüpp überwuchert, und obwohl man dort noch ganz seltene ausländische Bäume und Pflanzen treffen soll, so kümmert sich doch Niemand mehr darum. Gleich nach Mittag wollte mich Hr. Galeano selber nach seinem Yerba-Etablissement bringen, als noch der Friedensrichter angeritten kam, der auch einmal den Sertanten sehen wollte. Er hatte ein eigenartiges, prächtig mit Silber beschlagenes Sattelzeug, wie man es bei der allgemein herrschenden Armuth im Lande nur noch selten zu sehen bekommt. Alle Riemen waren mit Silbermünzen beheftet und unter den Steigbügeln hingen umgestülpte Silbervasen. Er selber aber sah in seinem graugelben Poncho wie die Andern aus. San Joaquin zählt etwa dreißig Ranchos oder halboffene Hütten, die regellos um den großen Marktplatz herumliegen. All diese Orte, die sich Villa oder Städtchen nennen, können kaum den Vergleich mit einem deutschen Dorfe aushalten. Viele andere bestehen nur aus einem halben Dutzend elender Ranchos, und wieder andere existiren nur noch dem Namen nach, wenn sich an der Stelle, wo vor dem Kriege eine volkreiche Stadt gestanden hatte, ein einsamer bolichero mit seinem dürftigen Kramladen oder das Depot eines Yerba-Unternehmens niedergelassen hat. Erfreut sich ein solches Nest des Besitzes einer Kirche, so nennt es sich Capilla, auch wenn das Gotteshaus schon seit Jahren in Trümmern liegt. Früher fand man noch viele Ruinen ehemals ansehnlicher Ortschaften; heutzutage sind sie meist ganz von dem wuchernden Wald mit seinem üppigen Buschwerk überwachsen. Es liegt eben Vieles in Paraguay als Trümmerhaufen umher.

Ueber die vielen Besuche war es drei Uhr geworden, ehe wir aufbrechen konnten. Frau Eusebia, die Gattin meines Wirthes, wollte uns begleiten, und so sah ich sie geschäftig neben uns ihr Pferd selber satteln und nach Landessitte ohne weitere Hilfe besteigen. Dabei gab sie sich aber ganz das Ansehen einer Dame, trug ein europäisches Kleid und Schuhe, und einen Filzhut mit blauem Schleier. Auch während des Rittes im Walde sprang sie mehrmals ab, um heilkräftige Kräuter zu pflücken, und schien es gar nicht zu erwarten, daß ihr beim Aufsitzen geholfen würde. Es war schon ganz dunkel, als wir um 7 Uhr im Rancho ankamen, wo uns der capataz (Aufseher) und dessen Frau an einem unter dem offenen Wetterdach lodernden Feuer empfingen. Die abgesattelten Pferde ließen wir einfach laufen „sie würden sich schon zu den anderen finden, die jenseits des Baches weideten", meinte der braune Verwalter. Frau Eusebia hatte etwas zu essen mitgebracht, und gleich nach gestilltem Hunger zogen sich meine Wirthe in's Zimmer zurück, ich bettete mich an der Erde in der Nähe des Feuers, und um acht Uhr lag Alles in tiefem Schlaf. Vor Tagesanbruch schon saßen wir wieder beim Mate und Galeano gab seine Befehle, als vier Frauen in Begleitung von drei Knechten ankamen. Sie gehörten zu dem zweiten Rancho meines Wirthes, der im Norden am andern Ende der Picade liegt, und ihnen sollte ich mich anschließen. Die Neuangekommenen setzten sich zu uns und plauderten über meine Reise, wobei wieder die oft gehörte Frage an mich gestellt ward, ob ich gekommen wäre, um Gold zu suchen. Plötzlich gab der capataz ein Zeichen mit der Hand, Alles ward still und wir hörten zarte klagende Töne vom nahen Walde herüberflöten. „Das ist der Jasý-ja-tevé, er belauscht uns! Bleiben Sie ganz ruhig, daß wir ihn hören können." Dann erzählte mir Don Eugenio, daß man einen hier in der Gegend hausenden Indianerstamm so nenne, dessen Leute auffallend hellfarbig und ganz klein von Gestalt seien. Sie könnten sich nach Belieben unsichtbar machen, gingen stets an einem Stocke, mit dessen Verlust sie ihre Riesenkraft einbüßten, wären sehr scheu, aber ganz harmlos. Hier schrieb man also den lieblichen Gesang nicht einem Vogel zu, wie man es in J-hu gethan. Uebrigens habe ich in den verschiedensten Gegenden Paraguays von dem räthselhaften Jasý-ja-tevé reden und ihn meistens als einen zwerghaften Indianer bezeichnen hören. Gegen Abend gingen wir nach einem großen Sumpfe auf die Jagd und erlegten an einem bekannten Wechsel einen jungen Tapir (mborevi), dessen Fleisch, sehr stark gewürzt, recht gut schmeckte. Am 30. Juni kehrte Galeano mit seiner Frau nach St. Joaquin zurück, ich blieb mit meinen zukünftigen Reisegefährten noch einen Tag im „puesto", machte astronomische Ortsbestimmungen und wusch in dem flachen sandigen Bache meine Wäsche, die Pferde und mich selber.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechung.

— Einsame Wege (Verfasser: Kirchenrath D. Rocholl). 2. erweiterte Aufl. 458 S. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (G. Böhme) 1898. 5 *M*, eleg. geb. 6 *M* — Desgl. Einsame Wege (Neue Folge), von demselben Verfasser und Verleger, 452 S. 5 *M*, eleg. geb. 6 *M* — Vorstehende zwei Bände bilden die Lebensbeschreibung eines bejahrten, bedeutenden evangelisch-lutherischen Theologen und Geistlichen der Gegenwart, von ihm selbst verfaßt. Vor einiger Zeit hatte Recensent eine andere Selbstbiographie eines greisen, ebenfalls sehr bekannten angesehenen Geistlichen der evangelischen Union (Hofprediger D. B. Rogge) unter dem Titel: „Aus sieben Jahrzehnten" zu besprechen. Welch ein Unterschied zwischen beiden Männern! Hier ein begeisterter Vertreter der evangelischen Union, dort ein standhafter Kämpfer für das (sogar freikirchliche) Lutherthum, hier ein Mann des Hofes, dort ein selbständiger, um die Gunst der Mächtigen, um Carrière sich nicht kümmernder, durch „dick und dünn" seine Grundsätze verfolgender Charakter! Und die Biographien selbst! Bei Rogge eine wirklich fortlaufende, geschlossene Erzählung seines interessanten Lebens, bei Rocholl dagegen finden wir die einzelnen Phasen seines ebenfalls hochinteressanten Lebens fast zusammenhangslos, wie lose Blätter, wie Mosaiksteine aneinander gefügt. Man muß sich in vielen Capiteln fragen: „Wo stehe ich eigentlich?" Das ist gewiß ein Mangel der Composition, der in der großen Arbeitslast des Verfassers begründet ist, wenn nicht ein Mangel an Compositionsgabe überhaupt. Aber er wird reichlich aufgewogen durch die feine, geistvolle Detailmalerei. Der Verf. erweist sich als eine ebenso geistreiche wie tiefpoetische Seele, die in epischer Breite Natur wie Menschenleben zu schildern weiß. Welche Fülle seiner Reisebeobachtungen, welche Menge lehrreicher Bemerkungen über alle möglichen Gebiete, Weltgeschichte, Kirchengeschichte, Kirche, z. B. über die Wichtigkeit des darstellenden Handelns bei der Abendmahlsfeier (S. 28), über die Bedeutung der Concordienformel (S. 448) u. s. w. Wenn aber Rocholl die Freikirche als die Idealform der evangelisch-lutherischen Kirche auffaßt, so geht er darin zu weit. Die Kirche ist nicht nur individuell aufzufassen, sondern auch als eine große sociale Gemeinschaft, die zu dem Staate in Beziehungen stehen muß. Herzstärkend ist, was Rocholl über die Treue gegenüber dem evangelisch-lutherischen Bekenntnisse sagt, jedoch wird nur der ein tieferes Verständniß für das Ringen seiner Seele, die sich vom völligen Unglauben in der Jugend bis zum festen bekenntnißgemäßen Glauben hindurchgekämpft hat, haben, der selbst in diesem steht. Der Titel „Einsame Wege" ist durch den inneren Entwickelungsgang des Verf. vollständig gerechtfertigt. Die einzelnen Gedanken hängen oft nur lose zusammen, der Stil ist daher manchmal abrupt. Im Ganzen sind die vorliegenden beiden Bände Theologen wie gebildeten Gemeindegliedern warm zu empfehlen, sie unterhalten, belehren, regen an und erbauen zugleich.

R. W.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 81. Donnerstag, den 14. Juli, Abends. 1898.

Rennsteige und Rainwege in Sachsen.

Von Baurath Wiechel.

Wer kennt ihn nicht, den Thüringer Rennsteig, der auf dem Kamme des Thüringer Waldes hinläuft, der Gegenstand wissenschaftlicher und dichterischer Behandlung geworden ist und noch immer das Interesse der Thüringer auf sich zieht, wie eine Anfrage beweist, die der Verein für Meiningische Geschichte an den Sächsischen Verein für Alterthumskunde gerichtet hat über das Vorkommen von Wegen mit dem Namen Rennsteig in Sachsen, eine Anfrage, die in der Vereinssitzung vom 4. Januar d. J. ablehnend beantwortet werden mußte, da Sammlungen und Bearbeitungen von Wegnamen in Sachsen leider noch nicht vorliegen. Bei gelegentlichen Untersuchungen über die ältesten Wege in Sachsen sind mir nun ein paar einschlägige Beispiele aufgestoßen, deren Mittheilung nicht ohne Interesse sein dürfte. Als Hauptquelle diente mir die Landesaufnahme des kursächsischen Ingenieurcorps aus der Zeit nach 1780, in Kupferstich veröffentlicht unter Oberstlieutenant Oberreit nach 1840.

Die Bezeichnung „lange Rainsteig“ kommt auf der Höhe nächst Sadisdorf unweit der alten, jetzt verschwundenen Kahlen-Höhen-Kirche vor. Die Verlängerung des Wegstückes führt als „Kohlweg“ durch das Pöbelthal über Bärenfels, Schellerhau, umgeht den Kahlberg südlich, hält sich nun auf dem Gebirgskamm und erreicht über Hinter- und Vorder-Zinnwald die alte Graupener Straße am Mückenthürmchen. In der entgegengesetzten Richtung spaltet sich der lange Rainsteig bei der Kahlen-Höhen-Kirche in einen unter dem Namen „Fürstenweg“, d. i. Weg auf dem Bergfirsten, im Bogen über Reichstädt nach Dippoldiswalde führenden Zweig und in einen, das Thal der wilden Weißeritz neben dem Burgberge querenden Arm, der über Pretzschendorf als „Bergstraße“, sodann als „Geiersweg“ am Geiersberge vorbei durch Oberbobritzsch nach Freiberg führt. Die angedeutete Wegrichtung bildet die geradeste Verbindung zwischen dem alten Paß am Mückenthürmchen und Freiberg. Eine Variante zu diesem Wege zieht durch Altenberg, kreuzt den erstgenannten Weg westlich des Kahlen Berges, läuft unter dem Namen „Fürstenweg jetzt (d. i. 1780) Zinnstraße“ durch Ammelsdorf, Hartmannsdorf und als „Zinnstraße“ nach Freiberg. Beide auf dem Bergrücken hinlaufende Wege dürften mit dem Aufblühen Freibergs aufgekommen sein, anscheinend schon vor der Zinnausbeute in Altenberg, wie aus dem älteren Namen Fürstenweg für die Zinnstraße zu schließen ist. — Ein Seitenstück bietet der „Reinweg“ westlich Mulda im Zuge des zunächst auf Bergrücken hinlaufenden Weges Freiberg—Weißenborn—Lichtenberg—Rechenberg. Wie der vorige, trägt auch dieser anscheinend sehr alte Weg zugleich die Bezeichnung „Köhlerweg“. — In Verbindung mit der Wurzel renn kommt der seltene Localname „Renn-Pläne“ nordwestlich Gottleuba vor und zwar an der Stelle, wo sich der von Dohna und Pirna über Zehista, an dem Jagdsteine vorbei unter dem Namen „Königsweg“ herkommende, ohne Zweifel sehr alte Weg in zwei Wegarme von anerkannt hohem Alter gabelt. Der westliche Zweig läuft als „alter Königsweg“ und weiterhin als „alte Straße nach Teplitz“ über Breitenau, der östliche quert bei Gottleuba das Thal und zieht über Oelsa und Schönwald. Beide Aeste vereinigen sich auf dem Gebirgskamm dicht nördlich Ebersdorf, um sich hier in die drei alten Abstiegrouten über das Mückenthürmchen, den Geiersberg und den sog. Schauplatz (mit Kulmer Kapelle) zu gabeln. Fügen wir hinzu, daß von Gottleuba noch eine weitere, sehr alte Straße abzweigt und über Cratza, Peterswald nach dem Nollendorfer Uebergangspunkte führt, so wird die Bedeutung der Lage der „Renn-Pläne“ als Ausgangspunkt aller ältesten Kammübergänge dieser Gegend augenfällig.

Wir kommen nun zu dem, den Namen „Rennsteig“ selbst tragenden Weg, der von Bühlau bei Quohren ausgeht, sich sorgfältig auf der Wasserscheide zwischen Elbe und Oberlauf der Prießnitz hält, auf diese Weise die Haide durchquert, die Prießnitz auf der Kuttenbrücke übersetzt, am Schänkhübel vorbeiläuft, unter dem Namen „Rennsteg oder der lange Weg“ den Heller kreuzt, um im Dorfe Radebeul wenigstens als bezeichneter Waldweg zu enden. Der Eintrittspunkt in die Haide hat eine bemerkenswerthe Lage; denn nach Quohren-Bühlau liefen die ältesten Wege von Bautzen, Stolpen und Hohnstein. Ebenso schloß sich an Radebeul-Serkowitz die älteste rechtselbische Straße nach Nordwest an. Man wird hierdurch auf den Gedanken geführt, im Rennsteig ein in der Haide wohlerhaltenes Glied einer uralten rechtseitigen Parallelstraße zur Elbe zu sehen, die aus Böhmen, das unwegsame Sandsteingebiet umgehend, durch den alten Paß am Tollenstein über Schönlinde, Hemmhübel, Thomasdörfel und entweder über Sebnitz, Neustadt, Stolpen oder über Hohnstein zog, um über einen Punkt dicht südlich des Rossendorfer Ritterguts die südlich Weißig gelegenen Höhen und damit Quohren und Bühlau zu erreichen. Daß der Rennsteig sich auch nordwestlich hinter Serkowitz fortgesetzt hat, ist nicht nur aus dem Zuge der Wege zu vermuthen, sondern findet eine bemerkenswerthe Stütze in dem Umstande, daß das Wegzeichen des Rennsteigs, ein Z, an einem in der Verlängerung des Rennsteiges gelegenen Waldwege am Rande des Friedewaldes zwischen Coswig und Weinböhla wiederkehrt. Es kann hier kaum ein Zufall obwalten, wenn auch der Name Rennsteig hier nicht in der Karte notirt ist. Der fragliche Weg trägt den Namen „alte Straße von Mühlberg“ und findet seine Fortsetzung über Niederau, Gröbern, Okrilla, Kmehlen, entsendet von hier auf der Wasserscheide einen Zweig nach Großenhain und zieht weiter nach Nordwesten. — Der im Vorstehenden bezeichnete rechtselbische Weg ist nach den Bedürfnissen des frühesten Mittelalters, wo es angängig ist, auf den Höhenrücken und Wasserscheiden geführt und dem Terrain trefflich angepaßt. Auf die bebauten Thalniederungen, auf die seit dem zehnten Jahrhundert entstehenden einflußreichen befestigten Orte, wie Meißen, Pirna, Dresden, nimmt der Rennsteig keine Rücksicht. Dabei ist aber eine absichtliche Umgehung dieser Orte, wie sie z. B. bei dem jüngeren Bischofsweg und Zelle'schen Weg bezüglich Dresdens stattfindet, nicht erkennbar. In dieser Hinsicht ähnelt unser Rennsteig seinem Thüringer Seitenstück, wenn auch letzterer in noch ausgesprochenerer Weise den Charakter als Grenzweg trägt, während in unserem Falle eine alte Stammesgrenze nicht an dem Rennsteig, sondern weiter östlich an der Pulsnitz angenommen wird. — Zur weiteren Charakterisirung des Rennsteigs ist hinzuzufügen, daß ein zweiter Weg nahezu parallel durch die Haide führt, der auch ein ähnliches Zeichen, ein durchstrichenes Z aufweist. Der Weg geht etwa von der Stelle, wo später der „Weiße Hirsch“ erbaut wurde, aus und läuft unter dem Namen „Diebsweg“ bis in die Nähe des Saugartens, wo er den Rennsteig berührt, sich aber von hier am schwarzen Kreuz vorbei, über die Küchenbrücke an dem oberen Rand der Trachenberge hinzieht, sich beim „Wilden Mann“ nochmals mit dem Rennsteig berührt und neben diesem das Dorf Radebeul erreicht. Noch ein dritter, vom „Weißen Adler“ ausgehender, jedenfalls jüngerer Waldweg trägt das durchstrichene Z als Wegzeichen. Der Name Diebsweg, den die Variante des Rennsteiges in der Haide führt, begegnet uns noch einmal in der vermutheten Verlängerung des Rennsteiges über Kmehlen, Goltzsche, Nünchritz, Langenberg, Zeithain, und zwar von da ab, wo dieser Weg „an der Pfaffen Ecke“ in die Gohrischer Haide eintritt, in der Form

„*Herrenweg oder Diebsweg*". Im weiteren Verlauf zieht dieser Weg bei dem Vorwerke Neue Sorge und dem „Norddickicht" vorbei nach der jetzigen Landesgrenze. Daß die bezeichnete rechtselbische Straße uralt sein dürfte (wenn auch nicht ihr dermaliger Zielpunkt Mühlberg), wird dadurch unterstützt, daß von ihr eine Reihe nach mittelalterlichen Grundsätzen tracirte, also das Alluvium thunlichst vermeidende Seitenwege nach den ältesten Elbübergängen bei Zadel, Seußlitz, Merschwitz, Gröba und Strehla abzweigen.

Ein zweiter Rennsteig findet sich unter dem Namen „*Der Rennsteig-Weg*" als geradlinige Schneuße mitten durch den Harthwald bei Zwenkau. Parallel zu diesem Wege laufen noch eine Anzahl Schneußen in gleich großen Abständen durch den Wald, eine Waldeintheilung, die bekanntlich der neueren Zeit angehört. Trotzdem dürfte der „Rennsteig" aus alter Zeit stammen, wie der Zusatz „Weg" erkennen läßt, der wahrscheinlich dem alten, nahezu in gerader Richtung mitten durch den Wald ziehenden Rennsteig hinzugefügt wurde, als derselbe später in eine Schneuße verwandelt und als Basis der neuen Waldeintheilung benutzt wurde. Dieser Rennsteig scheint weder eine Grenze zu bezeichnen, noch einer durchlaufenden, in ältester Zeit wichtigen Hauptrichtung zu entsprechen; dagegen dürfte er zur Umgehung des alten Ueberganges über die Elsteraue von Zwenkau (und des wahrscheinlich noch älteren von Budigaß) nach Eythra gedient haben. In der That trägt ein Waldort zwischen der Budigasser Mark und dem Rennsteig den Namen „Diebsgrund". Immerhin würde sich auch dieser Rennsteig den alten Straßenzügen Zwenkau—Pulgar—Borna (Salzstraße) und Budigaß—Pulgar (Heerstraße) als dritter Zweig Prödel—Zeschwitz—Pulgar recht gut anfügen und infolge dessen auch als alter Verkehrsweg aufgefaßt werden können. Endlich kommt noch der Localname „*die Rennewiese*" dicht am rechten Muldenufer gegenüber Püchau vor. Eilenburg, Püchau (Bichen) und Wurzen werden seit ältester Zeit meist gemeinschaftlich als Stadt- und Burgwarte genannt. Ohne Zweifel hing deren Anlage mit der Deckung von Muldenübergängen zusammen, die sich allerdings nur in Eilenburg und Wurzen erhalten und entwickelt haben. Wahrscheinlich hat der zwischen den beiden günstigeren Stellen gelegene alte Uebergang bei Püchau schon früh an Bedeutung verloren und ist sodann mangels der wegen der Muldenhochwasser unausgesetzt nöthigen Pflege ganz eingegangen. Bemerkenswerth ist, daß die alte Halle'sche Salzstraße sich über Cleetzen, Limehna, Wöllmen *gerade auf Püchau* hinzieht, und hier recht unmotivirt winkelrecht nach Süden abbiegt, um den Wurzener Uebergang zu erreichen. Auch ein zweiter alter Parallelweg zur Salzstraße „der Karn-Weg" oder „Töpfer Weg" zieht sich über Klein-Podelwitz, Hohenhaida, Pönitz, Mark Peßwitz ebenfalls nach Püchau, gabelt sich andererseits aber auch durch Entsendung des Zweiges Mark Peßwitz—Lübschütz nach dem Uebergang bei Wurzen. In gleicher Weise stehen die genannten beiden alten Wege natürlich auch mit dem Eilenburger Uebergange in Verbindung. Der vermuthete Muldenübergang Püchau-Rennewiese würde weiterhin nach Nischwitz geführt haben, von wo sich noch jetzt „der Rasen-Weg" in nahezu östlicher Richtung anschließt und somit folgerichtig als liegen gebliebener Theil der ältesten, in fast gerader west-östlicher Richtung verlaufenden Salzstraße jenseits des Püchauer Muldenüberganges anzusehen sein würde. Daß verlassene alte Wege, deren Einaderung rechtliche oder landwirthschaftliche Umstände entgegenstehen, den Charakter der Trift annehmen, deshalb auch „Rasenwege" benannt werden, erscheint nicht unwahrscheinlich; der letztere Name kommt öfter vor.

Was nun die Bedeutung der Namen betrifft, so scheinen die beiden ersten Beispiele, der „lange Rainsteig" und der „Reinweg", welche wahrscheinlich erst mit dem Freiberger Bergbau aufkamen, auf Rain hinzuweisen. Es wird sich jedenfalls bestätigen, daß diese Wege mit den Flurgrenzen der längs der Thalsohlen angebauten Dörfer zusammenfallen werden, da man diese Grenzen zunächst auf den Bergrücken suchen muß, wo der Feldbau von den Nachbarthälern aus zusammenstößt. Die ihrer Richtung und Lage nach *weit älteren Wegstellen*, die den Namen „Rennsteig" und „Renn-Pläne" tragen, verrathen jedoch keinerlei Beziehungen zum Begriff Rain, Grenze. Hier dürfte althochdeutsch rennan, d. i. rennen machen, jagen, treiben, oder altsächsisch rennian, d. i. zusammenlaufen in Frage kommen. Rennsteig wäre hiernach begriffsverwandt mit Jagdweg, Treibweg. Die nahen Beziehungen zwischen Rennsteig und Diebsweg führen auf eine weitere Namendeutung, vorausgesetzt, daß man in der That altnordisch raena, d. i. berauben, althochdeutsch rânen, einen Raubanschlag ausführen, mit dem Warte Rennsteig in Verbindung bringen kann. Gegen die Vermuthung spricht wenigstens für den Thüringer Rennsteig dessen älteste Schreibweise: Rinnestieg. Dagegen begegnen uns Namen, die sich auf Raub beziehen, allenthalben bei den ältesten Wegzügen. So findet sich an charakteristischen Stellen der ältesten Straßen nicht selten der Localname „Zugmantel", „Zickmantel", dessen Deutung auf Räuber, die den Mantelsack vom Pferde ziehen, nahe genug liegt. Von den alten, auf Rücken durchlaufenden Wegen wohl zu unterscheiden sind kürzere, sichtlich zur Umgehung eines Ortes bestimmte Diebssteige, die ähnlich tracirt sind, wie die aus dem Pestjahre 1680 bezeugten, hier und da noch erhaltenen Pestilenzwege, welche den Verkehr um verseuchte Orte herumzuführen hatten. Ein Umgehungsweg bei Kamenz heißt „Räuberstraße", während Diebssteige noch vorkommen bei Grimma, Großenhain, am Cottaer Spitzberge und in größerer Ausdehnung zwischen Grottau und Friedland, wo neben einem Diebssteig sogar noch eine Diebsstraße hinläuft, die den Charakter eines selbständigen alten Weges, wie der Diebssteig in der Dresdener Haide, hat. Uebrigens trägt auch der Thüringer Rennsteig in seiner Verlängerung nordwestlich des Inselsberges die Namen Zigeunersteig und Diebssteig. — Ein weiteres, besonders interessantes Beispiel liefert die in ihrer rechtlichen Stellung neuerdings vielumstrittene Pflockenstraße von Chemnitz bis zum Zschockenberge nördlich Hartenstein, eine reine Rückenstraße, ebenso wie die vom Zschockenberge nach Zwickau, Glauchau, Hartenstein, Lößnitz ausstrahlenden übrigen alterthümlichen Rückenstraßen, in denen die ältesten dortigen Wegeverbindungen erhalten zu sein scheinen. Die abkürzende, directe hohe und Heerstraße Chemnitz — Lichtenstein — Zwickau scheint sich erst später mit dem Aufkommen Lichtensteins, das 1212 erwähnt wird, entwickelt zu haben. Der Name Pflockenstraße ist noch unerklärt geblieben; es dürfte aber auch hier die ungünstige Nebenbedeutung Diebsstraße vorliegen, wenn man bedenkt, daß altnordisch plokka (deutsch *pflücken*) entreißen, rauben, rupfen bedeutet, ein Ausdruck, der dem *bereits* erwähnten Zickmantel bestens entspricht. — Daß Wege *in ältester* Zeit von Anfang an den Namen Diebssteige u. s. w. geführt haben sollten, ist kaum anzunehmen. Der Vorgang dürfte so zu erklären sein, daß die ursprünglichen, auf den Rücken und Wasserscheiden hinlaufenden Wegrichtungen mit dem Aufkommen einflußreicher befestigter größerer Orte an den Flußufern und in den Thalsohlen, was in Sachsen etwa seit 1000 stattfand, auf großen Strecken verlassen wurden, dadurch auf diesen Abschnitten verödeten, ohne Schutz blieben, aber doch ihren praktischen Werth als durchlaufende, wegen der Höhenlagen stets leicht gangbare Richtungen beibehielten, einen Werth, den besonders lichtscheue, die Centralpunkte meidende Wanderer und Zigeuner zu schätzen gewußt haben. Aui diese Weise sind viele der altehrwürdigen Wege, die allem Anschein nach zu den ältesten Culturspuren frühester Zeit gehören, vielleicht sogar, was man aus ihrer Lage schließen möchte, aus einer Zeit, in welcher der Uebergang der Bewohnerschaft von Viehzucht zum Ackerbau noch nicht erfolgt war, herstammen, in den heutigen übeln Ruf gekommen.

Der Böhmerwaldler.

Von Joh. Peter. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Der Beschäftigung und der wohnörtlichen Lage nach unterscheidet man im Böhmerwalde Waldbauern und Feldbauern. Der Waldbauer ist der ureigentliche Sohn des Hochwaldes, das wahre Kind der Berge. Der Hochwald ist seine Heimstätte, sein Freudenpalast, sein Gotteshaus und sein Ruhethal. Dort lebt er, unbekümmert um Kunst und Wissenschaft, um Politik und die brennenden Fragen des Tages, wohlgemuth unter seines gleichen und singt aus froher Seele mit den Vögeln des Waldes sein Morgen- und Abendlied, sein Leid und seine Freude. Die Alles umgestaltende Cultur ist ihm bis heute noch größtentheils fern geblieben; in die düsteren Tannenforste, in das Bereich himmelanstrebender Berge und gähnender Fels- und Waldschluchten hat sie ihren beflügelten Fuß noch selten gesetzt, an des Waldbauers Hütte hat sie noch nicht so oft geklopft — und so

lebt dieser ein Leben reinster Natürlichkeit. Er ist ein echtes Kind des Waldes, ein getreues Abbild seiner Väter. Wie ihn die Natur in das Bereich ihrer Schöpfung hingestellt, so steht er noch heutzutage da, und was er von seinen Vätern durch mündliche Ueberlieferung geerbt, das befolgt er noch heute getreulich und mit Consequenz. Das Bischen Volksbildung hat an seinem steifen, altmodischen Wesen nur wenig umgemodelt, und wenn er es auch gerne sieht, daß seine Kinder lesen, schreiben und rechnen lernen und er sie deshalb auch fleißig in die Schule schickt, so ist er doch auf die „g'schtudierten Leut'“ nicht gut zu sprechen, weil sie fortwährend „etwas Neues aufbringen“ und den — Bauer verspotten. Sein Aeußeres ist ganz und gar seinem Bildungsgrade und seiner Natur angemessen. Der Waldbauer kennt nur zwei Gewänder: das „Wer'tag'wond“ und das „Feitag'wond“. Letzteres besteht zur Sommerszeit aus einer rohleinenen „Pfoad“ (Hemd), aus einer blauleinenen Hose, aus einem „Leibl“ und nur selten aus einem kurzen altmodischen Rock „Schoick“ genannt. Diesen trägt er nur an kühlen Tagen, während er sonst den größten Theil des Sommers in Hemdärmeln herumgeht. Ebenso sehr ist er an das Entbehren von Schuhen und Kopfbedeckung gewöhnt. Die Fußbekleidung besteht fast ausschließlich in Holzschuhen, einem im Böhmerwald allenthalben bekannten Producte der Holzindustrie, die von den Holzschuhmachern um geringen Preis verfertigt und sowohl ins Inland als auch ins Ausland verfrachtet werden. Es giebt Waldbauern, die an ihre Holzschuhe so sehr gewöhnt sind, daß sie dieselben nicht einmal an Sonn- und Feiertagen ablegen, an welchen Tagen doch fast Jedermann Lederschuhe trägt. Diese müssen jedoch „geschont“ werden, weil sie „theuer“ sind und leicht zerreißen und weil man ja bekanntlich das Geld nicht zum „Außiwerfen“ hat. Deshalb trägt man Lederschuhe nur beim Kirchgang und Nachmittags vertauscht man sie mit Pantoffeln, weil dieselben zum „Häusergehen“ auch gut genug sind. Ein wichtiges Kleidungsstück ist endlich dem Waldbauer das „Halstüchl“, an dessen Beibehaltung er zähe hängt. Es ist weiß oder roth und wird so gebunden, daß der „Knopf“ genau in der Mitte des Halses ist, was bei dem Waldbauer für schön und nobel gilt. — Die Winterkleidung des Böhmerwaldlers unterscheidet sich hinsichtlich der Stärke der Stoffe nur wenig von der Sommerkleidung. Der Waldler ist Alles gewohnt, er ist kein Baumzapfen, wie er selbst zu sagen pflegt, wenn es gilt, seinen Muth und seine Abhärtung zu beweisen. Uebrigens ist der Winter im Walde nicht so froststreich wie im Flachlande. Da trägt nun der Waldbauer das Tscherkagewand, das mitunter derart geflickt ist, daß fast ein Fleck den anderen hält. Die Hose wird unten bei den Fußknöcheln mit Spagat zusammengebunden und darüber zieht man die langen Winterstrümpfe an. Weil der Bauer zur Winterszeit größtentheils im Walde beschäftigt ist, im Walde aber tiefer Schnee liegt und keine Bahnen sind, so bedient er sich während dieser Zeit der sogenannten Schnürschuhe, großer, dicksohliger, bezungter Lederschuhe, die man mit Riemen zusammenschnürt. Damit diese Schuhe recht lange aushalten, werden die Sohlen mit starken Eisennägeln beschlagen. Der Hals wird durch einen bunten Shawl, den sich der Waldbauer schon am „Martinimarkt“ für den Winter gekauft, geschützt, und als Kopfbedeckung dient die sogenannte „Pudelhaube“, die über die Ohren herabziehbar ist. Was des Waldbauers Persönlichkeit anbelangt, so ist dieselbe trotz des im Böhmerwalde vorkommenden schönen Menschenschlags weniger gewinnend. Seine Statur ist mittelgroß, wiewohl es auch hier und da, besonders gegen Bayern hin, Männer von wahrhaft reckenartigem Aussehen giebt. Körperfülle und Fettleibigkeit sind Seltenheiten. Der Waldbauer scheint im Gegentheile etwas schwächlicher Natur zu sein, aber das ist nur Schein; denn in Wirklichkeit besitzt er eine derartige Muskelkraft, daß er ganz leicht einen sonst starken Baumast entzwei bricht und bei einem „Graff“ oft das „ganze Wirthshaus aushaut“. Das Haar des Waldbauers ist zumeist blond und nur höchst selten gelockt; dasselbe wird jedoch nur selten lang getragen, beinahe jeden Monat wird es geschoren. Die Frisur ist echt bäuerisch: statt hinauf wird das Haar in die Stirn herab gekämmt, und ein großes Gewicht wird darauf gelegt, daß die Schläfe von den „Schoiteln“, glatt an dieselben gekämmten Haaren, bedeckt werden. Das Gesicht des Waldbauers ist mit lebensfrischem Roth übergossen. Die Augen sind zumeist wasserblau, Kinn, Wange und Kehle umschließt der üppig wuchernde Bart, auf den der Böhmerwaldler große Stücke hält; deshalb wird derselbe auch besonders gepflegt. Alle Sonntage rasirt sich der Waldbauer und wäscht seinen Oberkörper Winter wie Sommer draußen beim rauschenden Wassergrand.

Der erste Erzieher des Waldbauers ist die Natur. Schon in seiner Kindheit hat er Gelegenheit, das großartige Walten des Waldes, das Ineinanderweben, die Wechselwirkung und den harmonischen Gleichklang der Naturkräfte zu beobachten und zu bewundern. Die Natur ist ihm Sinnbild seines eigenen Lebens, ist ihm Vermittlerin eines höchsten Wesens, ist seine Freundin, seine Lehrmeisterin. Der Frühling bringt in die Bergwälder frisches Grün und schwellende Knospen — ein Bild des Werdens. Der Sommer entfaltet des Lenzes Keime zur vollsten Ueppigkeit und Reife — ein Bild der Vollendung. Jetzt kommt der Herbst mit seiner wehmüthigen Ruhe in die Wälder; die Blätter werden welk und fallen ab, die Vögel ziehen südwärts und leise träumen Wald und Au — ein Bild des Vergehens. Da naht endlich der eisige Winter und breitet über die erstorbene Erde das weiße Leichentuch — ein Bild des kommenden Todesschlafes. So wirken die vier Jahreszeiten sinnbildlich auf des Waldlers Gemüth und regen ihn frühzeitig an zur Betrachtung über den Zusammenhang dieser Erscheinungen. Und diese Betrachtung führt seinen Geist zu Gott, dem Schöpfer alles Dessen, was der Waldler vor und um sich sieht. So gehen auch die großartigen Naturerscheinungen nicht spurlos an seiner Seele vorüber. So erkennt er in der Majestät des Gewitters und im Brausen des Sturmwindes den Zorn und die Größe Gottes; im Regenbogen bewundert er der Allmacht, Güte und Barmherzigkeit; im goldblinkenden Maiensonnenschein und mildträufelnden Sommerregen erkennt er des Schöpfers Fürsorge und im Weben des Hochwaldes der Unendlichkeit ewig wirkende Allmacht und Regierung. Deshalb sind die Waldler religiös im wahren Sinne des Wortes, die mit kindlichem Eifer und naivem Glauben an den Lehren der Kirche hangen und dieselben gewissenhaft und mit hingebender Selbstaufopferung befolgen. Der Pfarrer steht bei ihnen in hoher Achtung. Geht der Waldbauer an einem Kreuz- oder Marienbild vorüber, so zieht er andächtig den Hut, bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuze und spricht seinen christlichen Spruch. Am Sonntage fehlt er auch sicher nicht in der Kirche und andächtig lauscht er den Worten des Predigers und singt zu den Orgelklängen das Meßlied. Drei- und viermal pilgert er im Jahre nach den umliegenden Wallfahrtsorten und selbst nach dem heiligen Berg lenkt er seine Schritte, um dort vermittelst übernatürlicher Hilfe das zu erlangen, was er auf natürlichem Wege nicht zu erreichen im Stande ist. Gerne betheiligt er sich an Processionen; singend und betend durchzieht er die Fluren und ruft die Allmacht an, seine Felder und Feldfrüchte vor Hagelschlag, Ueberschwemmung u. dgl. m. zu schonen. Dieser Gottesliebe entspricht auch seine Nächstenliebe. Es gehört zu den Seltenheiten, wenn sich zwei Waldbauern vor Gericht herumschlagen. Prozesse und Grenzstreitigkeiten kennt der Böhmerwaldler nicht. Bettler und Handwerksburschen finden in seinem gastfreundlichen Hause ein schützendes Obdach und Fremden begegnet er mit Zuvorkommenheit und Dienstbereitschaft. Was er sagt, das ist treu und redlich gemeint. Verstellung und Heuchelei sind ihm nicht geläufig, Verleumdung und Ohrenbläserei sind ihm verhaßt. Treue und Gutmüthigkeit sind wesentliche Grundzüge seines Charakters. Auch der Gemüthlichkeit und der fröhlichen Geselligkeit ist er nicht abhold; gerne sitzt er im Dorfkrug unter seinesgleichen und vergnügt sich bei Karten- und Kegelspiel, oder er erzählt vom Napoleon, vom Kaiser Josef II., von den Türkenkriegen, von Robinson u. s. f. Dabei raucht er behaglich seine Pfeife, und wenn ein Anderer eine Räuber- oder Geistergeschichte zum Besten giebt, so lauscht er mit förmlicher Andacht dieser Erzählung und kann sich über diese wunderbaren Begebenheiten nicht genug verwundern. Musik liebt er über Alles. Nur darf sie keine classische sein, denn dafür hat er weder Sinn noch Verständniß. Einen Ländler oder einen Deutschen läßt er sich wohl gefallen und auch den feurigen Hopser verredet er nicht; ja, er läßt sich sogar verleiten, trotz seines vorgerückten Alters zu tanzen, wann Lanner's unsterbliche Walzer oder echte Gebirgsländler erklingen. Da denkt er dann zurück an seine Jugendzeit, als er mit seinem „liab'n Diandl“ so manche Nacht „durchwalzt“ hatte und dabei bemächtigt sich seiner solch eine ausgelassene Lustigkeit, daß er zu singen und zu stampfen beginnt, wie er es einstmals in der rosigen Jugendzeit gethan. — So gemüthlich, aufrichtig und mitleidig der Böhmerwaldler einerseits ist, ebenso jähzornig, händelsüchtig und rauflustig geberdet er sich andererseits, wenn er gereizt wird. Er bleibt zwar lange geduldig, doch wenn es

zu viel wird, dann schlägt er drein, und das versteht er! Hat er zu viel Bier getrunken, was nicht selten der Fall ist, so kann man im Verkehr mit ihm nicht genug vorsichtig sein, um ihn nicht aufzubringen, denn da faßt er jedes Wort schief auf und beginnt loszuschlagen, zu raufen. Ob er jetzt mit dem Bierglas oder mit dem scharfen Raufmesser zuschlägt, ist ihm gleichgiltig. Oft endet eine derartige Rauferei mit einem Todtschlag. Trotz alledem ist der Böhmerwaldler in der Regel ein harmloser Mensch, und Sicherheit des Lebens wie des Eigenthums trifft man im Böhmerwald selbst im versteckteften Weiler an, wohin sich nur selten ein menschlicher Fuß verirrt. Wegelagerer, Ueberfälle, Raub und Mord sind in diesem Waldgebirge etwas Unbekanntes, und selbst die größte Armuth bringt es nicht weiter, als höchstens zum Wild- und Holzdiebstahle oder zum Paschen. Der Waldbauer hat einen offenen, geweckten Geist, einen sogenannten guten Menschenverstand und einen gesunden Witz und ist der neuen Volksbildung nicht abgeneigt. Er selbst bedauert lebhaft, daß er in seiner Jugend nicht Gelegenheit hatte, das zu erlernen, was der Jugend heutzutage geboten wird. Deshalb schickt er seine Kinder fleißig in die Schule und achtet den Lehrer hoch. Als Familienvater ist er um das Wohl der Seinen äußerst besorgt und thut für dieselben, was seine Kräfte vermögen. So ist der Waldbauer im Gegensatze zu dem Feldbauer eine kerngesunde Erscheinung, und wir müssen ihm unsere Achtung zollen. Er ist ein Volksoriginal durch und durch, und gerne stimmen wir Riehl's bezeichnenden Worten bei: „Die echten Walddörfler sind der derbe, kräftige Seemannsschlag unter uns Landratten. Die Bewohner der Walddörfer haben fast durchgehends ein ungleich eigeneres geistiges Gepräge, als in den reinen Felddörfern; hier steht meist mehr feister Wohlstand grell neben größerer Entartung der Sitten als dort. Die Walddörfler sind oft sehr arm, aber der mißvergnügte Proletarier haust viel öfter in den Felddörfern. Der Waldbauer ist roher, händelsüchtiger, aber auch lustiger als der Feldbauer; es wird da oft ein genialer Lump aus ihm, wo aus dem schwerfälligen Feldbauer ein herzloser Geizhals geworden wäre. Der Waldbauer singt mit den Vögeln des Waldes noch lange seinen eigenen Sang, wenn dem Felddörfler das Volkslied schon weitab verklungen ist."

Bücherbesprechungen.

— Wie werden wir vor Gott gerecht? Der Galaterbrief St. Pauli, erklärt von P. Heinrich Lenk in Netzschkau. Leipzig, Bernhard Richter. 1898. 181 S. gr. 8. Ladenpreis 2,50 ℳ — Es ist immer erfreulich, wenn man Pastoren fleißig an der Arbeit sieht, der Gemeinde das Wort der heiligen Schrift auszulegen, sonderlich wenn ihre Bemühungen nicht nur aus der kirchlichen Ueberlieferung schöpfen, sondern in bewußter Fühlung mit den Thatsachen der Geschichte stehen. Sie werden dann die rechten Vermittler zwischen Wissenschaft und Gemeindeglauben sein. Deshalb ist auch die vorliegende Schrift eines sächsischen Geistlichen über den Galaterbrief mit Freuden zu begrüßen, umsomehr als ihr Verfasser eine hohe Gabe zu volksthümlicher Unterweisung hat. Leider entspricht jedoch der Erfolg nicht recht seinen Bemühungen, weil er mit seinen wissenschaftlichen Vorstudien sich entschieden zu kurz gefaßt hat. Er weiß ganz gut und betont, daß es sich im Galaterbriefe um das mosaische Gesetz handelt. Aber er hat sich keine deutliche Anschauung von der Bedeutung des mosaischen Gesetzes in den Augen des pharisäischen Judenthums zur Zeit Jesu verschafft. Das ist jedoch für einen Ausleger dieses Briefes nachgerade unerläßlich. Die Folge der Unterlassung ist, daß bei seinen Ausführungen überall der Punkt aufs i, die volle Erkenntniß des großen geschichtlichen Sachverhaltes fehlt. Vgl. z. B. S. 3. Vor einer Neubearbeitung in zweiter Auflage wird also ein eingehendes Studium wenigstens der bez. Werke von Schürer und Weber dem Verfasser zur unumgänglichen Pflicht gemacht werden müssen. Schwierigkeiten der Auslegung wie in 3, 20 müßten dann auch offen bekannt, Verse wie 4, 4 nicht mit Machtsprüchen erledigt werden. Soll die heilige Schrift und Geschichte zu Wort kommen, so muß eben die übliche kirchliche Auffassung sich bescheiden von der ersten in die zweite Reihe zurückziehen.

G. Schnedermann.

— Die Emancipation der Kunst. Drei Briefe an einen Freund. Nebst einer Nachschrift über das Moderne. Von Julius Duboc, Dr. phil. Leipzig, Verlag von Otto Wigand 1898. — Wie Alles, was Julius Duboc schreibt, hat auch diese kleine Schrift Hand und Fuß und enthält eine Menge anregender Gedanken. Die beiden ersten Briefe geben eine Geschichte der deutschen Aesthetik in nuce, wobei auch Schiller als Aesthetiker in erste Linie gestellt wird; im zweiten Briefe werden besonders Schopenhauer und einige neuere Aesthetiker besprochen. Das Resultat faßt der Verfasser dahin zusammen, daß die Uebereinstimmung unter denen, die sich mit dem Gegenstand mehr oder minder eingehend beschäftigt haben, ebenso gering, wie die Stimmzahl groß ist. Und selbst wenn man die Stimmen wägen und nicht zählen wollte, würde sich kein anderes Ergebniß herausstellen, da auch die gewichtigsten Stimmen in wesentlichen Punkten durchaus von einander abweichen. Grundzüge einer eigenen Aesthetik giebt Julius Duboc in seinem dritten Briefe. Die Untersuchungen über das Was und Wie der Kunstschöpfung erweisen sich fruchtbar für eine solche neue Grundlegung. Der Anfang beschäftigt sich mit dem Modernen und knüpft zum Theil an Max Dessoir's Aufsatz: „Das Kunstgefühl der Gegenwart" an. Auch hier finden sich manche beachtenswerthe Gesichtspunkte. Er stimmt der Ansicht Dessoir's zu, daß der Naturalismus nichts bedeute als Auflehnung gegen absterbende Anschauungen und Formen; er warnt vor der Tendenz, zu welcher auch Dessoir neigt, den Charakter, das Moderne in den Gegensatz zu verlegen, da wird sich sehr leicht und unwillkürlich eine Geneigtheit dazu gesellen, dieses Frühere in seiner Eigenart herabzumindern, da der Gegensatz dazu dann viel leichter als ein Vorzügliches, Unvergleichliches, absolut Neues erscheint. Duboc kennzeichnet noch einige Auswüchse des Modernen und sagt am Schluß, es komme bei allem Sieben und Sichten des sogenannten Modernen nicht viel heraus, da immer ein Bodensatz verbleibe. „Erst dann, wenn die von mir aufgezählten Momente der Beeinflussung des Modernen ihre Rolle ausgespielt haben werden, erst dann wird sich feststellen lassen, welche positiven Errungenschaften in der Richtung der Erhöhung und Erweiterung der ursprünglichen Menschennatur für die neuere Zeit durch das Moderne, welches dann nicht mehr modern sein wird, zu verzeichnen sein werden." R. v. G.

— Mißbrauchte Frauenkraft von Ellen Key. München 1898. Verlag von Albert Langen. — Die aus dem Schwedischen übersetzte Broschüre tritt mit gutem Verstand und eindrucksvoller Entschiedenheit derjenigen Frauen-Emancipation gegenüber, welche nicht die gleichwerthige Eigenart der Frau betont, sondern die beiden Geschlechter einfach gleichstellt und deshalb gleich behandeln will. Wir stimmen der wohlbelesenen Verfasserin darin zu, daß nicht derjenige den Frauen gerecht wird, der sie als Männer behandelt, sondern nur derjenige, welcher gerade das Weibliche erkennt und ehrt. hg.

— Die Entwickelung des Armenwesens in England seit dem Jahre 1895. Von Dr. P. Aschrott. Leipzig 1898 bei Duncker & Humblot. — Es ist für die englische Wissenschaft, insbesondere die juristische, kennzeichnend, daß die besten systematischen Darstellungen nicht selten von Deutschen herrühren. In der vorliegenden Broschüre begrüßen wir mit Freuden eine für das Fach sehr willkommene Ergänzung des 1896 erschienenen trefflichen Werkes desselben Verfassers über das englische Armenwesen. hg.

— Militärärztlicher Dienstunterricht für einjährig-freiwillige Aerzte und Unterärzte sowie für Sanitätsofficiere des Beurlaubtenstandes. Bearbeitet von Dr. Kowalk, Oberstabsarzt und Regimentsarzt des Feldartillerie-Regiments General-Feldzeugmeister (2. Brandenburgischen) Nr. 18. Vierte vermehrte Auflage. Berlin 1898. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, königl. Hofbuchhandlung. — Nach zwei Jahren schon hat Kowalk eine neue Auflage (vierte) seines vortrefflichen Instructionsbuches erscheinen lassen, hauptsächlich wohl bedingt durch die Veränderungen in der Organisation des Sanitätscorps, welche eine vollständige Umarbeitung und Erweiterung der betreffenden Abschnitte nothwendig machten. In der neuen Auflage hat Verfasser auch die Sonderbestimmungen für das (XII.) königl. sächsische und das (XIII.) königl. württembergische Armeecorps berichtigt, bezw. vervollständigt, so daß das Werk nunmehr für alle deutschen Sanitätsofficiere werthvoll ist. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 82. Sonnabend, den 16. Juli, Abends. 1898.

Johann Jakob Bodmer.

Zur Wiederkehr seines 200jährigen Geburtstages 1698 — 19. Juli — 1898.

Von Bernhard Rost.

Der Zustand unserer Sprache und Literatur war im Anfange und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr unerfreulich. Der Einfluß Frankreichs auf die deutschen Höfe hatte der französischen Sprache ein großes Uebergewicht in der vornehmen Welt gegeben. Wenn unsere Literatur aus diesen Fesseln des französischen Geschmacks allmälig frei und ihrer wahren Aufgabe sich bewußt wurde, so ist dies den Einwirkungen der Engländer zu danken, die in ihrem ganzen Wesen uns verwandt sind. Die Locke'sche Philosophie und die Anfänge des Freidenkerthums, des sogenannten Deismus, schlugen unter Mitwirkung der Wolf'schen Philosophie immer tiefere Wurzeln unter den Gebildeten. Von größtem Segen war in damaliger Zeit das Bekanntwerden der in England seit 1709 in Aufnahme gekommenen moralischen Wochenschriften [1]), welche, weil sie ziemlich alle Fragen der sittlichen Welt in kleinen, höchst anregend, ja classisch geschriebenen Aufsätzen behandelten, auf den gesammten sittlichen und geistigen Zustand Englands den tiefgreifendsten Einfluß gewannen. Diese englischen moralischen Wochenblätter wurden nun auch in deutscher Zunge nachgeahmt. Wenn nun auch die Leistungen der Deutschen auf diesem Gebiete weit hinter denen der Engländer zurückblieben, so ist das dennoch von größter Bedeutung, daß auch bei uns diese Zeitschriften das Organ des wiedererstehenden Bürgerthums wurden und die Kluft schlossen, welche das 17. Jahrhundert zwischen der gelehrten Kunstdichtung und der Volksliteratur gerissen hatte, indem von jetzt ab „die gebildete Literatur volksthümlicher, die volksthümliche gebildeter" zu werden sich bestrebte.

Nach dieser Seite hin, bei der er sich als Herausgeber der „Discourse der Maler" bethätigte, ist denn nun auch Johann Jakob Bodmer's Werthschätzung zu fassen. Wer kennt ihn nicht den Universitätsprofessor und Großrath von Zürich. Als Sohn eines Predigers wurde er am 19. Juli 1698 zu Greifensee bei Zürich geboren und sollte gleichfalls Geistlicher werden. Zu diesem Zwecke studirte er deshalb an der Universität Zürich Theologie. An der Schwelle des Pfarramts aber erklärte er, nie die Kanzel besteigen zu können. Er sollte nun Kaufmann werden und wurde deshalb erst nach Genf, dann nach Bergamo in Italien geschickt. Allein auch mit diesem Berufe konnte er sich nicht befreunden; seine persönlichen Neigungen trieben ihn zu literarischen Studien. Er kehrte 1719 in seine Heimath zurück und suchte sich durch Privatstunden auf ein öffentliches Lehramt vorzubereiten. Nachdem er eine Zeit lang in der Züricher Kanzlei gearbeitet hatte, wurde er 1725 zum Professor der vaterländischen Geschichte und Politik an der Züricher Universität ernannt und um dieselbe Zeit Mitinhaber einer Buchhandlung und Buchdruckerei. 1737 wurde er Mitglied des Großen Raths in Zürich und wirkte auch hier zum Besten der schweizerischen Interessen. Nach 50jähriger erfolgreicher Wirksamkeit legte er 1775 sein Lehramt nieder und zog auf sein Gut in der Nähe von Zürich, wo er sich bei steter Gesundheit und ungeschwächter Geisteskraft (noch im 80. Lebensjahre gab er eine Uebersetzung der „Ilias" und der „Odyssee" heraus, welcher bald die der „Argonauten" des Apollonios nachfolgte) seinem Lieblingsstudium noch acht Jahre widmen konnte. Er starb am 2. Januar 1783. Wie viele deutsche Dichter haben sich in Bodmer's Haus, das ganz einem Musentempel glich, eingefunden! Am Fuße eines Berges, zwischen der Stadt und dem Lande gelegen, hatte es hinter sich einen mit Reben bepflanzten Berg, dessen Gipfel mit Fichten gekrönt war, und vor sich den Uto, vor benachbarten Bergen ansehnlich erhöht. Zur Seite breiteten sich fruchtbare Ebenen aus, durch freundliche Windungen der Limmat und Siel bewässert, während am südlichen Horizont Alpen sich in die Wolken thürmten, deren ewiger Schnee eine liebliche Kühlung von den Gipfeln in das Thal herab ergoß. — So mangelte diesem friedlichen Aufenthalte Nichts, was die Sinne und das Herz erfreuen, den Geist beleben, die Phantasie beflügeln und mit schönen und erhabenen Bildern bereichern konnte.[2]) Hier verlebte der Sänger des Messias ihm unvergeßliche Stunden. Er schrieb aus Zürich, den 25. Juli 1750: „Ich habe bereits die Freude genossen, zum ersten Male in meinem Leben den redlichsten Mann zu sehen, den ich, wenn ich sonst an ihn dachte, mir als einen entfernten, unvergleichlichen Freund vorstellen müßte, den ich in meinem Leben nie sehen würde. Freude, wahre Freude ist mir in vollem Maße zu Theil geworden." B. war von Klopstock's Messias mehr als begeistert. Oft, wenn sich der berühmte Sänger in die Gesellschaft „Profaner" mischte, brannte des alten Jüngers Herz, da er es für eine Entweihung von dessen hohem Beruf ansah, wenn der Sänger des Messias an den fröhlichen Scherzen jüngerer Freunde theilnahm. Wenn dies mitunter zu Mißverständnissen zwischen Klopstock und Bodmer Anlaß gab, so waren sie gleichwohl nur vorübergehend und wurden durch Beider angeborene Gutmüthigkeit oder durch die Bitte wohlmeinender Freunde leicht wieder ausgeglichen. Und als doch ein persönliches Mißverhältniß eintrat, blieb er nach wie vor in seinem Enthusiasmus für Klopstock's „heilige" Dichtung, hatte er doch von Anfang an, als 1748 Klopstock mit den ersten 3 Gesängen auftrat, ihn als einen Nachfolger Milton's begrüßt und entschieden und begeistert für ihn Partei ergriffen.[3]) — Auch Wieland sollte von 1752—1754 Bodmer's Gastfreundschaft in Anspruch nehmen. Wieland sah in Bodmer einen Weisen, einen Dichter ersten Ranges, einen Kunstrichter von reinstem Geschmacke und den vielumfassenden Kenner alter und neuer Literatur. Mit diesen Gefühlen betrat er im Herbste 1752 Bodmer's Haus. Sein Verhältniß zu dem freundlichen Wirthe war höchst glücklich; Herz und Seele gingen Wieland noch in der späteren Zeit seines Lebens auf, wenn er sich in jene Tage zurückträumte, in denen er an Bodmer's Arbeitstische saß. Die Aehnlichkeit ihrer religiösen, moralischen und ästhetischen Anschauungen, dieselbe Vorliebe für ein stilles, häusliches Leben und Studiren, der gleiche strenge Eifer gegen alle unsittliche und heidnische Poesie, der beiden Männern gemeinschaftliche Glaubensartikel, „daß sich die Poesie auf der olympischen Höhe halten müsse, in die sie Klopstock gehoben" — machten die gegenseitige Zuneigung immer inniger. Wieland's literarische Arbeiten wurden hier in Zürich zunächst von dem Verlangen bestimmt, dem verehrten Manne seine Liebe und Dankbarkeit zu beweisen. Er vollendete 1753 eine „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts »Noah« von Bodmer", veranstaltete eine „Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottsched'sche Schule

[1]) Des Tatler, Spectator und Guardian von Steele und Addison.

[2]) Vergl. C. M. Wieland. Geschildert von J. G. Gruber. Theil 1 S. 53. Leipzig und Altenburg 1815.

[3]) S. Klopstock und seine Freunde. Briefwechsel der Familie Klopstock 2c. Aus Gleim's briefl. Nachlasse herausgegeben von Klamer Schmidt. Halberstadt 1810. 2 Bde.

1741—44“ und begleitete sie mit einer Vorrede. So hatte er Bodmer's Ruhm im Auge. Bodmer gab ihm auch auf Wieland's Wunsch zu dem kleinen Epos aus der Patriarchenzeit „Die Prüfung Abraham's“ das Thema, „das mit keiner heidnischen Mythologie besudelt sei“ und in dem er mit dem Sänger des „Noah“ wetteiferte. Bodmer's Einfluß war es auch, der Wieland veranlassen konnte, gegen Uz auszufallen, was Wieland später bitter bereute. Denn es war sein Ausspruch: „Wer in der Gleichgiltigkeit gegen die Religion keine Ehre suche, müsse das schlechteste Kirchenlied dem reizendsten Lied eines Uz unendlich vorziehen“ und die Bemerkung in der die „Empfindungen eines Christen“ begleitenden Zuschrift an den Oberconsistorialrath Sack in Berlin: „die lyrischen Poesien von Uz seien unchristlich und sittenlos“ nicht blos die Frucht seiner damaligen Stimmung, sondern vielmehr ein Freundschaftsdienst, den er dem von Uz angegriffenen Bodmer leistete, wie denn Bodmer auch sonst Wieland's fromme Schwärmerei zu benutzen wußte und ihn um eben jene Zeit zu einem anderen kritischen Feldzuge gegen Gottsched anspornte. Am 24. Juni 1754 verließ er mit den Gefühlen der zärtlichsten Dankbarkeit das Haus Bodmer's. — Als 1755 Goethe den verehrten Lavater in Zürich besuchte, was Lavater seinen sehr zahlreichen heimischen Feinden gegenüber zu großer Ehre gereichte und den Neid der anderen Berühmtheiten erregte, um so mehr als sich der große deutsche Dichter ganz an Lavater und seinen Kreis hielt, versäumte er dennoch nicht, wenigstens neben Breitinger und Geßner auch den Patriarchen deutscher Literatur Bodmer aufzusuchen. — Wenn Wieland in seiner Ueberschwänglichkeit Bodmer für einen der ersten Dichter hielt, so können wir uns damit nicht einverstanden erklären. Er war ein schwacher Poet und, wie schon oben gesagt, nur als Herausgeber der Discourse und unermüdlicher Kritiker zu schätzen.

In Gemeinschaft mit dem mit Bodmer's Anschauungen völlig übereinstimmenden Breitinger gab er 1721 die mehrfach angeführte moralische Wochenschrift heraus. Discourse nannten sie diese Zeitschrift, weil sie aus mündlichen Unterredungen der Herausgeber unter sich und gleichstrebenden Freunden hervorgegangen war. Mit dem Zusatze „der Maler“ deuteten sie darauf hin, daß die beabsichtigten Sittenschilderungen als kleine Gemälde betrachtet werden sollten, die sie auch mit dem Namen berühmter Maler, wie Rubens, Dürer u. a., unterzeichneten. Neben Betrachtungen über Moral und geselliges Leben enthält diese Schrift auch literarische Artikel, in welchen der Geschmack der sogenannten schlesischen Dichterschule bekämpft wird. Durch Bodmer's ästhetisch-kritische Studien über Milton, sowie durch seine Uebersetzung des „Verlorenen Paradieses“ gab er der deutschen Literatur eine wichtige Anregung. In das Gebiet seiner kunsttheoretischen Studien gehören die Schriften: „Von dem Einflusse und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmackes“, „Von dem Wunderbaren der Poesie“ und „Die kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter“, deren Hauptverdienst darin besteht, daß Bodmer hier in das innere Wesen der dichterischen Phantasie einzudringen suchte, während die deutsche Kunsttheorie sich bis dahin im Wesentlichen auf Anleitungen zum Versemachen beschränkt hatte. Durch diese Studien geriethen er und Breitinger in jenen bekannten unerquicklichen Streit mit Gottsched in Leipzig, der sich mit Händen und Füßen für den französischen Geschmack gegen die neue Züricher Schule wehrte. Es begann ein lebhafter Federkrieg, infolgedessen Bodmer noch eine lange Reihe kritischer Betrachtungen, Briefe ꝛc. herauszugeben Gelegenheit fand, die Gottsched's engherziges Geschmacksregiment zu Grunde richteten. Beide Parteien waren anfänglich mit redlichem Streben denselben Zielen zugewandt, Gottsched hatte sich unleugbare Verdienste erworben durch die Herausgabe von Zeitschriften, die nach Art der schon oben erwähnten englischen moralischen Wochenschriften belehrende und erbauliche Aufsätze enthielten. Als er aber in dem „Versuch einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen“ ein vollständiges System der Dichtungsgattungen gab, in denen er nicht darauf ausgeht, ihr inneres Wesen zu ergründen, sondern nur darauf, die Dichter zu äußerlicher Befolgung der überlieferten Regeln anzuhalten, gerieth er durch diese Tendenz seiner kritischen Dichtkunst in jene Polemik mit Bodmer, welcher die Theorie der Poesie tiefer auffaßte.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß Bodmer als Poet wenig Beachtung verdient. Seinen Enthusiasmus für die „heilige“ Dichtung Klopstock's bethätigte er in einer Anzahl epischer Dichtungen (Noah, Jakob und Joseph und Die Sündfluth), freilich waren es nur schwache Nachklänge der Messiade und seine dramatischen Producte (Tod Adam's, Der keusche Joseph, Ulysses, Oedipus, Brutus, Heinrich IV., Wilhelm Tell, Die Cherusker und wie sie sonst alle noch heißen) erwiesen den Mangel aller dramatischen Begabung. Ich kenne eine ganze Anzahl dieser Arbeiten, und alle, die mir zu Gesicht gekommen sind, sind ohne Werth. Bodmer glaubte aber trotzdem es besser machen zu können als Andere und setzte daher dem Weiße einen „Neuen Romeo“, Lessing einen „Odoardo Galotti“ entgegen. Nie war ein Dichter von so geringer Befähigung für diese Seite der Poesie erpichter darauf, alle anderen zu übertreffen als er. Der neuen glänzenden Entwickelung der deutschen Literatur vermochte er nicht zu folgen, und je weniger er dies konnte, um so mehr trat sein schroffer und polemischer Ton hervor, den er sich als Kritiker angewöhnt hatte. Mit Lessing gerieth er aus Anlaß von dessen Fabeltheorie 1759 in Streit, von Wieland, der sich eine Zeit lang als Bodmer's Schüler und Freund gezeigt hatte, wandte er sich, als dessen Dichtungen einen immer mehr weltlichen frivolen Ton anschlugen; auch über die Dichtungen der Stürmer und Dränger und über Schiller's „Räuber“ lautete sein Urtheil sehr absprechend. Ein unbestreitbares Verdienst erwarb sich Bodmer außer seinen ästhetisch-kritischen Schriften durch die Herausgabe älterer vaterländischer Dichtungen, von denen nur hervorgehoben sein sollen „Fabeln“[1]) aus der Zeit der Minnesänger“, „Kriemhildens Rache“ und „Die Klage“, die sogenannte Manessische „Sammlung von Minnesingern“ u. a. m. Auf diese Weise hat er sich ein bleibendes Andenken in dem Herzen jedes gebildeten Deutschen erworben, das ihm nicht vorenthalten werden soll.

---

[1]) Bodmer erklärte die Fabeldichtung für die erste und höchste, weil sie auf Naturanschauung beruhe, dabei völlig den poetischen Anforderungen genüge, da sie Thiere wie Menschen handeln und reden lasse und zugleich auf sittliche Belehrung abziele — die Folge davon war, daß diese Dichtungsart, die so lange geruht hatte, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts so beliebt wurde.

Der Krankenpflegeberuf.

Eines der charakteristischen Kennzeichen in der Entwickelung der modernen Heilkunde ist das steigende Interesse für die Krankenpflege, als einen mächtigen Hilfsfactor der ärztlichen Kunst. In den Jahren, in denen die wissenschaftliche Heilkunde, die neu gewonnenen naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden ausnutzend, durch den Ausbau der Krankendiagnosen so vollkommen in Anspruch genommen war, daß die auf Erweiterung der Heilkunde gerichteten Methoden in den Hintergrund gedrängt, ja sogar zeitweise vernachlässigt wurden — da wurde auch Bedeutung und Werth der Krankenpflege für die Heilkunst unterschätzt, sie wurde wenig oder gar nicht als Heilfactor herangezogen. In dem ständig steigenden Maße, in dem die physikalisch-diätetischen Heilmethoden zur Anerkennung gelangen, wächst auch die Erkenntniß von dem Werthe einer sorgfältigen Pflege und Abwartung des Kranken für dessen Genesung. Es giebt unzweifelhaft eine große Reihe von Krankheiten, bei welchen die Krankenpflege einen der wichtigsten Bestandtheile der ärztlichen Behandlung bildet. Denn der Arzt ist nur selten in der Lage, specifische Heilmittel gegen eine Krankheit anwenden zu können, und muß sich sehr häufig darauf beschränken, der Natur im Kampfe gegen das Krankheitsgift zum Siege zu verhelfen — eine Aufgabe, welche die ärztliche Kunst durchaus nicht kleiner erscheinen läßt, als sie ist.

Wir geben einige Beispiele. Dadurch, daß man einen Kranken zur rechten Zeit zu Bett schickt und ihn einige Tage die absolute Bettruhe innehalten läßt, verhütet man oft ein weiteres Fortschreiten, eine Verschlimmerung der Krankheit, und schont die Organe und Functionen des Körpers so sehr, daß sie sehr bald seiner Feinde Herr werden. Die richtige Lagerung eines Kranken, vorsichtiges Aufsetzen und Niederlegen, die Unterstützung des Kranken bei Ausführung aller seiner Lebensbedürfnisse und bei seiner Nahrungsaufnahme, die Zubereitung und Darreichung der Speisen und der Getränke, die ermuthigende Zusprache am Krankenbett, die Unterhaltung und Tröstung des Kranken — alles dies sind Momente von großer

Tragweite für die Heilung eines Kranken. Sie haben nicht nur eine psychische Wirkung, sondern oft sogar direct einen physischen Einfluß auf das Befinden des Kranken. Die Kunst eines guten Arztes erschöpft sich zum großen Theil in einer sorgfältigen Krankenpflege! Nun liegt es in der Natur der Verhältnisse, daß ein Arzt nicht die fortwährende Pflege eines Kranken selbst übernehmen kann. Er bedarf dazu der Hilfe Anderer, welche die Zeit haben, dauernd am Krankenbett verbleiben zu können. Außer der Zeit sind aber für den Krankenpflegeberuf noch einige andere Dinge unbedingt nothwendig: Ruhe, Ausdauer, Liebe, Fleiß, Sorgfalt und Geschicklichkeit. Alle diese Eigenschaften sind naturgemäß nicht bei jedem Menschen vereint zu finden und deshalb eignet sich unter zehn Menschen erst immer einer für den Krankenpflegeberuf. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dafür unter den Männern viel seltener geeignete Personen sich finden als unter dem weiblichen Geschlecht. Die Gründe dafür sind gar nicht schwer zu erkennen. Der Mann bedarf im Allgemeinen einer regeren, lebhafteren Bethätigung seiner Kraft und seines Geistes, wohlverstanden: einer mehr äußerlich zur Geltung kommenden Bethätigung, als es der Krankenpflegeberuf ermöglicht. Da er grade mehr Gemüth als Geist in Anspruch nimmt, so finden sich im weiblichen Geschlecht viel häufiger geeignete Personen: Bei der männlichen Pflege vermißt man allzu oft ein liebevolles Verständniß einer von einem warmen Gemüth eingegebenen Pflege des Kranken. Männliche Krankenpfleger üben zumeist ihren Beruf als Geschäft aus, bei dem sie gar nicht mit dem Herzen dabei sind. Das ist dadurch zu erklären, daß Krankenwärter sehr selten überhaupt lange Jahre bei diesem Beruf bleiben. Sie pflegen ihn vielmehr zumeist nur als Durch- oder Uebergangsstadium für eine lohnendere Thätigkeit zu ergreifen. Diese natürlichen Verhältnisse sind die Ursache der in socialer Hinsicht recht bemerkenswerthen Erscheinungen, daß die Männer in der Krankenpflege fast allenthalben immer mehr von dem weiblichen Geschlecht verdrängt werden. So hat man in dem letzten Jahrzehnt in Deutschland in den Kliniken und Krankenhäusern die männliche Pflege fast durchweg durch die weibliche ersetzt, bis auf einige wenige Krankenwärter, welche überall zur Abwartung kranker Männer dringend nothwendig sind. Ja, manche Aerzte gehen sogar so weit, die weiblichen Pflegerinnen zu solchen Manipulationen in der Männerkrankenpflege heranzuziehen, welche sie ausführen zu lassen das sittliche Gefühl eigentlich verbieten sollte. Man sagt aber und mit Recht, daß die Hingabe an diesen Beruf unlautere Gedanken in einer Krankenpflegerin gar nicht aufkommen lassen darf. Indessen hat die praktische Handhabung der männlichen Krankenpflege durch das weibliche Geschlecht ihre Bedenken, und zwar deswegen, weil die Herausforderungen zu unmoralischen Versuchungen meistens von der Männerwelt ausgehen. Dieser Punkt der Krankenpflege hat sich aber nach den bisherigen noch beschränkten Erfahrungen auf dem Gebiete der Krankenpflege noch nicht einheitlich regeln lassen. Die Verdrängung des männlichen Pflegepersonals durch das weibliche wird von Manchem als ein recht bedenkliches Zeichen unserer socialen Entwickelung angesehen. Denn während man auf der einen Seite das Loos der Mädchen und Frauen verbessert, indem man sie in einen sie ständig erhaltenden Beruf einrücken läßt, giebt man auf der anderen Seite die Männer rücksichtslos dem Kampfe ums Dasein Preis. Die jungen Leute, die bisher dem Krankenpflegeberuf obgelegen haben, kommen schwerer oder gar nicht mehr dazu, sich eine auskömmliche Existenz zu schaffen, werden infolgedessen sich keinen eigenen Haushalt gründen können, und den Nachtheil dadurch hat schließlich doch wieder das weibliche Geschlecht, indem es unversorgt bleibt! Indessen halten wir diese Argumentation gerade in diesem Falle für unberechtigt, weil, wie ja oben ausgeführt ist, der Krankenpflegeberuf überhaupt keine geeignete Thätigkeit für das männliche Geschlecht ist und das weibliche es eben deshalb verdrängt, weil es ihm auf diesem Felde überlegen ist. Die Zahl der Krankenpflegerinnen hat sich im letzten Jahrzehnt in Deutschland enorm vermehrt, dennoch aber ist sie noch keine ausreichende, zumal noch nicht einmal alle öffentlichen Hospitäler die weibliche Pflege haben einführen können. Es giebt zur Zeit über ganz Deutschland zerstreut zahlreiche Krankenpflegerinnenvereine, die vielfach den Namen „Schwesterverbände“ tragen. Die Mitglieder dieser Vereine sind zumeist Mädchen aus den besseren gesellschaftlichen Kreisen, Töchter von Beamten, Kaufleuten, Aerzten u. drgl., welche eine gediegene Schulbildung genossen und infolge der wirthschaftlichen Verhältnisse im Elternhause sich selbst zu ernähren gezwungen oder gewillt sind. Es ist gerade eines der hervorstechendsten Kennzeichen des modernen Krankenpflegeberufes, daß seine Angehörigen sich nicht mehr wie früher hauptsächlich aus Mitgliedern der unteren Classen der arbeitenden Bevölkerung zusammensetzen. Der Mangel an Bildung des Geistes und des Gemüthes bei den früheren Krankenpflegerinnen verschuldete es, daß eben dieser Beruf sehr wenig angesehen war und bessere Mädchen ihn zu ergreifen mit Recht sich scheuten. Dies ist aber seit Jahren wesentlich anders geworden. Die moderne Krankenpflegerin steht dem Arzte und den Patienten gesellschaftlich gleich; ja, wenn sie in öffentlichen Spitälern pflegt, wird sie fast immer ihren Pflegebefohlenen an Bildung und Kenntnissen weit überlegen sein und dadurch gewiß auch einen sehr wohlthätigen Einfluß auf sie ausüben. Wir haben bei der Schilderung dieser Verhältnisse hauptsächlich nur die weltlichen Kranken-Schwestern in Betracht gezogen; denn bei den geistlichen Krankenpflegeorden ist es heute noch vielfach so wie früher. Freilich setzen sich andererseits deren Mitglieder zuweilen gerade aus den Töchtern der ersten Adelsfamilien zusammen. Jedenfalls ist es um die Krankenpflege um so besser bestellt, auf je höherem geistigen und moralischen Niveau die Pflegerin steht.

Von Wichtigkeit ist noch die Frage der berufsmäßigen oder nicht berufsmäßigen Krankenpflege. Die Ausübung derselben erfordert eine Reihe von Kenntnissen, welche besonders gelernt werden müssen. Ohne dieselben würde eine Krankenpflege immer eine mehr oder weniger verständnißlose Handlangerei bleiben, welche dem Kranken wenig oder gar nichts nützt oder gar noch schadet. Deshalb ist es stets dringend anzurathen, in ernsten Krankheitsfällen eine berufsmäßige Pflegerin als Hilfe hinzuzuziehen. In neuester Zeit haben junge Mädchen diesen Beruf vielfach erlernt und auch vorübergehend ausgeübt, ungefähr in dem Sinne wie früher die männlichen Krankenpfleger, d. h. vorübergehend und Mangels einer anderen ausreichenden Thätigkeit. Ja, es ist sogar beobachtet worden, daß Mädchen diesen Beruf nur ergriffen haben, um in einen engeren Verkehr mit der Welt, speciell der Männerwelt, zu kommen. Solche Naturen sind aber für den Krankenpflegeberuf durchaus nicht geeignet. Wer sich ihm widmet, muß ihn dauernd zu üben entschlossen sein, wie etwa ein Arzt oder ein Prediger seinen Beruf. Nebenabsichten sollen mit diesem Beruf nicht verbunden sein. Vor sogenannten wilden Krankenpflegerinnen muß ernstlich gewarnt werden. Man geht immer sicherer, keine schlechte Wahl zu treffen, wenn man eine Pflegerin aus einem gut empfohlenen Schwesternverband wählt. Eine solche hat auch niemals materielle Interessen im Auge, weil ihre Versorgung eine Angelegenheit des Verbandes resp. der leitenden Oberin ist. Viele dieser Schwesternverbände sind ganz vorzüglich organisirt. Sie gewähren den Pflegerinnen nach einer Reihe von Dienstjahren ein sorgenloses Alter und auch Fürsorge in Krankheitsfällen. Ein ernsthaft anzustrebendes Ziel ist die Gründung von Krankenpflegerinnenvereinen durch die Communen resp. Bezirksverwaltungen, wozu bereits an verschiedenen Orten, z. B. in Berlin die Anfänge gemacht sind. Die Pflege in den öffentlichen Krankenhäusern würde dann durch die eigenen Pflegerinnen der Communen 2c. übernommen werden können — eine wesentliche Erleichterung für die Oekonomie der Krankenhausbehandlung. Auch die Armenpflege können diese „Gemeindeschwestern“ übernehmen, und bei Ueberfluß an Kräften könnten sie auch für die Privatpflege abgegeben werden, was vom Publicum gewiß freudig begrüßt werden würde. In Bezug auf die Organisation der Krankenpflege ist England seit vielen Jahren mit nachahmenswerthem Beispiel vorangegangen. Sie verdient die ernste Beachtung der Staatsregierungen, da sie einen guten Theil zur Regelung der Frauenfrage und unserer socialen Verhältnisse überhaupt ausmacht.

Dr. A.

Bücherbesprechungen.

— **Zahn**, Prof. D. Th. (Erlangen), Die bleibende Bedeutung des neutestamentlichen Kanons für die Kirche. 4 Bg. A. Deichert'sche Verlagsb. (G. Böhme) Leipzig. *M.* —.90. — Es wäre zu wünschen, daß diese nach Form und Inhalt hochbedeutsame kleine Schrift (eine reife Frucht vieljähriger Arbeit eines der angesehensten Lehrer der lutherischen Kirche, vorgetragen und mit Freuden begrüßt von der „lutherischen Pastoralconferenz“ zu Leipzig 1898) auf kirchenregimentlichem Wege allen Lehrern und gebildeten Gliedern unserer Kirche zu

ernstem Lesen angerathen, unter Umständen auch von vermögenden Gemeindegliedern bei kirchlichen und pastoralen Versammlungen zur Vertheilung gebracht würde. Vielleicht schwände dann der weitverbreitete, gewissenverwirrende Wahn, als sei es im Sinne der evangelisch-lutherischen Kirche, die heilige Schrift gegen geschichtliche Betrachtung unter allen Umständen zu „vertheidigen", wozu lediglich die römisch-katholische Kirche einerseits, die reformirte Theologie andrerseits Veranlassung und Vorsatz in ihren Bekenntnißschriften findet, während die lutherische Kirche als solche von jeher die Bedeutung des Kanons als einer altkirchlichen Sammlung von Schriften der Urzeit geschichtlich verstanden und gewürdigt hat und mithin fortgesetzte geschichtliche Prüfung dieser Schriften in keiner Weise ausschließt oder bindet, sondern zur Ergänzung und Belebung ihres Vertrauens selbst mit Nachdruck pflegt und fordert. Nur wo ein „anderer Geist" als der des pietätvollen Glaubens mit der Kritik sich verbindet und sie in — Pseudokritik verwandelt, da widerstrebt das Gewissen der lutherischen Kirche. Meisterlich stellt das die vorliegende kleine Schrift in gedrängter Kürze dar. Es steht daher in der That zu hoffen, daß sie „klärend und orientirend auf der einen, beruhigend auf der andern Seite" und mithin vertrauenerweckend, gewissenschärfend und für ernstes Denken raumschaffend zum Heile unserer Kirche wirke. G. Schnedermann.

— **Aus meinem Leben.** Erlebtes und Gedachtes. Von Frhrn. Langwerth v. Simmern. 2 Bände. Berlin 1898. Verlag von Behr. — Die vollständige Entwickelungs- und Lebensgeschichte eines Mannes, der im öffentlichen Leben, wenn auch nicht in hervorragender Stelle gestanden hat, ist immer von culturgeschichtlichem Interesse; ist sie so aufrichtig, plastisch getreu, so wahr geschrieben, wie die vorliegende des welfischen Parteigängers, hat sie für den späteren Forscher sogar großen Werth. Als ein vornehmer, fein empfindender und beobachtender Mann tritt uns der Selbstbiograph entgegen, aber er irrt in seinem politischen Urtheile, den großen Dingen und Fragen der Zeit vermochte er nicht gerecht zu werden, deshalb ist sein edles Streben unfruchtbar gewesen. Schade, daß die epische Breite viel zu groß ist; soll ein solches Buch viele Leser finden, muß es Kunstwerk sein. hg.

— **Pariser Gedenkblätter.** Tagebuchaufzeichnungen aus der Zeit des großen Kriegs, der Belagerung und der Commune von Dr. Wilhelm Cahn. Erster und zweiter Band. Berlin W., Fontane & Co., 1898. IV, 345 und IV, 366, LIII S.; 8°. Preis 8 ℳ. — Sehr interessante Beiträge zur Kenntniß der Vorgänge und Stimmungen in Paris während des Winters 1870/71. Dr. Wilhelm Cahn war in dieser Epoche der einzige Deutsche, der in amtlicher Stellung in Paris bleiben durfte. Das hing so zusammen. Als der Krieg ausbrach, war der schweizerische Gesandte in Paris, Hr. Dr. Kern, von der bayerischen und der badischen Regierung beauftragt worden, den Schutz ihrer Staatsangehörigen zu übernehmen. Er aber that dies nur unter der Bedingung, daß ihm der Kanzler der bayerischen Gesandtschaft, eben Hr. Dr. Cahn, während des Krieges officiös beigegeben werde. Die französische Regierung hatte nichts dagegen und konnte nichts dagegen haben, weil ihr Münchener Legationskanzler in Bayern verweilen durfte. Die täglichen Eintragungen Cahn's sind natürlich von hohem Interesse für den Kriegsgeschichtler nicht nur, sondern vor Allem für den Culturhistoriker. Es wird auf diesem letzteren Gebiete selten ein so werthvolles Quellenmaterial geboten, wie durch Cahn's Notizen und die anhangsweise veröffentlichten Urkunden und ähnlichen Ueberbleibsel anscheinend geringwerthiger Natur. Gerade weil jene Documente aus bewegtester Zeit sonst dem Untergange rettungslos verfallen gewesen wären, haben die beiden Anhänge in Cahn's Tagebuch einen nicht gewöhnlichen Werth. Die Reproduction einer Nummer des Gaulois und der Affäre von Saarbrücken sind am Ende ja auch in den Bibliotheken noch zu finden; aber die Brod- und Fleischmarken aus der Theuerungszeit, die Passepartouts und Empfehlungsschreiben 2c. 2c., die von der Mitwelt erfahrungsgemäß nach ihrer Benutzung mißachtet und weggeworfen werden, bilden in ihrer Zusammenstellung mit anderen Zeugnissen lebhafte Illustrationen zu der Belagerung und Eroberung von Paris. — Der erste Band setzt mit Dienstag, dem 5. Juli 1870, ein, der zweite Band mit dem ersten Tage der Belagerung, dem 19. September. Das Ganze schließt mit der Ausstellung eines vom 17. Mai 1871 datirten militärischen Geleitscheins und der Heimfahrt des Verfassers nach Karlsruhe. Es giebt so manches Buch über den Winter, den Paris von 1870 zu 1871 hat durchmachen müssen; das vorliegende ist ohne Zweifel eins mit einem Inhalt, wie er authentischer nicht gedacht werden kann! Ht.

— **Liebe und Leben.** Interieurs von Paul Mahn. Berlin W., F. Fontane & Co., 1898. Preis 3 ℳ. — Der Verfasser steht offenbar noch im Beginne seiner Schriftstellerlaufbahn. Man merkt das vor Allem daran, daß seine Geschichten noch nicht auf einen festen, gewissen Ton abgestimmt sind. Das Bändchen umfaßt ihrer fünf. Die bedeutendste ist unstreitig die erste: „Dämmern"; sie ist auch am sorgfältigsten ausgeführt. Hier finden wir feine Seelenmalerei und warme Empfindung, noch etwas wortreich und schwerflüssig, aber doch wahr und ergreifend. Auch die zweite Novelle: „Sonnenschein", mit ihrem leisen Stich in's Humoristische, hinterläßt einen angenehmen Eindruck. Die drei letzten sind nur Studien. Aber auch sie verrathen ein scharfes Auge für das Leben, freilich zunächst (Nr. 3 und 4) mehr für seine dunklen Seiten. Der Humor der letzten Geschichte ist etwas gewagt. Im Ganzen kann man den Band als Probe eines noch in der Entwickelung begriffenen Erzählertalentes wohl gelten lassen. R. B.

— **Aus der Werkstätte der Natur.** Sechster Band des siebenten Jahrganges der Veröffentlichungen des „Vereins der Bücherfreunde" in Berlin. Von Prof. H. Orschiedt. Mit 155 Abbildungen. Verlag des Vereins der Bücherfreunde mit der Berliner Hofbuchhandlung von Schall u. Grund als Geschäftsstelle. Preis 5 ℳ. — Das Buch führt einen Titel von unbestreitbarer Anziehungskraft und enthält in der That viele anregende Betrachtungen über wichtige chemische Vorgänge, die in allgemeinverständlicher oder, sagen wir lieber, feuilletonistischer Weise für die Selbstbelehrung und Unterhaltung des Lesers ausführlich, mitunter sogar für Laien allzu ausführlich beschrieben sind. Es hält sich von der Schablone des gestrengen Lehrbuchts fern und macht allerhand Excursionen, bei Gelegenheit der Schießbaumwolle auch conservative Propaganda für die deutsche Armee, Flotte und Vaterlandsliebe. Zwischenhinein werden auch Verse und ganze Gedichte vorgetragen, deren Gedankengang freilich oft nur im allerlosesten Zusammenhange mit dem Inhalt der Textstelle steht, die poetisch herausgeputzt werden soll. Wenn die Verbindung von Atomen mit einer Heirath verglichen wird, so gehört dazu, daß man zugleich angiebt, welche Atome weiblichen, welche männlichen Geschlechts sind, und daß das Laboratorium, um den guten Ruf der Chemie zu schonen, sofort zum Standesamt ernannt wird, womit zugleich ein Fremdwort abgeschlachtet wäre. Verfasser gehört nämlich unter Anderem auch ein wenig zu den Sprachreinigern, und will offenbar haben, daß man statt Elektricität Bernsteinkraft, statt Apparat Ausrüstung, statt Reaction Gegenwirkung u. s. w. sagen soll. Von ausgesprochen gefährlicher Natur sind manche Witzlein und humoristische Einflechtungen, z. B. der lästige Ueberschuß von Sauerstoff, wenn ein Salat zu sauer angemacht ist, oder von Brennstoff im angebrannten Sauerkraut, dann der malitiöse Bohnenmehlleberwurstfabrikant, die Münchhausiade vom Marschall Leboeuf und dem Kalkofen, die rührende Geschichte von der Frau aus Kalau, die zwischen Carbonaten und Carbonaden keinen Unterschied zu machen weiß, ferner der glycerinschmierende Kunsthopfenessenzbierbrühensieder aus Weidenrindenbach, die uralte Bieranalyse des lederbehosten Gemeinderaths auf der bierfeuchten Holzbank, die mit wenig Witz und viel Behagen breit getreten wird, und Anderes mehr. Nach unserem Dafürhalten laboriren alle diese Allotria an zu großer Billigkeit und würden durch ihre Abwesenheit das Buch nicht verunzieren. Kl.

— **Katechismus der Bierbrauerei,** Nr. 172 der Sammlung von Weber's illustrirten Katechismen. Von M. Krandauer. Mit 42 Abbildungen. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. Preis 4 ℳ. — Verfasser, Professor an der königl. bayerischen Akademie für Landwirthschaft und Brauerei in Weihenstephan, hat das Buch für Praktiker und Studirende des Brauereifachs geschrieben und der Reihe nach die Rohmaterialien, die Malzbereitung, den Brauprozeß, die Gährung und die Diagnose der fehlerhaften oder kranken Biere vorgenommen. Das Wie und Warum der einzelnen Operationen ist klar und deutlich angegeben und Theorie und Praxis in zweckentsprechender Weise über das ganze Buch vertheilt. Den Schluß bildet eine Collection der verschiedenen Systeme, nach denen das Bier in den europäischen und Vereinigten Staaten von Amerika besteuert wird. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 83. Dienstag, den 19. Juli, Abends. 1898.

In den Yerbales von Paraguay.

Von Capitän Jerrmann.

(Schluß.)

Am 1. Juli früh 10 Uhr brachen wir auf und nahmen dreizehn Pferde und Mulas oder Maulthiere mit uns, die von dem nördlichen Rancho Yerba holen sollten. Der Weg war hier sehr beschwerlich, denn die ganz neue Picade war so eng, daß gerade ein Reitthier passiren konnte, und führte auf bald felsigem, bald morastigem Boden immer höher in das Gebirge. Die Nacht rasteten wir auf einer freien Wiese im Walde an einem kleinen Bach. Es war kühl auf dem feuchten Boden und ich fror tüchtig trotz des gut unterhaltenen Feuers und warmer Decken. Die Paraguayerinnen hatten nur ihre baumwollenen Betttücher, ihre sábanas, schienen aber von der Kälte nicht sehr zu leiden. Dabei schliefen sie aber nur mit Unterbrechungen und erzählten sich fortwährend Geschichten, so daß das Geschnatter bis zum Morgen nicht abbrach. Als wir aufbrachen, mußte ich ohne Frühstück abreiten und wurde erst warm, nachdem die Sonne über den Bergen aufgegangen war. Wir erreichten sehr bald die Wasserscheide, jenseits deren der Corrientes und Capivari nach Norden fließen, und hatten den letzteren in einer tiefen Felsenschlucht zu überschreiten. Erst gegen 11 Uhr kamen wir aus dem Walde und auf die große Straße, die westlich nach Santani führt. Hier bogen meine Begleiter rechts ab in den Wald, zeigten mir aber die Richtung nach dem 2 Leguas entfernten „Steinhaus" am Paso real del Capivari, dessen Zinkdach ich deutlich in der Sonne glänzen sehen konnte. So folgte ich der großen Straße nach Osten und erreichte auch glücklich um 2 Uhr das Steinhaus am Capivari. Dasselbe war einst von einer Leipziger Colonisationsgesellschaft errichtet worden, ist jetzt aber ganz verlassen und beginnt zu verfallen. Thüren und Fenster sind nicht mehr vorhanden, aber es gewährt dem Reisenden gutes Unterkommen für die Nacht, und da die Tageszeit für die nächste Picade schon zu weit vorgeschritten war, beschloß ich hier zu rasten. Leider war mein Proviant sehr zusammengeschmolzen, aber ich bekam einen Kiebitz und einen Papagei zu Schuß, so daß ich ein leidliches Essen hatte. Es war ein wunderliches Gefühl, in dieser Einöde, umgeben von endlosen Wäldern, in einem wirklichen Steinhause zu herbergen, in einem massiv aufgeführten Hause, wie man es in diesem Lande selbst in bewohnten Orten nicht allzu häufig findet. Rings umher lagen auf dem freien Sandplatze unzählige leere Sardinenbüchsen, die frühere Reisende weggeworfen hatten. Aus einer derselben mußte sich ein Kind einen Wagen mit zwei großen Rädern als Spielzeug gemacht haben, der mit den davorliegenden drei Paar Zwirnrollen unverkennbar eine richtige sechsspännige Ochsencarrete vorstellen sollte. — Am andern Morgen folgte ich der Straße nach Osten, sah links ganz in der Nähe eine Indianerniederlassung und ritt um 10 Uhr in die große Picada guanirein. Auf dem Wege bemerkte ich zahlreiche frische Spuren von Tigern und Tapiren, in den Zweigen wunderschöne Vögel, die mich zutraulich herankommen ließen. Die Picade ist 4 Leguas lang und hat breiten, ebenen Fahrweg, Nachmittags um halb drei erreichte ich ihren Ausgang und befand mich unmittelbar vor der Holzbrücke über den Rio Vaca-pý (Ochsenfluß). Die Brücke ist nur aus unbehauenen Baumstämmen ganz flüchtig hergestellt und muß mit Vorsicht betreten werden. Etwa einen Kilometer weiter öffnet sich rechts eine steile Felsenschlucht, die einen Bergrücken hinanführt, nach dessen Ueberschreitung man in das Thal des Rio Corrientes gelangt. In dieser breiten, von hohen Bergen eingefaßten Bodensenkung hatte ich erst noch das kleine Nebenflüßchen Retáma zu passiren und eine Viertelstunde später kam ich schon bei völliger Dunkelheit an den Paso real del Corrientes und in die kleine Ortschaft gleichen Namens, wo ich bei dem Fährmann Francisco La Fuente, einem geborenen Argentiner, abstieg. Hier ward ich durch Regenwetter zwei Tage aufgehalten und konnte erst am 6. Juli weiter reisen. Der Fluß war seicht, so daß ich ihn noch ohne große Beschwerde durchreiten konnte. Unmittelbar am andern Ufer beginnt die große Picada pacová (Bananen-Picade). Dieselbe ist gut 6 Leguas lang und dann brauchte ich noch zwei Stunden, um nach Candelaria zu gelangen. Von dem Orte ist nichts mehr vorhanden, aber in der Nähe der Stelle, wo das Städtchen einst gestanden hat, lebt als einsamer Einsiedler Señor Antonio Martinez, genannt el viejo del monte alto, der Alte vom Berge, wie man ihn nannte, als er noch in Santani wohnte. Hierbei muß ich bemerken, daß die Karten die Ortschaft Candelaria nicht angeben, aber fälschlicher Weise das kleine Flüßchen Tendy-y, welches 3 Leguas westlicher in den Arroyo Ava-djuva fällt, als Candelaria bezeichnen. Sowohl nördlich als südlich vom Tendy-y zweigt von der großen Straße ein Weg rechts ab, der nach dem südöstlicher gelegenen Carimbatay führt, welch letzteres, einst eine gut angesiedelte Stadt, während des Krieges verödete und jetzt von den Indianern in Besitz genommen ist, die es sich in ihren Ruinen bequem gemacht haben. Ich blieb einen Tag als Gast des Don Antonio, nahm eine gute Meridianhöhe der Sonne, fällte im Walde drei Pindo-Palmen, um ihre Blätter als Pferdefutter zu verwenden, und suchte am Nachmittage im Dickicht einige Holzpfeiler des oratorio de la virgen de la Candelaria auf, in deren einem sich die Jahreszahl 1859 eingeschnitten fand. Am 8. Juli früh 10 Uhr ritt ich weiter, passirte den Ava-djuva (Indianer-Arm) und den Piguapó, worauf ich um 1 Uhr nach Zurücklegung von 2¼ Leguas in Curuguatay anlangte, wo Cypriano Martinez, der Neffe des Alten vom Berge, eine Boliche hat. Außer seinem Hause giebt es dort nur noch einige Schuppen, welche als Yerba-Depot dienen; vor dem Kriege hatte Curuguatay 14000 Einwohner, jetzt ist von dem Einstigen nichts mehr zu sehen, als eine Eisenblechfassung der Quelle, welche die Stadt früher mit Wasser versorgte. Auch hier mußte ich einen Tag liegen bleiben, um die geographische Breite feststellen zu können, und brach am 10. Juli früh um 9 Uhr auf. Um 10 Uhr war ich am Arroyo Curuguatay und passirte dann den Inquery, der in seinem Oberlaufe Arroyo Pai heißt. Töppen nennt ihn Syrory, ein Name, den Niemand kannte. Die landschaftlichen Schönheiten der Gegend waren entzückend, aber die vollständige Einsamkeit empfand ich sehr drückend. Das kam mir eben am Anfang meiner Reise so sehr zum Bewußtsein; später gewöhnte ich mich daran und vertrug es ganz gut, oft 4—5 Tage allein, ohne Begleiter oder Diener, durch völlig menschenleere Strecken zu reisen. Der Weg war schlecht, bald steinig, bald sumpfig, mehrmals stürzten die Pferde, und dann hatte ich jedesmal eine Stunde Aufenthalt, wenn ich absatteln und das Gepäck von Neuem aufladen mußte. Um 4 Uhr Nachmittags begegneten mir zwei Indianer, welche mir fälschlich sagten, daß der Jegui-guasú noch über 2 Leguas entfernt sei. Als ich daher nach einer Stunde eine verlassene Strohhütte am Wege sah, beschloß ich, in ihr zu übernachten. Bei gutem Feuer empfand ich die Kälte (+ 3° C) nicht gar zu sehr, aber das Geplärr der Tiger störte mich oft. Andern Morgens sah ich in nicht allzu großer Entfernung von meinem Lager frische Tigerspuren im Sande: er war also dagewesen. Ich stand oft auf, um nach den Pferden zu sehen, die ich in der Nähe des Feuers anzubinden für geboten hielt, obwohl sie da nur wenig Futter fanden. Als ich am Morgen recht müde aufstand, mußte ich zu meinem

Schrecken sehen, daß die Pferde sehr stark bluteten — sie waren vom vaupi, einer großen Fledermaus, gebissen worden. Ich konnte von Glück sagen, daß sie mich verschont hatten, denn in dem Strohdach meiner Schutzhütte, die nur zwei Wände hatte, wimmelte es von diesem lichtscheuen Gesindel. Ich hatte nur noch anderthalb Stunden zu reiten, um an den Jegui-guasú zu kommen, einen der größten Flüsse Paraguays, der bis hier hinauf, etwa 10 Leguas von der Quelle, noch schiffbar ist. Die Ufer bilden steile, mit dichtem Waldgebüsch überwachsene Barrancas, und obwohl das Wasser infolge der langen Trockenheit sehr niedrig war, ging es mir in der Furth doch bis an die Knie. Am jenseitigen Ufer fand ich das einsame Haus eines Angestellten der „Industrial Paraguaya“, der von hier die von Igatimi in Carreten hergebrachten Yerbasäcke in sogenannte chatas, flache Flußbarken, verladet, die ihre Fracht den Jegui und dann den Paraguay hinunter bis Asuncion bringen. Hr. Antonio Matto, der Verwalter dieses Deposito, nahm mich sehr gastfreundlich auf und bewirthete mich mit Kaffee — dem ersten seit vier Wochen und dem letzten auf sehr viele Monate. Nachmittag kamen zwei Carreten mit Yerba von Igatimi, welche andern Tags leer wieder dorthin zurückkehrten. Ihnen gab ich mein Gepäck mit, um die Pferde zu entlasten, und folgte in geringer Entfernung. Der Weg war sehr schlecht, oft fuhren sich die Carreten an Felsenzacken oder großen Termitenbauen fest, so daß wir erst Mittags den kaum zwei Leguas entfernten Tacuaramboi erreichten, und bald darauf vor einem Rancho Halt machten, um die größte Hitze vorüber zu lassen. In der Nachbarschaft fanden sich viel süße Apfelsinenbäume an einer Stelle des Waldes, an denen ich mich gründlich labte. Die weiteren zwei Leguas bis an den Jegui-mi boten weniger Schwierigkeiten, auch das Passiren des zwischen steilen Felsufern dahinrauschenden Flusses ging gut von Statten, aber am anderen Ufer stürzte die eine Carrete über einen Felsen und all meine Bagage darunter. Zum Glück befanden sich die Instrumente auf der anderen. Vom Strome hatten wir dann nur noch eine halbe Legua bis zu dem ehemals sehr bedeutenden Orte Igatimi, in den wir nach Sonnenuntergang einzogen. Als ich über den Marktplatz ritt, begegnete mir ein hochgewachsener alter Herr und fragte mich in deutscher Sprache: „Sind Sie der deutsche Capitän, der in Paraguay reist?“ Meine Ueberraschung läßt sich denken! Der Frager war Hr. v. Normann, von dem ich schon in J-hu gehört hatte, daß man ihn trotz seiner 90 Jahre wegen seiner jugendlichen Rüstigkeit kaum für einen Sechsziger halten könne. Die freundliche Einladung, bei ihm zu wohnen, mußte ich dankend ablehnen, weil ich einen Empfehlungsbrief an den Administrator der „Industrial“ hatte. Nach kurzer Unterhaltung versprach ich, morgen ihn zu besuchen, und setzte meinen Weg nach der Vaqueria fort, die ich nach einer Stunde erreichte. Obgleich Hr. Guimaraes selber verreist war, empfing man mich doch mit großer Herzlichkeit und bald hatte ich mich in dem großen Raume des Depots häuslich eingerichtet. Igatimi war im Lopez'schen Kriege bis auf zwei Häuser vollständig zerstört worden, jetzt erholt es sich zusehends und zählt bereits wieder einige dreißig Wohnstätten. Zu ihrer Erbauung hat man vielfach die Steine aus der Kirchenruine verwendet, deren Reste aus einem kläglichen Schutthaufen hervorragen. Im „pueblo“, dem Orte selber, ist nicht viel los; aber in der Vaqueria — etwa drei Kilometer weiter nach ONO — herrscht zur Zeit der Yerba-Arbeiten, also vom März bis October, rühriges Leben. Von allen Seiten kommen ganze Carretenzüge mit Säcken voll festgestampfter Yerba an, die hier im Depot gelagert wird, bis der Wasserstand die Verschiffung nach Asuncion gestattet, wo sich der Hauptmarkt befindet, der ganz Süd-Amerika versorgt. Im Walde selber arbeiten kleinere Unternehmer, meistens mit dem Gelde der beiden großen Gesellschaften, der „Industrial Paraguaya“ und der „Companhia Mate-Larangeira“, beide in Asuncion, doch hat letztere ihr oberstes Directorium in Rio de Janeiro. Ihre Habilitados, denen diese Gesellschaften oft sehr bedeutende Vorschüsse gewähren, werben sich je 30—50 Arbeiter an, mit denen sie zu Beginn der Saison in den Wald ziehen und sich an geeigneter Stelle einen Rancho errichten. So nennt man, pars pro toto, die ganze Anlage, welche gewöhnlich aus einer Anzahl Arbeiterhütten und drei großen Schuppen besteht: dem Barbacua, der Molina und dem Deposito. Ein Theil der Arbeiter (peone) hat den Transport zu besorgen, der größere, die sogenannten Mineros — die Yerba-Industrie steht unter dem Minenrechte — ist nur mit der Yerbagewinnung selber beschäftigt. Zu diesem Zweck ziehen sie in kleinen Abtheilungen vom Rancho nach verschiedenen Richtungen aus, schlagen sich Picaden in den Wald, hauen die Zweige der Yerbabäume ab, dörren sie leicht an einem offenen Feuer, streifen ihnen dann die Blätter ab und bringen diese schließlich zum Rancho. Hier werden die schon angetrockneten Blätter im Barbacua über einem großen Ofen mit unterirdischer Feuerung vollkommen getrocknet, dann in der Molina vermittelst eines durch Ochsen getriebenen Göpels gemahlen und schließlich, in Säcke gefüllt, im Deposito gelagert. Diese einmal gemahlene Yerba heißt Mborevi; in Asuncion wird sie zum zweiten Male bearbeitet und ist dann erst marktfähige Waare. Die Arbeiter führen ein jämmerliches Dasein. Bei der Anwerbung erhalten sie Vorschüsse, die sie nur in den seltensten Fällen abarbeiten, so daß sich thatsächlich ein großer Theil der Bevölkerung im Zustand der Sklaverei befindet. Die Arbeit ist schwer und die Kost sprüchwörtlich schlecht. Aber dennoch sagt diesem leichtlebigen Völkchen dies kümmerliche Leben zu. Unter strenger polizeilicher Controle brechen sie zur festgesetzten Zeit von ihrer Heimath, den Ortschaften am Paraguay, meist in der Nähe von San Pedro oder Rosario, auf, und müssen nach Schluß der Saison wieder dahin zurückkehren. Für die Zeit ihres Aufenthaltes im Walde nehmen sich viele von ihnen sogar ein Frauenzimmer mit, das ihnen unter dem Schutz eines Blätterdaches die häuslichen Geschäfte besorgen muß. Am Ende der Saison haben sich ihre Schulden wohl etwas verringert, aber um in der Zwischenzeit leben zu können, erheben sie neue Vorschüsse, die in den Bolichen (Schnapskneipen) verjubelt werden, so daß sie nie wieder zur Selbständigkeit gelangen. In den entfernten Waldregionen müssen selbstverständlich die Yerbateros, die Unternehmer, für Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse sorgen, die sie in den größeren Depots aufspeichern und zu horrenden Preisen den Arbeitern in Rechnung stellen. Das müssen sie schon thun, denn der Transport ist sehr kostspielig. Eine chata, Lastkahn, ist von Asuncion den Paraguay hinauf und dann auf einem der Nebenflüsse, z. B. dem Jegui oder Ipané, bis in die Yerbales (Yerbawälder) oft viele Monate unterwegs, und wenn das Wasser fällt, kann es vorkommen, daß sie ebenso lange warten müssen, ehe sie die Rückfahrt antreten können.

In Igatimi mußte ich mich mehrere Tage aufhalten, um eine erwartete Pferde-Tropa abzuwarten, denn der Zustand meines schon sehr angegriffenen Packpferdes ließ mir den Ankauf eines Reservethieres gerathen erscheinen. So hatte ich Zeit, mein Gepäck in Ordnung zu bringen, das Sattelzeug zu flicken, die Kleider zu waschen, meine Notizen zu vervollständigen und die einfacheren der bisher angestellten astronomischen Beobachtungen auszurechnen. Nach den genommenen Meridianhöhen konnte ich die geographische Breite folgender Orte sicher bestimmen: Asuncion Marktplatz 25° 17′ 9″ S. Villa Rica Bahnhof 25° 47′ 38″ S. Villa Rica Marktplatz 25° 46′ 52″ S. J-hu 25° 5′ 56″ S. Rancho Galeano 24° 56′ 37″ S. Paso real del Corrientes 24° 33′ 38″ S. Candelaria 24° 31′ 8″ S. Curuguatay 24° 28′ 29″ S. Paso Jegui-guasú 24° 14′ 54″ S. Igatimi vaqueria 24° 6′ 27″ S. Igatimi Kirche 24° 7′ 0″ S. Paso Nandiu-rocai 23° 59′ 31″ S. Ipe-hu 23° 53′ 52″ S. Rancho Guayaivy 24° 5′ 22″ S. Nachdem ich mir von einer argentinischen Tropa von etwa 200 Pferden und Maulthieren, die zum Verkauf an brasilianische Moradores (Ansiedler) nach Norden zog, ein Reservepferd für 45 Patacon, nach damaligem Course 28 Reichsmark, gekauft hatte, beeilte ich meine Abreise nach dem in der Luftlinie 6½ Leguas NO von Igatimi auf dem Kamm des Cerro Maracayú liegenden Ipe-hu. Unmittelbar hinter Igatimi, das schon sehr hoch liegt, beginnt der allmähliche Anstieg zum Gebirge. Es ist dies der von N nach S durch ganz Paraguay streichende Höhenzug des Cerro Amambay, dessen südliche Fortsetzung zwischen J-hu und Villa Rica erst Cordillera de Caaguasú und dann Cordillera de Villa Rica heißen, während sich von Igatimi nach Westen bis an den Paraná, und wohl in geringer Höhe auch noch jenseits dieses Stromes der Cerro Maracayú abzweigt. Kurz vor Ipe-hu kommt man an den sehr steil abfallenden Westrand des Gebirges, den man in einer außerordentlich wilden, felsigen, von Steingeröll bedeckten Waldschlucht, dem Cerro de Ipe-hu, 80 Meter hoch, erklimmen muß. Ich verließ Igatimi bei schönem, warmem Sonnenschein, und trat gleich hinter der Vaqueria in herrlichen Hochwald ein, passirte den Arrago Itapé (Ita = Stein, pé = flach) und Arroyo Mocoi und lagerte nach 4½ Legua Weg am Ufer des Arroyo Nandiú-rocai. Die Nacht war empfindlich kalt, + 4° C., mit so starkem Nebel, daß ich am Morgen genöthigt war, vor dem Abritt meine völlig durchnäßten Decken erst zu trocknen. Bis nach

Ipe-hu lagen noch fünf Leguas Weg vor mir. Gleich nach Ueberschreitung des Nandiu-rocai ging es stark bergan. In kurzen Zwischenräumen passirte ich die kleinen Bäche Guaijavi, Guasú, Mbaca und Valsacuá und stand um 11 Uhr am Fuße des steilen Cerro. Es kostete viel Mühe, die abgesattelten Pferde, jedes einzeln, die 80 Meter hohe Felswand über loses Geröll hinaufzuführen und dann das ganze Gepäck zu holen. Oben fand ich ein Haus, das als Lager dient, und daneben eine hölzerne Rinne, in der die schweren Yerbasäcke den Abhang hinuntergleiten; es wäre sehr zeitraubend und mühsam, sie auf andere Weise den Berg hinabzuschaffen. Die Aussicht hier oben, 400 Meter über dem Meeresspiegel, ist wundervoll, und fast beständig weht daselbst ein kühler Luftzug. In der Nähe sollen mineralhaltige Quellen vorkommen. Ich befand mich jetzt auf dem Hochplateau des Cerro Amambay und hatte, ostwärts reitend, weiter keine Schwierigkeiten mehr zu überwinden. Eine breite Carretenstraße führt durch den schönen Wald prächtig rothblühender, aber jetzt im Winter gänzlich blätterloser Tedji (Capacho-Bäume). Es war sehr still in der Einsamkeit; ich sah nur ein Aguti, das mir so harmlos entgegenlief, daß ich es beinahe todtgeritten hätte. Mehrere 2—3 Meter lange schwarze Schlangen mit gelbem Kopfe lagen, sich sonnend, im warmen Sande, neugierige Vögel hüpften vor mir her in den Zweigen der vielen am Wege stehenden Curupica-y und Sapirang-y, deren klebrige Milch von den Indianern als Vogelleim benutzt wird; daß sie sich zu Kautschuk verwandeln läßt, möchte ich bezweifeln, schon weil sie, auch nach dem Coaguliren, die klebrige Eigenschaft nicht verliert. Etwas nach 2 Uhr Nachmittags kam ich aus dem Walde auf eine große Lichtung, deren hügeliger Boden von hohem Gras bedeckt war, aus dem sich die aschgrauen Stämme der Marosima-Bäume mit ihren kahlen Aesten erhoben. Auf einem der Hügel sah ich die Gebäude des sehr bedeutenden Depots der Gebrüder Roja, etwas südlicher, jenseits einer kleinen Thalschlucht, die Ranchos und den Corral der „Industrial Paraguaya" — ich war in Ipe-hu. In dem zuletzt genannten Depot ward ich von dem Mayordomo der Gesellschaft, Hrn. Agravo Velasquez, und seiner liebenswürdigen Gattin sehr freundschaftlich aufgenommen.

Einige Tage der Erholung waren mir hier eine unbedingte Nothwendigkeit, besonders lag es mir am Herzen, meine Pferde etwas ruhen zu lassen, ehe ich die große Reise nach Norden fortsetzte. Mein Plan war, auf dem Kamm des Cerro Amambay bis ñu-guasú (großes Feld) vorzudringen und dann über den Panadero mich nach Norden wendend, nach dem Ipané zu ziehen, dessen Ufer ich bei Tacuati oder Py-pucú, oder noch mehr stromaufwärts in der Nähe von Tacurú zu erreichen hoffte. Inzwischen machte ich verschiedene kleinere Ausflüge und Jagdpartien in die Umgegend, besuchte einige in der Nähe wohnende Indianer und ritt zu dem Rancho des Señor Don Pedro Saso am Ufer des Tacuapiry. Hr. Saso, der für gewöhnlich in San Pedro wohnt, arbeitete damals in seinem Rancho mit 22 Mineros und 10 Peonen, die zum Theil ihre Frauen bei sich hatten. Sein Rancho bot einen allerliebsten Anblick. Inmitten des dichtesten Gehölzes war gerade so viel Raum geschaffen worden, wie zur Errichtung der Hütten nöthig war. Fast alle Stämme größerer Bäume rings umher waren bis an die Krone von Orchideen bedeckt. Don Pedro lud mich zunächst zu einem von seiner dienstfertigen Köchin aufgetragenen Frühstück ein, das wir auf Baumstümpfen sitzend, mit den Tellern auf den Knien, einnahmen. Dann führte er mich in einige der engen Picaden, wo die Mineros, Alle gleich in graue baumwollene Kittel, Hosen und Mützen von demselben Stoff gekleidet, die Yerbablätter pflückten. Die Bäume dürfen nur alle 3 Jahre ihrer Zweige beraubt werden, vier- bis fünfjährige Yerba ist noch besser, und ein Baum, der noch nie berührt worden ist, giebt die am höchsten bezahlte Yerba virgen. Ein der Yerba ähnlicher Baum, Ivira-vi, hat Blätter, die zuweilen von gewissenlosen Mineros als sogenannte falsche Yerba unter die echte gemischt wird. Don Pedro's Rancho war noch ganz neu, erst vor einigen Monaten errichtet worden. Er sagte mir, daß er die sämmtlichen Gebäude in vier Tagen fertiggestellt habe. Die Wände bestehen nur aus senkrecht neben einander in die Erde gesteckten Aesten ohne allen Lehmbewurf, die Latten des Daches sind aus gespaltenem Bambus, auf dem als Deckung Pindoblätter mit den Rippen der großen Yuccablätter (huý-vaná) angebunden werden. Die Pfosten und Querbalken eines solchen Hauses schnürt man mit Isý-po, einer Schlingpflanze, zusammen. Im Walde findet man überhaupt kein Eisen, weder an Gebäuden noch am Fuhrwerk, Alles ist von Holz und grünem (ungegerbtem) Leder. Erst in neuerer Zeit hat man eiserne Achsen-Büchsen einzuführen begonnen. Die Achsen selber zimmert man gern aus dem sehr festen Holze des Ivira-ro-mi. — Auch einen weiteren Ausflug von mehreren Tagen unternahm ich nach den Quellen des Carapá, der ostwärts fließend als Jure-ý etwa drei Leguas unterhalb des großen Salto sich in den Rio Paraná ergießt. Er entspringt in einem großen, über 450 Meter hoch liegenden Sumpfthale, von dem aus ich mich nach Südosten wandte und bald die Straße erreichte, welche im Norden von der Picade brasilera abzweigt. Ihr folgend gelangte ich über zwei schlechte überbrückte Bäche und dann an den verlassenen Rancho Guayabu, dessen geographische Breite ich mit 24° 5′ 22″ S. bestimmte. Unweit davon, etwas westlicher liegt ebenfalls ziemlich ausgedehntes Sumpfland, und eine halbe Legua weiter der steile Abfall des Gebirgskammes, den man hier auch nur kurzweg Cerro nennt, wie den ganz ähnlichen bei Ipe-hu, den ich oben beschrieben habe. Der Abstieg ist nicht ganz so beschwerlich wie bei Ipe-hu und führt auf eine gute, sandige Straße, die mich nach einer Stunde an die zwei Quellbäche des Jegui-mi del Norte brachte, und unmittelbar jenseits derselben liegt das Oertchen Piracai, aus den Gehöften von sieben Ansiedlern bestehend. Bei Señor Miranda ward ich gut aufgenommen, konnte mir einen Vorrath Mandiocamehl, Branntwein und einige Tabakblätter kaufen, erhielt etwas Mais für das Pferd und ein gutes Nachtquartier. Am andern Morgen stand ich früh auf. Mein Schlafkamerad, der „Buchhalter" des Herrn Miranda, goß mir, als ich Toilette machen wollte, nach Landessitte aus einem Becher etwas Wasser in die Hände, womit ich mir die Augen erfrischen konnte, und dann begleitete er mich zu dem in der Nähe liegenden Indianerdorfe Sepultura, dessen Bewohner meist als Arbeiter bei den Yerbateros von Piracai beschäftigt sind. Nach meiner Rückkehr nach Ipe-hu beschäftigte ich mich ernstlich mit der Weiterreise. Ipe-hu liegt schon auf brasilianischem Gebiete, kaum eine Legua von der Grenze. Von hier führt die von Villa Igatimi kommende Straße weiter nach NO, um in einer Entfernung von 6 Leguas den Paß am Rio Igatimi zu erreichen, nach SO geht die Straße nach Piracai, und nach N diejenige, welche auf dem Kamm des Cerro Amambay nach Punta porá (schöne Spitze) geht. Die letztere hatte ich in's Auge gefaßt, um auf ihr zum Panadero und von da nach Concepcion zu gelangen. Doch ehe ich diesen Plan ausführen konnte, sollte es noch anders kommen. Eine zufällige Anregung bestimmte mich, nach Osten zu ziehen und das große Wunder Süd-Amerikas, den Salto Guayrá zu besuchen.

Bücherbesprechungen.

— **Das völlige gegenwärtige Heil durch Christum.** Von **Theodor Jellinghaus**, Pastor emerit. Vierte durchgesehene und vermehrte Auflage. Basel, P. Kober, C. F. Spittlers Nachfolger. 1898. 750 S. — Es fehlt uns nicht an christlichen Erbauungsschriften, und man kann oft den Wunsch nicht unterdrücken, daß Verfasser und Verleger hier zurückhaltender mit ihren Gaben sein möchten, aber an Lehrbüchern der Dogmatik, die in gemeinverständlicher Sprache sich an das gesammte christliche Publicum wenden, haben wir keinen Ueberfluß. Wir können dem Verfasser nicht Unrecht geben, wenn er in seinem Vorwort die Behandlung der christlichen Glaubenslehre in Deutschland insofern bemängelt, als nicht genug für ihre Popularisirung gesorgt sei. Er bietet hier eine dem in christlicher Erfahrung und Bibelkenntniß nicht unbewanderten Laien wohl verständliche Darstellung des christlichen Heilsweges. Besonders behandelt er darin die durch die Heiligungsbewegung aufgeworfenen Fragen. Er findet den Hauptgrund dafür, daß es in der evangelischen Kirche noch nicht zu einer einheitlichen Heiligungslehre gekommen ist, in den Fehlern der hergebrachten anselmisch-kirchlichen Lehre von der Genugthuung, die er nicht juristisch auffaßt. Wie Adam nicht juristisch stellvertretend an unserer Statt sündigte, sondern wie wir organisch und naturnothwendig durch ihn zu Sündern wurden, so hat auch Christus nicht juristisch stellvertretend uns erlöst, sondern „als organisches Haupt" und als „Sündentilger und Heiligmacher seiner Brüder". Der Verfasser ist von dem englisch-amerikanischen Christenthum, besonders der „Oxforder Bewegung", von Robert Pearsall Smith und den ihm nahestehenden Revivalisten beeinflußt, aber wir können seiner

Schrift im Allgemeinen deutsche Gründlichkeit und Tiefe nicht absprechen. Dieselbe ist in einem Zeitraume von etwa 20 Jahren immer wieder durchgearbeitet und an dem Wort heiliger Schrift geprüft worden; sie dürfte auch in ihrer neuen Auflage denen, die in den hier besonders behandelten Glaubensfragen Auskunft und Belehrung suchen, mancherlei Orientirung und Anregung bieten. D. K.

— Schlatter, Prof. D. A., Die Kirche Jerusalems vom Jahre 70—130. 90 S. 1,60 ℳ. 3. Heft 2. Jahrg. in den Beiträgen zur Förderung christl. Theologie, herausgegeb. von Prof. D. A. Schlatter und D. Cremer. — Während die Geschichte der christlichen Kirche Jerusalems bis zur Zerstörung Jerusalems in hellem Lichte vor uns liegt, beschienen von den Sonnenstrahlen der neutestamentlichen Schriften (Apostelgeschichte, Brief Jakobi, Briefe), liegt nach dem Jahre 70 bis zum Jahre 130 ein großes Dunkel über jener Kirche, denn sie wurde nach dem letzteren Jahre, in dem sie sich auflöste, rasch vergessen, so daß schon die nächste Generation von ihr wenig wußte, bis sie schließlich bei der Gesammtkirche ganz in Vergessenheit gerieth. Es ist darum sehr dankenswerth, wenn in der vorliegenden Monographie Schlatter's einmal dieser Theil der Geschichte der jüdischen Kirche beleuchtet wird — allerdings eine sehr schwierige Arbeit, denn die Quellen über ihn fließen sehr spärlich und müssen aus der altsynagogalen und altchristlichen Literatur mühsam z. Th. nur durch Schlußfolgerungen und Analogien zusammengesucht werden. Der Hr. Verf. ist bei seiner Untersuchung, wie mir scheint, scharfsinnig und vorsichtig vorgegangen und gerade dies macht seine Monographie spannender und fesselnder als das sehr geringe positive Resultat seiner Arbeit. Er stellt die Namen der Bischöfe und maßgebendsten Presbyter jener Zeit (auch Jünger des Herrn genannt) fest, wobei in besonders trefflicher Weise der Nachweis geführt wird, daß unter dem Presbyter Johannes nicht der nebelhafte Presbyter Joh. von Ephesus, den es wahrscheinlich gar nicht gegeben hat, sondern der auf Matthias von Jerusalem folgende Führer der Gemeinde daselbst zu verstehen ist. Ferner erzählt er uns von dem entsetzlichen Hasse der Juden gegen die jüdische Kirche, von dem geistlichen Rückgange letzterer und ihrer durch die Zerstörung Jerusalems unter Hadrian beförderten Selbstauflösung, der eine Theil ging in der übrigen Christenheit auf, der andere sank zur Secte herab, was ungemein zu bedauern ist, da damit das letzte Band zwischen Christenthum und Judenthum zerschnitten ward und ein bedeutsames Gegengewicht gegen die bald beginnende Idololatrie der Kirche mit Priesterthum, Sacrament und Bild schwand. Wir schließen die Besprechung dieser sehr empfehlenswerthen Schrift mit den letzten schönen Worten derselben: „Am Sterben Israels starb auch die Urkirche und ihr Sterben ward der Gesammtkirche zum Schaden; denn in die Lücke trat das sectenhafte Christenthum, dort Mohammed, hier Bischof, Mönch und Papst." R. W.

— Das 6. Heft der Mittheilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde enthält außer Mittheilungen über geschäftliche Angelegenheiten, die wir meist an dieser Stelle bereits erwähnt haben, Berichte über die Thätigkeit der Ortsgruppen Cunewalde und Mittweida; sie geben einen erfreulichen Beweis dafür, wie rege Theilnahme die Bestrebungen des Vereins in weiteren Kreisen finden. Ueberraschend schnell wachsen das Museum des Vereins in Dresden und das Archiv in Leipzig, namentlich durch Geschenke, die beiden Anstalten von allen Seiten zufließen. Einen beachtenswerthen Beitrag zur Geschichte der Volksmedicin und des Aberglaubens giebt einer der fleißigsten Mitarbeiter, Dr. C. Pfau in Rochlitz; er bespricht drei Sammlungen von alten Volksrezepten, die er für den Rochlitzer Geschichtsverein erworben hat, und theilt aus denselben einige Proben mit. Lesenswerth ist namentlich auch die Einleitung des kleinen Aufsatzes, dem im nächsten Hefte eine Fortsetzung folgen wird, weil sie die Wege weist, die zu weiteren Entdeckungen auf diesem für die Volkskunde so interessanten Gebiete führen. Ferner berichtet R. Korn über die Sage von der Bornmatzen im Masseneiwalde bei Großröhrsdorf, die er in Zusammenhang mit einer 1637 begangenen Mordthat bringt, und A. Götze versucht eine Erklärung der Redensart „Hundsloden kriegen" (für: derb ausgescholten werden); die Erklärung Wustmann's, daß Hundsloden so viel als Hundshaare bedeutet (Hundshaare einmengen, Hundshaare unter die Wolle schlagen = betrügen), findet ihre Bestätigung in einer Stelle der Schulcomödie Hans Pfriem von dem gebornen Bornaer Martin Hayneccius. Bücherbesprechungen (von C. Franke über die Dissertationen von C. Philipp Der Zwickauer Dialekt und A. Meiche Der Dialekt der Kirchfahrt Sebnitz, von E. Mogk über das erste Heft von Dähnhardts „Volksthümliches aus dem Königreich Sachsen auf der Thomasschule gesammelt") sowie Anfragen und Antworten bilden den Schluß. —m—

— Sören Kierkegaard, der Classiker unter den Erbauungsschriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Vortrag von D. K. Walz, Oberconsistorialrath zu Darmstadt. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung 1898. 28 S. 80 ₰. — Der Verfasser giebt uns in dem über Sören Kierkegaard gehaltenen Vortrage ein anziehendes klares Bild von dem dänischen christlichen Denker, dem eine religiöse Gedankentiefe und schöne Bildersprache in seltener Weise eigen ist, und welcher durch seine Schriften der kirchlichen Verflachung, der formalen Massenreligion, dem bequemen Christenthum entgegengearbeitet, „den Einzelnen" aufmerksam machen und in ihm die Innerlichkeit pflegen wollte. In einer Zeit der Veräußerlichung hatte er seine Mission, aber daß er die Kirche und die Macht und Bedeutung christlicher Gemeinschaft richtig geschätzt, kann man nicht behaupten. Ist er doch auch im Leben selber stets ein Einsamer geblieben und hat nicht immer Verständniß gefunden, vielmehr sich getröstet, daß er es einst in der „Gemeinschaft der Herrlichen" finden werde. Wir hätten gewünscht, daß in dem vorliegenden Vortrage diese Schwächen seiner Stellung mehr hervorgekehrt worden wären. Daß seine Schriften künftig ein Gemeingut der Erbauung Suchenden werden würden, können wir trotz aller formalen Vorzüge, die ihn über die meisten Erbauungsschriftsteller dieses Jahrhunderts hoch hinausheben, kaum annehmen. Wir würden darum Bedenken tragen, mit dem Verfasser ihn einem Thomas von Kempen, Johann Arnd u. s. w. an die Seite zu stellen und ihn schlechthin den Classiker unter den Erbauungsschriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts zu nennen. D. K.

— Schreiber, Prof. Dr. Paul: Jahrbuch des königl. sächsischen meteorologischen Institutes. Chemnitz. In Commission bei Carl Brunner. I. Jahrgang XIII. 1895. 2. Hälfte. Bericht über die Thätigkeit im Institut für das Jahr 1895. 113 Seiten mit 4 Tafeln. — Der schon vor mehreren Monaten erschienene Bericht, dessen Ankündigung etwas post festum kommt, enthält wieder eine Fülle des Interessanten. Von seinen Vorgängern unterscheidet er sich durch die Beigabe der mittleren monatlichen und jährlichen Niederschlagsmenge für die 8 Hauptflußgebiete Sachsens (1893—95). Die Zahl der Stationen für die Beobachtung der verschiedenen meteorologischen Elemente hat sich im Berichtsjahre auf der alten Höhe erhalten, bei einigen (Schneetiefenmessung) ist sie sogar bedeutend gestiegen. Da die Witterungsvorgänge des Jahres 1895 für den Leser schon verhältnißmäßig weit zurückliegen, wird es nicht räthlich sein, hier eine kurze Blüthenlese aus den Resultaten zu geben. Nur so viel sei erwähnt, daß es Einen bei der farblosen, unentschiedenen Witterung des laufenden Jahres eigenthümlich anmuthet, wenn man die respectablen Werthe des strengen Winters und herrlichen Sommers von 1895 überblickt, das uns in seiner ersten Hälfte 770 Sonnenstunden bot, während wir heuer mit 490 verlieb nehmen mußten. Besonders interessant war für uns auch die Zusammenstellung aller im Institute in Angriff genommenen Arbeiten. Da ist es in der That schwer zu sagen, was bei den gegebenen Arbeitskräften zuerst erledigt werden soll. Wir nennen hier z. B. nur: Beziehung zwischen Witterung in Sachsen und der in Europa, Einfluß der Luftfeuchtigkeit auf die Witterung, Bewegungsvorgänge in der Atmosphäre über Sachsen, die Zuverlässigkeit der sächsischen Witterungsbeobachtungen, Klimaschwankungen u. A. m. Denjenigen aber, für die die Meteorologie mit der Wetterprognose steht und fällt, rathen wir, sich im Berichte darüber zu vergewissern, inwieweit das Institut als Auskunftei von den verschiedensten Ständen und Berufsarten in Anspruch genommen worden ist. — II. Jahrgang XIV. 1896. I. und II. Abtheilung. 83 und 63 Seiten nebst 2 Tafeln. — Die 1. Abtheilung enthält die Ergebnisse der Beobachtungen an 12 Stationen 2. Ordnung in der üblichen Form, wobei an Stelle von Döbeln mit 1896 Colditz-Zschadraß getreten ist, und in der 2. Abtheilung findet man die Ergebnisse der meist durch selbstthätige Apparate gewonnenen Beobachtungen an der Centralstation (1. Ordnung) Chemnitz. J. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 84. Donnerstag, den 21. Juli, Abends. 1898.

Englische Nationalspiele.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

„Victory of the Australians!“ ertönt es von der Straße herauf durch die geöffneten Fenster in das Speisezimmer einer mir befreundeten Familie, bei der ich zu Tisch geladen war. Der Ruf kam von den Zeitungsbuben, die eine Extra-Ausgabe der Abendzeitung feilboten. Es entstand sofort eine allgemeine Bewegung unter der ganzen Tischgesellschaft, und der Diener wurde unverzüglich herausgeschickt, eine Zeitung heraufzuholen. „Sieg der Australier“ wiederholte ich verwundert mit jenem beklemmenden Gefühl des Unbehagens, das man empfindet, wenn man von einer Sache nichts weiß, von der alle Welt um uns her auf das Genaueste unterrichtet ist. Das Gefühl wird ja dem geschätzten Leser unbekannt sein, aber ich kann nur versichern, es ist recht peinlich. „Splendid victory! special edition!“ klang es wieder von der Straße herauf. Sollte Australien plötzlich in einen Krieg verwickelt sein, von dem ich gar nichts gehört, und nun schon einen Sieg errungen haben. Unmöglich! Australien? Wer, was konnte denn da siegreich gewesen sein! Känguruh, Goldgräber, Wolle, Hammel? „Sie haben sie doch gesehen?“ fragte meine Tischnachbarin plötzlich. „Die Hammel?“ dachte ich unwillkürlich, „die Australier?“ fragte ich indessen ausweichend. „Freilich,“ entgegnete sie. „Ich ging gestern hin. Es war großartig.“ Sie gab mir auch gar keinen Anhaltspunkt, und so konnte ich nur erwidern: „Ich habe leider nicht hingehen können.“ „Ich habe nie so viele Menschen auf dem Ground gesehen,“ fuhr sie fort. „Ground“ heißt bekanntlich „Grund“, dann auch „Feld“ und „Anger“. Kein Zweifel, es mußte sich hier um eine Ausstellung von Schafen oder Rindvieh handeln. Worin sollte sich denn auch sonst Australien ausgezeichnet haben? „Es unterlag schon gestern keinem Zweifel mehr, daß sie den Preis bekommen würden.“ „Es müssen einige prächtige Exemplare darunter sein,“ wagte ich einzuwerfen. „Exemplare! einige prächtige!“ rief sie aus, jedes Wort besonders betonend, „alle Elf sind die Auslese und der Stolz Australiens.“ Sie gerieth in einen wahren Enthusiasmus. Ich mußte doch wohl auf der falschen Fährte sein, und ich war froh, daß in dem Augenblick der Diener mit der Zeitung eintrat. Es wurden alsbald einige Einzelheiten verlesen. Und was war es nun, was meine Nachbarin, die ganze Tischgesellschaft und offenbar ganz England in großer Aufregung hielt? Elf Jünglinge, die meisterhaft „Cricket“ spielen, waren aus den verschiedenen australischen Colonien nach dem Mutterlande entsandt worden, sich mit den erlesenen Spielern Old Englands im Cricket-Kampfe zu messen. Daher die ganze nationale Erregung, von der man sich im Ausland nicht leicht einen Begriff macht.

Der Vorfall ereignete sich schon vor einer Reihe von Jahren, aber ich habe seither immer wieder Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß jener Enthusiasmus nicht etwa ein vorübergehender gewesen, sondern wie das Cricketspiel in wunderbarer Weise mit dem ganzen nationalen Leben Englands verwachsen ist. Kann man doch zur Sommerzeit auch täglich spaltenlange Berichte von hervorragenden „Matches“ in allen Zeitungen des Landes lesen, und selbst wenn wir ihnen nicht beiwohnen, können wir in manchen Kreisen kaum den Erörterungen entfliehen, die darüber angestellt werden, ob Mr. A. einen Ball in richtiger Form geworfen, ob Mr. B. denselben weit genug fortgeschlagen und Mr. C. ihn schnell genug wieder hergeworfen oder wohl gar an den Kopf bekommen, und was dergleichen denkwürdige Einzelheiten mehr sind, die sich in einer verdeutschten Uebertragung gewiß ebenso verständlich und erbaulich ausnehmen, wie sie in dem Rothwelsch des Original-Cricket-Englisch mit all' seinen fach- und sachgemäßen Ausdrücken für den Anfänger ein heikles Pensum ausmachen. Es mag bei diesem wie so manchem anderen Spiel und Sport in England Vieles auf die Spitze getrieben sein — wer könnte das leugnen! aber die Vortheile, die sich daraus ergeben, sind doch auch so naheliegend, daß es fast gemeinplätzig erscheint, diese hervorzuheben, und einer weiteren Verbreitung solcher Spiele das Wort zu reden. Wo gäbe es aber einen gesunderen, kräftigeren Menschenschlag, ich meine natürlich „kräftig“ hier nicht in dem Sinne des Resultats einer nationalen Taillen-Messung; darin werden die Deutschen von Niemand übertroffen, wo insonderheit kräftigere und zugleich doch schlankere Frauengestalten als in England! Und sollte der aus diesen Spielen sich ergebende unschuldige Genuß nicht auch mit ins Gewicht fallen, und vollends auch die aus diesem Genuß und der Erholung sowie der freien körperlichen Bewegung wieder hervorgehende Rückwirkung auf die Entwickelung unserer geistigen Fähigkeiten! Ja, werden durch Sport und Spiel die edelsten Eigenschaften nicht auch direct geweckt und gestählt, Eigenschaften wie Muth, Ausdauer, Selbstverleugnung, Urtheilskraft, durch Sport und Spiel mindestens ebenso sehr gestählt, wie durch Auswendiglernen lateinischer Vocabeln und spitzfindiger Regeln, wenn diese auch noch so viele Ausnahmen aufweisen sollten! — Man sagt in Deutschland wohl, der Krieg von 1866 sei durch den preußischen Schulmeister gewonnen worden. Das mag wahr sein. Aber man schwört hier darauf, was der Herzog von Wellington sagte, die Schlacht von Waterloo sei auf den Spielplätzen von Eton gewonnen, der hervorragendsten Knabenschule Englands. Wohl kommt dabei in Betracht, daß zur Zeit von Königgrätz ganz andere Anforderungen an die Intelligenz der Soldaten und insonderheit der Officiere gestellt werden mußten, als zur Zeit von Waterloo; aber Bücherwürmer stehen in England auch heute noch überall in geringerem Ansehen, zumal auch bei den Schülern. Es war mehrere Jahrzehnte nach Waterloo, daß Lord Morley vor einer Commission zur Untersuchung des öffentlichen Unterrichtswesens auf die Frage, ob ein Knabe, der seinen Studien mit Fleiß obliege, von seinen Mitschülern verachtet werde, höchst bezeichnend antwortete: „Nicht wenn er sonst etwas gut versteht.“ Das mag heute etwas anders geworden sein. Auch in Eton wird jetzt schon fast eben so viel Zeit mit Arbeiten wie mit Spielen verbracht, aber was ist so ein „Bookworm“ im Vergleich zu dem Helden, der im Cricketspiel, im Rudern u. dgl. sich hervorthut! Thatsache ist aber, daß gerade diese im späteren Leben oftmals viel brauchbarere Menschen werden als jene. Aber man spielt in England nicht nur in den Schulen, nicht nur in der Jugend, sondern überall, und ich möchte fast sagen, bis ins hohe Alter hinein — wenn es ein solches hier überhaupt giebt. Jedenfalls ist es Thatsache, daß sich die Alten hier ihre Jugend viel besser zu wahren wissen, als sonstwo. Jedes Dorf hat seinen Cricket-Club, und die irgendwie leistungsfähigen unter denselben stehen in jeder Grafschaft mit einander in Verbindung und sind der Obhut eines besonderen Cricket-Comités der Grafschaft unterstellt. Für diese im Kampfe gegen eine andere Grafschaft einmal spielen zu dürfen, ist denn der besondere Ehrgeiz aller tüchtigen Cricketspieler, der nur noch durch die natürlich so viel seltenere Möglichkeit überboten wird, zum Vertreter von ganz England etwa im Kampfe gegen Australien und Amerika auserkoren zu werden. Grafschaftskämpfe sind aber eine alltägliche Erscheinung und von der allergrößten Bedeutung! Zeigt sich dann irgendwo ein aufkeimendes besonderes Talent, so wird dasselbe sofort unter besondere Obhut des Grafschafts-Comités genommen.

Der Glückliche thut fortan wenig anderes als Cricket spielen! Ist er unvermögend, so unterhält ihn der Grafschaftsclub, und der Jüngling wird zum „professionellen“ Cricketspieler ausgebildet. Obschon immer nur elf Mann auf einer Seite spielen, so hält ein wohlhabender County-Club seine sechzig bis achtzig Professionals, zahlt jedem derselben mehrere tausend Mark das Jahr, nur um gute Spieler und eine gute Auslese im Kampf gegen eine andere Grafschaft zu haben. Solche enorme Ausgaben erscheinen um so verschwenderischer, als die besten der gentlemen plaiyers — solche, die keine Bezahlung annehmen — im Allgemeinen ebenso gut spielen wie die besten der Professionals, und es spielen in dem County-Cricket auf beiden Seiten gewöhnlich auch beinahe ebenso viele Gentlemen wie Professionals. Es werden eben die allerbesten Kräfte aus beiden Classen ausgewählt. Da treten der Lord und der Lumpensammler — oder doch einstige Lumpensammler — der nun vom Cricketspiel leben kann — Hand in Hand für die Grafschaft ein, wie streng auch im Uebrigen die Grenze zwischen beiden Arten von Spielern gezogen wird. — Natürlich giebt es auch wieder mancherlei andere „Matches“, wo nur Gentlemen eines Vereins gegen Gentlemen eines andern, oder Gentlemen auf der einen gegen Players auf der andern Seite spielen, und was dergleichen Variationen mehr sein mögen. Aber die Haupt-Matches bleiben doch die erlesensten Spieler einer Grafschaft gegen die einer anderen, ohne Rücksicht darauf, ob die Leute „für Geld spielen“ oder nur aus Liebe zum Cricket. Bedingung bleibt lediglich, daß sie zu der Grafschaft gehören, d. h. mindestens zwei Jahre in derselben ansässig gewesen sind. Und da gehen denn die wohlhabenderen County-Clubs gar so weit, auch in anderen Grafschaften Rundschau zu halten und, wenn sie dort einen armen Teufel mit Crickettalenten gewahren, ihn durch reichliche Versprechungen zur Ansiedlung in ihrem Bezirk zu bewegen. Zwei Jahre müssen sie ihn dann unterhalten, ohne daß er für sie auftreten darf, und nach Ablauf dieser Zeit entspricht er vielleicht nicht einmal ihren Erwartungen. Sie halten ihn möglicherweise noch ein paar Jahre fest und müssen ihn schließlich doch wieder aufgeben, ohne daß er ihnen von irgend welchem Nutzen gewesen. So geht es ihnen mit einer großen Anzahl bezahlter Cricketer. Sie werden im Lauf der Zeit recht leidliche Spieler, aber nicht alle eben „erster Classe“. Wie groß ist aber schließlich der Triumph, wenn der richtige Mann herausgefunden — der Stolz der Grafschaft, ein Held des ganzen Landes! So etwas kostet viel Geld, aber daran mangelt es ja nicht, in vielen Grafschaften wenigstens nicht. Das Geld wird aufgebracht theilweise durch die Jahresbeiträge der Clubmitglieder, zum größten Theil aber aus den Erträgnissen, die die Spiele wieder vom zuschauenden Publicum einbringen. Ein bedeutendes „Match“ lockt viele Tausende von Zuschauern heran. Die Erträgnisse werden wieder zur Hebung des Spiels verausgabt und vor Allem zur Heranziehung der besten Kräfte — und wenn man sie sich auch einander abspenstig machen muß. Ob das recht ist, ob bei einer solchen Entwickelung, einem solchen Betreiben eines „Spieles“ nicht gar Vieles auszusetzen ist, mag dahin gestellt bleiben. Ich wollte nur auf einige Thatsachen verweisen, die, wenn auch nur in den dürftigsten Umrissen hervorgehoben, doch annähernd einen Begriff davon geben dürften, in welcher Weise das Cricket hier betrieben wird. — Das Spiel an sich ist zu complicirt, als daß ich an dieser Stelle eine weitere Kreise interessirende Beschreibung im Einzelnen davon geben könnte. Es besteht im Wesentlichen darin, daß in einer Entfernung von annähernd zwanzig Metern von einander je drei leichte Stäbchen (das wicket) in den Rasen gesteckt werden, auf die zwei kleine Stückchen Holz (die bails) gelegt werden, die bei der geringsten Berührung der Stäbchen herabfallen müssen. Eine Partei sucht nun mittels eines harten Lederballs die bails herunterzuwerfen, während einer (der batsman) der Gegenpartei, der mit einem Schlagbrett vor dem wicket aufgestellt ist, den Ball zurückzuschlagen sucht, je weiter desto besser. Denn so oft er von einem wicket zum andern laufen kann, ehe der Ball wieder zum wicket zurückgeworfen ist, zählt dies ein run für ihn und seine Partei. Kommt nun aber der Ball früher an das wicket zurück als der laufende batsman, oder wenn dieser das wicket so schlecht vertheidigt, daß die bails heruntergeworfen werden, oder aber, wenn der vom batsman fortgeschlagene Ball von einem der über das ganze Feld verbreiteten „Elf“ der Gegenpartei gefangen wird, ohne vorher den Boden berührt zu haben, dann ist der batsman „out“ und ein anderer Spieler seiner Partei tritt an seine Stelle. Wenn so alle Elf an der Reihe gewesen sind, ist die ganze Partei „out“ und die Gegenpartei tritt an ihre Stelle. Und die Partei, die schließlich die meisten „runs“ gemacht hat, trägt den Sieg davon. Das ist Cricket. Das ist das vornehmste und erhabenste Spiel, das die ganze Nation in steter Erregung hält. Neben dem Cricket giebt es ja noch eine Menge anderer viel beliebter Spiele, so vor Allem das Foot ball; dieses besteht darin, daß eine Partei einen dicken Lederball — viel dicker als ein Cricketball, aber hohl und nicht so hart — zwischen zwei aufgestellten Pfählen hindurchzubringen sucht, während es die Aufgabe der anderen Seite ist, dieses zu verhindern und den Ball zwischen zwei anderen diesen entgegengesetzten Pfählen hindurchzubringen. Nach den unschuldigeren Association rules darf dies nur geschehen, indem man den Ball mit den Füßen tritt, ohne ihn je mit der Hand zu berühren. Wenn nach den strammen Rugby-Regeln gespielt wird, so darf ein Spieler aber auch den Ball aufnehmen und er versucht dann wohl eine Strecke damit zu laufen, was natürlich die Gegenpartei zu verhindern sucht, indem sie den Spieler zu Fall zu bringen und des Balles auf irgend eine Weise habhaft zu werden sucht, und das Resultat ist dann gewöhnlich ein allgemeines scrimage, in dem die Spielenden in blinder rücksichtsloser Hast den Ball zu erfassen in einem wirren Knäuel sich am Boden — d. h. zur Winterzeit gewöhnlich im Koth — übereinander wälzen. Es ist nicht immer gut für die Arme und Beine und was der Mensch sonst an sich hat, sicherlich auch nicht für die Kleidungsstücke, wie dürftig dieselben auch sein mögen, aber Spaß macht es doch — sich das anzusehen. Cricket mag eine besondere Kunst erheischen, Fußball neben dieser mehr die rohe Kraft entfalten. Das Anziehendste der englischen Spiele ist aber das liebliche Lawn Tennis, an dem auch die Damen so rege sich betheiligen. Sie spielen auch wohl Cricket und sollen sich selbst zum Foot ball versteigen, — wenn auch wohl nur nach Association rules! — indessen vermuthlich nur auf abgeschlossenem „Felde“, und so ist mir leider ein solcher Anblick bislang versagt geblieben. Aber wo gäbe es eine englische Dame, die nicht Tennis spielte! Ja, es ist längst dahin gekommen, daß in den Vorstädten wenigstens für einigermaßen bemittelte Familien gar keine Häuser mehr erbaut werden, ohne daß auf die Anlage eines hinreichend großen Rasens zum Tennis ein Hauptaugenmerk gerichtet würde. Ohne einen solchen würde eine Wohnung unendlich schwer zu vermiethen sein. Von allen englischen Spielen hat sich das Lawn Tennis am meisten in Deutschland eingebürgert. Es ist einigermaßen befremdend, daß neben demselben hier in letzter Zeit auch das Croquet wieder etwas zu Ansehen gelangt ist. Bei den Bewegungsscheueren — nun sagen wir: Nichtengländern — hat sich dieses Spiel ja immer einiger Beliebtheit erfreut, soweit das von irgend einem Spiel bei ihnen sich sagen läßt. Aber in England sah man Jahre lang mit Verachtung auf solch ein Altweiberspiel herab. Hoffen wir, die neuerliche Gunst, deren sich dasselbe zu erfreuen hat, ist nicht ein Zeichen nationaler Entartung. Das an sich recht alte, ursprünglich schottische „Golf“ hat erst in den letzten Jahren eine allgemeine, täglich zunehmende Verbreitung gefunden. Für dieses Spiel ist ein ausgedehnter Anger erforderlich, doch können Bäume und Büsche, Gräben und sonstige Hindernisse sich auf demselben befinden, die das Spiel etwas erschweren und um so interessanter machen. Hier sind dann in beträchtlicher Entfernung von einander achtzehn verschiedene kleine Löcher in den Rasen gegraben, und das Spiel besteht nur darin, einen kleinen, harten Guttaperchaball von einem Loch zum anderen zu schlagen. Wer so mit den wenigsten Schlägen durch alle Löcher gekommen, hat gesiegt. Diese einfache Procedur hat sich zu einer so feinen Kunst entwickelt, daß jedem Spieler ein Bube mit vielleicht einem Dutzend verschieden geformter Schläger nachfolgt, von denen Jener, je nachdem der Ball gerade in einer Vertiefung oder in freier Lage, im Schmutz oder im Trockenen liegt, jedesmal einen anderen nimmt. Einzelne Schläge erfordern vielfach die vollste Kraftanstrengung, zumal wenn es sich darum handelt, einen Ball über Büsche und Bäume hinweg zu schlagen. Im Uebrigen aber erheischt Golf weiter keine Anstrengung, als daß es den Spieler fortwährend in Bewegung hält. Es wird daher besonders gern von einem Alter gespielt, wo ein stetes Laufen und Springen oder auch Sich-im-Koth-Wälzen von seinen Reizen eingebüßt hat. Manche ältere Herren liegen dem Golf mit wahrer Leidenschaft ob, aber Cricket bleibt im Allgemeinen doch das bei Weitem am meisten begünstigte, das Nationalspiel Englands. Spiel und Sport hat ja auch in Deutschland in den letzten Jahren einen wesentlichen Aufschwung genommen. Indessen wenn wir in solchen Dingen auch nicht so weit zu gehen brauchen, wie die Engländer

es thun, wir könnten derartigen Spielen doch immer noch mehr Aufmerksamkeit zuwenden — in jungen wie in älteren Jahren! Wir brauchten dann sicherlich weniger zu schweningern noch zu karlsbadern, nicht zu „kneippen" noch uns „kneippen" zu lassen — was ja wohl eine reizvolle Hauptsache bei Entfettungskuren ausmacht —, noch anderen Gepflogenheiten der Art nachzugehen, die bei uns an Stelle der Nationalspiele treten!

Wilh. F. Brand.

Bücherbesprechungen.

— Glauben und Leben. Ein Wort an Christen von H. W. S. Vierte Auflage. Basel, P. Kober, C. F. Spittler's Nachfolger 1898. 192 S. — Kein Theologe ist der anonyme Verfasser, aber er schreibt aus einer reichen christlichen Erfahrung, die sicherlich auch ein gutes Stück praktischer Theologie ist. Was er in dieser christlichen Lebensschule gelernt hat, will er hier in der Hoffnung und Absicht wiedergeben, Anderen damit einen willkommenen Dienst zu leisten und sie in ihrem Christenthum, besonders in ihrer völligen Hingabe an Gott, in der stillen, christlichen Gelassenheit zu befestigen. Die Ausführungen sind in schlichter Sprache gehalten und dürften in der That manchem suchenden Herzen zur Glaubensstärkung und gottgefälligen Lebensführung verhelfen können. D. K.

— Handbuch des Evangelisch-Christlichen Kirchenbaues von Dr. phil. Oskar Mothes, k. s. Baurath. Leipzig bei Herm. Tauchnitz. 1898. — Der vorwiegend größte Theil des anregenden Buches behandelt die einzelnen Abschnitte des christlichen Kirchenbaues in ihrem geschichtlichen Zusammenhang von den Uranfängen des kirchlich-christlichen Lebens überhaupt bis in unsere Zeit. Sehr eingehend nimmt er sich der dunklen Periode der urchristlichen Zeit an, vielfach neues Licht werfend auf bisher nicht genügend leuchtete Momente. Des Weiteren bietet das Werk eine umfangreiche, trotz der knappen Form fast erschöpfende Uebersicht über die folgenden Perioden von dem bedeutenden Moment, als die christliche Religion, zur Staatsreligion erhoben, ihren neu gestaltenden Einfluß auf die dem Gottesdienst gewidmete Baukunst zu richten begann, durch die verschiedenen Zeitabschnitte des Mittelalters hindurch, mit feinem Blick den Einfluß manch unscheinbaren Gebäudes betonend, neue Wege entdeckend und klar bezeichnend, auf denen die Formen der südlichen Kirchen-Baukunst in langsamer Wandlung bis zu uns herauf gedrungen sind. Sehr eingehend ist das Capitel über die Beziehungen der kirchlichen Würdenträger zu den Baukünstlern behandelt, recht geeignet, viel althergebrachte, von einer „Kunstgeschichte" in die andere verschleppte Annahme über die Urheberschaft dieser oder jener Kirchenbauten als irrig erkennen zu lassen und die zeitgenössische Werthschätzung unsrer alten Fachgenossen in das rechte Licht zu setzen. Anmuthig, um nicht zu sagen ergötzlich, lesen sich die Capitel über „Förderung durch Literatur, Schulen, Geistliche und Behörden". Mit vergleichenden Bemerkungen über die in unserm Menschenalter ausgeführten Kirchenbauten sowie mit zahlreichen die Erfahrung des alten Kirchenbaumeisters zeigenden technischen Angaben und Rathschlägen schließt das Buch. Als Ergebniß langjähriger ernsthafter Studien und reifster Ueberlegung ist es wesentlich dazu angethan, bereits dem Studirenden rechtzeitig die richtigen Wege zu weisen, ihn vor falschen Anschauungen, die später mühsam durch die Erfahrungen der reiferen Praxis abgestreift werden müssen, zu bewahren. Es hält sich zudem sehr glücklich jenseits der Grenze eines lediglich für Fachleute verständlichen Buches, sodaß es mit Genuß und Erfolg von jedem sich für die Baukunst interessirenden gebildeten Laien gelesen werden kann. Insbesondere sei es allen Geistlichen empfohlen, die zur Zeit wegen der anspruchsvollen Unbefangenheit ihres Urtheils in Dingen der kirchlichen Kunst zumeist der Schrecken der Kirchen bauenden Architekten sind. Letzteren wird es eine wesentliche Unterstützung bei der Bearbeitung ihrer Aufgaben bieten, zum Mindesten durch die vielseitig gebotene Anregung. Möge das Buch das Ziel erreichen helfen, welches sich der Verfasser damit stellte: Geistliche und Künstler zu einmüthigem Schaffen zu führen. C. S.

— Das materielle und formelle Reichsgrundbuchrecht. Für die Praxis erläutert von J. Böhm, Rechtsanwalt und Notar. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung 1898 (556 S.). — Der Verfasser hat bereits das Vormundschaftsrecht und das Erbrecht des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs, das erstere besonders sehr brauchbar, in systematischer Form dargestellt. Hier behandelt er unter dem Titel „Reichsgrundbuchrecht" das Sachenrecht, soweit es sich auf Grundstücke und die daran bestehenden Rechte bezieht, wie die Grundbuchordnung, jedoch nicht systematisch, sondern in der Form eines Commentars zu den einschlagenden Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches und der Grundbuchordnung (das Zwangsversteigerungsgesetz mit Einführungsgesetz ist lediglich als Anhang und ohne Erläuterung mit abgedruckt). Dies ist schon durch die Sachlage geboten. Bevor nicht die landesrechtlichen Ausführungsbestimmungen erlassen sind, wird sich eine erschöpfende systematische Darstellung schwer geben lassen, und nach dem Erlasse jener Bestimmungen, die doch die Verhältnisse des einzelnen Bundesstaates berücksichtigen müssen, wird eine das ganze Deutsche Reich umfassende Darstellung sehr viele Einzelheiten zu umfassen haben, selbst wenn die Landesgesetze unter sich möglichste Uebereinstimmung anstreben, und damit einen Umfang erhalten, der die Benutzung erschwert. Jene Zusammenstellung empfiehlt sich aber dadurch, daß die Bestimmungen über Grundstücke, Grundbuch, über dingliche Rechte u. s. w. auf mehrere Gesetze vertheilt sind; nur durch die Vereinigung kann ein möglichst vollständiges Bild gegeben werden. Die Erläuterungen bezwecken in der Hauptsache nicht große theoretische Ausführungen, sondern die Einführung der Betheiligten, insbesondere der Praktiker in das Grundbuchrecht und die Erleichterung der künftigen Arbeiten. Dieser Zweck erscheint erreicht, soweit es zur Zeit möglich ist; dazu tragen auch die Beispiele bei, die manche schwierigere Vorschrift verdeutlichen sollen. Vielleicht hätte Manches noch mehr hervorgehoben werden können, wie z. B. daß der Ausdruck „Vertrauensprincip" mehr dem künftigen Wesen des Grundbuchsrechts entspricht, als der „Oeffentliche Glaube, Publicitätsprincip", und ferner gewisse Beschränkung des vollen Vertrauensprincips. Einwendungen lassen sich gewiß gegen einzelne Sätze erheben, wie z. B. gegen den Umfang, in dem nach S. 22 unter X die erfolgte Auflassung und Eintragung den formell nicht genügenden obligatorischen Vertrag mit heilen soll, oder zu S. 24 wegen der Giltigkeit der auf Bewilligung der nicht eingetragenen Erben eingetragenen Hypothek. S. 156 wird zu § 1115 des bürgerlichen Gesetzbuches die Rückzahlung in Pfandbriefen für die Hypotheken gewisser Anstalten behandelt, ohne doch eine bestimmte Ansicht auszusprechen; daß diese Rückzahlungsversprechen unter die Bestimmung in § 1115 Abs. 2 B. G.-B. fallen, ist gewiß; damit ist aber nichts für die Beantwortung der Frage gewonnen, wie es steht, wenn eine Creditanstalt eine Hypothek durch Abtretung erwirbt und dann die Nebenleistung gesichert werden soll. Zu § 901 Satz 1 B. G.-B., S. 76 fg., dürfte noch zu erwähnen sein, daß diese Bestimmung für die Eigenthümerhypothek nicht gilt, wenn solche auch zu Unrecht gelöscht ist, weil insoweit eine Verjährung, als gegen den Eigenthümer selbst gerichtet, nicht laufen kann. Der Werth des Werkes wird durch Vorstehendes nicht gemindert, auch nicht dadurch, daß der Verfasser die Materialien mit benutzt hat, da er ihnen nur das entnahm, was von bleibendem Werth sein kann. Der Praktiker besonders wird die Gabe begrüßen, die ihm das Einarbeiten in das neue Recht erleichtert und in praktischer Weise oft zeigt, wie die Bestimmungen aufzufassen sind. K—d.

— Kaiser Friedrich und Marc Aurel. Eine Vergleichung von Friedrich Crönert. Halle, O. Hendel. — Wenn eine fürstliche Persönlichkeit mit Marc Aurel verglichen wird, so ist das selbstverständlich kein Vergleich à la Caligula. Vielmehr läuft das vorliegende Buch auf eine Verherrlichung des unglücklichen Kaisers Friedrich, „unseres Fritz", hinaus. Wenn freilich, wie das Sprichwort sagt, jeder Vergleich hinkt, so vor Allem der vorliegende. Wie kann man einen römischen Cäsar, der eine Reihe von Jahren die Welt regiert hat, mit unserem Kaiser vergleichen wollen, welcher nur wenige Wochen und auch diese fast nur vom Krankenlager aus regiert hat und dessen Regierungsthätigkeit, abgesehen von einem weit ausgesponnenen Regierungsprogramm, als dessen Verfasser wohl ziemlich allgemein der verstorbene Geffcken angesehen wird, sich eigentlich nur auf eine Anzahl Gnadenbeweise, die dem Kaiser wohl schon Jahre lang am Herzen gelegen hatten, beschränkte? Der Vergleich ist denn auch, um es offen auszusprechen, mißlungen. Nur in wenigen Zügen hat der Verfasser eine Uebereinstimmung, zum Theil mühsam genug, herausconstruiren können. Auch in vielen Einzelheiten vermögen wir ihm nicht zu folgen, z. B. in Dem, was er Seite 4 über Deutschlands Fahrt „Bord an Bord" mit

England sagt, mit jenem England, welches früher fast nur von deutscher Erniedrigung gelebt hat und auch jetzt noch (vide: Vereinigte Staaten) uns zu schaden und mit anderen Mächten zu verhetzen sucht, so viel es irgend kann. Die politische Stellung des Prinzen zu England ist überhaupt eine heikle Frage, die schon deshalb besser unbesprochen bleibt, weil sie uns der Zeit nach noch viel zu nahe liegt. Auch Dem, was der Verfasser Seite 65 über die weicheren Regungen nachgebende Natur des Prinzen Friedrich Wilhelm sagt, vermögen wir nicht unbedingt beizustimmen. War er es doch bekanntlich, der auf Annexionen in Deutschland mit einer Hartnäckigkeit drang, die nur schwach von Bismarck beschwichtigt werden konnte. Sehen wir von diesen und ähnlichen Bedenken ab, so müssen wir die dem Werk zu Grunde liegenden vielseitigen Studien, zumal bei einem praktischen Juristen — der Verfasser ist unseres Wissens Landgerichtsdirector in Halle a/S. — rühmend anerkennen, von denen insbesondere auch die Anmerkungen hinter dem Text Zeugniß ablegen. Man darf glauben, daß der Verfasser sehr viel lateinisch gelesen und geschrieben hat, denn der Stil erinnert sehr an das Lateinische. Dies soll durchaus kein Vorwurf sein, wenn wir auch nicht wünschen, daß lateinische Constructionen (so wenig wie lateinische Buchstaben) bei uns etwa Mode werden möchten. Bleiben wir „deutsch allerwegen". —tg—

— Gercke, Hermann (Corvettencapitän), Die Torpedowaffe, ihre Geschichte, Eigenart, Verwendung und Abwehr. Mit einem Anhange: „Ueber den Untergang des Panzerschiffes »Maine« der Flotte der Vereinigten Staaten von Amerika." Mit 44 Abbildungen. Berlin, 1898. E. S. Mittler und Sohn. kl. 8°, 115 Seiten. Preis brosch. 3 ℳ. — Der Gegenstand, welchen die vorstehende Schrift behandelt, die Torpedowaffe, ihre Eigenart, Verwendung und Abwehr, hat in neuerer Zeit ein erhöhtes Interesse erhalten, nicht nur durch die Eigenthümlichkeit der Waffe selbst und ihre Bedeutung für die moderne Kriegführung zur See, sondern auch durch die Controversen, welche in neuerer Zeit über die Zweckmäßigkeit der Verwendung von Torpedobooten, Torpedojägern, Torpedozerstörern entstanden sind. Von diesem Gesichtspunkte aus muß das Gercke'sche Werk, welches in populärer Darstellung ein anschauliches Bild von dem Wesen der Waffe und der Art ihrer Verwendung giebt, als eine zeitgemäße und werthvolle Bereicherung der Marineliteratur bezeichnet werden. Es wird wesentlich zur Läuterung mancher unklarer Vorstellungen, sowie zur Orientirung über ein hochinteressantes Gebiet unserer Wehrkraft zur See beitragen können. Der Inhalt zerfällt in vier Abschnitte. Nach einem Rückblick auf die Geschichte der Torpedos werden in einem zweiten Abschnitt die jetzt gebräuchlichen Torpedos verschiedenster Construction beschrieben und abgebildet; die Bedeutung der Ausstoß- und Lancirrohre, die Commandoelemente, die Zielvorrichtungen und das Schießen mit Torpedos wird gewürdigt. Ein dritter Abschnitt behandelt die interessante Frage der Verwendung des Torpedos, die Torpedofahrzeuge und Torpedoboote, die Kampfesweise derselben u. s. w. Der Abwehr der Torpedos ist ein vierter Abschnitt gewidmet. In dem letzten Capitel desselben äußert sich der Verfasser über den Werth der Torpedowaffe und zwar bezeichnet er den Torpedo als vorzügliche offensive Vertheidigungswaffe, die gehörig benutzt und angewendet vorzüglichen Erfolg verspreche. Eine interessante Beigabe des Buches bildet die in einem Anhange veröffentlichte Abhandlung über den Untergang des Schlachtschiffes der Vereinigten Staaten „Maine" im Hafen von Havanna. Die Besprechung ist rein sachlich gehalten. Da der Abhandlung die Vernehmung und das Gutachten der amerikanischen und der Bericht der spanischen Untersuchungscommission zu Grunde liegen, so gewinnt sie erhöhte Bedeutung. Der Verfasser gelangt zu dem Schluß: Wenn eine Seemine das Schiff zerstören konnte, so würde das auch mit einem Torpedo möglich gewesen sein und die Bedeutung der Unterwasserwaffen würde, im Falle die Schlüsse der amerikanischen Commission richtig sind, ins Ungeheure wachsen. F. R.

— Die Zukunftsfrohen. Neue Skizzen von Georg Hermann. F. Fontane's Zwei-Markbücher. Berlin W. F. Fontane & Co. 1898. 179 Seiten. — Ein ganzes Buch voll lauter Skizzen ermüdet leicht, wenn man es hinter einander lesen soll, mögen auch die einzelnen Sachen und Sächelchen noch so hübsch sein. Man muß eine nach der anderen in Absätzen lesen, wenn einem gerade die Lust nach leichterer Lectüre kommt, oder man eine müßige Stunde angenehm ausfüllen will. Bei solchem Verfahren wird der Leser von diesen Skizzen wirklichen Genuß haben können. Georg Hermann zeigt in ihnen eine scharfe Beobachtungsgabe und ein liebenswürdiges Erzählertalent, mit dem er auch den scheinbar gewöhnlichsten Vorgängen des Alltagslebens eine Pointe zu geben versteht. Die verschiedensten Geschmacksrichtungen werden ebenfalls in diesem Buche ihre Rechnung finden. Da sind harmlos witzige oder gutmüthig satirische Sachen, in denen der Verfasser kleine Ungezogenheiten seiner lieben Mitmenschen auf's Korn nimmt, wie z. B. „der Guckkasten". In anderen Skizzen werden ernste sociale Probleme der Gegenwart berührt, wobei der Verfasser oft mit scharfer naturalistischer Wahrheitstreue die Zustände beleuchtet, aber nirgends das Maß des Erlaubten überschreitet; als Beispiel sollen hier nur die „Zukunftsfrohen" dienen, von denen man sich vor der Lectüre ein ganz anderes Bild macht, wie es uns Hermann nachher zeichnet. Die „Zukunftsfrohen" sind sammt und sonders gescheiterte Existenzen, die einst bessere Tage gesehen und als Hilfsarbeiter in irgend einem Büreau bei vorübergehender diätarischer Beschäftigung ein kärgliches Dasein fristen aber immer noch hoffend einer wieder besseren Zukunft entgegen harren. Im „Frühling" und „Waldidyll" endlich offenbart der Verfasser ein liebevolles Verständniß für Natur, das uns fast fremdartig unter diesen Skizzen aus dem modernen Großstadtleben anmuthet, aber für den Verfasser noch mehr einnimmt. W. Bruchmüller.

— Ludwig Philippson. Eine Biographie von M. Kaiserling. Leipzig, Hermann Mendelssohn, 1898. 344 S. — Am 29 December 1889 starb zu Bonn der jüdische Gelehrte Ludwig Philippson, der, man mag denken wie man will, jedenfalls den weitgehendsten Einfluß auf das Judenthum durch seine reiche schriftstellerische Thätigkeit wie persönliche Einwirkung ausgeübt hat. Nicht allein, daß er der Begründer der Allgemeinen Zeitung des Judenthums ist und einen jüdischen Literaturverein stiftete, dem er selber 18 Jahre vorstand, sowie für die jüdischen Gemeinden eine wohlfeile Volksbibel herstellte, er griff auch thatkräftig überall ein, wo er die staatliche Gleichberechtigung der Juden bedroht sah. Es muß zugegeben werden, wenn man an die hervorragenden Gaben und die mehr als fünfzigjährige rege Thätigkeit denkt, die Philippson als Redner, Dichter, Rabbiner und Schriftleiter entfaltete, was im Vorwort hervorgehoben wird, nämlich daß er mit der Geschichte seines Volkes und mit der Entwickelung des Judenthums so innig verknüpft ist, daß er nur im Zusammenhange damit richtig erkannt und gewürdigt werden kann. Nicht blos dem Antisemitismus entgegen zu arbeiten, war er eifrig bis an sein Ende bemüht, er hat auch das religiöse Leben unter seinen Glaubensgenossen mit Wort und Schrift zu fördern gesucht. Hat sein Sohn als Einleitung zu den „Gesammelten Schriften" bereits einen Lebensabriß über ihn veröffentlicht, so erscheint hier eine ausführliche flüssige Biographie, welche neben dem Lebenslauf sehr interessante Einzelheiten über die neuere Geschichte des Judenthums enthält. Beigegeben ist Porträt und Facsimile. D. K.

— Deutsch-Ungarisch. Goldschmidt's Sammlung praktischer Sprachführer für Reisende. Bd. 8. Berlin 1898. 1 ℳ. — „Das vorliegende Buch will dem nach Ungarn reisenden Deutschen als sprachlicher Führer dienen", sagt der Herausgeber, vergißt aber ganz, daß man in Ungarn mit Deutsch weiter kommt als mit Magyarisch, denn die Geschäftsreisenden, die nach Ungarn gehen, haben überall mit deutschen oder jüdischen Häusern zu thun, die Vergnügungsreisenden wenden sich weniger der Tiefebene zu, wo allein durchgehends magyarisch gesprochen wird, als vielmehr etwa der Tatra, oder Siebenbürgen oder Kroatien oder dem Banat, wo man mit Deutsch, resp. Kroatisch oder Rumänisch viel weiter kommt als mit Magyarisch. Außerdem bezweifle ich sehr, ob man mit der auf 14 Seiten klein Format zusammengefaßten Grammatik so weit kommt, das Gesprochene verstehen zu können. Die Wörtersammlung S. 15—78 enthält ja das Nöthigste, auch sind die Gespräche S. 79—115 idiomatisch, allein wenn einer sich wirklich der Mühe unterziehen will, die für Deutsche sehr schwere Sprache zu erlernen, so rathe ich dazu, sich etwa das praktische Lehrbuch von Görg (Hartleben's Verlag) und Ballagi's Wörterbuch anzuschaffen. Holländisch, Dänisch, etwa noch Englisch, in der Weise behandelt wie in Goldschmidt's Sprachführern, läßt man sich allenfalls noch gefallen für Solche, denen eine oberflächliche Kenntniß für die Reise genügt, aber Magyarisch eignet sich gar nicht dafür. G. W.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 85. Sonnabend, den 23. Juli, Abends. 1898.

Das Ulmer Münster.

Einer dankenswerthen Notiz in Ihrem geschätzten Blatte über eine neue Schnellzugsverbindung und zwar durch das Königreich Württemberg nach der Schweiz schenkte ich im vergangenen Sommer Beachtung und stieg nach einer durchgefahrenen Nacht um die Mittagsstunde in Ulm aus. Sich waschen, dann essen, dann schlafen, das ist ein probates Mittel, sich möglichst rasch von einer längeren Eisenbahnfahrt zu erholen; das wurde im sauberen Gasthaus zum Löwen gründlich besorgt. Erst die späteren Nachmittagsstunden fanden mich auf den Straßen der alten Reichsstadt. Bei dem Austritt aus dem Gasthof fällt das Auge auf eine Bäckerei, deren Giebelseite mit den Nachbildungen erhaltener Medaillen bedeckt ist. Aber „Ulmer Brod“ ist ein Gebäck, für das der Norddeutsche weniger Verständniß hat, als für „Ulmer Pfeifen“ oder „Ulmer Doggen“; honiggetränktes, hartes Gebäck aus Semmelmehl, mir ist's zweifelhaft, ob es nur der bekannte „Ulmer Spatz“ würdigt, der sich auf Tassen, Briefbogen, Biergläsern, ja selbst auf einer Kreuzblume des Münsters mit seinem Strohhalm im Schnabel gar breit macht. Eine steinerne Brücke führt über die Blau nach der inneren Stadt. Die Blau mündet unmittelbar bei Ulm in die Donau und hat indirect der Stadt mit den Namen gegeben. Nämlich zwischen Blau und Donau befanden sich eine Anzahl kleiner Inselchen, die eng bebaut wurden und dem entstehenden Ort den Namen Ulm — Hulma — Holm d. i. Insel gaben. In Bornholm, der schwedischen Insel, Stockholm, der auf einer Insel erbauten Residenz, finden wir Verwandtes. Mitten durch das Wasser der Blau führt ein Steindamm; auf beiden Ufern sind die Häuser bis in das Wasser hinein gebaut, es fehlen nur noch die Gondeln und Kleinvenedig ist fertig! Durch die Hirschgasse mit ihren hübschen Läden und ihren alten, schönen Giebelhäusern kommt man unmittelbar auf den Münsterplatz, jenen gewaltigen freien Platz, der dem herrlichen Münster erst die Möglichkeit, voll in seiner ganzen Größe und Schöne zu wirken, giebt. Ganz traumverloren blieb ich am Eingang zum Münsterplatze stehen und versenkte mich in das großartige Bild, das durch die sinkende Sonne noch einen ganz besonderen Reiz erhielt. Man kann in Wien seine Herzensfreude an der Votivkirche gehabt haben, deren zarte Formen wie in Marzipan gegossen erscheinen, man kann in Straßburg gewesen sein und staunend vor der Westfaçade des Münsters mit der unvergleichlich schönen Rosette gestanden sein, man kann in Freiburg sich nicht satt genug gesehen haben an der Silhouette des Thurmes vom dasigen Münster, das Ulmer Münster wird seines Eindrucks nie verfehlen, am wenigsten bei einem warmblütigen Protestanten: das höchste Bauwerk der Erde ist ein evangelisches Gotteshaus! In Ulm erfährt man's: die Pyramiden in Aegypten, die seit Jahrtausenden als eines der großen Weltwunder gepriesen werden, sind in ihrer höchsten 24 m niedriger, die Peterskirche in Rom, an die gewendet und verschwendet wurde, was das ganze katholische Abendland aufbringen konnte, ist 23 m niedriger, das Straßburger Münster, von dem aus die Franzosen 1870 weit ins Land hinein ihre Ferngläser richteten, bis deutsche Kugeln ihnen diesen Guckinsland nahmen und nehmen mußten, bleibt 18 m zurück, und selbst die Thürme des Domes zu Köln, dem deutschen Rom, sind 5 m niedriger. Der Thurm des Ulmer Münsters ist nämlich 161 m hoch! Wohl, die Evangelischen haben das Münster nicht allein gebaut, das Hauptgebäude war fertig schon vor der Reformation. 1377 ist der Grund zum Münster gelegt worden und 150 Jahre brauchte man bis zur Vollendung des Gotteshauses ohne den Thurm, aber vollendet haben die Evangelischen diese Kirche. 1890 war das Aeußere fertig, im Innern wurde noch im vergangenen Jahre gearbeitet, doch soll die Malerei bis zum Hauptfeste des Gustav Adolfvereins, das, wie in dieser Zeitung bereits mitgetheilt wurde, im September dieses Jahres in Ulm gefeiert werden wird, fertig sein. Hauptsächlich ist's wohl der große Münsterplatz, der das verhütet, daß das gewaltige Kirchengebäude drückend wirkt, bei dem Thurm sind es die luftigen Quergliederungen des Helms, die dem Bilde so große Anmuth geben. Das Ulmer Münster ist innig froh, es athmet der Geist daraus: „Ich habe nun den Grund gefunden, — Der meinen Anker ewig hält.“ Freilich eine Predigtkirche ist das Münster mit seinen 4000 Sitzplätzen nicht. Selbst dann, wenn 28 000 Personen in der Kirche wären, — die faßt der Riesenbau — und wenn das kräftigste und sonorste Organ eines Predigers dort zu vernehmen wäre, wäre es unwahrscheinlich, daß nur im Hauptschiff ein eigentlich evangelischer Gottesdienst ohne akustische Beeinträchtigungen stattfinden könnte. Die Größenverhältnisse sind ganz abnorme. Beträgt die Länge der Kirche 123,5 m, die Breite 48,75 m, so versteigt sich die Höhe im Mittelschiff bis zu 41,6 m, so daß man die meisten Dorfkirchen sammt Thürmen bequem als Spielzeug in die hohen Hallen hineinsetzen könnte. Der Haupteingang wird durch 3 gleichhohe Spitzbogen gebildet, jeder 12 m hoch. An der Stirnwand und an den Seitenwänden befinden sich viele Statuen, aus denen ich nur als besonders charakteristisch den heil. Antonius, kenntlich an der Glocke, mit der er abgebildet wird, hervorhebe, den Vater des Mönchthums — Münster von monasterium, Kloster, also Klosterkirche — † 356 n. Chr., Johannes den Täufer mit dem Lamm — siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt, Joh. 1, 29 — und Martin, Bischof von Tours, † 395 n. Chr., dem zu Ehren unser Luther den Vornamen empfangen hat am Martinstage, 11. Nov. Durch eine kleinere Thür weiter südlich vom Hauptportal treten wir ein in die Vorhalle, wo uns eine Beschreibung des Münsters mit dem gelösten Eintrittsbillet eingehändigt wird. Eintrittsgeld ist bei einer Kirche nicht schön, dagegen sehr schön erschien mir es, daß man in Ulm nicht genöthigt ist, sich vom Kirchner herumführen zu lassen, sondern durch den Zettel völlig genügend sich orientiren und informiren lassen kann. Als Heerdenthier sich gerade dort mit forttreiben zu lassen, wo man dem persönlichsten Empfinden durch längeres Verweilen hier und da so gerne Rechnung trägt, ist gewiß schon Manchem eine Qual gewesen! Das Mittelschiff war leider durch 5 Stock hohe Gerüste wenigstens theilweise verdeckt, aber doch hatte ich einen tiefen Eindruck des überwältigenden Raumes, der in seiner keuschen Malerei evangelisches Gepräge trägt. Die Kanzel steht an der Nordseite der Kirche an einem Pfeiler, ist von Stein. An ihren Ecken stehen 3 Figuren mit Spruchbändern über der Brust, wohl Priester vorstellend. Bis zu schwindelnder Höhe erhebt sich ein aus Lindenholz überaus kunstvoll geschnitzter Schalldeckel. Er besteht aus einer dreistöckigen Pyramide und vom unteren Theile führt eine zierliche Wendeltreppe im Innern des Schalldeckels nach der kleinen Kanzel, die hoch von oben herunterschaut und den Namen des Schnitzers trägt: Jörg Syrlin, 1510. Ein Zeitgenosse des Schnitzers war der berühmte Maler Martin Schaffner, der sich 1521—1535 in Ulm aufgehalten und den Hochaltar mit Bildern geziert hat. Das Werk lobt den altdeutschen Meister: der Altar ist ein sogenannter Sippenaltar, die Verwandtschaft (Sippe) der Maria ist auf diesem Flügelaltar dargestellt. Bemerkenswerth sind besonders die Flügelbilder, namentlich das rechts, auf dem Maria, des Kleophas Tochter, mit ihrem Manne Alphäus und vier Söhnen in den Personen einer vornehmen Bürgersfamilie von Ulm geradezu köstlich wiedergegeben sind. Das Gestühl für die Chorherren von Jörg Syrlin, dem Aelteren, das er für 1188 Goldgülden in fünf Jahren in Eiche geschnitzt hat, ist weltbekannt.

Vom Altar aus gesehen rechts sind lauter Männer, links lauter Frauen, unten am Gestühl berühmte Heiden, an der Rückwand über den Sitzen Juden, oben an den Spitzgiebeln Christen. Das will sagen: die Heiden ahnten, die Juden weissagten, die Christen haben das Heil. Nur nebenbei sei auf die vielen, sehr schönen Glasmalereien aufmerksam gemacht, unter denen die aus der Burkhardt'schen Hofglasmalerei zu München mit den alten, von Künstlern so hoch gestellten, concurriren. Weniger erbaut sind die Künstler von der großen Orgel, die der bekannte Meister der Orgelbaukunst Ludw. Walcker in Ludwigsburg gebaut hat. Ihr Gehäuse verdeckt etwas die Rosette mit dem Bilde an der Westseite, dafür hat die Orgel aber auch 101 klingende Register mit 6231 Pfeifen! Jeden Sonntag nach dem Vormittagsgottesdienst und im Sommer täglich von 11—12 Uhr findet Orgelconcert statt. Der Vorzug der Walcker'schen Orgeln liegt in den zarten Stimmen, aber auch die starken Bässe mußten sich Geltung zu verschaffen in dem mächtig wiederklingenden Gewölbe. Durch dieses Orgelwerk ist dem Münster reichlich ersetzt, was der Vandalismus der Bilderstürmer am 19. und 20. Juni 1531 in den zwei Orgeln, die er demolirte, umgebracht hat. Freilich die Postamente an den Säulen stehen noch leer, von denen damals die Statuen treuer Kämpfer Christi vom blöden Pöbel herabgestürzt wurden. Ein ähnlicher Vandalismus einer „aufgeklärten" Zeit ist vor wenig Jahren nun auch gesühnt; da die Höhe des Chorraums nur 17 m beträgt, die des Mittelschiffs, wie schon oben gesagt, 41,6 m, so blieb über dem Bogen, der diese beiden Theile der Kirche trennt, eine große Wandfläche. Schon im Jahre 1471 ist sie von einem bedeutenden Maler mit einem großen Bilde vom jüngsten Gericht geschmückt worden. Als aber im Jahre 1817 das 300jährige Gedächtniß der deutschen Reformation gefeiert werden sollte, war böse Zeit für die kirchliche Kunst im deutschen Vaterlande. Auf Befehl des Consistoriums in Stuttgart wurde das Bild mit einer „angenehmen, alterthümlich grauen Farbe" überpinselt. Erst 1880 ist es wieder entdeckt und mit viel Mühe wieder hergestellt worden. Leider sind die Farben etwas matt gehalten, so daß man das Glas zur Hand nehmen muß, um die einzelnen der 213 Personen, die das Bild aufweisen soll, zu studiren. Wenn hier darauf hingewiesen wird, daß der sitzende Christus 3,5 m hoch ist, so kann man sich vorstellen, welch ein Kolossalgemälde Einem da entgegentritt! Unter den Verdammten zur Linken Christi fehlt der gottlose Papst so wenig, als der gottlose Kaiser, da stürzt eine Spielergesellschaft in den Höllenrachen und Satan holt sich ein unzüchtiges Liebespaar, da hebt der Quacksalber sein Fläschchen in die Höhe, mit dem er die Leute beschwindelt hat, und auf allen Gesichtern malt sich Entsetzen. Zur Rechten Christi sind die Seligen, die in festlichem Zuge auf einer Treppe hinaufsteigen zum Orte des Friedens. Daß ein solches Bild an solcher Stelle mächtig ergreifen muß, ist selbstverständlich. Das Sacramentshäuschen, in Ulm „der gegossene Stein" genannt, steht nördlich daneben, ein reizendes Pendant zu dem himmelaufstrebenden Schalldeckel der Kanzel. — Nicht zu übersehen ist der mächtige Taufstein, der auf Löwen mit Königs- und Prophetenbüsten ruht, sowie das Gründungsbild unweit davon, wo der Baumeister gebückt dasteht, dem der Bürgermeister und dessen Gemahlin das Modell zum Münster auf den Rücken stellen. Die Schrift darunter erzählt, daß Dienstag, am 30. Juni 1377, der Grundstein gelegt wurde. Das Hängekreuz am Triumphbogen, das 12 Ellen lang ist, ist kürzlich erneuert, stammt aber aus jener Zeit, wo zwar der Ablaßkram im Schwange ging, die kirchliche Kunst aber es noch fortpredigte: ein Herr, ein Heiland, ein Erlöser. Daß dies Kreuz unter dem Bilde des jüngsten Gerichts hängt, ist ein gut evangelischer Zug: nicht im Schrecken vor Gott, sondern im Frieden mit Gott darf der gläubige Christ in seiner Kirche weilen. Wen es reizt, den Thurm zu besteigen, der muß 317 Stufen bis zur Plattform des Vierecks hinaufsteigen, 167 bis zu der des dann aufgesetzten Achtecks und noch 205 auf einer Wendeltreppe bis zum Helmkranz, in Summa 689 Stufen.

Fragt man nun, wie kam Ulm, eine Stadt von 20 000 Einwohnern, dazu, eine solche Kirche zu erbauen, so haben die gewiß Recht, die sagen: „das Ulmer Münster ist ein Zeichen des kraftbewußten Bürgerthums in besonderer Zeit." Die freie Reichsstadt trieb lohnenden Handel, namentlich auf der schon dort schiffbaren Donau. „Ulmer Geld geht durch die ganze Welt," lautete ein Sprichwort. Der Bau wurde nicht aus dem Stadtsäckel bestritten, sondern den bei Weitem größten Theil brachten die Opfer der Liebe auf. Die alten Rechnungen weisen es aus: da kommt der Bürgermeister und schenkt seinen Mantel, er wird um 20 fl. verkauft; auch sein Dienstmädchen will nicht zurückstehen, für ihre Hülle werden 6 fl. gelöst. Der Müller bringt Wams und Hosen, Heinrich Schuler Panzer und Koller, erstere werden um 6 Schilling 6 Heller, letztere um 6 fl. verkauft. Ein Barchenttuch bringt die Zollerin, ein Bettlein die Dunkinin, Reich und Arm wollten in gleicher Liebe den Bau zu Gottes Ehre fördern. Zehn Baumeistern mußten nach und nach die Mittel zum Baue des Münsters dargereicht werden, die bedeutendsten unter ihnen sind Ensinger und Böblinger zu Ende des 14. und zu Ende des 15. Jahrhunderts, sowie Thrän und Beyer aus der Neuzeit.

Einen sehr schönen Blick auf das alle Häuser der Stadt weit überragende Münster hat man vom rechten Donauufer bei Neuulm gegenüber der Einmündung der Blau in die Donau.

Stz.

Ein französisch-sächsischer Zwischenfall aus dem Jahre 1803.

Von Dr. phil. Fritz Friedrich.

Während der dem Frieden von Luneville (9. Februar 1801) folgenden Verhandlungen über die Umgestaltung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, vornehmlich durch die Säcularisationen, war die möglichste Erhaltung der Reichsconstitution das leitende Princip der kurfürstlich sächsischen Regierung gewesen, und sie hatte durch ihr Eintreten für die mit dem Untergange bedrohten geistlichen Fürsten und Reichsstädte und ihren Widerspruch gegen die zahllosen, sachlichen und formellen Ungesetzlichkeiten jener wahrhaft revolutionären Umgestaltung sich nicht nur beständig in latenter Gegnerschaft zu Frankreich, dem Urheber des großen Umsturzes, befunden, sondern auch mehr als einmal heftige Aeußerungen des Mißvergnügens von Seiten des Ersten Consuls und dringliche Aufforderungen, ihre Politik zu ändern, veranlaßt. Die Nutzlosigkeit fernerer Opposition erkennend, hatte sie im Laufe der Verhandlungen allerdings de facto Punkt für Punkt nachgegeben. Aber sie hatte es nicht nur, wider Bonaparte's Erwarten, verschmäht, sich mit seiner Hilfe einen Antheil an der Beute zu verschaffen und sich ihm dadurch zu verpflichten, sondern auch bis zuletzt streng darauf gehalten, daß an ihrer principiellen Mißbilligung des großen Rechtsbruchs kein Zweifel aufkommen könne.[1]) Obschon also die gegenseitigen Beziehungen Sachsens und Frankreichs im Frühjahr 1803, als die Regelung der Entschädigungsangelegenheit ihrem Ende zuging, äußerlich normal waren, bedurfte es bei der zwischen beiden Regierungen obwaltenden mißtrauischen Gereiztheit doch nur eines kleinen Anlasses, um einen Conflict zwischen ihnen zu schaffen. Der Chursächsische Hof- und Staatsalmanach auf das Jahr 1803 war dazu auserſehen, die unschuldige Ursache eines solchen zu werden.[2]) Die meisten, wenn nicht alle europäischen Regierungen gaben alljährlich einen Hof- und Staats-Almanach heraus, und jede pflegte sich die an den anderen Höfen veröffentlichten durch ihre dort beglaubigten Vertreter zu verschaffen. So war auch der sächsische Hofkalender nach Paris gelangt und im Ministerium durchgesehen worden. Dabei hatte man bemerkt, daß darin die gegenwärtige republicanische Regierung nur bei der Aufzählung der Gesandtschaften erwähnt war, während sich unter der Ueberschrift „Frankreich" eine Genealogie der vertriebenen bourbonischen Königsfamilie vorfand. Ganz gewiß beruhte diese Fassung nicht auf einem bloßen Zufall oder gar Versehen; vielmehr spiegelte sich darin, wie in vielen derartigen, anscheinend geringfügigen Dingen — sei es auch ohne ausdrückliche Absicht — die grundsätzliche Abneigung Friedrich

[1]) Eine ausführliche Darstellung der sächsischen Politik während der Verhandlungen über die Entschädigungen giebt meine Dissertation „Politik Sachsens von 1801 bis 1803" (Leipziger Studien aus dem Gebiete der Geschichte IV, 4. Leipzig 1898, Duncker und Humblot).

[2]) Die gleichzeitig spielende Differenz wegen des Grafen Entraigues und der bourbonischen Orden lasse ich hier aus dem Spiele, da sie hinreichend behandelt ist bei Léon Pingaud, Un agent secret sous la révolution et l'empire: le comte d'Antraigues.

August's III. und seiner Regierung gegen die revolutionäre Republik. — Nun gab es nichts, worauf man in Paris eifersüchtiger hielt, als die Anerkennung der Legitimität der republicanischen Staatsform Frankreichs; jeden Schein eines Zweifels daran pflegte man mit der größten Erbitterung zu ahnden. Als daher der Erste Consul, der durch seinen Gesandten Larochefoucauld von der am Dresdener Hofe herrschenden Stimmung sehr gut unterrichtet war, von der versteckten Feindseligkeit, wie sie in der Fassung des Kalenderartikels lag, erfuhr, war er sofort entschlossen, sich etwas Derartiges nicht bieten zu lassen. Am 2. März 1803 ließ er den sächsischen Gesandten Grafen v. Bünau durch Talleyrand zur Rede setzen.[3]) Der Minister hob besonders hervor, daß er auf den speciellen Befehl des Ersten Consuls handle, der über die Angelegenheit aufs äußerste aufgebracht sei. Ohne Umschweife theilte er dem Gesandten mit, daß er Larochefoucauld unverzüglich (incessamment) aus Dresden abberufen werde, wenn man dort nicht sogleich (de suite) Abhilfe schüfe. Bünau, dem es an Gewandtheit nicht gebrach, bat den Minister, doch den Titel des Almanachs zu beachten: Liste généalogique des familles regnantes et autres princes en Europe. Dieser Titel beweise schon, daß der Almanach weder die Liste der verschiedenen Regierungen, noch die der regierenden Familien ausschließlich enthalte. Vielmehr beginne er mit Albani und Altieri, und Republiken seien darin überhaupt nicht erwähnt. Auf Talleyrand's Entgegnung, warum Sachsen denn hinsichtlich des Inhalts seines Almanachs nicht dem Beispiel anderer Höfe folge, sondern etwas Besonderes für sich haben wolle, konnte Bünau nur bemerken, die Hofkalender differirten alle sehr unter einander und der kursächsische wäre schon lange so. Aber Talleyrand ließ sich auf gar nichts ein. Er wiederholte, der Erste Consul sei nicht gewillt, einen französischen Gesandten an einem Hofe zu lassen, in dessen Almanach man unter „Frankreich" Leute wie: Herzog von Angoulême, von Berry, von Orléans aufgeführt finde, er habe sich darüber aufs bestimmteste (de la manière la plus positive) geäußert. — Der Ton, in dem dies gesprochen wurde, war so ernst, daß Bünau ihm entnahm, es sei äußerst dringlich (de la plus grande urgence), den drohenden Sturm zu beschwören (conjurer l'orage). Er fügte hinzu, das Versprechen, man wolle die incriminirten Stellen im nächsten Jahrgang des Almanachs abändern, werde nicht genügen.

Der Gesandte war in der peinlichsten Lage. Alles, was er zur Entschuldigung und Erklärung der leidigen Sache vorbrachte, verfing nicht, obschon er behauptet, er habe sich alle erdenkliche Mühe gegeben, überall die befriedigendsten Versicherungen abzugeben (Depesche vom 7. März 1803). Er erfuhr, über die bloße Nichterwähnung der republicanischen Regierung und die Aufnahme der ehemaligen königl. Familie in den Almanach würde man sich nicht beklagt haben; aber daß diese letztere unter „Frankreich" aufgeführt sei, statt etwa unter „Bourbon", wohin sie gehöre, das habe so außerordentlich verletzt. Bonaparte werde Larochefoucauld thatsächlich abberufen, wenn der Almanach nicht abgeändert würde. Bünau fürchtete besonders, der Erste Consul könne ihn in öffentlicher Audienz auf die Sache hin ansprechen oder ihn übergehen, was dann schleunigst an alle Höfe berichtet worden wäre. Er glaubte es der Fürsprache des preußischen Gesandten Marquis v. Lucchesini zu verdanken, wenn seine Befürchtung nicht eintraf, Bonaparte ihn vielmehr ganz freundlich (d'un air de bonté) nach seinem Befinden fragte. Daß er indessen in der Sache im geringsten nachgeben werde, daran war nicht zu denken. Davon scheint man auch in Dresden von Anfang an überzeugt gewesen zu sein. Selbstverständlich machte hier die herrische Forderung Frankreichs den übelsten Eindruck. Man sah bei einer Hofcour deutlich, daß Friedrich August III. sich Gewalt anthun mußte, um den Aerger zu verhehlen, den sie ihm verursacht hatte.[4]) Aber es blieb nichts Anderes übrig als sich dem Befehle — denn das war es — des Corsen zu fügen. Dieser Entschluß wurde dem Gesandten Bünau in einer Weisung vom 16. März mitgetheilt, die am 28. in seine Hände gelangte. Die Copie dieser Depesche fehlt im Hauptstaatsarchiv zu Dresden, und auch keine Notiz giebt, wie das sonst wohl vorkommt, Auskunft über ihren Verbleib. Ein solch spurloses Verschwinden eines Actenstückes aus der sonst lückenlosen Reihe der chronologisch geordneten diplomatischen Depeschen kommt, wenigstens was die Jahre 1801—1803 anlangt, im Dresdner Staatsarchiv nur dieses eine Mal vor, und ich kann mich der Vermuthung nicht entschlagen, daß die Copie absichtlich nicht eingeheftet worden ist wegen der demüthigenden Zugeständnisse und wohl auch Entschuldigungen, welche die Weisung enthielt. Wir ersehen nämlich aus der folgenden Weisung an Bünau vom 27. und aus seiner Depesche vom 29. März, daß die sächsische Regierung sich entschlossen hatte, den Almanach in einer den Wünschen Bonaparte's entsprechenden Form und Fassung neu drucken zu lassen. Das bevorstehende Erscheinen der neuen Ausgabe wurde unverzüglich in der Leipziger Zeitung bekannt gemacht, und der Minister versprach, sowie der Neudruck fertig sei, ein Exemplar nach Paris zu schicken. Der neue Almanach war in der That danach angethan, Bonaparte vollständig zu befriedigen. Das „Genealogische Verzeichniß der regierenden Geschlechter und anderer fürstlicher Personen in Europa" war zu einem „alphabetischen Verzeichniß der regierenden Häuser und anderer Regierungen in Europa" geworden. Dieses war gegen den Jahrgang 1802 von 94 auf 68 Seiten zusammengeschrumpft, denn es waren, der Ueberschrift entsprechend, nicht nur sämmtliche, soeben säcularisirte geistliche und ein paar nicht souveräne weltliche Fürsten Deutschlands und die sehr zahlreichen italienischen Principi weggelassen, sondern auch die Familien der Prätendenten. Man hatte mehr gethan, als Bonaparte gefordert: man hatte die Artikel Bourbon-Condé, Bourbon-Conty, Frankreich, Orléans und — Prätendent von Großbritannien einfach gestrichen; die Genealogie dieser Familien war im Chursächsischen Hof- und Staatskalender fürder nicht mehr aufzufinden. Dagegen konnte man sich dort jetzt mehr oder weniger gründlich über die Häupter von neun Republiken unterrichten, nämlich der batavischen, französischen, helvetischen, italienischen, ligurischen, lucchesischen, ragusischen, wallisischen und der Republik der sieben Inseln. Unter all den dort waltenden Consuln, Dogen, Präsidenten und Aeltesten aber war Bonaparte der einzige, von dem man sogar — den Geburtstag erfahren konnte. Wenn er also jetzt noch nicht zufrieden war, dann war ihm offenbar nicht zu helfen. Er war zufrieden. Bünau entledigte sich, sowie er die Weisung vom 16. März erhalten hatte, der peinlichen Aufträge, die ihm darin ertheilt wurden. Talleyrand empfing seine Erklärungen mit dem Ausdruck der Befriedigung und antwortete höflich, da dem Ersten Consul an der Erhaltung des guten Einvernehmens mit dem Kurfürsten gelegen sei, so werde er mit vielem Vergnügen die Eröffnungen des Gesandten entgegennehmen („que le Premier Consul, mettant de l' intérêt à ce que la bonne intelligence avec l'Electeur ne fût pas interrompue, apprendrait avec bien du plaisir ce que je lui avais transmis de la part de ma cour"). Bünau hat dann den Entschluß seines Hofes der französischen Regierung auch noch schriftlich in aller Form mitgetheilt und darauf folgendes, vom 12. April 1803 datirtes und von Talleyrand eigenhändig unterzeichnetes Antwortschreiben erhalten: Monsieur le Comte. J'ai reçu la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire en m'annonçant que Son Altesse Sérénissime l'Electeur de Saxe avait défendu de porter dans ses Etats les Décorations des Ordres appartenant à l'ancien Gouvernement de France[5]) et avait en même tems ordonné que l'on rectifiât ce qui avait dû paraître inconvenant dans la rédaction de l'Almanach de la Cour. Le Premier Consul a été d'autant plus sensible aux dispositions que Son Altesse Electorale vient de prendre qu'il attache plus de prix à la bonne correspondance qui existe entre les deux Etats et qu'il mettra toujours du soin à maintenir. Recevez, Monsieur le Comte, les assurances de ma parfaite considération. Paris, le 22 Germinal, an XI. Ch. Mau. Talleyrand. So sehr sich dieses Actenstück im übrigen den herkömmlichen Formen diplomatischer Höflichkeit anpaßt: an dem Worte inconvenant erkennt man doch die oft bewährte, republicanisch-bonapartische Rücksichtslosigkeit gegen den schwächeren Gegner. Schwerlich würde irgend ein anderes Cabinet der Zeit in einem analogen Falle sich dieses „inconvenanten" Ausdrucks bedient haben. — Sachsen steckte ihn ein, wie es nicht anders konnte. Der Zwischenfall war beigelegt. An sich gänzlich unbedeutend, mag er doch, in einen größeren Zusammenhang eingereiht, nicht ganz werthlos sein für die Erkenntniß der politischen Hilf- und Haltlosigkeit der deutschen Mittelstaaten gegenüber der einheitlichen Macht des von Bonaparte geleiteten Frankreich.

---

[3]) Depesche Bünau's, 3. März 1803 (K. Haupt-Staats-Archiv, Dresden).

[4]) So meldet der preußische Gesandte Baron Brockhausen in Dresden am 21. März 1803 (Königl. Geh. Staats-Archiv, Berlin).

[5]) Vergl. Anm. 2.

Bücherbesprechungen.

— a. Die Konkursordnung für das Deutsche Reich in ihrer neuesten Fassung. Reichsgesetz vom 17. Mai 1898. Textausgabe mit den einschlagenden reichsgesetzlichen Bestimmungen und einem ausführlichen Sachregister versehen von Dr. Karl Mannsfeld, Amtsr. Leipzig, Albert Berger (Serig'sche Buchhandlung, 1898 (139 S., Pr. geb. 1,20 ℳ). b. Konkursordnung für das Deutsche Reich nebst dem Einführungsgesetze und dem Gesetze, betr. die Anfechtung von Rechtshandlungen eines Schuldners außerhalb des Konkursverfahrens ꝛc. Textausgabe mit alphabetischem Sachregister ꝛc. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck (87 S., Pr. geb. 1 ℳ). — Beide Ausgaben enthalten den Text der Konkursordnung und des Anfechtungsgesetzes, wie dieser vom 1. Januar 1900 an gelten wird. In der Mannsfeld'schen Ausgabe sind die angezogenen Bestimmungen anderer Reichsgesetze mit abgedruckt und die Aenderungen der Konkursordnung wie des Anfechtungsgesetzes bei den betreffenden Paragraphen kenntlich gemacht; die Ausgabe giebt daher einen Anhalt für das, was geändert ist, an der geeigneten Stelle. Die Beck'sche Ausgabe giebt neben der künftigen Paragraphenzahl die des bisherigen Gesetzes jedesmal an und fügt noch eine vergleichende Zusammenstellung der alten und neuen Paragraphenfolge bei; die geänderten Paragraphen sind durch Sterne bezeichnet. Die Sachregister sind gut, das der Mannsfeld'schen Ausgabe ausführlich und darum für das Einarbeiten geeignet. K—d.

— Helm (Hauptmann), Die deutsche Marine nach dem Flottengesetz von 1898 mit Berücksichtigung der bis zum Jahre 1903 erforderlichen Neu- und Ersatzbauten. In Tabellenform übersichtlich zusammengestellt. Berlin 1898. E. S. Mittler & Sohn. Preis 60 ₰. — Seit durch das neue Flottengesetz die bis zum Jahre 1903 zu beschaffenden Neu- und Ersatzbauten festgelegt sind, wird es der Wunsch Vieler sein, über den gegenwärtigen Bestand unserer Marine sich zu unterrichten und über die durch den Flottenplan vorgesehene Vermehrung der Kriegsflotte ein anschauliches Bild zu gewinnen. Für diesen Zweck sind die durch treffliche Anordnung und große Uebersichtlichkeit sich auszeichnenden Zusammenstellungen des Hauptmanns Helm ganz besonders geeignet. In Tabellenform geordnet, sind zunächst die sämmtlichen Kriegsschiffe nach Classe, Zweck, Zahl und Namen unter Berücksichtigung des jetzigen und spätern Bestandes in der Weise zusammengestellt, daß die Zahl der in Bau begriffenen und noch zu bauenden Schiffe besonders kenntlich gemacht wird. Eine zweite Tabelle, die durch Abbildungen der einzelnen Schiffstypen erläutert wird, giebt Aufschluß über Deplacement, Tiefgang, Besatzung, Panzerung, Schnelligkeit, Jahr der Vollendung des Baues, Bestückung mit Artillerie, Zahl der Torpedorohre. Durch diese Tabelle wird eine genaue und schnelle Orientirung über das gesammte schwimmende Flottenmaterial ermöglicht. Von zwei weitern Tabellen, „Die Marine im Frieden" und „Die Marine zur See", giebt die erstere eine Uebersicht über alle Marine- und Commandobehörden. Die zweite besonders interessante Zusammenstellung stellt die Schiffe im Vaterlande dar und zwar a) in heimischen, b) in außerheimischen Gewässern; die Typs der einzelnen Schiffe sind stets abbildlich skizzirt. Eine letzte Tabelle: „Eintheilung und Rangverhältnisse des Marinepersonals" bringt die zahlreichen Chargenbezeichnungen der verschiedenen Marinetheile übersichtlich zum Ausdruck. Eine kleine Weltkarte, welche die für die deutschen Kriegsschiffe giltige Stationseintheilung veranschaulicht, ist dieser Zusammenstellung beigefügt. Der billige Preis von 60 Pfennigen wird die Verbreitung der für weiteste Kreise brauchbaren und interessanten kleinen Schrift sehr erleichtern. F. R.

— Feierabend-Lieder. Eine Sammlung geistlicher Gesänge für gemischten Chor. Herausgegeben von Rud. Wyß, Pfarrer in Wasen Ct. Bern. Zweite Auflage. Basel, P. Kober, C. F. Spittler's Nachfolger 1898. 116 S. — Der Herausgeber, ein Kundiger auf kirchenmusikalischem Gebiet, hat bereits in seiner „neuen Pilgerharfe" uns eine gute, weitverbreitete Sammlung geistlicher Lieder für gemischten Chor geboten. In diesen „Feierabendliedern" giebt er uns eine neue treffliche Auswahl, deren 92, sachlich geordnete Nummern, Altes und Neues, Bekanntes und weniger Bekanntes, Morgen- und Abendgesänge, Sonntag- und Feiertagslieder für Haus, Schule und Kirche enthalten. Wir unterlassen nicht, besonders die, welche nach Material für gemischten Chor suchen, auf die vorliegende Sammlung geistlicher Gesänge aufmerksam zu machen. D. K.

— Die Geschichte von Jakob Bonneval, von ihm selbst erzählt. Nach dem Englischen von C. v. Feilitzsch. Basel, P. Kober, C. F. Spittler's Nachf. 1898. 135 S. Geh. 60 ₰. — Eine gute spannende Erzählung der Leiden, welche eine Hugenottenfamilie unter Ludwig XIV. zu erdulden hatte, bis ihr die Flucht nach England unter großen Mühsalen und Gefahren gelang. Jakob Bonneval, welcher seine eigenen Erlebnisse sehr anschaulich und ergreifend schildert und im Jahre 1713 schrieb, gelangte in dem fremden Lande, welches die Flüchtlinge willig aufnahm, zu Wohlstand und Segen. Das Büchlein dürfen wir als evangelische Unterhaltungslectüre angelegentlich empfehlen. D. K.

— Ruhmreiche Berge. Ausgewählte Dichtungen von Hans v. Windeck. Erfurt und Leipzig. Verlag von Eduard Moos. 1898. 94 Seiten. — Diese kleine dem Andenken Emil Rittershaus', des Freundes und Landsmanns des Verfassers, gewidmete Gedichtsammlung enthält neben manchem Alltäglichen doch auch viele tiefempfundene und ausgezeichnete Gedichte. Den Grundton des ganzen Buches bildet die warme Liebe des Dichters zu seinem heimathlichen Siegerland, den „ruhmreichen Bergen". Die der Heimath gewidmeten Gedichte sind die besten der ganzen Sammlung und verleihen ihr erst einen gewissen bleibenden Werth. Von den balladenartigen Gedichten hebe ich besonders den „Graf von Windeck" hervor, hier beweist der Dichter entschieden eine kräftige epische Beanlagung. Von geringerem Werthe und nichts über das Durchschnittsmaß Hervorragendes bringend sind die übrigen Abschnitte der Gedichte „Kaiser und Reich", „Unterwegs" und „Zu Haus". Es ist gut, daß in unserer heutigen Literatur mit ihrer vielfach unechten Effectenmache auch einmal wieder solche schlichte, einfache aber warme Herzenstöne angeschlagen werden, wie sie uns Hans v. Windeck in dieser Sammlung darbiet. W. Bruchmüller.

— Meyers Volksbücher. No. 1192—1196: Kennan: Zeltleben in Sibirien; No. 1206—1210: Turgenjeff: Neuland. — Die russisch-amerikanische Telegraphen-Gesellschaft unternahm es in den Jahren 1865, 1866 und 1867, von Nordamerika aus über Alaska und die Behringstraße quer durch Sibirien eine telegraphische Verbindung mit Europa herzustellen. Einer der Männer, die mit der Ausführung dieses großen Unternehmens betraut wurden, war der Amerikaner George Kennan, der sich durch seine Schriften über Sibirien während des letzten Jahrzehntes einen weltberühmten Namen gemacht hat. Das vorliegende Buch: „Zeltleben in Sibirien" ist die erste schriftstellerische Frucht seiner Reisen und enthält eine Darstellung der Erlebnisse, die Kennan auf seinen Fahrten im Dienste der Telegraphen-Gesellschaft in Sibirien und Kamtschatka durchmachte. Es erhebt Anspruch auf allgemeines Interesse nicht nur durch die Schilderung von Landschaften, Völkern und Culturverhältnissen, die bisher fast gar nicht durchforscht und aufgeklärt waren, sondern auch durch die plastische Lebendigkeit und Wahrhaftigkeit, mit der Kennan seine Erlebnisse und Beobachtungen beschreibt. Das Buch ist eine werthvolle Ergänzung zu Kennan's späterem epochemachenden Werk über Sibirien und sein Gefängnißwesen, und es ist dankbar zu begrüßen, daß es jetzt in guter deutscher Uebersetzung Jedermann zu einem geringen Preise zugänglich gemacht ist. — Ein gleichermaßen berühmtes Buch, an das ebenfalls nur in wenigen Zeilen die Erinnerung geweckt zu werden braucht, ist Turgenjeff's „Neuland", das nun auch in die Sammlung der Meyer'schen Volksbücher aufgenommen ist. „Neuland" ist einer der socialpolitischen Romane, in denen der große russische Dichter das Leben in seiner Heimath während der fünfziger und sechziger Jahre in poetischer Gestaltung schildert, uns die Ideen offenbart, die damals das gebildete Rußland erfüllten und eine neue Zeit heraufdämmern ließen, und in denen er uns die Menschen kennen lehrt, die damals die typischen Repräsentanten ihrer Zeit und der kommenden Jahre waren. Neben „Väter und Söhne", dem „Adligen Nest" und „Rauch" steht „Neuland" in der Reihe der werthvollsten und bedeutendsten culturgeschichtlichen Romane Turgenjeff's und verräth auf jeder Seite die dichterische Kraft und tiefe Seelenkunde seines genialen Schöpfers. Die deutsche Uebersetzung, die (gleichwie von Kennan's „Zeltleben") Ottmar Dittrich geliefert hat, zeichnet sich durch natürlichen Fluß der Diction und nachempfindende, treffende und geschmackvolle Ausdrucksweise aus. F. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 86. Dienstag, den 26. Juli, Abends. 1898.

Coloniale Reisehelden.

Es vergeht fast keine Woche in England, daß nicht ein Buch über Afrika erscheint, welches als Ziel englischer Abenteurerlust heute dort ebenso modern ist wie bei uns, und jeder der Afrikareisenden, welcher seine Feder einigermaßen schwingen zu können glaubt, muß natürlich der staunenden Mitwelt eine getreue Geschichte all seiner Thaten, Reisen, Jagden u. s. w. geben, wie wenn er die wichtigste Persönlichkeit wäre und sich Alles um ihn drehen müsse. Man hat jetzt sogar neue Variationen des Sports erfunden, an die man früher nicht dachte. Vor einigen Jahren war das Reisen von West nach Ost oder umgekehrt diejenige That, welche noch am meisten beachtet wurde, dann kam die Reise vom Süden Afrikas nach Norden an die Reihe und schließlich wird nur Derjenige noch einen „Record“ erzielen können, welcher von Norden nach Süden geht. Man verzeihe diese Sportausdrücke, aber es hält schwer, in einem anderen Tone von diesen Dingen zu reden. Denn eine ganze Anzahl von Afrikareisenden betrachtet in England diese Beschäftigung nur als ein Mittel, eine billige Popularität zu genießen, in einem engeren Bekanntenkreise aufzufallen, oder, wenn es hoch kommt, eine Anzahl von Jagdtrophäen mitzubringen, um davon eine Ausstellung zu veranstalten. Diese Herren ermangeln eines Vortheils, welchen der wirkliche Reisende vor ihnen hat, einer wissenschaftlichen Ausbildung oder wenigstens Vorbildung. Wer aber heute noch irgend welche Ergebnisse auf einem afrikanischen Reisefelde davontragen will, kann einer wissenschaftlichen Vorbildung nicht mehr entbehren. Die schöne Zeit, als Stanley, allein mit seinem leichten literarischen Gepäck bewaffnet, in den dunklen Welttheil zog und Großes erreichen konnte, ist jetzt unwiederbringlich dahin. Aber Stanley bringt solchen Reisenden, wie er selbst einer war, eine große Liebe entgegen, während ihn der Mann der Wissenschaft gleichgiltig läßt. Am auffälligsten tritt uns dieser Zug in seinem Verhalten zu einem französischen Reisenden Lionel Deile gegenüber, dessen Reisewerk, fast 600 Seiten stark, unter dem Titel „Three Years in Savage Africa“ bei Methuen & Co. (1898) erschienen ist. Dieses Cecil Rhodes gewidmete Buch — „dem schöpferischsten unter den Staatsmännern und dem großherzigsten Manne“ — enthält nämlich eine Vorrede von H. M. Stanley, M. P., welche wir uns etwas genauer ansehen wollen. Es ist dies in der That der einzige Grund, weshalb wir uns der Mühe unterziehen, das prächtig ausgestattete Werk einer genaueren Besprechung zu unterziehen. Und H. M. Stanley kann nur dankbar sein, wenn man seine allmälig legendär werdende Persönlichkeit wieder einmal vor das deutsche Publicum bringt, da seine deutsche Biographie ihm nicht vollkommen gerecht geworden ist. Lionel Deile's Lebenslauf wird von Stanley mit einer gewissen Gründlichkeit erzählt, die zu der Sache selbst in keinem rechten Verhältniß zu stehen scheint. Deile ist danach ein Franzose von Geburt, entstammt einer guten Familie und machte schon als neunjähriger Knabe eine Reise nach Italien und Aegypten. Mit vierzehn Jahren wurde er durch das Bergsteigen geradezu fascinirt und mit achtzehn hatte er bereits mehrere erste Besteigungen vollendet und einige der höchsten Gipfel der Alpen erklommen. In den Jahren 1881 und 1888 machte er große Weltreisen und wurde im Jahre 1890 von der französischen Regierung mit einer der wissenschaftlichen Missionen betraut, „über welche wir ziemlich häufig von continentalen Reisenden gehört haben. Des Hrn. Deile Mission bestand darin, nach Süd- und Ostafrika zu reisen, ihre Ethnologie und Anthropologie zu studiren, für welche Arbeit er hervorragend gut vorgebildet war durch seine langjährigen Reisen und langandauernden Beobachtungen.“ Nach seiner Rückkehr wurde aber Deile sowohl von der Regierung wie von der französischen Presse mit bemerkenswerther Kälte behandelt, da man ihn wegen seiner günstigen Beurtheilung der englischen Verwaltung und wegen seiner Stellungnahme gegen die französischen Katholiken in Uganda tadelte, welche er der politischen Intrigue geziehen hatte. Ferner hatte Deile, was ihm übel angerechnet wurde, die südafrikanische Politik von Cecil Rhodes warm unterstützt. Die Engländer dagegen nahmen ihn freundlich auf und gratulirten ihn zu seiner so brillant durchgeführten Reise. Deile wurde dann Mitarbeiter einer englischen Zeitung, der Pall Mall Gazette. Alles dies erzählt Stanley mit der Geschwätzigkeit des Alters von seinem Helden und vergißt nicht zu erwähnen, daß er von einer englischen Gouvernante erzogen wurde — daher seine Kenntniß der englischen Sprache —, englisch recht gut spricht, daneben deutsch und portugiesisch und hindustanisch und Kisuaheli radebrecht.

Was hat denn nun aber dieser Mann, von dem wir bisher nur wissen, daß er im Interesse von Rhodes, vielleicht auch mit dessen Mitteln, arbeitete, geleistet? wird man fragen, daß ein Stanley sich zum Herold seines Ruhmes hergeben muß? Die Antwort darauf ist folgende: Er ist auf vorher betretenen bekannten Wegen von der Capstadt nach Matabele- und Maschonaland gezogen, von Zumbo den Sambesi abwärts, dann über den Shire nach dem Nyassa und dem Tanganyika, hat einen Abstecher von Udjidji nach Tabora gemacht, ist dann nach Uganda gezogen und von dort nach Mombas. Eine ganz hübsche Reise, aber keine Heldenthat. Stanley bekommt es aber fertig, diese Reise zu einer solchen zu stempeln. Denn er erzählt in schwungvoller Weise, wie Deile einmal im Sumpf mit seinem Ochsenwagen stecken blieb, wie ihn die Buren schlecht behandelten — auf diese Leute ist Stanley und sein Freund Deile nicht gut zu sprechen —, wie sein Zugvieh durch Lungenkrankheit dahingerafft wurde und dergleichen triviale Vorkommnisse des afrikanischen Reiselebens. Die Gründe der Lobsprüche Stanley's sind aber, wenn man genauer hinsieht, leicht zu erkennen. Deile arbeitet immer, wie schon bemerkt, im Interesse von Cecil Rhodes und Stanley war bei der Eröffnung der Buluwayo-Eisenbahn als Gast von Rhodes zugegen. Wenn Deile gelegentlich auf den Congostaat schimpft — er schimpft eigentlich über Alles, gerade so wie Stanley —, so lächelt Stanley darüber, der seit Langem seine Verbindung mit dem Congostaat gelöst hat, aber wenn Deile sich über die deutsche Verwaltung ausläßt, dann reibt Stanley triumphirend seine Hände. Er hat es ja immer gesagt, der Deutsche gehört nicht nach Afrika hin, wo eigentlich nur der Engländer als wahrer Civilisator Existenzberechtigung hat. Für uns kommt wesentlich der Theil in Betracht, welcher sich auf die Beschreibung des deutschen Gebietes bezieht. Denn damals, als Deile in Udjidji landete, im Jahre 1893, war die deutsche Herrschaft am Tanganyika noch nicht aufgerichtet und nur Tabora hatte eine deutsche Truppe, welche bekanntlich große Mühe hatte, sich Geltung zu verschaffen. In Udjidji, wo er sehr schwer krank wurde, traf er Rumaliza, welcher zu der Zeit noch nicht eine uns feindliche Stellung eingenommen hatte, und erhielt schließlich nach langen Bemühungen die Träger nach Tabora. Dort in Tabora wurde er um eine „new sensation“ reicher. „Ich entdeckte,“ so schreibt er, „einige Zeit nach meiner Abreise, daß ich ohne mein Wissen zwei- oder dreimal während meiner dortigen Anwesenheit Menschenfleisch genossen hatte. Die Rinderpest hatte den ganzen Bestand an Rindvieh und die meisten Ziegen vernichtet, so daß die wenigen, welche von der anderen Seite des Sees herübergebracht wurden, zu einem verhältnißmäßig hohen Preise, nämlich für zehn Yards Kaliko das Stück, verkauft wurden. Dagegen kosteten

junge Sklaven nur vier bis sechs Yards Kaliko, und da ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung von Manjema aus Kannibalen bestand, wurden oft Kinder geschlachtet und ihr Fleisch an die Manjema verkauft. Einigen der Eingeborenen, welche ich in Udjidji engagirt hatte, war von meinem Diener David die Versicherung gegeben worden, daß vor mir nichts verborgen bleiben könne, und sie beschlossen daher, mich auf die Probe zu stellen. Sie lieferten daraufhin meinem Koch Menschenfleisch, um zu sehen, ob ich es schmecken würde, und ich muß gestehen, daß ich es, ohne zu wissen was es war, mit großem Vergnügen aß. David fand es später heraus, aber traute sich nicht, mir davon zu erzählen, kaufte aber, um den Fall nicht noch einmal eintreten zu lassen, von da an nur Fleisch von Ziegen, welche er hatte schlachten sehen. Erst später erzählte er mir von der Geschichte. Ich erinnerte mich dann, ein Ragout von vorzüglichem Geschmack gegessen zu haben, ferner weich geröstete Rippen, welche so gut schmeckten, daß ich sie nochmals verlangte, ohne sie aber erhalten zu können, wahrscheinlich Menschenrippen. So weit ich mich erinnern kann, hatten sie nur wenig Fleisch, aber es hatte einen feinen, etwas salzigen Wildgeschmack, weshalb die Kannibalen dieses Fleisch so gerne essen. Ich kann noch hinzufügen, daß die Kannibalen dieses Fleisch selten essen, ehe es nicht einige Tage gelegen hat, gewöhnlich graben sie es ein, bis es einen gewissen Hautgoutgeschmack erhalten hat." Auf dem Marsche traf er am Mlagarazi-Fluß die Lieutenants Sigle und v. Bodmer mit etwa 100 Soldaten, welche Udjidji besetzen wollten, und lobt sie als höfliche und liebenswürdige Leute. In Urambo wohnte er auf der Missionsstation, welche jetzt von der Brüdergemeine übernommen worden ist, nachdem der englische Missionar sich dort lange Jahre ohne Erfolg abgemüht hatte. In Tabora wurde er gleichfalls sehr freundlich aufgenommen. Die Stadt hatte damals schon ihre frühere Bedeutung verloren. In Abwesenheit des Chefs war mit der Verwaltung der Station ein Unterofficier betraut, über den sich die Eingeborenen bitter beklagten. „Was mir am meisten auffiel, war der vollständige Mangel an Respect, welchen dieser Mann und ein Genosse von ihm, ein Lazarethgehilfe, ihren Vorgesetzten gegenüber bezeigten. Sogar vor mir, einem Fremden und Ausländer, hörten sie nicht auf, ihre Officiere und alle ihre Vorgesetzten mit Einschluß des Gouverneurs zu schmähen. Ich kann noch hinzufügen, daß dies nicht ein vereinzeltes Beispiel war, da ich dieselbe Neigung bei jedem deutschen Unterofficier oder Feldwebel fand, welchen ich traf, wie auch aus der folgenden Beschreibung der Herren in Bukoba hervorgeht." Deile erhielt von der Regierung für seinen Weitermarsch alle mögliche Unterstützung, sogar sechs Mauser-Carabiner und zwei Esel auf Borg mit der Bedingung, sie dem commandirenden Officier in Tabora zurückzuerstatten. Unterwegs traf er auf ein Dorf, dessen Bewohner zum Theil geflohen waren, als sie gehört hatten, daß Deutsche kämen. Die Uebrigbleibenden empfingen ihn aber freundlich, als sie hörten, daß er kein Deutscher sei und den schwarzen Postboten bestraft hatte, welcher mit einer Rotte das Dorf hatte ausplündern wollen. „Es war dies das zweite Mal in zwei Tagen, daß ich dieselbe Geschichte gehört hatte. Tags zuvor in dem Dorfe, in welchem ich mein Lager aufschlug, erzählte mir der Häuptling als Entschuldigung dafür, daß er mir nur ein wenig Mehl zum Geschenk machen könnte, die Frauen wären vor mir als einem angeblichen Deutschen geflohen. Wanjamwesi nennen die Deutschen „Wa-daki", welches mit »Männer des Zornes« übersetzt werden kann.*) Vergeblich versuchte ich ihm zu erklären, daß die Deutschen nicht schlimmer als andere Leute wären. »Doch, doch, sie sind es,« sagten sie, »die Deutschen sind schlimmere Leute.« »Aber wenn ihre Leute euch irgend etwas thun, so braucht ihr das nur dem buna kube (dem »großen Herrn«) zu klagen.« »Ja,« antworteten sie, »um dann geschlagen zu werden. Ihre Soldaten stehlen Alles und nehmen die Weiber mit Gewalt. Warum erlaubt Stokes, daß sie hierher kommen konnten?« Ich versuchte ihnen begreiflich zu machen, daß das Land den Deutschen und nicht Stokes gehöre. »Nein, nein,« pflegten sie zu antworten, »Stokes ist immer unser Sultan gewesen und er ist kein Deutscher, sondern ein Engländer, und er erlaubte den Deutschen zu kommen, weil er nicht wußte, wie schlecht sie waren. Wenn er uns nicht gesagt hätte, daß sie seine Freunde wären, würden wir sie bekämpft haben und sie nicht im Stande gewesen sein, hier durchzukommen.«"

*) Hier irrt sich wohl der gute Deile, Wa-daki ist gleich Wa ist gleich Deutsche, gleich die Deutschen.

Natürlich ist Stanley das Vorbild, welchem wir nacheifern sollen. Stanley hat zwar die Leute von Nera bekriegt, weil sie versucht hatten, ihn zu berauben, aber Niemand trug ihm das nach und von Stanley wurde überall nur gut gesprochen. „Er ließ seine Soldaten nicht stehlen," so sagten die Eingeborenen, „wenn Jemand sich beklagte, so untersuchte er sorgfältig den Vorfall, und wenn einer seiner Leute eines Vergehens gegen die Eingeborenen schuldig war, verfehlte er niemals, ihn zu strafen. Er war nicht wie die Wa-Daki; als sie in das Land vor zwei und einem halben Jahr kamen (Emin Pascha), verbrannten die Soldaten alle Dörfer, und wenn Jemand sich beklagte, wurde er geschlagen. Ach! die Wa-Daki sind schlimme Leute. Sie sprechen wie eine Axt, die Holz zersplittert!" Diese biederen Leute versuchten aber, den Reisenden so zu schröpfen, daß er augenscheinlich froh war, den Bewunderern Stanley's entronnen zu sein. Daß aber Stanley solches alberne Zeug für Wahrheit nimmt, zeigt, daß er entweder unglaublich leichtgläubig oder alt geworden sein muß. Ueber die deutsche Station Muanza sagt dieser Muhreisende Folgendes: „Die deutsche Station ist an der schlechtesten Stelle gebaut, welche man wohl finden konnte. Die Deutschen hatten den Vandalismus, alle Bäume herum wegzuschlagen, um sich die Mühe zu ersparen, das Brennholz eine Viertelmeile weit her zu holen. Ihrem System getreu, haben die Deutschen ferner sämmtliche Dörfer in einem Radius von fünf Meilen oder darunter verbrannt, und ich muß sagen, nach dem, was ich von ihnen sah, daß sie den Namen »Männer des Zorns« wohl verdienen. Keiner von Denen, welche ich traf, sprach je zu einem Schwarzen außer mit Schaum auf den Lippen und Beleidigungen auf der Zunge. Das geringste Vergehen wurde bestraft mit 25 Hieben mit der Flußpferdpeitsche, einer regelmäßigen Einrichtung dort; Schläge mit Fäusten und Stöcken rechneten nicht. Während der zehn Tage, welche ich in Muanza verbrachte, ging keiner hin, ohne daß zwei oder drei arme Teufel in dieser Weise geprügelt wurden, manchmal auch zu gleicher Zeit. Ich bin nun durchaus kein Philanthropist, aber ich habe einen Abscheu davor, Männer oder Thiere ohne Grund schlecht behandelt zu sehen. Vor Allem macht es mich krank, einen tückischen Unterofficier den großen Herrn spielen zu sehen. Was mich persönlich angeht, so gestehe ich frei und dankbar, daß ich immer sehr freundlich von allen Deutschen aufgenommen wurde, welchen ich begegnete. Aber wenn sie nicht ihr System der Behandlung der Eingeborenen ändern, können sie weder hoffen noch es verdienen, in Afrika Erfolge zu haben." Weiter erzählt er dann, daß der Beamte sich damit entschuldigt habe, daß er sehr heftig sei und eine Angelegenheit noch vor Ankunft des Ersatzes erledigen wolle.

Deile begeht hier den großen Fehler, aus dem Treiben eines Feldwebels, der den „Tropenkoller" hat, auf die ganze Verwaltung schließen zu wollen. Zur Sache selbst ist zu bemerken, daß in der That die Feldwebel, welche man aus Mangel an Officieren in Muanza lassen mußte, als „Kali" (hart, böse) bei den Eingeborenen verschrieen waren. Es ist dann auch bald Abhilfe geschaffen. So schreibt schon Graf v. Schweinitz im Jahre 1893 in der Deutschen Colonial-Zeitung: „Für Muanza ist es ein Segen, daß ein Officier dorthin gekommen ist. Haben sich auch die Feldwebel Hartmann und Hoffmann große Verdienste um diese Station erworben, so liegen diese doch mehr in der inneren Organisation derselben. Nach außen hin war der bemerkbare Einfluß leider kein sehr günstiger... Schon lange, auch schon vom Lieutenant Sigle, war der Wunsch ausgesprochen worden, in Muanza einen Officier zu stationiren. So vorzüglich auch das deutsche Unterofficierpersonal sich in Afrika bewährt, so hat es doch im Allgemeinen für selbständige politische Stellungen nicht die genügende Vorbildung . . . ." Auch der anderen Klage, daß Askaris sich als Angestellte der Regierung fühlen und auf eigene Faust requiriren, ist abgeholfen, so daß diese Episoden längst abgethan sind. Deile braucht ja auch die Schwarzmalerei des Deutschen in seinem sonst gelegentlich ganz amüsanten Buche nur, um die Engländer und Stanley, seinen großen Gönner, in das rechte Licht zu setzen. Was die Deutschen thun, ist schlecht, Alles, was die Engländer thun, ist gut, das ist ein klares und scharfes Programm für einen Journalisten, der Leitartikel schreibt. Und wenn Stanley solchen „rubbish" über den grünen Klee lobt und dem englischen Lesepublicum als vorzüglich und großartig empfiehlt, so stellt er sich auf eine recht niedere Stufe. Der „rubbish", welchen er selbst geliefert hat, steht stellenweise allerdings auch nicht höher. Aber Stanley kann nun einmal nicht verstehen, daß der Deutsche von einer ernsthaften Reisebeschreibung etwas mehr

haben wolle als von der Lectüre eines schlechten Feuilletonartikels. Er drückt das dahin aus, „der ideale Deutsche würde Bände gebraucht haben, um die Einzelheiten einer solchen Reise auszuarbeiten, welche Teile so glücklich vollendet hat". Ich werfe einen Blick auf die langweiligen beiden Bände Stanley's „Im Südwesten Afrikas" und muß wirklich lachen. G. Meinecke.

Die geheimen Gesellschaften in China.

Dr. A. Serbin.

Die häufigen Aufstände im Reiche der Mitte stehen in engem Zusammenhange mit den dort herrschenden geheimen Gesellschaften. In gewissem Sinne bilden die letzteren die Nationalpartei, welche die Interessen der seit dem Jahre 1644 entthronten einheimischen Ming-Dynastie vertritt. Sie wurde organisirt, um die Mandschu-Dynastie, die heute den Thron von China inne hat, zu bekämpfen. Die tartarischen Eroberer versäumten keinen Augenblick, um diese Logen der Nationalpartei zu bekämpfen. Alle irgendwie Verdächtigen wurden entweder grausam hingerichtet oder lebenslänglich nach der Tartarei verbannt. Aber umsonst, immer neue Kämpfer rückten nach, um die Lücken der Gefallenen auszufüllen. Man kann wohl sagen, daß es keinen Kaiser der jetzt herrschenden Dynastie gegeben hat, der nicht um sein Leben und seinen Thron besorgt sein mußte. Eine der furchtbarsten und verbreitetsten dieser politischen Brüderschaften ist die Dreiklang-Gesellschaft, die San-ho-hwan, auch Tien-ti-hwan (Himmel- und Erde-Gesellschaft), auch Dolchgesellschaft genannt. Sie entstand im Jahre 1674 in der Provinz Fo-kien mit dem ausgesprochenen Zweck, die Dynastie der Mings wieder auf den Thron zu setzen und Rache für das im Kampfe mit der gegenwärtig herrschenden tartarischen Dynastie vergossene Blut zu nehmen. Diese Verbrüderung hielt sich etwa 60 Jahre lang in Fo-kien; dann zerstreuten sich die Mitglieder derselben über das ganze Reich, behielten aber gewisse geheime Zeichen bei, woran sie einander überall erkennen konnten. Sie fuhren fort, nächtliche Versammlungen unter besonderen Ceremonien abzuhalten, wobei neue Mitglieder aufgenommen wurden, die furchtbare Eide zu schwören und Gelübde zu übernehmen hatten. Diese Versammlungen wurden an abgelegenen Orten abgehalten, und die Annäherung an den Versammlungsort durch verborgene Fallen aus leichtem, mit Rasen und Laub bedecktem Weidengeflecht, in welche der Eindringling unfehlbar stürzen mußte, vertheidigt. Die Mysterien dieser Gesellschaft begannen mit einem lärmenden, von Musik begleiteten Bankett, dann stellten sich die Brüder vor einem Götzenbilde auf, der Meister nahm einen erhabenen Stuhl ein, während acht Mann ihn mit entblößten Schwertern umgaben. Im Laufe der nun folgenden Ceremonien, wobei die neu aufzunehmenden Candidaten eine Hauptrolle spielten, wurde eine Menge Papier als Sühnopfer verbrannt. Der Candidat mußte sich bis auf die Hosen nackt ausziehen, wurde dann vorgerufen, man hieß ihn niederknieen, die acht Schwerter richteten sich gegen seinen Hals und die Prüfung begann. Die erste Frage stellte seine Identität und seinen Geburtsort fest, die zweite betraf seine Verwandtschaft. Auf die Fragen: „Leben Eure Verwandten oder sind sie todt?" mußte unter allen Umständen geantwortet werden: „Sie sind todt!", da man annimmt, daß der Eintritt in die Gesellschaft von allen irdischen Banden löst. Verschiedene andere Fragen wurden noch gestellt und die Antworten mußten durch einen Eid bekräftigt werden. Endlich wurde das eigentliche Gelübde unter dem mystischen Symbol des Bluttrinkens abgelegt. Zum Glück für den Candidaten beschränkte sich dieser unangenehme Theil der Ceremonie darauf, daß er eine Tasse Arrac oder Wein trinken mußte, in welche einige Tropfen Blut aus seinem eigenen Finger gelassen wurden. Das neue Mitglied haut dann einem weißen Hahn den Kopf ab, was bedeutet: so wie diesem Thiere mit seiner weißen (reinen) Seele der Kopf abgehauen wird, so soll das neue Mitglied seinen Kopf verlieren, wenn es der Verbrüderung untreu wird. Tomlin (Journ. of As. soc. T. VI) hat die 36 Gesetze der Gesellschaft übersetzt. Jedes derselben endet mit einer Verwünschung, wenn ein Mitglied dasselbe nicht erfülle, z. B. kommt ein Bruder zu dir und du hast Reis oder dickes Reiswasser, so gieb es ihm, oder du sollst an einem großen Geschwür umkommen. Ein Bruder soll mit dem Bruder seine Speise theilen, oder ein Tiger soll ihn verschlingen. Dem Bruder, der für seine Mutter nicht sorgt, gieb 36 Bambushiebe. Die Mitglieder erkannten sich an verschiedenen geheimen Zeichen, so namentlich am Siegel der Gesellschaft, das jeder auf einem Stück rothen Zeuges bei sich führen mußte. Beim Eintritt in ein Haus pflegte das Mitglied der Gesellschaft seinen Zopf mit der Rechten zu fassen und von der Linken zur Rechten zu drehen. Mit drei Fingern machte man den Händedruck und wendete bei Sprichwörtern oder bildlichen Reden die Zahl drei oft an. Die Mitglieder gaben sich ferner auch zu erkennen, indem sie den rechten Arm aus dem Aermel zogen und durch die Oeffnung vorn in die Weste steckten. Jeder hatte in den weiten Aermeln seiner Jacke einen röhrenförmigen Stock von 9 Zoll Länge mit einem Stück rothseidenen Bandes umwunden. Begegneten sich zwei Mitglieder auf der Straße, so antwortete der eine auf die Frage, woher er komme: „aus der Bruderfamilie" und auf dessen Gegenfrage, wie schwer seine Last sei: „2 Lattis 13 Tael". Das war das Gewicht des Schwertes, das einst ein Kaiser von China der alten Pfirsichgesellschaft, die ihm das Leben rettete, angeblich verliehen haben soll; nach anderen dagegen das Gewicht der Vase mit Asche, die ursprünglich vor dem Idol stand. Jedes Mitglied besaß einen Abdruck des Siegels (Tschop) der Gesellschaft, auf dem sich die Worte befanden: „Der ältere Bruder vereinige sie zur Schlachtordnung. Jeder bereite sich dazu auf das Zeichen des Führers vor. Der geschwollene Bergstrom ergießt sich in Canäle. Die 10000 Jahre sind jetzt verflossen." Letzteres sollte sich darauf beziehen, daß nach einer Periode von 10000 Jahren ein Himmelssohn erscheinen, die alte Ming-Dynastie wiederherstellen und Frieden auf Erden bringen werde. Der unter dem Namen Sean-tan-hway (Dolchgesellschaft) bekannte Zweig der Verbrüderung war es, der sich beim Angriff der Taipings (Rebellen) mit diesen gegen die kaiserlichen Truppen verband. Diese zwei Verbrüderungen sind zwar ganz verschiedener Natur. Während die der Taipings den Träumen eines bäuerlichen Schwärmers entsprang und rein religiöser Natur war, entwickelte sich die Dolchgesellschaft aus der Feindschaft gegen die Mandschu-Dynastie und hatte, wie schon bemerkt, den Zweck, die Mandschu zu vertreiben und die alte Dynastie wieder einzusetzen. Als die Taiping-Rebellion noch in ihrer Kindheit war, boten acht Häuptlinge der Dreiklang-Gesellschaft dem Hong-sin-tsuen ihren Beistand an. Obwohl dieser ihre Teufelsanbetung, ihre Schwüre sowie die letzten Ziele ihrer Verschwörung verwarf, nahm er doch ihr Anerbieten unter der Bedingung an, daß sie sich zur Verehrung Gottes verständen. Sie nahmen diese Bedingung an und vereinigten ihre Streitkräfte mit den seinigen, um die Regierung der Mandschu zu stürzen. Dieser Versuch mißlang; aber die geheimen Gesellschaften bestehen fort und damit auch der Keim zur Empörung. Eine zweite mächtige geheime Gesellschaft ist die der weißen Lilie oder der weißen Lotusblume. Diese Verbindung entstand unter der Regierung des Kaisers Kien tong und nahm unter seinem Nachfolger Kia-king bedenkliche Dimensionen an. Die Statuten der Gesellschaft waren sehr streng. Alle Mitglieder mußten Vegetarianer sein. Die Secte besaß einen großen geheimen Fonds, zu dem alle Mitglieder beitrugen. Auch Frauen konnten aufgenommen werden. Tang-yong-shen war Großmeister des Ordens, dem auch seine Frau Macih-ku-tiang angehörte, die nicht nur wegen ihrer Energie, sondern auch ihrer ungewöhnlichen Körpergröße und Stärke wegen berühmt war. Das Hauptquartier befand sich zu Hanking. Unter der Führerschaft dieses Paars wurde der Plan gefaßt, den kaiserlichen Palast zu Peking in die Luft zu sprengen. Der Plan war fein angelegt. Trotz der Menge der Eingeweihten fand kein Verrath statt. Aber als es zur Ausführung kam, als die Fackeln schon angezündet waren, erhob sich ein furchtbarer Gewittersturm, der alle Anschläge vereitelte. Der Palast war gerettet. Indessen war die Sache ruchbar geworden, und die Secte wurde heftig verfolgt. Der Vicekönig von Nanking war besonders eifrig bemüht, das Uebel auszurotten. Es kam zu blutigen Zusammenstößen, und nach einem furchtbaren Kampfe gelang es, Tang's selbst mit einer Anzahl seiner Gesellen habhaft zu werden. Was aus seiner Frau wurde, ist nicht bekannt. Man ging in eigenthümlicher Weise gegen die Verhafteten vor. Sie sollten mit einer milden Strafe davonkommen, wenn sie sich entschlössen, Fleisch zu essen. Tang weigerte sich standhaft und wurde hingerichtet; andere Mitglieder verstanden sich zum Fleischessen, sollen aber dafür von den Händen ihrer Brüder unter

grausamen Martern gefallen sein. Doch brach dieses scharfe Vorgehen der Behörden die Macht der Gesellschaft. Sie legte ihren Namen ab und nahm den der U-wei-keau oder Nichtsthuer an. Man glaubt die Mitglieder im Besitze magischer Kräfte. Selbst gebildete Chinesen behaupten allen Ernstes: Die Eingeweihten seien im Stande, Vögel aus Papier auszuschneiden und ihnen mittelst eines gewissen Zaubers Leben und Bewegung zu verleihen. Eine der sonderbarsten Possen, die sich allerdings nur auf die Führer der Secte beschränkt, besteht darin, daß sie bei gewissen Veranlassungen den Athem so lange anhalten, als ein Mann braucht, um zwei Teller Reis zu essen. Sie werden dabei ganz steif und schwarz im Gesicht und behaupten, ihre Seele verlasse in der Zwischenzeit den Körper und habe eine Offenbarung. Wenn die Verzückung vorüber sei, kehre sie zurück; dann kommt der Athem wieder und die Offenbarung wird verkündet. Einmal vergaß Einer, die herumschweifende Seele zurückzurufen, und starb, ein Mißgeschick, das eine große Aufregung unter den Mitgliedern verursachte. Die Strenge ihrer Grundsätze macht sie zu echten Mystikern. Sie ziehen den Tod dem Bruch ihres Enthaltsamkeitsgelübdes vor. Der politische Charakter ihrer Verbindung dagegen ergiebt sich aus der streng politischen Form ihrer Organisation, wonach ihre Mitglieder den Rang und Titel regelmäßiger Beamten erhalten und durch ebenso feste Verordnungen geleitet werden wie irgend eine öffentlich anerkannte Körperschaft. Außer dieser besonders thätigen Secte mag es noch manche andere geben. Doch scheinen manche derselben auch sehr harmlos zu sein, so namentlich die Heang-heu oder Bezirksgesellschaften. Einige Secten sind nichts als Theetrinker und verschmähen Opium und Tabak wie die Brüderschaft der weißen Wolke Peh-yün. Andere Secten sind ganz excentrischer Natur, so die Gesellschaft, welche sich zur sogenannten Reispudding-Religion (Tsze-tran-keau) bekennt. Die Ceremonien dieser Gesellschaft bestehen darin, daß man kleine Klümpchen Klöße von einer besonders zähen, klebrigen Reisgattung verzehrt, durch welchen symbolischen Act die Neuaufgenommenen Geheimhaltung ihres Bekenntnisses und zähes Festhalten an einander und ihrem Glauben betheuern. Auch die Secte der Tuchausbreiter (Tan-pei-keau) hat viele Anhänger. Ihr Ceremoniell besteht darin, daß sie ein großes Stück Tuch oder Baumwollenzeug auf dem Boden ausbreiten und darauf kniend ihre Gebete verrichten. Wenn sie damit fertig sind, erhebt man auf ein gewisses Zeichen die vier Zipfel des Tuches und schlingt sie in einen Knoten, so daß die unglücklichen Beter wie in einem großen Sack zusammenkugeln und so ruhen sollen.

Bücherbesprechungen.

— a) Reichsgesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit vom 17. Mai 1898. Textausgabe mit den einschlagenden reichsgesetzlichen Bestimmungen und einem systematischen Sachregister versehen von Martin Dittrich, Amtsgerichtsassessor. Leipzig, Albert Berger (Serig'sche Buchhandlung) 1898. (Meinhold's Juristische Handbibliothek Bd. 92) (130 S., Pr. geb. 2 ℳ). b) Gesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit, erläutert von Eugen Ebert und Heinrich Dudek, Amtsgerichtsräthen. Breslau, M. & H. Marcus 1898 (184 S., Pr. geb. 2,40 ℳ). c) Gesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit vom 17. Mai 1898. Textausgabe mit Einleitung, Anmerkungen und Sachregister von Heinrich Schneider, Oberregierungsrath. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck 1898 (253 S., Pr. geb. 2 ℳ). — Die Dittrich'sche Ausgabe giebt neben dem Gesetzestexte auch die im Gesetze angeführten Stellen anderer Reichsgesetze theils wörtlich, theils im Auszuge wieder, einzelne Bestimmungen z. B. die des Gerichtsverf.-Ges. über die Sitzungspolizei u. s. w., der C.-P.-O. über das Armenrecht, über Zeugenbeweis und Beweis durch Sachverständige, über das Verfahren bei Abnahme von Eiden, über die Zustellungen von Amtswegen (diese nach der künftig geltenden Form) im Anhange, um den Zusammenhang des Gesetzes nicht zu sehr zu unterbrechen. Kann diese Ausgabe nach ihrem Inhalte, da sie das Material in gedrängter Form bietet, zur Erleichterung des ersten Einarbeitens wie beim Handgebrauche dienen, so will die Ebert-Dudek'sche Ausgabe neben dem Texte und den einschlagenden reichsgesetzlichen Bestimmungen schon Beiträge zur eigentlichen Erläuterung des Gesetzes wie für die künftige Anwendung bieten. Wo preußische Ausführungsbestimmungen angezogen werden, ist dies kenntlich gemacht, um nicht irre zu führen, und stört darum nicht. Die meisten Erläuterungen werden willkommen sein zur Erforschung des Geistes des Gesetzes. Nur die Aenderungen der Grdb.-O. §§. 14—18 in Anm. 13, S. 87, zu §. 100, an sich völlig anerkennenswerth, dürften wohl im Anfange mehr stören; besser würde eine freie Ausführung gewesen sein, die die Abweichungen des Schiffspfandrechts von der Hypothek mehr hervorheben konnte. Die Schneider'sche Ausgabe hat die wörtliche Wiedergabe anderer Reichsgesetze völlig eingeschränkt und durch kurze Anführungen meist ersetzt, den gewonnenen Raum aber zur Erläuterung des Gesetzes benutzt; die Anmerkungen sind dabei möglichst kurz gehalten, ohne daß ihr Zweck dadurch beeinträchtigt würde. Die Schneider'sche Ausgabe bietet daher, ohne zum Commentar angewachsen zu sein, Alles, was in der Gegenwart für das erste tiefere Einarbeiten in das Gesetz nöthig erscheint. K—d.

— Vor Thau und Tag. Novellen von C. Viebig. Berlin W., F. Fontane & Co., 1898. Preis 3 ℳ, gebunden 4 ℳ 50 ₰. — Clara Viebig hat für die ersten Werke ihrer Feder, „Kinder der Eifel" und „Rheinlandstöchter", viel Lob geerntet. Maßgebende Beurtheiler rühmen die urwüchsige Kraft und Frische ihrer Darstellung, die blendende Farbenfülle und den Stimmungsreichthum ihrer Landschaftsschilderungen. Auch die drei Novellen, die der vorliegende Band umschließt, bestätigen diese Vorzüge in vollem Maße. Man wird mächtig ergriffen von der Leidenschaft, die namentlich ihre Frauengestalten durchpulst. Und doch ist die Lectüre kein reiner Genuß. Das liegt an den Gegenständen. Wer kann wirkliche Theilnahme empfinden für einen solchen Schwächling wie diesen Dr. Dorn, der eine rechte, große Liebe zu einer ihm geistig Ebenbürtigen den Rücksichten auf die Verhältnisse aufopfert, der sehenden Auges eine kühle Convenienz-Ehe mit einem reichen Gänschen schließt, während sein Herz einer Anderen gehört? — Tragisch erschütternd wirkt nur die zweite Erzählung: „Wen die Götter lieben." Aber auch hier steht der Jammer um den frühen Tod der armen, nach Liebe dürstenden Susanne Werther und die erbärmliche Selbstsucht ihrer nächsten Angehörigen viel zu sehr im Vordergrund der Schilderung. — Und vollends in der dritten Geschichte: „Gespenster" werden wir so eingehend mit allen Einzelheiten der Darstellung hysterischer Zufälle einer jungen Frau vor der ersten Entbindung bekannt gemacht, daß der verheißungsvolle Ausblick, mit dem die Erzählung schließt, nicht im Stande ist, den gespenstischen Druck, unter dem unsere Seele steht, wieder zu heben und in uns den Glauben zu wecken an die vorbildliche Bedeutung der Ströme goldenen Sonnenlichtes, die — vom ärztlichen Standpunkte aus übrigens kaum gut zu heißen! — auf der letzten Seite in die Wochenstube hereinfluthen. Wir möchten wünschen, das unverkennbare Talent der Verfasserin wendete sich erfreulicheren Stoffen zu. An der Fähigkeit, auch freundliche Bilder des Lebens zu zeichnen, mangelt es ihr nicht. Das beweist die erquickende Gestalt der Trude Behrent in der dritten Erzählung. Daß das Buch sich nur für reifere Leser eignet, wird man schon aus unseren kurzen Andeutungen des Inhalts ersehen. R. B.

— Das deutsche Auswanderungsgesetz vom 9. Juni 1897 nebst den dazu gehörigen Ausführungsvorschriften und Verordnungen. Mit einem Anhang: Schiffsahrtsgesellschaften und Consulate, deutsche Colonien und deutsche Ansiedelungen. Herausgegeben von M. Hans Klössel, Leiter der öffentlichen Auskunftsstelle für Auswanderer in Dresden. 214 Seiten. Leipzig, Druck und Verlag der Roßberg'schen Hofbuchhandlung. — Das als 51. Band der Handausgabe deutscher Reichsgesetze erschienene Auswanderungsgesetz ist geschickt bearbeitet und erläutert, aber der Anhang ist etwas mager ausgefallen und hätte wohl vollständiger sein können. Ueber die Thätigkeit und den Stand der Colonisation in den brasilianischen Ländern scheint der Verfasser nicht ganz orientirt zu sein, sonst würde er nicht einer deutschen brasilianischen Colonisationsgesellschaft in Berlin gedacht haben, welche sich als vollkommen unfähig erwiesen hat, die ihr vorgesetzten Aufgaben zu erfüllen. M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 87. Donnerstag, den 28. Juli, Abends. 1898.

Soldatenhandel nach Amerika.

e— Es ist ein recht trübes Capitel aus der vaterländischen Geschichte, von dem hier die Rede ist, das aber doch um des Unterschiedes zwischen einst und jetzt willen verlohnt, gelesen zu werden. Wie fast immer, wo es im Trüben zu fischen galt, steht dem Menschenhandel, den wir vermeinen, England patronisirend vor. Die Welt ist doch ein rechtschaffenes Stück weiter in die Sphäre der Humanität hineingerückt, und die „gute, alte Zeit", in die uns der Aufsatz zurückschauen läßt, nimmt sich neben der unseren mehr wie ein böser Traum als wie Wirklichkeit aus. Vieles zwar ist seitdem noch möglich gewesen, die schäbige Goldgier aber, die ruchlose Verhöhnung aller Menschenrechte, das hündische Schweifwedeln deutscher Zwergsouveräne vor den Ministern einer fremden Großmacht und die stumpfsinnige Sklavengeduld der Völker, die all dies Elend ertrug, welchem wir hier begegnen, ist doch in der Folgezeit nicht mehr erreicht worden.

Der Menschenhandel des vorigen Jahrhunderts beginnt mit einer Verlegenheit: England braucht Soldaten zur Bekämpfung der Aufständischen in den nordamerikanischen Colonien, und die drei Königreiche Sr. großbritannischen Majestät König Georg's III. liefern deren nicht genug. Was thun? Man denkt an Rußland, läßt sondiren, unterstützt das darauf folgende Gesuch um ein Hilfscorps durch einen eigenhändigen Brief des Königs an die Kaiserin Katharina und wird abgewiesen, ja obendrein von den hochmüthigen Barbaren noch verhöhnt. Man wendet sich an Holland, und wieder läßt sich kein Geschäft machen. Dagegen kommen von verschiedenen deutschen Höfen Briefe mit eifrigen Anerbietungen gegen ein gutes Stück Geld, und kaum hat man die Blicke nach dieser Seite gewendet, so hat man auch schon ein halbes Dutzend kleiner Herren hinter sich am Rockschoß, die mehr oder minder zu brauchen sind und die sich um Aufträge in Menschenwaare förmlich reißen. Ein Oberst Faucitt schließt im Auftrag Lord Suffolk's, des englischen Ministers des Auswärtigen, die Lieferungsverträge ab. Yorke, der Gesandte Großbritanniens im Haag, hilft gelegentlich als Vermittler. Faucitt kommt zunächst nach Braunschweig. Regierender Herr ist hier Carl I., ein alter, prachtliebender, liederlicher und gründlich verschuldeter Fürst, dem italienische Oper, französisches Ballet, Maitressen, Militärspielerei und Goldmacherei ungeheure Summen verschlingen und der für den Abenteurer Nicolini, seinen Theaterdirector und Hofkuppler, jährlich 300000 Thaler, für Lessing aber nur 300 Thaler übrig hat. Neben ihm regiert der Erbprinz Ferdinand, nicht viel besser, als der Vater, nur weniger verschwenderisch und viel klüger. Mit ihm hat Faucitt zu thun und an ihm findet er bei den Unterhandlungen seinen Meister. Nach einigem Feilschen wird ein für die herzogliche Casse recht günstiger Vertrag abgeschlossen: Braunschweig liefert 4300 Soldaten und empfängt dafür zunächst pro Mann 30 Kronen Werbegeld, dann jährlich, so lange die Leute in englischen Diensten stehen, 64500 Kronen und von dem Tage an, wo sie in die Heimath zurückkehren, zwei Jahre lang das Doppelte dieser einfachen Subsidie. — Von Braunschweig reiste Faucitt nach Cassel, wo die Landgrafen schon seit etwa 100 Jahren das Verkaufen ihrer Unterthanen als regelmäßiges kaufmännisches Geschäft betrieben und sich dabei wohl befanden. Landgraf Friedrich II. war ein nüchterner Rechner und ordnungsliebender Geschäftsmann, sowie ein Herr, der auf seine Würde hielt, daneben aber ein rücksichtsloser Egoist, ein Liebhaber französischer Sitte und Unsitte, maßlos baulustig und Vater von etwa hundert unehelichen Kindern. Der englische Unterhändler hatte hier in dem Minister v. Schlieffen einen der geriebensten Diplomaten der damaligen Zeit sich gegenüber, der die Noth Englands vortrefflich auszubeuten wußte, und so wurden jenen schließlich noch ungünstigere Bedingungen aufgeredet, als in Braunschweig, wofür er freilich auch über 12000 Mann der besten Truppen einhandelte. Daß bei dem Handel v. Schlieffen nicht leer ausging, versteht sich von selbst. Rührend ist die landesväterliche Gnade zu beobachten, die sich in Folge des gemachten vortrefflichen Geschäfts über Hessen ergießt: Serenissimus streicht außer dem Betrag einer angeblichen Schuldforderung aus dem siebenjährigen Kriege, der unter andern Umständen nicht zu erlangen gewesen wäre, für jeden der auf die amerikanische Schlachtbank verhandelten Unterthanen zunächst 30 Kronen Werbegeld, dann noch einmal 37½ Kronen jährlicher Subsidien in seinen Säckel. König Georg bezahlt und verpflegt außerdem selbstverständlich die Gemietheten für die Dauer des Krieges und dafür geruht der Landgraf huldreichst, seinen getreuen Hessen die halbe Kriegscontribution zu erlassen. Das Volk sieht freilich die Wohlthat nicht ein, es wandert aus, so viel es kann, und die Meinung: „Sind wir todt, so sind wir davon", ist unter den Zurückbleibenden eine gemeine Rede. Daher vermuthlich der Ausdruck: „Blinde Hessen". — Ein weiterer Schauplatz des Soldatenhandels ist Hanau, wo der Sohn des Landgrafen Friedrich, Erbprinz Wilhelm, als selbständiger Regent des Fürstenthums Hanau residirt. Es ist ein noch ziemlich junger Mann, der alle üblen Eigenschaften seines Vaters, aber nicht eine seiner besseren besitzt, eine rohe Unterofficiernatur, grob, sinnlich, aller persönlichen Würde bar, Feind jeder Bildung, über die Maßen geldgierig, derselbe, der später als Kurfürst Stein um Entschuldigung bitten mußte, daß er sich unterstanden, ihm einen Orden anzubieten, und der 1814 seinen Hessen den abgeschnittenen Zopf wieder aufzwang. Er spielte Faucitt gegenüber eine Rolle, die sehr von der seines Vaters absticht. Sein Bestreben geht scheinbar nur dahin, dem König Georg, seinem „hochherzigen Beschützer und erhabenen Herrn" zu gefallen, und so bietet er Anfangs, was er hat, ganz umsonst an, natürlich nur, um von seinem reichen Patron den doppelten und dreifachen Kaufpreis als Geschenk zu erhalten. Kaum giebt es eine unterwürfige Wendung in der englischen und französischen Sprache, deren sich der Prinz in seinem Briefwechsel mit Georg und Suffolk nicht bediente, um sich deren Wohlwollen zu versichern. Der alte Landgraf, so sehr er feilscht und marktet, wahrt wenigstens seine persönliche Autorität und imponirt sogar den Engländern durch knappes und schroffes Wesen; der Sohn dagegen erniedrigt sich selbst um des kleinsten Vortheils willen zum willenlosen, kriechenden Supplikanten. Er liefert schließlich ein Infanterieregiment von 668 Mann nebst etwas Artillerie und streicht dafür ungefähr dasselbe Blutgeld ein, wie der Braunschweiger Vetter. Uebrigens wird England auch hier gut bedient, auch die Waare des Erbprinzen ist preiswürdig, und auch er behält nicht den ganzen Profit, den sie ihm bringt, sondern bewilligt wie der Herr Vater dem Lande einen Steuernachlaß für die Dauer des amerikanischen Krieges. — Der vierte Schauplatz von Faucitt's Thätigkeit ist der Hof zu Arolsen, der ebenfalls schon seit einem Jahrhundert im Soldatenvermiethen gute Geschäfte gemacht hat. Sein ältester und bester Kunde ist Holland, und nur bei besonders günstigen Conjuncturen des Menschenmarktes überläßt man hier seine Truppen an andere Mächte. Dieser Handel hat bisher den Fürsten des Hauses Waldeck die Mittel zu einem Auftreten verschafft, welches weit über das hinausging, was ihr winziges Ländchen ihnen eintrug. Jetzt aber haben sie es zu arg getrieben. Es ist tiefe Ebbe in der Chatouille des Fürsten Friedrich, und so hat er den Ausbruch der amerikanischen Rebellion als frohe Botschaft begrüßt und sofort sich in London einen Auftrag auf Truppenlieferungen erbeten. „Mit Leib und Seele dem Monarchen

ergeben, dessen Minister zu sein Sie das Glück haben" — schreibt er am 13. November 1775 an Suffolk —, „halte ich es für meine Pflicht, was nur in meinen schwachen Kräften steht, aufzubieten, um wenigstens meinen guten Willen zu zeigen, wenn es sich um seinen Dienst handelt. Ich nehme mir deshalb die Freiheit, Mylord, Sie gehorsamst zu ersuchen, Sr. Majestät versichern zu wollen, daß, im Falle irgendwelche Verhältnisse es nöthig machen, fremde Truppen anzuwerben, ich es als eine große Gunst Ihrer Majestät betrachten werde, wenn Sie ein Regiment von 600 Mann annimmt, das, wie sein Fürst, vor Verlangen brennt, sich für Sie zu opfern." Suffolk nimmt denn auch das Anerbieten an, Faucitt erscheint in Arolsen, aber es ergeben sich Schwierigkeiten. Der gute Wille des Fürsten ist größer als sein Vermögen. Indeß zuletzt geht es, die Pfarrer Waldecks müssen von den Kanzeln herab zum Eintritt in das Regiment auffordern; was zur Completirung desselben noch mangelt, wird in dem benachbarten Bisthum Hildesheim gestohlen, dann schafft man die Leute mit berittenen Landjägern wie einen Haufen Sträflinge an die Grenze und auf die Weserschiffe, der Fürst aber erhält 20100 Kronen Werbegeld, 20050 Kronen jährlicher Subsidien, sowie 30 Kronen für jeden in Amerika etwa fallenden Unterthanen. Der Feldzug des Sommers 1776 war den englischen Waffen so günstig, daß Suffolk sich nicht sehr beeilte, von den ihm nun auch von Seiten anderer deutscher Fürsten zugehenden Truppenanerbietungen Gebrauch zu machen. Solche Anerbietungen aber kamen in Menge und die betreffenden Souveräne machten einander oft in recht unanständig krämerhafter Weise Concurrenz. Die katholischen, namentlich die geistlichen Reichsfürsten blieben ihren alten Verbindungen mit Frankreich treu, und so konnte England nur mit den protestantischen Fürsten Verträge eingehen. Faucitt erhielt Befehl, sich zunächst mit Württemberg und Brandenburg-Ansbach, die in London ebenfalls Offerten gemacht hatten, in Verbindung zu setzen. Ansbach schloß im Februar 1779 einen Vertrag über Stellung von 1285 Mann ab und beschaffte dieselben richtig, Württemberg dagegen vermochte die 4000 Mann, die es angeboten, weder aufzutreiben noch zu equipiren. Der Herzog Carl Eugen, der berüchtigte Menschenquäler, der Peiniger von Moser und Schubert, der halbtolle Verschwender hatte sich ruinirt. Er besaß weder Waffen noch Uniformen; die Soldaten erhielten keine Löhnung, damit sie nicht desertirten, die Officierszelte waren für die ländlichen Feste Serenissimi zerschnitten. Man suchte Faucitt hinters Licht zu führen, er aber merkte die Absicht und brach die Unterhandlungen ab. Aehnlich stand es mit Sachsen-Hildburghausen, Gotha und Darmstadt. Auch hier der beste Wille, ein Geschäft zu machen, aber Mangel am Besten. Dagegen kam es noch zu einem Vertrag mit Anhalt-Zerbst. — Welche Mühe mehrere der Truppenlieferanten hatten, ihre Waare den Engländern zuzuführen, wie der Ansbacher die seine selbst bis nach Holland begleiten mußte, wie der von ihm mit einer Dose beschenkte englische Oberst Rainsford sich wunderte, daß die Diamanten daran echt waren, und den Herrn Markgrafen „doch anständig" fand, wie es den verkauften Leuten auf der See ging, was sie in Amerika leisteten, wie infam sich der Braunschweiger in Betreff seiner bei Saratoga in Gefangenschaft gerathenen Soldaten benahm, wie das englische Parlament in der Debatte über diese Angelegenheiten die deutschen Fürsten beurtheilte — alles dieses können wir hier nur kurz streifen, dagegen sei es erlaubt, den Lesern noch einen der fürstlichen Herren aus dieser Gesellschaft vorzuführen, der als komische Person in dem Drama mitwirkt, und der auch aus andern Gründen verdient, daß wir ihn sich ein wenig länger als die andern präsentiren lassen. Friedrich der Große mag denn den Epilog sprechen.

Wir haben soeben erwähnt, daß zuletzt noch Anhalt-Zerbst das Glück hatte, den Engländern Soldaten für den Kampf mit den amerikanischen Insurgenten liefern zu dürfen. Das ging so zu. Der Fürst Friedrich August von Anhalt-Zerbst (1747 bis 1793) gebot über ein Territorium von ungefähr 15 Quadratmeilen mit etwa 20000 Einwohnern, welches infolge von mancherlei Heimsuchungen, wie Mißwachs, Ueberschwemmung und Krieg, namentlich aber auch infolge der schon seit dem dreißigjährigen Kriege andauernden Landplage fürstlicher Mißwirthschaft zu den ausgehungertsten und verrottetsten Ländern Deutschlands gehörte. Seit 1716 wurden hier weniger Menschen geboren als begraben. Das Land besaß weder Industrie noch Handel. Nirgends ringsum gab es verhältnißmäßig mehr Hagestolze, vorzüglich unter den Beamten, weil die im 17. Jahrhundert festgesetzte Besoldung derselben zu einem anständigen Haushalt kaum halb ausreichte. Seit 1698 war kein Landtag mehr einberufen worden. Die Fürsten herrschten vollkommen nach Laune, und Friedrich August übertraf darin selbst seine Vorgänger. Er ist die Carricatur des kleinen Landesvaters des 18. Jahrhunderts. Der Bruder der Kaiserin Katharina von Rußland, hatte er ursprünglich vielleicht ebenso geniale Anlagen wie diese, dann aber mußte man annehmen, daß, was bei der großen Schwester auf dem mächtigen Czarenthrone sich entfalten konnte, hier, in den winzigen Verhältnissen von Zerbst eingeengt, verdorren, verkrüppeln und Verrücktheit werden mußte. Natürlich mußte ein derartiger Geist seinen großen Nachbar in Preußen, der überall Leben zu wecken verstand, der unbarmherzig alte Vorurtheile und Mißbräuche ausrottete und sich in seinem revolutionären Vorgehen durch nichts hindern ließ, aufs Gründlichste hassen, zumal der König ihm gelegentlich übel mitspielte und u. A. 1757 einen Schützling Friedrich August's ohne viel Federlesen im Zerbster Schlosse verhaften ließ. Jener Haß ging so weit, daß der Fürst 1763, um von Preußen möglichst entfernt zu sein, von Zerbst nach Basel und später nach Luxemburg zog, von welchen Orten aus er sein Ländchen dann durch höchst ergötzliche Rescripte regierte. Als seine Unterthanen sich einst an ihn wegen Abstellung von Beschwerden wandten, antwortete er ihnen, derartige Lappalien gingen ihn nichts an, und er wünschte sehr, in seiner Zurückgezogenheit nicht mit ihren elenden Klagen behelligt zu werden. Als das nichts half, verbot er durch Anschlag, daß Niemand ihm ferner „nachlaufe"; selbst die Familien der Betreffenden sollten verantwortlich sein. Auf der Insel Wangeroge, die als Theil der Herrschaft Jever ihm gehörte, errichtete er einen großen Galgen für Austerndiebe, es wurde indeß keiner abgefaßt. An Stelle Serenissimi regierte in Zerbst ein geheimer Rath, dessen zwei oder drei Mitglieder die sämmtlichen Instanzen bildeten, so daß man von dem Hofrath Hase wieder an den Hofrath Hase appelliren mußte. Noch lustiger aber war, wie Friedrich August zuletzt an der französischen Revolution verstarb. Als er vom Ausbruch derselben hörte, wurde er unruhig und erließ lange, sehr schwer verständliche Schreiben an die Zerbster, in welchen er sie im Namen der heiligen Dreifaltigkeit ermahnte, treu und gehorsam zu bleiben, und ihnen für den Fall des Ungehorsams mit den himmlischen Strafen drohte. Dann kam die Hinrichtung Ludwig's XVI., und auf die erste Nachricht von diesem Ereignisse weigerte sich der Fürst, ferner Speise und Trank zu sich zu nehmen, und da er dabei blieb, so starb der Märtyrer der Legitimität nach einigen Tagen. Dieser amüsante kleine Herr hatte es in österreichischen Diensten zum General gebracht, hielt sich aber auch für eigene Rechnung eine „Armee" von zweitausend Mann, die nicht weniger als elf Obersten zählte. Seine Werbeplätze waren über ganz Deutschland zerstreut und er fand fast immer Beschäftigung für seine Leute und Verdienst für sich. So auch jetzt, doch nicht ohne Mühe. Schon bei der Eröffnung der Feindseligkeiten zwischen England und Amerika war unser Biedermann mit einem Angebot auf den Markt gekommen, indeß nahm man damals keine Notiz von ihm. Er hatte sich unmittelbar an Georg III. gewendet, aber keine Antwort auf seinen Brief erhalten, weil der Inhalt desselben sich nicht enträthseln ließ. Friedrich August war aber so leicht nicht abzuschrecken. Er empfahl sich jetzt Yorke, dem oben erwähnten englischen Gesandten im Haag. Und als sich die Dinge in Amerika so gestalteten, daß England einen Nachschub von Hilfstruppen bedurfte, meldete er es nach Basel. Als Antwort empfing er von dem beglückten Fürsten eine ganze Anzahl von Briefen, Vorschlägen und Plänen, von denen einige sich sogar mit der Vermehrung der großbritannischen Marine beschäftigten. Bei dem hüpfenden und verworrenen Gedankengang dieser fürstlichen Epistel ist es nur ausnahmsweise möglich, ganz zu entziffern, was er eigentlich will — ein Prozeß, der durch einen wahrhaft grausamen Gebrauch des Französischen noch erheblich erschwert wird. Die Herren Vettern im Reich, Schiffe von China und Japan, die Judenwahl in Dessau, falsches Geld, Schiffsbalast, Jagdhunde, amerikanische Rebellen, französische Bischöfe und päpstliche Bullen, dann wieder die Anden von Peru, die Cordilleren, ein Predigttext, Zerbster Grenadiere, die über den Harz klettern und die Löcher des Weges mit ihren Bärenmützen ausfüllen, ärgerliche Ausfälle gegen das „liebe Preußen" und Anderes, alles das gurgelt und quirlt darin wie in einem Hexenkessel durcheinander. — Inzwischen hatte Faucitt von Suffolk den Auftrag erhalten, sich über die Beschaffenheit der Zerbster Sol-

daten zu unterrichten und dann zu melden, ob es sich lohne, dieselben zu nehmen. Da jedoch die versprochenen Truppen nicht sofort geliefert werden konnten, nahm Suffolk sein Versprechen zurück. Die vom Fürsten nach London geschickten Barone v. Oppeln und Wintersheim wurden nach Zerbst zurückgeschickt. „Trotz Ihrer Versprechungen," schreibt der arme Fürst am 25. Juni 1777 wehklagend an seinen Gönner Yorke, „hat man in London meine Truppen abgelehnt. Man will bis zum nächsten Jahre warten. Das ist unmöglich, ich werde mich dann nicht wieder ähnlicher Behandlung aussetzen. Andere Mächte werden meine schönen Soldaten mit offen Armen aufnehmen. Ich hoffe aber, Sie werden Alles noch arrangiren." Diese Hoffnung wurde erfüllt. Die Zeiten waren mittlerweile für England wirklich schwierig geworden. Im Herbst 1777 erhielt Faucitt von Suffolk die Weisung, mit dem Zerbster Ministerium für zwei Regimenter abzuschließen. Jedes derselben sollte aus 614 Officieren, Unterofficieren und Gemeinen bestehen, aber nur zwei Stabsofficiere, Oberst und Major, haben. Im Frühjahr 1778 sollten die Leute marschfertig sein. Der König von Preußen, der bisher dem Soldatenhandel seiner kleinen Vettern mit England ruhig zugesehen, fing an, die Sache mit Verdruß zu empfinden und ihr am Rheinfels in Minden und an der Elbe Hindernisse in den Weg zu legen, wodurch er zunächst die Ansbacher und die Hanauer Truppennachsendungen weite und kostspielige Umwege zu machen nöthigte, dann dem Württemberger, mit dem man wieder angeknüpft hatte, die Speculation ganz verdarb und schließlich den Zerbster beinahe um den Profit des mit so viel Eifer und Ausdauer betriebenen Geschäfts gebracht hätte. Das eine Zerbster Regiment war schon im November 1777 complet und gerüstet und hätte sofort nach dem Einschiffungsplatz abmarschiren können, wenn nicht die Preußen die Elbe gesperrt hätten. Als die Zerbster Behörden in Berlin um Oeffnung der Barrière baten, erhielten sie die Antwort, nachdem Ansbach und Hanau mit ihren Gesuchen um Durchmarsch durch das königl. Gebiet abgewiesen worden, dürfe Zerbst nicht besser behandelt werden; aber man könne ja das Regiment auf einem kleinen (sic!) Umwege durch den Harz nach dem Kurfürstenthum Hannover und von da an den Ort seiner Bestimmung gelangen lassen. Suffolk hielt es unter so bewandten Umständen für das Gerathenste, den Abmarsch der Zerbster bis zum Frühjahr zu verschieben, und wies Faucitt an, sich in diesem Sinne mit den Räthen des vielgeprüften Fürsten zu verständigen. Friedrich August mußte sich noch einmal gedulden. Seine Wuth gegen Preußen erreichte dadurch den Gipfel des Möglichen und barocker als je zuvor nahm sich jetzt sein Zorn dem verhaßten Nachbar in Berlin gegenüber aus, indem er die Faust in der Tasche ballte. Ja, er ging weiter: der Selbstherrscher aller Zerbster wandte sich sogar an die Selbstherrscherin aller Reußen, um sie zur Intervention gegen Friedrich den Großen zu veranlassen; allein Schwester Katharina erklärte weder an Preußen den Krieg, noch erwirkte sie für Bruder Friedrich August's Soldatenwaare die Oeffnung des preußischen Theils der Elbe, was gar nicht hübsch von ihr war, denn die Gefahr, seine mühsam zusammengebrachten Leute durch Desertion einzubüßen, war für den Zerbster beträchtlich größer, als für seine Concurrenten auf dem Markte, weil er im eigenen Lande fast gar nicht werben konnte und in der Methode bei dem damals sehr fühlbar gewordenen Mangel an tauglichen Subjecten vorzüglich auf Ueberlistung oder gewaltsame Wegschleppung angewiesen war. Konnte Serenissimus sein auf solche Art zusammengeraubtes Regiment unter gehöriger Bewachung direct bis ans Meer schaffen lassen, so erlitt er verhältnißmäßig geringe Verluste; ein langes Müßigliegen an offenen Garnisonsorten dagegen oder ein Umweg durch fremdherrliche Gebiete drohte mit massenhaftem Ausreißen der geworbenen Burschen. Noch vor Weihnachten brach denn auch unter den Soldaten Meuterei aus. Ein paar Dutzend Zerbster Dragoner sollten Infanteristen werden, um das nach Amerika bestimmte Regiment zu verstärken, nahmen das aber als Beleidigung auf und hieben auf die Officiere ein, die sich ihnen entgegenstellten; dann flohen die meisten nach Kursachsen, wo ihnen natürlich Niemand etwas anhatte. Bald nachher machte sich sogar ein Lieutenant mit seinem ganzen Commando von 50 Mann davon und retirirte ebenfalls ins Sächsische. Endlich war der Winter überstanden, und das Regiment trat, 841 Mann stark, am 21. Februar 1778 seinen Marsch, wie die preußischen Minister höhnisch gerathen, durch Thüringen, den Harz und Hannover nach Stade an. Als es am nächsten Tage die Elbe erreicht, ließ der Oberst, ein Hr. v. Rauschenplath, halten, die Zimmerleute mußten Aexte in das Brückengeländer hauen und es wurde ein Kreis gebildet, in welchem der Commandeur die Kriegsartikel noch einmal verlesen und dann beschwören ließ, worauf er eine geharnischte Rede hielt, die jedem über Desertionsabsichten Ertappten die Kugel androhte. Trotzdem suchten noch an demselben Tage der Regimentstambour, ein Feldwebel, ein Corporal und mehrere Gemeine das Weite. Um das Betreten preußischen Territoriums zu vermeiden, ging die Marschroute über Dessau, Merseburg, Bücklingen (Kursachsen), Greußen (Sondershausen), Mühlhausen (damals freier Reichsstadt), Duderstadt (Kurmainz), Eimbeck (Hannover) und von da durch braunschweigisches Gebiet und wieder durch hannoversches nach Stade. Trotz strengster Ueberwachung kamen noch tagtäglich Desertionen vor, da die Bauern den Entweichenden nach Kräften halfen und Gelegenheit, sich zu salviren, schafften. Und so mußte Rauschenplath dem damals in Hannover weilenden Faucitt die betrübende Meldung machen, daß er in den ersten zehn Tagen durch Desertion nicht weniger als 334 Mann verloren habe, und am 21. März waren sogar nur noch 494 Mann bei der Fahne. Faucitt schrieb darüber an Suffolk und fragte, was da zu thun sei. Die Antwort lautete, Faucitt solle die Reste der Zerbster sammt und sonders wieder nach Hause schicken, falls er nicht wenigstens ein Bataillon aus ihnen formiren könnte. Sogar die für sie bestimmten Transportschiffe wurden abbestellt. Per tot discrimina rerum schien der unglückliche Fürst am Ziele seiner Wünsche angelangt und nun dennoch nichts liefern und verdienen können! Indeß noch einmal lächelte dem Zerbster das Glück. Es gelang dem Obersten Rauschenplath, den zusammengeschmolzenen Bestand seines Regiments in Jever und Nachbarschaft wieder auf 625 Mann zu bringen, und Faucitt nahm nun keinen Anstand mehr, die Leute in den englischen Dienst einzumustern. Am 22. April wurden sie in Stade eingeschifft. Erst nachdem dies geschehen, schloß jener den Vertrag mit den Bevollmächtigten Friedrich August's ab, die sich selbstredend jede von dem englischen Commissionär beliebte Bedingung gefallen lassen mußten.

Wie stolz und hehr steht diesen elenden kleinen Fürsten der große König von Preußen gegenüber! Fast nur er, der eine persönliche Verantwortlichkeit vor der Welt fühlt, hat auch persönliche Würde und bei ihm kannte man eine selbständige Politik noch in Deutschland, die meisten kleinen Staaten fristeten ihre Existenz lediglich durch geschmeidiges Anklammern an fremde Interessen. Deshalb ist der souveräne Hohn und die Verachtung, welche Friedrich England und seine Menschenlieferanten überall fühlen läßt, doppelt wohlthuend. Doch darf man sich die Motive, die den König bei seinem Verfahren gegen den Soldatenhandel leiteten, nicht zu ideal vorstellen. Das erste und wichtigste war, daß dieser Handel ihm bei dem damals auch in Preußen herrschenden Werbesystem die Mittel zur Füllung der eigenen Regimenter zu entziehen drohte. Ein zweites war, daß er jetzt die Gelegenheit gekommen sah, sich bei England für das schlechte Verhalten abzufinden, welches der Londoner Hof ihm gegenüber rücksichtlich Danzigs beobachtet hatte. Principielle Sympathien für die amerikanischen Rebellen lagen ihm fern, und aus menschlichem Mitgefühl für die Sache verkaufter Unterthanen aufzutreten, paßte ebensowenig zu seinem Charakter. Daß ihm die Gemeinheit der kleinen Vetterschaft bei dem Handel Ekel erregte, ist dagegen mit Sicherheit anzunehmen. Bekanntlich mußten die nach Amerika bestimmten hessischen Soldaten auf seinen speciellen Befehl bei Minden den Viehzoll entrichten. Und in einem an Voltaire gerichteten Briefe vom 18. Juni 1776, in welchem er die Ehre ablehnt, der Lehrer des Landgrafen von Hessen-Cassel gewesen zu sein, der damals unverschämter Weise einen Katechismus für Fürsten verfaßt und ihn Voltaire geschickt hatte, findet sich die Aeußerung: „Wäre der Landgraf aus meiner Schule hervorgegangen, so würde er den Engländern seine Unterthanen nicht verkauft haben, wie man Vieh verkauft, um es auf die Schlachtbank schleppen zu lassen." Allerdings nahm Friedrich aus Haß gegen England unbedingt Partei für die Amerikaner und gefiel sich sogar darin, dem englischen Gesandten gegenüber die Erfolge derselben zu übertreiben. Ihr Recht zum Aufstand aber hat er gewiß niemals untersucht und noch weniger wird er sich dafür in seinen alten Tagen so weit erwärmt haben, daß er geneigt gewesen wäre, sich ihretwegen mit seinen Nachbarn in Deutschland ernstlich zu entzweien. Gleichwohl aber liegt in Friedrich's Worten und Maßregeln eine solche geistige Ueberlegenheit und eine solche souveräne Verachtung der elenden

Bereicherungsmittelchen der kleinen Reichsfürsten ausgedrückt, daß man sich den Jubel der Unterdrückten und die Freude der bei dem schmachvollen Handel Unbetheiligten sehr wohl erklären kann. Das Volk liebt es, seinen Helden seine eigenen besten Gedanken unterzuschieben, es macht sie zu Trägern seiner liebsten Wünsche und Hoffnungen. So wurde denn auch auf Grund von ein paar scharfen Aeußerungen, die der amerikanischen Revolution günstig waren und die geizigen und geldgierigen Fürsten brandmarkten, in Friedrich der Haß und die Verachtung aller denkenden Zeitgenossen gegen die Seelenverkäuferei verkörpert.

Bücherbesprechungen.

— Paulus in der Apostelgeschichte. Von D. W. M. Ramsay (Professor of humanity, Aberdeen). In deutscher Uebersetzung von H. Groschke. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1898. XII u. 336 S. gr. 8. Preis 5,20, geb. 6 ℳ. — Das bedeutende englische Werk, dessen Uebersetzung hier vorliegt, erschien bereits in dritter Auflage. Zur Uebersetzung stellte der namhafte, gelehrte Verfasser besondere Verbesserungen und Ergänzungen zur Verfügung. Prof. Th. Zahn in Erlangen hat die Uebersetzung mit einem rühmenden Vorworte versehen, in welchem er mit Recht den großen Vorzug des Werkes vor vielen anderen Arbeiten über die Apostelgeschichte betont, daß sein Verfasser eine genaue Kenntniß der kleinasiatischen Länder und ihrer alten Geschichte zu wirklicher Bereicherung der Auslegung aufzubieten vermocht hat. Und zwar huldigte dabei Ramsay dem gesunden, auch sonst von gelehrten Philologen neuerdings für die Behandlung der Schriften des Lucas geltend gemachten Grundsatze, jedes Buch dieser Art habe von vornherein für echt und einheitlich und geschichtsgetreu zu gelten, so weit nicht das Gegentheil erwiesen sei; im vorliegenden Falle aber lasse sich Lucas — dies ist des Verfassers „Hypothese", die er durchführen will — geradezu als ein großer Historiker erkennen (vgl. bes. Cap. 1). Von diesem klaren Standpunkte aus zeichnet Ramsay das Wirken des großen Heidenapostels an der Hand der Apostelgeschichte in ungemein anschaulicher und meist recht einleuchtender Weise in den Rahmen der Verhältnisse der kleinasiatischen Provinzen des griechisch-römischen Reiches hinein, so daß kein Liebhaber des Lucas, wie kein gebildeter Leser der Briefe des Apostels Paulus das Buch wird übersehen dürfen. Ein empfindlicher Mangel zeigt sich zumeist nur da, wo eine eindringende Kenntniß der Anschauungen des damaligen Judenthums vonnöthen gewesen wäre; vielleicht beherzigt der Verfasser in dieser Beziehung für weitere Ausbesserungen, was in Salmond's Critical Review Bd. VIII, Nr. 2, S. 199 ff. über Weber's „Jüdische Theologie" zu lesen ist. Im Zusammenhange damit steht die verunglückte Verbindung von Apg. 15 mit Gal. 2, 11 ff., statt mit Gal. 2, 1 ff. Besonders glänzend ist hiernach Cap. 6, sehr unbefriedigend Cap. 7 des Werkes nebst S. 36—40. 46 ff. Uebrigens erinnert die geschichtlich-psychologische Weise des Verfassers an Prof. Heinrici's klassischen Commentar zu den Corintherbriefen. Daneben hat der Unterzeichnete Anlaß zu besonderer Freude und Zustimmung. G. Schnedermann.

— Christenthum und Judenthum. Von Lic. Dr. G. Dalman (Prof. in Leipzig). Leipzig, J. C. Hinrichs, 1898. 29 S. 8. Preis 50 ₰. (Schriften des Institutum Judaicum zu Berlin, Nr. 24.) — Der Verfasser dieser kleinen Schrift hat vollkommen Recht mit der Forderung tieferen Eingehens aller Betheiligten auf die Frage nach dem Verhältniß zwischen Christenthum und Judenthum. Sonst, betont er richtig, ist eine Lösung der vielberufenen und in das Leben der christlichen Völker so tief einschneidenden „Judenfrage" von vornherein ausgeschlossen. Der Verfasser ist auch in besonderem Maße zur Erörterung dieses Verhältnisses befähigt, da er wie wenige Andere in der außerbiblischen jüdischen Literatur Bescheid weiß. Die Schrift gehört deshalb in die Hände eines Jeden, der an dem Streite der Geister in der angedeuteten Beziehung irgendwie Theil nimmt. Sie giebt auch ein gutes Bild von der Meinung hüben und drüben und ist bei der Zeichnung gerecht und wahr. Das schließt nicht aus, daß sie tiefer hätte graben können: mit ähnlichen Schriften von Franz Delitzsch, besonders dessen „Ernsten Fragen an die Gebildeten jüdischer Religion" (1888), hält sie den Vergleich nicht recht aus. Das trifft namentlich die entscheidende Abrundung des Unterschiedes. Wohl ist Jesus Christus der Trennende, aber schwerlich lediglich als diese Person, sondern um des recht verstandenen „Kreuzes" willen (Gal. 5, 11): weil er die Verwirklichung der Hoffnung Israels nur unter Preisgebung des mosaischen Gesetzes und der particularistischen Hoffnung des jüdischen Volkes brachte. Das Judenthum steht eben noch immer wie vor 2000 Jahren auf dem Standpunkte volklicher Sonderhoffnung in Sachen des Glaubens und lehnt um ihretwillen, wie damals bei der Kreuzigung Jesu, seinen Messias ab, den das Christenthum im Glauben als aller Menschen Heiland erkannt hat. — Sollte nicht so oder ähnlich der Unterschied zu beschreiben sein? G. Schnedermann.

— Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsar-Uebersetzung. Von Max Hodermann, Oberlehrer am fürstlich Stolberg'schen Gymnasium zu Wernigerode. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, 1899. Preis 75 ₰. — Die Kunst des Uebersetzens aus fremden Sprachen ist schwer. Der Geist der lieben Muttersprache muß sich da manchmal gar arge Verwaltigungen gefallen lassen. Julius Cäsar's schlichte, nüchternen Kriegstagebücher gehören zwar noch zu den verhältnißmäßig anspruchslosesten Aufgaben. Muthen wir sie doch schon unseren Tertianern zu. Aber selbst bei der Cäsar-Uebersetzung reden die angehenden Lateiner bisweilen ein verzweifelt steifes, ungelenkiges und schwerfälliges Deutsch. Wie wichtig für ein tieferes Eindringen in die Geheimnisse des bellum Gallicum volle Klarheit über alles Technische des Heer- und Kriegswesens sein muß, leuchtet ein. Und gewiß hat Rüstow (Heerwesen und Kriegführung C. Julius Cäsar's) Recht, wenn er sagt: „Alle Thätigkeiten der Kriegführung, alle Einrichtungen der Heere, welche heute bestehen, müssen, wie groß immer die Veränderungen in den Formen seien, zu jeder anderen Zeit im Wesentlichen auch bestanden haben." So war es denn eine lockende Aufgabe für einen Gymnasiallehrer, der wahrscheinlich zugleich Officier des Beurlaubtenstandes ist, zusammenzustellen, welche Kunstausdrücke unsere heutige Heeressprache darbietet für die sinn- und zugleich zeitgemäße Wiedergabe der technischen Begriffe des römischen Kriegswesens zu Cäsar's Zeit. Alle die Collegen, denen die beneidenswerthe Pflicht obliegt, Tertianer zu bändigen, werden das Heft mit Freuden begrüßen und dankbar benutzen. Es ist hier nicht der Ort, Proben anzuführen und etwa hier oder dort einen anderen Vorschlag zu machen. Der Verfasser spricht selbst aus (S. 42), daß er auf Widerspruch gegen Einzelheiten gefaßt sei. Unbedingte Zustimmung verdient der vornehme nationale Standpunkt, von dem aus er seine Arbeit unternommen hat (vgl. S. 43). Den Stolz auf das Heer und seine Führer, diese natürliche Regung der Herzen deutscher Knaben, zu pflegen und zu befestigen, ihn durch frühzeitigen Einblick in das großartige Gefüge des Heeres auch gelegentlich des Unterrichts zu stärken und zu vertiefen und so eine Jugend heranzubilden, aus der wahrhaft deutsche Männer hervorgehen, die dermaleinst ihren kostbaren Besitz gegen äußere wie innere Feinde zu schirmen vermögen, das ist unzweifelhaft eine der vornehmsten Aufgaben der Schule des nationalen, monarchisch-constitutionellen Staates. Trägt auch die Abhandlung Hodermann's zu diesem stolzen Gebäude der Erziehung wissenschaftlich gebildeter und wehrfähiger Staatsbürger nur ein bescheidenes Steinchen bei, so verdient sie doch die freundliche Beachtung Aller, die an dem gleichen Werke arbeiten. Nicht ohne eine Empfindung lebhaften Bedauerns hat uns die Arbeit an vielen Stellen von Neuem ins Bewußtsein gerufen, wie tief unsere deutsche Heeressprache, obgleich schon Vieles besser geworden ist auch auf diesem Gebiete, doch noch immer im Banne der französischen Fremdwörter steckt. Doch das steht auf einem anderen Blatte. Hodermann hatte natürlich von der in den amtlichen Hilfsmitteln herrschenden Sprache auszugehen, insbesondere von der Felddienstordnung, und er hat das, so viel wir sehen, mit löblicher Sorgfalt gethan. R. B.

— In 2. Auflage hat der Bureauinspector L. Blome des königl. Amtsgerichts in Leipzig ein Verzeichniß der für den Bezirk dieser Behörde ernannten Friedensrichter, sowie der verpflichteten Ortsgerichtspersonen bearbeitet und in der Serig'schen Buchhandlung (Albert Berger) in Leipzig herausgegeben. Die dankenswerthe Arbeit kann im Interesse des Verkehrs nur empfohlen werden. Das Heftchen kostet 50 ₰. ∞

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 88. Sonnabend, den 30. Juli, Abends. 1898.

Eine Flugschrift über Papst Hadrian VI.

Am 11. December 1522 schrieb Ritter Hans von der Planitz an Kurfürst Friedrich von Sachsen: „E. cfl. g. uberschigk ich auch hiebei ein gedrugkt buchlein, wie der babst Adrianus zu Rom eingeritten 2c., ist wunderlich Ding innen.“[1]) Die hier angeführte Flugschrift wurde, wie es scheint, ziemlich gleichzeitig (Ende 1522) in Basel, Augsburg, Wittenberg und vielleicht auch noch anderswo gedruckt und muß weitverbreitet gewesen sein.[2]) Von den Geschichtsforschern ist sie indeß wenig beachtet worden.[3]) Sie enthält werthvolle Nachrichten über das erste Auftreten Hadrian's VI. in dem erstaunten Rom, — jenes gelehrten, ernsten, sittenstrengen, sparsamen, einfachen Papstes, der sich durch den ehrlichen Eifer, mit dem er gegen die Verderbnisse und Skandala im kirchlichen Leben und besonders an der Curie vorging, bekannt und berühmt gemacht hat, und zeigt deutlich, einen wie großen Eindruck die Kunde von seinen Reformversuchen auch außerhalb Italiens machte.[4]) Es verlohnt sich daher wohl, den Inhalt anzugeben.

Am 20. October 1522 begegneten einander nicht weit von Trient auf der Straße nach Rom ein Abt aus dem Bisthum Trier und ein Curtisan. Der Abt spricht zum Curtisan: Guter Gesell, wo kommst Du her? Was giebt's Neues in Rom? Wo steckt der Papst Hadrian? Ist er gelandet, wie ich in Deutschland gehört habe? Curtisan: Ja, wollte Gott, das Meer hätte ihn verschlungen, daß er nie nach Rom gekommen wäre! Abt: Wie denn? Ich habe doch gehört, er sei ein guter, frommer, geistlicher Mann? C.: Der Teufel hole ihn! Er ist mir und manchem guten Gesellen nur allzu fromm. Er hat alle Reservationen abgethan und mich um zwei Canonicate und eine Pfarre gebracht. Was ich von Leo, dem Vater aller Curtisanen, erlangt, nützt mir nun gar nichts mehr. Ich habe meine Zeit und mein Geld verloren, muß mich nun ernähren bei einer armen Kaplanei, dabei ich kaum eine Katze ernähren kann, geschweige denn eine Jungfrau, einen Knecht „vnd ein Hengst am baren“.[5]) Das habe ich nun von diesem deutschen Narren! Abt: Ich habe aber doch gehört, er sei ein großer Sophist. C.: Ja, aber ein böser Romanist. Abt: Wie hält er's mit Dr. Luther? C.: Dem Luther habe ich's zu verdanken, daß ich um meine Reservation gekommen bin. Viel deutscher Schriften hat er gemacht, die der gemeine Mann doch nicht halb recht versteht. Ich sehe Niemanden, der sich darum bessert, habe auch keinen gesehen, der seine Pfarre oder 3—4 Pfründen darum aufgegeben hätte. Abt: Ich wollte nach Rom, um Dispens einzuholen, aus dem Orden zu gehen und Pfarren und andere Pfründen zu besitzen. „Den vnser Ding ist nit mer“, der Adel haßt uns, das gemeine Volk ist uns feind, und ist zu besorgen, daß alle Klöster zerstört werden. Aber offenbare mir des Papstes Vornehmen und wie er gelandet ist! C.: Nur Euch zu Gefallen rede ich „von dem Teutschen bauren“. Am 28. August ist er nach Ostia gekommen und am selben Tage zu Roß bis gen St. Paul geritten. Da sind die Cardinäle und ein guter Theil der Gesellschaft zu ihm geritten. Und ist da geblieben über Nacht. Am nächsten Morgen haben ihm die Cardinäle die Füße geküßt und Obödienz gethan. Dann ist er mit großem Pomp nach St. Peter geleitet und ist ihm Posseß auf dem Altar gegeben worden. Am 31. haben sie ihn gekrönt.[6]) Also haben wir einen deutschen Papst, aus dem Niemand klug wird. Er hat einen deutschen Kopf und ist ein Theologus, er paßte besser in eine Karthause, denn das Papstthum zu regieren. Zuerst hat er alle lange Wehr verboten[7]) in Rom und allen Cardinälen geboten, ihre Bärte abzuschneiden.[8]) Er will auch hinfort nicht mehr denn 8 Cardinäle haben. Er läßt Niemand zu sich in seine Kammer, er ist stets allein, er hat drei kleine Bübchen, die dienen ihm zu Tisch und tragen ihm in kleinen Schüsseln geringes Essen auf wie für einen armen Dorfpfarrer. Er will keine Reservationen mehr geben; er spricht: Wir haben Leonem Decimum nicht mehr. Er will auch, daß Keiner mehr denn eine Pfründe habe; Keiner soll mehr 3 oder 4 Pfarren oder Canonicate in seiner Hand vereinigen, kein weltlicher Prälat soll eine Abtei, kein Mönch eine weltliche Pfründe besitzen. Er will auch nicht mehr dispensiren von zu jungem Alter. Etliche Cardinäle sind zu ihm gekommen und haben von ihm Bisthümer und andere Prälaturen erbeten. Da hat er sie gefragt, wieviel sie jährliches Einkommen hätten. Als sie's ihm gesagt, habe er entgegnet, es sei zu viel, er sei mit 3000 Ducaten als Cardinal ausgekommen[9]); auch sollten sie alle Tage Messe lesen wie er. Am liebsten hätte er gar keinen Hofstaat. Er will „die so bißher ein Babst getragen haben“[10]), absetzen, und hat von 30 Referendaren 12 behalten. Jetzt ist er an seine Kämmerlinge und Vorschneider gegangen. Er will alle Cardinäle und den ganzen Hof reformiren. Er will ein Beguinenhaus aus Rom machen. Aller Triumph und Pomp ist fort. Mir möchte das Herz brechen, denke ich der glanzvollen Zeiten Alexandri, Julii und Leonis! Ade, ich mag von dem Papst nicht weiter reden! Abt: Ich merke, daß es für mich gerathen ist, heimzureiten. Aber um Eins bitte ich Dich, daß Du nirgends in Deutschland etwas von dem sagst. Denn wo der Adel und das gemeine Volk das Vornehmen dieses Papstes erführen, würden sie uns Alle vertreiben, wie ich sammt meinen Brüdern vertrieben worden bin von dem Sickingen. Das haben wir Alles dem teuflischen Luther zu verdanken. Ich glaube, daß er sieben Teufel in sich trägt. — Wie sie so mit einander redeten, lief ein Teufel quer übers Feld, wie ein Prediger-Mönch bekleidet, fragt sie, worüber sie sprächen. Antwortet der Abt: Der gute Geselle hier klagt mir über den Papst, ich ihm über den verfluchten Luther. Ich sehe, daß Du weither kommst — was kannst Du uns Neues melden? Antwortet der Teufel: Noch heute früh bin ich bei meinem Freunde Luther gewesen und habe ihn unterwiesen, wie er gegen Adrianum den Papst gerade so wie gegen den König von England schreiben soll, damit er sich noch mehr Feindschaft zuziehe.[11]) Abt: Wer bist Du denn? Teufel: Ich bin der

---

[1]) Weimarer Sachs.-Ernst. Gesammtarchiv Reg. E. Fol. 33[a] Nr. 69 (gütige Mittheilung des Hrn. Dr. Burkhardt in Weimar). Wirck, Planitz' Briefwechsel (im Druck) S. 266 f. Die Stelle auch bei Otto Redlich, Der Reichstag von Nürnberg 1522—23, Leipzig 1887, S. 6 Anm. 3.

[2]) Weller, Repertorium typographicum Nr. 2084—2088. Nr. 2086 = Panzer, Annalen Nr. 1585.

[3]) Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom VIII 396 citirt sie einmal (Exemplar der Communalbibliothek zu Bologna).

[4]) Es erschien auch eine französische Uebersetzung.

[5]) Vgl. Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit III, 248 und in dem Dialogus von Martino Luther und Simone Hesso zu Worms geschehen Böcking, opera Hutteni III, 605 Z. 43: Parnosen = Barn-Ochsen, boves ad praesepe.

[6]) Höfler, Papst Adrian VI., Wien 1880, S. 189 ff.

[7]) Schon am 30. August während der Vorbereitungen zur Krönung (Höfler S. 198).

[8]) Höfler S. 200.

[9]) Höfler S. 205 nach Sanuto: Er legte ihnen das für sie entsetzliche Ansinnen vor, sich mit 6000 Ducaten Einkünften zu begnügen.

[10]) Die Palefreniere.

[11]) Luther's Schrift: Contra Henricum Regem Angliae erschien August 1522 mit einer Widmung an den Grafen Sebastian Schlick vom 15. Juli.

Teufel. Abt: Warum hast Du denn dem Luther noch nicht den Hals gebrochen?! Teufel: Er bringt mir großen Nutzen. Erstens säet er großen Neid zwischen Geistlichen und Weltlichen, daraus noch groß Blutvergießen entstehen wird. Zweitens: Menschliche und göttliche Satzungen werden jetzt nur noch geringer geachtet; die Nächstenliebe, die Werke der Barmherzigkeit bleiben unerfüllt. Sie wollen den Pfaffen nichts geben, geben aber auch den Armen nichts. Sie haben zuvor nicht recht gefastet und fasten jetzt erst recht nicht. Sie haben zuvor wenig gebetet und beten nun gleich gar nicht. Christus aber hat gesprochen[17]: Allein durch Fasten und Gebet werden die bösen Geister ausgetrieben. Darum kannst Du jetzt wohl merken, daß ich mich noch ruhig meines Besitzes erfreue. — Jetzt aber muß ich eilends nach Rom „vnd lugen, das dem frummen Adriano ein Venediger supplein werd",[18]) denn wo dieses Papstes Vornehmen Fortgang haben sollte, würde meinem Reiche großer Abbruch geschehen. Ich will auch Euch, meine Diener, mir allezeit befohlen sein lassen und ernstlich arbeiten, daß Ihr bei Eurer Gewalt bleibt und Eure Hoffarth, Euer Neid und Geiz fortschreite. Auch will ich Euch meinen Geist schicken, der wird Euch stärken und lehren, dem Evangelio zu widerstreben, dadurch Ihr dann mit mir besitzen werdet das höllische Leben, das wir Euch bereitet haben und Euch reserviren im Grunde unserer heiligsten Wohnung, dahin Ihr und kein Anderer zu kommen verdient habt.[19])

Otto Clemen.

[17]) Mark. 9, 29.

[18]) Vgl. Schade III, 261.

[19]) Die Rolle, die der Teufel in diesem Gespräch spielt, besonders der Schluß, erinnert an die Teufelsbriefe des ausgehenden Mittelalters, besonders an die 1351 wahrscheinlich von Heinrich v. Langenstein verfaßte Epistola Luciferi ad clerum (O. Hartwig, Henricus de Langenstein, dictus de Hassia, Marburg 1857, II, 8—13. — W. Wattenbach, Ueber erfundene Briefe in Handschriften des Mittelalters, besonders Teufelsbriefe, Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1892 I, 91—12?.

Alldeutschland an der Wolga.

Von Heinz Schulz-Tornau. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Von Nishnij-Nowgorod ab entwickelt sich die Wolga mehr und mehr zum europäischen Riesenstrom, der an majestätischer Breite und gewaltigem Wasserreichthum die Donau weit übertrifft, durch den Reiz der Uferlandschaft an den Mittelrhein erinnert. Die eigentlichen Glanzpunkte der Wolgalandschaft liegen naturgemäß weiter auseinander als bei anderen europäischen Stromsystemen. Im Czarenreiche will eben alles Gute mit Geduld abgewartet sein. Die Entfernungen sind riesig. Die Strecke von Nishnij bis zum halb asiatischen Astrachan beträgt rund 2300 Kilometer, übertrifft also die Gesammtlänge des Rheins noch um 1000 Kilometer. Dennoch gehört die Wolgatour auf dieser Strecke in Bezug auf Naturschönheiten mit zu den interessantesten der Welt. Rechts hat man fast ununterbrochen den steilen Absturz theils waldiger, theils grasbewachsener, „sammtgrüner" Berge mit tief eingeschnittenen Waldschluchten; links lachende Fluren und Felder. Am „Knie von Samara" sind auf einer Strecke von 90 Kilometer beide Ufer bis über 1000 Fuß hoch; das sind die berühmten Shegulinberge, in denen die Stromlandschaft sich bis zu einer Scenerie von großartiger malerischer Wirkung steigert. Außerordentlich bunt ist die ethnographische Karte des Wolgagebietes jenseits Nishnij. Die 10 Millionen Bewohner der 6 anliegenden Gouvernements setzen sich, um nur die Hauptstämme zu nennen, aus Slaven, Germanen, Ugro-Finnen, Tataren und Mongolen zusammen. Die verschiedensten Confessionen, christliche Secten, Mohammedaner und Heiden, leben friedlich neben- und durcheinander.

In diesem bunten Völkergewirr nehmen die deutschen Ansiedler eine culturell weit hervorragende Stellung ein. „Deutschland kommt gleich hinter Wolsk" ist eine beliebte Redensart an der Wolga. In der That sind die Colonien am Saratowschen und Samarischen Ufer recht zahlreich und vom Dampfboot aus an ihren Kirchen, an der soliden Bauart der Häuser und den langen Windmühlenreihen leicht kenntlich. Sie verdanken ihr Dasein dem Wunsche der russischen Regierung, die gesunkene Cultur eines der wichtigsten Ackerbau- und Handelsgebiete der Erde möglichst schnell zu fördern. Dieses ungeheure Gebiet, wo in grauer Vorzeit die Culturstaaten der Chazaren und Kamabulgaren blühten, war durch große Katastrophen, durch den gegenseitigen Vernichtungskampf der Russen und Tataren, durch die Räubereien der wilden Steppenvölker und furchtbare Kosakenaufstände fast in eine Einöde verwandelt worden. Katharina II. zog die ersten Colonisten ins Land und gewährte ihnen weitgehende Unterstützungen und Privilegien. Andere sind seitdem nachgezogen und haben redlich das Ihrige zum Wiederaufblühen des Landes beigetragen. Der ungeheure Aufschwung des Handelsverkehrs auf der Wolga, der jeden Ausländer mit Staunen erfüllt, ist freilich nur zu einem kleinen Theil auf ihre Rechnung zu setzen. Im Allgemeinen haben die meisten Niederlassungen sich eines guten Gedeihens zu erfreuen gehabt. Einige entwickelten sich zu bedeutenden Handelscentren, andere sind dem ursprünglichen Zweck, Ackerbau und Gewerbthätigkeit, treu geblieben. Unter den ersten nimmt Katharinenstadt — Baronski —, unter den letzteren die Herrnhuter Colonie Sarepta die erste Stelle ein. Trotz des großen Rufes, dessen sich der Sareptasenf und der Sareptabalsam in ganz Rußland erfreuen, scheint dieser wichtige Ort an der Wolga selbst fast unbekannt zu sein. Daran mag theilweise die isolirte Lage in öder Steppe, an einem seichten Arm der Wolga schuld sein; hauptsächlich aber liegt es wohl an der exclusiven, jeden entbehrlichen Verkehr mit der Außenwelt meidenden Natur der Colonisten selbst. Von meinen russischen Mitpassagieren im prachtvollen schwimmenden Palast der „Samolet"-Compagnie erhielt ich nur sehr mangelhafte Auskünfte. Selbst allwissende, passionirte Wolgatouristen waren dem einsamen Sarepta stets ferngeblieben. „Das ist eine besondere Welt, die vor Langeweile schläft und nicht gestört sein will", hieß es achselzuckend auf meine Fragen.

Ich entschloß mich, einen Blick in diese „besondere Welt" zu werfen. An einem heißen Nachmittage im Hochsommer betrat ich die primitive Landungsbrücke von Sarepta, miethete als einziger Fahrgast die einzige bereit stehende Liniendroschke — eine lange Doppelbank auf vier Rädern — und ließ mich nach der eine Meile entfernten Colonie kutschiren. Der Weg führte anfangs durch eine malerische Hügellandschaft längs der Wolga und dem mühsam dahinsickernden Flüßchen Sarga, dann durch die kahle, versengte und unerträgliche Hitze ausstrahlende Steppe. Vor uns prangte eine grüne Oase am Fuß der im Sonnendunst bläulich schimmernden Wolgahöhen, die sich hier vom Strom entfernen und einen schützenden Halbkreis um Sarepta beschreiben. Endlich tauchten wir aus blendender Tagesgluth unvermittelt in den Schatten hoher Pappeln und Eichen, zwischen denen niedliche weiße Häuser aus dem Grün der Gärten hervorlugten. Wir passirten einige menschenleere, staubige Gäßchen und gelangten auf einen ringsum mit himmelhohen Pappeln bepflanzten Platz, in dessen Mitte, von Gartenanlagen umgeben, eine kleine gothische Kirche stand. Das war, wie der Fuhrmann mir erklärte, der Hauptplatz, zugleich der Brennpunkt des öffentlichen Lebens in Sarepta, denn hier befindet sich auch die Gemeindeverwaltung, das Pastorat, die Knaben- und Mädchenschule, ein Verkaufsladen für alle möglichen Bedürfnisse, die Bäckerei und der einzige Gasthof des Ortes, der mich 3 Tage als einzigen Gast beherbergte. Die außerordentliche Geringfügigkeit meiner persönlichen Erlebnisse in Sarepta veranlaßt mich, von einer Schilderung derselben gänzlich abzusehen. Es genügt die Andeutung, daß ich eine Reihe von angenehmen, etwas altdeutsch-biederen Leuten kennen lernte, deren entgegenkommendes Benehmen im Bunde mit eigner Beobachtung mich in den Stand setzte, von diesem merkwürdigen deutschen Ausläufer an der Grenze Asiens in wenigen Strichen eine naturgetreue Skizze zu entwerfen.

Im Jahre 1770 ließen sich die ersten Herrnhuter Familien in der Nähe der Sargamündung nieder. Obgleich die Regierung das Land unentgeltlich hergab und die Ansiedler vielfach unterstützte, hatten diese doch mit ungeheueren Schwierigkeiten zu kämpfen. Drei Jahre nach der Gründung wurde die junge Colonie von den Horden Pugatschew's, der übrigens in der Nähe auf's Haupt geschlagen wurde, rein ausgeplündert. Dann folgten jahrelange Mißernten, Verwüstung der Felder durch Heuschreckenschwärme, furchtbare Feuersbrünste, 1823 brannte fast die ganze Colonie nieder, und Epidemien, insbesondere Viehseuchen, die

häufigste Landplage im Wolgagebiet. Zur Abwehr der räuberischen Kalmücken und Kirgisen bauten die Ansiedler ein kleines Castell, das die Regierung mit alten Geschützen und einem Dutzend Soldaten ausstattete. Erst seit den letzten 30 Jahren ist die Colonie in stetem Aufschwung begriffen. Heute gilt Sarepta für die reichste aller Wolgacolonien und diesen Ruhm verdankt es in erster Linie der wunderbar zähen sächsischen Natur und der durch dringende Noth verschärften Findigkeit seiner Bewohner. Die Noth lehrte sie, aus bisher von Niemand beachteten Steppenkräutern einen köstlichen Balsam zu bereiten und die wild wuchernde Senfflanze zu einer ergiebigen Reichthumsquelle zu machen. Der erste Senffabrikant, Hr. Klitsch, hat es zu einem nach Millionen zählenden Vermögen gebracht; sein Absatzgebiet erstreckt sich von der Weichsel bis zum Stillen Ocean. Dann giebt es hier noch ansehnliche Färbereien, Lichtziehereien, Seifensiedereien, Leder- und Tabaksfabriken. Der größte Theil der Ansiedler ist auf das Kleingewerbe, Viehzucht und Ackerbau, insbesondere Wein-, Obst- und Gemüsebau angewiesen und kommt dabei gut fort. Es giebt in Sarepta einige steinreiche Leute, viele wohlhabende, wenig arme Familien und gar keine Bettler. Den Hauptbestandtheil des eigentlichen Arbeitermaterials liefern die längst pacificirten und zum Theil seßhaft gemachten heidnischen Kalmücken, deren alte Räubernatur sich nur in unbesiegbarer Neigung zum Stehlen forterbt. — Hier ist die Bemerkung angebracht, daß der sittenbildende Einfluß der deutschen Colonisten auf die eingeborene Bevölkerung, der wohl mit in den Absichten früherer russischer Herrscher lag, überall sehr gering gewesen ist. Die deutschen Colonien bilden zumeist streng in sich abgeschlossene Gemeinwesen, die den Verkehr mit der eingeborenen Nachbarschaft auf das Nothwendigste beschränken und bei aller Eintagsfreundschaft fremden Elementen das Eindringen für die Dauer gründlich zu verleiden wissen. Die Eingeborenen ihrerseits begegnen den wohlhabenden und moralisch tüchtigen Colonisten fast mit der Achtung, die sie ihren Gutsherren zollen, aber die deutsche Eigenart behagt ihnen so wenig, daß sie nur Spott und Mißtrauen dafür haben.

In den Lebensgewohnheiten der Sareptaner hat sich der Charakter der Brüderunität im vorigen Jahrhundert mit überraschender Treue erhalten. Kleidung, Sprache, die von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbenden Möbelstücke, die uralten Stiche an den Wänden — Alles erinnert auf den ersten Blick an das im Uebrigen fast vergessene Stammland. Man liebt die neue Scholle, hängt aber sonst starr am Alten. Selbst das geschäftliche Leben bewegt sich ruhig und stetig im von den Vorvätern eingefahrenen Geleise. Hier kennt man keine überraschenden Seitensprünge, keine gewagten Unternehmungen, keine fieberhafte Concurrenz. Die Lebensweise ist, der strengen Sittenlehre entsprechend, höchst mäßig, überflüssiger Luxus selbst beim größten Reichthum verpönt. Den Tag über regt Alles fleißig die Hände. Erst nach der gemeinsamen Abendandacht in der Kirche beleben sich die Straßen mit sittsamen Spaziergängern und auf den Veranden bilden sich plaudernde Gruppen. Es ist das so ziemlich die einzige Art des geselligen Verkehrs, da Clubs, Gesellschaftsabende, öffentliche Vergnügungen, Spiel und Tanz hier unbekannte Dinge sind. Nach zehn Uhr Abends veröden die Straßen, die Thüren schließen sich wie auf gegebenes Zeichen, die Lichter erlöschen — Sarepta geht zu Bett. Am Sonntag steht Alles unter dem Zeichen herrnhutischer Frömmigkeit. Alle Arbeiten ruhen. Kein profaner Laut trübt den feierlichen Klang der Kirchenglocke, der weithin über die unendliche Steppe hallt. Durch zwei für Männer und Frauen abgesonderte Eingänge füllt sich die Kirche wie mit einem Schlage. Der einstimmige Gesang der Gemeinde verschmilzt mit den mächtigen Accorden der Orgel zu einem weniger anmuthig-harmonischen als inbrünstig-kräftigen Gesang. Während der Predigt herrscht im Schiff und auf den Chören Grabesstille und man sieht's den Andächtigen so recht am Gesicht an, daß die geistliche Saat hier auf einen durchweg jungfräulichen, von keinem Zweifel entkräfteten Boden fällt. Nach dem Gottesdienst trägt an einzelnen Sonntagen ein aus örtlichen Dilettanten gebildeter Bläserchor auf dem Platze vor der Kirche geistliche Musikstücke vor. Dann zieht sich jede Familie an den häuslichen Herd zurück, um den Rest des Tages im engsten Kreise friedlich zu verbringen. Geistliche Lectüre und vorwiegend geistliche Hausmusik auf einem ehrwürdigen Clavier oder Harmonium füllen einen großen Theil der Sonntagsmuße aus. Besuche sind trotz hoch entwickelten Gemeinsinns so selten, daß man zu der Annahme versucht wird, in dieser „besonderen Welt" bilde jedes Haus wieder eine Welt für sich. — Dem Russen ist Sarepta eine fremde Welt von abschreckender Langweiligkeit, und das ist begreiflich. Ein russischer Ort ohne Schnapsläden, Betrunkene und Bettler, ein Wolgadorf, dessen stille Gassen nie von den feurigen Rhythmen eines Tanzliedes, vom Gekreisch der Ziehharmonika widerhallen: schon diese Mängel sind geeignet, der Colonie in den Augen der Vollblut-Russen den Charakter des Fremdartigen, Langweiligen und Unheimlichen zu verleihen. Ob die Russen so ganz im Unrecht sind? Ich glaube, man muß in Sarepta geboren und in einer asketischen Lebensweisheit erzogen sein, um das Leben in diesem versteinerten Stück Deutschland aus einem patriarchalischen Jahrhundert auf die Dauer freudig genießen zu können.

Am Vorabend meiner Abreise von Sarepta erkletterte ich noch den höchsten Gipfel der nahen Wolgahöhen, die ihrer saftigen Kräuter wegen als Viehweide benutzt werden. Die trockene, klare Luft gestattet eine räumlich fast unbegrenzte Aussicht. Ueber mir blaute der wolkenlose, am westlichen Horizont von warmen Tönen durchflimmerte Abendhimmel. Im Osten glitzerte der blanke Silberspiegel der Wolga zwischen bewaldeten Inseln; sonst verlor sich der Blick über die öde, Grabesfrieden athmende Steppe bis in nebelhafte Fernen. Welch wirkungsvolle Folie zu der üppigen Gartenpracht, welche deutscher Bienenfleiß auf einem kleinen Stück dieser grenzenlosen Einöde hervorgezaubert hatte! Wie eine Fata Morgana lag die Niederlassung da mit ihrer stattlichen Kirche und den im saftigen Grün versteckten weißen Häuserzeilen, ein Bild tiefen Friedens, ein Idyll, und dennoch — das Rauchen der Fabrikschornsteine, ein dumpf heraustönendes Pochen und Klappern verräth es — eine Stätte ernster, streng geregelter Arbeit. Lange weidete ich mich an dem Anblick der schönen „Königin der Wolgacolonien" und gedachte der durchweg angenehmen Eindrücke, die ich von ihr bisher empfangen. Und dann wandte ich den Blick instinctiv nach der Seite, wo die Kuppeln der verkehrsreichen Handelsstadt Zaryzin schattenhaft aus weiter Ferne herüberwinkten, und ich sehnte mich wieder hinaus in die große, geräuschvolle, geistig bewegte moderne Welt.

Bücherbesprechungen.

— Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. Bearbeitet von A. Bolze, Reichsgerichtsrath. Leipzig, F. A. Brockhaus. Bd. XXIII, 1898 (464 S., Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ). — Der vorliegende Band des geschätzten Sammelwerkes enthält in mehr als 840 Nrn. Auszüge aus verschiedenen Reichsgerichtsurtheilen, meist im Jahre 1896 ergangen, für alle Gebiete des bürgerlichen Rechts- und Civilprozesses; einige betreffen das öffentliche Recht, soweit es jenem Rechte nahe liegt. Aus dem reichen Inhalte seien nur die Nrn. 693 und 697 hervorgehoben, die den Charakter der Gehalts- und Pensionsansprüche öffentlicher Beamter feststellen, ferner Nr. 43, wonach das Eigenthumsrecht an einer Parzelle, die irrthümlich einem anderen Grundstücke zugeschrieben und deshalb mit diesem zwangsweise versteigert worden war, infolge des Aufgebotsverfahrens erlischt — besonders für das künftige Recht von Bedeutung —, die Nrn. 131—138 betreffen das Patent für die sogen. Auer-Lichtkörper; die Prozesse wegen dieses Patents scheinen erst in neuerer Zeit zu einem anderen Ausgange zu gelangen, wenn den kurzen Zeitungs-Nachrichten zu trauen ist. Der Werth der Sammlung ist anerkannt und es bedarf diese daher einer besonderen Empfehlung nicht; nur ist zu wünschen, daß mehr neuere Urtheile mitgetheilt würden. K—d.

— Rechts-Schutz der Zeitungs- und Bücher-Titel. Ein Beitrag zur ungenügenden Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs durch die Gerichte von Dr. iur. Werner Brandis. Berlin 1898. Verlag von Franz Lipperheide. — Vorliegende Schrift wird gern zur Beachtung empfohlen. Neben und über der in der Hauptsache zutreffenden Darstellung des durch den §. 8 des Gesetzes zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes vom 27. Mai 1896 geschaffenen Individualitätsrechtes auf den Titel von Druckschriften sucht Verfasser in eingehender Untersuchung den Nachweis zu erbringen, daß auch nach dem vor dem Inkrafttreten obigen Gesetzes geltenden Rechte die Anmaßung eines fremden Titels auf Grund übereinstimmenden Particularrechts als Rechtsangriff zu behandeln und im Wege der Arglistklage zu verfolgen sei. Ein derartiger Rechtsschutz wäre auch heute noch nicht ohne praktische Bedeutung. Die diesbezüglichen Ausfüh-

rungen des Verfassers enthalten unzweifelhaft manches Richtige, und er kann sich dafür auf Autoritäten ersten Ranges stützen. Eine ähnliche Auffassung vertritt vor Allem Kohler in mehreren Abhandlungen. Außer den vom Verfasser citirten ist zu erwähnen: „Das Individualrecht als Namenrecht" im Archiv für bürgerliches Recht Band V. S. 77 ff. und die ausgezeichnete kleine Abhandlung „Das Recht an Zeitungstiteln", welch' letztere, wenngleich bereits in den 70er Jahren erschienen, auch für die Erläuterung des neuen Rechtes manchen werthvollen Fingerzeig giebt. Aus der deutschen Judicatur darf Verfasser das berühmte Urtheil des Oberhofgerichts zu Mannheim vom 7. November 1861 (vgl. Bl. 86 der Abh.) und auch Entscheidung des Reichs-Oberhandelsgerichts vom 6. October 1871 (R.-O.-H.-G. Bd. III. S. 315, 319) für sich anführen. In neuerer Zeit haben es jedoch die höchsten Gerichte, was in der Abhandlung nicht verkannt wird, in constanter Praxis abgelehnt, ein Individualitätsrecht in der Allgemeinheit, wie es der vom Verfasser construirte Titelschutz voraussetzen würde, anzuerkennen, und die Literatur befindet sich überwiegend in Uebereinstimmung mit dieser Rechtsprechung. Die deutsche Praxis ist in dieser Beziehung begründet durch die gerade in den letzten Jahrzehnten detaillirte Gesetzgebung betreffend den Schadenersatz aus unerlaubten Handlungen. Wenn der Gesetzgeber auf einem Gebiete anfängt, derart erschöpfende Einzelvorschriften zu geben, ist die logische Consequenz daraus: „Was nicht verboten ist und zwar durch Specialgesetz, ist erlaubt." Deshalb konnten mit Nothwendigkeit die deutschen Gerichte aus Art. 1382 des code civil und den ähnlichen Vorschriften in den anderen deutschen Rechtssystemen (vgl. A. h. R. T. 6 §. 8 und 10 und E. A. h. R. §. 93) nicht zu denselben Resultaten kommen, wie die französische Judicatur. Man wird sich daher auch in Betreff des Rechtsschutzes der Zeitungs- und Büchertitel mit den durch das neue Gesetz geschaffenen Cautelen begnügen müssen. Auch sonst fordert in der vorliegenden Arbeit manches zum Widerspruch heraus, ohne daß dadurch jedoch die Werthschätzung derselben beeinträchtigt wird. Verfasser zeigt sich mit dem Quellenmaterial wohl vertraut. Durch eine ausgiebige Benutzung der Rechtsprechung Deutschlands und Frankreichs bis in die neueste Zeit ist er überall in der Lage, eine Fülle praktischer Beispiele anzuführen, die zur Veranschaulichung viel beitragen. Eine treffliche Illustration bietet die ausführliche Mittheilung und Kritik des Modenweltprozesses. Interessant auch da, wo man mit dem Verfasser nicht einverstanden sein kann, ist die Arbeit eine sehr gute Leistung, die in den Kreisen der Juristen, Verleger und Schriftsteller volle Aufmerksamkeit verdient. A. M.

— Der Kampf um das Deutschthum. München 1898. J. F. Lehmann. (Herausgegeben vom Alldeutschen Verbande.) a) Schweiz. Von Professor Dr. Hunziker in Aarau. — Die Schrift enthält eine Fülle von geschichtlichem und statistischem Material. Schlußergebniß: daß die französische Sprache im Fortschreiten, die deutsche dagegen im Rückgange ist. Grund: wie üblich, daß die Deutschen mit der fremden Sprache kokettiren und allmälig sich der eigenen entwöhnen. Einen anderen Grund finden wir darin, daß die Schweizer früher, d. h. bis 1870 bekanntlich die Deutschen haßten und auch verachteten. Das letztere wird wohl von selbst verschwunden sein, aber die Abneigung ist geblieben. — b) Südafrika niederdeutsch. Von Fritz Bley. Der Verfasser wünscht eine stärkere Parteinahme Deutschlands zu Gunsten der Buren. Er will, daß in Südwestafrika in den Schulen plattdeutsch gelehrt und daß in Windhuk eine deutsche Zeitung gegründet werde. Auch in Capstadt und Johannesburg möchten deutsche Schulen errichtet werden. Der Gedanke, daß durch Unterstützung des niederdeutschen Elements in Transvaal u. s. f. unseren englischen Freunden die Suppe versalzen werde, ist uns unendlich sympathisch. Ob freilich der angedeutete Weg der richtige ist, darüber möchten wir uns ein Urtheil nicht anmaßen. —tg—

— Wilhelm Redenbacher, Die Salzburgerin. Eine Erzählung auf geschichtlichem Grunde. Mit einem Bilde. Sechste Auflage. Basel, P. Kober, C. F. Spittler's Nachfolger. 1898. 212 S. Geh. 80 ₰. — Die uns hier sehr ansprechend erzählte Geschichte versetzt uns in die schwere Verfolgungs- und Leidenszeit, die für die evangelischen Salzburger anbrach, als Erzbischof Firmian sie bedrängte und vertrieb. Die Erzählung ist Goethe's Hermann und Dorothea in historischer Fassung. Besonders für Volks- und Gemeindebibliotheken sei sie aufs Wärmste empfohlen. D. K.

— Handbuch der deutschen Actiengesellschaften. 3. Auflage. Ausgabe 1898—99. I. Band. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Bankiers, Kaufleute, Industrielle, Capitalisten 2c. A. Schumann's Verlag, Leipzig. (LXX u. 1422 S.) Preis 15 ℳ. — Wie vorauszusehen war, hat sich die Theilung des schnell beliebt und unentbehrlich gewordenen Schumann'schen Handbuches bewährt. Es ist ein großer Vortheil für die Geschäftswelt, zwei Mal im Jahre Auskunft über die Bilanzen der Actiengesellschaften zu erhalten und namentlich von den von Halbjahrsschluß zu Halbjahrsschluß erfolgten Neugründungen in gewissenhafter Weise in Kenntniß gesetzt zu werden. Solche Neugründungen weist der vorliegende, soeben erschienene Band nicht weniger als 168 auf mit einem Grundcapital von zusammen 230 383 100 ℳ. Die Brauereien und Zuckerfabriken (ca. 12) sind hierbei nicht mit gezählt. Die Banken, 15 an der Zahl, nehmen 45 705 000 ℳ für sich allein in Anspruch, 12 Baugesellschaften 15 640 000 ℳ, die Maschinen-Industrie (20) 22 610 000 ℳ, Elektricität und Elektricitätswerke (15) 20 660 000 ℳ u. s. w. Das Werk ist auch dieses Mal einer durch die Geschäftsbilanzen, Capitalserhöhungen, Reductionen, Totalkündigungen, Verstaatlichungen, Convertirungen 2c. bedingten Umarbeitung unterzogen worden. Dieselbe ist in umfassendster und gewissenhaftester Weise durchgeführt worden. Wo sich Mängel finden, es sind verschwindend wenig, kann die Schuld den Herausgeber nicht treffen, sondern die betreffenden Actiengesellschaften selbst, welche in Verkennung ihres eigensten Interesses, das sie an dem Werke haben sollten, die erbetenen Auskünfte, Geschäftsberichte u. s. w. für eine rechtzeitige redactionelle Umarbeitung entweder zu spät, zu mangelhaft oder auch gar nicht einsenden. Die pünktliche und gewissenhafte Auskunft müßte den Gesellschaften eine Gewissenssache sein, sie sind sie ihren Actionären wie der gesammten Geschäftswelt gewissermaßen schuldig, welche beide in großer Anzahl Abonnenten des Schumann'schen Werkes sind. Auch der der letzten Auflage zum ersten Male beigefügte umfangreiche Anhang „Die deutschen und ausländischen Staatspapiere, sowie die übrigen Fonds 2c. aller deutschen Börsenplätze" hat sich bewährt. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß Schumann dieses wichtige Supplement auch im vorliegenden Bande bringt und für die Zukunft beizubehalten verspricht. —lt—

— Katechismus des Ruder- und Segelsports von Otto Gusti. Mit 66 Abbildungen und 1 Karte. In Originaleinband 4 ℳ. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Der Ruder- und Segelsport hat während des letzten Jahrzehnts große Fortschritte in Deutschland gemacht. Mit der zunehmenden Erkenntniß von dem günstigen Einfluß dieses beliebten und mit Recht zu den männlichsten Uebungen zählenden Sports hat sich zugleich auch das Bedürfniß nach Orientirung und Belehrung über den Gegenstand und die mit demselben zusammenhängenden Fragen gemehrt. Gusti's Katechismus des Ruder- und Segelsports trägt diesem Bedürfniß in ausgiebiger Weise Rechnung. Der Anfänger empfängt aus den klar und sachgemäß geschriebenen Abhandlungen über das Rudern und Segeln Belehrung und viele nützliche Winke, dem Erfahrenen leistet es nicht minder um nachzuschlagen und als Orientirungsmittel beste Dienste. Der Verfasser hat Werth darauf gelegt, dem deutschen Wassersport zu seinem Rechte zu verhelfen und das Verdienst deutscher Männer zu betonen, welche das fremde Sportwesen geistig durchdrungen und in der Weise weitergebildet haben, daß das Ausland wieder Vortheil aus demselben ziehen konnte. Dem Vorurtheil des Laien, daß der Rudersport schlimme Folgen für die Gesundheit haben könne, tritt der Autor entschieden entgegen. In überzeugender Weise wird das Unhaltbare dieser Voraussetzung von ihm dargethan, sowie andererseits die günstige Wirkung des Wassersports auf Körper und Geist erschöpfend nachgewiesen. Dem durch seine äußere Ausstattung sehr ansprechenden Werkchen ist ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller in dem Katechismus erläuterten Fachausdrücke beigegeben; die Ruder- und Segelkarte wird durch eine alphabetische Uebersicht der deutschen Orte, welche Wassersportvereine besitzen, und durch Bezeichnung dieser Vereine vervollständigt. Aeußerst instructiv endlich sind die sämmtlich von fachmännischer Hand ausgeführten Textabbildungen. F. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 89. Dienstag, den 2. August, Abends. 1898.

Das Räthsel der Königin von Saba.

Von Aug. Wünsche.

Wie bei verschiedenen morgenländischen und abendländischen Völkern bestand auch bei den alten Israeliten die Sitte, durch Aufgeben von Räthseln sich zu unterhalten oder die geistigen Fähigkeiten eines Menschen zu prüfen. Ein Beispiel der ersteren Art haben wir in dem Räthsel des Richters Simson, das er bei seiner Verheirathung mit einer Philistertochter den dreißig Brautgesellen während der sieben Hochzeitstage zu rathen aufgab, ein Beispiel der letzteren bilden die Räthsel, mit welchen die Königin von Saba Salomo, den König von Israel, bei ihrem Besuche auf die Probe stellte. Zu dieser Königin war nach dem Berichte 1. Kön. 10, 1—13 vergl. 2. Chron. 9, 1—12 das Gerücht von Salomo's Weisheit gedrungen. Um sich selbst von der Wahrheit zu überzeugen, machte sie sich in Begleitung eines stattlichen Dienergefolges und unter Mitnahme kostbarer Geschenke auf den Weg nach der Metropole des israelitischen Landes. Der Leser erwartet nach dem Eingange des biblischen Berichtes, daß ihm die Räthsel mitgetheilt werden, doch das ist nicht der Fall. Es heißt nur: „Salomo gab ihr Antwort auf alle ihre Fragen; Nichts blieb Salomo verborgen, daß er ihr die Antwort darauf schuldig geblieben wäre." Zum Schlusse wird noch gemeldet: „Die Königin von Saba gerieth darüber ganz außer sich und sprach zum Könige: Volle Wahrheit ist es, was ich in meinem Lande von Deinen Angelegenheiten und von Deiner Weisheit vernommen habe. Ich habe ihren Erzählungen nicht glauben wollen, bis ich gekommen bin und es mit eigenen Augen gesehen habe. Und dabei ist mir noch nicht einmal die Hälfte von der Fülle Deiner Weisheit berichtet worden; Du übertriffst noch das Gerücht, das ich vernommen habe." Nachdem die Königin von Saba den Salomo reich mit Gold, Edelsteinen und Specereien beschenkt hatte, kehrte sie wieder in ihre Heimath zurück. Welches waren nun die Räthsel, durch die die Beherrscherin des glücklichen Arabien die Weisheit Salomo's erprobte und deren Lösung sie in so großes Staunen versetzte? Ueberall, wo die Geschichtsdarstellung des Alten Testaments Lücken läßt, nach deren Ausfüllung die menschliche Wißbegierde sich sehnt, tritt in der nachbiblischen Literatur die Haggada d. h. die dichtende Sage und Erzählung und schildert in malerischer Ausschmückung das Fehlende. So auch hier. Zum ersten Male begegnen wir den Räthseln der Königin von Saba in dem wahrscheinlich aus dem 10. oder 11. Jahrhunderte stammenden Targum scheni d. i. in dem zweiten Targum zum Buche Esther, einem aus verschiedenen älteren und jüngeren Quellentargumim compilirten kleinen Werke in stark chaldäisch gefärbter Sprache. Salomo tritt uns hier nicht nur als ein Machthaber vor Augen, der durch seinen Reichthum und seine Pracht alle orientalischen Fürsten überragt, sondern zugleich als Beherrscher der Natur und Geisterwelt, der sich durch seine große Weisheit Alles unterthänig macht. Da er gehört hat, daß die Königin von Saba über ein großes, weites Reich gebietet, fordert er sie auf, sich ihm zu unterwerfen, widrigenfalls er sie mit Krieg überziehen werde. Infolgedessen bricht dieselbe aus ihrer Stadt Kitor mit einem großen Gefolge und reichen Geschenken auf, um ihm ihre Huldigung zu erweisen. Sie wird von seinem Hausmeister Benajahu, Sohn Jojada's, empfangen und sogleich zum Beherrscher Israels, welcher in einem gläsernen Gemache sitzt, geführt. Weil sie einen derartigen Raum noch nicht gesehen hat, so glaubt sie, daß er im Wasser sitze, und hebt deshalb die Kleider etwas in die Höhe, um hindurchzuwaten. Dabei bemerkt der König, daß ihre Füße mit Haaren bedeckt sind, darum begrüßt er sie mit den Worten: „Deine Schönheit ist Frauenschönheit, Deine Haare aber sind Männerhaare; Haar ist für den Mann eine Zierde, das Weib aber macht es häßlich." Nun folgen drei Räthsel, durch die die Königin den Salomo auf die Probe stellt. Sie sagt zu ihm: „Ich will Dir drei Räthsel vorlegen, lösest Du sie, so werde ich erkennen, daß Du ein weiser Mann bist, wo nicht, so bist Du wie die anderen Menschenkinder. Was ist das? Ein hölzerner Brunnen und eiserner Eimer, die einen Stein heraufheben und mit Wasser tränken." Ohne sich zu besinnen versetzt Salomo: „Das ist die Schminkbüchse." Die Königin von Saba fährt fort: „Was ist das? Als Staub geht es aus der Erde hervor und seine Speise ist Staub aus der Erde, ausgegossen wird es wie Wasser und es durchleuchtet das Haus." Darauf Salomo: „Das ist das Naphtha." Das dritte Räthsel lautet: „Was ist das? Geht ein Sturmwind an der Spitze Aller vorüber, so entsteht ein großes und bitterliches Geschrei; sein Kopf ist wie Binsengras; eine Zierde ist es für die Freien, eine Beschämung für die Armen; ein Schmuck für die Todten, eine Schande für die Lebenden; eine Freude für die Vögel, eine Betrübniß für die Fische." Salomo geräth auch bei der Lösung dieses Räthsels nicht in Verlegenheit, er spricht: „Das ist der Flachs." Die Königin von Saba drückt ihr Erstaunen mit den oben angeführten Worten der Bibel aus und schließt ihre Rede mit den Worten: „Heil Deinen Leuten und Heil diesen Deinen Dienern!" Der König führt sie hierauf in seinen Palast, und nachdem sie hier seine Größe und Herrlichkeit wahrgenommen, bricht sie in den Lobpreis aus: „Gepriesen sei der Ewige, Dein Gott, der Wohlgefallen hatte, Dich auf den königlichen Thron zu setzen, um Gerechtigkeit und Recht zu üben!" — Gehören auch die angezogenen Räthsel einer viel späteren Zeit an, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie nach Wahl der Gegenstände und Charakterisirung der Merkmale echt morgenländisches Colorit an sich tragen. Zu ihrer Erläuterung machen sich aber doch einige Bemerkungen nothwendig. Da das Auge noch heute bei den orientalischen Völkern als ein Hauptsitz der Schönheit gilt (vergl. Hohesl. 4, 1. 9), so wird auf seine Pflege die größte Sorgfalt verwendet. Die Schminkbüchse gehört daher bei allen vornehmen Morgenländerinnen zu den unentbehrlichsten Toilettengegenständen. Ihre Gestalt im Alterthum kennen wir zur Genüge aus ägyptischen Gräberfunden. Sie bestand aus einer Röhre mit einem glatten, am unteren Ende abgerundeten Griffel, der bald aus Metall, bald aus Elfenbein oder Holz war und etwa die Stärke eines Federkiels hatte. Mit dem Griffel tauchte man in das Schminkpulver, ein metallisch glänzendes Gemisch aus Spießglas (Kochl, Antimonium, auch stimmi oder stibium genannt) und Bleiglanz und fuhr damit zwischen den geschlossenen Augenlidern quer über den Augapfel hinweg, so daß nicht nur die Haarränder der Augenlider, sondern auch die Seiten derselben gefärbt wurden*). Durch das Bestreichen bekam das so wie so schon von Natur dunkele Auge noch höheren Glanz und lebhafteres Feuer. Bei den jüdischen Frauen im talmudischen Zeitalter ging das eine Ende des Schminkstiftes (makchol) in einen Löffel aus, während das andere spitz zulief. Der hölzerne Brunnen im

*) Ueber die Beschaffenheit des heutigen Schminkstiftes im Oriente, die Composition der Schminke und ihre Anwendung vergl. Lane, Manners and Customs, Lond. 1836. Vol. I S. 14—43 und Hille in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 5. Bd. S. 236—242.

Räthsel geht daher auf den Schminkbehälter, die eisernen Eimer sind die Schminkstifte mit dem löffelförmigen Ende, weshalb sie mit Recht unter dem Bilde eines Eimers erscheinen; der Stein ist das in dem Schminkbehälter befindliche Antimon oder Bleierz, das durch den Schminkstift aus der Röhre heraufgeholt und durch Benetzung mit Wasser zum Schminken zubereitet wird. Zum Verständniß des zweiten Räthsels ist darauf hinzuweisen, daß die mit Naphtha getränkte Thonerde, wie sie sich auf der Insel Naphthonia im Kaspisee und bei Baku, nicht minder bei Karkhuk in Nieder-Kurdistan vorfindet, sobald sie durch ein Licht oder eine glühende Kohle angezündet wird, in bläulich gelber Flamme brennt, und dies den Anschein hat, als ob der Boden selbst verzehrt würde. Das aus der Erde hervorquellende dünnflüssige und fast wie Wasser durchsichtige Naphtha dient im Oriente zur Erleuchtung der Häuser. Das dritte Räthsel erscheint in seinem Anfange etwas dunkel, daß es aber auf den Flachs geht, erhellt aus der weiteren Beschreibung. Vielleicht ist mit Bezug auf Jes. 19, 9 auf ein Unwetter angespielt, das die Flachsernte in Frage stellt und die Menschen in Trauer und Jammer versetzt. Da durch Klima und Bodenbeschaffenheit die Flachsstengel in Aegypten und Palästina eine viel größere Höhe erreichen als in unseren Gegenden, so ist der Vergleich: „Sein Kopf ist wie Binsengras“ gerechtfertigt. Wie das Gleichniß vom reichen Mann und armen Lazarus (Luc. 16, 19) zeigt, waren Linnengewänder ein Schmuck der Vornehmen. In Linnen verrichteten die hebräischen Priester ihr Amt (vergl. 2. Mos. 28, 42; 39, 28; 3. Mos. 6, 3; 2. Sam. 16, 14) und in solchen sollen auch im neuen Tempel die priesterlichen Functionen vollzogen werden (vergl. Ezech. 44, 17). Grobes, aus ungeröstetem Flachs gewebtes Linnen wieder diente armen und geringen Leuten zur Bekleidung. Todte pflegte man der Sitte gemäß entweder in ein linnenes Tuch (sindón) zu wickeln (vergl. Matth. 27, 59; Marc. 15, 46; Luc. 23, 53), oder ihr Gesicht mit einem linnenen Schweißtuche (sudárion) einzuhüllen und Hände und Füße mit linnenen Binden zu schnüren (vergl. Joh. 11, 44). Wer sich eines Capitalverbrechens schuldig gemacht hatte, wurde an Flachs- oder Hanfstricken aufgehängt. Flachssamen dient verschiedenen Vögeln zur Nahrung, daher ist er für sie eine Freude, während die Fische wieder in Netzen aus Flachs gefangen werden.

Ganz neue Räthsel legt die Königin von Saba dem Könige von Jsrael nach dem wahrscheinlich auch aus dem 11. Jahrhunderte stammenden Midrasch zu den Sprüchen Salomo's vor. Das erste lautet: „Was ist das? Sieben gehen hinaus, Neun kommen herein, Zwei mischen und Einer trinkt.“ Salomo antwortet: „Sieben Tage der Absonderung gehen hinaus, neun Monate der Schwangerschaft kommen herein, zwei Brüste mischen (d. h. sie bereiten den Trank) und Einer, der Säugling trinkt.“ Das zweite Räthsel lautet: „Was ist das? Eine Mutter sagt zu ihrem Sohne: Dein Vater ist mein Vater und Dein Großvater ist mein Mann, Du bist mein Sohn und ich bin Deine Schwester.“ „Wahrlich,“ versetzt Salomo, „das waren Lot's zwei Töchter“ (vergl. 1. Mos. 19, 32 ff.). In anderem Zusammenhange und mit einigen kleinen Varianten bringt das Räthsel auch der Midrasch zu den Klageliedern Cap. I §. 11. Ein Athener kommt nach Jerusalem in eine Kinderschule; da ihr Lehrer R. Jochanan gerade abwesend ist, so treffen die Kinder und der Fremde folgendes Abkommen mit einander. Sie wollen Fragen aneinander richten, wer sie nicht beantworten kann, dem sollen die Kleider abgenommen werden. Die Kinder beginnen: „Was ist das? Neun gehen hinaus, Acht kommen herein, zwei mischen, Einer trinkt und Vierundzwanzig bedienen.“ Da der Athener rathlos ist und sich nicht zu helfen weiß, muß er seine Kleider hergeben. Als beim Erscheinen des Lehrers sich der Athener über die ungeziemende Handlungsweise der Kinder beschwert, erkundigt sich dieser nach der an ihn gestellten Frage. Nachdem der Fremde ihm dieselbe mitgetheilt, erhält er von ihm die Antwort: „Die Neun, welche hinausgehen, das sind die (neun) Monate der Schwangerschaft; die Acht, welche hereinkommen, das sind die acht Tage der Beschneidung; die Zwei, welche mischen, das sind die zwei Brüste, die (den Trank) mischen; der Eine, welcher trinkt, das ist der Säugling, der geboren worden ist, und die Vierundzwanzig, welche bedienen, das sind die vierundzwanzig Monate des Säugens.“ Der Zweck des Räthsels liegt auf der Hand: Die vielgepriesene Weisheit der Athener soll gegenüber der Weisheit Jsraels in Schatten gestellt werden; ein Mann aus Athen kann es nicht einmal mit einem Schulkinde Jerusalems aufnehmen. Es folgt nun die dritte Aufgabe. Die Königin von Saba brachte Kinder von gleicher Größe und gleicher Kleidung vor Salomo*) und sprach: „Sondere mir von diesen die Männlichen und die Weiblichen aus. Salomo winkte sofort seine Eunuchen herbei, diese brachten Nüsse (egôzin) und geröstete Aehren (kelajoth, vielleicht auch Confect) und streuten sie vor sie hin. Die Männlichen, welche sich nicht schämten, nahmen sie in ihre Kleider, die Weiblichen aber, welche sich schämten, nahmen sie in ihre Kopftücher (sudarin). Und noch eine ähnliche vierte Aufgabe stellte die Tochter des Südens. Sie ließ Unbeschnittene und Beschnittene kommen und sprach: „Sondere mir die Beschnittenen von den Unbeschnittenen aus. Salomo winkte seinem Oberpriester und dieser öffnete die Bundeslade. Die Beschnittenen verneigten sich nur mit der Hälfte ihres Körpers, und nicht nur das, ihre Gesichter wurden erfüllt vom Glanze der Schechina, die Unbeschnittenen dagegen fielen auf die Erde nieder. An diesem Benehmen erkannte Salomo die Leute, er sprach: „Dieses sind die Unbeschnittenen, jenes die Beschnittenen.“ Nach dem Jalkut Schimoni, einem aus vielen älteren und jüngeren Midraschim zusammengesetzten Sammelwerke zu allen Büchern des Alten Testaments, fand eine Erschwerung hinsichtlich des dritten Räthsels, die Knaben- und Mädchenprobe betreffend, insofern statt, als die vorgeführten Kinder nicht nur von gleichem Wuchse waren und gleiche Kleidung trugen, sondern auch gleiches Aussehen hatten. Vergl. das. zu 2. Chron. 9. — Bedeutender noch als in der jüdischen Sage ist die Rolle, die Salomo und die Königin von Saba in der arabisch-persischen spielen. Die Quellen schmücken Salomo's Leben durch zahlreiche abenteuerliche Begebenheiten aus, er steht im Verkehre mit den Dschinnen (Dämonen), den Thieren und Vögeln des Waldes und verrichtet durch sie seltsame Wunder und Zaubereien. Von der Königin von Saba, die den Namen Bilkis (Balqis) hat und eine Anbeterin der Sonne ist, wird ebenso ihre wunderbare Geburt und große Schönheit — sie war die Tochter eines Prinzen und einer Peri — wie auch ihr kriegerischer Sinn und ihr Streben, wunderbare Bauten aufzuführen, hervorgehoben. Salomo erhält Kunde von ihr auf einem Eroberungszuge gegen die Ungläubigen in Jemen durch den Wiedehopf (Hudhud), den göttlichen Allwissenheitsvogel, der immer in seiner Nähe weilte. Auf seine Aufforderung, sich zum Jslam zu bekehren, beschloß sie, seine Weisheit und Prophetengabe durch drei Räthsel zu erproben. Die ersten zwei von ihnen sind neu und das dritte, die Unterscheidung der Geschlechter, weicht wenigstens in der Lösung von dem im Midrasch zu den Sprüchen wesentlich ab. Die älteste Darstellung lesen wir bei Belámi, dem Vezir des Samanidensultans Mansur I. in der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts in seiner persischen Bearbeitung der Weltchronik des Tabarî**), dann finden sich die Räthsel noch bei Ta'âlibi in seiner Geschichte der vormuhammedanischen Propheten aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts, weiter bei Baidâwî im 13. Jahrhundert in seinem Korancommentare zu Sur. 27, 35 und endlich bei dem Biographen des Propheten Husein ibn Muhammed ibn el Hasan aus Dijârbekr († 1558) in dem Buche Chamis. Vergl. Weil, Biblische Legenden der Muselmänner (1845) S. 262 f. und v. Hammer, Rosenöl I. S. 159. Zuerst läßt die Königin durch ihre Gesandten dem Salomo ein verschlossenes Kästchen von kostbarem Metall mit einer Perle (Rubin) und einem durch krumme Windungen durchbrochenen Diamanten (Onyx) überreichen, durch jene solle er ein Loch bohren, durch diesen dagegen einen Faden ziehen. Salomo durchbohrte die Perle mittels eines vom Obersten der Dschinnen ihm übergebenen kleinen, aber sehr harten Steines (Schamir), der geräuschlos alle Steine durchschnitt; die Durchziehung des Fadens durch den Diamant dagegen besorgte ihm der Seidenwurm, dem er zum Danke für den geleisteten Dienst den Maulbeerbaum zur Wohnung anwies. An zweiter Stelle sollte er einen krystallenen Becher mit einem Wasser füllen, das weder vom Himmel gefallen, noch aus der Erde hervorgequollen wäre. Salomo befahl einem dickleibigen Eunuchen, auf einem jungen, feurigen Rosse in scharfem Galopp durch das Lager zu reiten. Als derselbe zurückkehrte, strömten

*) Nach der hyperbolischen Darstellung des Targum scheni waren es 6000 Knaben und Mädchen, die in demselben Jahre, demselben Monat, an demselben Tage und zu derselben Stunde geboren waren, dazu waren sie von gleichem Wachs und trugen sämmtlich Purpurkleider.

**) Tabari selbst erwähnt nur zwei Räthsel, das Kinderräthsel fehlt bei ihm.

von dem Rosse ganze Bäche von Schweiß herab, so daß der Becher im Augenblick gefüllt war. „Hier ist das Wasser", versetzte Salomo, das weder aus der Erde, noch vom Himmel gekommen ist. Zuletzt führten ihm die Gesandten fünfhundert bartlose Jünglinge und ebenso viele Mädchen von gleichem Aussehen und gleicher Kleidung vor und er sollte ihr Geschlecht unterscheiden. Der König ließ Speisen auftragen und nach dem Genusse derselben in tausend silbernen Kannen Wasser zum Händewaschen ausgießen. Die Mädchen fingen das Wasser nach Haremssitte mit der hohlen Hand, die Knaben aber mit der Außenfläche derselben auf. Nach einer anderen Ueberlieferung befahl Salomo den Knaben und Mädchen, sich das Gesicht zu waschen. Jene fuhren sogleich mit der Hand, auf welche das Wasser gegossen ward, ins Gesicht, diese dagegen schütteten einen Theil des aus der Kanne auf die linke Hand fließenden Wassers zuerst in die rechte und wuschen sich alsdann mit beiden Händen das Gesicht. An dieser Art des Waschens erkannte Salomo wieder die verschiedenen Geschlechter. Da das die Knaben- und Mädchenprobe betreffende Räthsel sicher erst durch den Verkehr der Juden mit den Arabern und Persern zu diesen gelangt ist, so dürfen wir darin zugleich einen sicheren Beweis erblicken, daß sein Alter weit über die Abfassungszeit des Midrasch zu den Sprüchen hinausreicht. Ein neues Gepräge hat die Königin von Saba wahrscheinlich unter dem Einflusse des Ausspruchs Jesu Matth. 12, 42 durch die mittelalterliche Kirche erhalten. Sie wird hier zur Sibylle und besitzt Prophetengabe. Als solche erscheint sie zuerst in der unter dem Kaiser Michael (842—867) verfaßten Weltchronik des byzantinischen Mönchs Georgios (2. Buch, 43. Cap.)*), sodann bei den dieselbe ausschreibenden Historiographen Georgios Kedrenos (11. Jahrh.) und Michael Glykas (12. Jahrh.). Georgios führt in seiner Weltchronik das Räthsel von der Knaben- und Mädchenprobe ganz nach der arabisch persischen Ueberlieferung an, die Kinder tragen gleiche Kleidung und gleichen Haarschnitt, es findet nur die eine kleine Abweichung statt, daß sich die Knaben beim Waschen das Gesicht stark und kräftig reiben, während es die Mädchen nur sanft und zaghaft thun. Vergl. G. Cedreni Historiarum compendium Tom. I. p. 166 u. 167 und Mich. Glycae Annalium Pars II. p. 343 der Bonner Ausgabe. Auf dem Gipfelpunkte mittelalterlicher poetischer Verherrlichung steht die Königin von Saba in den zwei religiösen Dramen des spanischen Dichters Calderon, dem Auto: Die Sibylle des Orients (La Sibila del Oriente) und dem Schauspiel: Der Baum der besseren Frucht (El arbol de mejor fruto). Sie entdeckt hier durch ihre Sehergabe das Kreuzholz, an dem sich dereinst durch Jesus die Welterlösung vollziehen wird. Von besonderem Interesse für unseren Zweck aber ist der Umstand, daß in beiden Dramen die Weisheit Salomo's ebenfalls durch Räthsel erprobt wird, die zum Theil neu sind. In dem Drama: Die Sibylle des Orients richten die Dienerinnen der Königin, Mandinga und Irene, bei Gelegenheit ihrer Unterhaltung die Frage an Salomo, ob der Mensch wohl eine Rose erschaffen könne. Salomo verneint die Frage mit den Worten:

„Keine Macht giebt's auf der Erde,
Eine Blume zu erschaffen.
Bis zum Schaffen kann erheben
Seine Macht allein der Schöpfer,
Kein Geschöpf."

Irene, welche die gegentheilige Ansicht vertritt, meint jedoch, wenn menschliche Kunst eine Blume hervorbringe,

„die selbst die Sonne
Täuscht und Wasser, Wind und Menschen,"

so könne das doch ein Schaffen heißen. Dabei zeigt sie ihm aus der Ferne einen Blumenstrauß aus echten und künstlichen Blumen und fordert ihn auf, jene von diesen zu unterscheiden. Salomo befiehlt, da er es wegen der täuschenden Aehnlichkeit nicht im Augenblicke vermag, den Strauß eine Weile hinzustellen; es dauert jedoch nicht lange, so ruft er:

„Jene Rose, die dort steht bei
Einer Nelke und Narzisse,
Die ist künstlich."

Irene, die zugeben muß, daß der König richtig unterschieden hat, möchte jetzt wissen, wie er dazu gekommen sei. Da theilt ihr Salomo mit:

„Eine Biene
Sah ich eben sie umschwärmen,
Doch sich nicht drauf niederlassen.
Das gab deutlich zu erkennen,
Daß die Blume künstlich, da sie
Als unbrauchbar ward verschmäht."

Die Königin von Saba, der ihr Wissen Salomo's Weisheit gegenüber als Unverstand vorkommt, läßt durch ihre Hofdamen keine weiteren Räthsel an ihn richten, sie begehrt nur noch, den Urtheilsspruch über die beiden Verbrecher Joab und Simei aus seinem Munde zu vernehmen; jener hat den an einer Eiche hängenden Absalom erstochen, dieser den auf der Flucht begriffenen David verflucht. Indem Salomo in Joab's That einen Mord, in Simei's dagegen nur eine Majestätsbeleidigung sieht, entscheidet er, daß jener hingerichtet, diesem aber das Leben geschenkt werden soll. In ihrer Bewunderung bricht die Königin von Saba in die Worte aus:

„Glückselig ist der Leib, der dich geborgen,
Die Brust, die du gesogen!
O glücklich Reich, für das du wardst erzogen!"

Vergl. F. Lorinser, Calderon's größte Dramen religiösen Inhalts. Aus dem Spanischen übersetzt. 5. Bd. S. 198 ff. In dem anderen Drama: Der Baum der besseren Frucht, das sicher erst durch Umarbeitung aus dem ersteren hervorgegangen ist, werden dem König zwei Blumensträuße aus der Ferne zur Unterscheidung gezeigt, einer aus natürlichen Blumen Arabiens von Astrea und einer aus künstlichen von Palmira. Bevor Salomo zur Unterscheidung der wirklichen von den nachgemachten Blumen durch die Bienen gelangt, stellt Astrea noch an ihn die Forderung, ihr zu sagen, ob aus einer Ursache wohl zwei Wirkungen hervorgehen können, die sich widersprechen. Der König weist auf die Sonne hin, die zur selben Zeit das Wachs flüssig und den Thon hart macht. Astrea, durch die Antwort nicht befriedigt, erinnert zum völligen Verständniß dessen, was sie unter den verschiedenen Wirkungen einer und derselben Sache meint, an ein Krystallglas, das dem einen, vor das Auge gehalten, die Schriftzüge eines Buches verkleinere, während es dieselben dem Andern größer erscheinen lasse. Der König erklärt ihr den Vorgang mit den Worten: „Da das Krystallglas für den Einen die allzuweite Zerstreuung der Strahlen des Gesichts verhindert, für den Andern sie in ein Centrum sammelt, so kann es auf diese Weise dem Einen geben, was es dem Andern nimmt. Zum Schlusse sucht Palmira, die Personification der Idolatrie, in einem Disput dem König die Weltentstehung nach heidnischer Anschauung als das Spiel eines wunderbaren Zufalls hinzustellen, er aber weist ihre Vorstellung als Wahnglaube zurück und führt sie, immer von Wirkung zur Ursache fortschreitend, zu dem wahren Gotte Israels hinauf als einem unendlich guten, heiligen, weisen, allmächtigen und ewigen Wesen, das zugleich der Anfang und das Ende aller Dinge ist. — Besonders merkwürdig ist, daß zwei von den der Königin von Saba in den Mund gelegten Räthseln, das jüdische von der Knaben- und Mädchenprobe und das Blumenräthsel, sogar Gegenstand der Kunstdarstellung auf zwei Gobelins geworden sind. Der eine befindet sich zu Amsterdam, der andere gehörte früher als Altardecke der Kirche in Krischkau bei Schleiz an und ist gegenwärtig in den Besitz des Fürsten Reuß jüngerer Linie in Gera übergegangen. Auf dem Amsterdamer Teppich, von Müllenhoff nach einer Mittheilung von Karl Becker, in der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur Jahrgang 1879 beschrieben, sitzt Salomo in einem reichen Blumengarten auf seinem goldenen Throne mit dem Scepter in der Hand und der Krone auf dem Haupte und zu ihm tritt die Königin von Saba in einem kostbaren Gewande, eine nelken- oder lilienartige Blume in der Hand haltend, welche eine Biene umschwirrt, hinter ihr steht eine Sklavin und zu ihren Füßen befinden sich zwei Kinder in Knabenkleidern, welche Blumen brechen. Das durch den Rosenbaum, der die beiden Hauptfiguren trennt, sich windende Spruchband meldet, wenn auch nicht ganz verständlich, den Sinn der Darstellung:

Die Bien die rechte blum nicht spart,
Dieses kind zeigt an sin wiblich art.
Bescheide mich kinig ob die blumen oder kind
Von art glich oder unglich sindt.

Aus dem Alter des Teppichs — er trägt die Jahreszahl 1506 — geht hervor, daß das Blumenräthsel schon lange vor Calderon bekannt war. Auf dem Geraer Teppich, der erst aus dem Jahre 1560 oder 1566 stammt, sitzt Salomo (vergl. Franz Delitzsch, Neue Christoterpe 1883, S. 354 ff.) in

---

*) Vergl. Georgii monachi dicti Hamartoli chronicon ed. Ede Muralt, Petropoli 1859, p. 141, 25; Migne Patr. graec. CX. col. 251.

einem Garten mit Fruchtbäumen auf seinem Throne und ist gleichfalls mit den königlichen Insignien geziert. Die Königin von Saba naht sich ihm von der linken Seite mit Blumen in der Hand, zwei Hofdamen folgen ihr und ein Mädchen trägt die Schleppe ihres Kleides. Vor ihr befinden sich zwei Kinder von gleichem Aussehen in Knabenkleidern, das eine bückt sich zur Erde nieder und greift mit einer Hand nach einem Apfel, während es mit der anderen den Saum des Kleides zusammenfaßt; das andere Kind dagegen steht vor ihr und während es mit der einen Hand den Rock auseinanderzieht, steckt es mit der anderen wahrscheinlich die Frucht in die Oeffnung. Der Sinn der Darstellung tritt auf diesem Teppich dem Beschauer deutlicher auf zwei Spruchbändern entgegen. Das eine, das sich durch die Zweige der Bäume von dem Könige zur Königin schlingt, enthält in schwarzer gothischer Minuskelschrift die Frage der Königin:

Bescheid mich kinig ob die blumen und kind
von art gleich oder ungleich sind.

Auf dem anderen, das durch die Mitte eines Baumes geht, steht die Antwort des Königs:

Die bienn die rechte blum nit spart,
dies kindt zeigt an sein wiblich art.

Nach W. Hertz, der die Räthsel der Königin von Saba in der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur XXVII. Bd. S. 32 behandelt hat, stellt unter den drei aus dem Leben Salomo's entlehnten Wandmalereien des Hauptcabinets des alten Wittelsbachischen Schlosses Trausnitz die dritte, auf der südlichen Wand die Scene des Blumenräthsels dar. Der König sitzt in einer offenen Halle im Stile der Spätrenaissance auf seinem goldenen Löwenthrone, von Kriegern und Hofleuten umgeben. Die Königin von Saba befindet sich rechts vom Throne in kniender Stellung, die rechte Hand auf die Brust legend, hinter ihr hält eine Hofdame rothe Rosen in der Hand, eine andere trägt ihr die mit Goldstickereien gezierte grüne Schleppe. Mehr im Hintergrunde bringt Gefolge Geschenke in Koffern herbei. Salomon selbst hält in der linken Hand einen aus verschiedenen Blumen, wie Tulpen, Schwertlilien, Rosen und Veilchen gewundenen Strauß, über den eine Biene schwirrt. Ueber dem Gemälde ist die Inschrift: Sapiens oculatior Argo zu lesen. Die drei Gemälde rühren von dem Maler Franz Geiger her und wurden, wie aus der in der Fensternische angebrachten Jahreszahl zu ersehen ist, 1672 vollendet. — Während wir für das die Knaben- und Mädchenprobe betreffende Räthsel die eigentliche Quelle in dem jüdischen Midrasch zu den Sprüchen haben, fehlt bis jetzt noch der Nachweis, woher das Blumenräthsel stammt. Zu dem Trausnitzer Wandgemälde können Calderon's Dramen möglicherweise die Veranlassung gegeben haben, woher hat es aber Calderon selbst geschöpft und woher haben es die Teppichweber und der Zeichner des zu den Teppichen nothwendigen Cartons entlehnt? Dies ist noch eine offene Frage, die der Lösung harrt.

Bücherbesprechungen.

— In der handlichen Taschengesetzsammlung, welche der wohlbekannte Verlag von Carl Heymann in Berlin veranstaltet, ist als Nr. 37 das Reichsgesetz über das Auswanderungswesen vom Regierungsassessor P. Goetsch in Berlin der Oeffentlichkeit übergeben worden. Der Verfasser, der als Protokollführer der mit der Ausarbeitung des Gesetzes betraut gewesenen Ministerialcommission in der Lage gewesen ist, die Entstehung des Gesetzes schrittweise zu verfolgen, hat versucht, das ihm zur Hand befindliche Material in der Form eines Commentars auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen und so seinerseits zum besseren Verständnisse des Gesetzes beizutragen. Die Durchsicht des Buches wird den Leser sehr bald davon überzeugen, daß es dem Verfasser durch die beigefügten Anmerkungen gelungen ist, den nicht gerade einfachen Stoff zugänglicher zu machen, zumal überdies ein ausführliches Sachregister das Zurechtfinden erleichtert. Der Preis von 3 ℳ erscheint für das Exemplar der Ausgabe etwas hoch. ∞

— Wir bringen hierdurch zur Kenntniß, daß von Dr. Benno Frhrn. v. Possanner's Werk „Die Pensionen und Provisionen der k. k. österreichischen Civilstaatsbediensteten und Staatsarbeiter, sowie die Versorgungsgenüsse ihrer Hinterbliebenen", Wien, Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung, das 6. Heft erschienen ist. Voraussichtlich noch zwei Hefte werden veröffentlicht werden, um die Arbeit zu beenden. Alsdann werden wir Gelegenheit nehmen, das Werk als Ganzes zu besprechen. ∞

— Ein Denkmal dem fast vergessenen Helden Siegmund Moritz Wilhelm v. Langen, einem wackeren Officier Friedrich's des Großen, dem Kühnsten beim Ueberfall von Hochkirch. Nach Original-Quellen dargestellt von L. A. Kubitz, Pfarrer in Hochkirch. 1897. Verlag von H. Zschischank, Hochkirch. 16 SS. 8°. 50 ₰. — Ueberfall von Hochkirch am 14. October 1758. Nach österreichischen Original-Quellen dargestellt von Gustav Adolf Ritter Amon v. Treuenfest, k. k. Major. Hochkirch, H. Zschischank. 1897. 26 SS. 8°. 50 ₰. — Der Wanderer, der sich von der Station Pommritz aus dem stolzen Czorneboh, dem schönsten der zahlreichen Aussichtspunkte der nördlichen Oberlausitz, zuwendet, durchschreitet, kaum eine Viertelstunde von der Bahn entfernt, ein freundliches Dorf, dessen spitzer Kirchthurm weit und breit die Gegend beherrscht: Hochkirch, ein Name, an den sich die Erinnerung einer schweren Niederlage Friedrich's des Großen knüpft. Der Ueberfall, den das österreichische Heer unter Daun, unterstützt durch die fast unglaubliche Verwegenheit und das Siegesvertrauen des Preußenkönigs, in den frühen Morgenstunden des 14. October 1758 auf die in und um Hochkirch lagernde preußische Armee ausführte, hatte für diese bekanntlich einen Verlust von gegen 10000 Mann und gegen 100 Geschützen zur Folge; nur der heldenmüthigen Vertheidigung des Dorfes und der meisterhaften Leitung des Rückzugs war es zu verdanken, daß das preußische Heer nicht vollständig aufgerieben wurde und daß der Einfluß der Schlappe auf die weiteren Operationen verhältnißmäßig unbedeutend war. Ein Denkmal in der Kirche zu Hochkirch erinnert noch heute daran, daß hier der Feldmarschall Jakob Keith, der Jugendfreund Friedrich's des Großen, sein Ende fand. Ein anderer Held aber, dessen Name mit der Schlacht bei Hochkirch eng verbunden ist, ist fast vergessen. Der Major Siegm. Mor. Wilh. v. Langen war es, der mit 600 Mann vom 2. Bataillon Markgraf Karl den hochgelegenen Kirchhof, die festeste Position von Hochkirch, gegen 18 österreichische Bataillone mit einer Tapferkeit ohne Gleichen viele Stunden lang vertheidigt und so wesentlich dazu beigetragen hat, daß der König seinen vielbewunderten Rückzug bewerkstelligen konnte. Als die Stellung unhaltbar geworden war, versuchte er sich mit seiner Schaar durch die ihn rings umschließenden Feindesmassen durchzuschlagen; das kleine Häuflein wurde fast vollständig aufgerieben; Langen selbst fiel, aus 11 Wunden blutend, in die Hände der Feinde, die ihn in Anerkennung seiner Tapferkeit alsbald entließen; wenige Tage später erlag er seinen schweren Verletzungen. Dem verehrten Pfarrer von Hochkirch, der wie kaum ein Anderer die Oertlichkeit der Schlacht und die über sie vorhandene Literatur kennt, muß man dankbar sein, wenn er trotz der vielen Berufsgeschäfte, die die Verwaltung einer der größten evangelischen Pfarren der Wendei mit sich bringt, Zeit gefunden hat, das Gedächtniß an diesen Helden der Schlacht bei Hochkirch zu erneuern; die ansprechende Schrift, die sich auf die besten Quellen stützt, giebt ein fesselndes Lebensbild Langen's und würdigt namentlich seinen Antheil an dem blutigen Kampfe. — Das an zweiter Stelle genannte Schriftchen ist eine schon vor Jahren niedergeschriebene, quellenmäßige und klare Darstellung der Schlacht, deren Manuscript das Pfarrarchiv zu Hochkirch besitzt; wenn wir nicht irren, ist sie schon früher einmal (in der Sonntagsbeilage zu den Bautzner Nachrichten) veröffentlicht worden, doch wird der Wiederabdruck Jedem willkommen sein, der das Schlachtfeld von Hochkirch näher kennen lernen will. Eine neue Auflage würde wesentlich durch die Beifügung eines kleines Situationsplans gewinnen. — Dem Referenten, der seit Jahren die localgeschichtliche Literatur Sachsens eingehend verfolgt, wären beide Schriftchen unbekannt geblieben, wenn er nicht bei einem gelegentlichen Besuch des Czorneboh darauf aufmerksam gemacht worden wäre; denn Verfasser und Verleger haben sie in weiteren Kreisen gar nicht bekannt gemacht. So löblich die Bescheidenheit an sich ist, hier ist sie nicht am Platze, da aus dem Ertrag der Schriften dem tapferen Vertheidiger des Kirchhofes von Hochkirch ein einfaches Denkmal an der Stätte seiner Heldenthat errichtet werden soll. Wir halten es deshalb für unsere Pflicht, an dieser Stelle darauf hinzuweisen. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 90. Donnerstag, den 4. August, Abends. 1898.

Ein Balladenjubiläum.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Unsere beiden Dichterheroen hatten bekanntlich, seit sie (im Jahre 1794) nach längerem Zögern persönlich einander näher getreten waren, den Entschluß gefaßt, ihre vereinte Kraft der Hebung der verrotteten literarischen Zustände im Vaterlande zu widmen. Zu diesem Zwecke entwarf Schiller, nach neunmonatiger Abwesenheit in der Heimath wieder in die Musenstadt Jena zurückgekehrt, den Plan zu einer neuen Zeitschrift. Er ersann für dieselben den classischen Namen Horen, d. h. im ursprünglichen homerischen Sinne gemeint, Dienerinnen des höchsten Gottes Zeus und Hüterinnen der Pforten des Himmels; erst in der späteren Mythologie wurden sie zu Witterungs- und Zeitgöttinnen. Mit dieser Bezeichnung hatte Schiller klar die Aufgabe des neuen Unternehmens angedeutet: es sollte ein Prüfstein werden für Alles, was unter der Flagge der schönen Künste, namentlich der Poesie, Einlaß und Heimathrecht im Reiche des ewig Schönen begehrte. Goethe, von dem Plane Schiller's unterrichtet und zur Mitarbeit eingeladen, stimmte freudig bei, und ein längeres Gespräch, zu dem ein naturwissenschaftlicher Vortrag des Professors Batsch in Jena Veranlassung gegeben hatte, gab beiden Freunden willkommene Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß sie in den Hauptideen in unerwarteter Weise übereinstimmten. So erschienen die Horen 1795 bis 1797, die meist prosaische Aufsätze brachten („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen", „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen", besonders aber als Frucht eines lebhaften Gedankenaustausches „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" u. a. m.). Allein der Erfolg blieb hinter den gehegten Erwartungen zurück, wenigstens für das große Publicum. Für Goethe freilich bedeutete diese Mitarbeit im Bunde mit dem jugendfrisch wirkenden Genossen, wie er selbst einmal gesteht, „einen neuen Frühling", in welchem Alles „froh nebeneinander keimte", und eine „zweite Jugend". Daher war er mit dem Freunde gern einverstanden, als derselbe seit 1796 gewissermaßen als nothwendige Ergänzung zu den (prosaischen) „Horen" einen (poetischen) Musenalmanach herausgab. Das Vorbild für dieses kritisch-ästhetische Unternehmen bildete der „Almanac des Muses", 1765 ff. in Göttingen von Gotter und Boie zunächst als Organ des sog. „Hainbundes" herausgegeben. Nebenher ging damals eine von Voß besorgte Fortsetzung in Lauenburg (1776), in Hamburg (1777—79), in Neustrelitz (1800). In Leipzig gab 1770—81 H. Schmidt den „Almanach der deutschen Musen" heraus, und in Wien erschien 1777—1803 der „Wienerische Musenalmanach", den auch der bekannte Alois Blumauer eine Zeit lang redigirte. Die hervorragendste Leistung auf diesem Gebiete war indeß der erwähnte Schiller'sche Musenalmanach (1796—1801). Der Jahrgang 1797 enthielt bekanntlich die „Xenien", deren literarische Bedeutung, wenn wir sie zeitgeschichtlich erfassen wollen, eine negative war. Denn indem die beiden Dichtergenies hier die Geißel bittern Spottes und beißender Satire gegen Alles, was seicht und minderwerthig auf literarischem Gebiete war, schwangen, übten sie ein läuterndes und reinigendes Strafgericht — sie rissen nieder! Aber der rechte Kritiker gleicht auch hierin dem erfahrenen Arzte, der nicht nur, um zu heilen, schneidet und Schmerzen verursacht, sondern auch lindernd wirkt und den Erneuerungsprozeß im kranken Körper unterstützt und fördert. Das fühlten unsere beiden Kritiker selbst, und darum bemerkte Goethe in einem Briefe an Schiller: „Nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edeln und Guten umwandeln." So widmete sich der Altmeister seinem „Hermann und Dorothea" (1797) und Schiller dem „Wallenstein", der 1799 vollendet war; der „Musenalmanach" aber vom Jahre 1798 ward zu einem Balladenalmanach, der an der Hand der herrlichsten Dichtungen dieser Gattung, die beide Dichter in freigebigster Weise beigesteuert hatten, das innerste Wesen geläuterter Kunstpoesie den erstaunten Lesern enthüllte. Ja, das war echte, götterentstammte Poesie, die klar wie ein frischer Bergstrom und doch auch wieder lebenswarm wie heißes rothes Herzblut in das fade Dasein bricht! Von Goethe enthielt der Almanach die Ballade „Der Zauberlehrling", „Der Schatzgräber", „Die Braut von Korinth" und „Der Gott und die Bajadere", während Schiller beisteuerte: „Der Handschuh", „Der Ring des Polycrates", „Ritter Toggenburg", „Der Taucher", „Die Kraniche des Ibykus", „Der Gang nach dem Eisenhammer", denen sich im folgenden Jahrgange (1799) noch anreihten „Der Kampf mit dem Drachen", „Die Bürgschaft" und „Das eleusische Fest", Dichtungen übrigens, deren Entstehung auch noch in das Jahr 1798 (August) fällt.

Ueberaus interessant und lehrreich ist es, den Quellen nachzugehen, aus denen unsere Dichter die Stoffe für ihre weltbekannten Kunstwerke schöpften. Nicht immer freilich ist dies möglich, und wir müssen uns zuweilen mit Andeutungen und zufälligen Hinweisen in ihren Briefen u. s. w. begnügen. Freilich hat die neueste Forschung auch auf diesem Gebiete Manches aufgehellt, was früher für dunkel und unaufgeklärt galt. Was zunächst Goethe's „Zauberlehrling" betrifft, so wird das Gedicht zuerst in einem Briefe Schiller's vom 23. Juli 1797 erwähnt. Quelle desselben ist Lucian's Schrift „Der Lügner", Cap. 33—36. Die betr. Stellen lauten hier: „In einer Versammlung bei dem reichen Eukrates werden mancherlei seltsame und wunderbare Begebenheiten erzählt, die den Anwesenden mehr oder minder glaubwürdig erscheinen. Unter Anderem berichtet Eukrates selbst, er habe in seiner Jugend einen ägyptischen Priester Paukrates kennen gelernt und sei mit ihm zusammen gereist und vertraut geworden. Da habe er denn gesehen, wie dieser auf Krokodilen geritten und mit ihnen zusammen im Nil geschwommen sei und wie alle Thiere sich ihm unterwürfig gezeigt hätten und Aehnliches. Zuletzt habe der Aegypter ihn überredet, seinen Diener in Memphis zurückzulassen und mit ihm allein zu reisen. „So oft wir nun," heißt es in der Erzählung weiter, „in eine Herberge kamen, nahm der Mann den Thürriegel oder den Besen oder die Mörserkeule, bekleidete den Gegenstand, that einen Zauberspruch und bewirkte, daß er ging, wobei derselbe dann allen Andern ein Mensch zu sein schien. Der Gegenstand ging fort, holte Wasser, kaufte und bereitete die Speisen und bediente und besorgte uns in allen Stücken geschickt. Dann aber, wenn es der Aufwartung nicht mehr bedurfte, so machte Paukrates durch das Sprechen eines andern Zauberspruches den Riegel wieder zum Riegel oder die Mörserkeule zur Mörserkeule. Obgleich ich mich nun sehr bemühte, wußte ich doch nicht, wie ich dies von ihm lernen könnte. Denn er war damit sehr zurückhaltend, obwohl er sich in Beziehung auf das Uebrige sehr gefällig zeigte. Eines Tages aber hörte ich, ohne daß er es wußte, indem ich im Dunkeln fast neben ihm stand, das — übrigens nur dreisilbige — Zauberwort. Am folgenden Tage, als jener auf dem Markte ein Geschäft hatte, nahm ich die Mörserkeule, verwandelte sie durch das Sprechen der drei Silben und befahl ihr, Wasser zu tragen. Als sie nun das Gefäß vollgetragen hatte, sagte ich: Höre auf und trage kein Wasser mehr, sondern sei wieder eine Mörserkeule! Der Gegenstand aber wollte mir nicht gehorchen, sondern trug immerfort Wasser herbei, bis er uns mit fortwährendem Tragen das Haus überschwemmte. Ich aber, in Verlegenheit über die Sache — ich fürchtete nämlich, daß Paukrates, wie es

denn auch wirklich geschah, bei seiner Rückkehr unwillig sein möchte — ergreife ein Beil und schlage die Keule in zwei Stücke. Aber jedes von diesen ergriff ein Gefäß, trug Wasser, und ich hatte zwei Wasserträger statt eines! Indessen kam auch Paukrates zurück, und als er merkte, was geschehen war, machte er jene Gegenstände zwar wieder zu dem, was sie vor dem Sprechen der Formel gewesen waren; er selbst aber verließ mich unvermerkt, und ich weiß nicht, wohin er verschwunden ist." Soweit Goethe's Quelle. Ein Vergleich derselben mit des Dichters Bearbeitung läßt außer einigen nebensächlichen Abweichungen erkennen, wie treffend der Altmeister es verstand, den an sich ja unbedeutenden Vorgang zu vertiefen und in eine sittliche Sphäre zu rücken. „Der Schatzgräber" dürfte den meisten der Leser wenigstens seinem Schluß nach geläufig sein:

„Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, Abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort!"

In der That, eine herrliche Apotheose des Segens treuer Arbeit! Wahrscheinlich ist es dies Gedicht, das Schiller in einem Briefe an Goethe (d. d. 23. Mai 1797) mit den Worten beurtheilt: „Es ist so musterhaft schön und rund und vollendet, daß ich recht dabei gefühlt habe, wie auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee durch die vollkommene Darstellung einem den Genuß des Höchsten geben kann." Eine bestimmte Quelle für das Gedicht, das bei seinem ersten Abdruck im „Musenalmanach" (1798) einige Abweichungen aufweist, ist bisher noch nicht auffindbar gewesen. Die düster-grausige „Braut von Korinth" beschäftigte Goethe vom 4. bis zum 6. Juni 1797. Lange vorher hatte er sich aber bereits mit dem geheimnißvollen Stoffe herumgetragen, dessen Sprödigkeit selbst seiner geübten Meisterhand ungeahnte Schwierigkeiten entgegenstellte. „Mir drückten sich," schreibt er einmal, „gewisse große Motive, Legenden, weltgeschichtlich Ueberliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; mir schien der schönste Besitz, solche werthen Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch, ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiedeneren Darstellung entgegenreiften. Ich will hiervon nur »Die Braut von Korinth«, »Den Gott und die Bajadere«, »Den Grafen und die Zwerge« (Hochzeitlied), »Den Sänger« und »Die Kinder« (Ballade vom vertr. u. zurückl. Grafen) und zuletzt noch den baldigst mitzutheilenden »Paria« nennen." Zwei Quellen benutzte Goethe offenbar. Vor Allem die Wundergeschichten (*Περὶ θαυμασίων*) des Phlegon von Tralles in Lydien, eines Freigelassenen des Kaisers Hadrian. Ferner, wie Riemer nachgewiesen hat, den Philosophen Flavius Philostratus, Rhetor in Athen und Rom und Begleiter des Kaisers Caracalla, Anf. des 3. Jahrh., in seiner Schrift über den Neupythagoräer Apollonius von Thyana. Zur Sache selbst vergl. den bis heute in den Balkanländern u. A. grassirenden Vampyr-Aberglauben. Fast zu gleicher Zeit wie „Die Braut von Korinth" entstand die letzte der im 1798er Musenalmanach veröffentlichten Balladen Goethe's: „Der Gott und die Bajadere". Hier hat der Dichter seinen eignen Geist so frei walten lassen, daß das dürftige Material kaum noch wiederzuerkennen ist. Er entnahm dasselbe „Sonnerat's Reise nach Ostindien und China in den Jahren 1774—1781", deren deutsche Uebersetzung er bald nach ihrem Erscheinen 1783 erhielt. Dem Ganzen wußte der Dichter unter oberflächlicher Beibehaltung des orientalischen Colorits einen bedeutenden, allgemein menschlich-sittlichen Inhalt zu geben. — Auch Schiller ließ sich keine Mühe verdrießen, die Stoffe für seine Balladen den entlegensten Quellen zu entnehmen. Den „Handschuh" entlehnte er bekanntlich St. Foix, Historische Versuche über Paris, wo es unter: „Rue de Lions, près Saint-Paul", heißt: „Diese Straße erhielt ihren Namen von dem Gebäude und den Höfen, wo die großen und kleinen Löwen des Königs eingesperrt waren. Eines Tages, als Franz I. († 1547) sich damit beschäftigte, einen Kampf seiner Löwen zu sehen, ließ eine Dame ihren Handschuh fallen und sagte zu de Lorges: Wollt ihr, ich soll glauben, daß ihr mich so sehr liebet, als ihr mir alle Tage schwört, so hebt mir den Handschuh auf! De Lorges steigt hinab, hebt den Handschuh aus der Mitte dieser schrecklichen Thiere auf, steigt wieder zurück, wirft ihn der Dame in's Gesicht und wollte sie nachher nie wieder sehn, ungeachtet vieler Anträge und Neckereien von ihrer Seite." Schiller glaubte anfangs, aus Gründen der Höflichkeit die Wendung: „il lui jette le gant au nez" ändern zu sollen in „und der Ritter sich tief verneigend spricht", hielt sich aber später treuer an das Original: „und er wirft ihr den Handschuh in's Gesicht". Als Quelle für den „Ring des Polykrates" diente unserem Dichter zweifellos jene bekannte Stelle bei Herodot, Buch III, Cap. 39—44, und es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß er sich hierbei des Buches von Chr. Garve († 1798) „Ueber Gegenstände der Moral, der Literatur und des gesellschaftlichen Lebens" bediente, in dessen 2. Bande sich eine Abhandlung „Ueber zwei Stellen des Herodot" befindet, deren eine den bekannten Vorgang zwischen Polykrates und Amasis berichtet. Das Material zu seinem „Taucher", eig. Nicolaus der Fisch (Pesce) geheißen, der zur Zeit Kaiser Friedrich's II. († 1250) in Sicilien lebte und vor demselben die bekannte Probe seiner Kunst abgelegt haben soll, mag Schiller aus einer Novelle geschöpft haben, die sich nicht mit Gewißheit feststellen läßt. Zwar giebt der Jesuit Athanasius Kircher († 1680) in seiner „Unterirdischen Welt" eine actenmäßige Darstellung dieses Vorganges, die im vorigen Jahrhundert viel gelesen wurde. Schiller kannte diese jedoch nicht. Das geht aus einem Briefe an Goethe hervor, worin er schreibt: „Aus Herder's Briefen erfahre ich, daß ich in dem Taucher blos einen gewissen Nicolaus Pesce, der dieselbe Geschichte entweder erzählt oder besungen haben muß, veredelnd umgearbeitet habe. Kennen Sie etwa den Nicolaus Pesce, mit dem ich da so unerwartet in Concurrenz gesetzt werde?" Jedenfalls ist der Schiller'sche „Taucher" eine sich zum Helden vorzüglich eignende, ungleich edlere Persönlichkeit, die mit dem gewinnsüchtigen und gewerbsmäßigen Nicolaus Pesce nur das äußere Relief gemeinsam hat: der Held als solcher ist Schiller's eigenste Schöpfung. Nicht minder bewundernswerth erscheint des Dichters Kunst im Hinblick auf das spärliche Material, das ihm für die „Kraniche des Ibykus" zu Gebote stand. Es sind nur einzelne Bruchstücke, die hierüber existiren. Nach Suidas wurde Ibykus, der Sohn des Phytius, aus Rhegium, in einer Wüste von Räubern angegriffen und sagte, daß die gerade über ihn hinfliegenden Kraniche seine Rächer sein würden. Einer seiner Mörder rief, als er in der Stadt Kraniche sah: „Siehe da, die Rächer des Ibykus!" Dies hörte Jemand, man forschte nach, und die Mörder gestanden. Ferner heißt es in einem Epigramme des Antipater Sidonius in der griechischen Anthologie, Ibykus sei am einsamen Meeresstrande ermordet und der Mord „in des Sosyphus Land" d. h. Korinth entdeckt worden. Plutarch endlich in einer Abhandlung „über die Geschwätzigkeit" bemerkt: „Da die Mörder des Ibykus im Theater saßen und Kraniche herzukamen, so flüsterten sie einander lachend zu: Das sind die Kraniche des Ibykus! Die daneben Sitzenden hörten es, und da schon lange vorher Ibykus verschwunden war und gesucht wurde, so wurden sie aufmerksam auf die Worte und meldeten sie der Obrigkeit" u. s. w. Wir sehen: Anordnung und Ausführung des Stoffes ist hier ebenso Schiller's eigene Erfindung wie die ganze, tief poetische Anschauung des Vorganges. „Meine Ausführung," sagt er daher einmal, „soll nicht in's Wunderbare gehen; der blos natürliche Zufall muß die Katastrophe erklären." Die Legende des „Ganges nach dem Eisenhammer" ist jedenfalls sehr alt und gehört zu jenen wandernden Sagen, deren Heimath schwer festzustellen ist. Ob Schiller deren französische Bearbeitung, die unter dem Titel: „Trésor de l'âme", in Deutschland als „Der Seele Trost" (Augsb. 1478) erschien, benutzt hat, ist nicht sicher, aber einiger Wendungen wegen wahrscheinlich. Die Erzählung selbst wird mit folgender Betrachtung eingeleitet: „Mein Kind, willst du deinen Feiertag wohl halten, so sollst du des Tages gern zur Kirche gehn und sollst da nachholen, was du Werktags versäumt hast. Ueber alle Dinge aber sollst du die Messe nicht versäumen, und nicht allein am heiligen Tage, sondern auch am Werktage u. s. w. Davon will ich dir ein Gleichniß sagen." Schiller verstand es auch hier meisterhaft, dem etwas alltäglichen Gedanken eine solche poetische Verallgemeinerung zu geben, daß die Ballade in ihrer Gedankenwelt als selbständige Dichtung gelten kann. — Es geht nicht an, einzelnen dieser Gedichte einen direct polemischen Charakter zuzuschreiben. Wenigstens glauben wir nicht, daß seitens der Dichter eine solche Absicht vorlag. Knebel (1744—1834) z. B. war betr. des „Zauberlehrlings" dieser Ansicht. Er sah in demselben eine treffliche Abfertigung der geistlosen Gegner der

„Xenien", die allerdings „Wassermännern" glichen, welche unablässig ihre billige, wässerige Waare herbeischleppten und an den Mann zu bringen suchten, bis der rechte Meister erschien, der sie mit seinem Zauberspruche, dem Gesetze des ewig Schönen in den Kreis bannte, in den sie gehörten..... Uebrigens hat man mit Recht darauf hingewiesen, daß die Bezeichnung „Balladen", zumal für die Schiller'schen Dichtungen dieser Gattung nicht die zutreffende ist. Es fehlt ihnen einerseits der subjective Charakter, andererseits in engem Zusammenhang damit das lyrische Moment. Beides eignet den verwandten Dichtungen G. A. Bürger's in hohem Maße, die daher mit vollstem Rechte als „Balladen" zu bezeichnen sind. Bei Schiller hingegen herrscht der erhabene Dramenstil vor, und in seinen Helden begegnen uns Charaktere von hohem Seelenadel und idealer Herzensreinheit, wie sie nur der Kampf mit den feindlichen Mächten gebiert. Solche Dichtungen nennen wir besser „Romanzen": sie nähern sich in dem Maße der episch-dramatischen Poesie, wie die Balladen der Lyrik. Das unsterbliche Verdienst aber des „Balladenjahres" ist es gewesen, diese Dichtungsgattung und mit ihr die echte Poesie selbst in solchen Kreisen wieder heimathberechtigt gemacht zu haben, die sich sonst allen idealen und künstlerischen Bestrebungen gegenüber kühl und ablehnend zu verhalten pflegen. P. P.

Bücherbesprechungen.

— Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich nebst dem Einführungsgesetze. Im Auftrage des Vorstandes des deutschen Anwaltvereins erläutert von Dr. iur. Ludwig Kuhlenbeck, Rechtsanwalt in Jena. Erster Band, erster Theil. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1898. — Im März d. J. konnten wir den ersten Band des zur Einführung in das Bürgerliche Gesetzbuch dienenden Werkes desselben Verfassers, „Von den Pandekten zum Bürgerlichen Gesetzbuch", rühmend hervorheben. Heute liegt uns der erste Band seines Commentars vor, den er im Auftrage des Vorstandes des deutschen Anwaltvereins herausgiebt. Gleichwie jenes, so müssen wir auch das neueste Werk des Verfassers auf's Wärmste empfehlen. Wenn auch augenscheinlich die Zukunft zunächst unter dem Zeichen des großangelegten, ausführlichen und wissenschaftlich durchgearbeiteten Planck'schen Commentars stehen wird, so werden doch kleinere Commentare, wie der jüngst von uns besprochene Naumann'sche und der jetzt von Kuhlenbeck herausgegebene, daneben ihre Geltung behaupten. Denn auch der Kuhlenbeck'sche Commentar ist durchaus wissenschaftlich und selbständig gehalten, keineswegs eine bloße Wiedergabe der Motive und Protokolle. Daß er knapper in der Form ist, macht ihn zum schnelleren täglichen Gebrauch der künftigen Praxis, der er in erster Linie dienen will, nur geeignet. Besonders rühmend ist hervorzuheben die reiche Literaturangabe und Berücksichtigung der auch künftig noch in Betracht kommenden Reichsgerichtsentscheidungen, sowie die Citirung der Protokolle nach der im J. Guttentag'schen Verlag in Berlin erscheinenden gedruckten anstatt der nur wenigen zugänglichen metallographirten Ausgabe. Auf einzelne sachlich zweifelhafte Punkte einzugehen, ist hier nicht der Ort. Bei Note 2 zu §. 250 geben wir der Planck'schen Auslegung z. B. den Vorzug. Wir glauben, daß der Kuhlenbeck'sche Commentar sich nach Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches in der Praxis ausgezeichnet bewähren wird. Dr. A. L.

— Robert Schellwien, Philosophie und Leben. Leipzig, Alfred Janssen. 1898. 2 ℳ 40 ₰. — Gegenüber der mechanischen Weltanschauung, welche den Geist in die Ketten der Natur schmiedet, hält Verfasser nach berühmten Mustern — Hegel, Schopenhauer — an derjenigen monistischen Denkweise fest, welche die Natur als die ewige Modalität des menschlichen Geistes, als sein eigenes Wesen, begreift. Leben ist Bewegung des Allwillens in der Richtung des Erfahrens und des Denkens; die ganze Welt kreist um den Allwillen, der in dem Menschen durch fortschreitende Verneinung des Einzelwillens zur Ausgestaltung gelangen soll. Aus dieser Grunderkenntniß ergeben sich die Aufgaben des Menschen in der Welt, welche durch die beiden Pole des Denkens und der Ausdehnung bezeichnet ist. Auf dem höchsten Gebiete der Religion ist es die Aufgabe des Geistes, in der Form des Absoluten sich selbst zu erkennen. — Man muß in diesem System die Einheitlichkeit und die Einfachheit der Gedankenreihen anerkennen, freilich ist es nicht in der Weise originell, wie Schellwien es anzunehmen scheint. Von Plato an haben Dutzende von Denkern die Inthronisation des willensmäßigen Denkens für die Welt des reinen Seins versucht, und über Kant ist keiner in dem Bemühen, Welt und Denken auszusöhnen, im Wesentlichen hinausgekommen. Es ist doch kaum ein Fortschritt über Kant hinaus, wenn Verf. das Ding an sich für das absolute Selbstsein des Geistes erklärt, und Raum und Zeit, die inneren Formen der Wahrnehmung, in das dunkle Gebiet des nachschöpferischen Allwillens verlegt. Wollen wir ehrlich sein, wir haben am Schluß, bei dem panentheistischen Erklärungsversuch der Religion, ihres Wesens und ihrer Aufgabe, ein leises nascetur ridiculus mus nicht unterdrücken können. Trotzdem stehen wir nicht an, die Schrift des durch seine Kritik Darwin's und Nietzsche's von früher her vortheilhaft bekannten Verfassers allen Freunden einer klarverständlichen, sokratischen Philosophie zu empfehlen. J. J.

— Seelenkämpfe. Psychologische Skizzen und Lebensbilder von Karl Theodor Schulz-Dresden. Illustrirt von F. Stahl. 1.—3. Tausend. Berlin W. 57, Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger). — Das Umschlagbild — ein händeringendes Weib in mangelhafter Gewandung, und darauf niedergebeugt eine gespenstische Gestalt mit mächtigen schwarzen Fittigen und grauenhaft bleichem Gesichte — zusammen mit dem Titel „Seelenkämpfe" erweckt wenig Vertrauen zu dem Inhalte des Buches. Aber er ist so schlimm nicht wie man fürchtet. Jedenfalls meint es der Verfasser mit seiner Schriftstellerei gut und hat die redlichsten Absichten. Das beweist schon das Vorwort, dessen unglaublich schwülstige und schwerfällige Ausdrucksweise doch so viel ahnen läßt, daß Schulz sich von den Kunstanschauungen der Modernen scharf abwendet und die alten Dichterideale hochhält: Verklärung der Natur durch die Kunst und Erziehung zu reinerer Sittlichkeit. „Indem ich suche, die Differenz zwischen Dichtung und Wirklichkeit möglichst zu verringern, dies aber nicht durch naturalistische, nein vielmehr psychologische Wahrheit; durch innere, sachlich-zusammenhangshafte Klarheit, Glaubhaftigkeit, wenn man will Alltagshaftigkeit: bezwecke ich im Lectüre-Wege die Anbahnung größeren Verständnisses für die Wirklichkeit und andererseits deren Verklärung durch die Dichtung" (S. 6). Ob freilich dieser gute Wille in der deutschen Lesewelt viel Verständniß finden und — was noch wichtiger wäre — wirklich Erfolg haben wird, ist uns recht zweifelhaft. Schulz hat, was man so sagt, eine zu schwere Zunge. Seiner Sprache fehlt die fesselnde Anmuth, der natürliche Fluß, er ermüdet und langweilt mit seinen „psychologischen" Salbadereien. Sein Hauptfehler ist, daß er es nicht dem Leser selbst überläßt, aus dem Erzählten Folgerungen und Schlüsse zu ziehen, sondern ihm Alles gar zu klar vorkaut und ins M— streicht. Die sächsische Mundart, die der einen Geschichte zum Ausputz dienen soll, beherrscht der Verf. übrigens nur sehr mangelhaft, trotz des Namens Schulz-Dresden. Aber auch an seinem Hochdeutsch ist Manches auszusetzen. Gewissensbissenhafte Unruhe S. 81, diesfallsig eines Grundes zum Schweigen ermangelnd S. 84, stimmungerregt (S. 119), sie verschuldet ihren Mann hinter dessen Rücken immer mehr S. 124 — diesen und ähnlichen Wendungen ist es leicht anzumerken, wie der Verf. mit der Sprache ringt. Er fürchtet Verkennung und Hohn von Seiten der Kritik (s. den Schluß des Vorwortes). Hohn und Spott verdient er sicherlich nicht. Aber wir hegen die Besorgniß, er werde sich auch von uns verkannt fühlen, wenn wir sagen: Nur sehr anspruchslosen Gemüthern wird das Lesen dieses Buches volle Befriedigung gewähren. R. B.

— Die deutsche Flotte und die deutsche Dichtung. Von J. Nassen. Sonderabdruck aus dem 4. und 5. Heft der „Marine-Rundschau" 1898. Berlin 1898, Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Kochstr. 68—71. Preis 60 ₰. — Amerika beginnt drohend seine Hand nach dem alten Culturlande des Ostens auszustrecken. Wer will sagen, welche Umwandlungen in den Machtverhältnissen der Erde bevorstehen, wenn die Neue Welt den Vortheil ihrer Geldkraft und ihrer geographischen Ueberlegenheit rücksichtslos ausnutzt? Platonische Schwärmerei für die alte Mutter der Bildung liegt Uncle Sam völlig fern, und die edle Tugend der Dankbarkeit hat in der Weltgeschichte von jeher nicht hoch im Cours gestanden. Und wenn vollends das liebe England noch seine mit Amerika gemein-

samen Interessen entdeckt und durch einen Seebund bethätigt, da möchte wohl dem europäischen Festlande beinahe bange werden. In solchen Zeiten liegt es besonders nahe, zu überlegen, welche Mittel uns zur Verfügung stehen, um in dem Riesenkampfe um die Hegemonie unter den Culturstaaten, der kaum ausbleiben wird, nicht gar zu kläglich abzufallen. Es muß nachgerade auch blöderen Geistern klar werden, daß nur diejenigen Mächte künftig in der Weltpolitik werden mitzureden haben, hinter deren Worten eine starke Kriegsflotte steht. Diese Erkenntniß zu verbreiten ist jedes Mittel recht. Auch die vorliegende Zusammenstellung von Dichterstimmen, die den Zweck verfolgt, zu zeigen, daß die Deutschen allezeit rüstige und kühne Seefahrer gewesen sind, soll darum herzlich willkommen sein. Sie führt uns zurück bis in Karl's des Großen Zeiten:

Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

Und sie zeigt weiter an zahlreichen geschickt gewählten Beispielen, wie durch die zehn Jahrhunderte, die seitdem verflossen sind, unsere Dichtung stets lebhaft Antheil genommen hat an Allem, was deutschen Landsleuten zur See an Leid und Freud widerfahren ist. Es geht ein frischer, fröhlicher Zug durch das Schriftchen, und man darf hoffen, daß es in vielen deutschen Herzen ein Echo wecken wird mit seinen Mahnrufen, nicht kleinliche Krämerpolitik zu treiben, wenn Deutschland sich endlich anschickt, auch zur See die Rolle zu spielen, die seiner weltgeschichtlichen Stellung gebührt:

Die alte Zwietracht stürzet über Bord,
Der Hauch der Einheit soll die Segel blähen:
Die deutsche Flotte sei in stolzer Wehre
Ein einig Deutschland auf dem weiten Meere!

R. B.

— A. Hettner, Die Entwickelung der Geographie im 19. Jahrhundert. Rede beim Antritt der geographischen Professur an der Universität Tübingen. Separatabdruck aus der Geogr. Zeitschrift. IV. Jahrgang. 1898. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. (Preis des Separatabdruckes 0,50 ℳ) — Hettner entwickelt zunächst die Gesetze der Selbstständigkeit einer Wissenschaft mit besonderer Anwendung auf die Geographie als Wissenschaft. Seiner Argumentation legt er folgenden Satz zu Grunde: daß nur eine Fassung der Wissenschaft lebenskräftig ist, die aus ihrer geschichtlichen Entwickelung erwachsen ist und den Bedürfnissen der Arbeitstheilung Rechnung trägt. Gegenstand der Geographie ist die Kenntniß der verschiedenen Erdräume, der Heimath sowohl wie fremder Länder. Das ist eine uralte Auffassung der Geographie, die auch heute noch ihre Geltung besitzt. Die Methoden der Behandlung haben jedoch vielfach geschwankt. Kurze Streiflichter wirft Hettner auf den historischen Gang von der Auffassung der Geographie und bleibt zunächst in der Mitte des 18. Jahrhunderts stehen, wo die Geographie einen kräftigen Anstoß zur Weiterentwickelung durch die aufblühenden Naturwissenschaften erhielt. Aus dem Zusammenwirken all dieser Factoren ist im Anfang unsers Jahrhunderts die Neubegründung einer wissenschaftlichen Geographie hervorgegangen. Sehr richtig hebt Hettner hervor, daß sie nicht, wie man oft geglaubt hat, unvermittelt in die Welt tritt, sondern an die vorangegangene Entwickelung anknüpft und nur die Entfaltung der in ihr enthaltenen Keime ist. Karl Ritter ist nicht der Begründer der neuen Richtung, er ist nur der Begründer der geographischen Methodik; die Eröffnung ganz neuer wissenschaftlicher Betrachtungsweisen in der Geographie ist von A. v. Humboldt ausgegangen, darum bezeichnet ihn Hettner als den Begründer der modernen Geographie neben und vor Ritter. Da die Ritter'sche Geographie aber infolge ihrer Einseitigkeit mit der Zeit zu einer Hilfswissenschaft der Geschichte herabsank, verlor die Geographie ihre Selbständigkeit, die aber wieder dauernd begründet wurde durch Peschel's neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. Hettner nennt die jetzige Periode die der Einschränkung und Sammlung; ob mit Recht, das können wir an dieser Stelle nicht erörtern. In dieser Periode erörtert er namentlich Peschel, Richthofen und Ratzel. Wir hätten gern noch etwas mehr über diese letzte Periode gehört; wir geben aber der Hoffnung Raum, daß Hettner die großen Einflüsse, die in die letzte Periode hineinspielen, bei Gelegenheit noch ausführlicher zur Darstellung bringen wird.

Ee.

— Soeben ist in A. W. Zickfeldt's Verlag in Osterwieck im Harz von Hrn. Pastor Fr. Lindner unter dem Titel: Die preußische Wüste einst und jetzt. Bilder von der Kurischen Nehrung (mit 2 Karten und vielen Textillustrationen. gr. 8. 72 S., ℳ 1,80) eine Schrift veröffentlicht worden, in welcher der Verfasser „den Gebildeten des deutschen Volkes" ein volles Bild von diesem eigenartigen Landstrich in populärwissenschaftlicher Weise zu entwerfen sucht. Er hat die Kurische Nehrung, für welche er begeisterte Liebe empfindet, in den Jahren 1888 bis 1892 hauptsächlich zu ornithologischen Zwecken bereist und darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, zuerst auf den großartigen Vogelreichthum derselben aufmerksam gemacht und anerkannte ornithologische Aufsätze verfaßt zu haben; ein der Schrift als Anhang beigefügtes werthvolles Verzeichniß von 240 bis zum Jahre 1898 festgestellten Vogelarten ist insbesondere den Ornithologen gewidmet. Die gute Absicht des Hrn. Verfassers, durch seine auf eigene Beobachtungen und die Kenntniß der hauptsächlichsten literarischen Quellen gegründete Schrift viele Nehrungsfreunde zu werben, ist anzuerkennen, auch darf zugestanden werden, daß die Schrift im Ganzen geeignet ist, zumal mit Hilfe der Karten und theilweise gelungener Bilder, in alle wesentlichen Verhältnisse jener kleinen eigenartigen Welt einzuführen; ja in der ersten Hälfte — Wanderung über Sarkau nach Rossitten — finden sich fesselnde Partien. Leider können wir aber Hrn. Lindner nicht das Zeugniß eines durchweg „kundigen Führers" ausstellen; die Schilderung aus so weit zurückliegender Zeit (1888—92) und die Nichtverwerthung der jüngsten die Nehrung betreffenden Literatur hat zu verschiedenen Mängeln und Irrthümern geführt. Die grandiose Erscheinung des formenprächtigen Dünenzuges kommt, zumal in der stilistisch mitunter unebenen Darstellungsweise (vergl. S. 21 oben; desgl. S. 26 oben, 42 Mitte u. a.), nicht zur Anschauung. Wir müssen uns bei der Enge des Raumes darauf beschränken, in knapper Weise Irrthümliches zu berichten. Der Dünenzug reicht nicht von Sarkau bis zur Nordspitze der Nehrung (S. 21): er beginnt vielmehr 1 Meile nördlich von Sarkau und endet ½ Meile von der Spitze. — Die Hauptdüne steigt von der Binnennehrung nicht unter einem Winkel von 15—30° an (S. 26), sondern unter einem von etwa 8° (vergl. die unrichtigen Profilzeichnungen auf S. 22 u. 30 und die Dünenbilder S. 27 u. 28). — In Schwarzort soll heute noch eine Flotille von 19 Dampfbaggern an der Hebung des Bernsteins arbeiten (S. 58), während der Betrieb schon 1890 eingestellt wurde; die Baggern sah ich vor einigen Jahren im Binnenhafen von Pillau. Auf der Wanderung von Schwarzort, dieser von L. nicht gebührend gewürdigten Perle der Nehrung, nach der Nordspitze führt uns L. an vermeintlichen „nackten, kahlen Dünen" vorüber (S. 62), obwohl diese auf der 2½ Meilen langen Strecke bereits größtentheils bepflanzt sind, da wegen der drohenden Versandung des hier schmalen Haffes die Arbeiten bei einem jährlichen Kostenaufwande von 100 000 ℳ beschleunigt werden. — Die wandernde Hauptdüne könnte nicht das ganze Haff versanden (S. 31); da die Vordüne die Zufuhr neuer Sandmassen von der See aus hindert, so könnte sich die Hauptdüne nur noch im Haffe „ersäufen" und dieses etwa um 1 Kilometer schmäler machen, es ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß der Staat an den breiteren Stellen des Haffes, wo keine Ortschaften zu schützen sind, der Düne ihren Lauf läßt. — Nicht Pillkoppen gilt als Urtypus eines Fischerdorfes (S. 50), sondern Nidden. — Auch die sonst lehrreiche Karte (S. 8) entspricht nicht genau dem gegenwärtigen Zustande der Nehrung. Die schöne 2 Meilen lange Plantage bei Nidden, welche sich 4 Kilometer südlich hinzieht und nördlich mit der von Preil bereits Anschluß hat — Hauptstandort der Elche — ist kaum angedeutet, die Plantage der Nordspitze überhaupt nicht bezeichnet worden. — Endlich ist man heute nicht mehr berechtigt, die Kurische Nehrung, ein so reich bewaldetes, bewohntes und von zwei Gewässern eng begrenztes Gebiet, eine Wüste zu nennen; die Bezeichnung wird durch den Zusatz „preußische" nicht richtiger (S. 7 f.); wenn man auch stellenweise den Eindruck wüstenartigen Charakters gewinnt, so bietet dieser Umstand für das Ganze keinen hinreichenden Benennungsgrund. Es kann mithin Lindner's Schrift nur eingeschränkt empfohlen werden; sie ist mit Vorsicht zu benutzen.

Dr. M. Hecht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 91. Sonnabend, den 6. August, Abends. 1898.

Missionsthätigkeit amerikanischer Frauen.

Obgleich wir Vieles bei der Frauenwelt in der Union unseren deutschen Anschauungen nach nicht für gut und richtig halten können, so können wir doch nicht umhin, den amerikanischen Frauen ein Loblied zu singen in Bezug auf ihre emsige Thätigkeit am Werke innerer und äußerer Mission. Ihre allezeit große Opferbereitwilligkeit für diesen Zweck ist geradezu staunenswerth, ebenso die Geschicklichkeit und Gewandtheit, mit welcher sie verstehen jede günstige Gelegenheit auszunutzen, Gelder für Missionszwecke aller Art einzuheimsen, Wege und Mittel ausfindig zu machen, der Menschheit zu beweisen, wie Geben seliger macht als Nehmen, und ihr dies Geben auf die liebenswürdigste Art zu erleichtern. Im Osten, Süden und Westen der Vereinigten Staaten haben wir ziemlich regelmäßig einer großen Anzahl der allwöchentlich stattfindenden „Woman-missionary-meetings" beigewohnt. Diese Frauen-Missionsvereine hielten ihre Zusammenkünfte in den größeren Städten in den Kirchen, in den kleineren abwechselnd in den Häusern der Mitglieder ab. Die Zahl der Theilnehmerinnen belief sich von 20 bis über 100 verheirathete und unverheirathete Frauen. Jedes solches „meeting" wurde durch gemeinschaftlichen Gesang eines Kirchenliedes und unisono gesprochenes Vaterunser eröffnet. Hierauf las die Präsidentin des betreffenden Missionsvereins einen Bibeltext und hielt ein freies Gebet, in einer Fürbitte Derer gedenkend, die noch in Finsterniß wandeln, und aller Derer, die hinausgezogen sind in die Stätten der Finsterniß, des Heilandes Gebot zu erfüllen, wie es uns im Ev. Matthäi 28, 19 und 20 gegeben worden ist. — Während des Gebetes knieen stets alle Anwesenden nieder. Wir haben dieselbe Sitte des Knieens auch bei allen Morgen- und Abendandachten bei einer großen Anzahl amerikanischer Familien verschiedenen Standes gefunden. Diesem frei gesprochenen Gebete folgen gewöhnlich mehrere desselben Inhalts, die von Mitgliedern gehalten werden. Nachher folgen höchst interessante Missionsvorträge, die meist den Blättern und Berichten der äußeren Mission entnommen sind, oft aber auch directen, brieflichen Nachrichten der Missionare und Missionarinnen. Viele solcher werden in kleinen Heftchen gedruckt und für je 10 Cts. (40 ₰) verkauft, welchen Handel die Damen selbst betreiben, um Gelder für die Mission zu sammeln. Die Damen sprechen alle frei und fließend und oft außergewöhnlich fesselnd. Ein Vortrag, welcher einen tiefen Eindruck auf uns machte, war der über Alaska, jenes 577 390 engl. Qu.-Meilen enthaltende Ländergebiet, welches die Vereinigten Staaten anno 1867 Rußland für 7 200 000 Doll. abkauften. Hier an der südlichen Hälfte der Prince Wales-Insel, einer der vielen Inseln, die sich an der südöstlichen Küste von Alaska befinden, lebt bekanntlich der Völkerstamm der Hydahs. Im Herbst 1867 kam zu demselben die erste amerikanische Missionarin Mrs. A. R. Farland. Sie begann ihre Thätigkeit ohne jegliche Hilfe, ganz allein in Fort Wrangel und ging dann nach dem Orte Jackson, woselbst sie ein Heim für Hydah-Knaben und -Mädchen gründete. Seitdem hat sie eine lange Reihe von Jahren segensreich gewirkt. Ein achtjähriges Hydahmädchen ward ihr aus den Armen ihrer sterbenden Mutter übergeben mit der Bitte, sie zu retten, damit sie nicht an die Weißen verkauft würde, wie es leider die Väter dort sehr häufig zu thun pflegen und wie infolge dessen die weißen Ansiedler noch immer Sklavenhandel treiben. Die geängstigte Mutter bat, daß das Kind jener amerikanischen Pastorenfamilie übergeben werden möchte, die schon ein anderes Hydahmädchen groß gezogen habe. Mrs. Farland brachte dies Kind selbst vor einigen Monaten zu jener erwähnten Pastorenfamilie. Es ist dieselbe, in deren überaus wohlthuender Gesellschaft wir uns befinden. Das Kind hat Hautfarbe und Haarwuchs einer Indianerin. Es ist staunenswerth, wie großen Einfluß in kurzer Zeit guter Umgang und Beispiel bereits auf sie gehabt haben. Sie ist außergewöhnlich lern- und aufnahmefähig, kann sich bereits im Englischen verständigen und vermag jedes deutsche Wort ohne allen fremdländischen Accent nachzusprechen. Ihre Muttersprache scheint uns außerordentlich schwer, hat sehr wenig Vocale und viele Consonanten in ihren oft sehr langen Worten. Dies mag der Grund sein, daß unsere vocalreichen Sprachen ihr leicht werden auszusprechen. Das Kind ist sehr lebhaft und es ist äußerst interessant, es von seinem Großvater, einem Häuptling, berichten zu hören, von seinem niedrig gebauten Hüttchen, vom Fischfang, dem Austausch der Fische, Fischhäute und des Fischbeins gegen Perlen und bunte Decken und Tücher, die ihnen die Vertreter der Handelsvölker vieler Nationen bringen. Eines der größten Feste der Hydahs besteht darin, daß ein Häuptling, welcher viele Decken und Perlen, Muscheln ꝛc. besitzt, eine große Anzahl Männer, Frauen und Kinder zu sich einladet und seine Schätze unter sie vertheilt, und die Befriedigung höchsten Ehrgeizes ist es, Gleiches thun zu können. Der Pastor hat das Kind adoptirt, seine Tochter ertheilt ihm den Schulunterricht. Freilich ist das Letztere keine kleine Aufgabe, da sich oft ein widerspenstiger Geist sehr geltend macht. Es ist interessant aber traurig, zugleich wahrzunehmen, wie mächtig die Natur des Bösen in dieser Seele ist, und auf der anderen Seite erfreulich, zu sehen, welchen Einfluß ausdauernde christliche Liebe auszuüben vermag. Wird das Mädchen einmal wirklich bös, dann kommt geradezu eine wilde Bestie zum Vorschein, welche sich auf dem Boden wälzt und thierische Laute in furchtbarer Wuth von sich stößt. Mit vollstem Bewußtsein erklärt sie dann, daß sie das nicht thun will, was von ihr verlangt wird. Wer ihr zu nahe kommt, den stößt sie nicht blos mit Beinen und Händen von sich, sondern versucht ihn zu beißen und zu kratzen. Dabei besitzt sie eine kolossale Kraft, sich zu wehren. Es ist bisher nur den Männern gelungen sie zu bezwingen. Die einzigen Mittel sie zur Vernunft zu bringen bestehen in furchtbarer Prügelstrafe und in stundenlangem Einsperren in einen stockfinsteren Raum. Finsterniß ist ihr das Gräßlichste, schon bei Hereinbrechen der Dunkelheit fängt sie an sich zu fürchten. Trotzdem hat es schon zwei Stunden gedauert, bis sich das Mädchen entschlossen hatte, Abbitte zu thun. Als man ihr unter Anderem sagte: „Wenn du dich nicht besserst, kommst du in die Hölle!" antwortete sie: „Allright, put me to the devil!" Ist diese böse Natur aber endlich überwunden, dann kann das Kind von einer unendlichen Liebenswürdigkeit sein, so schmiegsam und gut wie unsere folgsamsten Kinder. Manchmal kommt bei ihr eine Zartheit der Gefühle zum äußeren Ausdruck, die ihr ganzes Gesicht veredelt und Einen ganz in Verwunderung versetzt, ja es kommt sogar zuweilen ein Zug von Poesie zum Vorschein. Neulich hatte man uns unseren Platz bei Tische ganz mit Rosen bekränzt. „Das ist ein ›Rosennest‹ für Sie und Sie sind der schöne Vogel dafür!" sagte sie und ein ander Mal äußerte sie: „Es macht mich so froh, daß die Engel jede Nacht bei mir sind!" Sie ist für uns mit jedem neuen Tage ein lebendiges Erinnerungsblatt des Buches, das uns von der Mission in der Heidenwelt berichtet. — Die Frauen-Missionsvereine haben außer der Präsidentin eine Vicepräsidentin und Schatzmeisterin. Von Letzterer wird allmonatlich Rechnung über Einnahmen und Ausgaben abgelegt. Außer diesen „meetings" haben dieselben Vereine noch die sogenannten „social meetings". Zu diesen geselligen Zusammenkünften vereinigen sich die Damen in den Häusern der Mitglieder und bleiben des Nachmittags von ½3—5 Uhr beieinander, Handarbeiten anfertigend, die sie in Kirchenbazaren, in der Sakristei der Kirche oder bei geselligen Zusammenkünften der Gemeinde zu ziemlich hohen Preisen verkaufen.

Wir wohnten kürzlich einem solchen „social apron meeting" in einer Familie bei. Hier wurden von jungen hübschen Damen selbstgefertigte „aprons" (Schürzen) feilgeboten und zwar mußten Ehemänner und junge Herren dem schönen Geschlecht damit Geschenke machen. Es dauerte nicht lange, so liefen in jener Abendgesellschaft sämmtliche Damen mit diesen Schürzen angethan, tänzelnd und coquettirend in den Salons in Küchentracht herum und — die Missionscasse war um 19 Dollar 50 Cts. bereichert, so waren über 80 ℳ an einem Abend eingenommen. Eine andere beliebte Mode ist es für selben Zweck, sogenannte „quirlts" zu verfertigen. Es sind dies Prachtbettdecken für die riesengroßen amerikanischen Betten, in denen man „Spazierenschlafen" könnte und die wahre Kunstprachtstücke von Möbeln sind. Diese Decken bestehen aus einer großen Anzahl „blocks" (viereckige, weiße Leinewandstücke), welche die Damen der Missionsgesellschaften aus eigenen Mitteln anschaffen. Hierauf verewigt jede derselben in bunter Seidenstickerei die Namen so vieler Bekannten, als sie fähig ist, für den geforderten Beitrag zu gewinnen. Die Namen werden sternenstrahlenartig vom Mittelpunkt des „blocks" ausgehend aufgenäht, in demselben jedoch wird ein Rundtheil frei gelassen. Wer 25 Cts. zahlt, dessen Name prangt in diesem Mittelpunkte, bei 10 Cts. (40 Pf.) Zahlung macht der Name nur einen Strahl im Sterne aus. Ein solcher „block" bringt gewöhnlich 3—4 Dollar ein. Die fertige Prachtbettdecke besteht aus 50 „blocks". Jeder einzelne „block" wird mit den anderen an allen Seiten durch bunte Sammet- oder Seidenstreifen verbunden und die ganze Decke mit Seide abgefüttert. Natürlich wird am Ende die ganze Decke in einer Ausstellung für etwa 100 Dollar verkauft, denn es finden sich immer bemittelte Liebhaberinnen für so kostbare originelle Handarbeit, noch dazu, wenn's einem guten Zweck gilt und der Käuferin Name am nächsten Tage im „Newspaper" mit allen diesbezüglichen Summen angeführt ist. Auf solche Art sind wieder 300 Dollar (über 1200 ℳ) zu Missionszwecken als Reinertrag gewonnen, denn alle Ausgaben werden von den Damen des Vereins bestritten. Da nun die Damen fortwährend derartige Mittel ausfindig machen, und dies in Tausenden von Missionsvereinen geschieht, kann man sich leicht erklären, wie es kommt, daß die Amerikaner über einen so reichen Fonds für ihre Mission verfügen. Wir wollen durchaus nicht sagen, daß unsere Damen nicht auch für Missionszwecke thätig sind, aber wäre es nicht vielleicht recht wünschenswerth, wenn in den Tausenden von Kaffeekränzchen daheim in deutschen Landen unsere Damen anstatt Magen und Gewissen zu beschweren — lieber durch ähnliche Mittel den Beutel der Mission zu beschweren versuchten? — Wieviele kostbare Zeit vergeuden wir doch leider unnütz, in welcher wir tausendfach Gutes thun könnten! Wie Wenige giebt es leider unter unserer Damenwelt, von denen mehr zu berichten ist, als: Sie lebte, hatte ein Kaffeekränzchen — und starb! Erfrischungen werden hier bei diesen Missionskränzchen nicht gereicht, das würde zu viel Zeit kosten und „time is money", bei solchen Gelegenheiten erst recht. Die Erfrischungen, welche bei den abendlichen „social meetings" geliefert werden, werden wie bei einem pic-nic nebst dazu nöthigem Eßgeschirr von den Gemeindemitgliedern in das Haus des Pastors gebracht. Jeder, der davon genießt, muß dafür bezahlen, ohne der Mildthätigkeit Schranken zu setzen. Das ist eine andere Bezugsquelle, wie man Missionsgelder gewinnt. — Kürzlich fand in der 1500 Menschen fassenden presbyterianischen Immanuel-Kirche das alljährliche große Frauenmissionsfest von Los Angeles statt. Das Innere der Kirche gleicht, seiner Bauart nach, unserem neuen Gewandhaus-Concertsaal in Leipzig, nur daß natürlich die Ausschmückung durch Stuckarbeit und Wandgemälde wegfällt. Die ganze Flur der Kirche ist mit einem herrlichen Teppich bedeckt und die Sitze sind mit rothem Plüsch gepolstert. Die Orgel ist genau so angebracht wie es in diesem Saal der Fall ist, das Podium davor für den Kirchenchor, worauf sich auch das Predigtpult befindet, ist nicht ganz so groß wie das für das Gewandhauschor. Die Brüstung der einen vorhandenen Empore war vollständig bedeckt mit den Flaggen aller der Länder, welche Mission betreiben, und derer, in welchen Mission Fuß gefaßt hat, jener Nationen, die solche nationale Abzeichen besitzen. Das ganze Podium war in einen herrlichen Blumengarten verwandelt, welcher Musterexemplare der hiesigen köstlichen Vegetation repräsentirte. Als wir von unserem Platze im Schiffe Umschau hielten, bemerkten wir, daß gerade über uns die deutsche Flagge hing. Vierzig abgeordnete verheirathete und unverheirathete Damen, Missionarinnen presbyterianischer Kirchen verschiedener Städte Californiens waren von Nah und Fern zugereist gekommen. Sie logirten nebst vielen anderen auswärtigen Gästen bei den Gemeindemitgliedern hiesiger presbyterianischer Kirchen. Die Festlichkeiten währten drei Tage. Mahlzeiten für Geld wurden in der Sakristei der Kirche eingenommen und fanden in derselben Art, wie die von uns früher beschriebenen „church-suppers", statt. Die versammelten Festgenossen befanden sich von früh 9 Uhr bis Abends 6 Uhr in der Kirche; eröffnet wurde das kirchliche Fest durch eine Bewillkommnungsansprache der Präsidentin der hiesigen größten presbyterianischen Missionsgesellschaft, gemeinsamer Kirchengesang fand täglich statt, ebenso wurden bei Anfang und zu Ende der Missionsberichte freie Gebete von den Missionarinnen gesprochen. Am ersten Tage wurden durch eine Laterne Magica auf einem großen weißen aufgespannten Tuche, das die ganze Wand mit den Orgelpfeifen bedeckte, stundenlang bunte Bilder gezeigt. Sie führten uns in die fremden Länder, zu den Wirkungsstätten der Missionarinnen. Durch Erläuterung der gezeigten Ansichten lernten wir ihre Predigtstätten, Schulgebäude, Zöglinge, Gehilfinnen und die zum Christenthum bekehrten Brüder und Schwestern kennen. Auch hatten wir reiche Gelegenheit imposante Gebirgsscenerien, herrliche Landschaften und Naturschönheiten zu bewundern. Am zweiten Tage ließen uns die Missionarinnen Einblicke in ihre interessanten Erfahrungen und Erlebnisse thun. Der dritte Tag war den Berichten der Frauenthätigkeit in der inneren Mission gewidmet. Hierbei erschienen auf dem Podium in Person die Zöglinge der spanisch-mexicanischen, der chinesischen, japanesischen und indischen Schule von Los Angeles nebst ihren Missionslehrerinnen. Die ältesten Schulmädchen von 12—14 Jahren mußten die Jahresberichte ihrer Schulen, die sie mit Hilfe der Lehrerinnen verfaßt hatten, vorlesen. Eine kleine mexicanische Eingeborene hielt sogar einen freien Vortrag über ihre Schule in englischer Sprache. Kinder aller dieser angeführten Schulen sangen a capella Kirchenlieder und sagten Psalmen und das Glaubensbekenntniß der presbyterianischen Kirche auf, welches das unsere lutherische ist. Die indischen und chinesischen Knaben und Mädchen waren Kinder bemittelter Eltern und trugen deshalb ihre reiche Nationaltracht. Sie bestand bei den Mädchen aus mehreren übereinander gezogenen bunten, gürtellosen Seidengewändern, die auch bei den kleinsten bis zur Erde reichten, weißen Strümpfen, perlenbestickten, absatzlosen, ausgeschnittenen Schuhen. Auf dem Kopfe trugen sie einen mit bunten Glassteinen verzierten Metallreif, der auf die Stirn gedrückt war. Die Knaben trugen weite buntseidene Pumphöschen, seidene, nicht anschließende Röckchen, deren weite, lange Aermel kaum die Händchen zum Vorschein kommen ließ. Um den „queue" (Zopf) dieser kleinen chinesischen Modeherrchen zu verlängern, ward auch hier durch Kunst die Natur ergänzt und es wurden mit den Haaren harmonirende Seidenzwirnstränge eingeflochten, die am Ende durch ein farbiges Seidenband zugebunden sind. Die Missionskindergartenschule brachte eine ganze Schaar sogenannter „Lämmer" auf das Podium. Diese lieblichen Kindergeschöpfchen von 3—5 Jahren trugen jedes ein buntes Leuchterchen mit brennendem Licht und sangen ein Kindergartenlied „Jesus my light!" (Jesus mein Licht.) Es war so ergreifend, diese ganz in Weiß gekleideten, kleinen, engelhaften Gestalten zu sehen und sie mit so zuversichtlichem Gesichtsausdruck singen zu hören, daß wohl kaum ein Auge thränenleer blieb. Unwillkürlich erinnerten wir uns der Worte des Psalmisten Psalm 8, 2: Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet. — Am Schlusse der Festlichkeit brachte die Secretärin der Southern California District Christian Endeavour Society eine höchst interessante Statistik zur Darstellung.*) Auf einer erhöhten Stange, die auf dem Podium stand, hing sie hintereinander die von ihr selbst in buntem Papier ausgeschnittenen Exemplare täglicher Verbrauchsartikel auf, die im Verein mit den dazu gesammelten Statistiken Beweis liefern sollten, wie wenig noch immer für die Zwecke der Mission ausgegeben würde. Die größte Darstellung war die einer Flasche, die als Etiquette einen Todtenkopf hatte. Sie repräsentirte die jährliche Verbrauchssumme für spirituöse Getränke — in den Vereinigten

*) Die Zeichnungen und Statistiken sind einem Vortrag des Dr. theol. Amos Pl. Wells entnommen, betitelt „the tenth Legion". Er hielt denselben bei dem sechszehnten „Internationalen Christian Endeavour Convent in San Francisco. Um betreffs der Zahlenangabe ganz sicher zu gehen, haben wir uns von ihm durch Mithilfe der Secretärin der Christian Endeavour Society die gedruckten Statistiken verschafft. Wir erhielten sie nicht nur mit der Erlaubniß, sondern mit der Bitte um weitere Gebrauchsanwendung.

Staaten — eine Billion! Die folgende war das Abbild einer großen Tabakspfeife. Uncle Sam's Gesammtausgabe für diesen Luxus beträgt 625 000 000 Doll. Als dritte Zeichnung erschien die eines Brodlaibes mit der Summe 600 000 000. Nr. 4 war ein Bicycle zum Beweis dessen, was jährlich für Eisen und Stahl in der Union ausgegeben wird, 560 000 000. Die Ausgaben für Holz wurden durch die Zeichnung eines Geländers zur Anschauung gebracht. Es stand darunter 495 000 000. Unter dem nächsten Artikel, einem aufgehangenen Schuh, stand: „Eingerechnet Hühneraugenoperationen jährlich 335 000 000 Doll., Zuckerverbrauch verkündete eine Flasche Syrup mit den Zahlen 225 000 000 und der Anmerkung: „Und doch! nicht Jedermann ist süß!" — Als Vorletztes prangte der Schaukelstuhl mit der Aufschrift: „Unsere Schaukelstühle, worinnen wir faulenzen!" 175 000 000 Doll. Die letzte und kleinste Zeichnung war die einer Bibel mit der Riesenschrift darauf 5 000 000 Doll. Unter dem Ausspruch des Bibelmottos: „Gebet Gott, was Gottes ist", hing nun die Darstellerin neben dieser kleinen Bibel einen großen runden Pappdeckel auf, auf welchem zehn ganz gleiche Theile abgegrenzt waren. Neun derselben waren behangen mit symbolischen Abzeichen für nöthige und ideale Lebensutensilien, für welche wir je den zehnten Theil unseres Einkommens verwenden sollen. Es waren: 1) ein Dach, 2) ein kleines Buch, 3) das Bild eines Bildes im Rahmen, 4) ein beschriebenes Notenblatt, 5) ein Parfümfläschchen, 6) eine Pastete, 7) eine Halscravatte, 8) ein goldener Fingerring, 9) ein Bicycle. Die Erklärung für diese Symbole lautete: „1) Ein Zehntel für den Kopf mit seinem Gehirn und 2) die Bücher, es zu füttern!! 3) für die Augen, sie zu ergötzen, 4) für die Ohren, Musik zu hören, 5) für die Nase etwas Gutes zu riechen, 6) für den Mund, gesättigt zu werden, 7) für die Kleidung, 8) für Schmucksachen, 9) Bekleidung für die Füße und ein Bicyle eingeschlossen, Gebrauch von Arnika und englischem Pflaster. An das zehnte leer gelassene „Zehntel" befestigte nun die Vortragende eine kleine Wage, an welcher eine lange Kette hing. An derselben wurde unter einander folgende, in Papier ausgeschnittene Abbildungen befestigt: eine Kirche, ein Schiff, ein Missionsgebäude, eine Bibel, eine Lilie, ein Stück zerbrochene Kette, ein rother Säbel, ein Laib Brod, ein chinesisches Götzenbild, ein Globus. Diese schwer in's Gewicht fallenden Symbole sollten darstellen: die christliche Kirche, die Sonntagsschule, die Christian Endeavour Society (ein christlicher Verein junger Leute, der Zweige in allen Erdtheilen und über mehrere Millionen Mitglieder hat), die äußere Mission, Temperance Society (Mäßigkeitsverein), Sklavenbefreiung in Afrika, Schutz für die verfolgten Armenier, Nahrung für die Hungers sterbenden Hindus, Erleuchtung für die Götzenanbeter Chinas, Hoffnung, Seligkeit und Leben für die ganze sündhafte, leidende Menschheit der Erde. Die Rednerin schloß mit den Worten: „Vergleicht die Lasten der einzelnen Zehntel mit denen des letzten beschwerten Zehntels — ist der zehnte Theil zu viel für Euch zu diesen schwerwiegenden Hilfeleistungsstätten der Mission zu geben?" Wir aber können nicht unterlassen, die Frage zu stellen: „Welche Summen haben wir wohl zu verzeichnen auf den Blättern der Statistik unserer deutschen Haushaltungsbücher? Es werden leere Blätter uns gegeben und überlassen ist's dem freien Willen, das selbst zu wählen, was wir niederschreiben können: Wieviel die Summen wiegen, wird einst offenbart werden! Möchten wir Alle eingedenk sein jener Flammenschrift, des Mene mene tekel upharsin.

M. L.

Bücherbesprechungen.

— So lange die Ansichten über wichtige militärische Fragen z. B. über den Infanterieangriff, die Wirkung des Infanteriefeuers beim gefechtsmäßigen Abtheilungsschießen u. s. w. auseinandergehen, wird jeder Beitrag zur Klärung der Ansichten das Interesse in Fachkreisen erwecken. Durch die Schrift „Neue Studien über die Wirkung des Infanteriegewehrs beim gefechtsmäßigen Abtheilungsschießen" (Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 0,75 ℳ) hat der durch seine wiederholten fachwissenschaftlichen Erörterungen auf dem Gebiete der Schießkunst hervorgetretene Generallieutenant H. Rohne, Gouverneur von Thorn, zu vorstehendem Thema erneute Anregung gegeben. Die erste der drei Studien bespricht zunächst, inwieweit beim gefechtsmäßigen Abtheilungsschießen mit den Schätzungsfehlern und den Schußstreuungen zu rechnen ist und in welcher Weise das Gelände durch die Hauptvisire je nach der Präcision des Schießens unter Feuer gehalten wird. Es wird daher nachgewiesen, daß rationelle Schießregeln auf Kenntniß der wahrscheinlichen Streuungen und Schätzungsfehler gegründet sein müssen. In der zweiten Studie wird versucht, einen einheitlichen unwandelbaren Maßstab für Beurtheilung der Treffergebnisse festzustellen, auch für den Fall, daß die Wirkung verschiedener Ziele untereinander verglichen werden soll. In der dritten Studie wird vorgeführt, welche Wirkung voraussichtlich gegen angreifende Cavallerie zu erwarten ist. Die hieraus gezogenen Schlüsse sind sowohl für letztere als auch für die Infanterie bedeutungsvoll.

H. L.

— Familienhäuser für Stadt und Land von Georg Aster. Mit 110 Abbildungen von Wohngebäuden nebst dazu gehörigen Grundrissen. In Originalleinenband 5 ℳ. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — So verdienstlich es ist, eine Sammlung von Entwürfen für Familienhäuser herauszugeben, um damit zur Planung eines eigenen Heims erste Anleitung zu bieten, so wenig können wir uns gerade mit den hier vorliegenden Entwürfen einverstanden erklären, weil sie den in erster Linie an sie zu stellenden Anforderungen auf Mustergiltigkeit und Zweckmäßigkeit — wie schon vor längerer Zeit die Deutsche Bauzeitung geltend machte — nicht entsprechen. Bei allem anerkennenswerthen Fleiß, welchen der Verfasser auf die Planung von über 100 Grund- und Aufrißskizzen verwendet, bei allen guten Absichten, die ihn bei der Veröffentlichung derselben geleitet haben mögen, das Können hat mit dem Wollen nicht gleichen Schritt gehalten. Nach vielen Mühen und Arbeiten sind wir zur Genugthuung für jeden Kunstfreund endlich dahin gekommen, in weiteren Kreisen das Verständniß für eine Baukunst wachzurufen, welche in der Einfachheit der Gestaltung, in der Betonung der architektonischen Wahrheit und in der Ausbildung der Außenansichten aus dem Grundriß heraus ihre Aufgabe sucht, um damit das Wohnhaus in seiner Allgemeinheit wieder zu jener traulichen Heimstätte innigen deutschen Familienlebens zu machen, welches es gewesen ist. Wir haben einen erfreulichen Fortschritt gemacht in der Befestigung der Ueberzeugung, daß es nicht nothwendig ist, unsere Familienhäuser zu Denkmälern der Baukunst zu stempeln, welche ebenso durch das Fremdartige ihrer Erscheinung als durch unverhältnißmäßig hohe Baukosten das Gemüth der Bevölkerung belasten. Was sollen all die Thürmchen, die Niemand besteigt, was die Giebel und gekünstelten Dachausbauten, die Niemandem nützen? Was haben Balustraden zur Bekrönung der Dachflächen und Dachsimse, nur erfunden für italienisches Klima, für unsere klimatischen Verhältnisse für Zweck? Was sollen griechische Säulenordnungen, Triglyphen und Metopen an einem deutschen Landhause und was nützen die in Gips und sonstigem unechtem, erlogenem Material angepappten Quadereintheilungen, Lisenen, Medaillons, Simse, Verdachungen und alle jene überflüssigen, kostspieligen und nicht einmal wetterbeständigen Zierrathe, deren Kostenaufwand weit mehr zur Erhöhung der Behaglichkeit im Inneren, für die Weiträumigkeit der Wohnung, für einen helleren Vorsaal und eine gediegenere Ausstattung angebracht wäre. Ein Bau, welcher in seinem Organismus nicht ruhig und fest seinen Zweck ausdrückt, der in seiner äußeren Erscheinung nicht das Spiegelbild des Inneren und in allen seinen Theilen den wirklichen Bedürfnissen angepaßt ist, kann auch nicht durch kleinliche Gliederung der Massen, durch Anbringung von kleinlichen Motiven und sonstigem Zierrath auf die Höhe eines den Erfordernissen der Aesthetik entsprechenden Bauwerkes erhoben werden. Trotzdem nun der Verfasser in dem textlichen Theil seiner Sammlung zum Ausdruck bringt, daß man neuerdings mehr von innen nach außen baue, wie es die Lage und Bedeutung der Zimmer erfordere, daß man sich glücklicherweise daran gewöhnt habe, das Aeußere freier zu behandeln, und nicht mehr die Symmetrie ängstlich zu wahren suche, bringt er doch alle jene vollständig symmetrischen, mustergiltig schlechten Grundrisse wieder, die nur der Fassade zu Liebe entworfen, die in ihrer Außengestaltung jene verworrene, unverständliche und an nutzlosem Schmuck überladene Architektursprache reden, die wir für glücklich überwunden glaubten; es sind wieder jene rechts und links von einem dreifenstrigen Mittelzimmer angeordneten Eckzimmer vorhanden, in denen man an keiner Wand Gelegenheit findet, ein Möbel

aufzustellen, wieder die dunklen Gänge und Vorsäle, die im günstigsten Falle nur mit Licht durch das Dachwerk erhellt werden können! Und schließlich als Gipfel der Geschmacklosigkeit sogar ein vollständig kreisrunder Grundriß mit durchweg krummen und divergirenden Wänden und als Fassade dazu ein Gasometer ähnliches, mit italienischer Ballustrade gekröntes Bauwerk, um welches auf einer kreisrunden Schienenbahn eine leichte Holzveranda von Zimmer zu Zimmer gefahren werden kann!! Hätte sich der Verfasser darauf beschränkt, nur Grundrißideen zur Darstellung zu bringen und namentlich solche für kleinere Familienhäuser, worin er eine Fülle sehr zweckmäßiger, wohldurchdachter Motive skizzirt, so würde damit auch der gewollte Zweck: eine erste Anleitung zur Gründung eines eigenen Heims zu bieten, erreicht sein. Es ist aber ein Unding, sich zuzutrauen, allen Geschmacksrichtungen genügen zu wollen, und Fassaden in italienischer und deutscher Renaissance, in Gothik, in Schweizerstil, in romanischer und gothisirender Bauweise, in Barock, in classischem sowie in Phantasiestil in mustergiltiger Weise bieten zu können. Wir können Jedem, der sich ein eigenes Heim bauen will, nur ernstlich rathen, sich der Hilfe eines erfahrenen Architekten zu bedienen, welcher in langjähriger künstlerischer Thätigkeit den Feinheiten einer gefälligen und anheimelnden Bauweise zugänglich geworden ist und den Wünschen des Bauherrn nicht mit überladenen Architekturformen, Thürmchen und Dachausbauten, sondern mit den einfachsten Mitteln in zweckentsprechender Weise gerecht zu werden vermag; der in der Durchbildung des ganzen Baues, in Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse, Himmelsrichtungen und besonderen Wünsche des Bauherrn den geeigneten Ausdruck zu finden weiß, dem eigenen Heim jenen Zauber deutscher Traulichkeit zu geben, der unserem deutschen Gemüthsleben allein entspricht. Das hierbei aufzuwendende bescheidene baukünstlerische Honorar wird reichlich aufgewogen sein durch die erlangten Vortheile, sowie durch die Ersparung sonst aufgewendeter, bisher nie beanstandeter Kosten für unnütze und kostspielige Architekturformen. •

— **Zur Reform des Packetportos in Deutschland und Oesterreich-Ungarn.** Kritische Streifzüge und positive Vorschläge mit genauer Berechnung der finanziellen Wirkungen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. Preis 2 ℳ 192 S. — Mit Ablauf d. J. sieht der jetzt giltige Postpackettarif auf ein Vierteljahrhundert seines Bestehens zurück. Der Verfasser bemerkt in der Einleitung, daß in diesem langen Zeitraume die Bevölkerung und der Postverkehr Deutschlands beträchtlich zugenommen, die Verkehrstechnik sich in vieler Hinsicht wesentlich vervollkommnet habe und der gegenwärtige Postpackettarif insofern Mängel enthalte, als er für kleine Packete noch zu theuer und in den höheren Gewichtsstufen zu complicirt sei, auch die Sätze für Sendungen im Gewicht von mehr als 5 kg auf weite Entfernungen zu hoch wären. Er schlägt vor, die beiden letzten von den bestehenden sechs Zonen wegfallen zu lassen, und hält das Porto für Packete etwa bis zum Gewicht von 1 kg um deswillen für zu theuer, weil deren Werth das Porto oft nur wenig übersteigt und weil in Deutschland Drucksachen oder Waarenproben bis 500 g Gewicht nur 20 und bis 1000 g nur 30 ₰ kosteten, während das Porto für Packete von derselben Schwere bei Entfernungen über 75 km hinaus 50 ₰ betrage und außerdem 5—15 ₰ Bestellgeld zu entrichten sei. Verfasser macht verschiedene Reformvorschläge, stellt Portovergleiche mit einzelnen andern Ländern, namentlich Württemberg, der Schweiz, Dänemark an und schlägt für die neue Vorstufe im Gewicht bis zu 1 kg einschl. als Portosätze vor: für die 1. Zone (bis 75 km) 15 Pf. und für die weiteren Zonen 30 ₰ unter gänzlichem Wegfall des Bestellgeldes. Im Weiteren behandelt er die Portoeinnahme und Packetvertheilung nach Gewicht und Entfernung und stellt auf Grund statistischer Unterlagen Berechnungen über die finanziellen Wirkungen der vorgeschlagenen neuen Packettarife an. In dem Abschnitt über „ein 6 Zonentarif mit regelmäßiger Portoprogression" kommt er zu dem Ergebniß, daß die Post bei den Sendungen von mehr als 5 kg Gewicht für jedes weitere Kilogramm in den 6 Entfernungszonen statt der Sätze: 5—10—20—30—40—50, die Sätze 5—10—15—20—25—30 ₰ erheben müßte. Hierauf bespricht er den radicalen zweizonigen Packettarif, infolge dessen die jetzigen 272 Portosätze auf 40 vermindert und die Berechnung beträchtlich einfacher werden würde. Dann geht er näher ein auf die Wirkungen des neuen Tarifs bei der Deutschen Reichspost und berechnet, daß die Einführung des 2-zonigen Portosatzes von 15 und 30 ₰ für Packete bis 1 kg einen Einnahmeausfall von 2,7 Millionen Mark ergeben und der Ausfall durch Aufhebung des Bestellgeldes für derartige Sendungen etwa 1—1⅓ Millionen Mark betragen würde. Nachdem die einschlägigen Verhältnisse in Württemberg und Bayern beleuchtet und Vergleiche mit dem österreichisch-ungarischen Tarif angestellt worden sind, behandelt der Verfasser die Packetreform von 1873 und ihre Wirkungen auf Verkehr und Finanzen, die Unterbilanz des Packetdienstes, bezeichnet das Bestellgeld für kleine Packete als ein Ueberbleisel vergangener Verkehrszeiten, tritt für Vorausbezahlung des Bestellgeldes bei schweren Sendungen ein, kommt dann auf die Mißstände zu sprechen, die sich an den Packetschaltern in den Abendstunden durch Massenauflieferungen seitens großer Geschäftshäuser herausgebildet hätten, und macht zur Abhilfe verschiedene Vorschläge als: Einrichtung von außen zugänglicher öffentlicher Packeteinwürfe — nach Art der Briefkasten — für kleinere Packete, Aufstellung von Packetkasten in den Straßen der Großstädte und Schalterhallen zu den Packetannahmestellen. Es folgen noch die Capitel über Eisenbahntarife und Postporto, Postwagenrechnung und Gepäckwagendeficit und in den allgemeinen Schlußbetrachtungen betont der Verfasser nochmals die Nothwendigkeit einer Reform des Packetportos. Das vorliegende Werk zeugt von vielem Fleiß und ist mit ausführlichen statistischen Schlußfolgerungen begleitet, enthält auch verschiedene beachtenswerthe Punkte, die Vorschläge des — übrigens ungenannten — Verfassers können indessen nicht durchweg als zutreffend anerkannt werden. Auf Seite 12 des Buches sind die Besoldungen des Personals der deutschen Reichspostverwaltung mit 116,2 Mill. Mark für das Etatsjahr 1898 angegeben, es treten aber diesem Betrage die Wohnungsgeldzuschüsse, die Tagegelder für das nicht angestellte Personal, die Ruhegehälter ꝛc. hinzu, so daß sich der vom Verfasser angegebene Betrag um rund 80 Millionen Mark jährlich erhöht. Daß Postabtheilungen in Eisenbahnwagen auf Entfernungen bis 1000 km benutzt werden, kommt im deutschen Reichspostgebiete nicht vor; die Berechnung auf S. 22 ist demnach hinfällig. Der auf S. 41 gemachte Vorschlag, Packete von mehr als 10 kg Gewicht nicht in den regulären Bahnpostwagen, sondern in besonders gemietheten Eisenbahnwagen-Abtheilungen befördern zu lassen, um Transportkosten zu sparen, läßt auf nicht genaue Kenntniß des Postbetriebes schließen. Auf mißverständlicher Auffassung der in Betracht kommenden Bestimmungen ꝛc. beruht die Annahme, daß die Post überhaupt billiger befördern könne, „wofern eben auf die theuere Bahnpostwagenbeförderung verzichtet wird, die die Selbstkosten der Post *so sehr* erhöht". Der Vorschlag, als Ausgleich für das *billigere Porto* ein höheres Bestellgeld bei schweren Packeten oder die Abholung durch den Empfänger einzuführen, möchte im Publicum keinen Anklang finden. Aus dem Text auf S. 118 ist zu entnehmen, daß der Verfasser die Art und Weise, in welcher die verschiedenen Personalkategorien im Postdienst, insbesondere im Päckereidienst beschäftigt sind, anscheinend nicht kennt. Die Angabe auf S. 144, es würden in Berlin an Miethen für die Diensträume der Postanstalten jährlich nur 30 000 ℳ ausgegeben, ist unzutreffend, es werden dafür nahezu 1 000 000 ℳ das Jahr aufgewendet. Daß, wie auf S. 9 behauptet wird, die elektrischen und Dampftrams von der Post fast völlig unbenutzt bleiben, entspricht nicht den thatsächlichen Verhältnissen. Zum Schluß des Werkchens hat der Verfasser, wie oben bereits erwähnt, die Einrichtung von Packetkasten für die Straßen und Schalterstellen in Anregung gebracht, dabei aber unerwähnt gelassen, wie es mit der Controle genügender Verpackung der Sendung, der Nacherhebung fehlenden Francos und namentlich der Ersatzfrage beim Verlust oder bei der Beschädigung von Sendungen gehalten werden soll. Für Masseneinlieferungen würden die Packetkasten wohl nie zweckmäßig sein. Die Beeinträchtigung von Einzeleinlieferern durch die Massenauflieferung von Packeten seitens größerer Geschäftsfirmen ist leicht dadurch zu beseitigen, daß ein besonderer Schalter ausschließlich für Absender von Einzelpacketen bestimmt wird, eine Einrichtung, die bereits bei den meisten großen Postanstalten seit langer Zeit getroffen ist.

—ch—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 92. Dienstag, den 9. August, Abends. 1898.

Der Salto Guayrá.

Von Capitän Ludwig Jerrmann.

I. Ipe-hún. Monate des Waldlebens im äußersten Osten der Republik Paraguay lagen hinter mir, Monate der Strapazen und Entbehrungen, unter welch letzteren ich auch zu leiden hatte, wenn ich mich als Gast in einem der weit im Urwalde verstreuten einsamen Ranchos befand, in denen unter harter Arbeit die Yerba geerntet und vorläufig zubereitet wird. Luxus wird ja niemals in den Yerbales getrieben, und das Sprichwort sagt, daß es dort weder Festtag noch Sonntag gäbe. aber bei der großen Trockenheit des vergangenen Jahres war der Wasserstand in den Flüssen so niedrig, daß die Schifffahrt auf ihnen unmöglich wurde und somit der ganzen Arbeiterbevölkerung in dem weit entlegenen Gebirge jede Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten war. Die Carretenwege sind derartig schlecht, daß ein Transport auf solch weite Entfernungen gar nicht gewagt werden kann, und so lagerten, als ich mich im August 1896 in jener Gegend befand, seit mehr als fünf Monaten große Bestände von Yerba im Werthe von Millionen, die vergeblich auf eine Verschiffungsgelegenheit warteten, und die vielen Hunderte von Arbeitern und Beamten litten thatsächlich bittere Noth. So war es auch mir nirgends möglich gewesen, Mais für meine bedenklich ermatteten Pferde und Lebensmittel für ihren eben so erschöpften Herrn zu kaufen, und kümmerlich nährten sich die Thiere von Gras und etwas Pindoblättern, während ich selber thatsächlich oft wochenlang nichts als Fleisch über die Lippen brachte, wozu Wasser und Yerbathee als einziges Getränk zu haben war. Unter diesen traurigen Verhältnissen kam ich nach Ipe-hún, einem ehemaligen Militärposten, dessen Guarani-Name auf deutsch „Schwarze Ente“ heißt. Jetzt befinden sich dort nur ein Hauptdepot der Herren Rojas und eine Vaqueria der Industrial Paraguay, und auf dem sich zwischen beiden Gehöften hinziehenden langgestreckten Hügel haben sich Privatleute zwei ärmliche Hütten oder Ranchos errichtet. In der Vaqueria kehrte ich bei dem Mayordomo Velasquez ein, den ich schon von früher kannte, und ward von ihm und seiner ganzen Familie auf das Herzlichste empfangen, aber mehr als Fleisch konnten auch sie nicht aufbieten. Es war schrecklich, immer und immer wieder dasselbe Fleisch zu essen; Morgens um sieben Uhr Mate und steinhartes Sesin, in Streifen geschnittenes, an der Sonne getrocknetes Fleisch; um elf Uhr zum Almuerzo gekochtes Rindfleisch ohne Zuspeise, ohne Brod, sogar ohne den sonst überall im Lande anzutreffenden Käse mit Syrup oder eingemachten Früchten; und Abends um sechs Uhr abermals Fleisch, zur Abwechselung als asado am Spieß gebraten. An Brodbacken ist ja in den Yerbales überhaupt nicht zu denken, aber wenn wenigstens Mandiocamehl vorhanden ist, so wird doch ab und zu bediú gemacht, ein in der Pfanne leicht angerösteter Kleister, unter dem man sich etwas Brodähnliches vorstellen kann, aber auch dieser Genuß war für uns unerschwinglich. Einen viel besseren Ersatz für Brod bilden die Galletas, kleine, runde, harte Schiffszwiebacke aus Weizenmehl, die von den Bäckern in Asuncion über das ganze Land in großen Massen versendet werden, aber auch von diesem Leckerbissen hatte ich nun schon seit langer Zeit nichts mehr gesehen. Einen Tag vor mir war aus Villa Concepcion eine große Tropa angekommen, eine Heerde von tausend Ochsen, welche die „Industrial“, wie man diese Gesellschaft kurzweg nennt, zum Lebensunterhalt für ihre Arbeiter hierhergesandt hatte. Von Ipe-hún aus wird das Vieh, nachdem es sich auf den üppigen Weiden der meilenweiten Umgegend von den Anstrengungen des Marsches erholt hat, je nach Bedarf an die einzelnen Ranchos der Gesellschaft als Zug- oder Schlachtvieh abgegeben. Obwohl man im gewöhnlichen Leben unter Rancho eine mehr oder weniger einfache Lehmhütte versteht, so wird doch in den Yerbales mit diesem Namen eine ganze im Urwald angelegte Niederlassung bezeichnet, welche zur Gewinnung der Yerba bestimmt ist.

Das neu angekommene Vieh sollte aber vor seinem Abgang auf die Weideplätze mit dem Stempel der Gesellschaft gezeichnet werden, und zu dieser großen und zuweilen gefährlichen Arbeit waren zahlreiche Gäste erschienen und selbst weitentfernte Nachbarn — in der Nähe wohnende giebt es überhaupt nicht — waren zur Hilfeleistung aufgeboten worden. Sie kamen willig, denn solche Gelegenheit bietet der Waldbevölkerung mehrere Festtage, eine angenehme Unterbrechung in dem ewigen Einerlei des Lebens in jener Einöde. Der Subadministrator der Gesellschaft, Herr Antonio Marle, war mit zwölf berittenen Peonen aus Igatimi eingetroffen und der nächste Nachbar, Herr Roque Rojas, war mit all seinen Leuten gekommen, um zu helfen. Gleich am anderen Morgen begann das interessante und aufregende Schauspiel. Etwa der dritte Theil der Heerde ward vom Felde geholt und in einen großen Corral getrieben, einen von sehr hohem, festem Balkenwerk umgebenen Hof, welcher durch einen langen schmalen Gang mit einem anderen ebensolchen Corral in Verbindung stand. An der einen Außenseite waren Trittbretter für die zuschauenden Damen angebracht. Die meisten derselben waren Frauen oder Gesellschafterinnen der Knechte, die sie sich von ihrer Heimath in San Pedro oder Rosario für die Zeit des Waldlebens mitgebracht hatten, aber der höfliche Spanier nennt Alles Señora, und deshalb wollen wir ihm in seinem eigenen Lande gern folgen. Ich hatte meinen Platz neben meiner liebenswürdigen Wirthin, Frau Velasquez, gefunden, von wo ich Alles gut übersehen konnte, nur belästigte uns zeitweilig stark der Rauch mehrerer riesiger Holzfeuer, in welchen die Brenneisen glühend gemacht wurden und an deren Windseite große Stücke Rindfleisch, am Holzspieße steckend, langsam brieten. Schon das Herantreiben der Heerde war ein großartiger Anblick! Mehrere Hunderte dieser halbwilden Bestien, die ihr Leben lang der ungebundensten Freiheit genossen hatten, und jederzeit bereit sind, den Menschen zu Fuß bösartig anzugreifen und manchmal sogar dem Reiter zu Leibe gehen, näherten sich, von einem Dutzend Gauchos umschwärmt, in raschem Tempo dem Corral, ihr lautes Brüllen erschütterte die Luft, das Bellen der Hunde und das gellende Geschrei der Treiber vervollständigte das Concert, und einzelne Episoden versetzten den Zuschauer in spannende Aufregung. Oft brach eins der Thiere, oder ein ganzer Trupp, aus der Heerde heraus, und suchte in wildem Galopp das Weite. Im Augenblick warfen sich alle unbeschäftigten Männer auf bereitstehende, gesattelte Pferde, um in wilder Jagd den Flüchtlingen nachzusetzen, wobei ich volle Gelegenheit hatte, die Kühnheit und Geschicklichkeit dieser Reiter zu bewundern. Von schulmäßigem Reiten in europäischem Sinne hat im Innern Südamerikas Niemand eine Ahnung, selbst das Militär nicht, aber fest im Sattel sitzen sie Alle und wissen das Pferd mit Sporn und Peitsche zu rasender Eile anzutreiben, sowie in kurzen Wendungen herumzureißen. Dabei fließt viel Blut aus Maul und Weichen, aber der Zweck wird erreicht. Während man in Europa nur mit den Schenkeln reitet und den Sporn lediglich zum Strafen und in höchster Noth gebraucht, wird das südamerikanische Pferd auf Sporen und Peitsche dressirt, und selbst zum einfachen Schrittgehen wird es mit den Sporen veranlaßt. Die Gauchos erregten meine Aufmerksamkeit in höchstem Grade. Nur mit baumwollenen Unterhosen und lose darüber hängendem Hemde bekleidet, trugen sie an den nackten Füßen pfundschwere Sporen mit Rädern vom Durchmesser eines Fünfmarkstückes. Nur einige hatten ihre Fersen durch sogenannte botas de potro, Fohlen-

stiefel, geschützt, die in Wahrheit nichts weiter sind, als ein handbreites Stück Leder, das zur Hälfte unter der Hacke liegt, zur Hälfte hinter derselben in die Höhe geklappt und an beiden Seiten nach vorne gedrückt ist, wo es dünne Lederschnüre über dem Spann festhalten. Der Recado, ein länglicher Bocksattel, der vorn und hinten gleiche Formen zeigt, liegt auf mehreren Decken und der großen ledernen Schabracke, Carona genannt, und ist oben durch mehrere mit der Sobrecincha festgeschnallte Schaffelle in einen sehr weichen, bequemen Sitz verwandelt. Die Steigbügel sind auffallend klein und geben nur Raum für die äußerste Spitze des Fußes, oft wird auch nur die große Zehe daraufgesetzt. In ihr hat jeder Paraguayer eine große Geschicklichkeit, und oft sah ich Reiter ihren verlorenen Hut ohne abzusteigen mit dem Fuße aufheben. Auch kleine Jungen von acht bis neun Jahren ritten mit. Sie konnten knapp bis an den Sattel und die Pferdemähne hinauflangen und bedienten sich beim Aufsteigen des einen Vorderbeines ihres Gaules als Trittleiter, indem sie sich mit ihrem linken Fuß dagegen stemmten. Nachdem einige Hundert Rinder im Corral versammelt waren, trennten die Gauchos unter Führung des Mayordomo ein bis zwei Dutzend davon ab und trieben sie unter beständigem Rufen und Jauchzen in den obenerwähnten schmalen Gang, in welchem die Thiere nur hinter einander Platz hatten und nicht seitwärts vorbeidrängen konnten. In dieser Lage werden sie gemarkt. Laut rief einer der Herren und ein Capataz (Vorarbeiter), welche das Geschäft des Zeichnens übernommen hatten, nach der „Marca“, eilenden Laufes brachte ein Bursche das glühende Eisen, mit Geschick ward dasselbe durch die Latten des Zaunes geschoben und an passender Stelle den Thieren auf das Fell gedrückt. Ein brenzelnder Geruch geht von den versengten Haaren aus, dann folgt leichtes Zischen, eine kleine Rauchwolke steigt auf, dumpf brüllt das jetzt den Schmerz fühlende Thier und die Procedur ist beendet. Rasch kommen die übrigen an die Reihe, vorn werden die Querbalken herausgezogen und in wilder Hast drängen die gezeichneten Thiere nach dem zweiten Corral, der nächsten Abtheilung Platz machend. Wohl kommt es dabei vor, daß bei einzelnen Ochsen das Markiren nicht gelingt, aber für solchen Fall stehen am Ende des schmalen Ganges einige Knechte mit ihren Lassos, dem Durchgeschlüpften wird die Schlinge um Hörner und Beine geworfen, er stürzt unter dem Gejohle der Arbeiter wie Zuschauer, und in wenigen Minuten ist das Versäumte nachgeholt. Auch heitere Scenen tragen sich zu, wenn es nicht gelingt, ein Thier an den Beinen zu lassiren und dasselbe, mit mehreren Lassos am Kopfe, oft zwei oder drei Burschen hinter sich herschleift, die sich vergeblich bemühen aufzuspringen und beständig über einander purzeln. Im Ganzen verfehlen sie selten ihr Ziel, denn das Lassowerfen üben sie von Jugend auf und draußen im Camp, oder wie wir sagen auf dem Lande, läuft jedes Kind mit dem Tirador umher, der hirschledernen Schürze, die um die linke Hüfte gebunden wird, hinter die man den Lasso drückt, um dem Zuge zu widerstehen. Wenn man zu Pferde ist, so wird das Ende des Lasso*) am Sattelgurt befestigt, aber den Tirador legt der Reiter deshalb doch nicht ab. Er ist sein höchster Stolz und wenn er nur irgend die Mittel dazu hat, so verziert er ihn mit daraufgehefteten Silbermünzen. So ging diese Arbeit vom Morgen bis zum Abend ohne Unterbrechung fort, und immer nur Einzelne der Betheiligten gönnten sich Augenblicke der Erholung oder kamen an das Feuer, um sich mit ihrem Dolchmesser oder dem hirschfängerartigen Macheto ein Stück Fleisch abzuschneiden, das dann aus freier Faust gegessen wurde. Da werden eben nicht viele Umstände gemacht; man beißt in das große Stück hinein und schneidet es sich vor dem Munde ab. So machten es auch die Zuschauer und es schmeckte ihnen vortrefflich. Das ist so im Campleben. Der Abend brachte uns eine willkommene Abwechselung, da die Herren aus Igatimi Thee, Zucker und Caña, den aus Syrup destillirten Branntwein, mitgebracht hatten. Auf dem Tische standen ausgehöhlte halb durchschnittene Orangenschalen mit Ochsentalg gefüllt, in welchem ein wollener Lappen als Docht schwamm und die einzige hier im Walde übliche Beleuchtung gab. Dieselbe wird aber nie sehr lange benutzt, und als es noch nicht 8 Uhr war, suchte ein Jeder sein Lager auf. So weit es unseren Wirthen möglich war, stellten sie uns Catres, einfache Feldbetten, zur Verfügung; die Uebrigen mußten sich aus ihren Sätteln und Decken ihre Betten herrichten.

Am Abend des dritten Tages war die ganze Arbeit verrichtet und am andern Morgen wollten die Fremden wieder abreisen. Da ich die Herren inzwischen kennen gelernt hatte, gab es sich ganz von selber, daß wir nach dem Essen noch ein wenig plaudernd beisammen sitzen blieben. Sie waren alle freundlich und liebenswürdig gegen mich, den Fremden, was sie jedoch nicht abhielt, immer wieder sich auf Guarani zu unterhalten, obwohl sie wußten, daß ich nur wenig von dieser Sprache verstand. Ab und zu entschuldigten sie sich deshalb. „Wir Paraguayer sind nun einmal so,“ hieß es dann und nach wenig Augenblicken schon sprach Alles wieder Guarani. Da sah ich freilich die Nothwendigkeit ein, Guarani zu erlernen, und habe mich dann eifrig mit dem Studium dieser schönen und interessanten Sprache beschäftigt. Allgemein erregte es Verwunderung, daß ich während vieler Monate so weit im Lande gereist sei ohne jegliche Begleitung, noch dazu mit zwei Packpferden, und meistens in dieser gefürchteten Wildniß. „Hier zu Lande reist kein Mensch ohne bewaffnete Dienerschaft, und wäre es auch nur auf einen Tag,“ sagte einer der Herren. „Sie haben Recht“, erwiderte ich, „aber mir kommt es nicht darauf an, schnell an ein bestimmtes Ziel zu gelangen, denn ich will Land und Leute genau kennen lernen; zudem zwingen mich meine astronomischen Beobachtungen oft tagelang an einem Orte zu bleiben, wobei mir der Peon nur hinderlich wäre, und schließlich wollte ich, zu Beginn meiner Reise des Guarani noch ganz unmächtig, nicht von meinem Knechte abhängig sein. Jetzt, wo ich vaqueano geworden bin, also das Reisen genau kenne, werde ich mir für künftige Ausflüge auch Diener mitnehmen, denn bequemer ist es jedenfalls. Was aber die Gefahren anbetrifft, so halte ich Alles, was über sie gesagt wird, für stark übertrieben.“ Man schüttelte den Kopf, Herr Marle aber sagte: „Sie wissen doch, daß das ganze Land von Tigern und gefährlichen Schlangen wimmelt?“ „Gewiß,“ entgegnete ich, „aber ich habe keine der Bestien gesehen. Bei Tage verkriechen sie sich, und mich des Nachts an meinem Lagerfeuer anzugreifen, hat keine gewagt, obwohl ich ihre Spuren am anderen Morgen in nächster Nähe gefunden habe.“ „Sie wollen von hier,“ meinte Don Euphrasio, ein Herr, der mit aus Igatimi gekommen war, „weiter nach dem Norden, und wie ich gehört habe bis nach dem brasilianischen Staate Mato Grosso und dann über den Panadero zurück nach dem Rio Paraguay. Bedenken Sie doch, daß Sie in jener Gegend oft zwei, drei Tage lang kein Haus, keinen Menschen sehen. Wenn Ihnen oder Ihren Pferden in dieser Wildniß etwas zustößt, so sind Sie unbedingt verloren. Das Reisen ist ganz schön, aber hier in Paraguay doch sehr gefährlich. Seit langer Zeit hege ich schon den Wunsch, den großen Wasserfall, den Salto Guayrá zu besuchen, natürlich mit guter Begleitmannschaft, aber ich bin immer wieder vor den großen Mühseligkeiten und Gefahren zurückgeschreckt. Es ist doch gar zu weit, von hier wohl fünfundvierzig Leguas, und der Weg führt mitten durch das Indianergebiet, wo es nicht ganz geheuer ist.“ „Der Salto Guayrá,“ fügte Don Roque hinzu, „ist allerdings eine recht schwierige Sache, und sehr viel Leute haben ihn auch wohl noch nicht gesehen. So viel ich weiß, sind vor dem Jahre Dreiundneunzig nur drei weiße Männer dort gewesen, und seitdem ist er von nicht mehr als sieben Reisenden besucht worden. Zu solch gefährlichem Unternehmen gehört eine gute Vorbereitung, vor Allem zuverlässige Begleitung und gute Verproviantirung, denn in jener Gegend ist absolut nichts mehr zu beschaffen.“ Ich hatte aufmerksam zugehört, denn seit Wochen schwebte mir der Salto nach den im Lande umlaufenden Erzählungen als ein schwer zu erreichendes, geheimnißvolles Wunderding vor Augen, ohne daß ich gewagt hätte, eine Reise dorthin für mich in das Bereich der Möglichkeit zu bringen. Fünfundvierzig Leguas! Ich mußte unwillkürlich an meine abgematteten Pferde denken. „Aber schön soll er sein,“ rief Don Santiago, der Comisario von Jsau, „wer ihn gesehen hat, ist von ihm entzückt. Ein Wasserfall ohne Gleichen, ein Weltwunder! Auf sieben Leguas hört man ihn donnernd rauschen und meilenweit im Umkreis ist die Luft von seinem Wasserstaub erfüllt, so daß die Sonne nur durch Nebelschleier blickt.“ Mir schwirrten alle möglichen Dinge durch den Kopf, Zweifel, Besorgnisse und verlockende Bilder, und halb zagend gab ich meinen Gedanken Worte: Wenn das Alles wirklich so ist, dann lohnte es sich doch, die Fahrt dorthin zu unternehmen.“ „Unmöglich!“ „Wahnsinn!“ „Mann, wo denken Sie hin?“ So drangen die Abmahnungen von allen Seiten auf mich ein, und der Sturm legte sich erst, als einige Pferdejungen die hohlen Porongo-Früchte herbeibrachten, aus denen man den Mate mittels metallener Bombillas schlürft. Mir gegenüber saß ein hochge-

*) Im Spanischen wird das Wort lazo geschrieben.

wachsener, dunkelfarbiger Mann in seinen mattgelben Poncho gehüllt, und starrte, Mate trinkend, gedankenvoll vor sich hin. „Und dann," sagte er endlich zögernd, „und dann — —" „Nun? Was noch mehr?" „Und dann die Zauberer unter den Indianern, die unheimlichen Gesellen, die sich nach Belieben unsichtbar machen können, die ihren Feind in irgend welches Thier der Wildniß zu verwandeln wissen oder ihn in todähnlichen Zustand versetzen können. Ferner die zahlreichen guten, aber auch bösen Geister und Gespenster, die im Walde hausen, der Yasy-ya-teve und — —" „Genug, genug," unterbrach ich ihn, „die haben mich Alle schon von Caaguasu bis hierher begleitet, kein Ort, in dem ich nicht von ihnen hätte reden hören. Jetzt bin ich mit mir selber einig, ich gehe nach dem Salto!" Der Einzige, der mir zustimmte, war Don Atravo, mein Wirth, ein großer, schlanker Correntiner. „Yo quiero los hombres guapos," sagte er in seiner kurzen Weise. „Ich liebe kühne Männer" und dies einfache Lob trug nicht wenig dazu bei, mich in meinem Vorsatz zu bestärken. Am anderen Morgen brachen alle Gäste auf und ich traf meine Reisevorbereitungen. Die Packpferde und den größten Theil meiner Sachen ließ ich in Ipe-hún zurück, nur meine Waffen, Instrumente, das Nothwendigste an wollenen Unterkleidern und einen Beutel voll Mandiocamehl, den ich mir seit langer Zeit für die äußerste Noth zurückbehalten hatte, nahm ich mit. Doña Angela, meine freundliche Wirthin, packte mir die eine Hälfte des Quersackes voll frisch gebratenes Fleisch, die ganze Hausbewohnerschaft wünschte mir glückliche Reise, und voll Zuversicht auf das Gelingen meines Unternehmens ritt ich in den kühlen Winter-Morgen des 14. August hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Dr. C. Bowindel, Geschichte und Dogmatik. Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme), 1898. 1 ℳ 60 ₰. — Der Dogmatiker hat bei der wissenschaftlichen Darstellung des Glaubens eine geschichtliche und eine psychologische Aufgabe: eine geschichtliche, sofern der Glaube in fortlaufender Bewegung des Werdens und Wachsens sich befindet; eine psychologische, sofern dieses Werden durch die innere Perception des Gläubigen vermittelt wird. In geistvoller Weise erörtert nun der Verf., in welcher Weise die Gesetze und Thatsachen des inneren Lebens mit der geschichtlich gegebenen Macht des Christenthums zu vereinigen sind. Die Einheit von Erfahrung und Geschichte liegt in der Person Christi, die einmal als geschichtliche Größe in Schrift und Bekenntniß sich offenbart, sodann aber als mächtiger Urheber des religiösen Lebens von der inneren Erfahrung angeeignet wird. Demgemäß hat die Principienlehre der Dogmatik sich mit den Gesetzen des äußeren und inneren Lebens zu befassen. Wir meinen, daß hier, unabhängig von Frank und Ritschl, der dogmatischen Methode ein Weg gewiesen, oder sagen wir lieber: ein Leitergerüst errichtet worden ist, auf dem die Aussagen des subjectiven gläubigen Bewußtseins mit den Ansprüchen der objectiv erhärteten kirchlichen Glaubenslehre in einander und mit einander zu verarbeiten sind. J. J.

— Deutscher Volksgeist von Rudolf Goette. Altenburg, Stephan Geibel 1898. — Das Buch zerfällt in vier Abhandlungen „zur Einführung in die Politik der Gegenwart". Den Anspruch, welcher in diesen letzten Worten sich kundthut, können wir als berechtigt nicht anerkennen. Denn ohne in Abrede stellen zu wollen, daß der Verfasser den Geist der Geschichte in vielen Dingen richtig erfaßt hat und den Leser nicht selten durch Gedankenblitze überrascht, wird er selbst doch kaum glauben, daß, wer die vier Abhandlungen (Was ist die Volksseele? — Deutschthum und Romanismus — Die politischen Parteien und socialen Strömungen im Deutschen Reiche — Forderungen des deutschen Volkes an die Zukunft) gelesen hat, damit in die Politik der Gegenwart „eingeführt" sei. Wir erkennen überhaupt in dem Verfasser den vornehm denkenden Gelehrten, nicht aber den Politiker an. Dies beweist insbesondere der letzte Aufsatz, der (vom Standpunkte des Politikers betrachtet) theilweise an bedenklichen Unklarheiten leidet. Der Verfasser huldigt einem gemäßigten Antisemitismus. Hoffentlich gehört er nicht mit zu denjenigen seiner Partei, welche die Siege der Socialdemokratie mit erfochten haben. —tg—

— Die Wahrheit (München, Verlag von Rud. Abt) bringt im 7. Hefte des 4. Bandes u. A. einen Aufsatz des Prinzen Heinrich von Hanau unter dem bescheidenen Titel: „Politische Phantasien", ein Titel, welcher beim Leser angenehme, freilich unerfüllbare Erinnerungen am J. Möser's „Patriotische Phantasien" weckt. Die Ideen des Prinzen sind ja auch großentheils Phantasien, wir meinen politische Gedanken ohne einen — zunächst wenigstens — realen Hintergrund, ohne die Aussicht auf baldige Verwirklichung. Aber der Verfasser hat eine gute Bildung genossen und pflegt über die Entwickelung der politischen Angelegenheiten fleißig nachzudenken. Er ist überdies, wenn nicht der Satz: le style c'est l'homme gänzlich trügt, ein edler und liebenswürdiger Charakter, voller Wollwollen auch für die Unterdrückten und Schwachen. Er möchte Amerika gegenüber einen festen Bund der europäischen Mächte, was wir in der Theorie durchaus billigen, vide aber England! Dann macht er manche Vorschläge im Einzelnen, so in Bezug auf Kreta und den Kirchenstaat. An den letzteren erkennt man den Katholiken, was selbstverständlich überhaupt nicht und am wenigsten an dieser Stelle ein Vorwurf sein soll. Nur das Eine bleibt uns unerklärlich: wie der Prinz, der 12 Jahre lang in Frankreich gelebt, also oft genug Gelegenheit gehabt hat, die Franzosen kennen zu lernen, ernstlich an eine Verbrüderung denken kann. In hundert Jahren vielleicht! Jetzt aber so wenig, als „Wasser und Feuer sich mengen". —tg—

— Thümmel, Conr., Mittelalterliche Volkssagen als Ausdruck religiös-politischer Kämpfe. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter), 1898. (294. Heft der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff.) — Mit großem Scharfsinn und feinem Verständniß sucht der Verfasser des kleinen Schriftchens den Nachweis zu erbringen, daß die bekannten Sagen vom ewigen Juden, vom Ritter Tanhäuser im Hörselberge, vom verzauberten Kaiser im Kyffhäuser und vom heiligen Gral in ihrer heutigen Gestalt christliche Umbildungen echt altnordischer oder germanischer Volksüberlieferungen sind zum Zwecke der Veranschaulichung der großen geistigen Kämpfe zwischen der geistlichen und weltlichen Macht während des Mittelalters. Obwohl alle mehr oder minder versteckt heidnische Vorstellungen in sich liebend weiter tragen, so kennzeichnen sie sich doch in ihrer allmäligen Herausbildung und Ablösung vom heidnisch-germanischen Boden als zielbewußte Tendenz- und Agitationsstoffe von bestimmt erkennbarer religiös-politischer Richtung. Bald ist es der nach Freiheit und höherer geistiger Entwickelung strebende deutsche Volksgeist, der gegen die Hierarchie mächtige Vorstöße unternimmt, bald wieder ist es diese letztere, welche sozusagen durch Aufstellung eines Idealbildes ihre Omnipotenz der Welt vor Augen stellt. Mit Recht sieht der Verfasser in der Sage vom ewigen Juden nur die christianisirte Form der alten Wotanssage, die kirchliche Tendenz tritt durch die Bearbeitung sichtlich zu Tage. In der Tanhäusersage, sowie in der in demselben Boden wurzelnden Kyffhäusersage kommt die Unzufriedenheit des deutschen Volksgeistes mit der verweltlichten Kirchenherrschaft zum Ausdruck, die wohl über ihn das Scepter schwingt, ihn aber in seinem Streben nach höheren Gütern nicht zu begreifen und in sich aufzunehmen vermag. Beide Sagen schließen mit dem Tone ergebungsvoller Entsagung ab. Der Sieg wird vorläufig verloren gegeben, doch die Hoffnung auf ein siegreiches Wiederaufflammen der vorstoßenden Bewegung blickt hindurch. Die Gralsage, welche in ihrer Weiterbildung und Ummodelung die mit ihr in keinem inneren Zusammenhange stehende Artussage aufgenommen hat, hält der Verfasser für eine Replik der Kirche auf die kirchenfeindliche Tendenz der beiden vorhergehenden Sagen. Sie will das Priesterthum der internationalen katholischen Kirche als geistige Ritterschaft verherrlichen und trägt den Stempel kunstmäßiger Bildung an der Stirne, obgleich ihr Kern ein volksmäßiger und volksthümlicher ist. Dem Dichter der Gralsage merkt man den Kleriker an, der in der Mönchszelle in der Kutte steckt. Sehr feinsinnig erörtert der Verfasser eine den genannten Sagen inhärente Eigenthümlichkeit. Sie haben nämlich alle eine Persönlichkeit zum Vorwurfe, die in Verbindung mit überirdischen Wesen oder Mächten steht, durch die ihr eine begrenzte Unsterblichkeit gewährleistet wird. In der Sage vom ewigen Juden hat die Unsterblichkeit für die menschliche Natur eine grauenvolle Seite. Der die ganze Welt durchziehende rastlose Wanderer, der ursprünglich namenlos ist, später aber bald Cartaphilus, bald Ahasverus heißt und ein Schuhmacher oder Gerber in Jerusalem, nach einer anderen Ueberlieferung aber wieder Pförtner bei dem römischen Landpfleger Pontius Pilatus

war, verfällt alle hundert Jahre in eine todähnliche Ohnmacht, aus der er jedesmal wieder in dem Alter erwacht, in dem er sich zur Zeit des Todes Christi befand. Beim Tanhäuser dagegen, dem kühnen Schlachtenheld, der zugleich einen der besten und edelsten deutschen Söhne darstellt, zeigt sich die Unsterblichkeit von ihrer freundlichen Seite. Er lebt verborgen in einem Berge und ist den Schranken irdischen Daseins durch seinen Verkehr mit der Frau Venus entrückt, mögen wir in dieser nun die Verkörperung der alten gemanischen Göttin Hulda erblicken oder eine volkspoetische Neubelebung des altclassischen Heidenthums. In der Abart der Sage von dem im Berge verzauberten Kaiser hat die Unsterblichkeit ein rein staatlich-politisches Gepräge. In der Gralsage endlich liegt die Unsterblichkeit im freien Willen des Menschen, indem sie an das tägliche Anschauen des Wundergefäßes geknüpft ist. Was der Verfasser über die Entstehung und den geschichtlichen Umwandelungsprozeß der verschiedenen Sagen ausführt, beweist, daß er in der über sie vorhandenen Literatur zu Hause ist, vor Allem betrifft das die Sage vom ewigen Juden und die Sage vom heiligen Gral. Jedenfalls ist die kleine Schrift als ein willkommener Beitrag des in neuerer Zeit immer mehr emporblühenden „Folklore" als Wissenschaft zu begrüßen.

Aug. Wünsche.

— Johann Gottfried Seume. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Oskar Planer und Camillo Reißmann. Mit dem Bildniß Seume's in Stahlstich. Leipzig, G. J. Göschen. — Es gewährt einen großen Genuß, eine charaktervolle und eherne Persönlichkeit zu betrachten, wäre sie im Uebrigen auch noch so einseitig und eingeengt, wie es Seume ja im Grunde genommen war. In dieser Hinsicht kann man den Verfassern des vorliegenden Buches nicht Unrecht geben, wenn sie sagen: in jedem Hause ein solches Buch und es ist gut um das deutsche Volk bestellt. Bemerkt möge nebenbei zur Ehre dieses deutschen Volkes werden, daß der Spaziergang nach Syrakus zu denjenigen Büchern der Vergangenheit gehört, die wirklich gelesen werden. Eine Biographie Seume's fehlte bisher und wird hier geliefert und somit gehört das Werk der Literaturgeschichte an, die an ihm nicht wird vorübergehen können. Der Verlag, in dessen Officin Seume einst ein fleißiger, wennschon nicht immer genügend geschätzter Corrector war — wir meinen natürlich nicht von dem Verlag — hat sich eine Ehrenpflicht daraus gemacht, das in Rede stehende Werk zu verlegen, und sie verdient Dank dafür. Welch ein wunderlicher Lebenslauf rollt sich hier vor unsern Augen auf! In Poserna geboren, in Knauthain erzogen, kommt der mittellose Jüngling, den Gönner unterstützen, weil sie seine Begabung einsehen, nach Leipzig als Student, wo er sich gut bewährt. Dann treibt ihn der Wandertrieb sammt den Verhältnissen in die Ferne. Seume will die Welt sehen. Jetzt fangen ihn hessische Werber ein und er wird das Opfer des Soldatenverkaufs, den Schiller als Dichter und Friedr. Kapp in seinem Buch über den Soldatenhandel im vorigen Jahrhundert als Historiker so ergreifend dargestellt hat; die Menschenwaare wird nach Amerika verpackt, um dort im Dienste Englands gegen die Amerikaner zu kämpfen, die ihre Unabhängigkeit erstreben und verfechten. Seume, dieser Freiheitsfreund, in die Uniform geschnürt, gegen die freiheitsdurstigen Amerikaner auftretend. Aber auch in dieser mißlichen Lage bewährt er sich als ein ganzer Mann, nie seine Pflicht verletzend, nie seine Ueberzeugung verleugnend. Ein Lied, das er gedichtet und das rohe Soldaten singen, macht einen Officier auf den zum Corporal Gewordenen aufmerksam. Mit diesem theilt der Untergebene die Achtung, das Vertrauen, die Freundschaft. Nach Europa zurückgekehrt, muß Seume weiter harte Frohndienste thun, verfällt fast der Kugel wegen Desertion, wozu ihn die Nothwendigkeit treibt, soll Gasse laufen und wird nur auf Fürbitte der Kinder, die ihn lieben, weil er sie unterrichtet, zu Wasser und Brod begnadigt, sehr zur Freude seiner Vorgesetzten, der Officiere. Des hessischen Soldatendienstes ledig, fällt er, der Schlankgewachsene, Stramme, den Preußen in die Hand, um auch hier Sklavendienste zu leisten, gegen seine Neigung, der übrigens trotzdem zeitlebens ein Verehrer des alten Fritzen war. Endlich auch hiervon los geht Seume zunächst wieder nach Leipzig, um seine Ausbildung zu vollenden, tritt dann in russische Dienste, wieder als freiheitsliebender Mann in der engen Knechtschaft, jedoch um auch hier sich die Liebe und das Vertrauen seiner Umgebung, auch der höheren, zu erwerben. Bei dem polnischen Aufstande in Warschau, Seume nennt es die schwerste Stunde seines Lebens, als die Insurgenten hart neben seinem Versteck die Wehrlosen abschlachten, fast dem Tode verfallen, gelingt es ihm zu entweichen und er kommt nach Deutschland zurück, um nun endlich in eine würdigere, seinem Wesen gemäßere Stellung zu gelangen. Er wird Corrector bei Göschen und zwar nicht in Leipzig, sondern im benachbarten Grimma, wo sich damals die Officin befand. Aber auch hier hatte er harte Arbeit zu bestehen, er sitzt Tag für Tag, oft keine Zeit zu einer freien Zeile behaltend, hinter dem Correctortisch und muß Klopstock, dessen Prachtausgabe damals erschien, und andere Autoren corrigiren, ohne mehr zu erlangen, als die Zuneigung Göschen's, da der Dank des alten, grilligen Klopstock, den jede Kleinigkeit ärgerte, nicht zu erreichen war. Er setzt sich darüber großmüthig hinweg, liebt den Dichter des Messias trotzdem und trotz seines heiligen Dunkels und dichtet dabei viel, indem sich bei ihm immer die Erlebnisse unmittelbar in Verse umsetzen, eine Eigenheit des Seume'schen Schaffens, das nie zu einem selbständigen Kunstwerk gelangte. Seume ist im großen Publicum fast nur durch sein berühmtes Gedicht von dem Canadier, der Europens übertünchte Höflichkeit noch nicht kannte, bekannt geworden. Nun endlich, da seine Mittel es erlauben, kann er den Lieblingsplan seines Lebens, den er unter den größten Entbehrungen gefaßt und nicht fallen gelassen, in der rauchigen Wachtstube der Soldaten, bei den Huronen Amerikas, im fernen Rußland, in Ausführung bringen. Er tritt seinen weltberühmten Spaziergang nach Syrakus an, im Winter, von Grimma zu Fuß, das Ränzel auf dem Rücken, den Knotenstock in der Hand, das nöthige Geld in der Tasche, in den fernen Süden pilgernd, so aussehend, daß er nicht viel Reichthümer bei sich tragen möchte, aber dasjenige, was er besitze, wohl zu vertheidigen wissen würde. Eine merkwürdige Reise, diese nach Syrakus! Während Goethe im gelobten Lande der Kunst Läuterung und sich selbst wieder suchte und fand, Gaudy viel später ein Italien der Wirklichkeit sah mit seinen vielen Schattenseiten, Florenz ein Flohrenz nannte, stand der einsame Wanderer nach Syrakus gewissermaßen zwischen Beiden in der Mitte, staunte und kritisirte. Noch eine zweite große Reise sollte Seume später unternehmen, die nach dem Norden, nach Rußland, Schweden &c., die bereits die innere Umgeburt seines Wesens darlegte. Unter den drängenden Ereignissen der Zeit — 1806 — ward aus dem träumerischen Weltbürger ein thatkräftiger Patriot, ganz wie es bei H. v. Kleist der Fall war, an den Seume mehr als einmal erinnert, ohne doch an ihn heran zu ragen. Als Patriot steht er auch vor unsern Augen, wenn wir von ihm Abschied nehmen, als nicht immer angenehmer Mahner, Tadler, in der Art Hutten's, als Prophet. Einzelne Worte von Seume muthen zudem ganz an, als ob er die spätere deutsche Entwickelung hätte voraussehen können. Diese Schriften konnten zum Theil erst nach seinem Tode — Seume starb 1810 als Leidender in Teplitz und liegt auch daselbst begraben — erscheinen. Der Moses sah das gelobte Land — 1813 —, betrat es aber nicht mehr. Nicht umsonst steigt ab und zu, wenn man diese Schriften liest, die Gestalt des hingemordeten Buchhändlers Palm vor unsern Augen auf. Wir haben das Gefühl, auch Seume würde seine Worte gegen den Corsen, den er einst bewunderte und nunmehr haßte, um den Einsatz des Lebens vertreten haben. Dieser ganze Entwickelungsgang, dem wir hier nachgingen, da er dem Leser wohl nicht so ganz mehr in der Erinnerung sein wird, wird hier mit Documenten reich belegt, die durch die ergänzende Darstellung der Biographie unterbrochen werden. Eine erschöpfende eigentliche Beurtheilung des Materials und der Methode der Verfasser müssen wir den Fachzeitschriften überlassen. Hier genügt es, eingehender, als es der Raum sonst erlaubt, auf das Buch hingewiesen zu haben, das auch den Laien interessirt, ja für diesen mit geschrieben ist.

J. R.

— Die Geschichte eines jungen Mädchens. Roman von Erna Juel-Hausen. Uebersetzt von Ernst Brausewetter. Zweite Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1898. — Unser Urtheil über die acht Capitel dieses inhaltleeren, geistlosen, auf die frivolste Sinnlichkeit berechneten sogenannten „Romans" können wir kurz dahin zusammenfassen, daß wir vor dem Umgange mit einer so widerwärtigen, hohlen Person, wie es die Heldin des „Romanes" ist, jedes junge Mädchen warnen und, wäre es unsere Tochter, denselben kategorisch verbieten würden.

W. Sm.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 93. Donnerstag, den 11. August, Abends. 1898.

Zum 50jährigen Todestage George Stephenson's.

Der gewaltige Aufschwung, den das Eisenbahnwesen seit der Mitte unseres Jahrhunderts und besonders in den letzten Jahrzehnten genommen hat, spricht mehr, als Worte es vermögen, für die Wichtigkeit der Idee, die Dampfkraft zur Fortbewegung größerer Lasten zu benutzen und dadurch dem Handel und Verkehr neue, ungeahnte Wege zu eröffnen. Wer vor fünfzig Jahren in der schwerfälligen Reisekutsche oder, wenn es hoch kam, per Extrapost die staubigen Landstraßen entlang fuhr, hat es sich gewiß nicht träumen lassen, daß seine Nachkommen dereinst in wenigen Stunden mit Windeseile die Strecke durchfliegen würden, zu welcher er mehrere Tage mühsamer Fahrt brauchte. Und daß es so gekommen, ist das Verdienst des Mannes, dessen 50jähriger Todestag uns veranlaßt, auf sein Leben und Wirken und auf die Bedeutung seiner Erfindung für den gesammten Weltverkehr einen kurzen Blick zu werfen, das Verdienst des Engländers George Stephenson, des Erfinders der Locomotive.

Als Stephenson am 12. August 1848 starb, umfaßte das Eisenbahnnetz der Erde erst ungefähr 7800 km, aber der Grund zur Weiterentwickelung der Eisenbahnen war gelegt und der Sohn und Nachfolger des Erfinders, Robert Stephenson, konnte sich der Hoffnung hingeben, daß die Schöpfung seines Vaters nicht untergehen, sondern zum Nutzen seiner Mitmenschen erhalten bleiben würde. Und in der That, der Erfolg hat gelehrt, daß diese Hoffnung keine trügerische war. Bereits 1860 war das Eisenbahnnetz der Erde auf 107 961 km und 1870 auf 209 789 km angewachsen und erstreckte sich 1880 auf 372 429 km, während es zur Zeit eine Ausdehnung von über 800 000 km erreicht hat, nahezu das Zwanzigfache des Umfangs der Erde am Aequator. Dieses bedeutende Werk wurde von einem Manne angebahnt, der, ein Kind des Volks, aus den dürftigsten Verhältnissen hervorgegangen und mit mangelhafter Bildung ausgestattet, sich durch eisernen Fleiß und rastlose Energie zu einem der hervorragendsten Geister der Neuzeit aufgeschwungen hat.

George Stephenson wurde am 9. Juni 1781 als zweiter Sohn des Heizers Robert Stephenson im Dorfe Wylam unweit Newcastle in einer kleinen, noch vorhandenen Hütte geboren. Seine Eltern lebten in den bescheidensten Verhältnissen und konnten ihrem Söhnchen nicht einmal die Vortheile des Schulbesuchs gewähren. Der kleine George mußte vielmehr seit seinem achten Jahre schon selbst Geld verdienen. Er hütete zuerst Kühe und Pferde und erhielt 1 Schilling Wochenlohn, dann arbeitete er auf dem Felde für 40 ₰ Tagelohn, und wurde schließlich als Pferdetreiber bei einem Göpelwerk in den Kohlenbergwerken beschäftigt. Seit dem 14. Jahre half er dem Vater bei der Feuerung der Maschinen, erhielt im folgenden Jahre einen selbständigen Heizerposten und rückte, da er sich überaus fleißig und anstellig erwies, allmälig zum Maschinenwärter auf. So war er 17 Jahre alt geworden, ohne lesen und schreiben zu können. Er sah indeß ein, daß er sich diese Fähigkeiten zu seinem weiteren Fortkommen nothwendiger Weise aneignen müsse, und besuchte deshalb nach Beendigung seines Dienstes eine Abendschule, wo er mit den kleinen Kindern zusammen lesen, schreiben und rechnen lernte und seine Lehrer bald durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit erfreute. Vornehmlich in der Geometrie machte er gute Fortschritte und suchte das, was er theoretisch gelernt hatte, praktisch durch Nachbildung von kleinen Maschinen zu verwerthen. Dies führte ihn dazu, mannigfache Verbesserungen an den von ihm bedienten Maschinen anzubringen, wodurch er die Aufmerksamkeit seiner Brodgeber erregte, die seinen Forschungseifer in jeder Hinsicht unterstützten. Nebenher beschäftigte er sich mit der Reparatur von Uhren und, weil ihm seine Stellung nicht genug Verdienst einbrachte, mit Schuhflicken. Letztere Beschäftigung war von Bedeutung für sein Leben, denn er lernte hierdurch seine spätere Gattin Franziska Henderson, ein Dienstmädchen, kennen. Am 28. December 1802 fand die Trauung statt, und Stephenson genoß nun eine Reihe glücklicher Jahre an der Seite seines geliebten Weibes. Am 16. October 1803 wurde ihm sein Sohn Robert geboren, der nachmals den Namen des Vaters in glänzender Weise fortführte, aber seine Freude über das Gedeihen des Kindes wurde jäh durch den Tod seiner Gattin getrübt. In angestrengter Arbeit und ernsten Studien suchte er Trost zu finden. Er wanderte zu Fuß nach Schottland, wo er in Montrose eine Zeit lang als Maschinenmeister in einer Spinnerei beschäftigt war, und kehrte dann mit erheblichen Ersparnissen nach England zurück. In Killingworth, wo er schon vorher angestellt gewesen war, fand er schnell eine Anstellung als Maschinenmeister und zeichnete sich hier bald durch seine Erfindungsgabe aus, indem er durch sinnreiche Verbesserungen an den Pumpwerken in erheblichem Maße zur Trockenlegung der Kohlenbergwerke beitrug. Außerdem erfand er eine Sicherheitslampe, welche es den Bergleuten ermöglichte, auch in die von explosiven Gasen erfüllten Stollen einzufahren. Sein Hauptaugenmerk richtete Stephenson aber auf die Herstellung einer Dampfmaschine, welche vermittelst der locomotiven Kraft die Fortbewegung von größeren Lasten ermöglichen sollte, und sein Eifer wurde trotz vielfacher Mißerfolge schließlich von Erfolg gekrönt.

Der Gedanke, die dem Wasserdampf innewohnende Spannkraft zur Arbeitsleistung zu benutzen, ist sehr alt und hat schon im Alterthum und im Mittelalter zu verschiedenen Versuchen geführt. Greifbare Gestalt gewann dieser Gedanke aber erst durch die von Papin und von Newcomen construirten Dampfapparate und durch die Erfindung der doppeltwirkenden Dampfmaschine durch James Watt. Da die Dampfmaschinen hauptsächlich zum Betriebe rotirender Wellen benutzt wurden, so lag es nahe, diese Rotation als Betriebsmittel zur Fortbewegung von Fahrzeugen zu benutzen, und in der That haben sich schon vor Stephenson verschiedene erfinderische Leute mit dieser Idee beschäftigt. Bereits 1769 construirte der Franzose Cugnot einen Dampfwagen, der sich auf der Straße fortbewegte, aber auch gleich bei der ersten Fahrt mit solcher Gewalt gegen eine Mauer fuhr, daß er zerschellte. Bei diesem ersten Versuch blieb es lange Zeit. James Watt hatte zwar 1784 ein Patent auf bewegliche Dampfmaschinen zur Fortbewegung von Wagen auf Schienen genommen, doch scheint er seine Idee nicht praktisch durchgeführt zu haben. In englischen Bergwerken wurde die Dampfmaschine vielfach zur mechanischen Fortbewegung kleiner Wagen benutzt, indem man Letztere mittelst eines über die Rotationswelle der Maschine geführten Seiles auf Schienenwegen über stark geneigte Abhänge hinaufzog. Der Erste, welcher die Idee der beweglichen Dampfmaschine zur Ausführung brachte, war der Amerikaner Evans, doch konnte er seine Erfindung nicht praktisch verwerthen, da es ihm an Mitteln hierzu fehlte. Fast gleichzeitig mit ihm hatte der Engländer Trevithik eine Locomotive erbaut, welche im Jahre 1804 in Süd-Wales in Betrieb gesetzt wurde und zum Transport von Roheisen diente. Sie vermochte eine Last von 10 Tonnen mit einer Geschwindigkeit von 5 englischen Meilen in der Stunde fortzubewegen und besaß einen im Dampfkessel horizontal gelagerten Cylinder von 8 Zoll Durchmesser; die Uebertragung erfolgte durch eine Kurbelstange und zwei Zahnräder, an deren Achse die Triebräder befestigt waren. Da man allgemein glaubte, daß die Reibung zwischen den Radkränzen und den eisernen Schienen nicht stark genug wäre, um bei beträchtlicher Steigung ein Zurückgleiten der Wagen zu verhindern, so hatte

Trevithik neben den Eisenschienen eine Holzbahn angebracht, in welche hervorstehende Nagelköpfe der Radkränze eingriffen. Diese falsche Anschauung führte bei den weiteren Versuchen zu neuen Sicherheitsmaßregeln, man wandte Zahnräder und eine gezähnte Stange neben den Schienen an, ferner eine über eine Rolle unterhalb der Locomotive laufende Kette und Aehnliches.

George Stephenson war es vorbehalten, diese Mängel zu beseitigen und die erste brauchbare Locomotive zu erbauen. Er erkannte bei seinen Versuchen, die sich an Trevithik's Erfindungen anschlossen, daß die Reibung der Räder auf den Schienen stark genug sei, um die Maschine auf horizontalen und mäßig geneigten Strecken fortzubewegen, und daß man der verschiedenen Sicherheitsmittel nicht bedürfe. Er erbaute 1814 für das Bergwerk in Killingworth die Locomotive „Blücher", welche zur Zufriedenheit der Besitzer ausfiel, obwohl sie im Betrieb theurer war, als die bisherige Pferdebahn. Die Stephenson'sche Locomotive hatte einen 8 Fuß langen Kessel und 2 Cylinder von 8 Zoll Durchmesser, die Uebertragung der Kolbenbewegung wurde auch hier mittelst Kurbelstange und Zahnräder bewerkstelligt. Die Maschine zog 8 beladene Wagen von 30 Tonnen Gehalt mit einer Geschwindigkeit von 6 km in der Stunde. Bei ferneren Versuchen, welche Stephenson anstellte, gelang es ihm, die Kraft der Maschine unmittelbar auf die Räder zu übertragen und das Zahnrädersystem zu beseitigen, auch die Geschwindigkeit der Locomotive bis auf 14 km zu erhöhen. Stephenson's Erfolge wurden schnell bekannt und veranlaßten einen reichen Unternehmer Edward Pease, sich ihm zu nähern und den Plan zu einer wirklichen Eisenbahn für Personen- und Güterbeförderung in ihm anzuregen. Mit Hilfe der von ihm gewährten Geldmittel wurde die erste Locomotiv-Eisenbahn zwischen Stockton und Darlington gebaut und, nachdem die Einwilligung des Parlaments nach hartnäckigen Kämpfen erlangt war, am 27. September 1825 eröffnet. Stephenson führte seine Locomotive selbst, welche 38 Personenwagen mit 450 Passagieren und mehrere Güterwagen von 90 Tonnen Gehalt mit einer Geschwindigkeit von 19 km pro Stunde zog. Auf der neuen Bahn entwickelte sich bald ein reger Personen- und Güterverkehr und ihre Erfolge veranlaßten die Städte Liverpool und Manchester, gleichfalls eine Eisenbahn zu erbauen, um den zwischen beiden Städten bestehenden Verkehr zu bewältigen. Stephenson erbaute auch diese Bahn und die dazu nothwendigen Maschinen und sah sein neues Werk gleichfalls von Erfolg gekrönt. Ein Uebelstand stellte sich aber bald heraus: für den umfangreichen Güterverkehr zwischen Liverpool und Manchester genügten die Locomotiven nicht und infolgedessen wurde ein Preisausschreiben für die beste Maschine erlassen. Bei der am 6. October 1829 bei Rainhill stattfindenden Wettfahrt zwischen vier Locomotiven errang Stephenson's Maschine „Rocket" einstimmig den ersten Preis. Der Hauptvorzug derselben bestand in der erhöhten Dampferzeugungsfähigkeit durch Anwendung vieler schmaler Röhren, welche den Kessel von einem Ende bis zum andern durchzogen. Die Locomotive zog zwei beladene Wagen von 190 Centner Gewicht mit einer mittleren Geschwindigkeit von 22 Kilometern und einem Maximum von 32 Kilometern in der Stunde. Stephenson erhielt nun den Bau sämmtlicher Maschinen für die Liverpool-Manchesterbahn übertragen und bestrebte sich in der Folge noch viele Verbesserungen, größere Leistungsfähigkeit, Umsteuerung, Blasrohre u. A. zu ersinnen. Aus der von ihm in Gemeinschaft mit Pease und seinem Sohn Robert bei Newcastle errichteten Locomotivfabrik gingen in den nächsten Jahrzehnten sämmtliche Locomotiven für die englischen und die andern europäischen Bahnen hervor, desgleichen die Wagen, die Schienen und das sonstige Zubehör der Eisenbahnen, selbst das Personal wurde anfangs nur aus Stephenson's Schule genommen. Der pecuniäre Erfolg konnte bei dieser Lage der Dinge nicht ausbleiben. Ein ansehnliches Vermögen setzte Stephenson in die Lage, seine letzten Lebensjahre in beschaulicher Ruhe auf seinem Landgute Tapton-House mit Blumen- und Obstzucht zuzubringen, zumal sein genialer Sohn Robert das angefangene Werk zu seiner Zufriedenheit weiterführte. Zu Tapton-House ist George Stephenson am 12. August 1848 gestorben. Das englische Volk ehrte das Andenken des begabten Erfinders, der zu seinen Lebzeiten alle Ehrungen, selbst Orden und Erhebung in den Adelsstand ausgeschlagen hatte, indem es ihm unweit der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit auf der Eisenbahnbrücke über den Tyne bei Newcastle ein gewaltiges Standbild errichtete. Außerdem sind Statuen oder Büsten von ihm in vielen anderen Städten aufgestellt und erinnern die Nachwelt an einen der bedeutendsten Männer des 19. Jahrhunderts. Ein bleibendes Denkmal aber hat er sich selbst durch seine Erfindung gesetzt, und solange das sich immer weiter ausdehnende Eisenbahnnetz den Erdball umspannt, wird man Stephenson als den Schöpfer des modernen Verkehrsweges rühmend erwähnen.

Dr. G. Albrecht.

Gedichte.

1) **Lieder einer kleinen Frau.** Von **Marie Brugger.** Erster Band. München, 1898, Verlagsbuchhandlung von Seitz und Schauer. Preis broschirt 2 ℳ, in sauberem Einbande 3 ℳ. — Die Dichterin hat mit den Erstlingen ihrer Muse in engerem Kreise freundlichen Beifall gefunden. Einzelnen ihrer Lieder hat auch die Vermittelung kunstgeübter Tonmeister den Weg zu sangesfrohen Seelen gebahnt. Das hat ihr Muth gemacht, mit einer ganzen Sammlung von Gedichten hervorzutreten, die einen sehr gut ausgestatteten Band von 191 Seiten füllt. Unter den poetischen Gaben dieser Sammlung ist unstreitig manches Ansprechende. Am meisten sagen mir die schlichten, sangbaren Weisen zu, wie der wehmüthige „Abschied von der Jugend" S. 19, die schmerzliche Klage „Ich wollt im Hain der Liebe wandeln" S. 40, „Heimkehr" S. 68 und ähnliche. Daneben aber steht doch auch recht Bescheidenes. „Der Postillon" S. 30 lohnte kaum den Druck. Ergreifende Herzenstöne schlägt Marie Brugger an in dem Gebet S. 61:

> Nimm Alles, Herr, was ich nur habe,
> Doch schenk' Gesundheit mir und Kraft:
> Dem Stückchen Brot gleicht Nichts auf Erden,
> Um das mein Hunger selbst geschafft.

Auch die stille Zufriedenheit des Gedichtes „Meine Welt" S. 107 und das kindliche Vertrauen S. 120 („Muttersegen") klingt echt und wahr. An anderen Stellen können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, als spiele die Dichterin nur mit der Empfindung. Sogar die Klarheit des Gedankens ist nicht überall zweifelsohne. Man sehe z. B. den Schluß von „Sehnsucht" S. 140, die Tagebuchblätter S. 149—150, den sonderbaren Spruch von der Thräne S. 159, den tollen Vergleich S. 174 und den thörichten Wunsch S. 179: „Ja, könnt' ich kläffen, guter Hund" u. A. dgl. Strengere Selbstkritik hätte auch Verschiedenes um formeller Mängel willen ausscheiden sollen. Nur aus dem leidigen Reimzwange erklärt sich die geschraubte Wendung S. 27: Frei schlägt das Herz, um's Vaterland gelegt. Das verbrauchte „voll und ganz" (S. 29) ist im Reime ganz unerträglich. „Knospen voller Schwellen" S. 34 sind kaum deutsch. Das Zeitwort erbittern ist in intransitivem Sinne (S. 39) nicht zulässig, die Form „quillt" S. 74 ist falsch gebraucht für quellt, umgekehrt steht schwellt für schwillt S. 152 und S. 160. Anstatt „losch aus" S. 77 muß es heißen „löschte aus". Das edle Füllwörtchen „da" ist an vielen Stellen da, wo es Nichts zu suchen hat, z. B. S. 44:

> Denk, Mutter, es hat mich ein Bursche gefragt,
> Ob ich ihn da heirathen mag

und ein paar Zeilen weiter:

> Ich ärgre mich schmählich da über den Mann.

So noch besonders störend S. 186—187: Nun will ich gehn. Ob ich da wiederkehre u. s. w. — „Die Kunst wächst wild in ungezählten Arten", damit spricht die Dichterin (S. 37) eine große Wahrheit gelassen aus. Wir würden manches ihrer Lieder unter die „hochgeschoss'nen Wedeln" (!) rechnen, die sie selber aus dem Garten echter Kunst ausgerottet sehen möchte. Darum rathen wir der kleinen Frau, bei der Zusammenstellung eines zweiten Bandes ihrer Dichtungen recht streng über sich zu Gericht zu sitzen. Auch einen sachkundigen und ehrlichen Beisitzer zuzuziehen halten wir für rathsam.

2) **Gedichte** von **Alfred Beetschen.** München, 1898, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. Preis broschirt 4 ℳ, gebunden 5 ℳ. — Ein liebenswürdiger Geist, ein sonniges Gemüth spricht hier in formgewandten Versen die Empfindungen und Gedanken aus, die ihm des Lebens auf- und niederrollende Tage gebracht haben. Schalkhafte Anmuth und gewichtiger Ernst, scharfe Satire und warme Begeisterung, besonders für die hohe Kunst und ihre geweihten Priester, lösen einander in lieblichem Wechsel ab. Für das moderne Titanenthum im Frack (S. 177)

und die Gigerldichter fin de siècle (S. 179) hat er Nichts übrig, er gehört nicht zu Denen, die Schiller's Namen blos noch mit spöttischem Naserümpfen nennen (S. 82). Dagegen findet er einige Worte zur Verherrlichung von Robert Schumann, Johannes Brahms, Paul Heyse, Hans Sachs, Pestalozzi, C. F. Meyer, Johann Strauß, Hermann Lingg, Böcklin. Man ersieht schon aus diesen Namen, daß er einen guten Geschmack hat, und wenn er auch zu Heinrich Heine's hundertstem Geburtstag die Harfe rührt und es beklagt, daß dem Heine-Denkmal keine Stadt diesseits des Weltmeeres einen Platz hat einräumen mögen (S. 205 ff.), so wollen wir nicht mit ihm darüber rechten. Dankbar sind wir ihm für die höhnischen Seitenhiebe auf die aufgeblasene Talmi-Kunstgemeinde der Bayreuth-Wallfahrer (S. 121—125). Er bringt es fertig, an Jean Paul's Grabe den Zaubergarten Klingsor's und die lüsternen Weisen der Blumenmädchen zu vergessen. Das schon allein bezeugt zur Genüge, daß er seinen Weg abseits von der breiten Landstraße der gewöhnlichen Kunstheerde zu suchen und zu finden weiß. Der Dichter ist Schweizer. Das zeigen einige Gelegenheitsgedichte, in denen sich ein starkes Heimathsgefühl mit wirksamem Pathos zur Geltung bringt: zur Feier des 600jährigen Bestehens der Schweizerischen Eidgenossenschaft (S. 198), die Bahn auf die Jungfrau (S. 200), Prolog zur Eröffnung eines Schweizerischen Nationaltheaters (S. 202). Wir geben als Probe seines ansprechenden Humors eines der neckischen kleinen Liedchen (S. 109):

Wenn ich zwei Flügel hätt',
Meinst, ich würd' reisen,
Adlergleich ziehn in bedächtigen Kreisen?
Glaubst, ich entflöge dir — husch! — aus dem Bau?
Bist mir ein argwöhnisch Ding du, schau, schau!
Mitten in Freud und Leid
Mag mir's behagen.
Dich in den Armen, was sollt' ich erjagen?
Bin ja kein flatterhaft thörichter Knab';
Wenn ich zwei Flügel hätt', — schnitt ich sie ab!

Uns war es eine Freude, des Dichters Bekanntschaft zu machen. Ist ihm auch die markige Fülle der Sprache seines Landsmanns Conrad Ferdinand Meyer versagt, sein herziges Talent verdient doch, auch bei uns im Reich freundliche Anerkennung zu finden.

3) Einsame Straße. Gedichte von Helene Orzolkowski. Berlin, 1898. Verlag für Lyrik, Zehdenicker Str. 11. — Viel steht nicht auf den 47 Seiten Großoctav. Der Speck ist sehr reichlich bemessen. Es stehen oft blos 4, 6, 8 Zeilen auf der Seite. Aber man hat vollkommen genug daran. Schon bei den graumelirten Haaren und den ballenden Thränen auf S. 6 können wir uns das Lächeln schwer verbeißen. Daß die Verfasserin das Nachtigallenlied mit tiralü-tiralü wiedergiebt, mag ja gut sein; daß aber die sich öffnenden Rosenknospen und gar der perlende Thau ähnliche Töne von sich geben sollen, ist kaum glaublich. S. 11 reißt ein Fräulein duftend mit nervösen Händen die Blumen aus der Erde. Für die Bereicherung der Muttersprache um das Wort schweiglos in der Bedeutung von schweigsam („erst schweiglos, dann jauchzend" S. 15), können wir der Dichterin nicht dankbar sein. Es ist eine völlig beispiellose und darum verunglückte Neuschöpfung, man vergleiche etwa kopflos, sinnlos. Der Himmel färbt sich wie ein Frühlingskind S. 16 — Ich trink' an des Schöpfers allspeisender Brust S. 16 — hauchloser Schlummer S. 17 — das sind Alles recht gewagte Ausdrücke. Wer den Amselschlag „gluckend" nennt (S. 19), der muß sein Lebtag noch keine Amsel gehört haben. Wie schwer es ist, den Volksliedton nachzuahmen, das zeigen die mißrathenen Lieder S. 24 und S. 29. Reime wie geschwelgt: verwelkt (S. 35) sind unerlaubt. Der Schluß S. 42 soll wahrscheinlich Heine'sche Art sein, ist aber nur die einfache Roheit ohne eine Spur des Heine'schen Witzes. S. 46 beginnt ein Märchen so:

Im Walde lag ich
Am grünen See,
Drin schliefen zwei blaue Kähne
Und wiegten zwei schwarze Schwäne.

Blaue Kähne kommen vor. Daß sie schlafen, ist schon ungewöhnlich. Aber daß sie im Schlafe auch noch zwei schwarze Schwäne wiegen sollen, ist ein durchaus unbilliges Ansinnen. Wie die Dichterin mit der Sprache umspringt, um einen Reim zu erhaschen, sehe man an folgenden Versen (S. 27):

Nun ist doch endlich das Sehnen,
Das ewige Sehnen gestillt
Des Herzens, das sprudelnd und tollend
Und liebend war überquillt!

Wer vom Lenz nichts Besseres zu singen weiß, als das unsinnige Lied S. 12:

„Die Sonne blinzelt durch das Grün
Und küßt die kühle Erde,
Und schlummerlustig liege ich
In einer Blumenheerde.
Der Lenzwind kost das junge Laub,
Er will den Wald begrüßen,
Da bläst er sich vor Aerger auf,
Weil sich die Blumen küssen"

der sollte lieber schweigen oder jedenfalls seine poetischen Ergüsse nicht drucken lassen. Wir können der Dichterin wenig Aussicht machen, daß sie für ihre „einsame Straße" Genossen finden wird.

4) Strandgut. Ausgewählte Dichtungen von Reinhold Fuchs. Vierte, durchgesehene, stark vermehrte Auflage. Mit dem Bilde des Dichters. Altenburg, Stephan Geibel's Verlagsbuchhandlung, 1898. Preis in schönem Einbande 4 ℳ. — Ein Reimlein für den Hausbrauch gelingt wohl beinahe Jedem, wenn es gilt, etwa ein fröhliches Familienfest im trauten Kreise von Verwandten und Freunden zu feiern oder einer bescheidenen Gabe der Liebe ein freundliches Wörtchen der Widmung beizufügen. Anspruch auf den Lorbeer des Dichters begründen solche Gelegenheitsverse nicht, und die meisten dieser kleinen Hauspoeten kennen und bedenken wohl auch Schiller's warnenden Spruch:

Weil dir ein Vers gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, meinst du schon Dichter zu sein?

Von Reinhold Fuchs braucht man nicht viel zu lesen, so ist einem klar: Das ist Keiner von den Alltagspoeten, die sich an den Fingern die Hebungen abzählen und im Schweiße ihres Angesichts Herzen auf Schmerzen und Rüster auf Düster reimen. Das ist einer von den Auserwählten, denen unmittelbar aus einem reichen und tiefen Herzen die Sprache fließt und denen ohne Qual und Zwang die Worte zu Zahl und Maß sich reihen. Sie sind dünn gesät, diese Lieblinge Apoll's, heute und wohl immer, und eine um so ernstere Pflicht der Kritik ist es, recht nachdrücklich und eindringlich auf sie hinzuweisen. Zwar Reinhold Fuchs hat den Zugang zu den Herzen Derer, die wahre Dichtung von leichtem Reimgeklingel zu unterscheiden wissen, schon gefunden. „Ausgewählter Dichtungen vierte Auflage" — das ist in unserer Zeit der literarischen Massenerzeugung eine Empfehlung, die ein Dutzend günstiger Besprechungen reichlich aufwiegt. — Den Inhalt des ersten Theiles des schmucken Bändchens bilden längere Stücke epischer Art, Strand- und Bergsagen oder Balladen, die kühne Thaten opferfreudiger Helden künden und den Ruhm edler Frauen singen, den zweiten Theil füllen Stimmungsbilder bald heiteren, öfter ernsten Gepräges. Ich vermöchte kaum zu sagen, wo mir der Dichter den tieferen Eindruck macht: wenn er auf Sermione in den Trümmern von Catull's Landhaus liegend in die blaue Fluth des Gardasees träumt, wenn auf den silberschimmenden Schneehäuptern des öden Hochgebirges sein schönheittrunkenes Auge ruht oder wenn in der tausendköpfigen Menge der menschenwimmelnden Weltstadt ihn der tiefsten Einsamkeit unsäglich herzbeklemmendes Gefühl überkommt. Ja selbst der Satire spitze Pfeile versendet er mit anmuthig schalkhaftem Schwunge (S. 218—224). Seine ganz besondere Herzensliebe gilt dem Meere und dem braven Menschenschlage, dem klarer als Anderen Gott-Natur sich offenbart in dem steten Kampfe mit den gewaltigen Mächten der nimmer rastenden Amphitrite. Für sie findet er wohl den ergreifendsten Ausdruck, und darum hat er auch seiner ganzen Sammlung den Namen „Strandgut" gegeben. So diene denn auch als Probe das frische deutsche Flottenlied, das die Sammlung schließt:

Hurra! Ihr blauen Jungen,
Wohlauf an Bug und Heck!
Aus kräft'gen Seemannslungen
Laßt's dröhnen übers Deck,
Laßt brausen durch die Meere
Den Spruch, dem keiner gleich:
Mit Gott für Deutschlands Ehre,
Hurra!
Für Kaiser und für Reich!

Hurra! Wir blauen Jungen,
Wir führen scharfe Wehr,
Und wird dereinst gerungen
Zur See um Sieg und Ehr':
Wir stehen Jedem Rede
Und zahlen Streich um Streich,
Wir scheuen keine Fehde,
Hurra!
Für Kaiser und für Reich!

Hurra! Wir blauen Jungen,
Wir lachen der Gefahr;
Zu Häupten, unbezwungen,
Rauscht uns der deutsche Aar,
Und sehn den Tod wir winken,
Wird Keiner schwach und bleich,
Wir rufen noch im Sinken:
Hurra!
Für Kaiser und für Reich!

Ein recht ärgerliches Versehen ist dem Buchbinder passirt: anstatt des 15. Bogens ist der 13. Bogen ein zweites Mal eingeheftet. Man hat also S. 193—208 doppelt, und dafür fehlen S. 225 bis 240. Wie viele Exemplare des schönen Buches mögen auf diese Art verdorben worden sein? R. B.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Pädagogik der Schulreise. Festgabe zur Enthüllung des Stoydenkmals dargebracht von der Stoy'schen Erziehungsanstalt und überreicht von ihrem Director Dr. Heinrich Stoy. Mit 1 Karte, 65 Abbildungen im Text und einem vollständigen Register. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann 1898. Preis 9 ℳ. — Heinrich Stoy, der Sohn von Karl Volkmar Stoy, dessen Manen diese Festgabe gilt, hat die ersten Capitel dieses eigenartigen und interessanten Buches bearbeitet. Von Anfang an sind die Reisen als eins der wichtigsten unter den Erziehungsmitteln der Anstalt von Stoy betrachtet und gehandhabt worden. H. Stoy hat nun zunächst die hohe Bedeutung der Reisen und ihre Beziehung auf das gesammte Anstalts- und Schulleben dargelegt. Die Zöglinge der Stoy'schen Erziehungsanstalt in Jena unternehmen mit ihren Lehrern jährlich 2 Fußreisen: die Sommerreise Ende Juni und die Herbstreise im August. Die erstere Reise, die 4 Tage dauert, wird von sämmtlichen Zöglingen und Lehrern gemeinsam unternommen, vom Director geführt; sie geht abwechselnd in verschiedene Theile des Thüringer Waldes, welcher in 3 Reisezielgruppen getheilt ist: Inselsberggruppe, Schneekopfgruppe und die südliche Gruppe mit Coburg, oder auch Kyffhäuser und Unstrutthal. Zu dieser Reise, die gleichsam einen propädeutischen Charakter trägt, gesellt sich im August die größere Herbstreise auf die Dauer von 14—16 Tagen. Hier werden die Zöglinge nach Classe und Reise in 3 Abtheilungen getheilt, deren jede ihren Reiseführer und mehrere begleitende Lehrer bekommt. Das Reiseziel wie die Reiseleitung sind hier verschieden, dem Standpunkt der wandernden Schaar angepaßt. Das deutsche Vaterland ist in 3 Zonen eingetheilt, auf die sich die Reisen der Abtheilungen beziehen: 1. Zone: Thüringerwald, Rhön, obere Saale und Elster; 2. Zone: Fichtelgebirge, Fränkische Schweiz, Harz, Riesengebirge, Erzgebirge, böhmische Gebirge, Odenwald mit Vogelberg und Spessart; 3. Zone: Rhein, Süddeutschland, Voralpen und Centralalpen. Allgemein interessant, pädagogisch aber im höchsten Grade wichtig sind die näheren Ausführungen über die Idee: warum gerade die Stoy'sche Anstalt die Fußreise als Erziehungsmittel so betont. Zu weit würde es führen, die herrlichen Gedanken, die der Verfasser entwickelt hat, auseinanderzulegen. Ein vorurtheilsfreier Kopf wird ihm stets beistimmen in seinen Erörterungen über den verschiedenartigen Gewinn in Bezug auf Gesundheit des Körpers, für die Gesundheit des Geistes, für die Schärfung der einzelnen Sinne, für die straffe Bildung der Urtheilskraft ꝛc. In einem zweiten, mehr praktischen Theile führt H. Stoy in kurzer Darlegung und übersichtlich die vielen Einzelheiten auf, die sich bei der Ausführung der Reisen der Stoy'schen Erziehungsanstalt als nothwendig erwiesen und fest eingebürgert haben; er giebt diese Zusammenstellung nach den drei Gesichtspunkten: Vorbereitung, Reise, Verarbeitung. Den zweiten Haupttheil der Festgabe bilden die Beschreibungen der drei Reisen des Jahres 1890 und zwar wird die dritte Reiseabtheilung von E. Kluge dargelegt, die zweite von Dr. E. Leidolph und die erste von Dr. P. Noack und Dr. H. Stoy. In all' diese Beschreibungen sind Reiseberichte und Zeichnungen der Schüler mit eingeflochten; sie aber geben insgesammt das Bild einer richtigen Schulreise, wie sie sein soll, wie sie leider vielfach noch nicht ist. Das Buch ist eine der hervorragendsten pädagogischen Schriften, die überhaupt in den letzten 30 Jahren erschienen sind; es hat nicht allein Werth für den Schulmann selbst, sondern für weite Kreise, die noch Sinn haben für Reisen, die wirklich einflußreich auf die Bildung und Veredelung des Charakters des Reisenden sind. Ee.

— Geschichte des Pönfalls der Oberlausitzer Sechsstädte. Mit Benutzung zahlreicher bisher unbekannter Urkunden des Rathsarchivs zu Bautzen zusammengestellt von Dr. Hermann Baumgärtel. Bautzen, Weller'sche Buchhandlung (Oskar Roesger). 1898. 109 SS. 8°. — Der reiche Urkundenfund, der im Jahre 1887 im Bautzener Rathsarchiv gemacht und seitdem im Auftrage des Stadtraths von Dr. Arras geordnet worden ist, hat für die Geschichte des Sechsstädtebundes und seines Vororts eine große Bedeutung gewonnen. Nachdem schon mancherlei daraus bekannt geworden ist, wird er in der vorliegenden Schrift zum ersten Male für die Geschichte des sogen. „Pönfalls" verwendet. Bereits im Jahre 1835 hatte Th. Richter in einer von der Oberlausitzer Gesellschaft gekrönten Preisschrift eine ausführliche Darstellung dieser für die Städte der Oberlausitz verhängnißvollen Episode gegeben; dann hatte 1847 Th. Neumann namentlich aus dem reichen Schatze des Görlitzer Rathsarchivs viel neues Material beigebracht. Die Darstellung in Knothe's trefflicher Verfassungsgeschichte der Oberlausitz beruht namentlich auf diesen Vorarbeiten. Die neu gefundenen Archivalien machten indeß eine nochmalige Bearbeitung des Gegenstandes nothwendig; Baumgärtel hat sich ihr unterzogen, und seine Arbeit darf wohl als vorläufig abschließend gelten. Er beginnt mit einer sehr dankenswerthen Vorgeschichte des Ereignisses. Die hohe Blüthe, zu der die Städte der Oberlausitz im 15. Jahrhundert gelangt waren, hatte zu zahlreichen Streitigkeiten mit dem Adel des Landes geführt; die weit ausgedehnte Obergerichtsbarkeit der Städte, ihre Betheiligung an den dem Landesherrn zustehenden Steuern, ihr bedeutender Einfluß auf den Landtagen, wo sich nur zwei Stimmen, einerseits die der Städte, andererseits die der Herren, Prälaten und Ritterschaft, gegenüberstanden, endlich die sog. „Bierfuhre" führte, namentlich seit Anfang des 16. Jahrhunderts, zu immer neuen Klagen der Ritterschaft beim Landesherrn, dem Könige von Böhmen; obwohl dieser den Städten, die sämmtlich der Lehre Luther's sich zugewandt hatten, persönlich nicht eben gnädig gesinnt war, hatten während der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts doch die Städte ihre Privilegien im Wesentlichen zu behaupten gewußt. Da führte der schmalkaldische Krieg zu einem vollständigen Umschwunge. Nur zögernd und widerwillig betheiligten sich die Städte an den Rüstungen gegen die Fürsten des schmalkaldischen Bundes; an der Schlacht bei Mühlberg nahmen sie nicht Theil; da kurz vorher die Frist von zwei Monaten abgelaufen war, für die sie ihre Knechte dem König zur Verfügung gestellt hatten, lösten sie ihr Contingent auf, während die Knechte der Ritterschaft beisammen blieben. Es ist begreiflich, daß ihr siegreicher Landesherr dafür schwere Strafe verhängte. Vergeblich waren alle Bemühungen der städtischen Abgeordneten, die in Prag in strenger Haft gehalten wurden; die Städte verloren alle ihre Privilegien und Güter und mußten dazu schwere Strafgelder erlegen. Den Vortheil zog daraus in der Hauptsache die Ritterschaft. In der Folge erhielten die Städte zwar einen Theil ihrer Privilegien zurück, konnten auch einzelne der Güter wieder erwerben; die Obergerichtsbarkeit in dem früheren Umfange haben sie freilich nie und die freie Rathswahl erst nach langen Jahren wiedererlangt. Die alte Blüthe der Städte war unwiederbringlich dahin. Wie dieser im Allgemeinen bekannte Verlauf der Geschichte des Pönfalls von Baumgärtel streng actengemäß dargestellt wird, in wie vielen Einzelheiten die Ergebnisse seiner Forschung die bisherige Kenntniß der Ereignisse berichtigen und erweitern, vermögen wir an dieser Stelle nicht näher auszuführen. —m—

— Die Neugestaltung der Actiengesellschaft nach den Vorschriften des mit dem 1. Januar 1900 in Kraft tretenden Handelsgesetzbuchs. Von Robert Esser, Geheimer (en!) Justizrath in Köln. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1898. 63 Seiten. 1 ℳ 20 ₰. — Mit dem 1. Januar 1900 tritt das neue Handelsgesetzbuch in Kraft und damit erlangen auch die Bestimmungen über die Actiengesellschaften Geltung, der Theil des neuen Handelsgesetzbuchs, der wohl die meisten Abänderungen erfahren hat. In kurzer, gemeinverständlicher und klarer Weise wird das neue Actienrecht unter Hervorhebung der Abänderungen vom Verfasser systematisch dargestellt. Das Büchlein ist deshalb auch allen Laien wohl zu empfehlen. Nicht unzweckmäßig wäre es vielleicht gewesen, als Anhang den Gesetzestext beizufügen. Dr. A. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 94. Sonnabend, den 13. August, Abends. 1898.

Zum 100. Geburtstage des Verfassers der „Spinnstube".

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Gute Volksschriftsteller gleichen den weißen Raben und zwar schon deshalb, weil, wer vielleicht das eine oder das andere als Volkslectüre sich eignende Buch geschrieben hat, damit noch lange nicht auf diesen ehrenvollen Namen Anspruch hat. Dazu gehört einmal die gesammte Schreibweise des Betreffenden nach Form und Inhalt, und diese wieder ist nach Büffon's bekanntem Wort: „le style c'est l'homme" ein Spiegel seines innersten Wesens. Ein Volksschriftsteller in des Wortes schönstem Sinne war Friedrich Wilhelm Philipp Oertel, geboren am 15. August 1798, gewöhnlich nach seinem Geburtsorte mit seinem Schriftstellernamen (von) Horn genannt. Hier in dem bescheidenen rheinischen Oertchen, Kreis Simmern, wo sein Vater Prediger war, verlebte der infolge von Krankheit etwas schwächliche Knabe seine Jugendzeit, hier athmete er die Luft, die für den regen, empfänglichen Geist, der unter Leitung des Vaters und später eines ältern, gleichfalls dem geistlichen Berufe angehörenden Bruders seine erste Nahrung fand, später zum Lebenselemente wurde. Mit 17 Jahren bereits konnte der Jüngling die Universität Heidelberg beziehen, wo er Theologie studirte, um nach Beendigung seiner Studien dem kränkelnden Vater, der inzwischen in das umfangreichere Pfarramt Mannbach, Kreis Goar, versetzt worden war, zur Seite zu stehen. Mit 21 Jahren, ohne also das sogenannte „kanonische" Alter von 25 Jahren erreicht zu haben, wurde Oertel bereits zum geistlichen Amte geweiht, kurz darauf zum Pfarrverweser in der durch den Tod seines Vaters verwaisten Gemeinde bestellt und im Jahre 1822, im Alter von 24 Jahren, nach wohlbestandenem zweiten Examen zum Pfarrer daselbst ernannt. Die 13 Jahre, die er in der kleinen Gemeinde wirkte, legten den Grund zu seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Denn Oertel glaubte die Mußezeit, die ihm blieb, nicht nutzbringender verwerthen zu können, als zu ortsgeschichtlichen Forschungen, die er später in Form anziehend geschriebener Novellen in der Didaskalia, dem bekannten Beiblatte des Frankf. Journ., veröffentlichte. Damals wählte er das Pseudonym F. W. Lips. Die Uebernahme des Superintendentenamtes zu Sobernheim (1835) bedingte wegen der umfangreicheren amtlichen Pflichten für Oertel einen Stillstand der schriftstellerischen Thätigkeit, der fast zehn Jahre anhielt. Nicht als ob seine Feder ganz in dieser Zeit gerastet hätte. Es erschienen, abgesehen von kleineren Beiträgen, damals die frisch geschriebenen „Bilder aus dem Nahethale", eine Art Wegweiser für das damals emporblühende Bad Kreuznach, ein Werkchen, das als Muster für ähnliche Monographien gelten darf. Erst mit dem Jahre 1845 begann eine neue, sagen wir gleich, die Hauptepoche der schriftstellerischen Thätigkeit Oertel's. Hatte er nämlich zeither mit Vorliebe und unverkennbarem Geschick die Gebiete der romantischen Sage und Novelle angebaut, so hatte ihm sein Beruf die Augen geöffnet über einen der Krebsschäden, an denen unser Volksleben krankt: den Mangel an wirklich guter Volkslectüre. Als Seelsorger und Kreisschulinspector hatte er nur zu häufig Gelegenheit gehabt, der geradezu unglaublichen Verrohung und sittlichen Gleichgiltigkeit der großen Massen ins Auge zu schauen, und wenn er nach den näheren Ursachen dieser tief beklagenswerthen Erscheinung fragte, so fand er, daß die gewohnte Unterhaltungslectüre es sei, die wie ein verderbliches Gift auf den Volkskörper einwirkte. Namentlich aber waren es die fast in jeder Hütte zu findenden Kalender der verschiedensten Art, die sich wohl den Anschein von Volksfreunden gaben, im Grunde genommen aber des Volkes ärgste Feinde waren. Es hätte daher für ihn, der ein so warm fühlendes Herz für des Volkes wahres Wohl im Busen trug, nicht erst der ausdrücklichen Aufforderung des Oberpräsidenten der Rheinprovinz bedurft, auf Mittel und Wege zu sinnen, um an die Stelle des gewohnten Alten und Schlechten ein Neues und Besseres zu setzen. Dazu kam, daß die Volkserzählung „Friedel", die er im Jahre 1845 unter dem hier zum ersten Male gewählten Pseudonym W. O. v. Horn veröffentlicht hatte, sich ungeahnten Beifalls erfreute. So ging er denn rüstig ans Werk und ließ vom Jahre 1846 sein bekanntes Jahrbuch „Die Spinnstube" erscheinen, die W. O. v. Horn's Namen in alle Welt trug und populär im besten Sinne machte. Die darin enthaltenen Erzählungen erschienen später unter dem Titel: „Des alten Schmiedjakob's Geschichten" (1853—54) und fanden weiteste Verbreitung. Die „Gesammelten Erzählungen" erschienen 1854 als billige Volksausgabe unter dem Titel „Rheinische Dorfgeschichten", Schriften, die gleich den übrigen, unter denen wir den „Nothpfennig" (1850), „Lehrgeld, oder Meister Konrad's Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande" (1850) und „Franz Kerndörfer" (1851) zu nennen brauchen, direct auf sittliche Hebung der breiten Volksschichten abzielten. Der „Nothpfennig" ist eine volksthümliche Auslegung unserer besten Sprichwörter mit trefflichen Anwendungen auf die verschiedensten Lebensverhältnisse, die beiden andern Schriften beschäftigen sich mehr mit der noch heute als brennend zu bezeichnenden Handwerkerfrage, während als Beitrag zur Lösung der socialen Frage überhaupt gelten sollte „Hand in Hand, eine Reihe von Geschichten für reich und arm in jedem Stande" (1852). Aber in der richtigen Erkenntniß, daß, wer auf die Zukunft des Volkes veredelnd einwirken und dessen sociale Lage heben wolle, vor Allem die Seelen der Jugend gewinnen und mit ihnen den Anfang machen müsse, begann v. Horn, nachdem er seine infolge Ueberanstrengung wankend gewordene Gesundheit durch eine tiroler Reise und Aufenthalt im Seebade Ostende einigermaßen befestigt hatte, eine Reihe kleiner „Jugend- und Volksschriften" herauszugeben, deren Zahl bis zu seinem Tode auf 75 angewachsen ist und die ihrem Zwecke in ausgiebigstem Maße entsprechen. Denn wir finden hier nicht die leider noch heute bei der Jugend so beliebten unwahren, die Phantasie erhitzenden, den Geist mit Wahnvorstellungen erfüllenden, Herz und Gemüth dagegen leer lassenden Erzählungen, sondern Schilderungen thatsächlicher Vorgänge aus dem Natur- und Menschenleben, Lebensbeschreibungen großer Männer und berühmter Frauen, Alles in überaus anziehender, allgemein verständlicher Form und, was von allen v. Horn'schen Schriften gilt, verklärt von einer wohlthuenden, sich aber nirgends unangenehm aufdrängenden oder ostentativ breitmachenden echten Religiosität, die ebenso entfernt ist von verwässertem Humanitätsdusel wie von engherzigem Confessionalismus, sondern das lautere „Christenthum Christi" zur Voraussetzung hat. Von sonstigen literarischen Erzeugnissen des unermüdlich thätigen Mannes, der neben seinem verantwortlichen und arbeitsreichen Hauptamte, dem er bis zum Jahre 1863 in mustergiltiger Weise vorstand, eine fast noch umfangreichere schriftstellerische Thätigkeit entfaltete, sind zu nennen die Monatsschrift „Die Maje, ein Volksblatt für alt und jung im deutschen Vaterlande", in Verbindung mit H. Masius 1858—65 herausgegeben, sowie „Aus der Maje" (1879—81), worin die in jener Monatsschrift enthaltenen Erzählungen gesammelt erschienen. Endlich sei auch der Erzählungen „Johannes Scherer oder Touson, der Wanderpfarrer" (1857), und „Silberblicke" (1859), worin Züge guter, edler Menschen zusammengestellt sind, sowie des herrlichen Sagenbuches „Der Rhein, Geschichten und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte" (1866) gedacht, in

dem wir des beliebten Erzählers patriotisches Herz warm schlagen fühlen. Nur vier Jahre war es v. Horn vergönnt, in dem schönen Wiesbaden, wohin er sich gewandt hatte, um seinen Lebensabend zu verbringen, der wohlverdienten Amtsruhe zu genießen: am 14. October 1867 raffte ihn unerwartet ein Gehirnschlag hinweg. Wie schon kurz erwähnt, begründete W. O. v. Horn seinen wohlverdienten Ruf als wahrer Volksfreund durch „Die Spinnstube", jenes edel-populäre Jahrbuch, das in seinen zahlreichen Bänden noch heute ein Kleinod jeder rechten Volksbibliothek bildet. Was dasselbe aber noch besonders werthvoll macht, das ist der reiche und gewählte Bilderschmuck, der jedem Bande beigegeben ist und der, was die früheren Bände anbetrifft, von keines Geringern als unseres Ludwig Richter unübertroffener Meisterhand stammt. Eingeleitet wird jeder Jahrgang (Band) mit einer Vorrede unter der Spitzmarke: „Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!" Hier finden wir keineswegs sog. „geistliches Gewäsch", dessen man so leicht überdrüssig wird, sondern gute, hausbackene Kost, die eine ebenso kräftige wie gesunde Nahrung für Geist und Herz bildet. Der Verfasser liebt es hier, auf Zeitfragen einzugehen und dieselben in seiner Weise zu beleuchten. Goldene Worte z. B. sind es, die wir u. A. da im Jahrgange 1858 (13.) finden, und die heute nach 40 Jahren noch ebenso, vielleicht noch mehr beherzigenswerth sind, als damals. Verfasser spricht nämlich über den Kleiderluxus, und um dem Leser zugleich eine Probe v. Horn'scher Schreibweise zu geben, seien folgende kräftige Stellen daraus hervorgehoben: . . . „Eins für Vieles! Eure Väter trugen die hirschlederne Hose. Die war stark, im Sommer kühl, im Winter warm. Sie erbte vom Großvater auf den Vater, vom Vater auf den Sohn, vom Sohn auf den Enkel und Urenkel selbst und blieb immer noch ein köstliches Kleidungsstück. Heutzutage trägt man Sommerzeuge, die kaum zwei Sommer halten, Tuch, das sich abträgt und fadenscheinig wird. Da müssen neue gekauft werden. Nun fraget einmal, was das in einem Menschenleben ausmacht? . . . Damals war das Hochzeitskleid das Ehrenkleid fürs ganze Menschenleben in Freude und Leid, und die Tage, welche man in solchem Kleide erlebt, die kamen wieder ins Andenken, wenn man's anlegte. Das stimmte wohl ernst und hielt im Zaume, im Geleise. Es war wie im Kleide, so im Sinn etwas Ruhiges, Gehaltenes, Festes, Würdiges, daß dem Flattersinn gar kein Raum gegönnt war, und die Eitelkeit konnte nicht aufkommen. . . . Ein geputztes Bauernmädchen, ein im Staate stehender Bursche — sie sind alle Beide auf einen Wagen zu kurz und auf einen Karren zu lang — versteht Ihr mich? — Herren und Damen sind sie auch nicht und Bauern, ehrliche, brave, fleißige Bauern, vor denen ich meinen Hut tief abziehe, tiefer, als vor manchem Städter, sind sie auch nicht mehr. Da hebt das Elend an. Im Hause wird's jetzt auch anders. Es gehört dazu. Goldene Ohrringe, Fingerringe, feine Röcke und Hüte, das Alles muß herbei. Da schmeckt die Arbeit nicht mehr, auch nicht das einfache Essen. . . Da sagen die Leute: Woher hat der nur die vielen Schulden gekriegt? Ja, ja, ich weiß es, und Ihr könnt's auch wissen — er hat die alte Tracht verlassen, und was drum und dran hängt! Ach, ich bitte Euch, bleibt doch bei der alten Tracht und wehret, daß nicht Eure Kinder der Modesucht anheimfallen! . . . Die elterliche Nachgiebigkeit ist wohl auch einmal gut, ja, nothwendig. Die Kinder sollen auch keine Sklaven sein; aber geht's da hinaus — da soll der Vater und die Mutter fest sein wie Stahl und Eisen und lieber einmal das Mädchen und den Buben mit rothen Augen herumlaufen lassen, als nachgeben. Denn wer einmal A gesagt hat, kommt allemal, früher oder später, zum Tz, und mit dem hat das ABC ein Ende. Dann wird buchstabirt: L—u—x—us oder gar schon flüchtig gelesen" u. s. w. Eine nicht minder praktische Rubrik ist „Altes Gold", meist eine volksthümliche Behandlung von Sprichwörtern enthaltend, dann folgen zahlreiche Erzählungen, wie bereits angedeutet, von wirklichen Begebenheiten, Anekdoten, Räthsel, kurz, vom Besten das Beste, was in literarischer Hinsicht dem Volke geboten werden kann. Was von der „Spinnstube" gilt, findet auch auf v. Horn's anderweite Schriften Anwendung, und wenn er, wie z. B. in der „Maje", anderweite bewährte schriftstellerische Kräfte zur Mitarbeit heranzog, so achtete er streng darauf, daß diese genau die Grenzen innehielten, die er einmal seinem literarischen Schaffen gezogen hatte. Und diese galten der Verwirklichung des Grundsatzes, daß als geistige Nahrung für das Volk das Beste gerade gut genug ist! Je seltener aber solche Talente sind, die zur glücklichen Lösung dieser hohen und schönen Aufgabe wie geboren scheinen, in um so segensreicherem Gedächtniß wird der edle Volksfreund W. O. v. Horn bei der Nachwelt fortleben! —g.

Goethe betreffende Schriften.

Ein wissenschaftlich thätiger Arzt, der auch als Dichter in die Oeffentlichkeit hervorgetreten ist (in „Räthselhaften Erinnerungen an Leipzig" 1888), erprobt seine Wissenschaft an einem Dichter in der Schrift

Ueber das Pathologische bei Goethe. Von J. P. Möbius. Leipzig 1898. Verlag von Johann Ambrosius Barth. (8°. IV und 208 Seiten. Preis 2,40 ℳ; gebunden 3,20 ℳ) — In der Einleitung spricht M. erst allgemein über krankhafte Geisteszustände, über die Schwierigkeit sie richtig zu erkennen und dann besonders über Goethe's Verhalten gegenüber pathologisch befangenen Personen. Er sagt, daß das Uebermaß geistiger Vorzüge, die bei „langweiligen Normalmenschen" im Gleichgewicht sich befinden, nicht ohne anderseitigen Mangel, Hypertrophie nicht ohne Atrophie, möglich sei, ähnlich wie Hörner bei Thieren nicht ohne Beeinträchtigung der Schneidezähne vorkämen. Die ungewöhnlichen Aeußerungen der problematischen Natur mit außerordentlichen Geistesgaben begnadeter Menschen reizten Dichter, sie zum Gegenstand der Darstellung zu erwählen und so habe auch Goethe in mehreren von M. einzeln vorgeführten Dichtungen, vom „Werther" bis zu den „Wahlverwandtschaften" Personen mit krankhaften Erscheinungen der Seele dargestellt und überdies in seinen biographischen Schriften das Gebaren von Personen dieser Art aus seiner Bekanntschaft geschildert, wobei M. feststellt, daß bei aller Schärfe der Beobachtung und des Urtheils Goethe denn doch nicht allenthalben zu richtigen Ergebnissen gelangt sei, weil ihm die, überhaupt erst in neueren Zeiten ausgebildete gründliche Kenntniß der Psychiatrie fehlte. — Hierauf behandelt M. das Pathologische in Goethe selbst, stellt dessen Vorhandensein durch eingehende Prüfung fest unter Ablehnung von Erblichkeitseinflüssen. Er erkennt an, daß die pathologische Natur Goethe's in Verbindung stehe mit seiner dichterischen Bedeutung, wobei er geradezu ausspricht: „das Pathologische ist die Bedingung des Höchsten; die Inspiration setzt einen veränderten Geisteszustand voraus, der nach Goethe's eigner Aussage dem Schlafwandeln verwandt ist". (Beiläufig bemerkt, stammt der Ausdruck von den „zwei Seelen" nicht — wie S. 176 gesagt ist — von Goethe, sondern von Wieland.) — So viel auch über die Grundlagen von Goethe's geistiger und dichterischer Thätigkeit geschrieben worden ist, *so doch* m. W. nie so nach allen Richtungen hin erschöpfend und so wissenschaftlich zusammenfassend, wie von Möbius; seine Schrift ist daher grundlegend für Beurtheilung von Goethe's Wesen und Dichternatur. Mit dieser Schrift berührt sich eine andere:

Der geniale Mensch von Hermann Türck. Dritte stark vermehrte Auflage. Berlin 1898. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Gr. 8°. IX und 378 Seiten.) — Darin ist der V. Abschnitt „Goethes Selbstdarstellung im Faust" gewidmet. T. bezeichnet als wesentliches Merkmal des Genies die Selbstlosigkeit, die Liebe, die den Nächsten liebt wie sich selbst und demnach für das Allgemeine zu wirken gebietet, während die Thätigkeit dessen, der solcher Liebe ermangelt, durch die Rücksicht auf seine eigene beschränkte Existenz bestimmt wird. T. betrachtet nun den genialen Menschen nach drei Richtungen: nach seinem künstlerischen Genießen und Schaffen, seinem philosophischen Streben und seinem praktischen Verhalten; er sagt dabei: „erstens nimmt der Mensch die Eindrücke der Außenwelt auf: er empfindet. Zweitens verarbeitet er diese Eindrücke innerlich zu Begriffen, die er seinem Weltbilde einfügt: er denkt. Und drittens faßt er auf Grund der empfangenen Eindrücke und der daraus gewonnenen Begriffe seine Entschlüsse und führt sie aus: er handelt. Genialität, Objectivität und Selbstlosigkeit im Empfinden führt zum Erfassen des Schönen, Genialität im Denken führt zur Wahrheit, und Genialität im Handeln führt zur Leistung des Guten, Tüchtigen und Großen." Sodann beleuchtet T. geniales Dichten in Shakespeare's „Hamlet", in Goethe's „Faust" und in Byron's „Manfred"; ferner Genialität und Seelenfreiheit nach Schopenhauer und nach Spinoza, sowie die Erweckung der Seelenfreiheit nach Christus und Buddha, endlich das weltliche Uebermenschenthum Alexander's, Cäsar's und Napoleon's. — Bezüglich der Darstellung.

des genialen Menschen im „Faust“ geht T. die entscheidenden Stellen der Dichtung durch und bemerkt: erst als die Sorge an Faust herantritt und ihn erblinden läßt, „macht sie ihn zum gewöhnlichen, gemeinen Sterblichen, der die freie, geniale, sorglose Stellung der Welt gegenüber und damit den unbefangenen, ins Tiefste dringenden Blick des Genius nicht mehr besitzt, blind ist für das Ewige und damit dem Endlichen und der Nichtigkeit des Endlichen, deren symbolische Verkörperung Mephistopheles ist, anheimfällt.“ — Wie sich mit der, dem genialen Menschen innewohnenden selbstlosen Liebe Faust's lieblose Entfernung von Gretchen verträgt, vermeidet T. zu erläutern; er scheint es zu rechtfertigen mit dem genialen: „Was nicht genügte, ließ ich fahren.“ T.'s Darstellung ist ausführlich und klar, mitunter zu sehr, indem er sich oft wiederholt; wohl eine Folge der gewählten Form als Vorlesungen. In dem Abschnitt „Gott und Welt“ und sonst noch mitunter verliert sich das Philosophische der Untersuchung ins Theologische. Seinem Haß gegen den „bornirten Menschen“, als Gegensatz des genialen, sowie gegen die „Antisophie des Egoismus“ bei Stirner, Nietzsche und Ibsen giebt T. einen für philosophische Abhandlung allzu lebhaften Ausdruck und beurtheilt sie demzufolge einseitig. Im Ganzen genommen ist indessen die Türck'sche Schrift vielfach anregend und sehr beachtenswerth.

Ein Arzt, wie der Verfasser der oben an erster Stelle besprochenen Schrift, ist auch der der

Goethe-Studien von Max Morris. Zweiter Band. Berlin, Verlag von Conrad Skopnik 1898. (8°. 236 S. — Der erste Band erschien 1897.) — M. hat sich nicht mit psychologischen, sondern mit philologischen Fragen beschäftigt; aber auch ihn hat Geheimnißvolles angezogen. Er ist Räthsel der Goethekunde zu lösen bestrebt. Die Abschnitte der Schrift sind überschrieben: 1) Herzogin Luise von Weimar in Goethe's Dichtung. — 2) Christiane Vulpius in Goethe's Dichtung. — 3) Die Faust-Paralipomena. — 4) Weiteres zu den Weissagungen des Bakis. — 5) Miscellen. — Die in Bezug auf die behandelten Gegenstände bestehenden Dunkelheiten aufzuhellen, spürt M. allem und jedem auf sie Deutbaren in Goethe's Schriften, Tagebüchern und Gesprächen gewissenhaft nach. Diese Methode ist zwar an sich richtig, kann aber auch irreführen. Wer großen Aufwand entwickelt, um einen kostbaren Fund zu machen, will dafür billigerweise entschädigt sein und läßt sich gerne verleiten, einen Fund für werthvoll zu halten, den Andere anders schätzen. Und er täuscht dabei nicht nur sich selbst, sondern auch sie, die seiner kundigen Führung willig gefolgt sind. Hat aber der Bann, den er ausübt, nachgelassen, so wagt man sich doch mit Zweifeln hervor. Namentlich in der ersten Abhandlung scheint M. zu viel gefunden zu haben. Schon beim „Tasso“ dürfte Herzogin Luise kaum irgendwie dem Dichter vorgeschwebt haben. Beim „Märchen“ — das M. schon im ersten Bande der „Goethe-Studien“ gleicherweise gedeutet hat — möchte sodann auffällig erscheinen, daß Goethe, nachdem seine ersten Weimarer Aufregungen längst vorüber waren, sich noch nicht davon durch Dichtungen befreit haben sollte, indessen ist zuzugeben, daß dem „Märchen“ wohl ein lange ausgetragener Plan zu Grunde liegt. Aber in „Pandora“ gehört die Herzogin gewiß nicht. Geradezu widersprechen will ich jedoch, besonders hinsichtlich des „Märchens“, der Auslegung T.'s. nicht; dies ist unzulässig, so lange keine andere Deutung als unwiderleglich anzuerkennen ist. — In der Zusammenstellung der auf Christiane zu beziehenden Dichtungen sind die Märchen „Der neue Paris“ und „Die neue Melusine“ zwar sinnig gedeutet, wunderlich wäre es aber doch, wenn Goethe in einem wesentlich geschichtlichen Werke, wie „Dichtung und Wahrheit“ ist, sein Verhältniß zu Christiane in Märchen darzustellen unternommen hätte, von denen er berichtet, daß er sie als Knabe und als Student erzählt habe, und besonders, welche Wirkung sie auf die damaligen Zuhörer ausgeübt hätten. — Ueber die Faustparalipomena sagt M. viel umsichtig Durchdachtes, namentlich hinsichtlich der zu den Walpurgisnächten gehörigen. Neu ist dabei u. A. die Heranziehung von Lucan's Pharsalia zur Erläuterung der classischen Walpurgisnacht. Gegenüber anderen Deutungen der Paralipomena, namentlich der im kritischen Apparat der Weimarer Goetheausgabe versuchten, ist die von M. als die bessere anzusehen; hinsichtlich des Paralipomenon 1 halte ich jedoch diejenige Ansicht aufrecht, die zuerst Manning ausgesprochen hat und ich in einem Vortrage, der im zweiten Jahresbericht des Dresdner Goethevereins abgedruckt ist, weiter begründet habe, daß es nämlich die erste Skizze für den „Faust“ ist. — Zu grundsätzlich wohl unbedingt richtiger Erklärung der „Weissagungen des Bakis“ ist M. durch eingehende Betrachtung von Goethe's Tagebüchern gelangt. Er nimmt an, daß ihnen ganz besonders insofern die geheimnißvollen Aussprüche des böotischen Propheten als Vorbild gedient haben, als das Tiefsinnige nur scheinbar darin liegt und sie Selbstverständliches nur gewissermaßen in Form eines Räthsels — einer Charade, wie Goethe in der Einleitung zu den „Zahmen Xenien III“ sagt — vorbringen. In den „Zahmen Xenien“ äußert Goethe sich mehrfach in gleicher Weise, wie in den „Weissagungen“ und bekundet das ausdrücklich in der Ueberschrift der II. Sammlung, sowie in dem dortigen Reim „Bakis ist wieder auferstanden“ u. s. w. Auch dort giebt Goethe die von Zeiterscheinungen empfangenen Eindrücke in kurzen, scharfen Kritiken wieder; in Distichenform ist es nach den „Weissagungen“ noch geschehen in den, in der Jenaischen allg. Literaturzeitung von 1804, Nr. 27, 91 und 93 (Weim. Ausg. IV., 123 f.) abgedruckten Epigrammen).*) M. hat aus den Tagebüchern vom 11. Januar 1798 bis 20. März 1800 die Anregungen ausgezogen, die Goethe von literarischen Erscheinungen und sonst empfangen und angemerkt hat, und hat damit mehrere, rückhaltlose Anerkennung beanspruchende Ergebnisse erzielt. Einige Weissagungen sind noch unerklärt geblieben, bei anderen fragt man sich allerdings, welchen Zweck die räthselhafte Form gehabt habe, da sie nicht durch die Absicht begründet erscheint, eine scharfe Spitze zu verhüllen. Namentlich ist das der Fall bei der fünften und sechsten Weissagung, die M. auf „Numantia“ von Cervantes und auf „Gustav Wasa“ von Kotzebue bezieht. Mit seiner preislichen Entdeckung beantwortet M. zugleich die bisher noch schwebende Frage, was Goethe im Brief an Schiller vom 27. Januar 1798 mit dem Einfall meint, der noch toller sei, als die Xenien. Ueberhaupt sind die Studien von Morris schon wegen ihrer Ausdehnung auf mehrere Gebiete der Goethekunde warm zu empfehlen. Bdrmn.

*) Das Distichon „Campe's Laokoon“ hätte in der Weimarer Ausgabe so abgedruckt werden sollen, wie es, Goethe's ausdrücklichem Verlangen gemäß, in Nr 87 der Jen. Allg. Lit.-Zeitung und in „Goethe's Briefen an Eichstädt“ S. 376 gedruckt ist.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Kern, Otto, a. o. Prof. in Rostock, Bei den Mönchen auf dem Athos. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1898. (293. Heft in der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff.) — Wie verschiedene Züge des alten germanischen Götterglaubens in den Cultus der römisch-katholischen Kirche übergegangen sind, so finden sich auch Elemente des Hellenismus in der griechisch-katholischen Kirche und spiegeln sich in ihrem Ceremoniell und in ihren Sitten und Bräuchen noch heute wieder. Einen höchst interessanten Beitrag in dieser Hinsicht bietet uns Prof. Otto Kern in dem angezeigten kleinen Schriftchen. Verfasser war von der Berliner Akademie beauftragt, eine Handschrift des Kirchenvaters Hippolytos in der reichen Bibliothek des Klosters Vatopädi auf dem Berge Athos zu untersuchen, die der verdiente Theologe und frühere Prediger der deutsch-evangelischen Gemeinde in Smyrna Philipp Meyer daselbst entdeckt hatte. Während seines Aufenthaltes bei den Mönchen auf dem Berge hatte der Gelehrte Gelegenheit, einem feierlichen Nachtgottesdienst in der der Mutter Gottes geheiligten Festwoche in einer Klosterkirche im Monate August beizuwohnen und die üblichen Ceremonien und Riten zu beobachten. Da drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß zwischen diesen und den alten Mysterien zu Eleusis eine auffallende Aehnlichkeit bestehe. Vor Allem fand er in drei Punkten eine merkwürdige Uebereinstimmung, 1) in dem der Feier vorangehenden vierzehntägen Fasten der Mönche, 2) in dem Zeigen und Schauen der heiligen Bücher und Symbole durch die dienstthuenden Priester und 3) in dem Weihritual, durch das ein Mönch in den Priesterstand erhoben wurde. Auch die Lichteffecte, die durch das fortwährende Auf- und Niederziehen der gewaltigen Kronleuchter an Stricken in der Kirche hervorgerufen wurden, erinnerten ihn an die Lichteffecte, welche in der von Säulen getragenen Tempelhalle in Eleusis während des Vollzuges der Weihen an den Mysten durch den Hierophanten stattfanden. Ein andermal war Prof. Kern Zeuge einer Procession am Mittage im Kloster der Iberer, bei welcher ein mit Goldblech überzogenes Muttergottesbild unter vielen Gebeten von den

in langen, gelben Gewändern einherschreitenden Priestern an seinen Platz in der Kapelle getragen wurde, während die Mönche, in stumme Andacht versunken, draußen blieben. Diese Procession fordert in der ganzen Art ihrer Ausführnng nicht minder zu einem Vergleiche mit einer ähnlichen im alten Eleusis auf. Jedes Jahr wurde hier an einem Septembertage unter dem Klange feierlicher Hymnen das Bild des Jakchos von der jungen waffenfähigen Mannschaft durch die Straße bis an den Ort seiner Bestimmung gebracht, wo es die Priester in Empfang nahmen. Kern vermuthet, daß sicher auch in den dramatisch gestalteten Riten am Geburtsfeste Christi Reste des alten eleusinischen Cultuscermoniells auf uns gekommen sind, insonderheit daß Demeter, die Mutter von Eleusis, in die Jungfrau Maria, die Mutter des Heilandes, übergegangen ist, und er wird dabei durch ein vom Kirchenvater Hippolytos uns aufbewahrtes Wort unterstützt. Der Hierophant soll nämlich während der heiligen Nacht in dem durch Fackelglanz erhellten Raume laut gerufen haben: „Einen heiligen Knaben hat die Hehre geboren, den Brimos die Brimo." Mit Brimos kann nur Jakchos und mit Brimo nur Demeter gemeint sein, zumal da diese auch sonst unter diesem Namen verehrt wurde. So zeigt uns das kleine Schriftchen in der That, wie in den starren Cultus der griechischen orthodoxen Kirche, besonders wie er uns bei den Mönchen in den Klöstern auf dem Athos entgegentritt, Elemente des Cultus des griechischen Alterthums gedrungen sind. Die griechische Kirche hat das Lebensfähige der hellenischen Religion, vor Allem das, was zum Herzen sprach, einfach herübergenommen und ihren Ideen angeähnlicht. Wie auf vielen anderen Gebieten oft das Neue, das in der Entwickelung auftaucht, aus einer alten Quelle geflossen ist, so auch hier. Doch das Schriftchen Kern's ist nicht nur nach dieser culturhistorischen Seite beachtenswerth, es fesselt auch nach einer anderen Seite unser Interesse, indem es uns in farbenprächtiger Schilderung Lage und Beschaffenheit des stolzen Athos und der Halbinsel Chalkidike vor Augen führt und in scharfen lebendigen Strichen die geschichtliche Bedeutung von beiden während des Alterthums und Mittelalters entrollt.

Aug. Wünsche.

— Zur Lösung des Hamlet-Problems. Vortrag, gehalten in der Aula des Realgymnasiums zu Elberfeld am 26. Februar 1897 von Dr. Erwin Heuse. Elberfeld, Baedeker'sche Buchhandlung. 75 ₰. — Diese Schrift sucht der Hamletfrage, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann — wir bestreiten entschieden ihre Berechtigung —, dadurch näher zu kommen, daß sie die Figuren im Hamlet einzeln näher betrachtet und nachzuweisen sucht, daß keine derselben für Leben sowohl wie Bühne typisch sei, sondern daß alle Bilder wirklicher Menschen sind, woraus sich die große Schwierigkeit der Erklärung des Dramas ergebe. In der That machen ja auch die Gestalten im Hamlet, insofern man sich fragt, wie sie vor dem Beginn des Stückes ausgesehen haben mögen, sagen wir einige Jahre vor dem Anfang, Schwierigkeiten, man denke an den alten Hamlet, an Gertrud, Polonius ꝛc. War der alte Hamlet ein Mann, nehmt Alles nur in Allem, wir werden nimmer seinesgleichen sehn, ein Held, der die Feinde besiegte, oder ein gutherziger Gatte, der sich leicht übers Ohr hauen ließ von dem geschmeidigen Claudius? Wie kam die gute Königin zum Ehebruch, wer war Polonius, ein Weiser oder Narr von Anbeginn? Oder muß man eine vollendete Thatsache annehmen, wie zu Anfang des Lear? Doch das nebenbei, da die Beantwortung dieser Fragen hier zu weit führen würde. Ob die Folgerungen des Verfassers mehr als den Werth von Ansichten haben werden, lassen wir dahin gestellt sein. Jeder andere Hamletforscher — es bildet sich ja jetzt eine Zunft und ein Beruf in dieser Hinsicht heraus — wird sie bekämpfen, was freilich nichts beweisen würde, da wir den Hamlet-Kritiker sehen möchten, der mit dem Genossen übereinstimmt. Da haut Jeder auf den Andern los. Doch das thut nichts zur Sache. Im Uebrigen bewahren wir auch dieser neuesten lesenswerthen Schrift gegenüber unser kühles Urtheil, das darin besteht: Je weniger Commentare man über den Hamlet, ganz wie über den Faust, liest, desto besser versteht man die Werke, desto wohler befindet man sich. Der Hamlet ist kein Räthsel, sondern für den, der nur das Stück zu sehn und zu lesen versteht, eine ganz leicht zu durchschauende Schöpfung. Goethe hat sie nach unserm Empfinden wohl am besten analysirt in Wilhelm Meister. Und wir sind der Ueberzeugung, daß der letzte Besucher auf der Galerie das Werk besser begreift oder sagen wir seine Geheimnisse besser ahnt als der Gelehrte im Parkett. Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth. J. R.

— Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches von Theodor Fontane. Berlin, F. Fontane & Co. — Fontane hat schon einmal Autobiographisches veröffentlicht. Hier schildert er seine Erlebnisse im dritten Jahrzehnt seines Lebens, als er Apothekerlehrling in Berlin und Leipzig und angehender Schriftsteller war. Wir sehen den älteren Fontane vor uns oder besser gesagt den jüngern, der uns immer lieber gewesen ist, als der spätere, also der ältere, den Dichter der prächtigen Preußenlieder (Prinz Louis Ferdinand, Der alte Dessauer, Derfflinger u. s. w.), den Schöpfer von dem viel gesungenen und declamirten Archibald Douglas dem Verbannten u. a. m., während wir die späteren Romane Berliner Charakters, so sehr sie auch von einer gesinnungsverwandten Kritik, die im Wesentlichen im Berliner Fahrwasser segelt, verhimmelt werden, nur als öde greisenhafte Producte bezeichnen können, trotz ihrer sonstigen Vorzüge, ihrer scharfen Beobachtung des sog. wirklichen Lebens, insbesondere der Reichshauptstadt. Für ist Fontane der Alte vollständig vom Naturalismus der achtziger Jahre befallen, nicht blos angehaucht, wie er selbst zugiebt. Eigentlich Bedeutendes hat Fontane auch in seinem dritten Jahrzehnt nicht erlebt und wenn man, wie es des Schreibers Dieses Schicksal war, neben dem Fontane'schen Buch zufällig Goethe's Dichtung und Wahrheit liegen hat, so ist das ein Unterschied. Aber davon muß man von vorn herein absehen, solche Ansprüche zu stellen, und sich darauf vorbereiten, hübsche Kleinmalerei und einen behaglichen philiströsen Quietismus zu finden, dem (S. 21. 22) ein Beafsteak lieber ist als ein Händel'sches Oratorium. Am interessantesten sind fast die Erlebnisse im Tunnelclub in Berlin, der in den vierziger Jahren bestand und namhafte Dichter wie Strachwitz, Heyse, Geibel u. A. zu seinen Mitgliedern zählte. Hier athmet man etwas höhere Luft. Aber sonst laufen viel unbekannte Leute — wenigstens außerhalb Berlins sind sie unbekannt — mit unter und für die mangelnden bedeutenden Persönlichkeiten und Geschehnisse muß der launige, etwas trockene Humor Fontane's und seine fesselnde Schreibweise entschädigen, die aber anderseits auch etwas sehr lässig ist. Wir wünschen nicht, daß diese laxe Prosa mit ihren vielen anfechtbaren Wendungen, die in Briefen erlaubt sein mögen, aber nicht in strenger Schriftsprache, einreißen möchte, das wäre ein Schade für unsre Literatur, wie die Aneignung der energielosen, fatalistischen Lebensanschauung in den späteren Fontane'schen Romanen ein Schade für den Geist unsres Volkes sein würde. J. R.

— Coloniales Jahrbuch. Beiträge und Mittheilungen aus dem Gebiete der Colonialwissenschaft und Colonialpraxis. Herausgegeben von Gustav Meinecke. X. Jahrgang, Heft III und IV. Berlin W. 10. Deutscher Colonial-Verlag 1898. Preis pro Jahr 6 ℳ. — Der Inhalt der beiden Hefte, die die zweite Hälfte des zehnten Jahrganges bilden, besteht aus einigen sehr beachtenswerthen Aufsätzen aus dem Gebiete der Colonialpraxis und der Colonialpolitik. „Ueber Kaffeecultur", die für die Entwickelung unserer ostafrikanischen Colonie von großer Bedeutung ist, hat Prof. Dr. Fesca in einer Studie Alles zusammengetragen, was über die Wachsthumsverhältnisse und die Ertragfähigkeit der verschiedenen Kaffeearten bekannt und wissenswerth ist. Stabsarzt Dr. Sander, der Vertreter der Siedelungsgesellschaft für Südwestafrika, macht auf Grund eigener Anschauung „Vorschläge zur Errichtung einer Musterfarm im Gebiete der Siedelungsgesellschaft in Deutsch-Südwestafrika", worin gleichzeitig die Besiedelungsfähigkeit jener vielgeschmähten Colonie dargethan wird; und R. Mende befürwortet die „Uebernahme der Verwaltung des Schutzgebietes von Neu-Guinea durch das Reich". Colonialschwärmern und auch Nörgelern möchten wir angelegentlichst die Lectüre der Abhandlung über den „Togovertrag, extensive und wirthschaftliche Colonialpolitik" empfehlen, die eine Rechtfertigung des Togovertrages und eine Darlegung der Gründe enthält, durch die die Entwickelungsfähigkeit unserer Colonien beeinflußt wird. Mit Freuden wird der Colonialpolitiker das vom Bibliothekar der Deutschen Colonialgesellschaft Hauptmann a. D. Brose bearbeitete „Repertorium der deutschen Colonialliteratur" begrüßen, das ihn auf manche werthvolle Veröffentlichung hinweisen wird. Ein ausführlicher Bericht über „Die Colonialpolitik im Reichstage" vervollständigt den Inhalt des X. Jahrganges des Jahrbuches. Dr. F.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 95. Dienstag, den 16. August, Abends. 1898.

Der Salto Guayrá.

Von Capitän Ludwig Zerrmann.

(Fortsetzung.)

II. Die Picada brasilera. Gleich hinter der Vaqueria führt ein steiler Weg in eine Schlucht hinunter, die meistens so viel Wasser enthält, als zur Viehtränke nothwendig ist, und nach einigem Klettern über große Steine und Felsblöcke und einem schroffen Anstieg auf der anderen Seite kam ich wieder auf die Hochebene mit ihrer weiten, weiten Aussicht nach Südosten. Die Carretera, eine Carretenstraße, die sich durch die Räderspuren nach langer Zeit von selber gebildet hat, bot einen viel bequemeren Weg, als ich sonst auf meiner Reise gefunden hatte. Sie durchschnitt beständig fruchtbares Grasland, auf dem ich mehrfach mitten in große Rinderheerden gelangte, und wenn mich die Thiere von allen Seiten neugierig betrachteten, wandelte mich doch zuweilen etwas Furcht an aus Besorgniß, es möchte einem von ihnen einfallen, mich anzugreifen. Rechts und links in Entfernung von einem bis zwei Kilometer zog sich der Waldrand mit zahlreichen Ausbuchtungen dahin, und auf seinem dunkelgrünen Grunde hoben sich in wunderbarer Pracht die lebhaften Farbentöne der vielfachen verschiedenen Laubarten außerordentlich wirksam ab. Vom tiefsten Grün bis zu einer hellen, weißlichen Farbe schillert das dichte Laub durcheinander, dazwischen große Stellen leuchtendes Roth, Gelb und Braun! Auf der Grasebene dagegen sah ich in weiten Abständen zahlreiche Morosima-Bäume, die im Winter ihren Blätterschmuck verlieren, und jetzt noch, im August, die kahlen Aeste in die Luft streckten. Señor Rojas hatte mir einen Empfehlungsbrief an den Mayordomo seines Depots in Arroyo Mocoi gegeben, einen ebensolchen an den Verwalter seines Rancho in Ivahu, der letzten Niederlassung im Osten, und außerdem eine kurze Notiz über den einzuschlagenden Weg und seine Stationen. Im Uebrigen müßte ich mich weiter fragen, wenn ich Menschen träfe. Es war herrliches Wetter und nur von 11—3 belästigte mich die Hitze.

Nach anderthalbstündigem Ritte passirte ich das Flüßchen Tacuapiru, das sich anmuthig zwischen dichtem Gebüsch durch eine tiefe Bodensenkung nach NO schlängelt, bis es sich in den Hauptstrom dieser Gegend, den Rio Igatimi, ergießt. Auf der anderen Seite setzt sich die Hochebene fort, die sich auf der ganzen Wasserscheide von N nach S erstreckt. In dem hohen Grase sah ich mehrfach kleine Völker des Cha-há*), eines truthahnähnlichen Vogels, weiden; sie ließen mich aber nicht zum Schusse kommen. Noch eine halbe Legua hatte ich zu marschiren, dann kam ich an den in tiefer Schlucht dahinbrausenden Bach Aguará und kehrte zu kurzer Mittagsrast in der gleichnamigen Vaqueria der „Industrial" ein. Dieselbe bestand nur aus dem Rancho eines Knechtes, der hier mit seiner Frau lebt, und einem großen Corral, ohne anderen Zwecken zu dienen, als den übernachtenden Carretenzügen Obdach zu gewähren, ihnen den Corral zur Verfügung zu stellen, worin die Ochsen lassirt werden könnten, wenn man wieder anspannen wollte, und einen Stützpunkt abzugeben für größere Viehdepots. Die Schlucht, gleich hinter dem Rancho, ist wohl fünfzehn Meter tief und trotz größter Vorsicht verletzte sich mein Pferd beim Hinunterklettern über das wilde Steingeröll derartig am Fuße, daß ich, unten im Bache angelangt, rechte Mühe hatte, das Blut zu stillen. Und doch war ich nur da hinuntergeritten, wo tagtäglich beladene Carreten mit ihrem Sechsgespann auf- und abpassiren. Aber der Ochse ist vaqueano, wie er überhaupt auf schlechten Wegen viel sicherer geht als das Pferd. Besonders auf den vielen Knüppeldämmen, die man überall zum Ueberschreiten sumpfiger Stellen angelegt hat, marschirt der Ochse mit sehr großer Sicherheit, während es oft vorkommt, daß selbst erfahrene Reisepferde mit den Füßen zwischen die halb im Moor versunkenen Stämme gerathen und zu Schaden kommen. Jenseits des Arroyo (Bach) Aguará hört die Hochebene auf; das Land wird hügelig, die Waldränder nähern sich immer mehr der Straße und man merkt es deutlich, daß der Anstieg zu dem höheren Theile des Cerro Maracayu beginnt, und als ich nach abermals zwei Stunden den Pirayu überschritten hatte, trat ich in die vollständige Waldregion ein, die bis an die Ufer des Alto Parana reicht. Am Rand des Flüßchens sperrt eine sogenannte Tranquera den Weg, damit sich das Vieh nicht zu weit entfernen kann, und jeder Reisende schließt dieselbe wieder gewissenhaft, nachdem er, um hindurchzukommen, die in den Löchern der Seitenpfosten gleitenden Stangen zurückgeschoben hat. Bis hierher war mir der Weg von einer früheren Reise nach dem Carapa und dem weiter nach SO liegenden Oertchen Piracay bekannt. Die Carretera nach der großen Picade zweigt jedoch links ab, nach ONO, da sie aber einen sehr großen Bogen macht, so beschloß ich, einen Richtweg aufzusuchen, von dem man mir gesprochen hatte. Etwa dreißig Schritt unterhalb, also nördlich von der Tranquera mündet ein kleiner, lebhaft rauschender Bach in den Pirayu, und an dem Abhang seines Thales entdeckte ich auch nach kurzer Suche Reiterspuren, die mich nach der zwei Kilometer östlicher liegenden Quelle des Baches brachten, und in ihrer Nähe erreichte ich auch glücklich die von Süden kommende Straße, so daß ich fast eine Stunde Weg gespart hatte. Um drei Uhr erreichte ich den Punkt, wo die Straße nach Osten abschwenkt und direct zur Boca (Mündung) de la Picada brasilera führt. Auf dem ganzen Wege war mir kein menschliches Wesen zu Gesicht gekommen, eine tiefe, stille Einsamkeit herrschte rings umher und nur das Summen der aus dem Mittagsschlaf erwachten unzähligen Fliegen und Käfer tönte an mein Ohr. Vor mir lag die dunkele Masse des Waldgebirges mit seinen zahlreichen Kuppeln und Spitzen, ich mußte dicht an der Boca sein, aber da die Picade über zwölf Leguas, also an fünfzig Kilometer lang ist, wozu man einen ganzen Tag gebraucht und ich nicht in der Picade übernachten wollte, so sah ich mich nach einem geeigneten Lagerplatze um, wozu natürlich Wasser gehört, und beim Suchen danach entdeckte ich in weiter Ferne von der Straße am Abhang eines Hügels in der Nähe eines schleichenden Gewässers eine Hütte. Ich brauchte aber eine volle Stunde dazu, um die davor liegenden Sümpfe zu umreiten, und fand dann den Rancho zu meiner größten Enttäuschung vollkommen leer. Erst nach einiger Umschau entdeckte ich hinter dem Hause drei Hühner und in demselben an der Wand hängend ein Paar mächtige, verrostete Sporen. Es gab also Bewohner, und die mußten doch Abends wiederkommen. Ich sattelte ab, führte das Pferd an die etwas schwer zugängliche Tränke, suchte mir Holz, holte Wasser, wusch mich und kochte Mate, wozu der kalte Braten, der aber vom Reiten in der Sonnengluth recht warm geworden war, vortrefflich schmeckte. So saß ich denn in diesem weltvergessenen Winkel mutterseelenallein und erwartete die Rückkehr meiner Wirthe, als diese aber bei Dunkelwerden noch nicht erfolgt war, band ich das Pferd in einiger Entfernung vom Rancho zum Grasen an und machte mein Lager unter dem überhängenden Dache des Vorraumes auf dem festgestampften Lehmboden zurecht; am andern Morgen sollte es dann frühzeitig losgehen. Aber die Nacht brachte mir wenig Ruhe. Anfangs peinigten mich Millionen der kleinen bösartigen Fliegen mbegui,

*) Beim Gebrauch von Guarani-Wörtern halte ich überall die deutsche Schreibweise fest, so daß ch nicht in spanischer Weise —tsch— gelesen werden darf.

so daß ich nicht einschlafen konnte. Von den Sümpfen tönte das einförmige Geschrei des Torre-torre und verschiedenstimmiges Froschgequake herüber, und nach Dunkelwerden mischte sich das ekelhafte Plärren der Tiger dazwischen.

Ich hatte schon ein wenig geschlafen, als mich ein lautes Brüllen und Stampfen erweckte, das aus geringer Entfernung zu kommen schien; zugleich hörte ich, daß mein Pferd unruhig war. Als ich zu ihm trat, zitterte es heftig, ich konnte aber nichts entdecken und führte den Lärm auf eine vorbeitrabende Heerde zurück, die durch irgend etwas erschreckt sein mußte. Der Sicherheit wegen koppelte ich den Gaul innerhalb des Zaunes an, obwohl daselbst nur geringwerthiges Futter stand, das es bald abgegrast hatte, weshalb ich noch mehrmals aufstehen und ihn etwas weiter anbinden mußte. Früh um vier Uhr erhob ich mich, aber es war doch fast Tag ehe ich Mate gekocht, das Pferd getränkt und gesattelt hatte. Von den Bewohnern der Hütte bekam ich nichts zu sehen, und so ritt ich mit stummem Danke meiner Wege. Ich war in diesem Rancho doch weiter von der Picade entfernt, als ich geglaubt hatte, und erst um halb acht Uhr gelangte ich, nachdem mich der jetzt viel schmäler werdende Weg zwischen lichten Beständen von Unterholz geführt hatte, an den eigentlichen, scharf abgegrenzten Hochwald, in dem der Weg ziemlich steil abfiel. Dicht vor der Boca bemerkte ich eine alte Feuerstelle, wo frühere Reisende vor dem Eintritt in den Wald gerastet haben mußten. Obgleich es seit langer Zeit nicht mehr geregnet hatte, war der weiche Sandboden vom Nachtthau feucht, und ich erkannte deutlich in ihm abgedrückt die Spuren von Tigern und Wildschweinen. Eine angenehme Kühle empfing mich unter dem dichten Laubdache, das sich über dem schmalen Wege wölbte, der von Carreten nicht benutzt werden kann. Nur Reiter und Ochsenheerden ziehen hier nach dem Unterlauf des Rio Igatimi. Der Boden war sehr uneben, und ich hatte beständig die von Nord nach Süd streichenden Thäler zu passiren, ritt also stundenlang nur abwechselnd bergauf und bergab. Im Ganzen aber stieg ich doch an dem nördlichen Abhange des Cerro Maracayu immer höher hinauf, wobei aber der Weg zahllose Krümmungen und Wendungen machte. Die Picade an sich ist wunderschön, führt zwischen und unter mächtigen alten Baumriesen dahin und bietet dem Auge eine Fülle der entzückendsten Pflanzenformen in malerischer Abwechselung. Aber viel Hindernisse erschweren das Fortkommen, denn der ganze viele Meilen lange Weg liegt voller quer über ihn gestürzter Bäume, oft von solchem Umfange, daß frühere Reisende in die Bäume Stufen gehauen hatten, um den Pferden das Ueberklettern zu ermöglichen, und wo dies nicht anging, haben sie sich seitwärts einen Weg durch das dichte Gebüsch gehauen, auf dem man den Stamm umgehen konnte. Diese engen Nothwege wachsen aber so rasch zu, daß sie mir oft Schwierigkeiten bereiteten, ja sogar oft nur ein geübtes Auge des vaqueano sie überhaupt entdecken konnte. Vielfach störten mich auch lange Strecken, auf denen der Weg völlig verschlammt und versumpft war, ohne daß ich begreifen konnte, wo bei der enormen Trockenheit dieses Jahres so viel Feuchtigkeit herkäme. Eine große Freude hatte ich an den Unmassen von Orchideen, mit denen fast alle dicken Baumstämme an der einen Seite vom Boden bis zur Krone dicht besetzt waren. Welche Auslese hätte hier ein botanisch erfahrener Mann machen, welche Schätze hätte er hier sammeln können! Zwischen diesem Baumgewirre steht drei bis vier Meter hohes undurchdringliches Gebüsch, aus welchem die leuchtenden Farben der Blumen und Blüthen hervorschimmern; vielfach stehen am Wege acht bis neun Meter hohe Cacteen, die ihre zweigähnlichen Auswüchse phantastisch nach allen Seiten recken, ein unentwirrbar verschlungenes Netz von Schlinggewächsen hängt zwischen und über den Bäumen, einige der letzteren sind, von den Schmarotzern schlangenartig umwickelt, bereits abgestorben, andere haben mächtige Aeste verloren, die jetzt, nur von den taustarken Ranken festgehalten, frei hoch oben in der Luft hängen und langsam von einem leichten Winde geschaukelt werden, der sich hier unten am Boden nicht empfinden läßt. Eine Fülle der lieblichsten Düfte steigt von dem saftig strotzenden Buschwerk empor, große Schmetterlinge, meist von stahlblauer Farbe, gaukeln furchtlos in nächster Nähe des Reiters, kleine und große Vögel, oft von prächtigem, fremdartigem Gefieder, hüpfen dicht am Wege von Ast zu Ast, und hoch in der Luft ziehen Schaaren kleiner grüner Papageien über dem Walde dahin. Zuweilen erblickt man auch große Aras, blaue wie rothe, gravitätisch auf einem langen Zweige herumspazieren oder eine hier in den Wäldern häufige Art kleiner Affen, Cai, in den Baumkronen einherklettern.

So ritt ich stundenlang immer tiefer in den düstern Urwald hinein, immer großartiger ward die Baumpracht um mich her, immer tiefer die stille Einsamkeit, in der kein Laut an das Dasein von Menschen erinnerte. Mit der Zeit fing die Hitze an, mich zu quälen, und der Durst stellte sich ein, aber ich mußte mit meinem Wasservorrath sparsam sein, denn man hatte mir gesagt, es gäbe kein Wasser in der Picade, und ich durfte kaum hoffen, sie in einem Tage zu bewältigen, denn mein Pferd war nicht frisch, und ich war doch recht spät an die Boca gekommen. Auch die Langeweile stellte sich ein; ich hätte gern eine Cigarre geraucht, aber ich besaß im Ganzen nur noch sechs Stück, die ich mir in Ipe-hún aus meinem letzten Tabak gemacht hatte. Zum Glück hatte ich die Rippen nicht weggeworfen; die schnitt ich mir nun ganz fein und rauchte sie in einer kleinen Holzpfeife. Der Genuß war sehr mäßig, aber es rauchte doch und war ein Zeitvertreib. Gegen Mittag kam ich an einen Corral. Man hatte einen runden Platz von Bäumen befreit und mit Ballen eingezäunt, so daß er eine kleine Tropa für die Nacht aufnehmen konnte. Etwa zehn Minuten weiter befindet sich in geringer Entfernung rechts vom Wege ein ansehnlicher Wassertümpel, den ich aber im Vorbeireiten nicht hinter dem Gebüsch bemerkte; auch hatte man mich nicht darauf aufmerksam gemacht. Dahingegen war mir gesagt worden, daß ich im Nothfall die Nacht in einem verlassenen Rancho des in Piracay ansässigen Hrn. José Romano zubringen könnte, und ich beschloß, denselben aufzusuchen. Nachmittags vier Uhr entdeckte ich auch wirklich rechter Hand einen Waldweg, der mich nach kurzer Zeit an den gesuchten Rancho brachte. Derselbe machte einen trübseligen Eindruck. Drei große und elf kleine Hütten standen auf einem durch Fällen der Bäume geschaffenen Platze. An den noch sichtbaren Spuren ließ sich leicht erkennen, daß die großen Gebäude einst als Depot, Mühle und Barbacua (Rösterei) gedient hatten; sie lagen den elf Arbeiterhütten gegenüber, die ich völlig leer fand. Nur einige weggeworfene Schuhe und alte Lumpen lagen umher, eine wohl beim Abzug vergessene Axt lehnte an einem Baumstamm. Die mit Palmblättern gedeckten Dächer der Hütten waren zum Theil schon eingefallen; unter dem am besten erhaltenen quartierte ich mich ein, sattelte ab und band das Pferd am Waldesrande an, obwohl ich sofort sah, daß es daselbst kein Futter finden würde, aber es war nichts Besseres vorhanden. An trockenem Holze fehlte es nicht, und bald loderte ein helles Feuer vor meiner Hütte. Ich aß etwas kalten Braten und zwei Löffel rohes Mandiocamehl, rauchte noch eine Pfeife und streckte mich dann auf mein Lager. Aber schon nach einer halben Stunde ward ich durch peinigende Schmerzen am ganzen Leibe aufgescheucht. Bei dem Scheine eines Wachslichtes sah ich dann, daß ich ganz voller Garavatos, Gatevú auf Guaraní, saß, eine Art Waldlaus, die man von den Blättern streift und die sich so lange voll Blut saugt, bis sie zur Größe einer Bohne anschwillt, dann abfällt und stirbt. Außerdem aber fand ich an meinen Füßen viele Sandflöhe oder tung-ai, wie sie die Indianer nennen, weshalb ich rasch wieder die großen, schweren Reitstiefel anzog, so sehr ich mich auch gefreut hatte, mich ihrer nach dem langen Ritte entledigen zu können. Aus dem Walde kam jetzt viel sonderbares Geschrei von allerhand Gethier, besonders das häßliche Geknarre des Tucan und das lauthintönende Gebrüll der großen Affen Carabja (Brüllaffe, Mycetes seniculus). Gegen Mitternacht weckten mich die Ameisen auf, die mich über den ganzen Leib beliefen, und nun empfand ich so heftigen Durst, daß ich die letzte Flasche Wasser zur Hälfte leerte. Armes Pferd, dem ich nichts geben konnte! Ich stand auf, um nach ihm zu sehen, und bemerkte, daß es die trockenen Pindoblätter fraß, womit einige der Hütten gedeckt waren — es mußte wüthenden Hunger haben. Die Nacht war stürmisch und wild jagten die Wolken über die hellglänzende Mondscheibe hinweg, überall um mich her ertönte das Gebrüll der Tiger und krächzendes Vogelgeschrei, dennoch empfand ich das überwältigende Gefühl dieser großartigen Einsamkeit im wilden Urwalde und gab mich, trotz aller Müdigkeit, lange seinem eigenartigen Reize hin. Dann aber zog ich mir einen Musselinsack als Mosquitaro zum Schutz gegen das Ungeziefer über Kopf und Gesicht und versuchte wieder zu schlafen, aber als ich nach einiger Zeit mein Pferd erschrecken hörte, band ich es dicht an meiner Hütte an, deren verräuchertes Palmendach ihm aber nicht schmeckte, so daß ich es gegen Morgen doch wieder zu dem anderen Häuschen zurückbrachte, dessen Dach ihm als nothdürftiges Futter dienen konnte.

Der nächste Tag war ein Sonntag und strahlend blauer Himmel war an die Stelle der nächtlichen Wolkenmassen getreten. Es war der 16. August, und ich werde das Datum dieses Tages nie vergessen, der mich in so großer Gefahr, so schweren Leiden und Aengsten gesehen hat. Am Morgen brach ich zeitig auf, denn es lag mir daran, vor Abend einen geographisch genau zu bezeichnenden Punkt zu gewinnen, weil eine Occultation des Antares in Aussicht stand, die ich zur Längenbestimmung beobachten wollte. Ich war jedoch nicht lange geritten, als ich zu meinem Schrecken bemerkte, daß ich mich auf falschem Wege befand, weshalb ich alsbald wieder umkehrte. Abermals am Rancho angelangt, ward ich die Beute banger Zweifel, denn obwohl von ihm aus noch mehrere Wege in den Wald führten, so glaubte ich doch über denjenigen nicht im Irrthum zu sein, der mich gestern hierher gebracht, und dennoch hatte er sich als falsch erwiesen. Aber was blieb mir Anderes übrig, als die verschiedenen Wege, einen nach dem anderen zu untersuchen? So vergingen mehrere kostbare Stunden, ohne daß ich den Ausweg fand, weshalb ich beschloß, den zuerst eingeschlagenen nochmals abzureiten, und als ich auf ihm nach einer vollen Stunde immer noch nichts von der Picade sah, ritt ich erschöpft und niedergeschlagen nach dem Rancho zurück. Dabei ließ mich das Pferd alle Anzeichen völliger Erschöpfung bemerken, so daß ich um Mittag unter der glühenden Tropenhitze, in Schweiß gebadet und halb verschmachtet, völlig rathlos in der einsamen Wildniß dastand. Meine größte Sorge drehte sich aber um das Pferd, denn wenn dieses der Ueberanstrengung erliegen sollte, so war mein Schicksal besiegelt und ich mußte hier einfach verhungern und verschmachten, denn zu Fuß wäre ich wahrlich nicht weit gekommen. Das Pferd konnte nicht mehr fort, und ich sattelte dasselbe kurz entschlossen ab und machte mich daran, Wasser zu suchen. Das war ein schweres Stück Arbeit! Ich wagte der Schlangen wegen nicht, ohne hohe Stiefel in das dichte Gebüsch einzudringen, jeder Schritt ward mir sauer und die Füße schmerzten mich sehr. Nach langem Umherirren kam ich an einen ehemaligen Brunnen, der aber vollständig ausgetrocknet war, und immer weiter bergab gehend, gerieth ich zuletzt in einen gefährlichen, von Schilf überwucherten Morast, der mich zur Umkehr zwang. Todmüde kam ich um 2 Uhr ohne jeden Erfolg wieder bei dem Rancho an, wo das Pferd mit gesenktem Kopfe im Schatten eines Baumes stand. Halb verzweifelt durchstöberte ich alle Gebäude, ohne zu wissen weshalb. Ich fand sie alle leer, aber hinter einem derselben lag ein Holztrog, in dessen tieferem Ende ein klein wenig stinkendes, von gerbstoffhaltigem Holze rothbraun gefärbtes, fauliges Wasser stand. Voll Freude führte ich das Pferd dazu, aber — es trank nicht und wendete sich voll Ekel ab. Ich schöpfte etwas davon in der hohlen Hand: es schmeckte gallenbitter; aber ich trank und füllte mir eine Flasche halb voll, mehr war nicht da. Die Hitze war sehr groß, und da ich mit meinen Kräften zu Rathe gehen mußte, setzte ich mich in einer der Hütten nieder, um etwas auszuruhen. Zu essen hatte ich genug, aber die Hitze und die Uebenanstrengungen hatten mir allen Appetit geraubt. Ich zündete mir die eine der beiden letzten Cigarren an und überlegte, was ich thun könne. Hier bleiben war unmöglich, aber selbst wenn ich den Weg gefunden hätte, war es für heute zu spät. Dagegen morgen wollte ich auf gut Glück irgend eine der Picaden verfolgen, bis ich Wasser oder eine Indianeransiedlung fände. Als die größte Mittagsgluth vorüber war, trieb mich die Unruhe wieder in den wilden, dicht verwachsenen Wald. Mehrmals ließ mich die aufgeregte Phantasie menschliche Stimmen vernehmen, aber wenn ich dann still stand und horchte, ward ich meinen Irrthum sofort gewahr. Ein paar Mal stieß ich den bekannten gellenden Ruf der Verirrten aus, den Jeder, der ihn hört, zu beantworten verpflichtet ist, aber es blieb Alles still um mich her, nur das oberste Laub der Bäume raschelte im Winde und die haushohen schwankenden Bambusstangen knarrten, wenn sie sich an einander scheuerten. Tellergroße Schmetterlinge in leuchtenden Farben umgaukelten mich, an einigen Stellen strömte mir ein süßlich betäubender Geruch mir unbekannter Blumen entgegen, kleine schwarze Mainumby (Colibri) huschten furchtlos dicht an mir vorüber, die riesigen Lapacho-Bäume standen in voller, den ganzen Monat währender Blüthenpracht, mein Weg war dicht besäet von ihren violet-rothen Blumen — es wäre wunderbar schön gewesen zum Schwärmen in der üppigen Tropennatur, wenn mich nicht quälende Angst beherrscht und ruhelos an all den Waldwundern vorbei getrieben hätte. Und doch rief es mir bei jedem Schritte entgegen „umsonst!“, bis ich mich ermattet und muthlos wieder zum Rancho zurückschleppte. In einer der Hütten bemerkte ich ein fußhohes, viereckiges Blechgeschirr, wie es zum Versenden des Ochsenfutters gebraucht wird, womit man in den Yerbales alle Speisen ansetzt, und zu meiner freudigen Ueberraschung fand ich dasselbe halb mit Wasser gefüllt. Die andere Hälfte mochte schon verdunstet sein und fingerdick klebten die Talgreste an den Wänden. Ein Schwarm von Fliegen, ein widerlicher Geruch — aber es mußte Alles versucht werden, und so trug ich den Fund zum Pferde, das noch auf demselben Flecke stand, und siehe da — nach einigem Sträuben siegte der peinigende Durst, und in langen Zügen trank das arme gequälte Thier. In dieser verzweifelten Lage fand mich der Abend. Ich überlegte, welche Stücke meines Gepäckes ich, um das Pferd zu entlassen, opfern könnte, heftete ein Stück Papiers mit einer kurzen über mein Schicksal Auskunft gebenden Notiz an geschützter Stelle fest, nahm die Axt auf die Schulter und ging nochmals in eine der Picaden, um eine Pindó-Palme zu suchen, deren Blätter gutes Pferdefutter geben Bisher hatte ich in der ganzen Umgebung keine gesehen, aber ich wollte eben Alles versuchen. Es ging sehr langsam bei meiner immer mehr zunehmenden Müdigkeit, und wie am Mittag trieb die aufgeregte Phantasie ihr Spiel, so daß ich wiederum vermeinte Menschenstimmen zu hören. Nach etwa zweihundert Schritten kam ich an einen schmalen Kreuzweg, den die mineros (Minenarbeiter) geschlagen hatten. So nennen sich die Knechte in den Yerbales, weil die ganze Yerbaindustrie unter dem Minenrechte steht. Hier blieb ich abermals lauschend stehen; ich hatte wieder Stimmen und Pferdetritte gehört, und obwohl ich kaum an die Wirklichkeit zu glauben wagte, stieß ich den schon erwähnten gellenden Schrei aus. Er kam recht dürftig aus der vertrockneten Kehle, und mit der Kraft der Verzweiflung wiederholte ich ihn, bis mir auf einmal hell und deutlich aus großer Nähe die Antwort entgegenschallte. Im ersten Augenblick empfand ich einen wirklichen Schreck und dann kam ein lebhaftes Herzklopfen, bis abermals der Schrei an mein Ohr tönte und mir die Gewißheit brachte, daß ich gerettet sei. In der That sah ich bald darauf zwei Reiter um eine Ecke biegen, die ein halbes Dutzend lediger Maulthiere vor sich hertrieben und nicht wenig erstaunt waren, in dieser einsamen Wildniß einen einzelnen Fußgänger anzutreffen. Die beiden braunen, ziemlich wild aussehenden Burschen gehörten dem Eigenthümer meines Zufluchtsortes, den sie — nach völliger Ausbeutung der Umgebung — vor mehreren Monaten verlassen hatten, um einige Kilometer östlicher einen neuen Rancho zu errichten, und als sie mich sogleich dorthin brachten, ward ich mit der in den Wäldern wie auf dem Lande ganz selbstverständlichen Gastfreundschaft aufgenommen. Die übermäßige Anstrengung hatte Wadenkrämpfe zur Folge, die mich in der Nacht nicht schlafen ließen; ich lag in der Nähe des für die Pferde angezündeten Rauchfeuers, zu dem sie sich von Zeit zu Zeit vor den Verfolgungen der Mosquitos und Fliegen flüchteten, und dachte an die Erlebnisse des Tages wie auch an die vereitelte Sternbedeckung. Ueber die letztere konnte ich mich jedoch trösten, denn trotz der wild jagenden Wolken sah ich den Mond seitwärts von dem betreffenden Sterne vorbei gehen. Es fand also für diesen Ort gar keine Bedeckung statt, und so konnte ich doppelt beruhigt endlich doch einschlafen. Um Mitternacht erwachte ich vom Heulen des Sturmes, der in den zerzausten Baumwipfeln tobte, und dem vielstimmigen Geschrei im Walde. Das strahlende Mondlicht ward fortwährend von vorüberjagenden Wolken verdunkelt und unser Feuer, in dessen Rauch sich die Pferde zum Schutz gegen die Mosquitos zusammendrückten, warf grelle rothe Lichtstreifen in die schwarze Masse des Walddickichts. Hier unten spürte man nichts von dem tosenden Sturme, der das wilde Heer dort oben durch die Luft zu jagen schien. Erst gegen Tagwerden beruhigte sich das empörte Element einigermaßen und bei hellem Sonnenscheine brachte mich ein Pferdejunge auf den richtigen Weg. Er begleitete mich noch bis an die Stelle, wo die Straße nach Piracay gen Süden abzweigt, und nun konnte ich ohne Sorge weiter reiten.

Das Terrain ist von da an sehr stark von Hügeln und Thalschluchten durchbrochen und die Picade zeigt sich immer mehr verwildert, gewinnt aber fortwährend durch die sich abwechselnd folgenden Gebüsche von Palmen, Blattpflanzen (besonders Piguao) und Cacteen, deren einzelne oft in baumdicken Stämmen von 10 Meter Höhe emporragten. Dann wieder zeigte sich zu beiden Seiten niedriges Dickicht von Amambay, über dem sich die kleinen Kronen der dünnschaftigen Jechy-Palmen wiegten, oder ganze

Haine von Spanischem Rohr oder Bambus, aus dem der liebliche Gesang der kleinen Habia schallte. Um Mittag erreichte ich das malerische Thal des Arroyo Moroti (Weißbach). Ich sollte es lieber eine tiefe Schlucht nennen, in der sich das Flüßchen zwischen steilen Hügelabhängen durchwindet, deren überhängendes Baum- und Strauchwerk ihn mit ewigem Schatten bedeckt. Auf der jenseitigen Höhe vernahm ich den in dieser Einsamkeit hochwillkommenen Hahnenschrei, folgte ihm seitwärts vom Wege in einen engen Pfad abbiegend und trat bald auf eine Lichtung heraus, zwischen deren gefällten Bäumen und Stümpfen bereits frisch angepflanzter Mais und Mandioca wuchs. Vor mir lagen regellos zerstreut sieben kleine Hütten eines Indianerdorfes. Als die Weiber und Kinder bei meinem Anblick schreiend davonliefen, hielt ich mein Pferd an und wartete bescheiden, bis ich einen Mann sah, dem ich mich auf zwanzig Schritte näherte, dann stieg ich ab, hing die Büchse an den Sattelknopf und schritt auf den halbnackten braunen Gesellen zu, indem ich ihm beide Hände entgegenstreckte. Damit hatte ich sein Vertrauen gewonnen und er führte mich in eine der Hütten, wo sich ein altes Weib und zwei Männer in ihren Hängematten (gyhá) schaukelten, mich prüfend anschauten, aber sich nicht erhoben, um mich zu begrüßen, sondern es ganz selbstverständlich zu finden schienen, daß ich mich auf einem Holzklotz niederließ. Ich fand das Häuschen viel sauberer, als ich es von Indianerheimstätten gewohnt war. An der einen Wand lehnten zahlreiche gutgearbeitete Bogen, Pfeile und die federngeschmückten Kreuze, die man überall trifft, obwohl bei ihren Besitzern keine Spur von Christenthum vorhanden ist. Allmälig hatten sich viele Neugierige vor der Thür angesammelt. Einzelne, die es sich wohl erlauben durften, kamen herein und eine nur mit einem Schurz bekleidete Frau redete scheltend auf ihr kleines, ganz nacktes Töchterchen ein, vor dem fremden Mann keine Angst zu haben, bis es ihr gelang, den kleinen Trotzkopf bis auf zwei Schritt an mich heranzuschieben. Während das Kleine sich noch sträubte, kam ein etwas größeres Mädchen ganz dreist auf mich zu und gab mir nach Indianersitte die linke Hand. Ich nahm den hübschen braunen Wagehals auf das Knie. Alle lachten aus vollem Halse, und ich war gut bei den Leuten eingeführt. Sie gehörten zu dem großen Stamme der Cayguá und sprachen ein viel reineres Guarani als die Indianer des westlichen Tieflandes und die Mischlingsrasse der Paraguayer. „E-mee schevo y-mi" sagte ich zu dem Kinde „sche juhech, bringe mir etwas Wasser, ich habe Durst", eine Bitte, die es nicht allein sofort erfüllte, sondern es brachte auch noch drei in der Asche geröstete Bataten. „Co-hiuna, ude vegnara, das ist für dich," sagte sie lächelnd, und als ich zögernd eine nahm, fügte sie dringend hinzu: „E-pyhy-vé, e-pyhy-pa, o-i-me mbohapy, eine mehr, nimm alle, es sind drei." Dann fing sie an, mit ihren kleinen Fingern die Schale abzuziehen, und ich ließ es mir trefflich munden. Man sagte mir, daß die vaqueria-mi, ein Depot der Gebrüder Roja, nur eine Legua entfernt sei, aber den Aussagen der Indianer mißtrauend, bat ich meinen Wirth, mich ein Stück zu begleiten, bis ich nicht mehr fehlen könne. Nach einigem Ueberlegen zeigte er sich auch dazu gewillt, aber nun galt es noch, den Widerstand seiner Frau zu überwinden, die davon nichts wissen wollte. Erst nach längerem Zwiegespräch nahm er Bogen und Pfeile und ein zwei Fuß langes, breites Messer, eine Machete, und ich verabschiedete mich mit kleinen Geschenken. Vor der Thüre kauerten zwei junge Frauen; auch ihnen reichte ich die linke Hand, aber zweifelnd schauten sie sich erst fragend an, ehe sie mir, wie über den sonderbaren Kerl lachend, die Hand gaben. Der Frau pflegt man diese Ehre nicht zu erweisen. Um 3 Uhr verließ ich das Dorf, von dem Indianer gefolgt, der sich entschieden geweigert hatte, voran zu gehen. Als ich mich nach einiger Zeit umwandte, um zu sehen, ob er mich nicht im Stich gelassen habe, erblickte ich ihn zwar dicht hinter mir, aber in einiger Entfernung folgte uns auch die Frau. So groß ist das Mißtrauen gegen den Fremden. Am Ausgang des Waldes zeigten sie mir das im Thale liegende Haus und verabschiedeten sich. In der Vaqueria-mi wohnte nur ein Mann mit einem Frauenzimmer in sehr dürftigen Verhältnissen. Der Aermste litt an einem handgroßen veralteten Beingeschwür, gegen welches er von mir ein Heilmittel haben wollte. Derartige böse Schäden findet man im Lande sehr häufig, die Folgen einer hier nicht näher zu bezeichnenden, weitverbreiteten ekelhaften Krankheit. Ich befand mich hier keine Legua vom Rio Igatimi und hörte sogar bei der Stille des Abends das Rauschen seiner Stromschnellen. Nach einer von Flöhen sehr gestörten Nachtruhe unter dem Vordache des Schuppens brach ich am 18. August früh wieder auf. Gleich beim Eintritt in den Wald empfingen mich die Mosquitos in förmlichen Wolken und verfolgten mich mit ihren Angriffen bis an den Arroyo Tereré. Es folgte dann noch der Arroyo Guasú und um 10 Uhr kam ich nach dem kleinen Oertchen Sapui-mi, 1½ Leguas von der Vaqueria, auf einem flachen Bergrücken belegen. Von hier hatte ich noch zwei Leguas bis nach Arroyo Mocoi (Zweibach) zu reiten, so genannt nach zwei dicht neben einander dem Igatimi zufließenden Bächen, welche beide ebenfalls diesen Namen tragen. Sapui-mi besteht nur aus vier Häusern, ist hoch auf der flachen Kuppe eines langen Hügels gelegen, der sich als nördlicher Ausläufer von dem Hauptstrang des Cerro Maracayú abzweigt. Letzteren hatte ich seit Ype-hú beständig zur rechten Hand, und ich konnte mich während der ganzen Reise an dem hübschen Gebirgsbilde erfreuen, so oft mir auf höheren Bodenwellen eine Lichtung im Walde die Aussicht gestattete. Mit Rücksicht auf die Höhe von Ype-hú (400 Meter über dem Meere) schätzte ich den langen von Westen nach Osten laufenden Cerro Maracayú etwa 600 Meter, und wohl nur einzelne der vielen Kuppen auf seinem Rücken mögen darüber hinausgehen. Das ganze Gebirge ist von dichtem Walde bedeckt, und es senkt sich erst weit im Osten, nahe am Rio Parana zu niedrigen Hügeln herab. Hier bei Mocoi erreicht es entschieden seine bedeutendste Höhe. In einem der Häuser befand sich eine vollständige Stellmacherei, welche mit Ausbesserung von Carreten vollauf beschäftigt zu sein schien. Gleich dahinter an der Straße liegt der Kirchhof, vier Gräber mit kleinen Holzkreuzen, von einigen unbehauenen Stangen eingezäunt. Vielfach sieht man auch die einzelnen Gräber gleich neben den Häusern, in denen die Todten einst gewohnt haben, liebevoll von der Hand ihrer Angehörigen mit weißen Spitzenbändern geschmückt. Einen rührenden Anblick aber gewährt ein einsames Grab im Walde, vor dem eine fromme Hand zwei Häuschen Kieselsteine aufgeschichtet und mehrere Orangen niedergelegt hat. Unweit Sapui-mi traf ich auf einen Bach, den man mir auch mit Arroyo Guasú bezeichnete, obwohl der kurz zuvor überschrittene ebenso genannt worden war. Mit der Geographie nehmen es die Paraguayer nicht sehr genau, und das häufige Vorkommen derselben Namen ist recht störend. Ich hatte jetzt wieder einen der vielen nach Norden auslaufenden Gebirgsarme zu erklettern, auf dem die Straße einen großen Bogen macht, um dann zum jenseitigen Abhange zu führen, an dessen Rande ich die reizende Aussicht auf das in der Tiefe liegende langgestreckte Thal von Mocoi hatte. In ihm schlängeln sich die beiden Bäche zwischen den Gebäuden der „Industrial" dahin, und auf dem jenseitigen Hügel liegen diejenigen der „Mate Larangeira". Alles zusammen bildet den Ort, der eben auch wieder Mocoi heißt. Es war schon Nachmittag als ich daselbst anlangte und meinen Empfehlungsbrief Hrn. Gimenes, dem Mayordomo des Deposito der zuletzt genannten Gesellschaft, überreichte. Hr. Ramon Gimenes war sehr liebenswürdig und räumte mir sogar in dem großen Herrenhause ein eigenes Zimmerchen ein. Ich hatte nun die beschwerliche Picada brasilera hinter mir, konnte für einige Tage der Ruhe pflegen und weiter überlegen, wie ich wohl nach dem großen Salto Guayrá kommen möchte. (Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechung.

— Das Buch von der Hauswirthschaftskunde. Ein Wegweiser für die reifere weibliche Jugend zur hauswirthschaftlichen Selbständigkeit. Von W. Henck und A. Ruperti. Mit zahlreichen Abbildungen. Hannover und Berlin, 1898, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). — Das Buch ist sehr brauchbar. Es behandelt in vier Abtheilungen die Nahrung des Menschen, die beste Ausnutzung der Nahrungsstoffe; die Kleidung, die Verarbeitung und Herstellung derselben, die Beurtheilung ihres Werthes; die Wohnung, deren Einrichtung, Reinhaltung, Heizung und Beleuchtung; das Leben in der Gesundheit und Krankheit, die erste Hilfe bei Unglücksfällen u. s. w. Wir können das kurzgefaßte, praktisch verwendbare Buch als Nachschlagebuch und Hausfreund empfehlen. Die zahlreichen Abbildungen unterstützen die Anschaulichkeit einzelner Abschnitte. Die Verfasser sind Lehrer an Bildungsanstalten für junge Mädchen: W. Henck an der Bildungsanstalt für Hauswirthschaftslehrerinnen und am Töchterheim des ev. Diakonissenvereins in Cassel, Ruperti am Lehrerinnen-Seminar und an der höheren Mädchenschule daselbst. W. Sm.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 96. Donnerstag, den 18. August, Abends. 1898.

Eine deutsche Sprachinsel im Canton Tessin (Bosco).

Von Dr. Halbfaß-Neuhaldensleben.

Als ich im vorigen Sommer den Leser der Leipziger Zeitung quer durch die Schweiz und einen Theil des angrenzenden Oberitaliens vom Bodensee zum Genfersee führte (s. erste Beilage zu Nr. 157 resp. 158), behielt ich mir bei der Schilderung des Marsches von Locarno ins nördlich ziehende Val Maggia vor, meine Erlebnisse in der hoch oben im Gebirge ganz versteckt liegenden deutschen Sprachinsel Bosco, deutsch Gurin, in einem besonderen Aufsatz näher zu schildern und löse jetzt mein Versprechen ein, in der Hoffnung, dadurch den einen oder anderen der vielen Alpenfahrer zu veranlassen, meinem Beispiel zu folgen und das merkwürdige deutsche Spracheiland aufzusuchen, welches deutschen Besuch leider nur äußerst selten erfährt.

Dem geneigten Leser rufe ich ins Gedächtniß jene Scene zurück, da ich in frühester Morgenstunde am Posthofe zu Locarno neben dem Conducteur auf einem Postwägelchen saß, das in das Val Maggia strebte und uns nach überaus reizvoller Fahrt etwa um ½10 Uhr in Cevio absetzte, wo das Amtshaus der Gemeinde Maggia steht. Während der Postwagen ohne uns nordwärts nach Bignasco zog, nahm ich in dem albergo alla posta eine kleine collazione ein und rüstete mich zur Bergwanderung nach Bosco. Gar heiß brannte die Sonne auf mich herab, war es doch schon nicht mehr weit bis zur Mittagsstunde, wo ein vernünftiger Tourist unter normalen Verhältnissen längst sein Vormittagspensum absolvirt hat, aber heute ging's halt nicht normal zu — dulce est desipere in loco, singt Horaz —, im jähen Zickzack klomm ich die heißen mit Ginster bewachsenen Abhänge hinan, und bald sah ich die Rebgelände und die terrassirten Gärten von Cevio unter mir zu meinen Füßen. Die im Bau begriffene Straße war noch unpassirbar, glücklicherweise ruhte wegen der Sonntagsfeier die Arbeit und ich brauchte den Staub und das Getöse der Steinarbeiter nicht zu fürchten. Bald holte mich ein Mann ein und leistete mir bei meinem häufigen Rasten unter einem Feigen- oder Kastanienbaum Gesellschaft; ich erfuhr von ihm, daß in dem zunächst gelegenen Orte Linescio, seiner Heimath, eine recht gute Osteria und auch wohl Jemand zu finden sei, der bereit wäre, mein Gepäck zu tragen, eine Botschaft, die wie Musik in den Ohren klang, denn die Zunge klebte mir an dem Gaumen fest und der Rucksack fiel mir bei der Hitze doppelt lästig. Endlich hatten wir die circa 400 Meter höhere Thalstufe von Linescio erreicht, konnten uns bei einer „Schwarzen" stärken und gewannen auch richtig in der Gestalt eines Schusters aus Cevio, der in Collagnasca einem Kunden Stiefel zu bringen hatte, einen willigen Träger für mein Gepäck. Niemand war froher als ich und im beschleunigten Tempo wurde die fast ebene Wegstrecke bis Collagnasca zurückgelegt. Dieser zu Cerentino gehörige Weiler liegt äußerst malerisch in einer von Felsen eingeschlossenen und überall von Wasserfällen umrauschten Grube, in die zur Winterszeit wochenlang kein Sonnenstrahl dringt. Seine männlichen Bewohner sind zumeist nach Californien oder Australien ausgewandert, im Wirthszimmer der bescheidenen Osteria, in der wir eingekehrt waren, hingen zahlreiche Photographien von Verwandten und Freunden, die alle jenseits des großen Wassers weilten oder — dort begraben lagen. Mit einem alten Mann, der 13 Jahre in den Goldfeldern von Südwestaustralien gehaust hatte, ohne aber sein Schäfchen ins Trockene gebracht zu haben, unterhielt ich mich sehr gut in englischer Sprache, die er nicht vergessen hatte, obwohl er schon wieder 20 Jahre in seiner Heimath weilte. Pietro Mollettini, ein geborener Collagnese, soll nach Hardmeyer (Locarno und seine Thäler) den früher so viel bewunderten Felspaß des Urner Loches geschaffen haben, ist also eine Art Vorläufer Favre's, des Erbauers des Gotthardtunnels, gewesen. Wir lassen das Val di Campo mit den Ortschaften Campo und Cimalmolto links liegen und steigen die steile Terrasse von Cerentino empor, die zahlreichen Kehren der hier wieder beginnenden Straße meist auf zickzackartigen Pfaden abschneidend. Nach halbstündigem Steigen befinden wir uns wieder auf einer 250 m höher liegenden Thalstufe, haben aber bis Bosco noch weitere 450 m Höhenunterschied zu überwinden. Ein prachtvoller Blick eröffnet sich von der etwas über Cerentino gelegenen Kirche in das unter uns liegende Val Rovana bis ins Maggiathal hinaus: die Vegetation trägt bis hierher noch durchaus südländischen, italienischen Charakter, aber mit einem Zauberschlage änderte sich die Landschaft, als ich zehn Minuten später hinter der Kirche scharf links abbog. An die Stelle von Nuß- und Kastanienbäumen traten Lärchen und Tannen und erinnerten an die Bergthäler im Norden der Alpen; es ist Alles so sehr still und feierlich ringsum geworden, leiser plätscherte der Bach, der hier in sanfterer Neigung zu Thal fließt, und jähe Steinhalden, desto weniger mit mageren Lärchen besetzt, je höher wir kommen, schließen den rauhen Bergpfad ein, den wir Beide einsam dahinwandeln. Der sonst so lustige Schuster ist, durch die Landschaft angesteckt, plötzlich ganz melancholisch und einsilbig geworden, so daß ich ihn durch die Aussicht, meine etwas schadhaft gewordenen Schuhe repariren zu dürfen, etwas aufmuntern muß. Uebrigens ist aus diesem Geschäft nichts geworden, ein Schuster von Bosco hatte später meine Fußbekleidung in billige und fachgemäße Behandlung genommen. Hätten nicht nach einiger Zeit etliche hölzerne Ställe und einige kümmerliche Kartoffel- und Rübenäckerchen an die Nähe von menschlichen Ansiedelungen gemahnt, so wäre einem nicht in den Sinn gekommen, daß hinter den Trümmern des Bergsturzes, der vor einer Reihe von Jahren das Thal scheinbar gänzlich gesperrt hat, noch ein Dorf erscheinen könnte. Die letzte Terrasse, etwa 200 m hoch, ist dicht mit Lärchen bewachsen, sie muß in Windungen genommen werden, dann lichtet sich der Wald etwas, der gepflasterte Saumpfad wird, soweit dies überhaupt möglich ist, noch etwas holperiger als er schon vorher war und plötzlich liegen die braunen Holzhütten und Häuschen von Bosco, nach wälscher Art in einen Haufen zusammengedrängt, am Abhang eines Hügels amphitheatralisch aufsteigend vor uns. Durch ein Gewirr von Stiegen und Steintreppen, welche die einzelnen Gehöfte verbinden, führte mich der Schuster in ein Wirthshäuslein, das vor einiger Zeit dort entstanden ist und von einer braven Wittwe recht gut geführt wird, wenn man die abgelegene Lage des Ortes gebührend in Berücksichtigung zieht. Es war um die 5. Nachmittagsstunde und meinem Begleiter und mir, denen bei der afrikanischen Hitze dieses Julitages der Aufstieg recht sauer geworden war, standen die hellen Schweißtropfen im Gesicht, obwohl wir uns hier anderthalbtausend Meter über dem Meere befanden. Zunächst war die Quartierfrage zu erledigen, welche sich nicht so einfach gestaltete, als man sie für Bosco wohl voraussetzen konnte, weil nämlich eine Familie aus Locarno, eine Dame mit ihren drei Töchtern, hier zur Sommerfrische weilte und die Wirthin nur über vier Fremdenbetten gebot. Doch wurde aber Dank der liebenswürdigen Bereitwilligkeit der Locarneserin bald Rath geschafft, die älteste der drei Töchter, ein allerliebstes Mädchen von 13 Jahren, wurde einfach ausquartiert und ich bekam mein sauberes, natürlich sehr einfach ausgestattetes Zimmerchen für mich allein. Die Magenfrage wurde weiter ebenso einfach gelöst, indem ich mir für den Abend eine Schüssel

frische Milch und eine weitere Schüssel in Milch gekochten Reis bestellte und sodann rüstete ich mich, nachdem ich mich von meinem Begleiter bei einem halben Liter Wein freundschaftlichst verabschiedet hatte, zu einem ersten Orientirungsbummel durch die „Gassen“ von Bosco.

Die Boschesen oder, um deutsch zu reden, die Guriner, sind unzweifelhaft, wie das ja auch Hardmeyer in seinem oben erwähnten Führer durch die Umgebung von Locarno und Studer „Walliser und Walser, eine deutsche Sprachverschiebung in den Alpen, Zürich 1886“ hervorheben, im Verein mit den Bewohnern von Pommal, das durch die Pässe der „vorderen“ und der „hinteren“ Criner d. i. Guriner Furka mit Bosco zusammenhängt, aus dem Oberwallis herübergewandert, vielleicht schon im Laufe des 12. Jahrhunderts, da sie bereits im Jahre 1253 hier eine eigene Pfarrei haben gründen können. An diese ihre Heimath gemahnen nicht nur die „stelzbeinigen“ Stadeln, welche gegen Ratten und Mäuse eine eigenthümliche Schutzvorrichtung besitzen, sondern auch der Dialect, welcher indeß, wie in Pommal (vgl. Wiss. Beilage zur Leipziger Zeitung 1893 Nr. 132) und in den beiden isolirten kleinen Sprachinselchen Saley und Ager (Globus 1896 Heft 12) durch den häufigen Gebrauch der italienischen Sprache etwas von den harten Kehlkopflauten eingebüßt hat. Besonders charakteristische Benennungen von Gegenständen und Personen sind mir nicht aufgefallen, die Bezeichnungen schmecken für riechen, Spiegel für Brille, Enno für Großvater, Ane für Großmutter, bellu für Zwiebel u. s. w. kommen auch sonst im wallisischen Dialect vor. Die Gemeinde zählt insgesammt etwa 270 Seelen, die sich auf circa 60 Familien vertheilen, der größte Theil der Männer ist während des Sommers in der deutschen Schweiz, um dort ihr Brod zu verdienen, das ihnen die karge Heimath versagt, dagegen hat die Auswanderung nach Californien ganz aufgehört; einige 30 Mädchen und Frauen sind mit Seidenweben beschäftigt, der Rest besorgt das Vieh auf den Ställen und den Bergen oder schleppt von Cavio resp. von Linescio die Lebensbedürfnisse herauf, die ihnen ihr armes Thal nicht bietet, also Mehl, Reis, Kaffee, Zucker, Mais ꝛc. Im Winter wird fleißig geschnitzelt und werden vergoldete Rahmen hergestellt. Eigentliche Armuth herrscht in Gurin nicht, es leidet Niemand Noth, wenn auch kaum Jemand mehr als das Nöthige besitzt. Die Frauen und Mädchen, die meist auffallend klein sind, tragen nicht mehr die babyartige eigenthümliche Tracht der locarnesischen Thäler, sie haben auch nicht die oft so fein geschnittenen Züge der italienischen Tessinerinnen an sich, es sind eben deutsche Gestalten, oft ganz blond mit blauen Augen und zarter Gesichtsfarbe. — Nach dem Wirthshause zurückgekehrt nahm ich zusammen mit den Damen aus Locarno mein Nachtmahl ein, plauderte noch ein Weilchen auf den Steintreppen des Vorplatzes sitzend mit diesen und zwei jungen Mädchen aus Cevio, Verwandten der Wirthin, die hier oben mit Seidenweben beschäftigt waren und suchte dann früh mein Lager auf, sehr bald in einen köstlichen Schlummer versunken, der bis nahe zur 6. Morgenstunde des nächsten Tages anhielt. Während drunten am Lago Maggiore und im Tessin auch Nachts eine drückende Schwüle herrschte, hatte sich hier in Bosco wenigstens in den Abend- und Nachtstunden die Luft ganz erheblich abgekühlt, dagegen meinte es am nächsten Vormittag, den ich zu einer längeren Streife durch die Umgegend benutzte, die Sonne selbst auf Höhen über 2000 Meter recht gut, sodaß ich nach Möglichkeit stets die Schattenseite aufsuchte. Wie ich bereits oben bemerkt habe, ist Bosco völlig geschlossen erbaut, vereinzelte Höfe existiren gar nicht, wohl aber sind die Heustadeln über eine sehr weite Fläche zerstreut und reichen bis an die Criner Furka hinan, wo man tief ins Pommal hinabsieht. Vor ungefähr 20 Jahren war die Gemeinde noch sehr reich an Wald, damals ließ sie sich leider von einem Händler aus Cevio beschwatzen, ihm den schönsten Wald für ein Spottgeld zu verkaufen und über kurz oder lang wird sie daher von demselben Schicksal ereilt werden, dem z. B. die deutsche Sprachinsel Avers in Graubünden bereits verfallen ist, d. h. sie wird sich nach anderem Brennmaterial als Holz umsehen müssen. Die unglaublichen Mengen von Kloben- und Brennholz, welche neben jedem Wohnhause angehäuft sind, stammen sämmtlich noch aus der Zeit des Holzüberflusses und werden eines Tages den Weg alles Fleisches gegangen sein, dann werden vielleicht schlimme Zeiten über das arme Bosco-Gurin hereinbrechen. — Als ich gegen Mittag durch die Gäßchen des Dörfchens dem Wirthshause zustrebte, herrschte darin Todtenstille; alle irgendwie entbehrlichen Mannschaften waren draußen auf den Matten emsig damit beschäftigt, den wolkenlosen Tag gehörig auszunutzen und Heu in die Stadel zu tragen; was arbeitsunfähig oder sozusagen unabkömmlich war, überließ sich dem erquickenden Mittagsschlummer im dunkelgemachten Zimmer und rettete sich so vor den erbarmungslosen Strahlen der Sonne. Nachdem ich den Gockel, den die Wirthin für meinen Mittagstisch gemordet hat, verspeist hatte, folgte auch ich baldigst diesem Beispiel und begab mich erst Nachmittags wieder auf meinen Schlendergang durchs Dörfchen, bald in jenem Häuschen, bald in diesem vorsprechend, und die Insassen, die meist weiblichen Geschlechts waren, in ein Gespräch verwickelnd. Besonders gut gefiel es mir bei einer gutmüthigen alten Frau, deren Familie gänzlich ausgestorben war bis auf eine einzige Enkelin, ein ganz allerliebstes kleines Mädchen von etwa 3 Jahren mit blondlockigem Haupthaar, rosigen Lippen und Wangen, in denen zwei niedliche Grübchen versteckt lagen. Freilich war dies Gesichtchen recht schmutzig, aber es lachte mich so freundlich und unschuldig an, daß es mir ganz warm ums Herz wurde und ich es am liebsten gleich mit nach Hause genommen hätte. Ich sprach diesen Wunsch der Kleinen gegenüber aus und ihre Großmutter redete ihr scherzhaft zu, aber da kam ich schön an! Ihr niedliches Mündchen verzog sich zu einem [illegible] Mäulchen, Thränen traten ihr in die Augen, und dem Zaun der Zähne entfuhr ein sehr bestimmtes „Nein“. Nachdem ich so in optima forma einen entschiedenen Korb erhalten hatte, blieb mir nichts Anderes übrig, als meinen Antrag fallen zu lassen und andere Saiten aufzuziehen. Als ich ihr versprach, eine Puppe von meiner Heimath zu schicken, wurde sie sehr schnell wieder vergnügt und sah zugleich die Großmutter und mich mit ihren großen Kinderaugen fragend an, als ob sie sagen wollte: Wird der fremde Herr auch Ernst machen? Nun, er hat Ernst gemacht, und indem ich diese Zeilen schreibe, ist das Mädchen längst in Besitz ihrer Puppe gekommen. Die Großmutter nähte unterdessen unverdrossen an den aus Zeug gefertigten Scarpetten, die für ihr kleines Enkelchen bestimmt waren. Diese eigenthümlichen Schuhe werden überall auf der Südseite der Westalpen getragen, im Winter wie im Sommer, im Schnee wie auf der staubigen Landstraße; sie sind, wie ich mich durch längeren eigenen Gebrauch überzeugt habe, äußerst praktisch und unverwüstlich. Ein junger Mann, der in derselben Hütte wohnte, und mehrere junge Mädchen, die eben im Seidenweben Feiertag gemacht hatten, gesellten sich später noch zu uns, sodaß ein ganz gemüthlicher Plausch entstand. Die Leute sind im Allgemeinen mit ihrem Loos zufrieden, sie sehen aber doch mit Besorgniß in die Zukunft, wenn das Holz gänzlich aufgebraucht sein wird und wünschen sehnlichst, daß die in Val Rovana im Bau begriffene Straße baldmöglichst bis nach Bosco fortgesetzt wird. Wird freilich dieser Thalwinkel durch eine strada carozzabile erschlossen, so kann man sicher darauf rechnen, daß sich die deutsche Sprache und Sitte seiner Bewohner nicht mehr lange behaupten wird. Vor der Hand hat es aber mit dem Aussterben der deutschen Sprache in dem Dörfchen noch gute Wege, denn auf Kosten des Deutschen Schulvereins in Zürich wird hier eine deutsche Lehrerin unterhalten, welche 17 Schulkinder zu unterrichten hat, leider war sie gerade in ihrer Heimath Uri auf Ferien und ich konnte daher nicht ihre Bekanntschaft machen. Sowohl das deutsche wie das italienische Schulzimmer sind recht düstere, mehr als einfach möblirte Räume in einem an 300 Jahre alten sonst unbenutzten Hause; die italienische Lehrerin, welche zugleich das Postamt verwaltet, hatte die Güte, mir am Abend beide Zimmer zu zeigen. Der Pfarrer, der gleichfalls abwesend war, predigt zwar italienisch, seine Muttersprache, doch hat er so viel Deutsch gelernt, daß er gewöhnlich von der Predigt nachher einen kurzen Auszug in deutscher Sprache giebt. Leider sind die guten deutschen Familiennamen: Zumstein, Hetz, Schneider, Roth, Tomanißl in Dellapietra, Elzi, Sartori, Rossi, Tomamicol verwälscht worden, Dank den Bestrebungen eines früheren italienischen Schulmeisters, der kein Wort Deutsch verstand oder nicht verstehen wollte; außerdem kommt noch der Name Janner vor, während die Familie Tomainch, deren noch Hardmeyer gedenkt, inzwischen ausgestorben ist. Während unseres ganzen Gespräches spielte das süße kleine Menschenkind unablässig mit dem Fingerhut der Großmama, den es sich abwechselnd auf alle Zehen seiner kleinen Füßchen zu setzen suchte, was ihm aber nur bei den beiden großen Zehen mit Erfolg gelang. Nur ungern trennte ich mich von diesem reizenden Familienbilde, der gebieterischen Stimme meines Magens folgend, die mich zu den Fleischtöpfen meiner Wirthin rief. Fleischtöpfen allerdings in sehr übertragener Be-

deutung, denn ich bekam an diesem Abend nichts als Milch zu genießen. Aber was für eine Milch! Köstlich über die Maßen und süß wie Nuß, wie meine belle mère zu sagen pflegt. Nach dem Abendbrod nahm ich noch einige Skizzen alter Häuser auf, besuchte den Friedhof, der die Kirche umgiebt, wo ich auf den sehr vereinzelten Leichensteinen nur die Namen Zumstein und deutsche Inschriften mit darunter stehender italienischer Uebersetzung fand, und ließ mich dann auf die Steintreppen des Hauses in Gesellschaft meiner übrigens bereits oben näher beschriebenen Hausgenossen zur Ruhe nieder. Die drückende Hitze hatte einer sehr angenehmen Frische Platz gemacht und dieser Temperaturwechsel brachte das Gespräch auf das Wetter überhaupt und auf die Verhältnisse im Winter. Gleich vielen anderen hoch gelegenen, gegen Nord- und Ostwinde durch hohe Bergwälle geschützten Orten besitzt Bosco ein ausgezeichnetes Winterklima; von Anfang December bis Mitte Januar fällt freilich viel Schnee, der liegen bleibt und bald festgetreten ist, dann aber wird des Himmels Bläue durch atmosphärische Niederschläge kaum getrübt, es herrscht heiteres und angenehmes Wetter, während die tiefer eingeschnittenen Thäler von lästigen, feuchtkalten Nebeln heimgesucht werden. Bosco hätte also gleich der deutschen Sprachinsel Rima in Piemont (vgl. Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, 1894, Heft 4), mit der es in seiner Lage überhaupt große Aehnlichkeit besitzt, entschieden Aussicht, ein zweites Davos zu werden, wenn nur dies und das nicht fehlte, was der Culturmensch nun einmal nicht entbehren zu können glaubt. Uebrigens wäre es für Bosco ewig schade, wenn es ein internationaler Kurort würde. Glücklicherweise ist stets dafür gesorgt, daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen, vorderhand begrüßt man es als einen sehr nennenswerthen Culturfortschritt, daß ein Wirthshaus vorhanden ist, wo man relativ recht gut aufgehoben ist, sodaß man keinem Bauer zur Last zu fallen braucht, der mit seinem Platz stets sehr beschränkt ist. Leider hatte ich mir, wie sich meine Leser vielleicht erinnern werden, einige Tage vorher den Fuß verletzt, ich mußte daher von meinem ursprünglichen Vorhaben, über die Criner Furka ins Pommal abzusteigen, um dort liebe Bekannte von früheren Reisen aufzusuchen, Abstand nehmen, da der Abstieg dahin sehr steil und beschwerlich ist, und trat, nachdem ich meine sehr bescheidene Rechnung beglichen hatte, unter den Segenswünschen der Wirthin die Rückreise auf demselben Wege an, den ich gekommen war. Bis Linesco begleitete mich eine muntere Schaar junger Mädchen, um dort Käse abzuliefern und dafür andere Lebensmittel einzutauschen; früher mußten sie bis nach Cevio hinunter, jetzt können sie in der Osteria, in der ich vor zwei Tagen zugesprochen hatte und die zugleich ein kleines Handelshaus ist, ihre Waaren austauschen. Bedeutend schneller als ich in der Mittagshitze hinaufgestiegen war, kam ich, trotzdem ich dieses Mal den Rucksack selber trug, in Cevio an und schon um 8 Uhr saß ich in der „Salle à manger" des wegen seines Comforts mit Recht berühmten Hôtel du glacier in Bignasco, meinen Café complet einnehmend. Man sieht, Bosco liegt bei Weitem nicht so aus der Welt wie andere deutsche Sprachinseln im wälschen Süden z. B. die Zahre in Friaul (vgl. Wiss. Beilage zur Leipziger Zeitung 1894 Nr. 98), so daß sich auch seitens bequemerer Touristen ein Besuch, der in jeder Beziehung lohnend ist, leicht ausführen läßt.

Bücherbesprechungen.

— **Bete und arbeite!** Betrachtungen von **E. Gustav Steude.** Leipzig, Druck und Verlag von Fr. Richter, 1898, 107 S., brosch. 1 ℳ 50 ₰. — Der Hr. Verf., der uns durch seine apologetischen Schriften schon wohlbekannt ist (Lic. G. Steude, Seminaroberlehrer in Dresden), schenkt uns hier eine wohlgelungene, interessante und erbauliche Schrift über zwei wichtige ethische Hauptpflichten des Christen: „Bete und arbeite!" Ueber die Nothwendigkeit, sie unsrem deutschen Volke immer wieder einzuprägen, ist kein Wort zu verlieren. Verf. spricht im 1. Theile über das „Bete", im 2. über das „Arbeite", und im 3. über Beides in seinem innigen Zusammenhange mit einander. Nachdem er im 1. Theile die Beweggründe zum Beten, die Bedenken gegen dasselbe und die rechte Art zu beten beleuchtet und im 2. Theile besonders den sittlichen Werth der Arbeit, auch der geringsten Tagelöhnerarbeit nachgewiesen hat, kommt er im 3. Theile zu dem Schluß, daß wir durch Gebet unsre Arbeit weihen und zur rechten Arbeit machen sollen. Aber ein rechtes Beten muß es sein, ein solches, das selber Arbeit ist. Dann wird auch die Arbeit ein Gebet, ein Gottesdienst (S. 107). Durch die Schrift weht ein apologetischer Zug, doch bleibt Verf. hierbei mehr auf einem allgemein religiösen Niveau stehen, ohne das specifisch Christliche, namentlich das Wesen Christi als des Sohnes Gottes und des Versöhners und fürbittenden Hohenpriesters der Welt zu betonen. Verf. zeigt sich als einen sehr belesenen Schriftsteller. — Zuletzt noch die Bitte an die Verlagshandlung, die Schrift besser und fester broschiren zu lassen, da sie sehr leicht auseinanderfällt. R. W.

— **Vorträge über Gesetzeskunde und Verwaltung. — Die sächsische Steuerverfassung.** 4. Theil: **Die Stempelsteuer mit Berücksichtigung der Reichsstempelabgaben.** Dresden, Conrad Weiske's Buchhandlung (Gg. Schmidt). — Dieses von dem Verein der Finanz-Beamten zu Dresden herausgegebene neue Heft ist wie alle seine Vorgänger ein sehr schätzenswerthes Nachschlagebuch für das große Publikum und ein werthvolles Hilfsmittel zur Vorbereitung für die Beamten-Prüfungen. Empfehlen dürfte es sich vielleicht, bei einer neuen Auflage noch einige wissenswerthe erläuternde Bemerkungen mehr, als bereits geschehen, aus der neuesten Ausgabe von „Wahl's Erbschaftssteuer- und Urkundenstempel-Gesetz" in das Heft mit aufzunehmen. Sehr erwünscht wäre es auch gewesen, wenn darin die in dem Gesetze vom 10. Juni 1898 enthaltenen neuen Bestimmungen hinsichtlich der Besteuerung der Versicherungsverträge, da dieselben bereits am 16. Juli d. J. in Kraft getreten sind, Berücksichtigung gefunden hätten, was jedenfalls möglich gewesen wäre, da dieses Gesetz vor dem Erscheinen des neuen Heftes von den Ständen verabschiedet war. Trotz alledem können wir auch dieses neue Heft den betheiligten Kreisen angelegentlichst empfehlen. —y.

— **Kaufmännische Gesetzeskunde** zum Gebrauch in Fachschulen und zum Selbstunterricht. Von Dr. Bitter, Amtsgerichtsrath. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1898. 244 S. 3 ℳ. — Wie der Verfasser in seiner Vorrede erklärt, verdankt das Buch seine Entstehung dem Unterricht des Verfassers über Gesetzeskunde an der königl. höheren Webschule zu Krefeld. Es behandelt in gemeinverständlicher, knapper Form ohne technisch juristisches Beiwerk, doch in guter Systematisirung, das Handelsrecht, Wechselrecht, Patentwesen, den Muster- und Markenschutz, die Arbeiterversicherung und Arbeiterschutzgesetzgebung. Ein Mangel ist, daß des für die Gewerbetreibenden so außerordentlich wichtigen Gesetzes über unlautern Wettbewerb eigenthümlicher Weise nirgends Erwähnung geschieht. Indem das Buch überdies die noch nicht in Kraft stehenden Gesetze, das bürgerliche Gesetzbuch und das neue Handelsgesetzbuch, als Unterlage nimmt, ist sein Gebrauch für die Gegenwart mit Vorsicht aufzunehmen. Das Buch kann insoweit also nur zur Einführung in das künftig geltende Recht dienen. Bis dahin werden aber wieder verschiedene Gesetze erschienen sein — es sei nur das Hypothekenbankgesetz erwähnt —, deren Mangel in dem Buche dann ebenso wie der obenerwähnte empfunden werden wird. Dr. A. L.

— **Thelma. Eine norwegische Fürstin.** Roman von **Marie Corelli.** Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von **Mathilde Beck.** 2 Bände. Höchst, Verlag von W. Graf. 1898. — Der Roman, der in England in rascher Aufeinanderfolge siebzehn Auflagen erlebt hat, gehört zu den beachtenswerthesten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuesten Belletrik. Der landschaftliche Hintergrund — Norwegen mit seiner glänzenden Mitternachtssonne — ist in glühenden Farbentönen geschildert, einen grellen Contrast zu der „großen Königin des Lichts" bildet später die unveränderliche, eisige Winternacht am Altanfjord, „dem Land des langen Schattens". Marie Corelli hat ein großes Vorbild ihrer Heimath wohl vor Augen gehabt, als sie mit dem scharfen Auge des darstellenden Künstlers die Scenerie mit besonderer Liebe und dem größten Geschicke ausmalte, nicht als eine bloße schöne Zuthat oder Umrahmung, sondern als den natürlichen Grund und Boden, auf dem ihre Menschen wohnten und handelten, als den Himmel, bald den sonnenverklärten, bald den in dunkle Schatten gehüllten, unter dem sie athmeten. So sind uns diese Menschen, gleich scharfe Contraste bildend wie jene nimmermüde ewigschöne nordische Mitternachtssonne und diese lange dunkle Winternacht, schon aus der

sie umgebenden Natur ihres heimathlichen Landes erklärbar: dieser Olaf Güldmar, der starre, wetterharte, ungefüge und dennoch so gemüthliche alte Wikinger, und diese schöne, fürstengleiche, stolze und doch so kindlich wahre und natürliche Thelma. — Nicht Alles in Marie Corelli's Entwürfen können wir in Einklang bringen mit unseren eigenen Empfindungen. Absonderlich berührt es uns, daß heute noch in Norwegen die Götter Walhallas und der Allvater Odin verehrt werden, wie es von Olaf Güldmar geschieht, wenn auch zugegeben werden kann, daß dieser Charakter gerade dadurch erst verständlicher erscheint. Auch nicht ganz tendenzfrei erscheint uns der Roman. Aber die Tendenz, wo sie bemerkbar wird, verstimmt doch nicht, weil sie nicht gesucht und nicht als Waffe in zerstörender Hand eines haßerfüllten Gemüths geschwungen wird. In der Trägerin des Romanes erscheint uns vielmehr die reine, opferbereite, vergebende, kindlich gläubige und felsenfest vertrauende Liebe verkörpert. Marie Corelli's Roman ist das Hohelied auf diese Liebe, die aus allen Anfechtungen triumphirend hervorgeht, die als der helle Lichtstrahl von oben her hineinleuchtet in die Finsterniß unseres kämpfenden oft so dunklen Erdenlebens. — Die Uebersetzung des Romans ins Deutsche ist leider nicht frei von Flüchtigkeiten, selbst nicht von Verstößen gegen den Sprachgebrauch. W. Sm.

— **Fridtjof Nansen.** Ein Sang von August Sperl. München 1898. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck. — August Sperl, von dem bisher namentlich ein großer historischer Roman „Die Söhne der Herrn Budiwoj“ bekannt geworden ist, versucht in dem vorliegenden Werke die Fahrt Nansen's in epischer Form darzustellen. Der Versuch ist im Ganzen als gelungen zu bezeichnen, wenn auch in der Sprache einzelne Härten vorkommen, wie der häufige Gebrauch des Wortes „dieser“, der meist recht trocken und unpoetisch wirkt. Dagegen erfreut sonst gerade die kräftige Sprache, die sich mannigfachem Rhythmus und vielfach verändertem und kunstreichem Strophenbau glücklich anschließt. Auch an philosophischer Vertiefung fehlt es nicht, es sind überaus schöne reflectirende Gedichte eingeflochten, die treffend die Stimmung des Helden während des letzten Winteraufenthaltes charakterisiren, doch ist das ein unepischer Zug, der vielleicht besser vermieden worden wäre. Auch wäre es der geschichtlichen Wahrheit mehr entsprechend gewesen, wenn der thatsächliche Mißerfolg Nansen's mehr hervorgehoben worden wäre, der Held konnte so auch in diesem Epos zu einem tragischen Helden werden, und das ist er doch in erster Linie, er, der alle Verkehrtheiten früherer Nordpolfahrer vermieden, er, der alle Hindernisse, die aus einer falschen Lebensweise in den arktischen Regionen entsprangen, siegreich überwunden, und der dennoch unterlag in dem Kampfe mit unberechenbaren, übermächtigen Elementen. Immerhin ist Sperl's Sang ein Werk von hoher poetischer Kraft, von reichem Gemüth und philosophischer Tiefe. F. E. Köhler-Haußen.

— **Werner, R., Vice-Admiral a. D., Das Buch von der deutschen Flotte.** Siebente vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 7 Vollbildern in Buntdruck, zahlreichen Abbildungen und Schiffsporträts. Lieferung 2—4. Preis à 1 ℳ. — Die ersten Lieferungen von Reinhold Werner's „Buch von der deutschen Flotte“ rechtfertigen in jeder Weise die Erwartungen, die man von der neuen Umarbeitung dieses bekannten und beliebten Werkes hegen durfte. Das Buch giebt ein überaus anschauliches Bild von dem Wesen und dem Bestande unserer heutigen Kriegsmarine. Ueberall weiß der Verfasser zu fesseln, überall, in Wort und Bild führt er den Leser mitten in das großartige Getriebe unserer Kriegsflotte mit allen ihren Hilfsmitteln und Bedürfnissen ein. Die zweite Lieferung behandelt vorzugsweise die interessanten Capitel „Anker und Boot“, „Bewaffnung“, „Bemannung unserer Flotte“. In den folgenden beiden Lieferungen geht Werner zur Beschreibung der einzelnen Schiffe der deutschen Marine über. Die Bedeutung und die Art der gepanzerten Schiffe, der Kreuzer, der Kanonenboote, der kaiserlichen Yachten, der Torpedofahrzeuge, Schulschiffe, Vermessungsfahrzeuge u. s. w. werden eingehend gewürdigt und an der Hand der veralteten oder nicht mehr vorhandenen Schiffstypen Geschichtsbilder aus der Vergangenheit unserer Marine vorgeführt. In der vierten Lieferung beginnt Werner mit der Schilderung der Thätigkeit unserer Kriegsschiffe in den deutschen Colonialgebieten. R. F.

— **Prof. Dr. Curt Lampert: Das Leben der Binnengewässer.** Mit 12 Tafeln in farbiger Lithographie sowie vielen Abbildungen im Text. 8. Lieferung. 1898. Verlag von Chr. Herm. Tauchnitz, Leipzig. — Die soeben erschienene neue Lieferung des schon mehrfach empfehlend von uns besprochenen Werkes bringt den Schluß des Capitels über die Würmer, einen kurzen Abschnitt über die Hohlthiere (Hydra, Cordylophora) und den Anfang eines längeren Excurses über die Schwämme. Von den Würmern hat der Verfasser namentlich die Turbellarien mit einer gewissen Vorliebe behandelt und der Leser erhält durch das betreffende Capitel eine sehr gute Einführung in das Studium dieser interessanten Wasserthiere. Die beigefügten Abbildungen sind nach trefflichen Zeichnungen des Dr. Votteler hergestellt und bilden eine schätzenswerthe Bereicherung des an und für sich schon lehrreichen Abschnittes. Die Räderthiere sind gleichfalls mit lobenswerther Ausführlichkeit behandelt und es ist dabei stets die neueste Literatur berücksichtigt worden. Ueberraschender Weise fehlt jedoch eine Zusammenstellung und Abbildung derjenigen Species, welche für das Süßwasserplankton charakteristisch sind, wie z. B. Polyarthra, Anuraea, Notholca, Synchaeta, Pompholyx u. s. w. Vielleicht kann dies in einer späteren neuen Auflage des sonst vorzüglichen Buches oder in einem noch etwa folgenden Capitel über das Süßwasserplankton nachgeholt werden.
Dr. Otto Zacharias (Plön).

— **Simplicissimus-Album,** neuntes Heft (April bis Juni 1898.) Verlag von Albert Langen in München. Preis 1 ℳ 25 ₰. — Es giebt genug des Tadelnswerthen und Besserungsbedürftigen in unserer Zeit, das ist keine Frage. In den höheren Ständen so gut wie in den niederen macht sich noch vielfach die Selbstsucht breit, oben besonders als Stolz auf ererbten Stand und Besitz, mit dem sich nur zu häufig Herzenshärte und Unbarmherzigkeit gegen Noth und Elend vereinigt, und unten als gemeine Gier nach Sinnenlust und scheeler Neid auf alle Höherstehenden. Hohn und Spott haben auch allerwärts und allezeit als wirksame Waffen gegen Schäden und Gebrechen am Leibe eines Volkes gegolten. Auch Uebertreibungen sind dabei kaum ganz zu umgehen und sind jedenfalls entschuldbar. Nur fragt sich immer, zuerst wer es ist, der die Geißel der Satire schwingt, und zweitens, ob es wirklich in der redlichen Absicht geschieht, die Fehler zu bessern. In beiden Beziehungen erfüllt uns die illustrirte Wochenschrift Simplicissimus mit dem allerstärksten Mißtrauen. Seine Zeichner und Dichter sind nicht die Leute, denen es zusteht, der Gesellschaft ihre Sünden vorzuhalten. Wir kennen sie freilich nur aus ihren Werken. Aber so oft wir einen Blick in das Blatt werfen, überkommt uns unabweisbar die Empfindung, daß seine Mitarbeiter wohl mitten in der Welt stehen, aber nicht als integri vitae scelerisque puri, nicht als ernste und strenge Richter, sondern als wilde Genossen des tollen Lebens, die lustig mitplätschern im Sumpfe und sich an den unedlen Genüssen und Lüsten der Großstadt berauschen, um dann in satter Trunkenheit ihren bubenhaft unreifen Witz auszulassen an Allem, was anderen Leuten heilig und ehrwürdig ist und bleiben soll, wenn lange schon die mißtönende Stimme des Simplicissimus verstummt sein wird. Denn nicht blos gegen die Unsitten und Ausartungen der oberen Zehntausend, die auch wir beklagen und verurtheilen, richten sie ihre vergifteten Pfeile, sondern namentlich das monarchische Gefühl und das wohlbewährte Gefüge unsres Heeres ist der Gegenstand ihres geifernden Hasses. Wir glauben nicht, daß unser Urtheil sich jemals ändern wird: Wem Altar, Thron und Herd noch theuer und werth sind und wer sich diese höchsten Güter deutschen Volksthumes nicht besudeln lassen will, der muß sich mit Ekel und Abscheu abwenden von diesem Schmutzblatte. Es thut uns leid, wir gestehen es offen, daß unsre Gesetze, wie es scheint, keine genügende Handhabe bieten, seinem nichtswürdigen Treiben, seinen gemeingefährlichen Hetzereien ein Ende zu machen. R. B.

— **Strandgut.** Ausgewählte Dichtungen von R. Fuchs. Altenburg, Stephan Geibel. Vierte Auflage. — Unsere Besprechung in der Wiss. Beilage vom 11. dss. Mts. erwähnt am Schluß ein Versehen des Buchbinders. Mit freundlichster Bereitwilligkeit hat uns der Verleger sofort statt des fehlerhaften ein tadelloses Exemplar zugesandt. Wir würden selbst lebhaft bedauern, wenn Jemand sich durch unsere Bemerkung abhalten ließe, das treffliche Buch zu kaufen. Das liebenswürdige Entgegenkommen der Verlagshandlung giebt Bürgschaft dafür, daß kein Käufer durch die Schuld des Buchbinders zu Schaden kommt. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 97. Sonnabend, den 20. August, Abends. 1898.

Bismarck und die Kriegserklärung 1870.

Ein Rückblick.

Es ist in den letzten Tagen so viel über Bismarck geschrieben worden, daß es überflüssig erscheinen möchte, in der Tagespresse immer von Neuem auf den Verlust zurückzukommen, den Deutschland durch den Todesfall des 30. Juli erlitten hat. Wenn aber eine Persönlichkeit aus dem Leben scheidet, die seit Jahrzehnten der Politik Europas den Stempel aufgedrückt hat, ein Mann, der von einem Einfluß auf die Weltgeschichte des 19. Jahrhunderts gewesen ist, wie kein Anderer — nicht einmal Napoleon I. ausgenommen, dessen Werk mit seinem Sturz zusammenbrach —, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn unwillkürlich der Name Bismarck immer von Neuem wieder vor unser geistiges Auge tritt und wenn sich unsere Gedanken nicht sobald von ihm und seinem Wirken abwenden können. Mit großer Anerkennung und Genugthuung konnte constatirt werden, daß die deutsche wie die ausländische Presse die Größe Bismarck's rückhaltlos anerkannte und sein Denken und Thun dem der größten Männer aller Zeiten zur Seite stellte. Ausnahmen hiervon bietet nur die deutsche socialdemokratische und ein Theil der französischen Presse. Der ersteren, der wir das Recht, sich deutsch zu nennen, an und für sich absprechen, fehlt vollständig die Fähigkeit, einen Mann, wie es Fürst Bismarck war, verstehen und beurtheilen zu können, denn die Eigenschaften, in denen in der Hauptsache seine Größe wurzelte: Vaterlandsliebe, Königstreue, Gottvertrauen sind ja den Socialdemokraten unverständliche Begriffe, und Nichts würde dem Verstorbenen schmerzlicher und beschämender erschienen sein, als wenn er hätte annehmen müssen, nach seinem Tode von der socialdemokratischen Presse auch nur anerkannt, geschweige denn gerühmt zu werden. Anders ist es mit der französischen Presse. Es ist wiederholt auch an dieser Stelle darauf hingewiesen worden, daß die Mehrzahl der großen, gut redigirten Blätter die Verdienste Bismarck's in der Leitung der auswärtigen Politik seines Vaterlandes voll und ganz anerkennt; eine Anerkennung, die unverkennbar hier und da mit Gefühlen des Neides durchsetzt ist. Ein anderer Theil der französischen Presse läßt aber dies Verständniß nicht zum Ausdruck gelangen, weil sich für die Franzosen mehr oder weniger in der Gestalt Bismarck's das ganze Deutschthum verkörpert, dem Frankreich im Jahre 1870 unterlegen ist. Das vielfach zum Ausdruck kommende Gefühl des Hasses, der intensiver auftritt gegen ihn wie gegen jeden Anderen, obgleich er nicht das Schwert führte, welches die französische Armee niederwarf, darf als Beweis dafür gelten, daß die Franzosen das richtige Empfinden dafür haben, daß der Erfolg der Jahre 1870/71 trotzdem zum großen Theil auf Rechnung Bismarck's zu setzen ist. Wenn sie freilich dabei immer und immer wieder darauf zurückkommen, daß Bismarck es gewesen, der den Krieg provocirt, und Deutschland es gewesen, welches eine friedliche Lösung verhindert habe, so darf es gewiß als berechtigt erscheinen, wenn wir an der Hand der Thatsachen, die ja seit einigen Jahren ziemlich offen vorliegen, dagegen Verwahrung einlegen. Es sind meist kleinere, wenig bei uns gelesene Blätter, welche sich in der Beschimpfung des Fürsten Bismarck nicht genug thun konnten und ihm die Schuld gaben für die „Ströme von Blut, die geflossen, für die eingeäscherten Orte und niedergetretenen Ernten" u. s. w. — kurz für das ganze mit einem Kriege unvermeidliche Elend. Derartige Auslassungen, auf deren Wiedergabe wir verzichten, veranlassen uns, unsere Blicke auf die Sommertage des Jahres 1870 zurückzulenken und die Frage aufzuwerfen, welches die zum Ausbruch des Krieges treibenden Kräfte waren. Wir wissen sehr wohl, daß wir damit dem Historiker und dem Politiker nichts Neues sagen, aber so manchem Zeitungsleser, namentlich unter der jüngeren Generation, sind die Complicationen der damaligen Politik nicht gegenwärtig, und er ist geneigt zu glauben, was ein Theil der französischen und unsere schon erwähnte socialdemokratische Presse urbi et orbi verkündet, daß nämlich Fürst Bismarck es gewesen sei, der den lange vorbereiteten Krieg zum Ausbruch brachte gegen den Willen der friedliebenden französischen Nation, und daß die Abänderung der Emser Depesche nur das letzte entscheidende Moment bildete.

Zur Beurtheilung der maßgebenden Stimmungen und zur Abwägung der beiderseits in Thätigkeit tretenden Einflüsse genügt es so ziemlich, einen Blick in die Memoirenwerke der beiden französischen Staatsmänner, in deren Händen die Leitung der französischen gegen Deutschland gerichteten Politik im Jahre 1870 lag: des Ministers des Auswärtigen, Herzogs von Gramont, und des Gesandten am Preußischen Hofe, Grafen Benedetti, zu werfen.*) Man wird sich alsdann sehr bald überzeugen, daß der Ausbruch des Krieges, nachdem einmal durch die spanische Throncandidatur eine Differenz zwischen Preußen und Frankreich entstanden war, weder deutscher- noch französischerseits hätte vermieden werden können. Auch wenn Kaiser Napoleon und seine Räthe den Frieden gewollt und sich mit der Thatsache der Zurückziehung der spanischen Throncandidatur begnügt hätten, wäre es der überspannten — echt französischen — Aufregung des französischen Volks und der Nationalversammlung gegenüber unmöglich gewesen, den Frieden zu erhalten. Die Lesart, als habe Napoleon einen Krieg für unvermeidlich gehalten, um seinen Thron zu stützen, können wir nur bedingt für richtig anerkennen. Die Thatsachen dürften dies erweisen. Am 3. Juli erhielt der französische Minister des Auswärtigen (Gramont) die Mittheilung aus Madrid, daß die spanische Regierung dem Prinzen Leopold von Hohenzollern die Krone angeboten habe, eine Nachricht, die für die französische Regierung keine Ueberraschung bedeutete, da über die Möglichkeit einer derartigen Besetzung des vacanten Thrones schon seit längerer Zeit gesprochen und verhandelt worden war. Nichtsdestoweniger erregte die vollzogene Thatsache dieses Anerbietens die höchste Aufregung in Paris, wo seit den preußischen Siegen von 1866 bereits eine außerordentlich preußenfeindliche Stimmung herrschte. „Ein preußischer Prinz auf dem spanischen Thron", dies war der Schrei der Entrüstung, der in Paris ertönte; man erblickte darin eine lang vorbereitete, nur gegen Frankreich gerichtete feindselige Machenschaft Bismarck's. Obgleich diese Thronbesetzung an und für sich die französische Nation absolut nichts anging, schreibt Gramont schon beim Eintreffen der ersten Nachricht: „Le sentiment national est tellement surexité en France par le caractère agressif de l'entreprise prussienne." ... Wenn er nun weiter schreibt, daß Bismarck in dieser „irritation" ein Element des Conflictes erblickte, welches ebenso gut ausgenutzt werden könne, wie die spanische Erbfolgefrage, so gab er damit einer in Frankreich vielfach verbreiteten Meinung Ausdruck. Wartete man doch seit Sadowa auf eine Gelegenheit zum politischen Ausgleich. Da man diese Throncandidatur des Prinzen Leopold für eine deutsche Intrigue hielt oder sich doch diesen Anschein gab, so konnte es nicht Wunder nehmen, daß man beschloß, an den König von Preußen das Verlangen zu stellen, die Annahme der Krone seinem Verwandten

---

*) Duc de Gramont, La France et la Prusse avant la guerre. Paris 1872. Comte Benedetti, Essais diplomatiques. L'empereur Guillaume I^{er} et le Prince de Bismarck. Ma mission à Ems. Paris 1895.

zu verbieten. Schlug der König, wie man erwartete und vielfach hoffte, dieses Ansinnen ab, so konnte man daraus einen casus belli construiren, und der Zweck war erreicht. — Mit dieser Mission wurde der auf Urlaub in Wildbad weilende französische Gesandte Benedetti beauftragt. Er begab sich zu dem Zwecke nach Ems, wo sich der König aufhielt. Die dort zwischen diesem und dem Grafen Benedetti gepflogenen Verhandlungen sind bekannt. Der König, in huldvollster Weise den Gesandten empfangend, erklärte, daß er den Prinzen von Hohenzollern nicht veranlaßt habe, als Bewerber um die spanische Krone aufzutreten, und es ihm daher auch jetzt nicht verbieten könne, sie anzunehmen. Er, als König von Preußen, habe damit überhaupt nichts zu thun, sondern höchstens als chef de famille könne seine Stimme ins Gewicht fallen. Wenn Prinz Leopold auf die ihm angebotene Krone verzichten wolle, so sei er — der König — damit vollständig einverstanden. Benedetti schrieb am 11. Juli an den Herzog von Gramont: „Se. Majestät läßt mich errathen (me laisse deviner) und läßt es mir durch seine Umgebung hören, ebenso wie es Ihnen Hr. v. Werther (der preußische Gesandte in Paris) wiederholen wird, daß der Prinz von Hohenzollern aus eigener Entschließung auf die Krone verzichten muß, die ihm angeboten worden ist, und daß der König nicht zögern wird, diesen Entschluß gut zu heißen. . .“ Benedetti bemerkt hierzu in seinen Essais: „Warum hatten wir vom König die Zusage verlangt, daß er dem Prinzen Leopold die Verzichtleistung auf die spanische Krone anrathen werde? Doch gewiß nicht, um ihn persönlich zu verletzen, sondern nur in dem Gedanken, uns eine Garantie für die Verzichtleistung des Prinzen zu verschaffen, ohne deshalb in langsame und langwierige Verhandlungen eintreten zu müssen. . .“ „Ich hatte den König,“ schreibt er weiter, „dahin gebracht, daß er uns das Opfer der Candidatur seines Neffen und der politischen Pläne seiner Rathgeber brachte.“ — Am 12. Juli erhielt Benedetti zwei Depeschen vom Herzog von Gramont, in deren zweiter es heißt: „Benutzen Sie Ihre Gewandtheit, ja ich möchte sagen Ihre Geschicklichkeit, um festzustellen, daß die Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern Ihnen durch den König von Preußen oder seine Regierung angezeigt, mitgetheilt oder übermittelt worden ist. Dies ist für uns von der größten Wichtigkeit. Die Betheiligung des Königs muß von ihr, um jeden Preis, zugestanden werden oder in einer greifbaren Weise (d'une manière saisissable) aus den Thatsachen hervorgehen.“ Am 13. konnte Benedetti an Gramont telegraphiren, daß die Antwort des Prinzen Leopold in Ems eingetroffen sei; sein Vater, Prinz Anton, melde dem Könige, daß sein Sohn auf die spanische Krone verzichtet habe; „der König autorisirt mich,“ heißt es in der Depesche Benedetti's, „der kaiserlichen Regierung mitzutheilen, daß er diesen Entschluß billige.“ Benedetti wirft, nachdem er den Wortlaut dieser Depesche reproducirt hat, die Frage auf, ob damit nicht die ihm gestellte Aufgabe erfüllt gewesen sei? „Welches waren,“ schreibt er, „die Bedingungen meines Auftrags? Der dem König gewährte Aufschub sollte nicht einen Tag überschreiten — der Prinz von Hohenzollern sollte Verzicht leisten — der König sollte mir die betreffende Mittheilung machen — die Theilnahme des Königs an der Verzichtleistung sollte von ihm bestätigt oder auf eine greifbare Weise aus den Thatsachen hervorgehen.“ „Alle diese Punkte,“ sagt Benedetti, „sind erfüllt worden. Am 12. Juli, als der Herzog von Gramont die beiden Depeschen — 11 Uhr und 1 Uhr — an mich abgehen ließ, war die kaiserliche Regierung entschlossen, die Verzichtleistung des Prinzen Leopold gutzuheißen in der Form, in der sie uns seitens des Königs mitgetheilt worden war.*) Erst von diesem Tage an beginnen die neuen Complicationen, die zum Kriege führten.“ Welches diese neuen Complicationen waren, ist bekannt; es war die französische Forderung, daß der König für alle Zeiten die Garantie übernehmen solle, daß ein Hohenzollern-Prinz nie die spanische Krone annehmen werde. Da aber diese neuen Complicationen lediglich von Frankreich ausgingen, so bestätigt Benedetti mit diesen Worten in unwiderleglicher Weise, daß Frankreich es war, welches den entscheidenden Impuls zum Ausbruch des Krieges gab. Als Benedetti am 13. Juli dem König auf der Promenade — sehr gegen sein eigenes Gefühl — diese neue Forderung vortrug, antwortete dieser, daß dieses Verlangen eine Verpflichtung ohne Ende und für alle Zeiten bedeute, die er unter keiner Bedingung übernehmen könne. Diese ganze Angelegenheit habe ihm zu viel ernste Sorgen bereitet, als daß er nicht wünschen müsse, daß sie unwiderruflich aus der Welt geschafft sei.

Fragt man nun, warum überhaupt aus der Throncandidatur des Prinzen Leopold eine Staatsaction gemacht wurde, warum man sich nach der Verzichtleistung — die im Einverständniß und mit Genehmigung des Königs erfolgte — nicht für befriedigt erklärte, sondern die unerhörte Forderung an den König stellte, eine Verpflichtung für alle Zeiten zu übernehmen und überdem eine Art von Entschuldigungsschreiben an Napoleon zu richten, so muß man zu der Ueberzeugung gelangen, daß in Frankreich der Wunsch gehegt wurde, es zum Ausbruch eines Krieges mit Deutschland zu bringen. Wer hegte aber diesen Wunsch? Der Kaiser gewiß nicht, der schwer leidend war; auch die Kaiserin nicht, obgleich man ihr mehrfach diesen Vorwurf gemacht hat; ebensowenig, unsrer Ueberzeugung nach, die Regierung, sondern lediglich die Bevölkerung von Paris. Die französische Regierung stand, wie so oft schon, unter dem Terrorismus der Volksleidenschaften und hatte nicht die Energie — vielleicht nicht einmal den Willen — diese Kriegsgelüste der Pariser, welche sich den Einzug in Berlin in glänzenden Farben ausmalten, zu dämpfen. Wie sehr die Regierung von der Volksstimmung beeinflußt war, ersieht man aus den Berichten Gramont's, und wir halten es für recht zeitgemäß, auf einige seiner Aeußerungen hinzuweisen, um die wahren Provocanten des Krieges festzustellen. Am 5. Juli wurde die Regierung in der Nationalversammlung über die „preußische Candidatur“ interpellirt. Gramont bezeichnete diese Interpellation in diesem Moment als voreilig und unzeitgemäß vom politischen Gesichtspunkte aus betrachtet; „aber,“ fügt er hinzu, „sie entsprach offen gestanden dem Vorurtheil der öffentlichen Meinung. Wir sind in Frankreich noch weit von dem Tage entfernt, wo das politische Verständniß die parlamentarischen Debatten beherrschen wird bis zu dem Punkte, die Ungeduld der Parteien in Schranken zu halten und ihre Streitigkeiten den Fragen der auswärtigen Politik unterzuordnen.“ Der Herzog von Gramont wiederholt mehrfach, daß, wenn der König von Preußen, der ersten Aufforderung sofort Folge leistend, den Prinzen Leopold aufgefordert hätte, seine Candidatur zurückzuziehen, daß dann der Friede nicht gestört worden wäre; aber er läßt diesem Zugeständniß sofort die Worte folgen: „Während wir dieses Resultat mit allen möglichen Mitteln zu erreichen strebten, regte sich die öffentliche Meinung von Tag zu Tag mehr auf und drohte uns über den Haufen zu werfen.“ Von diesen Zuständen in Paris war auch Benedetti vollständig unterrichtet und machte dem König daraus kein Hehl. Als bei der Audienz am 11. Juli, die etwa eine Stunde währte, der König wiederholt bemerkte, daß die Verzichtleistung aus der eigenen Entschließung des Prinzen Leopold kommen müsse, genau so wie s. Z. die Bewerbung um die Krone, versuchte Benedetti, des Königs Ansicht dadurch zu beeinflussen, daß er auf die „nécessités intérieures“ hinwies, mit denen man in Frankreich rechnen müsse. „Je ne lui ai caché,“ schreibt er an Gramont, „ni les défiances, ni l'irritation du sentiment public en France; je lui ai fait part de l'impatience du Sénat et du Corps législatif, et de l'obligation où se trouvait le gouvernement de l'Empereur d'y satisfaire“ etc. Am deutlichsten schildert diese Zustände aber ein Brief Gramont's an Benedetti vom 12. Juli Abends: „Trotz der Verzichtleistung, welche jetzt bekannt ist, ist die Erregung der Gemüther (l'animation des esprits) eine derartige, daß wir nicht wissen, ob es uns gelingen wird, sie in Schranken zu halten.“ Hieraus geht wohl klar hervor, daß in diesem Moment die Thronfolgefrage kaum ernstlich noch in Betracht kam, sondern daß die französische Regierung kein anderes Mittel sah, die Volksleidenschaften zu beruhigen und möglicherweise sogar die Dynastie zu retten, als durch die Kriegserklärung. Deshalb die erneute Forderung an den König wegen der „garantie pour l'avenir“. Ueber diese neue Phase schreibt Benedetti: „Donc le lecteur retiendra que le 12, avant midi, nous considérions le désistement du prince de Hohenzollern comme une solution acceptable si le Roi nous le notifiait lui-même en y ajoutant son approbation. Dans l'après-midi du même jour, après l'arrivée de la dépêche du prince Antoine, après l'interpellation de M. Clément Duvernois, tout est changé. Devant l'état de l'opinion publique, devant l'attitude de la majorité parlementaire »on ne pouvait accepter, a écrit Mr.

*) Am 7. Juli hatte Gramont an Benedetti einen Privatbrief geschrieben, in dem es hieß: „Wenn Sie vom König erreichen, daß er die Annahme (der Krone) des Prinzen von Hohenzollern revocirt, so wird dies ein immenser Erfolg sein und ein großer Dienst. Der König wird seinerseits den europäischen Frieden gesichert haben.“

de Gramont, le désistement sans stipuler des garanties.“ Also wieder die öffentliche Meinung, die die Entschlüsse der Regierung leitete; Benedetti faßt, gegenüber der Beschuldigung des Herzogs von Gramont, daß er nichts in Ems erreicht habe, die erzielten Resultate noch einmal zusammen: „Hat der Prinz Leopold Verzicht geleistet? — Ja. Hat uns der König selbst diese Verzichtleistung mitgetheilt und sie gut geheißen? — Ja. Ist uns diese Erklärung rechtzeitig und zur bestimmten Stunde gemacht worden? — Ja. Ich habe also, schreibt er, alle die Concessionen erhalten, welche den wahren Zweck meiner Mission bildeten.“ Daß auch die anderen Großmächte der Ansicht waren, daß mit der Verzichtleistung des Prinzen Leopold unter Einverständniß des Königs die Sache ihre Erledigung gefunden habe, geht u. A. in unzweifelhaftester Weise hervor aus den beiden Depeschen des englischen Ministers des Auswärtigen, Lord Gladstone, an Lord Lyons, den englischen Botschafter in Paris, und aus der des Fürsten Gortschakoff an den russischen Botschafter in London, die Graf Caprivi in der Sitzung des Reichstags vom 24. November 1892 verlas. In der ersteren heißt es, Lord Lyons habe bestimmt zu erklären, daß Frankreich befriedigt sein müsse. Lord Gladstone ist der Meinung, daß Deutschland bis an die äußerste Grenze der Versöhnlichkeit gegangen sei u. s. w. Fürst Gortschakoff aber schreibt: „Wir begreifen nicht, daß nach der freiwilligen und vollständigen Verzichtleistung des Erbprinzen von Hohenzollern die französische Regierung den französisch-preußischen Zwischenfall nicht als erledigt ansieht u. s. w.“ Von besonderer Wichtigkeit erscheint es endlich, daß Benedetti constatirt, daß zu der Zeit, als der König es verweigerte, eine Garantie für die Zukunft zu geben, und Benedetti dies nach Paris telegraphirte, Bismarck noch den ganzen Verhandlungen absolut fern stand. Benedetti schreibt wörtlich: „C'est le 13 à 3 heures 45, que j'ai expédié télégraphiquement la déclaration du Roi. Or, à ce moment, M. de Bismarck était encore étranger à nos négociations; il n'y était pas intervenu; il n'avait pu les entraver, ni susciter des difficultés d'aucune sorte. Il était à Berlin, blâmant son maître, mais réduit à l'inaction et à l'impuissance, il voyait avec une violente amertume l'affaire se résoudre à notre avantage.“ Erst gleichzeitig mit der Depesche nach Paris, die dort die Entscheidung zum Krieg hervorrief, wurde auch die bekannte Depesche an Bismarck von Ems abgeschickt. (3 Uhr 40 Min. Nachmittags, die 6 Uhr 8 Min. in Berlin ankam.) Es würde nicht nothwendig erscheinen, auf die Depeschenangelegenheit hier zurückzukommen, wenn nicht ein großer Theil der französischen Zeitungen den jetzigen Zeitpunkt benutzte, um Bismarck wieder als den Fälscher der Emser Depesche zu bezeichnen. Die ausführliche, auf die amtlichen Documente gestützte Auseinandersetzung des Reichskanzlers Caprivi in der oben erwähnten Reichstagssitzung genügt, um das Unhaltbare dieses Vorwurfs zu kennzeichnen. Die an Bismarck gerichtete Depesche eignete sich in keiner Weise zur wortgetreuen Veröffentlichung; ja es wurde sogar die Frage der Veröffentlichung überhaupt dem Ermessen Bismarck's überlassen; es heißt wörtlich: „Se. Majestät stellt Euer Excellenz anheim, ob nicht die neue Forderung Benedetti's und unsere Zurückweisung sogleich sowohl unseren Gesandten als der Presse mitgetheilt werden soll.“ Darauf faßte Bismarck den Inhalt der Depesche kürzer zusammen, ohne den Sinn zu ändern, und ließ, im Einverständniß mit Moltke und Roon, die Depesche in dieser Form veröffentlichen. Unserer Ueberzeugung nach kann, wer von einer Fälschung der Depesche spricht, dieselbe in ihren beiden Fassungen nie gelesen haben. Wir verweisen übrigens auf die bez. klare Darstellung des Vorgangs bei Sybel, Die Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I. Band VII S. 329 ff. Wenn man aber sieht, daß sogar ein so gut redigirtes Blatt wie La France Militaire in ihrer Nummer vom 2. dieses Monats in einem Nekrolog Bismarck's schreibt: „... mais Bismarck négocia et fit triompher, à l'insu de la diplomatie française, la candidature du prince de Hohenzollern au trône d'Espagne c'est alors qu'il commit l'odieux faux de la dépêche d'Ems, qui amena la guerre de 1870“, so weiß man wirklich nicht, was man dazu sagen soll. Es würde auch jetzt nach 28 Jahren ganz vergeblich sein, sich in eine Discussion über historisch feststehende, den Franzosen wohlbekannte Thatsachen einzulassen; wir wollen lediglich zum Schluß noch einmal Benedetti sprechen lassen; er schreibt auf den letzten Seiten seines mehrfach angeführten diplomatischen Essais: „Le chancelier (Bismarck) croyait la guerre avec la France inévitable, il voulait cette guerre; il tenait en réserve depuis plus d'un an, comme je l'ai dit, cette affaire de la candidature d'un prince de Hohenzollern à la couronne d'Espagne, avec l'intention d'en tirer parti contre nous. A cause de cela, il est et demeure l'auteur principal et responsable de la guerre. Mais il n'aurait pu se procurer la guerre sans les propositions malheureuses du 13 juillet.“ Dies heißt also, daß durch die mit Einwilligung des Königs erfolgte Verzichtleistung des Prinzen Leopold die ganze Frage gegenstandlos geworden und Bismarck's Händen sozusagen entschlüpft war — vielleicht zu seinem Bedauern. Jede Veranlassung zum Kriege war verschwunden; sie trat erst wieder ins Leben durch die französische Forderung vom 13. Juli. — Wir sollten denken, daß hiernach selbst die französische Presse nicht mehr einem Zweifel darüber Ausdruck geben dürfe, wem der Krieg mit seinen Folgen zuzuschreiben ist. —

O. W.

Bücherbesprechungen.

— **Bismarckreden.** 1847—1895. Herausgegeben von Horst Kohl. 2. Auflage. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1899. Preis 5 ℳ, geb. 6,75 ℳ. — Die „politischen Reden des Fürsten Bismarck“ bis 1890 hat Horst Kohl in 12 stattlichen Bänden im Cotta'schen Verlage, in dem nun, wie verlautet, auch des Fürsten Memoiren erscheinen werden, herausgegeben; jetzt bietet er in dem vorliegenden gut ausgestatteten Bande eine Auswahl dieser Reden und fügt einige aus der Zeit von 1890 bis 1895 hinzu. Ueber die Absicht, die ihn dabei leitete, spricht er sich im Vorwort aus. Da es nur Wenigen möglich sei, sich ein Werk von 12 Bänden anzuschaffen, so habe er die bedeutendsten Reden in einem handlichen Bande vereinigt, der „als trautes, gern gelesenes Hausbuch in der bescheidenen Büchersammlung des gebildeten deutschen Bürgers eine Heimstatt finden und den deutschen Jünglingen der oberen Gymnasialclassen, der Universitäten und Akademien ein politisches Vademecum sein könnte zur Einführung in ihre zukünftigen politischen Pflichten“. Diesem Zweck entsprechend sind die zollpolitischen und steuertechnischen Reden weggelassen, ebenso die persönlichen Bemerkungen, dagegen sind die Reden aufgenommen, in denen sich der Fürst „als der große Pfadfinder der Nation auf ihrem Wege zu nationaler Einigung, als der schöpferische Baumeister des neuen Deutschen Reiches, als der wachsame und ehrliche Hüter des Weltfriedens, als der schneidige Vorkämpfer für die Rechte der Krone und des Staates gegen Umsturz und Anarchie, als der thatkräftige Freund der Armen und Bedrückten, als der Anwalt des praktischen Lebens gegen die tödtende Doctrin, mit einem Worte als der geniale Staatsmann bewährt hat, den Gott dem deutschen Volke sandte, um es aus dem Zustande der Staatlosigkeit und der knechtischen Abhängigkeit von den Launen und Gelüsten des Auslandes zu erlösen und zur ersten Nation der Erde zu erheben“. Und in der That: die hier zusammengestellten Reden sind recht geeignet, beizutragen zu politischen Erziehung des deutschen Volkes, zum Verständniß der staatlichen Aufgaben und nationalen Pflichten, zur Erweckung opferfreudiger Vaterlandsliebe; dabei bietet ihre Lectüre, das braucht ja kaum mehr gesagt zu werden, einen hohen auch in der Wiederholung sich stets erneuernden Genuß. Wir wünschen dem Buche eine recht weite Verbreitung. Wenn die öffentlichen Gedächtnißfeiern, in denen über Bismarck's Größe gesprochen wird, schnell vorüberrauschen, so werden diese Reden, in denen der große Todte selbst spricht, Jedem jeder Zeit eine stille aber wohl noch tiefer greifende Gedächtnißfeier ermöglichen. Möge der daraus zu gewinnende reiche Segen dem deutschen Volke zu Theil werden! A. B.

— **Gravelotte.** Die Kämpfe um Metz. Von Carl Bleibtreu. Stuttgart, Verlag von Carl Krappe. — Bleibtreu, der Verfasser des seiner Zeit so bekannten, ja man darf wohl sagen, berühmt gewordenen „Dies irae“, hat in dem Vorliegenden ein Werkchen geschaffen, welches bezüglich Anschaulichkeit in Darstellung des Kriegslebens jenem vollständig an die Seite gestellt werden kann. Mit glänzendem Farbenreichthum und unablässig spannender Composition, vielleicht hie und da in etwas gesuchter Ausdrucksweise entrollt Verfasser ein oft

geradezu überwältigendes Bild der furchtbaren Kämpfe um Metz, in den er beiden Gegnern mit größter Unparteilichkeit volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Illustrationen von Ch. Speyer sind in jeder Beziehung vorzüglich und lebenswahr. —ff.

— Colmar Frhr. v. d. Goltz, Der Thessalische Krieg und die Türkische Armee. Eine kriegsgeschichtliche Studie. Mit Skizzen und Karten in Steindruck. Geheftet 6 ℳ, gebunden 7,50 ℳ Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Diese Darstellung des griechisch-türkischen Krieges, von der Hand eines allseitig so geschätzten Schriftstellers, der zugleich mit den Verhältnissen der kriegführenden Armeen als auch mit der Gestaltung des Kriegsschauplatzes aus eigener Erfahrung und Anschauung wohl bekannt ist, wird gewiß willkommen sein. Frhr. v. d. Goltz hat zwar bereits im Militär-Wochenblatt die Geschichte des Krieges auf der Balkanhalbinsel im Jahre 1897 veröffentlicht, doch bietet nun diese Zusammenfassung und Vervollständigung derselben durch Berichte und eingehendere Kenntniß der beiderseitigen Lagen und Maßnahmen, sowie Anführung der Armeebefehle ein erhöhtes Interesse. Der Verfasser hatte im Jahre 1894 den Kriegsschauplatz selbst bereist, konnte somit die Geländebeschreibung und Beurtheilung mit dem ihm eigenen Verständniß für die Benutzung desselben zu militärischen Operationen in so klarer Weise wiedergeben, wie es geschehen ist. Da Frhr. v. d. Goltz selbst lange Zeit der Lehrmeister der türkischen Armee, besonders der Generalstabsofficiere war, so ist es begreiflich, daß er mit vermehrtem Interesse die Operationen bei den Türken verfolgte. Die Einblicke, die er uns in das ganze Getriebe der Politik der hohen Pforte und der Verwaltung des türkischen Reichs, sowie über den Antheil, den der Sultan Abdul Hamid II. selbst daran nimmt, thun läßt, sind sehr schätzenswerth. Was der Verfasser über die Ausgabe der neuen Waffen (Seite 14), über die Unterkunft des Heeres (Seite 16) uns erzählt, ist nicht minder lesenswerth, als seine Bemerkungen über die anerkennenswerthe Machtentfaltung und alle weiteren Fortschritte im türkischen Heere (Seite 39), das Gleiche gilt auch von der Schilderung und Charakterisirung der leitenden Persönlichkeiten im Heere (Seite 66) bis hinab zu den jungen Generalsstabsofficieren, seinen eigenen Schülern. Die an die Ereignisse geknüpften Rückblicke und Schlußfolgerungen enthalten selbstredend eine Menge von Lehren und höchst beachtenswerthen Rathschlägen. Bei diesen Kriegsereignissen sei nicht zu vergessen, daß allen diesen Generalen die systematische Schulung durch Manöver oder ähnliche größere Truppenübungen fehlte, und daß einzelne von ihnen so bedeutende Heereskörper, wie sie sie nunmehr commandiren sollten, überhaupt zum ersten Male in ihrem Leben sahen. Deshalb wurden auch von ihnen die Erfolge nicht voll ausgenutzt. Durch die Gefechte am Melunapaß am 18. April, mit denen der eigentliche Krieg begann, war den Türken der Zutritt zur Ebene von Larissa geöffnet. Diese Freiheit wurde aber nicht benutzt. Doch auch auf griechischer Seite war die Führung des Kampfes energielos. Vor den Befestigungen bei Larissa, die in letzter Zeit viel von sich reden gemacht hatten, wurde ein ernster Widerstand erwartet, doch auch diese Stadt fiel den Türken fast wehrlos in die Hände und man wunderte sich, warum trotzdem die Türken so zögernd und langsam operirten. Die Ursachen lassen sich kaum errathen, doch der Verfasser weiß uns die Aufschlüsse zu geben, sie sind in den inneren politischen Verhältnissen der hohen Pforte zu suchen, welche Seite 114 dargelegt sind. Wir dürfen uns einen türkischen Oberfeldherrn nicht denken wie einen europäischen General: leitend, befehlend, eingreifend, voll militärischen Ehrgeizes, nur einen möglichst glänzenden Sieg über den Feind im Auge. Er gleicht vielmehr einer Mittelsperson, durch welche sich der Wille des Großherrn auf die Armee überträgt. Sein vornehmstes Ziel ist nicht strahlender Ruhm, der, wie Osman's, Fuad's und Achmet Multhar's Schicksal beweisen, ein Danaergeschenk sein kann, sondern die unbedingte Zufriedenheit seines Herrn, dem der gehorsame Sohn und Unterthan lieber ist, als der ungestüme Mann der That. „Schutz des ottomanischen Territoriums war die erste der Armee gestellte Aufgabe.“ Sehr fesselnd und lehrreich sind die Kämpfe um die Linie Velestino—Pharsala geschildert, sie bieten nicht nur dramatische Gesammtbilder, sondern auch heroische Thaten Einzelner, wie die berühmte Reiterattake Mahmud Bey's gegen die Schützengräben der Griechen, oder wie der griechische Gegenangriff, nachdem der Kampf in der Front zum Stillstand gekommen war. Der Verfasser hat nicht Rühmens genug für die Vortrefflichkeit des türkischen Soldaten, er läßt aber auch den Griechen Gerechtigkeit widerfahren, wenn er sagt, „daß der Werth des einzelnen griechischen Soldaten eher unterschätzt werde, als daß man ihn überschätzte“. Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um auf das, was dieses Werk bietet, hinzuweisen. Ein zahlreiches, vorzüglich ausgeführtes, übersichtliches Kartenmaterial ist dem Buche beigegeben. —r.

— Deutsches Wörterbuch auf etymologischer Grundlage mit Berücksichtigung wichtigerer Mundart- und Fremdwörter sowie vieler Eigennamen bearbeitet und herausgegeben von Paul Imm. Fuchs, Präzeptor an der Lateinschule zu Murrhardt i. W. Zweites Tausend. Stuttgart, 1898, Hobbing und Büchle, Preis gebunden 3,75 ℳ — Man merkt diesem Buche leicht an, daß es aus Sammlungen der Schule nach und nach erwachsen ist. Der Verfasser hat mit gutem Grunde als eines der bedeutsamsten Ziele des deutschen Unterrichtes angesehen, die Jugend anzuregen zum Nachdenken über ihre Muttersprache. Es sind Rudolf Hildebrand's Spuren, in denen er wandelt. Wo immer sich Gelegenheit dazu darbot, geht er auf die Herkunft, die älteren Formen, die Grundbedeutung eines Wortes ein. Wie dankbar für solche Belehrung Schüler und Schülerinnen zu sein pflegen, wie bei derartigen sprachgeschichtlichen Erörterungen auch die sonst Schläfrigen und Unaufmerksamen oft theilnehmend und hellhörig werden, das weiß jeder Lehrer des Deutschen aus eigner Erfahrung. So zweifeln wir nicht, daß das Buch sich bald Freunde erwerben wird. Es schöpft aus zuverlässigen Quellen: Kluge, Weigand, Heyse u. s. w. Aufgefallen ist uns, daß unter den Werken, die der Verfasser selbst als seine Gewährsmänner nennt, das vortreffliche deutsche Wörterbuch von Hermann Paul fehlt. Auch das kleine, aber sehr sorgfältig gearbeitete deutsche Wörterbuch von Ferdinand Detter (in der Göschen'schen Sammlung Nr. 64) hätte hier und da ein Fragezeichen entbehrlich gemacht, z. B. unter Windspiel, das sich nur volksetymologisch an Wind = ventus angelehnt hat, mit dem es ursprünglich nichts zu thun hat. Die Entstehung des Fuchs'schen Wörterbuches auf schwäbischem Boden ist unverkennbar. Zahlreiche mundartliche Wörter, wie Bompel, Geherdabube, petschieren, auch Fremdwörter, die bei uns nicht üblich sind, wie Racaille = Schund, Gesindel, verrathen sie. Doch soll das kein Tadel sein, denn wir sind mit dem Verfasser (Vorwort S. VII) durchaus einverstanden, daß die Aufnahme von Volksausdrücken in die Schriftsprache überaus erwünscht ist als ein Mittel, das Bücherdeutsch vor Vergreisung (fehlt S. 100) und Verknöcherung (fehlt S. 141) zu bewahren. Auch die Erklärung vieler Fremdwörter ist nur zu billigen unter dem Gesichtspunkte, den das Vorwort andeutet: daß das richtige Verständniß eines fremden Wortes weit eher vor seinem unnützen Gebrauche bewahrt, als das oberflächliche Wissen, das nur zu oft zum Prunken mit fremdem Putze führt. Natürlich vermißt man manches Wort. So fehlen unter Bestie die uns geläufigen Formen Beest und Biest, unter Beute ist nicht angeführt die Bedeutung Nistkasten (Staarbeute), die zu Bütte, Bottich gehört. Aber im Ganzen läßt das Buch nur selten im Stich. Die Art der Anordnung, das häufige Verweisen von einer Stelle zur anderen macht die Benutzung freilich nicht ganz bequem, aber um so lehrreicher. Auch an die große Zahl der Abkürzungen muß man sich erst gewöhnen. Indessen nur diese ermöglichten die Zusammendrängung eines so reichen Inhalts auf einen verhältnißmäßig knappen Raum. Der Preis von 3 ℳ 75 ₰ für ein solid gebundenes Buch von 360 Seiten Schreibquartformat ist geradezu beispiellos niedrig. Die Verlagshandlung verdient dafür besonderen Dank. Sie rechnet offenbar auf einen großen Absatz, und das Buch verdient ihn. Nicht blos den Lehrern des Deutschen, sondern allen Freunden der Muttersprache wird es vielfache Anregung zum Nachdenken und erwünschten Aufschluß gewähren. Auch der bescheidene Ton, mit dem der Verfasser es einführt, nimmt für ihn ein. Man fühlt, es ist nicht blos eine artige Redewendung, sondern wirklich der innige Wunsch des Herzens, mit seiner Arbeit ein brauchbares Hilfsmittel geschaffen zu haben, die Liebe zur deutschen Muttersprache zu pflegen und zu vertiefen. Möge das Buch recht zahlreiche Käufer und fleißige Benutzer finden! R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 98. Dienstag, den 23. August, Abends. 1898.

Der Salto Guayrá.

Von Capitän Ludwig Jerrmann.

(Fortsetzung.)

III. Bei den Indianern. Zeit zur Ueberlegung hatte ich in Mocoi genug, aber es wollte damit nicht recht vorwärts gehen. Kein Mensch konnte mir rathen, Niemand wußte mir genaue Auskunft zu geben. Da er die weitere Reise zu Pferde für sehr beschwerlich hielt, so schlug mir Hr. Gimenes vor, eine chata (Lastkahn) zu benutzen, welche, den Igatimi herabkommend, in einigen Tagen erwartet wurde; wie und wann ich dann aber wieder, wenn ich mein Pferd in Mocoi ließe, von Tacuarati zurückkommen könnte, wußte Niemand zu sagen. Ebenso ungewiß lauteten die Ansichten über den weiteren Weg von Tacuarati nach dem Salto: man meinte, daß ich mich darüber mit den Indianern verständigen müßte. Das Depot liegt anmuthig auf einem Hügel, von dem man die wundervolle Aussicht auf das Gebirge und das sich weit hinaufstreckende Thal genießt. Mocoi liegt schon auf brasilianischem Gebiete, denn die Grenze von Paraguay zieht sich mehrere Leguas im Süden auf dem Kamm des Cerro Maracayá vom Paraná nach Westen bis Ipe-hú. In zehn Minuten gelangt man zum Igatimi hinunter, dessen schon dicht am Ufer sehr tiefes Bette sich in kurzen Windungen zwischen dicht bewaldeten Ufern hinzieht. Der Strom hat ein sehr starkes Gefälle und bei den zahlreichen Schnellen, hier fälschlich „Fälle“ genannt, rauscht das Wasser mit weithin hörbarem Gebrause über die aus dem Sande aufragenden Steine und Felsstücke hinweg. Der Fluß ist hier wohl über 25 Meter breit, und der auch im Winter frisch glänzende Wald schillert in allen Farben, in allen Abstufungen des Grün und Braun, durchbrochen von rothen und blauen Stellen, wo einzelne Bäume, die im Herbst ihre Blätter verlieren, die volle Pracht ihrer Blüthen zeigen. Dazwischen leuchten grell die goldenen Früchte der wilden Apfelsinen hervor und im Hintergrunde ziehen breite graue Streifen dichten, dünnen Geästes die niedrigen Hügel hinauf. Im Depot herrschte beständig reges Treiben. Stellmacher besserten große zweiräderige Lastwagen (Carreten) aus, Indianerweiber zerrieben Mandiocawurzeln zu Mehl, Tropas von 15—20 Maulthieren brachten aus den umliegenden Wäldern Yerba in großen Säcken von den verschiedenen Ranchos herbei und die Knechte besorgten die unter großen Schattendächern zusammengedrängten Pferde und Mulas. Des Abends versammelte sich hoch und niedrig vor dem Hauptgebäude, es fanden sich auch einige „señoras“ ein, und dann ward bei dem unsicheren Lichte einer kümmerlichen Kerze nach den einförmig klagenden Tönen der Guitarre eine „Habanera“ getanzt oder in der Indianersprache, Guarani, ein Lied gesungen zur Verherrlichung der Thaten des Generals Diaz im großen Kriege des paraguayschen Dictators gegen die argentinische Republik und das große Kaiserreich Brasilien. So gut es ging vertrieb ich mir die Zeit mit Jagen, aber als die Chata immer noch nicht kommen wollte, entschloß ich mich endlich doch, zu Pferde nach Tacuarati zu reisen, und brach am 18. August auf, und zwar der großen Hitze wegen erst nach dem Abendessen, als der Mond eben aufgegangen war. Ein Angestellter des Depots begleitete mich bis Caa-verá, etwas mehr als zwei Leguas von Mocoi entfernt, das wir um 11 Uhr erreichten. In einem Lagerschuppen der Gesellschaft verbrachten wir die Nacht, und am anderen Morgen früh ritt ich allein weiter.

Nach zwei Stunden nahm mich der dicht geschlossene Wald auf, durch welchen die wegen der spärlichen Benutzung recht verwahrloste und daher sehr unbequem zu passirende Picada Tacuarati führt. An vielen Stellen war der an sich schon sehr enge Weg förmlich zugewachsen und oft von gestürzten Bäumen ganz gesperrt. Auch bedingten die Bodenverhältnisse, Felsen, Sümpfe und Schluchten vielmals stark gekrümmte Windungen des holperigen Pfades. Oft konnte sich das Pferd nur gerade noch zwischen den Bäumen hindurchwinden, und es bedurfte meinerseits großer Vorsicht, um bei scharfen Biegungen nicht an die Stämme gedrückt zu werden. Um Mittag erreichte ich ein unweit des Arroyo Sombrerito liegendes, nicht unbedeutendes Indianerdorf, in welchem ich einige Stunden ausruhen konnte. Die Leute schienen nicht ganz unbemittelt zu sein; dicht hinter den Häusern bemerkte ich eine sehr respectable Maisanpflanzung, in den über den Erdboden kriechenden Mandiocaranken tummelten sich zahlreiche Hühner, und aus einem kleinen Gehege erscholl das lebhafte Grunzen der Schweine. Rindvieh und Pferde habe ich in keiner Ansiedlung der Indianer getroffen. Man geleitete mich zu der größten Hütte des Dorfes, um welche herum der sandige Boden sorgfältig gereinigt war, ließ mich mein Pferd an einen Pfahl binden und forderte mich zum Eintritt auf. Im Innern waren keinerlei Scheidewände, ebensowenig Fensteröffnungen, aber die Lücken zwischen den die Wände bildenden Holzstämmen und die bastgeflochtene Thüre gaben reichliche Helligkeit in dem wohl zwanzig Quadratmeter haltenden Raume. Sehr schöne selbstgewebte Hängematten, lange Bogen mit Pfeilen und bunter Federschmuck hingen an den Wänden, am Boden glimmte ein Feuer in seiner Asche zwischen mehreren Steinen, und große hohle Porongo standen, mit Wasser gefüllt, in einer Ecke. Die Bewohner all der Dörfer, die ich bis jetzt besucht hatte, gehören zu dem großen Stamm der Cainguá-Indianer, welcher, über die östliche Hälfte von Paraguay verbreitet, bis an den Alto Paraná angetroffen wird. Im Süden erstreckt er sich bis weit über die Grenze von Argentinien, die kleinen Völkerinseln der Guayaqui und Tupó umschließend, im Norden bis an den Rio Amambay. Sie sind im Ganzen gutmüthiger Natur, sehr intelligent und entschieden civilisirbar. Ein großer Theil von ihnen, die sogenannten zahmen Indianer, lebt bereits in festen Ansiedlungen, geht theilweise bekleidet und beschäftigt sich mit dem Landbau, wenngleich in allerursprünglichster Form. Sie sprechen durchweg Guarani, und zwar reiner als die Mischlingsbevölkerung von Paraguay. Das Christenthum findet bei ihnen keinen Eingang; es wird aber auch nirgends der Versuch gemacht, ihm einen solchen bei ihnen zu bereiten. Die überall in ihren Dörfern aufgerichteten hohen Kreuze, wie auch die sonst vielfach von ihnen angewendete Form des Kreuzes hat sicherlich mit unserer Religion gar nichts zu thun. Man hört wohl zuweilen die Ansicht aussprechen, daß dies Reste des ehemaligen Einflusses der bis vor hundert Jahren noch allmächtigen Jesuiten seien, doch erscheint mir dies zweifelhaft, um so mehr, als man auch in anderen Gegenden Südamerikas, ja bis nach Yucatan hin, in Landestheilen, wo das Christenthum noch niemals Wurzel gefaßt hat, auf diese Anwendung der Kreuzfigur stößt, so daß die Annahme ihres sehr hohen Alters gewiß nahe liegt. Das Verhältniß der zahmen Cainguá zu den Paraguayern und eingewanderten Europäern ist durchaus befriedigend, und ich möchte die Schuld an dennoch zuweilen vorkommenden Gewaltthaten mehr dem hoffärthigen, anmaßenden Benehmen der Paraguayer als einer Raub- und Mordlust der zahmen Cainguá beimessen. Zu beiden Seiten des Rio Igatimi finden sich zahlreiche Indianerdörfer, von den Spaniern Tolderias genannt; das letzte derselben nach Osten zu ist Tacuarati, das größte und zugleich das einzige, welches sich eines anerkannten Namens erfreut. Außerhalb dieser Niederlassungen leben viele Cainguá in größeren oder kleineren Trupps ohne feste Wohnsitze im Walde. Die Cainguá und ihre

westlichen Nachbarn, die Angaite, unterscheiden sich sehr scharf von den auf gleicher geographischer Breite aber westlich vom Rio Paraguay lebenden Lenguas, obwohl diese auch dieselbe Sprache, das Guarani, wenn auch in anderem Dialekte, reden. Die Caingua sind kleiner, hellfarbiger und gutmüthiger, bequemen sich leichter zu einer halbwegs geregelten Arbeit und stehen auch wohl geistig etwas höher. Ihr Schönheitssinn ist viel stärker ausgebildet, ihre Schmuckgegenstände sind mit mehr Geschmack und Kunstfertigkeit hergestellt. Eine weitere Verschiedenheit findet sich in ihren Waffen, denn während z. B. die Bogen der Lenguas durchweg lederne Sehnen haben, verwenden die Caingua dazu nur sauber gedrehte Schnüre aus Pflanzenfasern. Einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichen die Webearbeiten der Caingua. Die dazu verwendete Baumwolle entnehmen sie sowohl der wildwachsenden Baumwollstaude (mandijú) als auch der Frucht eines großen Baumes, den sie Samún nennen, ebenso wie die Spindel, mit der sie den sehr gleichmäßigen, aber etwas groben Faden herstellen. Aus stärkeren Schnüren knoten sie künstlich verzierte Hängematten, aus dünneren Fäden weben sie Tücher, Decken, Gürtel und Kopfbinden, welch letztere, höchst geschmackvoll mit bunten Federn aufgeputzt, die Yaguacá der angesehenen Männer sind. Auch verstehen sie aus Erd- und Pflanzenstoffen gut haltbare, lebhafte Farben zu bereiten, welche sowohl zum Färben der Baumwolle als auch des Gesichts benutzt werden. Die letzterwähnte Malerei beschränkt sich jedoch auf gerade, parallele Striche, und habe ich bei ihnen niemals die schönen, symmetrischen Zeichnungen gesehen, mit denen im südlichen Matto grosso die Cadiweos und Bacairi alle Theile des Körpers verzieren. Die seßhaften Indianer fangen schon an, sich spanische Namen beizulegen, ja sogar auch schon militärische Titel, entsprechend ihrem Range als Dorfvorsteher oder als Häuptling eines ganzen Districtes. So nannte sich denn auch mein Wirth, der Beherrscher des Dorfes am Sombrerito, sehr stolz Sargente Francisco. Von einem durchreisenden brasilianischen Zollbeamten hatte er sich sogar ein förmliches Patent seiner Würde ausstellen lassen, das er mir mit großer Genugthuung vorzeigte. Mehr als sein militärischer Rang interessirten mich seine häuslichen Verhältnisse, und auf meine diesbezügliche Bitte gab er bereitwilligst seiner Frau Befehl, mir ein Huhn zu kochen.

Die Entfernung vom Sombrerito bis Tacuarati habe ich auf gute drei Leguas geschätzt und das stimmte mit der Aussage meines Wirthes, denn als ich ihn fragte, wann ich in dem großen Dorfe ankommen könne, deutete er auf die Sonne und streckte den Arm horizontal aus; um daher noch vor Einbruch der Dunkelheit mein Ziel zu erreichen, brach ich gegen 3 Uhr wieder auf. Man sagte mir, daß Tacuarati völlig vom Wald eingeschlossen sei, und die Picade bis an den Ort führe, daß ich aber vorher kein Haus mehr antreffen würde: Grund genug, meine Zeit zusammenzunehmen. Ich hatte mehrere scharf eingeschnittene Thäler zu durchreiten, in denen sich kleine Bäche gegen Norden nach dem Igatimi-Flusse hinschlängeln, zuerst der Arroyo Sombrerito, dann der eine Legua weiter entfernte Sombrero und endlich der Azori. Als ich dann auf eine Lichtung hinaustrat, glaubte ich mich schon vor meinem Bestimmungsorte, sah jedoch nur ein verschlossenes Haus und jenseits des freien Platzes, im Walde die Fortsetzung der Picade. Da es schon dunkelte, empfand ich diese Enttäuschung recht bitter, aber um so freudiger begrüßte ich schon nach einer halben Stunde das lebhafte Hundegebell, das mir die Nähe der ersten Häuser verkündete; ich hatte das Ende der Picada Tacuarati erreicht. Ein ältlicher Mann, den ich kurz vor dem Dorfe traf, führte mich zuerst an dem Hause des „Capitao" Juan Feliz vorbei. Derselbe sei nicht daheim, sagte mein Begleiter, ich müsse deshalb noch etwas weiter bis in das eigentliche Dorf gehen, wo ich den Pai, den Priester, finden würde. Endlich sah ich Feuerschein zwischen den Bäumen aufblitzen, hörte menschliche Stimmen, und plötzlich befand ich mich auf einer großen, im Walde geschlagenen Lichtung, in der letzten bewohnten Ortschaft des weiten, wilden Waldes, in Tacuarati. Das ganze Dorf lief zusammen, um den fremden Ankömmling zu sehen, die halbbekleideten dunkelhäutigen Männer umdrängten mich und mein Pferd, hinter ihnen reckten Weiber und Kinder die Hälse, aber Niemand sprach, als mein Führer, bis endlich ein ganz alter, weißköpfiger Mann herankam, der Pai des Ortes, dem ich mich nun vorstellte. Auf seine Anordnung hin ward mir ein etwas abliegendes Wetterdach als Wohnstätte angewiesen, unter dem ich absattelte, ein junger Bursche brachte mir Feuer aus dem nächsten Hause und übernahm die Sorge für meinen Gaul, die Uebrigen zogen sich bescheiden zurück und überließen es mir, mich einzurichten wie ich wollte und konnte. Am nächsten Tage machte ich mich mit den Ansiedlern näher bekannt, erzählte ihnen von meiner Reise und von meinem Lande, erhandelte mir etwas Mais und einige Süßkartoffeln, dann borgte ich mir eine Axt und ging Holz fällen, um nicht in allen Dingen von den Anderen abhängig zu sein. Als ich hörte, daß der Igatimi in fünf Minuten zu erreichen wäre, ging ich zum Fluß hinab und nahm, berauscht von den Düften und Farben des Waldes und dem herrlichen Anblick des lebhaft rauschenden Stromes, dessen krystallene Wasser über glatt gewaschene Steine hüpften, ein erfrischendes Bad. Leider verlor ich dabei in der reißenden Fluth mein letztes Stückchen Seife, so daß ich nun auf Wochen gezwungen war, mich und meine Kleider mit Flußsand zu waschen, was zwar dem Körper nicht, um so mehr aber meinen Hemden und Taschentüchern schadete. Die letzteren gingen so wie so schon auf die Neige, und dann verwendete ich sie zu Fußlappen, zum Putzen der Flinte oder zum Verbinden, nachdem ich doch einmal auf ihre sonst übliche Verwendung Verzicht zu leisten gezwungen war. Tacuarati besteht aus dreizehn bewohnten Hütten und einigen Schuppen, außerdem aber finden sich noch mehrere Häuser in der nächsten Umgebung im Walde zerstreut. Hier hört die civilisirte Welt auf. Es giebt es noch im Süden, jenseits der Grenze von Paraguay, und auch nach Norden zu, in Brasilien einzelne Yerba-Niederlassungen, aber im Osten liegen die ungeheueren Wälder, wo nur ganz wilde Indianer wohnen, die mit dem weißen Mann in keinem Verkehr stehen. Ich befand mich sonach am letzten Zipfel der bekannten Welt, nahe der Grenze von Matto grosso, des größten der vielen vereinigten Staaten, welche die Republik Brasilien bilden. Matto grosso, in der Mitte von Südamerika gelegen, ist nur sehr wenig erforscht, man kennt nicht viel mehr als das Grenzgebiet, welches die beinahe unbewohnten Wälder der Nachbarrepublik Paraguay berührt, und die an den Ufern des Rio Paraguay gelegenen Strecken bis nach Cuyabá, der Hauptstadt von Matto grosso. Außer dieser und dem weit südlicher gelegenen Corumbá giebt es nur noch wenige Dörfer in der Nähe dieser beiden Städte, all das übrige Land mit seinen unermeßlichen Wäldern und endlosen Haiden ist fast noch unbekannt. Erst vor sieben Jahren haben die ersten Versuche begonnen, auch den östlichen Theil des Staates zu erschließen. Einzelne Ackerbauerfamilien siedelten sich auf dem Hochplateau des Cerro Amambay an, als nach dem Sturze des Kaiserreiches unaufhörliche politische Unruhen den Leuten das Leben in den östlichen Staaten unerträglich machten. Auch ich habe auf meiner Reise im östlichen Paraguay mehrere dieser Auswanderer getroffen, die mit Kind und Kegel, Sack und Pack, auf zwei oder drei Carreten nach Matto grosso zogen. Das militärische Raubgesindel *hatte sie aus* der alten Heimath fortgetrieben, und so kamen sie *auf dem weiten* Umwege über Paraguay dahergezogen, um in der menschenleeren Wildniß eine neue, friedliche Wohnstätte zu suchen. Eine dieser Familien, die ich zwischen dem Capivari und Rio Corrientes gelagert fand, war schon fünfzehn Monate unterwegs, aber keine Mühsal und Gefahr hielt sie ab, den Schrecken der südamerikanischen Revolution ein für alle Male aus dem Wege zu gehen. Jetzt leben schon siebenunddreißig Familien auf dem 250 Kilometer langen Cerro Amambay als Pioniere der Civilisation. Einsam, meist 30—40 Kilometer von dem nächsten Nachbar entfernt, treiben sie Viehzucht und etwas Ackerbau, und vergessen die Welt, in der ihnen heute die Regierungstruppen ihre Pferde und morgen die Aufständischen ihnen die Ochsen raubten. Nebenbei bemerkt sei hier, daß nicht nur die Landleute in Brasilien mit den Zuständen unter der Republik unzufrieden sind. Von den Angehörigen der verschiedenen Berufsclassen hörte ich dieselben Klagen, selbst Beamte erklärten die Wiederherstellung einer oder mehrerer Monarchien für das einzige Mittel, um Brasilien vor dem gänzlichen Untergang zu retten. Nur die Advocaten und Militärs schwärmen für die Republik. Unter diesen Umständen betrachtet man Matto grosso als ein Paradies, denn weit vom Ziel ist gut für den Schuß. Litte das Land nicht gar zu sehr am Mangel von Arbeitskräften, so wäre es eines der glücklichsten der Erde. Weite Strecken hoch gelegenen fruchtbaren Bodens mit gesundem Klima, ungestörter Friede und keine Staatsschulden: eine solch glückliche Vereinigung günstiger Verhältnisse ist in der bewohnten Welt nur noch sehr selten zu treffen.

Zwei Tage waren bereits vergangen, und ich hatte den Ortsältesten noch nicht gesehen, was mich einigermaßen beunruhigte, da ich ohne seinen Beistand nicht an die Weiterreise denken konnte. Nichtsdestoweniger genoß ich die wohlthuende Ruhe, die köstlichen

Flußbäder und den ungestörten Schlaf. Wiederum hatte ich mich einer solch köstlichen Nacht ohne Sorgen unter dem Schutze meiner Wirthe erfreut und saß, die Morgendämmerung erwartend, in einer der Hütten mit ihren Bewohnern um das behagliche Feuer gekauert, wobei der heiße Mate von Hand zu Hand ging, als mir die am Abend vorher erfolgte Ankunft des Capitäns gemeldet wurde. Sobald es völlig Tag war, ging ich zu seinem Hause, wo ich ihm vorgestellt und sehr herzlich begrüßt wurde. Don Schuan war ein Mann in den besten Jahren, mit intelligentem Gesichte, dessen angenehmer Eindruck jedoch durch die kranken, stark entzündeten Augen beeinträchtigt wurde. Er ließ mich im Kreise seiner Familie am Feuer niedersitzen und versicherte mich seines Schutzes und Beistandes so lange, als ich in Tacuarati bleiben wollte. Erst nachdem mir auch hier wieder Mate gereicht worden war, begann er zu fragen. — Mamó-gui-pa ne-ju? Woher kommst du? — A-ju Ipe-hu-gui, ha a-háse y-tororó-pe. Ich komme von Ipe-hù und will nach dem Wasserfall. — Mombyry-pa? Ist es weit dahin? — Na-agui-ri, hasyeté, ndipori tapé. Nah ist es nicht und sehr schwierig, einen Weg dahin giebt es nicht. — Das waren schlechte Aussichten! Im Verlaufe unserer weiteren Unterhaltung mußte ich erfahren, daß die vor langer Zeit von einem deutschen Feldmesser geschlagene Picade längst wieder zugewachsen sei, daß die einzige Möglichkeit, den Salto Guayra zu erreichen, im Wasserwege liege, auf welchem man erst den Igatimi und dann den Alto Paraná hinabgehen müsse, und daß kein Boot vorhanden sei. Dasjenige des Deposito Ivahu sei auf der Reise, das seinige wäre viel zu klein; er habe zwar noch ein größeres, das bedürfe aber einer gründlichen Reparatur. Auch sei kein Proviant zu beschaffen, und was dergleichen mehr, so daß es mir schien, als solle mein Unternehmen scheitern. Nach langem Hin- und Herreden verstand er sich endlich dazu, das Boot so rasch als möglich in Stand setzen zu lassen. Daß ich ihnen Allen so lange ein lieber Gast sein solle, ward als selbstverständlich angesehen, über den Preis, für den er mich mit zwei seiner Leute fahren würde, müßte er aber erst noch mit den übrigen Dorfgenossen reden. So war ich zum Warten verurtheilt, hatte aber doch wieder Hoffnung. Don Schuan begleitete mich dann zurück nach Tacuarati, wo unser Abkommen der gesammten Einwohnerschaft bekannt gegeben und ich für ihren Freund erklärt wurde. Dann gab man mir ohne weitere Ceremonien einen Indianernamen: ich hieß von nun an Paí pacova, Herzlieb Banane.*)

*) Paí heißt eigentlich Vater, auch Priester, wird jedoch als Schmeichelname selbst für kleine Kinder gebraucht.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

— **Mancherlei Kräfte und Ein Herr.** Predigten über Evangelien, Episteln und freie Texte für die Sonn- und Feiertage eines Kirchenjahres unter Mitwirkung namhafter evangelischer Theologen herausgegeben von Oberpf. D. G. **Graue** in Chemnitz. Leipzig-Döbeln, 1898, Jacobi und Zocher. 18 Hefte à 50 ₰. Heft 1. — Zehn Procent des Reinertrags sollen dazu verwendet werden, arme evangelische Gemeinden, sowie segensreiche Anstalten und Vereine zu unterstützen. Das könnte ein Grund sein, dem Unternehmen seine Theilnahme zuzuwenden, umsomehr als es ein ganz eigenartiges insofern sein soll, als dabei von einer Einheitlichkeit der Richtung ganz abgesehen wird. Der Kern des Evangeliums soll in mancherlei Schalen geboten werden und verschiedene Auffassungen des Evangeliums sollen zu ihrem Rechte kommen. Aber eine solche Nebeneinanderstellung der verschiedenartigsten Predigten kann doch eigentlich nur für Theologen und für Christen von reifstem Urtheil einen Werth haben, und wenn der Herausgeber diese Notiz selber angebracht hätte: „Nur für Theologen und gereifte Christen", so könnten wir sein Unternehmen fröhlich willkommen heißen. Es würde solcher Gestalt ein sehr bemerkenswerthes Gepräge tragen. Da jedoch Theologen und gereifte Christen schon Predigtsammlungen genug zu besitzen pflegen, so muß sich das Unternehmen seiner Natur nach, wenn es Erfolg haben soll, an weitere Kreise wenden. Und für diesen Fall haben wir unsere großen Bedenken, deren Begründung angesichts der einzigen Lieferung, die uns vorliegt, recht schwierig ist. Immerhin kann sie sich schon auf die zweite der hier vorliegenden Predigten einigermaßen stützen. Wenn hier der Prediger sagt, jeder christliche Apostel habe nur einen Schein von des Herrn Licht im Herzen, die ganze Helle dieses Lichtes sei nur in ihm selber, so hat diese Behauptung ihr gewisses Recht; aber der Prediger hat dabei unterlassen, seine Zuhörer darauf aufmerksam zu machen, daß wir dieses helle Licht Christi nur sehen können vermittelst der Leuchte der Apostel, daß es eine Lehre Christi getrennt von apostolischer Verkündigung in der ganzen Welt überhaupt nicht giebt. Der Leser nun, der nicht genug theologische Bildung besitzt, um zu erkennen, warum das Eine so gesagt und das Andere so verschwiegen ist, wird nothwendiger Weise in schwere Irrung verfallen und wird, wie es so Vielen ergangen ist, die das Evangelium in solchen „Schalen" empfangen haben, bald genug das Evangelium mitsammt der Schale wegwerfen. Und vor solchen Erfahrungen möchten wir unsere Gemeinden behütet sehen. B. K.

— **9 Berichte über das königl. Lehrerseminar zu Löbau** auf die Jahre 1893—1898 am 25jährigen Anstaltsjubiläum — 27. Mai 1898 — herausgegeben von Schulrath Dr. **Burkhardt**, Seminardirector. 77 Seiten. — Die Festschrift des Löbauer Seminars enthält zuerst geschichtliche Mittheilungen über die Schuljahre 1893—1898, unter welchen der Besuch der Anstalt durch Se. Excellenz den Cultusminister Dr. v. Seydewitz 1894 sowie die Revisionen durch die Geheimen Schulräthe Dr. Bornemann und Grüllich besonders hervorzuheben sind. Ein Rückblick auf die seit der Gründung der Anstalt vergangenen Jahre bietet die Themen für die Aufnahme- und Entlassungsreden und die Programme der seit 1878 veranstalteten Seminarconcerte. Der zweite Theil beschäftigt sich mit der Seminarschule, der dritte mit den Candidaten- und Wahlfähigkeitsprüfungen der letzten fünf Jahre, der vierte mit der Bibliothek und den Lehrmitteln der Anstalt. Die Statistik am Schlusse des Berichts führt neben dem Seminardirector 10 Oberlehrer, 4 ständige Seminarlehrer, 1 Vicar und 1 Hilfslehrer als gegenwärtig an der Anstalt wirkend auf. Im Ganzen sind bis jetzt an derselben 49 Lehrer thätig gewesen, so daß es an Personalwechsel im Laufe dieser 25 Jahre durchaus nicht gefehlt hat. In derselben Zeit hat das Seminar Löbau 806 Schüler aufgenommen und 609 entlassen. Von den 593 Schülern der 21 ersten Jahrgänge haben sich über 100 anderen Berufskreisen zugewendet und 30 sind gestorben, so daß nach Abzug der zur Zeit in Leipzig Studirenden 450 noch im Dienste der Volksschule stehen. Etwa 100 dieser Lehrer wirken in den Großstädten Leipzig, Dresden und Chemnitz. Die vorstehenden Zahlen dürften von einigem Werthe sein, wenn man den Ursachen des zur Zeit in Sachsen bestehenden und sehr zu beklagenden Lehrermangels nachgeht. E.

— Die neuesten Hefte von **Hendel's Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes** (Halle a. S., Verlag von Otto Hendel) zeigen ein recht verschiedenartiges Gesicht. Größere Gegensätze sind wohl nicht leicht denkbar als Carlyle's grübelnder Tiefsinn und Murray's prickelnde Verbrechernovellen. Das Beste liegt oben auf wie bei der Aepfelfrau: Nr. 1149—1153. **Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthum in der Geschichte.** Sechs Vorlesungen von **Thomas Carlyle**. Mit einem Bildniß Carlyle's. Preis geheftet 1 ℳ 25 ₰, gebunden 1 ℳ 50 ₰. Der „Weise von Chelsea", wie seine Landsleute Thomas Carlyle nennen, war bis vor wenigen Jahren in Deutschland nur einem kleinen Kreise bekannt. Aber die Zahl seiner Anhänger und Bewunderer wächst zusehends. Wir haben von berufener Seite die Meinung aussprechen hören, in den socialpolitischen Wirren unsrer Tage gebe es keinen zuverlässigeren Führer als ihn. Carlyle's Buch über Heldenverehrung ist nicht sein bedeutendstes Werk, wohl aber das zugänglichste. Für die Einführung in das Studium seiner vielfach keineswegs bequemen Art zu denken und seine Gedanken in Worten auszuprägen eignet sich keines besser. Sind es doch auch die Vorlesungen on heros, heroworship and the heroic in history gewesen, die nächst seiner berühmten Edinburger Rectoratsrede Carlyle in seinem Vaterlande zuerst populär gemacht haben. Mit Freuden begrüßen wir die vorliegende wohlfeile Uebersetzung. Der Ton, in dem Carlyle von den großen Männern der Weltgeschichte spricht, hat etwas förmlich Bannendes. Nicht ohne tiefe Bewegung kann man insbesondere den Schluß der sechsten Vorlesung lesen, diese wehmüthige Verherrlichung Napoleon's I., des „letzten großen Mannes". So

sprach Carlyle 1840. Es fehlt nicht an Zeugnissen aus seiner späteren Zeit — er starb 1881 — dafür, daß, wenn er seinem Buche ein weiteres Capitel hätte zusetzen sollen, dieses die Ueberschrift getragen haben würde: Der Held als Staatsmann — Bismarck. Und so mag gerade in diesen Tagen nationaler Trauer unsrem Volke mehr denn je dienlich sein, in dieses herrliche Werk sich zu versenken, in dem die Anschauung vertreten wird: Die Weltgeschichte ist im Grunde die Geschichte der großen Männer, die in ihr gewirkt und geschafft haben. — Nr. 1154—1158. **Uli der Knecht.** Von **Jeremias Gotthelf** (Albert Bitzius). (Ausgewählte Werke, erster Band, für deutsche Leser bearbeitet von Dr. J. Kwest.) Preis geheftet 1,25 ℳ, geb. 1,50 ℳ. Im letzverflossenen Jahre hat der hundertste Geburtstag von Albert Bitzius von Neuem die Aufmerksamkeit auf seine Dorfgeschichten gelenkt. Man hat ihn mit vollem Rechte als einen Vorläufer des modernen Realismus bezeichnet. Nur daß bei ihm die naturwahre Derbheit sich stets mit tief sittlichem Gehalte paart. Eines der glänzendsten Beispiele für seine scharfgeprägte Eigenart ist der Roman „Uli der Knecht“, mit dem Hendel's Bibliothek die Auswahl der Werke dieses trefflichen Volksschriftstellers beginnt. Es sollen sich später anschließen: Leiden und Freuden eines Schulmeisters. — Armennoth. — Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben in der Schweiz. — Elsi, die seltsame Magd. — Die Erlebnisse eines Schuldenbauers. — Der Geldstag oder die Wirthschaft nach der neuen Mode. — Wie Anna Bäbi Jowäger haushaltet. — Die Käserei in der Vehfreude. — Nr. 1159. **Die Einzige.** Schauspiel in drei Aufzügen von **Max Petzold.** (Den Bühnen gegenüber Manuscript.) Preis geheftet 25 ₰, geb. 50 ₰. Dieses Familienbild hat bei seiner ersten Aufführung im Schauspielhause zu Berlin (1897) großen Erfolg gehabt. Sein Eindruck beruht auf der wirkungsvollen Sprache und der knappen Zusammenfassung einer bedeutsamen Handlung, der man trotz des vielfach Unerfreulichen die Lebenswahrheit nicht bestreiten wird. Das Stück ergreift auch beim Lesen mächtig und hat eine höchst löbliche Tendenz, ohne damit aufdringlich zu werden. Hoffentlich bahnt ihm die Aufnahme in die Bibliothek der Gesammtliteratur den Weg zu zahlreichen Bühnen. — Nr. 1160 bis 1161. Bühnenbearbeitung des William Shakespeare'schen Trauerspiels **Julius Cäsar.** Mit vollständigem Scenarium unter Zugrundelegung des neuen Systems einer Regie-Partitur von **Heinrich Jantsch,** früherem Sachsen-Meiningischen Hofschauspieler, jetzt Director und Besitzer des Jantsch-Theaters in Wien. Preis geheftet 50 ₰, gebunden 75 ₰. Ueber die Absicht, die den „alten Meininger“ Jantsch bei seiner Bühnenbearbeitung leitet, haben wir unlängst bei Gelegenheit der Anzeige seiner Tell-Ausgabe (Hendel's Bibl. Nr. 1120—1122) gesprochen (Lpz. Ztg. vom 2. Juli 1898). Wir dürfen uns also heute kurz fassen und uns damit begnügen, zu sagen: In seinem Julius Cäsar liegt eine weitere überaus sorgfältige Arbeit vor, die der Aufmerksamkeit der Bühnenleiter nachdrücklich empfohlen zu werden verdient. — Nr. 1162—1165. **Numa Roumestan.** Ein Roman von **Alphonse Daudet.** Uebersetzt von Georg Gärtner. Preis geheftet 1 ℳ, gebunden 1 ℳ 25 ₰. Daudet ist Südfranzose. Die Leichtblütigkeit der Provence tritt in dem Helden seines berühmten Romans „Numa Roumestan“ in helles Licht. Man sagt, das Modell für diese Gestalt sei Léon Gambetta gewesen. Unwahrscheinlich ist es nicht. Indessen mehr als das fesselt uns an dem Roman die Gestalt der Rosalie, für die der Schriftsteller wahrhaft ergreifende Herzenstöne zur Verfügung hat. Der anmuthige Fluß der Sprache Daudet's kommt auch in der Uebersetzung sehr wohl zur Geltung. — Nr. 1166—1167. W. Chr. **Murray: John Pym** oder Sechs Geschichten aus den Papieren eines Privat-Detectivs. Autorisirte Uebersetzung von Martin Hoefer. Preis geheftet 50 ₰, gebunden 75 ₰. Ich entsinne mich noch gut der Zeiten, wiewohl es schon ziemlich lange her ist, wo ich mit wahrem Heißhunger Temme'sche Criminalnovellen zu Dutzenden verschlang. Aehnliches Futter sind diese Murray'schen Geschichten. Wer an nervöser Reizbarkeit und Schlaflosigkeit leidet, der lasse die Hand davon! Aber auch widerstandsfähigeren Naturen ist zu rathen, nicht viel von dieser Art literarischer Excitantia zu genießen. R. B.

— **Heymann Steinthal.** Von Dr. Th. Achelis in Bremen. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow. Neue Folge, 13. Serie, Heft 296.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter), 1898. Preis 75 ₰. — Die allgemeinen Ergebnisse der modernen Sprachvergleichung beginnen schon Gemeingut unserer Bildung zu werden. Und das mit vollem Rechte. Ist es doch dieser Wissenschaft gelungen, eine gewisse, wenn auch beschränkte Kenntniß von Lebensverhältnissen uns zu vermitteln, die weit hinaufreicht über die geschichtlich greifbaren Zeiträume. Einer der bahnbrechenden Geister auf diesem schwierigen Forschungsgebiete ist Heymann Steinthal, Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Berliner Universität und zugleich Lehrer der Religionsgeschichte und Religionsphilosophie an der Hochschule für die Wissenschaft des Judenthums. Eine zusammenfassende volksthümliche Darstellung des wissenschaftlichen Entwickelungsganges dieses Gelehrten hat deshalb unbedingt auf die Theilnahme weiter Kreise zu rechnen. Achelis erörtert zuerst den Standpunkt Steinthal's, der im bewußten Gegensatze zu der naturwissenschaftlichen Untersuchungsweise von der psychologischen Seite des Problems ausging und gemeinsam mit Moritz Lazarus das Werden von Mythus, Religion, Sitte, Recht und Kunst aus dem seelischen Bedürfniß des gesellig lebenden Menschen heraus erklärt und als Gegenstand der Völkerpsychologie bestimmt. Sodann geht der Verfasser auf Steinthal's Ethik ein, in der diese wieder ein allmälig durch das Gesellschaftsleben sich auferbauendes, nicht aber ursprünglich immanentes Pflichtbewußtsein lehrt. Als die herrlichste Blüthe dieser wissenschaftlichen Betrachtungsweise menschlich-sittlichen Seins und Werdens erwächst die ethische Forderung einer völlig vorurtheilslosen Beurtheilung der Menschen und Dinge, jener vornehmen Duldung, die für die wissenschaftliche Arbeit ebenso wie für die würdige persönliche Lebensführung des Einzelnen unentbehrlich ist. Die Skizze schließt mit folgendem Glaubensbekenntniß Steinthal's: Wir glauben an den Fortschritt des Guten, weil derselbe im bisherigen Verlauf der Geschichte sich offenbar vollzogen hat; wir glauben an den Fortschritt für die Zukunft um so mehr, weil das Gute heute viel kräftiger ist als jemals, und wir glauben an den Sieg des Guten, weil im Bösen eine Disharmonie liegt, oder weil dasselbe nothwendig eine Disharmonie schafft, an der es zu Grunde gehen muß. Achelis ist bemüht gewesen, in seiner Arbeit überall einen allgemein verständlichen Ton festzuhalten, was bei solchem Gegenstande schwierig genug war, und es ist ihm gelungen, wenigstens in allgemeinen Umrissen ein klares Bild zu geben von der erfolgreichen gelehrten Lebensarbeit eines der hervorragendsten Sprachforscher und Mythologen unserer Zeit. R. B.

— **Wie schreibe ich humoristische Postkartengrüße?** Hundert Original-Hilfsverse und Mustertexte zur Abfassung humoristischer Ansichts-Postkarten von **Raimund Fröhlich.** Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung. Preis 40 ₰. — In demselben Verlage ist schon unlängst ein ganz *ähnliches* Heftchen von Redacteur M. Unterbeck erschienen. Wir haben es auch angezeigt. Davon sind in wenigen Wochen drei starke Auflagen verkauft worden. Das war vorauszusehen. Mittlerweile haben andere fingerfertige Dichterlinge sich beeilt, ihren mageren Hippogryphen ebenfalls in den Dienst des Ansichts-Postkarten-Sports zu stellen. Erst vor ein paar Tagen lasen wir die Anzeige poetischer Grüße für Ansichts-Postkarten (von Max Möller, Verlag von Schäffel in Leipzig). Und heute fliegen uns schon wieder ein Hundert angeblich humoristischer Postkartenverse auf den Schreibtisch. Der Witz darin ist manchmal von einer sehr grobdrähtigen Nummer. Man höre etwa folgenden zarten Glückwunsch zur Verlobung:

So gingst du endlich auch in die Ehefalle?
Gratulire dir und deiner Kalle!

Außerordentlich sinnig ist auch der Gruß an die ferne Geliebte:

In meinem Kopf ein Kater miaut,
Drum eß ich einen Hering
Und denk' an dich, meine liebe Braut,
Und sehne mich nach dem Ehring.

Aber weder dies noch der Umstand, daß die meisten Verse auf verschiedenen Füßen hinken, wird ihrer Verbreitung hinderlich sein. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß der Dichter binnen Kurzem Veranlassung haben wird, seine Drohung wahr zu machen und dem ersten Hundert seiner Ulkverse ein zweites Hundert nachfolgen zu lassen. Die Verlagshandlung ist förmlich stolz darauf, mit diesen Eselsbrücken für Solche, die an chronischer Reimverstopfung leiden, ein „völlig neues Literaturgebiet erschlossen“ zu haben. Der Ausdruck erscheint uns doch etwas zu hoch gewählt für diese spärlichen Gedankenschnitzel in manchmal herzbrechenden Knittelversen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 99. Donnerstag, den 25. August, Abends. 1898.

Jakob Thomson.

Zu seinem 150jährigen Todestage, am 27. August 1898.

Von Alfred Hofmann.

Thomson's poetischer Werth ist allgemein anerkannt und von keinem Geringeren, als Lessing, in begeisterten Worten gepriesen worden. Fest und unerschütterlich steht schon seit Langem sein Monument im Tempel der Natur — von der heiligen Palme der Dichtkunst beschattet. Nächst Shakespeare und Milton ist wohl kein anderer britischer Poet in Deutschland so heimisch wie Thomson. Er zählt zu den gelesensten Classikern des Inselreichs. Seine „Jahreszeiten" kennt Jeder, der sich eingehender mit dem Studium der englischen Sprache und Literatur beschäftigt. Diesem geradezu mustergiltigen, formvollendeten und gedankentiefen Epos verdankt Thomson seine Popularität, Haydn die Anregung zu seinem berühmten Werke; Alles, was Thomson sonst schuf, ist mehr von dem Literarhistoriker gesucht, die „seasons" sind Allgemeinheit der Gebildeten und werden es auch bleiben.

Jakob Thomson wurde als der Sohn eines schottischen Geistlichen im Presbyteriat Jedburgh im Jahre 1700 geboren. Sein Vater gab dem aufgeweckten Knaben selbst den ersten Unterricht und suchte ihm durch Unterredung und Beispiel Liebe für Religion, Wahrheit und Schönheit einzuflößen. Später sandte er ihn in die Schule des Pfarrorts, wo aber der junge Thomson anfangs so wenig Befähigung zeigte, daß er von seinen Mitschülern verlacht und verspottet wurde. Rikkerton, ein geistvoller Prediger eines Nachbardorfes und Freund von Thomson's Vater, bemerkte jedoch, daß hinter der scheinbaren Blödigkeit des Knaben etwas verborgen liege, und glaubte, in verschiedenen Aeußerungen desselben Anlage zur Poesie gefunden zu haben. Es waren dies Kinderausbrüche über eine Blume, einen Bach, ein Würmchen, eine Fernsicht von einem hohen Berge &c. Je mehr ihn Rikkerton auf stillen Spaziergängen über einfache Erscheinungen der Natur unterrichtete, desto lebendiger brachen jene Ergüsse aus der zarten Seele hervor. Diesem vortrefflichen Manne haben wir also höchstwahrscheinlich Thomson's ganze Entwickelung zu danken und Thomson selbst gestand es in der Folge öfters seinen Freunden, daß er ohne Rikkerton vermuthlich nie ein Dichter geworden wäre. Nachdem Thomson die Schule verlassen hatte, schickte ihn sein Vater zur Universität Edinburgh, um Theologie zu studiren und dereinst sein Nachfolger im Predigtamte zu werden. Auch hier lebte er still und zurückgezogen und wußte seinen Talenten weder bei seinen Lehrern, noch bei den Mitstudirenden Achtung zu verschaffen, ja, er gerieth in den Ruf eines plumpen Countryboys (Dorfteufels). Er war bereits 2 Jahre Candidat im dortigen theologischen Collegium, als sich ein Umstand ereignete, welcher plötzlich das allgemeine Vorurtheil gehen ihn zerstreute. Der berühmte William Hamilton war damals Professor dieses Collegiums, — ein Mann, der nicht nach der Oberfläche zu urtheilen pflegte, der tief durch die Hülse blickte und den noch so verborgenen Kern schimmern sah. Dieser hatte den jungen Thomson, dessen Eigenthümlichkeit ihn interessirte, verschiedentlich zu sich berufen, und so viel Geist, Feinheit und dichterisches Genie an ihm entdeckt, daß er ihn bald allen seinen übrigen Studenten vorzog und die allgemeine Meinung über ihn bei erster bester Gelegenheit zu verwandeln beschloß. Er that dies bei einer Stiftungsfeierlichkeit, bei welcher stets einer seiner Zöglinge eine öffentliche Rede halten mußte. Thomson sollte diesmal über die Macht Gottes sprechen. Man lachte, man zuckte die Achseln und glaubte, es sei mehr darauf abgesehen, den armen jungen Mann bloszustellen, als ihn zu erheben. Aber Thomson's Rede war so unerwartet schön, so markig und durchdringend, daß ihm Alle voll Erstaunen Glück wünschten, und selbst Hamilton alle seine Erwartungen übertroffen fand. In dieser Rede schon war eine geradezu orientalische, bilderreiche Sprache entfaltet und jene tiefe Religiosität sichtbar, die eine Folge seines gründlichen Studiums der Bibel war und die späterhin ein charakteristischer Zug seiner Werke geworden ist. Für Thomson war dieser Vorfall entscheidend. Er hatte ihn auf seinen angebornen Beruf aufmerksam gemacht und ihn bestimmt, sich von dieser Zeit an fast ganz der höhern Poesie zu widmen. Nie äußerte er eine hervorstechende Neigung zum geistlichen Stande. Vermuthlich war die dumpfe Sphäre eines unbekannten, kärglich besoldeten schottischen Predigers seiner Wirksamkeit und seinem Geiste zu enge. Er gab daher seine theologischen Studien auf und ging, von seinen Freunden aufgemuntert, nach London. Der wißbegierige Jüngling erstaunte anfangs dermaßen über die Größe, Pracht, Volksmenge und Majestät dieser Weltstadt, daß er sich, als er das erste Mal ihre Straßen durchwanderte, die mitgebrachten Empfehlungsschreiben aus der Tasche ziehen ließ und deshalb in nicht geringe Verlegenheit kam.

Das erste Gedicht, wodurch er seinen Dichterruf begründete, war — sein Winter. Das Gedicht bestand zunächst nur aus momentanen Bruchstücken, worin er seine gelegentlichen Beobachtungen ausgedrückt hatte. Nach dem Rathe seines Universitätsfreundes Mallet, Hofmeisters bei dem Herzoge von Montrose, welcher überhaupt großen Einfluß auf sein Leben und seine Geistesproducte besaß, schmolz er diese Bruchstücke in der Folge in ein Ganzes zusammen und suchte einen Verleger hierfür. Dieser wollte sich aber bei einem so unbekannten jungen Manne, wie Thomsom damals war, nicht finden, bis endlich Millan, Buchhändler in Charing-Croß, das Gedicht aus bloßer Freundschaft für Mallet im Jahre 1726 drucken ließ. Millan's nachtheilige Meinung schien sich zu bestätigen. Das Buch wurde nicht beachtet, bis es ein gewisser Whatley, ein literarischer Kritiker, aus dem Schutte der Vergessenheit riß. Dieser fand es einst in einem Buchladen, las es und wurde von seinen Schönheiten derart begeistert, daß er alle Gasthöfe, Kaffeehäuser und gesellschaftlichen Cirkel mit Thomson's Lob erfüllte und so die Veranlassung wurde, daß sich Millan's Auflage in wenigen Tagen vergriff, und Thomson's Name begann, im Publicum bekannt zu werden. So hatte der Zufall zum zweiten Male günstig für Thomson gewirkt. Diese über Alles Erwarten günstige Aufnahme seines Winters und der Rath seiner Freunde bestimmten den jungen Dichter, auch die übrigen Jahreszeiten auf gleiche Art poetisch zu verherrlichen. Dem Winter folgte 1727 sein Sommer; diesem sein Frühling 1728; und endlich 1730 sein Herbst, über dessen Plan und Charakter Aikin 1788 eine geistreiche Abhandlung herausgegeben hat. — Thomson hatte seinem „Winter" verschiedene treffliche Bekanntschaften zu verdanken. Die ersten Geister des Königreichs traten mit ihm in Verkehr. Auch unter den englischen Ladies fand er bald, so wenig Empfehlendes sein Aeußeres hatte, große Beschützerinnen, unter welchen die Gräfin von Hartford, der er seinen „Frühling" zugeeignet hatte, Lady Stanley und andere vornehme Damen thätig für ihn wirkten. Die wichtigste Bekanntschaft, die er gewann, war die mit Doctor Rundle, welchen der hohe moralische Werth seiner „Jahreszeiten" so sehr begeisterte, daß er den jungen Dichter als Freund behandelte und ihn dem Lord-Kanzler Talbot empfahl, welch' Letzterer ihm die Erziehung seines ältesten Sohnes anvertraute. Mit diesem begabten Jünglinge bereiste Thomson 3 Jahre lang das Ausland, sah, prüfte, verglich und bereicherte

seinen Geist mit neuen Ideen und Plänen. Auf dieser Reise entwarf er die Skizze zu seiner „Freiheit" — einem Gedichte, das seinem Scharfsinne, seinem Beobachtungsgeiste, seiner Gesinnung und seinem Dichtertalent gleich große Ehre macht. Der erste Theil dieses Gedichts enthält einen Vergleich des ältern und neuern Italiens; der zweite eine Charakteristik von Griechenland; der dritte ein Gemälde von Britannien in Rücksicht auf jene beiden Staaten. Glühender Patriotismus, heißer Eifer für Tugend, Wahrheit und Menschenglück sind der Charakter dieses Gedichts, wie fast aller, die dem Herzen dieses edlen Sängers entflossen sind. Im Jahre 1727, fast gleichzeitig mit seinem „Sommer", gab er ein Gedicht zum Andenken an Isaak Newton heraus, den er auch in seinen „Jahreszeiten" öfters mit Bewunderung nennt. Der berühmte Naturforscher war eben damals gestorben, und Thomson legte diese Blume, mit heißen Thränen beträuft, auf sein Grab. Er preist in dieser Dichtung die unsterblichen Verdienste jenes unerreichbaren Denkers, widmet seinen Erfindungen hohes Lob und beklagt seinen Verlust in ergreifenden Worten. Durch dieses Poëm allein, urtheilt ein englischer Literarhistoriker, würde sich Thomson den Lorbeerkranz errungen haben, wenn er auch sonst nichts gesungen hätte. Gleich nach seiner Rückkehr nach England belohnte ihn Lord Talbot für die Treue und Gewissenhaftigkeit, mit der er sich der Bildung seines Sohnes unterzogen hatte. Er machte ihn zu seinem Privatsecretär und gab ihm ein Gehalt, das ihn über alle Bedürfnisse des Lebens hinwegsetzte. Leider genoß der Dichter dieses Glück nicht lange, da Talbot bald starb. Eine rührende Elegie, worin er in Gemeinschaft mit seinem Vaterlande den Verlust dieses echten Patrioten und Menschenfreundes betrauert, zeugt von des Poeten tiefer Dankbarkeit für seinen Wohlthäter. Talbot's Nachfolger in der Kanzlerwürde war bereit, Thomson die Stelle zu belassen, die er unter dem Vorgänger jenes bekleidet hatte, und wartete nur, bis er sich deshalb bei ihm melden würde. Weil aber Thomson diese eben so geringe, als billige Formalität auf eine unverzeihliche Weise versäumte, so wurde der Posten einem Andern übertragen. Unser Dichter, der sich nicht auf die Kunst verstand, aus den Producten seines Geistes Capital zu schlagen, man könnte ihn in dieser Beziehung den „englischen Rückert" nennen, würde diese Laune theuer haben bezahlen müssen, wenn sich nicht der edle Lord Lyttleton seiner angenommen und ihn dem Prinzen Friedrich von Wales empfohlen hätte. Lyttleton kannte damals Thomson noch nicht persönlich, sondern that diesen Schritt nur aus Bewunderung für seine Schriften. Die Verwendung des Lords wirkte auch dergestalt, daß der Prinz von Wales dem Dichter ein Jahresgehalt aussetzte, welches ihn aller Sorgen enthob. — Thomson wandte sich von nun an dem Drama zu. Daß er sich letzteres schon früh als Ziel seiner poetischen Laufbahn erkoren hatte, sieht man aus einer Stelle seines „Herbstes": „oder" — sagt er zu Pitt — „meine Muße vergißt der leblosen Schatten und schwingt sich zur Menschenseele empor. Wenn sie künftig mit geübterer Hand die tragische Scene malt, so lehre Du sie jede Bewegung des Herzens bezeichnen &c." Ob Thomson nicht besser gethan haben würde, wenn er sein seltenes Talent ausschließlich der höhern poetischen Erzählung und der lyrischen Poesie gewidmet hätte, mag dahingestellt bleiben. Genug, er gab 1730 sein erstes Trauerspiel „Sophonisbe" heraus, welches vom Publicum nicht ohne Beifall aufgenommen wurde. Einige Jahre nachher erschien sein „Agamemnon", für welches Stück sich Pope riesig interessirte und dessen Aufführung er trotz seines hohen Alters noch beiwohnte, obgleich er das Theater lange nicht mehr besucht hatte. Auch dies Trauerspiel wurde öfters mit Beifall wiederholt. Im Jahre 1739 kam, wie man sagt, auf Veranlassung des Prinzen von Wales, sein drittes Trauerspiel „Eduard und Eleonora" heraus, das aber infolge der damals für England erschienenen Schaubühnen-Acte nicht aufgeführt werden durfte. Man tadelt an Thomson's Trauerspielen, daß der Dialog zu sehr ausgedehnt sei, überhaupt einzelne Theile im Verhältniß zum ganzen Plan einer zu großen Breite sich erfreuen, und daß zu viel gesprochen und zu wenig gehandelt wird, daß ferner der Dichter zu oft aus seinen Personen spreche, und daß er seine Charaktere mehr durch Raisonnement, als durch Leidenschaft darstelle. Jedoch kommen seine bittersten Tadler darin überein, daß seine Dramen sich durch Wahrheit, tiefes Gefühl, Feuer, Gedankenfülle und markigen Ausdruck vor vielen andern bedeutsam auszeichnen. Sein „Tankred" und seine „Sigismunde" sind überhaupt über jeden Tadel erhaben. Letzteres Stück erschien 1745. Garrick bot allen Zauber seiner Kunst auf, es zur höchsten Befriedigung des Verfassers darzustellen. Sein letztes Trauerspiel, welchem er leider die Feile nicht völlig mehr geben konnte, ist „Coriolanus". Es wurde erst nach seinem Tode aufgeführt und der ansehnliche Ertrag aus den Einnahmen seinen Schwestern in Schottland überwiesen. Lord Lyttleton verfaßte einen meisterhaften Prolog zu diesem Drama, welchen Quin, Thomson's Busenfreund, mit Verve vortrug. Dem Schauspieler brachen die Thränen hervor bei den Worten: „Er liebte seine Freunde", so daß er einschalten mußte: „O vergebt mir die heiße Thräne! — hier, ich fühl' es tief, verläßt mich meine Kunst", und Quin schien nie ein größerer Schauspieler zu sein, als in dem Augenblicke, da er sagte, daß er es nicht sei. — Unter Thomson's letzte Producte gehört sein „Castle of indolence" (Burg der Trägheit). Dieses allegorische Gedicht ist gleichsam eine Antwort auf die Vorwürfe, die dem Dichter von seinen Freunden seiner eignen Indolenz wegen gemacht wurden, denn er pflegte dieser seiner Burggöttin nicht wenig zu opfern. Diese Allegorie enthält, nach Lessing's Urtheil, so außerordentliche Schönheiten, daß man sie an Genie, an Scharfsinn in der Erfindung, an Nachdruck, an strömendem Feuer in der Ausführung Allem vorziehen kann, was Thomson's Muse hervorgebracht hat. — Lord Lyttleton, welcher die Pflichten der Freundschaft mit eben der heiligen Gewissenhaftigkeit erfüllte, womit er seine Staatsämter verwaltete, verschaffte dem Dichter kurz vor seinem Tode noch die sehr einträgliche Stelle eines „Controlleurs von Amerika" (Oberaufsehers der Antillen). Aber ein jäher Tod raubte dem liebenswürdigen Poeten die Früchte dieser Belohnung. Er starb 1748, am 27. August, im erst 48. Jahre seines Lebens an einem heftigen Fieberanfalle, den er sich durch Erkältung bei einer Wasserfahrt zugezogen hatte. Er starb zu früh für sein Vaterland, für Kunst und Wissenschaft, die er immer mehr durch die Magie seines begeisternden Liedes verherrlicht, verschönt und bereichert haben würde!

Sein Charakter war der eines echten Poeten: Kindereinfalt, zuvorkommende Offenheit; schwärmerische Liebe zu Gott, der Natur und seinen Nebenmenschen; ewige, unwandelbare Treue in der Freundschaft; freudige, unauslöschliche Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter; Munterkeit, Witz und anziehende Laune im vertrauteren Umgange, dagegen zurückgezogene Verschlossenheit in größeren Cirkeln; hilfreiches Mitleid gegen das Elend; verborgene Wohlthätigkeit gegen Arme, mit denen er sich oft stundenlang unterhielt. Daher segneten ihn die Dürftigen, daher verehrten ihn Alle, die ihn kannten, daher flossen ihm viele Thränen nach! — Sein Leichnam wurde feierlich in der Kirche zu Richmond beigesetzt. — Alles, was Thomson sang, hat das Gepräge des Genies und der Eigenthümlichkeit. Eben darum schrieb er wenig, aber, was er schrieb, war trefflich. „Wer viel liest und schreibt, denkt wenig und verfällt in Nachahmungssucht", schrieb er einst einem Freunde, der ihn über sein langes Stillschweigen zur Rede gesetzt hatte. Im Herbst dichtete er, wie Milton, am meisten. Oft arbeitete er des Nachts, ging in seinem Zimmer auf und ab und recitirte seine Verse so laut, daß die Schlafenden erwachten. Das Größte, was er geschaffen, sind und bleiben die „Jahreszeiten". Gewöhnlich hält man den „Winter" für die vorzüglichste Dichtung, und wenn man auf Plan, Correctheit im Ausdruck und Reiz der Darstellung im Gigantischen und Tragischen Gewicht legt, so hat man Recht. In Hinsicht auf poetischen Gehalt aber — auf Fülle, Empfindung, Feinheit, Contrast und abwechselndes Interesse — ist der „Sommer" noch großartiger. Unter den sogenannten malenden Dichtern steht Thomson auf der höchsten Stufe, nur von Ossian übertroffen, dem blinden Barden der schottischen Urzeit.

Bücherbesprechungen.

— Lehrbuch der Dogmengeschichte. Von Dr. Reinhold Seeberg, ordentlichem Professor der systematischen Theologie in Erlangen. Zweite Hälfte: Die Dogmengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachfolger (Georg Böhme) 1898. 8 *M.* — Was wir bei unserer Anzeige der ersten Hälfte dieses Werkes (Wiss. Beil. Nr. 121 von 1895) angedeutet haben, es möchte nicht blos als Lehrbuch für Studirende, sondern auch und vielleicht hauptsächlich als wissenschaftliches Lesebuch für Theologen überhaupt seine Verwendung finden

können, das spricht nun die Vorrede zu dieser zweiten Hälfte ausdrücklich aus. In der That dürfte derjenige Leser, der Dogmengeschichte kennen lernen und studiren will, mit dem zweiten Bande in noch größere Verlegenheit kennen, als mit dem ersten. Die Wissensvorräthe, die hier aufgehäuft sind, werden in einem menschlichen Kopfe schwerlich alle Platz finden. Desto bessere Dienste aber wird das Lehrbuch demjenigen leisten, der Aufklärung sucht über die Dogmenbildung auf irgend welcher Stufe des Mittelalters und der neueren Zeit, oder dem, der mit regem Interesse der theologischen Fortbildung der Reihe nach Kenntniß nimmt von dieser ausführlichen geschichtlichen Darstellung, ohne gerade zu beabsichtigen, jede Einzelheit des Gebotenen für immer seinem Gedächniß einzuverleiben. Zu solcher Verwendung als „Lesebuch“ empfehlen wir aber diesen zweiten Band noch dringlicher, als den ersten, weil er Gebiete behandelt, die dem Theologen mit der gewöhnlichen Durchschnittsbildung fremd genug zu sein pflegen, und weil der Verfasser, theilweise aus mühsamster Einzelforschung heraus, da, wo eingehende Bearbeitungen noch ganz oder fast ganz fehlen, die Zusammenhänge der Weiterentwickelung in der Lehrbildung nachweist und zu einem Verständniß verhilft, das vermittelst der seither vorliegenden Lehrbücher nur sehr schwer zu erlangen ist. Das gilt namentlich von der Theologie des ausgehenden Mittelalters. Es ist uns nicht erinnerlich, mit solch überzeugender Bestimmtheit sonstwo den Nachweis gefunden zu haben, in wie vielen Beziehungen Luther's Lehre abhängig ist von der des Duns Scotus und wie Vieles in der reformatorischen Lehrgestaltung sich aus diesem Verhältniß erklärt. Hier liegt ein großes Verdienst der Seeberg'schen besonderen Forschung vor und dieses Verdienst ist bei der sehr geringen Zahl brauchbarer Vorarbeiten mit großer Mühe erworben worden. Anders steht es freilich bei der Darstellung der Lehre, wie sie von den Reformatoren ausgegangen ist; hier giebt es einen Ueberfluß von Bearbeitungen aller Art. Aber auch auf diesem Gebiet hat Seeberg seine besondere Aufgabe gelöst, nämlich die Lehre der vier Hauptreformatoren je als eine selbständige Größe zu erfassen und sie in die Entwickelungsgeschichte der Dogmen so einzuordnen, daß der Leser versteht, wie sie die spätere Lehrbildung ebenso wohl beeinflussen, als auch in neue Bahnen führen mußte. Benutzen wir die Lehren des Größten unter ihnen, Luther's, als Beispiel, so behaupten wir getrost, daß Seeberg's Darstellung derselben gegenüber den mancherlei sich widersprechenden Behauptungen der neueren Zeit in vielen Punkten das letzte entscheidende Wort spricht. Wenn es nur auch überall verstanden würde! So könnten wir noch in vielen andern Beziehungen die verdienstvolle Eigenart des bedeutenden Werkes hervorheben. Aber wir haben wohl genug gesagt, um solche Leser, wie sie der Verfasser sucht, auf die Vollendung dieses ansehnlichen Theiles einer gelehrten Lebensarbeit aufmerksam zu machen. B. K.

— **Ueber die Mithilfe der Kirchenvorstände in der Seelsorge.** Vortrag auf der 28. Diöcesan-Versammlung der Ephorie Glauchau am 20. October 1897 gehalten von Schuldirector **Dietze** in Hohenstein. Glauchau, Arno Peschke. 30 ₰. — Gegen die Leitsätze, die der Verfasser für seine Darlegungen aufgestellt hat, läßt sich schwerlich etwas einwenden. Die betreffenden Paragraphen der Kirchenvorstandsordnung, durch die solche Mithilfe der Kirchenvorstände gefordert und geregelt wird, sind auf ihre Bedeutung geprüft und, was sich daraus zu ergeben hat, ist in maßvollster Weise festgestellt worden. Selbstverständlich sind die vorhandenen Vorarbeiten, wie namentlich der bekannte Vortrag des Schulraths Dr. Pohle in Dresden, benutzt worden, aber der Verfasser hat auch reichlich Anregungen und Vorschläge aus der eigenen Erfahrung beigefügt. Das Schriftchen kann Kirchenvorstands-Mitgliedern zur Aufklärung über ihre Pflichten und Rechte dringlich empfohlen werden. B. K.

— Dr. **Cordes**, **Psychologische Analyse der Thatsache der Selbsterziehung.** II. Band. 2. Heft der Sammlung von Schiller und Ziehen. Berlin, Reuther und Reichard 1898. — Die Frage, ob Selbsterziehung überhaupt möglich sei und zu welchen praktischen Vorschriften sie führe, schließt der Verfasser gleich in den ersten Zeilen seiner Arbeit von der Beantwortung aus. Er will nur die ihm unzweifelhafte Thatsache der Selbsterziehung nach ihren Voraussetzungen und ihren einzelnen Vorgängen genauer betrachten. Der Werth einer solchen Betrachtung wird für den, der Selbsterziehung für einen Widerspruch an sich selbst ansieht, sehr gering sein. wenn man auch nicht leugnen kann, daß die Arbeit gründliches Nachdenken und sorgfältige Beobachtungen in der Seelenkunde verräth. Wir sind den Darlegungen des Verfassers genau gefolgt, was nicht immer leicht ist, müssen aber schließlich bekennen, daß uns das, was er als Thatsache der Selbsterziehung hinstellt, weit mehr als Ergebniß und Nachwirkung der Erziehung erscheint, die einzelnen Menschen von anderer Seite zu Theil geworden ist. Was die äußere Form anbelangt, so ist namentlich im letzten Theile die Häufung unnöthiger Fremdwörter zu beklagen und Sätze, wie: „Herstellung bezw. Ausbildung von Dispositionen in bestimmten sittlich relevanten Fällen die höchst gewertheten Vorstellungen zu haben und höchst gewertheten Urtheile zu bilden, die höchst gewertheten Gefühle zu haben, und das höchst Gewerthete in höchst gewertheter Weise zu wollen — um in höchst gewertheter Weise nach außen zu handeln“ dürften auch aus anderen Gründen nicht ganz zu billigen sein. E.

— Professor Dr. **Ziehen**: **Die Ideenassociation des Kindes.** I. Theil 1. Band 6. Heft der Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der Pädagogischen Psychologie und Physiologie von Schiller und Ziehen. Berlin bei Reuther und Reichard. 66 Seiten. 1,50 ℳ. — Nachdem man seit etwa 20 Jahren angefangen hat, die Ideenassociation des Erwachsenen wissenschaftlich zu untersuchen, und nachdem die Studien von Galton, Trautschold, Kraepelin u. A. die Aufmerksamkeit der Psychologen auf diesen Punkt gelenkt haben, versucht es der Verfasser gegenwärtiger Abhandlung, zuerst den Vorstellungsschatz der einzelnen Kinder kurz zu kennzeichnen und sodann den Vorstellungsablauf derselben bei gegebener Anfangsvorstellung festzustellen. Als Versuchsobjecte dienten ihm hierbei vorwiegend Schüler der Seminarschule in Jena im Alter von 8—14 Jahren. Dieselben wurden einzeln dem untersuchenden Professor vorgeführt und veranlaßt, auf ein meist einsilbiges Reizwort, das ihnen zugerufen wurde, rasch anzugeben, welche Vorstellung zunächst durch dieses Wort in ihrer Seele geweckt wurde. Hierbei ergiebt sich eine Fülle von Associationen, die nach dem Wesen der Vorstellungen classificirt werden können. Das ist für den Psychologen wie für den Pädagogen von großem Interesse, und die Sorgfalt und Gründlichkeit, mit der der rühmlichst bekannte Verfasser seine Untersuchungen betrieben hat, erhöhen natürlich deren Werth bedeutend. Indeß birgt ein solches Untersuchungsgebiet des Zufälligen und Unmeßbaren so viel, daß man vorläufig für die Pädagogik hervorragenden praktischen Nutzen von dieser mühevollen Arbeit kaum erwarten kann. Trotzdem darf man den weiteren Untersuchungen über die Geschwindigkeit des Vorstellungsablaufs und seine Hemmung durch Ermüdung u. s. w. mit Interesse entgegensehen. E.

— **Historische Zeitschrift**, begründet von Heinrich v. Sybel, herausgegeben von **Friedrich Meinecke**. Neue Folge, 45. (der ganzen Reihe 81.) Band. Heft 1 u. 2. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1898. — Neben zahlreichen längeren und kürzeren Besprechungen und Nachrichten, die alle Theile der historischen Wissenschaft betreffen, enthalten die beiden neuesten Hefte der Histor. Zeitschrift fünf größere Arbeiten. Ein wenig bekanntes Gebiet aus der Geschichte des Mittelalters behandelt **Carl Neumann** in seiner von tiefer Durchdringung des entlegenen Stoffes zeugenden Studie über die byzantinische Marine, ihre Verfassung und ihren Verfall. Noch niemals sind die Gründe eingehender untersucht worden, die das Scheitern der europäischen Colonisationsversuche im Orient während des Zeitalters der Kreuzzüge und schließlich den Zusammenbruch des byzantinischen Reiches, der Vormacht der christlichen Welt gegenüber dem Islam, zur Folge hatten. Vor Allem fällt dabei die wachsende Uebermacht der venetianischen Marine ins Gewicht, die schließlich Byzanz von der Seeherrschaft völlig verdrängte. Neumann untersucht die Verfassung der in eine kaiserliche und eine Provinzialflotte zerfallenden byzantinischen Marine seit dem 10. Jahrhundert, stellt fest, daß sie bis ins 11. Jahrhundert hinein die einzige namhafte Seemacht Europas war, und schildert dann ihren schnellen Verfall. — Die höchst interessante Studie von **Karl Zeumer** „Zur Geschichte der Reichssteuern im früheren Mittelalter“ knüpft an die jedem Verfassungs- und Wirthschaftshistoriker noch heute unentbehrliche kleine Schrift desselben Verfassers über die deutschen Städtesteuern (1878) an. Ein glücklicher Fund von Jakob Schwalm hat neuerdings eine kleine, wohl mit Recht um's Jahr 1241 gesetzte, vollkommen authentische Steuermatrikel, einen der wenigen Reste des Reichsarchivs, zu Tage gefördert, zu deren Interpreten Niemand berufener war als Zeumer. Er weist nach, wie in

vielen Einzelheiten unsere Kenntniß der Reichssteuerverfassung dadurch gefördert wird; in allen Hauptsachen aber finden die früheren Ausführungen Zeumer's durch die neue Quelle vollkommene Bestätigung — ein glänzender Beweis, wie methodisch Zeumer zu seinen Ergebnissen gelangt war. — Zwei weitere Aufsätze gehören der Geschichte der neueren Zeit an. Paul Bailleu setzt seine Artikel „Zur Geschichte Napoleon's I." fort, indem er eine Anzahl meist erst neuerdings veröffentlichter Memoirenwerke (Frau v. Rémusat, Molé, Pasquier, Broglie, Barante, Chaptal, La Revellière, Barras) auf ihre Quellen und ihre Glaubwürdigkeit hin untersucht und das Bild der Persönlichkeit und des Charakters Napoleon's I. danach entwirft: eine kritisch tief eindringende und dabei geschmackvoll geschriebene Studie, die auch für weitere Kreise sehr anziehend ist. Wir schließen daran einen Hinweis auf die von C. Varrentrapp veröffentlichten Auslassungen Joh. Wilh. Süvern's, des Mannes, der wie kein Anderer nach der Katastrophe von 1806 für die Umgestaltung des preußischen Unterrichtswesens verdienstvoll gewirkt hat, über Friedrich den Großen. Sie finden sich meist in den historischen Vorlesungen, die Süvern 1808 in Königsberg hielt, und sind einer Abschrift derselben entnommen, die Süvern für die Königin Luise anfertigen ließ. In einer Zeit, in der selbst Männer wie E. M. Arndt zu einem durchaus abfälligen Urtheil über Friedrich den Großen gelangt waren, sind diese Bemerkungen, die von tiefem Verständniß der geschichtlichen Aufgabe Preußens und der Lebensarbeit seines großen Königs zeugen, von besonders hohem Werthe. — Keiner der Aufsätze der beiden Hefte aber ist mit so großer Spannung erwartet worden und wird so viel gelesen werden als der G. v. Below's über die neue historische Methode. Below wendet sich mit großer Entschiedenheit und in sehr eingehender Beweisführung gegen die neuerdings von K. Lamprecht in zahlreichen Aufsätzen und Broschüren vertretenen methodologischen und geschichtsphilosophischen Ansichten, denen er alle und jede Berechtigung abspricht; insbesondere unterwirft er auch, wie er und Andere dies schon früher gethan haben, Lamprecht's Deutsche Geschichte, die die praktische Probe auf die Richtigkeit jener Anschauungen bringen sollte, einer völlig abfälligen Kritik. Ohne Frage sind die Ausführungen Below's in hohem Grade beachtenswerth und werden bei der großen Mehrzahl der deutschen Geschichtsforscher Anklang finden. Aber wir halten es nicht für angebracht, an dieser Stelle näher darauf einzugehen; die Tagespresse ist nicht der geeignete Ort, derartige häusliche Fragen der Wissenschaft zu erörtern; es ist dies unserer Ansicht nach schon viel zu viel geschehen und nicht selten in einer Weise, die der Würde der Wissenschaft nicht recht entspricht. —m—

— Der Lehrer des Bajonettirens von Lacher, Premierlieutenant im königl. bayerischen 15. Infanterieregiment „König Albert von Sachsen", Inspectionsofficier und Fechtlehrer an der königl. bayerischen Kriegsschule. 1898. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. ℳ 0,80. — Das Bajonettiren ist vorzugsweise geeignet, körperliche Gewandtheit und Entschlossenheit des Mannes zu fördern, Eigenschaften, welche für den kriegerischen Beruf unentbehrlich sind. Von diesem Gesichtspunkte aus ist dem Gewehrfechten, neben den gesteigerten anderweitigen dienstlichen Anforderungen der Jetztzeit, Werth beizulegen. Bei der für diesen Hilfsdienstzweig verfügbaren geringen Zeit kann aber nur mit einem gut vorgebildeten Lehrpersonal einigermaßen Erfolg im Fechtbetrieb erzielt werden. Der Verfasser der vorerwähnten kleinen Schrift, welchem die Erfahrungen einer 10jährigen Lehrthätigkeit zur Seite stehen, giebt dem jungen Fechtlehrer Winke und Rathschläge, welche beachtenswerth sind und sich bei der Anleitung im Bajonettiren gewiß vortheilhaft erweisen werden. H. L.

— Bei Ring und Ding. Erzählung aus germanischer Urzeit von Agnes Süren. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1898. Preis 2 ℳ 50 ₰. — Glänzenden Auges lauschen Knaben und Mädchen, wenn ihnen berichtet wird von dem Leben und Treiben der alten Germanen, von ihren Kämpfen und Siegen, von den Heldenliedern der Sänger, dem Kreisen der Methhörner und all den wundersamen Bräuchen bei Opfern und festlichen Gelagen. So möchte man ihnen denn gern auch diese Geschichte empfehlen, die in die bewegten Zeiten der Stammeswanderungen und Slavenkämpfe zurückführt. Aber es machen sich mehrfache Bedenken dagegen geltend. Zunächst ist die Sprache des Buches so unnatürlich geziert und geschraubt, daß man manchmal wirklich Mühe hat, den Faden der Handlung nicht zu verlieren. Zio führte sie selber ins Land, welches sonst Riesen geeignet (S. 5), an rieselnden Baches Ursprink (S. 15), kampfliche Männer, wehrliche Helfer, das freiliche Weib, waidlich Wild, neidlich Geschick u. s. w. Das soll wohl Alles alterthümlich klingen, aber man wird des ewigen Gethues überdrüssig. Auch die Häufung des Stabreims in der Prosa, wie etwa: Ward wunderwirksam der Zauber, den du geworfen? „Zauber warf ich, wunderwirksam erwies er sich" — ist für unser Ohr mehr peinlich als reizvoll. Als etwas ganz besonders Feines erscheint offenbar der Schriftstellerin nächst der beinahe grundsätzlichen Auslassung des Artikels, die dem ganzen Ausdruck etwas Stelzbeiniges giebt, die leidige Umkehrung der Satzglieder nach „und". Fast auf jeder Seite fällt man über solch einen Satz: und hing damals der Hain noch mit dem Lande zusammen, und streckte der Wächter sich wieder zur Ruhe, und kündete spät am Abend lautes Halloh ihre Heimkehr, und wußte Niemand, und sah Bardo sich gezwungen u. s. w. Dazu gesellen sich weiter eine Unmenge offenbarer Sprachschnitzer, die unmöglich lauter Druckfehler sein können: Eis hemmt des Flusses freien Wellen S. 9, dem überlegenem Feind meiden S. 12, mit dem sonnigem Tage S. 25, dem geschmähtem Volke S. 27, zwischen den Schalk und der Dirne S. 29, die Magd den bewährtesten Knecht gesellen S. 34. Alle diese Beispiele stammen aus den ersten zwei Capiteln, und es geht so fort bis zur letzten Seite. Es wäre doch geradezu gewissenlos, solch ein Buch der Jugend in die Hände zu geben. Nur in einer einzigen Art kann ich mir seine Lectüre nutzbringend denken. Man lasse es durchcorrigiren! Es wird den Buben und Mägdlein Spaß machen, den gefürchteten Rothstift auch einmal selbst zu schwingen, und bei ordentlicher Ueberwachung ist das gar keine schlechte Uebung! R. B.

— Vom Radeln. Gereimtes und Ungereimtes über Fahrrad und Radfahrer, herausgegeben von Willy Widmann. Mit zahlreichen Illustrationen und Vignetten. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. Preis in hübschem Einbande 2 ℳ 50 ₰. — Es ist heutzutage kein Witz mehr, die Menschen einzutheilen in Radfahrer und Solche, die noch nicht radeln. Das Fahrrad giebt dem Straßenbilde der Gegenwart sein besonderes Gepräge. Die Zeiten sind dahin, wo man über die neue Sportsimpelei hohnlächelte. Auch in der Bücherwelt erobert sich das neue Verkehrsmittel, „der bedeutsamste Factor des öffentlichen Lebens", wie einer seiner glühendsten Verehrer ebenso klangvoll wie zutreffend sagt, gebieterisch seinen Platz.

Das Neue dringt herein mit Macht. Das Alte,
Das Würd'ge scheidet, andre Zeiten kommen,
Es lebt ein andres, radelndes Geschlecht!

Die Tage sind nahe, wo Fahrrad und elektrische Wagen das Pferd vollständig aus dem Verkehre verdrängen werden, ja wo die Gattung equus caballus ausgestorben sein wird und man nur noch ausgestopfte Rosse als Raritäten in den zoologischen Museen zeigen wird. Dithyrambischen Schwunges erklingen Lobgesänge zu Ehren des Fahrrades, das bereits die ganze Welt unter seinen Reifen sieht. Keines Classikers Worte sind sicher vor dem Schicksale, durch kecke Abänderungen in den Dienst des Radfahrsports gezwungen zu werden. Aber auch dem ruhigen Ernste des Arztes wird das Wort verstattet, der das maßvolle Radfahren vom Standpunkte der Gesundheitslehre vertheidigt und dem Schreibtischhocker und Bücherwurm einen Rover verschreibt. Heitere Plaudereien und griesgrämige Angriffe, übermüthiger Humor und nüchterne Besonnenheit stehen dicht beisammen, zwischen der himmelstürmenden Begeisterung und dem hämischen Neide, der jedem harmlosen Radfahrer einen Knüppel in die Speichen werfen möchte und jeder Radfahrerin eine „verrückte Schraube!" nachruft, sucht die sittengeschichtliche Betrachtung die rechte Mittellinie zu finden, kurzum es ist ein vielgestaltiger Inhalt, den dies Buch in anmuthigem Wechsel und in fesselnder Aufmachung vor uns ausbreitet. Der Verfasser hat offenbar jahrelang daran gesammelt und das Gute genommen, wo er es fand, in Witzblättern, Sportzeitungen u. s. w. Ein paar Geschmacklosigkeiten, zumal in den parodistischen Poesien, wird man neben dem vielen wirklich Witzigen ruhig mit in Kauf nehmen. Das Büchlein ist bestimmt, zunächst Radfahrern, und zwar mehr den zahmen und maßvollen, als den berufsmäßigen Radfexen angenehme Unterhaltung zu bieten. Aber auch solchen, die dem edlen Sport noch nicht huldigen, sei es bestens empfohlen. Es hat's Mancher noch gelernt, der es erst mit allen heiligen Eiden verschwur und wer weiß wie weit von sich wies! R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 100. Sonnabend, den 27. August, Abends. 1898.

Wildbad Gastein und seine Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I., Graf Moltke und Fürst Bismarck.

Von Gebhard Zernin.

„Wo jetzt ein wohlerbaut Badehaus prangt,
War Alles Wildniß. Von Dornen umrankt
Stand dunkel und finster der Tannenwald,
Des wildsten Gethieres Aufenthalt,
Und ungestört von verderblicher Jagd
Sagten Füchse und Eulen sich dort gute Nacht.“

So besang einst Meister Josef Victor v. Scheffel das heutige Bad Rippoldsau im Schwarzwald. Fast die gleichen Worte lassen sich auf Wildbad Gastein anwenden, das von Vielen als Perle des Salzkammergutes hochgepriesen wird. Wieder Andere wollen zwar die romantische Schönheit des „wilden Bades“ gelten lassen, tadeln aber andere Eigenthümlichkeiten des eigenartigen Heilplatzes (Fürst Bismarck hat ihn sogar einst mit dem keineswegs sehr ehrenvollen Beinamen einer „Nebelkammer“ und „Dampfwaschküche“ belegt, jedoch offenbar nur in augenblicklicher Mißstimmung, die weniger durch den Ort als durch besondere Verhältnisse hervorgebracht war). Jedenfalls bilden aber Dorf, Hof und Bad Gastein ein hochinteressantes, seit vielen Jahrhunderten selbst berühmtes und geschichtlich merkwürdiges Fleckchen Erde auf unserm Planeten, das persönlich besucht oder doch näher gekannt zu sein verdient. Und um hierzu einen neuen Antrieb zu geben, greifen wir zur Feder und wollen den Versuch unternehmen, dem Leser Einiges aus Gasteins Vergangenheit und Gegenwart zu berichten.

Man erreicht Gastein von dem nächsten Eisenbahnpunkt Lend an der Gisela-Bahn nach etwa vierstündiger Wagenfahrt. Die Giselabahn führt von Golling in südlicher Richtung weiter. Vorüber an den wild durcheinander liegenden Felsschluchten, die Oefen genannt, durch welche die Salzach sich mit Gewalt ihren Weg gezwängt hat, kommt man an den berühmten Paß Lueg, eine großartige zwei Stunden lange, von der Salzach durchstürmte Schlucht, welche in den Kämpfen des Feldzugs 1809 viel genannt wurde. Damals zogen sich die Oesterreicher vor den nachdringenden Franzosen durch dieselbe zurück, dagegen erstürmten die Tiroler unter Führung des Kapuziners Haspinger am 23. Sept. den hartnäckig vertheidigten Paß, indem die Schützen die Felsen erklommen und von allen Seiten in die Schlucht eindrangen. Bei der allgemeinen Vorrückung der Franzosen und Bayern um die Mitte October gegen Tirol mußte sich Haspinger dann nach Kärnthen zurückziehen. Es war also ein echter Gebirgskrieg, der sich um den Paß Lueg abspielte. Die Bahn bleibt am rechten Ufer und überschreitet mehrere Wildbäche. Dann erscheint höchst malerisch auf einem 113 m hohen, von der Salzach umflossenen Felsen das wohl erhaltene Schloß Hohenwefen, der stattliche Marktflecken Wefen liegt am linken Ufer und wird von den zackigen Wänden der Uebergossener Alp überragt. Nun erweitert sich das Thal, über Bischofshofen und St. Johann im Pongau, in dessen Nähe die Kitzloch-Klamm, gelangt man dann zu dem Orte Lend und hier verläßt man die Eisenbahn. Die Prosa der Dampffahrt hört auf, die Romantik der Postfahrt, Stellwagen und Postillone tritt in ihre früher unbeschränkten, heute nur noch selten geduldeten Rechte. Die Fahrt von Lend nach Gastein dauert etwa 4 Stunden, der rüstige Fußgänger soll 6 Stunden gebrauchen, es fahren täglich 3 Zweispänner hin und her. Unmittelbar am Posthause zu Lend steigt die Gasteiner Straße ziemlich steil in die Höhe, während im Grunde zur Linken die Ache rauscht. Hier befindet man sich in dem Gasteiner Thal (auch „die Gastein“ genannt), das ein Seitenthal des Pongaues oder mittleren Salzachthales ist. Diese Klammstraße ist 1832 neu gebaut und nicht mehr so gefährlich wie früher, als sie an schroffen Felswänden über hölzerne Galerien oder schwankende Kettenbrücken führte; jetzt soll sie nur noch zur Frühjahrszeit wegen der Lawinen gefährlich sein. Man gelangt zunächst nach dem Kirchdorf Gastein und sodann zu dem Marktflecken Hof-Gastein, der den Hauptort des Thales bildet. Dieses Hof-Gastein war einst — um die Mitte des 16. Jahrhunderts — nächst Salzburg der reichste Ort des Salzburger Landes, als nämlich die Bergwerke noch eine jährliche Ausbeute von 2360 Mark Gold und 19000 Mark Silber lieferten, die im Laufe der Jahre freilich sehr zusammengeschrumpft ist. Noch heute erkennt man den ehemaligen Wohlstand der Einwohner an der Ornamentik einzelner Wohnhäuser, besonders aus dem 16. Jahrhundert. Von Hof-Gastein steigt nun die Straße zum Wildbad ziemlich steil bergan; es öffnen sich auf derselben weite und prächtige Fernblicke und Aussichten auf großartige Bergkuppen, so besonders den Gamskarkogl, Graukogl, Kreuzkogl, dann fährt man neben den schönen Schwarzenberg'schen Anlagen her und betritt hierauf den Boden von Wildbad Gastein. Erstaunt blickt man um sich und glaubt in einer ganz anderen Welt zu sein. Der Verfasser der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“, der bekannte Demokrit-Weber, sagt von diesem Fleck Folgendes: „Das Bad Gastein, hochgepriesen von Theophrastus Paracelsus Bombastus, dem Cagliostro seiner Zeit, und herabgesetzt von Blumauer, liegt in einer großen malerischen Alpen-Natur wie kein anderes Bad, das ich kenne.“ Und Helmuth v. Moltke, der im August des Jahres 1859, so viel wir wissen, zum ersten Male nach Gastein kam, schreibt über das Bad an seinen Bruder Ludwig u. A. das Folgende: „Das Bad Gastein liegt tief im Thale und doch so hoch wie das Brockenhaus, nämlich 3000 Fuß über dem Meer (genau unten 991, oben 1046 Meter). Die Höhen, welche das Thal schließen und mit ewigem Eis bedeckt sich zu 10000 Fuß erheben, bilden das eigentliche Rückgrat der alten Dame Europa. Sie gehören zu der Haupt-Alpenkette, die sich von der Schweiz bis zum Balkan ausdehnt. Nördlich und südlich derselben ziehen von West nach Ost in weiter Erstreckung die Längenthäler. Sie sind breit und angebaut; bedeutende Flüsse durchziehen die Thalsohle, die Hauptverbindungsstraßen liegen in ihnen, Städte und Dörfer füllen sie an. Einen sehr verschiedenen Charakter tragen die Querthäler, welche eng, wild und einsam die Wasser der Gletscher in brausenden Achen über donnernde Fälle hinabführen. Das Gasteiner Thal gehört zu diesen. Es zeigt sehr bestimmt drei Stufen, deren fast horizontaler Boden, jetzt von Wiesen, Feldern und Alpenhütten belebt, einst vom Wasser bedeckt, große Seen bildete. Der Abfluß dieser Wasser war durch Felsdämme behindert, welche wahrscheinlich durch Bergstürze gebildet waren. Nachdem im Laufe der Jahrtausende die Gasteiner Ache sich ihren Abfluß gebahnt, stürzt sie sich nun in den prachtvollsten Wasserfällen über diese drei Stufen hinab.“ *) Der Leser wird gewiß gern mit uns diesem erfahrenen Führer folgen, wenn er uns noch näher mit den Eigenthümlichkeiten von Wildbad Gastein bekannt macht und Folgendes berichtet:

„Vor einigen Tagen machten wir einen Ausflug nach dem oberen dieser drei Seebecken, dem sogenannten »Naßfeld«, einer Wiese, anscheinend ganz ohne Ausgang, ringsum von 10000 Fuß hohen Bergen umstanden. Bei der anhaltenden Hitze dieses Jahres war der Schnee selbst auf den höchsten Gipfeln verschwunden, aber in

*) Man vergleiche: „Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General Feldmarschalls Grafen H. v. Moltke. 4. Band: Briefe, 1. Sammlung. Berlin, 1891. S. 290.

den Senkungen zwischen ihnen liegen die wenigen Gletscher und strecken ihre Arme tief bis in's Thal hinab. Die meerblaue Farbe unterscheidet sie deutlich genug vom Schnee. Die Gletscher sind bekanntlich in einer beständigen Wanderung thalabwärts begriffen. Sie schieben dabei ungeheure Felsblöcke und Steinmassen vor sich her und bedrohen die schönsten Almen (Viehweiden) und die Menschenwohnungen mit Verwüstung. Aber die Sonne wirkt, je tiefer sie kommen, je kräftiger, und je heißer es ist, um so reicher fließen die Quellen der Ache, um so prachtvoller sind die Wasserfälle. Die Hitze, welche die Bäche in der Ebene versiegen läßt, füllt die Ufer der Gebirgswasser. Die eine Stunde lange, eine halbe Stunde breite Ebene des Naßfeldes bildet eine köstliche, eng umgrenzte Wiese, mit den duftendsten Alpenkräutern bedeckt. Im Frühjahre herrscht das von der Kunst unnachahmbare Blau der Gentianen vor, und das niedere Gebüsch der Alpenrose, welches die Felswände bekleidet, steht in voller Blüthe. Nur drei von Menschen bewohnte Hütten bevölkern diese tiefe Abgeschiedenheit, tiefes, ernstes Schweigen ist der Charakter derselben. Nur kaum hörbar ertönt das Geläute der Heerden auf der Alm und die Ache zieht noch friedlich durch die Ebene. Aber schon am Austritt aus derselben stürzt sie sich donnernd in einen furchtbaren Felsschlund, den »Bärenfall«, während seitwärts ein bedeutender Zufluß 400 Fuß über glattes, röthliches Gestein unhörbar herabgleitet und den »Schleierfall« bildet, welcher in Staub aufgelöst unten ankommt. Durch Felssprengungen ist es gelungen einen steilen Saumpfad längs der Ache hinab zu bahnen, der an vielen Stellen über Brücken führt. Oft hört man das Wasser tief unter sich brausen, aber die tiefe Schlucht entzieht es dem Blick. Eine Stunde weit bildet der Fluß eine fortgesetzte Reihe von Fällen, und erst in dem mittleren Seebecken kommt er wieder zur Ruhe. Erst muß er seine Mühlen wieder treiben, Erz pochen und Gold ausschwemmen, dann eilt er murmelnd durch die Ebene, als ob er sich davonschliche, nicht ahnend, welche furchtbare Katastrophe ihm noch bevorsteht, um in das unterste Thal zu gelangen: eine Reihe von Stürzen dicht hinter einander von zusammen 630 Fuß. An diesen liegt das Wildbad Gastein."

Die Quellen vom Wildbad Gastein sind schon im 7. Jahrhundert bekannt gewesen. Das Bad soll bereits im Jahr 1436 vom Herzog Friedrich, dem späteren Kaiser Friedrich III., benutzt worden sein und hat im Laufe der Jahrhunderte förmliche Wunderkuren vollbracht. Die Zahl der Kurgäste, welche Gastein vom Mai bis September zu besuchen pflegen, hatte im Jahre 1892 fast die Ziffer 7000 erreicht und wäre wohl heute noch eine bedeutend größere geworden, wenn es bequemer erreichbar wäre. Demokrit-Weber meint zwar — aber wohl nur im Scherze —, daß es dann mehr besucht werden würde, wenn es „aufhörte Gastein zu sein, d. h. wenn man es eine halbe Stunde weiter verlegte, wo es auch in älteren Zeiten schon war, an einen geräumigeren Ort, wo weniger Zugluft und mehr Himmel wäre". Die Kraft des Wassers ist überaus groß. Es wird besonders empfohlen gegen Gicht, Lähmungen, Gliederkrankheiten und alte Wunden (vorzüglich durch Auflegen des grünlichen Badeschwamms). Das Wasser hat bittersalzigen Geschmack und soll im Stande sein, plötzlich Knospen zu entfalten, unreife Früchte zu zeitigen und halbverwelkte Blumen wieder aufleben zu lassen. Daß letzteres keine Uebertreibung ist, wird von Moltke bestätigt, wenn er schreibt: „Seine (des Wassers) belebende Wirkung äußert sich z. B. auf völlig verwelkte Blumen, die in dasselbe gestellt, noch einmal wieder ganz frisch aufblühen, was ich selbst versucht habe." „Das Wasser — sagt er ferner — ist von der vollendetsten Klarheit, keine chemische Analyse vermag den geringsten organischen Bestandtheil darin zu entdecken; auch mag es so lange stehen, wie es will, so bildet sich nicht der geringste Niederschlag. . . . In den großen Bassins, in denen man badet, glaubt man, daß die Porzellantafeln himmelblau gefärbt sind, es ist aber nur die Farbe des Wassers. Die Bäder sind sehr behaglich; die ersten griffen mich sehr an, jetzt thun sie mir wohl, doch muß man sehr behutsam damit sein und kann leicht zu viel thun." Nach einer neueren Analyse haben die 18 Gasteiner Quellen, von denen nur 8 gefaßt sind (die Fürsten-, die Wasserfall-, die Chirurgen-, die Doctor-, die Unter- oder Hauptquelle, die Fledermaus-, die Grabenbäcker- und die Ferdinandsquelle), und welche täglich etwa 40000 Hektoliter Wasser ergeben, ein gleiches Mischungsverhältniß, sie besitzen eine Temperatur von 25,8 bis 49,8° Celsius und weisen nur 0,35 feste Bestandtheile in 1000 Theilen Wasser auf. Der Wirkung nach rechnet man das Mineralwasser von Gastein zu den alkalisch-salinischen, ihre besondere Heilkraft glaubt man der ihm innewohnenden Elektricität zuschreiben zu können.*) Und dieses Bad Gastein wurde dazu bestimmt, dem König und späteren Kaiser Wilhelm I. als stets wirksame Lebens-Verjüngungs-Quelle zu dienen. Man darf wohl behaupten, daß das wohlthätige Quellwasser von Gastein wesentlich dazu beigetragen hat, das allen Deutschen so theure Leben des ersten Kaisers des neugeeinten Reichs zu verlängern. Im Mai 1863 war König Wilhelm an einem Nierenleiden erkrankt, infolge dessen er zunächst Karlsbad und sodann Wildbad Gastein mit dem besten Erfolge besuchte; in der späteren Zeit ist dann der hohe Herr regelmäßig fast jedes Jahr wieder in Gastein zu einem mehrwöchentlichen Badegebrauch eingekehrt. Seinen letzten Aufenthalt nahm Kaiser Wilhelm dort im Sommer des Jahres 1887, er kam am 19. Juli, nachdem er vorher in Ems und auf der Mainau geweilt hatte, nach Gastein und blieb hier bis zum 10. August, wo er noch am 6. und 7. August durch den Besuch des Kaisers Franz Josef beglückt wurde. Dieser Badeaufenthalt hatte das Reichs-Oberhaupt sehr gekräftigt, so daß er sowohl die große Herbstparade des Gardecorps am 1. September bei Berlin abnehmen als auch um die Mitte dieses Monats den Manövern des 2. Armeecorps in der Nähe von Stettin beiwohnen konnte. Auch soll dieser letzte Aufenthalt des hochbetagten Monarchen in Gastein gar manche rührende Scene aufgewiesen haben, von denen noch jetzt in Wildbad Gastein manche hübsche Erzählung verbreitet wird. Der 1897 verstorbene Hofprediger Emil Frommel hat in seinem hübschen Buche unter dem sonderbaren Titel „Nachtschmetterlinge", V. Auflage, Berlin 1895, S. 37/38 einige interessante Erinnerungen an den Aufenthalt des Kaisers Wilhelm I. in Gastein aufgezeichnet, von denen hier eine mitgetheilt werden möge. Der Kaiser wohnte in dem „Badeschloß", das damals zwar noch beim Gasthof war, in dem jedoch der Kaiser mit anderen Kurgästen zusammenwohnen mußte. Im Erdgeschoß dieses Badeschlosses befand sich ein kranker Badegast. Es gab nun in Gastein — wie wir schon oben sagten — Tage, an denen es wie mit Kübeln goß, so daß an ein Ausgehen nicht zu denken war. Und doch sollte Kaiser Wilhelm sich Bewegung machen. So that er das Einzige, was ihm übrig blieb: er ging durch die ganze Flucht seiner Zimmer hin und her. Als der Kammerdiener Engel nun einmal seine Schritte nicht mehr hörte, ging er besorgt hinein, um scheinbar etwas zu bringen. Aber was sah er? Der Kaiser kniete am Boden und legte sich stets bückend einen Teppich neben den andern im Schweiße seines Angesichts auf den Fußboden hin. „Aber Majestät," sagte der Diener, „was thun Sie da? Warum lassen Sie mich das nicht thun?" Lächelnd gab der Kaiser zur Antwort: „Ja, das habe ich nun einmal selber gemacht. Da unten wohnt ein schwerkranker Badegast, der zu Bette liegt und wenig schlafen kann. Da habe ich die Teppiche zusammengelegt, damit der Mann mich nicht beim Gehen hört, da geht sich's doch leichter, und man macht sich so was am besten selbst." Jeder Andere hätte in solchem Falle entweder den Diener gerufen oder sich wenigstens überlegt, ob er ihn nicht rufen sollte. Kaiser Wilhelm that weder das Eine noch das Andere, sondern griff selber an. An die öftere Anwesenheit des Kaisers Wilhelm in Gastein erinnert sehr deutlich der zu Anfang der 80er Jahre neu angelegte „Kaiserweg". Derselbe führt stets an der Bergseite bis zu Stöckle's Restauration mit Veranda und prachtvoller Aussicht und zum Café „im grünen Baum" im Kötschachthal. Der Weg ist über ½ Stunde weit und bietet den schönsten Ausblick. Von der vorhingenannten Stöckle'schen Restauration führt ein rechts vom Kaiserweg abgezweigter Fußpfad in 10 Minuten zum „schwarzen Liesl", einem Café am Fahrweg in's Kötschachthal. Hier hat Kaiser Wilhelm oft geweilt, wenn er seine halbe Stunde vom Badeschloß bis dahin zu Fuß gewandert war.

---

*) Hr. Dr. Otto Frhr. v. Völderndorff macht in einem anziehenden Aufsatze mit der Ueberschrift: „Im Hause von Justus v. Liebig" in der Deutschen Revue April-Heft von 1897 folgende Mittheilungen: Justus v. Liebig hatte einst das Unglück gehabt, den Fuß zu brechen. Nachdem er wieder geheilt, rieth ihm Obermedicinalrath v. Pfeuffer, das Bad Gastein zu gebrauchen. Er äußerte hierüber: „Das Wasser habe ich ja untersucht und gar keinen besondern chemischen Bestandtheil darin gefunden, der eine Heilkraft entwickeln könnte." Pfeuffer bestand aber darauf, und so ging er doch hin. Das Bad that ihm ausnehmend gut, und als er mir dieses erzählte, fügte er bei: „Chemische Ursachen kann das nicht haben, nur physikalische; es müssen magnetisch-elektrische Verhältnisse obwalten, welche so heilsam einwirken."

Graf Moltke wohnte bei seinem Besuche von Gastein im Jahre 1859 im kaiserlichen Badeschloß unmittelbar neben dem Wasserfall. Er schreibt darüber Folgendes: „Trotz der Doppelfenster glaubt man in der Kabine eines Dampfschiffes zu sein. Nervenschwache Personen können sich nur schwer an dies fortwährende Getöse gewöhnen. Ein Theil des Wassers löst sich in eine himmelansteigende Dunstwolke auf, und die Brücke, welche in einem kühnen Bogen über den Fall setzt, ist mit einer Glasgalerie bedeckt, um trocken hinüberzukommen. Der ganze Fluß bildet eine schneeweiße Schaummasse zwischen den dunkeln, mit Schwarztannen bekleideten Felswänden, aus denen in mehreren Schachten die wohlthätige Quelle mit 39 Grad Réaumur in größtem Wasserreichthum hervorbricht. Da die Erdwärme bekanntlich mit jeden 100 Fuß um 1 Grad wächst, die Quelltemperatur ca. 7 Grad Réaumur an der Oberfläche beträgt, so muß diese Therme aus einer Tiefe von mindestens 3200 Fuß heraufkommen. Sie muß 24 Stunden abkühlen, um die Badetemperatur zu erlangen." Wildbad Gastein ist nur ein kleiner Ort. Er hatte vor etwa 70 Jahren, wie Demokrit-Weber berichtet, nur einige hölzerne (die er „Hütten" nennt) und 3 Steinhäuser, nämlich die Kirche, in der die Entdeckung des Bades durch einen verwundeten Hirsch abgebildet ist, das Spital und das Schloß, welch' letzteres vom Erzbischof Hieronymus 1794 erbaut wurde. Schon Kaiser Franz hat dieses Schloß als Badehotel den Kurgästen zugänglich gemacht. Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich das Bild jedoch recht wesentlich geändert, wie man aus folgender Schilderung ersehen wird, welche Helmuth v. Moltke in seiner ebenso aufklärenden wie anziehenden Weise auch von dieser Seite des Bades giebt. Er schreibt: „Das Bad Gastein ist schon seit 13 Jahrhunderten bekannt und in Gebrauch, dennoch bestand der Ort bis vor einigen Jahrzehnten nur aus einem Dutzend hölzerner Häuser von der landesüblichen Bauart. Diese behält bei mannichfacher Abstufung in Größe und Zierlichkeit ihren eigenthümlichen Charakter durch das ganze Alpengebirge bei. Der Ueberfluß an Wald giebt das Material in den Baumstämmen, welche, einer auf den anderen gelegt und in den Ecken zusammengefügt, die Wände bilden. Auch das Dach ist von Holz. Da es an Eisen fehlt, so mußte es flach sein, damit die aufeinander gelegten Schindeln nicht herabgleiten. Sie werden durch Latten gehalten, die gegen den Sturm mit großen Steinen beschwert sind. Bei dem fast täglichen Regen mußte das Dach weit über die Wände des Hauses vorgreifen, um zugleich die Galerien zu decken, welche der Mangel an Bodenraum zum Trocknen nöthig macht. Das Ganze giebt ein warmes, wohnliches Haus und eine sehr zierliche Erscheinung selbst bei der ärmlichsten Hütte. Im Berner Oberland steigert sich diese zur wirklichen Eleganz, namentlich durch die zierlich geschnitzten Galerien vor allen Etagen der Hauptfront. Bei den reicheren Wohnungen laufen diese fast um das ganze Gebäude. Bei den ärmeren bildet der Wintervorrath an Holz, auf der Wetterseite bis zum Dach aufgethürmt, einen schützenden (freilich stets abnehmenden) Mantel. An der entgegengesetzten Seite wird das Dach fast bis zur Erde verlängert und nimmt das Vieh auf. Das Futter hingegen wird in zahllosen kleinen Hütten da untergebracht, wo es gewachsen ist. Sie wiederholen die Bauart der Häuser ganz und gar aus Holz, mit flachen, vorspringenden, mit großen Steinen beschwerten Dächern und Balkenwänden. Zu Hunderten stehen sie in der Wiese der Thalsohle und auf den Almen der Berghänge, wo sie das Auge kaum noch erspäht.*) Doch wir sind ja in Gastein! Hier erheben sich nun die steinernen Paläste dicht um den Wasserfall herum und haben die hölzernen Häuser fast verdrängt, denn hier ist der Luxus der Hauptstädte in die Einsamkeit des Hochgebirges verpflanzt. Das Ganze bildet ein sehr hübsches Bild. Die stattlichen, weiß getünchten Häuser, die mit Schwarztannen bestandenen Felshänge, das Lichtgrün der Wiesen und der silberweiße, schäumende Fluß bieten den malerischsten Anblick. Aus meinem Fenster überblickte ich den größten Theil der unteren Thalstufe. Zu beiden Seiten die 7000 Fuß hohen Gebirgswände, unten meist mit dunklem Tannenwald besetzt, darüber die hellgrünen Matten mit einzelnen Almhütten, darüber die kahlen Gipfel. Die 4 Stunden lange, eine halbe Stunde breite Thalsohle ist ganz mit den prachtvollsten Wiesen, einigen Gehöften und zahllosen Heuschuppen ausgefüllt. In der Entfernung von einer Meile erhebt sich zierlich und schlank der weiße Thurm des Marktfleckens Hof-Gastein, dahinter aber schließen die ganz kahlen Zacken des Tännengebirges die Aussicht. Dies schöne Thal scheint von der übrigen Welt völlig abgesondert und ganz ohne Ausgang zu sein. Nur eine schauerliche Kluft, die sogenannte Klamm, führt zum breiten Salzachthal hinab. Die Trümmer einer alten Burg sehen aus wie der Riegel, der auch diesen Ausgang versperrt, und sie mag ihn auch lange gesperrt haben. Aber die lang gequälte Ache schlüpft doch hindurch und rettet sich durch einen letzten verzweifelten Sprung in die Freiheit, der noch bei ihrem schließlichen Austritt einen prachtvollen Fall bildet. Die mit vieler Mühe und Kunst geführte Straße zieht ihr bedächtig nach." So urtheilt der berühmte Schlachtendenker über Wildbad Gastein, und man wird aus seinen Worten wohl eine ganz besondere Vorliebe für das seltene Bad erkennen. Wenn Demokrit-Weber weit weniger günstig sich ausspricht und z. B. hervorhebt, daß man in Gastein an „einem Tage das sanfte Frühlingswehen Hesperiens und dann wieder den Eishauch des Nordens empfinden" könne, was für Badende kaum zu empfehlen sei, so muß das wohl daher kommen, daß er, wie er selbst sagt, „ziemlich mürrisch" seinen Einzug dort gehalten hat. Heute würde er sicher ein günstigeres Urtheil fällen.

Endlich müssen wir noch die geschichtliche Bedeutung Gasteins hervorheben. Bekanntlich wurde hier am 14. August 1865 zwischen Preußen und Oesterreich die Gasteiner Convention abgeschlossen, welche 6 Tage später zu Salzburg von König Wilhelm und Kaiser Franz Josef unterzeichnet wurde. Diese Uebereinkunft regelte die provisorische Verwaltung der von beiden Staaten durch den Feldzug 1864 eroberten Elbherzogthümer und bestimmte, daß Schleswig an den Kaiser von Oesterreich, Holstein an den König von Preußen zur Verwaltung überlassen werden sollte, während Lauenburg gegen eine von Preußen an Oesterreich zu zahlende Entschädigungssumme von $2\frac{1}{2}$ Millionen Thaler an Preußen fiel. Es ist noch heute von großem Interesse, auf jene Zeit von 1865 einen Rückblick zu werfen und sich ins Gedächtniß zu rufen, mit welcher Genialität Fürst Bismarck damals die politischen Angelegenheiten leitete und zum glücklichen Abschluß brachte. Schon am 13. Juli 1865 schrieb Bismarck aus Carlsbad, wohin er sich in der Begleitung des Königs Wilhelm begeben hatte: „Mit dem Frieden steht es faul aus!" Acht Tage später fand in Regensburg in Gegenwart des Königs, der auf der Reise nach Gastein dort eingetroffen war, ein preußischer Ministerrath statt, in welchem der Beschluß gefaßt wurde, die preußischen Hoheits- und Besitzrechte auf die Elbherzogthümer zu wahren, selbst wenn es darüber zu einem Bruch mit Oesterreich kommen sollte. Als nun König Wilhelm und Graf Bismarck in Gastein eingetroffen waren, fand sich dort auch der österreichische Gesandte am bayerischen Hofe, Graf Blome, in besonderer Sendung seiner

*) Graf Moltke schaltet hier ein paar Abschweifungen ein, die wir ihres allgemeinen Interesses wegen nicht außer Acht lassen möchten. Er sagt nämlich: „Das natürlich Entstandene, in der Nothwendigkeit Begründete hat immer einen Reiz vor dem Willkürlichen. Die von dem Terrain vorgezeichnete krumme Straße ist schöner als die nach dem Lineal angelegte gerade, die wirklich nationale Tracht schöner als der nivellirende Frack. Die österreichische Uniform ist weiß, weil das Schaf in Mähren, Böhmen und Oesterreich weiß, die der Grenzer braun, weil die Wolle dort von braunen Schafen kommt; die Husaren tragen ihre kleidsame Tracht, weil die Schafpelze keine Knopflöcher vertragen und daher Schnüre aufgenäht werden müssen. Schnürstiefel, bloße Knie und kurze Lederhosen entsprechen der fortwährenden Anstrengung des Bergsteigens und bilden mit dem spitzen grauen Hut, durch den Gemsbart geziert, die schöne Tracht des Tirolers, und der Italiener trägt die Manchesterjacke nicht angezogen, sondern über die Schulter gehängt, weil sein Klima das gestattet. So ist auch die Bauart durch die örtlichen Verhältnisse ganz bestimmt motivirt und durchaus verschieden. Sobald man die Alpen verläßt, tritt in Deutschland der Steinbau ein, mit Thürmen, Erkern und Vorsprüngen mit den traulichen Sitzen in den in die dicken Mauern tief eingelassenen Fensternischen, den gewölbten Hausfluren, den steinernen Treppen und den oft bizarren Ausbauten, Terrassen und Balconen. Je weiter nach Norden, je mehr schwindet die Romantik. Eine Schönheit der Gegend fordert nicht mehr dazu auf, das dringendste Bedürfniß, Schutz gegen das rauhe Klima, tritt in den Vordergrund, und der traurige Ziegel gestattet nicht mehr die Ornamentik des Steinbaues. Alles ist auf's Nothwendigste beschränkt, und es entsteht das leidige Viereck, welches bei möglichst geringem Zeitaufwand den meisten Raum schafft, das Dach wird hoch und spitz, um die Schneelast abzuhalten, endlich tritt das Stroh an die Stelle des Steines, und das Vieh flüchtet sich unter das Dach des Menschen. Am Rhein bildet das Siebengebirge einen recht sichtbaren Abschnitt zwischen dem fränkischen und dem sächsischen Baustil. Welcher Unterschied zwischen Coblenz und Köln!"

Regierung am 28. Juli ein, um über die Einsetzung dauernder Rechtszustände in Schleswig-Holstein zu verhandeln. Seine Sendung war deshalb erfolglos, weil er hauptsächlich bezweckte, den Augustenburger in die Regierung einzusetzen, was Bismarck eben nicht wollte, und so verließ er Gastein wieder, ohne eine Verständigung erzielen zu können. Kaiser Franz Josef, der inzwischen schon nach dem nahen Ischl gekommen war, um im Falle einer Einigung beider Staatsmänner seinen königlichen Oheim in Gastein persönlich zu begrüßen, fuhr nach Wien zurück und die Unterhandlungen geriethen ins Stocken. Bismarck wurde infolge dessen recht böser Laune. Er schrieb am 4. August aus Gastein Folgendes: „Ich fange an, die Tage zu zählen, die ich in dieser Nebelkammer abzusitzen habe. Wie die Sonne aussieht, davon haben wir nur noch dunkle Erinnerungen aus einer besseren Vergangenheit. Seit heute ist es wenigstens kalt, bis dahin schwüle, feuchte Wärme, Abwechselung nur in der Form des Regens und immer Ungewißheit, ob man vom Regen oder Schweiß naß wird, wenn man die Promenadentreppen auf- oder abwärts im Schmutze patscht. Wie Leute ohne Geschäfte es hier aushalten, verstehe ich nicht. Mir bleibt mit Baden, Arbeiten, Diner, Vortrag und Thee bei Sr. Majestät kaum Zeit, mir die Scheußlichkeiten der Situation klar zu machen. Ich befinde mich bei dem Allen sehr wohl, besonders seitdem wir Kaltenhäuser Bier hier haben. Sonst läßt sich nichts Merkwürdiges aus dieser Dampfwaschküche melden, wenn ich nicht in Politik verfallen will." Kaum zwei Wochen später konnte er aber in der That etwas „Merkwürdiges" berichten. Die Königstöchter des wittelsbacher Hauses am Dresdner Hofe hatten inzwischen die Fäden hinüber und herüber zu den Zwillingsschwestern am Hofe von Berlin und in der Wiener Hofburg gesponnen und die Herzen der Monarchen Wilhelm und Franz Josef in ihr Friedensnetz gezogen. Nochmals erschien Graf Blome mit Aufträgen von Wien in Gastein, und zwar nicht, um eine endgiltige Lösung der Frage, sondern eine vorläufige Fortdauer der gemeinsamen Verwaltung in Schleswig-Holstein zu besprechen. Diesmal hatten die Verhandlungen Erfolg und die Sonne am 14. August sah in Gastein die Verständigung der beiden Staatsmänner, welche von ihren Herrschern schon vorher gutgeheißen worden war. Daß diese Vereinbarung den Keim zu neuen Verwickelungen in sich trug, welche erst durch die Schärfe des Schwertes wie der gordische Knoten ein Jahr später gelöst werden sollten, ist dem Bade Gastein nicht auf Rechnung zu setzen. Man hat die Gasteiner Convention den letzten Versuch genannt, mit den Mitteln der alten Cabinetspolitik „die Risse im Bau zu verkleben", — uns scheint, als wenn die Bezeichnung sehr richtig gewählt wurde. In welcher Art später die wirklich nationale Politik an deren Stelle trat, ist weltbekannt.

Mit diesem Anklange an die Geschichte der letzten 3 Jahrzehnte schließen wir. Wir wiederholen aber unsere Aufforderung an Jedermann, der Zeit, Lust, einige überflüssige Geldmark oder abgelegte Papiergulden hat, den Wanderstab zu ergreifen und in „die Gastein" zu pilgern. Dort wird er Erfrischung für Herz und Gemüth, Anregung für Kopf und Geist finden.

Bücherbesprechungen.

— Dr. Kemsies: **Arbeitshygiene der Schule auf Grund von Ermüdungsmessungen.** 2. Band, 1. Heft der Sammlung von Schiller und Ziehen. Berlin 1898 bei Reuther und Reichard. — So lobenswerth das Bestreben ist, durch genaue psychologische und physiologische Beobachtung die Gesundheit unserer Schüler zu bewahren und dieselben vor Ueberbürdung zu schützen, so berechtigte Zweifel kann man doch den bisherigen Versuchen entgegenbringen, welche durch genaue Messungen mit der Fünftelsecundenuhr, dem Ergographen u. A. die durchschnittliche Leistungsfähigkeit der Zöglinge und die Grenzen ihrer geistigen Kraft im Unterrichte nachweisen wollen. Wir bezweifeln keineswegs, daß sorgfältige Beobachtung und fleißiges Studium auch auf diesem Gebiete mit der Zeit werthvolle Aufschlüsse geben können. Wenn aber der Verfasser der vorliegenden Studie die Leistungsfähigkeit seiner Schüler bei den beiden ersten Versuchen in der Hauptsache nach der Zahl und Beschaffenheit der von ihnen gelösten Rechenaufgaben bez. nach der Dauer der auf sie verwendeten Zeit beurtheilen will, so möchten wir darauf hinweisen, daß Quantität und Qualität dieser Leistungen zur Aufstellung allgemein giltiger Gesetze sich schon deshalb nicht gut eignen, weil es sich hierbei um ein Fach handelt, für das die natürliche Begabung des Schülers vor Allem in Frage kommt. Weiter möchten wir diesen Versuchen deshalb berechtigte Zweifel entgegenbringen, weil den Schülern gesagt worden ist, daß es sich bei Lösung dieser Aufgaben um die Versetzung handle (S. 7). Dadurch ist ein neues, die Zuverlässigkeit der Beobachtung störendes Moment, der größere oder mindere Ehrgeiz der einzelnen Schüler hereingezogen worden. Zuverlässiger, aber noch keineswegs ausschlaggebend erscheinen uns die Versuche mit dem Ergographen des Italieners Mosso. Freilich ist der innere Zusammenhang zwischen muskulärer und geistiger Ermüdung noch keineswegs ausreichend aufgeklärt. Die aus sämmtlichen Versuchen gewonnenen Ergebnisse sind zum größeren Theile auch schon ausreichend bekannt gewesen, denn daß die ersten beiden Wochentage eine größere Leistungsfähigkeit der Schüler erkennen lassen als die letzten, daß besonders anstrengende Lehrstunden die nachfolgenden ungünstig beeinflussen, daß langsameres Arbeiten bessere Leistungen bedingt, daß die Normalstundenzahl in den Oberclassen unserer Volksschulen und unserer Mittelschulen etwas zu hoch ist, daß auf leicht ermüdbare Kinder besonders Rücksicht zu nehmen ist und noch manches Andere ist für Lehrer und Erzieher auch ohne solche Versuche schon längst kein Geheimniß mehr. Wir beklagen noch, daß der Verfasser auf die interessanten Ermüdungsversuche von Dankwarth und Schmidt keinen Bezug genommen hat. Dieselben haben dadurch besonderen Werth, daß sie die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer gründlichen Lufterneuerung im Schulzimmer für gute Leistungen der Schüler deutlich nachweisen. E.

— **Predigten. Habt Salz bei euch und habt Frieden unter einander!** Predigt vor dem Schlusse des Landtages am 20. Mai 1898 in der evangelischen Hofkirche zu Dresden gehalten von Dr. theol. et phil. H. L. **Oskar Ackermann**, Oberhofprediger und Vicepräsident des evangel.-luther. Landesconsistoriums. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. 1898. 25 ₰. Auf Grund dieses Kernspruches handelt die Predigt von den Voraussetzungen und Bedingungen eines gedeihlichen Wirkens für das Gemeinwohl: ein solches wird nur dann stattfinden können, wenn Jeder im Volke an seinem Platze das Evangelium Christi in sich aufnimmt und von sich aus zu einer Macht werden läßt und also Alle bei aller Verschiedenheit der Gaben und Stände nach dem Frieden ringen, den das Evangelium den Einzelnen und somit Allen bringt, soweit sie sich davon wollen berühren lassen. Diese Schriftgedanken werden in herzlicher, eindringlicher Mahnung den versammelten Hörern nahegelegt und auf Zeit und Umstände kraftvoll angewendet. — **Festpredigt** gehalten am 24. April 1898 zum 70jährigen Geburtstage und 25jährigen Regierungsjubiläum Sr. Majestät des Königs Albert von Sachsen in der Johanniskirche (Universitäts-Gottesdienst) zu Leipzig von Geh. Kirchenrath Professor D. **Fricke**, Domherrn des Hochstiftes Meißen. Leipzig, Bernhard Richter. 1898. 30 ₰. Nach dem Spruche Pred. Sal. 10, 17: „Wohl dir, Land, des König edel ist!" handelt der Prediger von dem König, den wir feiern, und von dem Volke, welches feiert, in seiner bekannten geistvollen Eigenart mit reichlichen Erinnerungen an Selbsterlebtes, dessen zwingender Eindruck ihm ein Recht verleiht, bei solcher Gelegenheit ganz anders zu reden, als Andere es thun würden. — **Vaterunser und Segen.** Elf Predigten, zehn über das Vaterunser und eine über den Segen, in der Friedenskirche zu Altona gehalten von **Gustav Wohlenberg**, Lic. theol., 2. Compastor an der St. Johannisgemeinde zu Altona. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (G. Böhme). 1898. 1 ℳ 60 ₰. Die Herausgabe dieser Predigten hat man von dem Verfasser erbeten, folglich haben sich Zuhörer gefunden, die mit Andacht und steigender Theilnahme ihnen gefolgt sind. Das war Grund genug, solchem Ansinnen zu entsprechen. Außerdem soll der Reinertrag für die Ausgestaltung der Gemeindepflege in des Verfassers Parochie verwendet werden, so daß der Käufer mit der erhofften Bereicherung seiner Bibliothek den Dienst für ein gutes Werk verbindet. Und daß er sich in jener Hoffnung nicht getäuscht sehen wird, glauben wir versichern zu können: die Predigten sind einfach, klar und überhaupt gute Muster volksthümlicher geistlicher Beredtsamkeit. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 101. Dienstag, den 30. August, Abends. 1898.

Der Salto Guayrá.

Von Capitän Ludwig Jerrmann.

(Fortsetzung.)

Die Reparatur des großen Bootes ging nur langsam voran, und ich mußte zusehen, wie ich meine Zeit hinbrächte. Die astronomischen Beobachtungen waren bald erledigt, etwas mehr Zeit beanspruchte das Zeugflicken, dem der elende Zustand meiner Garderobe sehr bedenkliche Schwierigkeiten entgegenstellte. Auch das Sattelgeschirr fing bereits an, schadhaft zu werden: bei meinem Sturz hinter Caá-verá war mir der Schwanzriemen gerissen und mußte genäht werden; und auch das einzige Paar Schuhe bedurfte dringend einer Ausbesserung, denn das andere hatte mir ein Pferdejunge in Ipe-hú beim Trocknen verbrennen lassen. So hatte ich ja Beschäftigung, und zwischen durch ging ich auf die Jagd, um das Angenehme der Zerstreuung mit dem sehr Nützlichen der Proviantergänzung zu verbinden. Viel kam nicht dabei heraus: mir fehlten eben die Hunde, und die Indianer hatten keine, die zu gebrauchen gewesen wären. Aber ich war doch zufrieden, wenn ich das vergnügte Gesicht der Frau Uinti sah, so oft ich einen Paku oder Mointu, beides hühnerartige Waldvögel, bei meiner Heimkehr abliefern konnte. Frau Uinti war die gar nicht übele Gattin Perú's, meines nächsten Nachbars, bei der ich mich, so zu sagen, in Kost gegeben hatte. Sie war fleißig und hielt das kleine Hauswesen und die Kinder sehr gut in Ordnung. Sie trug einen ideal schönen Körper fast stets unverhüllt zur Schau, leider aber auch ein bodenlos häßliches Gesicht mit stark vorstehenden Backenknochen und sehr niedriger Stirn, die noch dazu ganz von dem kurz geschnittenen Haar bedeckt wurde. Aber die Augen waren sehr schön, und unter der flachen, breiten Nase öffnete sich ein Mund, den man hätte nieblich nennen können, wenn ihm nicht so viele Zähne gefehlt hätten. Ich habe mich oft darüber gewundert, daß diese Frau eine so entzückende, bildhübische Tochter haben konnte. Niantuka war etwa dreizehn Jahre alt, aber groß, schlank und von höchster Anmuth in jeder ihrer Bewegungen. Die dunkele Kupferfarbe der Haut zeigte eine seltene Gleichmäßigkeit und Reinheit des Teints: nur die Hand- und Fußflächen waren etwas heller. Sie trug lange Fliegehaare, die nur über der Stirn, nach Indianerart kurz geschnitten, bis an die Brauen glatt heruntergekämmt waren, so daß ihr schalkhaftes Gesichtchen wie aus einem Fensterrahmen von glatten, schwarzen Haaren herausschaute. Manchmal wenn sie beim Spinnen oder Weben saß, bewunderte ich die natürliche Eleganz der feinen, zarten Fingerchen und der kleinen Füßchen, denen man wahrlich nicht ansah, daß sie zeitlebens auf scharfen Steinen und durch dorniges Gebüsch gelaufen waren. — Es war damals August, also mitten im Winter, aber doch hatten wir viel Mosquitos, und als ich mich darüber bei Frau Uinti beklagte, wußte sie auch dafür Rath. Sie bemalte mir das Gesicht mit den Farben ihres Stammes und behauptete, daß der scharfe Geruch der dazu verwendeten Pflanzenstoffe die lästigen Quälgeister verscheuche, besonders das Zinnoberroth aus den Samenkörnchen des Urucú sollte sehr wirksam sein. Mir hat es nicht geholfen; bei Nacht stachen mich die Niatiú, und am Tage die kleinen Mbegui und etwas größeren Mbaregui auf unbarmherzige Weise. Dazu kamen unerträgliche Schmerzen in den Füßen: auf der Reise hatte ich viel Sandflöhe bekommen, die nun ausgegraben werden mußten. Es gehört dazu große Geschicklichkeit und eine leichte, sichere Hand, damit die von den winzigen Thierchen zwischen Haut und Fleisch gelegten Eier nicht aus dem sie umhüllenden Beutelchen gerissen werden, denn dann dringen sie rasch nach allen Seiten tiefer ein und erzeugen gefährliche Entzündung. Die Operation des Ausgrabens ist außerordentlich schmerzhaft, und da ich über fünfzig Stück hatte, zum Theil unter den Nägeln und zwischen den Zehen, so litt ich fürchterlich und konnte einige Tage gar nicht gehen. Ich war Frau Uinti sehr dankbar, daß sie mir die tung alle ausgrub, aber es ärgerte mich doch dabei ihr schadenfrohes Gelächter, das sie jedes Mal aufschlug, so oft sie oder ihre neugierig dabei umherhockenden Freundinnen wieder ein schwarzes Pünktchen entdeckt hatten und laut johlend schrien „petein-ve tung, ambue tung co-ápe“ — „noch ein Sandfloh, hier noch ein anderer!“ Nach und nach fing das Leben unter diesen einfachen, natürlichen Menschen an, mir zu gefallen, obgleich mich die langsame Ausbesserung des Bootes ärgerte. Eines Tages nahm ich, um die Zeit zu tödten, das kleine Canoe und fuhr damit etwa drei Kilometer weit den Strom hinab, um mich mit den am Ufer wachsenden Bäumen bekannt zu machen, und da mich bei der großen Hitze die Bergfahrt gar zu beschwerlich dünkte, landete ich an einer bequemen Stelle des rechten Flußufers, band das yga fest und beschloß, meinen Weg zu Lande durch den Wald zurückzunehmen. Das war aber schwerer als ich gedacht hatte. Ich war wirklich kein Neuling mehr im Waldleben, aber die Dichtigkeit dieses Gestrüppes im Unterholz spottete jeder Anstrengung, mir mit dem Buschmesser einen Weg zu bahnen, spottete jeder Beschreibung. Kurz, nach zweistündiger, mühevoller Arbeit ward ich inne, mich verirrt zu haben. Die Sonne konnte ich nicht sehen, nach dem Geräusch des Wassers zu urtheilen, mußte ich mich ziemlich weit vom Strom entfernt haben, es war mir aber unmöglich, danach die Richtung desselben zu bestimmen. Es mochte fünf Uhr Nachmittags sein, als ich zum Rasten gezwungen, mich auf einem gestürzten Baume niederließ. Die schwüle Luft, die ungeheuere Einsamkeit im todstillen Walde, der betäubende Geruch, der aus jeder der von mir geknickten Pflanzen ausströmte, die Hitze und meine Müdigkeit überwältigten mich. Als ich wieder erwachte, war es schon dunkel, deshalb wartete ich bis der Mond aufging und trabte dann rüstig weiter, mich immer soviel als möglich nach Westen durcharbeitend. Dabei stürzte ich mehrmals zu Boden und machte schließlich auch noch die Entdeckung, daß ich mein Schneidemesser aus dem Gürtel verloren hatte. Endlich hörte ich Hundegebell, ich stieß den im Walde üblichen Schrei der Verirrten aus, den Jedermann beantwortet, und kam auf diese Weise um elf Uhr Nachts in Tacuarati an. Andern Tages bat ich Perú, das Boot zu holen, und klagte ihm den Verlust meines Messers. Nachmittags war nicht nur das kleine Fahrzeug, sondern auch mein einziges Messer wieder zur Stelle. Wie und wo er es gefunden, ist mir heute noch unbegreiflich. Ihm aber schien derlei eine Kleinigkeit zu sein, und ich habe die feste Ueberzeugung, daß diese Menschen mehr sehen können als wir.

Denselben Scharfsinn entwickelten die Indianer auf der Jagd, und ich hatte manchen Vortheil davon. Einmal war ich schon mehrere Stunden mit Don Schuan draußen: wir hatten nur einige Tucan geschossen, wozu mein Begleiter, um die schönen Federn nicht mit Blut zu beflecken, den guira-apia benutzte, einen Pfeil, der statt der Spitze einen hölzernen Knopf trägt. Wir waren schon etwas mißmuthig wegen des geringen Erfolges, als Schuan aufhorchend murmelte: „Eirá hinna“ — da sind Bienen. Ich hatte noch gar nichts gehört, aber immer dem Ton nachgehend, führte mich der capitao mit wunderbarem Geschick durch anscheinend nicht zu überwältigendes Dickicht, und nach einiger Zeit sah ich in der That einen kleinen Schwarm, der sich

aber immer weiter entfernte und zuletzt uns, die stetig Nachfolgenden, an einen Baum brachte, aus dem ich nun deutlich das charakteristische Summen der Honigbiene vernehmen konnte. Jetzt ging es an die Arbeit: erst hatte ich Furcht, aber Schuan versicherte mir, es sei eine Art, die nicht steche, hieb mit dem machete, dem langen, breiten Messer, den Baum sehr geschickt an, und als die Oeffnung groß genug war, holte er eine ganze Hand voll Honig heraus. Das war ein Genuß! Er schmeckte zwar ein wenig harzig, aber der Hunger ließ ihn köstlich munden; und dann war es doch einmal etwas Anderes. Wir aßen uns ordentlich voll und nahmen noch eine ziemliche Menge davon in Piguao-Blätter gefüllt, um sie nach Hause zu bringen. Auf den Honig sind die Indianer sehr erpicht, und ihm schreiben sie ihre anerkannte Langlebigkeit zu. Hundertjährige sind unter ihnen keine Seltenheit, und erst in den achtziger Jahren beginnt ihr Haar zu ergrauen. Es war nicht ganz leicht für mich, auf diesem rauhen Pfade meinem Freunde zu folgen, ohne den Honig zu verschütten, und meine Aufmerksamkeit war so ungetheilt auf jeden Schritt und jede Bewegung gerichtet, daß ich von dem zuweilen entfernt rollenden Donner nichts hörte, bis Schuan mich darauf aufmerksam machte und zur Eile rieth, indem er sagte „o-ú ára-poschy" — es kommt ein Gewitter. Schon wollten wir unsere Schritte noch mehr beschleunigen, als Schuan Feliz plötzlich stutzte. Langsam die Hand erhebend hauchte er fast unhörbar „mborevi" und legte sorgsam sein Piguaoblatt mit dem Honig auf die Erde. Ich folgte seinem Beispiel und machte die Büchse schußfertig, als ich auch schon das näher kommende Brechen von Zweigen deutlicher vernahm, womit sich der fliehende Tapir ankündigt. Wir hatten gerade einen tapie-rape, einen Tapirwechsel gekreuzt, und ich bemerkte jetzt auch die großen runden Fußtapfen dieses Königs der südamerikanischen Wälder. Jetzt aber ward das Geräusch sehr laut, der mborevi kam gerade auf uns zu, meine Pulse flogen und ich hatte meine Aufregung noch nicht bemeistert, als auch schon Schuan's Bogensehne schwirrte und ein tiefes, wüthendes Grunzen dicht vor mir aus dem Busch kam. Jetzt sah auch ich das Thier, rasch legte ich an und im nächsten Augenblick brach der Tapir zusammen. Bald darauf ließen sich auch Menschenstimmen vernehmen; drei junge Leute, eira ri tekvara, Honigsucher aus Tacuarati, hatten den Dickhäuter über den Fluß schwimmen sehen und waren ihm gefolgt, glücklicher Weise ihn gerade uns in den Weg treibend. Es war ein noch junger Bursche und er versprach eine gute Mahlzeit für das ganze Dorf. Wir überließen den drei Männern, die so unvermuthet mit uns zusammengetroffen, die Heimschaffung der Beute, und nahmen unseren Honig wieder sorgsam auf. Aber der Donner kam näher und wurde häufiger; Schuan beschleunigte seine Schritte, ich strengte meine äußerste Kraft an, ihm zu folgen — da stolperte ich und all mein Honig floß mir dahin. Schuan brachte seinen Antheil trotz der fliegenden Eile unseres Marsches so sicher nach Hause, und sein Piguaoblatt sah noch so sauber aus, daß er es getrost auf die Tafel eines Hotels am Rhein zur Hochsaison hätte setzen können. Das Gewitter schien sich indessen doch verziehen zu wollen, der Abend war schön und ich setzte mich vor Perú's Thüre an die Seite der eifrig spinnenden Niantuka. Es sah reizend aus, wenn sie den Faden, an dem die kreisende Spindel sich blitzschnell drehte, mit ihren zierlichen Fingerchen gleichmäßig strich, und ich kämpfte mit der Versuchung, diese reizenden Hände an die Lippen zu drücken, aber abgesehen davon, daß dieser verfeinerte Ausdruck der Galanterie unfehlbar auf Niantuka einen lächerlich komischen Eindruck gemacht haben würde, zeigte sie auch keine Spur von zärtlicher Anwandlung, sondern neckte mich unbarmherzig mit meiner großen Ungeschicklichkeit, durch die so viel schöner Honig verloren gegangen sei. „Ja, wenn ich die schweren Stiefel nicht angehabt hätte —" wagte ich schüchtern einzuwenden. „Kannst du denn py-nandi (barfuß) gehen?" fragte sie dagegen. „Oh, ich habe es oft gemußt, aber im Walde fürchte ich die Schlangen und Dornen zu sehr. So wie Ihr kann ich es nicht, und es ist mir unbegreiflich, daß Ihr Euch so selten ernstlich verletzt." „Ja, das will eben auch gelernt sein. Sieh einmal, wie der kleine Junge dort schon bei jedem Schritt die große Zehe hebt. Das kannst du gar nicht. Und wenn du auch nicht gefallen wärest, du hättest doch den Honig verschüttet. Du bist zu ungeschickt." Auf einmal ließ sie die Arme sinken und murmelte „yvá, porá-itó", wie schön ist der Himmel! In der That funkelten die Sterne mit unheimlichem Glanze, und die Luft war drückend heiß, aber ich glaubte nicht mehr an Gewitter und pflichtete entzückt Niantuka's Bewunderung bei. „Ndéraichú-pa yasy-tata? — liebst du die Sterne?" fragte ich sie. „Heé; scheraichu-eté, ja, ich liebe sie sehr." Und die Hand ausstreckend fügte sie hinzu „E-maé co-ápe yasy-tata-curusu. — Schau dort das südliche Kreuz." Dann sprang sie plötzlich auf, lief in die Hütte und gleich darauf zurückkehrend, reichte sie mir einen aus prachtvollen Federn wunderschön gearbeiteten Yeguacá, die Kopfbinde der vornehmen Indianer. „Co hinna, a japó-baecué nde-veguara — da, das habe ich für dich gemacht." Ueberrascht nahm ich das schöne Geschenk und stammelte meinen Dank: „Astima-éte, Niantuka, na resarairische-ne, ich danke dir vielmals, das werde ich nicht vergessen." Ich hatte ihre Hand ergriffen und drückte sie zärtlich, sie aber machte sich lachend los und rief mir, in der Thüre verschwindend, den üblichen Nachtgruß zu: „To ho porú-ite co pyharé, Pai Pacova". Unter meinem Schuppen angekommen, wollte ich mich schon zur Ruhe begeben, als mir ein Lichtstrahl auffiel, der aus einem in der Nähe stehenden kleinen Häuschen kam, das ich bisher nicht beachtet hatte. Es war das Leichenhaus, und durch eine Spalte konnte ich sehen, daß darin auf zwei gabelförmigen Stützen ein kleines Boot von etwa zwei Fuß Länge ruhte. Es mußte ein Kindersarg sein, war sorgfältig zugedeckt und an beiden Enden mit Blumen geschmückt. Auf meine Decken gestreckt, rauchte ich dann noch einige Züge aus meiner letzten Cigarre. Sie hatte mir gestern schon gedient, und vorsichtig wollte ich gerade den Rest für den nächsten Tag verwahren, als ich zu meinem Erstaunen wieder Donner hörte. Das Gewitter kam also zurück, und zwar mit großer Schnelligkeit, von heftigem Sturmwinde angekündigt. Schon im Begriffe, mein Lager zusammen zu rollen, ward ich von dem Caziken, wie die Brasilianer zu sagen pflegen, eingeladen, in sein Haus überzusiedeln, da mein offener Schuppen mir davonfliegen könnte. Mit seiner und seines Jungen Hilfe waren bald all meine Habseligkeiten in dem großen Hause Schuan's untergebracht. In diesem waren drei Feuerstellen eingerichtet, da die beiden Schwiegersöhne beim Alten wohnten, dessen Privatwinkel aber durch eine Art niederen Wandschirmes von dem übrigen Raume abgetrennt war. Hier erhielt ich auch meinen Platz angewiesen und empfand unter diesem festen Dache die Wohlthat eines sichern Schutzes, da das Unwetter mit außerordentlicher Heftigkeit daher gesaust kam. Es war in der That grausig anzuhören, mit welcher Gewalt der Sturm durch den Wald raste, wie die Aeste knackten, einzelne Bäume stürzten und dazwischen der laute Donner heulte. Bei einzelnen besonders heftigen Windstößen ging ein förmliches Aechzen und Stöhnen durch die Kronen der alten Waldriesen rings umher, und dazwischen vernahm man das Prasseln des niederströmenden Regens. Von dem Hause des alten Pai erscholl wüster Lärm herüber: dort hatten sich viele Menschen versammelt, um zu beten, und Schuan schlug mir vor, gleichfalls hinüber zu gehen. Er schob seine federbunte Yeguaka über das glänzend schwarze Haar, schob die tembetá, einen fußlangen dünnen Stab aus bernsteinähnlichem Harze, durch das Loch in seiner Unterlippe, und dann gingen wir hinüber. Das große Haus des Priesters war fast gefüllt von Andächtigen beiderlei Geschlechts. Die Männer standen an den Wänden umher, in der Mitte kauerten die Weiber und Kinder, die Gesichter alle nach einer Seite gekehrt, wo an einer quer übergespannten Schnur eine Anzahl hölzerner, an den Enden mit Federn geschmückter Kreuze hing, spärlich beleuchtet von den Flämmchen einiger dahinter hängender Wachsdochte uud an der Erde aufgestellter, mit Talg gefüllter Schalen, die als Lampen dienten. Die Leute hatten sich hier eingefunden, um durch Gebete den Zorn des bösen Geistes zu beschwören. Das dabei innegehaltene Ritual trug den Charakter der ungezügelten Wildheit, entbehrte aber unter den augenblicklichen Umständen keineswegs des Großartigen. Eine Kette von sechs bis acht Männern bewegte sich vor den Kreuzen hin und her, immer drei Schritte nach rechts, dann drei Schritte nach links machend und dabei mit schweren Bambusknütteln auf den festen Lehmboden stoßend, so daß damit allein schon ein betäubender Lärm gemacht wurde. Als Begleitung rasselten die Umherstehenden mit den mbaraca's, kleinen, mit Maiskörnern oder Bohnen gefüllten Porongos, oder bliesen auf der mimbi, einer kurzen Rohrflöte. Dazu sangen die Bambusschwinger unaufhörlich in heulendem Tone nach einer sehr einförmigen Melodie beständig dieselben Worte wiederholend „a nje mboó porang", ich bete schön. Bei der großen Hitze in dem menschengefüllten Raume bedeckten sich die braunen Rücken der stampfenden, heulenden Beter gar bald mit dickem Schweiß, aber sie ließen in ihrem Eifer nicht nach, bis Einer oder der Andere

vor Erschöpfung zusammenzubrechen drohte, dann trat eine frische Kraft an seine Stelle, ergriff den Bambusstamm und tanzte wie die Uebrigen drei Schritte nach rechts, drei Schritte nach links, den Holzpfahl schwingend und dabei heulend „a nje mboé porang, a nje mboé porang". Von Zeit zu Zeit stimmten die Zuhörer mit ein, und dann übertobte fast der Lärm im Hause das wilde Tosen des Sturmes draußen, das dröhnende Krachen der gebrochenen Zweige und das dumpfe Rollen des Donners. Endlos dünkte mich die Zeit, die ich schon im Gebethause zugebracht hatte, und doch mochte wohl nur eine Stunde seit meinem Eintritt vergangen sein. Die unerträgliche Hitze und der starke Geruch peinigten mich entsetzlich, aber ich konnte mich nicht unbemerkt entfernen. Da drang der grelle Lichtschein eines zuckenden Blitzes durch die Spalten und Ritzen der Wände und warf seinen bläulichen Schimmer über all die braunen Leiber und ein erschütternder Donnerschlag folgte ihm unmittelbar. Die Weiber und Kinder kreischten, einige der Lichter verlöschten und es entstand ein allgemeiner Tumult, während dessen ich glücklich die Thüre erreichte und von Regen und Sturm gepeitscht auf Schuan's Haus zueilte, hinter mir immer noch das tolle Beten vernehmend „a nje mboé porang, a nje mboé porang".

Am anderen Tage drängte ich ernstlich auf eine Beschleunigung der Reparatur des Bootes. Schuan versprach, sein Möglichstes zu thun, und setzte die Abreise auf übermorgen fest. Zur Feier unseres Abschiedes ward am Abend vorher noch eine große Festlichkeit abgehalten. Dieselbe setzte das ganze Dorf in Aufregung und Niemand war dabei mehr interessirt als ich, vor dessen Augen sich hier ein Bild des ursprünglichsten Volkslebens entwickeln sollte. Schon am Vormittage konnte ich die Sorgfalt bewundern, mit der alle Gesichter bemalt waren; sogar die Wangen und Stirnen der kleinen Kinder prangten im schönsten Farbenschmuck, und was an Federputz aufzutreiben war, wurde angelegt. Alt und Jung trug sehr hübsche Binden um Knöchel und Handgelenk, am Oberarm und unter dem Knie, die meistens von tukanda, Tukanfedern, hergestellt waren, doch sah ich an den Frauen auch vielfach ganz zarten Flaum in duftigen Farben, der mir von kleinen Vögelchen genommen zu sein schien. Das Essen spielte keine große Rolle, aber getrunken wurde ziemlich viel Schischa, das über fast ganz Südamerika verbreitete Indianerbier, dessen berauschende Eigenschaft wohl ziemlich derjenigen unseres Bieres gleichkommt. Man läßt gekauten Mais gähren und kocht ihn dann, mit Wasser vermischt, ab. Das Kauen besorgen alte Frauen als Nebenbeschäftigung, in Bezug auf die Güte des Getränkes wird dasselbe aber für außerordentlich wichtig gehalten. In Bolivia bereiten die Meisten eine Imitation der Schischa, die aber wegen des fehlenden Speichels weit hinter der echten zurückstehen soll. Im Laufe des Nachmittages wurden allerhand Spiele, besonders Ringkämpfe, Ballwerfen und Turnübungen abgehalten, den Glanzpunkt des Festes aber bildete das Bogenschießen. An der einen Seite eines freien Platzes hatten sich alle Zuschauer versammelt, die Frauen und Kinder kauerten an der Erde. Unter ihnen sah ich Niantula im reizenden Schmucke ganz zarter bläulich weißer Federn, zwei junge Mädchen an ihrer Seite trugen blau und gelb gemischt. Die Vornehmen, Schuan Feliz und der Pai, erschienen mit kunstvoll gearbeiteten Jeguakas auf dem Kopfe und alle Männer, die sich an dem Wettkampfe zu betheiligen dachten, führten ihre langen Bogen und Pfeile mit sich. Meine Erwartungen, die wahrlich nicht gering waren, wurden in der That weit übertroffen durch die großartigen Leistungen der Mitwirkenden. Besonders die unglaubliche Sicherheit der Kunstschützen setzte mich in Erstaunen. Auf die weitesten Entfernungen wurden die kleinsten Zielobjecte im Stehen, Knien und Liegen mit dem nie fehlenden langen Pfeile getroffen. Die Theilnahme und Aufregung der Zuschauer wuchs beständig und erreichte ihren Höhepunkt, als ein kleiner, dem Anscheine nach nicht mehr junger Mann vortrat, um seine Kunst zu zeigen. Er war bekannt als ein Meister in der Führung des Bogens und man hatte mir schon viel von ihm erzählt, heute aber sollte ich schier Unglaubliches zu sehen bekommen. Er legte sich auf den Rücken und schnellte einen Pfeil senkrecht in die Luft, der aus schwindelnder Höhe wieder herabkam und mit dem langen zitternden Schafte einige Meter hinter dem Schützen im Boden stecken blieb. Dann schoß der Mann aus derselben Lage, ohne sein Ziel zu sehen, noch drei andere Pfeile ab, die in der Nähe des ersten niederkommend, sich derart in die Erde bohrten, daß sie mit ihm die regelrechte Figur eines vier Fuß langen Kreuzes bildeten. Dabei war die Luft keineswegs ganz ruhig, und als ihm der allgemeine stürmische Beifall lohnte, wiederholte er das Kunststück ohne sich zu besinnen noch zwei Mal. Diese und ähnliche Belustigungen setzten sich bis zum Abend fort, dann ward getanzt, gesungen und getrunken, aber in keiner Weise des Guten zu viel gethan, so daß das hübsche Fest ohne jeglichen Mißton zu Ende ging.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— **Luther's Stellung zur Politik.** Von Dr. Hartwig, Archidiaconus in Borna. Leipzig, Dörffling und Franke. 1898. 60 Pf. — Wir haben diesen Vortrag, der in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung zuerst abgedruckt worden ist, bei unserer letzten Besprechung dieses Blattes (Wiss. Beil. Nr. 59) schon rühmend hervorgehoben und empfehlen nun diesen Sonderabdruck, durch den eine weitere Verbreitung ermöglicht wird, mit besonderem Nachdruck. Wie viel sich auch über Einzelnes mag streiten lassen, so scheint uns der Beweis erbracht zu sein, daß Luther mit allen seinen Aeußerungen und Handlungen auf politischem Gebiet „die Schranken seines Amtes streng und gewissenhaft innegehalten hat". Daß er trotzdem als der deutsche Mann, der er für seine Zeitgenossen geworden war, Manches gesagt und gethan hat, wozu die Berechtigung aus seinem Schul- und Kirchenamte ohne Weiteres nicht herzuleiten ist, das bedarf für Kenner seiner Schriften keines Einzelbeweises. Aber eben deshalb ist es thöricht genug, wenn eine gewisse kirchliche Partei sich gerade auf solche Stellungnahme Luther's zu politischen Fragen mit Vorliebe beruft Wenn einer dieser Parteiführer einmal, wie es bei Luther so oft der Fall war, von Fürsten und Städten und Ständen als Berather und Schiedsrichter angerufen werden wird, dann wird er ein besonderes Recht in Anspruch nehmen dürfen, seine Stimme zu erheben, auch über die Grenzen hinaus, die sein eigentliches Amt ihm vorschreibt. Und welches diese Grenzen sind, dessen war sich Luther jeder Zeit bewußt, und er war nur froh, wenn ihn seine besondere Stellung, die er als deutscher Volksmann von selber erworben hatte, nicht nöthigte, diese Grenzen scheinbar oder auch einmal wirklich zu überschreiten. B. K.

— **Vorträge über die Moral des Christenthums,** im Winter 1872 zu Leipzig gehalten von D. Ch. Ernst Luthardt. Fünfte bis siebente durchgesehene Auflage. Leipzig, Dörffling & Franke. 1898. 4 ℳ. — Die Veranstaltung dieser wohlfeilen Ausgabe von Luthardt's berühmten Vorträgen ist ein schönes Geschenk, mit dem die Verlagsbuchhandlung gebildete christliche Leser erfreut. Sie behalten ihren dauernden Werth, auch nachdem ein Vierteljahrhundert dahingegangen ist, seit sich zuerst die lauschende Zuhörergemeinde, dann eine große Menge von dankbaren Lesern an ihnen erquickt hat. Denn es ist ja der Verfasser selbst, der sie wiederholt an sich hat vorübergehen lassen und überall, wo es nöthig war, die reichen Erträgnisse seiner umfangreichen Studien auf dem Gebiete der Ethik hat verwerthen können. Das ist hauptsächlich in den Anmerkungen geschehen, die mit ihren theilweise ausführlichen Auszügen aus der gesammten einschlägigen Literatur fast den gesammten Stoff darbieten, den der Leser zur ersten Orientirung über die Geschichte der christlichen Ethik benöthigt. Was den Text der Vorträge anlangt, so liegt es an ihrer Art und an ihrer Zahl, daß die gewaltigen Stoffmengen, die da zu verarbeiten waren, eng zusammengedrängt werden mußten und daß die großen Fragen ethischer Art, deren neu zu versuchende Lösung gerade jetzt eine Hauptaufgabe für die christliche Gesellschaft bildet, nur in allgemeinen Zügen und mit starker Hervorhebung des gewonnenen eigenen Standpunktes erledigt werden konnten. Aber soviel auch Neues zu Tage gefördert worden ist in Sachen der Frauen- und Arbeiterfrage und über das Verhältniß zwischen Staat, Volksthum und Kunst einerseits und christlicher Kirche andererseits, so wird doch kein unbefangener Leser aus den betreffenden Stellen dieser Vorträge den Eindruck gewinnen, als ob hier eine unzureichende Behandlung dieser gewichtigen Probleme geboten sei. Es ist vielmehr die gesunde biblische Auffassung aller dieser Verhältnisse, die sich mit Luthardt's markigen Worten dem Leser als unerschütterliche Wahrheit unwillkürlich aufdrängt. Er steht

einem geschlossenen System gegenüber, das hier und da noch aus sich selber heraus weiter ausgestaltet werden kann, wie das in den bedeutungsvollen übrigen Werken des Verfassers reichlich geschehen ist, das sich aber gegenüber allen schnell wandelbaren Zeitvorstellungen eigenartig abgrenzt. Hier giebt es keine Schlagwörter, wie sie hier und dort zu kurzem Dasein auftauchen, kein Befangensein in gewissen Tagesgedanken, sondern nur die christliche Wahrheit mit ihrem großartigen Anspruch auf beständige Giltigkeit. Die Gedankenwelt, die diese Vorträge den Lesern erstehen lassen, ist, um ein vielgebrauchtes Gleichniß zu verwenden, wie ein frischer Wasserquell, dessen unerschöpflicher Reichthum den Durstigen immer neu erquickt. Wer Durst fühlt nach dem lauteren Wasser christlich-sittlicher Wahrheit, der schöpfe und trinke hier! Mehr brauchen wir nicht zu sagen zu erneuter Empfehlung dieser berühmten Vorträge. B. K.

— K. Oskar Pfeifer: Mehr Aufsicht, mehr Sitte! Weckrufe und Winke zur Förderung der Jugend. Leipzig, Ernst Wunderlich. 56 S. 0,50 ℳ. — Es verlangt auch in unseren Tagen keinen geringen Muth, die sittlichen Gefahren, von welchen unsere Jugenderziehung unter den gegebenen socialen Verhältnissen allenthalben gehemmt und bedroht wird, frei und offen darzulegen. Ungleich verdienstvoller ist es aber, Elternhaus, Schule, Kirche, Obrigkeit und Gesellschaft zum entschiedenen Kampfe gegen diese verderblichen Mächte aufzurufen. Das thut der Verfasser in gegenwärtiger Schrift mit großer Entschiedenheit und allem Nachdruck. Er ist ein trefflicher Rufer im Streit, kennt die Gefahren, um die es sich handelt, aus langjähriger Erfahrung und vielseitiger Beobachtung. Er hat ein Herz für die Jugend seines Volkes und besitzt jenen sittlichen Ernst und die Kraft, der Gedankenlosigkeit, der Trägheit, dem Leichtsinn, der die gröbsten Verirrungen der Schuljugend zu übersehen, zu entschuldigen oder zu beschönigen sucht, nachdrücklich in das Gewissen zu reden. Er beklagt nicht blos die namenlosen Verirrungen so vieler junger Seelen, sondern giebt auch eine reiche Zahl von Mitteln und Wegen, solche Verirrungen zu verhindern und verlorene Seelen wieder zu gewinnen. Wir haben das Buch mit großem Interesse gelesen und empfehlen es allen Directoren und Lehrern unserer Volksschulen und insbesondere auch den betreffenden Conferenzen zu gründlicher Beachtung, denn wenn auch Manches, was der Verfasser empfiehlt, noch genauerer Prüfung und Erprobung bedürfen wird, wie z. B. die Seite 42 erwähnte „Fluchcasse“, so ist doch das meiste, was er vorschlägt, als Ergebniß reifer Ueberlegung eines für das Wohl seines Volkes aufrichtig besorgten Mannes anzusehen, und man darf nicht vergessen, daß die Frömmigkeit und Sittlichkeit der heranwachsenden Jugend für die wahre Wohlfahrt eines Volkes noch viel mehr gewährleistet, als die tapfersten Armen, die mächtigsten Flotten, die gewissenhafteste Rechtspflege und die sorgfältigste Verwaltung zu thun vermögen. E.

— Der Unterricht in deutscher Handelscorrespondenz von J. Wenzely. Verlag von Strecker & Moser, Stuttgart. Preis 2,50 ℳ. — Bei dem Erfolge, welchen die Bestrebungen des deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen in kurzer Zeit erzielt haben, darf man sich nicht wundern, wenn für alle Zweige der Handelswissenschaften neue Lehrbücher verfaßt werden, die dem Unterrichte in Handelsschulen dienen sollen. Diesem Zwecke kann das oben angeführte Lehrbuch der Handelscorrespondenz sicherlich genügen. Der als Handelsfachschriftsteller schon lange bekannte Verfasser hält sich bei der Anordnung des Lehrstoffs im Allgemeinen an die Lehrpläne der bestehenden Handelsschulen und stellt daher die Ausarbeitung von Circularen, die viel Geschäftserfahrung und stilistische Gewandtheit voraussetzen, an das Ende in der Reihe der 20 Abschnitte seines Buches. Da die Mehrzahl der Handelsschüler dem eigentlichen Waarenhandel zugeführt wird oder schon (als Lehrling) in solchen Geschäften thätig ist, während nur eine geringe Zahl sich dem Bankwesen zuwenden kann (die Buchhändler haben ihre eigenen Schulen), so ist vom Verfasser die Correspondenz aus dem Waarenhandel mit Recht in den ersten sechs Abschnitten behandelt und dann erst in weiteren zwölf Abschnitten der übrige Lehrstoff zweckmäßig angeordnet worden. Zeitgemäß ist auch die Hereinziehung der telegraphischen Correspondenzen und der mit den Justizbehörden, obwohl auch dazu langjährige Uebung und viel Erfahrung nöthig ist. Vom methodischen Standpunkte ist auch die Einrichtung als praktisch zu bezeichnen, daß auf Erklärung und Erläuterung eines Vorfalles einige Musterbriefe und dann eine hinreichende Menge von Aufgaben folgen, die zu entwerfen dem nicht zugleich praktisch ausgebildeten Handelslehrer viel Mühe verursacht. Es wird dadurch auch viel Zeit für den Unterricht gewonnen, der ja oft nur auf eine geringe Stundenzahl beschränkt ist. Wir können daher nur wünschen, daß das Buch weite Verbreitung findet und den Nutzen stiftet, den der Verfasser sich von seiner nur zu empfehlenden Arbeit verspricht.

F. H.

— Meyer's Kleines Conversations-Lexikon. Sechste, gänzlich umgearbeitete und verbesserte Auflage. 3 Bände oder 80 Lieferungen zu je 30 ₰ (Gesammtpreis 24 ℳ). Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. — Die neue Auflage des „Kleinen Meyer“, die mehr als 80000 Artikel und Nachweise auf 2700 Seiten Text mit etwa 165 Illustrationstafeln, darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne und etwa 100 Textbeilagen umfassen wird, ist nun bereits bis zum 9. Heft fortgeschritten, nachdem das 1. Heft im April d. J. erschienen ist. Es liegt somit bereits der 10. Theil der neuen Auflage fertig vor und der Abschluß des 1. Bandes dürfte schon auch nicht lange auf sich warten lassen, zur Freude der Tausende und Abertausende, die sich gern dieses wichtigen und praktischen Nachschlagewerkes bedienen, das sich dem 17 Bände umfassenden „großen Meyer“ als Auszug aus demselben würdig zur Seite stellt. Bei aller Knappheit, die bei einem 3bändigen Conversations-Lexikon Hauptbedingung ist, läßt der „kleine Meyer“ doch hinsichtlich der Stofffülle und Uebersichtlichkeit nichts zu wünschen übrig, und der reiche Illustrationsschmuck trägt noch erheblich dazu bei, den Werth dieses so nützlichen encyklopädischen Werkes zu erhöhen, das sich mit Recht nicht nur in der Laien-, sondern auch in der Gelehrtenwelt eines ausgezeichneten Rufes erfreut und diesen Ruf von Auflage zu Auflage, soweit das überhaupt noch möglich, mehr rechtfertigt. Die 9 ersten Hefte der neuen Auflage umfassen die Stichwörter „A—Bingelkraut“. Von den betreffenden Artikeln sind besonders hervorzuheben die über Amerika, Asien und Australien, Alpenpflanzen, Aquarium, Auswanderung, Banken &c., von den Karten die von China und Japan mit ausführlicher statistischer Uebersicht von China und die Karte der deutschen Kiautschou-Bucht, von den Holzschnitttafeln die 3 „Anatomie des Menschen“, von den Buntdrucktafeln die „Alpenpflanzen“, „Aquarium“ und „Internationale Flaggen“. Nach den bisher erschienenen Heften zu urtheilen, haben auch diesmal Herausgeber und Verlag das Menschenmögliche gethan, um den „kleinen Meyer“ auf der Höhe der Zeit zu erhalten und den weitesten Kreisen lieb und werth zu machen, und das Unternehmen verdient, sofern, wie bestimmt zu erwarten, dem rühmlichen Anfang die Fortsetzung entspricht, wärmste Empfehlung.

Prof. Karl Siegen.

— Postkarten-Grüße. 120 Originaltexte in Reimen zur Abfassung von Ansichts-Postkarten. 5. bis 10. Tausend. Volks- und Jugendschriften-Verlag von Otto Manz in Straubing. Preis 40 ₰. — Jeder Sport übt auf die Industrie Einfluß, und zwar theils fördernd, theils hemmend. Soll doch der mächtige Aufschwung der Radelei angeblich sich schon fühlbar machen in einem Rückgang des Absatzes an — Clavieren! Der Postkarten-Sammelsport hat einen ganz neuen Industriezweig ins Leben gerufen: die gewerbsmäßige Anfertigung gereimter Kartengrüße. Es ist in Zeit von wenigen Wochen schon das dritte Heft dieser Art, das uns hier vorliegt. Schon ein flüchtiger Einblick beweist, daß diese Art Literatur unter den Begriff der Industrie oder des Fabrikbetriebes fällt. Es wäre Frevel, das als Kunst zu bezeichnen. Der Dichterling hat seinen Namen diesmal bescheiden verschwiegen. Er hat wohl daran gethan. Wo er an Schiller, Goethe oder Justinus Kerner sich anlehnt, mögen seine Verschen noch hingehen, obschon diese Namen uns so hoch stehen, daß uns eine derartige Verwendung als eine Art Entwürdigung erscheint. Wo er aber selber zu reimen anfängt, da wird er schrecklich. Für ein Sprüchlein wie dies (S. 26):

Hier diese Straß
Zieh ich fürbaß,
Und bei der großen Hitz
Ich hie und da auch schwitz

können selbst sehr hohe Wärmegrade kaum als eine ausreichende Entschuldigung gelten. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 102. Donnerstag, den 1. September, Abends. 1898.

Konrad Ferdinand Meyer als Lyriker.

Konrad Ferdinand Meyer ist als Novellist wohl zur Genüge bekannt. Dasselbe dürfte aber von ihm in seiner Eigenschaft als Lyriker nicht in dem gleichen Maße gelten. Bezeichnenderweise haben, eben weil sie nicht zur Durchschnittswaare gehören, sich seine lyrischen und kleineren epischen Poeme nur langsam in den Anthologien und auch in den Concertsälen eingebürgert, um dann allerdings das Entzücken der Hörer wachzurufen; man denke an „Lethe", „Eingelegte Ruder", „Die gefesselten Musen", „Weihgeschenk", die auch im Gewandhause zu Gehör gebracht wurden. Und doch verdienen diese eigentlichen Gedichte dieses zu den bedeutendsten Lebenden gehörenden deutschen Dichters das Interesse vollauf, da sie unsere Zeit überdauern werden. Es sei also gestattet, gerade auf diese Seite der dichterischen Thätigkeit Meyer's einmal hinzuweisen. Frisch an's Werk!

Die Gedichte füllen — es ist die 4. vermehrte Auflage, die auf meinem Schreibtisch liegt und diesen selten verläßt — einen Band von 393 Seiten mit etwa ein Vierteltausend Nummern. Es war meine Sitte, beim allmäligen Lesen immer diejenigen Gedichte besonders anzustreichen, die mir in außerordentlichem Maße gefielen. Das Buch füllte sich aber mit Bleistiftstrichen und ich mußte es zuletzt einstellen, da der Striche zu viel wurden und die Auszeichnung schließlich keine solche mehr war. Sie verdienten eben alle einen Orden! Fangen wir bei den Liebesliedern an. Wie ganz anders stellt sich hier das Verhältniß des Dichters zu seinem Gegenstande heraus als bei anderen Dichtenden. Es heißt zwar:

In diesen Liedern suche Du
Nach keinem ernsten Ziel.
Ein wenig Schmerz, ein wenig Lust
Und Alles war ein Spiel.

Aber wie sehr straft der Inhalt selbst den Dichter Lüge, wenn er uns einreden will, daß er uns mit Erdichtetem abspeise, mit Erfundenem, während andere Liebesdichter vergebens sich abmühen, ihren Schmerz uns für Ernst aufzubinden. Schon zwei der eben genannten Gedichte beweisen das, die förmlich nach Musik schreien, „Lethe" und „Weihgeschenk". Letzteres, dem Grabchor aus dem leider immer nur in einer verstümmelten Bearbeitung uns vorgeführten Shakespeare'schen „Viel Lärm um Nichts" nachgebildet, stellt eines jener schönen, zarten Wesen dar, die, weil nicht zu derselben gehörig, nur allzu schnell der Erde entfliehen.

Warum war dir's nicht gegeben,
Muthig deinen Tag zu leben?
Warum schwandst du vor dem Ziel,
Allerlieblichstes Gespiel? . .
Aengstlich, wo sich Wege theilen,
Sah ich zweifeln dich und weilen —
Ohne Glauben an das Glück,
Flohst in's Dunkel du zurück!
Zeigte jung ein arger Spiegel
Dir den Wurm in jeder Frucht?
Schwebte nahen Todes Flügel
Ueber dir mit Eifersucht?
Nie hat dich ein Arm umschlossen,
Liebe hast du nie genossen . . .
Willig stiegest du die Stufen
Nieder in dein frühes Grab,
Wandtest dich, von uns gerufen,
Lächelnd um — und stiegst hinab!
Mit gelassener Geberde
Schiedest du vom Grün der Erde.

Und „Lethe" zeigt die Geliebte unwiederbringlich todt.

Jüngst im Traume sah ich auf den Fluthen
Einen Nachen ohne Ruder ziehn.

In den Geisternachen, in dem Knaben mit Lotoskränzen sitzen und Mädchen, die eine Schale unter sich kreisen lassen, drängt sich der Dichter, um theilzunehmen an der Fahrt, bei der die Geliebte ihm zum Vergessen Lethe zutrinkt.

Dir entriß in trotz'gem Liebesdrange
Ich die Schale, warf sie in die Fluth,
Sie versank und, siehe, deine Wange
Färbte sich mit einem Schein von Blut.
Flehend küßt ich dich in wildem Harme,
Die den bleichen Mund mir willig bot.
Da zerrannst du lächelnd mir im Arme
Und ich wußt es wieder — du bist todt.

Wer die Musik und Wucht dieser Situation nicht faßt, für den sind sie verloren. Ueberhaupt die Ueberschriften der einzelnen Abtheilungen des Buches! Sind das die beliebigen Ueberschriften, die die Dichter den einzelnen Abtheilungen ihrer Gedichte zu geben pflegen? Um sie äußerlich abzutheilen? Hat die Abtheilung einen tieferen Zweck? Die einzelnen Ueberschriften lauten: Vorsaal (Fülle, Schiller's Bestattung, Ueber einem Grabe, Die gelöschten Kerzen, Fingerhütchen, Die gefesselten Musen)*), Stunde (Das todte Kind, Lautenstimmer, In Harmesnächten, Eingelegte Ruder, Ein bischen Freude, Einem Tagelöhner, Ewig jung ist nur die Sonne, Die Schlittschuhe, Neujahrsglocken, Unter den Sternen), In den Bergen (Schutzgeister, Die zwei Reigen, Alte Schrift, Das Gemälde), Reise (Auf dem Canal Grande, Tarpeja, Der todte Achill, Alte Schweizer, Napoleon im Kreml), Liebe (die Nummern sind schon genannt), Götter (Pentheus, Die sterbende Meduse, Der trunkene Gott, Der Gesang der Parze, Das Joch am Leman, Das Geisterroß, Das verlorene Schwert, Die wunderbare Rede, Alle), Frech und Fromm (Friede auf Erde, König Etzel's Schwert, Bettlerballade, Die Söhne Harun's, Die Gaukler, Thibaut von Champagne, Der Pilger und die Sarazenin, Mit zwei Worten, Das kaiserliche Schreiben, Kaiser Friedrich der Zweite, Konradin's Knappe, Die gezeichnete Stirne, Der Tod und Frau Laura, Die Gedanken des Königs René, Der Mars von Florenz, Die Ketzerin, Jung Tirrel, La Blanche Nef, Der gleitende Purpur, Frau Agnes und ihre Nonnen, Die drei gemalten Ritter, Einsiedel, Das Münster, Die Krypte), Genie (Michel Angelo und seine Statuen, Il Pensieroso, Conquistadores, Don Fabrique, Die Schweizer des Herrn von Tremouilles, Cäsar Borgia's Ohnmacht, Papst Julius, Chor der Todten), Männer (Lutherlied, Hussen's Kerker, Der Landgraf, Die spanischen Brüder, Das Auge des Blinden, Hugenottenlied, Die Karyatide, Mourir ou parvenir, Die Füße im Feuer, Der sterbende Cromwell, Milton's Rache, Der Daxelhofen, Ein Pilgrim). Welch ein Reichthum! Und nicht eine triviale Zeile darunter! Was soll man zuerst berühren? Auf welche Rubrik legt der Dichter den meisten Nachdruck? Augenscheinlich auf keine besonders oder vielmehr auf alle. Anscheinend am reichsten ist die Rubrik Balladen und Romanzen ausgefallen, weshalb Manche Meyer auch vorwiegend als Dichter von solchen aufgefaßt haben. Wie wir schon gesehen haben, zu Unrecht, denn er ist es nicht. Vor Allem ist er kein bloßer Nachahmer Uhland's, als den man ihn wohl hingestellt hat. Er ist mehr, er ragt über den Alten hinaus. Wenn man gesagt hat, Uhland würde den und jenen Ausdruck wie die angelischen Gestalten in den Gauklern nicht gebraucht haben, so werden damit nur Aeußerlichkeiten berührt. Diese Gaukler, wie wundervoll sind sie! Wie hört man das Horn, das die drei an den Mund setzen, das in den Zuhörenden die verschiedenartigsten Empfindungen hervorruft, je nachdem die Natur des Einzelnen ist, eine ungemein feine Beobachtung! Die Musik ist nicht nur das, was sie ist, sondern auch das, was sie im Hörenden für Wirkungen hervorruft. Hierin erst beruht ihr eigenthümlicher Zauber. Die Klänge, die geblasen werden, sind

---

*) Ich nenne nur einige bezeichnende Gedichte.

dieselben, aber der Eine sucht sein Lieb, der Andre sein Boot und Ruder, der Dritte den Himmel und ihn empfangende Engel. Meyer hat, wie in diesem Gedicht, vielfach alte, provençalische, altfranzösische Quellen benutzt und man könnte ihn einen Bearbeiter nennen. Aber wie hoch steht er in dieser Hinsicht! Hier ist etwas ganz Neues aus dem Gegenstand geworden. Auch bei anderen Poemen. Thibaut von Champagne, das Meyer'sche Rosenlied, ist ganz eine Verherrlichung der rosigen Manneskraft, die sich aus dem Morgenlande, aus dem Kreuzzuge nur Rosen heimholt:

Mit Rosen will ich drum zu Tisch, mit Rosen schlummern gehn,
Mit Rosen steigen in die Gruft, mit Rosen auferstehn.

Der Pilger und die Sarazenin, eine Darstellung tiefsinniger Liebesneigung, die bis in den Tod geht. Mit zwei Worten, die Treue des Weibes, das dem Geliebten nachfolgt:

Liebe wandert mit zwei Worten gläubig über Meer
und Land.

Dann die Kaiser Friedrich- und Konradin-Balladen, Die Gedanken des Königs René. Meyer verfügt über die verschiedenartigsten Töne. Ist er, der überhaupt den Schmerz in einer Weise ausgeschöpft hat, wie kaum ein Neuerer, und dessen Züge tiefe Leidensspuren tragen, in den Kaiser Friedrich-Balladen ernst, so hier heiter. Dieser König René mit den weißen Locken, die einst braun waren, dieser fromme Lautenschläger, der in die Welt nicht paßt, ist der Typus eines Pechvogels, wie er im Buche steht. Alles wird dem armen Teufel genommen.

Der König Ludwig trat in mein Gelaß
Als Gast und schrieb mir meinen Wanderpaß.
Reich Napel war's, das dann zu Erb mir fiel,
Dort mischte sich der Aragon ins Spiel —
Das schöne Napel! Richtig ward ich schlemm!
Mir bleibt das himmlische Jerusalem!
Da schimmert unvergänglich Dach und Fach —
Ich erb es schon. Das Erben ist mein Sach.
Doch geht mein Sach, wie hier, so droben dort,
Holt aus dem Himmel mich der Teufel fort!

Fürwahr ein armer Kerl! Der Mars von Florenz ist ein Bild aus der Renaissance Italiens mit ihrer Schönheit und ihrem Blutgeruch. Die Ketzerin, ein Gemälde aus der Vorrenaissance. Fra Dolcin, für den dies höllisch schöne Weib in den Tod geht, steht bekanntlich in Dante's achten Höllenkreis gebannt. Blanche Nef, eine Ballade, wie sie Uhland nicht besser und tiefsinniger geschrieben haben könnte. Der gleitende Purpur, ein reizendes Weihnachtslied. Die Feier des heiligen Abends versöhnt alle, alte Gegner, auch den Kaiser Otto mit seinem verfehmten Bruder.

Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Jubelt Erd und Himmelreich mit Schallen.
Glorie! Glorie! Friede! Freude!
Und am Menschenkind ein Wohlgefallen!

Frau Agnes und ihre Nonnen, ein düsteres Bild der Weltentsagung, dessen Inhalt wir aus Schiller's Tell herauslesen können.

Da schwillt ein Seufzer manche Brust
Im Nonnenrock erbaulich
Und manche kecke Lebenslust
Blickt traurig und beschaulich.

Dann Die drei gemalten Ritter, ein köstlicher Scherz, in dem das Weib einen lüsternen Ritter, der es mit seinem Wort nicht ehrlich meint, durch die Schlauheit ihres Geschlechts übertrumpft. Einsiedel: welche Leidenschaft jugendlicher Herzen, die sich in wilden Träumen offenbart und hier enthüllt, bis an die Grenze des Verbrechens gehend und doch in wunderbare Harmonie sich auflösend! Das Münster, eins der besten Gedichte Meyer's, auf das ich noch zurückkomme. Die Krypte! Eine Mahnung an junge Künstler, und zwar aller Zeiten, nicht nur die Lust, auch den Schmerz des Daseins zu beherzigen, die aber von allem unreifen Weltschmerz unserer Tage himmelweit entfernt ist. Hier sieht man ein thränendes, welterfahrenes Mannesauge. Die ganze lichtdurchfluthete Rotunde dem Genius der freudigen Kraft, die stille Krypte dem einsamen Schmerz. Meyer schwebt immer in der Höhe, in den Wolken.

Wer in der Sonne kämpft, ein Sohn der Erde,
Und feurig geißelt das Gespann der Pferde,
Wer brünstig ringt nach eines Zieles Ferne
Von Staub umwölkt — wie glaubte der die Sterne?
Doch das Gespann erlahmt, die Pfade dunkeln,
Die ewigen Lichter fangen an zu funkeln,
Die heiligen Gesetze werden sichtbar.
Das Kampfgeschrei verstummt. Der Tag ist richtbar.

Stehen wir vor Gedichten wie Il Penseroso, Cäsar Borgia's Ohnmacht, Papst Julius, so ist es uns, als träten wir in einen Saal voll Michelangelo'scher Werke mit ihrer Erhabenheit und Größe ein. Conquistadores stellen die Zeit der Entdeckungen vorher und zwar ihre abenteuerliche, lustige aber auch dämonische Seite dar. Don Fadrique, ein leichter Scherz. Ebenso Die Schweizer des Herrn von Tremouilles. Chor der Todten, ein Chor bärtiger Männer, die singen und sagen, was sie Alles im Leben geleistet haben und daß sie größer sind als die Lebenden. Wiederum michelangelesk! Männlich! Wie sentimental und weichlich wird dem gegenüber oft solch ein Thema behandelt! Dann die protestantischen Luther- und Reformationslieder. Meyer, der zuerst nicht wußte, ob er deutsch oder französisch dichten sollte, da er Schweizer war, dem beide Sprachen geläufig sind, ein Zwiespalt, der auch die häufigen, nicht zu lobenden Gallicismen des Dichters erklärt, ist Protestant mit ganzer Seele, ja, man kann sagen, ein Hort desselben, trotzdem er außerhalb der Reichsgrenzen wohnt. Davon legt das Lutherlied Zeugniß ab, das den Werdegang des Knaben und Jünglings und Mannes Luther darlegt, das Hußlied:

Es ist die Zeit zu feiern!
Es kommt die große Ruh!
Dort lenkt ein Zug von Reihern
Dem ew'gen Lenze zu.
Sie wissen Pfad und Stege,
Sie kennen ihre Wege —
Was, meine Seele, fürchtest du?

Der kräftige Landgraf von Hessen, der auch im Kerker nicht mürbe wird:

Nun tröstet mich das Eine doch,
Das päpstlich Joch
Ist in den Dreck getreten!
Wir dürfen ohne Klerisei
Und Heuchelei
Getrost zum Herrgott beten!

Die spanischen Brüder, ein echt Meyer'sches Gemälde! Das Hugenottenlied, ein classischer Ausdruck der Calvin'schen Vorherbestimmungslehre. Der sterbende Cromwell, Milton's Rache, der prächtige Schweizer Landsknechtshauptmann Daxelhofen mit seinem:

Nicht dürft ich mich bezechen,
Mit frommen Christenleuten mehr!
Mein Waffen lieber brechen,
Als brechen Eid und Mannesehr!

Und so geht's fort! — Doch worin besteht nun eigentlich die Eigenart dieses Dichters, wird man fragen. Du führst uns immer die einzelnen Rubriken auf. In welcher liegt der Schwerpunkt? Gemach, erwidere ich darauf, wir gehen auf die andern über. Da ist gleich, um beim Anfang des Buches zu beginnen, wie wir eben das Ende berührt haben, das Eingangsgedicht Fülle mit seiner beherzigenswerthen Wahrheit:

Genug ist nicht genug! Gepriesen werde
Der Herbst! Kein Ast, der seiner Frucht entbehrte!
Genug kann nie und nimmermehr genügen.

Der Philister zwar wird sagen: genug ist genug und er wird sich dabei wohl fühlen. Nicht so der Dichter. Er will aus dem Vollen schöpfen, er verlangt mehr, er will das Leben bis zur Neige leeren, seinen höchsten Gipfel erklimmen, nicht um des Genusses willen, um sich zu berauschen, sondern um es auszuschöpfen. So erst ist es begehrenswerth. Das ist höchstes Ziel! Schiller's Bestattung führt uns jene Scene vor Auge, da der arme Schiller, der große Dramatiker, von ärmlichen Handwerkerhänden bei Nacht und Nebel zu Grabe getragen wurde und Niemand seinem Sarge folgte, als allein ein Unbekannter, Vermummter. Wer war's? Der Menschheit Genius war's. Ueber einem Grabe! Wir sehen nur das Leben, wie es sich über der Erde abspielt mit seinem bunten Treiben. Der Dichter aber sieht mehr, tiefer. Er sieht auch unter die Erde. Was aus einem Menschen, der früh gestorben, Alles hätte werden können! Das Leben, das zeitig abgeschlossen, ist somit nur ein Theilstück des Ganzen, das Hinterher, allerdings unsichtbar, ist auch vorhanden, etwa, wie das Theilstück des Mondes, das man gerade nicht sieht. Ein Knabe, der gestorben ist, ist er nur ein Kind? Ist er nicht mehr? Zieht nicht sein ganzes Leben vor dem Blick Dessen vorüber, der tiefer sehen kann?

Eine blasse Jagd. Voran ein Zecher,
In der Faust den übervollen Becher! ...
Ein verhülltes Mädchen folgt in Thränen.
Durch die Brandung mit verstürmten Haaren
Seh ich einen kühnen Schiffer fahren.
Einen jungen Krieger seh ich toben,
Helmbedeckt, das lichte Schwert erhoben
Einer stürzt sich auf die Rednerbühne,
Weites Volksgetos beherrscht der Kühne.

Ein Gedräng, ein Kämpfen, Ringen, Streben,
Arme strecken sich und Kränze schweben —
Kränze, wenn du lebtest, dir beschieden,
Nicht erreichte! Knabe, schlaf in Frieden!

So belebt der Dichter noch das scheinbar Todte in dem schon gemeldeten Chor der Todten mit seinen düstern bärtigen Männergestalten sowie in den wunderbar seltsamen Zwei Reigen, in denen zwei Tänze vollführt werden, einer auf der Erde von den irdischen Liebenden, der andere bei Mondschein in den Lüften von den Todten, den Jünglingen und den Jungfrauen, die der Tod, die Pest hinweggerafft hat. Auch sie, die Gestorbenen sind noch nicht todt, leben noch und vollführen nächtens ihren Reihen, allerdings ohne Neid und ohne Leid. Geisterhaft! Die gefesselten Musen sind ein classisches Prachtstück mit jener heiteren Ruhe und jenem Humor, wie ihn nur der hat, der über den Dingen schwebt. Fingerhütchen ist ein reizendes Kindermärchen, das auch die Kleinen entzückt, etwa wie die Grimm'schen Märchen, und die Großen nicht minder. Die gelöschten Kerzen sind ein Stück aus dem Leben unsrer Tage, aber so erhaben und über den Alltag haltend wie gleichzeitig noch das sinnige Poem Die Schlittschuhe. Ins moderne Leben führt der Dichter uns überhaupt öfter hinein, so z. B. in dem Gedicht Das Gemälde, in dem ein verkommener Bursche durch den rührenden Anblick von Mutter und Kind, die er berauben will, von seinem schlechten Lebenswandel geheilt wird. Allerdings ist Meyer, als echter Künstler, dabei weltfern von dem, was man jetzt sociale Poesie, Armeleutslieder zu nennen pflegt. Dasselbe gilt auch von Ein Tagelöhner. Auch ein Armeleutslied, aber ein anderes. Tief in den Schmerz leiten hinein Gedichte, wie In Harmesnächten, Ein bischen Freude, wie es schon Die Krypte gethan. Meyer, der erst mit 40 Jahren an zu dichten, vielmehr zu veröffentlichen anfing, im reifen Schwabenalter also, ein seltenes nachahmenswerthes Beispiel heutzutage, wo jeder unreife Schreibende seine Producte gleich gedruckt sehen möchte — freilich hat der Dichter dafür nur Reifes geschaffen —, hatte bereits ein Leben voll Erfahrung, die gleich bedeutend mit Weh ist, hinter sich. Wenn wir es nicht wüßten, aus seinen abgeklärten, freundlichen Gesichtszügen wüßten, die Gedichte bezeugten es. In Harmesnächten streckt der Dichter seine Hände im Dunkel tastend aus, um so einen Halt zu finden, und er faßt eine Hand, aber welche? Die Gottes.

Die Rechte streckt ich schmerzlich oft
In Harmesnächten
Und fühlt gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten.
Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbünden.

Ferner:

Wie heilt sich ein verlassen Herz,
Der dunkeln Schwermuth Beute?
Mit Becher Rundgeläute?
Mit bitterm Spott? Mit frevlem Scherz?
Nein. Mit ein bischen Freude.

Freilich ist der Dichter auch hier wieder sternfern von einem anderen Uebel unserer Zeit, dem Pessimismus, dem Schmerzserenthum. Das ist echt, was hier geklagt wird. Der Dichter bleibt ja auch auf der Stufe des Schmerzes nicht stehen und erhebt sich zum Optimismus, zur Harmonie, wie er überhaupt ein Dichter von Tiefsinn und Bedeutung ist, ohne welche beiden Eigenschaften ich mir Poesie überhaupt nicht denken kann. Kräftige Klänge lassen die 1887 — man bemerke das Datum wohl! — im Goethejahrbuch erschienenen Schutzgeister hören, die den Reigen der Abtheilung In den Bergen eröffnen. Wer sind die Schutzgeister? In unserer Zeit? Goethe und Schiller. Der Dichter hat eine Vision, als er in den Schweizer Bergen, seinen Bergen wandelt. Er sieht einen guten Weggesellen neben sich, denjenigen, der die schönste Sage der Schweiz, den Tell, dort gefunden hat, Goethe, und sie seinem Bruder, Schiller, zur Hut übergab.

Selig war ich mit den Beiden,
Dämmerung verwob die Weiden
Und ich sah zwei treue Sterne
Ueber meiner Heimath gehn.
Leben wird mein Volk nur dauern
Zwischen seinen Felsenmauern,
Wenn die Dioskuren gerne
Segnend ihm zu Haupte stehn.

So verbindet sich das Gedicht mit der schon oben genannten Krypte zu einem bedeutungsvollen Ganzen. Ersteres ist positiv, letzteres mahnend, kritisirend, warnend. Und dann, um noch auf Das Münster, das schon oben genannte Gedicht, nunmehr zurück zu kommen, das eines der eigenartigsten Poeme Meyer's ist, ein Hoheslied des Künstlerthums, eine Art von Gegenstück zu Künstlers Erdenwallen und Apotheose von Goethe.

Des Meisters hohle Wange brennt,
Sie bringen ihm das Sacrament,
Er ißt d.s ewigen Lebens Brod,
Im Stubenwinkel grinst der Tod.

Nur der Sohn, der Einzige, darf bei dem Sterbenden bleiben. Dieser enthüllt demselben einen Riß von jugendkühner Hand, den Entwurf zu einem Dom, der leider infolge der Trägheit der Menschen unvollendet geblieben ist. Der Meister hat ihn halb ausgeführt lassen müssen und sich andern Tagesaufgaben zugewandt

Ein wackrer Lohnknecht wie die andern.
Doch Abends im Nachhausewandern
Bei trauter Dämmerglocke Klang
Stand ich vor meinem Münster lang.
Noch ging das Knabenspiel in Braus
Rings um das dunkelnd hohe Haus,
Oft hemmt ein Junge kurz den Lauf
Und schaut am Münster trotzig auf.
Dann runzelt' ich die weißen Braun
Und dachte: Werden's diese baun?

Die Antwort darauf lautet ja. Die Jugend wird's thun.

Habt Dank und Gottes Lohn, Gesellen!
Ihr wollet die Gerüste stellen?
Nicht ich — habt Dank und Gottes Lohn —
Geht hin und rufet meinen Sohn!
Wie wird mir? Schallt im Dom das Amt?
Die Glocken dröhnen allesammt.
Er faßt des Sohnes Rechte. Schau!
Es steigt. Mein Münster steigt im Blau.
Er starrt, den Blick emporgewendet.
Er neigt das Haupt. Er seufzt: Vollendet!

Treue Arbeit des Künstlers, der sich auch durch das Erdenwallen nicht niederdrücken läßt. Echte Künstlerschaft!

Da saß ich auf in langen Nächten.
Zur Linken standen mir und Rechten
Der Christ mit seiner Märt'rerschar,
Die Kaiser mit den Kronen gar u. s. f.
Wollt' ich in schwelgendes Verzieren,
In üppig Blattwerk mich verlieren,
Gleich schlug ein altes Heldenbild
Erzürnt an seinen eh'rnen Schild.
Den Finger hob, das Haupt von Licht
Umrahmt, ein Heiliger: Tändle nicht!
Das Amt, das dir zu Lehen fiel,
Das ist ein Werk und ist kein Spiel.

So ließe sich noch Vieles anführen, um Meyer's Meisterschaft als Lyriker darzuthun. Wer zählt die Namen der Gedichte so schnell noch alle auf? Es bleibt auch schließlich beim bloßen Aufzählen. Auf dem Canal grande, ein farbiges Gemälde im Renaissancestil, die Gründung Venedigs betreffend, etwa an Paul Veronese erinnernd. Der todte Achill, nicht der von Homer, der lieber der ärmste Ackerknecht sein möchte, der lebt, als der todte größte Held des Alterthums. Alte Schweizer, eine humorvolle Scene aus der Thronbesteigung Leo's XIII., alte Schweizer Landsknechtssitten mit Lächeln wiedergebend. Tarpeja, die Sage aus Latium, Pentheus, die Euripideische Scene, Napoleon im Kreml, eine grandiose Vision, Die sterbende Meduse, ein packendes Stück Alterthum, neuartig behandelt, Der trunkene Gott (Alexander den Kleitos ermordend), Der Gesang der Parze, das Fatum des Römerkindes darstellend, Das Joch am Leman, die Helvetier über die Römer triumphirend, Das Geisterroß, die letzte Stunde des Vercingetorix berührend, Die wunderbare Rede, einen Blick in die Zukunft des alten Rom gewährend, Alle, Verse altchristlichen Charakters mit wunderbar christlicher Tiefe, zugleich das hohe Erbarmen des Dichters für die Mühseligen und Bedrückten andeutend, denen er als Mensch, da er mit Glücksgütern gesegnet ist, so oft geholfen, kein bloßer Mann der Worte, auch der That:

Es sprach der Geist: Sieh auf! Die Luft umblaute
Ein unermeßlich Mahl, soweit ich schaute,
Da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens,
Da streckte keine Schale sich vergebens,
Da lag das ganze Volk auf vollen Garben,
Kein Platz war leer und Keiner durfte darben.

Ferner daran gemahnend ein trostvolles Weihnachtslied, das schließt, auf ein Reich des Friedens anspielend:

Mählig wird es sich gestalten,
Seines hohen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblühn mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
Friede, Friede auf der Erde!

Bettlerballade: Wohlthun belohnt. Die Armen sind die Retter der Reichen. Und so ließe sich noch Vieles sagen.

Worin besteht nun aber die Eigenart des Dichters, den du uns vorgeführt hast, wird man zum Schluß noch einmal fragen. In welcher von allen Rubriken seines Buchs, die zur Genüge erläutert sind? Ja, darauf ist die Antwort trotz alledem doch nicht so ohne Weiteres zu ertheilen. Wenn ich den Dichter dem Leser so vor Augen geführt habe, wie ich ihn kennen lernte, von einem Gedichte zum andern, ohne Methode, nur nach der Wahl des Augenblicks, bald in dieser Rubrik lesend, bald in jener, nach dem Zusammenhang zwischen einzelnen Theilen suchend, ihn bald zu finden meinend, bald ihn wieder verlierend, indem ich darlegte, wie ich den Dichter sah, indem ich tiefer in ihn eindrang, in die einzelnen Rubriken: Vorsaal, Stunde, In den Bergen, Reise, Liebe, Götter, Frech und Fromm, Genie, Männer, die einen wirklich tieferen Zusammenhang haben dürften, als es zuerst den Anschein hat, die eine ganze Kette bilden, glaubte ich am besten in den Kernpunkt des lyrischen Schaffens Meyer's zu kommen. Möglicherweise ist aber auch die obige Frage am besten damit beantwortet, wenn man sagt: Nicht im Einzelnen, sondern im Ganzen liegt das Schwergewicht. Es war ein ganzes Menschenleben in seinen verschiedenen Phasen, das vor Augen geführt wurde, von der Jugend durch die Erfahrung bis zur Abklärung und zum Optimismus und der Harmonie, nicht zur Verbitterung. Denn der Dichter der Harmonie, wie Böcklin der Maler derselben, ein Verkündiger großer Geschicke und Geschehnisse und Gestalten und Thaten, ein Dichter von Tiefsinn und Bedeutung, um es noch einmal zu sagen, ist Meyer, im Gegensatz zu den kleinen Alltagskrämern in unsrer Zeit, und sieht das Wesen der Kunst im Bedeutenden und Großen, nicht darin, worin nach Rosegger's Ausspruch das Kennzeichen der neuesten herabgestiegenen Literatur liegt, im bloßen Verneinen und Verhöhnen, der Satire auf eine zur Caricatur gewordene Gesellschaft. Das Wesen der Kunst besteht aber im Schaffen, nicht im Demonstriren, im Bauen, nicht im Einreißen.

Julius Riffert.

Bücherbesprechungen.

— Durch die Zusendung eines doppelten Exemplars vom 7. Hefte hat der Verlag der Typographischen Jahrbücher (Julius Mäser in Leipzig) jedenfalls einen gelinden Druck ausüben wollen, auf daß nach längerer Pause (die letzte Besprechung steht in der Wissenschaftlichen Beilage Nr. 23 vom 24. Februar) endlich wieder einmal etwas über sein Unternehmen zu lesen sei. Ich will ihm den Gefallen thun; es geschieht gern. Ist's auch nichts Welterschütterndes, was man in dieser Fachzeitschrift anzuhören und anzusehen bekommt, so zeugt es doch in allen Stücken von tüchtigem Wollen und fast überall von glücklich erreichtem Gelingen. „Aus der Praxis für die Praxis", das ist die Richtschnur, nach der das Blatt 18 Jahre lang treu seinen Weg gegangen ist; sie wird ihm auch heuer und die folgenden Jahre zur erfolgreichen Anerkennung der Fachkreise verhelfen. Ht.

— Zeitschrift für Bücherfreunde. II. Jahrgang 1898/99, Heft 1—4 (April bis Juli 1898). S. 1—200; 4°. Einzelpreis des Heftes für Nichtabonnenten 3 ℳ; der Jahrgang von 12 Heften im Abonnement 24 ℳ. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. — Das Gefühl der Freude, womit ich den vom schillernden Goldgrunde wirksam sich abhebenden Sattler'schen Bücherwurm während seines 1. Lebensjahres begrüßt und verfolgt habe, erneuert sich mit jedem Hefte des 2. Jahrganges, von dem ich heute das erste Drittel anzeigen möchte. Altes und Neues über das Buch, seine Schicksale und seine Ausstattung: das ist das anscheinend so eng begrenzte Feld, worauf sich die Mitarbeiter dieser Zeitschrift bewegen; man braucht jedoch nur einmal einen Blick in die schönen Hefte zu thun, um sofort von der Reichhaltigkeit des Gebotenen, dem bunten Wechsel der Fragen und Antworten überzeugt zu werden. Eine stattliche Zahl von deutschen Schriftstellern mit gutem Namen hat sich um den geschickten Redacteur Fedor v. Zobeltitz geschaart; und es macht dem Unternehmer nur Ehre, wenn uns manche Mitarbeiter nun zum zweiten und dritten Male begegnen: nichts verleiht einer periodisch erscheinenden Zeitschrift mehr Vertrauenswürdigkeit, als ein wiederholt mit Gaben sich einstellender treu ausharrender Stamm von Autoren, die mit dem Zweck und Ziele des Ganzen ebenso vertraut geworden sind, wie mit dem Geschmacke seines besonderen Leserkreises. Der bereits bewährten Anordnung auch diesmal folgend, will ich aus dem reichen Inhalte das Bemerkenswerthe nach Gruppen geordnet anführen. I. Literaturgeschichte. Der Prager Professor Adolf Hauffen bringt manche interessante Neuigkeit zu Johann Fischart bei (1. Heft). Weniger mit dem „Jubiläum" der Märztage, als mit der kürzlich erfolgten Ausgabe des Verzeichnisses der Friedländer'schen Sammlung hängt der Aufsatz von Dr. Arend Buchholtz über die Berliner Literatur von 1848 zusammen (2. und 3. Heft). Den Goetheforscher wird Georg Witkowski's Abhandlung über Chodowiecki's Wertherbildnisse fesseln (4. Heft). Der Bremer Dichter-Bibliothekar Heinrich Bulthaupt steuert in demselben Heft einen hübschen Beitrag über die ältesten Theaterzettel von 1688 bei; Manchen wird es interessiren, zu erfahren, um was für werthvolle Stücke es sich dabei handelt: „Heute Mittewoch, den 16. May, werden die Sächsischen Hoch-Teutschen Comoedianten Eine Weltberuffene wazhaffte und schauwürdige Materie aufführen. Genandt: Der verrathene Verräther oder Der durch Hochmuth gestürtzete Wallensteiner, Hertzog von Friedland. Nach der Action sol ein vortreffliches und lächerliches Nach-Spiel den Beschluß machen. Einer sage es dem andern!" Der zweite in Hochätzung wiedergegebene Zettel kündigt „Das Leben und Todt des großen Ertz-Zauberers D. Johannes Faustus Mit vortrefflicher Pickelhärings Lustigkeit von Anfang biß zum Ende" an. Da hätten wir Goethe und Schiller auf der Seelenwanderung vor 200 Jahren! II. Cultur- und Zeitgeschichte. Außer der hier hereinspielenden Arbeit Buchholtzens ist von dem auf diesem Gebiete bewanderten Münchner Eduard Fuchs eine amüsante Zusammenstellung über Lola Montez in der Karikatur (3. Heft) zu erwähnen; auch Max Ring's Gedenkblätter zur Geschichte des Kladderadatsches (4. Heft) gehören hierher. III. Musikgeschichte. Nur äußerlich paßt in diese Rubrik die Abhandlung über die Ausstattung der modernen Musikalien, die Walter v. Zur Westen beigetragen hat (1. Heft); innerlich musikalischer handelt Rudolf Genée über das Notenskizzenbuch, das Mozart im Jahre 1764 zu London vollgeschrieben und ein glücklicher Zufall aus der Verborgenheit Mendelssohn'schen Besitzes nunmehr allgemeiner Kenntniß zugeführt hat (2. Heft). IV. Druckgeschichte. Hier ist vor Allem Moriz Sondheim's Würdigung der Leistungen des Engländers William Morris anzuführen (1. Heft). Umfassend gehalten ist der Ueberblick Theodor Goebel's, einer unserer ersten Fachleute auf graphischem Gebiet, über die Fortschritte in der graphischen Kunst und Technik; in vielen Punkten geht er über die Fragen, die der bloße Druck stellt, hinaus (2. Heft). Diesem Thema ausschließlich sind 2 Abhandlungen einer Folge von Artikeln Ernst Schur's gewidmet, die sich mit neuen Typen beschäftigen (1. und 3. Heft). V. Bücherkunde. Otto v. Schleinitz handelt über Caxton im Britischen Museum (2. Heft), F. Grunwald macht Vorschläge und giebt Anregungen zum geschmackvollen Unterbringen der Büchereien im Hause. Einem der berühmtesten und erfolgreichsten Bücherliebhaber und Bücherkenner Deutschlands, Eduard Grisebach, ist der 1. einer Reihe von Aufsätzen des Redacteurs zugeeignet (4. Heft). VI. Vervielfältigende Künste. Hier wäre dies Mal nur Julius Aufsesser mit einer Arbeit über ein ungedrucktes Annalenwerk der Lithographie (von Ferchl, einem Zeitgenossen Senefelder's) zu nennen (2. Heft). VII. Ex-Libris und andere Kleinigkeiten. Außer einem fast unvermeidlichen Beitrag aus der unermüdlichen Feder des Ex-Libris-Sammlers Grafen zu Leiningen-Westerburg (1. Heft) bringt die Zeitschrift im 2. Heft einen nicht uninteressanten Beitrag von Dr. Forrer in Straßburg über mittelalterliche und neuere Lesezeichen. — Dazu noch eine Unmenge Notizen und Mittheilungen, Anzeigen und Besprechungen im Texte, wie in dem jedem Hefte beigebundenen Beiblatt. Kurz: wer sich auf dem weitschichtigen Felde der edeln Bücherliebhaberei Zobeltitzens Zeitschrift zur Führerin erwählt, wird dankbar empfinden, stets gut berathen zu sein. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 103. Sonnabend, den 3. September, Abends. 1898.

Fürst Bismarck und die Literatur.

Ein Gespräch.

Er. So ist er denn nun auch dahingeschieden, der große Mann, wie andere Sterbliche gleichfalls, der Deutschlands Einheit schuf, und Dichter und Sänger werden den Ruhm weiter verkünden, den er sich schon bei Lebzeiten geschaffen.

Ich. Die Dichter und Sänger haben auch alle Ursache dazu, dem Fürsten Bismarck dankbar zu sein, meine ich, denn er war es, der ihren Gesängen einen tieferen Inhalt, einen Stoff bot.

Er. Ganz sicher. Es ist aber oft behauptet worden, und wie mich dünken will nicht mit Unrecht, daß Fürst Bismarck sich der Literatur gegenüber ziemlich gleichgiltig verhalten, sie bei Seite liegen gelassen habe. Glauben Sie nicht auch, daß dem so ist?

Ich. Das kommt darauf an, wie man es betrachtet. Freilich wird Derjenige nicht übermäßig viel Zeit und Wärme für literarische Dinge übrig gehabt haben, der sich mit der hohen Politik beschäftigte und der die Thaten über Alles stellen mußte, selbstverständlich auch über die bloßen Worte, die Schrift, das Wollen allein.

Er. Zweifellos. Wer auf den Höhen des Lebens wandelt, hat kein Auge und keinen Blick dafür, was sich da unten zu seinen Füßen begiebt. So erging es ja auch anderen Herrschenden, wie Friedrich dem Großen, daß sie Diejenigen, die in ihrer Zeit dichteten und sangen, niedrig stellten, ja kaum beachteten. Lessing konnte ein Klagelied darüber singen. Denken Sie nicht gleichfalls so?

Ich. Natürlich. Man kann auch sagen, daß Dasjenige, was ihnen literarisch und dichterisch geboten ward, diesen Hohen und Helden geringwerthig erscheinen mußte, gegenüber Dem, was sie selbst geleistet hatten. Der Mann der That ist, wie ich eben sagte, zu leicht geneigt, abfällig auf das herunter zu sehen, was nicht nach Thaten schmeckt, sondern nach dem bloßen, scheinbaren Wollen.

Er. Friedrich der Große, das ist ein Vergleich, der mir in den Sinn kam, mit dem es seine Richtigkeit hat, der aber auch nichts besonders Entzückendes an sich hat, vielmehr verstimmt und niederdrückt, weil wir sehen müssen, daß gerade die Großen der Erde so geringschätzig von Anderen denken, die sie umgeben, und doch ihrer nicht unwerth waren, wenn sie auch nicht an sie heranreichten.

Ich. Und doch haben Sie den Vergleich mit dem alten Fritzen vielleicht nicht zu Unrecht gewählt, sondern zum Segen von unserer Unterhaltung. Bekanntlich hat kein Geringerer als Goethe in Dichtung und Wahrheit darauf hingewiesen, wie Friedrich der Große, trotzdem er der Literatur seiner Zeit ablehnend gegenüberstand oder doch nur Einzelnes mit jener Reserve lobte, die von vorn herein annimmt, daß die deutsche Literatur der französischen nicht im Geringsten gewachsen sei, hat doch gerade dieser Goethe behauptet, daß der große Friedrich der deutschen Literatur dadurch unendlich genützt habe, daß er ihr einen neuen tieferen Inhalt gab, durch die Heldenthaten des siebenjährigen Krieges, als dessen eigentliche Ausgeburt er Lessing's Minna von Barnhelm bezeichnet, desselben Lessing, der sich gelegentlich bitter über die Theilnahmslosigkeit Friedrich's an den literarischen Zuständen der Zeit beschwerte. Diese Ansicht Goethe's ist von anderer Seite bestritten, ja mit Beweisen widerlegt worden, wenigstens versuchte man es, sie zu widerlegen und ihr zu viel Schönfärberei vorzuwerfen. Ob mit Recht oder Unrecht, bleibe hier unerörtert, da es uns vor Allem erst darauf ankommt, zu beweisen, daß Friedrich der Literatur seiner Zeit nicht fruchtlos gegenüberstand, sondern sie befruchtet, entweder dadurch, daß er sie anzog, oder dadurch, daß er sie abstieß, die Dichter durch Kälte zu Leistungen zwang, damit sie zeigten, was sie konnten. Habe ich nicht Recht?

Er. Ganz sicher. Auch war ja der große Friedrich durchaus keine prosaische, nüchterne Natur, die für Schönes und Herrliches unempfindlich blieb, sondern ein fein empfindender Kopf, der Poesie und Musik liebte, ja letztere im Felde unter Bedrängnissen aller Art als eine Art von Panacee benützte, als Heilmittel gegen Schmerzen und Kummer, blies die Flöte, derweil die Schildwache unter seinem Fenster, vor seinem Zelte auf und abpatrouillirte, zog Voltaire an seinen Hof, der ihm das durch seinen Geiz und durch seine hämische Schadenfreude schlecht lohnte, ja war recht eigentlich ein Mäcen im Sinne der Griechen und alten Römer.

Ich. Ganz wie Bismarck auch. Fürst Bismarck, dieser auf dem Boden der Wirklichkeit fußende Staatsmann, der sich bei seinen Handlungen doch mehr von ideellen, aus dem Gemüthsleben entspringenden Motiven leiten ließ, als man annehmen möchte und als er vielleicht zugegeben haben würde, auf den die Romantik der alten Kaiseridee doch vielleicht einen größeren Einfluß ausgeübt hat, als man denken sollte, wie das deutsche Lied ja auch seinen Antheil hat an der Entwickelung der deutschen Geschichte, Bismarck, auch dieser harte, eherne Mann, war ein fein empfindender Kopf, ein Verständiger im Reiche der Kunst und Wissenschaft, der Musik ganz besonders, wie er ja auch in jeder Beziehung ein ungewöhnlicher Mensch war, der nur mit außerordentlichen Maßstäben gemessen werden kann. Denn wer anders, als ein solcher, ein Mensch, der Musik hat in sich selbst, wie Shakespeare sagt, den Bismarck auch sehr genau kannte, konnte sonst solche feine Bemerkungen machen über die Musik, als der verewigte Altreichskanzler? Er sagte einmal, das Band, das uns, also Einen von dem Dreibund, an Oesterreich und Italien binde, sei ganz besonderer Art, sei vermittelt durch die Musik der Italiener, durch Beethoven, Haydn, Schubert, Mozart u. A. Ist das nicht fein gesagt? Also nicht das Interesse allein fesselt uns, sondern auch der feine Faden der Kunst, der Musik. Ganz wie uns an England Shakespeare, Byron und Händel bindet. Wogegen wir zu den Romanen keine besondere Verbindung haben, weil wir kein Verständniß für sie besitzen. Denn Rabelais, Corneille, Racine, Molière, Calderon und Lope bilden kein Band. Es wird damit wieder einmal schlagend bewiesen, daß nicht die blos materiellen Sachen einen Werth in der Wirklichkeit haben, sondern auch die unwäglichen, diejenigen, die man kaum mit Namen bezeichnen kann und fassen, wie Luft und Sommerfäden. Ist das nicht schön?

Er. Gewiß. Da wären wir ja glücklich schon in unserem Thema drin, wovon wir zu reden angefangen haben, und brauchen uns gar nicht erst zu bemühen, hinein zu gelangen. Fürst Bismarck ein Freund der Musik und Kunst, ein Sachverständiger. Da wird der Künstler, der Freund der Literatur, nicht mehr weit davon sein. Welch feines Ohr, welch feiner Sinn, welch feines Auge, welch feines Gefühl hat der Todte auch nicht dadurch bewiesen, daß er sich ein stilles Plätzchen in der freien Natur, dem Wald mit seinem Rauschen zur letzten Ruhestätte auserkoren hat, damit er im Tode Ruhe habe, die ihm im Leben fehlte. Ist das nicht herrlich? Nicht im stolzen Dom zu Berlin, wohin des Kaisers Wunsch ihn zu betten gedachte, wollte er bestattet sein, sondern in freier Waldluft, auf einer Anhöhe bei Friedrichsruh, die er so liebte und im Leben schon für sich zum Ruheort nach demselben auserkoren hatte. Liegt nicht in dieser Abwendung von dem lärmenden Treiben der Welt, der großen Städte und ihrem ungesunden Hasten etwas Künstlerisches? In der Verachtung, die er für das scheinbar Wichtige hatte, das die Stadtluft nun einmal für sich in Anspruch nimmt, ohne doch in Wahrheit

etwas Wichtiges zu besitzen? In diesem Verkehr mit Baum und Reh, mit Schwan und Hund, mit Förster und Tagelöhner? In dem Schmerz, der ihn erfaßte, als ihm von ruchloser Hand eins seiner Schwänchen getödtet wurde? In dem Bekenntniß, daß das Schicksal eines Thieres, einer Pflanze ihn mehr berühre als die ganze große europäische Politik? Ein Gesinnungsverwandter, ein gleich ungewöhnlicher Mensch, Wilhelm Busch, der bekannte humoristische Dichter und Zeichner, sagte einmal, als er aufgefordert wurde, nach London mitzureisen, indem er diese Reise ablehnte, ein einziger Baumstumpf im Wald mit seinem unendlichen Gewimmel von Käfern und Würmern sei ihm interessanter und lieber als die Millionen- und Weltstadt London. Das ist recht eigentlich für denjenigen ein Labsal, der dem Staub und Dunst der Stadt zu entrinnen liebt, sich gern in Waldesruh ergeht. Die großen Städte müßten von Rechts wegen vom Erdboden vertilgt werden, sagte der Mann einst, den wir jetzt betrauern, ein Ausspruch, der ihm auch verdacht worden ist von jenen Weltkindern, die ihr Vergnügen im Nachtcafé und bei elektrischem Licht suchen. Der Ausspruch ist auch zweifellos anfechtbar und einseitig und ebenso leicht zu bespötteln und zu widerlegen, während er im Grunde genommen doch eigentlich das Richtige besagt. Denn faßt man ihn auf als den Ausruf eines gequälten, in die Enge der Stadtmauern gebannten großen Menschengeistes, der lieber im freien Waldesrauschen weilt, als im Qualm der Stadt, so erhält das Wort doch ein anderes Licht und wenigstens einige Berechtigung. Daher kann das Wort des Dichters Rückert, das auf Theodor Körner gemünzt ist, auch von dem dahingeschiedenen Bismarck gelten, wenn es heißt:

Man hat in Fürstengrüften
Bestatten mich gewollt;
Hier in den frischen Düften
Ihr ruhn mich lassen sollt.
Hier sei noch oft mit Kräuseln
Der Eiche Laub bewegt,
Wenn in des Windes Säuseln
Mein Geist die Saiten schlägt.

Denn große Menschen sind nicht nur durch Das etwas, was sie geleistet haben, sondern auch durch Das, was sie waren, wie Goethe, Bismarck u. A. Hierin liegt nicht zum Mindesten ihr eigenthümlicher Werth für die Nachwelt, die Menschheit, die nicht nur etwas lesen und sehen will, sondern sich auch an die Persönlichkeit halten, die ihr etwas Vorbildliches bietet, etwas, woran sie sich lehnen kann im Leben mit Grundsätzen und Regeln wie an einen Pfosten. Ist es nicht so?

Ich. Bravo! bravo! Ganz recht! Sie haben sich ja ordentlich in Feuer geredet mit Ihrer Vertheidigung von Wald und Freiheit, die auf die Worte eines anderen Helden, des sterbenden Götz von Berlichingen, hinauslief, die besagen: Himmlische Luft! Freiheit! Freiheit! Und wir sind daher von unserem Thema fast abgekommen, das wir angeschlagen haben, d. h. nur scheinbar. Denn eigentlich haben wir den Kern schon gefunden. Bismarck ist kein Banause in Sachen des künstlerischen und literarischen Geschmacks, wie oft behauptet worden, sondern ein fein empfindender Kopf und Kenner von Literatur und vom Schönen. Das ist der Kernpunkt von dem, was Sie da ausgesprochen hatten. Aber was ist's, um auch diese Frage nun noch zu erörtern, die bis jetzt kaum aufgeworfen wurde, das literarisch werthvoll war, das er lesen sollte? Ist das nicht auch beachtenswerth? Woran sollte er sich in seinen Mußestunden ergötzen? An einer überlebten Literatur vergangener Jahrzehnte? Am seichten Zeug des Tages? An jener schlaffen, entnervenden Alltagskost, wie sie uns jetzt geboten wird, wo fast alles Männliche aus dem Schriftthum geschwunden ist? Am Kunstfutter? Er, der Mann, der auf den Schlachtfeldern Geschichte machte? In markigen Reden im Reichstag das neu gegründete Reich vertheidigte? Was bot ihm die Literatur? Wenn gelegentlich Urtheile in die Welt posaunt wurden über dieses oder jenes Tagesproduct der Literatur, das er gelobt haben sollte, so sind solche Urtheile mit jenem Mißtrauen aufzunehmen, das immer am Orte ist, wenn es sich um reine Höflichkeitsacte eines Mannes handelt, der viel mit Briefen und Anliegen bestürmt wird und Niemand gern ein hartes Wort geben möchte. Das Theater besuchte Bismarck, so viel ich weiß, fast nie, höchstens bei festlichen Gelegenheiten, wo seine Anwesenheit aus anderen Gründen geboten erschien. Er soll gelegentlich gern eine derbe Posse gesehen haben, was für seinen Geschmack auch noch kein schlechtes Zeugniß ausstellen würde. Aber war er darum taub oder blind gegen die Schönheiten der großen Dichter und Dramatiker? Seine großen Reden im Reichstag, die wie gespickt sind mit Citaten aus aller Herren Ländern, beweisen das Gegentheil. Er kannte, wie schon gesagt, Shakespeare sehr genau, zur Verblüffung seiner Umgebung, der er Irrthümer im Citiren nachwies. Und zwar nicht nur dem Aeußeren nach. Er drang tief in den Geist des englischen Dichters ein, ein großer Geist in die Wirkungssphäre eines andern großen Geistes. Er that den Ausspruch, er wolle sich mit nichts als Goethe's Werken allein auf eine einsame Insel wie Robinson vergraben und glücklich und nicht gelangweilt dabei sein. Dabei war er kritisch veranlagt, der große Staatsmann. Er tadelte Goethe's Romane wegen der Weichlichkeit ihrer Helden, was man ihm nicht verdenken kann, dem Markigen. Er war auch mit Schiller genau vertraut. Noch nach seinem Rücktritt, als er in die Einsamkeit des Sachsenwaldes sich zurückgezogen hatte, nahm er Schiller's sämmtliche Werke von Neuem der Reihe nach durch. Als er an die Stelle kam, wo der Schurke Franz Moor von seinem alten Vater sagt: Willst Du denn ewig leben? da hätte ihn, so schilderte er, ein Grauen gepackt ob des Ausdrucks, als sei es auf ihn gemünzt. Auch er lebte vielen Leuten ja zu lange, die es nicht abwarten können, bis der große Genius scheidet, die Kleinen. Und so ließen sich noch viele Beispiele anführen, wie er las, kannte, verstand und kritisirte, Altes und Neues und Neuestes, mit scharfem Verstand, mit fühlender Brust. Und solch Mann soll ein Thebaner und Banause, ein Barbar im Reiche der Kunst und Literatur gewesen sein? Das glaube, wer will und kann. Denn wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei, sagt Goethe, der was davon verstand. Und wir haben kein Recht, anzunehmen, daß der nunmehr Dahingegangene ein solcher Barbar war. Ist das nicht logisch?

Er. Ganz und gar. Ebensowenig wie etwa Perikles ein Barbar war, an den mich Bismarck immer erinnert hat, der große Athener Staatsmann, der feine, erschütternde Redner, der Mann der Welt, der Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle. Nur stehen diese großen Leute, die einen neuen Beleg für Carlyle's Theorie von Heroworship, von Helden und Heldenverehrung bilden, die im Gegensatz steht zu der jetzt üblichen Anschauung vom Heerdenberuf der Menschen, die von Menschen vertreten wird, die eben zur lieben Heerde von Schaf und Rind gehören, eben so hoch, gleichsam wie auf Höhenkämmen, daß sie nicht so leicht erkannt werden können in ihrem Wesen und Wollen und ihrem Innern. Daher leicht die Irrthümer über ihr Aussehen, das der Eine so, der Andere so annimmt, während nur wenig Auserwählte und Weise die nähere Gestalt und das Antlitz der Großen kennen. Aber die Zeiten ändern sich und was bis jetzt unerkannt blieb, wird später erkannt, langsam aber sicher. Hat es doch Jahrhunderte gewährt, bis die Gestalt und Bedeutung Wallenstein's klar wurde, der lange, durch tendenziöse Schriftsteller bestimmt, die entweder bornirt oder bösartig waren, als gemeiner Verräther an seinem Kaiser verschrieen wurde, während er jetzt mit seiner Berechtigung und seinen weitgehenden Zielen erkannt worden ist, getreu dem Bilde, das der große Dichter von ihm entwarf. Je mehr wir uns von einem großen Manne entfernen, das ist fast ein Naturgesetz, um so mehr sehen wir seine Größe, wie wir auch im Gebirge die wahren Bergesriesen erst dann von den kleinen Bergelchen unterscheiden können, wenn wir aus dem Massiv herausgetreten sind. Dann erst erscheint uns der Koloß in seiner wahren Höhe. So wird Bismarck's Geist auch auf dem Gebiet des Künstlerischen, der Musik und Literatur erst einem späteren Geschlecht so recht klar werden, das, nebenbei gesagt, auch das gesehen und als Segen empfunden haben wird, was Bismarck's Geist Befruchtendes auch für Dichter und Künstler gehabt haben wird, wovon wir jetzt noch wenig wahrnehmen, da die Schlaffheit und Trägheit auf dem Gebiet des Literarischen überwiegt. Bismarck aber kann vermöge seiner Thaten und Gesinnungen auf den Gang der Literatur nur mächtig fördernd, männlich machend, erhebend einwirken, ganz wie Friedrich der Große es auch gethan hat. Wenn er erst einmal auf der Bühne erscheinen wird, dann wird sein Triumph vollendet sein. Und daß diese Stunde einst und nicht zu spät kommen möge, das lassen Sie uns wünschen und uns darauf die Hand reichen, die wir Beide im Geiste verbunden sind als Anhänger und Freunde einer guten, gesunden literarischen Zukunft. Geben Sie mir die Hand!

Ich. Hier haben Sie die Hand! Und ich sage zu Ihren Ausführungen, nachdem ich Sie überzeugt zu haben scheine, daß Bismarck auch mit der Literatur eng verküpft ist, Ausführungen, die mir ganz aus der Seele gesprochen sind: Das walte Gott!

Julius Riffert.

Jesus als Thierschützer.

(Nach einer koptischen Bibelhandschrift.)

Vor vier Jahren war der Einsender dieses kurzen Aufsatzes mit der Correctur der nachgelassenen Schriften Edmund Dorer's (geb. den 15. Juni 1831 zu Baden in der Schweiz, gest. am 5. Mai 1890 zu Dresden) beauftragt, deren Redaction der inzwischen verstorbene Adolf Friedrich Graf v. Schack in pietätvoller Weise besorgte. Der letzte der drei Bände seiner Werke ist fast ausschließlich der Thierfreundlichkeit gewidmet, die dem Dichter in hohem Grade eigen war und die er in äußerst fleißigen Aufsätzen bei Autoren, z. B. bei den alten Griechen, Hans Sachs, Abraham a Santa Clara, Goethe nachweist. Den Band beschließt eine, wie der Einsender glaubt, geradezu wunderbare, tiefempfundene kurze Legendenerzählung, an die Einsender auf's neue erinnert wurde durch den in Nr. 26 der Sächsischen Schulzeitung zum Abschluß gebrachten Aufsatz „Beobachtungen &c. im Dienste der Humanität gegen unsere Thierwelt", und die er den Amtsgenossen zu gelegentlicher Verwendung, den Verfassern von Lesebüchern zur Aufnahme empfehlen möchte. Daher kommt sie hier zum Abdruck. Zur geschichtlichen Erläuterung über die koptische Bibel diene noch Folgendes: Muß nicht einem jeden denkenden Bibelleser die bedauerliche Lücke im Neuen Testamente*) auffallen, daß darin nicht ein einziges Begebniß erzählt wird, wo Jesus, der Mann mit dem warmen Herzen und den geläuterten Begriffen von Recht und Unrecht, sich kräftig und entschieden gegen die Thierquälerei ausgesprochen hat, die ihm doch häufig entgegentreten mußte? Begreiflich wird dies nur, wenn wir uns erinnern, daß neben der Sammlung der neutestamentlichen Bücher, welche etwa am Ende des 4. Jahrhunderts durch die Geistlichkeit als Kanon des Neuen Testaments zum Abschluß gebracht wurde, noch mancherlei andere Aufzeichnungen über Jesus und seine Lehre in Umlauf waren, die die Kirche als apokryphe geringer schätzte, indem sie ihnen die Eigenschaften der Inspiration absprach. In manchen dieser Aufzeichnungen werden höchstwahrscheinlich die Pflichten der Menschen gegen die Thiere nicht vergessen sein; die junge Kirche aber, vor Allem auf ihre Ausbreitung bedacht, hielt es nicht für zweckmäßig, nach dieser Richtung hin zu hohe Anforderungen an die Gläubigen und die zu Bekehrenden zu stellen in einer Zeit, wo die Verbote der Gladiatorenkämpfe nicht immer beachtet, Thierkämpfe aber an der Tagesordnung waren. Es war ihr genug, Pflichten gegen Gott und Nebenmenschen vorzuschreiben; diejenigen gegen die thierischen Mitgeschöpfe ließ sie dabei unberücksichtigt. Nun ist bekannt, daß die koptische Kirche in Aegypten eine der frühesten christlichen Gemeinschaften gewesen ist, welche sich von Anfang an infolge der Annahme der monophysitischen Lehre in einen Gegensatz zur katholischen Kirche stellte und sich trotz der geringen Anzahl ihrer Bekenner zu einem abgesonderten Kirchenwesen ausbildete, welches noch heute, freilich in sehr verkümmerter Gestalt, besteht, nachdem die Unterwerfung der Bevölkerung unter die Herrschaft der Muhamedaner jeden materiellen und geistigen Fortschritt unmöglich gemacht hat. Die Kopten (von den Ureinwohnern Aegyptens abstammend) besaßen eine aus altägyptischen und griechischen Elementen gemischte Büchersprache, in die, wie aus dem Bericht der englischen Bibelgesellschaft zu ersehen ist, in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung die heiligen Schriften übersetzt worden sind. Die Handschriften sind noch jetzt in den koptischen Klöstern vorhanden. Sie werden zwar von den Wenigsten verstanden, da die gegenwärtige Sprache der sehr zusammengeschmolzenen und zerstreut in Städten und Ortschaften Oberägyptens lebenden Kopten das Arabische ist: für die orientalische Bibelforschung sind sie aber von hohem Werthe, auch ist das Altkoptische noch jetzt die Kirchensprache. In Herzog's Real-Encyklopädie wird hervorgehoben, daß die neutestamentlichen Schriften der koptischen Kirche zahlreiche Bestandtheile enthielten, die sich in dem Kanon des Neuen Testaments nicht finden, beispielsweise das Evangelium Joseph's des Zimmermanns, das Evangelium der Kindheit Jesu. — Mag man diese Bestandtheile auch apokryphe nennen, sie sind doch wegen ihres Alters von nicht geringer Bedeutung für die auf der Tradition beruhende Entwickelung der christlichen Lehre und Moral nach Jesu Tode. Ein Manuscript, worin alte Traditionen der ersten christlichen Jahrhunderte niedergelegt sind, wird höchstwahrscheinlich die Quelle der Uebersetzung sein, die ein französischer Orientalist von der nachstehenden Stelle der koptischen Bibel lieferte.

Die Erzählung lautet nun also: Es begab sich, daß der Herr auszog aus der Stadt und ging über das Gebirg mit seinen Jüngern. Und sie kamen an einen Berg, dessen Straße war steil. Allda fanden sie einen Mann mit einem Saumthier. Sein Thier aber war niedergestürzt; denn er hatte es überladen und schlug es, daß es blutete. Und Jesus trat zu ihm und sprach: „Mensch, was schlägest Du Dein Thier, siehest Du nicht, daß es zu schwach ist für seine Last; und weißt Du nicht, daß es Schmerzen leidet?" Der Mann aber antwortete: „Was gehet es Euch an? Ich darf es schlagen, so viel mir gefällt, sintemal es mein Eigenthum ist und ich es gekauft um ein gut Stück Geld. Frage die, so bei Dir sind; denn sie kennen mich und wissen davon." Und etliche von den Jüngern sprachen: „Ja Herr, es ist, wie er saget. Wir haben gesehen, wie er es gekaufet." Aber der Herr sprach weiter: „Sehet denn nicht auch Ihr, wie es blutet, und höret denn nicht auch Ihr, wie es jammert und schreiet?" Sie aber antworteten und sprachen: „Nein Herr, daß es jammert und schreiet, hören wir nicht." Jesus aber ward traurig und rief: „Wehe Euch, daß Ihr nicht höret, wie es schreiet und klaget zum himmlischen Schöpfer um Erbarmen, dreimal Wehe aber über Den, über welchen es schreiet und klaget in seinem Schmerz." Und er trat hinzu und rührete es an. Und das Thier stand auf und seine Wunden waren heil. Zum Manne aber sprach er: „Nun treibe weiter und schlage es hinfort nicht wieder, auf daß auch Du Erbarmen findest."

Vetter-Löbtau.

*) Auch das Alte Testament enthält nur die kurzen Sätze: „Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden" und „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes".

Bücherbesprechungen.

— **Die Kirche ein Leib.** Eine naturwissenschaftlich-theologische Betrachtung über die Kirche von Albert und Paul Wigand. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1898. 1 ℳ — Von den Wunderlichkeiten dieses Titels erklärt sich zunächst die eine, daß er zwei Verfasser nennt, daraus, daß der Sohn hinterlassene Aufzeichnungen seines Vaters bearbeitet und herausgegeben hat, die andere, daß diese Betrachtung eine naturwissenschaftlich-theologische heißt, soll darauf hinweisen, daß der Verfasser das Gleichniß vom Leibe für die Kirche nicht blos als solches mit seiner jeweilig vom Zusammenhang geforderten Deutung, sondern als eine Art unentbehrliches Lehrstück mit einem fast mystischen Hintergrund ansieht. Er hat darin Recht, daß kein Gleichniß für die Kirche in der Bibel häufiger wiederkehrt, hat aber nicht beachtet, daß es trotzdem lediglich paulinisch und von Christus selbst nicht gebraucht ist. Daraus ergiebt sich für eine unbefangene Beurtheilung, daß das Gleichniß nur ein Mittel der Verdeutlichung ist, das ein Apostel mit Vorliebe verwendet zur tiefsinnigen Darstellung christlicher Wahrheiten. Daß die Deutung desselben noch keineswegs erschöpft ist, das geben wir dem Verfasser ohne Weiteres zu und wir sind ihm für manche höchst feinsinnige Bereicherung derselben von Herzen dankbar. Wir würden auch sein Buch mit ganz anderen Augen ansehen, wenn es sich nach Art der mittelalterlichen Mystik wie ein Hilfsmittel erbaulicher Belehrung darböte. Aber seine Ansprüche gehen weiter. Er gründet, wenn auch nur in einzelnen Strichen, auf seine Deutung des Gleichnisses ein ganzes System der Lehre von der Kirche und kann natürlich auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne die Fündlein des Irvingianismus anzubringen, wo es geht. Dabei entschlüpft ihm die unwillkürliche Kritik seiner eigenen Gemeinschaft, wenn er (S. 33) den an und für sich völlig wahren Satz ausspricht, daß das einseitige, verkümmerte und krankhafte Kirchenwesen der Secten sich darin zeige, daß man alle Glieder kenne, wenn man eins kennt. Als ob die Irvingianer nicht auch eine Secte wären, die man just an nichts besser erkennt, als gerade daran! Läßt man jedoch diese einseinseitigen und krankhaften Ansprüche des Buches bei Seite, so wird man viel geistreiche, anregende und erhebende Gedanken finden.

H. K.

— **Zum Gedächtniß an David Friedrich Strauß.** Fünf kleine Aufsätze von Dr. Heinrich Künkler. Wiesbaden,

J. F. Bergmann. 1898. 2 M. — Der Verfasser ist mit seinem Helden befreundet gewesen und hat sich mehrfach mit ihm, namentlich auch in den letzten Lebensjahren berührt; er ist auch auf allen Stufen seiner Entwickelung sein Gesinnungsgenosse geblieben. So erklärt sich sein Zorn über die Stellung, die von Vertretern der freisinnigen Theologie gegenüber den letzten Werken des großen Kritikers eingenommen worden ist. Besonders Hausrath hat wegen seiner bekannten Schrift über Strauß und die Theologie seiner Zeit in einer Anzeige diesen Zorn zu fühlen bekommen. Die gegen ihn geführte Polemik bildet den theologisch interessantesten unter den hier gesammelten Aufsätzen. Zwei andere bilden Anzeigen des aus dem Nachlasse herausgegebenen poetischen Gedenkbuches von Strauß und die zwei letzten solche der von Zeller herausgegebenen Ausgewählten Briefe und der Gesammelten Schriften. Der Verfasser dieser Aufsätze ist begreiflicher Weise von ihrer Wichtigkeit völlig überzeugt; sonst hätte er sie nicht neu herausgegeben, obwohl vier von ihnen vor etwa zwanzig Jahren erschienen sind; er hält sie für schätzbares Material zu einer ordentlichen Biographie von Strauß, deren baldiges Erscheinen ihm sehr nöthig vorkommt. Ohne das Hausrath'sche Werk hier irgendwie vertreten zu wollen, können wir doch diese Nothwendigkeit nicht recht einsehen, und wenn es der Verfasser nicht selber unternimmt, so fürchten wir, daß sich sonst schwerlich Jemand dazu findet. Seine Aufsätze bieten übrigens manches Wissenswerthe, namentlich auch viele Proben der tief empfundenen Strauß'schen Poesie, die uns jedoch nur neue Beweise dafür waren, wie verkehrt sich sein Geistesleben gestaltet hat. Das Merkwürdigste war uns die S. 82 erwähnte Aeußerung von Strauß, er sei oft nahe daran gewesen, seinen Gegnern zu glauben, daß sein Leben Jesu ein schlechtes Buch sei. B. K.

— Einsam. Roman von O. Berbeck. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1898. — Zwei Menschen wandern einsam ihren Lebensweg: Hanna Wasenius und Arnold Rettenbacher. Aus Liebe zur kranken, bedürftigen und hilflosen Mutter hat sie eingewilligt, das Weib des Millionärs Ludwig Thomas zu werden. Sie hofft, durch ihres Mannes Ueberfluß dem geliebten Mütterchen die schweren Sorgen um die Anschaffung des täglichen Brodes zu nehmen, ihr vielleicht durch die Kunst der berühmtesten Aerzte die Gesundheit zurückzugeben. Aber nur kurze Zeit sonnt sich die Mutter im trügerischen Schein des Reichthums. Dann geht sie schnell und unerwartet für immer dahin und läßt ihre Hanna einsam zurück. Zurück in dem Hause des reichen „Wohlthäters", aber nicht geliebten Mannes. Ihr Herz hatte ja längst dem Anderen gehört, dem armen „Pensionär" der Mutter, dem Arnold Rettenbacher, dem fleißigen, stillen Manne. — Einsam, ohne den warmen Hauch einer verschwiegenen Liebe empfunden zu haben, geht auch er seine Straße, und erst, als Hanna für ihn auf immer verloren ist, versteht er ihren Blick und fühlt, daß auch sie ihn liebt. — Einsam in seinem glänzenden Hause, umgeben von Pracht und Prunk, lebt aber auch Ludwig Thomas. Kein froher Kindeslaut tönt an sein Ohr, auch kein weicher Frauenarm schlingt sich liebevoll um seine Schulter. Kein warmes Wort hingebender, wahrer Liebe mildert seinen ungefügen Sinn, seine tyrannische Selbstsucht, seine unberechenbare Launenhaftigkeit, seine quälende Eifersucht. Seinem Weibe macht er das Leben zur Hölle; aber auch er leidet, auch er entbehrt: denn er wird nicht wiedergeliebt, und er weiß dies: den ersten, als freiwilliges Liebesopfer ihm dargebotenen Kuß seines Weibes fühlt er auf dem Krankenbette als Sterbender auf seinen fieberheißen Lippen brennen. Ein einsamer Mann auf Erden scheidet er aus einem freudenlosen Leben. — Muß ein Roman von solchem Inhalt nicht unser Herz mächtig ergreifen? Ist er nicht wie geschaffen, uns zu rühren, zu erschüttern, mitempfinden, mitleiden zu lassen? Gewiß! Aber auch unser ästhetisches Empfinden zu — befriedigen? Muß ein aussichtsloser, von der einen Seite in unedelster, abstoßendster Weise geführter, von der anderen Seite mit willenloser, stummer Ergebung erduldeter Kampf in einer denkbarst unglücklichen Ehe uns, den Leser, nicht selber auf eine wahre Seelenfolter spannen? Liegt in der Schilderung eines solchen unheilbaren Zustandes ein ethisches oder ästhetisches Moment, das uns erheben kann? Und ist es nicht eine Verkennung der Kunst und ihres Zweckes, unsere Seele, unser Gemüth unter schwerem Drucke dauernd niederzuhalten, unter einem Drucke, der stetig zunimmt, von dem eine Befreiung unmöglich ist? Wird diese Befreiung, diese Lösung aber dadurch herbeigeführt, daß wir am Schlusse des Romans von fern noch einen hellen Stern aufgehen sehen, unter dem die Einsamen sich vereinigen werden, um in der Liebe das lange entbehrte Lebensglück zu finden? Das sind Fragen, die sich uns aufgedrängt haben, als wir das Buch gelesen hatten. Und doch ist es werth, gelesen zu werden. Eine edle Sprache, eine tiefe Ergründung des menschlichen Gemüthes, eine scharfe und folgerichtige Charakterisirung der Personen, eine meisterhafte Schilderung der wechselnden Vorgänge sind die hervorragendsten Vorzüge des Romans, an dem das Interesse bei der Lectüre nie erlahmt. Am meisten Anklang wird er, wie wir vermuthen, wohl in dem Kreise unserer Frauen finden, und diese, vielleicht weniger kritisch beanlagt als wir, werden unsere Bedenken wohl für nicht so erhebliche halten? W. Sm.

— Schönburgische Geschichtsblätter. Vierteljahrsschrift zur Erforschung und Pflege der Geschichte der Gebiete der Schönburgischen Receß- und Lehnsherrschaft. Redigirt von Dr. Reinhold Hofmann. Jahrgang IV. 1697/98. Heft 4. Waldenburg i. S., E. Kästner. — Mit dem vorliegenden Hefte schließt bereits der 4. Jahrgang der Zeitschrift ab, die schon eine ganze Reihe brauchbarer Vorarbeiten zu der seit lange geplanten und vorbereiteten Geschichte des Hauses Schönburg und zur Geschichte der in seinen Gebieten belegenen Ortschaften gebracht hat. Theodor Schön veröffentlicht eine hauptsächlich auf Urkunden des Magdeburger Staatsarchivs beruhende fleißige Studie „Die Herrschaft Wettin im Besitz des Hauses Schönburg" (1567—1585) und eine genealogische Abhandlung „Aus der Ahnenreihe des Fürstl. Hauses Schönburg-Waldenburg", in der der Nachweis geführt wird, daß die staufischen und die sächsischen Kaiser, die Könige Englands aus angelsächsischem Stamme, ja auch die Karolinger zu den Ahnen des Hauses gehören. Hugo Colditz setzt seine Forschungen zur Geschichte der Gewerbe in Lichtenstein fort; hauptsächlich auf Grund des Inhalts der Innungsladen werden die Innungen der Bäcker, der Fleischer, der Tuchmacher und Tuchscherer, der Lein- und Wollenweber, der Strumpfwirker und Steckenadler behandelt. Das Heft enthält ferner einen Aufsatz von Fritz Resch „Zur Geschichte der Scharfrichterei in Waldenburg", einen Wiederabdruck der Polizeiverordnung Georg's v. Schönburg vom 27. Januar 1558, eine Anzahl kleinerer Mittheilungen (Zur Geschichte Wechselburgs, Copie des Lehn-Amt-Briefes der Pfarre zu Rochsburg von 1333, Lindenau im Prinzenraub-Prozeß, Beiträge zu einem Schönburgischen Alterthumsmuseum) und Berichte über die 49. Jahresversammlung der evangel. Gustav Adolf-Stiftung in Glauchau, über die Weihe des Neuen Waisenhauses und der höheren Webschule in Glauchau. —m—

— Moritz von Berg, Roß und Reiter. Cavalleristische Erzählungen. Berlin, Verlag von Carl Siegismund. — In vorliegenden beiden Erzählungen: Der tolle Graf und Stummel-August bietet der, namentlich in cavalleristischen Kreisen bekannte und beliebte Verfasser der Leserwelt einige Neuigkeiten, die zweifellos allenthalben Anklang finden werden. In gemüthvoller höchst ansprechender Weise schildert v. Berg Scenen und Erlebnisse aus dem cavalleristischen Leben in Krieg und Frieden und das Buch wird ohne Zweifel auch von Solchen gern gelesen und mit Befriedigung aus der Hand gelegt werden, welche der Armee ferner stehn. Es ist ein Buch für Alle, eine empfehlenswerthe Lectüre für Jedermann! —ff.

— Dr. R. Tümpel, Die Geradflügler Mitteleuropas. Verlag von M. Wilkens. Eisenach 1898. — Der ersten Lieferung des seiner Zeit von uns besprochenen höchst empfehlenswerthen Werkes ist jetzt die zweite Lieferung gefolgt und wird ohne Zweifel eine gleich günstige Aufnahme finden wie die erste. 24 Textseiten bieten den Schluß des Abschnitts über das Präpariren der Libellen für die Sammlung, die Tafeln zur Bestimmung der Unterfamilien, Gattungen und Arten der Libellen und die Einzelbeschreibung der Libellenarten (28 Libelluliden und 12 Aeschniden). Die unterscheidenden Merkmale der einzelnen Gruppen und Arten sind so scharf gekennzeichnet, daß die Bestimmung eines vorliegenden Exemplars keine Schwierigkeit machen wird. Eine manchem Sammler gewiß dankenswerthe Beigabe sind die Uebersetzungen resp. Erklärungen der theils lateinischen, theils griechischen Namen der beschriebenen Thiere. Außerdem sind der zweiten Lieferung wieder 3 farbige Tafeln mit Libellen und eine schwarze Tafel mit Libellenlarven in sauberer, naturgetreuer Ausführung beigefügt. Wir können demnach das Unternehmen von Tümpel nur warm empfehlen. Der Preis des vollständigen Werkes für Abnehmer der Lieferungsausgabe beläuft sich auf höchstens 15 M. P—t.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 104. Dienstag, den 6. September, Abends. 1898.

Der Salto Guayrá.

Von Capitän Ludwig Jerrmann.

(Schluß.)

IV. Der Salto Guayrá. Am nächsten Morgen trafen wir unsere Vorbereitungen zur Abreise. Perú setzte über den Fluß und brachte einen Brief von mir an den Mayordomo des Depots Jva-hú, Señor Pedroso. Mit der größten Bereitwilligkeit übersandte mir dieser Herr mehr als 20 Pfund Fleisch, womit Perú um Mittag zurückkehrte. Da aber ging die Bettelei los und ich mußte, um es mit den Leuten nicht zu verderben, ein gut Theil meines Fleisches verschenken. Indessen hatte Don Schuan das Boot klar gemacht und unsere Vorräthe an den Fluß bringen lassen. Ich ließ all mein Sattelgeschirr und sonstige Bagage im Hause des Capitao, nahm nur die nothwendigsten Kleidungsstücke und die astronomischen Instrumente mit mir, und um 3 Uhr am 28. August schifften wir uns ein. Eine ganze Schaar Kinder hatte uns neugierig bis an das Ufer begleitet und stand nun auf der steilen Böschung uns nachblickend, wobei sich einige an den überhängenden Baumstämmen festhielten, um recht weit sehen zu können. Als uns die erste Krümmung des Flusses ihren Blicken entzog, hörte ich noch eine bekannte Stimme rufen: „To ho porang-ete Pai Pacova!“ Wir waren mit vier Mann im Boot. Schuan's Schwiegersohn Curijú, die Wasserschlange, saß am Steuer, ein großer starker Knecht schob das Boot mit einer langen Stange, während der Capitao im Gefühl seiner Würde einfach nichts that und sich nur das Commando vorbehielt, wenn es galt, schwierige Stellen zu passiren. Es ist ergötzlich, zu beobachten, mit welcher Eifersucht die Vornehmen ihr Ansehen unter allen Umständen aufrecht zu erhalten suchen. Einst nahm der Capitän des Flußdampfers, mit dem ich von Concepcion den Paraguay nach Asuncion hinabfuhr, einige Indianer mit, welche gegen Entgelt während der Fahrt beim Laden und Wegstauen des Brennholzes helfen sollten. Es waren sechs Mann, die ihr Mburubischa dem Capitän der „Aurora“ verheuert hatte, und sie auch glaubte begleiten zu müssen, und so freie Fahrt und Beköstigung für seine hohe Person beanspruchen zu dürfen. Als ihm aber bemerklich gemacht wurde, daß er, einmal an Bord, nun auch mit arbeiten müsse, führte er seine ganze Beredtsamkeit ins Feld, um sich vor dieser Entwürdigung zu bewahren. Es half ihm aber nichts, er mußte mit Hand anlegen, und ich hatte das Vergnügen, die höhnischen Mienen seiner Leute zu beobachten, die ihren gestrengen Herrscher zum ersten Mal gemeinschaftlich mit ihnen arbeiten sahen. Um vier Uhr passirten wir den „Puerto de Jva-hú“, einen Anlegeplatz am linken Ufer des Jgatimi, wo wir eine Chata liegen sahen, die Yerba lud, um sie stromaufwärts zu bringen, nach einem anderen Depot, von wo sie auf Carreten nach Jpe-hú geführt werden konnte. Die Fahrt ging wunderschön von Statten, die starke Strömung ließ uns ziemlich rasch an den prachtvoll bewaldeten steilen Ufern dahingleiten, deren vielfach abgetöntes Grün, von braunem Laubwerk unterbrochen, in den Strahlen der niedergehenden Sonne glänzte. Viele Bäume leuchteten im Schmuck der rothen oder blauen Blüthen daraus hervor und das Gold der wilden Apfelsinen war überall wie von kunstvoller Hand dazwischen gestreut. Um sechs Uhr Abends landeten wir am rechten Ufer, wo sich ein verhältnißmäßig bequemer Lagerplatz vorfand. Auch hier that Schuan nichts; kaum daß er mir half, mein Gepäck an Land zu schaffen, während die beiden Anderen ein kleines Fleckchen vom Gestrüpp und Unterholz reinigen und Feuerungsmaterial suchen gehen mußten. Während der etwas beschränkte Knecht, den sie Jurú-njorá, den Schwätzer, nannten, Fleisch an einem zugespitzten Holz briet, überraschte mich Schuan mit einigen Bananen, eine zarte Aufmerksamkeit, die ich ihm gar nicht zugetraut hätte. Trotz des starken Rauches, das unser die ganze Nacht lebendig gehaltenes Feuer entwickelte, hatten wir recht unangenehm von den Insecten zu leiden; allerhand geflügeltes Ungeziefer umschwärmte mich summend die ganze Nacht, und wenn es nicht biß oder stach, so kitzelte es an Gesicht, Hals, Händen und Füßen in unerträglicher Weise.

Bei Tagesanbruch erwärmte ein heißer Mate die fröstelnden Glieder und um 6 Uhr ward die Fahrt wieder aufgenommen. So schön der Anblick der dicht bewaldeten Ufer auch ist, so ermüdete das Auge dennoch von dem ewigen Einerlei, da Nichts zu sehen war, als das Wasser und der Wald, über dem sich im Süden stellenweise der Kamm des Maracayu-Gebirges zeigte, das aber hier schon weit geringere Höhen aufweist, und sich weiter gen Osten immer mehr abflacht, bis nur noch niedrige Felsen zwischen sich das enge Thor öffnen, durch welches der Riesenstrom des Paraná von dem Hochplateau von Matto grosso in das tiefer gelegene Paraguay herabstürzt und dabei den berühmten Wasserfall, den Salto Guayrá bildet, das Ziel meiner Reise, den Kernpunkt unserer Gespräche, den südlichen Bruder des großen Niagara, mit dessen Bildern sich schon so lange meine aufgeregte Phantasie beschäftigt hatte. „Heute Nacht hören wir ihn rauschen,“ sagte Schuan, „vorher aber kommen noch sieben kleine Saltos des Jgatimi, die wir passiren müssen.“ Gegen Mittag erreichten wir den ersten dieser „Saltos“, die aber in Wirklichkeit nur sehr gefährliche Stromschnellen sind, gebildet von quer im Flusse liegenden Felsen, über welche das Wasser mit großer Gewalt hinwegschäumt. Hier zeigte sich Schuan's Steuermannskunst in vollstem Lichte, so daß wir ohne Unfall über diese Hindernisse hinweg kamen, und um 12 Uhr athmete der Capitao erleichtert auf: „hasá-ma, wir sind an der Gefahr vorüber.“ Mit der zunehmenden Wildniß ward die Menge der uns umschwärmenden Vögel immer größer, und an den Ufern standen überall auf Beute lauernde Fischreiher, jakapira. Zuweilen sahen wir kleine Affen sich lustig in den Zweigen tummeln, paarweise flogen rothe oder blaue Arara über den Fluß und gegen Abend verkündeten große Schaaren von viel Hundert grünen Papageien durch ihr widerliches, ohrenbetäubendes Geschrei, daß sie zu Neste flögen. Seit das Rauschen der Stromschnellen hinter uns verklungen, umgab uns tiefes, feierliches Schweigen der großen, ewig ungestörten Urwaldseinsamkeit. Auf der ganzen Fahrt sahen wir kein Haus, kein Zeichen von Menschen. Das Land zu beiden Seiten des Flusses ward flacher und bot den Wasservögeln in seinen großen Lagunen oder Sümpfen so guten Aufenthalt, daß auch sie immer spärlicher wurden, und bald war der neugierige kleine Martin Pescador unser einziger Begleiter. Von Jacare's, den im Paraguay und seinen Nebenflüssen in Unmassen vorhandenen Alligatoren, habe ich hier im Paraná nur sehr wenig gesehen. Aber eine mächtige mboi-jagua, Boa constrictor, traf ich todt an einem Ast im Wasser hängen. Ich hatte mich dem Ufer zu nähern gewünscht, um eine der zierlichen Blumen des Juleri zu pflücken, aber der böse Geruch des verwesenden Thieres trieb uns rasch von dannen. Später sahen wir noch einen großen Tapir den Fluß durchschwimmen, aber die Entfernung war so groß, daß ihm meine Kugel nicht schaden konnte. Ich konnte gerade noch sehen, wie das ungefüge Thier mit erstaunlicher Schnelligkeit an dem steilen jenseitigen Ufer emporklimmte, um dann im Dickicht zu verschwinden. Gegen Abend befanden wir uns in der Luftlinie wohl nur noch eine Legua vom Paraná und landeten gegenüber der großen Laguna Piry-ti an einer Stelle, deren steiles Ufer durch einen stark ausgetretenen Tapirweg

gut zugänglich war. Mit der Machete ward im Busch so viel Platz freigemacht, daß wir vier Reisegefährten um ein gutes Feuer lagern konnten, aber zu essen hatten wir nichts mehr. Trotz aller Mahnungen meinerseits hatten die Indianer sich dem seltenen Fleischgenusse so zügellos hingegeben, daß wir jetzt zum vollständigen Fasten, ja zum Hungern verurtheilt waren. Zufällig fanden sich im Boote einige Maiskolben, aber es war von der harten Art, die nur zu Viehfutter benutzt werden kann, da Christen ihre Körner nicht kauen können. Da mir der Ausdruck hier entwischt ist, möge beiläufig bemerkt sein, daß im spanischen Amerika kein weiterer Unterschied gemacht wird, als zwischen Vieh und Christen. Mich hungerte ziemlich stark. Aus den wenigen mir noch gebliebenen Tabakblättchen hatte ich mir in Mocoi drei kleine Zwischenacicigarren gemacht, und eine davon beschloß ich anzuzünden, um den Hunger zu betäuben. So lag ich und lauschte rauchend in die stille Nacht hinaus, aber von dem versprochenen entfernten Rauschen des Wasserfalles vernahm ich nichts. Curigú, der noch immer nach Schwimmvögeln vergebens ausspähte, obwohl es schon längst dunkel geworden, meinte, daß der Wind nicht stark genug sei, das Geräusch des Wasserfalles bis hierher zu tragen, eine Entfernung, die er auf sechs Leguas schätzte, also dreißig Kilometer; meiner Meinung nach war unser damaliger Lagerplatz höchstens zwanzig Kilometer vom Salto Guayrá entfernt. Ich wollte schon einschlafen, als mir Curigú ein leises Zeichen gab und mir eine schwarze Ente zeigte, die in ziemlicher Entfernung auf einem Aste über dem Wasser saß. Ich schoß, und wir hatten doch noch ein Abendessen. Nach einer mehrmals von Tapiren gestörten Nachtruhe brachen wir am 30. August bei Tagesgrauen auf. Trotz des genossenen heißen Mate konnten wir uns in dem dichten Nebel nicht erwärmen. Der Fluß wand sich in den capriciösesten Krümmungen durch die beiderseits niedrigen, mit düsterem Walde bedeckten Ufer. Erst nach dreistündiger Fahrt drang die Sonne durch, der Nebelschleier hob sich, und auf einmal sahen wir vor uns die weite Fläche des silberglänzenden Paraná, in den wir, eine spitze Landzunge umschiffend, um halb zehn Uhr einbogen. Der Mündung des Igatimi gegenüber, am östlichen Ufer des Paraná erblickte ich eine kleine, scharf begrenzte Insel, der ich den Namen Helgoland gab, weil sie, ebenso wie dieses, vor dem Eingang in einen großen Fluß liegt. Nachdem wir über Mittag auf einer Sandbank etwas gerastet hatten, setzten wir unsere Fahrt in südlicher Richtung fort, den westlichen Arm des Paraná hinab, den wir um vier Uhr sich mit seinem östlichen Arme an der Südspitze einer großen, dazwischen liegenden Insel vereinigen sahen. Diese sogenannte Ilka de Salto Guayrá soll aber nach Aussage der Indianer von einer so großen Menge kleiner Canäle durchzogen sein, daß man von einer Inselgruppe reden müßte; eine Behauptung, die mir, nach der Zerrissenheit des Uferrandes zu urtheilen, glaubwürdig schien. Ob der große Canal existirt, welcher die Insel in der Mitte eine Tagereise nach N. durchqueren soll, konnte ich nicht feststellen. Der Anblick des Riesenstromes nach dem Zusammenflusse seiner beiden Arme ist geradezu überwältigend. In einer Breite von mindestens drei Seemeilen wälzt sich die ungeheuere Wassermasse in ruhiger Majestät gen Süden, bis wo die Felsenkette des Cerro Maracayu ihm den Weg versperrt und ihn zwingt, sich durch ein enges Thor zu zwängen und dann den gewaltigen Sturz in die Tiefe zu machen.

[illegible]oz der Breite des Flusses kamen wir mit unserem Boote oft
[illegible]eheuere Inseln von Blättern der dort, wie im Paraguay,
[illegible] [illegible]lich häufig vorkommenden Wasserpflanzen Camalota,
in un[illegible] [illegible]ns immer am Westufer hinschiebend, oft Mühe
außerorden[illegible] [illegible]urch das dichte Geschling hindurchzuarbeiten.
so daß wir, [illegible] [illegible]n unserer rechten Seite weit zurück und
hatten, das Boot [illegible] die ich Bahia Emma nannte und
Plötzlich trat das Ufer [illegible]en. Etwas links davon erhoben
bildete eine geräumige Bu[illegible] dem Wasser, hinter denen
auf deren Südufer wir zusteuer[illegible] zu beträchtlicher Höhe
sich niedrige schwarze Klippen aus [illegible]näherten, bemerkten
deutlich der Wasserdampf des Falles b[illegible] sich am Ufer
erkennbar war. Als wir uns dem Lande [illegible]e und eine
wir zu unserem Erstaunen menschliche Gestalte[illegible] [illegible]rüßten;
bewegen: es waren drei Männer, ein junger Bursch[illegible] [illegible]am-
Frau, die uns beim Landen etwas zurückhaltend be[illegible]
sie schienen gar nicht erstaunt zu sein, in dieser wilden Ein[illegible]

keit Menschen zu begegnen, sondern eher, von Mißtrauen erfüllt, durch unsere Ankunft unangenehm berührt zu werden. Sie waren zwei Tagereisen weit des Fischens halber hergekommen und noch in voller Reiseausrüstung. Neben ihren Waffen und Fischereigeräthschaften führten sie in kleinen Ledertaschen aus Affenfell allerhand Kleinigkeiten mit, während die Frau ihren Säugling in einem Sack auf dem Rücken trug. Den Tocumbó, den Lederriemen aus Schlangenhaut, an dem ihr schreiendes Memby hing, hatte sie vor die Stirne gelegt, außerdem trug sie in jeder Hand eine Calebasse und schien sehr ermüdet zu sein. Sie versprachen mir morgen den Weg zum Salto zu zeigen, dann zogen sie sich tiefer in den Wald zurück und schlugen dort ihr Lager auf. Schuan errichtete nahe am Ufer zwei leichte Hüttchen und zündete ein großes Feuer an; ein kleineres, etwas abseits, sollte hauptsächlich die Mücken mit seinem Rauche verscheuchen. Seit der Ente von gestern Abend hatten wir nichts mehr gegessen und mußten auch diese Nacht ohne Speise zur Ruhe gehen, aber in solchen Fällen bewährt der Mate seine anregende, stärkende Eigenschaft. Mit Eintritt der Dunkelheit hatte sich ein heftiger Wind erhoben, der schwarze dicke Wolken über den Himmel jagte, und etwa um zehn Uhr brach ein heftiges Gewitter, von strömendem Regen begleitet, über uns herein. Das kleine Feuer vor meiner Hütte war bald ausgelöscht, aber das größere mußte Schuan doch lebendig zu erhalten. Mein Hüttchen bot mir anfangs guten Schutz, so daß ich, unter ihm zusammengekauert, mich dem grausig schönen Eindruck der Situation überlassen konnte. Der Wind heulte in der Luft und pfiff zwischen den ächzenden und knarrenden Baumästen hindurch, der dichte Regen prasselte auf mein Laubdach nieder, in das dröhnende Tosen des nahen Wasserfalles mischte sich fast unaufhörlich das dumpfe Rollen des Donners und das schrille Knattern in der Nähe einschlagender Blitze, deren bläulicher Lichtschein zuweilen die gelben Flammen des Holzstoßes verblassen ließ. Vor mir sah ich die vom flackernden Schimmer des Feuers unsicher beleuchteten Gestalten der braunen Indianer, die sich unaufhörlich bemühten, das Brennholz vor dem zufließenden Wasser zu schützen, indem sie ringsumher Abzugsrinnen gruben und dabei ängstlich vor sich hinmurmelten „a nje mbóe porang“. Schließlich drang der Regen doch zu mir herein und den klaren Sonnenschein des andern Morgens mußte ich zunächst zum Trocknen meiner Kleider benutzen. Dann erst ließ ich mich vom Hunger auf die Jagd treiben. Leider brachte ich nur einige Papageien und Tukane mit, aber das Schlimmste war, daß der Regen unser ganzes Salz aufgelöst hatte, so daß sich in den Lappen, worin es Jurú-njerá verwahrt hatte, absolut nichts mehr vorfand. So mußten wir uns auf die im Walde bekannte Indianerweise helfen; Schuan hatte einen Yuky-rati entdeckt, von ihm wurden einige Zweige herbeigeschafft, und aus der Asche ein recht genießbares Salz bereitet. Die Indianer kennen noch einen zweiten Baum, den Yuku-rusú, den sie in gleicher Weise benutzen. Bis zum Mittag war ich dann mit astronomischen Beobachtungen beschäftigt, während derer mir beständig einer meiner Leute die Mosquitos verscheuchen mußte, sonst hätte ich das Instrument nicht halten können. Der Anblick des Quecksilbers, das ich als künstlichen Horizont benutzte, erregte die Habgier meiner Begleiter in unglaublicher Weise: es blieb mir nichts Anderes übrig, als ihnen etwas davon nach erfolgter glücklicher Heimkehr zuzusichern.

Noch am Nachmittage machte ich den ersten Ausflug nach dem Salto, den ich am folgenden Tage wiederholte. Der Weg zu ihm führt erst nach Osten, dann in südlicher Richtung. Nachdem zwei Wildbäche, die mit ungestümem Sprudeln unter dem Waldesdickicht zwischen wildem Steingeröll dem Fall zustürmen, überschritten waren, zog sich der Weg noch ein Stück südlich fort, dann hörte er auf und wir mußten uns mühsam durch das Gesträuch hindurchwinden, allmälig uns dem Flusse nähernd! Endlich standen die Bäume weniger dicht, wir hatten einen Felsen zu erklimmen und ins Freie tretend, hatten wir plötzlich einen Theil des langgestreckten Falles vor uns. Ich war von der ungeheueren Großartigkeit des unter, neben und vor mir dahinrauschenden Weltwunders so überrascht, daß ich einer Weile bedurfte, um mich zurechtzufinden. Zunächst sah ich nichts, als von allen Seiten brausende Wassermassen niederstürzen, deren dampfender Gischt, trotz der Windstille thurmhoch in die Luft gespritzt, den ganzen Himmel über mir in einen dunstigen Schleier hüllte. Dann an den Rand des Felsens tretend, versuchte ich, mir die Einzelheiten zu verdeutlichen. Zu meinen Füßen rauschte und sprudelte eine gewaltige Masse weißen Schaumes nach rechts, wohl 30 Meter unter mir, vor mir sah ich in einer Entfernung von etwa 60 Meter eine wild zerrissene schwarze Felsenwand, über welche
[illegible] großen Klüften vier mächtige Wasserfälle heruntergestürzt
[illegible] während ich linker Hand, zu dem höheren Theile des Falles
aus [illegible]d, drei kleinere Katarakte sich zwischen zwei schroffen
kamen, [illegible] sah. Hinter diesen, hoch über meinem Stand-
hinausblicke[illegible]
Felsen ergieß[illegible]

punkt, sah ich nichts als Dampf, über dem sich zahlreiche farbenschillernde Regenbogen wölbten: dort oben lagen die ersten kleinen Fälle oder Schnellen, wo der mächtige Paraná die ersten Hindernisse in seinem Sturmeslauf zur Tiefe trifft. Das Getöse der stürzenden Wasser ist ohrenbetäubend, nur mit Mühe macht man sich seinen Gefährten verständlich, und ein unsicheres Gefühl läßt es uns erscheinen, als wenn die Erde unter uns erbebte. Gegenüber, da wo die großen Fälle herunterkommen, dehnt sich, von unserer tieferen Stelle nicht sichtbar, die hochliegende flache Rinne des Flusses zwischen einem Heer von großen und kleinen Felsen aus, und jenseits, bis hart an die Ufer tretend, streckt sich der ungeheuere Urwald, der auf Hunderte und Hunderte von Leguas die jungfräuliche Erde bedeckt, bis er im fernen Osten an die ersten zerstreuten Ansiedelungen der in die Wildniß vordringenden Vorkämpfer der Civilisation streift. Und über diesem wilden Tosen der dahinrasenden Wassermassen liegt das feierliche, ewige Schweigen der geheimnißvollen Einsamkeit. Kein Laut von Vögeln oder Thieren ist hörbar, kein Zeichen verräth die Nähe lebender Wesen, kein Wölkchen Rauch erinnert an Unseresgleichen. Allein, ganz allein steht hier der Mensch vor einem der gewaltigsten Naturwunder der Erde. Zweifellos ist der eigentliche Wasserfall des Niagara und des Y-guasu größer, aber doch lassen beide sich mit dem Guayra nicht vergleichen. Er ist kein Wasserfall, sondern es ist eine ungeheuere Menge von Fällen, die hier auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengedrängt sind und diesem Naturspiel den Stempel des Decorativen, des auf Gefangennahme, Berauschung der Sinne berechneten Absichtlichen verleihen. Eine gute Strecke weiter südlich fand ich noch zwei schöne Aussichtspunkte auf vorspringenden Klippen. Von ihnen aus sah ich eine große Insel in der Mitte des weißschäumenden Flußbettes, die ich Insel Amrum nannte, und gegenüber einen tiefen Felsenkessel, in dem zwei große und einige kleinere Fälle abstürzen, dem ich den Namen Alemania gab. Von hier aus sieht man weit rechts die hohen schroffen Steinwände, zwischen denen sich der in der Tiefe angelangte Fluß hindurchdrängt, um dann seinen weiten Weg im Tieflande bis zum Weltmeer zu verfolgen. Noch weiter hin fand ich die Zugänge zum Fall gar zu beschwerlich und die gebotene Aussicht nicht so lohnend als an den oben erwähnten drei Stellen. Eine sehr lästige Zugabe waren am Fall die unendlichen Mengen von Mosquitos, die ich so zahlreich und angriffslustig noch nirgends getroffen hatte. Das Wasser schien sie anzuziehen, denn dicht daneben im Walde haben sie mich gar nicht belästigt. Nach meinen astronomischen Beobachtungen fand ich die geographische südliche Breite unseres Lagerplatzes am Südufer der Bahia Emma auf 24° 3′ 16″, die Länge nach Sternbedeckung zu bestimmen erlaubten die Umstände nicht, während dem Chronometer auf solchen Reisen zuviel zugemuthet wird, um ihm unbedingten Glauben schenken zu können. Meine sehr genauen Schätzungen der zurückgelegten Distanzen aber, unter gewissenhafter Beobachtung der Compaßrichtungen, lassen mich die geographische Länge auf 54° 15′ w. v. Grch. finden, also 20 Minuten östlicher, als sie sonst in den Karten nach dem Vorgange Mouchez' angegeben wird. Dabei setze ich jedoch voraus, daß die geographische Länge von Igatimi, dem Ausgangspunkte meiner Reise, in den Karten richtig eingetragen ist.

Am 2. September früh trat ich die Rückreise an, die gegen den Strom vier und einen halben Tag in Anspruch nahm. Von den Fischern hatte ich einen Theil ihres inzwischen gemachten Fanges erhandelt, aber meine Leute waren durch die böse Erfahrung der Hinreise nicht klug geworden; sie aßen Alles am ersten Tage auf und hungerten dann, bis mir ab und zu ein armseliger Vogel zu Schusse kam. Die Nächte waren schlimm, denn obwohl ich zum Schutze gegen die Insecten ein Schmetterlingsnetz über den Kopf und ein Paar Strümpfe an die Hände zog, konnte ich nur wenig Ruhe finden. Die heftige Strömung im Igatimi zwang uns oft, den Strom zu durchqueren, um auf der anderen Seite mit besserem Erfolge vorwärts zu kommen, und die Geschicklichkeit meiner Bootsleute ward oft auf eine harte Probe gestellt. Schuan führte jetzt das Steuer, da die beiden Anderen schieben mußten, und ich muß gestehen, daß er seine Sache gut machte, obwohl er von einem heftigen Augenleiden war befallen worden. Er hatte tesa-y-gau, eiternde Triefaugen, weshalb ich ihm rieth, sie häufig mit warmem Wasser zu waschen, aber zu meinem größten Unwillen ertappte ich ihn dabei, als er dazu unseren Trinktopf benutzte. Sie sind in dieser Beziehung unbegreiflich. Am 6. September Mittags kamen wir wieder in Tacuarati an, von dem ganzen Dorfe freudig begrüßt. All meine Sachen fand ich in tadellosem Zustande im Hause des Capitao wieder, wie ich sie hingelegt und aufgehängt hatte, augenscheinlich waren sie von keiner Hand berührt worden. Mein versprochenes Extrageschenk, ein Fläschchen mit Quecksilber, händigte ich Schuan Feliz am Tage nach unserer Rückkehr ein, und machte ihm damit eine sehr große Freude: Ich konnte nicht erfahren, wozu er es gebrauchen wollte, vermuthe aber, daß es ihm als Amulet gegen den Pabje, das überall sehr gefürchtete Zaubermittel, dienen sollte. Von dem Pabje hatte ich schon in Asuncion gehört, denn selbst dort, in einer civilisirten Stadt, glaubt man, daß der damit Behexte ganz in die Gewalt des Gegenpartes gegeben sei, der ihn damit zu Krankheiten aller Art auf zeit- oder lebenslängliches Siechthum, sogar zum Tode, verurtheilen kann, aber auch eine geliebte Person durch die Anwendung des Pabje zur Gegenliebe zu zwingen vermöge. Eine Dame wird an einer ihr geschenkten Rose nicht riechen, wenn sie den betreffenden Herrn nicht ganz genau kennt und Vertrauen zu ihm hat. Ebenso pflegt man eine angebotene Cigarre nicht zu rauchen, ohne vorher dreimal den Namen Jesu angerufen zu haben. Meine Zeit war abgelaufen; am andern Tage sattelte ich früh und trat die lange Picadenreise an. Mein Abschied von Allen in Tacuarati war sehr herzlich, nur Riantuka habe ich nicht mehr gesehen. Am 8. September erreichte ich Mowi, am 9. war ich im Indianerdorf am Moroti, am 10. in dem verlassenen Rancho Patino, wo ich damals sterben zu müssen glaubte, und am 11. übernachtete ich im Corral. Es ging sehr langsam, denn viel Regen hielt mich überall auf, manchen Tag konnte ich erst Mittags satteln. Am 12. September Abends langte ich nach vierwöchentlicher Abwesenheit wieder in Ype-hú an, von wo ich nun weiter nach Norden reisen wollte, um über Torin und den Panadero nach dem großen Rio Ypané zu gehen und dann dessen Lauf bis an seine Einmündung in den Paraguay zu verfolgen.

Bücherbesprechungen.

— D. Bernhard Rogge, Eine Osterreise nach Jerusalem. Hannover, Berlin, Carl Meyer, 1898. 2. Ausgabe. 2 ℳ 50 ₰, Geschenkband 4 ℳ. — Seit Schneller's Buch „Kennst du das Land" erschien, das mit einzigartigem Geschick das moderne Palästina beschreibt, sind eine Menge von Reisebeschreibungen über das heilige Land der Oeffentlichkeit übergeben worden, die von sehr verschiedenem und theilweise von sehr geringem Werthe sind. Wir wollen nicht sagen, daß es unmöglich sei, in vier Wochen von einem Land, das wenig über 400 000 Einwohner (im Alterthum mindestens 4 Millionen) zählt und durch die neuen Verkehrsmittel in seinen Hauptpunkten zugänglich geworden ist, sich einen lebendigen und getreuen Eindruck zu verschaffen. Aber die Meisten begnügen sich, ohne vorherige gründliche Orientirung, in ihrem Reisetagebuch die Angaben von Baedeker oder Meyer mit einigen bunten Strichen zu übermalen und diese nachgezogenen Croquis als „ihre" Reisebeobachtungen der gläubigen Menge mitzutheilen. Zu diesen leichtfertigen Reisebeschreibungen gehört das Buch des verehrten Verfassers durchaus nicht. Wir merken und spüren überall die Synthese der eigenen geist- und gemüthvollen Verarbeitung des Geschauten und Erlebten. Es wird auch kein Hehl daraus gemacht, daß das heilige Land, über das die todte Hand des Islam kam, äußerlich einen trostlosen Eindruck macht. Wer Märchen aus Tausend und eine Nacht sehen will, wird von der Wirklichkeit arg enttäuscht sein. Auch Jerusalem ist trotz seiner geschichtlichen Attitüde und seiner königlichen Mauer inwendig ein großer Schmutzhaufen. Nun, tausend Hände rühren sich jetzt, überall ist Scheuerfest, und nicht nur die Sonne des Orients, auch die Seife wird das Ihre thun, um den Einzug des Kaisers würdig zu gestalten. Im Angesicht der Kaiserfahrt empfehlen wir das schön illustrirte Büchlein und wünschen, daß es zu Nutz und Frommen der modernen Kreuzfahrer auch weiterhin freundliche Aufnahme finden möge.

J. J.

— Bismarck-Anthologie. Aus Reden, Briefen und Staatsschriften des Fürsten Reichskanzlers. Von F. Sailer. Dritte Auflage. Leipzig, Verlag von Arwed Strauch. (Ohne Jahr!) — Die vorliegende Anthologie bietet bedeutsame Aussprüche des Fürsten Bismarck zumeist aus Reden, daneben auch

aus Briefen und Staatsschriften und ordnet sie sachlich unter folgende Hauptabschnitte: Das Reich; Verfassungsleben; Staats-Oekonomie; Ausland; Krieg, Friede und Sieg; Juristisches; Staatskunst; Presse; Lebenserfahrung; Sentenzen; Persönliches; Dr. Lasker und die Opposition; Die sociale Reform. Diese Gliederung befriedigt uns zwar nicht, trotzdem aber wird die Sammlung, wie andere ähnlichen Charakters, ihren Zweck wohl erfüllen. Sie ist geeignet, Aussprüche des Fürsten in weiteren Kreisen bekannt zu machen und des Fürsten Wirken und Persönlichkeit dem Verständniß näher zu bringen. Aufmerksam machen müssen wir aber darauf, daß das Buch nur Aussprüche des Fürsten aus der Zeit vor April 1884 enthält; und das darf ein Buch, das zwar auf dem Titelblatt keine Jahreszahl trägt aber nach dem vom Verlage für die Zeitungen beigelegten Zettel „im Monat des Heimgangs des großen Mannes zum dritten Male seinen Weg geht", natürlich nicht. Eine im Juli 1898 vollendete dritte Auflage, hätte nicht mit dem April 1884 abschließen, sondern bis zum Jahre 1898 ergänzt werden müssen; Stoff genug war wahrlich vorhanden. Da nun zudem nur eine Vorrede zur zweiten Auflage vom 1. April 1884 abgedruckt ist, keine zur dritten, so liegt die Vermuthung nahe, daß bei dieser dritten Auflage neu nur das Titelblatt und das beigefügte Bild des Fürsten ist. A. B.

— Der in der 29. Lieferung erfolgende Abschluß des Abschnitts über die politische Geschichte, die unser schwergeprüftes Nachbarreich Oesterreich-Ungarn seit Solferino und Villafranca gehabt hat, veranlaßt mich, auf Lieferung 20—29 des Emmer'schen Werkes über Kaiser Franz Joseph I. hinzuweisen (vgl. Erste Beilage der Leipziger Zeitung vom 28. Mai, S. 2038). Hoch anzuerkennen ist die beim Erzählen von Heldenthaten wie von Unglücksfällen stets sich gleichbleibende Würde des Tones. Ohne daß die Darstellung verherrlicht, wo Lobenswerthes zu berichten ist, ohne daß sie vertuscht, wo Mißstände bloßgelegt werden müssen, gelingt es ihm doch, einen allzufinstern Pessimismus als ungerecht und unangebracht zu bannen. Und obwohl die Zukunft des alten Kaiserstaates auch in Emmer's Schilderung durchaus nicht in rosigem Lichte erscheint, so erhält man doch den Eindruck, daß der greise Jubilar noch nicht an Allem zu verzweifeln brauche. Wenn ich mir unbescheidner Weise einen Rath erlauben dürfte, so wäre es der: Oesterreich sollte mehr an den Ursprung seines Namens denken und seine Hauptaufgabe darin erblicken, die Ostmark des civilisirten Mitteleuropas zu bleiben, oder besser: dadurch von Neuem zu werden, daß es auf dem von seiner Hauptwasserstraße, der Donau, deutlich genug gewiesenen Wege und getreu der durch den bosnischen (vom Generalstabsobersten E. v. Prybila famos geschilderten) Feldzug glorreich begonnenen Ueberlieferung thatkräftig den Osten — sei's mit friedlichen Mitteln, sei's mit Zwang — cultivire, anstatt sich in unfruchtbaren inneren Kämpfen aufzureiben. Ist einmal ein rechtschaffner Daseinszweck vorhanden, so wird über kurz oder lang auch der Mann kommen, der Volk und Land dem Ziel entgegenführt. — Die äußere und innere Ausstattung, die Daberkow's Verlag in Wien dieser Festschrift zu Theil werden läßt, verdient nach wie vor uneingeschränktes Lob. Ht.

— In der 4. Beilage zur Leipz. Zeitung vom 22. April 1898 hatte ich auf S. 1545 den Beginn eines neuen Lieferungswerkes, des „XIX. Jahrhunderts in Wort und Bild" von Hans Kraemer (Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin, Leipzig, Wien und Stuttgart), anzeigen können. Inzwischen sind davon die ersten 10 Hefte erschienen. Hatte der Historiker die nicht allzuschwere Aufgabe, auf 124 Seiten über die politische Geschichte des Zeitraumes von 1795 bis 1812, kurz: die Aera Napoleon, zu unterrichten, so setzen mit dem Ende der 6. Lieferung die Einzelabhandlungen ein, die in möglichst knappen Uebersichten das Nöthigste über die verschiedensten Seiten der Culturentwicklung des 19. Jahrhunderts bieten sollen. Zuerst wird der Empire-Stil in Architektur und Kunstgewerbe gewürdigt (S. 141—156); dann werden nach einander in bunter Zusammenstellung Rechtspflege und Gesetzgebung (S. 157—168), Technik und Industrie (S. 169—184), Chemie (S. 185—200), Physik (S. 200—214) und Musik (S. 215—224) abgehandelt. Dabei tragen die geraden Columnen zwar den Titel 1805—1812; aber dies darf nur sehr cum grano salis verstanden werden, da sich Grenzüberschreitungen rückwärts wie vorwärts gebieterisch ausdrängen. Man hätte besser gethan, den zweiten rein politischen Abschnitt über die Jahre 1812—1821 (auf S. 225 beginnend) einfach an den ersten unmittelbar anzugliedern, anstatt einen mindestens künstlichen Einschnitt zu machen. Beethoven stirbt 1827, in demselben Jahre der Optiker Fresnel, Sir Humphry Davy sogar erst 1829, und im Rechts-Kapitel sind bereits die Anfänge der historischen Schule geschildert: trotzdem hat man an den willkürlichen Caesuren festhalten zu müssen geglaubt; nach meiner Ueberzeugung nicht zum Vortheile des Ganzen. Dann noch eins: was in aller Welt sollen nur die drei geheimnißvollen Punkte bedeuten, die den Abschluß der Einleitung und von 4 Capiteln offen lassen? — Im Uebrigen ist rückhaltlos anzuerkennen, daß der Herausgeber wie seine Mitarbeiter bestrebt waren, selbst den sprödesten Stoff anziehend zu gestalten; unterstützt wird dies Streben durch die reiche Ausstattung mit Bildern und Reproductionen von Curiositäten der verschiedensten Art. . . . *Ht.*

— Die Ostafrikanischen Inseln von Prof. *Dr.* C. Keller. Band II der „Bibliothek der Länderkunde". Berlin, 1898 bei Schall und Grund. Preis 5 ℳ — Denselben günstigen Eindruck, den der erste Band der „Bibliothek der Länderkunde" bei seinem Erscheinen hervorgerufen hat, macht auch dieser zweite, dessen promptes Erscheinen auch in diesem Punkte das Beste von dem neuen Unternehmen erwarten läßt. Eigentlich verspricht ja der Titel des Buches mehr als sein Inhalt bietet, denn zu den Ostafrikanischen Inseln rechnen wir auch den Zanzibar-Archipel, der aber nicht darin erwähnt wird; die ausgezeichneten, erst kürzlich erschienenen Monographien Dr. Oskar Baumann's über denselben lassen uns aber diesen Mangel leicht verschmerzen. Die Schilderung umfaßt Madagaskar mit seinen Anhängseln Sainte-Marie, Nossie-Be, den Komoren und Juan de Nova, die Maskaren, die Seychellen, die Aldabra-Inseln und die austral-afrikanischen Eilande: Neu-Amsterdam und Saint-Paul, die Prinz Eduard-, die Crozet-, die Kerguelen-Inseln und die Heard-Insel, wie man sieht einen wenig bekannten Inselcomplex, von dem es bisher, wenigstens in deutscher Sprache, noch keine zusammenhängende Darstellung gab. Ueber die Hälfte des Textes nimmt Madagaskar, das der Verfasser selbst als Naturforscher bereist hat, in Anspruch. Mit Benutzung der neueren französischen Literatur hat der Verfasser ein Bild von dieser zukunftsreichen Insel entworfen, das besonders in seinem naturwissenschaftlichen Theile als vollendet gelten kann. Bei den übrigen Inseln, von denen wir zum Theil überhaupt noch sehr wenig wissen, ist alles bisher bekannt Gewordene mit großer Sorgfalt zusammengetragen und zu einem Landschaftsbilde verarbeitet. Unsere Kenntniß der südlichen Halbkugel erhält durch diese Arbeit eine schätzenswerthe Erweiterung. *Dr. F.*

— Dies irae. Erinnerungen eines französischen Officiers an Sedan von Carl Bleibtreu. Verlag von Carl Krabbe, Stuttgart. — Von dem, bereits im Jahre 1882 erschienenem Werkchen ist eine dritte Auflage erschienen und dies allein wohl berechtigt zu der Annahme, daß Verfasser in seinen „Erinnerungen" etwas wirklich Gutes geschaffen hat. Er erzählt uns die Erlebnisse eines Adjutanten des Generals v. Wimpffen vor, während und nach der Schlacht von Sedan und seine Schilderung der damaligen Zustände bei der französischen Armee enthält hochinteressante, kaum glaubliche Einzelheiten über Napoleon, Mac Mahon, Wimpffen, Ducrot, Gallifet u. A. m. Es will uns mitunter den Eindruck machen, als seien die uns vor Augen geführten Bilder nicht denkbar, und doch tragen sie den Stempel unverfälschter Wahrheit. Das Buch liest sich gut und bildet einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der damaligen großen Zeit. Mit recht guten Illustrationen von Robert Haug beträgt der Preis des Werkchens nur 1 ℳ. —ff.

— H. Blücher, Der praktische Mikroskopiker. Eine allgemein verständliche Anleitung zum Gebrauche des Mikroskops und zur Anfertigung mikroskopischer Präparate nach bewährten Methoden, zugleich ein praktisches Hilfsbuch für Pharmaceuten, Droguisten, Gärtner, Landwirthe, Fleischbeschauer und Naturfreunde. — Das Werkchen giebt eine Beschreibung des Mikroskops und führt den Leser mit 120 Beobachtungen, die durch 35 Abbildungen vervollständigt werden, in das Wesen der Mikroskopie ein und ist jedem Gebildeten bestens zu empfehlen. Verlag der Leipziger Lehrmittel-Anstalt von Dr. Oskar Schneider, Leipzig. Preis 1,50 ℳ.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 105. Donnerstag, den 8. September, Abends. 1898.

Josef Victor von Scheffel und Anton von Werner.

Von Gebhard Zernin.

Der Dichter Josef Victor v. Scheffel war ein eigenthümlich beanlagter Charakter. Er hatte besonders in den letzten Jahren seines Lebens keine große Zahl von Freunden zu näherem Umgange, liebte keine ausgedehnten Kreise von Gesellschaften, sondern bewegte sich am liebsten im Verkehr mit wenigen ausgewählten Persönlichkeiten oder — fast noch lieber möchten wir sagen — mit der Mutter Natur, da er wie ein echter Deutscher sein Vaterland beinahe mit Abgötterung liebte und ihm der deutsche Wald, Berg, Strom und See vieles Lebende ersetzte. Aber er besaß doch manchen treuen Freund, und er selbst hat Treue gehalten bis zum Tode allen Denen, die er einmal in sein Herz geschlossen hatte. Und hierfür hier ein Zeugniß abzulegen und dasselbe durch manches beweiskräftige Mittel zu bethätigen, soll Zweck dieser Zeilen sein, welche das innige Verhältniß Scheffel's zu einem seiner jüngeren Freunde klarzustellen suchen. Dieser Scheffel-Freund ist der gegenwärtige Akademiedirector zu Berlin, Wirkliche Geheimrath Anton v. Werner. Scheffel kannte ihn fast ein Vierteljahrhundert lang und schätzte ihn sehr hoch. Er fühlte sich von vornherein zu ihm hingezogen, als der junge Künstler zum ersten Male bei ihm eintrat und der Dichter sich lebhaft erinnerte, daß er selbst einst die Laufbahn eines Malers einzuschlagen begonnen hatte. Das Verhältniß ist denn auch im Laufe der nächstfolgenden 2½ Jahrzehnte niemals gestört oder auch nur getrübt worden, empfing vielmehr immer neue Anregung und Entwickelung, so daß es nur durch den Heimgang des Dichters gelöst werden konnte. Seinerseits hat der Berliner Akademiedirector seine freundschaftlichen Gesinnungen gegen den älteren Dichter mehrmals öffentlich kundgegeben. Ein neuer klarer Beweis liegt uns heute vor in den „Erinnerungen an Josef Victor v. Scheffel“, welche von Anton v. Werner verfaßt und in dem Jahrbuch des Scheffelbundes „Nicht rasten und nicht rosten“ für 1897 kürzlich veröffentlicht worden sind. Da dieses Jahrbuch jedoch vornehmlich in den Kreisen der Mitglieder des erst nach Scheffel's Tode gegründeten „Scheffelbundes“ verbreitet ist und außerhalb derselben weniger bekannt zu sein scheint, so dürfte es sich wohl empfehlen, aus diesen „Erinnerungen“ einige Aufzeichnungen hier wiederzugeben und dadurch das Andenken an einen deutschen Dichter aufs Neue wachzurufen, der mit Recht als einer der Lieblingsdichter des deutschen Volkes und besonders seiner Jugend gepriesen wird.

Es war im Herbst des Jahres 1862, als der damals erst 19jährige Anton v. Werner Berlin verließ, um seine künstlerische Ausbildung in Karlsruhe fortzusetzen. Er brachte von dort an Scheffel eine Empfehlung mit, die ihm durch eine feinsinnige und kunstübende Dame (Frau v. Wartenberg) auf den Weg gegeben war. Der junge Künstler hatte schon vorher von derselben Dame den „Ekkehard“ in die Hand gedrückt bekommen, der von ihm, wie er selbst sagt, wie eine Offenbarung begrüßt worden. Er erinnerte sich nicht, daß unter seinen Bekannten in Berlin damals schon Jemand den „Ekkehard“ und „Trompeter von Säkkingen“ gekannt habe, obwohl beide bereits 8—10 Jahre im Buchhandel erschienen waren. Ueber die ersten Eindrücke, die er von Scheffel empfing und die ihm zu Theil gewordene Aufnahme wollen wir ihn jetzt persönlich sprechen lassen. Er sagt u. A.: „Schon damals (1862), als ich den in vollster Manneskraft (Scheffel war 36 Jahre alt) stehenden Dichter kennen lernte, lag ein leichter Schatten von Melancholie auf seinem Wesen. Die kraftvolle Gestalt mit den hinter der Brille her freundlich blickenden Augen, die Wärme im Ton seiner breiten süddeutschen Aussprache, eine wohlthuende Offenheit seines Wesens, gepaart mit einer gewissen schönen Bescheidenheit, machten mir Scheffel im ersten Moment zu einer sympathischen Erscheinung. Den Dichter des »Ekkehard« und des »Trompeter« oder gar der Gaudeamus-Lieder würde ich seiner äußeren Erscheinung nach nicht in ihm gesucht haben; sein Aeußeres entsprach damals ungefähr dem eines Regierungs-Assessors, nur mit etwas weniger modischem Chic als bei uns üblich. . . . J. v. Scheffel wohnte damals im Hause seiner Eltern in Karlsruhe, Stephanienstraße 18. Sein Vater, ein alter würdiger Herr, war großherzoglich badischer Major und Ober-Baurath a. D., seine Mutter eine verehrungswürdige, geistvolle und dichterisch begabte Dame. Oben im Dachgeschosse, in einem Stübchen, welches mit seinem einen Mansardenfenster auf den Garten hinaussah, hatte sich der Dichter mit seinen Büchern und seinem Schreibtisch eingenistet. Wie viel fröhliche und fruchtbare Stunden habe ich da mit ihm zusammen verlebt! Scheffel stand im vollsten und fröhlichsten Schaffen; die Gedichtsammlung »Frau Aventiure« nahte ihrer Vollendung, und in den winterlichen Abendstunden von 1862 auf 1863, zwischen 5 und 7 Uhr Abends, las er häufig einigen Bekannten, welche sich um diese Stunde bei ihm trafen, seine neuesten, mitunter eben entstandenen Gedichte vor. Den »Rennstieg«, den »Vogt von Tenneberg«, »Exodus cantorum«, den »Aufgehenden Mond«, den »Mönch von Banth«, »Irregang«, den »Papegan« habe ich in jenen Stunden zuerst von ihm in seiner breiten rheinschwäbischen Mundart vorlesen gehört, und noch heute vermöchte ich den »Bericht vom Meerdrachen« und »von den Mücken« des Mönchs von Banth in seiner Aussprache und Betonung wiederzugeben, so fest und unverlöschlich hat sich der erste Eindruck von damals mir eingeprägt.“ Der heutige Kenner von Scheffel's Leben wird sich nicht weiter wundern können, daß der Dichter noch im Jahre 1862 bisweilen ein etwas melancholisches Wesen an den Tag legte, wenn er weiß, daß der alte Herr Major damals nur sehr wenig einverstanden war mit der Berufswahl seines ältesten Sohnes, den er viel lieber in der Richtertoga an irgend einem Hofgericht gesehen hätte, wozu doch so schöne Anläufe in Säkkingen und Bruchsal genommen worden waren. Erst während seiner letzten Lebensjahre hat sich der Vater völlig mit dem Gedanken vertraut machen können, seinen Josefus als Schriftsteller und Dichter seinen Weg gehen zu sehen, nachdem Frau Josefine Scheffel, welcher der Dichter nach eigenem Ausspruche seine poetische Anlage zu verdanken hatte, sich schon lange vorher hiermit abgefunden hatte. Von Interesse sind auch A. v. Werner's Mittheilungen darüber, daß er durch Scheffel die erste Anregung zu schaffender Thätigkeit erhalten habe. Er sagt nämlich Folgendes: „»Frau Aventiure« und ihr Dichter gaben mir, dem damals Neunzehnjährigen, der noch wenig gelernt und noch Vieles zu lernen hatte, die erste Anregung zu selbständiger schaffender Thätigkeit. Die »Frau Aventiure« hatte Scheffel dem Großherzog von Weimar gewidmet. Jede Auszeichnung dafür bescheidenen Sinnes ablehnend, hatte der Dichter nur erbeten, der kunstsinnige Fürst möge es seinem jungen Freunde A. v. Werner ermöglichen, einige Zeichnungen zur »Frau Aventiure« zu machen, was gnädigst zugestanden wurde. Um die malerischen Studien für diese Arbeit zu machen, wanderten wir beide eines schönen Märzmorgens 1863 von Bensheim aus, wohin wir per Bahn von Karlsruhe gefahren waren, durch den Odenwald, streiften durch Wälder und Felsstätten, stiegen auf den Melibocus und Schloß Auerbach und durchstöberten die Burgruine Frankenstein, damit ich, der Mann aus der dürren poesielosen Mark, das Wehen und Weben im Bergwalde, das Klingen und Singen im Gestein alten Burggemäuers, die Burglinde und den Klosterhof kennen lernen sollte. Und Scheffel's Erzählungen bevölkerten und belebten das Alles

mit Gestalten und Bildern längst entschwundener Tage. Vom Dorfe Auerbach wanderten wir dann an einem prächtigen Morgen quer durch die Rheinebene über Kloster Besch nach Worms hinüber, und als der Dom nach und nach emporwuchs und wir uns dem Nibelungen-Rosengärtlein näherten und endlich auf der Brücke über den grünen Rheinstrom dahin schritten in die alte Kaiserstadt hinein, — wie klang da meines Freundes Dichterruf! Er hat sie zeitlebens geliebt, der Meister Josefus, diese Wanderungen zu Fuß über Berg und Thal! Noch unter die Bleistift-Porträtskizze, welche ich im October 1882 bei einem gemeinschaftlichen Ausflug auf den Hohentwiel von ihm gezeichnet habe, hat er als Motto geschrieben: »Mag lauern, mag trauern Wer will, hinter Mauern, Ich fahr in die Welt!« Dann habe ich" — so fährt A. v. Werner fort — „1863 und 1864 die 12 Aventiurezeichnungen gemacht und ist keine Figur dabei, die nicht im innigsten Zusammenleben mit dem Dichter entstanden ist und seinen Charakter und Stempel trägt mehr als den meinen, und oftmals haben wir in der Laube seines Gartens oder oben in der Dachkemenate gesessen, meine Entwürfe und Skizzen besprochen und Pläne für die Zukunft entworfen. Das waren glückliche Stunden!" — Von einer solchen gemeinsamen Arbeit hat Scheffel selbst ein seinen jungen Freund hochehrendes Zeugniß abgelegt, das wir hier anziehen wollen. Es geschieht im Vorwort des mit Unrecht weniger geschätzten Scheffel'schen Werkes „Juniperus, Geschichte eines Kreuzfahrers", wo es heißt: „.... Es trat ihm die Geschichte des Juniperus vor die Seele und er schrieb sie nieder als dichterische Selbstbeantwortung culturhistorischer Fragen. Er hofft damit seinen geschichtverständigen Lesern weder stofflose Phantasmen, noch eingetrocknete Mumien unter Glaskasten, sondern lebendige Gestalten aus alter Zeit vorzuführen. Sein kunstgeübter Freund A. v. Werner hat sich mit Hingebung der Aufgabe gewidmet, diese Gestalten bildlich zu erfassen, und, wie im Mittelalter einer geschriebenen Dichtung ein reicher Miniaturenschmuck zugekommen wäre, so das zu druckende Büchlein mit schlichten, sinnigen Holzschnittzeichnungen ausgestattet." Er schließt dann — das Vorwort ist vom Sommer 1866 datirt — in folgender bedeutsamer Art: „Möge nun die freundlich gemeinte Doppelarbeit des Dichters und des Malers unbefangen ihren Weg suchen durch die von ernsten Stimmungen bewegte Zeit; ... möge sie zugleich Zeugniß ablegen, daß ehrliche deutsche Herzen nichts wissen und nichts wissen wollen von Haß, Trennung und Bruderzwist, und daß hier ein Mann vom Oberrhein und ein Mann von der Oder in guter Kameradschaft zusammengearbeitet haben an einem Werke deutscher Kunst."

Ein sehr bezeichnendes Bild, eine Zeichnung A. v. Werner's, steht am Kopfe des Vorwortes. Sie zeigt den Dichter Scheffel mit dem Buch in der Hand als Vorleser und seinen jugendlichen Künstler als aufmerksamen Zuhörer mit dem Stift in der einen und der Bildermappe in der anderen Hand. Die 28 im Innern abgedruckten Holzschnitte sind ganz besonders hervorragend, ebenso die dabei fast mit Verschwendung, möchte man sagen, angebrachten Arabesken; sie kennzeichnen wirklich am besten das schöne Verhältniß, in welchem die beiden Collaboratoren gestanden haben müssen, als sie an das Werk gingen, eine gleichmäßige künstlerische Leistung zu Stande zu bringen.

Daß Scheffel seiner großdeutschen Gesinnung bis zum großen Jahr 1870/71 und „vielleicht noch darüber hinaus" treu geblieben sei, wird von Anton v. Werner ausdrücklich bestätigt. Er schreibt: „Im Sommer 1870 sollte in Karlsruhe die 16. Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure stattfinden, zu welcher Scheffel einen Festgruß dichtete, dessen Schlußvers lautete wie folgt:

»Dem Bau der Zukunft« — bis die Schranken fallen,
Leg' Süd wie Nord vorplanend Ehre ein:
Zwei Preisaufgaben stell' ich heut Euch Allen:
Und wer sie löst, mag Baudirector sein:
Architekt: des deutschen Reichstags Heim,
Ingenieurs: die Brücken übern Main."

„Daß Fürst Bismarck dieser Baudirector sein sollte und sein würde, meinte Scheffel damals nicht", fügt A. v. Werner hinzu. Wir können aus eigener Kenntniß des Charakters des Dichters die Meinung des letzteren durchaus nur bestätigen, möchten aber doch eine kleine Thatsache hier anführen, durch welche uns klar dargethan zu werden scheint, daß Scheffel schon einige Jahre später — 1876 — seine Ansichten über die Bedeutung des Fürsten Bismarck recht wesentlich geändert haben muß. Diese Thatsache ist folgende: Man feierte bekanntlich am 16. Februar 1876 den 50. Geburtstag des Dichters Scheffel in Karlsruhe mit ganz besonderen Ehren. So wurde unter Anderem auch in der dortigen Stadthalle ein großes Festbankett veranstaltet, bei welchem neben dem Dichter der Landesfürst, Großherzog Friedrich von Baden, Platz genommen hatte, welcher den ersten Trinkspruch auf den gefeierten Helden des Tages ausbrachte. Bei derselben Gelegenheit lief unter zahlreichen Telegrammen auch ein Beglückwünschungs-Gruß vom Reichskanzler Fürsten Bismarck ein, in welchem namentlich der vaterländischen Richtung der Scheffel'schen Gedichte ehrend gedacht worden war. Kernig und gleichzeitig bescheiden beantwortete der schlagfertige Dichter stehenden Fußes solchen Gruß mit dem Reim: „Einige Zeilen Geschichte Sind mehr denn tausend Gedichte!" Nun wer einen solchen Gedanken ausspricht, verräth doch gewiß die Gesinnung von hoher Bedeutung und Verehrung, wie wir denken!

Seine eigenen Gefühle bei der Festfeier hat Scheffel damals in einem sehr bezeichnenden Briefe an Anton v. Werner zum Ausdruck gebracht, das folgenden Wortlaut hat: „Liebster Freund! Ich bin halb zu Tode jubilirt — denn gleichzeitig eine Sündfluth von Telegrammen, Briefen, Deputationen, ein großes Turnhallen-Monstrefest und das Krankenlager meines geliebten, schwer keuchhustenden Kindes — das bedarf besserer Nerven. Die Haupttage habe ich wacker ausgehalten und viel Freude erlebt. Mein Salon ist eine große Weihnachts-Ausstellung; das Märchen vom »Tischlein deck' dich!« im größten Styl. Ich lasse ein Lichtbild von allen Ehrengaben aufnehmen und schick Dir's. Für heute nur meinen Dank für das Prachtstück — das Radolfzeller Diplom. [A. v. Werner hatte auf Wunsch der Stadtvertretung von Radolfzell das Diplom des Ehrenbürgers, zu dem sie ihren berühmten Mitbürger ernannt hatte, gemalt.] Es schlägt und überrascht durch seinen Farbenglanz. Daß Du in allen Mühen und Amtssorgen noch dafür Zeit findest, hätte ich nicht erwartet. Herzlichen, großen Dank vom alten und müden Freund Jos. Vict. v. Scheffel." Daß Scheffel stets großdeutsch dachte, d. h. die Ansicht vertrat: das ganze Deutschland soll es sein, zeigte sich auch wieder im Jahre 1871 in seiner Stimmung dem wiedergewonnenen Elsaß gegenüber. Damals faßte er den Gedanken, auch seinerseits literarisch zur Wiedergewinnung dieses Stückes altdeutscher Erde beizutragen, und durchstreifte sowohl 1871 als auch 1872 wiederholt die Reichslande, um Studien zu sammeln. So schrieb er am 18. August 1871, dem ersten Gedächtnißtage der Schlacht von Gravelotte-St. Privat, an A. v. Werner: „Lieber Freund! Ich habe ein langes und merkwürdiges Umherstreifen in den Vogesen abgebrochen, um zu Deinem Glück- und Ehrentag nicht zu fehlen" ... (Am 22. August fand die Hochzeit Werner's mit Fräulein Malwine Schrödter in Karlsruhe statt.) und am 22. December 1871: „Im September habe ich nochmals einen großen Gang in das Elsaß gethan, den Belchen bei Gebweiler erstiegen, die Wälder des Odilienberges nochmals durchstreift und dieselben Eindrücke davongetragen wie beim ersten Besuch, daß das Land als Landschaft wunderschön, voll malerischen und geschichtlichen Reizes, die Stimmung der Elsässer aber durchaus nicht eine günstige ist. Gott besser's!" Endlich schrieb er an denselben Freund am 19. Februar 1872: „Im März hoffe ich wieder in's Elsaß zu gehen. Der verlorene Sohn war und ist den Eltern lieber als die daheimgebliebenen!" In den späteren Jahren ist Scheffel unseres Wissens nicht mehr dazu gelangt, größere Streifzüge in die Reichslande zu unternehmen. Die Stimmung der Bewohner konnte ihm nicht gefallen, auch wurde er in seinen letzten Lebensjahren durch eigenes Unwohlsein öfters heimgesucht, so daß er mehr oder weniger selbst die Neigung einbüßte, längere Ausflüge in fremde Gebiete auszuführen, wie er sie jahrelang und mit großer Regelmäßigkeit gemacht hatte, wenn es sich für ihn darum handelte, an Ort und Stelle Studien für die Umgebung der Schauplätze seiner Erzählungen zu sammeln. Hierüber hat er sich einst gegen seine Freundin, Frau Alberta v. Freydorf geb. Freiin v. Cornberg, in folgender Art ausgesprochen: „Oft hat mich Einer oder der Andere gefragt, woran es läge, daß meine Naturschilderungen so wahrheitsgetreu seien und echt. Ei! ich konnte sie eben nicht in der Stube hinter verschlossenen Fenstern niederschreiben. Draußen im Freien sind die Gedichte entstanden, der Wanderstab gab den Tact und die Augen hab' ich offen gehalten, um Gottes herrliche Natur zu sehen. Was ich so erschaute, das wurde getreulich aufgezeichnet, wie es einem Maler geziemt, hatte ich doch immer das Bild vor Augen. Nie hätte ich eine Gegend be-

schreiben können, die ich nicht selbst durchwandert; eine Geschichte zu schreiben, die in Mexico spielt, wäre mir z. B. unmöglich! Als ich die »Bergpsalmen« verfaßte, ging ich auf den Seelisberg. Aber ich wohnte nicht oben im Kosthaus, sondern unten im Dorf, in einem Wallfahrerhäuschen beim Leutpriester sucht ich Asyl. Da war ich in einsamer geheiligter Klause. Meine 3 Fenster hatten ganz verschiedene Aussicht: das eine nach Flüelen mit dem See — das andere die zwei Mythensteine — das hintere den Axenstein. Der Thorstein in des »Bischofs Gletscherfahrt« ist der Dachstein; die Studien dazu machte ich und schrieb sie unmittelbar nieder am Grindelwaldgletscher. Ueberhaupt so etwa muß man's anfangen, wenn man eine Erzählung im Kopfe hat: Chroniken, Acten studirt — Notizen gemacht, Gegenden besucht, skizzirt, geschrieben, Jedes wieder sortirt bearbeitet. Wenn die Sache fertig, dann erst noch einmal tüchtig beginnen zu studiren, neu bearbeiten und fein ausciseliren. Beim Ekkehard verfuhr ich nach dem Recept!"

Hier haben wir das Geheimniß für die Scheffel'sche Mache. In solcher sorgfältigen Weise verfaßte er seine Werke und erzielte damit denn auch die größten Erfolge. Es wird nicht oft vorkommen, daß ein Schriftsteller ein Werk, wenn es einmal fertig, „dann erst noch einmal tüchtig beginnen wird zu studiren, neu bearbeiten und fein ausciseliren", aber daß es für die Sache selbst kein Schaden ist, sehen wir an dem „Ekkehard", welcher, wie wir den Worten des Dichters entnehmen, auf diese Weise seine Entstehung gefunden hat. Leider hat Scheffel nicht die Freude erleben sollen, das Erscheinen eines durch die Freundeshand A. v. Werner's illustrirten Ekkehard zu erleben. Etwa schon seit dem Jahre 1875 beherrschte der Gedanke eines solchen Werkes, wie Werner sagt, „als Leitmotiv unseren Briefwechsel". Er fügt hinzu: „Meine Aufenthalte in Radolfzell in den folgenden Jahren waren ausschließlich diesem Zwecke gewidmet." Scheffel sammelte und sandte nun fortgesetzt Material für die Illustrationen. Indessen blieben mir unter dem Druck meiner damaligen größeren Arbeiten und meiner amtlichen Thätigkeit wenig ruhige Stunden für den Ekkehard übrig; und erst im Januar 1877 konnte ich Scheffel ein Buch voller Skizzen und Entwürfe zum Ekkehard als Neujahrsgruß zusenden."

Am 18. Juli 1878 schrieb dieser dem Berliner Freund: „Gedenke, wenn B. A. Consfield (Lord Beaconsfield-Disraeli) vom Berliner Congreß erledigt ist, an den Ekkehardus illustratus", als A. v. Werner mit den Porträtstudien für das Congreßbild beschäftigt war. Allein stets häuften sich für den immer aufs Neue beschäftigten Berliner Historienmaler große Aufgaben an, so daß es diesem trotz seiner bekanntlich großartigen Thätigkeit und des von ihm aufgebotenen Riesenfleißes nicht möglich wurde, auch die Arbeiten für den ihm sehr am Herzen liegenden Ekkehard zu fördern. So sah er sich denn endlich zu dem Geständniß veranlaßt: „Zu meinem tiefsten Schmerze hat mein theurer Freund dies nicht mehr erleben sollen [die Vollendung und Herstellung des »Ekkehard«, welche der Dichter noch im Jahre 1880 als »ein schönes Denkmal unserer Freundschaft« bezeichnet hatte], da das Werk von mir zu umfangreich angelegt war und viel Zeit erforderte. Aber ich habe ihm nach und nach, Jahr für Jahr und noch bei seiner letzten Anwesenheit hier in Berlin im Herbst 1885 viele Zeichnungen theils ganz, theils nahezu fertig vorlegen können, und er hat seine Freude daran gehabt." — In rührendem Ton ist der letzte Brief abgefaßt, den Scheffel am 1. März 1886 von Heidelberg, wohin er schon schwer krank von Karlsruhe gegangen war, an seinen Freund gerichtet hat. Er lautete: „Neckarhotel Heidelberg. Lieber Freund! Ich danke Dir herzlich, vielleicht zum letzten Mal in diesem Leben, für die schönen Zeichnungen zu Gaudeamus! ... Ich werde nichts mehr mitmachen ... Ich bin hier mit Ehren aus der Welt verabschiedet! Seit October bin ich keinen Schritt mehr gegangen, fahre aber täglich aus. Gott mit Dir, ich grüße Dich. Victor v. Scheffel." — Endlich kam noch ein Abschiedsgruß von dem auf den Tod erkrankten Dichter — „wie ein Gruß aus dem Jenseits", sagt A. v. Werner — eine Visitenkarte von ihm folgenden Inhalts: „Dr. Victor von Scheffel ein letzter Gruß an meinen lieben Freund Anton von Werner in Berlin. 6. III. 86." Und etwa fünf Wochen später ging aus Karlsruhe, wohin er auf seinen ausdrücklichen Wunsch noch am 2. April geleitet worden war, die betrübende Botschaft in die Welt, daß am Abend des 9. April 1886 Josef Victor v. Scheffel das Zeitliche gesegnet habe. So konnte man auch von ihm dasselbe sagen, was er einige Jahre vorher seinem Freunde A. v. Werner zum Troste schrieb, als dieser seine jüngste Tochter am Scharlachfieber verloren hatte, nämlich die Worte: „Und so gehen wir Alle als Pilger durch das Leben und wissen nicht, wann wir abgerufen werden. Und dennoch: Vertrauen und Muth!"

Bücherbesprechungen.

— **Predigten an Sonn- und Festtagen für das gesammte Kirchenjahr.** Auswahl von Predigten über freie Texte aus den Evangelien und der Apostelgeschichte von Geh. Kirchenrath D. **Friedrich Ahlfeld**, weiland Pastor zu St. Nikolai in Leipzig. Leipzig, Friedrich Fleischer, 1898. 8 M. — Diesen stattlichen Band von 44 Bogen, der mit einem guten Bild des Predigers aus seiner ersten Leipziger Zeit geziert ist, hat Consistorialrath Ahlfeld in Hannover herausgegeben. Die Predigten waren fast sämmtlich schon gedruckt, nämlich in den drei Sammlungen: Bausteine zum Aufbau der Gemeinde, Zeugnisse aus dem innern Leben, Ruhe der Kinder Gottes in dem Herrn; nur wo diese einmal das Gesuchte nicht boten, ist auf andere Drucke und Manuscripte zurückgegangen worden. Die gewählten Texte decken sich deshalb nur theilweise mit denen, die das frühere sächsische Perikopenbuch in der dritten Reihe enthielt, und an den sechs Passionssonntagen sind Abschnitte aus der Leidensgeschichte nach Matthäus, aber auch in selbständiger Auswahl zu Grunde gelegt. Ahlfeld's Predigten zu rühmen, ist überflüssig. Immerhin wächst ein Predigergeschlecht heran, bei dem die Kenntniß derselben nicht mehr ohne Weiteres vorausgesetzt werden kann. Deshalb hebt das Vorwort des Herausgebers mit Recht hervor, daß diese Predigten auch unsere Zeit und ihre Bedürfnisse immer wieder treffen. Eine genaue Bekanntschaft mit ihnen gehört fast unerläßlich zu der Ausrüstung jedes evangelischen Predigers, und so ist die Darbietung eines Theiles von ihnen für den mäßigsten Preis dankbar zu begrüßen. Indem wir so die Gabe ohne allen Vorbehalt empfehlen, sind wir solchen Lesern, die mit Ahlfeld's Predigten noch nicht vertraut sind, einen Hinweis darauf schuldig, wie sie zu gebrauchen sind. Das soll geschehen, um sich in das geistige und geistliche Wesen eines durchaus eigenartigen, kraftvollen und sinnigen Redners zu versenken und seine inneren Erlebnisse mit ihm zu erleben. Dabei soll Schritt für Schritt von ihm gelernt werden, wie man solche Erträgnisse theologischen Denkens und christlichen Fühlens volksthümlich packend gestaltet und verwerthet, und wie man die reichen Schätze, die Andere schon gehoben haben, sich als selbständiges Eigenthum erwirbt. Denn fast jede Predigt lehrt deutlich, wie Ahlfeld die Alten studirt und wie er aus Caspari's und Anderer Sammlungen geschöpft hat. Viel weiter aber soll die Benutzung dieses Vorbildes sich nicht erstrecken. Wenn Hase von ihm sagt: Sein lutherischer Supranaturalismus ist von einer rhetorisch-poetischen Naturgabe getragen, so ist das von seinem Standpunkte aus geredet und keine vollständige, aber doch eine richtige Kennzeichnung. Denn diese Naturgabe hat Ahlfeld in ihrer urwüchsigen Kraft und namentlich in der früheren Zeit oft ungezügelt walten lassen und über einen aus gläubigem Gemüth frisch und fröhlich erwachsenen Supranaturalismus ist er nicht hinausgekommen. Auf diesem Gebiet also müssen ganz andere Lehrmeister und Vorbilder eingeschoben werden, wenn die Predigt sowohl dem Fortschritt der dogmatischen Wissenschaft, wie dem zarteren Empfinden einer anders und deshalb nicht schlechter gearteten Zeit gerecht werden will. Geradezu zu warnen aber ist vor etwaiger Nachahmung der eigenen poetischen Erzeugnisse Ahlfeld's auf der Kanzel; seine gereimten Dispositionen, die ihm viele Schüler zum Schrecken aller ästhetisch veranlagten Gemeindeglieder nachgemacht haben, verrathen bisweilen das dichterische Talent und treffen wunderbar das Richtige, sind aber vielleicht noch öfter arg gekünstelt, zum Schaden des Textverständnisses. Auch in der Textanwendung kann seine Weise nur nach genauer Prüfung zum Muster dienen. Hier wird gelegentlich aus dem Text herausgesucht, was für natürliches Verständniß der Worte schlechterdings nicht darin gegeben ist. Das bemerkenswertheste Beispiel dafür dürfte die Predigt über den Aufruhr zu Ephesus bieten, welchen Schriftabschnitt auch Ahlfeld's große Fähigkeit zu einem christlichen Predigttext zu gestalten nicht vermocht hat. Hier wird (S. 602)

mit schier unglaublicher Auslegungskunst aus den weltklug nüchternen Aeußerungen eines heidnischen Staatsschreibers, der aber „wahrscheinlich schon von dem Geiste des Herrn berührt war", die Lehre hergeleitet, wie ein Christ den Aufruhr bekämpfen soll. B. K.

— Gustav-Adolf-Verein und Gotteskasten. Ein Vortrag von Dr. phil. Max Ahner, Diakonus zu Leipzig-Neudnitz. Leipzig 1898. Akademische Buchhandlung, Gebrüder Wenck. 20 ₰. — Da der Reinertrag dem Lutherischen Gotteskasten zukommen soll, so empfehlen wir den Vortrag auch aus diesem Grunde. Aber er bietet auch eine von maßgebender Stelle ausgehende Darstellung der Zwecke und Ziele beider Vereine auf Grund ihrer Statuten und führt den bündigen Nachweis, daß beide friedlich neben einander bestehen können und sollen. Nun möchten auch die Vertreter beider von hüben und drüben diesen theoretischen Frieden in der Praxis immer aufrecht erhalten! B. K.

— Die Religion im modernen Geistesleben. Mit einem Anhang über das Märchen von den drei Ringen in Lessing's Nathan. Von Martin Rade. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1898. 1,40 ℳ. — Den gewählten Titel hat der Verfasser so behalten, wie er für fünf Vorträge im freien deutschen Hochstift zu Frankfurt gegeben war, obwohl zugestanden wird, daß er verständlicher lauten würde: Die Religion im Geistesleben der Gegenwart. Denn eine eigentliche Kennzeichnung des modernen Geisteslebens bieten die Vorträge nicht. Sie wollen vielmehr, wie das in einem beigefügten weiteren Vortrag „Vom Wesen der Religion" noch weiter ausgeführt ist, vom Standpunkt des unbetheiligten Beobachters aus die Thatsache feststellen, daß die Religion gegenüber allen anderen Geistesmächten eine Macht für sich ist. Das wird durchgeführt hinsichtlich des Verhältnisses, in dem die Religion zur Geschichte, zur Naturwissenschaft, zur Kunst, zur Moral und zur Politik steht. Es ist außerordentlich schwer, des Verfassers Wunsch zu erfüllen, den er im Vorwort ausspricht, das Ungenügende und Unbefriedigende in seinen Ausführungen nachzuweisen. Sehr Vieles darin bietet Gedanken, die sich überhaupt ganz von selbst verstehen, Anderes ist beeinflußt von dem Plan der Vorträge, einem Publicum zu dienen, das aus Angehörigen aller am Orte vertretenen Religionen und Confessionen bestand. Wir sind beispielsweise überzeugt, daß von einem Verhältniß zwischen Religion ganz im Allgemeinen und Politik kaum die Rede sein kann; indem man doch ein solches annimmt, setzt man, wie das auch an vielen Stellen thatsächlich der Fall ist, ganz unwillkürlich seine eigne Religion an die Stelle jenes allgemeinen Begriffs. Wir müßten auf das Einzelne sehr ausführlich eingehen, wollten wir unsere abweichende Meinung begründen, und das bloße Aussprechen derselben hat keinen Zweck. Im Anhang weist der Verfasser nach, daß das Märchen von den drei Ringen keine Allegorie, sondern eine Parabel ist, deren Sinn, so gefaßt, sich aus der Erzählung ganz von selbst ergiebt. B. K.

— Freiheit für Cuba. Novelle von Theodor Duimchen. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1898. — Eine recht lesbare Novelle. Besonders das Localcolorit scheint uns gut getroffen. Wer sich über cubanische Lebensweise und Sitten unterrichten will, lernt vielleicht mehr daraus, als aus langen Beschreibungen. Die spanische Willkürherrschaft spielt in die Novelle herein, ihr jähes Ende wird daher dem Leser wenig bedauerlich erscheinen. —tg—

— Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Reise. Alexander Roemer, Gesühnte Schuld. Berlin 1898. Verlag von Albert Goldschmidt. — Ein Roman, der zu den lesbaren Unterhaltungsschriften gehört, wenn er auch nicht eine bedeutende literarische Physiognomie trägt oder durch Neuheit der Erfindung überrascht. Der Held desselben ist ein Majoratserbe, ein entgleister Officier, welcher in seiner Jugend, um einen Freund zu retten, der, in unbezahlbare Ehrenschulden gerathen, keinen anderen Ausweg sah als den Tod, ein Depositum des reichen Onkels im Pult seines Vaters angriff, in der Hoffnung, daß sein gerade auf Reisen abwesender Verwandter bei seiner Rückkehr die vorgreifende That des Neffen verzeihen werde. Doch wenn auch die Sache vertuscht wurde — der Verbrecher wurde von der Familie geächtet und in die Ferne verschickt. In Amerika schlug er sich durch in den niedrigsten Stellungen, als Hausknecht, Kellner, zog mit den Rothhäuten auf den Kriegspfad, erwarb sich dann durch Fleiß und Glück ein Vermögen und eine geachtete Lebensstellung. In Europa war er längst verschollen. Nun kehrt er zurück, ein self-made man, ein Kraftmensch, der ein wenig an den modernen Uebermenschen erinnert, doch ohne die grenzenlos übersteigerte Selbstschätzung. Er sieht seinen jüngeren Bruder wieder, einen verschuldeten Officier, der aber allgemein für den künftigen Majoratserben gilt; er will die Geliebte desselben, eine talentvolle Concertsängerin, selbst bei dem alten Herrn einführen, dessen Zustimmung zu der Ehe seines Bruders gewinnen; doch durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen findet der Letztere auf dem Schloß eine liebenswürdige junge Aristokratin Hertha und vergißt beim Reifenspiel im Schloßpark den ganzen Plan, der zunächst unausführbar scheint. Die Sängerin ist ins Gerede gekommen und verläßt, von dem Amerikaner unterstützt, das elterliche Haus; sie wird eine berühmte Primadonna, während Mr. White — diesen Namen hat sich der Erbe beigelegt — die Bekanntschaft jener Schönen macht und ihr Herz gewinnt. Am Schluß wird er Majoratsherr, führt Hertha als seine Gattin heim und der jüngere Bruder, dem ein beträchtliches Vermögen zufällt, heirathet seine Jugendgeliebte, die hochgefeierte Künstlerin. Das Alles ist recht lebhaft erzählt und die Charakterzeichnung, wenn auch ohne tiefgehende Züge, doch consequent durchgeführt. Die Verfasserin, Charlotte Regenstein, hat unter dem Pseudonym Alexander Roemer bereits eine größere Zahl von Romanen und Novellen veröffentlicht; sie ist eine ältere Schriftstellerin, bereits über 60 Jahre alt, und besitzt die Routine einer langjährigen belletristischen Thätigkeit. Sie schreibt meistens fließend und gewandt; nur hier und dort stellen sich ungelenke Wendungen ein. In dem vorliegenden Romane stört die Unklarheit, in welcher sich der Held, ein sonst so ideal gezeichneter Mann, in Bezug auf sein Verhältniß als Majoratserbe befindet, doch den einheitlichen Eindruck; man glaubt lange Zeit, er werde auf das Majorat verzichten, und nicht scharf hervorgehoben, nicht schlagend genug erscheinen die Gründe, die ihn zuletzt bestimmen, das ihm zukommende Recht in Anspruch zu nehmen. R. v. G.

— Photocol-Sammel-Atlas. Ein geographisches Sammelwerk der Kunst- & Verlagsanstalt „Photocol" in München. — Dieser Sammelatlas ist ein nach patentirtem System bearbeitetes, in Geographie, Geschichte und Literatur wissenschaftlich durchgeführtes, kartographisches Bildwerk mit ca. 200 interessanten Karten (46 × 57 cm) und Stadtplänen, sowie ca. 12 000 Photocols, das sind nach der Natur aufgenommene und in denselben Farben gehaltene, auf Carton befindliche Farbenphotographien in künstlerischer Vollendung. Das ganze Werk wird 80 Albums umfassen, bezw. selbstständige, ausführliche Heimathskunden in Karte, Wort und Bild, bearbeitet unter Mitwirkung hervorragender Professoren des In- und Auslandes. — Dem Erfinder dieses Photocol-Sammel-Werkes sind die Gedanken zu seinem Werke durch das Sammeln der Ansichtspostkarten gekommen; während aber dies rein mechanisch geschieht und jeder geistiger Anregung bar ist, so wird durch den Photocol-Atlas der Sammeleifer der Jugend in rechte Bahnen gelenkt und wird ungemein fruchtbar auf den Geographieunterricht wirken. Ueberhaupt erhalten die Photocols ihren wahren Werth erst durch die beigefügten Heimathskarten, die auf ihrem Rand die Geschichte der betreffenden Landstriche in chronologischer Folge aufweisen, fernerhin auch literarhistorische und ethnographische Daten in gedrängtester Kürze. Karte und Photocolbild sollen nun miteinander verglichen werden, wozu die Karte von selbst und vor Allem auch die reizenden Bildchen einladen, die kleine Kunstwerke sind und sehr geschickt insofern gewählt sind, als sie nur wahrhaft typische Landschaften oder charakteristische Gebäude bringen. — Jedes Album ist einzeln für 2 Mark käuflich, im Abonnement auf Europa (50 Albums) oder auf Deutschland (16 Albums) 1,50 Mark. Als Geschenk für die Jugend eignet sich ein derartiger Photocol-Sammel-Atlas ganz vortrefflich, da er nicht allein durch Aufsuchen und Auffinden der richtigen Plätze unterhält, sondern in wirksamster Weise die Gedanken schärft und Nöthiges spielend erlernen läßt. Somit ist sein pädagogischer Werth ein ganz eminenter. Von Deutschland sind bis jetzt schon einige Albums erschienen, so Alb. I Bayern, Alb. II Württemberg, Alb. VI Westfalen, Alb. VIII Königreich Sachsen. Ee.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 106. Sonnabend, den 10. September, Abends. 1898.

Chapatin der Löwentödter.

(Von Alph. Daudet.)

I. Zuerst die Wahrheit über Chapatin. Was auch die Leute von Beaucaire sagen mögen, es ist nicht wahr, daß Chapatin in Beaucaire geboren ist, ich meine den berühmten Chapatin, dessen Geschichte ich erzählen will. Es thut mir leid um die Leute von Beaucaire, aber jeder Historiker, der nicht Capefigue heißt, muß der Wahrheit und nur der Wahrheit die Ehre geben. Nun hat zwar Beaucaire seine schönen, schattigen Spaziergänge längs den Ufern der Rhone, Beaucaire hat seinen majestätischen, klaren Canal, Beaucaire hat seine große Messe — die Messe von Beaucaire! —, aber Beaucaire hat keinen Chapatin; Chapatin ist ein Kind Tarascons, wo er im schönen Mai des Jahres 1820 zur Welt kam, und zwar auf dem Marktplatz, auf dessen linker Seite; Beaucaire mag sich trösten, von Beaucaire nach Tarascon hat man nur die Brücke zu überschreiten und man gelangt, für zwei Sous, in das Land Chapatin's. Schriebe ich nur für die sonngebräunten Leute zwischen Marseille und le Pont Saint-Esprit — in der Grafschaft Venaissin, Languedoc und Provence — so würde ich mir natürlich nicht anmaßen, meine Leser zu belehren, wer und was Chapatin ist; aber sintemal diese Zeitung in alle fünf Welttheile gelangt, so muß ich den Lesern derjenigen Welttheile, die es noch nicht wissen, sagen, daß Chapatin ein zweiter Jules Gérard ist, nur vielleicht noch größer als dieser, zum Mindesten aber ihm ebenbürtig. In vollem Ernst: diesem Namen fehlt weiter nichts, als ein wenig Druckerschwärze und einige Reclame in Pariser Manier! Diesen Ruhmespsalm, mein lieber Chapatin, der dir bisher noch nie erklungen ist, will ich jetzt in helltönenden Worten erschallen lassen, um deinen simplen provençalischen Jägerhut will ich einen Kranz flechten, einen Ruhmeskranz sammt größeren und kleineren Alinéas, indessen du, unbekümmert um Ehre und Ruhm, fernab vom Gewühle der Welt, friedlich in algierischen Pantoffeln durch deinen kleinen Garten am Marktplatz schlendernd deine Marseiller Pfeife aus rothem Thon rauchst und wie ein Beamter mit bescheidenen achtzehnhundert Franken Einkommen deine Chrysanthemen begießest.

II. Was man eines Abends bei dem Büchsenschmied Tholozan erzählt. Bevor Chapatin der berühmte Löwentödter war, nannte man ihn einfach „M'sieur Chapatin", und war er einstweilen der beste Schütze in Tarascon. Wenn, regelmäßig am Sonntag Morgen, die achtzehn Schützen von Tarascon ihre Flinten nahmen — wen wählten sie zum Anordner der Rebhuhnjagd? Chapatin. — Jeden Sonntag Abends, wenn die achtzehn Jäger aus Tarascon von der Jagd zurückkehrten, wer brachte regelmäßig ein kleines Weißschwänzchen als einziges Schlachtopfer von der famosen Jagd auf Rebhühner heim? — Chapatin. Wenn die achtzehn Jäger aus Tarascon sich beim Büchsenschmied Tholozan versammelten, um, nach dem Nachtessen, über ihre Jägerkunst zu plaudern, wer führte den Vorsitz bei diesen cynegetischen Sitzungen? Chapatin. Wer hatte das beste Blei, die sicherste Jagdflinte, die bequemste Jagdtasche? Chapatin. Wer zerschmetterte alle Thonpuppen beim Pistolenschießen? Chapatin. Wer konnte, wenn's nöthig war, eine Pfeife zwischen den Zähnen eines Kindes oder eines Soldaten mit einer Flintenkugel wegschießen? Chapatin, immer Chapatin. Und doch, wer sollte es glauben? Alles das genügte ihm nicht. Eines Abends also, als man bei Büchsenmacher Tholozan versammelt war, kam man auch auf die fabelhaften Jagden Jules Gérard's zu sprechen. Jeder gerieth in Ekstase über die Geschicklichkeit des Jägers, über seine Kaltblütigkeit und seinen Muth. Plötzlich wählte da einer der achtzehn Jäger aus Tarascon unsern Chapatin zur Zielscheibe — es war der ungeschickteste und eifersüchtigste von allen — und schnellte ihm die giftigsten Phrasen in's Angesicht: Wie wär's denn, Chapatin, wenn Ihr es einmal mit dieser Art von Wildpret versuchen würdet? Chapatin schwieg einen Augenblick, dann aber antwortete er ganz einfach: Eben hab' ich mir's überlegt. Dabei blieb es einstweilen. Da es schon spät war, schickte die ehrenwerthe Madame Tholozan ihre achtzehn Gäste in ihre achtzehn Heimstätten fort; man machte die Läden der Stube zu, und die achtzehn Jäger zerstreuten sich in den dunklen Straßen.

III. Die große Neuigkeit in Tarascon. Einige Tage später lief das Gerücht durch die Stadt, Chapatin habe bei Bompard zwei große kupferbeschlagene Koffer sammt einem riesigen Nachtsack bestellt. Diese Neuigkeit cursirte bereits seit mehreren Stunden, als die Frau eines der Achtzehn Chapatin auf der Esplanade traf und ihn anredete: Guten Morgen, Hr. Chapatin, wollen Sie wirklich eine Reise machen? Chapatin antwortete: Ja wohl, ich gedenke nach Afrika abzureisen, wo ich Löwen schießen will. Fünf Minuten nach dieser denkwürdigen Unterredung war die ganze Stadt bei Chapatin. — Warum nicht gar! Ihr scherzt. — Was muß ich hören! — Ist's wahr? Ist der Teufel bei Euch los? Solche und ähnliche Fragen schwirrten ihm um den Kopf. Chapatin hielt dem Ungewitter Stand. Seine Antwort lautete kurz und würdevoll. — Sein Entschluß war gefaßt, unweigerlich. Schon lange genügten ihm unsere Jagden in Europa nicht mehr. Er fühlte das Bedürfniß nach stärkeren Emotionen, allerdings nicht ohne sich die ernsten Gefahren, die seiner harrten, zu verhehlen; das Land war ungesund, die Tage sehr heiß, die Nächte sehr kalt, aber schließlich konnte er sich mit der passenden Kleidung versehen und Alles, was er brauchte, mit sich nehmen. Was die Löwen betrifft, so sprach er kein Wort davon, jedes Kind in Tarascon kannte ja die Sicherheit seines Schusses, die Vortrefflichkeit seiner Waffe und die Kraft seiner Muskeln. Uebrigens — und hierbei hob er seine Augen, in denen je eine Thräne blitzte, gen Himmel — wenn ihn je von Seite eines Löwen ein Unglück passiren, ein Schlag seiner Tatze ihn treffen sollte — sei's drum! Es wäre ein Tod wie ein anderer! An diesem und den folgenden Tagen war Chapatin der Held von Tarascon; Chapatin bei Tische zu haben, war eine Ehre, die nur einigen Auserwählten zu Theil wurde. Man wetteiferte, ihn, während er hinter einem tadellos reinen Tischtuch oder Abends, wenn man am Kaminfeuer saß und den Kaffee schlürfte, auszufragen und über seine künftigen Jagden plaudern zu lassen ... Chapatin, der binnen einigen Tagen Alles gelesen hatte, was über Afrika gedruckt war, kannte alles das auswendig und erzählte es sprudelnd; er sprach von den mondlosen Nächten, von den pesthauchenden Sümpfen, dem Schnee auf seinen Bergen, den brennenden Sonnenstrahlen, der fabelhaften und lange Zeit unterschätzten Stärke und Wildheit seiner Löwen. Bei diesen grauenerregenden Schilderungen schüttelten die Männer zum Zeichen ihrer Zustimmung die Köpfe, stießen die Frauen einen Schrei des Entsetzens nach dem andern aus, schwangen die gichtbrüchigen Greise, von kriegerischem Feuer durchlodert, ihre Krücken und in der Stube daneben, wo die kleinen Knaben, die man frühzeitig zu Bett brachte, diese Schauergeschichten hörten, schlotterten sie vor Angst und riefen nach Licht!

IV. Chapatin trifft seine Vorbereitungen. Um diese Zeit kam nach Tarascon ein Thierbändiger und zeigte seine Menagerie, in der sich unter anderen phänomenalen Bestien auch ein afrikanischer Löwe befand. Dank dem Interesse für Chapatin war der Zulauf zu dieser Menagerie ein ungeheurer, noch nie

dagewesener. Ganz Tarascon wollte diese gewaltige Bestie sehen, welche der Löwenjäger aus Tarascon bekämpfen wollte, und als Chapatin in die Bude trat, wich die Menge ehrerbietig und Beifall rufend auseinander. Chapatin näherte sich dem Käfig und begann ohne irgend welche Ostentation ruhig und fest das wilde Thier zu betrachten, das schauerlich brüllte. Der Löwe hatte instinctmäßig seinen Feind gewittert. Chapatin erschien jeden Tag wieder und verweilte Stunden lang vor dem Käfig des Thieres, indem er dessen Gebahren studirte und sich gegen sein Gebrüll abhärtete, dann des Nachts, wenn Tarascon schlief, sah die Schildwache der Cavallerie-Caserne ihn um die Bretter der Menagerie herumstreichen, um sich an die dumpfen Brusttöne, die der Löwe während der Nachtzeit von sich giebt, zu gewöhnen. O über die Flüchtigkeit und den Unbestand des tarasconensischen Enthusiasmus! Noch war kein Monat seit dem Bekanntwerden des Chapatin'schen Vorhabens verstrichen, als man in der Stadt bereits fand, daß der Löwenjäger gar sehr zaudere, sich auf den Marsch zu begeben! Als handle es sich um eine Jagd auf Rebhühner! Einer der Achtzehn — der Ungeschickte und Eifersüchtige — behauptete sogar, Chapatin werde überhaupt nicht abreisen. Inmitten dieses Gemunkels und Geschwätzes der Menge aber blieb Chapatin gelassen und nahm sich Zeit. Er prüfte seine Carabiner, schliff seine Waidmesser, untersuchte neue Revolver, ließ jeden Tag eine neue Tasche an seinem mächtigen Reisesack anbringen; er hatte aus Paris eine Taschenapotheke kommen lassen, welche Alcali, Arnica, Sporadrap, Skalpelle, Charpie und Knoblauchessig enthielt. Eines Abends endlich, als die Achtzehn aus Tarascon wieder wie gewöhnlich beim Büchsenschmied Tholozan zusammensaßen, sahen sie Chapatin eintreten, etwas bleich, wenn auch ruhig, Chapatin zeigte ihnen an, daß er komme, um sich zu verabschieden. Diese Erklärung wurde mit einem allgemeinen Hurrah! aufgenommen. Man ließ Bier und Brezeln kommen; es stiegen von beiden Seiten Toaste, die ehrenwerthe Madame Tholozan wurde gezwungen aufzustehen, um den unerschrockenen Abenteurer Chapatin zu umarmen. Chapatin, galant wie immer, versprach ihr zum Entgelt das Fell des ersten Löwen, den er erlegen würde. Tags darauf gegen zwei Uhr staute sich eine unzählbare Menge auf der Straße, welche vom Marktplatz zum Bahnhof führte. Bald erschien Chapatin. Er trug eine enorme Türkenmütze, die keck auf dem Hinterhaupt aufgepflanzt war, ein algierischer Gürtel, einen halben Meter breit und bis an seine kräftige Brust hinaufreichend, schlang sich um seinen Leib, Gamaschen à la Louis XV., mit Schnallen an der Seite, bedeckten bis zum Knie seine Unterschenkel. Hinter ihm her schleppten Packträger seine zwei gelben Lederkoffer, die den Waffenvorrath bargen, und den gewaltigen Nachtsack, in welchen Chapatin's Garderobe und Reiseapotheke gepackt waren; die achtzehn Jäger aus Tarascon escortirten ihren Präsidenten, der vertraulich mit ihnen plauderte. Als man zu der Eisenbahn gelangt war, stimmte der Sängerverein „Orpheon" aus Tarascon eine sehr schöne Cantate an, Chapatin umarmte jedes der Mitglieder, und doch war seine Rührung nicht so groß, wie die der Anderen. Der Zugschef — ein alter afrikanischer Troupier von 1830 — drückte ihm die Hand, wie man sie einem Helden drückt. Man sah einige vom Zugpersonal im Verstohlenen weinen.

V. Chapatin schifft sich ein, fühlt sich aber durch seine Gamaschen à la Louis XV. sehr genirt. Der Wagen, in welchem Chapatin Platz nahm, war besetzt von Pariser Damen, die sein Aufzug einigermaßen überraschte. Eine kleine neugierige Blondine fragte ihn, wohin die Reise gehe. Chapatin antwortete: Auf die Löwenjagd, darauf Erstaunen, Rufe des Entsetzens, Begeisterung. Der stolze Chapatin brachte im Wagen dieser Schönen die vier seligsten Stunden des Lebens zu. In Marseille hielt er sich nicht länger auf als nöthig war, um noch einige Revolver zu kaufen und seinen Platz an Bord des Packetboots „le Zouave" (der Compagnie Touache) zu belegen, der Tags darauf Morgens um 10 Uhr abfuhr. Lange vor der zur Abfahrt bestimmten Stunde war Chapatin mit Sack und Pack, d. h. seinen waffenstrotzenden Lederkoffern, seinem Nachtsack, seiner Reiseapotheke, seiner Türkenmütze und seinen Gamaschen an Bord. Vom Ufer aus sahen sich die Marseiller nicht ohne Erstaunen den sonderbaren Passagier an, der in seinem rothen „Käppi" und seinen hohen Beinschienen auf dem Verdeck herumspazierte. Die Ueberfahrt war lang, der Wind immer conträr, das Meer nicht gut gelaunt. Das Schiff hielt sich zwar im Sturme recht brav, aber Chapatin war seekrank. Zwei Tage und zwei Nächte hindurch litt der Löwentödter entsetzliche Qualen auf seinem nur wenige Zoll breiten Lager in einer mit Stickluft erfüllten Cajüte, wo er nicht einmal die Kraft hatte, sich seiner Gamaschen, die ihm ins Fleisch schnitten, noch seines algierischen Gürtels, der ihm den Athem beengte, zu entledigen, wo ferner Speise und Trank ihn anekelten! Mitten in diesen Leiden Chapatin's hatte ihn seine treue Chechia (Türkenmütze) nicht verlassen, aber leider hatte sie nicht mehr das siegreiche Aussehen, wie bei der Abreise, und allmälig war sie bei den heftigen Stößen des Schiffes über die Augen und die Ohren ihres Herrn mehr und mehr heruntergerutscht, wie eine simple Schlafmütze.

VI. Das Land der Löwen. Als Chapatin in Algier gelandet war, war seine erste Sorge die, daß er seine Gamaschen abschnallte, deren Nestel sich in rothen Striemen auf seinen Schenkeln eingezeichnet hatten. Auch entledigte er sich seines scharlachrothen Gurts und suchte seine Chechia in die frühere Positur zu versetzen. Bevor er sich auf die Jagd begab, gönnte er sich eine zweitägige Ruhe und promenirte in Algier umher. Aber schon fühlte er sich so ausschließlich in seiner Stellung als Löwenjäger, daß der Anblick dieser Stadt, die durch ihren malerischen, buntscheckigen Charakter alle Orte der Welt übertrifft, ihn weder zerstreuen noch interessiren konnte. Weder die Biskris mit ihren nackten Beinen noch die Neger aus Timbuktu, noch die melancholische Stimme der Muezzins, noch die Moriskan in ihren weißen Burnussen, noch die Negerinnen in ihren blauen Kattunkleidern, noch die eleganten mit Eisenkraut parfümirten Mauren, noch die Malteser mit den runden eingekrempten Hüten, noch die Marabuts mit ihren weiten Turbanen, noch die Balearen mit ihrem ziegelrothen Teint, noch die Russen, noch die Engländer, noch die Türken, noch die Tuarels mit ihren halbverhüllten Gesichtern, noch die Kleinhändler mit Veilchen — nichts konnte Chapatin's Aufmerksamkeit erregen! — Vor Allem, den Löwen entgegen! sprach Chapatin zu sich selber. — Am dritten Tage seiner Ankunft — Chapatin hatte, um mit dem ersten Erfolg die Ueberraschung zu steigern, keinem Menschen ein Wort von seinen Projecten gesagt — ließ er in aller Stille zwei bleierne Stangenkugeln in die beste seiner Flinten gleiten und machte sich auf, die Umgebung zu durchstreifen. Er war erstaunt, hier zahlreiche Landhäuser und einige Gemüsegärten zu finden. War das nicht eine große Unvorsichtigkeit, Artischoken in der Nähe von Löwen zu pflanzen? Nicht geringer war sein Erstaunen, als er auf seiner Route eine Menge friedlich aussehender Jäger, die links und rechts, mit Hunden und Jagdtaschen vorbeigingen, zu treffen. Diese patriarchalische Manier, auf die Löwenjagd auszugehen, setzte ihn dermaßen in Staunen, daß er sich entschloß, einen der Herren um Auskunft zu bitten. — Wie steht's denn mit dieser Jagd, guter Freund? fragte er in jener zutraulichen Art, wie sie unter Berufsgenossen üblich ist. — Nicht übel, gar nicht übel, antwortete der algierische Jäger. — Habt Ihr welche geschossen? — Sehn Sie einmal in meine Jagdtasche! — Wie? Ihre Jagdtasche? Stopft Ihr denn solche Thiere in Eure . . . — Wohin soll ich sie denn stopfen? fragte der Algierer. Und um ihn zu überzeugen, zog er aus seiner Tasche ein halbes Dutzend Becassinen. — Es do Becasso! schrie der Tarasconese in namenlosem Erstaunen. — Und sehr schöne, wie Sie sehen . . . — Ach so! Aber jagt man denn hier nicht Löwen? — Löwen? Und mit noch größerem Erstaunen, als vorher der Tarasconese, maß jetzt der Algierer unseren Chapatin mit fragendem Auge. Löwen? Damit kehrte er dem Frager, im Glauben, dieser treibe Spott mit ihm, den Rücken und brummte: Fader Possenreißer! Jetzt fielen Chapatin die Schuppen von den Augen und er begriff, daß alle diese Herren simple Schnepfenjäger waren. Er marschirte also weiter, in der Hoffnung, auf höheres Wild zu stoßen, aber sein Suchen war vergebens. Am Abend kehrte er, in übler Laune und enttäuscht, nach Algier zurück, er konnte es gar nicht fassen, daß man in Afrika auf etwas Anderes als auf Löwen pirschen konnte. Immerhin waren diese vielleicht nur nicht so zahlreich im Weichbilde der Stadt.

VII. Von einem Conducteur, der Löwenfleisch gegessen hatte. Bevor Chapatin einen neuen Jagdzug unternahm, zog er in der Stadt Erkundigungen ein. Von allen den Personen, die er fragte, hatte Niemand einen Löwen gesehen, und begehrte auch Niemand ihn zu sehen. — Wenn man aber, fragte Chapatin, ihn trotz alledem sehen wollte? — Ja, dann müßte man weit nach Süden zu gehen. Dann sprach man von anderen Dingen. Gut, dann gehen wir nach Süden, sagte der Mann aus Tarascon. Sofort ließ er seine Koffer mit den Waffen, seinen

Nachtsack und seine Reiseapotheke auf den Postwagen nach Blidah laden: er selber kletterte mühsam auf die Imperiale: stolzer wie je prangte die Chechia auf seinem Haupte, stolzer wie je der Gurt um seinen Leib, stolzer wie je die Gamaschen à la Louis XV. an seinen Schenkeln. Der Postconducteur war ein Provençale. Dieser, zum Beispiel, hatte Löwen und Löwinnen gesehen. Hier, an dieser Stelle des Waldes, und dort wieder, dann weiter unten, hinter den Pistazien, ein andermal dort, vor den beiden Tuyabäumen und ein drittes Mal am anderen Ufer des Flüßleins hier. Chapatin war außer sich vor Entzücken. An der ersten Haltestelle regalirte er den Conducteur mit einem famosen „Champoreau“ (Likör aus Branntwein mit Kaffee gemischt) und wollte seinen Koffer mit den Waffen abladen lassen, um sich in dieser glücklichen, an Löwen so reichen Landschaft einzurichten. Aber der Conducteur, den es nach fernerem „Champoreau“ gelüstete, ließ seinen Chapatin nicht los. — Seit langer Zeit gab es in dieser Gegend keine Löwen mehr, eine polizeiliche Verordnung hat sie von hier verbannt. Wenn man welche finden wollte, mußte man weiter nach Süden reisen. — Also weiter vorwärts nach Süden! sagte der heldenmüthige Chapatin und stieg wieder auf die Imperiale. In Duera, der neuen Haltestelle, ein neuer Champoreau, dito zu Buffarik. Von Haltestelle zu Haltestelle, von Champoreau zu Champoreau wiederholte der Provençale unserem Chapatin, daß er Löwenfleisch gegessen habe. Als man in Blidah einfuhr, hatte er keine Ursache mehr, ihm zu verhehlen, daß er sogar selber mehrere Löwen erlegt habe.

VIII. Das Heimweh nach dem Löwen. In Blidah begegnete unser Tarasconese keinem Löwen, wohl aber fand er Officiere vom 3. Husarenregiment, die sehr höflich gegen ihn waren, ihn an ihre table d'hôte einluden, ihm auch einen rechtschaffenen Rausch beibrachten und ihn schließlich mitnahmen, um sich die Chiffa-Schlucht zu besehen, einen höchst bemerkenswerthen Engpaß, der von dem sogen. „Affenbach“ bespült wird. Das landschaftliche Bild war entzückend: zur Rechten und zur Linken senkrecht aufragende, im dunkelsten Grün prangende Berge, herabgefallene Felsblöcke von der Größe einer Kathedrale; eine üppige Vegetation: Tuyas, Zwergpalmen, Johannisbrodbäume, wilde Olivenbäume, Pistazien, Oleander; Schwärme von kleinen rothbraunen Affen, die sich von Zweig zu Zweig schwangen und ihr ohrenzerreißendes „Cuic, cuic“ schrieen. Sämmtliche Officiere des 3. Husarenregiments geriethen in Entzücken über diese Naturschönheiten und ergingen sich sogar in kleinen poetischen Improvisationen; einer von ihnen verstieg sich zu einem begeisterten Hymnus auf den elektrischen Draht über ihm — das Symbol der Civilisation —, der ohne es zu wissen diese ganze herrliche Wildniß durchzog; ein Anderer meinte im Gegentheil, wenn die Araber bessere Taktiker gewesen wären, so wären diese Schluchten niemals von unseren Truppen passirt worden. Nur Chapatin theilte diese Bewunderung nicht; er verzehrte sich in Heimweh nach dem Löwen. Viel lieber hätte er die feierliche Stimme des Königs der Thiere inmitten dieser Felsen wiederhallen hören, dann, aber nur dann hätte ihn auch die Landschaft entzückt. Trotz allen Bemühen konnte das 3. Husarenregiment unseren Chapatin auch keinen Tag länger in Blidah halten. Man mußte ihn also nach Millauah weiterreisen lassen und versah ihn mit Empfehlungsbriefen an den arabischen Bureauchef, der ihn mit einem Eingeborenen, Namens Achmed, bekannt machen sollte. Dieser Achmed sei ein furchtbarer Löwenjäger, und werde ohne Zweifel dem Chapatin diejenigen Oertlichkeiten angeben, die für seine Heldenthaten am geeignetsten seien.

IX. Ein Panther. In Millauah erfuhr Chapatin von dem arabischen Bureauchef, daß der Löwenjäger Achmed schon seit fünf oder sechs Jahren todt sei! — Gut, dachte Chapatin bei sich, dann ist's einer weniger. — Uebrigens, fuhr der Bureauchef fort, hat der Löwe schon seit Langem den Berg Zoakar und die Umgebungen von Millauah verlassen; wenn Sie aber bis nach Orleans-Ville weiter gehen wollen, mein lieber Hr. Chapatin, so glaube ich, daß dort für einen rechten Jäger etwas zu holen ist, man spricht von einem prächtigen Panther. Chapatin und ein Panther? Pfui! — Unser Held dankte dem Angestellten für seine Auskunft; nach reiflicher Ueberlegung fand er es aber rathsam, für alle Fälle seinen Koffer mit den Waffen und seinen Nachtsack sammt Reiseapotheke, seinen algierischen Gurt, seine Gamaschen à la Louis XV. und seine Chechia auf die Diligence von Orleans-Ville laden zu lassen, wäre es auch nur, um jenem wunderbaren Süden, wo der König der Thiere gedeiht, näher zu kommen. Als Chapatin in Orleans-Ville einfuhr, passirte ihm ein großes Herzleid: Er begegnete nämlich einem Trupp bettelnder Araber, schmutzigem, unreinlichem Gesindel, das einen prächtigen, gezähmten aber blinden Löwen an der Koppel führte und mit ihm in den Dörfern herumzog, wie die Savoyarden mit ihren Murmelthieren. O Ausbund der Schande! rief der Tarasconese voller Entrüstung zu — ihr könnt eure schönen Thiere tödten, aber sie erniedrigen niemals! Die Araber glaubten, er frage sie, wo sie den Löwen her hätten, und deuteten nach dem Süden, indem sie ihre langen Arme heftig bewegten, als wollten sie sagen: Weit, weit, sehr weit. Chapatin beschloß, seine Route fortzusetzen. Aber um sich von seinen Strapazen zu erholen — die Postwagen in Algier sind nämlich für die Reisenden sehr hart —, gönnte er sich eine zweitägige Ruhe, die er in einer Karawanserei zubringen wollte, um die herum, wie man sagte, ein enormer Panther strich. Wenigstens kann ich, dachte Chapatin, der ehrenwerthen Madame Tholozan ein Pantherfell schicken, das sie zur Geduld stimmen wird! Es versteht sich von selbst, daß seine Koffer mit den Waffen, sein Nachtsack, seine Gamaschen à la Louis XV. sammt Zubehör ihn begleiten sollten.

X. Wie Chapatin eines Abends in einem Wald von Oleander auf dem Anstand lauert. Die Karawanserei lagerte etwa eine Stunde weit von einem Bach, zu welchem von mehreren Stunden in der Runde her das Wild am Abend kam, um seinen Durst zu löschen. Chapatin mußte also sich dorthin begeben, wenn er den Panther überraschen wollte. Die Leute der Karawanserei hatten diesen in dieser Richtung brüllen hören. Gegen sechs Uhr Nachmittags machte sich der Jäger auf den Weg, auf jeder Schulter ein Flinte, an der Seite ein langes Jagdmesser und einen Revolver im Gurt. In diesem kriegerischen Aufzuge hatte er einen Lagerplatz algierischer Jäger zu durchschreiten, die von einem Zuge ins Innere zurückgekehrt waren und wieder heim nach Algier wollten. Die Zelte waren aufgeschlagen, die Lagerfeuer angezündet, die Pferde aufgezäumt. Die Soldaten bereiteten die Suppe, die Officiere spielten ihren Skat. Alle sahen erstaunt den unerschrockenen Chapatin, wie er, ohne auch nur mit den Augenbrauen zu zucken, den Kopf hoch tragend und seine Flinten auf den Schultern, dem Aussehen nach ein zweiter Robinson Crusoë, das Feldlager durchschritt. Der Tag neigte sich. Es war die Stunde, wo, wie so oft bei der Abenddämmerung im Oriente, ein zartes Violet die Landschaft färbt. Die Schakale begannen zu heulen; hinter dem Buschwerk sah man in verschwimmenden Umrissen Wesen unbekannter Art vorüberhuschen. Unser wackerer Tarasconese schritt lange fürbaß, endlich mahnte ihn eine plötzlich eintretende Kühle, daß er sich dem Bach näherte, und bald sah er das Wasser im letzten Schein des Tages aufblitzen. In einem Oleanderwäldchen faßte er in aller Ruhe Posto; vor sich, auf dem jenseitigen Ufer, sah er ein dichtes Gehölz von Pistazien, das mehr und mehr sich in Dunkel hüllte, man konnte auf dem gelben Sande kaum noch die Fußspuren des Wildes unterscheiden, das zum Flußbett niedergestiegen war. Chapatin steckte sein Messer vor sich in die Erde, legte eine seiner Flinten neben sich, lud die andere und wartete. . . . Kraniche flogen hoch über seinem Haupte weg und krähten kläglich. . . . Er dachte an seine Freunde, er sah im Geiste die Buden von Tarascon, den Marktplatz. . . . Es war die Stunde, wo man das Gas anzündete. . . . Der Panther war eine sehr gefährliche und sehr schlaue Bestie. Jetzt machte ein Geräusch in den Büschen ihn zittern. . . . Die Nacht war außergewöhnlich dunkel. . . . Kein Mond. . . . Er unternahm da eine Jagd, auf die er sich nicht verstand. . . . Das hieß, sich thöricht der Gefahr aussetzen. . . . Schließlich war er ein Löwenjäger; was ging ihn ein Panther an? . . . Jetzt kam ein Schakal in seine Nähe und die Kälte fing an, fühlbar zu werden . . . er hat an der Flinte bereits das Absehen nicht mehr. Heilige Mutter, Patronin des Schwachen, wache über uns! Als das Selbstgespräch, das eine Viertelstunde lang dauerte, zu Ende war, raffte der Löwenjäger, von Angst gepackt, es war natürlich eine nervöse, tolle, unvernünftige, aber um so rasendere Angst, seine Flinte auf und sprang in voller Flucht und weiten Sätzen durch den kleinen Oleanderwald, die Zähne auf einander pressend, in der Richtung der Karawanserri zu, deren Zeltlücken man in der Ferne durch das Dunkel leuchten sah. Im Sande des Ufers hatte er das Jagdmesser stecken lassen und dort blieb es, ähnlich jenen Kreuzen, die man als Erinnerungszeichen auf öden Feldern stehen sieht und die von einem Verbrechen oder einem Unglück Zeugniß geben.

XI. **Am Abend eines Reisetages.** Als Chapatin am anderen Tag früh Morgens in einem Zimmer voll heiteren Sonnenscheines inmitten einer geräuschvollen, bewegten Karawanserei erwachte, schämte er sich seiner gestrigen Schwäche und schwur, sie am ersten Löwen, dem er begegnen würde, wieder gut zu machen. Ein Araber, der in der Karawanserei diente und von den Absichten des Tarasconesen erfahren hatte, machte ihm den Vorschlag, ihn zu den Matmatas zu führen, wo er gewiß finden werde, was er suche. Jetzt war Chapatin im siebenten Himmel. Schnell ein Fuhrwerk her für ihn und sein Gepäck! Der Araber steigt auf den Bock, nimmt die Zügel in die Hand und knallt mit der Peitsche. — Vorwärts! Diesmal, wo ein gefälliger Eingeborener ihn führte, konnte der Löwe unserem Chapatin nicht entgehen — das war sicher. Die Reise fing ganz vergnüglich an. Der Araber sprach wenig (wie die meisten seiner Landsleute), dafür sang er mit näselndem Ton einige nationale Weisen, wobei er bald links, bald rechts in die Pistazienwildniß hineinschaute und seine Peitsche knallen ließ. Chapatin, bald im Fuhrwerk, den Carabiner zwischen den Beinen, bald hinter demselben her, den Carabiner auf der Schulter, sammelte alle seine Kräfte, als stände er am Vorabend seines wichtigsten Lebensactes. Man war nun seit vier Stunden auf der Fahrt und die Hitze begann sehr drückend zu werden, als der Tarasconese den guten Einfall hatte, im dichten Schatten einer Gruppe von wilden Feigenbäumen einen kleinen Halt zu machen, er legte also den Carabiner neben sich, bedeutete den Araber, sich nicht allzuweit zu entfernen, und legte sich zu einem tiefen Schlafe im Grase nieder. Als er die Augen wieder öffnete, sah er um sich, aber — entsetzlich! — der Araber war mitsammt dem Fuhrwerk verschwunden! Durch den Körper des unglückseligen Jägers fuhr ein kalter Schauer. Alles, was man ihm von der Unehrlichkeit der Araber erzählt hatte, kam ihm wieder in den Sinn. . . . Er mochte nachspringen, rufen, fluchen und wettern, es half nichts! . . . Der Araber hatte sich mit dem Fuhrwerk in allem Ernst verduftet. . . . Was war jetzt zu thun? Der Dieb hatte mit dem Fuhrwerk auch die beiden Koffer mit den Waffen, den Nachtsack, die Reiseapotheke, kurz, Alles mitgenommen. Chapatin hatte nur noch seinen Carabiner, Kugeln, Pulver, den Gurt, die Chechia und die Gamaschen à la Louis XV. Konnte er, wie er jetzt war, sich in eine gefährliche Jagd hineinwagen? Konnte er, wenn er es überlegte, dem Löwen zu Leibe gehen ohne sein Alcali, seinen Sparadrap, seinen Arnica &c. &c.? Nein! nein! keine nutzlosen Prahlereien! Für den Augenblick war nichts Anderes zu thun, als in die Karawanserei zurückzukehren, eine Anzeige an das arabische Bureau zu machen und abzuwarten, ob man den Dieb im Besitz der Waffenkoffer, des Nachtsacks und der Apotheke erwische. Die militärische Justiz ist prompt, es konnte nicht lange dauern. Bei solcher Lage der Dinge suchte sich Chapatin über die Richtung nach der Karawanserei zu orientiren, von der er sich wenigstens sieben Stunden Weges entfernt hatte, und nahm den Weg stramm unter die Füße, um nicht in später Nacht anzukommen. Während des Marsches fluchte er wie ein Heide, ärgerte sich über die vielen Unfälle und dachte schmerzlich an Madame Tholozan, welche vergeblich das Löwenfell erwartete. Chapatin marschirte bereits seit zwei Stunden und die Sonne begann sich gegen den Horizont zu neigen, als er beim Umbiegen aus einem kleinen Gehölz am Ufer eines beinah trockenen Sumpfes bestürzt stehen blieb. Ihm gegenüber, nur wenige Schritte entfernt, ruhte, den Kopf zwischen den Tatzen, ein enormer Löwe. — Zuerst überrieselte es ihn kalt, dann ward es ihm heiß; endlich erholte er sich und hatte weder heiß noch kalt. Ein Gedanke an seine Freunde, ein Blick auf seine Zündhütchen war das Werk einer Secunde, und ruhig, gefaßt, verbarg er sich hinter einen schützenden Strauch. Der Löwe rührte sich nicht und Chapatin wartete den Moment ab, wo Seine königliche Majestät aufzustehen geruhen würde; dann, als ihn der lange Schlaf ungeduldig machte, schüttelte er den Strauch und schnarrte: Brrr, Brrr! Der Löwe rührte sich auch jetzt nicht. Nun warf Chapatin ihm kleine Kiesel und zuletzt einen ordentlichen Stein an. Endlich begann sich der Zorn in ihm zu regen.

XII. **Von einem Löwenfell, das unserm Chapatin theuer zu stehen kam.** Jetzt erhob sich der Löwe, bewegte sein majestätisches Antlitz zur Umschau nach allen Seiten und bekannte Farbe durch ein markerschütterndes Gähnen: „Uaa! Uaa!" Jetzt legte Chapatin an und — Feuer! Der Knall bewirkte zweierlei: Erstlich stürzte der Löwe, mit einer Kugel in jedem Auge, dumpf und schwer nieder auf seine Tatzen (diesen doppelten Treffer hatte sich Chapatin ausgedacht, als er seiner Zeit der Menagerie in Tarascon seine Besuche machte). Trunken vor Freude trat der Held von Tarascon aus seinem Versteck hervor und stimmte einen Triumphgesang an. Dann aber zweitens antworteten seinem Tedeum Zornrufe und Schmerzgeheul, und zugleich sah er sich von einem halben Dutzend Araber umgeben, die, weiß der Himmel woher, kamen und drohende Geberden machten. Der Löwenjäger war starr vor Schrecken — aber nur einen Augenblick, dann begriff er, was er gethan hatte. Der Löwe, den er eben erlegt, war kein anderer als jener blinde und zahme Löwe, der in Orleans-Ville herumgeführt wurde und dessen Führer die Araber waren! . . . Die Angelegenheit wurde nun beiderseitig geordnet, Chapatin bezahlte den getödteten Löwen und bedang sich nur das Fell aus, das man ihm zuzubereiten und aus Orleans-Ville nach Algier zu schicken versprach. . . In Orleans-Ville angekommen, hütete er sich wohlweislich, dem Diebe nachforschen zu lassen; er zog es vor, der Karawanserei Fuhrwerk und Pferd zu vergüten und seine Waffen, seinen Nachtsack mit seiner Apotheke auf Nimmerwiedersehen dahinten zu lassen, statt sich durch das Gerücht von seinem Mißgeschick bloszustellen. Als er seine Rechnungen ein für allemal geregelt hatte, entschloß er sich, nach Algier zurückzukehren. Sein unglücklicher Flintenschuß hatte ihm die Jagd auf Löwen gründlich verleidet, nicht aber den Ruhm, den sie einbringt, denn sobald er das Fell seines Opfers erhalten hatte, schickte er es schleunig der ehrenwerthen Madame Tholozon in Begleit eines rührenden Briefes, der von allen Journalen des Südens abgedruckt wurde und in welchem er die schrecklichen Gefahren schilderte, die er, um seinen ersten Löwen zu erlegen, bestanden hatte. In demselben Briefe meldete Chapatin, daß er noch drei Monate in Algier verweilen werde, um diese Jagd fortzusetzen, die einen so glücklichen Anfang nahm. Die genannten drei Monate verbrachte unser Tarasconese in einem hübschen Landhaus, das er in der Umgebung von Algier gemiethet hatte, und lag während dieser ganzen Zeit der Schnepfenjagd ob, wie jene algierischen Jäger, die er so verächtlich angesehen hatte. . . Alle vierzehn Tage schrieb er an die Achtzehn in Tarascon einen Collectivbrief, um den Tod eines neuen Löwen anzuzeigen, und wenn er das Fell desselben nicht mitschickte, so geschah dies, wie er sagte, weil es jedesmal durch die Kugel zerfetzt und verderbt worden war. Als Chapatin in seine Vaterstadt zurückkehrte, fehlte nicht viel, daß er in der Fülle von Rosen, die es auf sein Haupt regnete, erstickt wäre.

J. Mähly.

Bücherbesprechung.

— **Ueber Gründüngung.** Vortrag von Professor Dr. v. **Rümker-Breslau.** Verlag F. Telge, Berlin 1898. Preis 60 ₰. — Die Gründüngung hat nach Ansicht so mancher Praktiker und Theoretiker in der Landwirthschaft noch nicht die wünschenswerthe Anwendung gefunden. Auch Professor Rümker hält sie für eine „hochwichtige und erfolgverheißende Sache" und ist bemüht, in dem von dem landwirthschaftlichen Verein Groß-Strehlitz in Ober-Schlesien gehaltenen Vortrage für sie mehr Würdigung und Beachtung in die Kreise der praktischen Landwirthschaft zu tragen. In knapper, klarer Form berichtet er zunächst über das Princip, die Formen (Brachansaat, Stoppelfruchtbau, Untersaat) und die Hauptvortheile (Stickstoffansammlung, Humusanreicherung, Wasserversorgung der Nachfrucht, Verbilligung der Production) der Gründüngung, um sodann etwas ausführlicher die praktisch bedeutendere Gründüngung auf leichtem sowie die relativ weniger gewinnversprechende auf schwerem Boden nach Auswahl der Pflanzen, Art der Bestellung, Nebendüngung und dergleichen zu besprechen. Wer sich nicht mit der umfangreicheren (auch von Rümker angeführten) Literatur hierüber befassen kann oder will, der wird in dem vorliegenden Heftchen das praktisch Wichtigste schnell erfahren können. Er wird zugleich aber auch daraus ersehen, daß die Gründüngung nicht überall und für jeden paßt, andrerseits aber bei Geschick und — Glück die Rentabilität der Wirthschaft zu erhöhen im Stande ist. Offenbar ist es die Unsicherheit im Erfolge, hervorgerufen durch Witterungs- und wirthschaftliche Verhältnisse, welche eine größere Verbreitung der Gründüngung bisher nicht aufkommen ließ. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 107. Dienstag, den 13. September, Abends. 1898.

Die älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen.

Amtshauptmannschaft Grimma (1. Hälfte).

Der uns vorliegende 19. Band von 160 Seiten umfaßt nur die erste Hälfte der Amtshauptmannschaft Grimma. Der Titel dieses ganzen Sammelwerkes hat durch Verordnung des Ministeriums des Innern vom 20. Januar 1897 eine Veränderung erfahren dahin, daß es „unter Mitwirkung des Königl. Sächsischen Alterthumsvereins herausgegeben wird vom Ministerium des Innern“. Hrn. Professor Dr. Cornelius Gurlitt in Dresden unterstützten als den Hauptarbeiter die Herren A. Freiherr v. Zettwitz in der Wappenkunde, Hr. Oberstleutnant von Mansberg bei Entzifferung von Inschriften, Hr. Archivrath Dr. Ermisch für ältere Handschriften und Urkunden, Hr. Pastor E. J. Böttcher in Hochweitzschen bei Klosterbuch beim Lesen von Glockeninschriften. Außerdem wurde der Rath ortskundiger Personen eingeholt, jeder Abschnitt über eine Kirche oder ein Rittergut oder eine Stadt den betreffenden Herren Pfarrern, Gutsherren oder Bürgermeistern zur Prüfung vorgelegt. Die Illustrationen beruhen zumeist auf eigenen Messungen und Aufnahmen des Hrn. Professor Gurlitt, welcher noch andere gelegentliche Helfer dankbar erwähnt. Es ist also in möglichst sorgfältiger Weise gearbeitet worden.

Referent darf auch an diesem Hefte die gleichmäßig gründliche Verwerthung alles irgendwie zugänglichen Materiales, die strengste Kritik, den Gebrauch rein deutscher Bezeichnungen rühmen; vom rein geschichtlichen Standpunkte aus ist ja unter Umständen auch etwas Geringes von Wichtigkeit. Freilich ist auch das 19. Heft dem Referenten nicht so ergiebig an interessanten Einzelheiten für den Leserkreis wie frühere Hefte. Da nun aber die Billigkeit erfordert, auch den Bewohnern der im 19. Heft behandelten Ortschaften gerecht zu sein, so muß das Wagniß unternommen werden, das Bemerkenswertheste herauszugreifen.

Die Kirche zu Albrechtshain besitzt einen von Gurlitt genau beschriebenen Altarschrein, welcher um 1510 entstanden sein und aus der Klosterkirche zu Eicha stammen soll. Leider sind sehr zahlreiche Beschädigungen des Werkes hervorzuheben, sodaß man zweifelhaft wird, ob dasselbe heute noch würdig ist, ein wichtiges Glied im Gotteshause einer evangelischen Gemeinde zu sein. Für den Kunsthistoriker bemerkenswerth ist aber, daß unter den Figuren der Flügel ein heiliger König sich befindet, welcher auf einem Ungeheuer steht. — Die Kirche zu Altenbach hat noch einen romanischen Chorraum mit Langhaus aus späterer Zeit; die beiden den Dachreiter tragenden Holzsäulen gehören anscheinend der Zeit um 1500 an. Gurlitt berichtet von sieben Heiligen des Flügelaltars lakonisch, daß sie 1891 „schokoladenbraun angestrichen und lackirt“ worden seien(!) — Die Kirche zu Ammelshain hat eine halbkreisförmige romanische Apsis mit daranstoßender quadratischer Thurmhalle. Hervorzuheben ist die Glockenstube, weil sie vier verkuppelte Fenster mit Säulen im Uebergangsstil mit spitzbogigem Abschluß enthält, wohl aus der Zeit um 1250. Drei Knaufe der Säulen sind von einfacher Kelchform, einer ist mit aufgelegten Blättern verziert, die Sockel sind vermauert, ein Schaft ist achtseitig, die anderen sind rund. Wenn also die Berechtigung irgend eines künstlerischen Einfalles rein empirisch oder geschichtlich bewiesen werden soll, dann läßt sich Alles als dagewesen beweisen, dann ist die ausgesprochenste Stillosigkeit und Willkür moderner Künstler nur das Zeichen einer „starken Individualität“, die Offenbarung einer „neuen Aera“. Was aber in der kleinen Glockenstube der Kirche zu A. mit Rücksicht auf die Zeit ihrer Entstehung als naiv angesehen werden kann, das würde für unser geschultes Empfinden unerträglich sein. An einem Denkmal der Kirche zu Ammelshain (der Christine Sophie v. Thumshirn † 1725) rühmt G. eine außerordentliche Meiselfertigkeit in dem ornamentalen und figürlichen Schmuck. Aus der Inschrift dieses Denkmals wäre noch der culturgeschichtlich interessante Zug hervorzuheben, daß diese Dame in dem „hochadelichen“ Erbbegräbniß des Abends mit „adelichen“ Ceremonien begraben wurde. — Die Kirche zu Ballendorf besitzt ein Sacramentshäuschen aus der Zeit von 1480; diejenige von Beiersdorf hatte früher eine Thür mit romanischen schmiedeeisernen Beschlägen, welche Vögel, Salamander, Schlangen und Fische darstellen sollten. Die Decke der Kirche zu Belgershain ist bemalt mit symbolischen Bildern und Inschriften, darunter auch eine aus den Wolken kommende Gießkanne, welche Blumen begießt. G. rühmt in liebenswürdiger Weise, daß die Kirche ein 1682—86 von dem „Maurermeister“ Michael Bever einheitlich „geschaffenes“ Werk sei, dessen Inneres eine stattliche Wirkung hervorbringe. Das Altarbild ist kein geringeres als die Kreuzesabnahme Christi nach Rubens (Dom zu Antwerpen); über diesem Hauptbilde befindet sich ein Aufsatz, in welchem Gottvater aus (kohlkopfartig) geschnitzten Wolken gewaltsam herausfährt, eine „Schöpfung“, welche Michelangelo schwerlich inspirirt haben dürfte. Ein Taufgestell mit Lesepult, sehr hübsch in Barock geschnitzt, zeigt sich küssende Engelsköpfe. Der alte Taufstein war romanisch geziert mit einem Rundbogenfries. Die Kanzel steht auf einer Palme und ist bedeckt von einem Schalldeckel, welcher sternförmig gebildet ist. Erwähnenswerth ist auch ein Teppich von trefflicher persischer Handknüpferei des 16. oder 17. Jahrhunderts, etwa 2,50 m in Quadrat. Der Grund ist weiß mit stilisirten gelben, blauen und rothen Blumen. Ueberaus roh in der Erfindung ist ein Grabdenkmal des Pastors Adam Christoph Jacobi († 1731) aus Sandstein; am Fuße des Denkmals befindet sich in Reliefdarstellung ein im Garten arbeitender Geistlicher, sowie ein solcher, welchem ein aus den Wolken ragender Arm ein Geldstück reicht. Dazu die Inschrift: Für treue Arbeit in dem Leben wird dort der Gnadenlohn gegeben. Gurlitt erwähnt noch, daß das „Bildniß eines Geistlichen“ über der Kanzel aufgehängt sei. Dieser Geistliche hat eine auffallende Aehnlichkeit mit Luther. Sodann wäre darauf hinzuweisen, daß man schwerlich einem Ortspfarrer nach seinem Tode einen Ehrenplatz auf dem Altarraum eingeräumt haben wird, während dies bei Luther selbstverständlich wäre; falls die (jetzt nicht sichtbare) Unterschrift des Bildnisses überhaupt niemals dagewesen sein sollte, würde dies gleichfalls auf Luther hinweisen. — In der Kirche zu Bennewitz befindet sich ein Denkmal des Bytin-Kurnatowski, welcher „sich von Jugend auf den Studiis widmete, sie auf der Universität zu Leipzig excolirte und sie auf seinen Reisen cultivirte, bis er endlich sich auf die Oekonomie applicirte“. So ein bischen Latein macht sich ja wunderschön! Immerhin läßt sich das Zeitalter, da man als „gebildeter“ Mensch so reden mußte, historisch noch bestimmen; dasjenige Jahrhundert aber dürfte noch fern liegen, in welchem es in Deutschland keine „gebildeten Hoteliers“ mehr geben wird, welche „Dejeuners, Diners und Soupers serviren“, ihre Zimmer „neu renoviren lassen“ u. s. w. — Die Kirche zu Bernbruch besitzt einen formedlen Abendmahlskelch und einen Flügelaltar (jetzt auf dem Kirchboden) aus der Zeit um 1480, desgleichen eine Taufschüssel von Nürnberger Arbeit des 16. Jahrhunderts. — Die Kirche zu Beucha liegt auf einem Granithügel, welcher sich steil 21 Meter hoch über die Ebene erhebt; Reste der alten Befestigung des Hügels haben sich erhalten. Der älteste Theil ist die Thurmhalle mit dem anstoßenden Chor; dieser reicht wahrscheinlich bis in das 13. Jahrhundert zurück. Die große Glocke von 1640 hat eine in den Gußmantel eingeritzte In-

schrift, der wir die Worte entnehmen: „Bei itzigen so schweren Zeiten, da Nichts als nur Geferligkeiten, da wenig Volck, da wenig Geldt, da wüste liegen Dorf und Feldt“. Die mittlere Glocke trägt eine Inschrift, welche mehrfach falsch gedeutet worden ist. Professor Gurlitt hat ganz recht, wenn er sie zurückführt auf den üblichen Weihespruch der Glocken: rex gloriae veni cum pace maria. — Die Kirche zu Böhlitz besitzt einen Abendmahlskelch aus dem 15. Jahrhundert, dessen Knauf in Emaille die Buchstaben: airam (also: Maria, von rechts nach links gelesen) trägt. Die Inschrift der kleinen Glocke (Anfang des 15. Jahrhunderts) hat viel Kopfzerbrechen verursacht. Nun schlägt Gurlitt vor, diese Inschrift zu lesen: santiosesh. Ich kann einen Beweis für die Unrichtigkeit dieser Entzifferung direct nicht führen; so viel jedoch scheint mir festzustehen, daß maßgebend sein müssen die beiden eingeritzten, unmittelbar zur Inschrift gehörigen Figuren der thronenden Maria mit dem Kinde und des Lammes Gottes mit der Siegesfahne, welche auf 2 Plaquetten in vergrößerter Form wiederkehren. Die Brücke von da aus zum heiligen Joseph wüßte ich dann freilich nicht zu schlagen. — Die Kirche zu Börln besitzt einen Flügelaltar, dessen Mittelschrein vom Bildhauer Schneider in Leipzig 1862 gefertigt wurde, angeblich nach einer Aufnahme von Heideloff vom Altar der Augustinerkirche zu Nürnberg. Ferner findet sich dort ein Denkmal der A. M. von Döring († 1663), dessen Inschrift einen culturhistorischen Beitrag zur „Frauenfrage“ enthält, wie er freilich oft genug vorhanden gewesen sein mag. Die Inschrift besagt nämlich, daß diese Dame 1663 am 10. September entschlafen sei, nachdem sie 7 Jahre und 8 Wochen im Ehestand gelebt und während dieser Zeit drei Söhne und vier Töchter geboren habe, darunter eine von Zwillingen erster Geburt. Endlich enthält das Schloß zu Börln Oelbilder der Besitzer, des Königs Johann Casimir von Polen, des Königs August des Starken, eine Reihe deutscher Kaiser auf Kupfer, wohl nach Bildern der Ambraser Sammlung in Wien. — Die Kirche zu Brandis besteht aus fünf gesonderten Theilen, deren ältester der Thurmbau sein, deren Chor aus der Zeit um 1470 stammen dürfte. Das Sacramentshaus ist 4 Meter hoch und zeigt die entwickelten Formen der Spätgothik. Die letzte Erneuerung der Kirche fand 1893—95 statt. Die Kirche enthält ein Denkmal der Anna Bibrüschin, welche, „um der evangelischen Religion willen exuliret, Alles verlassen hat“ († 1681). Das Schloß (1696) ist eine sehr stattliche Gebäudegruppe. Der Seitenflügel enthielt bis vor wenigen Jahren einen (jetzt verbauten) Festsaal von 130 Quadratmeter Fläche und 9 Meter Höhe. Im unteren Saale befindet sich eine trefflich erhaltene Ledertapete, sowie eine reiche Sammlung von Gläsern und Porzellanen. — Der Chor der Kirche zu Burkartshain gehört wohl dem 13. Jahrhundert an. Auf der gemalten Predella des Altars befindet sich ein Christuskopf zwischen Kelch und Patene — eine nicht nachahmenswerthe Erfindung! Auf ähnlicher Höhe steht die rationalistische Dreieinigkeit: Luther, Jesus, Huß, welche den Beichtstuhl ziert. Es ist ein Glück, daß das übliche „Ausweißen“ der Kirche die Decke verschont hat, welche eine von 1704 stammende Bemalung enthält. Gurlitt findet den Eindruck derselben so eigenartig, daß er die dauernde Erhaltung derselben dringend wünscht. — Die Kirche zu Cannewitz zeichnet sich aus durch eine Kanzel in Elbsandstein, welche Gurlitt als ein Prachtwerk hinstellt. Sie ist geschmückt mit Figurenreliefs (55 Centimeter hoch), unter denen eine Darstellung des himmlischen Jerusalem, sowie ein Jüngstes Gericht hervorzuheben wären. Die Durchführung steht nach Gurlitt auf höchster Stufe. Unter der Kanzel befindet sich ein nischenartiger Einbau, dessen Seiten stark geschwungene Consolen einfassen. Auf einer derselben steht Moses, auf der anderen stand Christus, in der Nische selbst kniet eine lebensgroße männliche Gestalt, wahrscheinlich Wolf v. Starschedel. Das Werk, welches zu den besten Arbeiten der Spätrenaissance in Sachsen gehört, zeigt unverkennbar den Einfluß Nosseni's. Soweit Referent nach der beigefügten Abbildung zu urtheilen vermag, glaubt er, Gurlitt durchaus beipflichten zu müssen; entweder eine künstlerische Nachbildung der ganzen Kanzel oder wenigstens der Reliefs wäre für Museums- oder kunstgeschichtliche Zwecke sehr wünschenswerth. Auch der Taufstein (in Kelchform) ist eine schöne Arbeit aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts: er enthält auf dem Sockel Fruchtgehänge, auf dem Untertheil des Kelches Flachornamente, auf dem oberen vier Reliefs in Rollwerk mit biblischen Darstellungen. — Die Gottesackerkirche in Colditz ist unverkennbar ein romanisches Werk, welches in das 12. Jahrhundert zurückreicht; das Thor an der Nordseite ist rein romanisch. Der Chor der Stadtkirche dürfte noch dem Anfang des 15. Jahrhunderts angehören, oder gar die Zerstörung durch die Hussiten (1429) überdauert haben. Der Altar enthält eine Auferstehung Christi, in welcher der Herr auffallenderweise als muskelkräftiger Jüngling dargestellt ist. Seit 1876 befindet sich dieser Altar in der Nicolaikirche. Der Abendmahlskelch ist ein prächtiges Werk der Zeit um 1400. Der runde Fuß enthält 6 Plaquetten in starkem Relief, der Knauf ist künstlerisch durchgebildet. Das kunstgeschichtlich höchst werthvolle Stück ist tadellos erhalten. Ein zweiter, gleichfalls sehr werthvoller Abendmahlskelch (Ende des 15. Jahrh.) scheint als ein Beutestück des dreißigjährigen Krieges hierher geschenkt worden zu sein. Die St. Magnuskirche bestand schon 1015; der Bischof Guido wurde 1046 dort begraben. Seit 1830 ist auf der Stelle, wo sie stand, die Mädchenschule errichtet worden. Das Rathhaus besitzt eine in reizvoller Frührenaissance gehaltene Thoranlage, auch die Fensterarchitektur des Obergeschosses ist so gehalten. Das Schloß zu Colditz ist schon im 11. Jahrh. entstanden und wurde 1430 durch die Hussiten verbrannt, 1464 wieder aufgebaut. Im Sommer 1583 war Lukas Cranach d. J. in Colditz anwesend, um ein vom Kurfürsten erlegtes großes Wildschwein sechsmal abzumalen; später wurden noch sieben Bilder davon nachbestellt. Zugleich (!) gab der Kurfürst bei dem berühmten Maler eine herzförmige Altartafel in Auftrag. Das hintere Schloß hat ein gothisches Thor, welches wahrscheinlich dem Bau von 1430 angehörte. Gleichzeitig entstand auch das dem Thor gegenüberstehende Fürstenhaus, welches in seinen Untergeschossen noch dem Bau von 1430 zuzuweisen ist. Links vom Fürstenhaus steht das Kirchenhaus, dessen Thor eine stattliche Gesammtwirkung besitzt. Das 1876 abgebrochene Saalhaus enthielt die berühmten Leuchter des Pancraz Zeller (1584); der Saal maß 340 Quadratmeter. Der Thiergarten, welcher hinter dem Schloß in einer Breite von 600 Meter etwa 2 Kilometer weit sich ausdehnt, ist im 17. Jahrhundert vollständig ummauert worden. — In der Kirche zu Collmen befindet sich eine merkwürdige Glocke aus dem 14. Jahrhundert, in deren Gußmantel folgende Figuren eingeritzt sind: Christus am Kreuz zwischen Maria und Johannes, die heilige Barbara mit Schwert und Thurm, die heilige Elisabeth mit dem Korb, der heilige Georg mit der Kreuzesfahne. — In der Kirche zu Döben ist die flache Decke mit einer großen Malerei aus dem Jahre 1696 geschmückt, welche die Anbetung der Hirten, die Kreuzigung, Auferstehung, Himmelfahrt und Jüngstes Gericht darstellt. Die Brüstung der Herrschaftskapelle ist außen und innen bemalt mit 5 Bildern: Abendmahl, Fußwaschung, Christus erscheint den Wächtern, Christi Gefangennahme. Es ist seltsam, daß hier die letzte Scene in zwei Bilder getheilt ist. Der Altar ist ein stattliches Werk der Spätrenaissance. Die hölzerne Kanzel ruht auf der lebensgroßen Bildsäule des Moses, welcher die Gesetzestafeln hält. Auf der Treppenbrüstung sind Apostel gemalt, auf der Kanzelbrüstung sind die Evangelisten geschnitzt. Auf einer Plaquette der mittleren Glocke kommen zwei Engel vor, welche den heiligen Rock halten (1434?). Der alte romanische Taufstein von gewaltigen Abmessungen steht jetzt im Pfarrgarten. Endlich ist noch ein Denkmal vorhanden, vielleicht das des Burggrafen Konrad von Döben. Der sehr unbeholfen bearbeitete Stein dürfte in die Zeit vor dem Aufblühen der sächsischen Bildnerei fallen, also in das 12. Jahrhundert. Das Schloß zu Döben scheint mit einigen Theilen noch dem 14. Jahrhundert anzugehören. Im Obergeschoß war vor dem Brand ein Rittersaal von nicht weniger als 230 Geviertmetern. Unter den Bildnissen des Schlosses ist dasjenige der bekannten Gräfin Cosel hervorzuheben. — Die Kirche zu Dornreichenbach enthält ein Denkmal des Lorenz Mordeisen († 1559), welches demselben Dresdener Steinmetzen anzugehören scheint, dem das Moritz-Denkmal seine Entstehung verdankt. Es ist ein überaus liebenswürdiges, künstlerisch werthvolles Werk der deutschen Frührenaissance: in einer jonischen Pilasterarchitektur kniet über dem Sockel der Dargestellte völlig gerüstet vor einer Tafel mit einem Spruche. Ueber dem zierlichen Consolengesims Gottvater mit der Weltkugel und der Taube. — In der Kirche zu Erdmannshain ist die Nordempore mit der Jahreszahl 1512 bezeichnet, das älteste Beispiel dieser Art von Holzbau in der Leipziger Pflege. — Höchst bemerkenswerth ist in der Kirche zu Erlbach eine Glocke, welche vier aus einer Form gebildete Reliefs enthält: der Gekreuzigte mit Maria und Johannes. Der lange Schurz, die gerade Beinstellung, die Fußtafel, die kleeblattförmigen Enden der oberen Kreuzestheile gehören in das 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts. — Die Kirche zu

Ezoldshain besitzt einen Altarschrein von handwerklicher Arbeit aus der Zeit um 1520, eine Patene mit eigenartig gravirtem Kreuz ꝛc. — Der niedere romanische Chor der Kirche zu Falkenhain wird als Sakristei benutzt, das ungewöhnlich weiträumige Langhaus ist flach gedeckt, die Kanzel ist ein hübsches Renaissancewerk. Die Kirche enthält eine ganze Anzahl bemerkenswerther Denkmäler; so z. B. kommt an dem des Rudolf Heinrich v. Lüttichau († 1725) ein Todtenkopf mit Fledermausflügeln vor, auf einem andern ein Todtenkopf mit der Sanduhr. Das Herrenhaus ist noch erkennbar als eine ursprünglich mit Gräben umgebene Wasserburg, wahrscheinlich in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden. Den letzten Umbau erfuhr es durch Oberlandbaumeister Haenel. Auffallend sind zwei thurmartige Ausbauten zum Bestreichen der Seiten im Falle eines kriegerischen Angriffs, sowie die tiefe Anlage des Hauses, welches zwei Mauern der Länge nach in drei Zimmerfluchten theilen. — In der Kirche zu Fuchshain sind die Brüstungen der Emporen bedeckt mit derben Malereien nach Stellen aus den Evangelien, auf den Feldern der Kanzel sind Christus und die vier Evangelisten gemalt. Die Orgelempore ist geziert mit Bildern aus dem alten Testament. Als selbständiges Ganzes erscheint der Chor in sehr reinen spätgothischen Formen, wohl ein gleichzeitig mit dem Ostchor des Wurzener Domes (also um 1510) entstandenes Werk. Das schlichte Maßwerk wechselt an jedem Fenster, die Rippen sind an jeder Seite in zwei Kehlen profilirt, im 18. Jahrhundert roth und gelb bemalt. Die in den Chor eingebauten Chorstühle stammen aus protestantischer Zeit. Zu einer Glocke aus dem Jahr 1463 gehören vier Plaquetten: ein segnender Bischof, Die Madonna in einer Kapelle, Anbetung der Madonna, Die Kreuzigung. Jetzt im königlichen Alterthumsmuseum zu Dresden befindet sich ein Crucifixus, dessen Kopf mit Glatze für natürliches aufgelegtes Haar, dessen Adern aus Bindfaden gebildet wurden. — Die Kirche zu Glasten hat einen rechtwinkligen frühgothischen Chor mit vier gekuppelten Fenstern, welche im Spitzbogen über Säulen eingewölbt sind. Eine Säule ist achteckig, die andern sind rund; auch die Kapitelle sind verschieden, wohl aus der Zeit um 1300. — Die aus dem 13. Jahrhundert stammende Kirche zu Grethen hat eine merkwürdige Form. Unter den Erinnerungen an die romanische Zeit ist hervorzuheben die Eingangsthür, weil sie mit geschmiedetem Beschlag belegt ist und Flügel von verschiedener Breite hat. — Die Stadtanlage von Grimma hat durchaus den Grundzug einer planmäßigen deutschen Gründung. Die südliche Hälfte scheint die ursprüngliche zu sein. Eine Mauer umgab die Stadt in einem Umkreis von rund 1900 m, sie trug einen mit Ziegeln bedeckten hölzernen Wallgang. Reste von ihr haben sich erhalten an der Untergasse, allem Anschein nach aus der Zeit um 1300. Diese Mauertheile sind bemerkenswerth durch die schichtweise Aufmauerung, sodaß alle 44—48 cm ein glattes Lager in dem Bruchsteingefüge geschaffen wurde. Von den alten Thoren hat sich nur wenig erhalten. Die heutige Superintendentur befindet sich auf einer Stelle, an welcher die Kapelle des Cisterzienserklosters Marienthron stand. Seit 1250 war es von Torgau nach Grimma verlegt worden. Im 13. Jahrhundert bewilligten mehrere Bischöfe von Merseburg, Meißen und Naumburg sowie der Erzbischof von Magdeburg Ablässe zum Neubau der Kirche. Desgleichen erscheint 1291 ein Ablaß zum Bau des Klosters, und zwar ist hier das Kloster Nimbschen gemeint; 1523 hat das Kloster noch das wüste Haus zu Grimma im Besitz. — Der Bau der Stadtkirche zu Unserer lieben Frau dürfte 1230 begonnen haben. Aus der Baugeschichte heben wir nur hervor, daß 1837 viele Bilder, der Altar und die Leichensteine entfernt und Alles weiß gestrichen wurde. Gott sei Dank! Heute ist eine derartige Barbarei wohl nirgends bei uns mehr möglich. Die Kirche ist eine dreischiffige Pfeilerbasilika, deren ältester rein romanischer Theil die Westfront ist. Dieser Bautheil ist kunstgeschichtlich bemerkenswerth dadurch, daß wahrscheinlich bis 1230 oder 1240 der romanische Stil sich noch völlig rein erhalten hat. Der Mittelbau enthält das reichste Fenster. Der Nordthurm ist dadurch interessant, daß er im ersten Geschoß eine korinthische Säule (genauer einen kor. Knauf) hat, mehrfach aber an die Stelle der Säulen schlicht gefaste Pfeiler treten. Im Südthurm befinden sich im 1. und 2. Geschoß schlichte Würfelcapitäle, theilweise nach Art des Kerbschnittes verziert, daneben solche von freierer Bildung. Die Pfeiler des Langhauses tragen schlichte spitzbogige Arkaden. Die Obergadenfester sind bereits spitzbogig. Der geradlinige Abschluß des Chores erfolgte wohl unter dem Einfluß der Cistercienser; er hat die schlanken zu dreien gekuppelten Fenster mit den übrigen Kirchen von Grimma gemeinsam. Als Werk der Hochgothik erweisen sich die schönen Wandcapitäle im nördlichen wie im südlichen Seitenchor mit dem birnenförmig profilirten Rippengewölbe über diesen. Hochgothisch sind ferner die Thüren gegen Nord und Süd, die Maßwerkfenster über diesen, sowie der äußere Ausbau der Seitenchöre, der östliche, südliche und westliche Giebel, das Gewölbe über der Vierung mit dem Adler im Schlußstein. Die Altarschnitzerei, wohl um 1510 entstanden, enthält auf der Predella die Verkündigung, im Hauptschrein die Geburt Christi, zur Rechten die Begegnung zwischen Maria und Elisabeth, zur Linken die Anbetung der Könige. Die große Glocke von 1453 enthält eine merkwürdige Plaquette: Christus in Gethsemane, vor dem Kelche knieend, rechts unten zwei Schlafende, oben Gottvater. — Die Nicolaikirche wurde 1888 abgebrochen, doch versetzte man damals den Altar (mit der mächtigen Steinplatte des alten Altartisches) in die Gottesackerkirche. Er ist einer der größten Sachsens und bedarf nur geringer Restaurirung; 1519 wurde er für 220 Gulden gekauft. Der Mittelschrein enthält drei lebensgroße Figuren: den heil. Nikolaus, den h. Hyacinthus, den h. Erasmus. Daran stoßen zwei Flügel: die h. Margarethe und die h. Barbara, auf der andern Seite der h. Christophorus und der h. Laurentius. In der Predella befindet sich eingeschnitzt die Geburt Christi. Hierzu kommen Bilder auf der Rückseite der Flügel aus der Geschichte des h. Nikolaus; auf den äußersten Flügeln Darstellungen aus der Leidensgeschichte (Schule des Lukas Cranach). Der Taufstein (jetzt in der Begräbnißkirche) ist von reizenden Renaissanceformen. Die kleine Glocke enthält zwei Plaquetten, wohl dem 12. Jahrh. angehörig. Auf einer „Kreuzigung" endet das Kreuz aller vier Arme im Vierpaß; aus dem Boden sprießt ein Blatt, über dem Kreuz schweben zwei Engel, die Köpfe Christi, der Maria und des Johannes sind glotzäugig. — Die Landesschule Grimma wurde nach ihrem Neubau 1891 eingeweiht. Sie steht auf dem alten Grundstück, welches im Mittelalter das Augustinerkloster trug; nur die Klosterkirche ist erhalten. Das Kloster wurde von Gotha aus mit Genehmigung des Markgrafen Friedrich von Landsberg 1287 und des Bischofs von Merseburg um 1289 gegründet. 1540 richtete man die Kirche für den protestantischen Gottesdienst ein, doch neun Jahre später verlegte der Kurfürst die Landesschule hierher. — Das Schloß — schon 1300 genannt — besitzt noch einen Bautheil aus seiner Gründungszeit: ein an der Nordseite des Hauptbaues stehendes prachtvolles, rundbogiges Fenster, in welches 3 Säulen mit 4 Spitzbogen eingesetzt sind; über ihnen eine Steinplatte, welche durch ein vierpassiges Fenster durchbrochen ist. Die Ausführung steht auf gleicher Höhe mit den besten Arbeiten der sächsischen Schule. Das Fenster gehört dem Anfange des 13. Jahrh. an; nach Gurlitt war es wohl ein Theil eines Palas, welchen Markgraf Dietrich sich hier erbaute. Das Hospital in der Töpfergasse Nr. 290 gehörte 1440 dem Orden vom heil. Grabe zu Jerusalem, später wurde es als Marstall und Militärlazareth benutzt. — Die Muldenbrücke ist schon 1292 nachweisbar. Den Riß zu ihrem Neubau von 1717 scheint der berühmte M. D. Pöppelmann gefertigt zu haben. Das Haus Nr. 454 am Markt enthält zahlreiche alte Möbel und Bilder, darunter ein prächtiges Fruchtstück des Jan van Os, eines der letzten großen Blumisten von Holland. Viele andere Bestandtheile der überaus fleißigen und gründlichen Arbeit Gurlitt's über Grimma müssen wir hier übergehen. — Großbardau ist ein alter Burgort, worauf mehrere noch heute bestehende städtische Straßennamen hinweisen. Die Kirche war bis 1240 Mutter der Stadtkirche zu Grimma; in ihren Haupttheilen nachromanischen Ursprungs, stammt doch ihr Chor aus dem 16. Jahrhundert. Der Altar ist ein derbes Barockwerk. Ein Flügelaltar aus der Zeit um 1480, eine fast bäurische Arbeit, enthält auffallend viele Figuren von Heiligen. — Die Kirche zu Großbothen besaß ein Crucifix mit lebensgroßem, kräftig geschnitztem Körper, eine tüchtige Arbeit des 16. Jahrhunderts (jetzt im Museum des Alterthumsvereins zu Dresden). — Die Johanniskirche in Großbuch ist ein Werk des Uebergangsstils, der Chor um 1300 entstanden. — Die Decke der Kirche zu Höfgen ist geschmückt mit einem großen Bilde der Kreuzigung, umgeben von 16 Propheten des Alten Testamentes (grau und weiß auf blauem Grunde), dazu tritt noch eine Darstellung der von Engeln umschwebten Weltkugel. Die Emporenbrüstungen tragen in ähnlicher Darstellung eine wahre Biblia pauperum in 37 biblischen Scenen aus dem Neuen Testament. Obwohl die Bilder nur von geringem malerischen Werthe sind, erzählen sie

doch eindringlich die geschilderten Vorgänge. Der Taufstein ist ein ansehnliches Werk des 14. Jahrhunderts mit Ueberführung des runden Körpers in das Rechteck durch ein Maßwerk. Eine Patene in Zinn von 1572 enthält einen gravirten Christus, eine in jener Zeit sehr seltene Arbeit. — Die Kirche zu Hohburg enthält eine Inschrift in deutscher Sprache aus der Zeit um 1300, eine damals äußerst seltene Erscheinung. Im Park des Rittergutes steht die lebensgroße d. h. etwa 110 cm hohe Statue des Hofnarren J. Fröhlich (1729); der affenartige Gesichtsausdruck, der aufgedunsene Leib, die kurzen Gliedmaßen am schweren Körper stempeln diesen Narren mehr zu einer Burleske als zu einem witzigen Kopf. — Die Kirche zu Hohnstädt ist in ihrem östlichen Theil romanischen Ursprunges, auch das Langhaus entstand bereits im Mittelalter. Auf dem alten Steintische (Altar) steht ein stattlicher Aufbau aus grauem und weißem Marmor, die Mitte enthält ein ovales Feld mit dem Abendmahl in Relief. Auch der Taufstein und ein Abendmahlskelch verdienen Beachtung. — Die Kanzel zu Kleinbardau steht auf einem geschnitzten Moses, auf der Brüstung enthält sie den geschnitzten Christus und die vier Evangelisten. — Die Kirche zu Klinga ist eine in allen wesentlichen Theilen erhaltene einheitliche Schöpfung des 13. Jahrhunderts, deren Raumwirkung sehr stattlich ist. Die Säulen der Glockenstube weisen auf die Blüthezeit sächsisch-romanischer Kunst. Ein mächtiges altes Kastenschloß an der Kirchthür geht vielleicht auf die erste Erbauungszeit zurück. — Die Kirche zu Knatewitz enthält einen bemerkenswerthen Beichtstuhl und Altar. — Unweit des Gutes in Kössern steht das Cavalierhaus in kräftigem Barock, der Gestalt nach ein Entwurf von M. D. Pöppelmann; im Obergeschoß ist ein stattlicher Saal, an dessen Decke eine Malerei (der Olymp) sich befindet. — Der Bauerngutshof Nr. 5 zu Koltzschen ist der einzige in der Amtshauptschaft, welcher nachweisbar in das 17. Jahrhundert zurückreicht. In künstlerischer Beziehung die späteren Bauten überragend, kann er als Typus eines dortigen Bauernhauses gelten. — Der Altar der Kirche zu Künitzsch enthält eine Einsetzung des Abendmahles in starken Beleuchtungseffecten, die Emporen stehen frei im Raume und tragen die flachverputzte Decke nicht mit. Ein Denkmal der Magdalene v. Plaußig in Sandstein enthält die Gestalt der Verstorbenen (in weißem langen Schleier, schwarzem Mantel und Rock) in voller realistischer Bemalung, eine vortreffliche Arbeit. Aehnlich das Denkmal des B. v. Plaußig. — Die Kirche zu Lauterbach hat einen Altar mit gothischem Schrein, wahrscheinlich um 1510 entstanden. Ueber dem Mittelschrein erscheint die Jungfrau mit dem eine Kugel haltenden Kind und einem Kelche.

—g.

Bücherbesprechung.

— Verhandlungen über das kaufmännische Unterrichtswesen in Preußen zu Berlin am 31. Januar und 1. Februar 1898. Verfaßt im Ministerium für Handel und Gewerbe nach kurzschriftlichen Aufzeichnungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1898. 1 ℳ. — Noch 1892 konnte es Harry Schmitt, der verdienstvolle Verfasser des Werkes „Das kaufmännische Fortbildungsschulwesen in Deutschland", beklagen, daß in Preußen der Handelsschulgedanke im Staatsbewußtsein so gut wie keine Heimstätte gefunden habe. Zwar hat Preußen, Dank der Einsicht des Ministers Struensee, von 1803 bis 1806 in Berlin eine königl. Handlungsschule gehabt, zwar wandte sich das Interesse der Staatsregierung wieder in den Jahren 1843 bis 1848 einer ähnlichen Schule in Berlin zu, zwar tauchte der Handelsschulgedanke auch an anderen Orten zu verschiedenen Zeiten auf und rang nach Verwirklichung — doch sind alle diese Versuche nur episodisch und für die Entwickelung des Handelsschulwesens bedeutungslos geblieben. Wenn inzwischen in den letzten Jahren die Verhältnisse anders geworden sind, so ist dies wohl zum nicht geringen Theil der unermüdlichen und zielbewußten Thätigkeit des Regierungsraths Dr. Stegemann in Braunschweig zu danken, und erst die Zukunft wird die Bedeutung dieses Mannes für das kaufmännische Unterrichtswesen und damit für unsere Volkswirthschaft recht verstehen und würdigen können. Nach H. Schmitt zählte Preußen 1866 in seinen damaligen 8 Provinzen 7 kaufmännische Fortbildungsschulen, 1892 allerdings schon 61 (77 einschließlich derjenigen in den neuen Landestheilen: Hannover, Hessen-Nassau und Schleswig-Holstein), die aber in gar keinem oder nur ganz losem Zusammenhange mit einander standen. Aus den vorliegenden Verhandlungen ist nun zu ersehen, daß diese immerhin geringe Zahl sich bis 1898 auf 168 vermehrt hat und daß viele Neugründungen in Aussicht stehen. Wenn also auch in wenigen Jahren Großes geleistet worden ist, so bleibt doch noch sehr viel zu thun übrig, wenn man bedenkt, daß in 2 Städten mit über 100000 Einwohnern, in 4 mit über 50000, in 8 mit über 30000 und in 65 mit über 12000 Einwohnern keine derartigen Anstalten vorhanden sind. Diese Zahlen beleuchten die gegenwärtige Lage in grellem Lichte. Fügt man aber noch hinzu, daß mit mittleren und höheren Handelsschulen zur Zeit erst Versuche, die übrigens nicht recht vorwärts kommen sollen, gemacht werden, daß ferner die bereits bestehenden Handelsschulen, die Privatunternehmungen sind, mehr die Bezeichnung Realschulen als Handelsschulen verdienen, so kann man wohl behaupten, daß das kaufmännische Bildungswesen in Preußen noch sehr in den Kinderschuhen steckt und daß es große Anstrengungen erfordern wird, hier grundsätzlichen Wandel zu schaffen. Während in früherer Zeit im Staatsbudget für die kaufmännischen Schulen keine Fonds vorhanden waren, sind neuerdings, wenn auch bescheidene, so doch immerhin nennenswerthe Summen zur Unterstützung eingesetzt, und aus den Ausführungen des Ministerialdecernenten ist zu entnehmen, daß die Regierung willens ist, künftig noch größere Opfer zu bringen. Während früher der Staat sich um das kaufmännische Bildungswesen nicht kümmerte, sondern Alles der Privatthätigkeit Einzelner überließ, sollen nunmehr planmäßig die Hauptgrundsätze für die Einrichtung und Verwaltung der Schulen, für die Lehr- und Stundenpläne u. s. w. durch den Minister festgesetzt werden. Minister Brefeld ist durchdrungen von der Nothwendigkeit und Bedeutung der kaufmännischen Schulen, er fühlt in vollem Maße das Unzulängliche der augenblicklichen Lage, aber auch die Verantwortlichkeit der Staatsregierung in einer so wichtigen Frage. Wie klar und scharf der Minister die Bedeutung dieser Schulen erkannt hat, geht aus dem vorliegenden Berichte recht deutlich hervor. Es hat wohl nur wenige preußische Handelsminister gegeben, die sich mit solchem Verständniß und Wohlwollen der Handelsschulen angenommen haben wie Minister Brefeld, und es ist darum nur recht und billig, wenn wir diesen Umstand an dieser Stelle ganz besonders hervorheben. Ohne Zweifel ist das Jahr 1898 — diesen Eindruck gewinnt man aus der vorliegenden Denkschrift — als ein Wendepunkt in der Geschichte des preußischen, ja des ganzen deutschen Handelsschulwesens zu betrachten. Die kaufmännischen Bildungsanstalten werden nicht mehr abseits als vergessene Schildwachen stehen, denn der Staat ist sich endlich seiner Verpflichtung gegen einen Stand bewußt geworden, der viel zu Deutschlands Größe beigetragen hat und von dessen Umsicht und Thatkraft das kommende Jahrhundert noch sehr viel erwartet. Was nun die Verhandlungen selbst betrifft, so ist es unmöglich, auf die Einzelheiten derselben einzugehen, nur auf einige Punkte möchten wir aufmerksam machen. Zunächst ist es auffällig, daß man, soweit es aus dem Berichte zu ersehen ist, recht wenig auf Sachsen, das ja bekanntermaßen an der Spitze der Handelsschulbewegung steht und thatsächlich auf vorbildliche Einrichtungen hinzuweisen vermag, Bezug genommen hat. Hier und da merkt man aus den Verhandlungen, die sonst recht werthvolles Material bieten, heraus, daß sich einzelne Redner doch nicht genügend mit den Lehren der Geschichte des Handelsschulwesens, sowie mit den gegenwärtigen Einrichtungen in einzelnen Ländern vertraut gemacht haben. Wir sind der Meinung, daß nur eingehendes Studium nach dieser Richtung hin vor Irrwegen, Fehlgriffen und Mißerfolgen bewahren kann. Dann wird man es aufgeben, Handelsschulen an Realschulen anzugliedern, denn diese Versuche sind meist mißglückt, dann wird man die Lehrerschaft im Schulvorstande nicht allein durch den Leiter zu Wort kommen lassen, sondern auch einzelne Lehrer zu den Berathungen zuziehen, wie es an der öffentlichen Handelslehranstalt in Leipzig der Fall ist und sich vorzüglich bewähren soll.

Zg.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 108. Donnerstag, den 15. September, Abends. 1898.

Bismarck bei den Franzosen.

Die französischen Journale haben, ihrer Mehrzahl nach, in ihren Berichten über und den Nachklängen zu Bismarck's Tode leider einen Ton angeschlagen, der ihnen nicht zur Ehre gereicht und von der gerade an den Franzosen gewohnten und gerühmten Courtoisie grell absticht. Das Wort, daß man auch am Feinde — und ganz besonders am todten Feinde — die Größe anzuerkennen habe, hat sich bei ihnen nicht bewahrheitet, sondern eher ins Gegentheil verkehrt; sie haben dem todten Löwen erst recht den Fußtritt gegeben und geflissentlich auf diesen Zeitpunkt verspart, — denn während er noch lebte und wirkte, ja sogar als er schon von der Politik zurückgetreten war, hat das Prestige seiner Persönlichkeit ihnen dermaßen imponirt, daß sie die ganze Schale ihres Zornes und Hasses noch nicht über ihn auszuleeren wagten. Sie denken gar nicht daran, daß sie durch solch unritterliches Verfahren — wir wählen den mildesten Ausdruck — sich selber erniedrigen und verächtlich machen, und denken noch viel weniger daran, daß nicht Bismarck, sondern sie selber, und zwar freventlich das Unglück und die Schmach des Jahres 70 heraufbeschworen haben; wenn sie diese schwere Schuld jetzt wieder von sich abzuwälzen und jener berühmten, nach ihrem Vorgeben gefälschten, Emser Depesche zuzuschieben suchen, so ist das, wie allen Nichtfranzosen bekannt, ein kläglicher kindischer Nothbehelf; alle Welt weiß, daß jene Depesche zwar sehr geschickt redigirt, aber nichts weniger als gefälscht war und daß übrigens in ihrem Wortlaut die Entscheidung über Krieg und Frieden ebenso wenig enthalten war, als im Toga-Zipfel jenes römischen Gesandten vor dem karthagischen Senat. Zum Glück für die Franzosen giebt es indessen auch, was die Würdigung des großen Feindes betrifft, Ausnahmen unter ihren Landsleuten, und hier steht das Urtheil eines Mannes, der mit dem eisernen Kanzler in die nächsten Beziehungen trat, Jules Favre's, allen anderen voran. Sein Bericht über seine Unterhandlungen mit Bismarck zeichnet sich durch so imponirende Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe aus, daß es gerade jetzt wieder eine wahre Erquickung ist, ihn zu lesen. Er lautet wörtlich: „Ich sehe noch heute vor meinen Augen alle die Vor- und Zwischenfälle jener Scene und vor Allem das Bild des furchtbaren Leiters der Unterhandlungen, dem die erste Rolle dabei beschieden war und dem ich damals zum ersten Male näher trat. Obschon damals nahezu 58 Jahre alt, schien Graf Bismarck in der Fülle und Vollreife männlicher Kraft. Seine hohe Gestalt, sein mächtiger Kopf, sein scharf markirter Ausdruck gaben ihm ein ebenso imposantes als hartes Aussehen, das aber durch eine natürliche bis zur Gutmüthigkeit gehende Einfachheit gemildert war. Die Art, wie er mich empfing, war höflich und ernst, durchaus frei von jedem erkünstelten oder steifen Wesen. Sobald das Gespräch eingeleitet war, zeigte er sich wohlwollend und mittheilsam und blieb dies bis zum Ende der Unterredung. Er hielt mich sicherlich für einen seiner Person unwürdigen Unterhändler, aber er hatte die Höflichkeit, mich es nicht fühlen zu lassen, und schien durch meine Aufrichtigkeit angenehm berührt zu sein. Ich selber erstaunte sofort über die Klarheit und Bestimmtheit seiner Ideen, über die Kraft und Gesundheit seines Verstandes und die Originalität seines Geistes. Nicht weniger merkwürdig war, daß diesem Geist keine Spur von Anmaßung anhaftete. Ich sah in ihm eine politische Größe, die höher reicht, als auch die kühnste Vorstellung sich denken kann, die stets nur der Wirklichkeit Rechnung trägt, nur auf praktische und positive Resultate ausgeht und sich gegen Alles, was nicht zu einem nützlichen Zweck führt, absolut gleichgiltig verhält. — Seither habe ich ihn öfter gesehen, wir haben gemeinschaftlich zahlreiche Detailfragen behandelt — und er blieb sich immer gleich. Die gewaltige Machtfülle, die er in der Hand hat, hat ihn weder zum Hochmuth (morgue) noch zur Ueberhebung verleitet, aber er hält fest an jener Macht und giebt sich auch keine Mühe, die Opfer zu verhehlen, die er bringt, um sie zu erhalten. Durchdrungen von dem Gefühl seines persönlichen Werthes ist er bestrebt, denselben für das Werk, das ihm so erstaunlich gelungen ist, zu verwenden, und wenn er dabei weiter oder weniger weit gehen muß, als er gern möchte, so fügt er sich darein. Daneben ist er reizbar und nervös, und nicht immer im Stande, seine Heftigkeit (impétuosité) zu zügeln. Ich habe an ihm Abneigungen und anderseits wieder Connivenzen bemerkt, die ich mir nicht erklären konnte. Ich hatte viel von seiner außerordentlichen (diplomatischen) Geschicklichkeit sprechen hören; er hat mich nie getäuscht, oft verwundet, und sogar durch seine Forderungen und seine Unerbittlichkeit empört. In den großen sowohl wie in den kleinen Fragen habe ich ihn immer redlich und pünktlich befunden." Das heißt ehrlich gesprochen — ehrlich und ehrenhaft. Wie tief unter diesem unparteiischen Richter steht der „große" Victor Hugo, der auch hier die Incarnation des französischen Chauvinismus darstellt, indem er seinen Revanchehelden zuruft: Vous foulerez aux pieds Fritz, Guillaume, Attila, Schinderhanns et Bismarck et j'attends ce jour-là. Man darf es einem französischen Journal schon zur Ehre anrechnen, wenn es Urtheile wie das Jules Favre's überhaupt ohne weiteren Commentar reproducirt!

Noch ziemlich gnädig kommt Bismarck im Urtheil eines Hrn. Geffroy davon, das dieser nach Besichtigung des Lenbach'schen Bismarckportraits fällt. Er anerkennt das Imposante der Erscheinung, insonderheit des Kopfes mit dem „leuchtenden Schädel in Kuppelform", meint aber doch, daß unter diesem Gewölbe (calotte) von Stein starke und „nicht gerade hohe" Ideen gehaust hätten. Die Stirn sei nicht gerade hoch, das Gehirn aber dafür enorm „wuchtig wie die Instincte" und „komme dem Auge wie eine Superfötation vor". Ganz begeistert spricht derselbe Verfasser von den Augen und dem Blicke des Gewaltigen. — Auch der jüngere Dumas läßt der grandiosen Intelligenz des Kanzlers volle Gerechtigkeit widerfahren und schreibt ihr geradezu Divinationsgabe zu; kein unebenes Wort über seine Charaktereigenschaften entschlüpft ihm. Er nennt ihn einen großen Spieler, der aber nicht mit Karten, sondern mit Menschen und mit Kaiserreichen spiele, der aber auch, wie einst Heinrich IV., wenn es einen Gewinn gelte, vor der Idee „ein wenig zu betrügen" (tricher un peu) nicht zurückschreckte! Letzteres kann aber von einem Franzosen, der den Henri IV. auch dabei sein läßt, nicht so schlimm gemeint sein! Auch einen gewaltigen Jäger läßt Dumas den Kanzler sein, einen solchen, der nie schießt, außer wenn er das Wild in Schußweite hat. „Als er den Fall mit dem Hohenzollernfürsten, den er selber aus seinem Lager aufgescheucht hatte, in der Ferne aufdämmern sah, wußte er zum Voraus, wohin die Meute ihn führen werde, und er hat gewiß im Stillen vergnügt lachen müssen, als er von Westen her die Antwort auf ihr Gebell hörte." Das ist nun einmal französische Legende. Ob ihr Atome von Wahrheit, und wie viele, beigemischt sind, wird erst in Zukunft klar werden. Von einem ursprünglichen Deutschen, der aber schon seit Jahrzehnten in Paris einheimisch ist und von den Franzosen als einer ihrer Journalisten und Schriftsteller angesehen wird, J. J. Weiß, vernimmt man folgende Schilderung der „Ahnen Bismarck's" (die natürlich auch für die Erklärung gewisser Hauptzüge in dessen eigenem Charakter verwendbar sind): Keiner von seinen Vorfahren scheint ihm an Genialität völlig gleich gekommen zu sein. Aber welche Galerie urkräftiger Originale! welche Reihe von rauhen Gestalten, die beinah Alle heimkehren, um auf ihrer Scholle zu sterben, die aber vorher in die Welt hinausgezogen und überall hingekommen sind, wo sie hoffen durften, kräftige

Hiebe zu empfangen oder auszutheilen, vorzugsweise auszutheilen. Die Bismarck haben keinen Geschmack am Werkstuhl und Ambos. Im sechszehnten Jahrhundert lebte ein Bismarck mit Namen Ludolf, der als Rittmeister den Feldzug gegen die Türken mitmachte, andere haben bei den Schweden gedient, wieder ein anderer, August, der Ururältervater unseres Bismarck, stirbt als Oberst im Dienste des großen Kurfürsten, hatte sich aber zuvor auf seiner Kriegslaufbahn in den Dienst Frankreichs gestellt. Ach ja, Frankreichs! Offenbar war es dem Kanzler nicht sehr darum zu thun, diesen Umstand bekannt zu machen. Die von ihm inspirirten Biographen beschränken sich darauf, zu berichten, bald, daß August v. Bismarck in der schwedischen Armee und im Regiment des Pfalzgrafen für die Gewissensfreiheit gekämpft, bald, daß er nach der Schlacht bei Nördlingen im Corps des Herzogs Bernhard von Weimar Dienst genommen und bis 1640 in Lothringen und Burgund gefochten habe. Diese ganz allgemeine und vage Berichterstattung läßt sich ohne viel Mühe in ein ganz genaues Detail zerlegen. Nämlich: da Bernhard von Sachsen-Weimar gerade nach seiner Niederlage bei Nördlingen mit Richelieu den vier Millionen-Vertrag abschloß, so war August v. Bismarck kurz und gut, wie man damals zu sagen pflegte, ein durch das Kriegsglück zum Officier avancirter Söldner im Dienste des Königs von Frankreich! Seine Kriegsthaten und Schlachten in Lothringen und Burgund können lediglich nur den Rückzug von der unteren Saar nach Metz (1634), den Marsch nach Dijon und Saint Jean-de Losne (1635) und später nach Waldshut, kurz, die ganze Reihe der denkwürdigen Züge Bernhard's von Weimar bedeuten, die schließlich bewirkten, daß das Elsaß in die Hände Frankreichs überging. Ein Bismarck hat uns dieses wieder genommen, ein anderer Bismarck hat mitgeholfen, es uns zu geben.... Der Urahn Bismarck's, August Friedrich, war gleichfalls Oberst. Er befehligte unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. das Dragoner-Regiment von Ansbach-Baireuth. Er war ein rüder, gewaltthätiger Kamerad, ein eingefleischter Jäger, der in einem einzigen Jahre seine hundert Stück Edelwild zur Strecke brachte und die friedlichen Straßen von Gollnow mit dem Lärm seiner Meuten und Pferde erfüllte. Im Winter, wenn er seine Officiere bewirthete, schmetterten bei jedem Toast die Trompeten, und wenn die Gläser wieder gefüllt wurden, so begleitete ein Piket Dragoner diesen Act mit einer Salve Carabinerschüsse. Er starb den Tod der Tapfern bei Chotusitz in einem Alter von siebenundvierzig Jahren. Er hatte einen Vettersohn, einen Phantasten von derselben Sorte, mit Namen Ludolf August, dem seine abenteuerlichen Streiche noch leidlich gelangen. Die Tollheit der Bismarcke ist ein rücksichtsloser, in gerader Linie vorwärts stürmender, auf die Spitze getriebener Wagemuth, der gewöhnlich das angestrebte Ziel erreicht. Einmal, in Magdeburg, nach einer reichlichen Mahlzeit, sticht Ludolf August, damals Oberstlieutenant, einen Lakaien nieder. Er verbirgt den Leichnam unter seinem Bett und verläßt die Garnison, um den Folgen seiner Missethat auszuweichen. Einen Lakaien zu tödten mochte ihm noch hingehen, aber seine Garnison ohne Urlaub zu verlassen, war ein Verbrechen, über welches der damalige König Friedrich Wilhelm keinen Spaß verstand, weniger als irgend ein anderes Mitglied seiner Dynastie. Ludolf August sah sich gezwungen, sich nach Rußland zu flüchten. In St. Petersburg angekommen, heirathete er eine Stiefschwester Biron's, des berühmten Günstlings der Kaiserin Anna, und wurde Dank dem Einfluß seines Schwagers General. Nach einer Verbannung in Sibirien, die zu jener Zeit für jede einigermaßen hervorragende Persönlichkeit am Moskowiterhofe so ziemlich obligatorisch war, erhielt er seinen Grad wieder und wurde einigemal zum Gesandten und zum Gouverneur von Provinzen ernannt; er starb zu Pultawa als Generalcommandant der Ukraine.

Das sind die Bismarcke, eine Rasse von Centauren und Nimroden; Kürassiere, Dragoner, Carabiniere und, je nach Bedürfniß, auch Diplomaten; gewandt und geschickt in der Erledigung der Geschäfte, womit man sie betraute, und nicht weniger geschickt in der Förderung ihrer persönlichen Interessen. Ihr Leben ist ein unausgesetztes Wettrennen, wobei sie nie die Hindernisse umgehen, sondern flott darüberwegsetzen. — Diesen Skizzen fügen wir die Schilderungen des Marquis v. Villeneuve bei, welche Bismarck in seinen Beziehungen und seiner Stellung zu Napoleon III. zeichnen: Seit Anfang des Jahres 1865 kannte die kaiserliche Regierung die kriegerischen Pläne Preußens, aber der Kaiser war noch sehr unschlüssig über das Verhalten, das er befolgen sollte. Napoleon III. machte dem Prinzen Napoleon Mittheilung von seinen Zweifeln und Befürchtungen und forderte ihn auf, sich nach Rußland zu begeben und seine Durchreise durch Berlin zu einem Besuch bei Bismarck zu benutzen. St. Petersburg war der Vorwand, Berlin der eigentliche Zweck. Der Prinz kannte Bismarck bereits und hatte mit ihm verschiedene Eigenschaften gemein: die gleiche Verachtung des kleinlichen Ränkespiels, die gleiche Geringschätzung der Etiquette und des Kleinkrams, die gleiche Gewohnheit, geraden Wegs auf das Ziel los zu gehen. Der Prinz kam Abends in Berlin an und ließ sich sofort zu Bismarck führen, den er in seinem Arbeitszimmer fand. Bismarck kam dem Besucher entgegen und bot ihm einen Stuhl an, während er selbst auf einem großen Fauteuil Platz nahm neben einem Tisch, auf welchem mehrere Gläser und ein gewaltiger Bierkrug standen. Er nahm seine bereits angesteckte Pfeife zur Hand und sagte mit halbgeöffnetem Munde: Sie erlauben, Prinz? Dabei blies er in lauter Ringeln eine Wolke Rauches von sich. Der Prinz zündete eine Cigarette an, und da die Luft zum Ersticken mit Tabaksqualm erfüllt war, ging er zum Fenster und öffnete es. Bismarck ließ ihn machen, nahm eine Mütze und stülpte sie über seinen Schädel, indem er sagte: — Machen Sie's auch so, Prinz, sonst erkälten Sie sich .... und jetzt lassen Sie uns plaudern. — Ich wollte Ihnen einen Besuch machen, Herr Graf, begann der Prinz Napoleon. — Ich wußte es, erwiderte Bismarck; der Kaiser wünscht von meinen Plänen Kenntniß zu erhalten, Wohl, mit Ihnen kann ich plaudern, denn Sie sind im Fall, mich zu begreifen. Und jetzt entwickelte er während zwanzig Minuten mit einer unvergleichlichen Lebhaftigkeit folgenden Plan: Deutschland wird ein einheitlicher Staat, verbündet sich mit Frankreich und diese beiden eng verbündeten Staaten werfen Rußland in seine Steppen zurück, öffnen Ungarn, das jetzt der Angelpunkt des österreichischen Kaiserreiches geworden ist, den Weg nach Konstantinopel, nehmen den Engländern ihre Colonien weg, welche die Ueberfülle Deutschlands und Frankreichs aufzunehmen hätten, und Italien, Spanien und die scandinavischen Länder müßten sich mit der Rolle von Trabanten begnügen. Er schloß mit den Worten: Ich lese Ihre Gedanken, Sie meinen: Hr. v. Bismarck nimmt Deutschland, aber was giebt er uns? — Der Prinz nickte. — Wollen Sie Griechenland? — Das ist zu wenig! — Luxemburg? — Das ist so viel wie nichts! Wenn es gilt zu nehmen, so muß es etwas sein, das der Mühe werth ist. Wir wollen die Rheingrenze! — Aha! Der Rhein! Ich erwartete das! Aber offen gesprochen, das kann ich Ihnen nicht geben. Verstehen Sie mich wohl: Ich persönlich lege keinen großen Werth darauf, ich versteife mich nicht auf den Rhein. Ich bin kein Deutscher, ich bin ein Preuße, ein Wende. Sie dürfen mich nicht mit einem Heidelberger Professor verwechseln. Aber ich bin in dieser Frage nicht Herr und Meister. Die öffentliche Meinung wird sich niemals auch nur zur Abtretung eines einzigen deutschen Dorfes verstehen. Wir müssen etwas anderes suchen: Wollen Sie Belgien? — Man könnte davon reden .. aber England ....? — England? Pah! Wenn ich ein amerikanischer Kattunpflanzer oder indischer Rajah wäre, so würde ich mich gar sehr dafür interessiren, was die Engländer denken. Aber ich bin eine große continentale Macht und die Engländer sind mir Wurst (je me fiche de l'Angleterre). Rechnen wir einmal: Was kann England? Es kann seine 80000, meinetwegen 100000 oder wenn Sie wollen 150000 Mann einschiffen, mehr kann es auf keinen Fall mobil machen. Und nun? Sind wir beide dann nicht stark genug, sie in den Canal zu werfen? — Alles das kann den Gegenstand ernsthafter Verhandlungen bilden. Aber glauben Sie nicht, es wäre gut, diese Ideen zu Papier zu bringen, als Memorandum, das dem Kaiser könnte vorgelegt werden? Bismarck erhob sich, nahm eine zweite Pfeife, stopfte sie und sagte, indem er dem Prinzen fest in's Auge sah: Sie hätten gern einen geheimen Vertrag mit den nöthigen Unterschriften? Da sage ich: nein! Im Uebrigen: Wozu das? Wenn der Vertrag zu meinem Vortheil ist, so führe ich ihn aus, ohne daß er geschrieben ist. Im entgegengesetzten Fall jedoch — eine nicht zu mißdeutende Geberde beendete den Satz. — Warum haben Sie mit dem Kaiser nicht so offen gesprochen, wie mit mir? — Mit Ihrem Kaiser? Das ist ja ein Weib! Ich mache ihm eine Menge vortheilhafter Vorschläge. Er zaudert und spricht von seiner Friedensliebe, von der Gerechtigkeit, von den Rechten des Volkes.... Albernes Zeug! Ich gebe ihm die wünschbar deutlichsten Winke — aber er thut, als ob er mich nicht verstehe! — Das Gespräch war beendet. Der Prinz erhob sich. — Herr Graf,

ich werde unsere Unterhaltung vor dem Kaiser wiederholen, wollen Sie wissen in welchen Worten? — Lassen Sie hören, Prinz. — Sire! Hr. v. Bismarck schlägt Ihnen einen großen Gaunerstreich (filoutière) vor. Können wir ihn packen und vor den Polizeicommissar führen? Ich glaube nicht. Wohlan denn! stehlen wir mit ihm! Bismarck legte seine Pfeife auf die Tafel und lachte laut auf; dann drückte er dem Prinzen die Hand und sagte: Sie verstehen mich, Sie! Der Prinz kehrte nach Paris zurück und rieth dem Kaiser, über Belgien herzufallen an dem Tage, wo Preußen an Oesterreich den Krieg erkläre, aber — „die Friedensliebe, die Gerechtigkeit und die Rechte der Völker“ — kurz Alles, was Bismarck, der Mann wendischer Rasse, „albernes Zeug“ genannt hatte, trug im Gehirn Napoleon's den Sieg davon! J. M.

Festschriften zur Goetheliteratur.

Noch zu Beginn der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts wurde die Goetheliteratur, abgesehen von Fausterklärungen, wesentlich von Liebhabern gepflegt. Der Buchhändler Salomo Hirzel legte durch sein „Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek“ den Grund zur Goethebibliographie; er und andere Sammler, wie G. v. Loeper, machten die von ihnen aufgetriebenen, vorher nur handschriftlich erhaltenen Gedichte und Briefe Goethe's, besonders an Goethetagen, durch Privatdrucke bekannt, also zwar zunächst nur für den engern Kreis der „stillen Gemeinde“ bestimmt, aber damit dennoch die Ansammlung des Stoffes zu immer mehr der Vollständigkeit sich nähernder Kenntniß von Goethe's schriftlicher Thätigkeit befördernd. Auch Arbeiten über Goethe gingen mehrfach von Personen aus, deren ursprünglicher Beruf Literaturwissenschaft nicht war; erinnert sei nur an E. Boas. Die schulmäßige Erziehung zur Kenntniß Goethe's war ferner damals mindestens mangelhaft. Wie das seit Jahrzehnten anders geworden ist, braucht nicht gesagt zu werden. Die Schulen erziehen zu verständnißvoller Auffassung von Goethe's Bedeutung, die Goetheliteratur liegt jetzt fast nur in Händen von Philologen und sie hat im Goethearchiv einen Mittelpunkt, der Schätze zutage bringt, vor denen der Werth von Brocken, wie sie früher geliefert wurden, verblaßt. So weit die reichen Mittel, welche die frühere durchlauchtigste Besitzerin des Archivs zur Verfügung stellte, nicht auslangen, gewährt solche die Goethegesellschaft zur Veröffentlichung selbständiger Schriften; andere finden eine Stätte in dem von dieser Gesellschaft begünstigten Goethejahrbuch. Aber auch jetzt noch geben geweihte Tage Anlaß zu hierher gehörigen Veröffentlichungen. Wie schon das Fest der goldenen Hochzeit des großherzoglichen Paares im Jahre 1892, so hat jüngst der achtzigjährige Geburtstag des Großherzogs zwei Festschriften ins Leben gerufen, die sich besonders mit Goethe beschäftigen. Zuerst, wenn auch nur neben anderen Personen auf Goethe sich beziehend, das reich illustrirte Werk

Zum 24. Juni 1898. Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog Carl Alexander dargebracht. Diese Festschrift enthält drei Abhandlungen, deren erste „Hundert und vierzig Jahre Weimarischer Geschichte in Medaillen, 1756 bis 1896“ P. v. Bojanowski zum Verfasser hat. 1756 kam Ernst August Constantin, der Gemahl der Herzogin Anna Amalie und Vater Karl August's, zur Regierung. Aus diesen 140 Jahren sind sechszig Medaillen, geprägt auf Fürsten des Hauses Weimar und die Großen, die diesen ihre Dienste gewidmet hatten, in trefflichen Autotypien mitgetheilt. — Die zweite Abhandlung von L. Ruland bringt „Medaillons und Bildnisse des Weimarischen Kreises, 1800—1830“ und zwar deren neun, z. Th. von unbekannten Künstlern herrührend, wiederum Glieder des fürstlichen Hauses und seiner Geistespaladine darstellend. — In der dritten Abhandlung hat H. Burkhardt „Die Entstehung des Weimarischen Parkes, 1778—1828“ actenmäßig geschildert und durch ältere Pläne und Ansichten diese poesievolle Schöpfung Goethe's in der Landschaftsgartenkunst vergegenwärtigt. Das in 100 Exemplaren als Manuscript gedruckte Prachtwerk ziert neben dem Titelblatt das Bildniß des Großherzogs Karl August nach einer Zeichnung von Kolbe aus dem Jahre 1822; sie wird als bisher unveröffentlicht bezeichnet, jedoch dürfte das von A. Remde lithographirte und von Rau in Dresden in Stein gedruckte Bild nach derselben Vorlage hergestellt sein.

Die andere, ebenfalls in nur 100 Exemplaren als Manuscript gedruckte Festschrift ist: Zum 24. Juni 1898. Goethe und Maria Paulowna. Urkunden herausgegeben im Auftrage des Erbgroßherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen. Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger, 1898. Dieses Werk ist unter Leitung und Mitwirkung des Directors des Goethe- und Schiller-Archivs, Suphan, noch von seinen Coarchivalen Wahle, Fresenius und Schüddekopf bearbeitet, seine elegante Buchherstellung aber von Böhlau's Nachfolgern, Demmering und Hartung, übernommen worden. Die einzelnen Abschnitte enthalten: 1) Goethe's an Maria Paulowna gerichtete Gedichte, 2) Goethe's an sie gerichtete Briefe, sowie Briefe der Großfürstin, 3) Zeugnisse gemeinsamer Thätigkeit bei Gründung der freien Gewerbschule und beim Lesemuseum, 4) Beziehungen zu den Weimarischen Kunstfreunden, 5) Aeußerungen von Goethe und anderen Zeitgenossen über Maria Paulowna, 6) Verschiedenes unter der Ueberschrift „Nachwirken“; eine Anzahl Erläuterungen bringen auch bisher Unbekanntes. Im Schlußwort faßt Suphan, schwungvoll beredt, wie er es vermag, die aus den mitgetheilten Zeugnissen gewonnenen Ergebnisse zusammen und legt dar, wie die vier Archivgenossen, obschon jeder für sich die Bearbeitung eines Abschnitts des Buchs übernommen hat, dennoch sich gegenseitig unterstützt haben. Die hohe Bedeutung der Großfürstin Maria Paulowna hat Preller in der kurz nach ihrem Tode erschienenen Schrift „Ein fürstliches Leben“ (1859) dargestellt, wobei auch schon der Gemeinschaft ihres Wirkens ein Abschnitt gewidmet ist. Die dort abgedruckten Briefe Goethe's an die Fürstin sind in dem vorliegenden Werke wiederholt, mit Ausnahme derer vom 29. März 1810 und 16. Februar 1822. Eine Rechtfertigung dieser Weglassung hat Referent nicht gefunden, sie konnte aber erwartet werden, da die Herausgeber selbst den Anspruch auf Vollständigkeit in dem Abschnitte der Briefe an die Hand geben. — Das Großherzogthum Sachsen weiß längst, was es dieser vorzüglichen Frau und wahren Landesmutter nicht nur infolge ihrer Anregungen, sondern auch durch die Unterstützungen verdankt, die sie dem Lande aus den ihr als Großfürstin zu Gebote stehenden Mitteln zu Gute gehen ließ, Auswärtige werden indessen hauptsächlich durch ihre Berührungen mit Goethe veranlaßt, davon Kenntniß zu nehmen und ihrem Wirken verdiente Anerkennung zukommen zu lassen. Nicht nur die Stätten, die Goethe betrat, sind geweiht für die Zukunft des Menschengeschlechts, sondern auch die Menschen, die mit ihm gingen. Eine solche Weihe pflegt auch weihevoll die unter Suphan's Auspicien ergangene Festschrift.

Vdrmn.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Theodor Körner und die Seinen, geschildert von Dr. W. Emil Peschel und Dr. Eugen Wildenow. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Texte, Facsimiles und zwei Karten. 2 Bde. Leipzig, E. A. Seemann. — Es liegt nicht in unserer Absicht, dies Werk eingehend anzuzeigen. Dazu fehlt es hier an Raum. Aber hinweisen möchten wir auf dasselbe als eine ungemein fleißige, gründliche und liebevoll behandelte Arbeit, die uns zum ersten Mal das Leben Körner's so recht aus seinem Elternkreise, seiner Umgebung, seiner geistigen Atmosphäre heraus erklärt. Zu diesem Behufe ist nicht nur ein reichhaltiges Material aufgeboten, es sind auch zahlreiche Bildnisse von Personen und Oertlichkeiten beigegeben worden. Theodor Körner! Es ist nicht ganz leicht, zu einem Urtheil über diesen Dichter zu gelangen, d. h. wenn man danach fragt, was aus ihm noch hätte werden können, als er so jung starb. War er thatsächlich nichts Anderes, wie die scharfe Dorothea Schlegel meinte, als ein Nachahmer Schiller's, Kotzebue's und Werner's? Starb er für seinen Ruhm gerade zu rechter Zeit? Hatte er sich mit seinen in beispielloser Fruchtbarkeit hingeworfenen Gedichten und Dramen und Sonstigem vollständig ausgegeben und hätte weiter nichts als Schaum mehr hervorbringen können? Bieten Rosamunde und Josef Heiderich, die beiden besten Dramen Körner's, einen Anhalt, anzunehmen, daß Körner noch entwickelungsfähig war, sich vertiefen konnte? Hätte er sich später neuen Zielen und Aufgaben auch auf dichterischem Gebiet zuzuwenden vermocht? Auf alle diese Fragen ist eine Antwort nicht zu geben. Der Tod hat den Lebensfaden abgeschnitten, und was wir aussprechen, sind nur Vermuthungen. Sicher ist Das, daß Leier und Schwert Körner's beste Gabe bildet, weil dieses Werk den meisten Inhalt besitzt. Aber diesen Inhalt gab ihm die Zeit, nicht Körner sich selbst. Doch wir wollen nicht

mäkeln und in den Ton der ofenhockerischen Recensenten verfallen, die Grabbe in seinem „Napoleon“ so tadelt, weil sie Körner zerfasern und nicht lieben können, sondern uns an die zwar oft überschäumenden und ins Blaue verfahrenden, aber auch in einigen Theilen unvergänglichen Kriegslieder halten und an diese reine, edle Jünglingsgestalt, die wie Wenige dasteht in unserer Literatur und für unsere Jugend vorbildlich sein kann. — Das Werk zerfällt den zwei Bänden gemäß in zwei Theile: in Körner den Dichter und Körner den Freiheitskämpfer, d. h. so weit sich Beide trennen lassen. Bei dem zweiten wenigstens ist das nicht ohne Weiteres durchzuführen. Hier vermischt sich Sänger und Soldat. Der Ton des Werkes ist ein vornehmer, feiner. Die Verfasser halten sich von jeder Uebertreibung fern, sind dabei vorsichtig und mäßig im Beurtheilen der Schöpfungen Körner's, ohne den warmen Ton vermissen zu lassen, der sich gebührt. Sie lassen mehr die Gestalten der Umgebung Körner's vor unserem Auge vorüberziehen und sie durch sich selber wirken. Und das geschieht reichlich. Was sieht man nicht Alles! Zuerst Schiller mit seinem jugendlichen Freundeskreis, zu dem in erster Linie die Körnerfamilie gehört, die ganze Zeit von den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis fast in die Mitte des unserigen, die Goethezeit, das Zeitalter der Befreiungskriege. Körner der Vater, vielleicht bedeutender als sein Sohn, eine kräftig aufstrebende Persönlichkeit voll idealer Ziele und Hoffnungen, nach 1813, dem nicht zu verschmerzenden Tode des einzigen Sohnes und der einzigen Tochter, ein schnell alternder, aber immer noch pflichtgetreuer Mann, ein geschätzter Staatsbeamter, ein gesinnungstüchtiger Patriot, der sich zuerst in der Franzosenzeit in Dresden, dann während der Reaction in Berlin zu bethätigen wußte. Zuletzt bleibt nur noch die Mutter übrig, ganz von den Erinnerungen lebend, im Schmerz Nahrung für neuen Schmerz suchend, ganz abgeklärt durch die Heiligkeit der Trauer, wie Niobe versteint im Jammer, zuletzt thränenlos, bis auch sie im Jahre 1843 ihre letzte Ruhestätte unter der Körnereiche bei Wöbbelin findet, wo alle Lieben im Tode vereinigt werden, denen wir im Buche im Leben gefolgt sind. Das Werk wird zum eisernen Bestande der Literatur, insbesondere der Körnerliteratur gehören, von der es eins der bedeutendsten Documente bildet. — Noch eine Kleinigkeit. II S. 116 wird der Name des Feldwebels genannt, der bei dem Begräbnisse Theodor's Namen mit einem glühend gemachten Ladestock in die Rinde der Eiche gräbt. Er wird Markwordt genannt. Da der Schreiber Dieses seinen Verwandten, den alten Lützower Markwart, noch persönlich kannte, fragt es sich, ob nicht dieser gemeint ist. In einer zweiten Auflage wäre das zu berichtigen. J. R.

— Antarktis. Von Dr. Karl Fricker. Band I der „Bibliothek der Länderkunde“ herausgegeben von Professor Dr. A. Kirchhoff und Chefredacteur Rudolf Fitzner. Berlin, 1898, Schall & Grund. Orig.-Prachtband Preis 5 ℳ. — Mit dem vorliegenden Buche beginnt ein großartig angelegtes geographisches Sammelwerk „Bibliothek der Länderkunde“ zu erscheinen. Nach der Absicht der Herausgeber, Prof. Dr. Kirchhoff in Halle a. d. S. und Chefredacteur Rudolf Fitzner, soll das Werk eine Reihe von Monographien enthalten, von denen jede einzelne eine gemeinverständliche, auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage beruhende Schilderung eines Ländergebietes von einem tüchtigen Kenner desselben enthalten soll. Welch einem dringenden Bedürfniß mit der Herausgabe solcher zusammenfassender Werke abgeholfen wird, zeigt sogleich der erste Band, der einen weiten Erdenraum umfaßt, von dem bisher noch keine zusammenfassende geographische Schilderung existirte; und außerdem noch zeigt dieser Band, in welchen geschickten Händen die Herausgabe der „Bibliothek der Länderkunde“ liegt, die Wahl des Stoffes und seines Bearbeiters konnte wahrlich nicht besser getroffen werden. Denn im Vordergrunde des geographischen Interesses steht gegenwärtig die Polarforschung und mit ihr die Antarktis, und ein Gelehrter, der die Literatur über diese Gebiete besser beherrscht, als Dr. Fricker, dürfte wohl auch schwerlich zu finden sein. Das Buch enthält zwar thatsächlich sehr wenig Neues aus dem plausibeln Grunde, weil im Gebiete der Antarktis seit 50 Jahren sehr wenig Neues bekannt geworden ist; aber trotzdem dürfte der Inhalt desselben nicht nur Laien, sondern auch Fachleuten ziemlich neu sein, da Das, was von der Antarktis bisher bekannt geworden ist, in wenig verbreiteten Quellenwerken vergraben und deshalb fast unbekannt geblieben war. Der Verfasser hat nun mit großem Eifer Alles zusammengetragen, was durch Forschungs- und gelegentliche Reisen über jene Gebiete bekannt geworden ist und dadurch eine Länderkunde der Antarktis geschaffen, die wegen der Unerforschtheit jener Gebiete zwar noch etwas dürftig ist, die aber Alles enthält, was wir von dort wissen. Einen verhältnißmäßig breiten Raum nimmt die Entdeckungsgeschichte ein, die ein getreues Bild von der Entwickelung unserer Kenntniß von der Antarktis seit dem Alterthum enthält. Die vornehme Ausstattung des Bandes und die zahlreichen ausgezeichneten Illustrationen erhöhen noch die Vorzüge des Buches, dem eine weite Verbreitung zu wünschen wäre. Dr. F.

— Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Reise. Reinhold Ortmann, Unter dem Schwerte der Themis. 2 Bde. Berlin, Albert Goldschmidt. 1898. — Ein Criminalroman! Der Held ist mehr als ein Hochstapler; er ist ein Raubmörder und gleich nachdem der Vorhang aufgegangen ist, sehen wir ihn bei der Arbeit. Ein grelles Bild: ein junger russischer Fürst wird von seinem Freunde, dem Baron Hainau, der bei ihm gastliche Aufnahme gefunden, vergiftet, nachdem dieser seine Schätze geplündert. Dies Callot'sche Nachtstück bildet aber nur ein Vorspiel, auf welches der Autor erst am Schluß wieder zurückkommt. In der Zwischenzeit handelt es um eine ganz andere Criminalaffaire. In einer kleinen Stadt Waldenberg erscheint ein Herr Sandory aus Odessa und besucht den wohlhabenden Banquier Norrenberg; aus ihren Gesprächen erfährt man, daß die beiden vor zwölf Jahren gemeinsam einen großen Bankdiebstahl ausgeführt haben. Sandory, welcher eigentlich Lorinser heißt, flüchtete mit Hilfe des Genossen, indem er die ganze Schuld auf sich nahm; jener wurde durch das geraubte Gut bald ein angesehener Kaufmann; Lorinser abenteuerte in der Ferne. Nach zwölf Jahren kehrt er zurück und will sich in Waldenberg niederlassen. Dies erscheint zunächst als ein erstaunliches Wagestück seitens des Verbrechers und seitens des Dichters. Wir müssen dem letzteren glauben, daß kein Mensch im Stande ist, jenen wiederzuerkennen; wir erfahren ja auch am Schluß, daß er sich Haar und Bart gänzlich umgefärbt — gleichwohl erkennt ihn der Haushofmeister des ermordeten russischen Fürsten am Schluß des Romans an der Stimme — und es sollte Niemand in Waldenberg, der den Ausreißer früher kannte, zu solcher Wiedererkennung im Stande sein? Nun, er selber glaubt es wenigstens und ziemlich spät erfahren wir denn auch, warum er sich in diese Gefahr begeben. Durch den Druck, den er durch seine Mitwissenschaft auf den Mitschuldigen ausübt, zwingt er diesen, ihm sein Haus zu öffnen, ihn in die angesehensten gesellschaftlichen Kreise einzuführen, und da muß er sich natürlich sicherer fühlen als bei einem Umherstreichen ohne jeden Halt. Der alte verschollene Bankdiebstahl scheint ihn überhaupt wenig zu kümmern; er ist auf seiner Hut wegen des in Rußland verübten Raubmordes; denn er ist derselbe Baron Hainau, der jenen Raubmord an dem russischen Fürsten vollführt hat und am Schluß von der Criminalpolizei und ihren Detectiven gepackt wird. In früherer Zeit kannte man die liebenswürdigen und bezaubernden Räuberhauptmänner; wie Rinaldino und Abällino und Fra Diavolo gehört auch Sandory den überall siegreichen Verbrechern an, die außerdem wie Don Juan alle Frauenherzen bestriden. Ein solcher Räuberhauptmann in Civil ist der Held des Ortmann'schen Romans, wenn auch kein Uebermensch, so doch eine Art von Uebermann mit magnetisirenden Eigenschaften, denen kein Frauenherz widersteht. Aber ein Verbrecher in großem Stil ist er nicht und die kleinliche heimtückische Intrigue, durch welche er den jungen Ruthardt zu verderben sucht, um sich an dem Vater desselben zu rächen, der ihn sehr von oben herab behandelt hat, eine Intrigue, in welcher der unglaubwürdige Schuldschein des Sohnes eine Rolle spielt, ein Schuldschein mit dem Bekenntniß einer Unterschlagung, zu welcher sich wohl kein Schuldner verstehen würde, zeigt eine so niedrige Gesinnungsart, daß sich die großen Räuber mit Abscheu von diesem Jünger abgewandt haben würden, der ihr Handwerk durch solche boshafte Teufeleien erniedrigt. Ueberhaupt ist die Zumuthung, sich für einen solchen Helden zu interessiren, von Hause aus entschieden abzulehnen und wenn der Roman dennoch fesselnd und spannend ist, so spricht dies nur für die Gabe des Verfassers, lebendig zu erzählen und die Fäden geschickt zu verschlingen. Zwischen den sensationellen Katastrophen am Anfang und am Schluß ist ein breites Mittelstück eingeschoben mit lebenswahrer Charakteristik und allerlei sauber ausgeführten Genrebildern. R. v. G.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 109. Sonnabend, den 17. September, Abends. 1898.

Eine Wanderung um die Mauern Jerusalems.

Wie ein Gang durch die Straßen Jerusalems, so ist auch eine Wanderung um die Mauern der Stadt hoch interessant. Verlassen wir das Innere durch das verkehrsreiche, im Westen gelegene Jaffathor, so öffnet sich zunächst vor uns zur Linken das tiefe Hinnomthal, der ehemalige Schauplatz des abscheulichen Götzendienstes der Könige Ahas und Manasse, welches nach kurzem Lauf im Kidronthal endigt. Gleich am Anfang wird es von einer breiten Chaussee durchschnitten, die nach der deutschen Templercolonie und dem dabei liegenden Bahnhof führt und dann weiter durch die Ebene Rephaim bis Bethlehem geht. Auf den felsigen Abhängen des nördlichen Ufers befindet sich direct unter der Stadtmauer der protestantische, englisch-deutsche Friedhof, der es verdient, daß wir ihn besuchen, denn hier ruhet von Cypressen sanft umschattet, fern von der europäischen Heimath, so mancher treue Zeuge evangelischer Wahrheit; wir erwähnen nur die Bischöfe Alexander, Gobat und Barclay, sowie den jüngst entschlafenen Waisenvater Johann Ludwig Schneller. Es lohnt sich aber auch, nach der jenseitigen Thalwand zu wandern, welche von dem Berg des bösen Rathes und dessen Fortsetzung gebildet wird. Wir sehen hier viele terrassenförmig angelegte und von Mauern aus lose übereinander gethürmten Steinen eingefaßte Baumgärten, deren Oberfläche an verschiedenen Stellen höhlenartige Vertiefungen aufweist, wie es das Wesen des Kalkfelsens mit sich bringt. Bei denselben zeigt man das Hakeldama, jenen Blutacker, welchen die jüdischen Hohenpriester für die von Judas Ischarioth in den Tempel geworfenen 30 Silberlinge kauften zum Begräbniß der Pilger. Von dem bedeutenden Thonlager, das sich zu Jesu Zeiten hier ausdehnte und einem Töpfer Jerusalems gehörte, sind noch heute Reste vorhanden. Es hieß, daß in dieser weißen Erde die Leichname besonders schnell in Verwesung übergingen. Daher kam es, daß der Erzbischof Ubaldo im Jahre 1218 viele Schiffsladungen davon nach Pisa transportiren ließ, um damit die Fläche des dortigen Friedhofes, des hochberühmten Campo santo, zu besäen. Im Uebrigen finden wir hier noch eine Anzahl uralter Grabkammern, die zum Theil so eingerichtet waren, daß die Leichen von oben her in das Innere herabgelassen wurden. Noch gegenwärtig stößt der Tourist auf die Ueberreste von Menschengerippen, die aus den verschiedensten Jahrhunderten stammen mögen; denn die Stätte wurde seit den Tagen der Bibel bis vor etwa einem Menschenalter ihrer Bestimmung gemäß als Beerdigungsplatz benutzt. Eine genaue Untersuchung hat dabei ergeben, daß die Schädel nicht den semitischen, sondern den kaukasischen, zum größeren Theil sogar den Negertypus darstellen. Damit wäre bewiesen, daß in der That nur Pilger und überhaupt Fremde, wie es die Hohenpriester geplant hatten, dort beigesetzt worden sind. Rechts vom Jaffathor breitet sich vor uns nach Westen zu das sehr umfangreiche, erst in den letzten Jahrzehnten entstandene „Neu-Jerusalem“ aus, der einzige Vorort der heiligen Stadt. Er wird mit Recht als das europäische Viertel bezeichnet; denn er erinnert uns mit seinen sauberen, weiten und lichtvollen Straßen, seinen schmucken Häusern sowie seinen freundlichen und lustigen Anlagen stark an das Abendland und wird auch mit Vorliebe von den europäischen Familien als Wohnsitz auserwählt. Hier stehen das deutsche und österreichische Consulat, die deutsch-evangelische Pfarre und Schule, ferner auch — ausgenommen das Aussätzigenasyl, welches im Süden der Stadt bei der Templercolonie liegt — sämmtliche deutsch-evangelische Barmherzigkeitsanstalten, nämlich das Syrische Knaben-Waisenhaus, das Mädchen-Waisenhaus Talitha Kumi, das deutsche Hospital und das vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin gegründete Kinderspital Marienstift. Einen ganz besonderen Werth verleihen dieser Vorstadt vor Allem auch die lieblichen Gärten, welche hinter hohen festen Mauern die einzelnen Gebäude umgeben. Welch' eine Pracht entfaltet sich da vor unseren Augen! Träumerisch wiegt die schlanke Palme ihre vornehmen Zweige in den Lüften, während unter ihr die Lilie von Wohlgeruch duftet; neben dem dunklen Laub der Myrthe prangt die rothe Blüthe der Granate, und mit den Rosen wetteifern gleichsam die Fruchtbäume, um das Herz des Menschen zu erfreuen. Namentlich sind überall viele Weinreben angepflanzt worden, die ja im gelobten Lande heute noch so gut gedeihen, wie damals, als Mosis Kundschafter am Bach Escol die heilige Erde betraten. Bei einem Besuch, welchen wir dem deutschen Consul, dem Hrn. Dr. v. Tischendorf, machten, wurde uns Gelegenheit geboten, uns von der hohen Güte dieses „Jerusalemer“ zu überzeugen. Einen Kilometer weiter nach Norden zu wandernd, gelangen wir an das Damaskusthor, das stattlichste Portal Jerusalems, welches, ebenso wie das erwähnte Jaffathor und das in der Ostmauer befindliche Stephansthor, beständig von einer Wache besetzt ist. Vor dieser stolzen Pforte nun liegt die merkwürdige Jeremiasgrotte, eine 40 Schritt lange und 35 Schritt breite, dunkle Höhle, wo nach einer mittelalterlichen Tradition der Prophet Jeremia seine Klagelieder geschrieben hat. Bei näherer Betrachtung erblickt man an der steinernen Wand ein altpalästinensisches Bank- oder Auflegegrab, das jetzt leer steht, vormals aber den Leichnam des genannten Gottesmannes enthalten haben soll. Jedenfalls haben früher vor dieser Felsenkammer Wohnungen gestanden; denn noch heute ist eine aus alter Zeit stammende, sehr geräumige und werthvolle Cisterne vorhanden. Das ganze davor sich ausdehnende Terrain ist vom Besitzer mit einer Mauer umgeben worden, so daß der Fremdling, ähnlich wie bei den Adersbacher und Weckelsdorfer Felsen im Riesengebirge, erst die Geldbörse öffnen muß, ehe er die Sehenswürdigkeiten betrachten darf. Ueber der Jeremiasgrotte selbst aber erhebt sich ein mäßig hoher, ziemlich langgestreckter Hügel, der in der Gegenwart von gewissen Seiten als das wahre Golgatha angesehen wird. Im Zusammenhang damit bezeichnet man dann auch ein großes Felsengrab, welches wie das schon erwähnte am Fuße des Berges liegt, als das von Joseph von Arimathia für den Leichnam Christi zur Verfügung gestellte. Namentlich unter den protestantischen Engländern hat diese Ansicht viele Vertreter gefunden; sie gehen jetzt sogar damit um, das ganze Terrain in einem Umkreis von vier Acker zum Preise von 80 000 ℳ anzukaufen und dort eine Art Pilgerstätte anzulegen. Was sollen wir dazu sagen? Nun der Gedanke, Golgatha hierher zu verlegen, ist gar nicht übel, denn einerseits hat der Hügel die Gestalt eines Schädels und andererseits entspricht auch die ganze Umgebung so recht den Vorstellungen, welche sich unsere Phantasie vom Schauplatz des Todes und der Auferstehung Jesu macht. Irgend ein historischer Beweis kann aber für diese Meinung nicht erbracht werden, vielmehr hat der Punkt erst seit dem Aufenthalt des Generals Gordon in Jerusalem besondere Berühmtheit und Verehrung erlangt. — Außerdem giebt es vor dem Damaskusthor auch noch viele andere Sehenswürdigkeiten. So liegt in einer Entfernung von etwa 100 Schritt einige Meter unter der Stadtmauer der Eingang zur sogenannten Baumwollengrotte, eines riesenhaften, labyrinthisch angelegten Steinbruches, der sich als eine ungeheure, von mächtigen Pfeilern gestützte Höhle unter dem süd-östlichen Stadtviertel hinzieht und in alter Zeit das Material zu den Neubauten lieferte. Ferner findet man auf dem weiten Areal noch vielfach Spuren ehemaliger Gebäude; z. B. stieß im Jahre 1894 ein mohamedanischer Landbesitzer beim Graben auf die Reste einer

alten Kirche mit noch recht gut erhaltenem Mosaikboden, der mit altchristlichen Symbolen und der armenischen Inschrift: „Zum Gedächtniß und Rettung aller Armenier, deren Namen Gott kennt" ausgestattet war, so daß von Sachverständigen vermuthet worden ist, daß dort einst das Kloster des heiligen Bologdus gestanden habe und die Schrift aus dem 11. Jahrhundert stamme. Besonders interessant aber wird eine Wanderung in dieser Gegend auch noch dann, wenn wir auf der nordwärts, nach Nablus, dem alten Sichem, zu führenden Straße, die jetzt mit einem Kostenaufwand von 1 200 000 Frcs. ausgebessert werden soll, vorwärts schreiten. Da gelangen wir zunächst zu den berühmten Königsgräbern. Staunen erfaßt uns, sobald wir diese Grabkammern vor uns sehen: Fürstliche Pracht ziert sowohl das Eingangsportal als auch die inneren Räume; die ganze Anlage ist aufs Sorgfältigste ausgeführt und mit meisterhafter Eleganz in den Felsen eingemeißelt worden. Wenn es sich auch nicht mit Sicherheit bestimmen läßt, ob hier irgend welche Personen aus königlichem Geschlecht, worauf ja eigentlich der Name hinweist, beigesetzt worden sind, so darf man doch ohne Bedenken behaupten, daß dieses Erbbegräbniß sehr vornehmen, reichen Leuten gehört haben muß. Gehen wir aber noch einige hundert Meter weiter, so kommen wir auf den Scopus, die höchste Kuppe in der näheren Umgebung Jerusalems. Hier stehen wir auf einer historisch ungemein denkwürdigen Stätte. Hier hatte im jüdischen Kriege Titus mit seinen Legionen das Lager aufgeschlagen, um den Sturm auf die dreifachen, sehr starken und mit vielen Thürmen versehenen Mauern der heiligen Stadt zu beginnen. Wenden wir uns aber von hier aus endlich gegen Westen, so erreichen wir einen zweiten bedeutsamen Ort, nämlich jene Gegend, von wo aus die Kreuzfahrer zum ersten Mal Jerusalem, die Stadt ihrer Sehnsucht, erblickten. Hier stiegen sie von ihren Pferden und triumphirten sie unter Freudenthränen: „Wir sind am Ziel! Wir sind am Ziel!" Hier sanken sie mit dankerfüllten Herzen auf ihre Kniee, sich innerlich glücklich preisend, daß sie gewürdigt wurden, den Ort mit Augen zu sehen und mit Füßen zu betreten, wo Gottes Sohn, ihr Erlöser und Herr, gewandelt, gelitten, gestorben und auferstanden. — Vom Damaskusthor aus richten wir unseren Weg, an dem stillen, wenig benutzten Thor des Herodes vorbeischreitend, nach der östlichen Stadtmauer, um dann zuletzt von dort aus entweder durch das Moghrebiner- oder durch das Zionsthor, welche sich beide nach Süden zu öffnen, in das Innere zurückzukehren. Diese ganze Ostseite wird vom Kidronthal umrahmt, das sich, sobald es sich der Ringmauer nähert, mehr und mehr vertieft und verengt, während es in seinen Anfängen nur eine unbedeutende, ziemlich flache Mulde bildet. Früher, zu Jesu Zeiten, lag das eigentliche Bett noch tiefer und stieg das Westufer noch steiler empor als jetzt; ja Josephus schildert die Oertlichkeit sogar so, als ob der Blick von der Höhe in die Tiefe geradezu Schwindel erregend gewesen sei. Gegenwärtig haben sich vielfach, namentlich längs des Tempelplatzes, von der Zerstörung her gewaltige Trümmermassen angesammelt, auf denen stellenweise Gärten angelegt worden sind. Englische Gelehrte haben Ausgrabungen angestellt und entdeckt, daß der Schutt 70 bis 80 Fuß hoch auf dem natürlichen Felsen lagert. Die Juden und Moslems halten infolge einer falschen Auslegung von Joel 3, 7 diesen Theil des Thales, welcher unmittelbar an die Stadtmauer grenzt, für die Stätte des einstigen Weltgerichtes und haben ihm daher den in jener Bibelstelle erwähnten Namen „Thal Josaphat" gegeben. Aus diesem Grunde wollen die Glieder dieser beiden Religionsgesellschaften auch mit Vorliebe hier begraben sein; und die Unzahl der an den Abhängen vorhandenen Gräber beweist es, wie vielen ihr Wunsch erfüllt worden ist. Aber auch schon in alter Zeit hat dieses Thal, ebenso wie die Gegend vor dem Jaffa- und Damaskusthor, als Friedhof gedient: Man sieht noch heute einige uralte, zum Theil in den Felsen gehauene, zum Theil aus Steinen erbaute gigantische und höchst eigenartige Grabkammern, welche als die Gräber Absalom's, Josaphat's, Jakobi und Zachariä bezeichnet werden; auch findet der Tourist gegen Morgen an einer ziemlich abgelegenen Stelle vielverzweigte Felsenhöhlen, welche die Prophetengräber heißen und aller Wahrscheinlichkeit nach früher ebenfalls zur Beisetzung von Leichen gebraucht wurden. Und auch, wenn man das kleine, im Kidronthal errichtete Dorf Siloa betritt und die wie Schwalbennester an den Felswänden hängenden Steinhütten näher betrachtet, so bemerkt man, daß gar manche derselben ursprünglich Grabhöhlen gewesen sind, und daß vor Zeiten eine ganze Nekropole dort gestanden hat. — Während nun das Westufer unseres Thales durch das Plateau von Jerusalem gebildet wird, erhebt sich auf der anderen Seite in Gestalt eines langgestreckten Bergrückens der Oelberg. Er überragt die heilige Stadt um ein Bedeutendes und liegt in seinem mittleren, 804 m hohen Theile gerade dem Tempelplatz gegenüber. Noch heute ist er — freilich nur spärlich — mit Oelbäumen bepflanzt, so daß sein Name immer noch der Wirklichkeit entspricht. Gleich unten am Fuß dehnt sich der Garten Gethsemane aus und zwar in Form eines Rechteckes von 70 Schritt Umfang. Ehemals war die Stätte ein Meierhof und diente, wie das Wort Gethsemane, d. h. Oelkelter, besagt, zum Auspressen der Oliven, jetzt dagegen hat sie das Ansehen eines lieblichen Blumengartens; denn auf den harmonisch angelegten Beeten blühen fast das ganze Jahr hindurch die schönsten Kinder der syrischen Flora, namentlich Rosen, Rosmarin, Levkojen, Hyacinthen und Passionsblumen. Die Hauptsehenswürdigkeit aber dieses durch die heilige Geschichte so berühmt gewordenen Punktes sind die sieben uralten, vom Zahn der Zeit gewaltig angenagten Oelbäume, welche neben verschiedenen aus neuerer Zeit stammenden Cypressen ernst und feierlich den Besucher begrüßen. Es ist leicht möglich, daß diese ehrwürdigen, zwar beständig noch grünenden, aber von allen Seiten durch festes Mauerwerk gestützten Greise unter den Oelbäumen des Oelbergs selbst den Heiland geschaut und Zeugen seines Seelenkampfes und seiner Ueberantwortung gewesen sind. Die Pflege des Gartens liegt in den Händen eines freundlichen Franziskanermönchs, dessen Orden das Grundstück gehört. Die ganze Anlage wurde im Jahre 1847 mit einer festen, hohen Mauer umgeben; das Innere aber ist mit 14 Passionsbildern und zierlichen Staketen, welche die Wege umrahmen, ausgestattet worden. Auch noch mancherlei andere Sehenswürdigkeiten giebt es auf dem Oelberg. In der Nähe von Gethsemane, dicht am Wege nach dem Stephansthor, soll tief unten in einer unterirdischen Kapelle die Mutter Maria begraben liegen. Etwa 30 Meter über der Thalsohle erhebt sich die prächtige, kuppelreiche Kirche, welche der vorige Kaiser von Rußland mit seinen Brüdern zum Andenken an seine Mutter erbaut hat. Noch weiter oben, fast auf dem Gipfel liegt das kleine urschmutzige und grundhäßliche Dorf Kefr el Tur (d. h. Oelbergsdorf); dasselbe enthält die Himmelfahrtskapelle, in welcher geradezu im Widerspruch zu Luc. 24, 50 die Stätte der Himmelfahrt Christi gezeigt wird. Unweit hiervon endlich führte man uns zu einem unter der Erde errichteten Sanctuar und in eine auf ebener Erde stehende Kirche mit dem Bemerken, daß am ersten der genannten Orte die Jünger das apostolische Glaubensbekenntniß entworfen hätten, und daß am zweiten das Vaterunser von Jesu der ihn begleitenden Schaar gelehrt worden sei. Aber nicht nur um dieser Sehenswürdigkeiten willen verdient der Oelberg den Besuch jedes Pilgers, sondern vor Allem auch wegen der herrlichen Aussicht, welche seine Spitze bietet. Welch' eine prachtvolle Schau öffnet sich hier vor unseren Augen, mögen wir uns auf dem grünsammtenen Rasen niederlassen oder den dort oben von den Russen errichteten Glockenthurm besteigen. In einer Tiefe von 50—60 m breitet sich Jerusalem vor uns aus in seiner vollen Ausdehnung mit all seinen Häusern und Gassen, mit all seinen Kuppeln und Minarets, mit seinen Mauern und Thoren, mit dem imposanten Tempelplatz, dem vielgewundenen Kidronthal und all den felsigen Kuppen und düsteren Gründen der Umgebung. Wie auf einem Schachbrett aufgebaut, liegt die heilige Stadt hier vor uns, so daß wir die Anlage der einzelnen Quartiere bis ins Kleinste verfolgen können. Aus diesem Grunde werden auch die meisten photographischen Aufnahmen, welche eine genaue Totalansicht geben sollen, von hier aus gemacht. Wahrlich, das ist ein Blick, der einem Herz und Seele weit öffnet! Aber welch ein zückendes Panorama entfaltet sich vor uns auch nach Osten zu! Gigantische, zerrissene, zumeist kahle Felsengruppen, hier und da von wilden Längs- und Querthälern durchschnitten, reihen sich schier endlos aneinander. Nahe bei uns bezeichnet am Abhang ein einfaches Gemäuer die Stelle des feigenreichen Bethphage, daneben steckt hinter einem Felsenvorsprung von dichtem Laubwerk umsäumt das heutige Bethanien, während auf stolzer Bergeshöhe das Fellachendörfchen Abudis hervortritt. Am Horizonte aber glitzert wie ein Silbersaum der Jordan und schimmert einem Saphir gleich der Spiegel des Todten Meeres, umsäumt von den Bergen Moabs, die bei der ungeheuren Durchsichtigkeit der Luft des Morgenlandes ungemein deutlich zu sehen sind und auffallend nahe erscheinen. Fürwahr ein Bild, wie es sich auch

die lebhafteste Phantasie kaum entzückender erträumen kann. Voller Reize ist dieses Rundgemälde zu allen Tagesstunden, wenn das tiefste Blau den weiten Himmel ziert und die Sonne in verschwenderischer Fülle die Welt vergoldet. Vornehmlich aber des Abends, sobald die Königin des Tages ihr Purpurgewand angelegt hat und das Abendroth die ganze Landschaft umfluthet, sobald die feierliche Abendstille ihren Einzug auf den Gefilden hält und die Heerden von den Bergen heimwärts ziehen, wird unser Auge und Gemüth gewaltig gefesselt, ja gleichsam fest gebannt durch die wunderbare Scenerie und Beleuchtung. Sicherlich wird dieses farbenprächtige, eindrucksvolle Stimmungsbild auch unseren kaiserlichen Herrn mächtig ergreifen und sich ihm unauslöschlich in die Seele prägen, wenn er am Vorabend vor der Einweihung der Erlöserkirche den Oelberg besteigt. Sicherlich wird er dann einstimmen in die bedeutungsvollen Worte seines verewigten Vaters, der da über seinen Aufenthalt in der heiligen Stadt vom 4. bis 9. November 1869 unter Anderem Folgendes in sein Tagebuch geschrieben hat: „Ich erreichte den Oelberg kurz vor Sonnenuntergang und hatte meinen Standpunkt so genommen, daß die ganze Ausdehnung der Stadt Jerusalem sich vor mir entrollte, während auf der entgegengesetzten Seite die ganz eigenthümlich schön geformten Felswände des Todten Meeres mit dem Wasserspiegel desselben und einem Theil des Jordanthales in lieblicher Großartigkeit zu erblicken waren. Die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten mit goldigem Roth die Stadt und die um Jerusalem liegenden kahlen, grauen und öden Berge, so daß dadurch plötzlich Leben und Wärme in jene Landschaft gekommen zu sein schien. Zugleich nahmen auch die Felswände des Todten Meeres jenen Abendsonnenschimmer an, der dem Gebirge stets einen so besonderen Zauber verleiht, und mit jeder Minute schimmerten die Fluthen in hellerem Lichte. Jetzt erst konnte ich mir eine leise Vorstellung von der Schönheit machen, mit welcher die Schrift stets den Namen der »heiligen und herrlichen Stadt« in Zusammenhang bringt, jetzt erst konnte ich mir denken, wie der Heiland, hier oben weilend, seine Augen mit Wehmuth auf diesen Fluren und Gebäuden ruhen ließ, als er ihre Bewohner anklagte, daß sie nicht zur rechten Zeit bedenken wollten, was zu ihrem Frieden diene. Diesen ersten Abend in Jerusalem, an welchem ich vom Oelberg aus den Sonnenuntergang betrachtete, indem gleichzeitig eine großartige Stille in der Natur eintrat, die schon in jedem anderen Orte etwas Feierliches hat, werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Hier konnte das Gemüth sich von der Erde abwenden und den Gedanken ungestört nachhängen, die jedes Christen Innerstes bewegen, wenn er auf das große Erlösungswerk zurückschaut, das an dieser Stätte seinen erhabensten Ausgangspunkt feierte."

Hermann Kunde.

Bücherbesprechungen.

— Unsere Gebildeten und die Kirche. Ein Versuch zur Verständigung von Gustav Gerok. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). 1898. — Es liegt hier die Neubearbeitung eines Vortrags vor und der Verfasser vergleicht dieselbe mit einem Modekostüm, das unverständige Eltern ihrem einfachen Kinde anthun, wodurch der ganze Reiz verloren gehe. Wunderlich wie der ganze Vortrag ist auch dieser Vergleich: auf uns hat das Gedruckte keinen anderen Reiz ausgeübt, als den zu großem Zorn über so viel Unklarheit, so viel Haltlosigkeit bei einem Geistlichen, der seiner Gemeinde eine in sich gefestigte Persönlichkeit darstellen sollte; und einen anderen Reiz würden wir vermuthlich auch beim Hören des Wortes nicht empfunden haben. Wir haben an dem Kinde keine Freude, welches Kostüm ihm auch sein Vater anlegen mag. Diese Verbeugungen vor der modernen Bildung wie vor einem Eroberer, dessen Macht man bedingungslos anerkennen muß, diese Rathlosigkeit wegen etlicher Schwierigkeiten des amtlichen Thuns, wie sie zu allen Zeiten vorgelegen haben! Und der Schluß macht die fröhliche Versicherung, daß man hochgebildet und doch ein lebendiges Glied der Kirche sein könne. Nur fürchten wir, daß der Verfasser mit solchen Leistungen nicht viele Menschen zu dieser Höhe der Bildung erheben wird. B. K.

— Religion und Christenthum. Ein Vortrag von D. Paul Ewald, Professor in Erlangen. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1898. 75 ₰. — Der Verfasser will zunächst zu dem möglichst allgemeinen Begriff der Religion gelangen und stellt also auf empirischem Wege fest, daß sie besteht in einem „Bejahen übersinnlicher Mächte, denen der Religiöse die Fähigkeit zuschreibt, eine Gegenwirkung auf ihn selbst und sein Bejahen auszuüben". Ihr Entstehen aber ist nicht blos auf das Bedürfniß der Menschheit nach solch einer Beziehung zum Uebersinnlichen, auch nicht blos auf die unerklärlichen Einflüsse überweltlicher Mächte auf das Menschenherz zurückzuführen, sondern ebensowohl auf ein angeborenes Ahnen einer solchen Beziehung zur übersinnlichen Welt. Was nun das Christenthum anlangt, so unterscheidet es sich von allen Religionen, die es giebt, dadurch, daß es eine bereits versöhnte Gottheit lehrt, der gegenüber der Mensch nichts verdienen kann und nichts zu verdienen braucht, und das Vorhandensein dieser Gottheit mit der Erscheinung Christi beweist. So ist es die Religion der Gottesgemeinschaft und als solche Etwas, das von allen anderen Religionen der Welt grundsätzlich verschieden ist. Diese Gedanken, bei deren Ausführung von allem weiteren geschichtlichen und philosophischen Beweismaterial abgesehen ist, sind in ihrer einfachen Auseinanderfolge ungemein aufklärend und können denkenden Christen sehr förderlich sein für rechte Erkenntniß ihrer Religion. B. K.

— Fürst Bismarck, der erste Reichskanzler Deutschlands. Ein Lebensbild, gezeichnet von D. Bernhard Rogge, königl. Hofprediger in Potsdam. Mit zahlreichen Abbildungen. Neue Auflage. Hannover und Berlin 1898. Verlag von Carl Meyer (Gust. Prior). Preis 50 ₰. In Partien billiger. — Das vorliegende zur Massenverbreitung bestimmte Lebensbild des Fürsten Bismarck ist zuerst aus Anlaß seines 80. Geburtstages verfaßt und damals (1895) in acht Auflagen von insgesammt 30000 Exemplaren verbreitet; es ist dann, vermehrt um die Erzählung der dem Fürsten zum 80. Geburtstage gewordenen Huldigungen, wieder erschienen 1896 zur 25jährigen Gedenkfeier der Wiederaufrichtung des Reiches, und erscheint nun zum dritten Mal nach dem Tode des gewaltigen Mannes, ergänzt durch einen Nachtrag, der von seinen allerletzten Jahren und seinem Heimgang berichtet. Wie es früher eine gute Aufnahme gefunden hat, so wird es sie zweifellos auch wieder finden; es ist in schlichter Sprache geschrieben, von patriotischer Wärme und begeisterter Liebe erfüllt, wird den gewaltigen Verdiensten des Fürsten gerecht und behandelt die Entfremdung zwischen Kanzler und Kaiser offen aber taktvoll. Wir wünschen, daß es dem Buche gelingen möge, immer weiter in die breiten Kreise unseres Volkes zu dringen, daß auch die heranwachsende Jugend sich daran erbaue. — Sonst sind bei uns als Erinnerungsblätter eingegangen eine „Rede zum Gedächtniß des Fürsten Otto v. Bismarck, gehalten am 7. August 1898 in der Aula des königl. Seminars zu Löbau vom Seminaroberlehrer Dr. O. Geyer" (Sonderabdruck aus Nr. 183 des Sächs. Postillons) und „Eine Wallfahrt zu Bismarck. Zur Erinnerung an die größte aller Huldigungsfahrten nach Kissingen, den Zug der Badenser, Hessen, Rheinbayern und Thüringer, am 24. Juli 1892, von Friedrich Hannemann." Greiz, Verlag der fürstl. Hof-Buchdruckerei 1898 (Sonderabdruck aus dem Greizer Tageblatt). A. B.

— Ueber den geschichtlichen Charakter unserer Zeit. (Festrede zur Feier des Geburtstags des Königs Wilhelm II. von Württemberg, gehalten zu Tübingen am 25. Febr. 1898.) Von Edmund Pfleiderer (d. Z. Rector der genannten Universität). Tübingen, F. Laupp'sche Buchhandlung. Preis 80 Pf. — Der Herr Verfasser sucht eine Parallele zwischen unserem Jahrhundert, dessen nahe Scheidestunde gewissermaßen den Anlaß zu seinen Betrachtungen bieten soll, und dem 14.—16. Jahrhundert zu ziehen. Nun ist es zwar gewiß richtig, daß theils die hervorragenden Erfindungen jener Zeit (Schießpulver, Compaß, Buchdruckerkunst) im Vergleich mit denen der unsrigen (Eisenbahnen, Telegraph u. s. f.), theils auch der gemeinsame Zug in die Ferne (damals Entdeckung von Amerika, jetzt Colonialpolitik) gewisse und ganz wesentliche Analogien bieten. Andrerseits scheint uns aber der Verfasser doch ganz diejenigen Momente in unserer heutigen Gesellschaftsordnung zu übersehen, welche uns — leider — an das sinkende Römerthum erinnern. Will man einmal derartige geschichtliche Betrachtungen anstellen, so kann und darf man dies u. E. nicht übersehen, so unangenehm es auch Manchen berühren mag. Man braucht deshalb noch lange kein Pessimist zu sein. Wenn man die überhandnehmende

Ausdehnung der Cultur über bis dahin unbekannte Gegenden in beiden Perioden, die zunehmende Genußsucht, den wachsenden Unglaube, den Niedergang der Literatur (Zola, Maupassant u. A.), die Umwälzung in der ganzen Gesellschaftsordnung, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen, vergleicht, so treten, um uns eines Wortes Napoleon's III. zu bedienen, eine große Anzahl von „schwarzen Punkten" in unser Gesichtsfeld. Es hilft nichts, sie abzuleugnen: sie sind eben da und der Herr Verfasser würde vielleicht noch mehr davon zu reden wissen, wenn er das Unglück hätte, in einer großen Stadt wohnen zu müssen. Von „Friedensschalmeien" und dem „ewigem Frieden" will der Verfasser (S. 25) nichts wissen. Er würde vielleicht anders oder doch wenigstens nicht von „wohlmeinenden, aber kindlich unpraktischen Schwärmern" gesprochen haben, wenn er hätte ahnen können, daß sechs Monate später der mächtigste Monarch der Erde sich an die Spitze der Letzteren stellen würde. Im Uebrigen bietet die Rede gebildeten Lesern eine angenehme und anregende Lectüre. Die häufige Wiederholung der in akademischen Kreisen üblichen, aber nicht besonders schönen Anrede: Hochansehnliche Versammlung! hätte vielleicht beim Abdruck ohne Nachtheil entbehrt werden können.

—tg—

— Johannes Ziegler: Augenblicksbilder. 6. und 7. Tausend. Berlin, Schall und Grund, Verein der Bücherfreunde. — Solche kurzathmige literarische Momentaufnahmen verlangen den scharfen Blick, die geübte Hand des Photographen. Ein Album solcher Skizzen kann sehr leicht ein Album von Nichtigkeiten sein, wenn sie nur so von der Oberfläche abgeschöpft werden und keine literarische Physiognomie zur Schau tragen. Wenn aber der eigenartige Geist des Feuilletonisten allen sein Siegel aufgedrückt hat, wenn derselbe versteht, jedem rasch aufgegriffenen Stoff einen markanten Zug abzugewinnen, so mag man sich eine solche Sammlung von Augenblicksbildern wohl gefallen lassen. Zum Theil sind es Reiseskizzen — und wenn sie auch oft geschilderte Orte und Gegenden noch einmal vorführen, so kann man doch sicher sein, irgend eine neue feine Beobachtung zu finden, die noch nicht in vielgelesenen Büchern steht. Der Verfasser schildert uns ein Winteridyll im Polarkreise, das gesellschaftliche Leben in Hammerfest; er führt uns in einen Hamburger Austernkeller oder auf die Alster zur Winterszeit; wir besuchen Sesenheim im Winter, machen einen Sylvesterabend in Nürnberg, ein Fronleichnamsfest in Venedig mit; dänische Wintertage, ein russisches Stillleben werden uns geschildert; dazwischen finden sich kleine humoristische Glasbläsereien, wie „Influenza", „Von einer Haarnadel" u. A. oder eine köstliche Figur für ein Dienstbotenalbum, Veronica, diese Landschöne, die sich in der Stadt so rasch zu einer Virtuosin in Lug und Trug und allen Lastern entwickelt. Kleine Novellen wie „Unter Nihilisten", welche auf wenigen Seiten eine Menge grellbeleuchteter Situationen zeigen, oder „Die Durchgegangenen", wo Romeo und Julia in der Thurmstube ausharren, bis ihre Eltern, die Montecchi und Capuleti, sich versöhnt haben, bereichern die Gattung der short stories, und sie sind in der That von einer beifallswürdigen Kürze, die nirgends das gebotene Maß überschreitet, wenn die Handlung an sich auch für die Capitelfülle eines Romans ausreichen würde. Und das Anziehende in allen diesen Skizzen, die oft an Bilder mit Kohlen- und Kreidestrichen erinnern, ist eine gewisse Naivetät der Darstellungsweise, die der Muse des Verfassers gut zu Gesicht steht. Nur selten finden wir so Nichtiges, daß sich nichts Rechtes daraus machen läßt, rasch zerplatzende Seifenblasen des Humors oder irgend eine vom Verfasser überschätzte Geringfügigkeit, bei welcher sorgfältige Kleinmalerei verschwendet ist. Im Ganzen lesen sich die Skizzen ganz angenehm und man wird auch durch den raschen Wechsel der Bilder nicht ermüdet.

R. v. G.

— Geßmann, G. W., Die Psychographie, das ist die Gabe des mediumistischen Schreibens und Zeichnens; nach eigenen Erfahrungen beschrieben. Mit einer Psychographenplatte und 19 Abbildungen. Berlin 1897. Verlag von Karl Siegismund. 88 Seiten. 2,50 ℳ. — Der bekannte Schriftsteller und Herausgeber der Sammlung von occultistischen Handbüchern G. W. Geßmann hat bekanntlich bereits früher einen „Katechismus der Handschriftendeutung" herausgegeben, den wir auch seiner Zeit an dieser Stelle (1897, Nr. 123) besprochen haben. Nunmehr liegt uns von demselben Autor ein Werk vor, für dessen Inhalt die Graphologie sehr wohl als controlirende Hilfswissenschaft herangezogen werden könnte. Unter „Psychographie" oder „Seelenschreiben" versteht Geßmann die Fähigkeit einzelner Menschen, schriftliche Aeußerungen geistiger Thätigkeiten ohne Hilfe des Bewußtseins zu geben. Geßmann unterscheidet das automatische oder directe und das durch Apparate vermittelte oder indirecte Psychographiren. Die Ausführungen und Proben sind durchaus sachgemäß und vorsichtig; mystische Interpretationen unterbleiben völlig; Geßmann's Erörterungen stehen auf naturwissenschaftlich geschulter Basis. Nur in einem Punkte finden wir unsere Erwartungen getäuscht. Schon Dr. Maack hat vor langen Jahren auf die Bedeutung der Graphologie zur Controle für die sogenannten spiritistisch-graphischen Communicationen hingewiesen. Wir hofften nun, daß Geßmann hierauf eingegangen wäre. Das ist leider nicht der Fall. Die Beziehungen der gegenwärtig nicht mehr „occulten" Graphologie zu den doch noch ziemlich „occulten" Gebieten des Psychographirens und der übrigen sogenannten spiritistischen Phänome werden nicht dargelegt. Trotzdem verdient die Geßmann'sche „Psychographie" eine ernste Beachtung; das Werk faßt als erstes die Thatsachen eines Gebietes zusammen und zeigt auch einige Wege zur experimentellen Controle und Nachprüfung.

B.

— Mit Schlegel und Eisen. Eine Schilderung des Bergbaues und seiner technischen Hilfsmittel. Von Dr. Wilhelm Bersch. Lieferung 11 bis 25. — Mit den vorliegenden Lieferungen 11 bis 25 ist das Werk, über welches wir bereits wiederholt berichtet haben, nunmehr zum Abschluß gelangt. An das in der 11. Lieferung beendete Capitel vom „Bergmann" schließt sich die Beschreibung über „die Erze und deren Verarbeitung" an. Hierauf folgen die Abschnitte über die Edelmetalle, die Salze, die fossilen Brennstoffe, über Erdöl und Asphalt, die Edelsteine und zum Schlusse über die nutzbaren Gesteine. Auch in den vorliegenden Lieferungen ist die populäre, leichtverständliche Schreibweise der vorhergehenden Lieferungen beibehalten und alles Wesentliche aus dem weiten Gebiet des Darzustellenden in einer Weise vorgetragen, daß auch der Laie in fesselnder Form eine eingehende Belehrung über den Gegenstand erhalten wird. Das Buch kann daher Jedem, der sich über das gesammte Bergwesen einen Ueberblick verschaffen will, umsomehr empfohlen werden, als es das einzige Werk ist, welches den Gegenstand zwar populär, aber zugleich in eingehender und sachverständiger Weise behandelt. Daß auch in den vorliegenden Lieferungen nicht Alles unbedingte Zustimmung finden wird, ändert an der sonstigen Brauchbarkeit des Werkes nichts. So wird z. B. auch der Laie die im Eingang zu dem Capitel über die Edelmetalle aufgestellte Behauptung, daß diese und ihre Verbindungen mit wenigen Ausnahmen nur Interesse für den Chemiker haben, für Gewerbe und Industrien aber nahezu belanglos sind, für mindestens stark übertrieben halten. Der auf Seite 475 erwähnte Bergbau bei Hohenstein ist schon seit einer Reihe von Jahren eingestellt u. s. w.

St.

— Mittheilungen des Landwirthschaftlichen Kreis-Vereins für das königl. sächsische Markgrafthum Oberlausitz. Nr. 73. — Diese ausführlichen Mittheilungen seitens des Kreissecretärs Brugger geben uns ein Bild von der vielseitigen gewissenhaften Thätigkeit des Vorstandes und Ausschusses des Oberlausitzer Kreis-Vereins und zugleich von den erfreulichen Fortschritten, welche daselbst im Feld- und Wiesenbau, in der Viehzucht, Obstcultur und im Genossenschaftswesen im Geschäftsjahr 1897/98 gemacht worden sind. So interessant und befriedigend die im Einzelnen angegebenen Berichte und Zahlen hierüber zu lesen sind, so wenig Erfreuliches ist in dem am Schlusse beigefügten Rückblick über den wirthschaftlichen Stand der Oberlausitzer Landwirthschaft zu hören: „Widrige Witterungsverhältnisse verursachten enormen Schaden für Getreide und Obst, der Gewinn aus der Viehzucht ist durch Krankheiten und schlechte Absatzverhältnisse geschmälert, auch für Butter, Kartoffeln und Rüben verschlechterten sich die Preise, die Arbeiterverhältnisse haben sich nicht gebessert, kurz die Lage ist so, daß auch in diesem Jahre im Betriebe der Landwirthschaft ein Reinertrag vielfach überhaupt nicht erzielt worden ist oder daß dem Inhaber des Betriebes nur eine Vergütung gewährt wurde, die hinter der im Handwerk und Handel üblichen zurück steht, zum Theil sogar die der gewöhnlichen Arbeiter nicht erreicht." Sicherlich eine betrübende Thatsache, die leider auch anderwärts zu finden ist trotz eifrigsten Bemühens der Landwirthe und angestrengtester Thätigkeit ihrer Organe.

H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 110. Dienstag, den 20. September, Abends. 1898.

Zum Jubiläum der Innern Mission.

Von Dr. Adolf Voigt.

Das Jahr 1898 bringt uns mit der Erinnerung an die Revolutionsbewegung von 1848 auch das Jubiläum der Innern Mission. Auf dem Wittenberger Kirchentage, der ursprünglich zu einer „Conföderation“ der evangelischen Kirchen Deutschlands, also zu einem kirchlichen Einigungsversuche parallel dem politischen des Frankfurter Parlamentes einberufen war, in der Nachmittagssitzung des zweiten Versammlungstages, am 22. September, erhielt Wichern, der Vorsteher des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg, das Wort. Fünfzehn Jahre früher hatte er drei arme verwahrloste Knaben unter das Strohdach einer halbverfallenen Hütte eingeführt, um ihnen in Gemeinschaft mit seiner alten Mutter das zu bieten, was sie bisher nicht gekannt, ein christliches Heim. Auf Grund der bei seinem Werke gemachten Erfahrungen und seiner Beobachtungen im ganzen Gebiete des deutschen Volkslebens stand er jetzt vor einer Versammlung von 500 Geistlichen, Professoren, Verwaltungsbeamten und sonstigen evangelischen Männern aus allen Theilen des evangelischen Deutschlands und entwarf ihnen das Programm der Innern Mission. Die materielle, sittliche und religiöse Noth des deutschen Volkes konnte Niemand so mit der Einsicht eines die Noth mitleidenden, mit durchlebenden Herzens darlegen, und das Erbarmen mit den Seelen war auch hier die Seele der Barmherzigkeit, in jenem Eingehen und suchenden Nachgehen stand schon die Hilfe vor der Thür, die Liebe geboren aus dem Glauben an den, der selber in seiner Person Hilfe und Heil, die menschgewordene Liebe und Barmherzigkeit, der Heiland ist. Es handele sich — so führte Wichern in seiner frei gehaltenen Rede, die darum nicht im Wortlaut veröffentlicht ist, aus, — mit diesem Werke in seiner Gesammtheit um eine Regeneration unserer innersten Zustände in Staat, Kirche und Gesellschaft. Die schon bestehenden Werke christlicher Barmherzigkeit müßten mit neuem Eifer ergriffen, zu gegenseitiger Handreichung verbunden, die bisher schon gesponnenen Fäden zu einem das ganze Volksleben umspannenden Fischernetz der menschenrettenden Liebe Christi vereinigt werden. „Die evangelische Kirche aber setze auf die Summe dieser Arbeit ihr Siegel; sie bezeuge: die Arbeit der Innern Mission ist mein! Die Liebe gehört mir wie der Glaube. Christus muß nicht nur im lebendigen Gottesworte, sondern auch in den Gottesthaten gepredigt werden, und die höchste dieser Thaten ist die rettende Liebe.“ Um dem ganzen Volke ganze Hilfe zu bringen, constituirte sich unter dem Vorsitz v. Bethmann-Hollweg's ein Centralausschuß für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. In dessen Auftrage entwarf Wichern als Denkschrift an die deutsche Nation eine Uebersicht dessen, was bisher geleistet und was angesichts der schweren Noth der Zeit ins Werk zu setzen sei. Die Vorrede, datirt vom 21. April 1849, schließt mit den Worten: Die Schrift geht aus in einem Augenblicke, wo die Zukunft für unser Vaterland und unsere Kirche mehr als je wie ein verschlossenes Thor vor uns steht. Ob es gelingen wird, diese Zukunft unseres Volkes für den Herrn und sein Reich zu behaupten oder wieder zu erobern? — Die innere Mission steht im Bunde Derer, die wie sie selbst, trotz aller Noth und Schmach, die uns in der Gegenwart betreffen, dieser bessern Zukunft so ernst, wie siegesgewiß und freudig ihr Angesicht zugekehrt haben ... sie will der Herold eines sich verjüngenden Lebens sein, das unserem Volke aus Christo neu erblühen soll, wenn in ihm und durch ihn aller Glaube zur Liebe und alle Liebe zum Glauben kommen will. In der Zeit der schweren Noth, der tiefen Schmach unsers Vaterlandes, da enthusiastische Hoffnungen und kluge Pläne zu Schanden geworden waren und der politisch nothwendige Versuch der Einigung nur die innere Zerrissenheit und Uneinigkeit des Ganzen, die Unreife und Unfreiheit der Massen grell offenbart hatte, da hat Wichern das Panier des Glaubens erhoben, der dem Kampfe getrost entgegengeht, weil er des endlichen Sieges in Gott gewiß ist. Das hätte nicht mit dieser Fülle von Ueberzeugung und gründlicher Sachkenntniß geschehen können, wenn nicht Wichern schon seit Jahren auf die schweren Schäden des Volkslebens, den Massenabfall vom Glauben und dessen Ausbreitung durch die revolutionäre Wühlerei in den Handwerkerkreisen aufmerksam geworden, öffentlich aufmerksam gemacht hätte. Schon 1844 behandelte er in einer Sonderschrift die Nothstände der protestantischen Kirche und die innere Mission, die communistische Agitation, deren blutige Saat im Revolutionsjahre aufging, in den Aufsätzen seiner Fliegenden Blätter: Aus dem Treiben der Gesellenbrüderschaften (1844), Neu-Germania (1845), Die communistischen Clubs deutscher Handwerker in der Schweiz (1845), Bilder aus den Herbergen der wandernden Handwerksgesellen (1846). Gerade ein Jahr vor den Berliner Märztagen schrieb er in seiner Zeitschrift: Alles, was ohne den Herrn oder wider ihn ist, rüstet sich zum offenen Kampf, oder zum Kampf aus dem Hinterhalt. ... Der Angriff verstärkt sich durch den Zutritt der sogenannten gebildeten Classen, die viel Bildung haben mögen, nur keine Bildung und Durchbildung im Evangelium. Die unteren Schichten der Gesellschaft, getroffen von der Noth, die ein Marx und Consorten [Consorten sind die communistischen Agitatoren Karl Grün, Moses Heß, Karl Marx] sehnsüchtig herabriefen, nicht um zu lindern, sondern um sie zu gebrauchen, stehen ohne Grund und Boden unter den Füßen, und Reden, Schriften, Thaten, Vereine, geheime und öffentliche, sind ebenso viel Hebel, die unwissende, zum Theil erbitterte Masse vollends von dem Mittelpunkte des Lebens wegzurücken und zum Spielball der kirchlichen, politischen und socialen Wühler zu machen. Unmittelbar nach den Berliner Märztagen schrieb er in derselben Zeitschrift über die Revolution und die innere Mission das kühne Wort: Die innere Mission hat dennoch mit dem, was seit dem 24. Februar 1848 in Europa geschehen, ein Unberechenbares gewonnen ... der Tag ihrer vollen Entfaltung ist jetzt angebrochen. Jetzt oder vielleicht nie hat sie die Veranlassung und den Beruf, sich in ihrer, das ganze Volk erfassenden Kraft zu erheben. — Und wie es in seinem Herzen aussah, lehrt die Stelle in einem Privatbriefe: Es ist ein wunderbares Gefühl, in die größten Ereignisse hineingekettet und bis zu einem Punkte gelangt zu sein, wo das größte Unglück mit einem Mal wie eine rettende Gotteserlösung erscheint. Wer das in Christo erlebt und erfährt, dem kann dann auch der Muth nicht entsinken. Und wäre die Masse nicht in Schlaffheit versunken, stände ich in einer weiten Gemeinschaft, die sich die Augen nicht gegen die Gefahren, aber noch viel weniger gegen die Gotteskräfte verbindet, die uns wahrhaftig zur Seite stehn, so möchte ich laut aufjauchzen; denn der Donnerwirbel der Zeit ist die Posaune Gottes, die uns ruft zum heiligen Kampfe, in welchem es gilt, Kronen zu erobern aus Christi Händen und Ihm Schaaren zuzuführen, die in ehernen Ketten der Finsterniß schmachten. — Jener Muth, der den Gläubigen inmitten des Niedergangs der Gegenwart zum Seher einer bessern Zukunft und zugleich zum Arbeiter für diese Zukunft macht, stellt unsern Herold der rettenden Liebe in eine Reihe mit jenen mannhaften Geistern, die in Deutschlands tiefster Erniedrigung zu Propheten und Predigern der nationalen Wiedergeburt sich erhoben. Wichern hat sich immer dankbar als Schüler Schleiermacher's bekannt; dessen tiefgegründete Auffassung vom Rechte der gottgeschaffenen Individualität und deren Entwickelung zu

sittlicher Selbständigkeit und evangelischer Freiheit hat er bei seiner Arbeit an den Kindern und den Brüdergehilfen des Rauhen Hauses in That und Leben übertragen. Aber auch das nationale Programm seiner Lebensarbeit: Wiedergeburt des Volksthums durch Erneuerung des religiösen Lebens hat der Vater der innern Mission mit dem Reformator der Theologie gemeinsam: die Stellung der Denkschrift von 1849 entspricht ganz derjenigen der zweiten Auflage der Reden über die Religion, deren Vorreden nach der Niederlage von Jena zugleich als Lebenszeugniß für die todtgesagte Religion die muthige Weissagung von der Erhebung Deutschlands „mit Riesenkraft" aussprach. Jene glaubensmuthige Haltung der Denkschrift an die deutsche Nation gemahnt auch an die Reden an die deutsche Nation, die Fichte im Winter 1807/8 zu Berlin hielt. Der Philosoph, der die Philosophie zum geistigen Selbstbewußtsein und zum sittlichen Gewissen seiner Zeit machen wollte, hatte schon vorher als Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters die eingewurzelte Selbstsucht und damit die vollendete Sündhaftigkeit hingestellt. In den Niederlagen, dem Verluste der Freiheit und Selbständigkeit erkannte er die Bestätigung seines sittlichen Urtheils und die Vollstreckung eines gerechten Gottesgerichtes. Jetzt stellte er die Nation vor die Lebensfrage: Sein oder Nichtsein! Entweder völlige Aufgabe des eigenen nationalen Lebens, oder sittliche Erneuerung von Grund auf! Zum Beweise dafür, daß das deutsche Volk befähigt und berufen sei, seine Existenz für eine ewige Idee, für das Reich des Guten einzusetzen, beruft sich der Philosoph auf das reformatorische Werk Luther's, und auf die Frage, wie denn die Regeneration ins Werk zu setzen, antwortet er durch den Hinweis auf Pestalozzi's Plan der Volkserziehung, diese wahrhaft genialische Idee, die größer sei als ihr Urheber; wenn aber die Reichen sich weigern, ihre Kinder zu der neuen Volkserziehung herzugeben, sollen die Kinder der Armen, die sonst ohne jede Erziehung aufwachsen, dazu gewonnen werden. Luther und Pestalozzi, beides in der That gewaltige Vorbilder einer reformatorischen Volkserziehung — auf diesen beiden Gipfeln faßt die wolkenwandelnde Philosophie des speculativen Denkers festen Fuß. Aber wie und wo hat denn die deutsche Nation das Programm der an sie gerichteten Reden ausgeführt und die Hoffnungen eines so tapfern, hochfliegenden Glaubens an ihren dauernden sittlichen Beruf zur That und Wahrheit gemacht? Damit die Antwort nicht rein negativ ausfällt, müssen wir dem stolzen Philosophen und seinen hohen Dictaten billigermaßen zugestehen, was er selber dem armen Pestalozzi mit dem liebereichen Herzen zubilligte: die Idee ist größer als deren persönlicher Träger und wer immer für die Verwirklichung der ewigen Wahrheit seine Persönlichkeit einsetzte, der hat auch mit der opferwilligen Hingabe des eignen Ich das Seine gethan, um einer höhern Hand Bahn zu brechen, ihr Werk über Schranken des Individuums hinweg weiterzuführen und von menschlichen Verunstaltungen zu reinigen. Fichte hat sich redlich bemüht, die unnatürliche Trennung und Entfremdung der Wissenschaft vom nationalen Leben aufzuheben, der Noth der Zeit ins Angesicht zu schauen und ihr Räthsel zu lösen, wenn auch keine philosophische Formel des Räthsels Lösung und der Noth Erlösung bringen konnte. Er hat gearbeitet, die Kluft zu überbrücken, welche das Wirken und Schaffen unserer großen Denker und Dichter von dem Sinnen und Begreifen, auch von dem altväterlichen Glauben des Volks trennte. Schied doch diese Kluft sogar einen Goethe von dem nationalen Aufschwung der Freiheitskriege, so daß er den endlichen Sieg nur durch ein fremdartig allegorisches Paradestück: Des Epimenides Erwachen, zu feiern wußte. Als Epimenides, der die Stunde schwerster Noth in seiner Grotte verschlafen, in der umgestalteten Welt wieder aufgewacht ist, heißt es freilich: doch schäm' ich mich der Ruhestunden, mit euch zu leiden war Gewinn; denn für den Schmerz, den ihr empfunden, seid ihr nun größer, als ich bin.

Die Biographie Johann Hinrich Wichern's (geb. 1808) von Friedrich Oldenberg (2 Bde., Hamburg 1884—87) ist im gewissen Sinne ein Werk Wichern's. Nicht nur weil Wichern seinen Schüler zum selbstthätigen Mitarbeiter und sachkundigen Darsteller seines Lebenswerkes herangezogen hat, sondern der eigentliche Kern und Grundstock ist von Wichern selber geschrieben, seinen ausführlichen Tagebüchern, den Briefen an die Seinen, den Reden und Berichten entnommen; das Verdienst, aus diesem überreichen Materiale heraus das Bild des Meisters geformt zu haben, soll damit diesem gediegenen quellenmäßigen Beitrage zur Kirchengeschichte unseres Jahrhunderts nicht bestritten werden. Schon als Jüngling hat Wichern den starken Drang, sich über sein äußeres Leben und Streben zu innerer Klarheit durchzuringen; er führt in späten Nachtstunden ausführliche Tagebücher, er denkt mit der Feder in der Hand, um sein Leben mit dem Lichte des Glaubens zu durchleuchten, seinen feurigen, starken Willen, dem eine lebendige Phantasie hohe, ferne Ziele nahe bringt, ganz und gar unter Gottes Willen zu beugen. Wichern ist ein Erzieher von Gottes Gnaden geworden, weil er sittliche Selbstzucht in demüthiger Wahrheitsliebe übte, und an sich die Gnade preisen durfte, die ihn zu ihrem Werkzeug bildete. Er war der freien Rede in hohem Grade mächtig, seine historische Rede im Wittenberger Lutherdom war improvisirt, trotz der Fülle thatsächlicher Mittheilungen. Und wenn von seinen freien Reden nach Berichten persönlicher Hörer eine zwingende Gewalt ausging, so war der Grund: es stand ein Mann hinter der Rede, der seines fast unübersehbaren Stoffes, seines großen Werkes, seines starken Willens vollkommen Herr geworden war in still verborgener, rastloser Arbeit. Das Meistergeheimniß seines Werkes liegt in seinem Bekenntniß: Gebet und Arbeit sind die beiden Hände, die zusammen ihr Werk anfassen müssen, die rechte Arbeit ein Gebet, das rechte Gebet eine Arbeit. Sein reiches Gemüthsleben suchte und fand ein Heim in einem innigen Familienleben; seine ernste arbeitsvolle Jugend war doch verschönt durch ein christlich strebendes, geistig regsames Freundschaftsleben, zu dem auch Jünger der Musik und Malerei ihre Gaben beitrugen. In seinem Tagebuch malte sich der Jüngling mit herzlichem Behagen die Häuslichkeit seiner Großeltern aus, die er nur aus Erzählungen seiner Eltern kannte, die kleine reinliche Wohnung in der schmutzigen Bohnenstraße mit dem weißen, sandbestreuten Fußboden, dem großen Himmelbett, dem Fenster nach der Küche zu, wodurch man das Feuer auf dem Herde glühen und an der Wand die zinnernen Teller glänzen sieht. Die Erfahrungen seiner Besuche, die er im Jahre 1832 als Mitglied des Besuchsvereins in der „von Wenigen gekannten oder auch nur geahnten Nachtwelt der Höfe Hamburgs" machte, legte er handschriftlich nieder in einem umfangreichen, tagebuchartigen Schriftstück, betitelt: Hamburgs wahres und geheimes Volksleben. Und er fand in seinem Glauben die Kraft, einerseits Glück und Frieden eines christlichen Familienlebens, auf der anderen Seite Elend und Friedlosigkeit eines in Gottlosigkeit verwilderten Geschlechtes neben einander zu halten, bis es ihm gelang, durch das Wasser des Lebens auch die Wüste ergrünen zu lassen. Wer in späterer Zeit Zeuge wurde, wie Wichern seine Rauhhäusler Kinder singen gelehrt hatte, Choräle und fröhliche Volkslieder, wie er mit ihnen Feste, Waldspaziergänge, Weihnachtsbescheerungen feierte, der fühlte sich daran erinnert, wie einst in nächster Nachbarschaft der Wandsbecker Bote mit den Seinen eine fröhliche, christliche Hausgemeinde gebildet, deren Lieder auch hier wieder klangen. So wenn Wichern von einer Reise zurückgekehrt war, klang ihm bei einem Rundgange durch Gärten und Werkstätten von den arbeitenden Kindern entgegen: Wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen, und Wichern konnte auch erzählen. Aber was im 18. Jahrhunderte zu Wandsbeck eine Familienidylle gewesen war, dessen Nachbild im Rauhen Hause mußte erst errungen werden durch heiße Arbeit im Kampfe mit der bittern Noth. Die aus den sonnenlosen und lastervollen Höfen Hamburgs hervorgeholten Kinder, zum Theil körperlich zurückgeblieben oder durch rohe Mißhandlungen verschüchtert, oder polizeilich vielemal vorbestraft, sie wurden in den Ernst und die Fröhlichkeit eines arbeitsamen christlichen Hauswesens eingegliedert durch jenen höheren Familiensinn, der nicht norddeutsche Charaktereigenthümlichkeit, sondern dem Glauben an die durch Christus gestiftete Gottesfamilie entsprungen ist. Wichern, der in seinem sechzehnten Jahre mit sieben Geschwistern seinen Vater verloren hatte und in harter Sorgen- und Arbeitsschule früh gereift war, hat das Ziel seines Lebens wunderbar fest und sicher ins Auge gefaßt. Nach einer Predigt Rautenberg's, der als Pfarrer zu St. Georg eine segensreiche Wirksamkeit entfaltete, schreibt der Achtzehnjährige in sein Tagebuch: Ich habe heute über mich und meine Zukunft wieder ernstlich nachgedacht. O könnte die Menschenfischerei mein Handwerk werden mein Leben lang. Das Was? ist mir klar, aber das Wie? liegt im Dunkel . . Herr, lenke meine Seele, daß sie dir allein gehorsam bleibe! — Damals erfuhr er auch von der Rettungsanstalt des Grafen von der Recke zu Düsselthal. Louise Reichardt, die Tochter des Berliner Kapellmeisters, Musikers und Schriftstellers, in ihrer Jugend durch das geistig rege, unstete Treiben der Romantik gegangen, hatte nach schweren

Schicksalsschlägen Frieden gefunden und ihre hohe musikalische Begabung wie ihr ganzes Wirken in den Dienst Christi gestellt. Sie unterstützte auch jene Rettungsanstalt, und was sie hiervon dem jungen Wichern mittheilte, trug dieser ausführlich in sein Tagebuch ein. Auch die Bekanntschaft der Amalie Sieveking, die auf dem Felde der weiblichen Diakonie bahnbrechend wirkte und so neben Wichern und Fliedner zu den Pionieren der Innern Mission gehört, machte er in jener Zeit. Zum Behufe ihres Bibelstudiums lieferte er für sie u. A. eine Uebersetzung der Citate aus den Kirchenvätern in Tholuck's Commentar zum Römerbrief. — Der Student der Theologie Wichern hat seine Studienzeit — in Göttingen 1828 bis März 1830, in Berlin bis August 1831 — nicht nur mit gewissenhaftem Fleiße ausgekauft, er ist in ein sehr ernstes, persönliches Verhältniß zur theologischen Wissenschaft getreten. Lücke in Göttingen, Neander und Schleiermacher, von welch letzterem ihm jede Vorlesung zu einem Ereigniß ward, waren seine Lehrer, und wissenschaftliches Streben in Zusammenhang und Einklang zu setzen mit dem sittlich religiösen inneren Leben war für ihn eine Nothwendigkeit seines grundwahrhaftigen, einheitlichen Charakters. So widerwärtige Auswüchse eines sogenannten Rationalismus, der richtiger Libertinismus hieße, er in Hamburg kennen gelernt hatte, hielt er sich doch der Art der Kriegführung, wie sie Hengstenberg trieb, grundsätzlich fern und von dem Pietismus trennte ihn ebenso die männliche Haltung seiner Frömmigkeit wie ein freies, klares Denken. Neander rieth sogar dem eifrigen Studenten, dem er persönlich nahe trat, sich für die akademische Laufbahn vorzubereiten, und wäre Wichern Professor geworden, die Studenten hätten bei ihm gute Hefte erhalten; so erhielten sie seine Brüdergehilfen, von denen manche die Nachschrift seiner Vorträge, insbesondere seine Bibelauslegungen, säuberlich abgeschrieben und eingebunden, als kostbares Vermächtniß ihres geistlichen Vaters aufbewahrten. — Nach Hamburg zurückgekehrt, trat der Candidat Wichern der vom Pfarrer Rautenberg 1825 gegründeten Sonntagsschule bei. Diese gab ihren Schülern, die, weil Schulzwang nicht bestand, zum Theil nicht lesen und schreiben konnten, auch Unterricht in den Elementarfächern. Als Mitglied des Besuchsvereins führte ihn, wie schon bemerkt, sein Weg in die düstern Höhlen der Armuth und des Lasters. Auf Vorschlag Rautenberg's wurde er bald zum Oberlehrer der Sonntagsschule erwählt, die durch ihn neuen Aufschwung nahm; sein Aufruf nach mehr Mitarbeitern führte ihm auch die Bekanntschaft der Amanda Böhme, seiner späteren Gattin, zu, die als Hausmutter des Rauhen Hauses ihm auch als Mitarbeiterin am nächsten stehen sollte.

In dem Protokollbuch der siebenten Versammlung des Besuchsvereins wurde am 8. October 1832 eingetragen: Gegenwärtig fünfzehn Mitglieder. Nachdem mehrere traurige Fälle von verwahrlosten Kindern vorgetragen waren, wurde der Vorschlag gemacht, von Seiten des Besuchsvereins eine Anstalt zur Rettung verwahrloster Kinder zu gründen. Da aber dies Unternehmen wie das Francke'sche und ähnliche ein Glaubenswerk sein muß, so wurde den sämmtlichen Mitgliedern ans Herz gelegt, die Sache im Gebet zu überlegen, ob sie den Glauben haben, den Anfang so — ohne Geld — damit zu machen. In der nächsten Versammlung soll dann ein Beschluß in dieser Angelegenheit gefaßt werden. — Mit diesen schlichten, demüthig gläubigen Worten war Wichern's eigener Plan, der er längst in der Stille des Herzens und des Gebetskämmerleins gehegt, auf die Tagesordnung gesetzt. Nun begann er schon Baupläne zu zeichnen; „seine Gedanken arbeiten wie Maurer- und Zimmerergesellen". In der nächsten Sitzung konnte von unerwartet reichlichen Aushilfen berichtet werden. Besonders förderlich und segensreich für den Anfang und Fortgang des Werkes erwies sich die herzliche und werkthätige Antheilnahme des Syndicus Karl Sieveking, der das Gewichtige seiner wie in Amt und Rang so auch geistig und sittlich hochstehenden Persönlichkeit für Wichern's Herzensplan einsetzte. Er eröffnete am 12. Sept. 1833 die Versammlung, der Candidat Wichern seinen Plan vortrug. Aus jenem entstellten und verwüsteten Familienleben, wenn das Zusammenhausen überhaupt noch diesen Namen verdiente, sollten die Kinder herausgenommen und einem neuen, christlichen Familienverbande eingegliedert werden. Weil diese Lebens-, Arbeits- und Gebetsgemeinschaft durchaus familienhaft sich gestalten sollte, deshalb stand vor Wichern's Geiste als Ausgestaltung jenes bescheidenen Anfanges das Bild nicht einer Anstalt in einer großmächtigen Kaserne, sondern eine Anzahl von Handwerker- und Bauernhäuschen um ein schlichtes Bethaus gruppirt — ein „Rettungsdorf" und es ist bezeichnend für das Vorwärts, das als Losungswort, bald deutlich ausgesprochen, bald verschwiegen über Wichern's Thun schwebte, daß er diese Colonie, in einer Lithographie dargestellt, den Anwesenden als Illustration seiner Worte vorlegen ließ. Die Rettungsarbeit sollte — nach der Erklärung in Wichern's Rede — geschehen im Geiste des Glaubens an Christum, der durch die Liebe sich thätig, wirksam und geschäftig erweist. In diesem Geiste will die Anstalt dem aufzunehmenden Kinde sogleich entgegentreten mit dem frei machenden Worte: Mein Kind, dir ist Alles vergeben! Sieh um dich her, in was für ein Haus du aufgenommen bist! Hier ist keine Kette, kein Riegel; nur mit Einer schweren Kette binden wir dich, du magst wollen oder nicht; du magst sie zerreißen, wenn du kannst: sie heißt Liebe, und ihr Maß ist Geduld. — In der Praxis der Rettungsarbeit hat Wichern den Eintritt des einzelnen Kindes in das Rettungshaus so gestaltet, daß er dem Kinde nach eingehender seelsorgerlicher Aussprache unter vier Augen völlige Verzeihung um Gottes willen ankündigte und dafür seinerseits völliges Schweigen über das alte nunmehr abgethane Leben gegen jeden der neuen Hausgenossen forderte. Gewiß ein ebenso einfaches als herzandringendes Mittel, eine neue, reine Lebensluft als Grunderforderniß des neuen Lebens herzustellen, und zugleich ein Beweis, wie das Evangelium sich inmitten der drückendsten Nothlage als heilende und befreiende Macht erweist. Am 31. October zog Wichern mit seiner Mutter und Schwester unter das Strohdach des vom Syndicus Sieveking zur Verfügung gestellten Rauhen Hauses, am 8. November kamen die ersten drei Knaben nach, darunter einer von fast thierischer Roheit mit halb verkümmertem Sprachvermögen und Schamgefühl. Wichern war froh, daß keine Eröffnungsfeier stattfand, auch darüber, daß das dürftige Aeußere der halbverfallenen Hütte die Knechtsgestalt des Werkes zeigte.

Wie aus Besuchsverein und Sonntagsschule die Idee des Rettungshauses mit einer Art Naturnothwendigkeit hervorwuchs, so stand auch im Geiste des Gründers als dessen Ergänzung und Ausgestaltung der Plan des Gehilfeninstitutes: junge Männer des Handwerkerstandes, fähig sich durch eigene Arbeit zu ernähren und in christlicher Gesinnung entschlossen, dem Herrn in Aufopferung zu dienen und darum auch für die Dauer ihres Aufenthaltes in der Anstalt auf jeden Lohn zu verzichten, sollten zunächst seine Gehilfen im Erziehungswerk werden. Des Weiteren aber sollte diese Mitarbeit zur praktischen und theoretischen Ausbildung ausgenutzt werden, daß die Gehilfen schließlich als selbständige Arbeiter auf das weite und verantwortungsschwere Feld der christlichen Liebesthätigkeit entlassen werden könnten. Noch vor Eröffnung des Rauhen Hauses 1833 trug er diesen Plan seinem Verwaltungsrathe vor, aber erst 1839 wurde er in der Form genehmigt, daß Wichern persönlich und allein die volle Verantwortung auch für die finanzielle Seite der Sache zu tragen hatte. Es war also sein eigenster Gedanke und Entschluß, den er seinem Verwaltungsrathe abrang und schließlich in der Brüderschaft vom Rauhen Hause verwirklichte. Zuerst im Jahresbericht von 1842 wurde das Gehilfeninstitut als Seminar für Innere Mission bezeichnet. Tüchtigkeit in dem erlernten Berufe und entschiedene, opferfreudige christliche Gesinnung mußten beim Eintritte in die Brüderschaft bereits vorhanden sein. Wichern verabscheute als „todten Seminarismus" eine Anlernung von Kenntnissen und Fertigkeiten, die das Herz nicht in Mitarbeit setzte; wer als Bruder eintrat, ohne Hand ans Werk legen zu wollen, und warten wollte, bis er zur Liebesthätigkeit „ausgebildet" wäre, dessen Christenthum hielt er für ein eingebildetes. Alles Einüben, Mit- und Nachmachen der Religiosität wies er mit der ganzen Schärfe und Entschiedenheit seines Charakters als zum Scheinwesen, zur Dressur und Heuchelei führend zurück! „Diese gespenstische Phantasterei" — so lauten seine eigenen Worte — „muß verschwinden, wenn in der Person Christi das Christenthum nicht als ein an- und eingeübtes oder angelerntes, als eine Sache neben dem übrigen Leben auftritt, sondern als das Leben selbst erkannt und erfaßt zu werden fordert. Denn es ist wirklich Leben, und zwar neues und ewiges Leben, lautere Liebe, Wahrheit, Geist und Kraft und damit der Protest gegen alle jene Mißgeburten, Hohlheiten, gegen alle Dressur und all jenen Schein." — Wie es Wichern gelungen ist, gerade durch den lebendigen Geist evangelischer Freiheit willige und tüchtige Werkzeuge für das große Werk seines Lebens zu bilden, davon zeugt das Urtheil eines Engländers, der den

Continent bereiste, um das ganze Feld christlicher Liebesthätigkeit kennen zu lernen, gerade durch sein Befremden: „von einer Brüderschaft, einer Gesellschaft freier Männer, die sich freuen, Könige und Priester vor Gott zu sein, und die sich zu derselben Zeit einem Manne unterwerfen, der über sie verfügt, als wären sie seine Knechte, von einer solchen Gesellschaft haben wir kein Verständniß. Die Brüder des Rauhen Hauses mögen uns versichern, daß sie sich so frei und glücklich wie die Könige fühlen, daß sie sich über dieses Mannes weise Leitung freuen, daß sie nie größere Freude gefühlt, als seit sie in diese Brüderschaft eingetreten — Alles, was wir antworten können, ist: wir glauben es, aber verstehen es nicht.“ — Gerade der Geist evangelischer Freiheit, der sich nicht damit genügen läßt, den Dienst in äußeren Ordnungen, wenn auch noch so gewissenhaft, auszufüllen, sondern aus der Fülle des Herzens heraus schafft, mit dem Scharfblick der Liebe das Besondere, Individuelle ins Auge faßt und das Glaubensauge auf den Herrn gerichtet hält — dieser echt evangelische Lebensgeist war für Wichern etwas so Wesentliches, daß er, um diesen Geist neuzubeleben, noch einmal im Jahre 1872 persönlich die Leitung der Brüderschaft übernahm, obwohl er seit langer Zeit im preußischen Staatsdienste und im deutschen Centralausschuß auf weit größeren Arbeitsfeldern thätig gewesen war. — Um die Gehilfen gründlich für ihren Beruf auszurüsten, behielt sich Wichern auch nach dem Wachsthum der Anstalt in der theoretischen Unterweisung die Auslegung der wichtigsten biblischen Bücher vor, und außerdem, was er keinem Andern übertragen konnte, die Theorie und bisherige Geschichte der Innern Mission. Indem er die Brüder lehrte, aussandte, von den Entlassenen Berichte über ihre Arbeit empfing, indem er seine Fliegenden Blätter zu einer Rundschau über das gesammte Gebiet zu erweitern strebte, lernte er die Innere Mission als ein Ganzes, als ein reformatorisches Werk der lebendigen, von Geist und Liebe getriebenen Christenheit an den abgefallenen und erstorbenen Gliedern erfassen. So empfing er zugleich die biblisch-christlichen Kern- und Grundgedanken und die Kenntniß des äußeren Stoffes und Umfanges seines Werkes, er erfaßte für das ganze Volksleben die Einheit der Noth und der Hilfe. Und als erst die revolutionäre Agitation, sodann die Revolution die Noth für ihren Zweck auszunutzen suchte, trat Wichern auf den Plan mit seiner religiösen Diagnose der Noth der Zeit und als Herold der Hilfe durch die Innere Mission. Und so konnte er in seiner Denkschrift von 1849, in jener Zeit der Enttäuschung und Verbitterung, die glaubensmuthigen Worte an die ganze evangelische Christenheit in Deutschland richten, deren Vertreter sich nunmehr nach fünfzig Jahren wieder in Wittenberg versammeln werden: Die Liebe läßt sich zwar wohl concentriren und sammelt sich nothwendig in ihrer Arbeit, denn sie weiß Maß zu halten, aber sie läßt sich darum noch nicht provinzialisiren, als wäre sie in einem Garn zu fangen, und noch viel weniger läßt sie sich durch Thüren und Grenzen absperren. Denn sie ist frei wie ihr auferstandener König, der durch verschlossene Thüren ging und mitten unter den Seinen stand! .. Die Lebenseinheit unseres Volks in seiner Noth, und die Lebenseinheit derer, die im Volke den Geist der suchenden Liebe erkannt und ihn sich haben schenken lassen, ist zu wahr und darum zu stark, als daß diese Wahrheit nicht für die Zukunft als Grundlage dienen müßte, auf der sich das Sieges- und Lebensgebiet der Inneren Mission immer weiter ausbreiten wird.

Bücherbesprechungen.

— **Realwissenschaftliche Begründung der Moral, des Rechts und der Gotteslehre.** Von **Julius Baumann**, Professor an der Universität Göttingen. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. Theodor Weicher. 1898. 7 ℳ. — Der Verfasser stellt im Gegensatze zur Idealphilosophie und zu ihrer letzten „Nachblüthe“ in Wundt's Metaphysik eine Erkenntnißlehre auf, die er als Realwissenschaft bezeichnet: das ist die Wissenschaft von dem, was im modernen Sinne, d. h. für genaue, womöglich mit Mathematik verbundene Beobachtung sinnlich wahrnehmbar ist. Er wird uns erlauben müssen, obwohl er dem Worte mit größter Scheu aus dem Wege gegangen ist, diese Philosophie als Materialismus zu bezeichnen. Sie ist es ohne Zweifel, wenn auch ein Materialismus, der um Alles in der Welt nicht dafür gelten möchte, denn sie rettet eine Art von Gottheit, sie spricht von einer Seele, sie lehrt sogar eine Unsterblichkeit, wenn auch nur im Sinne einer ganz unklaren Art von Seelenwanderung. Diese Philosophie wurzelt als System oder genauer als versuchte Anbahnung eines Systems, so gut wie die noch in kein System gebrachte moderne Weltanschauung vieler sogenannter Gebildeter, in einer über alle Begriffe überspannten, förmlich trunkenen Schätzung des Werthes, den die neuere Naturwissenschaft für das Geistesleben der Menschheit haben soll. Etliche Entdeckungen, etliche Feststellungen natürlicher Kräfte und Zusammenhänge bauschen sich für eine solche Betrachtung zu wahren Umwälzungen auf dem Gebiete menschlicher Erkenntniß auf, weil sie thatsächlich mit ihrer schnellen und allseitigen Verwerthung einige Umwälzungen für das Arbeits- und Verkehrsleben der Menschen verursacht haben. Ziehen wir von allen diesen Erscheinungen die theilweise gewiß erstaunlichen Folgen ab, die sie nach sich gezogen haben, so ist der Wahrheitsertrag, den sie in sich schließen, verglichen mit den Leistungen früherer Zeiten im Fortschritt der Erkenntniß, im Allgemeinen ein recht bescheidener. Sollen wir deshalb die ganze Psychologie ausstreichen, wie sie tausendjährige Beobachtungen und Geistesthätigkeit geschaffen haben, weil die neuere Forschung lehrt, daß diese oder jene seelische Function eine physische Grundlage hat, die früher noch nicht erkannt worden ist, und daß nunmehr allerdings die Seelenlehre und die Seelenheilkunde in diesem Punkte eine wesentliche Verbesserung erfahren durfte? Sollen wir warten, bis sich, wer weiß wie spät erst, wieder solch ein Bröckchen neuer Erkenntniß irgendwie finden wird, um dann irgendwann einmal eine Psychologie auf dieser Grundlage aufzubauen und uns einstweilen mit einer Gehirn- und Nervenlehre zu begnügen, die uns von den Geheimnissen des menschlichen Geistes auch wenig genug enthüllt? Und was noch viel wichtiger ist, wir sind nicht gesonnen, religiöse und sittliche Wahrheiten, deren unverbrüchliche Giltigkeit durch ganz andere Beweiskräfte gesichert ist, als sie solche Realwissenschaft jemals wird schaffen können, deshalb auch nur vom philosophischen Standpunkte aus halb oder ganz aufzugeben, weil sie in die Schablonen dieses Materialismus nicht passen, der natürlich sich allein das Recht zuspricht, auf Grund des Dogmas von der Causalität Wahrheit zu finden und festzustellen. Und wie steht's mit diesen Massen von Beobachtungen und statistischen Zusammenstellungen, die der Verfasser mit beneidenswerthem Fleiß aus den Gebieten zusammengetragen hat, die er natürlich nicht alle selbst beherrschen kann, aus religiöser und weltlicher Geschichtswissenschaft, aus der Statistik der Hygiene und der Moral und vieler anderer? Wie viel mag da unbesehen hingenommen sein im Eifer der Beweisführung, was bei genauer, fachmännischer Prüfung nicht Stand hält! Und doch müssen sie *alle Moral* und Recht und Gotteslehre realwissenschaftlich begründen helfen und oft in recht wesentlicher Weise. Wir zweifeln nicht, daß das, was der Verfasser reale Wissenschaften nennt, im Laufe der Zeit auf die Philosophie noch einen bedeutenden Einfluß erlangen wird; vor der Hand fehlt's dazu noch an allem gesichteten Material und an vorurtheilsfreier Prüfung von Seiten derer, die diese Wissenschaften hauptsächlich vertreten. Daß das gelehrte Buch viel Wissenswerthes enthält und auf manchem Gebiet neue Aufklärung schafft, ist damit natürlich nicht geleugnet; uns kam es nur darauf an, deutlich auszusprechen, daß der dem Standpunkt des Verfassers gerade entgegengesetzte auch noch vertreten ist.

B. K.

— **Blätter der Erinnerung an die Jubelfeier des 25jährigen Bestehens des königl. Lehrerseminars zu Löbau i. S. vom 26. bis 28. Mai 1898,** herausgegeben vom Festausschuß. Löbau, J. G. Walde 1898. Preis 90 Pf. — Im Anschluß an den hier besprochenen 9. Bericht über das königl. Lehrerseminar zu Löbau geben die vorliegenden Erinnerungsblätter an das silberne Jubiläum des Löbauer Seminars zunächst noch einiges Geschichtliche aus der Entwickelung der Anstalt und sodann eine genaue Beschreibung der Jubelfeier vom 26. bis 28. Mai d. J. Diese Darbietungen enthalten manches Werthvolle und werden allen Lehrern und Schülern der Anstalt gewiß willkommen sein. Die gut ausgeführten Bilder — Stadt Löbau — Geheimer Schulrath Grüllich — Schulrath Dr. Burckhardt — Aulafenster — Seminar — Löbauer Thurm — dienen dem Werkchen zur besonderen Zierde. Dagegen wäre das verunglückte Festlied Seite 69 wohl besser weggeblieben.

E.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 111. Donnerstag, den 22. September, Abends. 1898.

Ueber das Cederngebirge zur Stadt des Paulus.

Von Dr. B. Schwarz.

Libanon und Damaskus — beide liegen zwar bereits außerhalb des eigentlichen Palästina, und doch wird nicht so leicht ein Besucher des letzteren versäumen, auch sie in sein Reiseprogramm aufzunehmen. Verdient dies doch auch eins wie das andere in hohem Grade von verschiedenen Gesichtspunkten aus. Libanon und Damaskus spielen zunächst schon eine große Rolle im Bibelbuche, wenngleich in ganz entgegengesetzter Weise; der Libanon, nebenbei bemerkt ja auch das Gebirge, aus dessen Bereich der Jordan, der Hauptstrom des heiligen Landes, geboren wird, hat seine Stelle ausschließlich im Alten Testament und zwar theils als Quelle des edlen Cedernholzes (1. Kön. 5, 6), theils — poetischer — als Typus frisch-grünen Wachsthums (Psalm 92, 13 ff.), Damaskus aber anlangend, so wird dasselbe zwar auch bereits im Alten Testament erwähnt und zwar u. A. als Heimath des Musterknechtes Elieser (1. Mos. 15, 2), indeß ausgiebiger begegnen wir ihm doch erst im Neuen Testamente, wo er uns als Ort der Bekehrung, der Taufe, der ersten apostolischen Wirksamkeit wie endlich der ersten Leiden des Paulus vorgeführt wird. Libanon und Damaskus treten aber sogar in der neuzeitlichen Kirchengeschichte hervor als Schauplätze einer Christenverfolgung, wie sie blutiger die erste Zeit der Kirche nicht erlebt hat. Zuletzt bilden Libanon und Damaskus auch landschaftliche Schaustücke von einer Pracht, wie sie der Orient nirgends wieder entfaltet. Mit vollem Recht wurden daher die zwei, das altehrwürdige Cederngebirge wie die große syrische Wüstenstadt mit unter die Dinge gesetzt, welche das Auge unseres Kaisers bei seiner demnächst auszuführenden Fahrt ins Morgenland, diesem friedlichen modernen Kreuzzug, schauen soll. Verfasser hat jene Gegenden wiederholt besucht und will im Nachstehenden eine Reise nach dort einmal flüchtig skizziren zur Orientirung für die, welchen in den Fußtapfen des Herrschers gleichfalls dahin zu gelangen vergönnt ist, sowie zum schwachen Ersatz für jene, welche zu Hause bleiben müssen. — Schon die Annäherung ans Ziel ist in diesem Falle hoch überraschend. Eben noch umgiebt uns auf unserm Dampfer nur das unermeßliche, tiefblaue Mittelmeer. Da plötzlich steigt fern am östlichen Horizont etwas wie eine ungeheure bleiche Wolkenwand empor, zu oberst, auf der himmelragenden Kante, nicht in spitze, scharfe Zacken und Zinnen, wie die Alpenkette, sondern in durchweg breite, massige, sanft aufgebaute Dome und Kuppeln zerlegt. Lange sind wir in Zweifel, ob wir es mit realen Gebilden oder wirklich nur mit wesenlosen Dünsten zu thun haben, bis schließlich da und dort auf den weiten Flanken des Riesenwalles auch größere oder kleinere, in der Sonne funkelnde Schneeflecken bemerklich werden. Jetzt kein Zweifel mehr, wir haben es mit dem Libanon-Gebirge zu thun. Seltsame, heilige Schauer durchrieseln uns bei dieser Erkenntniß. Indeß noch ist es, als ob die seltsame Erscheinung nicht mit der Erde zusammenhänge, sondern wie losgelöst von ihr im freien Aether schwebe. Stunden müssen noch vergehen, bis sich auch ein Vordergrund dazu zeigt, ein scheinbar ganz schmaler Küstenstreifen, auf welchem sich die dachlosen, weißschimmernden Häuser einer großen Stadt zusammendrängen. Das ist Beirut, eine mehrere tausend Jahre alte Gründung der Phönizier, gleich der Doppelstadt Tyrus und Sidon, die nur wenig weiter südlich ihren Platz hatte. Während aber die beiden letztgenannten Orte bis auf einige spärliche Reste längst vom Erdboden verschwunden sind, steht Beirut noch immer, ja es ist sogar ein aufblühender Handelsplatz. Freilich der antike Charakter erscheint auch hier völlig abgethan. Zahlreiche spitze Minarets erinnern an den Islam. Jedoch selbst dieser ist für Beirut schon ein halb überwundener Standpunkt. Ganz im Gegensatze zu dem so eminent morgenländisch angehauchten, muselmännisch fanatischen Damaskus, der Schwesterstadt jenseits des Cederngebirges, bildet Beirut bereits einen in die Barbarei vorgeschobenen Vorposten des Christenthums. Man höre und staune. Es giebt daselbst mehrere Bischöfe, ja sogar einen päpstlichen Delegirten, ein Jesuiten-Colleg sammt Druckerei, ein Mädchenpensionat des Ordens der „Dames de Nazareth“, sowie ein Waisen- und Krankenhaus der „Barmherzigen Schwestern von St. Vincent de Paul“. Ungleich stärker aber noch, als die katholischen, sind die protestantischen Schöpfungen vertreten. Man findet unter Anderem ein „Deutsches Hospital des Preußischen Johanniter-Ordens“, ein „Preußisches Waisenhaus für Erziehung syrischer Mädchen“, verbunden mit einem Mädchenpensionat und einer höheren Töchterschule, ein „Amerikanisches College“ mit theologischer und medicinischer Facultät, sowie einer Buchdruckerei und naturwissenschaftlichen Sammlungen, ein „arabisch-protestantisches Knabeninstitut“ unter Leitung eines gelehrten Eingeborenen, sowie endlich verschiedene Asyle und Hospitäler. Man weiß ja längst, und Gegner der evangelischen Kirche sowohl, wie auch die Heiden gestehen es zu: im heiligen Lande, wo die katholischen Orden und Secten sich fortgesetzt in allerhand Skandalscenen mehr als irgendwo bloßstellen, hat der Protestantismus, und speciell der deutsche, gerade seine Productivkraft glänzend bewiesen. Nach Jerusalem ist dies indeß an keinem anderen Punkte so in die Augen springend geschehen, als eben dort in Beirut, dem syrischen Haupthafen. Dieselbe Stadt zeichnet sich aber auch durch ihre wunderbare Lage aus. Man hat oft die Frage aufgeworfen, welchem Orte in dieser Hinsicht auf Erden die Palme gebührt. Nun, das ist schließlich Geschmackssache. Wer jedoch Beirut gesehen, wird zum mindesten zugeben müssen, daß man Schöneres sich kaum vorzustellen vermag: ein von Thürmen und Kuppeln in allen Formen und Farben überragtes Häusermeer, das sich nach vorn im Ocean spiegelt, während unmittelbar im Rücken, im schroffsten Contrast zu den da und dort zwischen den Gebäuden stehenden breitwipfeligen Palmen, diesen charakteristischen Vertretern des heißesten Südens, das starre Hochgebirge mit Eis und Schnee die Welt abschließt. Alle Zonen des Erdballs passirt hier im Flug das staunende Auge. Fast möchte man wähnen, nicht die Wirklichkeit, sondern das phantastische Decorationsstück eines Theaters vor sich zu haben.

Auf alle Fälle trennt man sich nur ungern von dem wunderbaren Bilde, wenn nun unversehens im weiten Hafenbecken der Anker fällt und die Landung beginnt. Die letztere geht hier im Vergleich zu der haarsträubenden Ausbootung in Jaffa, dem Hafenplatz für Jerusalem, leicht und glatt von Statten, denn die Franzosen, die freilich nicht völlig selbstlosen Wohlthäter der ganzen Libanongegend, haben das ursprünglich gleichfalls schwierige Bassin von Beirut mit Aufwand von verschiedenen Millionen in einen trefflichen Ankergrund umgewandelt. Das übliche Gezeter der zahlreichen halbnackten Bootsleute, die einen förmlichen Sturm auf das eingelaufene Schiff eröffnen und den unglücklichen Passagier wie ein willenloses Gepäckstück in ihre Nußschale hinabdrängen, fehlt allerdings auch an diesem Punkte nicht. Ja, die Plackerei findet sogar noch eine Fortsetzung am Lande draußen, wo die kaiserlich ottomanischen Zollbeamten gleich hungrigen Raben über den glücklich wieder auf festes Erdreich Gelangten herfallen. Natürlich ist es ihnen aber viel weniger um eine regelrechte Visitation des Gepäckes als um die Erzielung eines möglichst reichen „Bakschisch“ (Trinkgeld) zu thun. Sobald letzteres „im Kasten“ — will sagen in ihrer Tasche — „klingt“, kann der Ankömmling frei in die anstoßende Stadt

hinaus schreiten. Das Innere der letzteren enttäuscht freilich, wie bei allen morgenländischen Städten; mindestens entspricht es nicht im Geringsten dem schönen Anblick von außen. Enge, tunnelartige Gassen, von Dämmerlicht, drückender Schwüle und durchdringenden Gerüchen erfüllt, dazu rechts und links unheimlich vergitterte und verschlossene Häuser — das ist Alles. Nur das bunte Völkergewoge macht die Scenerie einigermaßen interessant, denn hier begegnen sich die Leute von den Inseln und Küsten des länderverbindenden Meeres mit den aus dem Schoße der abgeschiedenen Wüste, „Kreter und Araber". Sicher werden wir jedoch froh sein, wenn wir aus dem Häuserlabyrinth heraus unseren Fuß weiter setzen können, hinaus gegen das frische Hochgebirge. Auf zweierlei Art vermögen wir dies zu bewerkstelligen. Bereits im Jahre 1895 wurde eine Schienenanlage bis Damaskus vollendet. Dieselbe, rund 100 Kilometer lang, bringt das Zahnradsystem zur Anwendung, weist eine zweimalige Paßüberschreitung auf und bietet überhaupt Bilder so grotesker Art wie kaum eine der renommirtesten Alpenbahnen. Ihre Ausführung war indeß nach echt morgenländischer Art in so liederlicher Weise vor sich gegangen, daß selbst die türkische Commission, welche zur Abnahme der Bahn entsandt wurde, sich lange Zeit nicht in die Waggons hinein getraute. Indeß auch wenn man Tapferkeit genug besitzt, um sich nicht vor orientalischen Eisenbahnen zu fürchten, wird man doch wohlthun, auf die alte Weise des Reisens in dieser Gegend zurückzugreifen und die treffliche Landstraße über das Cederngebirge, gleich der Bahn eine Kunstanlage ersten Ranges, aus der Eingangs erwähnten blutigen Saat hervorgegangen wie Alles, was wir hier von modernem Fortschritt finden, im vierspännigen Landauer zu befahren, denn nur so vermag man selbstverständlich alle Naturgenüsse voll auszukosten.

Man verläßt die getümmelreiche Hafenstadt bei dem ganz netten öffentlichen Garten an ihrem Ostende. Bald erreicht man einen kleinen Pinienwald, der in den kühlen Abendstunden den Corso für die vornehme Welt Beiruts, für Equipagen und Reiter abgiebt, denn zu Fuß gehen im Morgenland nur die — Hunde. An dieses syrische „bois de Boulogne" knüpft sich ein ergötzliches Geschichtchen. Ein etwas altjüngferliches deutsches Fräulein kam vor einigen Jahren nach Beirut und hätte doch gar zu gern die Cedern des Libanon mit eigenen Augen gesehen. Aber das Dämchen hatte auch etwas von den Greueln gehört, die im letzteren vorgekommen. In ihrer Bedenklichkeit wandte sie sich an den Hausknecht des Hotels. Dieser, ein geriebener Bursche wie die meisten seines Gleichen, antwortete lachend: „Cedern des Libanon? Nichts leichter als das." Darauf holte er einen Droschkenkutscher und dieser fuhr die Wissensdurstige eine Stunde im — besagten Pinienhain herum. Das Auskunftsmittel war probat. In ihr Absteigequartier zurückgekehrt, verfocht unsere biedere Landsmännin gegen Jedermann die Behauptung, daß sie leibhaftig die Cedern des Libanon geschaut. — Von den Pinien ab wechselt die Scenerie rasch und rascher. Zunächst rollt sich eine mächtige, etwa eine Stunde breite Ebene auf, die im wahrsten Sinne eine lachende, ein rechter Garten Gottes ist, denn Orangen, Feigen, Wein, Dattelpalmen, Kastanien, Lorbeeren, Myrthen u. s. w. bilden hier vor dem Auge des schier geblendeten Nordländers ein einziges leuchtendes und duftendes Blättermeer, dessen außerordentliche Ueppigkeit um so mehr zur Geltung kommt, als unmittelbar dahinter, ohne alle den Eindruck der Höhe schwächenden Vorberge, der Riesenwall des alten Libanon sich aufbaut. So leuchten seine Schneefelder unmittelbar in die Gärten der Hesperiden hinein. Mit einem einzigen Blick vermögen wir jetzt aus der reizvollen Niederung heraus die ungeheure Bergmasse zu umspannen. Wohl, sie ist nicht schön im Sinne unserer Alpen. Sie hat keine dunklen Nadelwälder, keine saftig grünen Matten. Aus der Tiefe entdeckt man nicht einmal irgend eine Spur erfreulichen Wachsthums auf den weitgedehnten Hängen. Wie rasirt, so nackt, so kahl, liegt das Ganze da, eher unschön als schön zu nennen, und eindrucksvoll im Grunde nur durch die Majestät des Aufbaues, denn vom Meeresniveau schauen wir an diesem Punkte bis über 10000 Fuß empor. Das alte Cederngebirge ist auch mit von dem Fluche getroffen worden, der über die heiligen Lande erging: „Euer Haus soll wüste gelassen werden". Vordem wurden auch diese Berge „von oben her gefeuchtet" (Ps. 104, 13), vordem standen daselbst „die Bäume des Herrn voll Safts, die Cedern Libanons, die er gepflanzt hat". Heutzutage ist der Schmuck der alten Erhebung nur mehr der Nimbus, der Heiligenschein, den das Gotteswort ihm verliehen und kraft dessen es auch nach seiner Verödung für ein Christenherz noch leuchtet und grünt, und leuchten und grünen wird bis an's Ende der Tage. Freilich der Anblick des ehrwürdigen Cederngebirges muß daneben in einer fühlenden Brust auch eine gewisse Wehmuth wachrufen. Noch sind ja erst wenige Jahrzehnte verflossen, seitdem in seinem Bereich die bereits andeutungsweise erwähnten furchtbaren Greuelscenen sich abspielten. Die Erinnerung daran sei an dieser Stelle wieder ein wenig aufgefrischt! Der Libanon ist seit vordenklichen Zeiten, ähnlich vielen anderen Erhebungen im Morgenland — ich erinnere nur an den Karmel — ein heiliger Berg, mit seinen wilden Thalschluchten und steilen Höhen eine geeignete Stätte für Weltflucht, zu der der Orientale seiner tiefsten Natur nach so sehr neigt. Deshalb finden wir denn von jeher dort auch in Menge sowohl einzeln lebende Einsiedler wie auch ganze, kopfreiche religiöse Secten. Unter den letzteren nahmen seit Jahrhunderten zwei die hervorragendste Stelle ein, die Drusen und die Maroniten. Erstere werden im Allgemeinen zu den Bekennern des Islam gerechnet, sie sind dies jedoch im Grunde so wenig, daß sie beispielsweise Muhammed als einen Teufel ansehen. Ihre Religion ist vielmehr ein Gemisch von christlichen, jüdischen und muselmanischen Ideen. Die Haupt- und Grundlehre ist dabei, daß sich der unsichtbare Gott nur seinen berufenen Kindern offenbare. Letzteres geschieht am hervorragendsten in der Weise, daß er sich in einzelnen Menschen, wie z. B. Jesus, verkörpert. Ihren Höhepunkt erreichte diese Fleischwerdung des Allerhöchsten aber nicht in dem eben genannten, sondern in der Person des Königs Hakim, der um das Jahr 1000 n. Chr. in Aegypten herrschte. Dieser, nach Ausweis der Weltgeschichte ein wildfanatischer, grausamer Mensch, ist also der eigentliche „Prophet" und Messias der Drusen. In ihn denken sie sich nach einer Art Seelenwanderung, welche sie annehmen, auch die Seele Jesu, des Christenheilands, übergegangen. Die Pflege dieser seltsamen religiösen Anschauungen findet nun in der Art statt, daß sich sämmtliche Drusen in zwei Theile theilen, in „Wissende" und „Uneingeweihte". Die ersteren bilden einen großen Geheim-Orden mit verschiedenen Graden und streng gehüteten Erkennungszeichen, Grüßen u. dergl. Sie genießen die höchste Achtung und leiten auch alle religiösen, communalen, sowie politischen Angelegenheiten, dürfen aber weder lügen, noch schwören, auch keinen Wein trinken und nicht Tabak rauchen. Eigentliche professionelle Priester finden sich neben ihnen nicht. Ein ungleich angenehmeres, allerdings auch viel weniger angesehenes Dasein führt die andere Kaste, die der „Uneingeweihten". Diesen ist es gestattet, ganz nach Belieben Wein zu trinken und selbst Schweinefleisch zu essen. Ja sie haben sich nicht einmal der Beschneidung zu unterwerfen, ebenso wenig wie es für sie Fastenzeiten, Gebetsübungen oder überhaupt irgend einen religiösen Cultus giebt. Dafür bleiben ihnen jedoch auch die Geheimlehren ihrer Rasse verborgen. Sie dürfen namentlich nicht theilnehmen an den wöchentlichen feierlichen Zusammenkünften der Ordensleute, wo die heiligen Bücher gelesen und Kriegslieder gesungen werden, welche den Kampf gegen die verhaßten Ungläubigen in aller Welt und den endlichen Sieg der Drusen über die ganze Erde verherrlichen. Im Gegensatz zu diesen muhammedanischen Schismatikern sind die Maroniten, die andere für das Libanongebiet in Betracht kommende religiöse Secte, in der Hauptsache allerdings Christen und zwar römisch-katholische. Trotzdem haben auch sie infolge des Umstandes, daß sie aus einer seiner Zeit durch ein allgemeines kirchliches Concil verdammten ketzerischen Richtung hervorgingen, mancherlei Abweichendes, z. B. die Priesterehe. Aus dieser kurzen Darstellung wird man leicht erkennen, daß die beiden Hauptbestandtheile der Libanon-Bevölkerung schon religiös in einem ziemlich schroffen Gegensatz zu einander standen. Dies erfuhr aber noch eine bedeutende Verschärfung durch die Aehnlichkeit im beiderseitigen Charakter. Drusen wie Maroniten sind körperlich schöne und starke, wohl fleißige, jedoch ebenso auch stolze, kampfliebende, unter Umständen grausame Menschen. Leider wohnten die beiden feindlichen Brüder auf der engbegrenzten Erdscholle nicht einmal immer in besonderen Ortschaften, sondern häufig bunt durcheinander. So häuften sich denn die Reibungen, bis im denkwürdigen Jahre 1860 urplötzlich ein wahrer Vernichtungskampf losbrach. Banden von bewaffneten Drusen überfielen maronitische Ansiedelungen im Libanon und Antilibanon. Die Angegriffenen suchten Schutz in den Regierungsgebäuden, wurden aber dort vor den Augen der theilnahmlos verharrenden türkischen Besatzung niedergemacht. Wie Löwen, die Blut riechen, fielen daraufhin auch die Muhammedaner in der Wüstenstadt Damaskus über die friedlich unter ihnen lebenden Christen her und tödteten deren mehr als 6000, zum Theil unter entsetzlicher Quälerei. Auf die Kunde davon brauste ein Entrüstungssturm hin über die ganze civilisirte

Welt. Die Mächte sandten Kriegsschiffe nach Beirut und Frankreich sogar ein Executionscorps von 10000 Mann, welches denn auch den Aufstand rasch niederwarf. Die Rädelsführer, darunter der falsche Gouverneur von Damaskus Ahmed Pascha, wurden hingerichtet, das Gros der Drusen nach dem mitten in der Wüste belegenen Hauran-Plateau verpflanzt und der ganze Bezirk des Libanon einem christlichen Gouverneur sowie der Controle der Großmächte unterstellt, von Frankreich überdies noch zur ferneren Beherrschung des schwierigen Terrains die schon erwähnte Kunststraße erbaut, auf der man in der Folge sogar einen trefflich bedienten Diligencen-Dienst mit Relais-Stationen einrichtete. Zur Ehre der Muhammedaner muß übrigens noch erwähnt werden, daß sich viele von ihnen der verfolgten Christen annahmen und nicht wenige derselben retteten, so z. B. der berühmte algerische Insurgentenführer Abdelkader, der doch selbst so lange die Sache des Halbmondes gegen das Kreuz verfochten. Dieser wohnte damals in Damaskus in einer Art freiwilligen Exils und erhielt vom Kaiser Napoleon III. für seine Hochherzigkeit das Großkreuz der Ehrenlegion. — Nach diesem kleinen geschichtlichen Rückblick beginnen wir nun den Anstieg am Hochgebirge. In langen Kehren zieht sich die treffliche Straße aufwärts. Der Hitze wegen wird die Reise immer mit Tagesgrauen angetreten. Lange ist der Ausblick verschleiert. Dichte, bleiche Nebel umwallen uns wie Gespenster. Nur da und dort lugt hoch oben über den Dunstmassen eine hohe, beschneite Bergspitze heraus, in dieser Weise noch viel ungeheuerlicher erscheinend als es sonst wohl der Fall sein würde. Aber endlich wird es heller und heller im Osten, glorreich bricht sich der funkelnde Sonnenball Bahn und nun giebt es ein Schauspiel, um das uns Götter beneiden könnten. Wir wenden uns zunächst noch einmal rückwärts. Auch hier gähnte uns bisher nur das leere Nichts entgegen. Jetzt schimmert es grün und grüner unter unsern Füßen, als habe sich ein Vorhang gehoben. Die Feengärten von Beirut grüßen uns und mit ihnen die große, weißglänzende Häusermasse der Stadt, die in ihnen eingebettet liegt wie eine Perle in einem sammtnen Futteral. Das ist schon eine schöne Farbenzusammenstellung, aber das große Tableau ist noch reicher. Im Rücken dieses Stückes Küstenland liegt unsagbar überraschend der unermeßliche Ocean da, ausgedehnt bis dahin, wo er an der äußersten Grenze der Sehweite mit dem wolkenlosen Himmel in eins verschwimmt, ein riesenhafter, blitzblanker Spiegel von dunkelblankem Stahl — so könnte man wähnen — den nichts unterbricht als da und dort winzige kleine, hin und her schwebende weiße Wolkenflocken, die Segelboote der fleißigen Fischer, oder auch wohl eine dünne, schwarze Rauchsäule, die direct aus den Gewässern aufzusteigent scheint, in Wirklichkeit aber einem fern draußen auf der feuchten Wüste befindlichen Dampfer angehört. So ergreifend das Panorama in unserem Rücken ist, das, was zu gleicher Zeit vor uns liegt, tritt ihm ebenbürtig zur Seite. Die Hülle ist auch hier wie auf Zauberschlag verschwunden, das innerste Heiligthum des alten Cedern-Hochgebirges liegt klar vor dem staunenden Auge des Fremdlings. Wir schauen, fast mit Schwindelgefühl, hinunter in enge, tiefe Schluchten, die rechts und links vom schmalen Wege gähnen wie drohend geöffnete Rachen. Auf ihrem Grund liegt noch halbe Nacht, aber wenn sich nun unser Blick wieder emporrichtet und messend an den furchtbar kahlen, oft senkrecht aufgerichteten, zerstreuten Felswänden in die Höhe klimmt, bis zu massigen Berghäuptern, die in ruhiger Majestät mit ihrem Schneekleide, dem königlichen Hermelin, über ihnen schweben, so nehmen wir dort bereits die verklärende Thätigkeit des Tagesgestirnes wahr, die uralten Gipfel strahlen in goldenem Lichte. Derartiges muß man gesehen haben, um das herrliche Psalmwort voll zu verstehen: „ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt." Indeß es sind keineswegs nur Naturbilder, die wir zu sehen bekommen. Auch menschliches Thun und Treiben seltsamer, ungewohnter Art bietet sich uns. Bald auf dieser, bald auf jener Seite entdecken wir ein maronitisches Dörfchen, manches wie ein Schwalbennest angeklebt an die rauhen Naturmauern des Gebirges, andere wieder auf einer vorspringenden Felsplatte wie auf hohem Fußgestell schwebend, fast ringsum von bodenlosen Abgründen umgeben und so in der That Naturfestungen allerersten Ranges darstellend. Zeugt schon die Anlage der Wohnstätten vom Fleiß und Geschick der Gebirgler im Libanon, so noch mehr deren Fruchtfelder, die in der grausen Steinwüste in der Tiefe wie in der Höhe in Form kleiner, dem spröden Boden abgerungener Flecken auftreten und dem Beschauer wie angeklebte grüne Teppiche erscheinen. Es ist der im gesammten Heiligen Lande vorzeiten wenigstens so vielfach vertretene „Terrassenbau", von dem wir hier Proben erhalten. Unsere Landleute, die oft über die Mühseligkeit ihres Berufes klagen, könnten bei einer solchen Reise lernen, daß die Art, das Erdreich zu bebauen, mit der sie es zu thun haben, die sauerste noch nicht ist. Wie abseits der Straße, so giebt es jedoch auch auf dieser selbst interessantes Beobachtungsmaterial. Es besteht an diesem Punkte ein überaus lebhafter Verkehr zwischen der Küste und dem Binnenlande, an dem noch Leute aus der Gegend des Euphrat und Tigris theilnehmen. Hunderte, ja nicht selten Tausende von langbeinigen Kameelen, insgesammt, so weit sie zu ein und derselben Karawane gehören, durch eine Leine verbunden, schieben sich in langsamem Gänsemarsch an uns vorüber. Melancholisch klingen die Glöckchen an ihrem Halse durch die feierliche Stille des Hochgebirges, finster und stolz schauen die sonnengeschwärzten Reiter auf ihren Rücken auf uns, die verhaßten Ungläubigen, nieder. Dazwischen drängen sich türkische Soldaten zu Pferde, altmodische knarrende Wagen mit verschleierten Haremsdamen und zerlumpte, indeß trotzdem bis an die Zähne bewaffnete Fußwanderer. In kurzen Abständen erheben sich am Wege auch primitive Straßenschänken, Bretterbuden, alle diese Reisenden zu laben. Da schlürfen die Bekenner Allah's Wasser oder Kaffee und naschen von großen Weintrauben, die auf Schnuren hängen, während die Christen dem — Schnapse huldigen. Einige Male passiren wir allerdings auch ganz moderne Hotels, in denen eine aufgeputzte Gesellschaft bei echt bayrischem Biere sitzt. Denn man muß wissen, daß die Mode der Sommerfrischen auch schon im alten Cederngebirge festen Fuß gefaßt hat. Aus dem Gluthofen, den Beirut einen großen Theil des Jahres hindurch darstellt, steigt die bessere Gesellschaft in die Höhe und weilt dort oft Wochen lang. Man sieht, es fehlt nicht an Unterhaltung bei einer solchen Libanonfahrt. Unversehens ist die Paßhöhe erreicht, die mit einer Höhe von reichlich 1500 m noch 200 m über dem bekannten Brennerjoch in den Alpen liegt. Die Straße senkt sich jetzt, abermals mittelst mächtiger Schleifen, rasch und dabei thut sich bald eine ganz neue Welt auf. Wir blicken mehr als 500 m hinab in eine querüber laufende, unabsehbar lange und mehrere Stunden breite Thalebene, die sich wie ein ungeheures, trocken gelegtes Strombette ausnimmt. Das ist das alte Cölesyrien, heute von den Arabern el Bekâa genannt, ein durchweg in das Grün wogender Getreidefelder gekleidetes, idyllisch verstecktes Stück Erde, das im dürren Morgenlande überhaupt und in der öden Bergumrahmung besonders nicht wenig auffallen muß. Denn auch jenseits zieht sich wieder ein mächtiges Hochgebirge hin, der Antilibanon, so genannt, weil er eine so merkwürdige Parallele zu dem ihm westlich vorgelagerten eigentlichen Libanon bildet. Doch unterscheidet er sich von diesem wesentlich durch ungleich schärfere und spitzere Formen und durch eine womöglich noch größere Kahlheit. Endlich ragt auch da, wo beide Ketten fern im Süden sich die Hände reichen zu wollen scheinen, noch ein Gebirgsstock auf, der mit zahllosen Schneeflecken wie übersäte, gleichfalls an 3000 m hohe, einsame Hermon, auch ein biblischer Bekannter, der wie ein trennender Keil zwischen beide gestellt ist. Von ihm ist u. A. die Rede in dem berühmten Gewitter-Psalm (29): „Der Herr macht sie löcken (erbeben) wie ein Kalb, Libanon und Sirion" (letzteres der alte Name für Hermon). So umspannt der Blick beim Abstieg vom Libanon drei heilige Gebirge auf einmal. Aber bald sind wir von der wilden Höhe in der freundlichen Thaltiefe angekommen. Hier liegt die Häusergruppe von Schtora, einer noch bis vor Kurzem vielbesuchten großen Karawanserai, denn hier kreuzten die Posten von hüben und drüben, von Beirut und Damaskus, und hielten gemeinsam Mittag. Dann gab's immer ein buntes Treiben, Postillone, Pferdetreiber, Engländer mit wallenden Schleiern auf den Korkhelmen und neugierige Beduinen tummelten sich durcheinander, Teller klapperten, Gläser klirrten. Die Bahn hat dies Alles mit einem Male lahm gelegt. Sie überschreitet die Bekâa etwas weiter nördlich bei dem Städtchen Zahle, das gelegentlich des Blutbades von 1860 gänzlich zerstört wurde. Auf diese Weise kommt die Bahnlinie näher an die weltbekannten Ruinen von Baalbek, von wo aus man auch in einer starken Tagestour zu dem rund 2000 m hoch gelegenen letzten Rest der Libanoncedern, einem Hain von etwa 300 Exemplaren, gelangt, von denen einige allerdings auf ein Alter von mehreren Tausend Jahren geschätzt werden. Beide, Baalbek und Cedern, würden aber eine Arbeit wie die vorliegende allein füllen. Drum lassen wir sie diesmal unbeachtet und setzen unseren Weg in gerader Linie fort. Im Galopp

geht's über die glatte Fläche der Bekaa. Dann führt eine Schlucht ansteigend in den wilden Antilibanon hinein. Die Paßhöhe, welche gegen 200 m niedriger liegt als die des Libanon, ist bald erreicht. Indeß jenseits müssen wir uns noch stundenlang durch schauerliche Klammen und Engpässe winden, bis die schrecklich nackten und vermorschten Felsmassen, die unvermerkt niedriger geworden sind, hinter uns zurückbleiben und wir wie aus einem Thore herausrollen auf eine unabsehbare, nur noch leicht gewellte, häßlich braune, öde Fläche — die syrische Wüste — ein großer Augenblick, denn wie das Weltmeer ist auch die Wüste ein Bild der Ewigkeit. Haben wir aber erwartet, daß nun alsbald, nachdem wir den Antilibanon hinter uns gelassen, die vielgefeierte Oase von Damaskus, die „Perle des Orients", vor uns liegen würde, so sehen wir uns bitter getäuscht. Weit und breit ist nichts zu entdecken als Sand und verwittertes, oft seltsam roth wie von Blut gefärbtes Gestein und darüber ein grellgelber, von blendenden Dunstschleiern verdeckter Himmel. Stundenlang sausen wir durch dieses entsetzliche Einerlei, bis wir endlich, da wir schon verzweifeln wollten, unvermuthet in eine Thalenge gerathen, wo kühle Wasserbäche uns zur Seite rauschen und ganze Wälder von hochaufgeschossenen Fruchtbäumen, Granaten, Oliven, Feigen, Reben, Wallnüssen, Kastanien, Pfirsichen, Aprikosen u. s. w. den Blick einengen. Das ist Damaskus und man muß solche wunderbare unvermittelte Bühnenverwandlung selbst mit erlebt haben, um die überschwenglichen Epitheta, welche arabische Dichter der Königin der Wüste verleihen, zu begreifen. Denn sie nennen sie „Halsband der Schönheit", „Gefieder der Paradiesespfauen", „Auge des Ostens", „Die Paradiesesduftende" u. s. w. Auch Muhammed empfand den mächtigen Eindruck dieses unerwarteten Lebens inmitten einer Todesregion, aber er ließ sich von demselben nicht gefangen nehmen. „Nein", rief er Angesichts der zauberischen Stadt, „es giebt nur ein Paradies für den Gläubigen! In dieses hier will ich nicht, ich erwähle das himmlische." Sprach's, machte Kehrt und kam nie wieder in diese Gegend. Nun, was uns anbetrifft, so handeln wir nicht so, sondern lassen uns gern auch in das Innere des Ortes tragen, der für den Christen durch seine paulinischen Erinnerungen noch einen besonderen Zauber besitzt. Freilich daselbst sieht's keineswegs so aus, wie man nach der schönen Außenseite hätte erwarten können. Durch eine halb zerfallene Umfassungsmauer gelangen wir in die für den Orient so charakteristischen tunnelartig engen und krummen Straßen, welche hier zumeist noch überwölbt sind, wodurch Hitze und Dunst erst recht fühlbar werden. Allerdings fehlen eine Anzahl bemerkenswerther Gebäude in diesem Labyrinth, in welchem sich der Fremde nur schwer zu orientiren vermag, keineswegs. Hierher gehören vor Allem die Paläste reicher Eingeborener, die nach morgenländischer Art der Außenwelt nur kahle Mauern zukehrend, in ihren schattigen Höfen und den anstoßenden Hallen und Sälen häufig ein Stück der Märchenwelt von 1001 Nacht, eine Copie der spanischen Alhambra im Kleinen darstellen. Da plätschern Fontänen, da duften Rosen und Myrthen, da laden schwellende Polster mit phantastischbunter Seidenstickerei oder Sessel mit kunstvollster Perlmuttermosaik — letztere eine Specialität von Damaskus — zum Ruhen ein. Das berühmteste dieser Prachthäuser, das des Abdallah Bek el Adm, soll, nebenbei bemerkt, nicht weniger als 360 Zimmer in sich fassen. Ein gewisser Stolz veranlaßt die Besitzer derartiger Schmuckkästlein, dieselben gern auch von den „Giaurs" (Christen) besichtigen zu lassen. Neben diesen Privatgebäuden verdienen auch einige öffentliche Gebäude unsere Aufmerksamkeit, namentlich die Khâne, eine Art von Kaufhäusern, oder richtiger Niederlagen für die Karawanen. Unter denselben nimmt den ersten Rang ein der Khân Assad Pascha's aus der Mitte des vorigen Jahrhunders. Das Material des gewaltigen Bauwerks bilden abwechselnde Lagen von schwarzem und weißem Marmor. Durch ein hohes Portal mit Stalaktitengewölbe, ein Meisterwerk arabischer Architektur, betreten wir einen weiten, von Bogen und Pfeilern umspannten, von einer hohen, mit bunten Arabesken verzierten Kuppel überwölbten Raum, in dessen Mitte sich ein mächtiges Marmorbassin mit Springbrunnen befindet. An den Wänden sind bis oben hinauf und daher durch Galerien verbunden die Magazine, die zugleich Verkaufsläden sind, angebracht. Angenehme Halbdämmerung und wundervolle Kühle herrscht in diesem gefälligen Tempel Merkur's im wohlthuendsten Gegensatz zu dem blendenden Tageslicht und der Wüstengluth draußen, auch hat das ohrenbetäubende Getümmel der Straße hierselbst einer beruhigenden Stille Platz gemacht. Die eingeborenen Händler hocken in ihrer malerischen Tracht traumverloren um das leise und gleichmäßig plätschernde Wasserbecken und kaum etwas Anderes wird noch hörbar als das Gurgeln ihrer Narghiles (Wasserpfeifen). Leider bieten nicht ähnlich Sehenswerthes, wie die Profangebäude, die kirchlichen Bauwerke der Wüstenstadt. Die berühmte große Moschee, der Stolz des Ortes, ein ursprünglich christliches Gotteshaus aus dem 4. Jahrhundert, welches als Hauptreliquie das Haupt Johannis des Täufers enthielt und daher Johanniskirche hieß, brannte vor einigen Jahren bis auf den Grund ab. Unter den spärlichen Fragmenten, die damals übrig blieben, befindet sich eine uralte Thorsäule mit der (griechischen) Inschrift: „Dein Reich, Christe, ist ein ewiges Reich und deine Herrschaft währet für und für" (nach Ps. 145, 13), eine wundersam anmuthende christliche Reminiscenz inmitten eines der Hauptstützpunkte des Islam. Indeß selbst wenn noch so viele Kunstschöpfungen in Damaskus vorhanden wären, würden nicht diese, sondern etwas ganz Anderes das Hauptinteresse des Abendländers in Anspruch nehmen. Das ist der wunderbare Völkermarkt, der uns hier vor Augen tritt und den in solch bunter Fülle selbst Konstantinopel und Kairo nicht zu bieten hat. Das macht die Lage von Damaskus zwischen Mittelmeer und Persischem Golf, zwischen Kleinasien und Aegypten. So stoßen hier auf einander Perser und Inder, Turkmenen und Araber. Freilich die Sache hat auch ihre Kehrseite, man wandelt nicht ungestraft unter Palmen, aber ebenso wenig unter diesen Vertretern von halb Asien. Damaskus ist nach Mekka und Jerusalem die heiligste Stadt des Halbmondes. Eine rechte Wallfahrt nach dem ersteren muß von hier ausgehen, wie denn in der That auch alljährlich die nach Tausenden und Abertausenden zählende sogenannte Große Karawane in Damaskus unter excentrischen Feierlichkeiten ihre Reise beginnt wie schließt. Infolge dessen ist in dieser ja auch so abgelegenen Wüstenhauptstadt der Fanatismus in höchst bedenklicher Weise ausgebildet, wie ja auch die Katastrophe von 1860 bewiesen hat. Noch heute kann der Abendländer nicht durch die Straßen gehen, ohne verhöhnt, beschimpft, ja unter Umständen selbst angespien und mit Steinen beworfen zu werden. Da flüchtet man gern in einen der zahlreichen Gasthöfe, die, schon nach Art der „Tropenhotels" eingerichtet, auch an sich sehenswerth heißen dürfen. Sie besitzen große, durch ganze kleine Haine exotischer Bäume und sprudelnde Quellen in wahre Parks verwandelte Höfe und hier, hier vermag man in der That einmal auch ungestraft unter Palmen zu wandeln, ja unter Palmen selbst — heimathlichen Gerstensaft zu schlürfen. Indeß der fleißige Tourist wird sich durch solche Genüsse nicht festlegen lassen, sondern auch noch den Spuren des großen Apostels in der fernen Stadt nachgehen. Dieselben sind freilich spärlich genug. Im Innern des Ortes kommt im Grunde nur die Stelle in Betracht, wo einst das Haus des Ananias stand, jenes Judenchristen, der nach Apostelgesch. 9, 10ff. dem bekehrten Saulus die Hände auflegte, daß er wieder sehend ward. Heute steht eine kleine Kirche über dem Platze. Von da begeben wir uns außerhalb der Stadtmauer, wo man noch das Fenster zeigt, durch welches der Apostel nächtlicher Weile in einem Korbe niedergelassen wurde (Apostelgeschichte 9, 25). Die Mauer stammt jedoch bezeichnender Weise erst aus der Türkenzeit. Etwa ein Viertelstündchen von da führt man uns endlich auch zu dem Orte der Bekehrung Pauli selbst. Derselbe war indeß im Mittelalter einige Stunden weiter nach Südwesten verlegt. Damit haben wir schon unseren kleinen kirchengeschichtlichen Forschungsgang erledigt. Wir nehmen Abschied von der interessanten „Königin der Wüste". Dies geschieht in eindrucksvollster Weise von dem Hügel oberhalb des Vorortes es Salihije, einem berühmten Aussichtspunkte. Dort, bei einer alten Kubba, einem verfallenen arabischen Grabkirchlein, haben wir Damaskus wieder unter uns als „Perle des Ostens", ein weites, weißglänzendes Häusermeer, überragt von zahllosen im Abendsonnenstrahl funkelnden Kuppeln und Thürmen und umschlossen von der üppigen Oase der grünen Gärten, um die sich rings die unermeßliche, öde, schweigsame Wüste legt wie ein riesiger brauner Mantel. Dem Christen tritt dort aber neben dem unvergleichlichen Naturbild noch ein anderes Bild vor das Auge: von Eliezer, dem Knecht Abraham's, bis Paulus, dem Knecht Gottes, ein weiter Weg, ein Weg, der indeß zugleich die Siegesstraße des Christenthums andeutet, und auf einem noch so ausschließlich heidnischen Stück Erde, inmitten eines wilden und bedrückenden heidnischen Lärmes doch das große prophetische Wort in der Brust lebendig werden läßt: „Es wird ein Hirt und eine Herde werden!"

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährlich bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 112. Sonnabend, den 24. September, Abends. 1898.

Das Recht an dem Titel und den Bestandtheilen einer Zeitung.*)

I. Das Recht an Zeitungstiteln. Der Schutz der Bücher und Zeitungstitel war nach dem vor dem Inkrafttreten des Gesetzes zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs geltenden Rechte ein durchaus precärer. Unmittelbar hier anwendbare gesetzliche Bestimmungen bestanden in der deutschen Gesetzgebung nicht. Man hat versucht, dem Titel im Urheberrechte ein Unterkommen zu verschaffen. Die Frage eines etwaigen urheberrechtlichen Schutzes des Titels würde auch in Zukunft nicht ohne praktische Bedeutung sein, da die Bestimmungen des Urheberrechtes neben und über den zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes bestehen bleiben. Aber mit Recht wird heute angenommen, daß der Titel kein Geistesproduct sei. (Hauß S. 80.) Die geistige Hervorbringung, für welche ein Autorrecht in Anspruch genommen werden soll, muß eine literarische sein, deren Bestimmung wesentlich in der Darstellung des geistigen Inhalts für den Verkehr, nicht in anderen materiellen Zwecken gelegen ist. (Wächter S. 53.) Die Ausprägung eines geistigen Bestandes und Inhalts, welche ihren Werth in sich trüge, ist in dem Titel nicht vorhanden, selbst dann nicht, wenn er einen specifisch ausgeprägten, Tendenz und Inhalt bezeichnenden Charakter hat. Auch in der Benutzung eines durch ganz besondere Eigenthümlichkeiten ausgezeichneten Titels kann kein Nachdruck liegen. „Der Titel selbst, so bezeichnend er auch sein mag, kann nicht als künstlerisches, sprachliches Gebilde betrachtet werden, wie solches zur Qualität des Autorrechtserzeugnisses vorausgesetzt wird; er kann es ebenso wenig als ein vielleicht sehr bezeichnender Name, als ein Kosenamen, ein Spottnamen und dergl., denn es handelt sich hier um sprachliche Nomination, nicht um ein zergliedertes Gedankengebilde.“ (Kohler, Zeitungstitel S. 2.) Unsere positive Gesetzgebung nimmt gleichfalls den Standpunkt ein, daß die Benutzung des Titels eines Schriftwerkes als Nachdruck nicht anzusehen sei. Die Frage über die Schutzberechtigung der Titel von Schriftwerken ist nach Lage der Reichsgesetzgebung und den dem Gesetze vom 11. Juni 1870 vorausgegangenen legislativen Vorarbeiten unzweifelhaft dahin zu entscheiden, daß die Titel als solche und für sich allein gegen Nachdruck nicht geschützt sind. (Dambach, Gutachten 35. Goltdammer, Archiv für pr. Strafr. XI. S. 555—59.) In dem Entwurfe des Nachdruckgesetzes war dies ausdrücklich ausgesprochen, und in dem Gesetze selbst ist es nur deshalb nicht erwähnt, weil es nach dem Vorschlage der Commission des Reichstages für angemessen erachtet wurde, den materiell richtigen, aber selbstverständlichen Satz nicht besonders im Gesetze zu erwähnen. (Daude, S. 14, Anm. 2. Fuchsberger Suppl. VI. S. 11.) Es wurde dabei ausgeführt, daß nur „Schriftwerke“ gegen Nachdruck geschützt seien und „daß man den Titel einer Schrift nicht selbst wieder als Schriftwerk betrachten, also seine Reproduction auch weder als Nachdruck verbieten, noch von dem Verbote des Nachdrucks ausnehmen könne“. Auf den Titel die Grundsätze des Verlagsrechtes anzuwenden würde auch zu Inconvenienzen führen. Der autorrechtliche Schutz würde wegen seiner zeitlichen Beschränkung nicht ausreichen. Würde der Titel einer Zeitung Gegenstand des Verlagsrechtes sein, so müßte er nach Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist Gemeingut werden und jedes Concurrenzunternehmen diese bewährte Bezeichnung annehmen können, während gerade erst, nachdem unter diesem Titel der Credit begründet ist, die Ausschließlichkeit von dem größten Werthe ist. Von namhafter Seite wird in der Wissenschaft die Ansicht vertreten, daß die Anmaßung eines Titels als Eingriff in fremde Persönlichkeitsgüter verboten sei und einer Repression im Wege einer Arglistklage unterliege. (Kohler, Zeitungstitel S. 5 ff.) Niemand habe ein Recht, in die Rechtssphäre fremder gewerblicher Thätigkeit dadurch einzubrechen, daß er Verwechselungen mit dem Namen der Firma oder besonderer Bezeichnung herbeizuführen sucht, um den Mitgenuß des fremden Renommées sich zu erschleichen. Die französische Rechtspflege geht gegen die Anmaßung fremder Unterscheidungsmittel auf Grund sehr allgemein gehaltener Bestimmungen außerordentlich streng vor. (Gareis, S. 42. Gierke, S. 111.) Jede Irreführung des Publicums, selbst wenn sich die Nachahmung des Schildes oder sonstigen Abzeichens von dem nachgeahmten Original durch Abänderungen unterscheidet, kann nach der französischen Rechtspflege klagend verfolgt werden. Genau so hat es die französische Jurisprudenz auch mit den Journaltiteln gehalten. Die Sammlungen französischer Rechtssprüche weisen in dieser Beziehung eine große Anzahl außerordentlich interessanter Erkenntnisse auf (vgl. Gareis S. 42. Kohler, Zeitungstitel. Roßhirt a. a. O. S. 70). Die deutsche Praxis ist dieser Auffassung nicht beigetreten und hat es insbesondere abgelehnt, in der Auslegung des allen deutschen Rechtssystemen eigenen Grundsatzes der Ersatzpflicht bei schuldhafter Schadenszufügung (vergl. A. L. R. §. 8 u. 10. I. 6 u. §. 93 E. A. L. R.) dem Vorbilde der französischen Judicatur zu folgen, welche aus der gleichartigen Bestimmung des Code civil (Art. 1382) eine Handhabe zur Unterdrückung jedweder einem Mitbewerber schädlichen Ausschreitung im Concurrenzkampfe zu schaffen gewußt hat. (Hauß, S. 10.) Selbst für das deutsche Geltungsgebiet des Code civil haben die Gerichte zu einer derartigen umfassenden Anwendung des Art. 1382 des Code civil sich nicht verstehen wollen. Dem deutschen Richter wird man daraus schwerlich einen Vorwurf machen können. Die deutsche Praxis ist in dieser Beziehung begründet durch die detaillirte Gesetzgebung. Jedenfalls steht unzweifelhaft fest, daß nach dem bisherigen Rechtszustande derartige unsaubere Geschäftspraktiken, wie sie in der Anmaßung eines fremden Titels liegen, privatrechtlich nur Schutz erhalten, soweit Specialgesetze ein Mittel zur Abwehr an die Hand geben. Die Anmaßung eines Zeitungstitels war also nach dem vor dem Gesetze vom 27. Mai 1896 geltenden Rechte, soweit nicht dabei ein strafrechtlicher Betrug mit unterläuft, nicht verfolgbar. Ein solcher Zustand widerspricht natürlich auf das Schärfste den Anforderungen des Verkehrs. Eine wirksame Abhilfe konnte nur durch Specialbestimmungen geschaffen werden, wie sie z. B. in der spanischen (Friedländer, S. 44, Anm. 1, 2, S. 45) und österreichischen Gesetzgebung vorhanden sind. Am einfachsten war es, eine diesbezügliche Bestimmung in das Gesetz über den unlauteren Wettbewerb aufzunehmen, was denn auch infolge eines Beschlusses der Reichstagscommission geschehen ist. Durch die Einschaltung der Worte „einer Druckschrift“ in den §. 8 des genannten Gesetzes ist nunmehr das Recht an Bücher- und Zeitungstiteln vor Mißbrauch und

---

*) Literatur: Kohler: Ueber das Recht an Zeitungstiteln. — Kohler: Das Individualrecht als Namenrecht im Archiv für Bürgerliches Recht Bd. V. — Roßhirt: Ueber das sogenannte Eigenthum an Zeitungen in Goldschmidt's Zeitschr. Bd. VI. — Goltdammer: Ueber die Ausdehnung des literarischen Eigenthums auf Titel von Zeitungen und Büchern in Goltdammers Archiv f. Strafr. Bd. XI. — Gierke: Der Rechtsgrund des Schutzes gegen den unlauteren Wettbewerb in Zeitschrift für gewerblichen Rechtsschutz. IV. Jahrgang. Heft 10. — Gareis: Das Reichsgesetz über den unlauteren Wettbewerb systematisch dargestellt. — Hauß: Das Gesetz über den unlauteren Wettbewerb. — Lobe: Dasselbe systematisch dargestellt. — Friedländer: Der einheimische und ausländische Schutz gegen Nachdruck und Nachbildung. — Endemann: Handbuch des deutschen Handelsrechts. — Wächter: Urheberrecht. — Daude: Urheberrecht. — Kohler: Urheberrecht in Iherings Jahrbüchern Bd. XVIII. — Dambach: 50 Gutachten über Nachdruck und Nachbildung.

Verwechselungen geschützt. Das neu geschaffene Recht auf Zeitungstitel ist den schon bestehenden Individualitätsrechten anzureihen. Im Gegensatz zum Patentrecht besteht eine Registerpflicht nicht. Der Schutz ist von der Eintragung durchaus unabhängig. (Hauß, S. 81.) Das Recht auf den Titel wird lediglich durch den Gebrauch erworben. (Lobe, S. 88.) Für den Umfang des Rechtes ist nicht entscheidend die Nachbildung der Worte, sondern die Möglichkeit der Verwechselung. (Gareis, S. 43.) Der Eingriff liegt erst da vor, wo die Möglichkeit der Verwechselung beginnt, und zwar nicht der einmaligen gedankenlosen Verwechselung, sondern einer Verwechselung, wie sie von dem gewöhnlichen Lesepublicum in erheblichem Maße zu befürchten wäre. An sich hat Niemand ein Recht auf einen bestimmten Titel und mit Recht ist daher zu verlangen, daß, wer den Schutz des Titels will, einen individuellen, eigenartigen, nicht gerade originellen Titel bilden soll. Nicht jeder Titel eignet sich zur Individualbezeichnung, ein Name, welcher lediglich ein bestimmtes Genre der Publication angiebt, kann kein Individualname sein, denn kein Schriftsteller und kein Journalist kann dem anderen die Möglichkeit einer entsprechenden sachgemäßen Bezeichnung seines schriftstellerischen Erzeugnisses entziehen. Daher kann man es nicht als Benutzung eines fremden Titels auffassen, wenn derselbe eine ganz herkömmliche allgemein übliche Bezeichnung des betreffenden Gegenstandes enthält, z. B. Zeitung, Tageblatt, Anzeiger, Journal rc. Ein nicht individueller Titel wird nicht geschützt, weil Niemand einen Anspruch auf überall wiederkehrende alltägliche Bezeichnungen hat. Es sind deshalb auch gerade im Zeitungsverkehr, wo diese Titel von der größten Wichtigkeit sind, da sie nicht nur ein einzelnes Exemplar, sondern eine fortlaufende periodische Erscheinung signalisiren, besondere individuelle Bezeichnungen allerorts üblich. Was unter einer individuellen Bezeichnung zu verstehen ist, ist im Allgemeinen Thatfrage. Jedoch lassen sich gewisse allgemeine Grundsätze aufstellen. Originalität ist nicht gerade erforderlich. Auch pflegen derartige Bezeichnungen der Regel nach weit entfernt zu sein von Originalität. Sehr häufig werden Bezeichnungen aus anderen Gebieten einfach hinüber genommen. Insbesondere pflegen Zeitungstitel nur selten zugleich eine Ankündigung des Inhaltes zu enthalten; der Zeitungstitel ist in der Regel abstract und kennzeichnet höchstens den Ort des Erscheinens und allenfalls die politische oder sociale Tendenz. (Kohler, Zeitungstitel.) Individuell ist naturgemäß jede Phantasiebezeichnung. Aber auch generelle Bezeichnungen können durch Beifügung oder Zusammensetzung individuell werden. Die Besonderheit liegt dann auch natürlich in den eigenartigen Zusätzen. Man denke an Ausdrücke wie: Fremdenzeitung, Reichsanzeiger, Deutsche Zeitung. Aber auch blos generische Bezeichnungen können individualisirt sein, wenn sie irgend eine arbiträre Wendung annehmen, im uneigentlichen Sinne genommen werden oder in ungewöhnlicher Bedeutung erscheinen. Das Wort Revue ist im Französischen generisch, im Deutschen wäre es der Individualisirung fähig, denn es ist keine sprachübliche deutsche Bezeichnung. Aber auch der Gebrauch eines gleichen oder ähnlichen individuellen Titels ist nicht verboten, wenn eine Verwechselung nicht zu befürchten ist; z. B. wenn die Zeitschrift sich an einen von der anderen ganz verschiedenen Leserkreis wendet, z. B. die eine ist eine politische, die andere eine Fachzeitung oder ein illustrirtes Familienjournal. (Lobe, S. 87.) Der Titel kann auch dem Namen einer dritten Person entlehnt sein, insbesondere können Namen berühmter Männer die Zeitung zieren. Unzulässig ist jede Personenbezeichnung, welche den Schein erweckt, als ob eine Person, welche dem Unternehmen fremd ist, bei demselben betheiligt sei. Ein verschärfter Schutz des Namenrechtes ist durch B. G. §. 12 vorgesehen. Ein unzulässiger Titel genießt natürlich keinen Schutz. Der Titel kann natürlich ebenso wie die Firma mit dem Zeitungsunternehmen zusammen veräußert werden. Veräußert der Inhaber eines Zeitungsetablissements sein Unternehmen und seinen Zeitungstitel, so ist er aus einem doppelten Grunde gehalten, sich vor dem weiteren Gebrauche des Titels zu hüten, nicht nur wie jeder Dritte auf Grund des durch §. 8 geschaffenen Individualitätsrechtes seines Nachfolgers, sondern auch auf Grund seiner Veräußerungspflicht, auf Grund der Verbindlichkeiten, welche aus dem Veräußerungsgeschäfte erwachsen. Würde es auch gar kein Titelrecht gegenüber Dritten geben, so wäre doch der Veräußerer kraft der actio emti verpflichtet, dasjenige zu unterlassen, was geeignet wäre, die geschäftliche Situation, welche aus dem Titel entspringt, zu beeinträchtigen, also mindestens kein Unternehmen mit gleichem Titel zu betreiben. (Kohler, Zeitungstitel.) Aber seine Verpflichtung geht noch weiter. Während ein Dritter genug thut, wenn er sich der rechtswidrigen Concurrenz enthält, ist der Verkäufer durch seine Vertragspflichten gebunden, nicht nur alle rechtswidrigen Manifestationen zu unterlassen, sondern auch, wo der Fall sich bietet, aufklärend auf das Publicum zu wirken oder doch dem Käufer zu diesem Zwecke seinen Beistand zu leisten. — Wie der Titel durch den Gebrauch erworben wird, so geht er durch Nichtgebrauch verloren. Dagegen ist das Recht auf den Titel im Gegensatz zum Autorrecht an eine bestimmte Frist nicht gebunden. Es besteht, so lange die Zeitung überhaupt erscheint. Mit dem Zeitungsunternehmen geht auch das Recht auf den Titel unter. Es steht daher jedem Andern frei, denselben Titel zu wählen, sollte auch der Herausgeber des früheren Unternehmens noch am Leben sein. Jedoch gilt eine wichtige Schranke. Es muß unter allen Umständen der Schein vermieden werden, als sei die neue Unternehmung nur eine Fortsetzung der alten. (Lobe, S. 88.) Richtiger Kläger ist derjenige, welcher durch die Namen- oder Bezeichnungsverwechselung geschädigt ist, während er seinerseits sich der vorbildlichen Namen oder Bezeichnungen befugtermaßen bedient. (Gareis, S. 43.) Auf Seiten des Beklagten ist schuldhafte Verletzung die nothwendige Voraussetzung für den Anspruch auf Ersatz. Dagegen wird nicht zwischen Vorsatz und Fahrlässikeit unterschieden, sondern jede dieser Schuldarten gleichmäßig getroffen. Das künftige bürgerliche Recht enthält keinerlei Bestimmungen; es bleibt dieses Reichsgesetz maßgebend. Die Grundsätze über die Verpflichtung zum Schadenersatz bestimmen sich gegenwärtig nach den Landesgesetzen. Für das künftige bürgerliche Recht kommen die Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches §§. 823—826 in Betracht.

II. Das Recht an den Bestandtheilen einer Zeitung. Die Zeitung ist an sich sowohl als Ganzes wie in ihren einzelnen Theilen als selbständiges Erzeugniß anzusehen und deshalb des Schutzes gegen Nachdruck ihrer Natur nach fähig. (Klostermann in Endemann's Handb. II. S. 253.) Aber trotz der an sich und nach allgemeinen Grundsätzen zu bejahenden Schutzfähigkeit ist doch mit Rücksicht auf Natur, Aufgaben und Bedürfnisse der periodischen Presse oder auf die in derselben thatsächlich bestehenden Uebungen der Abdruck einzelner Artikel aus Zeitschriften und anderen öffentlichen Blättern freigegeben. „Als Nachdruck ist nicht anzusehen: Der Abdruck einzelner Artikel aus Zeitschriften und anderen öffentlichen Blättern, mit Ausnahme von novellistischen Erzeugnissen und wissenschaftlichen Ausarbeitungen, sowie von sonstigen größeren Mittheilungen, sofern an der Spitze der letzteren der Abdruck untersagt ist.“ §. 7 b des G. vom 11. Juni 1870. Maßgebend ist für diese Bestimmung u. A. die Erwägung gewesen, daß den einzelnen Zeitungsartikeln die Eigenschaft eines selbständigen Erzeugnisses im Sinne des Urheberrechts in der Regel nicht beiwohnt oder wenigstens leicht zweifelhaft sein wird (R.-G. III, 651). Klostermann (in Endemann's Handbuch) bezeichnet jedoch nach Auffassung des Verfassers mit Recht diesen Versuch, die Ausnahmebestimmung als eine Consequenz aus dem Begriffe des Urheberrechts zu entwickeln, als unrichtig und sieht in dieser Bestimmung lediglich eine auf dem Grunde der Oeffentlichkeit beruhende Ausnahme entgegen den Motiven zu diesem Gesetze. In Betracht gezogen ist ferner, daß mit der ersten Veröffentlichung in der Regel der Zweck des betreffenden Blattes erfüllt ist und daß die Herausgeber von Zeitungen von dem Abdruck einzelner, in ihrem Blatte zuerst erschienener Artikel in der Regel keinen Schaden, sondern sogar Nutzen haben werden. Nur diejenigen Artikel, welche sich als wissenschaftliche Ausarbeitungen, als novellistische Erzeugnisse darstellen, hat das Gesetz unbedingt, ohne daß es bezüglich dieser Artikel eines besonders ausgeprägten Vorbehaltes bedarf, gegen Nachdruck geschützt. (Wächter, S. 77.) Ob ein Zeitungsartikel als eine wissenschaftliche Ausarbeitung angesehen werden kann, muß man im Allgemeinen der Beurtheilung des einzelnen Falles überlassen. Jedoch lassen sich gewisse allgemeine Grundsätze für die Beantwortung dieser Frage aufstellen. Ein bestimmter Grad von wissenschaftlicher Qualität wird nicht verlangt. Auf den wissenschaftlichen Werth, welchen die betreffende Ausarbeitung in Wirklichkeit hat, kommt gar nichts an, wie dies ja überhaupt für den Schutz eines jeden literarischen Erzeugnisses unerheblich ist. Der Aufsatz muß sich jedoch nach seiner ganzen Haltung auf wissenschaftlichem Gebiete bewegen. Der Gegenstand darf nicht der gewöhnlichen Tagespolitik angehören. „Es muß sich um ein

literarisches Erzeugniß handeln, welches sich aus der Kategorie der gewöhnlichen Zeitungsartikel dadurch heraushebt, daß es auf eine nicht lediglich vorübergehende Bedeutung seiner Veröffentlichung Anspruch erhebt. Als wissenschaftliche Ausarbeitung im Sinne des §. 7b d. G. vom 11. Juni 1870 ist daher nur ein solcher in Zeitschriften enthaltener Artikel anzusehen, aus welchem hervorgeht, daß der Verfasser beabsichtigt, einen Stoff wissenschaftlich zu behandeln." (Dambach, Gutachten Nr. 21, S. 153 ff.) Vielfach wird auch der Charakter der Zeitschrift, welcher der Artikel entlehnt werden soll, maßgebend sein. So wird z. B. eine Abhandlung über Münzreform, über die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes in einer volkswirthschaftlichen Zeitschrift als eine wissenschaftliche Abhandlung, dagegen in der Schlesischen Zeitung oder der National-Zeitung als ein die Tagespolitik angehender Leitartikel betrachtet werden. Ebenso wird der novellistische Charakter nach der gesammten Haltung und Ausführung im einzelnen Falle beurtheilt werden müssen. (Dambach, 50 Gutachten S. 147.) „Das Gesetz hat nicht blos Novellen im streng technischen Sinne, sondern alle novellenähnlichen Literaturerzeugnisse von der die Regel bildenden Freigabe des Inhalts von Zeitungen und Zeitschriften ausnehmen und unter den Schutz des Nachdrucksverbotes stellen wollen." (Daude, S. 20.) „Es gehören also dahin namentlich auch die sogenannten Feuilletonartikel und andere ähnliche der Unterhaltung dienende literarische Erzeugnisse, sofern sie sich überhaupt als auf selbständiger geistiger Schöpfung beruhende Werke erzählender Prosadichtung darstellen und nicht etwa lediglich dem Gebiete bloßer nicht selbstschaffender, sondern nur nacherzählender Anekdotenliteratur angehören." (R.-G. XV, S. 59.) Wenn der Verfasser über die wissenschaftliche oder novellistische Qualität zweifelhaft ist, so kann er sich durch Vorbehalt sicher stellen. Es ist dies um so mehr zu empfehlen, als entschuldbarer, rechtlicher Irrthum die Bestrafung des Nachdruckers ausschließt. (Wächter, S. 79.) Alle sonstigen größeren Mittheilungen, welche in Zeitschriften und anderen öffentlichen Blättern veröffentlicht werden, können nur dadurch gegen Nachdruck geschützt werden, daß an ihrer Spitze der Abdruck untersagt wird. Bei größeren Mittheilungen, welche durch mehrere Nummern derselben Zeitschrift laufen, genügt das Verbot des Abdruckes an der Spitze des ersten Artikels. „Nach Klostermann ist anzunehmen, daß das Gesetz weder die Wiederholung bei jeder Fortsetzung vorschreibt, noch auch den einmaligen Vorbehalt als wirksam für die späteren Fortsetzungen des Artikels erklärt. Wird also eine Fortsetzung, an deren Spitze sich kein Vorbehalt findet, nachgedruckt, so wird im einzelnen Falle bewiesen werden müssen, daß der Nachdrucker den Vorbehalt, welcher an der Spitze des ersten Artikels abgedruckt war, gekannt hat und daß er wußte oder wissen mußte, daß der abgedruckte Artikel eine Fortsetzung jenes Artikels war. Die bloße Bezeichnung als Fortsetzung eines früheren veröffentlichten Artikels kann jedenfalls den in §. 7b. bezeichneten Vorbehalt nicht ersetzen und man wird deshalb als Regel annehmen müssen, daß die Untersagung des Abdrucks an sich nur für die zusammenhängenden Mittheilungen wirksam ist, an deren Spitze der Abdruck untersagt ist." — Ob eine bestimmte Mittheilung als größere im Sinne des Gesetzes anzusehen ist, muß ebenfalls der thatsächlichen Beurtheilung des einzelnen Falles überlassen bleiben. Als Beispiel kleinerer Mittheilungen sind bei der Berathung des Gesetzes eine ganze Anzahl Nachrichten hervorgehoben worden, so kurze Untersuchungen, Theaterkritiken, Reiseskizzen 2c. (Daude, S. 22.) Je nach ihrem Umfange können diese kleineren Mittheilungen selbstverständlich auch zu größeren Mittheilungen werden, deren Abdruck alsdann durch den an ihre Spitze zu setzenden Vorbehalt verhindert werden kann. Dies gilt namentlich auch für Correspondenz- und Leitartikel von größerem Umfange. Im Uebrigen wird durch das Verbot des Abdrucks von novellistischen Erzeugnissen, wissenschaftlichen Ausarbeitungen und sonstigen größeren mit Vorbehalt veröffentlichten Mittheilungen aus Zeitschriften nicht etwa jede Benutzung solcher literarischer Producte zu neuen Arbeiten ausgeschlossen, es können solche Novellen vielmehr auch in größere wissenschaftliche Werke aufgenommen werden oder sonst in einzelnen Stellen oder Theilen anderweitig citirt werden. Denn was den Geist des Gesetzes anbetrifft, so ist es klar, daß dasselbe die Artikel in Zeitschriften nicht günstiger, sondern ungünstiger behandeln will, als die selbständig herausgegebenen Schriftwerke. Was daher diesen gegenüber als erlaubt gilt, muß mindestens auch hier erlaubt sein. (Fuchsberger, Suppl. VI, S. 80.) — Wenn nicht eine besondere Uebertragung stattgefunden hat, steht das literarische Eigenthum an geschützten Mittheilungen dem Verfasser, nicht dem Herausgeber oder Redacteur zu. Auch hat der Verfasser, falls nicht eine kürzere Frist verabredet war, binnen zwei Jahren wieder das Recht vollständig freier Verfügung über sein Werk. Alle übrigen Zeitungsartikel sind von dem Verbote ausgenommen, gleichviel ob sie thatsächliche Nachrichten oder Belehrungen zu praktischen Zwecken, Kritiken über Bücher oder kurze Notizen aus dem Gebiete der Wissenschaften enthalten. — Ob mehrere einzelne Artikel desselben Blattes abgedruckt werden dürfen, ist nicht positiv entschieden. Die Frage ist aber nach allgemeinen Grundsätzen dann zu verneinen, wenn ein solcher Abdruck den hauptsächlichsten Inhalt des Blattes umfaßt. Denn das Blatt als Ganzes ist sowohl gegen totalen, als auch, soweit §. 7b nicht entgegensteht, gegen partiellen Nachdruck geschützt. Es folgt dies namentlich daraus, daß in dem §. 7b des genannten Gesetzes ausdrücklich nur der Abdruck der einzelnen Artikel aus Zeitschriften und anderen Blättern freigegeben ist. Wenn daher eine Zeitschrift nicht blos einzelne Artikel, sondern den größten Theil des Inhalts einer anderen Zeitung regelmäßig ohne Genehmigung des Herausgebers nachdrucken würde, so würde die Klage wegen partiellen Nachdrucks durch §. 7b nicht ausgeschlossen sein. — „Uebersetzungen eines bereits veröffentlichten oder noch ungedruckten schutzberechtigten Schriftstückes sind, da sie sich als Erzeugniß einer individuellen Geistesthätigkeit darstellen, ebenso wie das Originalwerk gegen Nachdruck geschützt, wobei es nicht darauf ankommt, ob die Uebersetzung rechtmäßig d. h. mit Erlaubniß des Urhebers des Originalwerkes oder unrechtmäßig veranstaltet wird." (Daude S. 27.) Ob eine solche Uebersetzung in einer Zeitschrift oder sonstwo erscheint, ist für den Schutz an sich gleichgiltig. Natürlich sind die Uebersetzungen nicht geschützter Zeitungsartikel auch ihrerseits nicht geschützt.

In gleicher Weise wie die einzelnen Nachrichten des redactionellen Theiles sind, was den urheberrechtlichen Schutz anlangt, auch die des Inseratentheiles zu behandeln. Von der ursprünglich beabsichtigten Scheidung von redactionellem und Inseratentheil ist durchaus consequent Abstand genommen worden. Für die Ablehnung einer Unterscheidung war die Anschauung maßgebend, daß, was insbesondere die Anzeigen betrifft, dieselben nicht als das Resultat einer Autorenthätigkeit anzusehen und daher schon an sich nicht schutzberechtigt sein werden. Es sind Mittheilungen, welche darauf abzielen, eine äußere Thatsache zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, z. B. Todes-, Geburts-, Verlobungsanzeigen, Einladungen zu Verkäufen, Geschäftsempfehlungen, Stellengesuche u. s. w. Ihre ganze Bedeutung erschöpft sich in der Bekanntmachung einer Thatsache, wofür die sprachliche Abfassung nur das an sich bedeutungslose Mittel darstellt. Ihnen fehlt die Eigenschaft eines Schriftwerkes schon deshalb, weil ihnen jede sie von tausend anderen gleichartigen Machwerken abhebende und unterscheidende Individualität abgeht. Es wäre widersinnig gewesen, den einzelnen Artikeln einer Zeitung den urheberrechtlichen Schutz entziehen, den Bekanntmachungen im Annoncentheil ihn ertheilen zu wollen. Selbstverständlich blieb damit die Frage vollkommen dahingestellt, inwieweit ein anderweiter Schutz der Inserate geboten erschien. Fehlte ein solcher Schutz, wie es leider thatsächlich der Fall war, so war es nicht Sache des Urheberrechts, hier Abhilfe zu schaffen. Unzweifelhaft bedeutete das Fehlen des Rechtsschutzes des Inserats eine nicht minder schwere Lücke, wie der mangelnde Titelschutz. Das Annoncenwesen ist in der Neuzeit für das Bestehen der Zeitungen von enormer Bedeutung.

Alle großen politischen Zeitungen sind heute genöthigt, um die täglich sich mehrenden Kosten zur Beschaffung der Tagesneuigkeiten zu decken, dem redactionellen Theil einen Inseratentheil anzuhängen, und besitzen darin eine ergiebige und unentbehrliche Einnahmequelle. Im Gegensatz zum redactionellen Theil stehen beim Inseratentheil geschäftliche Interessen im Vordergrunde. Im Hinblick auf diese Entwickelung erschien auch hier ein Rechtsschutz gegen jeden durch Irreführung des Publicums hervorgerufenen Wettbewerb um Inserate ein unbedingtes Erforderniß des Verkehrslebens. Wir haben bereits oben bei Erörterung des Rechts an Zeitungstiteln gesehen, wie die deutsche Jurisprudenz in Ermangelung besonderer Bestimmungen vor der unlauteren Concurrenz die Waffen gestreckt hat und erst durch das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes eine durchgreifende Veränderung herbeigeführt ist. Gegen alle diejenigen unehrlichen Machinationen, die ein unlauteres Werben um fremde Kundschaft bezwecken, dem loyalen Verkehr die Früchte seiner redlichen Bemühungen entziehen und

für deren Urheber das Strafgesetzbuch leider in den meisten Fällen ein Hinterpförtchen offen läßt, ist damit ein weiterer civilrechtlicher und ein engerer strafrechtlicher Schutz gegeben. Das Gesetz richtet sich in erster Reihe gegen den Reclameschwindel §. 1 des Gesetzes. Als Gegenstände desselben werden u. A. genannt die Täuschung über die Beschaffenheit von Waaren. „Zur Beschaffenheit gehören, wie Lobe S. 56 im Anschluß an eine Entscheidung des Reichspatentamtes treffend hervorhebt, auch gewisse immaterielle Eigenschaften, z. B. bei einer Zeitung die Eigenschaft, daß sie einen bestimmten großen Leserkreis besitzt, viel gelesen wird. Die Anzahl der Abonnenten ist daher als Eigenschaft der Zeitung anzusehen und falsche Vorspiegelung hierüber unstatthaft. Denn die Eigenschaft einer Zeitung, viel gelesen zu werden, ist unter Umständen wichtig für die Entschließung, in ihr Annoncen zu veröffentlichen. Der Anschein, als werde die Zeitung in großem Maße zum Annonciren vom Publicum benutzt, kann unter Anderem auch schon dadurch hervorgerufen werden, daß aus anderen Zeitungen Annoncen nachgedruckt werden.“ Zweifellos liegt unlauterer Wettbewerb stets dann vor, wenn der Abdruck von Annoncen in größerem Umfange und insbesondere gewohnheitsmäßig geschieht. Auch die Aufnahme fingirter Annoncen stellt eine schwindelhafte Reclame dar. Die Klage gegen den Nachdrucker steht jeder Zeitung, nicht blos der unmittelbar geschädigten, zu, §. 1, Satz 2. Denkbar ist es übrigens auch, daß ein literarisches Erzeugniß zugleich als Geschäftsempfehlung dient, und in diesen Fällen ist auch ein Autorrecht anzuerkennen. (Gutachten Nr. 15. S. 111 ff. Wächter S. 58.) Schutzberechtigte Erzeugnisse im Sinne des G. vom 11. VI. 1870 sind ferner alle diejenigen Anzeigewerke, welche die Anzeige mit kritischen, historischen, literarischen und kunstgeschichtlichen Bemerkungen begleiten. Auch andere, namentlich akademische Ankündigungen können mit Beigabe von Abhandlungen erscheinen, welch' letztere sodann als Objecte des Autorrechts gelten müssen. Werden derartige Anzeigen in einer Zeitschrift veröffentlicht, so müssen sie zwar auf Grund ihrer Veröffentlichung als Artikel angesehen werden, können aber sehr wohl auf Grund ihrer Eigenschaft als eine der drei Ausnahmen urheberrechtlichen Schutz genießen.

Soweit ein urheberrechtlicher Schutz begründet ist, bleibt derselbe neben dem Rechtsschutze aus dem Gesetze über den unlauteren Wettbewerb bestehen. Es besteht alsdann ein doppelter Schutz, einmal der Schutz für das Geistesproduct als solches *und das* andere Mal für das Geistesproduct als Erwerbsmittel, ersterer verhindert den Eingriff in das geistige Eigenthum, letzterer die Erschleichung von Kundschaft. Beiden Gesichtspunkten ist vom Civilrichter Rechnung zu tragen. Bei strafrechtlicher Verfolgung ist unter thatsächlicher Feststellung der beiden ideell concurrirenden Delicte dasjenige, welches die schwerste Strafe bezw. Strafart androht, zu Grunde zu legen.

Meyerowitz.

Bücherbesprechungen.

— Die dritte Hauptversammlung der freien kirchlich-socialen Conferenz zu Berlin am 19. und 20. April 1898. Berlin 1898, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 1,50 ℳ. — Da man heutzutage auch von einem fleißigen Zeitungsleser nicht unbedingt verlangen kann, daß er sofort weiß, wohin er Etwas, was mit „social“ zusammengesetzt ist, zu thun habe, so wollen wir voraus bemerken, daß die hier genannte kirchlich-sociale Conferenz diejenigen Glieder der christlich-socialen Gemeinschaft umfaßt, die Stöcker treu geblieben sind. Er hat denn auch die hier mit abgedruckte Eröffnungspredigt über die Pfingstgemeinde als eine Gemeinde der Heiligen im kirchlichen und socialen Sinne gehalten und hat bei der Besprechung der beiden Verhandlungsgegenstände als vermittelnde und versöhnende Kraft gewirkt. Zuerst haben Pfarrer Tammann und Pfarrer Burkhardt über „Evangelisation und General-Synode“ Bericht erstattet mit Rücksicht auf die bekannte Erklärung der letzteren; der Eine will die Evangelisation beinahe ganz unabhängig von der Kirche, der Andere im thunlichsten Anschluß an sie getrieben sehen. Wichtiger als diese zweite Frage, scheint uns die erste zu sein, die, soviel wir sehen, von Niemandem berührt worden ist, woher man denn bei einer förmlichen Organisation der Sache die nöthigen Kräfte zu diesem Werke hernehmen will, zu dem nach unsern Erfahrungen von hundert Geistlichen noch nicht immer einer die unerläßliche besondere Befähigung besitzt. Ohne solche besondere Begabung würde ein zur Sache mehr oder weniger freiwillig herangezogener Arbeiter ohne allen Zweifel nichts als Verwirrung anrichten. Unter den Herren, die zur Sache gesprochen haben, scheinen allerdings mehrere zu sein, die in dieser Beziehung ein schönes Selbstgefühl besitzen. Ueber das zweite Thema „die sociale Arbeit als Seelsorge am Volke“ haben Professor v. Nathusius und Pastor Wyneken Bericht erstattet. Beide haben in ziemlicher Uebereinstimmung ausgesprochen, was die Lehre der Schrift und das besondere Bedürfniß des Volkes in dieser Beziehung fordert.

B. K.

— Sammlung christlicher Fest- und Schauspiele. 5. Heft. Paulus in Ephesus. Ein biblisches Drama von Guido Wächter, Archidiaconus in Annaberg. Annaberg i. Erzgeb. Verlag der Graser'schen Buchhandlung (Rich. Liesche) 1898. 47 S. — Biblische Stoffe dramatisch zu behandeln, begegnet nicht unberechtigten Bedenken. Die Gefahr liegt nahe, zu Gunsten theatralischer Wirkung den biblischen Inhalt zu verletzen, oder aber in Treue gegenüber der heiligen Geschichte die dramatische Gestaltung aus den Augen zu verlieren. Beidem ist der Verfasser glücklich aus dem Wege gegangen. Er wird der Apostelgeschichte gerecht und weiß sein Stück besonders im Anfang so lebensvoll und dramatisch wirksam zu machen, daß wir ihm gerne unseren Beifall aussprechen. Das alte griechisch-römische Heidenthum und das junge Christenthum in der Kraft der ersten Liebe, ausgestattet mit allen apostolischen Charismen, die damalige Welt in ihrem Verfall mit ihren Unsitten und Lastern und die anhebende Wiedergeburt der Menschheit durch den christlichen Geist — das Alles tritt in schroffen Gegensätzen, bezeichnenden Einzelheiten und immer neuen Bildern vor unser Auge. Eine andere Frage ist, ob nicht bei einfachem Apparat, für den das Stück gedacht ist, doch gerade sein Anfang einer Aufführung Schwierigkeiten bereiten würde. Vielleicht verläuft auch das Ganze noch zu wenig nach den Gesetzen der Steigerung; vielleicht ist das Stück zu früh abgebrochen. Warum Paulus nur in Ephesus? Die weitere Geschichte des Apostels bietet noch viele dramatische Momente. Wir möchten den Autor ermuthigen, weiter zu arbeiten und noch etwas Größeres, etwas Ganzes zu schaffen, für das sich dann auch die Spielmittel finden dürften. Das Stück ist „Drama“ genannt, wir würden diesen Titel nicht gewählt haben; ein eigentliches Drama ist das Stück *ja* nicht. Die ungereimten Jamben sind flüssig und bis *auf einige Kleinigkeiten* correct; nur einige kurze lyrische Stellen *sind beigegeben*. Im Ganzen können wir über seine Arbeit unsere Freude bekunden und begleiten sie mit besten Wünschen. D. K.

— König Milan und seine Mission in Serbien. Von Bresnitz von Sydacoff. 2. Auflage. Berlin und Leipzig, Friedr. Luckhardt (1898?). — Der Verfasser stimmt nicht in die ziemlich allgemeine Verurtheilung Milan's ein, berührt überhaupt nicht seinen Hang zum Spiel und seine sonstigen menschlichen Schwächen, glaubt vielmehr, daß er (Milan) der Mann sei, der mit den Radicalen völlig aufräumen und Serbien mächtig und groß machen werde. Der König Milan sitzt ja am Ruder, also — vederemo!

—tg—

— H. v. Soden, Reisebriefe aus Palästina. Berlin, Springer. 1898. — Der vornehmen Ausstattung des Büchleins entspricht der Inhalt voll und ganz. Verfasser hat mit den Augen des gründlichen Gelehrten und des evangelischen Christen geschaut. Man kann von einer modernen Reise nach Palästina nichts mit nach Hause bringen, als die Vorstellung eines Riesentrümmerfeldes und die Eindrücke der von der Legende erstickten geschichtlichen Ueberlieferung. Die Reisebriefe in ihrer vornehmen und doch warmen Anschaulichkeit geben bedeutende Winke, das heilige Land im großen Stile kennen zu lernen, nicht als ein fünftes Evangelium, wie einst Renan in seinem Leben Jesu sagte, aber als das merkwürdigste Land der ganzen Welt, geheiligt durch den ewigen Sohn Gottes, der dort einst wandelte. Die Schilderungen der Landschaft Galiläas erheben sich über Pierre Loti's berühmte Skizzen: sie sind wahr und schön. Wir empfehlen Soden's Büchlein den 7000 deutschen Reisenden, welche den Kaiser in Jerusalem begrüßen werden. J. J.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 113. Dienstag, den 27. September, Abends. 1898.

Geben und nehmen.

Wenn die heilige Schrift sagt: „Geben ist seliger denn nehmen“, und wenn sie dem leidenden Hiob die Worte in den Mund legt: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen“, so scheint es fast, als ob das Geben und das Nehmen in dem Sinne zusammengehörten, daß eins den schroffen Gegensatz zum andern, wenn nicht gar dessen völlige Aufhebung bezeichne. Allein im Grunde sind sie, und zwar auch hier, zwei einander ergänzende Gegenstücke, zwei verschiedene Seiten eines einzigen Thuns und Geschehens. Denn zur vollen Vorstellung des Gebens gehört auch das Merkmal, daß die Gabe vom Anderen angenommen wird, da es sonst beim bloßen „Bieten“ oder Darstrecken, Darreichen bleibt, so daß die Sprache mit Recht zwischen den Ausdrücken „einem die Hand bieten“ und „einem die Hand geben“ sorgfältig unterscheidet. Das Nehmen vollendet demnach das Bieten zum Geben, während auf der anderen Seite das Nehmen nicht nothwendig ein Geben voraussetzt. Zum Geben und Nehmen braucht man nach den ursprünglich damit verbundenen sinnlichen Vorstellungen die Hand, die daher zuweilen noch ausdrücklich genannt wird. Man giebt mit vollen Händen, giebt etwas von oder aus der Hand, wenn man die Gabe nicht gern darreicht und die Hand sich nur schwer zum Geben öffnen will. Ist man nicht völlig sicher, daß der andere das Dargebotene ergreift, so giebt man es ihm nur an die Hand. Wenn man aber Gaben empfängt, so nimmt man sie mit der Hand, nimmt sie an, auf, in die Hand, wohl auch vor und unter die Hand und ebenso zur Hand wie zu Handen. Häufig genug giebt man die Hand selbst zum Zeichen des Grußes, der Freundschaft, der Treue, man legt unter Handschlag ein Gelöbniß ab. Und in gleichem Sinne nimmt man die Hand, nimmt sie jedoch auch, um sie zu drücken oder sie zu küssen. Die Hand ist das Symbol der Person, und so weist das Geben und Nehmen der Hand darauf hin, daß man nicht nur Sachen, sondern auch Menschen giebt und nimmt. Ist doch die Eheschließung nichts als ein Geben und Nehmen. Die Braut wird dem Manne gegeben, d. h. dem Manne im Kreise der Verwandten von dem Aeltesten der Verwandtschaft an die Hand gegeben, so daß „eine Braut geben“ gleichbedeutend ist mit „Hochzeit halten“ und es daher im Heliand von der Hochzeit zu Kana heißt: „Man wollte eine Braut dort geben“. Dem Manne kommt das Nehmen zu, er nimmt sich ein Mädchen zum Weibe. Doch seit es nicht mehr Sitte ist, daß man die Frau wie eine Sache vergiebt, seit auch sie prüfend wählen darf, ist ihr das Nehmen in gleicher Weise wie dem Manne gestattet, sie nimmt sich jetzt einen Mann, und beide nehmen einander. Wie Sachen gab und nahm man in alter Zeit auch Sklaven und Kriegsgefangene, man gab sie frei und los. In unseren Tagen kann höchstens ein Lehrer seinem Schüler oder ein Meister seinem Lehrjungen einmal frei geben, während dem Nehmen von Personen ein größerer Spielraum verblieben ist, da man Menschen auf eine Reise mitnehmen, sie in sein Haus aufnehmen, sie in Dienst und Schutz, ja sie sogar in seine Arme nehmen darf. Aber im Allgemeinen ist jetzt das Geben und Nehmen ganz auf die Sachen eingeschränkt. Wie das Wort Gabe genugsam bezeugt, läßt sich nun lediglich von Geschenken behaupten, daß sie wirklich gegeben seien. Die Gaben Gottes, die Ehrengaben, die Weihnachtsgaben, die Gaben, mit denen man einst am Schlusse eines Mahles die Gäste beschenkte, sind im eigentlichen Sinne gegeben; denn sie sind kein Lohn für geleistete oder noch zu erwartende Dienste. Unter den Gaben der Menschen stehen die Ehrengaben obenan, zumal ja der Mensch sich selbst und Anderen nichts Höheres als die Ehre geben und dem Nächsten auch nichts Höheres als die Ehre nehmen kann. Man verleiht sie als Auszeichnung für verdienstvolle Thaten, als Siegespreise, man giebt sie eigentlich preis, und da die werthvollste unter ihnen nach altem Brauche „das Beste“ heißt, so giebt man diese im Besonderen zum Besten. Freilich muß man es vermeiden, sich selbst preiszugeben oder gar sich selbst zum Besten haben zu lassen, da dies der eigenen Ehre durchaus abträglich ist. Ganz anders noch als das Schenken tritt der Austausch von Waaren und Gütern, das Kaufen und Verkaufen, als ein Geben und Nehmen, besser als ein Ausgeben und Einnehmen an das Licht. Gegeben und genommen werden zunächst Münzen. Sie sind darum, wenn man sie überall als giltig ausgeben darf, gäng und gäbe, und sind den Empfängern, weil sie von diesen gern genommen werden, völlig genehm oder angenehm. Gegeben werden auch alle Waaren, weshalb der Käufer den Verkäufer wohl auffordert: „Geben Sie mir dies!“, weshalb auch der Verkäufer seine Kunden als seine Abnehmer bezeichnet. Von Schankwirthen heißt es, daß sie Bier ausgeben, nämlich aus dem Hause geben, welcher Thätigkeit in der alten Geschäftssprache ein „Ausnehmen“ entspricht. Muß ein Kaufmann für eine Waare einen hohen Preis fordern, so bedauert er wohl, sie nicht billiger geben zu können, während auf der anderen Seite der Käufer ebenso fest versichert, daß er nicht im Stande sei, die Waare für den geforderten Preis in Kauf zu nehmen. Wenn man auf dem Gebiete des Geld- und Waarenaustausches für das Gegebene Nichts entgegennehmen darf oder doch kein unmittelbar sichtbares Entgelt empfängt, so schwindet die Begeisterung für das Geben gar rasch. Man sieht es an den Steuern oder Abgaben, die Niemand gerne giebt. Leichter und reichlicher als Geld giebt man Worte; alles Reden und Hören ist ein Geben und Nehmen. Kann man mit Geld allein nicht zum Ziele kommen, so giebt man noch gute Worte; wird man gefragt, so giebt man Antwort; verlangt man von uns eine Bürgschaft, so geben wir unser Wort; will Jemand in einer Versammlung sprechen, so giebt man ihm das Wort; trägt man seinen Wahlzettel zur Wahlurne, so giebt man einem Candidaten seine Stimme; nimmt Jemand von uns Abschied, so geben wir ihm unseren Segen. Ueberaus mannigfaltig ist der Inhalt, den man in der Hülle des Wortes Anderen geben kann. Man giebt Bescheid und Auskunft, giebt Trost und Rath, Anleitung, Lehre und Unterricht, Stunden und Lectionen und in den Stunden Mathematik oder Geschichte u. dergl., giebt vor Gericht seinen Namen und seine Aussagen zu Protokoll, giebt im Gespräche Andeutungen, giebt dem Anderen etwas anzuhören oder zu verstehen, d. h. giebt es seinem Verständniß hin. Die Formen dieses Gebens in Worten sind ebenfalls sehr verschien. Man kann etwas gut, schlecht, klar, unklar, kurz und bündig geben, etwas Französisches deutsch und zwar entweder frei oder Wort für Wort wiedergeben. Nur darf man nichts zweideutig geben, da sonst der Hörer oder Leser nicht weiß, wie er die Worte nehmen soll. Dem Geben mit dem Munde entspricht nämlich ein Nehmen mit dem Ohre. Was der Andere sagt, vernehmen wir; haben wir doch ein besonderes Vermögen zum Vernehmen, die Vernunft. Was uns besonders werthvoll erscheint, das nehmen wir uns zu Herzen und zu Gemüthe, was uns gleichgiltig läßt, nehmen wir uns nicht an, wir nehmen also Vieles gut auf, Anderes nehmen wir übel (auf). Wenn aber Jemand verleumderische Worte gegen uns richtet, so zwingen wir ihn, sie zurückzunehmen, und thut er es nicht, so werden wir ihn vor Gericht beim Worte nehmen. Ebenso weisen wir alle unanständigen Worte zurück, da man sie ja überhaupt nicht in den Mund nimmt. Mit diesen Einschränkungen ausgesprochen, gilt

der Satz, daß wir als hörende Nehmer immer bereitwillig auf die Absichten des Gebers eingehen. Wir nehmen Rath und Lehre an, nehmen Unterricht und Stunden, nehmen von dem, was uns mitgetheilt wird, Kenntniß, nehmen als Protokollanten alles Wichtige, was wir vernehmen, zu Protokoll. Da Worte vergänglich sind, so verläßt man sich jedoch in der Regel nicht fest auf ein mündlich gegebenes Versprechen, man läßt es sich vielmehr schriftlich geben. Wie die Rede ist selbstverständlich auch das Schreiben im Dienste der Gedankenmittheilung ein Geben. Wir setzen darum in jeden Brief ein „Datum", ein „gegeben", sagen von einem Schriftsteller, daß er ein Buch herausgegeben habe, und nennen einen Bericht an eine Behörde eine Eingabe. Aber was läßt sich neben Geld, Waaren und Worten nicht sonst noch Alles geben und nehmen! Die Objecte, die sich zu Gaben eignen, sind schier unzählig. Der Soldat giebt Feuer, nämlich nach alter Vorstellung dem Pulver auf der Pfanne mit der glimmenden Lunte und nimmt dabei den Feind auf's Korn, d. h. auf das Richtkorn der Flinte. Ein schweres Gewicht, in eine Wagschale gelegt, giebt dem Wagebalken nach der Ausdrucksweise der Alten einen Ausschlag, woher es sich erklärt, daß jetzt alles Schwere und Bedeutende ausschlaggebend wirkt. Wenn der Ritter dem Feinde die Lanze entgegenwarf, so gab er ihr, indem er sie aus seiner Hand entließ, freien Lauf, „Laß" oder Anlaß, während wir heute in allen möglichen Lagen des Lebens Anlaß geben und nehmen. Ferner geben und nehmen wir häufig Gelegenheit, geben einem Verdachte Raum und einem Wunsche statt, geben einem Menschen den Laufpaß, geben ihm bei einer schwierigen Entscheidung Bedenkzeit, geben ihm bei einem Unfall die Schuld und, haben wir ihn beleidigt, Genugthuung. Auf der anderen Seite nehmen wir Platz, oder einen Weg, nehmen wir auch Bedenkzeit und nehmen wir im öffentlichen Leben Partei. Ist unsere Aufmerksamkeit ganz einem Gegenstande zugewandt, so geben wir Acht oder Achtung, sind wir aber dabei selbst Gegenstand der Beobachtung, so nehmen wir uns in Acht. Stellen wir alle unsere Kräfte in den Dienst einer Arbeit, so geben wir uns Mühe, wiewohl es uns Niemand verwehrt, wenn wir uns in solchen Fällen die Mühe nehmen wollen. In der Gefahr nehmen wir uns ein Herz, und wenn wir Mitleid fühlen, nehmen wir am Unglück des Nächsten Theil. Sogar die Gegner im Kampfe glauben einander in den Schlägen und Wunden Gaben zu geben. Bei den Alten sprach der Besiegte zum Sieger: „Du hast gewonnen", er mußte sich dem Sieger „gewonnen geben", sich selbst also verloren geben, in welche Lage er sicher kam, wenn er sich im Kampfe bloß gab, eine ungedeckte Stelle dem Gegner zum Hiebe oder Stiche darbot. In der Regel gab sich der Besiegte nach dem Kampfe dem Sieger gefangen, der ihn dann auch gefangen- oder festnahm, mindestens aber gab er sich zufrieden, bot sich dem Sieger mit der gestreckten Hand zu „Frieden und Vertrag" an. Wollte er jedoch mit seiner Person dem Sieger unter allen Umständen nicht in die Hände fallen, dann blieb ihm nichts Anderes übrig, als für die Schwerthiebe des Siegers auf der Flucht mit den Fersen Zahlung zu leisten, also Fersengeld zu geben oder Reißaus zu nehmen und zu einem mächtigen Beschützer seine Zuflucht zu nehmen. In manchen Bildungen scheint der Sprachgebrauch anzudeuten, daß es nach der Absicht des Gebers sehr verschiedene Arten und Grade des Gebens giebt. Wenn der Kartenspieler in der Gedankenlosigkeit eine falsche Karte giebt, so hat er sich vergeben. Wenn wir aber aus innerem Triebe etwas hingeben, es mit Bewußtsein aufgeben und gern darauf verzichten, so bezeichnen wir dies auch als ein Vergeben. Was so beschaffen ist, daß man es leicht hingeben kann, ist im eigentlichen Sinne vergeblich, keiner Vergeltung werth, erfolglos, ebenso wie vergebens. Haben die Gaben nicht nur keinen Werth, sondern sogar die Eigenschaft, daß sie dem Empfänger an Leib und Leben schaden, so werden sie als Gifte von der Sprache ausgezeichnet, worunter jedoch die Mitgift der Braut nicht eingeschlossen ist, obwohl sie allgemein auch als etwas Ausgezeichnetes gilt. Und wer derartige Gaben verabreicht, der giebt nicht, sondern vergiftet. Aber im Grunde ist vergiften und vergeben ein Wort, so daß Schleiermacher in einem seiner Räthsel mit Recht sagt:

Himmlische Tugend,
Scheußlicher Mord,
Fehler im Kartenspiel,
Alles ein Wort.

Wenn man eine Sache aufgiebt, so giebt man sie dem Empfänger auf die Hand und entledigt sich ihrer auf diese Weise. Läßt sich die Gabe nicht in die Hand legen, so giebt man an ihrer Stelle ein Symbol, oder der Empfänger legt seine Hand auf den Erwerb, zum Zeichen der Besitzergreifung. Er hat dann die Ober- oder die Ueberhand, und wenn nun etwas Herr über die umgebenden Verhältnisse wird, so nimmt es infolge dessen überhand. Wenn man eine Gabe giebt, so muß man sie zum Empfänger hin bewegen, muß sie hingeben, und wenn man sich selbst als Gabe darbringt, so begiebt man sich. Aber freilich mit dem Geben ist es uns dabei nicht ernst, wir denken nur noch an die äußere Bewegung. Da nun auch todte Dinge sich bewegen, so sagt man auch von ihnen, namentlich aber von Ereignissen, die sich gewissermaßen in der Zeit bewegen, daß sie sich begeben. So giebt es denn in der Welt unzählige Begebenheiten, und der Erzähler hebt seine Geschichte gern mit den Worten an: „Es begab sich einmal". Aber die Bewegung kann auch einem Nehmen gleichen. Sagt doch ein altes Lied von einem Helden, der aus dem Heere heraustrat: „ûz dem here er sich nam". Wenn sich Jemand auf diese Weise ausnimmt, sich zum Gegenstand der öffentlichen Beobachtung macht, sich kehrt und wendet, um sich von allen Seiten zu zeigen, dann benimmt er sich oder beträgt er sich. Wie schon erwähnt, kann auch die todte Außenwelt geben und nehmen. Felder und Wälder geben uns Ausbeute an Pflanzen und Thieren, und je mehr sie geben, desto ergiebiger sind sie. Küche und Keller geben Speisen und Getränke, diese aber geben uns Kraft. Namentlich das Hervorgehen der Wirkung aus der Ursache erscheint uns in der Regel als ein Geben. Die Glocke giebt einen Klang, die Berge geben ein Echo wieder, und bei einem Wortwechsel giebt bekanntlich ein Wort das andere. Ein Stück Tuch giebt einen schönen Anzug, und in ähnlichem Sinne sagt man wohl auch von Personen, sie gäben etwas, einen Grafen, einen Geistlichen und dergleichen, wobei man stets die Beobachtung machen kann, daß Jemand für das genommen wird, wofür er sich giebt. Vielfach stellen wir gar nicht genauer fest, woher das stammt, was uns gegeben ist, wir führen es auf die uns umgebenden Verhältnisse zurück und bezeichnen diese mit einem unbestimmten „es". „Es giebt" daher Städte und Dörfer, Berge und Flüsse, Thiere und Pflanzen u. s. w. Auch fragen wir wohl, was es zu essen gebe, ob es heute noch ein Gewitter gebe, und bei einem Straßenlärm ganz allgemein, was es gebe. Dem wissenschaftlich denkenden Manne erscheint alles das, was von seinem Denken unabhängig ist, als gegeben, und namentlich die Philosophen beschäftigen sich eifrig mit dem Gegebenen, wobei indessen in den Annahmen das Nehmen oft über Gebühr zu Geltung kommt. Hinter dem Geben in der wissenschaftlichen Schulsprache steht als Geber der Lehrer, er giebt das Thema, er stellt die Aufgaben, er giebt in der Mathematik Voraussetzungen und bezeichnet sie als das Gegebene. Aber hinter dem Gegebenen im höchsten Sinne denkt man sich die Natur, das Schicksal, Gott als Geber. Wer die Gabe zu reden hat, der hat sie von der Natur, und wem etwas nicht gegeben ist, dem ist es von der Natur versagt. Gott giebt wie ein Richter Gesetz, Ordnung und Recht, er ist die höchste, die maßgebende Gewalt. Da von ihm alle guten Gaben stammen, so begleitet ein „Gott gebe!" gar häufig unsere Wünsche. Doch Manches auch nimmt er uns, wie wir an Hiob sehen. Zuletzt aber nimmt er uns selbst hinweg von dieser Erde und nimmt uns auf in das Reich seiner Herrlichkeit. E. G.

Bücherbesprechungen.

— **Christenthums Ende.** Von **Friedrich Ronnemann.** Hann. Münden, Reinhold Werther 1898. 2 ℳ 70 ₰. — Vor sechs Jahren hat der Verfasser ein Schriftchen „Moderne Laiengedanken über Religion und Verwandtes" herausgegeben, in dem eine anerkennenswerthe kritische Kraft gegenüber dem landläufigen Geschwätz über religiöse Dinge zu Tage trat. Wie weit aber der Weg ist von der richtigen Erkenntniß der Schäden und Verkehrtheiten zu brauchbaren Vorschlägen, wie bessere Zustände herbeizuführen seien, das konnte man damals schon wahrnehmen. Die jetzt vorliegende Schrift bringt nun ausgesprochenermaßen solche Vorschläge, aber sie zeigt uns nur, daß dem Verfasser der Weg immer noch zu weit war. Die Kritik des Bestehenden wiegt bei Weitem vor, und die Aufzeigung dessen, was kommen soll, ist dürftig genug. Der etwas wunderliche Titel

soll besagen, daß das Christenthum nach Vieler Meinung bei seinem Ende angekommen sei oder demnächst ankommen müsse, in Wahrheit aber das Ende seiner Entwickelung in neuem, schönem Aufleben seines Bekennens finden werde. Um das zu beweisen, läßt der Verfasser drei Freunde, einen ehrlichen Zweifler, einen Gewohnheitschristen und einen ernstlich gläubigen Christen, die hauptsächlichsten religiösen und sittlichen Fragen durchsprechen. Diese Gespräche, deren Hauptmangel sich beständig fühlbar macht, daß die Gedanken eines Kopfes scheinbar ihren Ausgang aus drei Köpfen nehmen, sind trotzdem nicht ungeschickt durchgeführt: im Allgemeinen findet man das, was von den bezeichneten Seiten im Einzelfalle würde vorgebracht werden, gut und klar ausgesprochen. Und überhaupt fehlt es nicht an treffenden Beobachtungen über die öffentlichen Zustände und an überraschenden, aber kaum zu widerlegenden Schlußfolgerungen. Aber das Ende? Das herzliche, gläubig-sehnsüchtige Bekenntniß zu Jesus, dem Retter und Seligmacher, das wird in unverwüstlicher Kraft den Sieg behalten. Das glaubt jeder rechte Christ, das wird auch fortwährend gepredigt in der Christenheit. Aber was soll die Versicherung dieser unleugbaren Wahrheit, wenn sie sich in einer Art von Gegensatz bewegt zu jedem festen Kirchenthum und ausgeprägten Bekenntniß? Dann schafft sie im besten Falle vereinzelte gute Christen, die in ihrer Vereinsamung der Gesammtheit nicht helfen können, oder aber Sectirer, an denen leider kein Mangel ist. B. K.

— **Concordia oder die Bekenntnißschriften der evangelisch-lutherischen Kirche.** Stereotyp-Ausgabe. Elfte Auflage. Basel, P. Kober, C. F. Spittler's Nachfolger. 1898. — Mit der Angabe dieses Titels und der betreffenden Auflage hätten wir eigentlich unsere Pflicht der Anzeige erfüllt, denn wer sich die Bekenntnißschriften unserer Kirche kaufen will, der weiß auch, welche es sind, und was er damit in die Hand bekommt. Höchstens könnte es sich noch darum handeln, bei solchen Lesern, die daran noch nie gedacht haben, die Lust dazu zu erwecken; denn es haben beispielsweise viele Menschen, die von Bekenntnißzwang und Aehnlichem zu reden wissen, noch nicht einmal Luther's großen Katechismus je zu sehen bekommen, geschweige denn die viel geschmähte Concordienformel. Ihnen möchten wir gern dazu verhelfen, solche bedenkliche Lücken in der allgemeinen Bildung auszufüllen, und möchten ihnen deshalb gern auch sagen, was diese neue Ausgabe der Bekenntnißschriften kostet, haben aber darüber keine Nachricht empfangen. Jedenfalls ist der Preis ein sehr mäßiger, da es sich ja nur um einen Stereotyp-Druck handelt. Trotzdem haben die Herausgeber die geringeren Druckfehler der früheren Ausgaben in den Platten berichtigt und haben dann noch zu 14 Stellen, wo meist mehrere Worte ausgelassen waren oder sonst längere Berichtigungen sich nöthig machten, diese Zufügungen in einem Verzeichniß zusammengestellt. Der Leser kann also jetzt ziemlich sicher sein, einen nach den besten gelehrten Ausgaben richtig gestellten deutschen Text unserer Bekenntnißschriften in die Hand zu bekommen. B. K.

— **Beiträge zur Verständigung über Begriff und Wesen der sittlich-religiösen Erfahrung.** Von C. Petran, Prediger an der Diaconissenanstalt Bethanien zu Breslau. Verlag von C. Bertelsmann. Gütersloh 1898. 359 S. 5,40 ℳ. Geb. 6 ℳ. — Die sogenannte christliche Erfahrung ist je und je als werthvoller Wahrheitserweis betrachtet worden. Es ist für das Christenleben von großer Wichtigkeit, daß historische Ueberlieferung und inneres Erfassen der Offenbarung, daß äußere Geschehnisse und innere Erfahrungen Hand in Hand gehen. Auch unsere Erlebnisse hängen mit der Ausbildung unseres inneren Wesens auf's Engste zusammen. Als Tholuck, noch ein junger Docent, von Berlin nach Halle ging, gab ihm Schleiermacher das Abschiedswort mit: „Wenn sich Ihnen Schwierigkeiten in den Weg stellen, dann nehmen Sie jedesmal an, daß Gott Sie erinnern will, eine Gabe, die in Ihnen noch verborgen liegt, zu wecken.“ Der Verfasser schreibt der sittlich-religiösen Erfahrung eine hohe Bedeutung zu, wenn er auch nüchtern genug ist, nicht für alle objective Heilswahrheit eine subjective Erfahrung derselben zu fordern und diese zum alleinigen Princip christlicher Erkenntniß zu machen. Jedenfalls ist der Satz in J. T. Beck, Glaubenslehre: „Jeder Glaube ohne erfahrungsmäßiges Wissen ist Aberglaube“ recht beachtenswerth. Aus einem Conferenzvortrage, der eine anregende Discussion hervorrief und lebhaft für den Druck begehrt wurde, ist dem Verfasser obige Schrift erwachsen, aber seine vorliegenden Beiträge über Begriff und Wesen der christlichen Erfahrung dürften nicht blos den Liegnitzer Conferenzmitgliedern, sondern auch weiteren Kreisen willkommen sein. Er beherrscht die einschlägige theologische Literatur, besonders die neuere. Dorner und Köstlin, Lipsius u. A., besonders Frank's „christliche Gewißheit“ werden wie Luther's und Melanchthon's Aeußerungen über die christliche innere Erfahrung gewürdigt und verwerthet. Daß die Lutherischen Dogmatiker in Behandlung dieser Innenseite des christlichen Denkens und Lebens zurückstehen, ist zwar richtig, doch darf nicht vergessen werden, daß sie Manches, was hier in Betracht kommt, unter den Begriff „inneres Zeugniß des heiligen Geistes“ gestellt haben. Wenn der Verfasser in seinem Vorwort meint, der Fachmann werde vielleicht Lücken finden, so hätten wir allerdings eine größere Berücksichtigung des Pietismus gewünscht; schrieb doch Gottfried Arnold, man mag über ihn denken, wie man will, geradezu eine „theologia experimentalis“. Auch hätte der Verfasser neben der Wiedergabe Anderer wohl noch mehr Eigenes bieten können, was seine verdienstvolle Arbeit gewiß noch werthvoller gemacht haben würde. D. K.

— **Die Zukunft der Türkei.** Ein Beitrag zur Lösung der orientalischen Frage. Von Dr. Mohamed Emin Efendi (pseudonym). 2. Auflage. Berlin und Leipzig, Fr. Luckhardt, 1898. — Eine Schrift, die, wenigstens in der Tendenz, an die ebenfalls kürzlich in diesen Blättern besprochene Schrift: Türke, wehre dich! erinnert. Der Verfasser möchte die in der Türkei wohnenden Christen, namentlich auch die Armenier, soweit möglich, hinauscomplimentiren und den Türken besonders in Kleinasien ein einheitliches Gebiet schaffen. In diesem Falle hofft der Verfasser auf eine Wiederherstellung des „kranken Mannes“. —tg—

— **Elisabeth, Königin von Rumänien (Carmen Sylva).** Von Dr. Benno Diederich. Mit 18 Abbildungen. (Biographische Volksbücher Nr. 28—31.) Leipzig, R. Voigtländer's Verlag, 1898. Preis geheftet 1 ℳ, gebunden 1 ℳ 25 ₰. — Das vorliegende Lebensbild der bekannten Dichterin auf dem Throne bildet das achte Bändchen der im Verlag von Robert Voigtländer in Leipzig erscheinenden Sammlung volksthümlicher Biographien. Der kindliche Ton, der für die Darstellung gewählt ist, entspricht dem Gegenstande. Denn das Duftigste und Poetischeste, was Carmen Sylva je geschrieben hat, sind unstreitig ihre Märchen. Für diese Literaturgattung befähigte sie besonders ihre scharf ausgeprägte Neigung zum Geheimnißvollen und Tiefsinnigen; ein Erbe von ihrem Vater, dem Fürsten Hermann zu Wied. Und das eigene Leben, zumal der harte Schlag, der sie mit dem Verluste des einzigen Töchterchens traf, hat diesen Zug noch mehr vertieft. Es ist ein ungemein wohlthuendes Bild edelster Menschlichkeit und vornehmster Herzensbildung, das dieses Büchlein uns entwirft. Eine Anzahl Bildnisse der Heldin aus verschiedenen Lebensaltern, ferner ihres Gemahls, des Königs Karl von Rumänien, sowie der Lieblingsschlösser der Dichterin dienen dem Bändchen zu angemessenem Schmucke. Wer je aus Carmen Sylva's Werken — sie schrieb außer den Märchen mehrere Romane und Sammlungen von Liedern — einen Hauch ihres Wesens verspürt hat, der wird dem Biographen Dank wissen, daß er mit so liebevoller Wärme und Hingebung den Entwickelungsgang der königlichen Dichterin vor uns aufrollt. Namentlich jugendliche Leserinnen werden nicht ohne die innigste Herzenstheilnahme der fesselnden Erzählung folgen. Das schlichte Heft ist aber auch zu einer vorläufigen Einführung in das bedeutsame dichterische Schaffen Carmen Sylva's wohl geeignet und wird neben den drei bereits vorhandenen umfänglicheren Biographien von Mite Kremnitz, Natalie v. Stackelberg, Schmitz seinen Platz mit Ehren behaupten. R. B.

— Dr. H. Stoy: **Karl Volkmar Stoy's kleinere Schriften und Aufsätze.** 1. Band mit dem Bildniß K. V. Stoy's. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1898. 408 Seiten. — Es ist das unbestreitbare Verdienst K. V. Stoy's, die pädagogischen Gedanken Herbart's auf ihre praktische Durchführbarkeit sorgfältig geprüft und das, was werthvoll und für den wahren Fortschritt in der Jugenderziehung von Bedeutung war, auch in seinem berühmten Institut in Jena ausgestaltet zu haben. Stoy ist nicht Systematiker im strengen Sinne des Wortes, aber Praktiker von hervorragendem Geschick und von einer Begeisterung für die gesammte Arbeit der Schule, die ihm ebenso begeisterte Jünger und Nachahmer erziehen mußte und wirklich erzogen hat. Für diese werden die vorliegenden kleineren Schriften und Aufsätze besonders interessant sein. Dieselben enthalten im 1. Theile aus Stoy's pädagogischen Bekenntnissen das 1. bis 9. Stück aus der Zeit von 1844 bis 1860. Der

2. Theil umfaßt Vorträge, Thesen u. s. w. über die philosophische Pädagogik und zwar über die pädagogischen Hilfswissenschaften und über die philosophische Pädagogik im Allgemeinen, die pädagogische Polizei und Didaktik. Ueberall verräth sich der lebhafte, vielseitig gebildete, von der Jugenderziehung ganz erfüllte Geist des Verfassers, der alle Zeiterscheinungen nach ihrer pädagogischen Bedeutung prüft und aus ihnen immer neue Gesichtspunkte für die Arbeit der Schule zu gewinnen sucht. Wir können das gut ausgestattete und mit einem vorzüglichen Bildniß Stoy's geschmückte Buch allen Freunden der neueren Pädagogik mit bestem Gewissen empfehlen. E.

— Stabsarzt und Feldprediger. Eine Erinnerung aus dem Kriege. Autorisirte Uebersetzung von Mathilde Mann. Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa, 1898. Preis gebunden 2 ℳ 50 ₰. — Es giebt Leute, die von Natur so unglückselig angelegt zu sein scheinen, daß sie aus jeder Blume, die an ihrem Pfade sprießt, das Gift saugen müssen und an keiner Frucht sich erquicken können, ohne einen Wurm darin zu finden. Solch ein armer Mensch ist der Stabsarzt Hansen, der Held dieses Buches. Kein sehr erfreulicher Gegenstand, wird man sich sagen. Diesen Gedanken bestätigt der erste Theil des Büchleins. Aber schon hier wird das Peinliche des Stoffes wirksam gemildert durch den Ton der Schilderung. Denn der das Wort führt, ist der treue Freund des verbitterten Doctors, der wackere Feldprediger. Was echte Freundschaft für solch einen bemitleidenswerthen Mann bedeutet, das tritt mit wohlthuender Wärme uns entgegen. Und als dann ein braves, aufrichtig frommes und demüthig bescheidenes Weib dem grilligen Selbstpeiniger zur Seite tritt und ihm die finsteren Falten mit linder Hand glättet, da scheint das wahre Glück endlich auch bei ihm Einkehr zu halten. Leider ist es nicht von langer Dauer. Der grausame Tod rafft die Genossin ihm aus den Armen. Wie der Verlassene sich seitdem unablässig peinigt mit der verzehrenden Sorge, ob es wohl nach dem Letzten hier auf Erden ein Drüben gebe, wo er mit seiner Marie wieder vereinigt werden würde, und wie er mitten aus den nagenden und quälenden Zweifeln durch eine mitleidige Kugel auf dem Felde der Ehre hinweggenommen wird, das ist der Inhalt des zweiten Theiles. Es ist ein ernsthaftes Buch, und nur ernsthafte Leser wird es fesseln. Solche aber können an manch köstlichem Worte darin sich erbauen und werden dem bangen Ringen des von Zweifeln zerrissenen Herzens ihre Theilnahme nicht versagen. Wohl Dem, in dessen Seele das Wort von der Gnade in Christo Jesu sicher Wurzel geschlagen hat, das allein den Sieg verbürgt in dem heißen Kampfe wider die Mächte der Finsterniß im eigenen Busen und das allein eine feste Brücke schlägt vom Tode zum Leben! Mit diesem Gedanken legen wir das Buch aus der Hand. Die Uebersetzerin hat wohl daran gethan, daß sie das Buch der deutschen Leserwelt zugänglich gemacht hat. Möchte ihm in christlichen Häusern eine freundliche Aufnahme zu Theil werden! Es ist ihrer werth. R. B.

— Baumgärtel, Hermann: Kurze Geschichte von Bautzen. Für reifere Schüler bearbeitet. Bautzen, E. M. Monse (in Commission der Weller'schen Buchhandlung), 1898. 47 S.; 8°. — Das Büchlein ist „auf Anregen mehrerer Schulmänner“ geschrieben. Es soll den Schülern Gelegenheit geben, das im Unterrichte Gehörte zu wiederholen. Danach wird — das ist zunächst durchaus nicht zu tadeln — in Bautzen sehr stark Heimathkunde getrieben; im Interesse der Bautzner Schuljugend aber wollen wir annehmen, daß dieser Betrieb anregender gestaltet wird, als der Baumgärtel'sche Abriß zu verrathen scheint. Das Heft entspricht genau den Anforderungen, die man an ein besseres annalistisch abgefaßtes Werk des Mittelalters zu stellen gewöhnt ist, vielleicht auch noch den einer leidlichen Chronik. Innerhalb dieses beschränkten Rahmens leistet es Anerkennenswerthes; höhere Ansprüche müssen von vornherein zurückgestellt werden. Führerähnlich ist der Anhang gestaltet, der einzelne Gebäude der Stadt Bautzen einer ausführlichen Besprechung unterzieht. Ueberhaupt will mir scheinen, daß Einheimische, die einmal die Geschichte ihrer Heimath näher kennen lernen wollen, und fremde Gäste, die sich für die alte Sechsstadt interessiren, mehr Belehrung aus dem Werkchen ziehen werden, als gerade die hochwohllöblichen „reiferen Schüler“ Bautzens. — Eine Kleinigkeit ist mir aufgefallen: König Ladislaus, der 1455 die Erlaubniß ertheilt hat, alljährlich einen Jahrmarkt abzuhalten, heißt meines Wissens nicht posthumanus, sondern Postumus. Und den Verräther Peter Preischwitz hätte ich nicht gerade fett gedruckt; das evangelischen Seminar (auf S. 41) hätte diese Auszeichnung mindestens ebenso verdient. Ht.

— Max Eckert, Neuer methodischer Schulatlas. 60 Karten, 10 astronomische Darstellungen und 8 Bilder auf 32 Seiten. Leipzig 1898. Verlag von Grasmay & Co. Preis broschirt 50 Pf., gut cartonnirt 80 Pf. — An Schulatlanten für die Volksschule und die verschiedenen Unterrichtsstufen der höheren Lehranstalten ist wahrlich kein Mangel. Der Wettbewerb ist auch auf diesem Gebiete seit etwa zwei Jahrzehnten ein sehr reger gewesen und hat besonders in den letzten Jahren manche erfreuliche Leistung hervorgebracht. Wir können daher dem Herausgeber des vorliegenden neuen methodischen Schulatlas nicht beipflichten, wenn er im Begleitworte zu seinem Werke sagt, daß es einen preiswerthen guten Volksschulatlas bis jetzt noch nicht gebe. Das ist ohne Zweifel ein hartes Wort angesichts der außerordentlichen Fortschritte, die durch hervorragende geographische Anstalten in neuester Zeit auf dem Gebiete der Kartographie überhaupt und insbesondere der Schulkartographie erzielt worden sind. Daß es auch hier noch Manches zu bessern und zu vervollkommnen giebt, wer wollte das leugnen? Der Herausgeber des neuen Atlas, dem mehrjährige an Volks- und höheren Schulen gesammelte Erfahrungen zur Seite stehen, hat seiner Zeit auf der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu Breslau seine Gedanken über Reform der Volksschulatlanten dargelegt und neuerdings durch seinen Schulatlas ins Praktische übertragen. Schon eine oberflächliche Betrachtung dieses Kartenwerkes zeigt, daß man es hier mit einer für den Unterricht nutzbringenden Arbeit zu thun hat, worin frühere treffliche Arbeiten Anderer mit Erfolg verwerthet sind. Der behandelte Stoff ist mit Verständniß ausgewählt und geschickt gruppirt, die Zeichnung ist deutlich, der Farbenton allenthalben kräftig und wohlthuend, die Schrift überall gut lesbar — Vorzüge die man vereint nicht in vielen anderen Schulatlanten finden dürfte. Auf den physikalischen Karten ist der Terrainzeichnung große Sorgfalt gewidmet worden; nur hätte hier und da die dunkelste Farbe etwas weniger stark aufgetragen werden sollen. Der Herausgeber ist der Meinung, daß in jedem Volksschulatlas mindestens die erste der drei wichtigsten Meerestiefen, die von 0—200 Meter enthalten sein müsse, weil ohne diese ein richtiges Verständniß von dem Aufbau der Landmassen nicht gewonnen werden könne, und hat außer dieser ersten Tiefe auch die Meerestiefen von 200—2000 und über 2000 Meter veranschaulicht. Eine Neuerung ist es, wenigstens in einem Schulatlas, daß die Farbe bei den Ortszeichen ausgespart ist, so daß diese als schwarz umränderte weiße Kreisflächen erscheinen, wodurch die betreffende Karte an Uebersichtlichkeit gewinnt. Uebrigens ist dieses Verfahren nur auf einigen Karten gleichmäßig durchgeführt worden. Daß mehrere Länder auf einer Karte zusammengefaßt werden, ist nichts Neues; daß es bisher in den Schulatlanten an einer Gesammtkarte der Mittelmeerländer gefehlt habe, mag richtig sein. Unseres Erachtens ist aber eine solche Karte nicht gerade von besonderer Wichtigkeit, da die Lage der betreffenden Länder zu einander, worauf es dabei wohl am meisten ankommt, auf der Karte von Europa hinlänglich zu ersehen ist. Daß auch die Hauptverkehrswege eingezeichnet sind, ist nur zu billigen. Bei dem ungeheuren Wachsthum des Eisenbahnnetzes ist aber sorgfältig darauf Bedacht zu nehmen, daß bei einer Auswahl immer das Richtige getroffen werde. Beiläufig sei hierzu bemerkt, daß auf der Doppelkarte S. 10—11 die Eisenbahnlinie zwischen Florenz und Pisa, zweifellos eine Hauptlinie, nicht angegeben ist, während sie sich auf S. 20 findet. Was die auf der letzten Seite in Buntdruck ausgeführten „wichtigen geographischen Landschaftsbilder“ angeht, so hat man solche schon in anderen Atlanten und geographischen Lehrbüchern und zwar zum Theil in feinerer Darstellung gesehen. Daß man bei schärferer Prüfung des Atlas einzelne Mängel und Versehen entdeckt, ist wohl begreiflich. Es mag hier nur auf den Luganer See hingewiesen werden, der durch einen Fehler in der Zeichnung um ein Beträchtliches an seinem Umfange eingebüßt hat. Eine nicht zu unterschätzende Aeußerlichkeit ist es, daß der Atlas bei der Benutzung nicht gedreht zu werden braucht. Der Preis des neuen Kartenwerkes ist als ein beispiellos billiger zu bezeichnen. C. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 114. Donnerstag, den 29. September, Abends. 1898.

Das heutige Jerusalem.

Wie eine Königin auf felsigem Stuhl thront Jerusalem hoch oben auf dem Rücken des Gebirges Juda. Die gegenwärtige Stadt, von den Arabern el Kuds (das Heiligthum) genannt, liegt auf der Stelle der biblischen, und zwar 31° 47′ nördl. Breite und 35° 15′ östl. Länge von Greenwich zwischen dem Mittelländischen und Todten Meere, welche sieben und drei deutsche Meilen entfernt sind. Das Terrain trägt den Charakter eines Plateaus, erhebt sich aber allmälig nach Norden und Nord-Westen zu, während es im Osten zum Kidronthal und im Süden und Süd-Westen zum Hinnomthal steil abfällt. Die Umgebung ist — wie es die Maler van de Velde, Hildebrand und Georgi auf ihren Gemälden sehr richtig dargestellt haben — im Allgemeinen kahl, stellenweise sogar wie eine Steinhalde, ausgenommen in der Lenzeszeit, wo die Gefilde trotz ihres Steinreichthums lieblich grünen und Millionen entzückender Blumen in leuchtenden Farbentönen an Wegen und Stegen, zwischen Felsenritzen und an Felsenhängen fröhlich blühen. Hier und da stehen Oelbäume, freilich nicht mehr in der Fülle, wonach der Prophet der Muselmänner Jerusalem „die Stadt der Oliven" nannte; sie verleihen mit dem matten Grau-Grün ihrer Blätter im Sommer und Winter der sonst so monotonen Landschaft einigen Reiz, zumal dort, wo sie sich gruppenweise an einander reihen. Im Uebrigen bildet Holz, wie in den andern Stammgebieten des heiligen Landes, so auch in Juda, eine große Seltenheit, seitdem die Türken die vorhandenen Bestände sinnlos beseitigt und die Anpflanzung von Obstbäumen mit einer lästigen Steuer belegt haben. Und wie an Holz, so fehlt es auch an Wasser. Es giebt nur ein größeres Wasserbassin bei Jerusalem, nämlich den Mamilla-Teich, dessen Wasser bis in die Stadt geleitet wird und dort den sogenannten Hiskia-Teich speist. Außerdem befinden sich noch unten im Kidronthal die Marienquelle, die Quelle Siloa und der Hiobsbrunnen, welche schon in der Bibel — allerdings theilweise unter anderen Namen — erwähnt werden. Alle übrigen Wasserbehälter aber enthalten kein genießbares Wasser, und die kunstvolle Wasserleitung, welche von den Salomonischen Teichen bei Bethlehem ausgeht und einstmals viel Wasser herzuführte, ist jetzt verfallen. Unter solchen Umständen müssen die meisten Bewohner der heiligen Stadt, ähnlich wie die der Halligen in der Nordsee, das Regenwasser in Cisternen sammeln, um es zum Trinken, Kochen und Waschen zu verwenden. Wie zu Christi Zeiten, so läuft auch gegenwärtig um Jerusalem eine feste, ausgezackte, mit Thürmchen und Thoren versehene Mauer, so daß der Pilger, wenn er aus der Ferne gezogen kommt, eine mittelalterliche Festung vor sich zu haben meint. Der Umfang beträgt etwa 4 km oder 5400 Schritt. Das dazwischen liegende Areal besteht aus lauter Schutt- und Trümmermassen; denn das Jerusalem der Vorzeit ist, wie die Weltgeschichte lehrt, vielfach in Kriegen zerstört und dann wieder aufgebaut worden, ohne daß vorher die Trümmer beseitigt worden wären. Wer darum einmal einen Neubau beobachtet, der staunt gewaltig, wie tief gegraben werden muß, ehe man den felsigen Grund findet. Am meisten fällt diese Erscheinung im nord-östlichen Stadtviertel auf, wo das ehemalige, von Josephus erwähnte Tyropoeon (Käsemacherthal) fast ganz und gar verschwunden ist. Natürlich liegen überall viele werthvolle Alterthümer begraben. Manches hochinteressante Stück ist schon zu Tage gefördert worden; bekannt sind ja die von Robinson, Tobler und Warren gemachten Entdeckungen. Es ist aber gar nicht abzusehen, was noch für Schätze gehoben werden könnten, wenn die Forscher, ähnlich wie in Rom, Hacke und Spaten mehr gebrauchen dürften, als es in Wirklichkeit geschieht. Manch' dunkle Stelle der Bibel ließ sich dann erklären, manch schwieriger Punkt der Heilsgeschichte würde dann verstanden, und manche offene Frage der Topographie fände dann ihre Antwort! — Aber wie sieht nun das heutige Jerusalem aus? Wahrlich eine wunderbare, echt orientalische Gebirgsstadt! Die Häuser wenden in der Regel die Kehrseite der Straße zu, so daß man nur eine kahle, farblose Wand mit einer hölzernen, bisweilen von Eisenblech überzogenen Hausthür und einige kleine, unregelmäßig angelegte Fenster schaut, die mit ihrem dichten Gitter und Verschlag lebhaft an unsere Gefängnisse erinnern. Auch sonst unterscheiden sich die Gebäude wesentlich von den unsrigen: Wie überhaupt im Morgenland, so bildet auch bei einem Jerusalemer Haus der Hof gleichsam den Mittelpunkt, um den sich Alles gruppirt. An seinen vier Seiten nämlich erheben sich die einzelnen aus Jurakalk erbauten und ausgewölbten Gemächer, welche aber keinerlei gefälligen Farbenschmuck aufweisen, sondern höchstens weiß getüncht sind. Diese verschiedenen Zimmer haben je ihren eigenen Ausgang in den gemeinsamen Hof, von dem aus auch eine Freitreppe zu dem höher gelegenen Stockwerk, wenn solches vorhanden, emporsteigt. Das Dach ist immer flach, in der Mitte jedoch mit einer Kuppel gekrönt und am Rande mit einer Brustwehr versehen, die häufig aus Hohlziegeln oder Thonröhren hergestellt wird. Die Bewohner verzieren es, ebenso wie den Hofraum, gern mit Blumen und Blattpflanzen und suchen es mit Vorliebe in den Abendstunden als Erholungsstätte auf. O wie köstlich ist da der Aufenthalt hier oben, wenn nach des Tages Schwüle die kühlen Lüfte wehen und die sinkende Sonne um das heilige Land ihren Purpurschein wirft, wenn der Mond mit seinem blendenden Silberlicht und die unzählbaren Sterne in ihrem feenhaften Glanze am weiten Himmel funkeln und Jerusalem mit seinem Oelberg tief im Schweigen ruht! Neben diesen regelmäßig angelegten und meist auch reinlich gehaltenen Gebäuden giebt es aber auch viele Häuser, die ohne jeglichen Baustil aufgerichtet sind und ein so ruinenhaftes und unsauberes Aussehen tragen, daß der civilisirte Europäer es nicht glauben mag, daß Menschen dort wohnen, und er sich unwillkürlich scheut, seinen Fuß in das Innere zu setzen. Geradezu unbeschreiblich schmutzig und entsetzlich lückenhaft steht da mancher Bau vor uns, der auf den Titel „Wohnhaus" Anspruch erhebt, in der That aber eher einem Steinhaufen gleicht. Das gilt fast ausnahmslos von den Häusern im Judenviertel. Da wird der Pilger mächtig an das Wort des Propheten erinnert: „Wie liegt die Stadt so wüste, die voll Volks war! Sie ist wie eine Wittwe." — Zwischen den Häusermassen schlängeln sich nun gegen 20 größere und ebensoviel kleinere Straßen hin, welche die Quartiere der Christen, Israeliten, Muhammedaner, Armenier und Moghrebiner von einander trennen und stellenweise bestimmten Gewerben als Heimstätte dienen, so daß man z. B. von einer Straße der Bäcker, Töpfer, Goldschmiede und Waffenschmiede redet. Aber was sind das Alles für Straßen! Sie verdienen höchstens den Namen „Gasse"; vielfach tragen sie nur den Charakter eines Ganges. Allenthalben herrscht solche Enge, daß sich heute Salomo vergeblich bemühen würde, mit seinen Wagen die Stadt zu durchfahren. Dazu hat man diese Wege vielfach überwölbt und auf die Gewölbe Wohnungen gebaut; daher kommt es, daß sich der Fremdling bei seinen Wanderungen leicht einbildet, in einen Hofraum oder Kreuzgang gerathen zu sein. Manche endigen als Sackgasse; alle aber fallen sie dem Touristen durch ihr schauderhaftes Pflaster und ihre große Unreinlichkeit auf. Auch begegnen uns in allen Gegenden ganze Rudel halbwilder, herrenloser Hunde mit Wolfs- oder Schakalskopf und häßlichem, röthlichem Fell, die bei Tage träg am Rande liegen, des Nachts aber bei plötzlichem Geräusch laut bellen und zu beißen versuchen. — Die einzelnen Gassen sind den Tag über, je nach ihrer Lage, ganz verschieden belebt.

Mancherorts sieht man kaum einen Menschen hinter den melancholisch vergitterten Fenstern sitzen oder längs der Häuser gehen; es ist so einsam ringsum, als wären die Bewohner alle geflohen oder die ganze Stadt ausgestorben. Anderwärts dagegen entfaltet sich vom Morgen bis zum Sonnenuntergang ein so buntes Treiben, daß wir unwillkürlich an das Leben in Damaskus und anderen Metropolen der Levante erinnert werden. Das gilt namentlich von der Christen- und Davidsstraße, den Hauptverkehrsadern, sowie von deren Fortsetzung. Arabische Kaufleute haben ihre Buden aufgeschlagen und preisen in der den Orientalen so geläufigen Gleichnißrede ihre Waaren an; allerlei Handwerker verfertigen in thorwegartigen offenen Werkstätten ihre Artikel und Raritäten; alte und junge Bettler, oftmals mit einem Stab und einem Blechgefäß ausgerüstet, erbetteln sich ihren Lebensunterhalt; Männer und Frauen in verschiedenen Hautfarben, Beduinen und Fellachen, Priester und Nonnen, Soldaten und Fremdenführer, Pilger und Touristen drängen sich an einander vorbei und bilden ein farbiges Menschengewühl, das sich nur zertheilt, wenn ein Kameel oder ein Trupp Esel oder ein paar Pferde durch die Gassen geführt werden. In jeder Minute schaut das Auge ein anderes Bild: altmorgenländische Kostüme, europäische Anzüge, Hüllen aus Thierfellen, hell leuchtende Umhänge, weite Hosen, lange Kaftans, Talare, Uniformen, Fes, Turbane, Baretts, Korkhüte u. s. w. reihen sich bunt an einander. Auch manch' wunderbarer Zug bewegt sich an uns vorüber: Muhammedanische Wallfahrer mit Fahnenträger, Trommelschläger und Fakiren wallen hinaus in die Wüste zum Grabe Mosis; das einquartierte Infanterieregiment marschirt nach dem Exercirplatz oder kehrt unter Trompetenklang zur Caserne zurück; zur Grabeskirche schreitet eine lange Prozession, deren Theilnehmer sich reich mit Kerzen, Kreuzen und Rosenkränzen ausgestattet haben, während eine deutsche oder englische Reisegesellschaft, von einem Dragoman und Kawaß begleitet, dahin fluthet, um den Tempelplatz oder sonst einen wichtigen Punkt zu besuchen. Wenn man aber all' diesen Verkehrsstrom beobachtet, so erkennt man, daß die heilige Stadt auch heute noch eine Pilgerstadt ist, wie in den Tagen Israel's und Constantin's, und daß die Reisehandbücher nicht zu hoch greifen, indem sie die Seelenzahl auf circa 35000 angeben. — Ganz besonders interessant sind für den Fremden in Jerusalem die vielen Sehenswürdigkeiten. So mancher ehrwürdige Zeuge einer großen ernsten Vergangenheit hat sich hier Jahrhunderte lang erhalten und giebt nun den Kindern der Gegenwart Kunde über die Vorzeit. Wir denken dabei z. B. an den Robinson-Bogen, welcher einst als Brückentheil das Tyropoeon überspannte, und an den Ecce-homo-Bogen, den Rest eines altrömischen Triumphbogens, der in der Via Dolorosa liegt, jener Straße, in welcher — wie man annimmt — Christus verurtheilt wurde und dann sein Kreuz getragen hat. Ebenso seien noch die beiden Befestigungsthürme Hippicus und Phasael erwähnt, welche ehemals den kostbaren Palast Herodis des Großen beschützten und jetzt die Citadelle stützen. Freilich wenn so der Tourist alle diese Sehenswürdigkeiten besichtigen will, so wird er leicht auch mit an „denkwürdige“ Stätten geführt, deren historischen Werth er durchaus bezweifeln muß. So steht es beispielsweise, wenn man ihm mit Bestimmtheit die Häuser des reichen Mannes und des armen Lazarus, das Gefängniß Jesu, den Ort, wo Petrus den Herrn verleugnete, und sogar die Stelle zeigt, wo der dreimal krähende Hahn saß. Wie können solche Behauptungen aufgestellt werden in einer Stadt, die nach einander von Römern, Persern, Arabern und Türken in der schrecklichsten Weise zerstört worden ist! — Von den hervorragendsten Punkten seien einige etwas ausführlicher besprochen und zwar zunächst der Tempelplatz. Er bildete in der Aera der Bibel den Hauptsammelpunkt der Juden, ging dann in den Besitz der Heiden und später der Christen über und gehört jetzt den Moslems, die ihm den Namen Haram esch-Scherif (heiliger Bezirk) gegeben haben. Staunen erfaßt uns, wenn wir diese Stätte betreten; denn einen herrlichen, umfangreichen Plan von 488 m Länge und 317 m Breite haben wir vor uns, der im scharfen Gegensatz steht zu dem gedrängten Neben- und Uebereinander der Häusermassen Jerusalems. Er breitet sich direct über dem Kidronthal aus und liegt etwas tiefer als die anderen Stadttheile. Alle Spuren der Verwüstungen sind beseitigt worden, dagegen hat man den weiten Raum stellenweise mit stimmungsvollen Cypressen und Oelbäumen bepflanzt und mit grünen, blumigen Rasenflächen ausgeschmückt. Genau in der Mitte erhebt sich auf einer imposanten Terrasse die Moschee Kubbet es-Sachra, d. h. der Felsendom, die auch nach ihrem Erbauer Omarmoschee genannt wird. O welch' ein stolzes, prächtiges Bauwerk! Nur die Sophienkirche, die jetzige Moschee Agia Sophia, in Konstantinopel, sonst kein gottesdienstliches Gebäude des Orientes, kann sich mit ihm messen. Auf einem Oktogon mit einer Peripherie von 160 m ruht eine 30 m hohe Kuppel, auf welcher der Halbmond thront; die Mauern des unteren Stockwerkes prangen köstlich im Schmuck rother und weißer Fayenceziegel und bläulicher Porzellantafeln, der Oberbau aber ist mit Blei gedeckt und am Fries mit großer, schöner Goldschrift verziert. Das ganze Werk überragt bei seiner großartigen Anlage mächtig seine nähere und weitere Umgebung und wird infolge der völlig freien Lage fast überall gesehen und gewährt dabei geradezu einen bezaubernden Anblick, namentlich wenn die farbigen Wände im Gold der Sonne glitzern und funkeln. Aber auch das Innere fesselt unser Auge gewaltig: der vornehm ausgestattete Raum leuchtet im Glanze prunkender Mosaiken und bunter Fenster von entzückendem Farbenglanze, der Fußboden besteht aus regelmäßig gelegten Marmorplatten und als Stützen für das Dach und die Trommel der Kuppel dienen zahlreiche kunstvolle Säulen aus edelstem Material. Freilich unser Blick begegnet hier auch einem architektonischen Schmuckstück, das unser Herz auf's Bitterste beleidigt, nämlich einer Reihe gigantischer Koransprüche, welche von Haß und Spott gegen das Christenthum glühen. Von dieser Omarmoschee nun wird behauptet, daß sie sich genau auf der Stelle des Salomonischen Tempels erhebe, und zwar mit Recht, denn wir wissen, daß das berühmte alttestamentliche Heiligthum auch auf der höchsten Stelle der Area — und das ist die erwähnte Terrasse — gelegen hat; ebenso erscheint es als sehr wahrscheinlich, daß beim Wiederaufbau eines zerstörten Tempels der bisher benutzte Platz beibehalten wurde. Ja die Moschee giebt uns nicht blos die Lage des jüdischen Templs an, sondern birgt sogar noch heute eine große Merkwürdigkeit aus demselben. In der Mitte nämlich, direct unter der großen Kuppel, schwebt über einer höhlenartigen Vertiefung der Grundfläche eine enorme, graue Felsplatte, von welcher das Gebäude seinen Namen „Felsendom“ erhalten hat. Dieser Fels gilt als der Stein, welcher vormals den Brandopferaltar trug. Der unermüdliche Forscher Constantin v. Tischendorf schreibt darüber in seinem Buch „Aus dem heiligen Lande“: „Es läßt sich kaum verkennen, daß dieser Stein vor drei Jahrtausenden jene Tenne Arafna's, des Jebusiters, gebildet, welche, nachdem sie der Strafengel des Herrn betreten, von David zur Errichtung eines Brandopferaltars erkauft und von Salomo, nach seines Vaters Vorgange, zum Ausgangs- oder Mittelpunkte für den Tempelbau gemacht worden ist.“ Also eine hochinteressante Reliquie haben wir hier vor uns, wie es in der Welt nur wenige giebt. — Außer der Omarmoschee befinden sich auf dem Tempelplatz auch noch zahlreiche andere Bauten; es sind theils kleine Kuppelhäuser, theils zierliche Hallen, welche eine Art Vorhof um den Felsendom bilden oder weithin zerstreut am Wege stehen. Die einen enthalten Wasserbecken, an denen die Muhammedaner nach den Vorschriften ihrer Religion gewöhnlich eine Waschung vornehmen, ehe sie ihr großes Heiligthum betreten; die anderen sind gleichsam Denkmäler für muslimische Heilige oder dienen ähnlichen Zwecken der Verehrung. Ein Gebäude fällt uns aber noch besonders durch seinen Umfang und seine Schönheit auf. Das ist die Aksa-Moschee, deren Fundamente vom oströmischen Kaiser Justinian herrühren. Auf den ersten Blick bemerken wir, daß wir es hier mit einer in ein Heiligthum des Islam umgewandelten christlichen Basilika zu thun haben; denn es offenbart sich uns trotz der vorgenommenen Veränderungen noch ganz deutlich der ursprünglich kirchliche Charakter des Hauses. Von mancher Seite ist die Vermuthung ausgesprochen worden, daß sich an dieser Stätte einst David's und Salomo's Königspalast ausgedehnt habe. Stimmte diese Hypothese, so wären der Tempelberg und der Zion identisch, denn die Residenz stand auf dem letzteren. Viele Sachverständige wollen freilich nichts davon wissen, sondern verlegen den Zionsberg mit dem Schloß auf das jenseitige Ufer des Tyropoeon nach dem südwestlichen Stadtviertel, welches weit höher als der Tempelplatz liegt. — Doch wir sind noch nicht mit der Besichtigung fertig. Es ist nothwendig, daß wir auch die Grenzen des weiten Areals umwandern. Nach der Stadt zu bemerken wir dabei freilich nichts Sonderliches: einfache Regierungsbauten, einige muhammedanische Schulen und die Infanterie-Caserne bilden die abschließenden Coulissen. Dagegen stoßen wir längs der hohen, festen Mauer, welche den Plan nach außen hin umrahmt und im Osten und

Süden zugleich einen Theil der Stadtmauer ausmacht, auf gar manchen höchst beachtenswerthen Punkt. So bemerken wir durch ein Fenster in der Nord-Ost-Ecke jenseits der steinernen Umzäunung und zwar ziemlich tief unter uns, inmitten ungeheurer Schuttmassen den kleinen, schmutzigen Birket Israin (Teich Israels), welcher für den letzten Ueberrest des heilkräftigen, von fünf Säulenhallen umgebenen Teiches Bethesda gehalten wird. An der östlichen Front sodann begegnet unser Auge einem zugemauerten Thor, durch welches man vormals zum Kidronthal hinabstieg. Aller Wahrscheinlichkeit nach befand sich hier in biblischer Zeit die von den Kindern Israel sowie von Jesu und seinen Aposteln, später auch von den Kreuzfahrern viel benutzte „schöne" Tempelthür. Gegenwärtig heißt diese Stätte „das goldene Thor". Sehr lohnend ist es, an diesem Orte auf die Mauer hinaufzusteigen und dann sich umzuschauen. Nicht nur der ganze stattliche Tempelplatz breitet sich dort zu unseren Füßen aus, nein man genießt zugleich auch einen wunderbaren, unvergeßlichen Ausblick nach dem in der Tiefe sich windenden, engen Kidronthal und dem gegenüberliegenden, breitschultrigen Oelberg. Hieran reiht sich in der Süd-Ost-Ecke eine dritte Sehenswürdigkeit, die aber im Gegensatz zu der vorigen unter der Erde gezeigt wird. Auf einer Treppe nämlich gelangen wir in einen kolossalen, von circa 100 Säulen getragenen Gewölbebau von riesiger Höhe, welchem der Name „die Ställe Salomo's" beigelegt worden ist, weil dieser König hier unten seine Rosse untergebracht haben soll. Die Anlage dieses gigantischen Kellers wurde durch folgenden Umstand gefordert: Die Oberfläche des Haram esch-Scherif ist nicht von Natur so horizontal, wie sie sich jetzt präsentirt; sie stieg vielmehr ursprünglich fast kuppelförmig an, so daß die Bezeichnung „Tempelberg" wohl berechtigt war. Um nun beim Tempelbau für die Vorhöfe das nöthige, möglichst ebene Terrain zu gewinnen, mußte vielfach nachgeholfen und insbesondere bei dem jähen Süd-Ost-Abhang zu einem kühnen und umfangreichen Pfeilerbau mit Deckenwölbung geschritten werden. In diesen so geschaffenen unterirdischen Räumen haben in den Tagen der Zerstörung Jerusalems durch die Römer viele Juden eine letzte Zuflucht gesucht, aber vergebens, denn das entsetzliche Morden, welches in der Stadt und auf dem Tempelplatz begann, drang auch bis in dieses düstere Versteck. So mancher Seufzer mag damals hier erklungen sein, und so manche Blutlache mag den Fußboden, worauf wir stehen, bedeckt haben! Weiter wandernd führt uns unser Weg endlich noch zu der „Klagemauer der Juden", die wir aber, um den rechten Eindruck zu bekommen, von außen her, also nicht vom Tempelareal aus, betrachten müssen. Sie erhebt sich bis zu einer Höhe von 18 Metern und birgt in sich eine Menge harter, aber vom Zahn der Zeit stark benagter wohl bearbeiteter und sorgfältig aneinander gefügter, ungeheuer großer Steine, von denen einige vier bis fünf Meter der Länge nach messen. Ohne allen Zweifel stammen diese Quadern aus der altisraelitischen Glanzperiode; das beweisen deutlich die Fugenränder und die altphönizischen Maurerzeichen, die eingemeißelt sind. Insbesondere ist darunter ein Stein gefunden worden, dessen phönizische Inschrift bezeugt, was auch die Bibel berichtet, daß Salomo sich bei dem Bau des Tempels zur Bearbeitung des Holzes und der Steine syrischer, d. h. phönizischer, Werkleute bedient habe. Was könnten uns diese Zeugen der Vergangenheit Alles aus der Geschichte Jerusalems erzählen! Wir staunen über ihr hohes Alter und über die Kraft und Kunst ihrer Meister. An diesem hochinteressanten, ehrwürdigen Bau nun pflegen sich die Juden der Stadt an jedem Freitag-Nachmittag zu versammeln, um über den Verlust Jerusalems zu klagen. Es ist ein sehr ergreifendes Bild, welches sich dabei vor unseren Augen entrollt. Wenn man dort die Abkömmlinge der alttestamentlichen Kinder Israel beten, seufzen und lamentiren sieht, so kommt einem unwillkürlich der Gedanke: Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Einst zogen die Juden unter Posaunenklang und Paukenschlag, unter Festgesängen und Jubelpsalmen triumphirend und frohlockend hinauf zum kostbaren Tempel Salomo's, und nun stehen sie an der letzten Ruine ihrer Herrlichkeit und wehklagen fort und fort, wie es in ihrer Litanei heißt: „Wegen des Palastes, der wüste liegt, wegen des Palastes, der zerstört ist, wegen der Mauern, die zerrissen sind, wegen unserer Majestät, die dahin ist, wegen unserer großen Männer, die darniederliegen, wegen der kostbaren Steine, die verbrannt sind, wegen der Priester, die gestrauchelt haben, wegen unserer Könige, die ihn verachtet haben — sitzen wir einsam und weinen." — Neben dem Tempelplatz sei auch eine hochberühmte, zum neuen Testamente in Beziehung stehende Stätte besonders erwähnt, nämlich die Grabeskirche. Sie liegt im nordwestlichen Stadtviertel und ist durchaus kein einheitlicher Bau, sondern ein sehr umfangreicher und complicirter Dom, ein förmliches Labyrinth von aneinander gebauten Kirchen und Kapellen. Eine majestätische Kuppel von 20 m Durchmesser schließt das Ganze nach oben hin ab und kennzeichnet das Gebäude als einen hervorragenden Punkt der Stadt, zumal das Kreuz die Spitze krönt. Vor dem Hauptportal breitet sich ein freier Platz von mäßiger Größe aus, auf welchem ganze Reihen von Verkäufern Rosenkränze, Crucifixe aus Olivenholz, Perlmutterwaaren, Jerichorosen und Gefäße aus dem schwarzen Mosesstein des Todten Meeres den zahlreichen, vorübergehenden Pilgern zum Kauf anbieten; im Uebrigen steckt die Kirche in den sonstigen Häusermassen drinnen, so daß man sie nicht wie unsere Gotteshäuser umwandeln kann. Die Anfänge des stolzen Werkes reichen zurück bis in die Tage Constantin's d. Gr., welcher im Jahre 336 an dieser Stelle eine Basilika erbauen ließ. Die so entstandenen heiligen Hallen wurden später von den Persern und Muselmännern mehrmals geschleift, bis sie die Kreuzfahrer wieder aufführten und bedeutend erweiterten. Ihre jetzige Gestalt trägt die Grabeskirche seit dem Jahre 1810; denn auch nach den Kreuzzügen hat sie mannigfache Veränderungen erfahren, z. B. ist bei einer Feuersbrunst am Anfang dieses Jahrhunderts der westliche Theil total abgebrannt. Die gewaltigen Innenräume bergen nun namentlich zwei ungemein wichtige Stätten, nämlich die Orte, wo der Tradition nach die Kreuzigung und Auferstehung des Erlösers stattgefunden hat. Auf einer eleganten Marmortreppe, welche 18 Stufen zählt, gelangen wir zunächst nach der Schädelstätte Golgatha. Aber wie fühlen wir uns getäuscht, wenn wir oben ankommen! Wie zerfällt mit einem Schlage das Gemälde unserer Phantasie! Wir sehen vor uns eine 40 Fuß lange und 21 Fuß breite Plattform, die mit zwei von Marmorsäulen getragenen und durch einen offenen Bogen verbundenen Kapellen überbaut worden ist, von denen die eine die Stelle der Kreuzannagelung, die andere die der Kreuzerhöhung umschließen soll. In der letzteren zeigt man noch den Ort, wo das Kreuz Christi im Felsen gestanden habe, und ebenso auch die durch die Schächerkreuze verursachten Oeffnungen des Bodens. In der Mitte dieses Raumes aber ist ein Felsenriß sichtbar, welcher entstanden sein soll, als am ersten großen Charfreitag die Erde bebte. Im Uebrigen sind diese zwei Kapellen aufs Prächtigste mit Mosaiken und Gemälden ausgeschmückt und mit kostbaren Hängelampen verziert, welche in Ermangelung jeglicher Fenster das nöthige Licht spenden müssen. Im entgegengesetzten Theil der Grabeskirche nun, ziemlich weit von Golgatha entfernt, wird das heilige Grab gezeigt. Auch hier wieder ist Alles anders, als wir uns vorstellten. Wir befinden uns nämlich in einer imposanten Rotunde, deren Oberbau auf 18 stattlichen, durch Rundbogen verbundenen Pfeilern ruht. In der Mitte dieser herrlichen Pfeilerrotunde nun steht wie eine ecclesiola in ecclesia eine in barockem Stil aus Marmor errichtete Kapelle, etwa 8 m lang und 4 m breit und mit einem kuppelartigen Dachthürmchen bedeckt. Man nennt dieses Bauwerk die Grabkapelle, weil die Ueberlieferung hierher das Grab Christi verlegt. Das Innere ist getheilt. Der Raum, auf welchen wir zunächst stoßen, heißt die Engelskapelle; hier sollen am Ostermorgen die zwei Engel in glänzenden Kleidern der Maria Magdalena und Johanna und Maria Jakobi und den übrigen Frauen die frohe Botschaft überbracht haben, daß der Herr auferstanden sei. In der Mitte liegt ein in Marmor gefaßter Stein, welcher schon bei Cyrill von Jerusalem i. J. 348 erwähnt wird; es ist angeblich ein Fragment des Blockes, welcher vor des Grabes Thür gelegen hat. Weiter schreitend gelangen wir nun durch eine ganz niedrige und enge Oeffnung in einen zweiten Raum, die eigentliche Grabkapelle. Längs der Nordseite liegt nun das heilige Grab, von dem jedoch nur die Marmorüberkleidung außen und oberhalb sichtbar ist. Darüber hängt an der Wand ein die Auferstehung Christi darstellendes Marmorrelief. Außer dem beständig anwesenden Mönch, der die geweihte Stätte beaufsichtigt, haben höchstens drei Personen daselbst Platz. Der ganze Raum ist mit weißem Marmor ausgelegt und mit wundervollen goldenen und silbernen Lampen ausgestattet, so daß er einen geradezu bezaubernden Glanz entfaltet und dadurch sowie durch seine Bedeutung das Christenherz tief bewegt. Außer diesen zwei soeben kurz geschilderten, heilsgeschichtlich so hervorragenden Punkten werden in den verschiedenen Anlagen der ausgedehnten Grabeskirche aber auch noch viele

andere Sehenswürdigkeiten gezeigt, die wohl für die Griechen, Lateiner, Armenier, Syrer, Kopten und Abessinier, welchen der Dom gehört, gewisses Interesse haben mögen, uns Evangelische aber ziemlich gleichgiltig lassen, da sie meist nur einer gedankenlosen Legende ihre Berühmtheit verdanken. Wie vorsichtig man in der Beurtheilung dieser scheinbar sehr werthvollen Alterthümer sein muß, beweist deutlich folgender Vorgang: Hinter einem eisernen Gitter liegt ein Schädel, welcher den Pilgern mit absoluter Sicherheit als Schädel Adam's präsentirt wird. Baurath Schick, der bekannte Topograph Jerusalems, hat nun in neuer Zeit die Sache einmal genauer untersucht und dabei gefunden, daß die betreffende Rarität nichts Anderes als ein aus Messing getriebener und angemalter Schädel ist. Die Richtigkeit dieses Befundes wurde dann auch nachträglich von dem Archimandrit der Kathedrale bestätigt, welcher überhaupt erklärte, daß niemals ein wirklicher, sondern stets nur ein nachgemachter Schädel vorhanden gewesen sei. Und wie es mit dem sogenannten heiligen Feuer steht, welches am Sonnabend vor dem griechischen Osterfest angeblich vom Himmel fällt und dann aus einer Oeffnung des Grabes Christi herausschlägt, ist ja auch längst kein Geheimniß mehr. Ein höherer Kleriker zündet einfach, wie Orelli in seinem Buch „Durch's heilige Land" sehr richtig betont, das Feuer in der Gruft auf die bequemste Art an und setzt auf diese Weise den ganzen skandalösen Betrug in Scene. Wie verhält es sich denn nun aber mit Golgatha und dem heiligen Grab? Sind sie denn in Wirklichkeit die Stätten des Todes und Begräbnisses Jesu Christi? Nun bei nüchterner Erwägung kommt man zu dem Resultat, daß diese Annahme sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Zunächst ist ja durch Nachgrabungen festgestellt worden, daß der Lauf der ehemaligen Stadtmauer derartig war, daß das Terrain der Grabeskirche außerhalb der Stadt lag. Auch wissen wir ja durch Eusebius, daß Kaiser Constantin nicht planlos handelte, als er die heiligen Stätten durch kirchliche Gebäude ausschmücken wollte, sondern vorher durch den Bischof Makarius von Jerusalem nach den Oertlichkeiten suchen ließ. Freilich eine ganz sichere geschichtliche Begründung bietet das Alles nicht, es können immer noch Bedenken geltend gemacht werden. Es ist, als ob Gott einen Schleier über Golgatha und das Grab im Garten des Joseph von Arimathia gebreitet habe, damit die Christen ihr Herz nicht an diese Stätten hängen, sondern vielmehr nur an den, der daselbst gestorben und auferstanden ist. — Endlich sei noch ein dritter Punkt im heutigen Jerusalem etwas ausführlicher besprochen, nämlich der für uns Deutsche so wichtige Muristan. Es ist dieß ein umfangreicher in der Nähe der Grabeskirche gelegener Ruinencomplex von 155 m Länge und 137 m Breite. Es lohnt sich, daß der Tourist auch hier Halt macht und die Trümmerwelt näher in Augenschein nimmt. Regelmäßig geformte Steine ruhen stellenweise noch fest aufeinander, wie sie die Hand des Maurers gelegt hat, stellenweise aber sind sie zu Boden gesunken. Die vorhandenen Mauerreste bezeichnen die Lage und Ausdehnung der ehemaligen Gebäude und Räumlichkeiten oder lassen wenigstens vermuthen, welche Bauten sich einst dort erhoben. Die hier und da sichtbaren Fensterbögen, Gewölbe, Säulenstumpfe und Steinfiguren sowie die sonstigen Skulpturen geben Aufschluß über den Baustil und die angewandte Ornamentik, während die noch erhaltenen Portale andeuten, wo der Verkehr mit der Außenwelt stattfand. Dieses Ruinenfeld entstammt verschiedenen, dem Mittelalter angehörigen Kirchen und Klöstern, namentlich aber dem prächtigen in der Zeit von 1130—1140 unter dem Großmeister Raymund du Puy errichteten Hospital der deutschen Johanniterbrüder, welches von 124 Säulen und 54 Pfeilern getragen wurde und an Glanz alle sonstigen Gebäude der heiligen Stadt weit übertraf. Besonders muß die große Kreuzfahrerkirche Maria latina einen prachtvollen Anblick gewährt haben, welche dreischiffig aufgebaut war und in einer dreifachen, nach Osten gerichteten Apsis endigte. Das ganze, einst so stattliche Grundstück fiel bei der Eroberung Jerusalems durch Saladin im Jahre 1187 in die Hände der Moslems; durch diese empfing es den Namen „Muristan", d. h. Hospital. Erst 1869 kam ein Theil, nämlich die Ost-Hälfte, an die Christen zurück, indem sie der Sultan der Krone Preußens schenkte, als der Kronprinz Friedrich Wilhelm auf seiner Orientreise Konstantinopel besuchte. Seitdem ziert der preußische Adler das stolze, an der Seite nach Golgatha zu gelegene, mit einem Rundbogen gekrönte Hauptthor. Wie würden die ehemaligen Pilgerfahrer aus dem Geschlecht der Hohenzollern — der Burggraf Albrecht der Schöne, die Markgrafen Johann und Albrecht Achilles, der Kurfürst Friedrich II. und Prinz Albrecht von Preußen — gestaunt haben, wenn man ihnen bei ihrem Aufenthalt in der heiligen Stadt gesagt hätte, daß später ihrem Hause der Muristan als Eigenthum zufiele! Bald nach der Uebernahme dieses so denkwürdigen Areals ist das alte, noch gut erhaltene Refectorium der Johanniter durch den König von Preußen mit Altar, Taufstein, Kanzel und Orgel versehen und zu einer lieblichen gottesdienstlichen Stätte für die Evangelischen deutscher Zunge umgewandelt worden. Wir haben während unserer Anwesenheit in Jerusalem daselbst an verschiedenen Sonntagen dem Gottesdienst der ca. 300 Seelen zählenden Gemeinde beigewohnt und uns von Herzen gefreut, daß nun dort, wo vor Jahrhunderten die Werke christlicher Barmherzigkeit geübt wurden, in unserer Zeit das reine Evangelium verkündigt wird und die herrlichen evangelischen Kirchenlieder erklingen. Diese so entstandene Kapelle sollte aber gleichsam nur den Charakter der Interimskirche tragen; denn man hatte gleich bei ihrer Einrichtung den Plan gefaßt, sie dereinst durch eine würdige Kirche zu ersetzen. Dieser Entschluß ist jetzt verwirklicht worden. Dieses neue protestantische Gotteshaus wurde in den letzten fünf Jahren nach dem Entwurf des Geh. Oberbauraths Adler in Berlin unter thunlichstem Anschluß an die Bauform der alten Kirche Maria latina und unter Mitverwendung der noch vorhandenen Baureste an ihrer Stelle aufgeführt und steht nun vor uns als eine dreischiffige, in dem bekannten normannisch-gothischen Stil der Kreuzfahrerbauten gehaltene Pfeilerbasilika von mäßiger Größe und einfachen würdigen Formen mit schlankem Thurm und zierlicher Dachkuppel. Als Material hat man für das Mauerwerk den ziemlich weichen, aber sehr wetterfesten Kalkstein der Umgegend verwendet; ebenso ward das Dach mit Kalksteinplatten gedeckt, die mit der landesüblichen Steinsäge bearbeitet worden sind. Der Bau wurde von einheimischen Arbeitern, namentlich bethlehemitischen Steinmetzen, ausgeführt; aber auch die deutschen Künste und Gewerken haben gewetteifert, ihr Bestes dazu zu geben, z. B. ist die Ausmalung des Innenraumes mit Goldglanz und Farbe durch zwei deutsche Maler geschehen, während eine deutsche Kunstanstalt die bunten Glasfenster geliefert hat. Die Orgel sodann stammt aus der Werkstatt des Meisters Diese in Berlin und das harmonische Geläute aus der Glockengießerei von Ulrich in Apolda, die Vergoldung der Thurmspitze aber vollzog der Malermeister Ludwig Haase in Leipzig-Lindenau. Die Einweihung des herrlichen Domes, welcher den Namen „Erlöserkirche" trägt, soll am Reformationsfest dieses Jahres in Gegenwart des deutschen Kaiserpaares sowie vieler protestantischer Fürsten und der Abgeordneten der evangelischen Kirchenregierungen unter Mitwirkung der kaiserl. Musikkapelle der „Hohenzollern" sowie des Matrosenchores des dazu gehörigen Geschwaders erfolgen. Diese Weihefeier ist ein Sieges- und Ehrenfest für unsere evangelische Kirche, die in Jerusalem gleichsam das Aschenbrödel unter den Kirchen war, wiewohl sie gerade dort durch ihre reichgeübte Liebesthätigkeit nicht nur neben, sondern vor den anderen Confessionen sich Asyl- und Heimathrecht erworben hat. Aber auch in den vaterländischen Annalen bildet dieses Fest einen wichtigen Markstein; denn zum ersten Mal wieder seit 600 Jahren wird ein deutscher Kaiser den Boden des heiligen Landes betreten und seinen Einzug in Jerusalem halten.

Hermann Kunde.

Bücherbesprechung.

— Von den im amtlichen Auftrage durch den kaiserl. Geh. Reg.-Rath Dr. J. Krech bearbeiteten Entscheidungen des Bundesamts für das Heimathwesen ist in der Verlagshandlung von Franz Vahlen in Berlin kürzlich das dreißigste Heft erschienen, welches die in der Zeit vom 1. September 1897 bis zum 1. September 1898 ergangenen wichtigeren Entscheidungen der gedachten höchsten Reichsbehörde enthält. Ein sorgfältiges alphabetisches Sachregister erleichtert den Gebrauch der werthvollen Sammlung. Der Ladenpreis des vorliegenden Heftes beträgt 2 ℳ.

∞

— In der Besprechung der Festschrift „Goethe und Maria Paulowna" (Nr. 108, S. 439 dies. Bl.) sind unter den Briefen Goethe's an die Großfürstin zwei als fehlend bezeichnet worden. Dies ist jedoch ein Irrthum; sie stehen nur mit berichtigtem Datum da und zwar unter Nr. 20 und 29.

Bd.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 115. Sonnabend, den 1. October, Abends. 1898.

Jerusalemfahrten deutscher Fürsten im Ausgang des Mittelalters.*)

Aller Blicke sind jetzt auf die Palästinafahrt unseres Kaisers gerichtet. Da darf man wohl auf ein gewisses Maß von Interesse rechnen, wenn man auf eine Zeit hinweist, wo in deutschen Fürstenhäusern eine Wallfahrt zum heiligen Grab zur guten Sitte gehörte. Durch den Fall von Akko, 1291, war den Christen auch das letzte Stück des heiligen Landes wieder entrissen worden und der Zutritt zu den heiligen Stätten zunächst unmöglich gemacht. Aber schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts sehen wir wieder christliche Pilgerschaaren allen Gefahren zum Trotz ins heilige Land ziehen; im 15. Jahrhundert greift dieser Brauch immer mehr um sich. Erst die veränderten Anschauungen des Reformationszeitalters bringen allmälig einen fast völligen Stillstand in diese Wallfahrtsbewegung. — Besonders merkwürdig erscheint nun die Betheiligung deutscher Fürsten an diesen Pilgerzügen. Der sorgsam zusammengestellte Pilgerkatalog bei Röhricht und Meißner zählt von 1300 bis 1521 auf: 3 Habsburger, 5 Hohenzollern der fränkischen Linie, 4 Wettiner, 2 Wittelsbacher von der bayerischen, 4 von der pfälzischen Linie, 6 Herzöge von Braunschweig, 3 von Mecklenburg, 3 aus den schlesischen Herzogthümern, einen von Pommern, einen von Kleve, zwei von Geldern, zwei Landgrafen von Hessen (zu denen sich als später Nachzügler der evangelische Landgraf Ludwig V., der Getreue, gesellt, der im Jahre 1618 eine Palästinafahrt unternahm), endlich Eberhardt im Bart von Württemberg, ganz abgesehen von vielen reichsfreien Grafen und Herren. Als Hauptbeweggrund zu solcher Fahrt ist gewiß zu nennen die Liebe, „die ein jeglicher guter Cristen mensch hant zu den stetten und orten, da Christus sein herr, von dem er sein wesen, leben und den namen hant, ist in menschlicher natur gewonet, und die er mit seinen hailigen Fußtritten und mit seinem kostbarlichem Blut hat geweiht und gehailigt". (Fabri.) Von gleicher Bedeutung ist aber das mittelalterliche Interesse an dem reichen Ablaß und den Gnaden, mit denen jene heilige Stätten und die dort befindlichen Reliquien ausgestattet waren. Dazu kamen noch andere Motive. Mancher wollte, wie Christoph von Bayern, an geweihtem Orte schwere Schuld sühnen; Ulrich II. von Mecklenburg wallfahrtete 1470, um männliche Nachkommenschaft zu erbitten. In einzelnen fürstlichen Familien waren solche Pilgerreisen geradezu Tradition. Ernst dem Eisernen von Oesterreich folgte sein Sohn, der spätere Kaiser Friedrich III. Diesem und Wilhelm dem Tapferen von Thüringen, als seinen Oheimen, folgte Albrecht der Beherzte, diesem sein Sohn Heinrich der Fromme und sein Neffe Friedrich der Weise. So pilgerten 1435 die beiden Brüder Johann und Albrecht Achilles von Brandenburg, 1453 ahmt ihr Bruder, der Kurfürst Friedrich II., ihrem Beispiel nach und 1482 der Sohn Albrecht's, Markgraf Friedrich der Aeltere. Endlich ist auch der ritterliche Ehrgeiz zu nennen, das Verlangen nach der Würde eines Ritters vom heiligen Grabe, die ganz besonderes Ansehen verlieh. Die Vorbereitungen für eine solche Pilgerfahrt waren in Anbetracht ihrer langen Dauer und ihrer Gefahren sehr umfangreich. Wohl jeder regierende Fürst faßte solchen ernsten Entschluß, wie wir's von Wilhelm von Thüringen wissen, „mit rate siner graven, hern, riterschaft und steten". Er setzte für die Zeit seiner Abwesenheit Statthalter ein und machte sein Testament. Dann galt es, die nöthigen Geldmittel zu schaffen. Die Kosten der Reise waren ja nicht unbeträchtlich. So leiht Friedrich von Oesterreich, zum Theil gegen Verpfändung von Schlössern, von verschiedenen Personen gegen 3600 Goldgulden, Albrecht der Beherzte nimmt beim Leipziger Rathe eine Anleihe von 1000 fl. auf. Eifrig hielt man bei erfahrenen Palästinafahrern Nachfrage. Albrecht erhielt von seinem Oheim Wilhelm nicht blos eine Reiseinstruction zugesandt. Dieser schickte ihm auch seine bewährten Agenten Hans Brun und Apel, von denen der erste die Reise mitmachte. Endlich wurden auch die Sterne befragt, ob und wann man die Reise unternehmen dürfe. Albrecht hatte 1472 die Reise aufgeben müssen, da die besorgte Mutter Margarethe „von mehr denn einem, die sich der Astronomey und Himmelsläufte wohl verstünden, vernommen, wie sich dies Jahr mancherlei fährliche Verwandlung und erschreckliche große und unglückselige Zufälle und seltsame Geschichten sollten begeben!" — Dem Herzog Heinrich dem Frommen schrieb sein Caplan auf Grund des Horoskopes sogar Tag und Stunde der Abreise vor. Es galt endlich auch zur Reise die Genehmigung des Papstes einzuholen; ohne diese verfiel jeder Palästinapilger der Excommunication. Albrecht von Sachsen hat sich diesen Consens persönlich in Rom erbeten. Sobald sich die Kunde von den fürstlichen Reiseplänen verbreitete, boten sich von allen Seiten Reisebegleiter an, baten Grafen, Herren, Ritter und Bürger, sich der fürstlichen Reisegesellschaft anschließen zu dürfen. So begleiten Johann und Albrecht von Brandenburg 64, Wilhelm von Thüringen 91, Albrecht den Beherzten 102, Friedrich den Weisen 185 Personen. Um für die Pilgerschaar Quartier zu machen, einen Schiffspatron zu gewinnen und die Reiseausrüstung zu besorgen, gingen Agenten voraus nach Venedig.

Der Abschied von der Heimath gestaltete sich feierlich. So wurde Friedrich der Weise in der Frauenkirche zu Torgau von seinem Bruder Ernst, dem Erzbischof von Magdeburg, gesegnet, dann zog er mit ihm, Herzog Johann und dem ganzen Stadtvolk prozessionsweise durch die Stadt und legte den Grundstein zu einer Kirche vom heiligen Kreuz. Darauf brach er auf, begleitet von den Brüdern. So gaben Hofgesinde, Räthe und die ganze Gemeinde von Cassel dem Landgrafen Wilhelm dem Aelteren das Geleite bis vor die Stadt, dort segnete er Alle; der Rath von Cassel schenkte ihm und seinem Reisegefolge „St. Johannis Segen" und unter dem Gesang des alten Pilgerliedes: „In Gottes Namen fahren wir" ritten die Pilger von dannen. — Unterwegs wurden nahe Verwandte besucht, um Abschied zu nehmen, vielleicht auf immer. So traf Albrecht der Beherzte mit seiner Mutter Margarethe in Altenburg, mit seinem Oheim Wilhelm in Weimar, mit seiner Schwester Anna und ihrem Gemahl Albrecht Achilles in Coburg noch einmal zusammen, um ihnen Lebewohl zu sagen. Und Friedrich der Weise nahm den Umweg über Linz, um den greisen Großohm Kaiser Friedrich III. noch einmal zu sehen. Für fast alle Jerusalempilger war das nächste Ziel Venedig. Dort war die beste und häufigste Schiffsgelegenheit nach der Levante. Man zog dahin meist über den Brenner oder auf der Alpenstraße Villach—Pontebba. In Treviso, der letzten Station vor Venedig, wurden die Pferde verkauft; nur vom Landgrafen Wilhelm von Hessen hören wir, daß er sie in die Heimath zurück geschickt hat. In Venedig verstrichen zwischen Ankunft und Abfahrt gewöhnlich mehrere Wochen. Es galt zunächst mit einem Schiffspatron einen ausführlichen Contract zu schließen, der von der venetianischen Behörde bestätigt werden mußte. Große Reisegesellschaften wie die der Herzöge Wilhelm und Albrecht und des Kurfürsten Friedrich belegen gleich für sich ein ganzes Schiff; kleinere schließen sich mit anderen Gruppen von Pilgern zusammen und müssen oft lange warten,

---

*) Vgl. Röhricht und Meißner: Deutsche Pilgerreisen nach dem heiligen Land 1880. — Geisheim, Die Hohenzollern am heiligen Grab 1858. — Archiv f. Sächs. G. IV. — Neues Arch. f. S. G IV. — Chmel, Geschichte Kaiser Friedrich's des IV. 1848. — J. Grünpeck's Gesch. Friedrich's III. übers. v. Ilgen 1891. — Mencken, Script. rer. Germ. II. — v. Langenn, Albrecht der Beherzte 1838. — Spalatin, Friedrich's des Weisen Leben ꝛc., ed. Neudecker 1851. — Zeitschrift des Deutschen Palästinavereins I, 1878.

bis die genügende Anzahl von Passagieren sich gefunden hat. Im Contract verpflichtet sich meist der Patron gegen Zahlung einer bestimmten Summe — gleich unsern modernen Reiseführern — zur Fahrt hin und zurück, zur Verpflegung der Pilger, aber nur während der Fahrt, zur Führung im heiligen Land und zur Zahlung der Abgaben und Geleitsgelder. Aber freilich, die Verpflegung auf dem Schiff war berüchtigt, von irgendwelcher Ausstattung der Cabinen, oder gar von Comfort war nichts vorhanden. Darum hatten Rentmeister und Schaffner der Fürsten alle Hände voll zu thun, um in Venedig für die vielköpfigen Gesellschaften das Nöthige zu beschaffen, zumal man von daheim so gut wie kein Gepäck mitgenommen hatte. Sie kauften Pilgergewänder, Leibwäsche, Schuhwerk, Bettzeug, Koch- und Waschgeschirr, Toilettegegenstände, Lichte, Feuerzeug, Schiffszwiebacke, Käse, Schmalz, Eier, Rauchfleisch, gedörrte Fische, Weinvorräthe, Hühnerkäfige mit lebenden Hühnern, Arzeneien u. A. m. Sie wechselten orientalische Geldsorten ein und mietheten Dolmetscher und Bediente, soweit diese nicht den Fürsten aus der Heimath gefolgt waren. So finden wir unter den Begleitern Friedrich's des Weisen nicht blos Adelige vom Hofstaat, Geistliche und einen medicinischen Professor, sondern auch Barbiere, Köche, einen Sattelknecht, einen Hühnervogt und andere Bediente. Aller Wahrscheinlichkeit ist auch Lucas Kranach in des Kurfürsten Gefolge gewesen. Sein Herr wollte ihn bei sich haben, „daß er jeglicher heiligen Ort nach notdurft und wahl des Herrn aufs genauist und best aufriß und verzeichnung mache“. Außer diesem Gefolge wurde noch mancher armer Pilger und Bettelmönch „umb gots wiln“ auf des Fürsten Kosten mitgenommen. Während dieser Vorbereitungen beschaute man das herrliche Venedig, das damals in seiner höchsten Blüthe stand, und besuchte vor Allem die Kirchen mit ihren reichen Reliquienschätzen. Wenn nun endlich der Tag der Abfahrt gekommen war, fuhr man zuerst hinaus zum Kloster St. Nicolaus oder zu dem der St. Helena, „an der Pforten des Meeres“, beichtete, nahm das Sacrament, ließ sich aussegnen und trank St. Johannisminne. Dann bestieg die Pilgerschaar das Schiff. Von nun an reisten die Fürsten incognito; sie trugen gleich allen „wallbrudern“ das schwarze Pilgergewand und wurden von ihnen „Bruder“ Wilhelm, „Bruder“ Bogislaus genannt. Die üblichen Stationen der Fahrt waren Parenzo, Pola, Zara, Korfu, Ragusa, Modon auf Morea, Candia, Rhodus; an Cypern vorbeisegelnd landete man meist in Jaffa. Die Dauer der Seereise schwankte zwischen 4 und 6 Wochen. An den genannten Orten landete man zu kurzem Aufenthalt, um Proviant und Wasser einzunehmen und die Heilthümer zu besichtigen. Während der langen Fahrt suchte man sich die Zeit so gut wie möglich zu vertreiben. Wilhelm von Thüringen versuchte die ums Schiff spielenden Delphine zu harpuniren; Friedrich's des Weisen Gallee schloß sich einem venetianischen Kriegsschiff an bei der Jagd auf ein Schiff voll flüchtiger spanischer Juden. Am beliebtesten scheint aber als fürstlicher Zeitvertreib das Kartenspiel und das Bretspiel gewesen zu sein. So war Kurfürst Friedrich ein ebenso eifriger wie unglücklicher Spieler. Sein Rentmeister Hans Hundt zählt nach einander auf 129 Ducaten (über 1000 ℳ) als „von m. gn. hern verspilt“. — Nicht alle scheinen das Spielunglück mit gleicher Gemüthsruhe ertragen zu haben. Markgraf Friedrich der Aeltere (1482) gerieth mit zwei Herren vom Adel in heftigen Streit, als er verspielt hatte und sie ihm die Revanche verweigerten. Die lange Fahrt war im Uebrigen reich an Unannehmlichkeiten und Gefahren. Auch die fürstlichen Pilger entbehrten oft der einfachsten Bequemlichkeit. Zwar wurde ihnen die beste Stanzie (Cabine) in der Mitte des Schiffs in der Nähe des Mastbaums angewiesen, wo das Schaukeln des Schiffs am wenigsten fühlbar war, aber der Raum war entsetzlich eng. So berichtet Schachten, der Begleiter des Landgrafen Wilhelm von Hessen: „auff der Galeen hattenn wir einenn ortt und kammernn, ließ M. G. F. undt H. zurichtenn mit kleinenn undt niedern umbhengenn, das sich der mensch kaum auffrichtenn mochte“. Als Lagerstatt diente eine Truhe von Manneslänge mit Leisten, zwei bis drei Spannen breit. „Darauff mag einer wol ligen für die lüs und flöch, des on maßen vil wirdt.“ — Ein Strohsack, zwei Kissen, eine Bettdecke darauf — und das fürstliche Lager ist fertig. Der Reisechronist Friedrich's des Weisen klagt: „die Gallehe hat nur einen Boden, daß wir unter uns nichts gelegen konnten, denn wir unsere Speise und Trank alles bei uns und neben uns haben müssen“. — Auch sonst ist der Aufenthalt in der Cabine nicht angenehm: „es ist unden im schiff vol lügen, würm und käffer, maden, müß und katzen, kumbt als von erfulung fisch und fleischs und mael und gewonlich von alen aeßigen dingen“. So wurden viele Pilger krank nicht blos von der Hitze, sondern auch „von bösem geschmacke und gestanke, so auff der Galeen was“. — Am drastischsten berichtet Mergenthal, der Rentmeister Albrecht's von Sachsen, über das Leben auf dem Schiff: „in der galeen ist gar mancherlei unruh, ungemach, ungeziefer und große überlast; auch sind große ratzen drin, die einem des nachts über die mäuler laufen. Ist es zeit zu schlafen, so reden die andern und singen und schreien und machens nach ihrem Gefallen, damit andern der Schlaf gebrochen wird. Da wir des Gestanks wegen nicht unten liegen wollten, lag m. g. Herr selbst unter dem Mastbaum, aber wenn es regnete, wurden wir tapfer naß. Liefen die Galioten, gingen sie einem auf den schienbeinen herum, in Summa, wir hatten wenig Ruh, und ich weiß nichts bessers auf dem schiffe, denn die liebe patientia.“ — Auch über die schlechte Verpflegung wird von allen Seiten geklagt. Mergenthal schreibt: „Das essen war gar schlecht und unlustig, das Brot steinhart und Würmer darin, das wasser faul, der wein warm, daß er rauchte.“ Und Schachten klagt: „Das brott ist hartt undt voller wurmer, das man Biscotten heißen, schwartz, schimmerlich und woll ohnngesaltzenn, das man im unsern landten kaum schweinen undt hundtenn zu essen gebe.“ — Zu diesen Unannehmlichkeiten der Fahrt gesellen sich schwere Gefahren. Zwei Feinde fürchten die Pilger ganz besonders: die Seeräuber und die Stürme. Sobald ein verdächtiges Schiff in der Ferne auftaucht, werden Anstalten zur Vertheidigung getroffen. Jeder Patron war verpflichtet, die nöthige Anzahl Schuß- und Hiebwaffen, Harnische und Geschütze an Bord zu halten. — Der Fürst im Pilgergewand wird meist zum Anführer der Pilger und ordnet die Schaar. Oft ist's blinder Lärm. Das heransegelnde Schiff wird erkannt als ein Pilgerschiff oder als eine venetianische Galeere. Oft ziehen sich auch die Corsaren zurück, sobald sie merken, daß die Pilger kampfbereit sind. Aber manchmal kommt's zu hartem Kampf. Pfalzgraf Ottheinrich entging 1521 einer bei Rhodus lauernden türkischen Flotte von 17 Schiffen nur dadurch, daß ihm die Kriegsgaleeren der Rhodiser Ritter zu Hilfe eilten und ihm dann ein großes Stück das Geleite gaben; und Herzog Bogislaus von Pommern wurde bei Morea 1497 von einem großen Schiff überfallen. Ein Pfeilhagel überschüttete die Pilgerschaar, der Schild des Herzogs war mit 14 Pfeilen gespickt, einer hatte ihm die Hand durchbohrt. Trotzdem half er, im heißen Nahkampf einen Bratspieß als Waffe schwingend, die Türken auf ihr Schiff zurücktreiben. Da sie aber das Pilgerschiff in Brand schossen, mußten die Pilger durch reichlichen Tribut ihre Gnade erkaufen und ließen sogar ihre Galee vom Corsarenschiff bis in die Nähe von Candia schleppen. Auch die Stürme und Unwetter bereiteten den seeungewohnten Pilgern viel Noth und Gefahr. So wurde Wilhelm von Thüringen beinahe von einem Tau erschlagen, das vom Sturm zerrissen dreifach auf ihn stürzte, als er unter dem Mastbaum lag. In der höchsten Noth nahm man oft die Zuflucht zu neuen Gelübden. So flehte bei einem Unwetter der Patron den Landgrafen Wilhelm von Hessen an, er solle sich mit seinem Gefolge der Maria von Loretto verheißen. Als der Fürst das Gelübde gethan, ließ das Unwetter nach. Freudig wurde als göttliches Wunderzeichen der nahen Rettung das Elmsfeuer begrüßt. Als es Wilhelm von Thüringen sah, „ward er dadurch gereizt zur Demutikeit, vergelobte dem lieben s. Anshelmo uff den nechsten Dienstag ein fasten, im auch, sobalde im Gott zu lande geholfen, eyn schon erliche Meß in syner ere zu buwin und zu stifften“. — Alle diese Reisestrapazen forderten manches Opfer. Nicht blos viele geringe Pilger wurden in ihrer steinbeschwerten Truhe ins Meer gesenkt zur ewigen Ruhe; aus den Begleitern Albrecht's von Sachsen starben allein sechs vom Adel auf der Fahrt und wurden auf Cypern oder Rhodus beerdigt. Johannes von Bayern starb 1486 in Jerusalem, sein Vetter Christoph mußte von Friedrich dem Weisen auf Rhodus todkrank zurückgelassen werden und verschied bald in den Armen des Großmeisters der Johanniter, dessen Schwager einst auf Christoph's Geheiß bei Freising ermordet worden war. Und Friedrich der Weise ist auf Kreta nur durch die Kunst des Doctor Pollich vor dem Tod bewahrt geblieben, „da er in Candia desselben hitzigen Weines zu viel getrunken und darauf ins warme Bad gegangen und in ein hitziges Fieber gefallen war“. Vielleicht ist's auch den Reisestrapazen zuzuschreiben, daß Pfalzgraf Ludwig III. nach der Heimkehr erblindete, Wilhelm von Hessen aber irrsinnig ward. — Wenn nun endlich die

Küste des heiligen Landes in der Ferne sichtbar ward, da stimmten die Pilger ein Te deum an, oder sangen das deutsche Lied: Stand uff ir guter pilgrin, gend mir daz botten brot, Das hailig land, das sich ich, nach dem ir hond groß not, Es schind der her mit clarem glast, Heller, denn das tagliecht, Das schiff eylt dar gar fast. Aber neue Nöthe warten der Pilger. In der Nähe von Jaffa, das damals ein wüster Trümmerhaufe war, wird Anker geworfen. Die türkische Besatzung der zwei Wachtthürme hindert aber die Ausschiffung der Pilger, bis von Jerusalem das Geleit eingetroffen ist. Der Schreiber des Patrons muß es in Jerusalem beim Statthalter erbitten und zugleich den Guardian des Franziscanerklosters auf dem Zion herbeirufen. Die Geleitsmannschaft, die natürlich nur gegen Erlegung einer hohen Summe zu haben ist, läßt oft lange, bis 14 Tage, auf sich warten. Wenn dann endlich der Pascha von Jerusalem, die Emire von Ramleh und Jazur ihre Zelte auf den Trümmern von Jaffa aufgeschlagen haben, werden die Pilger ausgeschifft. Am Lande wurden sie von den Heiden gezählt, ihre Namen und ihres Vaters Namen aufgeschrieben (Pfalzgraf Otto Heinrich gab sich als Knecht des Patrons aus), und dann wurde die ganze Reisegesellschaft in drei „alte wüste Gewölbe“ oder „Löcher“ gesperrt, in denen sonst die Heiden ihre Esel und Kameele stehen hatten und die darum ganz „unrein und stinkend —“ waren. Nun drängten sich Heiden und Juden heran, um den Pilgern gegen hohe Preise Hühner, Eier und Früchte aufzudringen. Oft werfen aber auch die Eingeborenen nach den Pilgern mit Koth und Steinen, trotz der Geleitsmannschaft. Ein Ritter des Herzogs Johannes von Bayern ward dabei zu Tode getroffen. Die Wallbrüder mußten oft mehrere Tage in jenen ungemüthlichen Löchern zubringen, bis die nöthige Zahl Reitesel zur Stelle war. Da begann ein neues Martyrium. Die Pilger durften ihnen keinen Sattel auflegen und nur Steigbügel von Stricken und Holz anwenden; eiserne litten die Türken nicht. Bei dem Besteigen der Esel ließen die Eseltreiber ihrem fanatischen Haß gegen die Christenhunde freien Lauf. Lochner, der Begleiter der Markgrafen Johann und Albrecht, berichtet ingrimmig: „Da Jeder wolt sein Essel anwerdenn, geselleten sich zu vier oder funf Heyden zwsammenn vnnd namen do ein vnnd warffen In do von dem Essel vnmütterlichen wieder die Erdenn vnd setzten ihn auff ein Essel eins andern. Do kam denn ein parthey vnd zohe ein pilgram daher, den andern dorther, gar wiltlich.“ Unterwegs bei jeder Rast wiederholten sich diese Scenen. Die Pilger erkauften sich Ruhe durch häufige Trinkgelder. — Zunächst ging der Ritt bis nach Ramleh, Rama in den Pilgerbüchern genannt. Dort wurden sie in ein Spital einquartiert, das Herzog Philipp von Burgund aus Mitleid mit den armen Pilgern gebaut hatte. Dort stieß auch in der Regel zu den Wallfahrern der Guardian von Jerusalem, hielt ihnen die erste Messe im heiligen Land, absolvirte sie „und saget, wie sie sich halten sollten“. — In der nächsten Nacht erfolgte der Aufbruch nach Jerusalem. In den Dörfern wurde der Zug von Weibern und Kindern oft mit Steinwürfen begrüßt, zurückbleibende Pilger wurden gar ausgeplündert. Wenige wagten, wie Herzog Christoph von Bayern, sich mit eigner Faust zu helfen. Schon die Klugheit rieth, „Geduld zu haben nach dem Exempel Christi“. — Endlich nach einem beschwerlichen Ritt übers Gebirge lag Jerusalem vor der Pilgerschaar; und was einer von ihnen berichtet, wird sich wohl stets wiederholt haben: „da wir Jerusalem vor uns liegen sahenn auff eine welsche meil weges, sahe ich dero Bielger viel absietzenn undt nieder fallenn auff ihre knie, die vonn großenn freudenn weinetenn, das Ihnenn Gott die Gnade verliehenn hatte, das sie Jerusalem sahen.“

Ihren Einzug in Jerusalem mußten die Pilger zu Fuß halten; ihr erster Gang war zur Kirche des heiligen Grabes, die freilich verschlossen war. Sie küßten die Stelle vor dem Heiligtum, „da Christus unter dem Kreuze niederfiel“, und sahen sich den Bau kniend von außen an. Dann erst gingen sie zur Herberge. Meist wurde der ganzen Reisegesellschaft das Spital St. Johannis als Unterkunft angewiesen, das „wegen des grossen gerufes und geschreyes“ darin ein ungemüthlicher Aufenthaltsort war. Wilhelm von Thüringen hat sich wohl deswegen beim Consul Jacoff, einem Genuesen, einquartiert. — Den Landgrafen Wilhelm von Hessen legten die Franziscaner zu einem „Heiden“ ins Quartier, das nichts weniger als anheimelnd war: „der wierdt gab Ihm ein Gewelbe auff der Erdenn, da mußten J. F. G. mit Ihrer geselschafft ihnnen bleiben; da was weder bette noch stroe, anderst dann bloße Erdenn. — Der wierdt hatte auch keinerlei Speisse, weder wein noch brott, mußtenn die Bielger selbst holtz kauffenn undt tragenn, was sie fundtenn, huener, Eyer, fleisch.“ Erst am Abend schickte der Guardian Teppiche und Tücher. Am nächsten Morgen durchwandert nun die Pilgerschaar in feierlicher Procession unter Anführung des Franziscanerguardians zuerst die via dolorosa, dann steigen sie durchs Kidronthal zum Oelberg hinauf (in der Himmelfahrtskapelle trinken die Markgrafen Johann und Albrecht aus der angeblichen Fußspur Christi), endlich wallten sie wieder hinab zum Teich Siloa und an Hakeldama vorüber hinauf zum Zion nach dem Franziscanerkloster, das als heiligste Stätten das coenaculum, den Ort der Abendmahlsstiftung, und die Kapelle der Ausgießung des heiligen Geistes in sich birgt. An jeder durch Ueberlieferung und Sage geheiligten Stelle wird Halt gemacht, um der Erklärung zu lauschen und den Ablaß zu gewinnen, der auf ihr ruht. Im Zionskloster werden gewöhnlich die ermatteten Waller bewirthet und mit „stücklein heiligthumb in verschlossenen zedeln“ beschenkt, dafür geben die Pilger ein Almosen, die Fürsten immer eine besonders reiche Geldspende. Den Höhepunkt des Jerusalemer Aufenthaltes bildete der Besuch der heiligen Grabeskirche. Sie war für gewöhnlich verschlossen und wurde den Pilgern nur gegen besondere Abgabe an die Stadtoberen geöffnet. Am Abend des ersten Tages mußte sich die Pilgerschaar vor der Thür des Heiligthums versammeln. Nach Zählung und Feststellung der Namen wurden sie eingelassen und die Nacht über eingeschlossen. Zuerst wurde nun unter Gesängen und Gebeten eine feierliche Procession abgehalten von einer heiligen Stätte zur andern, und mit besonders tiefer Ehrfurcht betraten die Pilger das heilige Grab und Golgatha. Gegen Mitternacht legten sie die Beichte ab und empfingen das Abendmahl. Für die fürstlichen und adeligen Pilger war aber von größter Bedeutung die Ceremonie des Ritterschlags am heiligen Grab. In der Mitternachtsstunde sammelten sie sich vor der heiligen Grabkapelle. Zuerst ward der Fürst hereingeführt und empfing vom Guardian des Zionklosters, der mit päpstlicher Vollmacht ausgestattet war, oder auch von einem Herrn des Gefolges, der bei einer früheren Pilgerfahrt die Ritterwürde erlangt hatte, den Ritterschlag über dem heiligen Grab, so Friedrich der Weise von Heinrich von Schaumburg. Dann ergriff der Fürst selbst das Schwert und schlug die Grafen und Herren seiner Reisegesellschaft zu Rittern; Albrecht der Beherzte hat die Ceremonie an 72 Begleitern vollzogen. Jeder Grabesritter mußte schwören: „Wittwen und Waisen zu schirmen, nach Gerechtigkeit dem Armen wie dem Reichen das Urtheil zu schöpfen, und persönlich zuzuziehen, wenn ein Kreuzzug zur Wiedererlangung des heiligen Grabes unternommen würde.“ Die Abzeichen dieser Ritter vom heiligen Grab waren das 5fache Kreuz von Jerusalem und ein halbes Rad mit einem Schwert durch die Nabe. Ueber den Ritterschlag ertheilte der Guardian eine Bescheinigung gegen eine Geldabgabe an den Statthalter und ans Kloster. Den letzten Theil der Nacht konnte jeder nach Belieben verwenden, die meisten schauten noch einmal einzeln die heiligen Stätten an. Gegen Morgen wurden die Pilger wieder aus der Kirche herausgelassen. Der Besuch des Heiligthums wiederholte sich im Lauf des Jerusalemer Aufenthalts gewöhnlich dreimal. Die übrige Zeit wurde meist durch Ausflüge nach Bethlehem und nach dem Jordan ausgefüllt. Der letztere war mit viel Gefahren verbunden. Räuberisches Beduinengesindel machte den Weg und insbesondere die Gegend um Jericho unsicher. Darum wurde den Pilgern meist abgerathen, vor Allem vom Patron, von diesem aber aus Eigennutz; er ersparte Zeit und Geleitsgeld. Trotzdem wagten Friedrich von Oesterreich, Johann und Albrecht von Brandenburg, Wilhelm von Thüringen, der Pfalzgraf Ottheinrich den gefährlichen Ritt. An Joachim's Haus, dem Elisabrunnen, dem Berg der Versuchung vorüber zog die Pilgerkarawane zum heiligen Strom; „in dem selben Wasser sie sich taufeten und unter dunketen, wer dohin komt undt darijnn badt mit ruwe undt leyde syner sunde, der had vollkommen vergebunge aller sunde.“ Nach einem kurzen Besuch der Trümmer von Jericho und der Gestade des Todten Meeres eilte man wieder zurück nach Jerusalem „um besorgung willen der Araben“. — Acht Tage dauerte meist der Aufenthalt in der heiligen Stadt. Wenige wagten die Pilgerfahrt bis zum Sinai und dem berühmten Katharinenkloster auszudehnen. Aus der Zahl der Fürsten sind jedenfalls nur Burggraf Albrecht der Schöne um 1340, Heinrich II. von Braunschweig 1336 und Ulrich II. von Mecklenburg 1470

dort gewesen. Die meisten zogen von Jerusalem wieder zurück nach Jaffa, denselben Unbilden ausgesetzt, wie auf der Herreise. Die Obersten der Heiden forderten oft gegen die Abmachung von Neuem Geleitsgeld; um recht viel zu erpressen, sperrten sie den Patron in Rama oder Jaffa ein, sodaß die Pilger nicht abfahren konnten. Die Fürsten selbst waren Mißhandlungen ausgesetzt. Pfalzgraf Ottheinrich berichtet ingrimmig: „in Jope, alda schlugen die Türcken die Bilgern uber unser Geleit In die Löcher, als ob wir Hundt gewessen weren, wiewohl sie uns schlugen undt genugsamb mutwill mit uns trieben, so schickten wir unns doch.“ — Und gerade kurz vor der Abfahrt sind einige Fürsten mit knapper Noth der Gefangenschaft entgangen. Denn trotz des strengsten Incognitos wurde oft den Türken die Anwesenheit eines Fürsten verrathen. Ludwig II. von Brieg wurde sogar 1404 gefangen gehalten, bis die treuen Liegnitzer ihn auslösten. Pfalzgraf Alexander wurde 1495 von einem deutschen Juden, Heinrich der Fromme 1498 durch einen Zigeuner verrathen; sie konnten sich nur durch große Geschenke loskaufen. Friedrich von Oesterreich, der spätere Kaiser, hatte in Ramleh (nicht in Aegypten, wie sein Biograph Grünpeck irrthümlich meldet) ein gefährliches Abenteuer. Er hatte sich, nach Landessitte bekleidet, in Gesellschaft einiger Juden unter das Volk der Stadt gemischt und Einkäufe in Juwelierläden gemacht. Irgendwie wurde sein Name ruchbar. „Kaum waren sie mit gemietheten Maulthieren zur Flotte zurückgekehrt, findet ein eiliger Zusammenlauf der Ungläubigen statt. Ein Theil stürzt mit Waffen in der Hand hinter dem Kaiser her nach der Küste. Rasch entschlossen befiehlt der Fürst, die Taue loszureißen, des Reiches Adler fliegen zu lassen und durch den Klang der Trompeten die Wuth der Feinde Christi noch mehr zu reizen. Diese zu wildem Ingrimm entflammt, bringen ihre Faselen, Jachtschiffe und myoparones in die See und verfolgen ihn, so schnell sie können. Aber ein günstiger Wind rettet das Pilgerschiff.“ — Auch eine friedliche Einschiffung gestaltete sich zu einem lauten Freudenfeste. Wilhelm der Tapfere ließ, als alle Pilger eingeschifft waren, „den lobgesang te deum singen, dazu nunc dimitte servum, gratias nunc omnes und Got gedankt, das er jn zu sampt allen synen wallebrudern von der teuffelichen Diet (Volk) und Henden der Heyden erlost hat“, und Friedrich der Weise „ließ Te deum laudamus singen und Gott loben und ihr beider Gnaden Banner schweben und ließen sich halten als Fürsten und die Trummeten blasen und Büchsen abschießen.“ — Die Heimreise dauerte länger als die Herfahrt. Die Reisenden hielten sich in den Häfen der Reisestationen, besonders auf Cypern und Rhodus länger auf und durchstreiften das Land; die Fürsten legten das Incognito ab und wurden überall, zumal von dem Großmeister der Rhodiser, mit gebührenden Ehren empfangen. Die meisten landeten nach zwei- bis dreimonatlicher Reise in Venedig (Ottheinrich in Triest), einige verließen das Schiff schon in Otranto oder Brindisi, um über Neapel nach Rom zu reisen und des Papstes Segen zu erbitten. Landgraf Wilhelm der Aeltere unternahm, wie er gelobte, von Rom aus noch eine Wallfahrt nach Loretto, um der Maria für die Rettung aus Sturmesnoth zu danken. Auch die Rom- und Lorettopilger reisten über Venedig heim. Dort machten sie große Einkäufe an kostbaren Stoffen und Schmuckgegenständen. Friedrich von Oesterreich gab dort allein 2799 fl. für Geschenke aus. Endlich ging's heim, nachdem ein Bote mit der Meldung der glücklichen Landung vorausgesandt war. Mit großen Ehren wurden die fürstlichen Pilger daheim aufgenommen, von ihren Verwandten persönlich eingeholt oder brieflich beglückwünscht. Und wenn sie dann nach all den Gefahren und Beschwerden wieder vom traulichen Behagen der Heimath umfangen waren, da ging's wohl ihnen Allen, wie dem trefflichen Mergenthal, der zum Einzug in Dresden bemerkt: „da ward uns eines rockes wärmer denn zuvor“. Zu Haus ging's an's Erzählen und an's Vertheilen der Geschenke. Aber mehr noch als diese wurden die Reliquien angestaunt und ehrfürchtig bewundert, die die Fürsten im heiligen Land gesammelt hatten. Friedrich der Weise soll allein 20 000 Nummern mitgebracht haben, die er in der heiligen Kreuzkirche in Torgau und in der Schloßkirche zu Wittenberg aufstellen ließ. In jener ließ er zum Gedächtniß der Reise auch eine genaue Nachbildung des heiligen Grabes aufbauen, in dieser eine Tafel anbringen mit den Namen der besuchten Orte. — Bogislaus von Pommern schenkte den vom Papst verliehenen goldenen Herzogshut und das goldene Schwert und viele Heilthümer der Ottenkirche in Stettin. Und wohl infolge eines Gelübdes auf der Reise hob er das Strandrecht auf und baute die Gertrudenkirche in Wolgast. Ein Gleiches wird uns vom Pfalzgraf Alexander berichtet. Er hat zum Dank für die glückliche Heimkehr die Alexanderkirche in Zweibrücken gestiftet. — Damit wollen wir Abschied nehmen von dem eigenartigen Culturbild. Welch ein Unterschied zwischen jenen Pilgerfahrten deutscher Fürsten und der imposanten Palästinareise unsers Kaisers, des ersten deutschen Kaisers seit dem Staufer Friedrich II., der als Kaiser den Boden des heiligen Landes betritt. Ihm werden dort die höchsten Ehren erwiesen, wo seine Vorfahren nicht einmal wagen durften, ihren Stand zu offenbaren, und viel Schimpf und Unbill erdulden mußten.

Divisionspfarrer J. Neumeister.

Bücherbesprechung.

— Zwo Historien aus dem Meißnerlande. Davon die erste: Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 13. Jahrhundert von Joh. A. Freiherr v. Wagner (Johannes Renatus). Bautzen, Emil Hübner's Verlag. Preis 4,50 ℳ, gebunden 5,50 ℳ. — Diesmal hat sich der alter Lausitzer aus seinen schattig dunklen Bergen herausgemacht in die sonnigere und mildere Schönheit des Elbthales. Namentlich die saftig grünen Weingelände um Meißen und die stolz himmelanragenden Zinnen der Albrechtsburg haben es seinem Herzen angethan und ihm keine Ruhe gelassen, bis sich ihm aus allerlei Quellen zur Geschichte des Meißnerlandes ein lebhaftes und farbenreiches Bild jener alten Zeit gestaltete, da um diese gesegneten Gaue in heißem Kampfe zwischen Slaven und Germanen gerungen wurde, da Heinrich des Erlauchten holde Weisen das Entzücken und die Bewunderung seiner Zeitgenossen erweckten und dem fürstlichen Sänger einen rühmlichen Platz unter den Minnesingern des dreizehnten Jahrhunderts eroberten. Der Verfasser bittet im Vorworte (S. 12), man möge sein Buch nicht als einen historischen Roman ansehen. In der That erinnert der Ton der Erzählung, wiewohl es an Romantik darin nicht fehlt, einerseits mehr an den einer Chronik, und andrerseits steht die Gestalt des Markgrafen vom Anfang bis zum Ende so im Mittelpunkte der Handlung, daß man das Buch recht wohl auch eine Biographie Heinrich Frauenlob's nennen könnte. Aber was kommt schließlich auf den Namen und die Gattung an, der ein Buch zugehört, wenn es nur unsere Theilnahme zu fesseln und unser Herz zu erwärmen weiß für die Lebensschicksale der Männer und Frauen, von denen es berichtet? Das aber gelingt Renatus auch in diesem Buche wieder vortrefflich. So viel ist ja wahr, die knappe Zusammenfassung und weise Selbstbeschränkung ist seine Stärke nicht. Wo es ihm gefällt, da macht er gerne Rast, auch in seinen Büchern, und wer es eilig hat, der ist nicht sein Mann. Auch die Frage, ob eine Scene von solcher geschichtlicher Bedeutung ist, daß sie eine breitere Ausmalung verträgt, oder nicht, kümmert ihn viel weniger, als die stille Freude an alle dem, was seinem Sinn für trauliches Behagen, für friedsamen Naturgenuß, für träumerische Innigkeit wohlthut. Wir glauben es ihm ja gern, daß er den Stoff zu mancher Einzelheit gar mühsam hat suchen müssen, und daß die einander widersprechenden Quellen ihn oft genug im Stiche gelassen haben. Aber für den Gesammteindruck des Buches wäre es doch günstiger gewesen, wenn er, auch auf die Gefahr, daß aus den 400 Seiten desselben 300 geworden wären, uns einen Theil des gelehrten Beiwerks geschenkt hätte. Man soll einem fertigen Kunstbau nicht ansehen, welche Klötze und Wacken die Werkleute haben verarbeiten müssen. Indessen trotz dieser kleinen Einschränkungen empfehlen wir auch den neuesten Renatus wieder von ganzem Herzen. Wer sein Sachsenland lieb hat, wer sein Blühen und Gedeihen im Segen Gottes und unter dem Schutze geliebter Fürsten, das frisch fröhliche Leben und Treiben seiner regsamen und fleißigen Bevölkerung mit freudiger Theilnahme beobachtet, der wird sich gern von dem freundlichen Erzähler zurückführen lassen in die wildbewegten Zeiten des Mittelalters. Denn trotz alles erbitterten Streites wurden doch in jenen Tagen auch ein gut Theil der Keime in den Boden gelegt, deren glückliche Entfaltung das liebliche Bild der Gegenwart schaffen half.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 116. | Dienstag, den 4. October, Abends. | 1898.

Sitten und Gebräuche aus der Vergangenheit Japans.

Von Dr. Tomitsu-Okasaki aus Tokio.

Die japanische Geschichte umfaßt einen Zeitraum von etwa 2550 Jahren. Schon bei seinem Eintritt in die Geschichte stand das Volk auf einer verhältnißmäßig hohen Culturstufe und die Hochzeitsgebräuche beweisen wohl am besten, daß schon damals Sittenreinheit und persönliche Tapferkeit von beiden Geschlechtern beinahe gleich hoch geschätzt wurden. Gehörte es doch durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß obige Vorzüge, wenn in ausgeprägtem Maße vorhanden, Veranlassung zu ehelichen Verbindungen zwischen dem hohen Adel und armen, aber tugendhaften Bauerntöchtern gaben. Tugend, Schönheit und auch Tapferkeit eines Mädchens ließ selbst vergessen, daß die Betreffende nicht nur niederer Geburt, sondern auch erst von Korea nach Japan eingewandert war, und es werden durch die alten Geschichtschreiber, deren Japan schon damals einige besaß, viele Fälle überliefert, in welchen selbst Prinzen alle Vorurtheile fallen ließen und fremde Mädchen, deren Charaktereigenschaften besonders lobenswerthe waren, zu ihren Gattinnen erhoben. Ehen unter Verwandten waren gestattet und wurden sehr häufig geschlossen. Nie ist wie bei so vielen anderen Völkern der Vorzeit die Frau unterdrückt worden; sie hatte ihre Rechte, die Niemand anzutasten wagte und die in einer liebevollen besorgten Behandlung seitens des Ehemannes ihre ganz besondere Bestätigung fanden. Hatte sich ein Paar in Liebe und Zuneigung gefunden — eine Berücksichtigung besonderer Verhältnisse, wie Vermögen, Standesunterschiede, kamen nie in Betracht —, so machte das Mädchen ihren Eltern oder, wenn solche nicht mehr am Leben waren, ihrem Vormund diese Mittheilung, und waren gegen den Charakter des Werbenden Einsprüche nicht zu erheben, so wurde die Zustimmung ertheilt. Sie schenkte ihrem künftigen Manne zum Zeichen des Einverständnisses ihrer Verwandten in den meisten Fällen ein Koto (eine Art Harfe), worauf die Vorbereitungen zur baldigen Hochzeit von beiden Seiten getroffen wurden. Von Seiten des Bräutigams bestanden diese Vorbereitungen in allererster Linie und wenn die Verhältnisse die allerärmlichsten waren, wenigstens darin, seinem Hause eine Stube anzufügen, die zur ausschließlichen Benutzung seiner zukünftigen Frau bestimmt war. In der Ehe lebten sie also nicht in denselben Räumen, nur täglich besuchte der Mann seine Frau in ihrem Gemache. Für die heutige Zeit wäre ein derartiges Verhältniß nicht gut denkbar, für die keusche Zurückhaltung der Frau aber geradezu bezeichnend. Nachdem auch die Vorbereitungen der Braut für den Ehestand, die bei damaligen Ansprüchen nicht lange Zeit erforderten, beendet waren, wurde der Hochzeitstag festgesetzt. Die Hochzeit wurde im Hause der Braut gefeiert und wurden hierzu Verwandte und liebe Freunde zu Gast geladen. Nach beendeter Trauungsceremonie fand ein festliches Mahl statt, zu welchem Alles auf den Tisch gebracht wurde, was Küche und Keller zu bieten vermochten. Diese Sitten erhielten sich bis zum 6. Jahrhundert n. Chr., wurden dann aber durch die Einführung des Buddhismus und Confucianismus mehr und mehr verdrängt. Jetzt traten nicht mehr so ohne Weiteres zu umgehende Standesunterschiede auf und wurden die sieben Scheidungsgründe chinesischer Herkunft eingeführt, während früher die Ehen untrennbar gewesen waren (die chinesischen sieben Scheidungsgründe: Ungehorsam, Unfruchtbarkeit, Lasterhaftigkeit, Eifersucht, Aussatz, Geschwätzigkeit und Hang zum Stehlen). Die Japaner konnten sich aber nicht so schnell mit den neuen Einführungen vertraut machen und so wurden diese Scheidungsgründe selten benützt. Es wurde im Gegentheil nach einem Gesetze des 7. Jahrhunderts der Mann ziemlich streng bestraft, der sich ohne besonders triftigen Grund von seiner Frau scheiden ließ. Stand aber dem Manne ein gesetzlicher Grund zur Seite, der eine Scheidung berechtigte, und die Eltern der Frau waren zu arm, um ihre Tochter wieder aufnehmen und erhalten zu können, so zog sich der Mann aus diesem Grunde bei eventueller Scheidung die Verachtung seiner ganzen Freundschaft zu. Nach damaligem Rechte verheiratheten sich Männer im Alter von 15 und Mädchen im Alter von 13 Jahren, wenn sie dazu die Erlaubniß ihrer nächsten Verwandten erhielten. Die Verlobung konnte seitens der Braut gelöst werden, wenn der Bräutigam infolge irgend eines Vergehens mit Zwangsarbeit bestraft wurde oder aber, wenn er ins Ausland ging und die Braut während eines Jahres ohne Nachricht ließ u. s. w. Unter besonderen Umständen konnte auch eine kinderlose Ehe durch Erlaubniß der Regierung getrennt werden, falls der Mann über drei Jahre im Auslande blieb, ohne für seine Frau zu sorgen; waren dagegen Kinder vorhanden, so mußte mindestens fünf Jahre gewartet werden. War der Mann im Inlande, bekümmerte sich aber nicht um seine Frau, so wurde die Ehe nach drei Jahren, waren Kinder vorhanden, schon nach zwei Jahren geschieden. Die japanischen Frauen hatten also auch schon im Alterthum gesetzliche Rechte, die aber bei dem allgemeinen sittlichen Lebenswandel selten zur Anwendung kamen. Polygamie wurde als Verbrechen streng bestraft. Im 10. Jahrhundert n. Chr. verfeinerten sich die Sitten immer mehr und zwar auch auf Kosten des ehelichen Lebens. Die Verlobungen wurden schon heimlich ohne Vorwissen der Verwandten geschlossen und man hielt es nicht mehr für anstößig, wenn sich Liebespaare Abends zusammenfanden; man betrachtete es auch nur als eine besondere Freiheit, wenn die Ehe ohne das früher unbedingt nothwendige Verlobungsceremoniell geschlossen wurde. Auch führte der Mann seine Frau nicht mehr in ein für sie besonders hergerichtetes Gemach, sondern die Eheleute lebten zusammen in denselben Räumen. Ehen zwischen Verwandten wurden um jene Zeit schon immer seltener. Im Jahre 1232 trat ein berühmtes Gesetz in Kraft. Nach demselben gab es für die Verheirathung keine besonderen Vorschriften mehr, nur durfte das der Frau gehörige Vermögen nie mit dem des Mannes vereinigt werden. Wurde also dem Manne eines Verbrechens wegen sein Vermögen von der Regierung confiscirt, so verblieb doch unter allen Umständen der Frau ihr Eigenthum. Besonders in militärischen Classen gab man häufig die Tochter dem Sohne seines Feindes zur Frau, oder Jemand heirathete die Schwester seines Feindes, um den bestehenden Feindschaften ein Ende zu machen. Mit der Zeit wurden mit den Hochzeiten schon ganz besondere Ceremonien verbunden. Bereits im 14. Jahrhundert und namentlich bei vornehmen Familien wurden diese streng eingehalten. Am Hochzeitstage erschien die Braut höherer Stände in weißseidenem, mit Wappen geschmücktem Oberkleide, während das Unterkleid von rother Farbe war. An der Brust trug sie eine Art Amulet. Dem Brautwagen folgten viele Wagen mit Gästen; die Kutscher trugen den hittoku mit weißem Gürtel, einen besonderen Anzug, welcher nur für diesen Zweck bestimmt war, und dem Wagen folgten 3, 5 oder 7 Berittene. Hochzeitsgeschenke wurden theils in die Wohnung geschickt, theils im Zuge mitgeführt. Entfernte sich die Braut aus der Wohnung, so wurde zur rechten Seite des Thores ein kleines Feuer angezündet und zu gleicher Zeit ein ebensolches vor der Thür des Bräutigams. Bis zum halben Wege sandte der Bräutigam seine Freunde der Braut zur Einholung entgegen und an der Thür seines Hauses wurde sie von einer Ehrendame in Empfang genommen und in das Brautzimmer geführt. Die eigentliche Hochzeitsceremonie bestand nun

darin, daß das Brautpaar dreimal mit einander Sake (eine Art Wein aus Reis gebraut) trank. Das Zimmer war festlich geschmückt mit Blumen, künstlichen Vögeln und anderen Dingen; die Blattpflanzen mußten grün und frisch sein. Bis zum dritten Tage wurden weiße Kleider getragen, während später sowohl das Ehepaar wie deren Leute sich in bunte Farben kleideten. Im 17. Jahrhundert wurde japanische Sitte und Geschichte zuerst der civilisirten Welt in abendländischer Sprache geschildert, doch entsprechen diese Schilderungen und auch die der japanischen Hochzeitsgebräuche nicht ganz der Wahrheit. Zum Zeichen der Verlobung sandte der Bräutigam der Braut je nach seinem Vermögen mehr oder weniger Kleider, Gürtel, Reis, Fische, Geld und andere Sachen, die bei der Hochzeitsfeier Verwendung finden sollten. Der Tag der Hochzeit wurde zwischen dem Bräutigam und einem, gewissermaßen als Vermittler zu bezeichnenden Verwandten festgesetzt. Nach alten Traditionen waren der 4., 8., 15., 18., 25. und 29. Tag jeden Monats sowie der April jeden Jahres, weil in diesem Monat die Frühlingspracht bereits verwelkt ist, ungünstige Tage und wurden diese daher zu Hochzeitstagen unter keinen Umständen gewählt. Im Hochzeitshause wurde am Abend des bestimmten Tages sowohl die Vorhalle wie auch das Aeußere des Hauses selbst festlich illuminirt. Beim Eintreffen wurde die Braut vom Bräutigam an ihrem Wagen begrüßt, an der Thür dagegen von einer Ehrendame in Empfang genommen und in ein Toilettenzimmer geführt. Im Festzimmer selbst wurde die Braut bereits als Wirthin, der Bräutigam als Gast betrachtet. Der Empfangsraum war nur klein und bot außer den Brautleuten nur noch für drei Frauen Platz. Die Hochzeitsceremonie selbst wurde in einem großen Zimmer abgehalten, in welchem sich die Verwandten, die zum Feste geladen waren, befanden. Inzwischen hatte das Ehepaar die Kleidung gewechselt und trug die Braut jetzt das Kleid, welches ihr von den Schwiegereltern geschenkt wurde, und der Bräutigam als Gewand ein Geschenk seiner Braut. Später wurde das weiße Gewand der Braut mit einem rothen oder einem vielfarbig schimmernden vertauscht. Am dritten Tage luden die Eltern der jungen Frau die Verwandten ihres Schwiegersohnes ein, am fünften Tage besuchte die Braut ihre Eltern. Am darauf folgenden Tage ließ sich der Ehemann durch einen Boten nach dem Befinden seiner Frau erkundigen und kehrte am 10. Tage dieselbe noch immer als Jungfrau zu ihrem Manne zurück. Ein japanisches Sprichwort nennt dies „Die Rückkehr der Blume". Nach diesen Festlichkeiten wurden von den Eltern der jungen Frau wieder die beiderseitigen Verwandten eingeladen, welche mit ihren Glückwünschen die Ueberreichung von Geschenken, bestehend aus Seide, Reiswein, Fischen und anderen Sachen, verbanden. Zu dieser Zeit heiratheten die Männer im Alter von 20 bis 30 Jahren, die Mädchen in dem von 17 bis 22 Jahren. In vornehmen Familien wurden die Ehen zeitiger geschlossen, da die Vermögensverhältnisse Ernährungssorgen für Frau und Kinder nicht aufkommen ließen. Eheschließungen unter Verwandten kamen in adeligen Kreisen der Zeit nur noch äußerst selten vor, während sie beim Volke immer noch stattfanden. Mädchen mit Schönheitsfehlern oder gar erblichen Krankheiten fiel es äußerst schwer, einen Bräutigam zu finden, selbst wenn sie über ein bedeutendes Vermögen zu verfügen hatten, schon aus dem einfachen Grunde, weil der Japaner unter keinen Umständen des Geldes wegen heirathen würde. Nach damaligem Gesetze bedurfte jeder Daimyo (d. h. größere Vasall) zur Verheirathung einer Erlaubniß der Shogunregierung, während der Kuge (Adeliger am kaiserl. Hofe) die Einwilligung des Kaisers erbitten mußte. Für die Scheidung der Ehe waren ganz besondere Gesetze vorhanden und wurden bei Ehebruch beide Theile gerichtlich streng bestraft.

Wie bei der Hochzeitsfeier, so wurde beim Japaner im Alterthum auch bei der Geburtsfeier seiner Kinder Anstand und gute Sitte vor allen Dingen hoch gehalten und bei der Erziehung von frühester Jugend an auf die Pflege der Tugend und Gesundheit hingewirkt. So legte man schon vor der Geburt des Kindes ein besonderes Zimmer oder kleines Haus an, welches für die erste Zeit zum Aufenthaltsorte für Mutter, Kind und Pflegerin dienen sollte. Diese gewiß vom sittlichen wie sanitären Standpunkte aus hochwichtige Einrichtung hat sich bis auf die Neuzeit auf der Insel Hachijo, südlich von der Hauptinsel, erhalten. Die Neugeborenen benannte man nach in der Nähe befindlichen schönen Bergen, Flüssen, Bäumen, Blumen oder anderen lieblichen Naturgegenständen. Von einer jährlich wiederkehrenden Geburtstagsfeier, wie sie in Europa Sitte ist, wußte man im Alterthume nichts. Seinen Geburtstag feierte, wie die Geschichte schildert, zuerst der Kaiser Kwonin im October 775 n. Chr. und wurde dieser Tag Tenchosetsu, d. h. Kaisersgeburtstag, genannt. Später verbreitete sich diese Sitte auch im Volke, indessen war der Sinn und Zweck der japanischen Geburtstagsfeste ein anderer, wie der der heutigen Feiern. In Japan feierte man den Geburtstag des Kindes und wünschte zunächst der Mutter und nur nebenbei dem Kinde für das folgende Jahr die beste Gesundheit. War indessen die Mutter gestorben, so hörten die Geburtstagsfeiern des Kindes auf. Nach Einführung des Buddhismus in Japan, im 8. Jahrhundert, wurde der Aberglauben bei der Bevölkerung bedeutend gesteigert. Kam ein Kindchen zur Welt, so erschienen dem Volke Gebete des Priesters unumgänglich nothwendig, um die drohenden Gefahren von Mutter und Kind abzuwenden. Bald vor oder nach der Geburt ließ man den Priester kommen und dieser las aus buddhistischen Religionsbüchern vor, machte den Kaji (religiöser Ritus und Gebete, welche nur von den Priestern verrichtet wurden) und den Kito (die demüthige Bitte an die Götter) ꝛc. Das Kindchen wurde dann von weißgekleideten Jungfrauen in das erste Bad gelegt. Am dritten, fünften und siebenten Tage statteten die Verwandten Besuche ab und erkundigten sich nach dem Befinden von Mutter und Kind, wobei sie unter Glückwünschen Kleider und andere Gegenstände zum Geschenk brachten. Am fünfzehnten Tage lud die junge Mutter die Verwandten zu einem Feste ein. Ungefähr im 14. Jahrhundert beging man den 111ten Tag nach der Geburt unter Wünschen auf die künftige Gesundheit des Kindes sehr festlich. Später gab es eine Bestimmung über die Größe der oben erwähnten Zimmer oder Häuschen, und zwar mußten diese bei Adligen z. B. 12 Jo (20 Quadratmeter) groß sein. Die Wände desselben wurden weiß gestrichen und mit Bäumen, Pflaumenblüthen, Bambus ꝛc. bemalt. In einem solchen Raume mußte die Frau auf ihrem Lager mit dem Gesicht nach Süden gerichtet so lange ausharren, bis ihre Gesundheit völlig wieder hergestellt war; gewöhnlich blieb sie 30 Tage mit dem Kinde und der Pflegerin allein. Am 7. Tage erhielt das Kind einen Vornamen und erst am 101. Tage vertauschten Mutter und Kind die bisher getragenen weißen Kleider gegen bunte; es hieß dies „das Fest des Farbenwechsels". An demselben Tage feierte man auch „das Fest des ersten Essens"; aber nur symbolisch, das Kind selbst blieb bei seiner bisherigen Nahrung. Diese Sitten haben sich bis zum 18. Jahrhundert fast ohne Veränderung erhalten. Schon im Mittelalter durfte die schwangere Frau schwere Arbeiten nicht mehr verrichten, auch wurden zur Nahrung nur bestimmte, kräftige Speisen ausgewählt; dagegen wurden Fische, wie Lachs, Aal, Karpfen und Ayu (eine Art Forellen), Braten von Enten, Tauben, Hasen ꝛc. gänzlich verboten und in der Hauptsache sehr mild gewürzte vegetarische Speisen gereicht, fette und saure Speisen dagegen ausgeschlossen.

Die Japaner des Alterthums feierten auch ihre Feste in durchaus würdiger Weise, indem sie bemüht waren, mit denselben stets ihre Freude und zugleich ihren Dank auszudrücken, was mit ihrem tiefempfundenen Gefühl für Sitte und Tugend der Familienmitglieder im engsten Zusammenhange stand. War ein Kindchen drei Jahre alt geworden, so feierte man am 15. des Monats oder an einem anderen günstigen Tage das Fest Kami-Oki. Es war dieses Fest mit der Ceremonie verbunden, daß dem Kinde das Haar ganz oder theilweise geschoren wurde. War das Festkind ein Mädchen, so wurde mit dem Rasiren von der linken Seite, war es ein Knabe, von der rechten Seite begonnen. Beim 5. Geburtstagsfeste feierte man das Hakamagi für die Knaben, wobei sie die ersten Höschen und das Kazukigome für die Mädchen, wobei diese die ersten Röckchen erhielten. Man betrachtete sie somit als dem eigentlichen Kindesalter entwachsen, was verständlich wird, wenn man in Betracht zieht, daß beide Geschlechter in Japan im Verhältniß zu den Kindern europäischer Abstammung sich bedeutend schneller entwickelten, so daß ja schon im Alter von 15 resp. 13 Jahren Verheirathungen stattfinden konnten. Bei beiden festlichen Gelegenheiten wurden im Tempel die Götter um ferneres Gedeihen angefleht. Wie der Japaner an günstige und ungünstige Tage glaubte, so glaubte er auch, daß ihm bestimmte Lebensjahre ungünstig werden können. So glaubten die Männer, daß sie besonders im 7., 25., 42., 61. Jahre und die Frauen im 5., 19., 33., 42. und 61. Jahre einer Gefahr für ihr Leben ausgesetzt wären. Um dieser Gefahr nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen, feierte man den 1. Februar des betreffenden Jahres und lud Verwandte und

Freunde zu diesem Feste ein, um gemeinsam mit ihnen die Gottheit anzuflehen, daß sie alles Unglück abwenden möge. Ebenfalls hielt man an dem Glauben fest, daß Jemand im Alter von 50 Jahren im besten Lebensalter stehe. Das 60. Jahr galt dagegen schon für ein hohes Alter und wurde das 61. erreicht, so feierte man ein Jubiläum, wozu natürlich Freunde und Verwandte hinzugezogen wurden. Da es nun auch in Japan recht alte Leute gab, man aber mit 61 Jahren bereits ein hohes Alter erreicht zu haben glaubte, stellte es sich in sehr vielen Fällen als nothwendig heraus, auch noch im 70., 77., 80., 88., 90., 100. u. s. w. Jahre Jubiläen zu feiern.

Wie der Deutsche als sein Nationalgetränk das Bier liebt, so auch der Japaner des Alterthums wie der Neuzeit seinen Sake. Sake ist ein Gebräu aus Reis, den Europäern unter dem Namen Reiswein bekannt, und geht seine Geschichte und Bereitung in Japan bis in die älteste Vergangenheit zurück. Man braute auch Kushi oder Ki aus Reis oder Obst, doch waren dies Producte geringerer Qualität, weil die Hefe darin verblieb. — Schon im 10. Jahrhundert findet man den sogenannten Schiro-Ki (Hell-Sake) und Kuro-Ki (Dunkel-Sake). Jetzt braut man nur aus gereinigtem Reis und zwar kann man aus 10 Koku (1 Koku = 180 Liter) Reis 3,57 Koku Sake gewinnen. Im Jahre 1252 wurde in der Stadt Kamakura von dem Vertreter des Shogun, Militärregenten Namens Tokiyori, das Brauen von Sake verboten. Genannter war ein äußerst strenger buddhistischer Politiker, der dem Ueberhandnehmen der Völlerei und Trunksucht die Spitze bieten wollte, um das Volk den Göttern gefälliger zu machen. Die alten Japaner scheinen übrigens starke Trinker gewesen zu sein, denn eine Statistik im genannten Jahre giebt in Kamakura einen Vorrath von 37 274 Tsubo-Sake an. Das Verbot fand indessen nicht den gewünschten Anklang, denn es wurde dadurch umgangen, daß einfach der Name Sake in Ku-kon, auf Deutsch „Neunmal" umgetauft und damit die Angelegenheit erledigt wurde. Der Sinn von Ku-kon soll dann sehr häufig in das Praktische übersetzt worden sein, indem besondere Liebhaber neunmal so viel wie früher tranken, und bei Gesellschaften kam es nunmehr in Gebrauch, 9 Vollgläser hintereinander zu leeren. Die Zahlen 3, 5, 7 &c. waren dem Volksglauben nach günstige und da auch schon im alten Japan 3 × 3 = 9 war, mußten doch 9 Gläser für die Gesundheit unbedingt sehr dienlich sein. — Im Anfang des 17. Jahrhunderts entdeckte ein Brauer die Methode, Sake ganz hell herzustellen mit einem Alkoholgehalt von 12—13%. Dieser Sake ist noch heute das Nationalgetränk der Japaner, welches um so besser schmeckt, je längeres Lager es gehabt hat. Im Jahre 1689 wurde in 27 226 Brauereien Sake hergestellt, wozu man 909 340 Koku Reis gebrauchte und zwar nur in den Provinzen, welche dem Shogun direct unterstanden. Anfang des 18. Jahrhunderts gab es in der Stadt Osaka allein 636 Sake-Brauereien. Notorische Trinker nannte man Nonbei und Angetrunkene, die nur ein Glas über den Durst getrunken hatten, wurden Yoitanbo oder Yoitakure genannt. Der Katzenjammer war auch schon bekannt und hieß Futsuka-Yoi, übersetzt „zwei Tage betrunken". Vom Jahre 1817 kennt man in Edo (Tokyo) sogar ein Fest, an welchem sich an einem bestimmten Tage die Matadore der Massenvertilgungskunst in Speisen und Getränken zu löblichem Wettstreit versammelten, um zu erproben, wer von ihnen die bedeutendsten Quantitäten vertilgen könne. Jeder war Meister in einer besonderen Specialität und alle wetteiferten, ihr bestes Können zur Vertilgung von Sake, Kuchen, von Aal, Nudeln u. s. w. zu bieten. Am meisten hatte ein Trinker geleistet mit 6½ Glas Sake (1 Glas = 3 sho, 1 sho = 1,804 l) denen er auch noch 17 Glas Wasser hinzufügte, jedenfalls eine tüchtige Leistung. Ob dieser Künstler prämiirt worden ist, ist der Nachwelt nicht überliefert worden. Aber auch seine Collegen im Essen haben Erstaunliches geleistet und man darf wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß es sich nur um specielle Leibgerichte gehandelt hat. Der Reis-Liebhaber verzehrte 68 Schüsseln, während der Nudeln-Freund es nur auf 63 Schüsseln brachte. Der heute beliebteste und beste Sake wird Masamme, Itami u. s. w. genannt.

Neben dem Sake war im Alterthum und ist auch noch heute der Thee für den Japaner das Hauptgetränk. Derselbe nimmt in Japan etwa dieselbe Stelle ein wie der Kaffee in Sachsen. Vor dem 8. Jahrhundert war Thee als Getränk in Japan noch fast unbekannt, im Anfang des 8. Jahrhunderts wurde der Theestrauch jedoch schon stellenweise angepflanzt, während er vorher wohl nur in getrocknetem Zustande importirt worden ist. Bald gab es auch sogenannte Theegesellschaften und zwar wurde das Getränk unter Beobachtung gewisser Ceremonien von den Buddhisten hergestellt, deren Priester es waren, die sich um die Einführung und Verbreitung des Thees am meisten verdient gemacht haben. Nach geschichtlichen Ueberlieferungen machte zuerst der Bonze Eichu dem Kaiser Saga (Regierungszeit 810—823) ein kleines Quantum Thee zum Geschenk und infolge des vorzüglichen Geschmackes und der besonderen guten Eigenschaften und Wirkungen wurden auf Befehl des Kaisers Theepflanzungen in der Umgebung seiner Residenz angelegt. Während der Zeit bis zum Jahre 1191, in welchem der Zeu-Bonze Eisai von China nach Japan zurückkehrte, waren die Anpflanzungen verwildert und auch nicht vermehrt worden. Beim Volke war sogar der Thee fast in Vergessenheit gerathen, und zwar schon aus dem Grunde, weil sich inzwischen Niemand zum Förderer seiner weiteren Verbreitung gefunden hatte. Von den vorzüglichen Wirkungen auf die menschliche Gesundheit und von dem besonderen Wohlgeschmacke des Thees fest überzeugt, nahm der Bonze jetzt die Angelegenheit wieder in die Hand, verfaßte eine ausführliche Abhandlung über die der Gesundheit zuträglichen Eigenschaften des Thees, welche große Verbreitung fand, und benutzte jede Gelegenheit, den Vortheil desselben als Arznei und Getränk in das richtige Licht zu stellen, wobei er betonte, daß Thee nicht nur das Leben verlängere und die Kranken ge und mache, sondern sich auch besonders zur Anpflanzung in Japan eigne, da er auf Bergen und in Thälern gleich gut gedeihe. In China und Indien wurde Thee schon längst hoch geschätzt und hatte ja vor wenigen Jahrhunderten auch bereits in Japan Geschmack an demselben gefunden. Die unausgesetzten Bemühungen des Bonzen wurden von Erfolg begleitet. Als später der Bonze Koben bewies, daß durch den Genuß der Schlaf überwunden und der Mensch heiter gestimmt werden könne, wurde er vom Volke hoch verehrt. Ganz besonders günstig für die Einführung des Thees war aber auch die Einmischung der Shogunregierung, die mit dem Thee den überhandnehmenden Genuß des Sake bekämpfen zu können glaubte. Den Officieren und Soldaten, die nach dem Genuß des Thees eine viel größere Wachsamkeit entfalteten, wurde Thee zuerst ein Lieblingsgetränk und so wurde das, was ein einzelner Priester erstrebt hatte, allmälig zu einer Wohlthat für ein ganzes Volk. Im 14. Jahrhundert findet man den Thee in den Kriegslagern bereits überall verbreitet, hatte es sich doch im Laufe der Zeit deutlich gezeigt, daß die Mannschaften nach dem Genusse von Thee stets frisch und munter waren und bedeutend mehr im Wachdienste leisteten als früher, so daß sie den Ueberfällen der Feinde viel weniger ausgesetzt waren. Später fanden sich auch Theeverkäufer in den Straßen der Städte ein, die das fertige Getränk den Vorübergehenden anboten und schon deshalb ein lebhaftes Geschäft machten, weil der Preis ein sehr niedriger war. Eine Tasse Thee kostete nur 1 Sen, nach deutschem Gelde also 2—3 ₰. Der edelste Thee wurde in Toganoo geerntet, derselbe war aber sehr theuer, so daß er nur von reichen Leuten bezahlt werden konnte. Die Zubereitung des Thees wurde mit religiöser Feier verbunden, welche Chano-yu genannt wurde. Der Erfinder und Verbreiter dieser Ceremonie war der Shogun Yoshimasa, ein vornehmer und sehr luxuriöser Mann. Er hatte den berühmten Tempel Ginkuka erbauen lassen, dessen Abtheilung für die Ceremonien der Theebereitung als Muster gepriesen wurde. Eine solches Zimmer hatte nur eine Größe von 4½ Matten, etwa 9 Quadrat-Fuß. Sein Günstling So-Ami versah die Wände der Theezimmer kunstvoll mit Malereien und der Zeu-Bonze Shukwo leitete die Ceremonien. Noch jetzt nennt man ihn den ersten Lehrer der Theezubereitung. Je mehr sich der Theeconsum einführte, um so theurer wurden die Theegeräthe, von welchen seltene alte Stücke mit ungeheuren Preisen bezahlt wurden. Schon im 16. Jahrhundert trank ganz Japan Thee, und es soll vorgekommen sein, daß ein Officier Alles hergab, um einen kostbaren Theetopf zu erwerben. Nicht etwa, um seinen Gästen seine kostbaren alten Bilder und Geräthe zu zeigen oder um sie nur Thee trinken zu lassen, luden schlaue Generäle ihre Bekannten und Freunde zu einer Theeceremonie ein, sondern sie benutzten diese Gelegenheit, um vorhandene Feindseligkeiten in Güte zu begleichen, wobei sie auch die Charaktere ihrer durch den Theegenuß angeregten Gäste leichter kennen lernen konnten. Wohl nur zu diesem Zwecke hatte der Shogun Nobuaja (gest. 1582) die vielen kostbaren Sachen in seinem Schlosse für die Theeceremonie im Jahre 1569 gesammelt, und auch der Shogun Hideyoshi (gest. 1598) lud häufig seine Diener und Generäle zu Thee-

gesellschaften ein. Seine berühmtesten Ceremonien waren 1585, 1587 und 1594, von denen die erstere 10 Tage dauerte. Allen Bekannten zeigte er, wie sie sich ihre Theezimmer oder Lauben bauen müßten. Bei seinen persönlichen Besuchen machte er keinen Unterschied zwischen arm und reich oder adlig und niedrig. Um die japanische Kunst und namentlich um die Porzellanfabrikation hat er sich sehr verdient gemacht und namentlich letztere durch große Aufträge zu regerer Thätigkeit und sorgfältigerer Ausführung der verschiedenen Theegeräthe angespornt. So lange noch der Thee aus China importirt wurde, bezog man auch chinesische Töpfe, Näpfe, Löffel u. s. w., während man später die japanischen Porzellane wie Toshiro-Yaki, Raku-Yaki ꝛc. den chinesischen Fabrikaten vorzog; hatten doch die Japaner die Zeit ausgenutzt und inzwischen in Corea und China bedeutende Kenntnisse gesammelt. Vom 17. bis 19. Jahrhundert gab es in Japan noch viele Theespecialisten, deren jeder seine eigenthümlichen Regeln und verschiedenen Liebhabereien bei der Herstellung des Thees hatte. Die am meisten bekannten Familien sind Seu und Kobori. In Japan wird Thee zu den verschiedensten Tageszeiten getrunken, also auch nach Tische, mindestens 3—4 Mal den Tag über, ebenso wird einem Gaste stets Thee vorgesetzt. Der Theebaum hat sich in Japan überall sehr gut eingeführt und ist der Preis für die feinsten Qualitäten dort bedeutend billiger, als für geringe Sorten in Europa.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Ein Wort wider die Evangelisation von A. v. Hertzberg, Generallieutenant z. D. Frankfurt a. O., Verlag von Gustav Harnecker's Buchhandlung. — Wenn der Verfasser, der sich auf kirchlichem Gebiet bereits durch mehrere Schriften bekannt gemacht hat, ein Motto auf das Titelblatt der vorliegenden Broschüre gesetzt hätte, würde er ein „Audiatur et altera pars!“ haben schreiben können. Nicht blos Vereine, sondern auch Synoden und Kirchenregierungen haben in letzter Zeit der s. g. Evangelisation ihre Aufmerksamkeit zugewendet und Pastoren haben ihr ordentliches geistliches Amt aufgegeben, um neben Evangelisten aus dem Laienstande sich der Evangelisation widmen zu können und ausschließliche Erweckungsvorträge bald hier bald dort zu halten. Fehlt es auch nimmermehr an schweren Bedenken gegen diese ephemere, sprungweise Art der Evangeliumsverkündigung, so ist dieselbe doch von anderer Seite als das beste Heilmittel wider den Unglauben unserer Tage dringend empfohlen worden; ja sogar Judenmission hat man auf diese Weise treiben zu können vermeint. Der Verfasser hält die Evangelisation im Allgemeinen sogar für schädlich, und es ist interessant, einen einsichtigen, erfahrenen und christlich denkenden Laien darüber urtheilen zu hören. Schon das Wort „Evangelisation“ und den Namen „Evangelist“ bemängelt er. Entweder müßte die letztere Bezeichnung alle Verkündiger des Evangeliums umfassen oder lediglich, wie wir es von früher gewöhnt sind, dem Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes vorbehalten sein. Der Laienpredigt will er keine Berechtigung zugestehen, er sieht in den Evangelisten aus dem Laienstande eine Art von Geistlichen 2. Classe oder Laien 1. Classe erstehen, denen eine gewisse Halbheit in ihrer Bildung und Stellung anhaften werde, und die in der Gefahr der Selbstüberhebung und geistlichen Hochmuths stehen. Die Kirche und besonders ihre Innere Mission bietet christlichen Persönlichkeiten genug Gelegenheit, einen Helferdienst auszuüben. Auch für die Bestrebungen, die Evangelisation in kirchliche Gleise zu lenken, damit sie nicht zu Sectenbildungen führe, hat er wenig Meinung und Hoffnung. Er betont das geordnete Amt, Theilung der übergroßen Parochien, Anstellung von mehr Geistlichen u. s. w. gegenüber den Mängeln, welche die Evangelisation beseitigen helfen will. Wir machen gerne auf seine Ausführungen aufmerksam.
D. K.

— Fürst Bismarck. Eine Gedenkrede zu seinem Tode. Von Otto von der Pfordten. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung 1898. 50 Pf. — Diese Gedächtnißrede verdient schon deshalb eine Erwähnung, weil sie nicht auf deutschen Boden gehalten ist. Im großen Curhause zu St. Moritz-Bad im Engadin (Schweiz) ward am 5. August 1898 eine Trauerfeier für Fürst Bismarck veranstaltet, der über 1000 Personen beiwohnten. Es waren das in der Mehrzahl Deutsche aller Stämme und Confessionen, dazu aber kamen Badegäste aus fast allen civilisirten Ländern, so daß das Publicum als ein internationales zu betrachten war. Der Redner hat es verstanden, mit deutscher Vaterlandsliebe den deutschen Staatsmann zu zeichnen und zu feiern, ohne die Fremden zu verletzen. Wir empfehlen das Heftchen und machen besonders aufmerksam auf die feine Würdigung, die dem Verhältniß zwischen Kaiser Wilhelm I. und Bismarck zu theil wird.
A. B.

— Fürst Bismarck, sein Leben und seine Zeit. Vaterländisches Ehren- und Heldenbuch des 19. Jahrhunderts von Hermann Jahnke. Zweite vermehrte und vervollständigte Auflage. Mit zahlreichen Illustrationen erster deutscher Künstler. Paul Kittel, historischer Verlag, Berlin. Erscheint in 20 Lieferungen à 50 ₰. — Hermann Jahnke will in seiner Bismarckbiographie dazu beitragen, daß dem deutschen Volke das rechte Verständniß für das Leben und Wirken des großen Kanzlers erschlossen werde. Nach den uns vorliegenden ersten beiden Lieferungen zu urtheilen wird sein Werk zur Erreichung dieses Zieles wohl geeignet sein. Er versteht es populär und schwungvoll, wenn auch zuweilen etwas phrasenhaft, zu schreiben und ist von warmer Vaterlandsliebe beseelt; er zeichnet gut die großen Zeitereignisse und schildert das Werden des Fürsten treffend, auch durch bezeichnende kleine Züge, Stellen aus Briefen u. s. w. Die beiden ersten Lieferungen führen die Geschichte bis zum Jahre 1847 in folgenden Abschnitten: 1. Unter dem Zeichen des Eisenkreuzes. 2. Heimath und Vaterhaus. 3. Jung Bismarck. 4. Lehrjahre. 5. Wanderjahre. 6. Im Bann der Liebe. 7. Deutsche Vormärztage. Jedem Abschnitt ist ein passendes Dichterwort als Motto vorangesetzt. Wir wünschten wie gesagt öfter eine etwas einfachere und weniger gesuchte Sprache; — so gefällt uns der Titelzusatz „Ehren- und Heldenbuch des 19. Jahrhunderts“ nicht, auch nicht die Ueberschrift von Abschnitt 7, ebenso wenig das — häufige „unser Held“ — aber das sind Kleinigkeiten: im Ganzen glauben wir das Werk als populäre Darstellung warm empfehlen zu können und werden nach Erscheinen weiterer Lieferungen darauf zurückkommen.
A. B.

— Sternfeld, Professor Dr. R[ichard]: Französische Geschichte. (Sammlung Göschen, Nr. 85.) Leipzig, G. J. Göschen, 1898. 203 S., klein 8°. Preis: „in elegantem Einband“ 80 ₰. — Ein recht anerkennenswerthes Werkchen — darum schon, weil es in unserem Zeitalter der Einzelarbeiten einen ernsteren Forscher geradezu Ueberwindung kostet, etwas Zusammenhängendes, Umfassendes zu liefern. Mit Leichtigkeit können ihm ja Schwächen nachgewiesen werden; denn keinem Sterblichen ist es heutzutage vergönnt, die gesammte Entwickelung auch nur eines beschränkten Gebiets, eines einzigen Landes gleichmäßig zu beherrschen. Sternfeld, Privatdocent an der Berliner Universität, besitzt gediegene Kenntnisse in der Geschichte des mittelalterlichen Frankreichs; daneben ist er aber ein zu fleißiger Schüler Treitschke's gewesen, als daß er nicht dazu befähigt wäre, innerhalb der vorgeschriebenen engen Grenzen ein abgerundetes Bild der ganzen französischen Geschichte zu entwerfen. Ein paar Kleinigkeiten möchte ich mir trotzdem erlauben zu moniren. Auf S. 3 klingt der abrupte Ausdruck „Griechen an die südliche Küste“ allzuhart; auf S. 91 vermisse ich die Wiederholung der Jahreszahl am Rande bei der Erwähnung der wichtigen Schlacht von Saint-Quentin (1557). Neu war mir, daß der Große Kurfürst 1673 den Vertrag von Vossem schließen mußte; Dreyfus und Zola hätte ich lieber nicht am Schlusse prangen sehen. Das Literaturverzeichniß wird nicht viel nützen; im Vergleiche mit ihm bietet schon die Liste der im 6. Bande von Meyer's Conversations-Lexikon angeführten Werke bedeutend mehr. Auch die „alphabetische Tafel der wichtigsten Stichwörter“ ist sehr knapp abgefaßt. Im großen Ganzen aber liefert das Büchlein den willkommenen Beweis, daß auch der Specialist bei gutem Willen in der Lage ist, nach tüchtigen Vorarbeiten und in berechtigter Anlehnung an die besseren größeren Darstellungen einen Ueberblick über die Gesammtentwickelung zu geben, der eine Prüfung vor einigermaßen wohlwollenden Blicken mit Ehren bestehen kann.
Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M. 25 Pf., für auswärts mit 1 M. 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 117. Donnerstag, den 6. October, Abends. 1898.

Neues zu Luther's Predigtthätigkeit.

Von D. Georg Buchwald.

Es sind bald fünfzehn Jahre dahin, daß das evangelische Deutschland oder vielmehr die evangelische Welt den 400. Geburtstag D. Martin Luther's feierte: ein Zeitraum, lang genug, um beurtheilen zu lassen, ob jene Feier flüchtig verrauscht ist oder Frucht gebracht hat. Man wird ohne Zweifel das Letztere bekennen dürfen. Es war eine Frucht des Lutherjubiläums, allerdings mit gezeitigt durch die Bitterkeit römischen Hasses und ultramontaner Verunglimpfung in der Schule Janssen's, daß deutsche evangelische Männer sich zusammenthaten, die Güter der Reformation zu vertheidigen, eingedenk der Worte, die am 13. September 1883 Kaiser Wilhelm I. durch den Mund seines Sohnes an die Festversammlung zu Wittenberg gerichtet hatte: „Ich würdige vollauf den reichen Segen, welcher für unsere theuere evangelische Kirche davon ausgehen kann, daß ihre Glieder aller Orten an das große Erbe und die edeln Güter erinnert werden, welche Gott der Herr durch die Reformation uns bescheert hat.“ Es war eine Frucht jener Feier, daß unser Volk mit neuer Liebe und Hingabe sich versenkte in die Zeit der Reformation und vertrauter wurde mit deren Helden. Eine andere Frucht aber reift noch. „Luther's Werke,“ sagte einst Karl v. Hase, „sind so gut ein deutsches Nationaldenkmal als der Kölner Dom.“ Der Jubelfeier vom Jahre 1883 entflammte der Gedanke, dieses Nationaldenkmal mit den Forschungsmitteln und -ergebnissen der Neuzeit von Neuem zu errichten. Freilich ein Werk, zu dessen Bau eine einzelne Kraft längst nicht reichte! Ein Werk, das wohl vorbereitet und in seinem Plane hätte reiflich durchdacht sein müssen. Daß das nicht geschehen war, hat sich an der Gestalt der ersten Bände und an der Verzögerung des Weiterbaus gerächt. In diesen fünfzehn Jahren sind erst dreizehn Bände erschienen und auch bei rüstiger Weiterarbeit ist nicht zu erwarten, daß das Werk vor dem Jahre 1917 zum Abschluß kommt als Jubiläumsgabe zur Vierhundertjahrfeier der 95 Thesen.

Ein Blick schon in das bisher Gebotene zeigt, daß zu dem Alten und Bekannten viel Neues, bisher Verborgenes und Unerwartetes getreten ist. Vielleicht zeigt sich das auf keinem Gebiete mehr als auf dem der Predigtthätigkeit Luther's. Und es dürfte gewiß einiges Interesse finden, wenn gezeigt wird, wie sich in den letzten Jahren unsere Kenntniß der Predigtthätigkeit Luther's erweitert hat. Einer Charakteristik der Predigtweise des Reformators bedarf es hier nicht. Wohl aber sei es gestattet, mit einigen Worten das Alte und Bekannte auf diesem Arbeitsgebiete Luther's zu streifen. Da sind zu nennen die beiden Postillen, die Kirchenpostille und die Hauspostille, eine Anzahl Predigten, die Luther selbst herausgegeben hat, und eine weit größere Reihe solcher, die aus Nachschriften veröffentlicht worden sind. Auf Veranlassung Friedrich's des Weisen, der Luther von seinen literarischen Fehden abziehen wollte, ging Luther an die Abfassung der Kirchenpostille. Von ihm selbst bearbeitet ist allerdings nur der Wintertheil der Evangelienpredigten. Das Uebrige ist von Stephan Roth und Caspar Cruciger zusammengestellt und redigirt. Freilich haben Beide oft das Genuine der Luther'schen Diction verwischt, mancherlei Veränderungen sich erlaubt, insbesondere auch die kräftige, originelle Sprache Luther's abgeschwächt. Aehnlich verhält es sich mit der Hauspostille. Sie liegt uns in doppelter Gestalt vor: im Jahre 1544 erschien sie zuerst, von Veit Dietrich aus Nachschriften herausgegeben, mit einem Vorwort Luther's versehen. Trotzdem entstanden nach Luther's Tode Zweifel an der Echtheit der in der Hauspostille enthaltenen Predigten und im Jahre 1559 ließ der Erfurter Pfarrer Andreas Poach eine neue Hauspostille erscheinen, in der er die von Veit Dietrich bearbeiteten Predigten aus den Nachschriften Georg Rörer's veröffentlichte. In seinem Vorbericht macht der Herausgeber dem Veit Dietrich „den Vorwurf, er habe in Luther's Hauspostille seine eigenen Predigten mit eingemengt, öfters zwei oder drei Predigten, die Luther doch nicht in einem Jahre gehalten, zusammengezogen und namentlich auf die Festtage, wo von Luther keine Predigten vorhanden gewesen, andere eingeschoben. Dies Alles sei dagegen in seiner Ausgabe vermieden worden; er habe die fremden Predigten, die nicht Luther's Arbeit wären, weggelassen, da Luther drei Jahre hintereinander und bisweilen etliche Mal über Ein Evangelium in seinem Hause gepredigt, alle von ihm gehaltenen Predigten mitgetheilt und sie durchaus in dem Stand gelassen, in welchem sie von Luther gehalten worden seien; wer also D. Luther's Predigten gern allein habe, dem sei hiermit gedient“. So entspann sich also bereits damals ein lebhafter Streit über die Echtheit eines großen Theiles der Predigten Luther's. Außer den beiden Postillen liegen uns eine ganze Reihe von Predigten in Einzeldrucken vor. Nur einen kleinen Theil davon mag Luther selbst in die Presse gegeben haben. Daß er dabei mancherlei Aenderungen der gehaltenen Predigt vornahm, ist nicht zu verwundern. Wenn freilich unter der bearbeitenden Hand aus einzelnen Predigten ganze umfängliche Schriften wurden, so ist klar, daß wir darin von dem auf der Kanzel gesprochenen Wort des Reformators nicht viel mehr besitzen. Das gilt, wenn auch nicht in gleichem Umfange, auch von den Predigten, die Andere zum Theil in gewinnsüchtiger Absicht aus Nachschriften veröffentlichten. Luther war mit derartigen Veröffentlichungen durchaus nicht einverstanden. „Ich bitt um Christi willen“, schreibt er, „Alle, die da meine Sermone schreiben oder fassen, wollten sich derselben zu drucken und auszulassen, enthalten, es sei denn, daß sie durch meine Hand gefertigt oder hier zu Wittenberg durch meinen Befehl zuvor gedruckt sind. Denn es taugt doch gar nichts, daß man das Wort Gottes so unfleißig und ungeschickt ausgehen läßt, daß wir nur Spott und Greuel dran haben. Ich hatte gehofft, man sollte sich hinfort an die heilige Schrift selber geben und meine Bücher fahren lassen, nachdem sie nun ausgedient und die Herzen in und zu der Schrift geführt haben..... Trink doch so mehr aus dem Brunnen selbst als aus den Flüßlein, die dich zum Brunnen geleitet haben!“ Luther's Wort blieb unbeachtet. Aus dem Gesagten erhellt: Allerdings war uns eine große Zahl Luther'scher Predigten erhalten aber nur ein kleiner Theil derselben spiegelte getreu das auf der Kanzel gesprochene Wort wieder.

Heute sind wir besser über Luther's Predigtthätigkeit orientirt. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte der letzte Bibliothekar der Universität Helmstädt, Paul Jakob Bruns, mancherlei ungedruckte Predigten Luther's, die sich fast ausschließlich in der Handschrift Johann Aurifaber's auf der Wolfenbüttler Bibliothek befinden, herausgegeben. Luther's 300. Todestag veranlaßte den Secretär dieser Bibliothek, Wilhelm Hoeck, Bruns' Arbeit fortzusetzen. Aber erst dem als Neubearbeiter der sogenannten Erlanger Luther-Ausgabe bekannten D. Enders war es vorbehalten, jenen gesammten Handschriftenschatz, dessen Werth im Weiteren beurtheilt werden soll, mitzutheilen. Enders beendete seine Arbeit im Jahre 1881. Wenige Jahre später sollten noch weit reichere, gänzlich verschollene oder unbekannte Schätze von Lutherpredigten ans Licht kommen. Von diesen soll hier berichtet werden, und zwar in der Weise, daß dieselben um die Männer, die sie uns aufbewahrt haben, gruppirt, in ihrem Umfange gezeigt und in dem Werthe beurtheilt werden, den sie

für die Lutherforschung besitzen. Da steht Allen voran der wackere Wittenberger Diaconus M. Georg Rörer aus Deckendorf in Baiern. Im December 1520 hatte er an der Leipziger Universität die Magisterwürde erlangt; im April 1522 läßt er sich in Wittenberg immatriculiren und seit dem Jahre 1525 ist er Bugenhagen's und Fröschel's treuer Mitarbeiter an der Pfarrkirche zu St. Marien in Wittenberg. Man kann behaupten, daß er sich die Lebensaufgabe gestellt hat, alle Predigten Luther's der Nachwelt zu überliefern. Wenn er konnte, schrieb er sie selbst nach, scheute sich auch nicht, aus dem Gottesdienste in der Pfarrkirche ins Kloster zu gehen, um Luther's Hauspredigt aufzuzeichnen. Konnte er nicht selbst Luther hören, so wußte er sich eine Nachschrift zu verschaffen. Noch zu Rörer's Lebzeiten war sein Schatz berühmt. Nicht ohne erhebliche Kosten erwarben denselben die Herzöge von Sachsen und vertrauten ihn der Universitätsbibliothek zu Jena an. Dort ruhte er, verschollen und vergessen durch fast vierthalb Jahrhundert, bis er im Jahre 1894 neu entdeckt wurde — nicht weniger als 33 Bände, die bis auf zwei im Katalog verzeichnet standen und dennoch unbeachtet geblieben waren. Von diesem Schatze kann hier nur insoweit die Rede sein, als er für die Predigtthätigkeit Luther's in Betracht kommt. Daß man in diesem Betracht ihm noch in der Reformationszeit eine hervorragende Bedeutung beimaß, zeigt sich auch darin, daß Verzeichnisse der darin erhaltenen Predigten Luther's sich in den Bibliotheken zu Zwickau und Heidelberg, sowie im Sachs.-Ernest. Gesammtarchiv zu Weimar befinden. Nach diesen Verzeichnissen scheinen einst in Rörer's Handschriftenschatz Luther's Predigten von Weihnachten 1522 in einer Vollständigkeit vorhanden gewesen zu sein, die fast nichts zu wünschen übrig ließ. Nur Weniges ist verloren gegangen. Vorhanden sind die vollen Jahrgänge der Predigten, der Sonntags- wie der Festtags- und Wochenpredigten, über Perikopen, wie über freigewählte Texte, sowie ganze biblische Bücher aus den Jahren 1523 bis 1526, 1528 bis 1538. Aus den übrigen Jahren, in denen Luther seine Predigtthätigkeit beschränkte, sind uns immerhin eine beträchtliche Zahl einzelner Sermone durch Rörer aufbewahrt. Wir werden hören, daß ein günstiges Geschick uns in vielen Fällen durch andere Nachschreiber Ersatz gegeben hat. So sind wir in der Lage, fast Luther's sämmtliche Predigten genau zu datiren und den Reformator durch fast ein Vierteljahrhundert in seiner Kanzelthätigkeit zu geleiten. Wir wissen, wenn fürstliche Gäste zu seinen Füßen saßen. Es ist uns berichtet, wenn er außerhalb Wittenberg predigte. Allerdings muß zugegeben werden, daß die Form, in der uns Rörer Luther's Predigten erhalten hat, eine recht eigenartige, unserm Geschmack nicht entsprechende ist. Es ist ein zunächst ganz absonderlich anmuthendes Gemisch von deutschen und lateinischen Worten. Das möge ein Stück aus der Genesispredigt vom 5. Juli 1523 zeigen: „Da nimbt er ein aufzuch dominus „Sanguinem ne comedatis“, et Judaei diligenter servarunt. Causa est, ut nos entwenen, das wir nit blutgirig, quia occisio wart angangen per Cain, ut deus daret spirituale mandatum, ut hic quoque. Nos non servamus, sed blutwurst essen wir, quanquam est ein heslich cibus.“ Daß Luther ein solches Mischmasch nicht geredet hat, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. Wie aber kam der Nachschreiber dazu? Ihm mußte daran liegen, die Worte des Predigers möglichst rasch und vollständig zu Papiere zu bringen. Eine Stenographie für die deutsche Sprache stand ihm nicht zur Verfügung. Wohl aber waren ihm die Abkürzungen des Lateinischen geläufig. Statt „Ursache“ schrieb er causa, abgekürzt ca mit zwei Strichen darüber; statt „Barmherzigkeit“ misericordia, abgekürzt mia, statt „Vernunft“ ratio: ro, statt „Mensch“ ho u. s. w. Dazu bildete er sich zahlreiche sonst nicht übliche Abkürzungen selbst, so daß man mit vollem Recht von einer Art stenographischem System in Rörer's Nachschriften reden kann. Abgesehen von diesen lateinischen, leicht durch deutsche aus Luther's Sprachgebrauch zu ersetzenden Worten giebt Rörer die gehörte Predigt möglichst treu wieder. Seine Nachschriften sind für den Germanisten ein ergiebiges Forschungsfeld. Er zeichnet auch das auf, was zunächst nur vorübergehendes Interesse zu haben schien, aber cultur- und kirchengeschichtlich mitunter von höherem Werthe ist als die Predigt selbst. So insbesondere jene Ermahnungen, die Luther nicht selten seinen Sermonen hinzufügte. Er warnt die Studenten vor dem Baden in der Elbe, er tadelt die Gemeinde wegen des Besuchs der Bierhäuser während des Gottesdienstes, er eifert gegen die öffentlichen Dirnen, die sich in Wittenberg eingeschlichen haben, er ermahnt die deutschen Lieder mitzusingen, er spricht sich ausführlich über den Genuß des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt aus, er fordert die Hausväter auf, Kinder und Gesinde fleißig in die Katechismuspredigten zu schicken u. dgl. mehr. Aber der Hauptwerth der Rörer'schen Nachschriften besteht darin, daß sie eine kritische Handhabe bilden. Sie ermöglichen die Beurtheilung der im Drucke erschienenen Predigten Luther's auf ihre Ursprünglichkeit hin. Sie lassen uns erkennen, wo der Redactor Eigenes zufügte oder Genuines änderte oder wegließ. Sie zeigen uns die Entstehungsgeschichte werthvoller Schriften Luther's und offenbaren uns dieselben als Bearbeitungen seiner Predigten. Es sei hier nur an den großen Katechismus erinnert! Fast jedes Stück desselben läßt sich als einer bestimmten Predigt entnommen nachweisen. So wird kaum ein Band der Kritischen Gesammtausgabe der Werke Luther's erscheinen, der nicht irgendwie aus Rörer's Nachschriften etwas geschöpft hätte. Wie wir hörten, setzen dieselben erst Ende des Jahres 1522 ein. Ueber Luther's Predigtthätigkeit seit der Rückkehr von der Wartburg sind wir durch zahlreiche Einzeldrucke ziemlich genau orientirt, so daß hier keine erhebliche Lücke vorhanden ist. Ueber seine Kanzelthätigkeit vor der Reise nach Worms aber sind uns von anderer Hand umfängliche Aufzeichnungen erhalten, und zwar von der Hand Johannes Graumann's oder Poliander's. Zur Zeit der Leipziger Disputation stand Poliander, der Ludimagister der Leipziger Thomasschule, auf Seiten Eck's. Nach Beendigung der Disputation aber trat er offen und entschieden auf die Seite Luther's. Im November 1519 finden wir ihn ebenso wie den späteren Thomasrector und berühmten Universitätsprofessor Caspar Börner in Wittenberg. Von 1525 bis zu seinem 1541 erfolgten Tode wirkte er als Pfarrer zu Königsberg. Die Stadtbibliothek daselbst bewahrt seinen handschriftlichen Nachlaß. Darin entdeckte Professor Tschackert im Jahre 1888 eine ganze Reihe handschriftlicher Predigten und Scholien Martin Luther's. Dieselben umfassen die Zeit vom 30. Oct. 1519 bis zum 2. April 1521, dem Tag der Abreise nach Worms — im Ganzen, einschließlich der Genesispredigten, 116 Sermone. Eine höchst werthvolle Bereicherung unserer Kenntniß von Luther's Predigtthätigkeit in jenen für seine Entwickelung so bedeutsamen Jahren, eine wichtige Ergänzung zu Georg Rörer's Handschriftenschatz! — Weitere solche Ergänzung bieten uns die Manuscripte Stephan Roth's. Als Handwerkerssohn hatte derselbe im Jahre 1492 in der ebenso geistig regen als an Glücksgütern reichen alten Tuchmacherstadt Zwickau das Licht der Welt erblickt, vom Vater erbend den praktischen Sinn und das helle Auge, von der Mutter gesunde Frömmigkeit und das Interesse am Geistigen und Idealen. Seit dem Jahre 1512 finden wir ihn in Leipzig zu den Füßen eines Richard Crocus und Petrus Mosellanus, in inniger Freundschaft mit Georg Helt, Joachim Camerarius und Caspar Cruciger. Nach ehrenvoller Magisterpromotion übernimmt der 25jährige die Leitung der Lateinschule seiner Vaterstadt. Drei Jahre später folgt er einem Rufe in das gleiche Amt nach Joachimsthal. Im Jahre 1523 aber giebt er seine Lehrthätigkeit auf und geht nach Wittenberg. Anfangs nicht immer den seinem conservativen Sinne mitunter stürmisch und umstürzlerisch erscheinenden Gedanken Luther's zustimmend, hat er doch von Anfang an gesammelt, was der Reformator auf der Kanzel und auf dem Katheder sprach. Seine etwa sechzig umfänglichen Collectaneenbände auf der Zwickauer Rathsschulbibliothek sind eine werthvolle Quelle für die reformationsgeschichtliche Forschung, insbesondere auch für die Kenntniß der Predigtthätigkeit Luther's. Seine Nachschriften der Predigten Luther's — so wie sie unter der Kanzel gefertigt wurden, erhalten — ähneln in der Form denen Rörer's, bringen zwar nicht viel Neues, besonderer Werth aber liegt darin, daß im Vergleiche mit ihnen die Zuverlässigkeit der Rörer'schen Nachschriften ihre Probe findet. Oft hat auch der eine Nachschreiber verzeichnet, was dem andern entging. Die Zusammenstellung beider Nachschriften giebt uns noch deutlicher ein lebendiges Bild von Luther auf der Kanzel.

Frägt man sich, welche Absicht jene Männer beim Nachschreiben der Predigten Luther's verfolgten, so wird man kaum behaupten können, daß wissenschaftlicher Sinn, der des großen Mannes Geist in seinem Worte festhalten will, dazu veranlaßte. Auch die pietätvolle Verehrung war es nicht, wenigstens nicht in erster Linie. In der Hauptsache waren es rein praktische Erwägungen, bei denen zum Theil auch das Geld seine Rolle spielte. Rörer, zugleich Corrector in Wittenberger Druckereien, hat bei der Herstellung von Einzeldrucken wohl oft seine Hand im Spiele

gehabt. Zuletzt hat er auch seinen Schatz in klingende Münze umsetzen können. Roth hat reichlich seine Nachschriften verwerthet. Auch Poliander wird seine Aufzeichnungen in vorwiegend praktischem Interesse gemacht haben. Wir dürfen wohl annehmen, daß er, der „dem gemeinen Mann lieb war, um des Fürtragens willen des Wortes Gottes, dazu ihm von Gott vor Andern Gnade verliehen", in seinen Predigten manchen Gedanken verwerthet, den er einst aus Luther's Munde in seinen Aufzeichnungen festgehalten. Mancher, der von Wittenberg aus ein Predigtamt antrat, hatte rechtzeitig dafür gesorgt, daß er auch einen Jahrgang Luther'scher Predigten mitnahm. Je bekannter die Kirchenpostille wurde, um so mehr mußte den Predigern daran liegen, sich selbst eine Luther'sche Postille zusammenzustellen. Dabei kam es nicht darauf an, Predigten Eines Jahres, sondern eine laufende Reihe zu besitzen. Das typische Beispiel hierfür ist die Handschrift eines niederdeutschen Anonymus auf der königl. Bibliothek zu Kopenhagen, auf welche Professor Wilhelm Meyer in Göttingen in den Nachrichten der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vor drei Jahren hinwies. Erst der Vergleich mit Rörer's Handschriften ließ diese Predigtnachschriften als Lutherisch erkennen und ermöglichte deren Datirung. Weil gewiß Viele ähnlich verfahren sind wie dieser Anonymus, darf wohl auf seine Nachschriften etwas näher eingegangen werden. „Der Niederdeutsche war nach Ostern 1528 in Wittenberg angekommen. Von Luther's Postille über die Sonntagsevangelien war zwar 1527 der 2., der Sommertheil, erschienen, allein nicht von Luther selbst, sondern von einem Andern auf Grund von Nachschriften herausgegeben. Der Niederdeutsche machte sich's nun zur Aufgabe, Luther's Predigten über die Sonntagsevangelien zu hören und, fleißig nachschreibend, sich eine solche Postille selbst zusammenzustellen. Er begann nachzuschreiben an Himmelfahrt 1528. Die ersten Versuche sind noch mangelhaft; doch mit der Uebung kam die Geschicklichkeit. Fleißig hat er ein Jahr lang nachgeschrieben. Als sein Jahr um war, schrieb er 1529 noch die Predigt vom 12. Trinitatissonntage nach, da im Jahre 1528 Luther an diesem Tage nicht gepredigt hatte. So hatte unser Nachschreiber Luther's Predigten über die Sonntagsevangelien für ein Jahr beisammen; als er aber später, wohl an einem andern Orte, daran ging die Nachschriften sauber auszuarbeiten und zu ordnen, hatte seine Sammlung keinen rechten Anfang und kein rechtes Ende. Diese Sammlungen, welche man Postillen nannte, begannen stets mit dem 1. Adventssonntage oder nach Luther's versuchter Neuerung mit Weihnachten. Unser Niederdeutscher hatte, wie die Ausarbeitung der Predigten bezeugt, Sinn für Formen; den bewährte er auch hier. Er schnitt seine Sammlung mitten auseinander, zwischen der Predigt auf den 24. Sonntag nach Trinitatis und jener auf den 1. Adventsonntag 1528; das 2. Stück, welches vom 1. Adventsonntag (1528) bis Mittwoch nach Ostern (1529) reicht, stellte er voran, das 1. Stück, welches Himmelfahrt bis 24. Sonntag nach Trinitatis (1528) umfaßt, stellte er hinten dran. So hatte seine Sammlung ein Aussehen, wie alle andern Postillen; sie umfaßte genau ein Kirchenjahr. Was lag damals daran, ob Luther eine Predigt ein Jahr früher oder später gehalten hatte? Damit aber alle etwaigen Scrupel dieser Art fern blieben, beseitigte unser Nachschreiber aus der Reinschrift seiner Sammlung alle Zahlen von Jahren oder von Monatstagen." [1]) Es ist also das rein praktische Interesse, das den Anonymus veranlaßte, diese Predigten Luther's zusammenzustellen. Trotzdem hat seine „Postille" für uns ihren wissenschaftlichen Werth, als Parallele zu den Nachschriften Georg Rörer's. Eine derartige „Postille" sollte wohl auch das werden, wovon uns der Anfang in einem Hamburger Handschriftenband, umfassend die Predigten Luther's vom 1. Advent 1525 bis zum Osterdienstag 1526, vorliegt. Trotz ihrer Kürze bestätigen diese Aufzeichnungen die Richtigkeit der Rörer'schen Nachschriften, hier und da sie vervollständigend. — Bedeutend umfänglicher ist eine handschriftliche Sammlung Luther'scher Predigten, die sich in der Stadtbibliothek zu Nürnberg befindet. Man schreibt sie Friedrich Mykonius zu. Daß derselbe die betr. Predigten Luther's selbst nachgeschrieben habe, ist durch die Zeit ausgeschlossen. Er war damals gar nicht in Wittenberg. Ich kann aber auch nicht annehmen, daß es von ihm gefertigte Abschriften der Nachschriften Anderer sind. Sie sind nur in seinem Besitz gewesen. Sie umfassen die Zeit vom 1. November 1528 bis zum 14. Januar 1532. Wir haben also hier das, was Wilhelm Meyer in seiner Publication über den Kopenhagener Predigtcodex vermißt, eine dritte Reihe Nachschriften, unabhängig von dem Kopenhagener Anonymus und von Georg Rörer, ein äußerst werthvolles Mittel für die Kritik jener Beiden. Nur ist zu bedauern, daß die sog. Mykoniushandschrift außerordentlich schwer zu lesen ist, bedeutend schwerer als die wahrlich nicht leicht zu entziffernden Nachschriften Rörer's. Aber hier kommt uns ein anderer fleißiger Mann aus der Reformationszeit zu Hilfe, der schon oben genannte Andreas Poach. Er war 1516 zu Eilenburg geboren und studirte seit 1530 zu Wittenberg. Am 4. Mai 1541 ordinirte ihn Bugenhagen „gen Jena zum Priesteramt". Wir finden ihn dann in Halle, Nordhausen und seit 1550 in Erfurt als Pfarrer an der Augustinerkirche (jetzt Johanneskirche genannt). Er verließ die Stadt infolge von Streitigkeiten im Jahre 1572 und ist wahrscheinlich am 2. April 1585 als Pfarrer zu Utenbach bei Jena gestorben. Die Lutherforschung bleibt diesem Andreas Poach zu großem Danke verpflichtet. Er hat aus der Bibliothek des Augustinereremitenklosters zu Erfurt jene Bände gerettet, die Luther während seines zweiten Erfurter Aufenthaltes 1509 bis 1510 für seine Vorlesungen und Studien benutzte und mit zahlreichen Randbemerkungen versah. Sie enthalten die ältesten Handschriften, die uns von Luther überliefert sind. Aber auch für die Kenntniß der Predigtthätigkeit Luther's ist der Fleiß Poach's außerordentlich werthvoll. Die beiden ältesten Predigten Luther's, die wir kennen, kennen wir nur aus Poach's Handschrift. Als der Handschriftenschatz Georg Rörer's der Universitätsbibliothek zu Jena übergeben worden war, wußte sich Poach eine Reihe Bände daraus zu verschaffen und Abschrift von denselben zu nehmen. Er verfolgte damit sicherlich praktische Zwecke: die Herausgabe der Predigten Luther's, und ward dazu mit veranlaßt durch einen Mann, der — wir hören dann noch von ihm — des braven Rörer's Nachschriften sich zu „einer Art Buchhändlerspeculation" zu Nutze zu machen suchte. Immerhin aber sind wir Poach herzlich dankbar für die Entzifferung der Rörer'schen Manuscripte, deren Schwierigkeit schon im Jahre 1537 Spalatin veranlaßte, „nach einem zu trachten, der solche Predigten umschriebe". Auch hat Poach noch andere Predigten Luther's gesammelt, bietet somit eine Vervollständigung des Rörer'schen Schatzes und erleichtert dessen Benutzung.

Die Entdeckung des Rörer'schen Handschriftenschatzes hat aber einem Manne die Bedeutung gänzlich genommen, die derselbe bisher für die Kenntniß der Predigtthätigkeit Luther's hatte oder zu gewinnen im Begriffe war. Vor Jahresfrist ist demselben Mann bereits auf reformationsgeschichtlichem Gebiete die Werthschätzung abgesprochen worden, mit der man früher seine Manuscripte auszeichnete. Es widerfährt ihm jetzt auf diesem engeren Gebiete das Gleiche. Es ist Johannes Aurifaber. Aus der Grafschaft Mansfeld gebürtig und etwas jünger als Poach, hatte er 1537 bis 1540 in Wittenberg studirt. Nachdem er einige Jahre Lehrer der jüngeren Grafen von Mansfeld gewesen und den Grafen Volrad von Mansfeld als Feldprediger nach Frankreich begleitet hatte, kehrte er 1545 nach Wittenberg zurück und stand mit Luther in engem Verkehre. Nach dem Tode des Reformators ward er als Hofprediger in Weimar, auch später als Pfarrer an der Predigerkirche zu Erfurt in verschiedene Streitigkeiten verwickelt. Er starb zu Erfurt am 18. November 1575. Er ist es gewesen, der diejenigen Schriften Luther's anfing herauszugeben, die in der Wittenberger und Jenaer Ausgabe fehlten. Nach seiner im Jahre 1561 erfolgten Entlassung aus dem Weimarer Amte fand er eine Zuflucht in Eisleben. Er benutzte die Zeit zur Abfassung der beiden sog. Eislebener Ergänzungsbände (1564 und 1565). Wir verdanken ihm außerdem eine zweibändige Sammlung der lateinischen Briefe Luther's, sowie die erste Ausgabe der „Tischreden". Da nun Aurifaber nachweislich ein gutes Geschäft mit seinen Editionen machte und wußte, daß Poach die in Jena gut verwahrten Rörer'schen Nachschriften zu einem großen Theil copirt hatte, veranlaßte er diesen, entweder diese Nachschriften selbst für den Druck zu bearbeiten oder sie ihm zur Bearbeitung zu übergeben. Auf diese Weise entstand die stattliche Reihe von Lutherpredigten, durch Aurifaber's Hand druckfertig gemacht, wie sie in Wolfenbüttel und Heidelberg sich finden. Die Entdecker derselben konnten wohl anfänglich der Meinung sein, einen erheblichen Schatz an's Tageslicht gezogen zu haben. Derselbe schien um so werthvoller zu sein, als die Predigten sämmtlich in flottem, leserlichem Deutsch geschrieben sind. Jetzt aber muß man anderer

[1]) Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philol.-histor. Classe. 1896. Heft 4. S. 457 f.

Meinung über die Aurifaber'schen Arbeiten sein. Sie sind nichts als die oft ziemlich willkürlichen Ueberarbeitungen der Rörer'schen Nachschriften aus Poach's Abschriften, kommen also wissenschaftlich nicht mehr in Betracht, da nicht nur ihre unmittelbare Quelle, sondern auch die letzte Quelle entdeckt worden ist. Ihre volksthümliche Verwerthung ist damit nicht ausgeschlossen. Der Mann, dem die Lutherforschung auf homiletischem Gebiete die meiste Förderung verdankt, ist Georg Rörer. Die kritische Gesammtausgabe der Werke Luther's verfährt mithin wissenschaftlich durchaus richtig, wenn sie sich auf die Mittheilung dieser letzteren Quelle beschränkt. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn der schon genannte Göttinger Professor der Philologie Wilhelm Meyer sich über die Bedeutung des Rörer'schen Handschriftenschatzes folgendermaßen ausläßt: „Mit Hilfe dieser Rörer'schen Nachschriften können und müssen neue Wege geöffnet werden. Zunächst läßt sich aus Rörer's Aufzeichnungen ein förmliches Verzeichniß der von Luther frei gehaltenen Predigten herstellen: die manchen sonst vorhandenen Nachschriften solcher Predigten werden helfen, dieses Verzeichniß ziemlich vollständig zu machen; wiederum werden bei manchen einzelnen Predigten oder ganzen Sammlungen von Predigten, von denen es unsicher ist, ob Luther sie gehalten hat oder wann er sie gehalten hat, mit Hilfe der Rörer'schen Nachschriften diese wichtigen Fragen beantwortet werden können. Mit Hilfe dieses Verzeichnisses wird die wichtigere Arbeit gemacht werden können: die Nachschriften Rörer's müssen gedruckt werden und den einzelnen Predigten müssen die Nachschriften Anderer beigegeben werden, so weit eine vorangehende Untersuchung sie als selbständig und verständig befindet. — — Wenn wir Deutsche die alten Erklärungen zu Aristoteles oder die vermeintlichen Predigten des Augustin drucken, so haben diese Nachschriften lutherischer Predigten vielmal mehr Recht, veröffentlicht zu werden. Durch eine solche genauere Kenntniß der Predigten Luther's wird die Erkenntniß seines Wirkens und seiner Schriften beträchtlich gefördert werden. Wir werden nicht nur ziemlich deutlich sehen, wie Luther gesprochen und wie er mit dem Worte seine Gemeinde gelenkt und die künftigen Mitstreiter ausgerüstet hat, sondern wie in einem ausführlichen Tagebuche werden wir in diesen freien Offenbarungen seines Innern Luther's Entwickelungsgang verfolgen können. Wird so der Inhalt dieser Predigten die Schriftstellerei Luther's im Ganzen beleuchten, so werden manche seiner Schriften daraus auch im Einzelnen beleuchtet werden, da er sich mitunter Nachschriften seiner Predigten geben ließ und sie bei der Ausarbeitung einer Schrift benutzte. Eine solche Vertiefung und Verbreiterung der Lutherforschung ist durchaus am Platze. Bei anderen Männern der Reformationszeit, selbst bei Melanchthon, wäre eine so ins Einzelne gehende Forschung zu tadeln: Luther aber ging einer großen Zeit mit Gedanken, Worten, Schriften und Thaten voran, und je mehr Das, was ihn angeht, geklärt wird, um so mehr wird das Verständniß einer Zeit gefördert, auf welche Deutschland vor Allem stolz sein darf."

Bücherbesprechungen.

— Panorama des Wissens und der Bildung. Eine Sammlung von Leitfäden zum Selbstunterricht in den Fächern: Englisch, Französisch, Italienisch, Russisch, Spanisch, Buchhaltung, Dichtkunst, Erdkunde, Geschichte, Klavierspiel, Stenographie, Physik. Mit einem biographischen Lexikon, einer Zeichen-Schule, einem Briefsteller und einem vollständigen Atlas. Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag von A. H. Payne. — Mit dem Erscheinen der letzten Hefte bis 50 liegt nun das ganze Werk, über das wir uns bereits anerkennend in diesen Blättern ausgesprochen haben, beendet vor. Wir können nur wiederholen, daß hier ein wirklich reiches Material zum Selbstunterricht und zur Fortbildung an die Hand gegeben ist und daß die Sammlung nach Plan, Anlage und Inhalt bestens empfohlen werden kann; auch rathsuchenden Geschäftsleuten kann das Buch manchen Dienst leisten. Erwähnt zu werden verdient noch der gute Druck auf weißem Papier, auch die Landkarten und die Zeichnungen sind klar und exact. W—k.

— Felix Krueger, Der Begriff des absolut Werthvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie. Leipzig 1898. B. G. Teubner. — Wenn sich etwas als jederzeit und unter allen Umständen werthvoll nachweisen ließe, so wäre damit eine Norm gewonnen, mit deren Hilfe sich einwandfrei Werthurtheile gewinnen lassen. Nachweisen läßt sich aber nur das in unserem Bewußtsein Gegebene. Ein jenseits unserer Erkenntniß ruhender Wille läßt sich darum für uns nicht als ethische Richtschnur erfassen. Auf solcher erkenntnißtheoretischen Grundlage stehend, macht sich Krueger daran, ein unbedingt giltiges Werthurtheil aufzuzeigen, das auf einer functionellen Gesetzmäßigkeit unseres psychischen Lebens ruht. Der Verfasser zeigt zunächst, wie Kant aus Furcht, dem Eudämonismus eine Hinterthür in seinem System zu öffnen, einer psychologischen Begründung der Ethik unzugänglich blieb, — daß aber eine psychologisch begründete Moral durchaus keine eudämonistische zu sein braucht, vielmehr durch psychologische Analyse ein autonomes Moralprincip gewonnen werden könne. Dieses ohne Einschränkung gut zu Nennende erblickt Krueger in der psychischen Thätigkeit des Werthens. Nicht ist der Mensch in dem Maße, in welchem er Werthungen vornimmt, moralisch; aber seine Moralität ist abhängig von der Energie, mit der die Werthungsfunction sich vollzieht. „Es kommt moralisch darauf an, eine möglichst große Mannigfaltigkeit von Begehrungsmöglichkeiten durch die psychische Function des Werthens .... möglichst einheitlich zu verknüpfen" (S. 66). Der Begriff der Werthungsenergie wird von Krueger durch das Analogon der Denkenergie erläutert; beide lassen einen unbegrenzten Fortschritt zu und fordern ihn (S. 80). In diesem Sinne ist es eine neue Art der Vervollkommungstheorie, die Krueger mit seinem formalen Principe giebt. Wohlthuend berührt bei Krueger die feste Ablehnung jenes Eudämonismus, der selbst in dem — nur nominell altruistischen — Streben nach „Maximation des Glückes" die Triebfeder ist. Prächtig verwerthet er neben den Ergebnissen moderner Psychologie jene alten feinsinnigen Zeugnisse praktischer Seelenkenntniß, wie sie insbesondere aus Goethes Werken hervorschimmern. Anregend in hohem Maße ist das Buch überhaupt geschrieben, und selbst seine schwächste Seite, der vielfach einseitig vortretende Intellectualismus, ergiebt zum lebenweckenden Widerspruch eine Fülle nutzbringender Punkte. Die vom Verfasser angekündigte Kritik der Kantischen Ethik läß darum gleichfalls Gediegenes erwarten. Dr. Grimm.

— Werner, R., Vice-Admiral a. D., Das Buch von der deutschen Flotte. Siebente vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 7 Vollbildern in Buntdruck, zahlreichen Abbildungen und Schiffsportraits. (Preis in elegantem Kalikoeinband 10 Mark.) — Die neue Auflage des schönen Buches liegt jetzt vollendet vor uns. Vor Kurzem sind auch die letzten Lieferungen (Lieferung 5—8) des Werkes erschienen. Sie behandeln die interessanten Capitel: „Der Dienst an Bord"; „Unsere Kriegshäfen"; „Das Leben an Bord (Seebilder)". Diese Seebilder gehören zu dem Besten, was Werner geschrieben hat. Ihr köstlicher Humor, die lebendige, farbenreiche Schilderung werden nie verfehlen, tiefen Eindruck auf ein jugendliches Gemüth zu machen. In seinem Buche von der deutschen Flotte giebt Werner ein vollständiges, bis auf die Gegenwart fortgeführtes Bild von der Geschichte, dem Bestande, der Ausrüstung und der Einrichtung unserer Flotte, über den Dienst und das Leben an Bord der Kriegsschiffe. Gerade in der Gegenwart, wo man in allen Kreisen der Bevölkerung mit erhöhtem Interesse dem Ausbau und den Bewegungen unserer Flotte folgt, muß die neue Auflage von Werner's beliebtem Buch von der deutschen Flotte als eine besonders zeitgemäße und willkommene Erscheinung bezeichnet werden. Die Vorzüge der Werner'schen Schreibweise sind ja längst bekannt. Andererseits hat die Verlagshandlung nichts unterlassen, um das Werk überaus prächtig auszustatten. Die vielen Illustrationen sind meistens kleine Kunstwerke, die auf den ersten Blick die Hand nicht nur des Künstlers, sondern auch des Kenners urd Fachmanns verrathen. Schließlich wollen wir nicht unterlassen, auf die dem Werke angehängten „Bestimmungen über die Ergänzung des Seeofficiercorps nebst Ausführungsbestimmungen für die Annahme und Einstellung als Cadett bei der kaiserlichen Marine" hinzuweisen, ein Abschnitt, der Allen, die sich über diese Fragen unterrichten möchten, willkommenen Aufschluß geben wird. F. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 118. Sonnabend, den 8. October, Abends. 1898.

Erlebnisse eines Pfarrers aus dem Jahre 1813.

Nachstehende Erzählung ist eine getreue Wiedergabe und Auszug aus den hinterlassenen Schriften des Magister Fr. G. Merkel, weiland Pfarrer des Dorfes Flöha bei Oederan in Sachsen. Schreiber dieses ist der Ur-Enkel des genannten Pfarrers und läßt die Erlebnisse seines Ur-Großvaters selbst schildern:

Es ist eine ebenso wahre, als oft gemachte Bemerkung, daß uns die Gewohnheit gegen die schätzbarsten Güter des Lebens gleichgiltig macht, oder doch uns ihren Werth bei weitem nicht so würdigen läßt, als er geschätzt zu werden verdient. Der lange Besitz eines gewissen Lebensglücks läßt uns das Gegentheil oft nicht einmal ahnen, geschweige denn in dem Grade als möglich denken, als man es hernach in der vollen Wirklichkeit erfährt. Zwar war ich noch im letzten Winter des siebenjährigen Krieges von gutmüthigen Preußen, die auf der Pfarrwohnung zu Großdalzig b. Leipzig in reichlicher Zahl einquartiert waren, viele Wochen hindurch zum Zeitvertreib gewiegt und gewartet, aber doch im Schoße des Friedens erzogen worden und in das wirksame Leben eingetreten. Aber wie alle meine Zeitgenossen, die nur friedliche Geschäfte trieben, kannte ich die Schrecken und Verheerungen des Krieges doch nur aus der Geschichte oder aus den Erzählungen von Augenzeugen. Schon mehrere Jahre war ich hier angestellt, als ich die Vorbereitungen sah, die unter dem Herzoge von Braunschweig zum Kriege gegen das damals unter sich entzweite Frankreich gemacht wurden. Schon fing ich an, mich der Früchte einer Saat zu freuen, welche alle Hoffnungen machten, unter den Segnungen des Friedens immer mehr zu gedeihen, als die Schrecken eines verderblichen Krieges auch mein Herz erschütterten und mich das, was ich in meiner Lage anfangs nicht geglaubt hätte, in bitterer Erfahrung empfinden ließen. Nie hätte ich vermuthet, daß ich zu den Predigern gehören würde, welche in Sachsen durch den Krieg am meisten gelitten haben. Nie hätte ich geglaubt, oder mir eingebildet, daß ich zu Geschäften mich würde brauchen lassen müssen, die mir ganz fremd waren, wie theils die Geschäfte eines Richters, theils das Botenlaufen, und noch weniger verstand, wie die Herstellung einer zerstörten Brücke über die Flöha, welche mir am 8. October 1812 binnen 12 Nachtstunden zu bewirken durch eine zugleich eingelegte Execution von 30 Mann aufgegeben wurde. Aber wie im Unglück immer auch Glück ist; so habe ich auch diese Erfahrung gemacht! In dem größten Bedrängniß bekam ich Gelegenheit, meiner Parochie einen großen Nutzen durch die Erhaltung ihrer Kirche insofern zu verschaffen, daß sie nicht zu einem Pferdestalle umgewandelt wurde, welches man sehr ernstlich Willens war und ich nur mit vieler Mühe und Bitten abwenden konnte. Die oft gemachte Erfahrung, daß die Vorsehung sich gerade da in ihrer wirksamsten Thätigkeit zeige, je ungewöhnlicher die Begebenheiten und je angreifender die Vorfälle sind, die uns schwache Sterbliche in Besorgniß setzen, habe ich mehrmals bestätigt gefunden, wie aus der folgenden Erzählung erhellen wird. Am 6. Mai Abends hatten wir außer einem starken Durchmarsch russischer Kürassiere fast nichts als Kosaken in großer Menge, welche bei den Bauern übel hausten und besonders im Lehngerichte sehr großen Schaden anrichteten. Sie schenkten mir zwar auch nichts; denn es kamen immer 10, 20 und 50 Mann, die Verpflegung verlangten, aber doch keine Gewaltthätigkeiten begingen, wenn sie gleich tobten. Oft wurden übertriebene Forderungen gemacht und als man ihnen nicht gleich willfahren wollte, im größten Zorn mit der Drohung fortgingen, in der Nacht wiederzukommen. Nun war mir wirklich nicht wohl zu Muthe; denn an ein Commando war an diesem Tage nicht zu denken, sondern ein Jeder war Herr, wo er hinkam. Wie ich bald erfuhr, war den Kosaken aufgetragen, die Straßen von Oederan zu bewachen; daher machten sie beständige Streifzüge und dem zu Folge waren bald nur einige Hundert, bald Tausende im Dorfe und auf den Feldern. Jemehr sie gewahr werden mochten, daß die Russen und Preußen sich nach Nossen zurückzogen, wie wir auch einmal bei einem Nord-Ostwinde von dem Kanonendonner aus dieser Gegend uns selbst überzeugten, desto unleidlicher wurden sie und riefen beständig: „Russe caput“. Zu meiner und wie der Erfolg bewies, nicht ungegründeten Befürchtung ging ich, da es schon sehr dunkel war, aus, um wenigstens einen Officier für die Nacht zu finden, wie vorher, ohne mein Suchen, es der Fall gewesen war. Ich konnte aber nirgends einen Officier treffen, gemeine Kosaken hingegen zu Hunderten. Mit traurigem Herzen war ich schon im Begriffe nach Hause zu gehen und sann auf allerlei Mittel, als ein Bote mich von der Ankunft zweier Officiere mit Pferden, mehreren Soldaten und Wagen benachrichtigte. Wer war froher, als ich! Es war ein russischer Major, Baron v. Benningsen und ein preußischer Capitän, dessen Namen ich, leider, vergessen habe. Anfangs verlangten diese Herren wohl Manches, was eben nicht gewöhnlich war. Wie sie aber sahen, daß wir thaten, was möglich war; so waren wir bald einig. Kaum hatten wir uns aber zu Tische gesetzt, als eine große Menge Kosaken mit großem Getöse, Gebrüll sich Eingang verschafft hatten. Der Herr Major v. Benningsen ließ ihnen durch einen Kosaken sagen, daß sie ihn nicht stören sollten; jetzt wäre er Herr! Sie wollten aber die wirkliche Anwesenheit der ihnen genannten Officiere nicht glauben, sondern rissen die Stubenthüre weit auf, um sich selbst zu überzeugen, und blieben immer noch stehen. Wie aber der Hr. Major v. Benningsen vom Tische aufstand und mit ernstlichen Worten in ihrer Sprache auf sie zuging, so zogen sie endlich höchst unzufrieden ab. — Daß mir bei diesem Auftritte nicht wohl zu Muthe war, darf ich wohl nicht erst sagen. Denn so gut dieser Vorfall auch noch ablief, so hatte er mich doch mehr alterirt, als Tages vorher zwei preußische Dragoner mit dem blanken Säbel auf mich eindrangen und mir den Leib aufschneiden wollten, weil ich zwei Altenburger Bauern schaffen sollte, die ich doch nicht gesehen hatte. Da unsere Gäste meine Schutzgeister gewesen waren, so wurde alles Mögliche gethan, um ihnen unsere Erkenntlichkeit zu bezeigen. — Unter beständiger Furcht und Hoffnung verlebten wir einige Tage, wozu die von den Französischen mitunter einlaufenden nicht allzu günstigen Nachrichten auch viel beitrugen. Des Abends waren wir froh und des Morgens nahmen die Sorgen wieder Platz. Ein freundlicher Morgen begrüßte uns den 1. October, dessen Nachmittag uns ganz furchtbar werden sollte. In der zweiten Nachmittagsstunde kamen die österreichischen Pikets von den Anhöhen des Pfarrfeldes, wo man einen großen Theil der Straße nach Oederan übersehen konnte, eilig durch den Garten, welche den Anmarsch der Franzosen verkündigten. Schnell eilten sie über die Brücke, welche nun ebenso schnell im Wasser lag bis auf einen einzigen Bohlen, welcher bis zum Abend des 8. October für nicht schwindlige Menschen zum wechselseitigen Uebergang dienen mußte. Und in dem Augenblicke, als die Brücke zusammenfiel, fing auch das Schießen auf der ganzen Linie jenseits der Flöha an. Gleich nach den ersten sichern Anzeichen kamen die Weiber des oberen Dorfes, wo die Franzosen zuerst hinkamen, mit ihren Kindern auf die Pfarrwohnung, 63 an der Zahl. Ich brachte sie in Sicherheit, so gut ich sie gewähren konnte. Ihr Weinen und Wehklagen war so herzzerreißend, daß ich mich nicht wieder damit befassen möchte. Noch war ich mit diesen Menschen beschäftigt, als ein ganzes französisches Infanterie-Regiment theils um meine Wohnung herum kam und sich im Garten aufstellte,

theils eine andere Abtheilung auf dem Fahrwege an dem Garten hinunter zum Angriff bei der Brücke am Ende des Gartens eilte. Schon war das Schießen im heftigen Gang, als die Fensterladen meiner in den Garten gehenden Wohnstube noch offen waren. Der jenseitigen Kugeln wegen, die man pfeifen hörte, wollte Niemand hinaus, ich mußte also selbst hinaus, wenn ich sie zugemacht haben wollte, und hätte beinahe mein Ende gefunden. Kugeln schlugen dicht, links und rechts, neben mir ein. Ein Theil meines Beinkleides wurde von einer Kugel zerrissen. Als ich eben wieder in das Haus zurückkehren wollte, fuhr eine Büchsenkugel, nicht eine halbe Elle weit von meinem Kopfe, in eine bei dem Hause stehende Linde, daß mir die Borke mit Heftigkeit in das Gesichte flog. Im ersten Augenblick glaubte ich mich getroffen und sank etwas zusammen, daß meine Frau, welche inwendig die Hausthüre in der Hand hielt, mich getroffen glaubte und heftig zu klagen anfing, bis sie das Gegentheil gewahr wurde. Welche Empfindungen in diesem Augenblicke meine Seele erfüllten, kann ich nicht beschreiben. Ich konnte ihnen aber nicht lange nachhängen, denn das schreckliche Schreien der Streitenden verursachte auch ein lautes Weinen und Klagen der Weiber und Kinder, daß ich nur laufen und sie zu beschwichtigen suchen mußte. Ueber zwei volle Stunden dauerte das Schießen schon und noch bemerkte man keine Aenderung; denn die österreichischen Scharfschützen standen wie die Mauern. Der Commandeur war überall, ihre Büchsen trugen aber auch viel weiter. Verwundet wurden sehr Viele, welche jeder Theil in Sicherheit brachte, aber nur Wenige blieben. Weil ich einmal auf meine Wohnung bei dieser Affaire eingeschränkt war, so glaubte ich aus meiner besser gelegenen Studirstube deutlicher sehen zu können, ob das Gefecht sich bald enden würde. Aber kaum war ich da, so fuhr eine Kugel durch den halb offenen Fensterladen und zum Glück, in schiefer Richtung, in einen Riegel der hölzernen Wand. Meines Bleibens konnte auch hier nicht sein und daher eilte ich wieder zu den Hausgenossen in die feste Küche. Mit Sorgen harrte ich des Ausganges, als wir zur Retirade blasen hörten. Nun dachten wir über den Berg zu sein und eilten auf den dritten Boden. Hier sahen wir, daß eine Anzahl Oesterreicher herüber gekommen und nicht 12 Schritte von meiner Wohnung auf die abziehenden Franzosen schoß. Nur wenige Augenblicke konnten wir auch hier verweilen; es sprangen Holzsplitter um uns herum und auch durch das auf Bretern befindliche Schindeldach prasselten die Kugeln, daher wir, wie ein flüchtiges Wild, unserem damaligen Asyl, der Küche, wieder zueilten! Das Schießen hörte nach und nach auf; die Oesterreicher behaupteten ihre alte Position, und wir waren nur froh, daß während des Gefechtes Niemand in das Haus gekommen war. Und da wir nun Alles beendigt glaubten, obschon noch öfters Schüsse fielen, kam noch ein wüthender österreichischer Dragoner durch den Hof in das Haus geritten und rief seinen Kameraden zu, daß sie mit dem Schießen aufhören sollten, indem sie schon auf ihre eigenen Leute geschossen hätten. Dieser war deswegen, weil er das Hausthor nicht gleich offen gefunden, ob es gleich den Augenblick geöffnet worden war, so aufgebracht, daß es um meinen Kopf geschehen gewesen wäre, wenn ich mich nicht schnell genug gewendet hätte. Endlich nahm er eine Flasche Branntwein und sprengte zum Hause hinaus, mit dem noch blutigen Säbel in der Hand. — Fast zur nämlichen Zeit wie am 1. October brach das befürchtete Unwetter wieder aus. Ehe sich noch etwas rührte, war ich einer Verabredung wegen in das Gericht gegangen, und nachher sollte, da es Sonntag war, eine uns erlaubte Betstunde gehalten werden, doch ohne dabei mit einer Glocke zu läuten und wobei die Theilnehmer durch den Pfarrhof hätten gehen müssen, weil das Kirchhofthor zu war. Noch war ich im Gerichte, als die abermalige Annäherung der Franzosen verkündigt wurde. Mit der möglichsten Schnelligkeit eilte ich meiner Wohnung zu, und wie groß war mein Schrecken, als ich schon über 200 Franzosen im Garten erblickte, welche den vorigen Angriffspunkten zueilten. Ich faßte mich aber doch, lief mit der größten Hastigkeit mitten durch und kam glücklich in das Haus, als schon viele Schüsse aus dem Verhau fielen, welche den Garten bestrichen. Nicht 5 Minuten war ich in das Haus, als im Garten und an der Brücke die französische Infanterie zu einigen Tausenden angewachsen und ein weit stärkeres Gefecht im vollen Gange war. Abermals blos auf meine Wohnung eingeschränkt, suchte ich, so wie es bei der ersten Affaire geschehen war, die Eingänge wieder zu verwahren, um wenigstens keinem Theil zum Verdacht Veranlassung zu geben. Mit großer Heftigkeit mochte das Gefecht eine Stunde gedauert haben, als sehr stark an die hintere Hausthür gepocht wurde und zuletzt fast erbrochen werden sollte, wodurch wir uns zur Oeffnung gezwungen sahen. Zwei Hauptleute, ein Lieutenant und ein Feldwebel stellten sich uns Bestürzten dar, und verlangten Erfrischungen. Mit nicht geringer Furcht mußten wir sie in der, in den Garten gehenden Stube bewirthen und alle Augenblicke befürchten, erschossen zu werden, da immer wieder Kugeln an die Mauer schlugen. Da sie alle der deutschen Sprache mächtig waren, so fand bald ein der Zeit angemessenes Gespräch statt und besonders zeigte der Feldwebel viele Kenntnisse und edle Grundsätze, so wie er sich auch im Aeußeren sehr auszeichnete, daß ich mir seinen Namen ausbat; er nannte sich Louis Lannoy aus Elsaß. Der eine Hauptmann bemerkte auch zugleich, daß er längst auch Hauptmann sein könnte, er wolle aber lieber entlassen sein, weil er das einzige Kind eines großen Gutsbesitzers sei! Eine kleine halbe Stunde mochten vielleicht diese erschöpften Männer sich durch Wein etwas erholt haben, während unterdessen eine Menge gemeiner Soldaten in das Haus kamen, sich satt tranken und wieder in das Gefecht eilten, als es einmal der Lärm größer wurde, sich nun auch Kanonen hören ließen und sie alle uns eilig verließen! Der Kanonendonner nahm zu von beiden Seiten; die Franzosen hatten ihre Kanonen auf dem Pfarrfelde und die Oesterreicher hinter dem Dorfe aufgefahren. Viele Granatenkugeln sind im Garten zersprungen. Eine Kanonenkugel schlug an die obere Ecke der Wohnung, daß das Haus furchtbar erschütterte, und eine Büchsenkugel ging durch die Hausthüre, wo sie das eiserne Band lossprengte. In dieser überaus schrecklichen Stunde glaubten wir fest, unser letztes Stündlein wäre gekommen. Noch von den letzten Schrecken ergriffen, hatten wir wegen des fortdauernden Lärms, weil die Scharfschützen im Verhau nicht wichen, nicht gleich ein abermaliges Pochen an der Hausthüre vernommen, bis es uns bei starker Wiederholung zum Oeffnen nöthigte! — Ganz allein trat ein vorher da gewesener Hauptmann mit thränenden Augen ein und verkündigte, daß eben sein Feldwebel Louis Lannoy, sein Freund, bei einem frischen Angriff auf die Brücke durch den Kopf geschossen worden sei! Ganz von Wehmuth durchdrungen, konnte er kaum stehen, so wie auch ich über den so schnellen traurigen Wechsel gleich starke Rührungen empfand, daß ich einige Minuten wohl auch nichts gehört haben mochte, als auf einmal ein so großes Getöse entstand, als noch nie gewesen war, worauf der Hauptmann wieder hastig zu den Kämpfenden eilte, wohin er zum Theil nur 400 Schritte hatte. — So verging unter Sorgen die Nacht zum 4. October, weil nach einigen Nachrichten der Rückzug der auf dem Pfarrfelde stationirt gewesenen Franzosen problematisch war. Der Morgen des 4. October kam und ich war noch in den Kleidern des vorigen Tages, welche ich erst den 7. October Abends um 12 Uhr auf einige Stunden auszuziehen Gelegenheit fand. Mit dem Tage ließen mich die Einwohner fragen: „was mit den Todten werden sollte.“ Ich ertheilte die Antwort, daß ein Jeder seine Todten an einem schicklichen Orte begraben lassen möchte, wie ich auch gleich thun lassen würde, im Garten und auf dem Felde. Ich war eben im Begriffe, dem herbeigeholten Todtengräber eine Stelle für den gebliebenen Feldwebel besonders anzuweisen, als sein Hauptmann mit mehreren Officieren wieder da war, um den geliebten Todten noch einmal zu sehen und von der irdischen Hülle Abschied zu nehmen. Fast hatte man den Todten aller seiner Kleider beraubt, und dies vergrößerte das Schmerzensbild noch mehr. Noch waren die Todten lange nicht beerdigt, als von den bei Oederan gelagerten und über Hetzdorf durch Falkenau nach Metzdorf vordringenden Franzosen viele Kanonenschüsse geschahen, welche hier deutlich gehört wurden und die noch übrigen Oesterreicher zum schnellen Rückzuge nöthigten. Dieses unvermuthete Ereigniß war das Signal, daß alle Einwohner des niedern Dorfes, die nicht schon Tages vorher geflüchtet, ihre Wohnungen mit Hab und Gut auf viele Tage verließen. Wie bei einem herannahenden schweren Gewitter die ganze Natur schweigt und auf den Ausgang zu harren scheint, so sahe ich auch der Entwickelung der kommenden Dinge mit beklemmtem Herzen in diesen Stunden entgegen, als der französische Brigade-General v. Lescov nebst Adjutanten und anderen Officieren angeritten kam, der sich aber bald als einen sehr edlen Mann ankündigte, dem ich viel zu danken habe! Officiere und Ordonnanzen kamen, lebten und gingen. Köche und

Bediente in Menge fingen an, ihr Wesen zu treiben, und hatten immer ein ganzes Register der ihnen nöthigen Dinge bereit. Immer mehr Truppen kamen zum Vorschein, Cavallerie, Infanterie nebst einem großen Artilleriepark. Bald belief sich ihre Anzahl hier über 20000 Mann, ohne die vielen Posten zu rechnen, welche ausgestellt wurden. Diese große Menge Menschen bedienten sich sofort der verlassenen Scheunen, um mit dem Korn in Garben sich Hütten zu bauen und mit den anderen Getreidearten die Pferde zu füttern, theils Lager zu bereiten. Mit dem Abend hatte ich im Garten und auf dem Kirchhofe 28 Wachfeuer. In diesen Tagen kam ich um meinen ganzen Vorrath von Stroh und Schütten, über 40 Schock, und mehr als hundert Centner Heu. In den übrigen Häusern und Gütern hatte man schon die übelste Wirthschaft getrieben, welche am Morgen des 5. October in eine förmliche Plünderung und Zerstörung der Mobilien überging, wie ich zu einer Zeit erfuhr, als kein Officier im Hause war. Denn die Nacht vorher wollten die Oesterreicher einen Ueberfall machen, wurden aber durch die weit ausgesandten französischen Patrouillen entdeckt, wodurch die ganze Linie der Franzosen diesseits der Flöha und Zschopau gerade um 12 Uhr allarmirt worden war; so begaben sich alle Officiere sehr zeitig in das Lager. In diesen Stunden machte mich jene Nachricht von der Plünderung, die auch die Schule betroffen, in der That nicht wenig verlegen, so daß auch meine Hausgenossen eine Veränderung an mir bemerkten. Noch hatte ich ihnen meine Befürchtung nur halb eröffnet, als der Retter erschien! Es war noch nicht Morgens 7 Uhr, als ein französischer Gendarmenofficier mit zwei gemeinen Gendarmen Einlaß begehrte. Er redete mich sofort mit den Worten an: der gegenwärtige Oberst des 26. Linien-Regiments, welcher mehrmals vorher bei mir im Quartier gewesen, lasse mir sagen: „ich würde nebst ihm, noch mehrere und größere Officiere vom 2. Armeecorps des Herzogs von Belluno, wie auch ihn selbst, auf einige Tage ins Quartier bekommen; ich sollte für ihn nur ein Plätzchen aufbewahren, wenn es auch seine gewöhnliche Stube nicht sein könnte, und damit mir nichts widerfahren möchte, so sollten die beiden Gendarmen, mit einer Charte noch besonders versehen, dableiben." — Die Pfarrwohnung sollte das Hauptquartier werden und dazu gehörten viel Pferde, welche in der Nähe bleiben sollten, und so sollte die Kirche ausgeräumt werden! Nun hatte ich wieder neue Noth; denn es war schon eine große Menge Pferde auf dem Kirchhofe und noch war kein Officier im Hause. Ich mußte also fort auf die Berge in das Lager und brachte meine Bitte an. Man wies mich von dem Einen zu dem Andern. Ich lief, während eines ziemlichen Regens, im bloßen Kopfe, länger als eine Stunde, Berg auf Berg ab, bis man mich endlich in das Lehngericht wies, wo ich zugleich den Greuel der Zerstörung einer so schönen Oekonomie mit Wehmuth sahe. — Hier fand ich unter mehreren Officieren den mir bezeichneten Mann, der mich anfangs so rauh anließ, daß ich schon seinen Säbel zu fürchten anfing und mir eiskalt wurde. Endlich bekam ich einen Adjutanten, mit welchem ich auf den Kirchhof wanderte und die Führer sammt den Pferden austrieb, die schon die Kirche öffnen wollten. Kaum war ich in meiner Wohnung wieder angekommen, als sich nun das Haus immer mehr zu füllen anfing. Die Verpflegung von mehr als 100 Officieren, theils im Hause, theils im Lager, nebst 45 Mann Bedienten, ohne die Ordonnanzen wurde mir angekündigt. Pferde kamen immer zu Dutzenden. Mein ganzes Rindvieh mußte ich in ein enges Loch sperren. Ich selbst wurde auf einen Raum von 1½□ in der Gesindestube hinter dem Ofen eingeschränkt. Die Stuben und Behältnisse waren mit Schildwachen besetzt und ich durfte in keine, als wenn man mich verlangte oder Forderungen machte. Die Köche trieben ihr Wesen! Alle Vorräthe von Victualien mußten hergegeben werden. Das Federvieh, die Fische, welche man nur in Bütten kochte, und was sonst lebendig war, wurde geschlachtet und ich hatte genug zu thun, um nur so viel Wein abzuziehen, als man verlangte, wobei ich zuletzt die Stöpsel aus Rüben und Erdäpfeln fertigen mußte. — Im Lager hatte man viele Blessirte, zu deren Verband ich das Erforderliche schaffen sollte. Ich mußte also alle gebrauchte Wäsche, Hemden, Tücher und dergleichen hergeben und da diese nicht mehr ausreichten, ein gutes Betttuch nach dem andern zerschneiden lassen. — Mitten in diesem Treiben sah ich aus dem Hause des Todtengräbers eine Flamme steigen. Dies Haus war von den Franzosen angesteckt! Ich lief zur Spritze, aber da war kein Mensch zu sehen, bis ich endlich für gutes Geld ein Paar Pferde bekam und zum Feuer eilte. Zwei Häuser wurden eingeäschert. — Erhitzt und versengt kam ich nach Hause, als 36 neue ankommende Officiere erschienen. Ich war neugierig, die Gäste im Hause zu besehen, als ich den Grafen v. Oertzen gewahr wurde und von demselben die Anwesenheit des Königs von Neapel erfuhr, in dessen Suite er angestellt sei. Ich hätte gern noch länger mit ihm gesprochen, es wurden aber die Weinflaschen nach Dutzenden gefordert und da dies etliche Stunden fortdauerte, so wurde eine nur angesteckte Ohme nicht allein ausgeleert, sondern ich bekam auch kaum so viel Zeit, den König vor seiner Abreise noch recht zu sehen. — Der König von Neapel war nicht sobald fort, als auch schon vom Marschiren geredet wurde, welches ich auch den Augenblick gern erfüllt gesehen hätte, denn der Aufwand einiger Stunden hatte mir den Muth fast benommen. — Unruhiger wurden gleich die ersten Stunden des folgenden Tages, des 7. Octobers. Man hatte nämlich die aus dem Feuer des vorigen Tages noch geretteten Betten, Kleidungsstücke und Wäsche in die wirklich feste Sacristei der Kirche geschafft, auch hatten einige Andere ihre besten Habseligkeiten dort verwahrt. Da dieses jedoch nicht so unbemerkt hatte geschehen können, so hatten am frühen Morgen viele Officiere von dem Schulmeister die Oeffnung der Kirche verlangt und aus Aerger, daß er mir dieses Vorhaben angezeigt, und nicht geöffnet, ihn nebst seiner Frau an eine Kanone anbinden lassen, um ihn nun zu zwingen. Sobald ich davon Nachricht erhielt, bat ich um Hilfe und bekam einen Officier und sechs Mann, mit denen ich marschiren mußte. Wie ich aber an die Kirche kam, so kehrten meine Begleiter schnell um und sagten: die vor der Kirchthüre stehenden Officiere wären größer als sie Alle. Ich bat also noch einmal bei den Herren Generälen und erhielt einen anderen Officier und Begleitung, mit dem ich wieder auf den Kirchhof wandern mußte, bei dessen Erblickung der ganze Trupp zurückwich, und auf seine Anrede Alle den Kirchhof verließen. Der Abend, als der bestimmte Zeitpunkt des Marsches, wie es hieß, näherte sich, und man ließ mich in die Stube einladen, in welcher die Hauptpersonen alle versammelt waren. Man fing ein ordentliches Gespräch mit mir an und fragte mich zuerst, wie ich mich befände. Ich erwiderte, ich befände mich so, als man sich unter solchen kriegerischen Umständen befinden könne. — „Der Krieg," sprach ein General, „wird in Sachsen bald alle sein;" worauf ich schnell antwortete, wenn es auf unsern guten König angekommen wäre, so wäre er längst beendiget! „Ja," sprach man, „Sie haben nicht blos einen Regenten, sondern einen wahren Vater des Landes," und diese Aeußerung wiederholten Alle mit einer solchen Innigkeit des Ausdruckes, daß ich an ihrer Wahrheit nicht im Geringsten zweifelte. Unter den verschiedenen Einquartierungen, die ich nun noch bekam, war noch eine letzte merkwürdige. Dies geschah gleich nach der Schlacht bei Leipzig, vom 20. bis 26. October, wo unter andern Truppen auch das starke Corps des Generals v. Klenau von Leipzig zurückkam und nach Dresden zog. Von der beträchtlichen Artillerie dieses Corps bekam ich 12 Officiere in das Haus, unter welchen auch der Artillerie-Officier befindlich war, welcher noch gleich nach der Schlacht bei Aspern und Eßlingen zwei Kanonenschüsse selbst zubereitet und nach erhaltener Erlaubniß auf den von ihm selbst bestimmten Punkt abgeschossen hatte, wodurch der französische Herzog von Montebello und Andere tödtlich verwundet worden waren. Eine Begebenheit aus der schweren Zeit verdient zum Schluß noch geschildert zu werden, welche für einen Pfarrer schwere Augenblicke brachte. — Es war am 9. October 4 Uhr Nachmittags, als mir zwei österreichische Officiere andeuteten, daß ich in 12 Stunden eine Brücke über die Flöha herstellen müßte. Ich entschuldigte mich mit der gänzlichen Unbekanntschaft mit diesem Geschäfte; sie aber erwiderten: „es hilfe nichts, es wäre von den Gerichten Niemand da, es würden mir auch 30 Mann zur Execution mitgegeben." Diese Mannschaft blieb zwar nicht ganz bei mir, sondern legte sich zum Theil in das Gericht, mußte aber auch daselbst von mir verpflegt werden. Nun war guter Rath theuer, wie solche starke Stämme von 36 Ellen Länge, aus dem Wasser, auf die ziemlich hohen Pfeiler der alten, früher abgerissenen Brücke gebracht werden sollten, welches nur durch viele Menschen geschehen konnte. Ich schickte also in 2 nachbarliche, zur Parochie gehörige Dörfer, ebenso in die nahen Wälder, wohin sich ein Theil geflüchtet, und ließ ihnen meine Verlegenheit mit der Bitte eröffnen: daß, nach ihrer öftern Versicherung, etwas auf mich zu halten, man es doch in dem gegenwärtigen Falle beweisen möchte! — Und binnen einer Stunde waren über 100 Mann mit den erforderlichen Werkzeugen gegenwärtig, daß das Werk gleich angefangen werden

und ich den Officieren, die immer ungeduldiger wurden, um 2 Uhr, des Nachts, die Versicherung von der, zur bestimmten Zeit gewiß erfolgenden Herstellung der Brücke geben konnte. Bald nach Vollendung dieser Brücke nahm auch schon ein starker Marsch von österreichischen Truppen seinen Anfang, welche nach Frankenberg zogen. — Nachdem ruhigere Zeit eingetreten, begab ich mich mit einigen dageblieben Einwohnern in die seit mehreren Tagen verlassenen Wohnungen, deren Besitzer so viele ihrer Habseligkeiten der Willkür der Soldaten preisgegeben. Und welch ein Anblick stellte sich uns dar! — Nirgends etwas Lebendes; überall Alles offen, von unten an, bis auf die obersten Böden, überall die deutlichsten Beweise des nach Verhältniß gleich stark erlittenen Verlustes, der Zerstörung und zum Theil großer Gewaltthätigkeit, in den Wohnungen, wie in den Scheunen oder sonstigen Behältnissen. — Mit wehmüthigem Herzen verließ ich diese Gegenstände der Trauer und begab mich schweigend nach Hause, wo ich sehr bald fand, daß, ohne besondere Gewaltthätigkeit, mein Verlust eben so beträchtlich war! Nach den mehrmals geforderten Berechnungen beläuft er sich an baarem Aufwande auf über 2000 Thaler, ohne die Spannungen, Lieferungen und sonstigen Abgaben, welche eine Folge der neugeschaffenen blinden Hufen waren, welche aber eben so, wie die wirklichen Hufen zur Mitleidenschaft gezogen wurden. Zum Schluß dieser Erzählung sei es mir noch erlaubt, einige Gedanken und Erfahrungen hinzuzufügen, welche mich theils damals, theils nachher beschäftigt oder auf mich gewirkt haben. — Nichts ist wahrer, als daß stille Resignation wohlthätiger sei, als jeder Versuch, die Absichten der Vorsehung bei harten Schickungen zu ergrübeln, wenn man es gleich Denen, die schnell beruhigt sind, wenn sie nur irgend einen Grund entdeckt zu haben meinen, gönnen muß, sich daran wie an einer Stütze aufzurichten. Sie mag für schwache Naturen dazu hinreichen. Stärkere n
gleich einem dünnen Rohre leicht zu zerbrechlich finde
ich gleich die ehemaligen Vorräthe niemals wieder erlang
so habe ich doch meinen Parochianen nicht nur in Ki
Kirche nützen, sondern auch die, zur Deckung der Reti
späten Abend des 7. Octobers im schlimmsten Falle, b
Abbrennung des ganzen Dorfes verhüten können, wie f
Officiere auch in Mittweida zu glaubwürdigen Männe
hohlen gesagt haben. Die mannigfaltige Berührung, in
bei unzähligen Vorfällen mit den Parochianen in dies
kam, hat mir Gelegenheit gegeben, bis in die geheimste
vieler Herzen zu blicken, und sowohl Gutes als Böses
zunehmen, wo ich Beides nicht erwartet hätte. Diese
Menschenkenntniß meiner Gemeine halte ich als Relig
für meinen größten Gewinn. Hiernächst hatte der d
gang mit so vielen, zum Theil so fein gebildeten Män
aber ihre Worte oft auf Schrauben setzten, mir eine ge
wandtheit der Sprache gelehret, welche mir, verbunde
sokratischen Methode, sehr nützlich war, als mir die Be
des Schwestermörders Morgenstern aufgetragen wurde, r
Augustusburg die Vergeltung seiner That auf dem Rade
Auch noch in anderer Rücksicht gewährte mir dieses Anl
den Umgang und die Unterhaltung mit so vielen gebil
edlen Männern von allen Confessionen eine höchst a
und herzerhebende Erinnerung an Mehrere unter ihnen
nicht meinten, daß die Religion nur dann ihre Die
wenn der Mensch dadurch ein geduldiges Lastthier w
sie daher nicht als eine Sache des Volkes, sondern als
gelegenheit des Menschen betrachteten, die nicht eine
machende Religion glaubten, sondern ein seligmachendes

Joh. Voigtl

Bücherbesprechungen.

— **Johannes Rehmke, Außenwelt und Innenwelt, Leib und Seele.** Greifswalder Rectoratsrede 1898. (Julius Abel.) — In recht kampflustigem Tone zieht Rehmke gegen Solipsisten und Materialisten aller Farbengattungen zu Felde. Außenwelt und Innenwelt sind uns nach seiner Ansicht in gleichem Maße ursprünglich gewiß und unmittelbar gegeben; erst weil eine Zweiheit da ist, können wir den Begriff der beiden uns gegebenen Einheiten — Leib und Seele — gewinnen. In übersichtlicher und ansprechender Weise giebt Rehmke nach solcher Einleitung einen geschichtlichen Ueberblick über die Theorien, durch welche man bisher das Verhältniß von Außenwelt und Innenwelt zu erklären gesucht hat, gerade der subjective Ton verleiht hier der Darstellung erfreuliche Frische. Grundfrage für Den, welcher das Verhältniß zwischen Innen- und Außenwelt erkennen will, bleibt schließlich, ob ein Wirken des Leibes auf die Seele, der Seele auf den Leib anzuerkennen oder zu verneinen sei. Das mechanische Gesetz, daß Wirken nur unter Gleichartigem möglich sei, verlangt, daß seelische Veränderung aus einer seelischen, leibliche Veränderung aus einer leiblichen wirkenden Bedingung begriffen werde. Aber jener für die Vorgänge in der Außenwelt zutreffende Satz ist mit Unrecht als verbindlich für das Wirken zwischen Seele und Leib hingestellt worden; weil einige D-Züge die Universitätsstadt Greifswald berühren, läßt sich kein Naturgesetz folgern, daß nur D-Züge nach der Wirkungsstätte Rehmke's führen (S. 33). Wie indessen nun das Wirken zwischen Seele und Leib sich abspielt, weiß auch Rehmke nicht; nur die Möglichkeit jener Wechselwirkung hat er zeigen wollen, mit Humor und nicht ohne Geschick hat er seine Ansicht vertreten.

Dr. Grimm.

— **Wilhelm Bölsche, Charles Darwin.** Biographische Volksbücher Nr. 32—35. R. Voigtländer's Verlag Leipzig 1898. Mit Darwin's Bildniß. 111 Seiten. 1 ℳ. Gebunden 1,25 ℳ. — Den Einfluß des Darwinismus auf die moderne Welt schildern zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Jedermann kennt ihn, jedermann hat sich mit ihm auseinander zu setzen, pro oder contra. Oft genug geschieht's mit Unklarheit und nur vermeintlicher Kenntniß. Das vorliegende Buch kann zur Klärung beitragen. Aber das ist nicht die Hauptsache. Es will nicht eine wissenschaftliche Darstellung des Darwinismus geben, sondern es schildert den äußeren und inneren Entwickelungsgang des Begründers jener Lehre, auf der die Fortschritte der modernen Biologie und des modernen Denkens beruhen. Die Schilderung ist mit äußerst wohlthuender Wärme durchgeführt.
wäre eine andere Stellungnahme kaum denkbar gegenü
der reinsten und edelsten Charaktere, die je gelebt hal
lernen den Jüngling kennen, der als halber Autodid
der weiten Welt eigene Ideen erringt, der sie in har
gewissenhaft ausreifen läßt, der nachher, als einsiedlerisc
von Down, auf's Peinlichste mit seinen Kräften haus
die übernommenen wissenschaftlichen Pflichten bis zum
erfüllen, der sich vom Ruhm nicht blenden läßt und a
häßigsten Angriffen gegenüber gelassen wohlwollende Ruh
Freund und Feind werden die Darstellung nicht ohne
Genuß aus der Hand legen.

— **Paul Nikolaus Cossmann, Aph**
München, 1898. Verlagsbuchhandlung von Carl
Preis 2 ℳ. — „Die Quintessenz aller Aesthetik ist
Forderung der Abwechselung. Alles Andere kommt
Linie" (S. 81). Ist das wahr — und wir bestreiten
so sind Cossmann's Aphorismen ein sehr schönes B
an Mannigfaltigkeit läßt es sein Inhalt nicht fehle
Capiteln stellt der Verfasser eine reiche Auswahl
Glossen zusammen über der Menschen Leben und T
verlangt nicht, daß man ihm in Allem beipflichte. E
selber (S. 94): „Extreme Ansichten sind niemals
er will wohl nicht einmal überall ganz ernst gen
Wenigstens läßt das ein Spruch vermuthen, wie diese
„Sehr naiv, die Meinungen der Leute auf ihre Wah
prüfen. Sie sind gar nicht der Erkenntniß, sondern
haltung wegen da." Nun wohl, unterhaltsam sind
geistreiche Spöttereien jedenfalls. Und da er Niemand
schont, weder Kunst noch Wissenschaft, weder Mann
so erwartet er auch selber wohl nicht, geschont zu
halten es demnach für ein löbliches Zeichen von
niß, wenn er an die Spitze seines ersten Capitels d
„Das Räthsel des Lebens läßt Jeder auf seine Wei
Auch das sei ihm hoch angerechnet, daß er mitten
spitzigen und zum Theil giftigen Bemerkungen über
und Thorheiten der Menschheit den Satz hinstellt (
ordentlicher Kerl schließt sich nie aus." Im Uebrige
für unseren Theil doch wesentlich mehr von einem
Buche, als von einem Bündel noch so reizvoller Ge
und Geistesspäne (vgl. S. 52). Ja wir nehmen i
sogar mit einer weit bescheideneren Aufmachung,
Papier u. s. w. gern vorlieb.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 119. Dienstag, den 11. October, Abends. 1898.

Sitten und Gebräuche aus der Vergangenheit Japans.

Von Dr. Tomitsu-Okasaki aus Tokio.

(Schluß.)

Der Japaner ist ein Naturfreund im wahren Sinne des Wortes und liebt schon aus diesem Grunde seine Heimath über Alles, was ihm um so weniger zu verargen ist, weil Japan in Wirklichkeit mit seinen Naturschönheiten ein wundervolles Land ist. Es würde mich zu weit führen, eine eingehende Beschreibung des Landes und seiner Schönheiten zu bringen; Schilderungen desselben sind schon so viele veröffentlicht worden, daß wohl jeder der Leser wenigstens Einiges darüber gelesen hat. Bereits im 10. Jahrhundert trieb es den Japaner in seiner freien Zeit aus der Schwüle der übervölkerten Städte in die Natur hinaus und zuerst waren es die adligen Kreise von Kyoto, welche sich vor der Stadt Landhäuser erbauen ließen, um der herrlichen Natur möglichst nahe zu sein. Die Landhäuser bedingten Gärten und bereits im 13. Jahrhundert hatte die Gartenkunst eine sehr große Entwickelung gefunden. Das eingehegte Land, welches man sein Eigen nannte, mußte nun auch nach jeder Richtung hin mit Naturimitationen versehen werden. So entstanden in den verhältnißmäßig nicht großen Gärten Hügel, Thäler, Teiche, Bäche ꝛc. In der ersten Zeit waren es die Maler, welche derartige Pläne ausarbeiteten, später traten die Bonzen an ihre Stelle. Bereits im Jahre 1201/3 erschien das berühmte Werk Sakutei-Ki (Erklärung des Gartenwesens), verfaßt von dem Edelmann Gokyogoku-Yoshitsune, welches sich an die buddhistische Gärtnereimethode anlehnte. Er lehrte neben der künstlichen Anlage von Teichen, Inseln und Wasserfällen auch „Yarimitsu", Wasserläufe herzustellen, welche erst eine Strecke weit hergeleitet werden mußten. Die Teiche wurden in zwei Formen und zwar in der Form des Tsuru (einer Art Kranich) und in der Gestalt einer Schildkröte hergestellt, welche beide japanische Sinnbilder eines langen Lebens sind. Auf den Teichen befanden sich Inseln, welche die Form von Wolken, Nebeln ꝛc. hatten und ihrem Aussehen entsprechend Berg-Insel, Feld-Insel, Seeküsten-Insel genannt wurden. Wasserfälle wurden ebenfalls in verschiedener Weise hergestellt. Da gab es Fälle, deren Wasser breit wie ein Tuch niederging, während andere Fäden glichen. Auch Stufen- und Kreuzfälle, Kaskaden und je nach dem Verhältniß aus größerer oder geringerer Höhe abfallende Wasserfälle wurden künstlich hergestellt. Yarimitsu, Wasserbäche wurden mit Vorliebe von Osten nach Süden sich wendend und schließlich im Westen endend angelegt. Es ist diese Form eigentlich bei allen Anlagen als Normallauf zu bezeichnen, indessen gab es auch anormale Läufe von Westen nach Osten. War in einem Garten kein Teich vorhanden, sondern nur Yarimitsu, so stellte die Scene eine Feldlandschaft dar, war aber auch ebensowenig ein Hügel vorhanden, so wurden Steine zu Felsen aufgethürmt und man bezeichnete eine derartige Scene als trockene Landschaft (Kare-Sansui), wie sie bei Dörfern in bergiger Gegend vorkommt. Von Kyoto verpflanzte sich die Gartenbaukunst bald weiter, denn auch in Kamakura wurden Gärten mit Vorliebe angelegt. Die Ritter pflegten besonders die Topfcultur. Einfriedigungen und Hecken wurden in vielfachster Weise hergestellt und zwar am häufigsten der chinesische Zaun, der Rosenzaun, der Hizaun (Retinispora obtusa), der Sukizaun (Cryptomeria japonica) und der Tsuki-Dote (Lehmwand). Die größten Künstler auf dem Gebiete der Gartenkunst waren um diese Zeit die Bonzen Soreki und So-Ami; der erstere, Bonze der Zen-Secte, neigte zur Einfachheit des Stiles, während der letztere eine besondere Theorie entwickelte. Es wurden sehr viele Steinbilder beim Gartenbau verwendet, z. B. Mandarinenenten, die buddhistischen drei Gottheiten, das chinesische Wortzeichen . Diese Steine wurden nicht etwa künstlich bearbeitet, sondern man wählte Steine, welche in ihrer natürlichen Form Aehnlichkeit mit den erwähnten Vorbildern hatten. Ferner wurde der Horaizan (Glücksberg oder Elysium) und eine sogenannte Wirths- oder Gastinsel vielfach in Gärten künstlich dargestellt. Horaizan ist nach den alten japanischen Begriffen ein Berg, auf welchem die heiligen Einsiedler in ewiger Jugend wohnen, auch findet man dieses Bild häufig in der japanischen Malerei, doch ist dieser Begriff eigentlich von China nach Japan übertragen. Die japanische Gartenkunst wird noch heute von Europäern besonders in den Parken der Tempel Kuikakuji (goldener Tempel) und Gungokuji (silberner Tempel) in Tokio staunend betrachtet und als Wunder von Künstlerhand bezeichnet. Um dieselbe Zeit verbreitete sich die Kunst der Herstellung von Miniaturgärten auf Blumentischen, welche besonders Aufstellung in Gast- und Lesezimmern fanden. Wie im vorigen Abschnitt erwähnt, kamen im Jahre 1500 die Theegesellschaften in Aufnahme und zwar auch in Lauben. Diese Lauben standen immer in kleinen Gärten, denen trotz ihrer Kleinheit aber eine kleine Quelle mit Wasserbecken nicht fehlen durfte. Die Fußsteige waren in regelmäßigen Abständen mit Steinplatten belegt und auch steinerne Lampenträger waren meist vorhanden. Die vorhergehenden Schilderungen haben in der Hauptsache Bezug auf Kyoto und Umgegend, in Edo (Tokio) hatte man wieder einen anderen Geschmack. Hier verband man künstlich geformte Berge mit Grotten mit prachtvollen Blumentreppen. Blühende Pflanzen und Gräser waren in tausend verschiedenen Arten vorhanden, von denen ich nur einige erwähnen will. Schönblühende Pflaumen, Kirschen, Pfirsiche, Birnen, Pirus spectabilis, Pirus japonica, Camelien, Azaleen, Gardenien, Jasmin, Rosen, Kerria japonica, Hortensien, Päonien, Narzissen, Nelken, Convolvulus, Platycodon grandiflorum u. s. w. Im Teiche dufteten Lotosblumen und schillernde Goldfische trieben ihr lustiges Spiel, während man im Hause und in den Gebüschen Surumuski und Matsumuski (eine Art Heimchen) singen hörte. Kirschblüthen wurden und werden noch heute in Japan besonders verehrt. Wie die Ritter das Hervorragendste unter den Menschen sind, so sind es unter den Blumen die Kirschblüthen. Chrysanthemum ist ebenfalls hochgeschätzt, was schon daraus hervorgeht, daß diese Blume neben der Paulownia im kaiserlichen Familienwappen geführt wird. — Aus dem vorigen Jahrhundert ist der schönste Garten in Edo (Koishikawa) mit Namen Korakuen, dem Fürsten von Mito gehörig, noch vorhanden, und mit Recht nennt man ihn ein Muster der Gartenkunst der Shogun-Periode. In den japanischen Gärten wird das Hauptgewicht auf die Mannigfaltigkeit, die getreue Nachahmung der schönen Natur und die glückliche Verwendung der Steinpartien in der Anlage gelegt. Europäische Gärtnerei-Capacitäten gestehen es gerne ein, daß die japanische Gartenkunst bisher unerreicht dasteht. Die größte Wirkung wird dadurch erreicht, daß die Anlage des Gartens nie regelmäßig erscheint, so daß man selbst im kleinsten Garten ein Stück Natur vor sich zu sehen glaubt.

Daß unter solchen Verhältnissen der Japaner stolz auf sein von Naturschönheiten überschüttetes Vaterland ist, begreift sich leicht. Er liebt aber nicht nur seine Blumen, seine Vogelwelt, er hegt und pflegt sie auch mit größter Hingebung. Schon im Mittelalter gab es Liebhaber, Künstler und Dichter, welche sich mit der Natur beschäftigten. In jeder Geschichte, in jeder Liedersammlung findet man Beweise. Im Anfange des 17. Jahrhunderts wurde Tsubaki (Camelia japonica) mit besonderer Vorliebe gepflanzt und man fand diese Pflanze fast in jedem Hause und in jeder Hecke. Später gewann Kiku (Chrysanthemum) den Vorrang, während

1770 Sakuraso eine sehr beliebte Pflanze war, die man namentlich in höheren Kreisen als Geschenk verwendete, und 1790 Banryokin oder Senryokin an die Reihe kam. Etwa 20 Jahre blieben diese Pflanzen die erklärten Lieblinge der Japaner, bis sie 1810 durch Omoto (Rhodea japonica) und Ran (Cymbidium ansiflorum), eine Art Orchidee, verdrängt wurden. Mit letzteren Blumen wurden zahllose Termingeschäfte gemacht, wie zu gewissen Zeiten in Holland mit Tulpen, und Mancher hat sein ganzes Vermögen bei diesen Geschäften verloren. Diese Ran waren sehr kostbar und man mußte ein schönes Exemplar der schwertförmigen Blätter zu irgend einem Zwecke mit 100, 500 bis 1000 ℳ bezahlen. Sehr beliebt waren ferner Asagao (Pharbitis triloba), eine Winde, die in Amerika Morning glory genannt wird, weil sie ihre größte Schönheit nur des Morgens offenbart, ferner Botan (Paeonia Montan), welche auch die Fürstin unter den Blumen genannt wurde. Alle diese Blumen erfreuen sich noch heute, die eine mehr, die andere weniger, der besonderen Verehrung der Japaner.

Die Begabung für die Kunst und die Kunstfertigkeit ist in Japan eine allgemeine, nur die Musik bietet dem Japaner Schwierigkeiten und er wird in dieser dem Abendländer so leicht nicht nachkommen können. Das älteste japanische Musikinstrument, welches schon im Alterthume gespielt wurde, aber auch heute noch hauptsächlich in Anwendung kommt, ist die Yamato-Koto, eine Art Laute. Die Geschichte meldet von der Kaiserin Jingo (gestorben 269 v. Chr.) daß sie, Yamato-Koto spielend, zum Kami, dem Gotte der Offenbarung, betete. Abgesehen von Koto, Fué (Flöte) und Tsutsumi (eine Art Trommel), welche vielleicht als japanische Nationalinstrumente und Erfindungen anzusehen sind, stammen alle übrigen Instrumente, deren es jetzt eine große Anzahl giebt, aus dem Auslande. Daß Japan schon im Alterthum gegen benachbarte Länder in der Musik zurückgeblieben war, beweist schon der Umstand, daß die Koto in der ältesten Zeit das einzige Instrument war, dessen man sich bediente. Als im Jahre 453 n. Chr. der Kaiser Inkyo gestorben war, schickte der König von Korea zum Zeichen seiner tiefen Trauer 80 Musiker, in Trauergewänder gehüllt, nach Japan, welche von Osaka zum Grabe des Kaisers gehend ihren Instrumenten Trauer-Melodien entlockten. Ebenso wie für die übrigen Wissenschaften ist auch für die Musik der Buddhismus und Confucianismus der leitende Factor gewesen und Japan würde sich ohne diese Religionen und deren Philosophie kaum bis zu seiner jetzigen Höhe haben entwickeln können. Im Allgemeinen ist der Japaner lustig und fröhlichen Sinns, für alles Neue empfänglich. Die früher unbekannte Tanzkunst, die auch erst vom Auslande dort eingeführt wurde, fand schnell Eingang und wird heute von bedeutenden Künstlern ausgeübt. Im 8. Jahrhundert kannte man einheimische wie auch koreanische Gesellschaftstänze, die in Gesellschaften häufig zur Aufführung gelangten. Diese Tänze hatten entfernte Aehnlichkeit mit dem europäischen Contre, indem sich bei ihnen ebenfalls die Paare in zwei Reihen gegenüber standen. Auch in den kleinsten Gesellschaften traf man wenigstens einen Musiker, woraus erhellt, daß zum Ausdrucke der Lust und Freude auch damals schon Musik und Tanz nothwendig erschienen. In der Friedens- und Blüthezeit der Nation, etwa vom 10. bis 11. Jahrhundert wurden in Gegenwart von Dichtern, Officieren, Gelehrten und Beamten in Gärten und auf Schiffen, besonders in Mondnächten, musikalische Genüsse geboten, zu denen auch berühmte Musiker herangezogen wurden. Die Adligen und Buddhisten waren in solchen Fällen die Musik-Sachverständigen, namentlich bekundeten der Bonze Slunnaru und sein Schüler Hakuga-no-Saaru großes Verständniß für die Musik. Als neue Instrumente erfand man allmälig zu der alten Koto die Fué (Flöte), Biwa (eine Art Laute mit 4 Saiten), Sho (ein Blasinstrument), Hichiriki (eine Art Flöte), Taiko (Trommel), Shakuhachi u. s. w., etwa 10 neue Instrumente. Biwa wurde meist von blinden Bonzen und den Kriegserzählern, die die Heldenthaten japanischer Krieger verherrlichten und beim Volke sehr beliebt waren, als Begleitinstrument benutzt (13.—14. Jahrhundert). Im 15. Jahrhundert gab es bereits musikalische Vorträge in dem berühmten Theater No, eine opernartige Aufführung, welche aus Musik und Tanz besteht, wobei namentlich Flöte und Trommeln eine große Rolle spielten. Das 17. Jahrhundert brachte als neues Instrument die Samisen, eine Guitarre mit 3 Saiten, von der man aber nicht mit Sicherheit annehmen kann, daß sie japanische Erfindung ist, man glaubt vielmehr, daß sie vom Auslande stammt, möglicherweise von der Insel Riukiu oder gar aus Manila. Die ursprünglichen Samisen hatten verschiedene Form und auch eine wechselnde Zahl von Saiten. Im Jahre 1596 benutzte der Componist Samazume die Guitarre zum ersten Male zur Begleitung des Joruri-Vortrags und je mehr auf dem Instrument gespielt wurde, desto größer wurde der Beifall des Volkes. Das Instrument bürgerte sich schnell ein und schon 1672 findet man es auf der Bühne des Theaters von Osaka, wo die Samisen bedeutend mehr Effect erzielte als Flöte und Trommel. Bisher wurde die Samisen meist nur von Blinden gespielt, welche bei Gesellschaften ihre Künste zeigten, im Anfang des 18. Jahrhunderts gab es aber bereits adlige Künstler und Künstlerinnen, die sich ihres Augenlichtes erfreuten. Das Instrument hatte also gewissermaßen eine Umwälzung in den Anschauungen des Volkes hervorgerufen, denn während man bisher dem Blinden, der eine andere Beschäftigung nicht finden konnte, die Musik überließ, war jetzt schon ein besonderes Künstlerthum entstanden. Für ein europäisches Ohr ist die Samisen nicht besonders angenehm, auch entspricht sie nicht voll dem japanischen Geschmacke, aber sie ist eben unentbehrlich, und sieht man irgend wo singende oder tanzende Menschen, so muß die Samisen die Begleitung liefern. Jede Geisha (Tanz- und Gesangkünstlerin) muß das Spiel der Samisen erlernen, da diese Musik ihren Tänzen und Gesängen den größten Reiz verleiht. Eine fröhliche Gesellschaft ohne Mitwirkung der Geishas ist in Japan gar nicht denkbar. Selbst der eingefleischteste japanische Hypochonder wird beim Samisenspiel heiter und guter Laune. Kokiu ist ebenfalls eine Art Guitarre, doch wird diese mit dem Bogen gestrichen, während die Samisen angeschlagen wird, wie die Saiten der Mandoline. Die Kokiu stammt von der Insel Riukiu und zwar hat Chikuski-Koto 13 Saiten, Yakumo-Koto dagegen nur 2 und Suma-Koto nur 1 Saite.

Vor 2500 Jahren war die Civilisation in West- und Mittel-Japan bedeutend weiter vorgeschritten als im übrigen Japan. Als der erste Kaiser Zumnu (gest. 585 v. Chr.) nach der Hauptinsel kam, waren die West-Japaner seine besten Krieger. Diese erwiesen sich als so treu und tapfer, daß er schon nach wenigen Jahren alle seine Feinde unterworfen hatte. Später verfiel West- und Mittel-Japan immer mehr den indischen und chinesischen Einflüssen; es eignete sich dadurch allerdings eine größere Bildung an, verweichlichte aber, und seine früher so furchtlosen tapferen Krieger konnten bereits im siebenten Jahrhundert nicht mehr gegen die Ost-Japaner aufkommen, die für die Vertheidigung der Kiushu-Inseln gegen China und Korea Wunder der Tapferkeit vollbrachten. Schon aus dem Wahlspruche der Ost-Japaner vermag man ihren Charakter zu erkennen, denn er lautet: Biete dem Feinde nur die Stirne, nie den Rücken. Dieser treue und tapfere Charakter vererbte sich bei den Ost-Japanern bis ins 17. Jahrhundert, in welchem die Shogun-Familie Tokugawa die Herrschaft über Japan erlangte. Die Hauptstadt des Shogun war die Stadt Edo (Tokio), damals freilich weder Handels- noch Industriestadt, sondern ausschließlich eine Soldatenstadt. Officiere und Soldaten waren dort versammelt, jeden Augenblick bereit, dem Willen des Shogun mit den Waffen Geltung zu verschaffen. Die treuen Officiere führten den Titel Mikawa Bushi (Krieger), weil sie oder ihre Vorfahren aus der Provinz Mikawa stammten. Mit Hilfe dieser treuen Officiere und tapferen Soldaten wurde damals General Iyasu (gest. 1616) Shogun, während er ohne ihre thatkräftige Hilfe ein armer Daimyo geblieben wäre. Die Mikawa-Officiere und -Soldaten waren aber nicht nur vor dem Feinde tapfer, im Fechten und in der Kriegskunst bewandert, sondern auch treu und ohne jede Falschheit. Eins ihrer Worte galt ihnen soviel wie 1000 kin (d. h. eine größere Last Goldes, als ein Mann zu tragen vermag), aber ihr Leben galt ihnen Nichts. Uneigennützigkeit und Treue ist seit dem 13. Jahrhundert bei den Japanern die höchste Soldatentugend gewesen und wurde von den Mikawa-Officieren unbedingt hochgehalten. Ehrlichkeit und Mäßigkeit, ohne die geringste Spur von Habsucht war der Grundzug ihres Charakters bis ins 17. Jahrhundert hinein. Kein Officier pochte auf sein Vermögen und nie dachte ein armer Soldat daran, eine Frau ihres Vermögens wegen zu heirathen. Sie verkehrten in Freundschaft unter einander, auf körperliche Schönheit legten sie wenig Werth, Wahrheit und Tapferkeit war ihr Stolz. Unter der Bedingung, ein Darlehn wieder zurückerstatten zu müssen, nahm weder Officier noch Soldat ein solches an, da er ja nicht wissen konnte, welches Geschick ihm bereits in der nächsten Stunde bevorstand. Aus diesem Grunde hatte auch Shogun Taiko (gest. 1598) Wucher

als die größte Sünde erklärt. Als General Hino vom Taiko ausgesandt wurde, Korea zu erobern, borgte er sich Geld vom General Kuroda, und als er glücklich aus dem Kriege zurückkehrte, wollte er diese Summe zurückgeben. General Kuroda wies indessen das Geld mit der Motivirung zurück, daß er es ihm nicht gegeben habe, um es jemals wieder zu bekommen. Auf einer Schuldverschreibung aus dem 16. Jahrhundert findet man die Bemerkung: „Wenn ich (der Schuldner) dies Geld nicht wiedergeben kann, bin ich kein Mensch mehr." Auch bei den kaufmännischen Schuldverschreibungen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts konnte man ähnliche Bemerkungen finden, z. B.: Wenn Sie dies von mir nicht wieder bekommen, verspotten Sie mich bei meinen Freunden. Solche Ehrlichkeit und Sitte ist in Japan noch heute vielfach zu finden.

Auf ganz derselben Stufe stand der Japaner mit seinem Ehrgefühle. Seine und seiner Familie Ehre war sein höchstes Gut und wurde sie angetastet, so konnte nur Blut den Flecken verwischen. Schon im 9. Jahrhundert konnte man ohne Weiteres jeden Ritter oder Krieger als Rächer der angetasteten Familienehre und als Rächer einer an einem Familienmitgliede verübten Schandthat betrachten. War es doch schon damals allgemein sprichwörtlich: „Ich kann mit dem Mörder meines Vaters nicht unter einem Himmel leben, jener oder ich muß sterben." Dabei waren die Japaner unter keinen Umständen rachsüchtig in unedlem Sinne, denn nur die unbedingte Liebe zur Familie und die Vasallentreue ließ ihren Zorn entflammen. Fälle von Blutrache, die ganze Familien zur Ausführung brachten, kennen wir aus dem Jahre 1193 nach der Tödtung des Generals Kuro durch die Gebrüder Soga, 1219 nach der Ermordung des Shogun Sancto durch seinen Neffen Kugyo und nach der gegen das Jahr 1325 erfolgten Ermordung eines Officiers durch einen dreizehnjährigen Knaben. Diese Morde waren alle nur Racheacte wegen Beleidigungen, die den Vätern zu Theil geworden waren; sie wurden vom Volke als Acte der höchsten Pietät bezeichnet und in Poesie und Prosa besungen. — Den Beleidiger zu tödten, war also kindliche Pflicht, wenn auch das eigene Leben stets auf dem Spiele stand. In der sogenannten Kriegszeit (1467—1582) regierte jeder Kriegführende sein eigenes Land nach seinen Gesetzen. Dabei kam es nun vor, daß Jemand den Tod des Vaters oder der Brüder rächen mußte. Der Beleidiger befand sich aber im Gebiete des Kriegsfeindes, so daß der Rächer seinen Gebieter verlassen mußte, um seinen Feind aufzusuchen. Gelang es ihm, denselben zu finden, so endete der Ehrenhandel nur mit dem Tode des einen der Kämpfenden, aber es ist auch vorgekommen, daß der Betreffende nicht aufzufinden war und dann wurde allerdings die Gelegenheit, sein Schwert mit dem Blute des Feindes zu benetzen, manchmal bis an das Lebensende vergebens gesucht. — Von der Regierung des Tokugawa-Shogun (1603) an wurden die erlassenen Gesetze im ganzen Lande geachtet und gut durchgeführt, die Rache war aber nicht verboten, es wurde im Gegentheil von der Regierung zu derselben eine besondere Erlaubniß ertheilt, wenn wegen der Ermordung eine Klage bei der Regierung angestrengt war. — War einer solchen Rache durch Tödtung des Beleidigers Genüge gethan, so nahmen dessen Verwandte nicht etwa wieder Rache. Dem Beleidiger war sein Recht geschehen und damit gab man sich von allen Seiten zufrieden. Die Rache wurde also unter allen Umständen nur als eine Tugend angesehen und durfte nie in Mordsucht ausarten. Um seiner Pflicht als Rächer zu genügen, mußte, da der Beleidiger sich fast stets verborgen hielt, zu allen möglichen Mitteln gegriffen werden. Der Rächer ließ sich von keiner Schwierigkeit zurückschrecken, verließ Weib und Kind, wurde Arbeiter und Bettler, campirte auf freiem Felde, um am nächsten Tage die Suche unter allen möglichen Gefahren fortzusetzen. Um der Gefangenschaft zu entgehen, wenn er in feindlichem Lande den Beleidiger suchen mußte, verwundete er sich selbst, ging heute unter dieser, morgen unter jener Maske, nur um sein Ziel zu erreichen. Manchmal nach 20 und mehr Jahren erreichte der Rächer endlich sein Ziel, während er in vielen Fällen selbst zu Grunde ging, ehe er sein Ziel erreichen konnte. Hatte er den Beleidiger aber gefunden, dann theilte er ihm von Angesicht zu Angesicht seinen Namen und den Zweck seines Kommens mit und die Rache wurde in ehrlichem Kampfe ausgefochten. Viele derartige Racheacte sind poetisch behandelt worden, auch wurden sie auf die Bühne gebracht und dadurch hat sich deren Andenken bis heute im Volke erhalten. Von denen, die noch heute auf japanischen Theatern vorgeführt werden, seien folgende Details erwähnt, die im Volksmunde weiter leben werden. Im Jahre 1634 rächte sich Watanabe an Kawai, 1672 Okubavia, 1701 Gebrüder Ishikawa an Akabori. Gegen 1715 traten sogar in Oshu, Iwami und Edo (Tokyo) Frauen, und zwar ein Dorfmädchen, eine Dienstmagd und selbst ein Mädchen der Halbwelt als Rächerinnen auf.

Das 16. Jahrhundert war für Japan die traurigste Zeit. Krieg durchfluthete das ganze Land, die Daimyos hatten sich erhoben und plünderten, raubten und bekriegten sich gegenseitig. Das ganze Volk betheiligte sich bei den Kämpfen und folgte seinen Führern, um ihnen zum Siege zu verhelfen, mit seltener Treue und Anhänglichkeit. Anfang des 17. Jahrhunderts legten sich diese Kriegsstürme wieder, aber die Wogen der allgemeinen Aufregung gingen immer noch sehr hoch. Der kriegerische Geist lebte durch die Schilderungen der Heldenthaten der Vorfahren in den Nachkommen fort. Sie sahen die blutgefärbten Panzer, die blutigen gebogenen Schwerter ihrer Väter, träumten von den Schlachtfeldern und erzählten von den Großthaten derselben. Diese Leute lebten ganz von dem Ruhme der Vorfahren, hatten wenig Verständniß für Feinheit und Schönheit und nur die Wahrheit imponirte ihnen. Nach ihren Begriffen durfte ein Mann nicht zu Hause sitzen und Bücher lesen, das wäre Frauen Sache, ein eitler Mensch galt als ein Narr, und schöne Kleidung war nicht nach ihrem Geschmacke. Fechten und Kriegsübung waren ihre Lieblingsbeschäftigungen, das kleinste Haus, die nothwendigsten Geräthe ihr Reichthum und ihr Ideal die Treue zu ihrem Herrn. Mündlicher Streit war verachtet, den schriftlichen vermochten sie nicht zu begreifen, nur ihre eigene Kraft und ihr Muth galt ihnen hoch und streng genommen war ihr ganzes Dasein ein steter Kampf auf Leben und Tod. Der Zweikampf wurde Hatashi-ai, übersetzt „gegenseitig tödten", genannt. Folgendes möge zur Erklärung des Obigen dienen. Infolge geringer Ursache kam es zwischen zwei Officieren des Fürsten von Owari zu Streitigkeiten. Ohne Zögern wurde ein Platz zum Austrag des Zwistes mit den Schwertern bestimmt. Es regnete stark und da nur der eine Officier einen Schirm hatte, trat der andere auf dessen Aufforderung mit unter diesen Schirm, worauf sie sich an den bestimmten Platz begaben. Hier verbeugte sich der eine Gegner dankend bei dem Besitzer des Schirmes und der Schwerterkampf begann, bei welchem beide, zu Tode getroffen, fielen. — Selbst die damaligen Kaufleute fühlten einen kriegerischen Geist in sich und beabsichtigen fortan Schwerter zu tragen, um mit diesen ihre Meinungsverschiedenheiten ausgleichen zu können, was ihnen indessen von der Shogun-Regierung im Jahre 1644 und 1668 wiederholt streng verboten wurde. Die einfachsten aber stolzesten Ritter waren die Mikawa-Bushi (aus Mikawa), weil sie wußten, daß sie die treuesten Diener des Shoguns waren, und sich so manchen Kriegslorbeer gepflückt hatten. Ihre Söhne und Enkel wurden in ihrem Sinne erzogen und nannten sich selbst die Hofritter der Welt. Kämpfen und Fechten war ihre Beschäftigung und nur sie hielten sich für Menschen, während sie alle Anderen als unter sich stehend betrachteten. Letztere wurden verspottet und verhöhnt, ja manchmal tyrannisch behandelt. Trotzdem verlangten sie von Jedermann Höflichkeit und Achtung und wußten diese sich nöthigenfalls zu erzwingen. Es fanden sich übrigens Kaufleute und Arbeiter, deren Körperkräfte denen der Ritter nicht nachstanden und die es durch fleißige Uebung mit den Waffen mit der Zeit auch zu einer gewissen Meisterschaft gebracht hatten. Vom Volke wurden diese Pseudo-Ritter Machi-Yakkos, etwa Straßen-Kerle, genannt. Das Wort Otoko-date, welches damals sehr geläufig war, bedeutet einen Mann, der stets bereit ist, Unterdrückten beizustehen, und unter diesem Namen umfaßte man die Samurai (Ritter) und Machi-Yakkos. Einer der berühmtesten Otoko-date war Mitsuno-Juro (welcher 1652 durch Selbstmord endete). Er hatte in der Stadt Edo (Tokyo) etwa 5000 Parteigenossen, welche sich selbst seine Helfer nannten. Banzuiin-Chobei, welcher in Geschichten und Gedichten heute noch im Volk weiter lebt, war ein tapferer und tüchtiger Führer der Machi-Yakkos. Letztere hatten übrigens die widersinnigsten Angewohnheiten. Im Sommer konnten sie sich nicht warm genug anziehen, schliefen in geheizten Zimmern bei geschlossenen Fenstern und verzehrten die heißesten Speisen. Im Winter dagegen trugen sie Frühlingskleider, wohnten in kalten Räumen und schienen manchmal die ödesten Gärten für den schönsten Aufenthalt zu halten. Während Reiswein meist und besonders im Winter warm getrunken wird, tranken sie ihn kalt, auch mußte im Winter

die Speise kalt sein. Die Nacht machten sie meist zum Tage und am Tage wurde geschlafen. Spiel und Trunk war ihre Lieblingsbeschäftigung und stolz war ihr Gang auf der Straße. Sie arbeiteten nicht gegen Lohn; sie machten auch gar keine Anstrengung, ein Vermögen zu erwerben; Reich und Arm, Adlig oder Niedrig war ihnen ganz gleich. Hatten sie heute kein Geld, so gingen sie trotzdem in das Gasthaus, aßen und tranken gut, und wenn sie gehen wollten, theilten sie dem Wirth mit, daß sie heute nicht bezahlen könnten. Es fiel ihnen nicht ein, deshalb um Nachsicht zu bitten, ihr Auftreten war einfach kategorisch. Ließ sich der Wirth auf ihre Forderung nicht ein, so konnte er gewiß sein, daß sie auf ihn mit Schlägen eindringen würden; war er aber vernünftig, fragte vielleicht noch, ob sie noch mehr verzehren wollten, dann kamen sie den nächsten Tag wieder und bezahlten Alles, gaben sogar mehr und nahmen kleines Geld überhaupt nicht zurück. Man darf nun nicht denken, daß die Otoko-date einen schlechten Charakter hatten, sie waren nicht selbstsüchtig und besaßen ein mitfühlendes Herz für Arme und Unterdrückte, denen sie stets halfen und denen sie stets beisprangen in der Noth. Gegen Starke wurden sie leicht roh und gewaltthätig, nie aber gegen schwache Menschen. Ihr Charakter war aufrichtig und bestimmt, hatten sie einmal ja gesagt, so widerriefen sie dies nie. Wer sie höflich behandelte, dem dienten sie mit der größten Liebenswürdigkeit, wer sie aber verspottete, war ihr Feind, den sie dafür straften. Da die Regierung jede Gewaltthat verboten hatte, so kamen die Machi-Yakkos öfters mit der Polizei, die stets mit Stöcken bewaffnet war, in Berührung; es kam dabei auch vor, daß die Polizei den Kürzeren zog und so kam es, daß das Volk ihnen den Namen Kuigyogumi, die Goldfischpartei, gab. Der Stock der japanischen Polizisten heißt nämlich Bo und die Polizisten wurden Bo-furi (furi = schwingen) genannt, Bo-furi bedeutet aber auf japanisch auch ein kleines Thierchen, welches in stillem Wasser lebt und vom Goldfisch gerne und viel vertilgt wird. Hatte der Otoko-date also den Polizisten, d. h. den Bo-furi besiegt, so nannte man ihn einen Goldfisch. Später wurden die sogen. Goldfischparteien streng bestraft und der vorher erwähnte Mitsuno mußte als solcher zur Strafe an sich Selbstmord vollziehen. In seinem Schwanengesange wird sein Charakter verherrlicht: Wenn man mich in die Hölle hinabstößt, — Gehe ich gern hinein, — Aber ich habe die Absicht, den großen Kessel der Dämonen zu zerbrechen. — Ja, er soll einen Riß von mir bekommen.

Bücherbesprechungen.

— Die Hohe Jagd. Herausgegeben von Ed. Czynk-Fogaras (Ungarn), E. v. Dombrowski-Wien, Redacteur O. Grashey-München, M. O. v. Hohenberg-Cöthen, v. Homeyer-Murchin, Hauptmann a. D. G. Koch-Sömmerda, Baron A. v. Krüdener-Wohlfahrtslinde (Livland), R. v. Schmiedeberg-Guhrau, Professor Fr. Valentinitsch-Graz, Forstmeister P. Wittmann-Komar (Ungarn), Hofrath Dr. W. Wurm-Bad Teinach. 1. Lfg. Preis 1 ℳ 50 ₰. Berlin, Verlagsbuchhandlung Paul Parey. — Die Verlagsbuchhandlung von Paul Parey hat auf jagdlichem Gebiete schon viel Gutes gebracht. Das vorliegende Werk, von welchem die 1. Lieferung vor uns liegt und an welchem hervorragende Wa dmänner und Jagdschriftsteller betheiligt sind, verspricht eine Zierde der Jagdliteratur zu werden. Die Einleitung bringt schätzenswerthe Winke über Anzug und Ausrüstung des Jägers. Die „Waffenkunde für die Hohe Jagd" giebt in kurzer Uebersicht Anhalt und Fingerzeige bei Auswahl des geeigneten Schießzeugs, wie auch die Abhandlung über die für diese Jagd geeigneten Hunde den Verschiedenheiten der Gegenden und Jagdarten gerecht wird. Die kurzen Wegweiser über Führung und Abrichtung der Hunde sind sehr gut und sachlich. Höchst interessant ist die Behandlung des „Elchs", dieses edlen Wildes, das für die meisten Jäger ein gänzlich fremdes Feld bildet. Die Beschreibung des Elchs wie die verschiedenen Jagdarten bieten viel Neues und Wissenswerthes und zeigen uns, daß der Verfasser ein ebenso guter Kenner dieses Wildes wie waidgerechter Jäger ist. — Die Ausstattung ist vornehm, die Kunstdruckbilder wie die Textabbildungen ausgezeichnet, von der Hand der hervorragendsten Jagdmaler. W. v. H.

— Fred Bon, Ueber das Sollen und das Gute. Leipzig, 1898, W. Engelmann's Verlag. — Philosophische und philosophisch sein wollende Schriften unserer Tage unterscheiden sich darin, daß die Verfasser der ersteren vorsichtig die Grenzen unseres Erkennens erforschen, während die Schreiber der letzteren fröhlich ins Blaue hineinstreben und uns dann vortäuschen wollen, daß sie einen hohen Standpunkt erreicht haben müßten, weil sie keinen Boden mehr unter den Füßen haben. Solche Phantasten bringen die echte und darum nicht aufgeputzte Denkarbeit oft um die rechte Würdigung: gar so Viele finden die Modedame betrachtenswerther als die stille Schönheit, die gesucht sein will. Auch Der indessen, der da weiß, daß echte Schönheit nur von der Wahrheit ihren Glanz empfangen kann, ist vor Täuschung nicht sicher. Blendwerk giebt's auch auf dem Gebiete der echten Philosophie: schillernde Begriffe, die jedem Beschauer einen andern Anblick gewähren. Solche eindeutig zu bestimmen und dadurch manche Irrlichter zu bannen, ist die Aufgabe, die sich Fred Bon gestellt hat und der er mit scharfsinniger Begriffsanalyse zu Leibe geht. Ein gründliches Studium Kant's, eine auf naturwissenschaftlichem Gebiete erworbene methodische Schulung kommt ihm dabei zu Statten. Das Verhältniß der klarzustellenden Begriffe des Guten und des Sollens zur Persönlichkeit tritt bei solcher Untersuchung ganz und beabsichtigterweise (S. 131) in den Hintergrund. „Eindeutige Begriffe schaffen" ist nach Fred Bon die Aufgabe der Philosophie überhaupt, besondere Unter-Wissenschaften, die er als Normik, Technik, Eudämonologie, Ideologie und Ethik benennt, sollen die Analyse auf bestimmten Unter-Gebieten vollziehen. Erst auf so zu gewinnenden festen Grundbegriffen kann rechte Gedankenarbeit, die erst noch gethan werden soll (S. 186), erstehen. Methodisch sind die Ausführungen Fred Bon's unbestreitbar sehr werthvoll. Auch die Selbstbeschränkung, die der Verfasser sich auferlegt, verdient Nachahmung. Dennoch ist Fred Bon ein Vorwurf zu machen: der, daß er sich von der Ueberschätzung des logischen Elements, die er selber ja bekämpft (S. 16), nicht frei hält. Trotz aller Definitionen werden selten zwei Denker einen Begriff so gleichartig denken, daß sie nicht verschiedene Vorstellungen mit ihm verbinden könnten. Trifft das zu, so ist auch die Begriffsbestimmung und die constante Festhaltung der gleichen Bezeichnung nicht von so einzigartigem Werthe, wie Fred Bon es darstellt. Er selber hält nicht immer die gleiche Bedeutung der einmal fest bestimmten Begriffe bei. Seite 48 bezeichnet er „Interesse" als „resultirendes Motiv", Seite 87 spricht er von einem „interesselosen Streben nach Erkenntniß" ganz im alten Kantischen Sinne. Das wäre ein schlimmer Fehler, wenn Fred Bon mit seiner Ueberschätzung der constanten Begriffsbenennung nicht doch etwas zu rigoros wäre. Dr. Grimm.

— Bruchmüller, W.: Beiträge zur Geschichte der Universitäten Leipzig und Wittenberg. Nebst einem Anhang. Leipzig, Dieterich (Theodor Weicher), 1898. VI, 60 S.; 8°. — Bruchmüller gehört zu den wenigen Jüngern der Geschichte, die sich dem herrschenden Treiben der augenblicklich führenden Kreise zum Trotze nicht scheuen, Lamprecht's „Deutsche Geschichte", das „verderblichste" aller Geschichtswerke, als *Quelle* anzuführen. Er gesellt sich damit zu dem Verfasser *der jüngst* in demselben gediegenen Verlage veröffentlichten *tüchtigen* Abhandlung über die „Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Anschauungen in Deutschland": auch Hermann Barge bekennt sich offen zu Lamprecht. Daß dies ausdrücklich und zwar anerkennend hervorgehoben werden muß, ist auch ein Zeichen der Zeit. — Das vorliegende Heftchen enthält 3 Aufsätze, von denen die beiden ersten, wenn auch in etwas kürzerer Form, den Lesern dieser Zeitung nichts Neues bieten können, weil sie bereits der 96er Jahrgang der Wissenschaftlichen Beilage gebracht hat; der dritte ist 1896 in der Frankfurter Oderzeitung erschienen. Jene beiden beschäftigen sich mit den Universitäten Leipzig und Wittenberg im Reformationszeitalter und mit ihrer Verwaltung, die dritte Skizze behandelt die Anfänge der Universität Frankfurt a. d. Oder. In der ersten Abhandlung hätte Friedberg's kürzlich ausgegebenes Buch über die Universität Leipzig doch wohl noch herangezogen werden sollen, ehe der Neudruck erfolgte. Ut.

— Stilkunde von K. O. Hartmann. Sammlung Göschen Nr. 80. Leipzig. Preis 80 ₰. — Wenn man von Laien schon öfters gefragt wurde nach einem handlichen Werkchen, aus dem man sich vor oder auf einer Reise über Stilmerkmale schnell unterrichten könne, so begrüßt man das neuerschienene Schriftchen als etwas bisher Vermißtes, zumal es in so klargeschriebener Weise und mit Hilfe so zahlreicher Illustrationen über alles Wissenswerthe Aufschluß giebt. Da diese „Stilkunde" an der Hand der Entwickelung der Baustile vorgeführt wird, eignet sie sich auch zum ersten Unterricht. Sie sei empfohlen. —n.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 120. Donnerstag, den 13. October, Abends. 1898.

Schloß Chantilly und seine Sammlungen.

Von Walther Gensel.

Chantilly liegt nördlich von Paris in anmuthiger Gegend an der Nonnette, einem Nebenflüßchen der Oise. Es ist über vierzig Kilometer von der Hauptstadt entfernt, aber die zahlreichen Züge führen uns so rasch, zum Theil in kaum mehr als einer halben Stunde, hin, daß selbst ein Nachmittag für den Ausflug ausreicht. Schon früher wurde es seines herrlichen Parkes und Waldes halber von den in Paris lebenden Fremden viel besucht — der Pariser selbst ging eigentlich nur zu den Rennen hin —, seit der Eröffnung des Schlosses und seiner herrlichen Sammlungen für das Publicum, die im April stattgefunden hat, ist es allsonntäglich das Ziel einer kleinen Völkerwanderung und verspricht z. B. dem allerdings noch ferner gelegenen Fontainebleau völlig den Rang abzulaufen. Das Schloß selbst ist ein halbes Stündchen vom Bahnhofe entfernt, aber der Weg dahin durch den freundlichen Laubwald oder an kühlen Tagen über die große Rennwiese so angenehm, daß man der theuren Wagen wohl entrathen kann.

Bereits im Jahre 990 wird ein Graf Rothold von Senlis, dem unweit östlich gelegenen, durch seine wundervolle gothische Kathedrale berühmten Garnisonstädtchen, als Besitzer von Chantilly erwähnt. Später gehörte die Burg, die wir uns als einen ziemlich primitiven mittelalterlichen Rittersitz vorzustellen haben, lange Zeit hindurch der Familie Bouteiller, 1386 wurde sie nach mehrmaligem raschem Wechsel der Besitzer Eigenthum der Orgemont, deren letzte Erbin sich endlich mit einem Mitgliede der berühmten Familie der Montmorency vermählte. Anne I., Duc de Montmorency, Pair und Connétable von Frankreich, der unerbittliche Kämpfer gegen Spanier und Hugenotten, ist der erste große Name unter den Schloßherren. Unter ihm wurde 1527—1531 das Schloß völlig umgebaut. Das Aeußere behielt zwar sein mittelalterliches Aussehen, aber im Hofe und im Innern wurde der „moderne“ Geschmack, d. h. der Renaissance-Stil durch den Architekten Pierre Chambiges zur Geltung gebracht. Außerdem wurde, vielleicht durch Jean Bullant, den Erbauer des Schlosses von Ecouen und der Königsgräber von Saint-Denis, das reizende kleine Châtelet oder die Capitainerie errichtet und durch eine Zugbrücke mit dem Hauptbau verbunden. Daß der weise Krieger Anne auch sonst den schönen Künsten nicht abhold war, beweist die Art, wie er Männer wie Lionardo da Vinci, Andrea del Sarto und Benvenuto Cellini aufnahm, beweist allein die Thatsache, daß König Franz die jetzt im Louvre befindlichen gefesselten Sklaven Michel Angelo's keinem Besseren als ihm zu schenken wußte. Sein Geschlecht erlosch mit seinem unglücklichen Enkel Heinrich, der sich dem aufrührerischen Herzog von Orleans angeschlossen hatte, am 1. September 1632 bei Castelnaudary besiegt und gefangen genommen und in Toulouse hingerichtet wurde. Durch dessen Schwester kam Chantilly an Heinrich von Bourbon, Prinzen von Condé.

Das 17. Jahrhundert war die glänzendste Zeit des Schlosses. 1646 wurde Ludwig II. von Bourbon, bald der „große Condé“ genannt, sein Besitzer. Wenn er nicht, was allerdings zumeist der Fall war, im Felde stand, war Chantilly sein Lieblingsaufenthalt. Die Gäste des Hotel Rambouillet, die Voiture, Sarrasin, Balzac, Malherbe waren auch seine Gäste. Man weiß, daß er der „große Cyrus“, der Held des dickleibigen Romans der Scudéry ist. Bald sollten allerdings die Kriege der Fronde, in denen er und seine Schwester, die schöne Herzogin von Longueville, ja die Hauptrolle spielten, dem fröhlichen Leben ein jähes Ende bereiten. Selbst als 1659 nach dem Pyrenäenfrieden seine Verbannung aufgehoben worden war, wollte ihn Ludwig XIV. nicht in so unmittelbarer Nähe von Paris dulden und verwies ihn auf seine burgundischen Besitzungen. Ganz verwaist war übrigens das Schloß inzwischen nicht gewesen. So hatte z. B. 1656, während Condé in der Verbannung in Spanien lebte, hier Mazarin die Königin Christine von Schweden empfangen und bewirthet. 1668 endlich, nach der Eroberung der Franche-Comté, fand die völlige Aussöhnung des Königs mit seinem ruhmreichen Feldherrn statt, die 1671 in Chantilly mit einem Freudenfeste ohne Gleichen besiegelt wurde. Madame de Sévigné hat uns dieses Fest, das an die 50000 Thaler kostete, eine für die damalige Zeit ganz enorme Summe, ausführlich beschrieben. Wer kennt nicht die Geschichte von dem unglücklichen Küchenmeister Vatel, der sich im Verlaufe desselben das Leben nahm, weil eines Morgens die Seefische nicht zu rechter Zeit angekommen waren, und er dadurch seine Berufsehre verloren zu haben meinte? Chantilly konnte damals mit Versailles wohl wetteifern. Mansart hatte das Schloß soeben verschönert und Le Nôtre hatte den wundervollen Park angelegt, eine jener „steifen“ französischen Anlagen, die eben nicht als lauschige Naturplätzchen, sondern als Rahmen für glänzende Feste betrachtet sein wollen und die man nur dann recht würdigen kann, wenn man Phantasie genug hat, sie sich beim Rauschen aller Springbrunnen oder beim Scheine eines prächtigen Feuerwerks und erfüllt von einer zahlreichen und vornehmen Gesellschaft in den farbigen Costümen der Zeit vorzustellen. In den darauf folgenden Jahren riefen die Kriegsstürme den Prinzen noch ein paar Mal nach Holland und Deutschland, aber sein Lebensabend verlief ruhig und heiter. Wenn auch der Körper von den Strapazen frühzeitig gealtert und von der Gicht hart mitgenommen war, sein Geist hatte die sprühende Regsamkeit der Jugend bewahrt. Alle erlauchten Geister der Zeit gaben sich in Chantilly Rendez-vous. Racine und Molière, Fénélon, La Fontaine, Boileau und Malebranche kamen oft, La Bruyère wurde der Erzieher der Söhne des Prinzen und schrieb in Chantilly seine „Charaktere“, zwischen Bossuet und dem Prinzen gab es manches scharfe Wortgefecht. Auch die schönen Künste wurden nicht vernachlässigt, und das Schloß füllte sich mit Bildern von Veronese, van Dyck, Guido Reni, von Le Brun und Mignard.

Im 18. Jahrhundert unter Ludwig-Heinrich und Ludwig-Joseph von Bourbon ging es vielleicht geistig nicht ganz so glänzend, aber ebenso prunkvoll und um so lustiger in Chantilly zu. Sagt man doch, daß der Erstere, der Ministerpräsident unter Ludwig XV. war, deshalb in Ungnade gefallen sei, weil die Lebensführung in seinem Schlosse gar zu sehr der des Souveräns glich. Von seinen glänzenden Plänen für einen Neubau des Schlosses sind nur die prachtvollen Ställe ausgeführt worden, in denen sein Nachfolger sich den Scherz machte, dem Großfürsten Paul von Rußland ein prächtiges Gastmahl herzurichten, und die jetzt noch stehen. Damals besonders, während die Donner der Revolution schon von ferne grollten, wurde ein tolles Leben in Chantilly geführt. Riesige Jagden wechselten mit Nachtfesten im Parke, Bälle mit Theatervorstellungen ab, bei denen der Prinz und seine Familie selbst mitspielten, und kein fremder Fürst, der nach Frankreich kam, versäumte es, Chantilly einen Besuch abzustatten. Ludwig-Joseph hat diese Freuden theuer bezahlen müssen. Als er 1814 nach langer Verbannung wieder nach Frankreich zurückkehrte, war das Schloß wie vom Erdboden verschwunden. Die Revolutionäre, die er mit einem auf eigene Kosten angeworbenen Emigrantenheere zu bekämpfen gehofft hatte, hatten unerbittliche Abrechnung gehalten. Nur das Châtelet, das von ihm selbst erbaute gegenüberliegende nicht eben sehr graziöse Château d'Enghien und die Ställe hatte ein merkwürdiger Zufall ver

schont. Sowohl er wie sein Nachfolger begnügten sich damit, diese Bestandtheile nothdürftig zu erhalten.

Man kennt die traurige Liebesgeschichte und das schreckliche Ende des letzten Condé, der 1830 in seinem Schlafzimmer erhängt aufgefunden wurde. Da sein einziges Kind, der unglückliche Herzog von Enghien, auf Befehl Napoleon's erschossen worden war, waren ihm keine directen Erben geblieben, und so hatte er sein Vermögen und sein Besitzthum Chantilly dem vierten Sohne König Ludwig Philipp's vermacht. Und er hätte in der That keinen würdigeren Erben finden können. Herzog Heinrich von Aumale war von vornherein entschlossen gewesen, der Besitzung ihren einstigen Glanz wiederzugeben, aber die lange Verbannung, die die zweite Revolution über die Familie der Orleans ausgesprochen hatte, und die weder Napoleon III. noch die dritte Revolution aufhoben, hat diesen Vorsatz lange vereitelt. Erst 1872 durfte er nach Chantilly zurückkehren, und erst 1875 konnte der Neubau durch den Architekten Daumet in Angriff genommen werden. Inzwischen aber hatte er in Twickenham jene herrlichen Kunstwerke und Bücher erworben, die eine der schönsten Privat-Sammlungen nicht nur Frankreichs bildeten, und für die das neue Schloß recht eigentlich eingerichtet wurde. Noch einmal, 1886—1889, wagte man es, ihn des Landes zu verweisen. Seine hochherzige Antwort auf diese letzte Unbilde war die Schenkung von Chantilly und seinen Sammlungen an das Institut de France, dem er seit 1871 angehörte. Seit dem am 7. Mai vorigen Jahres erfolgten Tode des Herzogs ist also dieses oder vielmehr, wenn es das köstliche Erbe im Geiste des Schenkers verwaltet, das französische Volk Schloßherr von Chantilly.

Wir haben an dem schon erwähnten großen Stallgebäude vorbei den Rennplatz überschritten und nähern uns dem eisernen Parkthor, das, von kleinen Pavillons aus dem 17. Jahrhundert eingeschlossen, in einer leichten Thalsenkung liegt. Rechts zieht sich der Wald hin, links sehen wir noch einige weiße Häuser und grüne Gärten des weithin sich erstreckenden viel von Engländern und Sportsleuten bewohnten freundlichen Villenstädtchens Chantilly, gerade vor uns erblicken wir, durch eine breite Brückenterrasse getrennt, die den Haupttheil des Parkes für uns verdeckt, links das eigentliche Schloß mit dem Châtelet, rechts das Château d'Enghien. In ersterem befindet sich das Musée Condé, in letzterem sind Wohnräume für die derzeitigen Besitzer, wenn diese zum Besuche herauskommen, eingerichtet. Mitten auf der Terrasse grüßt uns das Reiterstandbild des Connétable von Montmorency von Paul Dubois, das übrigens, ebenso wie die Rheimser Jungfrau von Orleans desselben Meisters, nicht gerade überwältigend wirkt. Das neue Schloß ist ein höchst achtungswerthes Werk moderner Architektur, bei dem sich der Künstler an die besten Vorbilder der französischen Renaissance angelehnt hat. Durch die eigenthümlichen Terrainverhältnisse — das Erdgeschoß des Schlosses liegt in gleicher Höhe mit dem Obergeschoß des Châtelet —, durch die Benutzung der alten Grundmauern, die Einbeziehung der Schloßkapelle, endlich die besonderen Rücksichten, welche durch die Herstellung einer Anzahl Galerieräume mit Oberlicht erfordert wurden, war ein höchst complicirter Grundriß bedingt. Die Außenmauern bilden in der Hauptsache ein gleichschenkliges, rechtwinkliges Dreieck, während der Innenhof durch Einbauten eine fünfeckige Gestalt besitzt. Der Eingang befindet sich auf der einen Schmalseite des Dreiecks, die nur von dem monumentalen, wappen- und löwengeschmückten Thore und davon ausgehenden Säulenhallen gebildet wird. Die rechts anstoßende andere Schmalseite enthält mit der einen Hälfte der Längsseite zusammen das eigentliche Museum, während die andere Hälfte der letzteren vom Treppenhause, einer schmalen Galerie und der Kapelle eingenommen wird. In der Mitte der Längsseite befindet sich das Vestibul und der Eingang zum Obergeschoß des Châtelet mit der sogenannten „Wohnung des Prinzen", d. h. den Räumen, die wenigstens zum Theil noch die ihnen vom großen Condé in seinen letzten Lebensjahren gegebene Gestalt besitzen. Somit haben wir beim Eintritt ins Schloß drei Wege vor uns: links zur Kapelle, geradeaus zu dem hauptsächlich historisch merkwürdigen alten Theile des Schlosses, rechts zu den eigentlichen Kunstsammlungen.

Es ist nicht möglich, über alle die Schätze, die das Schloß in sich birgt, auf so beschränktem Raume einen auch nur einigermaßen vollständigen Ueberblick zu geben. Von fast allen Kunstgebieten enthält es, wenn nicht erstklassige, so doch mindestens interessante Werke: antike Mosaiken, und Bronzen und moderne Skulpturen, Gemälde und Handzeichnungen, hochwichtige Manuscripte und seltene Druckwerke, Stiche und Radirungen, chinesisches, Meißner und französisches Porzellan, Fayencen und Emaillen, Medaillen und Gemmen, Gobelins und Tapisserien, Kirchenfenster und alte Holzschnitzereien. Es soll nun versucht werden, dasjenige kurz zusammenzufassen, was das Condé-Museum über den Rang eines gewöhnlichen Provinzialmuseums hinaushebt und seinen Besuch zu einem Kunstgenusse ersten Ranges macht. Vorerst sei aber noch erwähnt, daß die Erhaltung und die Aufstellung der Kunstwerke ganz vortrefflich ist und daß wir überall den Eindruck ruhiger Vornehmheit und harmonischen Lebensgenusses empfangen. Beginnen wir gleich mit dem Herrlichsten, dem Raume, dem der Herzog selbst den Namen „Heiligthum" (Santuario) gegeben hat. Ein kleines sechseckiges, von Oberlicht erhelltes Zimmer, das etwas abseits liegt, so daß mancher unvorbereitete Besucher des Schlosses achtlos an ihm vorübergeht. Ein paar Sessel mit aus den berühmten Ateliers von Beauvais stammenden Tapisserien, an denen die Sammlung überhaupt reich ist, stehen umher, die Wände sind völlig mit mattblauem Sammet ausgeschlagen. Und an diesen Wänden hängen nur drei kleine Bilder und vierzig in zehn Rahmen gefaßte Miniaturen. Aber was für Bilder und was für Miniaturen! Die vierzig Miniaturen stammen aus dem Gebetbuche, das Jean Fouquet im Jahre 1455 für Etienne Chevalier mit Darstellungen aus dem Leben der Maria, des Heilandes und der Apostel geschmückt hat. Ueber Fouquet ist von französischen Gelehrten viel geschrieben worden und wird noch viel geschrieben werden; ist die ältere französische Kunst doch nicht eben reich an bemerkenswerthen Erscheinungen. Vlämische und italienische Einflüsse kreuzen sich seltsam bei dem Meister. Kein Wunder! Die Einwirkung der in ihrer Blüthe stehenden vlämischen Kunst wurde nicht nur durch die Nachbarschaft, sondern besonders durch die Vereinigung von Flandern, Brabant u. s. w. mit Burgund unter den burgundischen Herzögen begünstigt, die bald in Brüssel, bald in Dijon residirten und nordische Künstler nach dem letzteren Hofe zogen. Und anderseits war Fouquet in Italien gewesen, ja hatte sogar den Papst Eugen IV. gemalt. Vasari gedenkt noch hundert Jahre später des assai lodato pittore. So sind seine architektonischen Motive bald der Antike, bald der italienischen Renaissance, bald endlich der im Norden noch lebendigen Gothik entnommen. Indeß der italienische Einfluß war bei ihm doch wesentlich nur äußerlich; seine Frauen, seine Engel und besonders Gestalten wie die Falstaffſigur des einen Freiers in der „Vermählung Mariä" sind echt nordische Erzeugnisse. Jedenfalls gehören die Blätter zu den allerschönsten Miniaturen nicht nur der französischen Kunst und gewährt ihr Studium einen hohen Genuß, wenn wir auch in den überschwänglichen, wohl zum Theil auf patriotische Regungen zurückzuführenden Enthusiasmus der französischen Gelehrten nicht ganz einzustimmen vermögen. Uebrigens sind sie in den Reproductionen des Gruyer'schen Galeriewerkes von Chantilly (2. Band: Les quarante Fouquet) trotz der Abwesenheit der Farben recht gut zu genießen. — Die beiden kleinen Bilder von Raphael bereiten Jedem, der sie zum ersten Male sieht, eine freudige Ueberraschung. Man kennt die „Drei Grazien" und die „Madonna aus dem Hause Orleans" wohl aus Nachbildungen, aber eine so wundervolle Erhaltung hat man sich nicht träumen lassen. Bei der „Madonna" ist sie um so wunderbarer, als diese allein seit der Revolution sechsmal ihren Besitzer gewechselt hat. Der köstlichste der Schätze des Santuario aber ist das Gemälde „Esther und Ahasverus", das herrliche Jugendwerk Filippino Lippi's, das dieser auf den Deckel der Ausstattungstruhe einer vornehmen Florentinerin gemalt hat. Dieses allein würde schon den Ausflug nach Chantilly verlohnen. Die Scene spielt im Innern eines prächtigen Florentiner Renaissancepalastes, das durch Säulenreihen in drei gleiche Theile geschieden ist. In der Mitte thront König Ahasverus umgeben von seinen Großen, er ist im Begriffe die demüthig vor ihm knieende Esther mit seinem Scepter zu berühren und so als die Schönste anzuerkennen, als die, die an Stelle der verstoßenen Vasthi künftighin seinen Thron theilen soll. Rechts werden drei Jungfrauen, die vor seinen Augen keine Gnade gefunden haben, von einem Palastdiener hinausgewiesen, links kommen drei neue herein, die noch nicht ahnen, daß die Entscheidung bereits gefallen ist. Die mittlere Gruppe ist leider schlecht restaurirt worden, so daß die Hauptgestalt viel von ihrem ursprünglichen Zauber verloren hat, die Flügel aber sind fast unberührt und gewähren einen völlig ungetrübten Genuß. Das Schönste sind unstreitig die sechs Gestalten der kommenden und gehenden Jungfrauen. Alles, was die Quattrocentisten an Anmuth und Lieblichkeit, an Keuschheit und Innigkeit in ihre

weiblichen Figuren zu legen gewußt haben, ist hier vereinigt. Man weiß nicht, welcher von den Figuren man den Vorzug geben soll, jede einzelne verdient so reproducirt zu werden, wie es in der Festnummer der Revue de l'Art ancien et moderne mit der am weitesten rechts stehenden geschehen ist. Ganz wundervoll ist auch der Durchblick durch die Säulenreihen hindurch auf die entfernteren Hallen des Palastes, wo das fröhliche Ereigniß bei üppigem Mahle gefeiert wird. Ich kann mir kaum einen besseren Zimmerschmuck vorstellen als einen guten Stich oder eine Braun'sche Photographie dieses Bildes, das zu den allerschönsten des Quattrocento, ja der gesammten italienischen Kunst gehört. Von seinem farbigen Zauber giebt allerdings der Stich keinen Begriff. Wenn man von dem weihevollen Santuario kommt, wirkt die nach dem berühmten Hauptsaale der Florentiner Uffizien benannte Tribuna mit ihrem allzugroßen Bilderreichthum fast ein wenig nüchtern. Das interessanteste Werk ist die Simonetta Vespucci von Antonio Pollajuolo. Welch Unterschied zwischen Filippino und diesem, der doch fast derselben Zeit und derselben Schule angehört. Wie raffinirt ist hier schon Alles berechnet, die dunkle Wolke in dem heiteren Landschaftsbilde, die nur dazu da ist, das Profil haarscharf hervortreten zu lassen, die übertrieben hohe Stirn, das Schlangenhalsband auf der nackten Brust. Während Filippino's Mädchen unendlich keusch und lieblich sind, schildert Pollajuolo die echte Florentinerin der Renaissance, die Tochter der stolzesten aller Städte. Nächstdem sind von den italienischen Bildern die weibliche Gestalt „Der Herbst" von Botticelli und der „Jesusknabe" von Luini hervorzuheben. Die vlämische Kunst ist hauptsächlich durch ein kleines, etwas miniaturenhaft wirkendes Diptichon von Memling und das interessante, abwechselnd Roger van der Weyden und Ugo van der Goes zugeschriebene Bildniß des Bastards von Burgund vertreten. Unter der großen Zahl der französischen Bilder befinden sich einige Porträts von Clouet, ein sehr schöner und warmer Poussin (Theseus findet das Schwert seines Vaters), ein Molièrebildniß von Mignard, ein kleiner Watteau und Gemälde und Skizzen von Prud'hon und Gérard, Ingres und Delacroix (der erste Gedanke des Einzugs der Kreuzfahrer im Louvre), Ary Scheffer und Delaroche. Von englischen Bildern enthält die Tribuna ein prachtvolles Doppelbildniß einer Mutter mit ihrem Kinde (die beiden Waldegrave) von Joshua Reynolds und eine köstliche kleine Landschaft von seinem weit weniger bekannten Namensvetter Reynolds dem Kupferstecher, einem Zeitgenossen Constable's und Bonington's.

Die übrigen mit Gemälden geschmückten Räume vermögen unsere Aufmerksamkeit nicht in dem gleichen Maße zu fesseln. Auch in ihnen befindet sich manches herrliche Bild, aber daneben hängen zu viele Werke zweiten oder sogar dritten Ranges. Nur einige wenige seien genannt: „Die Prinzessin von Brabant", eines der schönsten Frauenporträts von van Dyck, der „Tod der Jungfrau" von Giotto, das treffliche „Bildniß eines Greises" von Scipione Gaëtano; mehrere Kinderbilder von Greuze, eine Wiederholung der „Pestkranken von Jaffa" von Gros, „Die beiden Foscari" von Delacroix, „Die Falkenjagd" von Fromentin und der wunderbar leuchtende „Sonnenuntergang" von Dupré. Vor Allem aber kann man einen der besten neueren französischen Künstler nirgends so gut studiren wie in Chantilly, das ist Alexandre Decamps. Unter den Handzeichnungen befinden sich wichtige Blätter der großen Meister des Cinquecento, vor Allem ein herrlicher Carton Lionardo's, der Holländer und der großen Franzosen. Die berühmte Sammlung der zum Theil von den Clouet herrührenden Porträtzeichnungen des 16. Jahrhunderts, die 500 Porträtzeichnungen Carmontelle's aus der Zeit Ludwig's XV. und die Zeichnungen Raffet's werden die Geschichtsforscher ebenso fesseln wie den Kunstfreund. Vor Allem aber werden die herrlichen Blätter Prud'hon's allen Besuchern Chantillys einen tiefen und nachhaltigen Genuß gewähren. Aber zum Studium dieser Handzeichnungen und dann auch der Stiche und Handschriften, das übrigens nach dem Wunsche des Herzogs allen Kunstfreunden aufs möglichste erleichtert werden soll, wird nur der gelangen, der öfters nach Chantilly kommt. Wer nur einen Nachmittag hier zubringen kann, wird sich mit dem Anschauen der wichtigsten Bilder begnügen, dann die wundervollen aus Ecouen stammenden, im 16. Jahrhundert nach Cartons der Raphaelschule ausgeführten Fenster mit der Geschichte der Psyche und die alten Teppiche nach van Orley in Augenschein nehmen, einen Blick in die Kapelle thun und einen Rundgang durch die Zimmer des großen Condé machen, den Rest der etwas knapp bemessenen Zeit aber dem Parke widmen. Auch hier erwarten ihn noch Kunstschätze, besonders Büsten berühmter Männer, vor Allem aber entzückende schattige Laubgänge. Einer der hübschesten Plätze im Parke ist der kleine Teich mit dem allerdings nicht mehr in der ursprünglichen Gestalt vorhandenen Häuschen der Silvie, in dem die schöne Maria-Felicie des Ursins, Herzogin von Montmorency, ihren unglücklichen Dichter Théophile de Viau vor seinen Verfolgern barg.

Theologische Literatur.

— **Die Evangelisation mit besonderer Rücksicht auf die Heiligungsbewegung** von Th. Hardeland, Pastor in Lüneburg. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1898. 60 ₰. — Der Verfasser giebt in dieser sehr lesenswerthen Abhandlung, die vom Standpunkt gesunder evangelischer Kirchlichkeit geschrieben ist, zunächst eine Kritik derjenigen Evangelisation, die seit Pearsall Smith in Deutschland getrieben worden ist. Er kennzeichnet sie sowohl bei diesem selbst, wie bei seinen Nachfolgern v. Schlümbach und Schrenk als mehr oder minder bewußten und ausgesprochenen Methodismus, sonach als Predigt eines Evangeliums, das mit dem wirklichen Evangelium Christi gerade in der grundlegenden Hauptsache nichts mehr gemein hat. Im Anschluß hieran wird die unbiblische Heiligungslehre, auf der der Methodismus beruht und wie sie neuerdings von Jellinghaus vertreten wird, scharf zurückgewiesen und jede Evangelisation, die sich hierauf gründen wollte, als kirchenfeindlich abgelehnt. Scharf unterschieden davon wird eine im kirchlichen Geist und von kirchlichen Factoren betriebene Evangelisation, obwohl auch ihre Gefahren nicht verkannt sind und vor Ueberschätzung ihrer Erfolge gewarnt wird. So kommt der Verfasser bei dem Schlusse an, nicht Evangelisation, sondern Seelsorge sei zu erstreben und zu treiben, wo sich aber eine Evangelisationsbewegung gebildet habe, die als kirchlich angesehen werden könne, solle man sich möglichst freundlich zu ihr stellen, jedoch das vorhandene Bedürfniß nach Gemeinschaft möglichst selbst befriedigen.

— **Die Auferstehung Jesu und die christliche Hoffnung.** Rede von **Julius Lindenmeyer**, Pfarrer in Köndringen. Zweite Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1898. 30 ₰. — Des Redners Absicht ist gewesen, das gesammte Zeugniß der Bibel über die Thatsache und die Bedeutung der Auferstehung Jesu, so wie es von den Zeugen derselben als festeste Ueberzeugung ausgegangen ist, durch sich selbst wirken zu lassen, und wir haben beim Lesen des kleinen Heftes deutlich empfunden, daß ein solche Zusammenstellung von apostolischen Aussprüchen, die Einem alle längst bekannt sind, kein überflüssiges Werk ist. So in schlichtester Weise an einander gefügt und mit einander verbunden zu einem Ganzen, das selbst wieder wie ein apostolisches Zeugniß klingt, machen sie die ganze Wucht und Wirkung jenes weltgeschichtlichen Ereignisses dem fernstehenden neuzeitlichen Menschen deutlich. So sind sie mit ihrem bloßen Vorhandensein die beste Widerlegung jener kritischen Nörgeleien, in denen sich unsere Zeit so gern ergeht.

— **Der Kampf um die Schrift in der deutsch-evangelischen Kirche des neunzehnten Jahrhunderts** von Lic. P. Gennrich, Privatdocenten der Theologie an der Berliner Universität. Berlin, Reuther und Reichard. 1898. 2 ℳ 60 ₰. — Der Verfasser hat mit dieser nicht sehr umfangreichen Schrift doch eine beachtenswerthe gelehrte Leistung vollbracht, wie schon das am Schluß beigegebene Verzeichniß aller in diesem Jahrhundert in Deutschland erschienenen Schriften, Vorträge und Abhandlungen lehrt, die sich mit der Schriftfrage befaßt haben. Hat er sie auch kaum alle gelesen, so hat er doch von ihrem Vorhandensein und ihrer Bedeutung Kenntniß nehmen und sie auf Grund eigener oder bewährter fremder Beurtheilung irgendwie einordnen müssen in den Gang seiner Untersuchung. Der Titel lehrt, was der Leser zu erwarten hat: was jenseits der Grenzen dieses Jahrhunderts liegt, ist in kurzer Zusammenfassung einleitend berücksichtigt, während die eigentliche Aufgabe des Buches mit dem Stand der Frage bei den Supranaturalisten und Rationalisten zu Anfang dieses Jahrhunderts beginnt. Es kann keine Rede davon sein, daß wir hier die einzelnen Ausführungen des Verfassers auch nur nach ihren Titeln namhaft machen; wir müssen uns mit der Versicherung begnügen, daß er,

soviel wir gesehen haben, überall so vorurtheilsfrei, wie möglich, den betreffenden Standpunkt der einzelnen Dogmatiker und ihre Begründung desselben darstellt, immer in dem Bestreben, Das, was sie gewollt haben, zu verstehen und als ein Stück Wahrheit zu erfassen. So wird seine Darstellung zu einer klar und packend geschriebenen Geschichte eines Hauptstückes der neueren evangelischen Dogmatik. Sind doch gerade die vornehmsten Hauptvertreter dieser Wissenschaft daran selbstverständlich alle betheiligt. Das Ergebniß der ganzen Untersuchung führt zunächst zu dem Satze, daß die Inspirationstheorie der alten Dogmatiker, deren Fassung bekanntlich zu den Bekenntnißlehren unserer Kirche nicht gehört, aufgegeben werden muß und thatsächlich von allen Dogmatikern ohne alle Ausnahme auch aufgegeben ist. Etliche ganz vereinzelte Versuche, sie aufrecht zu erhalten, sind mehr bei dem Wunsche stehen geblieben, ihre Geltung anzuerkennen, als daß sie zu ihrer wissenschaftlichen Befestigung etwas beigebracht hätten. Von den neueren Versuchen einer Neubegründung der Schriftautorität findet keine den vollen Beifall des Verfassers; dagegen bekennt er sich zu der Fassung, die Professor Kirn in Leipzig auf der württembergischen theologischen Conferenz seinen Gedanken über die Autorität der heiligen Schrift gegeben hat.

— Die Heilsordnung. Von Emil Wacker, Pastor und Rector der ev.-luth. Diaconissenanstalt zu Flensburg. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1898. 4 ℳ. — Dieses Werk, entstanden auf Grund sorgfältigster Schriftforschung und, was ihm seinen besonderen Werth verleiht, auf Grund reicher Erfahrung in praktischer Amtsarbeit, trägt unverkennbar den Stempel eines theologischen Werthes, und diesen werden auch die Gegner nicht leugnen dürfen, an denen es wohl nicht fehlen wird. Abgesehen von dem Drang, auf dem Gebiete wissenschaftlich weiter zu arbeiten, das er früher schon betreten hat, mag der Hauptgrund zu diesem Werke für den Verfasser in dem Bedürfniß gelegen haben, für die christliche Unterweisung, die sein Beruf von ihm fordert, sich selber die unentbehrliche Gliederung des Stoffes zu beschaffen, da ihm die bei Anderen vorliegende als ungenügend erschienen ist. Und hierin wird ihm Niemand widersprechen können, daß unsere evangelische Dogmatik trotz ihrer reichen Ausgestaltung gerade das Werk des heiligen Geistes, die Heilsbereitung für die Glieder der Kirche, immer recht nebensächlich behandelt hat, daß dabei eine ganze Reihe wichtiger biblischer Begriffe, wie Erweckung, Salbung, Versiegelung, Vollkommenheit, gar nicht oder nicht genügend berücksichtigt worden sind und daß der eigentliche biblische Hauptbegriff für dieses Geisteswerk, die Heiligung, seine ursprüngliche Bedeutung, wie sie bei Luther klar vorliegt, in unserm dogmatischen Sprachgebrauch ganz verloren hat, nach welcher biblischen Bedeutung Heiligung zwar auch die Heiligung im Wandel, vor Allem aber auch das Zustandekommen des Gnadenstandes bezeichnet. Ebenso wird ohne Weiteres zuzugeben sein, daß jene Vernachlässigung in der dogmatischen Arbeit zwar in früheren Zeiten ohne sonderlichen Schaden hat getragen werden können, in unsern Tagen aber, wo Secten aller Art gerade dieser vernachlässigten Begriffe zu unbiblischer Verwerthung sich bemächtigt haben, das Versäumte schleunigst nachzuholen ist. Einstweilen hat der Verfasser das Seinige reichlich gethan: sein Buch hat neben vielen andern auch das eine große Verdienst, daß es mit seiner klaren Feststellung der biblischen Bedeutung von Erweckung, Bekehrung und Wiedergeburt das hellste Licht aufgehen läßt über die tiefe Dämmerung, in der sich lutherische und andere Theologen hinsichtlich dieser Worte bewegen, und daß es mit dem Methodismus und allerlei anderen krankhaften Erscheinungen, mit denen auch „positivste“ Geistliche unserer Zeit behaftet sind, in einer geradezu erquickenden Weise abrechnet und aufräumt. Was nun das System selbst anlangt, so ist es das Bestreben des Verfassers, die einzelnen Thätigkeitsformen der Heilsbeschaffung, wie sie die Bibel benennt, als zwar nicht immer zeitlich getrennte, aber doch verstandesmäßig zu unterscheidende zu begreifen. Soll das überhaupt möglich sein, so ist nach seiner Meinung die Rechtfertigung des Sünders vor Gott aus der Reihe dieser Geisteswerke endgiltig auszuscheiden: sie ist gar nicht ein solches Geisteswerk, sondern ist die große Hauptthat des Heils, deren geschichtliches Vorhandensein allen anderen vorausgeht und deren Aneignung für die einzelne Seele auf jeder Stufe mitwirkend zu denken ist. Demnach gewinnt der Verfasser sieben Werke der Heilsordnung, fordert aber bei einem jeden eine dem Wirken des Geistes entsprechende Wirkung in der Menschenseele, so daß beispielsweise der Berufung die Erweckung, der Erleuchtung die geistliche Erkenntniß u. s. w. gegenübersteht. So viel wir wissen, erscheint hier zum ersten Male die Versiegelung als ein selbständiges Werk, dem die Heilsgewißheit im Menschen als Wirkung entspricht. Wir überlassen die systematische Beurtheilung dieser Anordnung den Dogmatikern von Fach, bekennen aber wiederholt unsere Freude über die kraftvolle Durchführung des Einzelnen, in dem sich ja selbstverständlich vieles oft Gesagte und Gehörte, daneben aber mancher überraschende Einblick und Ausblick findet.

— Die Dogmatik Albrecht Ritschl's. Apologie und Polemik von K. W. v. Kügelgen. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme). 1898. 1 ℳ 80 ₰. — An Polemik fehlt's zwar nicht in dieser Schrift, aber die Apologie steht doch breit im Vordergrunde. Der Verfasser nimmt Ritschl so ziemlich gegen alle seine Widersacher in Schutz und führt auf seine Art den bündigen Beweis, daß Ritschl kein Jünger Kant's, sondern vielmehr ein modificirter Anhänger Menken's gewesen sei und, von etlichen Punkten abgesehen, in der Hauptsache sich mit dem lutherischen Bekenntniß in Uebereinstimmung befunden habe. Wenn man das so liest, so möchte man's ja glauben, sieht sich aber doch sofort vor die Frage gestellt, warum denn dann so hervorragende Gegner wie Frank und Grau auf der einen, Lipsius und Pfleiderer auf der anderen Seite und so scharfsinnige Kritiker wie Wegener und Winter bei einer fast entgegengesetzten Meinung ankommen konnten. Die Lösung des Räthsels mag vielleicht in der außerordentlichen Unklarheit und Schwerfälligkeit der Ritschl'schen Sprache zu finden sein, wie in seinem eigenen ängstlichen Bestreben, von der Kirchenlehre überall so viel zu retten, wie nur möglich war, auch wenn es nach den Vordersätzen des eignen Systems sich nur schwer bewerkstelligen ließ. Daher die schon oft bemerkte Thatsache, daß zwei Gegner in ganz denselben dunklen und oft wohl etwas verschleierten Worten Ritschl's jeder seine eigene Meinung entdeckt und sie daraus hergeleitet haben. Sieht man von solchen Stellen ab und hält sich blos an die völlig klaren Seiten seiner Lehre, so wird man mit jenen Ausnahmen, die auch der Verfasser einräumt, eine Uebereinstimmung mit dem lutherischen Bekenntniß bei ihm annehmen dürfen. Und diesen Nachweis von dem Verfasser sich geben zu lassen, ist bei der nöthigen Vorsicht immerhin ein Gewinn.

— Beiträge zum Verständniß der Offenbarung Johannis mit besonderer Beziehung auf unsere Zeit. Von Dr. Paul Wigand. Gütersloh, C. Bertelsmann 1898. 1 ℳ. — Das Schriftchen handelt zunächst von der Bedeutung der Prophetie im Allgemeinen, daß sie dem Christen Erkenntniß seiner Aufgaben, aber auch Trost und Geduld bringt. Freilich hat er sich ihr gegenüber vor der Gefahr willkürlicher und schwärmerischer Auslegung zu hüten. Diese Gedanken werden nun auf das prophetische Buch des Neuen Testamentes angewendet, zu dessen allgemeinem Verständniß das Nöthigste gesagt wird und dessen Theile in Kürze erläutert werden. Dies geschieht auf Grund der bedeutenden Vorarbeiten, die es gerade für diese neutestamentliche Schrift so reichlich giebt, mit großer Vorsicht und Zurückhaltung bei den Punkten, wo ein volles Verständniß eben erst durch die Erfüllung herbeigeführt werden kann. Wir sind, von Wenigem abgesehen, auf Nichts gestoßen, das wir vom Standpunkt reformatorischer Schriftauslegung zu beanstanden hätten. Der Verfasser vermeidet seinem Grundsatz gemäß ebensowohl die Buchstäbelei, wie die falsche Vergeistigung und sucht überall zunächst festzustellen, wie das Wort des Propheten gemeint sein möge und welchen Anlaß er dazu habe. Wir können die Schrift zu schneller Orientirung über das schwierige Buch empfehlen.

— Christenthum und Cultur. Vortrag auf der vierten nordischen Studentenversammlung mit christlichem Programm, gehalten von Carl Koch. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übersetzt von J. v. R. Gießen, Karl Krebs 1898. 50 ₰. — Mit großer Klarheit beantwortet der Verfasser die Frage: Wie soll ich als Christ mich zur Cultur verhalten? im Gegensatz zu falschem Mysticismus und falscher Askese dahin, daß ich die Culturwelt als die Peripherie zu betrachten habe, die das Centrum, die christliche Persönlichkeit, umgiebt und sie von da aus als das mir auch übergebene Arbeitsfeld und zugleich als ein Mittel zur Bereicherung meiner Erkenntniß und meines christlichen Seins verwerthe. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 121. Sonnabend, den 15. October, Abends. 1898.

Die Leipziger Völkerschlacht.

(Nach dem Berichte eines Augenzeugen.)

Im Jahre 1814 erschien im Maurer'schen Verlag in Berlin ein heute vergessenes Buch, das den Titel „Nachrichten und Bemerkungen aus den Feldzügen 1813 und 1814, aus dem Tagebuche eines Feldgeistlichen in dem preußischen Heere" führt und um so beachtenswerther ist, als sein Verfasser in dem Königsberger Universitätsprofessor Ludwig Rhesa erkannt wurde. Rhesa hatte einen bemerkenswerthen Lebenslauf. 1776 wurde er in dem jetzt untergegangenen Fischerdorfe Karwaiten auf der Kurischen Nehrung geboren. Sein Vater war Gastgeber und Strandbedienter und gehörte der lettischen Nation an, die jetzt nur noch 1000 Seelen zählt. Als Knabe hütete Ludwig Rhesa die Gänse auf der Dorfweide. Durch Zufall wurde seine geistige Befähigung entdeckt, und hohe Gönner erschlossen ihm die Gelehrten-Laufbahn. Seine hervorragende Kenntniß der classischen Sprachen und des Litauischen und Lettischen, sowie seine Kanzelberedtsamkeit brachten ihm die höchsten Aemter und Ehren. Rhesa war ein genauer Beobachter des Volkslebens, er hatte die verschiedenen ostpreußischen Volksstämme kennen gelernt und war in ihre Eigenarten und Sitten tief eingedrungen. Seine Werke: „Prutena", „Dainos", seine Ausgabe der litauischen Bibel, die erste Veröffentlichung des Donalitius sichern ihm einen dauernden Ruhm. — Als der preußische König sein Volk zur Befreiung des Vaterlandes aufforderte, eilte auch er als Feldprediger zum Heer. Im April 1813 fuhr er von Königsberg nach Brandenburg. Der Weg dahin war mit Spuren des französischen Rückzuges bezeichnet, die Zäune waren abgerissen, Fenster und Thüren zerschlagen, Dächer abgedeckt, Dörfer lagen in Schutt. Auf Kirchhöfen sah man zerbrochene Kreuze und geöffnete Gräber. Die Kirchen waren zu Pferdeställen gebraucht worden. Er trifft einige seiner Hörer, die als Freiwillige zur Armee eilen wollen. Die Zeiten Griechenlands, meint er, seien wieder gekommen. Alles eile nach Salamis, das Joch der Perser abzuschütteln. Vom frischen Haff aus reist er durch die Kaschubei nach Berlin. In Dessau stößt er zur Truppenabtheilung des Generals v. Bülow. Gefechte wechseln mit ruhigen Tagen. Zur Himmelfahrt predigt er auf offnem Felde unter großem Menschenzulauf über den Tod fürs Vaterland. In Strehlen trifft er endlich an seinem Bestimmungsort ein, bei Blücher, der ihm die geistlichen Geschäfte bei der Reserve-Cavallerie überträgt. Er zieht nun mit dem Heer durch Böhmen nach Sachsen, kommt über Teplitz, Annaberg, Schneeberg, Zwickau, Altenburg am 9. October nach Borna, am 14. October nach Güldengossa auf den rechten Flügel, gegenüber der französischen Cavallerie von Liebertwolkwitz. Gegen Mittag erhob sich eine furchtbare, dreistündige Kanonade. Die Preußen und Russen machten einen wüthenden Angriff auf die Franzosen. Ein Gemetzel auf Hieb und Stich beginnt. Da sprüht ein Granatenregen der französischen Cavallerie. Die zwanzig Escadrons haben einen schweren Stand gegen die achtzig feindlichen. Fünfmal weichen sie zurück, endlich räumt der Feind das Schlachtfeld. Mit Hurrahgeschrei und verhängtem Zügel beginnt der Angriff. Rhesa selbst berichtet über die Völkerschlacht, welche das Schicksal von Europa entscheidet: „Fünf schreckenvolle Tage standen die Heere wie Mauern gegen einander (vom 14.—18.), bis an dem sechsten Tage ein panisches Schrecken die Feinde ergriff, und sie ihre Rettung in der Flucht suchten. Das Cavalleriegefecht am 14. war nur ein Vorspiel gewesen zu der großen Trauerscene, die eigentlich in drei Hauptacte zerfällt, vom 16., 18., 19. October. Als Napoleon, der anfangs Willens gewesen, sich nach Magdeburg zu ziehen, gezwungen worden, sich auf Leipzig zu werfen, so stellte er seine ganze Macht von 150000 bis zu 200000 Mann hinter Wachau auf. Der 15. October, während dessen solches geschah, ging ganz still vorüber. Es war aber eine schauerliche Stille, die dem Erdbeben vorangeht. Die ganze Cavallerie-Linie stand wieder vor Liebertwolkwitz aufmarschirt, unternahm aber gar nichts gegen die unsrige, welche zwischen Gossa und Störmthal in Schlachtordnung stand. Da Alles ruhig war, so ging ich bis an die äußerste Vorposten-Linie, und war kaum 500 Schritte von der feindlichen Cavallerie entfernt. Das Feld war noch mit Todten von dem gestrigen Tage bedeckt, und im Dorfe Gossa lagen viele französische Verwundete. Das Predigerhaus war ganz verwüstet und die Bücher lagen zerstreut auf der Erde. Meine Nachtherberge war auf dem Felde bei dem Dorfe Groß-Perschau, eine halbe Stunde vom Schlachtfelde. Kaum war der Morgen am 16. angebrochen, so machte ich mich auf, um bei meiner Brigade zu sein; als ich um 9 Uhr bei Störmthal ankam, war der Kanonendonner schon angegangen. Es spielten an diesem Tage 1500 Feuerschlünde gegen einander. Man denke sich dieses Getöse! Es war, als ob die Erde zertrümmert werden sollte. Wir Preußen standen wieder auf dem rechten Flügel, bei Gossa und Störmthal, dem Flecken Liebertwolkwitz gegenüber; an uns schloß sich das Wittgenstein'sche Corps; Barclay de Tolli stand im Centro gegen Wachau, und die Oesterreicher auf dem linken Flügel gegen Connewitz und Lindenau; bei der großen Ausdehnung der Schlachtlinie konnte ich nichts sehen, als das, was auf dem rechten Flügel geschah. Auf diesen schien aber Napoleon seine ganze Kraft zu richten, um ihn vom Centro zu trennen, und so unsere Linie durchbrechen zu wollen. Ein aufgeworfener Hügel bei dem Dorfe Gossa diente mir lange zum Standpunkte, da aber die Granatkugeln rings um denselben nieder fielen, so verließ ich um 11 Uhr diesen Punkt, und wandte mich rechts nach dem Dorfe Störmthal, wo die Infanterie-Brigade von Klüx aufmarschirt stand. Unsere Cavallerie hatte eine solche Stellung an der Lehne der Anhöhen gegen Wachau, daß die Kugeln mehrentheils über sie herüber flogen und ihr wenig Schaden thaten. Desto mehr aber litt unsere Infanterie, so daß die Brigaden von Klüx und Prinz August fast aufgerieben wurden. Da der starke Wind den Rauch dem Feinde gerade ins Gesicht blies, so konnte er nicht sehen, wohin er sein Geschütz richten sollte. Fast drei Stunden lang schoß er vielleicht aus zehn Batterien auf das Dorf Gossa mit toller, blinder Wuth, wo aber kein Mensch mehr stand. Denn Alles hatte sich rechts aus der Schußlinie nach Störmthal hingezogen. Viele Tausende und Tausende von Granaten fielen daher umsonst hier nieder, weil man hinter dem Dorfe eine Menge Truppen vermuthete. So wurde also der Angriff auf den rechten Flügel zurückgeschlagen, und General Kleist eroberte fünf Kanonen. Während dies geschah, war Napoleon auf dem linken Flügel, wo die Oesterreicher standen, bis gegen Gröbern vorgedrungen, aber der Graf Nostitz mit seiner Cavallerie zersprengte mehrere Quarrées und Bianchi eroberte acht Kanonen. Auch im Centro wurde der Feind durch den Graf Orlof Denisow russischerseits bis weit hinter Wachau zurückgeworfen. Auf der andern Seite von Leipzig hatte der General Blücher die Franzosen zurückgedrängt, ihnen 30 Kanonen und über 2000 Gefangene abgenommen. So endete sich der erste Tag dieser ungeheuern Schlacht damit, daß Napoleon's stolzer Plan vernichtet und sein ganzes Glück zertrümmert wurde. Wir behaupteten das Schlachtfeld. Der folgende Tag, der 17. October, war ein förmlicher Ruhetag. Napoleon wagte nicht anzugreifen, und wir erwarteten dreierlei Verstärkung: 1. den Kronprinzen

Der erste Theil hat 13 Unterabtheilungen: L'école. Le corps humain. Les vêtements. La maison et le jardin. La famille et les amis. Divisions du temps. Nombres, mesures, poids, monnaies. Ville et campagne. Les animaux. L'atmosphère, géographie générale. En voyage. Proverbes. Der zweite Theil hat 2 Sectionen: Fables, anecdotes et contes und récits historiques. Am Schlusse des Buches ist ein Vocabulaire aufgestellt. In den angefügten Noten sind sachliche Schwierigkeiten erläutert. Wenn das Neue, Anziehende und die Mannigfaltigkeit des Inhalts allein die Brauchbarkeit eines Lesebuchs bedingten, so stände diese Chrestomathie schon deshalb nicht leicht einer anderen nach. Aber die Auswahl des Stoffes ist auch gut getroffen. So zeichnen sich die Anekdoten und Erzählungen durch Stil und Inhalt aus und sind auch anziehend für das jugendliche Alter. In Geschichte und Geographie hätte der Schüler wohl noch mehr mitten ins Land und unter das Volk der Franzosen versetzt werden können. Die Sprache eines Volkes hängt immer unzertrennlich mit seinen Sitten, Gebräuchen &c. zusammen. Das Buch ist planvoll für den schulmäßigen Unterricht bearbeitet. An die Lectüre werden schon von Anfang an Sprechübungen geknüpft, auch Uebungen im Briefschreiben. Der Verfasser hat ein sehr brauchbares Schulbuch geliefert, das zur Beachtung in weiteren Kreisen empfohlen werden kann. Papier und Typen sind vortrefflich. Zu bedauern ist die große Zahl Druckfehler, die allerdings berichtigt sind. Aber über 20 Fehler ist für ein Schulbuch zu viel.

— Französisches Real-Lexikon. Von Dr. Clemens Klöpper. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung Gebhardt und Wilisch. Lieferung 1—8. — Wo es bei der fremdsprachlichen Lectüre sprachlicher und sachlicher Erläuterungen bedarf, ist der beste Commentar immer der Lehrer selbst, der seinen Unterricht mit gründlicher Kenntniß ertheilt und gleichzeitig darauf bedacht ist, daß jedes Unterrichtsfach dem anderen ergänzend dienen soll nach dem Grundsatz: Alles soll ineinander greifen, eins durch das andere gedeihen und reifen. Durch die Behandlung der Realien beim Sprachunterricht kann den Schülern viel werthvoller Bildungsstoff zugeführt werden, und es ist in dem vorliegenden Werke dem Lehrer des Französischen ein reichhaltiges Material geboten zur Vorbereitung auf seine Lectionen, ein ausführliches Nachschlagebuch mit allgemeiner Belehrung, namentlich über die Realien der Gegenwart. Es ließe sich vielleicht einwenden, daß auch manches etwas zu breit erscheint, manches auch wohl entbehrlich ist, daß Wort- und Sacherklärungen, wie sie in jedem guten Wörterbuch zu finden sind, keiner weiteren Erläuterung in einem Real-Lexikon bedürfen. Aber im Großen und Ganzen muß man doch anerkennen, daß der Herausgeber und seine Mitarbeiter ihre schwierige Aufgabe trefflich gelöst haben. Besonders verdienen noch die literarischen Quellenangaben erwähnt zu werden, die von emsigem Sammlerfleiß zeugen. Viele Artikel sind auch über die Schulzwecke hinaus von Interesse. Wünschen wir dem Werke einen guten Fortgang.

— Französisches Lesebuch für die Schüler der mittleren Classen höherer Schulen von C. W. Damour. Leipzig, Verlag von Freund & Wittig. 1898. — Daß auf dem Gebiete der längst an Ueberfüllung leidenden neusprachlichen Schulbücher-Literatur noch viel Lorbeeren zu erringen sind, wird wohl Niemand ohne Weiteres zugeben. Was speciell die französischen Lesebücher betrifft, so ist ja unter der großen Anzahl auch manche gute Leistung zu verzeichnen. Aber doch werden noch immer dutzendweise französische Lesebücher producirt. Chacun à son goût. Was das vorliegende Büchlein (128 S.) betrifft, so muß anerkannt werden, daß der Lesestoff durchweg ethischen Inhalts ist, der Verfasser ist bestrebt gewesen, besonders gemüthsbildende Lesestücke zu bringen. In methodischer Hinsicht muß dann der Lehrer nach dem Grundsatz: vom Leichten zum Schweren die Auswahl treffen. Die beigefügten Dictatübungen halten wir für ganz praktisch. Auch für geeigneten Conversationsstoff hätte noch gesorgt werden können, namentlich da gerade gegenwärtig häufig über die verhältnißmäßig geringe Fertigkeit geklagt wird, welche die Schüler in Anwendung der neueren Sprachen zu erlangen pflegen. Im Uebrigen muß man sich bei der Auswahl und Zusammenstellung vor Einseitigkeit hüten. Auch die Realien müssen in einem Lesebuche vertreten sein.

— Die neue französisch-englische Wortgruppen-Lautschrift ohne phonetische Zeichen von Adolf Polscher. Bonn, Commissionsverlag von Carl Georgi. 1898. — In neuerer Zeit sind verschiedene phonetische Schreibsysteme aufgetaucht, wodurch die gesprochenen Laute genau und einfach wiedergegeben werden sollen im Gegensatz zu den von der Aussprache abweichenden Orthographien der neueren Sprachen. Die vorliegende Broschüre bringt ebenfalls nach dieser Richtung hin Vorschläge, die immerhin der Beachtung werth sind, aber das schwierige Problem auch nicht lösen. Wir haben es wiederholt bei Besprechung derartiger Schriften in diesen Blättern gesagt, daß solche Systeme nicht von dem Fehler frei sind, in Gesuchtheit und Verkünstelung zu gerathen. Die Bezeichnung der Aussprache ist oft unpraktisch, weil sie nicht selten höchst störend fürs Auge und dadurch auch fürs Gedächtniß des Schülers hervortritt und dazu der mechanischen Fertigkeit auf Kosten der Geistesthätigkeit der Schüler zu viel Vorschub leistet. Eine Schreibweise übrigens, die weder existirt noch etymologisch anders als schädlich wirkt, besonders einzuüben, dünkt uns Zeitverschwendung. Die wissenschaftliche Methodik verlangt vielmehr, daß von vornherein bei allen Uebungen genau auf richtige Aussprache und Betonung gehalten werden muß, das Auge des Schülers muß sich gleich an die Orthographie der fremden Sprache gewöhnen und den Klang mit der Schrift in Uebereinstimmung bringen. Jede schriftliche Bezeichnungsart der Aussprache wird niemals ganz ausreichend sein. Die feinere Nüancirung der Laute kann nur durch mündliche Ueberlieferung gelernt werden. Anders ist es nicht möglich. Damit Basta.

— Christoph Fr. Grieb's Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. Zehnte Auflage mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neu bearbeitet und vermehrt von Dr. Arnold Schröer, a. o. Professor der englischen Philologie an der Universität Freiburg i. B. Stuttgart, Verlag von Paul Neff. Lieferung 1—28. — Von diesem Werke liegt nun der erste Band: Englisch-Deutsch fertig vor. Wir haben schon nach dem Erscheinen der ersten Lieferungen auf die verdienstliche Arbeit hingewiesen. Der alte Grieb genügte nicht mehr, da sowohl in Hinsicht auf Handel und Gewerbe als auch auf Kunst und Wissenschaft die englische Literatur in der neuesten Zeit wieder riesenhafte Fortschritte gemacht hat. Da heißt es nun, die Wörter und Ausdrücke des täglichen Verkehrs, welche der rastlose Fortschritt in Künsten, neuen Erfindungen &c. herbeigeführt hat, möglichst vollständig zu bringen, viel Neues nnd dabei Wesentliches aufzunehmen, andrerseits dagegen Veraltetes auszuscheiden. Hierbei sind nun in dem vorliegenden Werke die Vorzüge an Ordnung und Planmäßigkeit zu erkennen. In der That konnte die neue Bearbeitung in keine geschickteren Hände gelegt werden als die des jetzigen Herausgebers, eines recht würdigen Regenerators. Wenn es aber die Pflicht jedes gewissenhaften Recensenten ist, durch genaueres Eingehen auf den Inhalt einem solchen Werke diejenige Aufmerksamkeit angedeihen zu lassen, welche der Verfasser für seine mühevolle Arbeit beanspruchen darf, so würde, wenn wir Einzelnes näher in Betracht ziehen, zunächst die Etymologie von Wichtigkeit sein, wobei es darauf ankommt, wie weit dieselbe zu berücksichtigen ist. Bei knight z. B. hätte vielleicht noch Knecht hinzugefügt werden können, was etymologisch interessant ist, denn das englische knight bedeutete auch ursprünglich dasselbe wie unser Knecht. Hinsichtlich des Wörterschatzes könnte vielleicht manchmal noch genauer specificirt sein z. B. bei cart-horse steht Zugpferd, es ist wohl hier speciell der Karrengaul gemeint zum Unterschied von farm-horse Ackergaul und carriage-horse Kutschpferd. Bei hack, hackney fehlt nicht die Metapher: verbraucht abgenutzt (wie ein Miethpferd), dabei steht hackney author der Lohnschreiber. Doch giebt es noch eine Bedeutung hackney authors Lieblingsschriftsteller (die man gleichsam abnutzt durch häufigen Gebrauch). Durch derartige Bemerkungen wird natürlich der Fleiß des Verfassers nicht herabgesetzt. Was heißt größte Vollständigkeit bei den einer ewigen Weiterentwicklung und einer grenzenlosen Bereicherung fähigen lebenden Sprachen? Bringt nicht schon täglich die Zeitungslectüre neue Zuthaten? Da kann man mit Goethe sagen: solche Arbeit wird eigentlich nie fertig. — Soviel aber steht fest, daß der Verfasser der Lexikographie einen wesentlichen Dienst geleistet hat, die Tüchtigkeit der Arbeit kann nicht bestritten werden, es ist uns ein Werk geboten, das des jetzigen Standes englischer Philologie — wir brauchen diesen Ausdruck der Kürze halber — völlig würdig ist.

W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 122. Dienstag, den 18. October, Abends. 1898.

Konstantinopel.

Am schönsten zeigt sich die dreifache Stadt Konstantinopel dem ihr zur See Nahenden. Die Fahrt durch den reich mit schmucken Ortschaften und stolzen Palästen geschmückten Bosporus bereitet den vom Schwarzen Meere Kommenden auf ihre Erscheinung vor, aber auf Denjenigen, der von den Dardanellen kommt, wirkt diese ganz unvermittelt und um so bezaubernder. So sah ich die malerische Stadt in der warmen Beleuchtung eines sonnigen Nachmittages. Solch ein Bild ist unauslöschlich. Weithin dehnt das blaue Marmara-Meer sich aus und spiegelt das Sonnenlicht auf glitzernden Wellen, während fern am Horizont die hell beleuchteten Kuppeln und Minareh der Moscheen aus den Fluthen auftauchen. Die malerischen Umrisse der Prinzen-Inseln erscheinen zur Rechten und links erinnert der weiße Leuchtthurm von San Stefano an große Ereignisse. Es ist unbeschreiblich schön, wie sich nun allmälig das herrliche Panorama der Stadt entrollt, und mit dieser Augenweide wetteifert die Fülle der Gedanken, welche der Anblick von geschichtlich so bedeutenden Orten und Bauten wachruft. Bald schweift das Auge nach Asiens Küste hinüber, wo an einer schönen Bucht die Stadt Kadiköi, das antike Chalcedon, und weiter zurück aus dunklen Cypressen Skutari, das antike Chrysopolis, winkt, bald haftet der Blick auf Stambul, dem antiken Byzanz, und seinen im Meere sich badenden Mauern und Thürmen, auf dem malerischen Gewirre seiner kleinen, meist flach bedachten Häuser und auf den schöngewölbten Kuppeln der zahlreichen Moscheen (türkisch: Dschami und Dschamisi), neben denen schlanke Minareh, gewöhnlich zwei oder vier, emporsprießen. Auf der Höhe im Hintergrund erscheint die großartige Moschee Mohamed II., des Eroberers, nicht weit davon nach Osten die prächtige Suleimanije Dschami, näher nach dem Meere die Schahsade und die Laleli Dschami, sowie das Seraskierat (Kriegsministerium) mit seinem hohen Feuerthurm, dann die Sultan Bajesid und die Nuri Osmanije Dschami, und, dem Meere am nächsten, über dem weißen Leuchtthurm, die große Sultan Ahmed Dschami mit ihren sechs Minareh. Ihr zur Rechten steht ein langer säulengeschmückter Bau, das Justizministerium und Gerichtsgebäude, im J. 1877 Sitz des schnelllebigen türkischen Parlaments, und hinter ihm ragt die altehrwürdige Hagia Sofia empor, der berühmte Kuppelbau, dem der Islam vier Minareh gesellt hat. Ganz in der Nähe liegt der Atmeidan (Roßplatz), der die Stätte des Hippodrom einnimmt, das in der byzantinischen Geschichte eine so große Rolle spielte. Es war der Kampfplatz der Blauen und der Grünen, der bekannten politischen Circusparteien, und Belisar tränkte seinen Boden, als er (532) den Nika-Aufstand niederwarf, mit dem Blute von dreißigtausend Menschen. Wo der als Weltwunder angestaunte Kaiserpalast stand, zwischen dem Hippodrom, der Hagia Sofia und dem Meere, ziehen sich ärmliche Stadtviertel hin, und die Stelle der antiken Akropolis, eine in das Meer vortretende Höhe, wird von der türkischen „Hofburg“, dem Alten Serai, eingenommen, das aber seit Abdul Medschid nicht mehr Residenz des Sultans ist. Während der Fahrt um die Seraispitze entfaltet sich gegenüber auf dem asiatischen Ufer das schmucke Skutari, das die Abhänge des Bulgurlu hinansteigt, und es öffnet sich die herrliche Perspective des hier 2 km breiten Bosporus, dessen bergige Ufer wie die eines Stromes anmuthen. Sie sind mit prächtigen Gebäuden und freundlichen Ortschaften besetzt. Nur etwa 3 bis 5 km entfernt stehen in bezaubernd schöner Lage dicht an der blauen Fluth die schneeweißen Marmorpaläste Dolma Bagtsche und Tschiragan und darüber auf der Höhe in reichen Parkanlagen Yildiz-Kiosk, wo Sultan Abdul Hamid II. residirt. Alle bieten herrlichen Ausblick auf das Meer. Etwas näher grüßt uns hoch am Bosporus das schöne Gebäude der deutschen Botschaft, das sich in imponirender Lage gar stattlich darstellt, so wenig der Stil von „Unter den Linden“ in eine orientalische Umgebung hineinpaßt. Dicht vor uns liegen nun die Vorstädte Fyndykly und Tophane mit den großen, unmittelbar am Wasser gelegenen Artilleriewerkstätten und zwei Moscheen, das im Vordergrunde steil emporsteigende Galata mit seinem gewaltigen byzantinischen Thurm und das hochgelegene Pera. Zur Linken öffnet sich der prächtige Hafen, das „Goldene Horn“, ein Golf von der Breite des Rheines bei Köln, der fast 7½ km in das Land eindringt und die europäischer gearteten Stadttheile von dem durchaus türkischen Stambul oder Konstantinopel im engeren Sinne, dem antiken Byzanz, scheidet. Die Lage der Stadt am Berührungspunkte von Asien und Europa und von der leicht verschließbaren Verbindungsstraße zwischen dem Schwarzen und Aegäischen Meere ist politisch eine überaus glückliche. Dazu kommt der Besitz einer vortrefflichen Rhede, wo im Durchschnitt jährlich 7500 Dampfer und 25000 Segelschiffe aller Nationen verkehren, und eines für die größten Flotten ausreichenden Hafens, sowie der Segen eines milden Klimas. So erfüllt Konstantinopel die Bedingungen für eine Weltstadt ersten Ranges und würde als Mittelpunkt eines wohlorganisirten Staatswesens wieder eine weltbeherrschende Stellung einnehmen. Es besteht aus Stambul, das sich als ein Dreieck von 2½ d. Meilen Umfang zwischen dem Marmara-Meer und dem Goldenen Horn ausbreitet, aus den Vorstädten Galata, Pera und anderen, die das Dreieck zwischen dem Goldenen Horn und dem Bosporus einnehmen, und aus Skutari auf asiatischem Boden. Daher der Name „bilād-i-selese“, d. i. „die drei Städte“. Diese reiche Gliederung bedingt die unvergleichliche Großartigkeit des Panoramas. Soweit das Auge reicht, sieht es amphitheatralisch an mäßigen Höhen emporsteigende Stadttheile, zwischen denen die von Schiffen und Böten belebte blaue Fluth bald hier bald da hervorglänzt, erblickt es malerische Gruppen von Gebäuden, die sich hier im Wasser, dort im Aether baden, einfache Häuser meist mit flachen Dächern, prächtige Paläste und kuppelreiche Moscheen, starke Thürme und schlanke Minareh, und das ist, umfluthet von dem Sonnenglanz des Südens, ein Bild, wie es so reich und mannigfaltig, so großartig und in der Fülle von Gegensätzen so malerisch nirgends seines Gleichen findet. Es mag auch nicht leicht eine durch gleiche Mannigfaltigkeit der Völker und Sprachen, Trachten und Sitten ausgezeichnete Stadt wie Konstantinopel geben. Eine kaum zu bewältigende Fülle von Eindrücken nimmt den Sinn des in diese ihm ganz fremde Welt Eintretenden gefangen, und es dauert einige Zeit, bis er in dem kaleidoskopartigen Wechsel der Erscheinungen das Einzelne festzuhalten vermag. Das Leben und Treiben in den meist engen und winkeligen, oft unbequemen Straßen, die bergauf und bergab führen und zuweilen richtige Treppen sind, spottet aller Beschreibung und macht den Eindruck, als ob die gesammte Bevölkerung (gegen 900 000 Seelen) tagsüber unterwegs sei. Die orientalische Sitte, alle gewerbliche Hantirung auf und an die Straße zu verlegen, vermehrt noch den fast betäubenden Lärm und Wirrwarr. Wir sind daheim bei allem Lärm an eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit im Straßenleben gewohnt, hier scheint das Belieben jedes Einzelnen frei zu walten, kein Schutzmann wacht, und 1001 Bestimmungen einer Straßenordnung bestehen nur auf dem Papier. Aber gerade in dieser Freiheit und Ungebundenheit, in diesem malerischen Wirrwarr beruht ein guter Theil des Reizes, den dieses Treiben auf den stillen Beobachter ausübt. Das internationale Leben fluthet vom Bahnhof über das Goldene Horn nach Galata und Pera hinüber. Zwei eiserne etwa 450 Meter lange Schiffbrücken führen über das Goldene Horn, die ältere Mahmud und

die neuere Sultan Valide (Sultan-Mutter)-Brücke. Die letztere, die kurzweg Galatabrücke genannt wird und um die Hälfte breiter als die Kölner Schiffbrücke ist, gewährt eine großartige Aussicht auf die Stadt, den Hafen und den Bosporus bis hinüber nach Skutari. Auf der blauen Fluth wimmelt es von Fischerböten und Kaiks, welche letztere einen lebhaften Wasserverkehr zwischen den Stadttheilen vermitteln, große Segelschiffe liegen majestätisch auf der Rhede, und Localdampfer fahren hin und her, die einen nur im inneren Hafen, die anderen hinaus in den Bosporus, nach Skutari, nach Kadiköi und den Prinzen-Inseln. Die drei Landeplätze dieser kleinen Dampfer liegen an der Brücke, was den gewaltigen Verkehr auf derselben noch vermehrt. Ein Spaziergang auf dieser Brücke bereitet das größte Vergnügen. Man sieht sich nie satt an dem herrlichen Panorama und dem bunten geschäftigen Treiben. Geht man dann nach Galata und Pera, so verwirrt das Gewühl fast die Sinne. Namentlich die große Verkehrsader, die als rue Asapkapu, rue Jorghandschilar, grande rue de Galata und grande rue de Tophane parallel dem Hafen und der Rhede läuft und mittels zahlreicher Seitenstraßen den gesammten Brücken- und Hafenverkehr aufnimmt, dann die nach Pera, das an italienische Städte erinnert, hinaufführende grande rue de Pera sind von dem buntesten internationalen Leben erfüllt. Vom frühen Morgen bis zum Abend wogen dichte Menschenmassen durch diese engen und schmutzigen, auf beiden Seiten mit Läden und Werkstätten, Cafés und Wirthshäusern besetzten Straßen und Gassen, und ihr Geschrei und Gesumme verstummt nicht einen Augenblick. Verkäufer in den buntesten Trachten, die große flache Holzteller mit Früchten, Gemüsen, Fischen oder Süßigkeiten auf dem Kopfe tragen, oder allerlei Geräthschaften, Bekleidungsstücke, Teppiche u. dgl. feilhalten, preisen kreischend ihre Waaren an. Alles Erdenkliche wird derart ausgeboten. Jeder hat seinen besonderen, eigenthümlich modulirten Ruf, und alle möglichen Sprachen werden laut. Mitten hinein mischen sich musikalische Klänge. Da geht einer mit einer Harfe flach über den Kopf gelegt und greift von Zeit zu Zeit einige Accorde, eine Anfrage, ob Niemand zur Tafelfreude Musik haben wolle. Drehorgelspieler ziehen mit der Orgel auf dem Rücken daher; der eine geht voran, der andere hinterher und dreht. Zeitungsverkäufer schreien ihr Blatt aus, und bettelnde Derwische heischen mit dem Rufe Hu Hu („Er") oder Hakk Hakk („Gott") milde Gaben. Bettler giebt es unzählige; viele haben oder heucheln ein Gebrechen; die meisten aber betteln unverschleiert. Junge türkische Zigeunerinnen von heller Hautfarbe und mit hübschen braunen Augen schmeicheln in süßklingenden Lauten um die Erlaubniß, wahrzusagen, aber in dem Gedränge ist nicht der Ort dazu. Da heißt es aufpassen, denn da die Bürgersteige meist fehlen, so schiebt und drängt sich Alles auf dem Straßendamm daher, und kaum ist man noch rechtzeitig einem Pferde- oder Eseltreiber und seinen Thieren, die in breiten Tragekörben allerlei Lasten tragen, ausgewichen, so warnt wieder das „Warda" (d. i. Achtung, v. guarda) der Reiter oder einzelner Wagen, oder das Tuten der Pferdebahn, vor der — echt orientalisch — ein Läufer mit der Trompete herläuft, um die Bahn frei zu machen. Die Pferdebahn-Anlage weiß sowohl in Pera-Galata als auch in Stambul nichts von all den Bedenken unserer Polizeibehörden. Da geht es bergauf und bergab, den tutenden Läufer voran, durch enge Straßen und alle Augenblicke scharf um die Ecke, immer in schneller Gangart, und doch passirt fast nie ein Unglück, denn das Publicum ist gewöhnt, Acht zu geben. Ueberhaupt ist es sehr interessant, wie dieses gewaltige Straßenleben ganz gut ohne Schutzmann auskommt. — Eine auffallende Erscheinung sind die Lastträger, die in Konstantinopels engen und oft steilen Straßen den „Rollwagen" ersetzen, meist Armenier, muskulöse Gestalten, die unter überraschend großen Lasten gebeugt daherschreiten und den Unachtsamen, der nicht ausweicht, einfach umwerfen. Ein einziger Mann trägt bis zu acht Centner. Die Last ruht auf einem Tragsessel auf dem vorgeneigten Rücken. Besonders merkwürdig ist der Transport schwerer Kisten und Fässer durch mehrere Träger, die bis acht an der Zahl und zu Zweien oder Vieren neben einander und in zwei Gliedern aufgestellt, an langen, über die Schultern gelegten Stangen solche Last den steilsten Weg hinauftragen, indem sie in etwas schräger Richtung mit kurzen Schritten gleichmäßig voranschreiten. — Eins der seltsamsten Straßenbilder liefert die freiwillige Feuerwehr. Seit etwa zwei Jahrzehnten giebt es zwar eine von dem ungarischen Grafen Széchény militärisch organisirte Feuerwehr nach europäischem Vorbild, die sehr leistungsfähig ist, doch kann sie mit ihren schweren Wagen in den engen und oft steilen Straßen nicht schnell genug vorwärts und an manche Orte überhaupt nicht hingelangen. Daher kommt es, daß eine ältere freiwillige Feuerwehr noch fortbesteht, obwohl sie mehr Schaden als Nutzen bringt. In jedem Stadtviertel giebt es nämlich „Tulumbadschi" (Spritzenleute, von tulumba, Spritze), die von Beruf meist Lastträger sind, aber bei Feuermeldung, die mit Angabe des Bezirks durch Signale der Feuerthürme erfolgt, sofort mit ihrer tragbaren Handspritze nach der Brandstätte eilen, wofür sie gewisse Gerechtsame genießen. Ein malerisches Bild, diese lärmenden Händler, Musikanten und Bettler im buntesten Aufzuge, diese keuchenden halbnackten Lastträger, dazu die mannigfaltigsten Typen aus den besitzenden Classen und aus fremden Nationen! Türkische Beamte in europäischer Kleidung mit dem rothen Fez, Europäer mit Rundhut oder Cylinder, stattliche Perser in hohen Mützen von schwarzem Lammfell, arabische Scheiks, sonnverbrannt, bärtig, mit Adlernase und blitzenden Augen, Typen von wilder Schönheit in wehenden seidenen Gewändern, vermummte Türkinnen aus allen Ständen, europäische Damen in vornehm einfacher Kleidung, zuweilen im Geleit der den Weg bahnenden Kawassen ihrer Gesandtschaft, stolze Tscherkessen in ihrer ritterlichen Tracht, gravitätische Alttürken mit Turban und langem seidenen Kaftan, weiten Hosen und Weste mit Aermeln, Griechen meist in europäischer Tracht mit rothem Fez, Albanesen in ihrer reichgestickten Kleidung, malerisch aufgeputzte Zigeuner von schlankem Wuchs mit tiefschwarzem Haar und schönen dunklen Augen, kurz, alle Völker des Orients und Occidents scheinen sich hier ein Stelldichein zu geben. Die europäischen Türken unterscheiden sich infolge unausgesetzter Rassenmischung nur wenig von den anderen europäischen Südländern. Man sieht alle möglichen Gesichtsbildungen von der mongolisch-tatarischen bis zu der edelsten kaukasischen, aber dem türkischen Urtypus, der mit dem mongolischen verwandt ist (kurzer gedrungener Körperbau mit groben starken Knochen, großer Rundschädel, niedrige breite Stirn, platte Nase, spärlicher Bartwuchs, dunkles, straffes Kopfhaar und dunkle bis gelbliche Hautfarbe), begegnet man nur selten und dann sind es meist türkische Nomaden aus Kleinasien. In Konstantinopel herrschen durchweg vorderasiatische, kaukasische und griechisch-slavische Typen vor. — Das weibliche Geschlecht ist, umgekehrt wie bei uns, auf den Straßen in der Minderheit und geht überdies dicht verschleiert, was dem Straßenleben einen besonderen und uns um so eigener berührenden Zug giebt, als wir gewohnt sind, von Zeit zu Zeit in ein hübsches Frauen- oder Mädchenantlitz zu schauen und Wuchs, Haltung und Gang je nachdem zu bewundern. Von alledem nichts, soweit es Moslems angeht, denn bekanntlich müssen die türkischen Damen auf der Straße Alles verbergen, was die unsrigen zu zeigen lieben, das Gesicht unter dem Jaschmak (Schleier), die Gestalt unter dem Feredsche (eine Art Domino). Der Jaschmak von weißem Mousselin soll nur die Augen frei lassen, doch lüften ihn die Frauen auch über Mund und Nase, um unbehindert sprechen und athmen zu können. Die vornehmen Damen tragen europäische Schleier und diese oft so dünn, daß man das Gesicht deutlich durchscheinen sieht. Gegen diese Neuerung wenden sich polizeiliche Verbote unter Hinweis auf das Gebot des Propheten ebenso häufig wie vergeblich, trotzdem unter Umständen sofortige Verhaftung angedroht ist. Viele Damen kleiden sich vollständig nach Pariser Mode, was ihnen gestattet ist, doch müssen sie auf der Straße den Feredsche überwerfen. Dies ist ein weiter Mantel ohne Aermel, der in der Taille zusammengeschnürt bis auf die Füße herabfällt, während der Obertheil wie eine spanische (d. h. ursprünglich maurische) Mantille über Kopf und Schultern geworfen und unter dem Kinn zusammengehalten wird. Vermögende tragen ihn von Seide, die mittleren und unteren Stände in möglichst schreienden Farben, ganz roth, grün, blau, violett und gelb oder mehrfach gemustert. Unter dem Feredsche trägt die nicht europäisirte Türkin den „Jelek", eine enganliegende Weste, die mit einem Gürtel über dem „Schalwar", das sind wollene oder seidene Beinkleider, zusammengehalten wird. Als Fußbekleidung tragen alte Frauen noch die „Terlik" genannten gelbledernen Socken, aber die junge Welt bevorzugt europäische Stiefeletten. Die Trennung der Geschlechter ist im Außenleben eine so strenge, daß sich kaum Gelegenheit bietet, eine rechte Vorstellung von den türkischen Schönen zu gewinnen, denn selbst wo die öffentlichen Verkehrsmittel sie mit Männern zusammenbringen, auf dem Schiff oder auf der Pferdebahn, ist

ein abgeschlossener Raum ihnen vorbehalten, und sogar die Metropolitan Railway, eine zweigleisige Drahtseilbahn, die von Pera unterirdisch nach Galata hinabführt, hat dem Rechnung getragen und ihre Wagen an der einen Schmalseite mit einem Vorhang ausstatten müssen, welchen eine rechte Türkin, sobald sie Platz genommen, vor sich zieht. — Das Leben der Europäer bewegt sich in ziemlich abgeschlossenen Kreisen, denn der Verkehr mit den Türken bleibt im Allgemeinen ein rein äußerlicher und auf die geschäftlichen und amtlichen Beziehungen beschränkt. Der Verkehr der Europäer unter einander ist naturgemäß ein Spiegelbild der politischen Verhältnisse des Welttheils; die verschiedenen Colonien stehen zu einander wie die Nationen im Ganzen. Der gesellige Mittelpunkt der deutschen Colonie ist der Verein Teutonia, der ein eigenes stattliches Haus in der grande rue de Pera besitzt und in seinen schönen Räumen Concerte, Liebhabertheater und Tanz veranstaltet. Im Uebrigen wirkt die Einförmigkeit des orientalischen Lebens auf das europäische zurück. Auf Theater, gute Concerte und andere Kunstgenüsse muß man verzichten. Die europäischen Colonien vermögen ein Theater von künstlerischer Bedeutung nicht zu unterhalten, und die Leistungen der „Theater", in denen französische Opern und Operetten, Dramen und Lustspiele gegeben werden, ermuntern nicht zum Besuch. Nicht besser steht es mit der im Sommer erscheinenden italienischen Oper in Pera und mit dem türkischen Theater in Stambul, das französische Sachen in Uebersetzung giebt. Der Tingeltangel nach Pariser Zuschnitt blüht dafür in Pera um so mehr. Im Sommer spielen Orchester im „Kleinen Municipalitätspark" und im „Taksimgarten", aber eigentliche Concerte giebt es nicht, es sei denn, daß die Vereine gelegentlich eins in ihren Räumen veranstalten, die Teutonia, der Cercle d'Orient oder der Club commercial et maritime. Man ist also lediglich auf das Vereins- und Familienleben angewiesen, denn auch die Hotels, die Restaurants, Cafés und Bierhäuser bieten wenig Annehmlichkeit. Das Nachtleben der europäischen Großstädte fehlt hier, was an und für sich kein Fehler ist, die frühzeitig verödeten Straßen sind schlecht oder gar nicht beleuchtet, und so geht man in der Regel zeitig zur Ruhe und amusirt sich im Einschlafen über den Wächter, der in kurzen regelmäßigen Pausen seinen eisenbeschlagenen schweren Stock dröhnend auf das Pflaster stößt und dadurch den Dieben rechtzeitig sein Kommen ankündigt, bis man weder dies noch das Heulen der Hunde mehr hört und von Abenteuern träumt, die nur im Roman vorkommen.

Ein Schauspiel, das zu sehen dringend empfohlen werden kann, ist das „Selamlik", der religiös vorgeschriebene öffentliche Kirchgang des Sultans. Als Kalif, „Beherrscher der Gläubigen", muß der Sultan jeden Freitag in einer Moschee die Ceremonie des öffentlichen Gebetes vollziehen. Früher begaben sich die Sultane in feierlichem Aufzuge in eine der Moscheen von Stambul, seitdem aber die Residenz verlegt ist, hat hat auch darin Wandel stattgefunden. Der jetzt regierende Sultan verrichtet das vorgeschriebene Gebet meist in der Moschee Hamidije, welche er eigens deshalb vor seinem Palast Yildiz-Kiosk (d. i. Sternenkiosk) erbaut hat, und bisweilen in der Moschee zu Beschiktasch, einem am Fuß der Höhe des Yildiz-Kiosk am Bosporus gelegenen Ort. Zu dem Selamlik rücken eine Menge Tuppen aus, und dies giebt willkommene Gelegenheit, den türkischen Soldaten zu sehen, der in dem Straßenleben gar nicht hervortritt, da die Casernen mit wenigen Ausnahmen (Seraskierat, Arsenal und Artilleriewerkstätten) draußen vor der Stadt liegen, während drinnen kleine, meist von Unterofficieren befehligte Wachen und bei Nacht Officierspatrouillen polizeilichen Zwecken dienen. Da ich Konstantinopel nicht verlassen wollte, ohne den Sultan, das Selamlik und die Truppen gesehen zu haben, so wanderte ich an einem schönen Freitagmorgen hinaus nach dem Yildiz-Kiosk. Eine macadamisirte und gut unterhaltene Straße führt zur deutschen Botschaft hinauf, wo sich eine herrliche Aussicht auf den Bosporus und Kleinasien öffnet, dann hinab nach dem prächtigen Marmorschloß Dolma-Bagtsche, das in seiner bezaubernden Lage dicht an der weit sich ausbreitenden blauen Fluth wie ein Märchen aus 1001 Nacht anmuthet, und schließlich durch Beschiktasch hinauf zur Moschee Hamidije. Mit klingendem Spiel rückten von verschiedenen Seiten die Truppen an, Infanterie, Artillerie zu Fuß und Cavallerie. Kriegerische, schwungvolle Nationalmärsche wechselten mit bekannten Opernmelodien und lockten zahlreiche Neugierige vor die Häuser. Die Straße war sehr belebt; Officiere, Beamte und Private eilten zu Pferde, im Wagen oder zu Fuß zum Selamlik, und von den Gartenterrassen der schönen Allee von Dolma Bagtsche schauten türkische Damen in das bunte Treiben hinab. Oben angekommen, ging ich in das der Moschee gegenüber gelegene „Corps de Garde" des Palastes und gab meine Karte ab, worauf mich der diensthabende Officier in die Salons geleitete, wo „Gäste des Sultans" dem feierlichen Schauspiel anwohnen dürfen und mit trefflichem Mokka, der in den bekannten kleinen Tassen gereicht wird, bewirthet werden. Unter den Anwesenden fielen mehrere distinguirte Persönlichkeiten ins Auge. Anmuthige Damen saßen an den weitgeöffneten Fenstern. Unterdessen nahmen die anrückenden Truppen an der frisch mit gelbem Sande bestreuten breiten Straße vom Palast zur Moschee Aufstellung. Die Infanterie in dunkelblauem Waffenrocke und Beinkleide mit rothen Vorstößen zeichnet sich durch stramme Haltung und große Ruhe aus. Es sind lauter große schöne Leute. Ebenso machte die Marine-Infanterie und die zu Fuß paradirende Artillerie den Eindruck gut disciplinirter Truppen. Sehr malerisch sieht das aus Berbern und Negern bestehende Zuaven-Regiment aus. Es trägt kurze blaue Jacken, rothe Pluderhosen mit braunen Gamaschen und grüne Turbane. Auf dem großen Platze neben der Moschee war Cavallerie aufgestellt, die durchweg mit kleinen, aber ausdauernden Pferden beritten ist, „Ulanen", deren rothe Fähnchen gar lustig an den Lanzen flatterten, und das Regiment Ertogrul, das recht schmuck uniformirt ist, grün mit blauen Aufschlägen und mit Mützen und Chabracken von schwarzem Lammfell. Es führt seinen Namen nach dem Schah Ertogrul, dem „Männerzerstückler", der die türkische Macht im 13. Jahrhundert begründete. Gegen ½1 Uhr verkündeten Trompetenfanfaren, daß der Sultan seinen Palast verlasse. Die Truppen präsentirten, immer näher erscholl der Ruf: „Padischah tschok jascha", d. h. lang lebe der Padischah (Sultan), und nun erschien in einem offenen Wagen, der mit zwei prächtigen Pferden bespannt war, Sultan Abdul Hamid II., eine männlich schöne, sympathische Erscheinung, mit intelligenten und energischen Gesichtszügen, mit einer Adlernase zwischen feurigen schwarzen Augen und mit vollem schwarzen Bart. Der „Beherrscher aller Gläubigen" war in einfacher schwarzer Kleidung und trug auf dem Haupte das Fez. Ihm gegenüber saß in großer Uniform Ghazi Osman Pascha, der Held von Plewna. Eine Leibgarde von ausgesucht großen und stämmigen Leuten, sowie ein glänzendes Gefolge von Officieren und Hofbeamten geleitete den im Schritt fahrenden Wagen, neben dem auf beiden Seiten Stallknechte in goldgestickter blauer Tracht, die Hände über der Brust gefaltet, einherschritten. Mehrere geschlossene Wagen, in denen die Sultan-Valide und mehrere Prinzen und Prinzessinnen saßen, folgten. Der ganze Zug begab sich in den Vorhof der Moschee, wo eine glänzende Suite von hohen Officieren und Beamten den Sultan ehrfurchtsvoll begrüßte, worauf dieser mit dem Gefolge in die Moschee eintrat. Als das Gebet beendet war, kehrte der Sultan mit demselben Ceremoniell in den Palast zurück, diesmal aber saß er allein in einem leichten Cab und lenkte das wunderschöne Zweigespann eigenhändig. — Wer nicht lange in einer Stadt bleiben kann, pflegt nur die vornehmsten Sehenswürdigkeiten aufzusuchen. Mir standen diejenigen von historischer Bedeutung allen anderen voran. Nur Rom und Athen haben so erinnerungsreiche und das Gemüth bewegende Orte aufzuweisen, wie das Hippodrom in Stambul. Dieser öde Platz (türkisch „Atmeidan"), dessen Planum mehrere Fuß über dem des Hippodrom liegt, predigt in seinen Wahrzeichen byzantinischer Herrlichkeit recht eindringlich den Wechsel irdischer Macht. Dort steht auf den Grundmauern des alten Kaiserpalastes eine stolze Moschee, die des Sultan Ahmed mit sechs hochragenden Minarets. Drüben, wo das kleine Café steht, schaute einst aus säulengetragener Loge der oströmische Kaiser in das Hippodrom. Das Dach dieser Loge trug die berühmten, von Korinth nach Rom, von Rom nach Byzanz, von Byzanz nach Venedig gewanderten Bronzepferde des Lysippos. Auf der schmalen Terrasse, welche die Arena in ihrer Längenaxe theilte, kündeten Säulen und Statuen Sieg und Ruhm. Von ihnen allen sind nur drei als Wahrzeichen vergangener Herrlichkeit übrig und jetzt bis zum Fuße freigelegt: der gemauerte ca. 25 m hohe und ursprünglich mit Bronzeplatten bekleidete Obelisk des Kaisers Constantin Porphyrogenetos (950 n. Chr.), die berühmte Schlangensäule und der Obelisk von Heliopolis. — Ich ging in die nahe Hagia Sophia. Ihre äußere Erscheinung ist bekanntlich wenig bedeutend, aber um so überwältigender wirkt das Innere, dieser herrliche, weite, von einer unvergleichlich kühnen Kuppel

überspannte Raum, welchen man beim Eintritt alsbald in seiner ganzen Größe, Erhabenheit und überraschenden Entfaltung überschaut, wogegen man in der Peterskirche zu Rom bis unter die Kuppel vorschreiten muß, um sie zu sehen. So ist die Wirkung der Sophia eine ganz unmittelbare, bezaubernde. Lange verweilte ich unter diesem Eindruck auf der Schwelle, bewunderte dann im Voranschreiten die Pracht der hundert Marmor- und Porphyrsäulen in den Seitenschiffen, sowie die Mosaikbilder auf goldenem Grunde, und sprach auf der verödeten Stätte des Hochaltars ein stilles Vaterunser. Der Grundplan der Sophienkirche, das von vier mächtigen Bogen getragene Kuppelgewölbe auf quadratischem Unterbau, wurde das Vorbild der türkischen Moscheen, doch erhebt sich deren Kuppel freier und verhältnißmäßig höher. Die Kuppel der prächtigen Suleimanije-Moschee ist sogar noch 5 m höher als die der Sophienkirche; ihr Scheitelpunkt liegt also 61 m über dem Boden. Die Raumentfaltung jener Moschee ist wundervoll harmonisch, und die mit orientalischer Glasmalerei von glühender Farbenpracht erfüllten Fenster der Hinterwand verleihen dem weiten lichten Raum eine bezaubernde Stimmung. Die Moscheen sind wie die katholischen Kirchen stets geöffnet. Das ist das einzig richtige Princip. Die sogenannten „Stunden des Gebetes", Mittags und bei Sonnenuntergang, soll der Nicht-Moslem vermeiden; er sieht auch zu anderen Stunden Beter genug. Die in den Seitenhallen mit Auslegung des Korans beschäftigten Gruppen sprachen mich am meisten an. Gewöhnlich sind es „Professoren", die eine Anzahl Studenten der Theologie um sich versammelt haben. Aber nicht nur der Professor, sondern Jeder, der sich dazu berufen fühlt und Hörer findet, darf die Schrift auslegen. So sah ich einen gluthäugigen und langbärtigen Mann mit markirten Zügen von imponirender Erscheinung, der seine Zuhörer augenscheinlich fascinirte. Er trug den grünen Turban, ein Zeichen, daß er in Mekka am Grabe des Propheten gewesen und dort (wahrscheinlich) „erleuchtet" worden war.

Schön ist's, an einem sonnigen Nachmittage das Goldene Horn hinaufzufahren. Man wählt dazu den Localdampfer oder ein Kaik. Hinter uns verschwindet im steten Wechsel malerischer Gruppirung das licht- und farbenreiche Panorama von Pera, Galata und Stambul, und vor uns breitet sich der Kriegshafen aus, einer der größten und sichersten der Welt, so tief, daß die größten Kriegsschiffe fast überall dicht am Ufer anlegen können. Auf dem nordöstlichen Ufer liegen die Gebäude des großen Marine-Arsenals von Tershane, und auf der leicht bewegten Fluth wiegt sich in — man möchte sagen orientalischer Ruhe, was von der türkischen Flotte daheim ist. Tershane gegenüber liegt das Griechenviertel Phanar mit der stattlichen Patriarchatskirche St. Georg und der griechischen Nationalschule, dann folgen die Viertel Balat, Haßkjöi und Aiwan Serai. In Aiwan Serai (d. h. Gewölbtes Schloß) stand der berühmte Blachernen-Palast, die Residenz der griechischen Kaiser in den letzten Jahrhunderten des Reiches. Nur die Grundmauern sind noch übrig. Hier verließ ich den Dampfer, der bis Ejub geht, wo die uns verbotene Moschee steht, und unternahm eine Wanderung um die berühmten Mauern von Stambul-Byzanz. Am großartigsten ist die vom Kaiser Heraklius erbaute Strecke zwischen Aiwan Serai und Tekir Serai. Trotz der zwölf Jahrhunderte, die über sie hinweggerauscht sind, haben sich diese gewaltigen Mauern mit zwanzig runden oder vier- und achteckigen Thürmen vortrefflich erhalten. Am besten schien mir der Mauerzug zwischen dem Top Kapu (Thor) und dem Silivri Kapu erhalten zu sein. Eine einsame Straße führt bergauf, bergab an den auf- und niedersteigenden Linien der epheuumwobenen Mauern und von Erdbeben mehr als von Geschossen zerrissenen Thürmen entlang. Die Verlassenheit der ganzen Gegend harmonirt so recht mit dem traurigen Verfall dieser stolzen Bauwerke und mit dem Schweigen des Todes auf den Friedhöfen, die sich als düstere Cypressenhaine auf der anderen Seite der Straße hinziehen. Diese Friedhöfe machen einen ergreifenden Eindruck. Die ungewöhnlich üppig entwickelten Cypressen rauschen im Abendwind, der die Aeste knarrend aneinanderreibt, daß es wie Aechzen aus den Gräbern klingt, und die kreuz und quer stehenden weißen Grabsteine schimmern gespenstig aus dem Halbdunkel hervor, je zwei auf jedem Grab, einer zu Häupten, einer zu Füßen, die der Männer mit Turban oder Fez, die der Frauen mit einer muschel- oder blumenartigen Verzierung, und fast alle mit sehr schöner, erhabener Schrift geschmückt. Mit Dunkelwerden erreichte ich die Südspitze der vom Goldenen Horn bis zum Meere 6671 Meter, also fast eine deutsche Meile langen Befestigung, das starke „Schloß der sieben Thürme" (türk. Jedikulle), das aber seit seiner Wiederherstellung durch Mohamed II. nur noch vier Thürme hat. Von der Station Jedikulle fuhr ich dann mit der Bahn heim.

Die Umgegend bietet reiche Gelegenheit zu herrlichen Ausflügen, namentlich der Bosporus, der im Sommer sozusagen eine einzige großartige Villeggiatur ist. Bosporusfahrten könnte man fast einer „Rheintour" vergleichen, fehlte nicht das Beste, die Poesie unseres heimischen Stromes, doch erinnert das Landschaftliche, trotzdem der Bosporus von 550 bis zu 2000 m breit ist, vielfach an den Rhein. Der stete Wechsel schöner Buchten mit schroffen, sich weit vorschiebenden Vorgebirgen erinnert an die Windungen eines Stromes, die immer neue, herrliche Aussichten öffnen, und die bald schroffen, bald sanft abgedachten Berge von mäßiger Höhe (bis 200 m), der Reichthum beider Ufer an Ortschaften, Landhäusern und Gärten, an Palästen, Schlössern und Ruinen inmitten von Cypressen, Platanen und Kastanien, und die zahlreichen, mit beiden Ufern verkehrenden Dampfer vervollständigen den Eindruck, als sei man auf einem Strome. Am Ufer bemerkt man, daß der Bosporus auch eine starke, ins Marmara-Meer gerichtete Strömung hat. Eine andere schöne Fahrt bringt uns nach den Prinzen-Inseln, einer südöstlich von der Stadt im Marmara-Meer gelegenen Inselgruppe, wohin täglicher Dampferverkehr eingerichtet ist. Die köstliche Luft, die vortrefflichen Seebäder und die reiche Vegetation machen namentlich Prinkipo, die größte dieser Inseln, zu einer sehr gesuchten Sommerfrische. Die herrlichste Rundschau über Konstantinopels weitere Umgebung bietet sich von der Höhe des Bulgurlu, auch Tschamlidscha genannt, eines 200 m hohen Berges hinter Skutari. Das ist ein köstlicher Ausflug. Ich unternahm ihn im Verein mit einer liebenswürdigen Familie an einem jener sonnigen Tage, an denen Konstantinopel seinen ganzen Zauber entfaltet. Der Dampfer brachte uns schnell hinüber nach Skutari, wo die Damen einen Wagen, wir Herren Pferde von der hiesigen kleinen, aber ausdauernden Rasse bestiegen. Ein angenehmer Fahr- und Reitweg führt zwischen Landhäusern, Gärten und Weinbergen allmälig den Berg hinan; nur den steilen und kahlen Gipfel muß man zu Fuß ersteigen. Oben ruht unter drei verkrüppelten Platanen ein türkischer Heiliger, an dessen Grabe wir zwar nicht beteten, aber einen recht guten Kaffee tranken, den ein „fliegender Cafétier" ebenso schnell wie urwüchsig mit dem Wasser der berühmten Quelle des Tschamlidscha bereitete. Die Aussicht ist unendlich viel großartiger, als die mäßige Höhe erwarten läßt. Nördlich schaut man weit den vielgewundenen Bosporus hinauf; östlich dehnt sich ein Stück Kleinasien aus und läßt uns die in das Innere führende Eisenbahn sehen; südlich winken die Berge von Bithynien und der meist schneebedeckte Olymp von Brussa; südwestlich glänzt das weite Marmara-Meer, in dem sich im Vordergrunde die Prinzen-Inseln baden, und westlich liegt am Bergesabhange das schmucke Skutari und jenseits des von Schiffen belebten Bosporus Konstantinopel in all seiner Schöne. Das ist unter dem wolkenlosen Himmel einer der licht- und farbenglühenden Tage, wie nur die Levante sie bringt, ein unbeschreiblich herrlicher Anblick. Nur schwer entschließt man sich zum Abstieg. Wir sahen auf dem Rückwege den berühmten Friedhof, der ein großer Cypressenhain ist wie alle anderen, und gelangten dann durch ein anmuthiges Gelände, das schöne Fernsichten bot, nach Kadiköi, wo uns ein Dampfer heimbrachte. Nun genossen wir ein feenhaftes Bild. Es war dunkel geworden, nah und fern leuchteten Tausende von Lichtern und am Himmel hoch die Sterne. Es war, als sei ganz Konstantinopel illuminirt, denn jedes Licht in den amphitheatralisch gelagerten vielfenstrigen Häusern war vom Schiff aus sichtbar, und da sich die Umrisse der bergansteigenden Stadttheile nicht auf dem dunklen Horizont abzeichneten, so blieb es mitunter zweifelhaft, was in der Ferne Lichter und was Sterne seien. Wahrlich, Konstantinopel ist schön!

B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 123. Donnerstag, den 20. October, Abends. 1898.

Ein Besuch in Las Palmas und auf dem Hochland von Gran Canaria.

Von Dr. Reinhold Ruge.

Die „Insulae fortunatae“ (glückseligen Inseln) des Alterthums, die jetzt unter dem Namen „Canarische Inseln“ bekannt sind, wurden augenblicklich dem allgemeinen Interesse dadurch näher gerückt, daß wiederholt die Rede davon war, daß die Amerikaner sich dieser spanischen Inselgruppe bemächtigen wollten. Vor Kurzem brachte sogar eine Berliner Tageszeitung die Notiz, daß ein englisches Kriegsschiff nach Las Palmas abgeschickt worden wäre, um die zur Erholung in Las Palmas weilenden Wintergäste abzuholen, weil man eine Beschießung der Stadt durch die amerikanische Flotte befürchtete.

Ich sah Gran Canaria im letzten Herbst. Ich hatte zwar schon Manches über Land und Leute gelesen; aber die Vorstellung, die ich durch die theilweise absichtlich zu günstig gefärbten englischen*) Berichte und durch die etwas schwärmerisch geschriebenen deutschen Bücher gewonnen hatte, war im Vergleich zur Wirklichkeit doch viel zu ideal und günstig geworden. In allen den Berichten und Beschreibungen waren nur die wenigen Lichtseiten des Landes geschildert und die Mängel übergangen worden. Ich will daher versuchen, im Folgenden das Land so darzustellen, wie es wirklich ist. Von Madeira kommend, steuerten wir Gran Canaria an. Es war ein heißer Octobermorgen. Der Himmel war wolkenlos, aber die Luft diesig und der Horizont in ein unbestimmtes Graublau gehüllt. Luft und See schwammen in der Kimm in einander. Die See war ruhig und nur die langen Züge einer schwachen NW-Dünung bewegten das Wasser. Vor uns auf stiegen die hohen, kahlen, verbrannten Berge und Felsen der kleinen Isleta (Inselchen), gekrönt von einem weißen Leuchtthurm. Diese Isleta hängt mit der Hauptinsel Gran Canaria nur durch eine flache, kaum 500 m breite Landenge zusammen. Als wir die Isleta umfahren hatten, lag die eigentliche Insel Gran Canaria mit ihrer Hauptstadt Las Palmas vor uns. — Der Anblick, den sie uns bot, rief eine allgemeine Enttäuschung und ein leichtes Entsetzen hervor. In der That! so mangelhaft und öde hatte ich mir Gran Canaria denn doch nicht vorgestellt. Wenn mir Jemand gesagt hätte, das vorliegende Land ist gar nicht Gran Canaria, sondern gehört zur marokkanischen Küste, so hätte ich's ruhig geglaubt. Ein einförmiger, grauweißer Sandstrand dehnte sich zwischen der Isleta (zur Rechten) und Las Palmas (zur Linken) aus. An diesem Strande leuchtete eine lange Reihe blendend weißer, niedriger, würfelförmiger Häuser herüber. Zwischen ihnen stand etwas graugrünes Gestrüpp. Ueber dieser Häuserreihe stiegen kahle Sanddünen auf und darüber erhoben sich in schleirigem Dunste kahle, braunrothe Berge, zerrissen von tiefen Schluchten. Sand, Sand und wieder Sand, nackter, kahler Fels, blendend weiße Häusermauern: das war's, was uns die „glückliche“ Insel bot. In Dunst und Staub gehüllt erschien im Hintergrunde die Stadt Las Palmas am Fuße eines weit vorspringenden, kahlen Plateaus, überragt von ihrer Kathedrale. Im Großen und Ganzen ein Bild von geradezu betrübender Schauderhaftigkeit. Trotz und alledem herrscht hier ein außerordentlich reger Dampferverkehr. Denn Gran Canaria besitzt den einzigen Hafen der Inselgruppe. Auf den anderen Inseln finden sich nur offene Rheden. Da die Schiffe vor Las Palmas nicht löschen können, sondern den Schutz der Isleta aufsuchen, so hat sich an deren Südrand die Hafenstadt La Luz entwickelt. Eine nach Süden hinausgebaute Mole macht den Hafen völlig sicher. Läuft man in den kleinen Hafen ein, so hat man die Isleta mit ihren braunschwarzen, verbrannten Bergen und Felsen in nächster Nähe vor sich liegen, am Strande eine Menge weißleuchtender Häuser mit flachen Dächern, im Hafen eine Anzahl großer Dampfer und eine Menge Fischerkutter. Dabei herrscht reger Verkehr zu Wasser und zu Lande. Denn La Luz ist mit Las Palmas durch eine Dampfstraßenbahn verbunden und die zwischen Land und den großen Dampfern verkehrenden Ruder- und Dampfboote bringen Leben in das Bild. So wenig verlockend die Gegend auch aussah, so machte ich trotzdem der Isleta, die mich durch ihre Dürre und Kahlheit reizte, einen kurzen Besuch. Es landet sich leicht in La Luz. Zwei schöne große Steinmolen, an beiden Seiten mit Treppen versehen, machen das Anlegen der Boote selbst bei niedrigster Ebbe möglich. Auf den Molen herrscht lebhafter Verkehr. Eine Menge von Lastträgern sind beschäftigt und die Dampfkrähne sind fortwährend in Thätigkeit. Eingeführt werden Korbflechtwaaren aus Madeira in ganz erstaunlichen Mengen, ausgeführt werden Wein und zur Herbstzeit in Lattenkisten verpackte Bananen. Jede Kiste enthält immer eine ganze Traube und kostet etwa 5 sh. Diese Bananen gehen fast alle nach Liverpool. Ueberhaupt beherrscht das englische Capital hier die ganze Situation. Alle die großen Geschäfte (namentlich der Kohlenhandel) befinden sich in englischen Händen. Die wenigen Deutschen, die hier wohnen — etwa im Ganzen 10 — treten vollkommen zurück. Hat man sich durch das Getriebe auf der Mole durchgewunden, so fällt man auf der anderen Seite sofort den Lenkern von Einspännern und anderen Fuhrwerken in die Hände. Diese Rosselenker erbieten sich, den Fremdling zu einem möglichst unverschämten Preise nach der Stadt (Las Palmas) zu befördern, die etwa 4 km entfernt ist. Hier heißt es: Laß dich nicht verblüffen! Biete dem eifrig gesticulirenden Kerl den dritten Theil von dem, was er fordert, und du wirst ungefähr das Richtige getroffen haben. Augenblicklich brauchen wir aber die Dienste dieser edlen Dons nicht. Denn wir wollen ja die Isleta kennen lernen und auf deren Berge fährt uns kein Wagen. — Wir betreten nunmehr die Straße, um sofort bis über die Knöchel in feinen Staub zu versinken. Eine Staubsäule kommt uns entgegengewandelt: es ist eigentlich ein Cabriolet. Pfeifend nähert sich die Dampfstraßenbahn. Sie zieht einen langen Schweif wirbelnden Staubes hinter sich her. Ihre Insassen sind verstaubt wie alte Folianten. Also schnell halb rechts über die Hauptstraße hinüber und hinein in eine Nebenstraße. Hier umfängt uns wenigstens Sand — allerdings gemischt mit Küchenabfällen. Ist ja auch ganz hübsch, nur etwas unhygienisch. Im Sande geht's langsam bergan. Die paar Straßen liegen bald hinter uns, die schmale Landzunge desgleichen und wir steigen auf der braunschwarzen, schattenlosen Berglehne in der heißen Sonne höher hinauf. Zum Glück für uns weht heute ausnahmsweise ein steifer NW. Der hat aber unten den feinen Sand der hohen Dünen aufgewirbelt und sich in kurzer Zeit als Staubsturm etablirt, sodaß die ganze Insel in Staub und Dreck verschwindet und uns — für den Augenblick wenigstens — nicht ganz geeignet für die Kräftigung kranker Lungen erscheint. An Stelle des anfänglichen Sandes tritt bald eine braunschwarze Art von Conglomerat und schließlich wandeln wir über nackten Fels. Stellenweise steht Sandstein an. Alles sieht kahl und verbrannt aus. Das ist nicht zu verwundern. Denn es hat seit Februar nicht mehr geregnet. Nur niedriger Cactus, spärliche Mimosen- und Euphorbienbüsche (Euphorbia canariense) haben sich gehalten und führen in einzelnen Büscheln zerstreut ihr kümmerliches Dasein an den felsigen Hängen. So

*) Die Engländer sind bemüht, Gran Canaria zu einer Heilstätte für Schwindsüchtige zu machen.

sah die Isleta aus. Sie bot mit einigen Variationen überall dasselbe trostlose Bild. Einmal und nicht wieder! Noch schlimmer aber ist der Weg zur Stadt. Der ist schattenlos und führt durch den Flugsand der Dünen. „Die Sonne brennt, der Staub der weht!“ Es kann uns unter diesen Umständen also kein Mensch verdenken, wenn wir uns nach einer Fahrgelegenheit umsehen. Eingedenk der Forderungen der braven Rosselenker treten wir in die nächste fonda (Kneipe) ein und ziehen zunächst erst einmal Erkundigungen über die Verkehrsverhältnisse ein. Da erfahren wir denn, daß ein Einspänner zur Stadt 1 Peseta = 60 ₰ zu fordern hat und daß uns die Straßenbahn sogar für zwanzig Centimos = 12 ₰ in ihrer 1. Classe befördert. Diese unerhörte Billigkeit hat nun aber auch ihre Schattenseiten. Der Fahrplan der Straßenbahn ist nämlich insofern einer kleinen Unregelmäßigkeit unterworfen, als die Abfahrtszeiten bis auf eine Viertelstunde ab oder zu veränderlich sind. Ob aber diese Viertelstunde im gegebenen Falle ein Plus- oder ein Minuszeichen hat, wird nicht gesagt. Ja es kommt vor, daß die sogenannten Viertelstunden zu denjenigen gehören, von denen immer nur eine auf die halbe Stunde geht. — Endlich kommt der Zug mit seinen bestaubten Fahrgästen an. Wir steigen ein und finden die erste Classe ungefähr zur Hälfte von Engländern und Engländerinnen besetzt. Mit einem vernehmbaren Ruck setzen sich die offenen Wagen in Bewegung und der Staub beginnt in feinem Regen ununterbrochen auf uns niederzufallen. Bald werden durch den Staubschleier die beiden großen englischen Hotels: Metropole und Santa Catalina sichtbar. Sie liegen inmitten einer grauen Sand- und Steinwüste und sind bemüht, Gärten um sich zu züchten. Metropole liegt direct an der See und ist bei dem vorherrschenden Nordostwinde wenigstens auf einer Seite staubfrei. Beide Hotels sind mit allem Comfort ausgestattet, haben Lawn-Tennis-Plätze und gleichen trotz ihrer verstaubten Palmen und Gartenanlagen kleinen Oasen. Wenn ich auch anerkenne, daß in Anbetracht der örtlichen Verhältnisse und bei dem hier herrschenden Wassermangel in Bezug auf Einrichtung und Umgebung ganz Außerordentliches geleistet ist, so ist „schön“ immer noch ganz anders. Ich kann mir nicht recht vorstellen, daß sich Kranke hier auf die Dauer wohl fühlen können; vorausgesetzt, daß sie nicht bereits einen sanften spleen haben.

Bald erreichen wir die ersten Häuser der Vorstadt von Las Palmas. Es sind das die niedrigen weißen Häuser, die wir schon von der Rhede aus bewundert haben. Ein Haus sieht aus wie das andere: 3 Fenster Front und eine Hofthür. Alle die genannten Oeffnungen sind der Hitze wegen durch grüne Jalousien verschlossen. Aber mit dem Erscheinen dieser menschlichen Wohnungen hört die Reinheit der Wüste auf. Der feine Sand der Straße erscheint nunmehr, just wie in La Luz, durchsetzt von allerlei Küchenabfällen, Fruchtschalen, Strohbündeln, Leinewand- und Papierfetzen, alten Flaschen und Resten von Strohhüten, kurz von Dingen, die der Spanier für geeignet hält, auf die Straße geworfen zu werden. Da die Leute hier nun noch infolge des Holzmangels Pferde-, Esels- und Schafmist brennen, so entwickelt sich in den Straßen eine Art von Duft, der mit den bekannten Wohlgerüchen Arabiens wetteifern kann. Aber was recht ist, muß recht bleiben. Die eigentliche Stadt Las Palmas gewinnt bei näherer Bekanntschaft. Ja, man findet sogar, daß der Name „Palmenstadt“ eine gewisse Berechtigung hat. Denn auf dem kleinen gut gehaltenen Platz vor dem Gouvernement erblicken wir die ersten schönen großen Palmen. Noch zahlreicher sind diese Bäume an den Abhängen der großen Schlucht (baranco Guiniguada), die die Stadt in 2 Theile theilt. Sonst findet man sie nur in einzelnen Exemplaren. Im Großen und Ganzen macht Las Palmas — rund 20000 Einwohner — einen recht stattlichen Eindruck. Gut sieht namentlich die Plaza aus, die auf der einen Seite von der hochragenden Kathedrale, auf der anderen Seite von der Municipalität eingefaßt wird. Hier liegt auch die Post und das Guanchen-Museum, das die ethnographischen Ueberbleibsel jenes von den Spaniern mit so anerkennenswerther Niedertracht völlig ausgerotteten Volkes enthält. Jetzt erinnert nur noch die weiße Mantilla, mantilla canaria genannt, an die weißen Mäntel der Guanchen. Diese Mantilla wird hier allgemein von den Frauen getragen. In Spanien ist die Mantilla ja stets schwarz von Farbe. Ich hatte ursprünglich die Absicht, ein derartiges landeseigenthümliches Bekleidungsstück zu erwerben. Als ich aber erfuhr, daß die Dinger in Frankreich gemacht würden, da lehnte ich ab „mit stillem Dank“. Es giebt überhaupt nur noch eine einzige der Insel Gran Canaria eigenthümliche Industrie. Das ist die Herstellung von sauber gearbeiteten, zierlich mit Metalldraht eingelegten Messergriffen. Sonst ist Alles, was man hier findet, europäisches Fabrikat und das „made in Germany“ springt dem Besucher der Kaufläden auf Schritt und Tritt in die Augen. Die meisten Kaufläden finden sich natürlich in der Hauptstraße (Triana) und zwischen den vorwiegend auftretenden großen englischen erscheinen einige bescheidene deutsche Geschäftshäuser. Die Triana ist die einzige Straße, in der reges Leben herrscht. Es giebt da auch verschiedene Weinstuben. Doch sei man vorsichtig in der Wahl des Locals und des Weines. Denn der Wein, der hier geschenkt wird, erfreut nicht immer des Menschen Herz. Es wird nämlich eine unendliche Menge Kartoffelspiritus aus Hamburg eingeführt. Hat man erst die Stadt ein paar Mal durchwandert, so findet man bald heraus, daß sie ihre Glanzzeit längst hinter sich hat. Viele von den schönen altspanischen Privathäusern stehen leer oder sind nur zum Theil bewohnt. Reiche spanische Familien giebt es sehr wenige. Die Stadt ist todt und Leben findet sich nur in der Nähe der fremden Geschäftshäuser. Charakteristisches in Tracht und Aussehen sucht man vergebens. Der Mann aus dem Volke sieht aus wie der in Deutschland wohlbekannte italienische Eisenbahnarbeiter, der besser Situirte kleidet sich nach der neuesten Pariser Mode und nur die von den Frauen getragene Mantille bringt den spanischen Charakter zur Geltung.

Ich war mit der Stadt bald fertig und rüstete mich, das Hochland zu besuchen. Während der letzten Tage hatte es etwas geregnet, die Luft war durchsichtig klar geworden, die Berge sahen etwas wohlwollender aus und an einem schönen Morgen fuhr ich in einem kleinen Dreigespann von Las Palmas ab. Auf der puente de piedras (Steinbrücke) ging es über den baranco de Guiniguada. In dem etwa 50 Meter breiten steinigen Flußbett war kein Tropfen Wasser und doch soll zur Regenzeit in manchen Jahren das Bett fast gefüllt sein. An den beiden Seiten der felsigen Schlucht bauten sich malerisch die blendend weißen Häuser über einander, hohe Palmen standen dazwischen, in der Schlucht unten grünten Bananengärten, da wuchsen Feigen- und Kastanienbäume. Ueber dem Ganzen wölbte sich ein blauer wolkenloser Himmel und eine strahlende Sonne versprach einen schönen Tag. Entlang dem Baranco ging's in kurzem Galopp bergauf. Bald verließ die Straße die enge Schlucht und nahm in steilen Windungen das erste Plateau bis hinauf nach Tafira. Sie war eingefaßt mit Aloe, Mimosen und Eukalypten: war also schattenlos. In Tafira hatte ich den letzten Blick auf die See und dann erreichten wir kurz darauf Monte. Hier kamen wir wieder an den Rand des Baranco. Die Schlucht hatte sich hier zu einem tiefen Thale erweitert, Weinpflanzungen kamen in Sicht, Mais- und Zuckerrohrfelder wechselten mit einander ab und überall fanden sich große Becken zum Auffangen von Regenwasser. Von Zeit zu Zeit passirten wir einen schön gehaltenen Landsitz zu unserer Rechten, und wenn in dem breiten grünen Thal (Baranco) nicht Palmen gestanden hätten, so hätte man glauben können, sich in der Nähe von Bozen zu befinden. Es war erstaunlich, wie gut das Land überall angebaut und wie sorgsam allenthalben die Bewässerung durchgeführt war. Hier oben in Monte giebt es 2 große englische Hotels, die für Schwindsüchtige und Kranke eingerichtet sind. Die Hôtels bieten jegliche Bequemlichkeit (Pensionssatz pro Tag 10 sh.), leiden aber an chronischer Schattenlosigkeit. Je höher hinauf die Straße steigt, desto seltener werden die Palmen, desto häufiger die Kastanien- und Wallnußbäume. In dem kleinen Flecken San Mateo, der 3 Wagenstunden von Las Palmas entfernt ist, etwa 1000 m hoch liegt und das Ende der guten Fahrstraße bezeichnet, lohnte ich den Kutscher mit 20 Peseten = 12 ℳ und stieg in der fonda (Kneipe) des Dr. Isidor ab. Denn der Arzt war hier zugleich der Kneipwirth. Aeußerlich als Gasthaus erkenntlich war sein Haus nicht und es bedurfte ortskundiger Führung, um es zu entdecken. Von Reinlichkeit beim Essen schien hier oben nicht viel gehalten zu werden. Denn das sogenannte Speisezimmer befand sich in einem derartig verschmutzten Zustand und so von Fliegen überfüllt, daß ich es vorzog, den Tisch unter die innere Veranda des inneren Hofes setzen zu lassen und da mein Essen einzunehmen. Ich hatte zwar da die freiste Aussicht auf „die Klause, still berühmt im ganzen Hause“, aber es war doch in der nächsten Umgebung stubenrein und bis zu einem gewissen Grade fliegenfrei. Ich bekam sogar ein ganz reines Tischtuch. Das Essen war recht gut und bestand aus Suppe, Eierkuchen, Huhn in einer Pfeffertomatensauce, gebratenem

Fleisch, Quittenbrod, Käse, Wein und Kaffee. Der Wein war gut. Der Hamburger Kartoffelspiritus schien noch nicht bis hier herauf gedrungen zu sein. — Meine Absicht nun war den berühmten Aussichtspunkt, das Kreuz am Teyeda zu besuchen. Nach dem englischen Reiseführer (es giebt deren bereits 3 für die Canarischen Inseln) mußte die Aussicht geradezu überwältigend sein. Zu Pferde sollte man in $2\frac{1}{2}$—3 St. dahin gelangen können. Ein Führer war bald beschafft und kurz nach Mittag war ich bereits wieder unterwegs. Auf einem erbärmlich kleinen, dürftigen Pferdchen ging's langsam bergauf. Hier oberhalb San Mateo änderte sich der Charakter der Landschaft wesentlich. War das Auge bisher in der Nähe des großen Baranco durch grüne Felder, schönen Baumwuchs und hübsche landschaftliche Bilder erfreut worden, so sah ich jetzt einen verstaubten, öden, kahlen, baum- und strauchlosen Höhenrücken vor mir aufsteigen. Größere Ortschaften gab es nicht mehr, wohl aber fand ich einzelne Häuser bis hinauf zur Paßhöhe. Dabei war das Land in den kleinen Schluchten und an den weniger steilen Hängen fast bis oben hinauf zur Wolkengrenze angebaut, ich konnte die Wolkengrenze leider nur zu gut beobachten. Denn Nebelschleier legten sich jetzt auf die Gipfel des Hochlandes und senkten sich langsam tiefer und tiefer. Es begegneten mir viele Leute: Alles ritt. Namentlich einer fiel mir angenehm auf; er saß mit dem Regenschirm unterm Arm zu Pferde. Als Reitthiere waren hauptsächlich Esel vertreten. Diese kleinen unglücklichen, ruppigen Thiere verschwanden nicht nur theilweise vollständig unter den ihnen aufgepackten Lasten von trockenem Holz oder Maisstroh, sondern mußten ihrem ebenso ruppig aussehenden Herren noch als Reitthiere dienen. Je höher es ging, desto öder wurde es: Steine, steinbesäete Flächen und Staub! Plötzlich bog der Führer im rechten Winkel vom Weg ab. Es ging eine tiefe Schlucht hinunter. Hier waren überall Wasserrinnen angelegt, überall wuchsen Nuß- und Feigenbäume an den Hängen und überall war das Land angebaut. Der Weg wurde allmälig gießbachförmig, d. h. er bestand aus einem trocknen Bachbett, das erfüllt war mit großen Steinen. Immer tiefer ging's, immer schauderhafter wurde der Weg, immer vorsichtiger trat das Pferd, immer größer und kantiger wurden die einzelnen Abstufungen des Weges und schließlich befanden wir uns auf dem Boden einer tiefen, breiten Schlucht, in der ein kleiner Bach floß und in der Nuß- und Feigenbäume, Kastanien und Wein wuchsen. Es sah ganz hübsch grün unten aus und überall zerstreut lagen kleine Ansiedlungen und einzelne Gehöfte. Ich glaube, wir waren eben so tief wieder hinuntergestiegen, als wir vordem hochgekraxelt waren. Dafür lag nun aber eine neue, tief eingeschnittene, steil aufwärts führende Schlucht vor uns, in der wir wieder in die Höhe kriechen durften. Als der Weg beim Abwärtsreiten gar zu wüst wurde, war ich wiederholt abgestiegen und zu Fuß weiter geklettert. Die Folge davon war gewesen, daß, sobald ich abstieg, jedesmal der Führer aufstieg. Ich blieb also von nun ab trotz des andauernd schauderhaften Weges ruhig sitzen. Höher und höher ging's die Schlucht hinauf. Die Scenerie wurde hochgebirgsartig. Aus den jagenden Wolken ragten einzelne zerrissene graue Felszinnen hervor, Bäume und Sträucher hörten auf, die Umgebung nahm den Charakter einer wilden Oede an. Mühsam wandte sich der Saumpfand durch ein Gewirr von Felsblöcken. Plötzlich hörten die Felsblöcke auf und ich ritt über eine steinbesäete Hochfläche. Hier wuchsen einige dürftige Kräuter. Klares Wasser lief in einem kleinen Rinnsal nebenan — dort weideten Schafe. Ich war durchnäßt von Nebel. Aber ein frischer Wind blies mir entgegen und zerriß zuweilen die graue Wolkendecke, sodaß der blaue Himmel sichtbar wurde. Ich faßte wieder Muth und ritt weiter. Es dauerte auch nicht lange, da bekam ich einen niedrigen Steinwall in Sicht, auf dem ein kleines graues Holzkreuz stand. Noch ein paar Schritte vorwärts, ich hatte das Kreuz erreicht, der Nebel hob sich und vor mir breitete sich eine Fernsicht aus, die in ihrer wunderbaren Wildheit schwer zu beschreiben ist und die um so mächtiger wirkte, als ich sie nach den öden Schluchten und Hochflächen, die ich bis jetzt passirt hatte, gar nicht mehr erwartet hatte. Steil fiel in langen Zügen die Hochfläche gegen eine tiefe, breite Schlucht ab. In der Mitte des Bildes ragte ein wilder Fels senkrecht empor, wie die Ruine einer alten Burg. Zur Linken erhoben sich nackte Steinpfeiler spitz wie Nadeln und zur Rechten starrten steile Felsenabstürze in die Tiefe. Berg folgte auf Berg und über einander gethürmt erhob sich eine Bergkette über der andern, bis die letzte im blauen Duft des Horizontes verschwand. Hinter uns wallte der Nebel die Berge herauf, abgerissene Fetzen jagten der Wolkenbank voraus, kamen über den Bergsattel hinweg, auf dem wir standen, und verhüllten auf Augenblicke das großartige Bild. Aber immer wieder siegte der Südost, so daß wir wieder im Anblick dieser herrlichen Natur schwelgen konnten. Leider war die Zeit zu knapp bemessen. Schon nach einer Viertelstunde mußten wir umkehren. Durch Nebel, Fels und Schluchten arbeiteten wir uns wieder zurück und kamen bei Stockfinsterniß Abends um 7 Uhr in San Mateo an, nachdem wir eine volle Stunde im Dunkeln geritten waren. Kurz vor San Mateo begegneten uns noch Leute, die in dieser finstern Nacht ins Gebirge ritten. Herzlichen Glückwunsch! — Das Abendessen bei Don Isidor ähnelte dem Frühstück und war gut und schmackhaft, die Betten waren ebenfalls gut und reinlich. Aber das Waschwasser wurde in homöopathischen Dosen verabreicht, was bei dem allgemeinen Wassermangel allerdings nicht zu verwundern war. Am andern Morgen stellte sich heraus, daß die ganze Zeche nach unserem Gelde 3,05 ℳ betrug. Das ließ sich noch halten. Das Pferd incl. Führer hatte ebensoviel gekostet.

Der neue Morgen war wieder hell und klar und ich trat meinen Ritt über das Hochland an. Ich wollte quer hinüber nach Firgas. Der Weg an sich war noch bei Weitem schauderhafter als gestern, die Schluchten, die ich kreuzen mußte, noch tiefer und dabei brannte mir die Sonne ordentlich auf den Pelz. Ich hatte dasselbe Bild wie gestern: grüne gut angebaute Schluchten und steinbesäete, kahle, graue Hochflächen, auf denen die Wege theilweise durch Aloe eingefaßt waren. Ich ritt meist voran, und wenn der Weg nicht mehr zu erkennen war und ich deshalb nach dem Führer rief und mich erkundigte, wohin ich eigentlich reiten sollte, bekam ich stets die Antwort: „mulo sabe“ (das Maulthier weiß es). Und in der That, die Thiere fanden sich tadellos zurecht. So ritten wir durch Schluchten und über Hochflächen auf schauderhaften und schauderhaftesten Wegen bis nach Teror. Es war ja ganz interessant, den Weg zu machen und auf diese Art und Weise die ganze Oede des Hochlandes kennen zu lernen, aber zum zweiten Male thue ich das nicht. Es lohnt nicht. Erst im Thale vor Teror mit seinen Dörfern und Dörfchen wurde die Landschaft wieder belebter. Ich fand eine Menge interessanter Ansichten, die alle des Mitnehmens werth gewesen wären. Leider waren meine Platten zu Ende. Da in Teror kein brauchbares Wirthshaus zu finden war, so ritten wir weiter nach Firgas. Da aber fing unser Leiden an. Der felsige Boden hörte nämlich auf und es trat ein fetter rother Thon an seine Stelle. Es ging durch Kastanien- und Nußbaumhaine und das Land sah etwas grün aus. Denn es hatte zu unserem Schaden am Tage vorher stark in dieser Gegend geregnet. Das Wasser stand überall noch in kleinen Pfützen umher und der Weg war unangenehm glitschig. Mein Maulthier rutschte oft aus und stürzte das eine Mal beinahe mit mir. Ich stieg also ab. Zu meinem Erstaunen stieg aber diesmal der Führer nicht auf, sondern erklärte diesen Weg für muy malo und ging zu Fuße weiter. Es ging steile Halden hinunter und jedesmal kamen die Thiere ins Rutschen und segelten auf allen Vieren zu Thale wie ein Berliner Droschkengaul bei Regenwetter auf nassem Asphalt. Zu allem Ungemach fing es nun auch noch an, Bindfaden zu regnen. Enlich erreichten wir wieder etwas felsigen Boden und ich konnte wieder reiten. Ich sah gut aus, mein armes Maulthier aber noch besser. Dank seiner verschiedenen Rutschpartien klebte es nur so und glich einem wandelnden Stück Landstraße. Stolpernd, gleitend und rutschend bewegten wir uns vorwärts. Endlich gegen 2 Uhr Nachmittags kamen wir gründlich durchnäßt in Firgas an. Wir waren $6\frac{1}{2}$ Stunden zu Pferde gewesen, ohne etwas zu essen oder zu trinken bekommen zu haben. In Firgas war ich ganz gut aufgehoben. Die Verpflegung war aber nicht so gut wie in San Mateo. Der Führer, der für diese Vergnügungstour 3 ℳ bekam, ging denselben Weg sofort wieder nach San Mateo zurück! Nachdem ich mich etwas gestärkt und gereinigt hatte, ging ich, um das in der Nähe befindliche heilkräftige Bad mir anzuschauen. Zur Abwechslung mußte ich mal wieder in eine tiefe Schlucht hinunter. Ich ging meiner Schätzung nach wenigstens 200 m tief. Beim letzten Tagesscheine kam ich unten an und fand ein kleines Bretterhäuschen, das zwei in den Fels gehauene sargähnliche Löcher deckte. Das waren die Badewannen. Das Wasser lief spärlich, war aber sehr eisenhaltig. Das Bad kostete 40 ₰, der Führer, der mich rauf und runter

bugsirt hatte, 1 ℳ. Man merkte überhaupt, daß Firgas stärker von Fremden besucht wurde. Kostete doch an Ort und Stelle eine Flasche des natürlichen kohlensauren Wassers, das dicht bei Firgas zu Tage tritt, 13 ₰. Auch die Verpflegung war theurer als in San Mateo, dafür aber schlechter. Bis hier nach Firgas herauf kommen bereits vereinzelte Wintergäste. Ich blieb nur eine Nacht und zog am andern Morgen zu Fuß unter Leitung eines kleinen Führers einen prächtigen Weg an den Bergen lang, die sich langsam nach Arucas hinuntersenken. Die nächste Umgebung von Firgas und Arucas ist landschaftlich schön. Ueberall finden sich von Palmen und Eukalypten umgebene Gehöfte, überall läuft Wasser in kleinen, künstlich angelegten Rinnen, vor sich hat man im Hintergrund die See, im Mittelgrunde die Berge, an deren Fuß Arucas liegt. Nach Westen zu steigt in weiter Ferne über den Vorbergen das Canarischen Hochlandes der Pik von Teneriffa auf. Unten in Arucas, dessen nächste Umgebung sich wieder durch beneidenswerthe Schattenlosigkeit auszeichnete, hatte ich Gelegenheit, ausgedehnte Cactuspflanzungen zu sehen, die der Cochenillezucht dienten. Das war das einzig Bemerkenswerthe, was Arucas bot. Mit der Post fuhr ich auf staubiger, schattenloser Straße zurück nach Las Palmas. Der Weg ist mit wenig Ausnahmen langweilig. Die von Arucas kommenden Postwagen fahren dicht unter der Hauptbefestigung von Las Palmas, dem Castillo del Rey, vorüber. Dies Fort liegt auf dem die Stadt beherrschenden Plateau und hat eine schwache Besatzung. Aber selbst wenn die Besatzung stark wäre, so hätte sie doch nicht viel zu sagen. Denn die alten Steinwälle des Forts sind verfallen und die elenden kleinen Vorderlader, die aus den trümmerhaften Schießscharten hervorsehen, können nie einen Kampf mit den weittragenden Geschützen eines modernen Panzerschiffes aufnehmen. Unten am Strande liegt noch das kleine Fort San Cristobal. Es ist nicht viel mehr als eine Salutbatterie. La Luz ist völlig vertheidigungslos. Das „Erobern" von Las Palmas dürfte also den Amerikanern nicht viel Mühe machen. Dann allerdings würden sie einen wichtigen Stützpunkt in der nächsten Nähe von Spanien haben.

Bücherbesprechungen.

— **Bismarck's Politik in den Jahren 1864 und 1866**, auf Grund des Sybel'schen Werkes „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." in gemeinverständlicher Form dargestellt von Dr. **Franz Bölker**. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1898. IV, 97 SS. 8°. Preis: 0,80 ℳ. — Eine Darlegung der Politik Bismarck's in den Jahren 1863—1866, in denen der Grundstein zu dem stolzen Bau des Deutschen Reiches gelegt worden ist, ist schon oft versucht worden; vor Allem aber wird das großartige Geschichtswerk Sybel's noch lange die Hauptquelle für die politische und diplomatische Geschichte der großen Zeit bleiben. Das vorliegende Schriftchen beruht, wie der Titel offen ausspricht, lediglich auf dem Sybel'schen Werke, ist ein für weitere Kreise berechneter Auszug aus demselben, der übrigens mit entschiedenem Geschick und Verständniß gemacht ist und daher seinen Zweck, der großen Menge derer, die nicht das umfangreiche und kostspielige Werk Sybel's sich beschaffen und studiren können, die wichtigsten Ergebnisse desselben zu übermitteln und das Verständniß für die Politik des größten deutschen Staatsmannes zu erschließen, wohl erreichen wird. Mit Rücksicht auf die eingehenden Besprechungen, die wir s. Z. an dieser Stelle dem Werke Sybel's gewidmet haben, glauben wir von einem tieferen Eingehen in den Inhalt der Schrift Bölker's absehen zu können. —m—

— **Kriegsfahrten von Jena bis Belle-Alliance.** Erinnerungen eines Soldaten der englisch-deutschen Legion. Herausgegeben und illustrirt von **H. Lüders**. Leipzig, R. Voigtländer's Verlag. Preis 2,25 ℳ. — Es ist ein ganz eigenthümliches Buch, das in der Reihe der trefflichen biographischen Volksbücher erscheint, und verdient wohl die Aufmerksamkeit des lesenden Publicums. Es ist ein schlichter Mann, ein gemeiner Soldat, der seine Erlebnisse aus großer denkwürdiger Zeit in einfacher, außerordentlich ansprechender Weise erzählt. Die Zeit der Napoleonischen Kriege erhält durch diese Aufzeichnungen eine Beleuchtung, wie sie drastischer und packender wohl kaum gegeben werden kann. Der Mann, dem wir sie verdanken, war nicht in der Lage, sie selbst zu schreiben; er hat sie auf Drängen seiner Freunde einem Lehrer seines Heimathsortes sozusagen in die Feder dictirt. Das durchaus Ungesuchte, Ungekünstelte, was uns allenthalben entgegentritt, die zweifelsohne ungeschminkte Wahrheit, die aus jedem Worte hervorleuchtet, giebt dem Werkchen seinen Werth. Der Held der Geschichte nahm als preußischer Soldat an der Schlacht von Jena theil, ließ sich 1809 vom Herzog von Braunschweig anwerben, machte dessen berühmten Zug durch Deutschland mit, betheiligte sich bei der englisch-deutschen Legion an den Kämpfen unter Wellington in Spanien und kämpfte nach mancherlei Irrfahrten schließlich mit bei dem großen Entscheidungskampfe bei Belle-Alliance. Das Buch kann allen Volks-, Schul- und Regiments-Bibliotheken nur auf das Angelegentlichste empfohlen werden. —ff.

— **The Literary Echo.** A fortnightly newspaper destined for the study of the English language edited by **Wilhelm Weber**. Heilbronn a. N. Eugen Salzer. — Bringt reichhaltiges Material, Stücke belehrenden und erzählenden Inhalts mit Anmerkungen, Uebersetzungsaufgaben, Sprechübungen ꝛc. Neben dem Zweck der Sprachbereicherung und Weiterbildung in Rede und Schrift wird auch die ästhetische, gemüthliche Seite bei der Auswahl des Lesestoffes nicht außer Acht gelassen. Kann zur Fortbildung empfohlen werden. W—k.

— **Forst- und Jagdkalender 1899.** Begründet von **Judeich** und **Schneider**, neubearbeitet von **Neumeister** und **Behm**. Erster Theil. In Leinwand gebunden Preis 2 ℳ. (Berlin, Verlag von Julius Springer.) — Dieser Kalender, der sich seit 49 Jahren dem Forstmann unentbehrlich gemacht hat, erscheint auch in diesem Jahre wiederum verbessert, ohne dadurch an Handlichkeit einzubüßen. Er ist so bekannt und geschätzt, daß eine besondere Empfehlung überflüssig erscheint. Neu sind angefügt die Zollsätze für die Einfuhr des Holzes in das deutsche Zollgebiet wie auch die Eisenbahntarife, eine für Viele schätzenswerthe Neuerung und Verbesserung. Ebenso ist im Jagdkalender manches ergänzt. Kein Forstmann oder Forstbesitzer sollte versäumen, diesen Kalender sich anzuschaffen, der Allen, welche ihn geführt, unentbehrlich geworden ist. W. v. H.

— **Schwarz**, Dr. med., Director des Schlacht- und Viehhofes zu Stolp i. P., **Bau, Einrichtung und Betrieb öffentlicher Schlacht- und Viehhöfe.** Zweite Auflage, gr. 8°, 488 S. mit 196 Textabbildungen. Berlin bei Julius Springer, 1898. Preis 10 ℳ. — Dieses für Sanitäts- und Verwaltungsbeamte geschriebene Handbuch nimmt einen hervorragenden Platz in der Literatur ein. Außer einer recht guten Einleitung, welche über die Schlachtstätten im Alterthum und Mittelalter, über die erste Bewegung bezüglich des Fleischbeschauwesens in Deutschland, endlich über die geschichtliche Entwickelung der Schlachthöfe in den übrigen Staaten Europas handelt, ist der reichhaltige, aber klar und bündig gehaltene Inhalt des Buches in folgende Hauptcapitel getheilt, nämlich in: Gesetze über die Errichtung und Benutzung öffentlicher Schlachthäuser, Für und wider den Schlachtzwang, Von wem soll der Bau eines Schlachthofes ausgehen?, Allgemeines über die Anlage eines Schlachthofes, Specielle Beschreibung der einzelnen Gebäude, Nebenanlagen (Kühlhaus, Roßschlächterei, Freibank, Talgschmelze, Albuminfabrik, Darmschleimerei, Haut-Schuppen und Hautsalzerei, Hackfleischanstalt, Bäder, Anstalt für animalische Bäder und Trinkkuranstalt zum Nutzen kranker Menschen, Impflymphgewinnungsanstalt, Hundeasyl, Conservenfabrik, Pökelanstalt, Volksspeiseküchen), Abwässerkläranlagen und Düngerverwerthung, Grenzschlachthofhäuser und See-Quarantäneanstalten, Verwaltung und Personal der Schlachthäuser und Viehhöfe, Allgemeines über Gemeindebeschlüsse und Verordnungen, Verwerthung und Vernichtung beanstandeten Fleisches, Schlachtviehversicherungen, Viehhof, Markthallen. Dr. Oscar Schwarz, durch seine schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiete der Fleischhygiene rühmlichst bekannt, war ganz der Mann dazu, ein solches gründliches, wichtiges, brauchbares und zugleich interessantes Werk zu schaffen, da ihm reiche theoretische Kenntnisse und praktische Erfahrungen bezüglich des Fleischbeschauwesens und Dessen, was damit zusammenhängt, in vollem Maße zu Gebote stehen. — Die Verlagshandlung hat es an einer sehr guten Ausstattung des Buches nicht fehlen lassen, der Preis desselben ist verhältnißmäßig ein geringer. Jedem, der sich für öffentliche Gesundheitspflege interessirt, insbesondere aber Thierärzten, Aerzten, Verwaltungsbeamten, Baumeistern sei dies Buch nachdrücklich empfohlen.

Professor Dr. Zürn-Leipzig.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 124. Sonnabend, den 22. October, Abends. 1898.

Aus einem alten Reisehandbuch.

Je mehr die Meinung verbreitet ist, daß die Reisewuth eine charakteristische Eigenthümlichkeit unserer Zeit sei, desto mehr ist man überrascht, zu finden, daß schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts „eine übermäßige Reisebegierde“ zu den stehenden Eigenschaften der Deutschen gerechnet wurde. Man verglich diese Wanderlust mit einer epidemischen Krankheit und glaubte in allem Ernste Nachwirkungen des Triebes darin zu entdecken, der sich in der Völkerwanderung in so kolossaler Weise kundgegeben. Aber freilich reiste man damals anders als heutzutage. Die berühmteste deutsche Reisebeschreibung aus jener Zeit ist von Johann Georg Keyßler. Der Titel lautet: „Johann Georg Keyßler's Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen, in welchen der Zustand und das Merkwürdigste dieser Länder beschrieben und vermittelst der natürlichen, gelehrten und politischen Geschichte, der Mechanik, Maler-, Bau- und Bildhauerkunst, Münzen und Alterthümer, wie auch mit verschiedenen Kupfern erläutert wird.“ Diesem Titel gegenüber prangt das Bild des Verfassers in Allongeperücke und Galakleid, wie er in seiner Bibliothek an einem mit Landkarten bedeckten Tische steht. Sein Werk füllt nicht weniger als zwei Quartbände von 1500 eng gedruckten Seiten, Anhang und Register ungerechnet. Man sieht, zu den leichtfertigen, elegant broschirten Octavbändchen unserer Reisebibliotheken verhielt sich dies ehrwürdige Opus ungefähr wie die Saurier einer antediluvianischen Periode zu den Geschöpfen der Jetztwelt, zu seiner Zeit machte es großes Aufsehen, erlebte drei Auflagen in weniger als fünfzig Jahren und wurde in's Englische und Holländische übersetzt. Selbst für uns enthält es manche willkommene Nachricht und zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts ist es ein Beitrag von unschätzbarem Werth. Der Verfasser, Sohn eines gräflich Giech'schen Hofraths und Archivarius, war in dem Marktflecken Thurnau, der Residenz der Reichsgrafen von Giech, 1693 geboren, hatte in Halle die Rechte studirt, sich aber daneben eine umfassende Bildung und namentlich in der classischen Literatur und Geschichte gute Kenntnisse erworben. 1713 begleitete er einen jungen Grafen von Giech als Hofmeister nach Utrecht, wo er zum Studium der nordischen Alterthümer angeregt wurde; auf dieselbe Weise lernte er einen großen Theil von Deutschland, Frankreich und den Niederlanden kennen. Später wurde er Erzieher zweier Enkel des großbritannischen und braunschweig-lüneburgischen Staatsministers Bernstorff, welches er länger als zehn Jahre blieb, worauf er seine beiden Zöglinge nach Tübingen begleitete und dann mit ihnen die Reise machte, die er in dem obengenannten Werk beschrieben hat. Sie dauerte vom April 1729 bis ins Jahr 1731 und wurde auch auf die Niederlande und England ausgedehnt. Den Rest seines Lebens verbrachte er in gelehrter Muße als Aufseher der Bibliothek und des Münz- und Naturaliencabinets des Freiherrn v. Bernstorff; dem letzteren hinterließ er eine bedeutende Mineraliensammlung, die er auf seinen Reisen zusammengebracht hatte. Er starb 1743 in ehelosem Stande. Sein Biograph hebt diesen Umstand besonders hervor, da er fürchtet, man könnte sonst einige „schalkhafte Anmerkungen“, die Keyßler sich hin und wieder in seinen Schriften erlaubt habe, mißdeuten. „Sie sind so beschaffen, daß sie der einen Hälfte des menschlichen Geschlechts unmöglich gefallen können; sie verlieren aber allsofort alles Anstößige und Beleidigende, wenn man weiß, daß der schalkhafte Anmerker als ein Hagestolz gelebt hat und als ein solcher verstorben ist.“ — Ob es heutzutage Jemanden giebt, der sich rühmen kann, die beiden Quartanten von Keyßler ganz durchgelesen zu haben, bezweifeln wir sehr. Man kann in der That davon sagen, was Macaulay von dem Leben Burleigh's des Doctor Nares gesagt hat: „Vor der Sündfluth mögen Hilga und Schalun solch ein Buch als leichte Lectüre angesehen haben; unglücklicher Weise dauert aber jetzt ein Menschenleben 70 Jahre, und wir können nicht umhin zu denken, es sei etwas unbillig, uns einen so großen Theil eines so kurzen Daseins abzufordern.“ Indessen braucht man in Keyßler's Reisebeschreibung auch nur geblättert zu haben, um den Verfasser hochschätzen zu lernen. Er zeigt überall eine sehr entschiedene Sittlichkeit, die von Rigorismus ebenso entfernt ist als von Laxheit und Frivolität; er ist ein aufrichtiger Protestant ohne Bigotterie oder Intoleranz, und was damals am Seltensten sein mochte, er besitzt eine gründliche und ausgebreitete Gelehrsamkeit ohne Hochmuth und Pedanterie. Seine Ansichten sind in hohem Grade vernünftig, seine Beobachtungsgabe nicht gering und seine Auffassung von einer überraschenden Objectivität. Als Begleiter zweier vornehmer Cavaliere hatte er manche Gelegenheit, sich über die höhere Gesellschaft der Residenzen zu unterrichten; aber seine Aufmerksamkeit war auch auf die Charaktere der verschiedenen Nationen, ihre Verfassung, Institutionen, Bildung, Sitten und Gebräuche gerichtet. Doch waren seine Interessen vorwiegend wissenschaftlicher Natur; Beschreibungen von Bibliotheken, Sammlungen, Antiquitäten, historischen Denkwürdigkeiten und Monumenten nehmen den größten Raum in seinem Werke ein, besonders hat er viele Hunderte lateinischer Inschriften in ihrer ganzen Länge copirt. Daneben fehlt es nicht an pikanten Anekdoten aus dem Privatleben fürstlicher Personen, curiosen Notizen über gelehrte Frauenzimmer und Beschreibungen unerhörter Naturwunder und Monstra. Kurz, es ist Nichts übergangen, was damals ein gewissenhafter Reisender gesehen haben mußte, und der Herausgeber meldet, daß viele Reisende, selbst von höchstem Range, sich seines Buches auf ihren Reisen als eines Wegweisers bedient haben. Man kann sich hiernach von dem Umfang ihres Gepäcks eine Vorstellung machen. Naturschönheiten ließ Keyßler keineswegs unbeachtet; über Manches, wie über den Wasserfall von Terni, die Ansicht Genuas von der See aus, äußert er sich enthusiastisch. Weite heitere Prospecte liebt er am meisten und seinen landschaftlichen Geschmack charakterisirt es schon, daß „angenehm“ das höchste Lob ist, das er einen schönen Gegend zu geben weiß. Eine fruchtbare, gartenartig angebaute Ebene zog er trotz ihrer Monotonie der großartigsten Gebirgsgegend vor, ja er scheint keinen Begriff gehabt zu haben, daß man eine unfruchtbare Landschaft überhaupt schön finden könne. Er rühmt z. B. die ganz flache und einförmige Gegend bei Mantua. „Man kann sich nicht genug verwundern über die Fruchtbarkeit der Felder und Wiesen, die reihenweise mit Bäumen, um welche sich die Weinreben schlingen, bepflanzt sind. Die Menge der Nachtigallen, so sich in diesem Strich aufhalten, giebt ihm in der jetzigen Jahreszeit eine neue Annehmlichkeit. Man wird in Italien der schönen Gegenden fast gewohnt, dergestalt, daß man sie mit der Zeit nicht mehr so sehr, als anfänglich geschieht, achtet; ich bin aber versichert, daß derjenige, so z. B. in dem gebirgigten Tirol, Salzburg, auf dem Harze, sächsischen Bergstädten, desgleichen in den Wäldern von Thüringen und Pommern, in den sandigen Gegenden von Schlesien, der Markgrafschaft von Brandenburg und Mecklenburg oder in den Haiden von Lüneburg und Westfalen erzogen worden und auf einmal in die auserlesensten Prospecte von Italien gebracht werde sollte, ganz ungemeine Regungen und Vergnügungen empfinden würde.“ Man sieht, er fand die Schluchten und Thäler der Salzburger und Tiroler Alpen ebenso wenig „angenehm“ als die märkischen Kiefernwälder und die Lüneburger Haide: weil nämlich alle diese Gegenden ihm gleich unfruchtbar, öde und unfreundlich erschienen. Doch war dies nicht etwa ein individueller Geschmack, sondern wir dürfen annehmen, daß er von der Mehrzahl der Gebildeten in jener Zeit getheilt

wurde. In demselben Jahre, wo Keyßler sich so geringschätzig über die deutschen Gebirge aussprach, reiste ein gebildeter Engländer, Capitän Burk, in den schottischen Hochlanden und erklärte sie für so häßlich, daß eine Sandsteppe, mit ihnen verglichen, lieblich erscheinen müsse. Und der Dichter des „Landpredigers von Wakefield", der sich im Jahre 1753 in dieselben Gebirge wagte, sprach mit Abscheu von ihrer scheußlichen Wildheit, während er die Umgegend von Leyden mit ihren weiten grünen Wiesen, Landhäusern, Statuen, Grotten, Blumenbeeten und gradlinigen Alleen für unvergleichlich schön erklärte. Macaulay, der diese beiden Aeußerungen angeführt hat, glaubt den Grund der damaligen Stumpfheit gegen die landschaftliche Schönheit der Hochlande in ihrer Unsicherheit und Gefährlichkeit suchen zu müssen. Aber dies ist ohne Zweifel ein Irrthum. Denn die deutschen Gebirge, die Keyßler damals mit so großer Geringschätzung betrachtete, waren damals vollkommen sicher und verhältnißmäßig bequem zu bereisen, während andererseits Reisende in unsern Tagen sich durch die augenscheinlichsten Gefahren nicht abhalten lassen, die Schönheit des Libanon oder der Cordilleren richtig zu würdigen. Vielmehr ist zu sagen, daß die Richtung des Naturgefühls, das vorzugsweise das Grandiose, Wilde, mit einem Worte das Romantische in der Natur aufsucht, jenem Zeitalter noch ebenso fremd war wie der Begriff und das Wort, mit dem wir ihn bezeichnen. In der Kunst war Keyßler kein eigentlicher Kenner und sein Geschmack natürlich von den Einflüssen einer Zeit nicht frei, in der Affectation, Schwulst und Manier als das Höchste galten. Doch fehlte es ihm nicht an richtigem Blick und lebhaftem Gefühl und zuweilen liest man seine einfach ausgedrückten Urtheile lieber als die hochtrabenden Phrasen moderner Enthusiasten. So hat er z. B. den Werth der mediceischen Venus treffend und erschöpfend bezeichnet: „Die Blüthe der Jugend, ein gefälliges und stilles Wesen, die Schönheit und Schamhaftigkeit streiten in ihrem Gesichte mit einander um den Vorzug." Auch über die Nacktheit des Laokoon (obwohl er sonst ein großer Feind alles Nackten ist) äußert er sich sehr verständig. „Man hat allhier auch Gelegenheit zu bemerken, wie die alten Meister, um ihre Kunst desto besser zu zeigen, bisweilen von der natürlichen und wahren Beschaffenheit abgegangen. Denn Laokon konnte als ein Priester mit seinen Kindern nicht nackend in öffentlicher Versammlung erschienen sein, wie ihn jedoch der Bildhauer nur, um mehrere Kunst und Geschicklichkeit anbringen zu können, abbildet." Daß der Katholicismus der Kunst einen günstigeren Boden biete als der Protestantismus, glaubte er zwar, aber nicht, weil er die Phantasie stärker anregt, sondern „wegen des vielen äußerlichen Prachtes", der an die Kirchen und Klöster gewandt wird. Das heilige Abendmahl ist wenigstens 15 000 mal in den italienischen Kirchen gemalt und die Verkündigung Mariä wohl mehr als 50 000 mal. Die Maler mußten sich bemühen, einander zu übertreffen und ihren Werken immer neue Zierden oder Veränderungen zu geben; und was für Gelegenheit gaben nicht die mannigfaltigen biblischen Historien einem Künstler, die Stärke seiner Einbildungskraft und die Geschicklichkeit seiner Hand an den Tag zu legen. Dieses Alles mangelt bei Protestanten, weil man zur Verhütung des Mißbrauches die Kirchen mit wenigen Bildern und Gemälden zieret. Weltliche große Herren haben viele andere große Ausgaben, und es kommt ihnen sauer an, viele Summen Geldes auf Gebäude, Statuen, Gemälde u. s. w. zu verwenden, als denen Klöstern, welche öfters nicht wissen, wo sie mit dem baaren Gelde hin sollen, dabei auch versichert sind, daß sich die angewandten Unkosten durch den untrüglichen Zulauf des Volkes in ihren Kirchen zehnfach wieder bezahlen." Freilich gab es damals keine Fürsten, die die Kunst um ihrer selbst willen beförderten, man sah sie ausschließlich entweder im Dienste des Luxus oder im Dienste der Religion und ließ sich noch nicht träumen, daß Kirchen und Paläste einst ihre Kunstschätze an Museen herausgeben und daß die Werke, die nur zur Augenweide der Vornehmen und zur Erbauung der Frommen bestimmt schienen, einst als allgemein menschliches Bildungsmittel wirken würden. — In religiösen Dingen mißbilligte Keyßler alle Extreme und war der Ansicht, daß „Meinungen und Ueberzeugungen des Gemüths sich nicht durch äußerliche Zwangsmittel einzwängen lassen". „Zu Tübingen", erzählt er, „müssen alle Professoren, von was Facultät sie auch sind, die Concordienformel unterschreiben. Herr N. hat unterzeichnet: »Die göttlichen Wahrheiten, die in dieser Schrift enthalten sind, unterschreibe ich.« Es ist zwar wahr, daß man auf diese Art auch den Alcoran unterschreiben kann; allein vielleicht ist es doch rathsamer, solche allgemeine Ausdrückungen zuzulassen, als die Gewissen mit menschlichen Regeln mehr und mehr zu belästigen und die Zahl der Heuchler oder Meinungen zu vergrößern." Keyßler war ernstlich mit sich zu Rathe gegangen, ob ein Protestant nicht so unparteiisch und objectiv über katholische Länder schreiben könne und müsse, daß seine Confession sich nirgends verrathe. Er glaubte aber diese Frage verneinen zu müssen. Wenn z. B. Reliquien, die ihrer Natur nach nur einmal vorhanden sein können, an verschiedenen Orten gezeigt und jede durch eine päpstliche Bulle für echt erklärt werde, so müsse man entweder der Wahrheit oder dem katholischen Glauben zu nahe treten. Er berichtet jedoch auch über die handgreiflichsten Betrügereien in der schonendsten Weise, obwohl er nicht umhin kann, zuweilen eine Vermuthung über den wahren Sachverhalt zu äußern, z. B. daß das Blut des heiligen Januarius an dem Feste dieses Heiligen in Neapel auf eine sehr natürliche Weise zum Fließen gebracht werde. Gewöhnlich erzählt er aber die Wunder der Heiligen, ohne seine Zweifel anders zu äußern, als etwa durch die drollige Trockenheit des Ausdruckes. In der Kirche San Lorenzo fuori le Mura bei Rom liegt der heilige Laurentius begraben. „Der Papst Pelagius brachte in nachfolgenden Zeiten den Leichnam des ersten Märtyrers Stephan von Konstantinopel nach Rom und legte ihn mit in diesen Sarg, welches dem heiligen Laurentius so wohl gefiel, daß er dem neuen Gast in seinem Sarge nicht nur freiwillig Platz machte, sondern auch die rechte Hand gleichsam zur Bewillkommnung wunderbarerweise darbot." Auch ermangelt er nicht, genau den Ablaß anzugeben, der in jeder katholischen Kirche zu erhalten ist, und berichtigt bei dieser Gelegenheit einen noch jetzt sehr v.rbreiteten Irrthum. „Ich muß auch dieses hiebei melden, daß diejenigen Protestanten, die da glauben, der Ablaß gehe auf die Zeit dieses irdischen Lebens, und könne man also auch ein Jahr lang sündigen, wenn man auf ein Jahr Ablaß geholet, sich gröblich irren, und die Römischkatholischen keinen andern Begriff davon haben, als daß z. B. Derjenige, welcher, um die Reinigung seiner Seele zu vollbringen, 100 000 Jahre in dem Fegefeuer billig zubringen müßte, mit einer Zeit von 10 000 Jahren abkommen kann, wenn er sich mit so vielen Ablässen, als zu Abtragung von 90 000 Jahren erfordert wird, bei seinem Leben versorget hat." Am meisten Interesse haben Keyßler's Nachrichten über die Zustände und Sitten der von ihm besuchten Hauptstädte. München (das damals 40 000 Einwohner hatte) galt für eine außerordentlich schöne Stadt. „Dem Könige Gustav Adolf gefiel die Stadt München so wohl, daß er sagte, es fehlte ihr nichts als Walzen, um sie an einen andern Ort bringen zu lassen, weil er wohl sah, daß es unmöglich war, dieses Land zu behaupten. Hätte er die Stadt in dem jetzigen Stande sehen können, würde er sie noch mehr geliebet und gerühmet haben, sintemal nachher in ihren breiten und geraden Gassen so schöne weltliche und geistliche Gebäude aufgeführet worden, daß wenige Städte Europas es ihr darinnen zuvorthun." Das schon damals berühmte Bockbier war ein kurfürstliches Monopol. „Der Kornhandel, die Eichelmast, das weiße Bier und das Salz bringen sehr große Summen in den Schatz. Zu München brauet man im Frühjahr und bis zu Anfang des Juni ein doppeltes weißes Bier, Ambock genannt, das sehr stark ist und an Geschmack dem englischen feinen Oele gleichkommt, von welchem es aber in der Dauerung übertroffen wird. Das Monopolium vom weißen Biere soll allein über eine Million Gulden jährlich eintragen." „Uebrigens kann derjenige, so wegen der deutschen Sprache reiset, getrost aus diesem ganzen mittäglichen Striche unseres geliebten Vaterlandes bleiben, weil sowohl die Schwaben als Schweizer, Baiern und Oesterreicher etwas hart mit unserer Muttersprache verfahren und öfters solche Redensarten einmischen, die einem Obersachsen gar fremde vorkommen, zu dessen Beweis ich voritzt auf das einzige Wort Schnupftuch mich beziehe, für welches die Biyern sagen: ein Nosenwischer, die Schweizer ein Nosenlumpen und die Oesterreicher Fazonette, welches sie aus dem Italienischen entlehnt haben." — Folgendes ist charakteristisch für die damalige Zeit, weil es zeigt, welch' grenzenlose Ehrfurcht ein guter Deutscher hohen Personen als solchen unter allen Umständen schuldig zu sein glaubte. Die freie Reichsstadt Ulm, die im spanischen Erbfolgekriege von den mit Frankreich verbündeten Bayern besetzt worden war, hatte 1704 ihre Freiheit wiedererlangt. Sie hatte auf das Ereigniß eine Medaille prägen lassen, deren Revers lautete: „Das von den Oui Oui und den Schweinen befreite Ulm"; die Bayern wurden nämlich von ihren Nachbarn öfters „wegen

ihrer starken Schweinezucht vexiret". Keyßler fand den Revers höchst „unmoralisch". „Es ist und bleibt", sagte er, „eine unbesonnene Verwegenheit, die mit der Ehrerbietung, welche man großen Herren schuldig ist, wenn sie auch unsere offenbaren Feinde werden, auf's äußerste streitet." Einem Deutschen könne solche „Unbescheidenheit" nie verziehen werden, eher noch einem Holländer, „als deren gemeines Volk von Jugend auf von Monarchen mit schlechter Ehrerbietung spricht". Zum Beweise für die Frechheit der Holländer wird sodann ein „grober satirischer Kupferstich" auf die Schlacht von La Hogue angeführt, auf dem ein holländischer Seemann mit seinem Ruder die ganze französische Flotte wegschlägt mit der Ueberschrift: „Canaille yt de canal". Er ist überzeugt, daß verständige Holländer „solche ungezähmte Freiheit" niemals gutfinden werden. Diese Unterthänigkeit gegen Landesfeinde, blos weil sie große Herren sind, dürfte heutzutage auch den leidenschaftlichsten Verehrern der absoluten Monarchie bedientenhaft erscheinen. Der gute Kreyßler hat aber ohne Zweifel nichts Anderes als die damals in Deutschland herrschende Gesinnung ausgesprochen. Ueber die Prachtliebe des Kurfürsten von Sachsen konnte er allerdings nicht umhin, sich einigermaßen bedenklich zu äußern. Die Unkosten eines im Jahre 1730 zu Mühlberg gehaltenen Hoflagers betrugen über fünf Millionen Thaler, eine Summe, die damals etwa den dreifachen Werth hatte. Ueber diese rasende Verschwendung, die das bereits ausgesogene Land völlig erschöpfte, macht Keyßler folgende submisse Bemerkung: „Wenn man bei dergleichen Pracht, wodurch vieles Geld aus dem Lande gegangen, den unglücklichen polnischen Krieg und daß allein die Schweden an 24 Millionen Thaler aus dem Lande gezogen haben, betrachtet, so ist leicht zu erachten, wie mächtig dessen Herr sein würde, wenn Ruhe, eine nicht zu weit getriebene Sparsamkeit in Ansehung der Schatzkammer und gelinde Auflagen den Unterthanen verstatteten, sich recht zu erholen und die Handlung nebst den Manufacturen, wozu es ihnen weder an Gelegenheit, noch Materialien mangelt, in besseren Gang zu bringen." In der vornehmen Gesellschaft der Residenzen war hohes Spiel an der Tagesordnung. „Wer von altem Adel und gutem Vermögen ist, dabei auch ein hohes Kartenspiel nicht scheuet, kann in Wien viel Vergnügen finden und versichert sein, daß er von keiner Gesellschaft ausgeschlossen wird. Die gewöhnlichsten Fragen, welche sonderlich Damen wegen eines Fremden, der das erste Mal von einem ihrer Bekannten in die Assemblées geführt wird, ergehen lassen, kommen auf die drei Hauptartikel an: 1) ob der Fremde von altem Adel; 2) ob er reich sei und 3) ob er spiele? Können diese drei Fragen mit Ja beantwortet werden, so ist kein ferneres scharfes Examen zu befürchten. Zuweilen ersetzt das hohe Spiel alles Dasjenige, was bei dem ersten Umstande mangeln möchte." In Turin kostete es ebenfalls keine Mühe, in der höchsten Gesellschaft eingeführt zu werden, wenn man nur spielen wollte. „Es haben aber Reisende Ursache, wohl auf ihrer Hut zu sein, denn wenn man gleich seine Partie mit den ehrlichsten Leuten macht und keine künstlichen Betrügereien zu befürchten hat, so muß man doch sehr wohl beschlagen und fast ein Spieler von Profession sein, wenn man es mit ihnen aufnehmen will, weil die piemontesische Nation gleichsam von Mutterleibe an spielet und solchergestalt diese Wissenschaft ohne Mühe auf einen sehr hohen Grad bringt, daß ihr Wenige darin beikommen." In Nürnberg sah Keyßler einen bereits vor 100 Jahren verfertigten Rebus und bemerkt darüber: „es ist bekannt, wie vor 15 oder 20 Jahren die sogenannten Rebus in Frankreich Mode geworden und fast die ganze Nation in solche Schwachheiten verfallen. Man sah solche als eine neue Probe des zunehmenden menschlichen Verstandes an und machte auch sogar bei Hofe viel Wesen aus dergleichen Einfällen, von deren Hochachtung man noch nicht gänzlich zurückgekommen, ob sie gleich öfters theils auf abgeschmackte, theils auf unehrbare Vorstellungen hinausliefen." Der erwähnte Rebus in Nürnberg dient zum Beweise, daß diese Absurdidät schon damals mindestens zum zweiten Male Mode geworden war. Die Nürnberger Damen bekam ein Fremder selten zu sehen; selbst Herren aus der Stadt kamen nicht in ihre Gesellschaften. „Wenngleich ein Fremder mit den besten Recommandationsschreiben an einen Nürnberger, der eine Frau und Tochter hat, versehen ist, so wird dieser doch die ihm empfohlene Person selten zu sich in's Haus laden, sondern sich begnügen, daß er sie im Wirthshause tractire und womöglich ihr mit einem Rausche eine Ehre (wie sie es nennen) anthue." — Den Regensburger Reichstag fand Keyßler in einiger Aufregung über „die seltsame Aufführung der französischen Gesandten". Die fürstlichen Gesandten verlangten für sich den Titel Excellenz, den sie einander auch beilegten, die kurfürstlichen Gesandten aber protestirten dagegen und einer von ihnen bat einstmals einen Cavalier, der öfters bei ihm speiste und daselbst die fürstlichen Gesandten auch Excellenz titulirte, an seiner Tafel mit dem Namen Excellenz nicht zu freigebig zu sein. Der französische Botschafter Chavigny, „ein listiger und erfahrener Mann, der nur seinen Endzweck zu erreichen suchet", bewies gegen diese Etikettefragen eine haarsträubende Indifferenz: er nannte nicht nur die fürstlichen Gesandten, sondern auch die Deputirten der Stadt Regensburg, die ihm das übliche Präsent überreichten, Excellenz. Uebrigens hatten doch auch in Deutschland die Titulaturen durch Verallgemeinerung an Werth verloren, und die unvermeidliche Folge war eine Steigerung, die sich auf die ganze Stufenleiter der Rangclasse ausdehnte. „In den Lehenbriefen des 14. Jahrhunderts," sagt Keyßler, „heißt es noch, der »erbare oder achtbare Fürste«; hernach hießen die Fürsten »Wohlgeboren«, und in einem guten Theil vom 15. Jahrhundert die Grafen nur Edle, die vom Adel Tüchtige und hernach Veste oder Gestrenge. Die Kaiser selbst führten lange Zeit den Titel Gnaden und die Prinzessinnen waren Fräulein, die Fräulein Jungfern und die Jungfern Dirnen." Nicht minder bemerkte man, daß sich der Werth des Geldes geändert habe. „Man liest mit Verwunderung in den alten Nachrichten, wie bisweilen ein fürstliches Beilager, welches acht Tage gewähret und bei welchem eine Menge Standespersonen mit weitläuftigem Gefolge erschienen waren, kaum 30 bis 40 Thaler gekostet habe. Ein herzoglicher Rentschreiber meldet in der noch ungedruckten Chronika seines Landes: »Heute dato ist unser Herzog mit allen seinen Junkern in das Weinhaus gegangen, haben da banquetirt, und habe ich dafür acht Thaler ausgezahlt; dat het schlampampen.« In Pommern hat man während des letzten Krieges von einem Morgen Landes eine Contribution von elf Thaler geben müssen; ein altes Document aber meldet, daß ein Herzog von Pommern, als er in Krieg verwickelt gewesen, von einem Morgen Landes drei Sößling oder fünftehalb Pfennige verlangt, welches ihm die Landstände abschlugen, daher er dazu schriebe: »Das sei Gott geklagt!« Damals hatte ein Prinz von Würtemberg 90 Gulden Apanage und zehn Gulden zu einem Ehrenkleide. Wie noch vor 200 und etlichen Jahreu ein Prinz aus einem alten herzoglichen Hause zu einer Reise ausstaffirt worden, sieht man aus seines Herrn Vaters Schreiben an den Kurfürsten — —, dem er den Sohn zusandte, wie solches noch in den Archiven zu — — befindlich und unter Anderem folgenden Inhalts abgefaßt ist: »Nachdem auch unser Sohn groß und bengelhaft wird, so finden wir für nöthig, ihn in die Fremde zu schicken und vornehmlich an Ew. Liebden Hof, damit er daselbst mores lerne. Wir haben ihn also mit einem reißigen Knecht wohl versehen ꝛc.«" Keyßler war übrigens vernünftig genug, einzusehen, daß durch solche Veränderungen die Welt weder besser noch schlimmer geworden sei. Die Schweiz scheint damals in Deutschland ein nicht viel besser bekanntes Land gewesen zu sein, als jetzt etwa Japan oder Timbuktu. Wenigstens hielt Keyßler für nöthig zu bemerken, daß man sich eine falsche Vorstellung mache, „wenn man sich in diesen Gegenden fast nichts als unfruchtbare Klippen, rauhe Gebirge, beständigen Schnee und finstere Thäler vorstelle, worin die armseligen Einwohner kaum Dasjenige, was zum Unterhalt ihres kümmerlichen Lebens unentbehrlich ist, hervorbringen und genießen können." Er schildert nun ausführlich den Handel und die Industrie der Schweiz, deren schwunghafter Betrieb schon damals einen großen Wohlstand und als Folge desselben einen ausschweifenden Luxus erzeugt hatte. Es fehlte zwar nicht an Gesetzen, die dem steuern sollten, allein sie wurden umgangen. In der Stadt Genf z. B. durfte Niemand ein silbernes Service haben, dafür sah man deren desto mehr auf den umliegenden Landgütern. An anderen Orten war die Kostbarkeit des weiblichen Putzes gesetzlich eingeschränkt! Dafür reisten die Damen desto häufiger nach deutschen Bädern, wo sie sich nach Belieben putzen konnten, „und dingen sich ihrer viele solche jährliche Erlaubniß in den Ehepacten aus. Allen Mißbräuchen aber durch Gesetze vorzubeugen ist unmöglich, sonderlich bei einem Geschlechte, das nichts weniger als die Herrschaft über sich ertragen kann". Dies ist eine von den „schalkhaften Anmerkungen, die dem andern Geschlechte unmöglich gefallen können". Einige Institutionen der damaligen Schweiz (von der Keyßler übrigens nur den Westen bereiste) sind merkwürdig. In Bern konnte kein unverheiratheter Mann Landvogt werden oder sonst ein einträgliches Amt erhalten. Die allgemeine Volks-

bewaffnung wurde so streng aufrecht erhalten, daß Niemand Vertrauen genoß, der nicht einen Degen und eine Büchse besaß, worüber er dem Geistlichen ein gehöriges Zeugniß vorbringen mußte. In jeder Landvogtei wurde auf dem höchsten Berge beständig Wache gehalten, die bei dem geringsten feindlichen Lärm ein Feuersignal gab, durch dessen augenblickliche Verbreitung das Land in ein bis zwei Stunden alarmirt war. Die waffenfähige Mannschaft des Cantons betrug 40000 Mann. Uebrigens standen die katholischen Cantone den protestantischen nicht nur in Bezug auf Handel und Industrie, sondern auch in Bezug auf die Bevölkerung sehr nach. In Genf waren keine Ehen zwischen Reformirten und Katholiken gestattet. Eine Frau, die 40 Jahre alt war, durfte keinen Mann heirathen, der mehr als zehn Jahre jünger war; hatte sie das vierzigste Jahr überschritten, so durfte der Mann höchstens fünf Jahre jünger sein. Ein Mann von 60 Jahren durfte keine Frau nehmen, die nicht mindestens die Hälfte seines Alters hatte. Eine Wittwe mußte sechs Monate nach dem Tode ihres Mannes warten, bevor sie zu einer zweiten Verlobung schreiten konnte; für einen Wittwer war keine solche Bestimmung gemacht, sondern nur verordnet, daß er „un temps raisonable" warten sollte, „tant pour obvier au scandale que pour montrer, qu'il a senti la main de Dieu". Die Stadt war so puritanisch, daß nicht einmal Schauspiele gestattet wurden, und durch die Reinheit und Strenge ihrer Sitten eignete sie sich nach Keyßler's Ansicht vorzugsweise als Aufenthalt für junge Leute, die zu ihrer Bildung reisten. „Der Umgang mit dem Frauenzimmer kann hier auch mehr Nutzen stiften als an andern Orten. Es hat solches viele freie und französische Manieren an sich; die gute Erziehung aber und die von Jugend auf eingeflößten Lehren zur Ehrbarkeit, welche durch keine öffentlich regierenden Laster und Liederlichkeit verderbt, sondern durch die trefflichen Vermahnungen der Geistlichen immer gestärket werden, machen, daß es auch tugendhaft ist." Nach Italien konnte man nur in zweiräderigen Karren für zwei Personen reisen, sogenannten Sedien; vierräderige konnten die Straße über den Mont Cenis nicht passiren. In Turin imponirte den Fremden die durch den aufgeklärten Despotismus des Königs Victor Amadeus geschaffene Strenge und Regelmäßigkeit der Administration und Polizei. Auch gegen die Kirche nahm die Regierung eine sehr selbständige Stellung ein: sie entzog den Jesuiten den öffentlichen Unterricht und ignorirte das Asylrecht. Die Banditen wurden hier wie in andern italienischen Staaten nach dem Vorgange von Neapel auf's schwerste verfolgt, so daß man damals so sicher reisen konnte, als in andern Ländern, „wenn man sich nur nicht allein wagte". Keyßler fand jedoch in Turin immer noch manche Mängel zu rügen. In den Wirthshäusern wurden die Reisenden schlecht bedient und geprellt. Die Todten wurden in unbedeckten Särgen zu Grabe getragen und die vermummten Brüderschaften, die ihnen das Geleit gaben, „machten zwar einen fürchterlichen, aber gar schlechten Aufzug". Die Leichen wurden in den Kirchen begraben. Die Charlatane hatten eine ungemessene Freiheit und die Zahnbrecher, die bei ihren Operationen die Hilfe der heiligen Apollonia anriefen, wobei sie selbst, sowie das Publicum jedesmal den Hut zogen, waren noch die bescheidensten. In der Republik Genua wimmelte der Hafen noch von türkischen Sklaven. Ihre Tracht bestand aus einem groben und langen Caputrock, der mit der Kappe ein Stück ausmachte. In der Stadt sah man sie häufig zwei und zwei an eine Kette geschlossen; in der Dausena durften sie frei umhergehen, selbst Wirthshäuser und kleine Kramläden halten, die Waaren kauften sie theils aus den Magazinen der Republik oder erhielten sie auf Credit, theils in fremden Häfen, wo die Galeeren anlegten; in Genua waren die Preise sehr hoch, daher sie bei dem Wiederverkauf gewannen. Die ehemals so seetüchtige Flotte war auf sechs Galeeren reducirt, die zu nichts dienten, als aus Neapel und Sicilien Getreide zu holen und im Sommer die vornehmen Damen spazieren zu fahren. Das Cicisbeat war allgemein; viele Damen hatten sogar mehrere Cavaliere, die sich dann in den Dienst theilten, so daß der eine die Gebieterin beim Ausgehen begleitete, der zweite für ihre Tafel, der dritte für Spazierfahrten, der vierte für Spielgesellschaften sorgte, der fünfte die Einkünfte der Dame verwaltete u. s. w. „Je größer die Anzahl solcher Anbeter ist, in desto größeres Ansehen kommt der Verstand und die Schönheit des Frauenzimmers. Alles wird mit dem Titel der platonischen Liebe bedeckt, und nicht nur junge, sondern auch alte Damen genießen solcher respectirlichen Aufmerksamkeiten. Indessen sind dergleichen Anstalten keine Nothwendigkeit und scheint es auch, daß diese Gewohnheit nach und nach in einiges Abnehmen gerathen, wie denn noch kürzlich einer aus der Familie von Spinola sich in den Ehepacten ausbedungen hat, daß seine Frau keinen Cicisbeo haben soll, wofür er gleichfalls versprochen, dergleichen Stelle bei keiner andern Dame anzunehmen." Diese Mittheilungen mögen genügen, um zu zeigen, welch reiches Material dies Buch zur Kenntniß des damaligen Europa enthält. Es ist um so werthvoller, da der Verfasser sich durchweg als ein unbefangener, vorurtheilsfreier, streng wahrheitsliebender Beobachter zeigt.

e—.

Bücherbesprechung.

— **Meyer's Kleines Conversations-Lexikon.** Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 3 Bände oder 80 Lieferungen zu je 30 ₰, enthaltend über 80000 Artikel und Nachweise mit etwa 165 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) und nahezu 100 Textbeilagen. Leipzig. Verlag des Bibliographischen Instituts. Gesammtpreis 24 ℳ. — Nachdem wir erst diesen Sommer die ersten Hefte des 1. Bandes der nun gänzlich umgearbeiteten Auflage des Kleinen Meyer empfehlend angezeigt, liegt heute der erste Band uns bereits abgeschlossen vor, und wenn die Ausgabe der einzelnen Lieferungen in dem bisherigen raschen Tempo fortschreitet, so ist zuverlässig zu erwarten, daß im Laufe des nächsten Jahres nicht nur der zweite, sondern auch der dritte Band sich in den Händen der Abnehmer dieses hochverdienstlichen Werkes befindet, das in seiner neuesten Auflage allen berechtigten Ansprüchen nach jeder Richtung hin, sowohl in textlicher wie in illustrativer Hinsicht durchaus entspricht und dessen Preis in Anbetracht der Fülle wie der Gediegenheit des Gebotenen ein sehr mäßiger genannt werden kann. Denn das Werk kann, was Reichhaltigkeit des Stoffes wie dessen sorgfältige Anordnung und Durcharbeitung wie auch was die Ergänzung des aus der vorigen Auflage überarbeitet herübergenommenen Materials bis auf die allerjüngste Zeit anlangt, ebenso auch bezüglich der vorzüglichen Ausführung der zahlreichen Karten und Abbildungen als ein Musterwerk bezeichnet werden, das unserer deutschen Literatur zur Zierde gereicht und einen schier unentbehrlichen Hausschatz bildet. Der erste Band reicht bis zum Stichwort Golther und umfaßt nicht weniger als 883 doppelspaltige Seiten Großoctav. Die einzelnen Artikel sind natürlich so knapp wie möglich abgefaßt, erfüllen doch aber ausreichend ihren Zweck, den, über jeden bemerkenswerthen Gegenstand, über jede einigermaßen bekannte Persönlichkeit kurze und klare Auskunft zu geben, so z. B. über den Altreichskanzler, den Fürsten Otto v. Bismarck, dessen Tod die Besitzer des „Kleinen Meyer" allerdings erst in den Nachträgen erfahren werden, da die betreffende Lieferung, die den Artikel Bismarck enthält, bereits gedruckt war, als Bismarck starb; das ist nun einmal ein Uebelstand eines jeden Conversations-Lexikons, daß der Inhalt der ersten Bände oder Lieferungen zum Theil schon veraltet ist, ehe nur die letzten erschienen sind, doch ist dieser Uebelstand eben nicht zu vermeiden. Auf die Hervorhebung weiterer Artikel dieses Bandes kann für diesmal verzichtet werden. Von den besonderen Textbeilagen verdienen vor Allem Beachtung: Heerwesen und Kriegsflotte des Deutschen Reiches, Uebersicht der geographischen Entdeckungen, Seereisen und maritimen Expeditionen, die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen, die statistischen Uebersichten von Deutschland und die 4 Seiten umfassende anschauliche Uebersicht der deutschen Literatur. Vermißt haben wir da unter den Dramatikern der Neuzeit nur hauptsächlich Martin Greif, der doch ganz zweifellos eine bedeutsamere Erscheinung in dieser Literaturperiode ist, als z. B. Eduard Tempeltey und Hans Köster, die in der Uebersicht mit angeführt sind. Im Uebrigen muß rückhaltlos anerkannt werden, daß gerade diese Uebersicht der deutschen Literatur eine wohlgelungene ist. Von den Karten seien nur die Weltverkehrskarte und mit statistischen Uebersichten versehene verschiedene Karten von Deutschland und Europa, von den Bildertafeln endlich nur die in Buntdruck künstlerisch ausgeführten: Alpenpflanzen, Aquarien, Bakterien, Edelsteine, Internationale Flaggen und solche des Deutschen Reichs und Giftpflanzen nach Gebühr hervorgehoben, welche Tafeln ihrem Doppelzwecke, dem, das Auge zu erfreuen und gleichzeitig der Belehrung zu dienen, durchaus gerecht werden.

Prof. K. Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 125. Dienstag, den 25. October, Abends. 1898.

Löbichau, ein deutsches Schloß Rambouillet.

Von Bruno Judeich.

„Wohl, Du liebliches Thal, in Altenburgs freundlichen Fluren,
Rings von schattigen Höh'n, kühlendem Laubdach umkränzt,
Nenn' ich Elsenau Dich, wohl Deine Herrin, die hehre,
Wunderreizende Frau, Fürstin des Elfengebiets!
Hat sie nicht Löbichau, Dich, zum Wunderlande geschaffen,
Wo der Dichtung Welt, Wahrheit und Wirklichkeit wird."

Der Sänger, der diese begeisterten Worte zum Beginne dieses Jahrhunderts niederschrieb, ist Johann Friedrich Schink. Aber obwohl er auf dem von ihm gefeierten Schlosse dereinst von der Herrin desselben, der Herzogin Dorothea von Kurland, als „zweiter Frauenlob" gekrönt wurde, ist sein Name doch beinahe lediglich noch dem Literarhistoriker bekannt. Und trotzdem hat das von ihm gepriesene Löbichau zu einer Zeit, wo Weimar den gesammten literarischen Glanz Deutschlands in seinen Mauern vereinte, den Namen eines „Musenhofes" und eines „deutschen Schlosses Rambouillet" getragen. Freilich mögen diese Bezeichnungen, selbst wenn ein Theodor Körner und der damals gefeiertste deutsche Humorist Jean Paul Friedrich Richter vorübergehend zu der Tafelrunde der noch in ihrem Alter schönen Herzogin gehört haben, etwas localpatriotischer Natur sein! Denn der dauernde Mittelpunkt der kurzen literarischen Glanzperiode Löbichaus war Christoph August Tiedge, der von der geistreichen Schwester Dorothea's, Elisa v. d. Recke, beschützte Dichter der „Urania". Tiedge hat mit diesem auf Kant'scher Vernunfts-Grundlage aufgebauten Gesange bekanntlich eine Zeit lang ein ziemlich weit verbreitetes Ansehen unter dem Publicum genossen, und daher war zu jener Zeit eine gewisse, vom Neide nicht ganz freie Rivalität in Löbichau gegenüber Weimar zwar menschlich erklärlich, aber bei dem ephemeren von Tiedge erworbenen Ruhm immerhin lächerlich. Selbst bei einem Schink machten sich ähnliche überhebende Regungen in Betreff der so unendlich größeren Geister in Weimar geltend. Dieselben wurden denn auch in Löbichau, während man bei Tiedge wohl schonend darüber hinwegsah, bei Letzterem mit Recht bespöttelt. Jedenfalls neckte man Schink immer mit dem bösen Goethe, der ihm den „Faust" vor der Nase weggedichtet hatte!

Engere Beziehungen zwischen Weimar und Löbichau lassen sich aber aus den angeführten Gründen in der That nicht nachweisen, obwohl Elisa sowohl als auch ihre Schwester Dorothea den dortigen Dichterheroen persönlich bekannt waren. Beide Schwestern führten, um zunächst über diese beiden hervorragenden Frauengestalten des Löbichauer Musenhofes Einiges anzuführen, nach Art der modernsten literarischen Bohémiens ein unstätes Reise- und Wander-Leben, nachdem Elisa, eine geborene Reichsgräfin von Medem, sich von ihrem rohen Gatten getrennt und der Gemahl Dorothea's, der von Rußland depossedirte Herzog Peter von Kurland, gestorben war. Goethe lernte die Herzogin während eines Aufenthaltes in Karlsbad kennen und sagt über sie in seinem Jahr- und Tagesheft vom Jahre 1808: „Die Herzogin von Kurland, immer selbst anmuthig mit anmuthiger Umgebung, bildet höchst erfreulich eine herkömmliche Mitte der dortigen Zustände." Etwas widersprechend lautet das Urtheil des Vaters Theodor Körner's, des Appellationsraths Körner in Dresden, dessen Beziehungen zu Schiller bekannt sind, über die schöne Frau; dieselbe verkehrte in seinem gastfreien Hause in Dresden gleichfalls und war sogar die Pathin seines Sohnes geworden. „Sie hat," so schreibt Körner im Jahre 1790, „alle die Weiblichkeit, welche Elisa (ihrer Schwester) fehlt. Nichts ist an ihr abgezirkelt und studirt. Ihre Lebhaftigkeit geht oft bis zur Unbehutsamkeit; aber in ihrem ganzen Betragen herrscht angeborne Grazie. Sie hat ein ungemeines Talent, Personen, für die sie sich interessirt, durch tausend kleine Aufmerksamkeiten angenehme Empfindungen zu machen. Aber das geschieht mit Leichtigkeit, mit dem Muthwillen eines Wesens, das nur auf sein Vergnügen denkt. Nichts Drückendes, keine Spur von Pflichtmäßigkeit oder Resignation. Ihr Aeußeres ist sehr einnehmend, und sie kleidet sich mit Geschmack." Zehn Jahre später hat sich Körner's Urtheil etwas geändert. Als er Schiller benachrichtigt, daß die Herzogin seine Bekanntschaft zu machen wünsche, fügt er hinzu, daß es eine angenehme Frau von vieler Lebhaftigkeit und Wärme sei, daß er aber Geist und Tiefe nicht von ihr erwarten dürfe. Trotzdem fand sie Schiller angenehm und reizend. Die Bildung der Herzogin Dorothea war eben die echt französisch oberflächliche des vorrevolutionären Frankreich. Sie fühlte, dachte und schrieb französisch, und obwohl sie Deutsch-Russin und die Pathin eines Theodor Körner war, der zuliebe man sogar den ursprünglichen Vornamen desselben „Karl" abgeändert hatte, war Napoleon I. doch seit seinem ersten Auftreten ihr blind verehrter Held und blieb es, wie oft sie dadurch auch in einen scharfen Gegensatz zu ihren deutschen Freunden gerieth. Daher war es auch ein besonderer Freudentag für Löbichau, als Kaiser Alexander I. von Rußland im Jahre 1808 vom Erfurter Fürstentage — jener Versammlung deutscher Schmach, wo die kaiserliche Schauspielertruppe aus Paris vor „einem Parterre von Königen und Fürsten" spielte — herüberkam und einige Tage dort weilte, um für den Grafen Périgord, den Neffen des bekannten Ministers Napoleon's I., Fürsten Talleyrand, als Freiwerber bei der jüngsten 15jährigen Tochter der Herzogin, der ihrer Mutter in Bezug auf äußere Vorzüge sehr ähnlichen Dorothea, aufzutreten. Die Verlobung kam auch wirklich zu Stande. Als sprechende Zeichen jener historischen Begebenheit werden in Löbichau noch jetzt zwei kolossale Vasen aus Porzellan aufbewahrt, welche Kaiser Alexander der Herzogin zum Geschenk machte. Es ist wohl möglich, daß die nationale Erhebung Deutschlands im Jahre 1813 gegen Napoleon eine kleine Aenderung in der französischen Gesinnung der Herzogin von Kurland hervorgerufen haben könnte, aber eine tiefgehende dürfte dieselbe keineswegs gewesen sein, und so ist denn auch ihr Verhältniß zur deutschen Literatur mehr auf ihre gesellige Liebenswürdigkeit zurückzuführen und auf eine angeborene edelmüthige Gutherzigkeit, mit welcher sie u. A. Schink auf die Empfehlung ihrer Schwester hin aus seinen trostlosen Berliner Verhältnissen befreite. Im Jahre 1819 schickte sie demselben Reise- und Ausstattungsgeld, damit er „anständig" in Löbichau erscheinen konnte. Auch Theodor Körner, der bekanntlich in Freiberg sowohl als auch in Leipzig ein flottes Studentenleben führte, verließ seine schöne Pathin, wenn er mit ihr zusammengetroffen war, selten ohne ein namhaftes Geschenk an goldenen Louisd'ors. Hauptsächlich infolge der persönlich liebenswürdigen Eigenschaften der Herzogin dürfte man dem Schlosse Löbichau den Namen eines deutschen Schlosses Rambouillet gegeben haben, denn der Marquise de Rambouillet, deren Palast in Paris unter den Bourbonenkönigen Heinrich III. und Heinrich IV. der Mittelpunkt eines durch die Anwesenheit von Corneille, Balzac und Mlle. de Scudéry ausgezeichneten literarischen Kreises war, werden ähnliche Eigenschaften einer Schönheit ohne Eitelkeit und Koketterie, einer Liebenswürdigkeit des Verkehrs und einer edelmüthigen Freigebigkeit nachgerühmt, wie sie die Herzogin von Kurland besessen hat. — Das jetzt im Besitze eines Hrn. v. Tümpling (derselbe hat eine Enkelin der Herzogin, eine geborene Boyen, zur Frau) befindliche Schloß Löbichau wurde von der Herzogin Dorothea im Jahre 1796 erworben, und damals zeichnete sich dasselbe, wie Franz Vogler in seinem Führer von Altenburg nach Ronneburg schreibt, durch

Nichts von hundert anderen ähnlichen Besitzungen aus. Die neue Besitzerin beschloß deshalb, neben dem bisherigen Herrenhause ein neues zu errichten und zwar in der Form des damals beliebten italienischen Geschmackes, also in schmuckloser Einfachheit. Das ganze Besitzthum — so wie es noch gegenwärtig erhalten ist — bildet ein Viereck, dessen verschiedene Seiten der Hauptflügel, ein Nebenflügel, die Oekonomiegebäude, sowie die Scheunen, Schuppen und Ställe ausmachen. Der Schloßhof aber wird durch eine hohe Mauer in zwei Hälften getheilt, von denen die eine wirthschaftlichen Zwecken dient, während auf der anderen sich eine Rasenanlage befindet und ein Springbrunnen plätschert. Von der breiten Front des Schlosses, welche nach dem Parke zu liegt, zieht nur die Mittelfaçade unsere Augen auf sich, und zwar durch den von vier starken Säulen getragenen Vorbau, welcher die Formen eines griechischen Tempels hat und von dem man eine hübsche Aussicht auf den im englischen Stile gepflegten Garten mit seltenen Gesträuchen, Baumgruppen und Blumenhecken genießt. Belebt wird diese liebliche Anlage durch einen kleinen Bach, welcher den Garten durchschneidet und sodann eine kleine künstliche Insel umfließt, zu welcher eine Brücke führt. Zur östlichen wie zur südlichen Seite des Schlosses aber zieht sich ein, von mancherlei verschlungenen Wegen durchkreuzter Park, zur Zeit Dorothea's „Der Hain" genannt, hin, und auch dieser bildet mit seinem breiten Geäst der Linden, Buchen, Kastanien und Eichen, denen man fast überall eine freie Entwicklung gestattet hat, einen sehr angenehmen Aufenthalt. Das Innere des Schlosses ist fürstlich eingerichtet und mit einer werthvollen Bibliothek alter und neuer Meisterwerke, mit Gemälden und Kupferstichen tüchtiger Künstler, mit prächtigen Gefäßen aus Porzellan, Marmor und vielen anderen Kunstschätzen geschmückt, welche Herzogin Dorothea hierher brachte. Sie bilden u. A. mit Originalmanuscripten von der Hand Theodor Körner's werthvolle Erinnerungen an die literarische Glanzepoche Löbichau's. Im Parke liegt die 1821 verstorbene Herrin des Schlosses begraben. Ein einfacher gewölbter Rasenhügel mit einem Kreuze bezeichnet die Ruhestätte. Das Herz Dorothea's aber wurde in der Kirche des nahegelegenen Großstechau in einem gußeisernen Schränkchen beigesetzt. Es ist von einer silbernen Urne umschlossen, auf welcher die Inschrift „Letzte Ruhestätte eines edlen Herzens" steht, sowie die Worte des Dichters Tiedge Platz gefunden haben:

„Wohlwollen schlug in diesem Herzen
Und Zartgefühl für fremde Schmerzen."

Aber versetzen wir uns in jene Zeiten zurück, wo unter dem freundlichen Scepter der „Fürstin des Elsengebietes", wie Schink singt, die schattigen Pfade des Parkes zu Löbichau noch der Tummelplatz heiterer, lebenslustiger und gemüthreicher Menschen waren, wo man Terpsichore im Freien huldigte und oft in der ebenfalls unter freiem Himmel aufgeschlagenen „Thespisbude" Theater spielte. Die Glanzzeit dieses fröhlichen und geistvollen Treibens, von welcher Jean Paul schreibt: sie mißt mit einer Sanduhr, worinnen der Sand so fein und durchsichtig ist, daß man ihn nicht laufen sieht und hört, fällt in die Jahre 1819 bis 1821 und währte bis zum Tode der Herzogin, nach welchem die Mitglieder des Löbichauer Musenhofes in alle Winde zerstieben. Dr. Moritz Geyer bemerkt zwar in seinem kleinen Schriftchen über diese literarhistorisch bedeutsame Epoche auf Altenburger Boden („Der Musenhof zu Löbichau") sehr richtig, daß von derselben keine nachhaltige Förderung geistigen Lebens ausgegangen sei, aber die hervorragenden Gestalten, die uns dort begegnen, mit den geistigen Beziehungen, welche sie mit ihrer Zeit verknüpften, sind doch sicherlich werth, in einem kurzen Bilde der Erinnerung zurückgerufen zu werden. Von Tiedge, der jetzt in Dresden auf dem alten Neustädter Friedhofe mit seiner Freundin und Beschützerin Elisa v. d. Recke in einem gemeinsamen Grabe ruht, war bereits die Rede. Das Gedächtniß an das edle Paar lebt in Sachsens Residenz immer von Neuem auf in monumentalen Verschönerungen, deren Kosten mit aus dem bedeutenden, sich auf über 600 000 ℳ. belaufenden Capital der Tiedgestiftung bestritten werden. Tiedge stand zu Elisa v. d. Recke, die den unpraktischen Dichter durch ihren Schutz vor allen Lebenssorgen gesichert, in einem Verhältniß, welches man oft mit dem Immermann's zur Gräfin Ahlefeldt, oder Chateaubriand's zu der schönen Julie Récamier verglichen hat. Aeußerliche Vorzüge besaß der Dichter der „Urania" weniger, denn er war lahm, was er mit verzeihlicher Eitelkeit durch einen bei ihm historisch gewordenen, möglichst langen Oberrock zu verdecken suchte. — Elisa v. d. Recke selbst, eine geborene Reichsgräfin von Medem, welche zur Zeit der Löbichauer Glanzperiode bereits das 60. Lebensjahr überschritten hatte, während ihre Schwester Dorothea 5 Jahre jünger war, hat zwar selbst, hauptsächlich in der Zeit ihrer unglücklichen Ehe, zahlreiche geistliche Lieder gedichtet. Aufsehen hat aber mit Recht nur ein Buch von ihr erregt, welches den Titel: „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau im Jahre 1779 und dessen dortigen magischen Operationen" führt. Elisa hatte damals ihr einziges Töchterchen verloren und war infolgedessen einer tiefen Schwermuth verfallen, welche es dem genannten genialen Hochstapler leicht machte, sie, wie beinahe die halbe Welt, in seine betrügerischen Schlingen zu ziehen. Das Buch war die Beichte Elisa's, welches ihr u. A. eine Einladung der Kaiserin Katharina II. von Rußland eintrug. Die Beherrscherin Rußlands war so eingenommen von der geistreichen Kurländerin, daß sie derselben die Einkünfte des Krongutes Pfalzgrafen in Kurland schenkte, was Elisa aus einer keineswegs glänzenden pecuniären Lage befreite. Das gesellige Haus, welches Elisa später, nach der Löbichauer Glanzzeit, in Dresden führte, nahm dieselbe Stellung ein, wie in Weimar das der Johanna Schopenhauer und in Wien der Caroline Pichler: es war der Sammelpunkt von Gelehrten, Dichtern, Künstlern und Staatsmännern. — Von bekannteren Persönlichkeiten finden wir weiterhin vor Allem den Hallenser Dichter und Buchhändler Christian August Eberhard, den Verleger der Werke Tiedge's, welcher u. A. das auch jetzt noch ab und zu gelesene Idyll „Hannchen und die Küchlein" veröffentlichte. Ferner sind zu nennen: der von dem Löbichauer Aufenthalte begeisterte Begründer der deutschen Strafrechtswissenschaft Anselm Ritter v. Feuerbach und dessen gleichnamiger Sohn, der sich später als Archäolog einen bedeutenden Namen machte; der gleichfalls als Archäolog bekannte Hofrath Karl August v. Böttlicher, zuletzt Oberinspector des Antikenmuseums in Dresden, welcher 1797 bis 1809 mit Wieland den „Neuen Merkur" herausgab; der Historiker Hasse aus Dresden, später Professor der Geschichte und Redacteur der Leipziger Zeitung in Leipzig und Mitarbeiter am Brockhaus'schen Conversationslexikon. Durch ihn kam auch Friedrich Arnold Brockhaus, der Begründer der bekannten Leipziger Buchhandlungsfirma und Verleger des genannten Lexikons, nach Löbichau. Derselbe spottete anfangs über seinen Freund, der sich in „Armidens Garten verlocken lasse", verlebte dann aber selbst einige genußreiche Tage in demselben. Auf die Veranlassung von Brockhaus hat Tiedge übrigens eine Biographie der Herzogin von Kurland verfaßt. Ein weiteres, sich dem Roman näherndes Werk über dieselbe, um dies hier gleich noch einzuflechten, schrieb J. Sternberg, und die Glanzzeit des Löbichauer Musenhofes wählte sich Emilie v. Binzer in einem 1877 in Stuttgart erschienenen Werke, „Drei Sommer in Löbichau", zum Vorwurfe. Emilie v. Binzer war die Gattin Dr. v. Binzer's, des Verfassers der heute noch oft gesungenen prächtigen Studentenlieder „Stoßt an, Burschenwohl lebe" und „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus"; Binzer war gleichfalls ein gern gesehener Gast in Löbichau. Im Jahre 1820 weilte auch Theodor Körner's Vater mit seiner Frau daselbst, aber der Gram über den Tod seines Lieblings hielt seine Stirne umwölkt, und sein männlich-schönes, aber tief gefurchtes Gesicht glich, wie der nachmalige berühmte Archäologe Parthey, der Sohn des Erziehers der Herzogin, in seinen Jugenderinnerungen schreibt, einer im Schmerz erstarrten tragischen Maske. — Da an manchen Tagen an die hundert Gäste mit ihrer Dienerschaft in Löbichau weilten, ist es natürlich unmöglich, die Namen derselben auch nur annähernd anzuführen. Nur noch zwei seien daher hervorgehoben, als allerdings unbewußte Vertreter des Humors, insofern sie zu manchem Scherze Veranlassung boten: der Zeichenlehrer Ernst Welker und die aus Frankreich stammende Gräfin Tragoff. Obwohl von der unscheinbarsten Gestalt hatte der erstere doch im Lützow'schen Freicorps gedient, in dem er allgemein der „Stabszwerg" genannt wurde. Als Theilnehmer des Musenhofes der schönen Herzogin verliebte er sich der Reihe nach in sämmtliche Damen desselben. Die Gräfin Tragoff war im Gegensatze hierzu eine grillenhafte alte Dame, welche zum Scherze von der Jugend „die alte Morcheln" genannt wurde. Auch dem Dichter Schink, dessen etwas süßliche Leyer zum Lobe der Damen niemals verstummte, haftete in dieser Beziehung ein kleiner komischer Beigeschmack an. Aber anschaulicher als eine Aufzählung von verschiedenen Persönlichkeiten und Namen dürfte die kurze Schilderung eines Tages, wie man ihn in Löbichau zu verbringen pflegte, ein Bild des dortigen originellen Lebens geben. Am Morgen war, nach dem bereits erwähnten Werkchen Dr. Geyer's,

im Schlosse und dessen Umgebung Alles ziemlich einsam und ruhig. „Jeder frühstückte mit sich selbst", wie Jean Paul sagt. Wer Lust hatte zu arbeiten, konnte den Vormittag ungestört dazu benutzen. Gelegentlich machte man auch einen Morgenbesuch bei einem guten Freunde im Schlosse. Um 12 Uhr fand sodann das große Frühstück statt, das eine Menge auf französische Weise bereiteter warmer Gerichte brachte. Nach dem Frühstück, das durch Geplauder ausgedehnt wurde, war man wieder einige Stunden sich selbst überlassen. Man zog sich auf sein Zimmer zurück, hielt eine behagliche Siesta, las ein gutes Buch, wozu die reichhaltige Bibliothek der Herzogin Gelegenheit bot, machte Spazierfahrten in die Umgegend, oder erging sich in den schattigen wohlgepflegten Alleen des nahen Hains. Das Diner begann um 7 Uhr, doch konnte man ohne Entschuldigung wegbleiben, da der Zwang einer lästigen Etikette durchaus vermieden wurde. „Man konnte", wie gleichfalls Jean Paul in Bezug hierauf ergötzlich erzählt, „wenn man an der Tafel oder nachher auf dem Kanapee saß, welche Meinung man wollte, ergreifen oder angreifen, gegen oder für Magnetiseurs, gegen oder für Juden, gegen oder für Ultras und Liberale — Niemand wird etwas dagegen sagen, als höchstens seine Gründe. Dieses Freisein im geselligen Sprechen, wie im geselligen Genießen ist der contrat social in Löbichau." Man blieb bis um 12 Uhr zusammen. Nach dem Essen wurde musicirt, getanzt, gespielt und vorgelesen. Die kurländischen Damen waren sämmtlich sehr musikalisch. Bei den Gesellschaftsspielen, welche die stets zahlreich anwesenden jungen Herren Grafen und Barone, wenn sie sich bei den ästhetischen Unterhaltungen manchmal etwas langweilten, in den Nebenzimmern veranstalteten, soll es nicht selten sehr laut zugegangen sein. — Zum Schlusse noch zwei bemerkenswerthere Episoden aus dem Löbichauer Leben. Die eine hat Jean Paul zum nicht ganz rühmlichen Helden, der übrigens von der an den Verkehr mit dem höchsten Adel gewöhnten Dienerschaft stets „Graf Schankpohl" genannt wurde. Von dem damals auf dem Gipfelpunkte seines Ruhmes stehenden Dichter, den Dorothea sowohl als auch Elisa gleich einem Halbgott verehrten, war unbegreiflicher Weise die bereits eingangs angedeutete, wohl mehr scherzhafte Feier übel vermerkt worden, bei welcher man den bejahrten, soeben den kläglichsten Verhältnissen entronnenen Schink, um demselben für das ihm feindliche Schicksal eine kleine Genugthuung zu geben, zu einem „zweiten Frauenlob" gekrönt hatte. Tiedge hatte das Gedicht zu dieser originellen Festlichkeit gemacht, Präsident Ritter Anselm v. Feuerbach, als Kanzler, statt eines Talars eine Frauenschürze um die Schulter, trug dasselbe vor, ein Secretär reichte dem zu Thränen Gerührten ein Wappenschild mit einer bekränzten Harfe im blauen Felde, und die mit einem funkelnden Diamantendiadem gekrönte Herzogin, umgeben von einer Schaar schöner und geistreicher Frauen, stieg strahlend in Liebreiz und Majestät von ihrem improvisirten Thronsessel herab und schmückte sein Haupt mit einem Lorbeerkranze. Als alle Damen und Herren der Gesellschaft den bescheidenen Schink darauf beglückwünschend umringten, verhielt sich nur der sonst so warmblütige Jean Paul auffallend kühl. Der durch Frauengunst Verwöhnte vermochte zum Erstaunen der schärfer Blickenden nicht eine kleinliche Empfindlichkeit über die gewiß vor Allem rührender Gutmüthigkeit entsprungene Dichterkrönung zu unterdrücken. Denn daß Schink kein Jean Paul war, darüber war in Löbichau wohl Niemand im Zweifel. Elisa und Dorothea erschreckte es natürlich auf's Aeußerste, daß der Mensch Jean Paul kleiner war, als der von ihnen verehrte Dichter. Ganz in der Stille wurde daher eine Apotheose desselben vorbereitet, als Genugthuung für die ihm unbeabsichtigter Weise zugefügte Kränkung. Scheinbar absichtslos forderte an einem der folgenden Abende die Herzogin die Anwesenden nach der Tafel auf, ihr in den Garten zu folgen, nach der kleinen Insel, wo man am Morgen gefrühstückt hatte. Doch schon, bevor man dorthin kam, strahlten die Laubgänge in der Umgebung des Schlosses, wie wenn Tausende von Leuchtkäferchen sich auf den Zweigen niedergelassen hätten. Aber lassen wir Jean Paul, der, wie Brunier, der geistvolle Biograph Elisa's v. d. Recke, sagt, über Goldstaub und Diamantenglanz, kurz über jeden Zauber der Darstellung verfügt, selbst das Wort: „Als man" — so berichtet derselbe, nach unserem Gefühl in allerdings etwas schwülstischer Weise im Cottaischen Damenkalender für das Jahr 1821 — „in den hohen und langen Baumgarten eintrat, war er von den untersten Zweigen bis zu den Gipfeln überglänzt, und alles Laub war wie vom Frühling oder Abendröthe durchsichtig. Lampen unter den Bäumen, von kleinen Vertiefungen verdeckt, waren Lichtspringbrunnen und durchsprengten mit einem aufwärtssteigenden Glanz das dunkle Gezweig. Aus dem Grün schienen verklärte Bäume aufzuschweben, und die Blätter als feurige Zungen zu zittern. Durch die Feuersäulenordnung kam der Zug in das kleine runde Eiland, wo man von erleuchteten Bäumen, wie von Glanzriesen umringelt, oben nur einen schwarzen Ausschnitt des Nachthimmels mit blitzenden Sternen erblickte. Musik und Gesang gaben dem stillen Glanze und der Zauberinsel gleichsam Bewegung, und die Lichter wurden zu Tönen. Am Ufer jenseits der Insel bog aus dem Blätterdunkel sich eine männliche Gruppe und geschieden von ihr eine weibliche heraus (gemeint ist die lauschende Dienerschaft), und beide nahmen später selber von der geräumten Insel Besitz. Als nun auf dem Rückwege die ganze Gesellschaft, Arm in Arm, durch die ätherischen Freudenfeuer auf beiden Seiten mit dem Absingen eines deutschen Liedes zog, und es mir war, so viel ich hörte, als ob ich selber mitsänge, da hatt' ich endlich jene Nacht des Himmels, nach der ich mich durch meine leere Jugend hindurch so oft umsonst gesehnt, eine Nacht, in der ich in der Jugendzeit mein unbewohntes Herz dahingegeben hätte, ja, wären mir Jüngling so viel Herzen, als Herzkammern, beschert gewesen, ich hätte noch die übrigen drei herumgeboten unter dem Glänzen und Singen. Im Saale sang noch die Fürstin von Hohenzollern (zweite Tochter Dorothea's) mit ihren Gehilfen ein himmlisches Stabat mater, und nach dem Punsche endigte endlich ein musikalisches Finale den ganzen muntern Tag des Herbstmondes." (Jean Paul weilte vom 31. August bis zum 17. September des Jahres 1819 in Löbichau.) Daß ihm auf dem Eilande eine glänzende Huldigung zu Theil wurde, verschweigt Jean Paul wohl aus Bescheidenheit, daß er aber die harmlose Krönung Schink's trotzdem nicht ganz vergessen konnte, beweist u. A. seine Aeußerung, daß er Löbichau mit einigem Mißbehagen und Furcht vor „übermäßiger Weiblichkeit" verlassen habe. Vielleicht hatte er in letzterer Beziehung aber nicht ganz unrecht. — Ungefähr 10 Jahre vor dieser Apotheose Jean Paul's, als das gesellige Leben in Löbichau sich anzubahnen begann, hatte auch Theodor Körner als lebensfrischer 19jähriger Jüngling längere Zeit daselbst geweilt. Eigentlich war für diesen Aufenthalt, dem ein kürzerer im Jahre 1808 vorausgegangen war, von ihm nur eine beschränktere Zeit in Aussicht genommen worden, aber der übermüthige Student sprang von dem Balcon des ersten Stockwerks auf die Erde hinab, so daß er sich heftig den Fuß verstauchte, und mußte somit seinen Aufenthalt verlängern. Theodor Körner liebte und verehrte damals noch die Herzogin mit aller Gluth seines warmen Jünglingsherzens, da erst 1813 ihre versteckte Parteinahme für Frankreich seine Gefühle für sie erkältete. Seine ersten Gedichte „Knospen auf dem literarischen Markte" waren bekanntlich ihr gewidmet, ebenso wie sein Drama „Toni", und viele von den Räthselspielen, die den Anhang von Körner's Gedichten zu bilden pflegen, sind in Löbichau entstanden, wo sein poetisches Talent für die Unterhaltung am Theetisch vielfach in Anspruch genommen wurde. Auch Tiedge und andere Berufene lieferten hierzu Beiträge, die in einer „Theeblätter" betitelten Zeitung gesammelt wurden. Wie leicht aber besonders Körner die poetische Production fiel, erhellt aus folgendem Vorgange. Den Abend vor seiner Abreise hatte er mit einem Neffen der Schloßherrin, einem kurischen Grafen, länger als sonst im Parke verweilt, als ob er sich von der Stätte, wo er so viele glückliche Tage verlebt, nicht hätte trennen können. Als die beiden jungen Leute in die Gesellschaft zurückkehrten, da wurden von den Anwesenden bereits die gewohnten poetischen Gaben verlesen und Körner fiel es schwer auf das Herz, daß er seinerseits, infolge der kommenden Abreise, gar nicht an eine solche gedacht hatte. Aber schnell zog er sein Taschenbuch hervor, löste ein Blatt aus demselben und warf mit dem Bleistifte in rasender Eile einige Verse auf dasselbe. Als die Reihe an ihn kam, brauchte er nicht verlegen mit dem Kopfe zu schütteln, sondern sein schwärmerisches Antlitz frei erhebend, las er folgende mit „Kurland" zu deutende Charade vor:

„Willst Du in Deiner Krankheitsnacht erwarmen,
So brauche, was die erste spricht,
Die zweite ruht in weichen Meeresarmen,
Bis einst der Weltenbau zerbricht.

Das Ganze ist ein lieber Fleck der Erde,
Wo für das Edle noch die Herzen glühn,
Wo reich das Glück sein üppig' Füllhorn leerte
Und schöne, seltene Blumen blühn. —"

Es war die letzte Huldigung, die der spätere Sänger von „Leyer und Schwert" seiner edlen Pathin brachte — er hat Schloß Löbichau nie wiedergesehen.

Bücherbesprechungen.

— Abriß der geschichtlichen Ortskunde von Dresden. Von Otto Richter, Rathsarchivar. Sonderabdruck aus dem „Atlas zur Geschichte Dresdens". Dresden, Julius Naumann's Buchhandlung (L. Ungelenk). 1898. 57 S. 8°. — Der Verein für die Geschichte der Stadt Dresden hat in diesem Jahre seine Mitglieder mit einer besonders werthvollen Gabe bedacht, der wir recht viel Nachahmer wünschen möchten. Der „Atlas zur Geschichte Dresdens", der in vorzüglicher Auswahl und Wiedergabe eine reiche Sammlung von Plänen und Ansichten der Stadt von 1521 bis 1898 enthält, darf als ein wichtiges Quellenwerk für die Stadtgeschichte bezeichnet werden; denn nicht allein Urkunden und Chroniken, sondern auch die Stadtpläne sind eine reiche Fundgrube für die Erforschung der städtischen Geschichte; namentlich für die ältesten Zeiten, für die sonst nur wenig gutbeglaubigte Nachrichten vorliegen, können wir aus den Plänen außerordentlich viel lernen. Auf diesen Werth der Stadtpläne nachdrücklich hingewiesen zu haben, ist das Verdienst eines Straßburger Historikers Joh. Fritz; sein 1894 erschienenes Programm über deutsche Stadtanlagen legt den Wunsch nahe, daß größere Sammlungen von Stadtplänen bestimmter Landschaften veröffentlicht werden möchten. Besonders in unsern Landen, die durch deutsche Waffen und deutsche Arbeit dem Slaventhum entrissen worden sind, bieten die Pläne der ältern Städte, die fast durchweg eine gleiche Anlage, ja selbst gleiche Größenverhältnisse zeigen, Anlaß zu den interessantesten Beobachtungen und Schlußfolgerungen. Der Dresdner Atlas, dem ähnliche, wenn auch nicht so reichhaltige Veröffentlichungen für Meißen (von Loose) und für Leipzig (von Wustmann) vorangegangen waren, ist das Werk unsers fleißigen und kenntnißreichen Stadtarchivars Dr. O. Richter, der sich bereits durch seine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Dresden als einen der besten Kenner der sächsischen Stadtgeschichte erwiesen hat. Der „Abriß der geschichtlichen Ortskunde Dresdens", den er dem Atlas zur Erläuterung beigegeben hat und der uns hier in einer Sonderausgabe vorliegt, giebt ein überaus klares Bild der Entstehung und der Entwickelung der Stadt von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Daß Richter in mancher Hinsicht, namentlich was die älteste Geschichte anlangt, von den in seiner Verfassungsgeschichte dargelegten Ansichten abweicht, beweist sein fortgesetztes eingehendes Studium der schwierigen Fragen, die hier zu lösen sind. Auch für den, der den Atlas nicht fortwährend zur Hand hat, bietet das kleine Schriftchen reiche Belehrung; und daß der Verfasser nicht allein als Historiker, sondern auch als Aesthetiker seine Aufgabe auffaßt, das beweist der ansprechende letzte Abschnitt über die Entwickelung des Stadtbildes, der sich über die in den letzten Jahrzehnten erfolgten Veränderungen mit gewiß nicht unberechtigter Kritik äußert. „Man braucht nur noch wenige so wuchtige Bauten wie die Kunstakademie und das Finanzministerium dicht am Ufer aufzuführen, um die einst so malerische Elbseite der Stadt plattartig abzuschließen und den letzten Rest von Natur aus dem Stadtbilde hinauszudrängen. Das großstädtische Aussehen Dresdens kann dadurch vielleicht noch gewinnen, aber ein Elbflorenz wird es dann nicht mehr sein." Beigefügt ist dem Schriftchen ein Lichtdruck der ältesten Stadtansicht, die ein im Grünen Gewölbe befindliches Holzmodell bietet; leider ist dieselbe nicht besonders übersichtlich. Das Verständniß der Ausführungen des Verfassers würde durch die Beigabe eines wenn auch in kleinem Maßstabe ausgeführten eigentlichen Stadtplans ohne Zweifel wesentlich erleichtert werden. —m—

— Das 34. Heft der Mittheilungen vom Freiberger Altertumvereins mit Bildern aus Freibergs Vergangenheit, herausgegeben von Heinrich Gerlach (Freiberg i/S., Gerlach'sche Buchdruckerei 1898), enthält außer einem Aufsatz des Herausgebers über das 1897 errichtete Brunnendenkmal mit dem Standbilde Markgraf Otto's des Reichen und einigen Bemerkungen über „Kunstpflege an Freibergs alten Bürgerhäusern" und über die Auffindung einer alterthümlichen Deckenmalerei im Rathhauserker einen längern, verdienstlichen Aufsatz von K. Knebel „Künstler und Gewerken der Bau- und Bildhauerkunst in Freiberg". Der Verfasser, dem wir bereits eine fleißige Arbeit über die Freiberger Goldschmiedeinnung verdanken, giebt nach einer Uebersicht über die Geschichte der Baukunst, der Bildhauerei und Bildschnitzerei in Freiberg und die wichtigsten Werke, die noch heute Zeugniß von der einstigen Blüthe dieser Künste ablegen, ein reichhaltiges Verzeichniß von Künstlern und Gewerken, die in der Zeit von 1380—1700 theils in Freiberg arbeiteten, theils von dort stammten; er hält sich dabei streng an die urkundlichen Quellen. Da dieselben über viele Künstler, deren Namen in der Kunstgeschichte noch heute einen guten Klang haben, eine reiche Fülle von Einzelnachrichten ergeben, so verdient der mit mehreren Abbildungen und einer Tafel der vorkommenden Meister- und Steinmetzzeichen ausgestattete und durch alphabetische Register leicht benutzbar gemachte Aufsatz von Jedem, der sich mit sächsischer Kunstgeschichte beschäftigt, sorgfältig gelesen zu werden. —m—

— Monte Carlo. Eine Hazardgeschichte von Willy Schödenau (W. Schödensack). Druck von C. Oßwald, Frankfurt am Main. Selbstverlag des Verfassers (in Wolkramshausen). — Das Buch ist eins der kläglichsten, das mir je vor Augen gekommen ist. Was der Verfasser mit dieser sog. Hazardgeschichte bezweckt, ist mir unerfindlich. Zunächst fehlt ihm die Fähigkeit, sich grammatikalisch und stilistisch correct auszudrücken. Sodann bedient er sich mit Vorliebe der Fremdwörter und fremdsprachigen Floskeln, die er meist falsch schreibt und falsch construirt. Das läßt darauf schließen, daß der Verfasser zur Classe derjenigen Halbgebildeten gehört, die sich gern sprechen hören und dann meist lächerlich wirken, die jedoch dann geradezu gefährlich werden, wenn sie anfangen, zu schreiben und das Geschriebene drucken zu lassen. Entwickelt er sich in der mit dieser Geschichte eingeschlagenen Richtung folgerichtig weiter, dann wird er eine tüchtige Stütze der sog. Colportageliteratur werden. Vorläufig ist seine Geschichte nur der stammelnde Versuch eines Hintertreppenromans. F. K.

— Leipziger Lehrerzeitung. Organ des Leipziger Lehrervereins und der Verwaltung der Comeniusstiftung. Schriftleiter: Lehrer E. Beyer in Leipzig. Bezugspreis: vierteljährlich 1,25 ℳ, die einzelne Nummer 20 ₰. — Mit Ende September ist der fünfte Jahrgang dieses Blattes vollendet. Wir nehmen die Gelegenheit wahr, mit einigen Worten auf seine Bedeutung für die Leipziger Lehrer hinzuweisen. Zunächst muß anerkannt werden, daß sein Inhalt sehr vielseitig ist. Wissenschaftliche Aufsätze, Behandlung von Fragen organisatorischer oder schultechnischer Art und Besprechung von Standesfragen — das sind die drei Hauptrichtungen, in denen sich die Beiträge der Mitarbeiter bewegen. Der Standpunkt, von dem die einzelnen Aeußerungen ausgehen, ist nicht immer der unsere, und es sind unter den Stimmen, die da zu Gehör kommen, manche, die nicht unsern Beifall haben. Aber der Leitung des Blattes können wir das Zeugniß nicht versagen, daß sie gegenüber extremen Forderungen allezeit eine maßvolle Haltung einnimmt. Die Erörterung streitiger Fragen und die Bekämpfung gegnerischer Ansichten nimmt einen ziemlich breiten Raum ein; an kampfesfrohen Genossen ist augenscheinlich unter den Lehrern Leipzigs kein Mangel. Aber es wird darauf gehalten, daß der Ton auch hier nicht unnöthig scharf oder verletzend werde. Auch die Besoldungsangelegenheit, von der oft die Rede ist, wird unter Zugrundelegung reichlichen Materials ruhig und würdig besprochen. Das Streben der Lehrerschaft nach steiger Erweiterung und Vertiefung der eignen Bildung ist unverkennbar. Auf alle bedeutsamen Erscheinungen des Büchermarktes wird in kurzen Besprechungen aufmerksam gemacht. Das überaus rege Vereinsleben wird in häufigen Berichten eingehend geschildert. Auf Einzelheiten einzugehen und zu den verhandelten Fragen Stellung zu nehmen, ist hier nicht der Ort. Die Leipziger Lehrerzeitung hat sich die Aufgabe gestellt, in allen Standes- und Berufsfragen den Lehrern eine getreue Berichterstatterin und eine zuverlässige Beratherin zu sein. Wer billig urtheilt, wird zugestehen: Es ist keine Nummer, die nicht zeigte, daß die Schriftleitung gewissenhaft und redlich bestrebt ist, diese Aufgabe zu erfüllen, die nicht Zeugniß ablegte für den guten Geist, der in der Mehrheit der Leipziger Lehrerschaft daheim ist. R. B.

— F. Lesuisse, Conjugations-Tabelle der schwierigsten Verben der französischen Sprache nebst einem Verzeichniß der gebräuchlichsten französischen Zeitwörter. Verlag von Leop. Zolki, Berlin. — Ein Hilfsmittel blos zur gedächtnißmäßigen Wiederholung. Zum Zwecke der Einprägung ist es aber vorzuziehen, wenn, wie es auch öfter im Schulunterricht geschieht, die Schüler unter Anleitung des Lehrers sich derartige Conjugations-Tabellen selbst fertigen und zwar in breitem Format, die Tempora neben einander und darunter die Paradigmen mit den dazu gehörigen Verben, was weit anschaulicher ist. W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 126. Donnerstag, den 27. October, Abends. 1898.

Kriegsfahrten eines sächsischen Militärarztes in den Jahren 1812--1815.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Im Südosten Leipzigs, dessen Boden vor fünfundachtzig Jahren das Blut von Tausenden tapferer Krieger getrunken hat, erinnert ein schlichter Denkstein den Wanderer an die Tage der gewaltigen Völkerschlacht, bis einst ein prächtiges Nationaldenkmal die Besucher von nah und fern anlocken wird. Dort in der Nähe des Napoleonsteines steht ein einfaches Gasthaus, das seinen Namen trägt und in seinen oberen Räumen gleichfalls ein Denkmal jener großen Zeit birgt — ein historisches Museum. Wir wollen hier nicht einen Katalog der überaus zahlreichen und zum Theil recht werthvollen Gegenstände, welche im Verlaufe von etwa sechs Jahren Herr M. Bertsch mit anerkennenswerthem Geschick gesammelt hat, zum Abdruck bringen, wir wollen nur auf die interessante Autographensammlung hinweisen, in welcher die besten Namen der Zeit in oft recht beachtenswerthen Schriftstücken — z. B. ist Blücher's Generalstabsbericht nach der Schlacht an der Katzbach, ein Brief Friedrich Friesen's nach dem Gefechte an der Göhrde, ein Brief Friedrich Fröbel's u. a. m. vorhanden — vertreten sind. Unter den Autographen befindet sich auch das Kriegstagebuch eines Veteranen der napoleonischen Zeit, eines Mannes, der an den hervorragendsten Kriegsereignissen theilgenommen hat, wenn auch nicht als mitkämpfender Krieger, so doch als hilfreicher Arzt. Das schlichte Büchlein wird so leicht übersehen, zumal da der Besitzer des Museums, wenn er auch auf dasselbe aufmerksam machte, bisher nicht einmal den Namen des Verfassers anzugeben wußte. Erst dem Schreiber dieses war es möglich, aus den Ranglisten der kgl. sächs. Armee von den Jahren 1811—1817 den Namen des Arztes, der dem Tagebuche nach bei verschiedenen Regimentern gestanden hatte, festzustellen. Ist auch das, was der Mann berichtet, schlicht, ohne glänzende Stilwendungen, oft nur in abgerissenen Notizen niedergeschrieben, so dürfte es immerhin auch für weitere Kreise interessant sein, auch einmal einen Vertreter des Sanitätscorps über die ungeheuren Kämpfe jener Zeit zu hören. Am 1. October 1811 war Johann Andreas Damm als Bataillonschirurgus bei dem Regimente Prinz Friedrich August Infanterie eingetreten, und zu Anfang des Jahres 1812 befand er sich mit demselben auf dem Marsche durch die Niederlausitz nach Polen, wo Napoleon den Einmarsch nach Rußland vorbereitete. Am 12. April wurde Damm zum Generalstabe des Generals Reynier, des Commandanten des 7. Corps der Großen Armee, commandirt, was ihn in Berührung mit den bedeutendsten Persönlichkeiten des sächsischen Heeres brachte. Im Herzogthum Warschau, dessen Souverain ja der König von Sachsen war, befand man sich noch nicht im Kriegszustande; erst am 27. Juni traf die Kriegserklärung Napoleon's an Rußland im sächsischen Hauptquartiere zu Szumanow nahe der russischen Grenze ein, und schon am 2. Juli wurde in Suraß der Grenzfluß Narew passirt. Bald wurden die von den Kosaken hinterlassenen Spuren des Krieges überall sichtbar, und nur zu oft wurde von den Truppen die Hilfe des Arztes in Anspruch genommen. Während Damm an dem unglücklichen Gefechte bei Kobryn (27. Juli 1812), welches der sächsischen Avantgarde, der ganzen Division Klengel, trotz zehnstündigen, tapfersten Kampfes die Gefangenschaft brachte, unbetheiligt war, lernte er die Schrecken einer Schlacht am 12. August bei Podobna aus eigner Anschauung kennen. Hier wurden zwar die Russen geschlagen, aber die Sachsen verloren 300 Mann an Todten und Gefangenen und hatten 600 Verwundete. Die Versorgung der letzteren war bei den schlechten Wegen und den weit von einander liegenden Ortschaften recht umständlich, und während man die Kranken in Klöstern und Schlössern unterbrachte, nahmen die wackeren Aerzte oft genug mit den elendesten Quartieren, selbst mit Scheunen fürlieb. Der größte Theil der sächsischen Truppen deckte bekanntlich als 7. Corps Reynier in Gemeinschaft mit den Oesterreichern Schwarzenberg's die rechte Flanke der Großen Armee; nur die Brigade des Generals Thielmann nahm an dem Kampfe bei Borodino entscheidenden Antheil. Gegen Reynier aber wurden die Russen immer kühner. Am 11. October griffen sie ihn bei Klinicki an der Leszna an, und am 15. November überfielen sie die Sachsen gegen 4 Uhr Morgens bei Wolkowisk, wo diese mit den zu Hilfe eilenden Oesterreichern in zweitägigem Kampfe 11 800 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Das 7. Corps hatte sich bisher am Bug, einem rechten Nebenflusse der Weichsel, bewegt und am 18. November den Niemen überschritten. Da traf am 28. November bei den Sachsen die Nachricht ein, „daß sich die Große Armee auf dem völligen Rückzuge und in der schlechtesten Verfassung befinde“. Nun begann auch für die Lazarethbrigaden der Rückzug, der aber durch die „sehr starke Mortalität“ recht behindert wurde. Von Grodno, wo Damm am 30. November eintraf und „eine Summe von 900 Kranken — Sachsen und Würzburgern — theils in den Hospitälern, theils in Quartieren und außerdem ein französisches Hospital mit gegen 1000 Kranken im Schlosse“ vorfand, sollte er schon Anfang December Verwundete nach Bialystock und Pultusk zurückbringen, aber es fehlte an Transportmitteln. Am 19. December mußte man vor den anrückenden Russen die Stadt räumen; 250 Verwundete blieben unter Obhut dreier Chirurgen zurück. Der Rückzug brachte unserem Damm manches Mißgeschick, einmal verlor er sogar seine Lazarethbrigade und erreichte erst nach tagelangem Umherirren das Hauptquartier. So nahte ihm das Weihnachtsfest, wo er mit Wehmuth seines jungen Weibes daheim im Sachsenlande gedachte. Am 27. December wurde er durch Verleihung der goldenen Militärverdienstmedaille ausgezeichnet. Das neue Jahr sah ihn in Warschau, wo er eines der drei sächsischen Lazarethe, die im Cadettenhause, im alten Zeughause und im Palais Radziwill untergebracht waren, übernehmen sollte. Er erhielt das letztere, in welchem von den ungefähr 1800 Kranken der drei Hospitäler allein 630 Mann lagen. In Warschau herrschte insofern Noth, als ein großer Theil der Aerzte selbst krank geworden war; auch Damm fürchtete mehrmals, vom Hospitaltyphus ergriffen zu werden, raffte sich aber immer wieder auf. Die Sterblichkeit in den Lazarethen wuchs mit der Zahl der Kranken, welche eingebracht wurden, und der Arbeit für die Aerzte wurde es von Tag zu Tag mehr. „Es ist schrecklich,“ sagt das Tagebuch, „dieses namenlose Elend zu sehen. Halbtodt kommen die Kranken ins Hospital, und nicht einzeln, sondern zu Hunderten! Geht man durch die Säle, so wird man durch den Tod aus einer Menge hohler Gesichter angegrinst. Ein einziger stolzer, herrschsüchtiger Tyrann ist schuld an diesem fürchterlichen Elende!“ Zu diesem Grimme, der allgemach alle Sachsen gegen Napoleon erfüllte, kam über unsern Damm das Heimweh: „Warschau hat für mich nichts Anziehendes; meine Wünsche sind nach Sachsen gerichtet; dort wohnen meine Lieben!“ Am 3. Februar 1813 wurde Warschau verlassen; 1300 kranke Sachsen mußten unter der Pflege mehrerer Aerzte zurückbleiben; sie wurden drei Tage später durch den Fürsten Schwarzenberg an die Russen übergeben. In Eilmärschen zog man nun heimwärts, am 16. Februar 2 Uhr Nachmittags wurde die deutsche Grenze überschritten: „Die Truppen brachen in allgemeinen Jubel aus, wie sie die Grenze passirten.“ Am 22. Februar traf Damm in Sorau ein: „Das Herz schlug mir höher, als ich das erste sächsische Wappen wieder erblickte und die erste sächsische Stadt wieder betrat.“ In Spremberg

hatte er die Freude, sein Weib und seine kleinen Kinder Agnes und Gustav — dieser war ihm während seiner Abwesenheit geboren — zu umarmen; aber lange konnte er sich des häuslichen Glückes nicht freuen; schon am 26. Februar mußte er die Seinigen wieder verlassen, um seine neue Stellung als Regimentschirurgus bei den Zastrow-Kürassieren anzutreten, und damit begannen für ihn neue, noch unruhigere Kriegsfahrten. Bis Mitte März blieb das Regiment in der Nähe von Dresden; dann erhielt es Befehl, über Freiberg, Chemnitz, Crimmitschau und Reichenbach nach Plauen zu gehen. An der ganzen Militärstraße herrschte das Lazarethfieber. Am 1. April in Plauen angelangt, mußten die Kürassiere wider alles Erwarten schon am nächsten Tage „das geliebte Vaterland verlassen" und sich über Hof, wo ein bayrisches Heer von 10000 Mann zur Vertheidigung der Grenze formirt wurde, und über Amberg nach Regensburg begeben. Hier hatte König Friedrich August I. im bischöflichen Palais Wohnung genommen. Als er sich nach Prag begab, um den Verhandlungen mit der österreichischen Regierung — von denen ja in diesen folgenschwersten Tagen der sächsischen Geschichte das Schicksal unsers Vaterlandes abhing — näher zu sein, da rückten auch die Kürassiere in Böhmen ein (23. April). Die Entwickelung der kriegerischen Ereignisse im Vaterland wurde mit Aufmerksamkeit und Sorge verfolgt. Das Tagebuch meldet darüber: „Am Abende des 9. Mai hörten wir leider, daß die Schlacht bei Lützen von den Franzosen gewonnen und der Kaiser Napoleon wieder in Dresden sei." Auf dem Marsche elbabwärts war denn auch „die Gemüthsstimmung durchgängig düster und trübe". Das Regiment kehrte nach Sachsen zurück, um aufs neue mit den Franzosen, „welche ich nie wiederzusehen gewünscht hätte", vereinigt zu werden. Nach einer Revue vor dem Kaiser ging der Marsch des Regiments über Großenhain und das völlig ausgebrannte Bischofswerda nach Bautzen. An der Schlacht bei Wurschen (21. Mai) und an der Verfolgung der Verbündeten über Neiße, Queis und Bober nahmen die Zastrow-Kürassiere ruhmreichen Antheil. Während des nun folgenden Waffenstillstandes konnte Damm wiederholt die Seinigen in Spremberg und Glogau besuchen. Um so unruhiger verlief der Sommer. Bald war das Regiment bei Dresden, wo es in den Kämpfen des 27. August zwei feindliche Carrés sprengte und gegen 1500 Gefangene machte, bald im Erzgebirge, wo „die Franzosen allenthalben nach ihrer gewöhnlichen Manier raubten und plünderten", bald in dem fernen Schlesien, bald wieder in der Lausitz, wo es einmal bei einem Recognoscirungsritte von Kosaken angegriffen wurde und seinen Commandeur Oberst v. Ziegler und 34 Mann als Gefangene verlor. Anfang Octobers wurde es in die Gegend von Leipzig und Düben beordert. Bei letztgenanntem Orte concentrirte Napoleon am 10. October 1813 „die Große Armee, theilte Orden aus und nahm Beförderungen vor — Alles Vorbereitungen zu einer großen Schlacht!" Am 14. October marschirten die Kürassiere bis vor Leipzig, schwenkten links ab über Mockau nach Schönefeld, wo sie einige Stunden biwakirten, und rückten dann nach Stötteritz vor, wo der übrige Theil der Nacht im Biwak verbracht wurde. Ueber die folgenden Kämpfe der Völkerschlacht bei Leipzig lassen wir das Tagebuch selbst reden. „14. October. Am Tage hörte und sah man eine lebhafte Kanonade vorwärts, welche bei Liebertwolkwitz war; des Nachts entstand infolge eines Ueberfalles des Fürsten Poniatowski wieder eine lebhafte Kanonade, wodurch die ohnehin wegen eines heftigen, schneidenden Sturmwindes fürchterliche Nacht noch schrecklicher wurde." — „Den 15. October rückte die französische Armee in eine Position bei Liebertwolkwitz, die feindliche Armee stand gegenüber ebenfalls in Schlachtordnung; kein Schuß fiel; die Vorposten ritten langsam hin und her, ohne einander zu irren; es war ein eigener feierlicher Anblick, beide Heere in dieser Stellung gegeneinander zu sehen. Abends gingen wir wieder zurück bis Schönefeld, wo wir Quartiere bezogen. Das Dorf war durch die französischen Kaisergarden rein ausgeplündert, Alles zertrümmert und zerschlagen! — Der Tag der Züchtigung und der Rache ist nahe!" — „Den 16. October früh rückte die Armee wieder in ihre gestrige Stellung. Um 9 Uhr begann der Angriff auf der feindlichen Seite mit einer fürchterlichen Kanonade, welche mit einer noch nie gehörten Heftigkeit bis Abends fortgesetzt wurde. Das Regiment Zastrow machte eine Attaque auf österreichische Cuirassiers, wurde aber völlig zurückgeschlagen; gegen Abend zog sich jedoch die feindliche Armee ohngefähr ½ Stunde weit in der größten Ordnung zurück. 1000 Kanonen waren gegen einander in Thätigkeit. Nachmittag fing sich auch eine Kanonade bei Eutritzsch an, welche sich gegen Lindenau hinzog. Wir bivouakirten des Nachts auf dem Schlachtfelde." — „Den 17. October standen die Armeen wieder einander gegenüber, ohne daß etwas mehr geschehen wäre, als daß eben lebhaft geplänkert wurde; in unsrer linken Flanke zeigten sich feindliche Colonnen; wir gingen Abends zurück und bivouakirten bei einem völlig leeren Dorfe, bei Probstheida; des Nachts wurden wir durch eine lebhafte Kanonade allarmirt, rückten aber wieder in den Bivouac." — „Den 18. October rückten wir wieder in eine Position, welche aber mehr rückwärts als die gestrige war. Um 8 Uhr erhob sich eine heftige Kanonade von allen Seiten zugleich, welche uns zu einem schnellen Rückzuge nöthigte. Bei Stötteritz concentrirte Napoleon seine ganzen Kaisergarden; nach Connewitz wurde eine sehr lebhafte Kanonade unterhalten. Ich ging nach Leipzig, um meine Sachen zu retten. Ein Fieberanfall hielt mich daselbst fest." — „Den 19. October früh hörte ich, daß alle Sachsen in Leipzig bleiben und sich auf dem Markte versammeln sollten; ich that dasselbe." (Bekanntlich war die Mehrzahl der sächsischen Truppen am Nachmittage des 18. Octobers bei Paunsdorf zu den Verbündeten übergegangen; die Zastrow-Kürassiere aber, die von den übrigen Sachsen getrennt waren, hatten davon keine Kunde erhalten und waren darum nach Leipzig geritten.) „Ich war Nachmittags Zeuge des Jubels, welcher beim Einrücken der alliirten Truppen in Leipzig entstand. Meine Unpäßlichkeit verlor sich ganz durch die frohe Empfindung, welche ich mit so vielen Tausenden theilen konnte." Nach der Schlacht bei Leipzig wurden die sächsischen Truppen, die auf dem Johannisfriedhofe bivouakirt hatten, dem Blokadecorps vor Torgau zugetheilt und damit in den Dienst der Verbündeten gestellt. Mitte November ging den Zastrow-Kürassieren Ordre nach Thüringen zu; Damm aber erhielt auf dem Marsche seine Versetzung zum Ulanenregimente, das er in der Nähe von Querfurt fand. Von hier aus nahm er einen kurzen Urlaub zum Besuche seines Bruders in Wiehe und seiner Mutter in Cölleda. „Zu meiner vollen Zufriedenheit fehlten nur mein theures Lorchen und die Kinder!" — Den Rest des Jahres 1813 verbrachten die Clemens-Ulanen bei gewöhnlichem Dienste im nördlichen Thüringen. Den Oberbefehl über die Sachsen hatte der Herzog Karl August von Weimar übernommen, und jene hatten gehofft, nun nicht noch, wie ursprünglich verlautete, nach Holland marschiren zu müssen. Aber schon in den ersten Tagen des Jahres 1814 wurde der Marsch nach Westen angetreten, und am letzten Tage des Januar standen die Ulanen an dem gefrorenen Zuidersee. Dann ritten sie nach Brabant. Vor Antwerpen gab es im Verein mit Schützen und Jägern viele Vorpostendienste und dazwischen hinein viel Unruhe infolge der Nachrichten von dem eigentlichen Kriegsschauplatze, dem sie Anfangs April näher rücken mußten. Am 4. April 1814 endlich „verkündete das Geläute aller Glocken und der Donner der Geschütze die Einnahme von Paris". Zwei Tage darauf beging Damm seinen Geburtstag mit dem Seufzer: „Noch nie war ich so glücklich, diesen Tag im Schoße meiner Familie zu verleben! Wenn doch der Himmel einmal Frieden und uns Allen glückliche Heimkehr ins geliebte Vaterland schenken wollte!" Zwar verließen die Ulanen im nächsten Monat Flandern und gingen nach Deutschland zurück, aber die Heimkehr nach Sachsen lag noch in weitem Felde. Das Schicksal unseres Landes, des unglücklichen Königs und der ganzen Armee beunruhigte auch unsern Damm außerordentlich. In diese Zeit fällt ein Urlaub von 6 Wochen, der ihn die Kriegsunruhen etwas vergessen ließ. Am 8. Juli konnte er seine Familie bei der Großmutter in Cölleda überraschen. Den Aufenthalt daselbst übergeht das Tagebuch — im Glück schreibt der Mensch nicht viel. Der Abschied ist ihm und den Seinigen um so schwerer geworden, was wir wohl verstehen, besonders wenn wir erfahren, daß wenige Tage nach seiner Abreise sein Weib eines Töchterchens genas. Bei der Rückkehr zur Armee fand Damm die alte Ungewißheit und Sorge um die Zukunft Sachsens. Man konnte an der ersten Jahresfeier der Leipziger Schlacht nicht freudigen Herzens sich betheiligen; dagegen „feierte am 23. December eine zahlreiche Gesellschaft den Geburtstag unsers Königs in aller Stille". Am 29. Januar 1815 klagt das Tagebuch: „Immer ist auf dem Congresse zu Wien noch nichts entschieden; immer noch schmachtet das arme Vaterland unter dem Drucke der provisorischen Regierung, und immer noch sitzt Friedrich August der Gerechte und Allgeliebte gefangen im Lande der Preußen. Sehnsuchtsvoll sehen auch wir Alle der Heimath entgegen, trösten uns von einem Tage zum andern mit

der Hoffnung zur baldigen Rückkehr ins Vaterland und werden leider von einem Tage zum andern mit diesen leeren Hoffnungen getäuscht. Wir sitzen unter fremden Menschen, welche uns hassen, während unsre Lieben im Vaterlande uns sehnsuchtsvoll in ihre Arme zurückwünschen. Gott, entscheide doch bald unser hartes Schicksal." Am 25. März traf die Nachricht von Napoleon's Rückkehr ein. Das Regiment mußte wieder nach Westen vorrücken. An seinem 38. Geburtstage erhielt Damm einen Brief seiner Frau, worin sie die Hoffnung aussprach, ihn bald besuchen zu können, und nun wurde es abermals Krieg! Dazu kamen schlechte Nachrichten über das Loos Sachsens. „Der König wird in die Theilung einwilligen müssen, man macht schon alle Anstalten zur Theilung der Armee. . . Den 15. April ritt ich nach Lüttich; ich sprach daselbst Dr. Schön (welcher der Medicinaldirection der Armee angehörte), Oberst Aster und General Thielmann wegen der Anstellung im preußischen Dienste. Ein schwerer Gang!" Welche Unruhe damals unter den sächsischen Truppen herrschte, beweisen die Excesse des Grenadier-Regimentes in den ersten Maitagen zu Lüttich. „Am 5. Mai kam die Entscheidung des Königs von Sachsen an, er hat den Tractat des Congresses unterzeichnen müssen. . . Den 17. Mai geschah die längst gefürchtete Theilung der Cavallerie. Ich bleibe in sächsischen Diensten!" An den eigentlichen Kämpfen des Jahres 1815 hat das Regiment nicht theilgenommen. In Maastricht erfuhr man von der Entscheidungsschlacht bei Belle Alliance. Dann ritt das Regiment in die Gegend von Zütphen, bald darauf nach Osnabrück, ferner über Frankfurt nach Lothringen und in das Elsaß, wo es zur Blokade der Festung Schlettstadt bestimmt wurde. Am 23. August 1815 wurde Damm zum Jägerbataillon versetzt. Nach einem längeren Urlaube, den er zu einer Reise in die Schweiz benutzte, lachte ihm die Hoffnung einer baldigen Heimkehr ins Vaterland — abermals vergeblich! Von den sächsischen Truppen mußten 5000 Mann als Occupations-Armee in Frankreich zurückbleiben, und dazu gehörten auch die Jäger! Mitte Decembers zogen sie über Nancy und Toul, wo sie Weihnachten feierten, über Chalons s. M. und Rheims nach Lens in der Landschaft Artois, wo sie am 13. Januar 1816 eintrafen. „Lens ist uns also zur Garnison bestimmt! O Gott, welche traurigen Aussichten, in diesem Orte, in diesem Lande, unter diesen Menschen mehrere Jahre verleben zu sollen!" Bis zum Jahre 1819 hat diese Prüfungszeit der sächsischen Truppen angedauert. Für unsern Johann Andreas Damm sind das schwere Jahre gewesen. Die Notizen im Tagebuche werden immer spärlicher, dafür aber immer verzweifelter. Der Mann war herzleidend, und als Arzt konnte er sich über seinen Zustand nicht hinwegtäuschen. Dienstliche Verdrießlichkeiten und Sorgen um seine Kinder verschlimmerten seine Stimmung. Im August 1816 ist seine Frau mit den Kindern Agnes, Gustav und Albertine in Lens eingetroffen; aber die so lange ersehnte Vereinigung mit den Seinigen brachte ihm nicht das erhoffte Glück; klagt doch am Neujahrstage 1817 das Tagebuch: „Mich fesselt hinieden nichts als meine beiden Kinder; diese sind das Band, welches mich zurückhält, eine Verbindung zu lösen, die mich nicht mehr glücklich machen kann!" Am 6. April feierte Damm — was er sich so oft gewünscht —, seinen 40. Geburtstag im Kreise seiner Familie — aber nur „ziemlich vergnügt"! — — Da bricht das Tagebuch ab, mit einem hellen Mißklange, gleich einem Musikstück, dessen letzten Accord der schrille Ton einer springenden Saite stört — es ist Alles eitel! A. J.

Bücherbesprechungen.

— Kaiserin Augusta Viktoria. Ein Bild ihres Lebens und ihrer mütterlichen Fürsorge für die deutsche Jugend gezeichnet von Wilhelm Carl Bach. Mit 12 Abbildungen. Ferdinand Hirt, Königliche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung, Breslau, 1898. Preis: Schulausgabe steif geheftet 35 ₰, 20 Exemplare 6 ℳ, Geschenkausgabe fein gebunden 1 ℳ. — Das Familienleben im Hause des deutschen Kaisers darf als das Musterbild einer christlich-deutschen, glücklichen Häuslichkeit gelten. Von solch einem Fürstenhause strömt ein reicher Segen aus auf das ganze Volk. Gerade in unsern Tagen, wo so Vieles an den Grundpfeilern der Sittlichkeit rüttelt, thut ein Blick in ein Fürstenhaus, dessen Glieder, in lauterer Gottesfurcht und warmer Liebe verbunden, sich gegenseitig stützen und heben, unendlich wohl. Und zumal dem heranwachsenden Geschlecht sollte das Bild des Kaisers und der Kaiserin herzlich vertraut sein. Darum sind kurze Lebensbilder in einfacher und ungekünstelter Sprache, wie hier eines von der Kaiserin Augusta Viktoria vorliegt, dankenswerth. Das mit guten Holzschnitten reichlich geschmückte Büchlein ist zu Schülerprämien an vaterländischen Festtagen und für ähnliche Gelegenheiten wohlgeeignet. Bescheidenen Werthes sind die poetischen Beigaben, z. B. S. 19, S. 33 und sonst. Sie wären besser weggelassen worden. R. B.

— Die Entstehung des Marcusevangeliums auf Grund der synoptischen Vergleichung aufs neue untersucht von Lic. th. W. Hadorn, Pfarrer in Saanen, 4. Heft im 2. Jahrg. der Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Gütersloh, Druck und Verlag von Bertelsmann, Gütersloh, 1898, 165 S. 2,80 ℳ. — Verfasser sucht nachzuweisen, daß dem Evangelisten Marcus das canonische Matthäusevangelium vorgelegen habe und von ihm in vielen Partien benutzt worden sei, er habe es aber seiner von der des Matthäus abweichenden Tendenz entsprechend umgeändert, bezüglich verkürzt, außerdem aber viele in Matthäus nicht enthaltene Einzelheiten aus der Tradition der Gemeinde, namentlich aus den mündlichen Berichten des Paulus und Petrus seinem Evangelium eingeflochten. Die Abfassung des Marcusevangeliums sei kurz nach 70 nach Christus geschehen. Aus Matthäus und Marcus zusammen habe Lucas wieder sein Evangelium in eigenthümlicher Weise zusammengearbeitet. Sonach rechtfertigt der Verfasser die überlieferte Aufeinanderfolge der Synoptiker: Matthäus, Marcus, Lucas, und wir stimmen ihm darin bei, da seine Resultate (Theil II der Schrift) auf einer gründlichen Vergleichung der einzelnen Stellen des Marcus mit den entsprechenden Partien der anderen Synoptiker beruhen. Wenn dem Verfasser auch nicht in jedem Punkte beizustimmen ist (S. 26 heißt es, daß der Zusatz des Marcus: „Jesus sei in der Wüste mit den Thieren gewesen" aus einer theologischen Reflexion hervorgegangen sei,?) und wenn auch Verfasser nicht viel Neues bietet, was überhaupt in der Evangelienfrage schwer sein dürfte, so sind seine Ausführungen doch ansprechend objectiv gehalten und interessant. R. W.

— Richter, P. Paul, Die Zukunft der weiblichen Diakonie. Ein Wort zur freundlichen Erwägung für alle Freunde der weiblichen Diakonie. C. Bertelsmann, Gütersloh. — Der schmerzlichst empfundene Nothstand auf dem Gebiet der weiblichen Diakonie ist der Schwesternmangel, und infolge der dringenden Nachfrage droht weiter Ueberbürdung, Vielgeschäftigkeit, ungenügende Durchbildung; solche und ähnliche Mißstände nicht zu beschönigen, sondern positive Kritik, die der Besserung Bahn bricht, zu üben, ist Pflicht aller wahren Freunde der Innern Mission. Verfasser, der aus seinem Berufe als Vereinsgeistlicher gründliche Sachkenntniß mitbringt, macht den Vorschlag: Die zu Synoden zusammengeschlossenen Gemeinden fordern in ihrem Gebiet zum Eintritt in den Diakonissendienst auf, übernehmen die Kosten der Ausbildung in einem bestehenden Mutterhaus und desgleichen auch Unterhalt und Arbeits-Anstellung der ausgebildeten Diakonisse, sodaß also der Gemeindeverband die Stellung als Arbeitgeber einnehmen würde, die jetzt das Mutterhaus einnimmt, und diesem die geistliche und technische Schulung der Berufsarbeiterinnen in dieser Stellung zufallen würde. — Die praktische Erfahrung hat über diesen jedenfalls beachtenswerthen Vorschlag das entscheidende Wort zu sprechen; wir würden uns freuen, wenn es im Sinne des Verfassers zu Gunsten einer Verkirchlichung der Innern Mission und Belebung der Kirche geschähe. A. V.

— Historische Vierteljahrsschrift, herausgegeben von Gerhard Seeliger. Neue Folge der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Jahrg. III 1898 (der ganzen Folge 9. Jahrgang). Heft 2 und 3. Leipzig, B. G. Teubner, 1898. 8°. Preis des Jahrgangs 20 ℳ. — Auch die vorliegenden Hefte der Historischen Vierteljahrsschrift bewahren den Charakter einer vornehmen fachwissenschaftlichen Zeitschrift, den sie von ihrer dereinst durch Quidde begründeten Vorgängerin übernommen hat. Das Bedürfniß, das für eine solche Zeitschrift vorliegt, beweist ihr reicher Inhalt; möchte dem auch der buchhändlerische Erfolg der „Vierteljahrsschrift" entsprechen. Die Geschichte des Mittelalters steht diesmal im Vordergrunde. Die exacte Quellenforschung, die im Allgemeinen neuerdings mehr zurückgetreten ist als dies vor einigen Jahrzehnten der Fall war, aber immer noch zahlreiche Aufgaben

zu lösen hat, ist vertreten durch einen Aufsatz von Ernst Bernheim über das Verhältniß der Vita Caroli Magni zu den sog. Annales Einhardi, in dem der Verfasser seine Ueberzeugung von der Abhängigkeit der ersteren von den letzteren gegenüber den Einwendungen von Kurze, Manitius u. A. festhält und mit neuen Gründen belegt. Recht anregend geschrieben ist ein anderer Aufsatz desselben Verfassers: „Paläographische Glossen". Er betont, daß die Paläographie nicht blos als Hilfswissenschaft Bedeutung hat, sondern daß eine selbständige Geschichte der Schriftentwickelung hohen pädagogischen Werth besitzt, insofern gerade auf diesem Gebiete das Zusammenwirken materieller und psychischer Factoren klar bemerkbar ist und die Unhaltbarkeit der Geschichtsforschung derjenigen sich einleuchtend zeigt, die „die Vorgänge der Entwickelung ohne Rest wie naturwissenschaftliche Objecte analysiren und nach naturwissenschaftlicher Methode gesetzmäßig bestimmen zu können meinen, indem sie die spontanen Impulse des menschlichen Geistes eliminiren"; ferner indem sie beobachten, sehen lehrt, auch Blick und Verständniß für die Schrift der Gegenwart öffnet und dadurch selbst für den Kunsthistoriker und Aesthetiker von Bedeutung wird. Noch immer zeigt die Forschung erhebliche Lücken; als Beispiele weist der Verfasser auf die Schrift des späteren Mittelalters, die Reform der Renaissance, die karolingische Renaissance hin. Um diese Lücken auszufüllen, bedürfen die paläographischen Lehrmittel dringend der Vervollständigung, wie eine solche durch die neuerdings von Chroust begonnene Publication der „Monumenta palaeographica, Denkmäler der Schreibkunst des Mittelalters" angestrebt wird. Gerhard Seeliger setzt seine Forschungen über „Volksrecht und Königsrecht" fort; er untersucht die Gesetzgebung der karolingischen Zeit, verwirft die namentlich von Boretius aufgestellte Eintheilung der Capitularien, weist nach, daß die Thätigkeit des Königs bei Fixirung und Fortbildung des Rechts keineswegs unbeschränkt war, sondern daß die aus den alten Heeresversammlungen, dem Märzfeld, Maifeld hervorgegangene Reichsversammlung der Optimaten wesentlich dabei mitzuwirken hatte. Das Endergebniß ist, daß auch für diese Zeit der vor Allem von Sohm geistvoll construirte Dualismus in der Rechtsentwickelung, der Gegensatz zwischen Volksrecht und Königsrecht, nicht festgehalten werden kann; wohl tritt dem Beobachter ein dreifacher Gegensatz entgegen: Gewohnheit und Gesetz, Volkseinwirkungen und Königseinwirkung, Stammes- (Personal-) und Reichs- (Territorial-) Recht; aber diese Gegensätze lassen sich nicht zu einem das ganze Rechtsleben beherrschenden Gegensatz zweier Systeme abrunden. Hier, wie so oft in der deutschen Rechtsgeschichte, hat die irrthümliche Anwenduug einer Analogie aus dem römischen Rechte der klaren Erkenntniß Eintrag gethan. Die Untersuchung Robert Holzmann's über die Wahl Friedrich's I. zum deutschen König nimmt einen schon mehrfach behandelten Gegenstand nochmals auf und kommt auf dem Wege streng methodischer Quellenforschung zu neuen Ergebnissen über den Wahlact und namentlich über die Bedeutung und das Wesen der Designation zum Nachfolger. Fragen aus der Geschichte des Mittelalters behandeln ferner die kleinen Mittheilungen von Ernst Sackur über den Krönungstag des Hugo Capet, von E. Schaus über Briefe des Cod. Udalrici aus der Zeit Lothar's III. und von G. Caro über den zweiten Kreuzzug Ludwig's IX. von Frankreich. Albert Wahl „Die Reaction von 1781" sucht den Nachweis zu führen, daß die namentlich von Chérest vertretene Annahme einer allgemeinen Reaction, die nach dem Sturze Necker's in Frankreich eingetreten sei, irrig ist, daß vielmehr die schon vor Necker von Turgot vertretenen Reformbestrebungen auch nach 1781 fortgesetzt worden seien. Einige in Dresden aufgefundene Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans an ihre Schwägerin Wilhelmine Ernestine von der Pfalz aus den Jahren 1682—1686 theilt Paul Haake mit. Von großem Interesse auch für weitere Kreise ist der Aufsatz von Karl Rieker „Staat und Kirche nach historischer, reformirter, moderner Anschauung". In geistvollen Umrissen zeichnet er den scharfen Gegensatz der altlutherischen Auffassung, die dem Staat einen überwiegenden Einfluß auf die Kirche sichert, zu dem des Calvinismus, dessen kirchenpolitisches Programm vielmehr Unterordnung des Staates unter die Kirche, als „subsidiäres Ideal" Trennung von Staat und Kirche verlangt; die moderne Anschauung von Staat und Kirche als zwei verschiedenen, gegen einander selbständigen Kreisen, von denen jeder seinen eigenen Mittelpunkt hat, nähert sich mehr der reformirten als der altlutherischen Auffassung. — Auf die zahlreichen Kritiken, Nachrichten und Notizen sowie die von Oscar Maßlow bearbeitete Bibliographie zur deutschen Geschichte, die den Heften mit besonderer Seitenzählung beigegeben ist, weisen wir nur in Kürze hin. —m—

— Frankfurt am Main im Jahre 1848. Ein Beitrag zur Städtegeschichte von Franz Rittweger. Frankfurt a. M., Carl Jügel's Verlag (M. Abendroth). 1898. 125 SS. 8°. 3 ℳ 25 ₰. — Unter der Literatur, die die fünfzigjährige Erinnerung an das Jahr 1848 veranlaßt hat, kann man dem vorliegenden Schriftchen kaum eine hervorragende Stelle einräumen. Wohl hat der Verfasser als Jüngling die Ereignisse, von denen er schreibt, mit durchlebt; wir erfahren, daß er Mitglied des Freicorps für die Befreiung von Schleswig-Holstein gewesen ist. Aber was er uns mittheilt, macht doch nirgends den Eindruck eigner Erinnerungen; der Verfasser giebt vielmehr lediglich eine recht trockene Erzählung allbekannter und oft dargestellter Vorgänge. Die Stadt Frankfurt, auf die damals die Augen aller Deutschen gerichtet waren, steht bei der Darstellung im Vordergrunde; aber Neues erfahren wir aus diesem „Beitrag zur Städtegeschichte" auch über sie nicht. Die Einfügung zahlreicher Actenstücke, Briefe u. s. w. giebt dem Schriftchen ebenfalls keinen höheren Werth; denn auch unter diesen Stücken dürften sich nicht viele befinden, die nicht schon an leichter zugänglichen Stellen veröffentlicht wären. Für manchen Frankfurter hat die Schrift vielleicht Interesse, weil sie auf kleinem Raum zusammenfaßt, was man sonst in größeren Werken sich zusammenlesen muß; im Uebrigen halten wir das Büchlein für ziemlich überflüssig. —m—

— Das von dem Provinzial-Steuer-Secretär Bartel in Stettin im Verlage der königl. Hofbuchhandlung von Mittler & Sohn in Berlin herausgegebene Unterrichtsbuch für Grenz- und Steueraufseher ist kürzlich in zweiter Auflage erschienen. Wie bereits bei Besprechung der ersten Auflage betont worden ist, ist dieses Buch in der Hauptsache nur für preußische Verhältnisse berechnet. Soweit darin allgemein geltende Bestimmungen der Zoll- und Steuergesetzgebung enthalten sind, würde es übrigens fraglich sein, ob deren Studium an der Hand der officiellen Gesetzesausgaben bez. der dazu erlassenen Ausführungsbestimmungen nicht empfehlenswerther und für die Betheiligten nutzbringender sein möchte. B.

— Eine neue Methode der Stimmbildung. Eine Einführung in die Kuppers'sche Anleitung zur Stimmbildung und zum flüssigen Sprechen, besonders für Geistliche und Lehrer von Johannes Deggau. Gießen 1898, Verlag von Karl Krebs. Preis 30 ₰. — Nicht wenige Menschen, darunter auch Solche, die berufsmäßig öffentlich zu sprechen haben, leiden an mehr oder minder störenden Sprechfehlern. Das ist wahr. Anweisungen zu natürlicher und richtiger Sprechweise giebt es aber wie Sand am Meer. Jeder will die alleinseligmachende Methode entdeckt haben. In diesem Hefte setzt ein begeisterter Bewunderer des Systems von Fräulein Aafke Kuppers in Amsterdam die Hauptgrundsätze dieser Gesangslehrerin und Stimmbildnerin auseinander. Wir wollen der Dame nicht zu nahe treten, auch die Erfolge, die sie an vielen halsleidenden oder stimmschwachen Personen schon erzielt hat, nicht in Zweifel ziehen. Jedoch der Vortrag von Deggau wird ihr kaum viel Anhänger werben. Der Ausdruck ist schwerfällig, mit gelehrten Fremdwörtern überladen und zum Theil unklar. Wir sind der Meinung, auf diesem Gebiete des Unterrichts sei mehr als in irgend einem anderen Fache die unmittelbare Nachahmung die Hauptsache. Der Lehrer macht es vor, der Schüler versucht es nachzuahmen. Die Belehrung durch das gedruckte Wort ist in Fragen der Tonbildung machtlos. So glauben wir denn auch nicht, daß Jemand aus diesem Hefte viel über die richtige Behandlung seiner Stimmwerkzeuge lernen kann. Hoffentlich ist das größere Werk über denselben Gegenstand, dessen baldiges Erscheinen dieses Heft in Aussicht stellt, klarer. Das Sicherste wird aber immer bleiben der persönliche, mündliche Unterricht bei Einem, der selber gut und schön spricht. Hat Jemand besonderes Zutrauen zu der holländischen Methode und — das nöthige Geld, so kann er ja nach Amsterdam gehen und sich bei Fräulein Kuppers in die Schule geben. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 127. Sonnabend, den 29. October, Abends. 1898.

Werkstätten protestantischer Nächstenliebe in Jerusalem.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Lange hat die deutsche protestantische Kirche gezaudert, sich auch der Mission mit zu widmen, sind doch soeben erst seit Begründung der inneren Mission 50 Jahre verflossen. Aber nicht allein der zelotische Glaubenseifer fehlt der protestantischen Gemeinde, sondern vor Allem die unermeßlichen Reichthümer, wie sie beispielsweise der katholischen Kirche zur Verfügung stehen. Zu Allem aber, was man auch beginnen will, gehört heut zu Tage Geld, und in erster Linie zum Missionswerk. Nicht allein, daß die Missionare unterhalten werden müssen, sondern man muß Schulen und Kirchen errichten, um die christliche Idee schon in den Heidenkindern zu wecken und wach zu halten. Aber nicht nur der Mangel an Geldmitteln ist es, daß unsere protestantische Kirche verhältnißmäßig so wenig Fuß unter den Ungläubigen gefaßt hat. Sie verschmäht ein prunkendes Aeußere, was wäre aber mehr geeignet als äußerlicher Prunk, um die auf geistig niedriger Stufe stehenden Heiden gefangen zu nehmen? Glücklicher Weise ist es jetzt anders geworden. An Stelle der Lauheit ist eifriger Fleiß getreten, und langsam aber beständig nimmt die protestantische Idee an Ausbreitung zu. Auch in Palästina sind die Wurzeln immer tiefer und tiefer werdende. Aber jetzt, wo unser deutscher Kaiser in Palästina weilt, und man in den verschiedenen Anstalten hofft, daß er, oder wenigstens seine erlauchte Gemahlin, einen Besuch abstattet, glauben wir einen Wunsch unserer Leser zu erfüllen, wenn wir in Folgendem einige kurze Notizen über die bedeutendsten protestantischen Unternehmungen zu Nutz und Frommen der Menschheit bringen. Will man diese Stätten, die sämmtlich außerhalb der Stadt Jerusalem liegen, besichtigen, so muß man sich durch das Jaffathor in die nordwestliche Umgebung begeben, wo sie mit einer Ausnahme untergebracht sind. Als älteste Anstalt haben wir zunächst „Talitha Kumi“ (Mädchen stehe auf) zu erwähnen. Dies wurde 1853 gegründet und hat sich die Erziehung der Mädchen zur Aufgabe gemacht. Wenn die äußeren Erfolge leider der aufgewandten Mühe nur in geringerem Maße entsprechen, so liegt dies nicht etwa daran, daß auch hier nicht das Möglichste geleistet wird, sondern hauptsächlich an der untergeordneten Stellung, die die Frau im Oriente einnimmt, und das, was Jahrhunderte gesündigt haben, können nicht wenige Jahre wieder wettmachen. Doch lassen sich einige Resultate schon constatiren, wenn auch noch viel, viel Arbeit nöthig sein wird, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Der treuen Arbeit der Kaiserswerther Schwestern, denen diese Anstalt, so wie so manche andere im Orient gehört, wird es gewiß gelingen, noch sichtbarere Resultate zu erzielen. Talitha Kumi beherbergt zur Zeit 115 Mädchen und zwar im Alter von 4—18 Jahren. Für ihre Ausbildung sorgen 9 Kaiserswerther Diaconissen, unter Leitung der nun bereits seit 1853 in Jerusalem weilenden Oberin Charlotte Pilz. Zwei der Schwestern sind Araberinnen und aus der Anstalt selbst hervorgegangen. Der Unterricht wird in 4 Classen ertheilt. In der untersten trafen wir eine der arabischen Schwestern damit beschäftigt, ihren kleinen Zöglingen das Schreiben arabischer Buchstaben beizubringen. Die Lehrerin ließ uns durch zwei ihrer Schülerinnen begrüßen. Die Ceremonie ähnelt unserem Handkuß, zunächst wird die Hand geküßt und dann die geküßte Stelle an die Stirn gedrückt. Diese Begrüßungsart wird jedoch nur von dem Unteren dem Höheren gegenüber angewandt. Was werden aber die Feinde des Küssens, die darin ja den gefährlichsten Krankheitsüberträger sehen, dazu sagen? Noch dazu in einem Lande, wo man sich vor Staub nicht retten kann? Der Gesang eines Chorales in deutscher Sprache ertönte uns schon vor dem Betreten der nächsten Classe entgegen, doch war die Melodie ein wenig verändert. Wie uns die Schwester erklärte, hat man unseren Choralmelodien etwas weltlichere Formen gegeben, und so geht es ganz gut, den Arabern auch Gesang beizubringen. Dann sangen die Schülerinnen noch ein kleines Lied in arabischer Sprache nach deutscher Melodie, und wir wandten uns der nächsten Classe zu, in der gerade naturgeschichtliche Stunde stattfand, während die erste, in der die größten Mädchen sind, mit Näharbeiten beschäftigt war. Soviel wir von der Sache verstehen, waren die Arbeiten recht sauber, und gar manche unserer höheren Töchter müßte sich von einer Syrierin beschämen lassen. Soviel über den Unterricht. Um den Zöglingen auch Gelegenheit zur Bewegung im Freien zu geben, ist vor dem Hause ein großer Platz. Für die Nachtruhe dienen drei große und ein kleiner Schlafsaal. An jeden derselben grenzt ein kleines Zimmer, das einer Schwester als Wohn- und Schlafraum dient, damit auch während der Nacht wenigstens etwas Aufsicht vorhanden ist. Die übrigen Räumlichkeiten gehören den Schwestern, jedoch ist das Gebäude jetzt viel zu klein, so daß man schon den Speisesaal mit zu Unterrichtszwecken benutzen muß. Obwohl der Unterricht nur für die Waisenkinder frei ist, im Uebrigen aber auch die Kinder christlicher Einwohner Aufnahme finden und von diesen pro Monat ein Schulgeld von einem Napoleon erhoben werden soll, ist diese Anstalt in der Hauptsache doch auf Liebesgaben angewiesen, denn Schulgeld wird nur spärlich gezahlt, und der Erlös aus den Arbeiten der Anstalt, wie Blumenkarten &c., genügt nicht. Wie bereits oben gesagt, ist der Erfolg von Talitha Kumi weniger sichtbar, doch nach und nach bricht sich die Erkenntniß Bahn, daß die in Talitha Kumi ausgebildeten Mädchen sehr gute Dienstboten sind, und in besseren christlichen Häusern nimmt man sie gern. Vielleicht kommt auch der Orient noch einmal dahin, den Frauen eine nicht mehr so vollständig untergeordnete Stellung zu geben, verdient hat es die orientalische Frau, die sich sehr häufig noch durch besondere Schönheit auszeichnet, nicht.

Nicht weit von dieser Anstalt befindet sich das Diaconissenhospital. Da dies ebenfalls unter Leitung Kaiserswerther Schwestern steht, so wollen wir es gleich hier anfügen. Dies Krankenhaus ist ein äußerst stattlicher Bau, der seit Juli 1894 in Benutzung ist, während früher dasselbe sich im Inneren der Stadt befand. Das Gebäude besteht aus zwei Flügeln und bietet für ungefähr 100 Kranke Platz. Dieselben werden ohne Unterschied der Confession aufgenommen. Auf einem Rundgange durchs Haus treffen wir überall die peinlichste Sauberkeit, obwohl es ja fast eine Danaidenarbeit ist, in einem so staubreichen Lande Alles vom Staube frei zu halten. Die Räume für Patienten erster und zweiter Classe machen alle einen recht freundlichen Eindruck, wenn sie auch etwas einfacher gehalten sind, als die der Schwesteranstalt in Kairo. Für die dritte Abtheilung sind auch hier wieder große Krankensäle vorhanden. Die Küche und Apotheke befinden sich im Souterrain. Da leider bis jetzt die Mittel des Hospitales nur beschränkte sind, so muß die Vertheilung der Speisen im Souterrain vorgenommen, oder sie müssen den Kranken zugetragen werden, jedoch hofft man, später in den einzelnen Stockwerken besondere Räume einrichten zu können, in denen die Vertheilung der Speisen, sowie die Reinigung des Geschirres erfolgen kann. Die 8 Kaiserswerther Schwestern, denen die Pflege der Kranken obliegt, haben hier zeitweilig einen schweren Dienst, namentlich wenn sie Kranke haben, die auch während der Nacht Pflege bedürfen. Zum Abhalten ihrer Andachten haben sie einen größeren Saal in der ersten Etage, der zur Zeit unseres Besuches der protestanti-

schen Gemeinde zu Jerusalem als Gotteshaus diente, da die neue Kirche noch nicht fertig war und der frühere Raum ebenfalls renovirt wurde. Als dirigirender Arzt fungirt Dr. Hoffmann, der jedoch Alles allein zu thun hat Die Preise sind äußerst niedrig, und man hat für die erste Classe nur 8 Frcs., für die zweite nur 5 und für die dritte nur 3 Frcs. pro Tag zu zahlen. Wird natürlich die Behandlung durch einen anderen als den Anstaltsarzt gewünscht, so ist dies extra zu bezahlen. Wie man uns aber sagte, soll der Hospitalarzt der tüchtigste in Jerusalem überhaupt sein. Selbstverständlich werden auch hier alle Krankheiten behandelt, mit Ausnahme des Aussatzes, für den ein specielles Krankenhaus vorhanden ist. Dank der Tüchtigkeit der Kaiserswerther Diaconissen kann aber dieses Hospital jedem europäischen als vollständig ebenbürtig zur Seite gestellt werden.

In gewisser Beziehung wichtiger als die beiden eben geschilderten Anstalten ist jedoch das Syrische oder, nach seinem Gründer benannte, Schneller'sche Waisenhaus. Dieses liegt im äußersten Nordwesten der Stadt und umfaßt mit den dazu gehörenden Ländereien ein sehr großes Areal. Gegründet wurde die Anstalt vor nunmehr 34 Jahren durch Pastor Schneller, den Vater des jetzigen Directors. Aus kleinen Anfängen heraus hat sich dieses Waisenhaus zu dem heutigen Umfange erweitert. Da sich jedoch die Bauthätigkeit des Begründers nach den eingehenden Liebesgaben, die aus aller Welt kamen, richten mußte, so zeigt der Bau keine architektonische Einheit, sondern es ist immer und immer wieder ein Stück angefügt worden. Der Gesammteindruck ist aber der eines Hauptgebäudes mit zwei großen Flügeln. Betreten wir den Complex selbst, so haben wir zunächst zur Rechten das Wohngebäude für Pastor Schneller, während vor uns sich die eigentliche Anstalt befindet. Wir treten durch einen Thorweg in den Hof und gelangen zunächst in einen großen Speisesaal, der im rechten Flügel zu ebener Erde liegt und dem eine große Küche folgt. In den großen Kesseln brodelt es immer lebhaft, denn es ist keine Kleinigkeit, 250 hungrige Kinder zu sättigen. Ein kleiner Schlafsaal zu ebener Erde und je zwei größere in der ersten und zweiten Etage des Gebäudes folgen. Dieselben sind sehr einfach gehalten und erinnerten uns lebhaft an die in deutschen Casernen. Durch einige Schränke, beziehentlich durch eine leichte Bretterwand, ist jedesmal ein kleiner Raum abgetrennt, in dem das Bett für einen Lehrer untergebracht ist, da es natürlich nothwendig ist, daß die jugendliche Schaar auch während der Nacht unter Aufsicht steht. Auf den Hof zurückgekehrt, gelangen wir dann in ein Schulzimmer, in dem ein deutscher Lehrer damit beschäftigt war, den jüngsten Zöglingen die deutschen Schriftzeichen beizubringen, gewiß kein leichtes Stück Arbeit. Es folgt dann ein Vorrathsraum und das sogenannte Museum. In diesem sind die von den Schülern angefertigten Arbeiten aufgestellt, und man kann hier saubere Olivenholzsachen kaufen. Auch die zum Unterricht nothwendigen einheimischen Thiere waren in schönen Exemplaren vorhanden. Das folgende Schulzimmer weckte zunächst unser Mitleid, denn es war die Classe der Blinden. Doch als wir sahen, mit welchem Geschick dieselben lasen und Körbe flochten, da kamen wir zu der Ueberzeugung, daß es gewiß noch härtere Loose giebt, als blind zu sein. In einem kleineren Gebäude, das parallel mit dem Hauptgebäude läuft, folgte die Werkstatt für Drechsler, in der hauptsächlich Olivenholzsachen gefertigt werden. Dann kamen wir in die Druckerei. Man setzt hier sowohl deutsch als auch arabisch. Während aber zu ersterem nur wenig mehr denn 100 Typen nothwendig sind, braucht der Setzer zum Arabischen ca. 1100, also das Zehnfache. Da wird sich wohl die Concurrenz der Setzmaschine noch nicht so bald bemerkbar machen. An Pressen selbst wurde eine kleine Tiegeldruckpresse und eine Frankenthaler Schnelldruckpresse verwandt. Bei dem vollständigen Mangel einer deutschen Tageszeitung in Palästina werden in der Hauptsache Accidenzsachen hergestellt. Es folgte dann die Schmiede und die Töpferei. In dem linken Seitenflügel gelangten wir dann zunächst in das Krankenzimmer, das jedoch vollständig leer war, da schwerere Erkrankungen glücklicher Weise nur selten vorkommen. Ihm schloß sich ein großer Betsaal an, in dem jeden Morgen Andacht abgehalten wird. Der Raum machte einen recht stimmungsvollen Eindruck. Die übrigen Räumlichkeiten der Gebäude werden zu Unterrichtszwecken benutzt. Die ganze Anstalt ist in ein Seminar und sieben Classen eingetheilt. In ersterem bildet man die Araber ꝛc. soweit aus, daß sie später als Lehrer thätig sein können, während die übrigen Classen denen unserer Volksschulen entsprechen, sodaß auch der Schulbesuch meist mit dem 14. Lebensjahre beendet ist. Es tritt dann an den Anstaltszögling die Frage heran, was er werden will. Er kann sich den Beruf vollständig frei wählen. In einer drei- bis vierjährigen Lehre in der Anstalt erlernt er dann ein Handwerk und wird zum Gesellen gemacht. Als solcher kann er auch noch länger verbleiben und erhält dann einen Lohn, meist verlassen sie jedoch die Anstalt, um in ihre Heimath zurückzukehren, oder sie versuchen im In- oder Auslande ihr Brod zu verdienen. Ersteres sieht man jedoch nicht gern, da dann die gesäte Saat meist wieder untergeht. Denn nach Hause zurückgekehrt, wendet sich der junge Mann oft wieder der muhammedanischen Religion zu, oder die Pfaffen versuchen das ihnen verloren gegangene Opfer in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Gern sieht man es deshalb, wenn sich diese jungen Leute mit einem Mädchen aus Talitha Kumi verheirathen, da dann doch auf beiden Seiten ein protestantischer Kern vorhanden ist. Noch lieber würde man es natürlich sehen, wenn diese Zöglinge länger gehalten werden könnten, doch leider ist dies in den seltensten Fällen möglich. Immerhin muß man hoffen, daß die Mühe später doch noch ihren Lohn findet. Ueber die Anstalt selbst ist nur noch zu erwähnen, daß jetzt gegen 250 Kinder darin untergebracht sind, worunter 65 Armenier und etwa 20 Mädchen. Obwohl das Waisenhaus eigentlich nur für Knaben bestimmt ist, hat man die letzteren doch mit dort gelassen, um nicht Bruder und Schwester auseinander reißen zu müssen. Der Unterricht wird außer von dem Director noch von 5 deutschen Volksschullehrern und 2 arabischen ertheilt. Möge die Anstalt auch fernerhin eine recht segensreiche Thätigkeit entfalten und möge für die Leiter der kaiserliche Besuch, der, wie man uns sagte, bestimmt erwartet wird, ein neuer Ansporn sein.

Auf eine ebenfalls schon ziemlich lange Thätigkeit kann auch das Aussätzigenhospital zurückblicken, und wenn hier bis jetzt die Erfolge nur geringe sind, so liegt vor Allem die Schuld an dem türkischen Schlendrian. Wenn wir dem Aussätzigenhospital „Jesushilfe" einen Besuch abstatten wollen, so müssen wir uns nach der südwestlichen Umgebung von Jerusalem begeben und durch die deutsche Templercolonie gelangen wir nach demselben. Wie schon der Name sagt, werden in demselben nur Aussätzige aufgenommen, die an jener schrecklichen Krankheit leiden, der wir schon in der Bibel begegnen, und gegen welche anscheinend bis jetzt noch kein Kraut gewachsen ist. Es kann natürlich hier nicht unsere Aufgabe sein, die Eigenschaften näher zu schildern, noch die verschiedenen Ansichten der Aerzte gegenüberzustellen. Wir haben uns lediglich damit zu begnügen, daß man in dem Hause die Ansicht vertritt, daß der Aussatz lediglich erblich sei. Würde man also den Aussätzigen das Heirathen verbieten, so würde mit der Zeit die Krankheit unbedingt aussterben. Die ganze Anzahl derart Kranker beträgt in Palästina ja überhaupt kaum mehr denn 60. Wir betreten die Anstalt durch einen terrassenförmig angelegten Garten und begeben uns zuerst zum Hausvater Schubert, der uns in seinem Bureau empfängt und uns zunächst bei einem Glase Palästina-Wein und türkischen Cigaretten willkommen heißt. Wir erfahren von ihm, daß das Aussätzigenhospital durch Freifrau v. Kopfenbrinck-Achenrade 1867 gegründet worden ist. Bei der Dame hatten diese elenden Gestalten das Mitleid hervorgerufen, und sie glaubte deren Loos auf diese Weise bessern zu können. Im Jahre 1881 wurde die Anstalt der Herrnhuter Brüdergemeine geschenkt, der sie jetzt gehört, und von der drei Diaconissen jetzt dort sind, von denen sich zwei mit der Krankenpflege beschäftigen, während die andere die Küche unter sich hat. Trotzdem nun diese Wärterinnen Tag ein Tag aus mit den Kranken in Berührung kommen, so sind bis jetzt Fälle von Uebertragung der Krankheit auf dieselben noch nicht vorgekommen, was für die Berechtigung der Anstaltstheorie spricht. Immerhin ist eine große Selbstüberwindung nothwendig, um mit diesen elenden Gestalten fortwährend im Verkehr stehen zu können. Die Aussatzkranken werden in „Jesushilfe" zunächst gratis aufgenommen und dürfen sich nur in den Anlagen der Anstalt selbst bewegen. Das Heirathen ist ihnen untersagt. Da aber der Orientale nun meist heirathet, ja es als eine Schande gilt, unbeweibt zu sein, wie man denn einen solchen Mann überhaupt für leichtlebig hält, so kommt es sehr häufig vor, daß auch diese Kranke heirathen, manchmal sogar unter sich. In diesem Falle müssen sie „Jesushilfe" verlassen, finden aber Unterkunft in einem türkischen Asyl, wo sie sich einkaufen können, womit sie gleichzeitig die Berechtigung erhalten, betteln zu dürfen. Durch diese türkische Concurrenz

wenn wir sagen dürfen, wird das Wirken der deutschen Anstalt sehr erschwert. Häufig laufen auch die Kranken weg, wollen sie aber ein zweites Mal aufgenommen werden, so haben sie dann allerdings eine einmalige, wenn auch mäßige, Entschädigung zu zahlen. Wenn wir unsere Schritte nun in die Krankenräume selbst lenken, so finden wir dort große Krankenzimmer, und zwar die Abtheilungen für Männer und Frauen streng getrennt. Natürlich ist ihnen die Bewegung in frischer Luft gestattet, und sie machen hiervon auch reichlich Gebrauch. Für den Arzt selbst ist hier wenig zu thun, denn er kann wohl dazu beitragen, die Leiden zu lindern, heilen kann er sie nicht, immerhin bietet sich ihm hier Gelegenheit, Studien zu treiben, und die medicinische Wissenschaft verdankt dem dirigirenden Arzte des Aussätzigen-Hospitales „Jesushilfe", dem Dr. Einsler, schon gar manchen aufklärenden Aufsatz über diese unheimliche Krankheit. Möge es auch hier der deutschen Gründlichkeit noch gelingen, ein Kräutlein zu finden, daß diese Krankheit später nur noch der Geschichte angehört.

Wir sind mit unserer Schilderung der hauptsächlichsten Werkstätten protestantischer Nächstenliebe in Jerusalem zu Ende. Wohl giebt es noch ein Kinderhospital, dasselbe bietet aber wenig Interesse. Erwähnen möchten wir jedoch, daß man jetzt auch in unmittelbarer Nähe von Bethlehem ein protestantisches Waisenhaus erbaut hat. Zur Einweihung desselben wird bekanntlich unser Kaiser anwesend sein. Bei der Rührigkeit des Leiters dieser Anstalt, Pastors Jm. Böttcher, wird gewiß auch dieses Unternehmen Erfolge erzielen. — Es sei uns bei dieser Gelegenheit gestattet, darauf aufmerksam zu machen, daß der genannte Herr zum Besten seiner Mission Ansichtspostkarten in vorzüglicher Ausführung zu verhältnißmäßig billigen Preisen versendet (18 Stück 6 ℳ, Adresse Pastor Böttcher, Deutsche Palästinabank, Jerusalem). Die Ausnutzung dieses Sportes hat bereits im ersten Vierteljahr der Missionscasse einen Gewinn von 1000 Frcs. gebracht. Ohne Unterstützungen können natürlich alle diese Anstalten nicht bestehen, und wir schließen deshalb mit dem Wunsche, daß Jeder, der der protestantischen Sache Interesse entgegenbringt und dessen Verhältnisse es erlauben, sich mit Liebesgaben an der weiteren Ausbreitung und Ausbauung der protestantischen Idee in Palästina betheiligt. Nur vereinte Kräfte führen zum Ziel, und das gelobte Land ist gewiß solch kleiner Opfer werth.

Bruno Berka.

Bücherbesprechungen.

— Karl Reißer, Die Entstehung der Liebe. Zur Geschichte der Seele. Wien 1897. Karl Konegen. 1,70 ℳ 100 S. — Das Problem der „Entstehung der Liebe" wird vom Verfasser im Zusammenhang mit einem Abriß der Psychologie des Gefühls und des Willens behandelt, und zwar einer auf darwinistischen Principien aufgebauten Gefühls- und Willenspsychologie. Ein erster Abschnitt unter der Ueberschrift: „Wodurch neue Gefühle und Verlangen hervorgebracht und alte ererbte geändert werden" entwickelt die Grundlagen der ganzen Erörterung. Darauf folgt in einem zweiten Abschnitt das Hauptthema: „Die Entstehung der Liebe". Als eine Art Anhang zu diesen Ausführungen, der die Auffassung des Verfassers wesentlich erläutert, folgt eine Abhandlung über „Das Gewohnte und Ungewohnte im Seelenleben", und endlich giebt das Schlußcapitel „Allerhand Bemerkungen", d. h. psychologisch-biologisch-ethische Behauptungen des Verfassers in aphoristischer Form. Es ist immer nur ein Gedanke, der in dem Buche nach verschiedenen Richtungen hin verfolgt wird, nämlich der des engen Zusammenhangs zwischen Gewöhnung und Gefühl, und zwischen erworbenen und ererbten Neigungen. Alle unsere erworbenen Neigungen und Abneigungen, so behauptet Reißer, entstehen durch Gewöhnung, durch fortgesetzten Gebrauch von bestimmten Lustursachen (z. B. Reizmitteln), ihre Steigerung beruht auf vermehrter Bethätigung oder vermehrtem Gebrauch der Gefühlsreize; sie können daher durch consequenten Nichtgebrauch (Nichtbethätigung des Gefühls) auch wieder verschwinden. Vergleicht man nun mit den erworbenen Neigungen und Trieben die ererbten, so zeigt sich, daß sich diese gerade so verhalten, „als seien sie ebenfalls nur in Zeiten vor der Geburt erworben" und dann von den Vorfahren auf die Nachkommen übertragen. Dies beweist der Verfasser, indem er im Einzelnen darlegt, daß ererbte Neigungen (Hunger, Durst, Bewegungsdrang u. s. w.) ganz dieselben allgemeinen Eigenschaften besitzen, wie die erworbenen. Man kann sich das Hungergefühl abgewöhnen und durch Essen sich wieder anerziehen, man kann durch Gewöhnung, beim Menschen, wie beim Thier, den Hunger nach bestimmten Speisen entwickeln, den Abscheu gegen andere. Es liegt hierbei eine „besondere Züchtung des Nervensystems" vor, wie Luciani bemerkt hat. Aendern sich die Reize, so ändern sich die Gefühle, und der Verfasser ist geneigt, diesem Satze eine unbegrenzte Geltung zu einzuräumen: „durch größere Veränderungen in der Umgebung wird der ganze Charakter eines Menschen oder Thieres umgestaltet", und da Beides im strengen Sinne von den ererbten, wie den im Einzelleben erworbenen Eigenschaften gilt, so schließt der Verfasser: „Auch die angeborenen Neigungen, Leidenschaften und Gefühle sind anerzogen ... nur von den Vorfahren auf die Nachkommen übertragen." Angewandt auf das Thema der Liebe der Geschlechter, ergiebt diese Ueberlegung als Resultat: „Wie alle ererbten Leidenschaften, hat auch die Geschlechtsliebe in den Gewohnheiten der Vorfahren ihren Grund; in Gewohnheiten, die ihrerseits ihre Entstehung den Umständen verdanken, in welche die Vorfahren zufällig geriethen" u. s. w. ... Das zweite Capitel beginnt nun mit dem paradoxen Satze: „Mann und Weib lieben sich, weil sie einander in früheren Zeiten, in vergangenen Leben besessen haben." Natürlich! Wenn alle vererbten Neigungen aus den Gewöhnungen unserer Vorfahren kommen, so muß auch die gegenseitige Liebe der Geschlechter in diesen Gewöhnungen ihre Ursache haben, und die bestimmte Richtung dieser Neigung, die individuelle Vorliebe eines Mannes für eine bestimmte Gattin, muß durch die Neigungen und die Schicksale seiner Vorfahren bestimmt sein. Zwei Menschen lieben sich, weil sich früher zwei ähnliche Menschen geliebt haben. Diese Behauptung belegt der Verfasser mit einem umfangreichen, nicht uninteressanten ethnologischen Thatsachenmaterial, wobei er sich freilich über die Beweiskraft dieser Thatsachen zu täuschen scheint, weil sowohl aus der täglichen Erfahrung, wie aus der Völkerkunde sich vielleicht eben so viele Gegeninstanzen anführen ließen. Der dritte Abschnitt zieht allgemeine Folgerungen aus den bisherigen Ueberlegungen. Der Verfasser behauptet hier schlechtweg, daß die einzige Ursache für die Entstehung von Gefühlen in dem Angewohnt- bezw. Gewohntsein von Reizen liege, bezw. in der Rückkehr zu dem Gewohnten. „Ein unangenehmes Gefühl entsteht durch eine der Art oder dem Grade nach ungewohnte Erregung und es giebt keine andere Art der Entstehung unangenehmer Gefühle." Das Entsprechende wird von dem Lustgefühl behauptet. Es fehlt natürlich jeder Schatten von Beweis für diese kühne Gefühlspsychologie! Daß die Gefühlsbetonung eines bitteren Geschmacks, einer Disharmonie, einer Farbencombination, oder gar der Symmetrie und Asymmetrie ohne Rest auf dieses Princip der Gewohnheit zurückführbar wäre, kann der Verfasser natürlich nicht beweisen. Aber obwohl — oder vielleicht weil — überall, wo ihm seine Erörterungen mit den allgemeinen Grundlagen der wissenschaftlichen Psychologie in Berührung bringen, es ihm gänzlich an zureichender Bildung fehlt (man vergl. das Phantasiebild der descriptiven Psychologie S. 97!), wirft er Behauptungen mit dogmatischer Sicherheit hin, die jeder Fachmann etwas bescheidener handhaben würde. Mag diese Gefühlspsychologie immerhin passiren, es wird doch eine Mitursache der Entstehung von Gefühlen richtig entwickelt, so ist die darauf gebaute Willenslehre des Verfassers ein unwissenschaftliches Gerede, aus dem hervorgeht, daß ihm die elementarsten Kenntnisse der physischen Seite der Willensvorgänge fehlen. Das Wesen des Willens soll bestehen „in den Gefühlen und Empfindungen, die durch Handlungen erzeugt werden", und die materialistische Denkweise des Verfassers veranlaßt ihn nun, diese Ansicht dahin weiterzuführen, daß „jede Erregung, die sich über das Gehirn hinaus fortpflanzt", als Willensvorgang zu bezeichnen ist. Danach müßten dann alle vasomotorischen Reflexe, ebenso wie die Synästhesien und Synergien der Empfindungsprozesse „Willensvorgänge" sein! Der letzte Abschnitt des Buches bestätigt vollends den Eindruck, den man bei der Lectüre des Ganzen nicht los wird: Der Verfasser nimmt zweifelhafte, ungenügend beglaubigte Sätze als dogmatische Wahrheiten, — ganz besonders, wenn sie aus dem Gedankenkreise der Descendenztheorie stammen — und zieht aus ihnen mit großer Kritiklosigkeit weitgehende Consequenzen. Insofern ist das Buch ein typisches Beispiel für die dilettantisch-psychologische Literatur, die mit ganz besonderer Vorliebe der fachwissenschaftlichen Forschung durch voreilige „Anwen-

dung" evolutionistischer Lehren auf das psychische Leben „voranzugehen" strebt, die aber wegen ihrer „actuellen" Themata ihren Leserkreis zu finden pflegen. Mnn.

— C. Wunderer, Polybios-Forschungen. Beiträge zur Sprach- und Culturgeschichte. I. Theil: Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten bei Polybios. Leipzig 1898, Dieterich'sche Verlags-Buchhandlung. 2,80 ℳ — Zur Erkenntniß der im 2. Jahrhundert v. Chr. herrschenden geistigen Strömungen und sittlichen Zustände, über die wir nur sehr unvollkommen unterrichtet sind, sucht Verfasser die sich in seinem Geschichtswerk spiegelnde Persönlichkeit des Polybios zu benutzen. Insbesondere verfolgt er dabei zunächst die von ihm verwandten Sprichwörter, Citate und Gleichnisse, da uns diese Aufschluß über das Verhältniß geben, in dem der Schriftsteller zum Leben seines Volkes stand. Die bei ihm erhaltenen Sprichwörter nämlich dürfen wir zum großen Theil als Niederschlag der in seiner Zeit lebendigen Volksanschauung betrachten; die Dichtercitate zeigen, aus welchen Dichtern er seine künstlerische Bildung geschöpft hat, die Gleichnisse aber gewähren einen Einblick in seine ganze Denk- und Anschauungsweise und damit in diejenige seiner Zeitgenossen. Werden doch alle Seiten des damaligen socialen Lebens in ihnen so charakteristisch gezeichnet, daß sich aus diesen an sich nebensächlichen Anspielungen ein anschauliches Bild jener Zeit gestalten läßt. Im Folgenden wird nun alles Einzelne, was unter die angeführten Kategorien gehört, mit großem Fleiße zusammengetragen, wohl geordnet und treffend erläutert. Es zeigt sich, daß von den Dramatikern nur Euripides im Sprichwort fortlebt, mehr aber haben noch die Epiker und die Komödiendichter den Sprachschatz des griechischen Volkes nachhaltig bereichert. Bei Ausarbeitung der späteren Theile seines Werkes benutzte Polybios zwar ein Sammelwerk über Sprichwörter (wahrscheinlich das des Stoikers Chrysippos), weit mehr aber hat er zweifellos unmittelbar der volksthümlichen Ausdrucksweise seiner Zeit in dieser Hinsicht zu verdanken, wie diese überhaupt durchaus die Grundlage seiner ganzen Darstellungsform bildet. — Zwei Register und ein Nachtrag schließen das durchaus tüchtige, Otto Crusius gewidmete Werk ab. Möge die Fortsetzung dieser Polybios-Forschungen bald folgen. H. Steuding-Wurzen.

— Gustav Freytag. Von Friedrich Seiler. Mit 28 Abbildungen. (Biographische Volksbücher Nr. 48—55.) Leipzig, 1898, Verlag von R. Voigtländer. Preis ungebunden 2 ℳ, geb. 2 ℳ 25 ₰. — Die bei Voigtländer in Leipzig erscheinende Sammlung biographischer Volksbücher ist mit dem vorliegenden Leben Gustav Freytag's von Professor Dr. Friedrich Seiler nunmehr bereits auf ein Dutzend Bändchen angewachsen. Durfte schon der Gedanke, volksthümliche Personen der neueren Geschichte oder Literatur, sowie hervorragende Männer der Technik und Industrie in kurzen, leicht lesbaren Darstellungen uns näher zu bringen, allgemeinen Beifalls sicher sein, so muß man anerkennen, daß bisher in der Auswahl der Helden, ebenso wie der Bearbeiter eine glückliche Hand gewaltet hat. Dafür ist auch der neueste Band ein glänzender Beweis. Auf eine eingehende und erschöpfende Biographie Freytag's wird man in nächster Zeit noch nicht zu rechnen haben. Von den Aufzeichnungen, die hierfür nutzbar gemacht werden müssen, sind viele heute noch nicht zugänglich. Gleichwohl war es eine dankbare Aufgabe, schon jetzt dem deutschen Volke ein Bild von dem Leben eines Mannes zu geben, der fast in allen Gattungen der Literatur gearbeitet und überall Werke geschaffen hat, die nicht blos mit vollem Rechte zu den classischen gezählt, sondern vor Allem auch fleißig gelesen werden und in keiner einigermaßen wohlausgestatteten Hausbücherei fehlen. Und es ist Seiler gelungen, den Entwickelungsgang Freytag's in so lebensvoller und fesselnder Weise zu erzählen, daß er für seine schöne Arbeit den herzlichsten Dank verdient. Auch die kritische Würdigung der einzelnen Werke vermeidet mit großem Geschick den gelehrt-wissenschaftlichen Anstrich und verliert sich ebensowenig in schwärmerische Ueberschwenglichkeit. Der Verfasser bezeichnet selbst im Vorworte sehr hübsch das Ziel, das er sich gesetzt hat: „Der freundliche Leser, der seinen Freytag kennt und liebt, soll mir mit Vergnügen und ohne Anstrengung folgen und das Buch doch mit dem Bewußtsein aus der Hand legen, in seinem Verständniß gefördert und in seiner Werthschätzung geklärt und gekräftigt zu sein." Wir sind gewiß, kein billiger Beurtheiler wird ihm die Anerkennung versagen, daß er diese seine Absicht vollkommen erreicht hat. Nicht wenig tragen zur Belebung der Biographie die in den Text eingefügten Holzschnitte bei, zumeist Bildnisse des Dichters oder Abbildungen aus der Welt, in der er lebte. Auch die Porträts von Persönlichkeiten, die in Freytag's Leben eine bedeutsame Rolle gespielt haben, sind eine dankenswerthe Beigabe. Freytag's Schriften wurzeln tief im vaterländischen Boden. Das kraftvolle Ideal deutschen Wesens, die echt deutsche Gemüthstiefe hat bei kaum einem anderen Schriftsteller deutscher Zunge vollendetere Ausprägung gefunden, als bei ihm. Sehr richtig sagt Seiler (S. 224): „Freytag der Dichter ist ein Erzieher des Geistes der Deutschen zu deutschem Geiste geworden." Aber dies sein Erziehungswerk ist mit seinem Tode nicht abgeschlossen. Möge dem trefflichen Lebensbilde, das uns hier von berufener Hand geboten wird, beschieden sein, mit dazu zu helfen, daß die segensreiche erzieherische Wirkung der Werke Freytag's sich in Zukunft je länger je mehr erweitere und vertiefe! Unsere Volks- und Jugendbibliotheken mögen sich das Buch ja nicht entgehen lassen; aber überall verdient dieser zuverlässige Führer neben Freytag's Werken einen ehrenvollen Platz, und auch den wissenschaftlichen Büchersammlungen wird das Buch als vorläufiger Ersatz eines zukünftigen größeren Werkes willkommen sein. R. B.

— Das Große Buch der Kartenkunststücke von Willy Hermann. Berlin SW. Hugo Steinitz Verlag. Preis 1,50 ℳ — Das Buch giebt auf 160 Druckseiten in klarer präciser Weise leichtfaßliche Anweisung zur Vorführung von alten und neuen Karten- und anderen Kunststücken. Der erste und Haupttheil umfaßt 73 Kartenkunststücke verschiedener Art, während im zweiten Theile solche Kartenkunststücke erklärt werden, die auf Berechnung und Formeln beruhen. Dann erhält der Leser verständliche Instruction über die Kunst des Kartenorakels und des Kartenlegens und erfährt schließlich, wie man sich in lustiger Gesellschaft und namentlich auch bei Damen durch allerhand Kartenscherze beliebt machen kann. Um aber dem Vorwurf der Einseitigkeit zu begegnen, bringt der Verfasser in einem Anhang eine ganze Reihe höchst amüsanter Belustigungen ohne Zuhilfenahme von Karten; so verschiedene Rechenkunststücke, Figurenspiele u. s. w. Zum besseren Verständniß sind zahlreiche Illustrationen beigegeben, und viele praktische Winke wollen das Erlernen der erforderlichen Fingerfertigkeit erleichtern. Man kann wohl sagen, daß der Inhalt des Buches, das ja natürlich auch manches wenig geistreiche Vexirstückchen enthält, im Allgemeinen recht wohl geeignet ist, Leuten, die im heiteren geselligen Kreise gern die Unterhaltung führen, reiches und abwechselungsvolles Material hierzu zu gewähren, und namentlich die junge Damenwelt dürfte an den für sie von jeher äußerst interessanten Kartenorakeln ꝛc. ihre helle Freude haben. Für diese Zwecke also kann man das Werkchen zum Ankaufe bestens empfehlen. A. F.

— Die Schädlinge des Gemüsebaues und deren Bekämpfung. Ein Volksbuch für Gartenfreunde ꝛc. von Heinrich Frhr. v. Schilling. Mit 4 farbigen Tafeln. Preis 2 ℳ Verlag von Trowitzsch & Sohn in Frankfurt a. O. — Es liegt hier ein sehr empfehlenswerthes Buch vor uns, das mit seinen auf 4 Tafeln aufgezeichneten 77 farbigen Abbildungen, seinen leicht verständlichen kurzen Erklärungen und den erprobten einfachen Bekämpfungsmaßregeln Allen, die es angeht, Aufklärung und Hilfe bringen wird. Von besonderem Werth scheinen uns die vortrefflichen Zeichnungen fast aller in den Gemüseculturen vorkommender Schädlinge zu sein, mit Hilfe deren der Interessent nicht nur die Thiere selbst und ihre Entwickelungsstadien, sondern zugleich auch die Pflanzen, denen sie hauptsächlich schaden, erkennen kann. Die am Ende angebrachten Register „Schädlinge" und „Beschädigte Pflanzen und Pflanzentheile" bringen dem sich Orientirenden schnell und leicht Aufklärung. Gartenbesitzer, Gemüsegärtner, Samenzüchter, Würzkräuter und Apothekerpflanzen Anbauende werden Nutzen daraus haben, wenn sie an der Hand dieses Büchleins die Entwickelung des oft außerordentlich verderblich auftretenden Ungeziefers und seine Bekämpfung fleißig studiren. Der Preis des Buches ist bei gleichzeitig größeren Bezügen ein etwas ermäßigter, in Rücksicht darauf, daß es oft nothwendig erscheint, in ganzen Ortschaften gegen die Feinde anzukämpfen, und so jedem Einzelnen es ermöglicht werden soll, das Werkchen sich in möglichst billiger Weise anzuschaffen. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 128. Dienstag, den 1. November, Abends. 1898.

Die Selbstthätigkeit des Königs Albert als Kronprinz im Feldzuge 1870/71.

Von Frhr. v. Hodenberg, General d. Inf. z. D. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

II. Die Führung der Maasarmee.

Von Metz bis an die Argonnen. 19.—25. August.

Schon am 19. August Vorm. 11 Uhr befahl König Wilhelm auf der Höhe vor dem Fort St. Quentin [1]), in welcher Weise der Feldzug nach dem Siege über die unter den Mauern von Metz Schutz suchende französische Rheinarmee fortgesetzt werden sollte, und stellte dabei den Kronprinzen als Oberbefehlshaber an die Spitze einer neu gebildeten Armeeabtheilung. Diese rasche Anerkennung und dieser hohe Vertrauensbeweis vor aller Welt wurde noch dadurch erhöht, daß der König auch sein ihm so sehr am Herzen liegendes Gardecorps dem Kronprinzen unterordnete. Besonders natürlich in der sächsischen Armee und in ganz Sachsen wurde es jubelnd begrüßt.

Prinz Friedrich Karl sollte mit 7½ Corps und 2 Cavallerie-Divisionen Metz einschließen, der Kronprinz von Preußen mit der III. Armee, sowie der Kronprinz von Sachsen mit der neuen Armeeabtheilung gegen Châlons vorgehen, wohin die geschlagene Armee des Marschalls Mac Mahon zurückgegangen war und sich aus dem Innern des Landes verstärkt hatte. Auch Kaiser Napoleon hatte sich von Metz aus schon am 16. August dahin begeben.

Die „Armeeabtheilung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Sachsen" bestand anfangs aus dem Garde-, IV. und XII. Armeecorps, sowie der 5. und 6. Cavallerie-Division, also einschließlich der im Corpsverbande stehenden Garde- und sächs. Cavallerie-Division aus 3 Armeecorps und 4 Cavallerie-Divisionen, oder aus 83 Bataillonen, 120 Escadrons und 288 Geschützen, in einer Gesammtstärke von etwa 90000 Mann. [2]) Am 16. November wurde ihr ferner die württembergische Felddivision mit 15 Bataillonen, 10 Escadrons, 54 Geschützen und vom 1.—4. December auch das II. Armeecorps zugetheilt. — Vor Paris kam die amtliche Bezeichnung als IV. Armee auf, schon vorher bürgerte sich aber der Name Maasarmee ein, welcher — wie im Generalstabswerk — hier von Anfang an gebraucht werden wird. Um die Maas drehten sich allerdings bei mehrfachem Uferwechsel alle Bewegungen bis Anfang September, an ihr wurden die Schlachten von Beaumont und Sedan geschlagen, der Name hatte also einen thatsächlichen und glänzenden Hintergrund. —

Der Kronprinz erhielt die Nachricht von seiner Ernennung um 4½ Uhr auf einem Ritte von seinem Haupt-Quartier Roncourt zu den Vortruppen, in der Nähe des Tags vorher erstürmten St. Privat, zugleich mit den Ausführungsbestimmungen des Obercommandos der II. Armee und begab sich nach den nöthigen Anordnungen Abends nach Jarny. Am 21. August meldete er sich in Pont à Mousson bei Seiner Majestät, hatte dort auch eine Besprechung mit General v. Moltke und verlegte am 22., nachdem er die Führung des XII. Corps seinem Bruder Prinz Georg von Sachsen, bisher Commandeur der 23. Division, übergeben hatte, das Haupt-Quartier nach Jeandelize. Hier trat sein neuer Stab zusammen, zu dessen Chef Generalmajor Frhr. v. Schlotheim, bisher Commandeur der 25. (hessischen) Cavallerie-Brigade, ernannt war. Er wußte sich schnell das volle Vertrauen des Kronprinzen zu erwerben und dauernd zu bewahren. — Den Dienst als Oberquartiermeister versah, ohne dazu ernannt zu sein, der sächsische Major v. Holleben-Normann [3]), bisher im Generalstabe des Großen Haupt-Quartiers, und nachdem derselbe im September dahin zurückberufen war, der sächsische Major Schweingel, bisher im General-Commando des XII. Corps. Das Obercommando war überhaupt, mit dem der etwa gleich starken I. Armee verglichen, schwach besetzt und blieb es auch, wenngleich vor Paris namentlich Ingenieur- und Artillerie-Officiere hinzutraten. [4]

Das Große Haupt-Quartier gewährte den Truppen bis mit 22. August im Allgemeinen eine sehr nöthige Erholung. Es wurde jedoch die Front nach Westen und die Cavallerie vor die Front genommen. Vor dieser erreichte die 12. Cavallerie-Division schon in der Nacht vom 19. zum 20. August Jeandelize.

Am 21. standen die vier Cavallerie-Divisionen in der Linie Morgemoulin-Fromecy (5.; Gros um Etain), Braquis-Ville en Woëvre (12.; Gros bei Hennemont), Mesnil (6.; Gros um Fresnes) und Troyon (Garde; Gros bei St. Maurice sous les Côtes).

Am 22. ging das 3. Garde-Ulanenregiment von Troyon über die Maas bis nach Neuville en Verdunois und südlich vor, während im Uebrigen aus den bisherigen Stellungen die Aufklärung bis an die Maas und namentlich von Verdun fortgesetzt wurde.

Das XII. Corps stand am 22. bei Jeandelize, das Gardecorps bei Woël. Das bei Commercy 4½ Meilen südwestlich davon befindliche IV. Corps mit der 2. Garde-Cavallerie-Brigade in St. Mihiel sollte im Vormarsche herangezogen werden. Dieser selbst begann am 23. August auf Grund der nachstehenden Anordnungen des Großen Haupt-Quartiers. [5])

„H.-Q. Pont à Mousson, den 21. August 1870,
Vormittags 11 Uhr.

Nachdem ein großer Theil der französischen Armee geschlagen und durch 7½ Armeecorps in Metz eingeschlossen ist, werden die Armee-Abtheilung des Kronprinzen von Sachsen, königl. Hoheit, und die III. Armee den Vormarsch gegen Westen in der Art fortsetzen, daß Letztere links der Ersteren im Allgemeinen um eine Etappe vorausbleibt, um den Feind, wo er Stand hält, in Front und rechter Flanke anzugreifen und nördlich von Paris abzudrängen. Zufolge der hier eingegangenen Nachrichten sollen zunächst in Verdun feindliche Abtheilungen stehen, wahrscheinlich nur im Rückmarsch auf Châlons begriffen, dort sich aber Theile der Corps Mac Mahon und Failly, sowie Neuformationen und einzelne Regimenter aus Paris und dem Westen und Süden Frankreichs versammeln. Gegen diesen Punkt werden zum 26. August die Armee-Abtheilung des Kronprinzen von Sachsen und die III. Armee auf der Linie St. Menehould-Vitry le Français sich concentriren. Die Erstere bricht am 23. d. M. auf und dirigirt sich auf die Linie St. Menehould-Daucourt-Givry en Argonne, woselbst die Avantgarden am 26. eintreffen müssen. Verdun ist durch Handstreich zu nehmen oder unter Beobachtung südlich zu umgehen. Die III. Armee bricht so auf, daß sie am 26. mit ihren Avantgarden die Linie St. Mard sur le Mont-Vitry le Français erreicht. Das große Hauptquartier Sr. Majestät des Königs geht am 23. nach Commercy, woselbst das IV. Armeecorps ein Bataillon als Besatzung zurückzulassen hat.

v. Moltke."

---

[1]) S. Moltke, Mil. Correspondenz S. 235—236.

[2]) Diese Stärke wurde jedoch erst vor Paris nach Eintreffen der Ersatzmannschaften erreicht. Genaue Stärkenachweisung folgt an anderer Stelle. Das Zieten'sche Hus.-Regt. ist hier eingerechnet worden, da es am 11. September von Metz zur 6. Cavallerie-Division wieder einrückte. S. spätere Darstellung.

[3]) Ein von diesem vor 1874 verfaßter, nach seinem als General der Inf. im Jahre 1897 erfolgten Tode vorgefundener „Entwurf der Operationen der Maasarmee von Metz nach Sedan" ist mir zur Verfügung gestellt und vielfach benutzt worden. Wie die weitere Darstellung zeigen wird, verdanke ich demselben werthvolle Aufschlüsse über die inneren Vorgänge im Obercommando.

[4]) G.-St.-W. 2. Band S. 242 * giebt die Zusammensetzung des Stabes zu Anfang. In „König Albert 50 Jahre Soldat" S. 399—401 sind auch die späteren Veränderungen aufgeführt.

[5]) Moltke, Mil. Correspondenz S. 239 und 240. — St. Mihiel liegt 1 Meile südlich Lacroix, Vitry 4 Meilen südöstlich von Châlons, St. Mard ½ Meile südwestlich von Givry.

Marschall Mac Mahon war jedoch schon am 21. August vom Lager von Châlons aus nach dem einen Tagemarsch nordwestlich davon liegenden Reims und bereits am 23. August von dort weiter marschirt, um möglichst ohne Kampf die Gegend von Metz zu erreichen und es zu entsetzen. An demselben 23. August, an welchem also die beiden deutschen Armeen sich nach Westen auf Châlons in Bewegung setzten, rückte der Feind von Reims nach Nordosten auf Stenay vor. Bei energischer Kriegführung hätte er nördlich an den Deutschen vorbei ohne Gefecht die Maas überschreiten, oder auch nicht ohne Aussicht auf anfänglichen Erfolg gegen die Maasarmee vorgehen können, weil die Fühlung erst wieder gewonnen werden mußte und die ersten Andeutungen von dem Vorhaben Mac Mahon's durch Zeitungen und aufgefangene Briefe so spät eingingen, daß Gegenmaßregeln erst möglich wurden, nachdem schon drei Märsche in Richtung auf Châlons zurückgelegt waren. Erst am 26. August begann also der eigentliche Sedanfeldzug, welcher nach den ebenso vorsichtigen wie kühnen Moltke'schen Entwürfen binnen 7 Tagen zur völligen Vernichtung des Gegners führte.

Im Laufe dieser Tage vom 26. August bis zum 1. September wurden deutscherseits nacheinander folgende Ziele angestrebt. Zuerst beabsichtigte General v. Moltke die Maasarmee, den rechten Flügel der III. Armee (die beiden bayerischen Corps) und zwei Corps der Einschließungsarmee von Metz in der Gegend von Damvillers auf dem rechten Maasufer zu vereinigen und von hier aus dem Feinde entgegenzutreten[6]), weil die Meldungen noch nicht erkennen ließen, ob der Feind mit Sicherheit auf dem anderen Ufer eingeholt werden konnte, und die Bewegungen am 26. und 27. August dienten dieser Versammlung bei Damvillers sowie zum Schutze derselben. Als sich aber im Laufe des 27. August herausstellte, daß Mac Mahon soviel Zeit verloren hatte, daß begründete Aussicht vorhanden war, ihn noch am linken Maasufer zu erreichen, wurde der Aufmarsch der Maasarmee sowie des größten Theils der III. Armee auf diesem Ufer am 28. und 29. August bewirkt und dabei soweit nach Norden und an den Feind vorgerückt, daß vom 30. August an zu dem bis dahin vorsichtig vermiedenen Kampf geblasen werden konnte.

Daß andererseits der Marschall Mac Mahon den Versuch der Vereinigung mit der Rheinarmee gegen seine bessere Ueberzeugung nur auf Drängen aus Paris überhaupt unternahm und sich nur aus gleichem Grunde, sowie weil er an eine nicht vorhandene Operationsfähigkeit des Marschalls Bazaine glaubte, auch zur weiteren Durchführung desselben noch bewogen fühlte, nachdem er in der Nacht vom 27. zum 28. August die Unmöglichkeit des Erfolges wohl erkannt hatte, ist bekannt. Verpflegungsschwierigkeiten, wegen mangelnder Vorbereitung des Unternehmens, und falsche Nachrichten kamen noch dazu und so ging er mit theilweise schon geschlagenen Truppen und von Tag zu Tag zunehmender Entmuthigung der ganzen Armee seinem tragischen Geschick entgegen. Der Kronprinz, welcher den bei Sedan verwundeten, ihm von früher bekannten Marschall dort am 5. September besuchte, gab dadurch nur der eigenen edlen Regung, zugleich aber auch der allgemeinen Empfindung soldatischen Mitgefühls mit dem tapferen feindlichen Feldherrn Ausdruck.

Kurz gesagt erreichte die Armee von Châlons am 24. die Gegend von Vouziers-Rethel, machte 3 Tage hindurch um den bei ersterem Ort fest stehenbleibenden rechten Flügel herum Rechtsschwenkungen, in der Richtung auf Stenay, setzte am 28. die ganze Armee dahin in Bewegung, stand aber, da sie vor jeder Berührung mit der heranrückenden Maasarmee zurückschreckte, zwischendurch auch in Richtung auf diese (27.) und auf Mézières (28.) ihre Märsche antrat und dadurch wieder Zeit verlor, am Abend mit den vorderen Theilen in der Linie westlich Buzancy-Bois des Dames-Beaumont noch über eine Meile davon entfernt. Am 29. und 30. wandte sie sich dann weiter nördlich nach Mouzon und Remilly, bewerkstelligte hier, nicht ohne vorher theilweise geschlagen zu sein, den Uebergang und gelangte am 31. an die Stätte ihrer Vernichtung.

Dieses Verhalten des Marschalls Mac Mahon würde noch unerklärlicher sein, wenn man nicht den Schluß der am 22. Nachmittags erhaltenen Depesche des Marschalls Bazaine vom 19. August in Betracht zöge, welcher folgendermaßen lautete: „Ich denke immer die nördliche Richtung zu nehmen und mich sodann über Montmédy auf die Straße von St. Menehould nach Châlons zu werfen, wenn sie nicht stark besetzt ist. Anderenfalls werde ich die erste Richtung über Sedan und selbst über Mézières weiter verfolgen, um Châlons zu erreichen."[7]) Der Marschall Mac Mahon hatte deshalb vielleicht anfangs überhaupt gar nicht die Absicht, nach Metz zu marschiren, sondern nördlich der Argonnen die Rheinarmee zu erwarten, oder ihr bei ihrer geglaubten Annäherung die Hand zu bieten. Dafür spricht auch seine Antwort an Marschall Bazaine: „Ich marschire in der Richtung nach Montmédy, übermorgen (24.) werde ich an der Aisne eintreffen, von wo aus ich den Umständen gemäß handeln werde, um Ihnen zu Hilfe zu kommen." Danach erklärte sich das Ausbiegen an die Aisne nach der Gegend von Rethel, für welches sonst nur Verpflegungsrücksichten angeführt zu werden pflegen, sowie das lange Beharren mit starken Theilen der Armee bei Vouziers. Vielleicht hat er den Marsch nach Metz überhaupt erst am 28. ernstlich ins Auge gefaßt, nachdem er infolge wiederholter Depeschen aus Paris von dem schon begonnenen Rückzug nach Mézières Abstand zu nehmen sich entschloß und bis dahin seinen Marsch so eingerichtet, daß der Abzug nach dem Norden Frankreichs unter allen Umständen offen blieb.[8])

* * *

Die gegenseitigen Stärkeverhältnisse gehen aus nachfolgender Zusammenstellung hervor:[9])

Maasarmee (Stand vom 21. August)	Bataill.	Esc.	Batterien	Gewehre	Säbel	Geschütze	Inf. Div.	Cav. Div.	Bemerkungen
Garde-Corps General der Cavallerie Prinz August von Württemberg	29	32	15	18 705	4 000	90	2	1	1. Garde-Inf.-Div. G.-M. später G.-Lt. v. Pape. 2. „ „ „ G.-Lt. v. Budritzki. Garde-Cavallerie G.-Lt. Graf v. d. Goltz.
IV. Armee-Corps General der Infanterie v. Alvensleben I	25	8	14	21 875	1 080	84	2	—	7. Inf.-Div. G.-Lt. v. Groß gen. v. Schwarzhof. 8. Inf.-Div. G.-Lt. v. Schöler.
XII. K. S. Armee-Corps Generallieutenant Prinz Georg von Sachsen	29	24	16	23 200	3 120	96	2	1	23. Inf.-Div. G.-M. v. Montbé. 24. „ G.-M. sp. G.-Lt. Nehrhoff v. Holderberg. 12. Cav.-Div. G.-M. später G.-Lt. Graf zur Lippe.
5. Cavallerie-Division Generallieutenant v. Rheinbaben	—	36	2	—	3 500	12	—	1	1. Esc. 10. Hus.-Regts. bei Metz.
6. Cav.-Division Generallieutenant Herzog Wilhelm von Mecklenburg	—	16	1	—	1 840	6	—	1	Zieten'sches Hus.-Regt. Nr. 3 bei Metz, vom 11. Sept. wieder bei der Division.
Zusammen Maasarmee	83	115	48	63 780	13 540	288	6	4	
III. Armee (Stand vom 21. August)	135¾	121	86	103 900	14 900	515	11	3½	2 Preuß. Cav.-Divisionen, 2 Bayerische, 1 Württembergische Cav.-Brigade.
Zusammen Deutsche	218¾	236	134	167 680	28 440	803	17	7½	

[6]) Die für diesen Zweck entworfene, vom 25.—29. August reichende Marschtafel, nach welcher die Märsche des 26. und 27. auch wirklich ausgeführt sind, steht in Moltke's Militär. Correspondenz 1870/71 S. 249—50.

[7]) Die spätere Depesche Bazaine's an Mac Mahon kam nicht in dessen Hände, sie schloß wesentlich anders: . . . . et je suivrai très probablement, pour vous rejoindre la ligne des places du Nord, et vous previendrai de ma marche si toutefois je puis l'entreprendre sans compromettre l'armée. (Abgegangen am 20. August.) Uebersetzung der ersten nach „Kritische Versuche", von General d. Cav. v. Hartmann, Berlin 1876. S. 85.

[8]) Hierauf ist von verschiedenen Seiten, z. B. auch Einzelschrift 12, S. 810 und 811, hingewiesen worden, am bestimmtesten in vorerwähnten Kritischen Versuchen und im Journal des sciences militaires, besprochen in den Neuen militärischen Blättern. Jahrgang 1886. S. 184 ff.

[9]) Alle Stärkenachweisungen, auch die an anderen Stellen angeführten, nach 11. u. 12. Heft der kriegsgeschichtl. Einzelschriften des Großen Generalstabes.

Armee von Châlons (höchster Stand 29. August s. Einzelschrift 12 (S. 804).

	Bataill.	Esc.	Batterien	Gewehre	Säbel	Geschütze	Inf.-Div.	Cav.-Div.	Bemerkungen
1. Corps Ducrot	49	23	20	19 850	1 450	120	4	1	Eingerechnet 24 Mitrailleusen (4 Batt.).
5. Corps Failly	$31\frac{5}{6}$	12	14	16 245	960	84	$2\frac{1}{2}$	$\frac{1}{2}$	Eingerechnet 18 Mitrailleusen (3 Batt.), 1 Inf.-Brigade in Metz
7. Corps Douay	37	13	15	21 050	1 430	90	3	$\frac{1}{2}$	Eingerechnet 18 Mitrailleusen (3 Batt.).
12. Corps Lebrun	$45\frac{1}{6}$	26	26	33 280	2 600	156	3	1	Eingerechnet 24 Mitrailleusen (4 Batt.)
1. Res.-Cav.-Div. Margueritte	—	26	1	—	2 500	6	—	1	
2. Res.-Cav.-Div. Bonnemains	—	16	2	—	960	12	—	1	Eingerechnet 6 Mitrailleusen (1 Batt.).
Escorte des Kaisers	1	1	—	500	100	—	—	—	
Zusammen Franzosen	$164\frac{1}{2}$	116	78	91 000 (abgerundet, genauer: 90 925)	10 060	468	$12\frac{1}{2}$	5	Eingerechnet 90 Mitr. (15 Batt.). — Das 13. Corps Vinoy, welches Ende August von Paris nach Reims und Mezières befördert wurde, kommt zunächst nicht in Betracht

Die Stärke der Armee von Châlons ist im Großen Haupt-Quartier schon am 25. August 1870 wenigstens in Bezug auf die Infanterie richtig auf 91 500 Mann berechnet worden [10]. Die französischen Bataillone waren schwächer als die deutschen, bei Vergleichen muß daher die Zahl der Gewehre gegenüber gestellt werden und nicht die der Bataillone. Das ist nicht immer geschehen und kann ganz unzutreffende Urtheile hervorrufen, da nicht Jeder in der Lage ist, nachzurechnen.

Deshalb ist es nicht unangebracht, anschaulich zu machen, welche in Betracht kommenden deutschen Heeresgruppen denn eigentlich die Ueberlegenheit der Zahl über den Feind besaßen und welche nicht.

Deutsche	Gewehre	Geschütze	Franzosen	Bemerkungen
Maasarmee	63 780	288		
Maasarmee u. I. Bayerisches Corps	83 030	384		
	91 000	*468*	Armee von Châlons	Einschliesslich *90* Mitrailleusen
Maasarmee u. beide Bayerische Corps	98 150	474		Ueberlegenheit der Armee von Châlons gegenüber.
Die auf Damvillers angesetzten sieben Armeecorps	132 986	642		Ueberlegenheit der Armee von Châlons gegenüber. Maasarmee, Bayern, II. und III. Corps, letztere nach dem Stande vom 19. August s. Einzelschrift 11 S. 668 und 679 berechnet und zwar II. 20 482 Gew., 84 Gesch., III. 14 354 „ 84 „
III. und Maasarmee	167 680	803		Fast doppelte Ueberlegenheit gegenüber der Armee von Châlons.

Ferner auch die sich bei Metz gegenüber stehenden Armeen hinzugezogen:

	88 800	*528*	Rheinarmee	Hier ist die höchste Zahl der Kämpfer gerechnet, welche nach Einzelschrift 11 S. 700 am 1. September herangezogen werden konnten.
Einschließungsarmee unter Prinz Friedrich Karl	94 600	440		Es standen sich also bei Metz etwa gleiche Kräfte gegenüber. Unter den 528 französischen Geschützen befanden sich 72 Mitrailleusen.
Einschließungsarmee u. Maasarmee	158 380	728		
	179 800	*996*	Rheinarmee und Armee von Châlons	Einschliesslich *162* Mitrailleusen.
Einschließungsarmee, Maasarmee und beide Bayerische Corps . .	192 750	914		Ueberlegenheit beiden französischen Armeen gegenüber.
Einschließungsarmee, III. u. Maas-Armee	262 280	1243		Ueberlegenheit beiden französischen Armeen gegenüber.

Die Cavallerie ist des besseren Ueberblicks wegen nicht mit aufgeführt, ebenso wenig das 13. französische Corps (s. frühere Bemerkung), es wird später bei der Schlacht von Sedan in Rechnung gezogen werden.

Die vielfach höheren Zahlen mancher Werke erklären sich theilweise daraus, daß die hier nicht mitgezählten Mannschaften der Cavallerie, Artillerie, Pioniere, Train, sowie alle nicht in der Front Kämpfenden mit darin stecken. Die französischen Angaben über die Armee von Châlons geben die Zahl der Streitbaren auf 116—120 000, die Gesammtzahl bis zu 145 000 Mann an, s. Einzelschrift 12 S. 804 und 805.

Die Bewegungen der Maasarmee gegen Westen vollzogen sich auf Grund der nachstehenden, am 24. August im Großen Haupt-Quartier eingegangenen Marschtafel [11].

Truppentheil	23. August	24. August	25. August	26. August	
IV. Armeecorps	Badonville 2 M. südl. Dompcevrin	Rumont 2 M. südl. Issoncourt	Laheycourt $1\frac{1}{4}$ M. südl. Triaucourt	Givry	Vorposten am Yevrefluß
Gardecorps	St. Mihiel $1\frac{1}{4}$ M. südl. Lacroix	Pierrefitte ¾ M. südl. Neuville	Triaucourt	Daucourt	
XII. Armeecorps	Haudiomont	(Rizéville oder) Dieue	(Clermont oder) Jubécourt	St. Menehould	
6. Cav.-Division	Génicourt	Waly und Foucaucourt	Vieil Dampierre	Herpont ¾ M. westl. Dampierre le Chât.	
5. Cav.-Division	Bacherauville (od. Consenvoye)	Dombasle	St. Menehould	Somme Vionne	
Hauptquartier	Fresnes en Woëvre	Monthairon	Fleury	Villers en Argonne	

Diese vorläufigen Festsetzungen wurden an den ersten Tagen vollständig inne gehalten. Wo mehrere Marschziele angegeben sind, ist das nicht zutreffende eingeklammert.

Am 23. August erreichte die 5. Cavallerie-Division bei Neuville nordwestlich Bacherauville, die 12. bei Dieue, die 6. bei Génicourt die Maas und die beiden letzteren schoben darüber hinaus Avantgarden bis Senoncourt-Souilly (12.) und Mondrecourt (6.) vor. Die Garde-Cavallerie-Division kam nach Fresnes au Mont, ihre Spitzen von Neuville en Verdunois bis zu dem $1\frac{1}{2}$ Meilen südlichen Erize la brulée. Das XII. Corps ging an Verdun heran, Haupt-Quartier Haudiomont, die Garde nach St. Mihiel, das IV. nach Badonville westlich Commercy, mit Avantgarden in la Vallée und Triconville. Ober-Commando Fresnes en Woëvre.

Der Feind verließ Reims und erreichte die Suippe zwischen Auberive und Heutrégiville 2 Meilen westlich von Machault.

[10]) Einzelschrift 12 S. 811.

[11]) Alle Actenstücke, für welche keine andere Quelle angeführt ist, befinden sich wie dieses im Kriegsarchiv des Großen Generalstabes. Die Lage der auf der Karte nicht angegebenen Orte ist näher bezeichnet. Waly liegt etwa ½ Meile nördlich Foucaucourt.

Die Spitzen der Maasarmee waren 10 Meilen von der nächsten feindlichen Abtheilung entfernt.

Am 24. August wurde auf Veranlassung des Großen Haupt-Quartiers der Versuch gemacht, Verdun zu nehmen. Das Obercommando übertrug die Ausführung dem Prinzen Georg von Sachsen mit der Weisung, daß es nicht viel Zeit oder Verluste kosten dürfe, deshalb hauptsächlich Artillerie zu verwenden sei, und stellte die 5. und 12. Cavallerie-Division westlich der Festung auf, um einem etwaigen Abzug der Besatzung entgegen zu treten. Der Commandant, welcher über etwa 140 Festungsgeschütze gebot [12]), dem nur Feldartillerie gegenüber gestellt werden konnte, blieb fest und unterwarf sich später nach längerer Belagerung erst am 8. Novbr. Das XII. Corps überschritt nach der Beschießung und nach erfolgloser Aufforderung zur Uebergabe deshalb die Maas mit der 23. Division auf einer nördlich der Festung bei Charny geschlagenen Feldbrücke, mit der 24. Division südlich bei Dieue und ließ die 48. Infanterie-Brigade mit einem Cavallerie-Regiment und einer Batterie zunächst bei Haudainville auf dem rechten Flußufer zurück. Die 5. und 12. Cavallerie-Division schoben sich am Nachmittage bis Récicourt—Dombasle (5.) und Nixéville (12.) vor, während die Spitzen der 6. und Garde-Cavallerie-Division die Aisne bei St. Menehould und bei Charmantois, das Gardecorps Chaumont sur Aire — Pierrefitte und das IV. Corps Génicourt en Barrois—Rosnes erreichte.

Der Marschall Mac Mahon wandte sich an diesem Tage nach Rethel. Seine Armee dehnte sich von da bis Monthois (1. Cavallerie-Division) aus. Zwischen den beiderseitigen Armeen lagen die Argonnen. Der Abstand der vordersten Abtheilungen der 6. Cavallerie-Division bis zum rechten französischen Flügel bei Monthois betrug in der Luftlinie 5 Meilen, die der 5. Cavallerie-Division waren noch weiter davon entfernt.

Der Kronprinz hatte während der Beschießung von Verdun auf der Höhe von Haudainville gehalten und begab sich Nachmittags in das neue Hauptquartier Petit Monthairon. Hier gelangte folgendes Schreiben des Generals v. Moltke in seine Hände. [13])

H.-Q. Commercy, den 24. Aug. 1870, 7 Uhr V.

Nach einer hier eingegangenen Nachricht soll der Kaiser Napoleon sich mit einem Theile seiner Streitkräfte bei Reims befinden. Andererseits giebt ein aus Metz hinausgeschickter, von der II. Armee aufgefangener Brief eines höheren feindlichen Officiers die Andeutung, daß man in Metz auf einen Entsatz seitens der bei Châlons versammelten Truppen mit Sicherheit rechnet. Hierdurch gewinnt die Bahnlinie Reims—Longuyon—Diedenhofen eine gewisse Bedeutung. Gründliche Unterbrechung derselben an mehreren Punkten ist wünschenswerth, ebenso Beobachtung der Cavallerie gegen Reims. v. Moltke."

Das nachstehende, kurz nach Eingang dieser Directive abgefaßte Schreiben des Kronprinzen an den General v. Moltke über den Verlauf des 24. und die Absichten für den nächsten Tag enthält zugleich die Angabe, in welcher Weise die befohlene Bahnzerstörung bewirkt werden sollte.

„H.-Q. Monthairon, am 24. Aug. 1870, Abends 6 Uhr.
Eing. Gr. H.-Q. 25. Aug. 3½ Uhr früh.

Der beabsichtigte Handstreich gegen Verdun ist heute früh 10 Uhr mit dem XII. (Kgl. Sächs.) Armeecorps versucht worden, aber ohne Erfolg. Der Commandant hat nach Wegnahme der östlichen Vorstädte durch die Infanterie [14]) die an ihn gerichtete Aufforderung entschieden zurückgewiesen und ist hierauf die Festung durch 11 Batterien von den Höhen westlich Belrupt aus über eine Stunde lang, aber ohne sichtbaren Erfolg beschossen worden. Der Feind antwortete mit schwerem gezogenen Geschütz und nahm einige Sprengungen in den Werken vor. Der diesseitige Verlust beträgt, soweit bis jetzt bekannt, an Todten und Verwundeten 1 Officier, 12—14 Mann und einige Pferde [15])

Nachdem man sich von der Sturmfreiheit des Platzes überzeugt hatte, zog der Prinz von Sachsen, um unnöthige Verluste zu vermeiden, die Truppen und Geschütze zurück. Die 23. Division passirte nördlich (bei Charny) mittelst Kriegsbrücke die Maas und steht für heute auf den Höhen zwischen Charny und Germonville. Die 48. Brig. mit 1 Regt. der Divisionscavallerie ist südlich und westlich von Verdun stehen geblieben, die 47. Brigade mit dem Hauptquartier nach Dieue vorgerückt. Die 12. Cavallerie-Division steht bei Nixéville.

Morgen wird das XII. Armeecorps, ebenso wie die übrigen mir unterstellten Armeecorps die im Marschtableau bezeichneten Punkte erreichen und nur eine Brigade Infanterie mit einem Cavallerie-Regt. und einer leichten Batterie zur Deckung gegen Verdun namentlich auf dem linken Maasufer stehen bleiben. Es liegt in meiner Absicht, bei Fortsetzung des Marsches diese Brigade wieder an mich zu ziehen und den Platz nur durch Cavallerie beobachten zu lassen.

Die 5. Cavalleriedivision ist allerdings heute, wie Ew. Excellenz bekannt sein wird, von Consenvoye auf Dombasle südlich herangezogen worden. [16]) Es wird jedoch zur Ausführung des soeben erhaltenen Befehls ein Cavallerieregiment derselben morgen über Dun gegen die Eisenbahnstrecke Mézières—Thionville detachirt werden.

Aus dem abschriftlich beiliegenden Recognoscirungsbericht der 6. Cavalleriedivision wollen Ew. Excellenz Näheres über den Zustand von Verdun ersehen und bemerke ich nur noch ergänzend, daß der als Parlamentär in die Festung eingelassene Premierlieutenant v. Schimpff in der Stadt Marine [17]) und Linientruppen bemerkt haben will. Ein heute Nacht in der Nähe von Verdun gefangener, zur Besatzung gehörender Mobilgardist giebt die Stärke dieser Truppe auf 500 Mann an, sprach aber auch von der Anwesenheit von 4—500 Artilleristen.

Unser Parlamentär ist heute anfänglich wiederum [18]) und wie dann entschuldigend angeführt wurde, aus Mißverständniß mit Flintenschüssen begrüßt und dabei leider der Trompeter schwer verwundet worden. Albert H. z. S."

Die 5. Cavallerie-Division erhielt demnach Befehl zur Unterbrechung der genannten Bahn, wozu das Braunschweigische Husaren-Regiment Nr. 17 noch am 25. August bis Mouzon marschirte und in der folgenden Nacht bei Lamouilly, 1¼ Meile westlich Montmédy, eine hölzerne Eisenbahnbrücke über den Chiers abbrannte. Den Rückweg nahm es über Consenvoye, St. Menehould und rückte am 29. August wieder zur Division ein.

Die Armee selbst setzte am 25. August wie bisher den Vormarsch auf Châlons fort, schob aber infolge des Schlußsatzes des Schreibens des Generals v. Moltke eine Brigade der 5. Cavallerie-Division in Richtung auf Reims nach Dommartin sous Hans vor. Das Gros dieser Division und die 12. Cavallerie-Division blieben an der großen Straße in St. Menehould und Clermont en Argonne, von wo sächsische Patrouillen auf Varennes vorgingen. Die 6. Cavallerie-Division, mit Vortruppen in der Linie Dampierre le Château—Varimont kam nach Vieil Dampierre, das XII. Corps nach Dombasle, die zur Beobachtung gegen Verdun bestimmte verstärkte 48. Brigade nach Lempire (linkes Maasufer), das Garde-Corps einschließlich Garde-Cavallerie-Division nach le Chemin-Triaucourt, das IV. Corps nach Sommeille-Laheucourt. Das Obercommando wurde nach Fleury verlegt. Die vorderen Cavallerie-Abtheilungen standen also am 25. etwa eine Meile vorwärts der durch die Avantgarden am 26. zu erreichenden Linie St. Menehould—Daucourt—Givry en Argonne. [19])

Die 6. Cavallerie-Division hatte auf ihrem Vormarsch bei Givry nahe Epense ein feindliches Mobilgarden-Bataillon gefangen genommen, welches aus der kleinen Festung Vitry en Français in nördlicher Richtung zu entkommen versucht hatte. Weitere Berührungen mit dem Feinde hatten nicht stattgefunden.

Der Feind blieb auch am 25. mit dem linken Flügel bei Rethel und rückte im Uebrigen nur wenig vor. Am Abend standen bei Rethel das 12. Corps und die 2. Cavallerie-Division, bei Amagne das 5., bei Attigny das 1., vorwärts davon bei le Chêne die 1. Cavallerie-Division, bei Vouziers das 7. Corps und bei Grand Pré dessen 4. Husarenregiment.

Von da bis Dommartin sous Hans (Avantgarde der 5. Cavallerie-Division) beträgt die Entfernung 3½ Meilen, nach Varennes, bis wohin die 12. Cavallerie-Division patrouillirte, in der Luftlinie 2½ Meilen. Ohne große Anstrengung hätte also die Cavallerie der Maasarmee am 25., ja selbst schon am 24. August an den Feind gelangen können, wenn für das Ober-

---

[12]) G.-St.-W. Bd. 3 S. 374.

[13]) Moltke, Mil. Correspondenz S. 244 und G.-St.-W. Bd. 2 S. 972.

[14]) Die Avantgarde der 23. Division (Schützenregiment Nr. 108) besetzte die Vorstadt Pavé und unterhielt von da aus ein Feuergefecht mit der auf den Wällen befindlichen feindlichen Infanterie. Außer den oben erwähnten 11 Batterien war auch die Artillerie der 23. Division weiter nördlich in Thätigkeit getreten.

[15]) Thatsächlicher Gesammtverlust 1 Off. 19 M., davon 1 todt, und 5 Pferde.

[16]) Die 5. Cavallerie-Division stand in der Nacht vorher thatsächlich südlich von Consenvoye bei Neuville-Bacherauville. — Ihr Heranziehen nach Verdun war dem Gr. H.-Q. aus der Marschtafel, vielleicht auch durch besondere Meldung, bekannt.

[17]) Aus dem weggelassenen Zusatz geht hervor, daß Pr.-Lt. v. Schimpff Mannschaften mit Matrosenhüten bemerkt hatte.

[18]) Bezieht sich wahrscheinlich auf den gleichen Vorgang am 19. August, als Oberstlieut. v. Verdy als Parlamentär nach Metz geschickt wurde, um wegen der auf dem Schlachtfelde liegen gebliebenen französischen Verwundeten zu unterhandeln, s. dessen „Im Großen Hauptquartier 1870—71", Berlin 1895. S. 104 ff.

[19]) Vergl. Befehl des Gr. H.-Q. vom 21. August aus Pont à Mousson.

commando schon eine Veranlassung vorgelegen hätte, die Aufklärung an diesen Tagen, wozu der Befehl am Abend oder in der Nacht vorher zu erlassen gewesen wäre, soweit zu erstrecken. Das war indessen nicht der Fall.

Für die Bewegungen am 23. und 24. August zunächst war nur der Gesichtspunkt maßgebend, daß die bei Châlons vermuthete feindliche Armee in Front und rechter Flanke angegriffen und nördlich von Paris abgedrängt werden und zu dem Zweck die III. vor der Maasarmee einen Tagemarsch Vorsprung behalten sollte.[20]) Der Druck mußte also von Süden her durch die III. Armee erfolgen und ein besonders weites Vorschieben von Cavallerie in der Front oder gar in der rechten Flanke lag an diesen beiden Tagen nicht in der Aufgabe der Maasarmee, weil die dadurch erfolgende vorzeitige Beunruhigung des feindlichen linken Flügels dem Abdrängen nach Norden entgegengewirkt haben würde. Bis zu dem Gelände jenseits des Nordendes der Argonnen aufzuklären, fehlte jeder Grund. Dem entsprach die Verwendung der Cavallerie bis mit dem 24. Aug., und während diese Ansicht meist getheilt wird, sind auch andere laut geworden, ohne jedoch die näheren Umstände entsprechend in Rechnung zu ziehen.

So wird z. B. angenommen, daß die im Schreiben des Generals v. Moltke enthaltene Andeutung eines französischen Officiers in Metz schon am 23. und nicht erst am 24. Nachmittags an das Obercommando gelangt sei, und wenn ferner gesagt ist, daß die III. Armee ihrer Cavallerie weitere Ziele gesteckt habe, so darf, ohne Schmälerung ihres Ruhmes, schon am 23. Châlons erreicht zu haben, auf die vorstehende Darlegung der verschiedenen Aufgaben der beiden Armeen hingewiesen werden. Um den Feind nach Norden abzudrängen, mußte die eine möglichst bald mit Cavallerie seinen rechten Flügel umschwärmen, die der anderen nicht zu früh auf seinem linken erscheinen. Das würde auch allseitig für richtig befunden sein, wenn es nicht anders gekommen wäre. Dem Obercommando der III. Armee ging zudem schon am 23. eine besondere Aufforderung zu erweiterter Aufklärung zu, weil es nicht unwahrscheinlich sei, daß der Feind von Châlons im Abmarsch wäre und es erwünscht sei, die Marschrichtung desselben festzustellen.[21])

Aus dieser Directive und aus dem Umstande, daß ein gleicher Auftrag oder auch nur eine Mittheilung über den vermutheten Abmarsch nicht auch an die Maasarmee gelangte, ergiebt sich ferner, daß das Große Haupt-Quartier in diesem Falle nicht von ihr, sondern von der III. Armee eine Wiederaufnahme der Fühlung erwartete und der aus Metz erhaltenen Andeutung überhaupt noch keinen großen Werth beimaß.

Wie sollte also das Obercommando der Maasarmee dazu kommen, am 24., ohne diese Andeutung überhaupt zu kennen, bis nach Monthois, wohin die nächste französische Abtheilung an diesem Tage kam, aufklären zu lassen? Jede andere Verwendung der Cavallerie und z. B. auch das Erreichen von Varennes und das weitere Vorgehen in der Front gegen Châlons und selbst gegen Reims würde aber zu nichts geführt haben.

* * *

Alles, was dem Kronprinzen — um auf die Verwendung der Cavallerie vom 25. August überzugehen — bis nach Mittag dieses Tages an Befehlen und Nachrichten zuging, beschränkt sich auf das mehrerwähnte Schreiben des Generals v. Moltke aus Commercy, in welchem gesagt war, daß nach einer eingegangenen Nachricht der Kaiser Napoleon sich mit einem Theil seiner Streitkräfte bei Reims befinden solle und daß andererseits ein aufgefangener Brief eines höheren Officiers aus Metz die Andeutung enthalte, daß man dort auf einen Entsatz seitens der bei Châlons versammelten Truppen mit Sicherheit rechne. Dem war hinzugefügt: „Hierdurch gewinnt die Bahnlinie Reims—Longuyon—Diedenhofen eine gewisse Bedeutung. Gründliche Unterbrechung an mehreren Punkten ist wünschenswerth, ebenso Beobachtung der Cavallerie gegen Reims."

Beides wurde angeordnet und in der Front ging die Cavallerie schon am 25. über die vom Großen Haupt-Quartier für den 26. befohlene Avantgardenlinie hinaus. Reims war als derjenige Punkt genannt, gegen welchen aufzuklären sei, von einer weiteren Erkundung der rechten Flanke steht nichts darin, weil das Große Haupt-Quartier, dessen Auffassung hier einzuschalten ist, zur Zeit des Abganges des Schreibens den Marsch Mac Mahon's nach Metz noch nicht für wahrscheinlich hielt und den Feind noch vor sich in der Richtung auf Paris glaubte, womit der Abmarsch desselben nach Reims nicht in Widerspruch stand.[22]) In der Zusammenkunft mit dem Obercommando der III. Armee in Ligny am 24. August war es deshalb — obwohl General v. Podbielski eine andere Ansicht vertrat — für angemessen erachtet, die Vorbewegung in der bisherigen Hauptrichtung fortzusetzen. Ein an demselben Tage Abends entstandener Entwurf sieht zwar am Schluß ein Vorgehen von Cavallerie sogar bis zur belgischen Grenze vor, ebenso wie die Möglichkeit einer Rechtsschwenkung zwar noch nicht nach Norden, aber doch schon nach Nordwesten gegen Reims, indessen dieser Entwurf ist nicht abgegangen. Er lautet:[23])

„H.-Q. Bar le Duc, den 24. Aug. 1870 7 Uhr A.

Nachdem sich ergeben hat, daß auch Châlons von den Franzosen geräumt ist, wollen Seine Majestät der König, daß den Truppen am 26. oder 27. an den für sie günstigsten Punkten ein Ruhetag gewährt werde. Die Colonnen sind heranzuziehen, und ist möglichst auskömmlich Proviant zu fassen, um demnächst ohne Aufenthalt den öden Theil der Champagne zu durchschreiten. Am 28. August müssen die Avantgarden auf der Linie Suippe—Châlons—Coole, event. südlich, stehen.

Zu diesem Vorrücken wird der Armee-Abtheilung Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Sachsen für die linke Flügelcolonne die Straße Laheycourt—Outrivière Fme.—Poix—Châlons, der dritten Armee für die rechte Flügelcolonne die Straße Nettancourt—Possesse—Togny aux Boeufs angewiesen. Die Armee-Abtheilung dislocirt und requirirt rechts, die dritte Armee links der bezeichneten beiden Straßen und in deren Nähe (2 km).

Demnächst werden die Verhältnisse entscheiden, ob und mit welchem Theil unserer Streitmacht eine Rechtsschwenkung gegen Reims auszuführen oder der Vormarsch mit allen Kräften gegen Paris fortzusetzen sein wird.

Die Cavallerie hat möglichst weit vorzustreifen, die des rechten Flügels insbesondere schon morgen das Terrain gegen die belgische Grenze unter baldigster Beobachtung von Montmédy und Sedan, und demnächst gegen Reims, Rethel und Mézières aufzuklären, wobei wenn möglich die Eisenbahn Reims—Laon zu unterbrechen ist.

v. Moltke."

Dieser Entwurf ist nicht ausgeführt worden weil auch die am späteren Abend und bis 11 Uhr eingehenden neuen Nachrichten[24]) noch nicht für zuverlässig genug angesehen wurden, um darauf hin schon von der bisherigen Marschrichtung abzuweichen, namentlich weil es, auch die Richtigkeit des Pariser Telegramms vorausgesetzt, immerhin noch unklar blieb, auf welche Weise der Gegner die Vereinigung erzielen wollte, da die gerade Richtung von Reims nach Metz den Franzosen verlegt war und ein Betreten des Umweges längs der belgischen Grenze als ein ziemlich gewagtes Unternehmen erschien.[25])

In der Abwägung der gegen und für das Einschlagen einer mehr nördlichen Richtung sprechenden Gründe war der General v. Moltke deshalb der Ansicht, daß die Zeit zum Wagen noch nicht gekommen sei.

Die Maasarmee erhielt also für den 25. August überhaupt keine weitere Weisung und so auch keine Mittheilung der vorerwähnten neuen Nachrichten, sie erfuhr auch nicht, daß die III. Armee infolge der Kenntniß von der Räumung des Lagers von Châlons auf eigenen Entschluß schon in die für den 26. August bestimmten Quartiere vorging,[26]) dadurch also einen noch größeren Vorsprung gewann.

Hätte das Obercommando auch nur die am Schluß des nicht abgegangenen Entwurfs befindliche Directive erhalten, so würde die Cavallerie den Feind schon am 25. August an verschiedenen Stellen getroffen haben und die Unterlassung kann doch auch nur wieder darin seinen Grund haben, daß das Große Haupt-Quartier den Flankenmarsch der Armee von Châlons noch

[20]) Befehl des Gr. H.-Q. vom 21. Aug.
[21]) Moltke, Milit. Correspondenz S. 243.

[22]) G.-St.-W. Bd. 2 S. 976 und 1298.
[23]) Moltke, Mil. Correspondenz S. 246. — Coole liegt 3 Meilen südlich von Châlons.
[24]) Von der 4. Cavallerie-Division: Meldung des Abzugs der Franzosen aus der Gegend von Metz und eine Pariser Zeitung, nach welcher die Armee des Marschalls Mac Mahon in der Stärke von 150 000 M. bei Reims Aufstellung genommen habe. Außerdem Telegramme über London aus Paris vom 23. Abends: Mac Mahon's Armee bei Reims versammelt. Kaiser Napoleon und Prinz bei Armee. Mac Mahon sucht Vereinigung mit Bazaine zu gewinnen. (G.-St.-W. Bd. 2 S. 977.)
[25]) G.-St.-W. Bd. 2 S. 977.
[26]) G.-St.-W. Bd. 2 S. 971, und Operationen der III. Armee von Major v. Hahnke. Berlin 1873. S. 100.

nicht für wahrscheinlich genug hielt, um das Gebiet, durch welches er führen mußte, schon am 25. August aufklären zu lassen.

Das Obercommando kannte aber, wie erwähnt, auch die neuerdings eingegangenen Nachrichten nicht und die einzige ihm zugegangene, welche auch, nachdem sie durch andere ergänzt war, das Große Haupt-Quartier, obwohl es schon in Betracht gezogen war, nicht dazu veranlaßt hatte, konnte das Obercommando um so weniger dazu bestimmen, von sich aus der Cavallerie zu befehlen, nicht nur, wie befohlen, gegen Reims, sondern auch bis in die weitabliegende Gegend von Grand Pré und Vouziers vorzugehen, wo die nächsten feindlichen Abtheilungen sich am 25. befanden. Hieraus ergiebt sich, wie es kam, daß sie erst am 26. entdeckt wurden.

Nördlich eingeengt durch die Argonnen, südlich durch die in nordöstlicher Richtung heranrückende III. Armee, fand sich am 25. nur noch für zwei Cavallerie-Divisionen Platz in der Front. Die bisher dort schon befindlich gewesene Gardecavallerie-Division sah sich wieder in die zweite Linie zurückgedrängt, wie die 12. schon am Tage vorher. Die Stellungen der letzteren vom 20.—23. und der erstgenannten vom 21.—24. August zeigen aber, daß auch die im Corpsverbande stehenden Divisionen von vornherein wie die selbständigen auftraten.[27]) Die Unterstellung unter die Generalcommandos wirkte thatsächlich nicht so nachtheilig, wie es oft dargestellt wird, weil das Obercommando, als später größere Anforderungen an die Cavallerie herantraten, sich noch weniger dadurch abhalten ließ, die Garde- und sächsische Division ganz wie die ihm zugetheilten beiden selbständigen Divisionen zu verwenden. Völlig hinwegsetzen über die Allerhöchstenorts befohlene Ordre de Bataille durfte es sich allerdings nicht und gewisse Erschwerungen der Befehlsgebung und des Meldebetriebes ließen sich nicht ganz wegschaffen.

Auf dem Marsche nach Westen brauchte die in zweiter Staffel gegen einen noch entfernten Feind sich vorbewegende Maasarmee nur in der Nähe von Verdun die volle Gefechtsbereitschaft anzunehmen und konnte den Truppen im Uebrigen Erleichterungen gewähren.

Während desselben glaubte man, um das nochmals zu wiederholen, den Feind halbwegs zwischen Metz und Paris bei Châlons und an ein Hinüberspielen des Krieges in die nördlich dieser Linie befindliche Gegend nur, falls es gelingen werde, den Gegner durch oder ohne Schlacht auf den catalaunischen Feldern dahin abzudrängen. Keiner hätte es für möglich gehalten, daß er sie schon längst verlassen und freiwillig die Hauptstadt preisgegeben hatte, um sich zwischen der Maasarmee und der belgischen Grenze durchzuschnüren und sich mit der Rheinarmee zu vereinigen.

Der Kriegsminister General Graf Palikao wollte allerdings, daß gerades Wegs nach Metz marschirt werde, und nach seinem dem Marschall Mac Mahon mitgetheilten Plan sollte die Armee von Châlons am 25. bei Verdun zur Schlacht vereinigt sein.[28]) Da Mac Mahon, vermuthlich wegen der früher mitgetheilten Depesche Bazaine's, nicht auf diesen Gedanken des Kriegsministers einging, so wird hier darauf verzichtet, die möglichen Folgen zu besprechen.

* * *

Befehlsgebung für den 26. August.

Da im Laufe des Tages — von der Gefangennahme des Mobilgarden-Bataillons bei Epense—Sivry abgesehen — nirgends eine Berührung mit dem Feinde stattgefunden hatte, so beschränkten sich die am 25. August eingehenden Meldungen im Allgemeinen auf diese Thatsache. Die 6. Cavallerie-Division theilte jedoch Nachm. die von Abtheilungen der III. Armee erhaltene Nachricht mit, daß Châlons von der 4. Cavallerie-Division besetzt und der Feind nordwärts abgezogen sei, und die 5. Cavallerie-Division übersandte einige französische Zeitungen, welche, ebenso wie mehrere auf den Postanstalten beschlagnahmte Briefe, an das Große Haupt-Quartier weitergingen.

Aus diesen Zeitungen und Briefen, sowie aus der Nachricht über Châlons bildete sich indessen im Obercommando doch schon der Glaube an einen Marsch Mac Mahon's nach Osten zum Entsatz von Metz und an eine damit zusammenhängende Versammlung feindlicher Kräfte in der rechten Flanke heraus[29]), obwohl der Nachm. eingegangene Befehl des Großen Haupt-Quartiers für den 26. August diese Möglichkeit nicht erwähnte, sondern nur vom Abmarsch desselben auf Reims sprach und die Fortsetzung des Marsches in dieser Richtung, jedoch nunmehr mit Anordnung weiterer Aufklärung der Front und nördlich bis Vouziers und Buzancy, vorschrieb. Für den 27. August war vor dem Durchschreiten der Champagne ein Ruhetag in Aussicht genommen, wenn nicht ganz besondere Nachrichten eingingen. Zur Zeit der Absendung dieses Befehls (11 Uhr Vorm.) wurde also noch für wahrscheinlicher gehalten, daß die feindliche Armee sich in Richtung Reims—Paris, als auf dem Marsche nach Metz befinde, und der Umschwung der Ansichten vollzog sich gleichzeitig, aber unabhängig von einander dort wie im Obercommando erst am 25. August Abends.

„H.-Q. Bar le Duc, den 25. Aug. 1870, 11 Uhr V.

Alle hier eingegangenen Nachrichten stimmen darin überein, daß der Feind Châlons geräumt hat und auf Reims abmarschirt ist.

Seine Majestät der König befehlen, daß die Armee-Abtheilung Seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen von Sachsen und die III. Armee dieser Bewegung durch Fortsetzung des Vormarsches in nordwestlicher Richtung folgen.

Erstere rückt morgen mit dem XII. Armeecorps nach Vienne (Avantgarden Autry und Servon), mit dem Gardecorps nach St. Menehould (Avantgarden Vienne la Ville und gegen Verzieux), mit dem IV. Armeecorps nach Villers en Argonne (Avantgarde gegen Dommartin). Die Cavallerie ist zur Aufklärung der Front und rechten Flanke weit vorzuschieben und hat speciell Vouziers und Buzancy zu erreichen. Die III. Armee schiebt sich morgen mit ihren Teten bis in die Linie Givry en Argonne—Changy nordöstlich Vitry vor. Letzterer Platz bleibt zu beobachten.[30])

Wenn nicht ganz besondere Nachrichten eingehen, wird der Armee am 27. ein Ruhetag gewährt werden. Event. ist derselbe zum Heranziehen der Colonnen und Ordnen der Verpflegung zu benutzen, damit im weiteren Vormarsch der öde Theil der Champagne ohne Schwierigkeit durchschritten werden kann. Das Große Hauptquartier Sr. Majestät des Königs geht morgen nach St. Menehould. Meldungen bis 10 Uhr V. hierher. v. Moltke."[31])

Die daraufhin vom Obercommando erlassenen näheren Anordnungen brauchen nicht angeführt zu werden, weil unterdessen im Großen Haupt-Quartier nach Eingang verschiedener Pariser Zeitungen und eines Telegramms aus London[32]) am 25. Abends die Meinung der Wahrscheinlichkeit des Flankenmarsches Mac Mahon's derart sich zuwandte, daß der König den Abmarsch nach Norden anbefahl, falls diese Vermuthung und namentlich die anderweit eingelaufene Mittheilung des Anmarsches französischer Truppen auf Vouziers durch Cavallerie-Meldungen bestätigt werde.

Kurz bevor die Maasarmee sich also anschickte, nach den zuerst gegebenen Befehlen den Marsch in nordwestlicher Richtung auf Reims fortzusetzen, wurde der Kronprinz am 26. August 3½ Uhr früh durch den Oberstlieutenant v. Verdy geweckt, welcher folgendes Schreiben des Generals v. Moltke überbrachte.[33])

(2: Befehl des Gr. H.-Q. für den 26. August:)

„H.-Q. Bar le Duc, den 25. Aug. 1870 11 Uhr A.

Eine soeben eingegangene Nachricht stellt es als nicht unwahrscheinlich hin, daß der Marschall Mac Mahon den Entschluß gefaßt hat, den Versuch zum Entsatz der in Metz eingeschlossenen feindlichen Hauptarmee zu machen. Er würde in diesem Fall seit dem 23. d. M. im Marsch von Reims sein; seine Teten könnten dann heute Vouziers erreicht haben. In diesem Fall wird es nöthig, die Armeeabtheilung Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Sachsen nach dem rechten Flügel hin zu vereinigen, derart etwa, daß das XII. Corps auf Varennes rückt, während das Garde- und IV. Corps an die Straße Varennes—Verdun heranziehen. Ebenso werden event. das I. und II. Bayerische Armeecorps dieser Bewegung folgen. Das Antreten derselben ist indessen abhängig von den Meldungen, welche Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Sachsen bereits haben

[27]) Am 28. und 29. August standen sogar drei und zwar selbstständige Cavallerie-Divisionen hinter einander auf derselben Straße. Es entspricht deshalb nicht den Verhältnissen, wenn angenommen wird, daß die gleiche Lage von je 2 Divisionen bei der Maasarmee daher kam, daß ihre Cavallerie-Divisionen nur theilweise unmittelbar unter dem Obercommando standen.

[28]) Näheres Rousset II S. 160 ff. und „Un ministère de guerre de 24 jours par le général Comte de Palikao". Paris 1871.

[29]) Holleben, Operationen der Maasarmee und Meldungen des Oberstlieutenants v. Verdy vom 26. August früh. (S. spätere Darstellung.)

[30]) War inzwischen schon genommen.

[31]) Moltke, Mil. Correspondenz S. 248. Das Gr. H.-Q. ging wegen der inzwischen veränderten Verhältnisse am 26. Aug. indessen nicht nach St. Menehould, sondern nach Clermont en Argonne und traf dort das Obercommando der Maasarmee. — Changy liegt 4 Meilen südöstlich von Châlons.

[32]) G.-St.-W. Bd. 2 S. 981. Dieses berühmt gewordene Telegramm enthielt einen Auszug aus dem Pariser Temps vom 23., in welchem u. A. stand, daß Mac Mahon plötzlich den Entschluß gefaßt habe, Bazaine zu Hilfe zu eilen, und seine ganze Armee schon von Reims aufgebrochen sei.

[33]) Moltke, Mil. Correspondenz S. 250 und 151.

werden und die hier nicht abgewartet werden können. Das Garde- und IV. Corps haben von hier Befehl erhalten, zunächst morgen früh den ihnen heute befohlenen Marsch nicht anzutreten, sondern abzukochen und Befehl zum Marsch abzuwarten. v. Moltke."

Das Obercommando hatte nun zwar schon am 25. Abends die Lage seinerseits dahin beurtheilt, daß es einen Weitermarsch des Feindes von Reims in nordöstlicher Richtung für wahrscheinlich hielt. Dennoch wurde der Kronprinz durch dieses Schreiben plötzlich vor eine schwerwiegende Entscheidung gestellt, weil die Vorbedingung, an welche der Abmarsch nach Norden geknüpft war, noch nicht vorlag und, wie aus der vorangegangenen Darstellung sich ergiebt, auch noch nicht vorliegen konnte. Wie auch seine persönliche, auf unzuverlässige Zeitungsnachrichten und aufgefangene Briefe sich gründende Ansicht sein mochte, so mußte er jedenfalls an und für sich weniger, als das Große Haupt-Quartier und konnte doch auch durch Oberstlieutenant v. Verdy nicht mehr erfahren, als dort bis zu dessen Abreise nach Fleury bekannt war und dort laut G.-St.-W. wie folgt beurtheilt wurde: „Wenngleich die Sachlage hierdurch (d. h. durch die am 25. Abends eingelaufenen Zeitungsnachrichten) noch nicht völlig geklärt und den immerhin unverbürgten Nachrichten der Presse nicht unbedingt Glauben zu schenken war, so wurde es doch in Anbetracht der eigenthümlichen Verhältnisse Frankreichs nun immer wahrscheinlicher, daß die Forderungen der Politik alle militärischen Bedenken überwogen haben konnten." — Darauf hin hatte König Wilhelm am 25. August Abends seine Genehmigung zum Rechtsabmarsch der Maasarmee und der Bayern ertheilt, „falls die Meldungen der gegen Vouziers und Buzancy entsandten Reiterei den Abmarsch des Feindes in der Richtung auf Metz bestätigen sollten".[34])

Diese Entsendung von Reiterei war zwar schon in dem ersten, 12 Stunden vor dem zweiten erlassenen Befehle des Großen Haupt-Quartiers, aber immer doch nur für den 26. August angeordnet worden. Wenn also auf ihre Meldungen hätte gewartet werden sollen, so mußte die Maasarmee am 26. überhaupt stehen bleiben, weil sie der großen Entfernungen wegen, wie das G.-St.-W. an anderer Stelle auch anführt,[35]) erst am Abend dieses Tages beim Obercommando eingehen konnten. Diese Erwägung ist auch seiner Zeit im Großen Haupt-Quartier wirklich angestellt worden, da Oberstlieutenant v. Verdy noch weitere mündliche Directiven für die Maasarmee mitbekam, welche von ihm vor seiner Abfahrt von Bar le Duc niedergeschrieben sind.

„Notizen, die Oberstlieutenant v. Verdy, geschickt an den Kronprinzen von Sachsen, am 25. 8. Ab.[36]) mitgenommen:

Bis 1 Uhr Meldungen hierher unter allen Umständen.[37]) — Wird die Bewegung nach der neuen Disposition, so marschirt Großes Hauptquartier mit IV. Armeecorps auf Fleury. Sonst nach Menehould über Charmentois. Die Corps sollen die drei eisernen Portionen mitnehmen, über die Trains soll der Kronprinz entschieden Befehl geben. Die Anordnungen zur Deckung des Großen Hauptquartiers bleiben. Die Relais über die H.-Q. Gewandte Officiere sofort vorwärts treiben. Gleich Meldung bei meinem Ankommen wie —.[38]) Ist der Feind noch nicht so weit vor, so kann das XII. Corps nach Gr. Pré (Grand Pré), aber Vereinigung bei Damvillers bleibt. Damvillers ist der Punkt, wohin am 28. zu dirigiren. Wenn bis Mittag Klarheit, kann die ursprüngliche Disposition ausgeführt werden. Ist bis dahin keine Klarheit, so sämmtliche Corps am Nachmittag trotzdem nach der neuen Disposition."

Das Große Haupt-Quartier rechnete also damit, daß die Lage durch Meldungen auch am Mittage noch nicht geklärt sein werde, und es mußte das auch annehmen, weil keinerlei Anzeichen oder eine Meldung des Obercommandos der Maasarmee vorlagen, daß dieses seine im Schreiben des Kronprinzen an den General v. Moltke aus Monthairon mitgetheilten Absichten geändert und am 25. August nach Norden mehr als das zur Bahnzerstörung bestimmte Cavallerieregiment abgesandt hatte. Dies war, wie wir wissen, auch nicht geschehen und aus den angeführten Gründen wohl überhaupt gar nicht in Erwägung gezogen worden. Nach den schriftlichen und mündlichen Befehlen hätte der Kronprinz also bis Mittag abwarten müssen. Es stand für ihn aber wenigstens schon jetzt fest, daß es gerade darauf ankam, Zeit zu gewinnen, statt zu verlieren.

Immer bereit, eine große Verantwortlichkeit freudig zu übernehmen, die noch unklare Lage richtig durchschauend und den möglicherweise entscheidenden Einfluß raschen Handelns vor Augen, entschloß er sich deshalb, drei Cavallerie-Divisionen und das XII. Corps, d. h. den rechten Flügel seiner Armee sofort in der neuen Richtung vorgehen zu lassen, und schon um 5 Uhr M. ritten 4 Officiere mit entsprechenden Befehlen ab. Die genannten Truppen, wenigstens die vorderen Cavallerie-Abtheilungen, konnten zwar erst erreicht werden, nachdem sie sich schon in der alten Richtung in Bewegung gesetzt hatten, es geschah aber wenigstens Alles, um sie möglichst bald umzulenken.

Garde und IV. Corps hatten vom Großen Haupt-Quartier Anweisung erhalten, bis auf Weiteres zu halten, und der Kronprinz glaubte anfangs über sie erst Mittags verfügen zu sollen. Dann konnten sie aber ihr Marschziel nicht mehr erreichen. Nachdem deshalb die Befehle für den rechten Flügel der Armee abgefertigt waren, wurden die Verhältnisse einer erneuten Prüfung unterzogen, wobei sich immer wieder ergab, daß Meldungen bis Mittags nicht zu erwarten waren, andererseits aber nur durch eine frühere Befehlsgebung der Zweck erreicht werden konnte. Es wurde deshalb weiter überlegt, zu welchen Zeiten diese beiden, theilweise auf dieselben Straßen angewiesenen Corps spätestens abrücken müßten, um noch am 26. August ihren Marsch vollenden zu können, und darnach schon um 6½ Uhr der Ausbruch der Garde auf 11 Uhr, der des IV. Corps auf 2 Uhr befohlen. Diese Anordnung brachte sie, wenn inzwischen die Verhältnisse, wie zu erwarten war, dieselben blieben, noch an die befohlenen Punkte, erlaubte aber im anderen Falle, auf sie noch möglichst lange im Laufe des Tages einzuwirken.

So brachte der Kronprinz, was anderenfalls erst einen Tag später möglich gewesen wäre, seine Armee schon am 26. August einen Tagemarsch nach Norden vorwärts. Er eilte damit durch rasches und entschlossenes Handeln in erfolgreicher Weise und ganz im Sinne des Großen Haupt-Quartiers den höheren Entschlüssen voraus, denn auch dieses ordnete, ohne neue Nachrichten, um 12 Uhr an, daß die ganze Maasarmee und die beiden bayerischen Corps sogleich in der Richtung nach Norden in Marsch gesetzt werden sollten, und schickte diesen Befehl auch unmittelbar an Garde und IV. Corps, da noch keine Meldung über das bei der Maasarmee schon selbständig angeordnete Abrücken derselben vorlag.[39])

Bei der Besprechung der Lage und der zu fassenden Entschlüsse „begegnete sich der Kronprinz vollständig mit den Anschauungen seines Stabschefs, des Generals v. Schlotheim, wie denn überhaupt nicht blos jetzt, sondern auch bei späteren wichtigen Augenblicken eine Gleichartigkeit der Auffassung und Beurtheilung in sehr glücklicher Weise zu Tage trat".[40])

* * *

Die besprochenen Befehle des Obercommandos und die Meldungen des Oberstlieutenants v. Verdy aus Fleury an das Große Haupt-Quartier lauten wie folgt:

1) An XII. Corps, 5., 6. und 12. Cavallerie-Division.

„H.-Q. Fleury, den 26. August 1870, früh 5 Uhr.

Das XII. Armeecorps marschirt heute nicht nach Vienne sondern nach Varennes, Avantgarde nach Vauly und Apremont-Charpentry, die vor Verdun zurückgelassene Brigade marschirt über Esnes nach Montfaucon, sie läßt eine Escadron bei Nixéville zur Beobachtung von Verdun auf dem linken Maasufer zurück.

Die sächsische Cavalleriedivision marschirt über Varennes bis Vantheville und patrouillirt stark auf Dun und Buzancy.

Die 5. Cavalleriedivision geht heute über Vienne nach Grand Pré und patrouillirt nach Vouziers und Buzancy.

Die 6. Cavalleriedivision marschirt über Somme Bionne nach Tahure, sie patrouillirt gegen Reims und tritt in Verbindung mit der 5. Cavalleriedivision.

Es kommt hauptsächlich darauf an, einen wahrscheinlich gewordenen Marsch des Feindes über Vouziers in östlicher Richtung schleunigst aufzuklären. Ich verlege sofort mein Hauptquartier nach Clermont en Argonne, wo mich Meldungen von 10 Uhr an treffen.

Das XII. Corps hat sich gegen überlegene Kräfte auf Clermont zurückzuziehen."

2) An Garde- und IV. Corps.

„Fleury, den 26. August, Morgens 6½ Uhr.

Das Gardecorps bricht heute Vormittag 11 Uhr auf und marschirt in wenigstens zwei Parallelcolonnen nach Dombasle, wo es in concentrirter Aufstellung Biwaks mit Benutzung der nächsten Ortschaften bezieht. Die großen Trains der Corps dürfen erst folgen, nachdem die Truppen des IV. Armeecorps passirt sind.

---

[34]) G.-St.-W. Bd. 2 S. 981 und 982.

[35]) G.-St.-W. Bd. 2 S. 984.

[36]) Nach v. Verdy „Im Großen Hauptquartier", S. 124 verließ er dasselbe erst in der Nacht vom 25./26. Aug. nach Mitternacht.

[37]) d. h. bis 26. Aug. 1 Uhr Nachm. nach Bar le Duc.

[38]) Es ist wohl gemeint, daß die Relais bis zu dem Gr. H.-Q. und dem des Obercommandos zu legen sind und daß Oberstlieutenant v. Verdy gleich nach seiner Ankunft melden sollte, wie es stand.

[39]) Moltke, Mil. Correspond. S. 251 u. 252 u. G.-St.-W. Bd. 2 S. 992.

[40]) Holleben, Operationen der Maasarmee.

2) Ebenfalls von der 12. Cavallerie-Division:
„3¾ Uhr zwischen Grand Pré und St. Juvin,
Abgang 4 Uhr
Bei Grand Pré und Chevières feindliche Truppen. In diesem Augenblick zieht der Feind, soweit man beurtheilen kann, auf der Straße, welche nördlich von Grand Pré sich abzweigt, ab. Die Schätzung über die Anzahl der feindlichen Truppen ergiebt 1 bis 2 Bataillone Infanterie, 2 Schwadronen Cavallerie. Man sieht Fuhrwerk, es ist nicht zu unterscheiden, ob es Artillerie ist. Diesen Morgen gegen 10¾ Uhr ist auch der Lieutenant v. Milkau des 3. Reiter-Regiments von feindlicher Cavallerie bei Juvin angeschossen worden, besagter Officier hat sich mir angeschlossen. Lieutenant v. Haugk recognoscirte in diesem Augenblick, mußte aber zurück, da er von feindlicher Infanterie angeschossen wurde. Das Terrain gestattet kein abermaliges Vorgehen. Ich werde das Terrain zwischen Grand Pré und Vantheville absuchen, um Verbindung mit der 5. Cavallerie-Division zu suchen.[51])
v. Klenck, Rittmeister.

Nachschrift. Die Colonne, von Grand Pré sich abziehend, ist noch immer im Gange, es muß bedeutend mehr als die oben angegebene Zahl sein."

3) Von der 5. Cavallerie-Division.
„Grand Pré ist mit allen Truppengattungen des Feindes besetzt, ich habe Feuer bekommen und kann daher in den Defileen dieses coupirten Terrains nicht vorwärts. Ich beziehe zwischen Montcheutin und Autry Biwaks und erwarte weitere Befehle.
Bivak bei Montcheutin 3½ Uhr N.
v. Rheinbaben."

Hieraus ergab sich zwar noch nicht der Aufenthaltsort des Gros der Armee von Châlons, aber doch einerseits, daß französische Truppen aller Waffen in und bei Grand Pré gesehen waren, andererseits, daß die Gegend von Dun vom Feinde noch nicht erreicht war. Dadurch wurden, wenn auch über Buzancy und Vouziers noch Nachrichten fehlten und der Abmarsch des Feindes von Grand Pré nach Norden nicht ganz erklärlich war, die bisherigen Vermuthungen über den beabsichtigten Vormarsch des Marschalls Mac Mahon auf Metz fast zur Gewißheit. Die Krisis war glücklich überwunden. Statt zu einem, durchaus nicht ausgeschlossenen Luftstoß zu werden, hatte das energische Herumschwenken nach Norden gerades Weges auf den Feind zu geführt und Dank des raschen Vorgehens der Maasarmee ließ sich schon jetzt eine Vereitelung des feindlichen Vorhabens voraussehen, wenn auch die vom General v. Moltke geplante Versammlung auf dem rechten Maasufer und damit ein zunächst nur abwehrendes Verhalten noch am Platze war. Das Große Haupt-Quartier hielt deshalb noch daran fest. Anfangs scheint zwar für zweckmäßig gehalten zu sein, noch weitere Meldungen abzuwarten, wofür nachstehender Abends 9 Uhr ausgegebener Befehl des Obercommandos spricht:

„Die Truppen kochen morgen früh ab und stehen von 11 Uhr an marschbereit. Um 8 Uhr Morgens sind Ordonnanzofficiere zum Befehlsempfang in Clermont eingetroffen."

Das Obercommando erhielt jedoch schon Abends 11 Uhr vom Großen Haupt-Quartier mündlich Anweisung, am nächsten Tage die Maasufer bei Dun und Stenay in Besitz zu nehmen, im Uebrigen weiter auf Damvillers zu marschiren und mit der Cavallerie dem Feinde in die rechte Flanke zu gehen. Gleichzeitig erging an die beiden bayerischen Corps Befehl, das II. von dem am 26. erreichten Triaucourt nach Dombasle, das I. von Erize la Petite (1 Meile südöstlich Beauzée) nach Nixéville heranzurücken, und Prinz Friedrich Karl wurde angewiesen, zwei Corps der Einschließungsarmee von Metz schon am 27. auf Damvillers in Bewegung zu setzen, wo sie am 28. einzutreffen hatten. So sollten also am 27. sieben Armeecorps auf Damvillers marschiren und mit den vordersten Theilen dem Feinde den Flußübergang streitig machen, während das Gros der III. Armee, nachdem es durch Marsch nach Nordwesten an der Maasarmee vorbeigekommen und Platz für den Aufmarsch gewonnen hatte, nunmehr ebenfalls mit 3½ Corps die Front nach Norden nahm. Durch den selbständigen Entschluß ihres Oberbefehlshabers, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, am 25. bereits in die Quartiere des 26. zu rücken, war zwar ebenfalls ein Marschtag gewonnen, diese Gruppe aber doch noch so weit ab, daß sie vorläufig noch eine rückwärtige linke Staffel bildete, deren Heranziehung zudem die zwischenliegenden Argonnen erschwerten.

* * *

Die Meldungen über die gemachten Beobachtungen waren allerdings nur theilweise noch am 26. nach Clermont gelangt. Diese, wie einzelne andere Vorkommnisse in den folgenden Tagen haben zu einer, wie Schlichting[52]) es nennt, höchst unbilligen, die damaligen Anschauungen über Verwendung der Cavallerie, wie die näheren Verhältnisse unberücksichtigt lassenden Kritik geführt, welcher auch schon Kaehler, Prinz Hohenlohe, Kunz u. A. entgegen getreten sind. Zu Ehren der Cavallerie muß aber auch hier hervorgehoben werden, daß ihre Beobachtungen fast ausnahmslos durchaus richtig, oft hervorragend waren und daß die rasche Uebermittelung ihrer Meldungen durch die unwegsamen Argonnen und deren Ausläufer, durch den schlechten Zustand der Wege infolge des am 26. und 27. August unausgesetzten Regens, welcher auch am 28. nur vorübergehend nebeligem, trübem Himmel Platz machte, und durch die naturgemäß große Entfernung der Hauptquartiere in hohem Maße erschwert und verzögert wurde. Die durch wechselnde Entschlüsse des Marschalls Mac Mahon und dessen Unterführer hervorgerufenen Hin- und Herzüge der Franzosen nach allen Himmelsgegenden waren überhaupt viel mehr als alles Andere die Veranlassung, daß die Heeresleitung sich so schwer rechtzeitig ein richtiges Bild von den Absichten des Feindes zu machen vermochte.

Die Thätigkeit der Cavallerie und namentlich die der weitausgehenden Patrouillen und Aufklärungs-Escadronen ist deshalb eingehender geschildert, als es der Zweck dieser Blätter erfordert hätte, um auch in ihnen zu zeigen, wie wohlverdient die hohe Anerkennung ist, welche ihnen das Generalstabswerk wie der Gegner zollt, und wie sehr ihre Meldungen zum Gelingen beitrugen, wenn auch einzelne ohne ihre Schuld spät ihr Ziel erreichten. Dies gilt ganz besonders für den 26. August und so haben auch sie einen großen Antheil an dem Ruhme, welchen die Weisheit des Generals v. Moltke und das selbständige rasche Handeln des Kronprinzen an diesem Tage davon trugen.

[51]) Auch Leutnant v. Milkau hatte Befehl gehabt, die Verbindung mit der 5. Cavallerie-Division aufzusuchen, von der bekannt war, daß sie nach Grand Pré marschiren und nach Vouziers und Buzancy aufklären sollte.

[52]) Taktische und strategische Grundsätze der Gegenwart vom Gen. d. J. v. Schlichting, 2. Band S. 151 u. 152.

(Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Bücherbesprechungen.

— Zweiundfünfzig Confirmandenstunden. Ein Handbuch für Geistliche von Diaconus Otto Härdeland in Zittau. Leipzig, Druck und Verlag von Fr. Richter. 1898. 377 S. Preis geh. 5 ℳ, geb. 6 ℳ — Der Verfasser ist auf dem Arbeitsgebiete, auf dem er mit Vorliebe thätig ist, kein Neuling, er hat sowohl in seinen Confirmationsreden, wie besonders in seinem weitverbreiteten Leitfaden für den Confirmandenunterricht, an den sich die vorliegende Arbeit anschließt, anerkennenswerthe Proben seines in längerer Praxis bewährten Eifers und Erfolges in der geistlichen Jugendunterweisung gegeben. Es war ein glücklicher Gedanke, in diesen zweiundfünfzig Confirmandenstunden das Gerüst seines Lehrgebäudes bis ins Einzelne auszubauen, was er auf positiv biblischem und bekenntnißtreuem Grunde thut. Er hat mit seinem Buche ganz besonders die Verhältnisse in Sachsen im Auge, wo nach der Confirmationsordnung vom 12. Mai 1877 der Confirmandenunterricht im October zu beginnen und in wöchentlich zwei Stunden bis zur Confirmation in der Osterzeit zu erfolgen hat. Freilich wird man den ganzen hier behandelten Stoff nicht in dieser kurzen Zeit in der vorgeschlagenen Weise zu erschöpfen vermögen. Der Verfasser hat das auch selbst gefühlt, und eine dritte wöchentliche Stunde zum Aufsagen der Hauptstücke, Sprüche und Lieder, zur Wiederholung und Besprechung der Sonntagspredigt für wichtig und nöthig erachtet. Im Anschluß an den Katechismus Luther's mit Voranstellung des 4. Hauptstücks, unter trefflicher Benutzung des evangelischen Liederschatzes und praktischen Hinweisen auf die Mission der Kirche wird dieses Handbuch besonders jüngeren Geistlichen ein nützlicher Führer und Rathgeber sein können. Die Lehre von der Kirche ist vielleicht etwas kurz und summarisch ausgefallen; eine größere Berücksichtigung der Unterscheidungslehren dürfte am Orte gewesen sein; die 41. Confirmandenstunde enthält einen sehr reichen, in der gegebenen Zeit nicht zu be-

wältigenden Stoff, doch wird man in solchem Falle leicht nach den gebotenen Umständen ändern können. Im Ganzen ist unser Urtheil ein zustimmendes. Wir hoffen, daß wie der Leitfaden des Verfassers, auch diese Ausgestaltung desselben Verbreitung finden und Segen stiften wird. D. K.

— Christenlehre. Eine Handreichung für den Confirmandenunterricht und den Religionsunterricht höherer Stufe, Geleitsbuch für confirmirte Christen jeden Alters, welche sich tiefer im Glauben gründen wollen. Von Adolf Rohde, Pfarrer in Chemnitz. 3. verbesserte Auflage. 7.—8. Tausend. Leipzig, Verlag von Friedrich Fleischer. 1898. 76 S. — Wie das Erscheinen der dritten Auflage zeigt, hat sich die „Christenlehre" Rohde's Eingang verschafft. Der Verfasser hat in derselben weniger die übliche schulmäßige Form gewählt und nur hier und da auf Luther's Katechismus ausdrücklich und textlich Bedacht genommen. Wir würden uns seinen Ausführungen nicht immer anzuschließen vermögen. D. K.

— Schiller's Werke. Herausgegeben von F. G. Fischer. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. — Den verschiedenen Classikerausgaben in einem Band zu einem sehr mäßigen Preise reiht die Verlagshandlung nun auch diesen Schiller an. Die Ausgabe ist keine gewöhnliche, aus bloßer Buchhändlerspeculation hervorgegangene. Denn kein Geringerer als der verstorbene Dichter F. G. Fischer hat sie besorgt und durch Einleitungen unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen gesucht, von denen er wünscht, daß von ihnen aus der schwäbische Dichter betrachtet werden möge. Dem Plan des Ganzen gemäß, ein Buch für das Volk zu schaffen, wird das geboten, was eben für das Volk geschrieben worden ist, die Gedichte, die Dramen, Dramenentwürfe, Erzählendes und die populären Geschichtswerke. Die philosophischen Abhandlungen sind in Fortfall gekommen. Das kann nur gebilligt werden. So kann man der Verlagshandlung nicht Unrecht geben, wenn sie in dem Begleitschreiben versichert, daß für den geringen Preis (3 ℳ) etwas Besseres wohl noch nicht geboten worden ist und daß trotz der Raumabmessung der Druck scharf und lesbar ist. Von Illustrationen hat man abgesehen, was gut ist. Denn wenn man Illustrationen bringt, müssen dieselben vorzüglich sein. Sonst lieber keine. Nur die bekannte Danneckerbüste ziert das Buch. J. R.

— Das Haus Kell. Vier Jahrhunderte einer fränkisch-sächsischen Pfarrerfamilie. Herausgegeben von Hermann Reinhold Kell, k. s. Secondelieutenant im k. pr. Eisenbahn-Regiment Nr. 2, Berlin. Als Handschrift gedruckt. Erstes Heft. (Mit einer Wappentafel und einer Stammtafel.) Plauen i. V., A. Kell, 1898. V, 42 S. 8°. — Das vorliegende Heft ist lediglich gedruckt worden, um die von Vorfahren angelegte und durch eifrige Nachforschungen eines jetzt lebenden Familiengliedes ergänzte Chronik Allen zugänglich zu machen, die sich für Familiengeschichten interessiren. Diese löbliche Absicht kann nicht warm genug zur Nachachtung Jedem ans Herz gelegt werden, der einem alten Geschlecht angehört und über Zeit und Mittel verfügt, etwas Abgeschlossenes zu Stande zu bringen. Eine Förderung des Familiensinns wird stets auch eine Stärkung des Nationalsinns zur Folge haben. Als ein Muster einer ein bürgerliches Geschlecht knapp aber erschöpfend behandelnden Einzelschrift sei die Kell'sche Arbeit, deren schönstes Charakteristikum eine innige Liebe zum angestammten Boden ist, aufmerksamer Beachtung empfohlen. Freunde der Ortsgeschichten von Cröbern, Wachau, Rötha, Magdeborn, Leipzig und Dresden werden darin außerdem noch manches Datum erwähnt finden, das sie interessiren dürfte. Ht.

— Von der Wohlfeilen Ausgabe der „Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800" von Heinrich v. Sybel (Stuttgart, J. G. Cotta's Nachfolger) liegen mir heute Lieferung 25—30 vor; sie bringen den fünften Band. Für den preußischen Historiographen war das ein schweres Stück Arbeit, gerade die darin enthaltenen Ereignisse vorurtheilslos zu schildern: es handelte sich um die Darstellung der dritten Theilung Polens und des Friedens von Basel. Bekanntlich brachte dem preußisch gesinnten Münchener Professor das Werk, das in seiner ursprünglichen Gestalt mit 1795 abschloß, oder vielmehr die darin niedergelegte Auffassung einen heftigen Streit mit Hüffer, Herrmann und Vivenot ein, nicht zum mindesten wegen der Vertheidigung der von Preußen beim Abschlusse des Baseler Friedens beobachteten Haltung. Seitdem sind vier Jahrzehnte verflossen; und heute dürfen wir ruhig gestehen, daß Sybel's Standpunkt im Wesentlichen der richtige war. Ist denn das eine Verherrlichung der preußischen Politik, wenn die durch Alvensleben und namentlich Haugwitz gegen Finkenstein herbeigeführte Aufgabe des linken Rheinufers offen als „ein Act des Kleinmuths, ein Verzicht Preußens auf die Stellung einer leitenden und entscheidenden Großmacht", als „ein Act politischen Selbstmordes" hingestellt wird? Dem gegenüber wollen Sybel's Versuche, den Vertrag zu entschuldigen, nicht allzuviel bedeuten. Ht.

— Das Räthsel der Eisernen Maske und seine Lösung. Gemeinverständliche Darstellung von Dr. phil. W. Bröcking. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking, 1898. 60 S.; 8°. Preis: 1 ℳ. — Dem den Lesern der Deutschen Revue nicht unbekannten Bibliothekar an der Arsenals-Bibliothek zu Paris, Frantz Funck-Brentano, verdanken wir den in drei Aufsätzen („L'homme au masque de velours noir dit le masque de fer" im 56. Bande der Revue historique; „Nouveaux Documents sur la Bastille" in der Revue bleue vom 26. März 1898; „Le masque de fer" in den ebenfalls 1898 erschienenen „Légendes et archives de la Bastille") niedergelegten Beweis, daß hinter dem maskirten Gefangenen der Graf Ercole Antonio Mattioli (1640—1703) stecke. Diese Lösung des Räthsels hatte zwar schon im Jahre 1770 der Bibliophile Baron Heiß im 6. Bande des Journal encyclopédique veröffentlicht; aber trotz verschiedener gelehrter Vertheidigungen dieser Ansicht war man noch vor wenigen Jahren wieder so unsicher geworden, daß Funck-Brentano's Verdienst wirklich nicht klein ist. An sich wäre dennoch kein Grund vorhanden, viel Worte darüber zu verlieren. Wenn man aber bedenkt, daß es sich bei diesem Geheimniß zeitweilig um nichts Geringeres als um die Legitimität Ludwigs XIV. und seiner Nachfolger (Baron Gleichen's Märchen von einem untergeschobenen Sprößling Anna's von Oesterreich und Mazarin's hatte das verschuldet) gehandelt hat, so wird bei dem regen Interesse, das besonders die Deutschen von jeher geheimnißvollen Geschichtchen entgegengebracht haben, der Popularisator der endgiltigen Zerstörung der Legende, Herr Dr. Bröcking, auf vielseitigen Beifall rechnen dürfen, zumal da seine Darstellung nach Aufbau, Sprache und Stil, Ton und Gewissenhaftigkeit jeder Kritik mit Erfolg begegnet. Nur hätte K. Schwab in Wiesbaden etwas sorgsamer drucken können. Ht.

— Ahnentafel-Atlas. Ahnentafeln zu 32 Ahnen der Regenten Europas und ihrer Gemahlinnen von Stephan Kekule v. Stradonitz, Dr. iur. utr. et phil. Lieferung 1. Berlin, J. A. Stargardt, 1898. 4 Tafeln in quer-2°. — Des Oefteren schon habe ich darauf hingewiesen, wie schwer es ist, aus einer 1. Lieferung auf das ganze Buch sichere Schlüsse zu ziehen. Hier haben wir einmal eine Ausnahme von der Regel: Der Name des Herausgebers, des auf genealogischem Gebiete (vgl. die Lippe'sche Erbfolgefrage) vortheilhaft bekannten Kammerherrn Dr. iur. et phil. Kekule v. Stradonitz, und der des jedem Kenner der Sattler'schen Kunst längst vertrauten und auch sonst bestens renommirten Verlegers bürgen von vornherein dafür, daß wir ein höchst gediegenes Werk erhalten werden. Der Atlas, dessen 1. Lieferung die Tafeln 1, 20, 21 und 66 bringt, wird etwa 80 Ahnentafeln umfassen und demzufolge nach 20 Lieferungen abgeschlossen vorliegen. Jede Lieferung kostet 1 ℳ. Zu der letzten Lieferung wird ein Register gehören, das — ich erlaube mir, heute schon diese Bitte auszusprechen — alle in den einzelnen Kästen und Kästchen angeführten Personennamen enthalten muß, wenn es wirklich brauchbaren Werth haben soll. Der Druck (von wem?) ist vorzüglich; der Stargardt'sche Verlag gilt ja auch in dieser Hinsicht als Feinschmecker. Um unseren Lesern einen Begriff von der Einrichtung zu geben, sei die 1. Tafel, die unseres Kaisers Ahnen aufführt, kurz ausgezogen. In der 6. Generation rückwärts stoßen wir da auf folgende 20 Geschlechter (statt der 32, die es nach der Theorie geben müßte): Preußen, Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel, Hessen-Darmstadt, Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Hildburghausen, Leiningen-Dagsburg-Heidesheim, Sachsen-Weimar-Eisenach, Braunschweig-Wolfenbüttel, Holstein-Gottorp, Anhalt-Zerbst, Württemberg, Brandenburg-Schwedt, Sachsen-Koburg-Saalfeld, Reuß zu Ebersdorf, Erbach zu Schönberg, Sachsen-Gotha-Altenburg, Sachsen-Meiningen, Mecklenburg-Schwerin und Hannover-Großbritannien-Irland. In diesem Stile sollen die 32 Ahnen sämmtlicher protestantischen und römisch-katholischen, sowie die einiger griechisch-katholischen Souveräne Europas und ihrer Gemahlinnen behandelt werden. Es dürften sich dabei überraschende Resultate ergeben. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 130. Dienstag, den 8. November, Abends. 1898.

Die Selbstthätigkeit des Königs Albert als Kronprinz im Feldzuge 1870/71.

Von Frhr. v. Hodenberg, General d. Inf. z. D. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

II. Die Führung der Maasarmee.

(Fortsetzung.)

Fortsetzung des Marsches auf Damvillers am 27. August.

Der Entsatz von Metz konnte nur gelingen, wenn der Marschall Mac Mahon uneingeholt dahin gelangte und im Verein mit dem Marschall Bazaine die Einschließungsarmee des Prinzen Friedrich Karl zwischen zwei Feuer nehmen konnte, ohne seinerseits im Rücken angegriffen zu werden. Daß es dazu kommen werde, war nach den am 26. erreichten Stellungen und den Nachrichten über die des Gegners ausgeschlossen.

Selbst aus denjenigen Berechnungen geht dieses hervor, welche für die Franzosen bedeutende Marschleistungen zu Grunde legen. Ausgehend von der gegenseitigen Lage in der Nacht vom 26. zum 27. August ist angenommen worden, daß die ganze Armee von Châlons

1) bei angriffsweisem Verfahren am 28. bei Montfaucon sein und ihr dort bis Mittag nur 5 deutsche Corps (Maasarmee und Bayern) gegenüber treten konnten, oder

2) bei Fortsetzung des Marsches auf Metz am 29. den Maasübergang vollendet und an diesem Tage auf dem rechten Ufer etwa gleiche Erfolgsaussichten gehabt haben würde wie am 28. bei Montfaucon links der Maas.

Diese Erfolgsaussichten sind zwar als nicht eben große bezeichnet, aber unter Hinweis auf die größere Anzahl französischer Bataillone doch in Betracht gezogen worden. Sie entschwinden, wenn statt dessen die schon früher mitgetheilte Stärkenachweisung an die Stelle gesetzt wird.[53]) Die Ueberzahl wäre demnach in beiden Fällen und links der Maas schon am 28. auf Seiten der Deutschen gewesen, ganz abgesehen davon, daß selbst ein anfängliches Zurückdrängen der vordersten deutschen Streitkräfte die Lage des Feindes nicht verbessert hätte.

Von einem Gelingen des feindlichen Vorhabens konnte also vom 26. Abends an keine Rede mehr sein, immerhin beleuchten vorstehende Betrachtungen die schwierige Lage der dem stärkeren Feinde zunächst befindlichen Maasarmee. Ihr fiel die Aufgabe zu, ihn nicht vorbei zu lassen und sich ihm entgegenzustellen, ohne sich gleichwohl einem überlegenen Angriffe auszusetzen. Die Unthätigkeit des Feindes ließ sich nicht voraussehen, wohl aber daß er es in der Hand hatte, die Erfüllung dieser Aufgabe unmöglich zu machen. Die Armee und namentlich die Cavallerie sowie das vordere XII. Corps gingen deshalb noch schweren Tagen entgegen, so günstig sich auch die allgemeine Lage schon am 26. gestaltet hatte. Am 27. zunächst sollte sie den Marsch auf Damvillers fortsetzen, gleichzeitig aber den Weitermarsch des Feindes durch Vorschieben der Cavallerie in dessen rechte Flanke, sowie durch Besitznahme des Maasufers bei Dun und Stenay aufhalten, und diese Erreichung und Behauptung der Maaslinie, wovon die ungestörte Versammlung bei Damvillers abhing, war es, welche die Gedanken des Großen Haupt-Quartiers wie des Obercommandos vorzugsweise beschäftigte. Denn die drei Corps der Maasarmee und die Bayern standen, nachdem sie kurz gesagt Rechtsum gemacht hatten, im Allgemeinen noch in einer Tiefe von sechs Meilen hintereinander und es konnte vorläufig nur das vorderste an den Feind gebracht werden.

Um nach Dun und Stenay zu gelangen, mußte es einen Flankenmarsch machen und nach den eingegangenen Nachrichten war damit zu rechnen, daß der Feind diesen zum Halten brachte oder früher an der Maas ankam. Letzteres mußte um so eher geschehen, je näher seine noch nicht entdeckten vorderen Theile am 26. bereits an den Fluß herangekommen waren. Schon von Buzancy und Grand Pré her konnte er ebenso früh dort sein als das XII. Corps von Montfaucon und Varennes aus.

Endlich war nicht ausgeschlossen, daß dieses Corps, selbst wenn es die befohlenen Punkte zuerst erreichte, Nachmittags oder später mit Ueberlegenheit angegriffen wurde. Dann galt es auszuhalten. Verhaltungsmaßregeln ließen sich im Voraus nicht geben.

Im Uebrigen wurde der Lage durch Anordnung frühen Aufbruchs und durch die Anweisung gerecht zu werden gesucht, einem während des Flankenmarsches erfolgenden übermächtigen Angriff nöthigenfalls in Richtung auf die feste Brücke bei Consenvoye zu weichen.

Nach Montfaucon, etwa 1 Meile westlich davon, wurde das Gardecorps vorbeordert, so daß nach Eintreffen desselben wenigstens zwei Corps in dieser weiter rückwärts liegenden Stellung Consenvoye—Montfaucon in gleicher Höhe einem feindlichen Vordringen entgegenwirken konnten, hinter welche das IV. Corps bis zu dem 2 Meilen entfernten Germonville vorzurücken hatte.

Die Cavallerie sollte geradeswegs gegen den Feind vorgehen, die 12. Cavallerie-Division insbesondere dabei die Deckung des Flankenmarsches ihres Corps übernehmen und, wenn gedrängt, sich auf Dun zurückziehen. Weiteres ließ sich nicht vorsehen und namentlich konnte dem XII. Corps, falls es den Feind schon bei Dun oder Stenay vorfand, oder dort von ihm später angegriffen wurde, im Voraus keine weitere Richtschnur seines Verhaltens gegeben werden. Auf das am Tage vorher sehr angestrengte Gardecorps war über Montfaucon hinaus kaum zu zählen.

Von diesen Gesichtspunkten aus wurde nach einer Besprechung des Kronprinzen mit dem General v. Moltke, an welcher auch General v. Schlotheim Theil nahm[54]), um 1 Uhr Morgens der Armeebefehl ausgegeben.

„Armee-Abtheilung an der Maas.

H.-Q. Clermont, den 27. Aug., Morg. 1 Uhr.

Die Armee-Abtheilung wird heute die gestern begonnene Bewegung in nordöstlicher Richtung fortsetzen und brechen hierzu das XII. (K. S.) Corps möglichst früh, sämmtliche übrige Corps und Divisionen früh 6 Uhr auf.

Das XII. (K. S.) Corps schiebt seine Cavallerie-Division bis Landres und Rémonville gegen Grand Pré und Buzancy vor.[54a]) Unter deren Schutz marschirt die gestern in Montfaucon gestandene Brigade mit der Divisions-Cavallerie und einer Batterie über Dun nach Stenay, wo sie sich hinter der Maas zur Vertheidigung einrichtet und die Brücken bei Stenay und in dessen nächster Nähe gänzlich zerstört. Der übrige Theil des Armee-Corps folgt von Varennes nach Dun, wo er gleichfalls eine defensive Stellung hinter der Maas nimmt. Sollte die Cavallerie-Division vom Feinde gedrängt werden, so hat sie sich über Dun zurückzuziehen. Das Corps hat sich heute rein defensiv zu verhalten, entwickelt der Feind während des Flankenmarsches des Corps überlegene Kräfte gegen dasselbe, so repliirt es sich in der Richtung auf Consenvoye.

Das Garde-Corps marschirt nach Montfaucon. Nachdem die Queue des XII. Corps Romagne sous Montfaucon passirt hat, geht

---

[53]) Maasarmee und beide Bayerische Corps 98 150 Gewehre, 11 070 Säbel, 474 Geschütze. Armee von Châlons 91 000 Gewehre, 10 000 Säbel, 468 Geschütze (einschl. 90 Mitr.). Die 5. und 6. Cavallerie-Division, sowie die Bayerische Ulanen-Brigade, welche sich westlich der Argonnen befanden, sind abgerechnet worden.

[54]) Holleben, Operationen der Maasarmee.

[54a]) Später weiter vorgeschoben, s. folgende Darstellung.

die Garde-Cavallerie-Division bis Sommerance vor,[55]) poussirt gegen Grand Pré und sucht Verbindung mit der königl. sächs. und der 5. Cavallerie-Division. Da das Corps morgen die Maas bei Consenvoye und unterhalb überschreiten soll, so hat dasselbe noch heute Nachmittag eine Brücke zwischen Dannevoux und Sivry schlagen zu lassen. Diese Brücke, sowie die bei Consenvoye werden morgen auch von einem königl. bayerischen Corps benutzt werden.

Das IV. Corps marschirt über Nixéville nach Germonville und Fromereville. Dasselbe läßt die zur Beobachtung von Verdun aufgestellte sächs. Escadron ablösen und giebt derselben Befehl, sich über Dun wieder mit ihrem Regiment zu vereinigen.

Die 5. Cavallerie-Division rückt von ihrer gestrigen Aufstellung bei Autry gegen Grand Pré und event. Buzancy vor.

Die 6. Cavallerie-Division marschirt von Tahure auf Vouziers und stellt die Verbindung mit der 5. Cavallerie-Division her.

Die Aufgabe beider Divisionen ist, den Feind zu beunruhigen und aufzuhalten, um den Armee-Corps Zeit zur Ausführung ihrer Märsche zu verschaffen.

Die Corps-Trains sind unter Bedeckung zurückzulassen und zwar die des XII. Corps bei Clermont, Garde bei Dombasle, IV. Corps bei Fleury.

Mein Hauptquartier kommt heute nach Malancourt, wohin das Garde-Corps ein Bataillon zu legen hat.

Es werden heute das V. Corps nach St. Menehould, die beiden bayerischen Corps nach Nixéville und Dombasle rücken, während das II. und III. Corps[56]) im Anmarsch über Etain begriffen sind.

Albert, G. d. J."

Im Laufe der Nacht scheinen durch die 12. Cavallerie-Division dann auch mündlich die Meldungen des Rittmeisters v. d. Planitz und die zweite Meldung des Rittmeisters v. Klenck, wonach der Erstere Buzancy Nachmittags etwa 4 Uhr vom Feinde besetzt, Letzterer es um 7 Uhr wieder frei gefunden hatte, eingegangen zu sein und um 5½ Uhr früh kam die Meldung der 6. Cavallerie-Division über Vouziers:

„Tahure, den 26. Aug. 7 Uhr Ab.

prs. 27./8. 5½ Uhr früh. v. Schl. (General v. Schlotheim).

Eine vom Lieutenant v. Werthern, Hus.-Reg. 16, geführte Patrouille gegen Vouziers hat um 5½ Uhr von den Höhen nördlich Savigny Folgendes gesehen: — die Höhen östlich Vouziers und zwar zwischen den Dörfern Falaise und Chestres sind mit Lagern aller Waffen bedeckt. An der nach Longwé führenden Straße stehen 1 bis 2 Regimenter Infanterie, davor eine Batterie und ein Jäger-Bataillon. Bei Chestres traten soeben Colonnen aus dem Walde, um ein Lager zu beziehen. Diesseits Vouziers steht eine Escadron Lanciers. Die Stadt selbst scheint mit Infanterie nicht besetzt zu sein. Einwohner sagen, es seien etwa 140000 Mann hier versammelt. Marschall Mac Mahon befinde sich in Attigny und werde in zwei Tagen erwartet. — Die Patrouillen der Division, welche in das Lager von Châlons und gegen Reims vorgegangen waren, sind nirgends bis jetzt auf den Feind gestoßen und bestätigen, daß die diesseits und bei Châlons befindlich gewesenen Truppen sich sämmtlich nordwärts gewendet haben sollen. Ueber die Situation unmittelbar bei Reims hat die Division noch keine Meldung.

Wilhelm
Herzog von Mecklenburg-Schwerin."

Aus dieser Meldung ergab sich mit Bestimmtheit, daß mindestens ein großer Theil des Feindes am Tage vorher noch bei Vouziers gestanden hatte, und die schon früher erhaltenen Nachrichten besagten, daß die bis Buzancy und Grand Pré vorgekommenen kleineren Abtheilungen dahin zurückgegangen waren. Obwohl also hieraus auf eine Verzögerung oder Unterbrechung des feindlichen Marsches auf Metz geschlossen werden konnte, so blieb nach wie vor im Dunkeln, wo die am weitesten dahin vorgedrungenen feindlichen Kräfte sich zur Zeit befanden, und damit die Lage der Maasarmee unverändert. General v. Moltke, mit welchem der Kronprinz vor dem Abreiten nach Malancourt, dem neuen Haupt-Quartier des Obercommandos, noch eine Besprechung hatte, betonte deshalb, daß Stenay nach wie vor der gefährdetste Punkt sei und mit allen Mitteln behauptet werden müsse,[57]) und um dazu auch vom linken Ufer her durch Aufhalten des Feindes und durch erweiterte Beobachtung noch mehr mitzuwirken, entschloß sich der Kronprinz unterwegs 8½ Uhr Morgens, die 12. Cavallerie-Division von Rémonville-Landres nach Nouart bis auf die von Westen nach Stenay führende Straße und an ihre bisherige Stelle die Garde-Cavallerie-Division vorzuziehen. Die Aufklärung der ersteren sollte auch gegen Beaumont ausgedehnt werden.

Wortlaut dieser Befehle:

1) „An das XII. Corps. Den 27. Aug., 8½ Uhr Vorm.

In Abänderung des Befehls von dieser Nacht 1 Uhr, ist die sächsische Cavallerie-Division, nachdem die Queue des Corps Bantheville passirt hat, aus ihrer Aufstellung von Landres und Rémonville nördlich nach Nouart zu schieben, von wo sie auf Buzancy und Beaumont patrouillirt. An Stelle der sächsischen Cavallerie-Division wird die Garde-Cavallerie-Division nach Rémonville und Landres vorgeschoben werden. Die Meldungen der Cavallerie-Division gehen sowohl nach Stenay als nach Dun.

Albert, H. z. S.,
G. d. J."

2) „An das Garde-Corps. Abg. den 27.[58])

In Abänderung des Befehls von dieser Nacht, 1 Uhr, ist die Garde-Cavallerie-Division anstatt auf Sommerance über Bantheville auf Landres und Rémonville vorzuschicken. Die dorthin disponirt gewesene sächsische Cavallerie-Division wird sich nördlich auf Nouart dirigiren und von da gegen Beaumont streifen. Die Garde-Cavallerie-Division hat Buzancy gehörig ins Auge zu fassen und von Landres aus auch die Verbindung mit der Division Rheinbaben anzustreben. Meldungen der Garde-Cavallerie-Division gehen in doppelter Ausfertigung an das Generalcommando nach Montfaucon und auch an das Generalcommando nach Dun. Albert."

Den für das XII. Corps bestimmten Befehl überbrachte Major v. Holleben mit dem Auftrage, dem Prinzen Georg auch die Anschauungen des Obercommandos mitzutheilen und während des Tages beim Corps zu verbleiben. Als er ankam, hatte der Prinz der 12. Cavallerie-Division infolge nachstehender Meldung der am vorigen Tage nach Beaumont entsandten Officierspatrouille aus eigenem Entschluß schon dieselbe Weisung ertheilt.[59])

„Abgang den 27. August ½9 Uhr, Vorm., von Buzancy. Eing. 12 Uhr Vorm. Gr. H.-Q.

Früh 4 Uhr bis Beaumont vorgegangen, auf den Feind gestoßen, durch Cavallerie bis hinter Buzancy verfolgt. Wieder vorgegangen und gegen 8 Uhr vor Buzancy. Hinter dem Dorfe mehrere Regimenter französischer Cavallerie aufmarschirt, überall Patrouillen und Vedetten.[60])

Frhr v. Ende."
Prmlt. 3. Reiter-Regiments.

Gel. 27. 8. 70 bei Bantheville
Georg, H. z. S.

Beim Kronprinzen liefen dann am Vormittage in Malancourt außer dieser Meldung noch folgende ein:

1) Von der 23. Inf.-Division.

„Abgang den 27. 8. V. 9. 15. von Montfaucon.

Soeben trifft der heute früh 4 Uhr von Varennes nach Grand Pré vorgeschickte Premierlieutenant v. Carlowitz mit einem Zug des 1. Reiterregiments hier ein, derselbe hat Grand Pré heute früh 6 Uhr verlassen und meldete, bis gestern Abend ist Grand Pré von einer französischen Brigade unter General Bordas, bestehend aus dem 52. Infanterie-Regiment, 1 Batterie, 1 Genie-Compagnie (zur Zerstörung einer Brücke verwandt) und dem 4 Husaren-Regiment besetzt gehalten worden Dieselben haben bis Fléville gestreift, die Brigade ist aus der Richtung von Vouziers gekommen und in dieser Nacht in derselben Richtung wieder abmarschirt. Das 4. Husaren-Regiment hat gestern das 1. Husaren-Regiment[61]) abgelöst, welches letztere bis dahin in Grand Pré war und gestern Mittag abmarschirte. Gestern hat ein Scharmützel in der Nähe von Grand Pré zwischen einer Patrouille des 11. preußischen Husaren-Regiments von 15 Mann gegen französische Infanterie vom 52. Regiment stattgefunden. Die Patrouille scheint gesprengt zu sein.

Obige Meldung ist an das Armeecommando direct von hier abgefertigt worden. J. A.

Schubert,
Oberstlieutenant u. Generalstabs-Officier der 23. Infanterie-Div."

2) Von der 5. Cavallerie-Division:

„Autry, 27./8., 8¼ Uhr Morgens.

Dem königl. Obercommando wird gemeldet, daß nach eben eingegangenen Meldungen die feindliche Armee — nach Aussage von Einwohnern 100- bis 120000 Mann stark — eine Aufstellung bei Vouziers, besonders bei den Dörfern Falaise und Chestres genommen hat, die Front durch Cavallerie deckt und mit ihrem linken Flügel Grand Pré besetzt hat, woselbst 5 bis 6 Bataillone, Cavallerie und Artillerie stehen. Da der Feind bis jetzt nicht weiter zu marschiren

---

[55]) Später weiter vorgeschoben, s. folgende Darstellung.

[56]) Im Befehl steht Clermont statt Nixéville und IX. Corps anstatt II. Corps, was hier berichtigt ist.

[57]) S. „Die Maasarmee" von General d. J. Schurig, damals Major und Intendant der Maasarmee, in „König Albert 50 Jahre Soldat" S. 239.

[58]) Zeit fehlt, es ist aber anzunehmen, daß die Befehle an Garde und XII. Corps gleichzeitig erlassen sind.

[59]) Der Befehl des Obercommandos hatte sich also erledigt und scheint von Major v. Holleben erst später zur Aufnahme in die Acten abgegeben zu sein, da sich darauf der Vermerk „Eing. Dun, 27. Aug., Nachm." befindet.

[60]) Wie sich später herausstellen wird, ist Lieutenant v. Ende von Abtheilungen der 1. Cavallerie-Division (Margueritte) von Beaumont vertrieben und die dann bei Buzancy gesehene Cavallerie war die des 5. französischen Corps.

[61]) Gehört zur 1. Cavallerie-Division.

scheint, so werde ich ihn nur fortwährend beobachten lassen, im Falle des Weitermarsches aber beunruhigen und aufzuhalten suchen. Ein Weitermarsch mit der ganzen Division, welche fortwährend Fühlung mit dem Feinde hat, erscheint augenblicklich unthunlich. Soeben ist bei den Vorposten ein Mann eingebracht, welcher behauptet, Grand Pré würde von den Franzosen geräumt, die Brigade Bardy hat Befehl erhalten, mit Nachdruck vorzurücken und Grand Pré zu besetzen.

v. Rheinbaben."

3) Von der 6. Cavallerie-Division:

„Tahure, 27. August, früh 6¼ Uhr.

Ein Officier, welcher über St. Hilaire le Grand und Prosnes gegen Reims vorgegangen war, meldet, daß an der Römerstraße vielfache Spuren kürzlich verlassener Biwakplätze und zwar Cavallerie- und Infanteriebiwaks sich vorgefunden. Nach Aussage der Einwohner hat noch vom Dienstag zum Mittwoch[62]) bei Prosnes Cavallerie biwakirt. Von Alger bei St. Léonard sah der Officier unmittelbar bei Reims zu beiden Seiten der Chaussee große Lager von circa 4 bis 5000 Mann.[63]) Einwohner sagen aus, daß ein Theil der bei Reims versammelt gewesenen Truppen sich in der Richtung auf Rethel nordöstlich gezogen hat. Eine diesseits gestern Abend 7 Uhr erstattete Meldung über die Anwesenheit des Feindes bei Vouziers (zahlreiche Lager bei Falaise, Chestres, Longwé) ist hoffentlich eingegangen.[64]) Bis jetzt ist der Ueberbringer hier noch nicht zurück. Gleichlautende Meldung ist an das Gr. H.-Q. eingeschickt.

A. B.

v. Schönfels, Major im Generalstabe."

Der Kronprinz konnte sich nun ein zwar noch nicht ganz vollständiges, aber doch den Marsch der Armee von Châlons in seiner Richtung und den bis zum Vormittag erreichten Punkten klarlegendes Bild machen. Es ging aus den am vergangenen Abend und heute vorliegenden Meldungen mit fast vollkommener Sicherheit hervor, daß starke Theile derselben von Reims über Rethel nach Vouziers vorgegangen und dort in der vergangenen Nacht noch verblieben waren, daß eine nach Grand Pré vorgeschobene gemischte Brigade dahin in der letzten Nacht zurückgezogen, andere Theile aber schon vor Stunden Buzancy, 2½ Meilen von Dun und ebensoweit von Stenay, und das nur 1½ Meilen von Stenay entfernte Beaumont erreicht hatten. Ein Weitermarsch dieser französischen Kräfte, deren Stärke noch ganz unsicher war, mußte zu Zusammenstößen führen, deren Ausgang sich nicht voraussehen ließ. Es war indessen in jeder Richtung, in Bezug auf rasche Aufklärung namentlich auch durch Vorschieben der sächs. Cavallerie-Division nach Nouart-Beaumont und in Hinsicht auf das XII. Corps durch die Sendung des Majors v. Holleben Alles geschehen, was möglich war, und so blieb nur übrig, die Ereignisse ruhig an sich herantreten zu lassen.

Die höchst gespannt erscheinende Lage war thatsächlich weniger ernst, weil der Feind an diesem Tage über Buzancy und Beaumont nicht hinaus kam. — Da Marschall Mac Mahon am 26. Abends durch den General Douay in den Glauben versetzt wurde, Grand Pré sei schon vom Feinde besetzt und Vouziers werde beiderseits der Argonnen von einer schon nahen starken feindlichen Armee bedroht, hatte er nämlich zuerst beschlossen, derselben entgegen zu gehen.

Am anderen Morgen, besser unterrichtet, befahl er um 8 Uhr zwar die Fortsetzung des Marsches nach Osten. Die Wiedereinführung der Anfangs nach Süden in Bewegung gesetzten Armee in die Richtung nach der Maas erforderte aber so viel Zeit, daß sie dahin gar keine Fortschritte machte und sich am Abend im Allgemeinen wieder in derselben Gegend zwischen dem Bar und der Aisne befand, welche sie am Morgen inne gehabt und das den ganzen Tag bei Vouziers bleibende 7. Corps überhaupt gar nicht verlassen hatte.[65])

Das 5. Corps insbesondere marschirte Vormittags bis in die Nähe von Buzancy, mit der Avantgarde-Cavallerie, welche später von sächsischer Cavallerie vertrieben wurde, sogar bereits 7½ Uhr darüber hinaus[66]), und rückte von 2 Uhr N. an nach Eingang des 2. Befehls wieder in nordwestlicher Richtung bis nach Brieulles und Chatillon zurück.

Nur die 1. Cavallerie-Division (General Margueritte) näherte sich am 27. der Maas und kam schon zeitig nach Sommauthe und mit zwei Regimentern (1. und 3. Chasseurs d'Afrique) und einer Batterie nach Beaumont. Die andere Hälfte der Division rückte infolge des Gefechts von Buzancy dahin ab, kehrte aber Abends nach Sommauthe zurück, ebenso die bis Beaumont vorgeschoben gewesene Brigade. Letzteres bestätigt auch der Ortspfarrer.[67]) Beaumont selbst wurde erst am 28. durch die Cavallerie-Division und eine Infanterie-Brigade des 12. Corps wieder besetzt, die Aufklärung dahin aber auch in der Zwischenzeit durch die mit dem Gros in Sommauthe befindliche 1. Cavallerie-Division verwehrt.

* * *

Ein Angriff der Maaslinie fand also am 27. nicht statt und überhaupt nur ein Zusammenstoß bei Buzancy, wo die 1½ Avantgarden-Escadronen des dahin marschirenden 3. Reiter-Regiments[68]) vor dem Dorfe 2 Escadronen des 12. französischen Chasseur-Regiments fanden, in dasselbe zurückwarfen und wiederholt eindrangen, obwohl es von abgesessenen Chasseurs besetzt war und noch andere Theile des feindlichen Regiments hinzu kamen. Währenddem erschien infolge der Ende'schen Meldung auch General Senfft v. Pilsach mit dem Gros der 24. Brigade und nach einigen Schüssen der sie begleitenden reitenden Batterie zogen die 12. Chasseurs um 1 Uhr N. ab, ebenso eine andere auf eine Brigade geschätzte feindliche Cavallerie-Abtheilung, welche sich jenseits Buzancy zeigte, aber nicht am Gefechte betheiligte und wie die Chasseurs zunächst hinter die bei Bar aufmarschirte Infanterie und dann mit dieser um 2 Uhr N. über Authe zurückging.[69])

Dieses Gefecht vor Buzancy und das Erscheinen des Feindes in stärkerer Masse in dieser Gegend fesselte die Aufmerksamkeit der ganzen 12. Cavallerie-Division. Es veranlaßte den General Graf Lippe, noch das 17. Ulanen-Regiment dahin zu schicken und Buzancy, sowie die Beobachtung des abziehenden Feindes erst aufzugeben, nachdem eine Brigade der 5. Cavallerie-Division angelangt war.

Aus diesen Gründen wandte sich die 12. Cavallerie-Division erst um 5 Uhr N. auf Nouart, wo das 17. Ulanenregiment im Dunkeln ankam, während das Gros der Division die Nacht in Tailly (18. Ul.), Barricourt und Villers devant Dun zubrachte. Zu einer erneuten Aufklärung der Gegend von Beaumont kam es an diesem Tage nicht mehr.

Inzwischen hatte zwar die an der Spitze des XII. Corps nach 3 Uhr N. von Montfaucon über Dun in Stenay angelangte verstärkte 48. Infanterie-Brigade über ihre Vorposten bei Laneuville hinaus eine Patrouille nach Beaumont geschickt, der Führer aber Beaufort verstanden und der Irrthum klärte sich erst bei seiner spät Abends erfolgenden Rückkehr auf. Da war es nun sehr erwünscht, daß die 48. Brigade und durch sie die höheren Behörden auf anderem Wege, von einem Durchreisenden, eine wenigstens bis zu den ersten Nachmittagsstunden reichende Nachricht über Beaumont und den Feind erhielt, welche in folgender Meldung enthalten ist:

„Abg. 27. 5 Uhr 30 Min. von Stenay. Es befinden sich vor Stenay verschiedene Brücken, theils hölzerne, theils steinerne, deren Sprengung und Abtrennung nur von geringem Nutzen erscheint, da die verschiedenen Wasserarme sämmtlich an den Seiten zu durchfurchen sind. Ich werde mich darauf beschränken, auf zwei vor einander liegenden Brücken Barrikaden zu errichten.[70]) Die Maaslinie ist im Allgemeinen bei Stenay sehr ungeeignet zu vertheidigen. — Ein von Mouzon über Beaumont kommender Belgier sagt aus, bei Beaumont einen General Margueritte mit 3—4000 Chasseurs ge-

[62]) d. h. vom 23. zum 24. August.

[63]) In der Meldung steht hier ein Fragezeichen. Die Beobachtung war aber richtig; wie schon früher erwähnt, langte die Division d'Exéa des 13. Corps am 25. und 26. August in Reims an.

[64]) Am 27. August 6¼ Uhr Morgens. S. frühere Darstellung.

[65]) Stellung am 27. August Ab.: 1. Cavallerie-Division Sommauthe, 7. Corps Vouziers, 5. Corps Brieulles und Chatillon; nördlich dieser Linie 2. Cavallerie-Division Attigny, 1. Corps Voncq, 12. Corps und H.-Q. le Chesne

[66]) Dick de Lonlay I S. 289 ff., s. auch die Meldung des Lieutenants v. Ende.

[67]) Dick de Lonlay I S. 292 und 293; Defourny, curé de Beaumont en Argonne, Die Schlacht bei Beaumont und die Armee Mac Mahon's. Uebersetzung von Reuter. Kiel 1875. S. 9.

[68]) Unter den Rittmeistern v. Harling und v. Wolfersdorff, welche beide verwundet wurden.

[69]) Nach den französischen Quellen waren während des Gefechtes zwei Cavallerie-Regimenter bei Buzancy, nach Dick de Lonlay die Brigade Bernis, 12. Chasseurs und 5. Husaren. Rousset nennt statt des letzteren Regiments die 5. Lanciers. Dick de Lonlay giebt ferner an, daß die Infanterie-Avantgarde des 5. Corps (das 46. Infanterie-Regiment) um 10½ Uhr V. jenseits Buzancy angelangt sei. Vor 2 Uhr N. trat das ganze Corps den Rückmarsch über Autruche nach Brieulles und Chatillon an. S. frühere Darstellung. Wie weit die Brigade der 1. Cavallerie-Division an Buzancy] herangekommen ist, bleibt dahingestellt

[70]) Siehe jedoch die spätere Darstellung.

sehen zu haben. Die Leute hätten ihm ferner erzählt, zwischen le Chesne und Buzancy ständen 80—100 000 Mann.

v. Schulz (G.-M. u. Comm. der 48. Inf.-Brigade).

Gelesen Georg H. z. S., Gen.-Lieut.

Abgang von Dun nach Malancourt 8½ Uhr Ab."

Der nahe Feind, die geringe Wassertiefe der Maas und das Ueberhöhen des linken Ufers machten allerdings die Lage bei Stenay bedenklich. General v. Schulz ließ deshalb, entgegen seiner Meldung, alle hölzernen Nebenbrücken abbrennen und die Stadt zur Vertheidigung einrichten. Eine zur Zerstörung des Bahnhofs Chauvancy (westlich von Montmédy) vorgeschickte Patrouille kehrte unverrichteter Sache zurück, weil sie dort auf feindliche Infanterie gestoßen war. Es gelang aber am 28. Vormittags einer dorthin geschickten Abtheilung (1 Compagnie und 1 Escadron) nach Vertreibung der Bahnhofsbesatzung.

Bei Dun kam das Gros des XII. Corps um 1 Uhr an. Es wurden Vorposten bei Doulcon und Sassey auf dem linken Ufer ausgestellt, die Brücke bei letzterem Orte gesprengt und die 47. Infanterie-Brigade, sowie die Corps-Artillerie nach Milly vorgeschoben, die Artillerie der 23. Division auch während der Nacht in Stellung belassen. Von allen getroffenen Maßregeln und Eingängen machte der bis Nachmittags beim Corps gebliebene Major v. Holleben dem Obercommando Meldung.

* * *

Westlich der sächsischen Cavallerie hatten wenigstens Patrouillen der Garde-Cavallerie-Division die vordere Linie erreicht, die Division selbst stand Abends bei Bavonville und Rémonville. Sie erhielt auch die Verbindung nach Buzancy mit der dort befindlichen 13. Brigade der 5. Cavallerie-Division aufrecht, welch' letztere im Uebrigen bis Champigneulle und Grand Pré vorgerückt war, nachdem sie erfahren, daß dieses Dorf vom Feinde verlassen sei. Das 13. Ulanenregiment klärte nach Vouziers hin auf und fand den Feind (7. Corps) noch bei Longwé.[71]) Der Vormarsch der 13. Brigade auf Buzancy war schon bei Béffu zum Halten gekommen, weil General v. Redern die Meldung erhielt, daß sich bei Thénorgues und Briquenay feindliche Infanterie befinde. Als diese von 2 Uhr Nachmittags an nördlich zurückging, hatte er seine Bewegung fortgesetzt, war 4½ Uhr bei Buzancy angekommen und löste dort, wie früher berichtet, die sächsische Cavallerie ab. Seine Vorposten standen Abends bei Bar, in Fühlung mit denen des auch aus dieser Gegend schon von 2 Uhr Nachmittags an auf Authe-Brieulles zurückgegangenen Feindes.[72])

Die 6. Cavallerie-Division endlich konnte der starken Besatzung von Vouziers wegen nur bis dorthin wieder heranfühlen und fand den Feind auch in Blaise, westlich des vorgenannten Ortes. Die Vorposten standen Abends von Savigny über Sugny, Contreuve bis Semide (3. Ulanen), wo bayerische Ulanen sich anschlossen, das Gros bei Monthois. Die Division meldete häufig und ließ dem ersten schon mitgetheilten, nachstehende Berichte folgen:

1) „Die 6. Cavallerie-Division steht mit ihrem Gros an der Straße von Vouziers, östlich Monthois, hat Posten jenseits des Jailly-Baches und Abtheilungen gegen Grand Pré, Longwé und westlich Vouziers vorpoussirt. Grand Pré[73]) und Vouziers sind noch vom Feinde besetzt, letzteres stark, auf den Höhen bei Falaise und Chestres noch feindliche Jäger. Nachts wird fortwährend über die Defileen bei Brécy und Senuc Verbindung mit General v. Rheinbaben unterhalten und der Feind fortwährend harzelirt.

Bei Monthois 27./8. Mittags 12 Uhr.

A. B.: v. Schönfels, Major
(im Generalstabe der Division).

Wichtige Meldungen werden direct nach Clermont befördert."

Ferner um 3¾ Uhr Nachmittags, doppelt abgeschickt an Obercommando und an Großes Haupt-Quartier und in letzterem 10 Uhr Abends angekommen, in dem entfernteren Malancourt also noch später:

2) „Zwischen Savigny und Monthois, 27. Aug. 3¾ Uhr Nachm. Bei Vouziers — theils im Thale an der Stadt, theils auf den Höhen an der Straße nach Grand Pré und bei Falaise — stehen in vielen Lagern noch Truppen aller Waffengattungen in der anscheinenden Stärke mindestens eines französischen Corps. Das Terrain auf dem rechten Aisne-Ufer ist mit zahlreichen Büschen bestanden, welche die Uebersicht hemmen, und es ist nicht unmöglich, daß die nur zwischen den Büschen sichtbaren, also vielleicht zerstreut stehenden Lager über die Stärke täuschen sollen. Dieselbe ist aber jedenfalls nicht unbedeutend. — Diesseits der Aisne, auf den Höhen an der Chaussee Vouziers—Blaise und südlich Vouziers bis einschließlich der Ferme und des Hölzchens la Chambre au Loup, steht ca. eine Brigade Infanterie mit Posten vor der Front und 2 bis 3 Batterien in Position (die eine eingeschnitten). Blaise ist gleichfalls von Infanterie besetzt. Auf der Straße westlich Blaise war nichts vom Feinde zu sehen. Die Division steht mit ihren Posten vorwärts der Linie Semide-Savigny, mit dem Gros nördlich Monthois. Sie hält den Feind fortwährend in Spannung und unterläßt nicht, gegen Front und Flanken immer erneut vorzustoßen.

Wilhelm, Herzog zu Mecklenburg-Schwerin."

Endlich ging 7 Uhr Abends — aber nur an das Große Haupt-Quartier — die 4. Meldung dieses Tages ab:

3) „Monthois, den 27. Aug., 7 Uhr Abends.

Die Recognoscirungen des Raumes Vouziers—Chestres—Longwé—Falaise bestärken mich in der Ansicht, daß bei Vouziers wahrscheinlich noch mehr als ein Corps concentrirt steht. Die in Monthois in Beschlag genommenen beifolgenden Briefe bestätigen diese Ansicht. Von Falaise ist heute Nachmittag feindliche Infanterie gegen den Flügel der diesseitigen Aufstellungen vorgegangen, welche infolge dessen hat etwas zurückgenommen werden müssen. Zwei Gefangene gemacht vom 52. und 82., wovon ersterer beim Corps Douay, letzterer beim Corps Mac Mahon gestanden zu haben behauptet.[74]) An den Kronprinzen von Sachsen königl. Hoheit ist der großen Entfernung wegen von Vorstehendem keine Meldung gemacht.

Wilhelm, Herzog zu Mecklenburg-Schwerin."

* * *

Auch die übrigen Theile der Armee gelangten an die befohlenen Punkte, das Garde-Corps nach Montfaucon (1. Division) und Septarges (2. Division), das IV. Corps nach Germonville (8. Division) und Fromereville (7. Division). Die beiden bayerischen Corps standen dicht dahinter bei Nixéville (I.) und Dombasle—Clermont (II.).

Bei Dannevoux (Garde), Bacherauville und Charny (IV.) waren Feldbrücken geschlagen, um auf ihnen und der festen Brücke von Consenvoye den vorgenannten vier Corps anderen Tages den Uebergang auf das rechte Maasufer zu ermöglichen. Weiter abwärts befanden sich noch feste Uebergänge bei Dun und bei Stenay, der zwischen liegende bei Sassey war gesprengt. Uebrigens war, wie auch General v. Schulz meldete, die Maas an vielen Stellen zu durchfurthen und ein viel unbedeutenderes Hinderniß, als man glaubte. Nördlich von Stenay waren Maasbrücken in Pouilly (2), Mouzon, Sedan (2) und Donchery, Eisenbahnbrücken auf beiden Seiten von Sedan von Pont Magny nach dem Südende von Bazeilles und östlich Donchery.

Die von Metz herankommenden beiden Corps erreichten Etain (III.) und Briey (II.). Die III. Armee gelangte mit dem vordersten (V.) Corps bis Menehould, mit dem letzten (VI.) nur 3½ Meilen südlich davon nach Charmont—Vanault le Châtel (Tiefe nur noch gegen 4 Meilen.) Von ihrer Cavallerie hatte die bayerische Ulanen-Brigade bereits Anschluß an die der Maasarmee gewonnen, welch' letztere in einer Ausdehnung von 7 Meilen, von Laneuville westlich Stenay bis Semide südwestlich Vouziers, die französische Armee umspannte.

---

[71]) Zwei Meldungen der 5. Cavallerie-Division bestätigen lediglich die Beobachtungen der Nachbardivisionen und sind deshalb nicht aufgenommen werden.

[72]) 5. Corps s. frühere Darstellung. Daß Theile desselben nach Briquenay gekommen sind, steht in Sedan par le général de Wimpffen Paris 1871. S. 109 und 110

[73]) Ueberholt, wahrscheinlich eine von den Vortruppen der 5. Cavallerie-Division erhaltene ältere Nachricht, bevor bei diesen die Räumung von Grand Pré bekannt geworden war. Brécy liegt ½ Meile östlich von Monthois.

[74]) Beide Regimenter gehören zur 3. Division (Dumont) des 7. Corps (Douay).

(Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Bücherbesprechung.

— Von dem auf Veranlassung des kaiserlichen Obercommandos der Marine übersetzten Werke des amerikanischen Seemanns A. T. Mahan, Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte 1783—1812 (Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, 1898), sind die Lieferungen 4—8 erschienen, die bis zum Jahre 1802 reichen. Wir werden auf das Buch, das inzwischen durch den Verlauf des spanisch-amerikanischen Krieges erhöhtes Interesse gewonnen hat, nach Abschluß der auf zwölf Lieferungen berechneten Uebersetzung zurückkommen. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die nächste Nummer der Wissenschaftlichen Beilage erscheint als Doppelnummer am Sonnabend.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 131. Sonnabend, den 12. November, Abends. 1898.

Die Selbstthätigkeit des Königs Albert als Kronprinz im Feldzuge 1870/71.

Von Frhr. v. Hodenberg, General d. Inf. z. D. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

II. Die Führung der Maasarmee.

(Fortsetzung.)

Beginn des Aufmarsches auf dem linken Maasufer am 28. August.

Alle im Großen Haupt-Quartier bis zum 27. August Nachmittags eingegangenen Meldungen ließen erkennen, daß die Armee von Châlons, gleichviel aus welchen Gründen, noch weiter von der Maas entfernt stand, als vorausgesetzt worden war. General v. Moltke mußte daraus schließen, daß sie mit ihren Hauptkräften sich noch am 27. Abends in der Gegend von Vouziers befunden und nur Cavallerie nach Buzancy und Beaumont vorgeschoben habe. Er hielt es infolge dessen für möglich, den Feind noch auf dem linken Flußufer zu erreichen, d. h. ihn zu erreichen, ohne daß deutscherseits auf das rechte Ufer übergegangen wurde, und auf seinen Vorschlag beschloß der König, die Versammlung bei Damvillers aufzugeben und mit beiden kronprinzlichen Armeen auf dem linken Ufer gerade auf den Feind zu in der 6 Meilen langen Linie Nouart—Somme Py gegen Vouziers aufzumarschiren. Das vorderste XII. Corps sollte indessen am 28. August noch bei Stenay und Dun den etwa bis dahin vordringenden französischen Kräften den Weg verwehren, die von Metz heranbeorderte Verstärkung (II. und III. Corps) aber schon an diesem Tage wieder umdrehen. Das wurde 7½ Uhr Abends in nachfolgender Weise befohlen:[75])

„H.-Q. Clermont, den 27. August 1870, 7³⁰ A.

Den eingegangenen Meldungen zufolge stehen die Hauptkräfte der Armee des Marschalls Mac Mahon noch bei Vouziers; stärkere Cavallerie war bis Beaumont und Buzancy vorgeschoben. Se. Majestät der König befehlen, daß die Armee-Abtheilung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Sachsen und die dritte Armee den Vormarsch nunmehr in dieser Richtung fortsetzen. Derselbe hat für die zuerst genannte Armee-Abtheilung und die beiden königl. bayerischen Armeecorps nach dem anliegenden Marschtableau, welches unter den obwaltenden Umständen hier im Detail festgestellt werden mußte, zu erfolgen und ist dementsprechend an die beiden königl. bayerischen Armeecorps direct verfügt worden. Die dritte Armee (V., VI., XI. Corps und die württembergische Division) hat thunlichst am 28. mit den Teten die Linie Malmy—Laval, am 29. Séchault—Somme Py zu erreichen und in sich aufzuschließen. Die 5. und 6. Cavallerie-Division (Autry[76]) und Monthois) erhalten für die nächsten Tage ihre Weisungen seitens des Obercommandos der dritten Armee, haben indessen auch direct hierher zu melden. v. Moltke.

Marschtafel für den 28. und 29. August 1870.

	28.	29.	Randbemerkung.
II. Bayer. Corps	Vienne und rückwärts*)	Grand Pré	*) Das Corps hat von Dombasle nach Clermont die Straße über Brabant en Argonne und Braincourt zu benutzen.[77])
I. Bayer. Corps	Varennes und rückwärts		
Garde-Corps	Bantheville	Buzancy	
XII. Corps	bleibt Dun	Nouart	
IV. Corps	Montfaucon	Bantheville	

Das Obercommando war bis zu der erst um 2 Uhr M. erfolgenden Befehlsausgabe über alle geschilderten Vorgänge vom 27., über die Verhältnisse in Stenay und Dun auch durch Major v. Holleben vollständig unterrichtet. Aus dem Erscheinen starker Colonnen hinter der von Buzancy zurückgegangenen französischen Cavallerie, welche zwar Nachmittags wieder in nordwestlicher Richtung abgezogen waren, und aus der Angabe des von Beaumont gekommenen Belgiers, daß dort 4—5000 Mann, bei le Chesne die Hauptmasse der feindlichen Armee sich befinden sollten — Nachrichten, welche dem Großen Haupt-Quartier bei Erlaß der Anordnungen für den 28. August noch nicht zugegangen waren — mußte angenommen werden, daß die Hauptkräfte des Feindes nicht nur bei Vouziers, sondern in dem Viereck Beaumont—Gegend nordwestlich Buzancy—Vouziers—le Chesne ständen, ein überlegener Angriff auf das XII. Corps also noch sehr wahrscheinlich sei.

Vom Nachmittage des 28. an hoffte man auf Unterstützung durch das III. Corps rechnen zu können, da über die Rückbeorderung dieses und des II. Corps nach Metz in dem Befehl des Großen Haupt-Quartiers nichts gesagt war und der commandirende General des III. Corps, General v. Alvensleben, dem Kronprinzen mitgetheilt hatte, daß er von 9 Uhr M. in Maucourt (1¼ Meile vorwärts Etain, 1¾ Meile von Damvillers) sei und um weitere Befehle bitte. Der Kronprinz schickte deshalb, um diese Verhältnisse hier gleich zu Ende zu führen, am 28. einen Officier an ihn ab und ließ ihn auffordern, obwohl eine Unterstellung unter die Maasarmee nicht ausgesprochen sei, das XII. Corps auf dessen Ansuchen zu unterstützen, wovon dieses Corps Mittags in nachstehender Weise benachrichtigt wurde:

„H.-Q. Malancourt, den 28. August 1870, Mitt. 1 Uhr.

Das III. Armee-Corps trifft heute mit seiner Avantgarde bei Damvillers ein. Das Hauptquartier befindet sich bereits heute Vorm. 9 Uhr in Maucourt. Sollte das XII. Corps heute noch bei Stenay und Dun angegriffen werden, so wird dasselbe hiermit ermächtigt, sich, wenn es Unterstützung bedarf, direct an das III. Armee-Corps zu wenden. Albert."

Gleichzeitig ging eine Anfrage an das Große Haupt-Quartier, ob das III. Corps der Maasarmee zur Verfügung stehe. Erst aus der um 7 Uhr Ab. von dort ausgefertigten Antwort[78]) erfuhr das Obercommando in der Nacht zum 29. die Sachlage und von dem zum III. Corps gesandten Officier, daß es Befehl erhalten habe, den Vormarsch auf Damvillers einzustellen.[79]) Das zur Zerstörung der Bahn Diedenhofen—Longuyon und Streifung längs der belgischen Grenze schon seit 25. August abgeschickte Zieten-Husaren-Regiment[80]) kam jedoch am 28. August nach Stenay, blieb dort am 29., betheiligte sich an beiden Tagen an der Aufklärung und trat am 30. August den Rückmarsch zur II. Armee an.

Die Maasarmee hatte also alle Veranlassung, den Feind nicht zu einem Angriff herauszufordern und in dem die Anordnung des Großen Haupt-Quartiers ausführenden Armeebefehl wurde deshalb der Cavallerie vorgeschrieben, zwar Fühlung zu suchen und zu erhalten, aber nicht zu drängen.

Wortlaut des Armeebefehls für den 28. August:

„Armee-Abtheilung der Maas.

H.-Q. Malancourt, den 28. Aug., Nachm. 2 Uhr.

Den eingegangenen Meldungen zufolge stehen die Hauptkräfte der Armee des Marschalls Mac Mahon noch bei Vouziers, stärkere Cavallerie war bis Beaumont und Buzancy vorgeschoben. Demzufolge haben Se. Majestät der König befohlen, daß die Armee-Abtheilung der Maas und die III. Armee den Vormarsch nunmehr

---

[75]) Moltke, Mil. Correspondenz S. 257 und 258.

[76]) Das St.-Q. der 5. Cavallerie-Division war inzwischen nach Champigneulle verlegt.

[77]) Um eine Kreuzung mit dem I. Bayerischen Corps zu vermeiden. Die auf der Karte nicht eingezeichnete Straße läuft fast geradlinig von Dombasle nach Clermont.

[78]) Moltke, Mil. Correspondenz S. 260.

[79]) Es blieb auf Befehl der II. Armee am 28. stehen und rückte erst am 29. wieder nach Metz ab. (Operationen der II. Armee.)

[80]) Dieses zur 6. Cavallerie-Division eingetheilte Regiment war seit dem 19. Aug. zur II. Armee abcommandirt, traf aber am 11. Sept. wieder bei der Division ein. (Operationen der II. Armee und G.-St.-W. Bd. 3 S. 27.)

in dieser Richtung fortsetzen. Von der III. Armee werden die beiden bayerischen Corps heute Varennes und Vienne, morgen Grand Pré erreichen, während das V., VI., XI. Armee-Corps und die württembergische Division mit den Teten heute in die Linie Malmy—Laval, morgen in die Linie Séchault—Somme Py einrücken sollen. Die 5. und 6. Cavallerie-Division erhalten für die nächsten Tage ihre Weisungen Seiten des Obercommandos der III. Armee.

Das XII. (königl. sächs.) Armee-Corps verbleibt heute in Dun und Stenay, die Cavallerie-Division in Nouart. Die letztere detachirt nach Beaumont und sucht Fühlung mit dem Feinde zu erhalten, ohne ihn jedoch stark zu drängen. Sollten die Brücken bei Stenay schon zerstört sein, so ist ein Uebergang für den voraussichtlich morgen stattfindenden Vormarsch daselbst herzustellen.

Das Garde-Corps marschirt heute nach Bantheville und biwakirt daselbst mit Benutzung der nächsten Ortschaften. Die Garde-Cavallerie-Division echelonnirt sich von Rémonville bis Buzancy so, daß letzterer Ort von einer leichten Brigade besetzt wird, sie sucht Fühlung mit dem Feinde auf, ohne denselben zu drängen, und nimmt Verbindung mit der sächsischen Cavallerie, sowie über Grand Pré mit der Division Rheinbaben.

Das IV. Armeecorps rückt heute bis Montfaucon vor und biwakirt daselbst mit Benutzung der nächsten Ortschaften. Malancourt, wo heute mein Hauptquartier verbleibt, ist mit wenigstens einem Bataillon zu besetzen und bis zu dessen Eintreffen ein Garde-Bataillon daselbst zu belassen.

Das Garde- und IV. Armeecorps ziehen heute ihre leichten Feldbrückentrains wieder an sich. Die bei Dombasle und Fleury zurückgelassenen Corpstrains sind heute bis auf 1—1½ Meile an ihre Corps heranzuziehen. Derjenige des Gardecorps kann die Straße von Esnes über Montfaucon benutzen, sobald die Truppen des IV. Corps in ihre Biwaks eingerückt sind. Der Corpstrain des IV. Armeecorps wird über Nixéville zu dirigiren sein, der Corpstrain des XII. Armeecorps hat heute Abend von Clermont abzumarschiren, sobald die Straße nach Verdun frei ist, und geht derselbe über Dombasle bis Esnes. Morgen nähert sich derselbe seinem Corps über Dun. Die vom IV. Armeecorps etablirte Relaislinie bleibt bis auf weiteren Befehl stehen.[91])

Albert H. z. S., G. d. J."

Die 5. und 6. Cavallerie-Divisionen erhielten mit einem Auszug aus diesem Befehl die Benachrichtigung, daß sie für die nächsten Tage Befehle von der III. Armee bekommen würden. So lange solche noch nicht bei ihnen eingegangen seien, wurde ihnen als allgemeiner Anhalt empfohlen, den Feind in seiner rechten Flanke zu begleiten und festzuhalten, ohne denselben zu drängen. Die 5. Cavallerie-Division sollte am 28. noch Grand Pré besetzt halten, um die Verbindung mit der auf Buzancy vorrückenden Garde-Cavallerie-Division zu ermöglichen. Beide Divisionen, welche außerdem angewiesen wurden, auch an das Große Haupt-Quartier zu melden, sahen sich für den 28. auf diese Hinweise beschränkt, weil das am 27. in Revigny aux Vaches über 8 Meilen entfernte Obercommando der III. Armee sie nicht rechtzeitig mit Befehlen versehen, ganz abgesehen davon aber auch nicht übersehen konnte, welche Aufträge es ihnen ertheilen sollte.

* * *

Der erwartete Angriff auf das XII. Corps fand jedoch auch am 28. nicht statt und die französische Armee kam nicht über Beaumont und Bois des Dames—Nouart hinaus, weil Marschall Mac Mahon, mehr als je von der Hoffnungslosigkeit seines Unternehmens überzeugt, am 27. Aug. Abends den Rückzug auf Mézières befohlen und nur auf telegraphisches Drängen des Kriegsministers und der Pariser Regierung in der folgenden Nacht davon abstand. So erhielten die Truppen, wie Tags vorher, unterwegs und theilweise sehr spät andere Befehle, nach welchen zwei Corps hinter einander über Buzancy gegen Stenay, die beiden anderen nördlich davon auf der Straße le Chesne-Beaumont nach Osten vorrücken sollten.

Auf der letztgenannten Straße gelangte auch befehlsgemäß das 1. Corps von Voncq nach le Chesne, das 12. von da mit dem Gros nach la Besace, mit seiner Cavallerie-Division und einer Infanterie-Brigade nach Beaumont[92]). Die Cavallerie des 12. Corps trat dadurch in Verbindung mit der an diesem Tage in der Gegend südlich Beaumont (Gros in Sommauthe) verbleibenden 1. Cavallerie-Division, während endlich die 2. Cavallerie-Division sich bei Grandes Armoises zwischen dem 1. und 12. Corps aufstellte.

Daß die südliche Straße bei Buzancy seit dem 27. Mittags in Händen der deutschen Cavallerie war, scheint der französischen Heeresleitung nicht bekannt geworden oder von ihr nicht berücksichtigt zu sein. Die beiden dahin angesetzten Corps hätten sich den Weg auch leicht erzwingen können. Sie standen jedoch davon wohl in der Annahme ab, daß die Deutschen mit ihren Massen schon hinter der Cavallerie angelangt seien. Infolge dessen marschirte das ebenso wie am Tage vorher auf Buzancy vorrückende 5. Corps ebenso wieder vor der deutschen Cavallerie auf, dieses Mal von etwa 9 Uhr Vorm. an in der Gegend von Bar-Harricourt bis Briquenay, Reserven bei Autruche-Boult aux Bois und schob gegen Buzancy Vorposten vor.

Es sollte bis Beauclair kommen. Während des Aufmarsches ging dem General Failly indessen der Befehl zu, noch im Laufe des Tages soweit wie thunlich in der Richtung von Stenay vorzugehen und so bald als möglich dort den Uebergang zu erzwingen, das 7. Corps sollte ihm unmittelbar folgen. Auch will er gleich darauf noch eine zweite Mittheilung erhalten haben, daß das 7. Corps ihm zur Verfügung gestellt werde. Nachdem sich aber herausgestellt hatte, daß er auf die Unterstützung dieses Corps nicht rechnen könne, marschirte General Failly um 3 Uhr N. allein nördlich der Straße nach Osten, gelangte aber nur bis Belval und Bois des Dames nördlich Nouart. Gegen diesen Ort wurde Infanterie vorgeschoben und dadurch die hier befindliche sächsische Cavallerie zurückgedrängt.

Eine Infanterie-Brigade mit 2 Batterien war zur Deckung und Verschleierung des Abmarsches bei Harricourt geblieben, unterhielt zur Täuschung bis gegen 10 Uhr Abends ausgedehnte Biwaksfeuer und marschirte dann heimlich dem Corps nach.[93])

Das 7. Corps endlich marschirte, nachdem es bei Vouziers drei Tage verharrt und den Drehpunkt für die in diesen Tagen gemachten Rechtsschwenkungen abgegeben hatte, zuerst nach Norden bis Quatre Champs-Ballay, blieb dort, um seine Trains heranzuziehen oder aus anderen Gründen[94]) bis 4 Uhr Nachm. stehen und kam nur theilweise bei Boult aux Bois an die über Buzancy nach Stenay führende Straße, von welcher es folgenden Tages aus gleichen Gründen wie heute das 5. Corps nördlich abbog.

* * *

Der Aufbruch des 7. französischen Corps erfolgte sehr früh. Schon um 3 Uhr M. beobachteten die Vorposten der 6. Cavallerie-Division das Erlöschen der Biwakfeuer, bald darauf zogen die nördlich Savigny stehenden feindlichen Vortruppen nach kurzem Vorstoß ab. Die Division folgte ihnen bereits um 5½ Uhr, stieß noch auf den feindlichen Nachtrab, besetzte Vouziers und stellte fest, daß dieser mit anderen Truppen bei Ballay und Quatre Champs Halt machte, sowie daß der Anfangs bei Voncq gefundene Feind nach le Chesne abmarschirt sei[95]) und Attigny frei sei.

Den Abzug der französischen Truppen von Vouziers nach Norden beobachtete auch die 5. Cavallerie-Division durch das früh dahin abgehende 13. Ulanen-Regiment, während deren 13. Brigade 9 Uhr M. von Buzancy nach Grand Pré rückte und die beiden anderen sich westwärts der Cavallerie der III. Armee näherten und von Monthois aus in Verbindung mit der nach Savigny vorrückenden 4. Cavallerie-Division traten, wie letztere wieder das Vorschicken von Abtheilungen nach Vouziers mit der 6. Cavallerie-Division.

Westlich der Argonnen in der Gegend von Vouziers und südlich bis Monthois standen also am 28. August Abends drei Cavallerie-Divisionen der III. Armee, während in der linken Flanke derselben die 2. Cavallerie-Division bei Suippe biwakirte. Nur die 13. Cavallerie-Brigade stand östlich des Waldgebirges in Grand Pré. Sie hatte in Buzancy das Eintreffen von Garde-Cavallerie abgewartet und wir wenden uns nun der Thätigkeit

---

[91]) Auf Veranlassung des Gr. H.-Q. am 27. August von Clermont über Dombasle, um Verdun herum bis Etain aufgestellt. Dort Anschluß an Relaislinie der Armee vor Metz. S. Moltke, Mil. Correspondenz S. 256.

[92]) Dick de Lonlay I S. 303, 305 u. 306. Danach sind diese Truppen etwa 2 Uhr Nachmittag nach Beaumont gekommen, was genau mit Desourny S. 11 stimmt. Es waren 6 Cavallerie-Regimenter und die 2. Brigade (General Martin des Pallières) der aus Marine-Infanterie bestehenden 3. Division des 12. Corps. An einzelnen Stellen sagt er, daß diese ganze Division bei Beaumont gewesen wäre, was aber, auch nach Desourny, unwahrscheinlich ist.

[93]) Bibesco S. 79 und Dick de Lonlay I S. 301. Ersterer bezieht sich auf den Bericht des Brigade-Commandeurs General Baron Nicolas.

[94]) Nach Bibesco und den neueren französischen Quellen stand in der Nacht die Cavallerie und die 2. Division bei Boult aux Bois, die 3. nördlich davon bei Belleville, die 1. bei Quatre-Champs.

[95]) 1. feindliches Corps.

der bei der Maas-Armee verbliebenen zwei Cavallerie-Divisionen zu, deren Aufklärungsgebiet von Buzancy bis zur Maas reichte.

Die Garde-Cavallerie-Division zunächst sollte von ihrer bisherigen Stellung bei Bayonville-Rémonville aus Buzancy mit einer leichten Brigade besetzen und die Fühlung mit dem Feinde aufnehmen. Dazu wurde die 2. Garde-Cavallerie-Brigade bestimmt. Die 5. Escadron 3. Garde-Ulanen-Regiments löste infolge dessen um $8\frac{1}{2}$ Uhr die Vorposten der 13. Cavallerie-Brigade (11. Husaren) ab und Prinz Albrecht (Sohn) führte auf die Meldung, daß feindliche Infanterie und Artillerie sich bei Harricourt befinde, seine Brigade nach Buzancy vor, von wo die Vorposten-Escadron inzwischen auf seinen Befehl bis Bar vorgegangen und dort auf feindliche Vortruppen gestoßen war, hinter denen bei Harricourt stärkere aus allen Waffen bestehende Massen im Lager standen und auch Vorwärtsbewegungen zu sehen waren. Unter diesen Umständen nur auf die Beobachtung verwiesen, stellte Prinz Albrecht gegen Mittag die 3. und 4. Escadron 3. Garde-Ulanen-Regiments unter Major v. Heintze bei Buzancy, seine Brigade mit einer von der Division zugetheilten reitenden Batterie wieder bei Bayonville auf. Die feindliche Infanterie kam Buzancy später so nahe, daß die geschlossenen Theile der Vorposten das Dorf nicht dauernd behaupten konnten.

Ueber die Vormittags gemachten Beobachtungen wurde gemeldet:

1) „Vormittags 11 Uhr. Ungefähr 2 feindliche Infanterie-Brigaden sind im Vorrücken auf Buzancy sichtbar. Die Brigade Redern ist bereits durch Buzancy durch und hat den Befehl bekommen, sich nach dem Eintreffen der Spitze der Garde-Cavallerie-Division auf Grand Pré zurückzuziehen. Albrecht Prinz von Preußen."

2) „Bayonville, den 28. Aug. 1870 Mittags 12 Uhr. Bar nordwestlich Buzancy vom Feinde besetzt, nördlich Bar feindliche Cavallerie in Stärke von ungefähr einem Regiment. Harricourt von einer Compagnie Infanterie besetzt. Südlich der Straße Buzancy—Reims ein feindliches Biwak. Die Brigade hat Vorposten gegen Buzancy ausgestellt und hält durch fortwährenden Patrouillengang die Fühlung mit dem Feinde. Die Verbindung nach Nouart und Grand Pré wird aufgesucht. Wegen des trüben Wetters ein genaues Erkennen der feindlichen Streitkräfte nicht möglich. Neben dem oben gemeldeten Biwak sind eine Anzahl größerer Feuer zu sehen. Die Brigade steht gesattelt in Scheunen im Dorfe Bayonville.

Albrecht Prinz von Preußen.

Infolge vorstehender Meldung ist die Batterie Anker der 2. Garde-Cavallerie-Brigade zugetheilt. Die andern Brigaden sind fertig zum Aufbruch im Biwak östlich Rémonville.

Graf v. d. Goltz."

(Beide Meldungen sind $1\frac{1}{4}$ Uhr N. im Obercommando und 6 Uhr N. im Gr. H.-Q. eingegangen.)

Der Feind, das von Brieulles gekommene 5. Corps, verharrte vorläufig in seiner Stellung. An seiner Erkundung betheiligte sich Mittags auch von Osten heranreitende sächsische Cavallerie. Der 12. Cavallerie-Division war für den 28. August befohlen, von Nouart aus Fühlung mit dem Feinde zu suchen und namentlich nach Beaumont aufzuklären, was zunächst den beiden vorderen Regimentern, den 17. Ulanen in Nouart und den 18. Ulanen in Tailly, aufgetragen wurde. Graf Lippe beabsichtigte aber Mittags die Division derart nach vorwärts zusammenzuziehen, daß das Garde-Reiter-Regiment von Barricourt nach Nouart und das 3. Reiter-Regiment von Villers devant Dun nach Barricourt rückte. Diese Bewegung gelangte indessen schon früher zur Ausführung, wie sich aus nachstehender Meldung ergiebt:

„Ein Einwohner von Nouart Nicolas — rother Republicaner — hat dem bei Nouart auf Vorposten stehenden Rittmeister v. Nostitz Folgendes ausgesagt. Er sei gestern, den 27. Nachm. 4 Uhr in Sommauthe gewesen, genannter Ort sei von 10 000 Mann Franzosen aller Waffen unter General Margueritte besetzt. Von Soldaten in Sommauthe hatte er ferner erfahren, 1) daß le Chesne von 10 000 Franzosen besetzt sei, sowie 2) daß sich das Gros dieser unter Mac Mahon stehenden Armee in Vouziers und von da auf dem Marsche nach Buzancy befände. Die Mac Mahon'sche Armee, im Ganzen 150 000 Mann, bestehe zum großen Theil aus früher aus Afrika eingetroffenen Truppen. Beaumont sei von französischer Artillerie besetzt. Da man sowohl hier als in Nouart schießen hört, werde ich schon gegen 10 Uhr mit der reitenden Batterie und Garde-Reiter-Regiment nach Nouart gehen.[36])

Krug von Nidda, G.-M.
(Commandeur der 23. Cav.-Brigade.)

Ich breche mit dem 3. Reiter-Regiment gegen 11 Uhr nach Nouart auf. Graf Lippe."

(Laut G.-St.-W. Bd. 2 S. 258* Ab. 6 Uhr im Gr. H.-Q. eingegangen.)

Als General v. Krug bei Nouart angekommen war, ging ihm dort die irrthümliche Benachrichtigung zu, Prinz Albrecht bitte um Unterstützung bei Buzancy, und er schickte sofort das Garde-Reiter-Regiment dahin ab. Dort angekommen, stellte sich das Mißverständniß zwar heraus, der Regimentsführer Major v. Funcke ging indessen trotzdem, um näheren Einblick zu gewinnen, an Buzancy vorbei weiter vor und sah sich auf der Höhe nördlich Bar plötzlich einer auf eine Division geschätzten Truppenmasse gegenüber, welche, auch ihrerseits überrascht, die Gardereiter bald unter Gewehr- und Artilleriefeuer nahm. Major v. Funcke kehrte also um und traf um $2\frac{1}{2}$ Uhr Nachm. wieder bei Nouart ein. General Graf Lippe meldete darüber, wie über seine eigene Lage Nachm. 3 Uhr:

„Abgang von Nouart den 28. August 1870 Nachm. 3 Uhr.

Infolge der dem Königl. Generalcommando heute Vormittag übersendeten Meldung des Generalmajors Krug v. Nidda war das Garde-Reiter-Regiment nach Nouart vorgerückt. Ueber Aufforderung des Prinzen Albrecht Sohn Königl. Hoheit um Unterstützung, erhielt Major v. Funcke den Befehl von General v. Krug, gegen Buzancy vorzugehen. Hier traf derselbe noch die Vorposten der Garde-Cavallerie-Division, das Gros hatte sich nach Bayonville zurückgezogen. Major v. Funcke erfuhr, daß in Bar 2 Compagnien französischer Chasseurs ständen, und ging zur Recognoscirung gegen Bar vor, kaum jedoch aus Buzancy debouchirt, hatten sich nicht nur Schützenschwärme sondern auch geschlossene Infanterie, deren Stärke Major v. Funcke auf eine Division angiebt, entwickelt und ihn nebst anwesender Artillerie heftig beschossen, er hat infolge dessen den Rückzug angetreten und traf soeben $2\frac{1}{2}$ Uhr Nachm. hier wieder ein. Die Division steht folgendermaßen: eine Cavalleriebrigade (Nr. 23), reitende Batterie Nouart, 3. Reiterregiment Barricourt [37]), 18. Ulanenregiment Tailly. Vorposten gegen Beaumont und Verbindung mit den Vorposten bei Buzancy, Patrouillen auf Stenay in Verbindung mit der 48. Infanteriebrigade. Keine Verluste. Die Division sehr exponirt. Pferde gesattelt. Rückzug auf Stenay so lange dieses von Infanterie besetzt. Weg nach Dun sehr schlecht. Graf zur Lippe."

Eing. den 28./8. 70 $6\frac{1}{4}$ Uhr Ab. im Generalcommando XII. A.-C.

Ueber diesen Vorstoß des Garde-Reiter-Regiments und über die eigene Aufklärung bis 3 Uhr N. gingen von der Garde-Ulanen-Brigade nach den schon mitgetheilten beiden Vormittagsmeldungen nachstehende zurück:

3) „Meldung von den Vorposten bei Bar $1\frac{1}{4}$ Uhr Nachm.

An dem Walde, der von Autruche in nordwestlicher Richtung geht, hat der Feind eine Stellung Front gegen Bar genommen. Eine Batterie, zu beiden Seiten derselben Cavallerie und Infanterie. Gesehen 3 Bataillone, 1 Cavallerieregiment. Oestlich von Germont gesehen 2 Cavallerieregimenter. Der Feind bleibt in der gewonnenen Stellung stehen.

v. Heintze, Major im 3. Garde-Ulanen-Regiment."

4) „Aus Bayonville ohne Zeitangabe. Vom sächsischen Garde-Reiter-Regiment, das zu einer Recognoscirung nördlich Bar vorgegangen, kommt die Mittheilung, daß westlich Harricourt zu beiden Seiten der Straße nach Reims der Feind mit ungefähr einer Division in Position steht, die Höhen nördlich und südlich sind mit Artillerie besetzt. Das Garde-Reiter-Regiment ist, nachdem es von Artillerie beschossen worden, zurückgegangen.

v. Schele, Prmlt. im 3. Garde-Ulanen-Rgt.
(Ordonnanz-Officier der 2. Garde-Cav.-Brigade.)"

Auf diesen Kanonendonner hin wurde von Bayonville ein Officier vorgeschickt und fand den Feind noch in seiner Stellung. Bald darauf meldete aber der Vorpostencommandeur, daß eine französische Brigade bis Bar marschirt und dort halte, und daß größere feindliche Colonnen sich in der Richtung von Beaumont her auf Autruche-Vouziers bewegten. Hierüber wurde 3 Uhr N. von Bayonville gemeldet:

5) „Bayonville, den 28. August 1870, Nachm. 3 Uhr. Bei einer Recognoscirung des sächsischen Garde-Reiter-Regiments (Cavallerie-Division Lippe) von Nouart gegen Bar fuhr gegen diesen Vormarsch feindliche Artillerie auf und wurde der Unterzeichnete infolge des Kanonendonners zur Orientirung über die Situation entsendet. Von der Höhe unmittelbar Buzancy sah der Unterzeichnete auf der Straße Belval—Autruche (Höhe B Troupe Fille der Karte) gefechtsmäßig entwickelt 3 Bataillone Infanterie, 2 Cavallerie-Regimenter und eine Batterie, sowie eine weitere Batterie westlich Harricourt. So lange der Unterzeichnete auf der gedachten Höhe hielt, trat keine Veränderung in dieser Stellung ein, und fielen nur in langen Pausen von Bar aus Schüsse auf die diesseitige vor Buzancy haltende Patrouille. Eine halbe Stunde nach Rückkehr des Unterzeichneten nach Bayonville[38]) meldete der Vorpostencommandeur

---

[36]) Diese Angaben waren im Großen und Ganzen richtig.

[37]) Wurde Nachmittags auch nach Nouart herangezogen.

[38]) Nach dem Wortlaut des Auszuges aus dieser Meldung im G.-St.-W. Bd. 2 S. 258* kann geschlossen werden, daß diese Wahrnehmung vom Hptm. v. Merckel gemacht ist, was, wie sich aus Obigem ergiebt, nicht zutrifft.

den Anmarsch einer Brigade auf Bar und nach einer weiteren Viertelstunde, daß keine Aenderung in der Stellung eingetreten, daß die Brigade nicht über Bar hinausgegangen, daß aber in der Richtung von Beaumont her auf Autruche-Bouziers größere feindliche Colonnen marschirten. Der Eindruck, den der Unterzeichnete sowohl wie der Vorpostencommandeur aus dem Verhalten der aufmarschirten französischen Truppen gewonnen, geht dahin, daß dieselben den Abzug größerer Colonnen decken sollen.

v. Merckel.

(Hptm. u. persönl. Adjutant des Prinzen Albrecht.)"

(Abg. vom Gen.-Commando Garde-Corps an Ober-Commando 6 Uhr N.)

Die letzte Annahme war ganz richtig. Die französischen Colonnen bewegten sich aber nach Osten, nicht nach Südwesten, wie die Vorposten Anfangs glaubten. Eine derartige Täuschung, noch dazu bei trübem Himmel, ist nicht so auffallend als es scheint. Prinz Hohenlohe erzählt, daß es ihm am nächsten Tage stundenlang ebenso gegangen sei."[89]) — Prinz Albrecht hatte infolge dieser Meldung seine Brigade zeitweise nach Buzancy herangeführt, und erfuhr die wirkliche Richtung des Marsches des sich nach Bois des Dames bewegenden 5. französischen Corps durch seinen vorgeschickten Ordonnanzofficier, wie sich aus folgender sofort weiter geschickten Meldung ergiebt:

6) „Der Feind marschirt in der ungefähren Stärke eines Armeecorps von Autruche auf der Straße von Westen nach Osten. ½6 Uhr Nachm., Wetter klar, genau gesehen. v. Schele."

Eing. Obercommando 28. 8. 11 Uhr Ab. — weiter an Gr. H.-Q.

Abends 9½ Uhr fand Lieutenant v. Jagow mit 3. Garde-Ulanen Bar noch besetzt, wo der Feind bekanntlich eine Brigade zurückgelassen, welche bis 10 Uhr A. große Biwakfeuer in Gang gehalten hatte, um an die Anwesenheit des ganzen Corps glauben zu machen, und dann möglichst heimlich folgte.

* * *

Der Marsch des Generals Failly wurde naturgemäß auch von der bei Nouart stehenden 12. Cavallerie-Division beobachtet, deren Vorposten (17. Ulanen) nördlich des Ortes aufgestellt waren, mit Vedetten gegen Champy, Bois des Dames, Fossé und Patrouillen nach Beaumont. Eine derselben unter Unterofficier Rätich kam vor 4 Uhr N. mit der Meldung zurück, daß sie nördlich des Waldes von Dieulet von einem Zug Chasseurs zurückgeworfen sei, hinter welchem ein Cavallerie-Regiment sichtbar gewesen wäre. Der darauf in gleicher Richtung vorgeschickte Lieutenant v. Boddien fand nördlich Bois des Dames außer Cavallerie schon Infanterie (die Spitze des 5. französischen Corps) und bald breitete sich eine starke Infanteriecolonne auf dem Höhenrücken bei Bois des Dames aus[90]), 1—2 Bataillone mit vorgenommenen Schützen blieben auf Nouart im Vormarsch und drängten die Ulanenpatrouillen durch Feuer zurück.

Auf die Meldungen des Vorpostencommandeurs Rittmeisters v. Uslar hatte inzwischen die Division das im Thale liegende Nouart geräumt und 6½ Uhr südlich davon drei Regimenter bereit gestellt.[91]) Sie brachte nun auch einige Geschütze gegen die im Vorgehen bleibende feindliche Infanterie in Thätigkeit. Nicht befähigt, den Kampf mit dem bei und südlich Bois des Dames auf eine Division geschätzten Feinde aufzunehmen oder in der Nähe der Vortruppen des Gegners zu biwakiren, mußte sie dann mit dem Gros und zwar nach Süden abziehen, weil ihr diese Richtung für den Nothfall vom Generalcommando vorgeschrieben war.[92]) Sie brachte die Nacht bei Andevanne zu. Dorthin wurde auch das 18. Ulanen-Regiment zurückbeordert, welches General Senfft v. Pilsach von Tailly nach Nouart vorgeführt, dort aber nördlich des Ortes schon feindliche Wachtfeuer hatte brennen sehen.[93])

Die am Feinde verbliebenen Vorposten meldeten in Uebereinstimmung damit, daß der Feind Nouart nicht besetzt und nördlich des Ortes stehen geblieben sei. Später wurden sie für die Nacht hinter die der Garde-Husaren-Escadron bei Andevanne zurückgenommen. Am frühen Morgen fand Premierlieutenant Graf Seebach mit einer Patrouille des 3. Reiter-Regiments, daß die Stellung des Gegners sich nicht verändert habe.

Nach dem Erscheinen des 5. französischen Corps war die Aufklärung darüber hinaus und namentlich nach Beaumont von Süden her nicht mehr ausführbar, aber auch schon vorher war es den Patrouillen nicht möglich gewesen, über die vorliegende Waldzone vorzudringen, innerhalb welcher sie angeschossen[94]) und jenseits derselben sie von stärkerer Cavallerie zurückgetrieben wurden. Sie hatten gleiches Schicksal wie die der 17. Ulanen, deren Meldung erwähnt ist.

Auch von Stenay her stellten sich dieselben Schwierigkeiten entgegen. Es sind jedoch nachweislich wenigstens zwei Patrouillen des 2. Reiter-Regiments bis an Beaumont herangekommen. Nachmittag 3¼ Uhr meldete die erste derselben dem General v. Schulz in Stenay den Anmarsch einer feindlichen Brigade von Beaumont her[95]) und die 48. Brigade rückte infolge dessen in die vorbereiteten Stellungen, bis 8 Uhr Abends von einer anderen Patrouille berichtet wurde, daß der Feind über Beaumont nicht herausgegangen sei und dort Vorposten ausgestellt habe, hinter welchen viele Wachtfeuer zu sehen seien. — General v. Schulz hatte sich Nachm. auch mit der 12. Cavallerie-Division in Verbindung gesetzt und derselben vorgeschlagen, durch einen Flankenangriff gegen die Straße Beaumont-Stenay zum Zurückwerfen des in Anmarsch gemeldeten Feindes mitzuwirken. Um 6 Uhr N. erfolgte darauf die Antwort, daß der Nordrand der Bois de Belval und de Dieulet von feindlicher Cavallerie besetzt und durch diese unwegsamen Wälder ein Vorgehen nicht möglich sei.

Der den ganzen Tag über erwartete Angriff war nach der zweiten Patrouillennachricht zwar nicht sogleich zu vermuthen, wohl aber nach den vorstehenden, sowie anderweit beim XII. Corps von seiner Cavallerie-Division und vom Gardecorps eingehenden Nachrichten über das Auftreten feindlicher Infanterie bei Nouart und über den Marsch eines französischen Corps von Autruche nach Osten, für den nächsten Tag und Prinz Georg traf deshalb 11 Uhr Abends die sich aus nachstehender Meldung an das Obercommando ergebenden Anordnungen für ein Aufschließen nach Stenay und für eine Bereitstellung des Corps am folgenden Morgen:

„H.-Q. Dun, am 28. August 1870, Abends 11 Uhr.
Eing. Ober-Com. 29. Aug. 1 Uhr M.

Die Cavallerie-Division hat sich heute Abend gegen 7 Uhr genöthigt gesehen, von Nouart auf Villers devant Dun nach Andevanne hinter die Vorposten des Gardecorps zurückzuweichen da stärkere feindliche Infanterie auf[96]) Nouart gegen sie vorgegangen ist. Das Terrain und der schwierige Boden haben ihr nicht gestattet, ernsten Widerstand zu leisten. Die Batterie hat durch einige Schüsse dem weiteren Nachdrängen Einhalt gethan. Die 47. Brigade hat hierauf Befehl erhalten, morgen früh 4 Uhr nach Mouzay abzurücken, die 23. Division steht um 6 Uhr in Rendezvousstellung westlich Milly, die Corps-Artillerie dahinter. Die Cavallerie-Division zieht sich eventuell auf Vilosnes. Divisionstrains und Trains des Armeecorps verbleiben vorläufig in ihren Stellungen. — Abends 6¾ ging vom Gardecorps Meldung für das Obercommando ein: »Der Feind marschirt in der ungefähren Stärke von einem Armeecorps von Autruche auf der Straße von Westen nach Osten. Wetter klar, genau gesehen v. Schele.« Diese Meldung wurde unverzüglich nach Malancourt befördert.[97])

J. A. v. Carlowitz (Oberst u. Stabschef des XII. Corps)."

---

[89]) Strategische Briefe II S. 137 und 138.

[90]) 3. Division Guyot de Lespart, die beiden anderen Divisionen blieben bei Belval.

[91]) Das 18. Ulanen-Regiment stand bei Tailly.

[92]) Infolge der Meldung der Division von 3 Uhr N., s. frühere Darstellung. — Der Wortlaut ihrer Abends erstatteten Meldung ist nicht mehr festzustellen, da sie mündlich durch einen zum General-Commando nach Dun geschickten Officier erfolgte.

[93]) Nach dem in Wimpffen S. 112 enthaltenen Bericht eines Officiers der 3. Division des 5. Corps ist ein Bataillon des 68. Infanterie-Regiments bis auf die Höhe nördlich Nouart vorgeschoben, hat bis zur Nacht ein Feuergefecht unterhalten und auch Artilleriefeuer bekommen. — Dick de Lonlay nennt abwechselnd dieses und das 3. Bataillon 17. Infanterie-Regiments. — Beide Regimenter gehörten zur vorderen 3. Division. Möglicherweise sind Abtheilungen von beiden vorgeschoben worden.

[94]) Vermuthlich von Franctireuren. Daß es solche schon gab, erzählt General von Wimpffen (S. 129). Er war von Algier herbeigerufen, um an Stelle des in Ungnade gefallenen Generals Failly das 5. Corps zu übernehmen, und wurde in der Nacht des 29/30. August auf seinem Ritt von Rethel nach Mezières beinahe von Franctireuren angeschossen, welche ihn und seine Husareneskorte Anfangs für eine feindliche Patrouille hielten.

[95]) Diese Patrouille hat vermuthlich den Anmarsch der Marine-Brigade und der Cavallerie-Division des 12. französischen Corps beobachtet, von welchen Truppen nur die Infanterie in Beaumont selbst einrückte und die anderen außerhalb und wohl auch östlich des Ortes blieben. Gegen Abend wurde auch die in Beaumont stehende Brigade ins Biwak gelegt.

[96]) Undeutlich, kann auch für „aus" gelesen werden.

[97]) Angek. 11 Uhr Ab., s. frühere Darstellung. Vilosnes liegt 1 Meile südlich Dun ebenfalls an der Maas.

Die 12. Cavallerie-Division hat auch einen Kritiker gefunden, welcher mit Unrecht den Rückzug sowie die Richtung desselben tadelt und findet, daß die Division die Fühlung besser unterhalten und in wirksamerer Weise nach Beaumont hätte aufklären können. Darüber ist Folgendes zu sagen: Der Rückzug selbst war ganz naturgemäß, da das Gros nicht in der Nähe des Feindes die Nacht zubringen konnte. Es stand bei Andevanne nicht weiter von ihm entfernt, als das der anderen Cavallerie-Divisionen an demselben und an den früheren Tagen, nur das der 5. am 26. etwas näher.

Die Richtung nach Süden war vom Generalcommando befohlen und zwar weil bei und westlich Stenay sich schon zwei Cavallerie-Regimenter befanden, ein drittes bei und westlich von Dun. Es war deshalb geboten, daß die Division nicht auf diese, sondern nach Süden auswich und so die Strecke von der erstgenannten Cavallerie bis zur Garde besetzt blieb. Das geschah dadurch, daß bis zur Dunkelheit das 18. Ulanen-Regiment bei Tailly und die Vorposten (zwei Esc. 17. Ul.) bei Nouart verblieben.

In der Regennacht würden diese Truppentheile, selbst wenn sie während derselben dort belassen wären, ebensowenig gesehen oder beobachtet haben, als das da geschah, wo die Nacht wirklich Vorposten standen. Am frühen Morgen aber wurde die Beobachtung wieder aufgenommen und der Feind noch in seiner Stellung nördlich von Nouart gefunden.

Die Schwierigkeiten der Aufklärung bis nach Beaumont endlich sind schon berührt. Jenseits des Waldes, welcher den Ort von allen Seiten außer von Norden umgiebt, standen Anfangs eine, dann zwei feindliche Cavallerie-Divisionen, welche die Ausgänge der wenigen durchgehenden Wege, außerhalb welcher kein Durchkommen war, mit Leichtigkeit sperren konnten. Ueber die Verhältnisse vor ihrer Front erfuhr die Division also thatsächlich Alles, was überhaupt möglich war.

* * *

Das Heranrücken der beiden anderen Corps erfolgte befehlsgemäß. Die Garde kam nach Bantheville (1. Division) und Romagne sous Montfaucon. Ihre Avantgarde in Bourn schob von dort eine Compagnie zum Schutz des bei Rémonville biwakirenden Gros der Garde-Cavallerie vor, sowie eine Escadron nach Andevanne, wohin später die sächsische Cavallerie zurückging. Von diesen vorgeschobenen Abtheilungen und anderweit entsandten Patrouillen gelangten folgende Meldungen zurück:

1) Vom Generalcommando des Gardecorps. „Ab Bantheville 28. Aug. 9½ Uhr Abends. Eing. Ober-Com. ½12 Uhr Nachts. — Weiter an Moltke 12 Uhr Nachts[98]) Gr. H.-Q. 29. Aug. 4 Uhr N."

Ergebniß eines Rittes des Lieutenants v. Oertzen, Garde-Hus.-R.:

„Lieutenant v. Oertzen des Garde-Husaren-Regiments meldet: Von der Avantgarde der 1. Garde-Infanterie-Division nach Nouart entsendet, theilte ihm der Generalmajor Graf Lippe mit, daß Buzancy in preußischen Händen sei. In Buzancy angekommen, fand er dieses nicht bestätigt, sondern nur südöstlich Buzancy eine Feldwache des 3. Garde-Ulanen-Regiments.[99]) Von der Höhe östlich von Buzancy aus sah Lieutenant v. Oertzen um 6 Uhr feindliche Infanterie, etwa in der Stärke einer Division westlich von Bar und südlich von der Chaussee von Bar nach Harricourt in Rendezvousstellung stehen, die Gewehre in der Hand. Nördlich von Bar hielten auf einer Straße circa 2 Cavallerie-Regimenter und 2 Batterien. Ein Unterofficier der preußischen Ulanenfeldwache sagte dem Lieutenant v. Oertzen, daß im Laufe des Tages Bewegungen von Colonnen von Westen nach Osten stattgefunden hätten. Zu der Zeit, als der Lieutenant v. Oertzen dort war, war beim Feinde keine Bewegung zu sehen, auch war er nicht über Buzancy heraus nach Osten vorgegangen. Hierdurch dürfte die letzte Meldung eine verständliche Erläuterung erfahren.[100])

Von Seiten des Generalcommandos der Chef des Generalstabs
v. Dannenberg, Generalmajor."

2) Von der bei Rémonville stehenden Vorpostencompagnie 10. Comp. Garde-Füsilier-Regiments: „Auf Veranlassung des Generallieutenants Graf v. d. Goltz wurde die Feldwache an der Straße nach Bayonville fortgenommen, weil diese nicht gefährdet. Ein Posten dort belassen, die Feldwache dagegen an den nach Nouart führenden Ausgang genommen, weil dieses Dorf von den Franzosen besetzt sein soll. Barricourt ist von den Sachsen besetzt.[101]) Große Zahl feindlicher Wachtfeuer auf der Linie Bar—Fossé—Bois des Dames in der Richtung auf Stenay.

Rémonville, den 28. August 1870. Abgang der Meldung 9³⁰ Abends. v. Roon, Premier-Lieutenant."

3) Von der bei Andevanne befindlichen Vorposten-Escadron. Abgang 9¾ Uhr Abend: „Biwak Andevanne den 28. August 1870 Ab. 9¾ Uhr. Infolge Vorgehens französischer Infanterie gegen Nouart hat sich die Sächs. Brigade[102]) (Cav.) Graf Lippe, Garde-Reiter-Regiment, 3. Reiter-Regiment und eine Batterie nach Andevanne zurückgezogen und biwakiren auf beiden Seiten von Andevanne. General Graf Lippe vermuthet für diese Nacht keinen weiteren Vorstoß der Franzosen. Graf Groeben, Rittmeister im Garde-Hus.-Regt."

Das IV. Corps brach, wie die Garde, die über die Maas geschlagenen Brücken ab und bezog enge Quartiere in Nantillois und den nächsten Orten. Das Corps hatte auch eine bei Mixéville gegen Verdun aufgestellte Escadron herangezogen und die Posten der Relaislinie zwischen dem Großen Haupt-Quartier und Etain, welche schon am 27. mit Hilfe von 4. Jägern einen Angriff abgewiesen hatten, sahen sich mehrfachen Ausfällen von Verdun ausgesetzt. Es gelang aber Lieutenant v. Katte mit einem und vom 29. August an zwei Zügen der 12. Husaren, sich zu behaupten und sich auch einem in der Nacht zum 1. September erfolgenden Ueberfall auf mehrere Posten mit geringem Verlust zu entziehen. Er rückte am 4. September wieder zum Regiment ein.[103])

Die Armee stand am 28. August Abends also an den vom Großen Haupt-Quartier vorgeschriebenen Punkten, immerhin aber von Stenay bis Nantillois mit ihren drei Corps noch nahezu hintereinander 3½ Meilen tief beiderseits der Maas. Das I. Bayerische Corps hatte bei Varennes den Anschluß derart erreicht, daß es sich nur 1 Meile westlich und südlich des IV. Corps befand. Jenseits der Argonnen stand das II. bayerische Corps bei Vienne le Chateau und links davon bis Laval war der größere Theil des Gros der III. Armee bereits aufmarschirt.

* * *

Befehlsgebung für den 29. August.

Die Nacht vom 28. zum 29. August war für das Obercommando eine sehr unruhige, weil nahezu jede weiter einlaufende Meldung die Anschauung über den Feind veränderte, und da aus ähnlichen Gründen das Große Haupt-Quartier auch der ersten Abends 7 Uhr erlassenen Directive um 11 Uhr eine zweite folgen ließ und das Obercommando vor Eintreffen der ersten schon Anordnungen erlassen hatte, so giebt es im Ganzen drei Armeebefehle für den 29. August, welche theilweise in einander übergehen.

Volle Klarheit über die Vorgänge vor der Front wurde auch bis zum Morgen nicht gewonnen, theilweise auch deshalb nicht, weil die 5. und 6. Cavallerie-Division nicht mehr an die Maasarmee meldeten und letztere also nur einen Theil der gemachten Beobachtungen erfuhr. Zu einer mit der des Großen Haupt-Quartiers übereinstimmenden Auffassung der Gesammtlage kam es aus diesen und anderen sich später ergebenden Gründen erst am Morgen des nächsten Tages und da andererseits Gefahr im Verzuge war, so stand das Obercommando wiederholt vor verantwortungsvollen Entschlüssen, vor denen es nicht zurückschreckte, jedoch immer im Sinne des Großen Haupt-Quartiers zu handeln bestrebt war und das auch in vollem Maße erreichte.

Aus den bis gegen Abend eingehenden Nachrichten[104]) ergab sich, daß mindestens eine feindliche Division Vormittags bis in die Gegend von Autruche—Harricourt gelangt und im Allgemeinen dort verblieben, daß aber etwa um 2 Uhr von den Vorposten bei Buzancy der Marsch anderer größerer feindlicher Colonnen von Beaumont auf Autruche—Vouziers, also in südwestlicher Richtung beobachtet worden sei.

Der Kronprinz entnahm aus dieser letzten Meldung die Nothwendigkeit schleuniger, schärferer Aufklärung, ob und in welcher

---

[98]) Diese Meldung ist, und zwar mit der des XII. Corps aus Dun von 11 Uhr Ab. zusammen, wahrscheinlich erst kurz nach 1 Uhr früh an das Gr. H.-Q. abgegangen, trotz dieses von der Hand des Generals v. Schlotheim herrührenden Vermerks, was aus der weiteren Bemerkung desselben zu schließen ist: „Soeben geht die ebenfalls beigefügte Meldung des XII. A.-C. ein, um 1 Uhr, nach welcher der Feind Nouart besetzt hat." Im Eingangsvermerk des Gr. H.-Q. „29./8. 4 Uhr N." scheint anstatt eines M ein N gemacht zu sein. Alles spricht dafür, daß sie 29/8. 4 Uhr Morg. eingelaufen ist.

[99]) Aus der früheren Darstellung ergiebt sich, weshalb die Feldwachen rückwärts von Buzancy standen.

[100]) Bezieht sich ebenfalls auf die Meldung des Lts. v. Schele.

[101]) 3. Reiter-Regiment; ging später nach Andevanne. — Das Wort „soll" in dem vorhergehenden Satz ist unterstrichen.

[102]) Später fanden sich, wie aus der früheren Darstellung hervorgeht, auch die beiden Ulanenregimenter bei Andevanne ein.

[103]) S. auch Kunz, Deutsche Cavallerie S. 194.

[104]) 1. Meldung der 12. Cavallerie-Division und Meldung 1—6 der Garde-Cavallerie.

Richtung Bewegungen des Feindes wirklich vor sich gingen, und die Bereitstellung der Armee, um mit ihr rasch folgen zu können, falls es sich bestätigen sollte, daß der Feind auf Vouziers oder allgemein nach Westen zurückgehe und den Entsatz von Metz aufgäbe. In dem unter diesen Erwägungen um 8 Uhr Ab. abgefaßten 1. Armeebefehl erhielt deshalb die Garde-Cavallerie-Division Befehl, schon mit Tagesanbruch auf den gegenüberstehenden Feind loszugehen. Wenn er abgezogen, sollte auch die davon benachrichtigte sächs. Cavallerie-Division vorgehen. Die vorderen Corps hatten um 7 Uhr bereit zu stehen, das Garde-Corps mit der Avantgarde in Rémonville, das Gros in Bantheville, das XII. Corps in der bisherigen Stellung hinter der Maas. Ueber das IV. Corps wurde vorläufig noch nicht verfügt, wie überhaupt nur die Garde-Cavallerie-Division von vornherein angesetzt und alles Uebrige nach Maßgabe der noch zu erwartenden Weisungen des Großen Haupt-Quartiers und weiterer Nachrichten vorbehalten blieb.

Wortlaut des 1. Armeebefehls für den 29. August.

„H.-Q. Malancourt, den 28. Aug. 1870, Ab. 8 Uhr.

An das königliche Garde-Corps und das XII. (K. S.) Corps.

Die Garde-Cavallerie-Division hat morgen früh bei Tagesanbruch den ihr gegenüberstehenden Feind zu recognosciren. Steht derselbe noch in Stellung bei Bar, so ist er nur zu beobachten. Ist der Feind abgezogen oder im Abzug begriffen, so folgt ihm die Garde-Cavallerie-Division. Wenn der Feind auf der Straße nach Vouziers zurückgeht, so folgt sie ihm nur bis Voult, läßt daselbst ein Regiment stehen und dirigirt sich über Authe, Brieulles und Petites Armoises auf die Straße, welche von Beaumont nach le Chesne führt, um auf jener Straße etwa abziehenden Trains und Colonnen möglichsten Abbruch zu thun. Die Garde-Cavallerie-Division hat über das Ergebniß der Recognoscirung der sächsischen Cavallerie-Division bei Nouart [105]) schleunigst Mittheilung zu machen.

Diese Letztere geht, sobald der Abzug des Feindes mitgetheilt ist, über St Pierremont—Oches auf die Straße von Beaumont nach le Chesne und sucht dem Feinde gleichfalls möglichst Abbruch zu thun.

Beide Cavallerie-Divisionen sind noch heute Nacht durch die reitenden Batterien der betreffenden Corps-Artillerien zu verstärken. Ueber die Recognoscirung des Garde-Corps [106]) ist mir direct Meldung nach Malancourt zu erstatten.

Das Garde-Corps steht morgen früh 7 Uhr concentrirt in Rendezvousstellung bei Bantheville, die Avantgarde bei Rémonville.

Das XII. Armee-Corps zu gleicher Zeit bei Dun und Stenay zum Vormarsch bereit.

Morgen früh 5 Uhr treffen vom Garde- und XII. Corps Officiere zum Befehlsholen ein. Albert."

* * *

Im Großen Haupt-Quartier war am 28. Morg. unter dem Eindruck der wiederholten Meldungen der 6. Cavallerie-Division vom vorigen Tage, deren letzte besonders betonte, daß bei Vouziers wahrscheinlich mehr als ein Corps sei, sowie der der 5. Cavallerie-Division vom 27. 8¾ Uhr M., wonach 100—120000 Mann dort ständen, ein Angriff dahin erwogen, wenn sich wirklich bei Vouziers die Masse der Armee von Châlons befinde. Ein entsprechender Entwurf des Generals v. Moltke findet sich in dessen Militärischer Correspondenz und Oberstlieutenant v. Brandenstein wurde zum Ober-Commando der III. Armee geschickt, um die leitenden Gesichtspunkte für diesen Angriff mit General v. Blumenthal zu besprechen. [107]) Die dann kommenden Nachrichten der 6. Cavallerie-Division über den Abzug des Feindes von Vouziers nach Norden hatten diesen Gedanken beseitigt, und etwa zu derselben Zeit, als die Maasarmee vorbereitende Maßregeln gegen den ihr gemeldeten Abzug des Feindes nach Westen traf, befahl das Große Haupt-Quartier ihm in nördlicher Richtung zu folgen. Wenn aber die so unter verschiedenen Annahmen gegebenen Befehle mit einander verglichen werden, so stellt sich heraus, daß die Maasarmee genau an den Stellen schon bereitgestellt war, von welchen sie den weiteren Vormarsch antreten sollte.

Das ergiebt sich aus dem Wortlaut der 1. Directive des Großen Haupt-Quartiers für den 29. August:

„H.-Q. Clermont, den 28. August 1870, 7 Uhr Abends. [108])

Eingegangen 28./8. 1870, Abends 11¼ Uhr. v. S.

Der Feind hat heute früh Vouziers geräumt und ist in nördlicher Richtung abmarschirt. Ungewiß bleibt es indeß, ob er sich mehr gegen Le Chesne oder gegen Rethel concentriren will. — Seine Majestät befehlen die Fortsetzung des Vormarsches in nachstehender Art: Das XII. Corps marschirt morgen gegen Nouart; eine Brigade verbleibt bei Stenay. Das Garde-Corps rückt gegen Buzancy. Das IV. Armee-Corps folgt bis Rémonville. — Se. königl. Hoheit der Kronprinz von Sachsen wollen auch die Möglichkeit eines feindlichen Angriffs von Le Chesne her ins Auge fassen und in Bezug hierauf die Terrainverhältnisse südlich Nouart und Buzancy recognosciren lassen. Das I. königl. bayerische Armee-Corps rückt nach Champigneulle, das II. Corps nach Grand Pré; beide Corps stehen dort event. zur weiteren Unterstützung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Sachsen bereit

Die drei preußischen Corps der dritten Armee (incl. württembergischer Division) rücken in der Richtung auf Vouziers und westlich weiter vor. Eine Cavallerie-Division der dritten Armee ist auf Reims zu entsenden.

Das Große Haupt-Quartier Sr. Majestät des Königs geht morgen nach Grand Pré. Meldungen bis 8 Uhr Vorm. noch hierher.

v. Moltke."

Beim Eintreffen dieser Directive — um 11¼ Uhr Ab. — war in Malancourt indessen durch die sehr bestimmte Meldung des Lieutenants v. Schele über die 5½ Uhr Nachm. bei klarem Wetter gemachte Beobachtung des Marsches eines feindlichen Armee-Corps nach Osten, in Verbindung mit dem näheren Bericht über das Vorgehen des sächsischen Gardereiter-Regiments [109]), welches noch Mittags etwa 1 Uhr bei Bar mindestens eine Division mit Front nach der Maas angetroffen hatte, schon bekannt, daß wenigstens vor ihrer Front weder ein Abmarsch nach Westen noch nach Norden stattgefunden hatte, sondern daß stärkere feindliche Kräfte Nachm. theilweise noch bei Buzancy gestanden, theilweise die Bewegung nach Osten fortsetzten. Damit stimmten auch die in der Vormittagsmeldung der 12. Cavallerie-Division enthaltenen Angaben über 10000 Mann bei Le Chesne und der Marsch des Feindes von Vouziers nach Buzancy. Und da die im 1. Armeebefehl angeordnete Aufklärung und Bereitstellung sich zudem mit der Directive des Großen Haupt-Quartiers deckte, also Zeit blieb noch abzuwarten, so wurde vorläufig nur eine gleiche vorbereitende Maßregel für das IV. Corps getroffen:

„An das IV. Armeecorps.

Abgang den 28. August, 11¾ Uhr Nachts von Malancourt.

Das IV. Armeecorps steht morgen früh 8 Uhr an der Straße von Montfaucon nach Bantheville nördlich von Nantillois in Rendezvousstellung zum gefechtsmäßigen Vormarsch bereit und tritt um 8 Uhr den Vormarsch nach Bantheville in möglichst breiter Front an. Es folgen den Truppen nur die Handpferde, Patronenwagen, Medicinwagen, Sanitätsdetachements und die eingetheilten Feldlazarethe. Die Trains verbleiben unter Bedeckung südlich von Montfaucon.

Von Seiten des Obercommandos.
v. Schlotheim."

Um 2½ Uhr früh wurde dann aber doch ganz in der vom Großen Haupt-Quartier gewollten Weise der Vormarsch der Armee von den Versammlungspunkten befohlen, obwohl die inzwischen erhaltenen Nachrichten vom Erscheinen feindlicher Kräfte bei Nouart und dem andauernden Verbleiben anderer bei Buzancy noch sicherer zeigten, daß ein größerer Theil der französischen Armee sich Nachts vor der Maasarmee befand und das Verhalten des Feindes bei Nouart nach Offensive aussah. Das Obercommando mußte aber nach der bestimmten Fassung der Directive des Großen Haupt-Quartiers annehmen, daß immerhin nur ein wenn auch beträchtlicher Theil des Feindes gegenüberstehe, während andererseits starke Massen von Vouziers nach Norden abgerückt waren. Ueber den Verbleib derselben hatte es allerdings keine Nachricht. — Es glaubte also, wenn auch darauf gefaßt, auf Ueberlegenheit oder einen feindlichen Gegenangriff zu stoßen, doch den Befehl zum Vormarsch ausführen zu sollen, da sonst, namentlich wenn die feindliche Armee sich wirklich getheilt hatte, eine nicht wieder einzubringende Zeit verloren ging. Bei diesem nicht leichten Entschluß wird auch in Betracht gezogen sein, daß das Große Haupt-Quartier, dem unterdessen die letzten Meldungen eingeschickt waren, den Vormarsch noch verhindern konnte, wenn es daraufhin die Lage ebenso ansah wie das Obercommando, und dieser Fall war in der That auf Grund von Meldungen aus dem Bereich beider Armeen schon um 11 Uhr Abends eingetreten.

So entstand der 2. Armeebefehl, welcher sich an den ersten anschließt, die schon befohlene Aufklärung zur Straße Beaumont—le Chesne nicht wieder berührte und das XII. Corps zunächst

---

105) Das Zurückgehen derselben war noch nicht bekannt und konnte es auch noch nicht sein.

106) d. h. der Cavallerie-Division des Garde-Corps.

107) Moltke, Mil. Correspondenz S. 258, Operationen der III. Armee S. 117.

108) Moltke, Mil Correspondenz S. 259 u. 260

109) Meldung 6 der Garde-Cavallerie Eingang 11 Uhr Abends. — Meldung der 12. Cavallerie-Division aus Nouart 3 Uhr Nachm. Zeit des Eingangs nicht bemerkt, wahrscheinlich aber erst nach Abgang des 1. Armee-Befehls von 8 Uhr Abends.

bis Nouart—Barricourt, die Garde bis Bar—Bayonville vorbeorderte. An das IV. Corps brauchte keine neue Weisung zu gehen, weil es schon 11¾ Uhr Befehl erhalten hatte, um 8 Uhr von Nantillois nach Bantheville anzutreten.

2. Armeebefehl für den 29. August.

„An Garde- u. XII. Corps   H.-Q. Malancourt, d. 29. Aug. 1870,
Armee-Abtheilung der Maas.   früh 2½ Uhr.

Das Garde-Corps tritt heute früh 7 Uhr den Vormarsch mit der Avantgarde von Rémonville, mit dem Gros von Bantheville aus an. Die Avantgarde geht gegen Buzancy und Bar vor. Das Gros nimmt Stellung auf dem Höhenrücken östlich von Bayonville und Chennery. (Es liegt nahe südlich von Bayonville.)

Das XII. (K. S.) Armee-Corps marschirt mit Ausschluß der in Stenay stehenden combinirten Brigade um 7 Uhr von Dun aus vor. Die stark zu formirende Avantgarde geht über Villers devant Dun und Barricourt gegen Nouart und stellt die Verbindung mit der Avantgarde des Garde-Corps her. Das Gros folgt auf demselben Wege und zunächst bis auf den Höhenrücken östlich von Barricourt und Tailly. Sollte die Stellung der 48. Brigade bei Stenay zu gefährdet erscheinen, so bleibt es dem Generalcommando des XII. Corps anheimgestellt, die Brigade zurück und auf dem nächsten Wege vielleicht über Mouzay an den rechten Flügel des Corps heranzuziehen. Eine Unterstützung dieser Brigade durch Verschieben von Truppen nach Mouzay kann nicht genehmigt werden.

Beide Armee-Corps rücken in gefechtsmäßiger Formation und in so breiter Front vor, als es das Terrain gestattet. Im Bois de Barricourt haben die Corps ihre Verbindung herzustellen, durch vorgeschickte Generalstabs- und Artillerie-Officiere sind die bezeichneten Stellungen und Anmarschwege, so weit es die feindliche Aufstellung gestattet, zu recognosciren. Es folgen den Truppen nur die Handpferde, Patronen- und Medicinwagen, Sanitätsdetachements und die eingetheilten Lazarethe. Die Trains und die 2. Staffeln der Munitionscolonnen des Garde-Corps haben südlich von Romagne sous Montfaucon an der Straße nach Varennes unter Bedeckung zu parkiren. Diejenigen des XII. Armee-Corps gehen bei Vilosnes sur Meuse auf das linke Maas-Ufer zurück und parkiren daselbst unter Bedeckung.

Das IV. Armee-Corps wird um 8 Uhr M. von Nantillois aus dem Garde-Corps bis Bantheville folgen.

Da das III. und II. Armee-Corps Befehl erhalten haben, nach Metz zurückzukehren, so ist nicht mehr auf deren Unterstützung zu rechnen. Dagegen wird das I. Bayerische Corps heute nach Champigneulle, das II. Bayerische Corps nach Grand Pré rücken, auf deren Unterstützung die Armee-Abtheilung angewiesen ist.

Ich werde mich von ½9 Uhr beim Gros des Garde-Corps aufhalten.

Albert, H. z. S., G. d. I."

Den beiden vorderen Corps wurde befohlen, in gefechtsmäßiger Formation und in so breiter Front als möglich vorzugehen, letztere Anweisung steht auch in dem schon 11¾ Uhr an das IV. Corps abgefertigten Befehl. Es wurde ferner angeordnet, durch vorgesandte Officiere, soweit die feindliche Aufstellung es gestatte, das Vorgelände zu erkunden und nur die 1. Staffel des Trains folgen zu lassen. Aus alle diesem geht hervor, daß das Obercommando ernste Gefechte erwartete.

* * *

Mittlerweile hatte jedoch das Große Haupt-Quartier einerseits den Marsch des Feindes nach Buzancy und das Verbleiben in dieser Gegend, andererseits Bewegungen von Voncq und le Chesne nach der Maas zu erfahren und es gelang dem General v. Moltke, schon daraus zu erkennen, daß der anfängliche Abmarsch des Feindes nach Norden im Laufe des Tages in einen Weitermarsch zur Maas übergegangen war, und er errieth auch, daß dieser mit zwei Corps auf der Straße Buzancy—Stenay, mit den beiden anderen auf dem Wege le Chesne—Beaumont vor sich gehen sollte. Er schloß aus den wiederum eingetretenen Verzögerungen, sowie dem Verharren bei Buzancy und noch ohne Kenntniß von dem Auftreten des Feindes bei Nouart, daß er am 29. August die Maas noch nicht erreichen werde, wollte deshalb an diesem Tage mit beiden Armeen zwischen Aincreville und Grand Pré den Aufmarsch erst vollenden und erst danach am 30. August zum Angriffe übergehen. Um diesen Plan möglichst ohne Störungen durchzuführen, wurde deshalb dem Kronprinzen, wenn auch nicht bestimmt befohlen, so doch anheimgestellt, die Armee vorerst in einer defensiven Stellung Landres—Aincreville frühzeitig zu versammeln und die Linie Dun—Stenay nur zu beobachten. Die weitere Offensive gegen die Straße Vouziers—Buzancy—Stenay blieb vorbehalten. General v. Moltke hatte aber dieser um 11 Uhr Abends erlassenen und in Malancourt am 29. August um 3¼ Uhr Vormittags ankommenden Directive eigenhändig hinzugefügt, daß ein Vorrücken gleich Anfangs zur Besitznahme der Straße Buzancy gegen schwächere feindliche Kräfte nicht ausgeschlossen sei.

Der genaue Wortlaut dieses Zusatzes, sowie daß er von General v. Moltke selbst geschrieben und also dessen letzten Gedanken vor Abgang des Schriftstückes wiedergiebt, ist erst durch die Militärische Correspondenz bekannt geworden. Augenscheinlich hielt er es für nicht unwahrscheinlich oder wenigstens für nicht ausgeschlossen, daß die Verhältnisse ein Vorgehen zweckmäßig erscheinen lassen könnten, und wollte, daß der Kronprinz dann nicht durch ein bestimmtes Verbot sich daran gehindert sähe, vielmehr volle Freiheit behalte, nach eigenem Ermessen zu handeln.[110])

Wortlaut dieser 2. Directive des Großen Haupt-Quartiers für den 29. August:

„H.-Q. Clermont, den 28. August 1870, 11° A.
Eing. 29./8. 70 früh 3¼ Uhr. v. Schl.

Das Erscheinen starker feindlicher Infanterie bei Bar nahe Buzancy deutet darauf hin, daß der Feind den Versuch machen will, Metz zu deblokiren. Es ist anzunehmen, daß ein oder zwei Corps für diesen Zweck die Straße Vouziers—Buzancy—Stenay einschlagen, während der Rest der Armee nördlich über Beaumont marschirt. Um den Feind nicht zu einem Angriff herauszufordern, bevor die genügenden Streitkräfte versammelt sind, wird Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Sachsen anheim gestellt, das XII., Garde- und IV. Corps vorerst in einer defensiven Stellung in der ungefähren Linie Landres—Aincreville frühzeitig zu versammeln. Die Linie Dun—Stenay bleibt von der detachirten Brigade zu beobachten.

Beide Bayerische Armeecorps haben um 5° V. aufzubrechen. Das I. Corps, welches von hier directen Befehl erhält, marschirt über Fléville auf Sommerance, woselbst es um 10° V. einzutreffen hat. Das II. Corps rückt über Binarville—Châtel—Cornay nach St. Juvin. — Das V. Armeecorps marschirt über Bouconville, Montcheutin, Senuc nach Grand Pré.

Die weitere Offensive gegen die Straße Vouziers—Buzancy—Stenay bleibt vorbehalten. — Die übrig bleibenden zwei Corps der dritten Armee sind so zu dirigiren, daß sie nöthigenfalls am 30. zur Entscheidung herangezogen werden können. — Seine Majestät der König begeben sich um 9° V zunächst nach Varennes."

Eigenhändiger Zusatz des Generals v. Moltke für die Armee-Abtheilung der Maas: „Ein Vorrücken gleich anfangs zur Besitznahme der Straße Buzancy gegen schwächere feindliche Kräfte wird durch Vorstehendes nicht ausgeschlossen. v. Moltke."[111])

Durch diese um 3¼ Uhr M. eingehenden Anordnungen des Großen Haupt-Quartiers wurde eine völlige Uebereinstimmung mit den Anschauungen des Obercommandos hergestellt und sogleich das Nöthige zum Einnehmen der anempfohlenen Stellung erlassen, dieselbe jedoch etwas weiter nach Osten hinter dem Andon-Bach gewählt und zwar so, daß das XII. Corps auf dem rechten Flügel sich zwischen Cléry le Grand (nahe der Maas) und Aincreville aufstellen und links davon das Garde-Corps zunächst mit dem Gros in Versammlungsformation bei Bantheville verbleibe und die Avantgarde zur etwa erforderlichen Aufnahme der Cavallerie bei Rémonville belasse.

Auch das XII. Corps sollte eine Avantgarde vorschieben und unter deren Schutze die Cavallerie-Division gegen Nouart aufklären. Für die Garde-Cavallerie war schon im 1. Befehl anbefohlen, mit Tagesanbruch vorzugehen und sich zu überzeugen, ob der Feind noch gegenüberstehe oder wo er geblieben sei.

Die 48. Brigade wurde von Stenay über Dun herangezogen, weil die Maaslinie nunmehr nur zu beobachten blieb und dazu das 2. Reiter-Regiment ausreichte. Auch das Zieten'sche Husaren-Regiment befand sich noch bei Stenay.

Die commandirenden Generale wurden auf 8 Uhr nach der Höhe südlich Aincreville beordert, wo das Weitere nach Maßgabe der Frühmeldungen mündlich befohlen werden sollte.

An ein weiteres Vorgehen konnte das Obercommando zur Zeit nicht denken. Die letzten von den Vorposten der 1. Garde-Division stammenden Nachrichten, namentlich die des Premierlieutenants v. Roon bestätigten nur die bisherige Auffassung, da eine große Anzahl feindlicher Wachtfeuer auf der Linie Bar—Fossé—Bois des Dames in der Richtung auf Stenay — also vor der ganzen Front der Armee — und ferner gemeldet wurde, daß Nouart vom Feinde besetzt sein sollte,[112]) was auch aus der

110) Darauf hat schon Sl. in dem Aufsatze über die Schlacht von Noisseville und das Gefecht von Nouart (Nr. 3 und 4 des Militär-Wochenblattes 1898 S. 98) hingewiesen. Auf diesen von kundiger Hand geschriebenen Aufsatz wird noch zurückgekommen werden.

111) Moltke, Mil. Correspondenz S. 260 und 261.

112) Meldung des Premierlieutenants v. Roon aus Rémonville 9 Uhr 30 Min. Abends. — Meldung des Rittmeisters Graf Gröben von Andevanne 9 Uhr 45 Min. Abends.

um 1 Uhr früh erhaltenen Mittheilung des XII. Corps geschlossen war. Der Sache, wenn auch nicht dem Worte nach traf das auch zu, denn ob der Feind wirklich in das tiefliegende Dorf hineingegangen oder, wie geschehen, auf der nördlich davon befindlichen Höhe Halt gemacht hatte, machte keinen Unterschied.

Dagegen ist doch vor Ausgabe des 3. Armeebefehls für möglich gehalten, daß der Feind in der Nacht von Buzancy abmarschirt sei, und in diesem Fall ein Vorgehen der Garde dahin in Erwägung gezogen worden. Aus diesem Grunde sollte sie sich vorläufig nur gesammelt bei Bantheville aufstellen, um je nach Umständen die Stellung beziehen oder den Vormarsch antreten zu können.[113])

3. Armeebefehl für den 29. August.

1) „An das Garde-Corps.
(Eing. 6½ Uhr früh.)

H.-Q. Malancourt, am 29. Aug. 70. Morg.[114])

Die bei Rémonville um 7 Uhr bereitstehende Avantgarde des Garde-Corps hat vorläufig daselbst zu verbleiben und der Cavallerie-Division als Aufnahme zu dienen. Das Garde-Corps bleibt in Rendezvousstellung bei Bantheville. Die Trains sind auf der Straße nach Varennes bis in die Höhe von Epinonville zurückzuschicken und haben daselbst zu parkiren. Um 8 Uhr wünsche ich die commandirenden Generale auf der Höhe Clairs Chênes, südlich Aincreville zu sprechen.

Albert.

Notiz. Die Wege von Rémonville nach Landres und von Landres nach Bantheville und Romagne sind zu recognosciren."

2) „An das XII. (K. S.) Armeecorps.

Abg. von Malancourt 4 Uhr M.
Angelangt in Dun 6 Uhr M.

Infolge vom Obercommando der Armee[115]) neu eingegangenen Befehles hat das Vorrücken des XII. Armeecorps auf Nouart zu unterbleiben, indem die ganze Armee-Abtheilung erst in einer defensiven Stellung Zeit gewinnen soll, den Anmarsch der anderen Corps abzuwarten. Das XII. Corps bricht sobald als möglich auf, passirt die Maas und nimmt eine Aufstellung auf dem Höhenzuge am rechten Ufer des Andon-Baches zwischen Aincreville und Cléry le Grand. Links wird das Garde-Corps sich anschließen. Gleichzeitig ist eine starke Avantgarde nach Villers devant Dun vorzuschieben und hat unter dem Schutze der Cavallerie-Division gegen Nouart zu recognosciren. Die combinirte Brigade hat die Linie Stenay—Dun nur zu beobachten und wird daher von Stenay stromaufwärts heranzuziehen sein. Um 8 Uhr . . . (wie beim Garde-Corps).

Die Trains gehen wie befohlen nach Vilosnes sur Meuse.

B. S. des Obercommandos."

3) „An das IV. Armeecorps.

H.-Q. Malancourt, 29. Aug. 1870, früh 5 Uhr.

Das IV. Armee-Corps hat in der anbefohlenen Rendezvousstellung nördlich Nantillois bis auf weitere Befehle stehen zu bleiben. Um 8 Uhr . . . (wie beim Garde-Corps). Albert."

Etwa gleichzeitig mit Ausgabe dieses Befehls theilte General v. Schlotheim den Hauptinhalt desselben und die augenblicklichen Absichten des Obercommandos dem General v. Moltke in nachstehendem Schreiben mit:

„H.-Q. Malancourt, den 29. Aug., Morg. 3¾ Uhr.
Eing. Gr. H.-Q. 29./8., 6 Uhr M.

Um 7 Uhr steht das Garde-Corps bei Bantheville, dessen Avantgarde bei Rémonville marschbereit. Die Garde-Cavallerie-Division vor Buzancy soll mit Tagesanbruch die Stellung des Feindes bei Bar recognosciren. Von dem Ergebniß der Recognoscirung wird es abhängen, ob das Garde-Corps gegen Buzancy vorrücken oder Stellung auf dem rechten Ufer des Andon R. (von Bantheville bis Aincreville) nehmen wird. In diesem Falle würde sich die Garde-Cavallerie-Division, wenn sie zurückgedrängt würde, von Bayonville über Landreville auf Landres zurückziehen. Das XII. Armee-Corps passirt um 7 Uhr die Maas bei Dun und stellt sich auf dem rechten Ufer des Andon R. (von Aincreville bis Cléry le Grand auf). Eine starke Avantgarde wird nach Villers devant Dun vorgeschoben, mit deren Unterstützung die sächsische Cavallerie-Division eine Recognoscirung von Nouart vornimmt.

(Die sächsische Cavallerie-Division ist gestern Abend 7 Uhr von Nouart bis Andevanne zurückgedrängt worden.)

Die combinirte 48. Brigade in Stenay hat Befehl erhalten, die Linie Stenay—Dun nur zu beobachten; sie wird sich mit ihrem Gros südlich Dun mehr nähern. Das IV. Armee-Corps steht früh 8 Uhr an der Straße Montfaucon—Bantheville nördlich Nantillois in einer Rendezvous-Stellung bereit.

Se. königl. Hoheit der Kronprinz von Sachsen wird von 8 Uhr an auf der Höhe Clairs Chênes südlich Aincreville sich befinden

v. Schlotheim,
Gen.-Maj. u. Chef des Generalstabes."

113) Siehe das später folgende Schreiben des Generals v. Schlotheim an den General v. Moltke.

114) Voraussichtlich um 4 Uhr M., s. Befehl an das XII. Corps.

115) Soll heißen Gr. H.-Q.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Bücherbesprechungen.

— Otto v. Bismarck als Christ. Von Paul Pasig. Mit einem Bildnisse des Kanzlers. Preis 50 ₰, in Partien von 30 Exemplaren an billiger. Leipzig 1898. Bernhard Richter's Buchhandlung. 75 S. — In einer Zeit, in welcher das Andenken an den großen Kanzler Hunderte von Federn in Bewegung gesetzt hat, in welcher die Busch'schen Memoiren so Vieles an die Oeffentlichkeit gebracht haben, was für dieselbe mindestens nicht bestimmt war und was die hellleuchtenden Blicke begeisterter Bewunderung für die heimgegangenen Größen unserer jüngsten deutschen Geschichte, wenn es möglich wäre, trüben könnte, sind Schriften, wie die vorliegende, keineswegs überflüssig. Pasig hat seinen Stoff wohl geordnet und verwendet das sichere Material der Selbstzeugnisse Bismarck's und historisch verbürgte Thatsachen, um Otto v. Bismarck's Christenthum darzustellen, das, wie der Verfasser hervorhebt, nichts Gemachtes und nach außen hin Gleißendes, sondern in den Tiefen eines wahrhaft deutschen Gemüthes gegründet war. Er beginnt mit einer den Manen des großen Todten gewidmeten Ode, schildert uns Bismarck's religiöses Empfinden im privaten Leben und im Kreise der Familie, in seinem öffentlichen und staatsmännischen Wirken, in seinem Verhältnisse zu Rom und Andersgläubigen und endlich in seinem Gefühl für „die stumme Creatur", für die Schönheit der Natur, den Wald, die Lieblingsblume und das Thier. Gerne weisen wir auf die populäre Schrift empfehlend hin. D. K.

— Simplicissimus-Album, zehntes Heft. (Juli bis September 1898.) Verlag von Albert Langen in München. Preis 1 ℳ 25 ₰. — Wieder ein Vierteljahrsheft des sauberen Münchener Wochenblattes! Eine Freude ist es uns nicht, es anzuzeigen, das werden unsere Leser uns glauben. Denn das, was der Simplicissimus unter Kunst versteht, ist in unseren Augen häßliche Fratze. Die Schilderungen vom Leben, die uns seine Geschichten und Witze entwerfen, sind so roh und gemein, daß die maßlose Uebertreibung ganz handgreiflich ist. Und der freche Ton, in dem er seinen Stolz sucht, ist uns nichts als ein Beweis für die geistige Unreife und die gedunsene Eitelkeit der Federhelden, die für das Blatt arbeiten und denen nichts ferner liegt, als die ehrliche Absicht, klärend und bessernd zu *wirken* auf die Kreise, die von dem Hohn vorzugsweise *getroffen werden*. Die Leipziger Zeitung hat nie zurückgehalten mit ihrem Urtheil über die elenden Erzeugnisse der Schmutzpresse, in der dem Simplicissimus ein hervorragender Platz gebührt. Wir können auch denen nicht Recht geben, die nicht einsehen wollen, daß der moralische Anarchismus, der hier sein Wesen treibt, für unser Vaterland eine schwere Gefahr bildet. Die geschmacklose Art, wie der Simplicissimus in Nr. 23 dieses Heftes an uns sein Müthchen kühlt, kann uns keinen Augenblick irre machen, unsere schon manches Mal, bald schärfer, bald milder, aber immer deutlich ausgesprochene Ansicht nochmals zu wiederholen: Blätter wie Simplicissimus und Jugend sind nicht blos eine Schmach und Schande für unsere Zeit, sondern sie ziehen nach unserer festen Ueberzeugung an demselben Strange wie die Parteien, deren Lebensluft der unversöhnliche Haß gegen alles Höhere und deren letztes Ziel die Vernichtung der bestehenden Cultur ist. Der äußere Erfolg aber, der große Leserkreis, dessen sich der Simplicissimus mehrfach rühmt, beweist uns noch lange Nichts dafür, daß er viele Gesinnungsgenossen im deutschen Volke habe, sondern er zeigt höchstens, wie viele Leute seine Zoten und Schamlosigkeiten mit belachen, ohne sich darüber klar zu werden, daß sie dadurch eine Mitschuld auf sich laden und mit verantwortlich sind für die giftigen Früchte, die solche verderbliche Saat früher oder später einmal zeitigen wird und zeitigen muß, wenn nicht Mittel gefunden werden, sie von Grund aus zu vertilgen.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 132. Dienstag, den 15. November, Abends. 1898.

Die Selbstthätigkeit des Königs Albert als Kronprinz im Feldzuge 1870/71.

Von Frhr. v. Hodenberg, General d. Inf. z. D. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

II. Die Führung der Maasarmee.

(Fortsetzung.)

Vollendung des Aufmarsches und Gefecht von Nouart am 29. August.

Als der Kronprinz vor 8 Uhr Morgens auf der Höhe südlich Aincreville mit den commandirenden Generalen zusammentraf, waren die zuletzt gegebenen Befehle in der Ausführung begriffen. Das XII. Corps hatte bei Stenay nur drei Escadrons des 2. Reiter-Regiments zur Beobachtung zurückgelassen und war mit dem ganzen Corps im Marsche über Dun, wo die 48. Brigade von Stenay her indessen erst um Mittag übergehen konnte, auf Villers devant Dun (Avantgarde) und Aincreville (Gros). Die Cavallerie-Division hatte den Befehl erhalten, von Andevanne nach Nouart vorzugehen.[116]) Meldungen der dahin seit 4 Uhr früh vorgeschickten Patrouillen waren noch nicht zurück. Ueber Beaumont war nach der vorigen Abends 8 Uhr in Stenay angelangten Meldung, daß der Feind dort Vorposten ausgestellt und Biwaks bezogen habe, keine weitere eingegangen.

Die Garde-Cavallerie-Division hatte die mit Tagesanbruch vorzunehmende Erkundung der 2. Garde-Cavallerie-Brigade übertragen und von dieser war zunächst eine Escadron des 3. Garde-Ulanen-Regiments seit 4 Uhr früh in Bewegung, während das Garde-Corps selbst sich bei Bouru (Avantgarde) und Vantheville sammelte. Die letzte Nachricht über den Feind besagte, daß Nouart von ihm besetzt sein solle und viele Wachtfeuer zwischen Bar und Bois des Dames gesehen seien. Die dann einlaufende Meldung der 2. Garde-Cavallerie-Brigade brachte jedoch einen vollständigen Umschwung hervor:

„Meldung bei Bayonville, 29. August, Morg. 5¾ Uhr. Eing. Gr. H.-Q. 9 Uhr M.

Die mit Tagesanbruch ausgeführte Recognoscirung, welcher der Unterzeichnete auf Befehl des Brigadecommandeurs beiwohnte, hat ergeben, daß die gestern französischerseits bei Bar innegehabte Stellung völlig geräumt ist. Der Unterzeichnete ist auf dem Biwakplatz selbst gewesen Die Marschrichtung läßt sich aus den zurückgelassenen Spuren auf dem Wege nicht erkennen. Die 4. Escadron 3. Garde-Ulanen-Regiments, welche vor Bar stehen geblieben ist, hat nach rechts und links Officierspatrouillen zur vorläufigen Aufklärung entsendet. Morgens 3 Uhr sind noch Biwakfeuer in der vorgezeichneten Richtung zu sehen gewesen und brannten 4 Uhr M. noch die Feuer in der Gegend von Boult. Wiederholt nach Nouart entsandte Patrouillen haben übereinstimmend gemeldet, daß dieser Ort schon während der Nacht nicht mehr vom Feinde besetzt gewesen ist.

v. Merckel,
Hauptmann im General-Stabe und persönlicher Adjutant
Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Albrecht Sohn."

Wort für Wort richtig, gab diese Meldung doch kein vollständiges Bild der Sachlage, denn nördlich von Nouart stand nach wie vor das 5. französische Corps[117]) und westlich von Bar, von wo allerdings die Nachhut desselben in der Nacht zum Gros abmarschirt war, noch das 7. feindliche Corps bei Germont und Boult aux Bois. — Das Obercommando mußte aber annehmen, daß der Feind überhaupt vor der ganzen Front der Armee verschwunden sei und der Kronprinz beschloß sofort ihm die zur Zeit frei erscheinende Straße Nouart—Buzancy dauernd zu verlegen und darüber hinaus seinen Verbleib schleunigst festzustellen. Er gab den commandirenden Generalen dazu Befehl und „betonte ihnen gegenüber, daß es nicht der Zweck des Vormarsches sei, den Feind zu schlagen, sondern ihn nur nach Möglichkeit aufzuhalten und festzustellen, wo er bliebe. Der eigentliche Angriff werde erst am folgenden Tage mit vereinten Kräften erfolgen."[118])

„Meldung an das Gr. H.-Q. Abg. 29. August 8½ Uhr M. Höhe Clairs Chênes südlich Aincreville. Eingang 9 Uhr M.[119])

Soeben ging die beifolgende Meldung der auf Vorposten stehenden 2. Garde-Cavallerie-Brigade ein. Infolgedessen ist das Garde-Corps sofort nach Buzancy, seine Avantgarde nach Harricourt, das XII. Corps nach Nouart, seine Avantgarde darüber hinaus in der Richtung auf die Straße Beaumont—Le Chesne, das IV. Corps nach Rémonville in Marsch gesetzt.

Die Cavallerie-Divisionen des Garde- und XII. Corps haben Befehl erhalten, die verloren gegangene Fühlung durch schnelles Vorgehen in Richtung der Straße le Chesne—Beaumont wieder zu gewinnen.

Ich lege mein H.-Q. nach Bayonville. Albert."

Im Augenblicke dieses Entschlusses schienen die Sachen gerade so zu liegen, als ob der Zusatz des Generals v. Moltke eigens für diesen Fall der sonst das Abwarten anheimgebenden Directive hinzugefügt wäre, denn da bestimmt gemeldet war, daß der vor der Front der Armee befindlich gewesene Feind die Straße Buzancy—Nouart in der Nacht verlassen habe, so wurde angenommen, daß die Besitznahme dieser Straße sogar ohne alles Gefecht erfolgen werde, was sich daraus ergiebt, daß die Cavallerie gleich darüber hinaus gegen le Chesne—Beaumont vorgeschickt wurde, um die Fühlung wieder zu gewinnen. Das Nachrücken der Armee selbst bezweckte zwar gleichfalls, den erweiterten Abstand vom Feinde zu verringern und für alle Fälle bereit zu sein, hauptsächlich aber geschah es, um dem Gegner die Benutzung der Straße Buzancy—Stenay zu verwehren und dadurch seinen wieder aufgenommenen Weitermarsch nach der Maas zu hemmen. Das war nöthigenfalls auch einen Kampf werth, den ganz zu vermeiden selbst der Wortlaut der Directive nicht verlangte, während dieses Abdrängen des Feindes von der Maas ganz im Sinne derselben war, da es den für den 30. August ins Auge gefaßten allgemeinen Angriff vorbereitete und diesen überhaupt erst ermöglichte.

Andererseits war nach den gestrigen Nachrichten über den Abmarsch starker Massen von Vouziers nach Norden keineswegs ausgeschlossen, daß die bis Abends spät vor der Front der Armee gemeldeten feindlichen Kräfte zur Vereinigung mit ersteren in nordwestlicher Richtung abmarschirt waren, weil Marschall Mac Mahon den Versuch nach Metz zu marschiren aufgegeben und in irgend einer Richtung nach Paris oder dem Norden zu entkommen trachtete. Er war bekanntlich am 28. früh wirklich zuerst dahin abgerückt und im Großen Haupt-Quartier beschäftigte man sich auch am 29. Vorm. mit dieser Möglichkeit.[120])

---

[116]) Anfangs war ihr Vorgehen von einer noch nicht erfolgten Mittheilung seitens der Garde-Cavallerie-Division abhängig gemacht und der abändernde Befehl noch unterwegs.

[117]) Die Meldung der 12. Cavallerie-Division darüber kam erst später und die nach Nouart vorgegangenen Garde-Patrouillen hatten befehlsgemäß nur bis dahin vorgefühlt und in der dunkeln Nacht nicht sehen können, daß nördlich davon feindliche Abtheilungen standen.

[118]) Holleben, Operationen der Maasarmee.

[119]) S. auch G.-St.-W. Bd. 2, S. 1016. Die Meldung wäre also nach Varennes (über 2 Meilen entfernt) in ½ Stunde gelangt. Sie ist wahrscheinlich früher als 8½ Uhr M. abgegangen.

[120]) Nach Hauptmann Helvig „Das I. Bayerische Armee-Corps 1870/71, München 1872" S. 47 und 48 hat General v. Moltke der 1. Division dieses Corps am 29. früh persönlich befohlen, nicht nach Sommerance, sondern weiter westlich nach St. Juvin zu rücken, weil die Operationen voraussichtlich andern Tages in westlicher Richtung fortgesetzt würden.

Mochte nun dieses oder der Weitermarsch zur Maas stattfinden, in beiden Fällen mußte ein Abwarten am Andon-Bach den Verlust eines Tages herbeiführen, und so kann man sagen, daß Alles zusammenkam, um im Sinne des Moltke'schen Zusatzes sofort zur Besetzung der Straße Nouart—Buzancy zu schreiten, an welcher man zur Zeit nicht einmal einen schwächeren, sondern überhaupt keinen Feind zu finden erwartete. Der Kronprinz blieb jedoch fortdauernd der allgemeinen Tageslosung eingedenk und vermied größere Kämpfe. Auch ohnedem glückte es, das 5. französische Corps auf dem linken Maasufer festzuhalten und das 7. an dem Erreichen seines Marschzieles zu hindern, so daß das erstere ganz und das letztere wenigstens theilweise am folgenden Tage noch gefaßt werden konnte. Das Vorgehen der Maasarmee und das Gefecht von Nouart allein fesselte diesen Theil der feindlichen Armee und nur dadurch wurde dessen Niederlage bei Beaumont ermöglicht. Begnügte sich die Maasarmee am 29. August mit Aufklärung durch Cavallerie, so wären die beiden südlichen wie die übrigen feindlichen Corps ohne Kampf auf das rechte Maasufer gelangt und die deutschen Armeen zu einer zeitraubenden neuen Rechtsschwenkung gezwungen worden.[121])

Dieses ergiebt sich aus einem Ueberblick über die Bewegungen des Feindes.

Die Nachricht, daß Stenay besetzt und Buzancy nach wie vor in deutscher Hand sei, hatte zwar den Marschall Mac Mahon veranlaßt, auf die Benutzung der diese beiden Orte verbindenden Straße zu verzichten und das 2 Meilen nördlich von Stenay gelegene Mouzon als Uebergangspunkt zu wählen, aber die beiden Nachts noch an oder nahe der erstgenannten Straße biwakirenden Corps führten auch am 29. August seine Befehle nur theilweise oder verspätet aus, und geriethen dadurch mehr oder weniger in Berührung mit der vorrückenden Maasarmee.

Nachdem zuerst erwähnt sei, daß das 12. Corps und die 1. Cavallerie-Division befehlsgemäß die Maas bei Mouzon überschritten, das 1. Corps nebst 2. Cavallerie-Division ebenso ihren Bestimmungsort Raucourt erreichten und daß südlich davon das 5. Corps bis Beaumont, das 7. Corps nach La Besace kommen sollte, verfolgen wir die wirklichen Bewegungen dieser beiden letztgenannten Corps.

Das 7. Corps marschirte erst um 10 Uhr Morgens aus der Gegend von Boult aux Bois ab, ließ der es umschwärmenden Garde-Cavallerie und der bei Harricourt inzwischen angelangten Avantgarde der Garde gegenüber längere Zeit eine Division stehen und sich auch mit dem zur Vermeidung eines Kampfes links ausbiegenden Gros derart aufhalten, daß es, obwohl nicht angegriffen, statt bis La Besace nur bis Oches kam.

Das 5. Corps blieb bis Nachmittags ohne neuen Befehl, weil der dazu abgeschickte Generalstabsofficier in der Gegend von Buzancy auf dem Ritt von Boult aux Bois, wo er zuerst dem 7. Corps eine Ausfertigung des Befehls zu überreichen hatte, von Garde-Cavallerie gefangen genommen wurde.

General Failly wartete deshalb bis gegen Mittag in seiner Stellung nördlich Nouart bei Bois des Dames-Belval und marschirte dann gemäß der bisherigen Weisung in zwei Colonnen auf Beaufort und Beauclair, um bei Stenay über die Maas zu gehen, was ihm auch ohne Schwierigkeiten möglich gewesen sein würde, weil dort nur Cavallerie stand. Als seine rechte auf Beauclair zustrebende Colonne[122]) indessen mit der Spitze erst bei Champy angelangt war, wurde sie durch das Erscheinen der sächsischen Avantgarde schon auf den Höhen nördlich von Nouart zur Entwickelung gezwungen. Die linke Colonne kehrte später ebenfalls um, so daß anscheinend nur Cavallerie und einige reitende Geschütze überhaupt bis Beaufort und Beauclair kamen, Nachmittags aber ebenfalls wieder zurückgingen.

General Failly führte wie sein Gegner das bei Nouart entstehende Gefecht nur mit schwachen Kräften und breitete sein Corps von Champy westlich über Fossé bis les Tironnes ferme an der Straße von Buzancy nach la Besace über eine Meile weit aus. Nachdem er endlich den Befehl, nach Beaumont zu rücken, erhalten hatte, zog er am späteren Nachmittag[123]) unter Zurücklassung von zwei Brigaden dahin ab.

Das weit auseinander gezogene Corps brauchte zu seiner Vereinigung bei Beaumont auf den wenigen und schlechten Wegen der zu durchschreitenden Wälder wegen so viel Zeit, daß die ersten Truppen erst mitten in der Nacht, die später folgende Arrièregarde erst am 30. um 5 Uhr Morgens anlangte und zwar Alle in so erschöpftem Zustande, daß der Weitermarsch des Corps bis nach Mittag verschoben werden mußte und infolge des vorher erfolgenden Angriffs sich in Flucht verwandelte.

Anderenfalls, d. h. ohne das Vorgehen des sächsischen Corps und ohne das Gefecht von Nouart hätte voraussichtlich das 5. Corps bei Stenay die Maas überschritten und konnte noch an demselben Tage südlich Mouzon den Anschluß an das dort übergegangene 12. Corps gewinnen. Daß General Failly die Absicht hatte, bei Stenay überzugehen, dafür spricht nicht allein der letzte am Tage vorher erhaltene sehr bestimmte Befehl[124]), sondern auch die Richtung seines Marsches. Es kann eingewendet werden, daß er auch sonst schon nur vor Cavallerie zurückgeschreckt ist und wieder stärkere Kräfte dahinter vermuthen konnte. Aber was sollte er, Stenay gegenüber angekommen, anders thun, als übergehen oder auf dem linken Ufer flußabwärts marschiren[125]) und auch in letzterem Falle wäre er der Gefahr allein erreicht zu werden entgangen, um so mehr als bei Verharren der Maasarmee am Andon-Bach sich der Abstand um eine Meile vergrößert hätte. Das gilt auch für das seinerseits um eine Meile weiter rückwärts als sonst gebliebene 7. Corps und so folgt, daß das Vorgehen der Maasarmee auf die Straße Nouart—Buzancy und das Gefecht bei Nouart den Erfolg hatte, daß das 5., sowie ein Theil des 7. Corps soweit hinter dem Gros der feindlichen Armee zurückblieben, daß sie am 30. noch erreicht und getrennt geschlagen werden konnten.

* * *

Nach dieser Erörterung wenden wir uns den Erlebnissen der einzelnen Theile der Armee an diesem Tage zu.

Die Cavallerie der Avantgarde des XII. Corps schickte schon kurz nach 8 Uhr die Meldung zurück, daß sie nördlich Nouart von feindlicher Infanterie angeschossen worden und nordöstlich davon bei Champy ein feindliches Zeltlager gesehen habe. Prinz Georg von Sachsen erfuhr dieses beim Vorreiten zur Avantgarde und sah, bei ihr verbleibend, schon von der Höhe östlich Barricourt aus sogar mehrere feindliche Läger. Er fand bei Nouart das von der Cavallerie-Division, deren Gros mit seiner Genehmigung bei Andevanne die weitere Entwickelung abwartete, vorgeschickte 3. Reiter-Regiment und ließ von diesem zwei Escadronen darüber hinaus vorgehen, weil es den Eindruck machte, als ob die Läger verlassen seien. Sie erhielten von der nahe nördlich des Ortes gelegenen kleinen bewaldeten Kuppe aus heftiges Infanteriefeuer und auch weiter rückwärts auf den terrassenförmig links des Wiseppebaches ansteigenden Höhen wurde es lebendig. Inzwischen marschirte die Avantgarde — 6 Bataillone (46. Brigade) und 2 Batterien — östlich Nouart auf und das Vorgehen einer Compagnie über Nouart hinaus scheiterte ebenso wie das der Reiter. Um 11½ Uhr ging nun zunächst folgende Meldung an das Obercommando ab:

„Höhe zwischen Barricourt und Tailly, den 29. August 1870 Vormittags 11½ Uhr.

Bei Pt. Champy und Gd. Champy befinden sich mehrere Zeltlager, in dem vorliegenden Thale sieht man Rauch aufsteigen, welcher auf große Wachtfeuer schließen läßt. Unter den Umständen wird die Avantgarde — Oberst Seydlitz — diesseits Nouart Stellung nehmen und den Vormarsch des Gros abwarten. Bitte um weitere Befehle.

Georg, H. z. S., Gen.-Lt."

Eine feindliche Cavallerie-Brigade kam zwar in Sicht und

---

[121]) Sl. in Nr. 4 des Mil.-Wochenblatts 1898 und Kriegslehren von General d. Inf. von Scherff 6. Heft, Berlin 1897, S. 162. Nach letzterem Werk konnte die gesammte feindliche Armee dann am 30. mit dem rechten Flügel bei Stenay, mit dem linken bei Remoiville unweit Jametz (3 Meilen nordöstlich von Dun) angelangt sein.

[122]) Cavallerie-Brigade Brahaut und Division Guyot des Lespart.

[123]) Der Abmarsch ließ sich von deutscher Seite nicht einsehen und die französischen Quellen geben die Zeit verschieden an.

[124]) Opérations et marches du 5e corps par le Général de Failly. S. 39. Aus diesem schon früher angeführten Befehl sind folgende Stellen hervorzuheben: Le Chesne 28 août. Il est de la plus haute importance que nous traversions la Meuse le plustôt possible; poussez donc ce soir, dans la direction de Stenay, aussi loin que vous le pourrez .... nous marchons sur Montmédy pour délivrer le maréchal Bazaine. Attendez-vous à rencontrer une vigoureuse résistance pour enlever Stenay.

[125]) General Failly selbst drückt sich sehr unklar aus und spricht abwechselnd von einem Marsche auf Stenay (S. 44), wie davon, er habe bei Beaufort und Beauclair den Befehl zum Angriff auf Stenay abwarten sollen. Siehe dessen Erzählung über eine Unterredung mit einem Officier vom Stabe Mac Mahon's am 28. Nachm. bei Bois des Dames S. 41 u. 42. — Ein Abwarten bei erstgenannten beiden Orten hätte die Lage des 5. Corps übrigens nur verschlimmert.

sogar ins Feuer des rechten Flügels der Avantgarde;[126]) auch wurde beobachtet, daß sich bei Champy und nördlich Nouart kleinere feindliche Abtheilungen vorwärts bewegten, der gegenüberliegende Höhenzug ließ sich aber nicht einsehen und da er auf beiden Flanken durch Waldungen begrenzt war, auch von den Flanken aus nicht ermitteln, was eigentlich gegenüberstehe. Prinz Georg ließ deshalb gemäß des erhaltenen Befehls, den Feind nach Möglichkeit aufzuhalten und festzustellen, wo er geblieben wäre, ohne die Antwort auf seine an das Obercommando gerichtete Anfrage abzuwarten, die Avantgarde weiter vorgehen.

Als infolge dessen zunächst 2 Bataillone des 103. Regiments nach Ueberschreiten des sumpfigen Baches gegen 1 Uhr auf dem anderen Ufer erschienen, eröffneten mehrere Batterien bei Champy, ebenso die in den Vor-Stellungen und auf den Höhen befindliche feindliche Infanterie ein sehr heftiges Feuer. In raschem Vorgehen warf trotzdem das durch 2, später 4 Batterien unterstützte 103. Regiment mit drei Compagnien den Feind aus der Waldkuppe nördlich Nouart heraus, kam ihm in der Besetzung des südöstlich Gd. Champy gelegenen Birkenwäldchens zuvor und wies hier mehrere Angriffe überlegener französischer Infanterie[127]) zurück. Dabei traten auf dem rechten Flügel nach und nach 8 Compagnien unter dem Regimentscommandeur Oberstlieutenant Dietrich ins Gefecht,[128]) von denen die zuerst vorgedrungenen sich bald verschossen. Ihre zeitweilig schwierige Lage ließ sich auch von rückwärts erkennen. Es rückte deshalb ein Bataillon des 102. Regiments die Höhe herunter und die beiden anderen wurden auf dieser entwickelt. — Mittlerweile war die feindliche Artillerie auf 3 Kanonen- und eine Mitrailleusenbatterie angewachsen und auch von den Terrassen von Gd. Champy bis über den Weg Nouart—Bois des Dames hinaus feuerten trotz der großen Entfernung mehrere über einander liegende französische Infanterielinien, welche fast nur an den aufsteigenden kleinen Pulverwölkchen zu erkennen waren.

Um 2½ Uhr war unterdessen auf die Meldung der beim Vormarsch nach Montigny sur Meuse entsandten Escadron, daß andere feindliche Abtheilungen in der rechten Flanke zwischen dem Corps und der Maas Beauclair und das nahe südlich davon liegende Halles besetzt hätten und sich dort stärkere Colonnen anscheinend im Marsche nach Osten zeigten, der 45. Brigade befohlen, hinter den rechten Flügel der Avantgarde zu rücken und die Höhe auf dem linken Ufer des Tailly-Baches zwischen Tailly und dem Bois de Nouart mit Front nach Osten zu besetzen. Bei dieser Unsicherheit in der Flanke und da auch die 48. Brigade noch nicht zur Stelle, war ein weiteres Vorgehen wenigstens zunächst überhaupt ausgeschlossen, weil die Stärke des in der Front sichtbar gewordenen Feindes auf eine Division geschätzt wurde und dahinter noch Reserven zu vermuthen waren. Der Prinz hielt es deshalb für gerathen, um nicht gegen seinen Willen in ein größeres Gefecht verwickelt zu werden, dasselbe jetzt abzubrechen und so auch weiter nach der inzwischen auf seine Anfrage vom Obercommando erhaltenen Weisung zu handeln, welche wie folgt lautete:

„An das XII. Corps.

Abgang 29. August 12¾ Uhr (von Bayonville).

Nach Ankunft des Gros hat die Avantgarde durch Nouart vorzugehen und aufzuklären, in welcher Stärke der Feind gegenübersteht. Sollte derselbe zu stark sein, so biwakirt das Corps auf den Höhen bei Barricourt, Avantgarde besetzt Nouart. Buzancy ist vom Garde-Corps besetzt und bei Boult aux Bois zeigt sich noch ein Infanterielager. Wie steht's bei Stenay und Beaumont? Albert."

Der Commandeur der Avantgarde, Oberst v. Seydlitz, bekam also 3 Uhr Befehl, auf die Höhe zurückzugehen, und da der Feind schon etwas früher den gleichen Entschluß gefaßt und mit den südlich Champy befindlichen Theilen dahin zurückgegangen war, so wurde der Abzug nur durch Fernfeuer belästigt.

Während so das Infanteriegefecht gegen 4 Uhr N. erstarb und nur noch die französischen Batterien wirkungslos bis zum Abend feuerten, was der weiten Entfernung wegen nur durch einzelne Schüsse erwidert wurde, ging um diese Zeit die mittlerweile herangeholte Cavallerie-Division unter dem Rückhalt von 2 Compagnien in Nouart und dem in die frühere Stellung des 103. Regiments vorrückenden 102. Regiment in die linke Flanke vor. Es stellte sich dabei heraus, daß der Feind jetzt seinen rechten Flügel bis nördlich Fossé ausgedehnt hatte. Hier und an der Côte Jean war Infanterie entwickelt, rückwärts bei les Tironnes ferme und Belval standen größere Colonnen. — Das schon Vormittags auf Befehl des Avantgardencommandeurs ebenfalls über Fossé nach St. Pierremont—Oches geschickte 1. Reiter-Regiment hatte den Weg noch frei gefunden. Seine Meldereiter und später das Regiment mußten aber infolge der durch den Feind unterbrochenen Verbindung einen großen Umweg nach Westen über Buzancy machen. Etwa 6 Uhr N. gelangte aber die Nachricht an den Prinzen Georg, daß bei Pierremont ein feindliches Corps im Lager stände.

Inzwischen hatte die in der rechten Flanke befindliche Cavallerie erneut und wiederholt die Anwesenheit des Feindes in der Gegend von Beauclair[129]) gemeldet, welcher die Reiterpatrouillen auch mit Artillerie beschossen hatte. Andererseits war noch nicht gemeldet, daß die Verbindung mit dem 2. Reiter-Regiment bei Stenay hergestellt sei. Demnach schien es so, als ob es sich noch um einen thatsächlich schon bei Eintreffen der ersten Meldung eingestellten Weitermarsch zur Maas handle und Stenay vielleicht schon erreicht sei.

Prinz Georg hielt zwar auch jetzt noch die Ansicht fest, daß der Feind höchstens mit kleinen Abtheilungen sich der Maas so weit genähert habe[130]), gab aber, um auf alle Fälle einem doch stattfindenden Weitermarsch des Feindes nach Stenay kräftig entgegenzutreten, um 5 Uhr Befehl an das zur Zeit zur Deckung der eigenen rechten Flanke bei Tailly aufgestellte Gros der 23. Division (8 Bataillone, 2 Batterien), mit 2 Escadronen des 3. Reiter-Regiments nach Halles und Beauclair aufzubrechen.

General v. Montbé hatte seinerseits schon vorher, des für Cavallerie schwierigen Geländes wegen, Infanterie-Abtheilungen dahin vorgehen lassen und dadurch erfuhr Prinz Georg um 6½ Uhr, daß jetzt Halles, Beauclair und Beaufort unbesetzt und überhaupt nirgends ein Feind mehr angetroffen sei. Zwei Bataillone und eine Escadron verblieben indessen Nachts bei Halles und Tailly und davon rückte am anderen Morgen früh ein Bataillon nach Stenay ab, um der dortigen Cavallerie einen Rückhalt zu geben.

Wie weit die linke nördliche Colonne des 5. französischen Corps nach Osten gekommen ist, ließ sich nicht feststellen. Nach Beginn des Gefechts bog sie rechts ab um einzugreifen und drehte dann nach Belval um, weil der schlüpfrige Boden das Fortkommen der Artillerie verhinderte. Diese Colonne marschirte hinter den Höhen und zeitweise im Walde und so ist zwar ihr Vormarsch, nicht aber ihr weiterer Verbleib beobachtet worden. Vor ihr marschirte jedoch das 5. Husaren-Regiment mit 2 reitenden Geschützen schon früh Morgens bis Beaufort und erst um 4 Uhr Nachm. wieder zum Corps zurück. Es hatte auch seine Geschütze gegen die sächsischen Cavallerie-Aufklärungen in Thätigkeit gebracht und die Husaren waren im Laufe des Tages über Beaufort hinaus auch nach Beauclair vorgegangen und in der Gegend beider Orte in Berührung und ins Gefecht mit den sächsischen Reitern getreten.[131])

Die Unthätigkeit des gleichwohl anscheinend dem XII. Corps in der Front gegenüber stehen bleibenden Feindes legte an und für sich am späteren Nachmittage den Gedanken an eine Offensive nahe. Sie wurde auch erwogen, schon im Hinblick auf die allgemeine Lage indessen unterlassen.[132]) Das XII. Corps blieb deshalb in seiner Stellung, beließ die 48. Brigade in Villers devant Dun, 1 Meile südlich von Nouart, und meldete 7½ Uhr an das Obercommando:

„Die feindlichen Kräfte bei Nouart waren anfangs gering, betrugen später mindestens 1 Division mit 5 Batterien, 1—2 Mitrailleusenbatterien und 2 Cavallerie-Regimenter. Das Corps ist im Besitz von Nouart. Bei St. Pierremont steht ein feindliches Armeecorps im Lager. Georg, H. z. S., Glt."

(Eing. im Gr. H.-Q. 30. Aug. früh 5 Uhr.)

---

[126]) Die an der Spitze der rechten Colonne sich befindende Cavallerie-Brigade des Corps kam von Champy auf der Straße nach Beauclair über die Wiseppe, stieg westlich des Bois de Nouart die Höhe hinauf und verschwand nach erhaltenem Feuer in nördlicher Richtung.

[127]) Nach Dick de Lonlay sind überhaupt das 17., 68. und Theile der anderen Regimenter der Division Guyot de Lespart vorgenommen worden. Uebereinstimmend damit giebt ein Officier dieser Division in Wimpffen S. 113 an, daß 3 bis 4 Regimenter am Gefecht betheiligt gewesen sind, vorzugsweise das 17. Regiment bei Champy.

[128]) Eine Compagnie hielt Nouart besetzt.

[129]) Richtiger Beaufort. Die ähnlich klingenden Namen sind in den Meldungen mehrfach verwechselt worden.

[130]) Holleben, Operationen der Maasarmee.

[131]) Dick de Lonlay I S. 320, 321 u. 316. — Der Verlust betrug auf deutscher Seite nur 1 Mann todt.

[132]) Holleben, Operationen der Maasarmee.

Oberstlieutenant v. Brandenstein vom Großen Haupt-Quartier war Nachmittags längere Zeit bei Nouart gewesen und hatte dann dem Obercommando in Bayonville, wohin er sich zunächst zurückbegab, Näheres mitgetheilt. Der gegen Abend beginnende Abmarsch des gegenüberstehenden 5. feindlichen Corps ließ sich nicht einsehen und wurde durch zwei bis zur Nacht stehen bleibende Brigaden verschleiert.

* * *

Bei der Garde war es dem Rittmeister Zimmermann mit der 4. Escadron 3. Garde-Ulanen-Regiments bald gelungen, zu ermitteln, daß der Feind von Var zwar abmarschirt, weiter westlich aber noch in stärkeren Massen verblieben war. Seine Patrouillen stießen auf die bis 10 Uhr bei Boult aux Bois — Germont verbleibenden Theile des 7. Corps, deren am Nachmittag und Abend des vorigen Tages erfolgtes Vorrücken dahin von Quatre Champs aus durch das zu dieser Zeit noch westlich Buzancy stehende 5. Corps gedeckt und nicht beobachtet war.[133]) Vorwärts letztgenannten Dorfes vertrieb zunächst Lieutenant v. Plessen, unterstützt durch den Zug des Lieutenants v. Woyrsch, eine Chasseur-Abtheilung und nahm einen abgesessenen Officier gefangen, welcher sich als Generalstabsofficier Marquis de Grouchy auswies und mit der ihm abgenommenen, Befehle enthaltenden Brieftasche an das Obercommando und von diesem an das Große Haupt-Quartier abgeführt wurde.[134]) Dann wurden mehrere Läger bei Germont entdeckt und die inzwischen bei Harricourt vereinigten 3. Garde-Ulanen warfen dahin ein feindliches Cavallerie-Regiment zurück. Zwei weiter vorgezogene Escadronen des 1. Garde-Ulanen-Regiments endlich sahen eine stärkere, in nördlicher Richtung durch Autruche hindurchziehende Colonne, begleiteten sie und beobachteten, daß ein Theil in diesem Orte Halt gemacht hatte.

Das Gros der Garde-Cavallerie hatte inzwischen bei Harricourt Stellung genommen, hinter ihr die Avantgarde der 1. Garde-Division, deren Gros Mittags bei Buzancy aufmarschirte, während die 2. Garde-Infanterie-Division bis Thénorgues vorrückte. Auch ihre bis Briquenay vorgehende Avantgarde hatte westlich von Germont bei Boult aux Bois feindliche Läger gefunden und unterwegs von 11 Uhr an starke feindliche Colonnen, deren Ende nicht abzusehen war, durch Autruche nach Norden sich weiterbewegen sehen.

Der Commandeur der Garde-Cavallerie-Division meldete darüber um 10 Uhr und um 12½ Uhr:

1) „Rémonville 10 Uhr Vorm. 29. 8. Bei Boult aux Bois (östl.) stehen drei große Biwaks (2 Infant. 1 Cav.-Rgt.).

Graf v. d. Goltz"

2) „Harricourt 29. 8. 12½ Uhr. Der Feind hat Germont und Autruche besetzt. Hinter dieser Linie findet der Abmarsch von Truppen aller Waffen statt und zwar von Autruche auf der Straße nach Beaumont. Meldung von der nach Beaumont entsandten Escadron ist noch nicht eingegangen. Graf v. d. Goltz."

Nach der Richtung Beaumont waren thatsächlich früh nur Officierspatrouillen der 4. Escadron 3. Garde-Ulanen-Regiments abgeschickt, weil die Escadron, deren erfolgreiche Thätigkeit schon erwähnt ist, ihre Kräfte zusammenhalten mußte, und erstere meldeten später aus der Gegend von Sommauthe, daß sie in dieser Gegend auf mehr als eine dort ruhende Brigade Infanterie nebst Cavallerie, d. h. auf den rechten Flügel des dem sächsischen Corps gegenüberstehenden Generals Failly gestoßen sei.

Prinz August von Württemberg beschränkte sich im Sinne der erhaltenen Befehle auf Beobachtung des etwa 4000 Schritt vor seiner Front vorbeimarschirenden Feindes, fragte aber, als dieser Flankenmarsch auch gegen 2 Uhr noch nicht beendet war und die Stärke deshalb mehr als ein Corps zu betragen schien, in folgender Meldung noch beim Obercommando an, ob es seine bisherige Absicht noch aufrecht erhalte.

„Höhe von Buzancy, 2 Uhr Nachmittags.

General Pape meldet von Var aus, 1½ Uhr Nachmittags: Der Feind marschirt andauernd, also mit mehr als einem Corps[135]) in einer fortwährenden Doppelcolonne seit etwa 2 Stunden über Authe gegen le Chesne, ob er weiterhin gegen Beaumont abbiegt, muß noch aufgeklärt werden. — Die Garde-Cavallerie-Division kann füglich über Var nicht weiter vorgehen, ohne in feindliches Artillerie- und Infanteriefeuer zu kommen. Es handelt sich darum, zu wissen, ob es in der Absicht des Obercommandos liege, über Var mit dem Corps offensiv zu werden, oder durch einen Rechtsabmarsch in das Gefecht bei Nouart einzugreifen, wodurch freilich der Straßenknoten von Buzancy entblößt würde. Eine Offensive über Var hinaus würde nur unter sehr ungünstigen Umständen stattfinden können.

August, Prinz von Württemberg."

Das Obercommando erwiderte darauf:

„Abg. den 29. Aug. 2 Uhr 15 Min. von Bayonville. Eing. 3½ Uhr Buzancy.

Es liegt nicht in der Absicht, den Feind von Var aus anzugreifen, sondern nur sich in der Stellung Buzancy-Var zu behaupten. Ebensowenig kann die Cavallerie-Division unter diesen Umständen jetzt schon weiter vorgehen, sie hat nur die Aufgabe, die Fühlung mit dem Feinde, wenn er ganz abgeht, nicht zu verlieren.

Ein Eingreifen in das Gefecht bei Nouart — wenn es nicht größere Dimensionen annimmt — wird auch nicht beabsichtigt.

Albert."

Demgemäß verharrte die Garde auch ferner im Allgemeinen in ihrer Stellung und schickte auch der mit der 2. Garde-Cavallerie-Brigade auf Autruche vorgehenden reitenden Abtheilung Befehl, kein Artilleriegefecht herbeizuführen. Außer dieser, die feindlichen Colonnen in der rechten Flanke begleitenden Brigade ging jedoch auch Cavallerie vor, um über den Stand des Gefechts bei Nouart aufzuklären, welches sich seit Mittag hörbar gemacht hatte. Dahin folgte den schon bald nach Beginn des Kanonendonners vom General v. Pape abgeschickten Garde-Husaren um 5 Uhr die 1. Garde-Cavallerie-Brigade. Sie fanden wie von der anderen Seite her die sächsische Cavallerie, nördlich Fossé den rechten Flügel des 5. französischen Corps und in der Gegend von Oches Theile des 7. Daß dieses dort und bei St. Pierremont Läger beziehe, hatte Rittmeister v. Scholten, welcher ihnen mit 2 Escadrons 1. Garde-Ulanen ferner an den Sohlen blieb und auch anderen Tages folgte, schon 5 Uhr von Fontenois aus beobachtet.

Die 2. Garde-Infanterie-Division hatte der commandirende General 3 Uhr Nachmittags eine Rechtsschwenkung machen und dabei, um seinen rechten Flügel nöthigenfalls angriffsweise unterstützen zu können, soweit vorrücken lassen, daß sie mit ihrer Avantgarde südlich Germont und dem Gros bei Briquenay Front nach Norden in gleiche Höhe mit der 1. Garde-Division kam. Ihre nach Norden und Westen streifende Cavallerie fand keinen Feind, wohl aber zeigten sich von Süden her bayerische, sowie württembergische Patrouillen und die Spitzen des V. preußischen Corps, ein willkommenes Zeichen des weiteren Aufmarsches.

* * *

An die vordere Linie war das IV. Corps schon Mittags auf ¾ Meile, mit der 7. Division nach Rémonville und Andevanne, mit der 8. nach Bayonville und dem nahe südlich davon liegenden Chennery herangerückt.

Von den der Maasarmee für diesen Tag überwiesenen beiden bayerischen Corps stand das I. schon um 9 Uhr Vormittags mit der 2. Division nördlich Sommerance, während die ihr folgende 1. Division auf persönliche Weisung des Generals v. Moltke dann links davon bei St. Juvin aufmarschirte.[136]) Beide Orte liegen 1½ Meile südlich von Buzancy. — Erheblich später langten beide Divisionen und das General-Commando des II. bayerischen Corps ¼ Meile weiter südlich auf dem linken Aireufer bei Marcq an, die 3. Division, welche links neben der 4. nach Chevières zu biwakirte, erst gegen 9 Uhr Abends. Der Marsch war wegen der schlechten Straßenverbindungen und engen Hohlwege in den Argonnen beschwerlich gewesen.[137]) Auch die zuerst angekommenen

[133]) Genauer gesagt, marschirte das 7. Corps von seinen früher mitgetheilten Nachtstellungen aus, am 29. mit der 1. Division von Quatre Champs über Brieulles, mit der 3. von Belleville und mit der 2. von Boult aux Bois nach Oches. (Bibesco S. 81 u. 82 und Meldung 2 der 6. Cav.-Division in G.-St.-W. Bd. 2 S. 259* u. 260*.)

[134]) Seine Papiere wurden vor ihm beschleunigt über das General-commando an das Obercommando befördert und gelangten auch in das Gr. H.-Q. — Auch ein ferner gefangen genommener Intendantur-hauptmann Baquier hatte Befehle bei sich, welche ebenfalls zurückgelangten, sich aber in der Hauptsache auf die Verpflegung bezogen.

[135]) Das 7. französische Corps hatte 3 Infanterie- und eine Cavallerie-Division, zusammen 40 Bataillone, 24 Escadronen und 168 Geschütze, einschließlich der Mitrailleusen. Da es zudem wegen der Nähe des Feindes mit starken Theilen vorübergehend halten blieb, so mußte es so scheinen, als ob mehr als ein Corps vorbeimarschire. S. auch die strategischen Briefe des Prinzen Hohenlohe, welcher Augenzeuge war.

[136]) S. Das I. bayerische Armee-Corps 1870/71 von Hauptmann Helvig, München 1872, S. 47.

[137]) Mittheilung des königl. bayerischen Kriegsarchivs. — Oberstlieutenant Heilmann in „Antheil des 2. bayerischen Armee-Corps an dem Feldzug 1870/71", München 1872, giebt ebenfalls S. 130 Marcq für beide Divisionen an, während er an anderer Stelle (S. 35) das nahe Cornay anführt. S. auch G.-St.-W. S. 1106. — Marcq, auf der Karte nicht angegeben, liegt nahe südlich von St. Juvin am linken Aireufer.

4. Division wird deshalb an diesem Tage nicht mehr über Marcq hinaus verwendungsfähig gewesen sein.

Ueber das IV. preußische und I. bayerische Corps, welche nur einen Marsch von 2 Meilen Luftlinie zurückgelegt hatten, hätte das Obercommando jedoch Nachmittags weiter verfügen können.

Aus den schon wörtlich angeführten Antworten des Kronprinzen auf die Anfragen der beiden vorderen Corps geht aber schon hervor, daß er nicht beabsichtigte zum Angriff zu schreiten, und da diese keiner Unterstützung bedurften, so wurde es nicht nöthig, die zwei Reserve-Corps näher heranzuziehen.

In seiner bisherigen Auffassung war er durch die Kenntniß der Bewegungen der Armee von Châlons bestärkt worden, welche sich aus den Papieren des bei Harricourt gefangen genommenen französischen Generalstabsofficiers ergaben. Darin stand u. A., daß das 1. und 12. Corps schon am 28. August le Chesne und la Besace erreicht und das 7. und 5. Corps am 29. August nördlich nach la Besace und nach Beaumont abrücken sollten. Ueber das, was den beiden erstgenannten Corps für den 29. August befohlen war, enthielten sie zwar Nichts[138]), aber es ließ sich auch ohnedem erkennen, daß Marschall Mac Mahon den Uebergang bei Stenay aufgegeben hatte und die dahin in Marsch gewesenen Corps nördlich an die Straße le Chesne—Beaumont heranzog, was nach den Meldungen der Garde auch von Germont über Autruche bereits im Gange, weiter östlich aber durch das Gefecht bei Nouart vorläufig verhindert war. Unklar blieb nur das Verhalten des 1. und 12. Corps, sie konnten der Maas zu weiter marschiren, ebensowohl aber das Herankommen der andern abwarten oder diesen sich nähern.[139])

Der Kronprinz, welcher überhaupt schon auf eigene Verantwortung zur Besitznahme der Straße Buzancy, wie sie in dem Zusatz des Generals v. Moltke kurz bezeichnet wird, geschritten war und von Anfang an damit nichts Weiteres beabsichtigte als dem Feinde den Uebergang bei Stenay zu verbieten oder ihm an der Klinge zu bleiben, wenn ein Abmarsch von der Maas weg stattfinden sollte, sah also diese Ziele erreicht und ließ es sich daran genügen. Das Uebergehen zum Angriff, wozu allerdings vier Corps Nachm. bereit waren, hätte nur in Frage kommen können, wenn die allgemeine Lage sich inzwischen derart verändert hätte, daß sie das Anstreben eines höchstens zu erreichenden Theilerfolges gefordert hätte. Sie verlangte jedoch mehr als je die Verschiebung des Angriffs im Verein mit der III. Armee auf den nächsten Tag, weil der Kronprinz nunmehr die ganze feindliche Armee gerade vor sich wußte.

Das Obercommando hielt deshalb auch im Verlaufe des Tages den bei Aincreville gefaßten Entschluß fest. Es handelte am 29. Aug. selbstthätig, aber innerhalb der Grenzen und im Sinne der erhaltenen Directive. Es erzielte aber gerade dadurch seinen großen Erfolg und wäre auch in der Lage gewesen, sich der ganzen Armee von Châlons gegenüber in der innehabenden Stellung zu behaupten, falls diese angegriffen haben würde. Die Ueberlegenheit des Feindes war eine so geringe, daß es vollauf dazu befähigt gewesen sein würde, selbst wenn auf beiden Seiten gleichwerthige Verhältnisse angenommen werden könnten. Scherff[140]) sagt deshalb ganz richtig, daß die Lage günstiger gewesen sein würde als bei Mars la Tour und in wie hohem Maße das zutrifft, leuchtet bei einem Vergleich der Kopfstärke ein[141]), sowie bei Berücksichtigung des Umstandes, daß die Maasarmee sich auf die Vertheidigung beschränken konnte, während am 16. August bis zum Abend vielfach angriffsweise verfahren und der Kampf gegen eine fast doppelte Uebermacht trotzdem glorreich durchgeführt wurde. Von Aussichten auf einen Sieg des Feindes am 29. kann also nicht gesprochen werden.

* * *

Dem das Verhalten der Maasarmee, im Gegensatz zu allen sonstigen Urtheilen, abfällig besprechenden General Woide[142]) sind schon General v. Scherff und Kl. entgegengetreten und auf ihre Beweisgründe ist bereits an verschiedenen Stellen Bezug genommen worden. Ersterer hat nachgewiesen, daß die selbständige Entschlußfassung des Kronprinzen, bis zur Straße Nouart—Buzancy vorzugehen, einerseits der Sachlage angemessener war als das abwartende Verhalten, wie andererseits allen möglichen Fällen (Eventualitäten) am besten gerecht geworden wäre und daß auch die Thatsachen dieser Beweisführung unterstützend zur Seite stehen.[143])

Letzterer kommt in gleich überzeugender Weise zu dem Schluß, daß durch das nach Woide strategisch nicht gebotene Gefecht von Nouart und durch das Vorgehen des Garde-Corps nach Buzancy eine wesentliche Vorbereitung des Tages von Sedan herbeigeführt wurde[144]), sowie daß die behauptete Gefahr einer eigenen Niederlage keineswegs drohte. Er setzt auch auseinander, daß sonst der von Woide für den 30. geplante Vormarsch von 8½ deutschen Armeecorps ein Luftstoß geblieben und nun beide deutsche Armeen zu einer erneuten zeitraubenden Rechtsschwenkung veranlaßt worden wären.

Wir verdanken General Woide das hohe Lied von der Selbständigkeit der deutschen Führer aller Grade, die vorzügliche Vorbereitung für den Krieg, wie die deutsche Kriegführung selbst, die Feldherren und insbesondere auch der Kronprinz, namentlich in Bezug auf seine selbständige Entscheidung der Schlacht von Gravelotte—St. Privat werden von ihm hoch gefeiert, das Unzutreffende seiner Studie über Nouart, sowie anderer Urtheile und Angaben geht aber, auch ohne daß es besonders erwähnt ist, aus der vorangegangenen und noch folgenden Darstellung hervor. Unter Hinweis auf dieselbe ist deshalb nur noch zu bemerken, daß Prinz Hohenlohe, welchem Woide den einzigen zu seinem Gedankengang passenden Satz entnimmt, an anderer Stelle wörtlich sagt: „Es war also unbedingt geboten, daß die Maasarmee ihren Vormarsch gegen die südlichste der beiden feindlichen Marschstraßen fortsetzte, wenn ihr keine feindliche Uebermacht gegenübertrat." Er betont ferner, daß ihr freigestellt war, diese Straße auch durch Kampf zu gewinnen, wenn sich dieser Kampf nicht gerade in eine allgemeine Schlacht entwickelte, daß man sich in der That kaum einen schwierigeren Entschluß als den des Obercommandos der Maasarmee denken könne, daß die selbständige Art, wie es den erhaltenen Befehl auffaßte, der Billigung des Großen Haupt-Quartiers sicher war und daß endlich gerade in der von Woide gemißbilligten Heranziehung der 48. Brigade von Stenay ein weiterer Beweis dafür läge.[145]) Woide führt dagegen nur an, daß Prinz Hohenlohe die Möglichkeit eines Theilerfolges der Franzosen gegen das Garde- und XII. Corps am 29. zugäbe, was sich aber auf eine gedachte

---

[138]) Diese Angaben sind folgendem beim General-Commando des Garde-Corps angefertigten Actenstück entnommen und mehr scheint überhaupt nicht ermittelt zu sein.

„H.-Q. Buzancy 29. Aug. 1870.

Nach den Notizen in beifolgender Brieftasche eines Gefangenen

	sollte erreichen am 28.	hat erreicht	für den 29.
7. Corps	Buzancy	—	la Besace
5. „	Nouart	—	Beaumont über Sommauthe
12. „	Beaumont	la Besace	?
1. „	Grandes Armoises	le Chesne	?

Das 5. Corps hat seine 3 Divisionen zu Stelle.

v. Wangenheim."

(Oberstl. u. Cdr. der Ing. u. Pioniere des Garde-Corps.)

In Wirklichkeit hatte das 5. französische Corps nur 2½ Divisionen, die Brigade Lapasset befand sich in Metz.

[139]) Thatsächlich marschirten sie nach Norden, das 1. Corps bis Raucourt, das 12. Corps bis Mouzon, wo es wie die 1. Cavallerie-Division die Maas überschritt.

[140]) Kriegslehren 5. Heft S. 167.

[141]) Es konnten sich am 29. August gegenüberstehen:

Deutsche (Maasarmee*) und I. Bayer. Corps) . . .	83030 Gew.	10300 Säbel	384 Gesch.
Franzosen (ganze Armee von Châlons)	91000 „	10000 „	468 „ darunter 90 Mitr.

Es standen sich bei Mars la Tour gegenüber nach Einzelschrift 11. S. 656:

Deutsche	62000 Gew.	10900 Säbel	228 Gesch.
Franzosen	99100 „	14300 „	486 „ darunter 54 Mitr.

[142]) Die Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870 von Woide, Gen.-Lieut. im russischen Generalstabe II. Uebersetzung von Klingender, Major im Generalstabe. Berlin 1896.

[143]) Kriegslehren 5. Heft. u. A. S. 167 u. 168.

[144]) Zu demselben Endergebniß kommt die kritische Abhandlung: Das Gefecht von Nouart von Oberlieutenant Mayerhoffer, Wien 1896, S. 67, ebenso C. v. H. im Organ der mil.-wissensch. Vereine 47. Band Wien 1893 S. 87—90, was der Vollständigkeit wegen bemerkt wird.

[145]) Strategische Briefe II S. 154—169.

---

*) 5. u. 6. Cavallerie-Division bei III. Armee und nicht mitgezählt.

Defensivschlacht am Andon-Bach bezieht, falls die Maasarmee eben nicht bis Nouart—Buzancy vorgegangen wäre.[146]) Diese Bemerkung würde zwar auch für die weiter vorn liegende wirkliche Stellung der Maasarmee, wie nebenbei gesagt für jeden Kampf, Giltigkeit haben, richtet sich aber doch nicht gegen das Vorgehen derselben und es folgt darauf die weitere, daß der Feind trotz eines etwaigen Anfangserfolges vor den herbeieilenden anderen deutschen Streitkräften doch am 30. den Rückzug angetreten haben würde. Nach dem früher Gesagten braucht zudem dieser wohl mögliche, aber keineswegs wahrscheinliche Fall nicht weiter verfolgt zu werden.

Hier war nur festzustellen, daß Prinz Hohenlohe auch in Bezug auf den 29. über den Kronprinzen nur Worte größter Anerkennung und hohen Lobes hat.

Thatsächlich ist aber auch der Vormarsch, wie das Nichtübergehen zum eigentlichen Angriff ein glänzendes Beispiel einer unter schwierigen Verhältnissen bewiesenen selbstbewußten, aber die erhaltenen Directiven, wie die allgemeine Lage stets berücksichtigenden und deshalb in richtigen Schranken bleibenden erfolgreichen Selbstthätigkeit.

[146]) Vergleiche S. 268 u. 154.

(Fortsetzung folgt später.)

Bücherbesprechungen.

Literarische Sammelwerke.

— Italienische Literatur. Fast alle größeren Verlagsbuchhändler Italiens geben jetzt Sammlungen kleiner billiger Bände von Schriften bekannter Autoren heraus, so auch die äußerst rührige Firma von Niccolò Giannotta in Catania. Es sind dies meist Sammlungen von Schriften, denen man bereits in Tagesblättern und Zeitschriften begegnet ist. Geschieht die Auswahl mit geschickter Umsicht, so sind das sehr verdienstvolle Unternehmungen. Mancher Aufsatz, der in einem Provinzblatt erschienen ist, wird auf diese Weise der Vergessenheit entrissen. Italien besitzt kein literarisches Centrum, fast alle bedeutenderen Zeitungen haben eine literarische Sonntagsausgabe, doch, obgleich gesondert verkauft, ist ihr Absatzgebiet meist ein locales und nur einzelne wie der Fanfulla della Domenica und wenige andere erfreuen sich einer allgemeinern Verbreitung. In den bereits erschienenen, auch in diesem Blatt besprochenen Bändchen sind die allerersten Namen des literarischen Italiens vertreten. Jetzt liegen weitere vor uns: Italia e Grecia von Felice Cavalotti. Der im vergangenen Winter im Zweikampf gefallene Autor hatte sich für die Sache der Griechen und der Candioten während des türkisch-griechischen Feldzugs begeistert. Ein beredtes Zeugniß hiervon ist die Rede Pro Candia, ferner die Gedächtnißrede auf den in der Schlacht bei Domokos gefallenen italienischen Abgeordneten Antonio Frati. Als Dichter voll Feuer, als Parlamentarier voll kampflustiger Beredtsamkeit und als Mensch ein warmer Fürsprecher aller Unterdrückten finden sich alle diese Züge auf den vorliegenden Seiten ausgedrückt, mit deren Veröffentlichung er gerade beschäftigt war, als der Tod ihn ereilte. — Isola del Solo (Sicilien) von L. Capuana. Der feinsinnige Novellist und Schilderer sicilianischen Volkslebens ist in Deutschland bereits rühmlichst bekannt. Dies Bändchen kann man als eine italienische Ausgabe des bei Hüttig in Berlin erschienenen Werkes: Das heutige Sicilien betrachten. Luigi Capuana verschweigt und beschönigt keine der Schattenseiten seiner heimathlichen Sonneninsel, aber er vertheidigt sie mit patriotischem Eifer gegen die im Ausland viel verbreiteten Gerüchte der dort herrschenden persönlichen Unsicherheit. Als Beweis citirt er u. A. den Ausspruch eines unparteiischen Zeugen, der oft und lange in Sicilien geweilt, Theodor Mommsen's, der versichert, er fühle sich dort sicherer als im Berliner Thiergarten. Außer den Capiteln über Brigantaggio und Maffia liest man einen besonders für Folkloristen interessanten Aufsatz über Sicilianische Volkslieder, aus denen das tiefste Empfinden dieses eigenartigen, reich von Einflüssen des Orients berührten Volksstammes spricht. — Das folgende Bändchen — In Calabria — bringt Schilderungen von Cesare Lombroso, dem berühmten Psychiater, der, 1862 als Militärarzt in Calabrien angestellt, Land und Leute dieser wenig besuchten Provinz methodisch beobachtet hat. Es berührt sympathisch, Lombroso hier als Ethnographen und Folkloristen kennen zu lernen, — ein Bändchen von ihm in der Hand zu halten, in dem nicht von erblicher Belastung die Rede ist, noch die genialsten Männer Italiens als Epileptiker und als Beweise vorgeführt werden, daß das Genie an Wahnsinn streift. Aus dieser kleinen Monographie über Calabrien erfahren wir das Vorhandensein zahlreicher griechischer und albanesischer Colonien, die mit Zähigkeit ihre angestammten Sitten festhalten und mit besonderer Liebe ihre Volksliteratur pflegen. Jetzt hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte wohl Einiges in diesen abgeschiedenen Gegenden gebessert, so ermißt man nach dem Buche Lombroso's leicht, warum der Fortschritt dort sich nur langsam Bahn brechen konnte. — Das siebente Bändchen betitelt sich Fotografie Matrimoniali — Ehestandsphotographien — von Neera. In diesen Augenblicksbildern, die einer jungen Ehe entnommen, erkennt man die flotte Schreibweise der beliebten Erzählerin. Von philosophirender Seite zeigt sie sich in dem Anhang: Schwarze und weiße Schmetterlinge, Aphorismen, die einige geistvolle Einfälle in graziöser Form geben. — In Morti e Viventi (achtes Bändchen) veröffentlicht E. Panzacchi eine Reihe kurzer kritischer Aufsätze, die aus der Feder dieses ebenso liebenswürdigen wie vornehmen Kunstkenners ein mehr als actuelles Interesse beanspruchen können. In der erbitterten Parteihetze gegen Gabriele d'Annunzio nimmt Panzacchi hier eine maßvolle Stellung ein, wenngleich er an anderer Stelle die Symbolisten, soweit es sich um eine hohle Mache handelt, schonungslos preisgiebt. Die Abschnitte, die Verga, de Amicis, Paolo Ferrari und der Serao gewidmet sind, enthalten eine geistreiche Würdigung der verschiedenen Richtungen dieser Autoren. — In dem neunten Bändchen — Racconti popolari — begegnen wir Vittorio Bersezio, einem Romanschriftsteller der alten Schule, der seinen großen Ruf hauptsächlich einem Theaterstück: Le miserie di Monsù Travett, worin er das Elend des kleinen piemontesischen Beamten schildert, verdankt. Dies Stück, das in Deutschland unter dem Titel: Bartholomäus' Leiden gegeben wurde, besitzt in Italien eine solche Popularität, daß die Bezeichnung Travett für den Subalternbeamten sprichwörtlich geworden ist. In späteren Jahren hat sich Bersezio der zeitgenössischen Geschichte gewidmet und ein achtbändiges Werk: Dreißig Jahre italienischen Lebens (die Regierung Viktor Emanuels) herausgegeben. Von diesem hochangesehenen Autor hätte man füglich Bedeutenderes erwarten können, als diese Racconti popolari, die ebenso anspruchslos sind wie ihr Titel.

Bar. Locella.

— Die soeben erschienene jüngste Reihe der Veröffentlichungen der Hendel'schen Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes (Halle a. d. S., Verlag von Otto Hendel) umfaßt folgende Hefte: Nr. 1168—1169. Das Friedensdenkmal. Drama in drei Aufzügen von Leopold Adler. Preis geheftet 50 ₰, gebunden 75 ₰. Das Stück ist schon an verschiedenen Bühnen in Scene gegangen und hat mit seiner lebenswahren und erschütternden Handlung lebhaften Beifall gefunden. Die billige Ausgabe wird seiner weiteren Verbreitung gewiß zu Statten kommen. — Die Nummern 1170—1179 setzen in fünf Bänden die Sammlung fort, durch die der bühnenerfahrene Director Demetrius Schrutz die kleinen Liebhaberbühnen mit Stoff versorgt: Das Theater im Salon. Eine Sammlung leichter Stücke zur Aufführung in Gesellschaftskreisen, sowie auf öffentlichen Bühnen. Zweite Serie, 1.—5. Band. Preis jedes Bandes geh. 50 ₰, geb. 75 ₰. Nicht weniger als 28 Stücke, zumeist kurze Sachen, sind in diesen fünf Heften enthalten. Diese reiche Fundgrube großentheils heiterer dramatischer Kleinigkeiten — auch ein paar Soloscenen sind darunter — mag auch den Familienkreisen, in denen die edle Unterhaltung des Lesens mit vertheilten Rollen gepflegt wird, sehr willkommen sei. — Nr. 1180—1181. Der Engel der Mitternacht. Phantastisches Drama in sechs Aufzügen. Nach Barrière und Plouvier von Demetrius Schrutz. Preis geh. 50 ₰, geb. 75 ₰. — Das Märchendrama hat sich in letzter Zeit wieder auf der Bühne eingebürgert. Die Neigung zum Romantischen, ja Traumhaften steckt ja in der That den Deutschen im Blute, und es wird der realistischen Schule so bald nicht gelingen, sie todt zu machen. Dieser Geschmacksrichtung kommt Schrutz mit seiner Uebersetzung des phantastischen Dramas „L'ange de minuit“ von Barrière entgegen. Der Name Barrière ist unserem Theaterpublicum nicht fremd; besonders die beiden Stücke „Am Clavier“ und „Feuer in der Mädchenschule“ haben

ihn bei uns nicht unvortheilhaft eingeführt. Vielleicht machen unsere Bühnenleiter auch einmal mit diesem Drama, dessen Handlung übrigens in München spielt, einen Versuch. — Nr. 1182—1183. **Gedichte von Paul Verlaine**, übertragen von Haus Kirchner. Preis geh. 50 ₰, geb. 75 ₰. Verlaine ist einer der Führer, vielleicht der begabteste Vertreter der französischen Symbolistenschule. Wir möchten zweifeln, ob es gerade nothwendig war, eine Auswahl seiner weltschmerzlichen Poesien, die mit ihrem nervösen Wechsel der Stimmung ein treues Abbild der ruhelosen Seele des unglückseligen Dichters sind, in die Bibliothek der Gesammtliteratur aufzunehmen. Gesunde Kost sind diese Dichtungen nicht, das behauptet auch der Uebersetzer nicht einmal. Zuzugeben ist aber jedenfalls einerseits, daß Verlaine trotz aller Verirrungen und Schwankungen, die die ganze Stufenleiter menschlichen Empfindens zwischen tollstem Sinnentaumel und weltentrückter Gottestrunkenheit durchlaufen, eine hochbefähigte, mit glänzenden Gaben verchwenderisch ausgestattete Natur war, und andererseits, daß Hans Kirchner die unsäglich schwierige Aufgabe, diesen Dichter ins Deutsche zu übertragen, mit einer Treue und Hingabe gelöst hat, die Staunen erweckt — ich hätte bald gesagt die eines edleren Zweckes würdig gewesen wäre. — Nr. 1184—1187. **Kaleidoskop.** Bilder aus dem Alltagsleben von **Alfred von Hedenstjerna.** Nach dem Schwedischen für die Bibl. der Ges.-Lit. von Helmine Fick. Preis geh. 1 ℳ, geb. 1 ℳ 25 ₰. Das neue Bändchen des liebenswürdigen schwedischen Erzählers, das er selbst mit einer übermüthigen humoristischen Lebensskizze einleitet, enthält 36 kleine Novellen. Das ist so das rechte Futter für unsere hastige Zeit, wo Niemand mehr Muße zum ruhigen Lesen hat. Hedenstjerna ist längst auch in Deutschland bekannt und beliebt, Hendel's Bibliothek hat selbst durch drei früher veröffentlichte Bände dazu beigetragen. Die vorliegende Sammlung wird unzweifelhaft die Zahl seiner deutschen Freunde noch steigern. In feinem Geschenkband kostet das Buch 2 ℳ — Eine sehr werthvolle Gabe bildet den Schlußband der Reihe: Nr. 1188—1191. **Indische Märchen.** Uebertragen von **Friedrich von der Leyen.** Preis geh. 1 ℳ, geb. 1 ℳ 25 ₰. Das Morgenland ist die Urheimath der Märchendichtung. Auch die hier dargebotenen indischen Märchenerzählungen erschimmern in einer Farbenpracht, die den unerschöpflichen Reichthum der orientalischen Phantasie in das hellste Licht setzt. Der Uebersetzer verdient unseren warmen Dank, auch für die kurze, aber bedeutsame literarische Einleitung, sowie für die als Anhang beigefügte Abhandlung über die verschiedenen Darstellungen und die Geschichte der Märchen. R. B.

— **Das literarische Echo.** Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Berlin W., F. Fontane u. Co. 1. Jahrg. Heft 1 und 2 (1. und 15. October 1898) zusammen 136 Halbseiten. Herausgeber: Dr. **Josef Ettlinger**, Berlin. Erscheint am 1. und 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 2 ℳ Einzelnummer: 40 ₰. — Dieses mit einem erlesenen Stabe von Mitarbeitern auftretende neue Unternehmen macht einen ungemein praktischen, wohlfundirten Eindruck. Bemerkenswerth ist die hochstehende Technik der präcisen, rasch und sicher zeichnenden Berichterstattung über zeitgenössische Auslandsliteratur (Schweiz, Island, Rußland, Polen, Rumänien, Nord-Amerika, England, Frankreich, Italien, Spanien, Holland rc.). Sehr praktisch und schnell orientirend sind das „Echo der Zeitschriften" und „Auszüge" mit gut erwogener, stichwortartiger Inhaltsangabe der Artikel. „Berichte" und „Besprechungen" machen einen sicheren, zuverlässigen Eindruck; sie bieten zum Theil packende, überschauende Analysen. Man merkt fast durchweg Kenner dahinter. Reproducirt sind Essays aus Voss. Ztg. (J. Schlaf über Ad. Stifter), dem Wiener Fremdenblatt (C. V. Susan über isländische Dichter), der Tägl. Rundschau (Walther Wolff über moderne religiöse Literatur: Herm. Oeser, Arth. Bonus, C. Hilty). Im ersten Hefte findet sich als „Stilprobe" eine wirkungsvolle Scene aus Cyrano de Bergerac, über den eindringend und abwägend Erich Schmidt unterrichtet. Weitere Charakteristiken bieten in ganz ausgezeichneter Weise Eugen Guglia über d'Annunzio, umfassend Josef Flach über polnische Erzähler, besonders Sienkiewicz, in schöner Analyse Fritz Marti über neuere schweizerische Literatur (Heer, Jahn, Boßhart). Das erste Heft wird durch eine programmartige feine Plauderei von R. v. Gottschall „über literarische Bildung" eingeleitet. Beide Hefte enthalten Porträts von Rostoud, Th. H. Pantenius, Willibald Alexis, Th. Fontane, d'Annunzio, Sienkiewicz. Im 2. Hefte ist einem Gedächtnißartikel über Fontane von W. Paltow des Dichters „Ziethen" facsimilirt beigegeben. Das wäre etwa das Wesentliche aus dem überraschend reichen Inhalte dieser beiden Einführungshefte. Die gestellte Aufgabe ist schwer; das sieht man gerade aus den beiden Heften und das ist gewiß kein Tadel. Man hat es mit einem tüchtig geleiteten, entschiedenes Vertrauen erweckenden Versuch zu thun, die unendlich schwierige Berichterstattung auf belletristischem Gebiete zur organisirten Technik auszubilden. Die „Literaturfreunde", für die das Unternehmen gedacht ist, müssen schon einen Grad „literarischer Bildung" haben, wenn sie aus dieser präcisen, dem Dilettantischen gänzlich abholden Art des raschen Berichtes Gewinn ziehen wollen. Diesen eigentlichen Freunden der Sache aber ist er um so sicherer. Denn in dieser, obenhin angesehen, verwirrenden Masse von Stoff steckt solide Einzelarbeit und sicheres Dispositionstalent im Ganzen. Also: vorwärts! Dr. **Richard Böttger.**

— **Bilder aus der Geschichte und Literatur Rußlands.** Von Fürst **Sergei Wolkonskij.** Autorisirte Uebersetzung von A. Hippius. Basel, Verlag von F. E. Perthes aus Gotha. 1898. — Eine Reihe von Vorlesungen, die der junge Fürst Wolkonsky vor amerikanischen Hörern gehalten hat, ist hier zu einem Buche vereinigt. Einen gedrängten Ueberblick über die Geschichte und Literatur seines Heimathlandes will der Verfasser darin geben. Es ist ihm das wohl gelungen, und wer nur den Wunsch hegt, sich in ein paar Stunden in interessanter Weise über das politische und geistige Werden unseres großen Nachbarreiches unterrichten zu lassen, dem wird das Wolkonskij'sche Buch eine willkommene Gabe sein. Es ist selbstverständlich, daß dies Werk nicht an einer so monumentalen Schöpfung wie Leroy-Beaulieu's „L'empire des Tsars et les Russes" gemessen werden darf; Wolkonskij kann alle Ereignisse und Gestalten nur im Fluge berühren, aber er thut das mit Geschick und Geschmack, und mit einer lebhaften nationalen Begeisterung verbindet sich bei ihm eine gründliche Bildung und ein unbefangenes und meist treffendes Urtheil. In den ersten Vorlesungen, die der russischen Frühzeit gewidmet sind, stehen naturgemäß die politischen und socialen Verhältnisse im Vordergrund, und bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts, wo Rußland im Allgemeinen seine heutige Gestalt angenommen hat, müssen die geistigen Bestrebungen und Interessen dahinter zurücktreten. Die bedeutenden Fürsten jener Jahrhunderte russischer Geschichte, Joann (Iwan) der Schreckliche und Joann der Große, Peter I. und Katharina II., erfahren eine in den Hauptzügen treffende Charakteristik. In der folgenden Zeit legt Wolkonskij dann immermehr Gewicht auf die literarischen Ereignisse und deren Besprechung. Die Dichter des 18. Jahrhunderts werden gewürdigt und in eingehenderer Weise dann natürlich die bekannten russischen Schriftsteller unseres Säculums. Dabei wird Puschkin — wie das von so vielen Russen geschieht — von Wolkonskij stark überschätzt, während Lermontow, den wir Deutsche heute schon über Puschkin stellen, es sich gefallen lassen muß, daß sein ausgezeichneter Roman „Ein Held unserer Tage" nur in einer Fußnote erwähnt wird. Am besten wird Gogol charakterisirt, während Turgenjew, Dostojewskij und Tolstoi nur flüchtig behandelt werden, und dabei manche Äußerung mit unterläuft, die mindestens oberflächlich, oft aber auch schief und sehr anfechtbar ist. Doch es wäre unbillig, über solche Einzelheiten mit dem Verfasser scharf zu rechten. Seinen Hauptzweck, in gedrängter, fesselnder Weise den, dem Rußland noch so gut wie eine terra incognita ist, zu unterrichten und zu weiterem Studium anzuregen, scheint mir Wolkonskij wohl erreicht zu haben. Der Absicht, die Leser seines Buches zu tieferer Beschäftigung mit russischer Geschichte und Literatur zu veranlassen, dienen auch die zahlreichen Fußnoten und Anmerkungen, die Wolkonskij seinem Werke beigegeben hat. Leider hat er hierbei aber das richtige Maß überschritten und eine Menge Noten theils mit Randbemerkungen, theils mit Quellenangaben gefüllt, die vollkommen überflüssig sind und den Fluß der Lectüre nur hemmen. Was sollen z. B. in diesem Buch über russische Geschichte und Literatur Quellenaufzählungen zum siebenjährigen Krieg Friedrich's des Großen (S. 159) oder ein Erguß über den sentimentalen Roman der Engländer? Auch die Fußnoten auf den Seiten 5, 59, 60, 90, 93, 230 u. n. a. sind völlig entbehrlich. Schließlich noch eine Kleinigkeit! Bei der Charakteristik Gogol's sagt der Verfasser (S. 248), die Ausländer staunten darüber, daß Gogol's „Revisor" noch heute auf der russischen Bühne gespielt werde, und beurtheilten das Stück „offenbar" nach den „grausamen Kürzungen", die es bei seiner Aufführung

in Berlin (am königl. Schauspielhaus) erlitten habe. O nein, Hr. Wolkonskij! Wir kennen das Lustspiel auch in ungekürzter Form und kannten es schon lange, bevor man in Berlin an seine Aufführung ging. Wir wundern uns auch gar nicht darüber, daß das geniale Meisterwerk noch heute auf jeder russischen Bühne lebendig ist. Das freilich habe ich nie begreifen können, daß dies Schauspiel, dessen Inhalt die herbste politische Satire ist, in Rußland zu einer Art Kinderkomödie geworden ist, in die die Schulkinder, manchmal sogar ohne Entgelt, geführt werden. — Die Uebersetzung des Buches, die Frau A. Hippius nach der russischen Ausgabe gefertigt hat, ist in fließendem und gutem Deutsch geschrieben. Da sie aber doch wohl für gebildete Leser bestimmt ist, hätte Frau Hippius es sich sparen können, einigen lateinischen und französischen Citaten die deutsche Uebertragung beizufügen. Gar taktlos aber ist es, daß sie als Uebersetzerin das Buch einer fürstlichen Dame widmet. Das Recht steht doch wohl nur dem Verfasser zu. E. Höber.

Sonstige Bücher.

— Rudolf Schäfer, Lic. theol., Die Vererbung. Ein Capitel aus einer zukünftigen psychophysiologischen Einleitung in die Pädagogik. Berlin 1898. Reuther u. Reichard. 109 Stn. — Die Schrift des Verfassers ist aus Privatstudien hervorgegangen, zu welchen ihn pädagogische Interessen veranlaßten. Lehrern und Erziehern bietet er sie deshalb zur Anregung dar, „damit sie sich mit dem Gedanken einer psychophysiologisch orientirten Pädagogik vertraut machen". Mit Rücksicht auf seinen Leserkreis schickt der Verfasser seiner Studie über die Vererbung eine Einleitung voraus, welche die Anknüpfung an die pädagogischen Probleme vermitteln soll. Er hält es, mit Beneke, für eine der wichtigsten Fragen der Erziehungswissenschaft: „was der Erzieher bei dem Beginn seines Erziehungswerkes vorfindet"; den psychophysischen Habitus des Kindes zu der Zeit, in der die Erziehung beginnt, genauer kennen zu lernen, ist eine der ersten Pflichten des Erziehers. Zur Verwirklichung dieses Zweckes sollen sich in Zukunft Psychologie und Physiologie die Hand reichen, und die Lehrer und Erzieher werden ihrerseits ermahnt, sich physiologische und psychologische Vorkenntnisse für ihre Erziehungsarbeit zu erwerben. Mit Recht betont der Verfasser, daß eine psychophysiologische Einleitung in die Pädagogik ein sehr wünschenswerthes, zeitgemäßes Buch wäre. Als nothwendige Theile einer solchen pädagogischen Propädeutik schlägt Schäfer vor eine Physiologie der Sinnesorgane, die Lehre von der Vererbung und die Psychologie des Kindes in genetischer Darstellung. Daß die Vererbungslehre speciell herangezogen werden muß, scheint dem Verfasser durch die obenerwähnte Forderung Beneke's begründet zu sein. Denn die Erziehung habe einzusetzen mit der Geburt, und wenn man die Natur des Kindes verstehen will in dem Augenblick, wo die Erziehung einsetzt, so habe man auch die Vorgänge vor der Geburt, den Entwickelungsprozeß im weitesten Sinne des Wortes, der dem Eintritt des Neugeborenen in die Welt vorausgeht, zu erforschen. In diesem Sinne ist die vorliegende Abhandlung über die Vererbung aufzufassen. Das erste Capitel macht uns sodann mit den Theorien über die Vererbung in der Form eines historischen Ueberblickes über ihre allmälige Ausbildung bekannt. Wer sich einmal mit diesem schwierigen Thema näher beschäftigt hat, wird dem Verfasser alle Anerkennung zollen müssen über die Umsicht, mit der er diese ebenso verwickelte wie umfangreiche Literatur verarbeitet hat, und nicht minder anerkennenswerth ist die Zurückhaltung und Vorsicht, mit der er unter den neueren Theorien zu sichten bestrebt ist. Die Vererbungstheorie von August Weismann, seine Lehre von der Continuität des Keimplasmas als der Grundlage aller Vererbung, corrigirt und ergänzt durch die Ansichten von O. Hertwig, Altmann, Wiesner, Orth, Naegeli, erscheint dem Verfasser als die am meisten zukunftsreiche. Mit Recht werden dagegen die Vererbungs- und Veränderungsgesetze Haeckel's von ihm als minderwerthig, als „verfrüht" und widerspruchsvoll hingestellt. Der zweite Abschnitt des Buches behandelt die Thatsachen der Variation, der „erblichen Veränderung". Auch betreffs dieses Problems macht der Verfasser seinen Leser mit der historischen Entwickelung der Theorien der individuellen Variation, der Entstehung individueller Eigenschaften bekannt. Mit Recht dringt er auf eine bestimmte Formulirung der Begriffe „angeboren" und „erworben". Es wäre vielleicht richtiger gewesen, wenn der Verfasser versucht hätte, in dieser pädagogisch so wichtigen Frage, wie weit Eigenschaften, die das Individuum in seinem Einzelleben erwirbt, vererbbar sind, mit seinem Urtheil etwas weniger zurückhaltend zu sein, und zu einem bestimmter formulirten Resultat durchzudringen. Auch bei dieser Frage scheint der Verfasser der Weismann'schen Theorie den Vorzug geben zu wollen. Uebergehen wir das dritte, natürlich sehr hypothetische Capitel, das den Antheil von Mann und Weib bei der Zeugung behandelt, und wenden wir uns zu dem vierten, in welchem die Entstehung und Vererbung individueller Eigenschaften und Krankheiten specieller behandelt wird. Das Ergebniß aller Erörterungen bleibt auch hier wieder etwas zweifelhaft: „Es ist also noch immer eine Streitfrage, ob erworbene Eigenschaften vererbbar sind." Das letzte Capitel behandelt die Entartung (Degenerescenz) und Abschwächung der erblichen Anlage, und das Schlußwort des Buches nimmt die in der Einleitung berührte Frage wieder auf, ob eine genauere Bekanntschaft mit den Vererbungstheorien für den Erzieher wünschenswerth erscheinen kann, und der Verfasser ist wiederum durchaus geneigt, diese Frage zu bejahen. Man kann es aber vom Standpunkt der Neubegründung einer psychologischen Pädagogik wiederum nur bedauern, daß der Verfasser sich in diesem Punkte so große Reserve auferlegt. Warum macht er nicht den Versuch, die zerstreuten Bemerkungen, mit denen seine Darstellung diese pädagogische Grundfrage streift, systematisch zusammenzufassen? Ein Skeptiker könnte sich doch einfach auf den Standpunkt stellen: Ob das neugeborene Kind seine geistig körperlichen Eigenschaften auf Grund der Continuität des Keimplasmas (Weismann) oder vermöge seiner Schicksale während des fötalen Lebens, oder auf Grund sonstiger Umstände erworben hat, könne dem Pädagogen gleichgiltig sein, er habe zu constatiren, welche Eigenschaften das Kind besitzt und ob und wie diese pädagogisch entwickelt werden können. Es fehlt hierin den Ausführungen Schäfer's an der nöthigen Entschiedenheit, welche die Nothwendigkeit einer Berücksichtigung der Vererbungstheorien für den Pädagogen einleuchtend macht; und das Buch würde bedeutend an Werth gewinnen, wenn der Verfasser sich etwa in einer zweiten Auflage der Mühe unterziehen wollte, die Consequenzen der modernen Vererbungstheorien für die Grundfrage der Bildungsfähigkeit des Kindes durch die Erziehung in den Grundzügen zu entwickeln. Mnn.

— Oscar Damm: Schopenhauer's Ethik im Verhältniß zu seiner Erkenntnißlehre und Metaphysik. Annaberg 1898. Graser'sche Buchhandlung (Richard Liesche). Preis 1,50 ℳ. — Der Verfasser, der auf einer umfassenden Kenntniß der Werke Schopenhauer's sowohl, wie der Schopenhauerliteratur fußt, entwickelt zunächst die Lehre des Philosophen in ihren Grundzügen, um im Anschluß daran auf alle Punkte des Systems, die Metaphysik, die Erkenntnißtheorie und die Ethik einen scharfen Angriff zu unternehmen. In besonders scharfsinniger und beredter Weise werden die Widersprüche dargelegt, die zwischen der Moralphilosophie Schopenhauer's und den metaphysischen Grundlagen seines Systems bestehen. Wohlthuend wirkt es, daß Damm dagegen entschieden das mehrfach geübte Verfahren verurtheilt, die Kritik aus dem Sachlichen ins Persönliche hinüberzuspielen, die Schopenhauer'sche Ethik nicht aus dem Wahrheitsgehalt ihrer Lehren, sondern aus dem Leben ihres Urhebers zu beurtheilen. Es ist bekannt, daß diese Methode bis zu schweren Verdächtigungen fortgeschritten ist. Demgegenüber bleibt Damm stets sachlich, obwohl auch er mit seiner Kritik zu einem durchaus verneinenden Resultat gelangt. Seine Arbeit beruht vor Allem auf zwei Abhandlungen, Rudolf Lehmann's „Schopenhauer" und Hieronymus Lorm's „Der grundlose Optimismus". Wenn sie auch nicht viele neue Gesichtspunkte bietet, so zeigt sie doch durchweg Klarheit und Gründlichkeit. Durch zwei Mißgriffe schadet dagegen der Verfasser dem Verständniß des von ihm Gebotenen. Erstens fehlt es seiner Abhandlung an einer übersichtlichen Eintheilung; nicht nur äußerlich macht sich dieser Uebelstand in dem Mangel an deutlich gekennzeichneten Abschnitten bemerkbar, sondern auch innerlich entbehrt zuweilen der Zusammenhang der erforderlichen Uebersichtlichkeit. Zweitens hat er seine Arbeit mit Citaten aus Schopenhauer und anderen Philosophen geradezu überlastet. So vortheilhaft es ist, bei der Darstellung und Kritik einer philosophischen Lehre die Worte des Autors selbst zu bieten, so kann eine derartige Anhäufung von Belegen im Text für die Lectüre nur störend wirken. Im Uebrigen ist das Buch der angedeuteten Vorzüge wegen allen philosophischen Gebildeten zu empfehlen, auch denen, die mit dem erkenntnißtheoretischen Standpunkt des Verfassers, der sich auf diesem Gebiete an Kant anschließt, nicht einverstanden sind. H. Brömse.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 133. Sonnabend, den 19. November, Abends. 1898.

Seelen- und Geisterglauben im oberen Pleißengebiet.

Von Dr. F. Tetzner.

Der allgemein verbreitete Seelen- und Geisterglauben hat bei den indogermanischen Völkern in alten Zeiten ein bestimmtes Gepräge angenommen. Das Anekdotenhafte ist natürlich in verschiedenen Gegenden verschieden; aber, wenn auch Einzelheiten in der mannigfachsten Art aufgefaßt und ergänzt, schwankend umgrenzt oder beschnitten werden, so bleiben doch gewisse Grundgedanken und daran angeknüpfte Gebräuche allgemein. Es berührt eigenthümlich, Einzelheiten dieses Glaubens bei dem weniger gebildeten Theil der ackerbautreibenden Bevölkerung Litauens, der Kaschubei, ganz Deutschlands in gleicher Kraft verbreitet zu sehen, die von den gebildeteren Dorfnachbarn als litauische oder kaschubische oder westphälische Sonderthümlichkeiten dargestellt und auf die wohl auch in Wochenblättern als echtes Volkseigenthum der Litauer, Kaschuben und anderer Stämme hingewiesen wird. Die gleichen wirthschaftlichen Grundlagen, die gleiche Familienbildung verbinden hier gewisse Schichten entfernter Völker; sie trennen aber auch die Gesellschaftsclassen eines Volks. Was in den nächsten Zeilen dargelegt ist, findet sich zum größten Theil im Volksglauben ganz Mitteleuropas; ich habe mir aber zur Aufgabe gesetzt, gerade für ein kleines Gebiet einmal abzugrenzen, was noch jetzt vom Seelen- und Geisterglauben vorhanden ist. Jeder einzelne Bewohner des oberen Pleißengebietes würde es ganz gewaltig übelnehmen, wenn er sich öffentlich zu derartigem „Unglauben" bekennen wollte. Schule und Kirche haben zur Aufklärung mächtig beigetragen; die wirthschaftliche Aufbesserung des Arbeiters in jenem jetzt industriereichen Gebiete hat eine größere Sicherheit und Selbständigkeit des Einzelnen geschaffen und dem „Aberglauben", der doch meist in der Abhängigkeit wurzelt, die Nahrung entzogen. Aber so mancher „Altfränkische", so manche den Neuerungen abholde Bauerfrau halten doch noch zähe an dem fest, was ihre Vorfahren dachten und thaten. Nicht Alle Alles; der Eine will vom ganzen Geisterglauben nichts wissen, nimmt aber doch einen oder zwei selbsterlebte Fälle mit großem Wortaufwand aus; der Andere nennt den ganzen Geisterglauben Unsinn, erfüllt aber heimlich die damit zusammenhängenden Gebräuche; ein Dritter verachtet diese und bleibt still bei jenem; ein Vierter handelt nach dem Grundsatz: „Nützt's nichts, so schadet's doch nichts" und weist den spottenden Enkel mit den Worten zurecht: „Es hat schon Mancher dran glauben müssen" oder „Das (Zaubermittel) hat schon Vielen geholfen". — Alle jene einzelnen Züge will ich zusammenfassen.

Der Geisterglauben hat seinen Ursprung im Traumleben, der Seelenglauben in eigenthümlichen Erscheinungen, die vom Körper unabhängig sind und doch mit ihm in Verbindung gebracht werden. Geister- und Seelenglauben haben auf einander gewirkt und sind theilweise verschmolzen. Die im Traum erscheinenden Gestalten oder Gespenster sind dem denkenden Menschen im Wachen körperlose Schemen. Die im Traume thätige Phantasie stattet Traumgestalten mit Eigenschaften aus, die der Wirklichkeit fremd sind. Sie schafft nicht nur Kentauren, Sphinxe, Drachen und andere Ungeheuer, sie begabt auch die rein menschliche Gestalt mit Eigenschaften, die der wache Mensch gern selbst besäße. Die Phantasie verleiht den Traumgestalten alle Kräfte, Raum und Zeit zu überwinden, Körper zu durchdringen, Strecken im Nu zu durcheilen, sie beflügelt und hebt die Schwerkraft auf, sie giebt Verwandlungsvermögen und Gestaltungskraft. Der wache Mensch weiß, daß zwar Alles nur Traum war, aber er verbindet im Stillen unerklärliche Erscheinungen der Wirklichkeit mit Gestalten aus dem Traumleben, er überträgt Bethätigungen der Traumgestalten und Stücke ihrer Fähigkeiten auf das eigene Handeln, auf die Seele. Er schafft Wesen, die unabhängig vom Traum sind und losgelöst vom Menschen die Eigenschaften jener Traumgestalten besitzen, Gespenster und Geister. Die Seele ist dem Menschen nichts als jene Traumgestalt, jenes Abbild des menschlichen Körpers, begabt mit Lebenskraft. Diese für gewöhnlich unsichtbare Seele ist mit dem Körper zwar verbunden, sie ist aber leicht scheidbar und kann ihn auf kurze Zeit verlassen, ohne daß er Schaden dabei zu nehmen braucht. Wenn der Mensch schläft, entweicht zuweilen die Seele durch den Mund in Gestalt eines kleinen Thieres, beispielsweise eines Schmetterlings, einer Fliege, einer Maus, eines Frosches, Vogels, einer Schlange oder eines Wurmes. Im oberen Pleißenthal habe ich bis jetzt nur die Vorstellung gefunden, daß die Seele in Maus-, Wurm- oder Fliegengestalt entweichen soll, die Litauer reden vom Schmetterling und Frosch, die Phantasie Anderer mag noch andere Thiere gesehen haben. In anderen Gegenden meint man, wenn man den schlafenden Menschen umdrehe, finde oftmals die zurückkehrende Seele den Mund nicht wieder und der Mensch müsse sterben. Die vom Körper getrennte Seele, die aber doch sein Begleiter ist, führt im Altnordischen eine eigene Bezeichnung, Fylgia. Sie scheint aber auch den Gothen nicht fremd gewesen zu sein. Ein eigenthümliches Thonköpfchen des 5. Jahrhunderts trägt die Runeninschrift „Fulgia" und wird von Henning als gothisches Eigenthum bezeichnet. Der Mensch kann seine Fulgia fortschicken; der Spiritist thut dies im Trance, aber auch der gewöhnliche Mann will dies bei kräftigem Willen thun können. Er bläst den Athem aus und spricht: „Geh dem N. nach" und trägt dann still oder mit leisen Worten der Fulgia auf, was dem N. zu berichten ist. N. dreht sich dann auch sicher nach dem Besteller um. Aber die Seele kann auch abgesondert vom Körper aufs Neue in der gleichen Gestalt (Doppelgänger) sich manifestiren oder in anderer Gestalt Befehle ausführen. Besonders thätig ist sie im Fieber und kurz vor dem Tode, da besucht sie Bekannte und Verwandte und zeigt durch Klopfen, Getöse, Uhrenstehenbleiben etwas an. Ist der Mensch krank, so ist nach der Volksauffassung entweder die Seele gegen den Körper aufrührerisch, oder der Körper wird von fremden personificirten Wesen bedrängt. Man sagt z. B. bei bitterem Magenaufstoßen „mich hat der Herzwurm beseigt" und den Bläschenausschlag in der Mundhöhle, „Fröschel" genannt, „verspricht" man mit den Worten: „Fröschel, du hast dich übermessen, Fröschel, du bist im Maul gesessen, Fröschel, du mußt wieder 'naus, gehörst ins Gras und wieder 'raus." Beim Tode entweicht die Seele dem Körper für immer, bleibt aber zunächst in der Nähe und sucht zu lärmen und zu schaden. Man macht darum die Fenster auf, daß die Seele entweicht, und geht zu jedem Vieh einzeln, zu den Hunden, Kühen, Bienen (vgl. den althochdeutschen Bienensegen) u. s. w. und sagt zu ihnen: „N. ist gestorben, dein neuer Herr heißt X." In der Nähe der Leiche sitzt die Seele. Wenn der Sarg zur Hausthür hinausgetragen wird, wirft man die Bank um, auf der der Sarg stand, daß die Seele keinen Sitz mehr hat. Dann kehrt man Alles zur Thür hinaus, was am Boden lag, und will damit andeuten, der Todte habe Alles bekommen, was ihm gehört, auch den Staub. Die Thüren aber verschließt man, damit der Todte nichts mitgehn heißt, besonders nicht die Bienen und die Hausthiere. Dem Körper selbst traut man noch ein gewisses Scheinleben ohne Seele zu. Man giebt ihm seine Lieblingssachen in den Sarg mit, Stock und Bibel, wohl auch Speise und Geld, Waffen und Schmuck. Werthvolles behält man freilich meist, zum Unterschied von früheren Zeiten, als man dem Todten seine beste Habe ins Grab mit legte. Aber den Kindern werden noch

jetzt Spielwaaren und Puppen beigegeben. Aufs Grab pflanzt man Epheu, Immergrün, Rosen und andere Blumen, gleichsam als Todtenopfer. Niemals aber giebt man dem Todten gezeichnete Kleider mit ins Grab, er holt sonst die Menschen nach. Der Vampyrglauben ist auch im oberen Pleißengebiet nicht ganz ausgestorben, wenn auch kein Beispiel nachzuweisen ist, daß etwa dem Todten der Kopf mit dem Grabscheit abgestochen worden wäre. Heimliche Sargöffnung oder gar Leichenraub, der bei den alten Germanen öfter vorkam, ist meines Wissens je einmal in St. und in B. vorgekommen, als man ein Testament im Todtenkleid des Verstorbenen vermuthete. Nach dem Tode weilt die Seele vorläufig immer noch in der Nähe von Haus und Hof. Sie zeigt sich besonders um Mitternacht und im Traum, giebt Rathschläge, zeigt Gegenstände, die etwa von den Nachfahren vermißt werden, ist über falsche Maßnahmen erzürnt, tröstet die Trauernden, sodaß man oft hört: „Mein Weinen bringt den Todten zwar nicht zurück, aber ich habe ihn doch in der Nacht.“ Die Seele erscheint immer seltner, sie geht schließlich in das wilde Heer und in den brausenden Wind über. Aber sie kann sich gesucht und ungesucht manifestiren. Bald ist sie als Flämmchen und Irrlicht sichtbar, bald klagt sie im herbstlichen Astbrechen ihr Leid; ja, sie kann als Wolf (Werwolf), Rabe, Katze, Hase, Hund den Feinden der Familie Unglück bringen, als Schutzgeist (vgl. weiße Dame) Feld und Scheuer, Stube und Keller hüten oder alte früher vergrabene Schätze hüten (Bräupfanne bei Werdau). Zuweilen bleibt sie wohl ein paar Generationen hindurch in Burgen, Ruinen oder Bergen als Geist, gleich dem verzauberten Barbarossa im Kyffhäuser (vgl. Wilder Jäger in der Ruine bei Nußdorf). Dem Einen freundlich, dem Andern schädlich, entschwindet die Seele allmälig und zeigt sich nur noch in den inneren Nächten, wenn sie nicht gewaltsam hergebannt wird. An dies Geisterbannen glauben wohl nur Wenige mehr, doch belebt der Spiritismus mit seinen Klopfgeistern und Medien den alten Volksglauben wieder.

Auf dem Gedanken, daß die Seelen im brausenden Winde einherfahren, beruhen die Anschauungen von der Windsbraut, vom Wind als himmlischem Kinde, an das die Wirbelwinde besonders lebhaft gemahnen, vom Venetianer (Unser Vogtland 4, 203), und besonders die vom wilden Jäger oder wilden Heer. Die Sage vom wilden Jäger ist nicht blos bei germanischen Völkern verbreitet, beispielsweise nehmen sie auch die pommerschen Slowinzen gegenüber den gebildeteren deutschen Nachbarn für sich in Anspruch. Meist ist der wilde Jäger, wie in R., irgend ein alter früherer Schloßherr, der in den Berg- und Burgruinen seinen Sitz hat. Hölty läßt in seinem „Ueb immer Treu“ ꝛc. so manchen Großen der Erde nach dem Tode nicht zur Ruhe kommen, weil Letzterer vielleicht Böses that. Der Dichter befindet sich dabei in Uebereinstimmung mit vielen Dichtern und Schriftstellern, die altem Volksglauben Ausdruck verliehen. Aber in unserer Gegend ist der Gedanke an eine sündige Vergangenheit des „Umgehenden“ durchaus nicht mit der Spukgestalt verknüpft. Der wilde Jäger ist der Geist eines lebhaften unternehmenden Menschen, der wohl tolle Streiche that, aber nichts Böses. Aus seiner Bergruine zieht der wilde Jäger Mitternachts oder bei Sturmwind, aber auch zu jeder beliebigen Zeit, am sichersten in den inneren Nächten und zu Walpurgi, mit Gebraus und Geschrei hoch zu Häupten dahin, wohin, weiß Niemand. Die Ausschmückung des Zuges trägt an jedem Ort individuelles Gepräge. Der wilde Jäger selbst wird meist zu Roß gedacht, einem Jagdzug voranreitend, das Jagdhorn am Munde. Hunde jagen hinterher, Pferd und Reiter denkt man sich oft kopflos, zuweilen wieder will man die feurigen Augen der Thiere gesehen haben. Im Gefolge finden sich Genossen und Knappen. Wohl auch Frau Holle, die Schneeflocken wie Federn ausstreut; wohl gar der Teufel, an dessen Wirklichkeit sonst Niemand mehr glaubt. An den zertrampelten Feldern und zerstörten Gärten will man die Wirksamkeit des wilden Heeres erkennen. Und auch die Ungläubigsten gebrauchen dann wohl, ohne daß sie sich etwas dabei denken, die Redensarten: „Hier sieht es aus, als wäre das wilde Heer hereingefallen!“; „Welcher Unhold hat das gethan?“; „Das ist ja ein Geschrei, als käme das wilde Heer!“ Jakob Grimm und mit ihm wieder Gelehrte unserer Tage haben die Sage vom wilden Jäger mit der Wodansmythe in Verbindung gebracht. Es ist merkwürdig, daß eine sichere Spur alten Götterglaubens im Pleißengebiet überhaupt nicht zu finden ist, selbst dem Teufel traut man keine größere Gewalt zu, er mußte sie an die kleineren Dämonen abgeben. Die alten thüringischen Zaubersprüche sind voll von Göttern und Halbgöttern, aber heute hat sich der Glaube an Wodan, Balder, Fro, Freia, Donner, Vella, Sunna, Sinthgunt völlig verloren, und schon das fränkische Taufgelöbniß aus Karl's des Großen Tagen nennt Thuner, Wodan und Saxnot (Ziu) nicht mit Namen, wie die niederdeutsche Formel. In großer Menge haben sich seit den Zeiten vor der Reformation schriftlich und mündlich Zauberformeln und Versprechreime erhalten; welche Zähigkeit sie haben, beweisen die darin vorkommenden Heiligen, die das rein evangelische Pleißengebiet nicht dem Namen nach kennt; aber sicher heidnische Spuren fehlen auch darin. Kurz, ein Anhalt für die Grimm'sche Annahme, die ja richtig sein kann, fehlt hier. Die Sitte des Todaustreibens, die man auch mit dem Wodansmythus in Verbindung gebracht hat, erhielt sich bis ins 17. Jahrhundert. Göpfert berichtet in seiner Geschichte des Pleißengrundes: „In Königswalde erhielt sich lange eine thörichte Gewohnheit, welche sich auch in vielen Orten in Sachsen lange nach der Reformation erhielt, bis 1630. Sie war folgende: Am Sonntag Lätare ward jährlich ein Strohbild verfertigt, ein Jahr ein Mann, das folgende ein Weib. Dieses Bild ward von den ledigen Personen beiderlei Geschlechts mit Hilfe einer Leichenfrau als eine Leiche angezogen, mit grünen Blättern und Wintergrünkränzen geziert, das Haar ward aus Flachs verfertigt und das ganze Bild an einer Stange angemacht. Nach Endigung des Nachmittagsgottesdienstes ward es durch's ganze Dorf getragen, und eine Menge Volks, groß und klein, folgte mit Gesang nach. Endlich ward es auf eine Wiese gebracht, mit Ungestüm zerrissen und in den Bach geworfen. Die Wiese, wohin in Königswalde dieses Bild gebracht ward, heißt noch heutzutage die Todtenwiese, neben der heiligen Wiese nach Langenhessen zu. Man nennt diese Ceremonie den Tod austreiben, und der Sonntag Lätare hieß der Todtensonntag.“ Die Seelen treten noch in Gestalt des Alps und der Hexe dem Menschen nahe. Beim Alpdrücken glaubt der Mensch in halbwachem aber gelähmtem Zustand einen Menschen auf sich zukommen und auf die Brust steigen oder sich legen zu sehen. Die Gestalt, bald echt menschlich, bald karrikirt und affenähnlich, bald wie ein Marder, erscheint so lebhaft, daß der Mensch im Halbschlaf mit Angst und Grimm darüber erfüllt ist, daß er sich nicht wehren kann. Auch die Thiere werden vom Alp heimgesucht und dann frühmorgens schwitzend, müd und verstört im Stalle vorgefunden. Eigenthümlich ist, daß der Alp auch Mahr, Mahrt genannt wird, und obwohl das Wort etymologisch mit Mard, Marder nichts zu thun hat, denkt sich doch gerade das Volk den Alp und andere Kobolde häufig marderähnlich. Es liegt auf der Hand, daß das schleichende, listige, blutgierige, aber unheimlich flinke Wesen des kleinen Raubthieres wie das der Katze sehr geeignet war, im Volksglauben als Manifestation irgend eines Dämons zu dienen. Ebenso eigenthümlich ist, daß der Volksmund manche alte Frauen nicht blos Hexe, sondern auch Mard schimpft. Uebrigens stellt sich der Litauer seinen Kauks gleichfalls marderähnlich vor. — Noch in anderer Weise erzeigen Seelen dem Menschen Schaden, als Hexen. Die Hexen treiben aber nicht nur als Seelen Verstorbener Spuk; gerade hier war der Volksglaube von so schädlicher Wirkung, indem er gewissen Menschen Gespenster gab, meist alten Frauen, Fähigkeiten und Thaten zuschrieb, die Anlaß zu den schrecklichsten Verfolgungen boten. Eine Hexe dachte man sich im Besitz übernatürlicher Kräfte. Sie war mit dem bösen Blick behaftet, der Thieren und Menschen Schaden brachte; sie konnte Menschen, besonders Kinder beschreien; Kühe verhexen, daß sie keine Milch gaben; Zaubertränke brauen, die Liebe hervorrufen sollten wie bei Tristan und Isolt. Es sei hier nur an das Beispiel Johann Georg's IV. und der Neitschinne erinnert. Ganz besonders konnten die Hexen Geld herbeizaubern, Krankheiten versprechen und zusprechen, die Zukunft offenbaren. Außer am Walpurgisabend treiben sie an den Heiligen Abenden ihr böses Wesen; an diesen Tagen läßt man auf manchen Bauerhöfen noch jetzt Niemand in das Haus oder verborgt zu wenigstens nichts; die gleiche Sitte herrscht am Freitag. Der Anlaß dazu fand sich aber wohl in dem Umstand, daß der Freitag ehemals als katholischer Fasttag so wie so den fleischlich gesinnten Leuten verhaßt war. Ueber das Treiben einer 1560 in Werdau verbrannten Hexe berichtet der damalige Marienthaler Pfarrer Peschmann an den Zwickau-Werdauer Amtmann Heinrich Reuß zu Greiz und Gera u. A. Folgendes: „Gottes gnad durch Jesum Christum, unsern erlöser, sey mit Euer gnad ewicklich amen. Wollgeborner, Edler, gnediger Herr, Euer gnaden khan ich, vonwegen meynes tragenden ampts, und höchsten gewissen, clakende nicht verhalten wie als gestern vergangen, meyner pfarrkynder eynes mit nahmen Michael Dyz mich ersuchtt, und angezeigtt: wie es ym bis anher etlich Jar so unglücklich

zu allem seynem vornemen und haushaltung ergangen sey. Und obwoll er weiß das Gottes gnad, leyblicher versehung nach, ym durch den herrn Christum zugesagtt sey, befind er doch yzt mitt der thatt, böser leutt Zauberey und misgonnung. Dan es wer ayn frau zu werda, mit nhamen die Stellmacheryn (welche im ganzen dorff berüchtigtt wirdtt das sie wahrsagen khan), die sey 8 tag vor walpurgis mitt des paul Stephans hausfrau zu yrem vatter gangen; und etiwa den wegk durch Michel Dytzen fath gelengkt, darauf seyn weyb zu der nachbaryn gesagtt hatt, die Zauberin rüren sich ym Dorff, den es wirtt bald walpurgis khommen. Als aber dis der frauen mhann, die mitt yr gangen, als oben bemelt, angehörtt wie sie den nachbarn findtt, hatt er yr aufn abendt, als sie widerkhommen gesagt. Darauff hatt sie geantwortt: die Michell Dyzin darff nicht vyll schelten, wan ich wollt es soltt sie bald gereuen, daß sie hatt sonst schmall glück. Dis hat eyn ander weyb mitt nhamen die lorenz wendlern selb aus yrem mund gehörtt wie sie es bezeugen thutt. Und über den andern Tag hebet die michel Dyzen Hausfrau eyn topf voller molcken aus dem offen, da zersprüngkt der topf mit hellen lautt, und verbrent die frau hand und fuß, die weyll aber dis andern aus unachsamkytt auch woll mocht widerfaren, So ist über das yhm eyn todenkopf auff seynen reyn, den er zwischen ym und den gemeyn gelegt hatt, gesagt worden, das wenichs guts bedeutten thut und vermeynt demnach, dieweyll sie ym zuvor gedräuett es werd von dysem weyb auch herkhommen. Dan es ist bei 5 wochen zeigtt mir meyn kirchendyner aber, da sey ein frau hinder die kirch bey uns gangen, da hatt er sein weyb hinab geschicktt, die hat die frau beym beinhaus ergriffen, fragend was sie da such, hatt sie geanttwortt, nichts, hatt sie aber nichtt besuchtt auch nichtt kandtt, des sie sich auch nicht besarett. Ich habe auch dem herrn Superattendent zugeschriben, gonstiglichen rath gebetten syntmall er aber nichtt zu haus, ist mir nichtts kundtt worden. hiewegen ich es ym stillen richter und schöppen angezeigtt, die schrifft und zeugniß aber Euer gnad von mir begereit daß yn ich nichtt hab wust zu wegern Demütiglich bittende Euer gnad wollen dis meyn schreyben zu wheckung gottes lob und ehr und seynes heyligen nhamens ausbreytung gnediglich erkennen und ahnnemen. Dafür ich den E. gnad yn meynem andechtigen gebett alzeyt haben und halten will. Befele hiermit Euer gnad, und Euer gnaden gnedige frau, und gnedige Erben, dem allmechtigen yn Ewigen schutz Amen." Der Brief zeigt, wie tief gerade zur Reformationszeit noch der Aberglaube saß, nicht blos bei Michael Dytz und der Stellmacherin, sondern auch beim Herrn Pfarrer. Nur war er bei letzterem viel gefährlicher. Wer zählt die unschuldigen Opfer, die man „zu wecdung gottes lob und ehr" solcher Thorheiten wegen verbrannt hat! So wurde in L. am 9. November 1615 eine Mutter mit 2 Töchtern „wegen getriebener Zauberei lebendig verbrannt". Warum? Es fürchtete sich Jedermann vor ihr, „es hieß", sie behexe die Leute, die ihr nicht Gutthat erzeigten und ihr von den Hochzeiten und Kindtaufen nicht Speise geschickt. An einem Born soll sie mit dem bösen Geiste zu thun gehabt haben, und bei der Verbrennung flogen schwarze Raben um und aus dem Feuer. Die Chroniken sind voll solcher Zauberei, und es kam sehr häufig auf den Tact und auf die Bildung des Pastors an, gefährlichem Volksaberglauben die Spitze abzubrechen. In der Kirchenchronik des ehemals slowinzischen Kirchspiels Schmolsin wird wiederholt berichtet, wie der besonnene Pfarrer als Teufelaustreiber und Beschwörer schwachgläubige oder betrügerische Hexen und Besessene zur Vernunft und die Dorfbewohner zur Erkenntniß brachte. Heute wird die Hexerei und die Besprecherei immer noch betrieben, aber selbst die Ausübenden betrachten es meist meist nur als Spielerei. Man will Jemandem Ungeziefer, Viehkrankheit, Sterben anhexen können; in Königswalde giebt es Bauerfrauen, die keinen Fremden in den Viehstall aus Furcht vor Behexung lassen. Die Formel: „Ich will das Vieh nicht beschreien, aber es ist wirklich schön und kräftig, Gott behüte es und bewahre es" wird in unzähligen Veränderungen täglich wiederholt, und trotzdem glauben gewisse alte Frauen, daß auch diese Formel schon ein Beschreien sei. Aber im Allgemeinen treibt man nur Scherz und Spaß mit dem Hexen und der Hexerei. — Weit weniger tief sitzt im Volke der Aberglaube an einige dämonische elfenartige Wesen, die Graumänchen, den Nix, Bilmschnitter und Drachen. Im oberen Pleißenthal kennt man nicht den Kobold, der in der Leipziger Umgegend im Volksglauben noch eine Rolle spielt. Seine Aufgabe, gewissen Leuten Geld und Gut, Wohlstand und Segen zu bringen, hat da der Drache übernommen. Gar viele wollen den Drachen gesehen haben, er sieht wie ein feuriger Papierdrache aus, bringt durch den Schornstein Güter und macht Hirse vor die Häuser. Meist wird von mißgünstigen, schadenfrohen Personen über fleißige, wohlhabende Leute, die es zu etwas gebracht haben, ausgesprengt, diese hätten den (oder: einen) Drachen. Wenn dem Unfug nach Kräften gesteuert wird, ist das nur im Interesse des friedlichen, arbeitsamen Bürgers. Der Bilmschnitter wird bald zwergen- bald marderartig geschildert, er soll das reife Getreide strichweise bis auf die Stoppeln abmähen und dann einen wulstigen Knäuel daneben zurücklassen. Ihm zum Gefallen läßt man hie und da noch ein paar Halme auf dem abgemähten Feld stehen und formt daraus wohl auch ein Häuschen. Kornmuhme und Kornwolf kennt man im oberen Pleißengebiet nicht; man macht aber Kindern weiß, der Popanz stecke in den Getreidefeldern, damit sie nicht hineintreten sollen. Dabei denkt man wohl nur an den Kraut- oder Weizenpopel, der zur Abwehr der Spatzen und Tauben als Schreckfigur in den Feldern die Peitsche schwingt. Vom Nix oder der Nixe weiß man nur zu erzählen, daß er die Kinder ins Wasser ziehe, und vom Graumännchen, daß es an stillen Gegenden, an der Scheune, an den Ecken einsamer Häuser zu sehen sei, und daß es mitunter lärmt oder erschreckt.

Bücherbesprechungen.

— Der hochinteressante, sensationelle historische Lauf der Welt auf lichten nationalen und auf schwarzen, rothen, goldenen internationalen Bahnen. I. Juda, Rom, Germania von L. Geyer-Loeschigk. Paul Schirmer, Leipzig. 128 S. 1 ℳ — Ein langer, stark aufgebauschter Titel, den wir noch nicht einmal ganz hergesetzt haben, und ein merkwürdiges Buch, auch mit eigenthümlicher Anordnung, welches den Anfang der Welt anhangsweise am Ende bringt, mit der Geschichte der Zerstörung Jerusalems anhebt und einige 60 Seiten damit anfüllt. Ist auch die Geschichte des jüdischen Volkes besonders in ihrer damaligen Periode, in welcher das Christenthum von den Juden verworfen und verfolgt wird, typisch für den Lauf der Welt, so deckt sich Titel und Inhalt doch nicht recht mit einander. Auf der anderen Seite erkennen wir gerne die gewandte Feder an und die charakteristischen kurzen Striche der Schilderung; die hier hervorgehobenen wichtigen Epochen des Weltlaufes werden mit großer Anschaulichkeit beschrieben, und nicht selten erhebt sich die concrete Sprache zu dichterischem Schwung. D. K.

— Herr, wohin sollen wir gehen? Eine Confirmationsgabe von C. E. van Koetsveld. Aus dem Holländischen übersetzt von Ernst Müller, Pfarrer in Langnau. Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa 1898. 130 S. geb. 2 ℳ — Der verstorbene Verfasser, der holländische Hofprediger und Religionslehrer der jungen Königin, hat in seinen ins Deutsche übersetzten Schriften, den Pfarrhausskizzen und den Gleichnissen des Evangeliums, in seinen Kinderpredigten, seinem Krankenfreund und seinen religiösen Vorträgen auch bei uns einen gekannten Namen. Er versteht es, wie Wenige, das Kindesgemüth zu ergreifen und mit den Gedanken christlichen Glaubens zu erfüllen. In diesem Schriftchen will er sich den Neuconfirmirten als Geleitsmann an die Seite stellen, nicht als unterhaltender Erzähler, aber auch nicht als gestrenger Sittenrichter, sondern als geistlicher Freund, der sie durch Zeit und Welt führen will von der Jugend bis in's Alter und an's Lebensende. Er erinnert sie an die Kindheit und an den abgeschlossenen Confirmandenunterricht und will ihnen das Eine, was noth ist, recht werth und lieb machen. Freilich ist für unsere Neuconfirmirten der hier gewählte Ton zu hoch. Im Vorwort hören wir auch, daß in Holland das Alter der Confirmanden um zwei bis drei Jahre vorgerückter ist und daß Koetsveld's Confirmanden den gebildeten Ständen oder den höheren Schulen angehörten. D. K.

— J. Hübener, Das Gefühl in seiner Eigenart und Selbständigkeit. Eine psychologische Untersuchung im pädagogischen Interesse. Dresden, Bleyl und Kämmerer 1898. — Mit der Erfolganbeterei unserer Zeit hängt die in weiten Kreisen unleugbar vorhandene Ueberschätzung des Intellects zusammen. Das veredelnde Genießen des Schönen und Guten wird vielfach nur wenig gepflegt. Hübener beklagt das mit Recht. Wenn er indessen meint, daß ein von Herbart's materialistisch-monistischer Philosophie ausgehender kältender Hauch für jene

Erscheinung verantwortlich zu machen sei, ist er im Irrthum. Herbart's „psychologischer Monismus" ist nicht das Schreckgespenst, als welches es dem Verfasser erscheint, und Materialist ist Herbart etwa nur nach Art des Kirchenvaters Tertullian: Ethik und Religiosität leiden unter der Annahme von „Realen" im Herbart'schen Sinne nicht im Geringsten. Herbart und Ziller dürften Hübener, der sich als positiven Psychologen bezeichnet, zu Beispielen dienen. Hübener erklärt offen, daß er Herbart's Gefühlslehre, die Lust und Unlust nur als Innewerden von Förderung und Hemmung des Vorstellungsablaufs kennt, bekämpfen will. Lotze giebt ihm zu solchem Vorgehen vorzügliche Waffen; aber Hübener sieht sich auch noch in anderen Philosophen-Werken um, auf daß er eine Bereicherung seiner Rüstkammer erlange. Bedenklich ist dabei namentlich die Art, wie er Wundt zur Stütze seines recht unbestimmten Standpunktes heranzieht. Soweit Jemand Gefühl als etwas Werthvolles erwähnt, ist der Betreffende scharfsinnig und bedeutend, sobald er Vorstellung oder Willen betont, wird er mißtrauisch betrachtet. Das ganze Buch mit seinen vielen — nicht immer richtigen — Citaten bekommt dadurch etwas von einer Mosaik, in der überall das warme Roth liebevoll aufpolirt ist, während jede andere Farbe mit grauen Spinngeweben überzogen scheint. Gewiß wirkt es nicht unangenehm, daß aus Hübener's Buche mehr warmes Gefühl als klares Vorstellen hervorstrahlt. Aber klares Definiren, auch eine Bestimmung der Einwirkungsweise auf's Gefühl ließe sich doch verlangen. Wenn Hübener blos — etwa F. A. Wolf variirend — den Gedanken aussprechen wollte: „Habe Gefühl, und wisse Gefühl zu wecken", so mußte er sich begnügen, einen Impuls zu geben. Zur Polemik gehört ein fest umgrenzter eigener Standpunkt und die Kraft überzeugender Schlüsse. Feine Einzelbemerkungen söhnen vielfach mit der lückenhaften Deduction im Buche aus. Möchte die edle Gefühlswärme, aus der das Buch entsprossen, bald eine reifere Frucht zeitigen! Dr. Grimm.

— Dr. **Arnold Kowalewski, Ueber das Causalitätsproblem.** Leipzig, 1898. Oswald Mutze. — Nicht mit Unrecht läßt sich den großen Denkern, die sich mit dem Causalitätsproblem befaßt haben, der Vorwurf machen, daß sie über der Frage nach Berechtigung und Anwendung des Causalitätsgedankens die Analyse des Causalitätsbegriffes vernachlässigt haben. Selbst bei Hume und Kant fehlt nach dieser Richtung hin die eingehende Zergliederung. Kowalewski will solche bieten, zugleich auch die objectiv-analytische Reflexion streng von der genetisch-psychologischen trennen und bei derartiger Untersuchung den Nachweis liefern, daß weder der reine Empirismus noch der reine Apriorismus ein haltbarer erkenntniß-theoretischer Standpunkt sei. Das bedeutet eine Richtung, die zwischen den durch Locke-Hume und Kant bezeichneten Polen die Mitte hält. Der Terminologie folgend, die Rehmke in seinem Lehrbuch der allgemeinen Psychologie einführt, sucht Kowalewski zunächst den Inhalt des Causalitätsbegriffes zu bestimmen. Er kommt dabei zu dem Schlusse, als wesentliches Moment jeder Ursache den causalen Conflict hinzustellen, der dadurch entstehen würde, daß zwei abstracte Individuen verschiedener Dinge mit ihren qualitativen Bestimmtheiten gleicher Art einen Raumtheil gleichzeitig erfüllten. Eben die Unmöglichkeit jener Simultanität bedingt den Nothwendigkeitscharakter, welcher sich in der Causalitätsrelation findet. Auch das Zeitverhältniß von Ursache und Wirkung wird durch die „simultane Exclusivität coordinirter Bestimmungen" klargelegt. Der zweite und dritte Theil des Buches, darin von den problematischen Causalrelationen und dem Ursprung und der Berechtigung des Causalitätsbegriffes gehandelt wird, besteht aus kritischen Waffengängen, die der Verfasser von seinem Standpunkte aus ins Gebiet fremder Systeme unternimmt. Dadurch treten die Vorzüge der Untersuchungen des ersten Theiles in ein helles Licht. Den Fehler der bisherigen Betrachter des Ursprungs der Causalität erblickt Kowalewski hauptsächlich darin, daß der causale Thatbestand von ihnen nur einseitig charakterisirt wurde. Das Motiv der voluntaristischen Theorien will er neben dem der intellectualistischen Ursprungstheorie berücksichtigt wissen, zu beiden aber soll noch der berechtigte Kern desjenigen Motivs hinzutreten, das der aprioristischen Theorie zu Grunde liegt (S. 107). Das inhaltreiche Buch würde sich besser lesen, wenn der Verfasser in seinem polemischen Bestreben nicht so oft den Faden der Entwickelung fallen gelassen hätte, um ihn mehrere Seiten später wieder aufzunehmen. Es ist nicht immer leicht, den Ueberblick zu behalten, wenn man bei der analytischen Kleinarbeit ist: beim Referat über das Gefundene aber läßt sich auch Uebersichtlichkeit neben der Gründlichkeit fordern. Dr. Grimm.

— **Aus meiner Jugend.** Erinnerungen von **Rudolf v. Gottschall.** Berlin, Gebr. Paetel. 8 M. — Gottschall, der vor Kurzem seinen 75. Geburtstag gefeiert hat, sieht auf ein langes, mannigfaltig bewegtes Leben zurück, wovon dieses Buch Zeugniß ablegt, das in drei Theile zerfällt: die Kindheit und die Knabenjahre, die Jugend und die Studentenzeit und die Erlebnisse bis zur Heirath. Gottschall begann wenig zahm, indem er politische Lieder und Revolutionsdramen veröffentlichte, die ihm viel Unannehmlichkeiten einbrachten, wie denn auch die beiden ersten Abschnitte seines Buches sich mit ziemlichen Irrfahrten des Lebens beschäftigen, bei denen das consilium abeundi und Ausweisungen aus Städten keine geringe Rolle spielten. Im Grunde genommen ist Gottschall in literarischer Hinsicht diesen Grundsätzen auch treu geblieben, trotz anscheinend entgegengesetzter Anzeichen, und die Richtung auf die Emancipation und das Moderne ist viel stärker bei ihm, als der conservative Zug, den man in seinen Dramen, die der Schiller'schen Schule angehören sollen, herausgefunden hat. Auch als Kritiker hat Gottschall ja diesem modernen Bekenntniß vielfach Ausdruck gegeben, trotzdem er von den Anhängern dieser Schule viel Anfeindung erfahren hat. Es ist eine große Fülle von Gestalten, die an unserem geistigen Auge vorüberziehen, liest man das Buch, in Breslau, Ostpreußen, am Rhein, Leipzig, Berlin, und man vermißt wenige der damals maßgebenden Persönlichkeiten, wenn man sieht, wie Gottschall mit ihnen in irgend eine Verbindung trat, sei es in anziehender oder abstoßender Weise. Bekanntlich ist Gottschall Schlesier, aber auch das alte Ordensland Preußen hat Antheil an seiner Erziehung genommen und der Stammbaum der Familie reicht bis zu den vertriebenen Salzburgern zurück. Aus dieser Doppeleigenschaft als Schlesier und Ostpreuße sind vielleicht manche Eigenheiten von Gottschall's Talent zu erklären, die er mit früheren Landsleuten gemein hat. Der dritte Abschnitt befaßt sich sodann mit den literarischen Lehr- und Wanderjahren Gottschall's in verschiedenen Städten Deutschlands, bald in Breslau, bald in Königsberg, bald in Hamburg und anderen Orten, wo er als Schriftsteller, Dichter, Dramatiker und Dramaturg thätig war und sich eine Stellung zu verschaffen suchte, mit all den Hindernissen und Widerwärtigkeiten kämpfend, denen ein Werdender immer ausgesetzt ist, dem häufig der Erfolg winkt, der sich dann als Seifenblase erweist, die zerplatzt. Die Erstlingswerke Gottschall's werden vom Dichter selbst berührt und kritisirt, gelegentlich auch zerfasert und man muß es diesem zugestehen, daß er seinen eigenen Geisteskindern gegenüber möglichst gerecht zu sein versteht. Die Einfahrt in den Hafen der Ehe beschließt sodann das Buch, dem wohl noch eine Fortsetzung zu Theil werden dürfte. All das wird anregend erzählt, mit jener fesselnden, geistreichen, nach Pointen haschenden Schreibweise, die Gottschall auszeichnet. Sagt doch schon Heine, dessen Leidensbild am Ende des Buches vor unserem Auge auftaucht, daß Gottschall schön zu schreiben verstehe. In diesen im Alter verfaßten Erinnerungen und Rückblicken kommt aber noch ein anderes Element dazu: die Resignation und die Skepsis. J. R.

— **Louise Otto Peters**, die Dichterin und Vorkämpferin für Frauenrecht. Ein Lebensbild von **Hugo Rösch** und **Auguste Schmidt.** Mit drei Bildnissen. Biographische Volksbücher Nr. 17—20. Leipzig 1898. R. Voigtländer's Verlag. Preis brosch. 1 M, geb. 1,25 M 103 S. — Die vor wenigen Jahren heimgegangene hervorragende Vorkämpferin für die Lösung der Frauenfrage erfährt in diesem Buch eine warmherzige Würdigung ihrer socialpolitischen und literarischen Thätigkeit. Den Theil, der das äußere Leben der Verblichenen schildert, hat Hugo Rösch verfaßt, während Auguste Schmidt die Würdigung Louise Otto's als Dichterin und als mannhafte Vertheidigerin der Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne übernommen hat.. Den vielen Freunden und Verehrern der hochherzigen Denkerin und begabten Dichterin wird das Büchlein ein werthvolles Andenken an sie sein, denn es erschließt in umfassender Weise ihr inhaltreiches Leben, das wie wenige Frauenleben ein Leben des Kampfes um ideale Güter war. W. Dgs.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 134. Dienstag, den 22. November, Abends. 1898.

Oeffentliche Gesammtsitzung der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften am 14. November 1898.

Der vorsitzende Secretär, Hr. Geh. Hofrath Professor **Wislicenus**, eröffnete die Sitzung mit folgender Ansprache: Hochverehrte Herren! Wie alljährlich an diesem Tage, vereinigen wir uns auch heute wieder zur Feier des Gedächtnisses an den größten Sohn unserer Stadt, an Gottfried Wilhelm Leibniz. Ein Kind unserer Universität, an der er auch seine akademische Bildung genossen, wäre der Professorsohn nach der Gepflogenheit damaliger Zeit wohl dazu bestimmt gewesen, später in ihren Lehrkörper einzutreten. Da jedoch die Juristenfacultät dem bereits mit mehreren hochgelehrten und ungewöhnlich scharfsinnigen und selbständigen Abhandlungen an die Oeffentlichkeit Getretenen die Doctorwürde — angeblich wegen allzu großer Jugend — verweigerte, promovirte der Zwanzigjährige an der Universität Altdorf und schied sich damit dauernd von der Heimath. Sollen wir das bedauern? Wir meinen es nicht! Wohl würde sich auch hier der einzig begabte Denker zu einer Leuchte seiner Wissenschaft durchgerungen haben, aber die enge Beschränktheit der damaligen zünftigen Gelehrtenwelt — vor Allem auch an der hiesigen Hochschule — hätte auch solche Natur in den Fesseln der Corporation, in dem täglichen kleinen Kampfe gegen die zänkische Unduldsamkeit kleinerer Geister, wohl nicht zur vollen freudigen Entwickelung gelangen lassen. Auch der Genius ist dem hemmenden Einflusse enger localer Verhältnisse und Anschauungen unterworfen; die große Welt mit weiten Horizonten allein giebt ihm den Raum zu sieghafter Entfaltung. Gerade die in Altdorf gewonnenen persönlichen Beziehungen waren es, welche dem jungen Leibniz diesen Boden schufen, indem sie ihn bald in die Dienste des erleuchteten Kurfürsten von Mainz, sodann Philipp von Schönborn's führten, der den jugendlichen Mann nicht nur zum Rathe an seinem obersten Gerichtshof ernannte, sondern ihn auch mit der Abfassung von Gutachten über schwebende Fragen der großen Politik und mit wichtigen diplomatischen Missionen betraute. So reifte er zum hervorragenden und vielbeschäftigten Staatsmann und wurde er — an den herzoglich Braunschweigisch-Lüneburgischen Hof nach Hannover berufen — zum Historiographen. So tief aber lag in seiner Seele der Trieb nach reiner Erkenntniß, daß die Händel der Welt und ihre ausgedehnten Geschäfte die nebenhergehende ununterbrochene stille wissenschaftliche Thätigkeit ihm nicht nur nicht verkümmerten, sondern ihn im stets gepflegten persönlichen Verkehre mit den größten Forschern der Zeit, so namentlich in Frankreich, Italien und England, in den mannigfachsten Richtungen zu unsterblichen Großthaten anregten. Kein Zeitgenosse kannte, beherrschte und bereicherte die damals in neuem Aufschwunge begriffenen Wissenschaften in solcher Universalität wie Er. Sie verdichteten sich in dem, immer wieder auf das Ganze gerichteten Sinne des Geistesgewaltigen zu eigenartiger harmonischer Weltanschauung und machten ihn zum ersten großen Philosophen Deutschlands. Erfüllt von dem Glauben an die segensreiche befruchtende Einwirkung der reinen Wissenschaft auf das Allgemeinwohl, erkannte er die Pflicht der Staaten, ihrer durch nichts beengten oder gehinderten Pflege feste Heimstätten zu schaffen und stellte seinen weitreichenden Einfluß auf Herrscher und Regierungen in den Dienst dieses Gedankens. Aus ihm heraus ist er zum Begründer der Deutschen Akademie der Wissenschaften geworden, für welche er die Vorbilder in den großen Institutionen zu London und Paris gefunden hatte, die er aber in eigenartiger, den heimischen Verhältnissen entsprechender Weise zu gestalten suchte. Unsere Gesellschaft, hochgeehrte Herren, kann sich nicht wie die Berliner Akademie rühmen, von Leibniz selbst ins Leben gerufen und von ihm auf ihren ersten Schritten geleitet worden zu sein. Sie ist jedoch in seinem Geiste und Sinne, in Erfüllung einer von ihm lange gehegten und bearbeiteten Hoffnung und zu seinem Gedächtnisse bei der zweihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages begründet worden. So meinen auch wir, ein mehrfaches Recht an ihm zu haben. Unter seinem Bilde veröffentlichen wir unsere Abhandlungen, wir feiern ihn alljährlich als unser großes Vorbild in der Treue gegen die hohe Aufgabe, still und unentwegt an der Förderung reiner Erkenntniß mitzuarbeiten, durchdrungen von der Pflicht, sein Andenken stets lebendig zu erhalten und sein großes Vermächtniß fortzuvererben auf die, welche nach uns kommen.

Hr. Professor **Leskien** sprach hierauf über slavische Betonungsgesetze, zeigte, auf welchem Wege der ursprüngliche Hochton der slavischen Worte wieder hergestellt werden kann, wie die verschiedenen Arten des Tones, steigend und fallend, erkannt werden können und welche weiteren Entwickelungen aus diesem Unterschied hervorgehen.

Die erste der nun folgenden Gedächtnißreden auf Mitglieder, deren Verlust die Gesellschaft seit der vorjährigen Feier zur Erinnerung an Leibnizens Todestag zu beklagen hat, hielt Hr. Professor v. **Meyer**, aus dessen dem Chemiker **Rudolf Schmitt** gewidmeten Nachrufe Folgendes hervorgehoben sei: Rudolf Schmitt, am 5. August 1830 im Pfarrhause des kleinen kurhessischen Dorfes Wippershain geboren, bezog nach entbehrungsreicher Jugend erst im zweiundzwanzigsten Jahre die Universität Marburg. Angeregt von Hermann Kolbe, widmete er sich dem Studium der Chemie, war von 1857 an alleiniger Assistent Kolbe's und fand als solcher reichste Gelegenheit zu vielseitiger Thätigkeit. Nachdem er von 1865 bis 1869 an der höheren Gewerbeschule zu Cassel, dann ein Jahr an der Industrieschule zu Nürnberg thätig gewesen war, gehörte er von 1870 bis 1893 dem Polytechnicum, resp. der Technischen Hochschule zu Dresden an; die letzten, durch Krankheiten stark getrübten Jahre lebte er im Ruhestande in Radebeul bei Dresden, wo er am 18. Februar d. J. starb. Seine Experimentaluntersuchungen gehören meist dem Gebiete der Benzolderivate an; herauszuheben sind die Arbeiten über Sulfanilidsäure, Salicylsäure, Nitro- und Amidophenole, sowie über Chinonchlorimide. Theoretisch wie praktisch höchst bedeutsam war die ihm gelungene Aufklärung der Synthese von Salicylsäure. — Infolge seiner unermüdlichen, hingebenden Lehrthätigkeit in seinen Experimentalvorträgen und namentlich im Laboratorium, sowie durch seine Scheu, nicht völlig abgeschlossene Untersuchungen zu veröffentlichen, ferner infolge einer angestrengten gutachtlichen Thätigkeit war Schmitt schwer zu größeren literarischen Arbeiten zu bewegen. — Die Früchte seiner geistigen Thätigkeit sind vielfach seinen Schülern zu Gute gekommen, die ihrem Lehrer in Begeisterung zugethan waren. In der Erinnerung Aller, die ihm näher traten, ist ihm eine bleibende Stätte gesichert. Trotz mancher Härten und Schroffheiten war sein innerstes Wesen lauteres Gold. Die Wissenschaft hat seinen gründlichen Forschungen erhebliche Bereicherung und Vertiefung von Einzelgebieten zu verdanken.

In der nun folgenden Gedächtnißrede auf **Rudolf Leuckart** gab Hr. Professor **Carus** nach einleitenden Worten, in denen des großen Verlustes gedacht wurde, den die Wissenschaft durch Leuckart's Tod erfahren hat, eine Schilderung des Lebens und Wirkens des Dahingeschiedenen. Leuckart, am 7. October 1822 in Helmstädt geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog dann die Universität Göttingen. Hier wurde er namentlich von Rudolf Wagner gefördert, der ihn schon als Studenten mit der Neubearbeitung seines Lehrbuchs der vergleichenden Anatomie (1845—1847) beauftragte und ihn 1846 und 1847 sogar mit seiner Vertretung in den Vorlesungen betraute. 1845 erhielt er den Preis für die Beantwortung einer

von der medicinischen Facultät gestellten Preisfrage und wurde am 13. December 1845 Doctor der Medicin. 1847 habilitirte er sich als Privatdocent für Zoologie, 1850 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor der Zoologie nach Gießen und wurde 1855 daselbst ordentlicher Professor. Nach Pöppig's Tode an die Universität Leipzig berufen, trat er hier die ordentliche Professur der Zoologie mit dem Sommersemester 1869 an und siedelte Ostern 1880 in das neu erbaute Zoologische Institut über. Großen Einfluß auf die wissenschaftliche Bewegung erlangte er durch die Herausgabe der Jahresberichte über die Fortschritte in der Naturgeschichte der niederen Thiere (1848—1879). Leuckart's Arbeiten sind durch die Verbindung der anatomischen Untersuchung mit steter Berücksichtigung der physiologischen und biologischen Verhältnisse ausgezeichnet, wie er dies schon in dem 1852 erschienenen, gemeinsam mit C. Bergmann herausgegebenen Werke: „Anatomisch-physiologische Uebersicht des Thierreichs" durchgeführt hatte. Außer morphologischen Arbeiten über Vertreter verschiedenster Gruppen des Thierreichs fesselten ihn, je länger desto mehr, Untersuchungen über die mit Befruchtung, Entwickelung und Metamorphose zusammenhängenden Gruppen von Vorgängen. Als Frucht seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete sind mehrere seiner bedeutendsten Entdeckungen zu verzeichnen, so der Nachweis einer Mikropyle bei allen Insecten, der Beweis für die Parthenogenese bei verschiedenen Gliederthieren, die wissenschaftlich exacte Bestätigung der Dzierzon'schen Hypothese über den Haushalt des Bienenstocks. Ganz besonders ist ihm aber die Erkenntniß vieler überaus wichtiger Einzelheiten im Leben der parasitischen Würmer zu verdanken. Die Naturgeschichte der Trichinen und Bandwürmer erfährt wesentliche Förderung. Die Entwickelung der Kratzer wird aufgeklärt. Den Lebenskreislauf des Leberegels der Schafe hat Leuckart ins Einzelnste verfolgt und dadurch dem Landwirthe wesentlich genützt. Sein Werk über die menschlichen Parasiten, welches in seiner von 1879 bis 1894 erschienenen zweiten Auflage leider nicht vollendet ist, wird für lange Zeit das Hauptquellenwerk über die Band- und Saugwürmer bleiben. Auf allen Theilgebieten der Zoologie heimisch und fördernd thätig war er zuletzt Specialist im besten Sinne des Wortes, das Einzelnste an das Allgemeine anknüpfend, die Einzelerscheinung als Fall eines allgemeinen Gesetzes nachweisend und dieses wieder inductiv durch Einzelbetrachtungen bestätigend. Folgerichtig erkannte er in der Lehre Darwin's „einen Fortschritt, der nach vielen Richtungen eine neue Einsicht in die Vorgänge der organischen Natur eröffnet". Sein am 6. Februar dieses Jahres erfolgter Tod hat eine schmerzlich empfundene Lücke hinterlassen.

Zuletzt schilderte Hr. Geh. Hofrath Professor Wachsmuth in längerer Ausführung Otto Ribbeck, den am 18. Juli verstorbenen Secretär der philologisch-historischen Classe der Gesellschaft in seiner Eigenart als Gelehrter und Schriftsteller. Schon der äußere Lebenslauf Ribbeck's — führte der Redner etwa aus — trage den Charakter einer stetig aufsteigenden Linie; derselbe Stufengang lasse sich in seiner schriftstellerischen Thätigkeit verfolgen, vielleicht auch in seinem Stil erkennen. Dann hob er hervor, daß den Herzpunkt der Alterthumsstudien Ribbeck's immer die Literatur, namentlich die poetische, aber gleichmäßig griechische wie römische, gebildet habe. In eingehender Besprechung wurden erst die textkritischen Arbeiten (die die Sammlung der Fragmente der lateinischen Dramatiker, Virgil's Gedichte, Juvenal's Satiren, Horaz' Episteln und Plautus betrafen) nebst der grammatischen Monographie über einige lateinische Partikeln und der literarischen Arbeit über das römische Drama vorgeführt. Daran schloß sich eine Würdigung der dreibändigen Geschichte der römischen Dichtung. Hierauf wurde lebhaft die Bedeutung der „ethologischen" Studien hervorgehoben, die an Theophrast's Büchlein „Charaktere" anknüpfend tief in das antike sociale Leben der Griechen hineinführen und ein volles Verständniß der Schöpfungen der neueren attischen Komödie erst ermöglichen. Endlich wurde noch der großen Biographie Friedrich Ritschl's, des Lehrers, Vorgängers und Freundes von Ribbeck und, im Anschluß daran, des Nachrufes auf den frühverstorbenen Lieblingsschüler Buresch gedacht. Den Schluß bildete eine Skizze dessen, was Ribbeck als Redner für die Universität und die Gesellschaft der Wissenschaften geleistet hat.

Bücherbesprechungen.

— Dr. Arnold Kowalewski, Prodromos einer Kritik der erkenntnißtheoretischen Vernunft. Leipzig 1898. Oswald Mutze. — Die echten Reflexionsbegriffe aller Erkenntnißtheorie zu ermitteln und kritisch zu prüfen, ist nach Kowalewski eine wesentliche Aufgabe der Philosophie, deren Lösung bisher noch nicht erfolgt ist und darum bis zur Stunde Postulat bleibt. Eine nothwendige und neu zu schaffende Disciplin der Philosophie soll die Kritik der erkenntnißtheoretischen Vernunft sein, ihre empirische Basis wäre in den vorhandenen erkenntnißtheoretischen Systemen zu finden. Ziel und Methode solcher Kritik der erkenntnißtheoretischen Vernunft will der „Prodromos" angeben. Die neue philosophische Disciplin muß nach Kowalewski auf einer höheren Reflexionsstufe als die Systeme der Erkenntnißtheorie stehen, von der Geschichte der Erkenntnißtheorie sich durch ihre systematisirende — von der psychologischen Reflexion über Erkenntnißtheorie durch ihre objective Methode unterscheiden. Dabei hat die geplante neueste Kritik sich vor den auf erkenntnißtheoretischem Gebiete so häufigen Fehlern zu hüten, daß sie das empirische Fundament außer Acht läßt und unnatürliche Systeme ins Blaue hinein errichtet, voreilig deducirt, Darstellungs- und Forschungsmethode vermengt. Auf solche Weise werden sich die „echten" Reflexionsbegriffe finden lassen, deren Kriterium ist, daß sie „dem Zweck der erkenntnißtheoretischen Arbeit wirklich förderlich sind" (S. 18). Der Erfolg dieses Verfahrens wird „Einschränkung der maßlosen Ansprüche der Erkenntnißtheorie" sein, wodurch der Metaphysik Platz zu freierer Entfaltung gegeben werden soll (S. 21, 23). Seltsam berührt in den Ausführungen Kowalewski's, daß er die Methode der von ihm geforderten neuen philosophischen Disciplin nur negativ zu bestimmen weiß. Dadurch, daß er auch diese negativen methodischen Richtlinien erst auf dem Felde der zu kritisirenden Erkenntnißtheorie findet, zeigt er, daß die neue Disciplin zum mindesten nichts methodisch Neues ist. Aber auch das Ziel der zu erwartenden „Kritik der erkenntnißtheoretischen Vernunft" scheint wenig mehr als eine Grenzregulirung zwischen Metaphysik und Erkenntnißtheorie zu sein, mit der etwas objectiv Giltiges kaum geschaffen werden dürfte. Bei der ernsten, ruhigen Untersuchungsart, die der „Prodromos" unverkennbar ankündigt, wird ein gewiß anregendes, aber kaum ein neue Bahnen eröffnendes Werk folgen.

Dr. Grimm.

— Geschichte der deutschen Dichtung für die oberen Classen höherer Lehranstalten von Prof. Dr. P. Wessel. Bis zur Reformation. (Für Ober-Secunda.) Gotha, 1898, Friedrich Andreas Perthes. Preis: 60 ₰. — Mittelhochdeutsches Lesebuch für die Ober-Secunda höherer Lehranstalten von Prof. Dr. P. Wessel. Gotha, 1898, F. A. Perthes. Preis: 1 ℳ — Der Hauptgesichtspunkt, unter dem der Verfasser dieser *beiden* Bücher gearbeitet hat, ist der, den Stoff der *mittelhochdeutschen* Lectüre sowohl wie der Literaturgeschichte zu *beschränken* auf das unbedingt erforderliche Mindestmaß. Alle Fachgenossen, die den deutschen Unterricht in den oberen Classen eines Gymnasiums ertheilen, wissen zur Genüge, wie mannigfacher Art die Schwierigkeiten sind, die es da zu überwinden gilt. Zumal in der Obersecunda ist es außerordentlich schwer, bei der bescheidenen Zahl der Unterrichtsstunden, von denen doch ein nicht geringer Theil durch die Besprechung der Aufsätze und die Vorträge in Anspruch genommen wird, im Lesen der mittelhochdeutschen Texte und in der Literaturgeschichte es zu einigermaßen befriedigenden Ergebnissen zu bringen. Es darf deshalb jeder auf Grund eigener Erfahrung dargebotene Versuch, den deutschen Unterrichtsstoff für diese Stufe zusammenzuschneiden und bequemer zurechtzulegen, darauf rechnen, freundlich willkommen geheißen zu werden. In der Eintheilung der Literaturgeschichte weicht Wessel nicht unwesentlich von der herkömmlichen Gruppirung ab. Daß im Lesebuche neben dem Nibelungen- und dem Gudrunliede und Walther von der Vogelweide auch der arme Heinrich von Hartmann von Aue berücksichtigt wird, können wir nur gut heißen. Näher auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort. Wir empfehlen die beiden Bücher angelegentlichst der Aufmerksamkeit der Collegen.

R. B.

— Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Verlag von Otto Hendel in Halle a/S. — Nr. 1197 bis 1199. Adolphe. Roman von Benjamin Constant. Deutsch bearbeitet von Josef Ettlinger. Preis geheftet 75 ₰, gebunden 1 ℳ. Benjamin Constant de Rebecque war seiner

Zeit ein berühmter Mann; seine hochbedeutsamen politischen und philosophischen Schriften trugen ihm bei Lebzeiten den Namen des geistreichsten Mannes nach Voltaire ein. Dem Roman Adolphe verdankt er seinen Platz in der Weltliteratur. Er setzte darin seiner Freundschaft mit Frau v. Staël ein unvergängliches literarisches Denkmal. Denn in der Gestalt des Adolphe zeichnete er sich selbst, und für die schöne Polin Ellénore hat Frau v. Staël die hauptsächlichsten Züge hergeliehen. Mit der feinen Seelenmalerei und Gefühlszergliederung, von der Grillparzer gesagt hat, sie mache den, der sich in ähnlicher Lage befunden habe, schaudern, hat Constant eine Gattung des Romans begründet, die noch heute den Stolz Frankreichs ausmacht und auch in Deutschland Nachahmer gefunden hat. Schon darum muß das Urtheil wohlbegründet erscheinen, das Gustav Planche gefällt hat: Wenn auch alle anderen Verdienste von Benjamin Constant der Vergessenheit anheimfielen, sein Name würde dennoch nie untergehen; denn er hat den Adolphe geschrieben. In Frankreich ist das Buch mehr als zwanzig Mal aufgelegt; die erste deutsche Uebersetzung ist schon ein Jahr nach dem ersten Drucke, 1817, erschienen. Ettlinger's Neubearbeitung wird die Aufmerksamkeit von Neuem auf den Roman lenken, der in jedem Sinne der Aufnahme in Hendel's Bibliothek werth ist. — Nr. 1200—1203. Henri Borel, Weisheit und Schönheit aus China. Autorisirte Uebersetzung aus dem Holländischen von Ernst Keller-Soden. Preis geheftet 1 ℳ, geb. 1 ℳ 25 ₰. Das uralte Culturland China hat in letzter Zeit für uns Deutsche ein unmittelbareres Interesse gewonnen. Dieser Umstand wird dem vorliegenden Buche zu Gute kommen, in dem ein genauer Kenner von Land und Leuten das Leben und Treiben in dem Reiche der Mitte uns in sorgfältig abgerundeten, farbenreichen Bildern vor Augen stellt. Der Verfasser vertheidigt sich in dem Vorworte gegen den Vorwurf, den ihm ein Sinologe von Fach gemacht hat: „Dein Buch ist schön, aber nicht wissenschaftlich." Wir glauben, daß gerade das, was die strenge Gelehrsamkeit an dem Buche auszusetzen hat, in den Augen der überwiegenden Mehrzahl seiner Leser vielmehr als ein Vorzug erscheinen wird: die herzliche Wärme und aufrichtige Begeisterung für seinen Stoff, die weit entfernt ist von trockener und nüchterner Beschreibung. Ob der Verfasser nicht hie und da in allzu rosigen Farben malt, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls hat er mit seinen Schilderungen aus China ein höchst verdienstvolles und dabei fesselndes Buch geschaffen, ein Buch, das es entschieden verdiente, durch die Uebersetzung auch den Deutschen zugänglich gemacht zu werden. R. B.

— Kurzer Abriß der deutschen Grammatik für die Mittelclassen höherer Lehranstalten. Verwendbar als Anhang zu jedem deutschen Lesebuche von Dr. Rudolf Wessely. Zugleich Ergänzungsheft zu Hopf und Paulsiek, deutsches Lesebuch, Mittelstufe. Berlin, 1898, Verlag von Ernst Siegfried Mittler & Sohn, königl. Hofbuchhandlung, Kochstraße 68—71. Preis 30 ₰. — Wir halten die Vorschrift für berechtigt, in Untertertia einen zusammenfassenden Ueberblick über das Wichtigste aus der deutschen Sprachlehre zu geben und damit den deutsch-grammatischen Unterricht im Wesentlichen zum Abschluß zu bringen. Auch darüber wird fast allgemein Einverständniß herrschen, daß das Regelmäßige und das, was aus dem Unterricht in fremden Sprachen gelernt wird, dabei nur nebensächlich zu behandeln oder ganz auszuscheiden ist, während der Nachdruck gelegt werden muß auf die Fälle, in denen der Sprachgebrauch schwankt. Das vorliegende Heftchen umfaßt auf seinen 20 Seiten die Laut-, Flexions-, Wortbildungslehre und Satzlehre und giebt auch noch einen Anhang über die Metrik. Man wird zugeben, an Knappheit leistet es das Menschenmögliche. Wir sehen darin einen Vorzug. Denn die Hauptsache muß der mündlichen Unterweisung vorbehalten bleiben. Als Grundlage für die häusliche Wiederholung des in der Classe Besprochenen ist der Abriß entschieden brauchbar. Wir empfehlen das Büchlein den Collegen bestens. R. B.

— Katechismus der deutschen Sprachlehre von Dr. Konrad Michelsen. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage von Friedrich Nebberich, Oberlehrer an der Landwirthschaftsschule zu Hildesheim. (Weber's Illustrirte Katechismen Nr. 36.) — Katechismus der Stilistik. Eine Anweisung zur Ausarbeitung schriftlicher Aufsätze von Dr. Michelsen. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage von Friedrich Nebberich. (Weber's Illustrirte Katechismen Nr. 90.) Leipzig, Verlag von J. J. Weber, 1898. Preis jedes Bandes gebunden 2 ℳ 50 ₰. — Darüber, daß diese beiden Hilfsbücher für den Unterricht im Deutschen schon in dritter und vierter Auflage erscheinen, muß man sich von Herzen freuen. Ersieht man doch daraus, daß es erstens nicht an Leuten fehlt, die den redlichen Willen haben, im Gebrauch ihrer Muttersprache den Forderungen der Richtigkeit und Schönheit zu genügen, und zweitens, daß diese Katechismen sich Vielen schon als zuverlässige Rathgeber bewährt haben. Die Bücher sind vorzugsweise für den Selbstunterricht berechnet. Eine gute Schule vollständig ersetzen können sie natürlich nicht, das wäre auch ein unbilliges Verlangen. Aber eine schätzbare Ergänzung zu dem, was die Schule giebt, stellen sie dar, und sie werden Dem, der sie fleißig studirt, die feste Aneignung der Gesetze, die für das richtige Sprechen und Schreiben gelten, erleichtern. Gegen einzelne der aufgestellten Regeln lassen sich Einwendungen machen. Wir halten z. B. die Wendung „mir ekelt" (S. 135 der Sprachlehre) nicht für schriftdeutsch, und auch die ebenda getroffene Unterscheidung, „nachahmen" regiere den Dativ der Person, den Accusativ der Sache, ist anfechtbar. Im Ganzen kann man sich indessen auf die Angaben verlassen. Am Schlusse des Abschnittes über die Disposition (Stilistik, zweiter Theil) konnten noch einige Beispiele beigefügt werden. Doch fehlt es ja nicht an Sammlungen, die hier ergänzend eintreten können. Die besondere Betonung der Briefe und Geschäftsaufsätze (Stilistik S. 153—189) ist gut zu heißen: denn in den Kreisen junger Kaufleute werden wir doch wohl die meisten Benutzer dieser Bücher zu suchen haben. Beide Bücher sind mit ausführlichem Register versehen, das die Benutzung erleichtert. R. B.

— Kaiser Wilhelm der Alte. Festrede, gehalten am 22. März 1897 in der Aula der Universität Greifswald von H. Ulmann, Professor der Geschichte. (Festreden der Universität Greifswald Nr. 6.) Greifswald, Julius Abel, 1898. 20 SS. 8°. 60 ₰. — In so einfach-plastischer Größe auch die Persönlichkeit Kaiser Wilhelm's vor den Augen des deutschen Volkes zu stehen scheint — noch fehlen dem Bilde viele Züge, die sich vielleicht erst nach Jahren, wenn noch mancher Schleier von der Geschichte jener Zeit gefallen ist, werden hinzufügen lassen. Ob die Nachwelt ihn einst den Großen nennen wird, das mag dahingestellt sein; daß sein Volk stets mit innigster Verehrung zu seinem ersten Kaiser hinaufblicken wird, das steht schon jetzt fest. Unter den mannigfachen Schilderungen, zu denen der 100jährige Geburtstag des Kaisers den Anlaß gegeben hat, verdient das vorliegende Schriftchen, dessen Ertrag für die Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen bestimmt ist, nicht allein wegen der Wärme der Empfindung, mit der es geschrieben ist, Beachtung, sondern auch, weil es mit feinem psychologischen Takte die so selten glückliche Mischung im Charakter des Heldenkaisers klarzulegen weiß, die das Geheimniß seiner weltgeschichtlichen Erfolge bildet. Unmittelbar neben einander finden wir die aus dem Bewußtsein einer enormen persönlichen Verantwortlichkeit hervorgehende volle Selbständigkeit des Souveräns in Willen und Entschluß und die willige Unterordnung unter die reifere staatsmännische Einsicht der mit glücklichem Griff gewählten Rathgeber, die milde Güte, die sich scheut alte Beziehungen zu lockern oder gar in die Rechte Anderer einzugreifen, und die eiserne Festigkeit in der Durchführung des einmal als richtig Erkannten. Nur bei einem Charakter, in dem sich solche Gegensätze vereinigten, war das in der Geschichte einzig dastehende Verhältniß des großen Kaisers zu seinem großen Kanzler denkbar. —m—

— Archivos nacionales. Indice general de los documentos del archivo de Cartago anteriores al año 1850 inclusive, arreglada bajo la dirección del Liceo Don León Fernández. Tomo II. Mortuales. 1639—1850. Tomo III y IV. Expedientes civiles y criminales. San José de Costa Rica, tipografia nacional. (1854.) 1898. 176, 193, 88 pp. 8°. — Die uns zugegangenen Bände eines Repertoriums des in Cartago befindlichen Archivs der centralamerikanischen Republik Costa-Rica sind eine Arbeit des durch eine Geschichte von Costa-Rica während der spanischen Herrschaft 1502—1821 und andere historische Publicationen bekannten, bereits vor längeren Jahren verstorbenen León Fernández. Mag die Veröffentlichung von Archivrepertorien, die bekanntlich besonders in Frankreich üblich ist, für größere Archive manchen fachmännischen Bedenken begegnen, für die Archive so weit entlegener Staaten wie Costa-Rica empfiehlt sie sich ohne Frage, besonders wenn die Regierung Sorge dafür trägt, daß die Repertorien auch jenseit des Oceans bekannt werden.

Band II des Indice enthält die „Mortuales" oder „Mortuorias" einer großen Anzahl von Personen, die chronologisch unter dem Datum (doch wohl ihres Todes) angeführt werden. Leider geben weder eine Einleitung noch die landläufigen spanischen Wörterbücher Auskunft darüber, was eigentlich unter „Mortuales" zu verstehen ist; daß es nicht bloße Angaben über den Tod der einzelnen Personen sind, sondern vielleicht eher Zusammenstellungen von biographischem Material, beweist der große Umfang einzelner hier verzeichneter Actenstücke. Band III enthält Acten über Civilprozesse, Band IV solche über Criminalprozesse; ersterer beginnt mit 1644, letzterer mit 1686; als Schlußjahr ist durchweg das Jahr 1850 angenommen. Ob ein I. Band erschienen ist, der doch vermuthlich die Acten zur politischen Geschichte von Costa-Rica enthalten würde, hat Ref. nicht in Erfahrung bringen können. —m—

— Deutsche Volkstrachten — städtische und ländliche — vom XVI. Jahrhundert an bis zum Anfange des XIX. Jahrhunderts. (I. Band:) Volkstrachten aus Süd- und Südwest-Deutschland von Friedrich Hottenroth. Frankfurt am Main, Heinrich Keller, 1898. VIII, 224 S. — Den Lesern des eben erscheinenden Jubiläumswerkes „Sachsen unter König Albert" oder den 1600 Mitgliedern des Vereins für sächsische Volkskunde sage ich nichts Neues, wenn ich behaupte, daß sich seit Kurzem in Sachsen ein reger Zug zur Erforschung und Erhaltung volksthümlichen Wesens bethätigt. Und dem ist nicht blos in unserm engern Vaterlande so; überall im Reiche regen sich die Hände mit derselben Absicht. Einer der wichtigsten Zweige einer planvoll betriebenen Volkskunde ist die Kostümwissenschaft. Was für diese Disciplin der vortrefflich redigirte und illustrirte Katalog der Lipperheide'schen Sammlung auf internationalem Gebiete leistet, das versucht Friedrich Hottenroth in diesem 1. Bande seines groß angelegten Werkes über die städtischen und ländlichen Volkstrachten Deutschlands von 1550—1800 auf süd- und südwestdeutschem Gebiete (Elsaß-Lothringen, Pfalz, Rheinhessen, Baden, Bayern, Württemberg und Frankfurter Gegend). Der Verfasser hatte während der Vorarbeiten zu den und beim Ausführen der von allgemeinen Gesichtspunkten ausgehenden Werke „Trachten, Haus-, Kriegs- und Feldgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit" und „Handbuch der deutschen Tracht" die Besonderheiten nicht übersehen, die vielfach die in kleineren, abgeschlossenen Bezirken, einzelnen Städten und Landschaften gebräuchlichen Trachten aufweisen. Nicht vor der Mitte des 16. Jahrhunderts beginnen diese „Volkstrachten", die sich von der für die herrschende Tracht maßgebenden Grundform ähnlich unterscheiden wie ein Dialekt von der der gesammten Bevölkerung verständlichen Schriftsprache, allmälig sich selbständig auszubilden. Es war ein in der Wissenschaft nicht gewöhnlicher Schritt, als sich Hottenroth nach dem Abschlusse der allgemeinen Trachtengeschichte entschloß, die eigenthümliche Entwickelung, die vom 16. bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert die Volkstrachten genommen haben, zu studiren und zu schildern; denn meist geht der Forscher vom Besonderen zum Allgemeinen über; nicht umgekehrt. Die von Hottenroth gewählte Methode hat jedoch den unbestreitbaren Vorzug, daß über den Einzelheiten der Blick auf das dem Verfasser vertraute Ganze nicht verloren gehen kann. Da nun bei Büchern, wie dem vorliegenden, selbst die durchsichtigste Beschreibung niemals die Anschauung zu ersetzen vermag, so war ein Erfolg nur dann zu erzielen, wenn der Bilderstoff nicht zu knapp bemessen wurde. In wie großartiger Weise aber der Verlag diese Aufgabe aufgefaßt und erfüllt hat, das möge man daraus ersehen, daß das Werk außer 80 figurenreichen Textbildern 48 von August Osterrieth in Frankfurt mustergiltig hergestellte farbige Lithographien aufweist. Aus wärmstem Herzen wünsche ich dem Verfasser und dem Verleger den Beifall, der allein es ermöglichen wird, daß dem ersten Bande die übrigen geplanten in rascher Reihe folgen. Ht.

— Streifzüge im Engadin. Von J. C. Heer. Frauenfeld, Verlag von J. Huber 1898. Preis 2,40 ℳ — Aus dem rührigen schweizerischen Verlag, in dem u. A. auch die schönen Reiseschilderungen und Studien von Widmann erschienen sind, ist vor Kurzem ein Büchlein von Heer über das Engadin in die Welt geschickt, das im liebenswürdigen Plauderton über Erlebnisse und Wanderfahrten im Engadin erzählt, wobei besonders das culturhistorische Element zu seinem Recht kommt. Ueber den Fluelen führt uns der Verfasser ins Thal hinein, wir wandern dann langsam mit ihm über Schuls-Tarasp, Zernetz nach Samnaden, machen Ausflüge von dort nach Pontresina und Umgegend, nach St. Moritz, Sils-Maria und der Maloja und nehmen auf der Julierstraße wieder von ihm Abschied. Wenn ich dem hübschen Buch einen Vorwurf machen soll, so ist es der, daß es nur Lichtseiten aufzählt, während es doch auch im Engadin Dinge giebt, die besser nicht wären und die man rügen müßte. Indeß möge sich durch diesen liebenswürdigen Fehler Niemand von der Lectüre des Büchelchens abhalten lassen, das für den, welcher das Engadin kennt, nur Erinnerungen an angenehme Stunden weckt, während es zugleich für Manchen den Anreiz geben mag, das merkwürdige Land mit seinen Bewohnern aufzusuchen und seinen Besonderheiten gerecht zu werden. Dr. H.

— Kürschner's Jahrbuch, Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für Jedermann. 1899. Berlin, Leipzig und Eisenach, Hermann Hillger Verlag. Preis 1 ℳ — Für 1 ℳ 938 enggedruckte Seiten Text mit 850 Illustrationen zu liefern, das ist ein Kunststück, das allerdings vor Josef Kürschner noch Keiner fertig gebracht hat und dem unternehmenden Manne auch so leicht Keiner nachmacht. Was Kürschner Alles bietet, davon kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man das zur die hauptsächlichsten Theile des Buches in alphabetischer Form gebende, 13 dreispaltige Seiten umfassende Sachregister und das über 4 dreispaltige Seiten umfassende Verzeichniß der Porträts überfliegt. Ich habe Kürschner's Jahrbuch schon 1897, als der erste Jahrgang erschienen war, aus voller Ueberzeugung aufs Wärmste empfehlen können und kann auch dem nun vorliegenden zweiten Jahrgang gegenüber, der nicht nur eine Verbesserung und Ergänzung des ersten Jahrgangs darstellt, sondern auch vieles Neue bringt, dem Herausgeber nur meine Bewunderung aussprechen wegen des Fleißes und der Umsicht, womit er nun schon zum zweiten Male sich der schwierigen Aufgabe unterzogen hat, es in seinem Jahrbuch möglichst Allen recht zu machen. So enthält das Jahrbuch, um aus der Masse, ja Unmasse von Stoff nur Einiges hervorzuheben, ein kurzes Lexicon der wichtigsten Taufnamen nebst ihrer Verdeutschung, Mittheilunaen über das Weltall, über die verschiedenen Erdtheile und Staaten nebst correct ausgeführten Miniaturporträts der betreffenden Herrscher und ihrer Gemahlinnen oder Thronfolger, über die Organisation und obersten Behörden des Deutschen Reiches und der einzelnen Bundesstaaten, ein Verzeichniß der Mitglieder des deutschen Bundesraths und Reichstags nebst Abbildungen der hervorragendsten Charakterköpfe der letzteren, eine Chronik der Reichstagssitzungen, Angaben über die diplomatische Vertretung des Reichs und der Einzelstaaten und über die Bevölkerung des Deutschen Reiches, eine Chronik geographischer Forschungen und Reisen 1897/98, einen vollständigen Abriß der Weltgeschichte, Mittheilungen über Heraldik, über Fahnen und Flaggen, über Orden und Landes-Farben, über Militärwesen, Luftschifffahrt, Seewesen, Rechtswesen, Finanzen, Versicherungswesen, Unterrichtswesen, über die weiblichen Berufsarten (nebst Abbildungen gelehrter Frauen), Nachweise über deutsche Stifte und Stiftpensionate, Mittheilungen über das Eisenbahnwesen, Post und Telegraphie und Schifffahrt, die wichtigsten Nachrichten aus dem Gebiete des Handels, Verkehrs 2c., der Hochtouristik, Mittheilungen über Landwirthschaft, Jagd, Gartenkunde und Naturlehre, über den Menschen, seinen Bau, sein Wachsthum, seine Ernährung und Nahrungserfordernisse, sein Nervensystem 2c., ferner über die neuesten Fortschritte auf dem Gebiete der Photographie und der übrigen Gebiete der Technik, Angaben der Stilmerkmale in der Kunst, Mittheilungen über die moderne decorative Bewegung, über das Entstehen unserer Musiknoten, eine Uebersicht über das letzte musikalische und Theater-Jahr, das Nöthigste über die deutschen Witzblätter, über die verschiedenen Arten des Sports, über allerlei Spiele, über die Mode, die Handformen-Deutung und zum Schluß eine alphabetisch geordnete Todtenschau des letzten Jahres. Wie man sieht, hat der Herausgeber das Motto „Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen" zu dem seinen gemacht und mit großem Geschick und vielem Glück. Dabei ist, wie schon Eingangs betont, der Preis des handlichen Buches ein geradezu staunenswerth niedriger, und so ist nur zu wünschen, daß das nützliche Nachschlagebuch in immer weiteren Kreisen sich einbürgert, denn nur bei einem wirklichen Massenumsatz des noch dazu sehr hübsch ausgestatteten Buches kann der Verlag hoffen, auf seine Kosten zu kommen. Möge das werthvolle, inhaltreiche Werk namentlich auch den Weihnachtstisch von Tausenden und Abertausenden der Minderbemittelten schmücken! Es verdient das, wie es auch die Anerkennung aller Sachverständigen in hohem Maße verdient. Prof. K. Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 135. Donnerstag, den 24. November, Abends. 1898.

Reise nach der französischen Schweiz und Südfrankreich.

Von Dr. Bohnstedt.

Wer vom Osten Deutschlands aus eine Reise zum welschen Nachbar im Süden unternimmt, hat Gelegenheit, er mag einen Weg wählen, welchen er wolle, deutsche Städte und deutsche Lande zu berühren, deren Namen besonderen Klang haben. Am Main- und Rheinstrom, am Neckar, an der Mosel erheben sich die Warten des Deutschthums, deutscher Kunst, deutscher Geschichte, die wie geweihte Stätten den Fuß des Wanderers aufhalten und ihm das Scheiden aus seiner lieblichen Heimath schwer machen. Würzburg, welch edlen Klang hat nicht die Stadt für jeden Freund der alten deutschen Dichtkunst; und die Sage hat wohl nicht ganz blindlings des größten deutschen Vaterlandssängers Grab hierher verlegt. Hier mag er Halt machen auf dem alten mit fränkischen Herrschern und Heiligen geschmückten Brückengemäuer, hinabblicken in den Mainstrom, der, selbst ein Bild des fröhlichen Wanderers, lustig dahinrauscht; sein Auge folgt dem Floß, welches gerade seinen Weg durch die Brücke nimmt und von Wellen überströmt aus der Schleußenvorrichtung plötzlich in den Strom hinabbiegt. Vom Sonnenschein durchleuchtet, sprudelt und rauscht das Wasser um den kühnen Fährmann. Drüben vom Marienberg schaut die altehrwürdige Festung herab und freut sich des fröhlichen Wanderers. Dort sieht er ein vom Alter ergrautes Mühlrad gespenstisch in die dunklen Fluthen tauchen, um eine sich sträubende Welle mit sich in den Sonnenschein zu reißen, als wollte diese nicht dem Arm des grauen Gesellen folgen. Mit Freude hängt der Blick an dem Schmuck der Liebfrauenkirche, schweift empor zu dem durchsichtigen Steinwerk des Thurmes, um oben das vergoldete Bild der Maria zu suchen, die ihren Strahlenglanz weithin über die Stadt und in die fruchtbaren Ländereien des Mainthales sendet. Wer an einem Sonnabend hier weilt, sieht auf dem Platz vor der Kirche das geschäftige Treiben eines Markttages; mit bunten Blumen und Früchten ist das graue Pflaster überschüttet, man ist unentschlossen, soll man hier weilen neben diesen duftenden Blüthen und Früchten, die „unsere liebe Frau“ wie einen Teppich um sich zu breiten scheint, oder eintreten in das schweigsame Düster der Kirche. — Wer an alten Meistern der Bildhauerkunst sich erfreuen, hervorragende Architekturwerke sehen will, hat hier Gelegenheit, es zu thun; hier und in der Umgebung der Stadt wird er weilen müssen, um Dill Riemenschneider's Kunst und seine Zeit zu verstehen und zu bewundern. — Von Würzburg nach dem Rhein, an dessen Ufern die weite, vielbenutzte Heerstraße nach der Westschweiz liegt. Man verläßt das Gebiet des sich vielfach windenden Mains und gelangt an den Neckar, der besonders von Eberbach an sich mit landschaftlichen Reizen schmückt. Es sind die waldigen Höhen des Odenwaldes, durch die er seinen Weg nimmt; die alterthümlichen Städte Hirschhorn, Neckarsteinach, Neckargemünd spiegeln sich in seinen klaren Wellen und von den Höhen der Berge grüßt manch verfallene Burg ins Thal; das Thal bleibt eng bis zum alten Kurfürstenschloß in Heidelberg, das wie eine letzte Warte aus dem waldigen Bergland herausragt; dann weitet es sich und in blauer Linie sieht man von der Schloßterrasse den fröhlichen Gesellen vom Schwarzwald dem Rhein zueilen. Dorthin in die weite blaue Ferne läßt man gern den Blick schweifen, hinab auf die alte Stadt mit ihren Brücken, um dann in dem alten Schloßgemäuer durch die Höfe mit ihren Schloßbauten zu wandern, die edler deutscher Fürstensinn, von griechischem Geiste beseelt, schmückte, deutsche Dichter besangen und Fremde uns neideten. Auch im Lande der Zähringer, im Breisgau, hält der Wanderer seinen Schritt an, um ein Kleinod deutscher Kunst zu bewundern, Freiburgs Münster. In seiner Vorhalle besitzt es eines der gedankenvollsten, reichsten Bildwerke Deutschlands und es ist kein Wunder, daß man hier schon Andächtige trifft, mit Zeichnen und Studiren beschäftigt. Sie suchen mit ganzer Liebe die symbolischen alt- und neutestamentlichen Gestalten, die hier in ihrem alten steinernen Gewande zunächst eine etwas verworrene Sprache zu reden scheinen, zu erfassen. In Basel erst sendet uns der Rhein seinen Gruß aus nächster Nähe zu; in seinen grünschimmernden Fluthen, die an seine Heimath, die Gletscher, erinnern, spiegelt sich die alte Stadt und der Dom. Echt deutsches Leben und Treiben umgiebt den Wanderer noch immer; in der Gaststube findet er den behäbigen Wirth, der auf blank gescheuertem Tisch einen Krug vorzüglichen Bieres aufträgt. Wie könnte es auch anders sein in der Heimath eines Sebastian Brant, eines Hans Holbein, der Edlen von Reichenstein und Thierstein, die im Dom zu steinerner Ruhe gebettet sind, die Hände andächtig gefaltet, als seien sie im Begriff, ein Ave Maria zu flüstern. So dachte der Bildner sich wohl die kühnen Gestalten bei ihrem Eintritt durch die Pforten ins Jenseits. — Noch viele andere Bildwerke schmücken den Dom, der mit seinen Arkaden, rundbogigen niedrigen Triforien, massigen Pfeilern und zierlichen romanischen Capitellen unter die Meisterwerke spätromanischer Baukunst gehört. — Hier nimmt man Abschied von deutschem Wort und deutscher Art, denn wenn auch zwischen hier und dem Genfer See noch hier und da deutsche Bevölkerung wohnt, so ist doch überall die französische Sprache und damit französische Sitte bekannt und geläufig. Die Fahrt durch den Jura ist reich an anziehenden Bildern; auf der Höhe oft malerische Waldpartien, einsame Städtchen und Ortschaften, umgeben von weiten Wiesenflächen, im Thale schimmernde Seen, an ihren Ufern alte reiche Städte, fruchtbare Gefilde, in denen der Weinstock arbeitsamen Händen reichlichen und köstlichen Lohn bringt. — Wer den Genfer See in seiner Ausdehnung und seinen Ufern kennen lernen will, hat zu Land und zu Wasser reichlich Gelegenheit dazu; denn ringsum an seinen Ufern scheint man, wenige Punkte ausgenommen, nur eine Aufgabe zu kennen, der wonnevollen Natur sich zu erfreuen und sie dem Fremden zugänglich zu machen. Und wer einmal in die leuchtenden Fluthen des Sees geschaut hat, glaubt eines der irdischen Wunder mehr gesehen zu haben. Eingebettet zwischen dem Chablais und dem Waadtlande, streckt er sich in einem nach Süden offenen Bogen von Genf bis Villeneuve, im Westen vom Jura, der nur an einer Stelle dem See etwas näher rückt, an allen anderen Theilen von den Berner und Savoyischen Alpen umschlossen. Je nachdem die Berge ferner bleiben oder näher sind, und die Ufer mehr oder weniger gegen kalte Winde geschützt sind, haben sie ein etwas verändertes Gewand, eine andere Vegetation. — Wer vom Norden kommt, beginnt seine Wanderung wohl in Lausanne, der Stadt mit der prächtigen Kathedrale, deren graues Steinwerk hoch über dem See thront; sie gilt wohl auch wegen ihrer Lage gegenüber dem See und den Savoyischen Alpen für die schönste der Schweiz, und in ihrem Apostelthor besitzt sie ein Meisterwerk mittelalterlicher Kunst. Der die Westfront überragende Hauptthurm erinnert in seinen vier zierlichen Flankenthürmen an Groß St. Martin in Köln. — Von hier bis Villeneuve am Einfluß der Rhône durcheilt man auf glatter wohlgepflegter Straße fruchtbare Ländereien; zur Linken Weingelände, rechts der See, dessen nahe leise sich kräuselnden und hebenden Gewässer oft von tiefem Grün mit weißen Säumen und Zacken umspielt sind, ein buntes lebensvolles Bild. Freundliche Dörfer und Städtchen ziehen sich von der Anhöhe bis an den See und beherbergen

wohl ein glückliches Volk; so dachte auch J. J. Rousseau, wenn er zur Darstellung seiner in Liebe schwelgenden Julie und St. Preux diesen Schauplatz wählte, und auch Byron, der noch einmal den Liebessang von Clarens auf seiner Leier anstimmte. Und nicht blos Erdichtung, so singt er, ließ den Sänger der Julie diesen Ort wählen, sondern er fand, daß es die Scene wäre, in welche die Leidenschaft seelisch geklärte Wesen versetzen müsse. Das Gebirge tritt später dichter an das Ufer heran, das Ende des Sees wird sichtbar und dahinter thürmen sich, fast greifbar nahe, die Dents du Midi in Eis und Schnee. Mehr als die zahlreichen luxusentfaltenden Städte und Ortschaften fesseln einzelne Punkte durch ihre malerische Lage, so Chillon, das epheuumrankte düstere Gefängniß des Märtyrers für religiöse Freiheit, und noch manch ein Platz, der zum Rasten und Träumen einladt, Wiesenflächen von wenigen Ulmen beschattet, davor der See, dessen smaragdene Wellen in ewiger Sprache, bald ernst, bald schmeichelnd, dem lauschenden Ohre ertönen. — Villeneuve ist nach dieser langen Reihe von Kur- und Villenorten das erste schlichte Landstädtchen, mit holprigem Pflaster, auf dem der ländliche Wagen daherknarrt, das schlichte Wirthshaus mit seinem buntbemalten Schild zur Einkehr einladt.

Hier ist nun Zeit daran zu denken, einen Abstecher in die Alpen zu machen, deren schneeige, nebelumwallte Häupter schon längst den Wanderer locken. Unter den Glanzpunkten, die von hier aus zu besuchen sind, wird man immer zuerst Chamonix, Mont Blanc und Matterhorn nennen hören. — Zermatt mit dem König der Berge mag das Ziel sein, und eine solche Bergfahrt wird man, ganz abgesehen von allen Reizen, die sie für jeden Naturfreund hat, schon um den See und seine Entstehung einigermaßen zu verstehen, machen müssen. — Von Villeneuve im Thal des Rhodanus aufwärts, dem man erst bei St. Maurice ganz nahe kommt, führt neben den Schienenwegen eine leidliche Straße, von großen Nußbäumen spärlich beschattet. Zahlreiche Obstbäume in den Wiesen und etwas mageren Getreidefeldern verdecken zunächst den weiteren Ausblick nach beiden Seiten. Kurz vor St. Maurice, an der Rhônebrücke gegenüber dem alten Sperrfort, welches dort kriegerische Zeiten an geschickter Stelle angelegt haben, liegt auf der Berner Seite ein kleines Wirthshaus an der Bergwand angelehnt. Der Wirth lädt gern zur Probe seiner selbstgebauten Weine ein und freut sich, wenn er etwas vom deutschen Vaterland, wo möglich gar seiner Heimath Mainz, erfahren kann; auch weiß er Manches zu erzählen, und den strategischen Punkt, dessen schlichtes Gemäuer mit seinen sonderbaren Bemalungen von der grau-grünen Felswand herüberlugt, als alter Mainzer wohl zu würdigen. Mancher Fremde hat ihn in seiner einsamen Klause schon besucht, doch besonders rühmt er den Besuch eines deutschen Prinzen, der in der Nähe sich aufhält und wohl auch dem freundlichen Manne manch Märlein ablauscht. Von St. Maurice an sind die Gebirge dichter an einander gerückt, auf der Berner Seite die Dent de Morcle, auf der Walliser die Dent du Midi, deren Gletscher hier ihre Wässer dicht an der Straße in einer Höhe von 70 Metern herabstürzen lassen (Cascade de Pissevache). Mit einem gewaltigen Satze nehmen sie, fast am Ziele der Wanderung aus eisiger Höhe angelangt, den Weg ins Thal; anders der Trient, der nicht weit davon thalaufwärts durch den Fels sich seinen Weg bahnen muß. Wer hier allein in der tiefen Schlucht über den brandenden Wassern auf hölzernem Stege dahinschreitet und immer tiefer in das schattige Felslabyrinth eindringt, möchte über die plötzliche Erscheinung eines Troglodyten nicht sonderlich überrascht sein. — In Martigny findet man in einem seiner zahlreichen Hotels gastliche Aufnahme und meist eine aus allen Thälern der Alpen zusammengefegte Gesellschaft, die Alle von den Wundern des Hochgebirges zu erzählen wissen, wie es auch Goethe in seinen Briefen aus der Schweiz von hier aus mit Begeisterung that. — Ueber der Stadt, die in weitem Thale von allen Seiten Zugänge aus den Alpenthälern in sich einmünden sieht, unweit der Drance, die der Rhône zueilt, erhebt sich ein altes Gemäuer, die Tour de Batiaz, auf deren morscher Galerie man trotz aller Fernblicke und trotz des lächelnden Mundes der jungen Walliserin, welche die Führung übernommen hat, in steter Angst schwebt. Erst im Thurmgemach, das nur noch wenig von der Bequemlichkeit eines Bischofsitzes, der es gewesen sein soll, enthält, überläßt man sich beschaulicher Ruhe und dem Geplauder der Führerin, die leider von den geschichtlichen und blutigen Vorgängen ihres Thales und ihrer Berge nicht viel zu erzählen weiß. Und doch ist die Geschichte dieses Alpenstädtchens und wohl auch dieses kühnen Castells eine uralte; das Octodurum der Römer mag eine wichtige Grenzwarte gewesen sein, auf deren Trümmern das neue Martigny entstanden ist und erst jetzt, seitdem es wie eine neue Völkerwanderung durch die Alpen zieht, wieder zu neuer Bedeutung gelangt. — Der Weg von hier nach Sion-Visp ist reich an Abwechselung, besonders durch den Blick auf das nahe und ferne Gebirge, dessen Häupter von Wolken oder, wie die Thalbewohner sagen, von Nebel umzogen sind; im Thale selbst duftige wohlgepflegte Weingelände, besonders um Saxon, Riddes, Ardon, Conthey, Sion bis Sierre (Siders), Dörfer und Städtchen, die durch schmucke Häuser und ihre wohlgekleideten Bewohner das anmuthige landschaftliche Bild würdig ergänzen. Ueberall findet man unterwegs freundliche Unterkunft in sauberen Wirthshäusern, dazu einen vorzüglich mundenden Landwein, Brod und einen Käse, der ebenso wie der Wein der Stolz der Bewohner sein kann. Sion, die Hauptstadt des Wallis, gehört zu den bemerkenswerthesten Städten der Schweiz durch ihre zwischen mehreren thurm- und zinnengekrönten, kahlen Felserhebungen sich aufbauende Lage sowohl, wie durch den Reiz altersgrauer Ueberreste vergangener Zeiten, die auf allen Seiten der Stadt den Blick des Wanderes fesseln und ihm tausend Fragen vorzulegen scheinen. Auf dem Markte und allenthalben trifft man Landleute in ihren malerischen Trachten, die allerhand Geschäfte aus ihren Thälern und Bergen hierher geführt haben. Enge Gassen mit hohen Häusern führen zunächst nach einem freien Platz mit der Kathedrale und der St. Theodulskirche, die erstere ein romanisches Bauwerk, das etwas Besonderes nicht an sich hat, wenn man nicht eine altrömische Inschrift erwähnen will, die das Vordringen dieses Volkes auch hierher und das alte Sedunum als einen zweiten wichtigen Grenzpunkt römischer Herrschaft erkennen läßt. Die Kirche, die in frühen Zeiten hier eine Stätte fand, verdient unsere Aufmerksamkeit schon wegen ihrer uralten Gründung; denn schon im 6. Jahrhundert, so heißt es, verlegte der Bischof von Octodurum seinen Sitz hierher, wo er sich geschützter gegen die Einfälle der arianischen Longobarden glaubte. In dieser frühen Zeit wurde also der Grundstein für die Bedeutung der Stadt gelegt, die hier mitten in der gigantischen Alpenwelt den Wanderer durch ein reiches, belebtes Städtebild mit seinen alterthümlichen Kirchen und Gebäuden, vornehmen Häusern, wohlausgestatteten Läden überrascht. Wenn man im Rücken des Rathhauses zum Mont Valère emporsteigt, ist Einem zu Muthe, als träte man aus der sonnigen Gegenwart plötzlich in eine andere Welt; ein altes Mütterchen sitzt an der Schwelle eines burgähnlichen dunkeln Hauses, wie die Hexe am Eingang des Zauberwaldes. Ein Blick durch das reiche Portal, welches zum Erdgeschoß und den steinernen Galerien Zugang gewährt, läßt erkennen, daß, wo einst Reichthum und Macht ihren Sitz hatten, die Noth eingezogen ist, die sich unbekümmert um allen Gegensatz zu dem erhaltenen Schmuckwerk des Hauses breit macht. Der Weg steigt dann zunächst noch an Häusern hinan, vorbei an der Allerheiligenkapelle, bis der Blick plötzlich freie Bahn gewinnt und hinüber schweifen kann nach den weiten und zinnengekrönten Ruinen des Schlosses Tourbillon. Doch erst auf der kahlen Höhe ist man am Ziele und tritt durch ein Thor in den Hof des, wie es heißt, von Römerhand erbauten Castells Babria. Durch den Burgzwinger gelangt man nach Notre Dame de Valère, einer uralten Basilika, deren Entstehung auch in die Römerzeit zurückreichen mag; für den Archäologen ein Schatzkästchen, in dem er tausend Raritäten findet, reiche Capitelle mit wunderlichen Thiergestalten, an den Wänden alterthümliche Frescogemälde, wohl aus romanischer Blüthezeit. Dort sieht man den heiligen Sebastian und sein Martyrium, den frommen Stifter des Bildes ihm zur Seite. An einer anderen Wand: die Hölle mit den bratenden Gottlosen, darüber das Paradies. Im Chor endlich der Altar, eine edle plastische Darstellung der Mutter Gottes, als Himmelskönigin; auf einer Console stehend, die von einem aus Abraham's Schoß wachsenden Aste getragen wird. Die Köpfe der beiden zu ihrer Rechten und Linken etwas tiefer stehenden Frauen sind von großer Schönheit und ergreifendem Ernst und lassen schon eine hochentwickelte Kunst erkennen, die an die Meisterwerke von Veit Stoß, Riemenschneider u. A. erinnert. — Und tritt man hinaus aus diesem geweihten Raume an der Wohnung des Castellans vorbei auf den Söller, so liegt ein buntes, duftiges Alpen-Panorama vor uns, in dem die Burgen und Klöster an die Nähe des weiten fruchtbaren Thales erinnern. — Der Spruch, den das Rathhaus

trägt: Diligit Dominus Portas Sion super omnia tabernacula, scheint am richtigen Platze, denn es ist eine Stadt von Schönheit und Reichthum rings umgeben, wie wenige. — Siders (Sierre), ein anderes Städtchen, am rechten Ufer des Stromes, inmitten eines weiten Fruchtlandes, das sich nach Norden bis an die entfernten waldigen Lehnen des Hochgebirges ausdehnt und dessen Weinbau einen wohlklingenden Namen hat. Hier ist man an der französischen Sprachgrenze angelangt; doch hört man auch im oberen Thale noch oft diese Sprache, die ihren Vorschub besonders durch die französischen Eisenbahnen Jura—Simplon und Genf—Bouveret—St. Maurice erhält. — Von der Rhonebrücke bei Susten blickt man hinüber nach Leuk, das auf einer Anhöhe liegt und in dessen Rücken die von Nebeln umsäumten Felsmassen dem Gemmipaß einen kühnen Durchgang ins Oberland gestatten. Noch manche Ortschaft liegt an des Wanderers Weg, wo er Einkehr halten und sich vom Thun und Treiben der schlichten Bevölkerung überzeugen kann. — In Visp ist man am Ziel der Thalwanderung, und der Aufstieg nach Zermatt folgt, bei dem man eine Strecke von 35 Kilometern mit einer Steigung von fast 1000 m zurücklegt. Von der Plattform des kleinen Zuges, der von Visp zum Theil vermittels Zahnrades sich zu dieser Höhe emporarbeitet, eilt der Blick in die Schluchten und Thäler, die Berghalden hinauf; hier und da ein Dorf mit den malerischen Sennhütten und dem weidenden Vieh. Dann tauchen die Schneehäupter auf, und es geht wie eine Bewegung durch die Gesellschaft, wenn die ersten Gletscher vom Weißhorn sichtbar werden. Man ist in fortwährender Spannung bei der Erwartung neuer Bilder; dabei möchte man keinen Blick vom Thal wenden, wo die Visp donnernd und brausend weißgrüne Fluthen in die Luft, gegen gewaltige Steinblöcke, ja auch gegen die Bahn schleudert und wie ein Dämon, der sich aus eisiger Gefangenschaft befreit, zu Thale eilt. Nach fast dreistündiger Fahrt, deren Dauer fast zu kurz erscheint, langt man in Zermatt an. — Der große Fremdenbesuch hat hier eine Menge Hotels entstehen lassen, die, besonders wenn sie ihre langweiligen Fassaden an einsamen Höhen erheben, den Wohlklang des Bildes stören. Von allen Seiten her, die Berghänge herab, ziehen sich zwischen spärlichen Getreidefeldern, längs bunten Wiesen und klaren Wasserläufen die dunklen Wohn- und Vorrathshäuser (Staden) dieses Alpenvolkes herab ins Thal, wo sie in Zermatt ihren Sammelpunkt um das Kirchlein erreichen. Schlicht wie jene erhebt dieses seinen dunklen Thurm über der andächtigen Schaar, nimmt mildthätig an seiner Seite alle die auf, welche im Kampfe gegen die Schrecken und Gefahren der Eisriesen erlegen sind. Hier mag Mancher sein stilles Gebet verrichten, ehe er den Weg in die einsamen Höhen der Gletscherwelt antritt. Dort hinauf nach dem Horn richten die Thalbewohner ihren Blick, und so sind auch ihre Häuser mit der Stirnseite nach dort gerichtet, denn von dort kommt ihr Gutes und Böses. Wer Kosten und Gefahren einer Matterhornbesteigung fürchtet und doch dem ewigen Eise noch einen Schritt näher rücken will, begiebt sich nach dem Gorner Grat. Aus dem Thal heraus vorüber an brausenden Wasserfällen führt der Weg durch den Arvenwald, aus dem rothes Rhododendron hindurchleuchtet; dann kommen bunte Matten mit einer Fülle seltener Pflanzen, von denen einzelne kleine Gattungen den Wanderer bis in den Schnee begleiten. Hier begegnet er dem weidenden Vieh und kann bewundern, wie sie unter den Kräutern eine sichere und entschiedene Auswahl treffen. Nach vierstündigem Marsch langt man auf der Höhe an und sieht sich plötzlich von fast allen Seiten von weißen Gipfeln und eisigen Feldern umringt, dem Matterhorn, das sich menschlichen Blicken nur selten in seiner vollen Größe und Majestät zeigt, Monte Rosa, Weißhorn, Lyskamm, Rothorn, Breithorn u. v. a., über denen allen das Matterhorn zu unserer Rechten wie ein König thront. Man steht hier vor dem Herde, der, selbst von ewigem Tode umfangen, doch das Leben erzeugende Element ins Thal sendet, und von dem sich einst eine eisige Welle, der Gletscher, in die Ebene des lacus lemanus streckte. So wenigstens wird die Entstehung des Sees von Geographen erklärt, wenn auch die allmälige Bildung durch den Zufluß der Gewässer und ihre Ueberfluthung der Ebene zeitlich näher liegt und allgemein verständlicher ist. — Zu dem See, der nur ein Glied in einer Reihe gedachter, gewaltiger Naturvorgänge ist, jetzt uns aber wie zur Freude des Menschen geschaffen scheint, kehren wir zurück, noch ergriffen von dem Ernst der hohen Alpenwelt, der sich auch im Antlitz ihrer Bewohner wiederspiegelt. Doch wie auch den ernstesten Mann, den tiefsten Denker ein Lächeln verklärt, so die schneeigen Häupter, wenn die Strahlen der wiederkehrenden oder scheidenden Sonne sie umspielen. — Bei Bouveret kommt man an die Südseite des Sees und die Fahrt bis Genf steht an Schönheit der am gegenüberliegenden Ufer kaum nach. Der Blick auf das Hochgebirge, der hier fehlt, wird durch andere Vorzüge ersetzt. Sobald man bei St. Gingolphe die französische Grenze überschritten hat, werden die Straßen eben und wohlgepflegt, das Gebirge tritt dicht an den See heran und wirft am Morgen weithin auf den See seine Schatten. An einzelnen Stellen hat man die Straße in den Fels hauen müssen. Sprudelndes Wasser, das aus dem Felsen oder unter dem Blätterwerk des nahen Waldes hervor seinen Lauf zum See über die Straße nimmt, der Ruf eines Vogels oder das leise Wellen des Sees machen eine zarte Melodie, die die Fahrt begleitet. In den Städtchen St. Gingolphe, Meillerie, Thonon herrscht scheinbar großer Wohlstand, den das fruchtbare Land, der See mit seiner Schifffahrt und Fischerei und ein reger Fremdenverkehr fördert. Evian ist das große Bad mit allem Flitter und Glanz einer französischen Badewelt. Auf dem langen schattigen Quai treffen sich Herren und Damen, deren Freude und Wohlbefinden nicht nur an ihrem Antlitz und ihren Bewegungen, sondern auch in ihren frischen, reizenden Kleidern erkennbar ist, hier ergeht man sich oder ruht auf schattigen Bänken oder lehnt an der Quaimauer, wo Angler unbekümmert um ihre Umgebung in Hemdsärmeln und barfuß ihrem scheinbar einträglichen Geschäfte nachgehen. Hier und anderwärts in Bädern und wie überall da, wo zahlreiche verschiedenen Kreisen angehörige Gesellschaft zusammentrifft, wird man des Franzosen angeborene Artigkeit auch gegen den geringeren Mann bewundern. Auch ist das nicht ein Herablassen, sondern vielmehr ein Gefühl menschlicher Gleichheit, die nicht blos alle öffentlichen Gebäude von ihren Wänden herab predigen. — Verläßt man Evian auf der Straße nach Thonon, so verschließen zunächst hohe Gartenmauern den Blick auf den See und lassen nur hier und da durch einen Blick durch das Gitterthor prächtige Besitzungen ahnen. Man sieht die Rebe an Bäumen ranken, überall blühenden Oleander, oder Rosenlorbeer, wie ihn die Franzosen nennen. Dann treten die Berge zurück und man blickt in ein lachendes fruchtbares Land, in dem Weinbau mit Wiesen, Obstbau und Brachfeldern wechselt, nach Süden von waldigen Bergen und Burgen begrenzt. Hinter Thonon, einer alten freundlichen Stadt, die trotz ihrer Quelle des heiligen François den Kampf mit Evian als Bad vergeblich führt, verläßt der Weg den See und geht durch bergiges Gelände, mit schlichten wohlgebauten Dörfern, die inmitten ihrer Frucht- und Weinfelder liegen. Doch rastet es sich hier im Schatten der Oleander beschatteten Laube bei einem Glase Grenadine, das von einer schmucken Savoyardin gereicht wird, nicht übel, wenn auch der Blick nur auf die staubige Straße, den Bauernhof und den einfachen Dorfladen gegenüber fällt. Erst hinter Collonge wird der See wieder sichtbar; dann kommt Cologny, wo das Andenken an den großen englischen Dichter, den Freund Goethe's, den Sänger des Sees, noch lebt. Eine Straßenbahn, die nach Genf geht, hat schon die Nähe der Großstadt verrathen, deren Hafen, Quais, Badeplätze, Villenviertel das Ende einer Reise anzeigen, die an Schönheit wenige ihresgleichen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Historische Zeitschrift, begründet von Heinrich v. Sybel, herausgegeben von Friedrich Meinecke. Neue Folge. 45. Bd. (Der ganzen Reihe 81. Band). 3. Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1898. 8°. — Die beiden größeren Aufsätze, die diesmal neben zahlreichen Bücherbesprechungen und kleineren Mittheilungen den Inhalt des vorliegenden Heftes bilden, haben das Gemeinsame, daß sie nicht politische Ereignisse, sondern geistige Strömungen und zwar vorzugsweise des späteren Mittelalters in vortrefflich klarer Weise zur Darstellung bringen. Joseph Hansen „Inquisition und Hexenverfolgung im Mittelalter“ geht den Elementen des Hexenglaubens nach, der namentlich zwischen 1400 und 1700 unzählige Opfer gefordert hat. Obwohl die Anschauung, daß die Hexen eine erst um etwa 1400 aufgekommene ketzerische Secte darstellen, der Hexenverfolgung ihren epidemischen Charakter gegeben, glaubte man doch lange vorher schon

an Hexen; aber erst der Uebergang vom alten Anklageprozeß, der ein Verfahren gegen das Verbrechen nur auf Klage des Geschädigten gestattete, zur Verfolgung von Verbrechen öffentlich rechtlichen Charakters von Amts wegen mit Indicienbeweis (und Tortur) machte es der kirchlichen Inquisition möglich, systematisch gegen die Hexen vorzugehen. Mit unglaublicher Spitzfindigkeit hat die scholastische Philosophie jener Zeit z. B. die noch im 12. Jahrhundert von der Kirche verworfene und bis tief ins 16. Jahrhundert vielfach angezweifelte Lehre vom Hexenritt wissenschaftlich zu begründen und ihr schließlich allem gesunden Menschenverstand zum Trotz allgemeine Anerkennung zu verschaffen gewußt. In gleich spitzfindiger Weise wurde die weltliche Macht zur Hexenverfolgung herangezogen, und erst dadurch erhielt sie ihre weite Verbreitung. — Fr. v. Bezold, den wir schon als geistvollen Beobachter von geistigen Vorgängen im Mittelalter kennen, giebt in seinem Aufsatze „Republik und Monarchie in der italienischen Literatur des 15. Jahrhunderts" eine Art Vorgeschichte des Machiavellismus. Er untersucht, wie sich der Uebergang von der kirchlichen Staatsauffassung des Mittelalters zur Erkenntniß der Selbstherrlichkeit des Staates in der Literatur der italienischen Renaissance vollzogen hat. Zu dem bewußten Republicanismus, der sich in den städtischen Gemeinwesen, vor Allem in Florenz, im Anschluß an antike Auffassungen herausgebildet hatte, trat als Folge der intensiven Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft, die vielfach zu einer Abneigung gegen die Geschäfte des Staats, zu einem gewissen Kosmopolitismus führte, eine aristokratische Gesinnung, ja eine Neigung zu monarchischen Formen in Gegensatz; die neue Geistesaristokratie fühlte sich verwandt der ebenfalls auf der Bedeutung der Persönlichkeit ruhenden Tyrannis. Mit dem Idealismus des Forschers und Künstlers trat die Gewöhnung an städtische, bürgerliche, geldwirthschaftliche Formen in nahe Beziehung; sie führt zu einem oft recht trockenen Rationalismus. Die Staatstheorie der Humanisten bleibt unfruchtbar, bis dieser Rationalismus zum Siege gelangt. Als Vertreter dieser Richtung werden Pontano, vor Allem aber der merkwürdige Antonio Averlino genannt Filarete geschildert; des Letzteren Tractat über die Baukunst versucht die Construction einer Idealstadt zunächst vom Standpunkte des Architekten aus, dann aber auch ihrer Verfassung und Verwaltung: eine „nichts weniger als weltfremde Phantasie, in der bereits die Luft des modernen Rationalismus und aufgeklärten Absolutismus weht". —m—

— Die bekannte Sammlung „Meyer's Volksbücher", die in dem Verlage des Bibliographischen Institutes in Leipzig und Wien erscheint, ist kürzlich um eine Reihe werthvoller Hefte bereichert worden. Nr. 1211—1212. Der Prior von San Marco. Drama in fünf Acten von Carl Hepp. Preis 20 ₰. Ein machtvoll ergreifendes Charakterbild des kühnen Florentiner Reformators Girolamo Savonarola ist es, das uns diese Tragödie entwirft. Wir sehen den frommen Dominikaner erst von der Volksgunst umjubelt und emporgehoben, dann von dem wetterwendischen Pöbel verhöhnt und im Stich gelassen, zuletzt von der rasenden Priesterschaft verurtheilt und dem Flammentode überliefert. Die dramatische Wucht des historischen Stoffes und die edle Sprache, reimlose fünffüßige Jamben, vereinigen sich in dem Stücke zu tiefer Wirkung. — Nr. 1213 bis 1216. Die Heiterethei. Preis 40 ₰. Nr. 1217—1218. Aus dem Regen in die Traufe. Preis 20 ₰. Zwei Novellen von Otto Ludwig. Es hat lange genug gedauert, bis dem trefflichen Otto Ludwig die gebührende Beachtung zu Theil geworden ist. Erst seit der schönen Gesammtausgabe seiner Werke von Adolph Stern und Erich Schmidt (sechs Bände bei Grunow in Leipzig) beginnen auch weitere Kreise von seinen hochbedeutsamen literarischen Schöpfungen Kenntniß zu nehmen. „Die Heiterethei und ihr Widerspiel", das ist der Titel, unter dem die beiden hier vorliegenden Novellen zuerst (in den fünfziger Jahren) in der Kölnischen Zeitung erschienen sind. Sie zeigen eine solche Unmittelbarkeit und Lebensfrische der Darstellung und dazu ein so eindringliches Verständniß für die Eigenart des thüringischen Volkscharakters, daß der oft mißbrauchte Ausdruck Perlen der Erzählungsliteratur hier nicht übertrieben erscheint. Hoffentlich trägt die billige Ausgabe dazu bei, die Zahl der Verehrer und Bewunderer Otto Ludwig's, die ohnehin jetzt im Wachsen ist, noch mehr zu steigern. — Nr. 1219—1220. Die Sylvesterglocken. Von Charles Dickens. Aus dem Englischen übersetzt von E. Spitta. Preis 20 ₰. Der prächtige Humor des berühmten englischen Schriftstellers und sein goldenes Herz entfalten sich in dieser Weihnachtserzählung in wahrhaft herzerquickender Anmuth. Die köstliche Geschichte gehört mit Recht zu den beliebtesten der kleineren Werke von Boz. — Nr. 1221 bis 1226. Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann. Preis 60 ₰. Nächst den „Elixiren des Teufels" ist wohl der „Kater Murr" das treueste Spiegelbild der zügellos wilden Phantasie des Romantikers Hoffmann. Ueberdies mag wohl die Gestalt des Kapellmeisters Kreisler und ihre Bedeutung für die Geschichte der musikalischen Aesthetik mit die Ursache sein dafür, daß dieses Werk Hoffmann's noch heute zu seinen meistgelesenen Schriften gehört. — Nr. 1227 bis 1228. Tantchen Rosmarin oder: Alles verkehrt. Erzählung von Heinrich Zschokke. Preis 20 ₰. Die Zeiten Zschokke's sind wohl im großen Ganzen vorbei. Sein nüchtern lehrhafter Ton sagt dem heutigen Geschlechte wenig mehr zu. Immerhin hat er als eine Art zahmer Vorläufer der realistischen Strömung unseres Jahrhunderts eine gewisse literargeschichtliche Bedeutung. Von seinen kleineren Geschichten ist Tantchen Rosmarin zweifellos eine der reizvollsten. — Nr. 1229 bis 1230. Novellen von Edgar Allen Poe. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Hedwig Loewe. Preis 20 ₰. Wer sich gern ein wenig gruselt, dem dürfen Poe's Novellen empfohlen werden. Er versteht es mindestens ebenso gut wie E. T. A. Hoffmann, seinen Lesern eine Gänsehaut über den Rücken zu jagen. Uebrigens giebt die Uebersetzung die Sprache des wunderlichen Amerikaners meisterhaft wieder. — Die Vorzüge von Meyer's Groschenbibliothek, das bequeme Taschenformat, der scharfe Druck, die kurzen biographischen Einleitungen zu jedem Bändchen, zuletzt (die Hauptsache!) der billige Preis sind bekannt und bedürfen kaum erneuter Hervorhebung. R. B.

— Zoologie für Buchdrucker. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter. Mit zahlreichen Illustrationen von L. Burger. (Zweiter Nachtrag zum Modernen Buch-Zierat von Breitkopf & Härtel in Leipzig.) Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel 1898. 48 S.; 8°. — Ein lustiges Büchlein! Um die zur Versumpfung führende Alleinherrschaft der in alle möglichen und unmöglichen Stilarten übersetzten Teichrose und des über Gebühr angewandten Pflanzenornamentes überhaupt zu brechen, hat im Auftrage der durch einen unverkäuflichen Hausbären (Ursus domesticus Breitkopfianus) von vornherein dazu prädestinirten Breitkopf & Härtel'schen Officin Ludwig Burger „unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten' (Wilhelm Marshall?) eine auf wissenschaftlicher Grundlage stehende systematische Zusammenstellung von 250 Thiervignetten versucht, die um ihres originellen Gedankens willen von vornherein Beifall verdient. Es ist ja nicht alles Gold, was glänzt (ins Typographische übersetzt: es ist nicht alles geschmackvoll, was hier geboten wird); aber anregend wirkt diese vom Homo sapiens typographicus anhebende und mit dem Stentor polymorphus schließende Zoologie unbedingt. Famos gerathen, d. h. auf den ersten Blick erkennbar sind folgende Nummern: Mantelpavian (2. 3), Haushund (19. 20), Eichhörnchen (im Guß besser als im Galvano), Hase (58. 59), Stachelschwein (62. 63), Säbelantilope (ohne Geweihverbindungsbogen 79. 80. 82. 83), Nilpferd (95), Blauhäher (112 — 114), Kakadu (116) Hahn (120—122), Pinguin (125), Kreuzotter (130), Scholle (142), Seepferdchen (148. 151), Schnecke (156), Moschusbock (166), Ligusterschwärmer (172), Florfliege (184), Krebs (19[illegible]) und Wollkrabbe (201). Dagegen bin ich nicht in der Lage, für die gar zu gewaltsam stilisirten Thiere zu schwärmen, als da sind: Hyäne (22. 24), Löwe (29), Wallroß (41. 42), Lama (69. 71), Gnu (84. 86), Schwein (90) und Uhu (104—108). Doch de gustibus modernis bekanntlich nil nisi bene! Die Proben für die Anwendung zu Reclamezwecken sind theilweise recht niedlich und zeugen für Geschmack in angemessener Anwendung der reichlich zur Verfügung stehenden Hilfsmittel. — Uebrigens ist mein Recensionsexemplar total verbunden; was, ehe ich's bemerkte, in meinem Kopf eine fürchterliche Verwirrung in der mir von der Schule her so wie so nur noch dämmerhaft vertrauten zoologischen Systematik anrichtete. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 136. Sonnabend, den 26. November, Abends. 1898.

Die Pfeifente.

Das Vorkommen der farbenprächtigen Pfeifente (Anas penelope) ist in Sachsen nach den vorliegenden Veröffentlichungen bisher nur auf dem Durchzug erfolgt, welcher sie uns im Frühjahr in der Regel von März bis April, zur Herbstzeit im October und November zu Gesicht bringt. Ihr eigentliches Brutgebiet dehnt sich über den gemäßigten Norden aus, und sie findet sich hier als Nistvogel in Dänemark, Island, Skandinavien, Nordrußland, Sibirien und Nordamerika. Nur vereinzelte Paare brüten auch im nordöstlichen Deutschland bis Schlesien herab. Im Winter geht sie bis nach Nordafrika, Ostindien und den südlichen Staaten der Union. An die Gefangenschaft gewöhnt sie sich leicht und wird bald ebenso zahm wie die Hausente, nur beraubt man sie dabei gewöhnlich ihrer Flugkraft. Bemerkenswerth dürfte das diesjährige Auftreten dieser Ente auf dem Zwickauer Schwanteich sein, der sich inmitten der städtischen Anlagen erstreckt und über 16 Hektar einnimmt. Sein mächtiger Spiegel ist frei von Pflanzen, und nur an den Ufern stehen schmale Partien von Rohr (Arundo Phragmites) und Kalmus, Weidenumsäumungen und Gebüschgruppen. In seiner Nähe liegt der mit einem Kranze von Erlen, Eichen u. s. w. umzogene sogenannte kleine Teich, nach welchem die Wasservögel wechseln können. Letztere werden von der Stadt zahlreich gehalten und besonders Höcker- und schwarze Schwäne, Rost-, Nil- und isländische Gänse, Stock-, Braut- und Mandarinenenten schaukeln sich auf den Wellen oder beleben die Ufer. Es kann daher nichts Absonderliches haben, wenn während des Frühjahrs- und Herbstzuges verschiedene vorüberkommende Vögel angelockt werden und zu kürzerem oder längerem Aufenthalt einfallen, namentlich betrifft das Entenarten, Wasserhühner, Möven und Taucher. Vor Jahren wurden auch einige Paar Pfeifenten angekauft, welche durch Abschneiden der einen Flügelhand der Flugfähigkeit verlustig gingen. In dem vorigen Jahr nistete das eine Paar in einem der aufgestellten Bruthäuschen und brachte zwei Junge, einen Enterich und eine Ente auf, wovon die letztere dem Flügelschnitt entging und im Herbst von dannen zog. Anfang März dieses Jahres erschien zum ersten Mal auch ein wildes Pfeifentenpaar, mehrere Tage darauf ein zweites und später noch ein einzelner Enterich. Dieselben hielten sich zuerst in gemessener Entfernung, flogen, wenn sie überrascht wurden, auf die Wasserfläche hinaus und wechselten häufig nach der Umgebung, um jedoch stets wieder zurückzukehren. Ende April wanderte das eine Paar weiter, das andere blieb da, während der überzählige Enterich erst im Juni verschwand. Sie legten nach und nach ihre Scheu ab, fraßen selbst die vorgeworfenen Brocken und setzten sich ruhig den Blicken der Spaziergänger aus, obschon sie ihre Flügel recht wohl zu gebrauchen verstanden und auch oft gebrauchten. Ihr Flug ist schnell und äußerst gewandt, mit raschen Schwenkungen und öfters seitlicher Stellung des Körpers. In der Größe stehen sie hinter der Stockente (Anas boschas) erheblich zurück. Den Enterich ziert ein schönes Gefieder mit außerordentlich charakteristischer Färbung. Kopf und Hals sind anmuthig rothbraun. Ueber Stirn und Scheitel läuft nach hinten ein breites, gelblichweißes, sehr auffälliges Band. Den Kropf bedeckt ein zartes Weinroth, während Rücken und Körperseiten grau erscheinen und mit feinen schwarzen Querwellen gezeichnet sind. Das den Flügel deckende Gefieder leuchtet vom dritten Jahre an schneeweiß, und hinter ihm erglänzt der dunkelgrüne, vorn und hinten schwarz eingefaßte Spiegel. Die Federn unter dem ziemlich spitzen Stoß sind schwarz, Bauch und Brustmitte dagegen wiederum weiß. Grau sehen Fuß und Schnabel aus, letzterer jedoch nur bis auf die Spitze, welche schwarz ist. Nach alledem läßt sich die Pfeifente mit keiner andern verwechseln, sondern hebt sich für den Beschauer sehr entschieden ab. Außerdem macht sie sich aber besonders im Frühjahr noch durch ihren einzigartigen, hellpfeifenden Lockruf bemerklich, den sie viel hören läßt, so daß sie kaum übersehen werden kann, wo sie sich eingestellt hat. Während sich bei unseren einheimischen Entenarten das Kleid der Erpel mit der Frühlingsmauser wesentlich verfärbt und ihr Sommergefieder dem unscheinbaren Braun der Ente ähnlich wird, behält der Pfeifenterich die geschilderte Prachtfärbung in der Hauptsache bei und bildet damit eine Ausnahme. Von den verhältnißmäßig geringen, gewöhnlich im Juni eintretenden Veränderungen sei nur erwähnt, daß sich in dem Braun des Kopfes dunkelgrüne, auf dem Rücken braunschwarze Flecke zeigen und das Weinroth der Kropfgegend in ein von schwarzen Querflecken durchsetztes Hellbraun übergeht. Dieser Enterich stellt sich somit auch im Sommer als ein hervorragend bunter Vogel dar. Die Ente ist schwieriger von anderen zu unterscheiden. Sie hat eine gelblichgraue Grundfarbe, an Kopf und Hals dunkle Tüpfelung und im Uebrigen dunkle Flecken. Der Spiegel auf dem Flügel ist grau und die Unterseite des Körpers weiß. Da sie sich aber mit Vorliebe zu dem Erpel hält, so kann man sie leicht genauer kennen lernen. — Obgleich die Pfeifenten nicht zu den eigentlichen Tauch-, sondern vielmehr zu den Schwimmenten gehören, vermögen sie doch gut unter das Wasser zu tauchen und sich dabei auch eine kurze Strecke fortzubewegen, worauf sie wie ein Kork wieder emporschnellen. Beim Baden oder wenn sie sich verbergen wollen, machen sie von dieser Fähigkeit nicht selten Gebrauch, nie aber zum Zwecke des Nahrungserwerbs, den sie schwimmend oder gehend ausüben. Die Pfeifente ist im Allgemeinen ein harmloser Vogel, in der Paarungsperiode weicht dieser Charakterzug aber häufig heftigen Zornesäußerungen und die rivalisirenden Männchen fechten sodann erbitterte Fehden aus. Sie beißen und zerren sich, bearbeiten den Gegner durch kräftige Flügelhiebe, erheben grimmige Kampfrufe und ruhen nicht eher, als bis der schwächere Streiter das Feld der Ehre räumt. Die Brutzeit fällt in die Monate Mai und Juni. Das Nest wird am Boden an ähnlichen Orten aufgebaut, wie bei der Stockente: in Rohr, Schilf, Strauchwerk &c. Die weibliche Ente sitzt etwa 24 Tage und erfaßt ihre Mutterpflichten mit großer Hingebung und Opferwilligkeit. Der Enterich jedoch kümmert sich um die gewöhnlich zahlreiche Nachkommenschaft nicht im Geringsten, sondern tritt in die Mauser ein und entschlägt sich aller Fürsorge. Die Jungen trippeln oder schwimmen in der Nähe der Alten munter umher, werden in Gefahr unter Fauchen von ihr vertheidigt, flüchten sich bei Regen in der ersten Zeit unter ihren Körper und nehmen sich in dem Dunengewand recht hübsch aus. Ihr Rücken erscheint anfangs grünlichschwarz, an jeder Seite springen mehrere lichte Flecke hervor, von denen derjenige auf dem kleinen Flügel zu einem abwärts gerichteten Strich verlängert ist. Von dem schwarzen Scheitel und Hinterhals zeichnen sich die Kopf- und Halsseiten hellbräunlich ab. Der Bauch ist weißlich, die übrige Unterseite gelb. Die Alte lockt mit einem eigenthümlichen, etwas knarrenden Laut, den die Jungen recht wohl verstehen und durch helles Piepen beantworten. Leider konnten diese Beobachtungen nur an der Brut der zahmen Pfeifenten angestellt werden, von denen das eine Paar am 12. Juni 6, ein anderes am 17. Juni 4 Junge ausbrachte, denn die zurückgebliebenen wilden sind nicht zum Nisten verschritten. Es mag dies wahrscheinlich darin begründet liegen, daß sie keine geeignete Nistgelegenheit zu entdecken vermochten, obgleich es ihnen an Bruteifer anscheinend nicht fehlte. Denn zum wenigsten an dem überzähligen wilden Männchen

konnte wiederholt wahrgenommen werden, wie es nach hitzigen Raufereien mit dem rechtmäßigen Gatten als der Stärkere eine zahme Pfeifente betrat. Auch verrieth das wilde Paar gegen Ende Mai und Anfang Juni eine unverkennbare Unruhe, war öfters in den Gebüschen der Teichumgebung anzutreffen und unternahm auffallend häufige Streifzüge nach der Umgegend. Ich gewann aus dem veränderten Benehmen den Eindruck, als ob es sich um eine passende Niststelle handle. Mein Suchen verlief indeß erfolglos, bis die beiden Vögel ungefähr mit Mitte Juni ruhiger wurden, ihren Aufenthalt wieder mehr auf das Wasser und die offenen Ufer beschränkten und sich abwechselnd fast lediglich der Ernährungsthätigkeit und dem Ausruhen widmeten. Ihre Nahrung bilden, wie bei anderen ihres gleichen, theils vegetabilische, theils animalische Stoffe. — Dem ornithologischen Interesse, welches dieses Verweilen wilder Pfeifenten außerhalb der Zugzeit insofern beanspruchen dürfte, als es in Sachsen wohl zum ersten Mal festgestellt wird, könnte vielleicht eine praktische Folgerung zur Seite treten. Es scheint die Zulässigkeit für die Frage vorzuliegen, ob etwaige mit Geschick und Ausdauer durchgeführte Ansiedlungsversuche nicht von Erfolg gekrönt werden könnten. Insbesondere dürfte wohl noch zu entscheiden sein, ob freigelassene Bruten von in wasserreichen Gebieten ausgesetzten, flugunfähig gemachten Pfeifentenpaaren bei ihrer Rückkunft aus den südlichen Winterquartieren die vertraute Heimath dem nie gesehenen, unbekannten Norden unter Umständen nicht vorziehen werden. Hierbei sei der nahe liegenden Vermuthung Raum gegeben, daß das trotz mangelnder Nistgelegenheit in Zwickau zurückgebliebene Paar vielleicht aus der im vorigen Jahr hier erbrüteten Ente nebst einem in der Fremde erlangten Gefährten besteht. In jedem Falle würde eine Bereicherung unserer Vogelwelt mit dieser schönen Entenart dem Interesse des Ornithologen, wie des Jägers in gleicher Weise entgegenkommen.

Zwickau i. S. — Robert Berge.

Ein halbvergessener deutscher Dichter.

(Karl Christian Tenner.)

Recht wehmüthig wurden wir in unserem Innern berührt, als wir in einer hübschen Erzählung („Sternennacht" von Anna Seyffert) bei deren Lesung an einem regnerischen Sonntage eine Strophe des schönen Liedes angezogen fanden: „Es blickt so still der Mond mich an, Es fließt so still der Rhein — — Wärst du nicht dort, ich säß' nicht hier So mutterseelenallein!" Also kennt und schätzt man dieses Lied auch in Norddeutschland, dachten wir mit frohem Sinn und bedauerten nur, daß uns jetzt keine Gelegenheit mehr gegeben werden kann, dem Dichter hiervon Kunde zu geben, die ihm sicher eine herzliche Freude, eine wahre Genugthuung für manche Enttäuschung, für manches Leid gewährt haben würde. Denn der Schöpfer des bezeichneten Liedes, den wir persönlich noch in seinen letzten Lebensjahren gekannt und hochgeschätzt haben, ist heute todt, längst gestorben und kann sich nicht selbst mehr des ehrenden Andenkens der Nachkommen erfreuen. Aber wohl verdient hat er im Gedächtniß treuer Verehrer fortzuleben, und damit die Zahl dieser letzteren womöglich noch größer werde, greifen wir heute zur Feder und wollen ihm hier ein kleines Gedenkblatt widmen.

Unser Dichter führte im Leben den Namen Karl Christian Tenner. Er findet sich in keinem größeren Conversations-Lexikon, in keinem Schriftsteller- oder Dichter-Wörterbuch aufgeführt, und doch sind so manche seiner Lieder weit bekannt geworden und werden noch heute von so mancher Frauenstimme, manchem Männergesangverein gesungen, ohne daß die Sänger oder Sängerinnen den Dichter des Textes kennen. Dieser selbst war ein ebenso liebenswürdiger wie bescheidener Mann, der in dem heute recht klein gewordenen Kreise seiner Freunde und Bekannten das beste Andenken zurückgelassen hat. Er war ein geistvoller Mann, ein gemüthlicher Mensch, ein echt deutscher Patriot, dem wohl zu gönnen gewesen wäre, daß er noch das Wiedererstehen des deutschen Kaiserreichs erlebt hätte. Allein eine solche stolze Freude, welche sicher seiner poetischen Kraft noch manche schöne Blüthe entlockt haben würde, sollte ihm versagt bleiben. Tenner stammte aus Rheinbayern und wurde am 16. April 1791 zu Grünstadt geboren. In seiner Vaterstadt besuchte er das Gymnasium und verließ es erst im 18. Lebensjahre. Er trug sich mit dem Wunsch, auf der Hochschule zum Religionslehrer ausgebildet zu werden, doch mußte er demselben entsagen, als die Horden der französischen Revolution in Deutschland einbrachen und ihre Bedrückungen auch Unglücksfälle in seinem elterlichen Hause herbeiführten. Zu mechanischen Schreibstuben-Arbeiten konnte er zwar genöthigt werden, allein er wollte nicht auf den Wunsch verzichten, seine Kenntnisse durch besondere Studien zu vermehren, und nahm hierzu oft die Stunden der nächtlichen Ruhe zu Hilfe, nachdem er tagsüber im Dienste des französischen Kaiserreichs, welches sich des Landes auf dem linken Rheinufer bemächtigt hatte, thätig gewesen war. Mit welchem Jubel er den Uebergang der verbündeten Heere in der Neujahrsnacht 1814 — bei Caub und Mannheim — über den Rhein begrüßte, wird sich Jeder denken können. Tenner trat nun sofort in den Dienst der deutschen provisorischen Regierung auf dem linken Rheinufer und wurde schon im Jahre 1816 — nachdem der Besitz der Provinz Rheinhessen dem Großherzog Ludwig I. von Hessen — der infolge dessen auch den Namen „bei Rhein" annahm — zugesprochen worden, bei dem Secretariat der neuen Regierung in Mainz angestellt. Hier im Mittelpunkt des rheinischen Lebens, in welchem seine dichterische Muse reiche und tiefe Anregungen empfing, blieb er etwa 5 Jahre, dichtete manches schöne Rhein-, manches anmuthige Weinlied und lernte manchen guten Tropfen aus Papas Rhenus Weingebiet näher kennen und schätzen. Im Jahre 1821 wurde er in die Residenz Darmstadt versetzt, und zwar als Calculator der neu errichteten Oberfinanzkammer. Zehn Jahre arbeitete er als solcher fleißig und thätig, dann wurde er zum Revisor ernannt und kam zur Steuercontrole; der etwas trockenen Beschäftigung verstand er sehr wohl möglichst gute Seiten abzugewinnen, jedenfalls litt sein ihm angeborener Humor darunter nicht Noth. Zu Ende des Jahres 1838 überfiel ihn bei außergewöhnlicher Anstrengung in seinem Berufe eine schwere Krankheit, wodurch er genöthigt wurde, bis zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in den Ruhestand zu treten; er that diesen Schritt im April 1840 und ist dann auch nicht mehr im Dienste seines Staates thätig gewesen. Nun war er freier Herr seiner Zeit und rief die Muse an. Mit Vorliebe wandte er sich der Dichtkunst zu und schuf nicht allein eigene Dichtungen, sondern war auch mit Eifer bemüht, besonders nordische Lieder, für welche er selbständige Sprachstudien begonnen und zielbewußt durchgeführt hatte, deutsch zu bearbeiten. Seine Familie besitzt heute noch eine große Auswahl von englischen, irischen, dänischen, schwedischen und norwegischen Liedern, welche er handschriftlich hinterlassen hat, und die es wohl verdient hätten, durch den Druck veröffentlicht zu werden. So lebte der Dichter ein beschauliches, angenehmes Stillleben, welches er selbst durch sein poetisches Talent verschönte; in bescheidenen, aber gesicherten äußeren Umständen, glücklichen Familienverhältnissen und geschätzt von Freunden und Bekannten vollendete er sein 75. Lebensjahr und starb sanft am 30. October 1866. Auf dem großen Kirchhofe zu Darmstadt ruhen seine sterblichen Reste, ihre Stätte ziert ein einfaches Grabdenkmal. — Karl Christian Tenner hatte von früher Jugend eine besondere Vorliebe für das Volkslied. Seine Vorbilder und Lieblinge waren die Dichtungen der Engländer Burns und Moore. Aehnlich wie diese war er mit Erfolg bemüht, die schönsten inländischen und auch ausländischen Volksweisen mit angemessenem Texte zu versehen. Seine recht zahlreichen, erst nach seinem Tode im Druck erschienenen Gedichte*) sind in 4 Bücher geordnet: „I. Natur und Liebe — II. Vaterlands- und Gesellschaftslieder — III. Bilder und Balladen und IV. Vermischte Gedichte". Es ist zweifelhaft, welchem von diesen Büchern der Vorzug gebührt. Sie sind übrigens schon vorher an zerstreuten Stellen in die Oeffentlichkeit getreten, so z. B. in Gödeke's „Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843", Duller's Vaterland, Marbach's Hess. Dichterbuch, Prutz' Deutsch. Museum, Gollmick's Sängersaal u. s. w. Nicht vergessen darf werden, daß zahlreiche deutsche Componisten sich es haben besonders angelegen sein lassen, Tenner'sche Gedichte mit Melodien zu versehen und dadurch in den weitesten Kreisen bekannt zu machen. In erster Linie ist hier der Pfarrer Braun anzuführen, der das Gedicht „Mutterseelenallein" mit einer geradezu prächtigen Melodie aus-

*) Gedichte von Karl Christian Tenner, Darmstadt 1869. 4° 216 S. Preis 2 ℳ.

gestattet hat, die sowohl von einer Solostimme als auch einem Männerchor oder Männerquartett gesungen werden kann und heute noch oft gesungen wird. Dann hat der verstorbene Hofmusikdirector Carl Amand Mangold in Darmstadt, der treffliche Schöpfer so manches Oratoriums, mehrerer Opern und vieler echt deutscher Lieder, es sich zur dankbaren Aufgabe gemacht, Tenner'sche Dichtungen, Volkslieder, zu componiren; wir nennen als solche hier nur das prächtige Waldlied „Wo Büsche steh'n und Bäume Voll tausend schöner Träume" 2c., das kräftige Trinklied: Auch ich will trinken: „Die Erde trinkt ihr frisches Naß. In lustigen Gesängen" 2c., dann die „Sängerwonne": „Wenn der Winter in seinem Schneegewand Gewichen kam aus Stadt und Land" 2c. Aber auch andere Meister der Töne haben gern die Gelegenheit ergriffen, ein oder das andere Tenner'sche Lied in Musik zu setzen, so u. A. Erk, Esser, Kücken, Marschner. Diese werden noch lange leben, wenn sie von kräftigen Männerkehlen hinausgeschmettert werden und in den Herzen der Sänger und Zuhörer reichen Anklang finden. Karl Christian Tenner ist nicht viel über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinausgekommen. Wer ihn aber in der Nähe kennen lernte, der wußte ihn auch zu schätzen, denn er war eine edle Natur, eine schöne Menschenseele, eine einfach-natürliche Erscheinung. Manchen schönen Ausspruch hat er uns hinterlassen, an dem wir uns erfreuen können; einer der schönsten und treffendsten, mit dem wir unser kleines Gedenkblatt schließen wollen, ist der folgende: Die erste Lehrerin.

Der Lehren viele hat uns Gott gegeben,
Zu lehren uns das schöne Leben;
Doch daß sein Kind die Kunst zu leben gerne
Und um so leichter stets erlerne
Und sie sein Lebenlang mit Kindessinn
Und immer, immer freud'ger übe,
Gab gleich als erste Lehrerin
Ihm seine Huld: den Engel Liebe.

Gebhard Zernin.

Bücherbesprechungen.

— Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch, begründet von Rudolf Kögel, Emil Frommel und Wilhelm Baur, herausgegeben von Max Vorberg. 1899. C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung in Bremen. 437 Seiten. Preis 4 ℳ, geb. 5 ℳ — Als eine alte, stets gern willkommen geheißene Freundin stellt sich auch diesmal zu Weihnachten die neue Christoterpe ein. In allen deutschen evangelischen Häusern, in denen noch ein positiv christliches Leben herrscht, greift man mit Freuden nach ihr. Das ist kein Wunder, denn dieses Jahrbuch mit seinem gediegenen Inhalt und seiner vornehmen Haltung entspricht wie kein anderes thatsächlich einem literarischen Bedürfniß — hier ist dieser Ausdruck wirklich einmal keine Phrase —. Ohne Engherzigkeit und Beschränktheit, aber unter voller Wahrung des eigenen positiv christlichen evangelischen Standpunktes ziehen der Herausgeber und seine Mitarbeiter alle Gebiete deutschen Geisteslebens in den Kreis ihrer Betrachtungen, Poesie, Kunst, Philosophie, Geschichte, Theologie 2c. „Alles ist Euer!" Damit bildet die neue Christoterpe in der glücklichsten Weise eine Vermittelungsgelegenheit zwischen einzelnen Kreisen unserer Gebildeten, die sich leider oft gänzlich verständnißlos für das Wesen der anderen Richtung und kalt ablehnend gegenüberstehen. Hier liegt das literarische Bedürfniß, von dem ich oben sprach, das die Christoterpe erfüllt. Weite Kreise in der positiven evangelischen Welt stehen unserer deutschen schönen Literatur durchaus gleichgiltig, ja sogar direct feindlich gegenüber, sie excludiren sich mit vollem Bewußtsein von jedem Einfluß, den diese auch durch ihre classischen Meisterwerke auf sie ausüben könnte, und halten eine Beschäftigung mit anderen wie ausgesprochen christlichen Büchern für Unrecht. Diese Thatsache, so bedauerlich sie ist, kann kein Mensch wegleugnen. Andererseits ist eine Menge durchaus ideal gerichteter gebildeter Leute dem Christenthum innerlich vollkommen entfremdet und sucht eine geistige Befriedigung ausschließlich in ästhetischem Genuß. Eins ist so verkehrt wie das Andere; weder ist das Christenthum culturfeindlich, wie Viele heute noch glauben, noch liegt sein Kern und Wesen in einem asketischen Sichabwenden von den edeln Genüssen, die die Welt bietet. Die neue Christoterpe mit ihrer ausgeprägt christlichen Richtung dringt nun aber weit hinein in alle die Kreise, in die ein rein schöngeistiges Werk sich nur selten verirrt, und sie hat Gelegenheit, unter der Leitung ihres ästhetisch äußerst feinfühlenden Herausgebers und gleichgesinnter Mitarbeiter hier aufklärend zu wirken und eine Versöhnung und Wiederverständigung anzubahnen. Ich will bei dieser Gelegenheit hier sofort auf den prächtigen Aufsatz Georg Lasson's in dem vorliegenden Bande hinweisen: „Einige Bemerkungen über Schiller's Lyrik". Aus dem reichen übrigen Inhalt hebe ich sonst noch besonders hervor zwei Beiträge von August Sperl: „Reynheit. Fünf Lieder aus meinem Skizzenbuch," und: „Das Stärkste in der Welt, eine Parabel". Ferner die interessanten „Schattenrisse aus meinem Amtsleben in der südrussischen Steppe" von Ernst Schrill (S. Keller) und die Erzählung des Herausgebers „Wahrheit". Ueber den Aufsatz Paul Wolff's: „Hieronymus Savonarola" seien mir zum Schluß noch einige kurze Bemerkungen gestattet. Dieses Jahr hat eine wahre Hochfluth Savonarolaartikel ans Licht gebracht, in denen man sich auf evangelischer Seite bemühte, diesen Mann für sich in Anspruch zu nehmen, ihn zu einem Vorläufer der Reformation zu stempeln. Es ist hier nicht der Ort, meine gegentheilige Ansicht ausführlich zu begründen. Ich halte Savonarola viel eher für einen Vorläufer der Gegenreformation. In Savonarola lebt die alte Auffassung der Kirche, als der absoluten Beherrscherin der ganzen Welt in allen ihren Regungen, wie sie Gregor VII. verfochten hatte, noch einmal mit voller Kraft auf, und von diesem Standpunkte aus mußte er zu der Kirche und den Päpsten seiner Zeit nothwendiger Weise in die schärfste Opposition treten. Sein Ideal war die Kirche des Mittelalters in ihrer höchsten Machtentfaltung, ihrer asketischen Sittenreinheit und Glaubesconformität. Gegen einen Gregor VII. wäre Savonarola wegen etwaiger abweichender Glaubensmeinungen nie aufgetreten. Sein Blick ist rückwärts, nicht vorwärts gewendet, von dem Ideengehalte der deutschen Reformation ist er bei seinem öffentlichen Wirken nie berührt worden. Eine Ahnung von dem lutherischen Gerechtwerden allein durch den Glauben ist ihm erst in seinen letzten Tagen aufgedämmert, das genügt aber nicht, um ihn für einen Vorläufer der Reformation zu erklären. Wolff sind die unüberbrückbaren Gegensätze zwischen dem Wesen Savonarola's und dem der deutschen Reformatoren auch sehr wohl klar geworden, und er bringt diese seine Erkenntniß, wenn auch in vorsichtiger Weise zum Ausdruck, aber er hat sich leider zum Schluß doch nicht überwinden können, den Mönch den Katholiken zu überlassen, er nimmt inconsequenter Weise Savonarola am Schluß doch, wenn auch mit manchem Vorbehalt, für die Reformation in Anspruch und bestreitet den Katholiken das Recht, ihn zu den Ihren zu zählen, weil der Papst Savonarola gebannt habe. Sich aus diesem Dilemma herauszuwinden, darf man füglich der katholischen Theologie überlassen, die katholische Gegenreformation hat jedenfalls mit Erfolg später da angeknüpft, wo Savonarola in seinem Kampf gegen die äußere Entartung der Kirche gescheitert ist. So bildet er eine Brücke von der alten mittelalterlichen katholischen Kirche hinüber zu dem modernen Katholicismus, wie er aus der Gegenreformation herausgewachsen ist. Dr. W. Bruchmüller.

— Honterus und die Honterus-Festwoche im August 1898 in Kronstadt. Verlag von W. Hiemesch in Kronstadt. Mit zwei Illustrationen. (230 Seiten.) — Die Honterus-Jubelfeier und die sächsischen Vereinstage in Kronstadt. 19. bis 23. August 1898. Ein Festbericht, herausgegeben von Prof. Lutz Korodi. Mit 6 Illustrationen. Kronstadt 1898. Verlag von H. Zeidner. Zu beziehen durch C. F. Tiefenbach in Leipzig. (114 Seiten. Preis 1 ℳ) — Die herrliche Feier des 400jährigen Geburtstages des siebenbürgisch-sächsischen Reformators Johannes Honterus (vgl. unsere wissenschaftl. Beilage vom 12. April 1898) hatte zu den nationalen Vereinsfesten in Kronstadt, welche gleichzeitig begangen wurden, eine weit zahlreichere Schaar reichsdeutscher Freunde des kleinen tapferen Sachsenvolkes in Ungarn nach der romantisch gelegenen Stadt an der Grenze des Landes der Carmen Sylva gelockt, als die voraufgegangenen Festjahre. Die Feiern selbst waren so wunderbar erhebend, so ganz von einem guten, echten, deutschen, evangelischen Frohmuth durchweht, daß Allen, welche die prächtigen, geistreichen Reden gehört, welche die zahlreichen Festesstunden mit durchjubelt haben, jene große Woche eines arg bedrängten deutschen Brudervolkes niemals aus dem Gedächtniß schwinden wird. Hat doch ein Mann wie Prof. Fischer aus Marburg das schöne Zeugniß abgelegt: „Ich habe das unschätzbare Glück gehabt, gelegentlich des Riesenfackelzuges der 5000 deutschen Studenten vor Bismarck am 1. April 1895 in Fried-

richsruh einer der Professoren zu sein, die neben Bismarck stehen durften. Ich habe bis dahin keinen Tag von ähnlicher nationaler Weihe erlebt. Was ich aber heute gesehen habe, das kann ich jenem unvergeßlichen Augenblicke würdig anreihen!" Nun, eines solchen Festes getreue, mit dem Wortlaut sämmtlicher Reden geschmückte Berichte, welche außerdem die trefflichen Bilder mehrerer wichtiger Begebenheiten enthalten, werden nicht nur den Theilnehmern, sondern jedem Freunde eines muthig kämpfenden, glaubens- und vertrauensvoll harrenden deutschen Volksstammes hochwillkommen sein. Sind doch die Reden allein schon geeignet, das deutsche Nationalgefühl und ein gutes Christenherz zu erheben, zu erquicken und zu erbauen. Mit großem Geschick sind diese „Festberichte", die sich weit über einen bloßen „Bericht" erheben, zusammengestellt. Mögen Prof. Fischer's Worte dem Büchlein die beste Empfehlung sein, welcher wir uns gern anschließen. Das erstgenannte Schriftchen (Verlag Hiemesch) hat den Vorzug, eine ganz vorzügliche, knapp gefaßte und volksthümlich geschriebene Biographie des Honterus aus der bewährten Feder des Prof. Dr. Oskar Netoliczka zu enthalten, dessen zu Herzen bringende Darstellungsweise den Werth des Büchleins erhöht. Der zweitgenannte Bericht wiederum ist durch seinen reichen, künstlerischen Bilderschmuck geeignet, namentlich den Theilnehmern ein liebes Andenken an schöne, herrliche Stunden zu werden. Man darf behaupten, daß der Besitz beider Ausgaben nur von Vortheil sein kann. Siegfr. Moltke.

— Adolf Garbell, Leitfaden für den Unterricht in der russischen Sprache. I. Russische Fibel. II. Elemente der russischen Sprachlehre. Berlin 1898, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung. — Der Verfasser, geborener Russe und seit mehreren Jahren in Berlin ansässig, wo er u. A. als Lector der russischen Sprache an der technischen Hochschule in Charlottenburg thätig ist, dürfte wie Wenige befähigt sein, einen Leitfaden für den ersten Unterricht in der russischen Sprache zu schreiben. Seine, diesen Zweck verfolgenden, vorliegenden zwei kleinen Bücher erfüllen ihre Aufgabe denn auch vortrefflich. Freilich sind sie für das Selbststudium der Sprache nicht geeignet, sondern erfordern durchaus einen Lehrer, der dem knappen Text Erklärung und Erläuterung beifügt. Dann aber dürften sie sich als sehr praktisch erweisen und sind von ihrem Verfasser in seiner eigenen Lehrthätigkeit auch schon in dieser Beziehung mit bestem Erfolg erprobt worden. Mit Recht legt Garbell von Anfang an den Hauptwerth auf eine richtige Aussprache des Russischen, wie denn seine Lehrbücher überhaupt in erster Linie für Militär- und Handelsschulen bestimmt sind, d. h. für alle die Leute, die auf wissenschaftlicher Grundlage möglichst bald zu praktischen Ergebnissen ihres Sprachstudiums zu gelangen wünschen. Im zweiten Theile des Leitfadens wird dem grammatikalischen Stoff, der geschickt geordnet und knapp gefaßt ist, eine Reihe von Lesestücken zur Seite gestellt, die gut ausgewählt sind und einmal Proben aus russischen Schriftstellern geben, dann aber auch Stücke, die uns im praktischen Leben zuerst vor die Augen kommen: Zeitungsnachrichten, Annoncen, Briefe. So nehmen die beiden Lehrbücher von Garbell unter der großen Zahl russischer Grammatiken, die innerhalb der letzten Jahre in Deutschland erschienen sind, eine der bevorzugtesten Stellen ein, und ihre beiden Hauptvorzüge, die gedrungene Kürze und praktische Anlage, dürften ihnen manchen Freund erwerben. E. H.

— Die ganze Aesthetik in einer Nuß oder: Neologisches Wörterbuch von Christoph Otto Freiherrn von Schönaich (1754). Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Albert Köster. (Bogen 11—20.) (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von August Sauer. Nr. 73—75, Neue Folge Nr. 23—25.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1898. Preis 1 ℳ 80 ₰. — Der literarische Werth dieser giftigen Satire des seiner Zeit berühmten, von Gottsched's Gnaden lorbeergekrönten Dichters Frhrn. v. Schönaich auf Klopstock und seine Bewunderer beruht darauf, daß sie in einer schöpferischen Uebergangszeit den Standpunkt der unterliegenden Partei mit siegesgewissem Selbstbewußtsein vertritt. Für die Geschichte des poetischen Geschmackes ist sie ein werthvolles Zeugniß. Die Neuausgabe ist besorgt von dem Marburger Professor Albert Köster, der vom nächsten Studienhalbjahre ab Hildebrand's verwaisten Lehrstuhl in Leipzig einnehmen wird. Wir haben schon bei dem Erscheinen des ersten Heftes die Aufmerksamkeit auf den Neudruck gelenkt und begnügen uns heute mit der Anzeige, daß das zweite Heft (Golfo bis Schlängelnd) soeben herausgekommen ist. R. B.

— Ein altes Haus. Ein Blatt der Erinnerung von Carl Bulcke. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1898. Preis 1 ℳ — Ein zartes Geschichtchen aus der Großvaterzeit, durchduftet von Lavendel und Rosmarin, sorgfältig auch in den galanten Reden der auftretenden Personen die gravitätische Zeit der hohen Stöckelschuhe und der zierlich steifen Menuetts malend. Die leidenschaftliche Erregung der Herzen ist wohlthuend gedämpft durch die Einkleidung in einen Traum, den das alte Familienhaus mit seinen stattlichen Ahnenbildern und seinem alten Hausrath erweckt. Die Novelle gemahnt an manche der kleineren Erzählungen von Theodor Storm, der geschichtliche Hintergrund der Napoleonischen Zeit spielt unaufdringlich, aber wirksam in die Handlung herein. Der Schauplatz der Ereignisse ist Königsberg i. Pr. Das Büchlein, auf gutem Büttenpapier in schmucken Schwabacher Lettern gedruckt, trägt die Widmung: Meiner lieben Mutter. Ist es demnach wohl als die literarische Erstlingsgabe eines jugendlichen Schriftstellers anzusehen, so darf man sich von Carl Bulcke noch manche werthvolle Gabe versprechen. R. B.

— Die sächsischen Actien-Gesellschaften und die an sächsischen Börsen courshabenden Staatspapiere, sonstige Fonds- und Industriewerthe. Jahrbuch der Dresdener, Leipziger und Zwickauer Börse. Begründet von Richard Börner. Fortgesetzt von der Redaction des „Handbuches der deutschen Actien-Gesellschaften". 8. vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Ausgabe 1898—1899. Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanzliteratur (bisher A. Schumann's Verlag). 1899. — Der „alte Börner" ist ein vollständig neuer geworden und wir dürfen gleich vorausschicken, daß er sich zu seinem Vortheil verändert hat. Auch sein Titelzusatz „vollständig umgearbeitet und vermehrt" lügt nicht, denn einmal hat die Verlagshandlung, welche ihn in der vorliegenden Ausgabe zum ersten Male redigirt, sich bei Anlage des Werkes eine textliche Verschmelzung des alten Börner mit ihrem trefflich bewährten großen Handbuche der Actien-Gesellschaften angelegen sein lassen, zum Andern hat sie einen neuen Anhang zugefügt, welcher von den Staatspapieren, Stadtanleihen, sonstigen Fonds, Eisenbahnwerthen u. s. w. handelt, welche an den Börsen von Dresden, Leipzig und Zwickau gehandelt werden, so daß jetzt die neue Auflage vollinhaltlich dem Titelzusatze eines Jahrbuches der sächsischen Börsen entspricht. Das ganze Werk umfaßt alle sächsischen Actien-Gesellschaften, im Ganzen 402. Einige wenige hat die Firma dem Börner entzogen, da sie mit Fug und Recht nicht unter die Actien-Gesellschaften gezählt werden dürfen. Unter diesen 402 Gesellschaften befinden sich 35, welche seit Erscheinen der 7. Auflage handelsgerichtlich eingetragen wurden, das ist im letzten Jahre. Sie repräsentiren ein Gesammt-Actiencapital von 52138000 ℳ und vertheilen sich auf 2 Banken, 1 Immobiliengesellschaft, 2 Verkehrsgesellschaften, 3 Maschinen- und Metallwaarenfabriken, 5 elektrotechnische Fabriken, 4 auf die Industrie der Steine und Erden, 5 Textilindustriegesellschaften, 3 chemische Fabriken, 1 Papierfabrik, 4 Officinen des Buchgewerbes, 3 Holzindustriegesellschaften, 1 Brauerei und 1 Hotel. Außer den sächsischen führt der Börner weitere 10 deutsche Gesellschaften auf, welche größere Zweigetablissements in Sachsen haben, u. s. f. Ihr großes Handbuch der deutschen Actiengesellschaften, das ja freilich Einzelner Bedürfniß weit überschreitet, hat die Hoffnungen, welche auf dieses Werk gestellt wurden, völlig gerechtfertigt. Die gewissenhafte Arbeit der Verlagshandlung wird sicher auch auf den Börner übertragen worden sein. Auch hier kann man eine volle Anerkennung erst zollen, wenn der praktische Gebrauch des Werkes dessen Tadellosigkeit constatirt. Eine solche kann man aber wohl voraussetzen im Vertrauen auf die bewährten Vorgänger aus dem Schumann'schen Verlag, welcher übrigens im vorliegenden Börner zum ersten Mal als Actiengesellschaft verzeichnet ist (S. 240). Wir wünschen diesem „Jüngsten" eine freundliche Aufnahme des verjüngten Börner, welche die Freundschaft des alten Börner mit dem Publicum noch mehr erhöht. —lt—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 137. Dienstag, den 29. November, Abends. 1898.

Novembertage am Steinhuder Meer.

Dunkelheit deckte das Erdreich, deckte das Meer und die Gefilde ringsum mit einem Schleier zu, dessen Undurchdringlichkeit das Auge des Reisenden nicht zu entschleiern vermochte, der am Abend eines der ersten Novembertage dieses Jahres von Wunstorf aus, dem bekannten Eisenbahnknotenpunkt der nach Minden, Bremen und Hannover auseinander gehenden Linien, eine mehrtägige Expedition nach dem Steinhuder Meer zu unternehmen Willens war. Dieser größte Landsee Nordostdeutschlands lag bis vor Kurzem außerhalb der modernen Verkehrswege, nur eine täglich zweimalige Postverbindung von Wunstorf über Rehburg nach Kloster Loccum setzte ihn mit der großen Welt in Verbindung, doch heute nehmen uns die wirklich glänzend erleuchteten und sehr bequem und geschmackvoll erbauten Wagen der „Steinhuder Meerbahn" in Wunstorf in Empfang und setzen sich bald nach unserer Ankunft durch die Straßen der alten Stadt langsam in Bewegung. Um ein Haar hätte diese Fahrt mit einer Strafzahlung meinerseits begonnen, denn da ich an der Abfahrtsstelle keinerlei Gebäude bemerkte, die nach einem Bahnhof aussahen, so hatte ich angenommen, daß die Fahrkarten im Zuge gelöst würden, war aber noch rechtzeitig von einem Mitreisenden belehrt worden, daß die Fahrkarten in der Schankstube des der Abfahrtsstelle gegenüber liegenden „Hotel" Ritter verkauft würden, wo ich dieselben nach eiligem Verlassen des Zuges gerade noch rechtzeitig vor der Abfahrt erhielt, den obligaten Schnitt Bier, der mir wie selbstverständlich hingestellt wurde, gleich mit bezahlend. Bald liegen die ohnehin nur schwach beleuchteten Straßen des Städtchens hinter uns und wir fahren in die finstere Nacht hinaus weiter. Noch einige Male halten wir an scheinbar auf offenem Felde gelegenen Halteplätzen, die lediglich durch eine trüb brennende Petroleumlampe als solche kenntlich gemacht sind, dann steigen wir vor einem richtigen kleinen Stationsgebäude aus, dessen Beleuchtung jedoch vor derjenigen der bereits passirten Halteplätze nichts voraus hat. Wir sind am Ziele, gerade vor uns tauchen aus der Dunkelheit in der Ferne einige helle Punkte hervor, es sind die Lichter der Häuser von Steinhude, des einzigen unmittelbar am See belegenen Ortes, der ihm auch seinen Namen gegeben hat und mir für die nächste Zeit als Hauptquartier dienen sollte. Ein ekliger, naßkalter Nebel wallte ringsum, so daß es einige Mühe kostete, auf dem Wege zu bleiben und nicht seitwärts in den ziemlich tiefen Graben zu fallen. Während ich so vorsichtig dahin tappte und den ersten Lichtern schon ziemlich nahe war, hielt mir plötzlich ein des Weges entgegen kommender Mann seine brennende Laterne dicht vor das Gesicht und redete mich sogleich auch an, ob ich nicht der Herr Doctor wäre, der das Meer untersuchen wollte und nach einem Bootsmann gefragt hätte. Nun, der Mann hatte offenbar eine feine Nase gehabt, denn er war wirklich an den Rechten gekommen. Wir verabredeten gleich das Nöthige für den nächsten Tag und dann ging ich weiter in den Ort hinein, denn der „Rathskeller", in welchem ich für die folgenden Tage mein Haupt niederzulegen entschlossen war, lag am entgegengesetzten Ende vom Bahnhof und grenzte mit seinem Wirthsgarten hart an den See. Nun soll ja zur schönen Sommerszeit Steinhude dank seiner Lage am See ein recht besuchter Ausflugsort für die Bewohner der nahen ehemaligen königlichen Residenzstadt Hannover sein, im November aber schien ein fremder Gast eine seltene Erscheinung im Steinhuder Rathskeller zu sein, denn verwaist und verödet lagen die ziemlich weiten Räume da, die nur höchst kümmerlich durch eine Petroleumlampe erhellt waren, und die ansehnliche Frau Wirthin schien auch nicht recht zu wissen, was sie mit dem verspäteten Gast beginnen sollte. So ging ich an diesem Abend ziemlich traurig und verstimmt in das mir bestimmte Schlafgemach, das einen gerade so kalten und öden Eindruck machte, wie die ganze Herberge überhaupt. Sollte ich unter diesen Umständen meinen Wanderstab nicht lieber weiter in freundlichere Gefilde tragen? Mit diesem Gedanken schlief ich ein und als ich am anderen Morgen erwachte, schaute der Himmel noch gerade so düster und grau aus, wie am Tage vorher, lag noch die gleiche finstere Nebeldecke über dem See und ließ wenig mehr von ihm sehen, als die Umrisse der nächsten Gebäude. Zurückgekehrt ins Wirthshaus, wurde meine Stimmung wesentlich gebessert durch den guten Kaffee und das prächtige Schwarzbrod, das mir meine Wirthin vorsetzte, und da sich auch mein Bootsführer, den ich gestern Abend bei unserer sonderbaren ersten Begegnung nur ganz flüchtig gesehen hatte, pünktlich einstellte und sich gar bald als ein sehr verständiger und intelligenter Mann entpuppte, so wurde ich sogar ganz vergnügt und dachte nicht mehr daran, meine Wohnung zu wechseln. Auf meine Bemerkung, daß die Stunde meiner Rückkehr am Nachmittag zum Essen ganz unbestimmt sei, entgegnete des Hauses redliche Hüterin, daß das nichts ausmache, ich sollte schon bei meiner Rückkunft etwas Vernünftiges zu essen vorfinden, und da auch mein Begleiter mir verständnißvoll zunickte, so stach ich, darüber beruhigt, keine Hungersnoth mitmachen zu müssen, auf dem Einbaum meines Führers in die dunkle See hinaus. Unser anscheinend sehr solid erbautes Fahrzeug, in dem ich auf einem Feldsessel Platz nahm, flößte mir sofort das Vertrauen ein, welches ich schon für meinen Bootsmann gefaßt hatte; mochten nun immerhin Wind und Wellen kommen, uns dreien konnten sie nicht viel anhaben. Fern sei es mir, den Leser mit einer umständlichen Beschreibung aller Operationen zu ermüden, die ich während dieses Tages und der folgenden vom Schiffe aus vornahm und welche der Zweck meiner Reise nach dem Meer waren, das gehört nicht hierher; ich möchte mit ihm vielmehr, während wir lustig hin und hersegeln, bald mit dem Schiffshaken nachhelfend, bald durch das Schwert den zu raschen Lauf hemmend, etwas über den See selbst, seine nächste Umgegend und seine Anwohner plaudern und ihm Lust machen, diese vom großen Verkehr bis jetzt noch wenig berührte Gegend selbst einmal zu besuchen und sich von der Wahrheit meiner Schilderungen zu überzeugen.

Das ca. 32 Quadratkilometer große Steinhuder Meer ist ein integrirender Bestandtheil des Fürstenthums Schaumburg-Lippe, von welchem es gerade 10% des Areals einnimmt. Das Nordufer gehört freilich zur preußischen Provinz Hannover, aber die Steinhuder und mit ihnen ihre bückeburgischen Fürsten berufen sich auf alte Verträge, vermöge derer ihnen die Herrschaft auf dem ganzen See „soweit das Wasser reicht" zustehen soll. Freilich sind dies wahrscheinlich Verträge, die nur ein altes seit lange bestehendes Verhältniß bestätigen, also Gewohnheitsrechte und die Mardorfer, die Bewohner der einzigen Niederlassung der Hannoveraner dicht am Seeufer, haben den Steinhudern die Herrschaft auf dem See schon öfters streitig gemacht. Brach einmal der Streit zwischen beiden Parteien in offene Flammen aus, so pfändeten die Mardorfer den Steinhudern ihre Fischnetze und Reusen, womit sie jenen die schönen Aale und Barsche bis hart an das hannöversche Ufer wegfingen, und umgekehrt pfändeten die Steinhuder ihren Rivalen die Kühe, indem sie behaupteten, daß das Wasser bückeburgisch sei und daß Niemand ohne ihre Erlaubniß es in keiner Weise — auch das Vieh nicht zum Saufen — benutzen dürfe. Einmal wäre es sogar zwischen den feindlichen Brüdern beinahe zu einem richtigen Kampf gekommen, und das ging so zu. Die Hannoveraner, die die Hälfte des Meeres beanspruchten, ließen in einer dunklen Nacht durch Pontoniers und Ingenieure ihre Grenzpfähle mitten im See dort einstecken, wo sie glaubten, daß

sie hingehörten, und nahmen dabei, um die Besitzergreifung recht effectiv und rechtskräftig zu machen, alle Ceremonien und Acte vor, welche das römische Recht bei solchen Gelegenheiten für unumgänglich erklärt. Sie fischten am Ufer, sie schnitten Schilf, sie schossen einen Wasservogel, feuerten ein Paar Mal in die Luft, fuhren auch trompetend dicht bei der bückeburgischen Festung Wilhelmstein vorüber, wo Alles von ganz anderen Dingen träumte, und befestigten endlich zur Besiegelung des Ganzen an einem der äußersten Grenzpfähle ihr „G. R." (Georgius Rex). Früh Morgens zogen sie sich, nachdem sie Alles fertig gemacht hatten, ans Land zurück. Die von Bückeburg hatten aber am anderen Tage kaum gemerkt, mit welcher Bescheerung ihre Nachbarn den See über Nacht versehen hatten, als sie ihrerseits ins Feld rückten. Sie schifften sich mit ihren Steinhudern ein, wie die Hannoveraner mit ihren Mardorfern, griffen die neuen Grenzpfähle an, rissen sie aus, brachen auch das „G. R." wieder ab und stellten so den status quo ante wieder her. Dabei bliesen sie ebenfalls mit den Trompeten, schossen mit Flinten und fuhren den Hannoveranern zum Tort mit Triumphgeschrei dicht an dem Mardorfer Ufer vorüber. Wie es kam, daß die Hannoveraner sich das gefallen ließen und ihre Sache nicht weiter verfolgten, ist mir nicht weiter bekannt; genug, dieser Froschmäusekrieg auf dem Schauplatz der alten Römerschlachten zwischen Arminius und Germanicus verlief im Sande, die hannöverschen Grenzpfähle wurden nicht wieder aufgerichtet und die Steinhuder fischen und schiffen auf dem ganzen See umher, wie sie es nach ihrer Behauptung bereits zu Hermann des Cheruskers Zeiten gethan haben. Doch giebt es eine Stelle auf dem See, wo sie ohne besondere Erlaubniß keinen Zutritt haben und wo sie sogar heutzutage nicht allzu gern gesehen werden, das ist die schon erwähnte berühmte Festung Wilhelmstein, die auf einer künstlichen in den Jahren 1761 bis 1765 aufgeschütteten, etwa 6 Morgen großen Insel Graf Wilhelm von Lippe, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Feldmarschall des Königs von Portugal war, erbauen ließ und hier eine Artillerieschule anlegte, auf welcher bekanntlich der berühmte Scharnhorst seine erste Ausbildung erhielt. Zum Bau dieser für die damalige Zeit ziemlich unüberwindlichen Festung wurde von dem damaligen Marktflecken Hagenburg am Südufer des Sees ein noch existirender schiffbarer Canal bis an denselben hergestellt und auf diesem das Baumaterial in flachgehenden Transportkähnen an Ort und Stelle geschafft. Tausende von Eichenstämmen wurden in die Tiefe versenkt und eingerammt, um als Untergrund für die mächtigen Sandsteinblöcke und als Pallisaden gegen den Wellenschlag zu dienen. Tausende von Kahnladungen Steine und Erdreich waren erforderlich, um nur erst eine nackte Insel zu schaffen, was ziemlich 5 Jahre in Anspruch nahm. Die Anlage der Festungsbauten selbst, welche in der Hauptsache aus einer ziemlich in der Mitte der Insel errichteten sternförmigen Citadelle mit Casematten besteht, über welcher sich in der Mitte das fürstliche Schloß befindet, hat dann noch mehrere Jahre gedauert. Bald nach dem Tode des Erbauers hatte das Castell im Jahre 1787 Gelegenheit, die Feuerprobe zu bestehen. Die Hessen, die einen Theil des Ländchens erobern wollten, griffen die Festung an, mußten aber unverrichteter Dinge wieder abziehen. Am 1. October 1867 wurde die Festung als solche aufgelassen und ihre Verwaltung einem Feldwebel und einigen Matrosen übergeben, welcher eine Wirthschaft unterhält und die noch vorhandenen mannigfaltigen Sehenswürdigkeiten zeigt, zugleich aber auch im Namen des Fürsten eine gewisse Herrschaft über die Insel ausübt in der Weise, daß Niemand ohne seine Erlaubniß dieselbe betreten darf. Noch vor gar nicht langer Zeit wurde jedes Schiff, welches mit Fremden an der Insel landen wollte, von einer Wache mit dem Rufe „Halt! Wer führt das Schiff?" angesprochen. Jetzt ist zwar der Wachtposten eingezogen, aber die Personenbeförderung über das Meer zur Festung ruht noch immer in den Händen fürstlicher unter der Botmäßigkeit des Feldwebels stehender Matrosen. Es war daher nicht zu verwundern, daß mein braver Steinhuder Fischer dem Moment unserer Landung mit einigem Mißtrauen entgegensah, doch da ich die persönliche, übrigens gern gewährte Erlaubniß des Höchstcommandirenden längst in der Tasche hatte, so konnte ich ihn völlig über diesen Punkt beruhigen. In der That hatten wir kaum die Segel eingezogen und uns dem Landungsplatz genähert, als auch schon ein Sohn des Feldwebels sich zeigte und mich im Namen seines Vaters willkommen hieß. Völlig überrascht war ich über die herrlichen Gartenanlagen, die der Castellan der Feste hier seit 30 Jahren angelegt hat, die zur Rosenzeit wahrhaft entzückend wirken müssen, und gerne folgten wir der Einladung, in der warmen Stube ein Glas steifen Grog zu trinken, denn wir waren von dem schneidenden Ostwind, der uns den ganzen Vormittag um die Ohren gepfiffen war, tüchtig ausgekältet. Von dem Hrn. Manns hörten wir noch Mancherlei über den See, wovon ich nachher Einiges zum Besten geben werde, dann wurden wir von einem seiner Söhne in der Festung und im Schloß herumgeführt, um deren Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Neben einer sehr werthvollen Modellsammlung von Geschützen, mit deren Einzelheiten ich den freundlichen Leser hier nicht aufhalten will, und einer Rüstkammer sind jedenfalls am sehenswerthesten eine eigenhändige Zeichnung Scharnhorst's, die Festung Neubreisach darstellend, sowie eine Nachbildung eines Ehrengeschenks der Portugiesen an den Grafen Wilhelm, nämlich sechs goldene Kanonen mit silberbeschlagenen Lafetten, deren Originale sich im fürstlichen Schlosse zu Bückeburg befinden und jede einen Werth von 24000 ℳ haben soll. Von der Plattform des Schlosses soll man bei schönem Wetter eine prächtige Aussicht auf den See, die Orte an seinem Ufer und die im Süden belegenen, schön bewaldeten Höhenzüge der Rehburger, Bergkircher und Düdinghäuser Berge bis zum Deister genießen, bei meiner Anwesenheit sah man kaum die niedrigen Gebäude auf den Außenschanzen der Insel, geschweige denn die Uferränder des Meeres, über dem noch undurchdringlicher Nebel lag. Von Wilhelmstein nach westlicher Richtung gelangt man zu den ausgedehnten Meerbruchwiesen, die einen großen Theil des Jahres hindurch ohne besondere Hilfsmittel gar nicht betreten werden können, da diese „schwimmenden Lande" nicht fest und dicht genug sind, um dem menschlichen Fuße einen sicheren Standpunkt zu bieten. Da aber die Steinhuder Fischer das schöne Gras der Wiesen für ihren Haushalt nothwendig brauchen, so schlagen sie ein ganz eigenthümliches Verfahren ein, um sich in den Besitz desselben zu setzen. Sie legen ihren Kahn mit der Breitseite an die Wiesen an und befestigen ihn dadurch, daß sie ihre 6 bis 8 m langen, zur Fortbewegung des Kahnes dienenden Stangen hinter demselben so tief in den Schlamm eintreiben, bis sie in dem dichteren Untergrund einen festen Standpunkt haben. Dann werfen sie die Stangen neben dem Kahne auf das lockere Ufer und machen sich von diesem „Standpunkt" aus an das Mähen der nächstgelegenen Wiese. Zwar steht dann der Schnitter bis an die Knie im schmutzigen Wasser, aber durchbrechen kann er natürlich nicht. Ist er mit der nächsten Umgebung fertig, so schiebt er einfach seine Stangen weiter vor und schreitet auf diesem hölzernen Schienenstrange langsam vorwärts, zu beiden Seiten das Gras abschneidend. Ein zweiter Fischer folgt dem ersten auf dem auf- und niederwogenden Pfade nach, um das Gras zusammenzurechen und dem Kahne zuzutragen, bis deren zwei aneinandergekoppelt so stark beladen sind, daß das Wasser beinahe den Bord erreicht. Dann geht die Fahrt heimwärts, wozu man natürlich einen günstigen Westwind abwartet; es passirt aber hier und da, daß der Wind während der Fahrt heftiger wird und durch hineinschlagende Wellen das Doppelboot zum Sinken bringt. Die Gefahr des Ertrinkens ist dabei zwar nicht groß, da der See an den meisten Stellen nicht über 1½ m tief ist, aber das kostbare Gras ist dann natürlich verloren. Zur Zeit meines Besuches war es mir übrigens in Begleitung meines kundigen Fischers ziemlich weit landeinwärts vorzudringen möglich, bis zu der Stelle, wo das schwimmende Land allmälig in festen Boden übergeht und die eigentlichen Moor- oder Bruchwiesen beginnen, welche an verschiedenen Punkten zugleich den Uebergang zu den Torfmooren bilden. Letztere sind weit umfangreicher am Ost- und Nordostende des Sees vorhanden, wohin wir an einem anderen Tage unser Fahrzeug lenkten. Das „Todte Moor", wie diese Landschaft heißt, ist eine zwei Stunden breite und ebenso lange Wüstenei, in deren Besitz sich die umliegenden Ortschaften Mardorf, Schneeren, Neustadt und Steinhude getheilt haben, und wie die Steinhuder sich vom Westende ihr Heu holen, so vom Ostende ihren Torf, den sie meist für sich selbst verbrauchen. Gerade als wir über den schwankenden Boden dahinschritten, waren einige Torfstecher bei ihrer Arbeit begriffen, indem sie mit ihrem Spaten, der die Form eines zweischneidigen Schwertes hat, von oben die weiche Torfmasse in verschiedenen Linien durchstachen und dann aus den abgetheilten Schichten die Torfsteine von vorgeschriebener Form und Größe heraushoben. Sind diese in Pyramidenform aufgehäuft einige Wochen lang der Luft und Sonne ausgesetzt, so sind sie in der Regel genügend durchtrocknet,

im Spätherbst dauert das natürlich länger und manchmal kommt der Frost dazwischen und zerstört die Torfhausen völlig. Diese einsame Gegend ist übrigens faunistisch dadurch sehr interessant, als in ihr erst vor 50 Jahren der letzte Wolf in Nordwestdeutschland geschossen wurde und zwar im Norden des Todten Moores am Grinder Wald. Auch 20 Jahre vorher allarmirte ein Wolf die ganze Gegend am Steinhuder Meer, der bei einer Treibjagd, auf welcher nicht weniger als 4000 Bauern mit Knütteln und Stangen aufgeboten waren, entkam und schließlich erst im Münsterschen erlegt wurde. Verschieden sowohl von dem West- wie von dem Ostufer ist ein Theil des Nordufers, denn die Wellen des Meeres bespülen an dieser Stelle ein sandiges Vorgebirge, die schwarzen und die weißen Berge genannt. Letztere, die ihren Namen nach dem weißen Sand tragen, aus dem sie bestehen, sind die höheren, sie erheben sich in ihrem höchsten Punkte, der mit einer kleinen Schutzhütte gekrönt ist, etwas über 20 Meter über dem See. Besagtes Schutzhäuschen hat sich vor nicht zu langer Zeit eine aus Hannover stammende Dame erbauen lassen, die als Kurgast im Rehburger Brunnen ihre Streifzüge zu Esel häufig bis hierher ausdehnte, zwischen den mageren Kiefern kleine Picknicks veranstaltete und nicht selten auch mit ihrer Gesellschafterin die Nächte in diesem einsamen Häuschen zubrachte, und dadurch dieser etwas nüchternen Gegend mit ihren noch nüchterneren Bewohnerinnen einen Schimmer von Romantik verlieh. Von dieser Hügelkette aus nahmen wir eines Nachmittags einen Vorstoß in das dem See nördlich vorgelagerte Binnenland vor, wo mitten in einer von verkrüppelten Kiefern bestandenen Sandwüste ein kleiner See, der „Bannsee" genannt, liegt, gewissermaßen als ein Anhängsel des Steinhuder Meeres, das durch einen schmalen Wasserlauf zu Zeiten mit ihm zusammenhängt. Es ist eine sehr merkwürdige, sehr einsame und völlig uncultivirte Gegend, für welche schon der Name des Sees, der nach der Meinung meines Begleiters etwas mit Geisterbannerei und Aberglauben zu thun hat, bezeichnend genug ist. Eine lange schmale „Fledderwiese" hat sich wie ein Damm oder eine Brücke mitten durch den See gezogen und wird ihn wohl bald gänzlich auf den Aussterbeetat setzen, auf den Dünen an seinem Südufer aber wuchsen aus den Sandhügeln heraus die schönsten Wachholdersträucher mit bald kugeligen, bald apfelförmigen, zuweilen auch birnenförmigen Pyramiden und gewährten eine angenehme Abwechselung in dem grauen Einerlei der Föhren. Der Fischer wußte, daß ganz in der Nähe ein mächtiger Findlingsblock lag, und ein Bauer, der mit seinem Knecht in der Nähe Haidekraut stach, beschrieb uns den Ort so genau, daß wir ihn ohne Mühe fanden. Der Stein heißt im Volk herum allgemein der Davidstein und der Sage nach soll dies der Stein sein, mit dem David seinen Gegner Goliath erschlug, zwei etwas kleinere Steine in der Nähe sollen die Reste eines in Trümmer gegangenen weit größeren Steines sein, mit welchem Goliath sich gegen David vertheidigen wollte. Jener Bauer, den ich eben erwähnte, erzählte uns die Geschichte im biedern Platt und versicherte treuherzig, daß wir uns auf die Wahrheit der Geschichte verlassen könnten; er soll übrigens, sagte mir der Fischer, der reichste Mann in Mardorf sein und, obwohl er eigentlich noch armseliger als sein Knecht gekleidet war, über Hunderttausend in seinem Kasten daheim liegen haben. Kamen wir nun um die 4. oder 5. Nachmittagsstunde durchfroren, müde und hungrig nach Hause, so setzte mir jedesmal schon nach kurzer Wartefrist meine Wirthin ein recht wohlzubereitetes reichliches Mittagsmahl vor, das ich mir nebst einer Flasche ganz guten Rothspons vortrefflich schmecken ließ. Dem „Diner" folgte dann regelmäßig ein Viertelstündchen Einnicken auf dem Sopha und ein Täßchen Mokka, woran sich ein Spaziergang durch die nähere Umgebung von Steinhude anschloß. Der Ort ist nicht ohne Industrie, neben Leinwand- und Damastwebereien, die seit alter Zeit hier heimisch sind, hat Graf Wilhelm von Bückeburg aus Portugal die Chocoladenfabrikation hier eingeführt, die noch immer schwunghaft betrieben wird. Der charakteristische Erwerbszweig der Steinhuder ist aber die Fischerei, man zählt nicht weniger als 50—60 Fischerfamilien, in denen das Gewerbe sich von Generation zu Generation forterbt, welches obenbar der Gesundheit nicht nachtheilig sein kann, denn der Vater meines Begleiters, gleichfalls ein Fischer, fährt trotz seiner 86 Jahre noch munter bei Wind und Wetter auf dem Meere und geht seiner Hantirung nach.

Trotz des vielen Originellen, das der See bot, war ich doch herzlich froh, daß ich nach einigen Tagen meine Untersuchungen abgewickelt hatte, denn das ewige Grau des Firmaments, der feuchtkalte Nebel und die langweiligen Abende hatten eine Art von Melomanie bei mir erzeugt, und ohne Trennungsschmerz zu empfinden fuhr ich eines Abends mit der Steinhuder Meerbahn noch ein Stückchen weiter in die Welt hinein nach dem Rehburger Brunnen, der stillen Hoffnung mich hingebend, daß mit dem Ortswechsel auch ein Witterungswechsel verbunden sein würde. Diese Hoffnung hatte mich nicht getäuscht, denn am nächsten Morgen lachte mir die helle Sonne ins Fenster meines Schlafzimmers hinein. Aus den Federn heraus und ins Zeug geschlüpft war eins, schnell wurde der Morgenkaffee eingenommen und hinaus ging's in den prachtvollen Buchenhochwald, der das Bad Rehburg auf allen Seiten umgiebt und die bis 150 Meter Seehöhe ansteigenden Rehberge einhüllt. Zwar wies der Kalender auf November und das Laub war natürlich längst herunter, aber die Sonne schien wohlig wie im Mai, die Luft war so leicht und linde, daß es sich an jenem November-Sonntagmorgen wahrhaft wonniglich wanderte. Das schon seit dem 17. Jahrhundert bekannte Mineralbad Rehburg war in den 50er und 60er Jahren dieses Jahrhunderts ein sehr besuchter Bade- und Ausflugsort, und aus dieser Zeit stammen die prachtvollen promenadenartigen Waldwege, die den Forst nach allen Seiten hin durchziehen. Später wurde es durch andere Badeorte in den Schatten gestellt, es traten finanzielle Schwierigkeiten ein und die Regierung trat die Verwaltung des Bades an das Kloster Loccum ab, welches große Anstrengungen macht, um den alten Ruf des Rehburger Brunnens wieder zu befestigen. Einen wundervollen Rundblick über das ganze Bückeburger Ländchen und die angrenzenden Theile Hannovers genoß ich vom Altane des Wilhelmthurmes aus, der vom Brunnen nur etwa eine halbe Stunde entfernt liegt, und gar freundlich blickte der große, blaue Wasserspiegel des Steinhuder Meeres, in welchem der Wilhelmstein gleich einer majestätischen Fregatte schwamm, in der Morgensonne herüber: ein überraschender Contrast mit den düsteren Nebeltagen der vergangenen Woche! In der Ferne winkte die Porta Westfalica mit dem Kaiserdenkmal, die Bückeburgen und der Deister, in nächster Nähe aber lugten die auf einem Höhenzuge liegenden Häuser von Wülpinghausen inmitten aus Waldungen und Wiesen hervor. Im freundlich gelegenen Forsthaus Berghof nehmen wir schnell einen kleinen Imbiß auf der weinumlaubten Veranda und weiter ging's über Münchehagen nach dem altehrwürdigen 1163 vom Grafen Wulbrand von Hallermund als Cisterzienserkloster gegründeten Loccum. Dank einer Empfehlung an den regierenden Abt durfte ich einen Blick in die alte Klosterkirche thun, die, im frühgothischen Stil erbaut, von Geheimrath Hase vor 50 Jahren restaurirt wurde und reiche Kunstschätze birgt. Alte sehr wohl erhaltene Kreuzgänge umschließen einen viereckigen Binnenhof, am westlichen Kreuzgang liegt das ehemalige Refectorium, welches von Gebhard mit Bildern aus dem Leben des Heilands geschmückt ist. Die Besichtigung der Bibliothek mir für eine gelegenere Zeit versparend, unternahm ich dann eine Wanderung durch den weiten, schönen Klosterpark, dessen schönste Partien rund um den großen Teich liegen; hier muß sich's im Sommer unter den herrlichen alten Eichen und Fichten, wenn die Vogelwelt ringsum Wipfel und Büsche belebt, schön träumen lassen, war ich doch schon im November von der Landschaft entzückt. Freilich war infolge des prachtvollen Wetters nach so vielen trüben Tagen die Stimmung eine ganz besonders gehobene, sie brauchte auch nicht unter dem trefflichen Frühstück, das ich im Orte Loccum einnahm, zu leiden und blieb die freudige, als ich quer über die Rehberge hinweg mutterseelenallein nach der Stadt Rehburg zu eilte, um der durch ihren Umfang ausgezeichneten Windmühle am Schützenberg einen Besuch abzustatten. Diese über 100 Jahre alte sehr massiv gebaute Mühle liegt wenige Minuten südlich von der Stadt Rehburg und gewährt eine weite Aussicht nach der einen Seite auf die Stadt Rehburg in flachem Wiesengelände und das Meer, nach der anderen Seite auf die Weserberge, die allerdings zum Theil durch die Rehberge verdeckt sind. Von Rehburg mit seinen kleinen meist einstöckigen, rothdachigen Ackerbürgerhäuschen mußte ich mich bald wieder nach dem Brunnen zurückbegeben, um nicht den Nachmittagszug zu versäumen, der mich aus dem Revier des Steinhuder Meeres wieder den heimischen Penaten zuführen sollte. Gerade als es zu dämmern anhub, flogen wir mit beinahe Eilzugsgeschwindigkeit auf dem Secundärbähnchen davon, und gar bald lagen die Rehberge, lag das Steinhuder Meer mit Allem, was ich dort gesehen und erlebt hatte, im Dämmer der Nacht und der Erinnerung hinter mir.

Dr. H.

Bücherbesprechungen.

— Moritz von Sachsen als protestantischer Fürst. Vortrag, gehalten im Kaufmännischen Verein zu Leipzig am 25. Februar 1898. Von Dr. S. Ißleib, Professor am königl. Gymnasium in Leipzig. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter), königl. schwed.-norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung, 1898. 36 S.; klein 8°. Preis: 75 ₰. — Das vorliegende Heftchen, innerhalb der Neuen Folge der von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff begründeten, jetzt von Virchow allein herausgegebenen „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" das 302. oder das 13. der Dreizehnten Serie, stellt den Druck eines Vortrages dar, den Professor Simon Ißleib am Schlusse des vorigen Wintersemesters im Rahmen der wissenschaftlichen Darbietungen des hiesigen Kaufmännischen Vereins gehalten hat. Jeder Leser des Archivs für Sächsische Geschichte weiß, daß sich Ißleib seit langen Jahren mit nie erkaltender Liebe der Erforschung besonders schwieriger Fragen aus der Geschichte des interessantesten Wettiners früherer Zeiten hingegeben hat; und was Ißleib veröffentlicht, ist die Frucht emsigen Fleißes und nicht gewöhnlichen Scharfsinns. Als er den Vortrag hielt, war Brandenburg's „Moritz" (vgl. erste Beilage zur L. Z. vom 28. Mai, S. 2038) noch nicht erschienen; gleichwohl ist dies Buch, das übrigens seinen Helden vorderhand nur bis zum Umschwung im Jahre 1547 entwickelt, auf S. 4 der vorliegenden Abhandlung angeführt. Das legt mir den Gedanken nahe, ob nicht auch sonst an einzelnen Punkten der Einfluß des neuen Werkes zu constatiren sei; ich kann nur die Vermuthung aussprechen, da ich leider verhindert war, seiner Zeit den Vortrag anzuhören. Umgekehrt wird sich Brandenburg im zweiten Bande seines „Moritz" mit Ißleib's Ansichten aneinandersetzen müssen, da diese hier und da von der allgemein giltigen Auffassung nicht unerheblich abweichen. Jedenfalls kann bei diesem edeln Wettbewerb auf verhältnißmäßig beschränktem Gebiete die Kenntniß über den Fürsten nur Fortschritte machen. Um Ißleib's Standpunkt kurz zu kennzeichnen: er ist ein ehrlicher Bewunderer nicht nur der Staatskunst des Wettiners, sondern er erkennt auch aufrichtig die Förderung an, die der Protestantismus seinem klugen und schneidigen Auftreten zu danken habe. Ht.

— Mittheilungen des Geschichts- und Alterthumsvereins zu Leisnig im Königreich Sachsen. 11. Heft. Zusammengestellt und im Auftrage des Vereins herausgegeben von Dr. jur. C. A. Mirus. Selbstverlag des Vereins. (1898). 120 SS. 8°. — Außer Berichten über die Thätigkeit des Vereins in den Jahren 1896—98 und einem Nekrolog auf seinen im Januar d. J. gestorbenen langjährigen Vorsitzenden Dr. med. Carl Moritz Müller enthält das vorliegende Heft nur eine größere Abhandlung, nämlich die auch als Leipziger Inauguraldissertation erschienene Arbeit von Max Zesch „Die geschichtliche Entwickelung des Leisniger Stadtschulwesens bis zur Wende des 16. Jahrhunderts". Unter den zahlreichen Arbeiten auf dem Gebiete der sächsischen Schulgeschichte, die die letzten Jahrzehnte gebracht haben, gebührt dieser sorgfältigen, durchaus auf den urkundlichen Quellen der Archive zu Dresden und Weimar, sowie des Pfarr- und Stadtarchivs zu Leisnig beruhenden Schrift ein ehrenvoller Platz. Die Geschichte der Leisniger Stadtschule läßt sich bis 1397 zurück verfolgen; ohne Zweifel fällt ihre Begründung in eine viel frühere Zeit, sie gehört mithin zu den ältesten sächsischen Schulen. Nach den dürftigen Nachrichten aus der älteren Zeit war sie anfangs eine Pfarrschule und ist erst nach und nach unter den Einfluß des Rathes gekommen. Dieser Uebergang war in der Hauptsache vollzogen, als die Einführung der Reformation einen bedeutenden Aufschwung der alten Schule bewirkte. Schon die berühmte „Ordnung des gemeinen Kastens" (1523), die der Stadt Leisnig eine besondere Bedeutung für die sächsische Reformationsgeschichte verleiht, beschäftigte sich mit dem Schulwesen. Vor Allem aber wurde die Generalvisitation von 1529 wichtig; der damals aufgestellte ausführliche Lehrplan wird uns hier zuerst vollständig mitgetheilt. Die Visitationen von 1534 und 1555 trugen ebenfalls viel zu gedeihlicher Weiterentwickelung der Anstalt bei; 1555 wurde neben der Knabenschule auch eine Mädchenschule begründet, für die bereits die Instruction der Visitatoren von 1583 eine allgemeine (hier ebenfalls zuerst mitgetheilte) Ordnung enthielt. 1550 bezog die Stadtschule ein neues Haus; die Einkünfte der Lehrer wurden wesentlich verbessert. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts mehrt sich das Quellenmaterial; besonders aus den Stadtrechnungen ließ sich manche interessante Einzelheit entnehmen. Doch können wir auf das lebensvolle Bild, das der Verfasser auf Grund dieser Quellen von dem Schulwesen Leisnigs bis zu Ende des 16. Jahrhunderts entwirft, nicht näher eingehen; es macht im Ganzen einen befriedigenden Eindruck, wenn ihm auch keineswegs die Schattenseiten fehlen. Neben den pädagogischen Bedenken, die heutzutage das Verfahren des 16. Jahrhunderts wohl allenthalben treffen würden, kommt besonders die Sonderstellung der Lateinschule gegenüber den Bildungsbedürfnissen der Zeit in Betracht, die dann in der Folge hier wie an vielen anderen Orten zur Umwandlung der lateinischen Stadtschule in eine Bürgerschule geführt haben. —m—

— Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm v. Kügelgen). Geschenkausgabe. Berlin 1898. Verlag von Richard Wöpke (8°, VI und 512 S.). Preis brosch. 2 ℳ; in eleg. Lbd. 2,50 ℳ — Die Neuauflage eines Buches, wie es W. v. Kügelgen's „Jugenderinnerungen" sind, bedarf eigentlich keiner empfehlenden Einführung. Das Buch ist ja längst ein Liebling der gebildeten Lesewelt geworden. Aber da in unserer effect- und sensationslüsternen Zeit das Einfache, Bescheidene nnd Schlichte nur allzusehr der Gefahr ausgesetzt ist, übersehen oder beiseite geschoben zu werden, so empfiehlt es sich doch, gelegentlich des Erscheinens gegenwärtiger schönen und billigen Volksausgabe die liebenswürdige Eigenart der „Jugenderinnerungen" ganz kurz ins Gedächtniß zurückzurufen. Der Verfasser dieser selbsterlebten Jugend- und Bildungsgeschichte ist der Sohn jenes berühmten Historien- und Porträtmalers Gerhard v. Kügelgen, der am 27. März 1820 auf dem Heimwege von seinem Loschwitzer Weinberge nach Dresden am Ufer des Elbstroms von ruchloser Mörderhand fiel. Es giebt wenig Bücher, die das seelische Bild ihres Urhebers in so reiner, klarer und prunkloser Weise wiedergegeben, als diese Jugendbiographie. Als eine wahre anima candida enthüllt sich da der Mann, als ein Muster der Unschuld und Herzensreinheit. Was aber das Buch ganz besonders den Bewohnern Sachsens lieb und werth machen muß, das ist die frische und lebensvolle Zeichnung jener politisch schmerzlichen und trauervollen, literarisch aber ehrenreichen Epoche, die Sachsens Residenzstadt in den beiden ersten Jahrzehnten des nun ablaufenden Jahrhunderts an sich vorüberziehen sah. Da ersteht das alte Dresden vor unserem geistigen Auge, geschildert mit einer Unmittelbarkeit und Lebenswahrheit, wie sie nur eigenes Erlebniß, nie eine, wenn auch noch so interessant gestaltete Stadtgeschichte zu geben vermag; da tauchen sie auf all die Heroengestalten eines Napoleon, eines Goethe und die ganze lange Reihe hervorragender Personen, die dem gesellschaftlichen, geistigen und künstlerischen Leben jener Tage ihre Prägung aufdrückten. Ueber dem Ganzen aber weht ein erfrischender, herzerquickender Hauch von Humor, der das Erbtheil einer wahrhaft reinen, sittlich durch und durch gesunden Seele ist. So empfiehlt sich das Buch auch wegen seiner hohen erzieherischen Bedeutung zur Lectüre für die reifere Jugend. Die im Vorwort gegebenen Lebensnachrichten über den Verfasser, der als herzoglich anhaltischer Hofmaler und Kammerherr 1867 verstorben ist, bieten eine freilich sehr kurze Ergänzung des Inhalts. Auf alle Fälle darf man der Verlagsbuchhandlung dankbar sein, daß sie diese in ihrer Art classische Schrift, eine wirkliche Zierde des Weihnachtstisches, für so billigen Preis den weitesten Kreisen zugänglich gemacht hat. Prof. Dr. H. E. Kellner.

— Laiso: Die Y-Z-Strahlen des Professors Dr. Antinom. Erfurt-Leipzig, Ed. Moos. 1899. 171 S. — Wenn der gewiß nicht unbegabte Verfasser, dem die Dinge der Zeit wirklich nahe zu gehen scheinen, mehr zusammenhängend ins Große stilisiren wollte, wenn er durch die Analyse zum Typus vordringen könnte, wenn er die Erfindung dieser Skizzen nicht überschätzt, dann kann er ein lesbarer Zeitsatiriker werden. Dies ist Vorarbeit. Es ist scharfe Analyse von einem festen Standpunkt aus. Den gilt es zu enthüllen und die Satire wird muthiger werden! Dr. R. Böttger.

— H. Tödter, Heiderose. Leipzig, M. Heinsius Nachf. 1898. 271 S. — Eine Heidegeschichte mit viel „Poesie". Es ist merkwürdig: manche Leute haben gern „Natursinn", aber es fehlt ihnen der Kern und Alles wird süßlich, was sie von sich geben. Wo sie ins Große wollen, wird's verschwommen. Man merkt dem Verfasser an, daß er eine allgemeine Liebe hat zu jenen Heidemenschen und zur Heide selber — aber schade — er hat keinen Griff! Dr. R. Böttger.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 138. Donnerstag, den 1. December, Abends. 1898.

Reise nach der französischen Schweiz und Südfrankreich.

Von Dr. Bohnstedt.

(Fortsetzung.)

Zu einer Reise nach Südfrankreich ist die Wahl der Jahreszeit von Bedeutung; und wer nur des Vergnügens, der Zerstreuung und der Erholung wegen dahin geht, wird es zur selben Zeit ungefähr thun müssen, in der die Königin von England ihre Villa in Cimiez bezieht. Die Monate Juli—August gelten allgemein als die am wenigsten geeigneten. Im Jahre 1897 jedoch war Ende Juli ein größerer Fremdenzug nach dem Süden, da der Präsident F. Faure Savoyen, dem Dauphiné und dem Lande der Félibres seinen Besuch machte, der allerhand Festlichkeiten im Gefolge hatte. — Von Genf aus stehen dem Reisenden zwei Wege nach dem Süden offen; wir wählten den Weg längs der Voralpen. Man verläßt Genf früh mit dem ersten Zuge von der Gare des Volants und gelangt über Annemasse, Annecy, Chambéry nach Grenoble. Eigentlich französisches Gepräge gewinnt die Reise von Annemasse an, wo auf dem Bahnhof der ordnungsgemäße Brigadier in seiner malerischen Uniform seine Runde macht, die Beamten der Post, der Bahn, z. Theil in langer bis zu den Knien reichender Blouse, die kurze Thonpfeife im Munde, geschäftig sind, einen raschen Blick in die Zeitung werfend, die sie soeben beim Zeitungshändler gekauft haben. Die Bahnhöfe, selbst an bedeutenderen Punkten, tragen nicht im Geringsten unnöthigen Luxus zur Schau; daß es auch Restaurationsräume darin giebt, erfährt man nur zufällig, da kein Mensch gewöhnlich daran denkt, hier Erfrischungen zu sich zu nehmen. Die Reisegesellschaft besteht zum großen Theil aus Ausflüglern nach den savoyischen Bergen Le Môle oder Mont Salève, zwischen denen die Bahn im Thal ihren Weg nimmt. Landschaftlich bleibt der Weg bis Grenoble ohne sonderliche Aenderung, die Vorberge der Alpen bleiben sichtbar, treten manchmal näher an die Bahn heran, dann lassen sie wieder Platz zu weiten fruchtbaren Ebenen, in denen kleine Waldungen mit Obst-, Wein-, Tabak- und Getreidebau wechseln. In den grünen Gefilden schmiegen sich Dörfer und Städtchen. Wie hier, so hat man durchweg auf den französischen Bahnen angenehme und erwünschte Unterhaltung, bei der der Fremde natürlich mehr der empfangende Theil ist, doch mitunter auch schwierige Fragen über Politik und über die wichtigste Person derselben, unseren Kaiser, zu beantworten hat. Andererseits begnügt man sich nicht mit bloßer Unterweisung über Land und Leute, sondern bietet auch heimische Producte zur Probe an, natürlich mit der Versicherung, daß es Besseres wohl nicht gäbe. In Chambéry finden die Reisenden in nächster Nähe des Bahnhofs ein gutes Mittagsmahl und zum Nachtisch die saftige Melone, die der Franzose ungern entbehrt, die auf keinem guten Mittagstisch fehlen darf und die schon den Herzog von Mayenne bewog, lieber seinem Gegner Heinrich IV. einen Sieg zu gönnen, als auf ihren Genuß zu verzichten. In der Stadt zunächst das riesige Bronzestandbild der Vereinigung Savoyens, dessen frühere Hauptstadt Chambéry war, mit Frankreich: eine Savoyardin, in raschem Schritte und mit Begeisterung dem neuen Vaterlande zueilend, welches die Fesseln alter Vorurtheile soeben niedergeworfen hatte. Nicht weit davon ein Elephantenbrunnen, zum Andenken an einen Wohlthäter der Stadt, den man hier über seinen wasserspeienden Elephanten, seinen indischen Reitthieren, in die Wolken erhoben hat. Es sind zwei Denkmäler so verschieden an Werth und Gedanken, daß man an ihm wahre Kunst und Vierschrötigkeit studiren könnte. Vom Schloß sind noch mehrere dicke epheuumrankte Thürme aus alter Zeit erhalten; es liegt auf einer Anhöhe dicht an der Stadt, von der aus auf der Elephantenstraße eine breite Doppeltreppe hinauf führt; und wie einst savoyische Grafen von ihrem Bollwerk auf der Höhe ihr Machtwort hören ließen, so heute Präfect und Commandant, die dort eingezogen sind. — In Grenoble war man zur Ankunft des Präsidenten in den Straßen eifrig mit Errichtung von Ehrenpforten beschäftigt, und Tausende kleiner, winziger Fähnchen schmückten schon das Gerüst. Diesen feierlichen Besuchen des Staatsoberhauptes giebt man besonderen Glanz durch die Einweihung eines Denkmals oder öffentlichen Gebäudes: hier zunächst des Denkmals der Revolution in dem Dauphiné. Man ist überrascht, wenn man aus einer engen Gasse auf den unscheinbaren Platz Notre-Dame tritt und den hellen, schimmernden Stein, der die Quelle umschließen soll, sich auf seiner Höhe zu drei Jünglingsgestalten verwandeln sieht, welche Faust und Degen zu einem Schwur für Freiheit und Vaterland zum Himmel strecken. Nie kann ein Gemälde so mit einem Male ergreifen; blitzschnell, wie das Wort von den Lippen des Redners die Zuhörer erfaßt, so steht hier der Gedanke mit einem Male verkörpert vor Augen. — Vielleicht sollte auch das Justizgebäude seine Weihe vom Präsidenten erhalten, denn auch dessen Erneuerung schien eben beendet und zwar der neue Flügel in genauer Uebereinstimmung mit dem alten Theile, dessen gedunkelte Faßade in Renaissancestil einen malerischen Contrast zu dem leuchtenden Steine des Neubaues macht. In der Mitte der beiden Flügel schiebt sich rechts vom Hauptportal ein mit Fialen und Spitzbogen geschmückter erkerartiger Bau ein und unwillkürlich noch im Combiniren begriffen, lenkt man den Schritt in die Eingangshalle, doch der Gedanke, hier von einem Castellan von Saal zu Saal geschleppt zu werden, um da oder dort eine alterthümliche Holzarbeit oder ein Bild zu sehen, treibt uns schleunigst wieder hinaus und man hat hier auch Besseres zu thun, als alte und neue Bauwerke zu betrachten. Denn draußen vor den Thoren rauscht vornehm in hohe steinerne Ufermauern gefaßt die Isère eiligen Laufes, sie zwängt sich an den Felsmassen dahin, an deren steilen kahlen Wänden jenseits die Festungswerke in Mauern und Bastionen sich emporziehen. Mehrere steinerne Brücken führen hinüber und nachdem der Blick vom andern Ufer die Bergumwallung der Stadt und den St. Eynard, der wie ein riesiger Dom (1359 m) über der Stadt thront, wahrgenommen hat, kehrt er wieder zur nächsten Umgebung zurück. Einsam auf kahler Höhe trauert da eine Cypresse, das erste jener sonnigen Bilder des Südens, wie es die Einbildung oft gesehen, wie ein Bildchen aus Theokrit; auch Pan scheint dort zu sitzen und auf seiner Flöte träumerische Weisen vom ewig blauen Himmel, von dunklen Pinienwäldern und ihren chlamysbekleideten Bewohnern ertönen zu lassen. — Am Ende des Spazierganges an den Felsen der Festung entlang, wo die Isère eine Wendung nach Nordwesten macht, liegt ein weiter mit Platanen bepflanzter Platz, die Esplanade, die wohl einst Ball spielende Herren und Damen in zierlichen Rococogewändern sah; auch jetzt ist es noch Spielplatz, auf dem Hunderte von Jünglingen und Männern sich an einem Kugelspiel ergötzen, das dem unserer Kinder mit ihren Muscheln (Murmeln) sehr ähnlich ist. Wenn die Stadt an hervorragenden Gebäuden nicht reich ist und an Denkmälern außer dem genannten nur vielleicht noch eines besitzt, welches wenigstens durch seinen Gegenstand allgemeinere Aufmerksamkeit erregt, ich meine das des edlen Ritter Bayard, so ist sie wirklich durch landschaftliche Reize und durch eine reiche anziehende Umgebung ausgezeichnet. Dorthin lenkt sich denn auch der Fremdenstrom und oft begegnet man Schaaren

von ihnen auf sonderbar hohen, kurzen Wagen, mit zwei Stockwerken, den mail-coaches ähnlich, die von vier oder sechs Mauleseln gezogen, in eiligem Trabe durch die Straßen fahren. „Besuchen Sie Uriage-les-Bains!" heißt es, wenn man sich Raths erholt von einem Einheimischen, wie ich es that, als ich auf einer schattigen Bank auf dem Constitutionsplatze neben zwei älteren Herren zu sitzen kam. „Wenige Schritte von hier geht die Bahn dahin vorbei und in wenigen Stunden können Sie den Ausflug machen. Auch müssen Sie das große Karthäuserkloster besuchen. Sie werden sehen, daß die Mönche die Leckerbissen nicht verschmähen. Man läßt Sie an ihren Mahlzeiten theilnehmen und ist sehr zuvorkommend." — Am Abend entfaltet sich auf der Place Grenette das ganz eigenartige Leben einer französischen Provinzialhauptstadt; die Terrassen des Cafés sind von Hunderten plaudernder Herren und Frauen besetzt, auf dem Platz und in den Straßen ergehen sich Alt und Jung, darunter zahlreiche Uniformen aller Waffengattungen. Ein Concert, in dem Orchesterstücke mit patriotischen Liedern abwechseln, erhöht für Manchen den Genuß der Feierstunde, während andere die lautlose Stille und das ruhige Plaudern vorziehen. — Die Strecke von hier über Vif-Aspremont-St. Auban durch das Dauphiné gehört zu den seltsamsten Frankreichs; aus dem Thale des Drac steigt die Bahn in scharfer Windung hinauf in die Berge; die Gebirge sind fast kahl und erscheinen wie die Mauern einer riesenhaften Festung, wie ein Werk der Cyclopen. Niedriges Gebüsch begleitet die Felsmassen bis zu ziemlicher Höhe. Der Anblick wird immer wilder; man blickt in Abgründe hinab von einer Höhe von 800—900 Meter. Von Fruchtbarkeit ist wenig mehr zu sehen, nur spärliches Getreide, Roggen, Hafer, der noch grün ist. Das Korn mäht man grade. Zum ersten Male erscheinen auch Strohdächer, doch auch diese selten; hie und da kleine Heerden von Schafen, weidende Ziegen und Kühe. Stundenlang durcheilt man so in größter Eile, soweit sie bei dem raschen Steigen der Bahn möglich ist, das Land. Die Reisegesellschaft ist spärlich und kaum ein Verkehr an den unscheinbaren Haltepunkten sichtbar. An einer Stelle öffnet sich nach Osten ein weites Thal, in dem der Blick über fruchtbares Land bis wieder an die Grenzen der hohen Berge schweift. Dann steigt man aus der kühlen Höhe rasch bergab, ins wasserlose Flußbett des Buech. Das Grün der Landschaft ist hier fast völlig verschwunden, nur Stein und Oede ringsum sichtbar. Dem Flußbett entlang enteilt man diesem Felsenlabyrinth ins Thal der Durance, ins sonnige Land der Provence und sieht mit einem Male eine neue Vegetation um sich entstehen: Sorbiers, Mandelbäume, Oelbäume und Cypressen. Doch eine südliche unerbittliche Sonne hat auch hier jeden grünen Halm, fast jede Farbe außer Grau und Schwarz verschwinden lassen und selbst die Blätter jener Bäume haben nichts mehr von dem das Menschenherz erfreuenden Grün; elende Steinhütten dienen draußen in dem niedrigen verbrannten Gebirgsland als menschliche Wohnungen, in deren Nähe das Getreide in einfachster Weise, auf kreisrunder Tenne vom Maulthier, das eine Walze zieht, gereinigt wird. — An Aix, dem Aquae Sextiae der Römer, der alten Hauptstadt der Provence vorüber, nach Marseille, der größten Seehandelsstadt am Mittelländischen Meer, von dessen Gründung durch Phokäer und späterer Blüthe als Gelehrtenstadt Strabo ausführlich in seiner Geographica (lib. IV, cap. I) berichtet. Auf dem Wege nach dem alten Hafen, zu dem wohl jedes Wanderers Schritt sich zuerst lenkt, herrscht schon am frühen Morgen geschäftiges Treiben. Ist man die Rue de la Canebière hinabgeschritten, so taucht der Wald von Masten auf, die rings an dem wie ein regelmäßiges Rechteck tief in die Stadt eindringenden Wasserbecken an den Ufermauern liegen; die Castelle St. Jean und St. Nicolas schließen es nach dem Meere ab und machten es zur Zeit Vauban's uneinnehmbar. Jetzt erhöhen die grauen Steinmassen mit ihren Thürmen noch das Malerische dieses Seebildes: an einem Segelschiff, wo sonnengebräunte nur dürftig gekleidete Gestalten mit Laden beschäftigt sind, kann man ihrem Gesang lauschen, der das Arbeiten des Krahnes und der Winde begleitet und dessen schwermüthige Weisen die rauhen Männer wohl das fremde Land vergessen lassen und sie in glückliche Stunden zurückversetzen; regelmäßig folgt auf die Strophe der einen Abtheilung eine Gegenstrophe der anderen, mit der die zu hebende Last fast mechanisch ihrem Ziele zueilt; es scheint, als ob die seltsame Weise dieses Matrosenchores immer wieder neue Kraft und Freude am Werk in die sehnigen Glieder gießt. Während das Leben und die Umgebung am Quai de la Fraternité, auf welchen die Canebière mündet und am Quai de Rève Neuve, mit ihren Waaren- und Geschäftshäusern, den überall einmündenden belebten Straßen, der Nähe der Börse und anderer öffentlicher dem Verkehr dienender Gebäude den mächtigen Puls der Handels- und Hafenstadt hören lassen, tritt man auf der andern Seite vom Quai du Port aus in eine ganz andere Welt. Hier ist ein Gewirr von engen Straßen mit hohen Häusern; Armuth, aber im südlichen malerischen Gewande, hat hier ihre Wohnung. Händler mit Früchten, Fischen, Waaren aller Art lassen kaum Platz für den Vorüberschreitenden, der staunend hier in den engen Gassen eine Menge Vorgänge beobachtet, die sich sonst in der Küche, in den Räumen des Hauses abspielen. Der Sonne zu wehren, welche die Enge der Straßen schon kaum einläßt, hat man hie und da in den oberen Stockwerken bunte Lappen ausgebreitet. Man athmet erleichtert auf, wenn man diesem Wirrsal von häuslichen Scenen, Schreien und Feilschen, der Nähe dieser oft zudringlichen Gruppen entronnen ist und bei der St. Laurentkirche wieder des Hafens ansichtig wird. Vom Quai de la Joliette erblickt man die große Kathedrale, die über dem neuen Hafen ihre byzantinisch-romanischen Thürme und Kuppeln erhebt, und gelangt von da zum Leuchtthurm am Ende der Mole. Hier könnte man stundenlang wunschlos sitzen und das Ein- und Auslaufen der Schiffe betrachten, beim Anblick der alten Stadt, ihrer sonderbaren Lage träumen vom ewigen Meer, das älter ist als sie und die Geschicke der Stadt seit Tausenden von Jahren mit seiner ewig gleichen Melodie begleitet hat, von den Hellenen, welche ihre Götter Apollo und Artemis hierher gebracht haben und wie auch um ihre Ankunft und Besiedelung des Landes die Sage den verklärenden Schleier geworfen hat. Dort, wo wohl einst das Heiligthum der griechischen Göttin gestanden hat, steht heute das einer neuen Zeit, neu erbaut; sie selbst, die jungfräuliche Marie, thront in blinkendem Gewande mit dem Kinde im Arm hoch oben auf dem Thurme Notre Dame de la Garde, den Schiffern in weiter Ferne sichtbar, wie einst die Athene Promachos. Auch ein modernes Denkmal von großer Schönheit besitzt Marseille; es ist das „Des mobiles des Bouches-du-Rhône", unweit der neuen Kirche St. Vincent-de-Paul, deren Gothik dem griechisch-römischen Boden mit seinem ewig heitern Himmel nicht recht entspricht. Auf dem Denkmal ist der Gedanke des verwundeten Frankreichs ergreifend durch eine schmerzgebeugte Frau dargestellt, zu ihren Füßen ihre tapferen Söhne, welche der Aufstand 1870 nach Algier rief und dort fallen sah. — Wer den reichen Sammlungen an archäologischen und Kunstschätzen, berühmten Bildern, wie es besonders die auf die Schrecken der Cholera bezüglichen von Horace Vernet, David, Puget, Gérard u. A. sind, seine Aufmerksamkeit schenken will, wird in der schönen Stadt noch länger weilen müssen; uns lockt mehr als alles Andere eine Fahrt längs der grauen Salzfluth, in die auch Achill schaute, um dort seinen Kummer zu begraben, seinen Zorn zu stählen, durch die die Phokäer ihre Kiele zu den neuen Gestaden lenkten, an dessen Ufer die Phantasie jugendlicher Jahre so oft gewandert ist.

Eine Fahrt an die Riviera, die wir bis Monaco ausdehnen, führt aus der bergigen Umgebung der Stadt in fruchtbares Land; unabsehbare Flächen sind mit Wein bebaut, den man, um ihm die Feuchtigkeit unter der glühenden Sonne zu erhalten, niedrig am Boden, auch laubenartig ranken läßt. Auch wenn man die Nähe des Meeres verlassen hat und hinter Toulon in das Binnenland einbiegt, dehnen sich weite, fruchtbare öltragende Ländereien, im Süden begrenzt von den maurischen Bergen. Dazwischen halten einsame Meierhöfe im Schatten dunkler Pinien und Tamarisken ein wachendes Auge. Von Fréjus an bleibt man ununterbrochen in nächster Nähe des Meeres, das man unter sich branden hört. Es bricht sich an den dunkeln Klippen, an denen die Wellen emporschlagen und es umspielen wie einen Alten eine Schaar lustiger Kinder im Tanze. Oft verbirgt sich das Meer hinter kahlen Felsen und hellgrünen Pinienhainen. In Nizza angelangt, schreitet man zwischen hohen Palmen zur Stadt, die dem Reisenden überall ein freundliches Gesicht zeigt. Doch schon zur frühen Stunde sucht man den Schatten der Ulmen, die den Hauptstraßen das Aussehen Pariser Boulevards geben. In ihrem Schatten wandert man eine ganze Weile, bis man über den Platz Massena und durch den öffentlichen Garten mit einer Fülle tropischer Gewächse ans Meer kommt. Das Erscheinen dieser weiten wogenden Masse hinter und über dem langhin verlaufenden Steingeländer der Strandterrasse läßt den Sonnenbrand, der die Wege öde und menschenleer gemacht hat, vergessen. Man schlendert, den Blick in den kühlen salzigen Fluthen badend, die Terrasse entlang nach dem Schloßfelsen zu,

wo der Weg sich verengt und wendet. Das Meer springt hier an den kahlen Klippen empor, an die nur hier und da eine stachlige Kaktee sich klammert. Man umschreitet den Felsen hoch über der brandenden Fluth und hat dann den kleinen Hafen mit der Mole und dem Leuchtthurm und als Abschluß des Bildes nach dem Meere den Mont Boron vor sich. Hier hat man dem Erbauer des Hafens, König Karl Felix, ein schlichtes Denkmal errichtet, man feiert ihn daselbst als den assertor libertatis maris und den conservator immunitatum portus Nic. — Verfolgt man diesen Weg weiter, so gelangt man zur neuen Stadt zurück um den Schloßberg herum, dessen nördlicher Theil den Kirchhof trägt, durch häßliche schattenlose Straßen nach einem weiten Platz mit dem Denkmal Garibaldi's. Auf hohem in der Sonne schimmerndem Sockel steht Garibaldi in kriegerischer Stellung, die Linke auf dem Degenknauf, die Rechte wenig erhoben, als träfe er eine wichtige Entscheidung oder spräche zu einer begeisterten Schaar von Freunden. Am Sockel zwei junge Frauengestalten, wohl Italien und Frankreich darstellend, die beide diesem gewaltigen Abenteurer Dank schuldig sind. Sie halten einen Immortellenkranz über dem Haupte eines Kindes, ihres Lieblings, das hier das Licht der Welt erblickte und oben auf dem Schloßberg seine Ruhestätte gefunden hat. Fast durchsichtig erscheint der Marmor unter dem Strahl der südlichen Sonne; und man ist überzeugt, daß nur unter dieser plastische und damit jede Kunst geboren werden konnte. — Ein schöner schattiger Weg führt als Fortsetzung der Avenue de la Gare in nördlicher Richtung nach den Berge und Thäler deckenden Villen und großen Hotels, die wie eine undurchdringliche Mauer den Zugang zur Natur zu hemmen scheinen. Zunächst breiten die hohen Platanen ein fast undurchdringliches Schattendach über die Straße und erwecken die Vorstellung, als ginge man in einer langen von Säulen getragenen Halle. In den Gärten an der Straße schimmern golden durch das grüne Laub der niedrigen Bäume Apfelsinen und ihr erster Anblick scheint noch immer die Versuchung zu erwecken. Ein Fußweg, der zur Linken von der Hauptstraße (der Avenue Malaussena) abbiegt, führt an niederen bröckelnden Mauern entlang, auf denen schwere Zweige voll Pfirsichen aufliegen: nur einige Oleanderbäume und wenige unbekannte Sträucher sind noch die einzigen Zeugen einer Blüthenpracht, die Nizza im Frühling zum Garten Europas macht. Im Thal eilt ein schmaler Wasserbach, dessen Werth die Anwohner zu schätzen wissen; hohes Schilf bildet ein Dach, einen Schutz gegen die Alles versengende Sonne. Der Weg wird stellenweise sehr eng; manchmal verschwindet der Wasserlauf und man hört nur sein Glucksen unter einer Mauer, in der er künstlich weiter geführt wird. Am Ausgang des Thales, auf der Höhe wohnt der Bauer; er ist im Garten beschäftigt, um Wein oder Früchte zu pflücken. Wein umrankt auch einen Theil des fast fensterlosen Hauses, das nach Norden seinen Eingang durch eine schattige Veranda hat. — Weiter oben giebt es öde sonnenverbrannte Ländereien mit halbzerfallenen Wohnhäusern; diese Wildniß zwingt einen, wieder die Straße, die längs der mit hohen Mauern geschlossenen Villen hinläuft, aufzusuchen. Zwischen diesen Mauern wandert man wie im Thale des Todes, denn nirgends läßt sich ein lebendes Wesen erblicken; nirgends ein Ton, ein Geräusch, welches ihre Nähe verriethe. Ihre Bewohner sind sämmtlich in kühlere Länder, in das Gebirge, ans Ufer des Meeres, in die nordische Heimath geeilt. Diese Einsamkeit ist beängstigend; und ein Orientirungsblick, ein menschliches Wesen, das Auskunft geben oder wenigstens etwas sagen kann, ist wie eine Erlösung. — Von der Höhe der Trümmer eines Amphitheaters blickt man durch die spärlichen Gipfel eines Pinienwaldes weit hinab auf's Meer, zur Linken nach SO. auf dunkle Felsen, den Mont Auban mit seinen Befestigungswerken. Die Arena trug Spuren eines Festes, welches wohl vor wenigen Wochen hier die flüchtigen Schaaren der Badegäste vereint hatte. Einst konnten 8000 Zuschauer auf den steinernen Sitzreihen Platz finden; heute ist er ein unscheinbarer Trümmerhaufen, eine Stätte, an der barbarische Völkerschaften, Longobarden und Saracenen, ihre Spuren hinterlassen haben. Spukgeister trieben dann ihr Wesen in dem einsamen Ort, den Millin noch Tino dei Fati von den Landleuten nennen hörte; doch Stein auf Stein ist der Behausung der Unholde entrissen worden und hat auch ihrer Herrschaft ein Ende gemacht. — Am Spätnachmittag wird die weite Strandterrasse belebter. Es ist die Zeit für's Bad, für Viele ein Sammelpunkt, sich zu begrüßen und zu plaudern. Zaghafte Kinder und Fräulein, die in den Armen wetterfester Bademeister das Schwimmen lernen, dem Schaume der Wellen entsteigen, von sorgenden Müttern mit dem wärmenden Bademantel empfangen werden, bilden dazu ein immer wechselndes, oft recht heiteres Schauspiel. — Wie hier die vornehme Welt badet, so am westlichen Ende der Promenade des Anglais Arbeiter und Arbeiterinnen, die auch das Verlangen nach Wäsche und Kühle in die Fluth treibt; doch giebt's da keine Badezellen und mit einiger Gewandtheit gelangen die Mädchen aus ihrer Hülle in die kühlen Wellen, als wenn die schaumgeborene Göttin oder Leukothea sich ihrer annähme. — Ein Besuch in Monte Carlo ist ein letzter verwegener Versuch gegen die sengenden Strahlen des Phoebus; denn kaum bieten die schattigen Gänge unter den Palmen und andern tropischen Gewächsen am Casino einen erträglichen Aufenthalt, von dem aus man das Meer und die Stadt in ihrer felsigen Lage mit Genuß betrachten könnte. Selbst die salzige Fluth des Meeres im engen Hafen der Rhede von Monaco hat eine solche Temperatur, daß man meint, in die Badewanne zu steigen. Doch auch von hier nimmt man die Vorstellung einer unvergleichlichen Naturscenerie mit sich, die der Frühling in bunte duftende Gewänder kleiden, der Herbst mit seinen süßen, berauschenden Gaben überschütten mag.

Nach diesem Abstecher setzen wir unsern Weg von Marseille fort, um dem Rhône durchflossenen Theil der Provence und ihren wichtigsten uralten Culturcentren einen Besuch abzustatten. — Die Fahrt Marseille—Arles, das schon seit Ansiedelung der Phokäer mit Marseille in enger Verbindung stand und immer auch zur Zeit der Troubadours darin blieb, führt zunächst an den beliebten Landhäusern, den Mas, vorüber und gewährt dann noch einen letzten Blick aufs Meer, auf Marseille und seine drei dem Hafen vorliegenden Inseln mit dem berühmten Château d'If. Die Stadt baut sich noch einmal dem Blick auf, wie eine Seebeherrscherin in fein geschwungenem Bogen die blauen Fluthen umfassend, gekrönt von den Thürmen und Kuppeln der Kathedrale. Nach einer längeren Tunnelfahrt erscheint wiederum eine weite blaue Fläche, der fischreiche Etang de berre, der mit dem Meer in Verbindung steht. Von seinen Ufern dehnen sich landeinwärts gras- und obstreiche Ländereien, Oel- und Weinbau, Feigen, die dreimal reifen, Mandel- und Pfirsichbäume, die sich unter der Last ihrer Früchte biegen. Dann die Wüste la Crau, an deren nördlichem Ende unter dem Trümmerfeld les Beaux die Heimath Mirèio's lag. Durch dieses sonnenburchglühte Steinfeld eilte das liebliche Kind der Provence, um dem Haß der Eltern zu entfliehen und bei den Heiligen der Camargne Schutz zu suchen. — Eine Fata Morgana spiegelt auch dann und wann dem wohlgeborgenen Reisenden in weiter Ferne Seen in waldiger Umrahmung vor die Augen; nur kleine Einsiedeleien, die sich vor der Sonnengluth hinter Cypresse und Ulme versteckt haben, unterbrechen die Einsamkeit der Wüste. Auch Arles scheint in einer solchen zu liegen, wenn die mittägliche Sonne ihren Brand auf die Stadt fallen läßt. Und man ist einigermaßen überrascht, wenn man aus den menschenleeren Straßen in ein belebtes Hotel wie das des Forum tritt. Sind die vielen Gäste auch der Alterthümer wegen hierher gekommen? Doch in einer Stadt von 25000 Einwohnern kann es ja allerhand Geschäfte zu erledigen geben und thatsächlich ist Arles, wie schon in alten Zeiten, wo es noch am Meere lag, noch jetzt ein bedeutender Handelsplatz für Vieh, besonders Schafe, die zu vielen Tausenden draußen in der Crau und Camargne auf dem jenseitigen Ufer der Rhône ihre Weide haben. — Seit Anfang dieses Jahrhunderts mit der Entwickelung einer neuen historischen Schule begann man auch der Erhaltung der historischen Alterthümer größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Arles hat leider infolge seiner geringen Werthschätzung für dasselbe viel von seinem alten Bild- und Inschriftenwerk verschwinden sehen müssen. Es ist in die Umgegend, Marseille und andere Städte, gewandert. Die Venus von Arles kam nach Paris als eine Schenkung an den Roi-Soleil; und sie gilt noch heute in der reichen Sammlung des Louvre als ein Glanzstück. Viele kunstverständige Reisende haben die hier begrabenen Schätze bekannt gemacht; besonders Millin in seiner „Reise im südlichen Frankreich" zu Anfang dieses Jahrhunderts; in der Gegenwart giebt Bazin auf Grund historischer Forschung Reisehandbücher für einzelne Städte Arles—Nimes (guides du touriste archéologue 1896) heraus; einem Deutschen, Hirschfeld: Corpus inscript. lat., herausgegeben von der Akad. der Wissenschaften Berlin, Bd. XII, fiel

ein Haupttheil der grundlegenden Arbeit zu. — Im Museum der Stadt ist eine solche Menge alter Bildwerke aufgestellt, daß, obgleich sie alle nur in einem Raume, dem Schiff einer alten Kirche, untergebracht sind, man doch Stunden daselbst zubringen könnte und nicht satt wird, in die Gegenstände und die Art ihrer Darstellung sich zu vertiefen. Am Castellan findet man einen beredten Mentor, der auch gern die Runde wiederholt, ebenso wie die und jene Erklärung und Bemerkung wiederholt. Das christliche und classische Alterthum treten hier mit voller Unmittelbarkeit an den Beschauer, denn er weiß sich auf dem Boden, wo die Empfänger dieser Grabspenden einst gewandelt sind. Und all der Bilderschmuck gewinnt an den Todtenmalen noch die Bedeutung des Ernstes, mit dem man zu alten Zeiten dieses Scheiden aus dem Leben begleitete. Ein junges Mädchen, welches die Ehe nicht gekostet hatte, ließ eine antike Vorstellung sie wenigstens im Jenseits genießen in den Armen des Unsterblichen, und so sieht man sie hier unter dem Bilde der Leda, der Psyche, welche von Genien in das schweigende Todtenreich geführt sind. — Auch die Neigungen des Verstorbenen stellte man dar; auch sie sollte er, so dachte man, in den elyseischen Gefilden fortsetzen; so bildete man im Stein die Sage von Hippolyt und Phädra, die kalydonische Jagd. Das Persönliche tritt ganz zurück, wenn der Sarkophag den Christen umschließen sollte; Vorgänge aus dem Leben Christi, sein erlösender Tod, seine Lehr- und Prüfungszeit sind dann die Sinnbilder, an denen die Hinterlassenen Trost finden und die die Todten sicher geleiten sollen; ihnen ist auch das Bild und die edle Ausführung nicht mehr so werthvoll wie der Gegenstand der Darstellung. Man vermuthet, daß einzelne der heidnischen Bildwerke nur aus der Hand griechischer Künstler hervorgegangen sein können, so sehr tragen sie in ihrem leichten Relief den Stempel des Vollkommenen. Ganz anders die christliche Bildnerei, die besonders des Castellans Bewunderung fand, da die Figuren fast ganz aus dem Stein heraustreten und deswegen doch die größere Geschicklichkeit erforderten, so glaubte er. Alle Vorgänge der biblischen Welt, die des christlichen Künstlers Phantasie anregten, finden sich hier wieder, vor Allem sehr oft Christus mit seinen Jüngern, die Kinder Israel auf der Flucht vor dem Pharao, Moses auf dem Sinai und viele andere.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— **Die Parallelen in den Worten Jesu bei Johannes und Matthäus**, von Prof. D. Schlatter in Tübingen. Gütersloh, Druck und Verlag von Bertelsmann, 1898. 72 S. 1 ℳ. Heft 5, Jahrg. 2 der Beiträge zur Förderung christl. Theologie. — Ob das vierte Evangelium von dem Apostel Johannes verfaßt ist oder nicht, ist wahrlich nicht eine Doctorfrage für die Gelehrten, sondern eine Fundamentalfrage für das Existenzrecht des ganzen Christenthums, denn der eigenthümlich johanneische Grundgedanke jenes Evangeliums, daß Jesus der eingeborene Sohn Gottes ist, ist auch der Kern jeder wahren Christologie. Ist jener durch die Leugnung der Autorschaft des Apostels Johannes in Verdacht gerathen, so fällt auch dieser demselben Argwohn anheim. Als eine Quelle für jenen Verdacht gilt nun die Verschiedenheit des johanneischen Berichts über Jesus von dem der Synoptiker, namentlich von dem des Matthäus. Der Hr. Verfasser hat sich deshalb im vorliegenden Hefte der mühsamen Arbeit unterzogen, Worte Jesu bei Johannes mit Worten Jesu bei Matthäus zu vergleichen, und stellt da viele frappante Parallelen auf, die dem oberflächlichen Betrachter gar keine zu sein scheinen, z. B. Joh. 3, 17 und Matth. 5, 39; 7, 1 ff. (Jesus ein Retter, nicht ein Richter); Joh. 8, 28 und Matth. 12, 39; Joh. 14, 30 und Luc. 22, 31; Joh. 19, 11 und Matth. 22, 21 u. a. Dem Hrn. Verfasser ist der Nachweis gelungen, daß in diesen Parallelen sachlich durchaus keine so großen Verschiedenheiten zwischen beiden Evangelien vorhanden sind, daß sie die Ansicht begründen, daß beide Verfasser nicht zusammen dem Jüngerkreise des Herrn angehört haben können. Die Unterschiede sind nur durch die verschiedenen Gesichtspunkte, von denen aus Beide Jesu Worte und Gedanken dargestellt haben, begründet. Wenn auch der Hr. Verfasser in seinen Schlußfolgerungen die Autorschaft Johannis für das 4. Evangelium nicht positiv zugiebt, so hat er doch negativ bewiesen, daß der Verfasser kein Hellenist gewesen sein kann, und das ist schon ein werthvoller Baustein zur Lösung des johanneischen Problems. R. W.

— **Neuere evangelische Perikopen nebst Apostelgeschichte**, homiletisches Handbuch von Lic. Wilh. v. Langsdorff. Leipzig, Druck und Verlag von Fr. Richter, 1898. 1. Lieferung 1 ℳ, das vollständige Werk (11 Lieferungen) 11 ℳ. — Wohl jeder evangelische Prediger sieht der Zeit, in der er nicht über die bekannten altkirchlichen Evangelien und Episteln zu predigen hat, mit einer gewissen Besorgniß entgegen, da er sich hier den Predigtstoff erst selbst zu sammeln und zu erarbeiten hat, während derselbe für die altkirchlichen Texte in großer Fülle vorhanden ist. Er fragt sich da unwillkürlich: Wirst du auch in diesem Jahrgange deine Predigt praktisch und fruchtbar gestalten können? Dieser Besorgniß will der als Herausgeber homiletischer Arbeiten schon bekannte Hr. Verfasser entgegenkommen, indem er in vorliegendem Handbuche eine reiche homiletische Handreichung bietet. Sie besteht zunächst in einer guten, weil scharfzergliedernden Texterklärung aus der Hand des Verfassers, von der das Wort gilt: „Qui bene distinguit, bene docet." Vielleicht könnte diese Erklärung noch ausführlicher und einheitlicher ausfallen nach Art der in Lisco „Das christliche Kirchenjahr" gegebenen, die in mancher Hinsicht noch jetzt mustergiltig ist. Der Texterklärung, die das Gerippe des Textes aufzeigt, folgen treffliche Skizzen aus Predigten namhafter Theologen wie D. Dibelius u. A. und viele Dispositionen von allerdings oft verschiedenem Werthe, die beide obiges Gerippe mit Fleisch und Blut überkleiden. Jeder Festzeit geht eine kurze Einleitung vorher, die allerdings nicht, wie man nach Analogie der Leonhardi'schen Casualpredigten erwarten sollte, eine kurze homiletische Beleuchtung der Festgedanken giebt, sondern eine rein formelle Uebersicht über die in den verschiedenen Ländern vorkommenden Perikopen der betreffenden Zeit. Besser würde diese Uebersicht am Schlusse des Werkes in Tabellenform folgen. Dieses homiletische Handbuch kann, wenn es in der in der 1. Lieferung vorliegenden Weise fortgeführt wird, Allen, die sich in der Predigt fortbilden wollen, mit gutem Gewissen warm empfohlen werden.

R. W.

— **Krankheit und Evangelium.** Ein Wort an Kinder Gottes von **Otto Stockmayer**. Dritte Auflage. Basel, P. Kober, Spittler's Nachfolger. 1898. 104 S. — Biblisch-theologische Ausführungen über die Bedeutung der Krankheit für das innere Leben, welche suchenden Christen zur Vertiefung der Erkenntniß helfen wollen. D. K.

— Graf **Otto Vitzthum v. Eckstädt, J. H. Wichern's Aufruf zur innern Mission, seine Denkschrift von 1849** und der gegenwärtige Stand der inneren Mission der evang.-luth. Kirche im Königreich Sachsen. (Heft 19 der Kleinen Bibliothek für inn. Miss.) Dresden 1898. Commissionsverlag des Vereins zur Verbreitung christl. Schriften. — Wichern's Denkschrift war ein Aufruf zur Arbeit, die gethan werden sollte; von dem bisher Geleisteten sagte er: es stehen einzelne Steine da, wo eine Mauer sein sollte. Umgekehrt ist folgende Schrift, ein auch in der Allg. Ev. Luth. Kirchenzeitung veröffentlichter Vortrag des Vorsitzenden unseres Landesvereins, hauptsächlich ein Rückblick auf das bisher in diesen fünfzig Jahren innerhalb Sachsens Geleistete. Sowohl die principiellen Fragen — die Stellung der innern Mission zu Staat und Kirche — wie die einzelnen Gebiete und Organisationen der Arbeit werden an der Hand der Denkschrift erörtert. In diesen fünfzig Jahren ist auch bei uns der Kampf der christlichen Liebe mit der Noth organisirt worden durch Gründung von Anstalten, Ausbildung von religiös und technisch geschulten Berufsarbeitern, Zusammenschluß der Kreis- zu einem Landesvereine &c. Damit dieser vielgegliederten Organisation niemals die Kraft und Frische der ersten Liebe ausgehe, damit nicht ihr Betrieb mit der nothwendigen Verbreiterung verflache und in Routine verlaufe, wird für alle Freunde der inneren Mission, zu denen sich doch wohl alle bewußten Glieder der Kirche zählen, manches ernste Wort einer nüchternen Kritik, sowie der Hinweis auf die Glaubensstärke und Liebeswärme, welche einst in schwerer Zeit diesem Werke zum Durchbruch verholfen haben, von Werth und Bedeutung sein. Kommt es doch von einem Manne, der mitten in der Arbeit auf einer hohen Warte steht und mit dem Maße mißt, mit dem alle Missionsarbeit allein gemessen werden kann. A. V.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M. 25 ₰, für auswärts mit 1 M. 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 139. Sonnabend, den 3. December, Abends. 1898.

Conrad Fiedler's „Schriften über Kunst".

An der großen Unklarheit in den theoretischen Fragen des Kunstgeschmacks, wie sie in den letzten Jahrzehnten unserer Kunstentwickelung so deutlich zu Tage trat, trägt der Mangel einer wirklich brauchbaren Aesthetik zweifellos ein gutes Theil der Schuld. Nicht als ob es ganz an einer solchen fehlte: die ästhetischen Werke und Schriften eines Kant, Schiller, Schopenhauer, Friedrich Theodor Vischer u. A. enthalten für Jeden, der mit Ernst in sie einzudringen sucht, eine Fülle des Belehrenden — freilich mehr für die Aesthetik der Dichtkunst als der bildenden Künste. Aber andererseits sind diese Aesthetiken doch — man darf geradezu sagen: durchaus — zu allgemein und speculativ in ihren Ausgangspunkten, als daß ihre Sätze den speciellen und concreten Erscheinungen des künstlerischen Lebens gegenüber immer ohne Weiteres Anwendung finden könnten; auch war ihr äußeres, sprachliches und begriffliches Gewand in der Regel wenig geeignet, ein weiteres Publicum zur Beschäftigung mit ihnen zu veranlassen. So erklärt es sich, daß in all den vielen und heftigen Controversen, zu denen die Kunstentwickelung der jüngsten Vergangenheit Anlaß gab, das Laienpublicum an der traditionellen Aesthetik so gut wie keinen Führer hatte, und daß selbst in der principiellsten Frage der Aesthetik der bildenden Kunst, in der Frage nämlich nach dem adäquaten Werthmaßstabe für das Kunstwerk als solches, eine so große Verschiedenheit der Anschauungen oft genug sich äußern konnte. — Erfreulicherweise sind nun neuerdings einige Werke erschienen, die unter Verzicht auf allgemeine Speculationen das Problem des Kunstschönen sozusagen empirisch-inductiv zu lösen suchen, und in denen uns in der That die Anschauungen, die in den Kreisen der Künstler selbst wie der Kenner stets instinctiv zur Bethätigung und Anwendung gelangten, auf die richtige theoretische Formel gebracht scheinen. Wir meinen Adolf Hildebrand's, des berühmten Bildhauers, „Problem der Form in der bildenden Kunst" (Straßburg, Heitz und Mündel), sowie Conrad Fiedler's, des bekannten Kunstgelehrten und Kenners, neuerdings in einem Band herausgegebenen „Schriften über Kunst" (Leipzig, S. Hirzel, 1896). Beide Werke ergänzen sich auf das Vortrefflichste; während aber Hildebrand's Buch, obwohl es den Kern des Problems vielleicht noch schärfer erfaßt als das Fiedler'sche, doch seiner ganzen Anlage nach sich mehr an ein philosophisch geschultes Publicum wendet, scheinen die Fiedler'schen Schriften, ohne daß freilich auch sie „populäre" Schriften im eigentlichen Sinne des Wortes genannt werden könnten, in hohem Maße geeignet, einem weiteren Publicum Einblick in das Wesen des künstlerischen Schaffens und damit den richtigen Maßstab für die Beurtheilung der künstlerischen Leistung zu verschaffen. Die 5 Essays, die den Inhalt der Fiedler'schen „Schriften" bilden, verbreiten sich zwar anscheinend über sehr verschiedene Gebiete der Kunst; findet sich doch neben einem Aufsatz „Ueber den Ursprung der künstlerischen Thätigkeit" auch eine längere halbbiographische Studie über Hans v. Marées, neben einem Aufsatz „Moderner Realismus und künstlerische Wahrheit" ein solcher über „Kunstinteressen und deren Förderung". Indessen ist diese Vielseitigkeit mehr eine scheinbare, ein gemeinsamer Grundgedanke hält in Wahrheit all diese Aufsätze zusammen: eben die erwähnte Frage nach dem Wesen der künstlerischen Thätigkeit und damit nach dem adäquaten Werthmaßstab für die fertige künstlerische Leistung. Um diese Frage richtig zu beantworten, weist Fiedler von vornherein alle Methoden als wenigstens der Möglichkeit nach irreführend zurück, die von der Wirkung eines Kunstwerkes ausgehen, und auf diese die Theorie seiner Bewerthung zu begründen suchen. Denn — und in dieser Erwägung wird man ihm unbedingt recht geben müssen — die Wirkungen, die ein Kunstwerk ausüben, die Maßstäbe, die der Betrachter der fertigen künstlerischen Leistung an sie anlegen kann, sind je nach der geistigen Beschaffenheit und Vorbildung des Beschauers sehr verschiedene; und es dürfte sich darum auf diesem Wege nur schwer, wenn überhaupt entscheiden lassen, welche von diesen Wirkungen die dem Kunstwerk wesentlich eigene, welcher von diesen Maßstäben der dem Kunstwerk adäquate ist. Ist doch die Thatsache allein schon schlagend genug, daß zum mindesten die Künstler selbst die Maßstäbe, die der Laie oft an das Kunstwerk anlegt, in der Regel ohne Weiteres als unkünstlerisch abzulehnen pflegen. Da wird bald verlangt, daß das Kunstwerk „religiösen Gehalt" haben „soll", ohne daß man bedenkt, daß es doch auch recht schlechte religiöse Bilder und Sculpturen giebt, daß also der „religiöse Gehalt" an sich den Werth eines Kunstwerks unmöglich bestimmen kann; bald ist das historische und antiquarische Interesse — wie in der Kaulbach- und Piloty-Zeit — vorwiegend, bald soll ein „poetisch werthvoller Inhalt" das eigentlich Werthgebende am Kunstwerk sein; gelegentlich soll es auch — und namentlich unsere „Modernen" haben z. B. die Forderung mit großem Nachdruck aufgestellt — die Bedeutung des dargestellten Inhalts für das geistige, insbesondere das sociale Leben der Zeit sein, was den Werth des Kunstwerkes angeblich ausmacht. All diese Anschauungen werden durch die Kunstgeschichte ersichtlich und schlagend widerlegt: es giebt genug anerkannt vorzügliche Kunstwerke, denen ein höchst unbedeutender „Inhalt" zu Grunde liegt, ja denen ein begrifflich fixirbarer Inhalt im Sinne jener Anschauungen kaum untergelegt werden kann; und andererseits beweist doch gerade der Umstand, daß, begrifflich gesprochen, ein und derselbe Inhalt „gut" und „schlecht" dargestellt werden kann, daß das Werthmaß des Kunstwerkes außerhalb des begrifflich angebbaren Inhaltes gesucht werden muß. — Um das richtige Werthmaß für das Kunstwerk zu finden, muß man vielmehr, nach Fiedler, anstatt von dem fertigen Kunstwerk, von der Thätigkeit ausgehen, die zu dessen Entstehung führte; der Untersuchung dieser Thätigkeit ist darum im vorliegenden Werke der größte Raum gewidmet. Es ist hier nicht möglich, die Etappen im Einzelnen anzugeben, auf denen Fiedler zur Beantwortung dieser Frage gelangt; wir können hier nur das Resultat dieser Betrachtungen angeben. Die künstlerische Thätigkeit erscheint nach diesen Betrachtungen als eine über das Normale hinausgehende Steigerung des allen Menschen gemeinsamen intellectuellen Prozesses, in dem wir die Erscheinungen des Gesichtssinnes zur Erkenntniß einer bestimmt begrenzten und Bestimmtes ausdrückenden Formenwelt verarbeiten; und das Werthmaß für die künstlerische Leistung wird demnach darin beruhen, wie weit in der fertigen Leistung die Herrschaft des Künstlers über die Welt der Formen sich unmittelbar ausspricht. Es muß zugestanden werden, daß Fiedler in dieser Frage manche Punkte nicht mit völliger Schärfe dargestellt hat, und daß das Hildebrand'sche Buch gerade hier seinen hohen Werth als Ergänzung der Fiedler'schen Ausführungen besitzt; doch ist ihm jedenfalls die negative Seite seiner Aufgabe, nämlich die Aufzeigung und Widerlegung der falschen künstlerischen Werthmaßstäbe, in so überzeugender und geistvoller Weise gelungen, daß schon diese Seite seines Werkes allein es unter die ersten und werthvollsten kunsttheoretischen Schriften unserer Zeit erhebt. — Diese Gedankengänge erfahren dann in dem Aufsatze „Moderner Naturalismus und künstlerische Wahrheit" weitere Beleuchtung. Der Naturalismus faßt bekanntlich die Thätigkeit des Künstlers im Wesentlichen als eine reproductive, um nicht geradezu zu sagen als eine Copisten- oder Photographenthätigkeit auf; eine bestimmte Wirklichkeit ist, dieser Theorie zufolge, unabhängig vom schaffenden Subject gegeben, die zu reproduciren die Aufgabe des Künstlers ist, und wobei die Treue der Reproduction

den Maßstab für die Bewerthung der künstlerischen Leistung abgiebt. Als typisches Beispiel dieser Art naturalistischer Theoretiker erwähnen wir den bekannten Conrad Alberti-Sittenfeld, der s. Z. in der „Gesellschaft“ die Böcklin'schen Nixen und Kentauren grausam vor seinem kritischen Richterstuhl abschlachtete, weil es ja — solche Wesen in der Natur überhaupt nicht gäbe. Im Gegensatz zu dieser, in der heutigen Kunst zwar praktisch längst überwundenen, theoretisch aber doch noch häufig vertheidigten Anschauung weist Fiedler überzeugend nach, daß nur völliges Verkennen der künstlerischen Thätigkeit diese als eine reproductive im Sinne jener Anschauung auffassen kann; die Wirklichkeit der künstlerischen Formenwelt existirt nach ihm gar nicht unabhängig vom Bewußtsein des schaffenden Künstlers, sie wird vielmehr erst durch diesen erzeugt und geschaffen. Und in der That, wie jämmerlich versagt die naturalistische Theorie vor jeder echten künstlerischen Leistung, nicht zum wenigsten — von Raffael oder Michelangelo ganz zu schweigen — vor der von anderer Seite wohl auch nicht selten für den „Naturalismus“ in Anspruch genommenen Phantasiekunst eines Böcklin, Thoma oder Klinger! Noch bedenklicher wird die naturalistische Theorie, wenn sie zugleich, wie es zumeist der Fall ist, den Künstler auf ein möglichst banales Stoffgebiet beschränken, ihm auch inhaltlich die Erhebung über die Enge und Niedrigkeit des alltäglichen Lebens abschneiden will. Die Bemerkungen, in denen Fiedler diese Ansprüche des Naturalismus widerlegt, gehören mit zu den werthvollsten seines auch durch stilistische Vorzüge ungemein ausgezeichneten Buches. „Stand die Kunst sonst im Dienste der Schönheit und des Ideals, so steht sie nun unter der viel härteren Botmäßigkeit der Wirklichkeit. So kann es nicht anders kommen, als daß ihre Leistungen peinlich und ängstlich werden und zugleich peinigend für Diejenigen, die sie sich anzueignen suchen. Muß es nicht Jeder fühlen, der jenen modernen naturalistischen Leistungen einige Aufmerksamkeit zuwendet, daß die prätendirte Erlösung der Kunst in die Freiheit von Natur und Leben nur ein falsches Vorgeben ist, und daß jene Leistungen, wie sie unter dem Druck und in der Enge der Wirklichkeit entstanden sind, nun diesen Druck und diese Enge dem Menschen erst recht fühlbar machen?“ „Die Naturalisten meinen, die Natur in ihrer Gewalt zu haben, und sehen nicht, daß das, was sie in ihrer Gewalt haben, nicht viel mehr ist als der dürftige Besitz der großen Menge.“ Diese Sätze schrieb Fiedler bereits 1881, also zu einer Zeit, wo die naturalistische Bewegung gerade im Begriffe war, von Frankreich aus, wo sie damals geradezu beherrschend auftrat, ihren nun freilich lange zum Stillstand gebrachten Zug nach Deutschland anzutreten.

Von hohem Interesse für jeden Freund der Kunst ist auch der Aufsatz über Hans v. Marées, den viel verkannten rheinischen Künstler (geb. 1837 in Elberfeld, gest. 1887 in Rom), mit dem Fiedler lange Jahre im intimsten Freundesverhältniß stand und den er, nebenbei gesagt, auch materiell in der hochherzigsten Weise unterstützte. Marées ist ohne Zweifel eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neueren Kunstgeschichte. Von hoher Begabung und rastlosem Fleiße, ist er im Grunde doch immer nur ein Suchender geblieben; er hatte, im Gegensatz zur überwiegenden Mehrzahl seiner Zeit- und Kunstgenossen, eine klare Erkenntniß dessen, was den Werth des Kunstwerkes ausmacht und was demnach das Kunstwerk soll — aber er brachte es in seinen Werken wohl nie zur völligen, mindestens nie zur ihm selbst genügenden Reife. Die Marées'schen Bilder, die seit Fiedler's 1895 erfolgtem Tode der Schleißheimer Galerie einverleibt sind — es ist bei Weitem die Mehrzahl der Marées'schen Werke — bilden dafür den deutlichsten Beweis. Fast alle machen sie den Eindruck, als fehle ihnen gerade noch die letzte Hand, um ganz ausgereifte, harmonische Schöpfungen zu sein; und trotz dieser Unvollkommenheit üben sie auch auf den Beschauer, der von Marées' räthselvoller Persönlichkeit keine Kenntniß hat, eine zwingende Wirkung aus durch den deutlichen Beweis eines auf das höchste Kunstziel gerichteten Strebens, dem gegenüber man auf die billige Vollendung geringer angelegter Werke gern verzichtet. Dieser merkwürdigen Persönlichkeit, auf die übrigens sowohl Fiedler's wie Hildebrand's Gedankengänge großentheils zurückgehen, hat Fiedler in dem erwähnten Aufsatze ein würdiges, beide Männer gleich ehrendes Denkmal gesetzt. Eingestreute Briefe und Briefstellen von Marées erhöhen noch den Werth dieser Schrift; oftmals in geradezu frappirender Weise an Aeußerungen Feuerbach's in seinem „Vermächtniß“ erinnernd, lassen sie die oft betonte Geistesverwandtschaft dieser beiden Künstler noch deutlicher hervortreten.

Die heutige Kunst zeigt ein merkwürdiges Bild. Während die künstlerische Production Dank den Schöpfungen eines Böcklin, Thoma, Stauffer, Klinger, Lenbach und so vieler Anderer in Deutschland eine Höhe erreicht hat wie sie vielleicht seit Dürer und Holbein nicht wieder bei uns vorhanden war, ist das Publicum im Großen und Ganzen von einem richtigen künstlerischen Urtheil weit entfernt. Die typischen Beobachtungen, die man beim Besuche unserer Galerien und Ausstellungen machen kann, die manchmal sehr merkwürdigen Debatten, zu denen es beim Kunstetat in unseren Einzellandtagen zu kommen pflegt, sind dafür sprechende Belege. Nun kann ja freilich nicht in jeder Zeit der künstlerische Instinct allgemein so hoch entwickelt sein, wie er es in Athen oder Florenz zur Zeit der künstlerischen Blüthe dieser Städte war; und gerade bei uns Deutschen giebt es Umstände genug, die die verhältnißmäßige Verkümmerung des künstlerischen Empfindens zur Genüge entschuldigen. Indessen ist doch gerade angesichts der außerordentlichen Höhe der Qualität des zeitgenössischen Kunstschaffens dieser Umstand sehr bedauerlich; soll nicht wieder „der große Moment ein kleines Geschlecht“ finden, so scheint ein Umschwung in dieser Hinsicht durchaus erforderlich. Einen solchen Umschwung vorzubereiten und zu fördern, die Einsicht in das Wesen der Kunst und der künstlerischen Leistung in weiten Kreisen zu mehren, erscheint das Fiedler'sche Buch wie wenige geeignet; möchte ihm, im Interesse der Kunst, ein breiter und nachhaltiger Erfolg beschieden sein. Carl Schneider.

Bücherbesprechungen.

Theologische Literatur.

— Geschichte und Kritik der neueren Theologie, insbesondere der systematischen, seit Schleiermacher. Von Fr. H. R. v. Frank, † Geheimrath und Professor der Theologie in Erlangen. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von P. Schaarschmidt, Pastor in Zeschwitz bei Leipzig. Dritte revidirte, mit einem Beitrag über die Frank'sche Theologie von Prof. D. Seeberg vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1898. 6 ℳ 25 ₰. — Wir haben diesen ganzen Buchtitel hier wiedergegeben, weil er den Leser, der das berühmte Werk noch nicht kennt, am einfachsten davon in Kenntniß setzt, was hier Alles zu finden ist. Das Buch ist nun bereits eingereiht in die Zahl der vornehmsten neueren Werke auf dem Gebiete der Kirchengeschichte und wird diesen Platz behaupten trotz der scharfen Einwände gegen manche seiner Charakteristiken von Seiten der betroffenen Gegner, ja vielleicht gerade um ihretwillen. So könnten wir uns auf unsere beiden Anzeigen der früheren Auflagen in der Wiss. Beil. Nr. 119 von 1894 und Nr. 87 von 1895 berufen und es bei dieser Erwähnung der dritten Auflage bewenden lassen. Aber das Buch hat eine Bereicherung erfahren: etwa in derselben Form, wie Frank die anderen Dogmatiker seit Schleiermacher geschildert hat, hat nun Prof. Seeberg ihn selber in seiner Bedeutung als solcher gekennzeichnet und hat auch die Stelle angegeben, wo man ihn einzuschalten habe, nämlich unmittelbar hinter Hofmann als denjenigen, der die geistige Bewegung der Erlanger Theologie zu einem gewissen Abschluß gebracht habe. Der Gedanke, der den Schüler und Nachfolger des großen Dogmatikers geleitet hat, von ihm selber so und auch in dem Umfange zu reden, wie er es in seinem Buche hätte thun müssen, wenn das möglich gewesen wäre, ist in glücklichster Weise verwirklicht. Es galt hier die Bedeutung festzustellen, die der Mann des systematischen Aufbaus inmitten seiner Genossen beansprucht, und das ist auf Grund seiner großen systematischen Werke in voller Klarheit und Schärfe geschehen. Die Leser des Buches in dieser neuen Gestalt werden für diese werthvolle Zugabe dankbar sein. B. K.

— Kirchliches Handlexikon. In Verbindung mit einer Anzahl ev.-lutherischer Theologen herausgegeben. Begründet von Dr. phil. Karl Meusel, † Superintendent in Rochlitz in Sachsen, fortgeführt von Ernst Haack, Ober-Kirchenrath in Schwerin in Mecklenburg, B. Lehmann, Pastor em. in Dresden, und Pastor A. Hofstätter, theol. Lehrer am ev.-luth. Missionshaus in Leipzig. Leipzig, Justus Naumann. 54. und 55. Lieferung, je 1 ℳ — Wir begnügen uns damit, auf das beschleunigte Fortschreiten dieses Werkes hinzuweisen, das nun bald zu seinem Ab

schluß gelangen wird. Es ist so oft und so dringend in diesem Blatte anempfohlen worden, daß es nicht nöthig erscheint, das Vorhandensein der längst gerühmten Vorzüge auch in diesen neuen Heften besonders hervorzuheben. Auch ist ja die Leitung nun seit Jahren dieselbe geblieben. B. K.

— *Ein Merkmal des Schwärmergeistes.* Von Prof. D. *Wilhelm Walther* in Rostock. Leipzig. Dörffling & Franke. 1898. 40 ₰. — Diese Abhandlung, die schon in der Allgem. Ev.-Luth. Kirchenzeitung erschienen ist, nimmt nirgends sonderlich Bezug auf unsere Zeit, ist aber natürlich zu ihrem Nutz und Frommen geschrieben, und die, welche es angeht, mögen ihrer scharfen Beweisführung mit Andacht folgen. Da der heilige Geist, ohne den wir nichts können, eine übernatürliche Macht ist, so hat der Schwärmergeist, um sich mit ihm zu decken, von jeher seine Stärke in einem gewissen Gegensatz gegen die Natur gesucht, womit er noch immer bei schwärmerischen Menschen die besten Geschäfte machen konnte. Und gerade das ist das Merkmal, woran er zu erkennen ist, wie der Verfasser aus den schwarmgeistigen Bewegungen der Reformationszeit bündig nachweist. Jede Richtung, die ihren angeblich göttlichen oder christlichen Geist gegen die Schöpfungsordnung zu Felde führt und das göttliche Recht der natürlichen und der geschichtlichen Entwickelung, die von Gott stammt oder von ihm zugelassen ist, willkürlich anficht, hat sich damit als schwarmgeistig erwiesen und ist vom Standpunkt biblischer Wahrheit zu bekämpfen. Derartige kraftvolle und klare Feststellungen sind dem Geschlecht unserer Tage besonders nöthig; möchten sie verstanden werden! B. K.

— *Einzelne Predigten. Eine Reichstagswahlpredigt* am 1. Sonntag nach Trinitatis über Lucas 16, 19—31 von Dr. *Ernst Fr. Wyneken*, Pastor zu Edesheim in Hannover. Berlin 1898, Vaterländische Verlags-Anstalt. 15 ₰. Dieser Prediger hat sich auf ein Gebiet begeben, das nach dem Herkommen als ein ungewöhnliches bezeichnet werden muß. Deshalb hat er sich auch gefallen zu lassen, kritisirt zu werden, was wir sonst Predigten gegenüber in der Regel nicht thun. Die Frage, ob man überhaupt Reichstagswahlpredigten halten dürfe, möchten wir für diesmal unmaßgeblich dahin beantworten, daß das vielleicht in einem bestimmten vereinzelten Falle möglich und erlaubt sein kann, daß aber ein Prediger das ohne allen Zweifel nicht thun darf, wenn er dabei das Bedürfniß fühlt, diese Predigt drucken zu lassen. Am allerwenigsten aber darf ein Prediger so thun, wenn er vor lauter politischen Gedanken gar nicht dazu kommt, seinen Text zu studiren, wie es diesem Prediger gegangen ist mit dem Evangelium vom reichen Manne und vom armen Lazarus. Wer in einer Predigt über diese wunderbare Erzählung sagen kann, der reiche Mann habe es zugelassen, daß seine edlen Rassehunde dem Armen seine ekelhaften Schwären leckten, der hat es verdient, den Spruch zu hören: Ehe du dich mit Politik und Nationalökonomie beschäftigst, studire zuvor die heilige Schrift, wie sich's gebührt! — *Gustav Adolf-Freunde, vorwärts im heiligen Werk!* Beim Jahresfest in Schandau am 29. Juni 1898 von *Johannes Jäkel*, Oberpfarrer in Muskau O.-L. Dresden, Franz Sturm & Co., 1898. 20 ₰. Nach 1. Cor. 15, 58 gewinnt der Prediger die drei Mahnungen, im Glaubensgrund zu wurzeln, in Bruderliebe zu wachsen und in Zuversicht zu warten, welche Mahnungen eindringlich ausgelegt und durch lehrreiche Beispiele aus der Arbeit des Vereins den Herzen der Zuhörer nahe gebracht werden. — *Antrittspredigt* über Röm. 8, 12—17 am 31. Juli 1898 zu Pirna von *F. Wolff*, Archidiaconus. Pirna, K. Diller & Sohn, 1898. 20 ₰. Die Predigt ist zum Besten der Pirnaer Gemeindediaconie in Druck gegeben, verdient es aber auch ohne Rücksicht auf gute Zwecke gekauft und gelesen zu werden. Kommt auch der gewaltige Text nicht völlig zu seinem Recht, so ist um so bemerkenswerther, wie der Prediger daraus seine einzelnen Amtspflichten herleitet, nämlich den Gemeindegliedern zu bezeugen, daß sie Gottes Kinder seien, sie zu ermahnen, wie Kinder Gottes zu wandeln, und sie zu trösten, wenn sie als Kinder Gottes leiden müssen. — *Predigt* über 1. Cor. 10, 12—13 im Trauer- und Gedächtnißgottesdienst für den Altreichskanzler Fürst Bismarck zu Borna von *Fr. Spranger*, Superintendent. Borna, Albert Noske. 20 ₰. Aus der Sonntagsepistel leitet der Prediger um des genannten Anlasses willen den Satz ab, wahres Heldenthum sei nur möglich auf religiös-sittlichem Lebensgrunde, weil nur so dauernde strenge Selbstschätzung und dauerndes Vertrauen auf Gottes Hilfe vorhanden sein könne. So werden die Trostgedanken auf den besonderen, alle Gemüther bewegenden Fall angewendet, aber so, daß ihre allgemeine Wahrheit immer im Vordergrunde der Auslegung bleibt. — *Gedächtniß- und Gebets-Worte* im Trauergottesdienst der Stadt Chemnitz zum Ehrengedächtniß des Fürsten Bismarck von Obpf. Dr. G. *Graue*. Chemnitz, F. W. Kasten. 10 ₰. Dem trefflichen Gebet geht eine Rede voran, die eigentlich doch auch eine Predigt ist, nämlich über Hiob 1, 21, nur aber wie eine Leichenpredigt vor einer ganzen trauernden Volksgemeinde, der es nachdrücklich verkündigt wird, was sie an ihrem großen Volksmann gehabt hat und wie sie sein Gedächtniß würdig in Ehren halten soll. B. K.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— *Friederike Leithold*, Erinnerungen aus meinem Diaconissenleben. Nach ihren Aufzeichnungen bearbeitet von L. Freifrau v. *Ketelhodt*. A. Deichert'sche Verlagshandlung (G. Böhme), Leipzig. 1899. — Ein Dorfkind entschließt sich mit einer seltenen Entschiedenheit in seinem siebzehnten Lebensjahre, den Beruf der Diaconisse zu erwählen, und die ernste Pflichterfüllung in schlichter Treue führt die dienende Schwester in die Hütten der Armuth wie in Villen und Schlösser, in die Baracken und Lazarethe der Kriege von 1866 und 1870, in den russischen Ostseeprovinzen zu lettischen Bauern und baltischen Baronen, unter die Familien der nach Sibirien Verschickten. Was für ein Stück Welt, verglichen mit dem Horizonte des heimathlichen Dorfes, der reichsten Bauerfrau im Dorfe! Aber noch reicher und tiefer ist der innerliche Ertrag eines Lebens im Opferdienste der Liebe: an den Kranken- und Sterbebetten offenbart sich gründlich, was eigentlich am Menschen ist, und um Stand zu halten in dem wunderbaren Kriege der beiden Mächte, des menschlichen Elends und der Christenliebe, bei Tag und Nacht in unermüdeter Geduld, dazu bedarf es des Höchsten von Charakterbildung, das von Menschen geleistet werden kann. Man lese die schlichte Erzählung unserer Diaconisse von dem wochenlang währenden Elend in dem Lazareth vor Metz, in dem unter den Verwundeten die Ruhr ausgebrochen ist, und man wird zugeben: ein Heroismus, der hier aushält, seinem Gott den Glauben und den Leidenden die Treue der Liebespflicht hält, steht nicht dem Heroismus irgend einer Ruhmesthat des großen Krieges nach. — Wir empfehlen das Buch zur Anschaffung für Volksbibliotheken, zum Vorlesen in Jungfrauenvereinen u. s. w.; die Wahrheit des Selbsterlebten wird einen Eindruck machen, den keine noch so blühende Erfindungsgabe eines Dichters erreichen kann. A. V.

— *Baumann, Gymnasium und Realgymnasium verglichen nach ihrem Bildungswerth und unter Rücksichtnahme auf die Ueberbürdungsfrage.* — Von der Umgestaltung unserer höheren Schulen ist zwar heute in den Tagesblättern weniger die Rede als noch vor einigen Jahren, wo man sich leidenschaftlich darüber ereiferte, doch verfolgen die bekannten Schulvereine ihr Ziel, obzwar in aller Stille, nachdrücklich, unbeirrt und — jetzt voll bester Hoffnung. Der Gedanke der Einheitsschule — gemeinsamer lateinloser Unterbau für alle Schularten, Realschule bis mit Gymnasium — hat für weite Kreise viel Bestechendes und für die endliche Beseitigung des ganz unberechtigten „Berechtigungsmonopoles" der Gymnasien brechen jetzt selbst Universitätsprofessoren eine Lanze. Zu diesen von den Reformern freudig begrüßten Freunden einer den modernen Bedürfnissen mehr Rechnung tragenden realistischen Bildung gehört der Professor der Philosophie an der Universität Göttingen, Hr. Dr. Baumann, dessen Standpunkt in dieser Frage schon aus dem Thema seines auf der vorletzten Naturforscherversammlung gehaltenen Vortrages (Inwiefern eignen sich die realen Wissenschaften immer mehr dazu, die Grundlage der Bildung der Zukunft zu werden?) erkennbar ist. Auf der diesjährigen Naturforscherversammlung in Düsseldorf hat er in einem inhaltsvollen, allen Reformfreunden hiermit bestens empfohlenen Vortrage, der um 7 Ergänzungen vermehrt unter obigem Titel im Druck erschienen ist, sich rückhaltslos dahin ausgesprochen, daß der Bildungswerth des altsprachlichen, d. h. des gymnasialen Unterrichts bisher viel zu hoch, der des naturwissenschaftlich-mathematischen, d. h. des realistischen viel zu niedrig geschätzt werde. Er sucht darzuthun, daß im Gegentheile der ethische und logische Bildungsinhalt der Naturwissenschaften und Mathematik streng genommen noch weit größer (Naturwissenschaften und Mathematik seien „die im modernen Sinne ethisch und logisch wirksamsten Fächer" S. 16), sicherlich für den

modernen Menschen viel wichtiger, ja ganz unentbehrlich sei (Naturwissenschaften und Mathematik gewähren die zur Lösung der ethischen Aufgabe der Gegenwart erforderliche Schulung in ganz besonders geeigneter Weise S. 18). Folgerichtig müßte hiernach Verfasser die Oberrealschule als die beste höhere Schule der Zukunft fordern (S. 22). Wenn er sich mit der „Zwischenstation" des Realgymnasiums bescheidet, geschieht dies theils, weil es auch ihm nicht gerathen erscheint, „sich von geschichtlich Gewordenem ohne die äußerste Noth mit einem Ruck gänzlich entfernen zu wollen" (S. 16), theils auch, weil „der Sinn für ein solches Vorwiegen des naturwissenschaftlich-mathematischen Unterrichts mehr besondere Begabung als allgemein verbreitet" sei. Natürlich will er den Realgymnasialschülern alle Berechtigungen zuerkannt wissen, mindestens außer den bestehenden auch die des Studiums der Medicin und Jurisprudenz — in der That, es giebt keinen stichhaltigen Grund, sie den Realgymnasien noch länger vorzuenthalten! Abgesehen von verschiedentlich hervortretenden Flüchtigkeiten des Ausdruckes ist sachlich einzuwenden, daß der Verfasser den ethischen Werth, der für den gereiften Mann den Naturwissenschaften und der Mathematik zweifellos für das Leben eignet, zuweitgehend schon dem schulmäßigen Unterrichte in den genannten Fächern beilegt. Noch anfechtbarer dünkt uns die Ueberschätzung der „inductiven naturwissenschaftlichen Schulung" und Gegenüberstellung zur deductiven durch die Sprachen (S. 7—10). Die unanfechtbaren Prämissen der Naturwissenschaften werden in der Schule, schon die Zeit verbietet es, auch nicht auf wirklich inductivem Wege gewonnen, so fanden sie nur die Entdecker! Also keine Selbsttäuschung! Der Raum gestattet leider kein weiteres Eingehen auf diesen Gegenstand. — Die in der 6. Ergänzung von einem altclassisch gebildeten Universitätsprofessor geübte Kritik des „Anspruches der classischen Philologie auf die höhere Jugendbildung, wie er gegenwärtig pflegt vertheidigt zu werden" mag Philologen Veranlassung geben, die Begründung ihres Anspruchs einer strengen Nachprüfung zu unterziehen. Uebrigens sind schon recht viele Alt-Philologen unseres Wissens nicht mehr in jenen engherzigen Anschauungen befangen! Mtzr.

— Dr. Rich. Friedrich, Nietzsche-Cultus. Leipzig Georg Wigand, 1898. 23 S. 40 ₰. — Der unglückliche, geistig umnachtete Philosoph von Weimar hat unseres Erachtens seine Schriften im Zustande der progressiven geistigen Entartung geschrieben. Hölderlin schrieb bekanntlich seinen sprachlich wundervollen Hyperion, als er schon geisteskrank war. Und die Musik in Nietzsche's Werken kann uns über die moral insanity nicht hinwegtäuschen. Verfasser erörtert nun in geistvoller Weise, wie unsere ausgelebte Cultur gleichsam den Guano für die entartete Nietzsche'sche Gedankenwelt abgiebt. Wir glauben indessen, daß der Nietzsche-Cultus seinen Höhepunkt bereits überschritten hat. J. J.

— Verhandlungen des achten allgemeinen deutschen Neuphilologentages vom 30. Mai bis 2. Juni 1898 zu Wien. Herausgegeben von dem Vorstande der Versammlung. Hannover (Hinüberstraße 18) und Berlin (S. W. 19, Krausestraße 39), 1898, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). Preis 2 ℳ. — Die Leipziger Zeitung ist nicht der Platz, näher einzugehen auf die für die Zukunft unseres höheren Schulwesens außerordentlich wichtigen Fragen, über die auf dem diesjährigen Verbandstage gesprochen worden ist. Der sehr ausführliche Bericht entwirft von dem frischen und freudigen Vorwärtsstreben, das in dem Verbande herrscht, ein überaus farbenreiches Bild, an dem auch der Nichtfachmann seine Freude haben muß. Wir begnügen uns damit, die Gegenstände der Hauptvorträge zu nennen: Die Bedeutung der neueren Sprachen im Lehrplane der preußischen Gymnasien (Geh. Regierungsrath Professor Dr. W. Münch). — Ueber Schulreform und Reformschulen in Deutschland (Director M. Walter). — Ueber Leopardi's und Lenau's Pessimismus (Privatdocent Dr. A. Farinelli). — Ueber die Organisation und Methode der französischen Feriencurse in Genf und Lausanne (Prof. Bouvier und Prof. Maurer). — Die Reform-Methode in den oberen Classen der Realanstalten (Prof. Dr. G. Wendt). — Hat die analytisch-directe Methode die Lehrerschaft befriedigt? (Prof. A. Winkler). — Rühmlich hervorgehoben sei noch der warmherzige poetische Festgruß des Hofraths Prof. Dr. Schipper (Wien), den in der Vorversammlung Hr. Hofschauspieler Lewinsky vortrug. Der nächste Neuphilologentag findet im Jahre 1900 in Leipzig statt. In den Ausschuß, dem die Vorarbeiten für diese Versammlung obliegen, wurden folgende drei Herren gewählt: Prof. Dr. Wülker von der Universität Leipzig, Prof. Dr. Hartmann vom königl. Gymnasium in Leipzig und Hofrath Prof. Dr. Schipper aus Wien. R. B.

— Das groß angelegte Sammelwerk „Encyklopädie der Naturwissenschaften" (Breslau, Eduard Trewendt), welches nach seiner voraussichtlich noch vor Abschluß dieses Jahrhunderts zu ermöglichenden Vollendung geradezu eine kleine Bücherei für sich zu bilden vermögen wird, ist durch Ausgabe von vier neuen Lieferungen weiter gefördert worden. Die 73. und 74. Lieferung der ersten Abtheilung gehören dem Handwörterbuche der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie an, das dadurch bis zum Artikel velum palatinum fortgesetzt wird, die Lieferungen 44 und 45 der dritten Abtheilung setzen das von Prof. Dr. Valentiner in Heidelberg herausgegebene Handwörterbuch der Astronomie fort und enthalten u. A. den Schluß des Herz'schen Artikels „Methode der kleinsten Quadrate" und eine umfangreiche Abhandlung Prof. Dr. Becker's über „Mikrometer und Mikrometermessungen." △

— Kepler's Traum vom Mond, von Ludwig Günther. Mit dem Bildniß Kepler's, dem Faksimile-Titel der Originalausgabe, 24 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. Leipzig bei B. G. Teubner 1898. Preis geh. 8 ℳ. — Unter dem Titel Somnium de astronomia lunari hat Kepler ein Werk hinterlassen, das nach mancherlei Zwischenfällen 4 Jahre nach seinem Tode von seinem Sohne Ludwig der Oeffentlichkeit übergeben worden ist. Es hat dasselbe wohl nicht die allgemeine Beachtung gefunden, welche es seines reichen Inhaltes wegen verdiente, und zwar wahrscheinlich des mystischen Gewandes wegen, in welches Kepler diesen Inhalt gekleidet hat. Diesem mystischen Gewande dürfte es wohl wesentlich zuzuschreiben sein, daß man den Traum als Satire Kepler's auf seine Zeit angesehen hat und nicht als streng wissenschaftliches Buch, welches es thatsächlich ist. Das keineswegs umfangreiche Werk ist nicht aus einem Gusse entstanden, sondern ist namentlich in seinen Noten in einer längeren Reihe von Jahren ausgereift. Der Zweck, den Kepler mit demselben verfolgte, war in der Hauptsache jedenfalls der, sich und Anderen die Lehre des Copernicus in allen ihren Folgen in der Weise klar zu machen, daß er einen außerhalb der Erde, auf dem Monde, gelegenen Standpunkt aufsuchte und die Erscheinungen so schilderte, wie sie sich von da aus einem Beobachter darbieten würden. Der Traum bildet nur den poetischen Rahmen. Das, was am Schluß von der Vegetation und den Bewohnern des Mondes ausgeführt wird, sind Gebilde der Kepler'schen Phantasie: immerhin ist auch dieser Theil, der von der Voraussetzung von Luft und Wasser auf dem Monde ausgeht, zur Beurtheilung der Ansichten jener Zeit von Interesse. Von besonderem Werthe sind die von Kepler selbst beigegebenen erklärenden Noten, in denen er die verschiedensten Gebiete des Wissens berührt. Diese Noten bergen eine Fülle von Gedanken und man ersieht aus ihnen, wie weit Kepler seiner Zeit voraus war und wie klare Vorstellungen er schon von manchen Erscheinungen hatte, deren endgiltige Erklärung erst einer weit späteren Zeit angehört. So definirt er die Schwere als eine Kraft, die ähnlich dem Magnetismus ist und mit der Attraction in Wechselwirkung steht, und weiß, daß die Größe der Anziehung von der Entfernung abhängig ist. Ebbe und Fluth führt er als Beweis an für die bis zur Erde wirkende Anziehungskraft des Mondes und kennt auch den Antheil der Sonnenattraction an der Fluthwelle. Kepler selbst sagt von seinem Traume vom Monde „meine Abhandlung hat so viele Probleme als Zeilen, aber wer wird es der Mühe für werth erachten, sie zu lösen?" — Schon Ludwig Kepler hat als Anhang einen Brief Kepler's an den bekannten Jesuitenpater Guldin beigegeben, der auch in der vorliegenden Ausgabe mit abgedruckt ist. In diesem giebt er auf Grund eigener Beobachtungen mit dem Fernrohr eine Beschreibung der Grundformen der Mondgebilde. Die hier angeknüpften Betrachtungen über die Entstehung derselben als Bauwerke vernunftbegabter Wesen sind immerhin interessant zu lesen, da in ihnen die lebhafte Phantasie Kepler's, die vor keinem Hinderniß zurückschreckt, charakteristisch hervortritt. Es ist das Verdienst des Hrn. Ludwig Günther, dieses interessante Werk Kepler's durch Verdeutschung und Commentirung dem weiteren Kreise der Gebildeten zugänglich gemacht zu haben. Nicht nur sind alle irgend wie unklaren Stellen in ausführlicher Weise aufgeklärt worden, sondern es sind auch für die der Astronomie ferner Stehenden eine Reihe von Erläuterungen zu astronomischen Erscheinungen in leichtfaßlicher Form gegeben. Dr. B. P.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 140. Dienstag, den 6. December, Abends. 1898.

Die stenographische Unterrichtsfrage.

Von Emil Richter, Leipzig.

Neuerdings steht die stenographische Unterrichtsfrage wieder auf der Tagesordnung. Sie war eine kurze Spanne Zeit in den Fluthen der stenographischen Bewegung versunken, jetzt aber ist sie hauptsächlich durch die Einigungsbestrebungen an die Oberfläche gespült worden. Dieser Umstand, daß man nämlich die ereignißvolle Gelegenheit am Schopfe zu fassen wußte, mag denn auch dazu beigetragen haben, daß sie die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich lenkte. Aber auch schon an und für sich ist sie offenbar bedeutungsvoll genug, um Anspruch auf ein allgemeineres Interesse zu machen. Denn es handelt sich doch hier nicht blos um eine Sache, deren Schwerpunkt sich ausschließlich der pädagogischen Seite zuneigt oder über die die stenographische Welt von der Warte ihres parteipolitischen Standpunktes ihr Urtheil sprechen könnte, sondern offenbar um eine Frage, an deren Lösung vor allen Dingen das Laienpublicum theilzunehmen hat. Denn dieses ist es doch wohl hauptsächlich, welches ein allgemeines Interesse daran hat, ob die Schule der Stenographie gegenüber Mutterstelle annehmen soll oder nicht. Alle, jeder Einzelne ist heute gezwungen, den Kampf mit der Existenz und dem Schicksal aufzunehmen, und daher drängt sich auch Jedermann die Nothwendigkeit auf, sich diejenigen Fertigkeiten anzueignen und derjenigen Mittel sich zu bedienen, welche dem Aufstrebenden im praktischen Leben einen durchschlagenden Erfolg seiner Wirksamkeit sichern und seine Thätigkeit in dieser oder jener Beziehung erleichtern. Das bezweckt in erster Linie auch die Stenographie. Sie will als eine Stütze, als ein Hebel die berufliche Schaffensthätigkeit fördern und jedes Einzelnen Leistungsfähigkeit erhöhen. Damit ist nicht blos der Zweck der modernen Kurzschrift angedeutet, sondern im Allgemeinen auch der Spielraum der stenographischen Unterrichtsfrage gekennzeichnet, deren Lösung als eine Befriedigung dieses einen Lebensbedürfnisses, die Erleichterung und Beschleunigung der beruflichen Arbeit zur Nothwendigkeit hat. — Von heute zu morgen kann freilich die stenographische Unterrichtsfrage nicht gelöst werden, doch das werden auch nicht einmal die begeistertsten Stenographen verlangen wollen und können, aber wenn die Vortheile und der Nutzen der Stenographie im vollen Umfange der Gegenwart noch vorenthalten bleibt, müssen wir wenigstens bestrebt sein, die kommenden Generationen ihrer theilhaftig werden zu lassen. Die Früchte jener Saat, welche die Mitwelt in dieser Hinsicht ausstreut, soll die Nachwelt für sich in Anspruch nehmen. Daher dürfte es wohl im Interesse weiterer Kreise liegen, sich über den Umfang und die Bedeutung der stenographischen Unterrichtsfrage die nöthige Klarheit zu verschaffen. Bildet sie doch gewissermaßen den Ausgangspunkt der Bestrebungen, welchen als Endziel die Verallgemeinerung der Stenographie vorschwebt. Fällt mit der Lösung der Unterrichtsfrage die Erreichung dieses Zieles zusammen, so dürfte es allenthalben einleuchtend sein, daß die stenographischen Bestrebungen ihren Weg über das Gebiet des Schulunterrichts nehmen müssen, denn das ist die directeste Linie nach dem Endpunkte der Verallgemeinerung der stenographischen Sache. Allein es fehlt noch die rechte Kenntniß, die Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit und dem Werthe einer solchen Verallgemeinerung der Stenographie, und so kommt es, daß der Laie dieser Frage, die an sich offenbar bedeutungsvoll genug sein dürfte, mit einer gewissen Gleichgiltigkeit gegenübersteht. Hier und da gewahrt man wohl auch die Wirkungen der kämpfenden Meinungen, welche sich um die Einführung dieses oder jenes Systems in die Schulen streiten, aber man weiß eigentlich herzlich wenig von ihrer weiteren Absicht, von ihrem gemeinsamen Zwecke, ja von der Tragweite der stenographischen Unterrichtsfrage selbst. Und wenn auch heute wirklich einmal ein leuchtender Gedanke in die weite Oeffentlichkeit durchsickert, der Aufklärung bringen und in maßgebenden Kreisen zünden könnte, ist morgen schon der stenographische Parteigeist da, der ihn in den Rauchwolken einseitiger, falscher Begeisterung zu ersticken sucht. Die eigentlichen Bestrebungen, welche die Lösung der stenographischen Unterrichtsfrage auf diese oder jene Weise, jedenfalls aber zu Gunsten einer gedeihlichen Entwickelung der Stenographie, herbeizuführen suchen, spielen sich lediglich auf dem Kampfplatze der eigenen Systemgemeinschaft ab, also dort, wo der entscheidende Sieg mit den Waffen persönlicher Anschauungen und eingewurzelter Vorurtheile, ja wohl auch mit den Künsten der Alles versprechenden Reclame erfochten werden soll. So kämpft schließlich jede stenographische Schule um ihre eigene Lebensfähigkeit, um die verhältnißmäßige Größe, jede Partei um das Privilegium der alleinigen Herrschaft.

Kann die stenographische Unterrichtsfrage auf diese Weise gelöst werden? Gewiß, aber wir müßten schon den Zeitpunkt der endgiltigen Entscheidung in weite Ferne hinaus schieben, und je mehr wir uns der Zukunft nähern, desto mehr verliert die aussichtsvolle Erreichung dieses Zieles an Wahrscheinlichkeit, denn ehe die kämpfenden Meinungen sich besiegen, dürfte noch eine geraume Zeit ins Land gehen. Darum scheint uns eine friedliche Lösung, eine Lösung auf dem Wege eines gegenseitigen Compromisses vortheilhafter und eher erreichbar. Aber wie gelangt man nun zu dem Ausgleiche der bestehenden Gegensätze, womit dann ein Einigung angebahnt werden könnte? Nun, man würde sehr bald dahin kommen, wenn die stenographischen Organe mit ihrer Wirksamkeit das Bestreben verbänden, die leidige Systempolitik aus dem Bereiche ihrer Aufgaben zu bannen, sie aus der Welt zu schaffen, um einem wissenschaftlichen Forschen, einem nüchternen Betrachten und nicht zuletzt auch der Pflege gesunder, fruchtbarer Entwickelungsgedanken Platz zu machen. Das wäre gewiß eine sichere Uebergangsbrücke, um in das Reich der Einheit zu gelangen, aber es fehlen noch die Grundpfeiler, auf denen ein solches Einigungswerk, wie es neuerdings zwischen einzelnen Schulen ja schon in Scene gesetzt worden ist, dauernd errichtet werden könnte, es fehlen die Stützbalken, welche solch' eine in die Wirklichkeit umgesetzte Einigungsidee zu tragen hätten. Ohne sie ist ihre historische Haltbarkeit undenkbar. So ist es daher immer wieder die Schule, welche der Vielseitigkeit des stenographischen Unterrichts Schranken setzen könnte, indem sie dieses oder jenes System, oder meinetwegen auch einige, in den Lehrplan officiell aufnehmen würde. Dann würden sich die Anschauungen ganz von selbst klären, denn die Verallgemeinerungsbestrebungen würden sich dadurch auf das eine System concentriren. Aber eben dieser Einführung der Kurzschrift in die Schule stehen so manche Hindernisse noch im Wege, Umstände, die theils in der stenographischen Sache selbst begründet sind, theils aber auch in dem Verhalten der pädagogischen Kreise ihre Erklärung finden. — Eigentlich könnte in denjenigen deutschen Staaten, in denen die Stenographie in den Lehrplan der höheren Schulen aufgenommen ist, die Sache als erledigt angesehen werden, wenn mit dieser Einführung der erstrebte Zweck überhaupt erreicht sein soll. Indeß scheint es, als ob man hier mit den gemachten Erfahrungen nicht recht zufrieden wäre, aber bezweifeln möchten wir nach unseren Erfahrungen doch, daß diese Unzulänglichkeit der Erfolge in dem System selbst ihre Ursache hätte, vielmehr glauben wir sie eher auf die Unterrichtsverhältnisse zurückführen zu sollen. Für die Unterrichtsfrage ist dies ja auch an sich nebensächlich. Sieht man von dieser

staatlichen Unterstützung der stenographischen Bestrebungen, der sie sich bereits seit geraumer Zeit erfreuen, ab, so findet man, daß in einem großen Theile Deutschlands die Stenographie noch der officiellen Aufnahme in den Lehrplan der Schulen, der höheren wie der mittleren, harrt. Man ist vielfach geneigt, den Deutschen deswegen des Vorwurfes zu zeihen, er sei der modernen Kurzschrift gegenüber, die sich eben zu mausern beginnt, zu stark conservativ angehaucht, und dennoch dürfte es mit dieser abwartenden Stellungnahme der Schulorgane sowohl, als auch der einzelnen Staaten selbst noch eine andere Bewandtniß haben. Sind aber einige Länder in dieser Beziehung bereits mit gutem Beispiele vorangegangen, so sollte man meinen, müßte dieses Vorgehen allenthalben Nachahmung zu finden werth sein. Oder sind vielleicht auch die numerischen Erfolge hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben? Das wird Niemand ernstlich behaupten wollen, die Statistik des stenographischen Unterrichts redet hier eine unzweideutige Sprache. Und wenn dabei in Berücksichtigung gezogen wird, daß es sich doch auch nur um die facultative Einführung der Kurzschrift handelt, sodaß jedem Einzelnen die Theilnahme überlassen bleibt, so dürfte eigentlich kein Grund vorliegen zur Unzufriedenheit. Und dennoch können wir thatsächlich die weniger erfreuliche Thatsache constatiren, daß ein großer Theil der Schulbesucher hinsichtlich der stenographischen Kenntnisse leer ausgeht. Demnach muß also der facultative Unterricht noch eine bedeutende Lücke lassen, die auszufüllen Aufgabe der Vereinsthätigkeit sein soll. Ob sie aber in der That ausgeglichen wird, ist keineswegs mit Gewißheit zu behaupten, denn das statistische Verhältniß zeigt zur Genüge, daß die Zahl derer, die nicht am Unterrichte theilnehmen und die sich auch späterhin einer Ausbildung nicht unterziehen, doch noch eine ziemlich hohe ist. Um so mehr macht sich dies im praktischen Leben bemerkbar, als man hier zunächst und hauptsächlich den allgemeinen Zweck der Stenographie ins Auge zu fassen hat oder wenn man die Kurzschrift als gegenseitiges Verständigungsmittel, zur schriftlichen Mittheilung seiner eigenen Gedanken verwenden möchte. Dann wären gewiß die ausgiebigsten Vortheile geboten, wenn Jedermann mit der stenographischen Schrift vertraut wäre und sich ihrer bedienen könnte. Aufgabe und Pflicht der Schule dürfte es daher sein, die Kenntniß der Stenographie nach Möglichkeit und wohl in noch größerem Umfange als bisher zu verbreiten, damit ihre Vortheile überall und in rechter Weise zur Geltung kommen können. Darum, und nur darum, möchten wir einer Verallgemeinerung der Kurzschrift auf dem Wege des Schulunterrichts das Wort reden.

Wie weit wäre dieser Unterricht nun wohl auszudehnen? Auf welche Gattung von Schulen hätte er sich zu erstrecken? Officiell wird die Stenographie nur an den höheren Schulen derjenigen Staaten gelehrt, in denen ihre Einführung amtlich erfolgt ist. Zwar dehnt sich der stenographische Unterricht hier und da auch auf die mittleren, zum Theil sogar auf die unteren Lehranstalten aus, aber das geschieht nur auf private Bestrebungen hin. Der persönlichen Geneigtheit der Schulorgane ist es gewöhnlich anheimgestellt, die für die Kurzschrift sich interessirenden Schüler in ihr unterrichten zu lassen. Stößt die Stenographie dagegen auf einen Widerspruch seitens der Schulleitung oder mangelt es an geeigneten Lehrkräften, so bleibt die Ertheilung stenographischen Unterrichts natürlich aus. Den Besuchern dieser Lehranstalten wird demnach die Aneignung stenographischer Fertigkeit vorenthalten, sie sind vielmehr darauf angewiesen, im späteren Leben eine sich darbietende Gelegenheit zur Erlernung der Kurzschrift, sofern die Einsicht von deren Nothwendigkeit überhaupt vorhanden ist, zu ergreifen. Sie müssen also selbst ergänzen, was die Schule an sich versäumte. Bei alledem drängt sich daher die Frage auf, in welchen Berufszweigen der Nutzen der Stenographie am meisten in die Augen springt: in den höheren oder in den subalternen Kategorien? Wo ist gegenwärtig die Kenntniß der Stenographie am meisten verallgemeinert? Wohl sicherlich in den letzteren. Wie könnte es aber auch anders sein? Die Entwickelung des geistigen Lebens gleicht einem großen Mechanismus, dessen einzelne Bestandtheile sich gegenseitig ergänzen müssen, dessen Glieder ineinander greifen und in dem die einzelnen Factoren sich gegenseitig bedingen. In diesem Entwickelungsprozeß ist die Stenographie solch' ein beschleunigender Factor, ein mit dem Räderwerk des geistigen Lebens in Zusammenhang stehender Hebel. Ihre Verwendung in den höheren Berufsgattungen setzt also voraus, daß auch in den Zweigen der subalternen Existenzthätigkeit Gebrauch von ihr gemacht wird. Infolge dieses Ineinandergreifens der beruflichen Arbeit erscheint es nothwendig, daß auf beiden Seiten die stenographischen Fertigkeiten vorhanden sind, wenn die Verwendung der Kurzschrift die erwarteten Vortheile abwerfen soll. Daß ihr Werth bei den Absolventen einer höheren Schule anerkannt ist, soll nicht im Geringsten angezweifelt werden, tritt aber bei den Schülern mittlerer Lehranstalten nicht ebenso die Nothwendigkeit zu Tage, sich mit stenographischen Kenntnissen auszurüsten? Wird nicht gerade von ihnen Beherrschung der Stenographie höhererseits verlangt, mögen sie sich nun der Beamtenlaufbahn, dem Kaufmannsstande oder einem anderen Berufe zuwenden? Ueberall wird hier eine hinreichende stenographische Fertigkeit gefordert oder zur Bedingung gemacht, sei es bei Beförderungen oder sei es bei sonstigen beruflichen Bevorzugungen. Demnach ist es nun doch wohl eine offenkundige Thatsache, daß das Bedürfniß, die Stenographie in die Dienste des Berufslebens zu ziehen, vorherrschen, die Nothwendigkeit die treibende Kraft sein muß. Und in der That, wenn die Erfahrung zeigt, daß gerade die zu den Vereinscursen strömenden Theilnehmer sich fast ausschließlich aus diesen Kreisen rekrutiren, welche ehemals eine Schule mittleren oder gar unteren Ranges besuchten, so erhellt doch daraus schon zur Genüge, daß hier das Verlangen, mit stenographischen Kenntnissen ausgerüstet zu sein, am Deutlichsten in die Erscheinung tritt. Das ist ja auch ganz natürlich. Wenn in den höheren Berufen die Verwendung der Stenographie immer mehr begehrt wird, so greift diese Nothwendigkeit ganz von selbst in die subalternen Berufskreise über. Denn dort, wo der Vorgesetzte die Stenographie verwendet, wird er dies sicherlich auch von seinen Untergebenen verlangen; der Geschäftsmann, welcher die Kurzschrift handhabt, erwartet das Gleiche auch von seinen Angestellten. Blickt man nun in die Reihen der praktisch thätigen Stenographen — die höhere stenographische Praxis, wie sie in den parlamentarischen Körperschaften ausgeübt wird, kommt hier nicht in Betracht —, so findet man ebenfalls, daß die überwiegende Mehrzahl sich aus Besuchern mittlerer oder unterer Schulen zusammensetzt. Namentlich auf dem Gebiete der geschäftlichen Thätigkeit bestätigt sich diese Thatsache. Hier steht die Stenographie offenbar in ausgedehntestem Maße in der beruflichen Arbeit. Die ganze Entwickelung, die Natur des geschäftlichen Lebens hat es mit sich gebracht, daß sie zur Erleichterung und Beschleunigung der Alltagsgeschäfte herangezogen werde. Größer freilich würde auch hier der Nutzen stenographischer Fertigkeiten noch sein, wenn dem gegenseitigen Gebrauche, der Auswechselung der Schrift im Verkehrsleben nicht durch Unkenntniß Schranken gesetzt würden. Soll also die Schule für das Leben vorbereiten, soll sie den Schüler mit den nöthigen Kenntnissen und Fertigkeiten ausrüsten, deren praktischer Werth sich vor Allem in der beruflichen Thätigkeit äußert, will die Schule gerade denjenigen Kreisen eine brauchbare Waffe für den Kampf ums Dasein in die Hand geben, die im Hinblick auf ihre sociale Lage ihrer zuerst und am meisten bedürfen, und will sie nicht zuletzt auch das geistige Leben innerhalb der subalternen Berufskreise fördern, dann wird sich die Verbreitung stenographischer Kenntnisse mit demselben Rechte, ja mit derselben Nothwendigkeit in den sogenannten mittleren Schulen empfehlen, wie sie erfreulicherweise schon in den höheren Lehranstalten gehandhabt wird. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, ist es wohl nur ein billiges Verlangen, daß die Kurzschrift entweder zum wahlfreien oder pflichtigen Gegenstande des Unterrichts vornehmlich auch an den Schulen mittleren Ranges gemacht werde. Sind doch erst kürzlich wieder von ministerieller Seite Verfügungen ausgegangen, daß den Beamten bei Neuanstellungen die Kenntniß der Stenographie zur Pflicht gemacht werden solle. Sachsen und Bayern sind den anderen Staaten hinsichtlich des Stenographie-Unterrichts bereits ein gutes Stück voraus, denn hier hat er seit Jahrzehnten Aufnahme und vielseitige Förderung in den höheren Schulen gefunden. Die dadurch hervorgerufenen Wirkungen sind selbstverständlich auf die Bildungsverhältnisse der Elementarschulen nicht ohne Einfluß geblieben: zahlreiche mittlere Lehranstalten haben ebenfalls dem Stenographie-Unterrichte in ihrem Lehrplane eine Rubrik eröffnet. Nur in Preußen, wo das Schulwesen im Allgemeinen bekanntlich nicht in bester Blüthe stehen soll, sind daraufzielende Versuche noch immer an der abwartenden Stellungnahme der preußischen Schulorgane gescheitert.

Welches sind nun eigentlich die Gründe, mit denen dieser Standpunkt aufrecht erhalten wird? Ist es Feindseligkeit der stenographischen Sache gegenüber? Oder ist es Ueberzeugungs-

losigkeit vom ausgesprochenen Werthe der Kurzschrift? Wohl keines von beiden. Sehr wohl weiß man auch dort die Vortheile der Stenographie zu schätzen, die sie für das spätere Leben bringt. Der wirkliche Hinderungsgrund liegt aber vielmehr in dem Zwiespalte der sich bekämpfenden Anschauungen über die angebliche Güte der einzelnen Systeme. Es scheint hier eine gewisse Rücksicht den stenographischen Organen gegenüber obzuwalten; keinerlei Partei möchte man ein Vorrecht einräumen, keine bei der Wahl eines Systems hintansetzen. Wenn das noch lange so weiter geht, schwindet freilich auch immer mehr die Aussicht, die wünschenswerthe Einigung auf stenographischem Gebiete zu erzielen. Soll die Wahl deshalb zu Gunsten der Stenographie und ihrer gedeihlichen Entwickelung ausfallen, so dürfte nur der Ausweg übrig bleiben, die anerkannt besseren — oder sagen wir die verbreitetsten — Systeme zum gegenseitigen Wettbewerb an den Schulen zuzulassen.*) Die Zukunft würde es ja lehren, auf welcher Seite der Unterricht bessere Erfolge zeitigt. Freilich würde dadurch eine endgiltige Einigung, eine Entscheidung darüber, welchem Schriftsystem das Privilegium der Alleinherrschaft zugestanden werden soll, nicht erzielt werden, aber damit würde doch mindestens die Stenographie eine wesentliche Förderung erfahren. Die deutsche Jugend käme dadurch wenigstens in den Genuß, die Vortheile der Kurzschrift sich bei Zeiten zu eigen zu machen. Im weiteren Sinne wäre damit aber auch ein Schritt gethan zur Lösung der Einheitsfrage. Dann würde aber doch der Kampf von Neuem beginnen, höre ich einwenden. Gewiß ist das an sich richtig. Aber der Streit würde nur unter den in Frage kommenden Systemen geführt werden. Auch die Gefahr, daß originelle Erfindungsgedanken nicht mehr zum Durchbruch gelangen könnten und die Entwickelung der Stenographie dadurch lahm gelegt würde, ist weniger zu besorgen, denn erstens versteckt sich hinter diesen angeblich neuen Erfindungen auf stenographischem Gebiete meistens nur ein epigonenhaftes Streberthum sodann aber wird eine gesunde, reformirende Idee ganz von selbst ihr Recht zu behaupten wissen. In der Hauptsache würde aber durch den officiellen Schulunterricht in der Stenographie einer noch größeren Zersplitterung vorgebeugt werden. Und wenn einmal diese Systeme durch die Schule einander näher geführt und nicht mehr auf ihren eigenen Existenzkampf, auf die Erhaltung ihrer Lebensfähigkeit angewiesen wären, dann würde man sicherlich mit größerer Wahrscheinlichkeit darauf rechnen können, daß ein geeigneter Modus zum Weiterarbeiten auf gemeinsamer Grundlage gefunden würde. An einen Sieg eines Systems, selbst wenn es noch so weitgehender staatlicher Unterstützung und Förderung theilhaftig würde, ist keineswegs zu denken; denn eine gute Protection auf der einen Seite, eine ausgiebige, rücksichtslose Reclame auf der anderen sind die beiden Factoren, welche der Kurzschrift ihre Ausbreitungsfähigkeit in hinreichendem Maße sichern, sie sind die treibenden Kräfte des stenographischen Kampfes. Eine friedliche Lösung des stenographischen Problems verdient aus all' diesen Gründen offenbar den Vorzug. Und deshalb hat die Einigung auf stenographischem Gebiete nur die eine Voraussetzung: die officielle Einführung der Kurzschrift in die Schule.

*) Natürlich sind diejenigen Länder, in denen die Behörden sich bereits für ein bestimmtes System, wie in Bayern, Sachsen 2c., entschieden haben, außer Betracht zu lassen und die zur Concurrenz zuzulassenden Systeme möglichst auf zwei zu beschränken. Redaction.

Bücherbesprechungen.

— **Aus der Quelle des Lebens.** Ein Jahrgang Predigten von **Wilhelm Beck**, Pastor in Oerslev. Aus dem Dänischen übersetzt von Pastor **G. Simonsen** in Bülderup. 712 S. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ. Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa. 1898. — Der rührige Jansa'sche Verlag hat schon manche Uebersetzung hervorragender und im Ausland gewürdigter praktischer theologischer Werke bei uns eingeführt, wie die van Koetsveld'schen Schriften. Der hier vorliegende aus dem Dänischen gut übertragene Jahrgang Predigten ist von den Predigten und Vorträgen des holländischen Hofpredigers in der Darstellungsweise sehr verschieden. Wilhelm Beck, der Pastor der dänischen Inneren Mission, hat eine zuweilen derbe Sprache und kennt eine schroffe Kluft zwischen Menschen- und Christenthum. Wir können im Uebrigen seine Predigten als schriftgemäß und sehr praktisch bezeichnen. Beck steht inmitten im Volk und kennt seine Noth und den Trost Israels. Er straft die Sünde und rühmt die Gnade, er stellt den Sünderheiland in den Mittelpunkt und dringt auf persönliche Stellungnahme zu ihm unter Zurückstellung äußerer kirchlicher Gepflogenheiten. Er sucht keinen Schmuck der Rede und hat keine ausgesprochene Partition wie die meisten deutschen Prediger, wiewohl er textgemäß ein Hauptthema aufstellt. Beck hat in Dänemark eine ziemliche Bewegung hervorgerufen. Der Uebersetzer glaubt, seine Predigten würden bei uns Kampf bringen. Das glauben wir nicht, weil dazu die Voraussetzungen fehlen. Es fehlt die wirkende Persönlichkeit und es fehlt das dänische Staatskirchenthum. Beck behandelt hier die altkirchlichen Evangelien. D. K.

— **Im Lichte des Evangeliums.** Conferenzansprachen von **Friedrich Meyer**, Stadtpfarrer und Superintendent zu Zwickau. 176 S. Preis broch. 3 ℳ. Leipzig, Georg Wigand, 1898. — Die hier vorliegenden Conferenzansprachen werden zu allererst dem Kreise willkommen sein, in dem sie gehalten sind. Wie sie nicht aus dem Augenblicke herausgeboren wurden, sondern aus langem Studium tiefgrabender theologischer Wissenschaft und Beobachtung hervorgegangen sind, so sollen sie auch nicht blos für den Augenblick des Hörens dienen; sie sind stoffreich genug, um zu weiterem Ueberlegen und tieferem Erfassen anzuregen. Mit freudigem Interesse begrüßen wir ihr Erscheinen, das sie auch anderen Kreisen zugänglich macht. Der Verfasser findet sich in geschickter Weise mit dem modernen Denken ab, mit der naturalistischen Welt- und Lebensauffassung. Er beleuchtet mit dem Lichte des Evangeliums den Atheismus und Materialismus, wie den Romanismus. Seine Ansprachen sind religionsphilosophische auf ein Schriftwort gebaute Reden, die ganz gewiß den Zweck erfüllt haben, den der Verfasser für seine Ephoralconferenzen im Auge hat, wenn er sich S. 133 dahin ausspricht: „Wir wollen uns in der Ueberzeugung stärken, daß wir bei der stolzen Arbeit moderner Wissenschaft auch ferner mit gutem Gewissen vor unserem Volk unser Amt führen und das Evangelium von Christo als alleiniges Heil vertreten können.“ Meyer prüft die Zeit und unterscheidet die Geister, und auf alle Höhen der Cultur pflanzt er das Kreuz. Er läßt Lessing und Goethe, Kant und Schelling, Schleiermacher und Lotze u. v. A. zu Worte kommen, aber durch Alles hindurch hört man deutlich die Schritte des heiligen Meisters und die Stimme des Evangeliums in diesen Ausführungen hindurchklingen. Ihm ist nichts Menschliches fremd, aber er weiß, daß Gott mit der Menschheit in Christo seinen Bund machte und das unter wechselnden Formen bis in unsere Tage thut. Die Besprechung unserer Zeitlage, z. B. auch die Beurtheilung der Arbeitervereine, der Wach'schen Resolution u. s. w. ist sehr lesenswerth. Wir wünschen der Schrift nicht blos ein pastorales Publicum; es ist für alle Gebildete geschrieben, die im Durcheinanderwogen der Zeitströmungen Belehrung brauchen. Deren dürften nicht Wenige sein. Darum hätten wir die Reden lieber ihres ursprünglichen Charakters, der Form der Conferenzansprachen etwas entkleidet sie sind von weittragenderer Bedeutung. D. K.

— **Die deutschen Nationalfeste.** Mittheilungen des Ausschusses. 1. Band. 7. Heft. Verlag von R. Oldenbourg, München und Leipzig. — Gegen diese Feste und Festspiele hat sich neuerdings eine lebhafte Opposition erhoben, theils aus der Mitte der Turnerschaft, theils aus anderen Kreisen, wie z. B. in Dresden. Ob sich das Unternehmen verwirklichen wird, erscheint uns daher zur Zeit noch zweifelhaft. Richtig ist, daß dasselbe nicht ohne Weiteres dadurch bei Seite geschoben werden kann, daß diese Feste nicht „eine aus dem Bedürfnisse des Volkes hervorgegangene Einrichtung“ sind. Denn das ist das Turnen, als es s. Zt. Vater Jahn einführte, auch nicht gewesen. Die Frage ist vielmehr die, ob die Feste zu einem solchen Bedürfniß werden können. Wir unsererseits wünschen Allem Erfolg, was geeignet ist, den deutschen Nationalsinn, namentlich auch im Auslande zu heben. Schließlich wollen wir nicht verhehlen, daß uns das Titelblatt mit seiner Vignette und den bunten Lettern, nach mittelalterlichem Geschmack, keineswegs sympathisch ist, wir glauben auch nicht, daß mit solchem Schnickschnack dem Unternehmen Freunde gewonnen werden. —tg—

— **Deutsch-evangelisches Jahrbuch**, herausgegeben im Auftrage der freien kirchlich-socialen Conferenz von Lic. **Weber**, Pfarrer in M.-Gladbach, Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission, Berlin SW., 1. Jahrgang 1899. 8°, 328 S., geb. 3 ℳ, mit Anhang 3,50 ℳ — Vorstehende wissenschaftliche

Veröffentlichung der freien kirchlich-socialen Conferenz ist zwar nicht das erste wissenschaftliche Lebenszeichen derselben, wohl aber ihr erstes Jahrbuch, in dem der durch seine sociale Thätigkeit rühmlichst bekannte Redactor nach einem trefflichen Vorwort über die Ziele obiger Conferenz eine Anzahl tüchtiger Arbeiten bekannter christlicher Sociologen und Geistlicher zusammenfaßt. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, jeden einzelnen der 16 Aufsätze bis in das Einzelne zu besprechen, soviel ist gewiß, daß dieses in der elegantesten Gestalt und zu so billigem Preise herausgegebene Buch die Beachtung aller gebildeten Evangelischen verdient. Zu dem dritten Aufsatze über „Reformation und Summepiskopat" von Oberpfarrer Hohenthal in Sommerfeld bemerken wir, daß er zwar zu Resultaten kommt, die den Ansichten des berühmten christlich gesinnten Kirchenrechtslehrers Heinrich Puchta in seiner Einleitung in das Recht der Kirche geradezu widersprechen, aber die Frage doch richtiger löst als dieser. Die Bücherschau am Schlusse des Buches möchte noch reichhaltiger werden. R. W.

— Goethe. Sein Leben und seine Werke von Dr. Albert Bielschowsky. In zwei Bänden. Erster Band. Zweite durchgesehene Auflage. München, 1898, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. (VIII und 521 S.) Brosch. 5 ℳ, gebdn. 6 ℳ. — Noch ehe der zweite Band von Bielschowsky's Goethebiographie und damit das Werk selbst zum Abschluß gekommen ist, hat der erste Band die zweite Auflage erlebt. Es scheint sich sonach zu bestätigen, was Berichterstatter bei Besprechung der ersten Auflage vermuthungsweise aussprach, daß dieses Werk an Stelle der jetzt veralteten Goethebiographie von Lewes treten werde. Dieses rasche Erscheinen einer zweiten Auflage legte dem Verfasser eine Art von moralischer Verpflichtung auf, mit Textänderungen zurückhaltend zu sein und dabei vielleicht eigene Wünsche vorläufig zum Schweigen zu bringen. Nur an einer Stelle (S. 484) ist eine Aenderung des Textes vorgenommen worden. Es handelt sich an dieser Stelle um die Frage, ob „Tasso gerettet und der tragische Ausgang in einen untragischen umgewandelt worden ist". Zur Bejahung dieser Frage wird in der neuen Auflage auf den Umstand hingewiesen, daß der „Marienbader Elegie" als Motto das Tassowort vorgesetzt ist: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide." Wie hätte er, fragt der Verfasser, dies thun können, wenn er nicht der Meinung war, daß Tasso durch die Gabe der Dichtung gerettet wurde? Diese rhetorische Frage ist aber nicht ohne Weiteres zu bejahen. Goethe befand sich nach dem Zusammenbruch der Hoffnungen, die sich an Ulrike v. Levetzow knüpften, in einer solchen Stimmung, daß er das für seine Situation so bezeichnende Motto gewiß auch dann gewählt haben würde, wenn nach seiner Meinung Tasso durch die Gabe der Dichtkunst nicht gerettet worden wäre. Daß der Ausgang des Dramas „Tasso" übrigens kein tragischer sein soll, zeigt die Dichtung in voller Klarheit. Es bedarf zum Beweise dessen überhaupt keiner von außen her genommenen Beweismittel. — Noch sei bemerkt, daß die „Anmerkungen" einige werthvolle Zusätze erhalten haben. — Hoffentlich werden die ungünstigen Verhältnisse, die das Erscheinen des zweiten Bandes bis jetzt verzögert haben, bald beseitigt und die deutsche literarische Welt im Vollbesitze eines Buches sein, das die wissenschaftliche Goetheforschung in so musterhafter Weise zu einem Familienbuch verarbeitet. Prof. Dr. H. C. Kellner.

— Der Thürmer. Monatsschrift für Gemüth und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Viertelj. 4 ℳ. 1. Jahrg. Heft 1 und 2 (Oct. und Nov.). 1898. Zusammen 192 S. — Diese neue Monatsschrift stellt sich kräftig in den Dienst der aufstrebenden idealistischen Richtung der deutschen zeitgenössischen Literatur. Sie stützt sich theoretisch vielfach auf des Herausgebers soeben in 3. Aufl. im gleichen Verlage erschienene: „Probleme und Charakterköpfe. Studien zur Literatur unserer Zeit. Mit 10 Porträts." 425 S. Grotthuß behandelt hier von seinem Standpunkte des christlich-europäischen Idealismus aus Nietzsche, Hauptmann, Sudermann, Voß, Dahn, Ebers, Riehl, v. Liliencron, Dehmel, Ibsen, Tolstoi, Echegaray, Maupassant. Er entwickelt in einem Einleitungsaufsatze „Alte und neue Ideale" von einer Interpretation des Goethe'schen Faust I. und II. aus sein Programm, welches etwa auf eine „Verschmelzung des ästhetisch-antiken mit dem ethisch-christlichen Ideale" hinausläuft. Wir haben hier jedenfalls eine tüchtige, auf guter, wenn auch einseitig-literarischer Schulung beruhende Leistung vor uns, an der Freimuth des Bekenntnisses, aufrechte Haltung, Streben nach Gerechtigkeit sympathisch berühren. Das Ganze gehört aber einer Zeitschicht an, der für das eigentlich Treibende der modernen Strömungen die congenialen Organe fehlen. Es liegt etwa wie Duft verwelkter Blätter auf dem Ganzen. Die Beurtheilung entwickelt sich nicht aus dem Beurtheilten heraus, sondern sie geht von einem dogmatischen Standpunkt aus von Außen an ihn heran. Grotthuß steht, um zu einem durchschlagenden Kritiker des Problematischen in der modernen Zeit zu werden, dieser Zeit selbst nicht frei gegenüber. Damit hängt als Folge zusammen, daß er einseitig literarisch-schöngeistig vorgeht, daß er den allgemeinen socialgeschichtlichen Hintergrund der großen individualistischen Strömung nicht durchgreifend aufdeckt, von dem aus Letztere als eine gewaltige geschichtliche Nothwendigkeit erscheint. Das tiefere literarische Verständniß unserer Zeit ist eben jetzt nicht mehr auf dem Wege bloßer Literaturkritik möglich. Es muß auf der Einsicht in den Zersetzungs- und Organisationsprozeß der modernen Gesellschaft beruhen, der sich in einem Ineinandergreifen aller wesentlichen Cultursysteme vollzieht. Herausgerissen aus diesem geschichtlich-socialen Prozeß sind die Führer einer jeden Strömung auf jedem geistigen Gebiete eine leichte Beute für den mit fertiger Schablone herantretenden Kritiker, der sich durch reine Absichten, deren er sich etwa im Innersten bewußt ist, leicht die Allgemeingiltigkeit gerade seiner Schablone vortäuscht. Wesentlich neue Gesichtspunkte zur Beurtheilung der behandelten „Charakterköpfe" hat Grotthuß infolge dieser seiner Eigenart nicht vorgebracht, so viele feine Züge und Bemerkungen seine klaren und übersichtlichen Analysen auch im Einzelnen enthalten. Sein Werk ist entschieden brauchbar für Leute, die theils im Interesse einer „allgemeinen Bildung", theils in der Besorgniß über die vielen Gefahren, denen unsere Zeit gerade von ihren geistreichsten Söhnen ausgesetzt ist, auch die vielbesprochene neuere Literatur an sich vorübergehen lassen wollen, aber es bezeichnet keinen Merkstein für das eigentliche Verständniß dieser Literatur aus dem Gestaltungsbedürfniß einer in allen ihren Tiefen aufgewühlten Zeit heraus. Derselbe Geist scheint in der neuen Monatsschrift zu walten. Wir können uns ihr Publicum denken: am meisten begeistert wird ein gewisser vornehmer Geschmack sein, dem ein leiser Anflug von Altjüngferlichkeit anhaftet. „Kühnheit, jawohl, — aber. . . ." Dem ersten Hefte ist das bekannte Goethe-Bildniß von Kügelgen beigegeben. Ich bin sicher, man würde sich bedacht haben, wenn man sich recht anschaulich vorgestellt hätte, wie wunderlich der hübsche und artige Inhalt des Heftes in diesen mächtigen Augen sich spiegeln würde. Man beruft sich gern gegen die kühnen Neuerer auf den alten Herrn und gewiß kann er diesen hier und da gefährlich werden; glücklich aber ist der, der nicht merken will, in welche Gefahr er für seine eigene Person sich begiebt, wenn er den Gewaltigen sich zum Schlachtengenossen citirt hat! Das zweite Heft bringt ein Bild von Theodor Fontane, dem Schelm, aus dem im Grunde Niemand recht hat klug werden können. Er jedenfalls ist dem Niveau des Unternehmens etwas mehr conform als der, mit dem das erste Heft sich wenigstens — geschmückt hat. — Die poetischen Stücke beider Hefte können keinerlei Anspruch auf Bedeutung machen. Wenn die Morgenröthe deutscher Kunst, die uns hier aufgehen soll, so wäre, so artig und treibhäuslerisch, verlohnt es wahrlich nicht des Frühaufstehens, sie zu genießen. Wie süßlich und gemacht ist z. B. das, was von der Eckstein'schen Novelle bisher gegeben ist! Wie sentimental die „psychologische Studie" des Herausgebers: „Ein Gassenbild des Lebens". Von den übrigen Gedichten einiger adliger Damen und eines Hrn. Barthel und eines Hrn. Dr. Kirchner ganz zu schweigen! Einige Aufsätze sind besser gelungen, so ein programmatischer des Herausgebers über Goethe und Bismarck, einer von Lienhard über Fontane, der gut charakterisirt, u. a. Die „Rundschau" über Kirche und Theater liegt auch, wie es scheint, in guten Händen. Alles in Allem: mehr Literaturkritik für den weniger unterrichteten Bildungsmenschen, der im Allgemeinen von der Moderne unbefriedigt ist, ohne sie begreifen zu können, als wahre, ursprüngliche, kernhafte Production. Die Zeitschrift wird ihr Publicum finden, ein Fortschritt ist sie nach keiner Seite. Dr. Richard Böttger.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 141. Donnerstag, den 8. December, Abends. 1898.

Reise nach der französischen Schweiz und Südfrankreich.

Von Dr. Bohnstedt.

(Schluß.)

Tritt man aus dieser steingewordenen Welt hinaus in den Sonnenschein, so liegt St. Trophime vor uns, dessen edle Formen und Verhältnisse und zahlreiche Sculpturen im Portal das Auge gefangen nehmen, so daß es wie vor einem Meisterwerk gebannt bleibt, ohne zunächst in seine Einzelheiten eindringen zu wollen. Dann sieht man, daß das Werk ein Lobgesang auf die beiden Patrone der Kirche St. Trophime und St. Stephan ist, die zu beiden Seiten an vorspringenden Ecken ihren Stand haben. Das zweite Motiv, welches dem Künstler vorschwebt, das jüngste Gericht, hat seinen Brennpunkt im Tympanon; Gott umgeben von den apostolischen Thieren zu Gericht sitzend mit den Engeln, die im Rundbogen über ihm wie in einem Baldachin schweben. Die Gerechten und Ungerechten zu seinen Füßen sind auf dem Friese, welcher der Entwickelung des weit vorspringenden Portals folgt, geschieden und erleiden schon die Freuden des Paradieses oder die Leiden der ewigen Verdammniß, je nachdem ihre Seelen von St. Michael auf der Wage zu leicht oder schwer genug befunden worden sind, ein Vorgang, den auch eines der Bilder darstellt. Diese in hunderten zierlich gearbeiteter Reliefsfiguren lebende Vorstellung vom Eintritt ins Jenseits durch die dunklen Pforten des Todes ruht wie auf den Säulen der Kirche, den steinernen Bildern von Heiligen und Bischöfen. Es ist, als fände man in diesem scharf und reich gegliederten Aufbau das System der altchristlichen Lehre wieder. Es ist ein Werk wie es ähnlich in seiner systematischen Vertheilung z. B. vom Genter Altar der Gebrüder Eyck bekannt ist. Unter den Qualen der Verdammten findet man Vorgänge, die an Dante's Höllenfahrt erinnern. Dazu kommt, daß die Jahrhunderte über den kostbaren Stein ihre Schatten und Farben geworfen haben, wie wenn sie die Veränderung und Verdunkelung, die sie der christlichen Lehre gegeben haben, auch an diesem Meisterwerke sichtbar machen wollten, und darüber läßt der helle Sonnenschein seine Lichter fallen, so daß der zierliche Bau den Schein eines jener nordischen Riesenwerke der Architektur gewinnt, eine Wirkung, die Daudet nur in den Augen seiner Landsleute findet. Dann tritt man in den Schatten der Kirche selbst, die einst die Häupter der Christenheit zu wichtigen Beschlüssen vereint sah; doch man ist von der Sonne und den Bildern des Einganges noch zu sehr befangen, um an den dunkeln Flächen des Innern Bilder und Inschriften zu entziffern, und die Frage des Küsters: Wollen Sie nicht den Klosterhof besuchen? zeigt den Weg zum zweiten Wunder von St. Trophime. Wenn man geführt von dem freundlichen Manne die dunkeln Stufen hinauf in den Hof tritt, kann es geschehen, daß die Augen zunächst auf lebende Gruppen anstatt auf die Figuren der Säulengänge fallen. Es sind arlesische Mädchen, die hier mit allerhand Arbeiten für die Kirche beschäftigt sind. Es giebt Schönheiten unter ihnen, die in ihrer edeln Gesichtsbildung, ihren ebenmäßigen Gestalten, denen die arlesische Tracht, das bunte Mieder und der Sammetknoten im Haar einen besonderen Reiz geben, glauben lassen, griechische Schönheit sei wieder erstanden; nur das Gekicher der Frauen, ihre unverhohlene Neugierde für den Fremden verbietet es, länger den Blick auf dieser malerischen Gruppe ruhen zu lassen; auch scheinen die dunkeln Augen wohl zu wissen, warum die Blicke des Fremden immer wieder zu ihnen wandern. Der blinde Küster, der sich öfter an den Säulen forttastet — eine Granate hat ihm das Augenlicht geblendet —, fährt ruhig in seinem langweiligen Kauderwälsch fort. Die vier Galerien, welche einst Mönchen in weißen Kutten zum Lustwandeln dienten, sind, wie ihre Formen erkennen lassen, in verschiedenen Jahrhunderten entstanden, so sehr es auch Wunder nimmt, daß man so lange Zeit die Vollendung des Säulenganges verzögert habe. Warmes Sonnenlicht spielt in diesen runden und spitzen Wölbungen, in dem reichen Gebälk, von dem die geschwungenen Linien ihren kürzer oder höher hinaufstrebenden Weg nehmen, in den Capitellen mit dem Akanthusblatt und den wunderlichen symbolischen Figuren einer späteren Zeit und den Doppelsäulen und Pfeilern, die nach dem Hof zu den Bau tragen. An den letzteren hat das Sagen und Wunder liebende Mittelalter allerhand Lieblingsgedanken, Vorgänge und Personen, welche den Eifer der wandelnden Mönche stärken sollten, dargestellt; neben Bischöfen und Heiligen: die Steinigung und Erhöhung des heiligen Stephanus, Salomon und die Königin von Saba, die Versuchung Christi, ein Ritter im Kampfe mit dem Bären. — An einer Thür der östlichen Wand, über der ein Reichsadler gemalt ist, macht der Führer Halt mit den Worten: Hier wurde im Jahre 1178 der Kaiser Friedrich Barbarossa geweiht. — Die zauberhafte Wirkung dieses Klosterhofes im Glanze des Mondlichtes kann M. Hartmann in seinen Tagebuchblättern nicht genug rühmen. Er sieht dann die Heiligen von ihren Piedestalen herabschreiten und belauscht ihren geisterhaften Schritt in den schweigenden Hallen. — Am Stadtgraben und der Zuavenkaserne vorbei gelangt man von hier auf staubiger Straße in die von Pappeln und riesigen Ulmen beschatteten Aliscamps (= Arles campus), die uralte Begräbnißstätte, wo schon die Römer der Colonia Iulia Paterna Arelatensis Sextanorum und die Griechen, die von den Küsten des Meeres bis hierher Jahrhunderte hindurch ihren Einfluß ausdehnten, ihre Todten begruben. Ihre Grabsteine und Sarkophage, die, wie wir schon im Museum sahen, zum Theil Meisterwerke edelster Kunst waren, hat man dorthin vor der zerstörenden Gewalt der Niederschläge geflüchtet oder sie sind die Beute Einzelner geworden; und nur die sculpturlosen riesigen Steinsärge, die der Gewalt der Elemente trotzen, die meist als einzigen Schmuck einige (4—6) Akroterien tragen, begleiten in ununterbrochener Folge auf dem ganzen langen Wege den Wanderer. Hier im spärlichen Schatten der Bäume pflegte A. Daudet mit seinen Freunden Frédéric Mistral und Théodore Aubanel, neben den großen Steinsärgen im Grase lagernd, der Vorlesung eines schönen Dramas des Letzteren zu lauschen. Die Cikaden ließen ihre eintönige Musik erschallen, und nur die Werkstätten der P. L. M. Eisenbahn sandten ihren Lärm ironisch und störend dazwischen. Es ist eine andere Umgebung als die des nordischen Waldes; doch auch hier begegnen wir zwischen Helden der Vorzeit mit scharfgeschnittenem Römerprofil Recken wie Vivien, Guillaume d'Orange, edlen Frauengestalten wie Guiborc. Constantin der Große, der lange Zeit Arles zu seiner Residenz gemacht hatte, soll einer Sage (Eusebius) nach hier das Kreuz erblickt und die Worte gesprochen haben: In hoc signo vinces! Als Dante mit Virgil durch das von den Furien geschützte Thor in die Städte der Ketzer und Ungläubigen tritt, die an ihren Gräbern von Flammen gepeinigt werden, nennt er, um eine Vorstellung von der weiten Gräberstätte zu geben, Arles. Eine Sage zur Erklärung der vielen Gräber läßt Karl den Großen hier mit den Ungläubigen kämpfen (nach geschichtlicher Forschung ist es die Schlacht gegen die Mauren unter Abdalrahman bei Villebaigne a. 793, Gröber Grundr. Rom. Phil. II, 553). Er bittet Gott, daß man die gefallenen Christen von den Ungläubigen unter-

scheiden könne, um sie getrennt zu begraben. Siehe, da fand man am andern Morgen eine große Zahl Särge und an den Todten eine Inschrift, die Namen und Zunamen enthielt, so daß man sie nun in den Särgen bestatten konnte. Und in dieser Sage, wie so mancher, steckt ein Kern Wahrheit, denn die heidnischen Steinsärge wurden thatsächlich zur Bestattung von Christen benutzt, und man hat neben den heidnischen Zeichen und Inschriften „Dis manibus" ꝛc. das Zeichen des christlichen Glaubens, die Initialen Christi ☧ eingegraben gefunden. Diese Grabstätte erlangte bald eine Berühmtheit im ganzen Abendlande; und man erzählt noch jetzt, daß der Rhodanus einst die Särge nach Arles hinabführte, wo man sie anhielt, um ihnen an der gebenedeiten Stelle die ewige Ruhe zu geben. Auch einen obolos, die Grabspende, führten die Todten mit. Nur wenige Begräbnißstätten treten durch Größe, kapellenartige Bauten unter dem stummen Einerlei hervor, und auf dem einsamen Wege bis zu den Ruinen von St. Honorat ist es, als wenn noch die Fittiche des Todes über der Stätte walteten, kein Laut ist hörbar, schwer liegt die Luft auf den Zweigen der Bäume, auf den staubigen Wegen und saftlosen Gräsern. — Von den Alterthümern, die es mit dem Glauben der Völker zu thun haben, wendet man sich nun zu denen des öffentlichen Lebens, Theater und Amphitheater. — Bei meinem Besuch des ersteren war eine Schaar Kinder damit beschäftigt, Holz an der Mauer aufzuhäufen und anzuzünden. Die Flammen leckten schon an dem dunklen Stein empor; Niemand wehrte ihnen, auch der Wärter nahm keine Notiz davon. Es schien, als wollten sie das Zerstörungswerk ihrer Vorfahren fortsetzen. Als vor vielen Jahrhunderten der erste Stein dieses Baues losgerissen wurde, war nicht blos rohe Zerstörungslust thätig, sondern der Eifer gegen die antiken Göttergestalten führte den Hauptschlag. Die ersten Verkünder des neuen Glaubens, so erzählt die Sage, seien gerade bei Beginn einer Vorstellung dorthin gekommen und hätten die mit Blumen geschmückte Göttin gestürzt; sie ist noch glimpflich davongekommen und verdankt ihre Erhaltung dem sicheren Versteck, in dem sie im Jahre 1651 beim Graben eines Brunnens in der Nähe der beiden noch erhaltenen prächtigen Marmorsäulen gefunden wurde. Vom Theater selbst ist sonst wenig erhalten, wenige Sitzreihen, die Orchestra, von den Umfassungsmauern nur noch der Theil, der den Rolandsthurm trägt, eine Kriegswarte späterer Zeiten. Nur archäologischem Wissen und künstlerischer Phantasie wird es gelingen, auf dem Erhaltenen einstige Schönheit wieder aufzubauen. Von Bildwerken, die das Theater schmückten, besitzt das Museum mehrere, die als Meisterwerke griechisch-römischer Kunst gelten: einen Altar des Apollo und das Bild einer Tänzerin, deren Gewandfalten in Marmor so zart und lebendig gearbeitet sind, daß sie unter dem Schritt der Tänzerin sich zu bewegen und die Linien ihres Körpers kaum zu verhüllen scheinen. — Die Arena hat sich besonders infolge ihrer praktischen Verwerthung in späteren barbarischen Zeiten besser in die Gegenwart hinüber gerettet. Wenn man ihr seinen Besuch Abends abstattet, so scheint die anbrechende Dämmerung den gewaltigen Bau mit gespenstigen Schatten zu umziehen. Zwei umlaufende Galerien, deren äußere Arkaden noch erhalten sind, lassen die Schönheit desselben noch erkennen; anders wenn man das Innere betritt, wo rings von allen Seiten dunkle Höhlen dem Beschauer entgegengähnen. Die Sitzreihen sind nur an wenigen Stellen erhalten und zwar nur in den unteren Abtheilungen, so daß der obere Arkadengang ringsum bloßliegt. Erst seit diesem Jahrhunderte hat man die Erhaltung des Baues decretirt, nachdem er Jahrhunderte hindurch Menschen und Fledermäusen zur Wohnung gedient hatte und von den Bewohnern der Stadt geradezu als Steinbruch benutzt worden war. Daß das Riesenwerk noch in seinem Gerippe vorhanden ist, erklärt sich aus seiner Umgestaltung zur Festung gegen die Sarazenen. Von einem der Wartthürme, der ebenso wie der Rolandsthurm im Theater dieser Zeit der Kämpfe gegen die Mauren entstammt, erblickt man Trinquetaille jenseits des Rhôneflusses. Dieses, sowie die Flußufer färben sich schon in grauviolett; Nebel entsteigen den Wellen und es scheint, als ob die Gespensterstunde dieses sagen- und nixenreichen Stromes begänne, wie in der Nacht, wo Durias, von den Furien des Gewissens gejagt, an den Strom kommt und St. Médard seinen Todtenreigen beginnt. — Dieser Rundgang durch die Denkmäler läßt die hervorragende Stellung der Stadt zu römischer Zeit erkennen, und zwar war es kein Geringerer als C. J. Cäsar, der die günstige Lage der Stadt an dem Rhodanus und am Meere erkannte und nach dem Alexandrinischen Kriege eine Colonie aus Veteranen der VI. Legion dorthin verlegte. Doch erst als Constantin, der Schwiegersohn des Maximian, welch Letzterer in Trier seinen Sitz als Augustus gehabt hatte, seine Residenz hierher verlegte, erlangte es den Rang einer römischen Hauptstadt. Hier spielten sich dann im Kaiserpalaste die traurigen Vorgänge zwischen dem herrschsüchtigen Maximian, seiner Tochter Fausta und ihrem Gemahl ab. — Man kann wohl verstehen, daß in der Literatur der folgenden Jahrhunderte der Name der Stadt eine Bedeutung hat. — Durch holprige Straßen, auf denen man zurück zum Forum gelangt, wird man schnell wieder in die Gegenwart versetzt; die kleinen Häuser mit ihren schmalen Eingängen, die Stille auf dem Platze des Forums lassen das gegenwärtige Arles wie eine kleine eingeschlafene Stadt erscheinen, die über ihre Vergangenheit träumt und nur erwacht, wenn die Heerden aus der Camargne und der Crau einziehen, eine Ferrade gehalten oder die Farandole getanzt wird. — Die andere Stadt, die jedes Reisenden und jedes Kunstfreundes Aufmerksamkeit verdient, ist Nîmes. Der Weg dorthin führt uns den Rhônefluß stromauf bis Tarascon. Hier macht wohl jeder Bewunderer Daudet's Halt, um die Heimath eines seiner Lieblingsgestalten kennen zu lernen, die Heimath, die der Dichter dem Helden, wie er selbst bekennt, nur des Namens wegen gewählt hat, „parce qu'il ronflait bien dans l'accent du midi et triomphait, à l'appel des stations, comme un cri de guerrier Apache". Von jedem andern Provinzialstädtchen gleicher Einwohnerzahl unterscheidet es sich, abgesehen davon, daß wie Daudet's Name auch seiner durch die ganze Welt geeilt ist, nur durch seine Lage am sagenreichen Strom und durch einen anderen berühmten Bewohner der Stadt, König René. In der Kirche kann man an den Wänden die Ankunft der heiligen Martha hier an ihrer Wirkungsstätte, ihre wunderbare Geschichte bis zu ihrem Tode in Bildern von Vien sehen; sie hat ihr Fest am 28. Juli und dann ist das Tabernakel mit ihrem Bilde in der Kirche ausgestellt. Zu diesem bewegte sich früher an diesem Tage die Procession mit der Tarasque, einem Rhône bewohnenden Drac, und beim Anblick seiner Bezwingerin stürzte das Ungethüm zu Boden. Gervasius von Tilburg, der Kanzler des arelesischen Königreiches, erzählt von diesem Drachen in seinen Otia imperialia. Er wohnte, wie Grendel, in der Tiefe, nährte sich von Menschenfleisch und kann menschliche Gestalt annehmen. Auch ihm hat Mistral durch seine Dichtung unsterbliches Leben verliehen. — Wenige Schritte von der Kirche erhebt sich über dem Strome ein riesenhaftes Gemäuer, welches der gute König René sich als ein Schloß erbaute. Die Massenhaftigkeit setzt in Erstaunen, wenn man hört, daß der König die Kunst, die neu erwachte, liebte, selbst ein Jünger war und so weit in der Liebe zu derselben ging, daß ihn die Nachricht vom Verluste seines Königreichs Sicilien nicht sonderlich in seiner künstlerischen Beschäftigung stören konnte. Oder wollte er sich ein Bollwerk errichten gegen die Uebergriffe seines Vetters in Paris, gegen das auch seiner Grafschaft bevorstehende Schicksal des Anfalls an die Krone des mächtigen Ludwig XI.? — Unweit des Schlosses eine lange eiserne Brücke über den Strom, von der aus man durch die eisernen Bögen rechts das Schloß und weiter stromauf links das Schloßgemäuer von Beaucaire erblickt; man könnte zum Vergleiche an irgend eine Stelle des Rheins zwischen Bingen und Coblenz oder im Siebengebirge denken, wenn nicht die hohen bewaldeten oder rebenbedeckten Ufer desselben, aus denen die Schloßruinen hervorragen, von unserem Bilde durch seine weißgraue Farbe, sein fast ebenes, baumloses Gelände gänzlich verschieden wären. Der Mistral pfeift durch das Geländer und vorsichtig tritt man einen Schritt von der Brüstung zurück. Es könnte einem ergehen, wie dem Bauern, den der Mistral mit Wagen und Zugthier hinab in die Fluthen trug. Trotz des Windes fühlt man hier oben in schwindelnder Höhe, wie heiß und trocken die Luft unter dem wolkenlosen, tiefblauen Himmel ist; man versteht des Landmanns Klage und Zorn gegen den bleiernen Dom, der jeden Tropfen Regen versagt. Hier mehr als im bergigen Mitteldeutschland kann man sich eine Vorstellung machen von dem sehnsüchtigen Blick unserer Vorfahren, die noch in der ersten dunklen Wolke die Götter sahen, einen Gott im Blitze verehrten. — Aus Beaucaire führt die Bahn in westlicher Richtung durch meist mit Wein bebautes Land nach Nîmes. Es ist eine lebendige, schöne Stadt, mit schattigen Alleen, weiten brunnengeschmückten Plätzen, neuen und alten Kirchen; der alte Stadtkern von belebten Boulevards umschlossen. Es ist gleichzeitig eine Stadt, die an Denkmälern antiker Kunst, neben Arles, fast unübertroffen dasteht; und zuerst

zu nennen die „Maison Carré“, wie man einen griechischen Tempel wenig geschmackvoll bezeichnet. Viele Jahrhunderte hindurch hat das Bauwerk ein gleiches Geschick mit allen übrigen seinesgleichen gehabt; Kornmagazin, Ställe, katholische Kirche. Millin, der es zu Anfang dieses Jahrhunderts sah, ist über den trostlosen Zustand desselben ganz verzweifelt. Die Worte, die der vaterlandsverbannte M. Hartmann in seinem Tagebuche aus Languedoc und Provence I, 54 (Darmstadt 1853) darüber spricht, mögen hier einen Platz finden, da hier Begeisterung wohl treffender zeichnet als trockene Zergliederung: „Diese Stadt Frankreichs besitzt ein Kleinod, das mit unwiderstehlicher Kraft, mit der Anmuth einer Geliebten immer neu anzieht und fesselt, so daß ich mich nach stundenlanger Anschauung nur mit Mühe, ja mit einem gewissen Schmerz von ihm trenne, mit dem Bewußtsein, daß mir nur selten so Schönes, so Großes, so Beruhigendes auf meinem Wege begegnen könne! — Dieser Tempel ist gewiß eines der herrlichsten von allen Bauwerken, die uns die Alten gelassen, um die Welt zu jahrtausendlanger Bewunderung zu zwingen. Das vollendete Ebenmaß, das Leben in jedem Theilchen, die Kleinheit der Mittel, um großen Eindruck hervorzubringen, die Unsichtbarkeit jeder verstimmenden Absicht und endlich die heitere Ruhe, ich möchte sagen, das Lächeln, das über das Ganze ausgegossen, machen dieses kleine Gebäude, das an Masse leicht von einem gewöhnlichen Bürgerhause übertroffen wird, zu einem vollendeten, abgeschlossenen Werke des Genies. — Bei seiner Betrachtung senkt sich in das Gemüth so tiefe Ruhe, wie sie der Grieche empfunden hat, wenn er geopfert, und des gewonnenen Schutzes seines Gottes gewiß, sich zum Mahle setzte. . . . .“ Wieder ein Jahrzehnt später versenkt sich ein französischer Gelehrter in die Betrachtung des Bauwerkes und findet, daß der Wohlklang, der in allen seinen Theilen herrscht, seinen Grund in der einen Zahl hat, die für alle Maße bestimmend gewesen ist; Aurès, Études des dimensions de la M. C. de Nimes. 1864. — Die Cella enthält eine bedeutende Sammlung von Skulpturen, Gipsabgüssen, Todtenvasen u. s. w. und einen großen Münzfund. Draußen im Peristyl darf man wohl im Lehnstuhl des Wärters kurze Rast halten unter den schlanken Säulen mit ihren ölblattgeschmückten Capitellen; man scheint dann der Gottheit einen Schritt näher zu sein, als ob sie gleich Athene hinter den Fremdling träte und ihn einen Blick in eines griechischen Künstlers Seele thun ließe. — Durch den wasserlosen Jardin de la Fontaine, der die Stelle der einstigen römischen Thermen einnimmt und in seinem jetzt von grünem Morast umkleideten Säulenbau, seinen zum Wasser hinabführenden Treppen, seinen zierlichen umlaufenden Steingeländern wohl eine Art Nachahmung jener sein soll, gelangt man an der Quelle des Nemausus vorbei auf den Mont Cavalier und die seltsame Tour Magne. Von der Höhe dieses achtseitigen riesenhaften Thurmes hat man einen weiten Blick in die Umgebung der Stadt. Inmitten von Wein- und Olivengärten liegen kleine Landhäuser, hie und da überragt von dunklen Pinien, die wie Schatten aus dem Hades schweigsam über diesen bunten, sonnendurchglühten Fluren ihr Haupt erheben. Es sind Berglehnen, zu deren Füßen weithin in der Ebene das alte und neue Nemausus mit seinem Riesendenkmal aus römischer Zeit, der Arena, sichtbar sind. Wer hier oben in dem altersgrauen Gemäuer allein steht, hat Muße zum Träumen; ringsum kein Laut, als ob jahrtausendlanges Schweigen den Stein umfinge und keinem Sterblichen einen Blick in seine einstige Bestimmung gönnen wollte. Man möchte einen Zauberer bei sich haben, der alle die Märchen und Wunder, Helden und liebliche Frauengestalten, Dichter und Sänger, die über dieses sonnige Land geschritten sind, zu neuem Leben hervorriefe; vielleicht daß auch dieser Thurm sich belebte und statt der Hexe unten am Eingang Nicolete herausschritte, um Ausblick nach Aucassin, dem jungen Helden von Beaucaire, zu halten. Wir sähen vielleicht die Schaaren der Legion, die siegreich aus dem Feldzug gegen den Ptolemäer in die Stadt einzogen, ihre neue Heimath; Guillaume d'Orange, wie er die Sarazenenstadt durch List zu Fall brachte. — Am Nachmittag des 1. August wurde in Nimes eine Corrida gehalten: gran corrida de six toros espagnols provenant de la ganaderia de D. Sabino Flores de Penascosa. Qui seront combattus par les matadores L. et P. accompagnés de leurs cuadrillas. — Und zwar sollte der Kampf, so hieß es auf den Anpreisungen, mit dem Tode jedes der 6 Stiere endigen. — Wenn der blutige Stierkampf, wie er sich seit einigen Jahren hier eingebürgert hat, spanisches Gewand trägt, so ist der harmlosere, bei dem es gilt, das Thier an den Hörnern zu fassen und niederzuwerfen, im Lande heimisch und uralt. Die Camargne erzeugt jährlich eine große Anzahl Stiere, die dort fast wild aufwachsen und nach einiger Zeit ihr Brandmal erhalten müssen. Da hält man eine Ferrade, ein Schauspiel, das, wie schon im Alterthume, auch jetzt Tausende herbeilockt. Wie aus dem praktischen Bedürfniß des Fangens das des Schauspiels und der Kunst erwachsen ist, so ist eine ähnliche Ableitung aus dem uralten Stieropfer, der Hekatombe, welcher der Fang und die Fesselung voranging, für das mit dem Tode endende Kampfspiel zu denken. Mit dem Einzug antiker Sitten und Religion, wenn es nicht schon die Kelten kannten, ist auch dieses in der Provence geübt worden und Spuren davon sind noch jetzt allenthalben zu finden, Altäre, die bildlich und durch Inschrift das Opfer eines Stieres (Taurobolium) zu Ehren eines Herrschers oder einer Gottheit berichten, an der Arena selbst, am Haupteingang (Nord) Stierfiguren mit gebeugten Vorderfüßen (s. Millin). Und das mit Bändern geschmückte Stierhaupt der Altäre hat merkwürdige Aehnlichkeit mit dem der heutigen Arena; wenn die Banderilleros dem Thiere die bunten Speere in den Nacken gestoßen haben. — Schon Stunden vor Beginn und Oeffnung der Arena sind die Cafés am Boulevard des Arènes von wartenden Gästen besetzt, darunter sonnengebräunte Gestalten vom Lande in dunkeln Gewändern. An dem Thore, wo die Ueberführung der Thiere in ihre Zellen stattgefunden hat, sieht man die bunten Kostüme der Spanier. Durch das Gedränge ertönt der Ruf der Zeitungs- und Kartenverkäufer; Sonnenschirme und Fächer mit den Bildern der Matadore werden für wenige Francs angeboten und ein Schutz gegen die glühenden Strahlen der Sonne wird nöthig sein. Abtheilungen Artillerie beziehen ihre Posten. Das Gitterthor wird geöffnet und durch dunkle Gänge gelangt man über die gewaltigen Steinstufen, kletternd und springend, in die oberste Sitzreihe; der riesige Bau mit seinen zerklüfteten Steinmassen, die sich nach und nach mit bunten Mengen von Zuschauern decken, liegen vor dem staunenden Auge. Sich gegenüber auf dem obersten umlaufenden Rande, der Attika, die einst die Stangen für ein weites Sonnendach zu tragen hatte, sieht man mit dem Fernglas deutlich Wachtposten ihren langsamen Rundgang halten, unter der Mütze den weißen Sonnenschutz, den Säbel gezogen. Da entsteht in meiner nächsten Nähe eine Bewegung, zwei Frauen, in der Vorahnung des Entsetzlichen, was sie erwartet, erklären ihrer Begleitung, daß sie lieber gehen möchten. Und obgleich man sich über ihre Furcht lustig macht, sind sie entschlossen, aller Hindernisse ungeachtet den Rückzug anzutreten, und beginnen den lebensgefährlichen Abstieg durch die dichten Schaaren der Zuschauer. Doch auch die Ansichten des Kenners, der das Schauspiel gewissermaßen mit dem Kitzel des Gourmands erwartet, kann man da hören; auch die Einwände gegen die Gegner des Kampfes, die darauf hinausgehen, daß beide Theile gleich scharfe Waffen und volle Kampfesfreiheit haben. Leider zeigte ein Beispiel, wie scharf die Hörner schnitten. Einer der Stiere, der gar keine Lust zur Fehde zeigte, wohl ahnend, was ihm bevorstand, strebte immer wieder dem Ausgang zu, bis er schließlich, durch alle Weise zur Wuth gereizt, den Kampf aufnahm, der dem Matador verhängnißvoll wurde. Dieser hatte schon zehnmal seinen Stoß nach dem Rückgrat versucht; einige Male war der Degen stecken geblieben ohne den Lebensquell zu berühren, und man hatte Noth, dem wüthenden Thiere die Waffe zu entreißen. Beide kämpften verzweifelt, bis der Matador in zu großer Nähe der Schranken einem unvorhergesehenen Stoß des Thieres nicht mehr ausweichen und ohne einen Schrei des Schmerzes nur noch mühsam dem Ausgang zueilen konnte. Das Horn hatte secundenlang in dem Schenkel des Gegners gewühlt und Rache genommen für all das Blut seiner Kameraden, das den Sand schon färbte. Es war ein Anblick, bei dem den Tausenden der Athem stockte. Während man vorher geschrien und gepfiffen hatte, lag es wie Beklemmung über den weiten Räumen. Das Römerthum mit seinen Gladiatorenkämpfen schien wieder da zu sein. Man eilte den Ausgängen zu; wohl Mancher voll widerstreitender Gefühle. Der prunkvolle Beginn des Schauspieles mit der Huldigung vor der Estrade des Präsidenten, der Ueberreichung des Schlüssels zum Behälter der Stiere, dem zierlichen Wurf der kostbaren Mäntel auf der Estrade war eine sonderbare Einleitung zu dieser blutigen Scene; doch hatte man auch Bilder gesehen, die das Auge des Künstlers begeistern mußten, freilich nicht immer dieselben, die von der Menge mit Geschrei und einem Hagel von Hüten, Stöcken, Cigarren u. s. w. begleitet waren. — Doch auch unschuldigere Zerstreuungen bietet die schöne Stadt,

die sich einst rühmte, die Heimath der edelsten römischen Kaiser, der Antonine, zu sein. Am Abend die Spaziergänge auf der Esplanade, auf der man auch den Klängen eines Militärconcertes lauschen kann, und Niemand wird, um ein vollständiges Bild dieser alten einst mit vollem römischen Bürgerrecht ausgerüsteten Stadt und ihrer Bedeutung in dieser Zeit zu erhalten, versäumen dürfen, dem Pont du Gard, der Ueberführung der alten römischen Wasserleitung für Nemausus über das Thal des Gardon, einen Besuch abzustatten. Die Wässer des Euri und Airan mußten über das ziemlich weite und tiefe Thal des Gard(on) geleitet werden, wozu sich eine Brücke von 49 Meter Höhe an der tiefsten Stelle nöthig machte. Man führte dazu drei Reihen Bogen über einander auf, deren Größenverhältnisse und Gesammtbild dem der Göltzschthalbrücke bei Netzschkau im Vogtland ähnlich sind. Das Wasser hatte seinen Sammelpunkt im Castellum divisorium in der Stadt, einem großen Bassin, von wo es in Canälen und Röhren der Stadt zugeführt wurde. Von der Eisenbahnstation P. du Gard kommend hat man bald den Blick auf das gewaltige Baudenkmal. Man nimmt am besten seinen Weg von der Höhe der linken Thalwand durch den Leitungscanal selbst, in welchem man wenig geneigt dahinschreiten und dann und wann, wo eine Steinplatte losgebrochen ist, einen Blick in die Tiefe werfen kann. Stromab liegt links eine Mühle an einem Wehr, rechts in Bäumen versteckt ein Gasthaus. — Die Steine des vielleicht meterbreiten Canals sind sorgsam an einander gefügt und mit Cement verdichtet; das Wasser, das jahrhundertelang an ihnen hingeflossen ist, hat eine dicke kalkhaltige Schicht hinterlassen, die spätere Zeiten als Baustein benutzt haben. So soll eine Kirche der Nachbarschaft ganz aus diesem Stein gebaut sein. Man kann den Weg noch eine ganze Strecke in der Leitung im Lande fortsetzen. Wildes Gestrüpp und Steingerölle machen die Wanderung aber höchst beschwerlich. Die steilen Thalwände, an denen man zum Thal hinabsteigt, sind nur mit der niederen Stechpalme bedeckt, in denen große Heuschrecken ihre Riesensprünge machen, rothe und blaue, und zur französischen Tricolore fehlten nur noch die weißen. — Erst in der Neuzeit hat man, wie eine Inschrift lehrt, auf der Höhe der unteren 6 Pfeiler eine Brücke zum Verkehr über den Fluß erbaut (pontem addidit Occitania anno MDCCXLV). Wer Verlangen nach ländlicher Stille hat, findet einen Ruheplatz an einem der alten Römerpfeiler stromauf. Dort hört man den Fisch aus kühler Fluth in den Sonnenschein springen und sieht den Eisvogel in raschem Fluge sein Jagdrevier durchfliegen.

Von den durch römische Alterthümer ausgezeichneten Orten der Provence ist neben St. Remy, einige Kilometer östlich von Tarascon, mit seinem kleinen Triumphbogen und einem Mausoleum besonders Orange zu nennen. Diesem Städtchen stand im Hochsommer 1897 ein besonderes Fest bevor, das Fest der Cigaliers und Felibres, der Anhänger provençalischer Dichtung und Sprache, das Felix Faure durch seine Gegenwart auszeichnen wollte. Die Feststimmung schien die Stadt zu einem summenden Bienenschwarm zu machen. Im Cours St. Martin flattern und schweben im Grün der Platanen Tausende winziger bunter Fähnchen; lange Reihen von Schaubuden preisen mit Geschrei und großen Bildern ihre Waare an: Thierbude, Riesendame, Schaukel und Carroussel, Guckkasten auf die Scenen im Mildthätigkeitsbazar und beim letzten Eisenbahnunglück. Auch im alten Theater herrscht emsige Thätigkeit; da gilt es noch allerhand an den hölzernen Sitzreihen, die sich im Halbkreis hinaufziehen und im Blau des Himmels enden, und an der Bühne zu schaffen. Das Theater, welches man gern von Marc Aurel, dem Adoptivsohn des aus Nemausus stammenden Antoninus, eingeweiht sein läßt, ist von dem zu Arles durch seine Lage verschieden, ähnlich dem Dionysostheater in Athen, welches sich wie dieses an den Berg anlehnt. Die Sitzreihen, auf denen 10000 Personen Platz finden konnten, haben dadurch einen natürlichen Stützpunkt; auf der Höhe des Berges liegt die zerfallene Burg der Fürsten von Orange. Von da oben erblickt man tief unter sich die Orchestra, dahinter das Proscenium oder Pulpitum mit seinen beiden aus der Hauptscenenmauer hervorspringenden massigen Pfeilern, welche diesen Haupttheil der Scene von den beiden Postscenien rechts und links trennen. Die marmornen Platten der Scene, auf denen einst die Personen des antiken Theaters dahinschritten, aller figürliche Schmuck, den griechische Kunst in reichem Maße an der riesigen Scenenwand angebracht hatte, der Säulengang, der einst um die oberste Sitzreihe herumlief und, wie die vorspringenden Steine der äußeren Scenenmauer, das Schattendach (Velarium) getragen haben mag, sind verschwunden; und nicht nur, wie man festgestellt hat, barbarische Hände plündernder Völkerhorden haben das Zerstörungswerk getrieben, sondern die Burgherren auf der Höhe haben den Bau als vorgeschobenes Festungswerk benutzt. Jetzt wird für die Scene ein Brettergerüst hergerichtet, wobei man Feigen- und Granatenbaum, die hier im geschützten sonnigen Versteck ihre Blätterpracht haben ungestört entfalten können, schonend wie alle Einwanderer, die längst das Bürgerrecht erworben haben, behandelt, und mit Recht, denn ihr Blattwerk giebt dem altersgrauen, durch allerhand Oeffnungen nnd Nischen unterbrochenen wüsten Gemäuer einen farbigen, frischen Ton. Erst seit dem Jahre 1850 hat man in richtiger Werthschätzung des Baues, der mit den alten Theatern von Rom und Athen wetteifert, demselben volle Aufmerksamkeit zugewandt und jetzt angefangen, die Sitzreihen wieder in Stein aufzuführen. König Oedipus und Antigone mit Monnet-Sully und anderen hervorragenden Vertretern der französischen Bühne haben erkennen lassen, welche Wirkung der freie Himmel, der blau sich wölbt und mit Sternen schmückt, für die Darstellung jener ergreifenden Scenen hat. Und am Abend des 2. August sollte die Weihe dieses Nationaltheaters ihren Abschluß durch Aufführung der Erinnyen von Leconte de Lisle (mit Massenet'scher Musik) im Beisein des Präsidenten erhalten. — Zwar gab es noch Zutrittskarten, doch der Zudrang der sich stoßenden, mit Ellbogen und Fäusten kämpfenden Menge war s… wüst, daß ich mit vielen Hunderten vorzog, zu warten; Man… schwebten die Schreckensbilder von Paris vor den Augen. Ob… auf den Berghöhen hatten Abtheilungen Artillerie Beobachtungs- und Sicherheitsposten bezogen und schon am Nachmittag den Zugang außerhalb der Sitzreihen gesperrt; mit keinem Schritt durfte man die Berglehne erklimmen, obgleich man zeitweise von der nachstoßenden Menge hinaufgedrängt wurde. Man wartete, hörte die brausenden Hochrufe auf den Präsidenten, die Klänge der Marseillaise; elektrische Bogenlampen warfen auch auf die Zurückgebliebenen ihr grelles Licht; da hieß es: das Theater ist geschlossen und Hunderte mußten enttäuscht abziehen. — Seinen Einzug in die Stadt und in die alte Provincia hielt der Präsident, der den Rhodanus hinabgefahren war, durch den Triumphbogen, das Cäsarenthor, vorauf Kürassiere, Felix Faure nachlässig im Wagen lehnend, zu seinen Seiten einige Minister in schwarzer Kleidung, ohne irgendwelche Decoration wie er, darauf wieder Kürassiere. Eine tausendköpfige Menge empfing ihn mit brausenden Rufen, dann wurde der Platz um das alte schlichte Denkmal des jungen römischen Kaiserthums leer. Es gehört, was seinen reichen bildlichen Schmuck anlangt, zu den besterhaltenen. An den von Säulen und Pfeilern und Gebälk umgrenzten Feldern sowie auf dem Fries der Attika, die sich über dem Giebel des Haupteinganges erhebt, sind Kämpfe, Waffen, Schiffstheile und Opfergeräth dargestellt. — Hier nehmen wir Abschied von dem sonnigen, sanges- und sagenreichen Lande der Prov… um im Thale des Rhodanus Lyon, durch die Thäler des Ju… Genf, Basel zu erreichen und durch den Schwarzwald in d… Heimath zu eilen.

Bücherbesprechung.

— Thomas a Kempis, sein Leben und seine Schriften, vornehmlich die „Nachfolge Christi“, von Dr. P. Paulsen in Mölln. Leipzig, Verlag von E. Ungleich. 58 S., 8°., brosch. 0,80 ℳ. — Obwohl Thomas a Kempis noch ganz auf dem Boden der römischen Kirche steht, und wir Evangelischen wenig Grund haben, ihn zu den Unseren zu zählen, so ist er doch als Erbauungsschriftsteller so classisch oder, mit dem Hrn. Verfasser des vorstehenden Büchleins zu reden, ein solcher „Ewigkeitsmensch“, daß innerlich gerichtete Seelen aller Confessionen ihn stets mit großem Segen lesen werden. Der Hr. Verfasser spricht zunächst kurz über die Bedeutung der „Nachfolge Christi“ und legt darauf das Leben und die Grundgedanken des Thomas a Kempis unter Heranziehung fein ausgewählter Proben dar, vergl. besonders das schöne Gebet über die Trübsal S. 25. Den Schluß bildet eine gute Kritik der Lehren des Thomas a Kempis. Die Schrift ist wohl geeignet zur Einführung in dessen Schriften und setzt keinerlei besonderen theologischen Fachkenntnisse voraus.

R. W.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 142. Sonnabend, den 10. December, Abends. 1898.

Mount Lowe in Californien.

Seit Wochen haben wir hier fast täglich einmal von unseren Fenstern der 1. Etage durch die Marschallnielrosengewinde hinübergeschaut nach den Jahrtausende alten Bergesriesen der Sierra Madre-Gruppe. Bald sahen wir die tiefen Furchen in ihrem Antlitz nachtbeschattet, bald sonnenbestrahlt im Frührothschein und goldenen Abendschimmer. Oft erblickten wir sie in ihrem bläulichen Dämmerungsgewande und sahen zu, wie die Nebel gezogen kamen und sie bedeckten mit ihren Tarnkappen. Wenn des Morgens dann die verschleierten Nachtgespenster allmälig davonzogen, da erschien der frischgefallene Schnee auf der wettergebräunten Brust der Alten wie der Bart des Lithonus herabwallend in silberglänzendem Weiß — und so thronten sie über uns diese hehren Helden der Natur heilig, ernst und unbeweglich, göttergleich in ihrer Majestät! — Endlich erschien die langersehnte Stunde, da wir uns ihrem Thronhimmel nähern durften. Die astronomische Gesellschaft von Los-Angeles, an deren Spitze Professor Swist steht, lud uns ein zur Bergpartie auf den Mount Lowe. Nachdem wir dreimal elektrische Straßenbahnen auf dem Wege von Los-Angeles gewechselt hatten, erreichten wir das köstlich üppige Thal von Altadena, eine wahre Schloßregion, woselbst sich eine Residenz immer prächtiger als die andere erhebt, bis zu ihren Dächern von Rosen und fremdländischen Blumengewinden förmlich überwuchert. Bei Benutzung einer andern vierten car führt uns die elektrische Bahnlinie 2¼ Meilen lang aufwärts zu dem köstlichen „Rubio-Cañon“, von welcher Höhe wir zuerst den Stillen Ocean erblicken. Schon hier beginnt der Reiz einer wahrhaft märchenhaft schönen Naturscenerie. Zwischen dem dunklen Felsengestein sieht man unzählige Bächlein sich herniederschlängeln, wie feine Silberfäden im Sonnenschein glitzernd. Noch morgentaubeperlt erglänzen im Diamantenstrahl die Grashalme auf grünenden Hügeln. Zur Manneshöhe erheben sich die Blätterarme der mächtig großen Farnkräuter. Im Blüthenzweig der duftenden Bäume zwitschern und singen die buntgefiederten californischen Sangesvirtuosen ihre jubelnden Frühlingsweisen! Geheimnißvoll raschelt's unter dem blumigen Teppich der Natur, Eidechsen lugen neugierig darunter hervor, muntere squirrels, eine Art Eichhörnchen, hier in graues Pelzgewand gekleidet, machen einen Augenblick Halt, sehen uns mit den listigen braunen Aeuglein an und husch! fort sind sie! Wie die Wellen eines goldenen Sees schaukeln die unzähligen Massen der dicht neben einander wachsenden goldig schimmernden poppies auf langen Reihen von Feldern auf und nieder und dazwischen erhebt sich wie eine hohe Altarkerze die weißblühende „Yucca“, the candlestick of our Lord (der Leuchter des Herrn) genannt. Hunderte von Schmetterlingen, so groß und bunt und fein gezeichnet, wie wir sie nirgends ähnlich fanden, nippen aus den Honigkelchen üppigster Blumenpracht und schwärmen umher in den Gefilden eines Märchenreiches. Ueber verborgenen Nischen breitet wie zum Schutze das große herrliche Kaffeefarnkraut seine Blätterarme aus und unter seinem Dunkel schmiegt sich das feenhafte „maiden hair“-Gewinde und wie ein hörbarer Herzschlag der Natur ertönt geheimnißvolles Waldesrauschen aus der Nähe! Umgeben von all' dieser Naturschöne erreichen wir den „Rubio Pavilion“, eine Art großer Tirolerhütte, Rastplatz für alle Diejenigen, die herumzustreifen gedenken im Rubio-Cañon. In Front der Hütte steht die sogenannte „White-Chariot“, der in dreitheiliger Terrassenform gebaute weiße Wagen der am großartigsten angelegten Bergdrahtseilbahn der Welt. Ein geheimes Gruseln durchzieht Einen, wenn man aufwärts blickt zu der ungeheuren Steile dieser Drahtseilbahn. Prof. T. S. C. Lowe, der Erbauer derselben, wird mit Recht als einer der größten Männer dieses Jahrhunderts bezeichnet, als ein Ingenieur, der durch Legung dieser Drahtseilbahn eines der bedeutendsten Ingenieurprobleme bemeisterte. Als ein begeisterter Naturfreund hat er mit wirklich künstlerischer Auffassung verstanden, den ganzen Schienenweg auf den Mount Lowe so zu legen, daß sich dem Bergbesucher bei jeder neuen Curvenwendung ein anderes großartiges Naturpanorama aufthut. Die erste directe Linie vom Rubio Pavilion aus erstreckt sich 2200 Fuß über dem Meeresspiegel zum Gipfel des sogenannten Echo Mountain 3500 Fuß hoch. Der directe Aufstieg beträgt 1400 Fuß. Der Grat beginnt mit 60%; nachdem die Weichstelle passirt worden ist, erreicht er für eine ziemliche Strecke 62%. Dann macht die Linie zwei Krümmungen, eine zu 58% und nahe des Gipfels eine zu 48%. Unter 62% ist ein Aufstieg von je 62 Fuß pro 100 Fuß zu verstehen. Diese Beschreibung giebt eine Idee von der enormen Steilheit. Die fahrenden Wagen selbst sind permanent an ein endloses Drahtseil befestigt und werden so balancirt, daß sie sich während des Auf- und Abstieges in einer automatischen Weichstelle genau in der Mitte begegnen. Sie sind so gebaut, daß die Passagiere sich immer auf dem Ebenen zu bewegen glauben, trotz aller Steilheit der Bahn. Die Bahn ist völlig sicher, darauf geprüft, ein Gewicht von 100 Tonnen auszuhalten. Da unter keinen Umständen die besetzten Wagen mehr als 5 Tonnen wiegen können, so ist die absolute Sicherheit in die Augen springend. Die Bewegung während der Fahrt ist eine so sanfte und dabei doch so schnelle, daß man glaubt auf Adlersschwingen in den Lüften zur Bergeshöhe emporgetragen zu werden. Die Aussicht, welche man während dieses Aufstieges genießt, wird alle 5 Minuten großartiger. Kein Mund blieb stumm, selbst der sonst so kaltblütige Amerikaner brach in Ausrufe des Entzückens aus. Gleich zu Anfang passirte wir den sogenannten „Granit Gorge“, einen ungeheuer großen Felseneinschnitt, woselbst die Arbeiter während des Baues untergebracht wurden, wie man uns berichtete. Ehe wir den zweiten Rastort des Mount Lowe erreichten, überfuhren wir die berühmte Macpherson Trestle, eine 200 Fuß hohe Brücke, 100 Fuß höher am einen Ende als am andern, woran 8 Monate gearbeitet wurde. Von hier aus genießt man einen unbeschreiblich köstlichen Blick auf das San Gabriel Valley, der sich immer reizvoller, immer erhabener gestaltet, bis bei Ankunft auf der Veranda des Echo Mountain-Hotels sich die ganze imposante californische Scenerie in ihrer vollen Glorie entfaltet. Wie aber beschreiben, diesen Blick auf diese gigantische Weltbühne, die uns ein Feenreich nach dem andern aufthut, nachdem sich wie auf einer Wagnerbühne ein Nebelvorhang nach dem anderen aufgerollt hat! Den Blick über uns gerichtet, steht wie ein Wache haltender Berggeist Mount Lowe im Glühlicht der Mittagssonne und schaut herab auf die kleineren um ihn versammelten Genossen. Zu ihren Füßen erstrecken sich zwischen grünenden Hügeln unzählige Städte und Dörfer, deren bunte bemalte Häuser wie kleine Pfefferkuchenhäuschen aus der Ferne erscheinen. Dort in der Nähe des Stillen Oceans, der wie ein goldumrahmter Spiegel purpurn strahlt, erhebt sich das Kloster San Diego,*) die älteste spanische Missionsstätte Californiens. Hier und da zieht ein Dampfer einen Silberstreif nach sich in der purpurnen Meeresgluth, wie Nußschalen im großen Wasserbassin schaukeln die Boote an der Küste, und von den Kirchthürmen der Inseln schimmern die goldenen Kreuze. Wie eine Göttinnengestalt lagert in ihrer üppigen Schönheit und Fülle malerisch ausgestreckt Pasadena**) zu Füßen des Bergriesen Mount Lowe. Wie Kinderspielzeug scheinen die langen Reihen der Orangenbäume der Obstgärten symmetrisch aufgestellt und die Tausende von goldig-

*) Kloster San Diego erbaut von Franziskaner-Mönchen 1769.
**) Pasadena, Stadt bei Los Angeles.

gelben Früchten blitzen zwischen dem dunklen Grün hindurch, als wollten sie vom Schlaraffenlande Kunde geben. Rosenbekränzt und epheuumwoben stehen da drunten die menschlichen Wohnstätten und auf die Stirn der Landschaft ist der Immortellenkranz nimmer welkenden Frühlings gedrückt. Einer Meilen weit ausgesteckten Teppich-Ausstellung zu vergleichen präsentiren sich uns die abgetheilten großen und kleinen Flächen der blühenden Felder und Wiesen und dazwischen funkeln, wie regenbogenfarbene Glasscheiben, Teiche und kleine Seen. Den Blick der Sierra Madre wieder zugewandt, werden wir einen riesigen Sphinx gewahr, auf halber Bergeshöhe in Fels gehauen, nicht weit davon steht ein steinverwitterter alter indischer Götze. Dicht dabei ist eine Art Löwengrube, worinnen ein Fuchs, ein Reh, ein „badger" und mehrere „coons" friedlich bei einander wohnen. Einem Berglöwen wie den, der vor $3\frac{1}{2}$ Monaten aus der San Bernardino-Bergwelt nach Pasadena heruntergestiefelt gekommen war und nach ein paar Tagen Jagd erlegt wurde, sind wir aber leider nicht begegnet. — Nach einem vortrefflichen „Lunch" in dem prächtig mit allem Comfort der Neuzeit ausgestatteten 116 Fuß langen Hotel „Echo Mountain House" treten wir, unter einem langhallenden Echo, durch einen Kanonenschuß verursacht, unsere Weiterreise mit der Drahtseilbahn an. Und nun geht's mitten hinein in die großartigste wildromantische Bergwelt, die wir je gesehen haben! Je höher wir emporsteigen, desto großartiger entfaltet sie sich in ihrer überwältigenden Pracht und Erhabenheit. Wie auf einer Spiralfeder windet sich die Bahn ziemlich bis zum Gipfel um den „Mount Lowe" herum. In die Ausrufe höchster Bewunderung für die aufs Neue wiederkehrenden fesselnden Ueberraschungen, die die göttliche Natur uns darbietet, mischen sich die Staunens- und Loberhebungen über das geniale Meisterwerk der Bahnlinie. Oft führt uns der Weg an Abgründen vorüber, die steil über 4- bis 5000 Fuß abfallen. Die knorrigen Wurzelfüße ausgestreckt, stehen, wie zum Sprung ausschreitend, auf schwindelndem Bergesabhang, die Giganten aus dem Baumgeschlechte, ihre ausgestreckten Astarme dicht mit Moos bekleidet und der ganze riesenhafte Baumkörper bis hinauf zur Wipfelkrone von nimmerwelkendem Epheu umschlungen. Hier ist noch der Urgroßvater vom Enkel der jüngsten Generation nicht geschieden! Da wiegt er sein epheugekröntes Haupt hin und her, als stünde er in Verwunderung über den Anblick der Jetztzeit und es klingt, als wolle sein geheimnißvolles Rauschen uns Urwaldgeschichten erzählen. — In unendlicher Tiefe breitet sich vor unseren Blicken ein immer größer werdendes Panorama aus, dessen einzelne Punkte wir mit bloßen Augen erkennen können, da die Atmosphäre eine unbeschreiblich klare, durchsichtige ist. Je höher wir emporsteigen, desto größere Abwechselung bietet uns der üppige Reichthum der Natur. Oft fahren wir durch nur einige Meter von einander getrennte, hohe, steile Bergwände hindurch, oft durch Wälder von manneshohen Farnkräutern, oft an Blüthensträuchern und Bäumen vorüber, wie durch einen blühenden Obstgarten, der im Frühlingsschmucke steht. Wie schwindelnde Stege erscheinen in der Ferne die eisernen Brücken, welche wir zu passiren haben. Eine unter denselben scheint wohl einzig dazustehen in der Welt der Brücken. Sie ist über ein cañon gespannt und formt in der That einen completen Cirkel. Von hier aus hat man eine über alle Maßen grandiose Fernsicht auf die Catalina-Inseln im Stillen Ocean und die Canalinsel von Santa Barbara und unzählige Ortschaften in der Umgebung, während die höchsten Peaks der Sierras bis in den Himmel zu reichen scheinen. Zuweilen aber ist man so von Bergen eingeschlossen, daß man vollständig abgeschlossen zu sein scheint und von dem Gefühl beherrscht wird, als befinde man sich in einem riesenhaften Berggefängniß, dessen undurchdringliche Felswände nirgends einen Ausweg frei gelassen haben. Hier ist die Erhabenheit der Natur so überwältigend, die öde Einsamkeit so schauerlich, daß man unfähig ist ein Wort zu sprechen. Kein Laut war vernehmbar, nur die Augen, die zu fragen schienen: „Wo ist hier ein Ausweg zu finden?" blickten zur Höhe empor an den tausendjährigen Felsgebilden einer Urzeit. Es war, als habe ein Zauberbann sich gelöst, der auf den Lippen der Naturfreunde gelegen, als Ausrufe begeisterten Entzückens laut wurden bei der Einfahrt in den sogenannten „garden of Gods" (Göttergarten). Hoch oben in einer Höhe von 5000 Fuß ein Garten der Natur von solcher Blüthenpracht, wie man sich den Paradiesesgarten nicht herrlicher vorstellen kann! In einer Atmosphäre von Blüthenduft und Sonnenschein machte unsre „White Chariot" Halt vor dem sogenannten „Alpine Club House" 5000 Fuß über dem Meeresspiegel. Dieses Haus ist eine Art großer Tirolerhütte aus Holz gebaut, welche mitten im Walde liegt. Sie hat eine große Gaststube mit einem Kamin von 12 Fuß Länge und sieben Fuß Höhe, in welchem ein lustiges Feuerchen loderte und gemüthlich knisterte. Vor demselben nahmen sofort die Reisenden auf den behaglichen Schaukelstühlen Platz und einige streckten sich aus auf den Chaiselongues in den anstoßenden geöffneten Parterreräumen. Wir lasen die Inschrift, welche in altenglischen Lettern in der Art wie unsere altdeutschen Verse auf der Wartburg über dem Kamin in bunten Farben glänzte. Sie lautet: „Ye Ornament Of A House Is Ye Guest Who Doth Frequent It!" (Der Schmuck des Hauses ist der Gast, welcher es besucht.) — Zu unserer Freude entdeckten wir hier das erste Mal in den Vereinigten Staaten Postkarten mit Ansichten, die wir, trotz allen Forschens, in keinem von uns bereisten Staate der Union finden konnten. Nachdem wir ein wenig Umschau gehalten hatten, schickten wir uns an, zu dem obersten Gipfel des Berges von einer Höhe von 6300 Fuß emporzukommen. „Zu Fuße wollen Sie hinauf?" fragte man uns mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens. Ja, wir hatten die größte Mühe, so davon zu kommen, denn die wartenden Führer mit ihren Pferden und die Kutscher mit ihren viersitzigen Carossen boten alle Ueberredungskraft auf, uns zu überzeugen, doch lieber die kostbaren menschlichen Fortbewegungsorgane und Schusters Rappen zu schonen. Und wohlweislich ist der Fahr- und Reitweg Fußgängern nicht gestattet zu betreten. Der Weg empor zum Gipfel ist durchaus nicht beschwerlich, man muß ihn sich allerdings zum Theil selbst durch dichtes Gestrüpp hindurch bahnen, auch giebt es in Californien keinen Tiroler Alpenverein, der Wegweiser baut oder die Baumstämme mit rothen Kreuzen versieht. In den Vereinigten Staaten heißt es überall auf Reisen: „selber ist der Mann, (help your self), ganz besonders ist dies in Californien der Fall. Man hat bei diesem Aufstieg nirgends über Steingeröll oder Blöcke zu klettern, sondern man sinkt nur bei jedem Schritte in tiefen, ganz zu feinem Sandstaub gewordenen Erdboden. Leider war die Mühe unserer Gipfelbesteigung völlig umsonst. Als wir oben angekommen, aus des Waldes Dickicht heraustraten, schwebten die bösen Bergkobolde bereits in ihren langen Nebelnachtgewändern um Se. Majestät „Mount Lowe" herum und uns war's zu Muthe, als vernähmen wir von allen Seiten ein höhnisches Kichern! — Wenn der geneigte Leser aber ein bißchen Phantasie besitzt, mag er sich wie der Gipfelbesteiger das Panorama, das man von da oben aus haben kann bei klarem Wetter, nach dem vorher Beschriebenen selbst noch, vervollständigt, ausmalen. Eicheln haben wir uns auf unserm Wege gesammelt, die wenigstens vier Mal größer als die unsrigen daheim sind, und unser Herbarium mit manch' interessanter Blume bereichert. — Nach dem „Alpine Tavern" zurückgekehrt, nahm uns unsre „White Chariot" wieder auf und nun ging's wie auf Adlers Schwingen hinab durch die Nebel nach dem „Echo Mountain Hotel". Von hier aus ward uns der ganze Weg und die ganze Landschaft rings umher erhellt durch das berühmte Great World's Fair Searchlight" von Chicago. Es dient seit der Chicagoer Ausstellung dieses Strahlen werfende elektrische Licht den Beleuchtungszwecken der „Mount Lowe"-Drahtseilbahn, 3500 Fuß über dem Meeresspiegel. Seine Strahlen können 150 engl. Meilen am Stillen Ocean gesehen werden und in einer Entfernung von 35 engl. Meilen kann man noch den Kleindruck amerikanischer Tageblätter lesen und das will viel heißen! Es hat 3 000 000 Wachslichtstrahlengewalt, steht auf einer hölzernen Basis und ist in Achteckform erbaut, welche einen Diameter von 8 Fuß hat. Das Searchlight selbst steht 11 Fuß hoch. Sein Totalgewicht ist 6000 engl. Pfd., doch ist es so ausgezeichnet balancirt, daß ein Kind es nach jeder Richtung hin bewegen kann. Die reflectirenden Linsen sind $3\frac{1}{4}$ Zoll dick am Rande und nur $\frac{1}{16}$ Zoll dick in der Mitte und wiegen 800 engl. Pfd. Der Metallring, in welchem die Linsen liegen, wiegt 750 engl. Pfd. Das Gesammtgewicht der Linsen, des Ringes und der Bedeckung beträgt 1600 engl. Pfd. — Wenn Feuchtigkeit in der Atmosphäre herrscht und Veränderung im Windlaufe, entdeckt das Licht, nach aufwärts gerichtet, die Richtungen, nach welchen der Wind die Wolken treibt, und indem es diese Sachlage offenbart, unterstützt es jene Ursache dieser Veränderungen. Das Licht geht hervor aus der berühmten Sternwarte des Prof. Swift, von welcher dieser Director ist. Die Sternwarte steht einige hundert Schritte entfernt vom Echo Mountain Hotel. In derselben befindet sich ein 16 Zoll Equatorial-Teleskop. Seit

dem 15. Juni zeigte uns dasselbe den größten bisher gesehenen Stern Arcturus in seinem hellgelbleuchtenden Lichte. Es ist derselbe Stern, dessen im Buche Hiob 38, 32 Erwähnung gethan wird, welchen Hiob vor 4000 Jahren erblickte über den Ebenen von Shinowly. Sein Licht, wenn es 11178000 Ml. in einer Minute reiste, würde 160 Jahre brauchen, uns zu erreichen. Sein Durchmesser ist ungefähr 90000000 Ml. weit. Seine Ausdehnung ist so groß, daß er den Raum zwischen Erde und Sonne ausfüllen würde. Könnte ein Expreßzug beständig Tag und Nacht alle 24 Stunden 500 Ml. zurücklegen, so würde er mehr als ½ Million Jahre brauchen, den Stern einmal zu umkreisen oder 100 Mal mehr Jahre, seit verflossen sind nach Adam's Erschaffung. Arcturus ist ungefähr 100 Mal größer als unsere Sonne, die 871000 Ml. im Durchmesser hat. Seine Größe zu begreifen, geht fast über menschliches Verstehen und doch ist es blos einer unter den vielen Millionen von Weltenkörpern, welche Gottes Güte in der Unendlichkeit seines Raumes für uns Menschenkinder leuchten läßt! Der sternenbesäete Nachthimmel, hier oben von Mount Lowe betrachtet, ist über alle Maßen großartig und schön und wir haben noch nirgends anderswo die Himmelslichter in solcher Größe, solcher Pracht erstrahlen und Diamanten gleich funkeln sehen. — Interessant auf Mount Lowe ist noch die Besichtigung des großen Maschinenwerkes der Drahtseilbahn, doch würde es zu viel Raum kosten, auch hiervon eine Beschreibung zu geben. Erwähnenswerth sind noch jene „Waldlustschlösser", aus Segeltuch aufgebaute Zelte, deren sich viele in der Waldeseinsamkeit auf dem Gipfel des „Mount Lowe" befinden. Sie gehören jenen bedauernswerthen leidenden Erdenprinzen an, deren einziger, sie noch glücklich machender Reichthum die „Hoffnung" ist! — Einen der herrlichsten Naturgenüsse welche man von Mount Lowe aus haben kann, ist der, plötzlich den sogenannten „Phantous Sea" zu erblicken. Es geschieht dies, wenn sich eine lang gestreckte Nebelwolke auf das San Gabriel Thal lagert. Dieser Nebel erhebt sich niemals höher als 3000 Fuß über den Meeresspiegel und wenn man sich auf dem Echo Mountain Hotel 3500 Fuß befindet, so erscheint er genau wie ein See. Die Städte der Ebenen sind ganz und gar mit diesem schneeweißen Nebeltuche überdeckt. Darunter herrscht düstres Dunkel; darüber scheint das glitzernde Sonnenlicht eine große ruhige Seefläche zu bestrahlen, plötzlich aber wird man gewahr, als geschähe ein Tosen der Wellen (es geschieht diese Erscheinung immer Morgens zwischen 8 und 9 Uhr) so lange bis die Macht der Sonnengluth die schäumende, wogende Wassermenge zu durchbrechen versucht, und dabei fliegen die fantastischsten und mysteriösesten Nebelgebilde empor zu höheren Regionen und der Fantasie ist bei solchem Anblick ein unendlich weiter Spielraum geboten. Die Entstehung dieses Seegebildes geschieht durch das Aufsteigen der Ausdünstungsatmosphäre des Stillen Oceans. — In der in unmittelbarer Nähe des Mount Lowe in Pasadena gelegenen Residenz des Prof. Lowe, einem Königspalaste zu vergleichen, verlebten wir eine der genußreichsten Zeiten unseres Aufenthaltes in Californien. Die weite Zimmerflucht einer ganzen Etage umfaßte das große Alterthums- und Völkermuseum der Frau Prof. Lowe, welche seit 43 Jahren für diesen Privatbesitz aus allen Erdtheilen die Antiquitäten und Kostbarkeiten selbst gesammelt hat. Das Museum ist auf 250000 Doll. geschätzt. — In der Bibliothek befindet sich eine Sammlung von 1030 verschiedenen Körben, welche zum größten Theil ihre eigene Geschichte haben, besonders interessant sind die Geflechte aus Alaska. Jeder Gegenstand ist mit Namen, Land- und Zeitetiquette versehen, Alles in musterhafter Ordnung, geschmackvoll arrangirt und meistentheils unter Verschluß und Glas und Rahmen. Einzelheiten zu schildern, verbietet leider Zeit und Raum. Es sei nur so viel gesagt, daß man nach Besichtigung dieses Museums glaubt, eine gründliche Forschungsreise auf allen nur erdenklichen Gebieten über die ganze Erde gemacht zu haben. Von allen Originalen aber, die wir hier zu sehen bekamen, war das große Originalgemälde der Statue „Mount Lowe", vom Strahlenglanz der untergehenden Sonne beleuchtet, das unvergeßlichste!

M. L.

Bücherbesprechungen.

— Das sächsische Burzenland. Zur Honterusfeier herausgegeben über Beschluß der Kronstädter evang. Bezirkskirchenversammlung A. B. Erster Theil. Kronstadt 1898. In Commission bei H. Zeidner. (280 Seiten, Preis des ganzen Werkes 8,50 ℳ) — Welch' treffliches Buch! Die Geschichte eines deutschen Volksstammes führt es uns in seinem ersten Theile lebendig vor die Augen, kein Blendwerk nach magyarischem Muster, denn die Herren in Pest streuen dem Ausland gar zu gerne Sand in die Augen, um ihre Nation vor den „Barbaren" als die geschichtlich große hinzustellen, sie „machen" sich ihre Geschichte kraft eines eigenen Erfindertalents, das selbst auf dem Schulkatheder prächtige Früchte zeitigt. Hat doch ein Pester Gymnasiallehrer sogar einmal seinen staunenden Schülern die große Kunde übermittelt, daß es die ungarische Nation allein zu Stande gebracht habe, den ersten Napoleon siegreich zu schlagen. Unser sächsisches Buch kennt solche Geschichtslügen nicht. Es trägt auch gar nicht mit dicken Farben auf, sondern in einfacher, schlichter Weise, ganz im Sinne des größten siebenbürgisch-sächsischen Geschichtschreibers, des evangelischen Bischofs G. D. Teutsch, ganz dem schlichten, graden, deutschen Wesen des siebenbürgischen Sachsenvolkes entsprechend, erzählt es uns schlicht, gerade und ehrlich deutsch von dem Leben und Weben unserer Stammesbrüder. Aber gerade die Schlichtheit spricht so überaus ergreifend zum Herzen des Lesers. Mit Bewunderung erfüllt uns das Jahrhunderte lange muthvolle Ringen dieses Volkes um seine heiligsten Güter! Wahrhaftig, dieses Volk ist seiner großen Söhne und namentlich des größten, des herrlichen Honterus wohl werth! Wie groß, wie vorbildlich leuchtend steht es in seiner Treue zu seinen angestammten Fürsten, die es so oft doch durch Jahrhunderte in bitterster Noth mit hohlen Phrasen abspeisten, wie wunderbar erscheint es in der Unerschütterlichkeit seines Glaubens und Vertrauens! Gott hat dieses Volk sehr lieb, denn er hat es hart gezüchtigt von jeher bis auf den heutigen Tag, aber er hat ihm auch immer und immer wieder die Kraft verliehen, auszuharren, mannhaft zu kämpfen und im Kampfe zu bestehen. Das ist's, was das Buch uns trefflich im Eingang schildert. Dem der Geschichte des Sachsenlandes fern Stehenden wäre der Quellennachweis gewiß ein willkommener Fingerzeig. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir unter den benutzten Werken in erster Linie folgende angeben: G. D. Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen; von demselben Verfasser „Ueber Honterus und Kronstadt zu seiner Zeit"; „Zum Krieg J Zapolya's gegen Ferdinand von Oesterreich"; J. Hintz, Natur- und Culturbilder aus dem Burzenland; H. Neugeboren, Kronstädter Miscellen; G. M. G. v. Herrmann, Das alte und neue Kronstadt, Fr. Teutsch, Unsere Burgen u. a. Da wir hoffen und wünschen, daß das treffliche Buch im deutschen Haus Eingang findet, glauben wir mit diesen Angaben den Lesern eine willkommene Ergänzung zu bieten. Der zweite und dritte Abschnitt des vorliegenden ersten Theiles führen uns in das specifisch siebenbürgisch-sächsische Innerleben. Die Schilderungen der alten Kirchenburgen ist eine lebendige Illustration zu dem ersten, reinhistorischen Abschnitt, die Darlegungen aus dem kirchlichen Leben erschließen uns die siebenbürgisch-sächsische Volksseele, die Gott so erhalten möge, wie er sie bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der überaus reiche Bilderschmuck ist eine hochwillkommene Beigabe. Störend machen sich namentlich im ersten Abschnitt nur die Merkmale eines unschönen Deutsch geltend. Man wird z. B. nicht mit etwas entbunden (S. 38), sondern von etwas; auch wurde man nicht in, sondern auf Pfähle gezogen (S. 54); des und dem Generalen klingt uns ebenfalls fremd (S. 50 und 67), auch über das Wort „grundbücherlich" (S. 75) stolpert die „reichsdeutsche Zunge", während dem reichsdeutschen Ohr der Genitiv des Jahrhundertes (S. 92 ff.) nicht so gut klingen will als des Jahrhunderts. Wohl nur Druckfehler sind die Worte „unterbracht" statt untergebracht (S. 111) und das „bedeckte" statt gedeckte Jahresbedürfniß (S. 117). Doch das sind Aeußerlichkeiten, die dem hohen Werthe des Werkes keinen, auch nicht den geringsten Abbruch thun. Mit Spannung darf man auf den zweiten Theil warten, welcher vom Schulwesen und Volksleben, von der Gemeinde und vom wirthschaftlichen Leben der Siebenbürger Burzenländer handeln wird, uns also Haus, Hof und Familie öffnen soll. Die Ausstattung ist eine reiche und schöne, des geistigen Inhalts würdige.

Siegfr. Moltke.

— „Jugend“, Münchner illustrirte Wochenschrift für Kunst und Leben. Herausgeber: Georg Hirth in München, Redaction: Fritz v. Ostini. Wöchentlich ein Heft, Preis vierteljährlich 3 ℳ, die einzelne Nummer 30 ₰. — Wir haben hin und wieder gelegentlich die „Jugend“ erwähnt als eines der Blätter, die den schrankenlosen „modernen“ Geist in Kunst und Literatur vertreten. Daß wir für diese Richtung wenig übrig haben, das haben wir immer klar und deutlich ausgesprochen. So viel geben wir ja gerne zu, daß in der „Jugend“ nicht die Gemeinheit Selbstzweck ist, wie bei dem „Simplicissimus“. Sie gewährt eben allen nach Anerkennung ringenden Richtungen der Kunst, auch der kecksten und ausgelassen tollsten, einen freien Tummelplatz. Daß dabei manches Gute herauskommt, bestreiten wir nicht. Auch wollen wir uns in Beziehung auf die illustrativen Leistungen gern bescheiden, daß wir zu sehr befangen sind in den Ansichten einer, wie es scheint, überwundenen Zeit, als daß wir den Künstlern der „Jugend“ völlig gerecht zu werden vermöchten. Indessen daran halten wir auch unbedingt fest: Vieles von dem Inhalte der „Jugend“ ist nicht blos witzlos und fade, sondern es fehlt auch an wirklichen Rohheiten nicht. Die Redaction des Blattes übersendet uns jetzt ein Reclameheftchen, das in einer Auswahl von Illustrationen und literarischen Kleinigkeiten ein Bild des Wollens und Strebens der „Jugend“ geben soll und außerdem eine große Anzahl lobender Besprechungen enthält. Mag sie sich des Beifalls freuen, den sie findet! Aber einstimmen können wir nicht! Eine Zeitung, der die Pflege des monarchischen Sinnes allezeit als eine ihrer wichtigsten Aufgaben erschienen ist, würde ihr eigenes Wesen aufgeben, wenn sie ein Blatt empfehlen wollte, das einen Beitrag wie die geistlose und platte Humoreske „Neues von Serenissimus“ (S. 5) für geeignet hält, sich Freunde zu erwerben. R. B.

— Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsässischen Humanisten. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschthums und der politischen Ideen im Reichslande. Von Dr. Joseph Knepper (= Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludwig Pastor. I. Band, 2. und 3. Heft). Freiburg im Breisgau, Herder, 1898. XV, 207 S. Preis: 2,60 ℳ — Zu den Stich- und Schlagwörtern, die in den letzten Jahren von den Einen begierig aufgegriffen und gern gebraucht, von den Andern hartnäckig bekämpft und widerlegt worden sind, gehört das von der Inferiorität der katholischen Wissenschaft. Nun leidet es wohl keinen Zweifel, daß, soweit solche Disciplinen in Frage kommen, deren Vorbedingung volle Lehrfreiheit ist, der Vorwurf seine tiefe Berechtigung hat; vide Hermann Schell! Auf der andern Seite aber würde man der katholischen Wissenschaft schwer Unrecht thun, wollte man auch ihr in den Fächern, denen kein kirchlicher Zwang Hemmschuhe anlegt, die Ebenbürtigkeit absprechen. Und noch ein zweites Manko glaubt man in ultraprotestantischen Kreisen der katholischen Wissenschaft anhängen zu dürfen: den Mangel nationaler Gesinnung. Auch dieser Tadel ist, verallgemeinert gebraucht, durchaus unberechtigt. Daß er trotzdem immer wieder vorgebracht wird, liegt meines Erachtens daran, daß die Früchte der süddeutschen katholischen Forschung, die in den historischen Seminaren von München, Freiburg und Innsbruck gezeitigt worden sind, noch viel zu wenig Allgemeingut des gebildeten Deutschlands haben werden können. Daß Majunke, der „Freund der Wahrheit“, die albernsten Märchen über Luther's Lebensende immer wieder von Neuem auftischt, das weiß man auch bei uns, und es wird mit Vorliebe immer wieder von Neuem gebrandmarkt; daß diesen selben Majunke aber der dem Herausgeber der „Erläuterungen und Ergänzungen“ zu der (gewöhnlich in Bausch und Bogen verlästerten) Geschichte des deutschen Volkes von Janssen nahestehende Katholik Dr. N. Paulus am allerschlagendsten gezüchtigt hat, diese Kenntniß wird man bei unseren Gebildeten selten antreffen. Und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß man von den besonders aus Professor Grauert's Seminar hervorgegangenen Arbeiten, die meist der Geschichte der deutschen Kaiserzeit und des deutschen Kaisergedankens (vgl. Kampers' außerordentlich werthvolles Buch über unsere Kaisersage!) gewidmet sind, bei uns noch recht wenig weiß. Auf manche Leute wirkt schon der Name Ludwig Pastor oder die Notiz: Herder's Verlag, wie ein rothes Tuch:

'Nemo magis curat regni defendere honorem,
Sed privata magis commoda cuique placent.'

Das muß anders werden! Und daß dies geschehe, dazu kann zu seinem Theile das vorliegende Buch (dessen schwieriger Satz den vorsichtig calculirenden Verleger nicht zu einer Ueberschreitung des nach meiner Ansicht allein angemessenen Einheitssatzes von 20 ₰ für den Druckbogen verführt hat) mithelfen. Mit gutem Gewissen empfehle ich sein Studium allen Denen, die für das im alten Reiche verwirklichte Ideal noch etwas wie Mitgefühl im Busen hegen und etwas Verständniß dafür übrig haben. Ein warmer, zum Herzen sprechender Ton weht durch das Ganze hindurch. Mag nun von Jakob Wimpheling, Thomas Wolf und Hieronymus Gebwiler oder von dem bisher nur ungenügend gewürdigten Sebastian Brant, von Beatus Rhenanus und Jakob Spiegel die Rede sein, mag sich der sehr belesene Verfasser in allgemeinen Erörterungen über Kaiseridee, Kaiserthum und Weltherrschaft ergehen: überall lernen wir in Knepper einen für das Deutschthum und seine Machtstellung kampfbereit eintretenden Patrioten kennen, der den ihr Vaterland auch im Niedergange treu liebenden Straßburger Humanisten von 1500 congenial ist. Und man mag über jene Zeiten, wo die Wirklichkeit in vielen Dingen dem Kaisertraum so rücksichtslos ins Gesicht schlug, denken, wie man will: leugnen wird man nicht können, daß ihr nationaler Gehalt bedeutend war. Mit einer Stelle aus einem Brant'schen Gedichte, das die Lösung der Türkenfrage freilich auf ganz andere Weise erhofft, als sie heutzutage versucht wird, will ich schließen; der darin redend Vorgeführte ist der Sultan selbst:

„Könnte ich doch entrinnen den Waffen des furchtbaren Gegners!
Doch ich kann nicht entfliehn, da mein Geschick es nicht will.
Sei mir zum wenigsten denn vergönnt die Gnade der Taufe,
Sei mir beschieden das Glück, Christi Bekenner zu sein!
Dann ertrag ich es leicht, daß in solchem Kampf ich besiegt ward,
Daß mich gefangen hält Max, edel als König und Mensch,
Der die gesammten Herrscher der Welt überstrahlet an Ehre,
Den noch Niemand erreicht, Niemand je gleichkommen wird!“

Ht.

— Das Aluminium. Von Richard Köhler. Zweite vermehrte Auflage. Verlag der Schnuphase'schen Hofbuchhandlung (Max Lippold) in Altenburg. Preis 1 ℳ 60 ₰. — Es ist kein Zweifel, daß das Aluminiummetall nicht blos die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen und technischen Kreise, sondern auch des großen Publicums auf sich zu lenken verstanden hat. Seine Fabrikation hat seit ihren ersten Anfängen große Wandlungen durchgemacht; seine Jahreserzeugung ist von 3000 (im J. 1880) auf 6 500 000 kg (im J. 1898) gestiegen, sein Preis von 1600 ℳ (im J. 1852) auf 2¼ ℳ (im J. 1898) heruntergegangen. Solche Sprünge in der Entwickelung einer Fabrikation lassen eine spannende Schilderung ihres bewegten Lebenslaufes erwarten und machen auch die Laienwelt neugierig, zu erfahren, wie es um das Verhalten des merkwürdigen Aluminiummetalls, um seine thatsächliche und zukünftige Verwendung in den Gewerben und Industrien steht. Das kleine Buch Köhler's beantwortet prompt alle auf die Darstellung, Eigenschaften, Verwendbarkeit und Verwendung des Aluminiums bezüglichen Fragen und kann sich sogar auf eigene Untersuchungen des Verf. stützen, durfte also vor fünf Jahren einer günstigen Aufnahme sicher sein und hat sie nach Verdienst auch gefunden, wie schon das Erscheinen der jetzigen zweiten Auflage beweist. Was nicht nach Jedermanns Geschmack sein wird, ist die wörtliche Wiedergabe der Abhandlung eines Conversationslexicons über die Neuhausener Darstellungsmethode des Aluminiums (S. 20 u. 21). Bisher wenigstens haben die technischen Schriftsteller es vermieden, den aus der Fachliteratur zusammengetragenen Inhalt eines Conversationslexions als Quelle zu benutzen und zu citiren, und wenn man nicht gerade die Absicht hat, die Welt umzukehren, so wird es gut sein, wenn auch fürderhin an dem alten, wohlbegründeten Princip festgehalten wird. Noch weniger können wir uns dafür begeistern, daß wortgetreue Berichte aus Localblättern über öffentliche Vorträge in technischen Broschüren Aufnahme finden. Wiederum aus guten Gründen gelten solche der Geschwindschrift entstammte Berichte in der Gelehrtenwelt nicht als hoffähig. Zum Mindesten sollten sie zuvor einer Ueberarbeitung unterworfen und von den obligaten, aber durch die Besonderheit der Verhältnisse entschuldbaren Druckfehler der Localpresse gereinigt werden, damit man nicht wie in dem Reporterbericht auf Seite 66 und 67 dieser Broschüre von einem stark karbolhaltigen Manganmetall zu hören bekommt.

Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 143. Dienstag, den 13. December, Abends. 1898.

Erinnerungen an Ottilie Wildermuth.

(Mit 10 Briefen von ihrer Hand.)

Von Gebhard Zernin.

Ottilie Wildermuth ist ein Name, der tief in die Herzen der deutschen Frauen und Jungfrauen eingegraben ist. Freilich hat sie schon mehr als zwei Jahrzehnte ihre irdische Wallfahrt beendet — sie starb, erst 60jährig, am 12. Juli 1877 in Tübingen —, allein die Spuren ihrer Wirksamkeit sind heute noch deutlich erkennbar und werden es noch lange bleiben. Denn wie es in der Bibel heißt: „ihre Werke folgen ihnen nach!" so werden auch die zahlreich hinterlassenen Schriften der schwäbischen Schriftstellerin und Dichterin ihr reiches Gemüth, ihren frischen lebhaften Geist, gottesgläubigen Sinn, munteren Mutterwitz und echten Humor noch lange Jahre dem großen Kreise ihrer Leserinnen gegenwärtig halten. Gerade was sie als Jugendschriftstellerin veröffentlicht hat, muß als gesunde und echtzuträgliche Lesekost bezeichnet und gerühmt werden; ihren weiteren, besonders für deutsche Frauen bestimmten Schriften geht zwar größere Tiefe ab, jedoch entschädigen sie dafür in hohem Grade durch ihre natürliche Frische und stets ungezwungene Darstellung, welchen guten Eigenschaften sich oft ein echt schwäbischer Humor zugesellt. Diese Eigenschaften machten sie schon zur Zeit ihres ersten öffentlichen Auftretens zur Lieblingsschriftstellerin der heranwachsenden deutschen Mädchenwelt, der Backfische und selbst vieler Blaustrümpfe; möge sie diese bevorzugte Stellung noch lange bei der heutigen und späteren Generation einnehmen, denn eine bessere wüßten wir vorläufig — Alles in Allem genommen — nicht an ihren Platz zu stellen! — Von ihren Schriften sind ihre „gesammelten Werke" in einer illustrirten Ausgabe von 10 Bänden in Stuttgart im Druck erschienen. Mit dieser reichen Thätigkeit war Ottilie Wildermuth aber nicht zufrieden: sie entwickelte außerdem noch eine bedeutende Fruchtbarkeit als Mitarbeiterin an verschiedenen deutschen Familienblättern und Zeitschriften, besonders dem Stuttgarter Morgenblatt, dann dem durch Dr. Robert König begründeten Daheim, den von Dr. Edmund Hoefer und Wilhelm Hackländer ins Leben gerufenen Hausblättern, dem von Pfarrer Emil Ohley herausgegebenen Pastoralblatt: Mancherlei Gaben und ein Geist u. A. m., für letzteres sandte sie „Dichtungen" ein.

Sehr gehaltvoll sind ihre Briefe. Ottilie Wildermuth liebte es, in ihren Begleitbriefen zu ihren literarischen Einsendungen den Redactionen der von ihr bevorzugten Blätter gegenüber sich offen und mehrfach sehr ausführlich über die sie bewegenden Fragen der Gegenwart auszusprechen. Mehrere dieser Briefe sind uns erhalten geblieben. Sie zeigen die Schreiberin von ganz liebenswürdiger Seite: stets bescheiden und anspruchslos, lernbedürftig und gern lernend, dabei aber oft von fester, unbeugsamer Gesinnung in dem, was sie einmal für echt und recht, besonders weiblich und sittig erkannt hatte. Sie gehörte keineswegs zur Zahl derjenigen, welche stolz auf ihre ersten Leistungen und die diesen zu Theil gewordene reiche Anerkennung von vornherein von der Vorzüglichkeit ihrer neuen Arbeit fest überzeugt sind und keinen Tadel oder Vorschlag zu Veränderungen oder Verbesserungen annehmen wollen. Stets prüfte sie in ruhiger Weise, ob sie nicht nach eigenem Ausdruck „vermessen aus ihrem Kreise herausgetreten" sei, und suchte aus den Vorschlägen anderer Leute, deren Urtheil sie schätzte, Vortheil für sich zu ziehen. Doch am besten ist es, wir lassen die Schriftstellerin jetzt selbst sprechen und geben in dem Nachstehenden den Wortlaut einiger Briefe wieder, die sie an einige Redactionen geschrieben hatte. 1) Brief an Dr. Edmund Hoefer, Mitherausgeber der Hausblätter in Stuttgart. Die Hausblätter waren mehrere Jahre ein sehr beliebtes und verbreitetes Familienblatt, doch hörten sie zu erscheinen auf, als der Geschmack des Lesepublicums sich mehr solchen Zeitschriften zuwandte, welche durch Abbildungen Freunde zu erwerben verstanden. Der erste Wildermuth'sche Brief ist vom 16. September 1854 datirt und lautet wie folgt*): „Verehrter Herr! Für den übersandten Prospect und für das ehrende Vertrauen, das Sie in Ihrer Bitte um Mitwirkung zu Ihrem Plane ausdrücken, sage ich Ihnen und Herrn Hackländer verbindlichen Dank. Der Plan gefällt mir sehr wohl und umfaßt so ganz das Gebiet, auf dem sich alle meine kleinen Leistungen bis jetzt bewegten, daß ein Antheil daran recht lockend für mich wäre. Aber es ist gewiß nicht die Sucht, mich »rar zu machen«, wie wir Schwaben sagen, wenn ich bis jetzt noch kein bestimmtes Versprechen darüber geben kann. Sie, die Sie Ihre ganze Kraft und Zeit — soviel ich wenigstens weiß — dem Dienste der Musen weihen, haben wohl kaum einen Begriff von den endlosen, zahllosen, mannigfachen Unterbrechungen, unter denen die schriftstellerischen Versuche einer Frau entstehen, um die 3 Kinder herumstürmen, von denen jedes ist wie 6. Verhüte Gott, daß ich darüber klage und in den Fall jenes Pfarrers komme, dessen schöne Nelken der Prälat bewunderte, und der ihm erwiderte: »Ist nichts rar's; ja, wenn mir das Predigen und G'rümpelarbeit nicht so viel Zeit wegnähmen, so wollt' ich wohl schöne ziehen!« — Nun also, Sie werden mit mir einverstanden sein, daß es schlimm gethan wäre, wenn ich fremde Familienkreise erheitern wollte und meinen eigenen verwahrlosen, dann habe ich Herrn Krabbe ein Buch versprochen; dann halte ich auch nicht für recht, vom Morgenblatt**) ganz abzufallen, so lange es meine Beiträge wünscht, das meine ersten Versuche zu meiner eigenen Verwunderung gedruckt und mich zu weiteren ermuthigt hat. Trotz all' dieser Schwierigkeiten will ich aber gern versuchen, wenn es mir möglich wird, Ihnen einen Beitrag zu senden, nur versprechen kann ich nichts. Das unüberwindliche Hinderniß liegt aber eben am Ende in mir selbst. Die Zeiten sind vorüber, wo beim leisesten Schnitt dem jungen Bäumchen der Saft in Fülle entquillt; — muß man einmal pressen, um etwas zu erhalten, so ist auch die Zeit nahe, wo die Frucht ausgepreßt sein wird. Doch, wie gesagt, fließt von den letzten Tropfen noch etwas ab, das der Mittheilung werth ist, so will ich womöglich mit Ihnen theilen. Indem ich für Ihre Mittheilung und Ihr Vertrauen nochmals danke, empfehle ich mich Ihnen und Herrn Hackländer. Hochachtungsvoll O. W." — Der zweite Brief ist 4 Monate später vom 10. Januar 1855 datirt und lautet: „Verehrter Herr! Es thut mir herzlich leid, daß Sie mit meiner Geschichte so viel Mühe haben, und ich sage Ihnen freundlichen Dank für Ihr gütiges Urtheil und Ihren ausführlichen Rath darüber. Ich habe mich auch an die Revision gemacht, sehe aber, wie ich fertig bin, zu meinem Schrecken, daß nicht mehr als ein Halbbogen ausgefallen ist. Ich habe den zweiten und dritten Brief in einen gezogen, konnte aber nicht dazu kommen, im ersten etwas zu streichen. Es ist gewiß nicht Eitelkeit oder Eigensinn. Aber es war just eben diese Schilderung eines Mädchenkopfes und Mädchenherzens, mit seinem Durcheinander von angelernten Kenntnissen und Unkenntnissen des

*) Ein Theil dieser Briefe ist, so viel uns bekannt, in der Schwäbischen Chronik zu Stuttgart im Jahre 1888 veröffentlicht und wohl kaum über die Grenzen von Württemberg bekannt geworden.

**) Dieses Wochenblatt erschien damals im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und wurde von Prof. Hermann Hauff (dem älteren damals noch lebenden Bruder von Wilhelm Hauff) redigirt.

Lebens, von Gott und Welt, von edlen Gefühlen und hohen Vorsätzen neben unbewußtem Egoismus und Pflichtvergessen, von schwärmerischem Entsagen und überquellendem Freundschaftsdrang und kindischer Lust an Unbedeutendem, auf das ich's abgesehen hatte, und ich ließ nicht gern einen Zug davon fallen, weil mir doch schien, die folgenden Briefe, die allmälig Enttäuschung und dann Klarheit in das Chaos bringen, wären nicht recht erklärt ohne den Anfang, lang und breit, wie er ist. Aber ein drittes Auge sieht da klarer, und wenn es Ihnen nicht zu mühsam ist, so gebe ich Ihnen herzlich gern Vollmacht, zu streichen, was Ihnen zu viel erscheint, und werde Ihnen dafür dankbar sein. Es thäte mir wirklich Leid, wenn der Anfang Widerwillen gegen meine Fanny erweckte, die gewiß im Ganzen ein gutes Kind ist, aus demselben Stoff, aus dem der liebe Gott und das Leben schon manche treue Hausfrau und gute Mutter gebildet. Also will ich Ihnen unbeschränkte Rechte über mein Kind einräumen, ich weiß schon, daß Sie's nicht zu ungnädig machen werden. Wir hoffen, daß uns der Beginn der bessern Jahreszeit Ihren lang verheißenen Besuch bringt, indeß sage ich Ihnen und Herrn Hackländer meine achtungsvolle Empfehlung. O. W." — Der dritte Brief trägt das Datum: Tübingen, 20. März und lautet: „Verehrter Herr! Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie noch mit Arrangirung meiner Geschichte hatten, und für Ihr freundliches Urtheil darüber; es soll mich herzlich freuen, wenn es von der Leserwelt nur mit halb so viel Freundlichkeit und Nachsicht angesehen wird. Manchmal denke ich, ein großer Theil des Publicums wird die Ironie nicht als solche ansehen und meinen, die schwungvollen Citate sollen eigentlich schön sein und seien ernstlich gemeint, — kann's nicht ändern. Ich freue mich sehr an den bisher erschienenen Blättern des Journals, besonders an Ihrer Erzählung (ohne eine Retourchaise zu machen), aber warum lassen Sie alles so traurig enden? Es geht mir fast wie der guten seligen Frau Schubert, die, als sie ihren ersten Roman liest, den Autor auf's rührendste beschwört, er soll doch die Emilie mit ihrem Liebsten zusammenbringen, er sei ja sonst so ein gutherziger Mensch! Schlagen Sie auch einmal die helle Seite Ihrer Erinnerungen auf! Gegen eine Mitarbeiterin hatte ich, ich gestehe es, ein bedeutendes Vorurtheil und fürchtete, das Blatt werde nicht farblos, aber etwas zu vielfarbig, ohne harmonischen Grundton mit so gar verschiedenartigen Ansichten der Mitwirkenden; die Erzählung ist aber sehr, sehr hübsch und lebendig erzählt, — wo die Verfasserin hinaus will, weiß ich noch nicht, da wir das Blatt in Gesellschaft lesen, so bekomme ich es ziemlich spät. . . Mit achtungsvoller Empfehlung O. W." — Der vierte Brief kam ein Jahr später. Er ist datirt Tübingen, 14. Febr. 1856, und lautet: „Der verehrlichen Redaction übersende ich hier die langversprochene Geschichte. Ich habe mich daran müde gelesen und durchgesehen und gefeilt:

›Ich habe meine Pflicht gethan,
Großinquisitor, thut die Eurige!‹

Der Umfang, den sie fast gegen meinen Willen und zu meiner eigenen Ueberraschung erreicht hat, macht mich fast so schüchtern wie vor Zeiten meinen Bruder seine lateinischen Verse, in denen er so furchtbar war, daß ihm bei strenger Strafe ein bestimmtes Maß vorgeschrieben wurde vom Präceptor. Man wüßte zwar immer erstaunlich viel zu sagen über seine eigenen Kinder, aber man wird den Leuten erstaunlich langweilig damit, darum will ich mich auf das Nöthigste beschränken. 1) Finden Sie die Geschichte überhaupt zu groß, oder sonst nicht passend, so versteht sich von selbst, daß ich sie von Herzen gern zurücknehme. Ich will dann meiner Muse die besten Worte geben, daß sie mir eine kürzere und hellere Gabe bescheert, wonach mich's selbst verlangt. Nur bitte ich in diesem Falle um baldige Nachricht. 2) Wenn sie verwendet werden soll, so halte ich nicht für unmöglich, sie da und dort zu verkürzen; ich selbst wäre das aber, in der nächsten Zeit wenigstens, nicht im Stande und will Ihnen carte blanche geben, Ihres natürlichen Mitleids mit dem armen Kindlein versichert, dem Sie nicht zu viel thun werden. Sollten Sie bedeutendere Abkürzungen für nöthig halten, so bitte ich Sie, mir das Manuscript zurückzulegen. So! Nun sei das Weitere Gott befohlen. Mit freundschaftlicher Hochachtung O. W." — Schon nach 11 Tagen kam der folgende fünfte Brief: „Tübingen, 25. Febr. 1856. Verehrter Herr! Es ist mir ein rechter Stein vom Herzen, seit ich weiß, daß Ihnen die Geschichte gefällt. Nicht wegen ihrer Unterbringung — Sie verstehen mich da wohl —, aber weil mir gegen den Schluß alles Urtheil und alle Freude an meinen eigenen Werken ausgeht. Man spricht viel von der Freude des eigenen Schaffens, aber es ist auch zu Zeiten eine rechte Pein, zu fühlen, was man gewollt, und zu sehen, was man gekonnt —; ist dann später die Idee verbleicht, so gewinnt der Abdruck wieder an Werth. Ich erhalte all meine Sachen wieder aus der Hand des Publicums zurück und bin deshalb abhängiger von Lob und Tadel, als gut ist —, nicht aus Eitelkeit, wie ich glaube, aber aus Verzagtheit an meiner Berechtigung überhaupt, und das hat bei einer Frau eben mehr zu bedeuten, die doch wissen muß, ob sie nicht vermessen aus ihrem Kreise getreten ist. . . . Und nun werden Sie emsig mit dem Ausbau Ihres Nestchens beschäftigt sein.*) Ich wünsche Ihnen gute Tage und hellen Muth dazu, und einen recht sonnenwarmen Vorfrühling, um Ihre Braut heimzuholen! Kommen Sie vorher nicht noch einmal hierher, oder wollen Sie uns später Ihre junge Frau bringen? Sie sollen uns jederzeit gleich willkommen sein, und der ganze Schatz meiner häuslichen Erfahrung soll ihr zu Diensten stehen. Es darf Ihnen aber nicht bange werden, ich weiß wohl, daß die Männer gern die einzigen Berather ihrer Frau sein wollen. Mit meiner und meines Mannes herzlicher Empfehlung O. W." — Der sechste Brief kam ein Jahr später mit dem Datum des 18. Febr. und hat folgenden Wortlaut: „Verehrter Freund! Sie werden fast erschrecken über eine gar so prompte Antwort, Sie dürfen aber nicht fürchten, es liege ein Anspruch auf gleich rasche Erwiderung darin, — ich weiß gar wohl, was für ein Gewissen oder vielmehr kein Gewissen die Männer beim Briefschreiben haben. Bei mir ist es alte Erfahrung, daß ich einen Brief gleich beantworten muß, wenn er ordentlich beantwortet werden soll; ich hatte schon lange den Wunsch, Sie einmal wieder sprechen zu können, und für die nächste Zeit steht das Riesengebirge einer großen Wäsche vor mir, das mich dann zu nichts kommen läßt. Für Ihre Theilnahme an unserem Leid danke ich Ihnen herzlich; ich glaube, daß Sie es wohl verstehen, was gerade darin auch Schmerzliches liegt, daß so ein Kindlein noch gar kein Plätzchen auf der Erde leer gelassen hat, daß mit der Wiege jede Spur von ihm geschwunden ist, so daß ich sein Bildchen eigentlich mit Aengstlichkeit festhalten muß, um es nicht ganz zu verlieren. Freilich ist es ja nicht das einzige, das ich verloren, und ich freue mich dankbar des Reichthums, den mir Gott gelassen; aber das Kleinste bleibt eben doch das liebste, und ich kenne nun schon so gut die Herrlichkeit und Lieblichkeit, die in der ersten Entfaltung liegt. . . Warum ich Ihnen noch nichts für die Hausblätter geschickt? Ja, einfach darum, weil ich Ihnen etwas Gutes schicken möchte, damit Sie mir nicht wieder vorwerfen, ich habe Sie verkürzt. Ich habe eine Erzählung geschrieben, aber vor meiner ersten Instanz: meinem Mann, meiner Mutter und meinem Bruder, denen ich meine Sachen zuerst vorlese, ist sie nicht ganz preiswürdig erfunden worden, und ich beabsichtige, sie noch umzuschaffen, was immer ein hartes Stück Arbeit ist. Sollte Ihnen daran liegen, bald etwas zu haben, so will ich sie Ihnen wenigstens zur Einsicht schicken, im anderen Falle trage ich mich längst mit einem Plan für die Hausblätter, den ich zunächst ausführen will, wenn ich Zeit finde. Ihre Melusine habe ich mit vieler Freude und gespanntem Interesse bis zum Schluß gelesen. Gerade für die Einfachheit der Handlung bin ich Ihnen besonders dankbar; es läßt sich so viel ruhiger und klarer dem psychologischen Gang einer Geschichte folgen, als wenn man sich mit eingeschachtelten Erfindungen und Verwickelungen plagen muß. Auch daß sie romantisch ist, thut mir wohl; je mehr ich selbst beim Schreiben von einem gewissen: Wahrscheinlichkeitstrieb möcht' ich's heißen, geplagt bin, der mir nicht gestattet, der Phantasie auch einmal so recht die Zügel schießen zu lassen, desto lieber folge ich ihrem Zug bei Andern, — auch die Trennung der Gräfin, so unmöglich zumal von den Kindern sie scheint, lasse ich mir noch gefallen, Alles, nur nicht die Veranlassung dazu von ihrer Seite. Ein solcher — ich kann's nicht anders sagen — gemeiner Hochmuth wäre bei einer gewöhnlichen Frau sehr natürlich; auch wir, die wir uns zu den besseren zählen, sind nicht ganz frei davon in der Praxis, wenn auch vielleicht in der Theorie, aber ein so feines, liebliches Wesen, so ganz im Odem der Liebe lebend, die unmöglich den Makel ihrer Geburt einen Augenblick

*) Dr. Hoefer verheirathete sich kurze Zeit darauf mit seiner Braut, einem Fräulein Rodbertus, und ließ sich dauernd in Stuttgart nieder. Er gehörte damals noch zu der interessanten Tischgesellschaft, welche in der ersten Stuttgarter Gesellschaft „Museum" ihr Mittagsmahl einzunehmen pflegte und welcher u. A. auch der Componist Anton Rubinstein, der Schauspieler Röthling angehörten. In den letzten Jahren seines Lebens siedelte Dr. Hoefer nach Cannstatt über und starb dort am 23. Mai 1882.

vergessen konnte, die als feinfühlende Frau nothwendig wissen mußte, daß ein solcher Makel unlöschbarer ist als die allerniedrigste Geburt — nein, das kann nicht sein, und zum wenigsten muß sie bei der endlichen Lösung und Versöhnung zum demüthigen Erkennen und Bekennen dieses Unrechts kommen, wenn man sich mit ihr selbst versöhnt fühlen soll. Gewiß darf ich mich bei Ihnen nicht über meine Offenheit entschuldigen, ich kann mich wohl irren, gewiß aber werde ich Ihnen jede ähnliche Mittheilung herzlich danken. Es geschieht freilich auch wohl, daß man doch bei seiner eigenen Meinung bleibt, weil man eben auch gewußt hat, was man thut und warum man's thut. So, nun werden Sie für eine Weile genug haben; erwägen Sie meinen Vorschlag und bringen Sie Ihre liebe Frau zu einer Luftkur hierher, wenn Sie gern mit unserer Einfachheit vorlieb nehmen, so sind Sie recht herzlich willkommen; wir würden uns gewiß gut vertragen. O. W. — Ei noch Eins, daß Sie doch auch eine Nachschrift haben. Warum führen Sie ein so heidnisches Siegel, wenn es auch noch so poetisch aussieht? Ich wollte, Sie wären letzte Woche mit mir an einem Sterbebett gewesen, an dem ich einen Tag und eine Nacht lang verweilte; es war das Sterbebett meiner geliebtesten Freundin, die mich verstanden, wie mich Niemand mehr versteht, es ist ein Stück von meinem Herzen und Leben mit ihr gegangen; — aber es war ein Sterbebett so voll von Frieden und Freude, so voll ruhiger, tiefer, inniger Gewißheit des Glaubens, der ruft: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?, daß ich nicht mehr klagen und weinen kann um sie. Und es war keine von den zahmen Frauen, die da nehmen und behalten, was man ihnen eben giebt, — es war ein lebensvoller rastloser Geist, und keine Frau hat vielleicht mehr gedacht, als sie über das, was Andere annehmen ohne zu fragen, aber sie war ein grundwahres und liebeinniges Gemüth und hat einen herrlichen Sieg davongetragen. Lächeln Sie immerhin, daß ich am Schluß noch bringe, was sich mir aufgedrungen, noch eh ich Ihren Brief erbrach. Sie wissen wohl, Frauen können nicht logisch denken und nicht logisch schreiben, zumal wenn sie dazwischen der Wäscherin Brod abwiegen und eingemacht Kalbfleisch zusetzen muß. Nochmals Adieu." — Der siebente Brief folgte ein Jahr später — am 27. Marz 1858 — und lautete: „Verehrter Herr! Hier sende ich der verehrlichen Redaction ein Manuscript. Ob es Ihnen gefällt, weiß ich nicht, und ich bitte herzlich, es mir ja zurückzuschicken, wenn dem nicht so ist; ich hätte es eigentlich ohnehin gern dem Morgenblatt geschickt, weil es weniger gelesen ist und auf den Namen keinen Werth legt. Nicht daß ich mich der Geschichte schämte, oder daß ich fürchten müßte, ein noch Lebendes damit zu beleidigen, aber es ist doch wahrer geworden, als ich gewollt, deshalb hätte ich's viel lieber ohne Namen gedruckt. Ach, ich habe nicht gedacht, als ich zum erstenmal die Feder eintauchte, um, halb im Scherz, die kleine Münze meiner Jugenderinnerungen auszustreuen, daß ich auch noch ans Schatzgeld müßte! Ich bin keine empfindungsreiche Natur, da komme ich mir oft wie der Soldat vor in Hackländer's 4 Königen: überall in der Welt läuft eine Geschichte herum mit einem Stück von meiner Seele, und das ästimiren die Leute nicht: „Gebt uns Unterhaltung! Ihr könnt sie dann hernehmen wo Ihr wollt!" Sie werden am Ende Wunder was meinen von der Geschichte nach einem so langen Vorwort, das müssen sich eben Redacteure gefallen lassen, so gut wie Lehrer, denen man seine Kinder in die Kost giebt, daß man Langes und Breites an sie hinschwatzt über die Kinder, auch wenn gar nichts Besonderes an ihnen ist. Also: Können Sie die Geschichte ohne Namen drucken, so wäre mir's lieb, und ist mir auch lieb, wenn sie nicht so bald gedruckt wird; wollen Sie sie gar nicht, so habe ich ebenfalls nichts dagegen; Sie bekommen dann schon wieder eine andere, nur nicht gleich ... Mit freundlicher Empfehlung auch an Herrn Hackländer. O. W." — Der achte Brief stammt aus dem Jahre 1860 und trägt das Datum des 19. October. Er lautet: „Verehrter Freund! So wage ich doch Sie zu nennen, trotz Ihres »geharnischten« Briefes, den ich aber theilweise durch Unbedachtsamkeit selbst verschuldet habe, denn ich bin mir innerlich bewußt, daß ich gerade mit Ihnen von Vielem wie mit einem Freund mich besprechen möchte über — nun wie soll ich's nennen? — über Berufssachen, weil ich weiß, daß Sie vor Tausenden die Aufgabe, die dem Schriftsteller geworden, mit dem rechten inneren Ernst erfassen. Sie müssen sich jetzt wahrscheinlich einen langen Brief gefallen lassen, wenn er sehr unlogisch wird, so haben Sie Nachsicht, Logik war nie meine Stärke. Was ich zunächst als mein Unrecht einsehe, und was ich Sie freundlich bitte, mir zu verzeihen, das ist: daß ich meine Urtheile über Erzählungen der Hausblätter, unbedacht, wie sie mir eben gerade warm vom Lesen im Sinn lagen, gerade an Krabbe schrieb, weil er eben der einzige Mensch war, mit dem ich im schriftlichen Verkehr stand, der überhaupt die Hausblätter kannte, vielleicht, mir selbst unbewußt, auch aus dem sehr unliebenswürdigen, aber sehr menschlichen Zug, daß man einen Tadel über Dinge oder Personen gerade gern wieder bei Bekannten derselben an Mann bringt. Ich legte diesen flüchtig gefaßten Urtheilen nicht so viel Werth bei, daß ich sie Ihnen direct hätte mittheilen mögen, da ich mir Sie ohnehin immer im Gedränge und überlegt von Zuschriften denken mußte, ich dachte, Sie werden über mein Frauengeschwätz, wenn er es Ihnen mittheilte, lachen und hier und da ein Körnchen Wahrheit darin finden. Daß es Ihnen gerade von da aus unangenehm sein könnte, das habe ich nicht bedacht, und ich bitte Sie nochmals, es mir zu verzeihen. Weiter nun, so schloß ich allerdings, vielleicht mehr aus dem Titel als aus dem Programm der Hausblätter, daß es ein Familienjournal sein soll, bestimmt für den häuslichen Kreis, nicht aber ein moralisches Lesebuch für erwachsene Töchter, aber ein gern gesehener Gast in Häusern, wo Einem nicht viel Lesestoff zu Gebote steht, eine Lectüre, die die Mutter nicht erst ängstlich durchsehen darf, ehe sie es in den Händen der Töchter läßt, etwas, was der junge Bruder der jungen Schwester ohne Bedenken vorlesen darf in der Ferienzeit. In diesem Sinne habe ich das Blatt an einige Familien empfohlen, und was ich seither hier und da darüber äußerte, war häufig auch ein Wiederhall der Beschwerden, die gegen mich ausgesprochen wurden. Nicht daß häufig solche Anstöße vorgekommen wären, ich habe z. B. unter den Hausblättern, die mir im Augenblick zur Hand sind, keins, das ich Ihnen zum Beispiel anführen könnte. Unter den mir wirklich anstößigen war z. B. „Gewonnen und doch verloren" von E. v. Bülow, wenn ich nicht irre, dann eine Geschichte, deren Titel mir jetzt um alle Welt nicht beifällt, die Heldin heißt Gertrud, — es sind, wie gesagt, nicht viele, aber es war mir an den wenigen schon zu viel. Fragt sich nun also, was ist anständig? so ist das allerdings ein weiter Begriff und nicht wohl möglich, sich darüber zu verständigen; ich kenne eine Frau, die schweren Anstoß daran genommen, daß ich in einer meiner Familiengeschichten erwähnt, daß meine Großmutter getanzt, als sie guter Hoffnung war. Es wäre lächerlich, wenn ich eine kindliche Unwissenheit der verschiedenen Verhältnisse und Verirrungen, wie das Leben sie bringt, affectiren wollte. Ich bin auf dem Land in einer Volksschule aufgewachsen, bin das Kind eines Criminalbeamten und war ein leselustiges Mädchen, die sich leider nicht immer an die Controle band und nementlich Criminalgeschichten mit jenem gierigen Interesse verschlang, das mir ein noch unerklärter, dunkler Zug in der Menschennatur ist. So habe ich viel gewußt und erfahren und könnte, wenn ich wollte, manchen Stoff von tief psychologischem Interesse aus jenen Gründen ziehen. Nachtheilig, schädlich, gefährlich für mich selbst habe ich solche Kenntniß des Lebens nicht gefunden, keine Menschensorge kann die junge Blüthe so schützen und bewahren, wie es die Vorsehung selbst thut — aber ich habe sie als ein wahres Unglück, ich möchte sagen, als eine Befleckung empfunden. Damals war mir klar, daß man aus dem Lethe trinken muß, um ein Elysium genießen zu können; o was hätte ich gegeben, um Alles vergessen zu können, was ich Trübes, Unreines und Schlechtes von Menschen wußte; in meiner naiven Unkenntniß mancher Verhältnisse wünschte ich damals nichts so sehnlich als eine Prinzessin zu sein, nur deshalb, weil ich glaubte, die seien gewiß bewahrt vor dem leisesten Hauch des Bösen und Unreinen. Vor solchem Herzeleid, denn das war es in Wahrheit für mich, möchte ich nun gern die junge Seele meiner Kinder bewahren, soweit es ohne Unwahrheit und Unnatur möglich ist; sie bleiben vielleicht nicht reiner durch das Fernhalten, aber glücklicher. Halten Sie es wirklich im Ernste für einen Verlust, wenn die erzählende Poesie gewisse Gebiete ganz ruhen ließe, wenn sie sich wirklich nur das zum Gegenstand machte: »was wahrhaftig ist, was ehrbar, was keusch, was lieblich, was wohllautet?« Daß ich darunter keine Beispiele des Guten verstehe, in denen lauter edelherzige Menschen auftreten, wissen Sie wohl, wahrhaftig wäre das nicht! Warum mir nun die »Frau Venus« nicht gefiel und nicht recht wahr vorkam, das ist nun einmal das Bruchstückartige des Ganzen, das es zu keinem rechten warmen Interesse kommen läßt und den höchst unguten Liebeshandel des Knaben mit der Kokette zum einzigen Mittelpunkt der Geschichte macht, da das noch un-

gutere Verhältniß zu der sentimentalen Frau unerörtert und unabgeschlossen liegen bleibt. Gewiß ist Hackländer's »Tannhäuser« schlüpfriger, einzelne Situationen sind mehr mit Genuß ausgemalt, aber man wird nicht so gedrückt davon, weil noch ein frisches, gesundes Leben daneben besteht, wenn auch nach meinem individuellen Gefühl der Schluß, ein durchaus gesundes, wolkenloses Gattenglück, nach diesem Vorgang nicht denkbar und nicht berechtigt ist, und wenn ich auch selbstverständlich den Vorzug größeren Ernstes und größerer Tiefe bei Ihnen anerkenne. Sie fragen, ob ich nur leichtsinnige, pflichtvergessene Frauen gekannt? O leider ja, mehr als genug, aber in den Augen ihres Geschlechts waren und blieben sie gerichtet und »ein hohes menschliches Interesse«, wie Sie es für Ihre Frau Venus beanspruchen, kann eine Frau erst dann wieder für sie fühlen, wenn sie sich selbst erkannt, die Tiefe ihrer Versunkenheit sehen und nach einer hilfreichen Hand verlangen. Wohl hat unser Schwaben leider Gottes genug solche! Ich sah als junges Mädchen eine solche häusliche Tragödie, wo ein bis dahin nur leichtsinniges, oberflächliches Weib in die Hände eines rücksichtslosen, leidenschaftlichen Mannes fiel, — es war mein erster unmittelbarer Einblick in solche Untiefen des Lebens, es endete mit verzweifelten Sinnen, mit Scheidung; das Weib, einst eine Tochter und Frau gebildeten Standes, starb später als Weib eines Wirths. Sie selbst kennen wohl wie ich die Frau, die einen zwar rohen und unwerthen Gatten und drei Kinder verließ, um eines Knaben willen, — ob sie wirklich einen Platz in der Welt behauptet? Ich kann es nicht bestimmen, Frauen werden es ihr nicht vergessen können. Ich kenne hier eine Frau, unverwelklich schön, gutherzig, wie ich glaube nur leichtsinnig, oberflächlich, kokett, — die Welt hält sie für schuldig, obgleich ihr Mann sie festhält; schön, frisch, blühend und lächelnd verkommt sie doch innerlich unter dem Druck der Verachtung ihres Geschlechts. — Daß sich so das ganze Leben dieser Livia immer wieder um die unnatürliche Liebe zu diesem Knaben drehen soll, daß eine Frau soll sterben können und kein anderer Gedanke an ihre Seele treten, als daß sie das Herz dieses Knaben einmal verloren, — das schien mir nicht recht wahr. Doch das sind individuelle Ansichten und Nebensachen, in der Hauptsache werden wir uns vielleicht nie recht verständigen, ich bescheide mich gern; daß in solchen Dingen der Standpunkt einer Frau vielleicht immer ein beschränkter ist und bleiben muß, gebe ich gern zu. Ich werde so endlos und von so prosaischen Dingen unterbrochen, daß ich fürchte, mein Brief wird immer confuser; lassen Sie uns inzwischen über die trennende Kluft hinüber die Hand bieten. Kommen Sie einmal hierher mit Ihrer lieben Frau! Was hilft's mich, wenn ich bei einem meiner kurzen Besuche in Stuttgart eine kurze Staatsvisite bei Ihnen mache? Da kommt man nie so weit, daß einem auch ordentlich das Herz aufgeht zu einer rechten Besprechung; hier könnten wir viel gemüthlicher beisammen sein. Also nichts für ungut, Sie würden jetzt wohl selbst lächeln, wenn Sie den geharnischten Ton Ihres Briefes nochmals überlesen würden. Lassen Sie mich nur bald ein ordentliches, freundliches Wort hören, ich habe schon als Schulmädchen oft von meinen Kamerädinnen den Vorwurf gehört: »Du kannst eben gar net au truzen!« Schließen Sie am Ende in Gottesnamen mit dem Argument, mit dem mein alter Onkel meine lebhaften Disputationen zur Ruhe zu bringen pflegte: »Siehst Ottilie, du schwätzst, wie du's verstehst!« In aufrichtiger Freudschaft grüßt Sie. O. W." Der neunte und letzte an Dr. Hoefer gerichtete Brief ist datirt Tübingen, 13. April 1862 und lautet: „Verehrter Freund! Daß Sie mir früher nicht geschrieben, hätte Sie gar nicht anfechten dürfen, Sie können ja unmöglich jede Sendung noch extra beantworten. Ich bin nur froh, daß sich der Gesundheitszustand in Ihrem Hause wieder gehoben hat; gewiß giebt es für Briefversäumnisse keinen nachsichtigeren Menschen als mich, ich meine, ein Mann kann gar nicht so wissen, was es heißt: im Gedränge sein als eine Frau, die verschiedenartige Pflichten vereinigen soll. Mein lieber Mann hat zwar von Anfang an die größte Freude an meiner literarischen Thätigkeit gehabt — sonst hätte ich sie ja gar nicht begonnen —, aber jeden fehlenden Rockknopf zeigt er mir doch mit der Miene eines stillen Dulders; dann legen erwachsende Kinder erst wieder ganz andere Pflichten auf als kleine, auch wenn die großen nicht schreien, — dazu Waschen, Putzerei, all das Gesindel von unguten Geschäften, das zu den irdischen Anhängseln des himmelgesandten Frühlings gehört, — ich will gewiß keine Jeremiade schreiben, habe aber schon lange verordnet, daß man auf meinen Grabstein nur die Worte schreibe: »Nun ist sie fertig«. Daß Sie die Geschichte behalten, ist mir insofern lieb, als ich nicht weiß, ob und wie ich wieder zu einer komme. So will ich denn auch einverstanden sein, daß wir dem alten Pärchen nur ein Jahr lassen, um so mehr, als es die Wahrheit ist, für ihre späte Ehe braucht es meinem Gefühl nach keine Versöhnung, meinem sittlichen und ästhetischen Takt wurde es viel schwerer, Leonore's erste Ehre harmonisch aufzufassen und darzustellen, obschon eine solche Ehe eine tausendfach wiederholte Thatsache ist, und obschon mir der Recensent der »literarischen« vorwirft, ich mißverstehe und verletze die heiligen Rechte der Liebe. Für die Mittheilung des Lewald'schen Buches bin ich Ihnen sehr dankbar*), ich habe es wie die früheren Bände mit dem größten Interesse gelesen. Diese klare, maßvolle Darstellung, die — ich kann nicht anders als so glauben — vollkommene Wahrheit, und der scharfe Blick für inneres und äußeres Leben haben für das reifere Alter etwas höchst Anziehendes. Jungen Mädchen würde ich es unter keiner Bedingung in die Hand geben, obschon es nicht den Schatten von etwas Anstößigem enthält; diese kühle, zersetzende Anschauung aller, auch der nächsten und gottgegebenen Verhältnisse hielte ich für eine junge Seele für Gift. Staunenswerth ist mir, wie eine lebende Frau mit solcher Objectivität über sich selbst sprechen kann, aber ich gebe Ihnen da Recht, nur wer so schreiben kann, ist berechtigt, eine Selbstbiographie zu schreiben. Höchst merkwürdig war mir die Art und Weise, wie sie zur Schriftstellerin geworden. Hier — es sei ohne alle Ironie gesagt — tritt die Jüdin hervor. Trotz alles Drängens und Strebens einer Natur, die zu geistiger Thätigkeit begabt und berufen ist, fällt es ihr nicht ein zu schreiben, — »weil es keinen Zweck hat« — sie möchte englische Gedichte übersetzen, sie thut es nicht — »weil ja schon gute Uebersetzungen da sind« —, als ob nicht ein junges Herz verlangte sich die fremde Poesie zu eigen zu machen, indem man sie nachdichtet ohne Ziel und Zweck. Meine Masse junger Versuche, Gedichte, Träume wie sonst in einer Mädchenmappe ohne Ahnung und Wunsch, daß sie je hinauskämen! Nein, wie sie sieht, daß die Sachen wirklich zu vernünftigem Zweck zu brauchen sind, da entschließt sie sich, unterhandelt in aller Ruhe mit ihrem Vater darüber und wird Schriftstellerin, wie sie auch unter anderen Umständen Putzmacherin oder Haushälterin geworden wäre! Ich sage das nicht als Tadel, ich bewundere auch hier die unendliche Mannigfaltigkeit in Gestaltung menschlicher Individualitäten und Geschicke. Mein Schlußeindruck war die tiefe trostlose Oede eines Lebens ohne Glauben auch bei allem Reichthum der Begabung, bei aller Noblesse und Reinheit des Wollens, das ich ihr gerne zugestehe, — kein Andachtsbuch hat mir eindringlicher gepredigt: »halte was du hast«. Wird sie es wohl vollenden? ... Nochmals die freundlichsten Grüße. In Achtung und Freundschaft O. W." — Der zehnte Brief ist an Pfarrer Emil Ohly in Ginsheim in Hessen gerichtet, welcher eine homiletische Monatsschrift unter dem Titel „Mancherlei Gaben und ein Geist" herausgab und auch Frau Wildermuth um literarische Beiträge ersucht hatte. Er ist datirt: Tübingen, 27. März 1875 also zwei Jahre vor ihrem Tode, und lautet: „Verehrter Herr Pfarrer! Ihr Vertrauen kann mich ja nur ehren und freuen, und ich möchte ihm herzlich gern entsprechen. Aber ach, meine Mappe ist voll, nicht von vorräthigen Arbeiten, nur von Briefen von allerlei Verlegern und Redacteuren, und ich habe, im Wunsch jeder freundlichen Bitte zu entsprechen, viel mehr versprochen, als ich je halten kann. Es wird Abend bei mir, und der Tag neigt sich, wenn man nahe an sechzig ist; ich darf Abends nicht mehr schreiben, die Morgenzeit ist so vielfach in Anspruch genommen und Frische und Productionskraft nehmen ab. Es thut mir leid, ich hätte gern gewirkt, so lange es Tag ist, ich hätte gern, ehrlich gestanden, auch noch etwas erworben, denn die Herzensbedürfnisse inmitten einer armen Bevölkerung und als Großmutter von 5 Enkelein sind unersättlich, aber man muß sich fügen können. Sollte mir's möglich sein, so wollte ich Ihnen gern später etwas schicken, nur versprechen kann ich's nicht. Um Ihnen meinen guten Willen zu zeigen, sende ich Ihnen einige kleine Gedichte, bei denen ich freilich nie gedacht, sie je drucken zu lassen. Wenn sie Ihnen nicht taugen, so erbitte ich sie gelegentlich zurück. Mit dem herzlichen Wunsch, daß ihr Unternehmen gelingen möge, grüßt Sie achtungsvoll O. W."

*) Dr. Hoefer hatte der Frau Wildermuth den gerade damals erschienenen Schlußband des Werks „Meine Lebensgeschichte von Fanny Lewald, Berlin 1862" zugesandt

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage kann für sich nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 144. Donnerstag, den 15. December, Abends. 1898.

Der Isarflößer.

Ein Capitel Culturästhetik.

„An den Städten soll man vorübergehen" — so lehrte es uns einst der einsame Weise, der mit seinem Adler und seiner Schlange auf die Berge stieg und lachend und weinend auf die Menschen unter sich, auf die Thalmenschen herniederschaute! All seinen Reichthum nahm er mit hinauf, ein Schenkender, ob seines Ueberflusses Klagender, ein reifer Weinstock, der des „Winzers und Winzermessers" harrt. Er rief den hastenden, drängenden Menschen da drunten zu: „Wollt ihr nicht von meinem Reichthum, wollt ihr nicht von meiner Weisheit? Kommt herauf auf die Bergesgipfel, schafft euch die leichten Füße an, ich will euch tanzen, ich will euch fliegen lehren, ich kann euch erlösen!" Aber die es hörten, höhnten ihn entweder, den Thor, der da auf den „Höhen" leben wollte, oder sie rangen die Hände und seufzten: „Wir können nicht. Wir haben den Geist der Schwere noch nicht überwunden, der Geist der Niederung hält uns gefesselt." Und in den Städten blieben sie, die armen bleichen ringenden Menschen, in den Städten mußten sie bleiben — so wollte es ihr Geschick. Aber einmal im Jahre, da besinnen sie sich und werden frei. Ein Flug an der Kette zwar, aber dennoch ein Flug, ein Entfliehen! Sie verlassen das Marktgeräusch, um sich die Lungen rein zu athmen und ihren Leib in Sonne und Licht zu baden. Nicht Alle! Viele werden niemals auch nur auf eine kurze Spanne Zeit frei, wie sie sich auch recken und die Arme ausbreiten und sich sehnen. Für diese Promethen der Arbeit giebt es kein „Draußen" und kein „Oben", wohl aber ein beschwichtigendes Naschwerk, wie man es so gern den Kindern, die fein zu Hause geblieben sind, mitbringt: die Reiseschilderungen, die Reisetagebücher und Briefe, die Spaziergänge in Dingsda und so fort. Und wie ich nun heute an einem klaren Sommertag, einen Lichtabgrund, die azurne Glocke über mir, im schönen grünen Isarthale dahinwanderte, krallte sich just ein altruistisches Teufelchen an meine Schulter und hätte mich fast zu dem wohlfeilen Mitleid überredet, den „Festgeschmiedeten der Städte" eine Beschreibung dieses Sommerzaubers zu geben. Lichtgrüne, in Sonnenschein getauchte Buchenwipfel kosten vor meinem entzückten Auge und mit leisem Weben wollten sie mir eine papierne Bewunderung abschmeicheln — dunkle Tannen raunten mir etwas von Pflicht gegen den Nächsten ins Ohr, aber ich widerstand dieser Versuchung mit allen Kräften, die das Sonnenwandern in mir schon wachgerufen. Aber zwischen durch, da rauschte es, und blinkte herauf zu mir, mit unwiderstehlicher Gewalt lockte es mich nieder durch rothschimmernde Abhänge hinab zum ewig grünen Strom: vor mir liegt sonnenbeglänzt die schäumende klare Isar! Zerklüftetes Gestein dient mir zum Sitz, und nun träume ich von Freiheit und Stärke und — Schönheit! Und wie mein Auge aufblickt, zieht an mir ein Floß vorüber, beinahe stolz, beinahe feierlich gleitet es dahin. Vorn mit kräftigem gebräuntem Arm lenkt das Steuerruder ein Gebirgssohn, ein echter Rassetypus, ein schöner kraftvoller Mensch. Zuerst beneidete ich ihn um seinen Beruf, diese schöne freie gesunde Beschäftigung, und dann — dann blieb ich an seiner Erscheinung hangen. Schöne Kraft, kraftvolle Schönheit! Das Erbtheil unsrer „Städtenatur" brach hervor: philosophirende Reflexion. Ist die Schönheit ein Zufall? Es gelüstete mich stark, diese Frage zu untersuchen, und da wir literaturbelasteten Menschen natürlich sofort nach vorgedachten Antworten suchen, so sehnte ich auf Augenblicke meine Bibliothek herbei, es zuckte mir in den Fingern, in Schmökern zu blättern, um abstracte Weisheit zu finden. Man denke, rings die concreteste Weisheit, die ewig wahre Natur, und Verlangen nach verstaubten Folianten mit den Niederschlägen der Stubengehirne und Schreibtisch-Wahrheiten! Und doch, der Gedanke verfolgt mich, ich spinne ihn weiter. Eine wogende, enteilende Isarwelle bringt mir einen Gedankenfetzen, den ich herausgreife und auffange. Eine Antwort Fr. Nietzsche's auf meine Frage, der da sagt: „die Schönheit ist kein Zufall. Die Schönheit einer Rasse oder Familie, ihre Anmuth und Güte in allen Gebärden wird erarbeitet: sie ist, gleich dem Genie, das Schlußergebniß der accumulirten Arbeit von Geschlechtern." Also mußte sich dieser Tölzer Flößer, dessen Vorfahren vielleicht schon Generationen hindurch dieselbe Lebensaufgabe hatten, durch die tägliche Ausübung seiner elastischen rhythmischen Bewegungen am Steuerruder zu der kräftigen Schönheit und markigen Männlichkeit auswachsen, die mein Auge so bewundernd angezogen. Im täglichen innigen Verkehr mit der Natur, Städtequalm und Menschengeräusch hinter sich lassend, verschmilzt er gleichsam mit seinem Element, er wetteifert mit dessen Stärke und mißt seine Kräfte an ihm. Und wie Luft und Himmel um und über ihm ihn abhärten und stählen, so fühlt er etwas von der gleichmäßigen gewaltigen Stärke, Größe und Majestät des Wassers in sich aufgehen, er fühlt sich wachsen und Herr werden über dasselbe. Aber wie jedes Gefühl der Ueberlegenheit ein sieghaft lautes oder heimlich stilles Entzücken hervorbringt, ein inneres Leuchten und einen jubelnden Herzschlag — so drückt sich dies bei den einfachen schlichten Naturmenschen unbewußt am elementarsten in der harmonischen Gleichmäßigkeit ihrer Bewegungen und ihrer Haltung aus. Wohlverstanden aber nur, wenn diese Menschen sich in ihrer ureigensten Sphäre bewegen können! So lange also der Isarflößer auf seinem Strom dahingleitet, mag er in Sonnengluth mit offener Brust und sehnigen halbnackten Gliedern dastehen, oder bei Regen und Sturm mit dem graubraunen Wettermantel umhüllt herbtrotzig seines Amtes walten: immer bietet er ein Bild der Kraft und somit Schönheit. Diese Summe zuerst äußerlicher, ich möchte sagen, Theile der Schönheit wird nach und nach zu einer volltönenden Ganzheit verinnerlicht, sodaß der freie stolze Typus von Glied zu Glied übergreift, von Geschlecht zu Geschlecht sich überträgt. Schon Cicero wunderte sich, daß zu seiner Zeit in Athen die Männer und Jünglinge den Frauen bedeutend an Schönheit überlegen waren. Aber auch diese auffallende Schönheit war eine „erarbeitete". Denn seit Jahrhunderten hatte daselbst das männliche Geschlecht sich eine Summe von Arbeit und Anstrengung im Dienste der Schönheit auferlegt. Und hier ist, glaube ich, der springende Punkt. Man verkennt die Methodik, eine bloße Zucht von Gefühlen und Gedanken ist beinahe Null, wenn wir die in Schönheit umgesetzte Natur verkörpert, den starken Menschen, erstreben. Das große Mißverständniß der deutschen Bildung, die da meint, vom Hirn her strahle die Schönheit aus, wird um so einleuchtender, je liebevoller man die unverbildeten Naturmenschen, deren Cultur nicht an der „Seele" beginnt, betrachtet. Der Leib muß zuerst überredet werden! Arbeit und Milieu — wenn man dieses Wort überhaupt auf die Umdinge des „freien" Menschen anwenden kann, sind die beiden Hauptfactoren, welche den Menschen zum Typus umzuwandeln vermögen. Es ist natürlich hier nicht der Platz, ein Kriterium der Schönheit zu finden und jene relativen Schönheitsbegriffe zu erörtern, die in ihren feinsten Abtönungen und in ihrem fernsten Anklingen eine „seelische" Heimath haben. Ich spreche jetzt nur von der „gesunden" Schönheit, der Schönheit ohne Nerven. Sieghaftes, frohes Kraftbewußtsein, wie es unser Isarflößer ausstrahlt, wenn er von den freien Bergen der Großstadt zusteuert: Das ist die Schönheit, die kein Zufall

ist. Aber wenn dieser Typus des starken, schönen Menschen sein Reich, sein Floß, verläßt — wenn er den Boden der Großstadt betritt, so fängt seine Schönheit an zu kranken: was draußen auf dem grünen Strom, unter freiem Himmel, sich in Kraft auslöste, in den dumpfen Wirthshäusern der Stadt wird es Roheit, und wenn er, den Rucksack, die Holzaxt und das Flößerseil auf dem Rücken, in das Erzeugniß der Städtecultur, den Eisenbahnzug steigt, der ihn wieder in seine Heimath bringt, so verliert sein Gang an Festigkeit und seine Haltung athmet nicht mehr den harmonischen Rhythmus, der von ihm ausging, da er sein Floß an mir vorüberlenkte. Ihm fehlt die Wildniß, die freie und gefährlichere Natur und Daseinsform, in der Alles, was Waffe und Wehr im Instinct des starken Menschen ist, zu Recht besteht. Wollte es sein Geschick, daß er in den Städten bleiben müßte, statt an ihnen vorüberzugehen, so würde er, wie jeder naturwüchsige Mensch, der vom Gebirge her oder von den Abenteuern des Meeres kommt, nothwendig entarten; sein Typus verschwände wieder — die accumulirte Arbeit von Geschlechtern würde verwischt. Wir haben hier beinahe das Recept zur physiologischen Entartung. Und umgekehrt: das Recept zur Züchtung des Schönheits-Typus, der im Causalverhältniß zur Natur steht. Könnten alle die Städte- und Stubenhocker hinaus aus dem Zwang und den Mauern der Scholle — verschwinden würde alle kranke Häßlichkeit, alle graue Anämie. Früh dem blinkenden Thau nach zwischen Fluren und Wäldern Freiluft und Freilicht trinkend — statt zwischen Betten vergraben den Hofbrauhausrausch auszuschlafen; Abends, wenn silbern der Mond die duftverschleierten Berggipfel beglänzt und magisches Licht über das Mauergestein verfallener Burgen fluthet, das Ufer der Isar entlang wandelnd — statt in rauchigen, menschenüberfüllten Bierkellern, bestenfalls stickigen Concertsälen den Abend zu verbringen: das würde sie zur Schönheit gesunden lassen. Und nun die Beschäftigung! Alle lebhaften Triebe verwachsen mit den niederdrückenden Affecten: was sie am liebsten thäten, müssen sie lassen oder zu gestohlener Zeit thun; Spannung, Furcht, Unlust und Unmuth legt sich auf ihre freien Instincte, sofern das Erbtheil einer zahmen, mittelmäßigen, verschnittenen Gesellschaft dieselben nicht schon ertödtet hat. Wie bei unserem typischen Flößer alle Kraftgefühle ausgelöst wurden durch die Verschmelzung mit der allreichen Natur, so werden sie niedergehalten, ja geradezu unterdrückt durch die Berufspflicht der „Städtebewohner". Ihre geistige Befriedigung kann die Einbuße an körperlichem Gewinn nicht überbrücken. Und wie der Flößer wuchs und Herr wurde, so verkümmert der Städter und wird klein. Das Herrschergefühl des Flößers, das sich in Lebensfreude umwandelt, das sein Leben, seinen Leib harmonisch macht, das ihm die Schönheit verleiht, jenes Gefühl kennt der Städter nicht. Aber er kennt statt dessen ein anderes, das Gefühl des Gebundenseins, das ihm, wie auf dem Bild von Sascha Schneider, mit großen starren Augen den eigenen Blick zur Tiefe bannt, während über ihm die goldene Höhe leuchtend lockt. Es macht seinen Gang schleppend, seine Haltung unfrei — ohne inneres Leuchten, ohne jubelnden Herzschlag! Verinnerlicht greift die aus unschönen Theilen sich ergebende Ganzheit der Degeneration von Glied zu Glied über, vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht. — Ein fernes Pfeifen der Dampfmaschine weckt mich aus meinen Reflexionen. Ich schrecke zusammen, weil ich mich selbst wieder in der Stadt wähne —, aber Gott sei Dank: noch bin ich „draußen". Gleichmäßig schlagen die Isarwellen an das Gestein, blauer Sommernachmittagsduft liegt auf dem jenseitigen tannenumstandenen Ufer und eine selige Stille trennt mich von der lauten geschäftigen Stadt. Es schaudert mich: da wieder hinein? Lockt es Euch nicht, Ihr vom Geist der Schwere Zurückgebliebenen, ringt sich nicht ein Schrei, ein verlangender Sehnsuchtsschrei aus Eurer Brust: „hinaus?" Wollt Ihr Euch nicht die Schönheit holen? Die Schönheit, die kein Zufall ist? *Wilhelm Mauke.*

Bücherbesprechungen.

— **Zahn, Prof. D. Th., Skizzen aus dem Leben der alten Kirche.** 2. vermehrte und verbesserte Aufl. 25 Bogen. A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (G. Böhme), Leipzig. 5,25 ℳ, eleg. geb. 6,25 ℳ — Professor Zahn's, des namhaften Erlanger Kenners der christlichen Urzeit, gesammelte Vorträge gehen hier, wenig verändert, aber um einen (über Glaubensregel und Taufbekenntniß in der alten Kirche) vermehrt, in vornehmer Ausstattung wieder aus. Sie sind in ihrer Art classisch und von hohem Werthe für Ungelehrte und Gelehrte (welchen zahlreiche Anmerkungen zu Statten kommen) und eignen sich trefflich als Festgeschenk für den Weihnachtstisch. Niemand wird das Buch ohne großen Gewinn zur Hand nehmen, lasse er sich nun ein Bild von dem Weltverkehr der ersten drei Jahrhunderte in seinem Einflusse auf die Kirche zeichnen oder die Missionsmethoden der Apostel beschreiben oder, etwa nach Jacobus, sociale Frage und innere Mission beleuchten oder die Urgeschichte des Sonntags in seiner gründlichen Verschiedenheit vom jüdischen Sabbath vergegenwärtigen oder die zweifelhafte Bedeutung Constantin's des Großen für die christliche Kirche auseinandersetzen. Ueberall waltet Anschaulichkeit und Lebendigkeit, und die Form ist durchaus gefällig. Bei allen seinen Ausführungen steht der gelehrte Verfasser auf dem Standpunkte herzlichen Vertrauens und warmer Liebe zu der christlichen Kirche: grundsätzlich lehnt er die Anschauung und Darstellungsweise derjenigen neueren Darsteller des kirchlichen Lebens ab, die von dem Boden des modernen Bewußtseins aus das Alterthum meistern und die alte Kirche verkennen und verkleinern. In dieser conservativen Richtung der Vorträge nicht zuletzt liegt ihre hohe Bedeutung; denn recht nöthig ist uns gegenwärtig Beruhigung für unsere in kritischer Hinsicht überreizten Nerven. Einen empfindlichen Mangel freilich theilt das werthvolle Buch mit der gesammten in der Kirche herkömmlichen Betrachtungsweise: so wenig der israelitische Ursprung der „alten Kirche" geleugnet wird, so wenig wird er zumeist in Beobachtung gezogen oder auch nur zum Verständniß gebracht, da das Augenmerk ganz und gar nach der griechisch-römischen Seite gerichtet zu werden pflegt. Dem entspricht hier die Auswahl und die Haltung der Vorträge. Möge es dem Verfasser gefallen, in der dritten Auflage aus dem reichen Schatze seines Wissens wenigstens einen Vortrag über Jesus Messias oder über den Kampf um den Universalismus in der Urkirche oder dergl. beizufügen! *G. Schnedermann.*

— **Skizzen und Bilder aus Palästina kurz vor und nach unserer Zeitrechnung und aus der Geschichte des Christenthums von Frauenhand.** Emden und Borkum, W. Haynel, 1895. VI u. 443 S. gr. 8°. 6 ℳ — Auf einer Fahrt in die ostfriesische Heimath seiner Familie lernte der Unterzeichnete jüngst das hier genannte Buch kennen und konnte nicht umhin, eine, wenn auch im Vergleich zu seinem Erscheinen etwas späte, Anzeige desselben in dieser Zeitung in Anregung zu bringen. Nicht als eines selbständigen Beitrags zur wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte des Christenthums. Das wäre wohl nicht einmal im Sinne der Verfasserin, welche offen bekennt, aus abgeleiteten Quellen wie Hausrath's Zeitgeschichte, Mommsen's und Gieseler's Geschichtswerken und dergleichen zu schöpfen — obwohl auch Josephus und Eusebius nicht unter ihren Hilfsmitteln fehlen, und die heilige Schrift von ihr fleißig durchforscht wurde und mit Plato ihrerseits besonders freundschaftliche Beziehungen bestehen. Jedenfalls eignet der Verfasserin ein fast *männlicher* Forschertrieb, und sie hat es für ihre Pflicht erachtet, sich eine selbständige Anschauung von der Heilsgeschichte zu verschaffen und dieselbe auch Anderen, zunächst ihren Angehörigen, zur Förderung anzubieten. Die Freudigkeit zu diesem Unternehmen zu finden war ihr nicht schwer. Denn bei dem Erscheinen dieses Werkes lag schon eine frühere verdienstliche Arbeit von ihr und zwar bereits in zweiter Auflage vor: eine ausführliche „Geschichte der altevangelischen Taufgesinnten oder Mennoniten" (Norden, Soltau, 1884. 2. Aufl. 1891). Zuvor hatte sie viele Jahre hindurch mit ihrem jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilenden Gemahl, einem Emdener Commerzienrath, in gemeinsamer Arbeit die Gefilde der Philosophie lesend durchwandert, wovon man sich an der Hand von Nippold's „Neuester Kirchengeschichte" (III, 1. 1889, S. 84 ff.) ein ehrfurchteinflößendes Bild verschaffen kann. Am erstaunlichsten ist, daß die Verfasserin nicht etwa eine sonst unbeschäftigte einsame Wanderin auf dem Lebenswege ist: nein, jetzt eine hohe Achtzigerin, hat sie ihr Leben lang einen großen Haushalt zu leiten gehabt, in dem viel Oelzweige im Sinne von Psalm 128 den Tisch umgaben. Trotzdem fand sie Muße und Thatkraft zu so umfassender schriftstellerischer Thätigkeit. Dabei ist auch der Inhalt dieses wie jenes Buches aufmerksamer Beachtung werth. Zwar wird der theologische Fachmann beim Lesen des vorliegenden Werkes begreiflicher Weise allerlei mehr oder weniger belangreiche Fragezeichen setzen, z. B. bei der Verbindung der mosaischen Religion mit der ägyptischen (S. 6), bei der Ver-

werthung des Josephus-Zeugnisses von Jesus (S. 96), bei der Entwickelung der Entstehung der Evangelien, bei der Darstellung des Auftretens Jesu und sonst. Zuweilen wird der Leser die Kühnheit der Verfasserin zu groß, bald nicht groß genug finden, und wird oft bedauern, daß nicht Werke wie Schürer's „Geschichte des jüdischen Volkes zur Zeit Jesu" ihr zu Gebote standen, um ihre Auffassung noch weiter zu klären und zu vertiefen. Auch kann man den ersten Theil (Skizzen aus der Geschichte Palästinas kurz vor der Geburt Christi), der sich eng an Josephus anlehnt, verhältnißmäßig umständlich, und den letzten Theil (Skizzen und Bilder aus der Geschichte des Christenthums bis zum Reformationszeitalter) in seiner Anlage etwas willkürlich finden. Allein dergleichen Bedenken unterliegen auch andere Bücher, von anerkannter Geltung, und trotz derselben wird kein Prediger und Lehrer oder ein anderes Glied der Gemeinde das Buch aus der Hand legen ohne viel Belehrung und Förderung. Jedenfalls ist es eine außerordentlich beachtenswerthe Veranschaulichung von dem, was selbständige gebildete Glieder der christlichen Gemeinde unter Umständen von „starker Speise" und geschichtlicher Beleuchtung des Evangeliums verstehen und verlangen. Nun ist es die Mennoniten-Gemeinde Ostfrieslands, der die Verfasserin angehört: auf diese kommt sie am Ende des Buches hinaus, und von deren achtunggebietender Eigenart ist ihr Werk ein rühmliches Zeugniß. Aber zu Schlüssen auf andere Theile der christlichen Kirche ist von da aus der Weg nicht weit. Mögen allenthalben aus den christlichen Gemeinden viel so ernste Bibelforscher hervorgehen wie diese ehrwürdige Frau! G. Schnedermann.

— D. Graue, Die Gefahren des modernen Pessimismus für die Moral. Leipzig, Wigand, 1898. 29 S. 40 ₰. — Wir glauben, daß die moderne Grundstimmung nicht pessimistisch, sondern mystisch-träumerisch ist, weniger mit Krankheit, als mit Kater behaftet. Der Schopenhauercultus ist, wenn wir uns nicht täuschen, im Verschwinden begriffen. Aber Buddha hält Einzug, dessen goldenes Bild bekanntlich Schopenhauer auf seinem Schreibtisch hatte und abgöttisch verehrte. Wenn wir den Vortrag darum nicht gerade zeitgemäß nennen können, so verdient er dennoch Beachtung, weil er in durchaus selbständiger und neuer Weise die Widersprüche nachweist, welche zwischen Schopenhauer's Gedanken und den Gesetzen des Denkens und Handelns bestehen. Wie kann derselbe Mensch, dem theoretisch jegliche Freiheit des Willens abgesprochen worden ist, praktisch den Willen zum Leben tödten? Hier ist ein circulus vitiosus, auf den unseres Wissens noch Niemand nachdrücklich hingewiesen hat. J. J.

— Leopold Katscher: Was in der Luft liegt. Zeitgemäßes. Leipzig, Freund u. Wittig. 1899. 238 S. — Es ist immer interessant, zu sehen, was in einer Zeit für „zeitgemäß" gilt und welche Werthschätzung man diesen Dingen beimißt. Wer in diesem Buche etwas Genaueres davon für unsere Zeit sucht, wird sich zweifellos sehr enttäuscht finden. Dazu sind die gewählten Themen entweder nicht charakteristisch genug für unsere Zeit, wie z. B. „Oel-Wasser" (S. 141—149), oder sie sind dies wohl, werden aber viel zu flüchtig behandelt, um wirklich zu interessiren; so die „Friedensbewegung" (S. 118—129), „Die Verurtheilung Unschuldiger" (S. 130—140), „Fremdenhaß und Christenverfolgung in China" (S. 195—213). Der Aufsatz über „Betheiligung der Arbeit am Unternehmergewinn" (S. 76 bis 117) bietet erst auf etwa 12 Seiten eine theoretische Einleitung über die „Berechtigung der Gewinntheilung", die das Für und Wider ohne neue Gesichtspunkte, die nicht schon, zumal von Böhmert vorgebracht wären, erörtert, und sodann auf ziemlich 30 Seiten eine eintönige Aufzählung der „Anwendung in Deutschland" nach Branchen geordnet. Eine ähnliche bloße Compilation ist die „Entwickelung des Postwesens" (S. 153—194). Bloße Lesefrüchte sind „Ein neuer Prophet des Weltunterganges" (Pastor Baxter: „Das Ende unsers Geschlechts am 11. April 1901" ꝛc.) (S. 214—221) und endlich „Der erste Nationalökonom ein Deutscher" (S. 222—234). Letzteres ist nur ein Auszug aus dem 1895 von Böhmert herausgegebenen Lehrbuche der politischen Oekonomie aus dem Jahre 1723, welches ein Deutscher anonym in französischer Sprache verfaßt hat. Wahrlich, in unserem Buche liegen wunderliche Zeitgemäßheiten „in der Luft". — Auf demselbem Niveau des compilirenden Auszugs stehen die Artikel „Social-Utopisches" (S. 3—75). Es sind Inhaltsangaben über Cabet, Bellamy, A. K. Owen und Hertzka. Bei dieser Arbeit ist vielleicht das besonders „zeitgemäß", daß heutzutage Vielen thatsächlich die Zeit fehlt, um diese utopistischen Werke selbst zu lesen. Sie können sich an der Hand unseres fleißigen Verfassers leicht und angenehm wenigstens auf dem Laufenden erhalten. Uebrigens: die Artikel über Bellamy (S. 18 bis 29) und über Hertzka (S. 59—75) waren mit wenigen kleinen Abweichungen schon im Jahre 1890 von dem hierin etwas conservativen Verfasser in einer Broschüre in die harrende Zeit geworfen worden, die den beschwörenden Titel führt: „Frieden! Frieden! Frieden!" (Siehe daselbst S. 1—50.) Verfasser hat diese Kleinigkeit nicht erst im Vorwort erwähnt. „Ich hatte nicht die Absicht, ein »Vorwort« zu schreiben;" „wozu auch?" fügt er mit genialer Nonchalance hinzu. Der triviale, wahrscheinlich nicht mehr „zeitgemäße" Ausdruck „Vorwort" ist denn auch ersetzt durch die gewinnenden Worte „zur freundlichen Beachtung". Das also sind Alles Dinge, die „in der Luft" liegen! Das neunzehnte Jahrhundert darf sich glücklich preisen, daß es noch so gut weggekommen ist, daß vor Allem etwas sehr Gefährliches gewiß nicht in der Luft liegt, wenigstens, wenn man dem vorliegenden Buche trauen soll: nämlich Gedanken! Dr. Richard Böttger.

— Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 1. Jahrgang. 1. Lieferung. 1. Bändchen. 8 Vorträge aus der Gesundheitslehre, von Prof. Dr. H. Buchner. Mit zahlreichen Abbildungen im Texte. Erscheint in 54 Lieferungen zu je 20 ₰, Preis für das monatliche Bändchen 90 ₰, für den Jahrgang 10,80 ℳ Leipzig, 1898, Verlag von B. G. Teubner. — Das neue Unternehmen aus der bekannten Verlagsbuchhandlung von B. G. Teubner stellt es sich zur Aufgabe, dem in weiten Kreisen lebhaft empfundenen Streben nach Bildung dadurch entgegenzukommen, daß es eine Reihe von Darstellungen wichtiger Gebiete des fortschreitenden Wissens, soweit es das allgemeine Interesse berührt, in volksthümlicher Weise verbreitet. Diese Darstellungen sollen belehren und unterhalten zugleich, sie wollen den bildungsbedürftigen Leuten, deren Zeit kurz bemessen ist und die nicht in der Lage sind, durch umfangreiche Werke ihren Interessenbedarf zu decken, an die Hand gehen und Verständniß für naheliegende und praktische Fragen erwecken. Das 1. Bändchen enthält 8 von Prof. Buchner in den Münchener Volkshochschulcursen gehaltene Vorträge. Die 2 in der vorliegenden 1. Lieferung befindlichen Vorträge des Münchener Hygienikers behandeln nach einer kurzen Einleitung, in der er der Hygiene der alten Culturvölker gedenkt, den hygienischen Einfluß der Luft. In schlichter, verständlicher Sprache erörtert der Verfasser die chemischen Bestandtheile der Atmosphäre, wir hören vom Sauerstoff, vom Ozon, vom Stickstoff, von der Kohlensäure, vom Wasserdampf, von den Methoden der Bestimmung der Luftfeuchtigkeit, von Thaubildung und Regenbildung. Daran schließen sich die gasförmigen Verunreinigungen der Luft an, von denen besonders die Einwirkung der schwefligen Säure eingehende Erörterung findet. Bei Besprechung der staubförmigen Beimengungen in der Atmosphäre werden besonders die Verdienste Aitken's gewürdigt, der ja u. A. nachwies, daß sich Nebel nur in einer staubhaltigen Luft bilden könne. Schließlich kommt der Verfasser noch auf die staubförmigen Keime von niederen Pilzen zu sprechen. Ueberall werden die dem Menschen drohenden Gesundheitsschädigungen hervorgehoben und praktische Winke ertheilt, sodaß man die Vorträge nicht beiseite legt, ohne Anregung und Belehrung empfangen zu haben. Die Lieferung enthält noch den Anfang des 3. Vortrages desselben Verfassers, in welchem Sonnenlicht, Tageslicht, sowie die Wärme der Atmosphäre behandelt werden. Endlich sind der Lieferung noch Probeseiten der nächsten Bändchen beigegeben („Sociale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung", von Gustav Maier; „Bau und Leben des Thieres", von Dr. W. Haacke; „Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit", von Prof. Dr. O. Weise). X X

— Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus, herausgegeben von Professor Dr. Karl Kinzel und Regierungs- und Schulrath Ernst Meinke. Berlin, 1899, Verlag von Martin Warneck. Preis in Originaleinband 4 ℳ — Voriges Jahr besprachen wir zum ersten Male ein Buch, das einen überaus gesunden Gedanken in ganz vortrefflicher Art zur Ausführung brachte, nämlich den, eine größere Anzahl theils erzählender, theils betrachtender Beiträge nicht zu großen Umfangs aus der Feder angesehener Gelehrter und namhafter Dichter und Schriftsteller zu einem Jahrbuche für die deutsche Familie zu vereinigen. Haben wir schon damals das Unternehmen aus voller Ueberzeugung allen solchen Kreisen empfehlen können, die nicht

bloß zum Zeitvertreib lesen, sondern denen an einer ernsthaften Förderung des inneren Menschen durch gediegene geistige Speise gelegen ist, so müssen wir sagen: Die diesjährige Zusammenstellung des Inhalts ist an Mannigfaltigkeit und Vortrefflichkeit der einzelnen Beiträge der letztjährigen noch überlegen. Den Reigen führt Peter Rosegger, dessen Bildniß auch den Band schmückt, mit drei kleinen Erzählungen: ernst die eine, mehr humoristisch die anderen beiden. In einem Lebensbilde von Oskar v. Redwitz bietet Dr. Robert König einen literarischen Beitrag, dem die Verwerthung verschiedener persönlicher Beziehungen zu dem Dichter besonderen Reiz verleiht. Eine Wallfahrt zu einem berühmten Wunderdoctor in den Cevennen schildert anmuthig H. Schaetti in Zürich in der Erzählung: „Parfaitement guéri“ (vollständig geheilt.) Eine sehr lehrreiche socialgeschichtliche Studie giebt Dr. Jänicke in dem Aufsatze: „Socialismus im Inkareiche“. Der evangelische Pfarrer in Venedig, Dr. Eugen Lessing widmet der italienischen Volksdichterin Ada Negri eine aus warmem Herzen fließende Würdigung. Unseren großen mittelalterlichen Sängern Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide gilt die schöne Arbeit des bekannten Literarhistorikers Professor Dr. Kinzel: „Auf der Fahrt zu alten deutschen Dichtern.“ Der märchenhaften Schönheit und dem wundersamen Zauber Venedigs bringt Sophie Kühn in einem Kranze formvollendeter Gedichte eine begeisterte Huldigung dar. Pädagogischen Inhalts sind die Plaudereien von Schulrath A. Bode: „Mutter und Kind“ und B. Mercator: „Kleine Menschen“. Ernst Meinke steuert eine Abhandlung über Charakterbildung bei. Antonie Flex schildert uns fesselnd die Reise auf einem Segelschiffe nach Indien. Bedeutsame und wohlerwogene Bemerkungen über Christenthum und Cultur macht Pastor W. Wolff, einen höchst originellen Pfarrer charakterisirt H. Braun in dem Artikel: Masuren und sein Pogorzelski. Ein höchst zeitgemäßes Thema hat sich Dr. Th. Müller-Fürer erwählt, der über volksthümliche und nationale Kunst spricht. In einem sinnigen Gleichniß aus der Thierwelt vertheidigt Margaret Gatty das Recht des Glaubens. Erwähnen wir noch zum Schluß die stimmungsvollen lyrischen Gaben, die da und dort eingestreut sind, so hoffen wir hinreichend Gelegenheit gegeben zu haben, sich von der Reichhaltigkeit und Eigenart dieses Jahrbuches eine Vorstellung zu machen. Von den Höhen der ernsten Wissenschaft ebenso wie aus der Tiefe gläubiger Erkenntniß werden hier herzergreifende Worte gesprochen. Für das Vorlesen im Familienkreise eines wahrhaft christlichen Hauses bietet dieses Jahrbuch eine reiche Fundgrube des edelsten Stoffes. Das anmuthende äußere Gewand und die treffliche Ausstattung machen das Buch zu einem Geschenkwerk vornehmster Gattung. Der Preis von 4 ℳ. ist im Vergleich zu dem äußerst werthvollen Inhalte höchst bescheiden. R. B.

— Wie wächst das Erz? Von Dr. O. Lang. Mit 20 Abbildungen und einer Buntdrucktafel. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. N. F. XIII. Serie, Heft 299. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1898. 34 S. Preis 90 ₰. — Der Inhalt des vorliegenden Schriftchens entspricht seinem Titel nicht recht, indem der Verfasser der Hauptsache nach schildert, wie ganz allgemein die krystallisirenden Mineralien wachsen. Er setzt hierbei die Organismen vollkommen in Parallele zu den anorganischen Gebilden und läßt letztere alle Stadien vom embryonalen Zustand bis zur Reife durchlaufen. Diese Ausführungen lesen sich sehr angenehm und werden den Laien auf manche überraschende Aehnlichkeit aufmerksam machen, nur hätte darauf hingewiesen werden sollen, daß die Krystalle streng genommen keine Individuen sind, indem ihnen das Wesentlichste der Individualität, die Untheilbarkeit, abgeht, so daß also jener ganze Vergleich nur ein äußerlicher ist. Wie der Verfasser von dem alten Harzspruch:

Es grüne die Tanne,
Es wachse das Erz!
Gott schenke uns Allen
Ein fröhliches Herz!

ausgegangen ist, so kommt er am Schluß seiner Arbeit wieder darauf zurück und zwar auf die zweite Zeile. Er faßt das Wachsthum in rein zeitlichem Sinne und kann natürlich keine Hoffnung machen, daß gewissermaßen unter unsern Augen die abgebauten Gänge sich wieder mit edlen Mineralien erfüllen werden. Vielleicht aber ist es möglich, daß der Harzbergmann sich wünschte, seine Ausbeute möge wachsen, seine fernere Arbeit möge ihm besonders reiche Schatzkästlein unserer Mutter Erde erschließen. In diesem Sinne findet der Wunsch gewiß in unserem Erzgebirge ein lebhaftes Echo, und wie derselbe erfüllt werden könnte, ja local thatsächlich schon erfüllt worden ist, das könnte uns ein weiterer Vortrag schildern, der sich auf die Erze und deren Auftreten in der Natur zu beschränken hätte. Et.

— Katechismus der Petrographie (Gesteinskunde) von Prof. Dr. J. Blaas. Mit 86 Abbildungen. Zweite vermehrte Auflage. In Originalleinenband 3 ℳ. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Von J. J. Weber's illustrirten Katechismen erschien vor 2 Jahren Hussak's Mineralogie in 5., im vergangenen Frühjahr Haas' Geologie in 6. Auflage und jetzt liegt Blaas' Petrographie auch bereits in 2. Auflage vor uns. Der aus diesen Angaben ersichtliche buchhändlerische Erfolg beweist, wie vollkommen gerade die der Geologie und ihren Hilfswissenschaften gewidmeten Katechismen die Wünsche weiter Kreise erfüllen. Besonders erfreut werden Viele über das Neuerscheinen der Petrographie deswegen sein, weil es für diese junge Disciplin gar keine billigen Bücher giebt und der Inhalt unserer guten, bis an das Zwanzigfache des Katechismuspreises heranreichenden Lehrbücher naturgemäß über die Bedürfnisse des Anfängers und Laien weit hinausgeht. Prof. Blaas hat es verstanden, auf 242 kleinen Seiten einen vollständigen Ueberblick über das weite Gebiet der Petrographie zu geben. Er beschreibt zunächst die einzelnen Gesteinscomponenten und die Erkennung derselben auf Grund ihrer physikalischen und chemischen Eigenschaften, weiter die Structurformen, physikalischen und chemischen Eigenschaften der Gesteine und geht sodann zur Systematik der letzteren über, um schließlich ihre Entstehung, die an ihnen in Folge der Verwitterung, des Druckes, der Beeinflussung von Seiten benachbarter Felsmassen zu constatirenden Veränderungen und den Aufbau der Erdfeste zu schildern. Besonderen Werth legt der Verfasser auf die mikroskopische Gesteinsdiagnostik, welche im Laufe der letzten 30 Jahre die moderne Petrographie im vollsten Sinne des Wortes geschaffen hat, und liefert zu diesem Theil seiner Ausführungen eine größere Anzahl von Textfiguren, die, so weit es überhaupt möglich ist, einen Begriff von dem feineren Aufbau der Gesteine geben. Die knappe, präcise Darstellungsform, die klare, übersichtliche Anordnung des Stoffes wird Jeder hoch schätzen lernen, der sich durch den Katechismus in die Petrographie einführen lassen oder mit Hilfe desselben Gehörtes repetiren und einprägen will. Et.

— Äm zwien Krezer. Lustspiel mit Gesang in 1 Act mit Vorspiel. Von —nn—. Hermannstadt, Comm.-Verlag von G. A. Seraphin. 32 Seiten. — Gelegentlich unseres Hinweises auf die siebenbürgisch-sächsischen Kalender hatten wir der Verfasserin den Rath ertheilt, ihre überaus anmuthigen und poesievollen Dichtungen im siebenbürgisch-sächsischen Dialekt weiteren Kreisen durch Herausgabe in Buchform zugänglich zu machen. Sie ist, wie das vorliegende Büchlein lehrt, von selbst auf diesen guten Gedanken gekommen und wird sicher mit der Anerkennung, welche ihr bereits in heimathlichen Kreisen gezollt wurde, zufrieden sein. Wir können uns dieser Anerkennung nur voll und ganz anschließen. Die Verfasserin führt uns in das liebe, kräftige, deutsche Bauernvolk der Siebenbürger Sachsen, das noch offene Herzen hat für einen kernigen Humor und dem selbst der Sinn für Poesie, für Gesang und Erzählung so empfänglich ist, wie kaum einem Bauernstamme unseres Deutschen Reiches. Dabei weiß die Verfasserin ihre Kinder des Landes so treffend ähnlich zu zeichnen! Da ist kein Zug übertrieben, keine Verzerrungen stören das harmonische Bild. Man fühlt sich beim Lesen gleich so heimisch in der schlichten Bauernstube, als habe man seit Jahren in ihr seine Studien gemacht und als kenne man all diese Gestalten seit langer Zeit. Da ist der Bauer Gesch, von außen rauh und innen ein guter deutscher Kern, Fichen, seine Frau, geschäftig und tugendsam, Enno, das Mädchen mit dem guten Herzen, Mierten, der verliebte Bursch, der aber, ein guter Wirth, erst prüft, ehe er sich bindet, dann der köstliche Tummes und die geschwätzige Nachbarin Nikes mit der Schaar der Spinnerinnen. Die Fabel ist gut, der Dialog fließend. Ein Stück Reuterpoesie muthet uns hier an. Wir können der fleißigen Sächsin nur ein aufrichtiges Glückauf! zurufen. Sie ist auf dem besten Wege! An gutem Lesestoff für's Haus, an echter das Herz erwärmender Volkspoesie haben wir so wie so keinen Ueberfluß. Darum: nur weiter! Möge auch „im Reich“ das Büchlein viele Freunde finden! Es verdient sie!

Siegfr. Moltke.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 145. Sonnabend, den 17. December, Abends. 1898.

Ein Ausflug nach Westindien.

Von Dr. med. J. S. Mascher in Hubertusburg.

Glücklich hatte ich die Reise nach Ostasien hinter mir, ich freute mich schon darauf, mich einige Wochen gemüthlich in der Heimath pflegen zu können, als ich den Befehl bekam, mich an Bord der „Flandria“ nach Westindien einzuschiffen. Im Allgemeinen führen die westindischen Boote, welche von Hamburg ausgehen, keinen Arzt, diesmal aber hatten einzelne Schiffe Aerzte erhalten, um die Quarantäne in den spanischen Colonien zu vereinfachen, denn noch immer fürchteten die Spanier eine Einschleppung der Cholera in ihre Besitzungen. Die „Flandria“ hatte deshalb auch Weisung erhalten, nach Bremerhaven zu gehen und nicht nach Hamburg, ebenso war es den Schiffsofficieren und der Schiffsbesatzung nicht gestattet, nach Hamburg zu fahren, um den spanischen Zollbehörden jeden Anlaß zu nehmen, irgend welche Plackereien gegen uns vorzubringen. Ich traf sehr angenehme Officiere an, die Herren hatten ihre Damen kommen lassen und durch diesen Verkehr waren die Tage in Bremerhaven höchst gemüthlich. Ueberhaupt hatte ich früher, jetzt und auch späterhin gefunden, daß unsere deutschen Seeleute nicht allein nüchterne, pflichttreue Leute sind, sondern auch liebenswürdig und fein im Verkehr. Weiterhin war es auch ein hübscher Trost, zu erfahren, daß die „Flandria“ ein schnelles, dabei stetes Schiff sei. — Eines Abends Ende October 1893 gingen wir in See. Um 11 Uhr passirten wir den Roth-Sand-Leuchtthurm, hier gaben wir unseren Wasserlootsen ab. Stets habe ich mit Bewunderung diese wettererprobten Leute betrachtet, es ist ein harter und oft gefahrvoller Beruf, welchem sie ob- und manchmal unterliegen. Von 4 Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Abends lagen wir im Canal vor le Havre und warteten auf Eintritt der Fluth, mit welcher wir zugleich in die Hafenbassins eindringen wollten. Den Montag-Morgen brachte ich damit zu, den französischen Hafencollegen zu erwarten, dessen Ankunft sich sehr lange hinzog. Wegen der thörichten Cholerafurcht wurden alle Hamburger Schiffe von den Hafen- und Quarantänebehörden überholt und desinficirt. Auch diese langweilige Procedur nahm ihr Ende. Am Abend bei prachtvoller Mondscheinbeleuchtung verließen wir La belle France. Es ist bitterkalt im Aermelcanal, so daß ich meistens im Salon verweile, mich mit unserem einzigen Passagier, einem deutschen Seemaschinisten, welcher kurz vorher aus Afrika zurückgekehrt war und nun nach Westindien wollte, unterhaltend. Dieser meinte ganz trocken, „wenn ich nicht mehr auf der »Flandria« bin, sind Sie, Herr Doctor, der einzige Badegast an Bord“. Ich erwiderte, da wir jetzt in Deutschland zum Winter gingen und daher das Nordseewasser dem Körper nicht mehr ganz zuträglich sei, wäre es eben meine Absicht gewesen, nach Westindien eine Badereise zu machen.

Nach Sichtung der Insel Ouessant steuerten wir ins offene Meer, unser Curs ging jetzt südwestlich den Azoren zu. Nach wenigen Tagen passirten wir San Miguel. Leider dunkelte es bereits stark, so daß wir die Umrisse dieser Insel beim Vorüberfahren nur ganz undeutlich erkennen konnten, ab und zu leuchtete uns ein Licht entgegen, ein Zeichen, daß das Land bewohnt ist. Abends stieg der Mond hervor aus dem Meere in prachtvollem Glanz, das schönste Wetter bringend. Während in Deutschland nun die vom Wind und Regen triefenden Kleider am Ofen trocknen, schicke ich mich an meine Tropenkleider, nämlich das mit Recht so beliebte weiße englische Leder hervorzuholen und anzulegen. Ueber Deck werden die doppelten Sonnensegel gespannt, denn gegen Mittag nimmt die Liebe der Sonne schon heftig zu. Im Allgemeinen ist die Luft mild, beinahe zu mild, über das dunkelblaue eherne Meer spannt sich ein wolkenloser, im schönsten Azurblau prangender Himmel. Vergessen sind die trüben, unfreundlichen Tage der vorvergangenen Woche, man freut sich der Gegenwart und denkt zum Glück nicht an die heißen Tage, welche uns erwarten werden. In der Nähe der Azoren treiben viele Schildkröten im Meere einher, leider sind diese nicht zu fangen, weil das Schiff doch allzuschnell dahinsegelt. Ein kleiner Spritzregen in den Passattriften weckte mich aus meinem tiefen Nachmittagsschlummer auf, doch war die Durchnässung nicht so stark gewesen, daß ich mir hätte mein abendliches Bad sparen können. Anfang November trat trübes Wetter ein, so daß eine norwegische Bark, welche unseren Curs kreuzte, mittels Flaggensignalen anfragen ließ, auf welchem Längengrade wir uns befänden, da sie seit mehreren Tagen wegen Unsichtigkeit keine Sonne hätten beobachten können.

Wie Alles ein Ende nimmt, so auch schließlich unsere Fahrt. Am Montag, den 6. November, kamen wir vor der Insel St. Thomas an. Die Einfahrt zur Hauptstadt und zum einzigen Hafen des Eilandes Charlotte Amalie ist schmal, erweitert sich dann zu einem verhältnißmäßig geräumigen, beinahe kreisrunden Becken, welches rings von Bergen umschlossen ist. Dazu ist noch der Eingang befestigt und armirt mit Artillerie, so daß eine Forcirung durch eine Flotte immerhin nicht ganz so leicht ist. Es besteht hier ein Dock für kleinere Schiffe, größere müssen bei erlittenen Havarien schon nach Havanna gehen. Dem Hafen sagt man nach, daß er von Haifischen wimmele, ich wäre gern etwas ins Freie hinausgeschwommen, zog es aber doch darauf hin vor, in meiner Badewanne meinen äußeren Menschen abzukühlen. Die Packetfahrt besitzt hier eigene Piere, an einem derselben machten wir fest. St. Thomas besteht, wie alle virginischen Inseln, aus altem Eruptivgestein und Kreidekalk, es bleibt, da diese stark von Ackererde entblößt sind, für Landbau nur wenig Boden übrig. Das Klima ist ein durch Passatwinde gemildertes, nicht ungesundes tropisches, Orkane und Erdbeben werden oft gefährlich. St. Thomas wurde 1493 von Columbus entdeckt, 1671 begann die dänisch-westindische Compagnie, die Pflanzungen durch Negersclaven zu bearbeiten, 1755 übernahm der dänische Staat die Insel, welche dann Anfang dieses Jahrhunderts von den Engländern genommen, aber 1815 den Dänen zurückgegeben wurde. Das Gebirge erhebt sich ungefähr 500 Meter hoch, beinahe unmittelbar aus dem Meere. Infolge dessen hat man eigentlich nur eine lange Hauptstraße mit den Hauptgebäuden, welche von vielen und kurzen Querstraßen geschnitten wird. Die roth und blau angestrichenen Häuser verleihen der Stadt ein malerisches Aussehen. Die St. Thomasleute scheinen viel Zeit zu haben, denn die Straßen waren voll von schwarzen Ladies und Gentlemans. Englisch ist natürlich die Unterhaltungssprache. Die Schwarzen hören sich nicht gern Nigger anreden, lieber ist ihnen der Ausdruck Blakemans und Blakeladies, auf Deutsch ungefähr Herr und Frau Schwarz. Wunderlich und lächerlich sind die schwarzen Damen in ihren Toiletten, welche weniger in Paris als in Krähwinkel gearbeitet zu sein scheinen. Lieblingsfarben scheinen roth und weiß zu sein, nicht fehlen darf ein cul de Paris. Einzelne Damen trugen ein Hemd, einen papierenen Herrenkragen und Manschetten und das war sodann die ganze Kleidung der schwarzen Eva. Eins muß man den Frauen von St. Thomas nachsagen, sie sind fleißig, wir nahmen in wenigen Stunden viele hundert Tonnen Kohlen ein, wobei die Trimmer eigentlich nur Frauen waren. Ich habe nirgends, trotzdem ich viele Schiffe in vier Erdtheilen bunkern gesehen, eine solch schnelle und unverdrossene

Arbeit angetroffen. Die schwarzen Herren der Schöpfung dagegen schienen viel herumzulungern; angenehm berührt wurde ich auch durch die große Sauberkeit der Leute; soweit sie Wäsche trugen, war dieselbe blendend weiß. Auf einem meiner Spaziergänge am Eingange des Hafens führte mich mein Weg zu den Ruinen eines alten Forts, unterhalb desselben war eine Art Seebadeanstalt, gegen das offene Meer abgezäunt durch starken Stacheldraht zur Abwehr gegen die Haifische, es tummelten sich gerade einige junge Negerinnen im Bade, bei meiner Annäherung verbargen sie sich hinter einigen Felsstücken, kicherten und beobachteten meinen Abgang. Ich wandte meinen Weg zur Höhe und nach einigen zwanzig Minuten war ich oben bei der Signalstation, wo 3 dänische Soldaten die ankommenden Schiffe für den Lootsen im Hafen durch Flaggenzeichen anzugeben haben. Die Leute waren sehr freundlich, trotzdem ich mich mit ihnen nicht verständigen konnte, da sie kein Englisch sprachen und ich kein Dänisch verstand. Auf dem Rückwege huschten hin und wieder Eidechsen von großer Länge über den Weg ohne sonderlich erschreckt zu sein, ab und zu ritzte ich meine Haut an stachlichen Cacteen, welche hier eine beträchtliche Höhe erreichen. Ich hatte einen schönen Ueberblick über St. Thomas, Culebra und die übrigen virginischen Inseln und das dem Auge an dem fernsten Horizonte sichtbar werdende Puerto Rico, das nächste Ziel meiner Fahrt. Auf Culebra sollen sich Denkmäler uralter Cultur vorfinden, die Gelehrten sind sich noch nicht einig darüber, ob sie phönizischen oder ägyptischen Ursprungs sind, auf jeden Fall beweisen sie, daß auch diese Gegenden schon lange vor Columbus eine europäische Besiedelung erfahren haben. Eine solche Bergspritztour gehört nicht zu den Annehmlichkeiten in den Tropen und habe ich arg schwitzen müssen.

Am Abend machten wir seeklar und bald entschwand St. Thomas unseren Blicken. Bemerkenswerth ist noch, daß sich im Hafen ein lautes, zwiefaches Echo vorfindet, welches unseren Matrosen und Heizern viel Vergnügen bereitete. Der Abend war schön, ich vertrieb mir die Zeit damit, die mannigfachen Gebilde der Wolken am Horizonte zu deuten, und konnte bei einiger Phantasie bald einen zum Sprung auf die Beute bereiten Löwen, bald ein springendes Roß, dann einen tanzenden Bären oder auch die Germania herauslesen, welch letzteres Gebilde mir Anlaß zu weitausschauenden patriotischen und colonialen Träumen gab. Die Schatten der hereinbrechenden Nacht machten diesen Studien ein vorschnelles Ende, ich begab mich zur Ruhe, ohne indeß solche finden zu können, denn eine unangenehme Einquartierung von Land an Bord, Mosquitos, raubten den Schlaf. Nach einem kurzen Schlummer erwachte ich Morgens ziemlich abgespannt und nahm mit Verwunderung wahr, daß wir uns schon im Hafen von San Juan de Puerto Rico befanden, etwa 400 Schritt vom Ufer vor Anker liegend. Die Stadt liegt schön auf einem Eilande, welches durch Brücken mit der Hauptinsel verbunden ist, sie scheint stark befestigt zu sein. Der Hafen ist geräumig und sicher, die Einfahrt zu demselben ist schwierig. Die Bauart der Häuser ist eine spanische, mit platten Dächern, besonders auffallende Bauwerke sind die oben erwähnten Festungswerke, die Kathedrale, das Theater und, was mich besonders interessirte, die Arena für die Stierkämpfe. Die Wohnhäuser sind meistens einstöckig, doch sah ich auch viele zweistöckige, an jedem Hause befindet sich eine Art Vorbau, eine Veranda, diese bildet den beliebtesten Aufenthalt für die Bewohner. Im Allgemeinen gewann ich den Eindruck, als ob hier in San Juan nicht die peinliche Sauberkeit bei den Einwohnern herrsche wie sie mir in St. Thomas angenehm auffiel, doch gewinnt man Alles in Allem einen guten Eindruck von der Stadt. Von der Landungsstelle hat man einen ziemlich steilen, nicht zu langen Aufstieg zur Citadelle, welche beiderseits vom Meere bespült ist. Auf dem Festlande haben sich besonders die colorirten Bewohner angesiedelt in elenden Hütten. Unsere Ladung für San Juan bestand hauptsächlich aus Reis, der in Deutschland in Reismühlen entschalt ist, die Ausfuhr besonders in Kaffee und Zucker. Neben uns lag noch ein kleineres spanisches Kriegsschiff, eine Art Kanonenboot und ein englisches und spanisches Post- und Passagierschiff. Ich hatte vergessen, mir das Capitänsboot an Land zu bestellen, welches mich an Bord zurückführen sollte, und so war ich gezwungen, da ich an Bord zurückkehren mußte, das Boot eines Eingeborenen zu nehmen und einen ziemlich hohen Preis für die Ueberfahrt zu erlegen.

Gegen Abend verließen wir den Hafen, noch einmal genoß ich das einzig schöne Panorama von San Juan, die Strahlen der sinkenden Sonne beleuchteten glänzend roth die Landschaft; vorsichtig und langsam der schwierigen Passage wegen segelte das Schiff ins offene Meer, um am nächsten Morgen auf der Rhede von Mayaguez an der Westküste von Puerto Rico festzulegen. Die Straßen der Stadt ziehen sich weit am Strande hin, viel Sehenswerthes war nicht vorhanden, die Stadt macht durchaus nicht den Eindruck einer Einwohnerschaft von annähernd 30 000. — Hier ließen wir unseren Passagier zurück, der eine Stellung als Maschinist auf einem kleinen Dampfer zwischen Mayaguez und der in der Nähe liegenden Guanoinsel Mona angenommen hatte. Bei der Ausfahrt fuhr das Schiff sehr langsam, es wurde öfters gepeilt wegen der sich hier vorfindenden, lang hingestreckten Korallenbank, die in den Seekarten nicht angegeben ist, welche den Schiffen leicht gefährlich werden kann. Mayaguez wird erst in der neueren Zeit von den großen Dampfern der Hamburg-Amerika-Linie angelaufen und doch ist es unerfindlich, wie ein derartig auffallendes Riff früheren Seefahrern entgangen ist; es bleibt nur eine Annahme übrig, daß der Meeresboden sich erst in der letzten Zeit durch vulkanische Kräfte gehoben hat. Am 11. November in der Frühe lagen wir auf der Rhede von Ponce, den Tag über war nichts zu machen infolge der übergroßen Hitze, und so beschäftigte ich mich damit, vom Heck aus ab und zu einen Haifisch zu beobachten, der mir darauf zu warten schien, ob Niemand ihm den Gefallen thun wollte, über Bord zu fallen. An einen Köder ging dieser nicht, ebensowenig wie die übrigen, wurde aber von der Maschine aus ein Stück Werg über Bord geworfen, sofort war es im Schlund des ekligen Thieres verschwunden. Am Sonntag folgten der Capitän und ich einer Einladung an Land. Ponce ist die größte Stadt auf Puerto Rico, liegt etwa eine Stunde landeinwärts, der Hafen von Ponce Playa besteht eigentlich nur aus den Geschäftshäusern der großen Firmen und wenigen elenden Hütten für die Hafenarbeiter. Ausfuhrartikel sind Zucker, Melasse, Rum, Tabak und Kaffee. Im Hafenbecken liegen zwei Inselchen und das Wrack eines englischen Dampfschiffes. Zur Stadt begaben wir uns in einem zweispännigen, gut fahrenden Wagen auf einer Chaussee, zu deren Seiten besonders Zuckerfelder und vereinzelt Wohnstätten der Plantagenarbeiter liegen. Dieser Weg wird geschnitten von einem Bach, der bei Regenwetter ein reißender Strom wird. So hatte er auch unlängst die eiserne Brücke fortgerissen, auf deren Aufbau noch immer gewartet wird. Die Hauptmasse der Einwohner von Ponce sind Kreolen. Die kreolischen Frauen zeichnen sich aus durch einen zierlichen Wuchs, sehr kleine Hände und Füße, die Gesichtszüge sind nicht schön, aber interessant. Sie werden frühzeitig reif, verblühen aber auch sehr schnell, außerdem erfreuen sie sich alle eines fabelhaften Kinderreichthums. Wir aßen gut zu Mittag bei einem Schwarzwälder, am Nachmittag machten wir eine Spazierfahrt in einem Carriol. Der Weg schlängelte sich im Zickzack 15 Kilometer weit bis etwa auf die Höhe eines vorspringenden Gebirgsstockes, zur Seite rauschte ein Wildbach in einer tiefen, romantischen Schlucht, die ganz und gar mit Urwald bewachsen ist. Der Blick ins Thal und auf das Meer war großartig, ebenso schön aber auch der Blick weiter hinauf zu den Gipfeln der anderen Berge. Die Fahrt hatte uns warm gemacht, wir ließen uns daher das mitgebrachte Bier wohl schmecken, die achtlos zur Seite geworfenen leeren Flaschen lasen unsere Rosselenker freudig auf, für sie war es ein kleines Vermögen. Bald mußten wir uns trennen von dem schönen Fleck Erde, denn die Nacht bricht schnell herein in den Tropen, in schnellem Trabe brachten uns die kleinen, aber ausdauernden Pferde zurück zur Stadt. Ab und zu begegneten uns unterwegs Maulthiere, beladen mit Säcken voll Kaffee u. s. f. Auch kleinere Trupps von frei umherstreifenden Mauleseln trabten ab und zu über den Weg; diese gehörten einer in der Nähe liegenden Hacienda an, es soll kaum vorkommen, daß ein Thier verloren geht. Des Abends spielte eine Militärkapelle auf der Plaza; in jeder spanischen Colonialstadt, wo Militär liegt, wird Sonntag Abends die sogenannte Retraite geblasen; es bildet dieses eine Art Corso für die besseren Stände, und wird da manch kleine Liebesintrigue eingefädelt. Das Hauptcontingent der Zuhörer und Flaneure bildeten elegant gekleidete, zierliche und hübsche Damen, sehr beladen mit mehr oder weniger echtem Geschmeide, den unvermeidlichen Fächer schwingend, kokett die blonden Fremdlinge musternd. In der Nacht fand ich leider keine Ruhe, es hatte sich unter meinem Mosquitonetz eins von diesen liebenswürdigen Thierchen verloren, und kann man sich nicht vorstellen, wie nervös das Gesumme dieser Quälgeister machen kann.

Am nächsten Morgen genossen wir das Schauspiel eines patriotischen Aufzuges, es war gerade zur Zeit der Kämpfe der Spanier mit den Riffpiraten in Marocco. Die Spitzen der Staats-, Militär- und Stadtbehörden fuhren in hochfeinen Carossen, von edlen Pferden gezogen, begleitet von Pauken- und Trommelschlag, durch die Hauptstraßen; dieses Schauspiel sollte den Wohlthätigkeitssinn der Bewohner anregen, um sie nachher beim Festmahl williger zu Spenden für die Kriegscasse des Mutterlandes zu machen. Ob viel dabei herausgekommen ist, vermag ich nicht anzugeben, wahrscheinlich ist es nicht, denn wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. — Hier muß ich eine kleine Episode einschalten, welche mir als wahr geschildert wurde. Bekanntlich baden in Seebädern in einzelnen Ländern Herren und Damen zusammen, ein junger flotter Schiffsofficier sah bei einer solchen Gelegenheit eine hübsche achtzehnjährige Kreolin und bemerkte, daß dieselbe nicht gut die Treppe vom Badekarren ins Meer hinab gelangen konnte, galant und unternehmend, wie er war, reichte er ihr die Hand und begleitete die Dame zum Strande. Als Belohnung für seine ritterliche That raubte er ihr einen Kuß. Eine uralte, häßliche Spanierin hatte die verwegene That bemerkt und vielleicht eifersüchtig, holte sie den Bruder des Mädchens, der Bruder die Polizei, und die Behörden legten unsern Don Juan einstweilen fest. Die Familie des Mädchens verlangte als Sühne sofortige Heirath, schließlich aber einigten sich die Parteien auf ein Reugeld von fünfundzwanzig Goldpesetas.

Am Montag Nachmittag bei großer Hitze lichteten wir den Anker und nahmen Curs auf Curaçao, eine holländische Insel in nächster Nähe der Küste Venezuelas. Kurz nach der Abfahrt von der Rhede von Ponce sahen wir eine Insel liegen, welche von Weitem das Aussehen eines Sargdeckels hat, so daß sie schon in früheren Jahrhunderten den Namen Caja de Muertos, Todtenlade, erhalten hat. Wir hatten einen blinden Passagier an Bord, der für seine Dreistigkeit von mir den Tod durch Erschießen erleiden mußte — einen Habicht. An dieser Stelle möchte ich eine landläufige Meinung über den Aberglauben der Seeleute zurückweisen. Was wenigstens unsere deutsche seemännische Bevölkerung anbelangt, so habe ich bei mehrjährigem Aufenthalt auf den Schiffen und bei meinem dienstlichen und außerdienstlichen Verkehr mit der Schiffsbesatzung nie bemerkt, daß unsere Leute an Vorbedeutungen geglaubt hätten. Aufdringlichen Menschen, welche sich unseren Jan Maat nicht anders als abergläubisch vorstellen können, pflegt hin und wieder ein Spaßvogel, welche Gattung besonders häufig unter der Schiffsbesatzung vorgefunden wird, wunderbare Geschichten von Vorbedeutungen aufzuhängen. — Noch lange hielten die waldreichen Bergmassen von Puerto Rico unseren Blick gefesselt. Im Allgemeinen kann man von diesem Lande sagen, daß sein Klima gesünder ist als das auf den übrigen Antillen, die Insel enthält gut bewässerte und fruchtbare Thäler; die höher gelegenen Gegenden sind zum Anbau europäischer Getreidearten geeignet. Das umgebende Meer ist überaus fischreich, daher konnten wir täglich bei unserem Tisch mit verschiedenen Fischspeisen abwechseln. Ein Vorzug von Puerto Rico soll der sein, daß daselbst giftige Schlangen selten vorkommen.

Nach einer Reisedauer von vierzig Stunden langten wir unter strömendem Regen an der Südküste Curaçaos an, bald holte uns ein Lootse in das Hafenbecken der einzigen Stadt der Insel, Namens Wilhelmstadt. Diese liegt an der tiefen Einfahrt zu einer Lagune, über diese Lagune führt eine Schiffsbrücke zu einem andern Stadttheil, Onderzeib. Die Einfahrt wird beiderseits von Forts geschützt, das stärkste derselben führt den Namen Amsterdam. Diese Forts sollen noch von den Spaniern angelegt sein, in ihnen haben etwa 1100 Soldaten Unterkunft gefunden. Ich begab mich bald auf die Wanderung. Wilhelmstadt hat eine gute Straßenbahn, die Stadt ist regelmäßig gebaut, die Straßen sind breit und schneiden sich rechtwinklig, große Waarenspeicher fallen auf. Der Eindruck, welchen die Stadt macht, ist ein vorzüglicher, weil auch hier die Holländer, seit 1634 im Besitz der Insel, es verstanden haben, ihrer peinlichen Sauberkeit Eingang zu verschaffen. Wilhelmstadt sammelt sein Trinkwasser in Cisternen, weil die Insel keine Quellen hat, Wassermangel ist häufig, da in manchen Jahren der Regen ganz ausbleibt, es muß dann Wasser von den benachbarten Inseln gegen theures Geld eingeführt werden. Curaçao ist eine der gesundesten tropischen Inseln, das Klima ist warm und sehr trocken. Dieser kahle Felsen trägt neben tropischen Früchten auch die meisten europäischen Küchengewächse, Hauptproducte sind Seesalz und das Curaçaophosphat. Ein angenehmes Erzeugniß der Insel ist der von Kennern geschätzte Curaçao, ein hochfeiner Liqueur, der aus einer nur hier wachsenden Pommeranze hergestellt wird. Die fleißigen und betriebsamen Holländer haben versucht, Brunnen anzulegen, diese Anlagen aber sind nicht geglückt. Wilhelmstadt ist der Sitz des Gouverneurs für alle niederländischen Antillen, die Bevölkerung, etwas über 25 000 Einwohner, besteht hauptsächlich aus Negern und spricht das Papiamento, ein Gemisch von holländisch, spanisch und indianisch. Die ganze Insel, ein Felseneiland, besteht aus 2 Haupttheilen mit je einem Kern von Eruptivgestein, beide Theile werden durch Korallenkalke verbunden, mehrere Lagunen, durch schmale Ausgänge mit dem Meere verbunden, umlagern die Küste. Ein Bad in der offenen See stärkte meine Glieder. Wir stachen am selben Tage gegen Abend in See, was von allen Schiffsleuten sehr bedauert wurde, da es auf Curaçao äußerst gemüthlich ist, doch durfte der Capitän, so leid es ihm that, nicht länger verweilen, da die Ladung gelöscht war und wir keine Fracht einnahmen. Auch hier auf Curaçao hatte ich wieder Gelegenheit, die äußerst zarten Hände und Füße der Kreolinnen zu bewundern, dazu haben diese Damen noch einen zierlichen Bau und feine Gesichtszüge. Jetzt möchte ich die Bemerkung einflechten, daß es unrichtig ist, anzunehmen, daß die Neger häßlich seien. Ich habe in Westindien und vielen anderen Ländern Neger männlichen und weiblichen Geschlechtes angetroffen, welche nicht nur zu den schönen Menschen ihrer Rasse zu zählen sind, sondern welche auch, abgesehen von ihrer Farbe, Bildhauern und Malern als Modelle dienen könnten. Von dem Gouverneur dieser holländischen Besitzungen erzählt man sich eine Merkwürdigkeit. Der alte Herr schickt nämlich an jedes im Hafen anlangende Schiff einen Soldaten und läßt sich Zeitungen ausbitten, auf diese Weise ist er über Hamburger, Neuyoker, Liverpooler und spanische Verhältnisse beinahe besser unterrichtet als die Leute aus diesen Orten selber. Auf jeden Fall ist es ein gutes Zeichen seiner Sprachkenntnisse. Heute, Donnerstag, den 16. November, haben wir etwas Seegang, welcher uns aber nicht abhält, die Hitze ebenso unangenehm zu empfinden wie sonst auch. Ab und zu öffnet der Himmel seine Schleusen und übergießt uns mit einem heftigen Regenschauer, der aber, da wir uns in den Passattriften befinden, nie von langer Dauer ist. Trotzdem nahmen wir unsere Mahlzeiten stets an Deck ein und flüchten uns nur ab und zu in den dunkeln Salon. Bis jetzt habe ich erst zwei neue Früchte kennen gelernt, die Butterfrucht, welche als Beigabe zur Rindfleischsuppe als eine Art Klößchen genossen wird. Noch besser mundet sie, wenn man sie mit Pfeffer, Salz, Essig und Oel genießt. Dann erwähne ich noch die Mispelfrucht von der Größe einer starken Apfelsine. Alle übrigen Früchte habe ich schon in Ostasien genossen. Ich habe gefunden, daß die asiatischen Früchte von feinerem Geschmack und Aroma sind als die afrikanischen und amerikanischen. Bei dem Genuß der tropischen Früchte muß man sehr vorsichtig sein und darf sich nicht verleiten lassen, durch den guten Geschmack seinen Darm zu überladen, an und für sich ist ja so schon in den Tropen die Verdauung eine träge. Die Magenbeschwerden pflegen die meisten Europäer sich noch durch den übermäßigen Genuß geeister Mineralwässer und Spirituosen zu verschlimmern. Zu meiden sind besonders die sogenannten Coctails, der Ruin jeder gesunden Verdauung. Diese Klippe habe ich stets glücklich zu umschiffen gewußt, nur ein einziges Mal mußte ich meine Voreiligkeit mit einem bösartigen Darmkatarrh büßen, als ich auf einer früheren Reise in Canton meinen brennenden Durst mit ungekochtem Wasser löschte.

Bald nachdem Curaçao hinter uns lag, begann das Meer unruhig zu werden. Bis Puerto Limon in Costarica beträgt der Weg ungefähr 900 Seemeilen, eine Entfernung, welche man mit den Hamburg-Westindischen Postdampfern in ungefähr 3½ Tagen zurücklegt. Wir sollten eigentlich Sonntag früh vor 4 Uhr in Limon ankommen, seit zwei Tagen jedoch hatten wir keine astronomischen Beobachtungen machen können, so daß wir nicht wußten, in welcher Breite wir uns befanden. Um 4 Uhr Morgens Sonntag, den 19. November hatten wir allerdings Land in Sicht, es war jedoch so diesig und regnerisch, daß der Capitän und die übrigen Schiffsofficiere sich nicht auskannten, denn auf die Seekarte von der hiesigen Küste ist kein Verlaß, da sie voller Unrichtigkeiten ist, kein Wunder, stammt sie doch aus dem Jahre 1837! Unser Schiff war nicht der einzige Dampfer, der nicht wußte wo er war, noch ein Norweger und Engländer suchten gleich uns den einzigen Hafen Costarica im Atlantischen Ocean. Der Matrosen und Heizer wegen war es sehr bedauerlich, daß wir keine Sonne hatten, denn dann hätten wir sofort

gewußt, wo wir waren. So klopften wir unter steten Peilungen in furchtbarem Regen, heftigem Seegang und Donner und Blitz die Küste von Costarica ab. Endlich am Montag Mittag fanden wir den Hafen und hatten alsdann das Vergnügen, um 2 Uhr Mittag an der Pier vertäuet zu liegen. Von allen Seiten ist der Hafen Wind und Wellen zugänglich, so daß die Schiffe stets unter Volldampf liegen müssen, damit sie bei Sturm sofort die offene See gewinnen können, um nicht am Ufer zerschmettert zu werden. Ganz beruhigen thut sich die See hier überhaupt nicht, so daß das Löschen u. s. w. sehr erschwert ist. Die Rhede ist für die größten Schiffe zugänglich, aber nicht sicher wie schon oben erwähnt. Wenn in Brockhaus' Conversations-Lexicon der Hafen einer der schönsten der Welt genannt wird, welcher ganzen Flotten von jedem Tiefgang sicheren Ankergrund bietet, so ist es mir unerfindlich, wie der Verfasser solches behaupten kann. Wir wenigstens waren froh, als wir diesen Hafen verlassen hatten, ohne einen Schiffsunfall erlitten zu haben. Während unseres Aufenthaltes rieselte es unaufhörlich vom Himmel herunter, trotzdem gewann ich es über mich, zur Stadt zu gehen, wenn man die Ansiedelung hier Stadt nennen darf. Limon scheint auf einem Terrain zu liegen, das vom Meere angeschwemmt ist; unmittelbar hinter der Stadt erheben sich in mehreren Parallelketten, soweit ich es unterscheiden konnte, die Cordilleren. Die Tropenwälder reichen bis an den Strand herab. Limon ist wichtig als Endpunkt der Eisenbahn zwischen dem Atlantischen und Großen Ocean, es treibt besonders Handel mit Bananen nach Neuyork. Die Einwohner der Stadt sind größtentheils Nigger, Serranos, wie die Spanier die Indianer nennen, und Mischlinge beider Rassen, Europäer sind wenig vorhanden, sie ziehen es vor, in San José zu wohnen, denn Puerto Limon gilt als ein schlimmes Fiebernest. Der Eindruck, den die Stadt macht, ist der denkbar einfachste, man glaubt sich versetzt etwa in eine Ansiedelung, die plötzlich in einer Goldgegend gleichsam aus der Erde gestampft ist. Bodenlose Wege, luftige und sicherlich ungesunde Wohnungen, vor welchen viele häßliche Köter, Puter, Hühner mit indianischen und Niggerweibern mit auf den Bauch herabhängenden Brüsten und vielen schmutzigen Kindern in bunter Abwechselung sich herumtummelten, machten den Aufenthalt wenig angenehm, so daß ich froh war, als wir bald weiter dampften nach Süden zum Ausgang des berüchtigten Panama-Canals.

Um 6 Uhr Abends verließen wir die für uns unwirthliche Küste von Costarica, welches ich nicht mit reiche Küste, wie es in geographischen Lehrbüchern übersetzt ist, übersetzen möchte, vielmehr glaube ich, daß Alberado, ein General aus dem Heerlager von Cortez, es das küstenreiche Land genannt hat. Ein Mißgeschick hatten wir noch in Puerto Limon zu verzeichnen; durch das Ungeschick unseres Küpers verloren wir den Fischkorb, so daß wir gezwungen waren, zur Angel und zum Netz zu greifen, wenn wir fischen wollten. Bei der Abfahrt herrschte eine starke Aufregung, indem uns beinahe ein Boot mit St. Thomasleuten, welche die Ankerketten aufnahmen, umgekippt wäre, die Menschen wären bei dem heftigen Seegange sicher alle ertrunken oder von den Haifischen, die auch hier unheimlich jedes Schiff umlauern, verschlungen worden. Glücklich gelang im letzten Augenblick noch die Rettung, so daß die ängstliche Spannung sich in frohes Aufathmen verwandelte. Es giebt kein das Gemüth niederdrückenderes Gefühl zur See, als wenn ein ganz gesunder, kräftiger Mensch vor den Augen seiner Gefährten das Leben lassen muß, mitunter geht ein Heizer freiwillig in den Tod. Denn man findet hin und wieder unter diesen Existenzen, denen es in der Wiege sicher nicht gesungen ist, daß sie einst ihr Leben an Bord eines Tropenschiffes mit solch schwerer, aufreibender Arbeit würden hinbringen müssen. Bei ziemlich heftigem Seegang kamen wir früher, als wir erwartet hatten, vor Colon an. Wir konnten jedoch nicht sofort fest machen, weil ein amerikanischer Kriegskreuzer, die „San Francisco", an unserer Pier vertäuet hatte. Nachmittags endlich lagen wir an Land. Ich machte einen kleinen Spaziergang zum Canal, es liegen dort noch Maschinen, Eisenbahnwaggons, Schaufeln und Hacken, so daß die Arbeit jeden Augenblick wieder aufgenommen werden kann. Colon hat, 1850 auf der Insel Manzanillo in der Limon Bai angelegt, als Hauptplatz des Passagier- und Waarenverkehrs zwischen Europa, Neuyork und der amerikanischen Westküste große Bedeutung, die Bevölkerung, annähernd 2000, besteht meist aus Negern und Mulatten. Dazu kommt noch ein drittes Element, die Chinesen. Diese sind zunächst als Arbeiter für den Canalbau verwandt worden, haben dann Landsleute nachgezogen, so daß sie jetzt schon einen bedeutenden Bestandtheil der Einwohnerschaft bilden. Der Hafen ist nach der See hin ungeschützt, der Aufenthalt daselbst wird verleidet durch die Mosquitoplage und gefährdet durch das mörderische Klima. Die Villen von Lesseps, auf das Luxuriöseste eingerichtet, gehen bei der feuchtwarmen Luft einem unaufhaltsamen, weil nicht aufgehaltenen Verfall entgegen. An der Einfahrt zum Canal erhebt sich auf einem granitenen Sockel ein Denkmal, den Columbus darstellend, wie er einen Indianer über die Bedeutung des Panama-Canals belehrt, welches in der Absicht errichtet wurde, für die civilisatorische und culturelle Bedeutung Frankreichs ein Ruhmeszeichen zu sein, welches nun aber geworden ist ein Merkmal der schamlosen Käuflichkeit der französischen Machthaber. Der Panama-Canal sollte in einer Länge von 73 Kilometern den gleichnamigen Isthmus durchschneiden; der ungünstige Gesundheitszustand unter den Arbeitern, die unvermutheten Terrainschwierigkeiten und vornehmlich die Unterschlagung der Gelder in Frankreich ließen das Unternehmen 1888 zusammenbrechen, nachdem kaum ein Drittel der Arbeiten vollendet war; befahrbar ist nur die Strecke von Colon bis Gabun. Alles befindet sich jetzt im Zustande des Verfalles. Wäre der Canal vollendet worden, so würden Colon am Atlantischen und Panama am Stillen Ocean Haupthandelshäfen der Welt geworden sein. Von dem Gelde, welches in Frankreich unterschlagen ist, hätte der Canal fertig gestellt werden können. Colon macht einen elenden Eindruck, viel Schmutz, viele schlimme Krankheiten finden sich hier vor. Hier stattete ich auch einer chinesischen Spielhölle meinen Besuch ab, welche mich der Mühe überhob, den größeren Theil meines Geldes weiter herumzuschleppen. Mittwoch, den 22. November ganz in der Frühe war ich wieder auf den Beinen, weil die arbeitenden Nigger und die noch nirgends so frechen Mosquitos die Nachtruhe störten. Colon hat eigentlich blos zwei Spaziergänge von etwa zehn Minuten Dauer. Im Uebrigen bietet es nicht die geringste Abwechselung. Neben unserem Schiffe lag ein spanischer Postdampfer, welcher zwei Uhr Nachmittags nach Barcelona absegeln sollte. Plötzlich entstand ein Lärm. Viele Polizeileute hatten sich an Bord des Spaniers begeben und suchten ein Liebespärchen; es hatte nämlich ein junger Spanier das einzige Kind eines steinreichen Hacienderos aus Panama entführt und wollte mit der jungen Dame nach Europa fahren, um dort von dem Gelde des Alten mit der Jungen vergnügt zu leben. Der Vater des jungen Mädchens hatte aber Wind bekommen und ließ die Beiden festnehmen, als der Dampfer gerade abfahren wollte. Die Tochter, ein Mädchen von noch nicht 16 Jahren, nahm der Vater wieder mit nach Panama, den Entführer behielt die Polizei in Colon zurück zur Nachkur. Dieses ganze tragikomische Spiel dauerte zwei Stunden, zur Belustigung der Zuschauer, zur Pein des armen Mädchens, welches mit einem solch süßen Gesicht begabt war, daß ich dachte, mit der könnten auch andere Leute fern von Panama angenehm leben. Am Abend regnete es wieder lebhaft, trotzdem machte ich dem Denkmal des Columbus meinen Abschiedsbesuch.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechung.

— Dr. Eugen Heinrich Schmitt, Friedrich Nietzsche an der Grenze zweier Weltalter. Leipzig, Alfred Janssen, 1898. 151 S. 2 ℳ. — Beim Lesen dieses Buches war es mir zu Muthe, als wenn ich, bis an die Kniee im Schmutze stehend und klappernd vor Frost, einem Feuerwerke zuschaute. Was nützen die Raketen und Girandolen, wenn ich in Gefahr bin, lungenkrank zu werden? Mit allerlei geistreichen Gedanken, ohne jeglischen Zusammenhang, weist Verfasser nach, daß Nietzsche der Prophet und Bannerträger einer neuen Zeit, einer neuen Welt, einer neuen Religion ist. Nicht Christus, sondern Dionysos, der freudetaumelnde Gott der Sinnenlust. Das Feuerwerk der Apercus wird manchem Leser imponiren, der vernünftige Leser wird für den cynischen Schmutz und die geistlose Kälte der darin verborgenen Weltanschauung sich bedanken. Censur! Censur! Ihr habt Gedankenfreiheit, aber die Gedanken sind auch darnach.

J. J.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 146. Dienstag, den 20. December, Abends. 1898.

Zu Hölty's 150jährigem Geburtstage (am 21. December 1898).

Von Alfred Hofmann.

„Meine Hauptbeschäftigung soll die Lesung der Griechen und die Poesie sein. Welch' ein süßer Gedanke ist die Unsterblichkeit! Wer duldete nicht mit Freuden alle Mühseligkeiten des Lebens, wenn sie der Lohn ist! Es ist eine Entzückung, welcher nichts gleicht, auf eine Reihe künftiger Menschen hinauszublicken, welche uns lieben, sich in unsere Tage zurückwünschen, von uns zur Tugend entflammt werden .... Einige Jahre möchte ich in einer großen Stadt zubringen und in allerlei Gesellschaften kommen, um die Menschen zu studiren. Ich fühle, daß mir dies nothwendig ist, wenn ich in der Dichtkunst mein Glück machen will. Ich habe meine Jahre unter Büchern zugebracht ... Wenn ich keine Geschwister hätte, die nach meines Vaters Tode meiner Unterstützung bedürfen, so wollte ich mich ganz und gar um kein Amt bekümmern, sondern mich vom Uebersetzen nähren und bald in der Stadt, bald auf dem Lande leben. In der Stadt wollte ich Menschenkenntnisse sammeln, auf dem Lande Gedichte machen. Wenn ich an das Land denke, so klopft mir das Herz. Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle, und ein Weib in meine Hütte ist Alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche. Freunde brauche ich nicht mehr zu wünschen; diese habe ich schon. Ihre Freundschaft wird meine trüben Stunden aufheitern, meine frohen noch froher machen. Ich werde ihre Briefe und Werke an meiner Quelle, in meinem Walde lesen, und mich der seligen Tage erinnern, da ich ihres Umgangs genoß ... Ich soll mehr Balladen machen? Vielleicht mache ich einige; es werden aber sehr wenige sein ... den größten Hang habe ich zur ländlichen Poesie, und zur süßen melancholischen Schwärmerei in Gedichten. An diesen nimmt mein Herz den meisten Antheil. Ich will alle meine Kräfte aufbieten. Ich will kein Dichter sein, wenn ich kein großer Dichter werden kann. Wenn ich nichts hervorbringen kann, was die Unsterblichkeit an der Stirne trägt, was mit den Werken meiner Freunde in gleichem Paare geht, so soll keine Silbe von mir gedruckt werden. Ein mittelmäßiger Dichter ist ein Unding!" So lebte und dachte der Jüngling, dessen Geist unter der Last eines siechen Körpers so aufstrebte, daß er in jeder gewählten Gattung der Poesie unter den ersten Dichtern glänzt; der mit jedem neuen Versuche höher zur Vollkommenheit stieg, und selbst sein Vollkommenstes nur als Vorübung zu Werken des Mannes betrachtete. Er stellte nicht mit kalter Ueberlegung Gedanken und Bilder zusammen, worüber man sich eins geworden ist, sie schön zu finden; sein Blick faßte die Natur auf, und sein Lied sang, was sein Herz empfand. — Ludwig Heinrich Christoph Hölty wurde am 21. December 1748 zu Mariensee im damaligen Kurfürstenthum Hannover geboren. Sein Vater, Philipp Ernst Hölty, seit 1742 Prediger zu Mariensee, war dreimal verheirathet. Aus der zweiten Ehe mit Elisabeth Juliane Gössel, Tochter des Procurators Gössel in Celle, stammt der Dichter Hölty. — Hölty war bis in sein 9. Jahr, wo ihn bösartige Blattern entstellten, ausnehmend schön und verband diese körperlichen Vorzüge mit der liebenswürdigsten Gefälligkeit, die mit einem im Knabenalter gewiß nicht gewöhnlichen Eifer für Das, was er für recht und billig erkannte, verbunden war. Schon frühe zeigte er eine außerordentliche Munterkeit, viel Witz und eine seltene Wißbegierde, und sobald er schreiben konnte, schrieb er auf, was ihm aus Erzählungen und Gesprächen merkwürdig schien. — Seine Mutter starb an der Schwindsucht, und in eben der Woche wurde er von den Blattern befallen. Gram und Krankheit brachten ihn auf lange Zeit in Gefahr, das Augenlicht zu verlieren, und raubten ihm seine natürliche Munterkeit. Bei so vielem Leiden in der frühesten Jugend war es hinsichtlich seiner Organisation sehr natürlich, daß seine Seele zur Melancholie hinneigte, welche beinahe aus jedem seiner Gedichte spricht. Nach 2 Jahren erlangte er den Gebrauch seiner Augen wieder und verdoppelte seinen Fleiß im Lernen. Sein Vater, ein Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Göttingen, unterwies seinen Sohn selbst in der deutschen, lateinischen, französischen, griechischen und hebräischen Sprache, sowie in allen anderen Wissenschaften. Hölty's Fleiß ging so weit, daß er nicht einmal sein Frühstück in Ruhe genoß und sich zum Mittags- und Abendessen jedesmal rufen ließ, des Nachts sogar heimlich bis 3 Uhr aufblieb. Dies letztere ward ihm jedoch von seinem Vater untersagt und ihm wenig Licht auf seine Schlafkammer mitgegeben. Er wußte sich indeß am Tage mit Oel zu versorgen und höhlte sich Lampen von Rüben aus. — Bei solchem Fleiße war er weder mürrisch, noch stolz, noch ein Bücherwurm, der Luft und Sonne scheut. Sanft, gefällig und zärtlich war er die Freude seiner Familie, ehe er noch ihr Stolz wurde. Die heitere Stille des Landlebens und sein lebendiges Gefühl für jeden Reiz der Natur sicherten ihn gegen die Erstarrung der Lesesucht. — Schon in seinem 11. Jahre dichtete er Verse, auf den Tod eines kleinen Hundes, auf das ABC u. s. w. — Im 16. Lebensjahre (1765) brachte ihn sein Vater auf die öffentliche Schule zu Celle, woselbst der Jüngling bei seinem Oheim, dem Kanzleirath Gössel, wohnte. 1768 ging er nach seiner Heimath zurück und 1769 nach Göttingen, um Theologie zu studiren. Hier lernte er Alles, was zur Bildung eines künftigen Predigers nöthig ist, opferte daneben seine Muße der Lesung der „Alten" und „Neuen", vermehrte seine Sprachkenntniß mit der Erlernung der italienischen Sprache und beschäftigte sich mit eigenen Ausarbeitungen. — In Göttingen machte Hölty die Bekanntschaft mit Bürger, Miller, Voß, Boie, Hahn, Leisewitz, Cramer und den Grafen Stolberg. Er konnte sich nicht entschließen, Göttingen zu Ende seiner Studienzeit zu verlassen, sondern wollte sich lieber mit einem erhaltenen Stipendium und durch Sprachunterricht und Uebersetzungen nähren, als nach Hause zurückkehren, so mühsam auch dieser Erwerb und so uneinträglich er ihm war, wie er seinen Freunden selbst gestand. — Michaelis 1774 begleitete er Miller nach Leipzig und im Spätherbst bekam er eines Morgens heftige Lungenblutungen. Zu Anfang Mai 1775, wenige Wochen nach dem Tode seines Vaters, ging er von Göttingen über Hannover nach Mariensee zurück, wo er unter Zimmermann's Anleitung seine Kur fortsetzte. Am 8. Mai schrieb er an Voß: „Vielleicht — hat Zimmermann Leisewitzen gesagt — könnte ich noch von der Schwindsucht gerettet werden, wenn ich die verordneten Arzneien gebrauchte und die vorgeschriebene Diät befolgte. Du siehst also, wie gefährlich meine Krankheit ist, und auf welch' einem schmalen Scheidewege zwischen Leben und Tod ich wanke. So wenig ich mich auch vor dem Tode fürchte, so gern lebte ich doch noch ein paar Olympiaden, um mit Euch Freunden mich des Lebens zu freuen, und um nicht unerhöht mit der großen Fluth hinunter zu fließen. Doch Gottes Wille geschehe!" — Im Herbst 1775 ging er nach Hannover, um da unter Zimmermann's Aufsicht eine kleine Nachkur, wie er Voß schrieb, zu brauchen; allein am 1. September 1776 fand er zu Hannover, noch ehe er das 28. Jahr vollendete, seinen Tod. — Das ist der kurze Faden der Geschichte seines Lebens. Hölty war stark von Wuchs, niedergebückt, unbehilflich, von trägem Gange, blaß wie der Tod; stumm und unbekümmert um seine Gesellschaft, hatte er auf den ersten Anblick ganz die Miene der Einfalt. Nur in seinen hellblauen Augen schimmerte ein treuherziges, mit etwas Schalkhaftigkeit vermischtes Lächeln, welches sich, wenn er mit Wohlgefallen las, in einer schönen Gegend hin-

gestreckt, oder rücklings unter einem blühenden Baume lag, über sein ganzes Gesicht verbreitete. — In der Pflege seines Körpers und in seinem Anzuge war er nachlässig, eine Folge der Leidenschaft, seinen Geist zu beschäftigen. Alles, was nicht den Geist bereicherte, schien ihm gleichgiltig; was ihn bereicherte, dafür hatte er eine brennende Begierde und Dienstfertigkeit. — Auch für die Liebe konnte ein so empfindsamer Dichter nicht ohne Gefühl sein; man sieht ihr ganzes Feuer in seiner Schilderung von einer gewissen Laura in einem Briefe. Aber immer blieb er bescheiden. „Ob sie Gegenliebe für mich gehabt hat?“ schreibt er. „Ich habe ihr niemals meine Liebe merken lassen, noch merken lassen können. Wie konnte ein Jüngling, der noch auf keiner Universität gewesen war, um dessen Kinn noch zweideutige Wolle hing, Liebeserklärungen thun und auf Gegenliebe Rechnung machen?“ Gewiß, einer so vernünftigen Liebe darf sich ein dichterischer Jüngling keineswegs schämen. — Wenige Dichter haben mit so innigem Gefühl und mit so reizendem Schmelz der Sprache den Zauber weiblicher Schönheit gepriesen; Hölty hat es um die Mädchenwelt verdient, ihr Liebling zu werden. — Das Höchste hat Hölty in seinen gemüth- und gefühlvollen Liedern geleistet, die so zart und melodisch dahinfließen, alle Dichter seiner Zeit, nur Goethe ausgenommen, übertreffend.

Bücherbesprechungen.

— Das neue Testament nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luther's. Im Charakter der Handschriften-Malerei des Mittelalters, geschmückt mit bunten Umrahmungen, Zierleisten, Initialen und religiösen Gemälden in getreuen farbigen Nachbildungen unter Mitwirkung hervorragender Künstler und Kunstgelehrter herausgegeben von Emil Frommel, Dr. theol., Hofprediger und Garnisonpfarrer, und Heinr. Steinhausen, Dr. phil., Pfarrer. Berlin S.W., Max Pasch. 15 ℳ — Man sendet uns dieses Werk zu, um vor Weihnachten noch eine Erwähnung und Empfehlung desselben herbeizuführen. Der Titel sagt eigentlich schon Alles, was darin zu finden ist, er belehrt uns aber gleichzeitig, daß es sich hier nicht um eine neue Erscheinung handeln kann, denn Emil Frommel ist ja schon vor zwei Jahren gestorben. Gewidmet war das Werk dem ersten deutschen Kaiserpaar als ein prachtvolles Ehrenzeugniß, das sich die deutsche Buchdruckerkunst unserer Zeit damit selber ausstellte. Sie wollte zeigen, daß sie jetzt zu drucken vermöge, was einst die Künstler in den Klöstern in mühseliger, Jahre langer Arbeit geleistet haben, um die Prachtexemplare ihrer Handschriften zu zieren. Solche Handschriften, wie sie in den Kloster-Bibliotheken und anderen Sammlungen unter Glas aufbewahrt werden, haben zum Muster gedient. Nach solchen Vorbildern hat man etwa den fünften Theil aller Buchseiten, die im größten Quartformat des Kunstdruckes erscheinen, mit prachtvollen farbigen Umrahmungen versehen, deren Zusammenstellung den reichsten Wechsel bietet, so daß jede Form nur einmal vorhanden ist. Außerdem aber ist jede Seite des Buches zur Scheidung der Spalten oder zur Ausfüllung leerer Räume mit gewöhnlichen Druckverzierungen, aber ebenfalls nach künstlerischen Mustern ausgestattet. So ruht das Auge des Lesers, welches Blatt des Buches er auch aufschlagen mag, auf einem Kunstwerk, zumal auch jeder Anfangsbuchstabe eines Capitels, wie in längeren auch der jedes Abschnittes, eine jener viel bewunderten Initialen in Roth und Blau darstellt. Auf die Beigabe von Bilderdrucken hätten wir nach unserem Geschmack in einem solchen Kunstwerk verzichtet. Aber es galt wohl einerseits zu zeigen, was im neuen Kaiserreich auch der Buntdruck in der Wiedergabe des Oelbildes zu leisten vermöge, und andererseits ein Verlangen zu befriedigen, das die Mehrzahl der Käufer einem Prachtwerk gegenüber auf alle Fälle stellt. So sind die hauptsächlichen Begebenheiten der neutestamentlichen Heilsgeschichte in 15 Bildern dargestellt, die nach Stil und Auffassung zu dieser mittelalterlich gefärbten Neuschöpfung trefflich passen und mit künstlerischem Geschmack der betreffenden Buchseite einverleibt sind. Mit dem schönen Prachteinband in gepreßtem Calico wird das Werk jetzt für 15 ℳ verkauft, während die Ausgabe in imitirtem Schweinsleder mit Goldpressung für 25 ℳ zu haben ist. Da der Inhalt des Buches für Käufer, die ihn begehren, einer Beurtheilung und Empfehlung nicht bedarf, so ist der Recensent hier jeder weiteren Mühe enthoben. Was aber dazu kommt, das gestaltet das Werk zu einem Weihnachtsgeschenk, wie es in gleicher Pracht für solchen Preis kaum sonst zu haben ist.
B. K.

— Jeschua ben Joseph. Eine Erzählung aus der Herodierzeit. Von Dr. Cornelius Rauch. 36 Bogen. A. Deichert'sche Verlagsb. Nachf. (Georg Böhme). Leipzig. 6 ℳ — Eine sehr beachtenswerthe Erscheinung, dieses Buch, und wohl manchem Leser zur Weihnachtszeit für den Gabentisch willkommen als Neuigkeit für Bücherfreunde, vor Allem für Leute, die sich gern von des Heilands Leben unter seinem Volke ein deutliches Bild machen wollen. Ein deutsch-russischer Arzt hat sich durch Pfarrer Schneller's in Bethlehem Schriften über das heilige Land und durch Professor Schürer's „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Christi“ anregen lassen, die Geschichte des erwachsenen Jesus von Nazareth, welchen die fremdartig hebräischen Worte des Titels meinen, in eine romanartige Erzählung einzukleiden. Eine gediegene Kenntniß der Culturverhältnisse Palästinas und des römischen Reiches jener Zeit und eine beträchtliche Gestaltungsgabe kommen ihm bei der Ausführung zu Statten. Das Bemühen selbst entspricht der Richtung der gegenwärtigen Wissenschaft auf eindringenderes Geschichtsverständniß überhaupt und auf dem Gebiete der uns Christen heiligen Geschichte insbesondere. Es ist wieder einmal ein Laienglied der Christengemeinde, welches durch einen positiven Beitrag zeigt, was für eine lebendige Anschauung die Gebildeten in der Gemeinde verlangen möchten. Die Hierarchie der russischen Kirche — denn sie ist doch wohl die Urheberin des Hemmnisses — hat jüngst mit einem Verbote des Buches für das Gebiet der russischen Heimath des Verfassers geantwortet. Die richtige Antwort der evangelischen Christenheit wäre darauf eine um so lebhaftere Theilnahme. Was nun die Ausführung der Absicht des Verfassers anlangt, so wird diese verschiedene Beurtheilung finden. Der Unterzeichnete kann um so weniger unbedingt für sie eintreten, als es ihm unmöglich war, in der gemessenen Zeit vor dem Feste alle Einzelheiten zu übersehen. Jedenfalls werden gewisse ermüdende Stücke lehrhafter Art von dem anmuthigen Gepräge des Ganzen reichlich aufgewogen. Daß gerade die Gestalt Jesu etwas Schattenhaftes hat (Worte aus den Evangelien werden mit der Erzählung allzu oft einfach verflochten), ist bedauerlich, aber begreiflich, und findet sein Gegengewicht in anschaulichen Schilderungen aus dem jüdischen Volksleben, wenn diese auch den Kenner nicht überall völlig befriedigen können. Alles in Allem verdient das Buch vollauf eine dankbar theilnehmende Beachtung weiter Leserkreise.
G. Schnedermann.

— Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreich Sachsen. II. Aufl., bearb. von Kreyßig und Wilsdorf, Crimmitschau, Robert Raab, 1898. VI und 836 S. — Das Album enthält in alphabetischer Folge der Kirchspiele unseres Vaterlandes die Namen aller sächsischen Geistlichen seit der Reformationszeit, in Verbindung mit einem kurzen Lebenslauf. Erfahrungsgemäß ist der Interessenkreis für ein derartiges Buch ein nur beschränkter: wir möchten aber ausdrücklich darauf hinweisen, daß wir nicht eine trockene Personaltabelle hier haben, sondern eine Urkunde zur sächsischen Kirchengeschichte von hervorragender Bedeutung. Die häufig beigefügten Auszüge aus den Visitationsprotokollen (hinter den Namen des XVI. Jahrhunderts) sind culturgeschichtlich werthvoll. Die neuen Bearbeiter haben die seit der 1. Auflage neu bekannt gewordenen Quellen sorgfältig benutzt: vor Allem die einschlägigen Veröffentlichungen unseres verdienstvollen Lutherforschers D. Buchwald. Das Werk ist, wie wir hörten, im Selbstverlag der beiden Verfasser erschienen: um so mehr wünschen wir, daß ihre verdienstvolle und höchst mühsame Arbeit durch schnellen und reichen Absatz belohnt werde.
J. J.

— Geschichte der deutschen evangelischen Kirche und Mission im Heiligen Lande. Gütersloh, Bertelsmann, 1898. 158 S. — Das Buch entspricht einem zeitgemäßen Bedürfniß, die Gründungen und Unternehmungen der evangelischen Kirchen in Palästina näher kennen zu lernen, in überaus vornehmer und vortrefflicher Weise. Verfasser, der selbst jahrelang in der Evangelisationsarbeit gestanden hat, entwirft ein ebenso sorgfältiges, wie interessantes Bild von der Säemannsarbeit im heiligen Lande. Besonders fesselnd sind die auf den Quellen beruhenden Mittheilungen über das englisch-deutsche Bisthum von Jerusalem, jenes romantische Unternehmen Friedrich Wilhelm's IV., das trotz aller gehässigen Urtheile seiner Zeit doch dem Evangelium deutscher Zunge den Weg gebahnt hat, wenn auch sein schließliches Scheitern als eine erlösende Nothwendigkeit

empfunden worden ist. Wir hören weiter in dem trefflichen Büchlein von Spittler's Pionierarbeit, von dem still waltenden Segen der Kaiserswerther Diaconissen, von Vater Schneller's kraftvollem Werke im syrischen Waisenhaus, von der Liebesarbeit an den Kranken, den Blinden und Aussätzigen, den Hungernden und Elenden, die wie zu Jesu Zeiten das Land in großen Schaaren bewohnen. Die Evangelischen waren bisher wenig beachtet, ihre Arbeit ist bis zur Gegenwart Saat auf Hoffnung; es ist für den Orientalen zu wenig daran, was in die Augen sticht. Wir haben keine reichen Klöster und keine goldstrotzenden Patriarchen, welche Reliquien und Mariensegen austheilen und Orden in Brillanten erhalten können. Aber unser evangelischer Kaiser wird sich überzeugt haben, wie das Evangelium, und nur das Evangelium im heiligen Lande das prophetische Erbe der Zukunft antreten kann — in der königlichen Allgewalt der aus dem Glauben geborenen Liebe. J. J.

— Friedrich Geselschap. Gedächtnißrede gehalten bei der Feier am 29. October 1898 von Professor Dr. Wolfgang v. Oettingen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 60 ₰. — Die königl. Akademie der Künste zu Berlin hatte zu Ehren des im laufenden Jahre in Rom aus dem Leben geschiedenen Meisters eine Ausstellung seiner Werke veranstaltet. In der Hauptsache waren es die Entwürfe für die großen decorativen Gemälde im Berliner Zeughause, im Hamburger Rathhause, für Kirchen u. s. w. Einen Ueberblick über das Leben und die Schöpfungen des Künstlers giebt die vorliegende Rede des Secretärs der Akademie. Die Aufgabe war nicht leicht, da man sich Angesichts der ausgestellten Orginalcartons und Zeichnungen der Wahrnehmung nicht verschließen konnte, daß sich Geselschap doch mehr, als für einen schöpferischen Meister gut ist, an Vorbilder der Vergangenheit, namentlich die italienischen Renaissancekünstler angelehnt hat. Volksthümlich ist seine Kunst auch nicht; wie sollte sie es auch sein, wenn sie es nicht einmal wagt, die große Zeit Kaiser Wilhelm's I., so wie wir sie durchlebt haben, darzustellen, sondern des Aufputzes längst vergangener Jahrhunderte bedarf? Aber die pietätvolle Darstellung des Verfassers muthet sehr wohlthuend an und man liest sie mit Interesse. j.—

— Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor v. Zobeltitz. Zweiter Jahrgang (1898/99): Ersten Bandes Heft 5/6 (= Aug.—Sept. 1898); zweiten Bandes Heft 7—9 (= Oct.—Dec. 1898). VIII, IV, 72 S.; 128 S. 4°. (Dazu:) Beiblatt, zusammen 26 S.; 4°. Preis im Abonnement 10 ℳ, einzeln 15 ℳ — Da ich seit dem 1. September (vgl. die Wissenschaftl. Beilage Nr. 102, S. 416) über die schönen blau-goldnen Hefte nichts habe verlauten lassen, wird die geehrte Verlagshandlung nicht böse sein, wenn ich heute wieder einmal versuche, die allgemeine Aufmerksamkeit auf das verdienstvolle Unternehmen zu lenken. Im kleineren Kreise hat es inzwischen einen so festen Stamm von Freunden gewonnen, daß er sich vor Kurzem — wie konnte es auch anders sein — zum Heile seiner Ziele in eine „Gesellschaft der Bibliophilen" (Schriftführer: Viktor Ottmann, Theresienstr. 54, München) krystallisiren konnte. Glückauf! — Die literarische Hochfluth der Weihnachtszeit hat es auf dem Gewissen, wenn ich mich zu vielseitigem Schmerze beim Aufzählen der bemerkenswertheren Aufsätze diesmal kürzer als sonst fasse. I. Literatur-Geschichte. Eugen Wolff: Inwieweit rührt „Die Familie von Schroffenstein" von Kleist her? (S. 232/249.) Anton Klette: Noch ein Wort über Heinrich Heine's Geburtsjahr. (S. 305/306.) Georg Boetticher: Die Münchner „Fliegenden Blätter" und ihre Geschichte. (S. 343/362.) II. Geschichte. Facsimiledruck eines 4 Quartseiten langen, die Lucca-Photographie betreffenden Bismarckbriefes (zu S. 313). III. Kunstgeschichte. W. L. Schreiber: Die Todtentänze. (S. 291/304 und 321/342.) Jean Loubier: Französische Originalzeichnungen für Wandteppiche aus dem XV. Jahrhundert. (S. 307/309.) IV. Buchhandel. Georg Frick: Aug. Herm. Francke und die Buchhandlung des Waisenhauses in Halle. (S. 201/209). Franz Weinitz: Ein Berliner Jugendschriftenverlag (Winckelmann & Söhne) und sein Illustrator (Th. Hosemann). (S. 273/278.) Theodor Goebel: Die großen deutschen Verlagsanstalten. I. Das Bibliographische Institut in Leipzig. (S. 371/386.) V. Geschichte des Buches (im weitesten Sinne), Buchtechnik, Bücherliebhaberei und Bibliographie: eine schwere Menge. — Unter den Illustrationen fallen besonders in die Augen: ein farbiges Ex-Libris der alten Lüneburger Rathsbibliothek (zu S. 209), der von Robert Edler, unserem besten Bildniß-Schneider, wundervoll ausgeführte Holzschnitt Joseph Meyer's (S. 373) und die Proben aus den Verlagswerken des Bibliographischen Instituts. Ht.

— In der Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes (Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.) sind unlängst zwei werthvolle Veröffentlichungen erschienen: Nr. 1210—1216. Das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht. In neuhochdeutscher Uebertragung nebst Einleitung und Commentar von Richard Eduard Ottmann. Mit einer Nachbildung der Anfangsseite des Vorauer Alexandertextes. Preis geheftet 1 ℳ 75 ₰, gebunden 2 ℳ Hendel's Bibliothek hat schon früher mehrfach Neuausgaben und Bearbeitungen älterer Werke unserer Nationalliteratur gebracht und damit leichter zugänglich gemacht, z. B. das Lied vom König Rother, den Bauernroman vom Meier Helmbrecht, das Rolandslied. In der gleichen Richtung liegt die hier dargebotene Uebersetzung des Alexanderliedes, die übrigens durch die sorgfältige literargeschichtliche Einleitung und durch die umfänglichen Anmerkungen zu einer gelehrten Arbeit wird, die selbst wissenschaftlichen Zwecken dienen kann. Gervinus singt in seiner Literaturgeschichte dem Alexanderliede hohes Lob. Ob dem Werke seine poetischen Schönheiten noch heute Bewunderer erwecken werden, kann fraglich erscheinen. Aber es gebührt ihm als einem der bedeutsamsten Denkmäler der vorclassischen mittelalterlichen Dichtung die Aufmerksamkeit jedes Literaturfreundes, und die blühende Phantasie des Dichters, sowie seine ernste Lebensanschauung sind sehr wohl werth, auch heute noch verständnißvolle Anerkennung zu finden. — Nr. 1217—1220. Ohne Gewissen. Roman von Eva Hartner (Emma v. Twardowska). Zweite, neubearbeitete Auflage. Preis geheftet 1 ℳ, gebunden 1 ℳ 25 ₰. Kein Geringerer als Gustav Freytag hat seiner Zeit bei dem frühen Tode dieser Schriftstellerin (1889) ihrem ernsten und hohen Streben anerkennende Worte gewidmet. Eva Hartner hat den Beweis erbracht, daß auch in einem schwachen und siechen Leibe oft ein bedeutender Geist wohnt. Das Charakterbild der Gräfin Asta von Asten, das uns der Roman „Ohne Gewissen" entwirft, ist freilich nicht wohlthuend, aber außerordentlich lebenswahr und kraftvoll gezeichnet, und die folgerichtige Durchführung des Grundgedankens, sowie die streng sittliche Haltung des Romans verdienen höchstes Lob. Hendel's Bibliothek hat schon früher einen Roman der Dichterin gebracht: Nr. 1105—1109 „Im Schloß zu Heidelberg". Man kann es nur gut heißen, daß die Hauptwerke von Emma Twardowska in diese Sammlung aufgenommen werden. R. B.

— Briefwechsel zwischen Franz Liszt und Hans v. Bülow. Herausgegeben von La Mara in Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. Ein Bd., 1898, geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ — Diese neueste Veröffentlichung der ausgezeichneten, um die Musikgeschichte und insbesondere um die Förderung des Verständnisses der Kunst und Persönlichkeit Franz Liszt's hochverdienten Verfasserin reiht sich ihren Vorgängern, den 3bändigen Briefen Franz Liszt's und den 2bändigen Briefen hervorragender Zeitgenossen an unseren Meister würdig an. Bietet er doch eine für das volle Verständniß der großen, durch Richard Wagner und Franz Liszt wesentlich personificirten Kunstbewegung unentbehrliche Ergänzung der zeitgeschichtlichen Literatur. War doch Hans v. Bülow der genialste und geliebteste Schüler Franz Liszt's und wurde er doch, neben den beiden genannten Meistern, „allmälig zu deren größtem Kampfgenossen und zum Führer der musikalischen Bewegung, die den Uebergang einer scheidenden Kunstepoche in eine neue begleitete und mit geschichtlicher Nothwendigkeit herbeiführte". Das unvergleichlich Werthvolle derartiger Correspondenzen besteht ja nach Goethe darin, daß sie das Unmittelbare des Daseins aufbewahren. So bringt auch der vorliegende Briefwechsel die grundverschieden gearteten Individualitäten beider Künstler in einer Schärfe zum Ausdruck, mit der auch die liebevollste und sorgsamste Biographie den Vergleich nicht aushalten kann: „die überlegene Ruhe und Weltweisheit, das vornehme Maß, den edlen Friedensgeist, die unvergleichliche Liebesfülle Franz Liszt's" auf der einen Seite, das „leidensvoll bewegte, leidenschaftlich-impulsive Wesen, die nie versagende Kampfeslust, die rücksichtslose Offenheit Hans v. Bülow's" auf der andern, die allerdings hier durch die Ehrfurcht, die durch den Altersunterschied mit dem geliebten Meister hervorgerufen war, wie durch die fremde Sprache — sämmtliche 216 Briefe sind, mit Ausnahme verschwindend weniger, französisch geschrieben — einigermaßen vermindert erscheint. Diese Verehrung Bülow's, die noch bis zum

letzten Briefe vom 22. Mai 1884 sich durch die Anreden des Schülers: „cher et illustre maître“ oder „très illustre grand maître“ kundgab, und die von Seiten Liszt's die wohlwollendste Erwiderung erfuhr, leuchtet durch die ganze, über 30 Jahre lang geführte Correspondenz und berührt den Leser mit stets erneuter warmer Antheilnahme an dem gewaltigen Schaffen und Ringen der beiden genialen, hochgesinnten Männer. Aus einem der deutschen Briefe des Meisters an seinen Schüler, datirt „Weymar, 16. Juli 56“, sei, zum Beweise der Werthschätzung, die Liszt dem reformatorischen Wirken Bülow's entgegenbrachte, folgende Stelle angeführt: „Für die Deutung, die Du meiner etwaigen Schule in dem letzten Aufsatze gegeben (gemeint ist der in Bülow's ausgewählten, 1896 veröffentlichten Schriften, S. 140—144 abgedruckte), danke ich Dir herzlich und werde manchmal Veranlassung nehmen, darauf hinzuweisen. Die Formel, die Du dafür gefunden, ist die treffendste, denn die künstlerische Emancipirung des individuellen Inhaltes vom Schematismus ist und bleibt unsere Hauptaufgabe.“ — Möge der Briefwechsel, der von der Verfasserin in gewohnter Weise mit einer Fülle trefflicher Anmerkungen ausgestattet ist, das Interesse aller ernsten Kunstfreunde erwecken und zumal jetzt in Leipzig, wo uns im Januar 1899 die Aufführung zweier großer, unbekannter Werke Franz Liszt's, der symphonischen Dichtung „Die Ideale“ (im Gewandhause) und des großen Oratoriums „Christus“ (durch den Riedelverein) bevorsteht, deren unbefangene und vorurtheilslose Aufnahme befördern helfen.

Dr. Arthur Prüfer.

— Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs von Max Eyth. 2 Bände. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart. Preis 6 ℳ — Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben u. s. w. Wir getrauen uns wirklich nicht, das Citat fortzusetzen, obgleich Vers für Vers der betreffenden Stelle auf das Wanderleben des Verfassers paßt; aber wir fürchten den Leser zu beleidigen, wenn wir ihn in den Verdacht bringen wollten, als ob er mit des großen Schwaben Lied von der Glocke auf weniger vertrautem Fuß als der Recensent stehen würde. Es ist von besonderer Bedeutung, daß gerade Schiller diese Verse geschrieben hat; es ist wie wenn der alte Karlsschüler schon damals die spätere Ueberproduction des „Ländles“ an studirten Leuten vorausgesehen hätte. Im Reiche der zigeunernden Schwaben geht die Sonne nicht unter, aber Keiner von ihnen hat es so bunt getrieben, Keiner so viele Länder und Meere durchquert, Keiner so viel Glück auf der Walze gehabt und so viel Humor entwickelt, wie unser Schlosser und Poet dazu. Seine Skizzen bilden keine eigentliche Biographie mit der Person des Taschenbuchschriftstellers im Mittelpunkt. Hauptsache ist die elegante Beschreibung von Land und Leuten, die mit liebenswürdigem Sarkasmus geschildert werden. Wenn auch die Leiden und Freuden eines in exotischen und halbcivilisirten Ländern arbeitenden Ingenieurs dem Leser zuweilen vor einen eigensinnigen Dampfpflug stellen, oder in das Naß eines Wassercanals führen, so braucht er sich doch vor der Technik des Buches nicht im Geringsten zu fürchten, da es weit mehr der belletristischen als der technischen Literatur angehört. Der Stil ist schön und fließend und läßt einen Bildungsgang erkennen, an dem die alten Griechen und Römer nicht ohne Anstrengung mitgeholfen haben, wie der Verfasser sich ausdrückt. Uebrigens ist er auf dem Parnaß kein homo novus, denn er hat in seinem Leben nicht blos den illustrirten Zeitungen zahlreiche und gerngelesene Beiträge geliefert, sondern auch ein hübsches Bändchen munterer Gedichte (Gedanken am Schraubstock) und ein umfangreicheres, ernstes Epos geschrieben, die beide großen Beifalls sich erfreuten. Es sei dem einstigen Leibfuchsen des nunmehr das otium cum dignitate genießenden Verfassers gestattet, als Probe der Eyth'schen Muse eine Strophe aus dem Rückblick auf sein wechselvolles Leben zum Schluß hier anzufügen: Halb träumend denk' ich des bunten Seins — Mit seinem Ringen und Regen. — Und Traum und Leben fließen in eins, — Der ewigen Wahrheit entgegen. Kl.

— Unsere Haus-Chronik. Geschichte der Familie Hase in vier Jahrhunderten von D. Karl Alfred v. Hase. Mit 235 Abbildungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1898. VI, 342 S., in größtem 8°., und 1 Stammtafel. Preis: 6 ℳ — Wollte ich das vorliegende wundervolle Buch auch nur annähernd so würdigen, wie es ihm von Rechts wegen zukäme, so müßte ich ganze Spalten schreiben — schade, daß es im literarischen Hochfluthsmonat erscheint! Ein Gustav Freytag würde aus dem dargebotenen Stoffe Bände füllen: man ahnt nicht, welcher Reichthum an culturgeschichtlich höchst werthvollen Mittheilungen in diesem Werke steckt. „Es ist auch eine Gottesgabe, einer Familie anzugehören und ihre Geschlechter zu übersehen, die seit drei Jahrhunderten in ihrer bürgerlichen Einfachheit sich ehrlich durchgeholfen hat“ (Karl Hase, 1883 mit dem erblichen Adel ausgezeichnet); und „Wie ein Volk ohne Geschichtsüberlieferung, so verzichtet auch eine Familie auf das Gefühl der Unvergänglichkeit, der Unsterblichkeit, wenn sie sich nicht der Väter erinnert. Für den Einzelnen ist die Familiengeschichte so wichtig, etwa wie die Geschichte seines Volkes, das ja aus seiner und der anderen Stammesgenossen Familien besteht“ (Karl Alfred v. Hase): diese beiden Aussprüche ergänzen einander und erklären würdig den Zweck des Werkes. Und wenn auch selten eine bürgerliche Familie in der glücklichen Lage sein wird, sichere Kenntnisse über ihre Vorzeit mit den nicht unerheblichen Mitteln, die zu ihrer Veröffentlichung nöthig sind, vereint zur Verfügung zu haben, so darf dies Andere nicht abschrecken, dem gleichen Ziele nachzustreben. — Aus dem fast unerschöpflichen Inhalte will ich nur Einiges herausgreifen, das den Geist, der aus dem Ganzen spricht, charakterisiren soll. Wer ein Christenthum der That kennen lernen will, der lese den Brief, den der Oberbürgermeister von Weimar, Karl Georg Hase, am 13. Januar 1839 (Seite 64, Zeile 5 von unten steht — wohl ein Versehen des Briefschreibers, nicht des Setzers — 1838) an die Eltern eines stud. theol. Engel aus Hamburg geschrieben hat, der fünf Tage vorher den hoffnungsvollen stud. med. Rudolf Hase, den Sohn des Briefschreibers, auf der Mensur erstochen hatte. Fröhlichster, zum Mitlachen zwingender Humor redet aus den Briefen Karl Benedict Hase's, die köstlich die Verhältnisse der Universität Helmstedt vor accurat 100 Jahren schildern. Brüderliche Wärme hat die Abschnitte über den frühzeitig abgerufenen Victor H. und über unseren verdienstvollen Mitbürger, den Chef des Hauses Breitkopf & Härtel, Dr. Oscar v. Hase, dictirt. Am allerschönsten aber, und das ist am Ende kein Wunder, ist das Capitel ausgefallen, das der Verfasser sich selber gewidmet hat (S. 284 ff.). Daraus lernt man recht deutlich kennen, welcher Werth einem anregenden Verkehre mit geistig und gesellschaftlich hoch stehenden Männern innewohnt: da hat man etwas vom Leben! Vor Kurzem ist eins der interessantesten Bücher der Gegenwart, die vom Grafen Limburg-Stirum bevorwortete, sonst anonyme „Weltgeschichte in Umrissen“, in 2. Auflage erschienen: es ist aus demselben Kreise hervorgegangen, der mit dem Schwager des Verfassers, wenn ich nicht irre, ziemlich eng zusammenhängt. Besondere Achtung erweckt das Bild auf S. 321: drei Brüder aus drei verschiedenen Facultäten mit dem Eisernen Kreuze geschmückt. Wenn man sich nur oberflächlich überschlägt, welche Summe von Intelligenz und Charakter in der Familie Hase seit 400 Jahren verkörpert ist, da versteht man das oben angeführte bescheiden-stolze Wort, da erfaßt man den Begriff „deutscher Patrizier“. — Zu S. 5/6 möchte ich mir die Anregung erlauben, die bis jetzt herausgegebenen Universitätsmatrikeln *einmal* auf den Namen Hase hin durchzusehen; ich glaube, daß sich daraus einige Ausbeute gewinnen lassen wird. Auf S. 237 muß Janssen (nicht Janßen) stehen. Ht.

— Ueberweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie, herausgegeben von Max Heinze, Leipzig. Berlin, Mittler, 1898. II. Theil: die mittlere oder die patristische und scholastische Zeit. 363 S. — Es ist hier nicht der Ort, ein fachwissenschaftliches Urtheil über das von der Kritik einstimmig anerkannte Werk zu geben. Nur darauf sei hingewiesen, daß der vorliegende Theil durch die Benutzung der Harnack'schen Forschungen über die patristische Zeit grundlegenden Werth erhält. Wir kennen neben Kuno Fischer's achtbändigen herrlicher Geschichte der Philosophie kein Werk auf diesem Gebiete, das so klar und verständlich uns in die schwierigen Probleme des Denkens und Seins einführt, wahrhaft objectiv, ohne die Zugabe des von des Gedankens Blässe angekränkelten schulmäßigen Urtheils. Eine Ausnahme in dieser Richtung macht lediglich §. 4, die Beurtheilung Jesu, seiner Lehre und seines Lebens. Hier führt nur Ritschl das Wort: Die Aussagen des positiv-kirchlichen Bewußtseins mußten hier doch auch zu Worte kommen. Oder soll die theologia ancilla philosophiae sein? Das ist deswegen unmöglich, weil sie nicht auf Axiomen beruht, sondern in der Offenbarung wurzelt. J. J.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 147. Donnerstag, den 22. December, Abends. 1898.

Ein Ausflug nach Westindien.

Von Dr. med. J. S. Mascher in Hubertusburg.

(Schluß.)

Freitag früh bei prächtigster Beleuchtung verließen wir den Hafen von Colon und machten uns auf die Fahrt nach Cartagena in Columbia. Sonntag Mittag gegen ½12 Uhr sahen wir Cartagena in der Ferne. Die Stadt liegt in ungesunder Lage auf einer schmalen Landzunge an der Ostküste des Golfes von Darien. Der Hafen, in welchen man nach einer halbstündigen Fahrt von der Mündung des Stromes gelangt, ist einer der besten im Antillenmeer, geräumig und tief. Cartagena steht durch Brücken mit der vorzugsweise von Indianern bewohnten Vorstadt Xexemani auf einer Insel und durch einen Canal mit dem Magdalenenstrom in Verbindung. Die Europäer nennen die Vorstadt Xexemani, da ihnen die Aussprache zu zungenbrechend ist, gemeiniglich Magdalena. Cartagena ist eng gebaut und mit Mauern umgeben, es hat mehrere öffentliche Plätze mit den öffentlichen Gebäuden, das Denkmal eines Fernandez de Madrid. Nicht aufsuchen sollen den Marktplatz Spaziergänger, die um ihr ästhetisches Gefühl besorgt sind. Die Straßen sind beinahe sauber, des Abends elektrisch beleuchtet, die Gebäude größtentheils massiv, zweistöckig. Der Weg vom Anlegeplatze der Schiffe zur Stadt ist ein gefährlicher, halsbrecherischer. Als ich eines Abends nach Hause sprang, es sind hier nämlich Bohlen, je 1 Meter von einander entfernt, auf eine Länge von annähernd einer Stunde gelegt, unter diesen ist Strom und Sumpf, hörte ich hinter mir ebenfalls Jemanden von einer Bohle zur anderen springen. Da in diesen Gegenden das Leben eines Menschen nicht viel gilt, beschleunigte ich mein Sprungtempo, schließlich holte mich mein Verfolger doch ein und entpuppte sich als ein friedlicher Officier eines neben uns liegenden amerikanischen Schooners. Meine Furcht war also grundlos gewesen. Der Mann hatte mich schon Abends in der Stadt gesehen und mich immer anreden wollen wegen des gemeinsamen Heimwegs, da er mich schon am Tage an Bord des Hamburger Schiffes erblickt hatte und wußte, daß ich ein ebenso harmloser Deutscher wie er ein solcher Amerikaner sei. Der Ausfuhrhandel Cartagenas liegt hauptsächlich in nordamerikanischen und deutschen Händen; in der Stadt war es besonders heiß. Wenige Dampferstunden von hier, ebenfalls an einem Mündungsarm der Boca de Ceniza des Magdalenenstromes liegt der Landungsplatz Salgar für den Hafen Sabanilla und die Hauptstadt Barranquilla. Hier hatten wir auch einige Stunden zu thun. Es ist dieses eine offene Rhede mit wenigen Schuppen und dem Bahnhofsgebäude für die Bahn nach Barranquilla, welches man nach etwa einstündiger Fahrzeit erreicht. Wenn es nicht allzu heiß gewesen wäre, würde ich die Hauptstadt besucht haben, so aber unterdrückte ich mein Verlangen und suchte einen kühlen Ort im Schiff auf. Die Umgebung Sabanillas ist öde, der trostlose Strand entbehrt der schmückenden Pflanzen und des Baumwuchses, man sieht einige elende Indianerhütten mit ebenso elenden Insassen. Ausgeführt werden besonders Kaffee und Erze.

Freitag, den 1. December 1893 gegen Abend verließen wir das Festland von Südamerika. Die Luft war so durchsichtig, daß man mit unbewaffnetem Auge die fernen Schneehäupter des Santa Marta-Gebirgsstockes deutlich erkennen konnte. Diese Gebirgskette ist über 5000 Meter hoch, die untergehende Sonne beleuchtete die weißen Gipfel und tauchte sie allmälig in ein wunderschönes Roth ein, so daß uns stundenlang der Anblick eines prachtvollen Alpenglühens geboten war. Die plötzlich eintretende Nacht bereitete dem Schauspiel ein baldiges Ende. Die Ueberfahrt von Sabanilla nach Jacmel auf Haiti nahm einige Stunden mehr in Anspruch als gewöhnlich, weil wir grobe See gegen das Schiff an hatten. So kamen wir erst Sonntag Abend kurz nach Sonnenuntergang vor dem Hafen an und mußten die ganze Nacht bis Tagesanbruch an der Küste langsam hin- und herfahren, denn die Negerrepublik Haiti hat die famose Einrichtung getroffen, daß Schiffe fremder Nationen zwischen 6 Uhr Abends und 6 Uhr Morgens in einen Hafen nicht ein- noch ausfahren dürfen. Bald kam ein Boot mit der Haitiflagge, in dem Boote saß ein schwarzer College, angethan mit einem glänzend schwarzen Cylinderhut, Gehrock, schwarzen Hosen, schwarzen Schuhen und schwarzen Handschuhen, auf der Nase thronte eine mächtig große Brille; wenn die medicinischen Kenntnisse des Collegen von der schwarzen Couleur ebenso tadellos sind wie sein Anzug, dann können die Jacmelleute höchst zufrieden sein, meistens aber soll das Wissen im umgekehrten Verhältnisse zum Anzuge dieser Herren Aerzte stehen. Nachdem nun dieser Hr. College die Schiffspapiere nachgesehen hatte, bekamen wir die Erlaubniß zu löschen und zu laden. Das Wetter ist schön, wenn auch etwas heiß. Die Stadt mit etwa 6000 Einwohnern, unweit das Cap Jacmel, liegt reizend an einer halbrunden Bai der Südküste der Insel. Sie hat einen Leuchtthurm, die Häuser liegen an einer Straße, welche sich allmälig nach einem Hügel hinaufzieht, der durch die Kathedrale gekrönt ist. Vom Bord aus macht die Stadt keinen unebenen Eindruck, ob aber dieser bestehen bleibt, wenn ich den Fuß ans Land gesetzt habe, ist wohl fraglich. Vom Schiff aus kann ich einen kleinen Fluß sein Wasser in die Bucht ergießen sehen. In dem Flusse tummelt sich Groß und Klein, Männlein und Fräulein und scheint sich an dem kühlen Naß zu erquicken. Den Hintergrund der Stadt bildet das dichtbewaldete Gebirge. Bei heftigem Südwinde ist die Bai gefährlich, was ein neben uns liegendes Wrack eines Dampfers der Atlaslinie von Neuyork, welcher vom Sturm auf den Strand getrieben war, bezeugt. — Den 4. December gegen 3 Uhr Nachmittags hörte man von der Stadt her einen Höllenlärm, man vernahm in der Ferne Trommellaute, Pfeifen, Trompetenstöße, jeder Künstler schien seine eigene Melodie zu spielen, es läßt sich ungefähr denken, was für ein Zusammenspiel hierbei herauskommen mußte. Der Capitän und ich waren nun neugierig, warum die Haitileute einen solch wüsten Radau ausführten, wir ließen uns daher ans Land rudern. Dort bekamen wir ein auffälliges Schauspiel zu sehen. Die eine Straße, holperig und hügelig, welche vom Gefängnisse hoch oben vom Plateau hinunter zum Strand und von diesem wieder vielleicht 100 Fuß weiter auf eine früher bewaldete, jetzt ausgerodete, jäh zum Meere abfallende Erhöhung führte, war zu beiden Seiten durch Spalier bildende Bürgermiliz besetzt. Diese Herren Soldaten prangten in schmierigen Uniformen aller möglichen Nationen und Zeiten; da sah man einen, dessen Waffenrock ein Franzose, dessen Beinkleider ein Preuße, dessen Kopfbedeckung ein Russe u. s. f. geliefert hatte. Gewehre und Säbel waren wohl überhaupt kaum zwei da, welche eines Modells waren. Man kann sich also vorstellen, was für ein lächerliches Bild diese annähernd 1000 Menschen zählende bewaffnete Macht darbot, zumal die meisten barfuß und die Uniformstücke dem einen zu kurz, dem anderen zu weit waren. Einige Wenige waren beritten, die Pferde sahen wohlgenährt und prächtig aus, diese stellten die Officiere dar, rothe Hosen und hellblaue Frackwaffenröcke schienen hier die meiste Liebe gefunden zu haben. Alle diese

Leute rauchten und schwatzten, prügelten sich dazwischen und verübten sonstigen Unfug, Jeder that was ihm beliebte, nur nicht das, was ihm anbefohlen wurde. Jetzt erfuhren wir auch den Grund dieser plötzlichen militärischen Aushebung. Es sollten vier Mörder hingerichtet werden. Mein Capitän, von Ansehen ein Riese, begab sich an Bord zurück, weil ihm schon allein die Kunde von diesem Vorgang Unbehagen verursachte; meine Wißbegierde war jedoch erregt und ich wollte einmal sehen, in welcher Weise in der Negerrepublik der beleidigten Gerechtigkeit Genüge geschieht. Bald kündete ferner Trommelwirbel die herannahende Schaar der Verbrecher und ihrer Richter an. Ein katholischer weißer Priester nahte sich nun gemessenen Schrittes, zur Rechten und zur Linken lehnten sich an ihn zwei gefesselte Personen männlichen Geschlechtes, ein Bursche von 24 Jahren und ein Jüngelchen von kaum 15 Jahren, es waren dies die beiden Uebelthäter, welche ihr Schicksal jetzt erreichen sollte, die beiden anderen Verbrecher waren noch in letzter Stunde durch den Präsidenten Hippolyte begnadigt worden. In einiger Entfernung hinter dieser Gruppe schritt der schwarze Küster mit dem Meßgefäß, alsdann kam eine Rotte von 12 Mann mit Schießgewehren bewaffnete Polizeisoldaten, ferner 3 Mann mit je einem Kistchen Patronen, ferner eine Cavalcade wild hin und her reitender, auf alle mögliche phantastische Weise gekleideter Personen, sie stellten die Vertreter der Staats-, Stadt- und Militärbehörden dar; unter ihnen fiel mir ein großer, schön gewachsener, sehr intelligent aussehender Mann auf, welcher in tadellosen Gesellschaftsanzug gekleidet war, es war dieses der erste haitianische Staatsanwalt. Dieser Abtheilung schloß sich, nachdem sie die Spalier bildenden Bürgersoldaten hinter sich hatte, die Miliz an, dieser das zahlreich zusammengelaufene Volk jeglichen Geschlechtes und Alters, Alle lachten, schäkerten und machten sonstige Späße, so daß ich den Eindruck gewann, als betrachteten die Eingeborenen einen solchen Austritt als gewohnten Scherz. Verkäuferinnen boten Limonade, Bonbons und sich selbst an. Ein Arzt war nicht vorhanden. Nachdem der traurige Zug den oben erwähnten Hügel am Meere erreicht hatte, wurde die neugierige Menge etwas zurückgedrängt, es wurden zwei roh gezimmerte Särge herbeigebracht, schnell zwei Gruben gegraben und die Verbrecher vor dieselben hingestellt. Mir gelang es, in ganz unmittelbare Nähe zu kommen, der Priester sprach noch etwa ¾ Stunden mit den beiden Uebelthätern, dann gab der Staatsanwalt mit der Hand ein Zeichen, der Priester trat zurück, die zwölf Bewaffneten gingen auf etwa fünf Fuß Entfernung von den Delinquenten, welchen die Augen nicht verbunden waren, heran und stellten sich in einer Linie auf. Trommelwirbel erschallte plötzlich, in diesem Augenblick fiel eine Salve von zwölf Schüssen, die beiden Verbrecher standen noch, so schlecht war geschossen, einer von den Polizisten war ohnmächtig geworden, er wurde durch Säbelhiebe wieder lebhaft ermuntert. Der Anblick war scandalös, doch schienen sich die Haitileute nichts daraus zu machen, im Gegentheil, sie ulkten über das schlechte Schießen. Die Gewehre wurden mehrmals geladen, das dauerte eine geraume Zeit, denn die Leute schienen sich vor ihrem eigenen Pulver zu fürchten, endlich, nach einer für mich peinvoll langen Pause, erfolgte die zweite Salve, die Verbrecher wankten, stürzten vornüber und lagen auf dem Bauch. Aber auch so waren sie noch nicht todt, obgleich das Blei ihre Körper ziemlich stark zerfetzt hatte. Auf Jeden wurden noch aus unmittelbarer Nähe drei Schüsse in ziemlich langen Zwischenräumen gegeben, es war ein ganz gemeines langsames Hinschlachten. Die Leute hatten den Tod verdient: der Eine hatte seine Frau erschlagen, der Andere war ein Vatermörder, aber solch eine Metzelei ist unerhört. Ich trat näher, die Leichen waren ganz und gar zerfetzt, das Gehirn lag blos, der Brustkorb war aufgerissen, die Eingeweide quollen hervor. Die Körper wurden sofort verscharrt. Die Vaterlandsvertheidiger mußten am Schluß noch vor ihren Vorgesetzten einen Parademarsch machen. Ein preußischer war es allerdings nicht. Es erinnerte mich dieser Parademarsch lebhaft an einen ähnlichen, welchen unsere brave Schützengilde in der Heimath einmal vor vielen Jahren, nachdem sie einige Tage ziemlich stark gepichelt hatte, fertig gebracht hatte.

Am nächsten Tage machte ich mich schon ziemlich früh klar zu einem Ausflug und begab mich zunächst zu dem Fluß, dem grande rivière, welcher in Wirklichkeit ein Bächlein ist. An ihm waren unzählige Weiber mit Waschen beschäftigt. Ich glaube beinahe, die Negerdamen thun vom frühen Morgen bis zum späten Abend nichts als waschen und schwätzen. Die Natur bietet diesen Leuten Alles was sie bedürfen, die Bedürfnisse sind gering und daher ist Arbeiten verpönt. Ich schlug nun meinen Weg längs des ausgetrockneten Bettes eines Wildbaches ein und war bald außerhalb bewohnter Stätten. Es kamen mir viele Landleute zu Fuß, zu Pferde und besonders zahlreich zu Esel entgegen, die ihre geringen Producte auf den Markt brachten. Ab und zu sah ich auch am Wege Lepröse sitzen, welche die Mildthätigkeit der Vorübergehenden in Anspruch nahmen. Der Pfad zog sich endlos hin zwischen mit Cactus eingefriedigten Tabak- und Kaffee-Anpflanzungen. Der Erdboden war durch die Hitze ganz ausgedörrt, so daß die Schollen zerborsten waren. Ich trat in eine Negerhütte ein und beobachtete, wie die Cigarren hier zu Lande gerollt werden. Eine tüchtige Arbeiterin, es ist diese Arbeit den Frauen überlassen, kann täglich über 2 ℳ durch diese Beschäftigung verdienen. Mir genügte der Anblick, um mir für einige Zeit das Tabakrauchen zu verleiden; die Person hatte in ihr Kopfhaar eine ziemliche Menge gelbweißliches Fett geschmiert, sie fuhr mit dem Finger durch das Haar und bestrich das auf ihrem schweißigen Oberschenkel liegende Deckblatt mit demselben. Sapienti sat! In einer kleinen haitianischen Wirthschaft kehrte ich ein, daselbst mußte ich, sobald der Wirth erfuhr, daß ich ein docteur allemand sei, allen seinen Angehörigen den Puls befühlen, um ihm zu sagen, ob sie gesund seien. Nachdem ich auch diese Operation überstanden hatte, zog ich mich zurück und kam ganz ausgehungert, noch mehr ausgedürstet, am späten Nachmittag an Bord, wo noch immer eifrig an der Kaffeeübernahme gearbeitet wurde. Gegen Mitternacht begaben wir uns nach unserem neuen Bestimmungsort und langten am Morgen vor Aux Cayes an. Diese Stadt liegt nicht so malerisch wie Jacmel, der Hafen bildet einen nach Süden hin weit offenen Halbkreis, welcher durch eine vorliegende Insel la Vache gegen die See geschützt ist; auch hier erhebt sich unmittelbar hinter der Stadt das Gebirge, welches den Blick in das Innere verwehrt. Wir liegen ziemlich weit vom Strande ab, zwischen uns und dem Lande schaukelten noch zwei Barken und zwei Schooner. Ins Auge fallend war eine Menge kleiner Segelboote, welche Passagiere und Waaren auf ganz kurze Strecken beförderen. Ich muß gestehen, die hübsch weiß angestrichenen Boote wurden von der schwarzen Bemannung gut gesegelt. Wegen der großen Hitze dehnte ich meinen Landausflug nicht weit aus, sondern begnügte mich in Begleitung des Capitäns unseren Consul zu begrüßen. Wir trafen in der Wohnung desselben einen deutschen Arzt an, der schon eine ziemliche Reihe von Jahren hier practicirte und welchen eine große Sehnsucht nach der lieben Heimath beseelte. Aux Cayes macht trotz seiner 25000 Einwohner einen nichts weniger wie städtischen Eindruck. In Jeremy, unserem nächsten Platz, bekamen wir einstweilen keine Ladung. Es ist dies ein unangenehmer Hafen, indem dort stets eine hohe Dünung steht. So war vor wenigen Wochen noch ein Hamburger Dampfer, dem bei schwerem Wetter die Ankerketten geknickt waren, gestrandet. Auf diese Kunde hin kamen aus der ganzen Umgegend Leute herbeigeströmt, die hofften, daß das Schiff, welches volle Ladung hatte, nicht wieder abkommen würde, so daß sie es ausrauben könnten. Mit Hilfe eines Atlasdampfers wurde das Schiff wieder flott, die sich um den Raub nun betrogen sehenden Neger weigerten sich darauf hin, Arbeiter und Leichter zum Löschen zu stellen. Der Agent der Gesellschaft wußte sich aber zu helfen, er begab sich zum Stadtcommandanten und stellte ihm die Sachlage vor, dieser war ein vernünftiger Herr und einem silbernen Händedruck nicht unzugänglich, er ließ Alarm blasen und die ganze waffenfähige Mannschaft von Stadt und Umgegend unter die Waffen rufen und in der Sonnengluth gehörig exerciren. Nachdem dies eine Weile gedauert hatte, ließ er verkünden, daß Diejenigen, welche jetzt Lust hätten, beim Entladen des Dampfers zu helfen, es thun könnten, die Uebrigen müßten weiter üben; diese Maßregel half, in kurzer Zeit war das Schiff entlöscht und konnte weiter segeln.

In Port au Prince, der Hauptstadt und dem Haupthafen der Negerrepublik Haiti, kamen wir Sonntag früh an. Die Stadt liegt an der Westküste der Insel (im Hintergrunde einer Bai) in einer ungesunden Marschgegend, umschlossen von Bergen, welche mit Kaffeeplantagen bepflanzt sind. Der Bai ist die jetzt unbewohnte Insel Gonave vorgelagert, das alte Guanabo oder Guanavana der Indianer von Xaragua; sie bildet die letzte Zufluchtsstätte der Indianer von Haiti. Die Stadt besitzt drei Forts, auch ist die Insel Gonave befestigt, doch wird ein stark armirter Kreuzer den Hafen leicht forciren können. In demselben lagen mehrere Postdampfer und einige haitianische Kanonenboote.

Vor Kurzem war ein solches angesichts des Ufers weggesackt. An Bord dieses Kriegsschiffes befand sich eine Gesandtschaft der benachbarten Mulattenrepublik Santo Domingo. Da die beiden Republiken meistens in Streit mit einander liegen, so wurde behauptet, daß die Luken des Schiffes absichtlich nicht geschlossen seien, so daß das hereinbringende Seewasser das Schiff zum Kentern bringen mußte. In der Nacht vom Sonntag auf Montag regnete es Gießbäche. Der Hafen ist gut und geräumig und mit Ausnahme der Monate August bis November, wo Orkane eintreten, sicher. Im Hintergrunde der Bucht, wo die Berge sich allmälig einsenken, liegt die Stadt. Die Straßen sind breit, aber schmutzig, mit tiefen Löchern und ungepflastert. Die Häuser sind größtentheils Holzhäuser wegen der Erdbeben, welche die Stadt häufig heimsuchen. Ein Schlachthaus befindet sich im Bau, eine Fabrik, welche Kunsteis erzeugt, befindet sich an der Landungsstelle der Schiffsboote. Auch soll es eine Eisenbahn bekommen, wenn nicht eine der häufigen Revolutionen dem Unternehmen einen Strich durch die Rechnung macht. Der Palast des Präsidenten besteht aus zwei einfachen zweistöckigen Holzgebäuden, die durch eine Gallerie verbunden sind. Das Militär in der Hauptstadt macht denselben lächerlichen Eindruck wie in den übrigen Plätzen. Auf einem Fußpfade, der auf einen der umgebenden Hügel durch Unterholz führt, machte ich eine kleine Erholungstour oder vielmehr Entfettungskur. Eines Tages kam ich an einer Negerschule vorbei, ich warf einen Blick in die Schulstube, zog mich aber infolge des furchtbaren Geschnatters der Kinder schleunigst zurück. Der Handel, in französischen und deutschen Händen, ist beträchtlich, es werden besonders ausgeführt Guayal-Harz, Baumwolle, Ochsenhäute, Honig, Kaffee, Cacao und Nutzhölzer. Eingeführt werden hauptsächlich Fleisch, Zucker, Spirituosen, Mehl und Maschinen. Am Mittwoch Nachmittag gegen vier Uhr kamen wir wieder in Jeremy an. Den Abend brachte ich in Gesellschaft eines Franzosen und eines Württembergers, der hier eine Apotheke hat, angenehm zu und nahm die Gastfreundschaft des Ersteren in Anspruch, da von einem Hotel keine Rede ist. Die Europäer, welche ich hier kennen lernte, litten mehr oder weniger unter Malaria, sie würden gern sehen, wenn sich hier ein deutscher Arzt niederließe. Das Clublocal ist einfach aber gemüthlich eingerichtet. Am Morgen hatte sich eine starke Seebrise aufgethan, so daß der Capitän ein schweres Schiffsboot an Land schickte und persönlich die Ueberfahrt an Bord leitete. Die Boote der Eingeborenen sind für starken Seegang zu schwach gebaut und kentern daher leicht. Wir mußten an Bord auf der Strickleiter emporklettern, auch unsere Passagierin, eine Kreolin, mußte auf diesem für Damen etwas ungewöhnlichen Wege emporklimmen, allerdings bekam sie noch einen Strick um die Hüfte gelegt, damit sie uns nicht ertrank, wenn sie eine Woge in die See schleudern sollte. Wegen des Seeganges konnten wir nicht laden, denn die Leichter würden an der Bordwand zerschellt sein. Donnerstag Nachts gingen wir nach Goâves in See, allwo wir Freitag Morgen gegen 8 Uhr anlangten. Es besteht dieser Ort aus zwei Theilen, aus petite und grande Goâves. Petite Goâves hat trotz des Namens mehr Einwohner als grande Goâves. Die Lage ist reizend, schöne Palmen und andere stolze Bäume gehen dicht bis ans Meer heran, im Hintergrunde unmittelbar an der Stadt erhebt sich das Gebirge in drei Terrassen bis zur Höhe von 1500 Fuß. Auf einer etwas ins Meer vorspringenden Landzunge liegt ein altes Gemäuer, dem Ansehen nach einem verfallenen Fort gleichend. In den Ruinen haben einzelne Palmen Wurzel gefaßt, zwischen diesen Bäumen befindet sich der Marktplatz. Wir hatten das Schiff wegen der großen Wassertiefe nicht verankert, sondern mittelst Trossen an eine der Palmen vertäuet. Wenn nun in Goâves Markttag ist, kommen die Landleute schon um Mitternacht zur Stadt. Da diese Leute nun nichts Besseres fanden, banden sie ihre Maulesel an den Schiffstauen fest, wahrscheinlich in der Meinung, daß das Schiff erst später in See stechen würde. Als nun das Packetboot in der Nacht wegging und zu diesem Zwecke die Taue einhivte, erhob sich an Bord ein furchtbares Gebrüll, die Esel mußten nämlich dem zwar langsamen aber unaufhaltsamen Zuge folgen. Als die Ursache des Aufruhres festgestellt war, wurden die Thiere unter Lachen losgebunden und an Land getrieben. — Sonnabend Morgen, den 16. December befanden wir uns in les Gonaives auf der Westseite der Insel, es besteht aus Holzhäusern und Ziegelhallen und hat bedeutende Ausfuhr, die Einwohnerzahl beträgt etwa 20,000. Die Stadt und ihre Umgebung machen einen wenig erheiternden Eindruck, die umliegenden nicht sehr hohen Hügel sind kahl, das Gebirge liegt weit im Hintergrunde. Der Hafen ist im Allgemeinen gut, doch finden sich auch Brackwasserlagunen, in denen noch ziemlich viele hechtschnauzige Alligatoren hausen, welche den Eingeborenen die Ferkel wegfressen. An Sonn- und Feiertagen machen sich die ansässigen Europäer oft ein Vergnügen daraus, mit Booten durch die Lagunen zu streichen und Jagd auf die Alligatoren zu machen. Ich sollte auch eine solche mitmachen, verzichtete aber gern darauf, denn es ist kein Sport, die trägen Thiere abzuschießen. Sonnabend Abend nahmen wir ein ausgezeichnetes Diner im Club ein, dieser Club dient sämmtlichen Weißen und den vornehmen Negern als geselliger Mittelpunkt. Der Castellan des Clubs ist ein früherer Oberstewart der Hamburg-Amerikalinie, welcher schon seit Jahren Küche und Keller zur größten Zufriedenheit der verwöhnten Gaumen vorsteht. Ein besonderer Leckerbissen waren junge Papageien; diese werden erst von Venezuela eingeführt. Das sonst so zahlreiche Papageiengeschlecht ist auf der Insel nur durch eine einzige Art und merkwürdiger Weise nur spärlich vertreten. Nach dem Essen wurde theils musicirt, theils auch stark Baccarat gespielt. An letzterem Vergnügen mich nicht zu betheiligen zog ich vor. Sonntag blieben wir an Bord und nahmen Besuche entgegen, die nächsten Tage nahm ich Gelegenheit, mich in der Umgegend ein wenig umzuschauen. Die Witterung war nach den Begriffen der Ansässigen ziemlich kühl; eine verhältnißmäßig gute, doch sehr staubige Chaussee führte mich nach zwei Stunden zu einem Bach und zu einem einigermaßen wohlhabenden Bauergut. Die Leute waren sehr aufmerksam und gaben mir gern frisches Wasser zur Erquickung. Aus der Unterhaltung merkte ich heraus, daß die Haitianer vor den Annexionsgelüsten Deutschlands mehr Besorgniß hatten, als vor denen der Yankees. Es war die allgemeine Meinung, daß Deutschland bei seinen großen Handelsinteressen in Westindien über kurz oder lang eines Flottenstützpunktes bedürfe. Es kommen als solche in Betracht die Bai von Port au Prince, der Hafen von Gonaives und die prachtvolle Bucht von Samaná. — Von Gonaives erzählt man sich folgende hübsche Anekdote: Es war 1892 zur Zeit der Cholera in Hamburg, als unsere „Flandria“ und die „Thuringia“ der Packetfahrt vor der Stadt ankamen. Die Hafenbehörden verhängten über beide Schiffe eine vierzehntägige Quarantäne. Nachdem drei Tage dieser Frist verflossen waren, fing der frische Proviant an auf beiden Schiffen knapp zu werden, die Capitäne beschlossen, des Nachts die beiden Proviantmeister, zwei sehr große, dicke und bärtige Herren, an Land zu setzen, damit dieselben dort Gemüse u. s. f. einkaufen sollten, doch kehrten diese Herren unverrichteter Sache zurück. Am nächsten Morgen kam der schwarze Quarantänedoctor an Bord, man machte sich schon auf eine große Geldbuße wegen Brechung der Quarantäne gefaßt und war sehr erstaunt, zu hören, daß die letztere aufgehoben sei. Es wurde dieser Beschluß damit begründet, daß viele glaubwürdige Eingeborene in der Nacht vorher die weißen Choleragespenster das Schiff verlassen und ins Innere der Insel sich hätten wenden sehen. Für die Schiffsbesatzung lag die Erklärung nahe, wahrscheinlich hatten die erschreckten Eingeborenen die beiden Herren Proviantmeister in ihren weißen Tropenkleidern für die Choleragespenster angesehen. Bemerkenswerth ist dieser Vorgang insofern, als er beweist, daß weniger cultivirte Völker sich Krankheiten als persönliche Wesen vorstellen. — Mittwoch Morgen, den 20. December, legten wir das Schiff vor Le Cap Haiti, der Hauptstadt des Norddepartements an der Nordküste der Republik, vor Anker. Es ist ein lebhafter Handelsplatz mit verhältnißmäßig gutem Hafen. Handelsartikel sind Kaffee, Cacao und Blauholz. Die Stadt hat 30000 Einwohner und ist Sitz des Erzbischofs. 1842 zerstörte ein Erdbeben dieselbe, außerdem wurde sie besonders hart durch die Bürgerkriege mitgenommen. Cap Haiti liegt unmittelbar am Fuße eines etwa 300 Meter hohen Berges; die weitere Umgebung der Stadt bilden etwa 2500 Fuß hohe Gebirgszüge; einer dieser Berge, der höchste mit drei Kuppen im Westen der Stadt, ist gekrönt mit den Ruinen eines Forts und Schlosses des früheren Negerkönigs Christofe. Er nannte es Sanssouci nach dem Vorbild eines Amtsgenossen. Natürlich war die Erbauung einer so hochliegenden Burg mit den größten Schwierigkeiten verbunden, mußte doch alles Material auf ungebahnten Pfaden durch Urwald mittelst Menschenkraft auf den Berggipfel befördert werden. Christofe wußte sich zu helfen, z. B. spannte er 150 Neger vor

einen Steinblock und ließ sie ziehen, brachten diese armen Teufel den Block nicht von der Stelle, so ließ er jeden zehnten Mann erschießen, und setzte dies Geschäft so lange fort, bis der Rest das schier Unmögliche möglich machte. Im Uebrigen ist Christofe oder Heinrich I., wie er sich nannte, nicht ohne Verdienste um sein Land. Die Stadt Haiti, früher die Capitale des Landes, machte auf mich den besten Eindruck von sämmtlichen Ortschaften, welche ich in der Republik gesehen habe. Sie hat gerade, verhältnißmäßig breite Straßen und große saubere Plätze. Doch macht Alles den Eindruck des Verfalles. Nach Osten hin zieht sich ein Weg einen Hügel hinauf und zugleich am Meere entlang, zu beiden Seiten dieser Straße liegen eingestürzte Häusermassen, das alte, durch Erdbeben zerstörte Haiti. Den Abschluß des Weges bilden zwei etwa eine Viertelstunde von einander entfernt liegende Ruinen von Forts, welche in früheren Zeiten den Eingang zum Hafen beherrschten. Hier findet man mächtige Marmorplatten mit Goldinschrift, die Grabdenkmäler vergangener Geschlechter, daneben alte Mörser, Muscheln u. s. f. In dem Gemäuer der Ruinenstadt wuchern Schmarotzerpflanzen und Palmen. Auch in der Neustadt fallen viele Trümmer auf, der Haitianer baut nicht wieder auf, was einmal zerstört ist. Ungefähr im Mittelpunkt der Stadt liegt die Kathedrale, ein hoher Bau ohne Thurm, hineingebaut in die Ruinen einer alten Kirche mit theilweiser Benützung dieser. In den Straßen und Plätzen herrschte ein lebhaftes Treiben, überall sind Weihnachtsbuden aufgeschlagen mit vielen nützlichen Gegenständen und wenig Flitterwerk. Aus der ganzen Umgegend, zu Fuß, zu Karren, zu Esel, im Boot sind die Insulaner herbeigeeilt, um zu kaufen und zu verkaufen, um zu sehen und gesehen zu werden. Dienstag Abend verließen wir die Insel Haiti. — Am 6. December 1492 wurde Haiti von Columbus entdeckt, welcher es Hispaniola nannte, und auf der Insel die erste Niederlassung der Spanier in Amerika gründete. Bis 1533 waren die Einwohner, welche wahrscheinlich zum Stamme der Kariben oder Galibi gehörten, durch die grausame Behandlung der Spanier völlig vertilgt. Diese Indianer hatten sich über die westindischen Inseln erst kurz vorher durch Eroberung verbreitet, nachdem sie die seßhaften männlichen Arrawaken getödtet hatten, deren Weiber sie in ihre Stammesgenossenschaft aufnahmen. Es entstanden dadurch die Sprache der Männer, die Festlandssprache der Kariben und die Sprache der Weiber, welche sich an das Arrawakische anschloß. Die Kariben waren kräftig und kriegerisch und dem Genusse des Menschenfleisches nicht abhold. Bis heute haben ewige Unruhen und Aufstände und die wechselnde Herrschaft die Bevölkerung nicht zur Ruhe kommen lassen. Die Insel ist sehr gebirgig, der höchste Gipfel ist der 3000 Meter hohe Yaqui in der Mitte des Landes. Sie besteht aus Eruptivgestein und Alluvialbildungen, die Bewässerung ist gut. Das Klima ist ganz tropisch und eignet sich wenig für den Europäer, auf den Bergen herrscht ewiger Frühling. Das Gebirge ist bis in die Gipfel hinein culturfähig für Kaffee, Cacao, Baumwolle, Tabak, Indigo und Zucker. Prachtvolle Waldungen von Mahagoni, Roth- und Blauholz überziehen das ganze Eiland. Die Fauna ist verhältnißmäßig arm. Das Land ist dünn bevölkert infolge der Bürgerkriege und wegen der hohen Kindersterblichkeit. Es leben viele Deutsche auf Haiti. Umgangssprache ist Französisch. Kenner der jetzigen Bewohner der Insel behaupten, daß im Innern derselben noch jetzt bei einzelnen festlichen, halbheidnischen Gelagen Menschenfleisch verzehrt würde.

Sonnabend, den 23. December, liefen wir wieder St. Thomas an, um dort Wasser und Kohlen einzunehmen, wir mußten uns am 24. December, obgleich es ein Sonntag war, mit der Ladung sehr beeilen, weil am Morgen noch ein Schiff der Compagnie, aus Westindien zurückkehrend, die „Alemannia", eingetroffen war, welche ebenfalls bis zum Weihnachtsabend expedirt werden sollte. Kurz vor 12 Uhr Mittags verließen wir beim schönsten Wetter St. Thomas. Den Weihnachtsabend feierten wir auf hoher See, wir hatten uns eine Palme als Christbaum mitgenommen und diese mit tropischen Früchten hübsch ausgeschmückt. Der erste Weihnachtstag war stürmisch, das Schiff nahm viel Wasser über, rollte, stampfte und schlingerte heftig. Wind und See nahmen stetig zu, eine grobe nördliche See und Dünung stand gegen das Schiff an. In der Weihnachtsnacht konnte ich gar nicht zur Ruhe kommen, weil unter meiner Koje ein furchtbares Getöse und Krachen war. Dies wurde verursacht durch das Hin- und Herrollen einer über Mannskopf großen Cocosnuß, welche mir William, unser schwarzer Stewart, beim Abschied von St. Thomas zum Andenken in die zweite leerstehende Koje gelegt hatte. Anfang Januar 1894 mußten wir das Schiff bei orkanartigen Böen stundenlang beidrehen, eine hohe, wild durcheinander laufende, brechende See überfluthete das Deck beständig. Alles dieses aber konnte mir meine Gemüthsruhe nicht rauben. Als der Capitän mich einmal neckend fragte: „Wie gefällt Ihnen das Wetter, Hr. Doctor?" erwiderte ich: „Ich bedauere lebhaft, keine Angelruthe vorzufinden, ich könnte dann in meiner Cabine für's Mittagsmahl Fische fangen." Mittwoch, den 10. Januar 1894, Nachts zwischen 12 und 1 Uhr brachte uns ein Lootse glücklich in den Hafen von le Havre ein. In der Nordsee trafen wir ruhiges Wetter an und am Sonntag, den 14. Januar, legten wir in Hamburg fest.

Bücherbesprechung.

— **Handels- und Productenkarte von Klein-Asien** im Maßstabe 1 : 2 500 000 mit zwei Nebenkarten und ausführlichem Namensverzeichniß, bearbeitet von **Dr. Ernst Friedrich**. Verlag von G. Sternkopf, Geologisches Institut und Verlagshandlung, Halle a/S. — In unserer Zeit rastlosen Strebens und regsten Wettbewerbes aller Culturvölker auf den verschiedensten Gebieten suchen deutscher Geist und deutsche Thatkraft dem deutschen Handel und der deutschen Industrie immer neue Verkehrs- und Absatzgebiete zu gewinnen. Dem deutschen Rheder, dem Kaufmann, dem Fabrikanten sowohl wie überhaupt jedem Gebildeten wird gerade jetzt, wo infolge der Orientreise unseres Kaisers das allgemeine Interesse auf jene großen Ländergebiete Vorderasiens gerichtet ist, eine Karte Kleinasiens besonders willkommen sein, die in außerordentlich klarer und übersichtlicher Darstellung ein getreues Bild der Oberflächengestaltung des Landes, sowie seiner Besiedelung, Verkehrsanlagen und Producte darbietet. Aus dem grauen Ton, der für die Gebirge gewählt ist, treten die blau gezeichneten Flüsse deutlich hervor. Zahlreiche Höhenzahlen im Gebirge und an den Pässen unterstützen die Terraindarstellung; Salzseen, Sümpfe und Wüsten sind angegeben, ferner die Tiefe des Meeres in sieben Abstufungen, durch Nuancen des Blau unterschieden. Die Orte sind ihren Einwohnerzahlen nach, soweit sich diese ermitteln ließen, in neun durch Signaturen und Schriftgrößen deutlich unterschiedenen Stufen eingetragen, durch ein besonderes Zeichen neben den Orten ist vermerkt, ob ein Ort Telegraphenstation internationalen oder inneren Dienstes ist. Im Register finden sich noch manche Angaben über Banken, Post, Schiffsverkehr der Häfen u. s. w. Die Eisenbahnen sind nach dem neuesten Stande angegeben, unter ihnen ist für uns besonders wichtig die Anatolische Eisenbahn, welche bekanntlich mit deutschem Gelde gebaut wird, und ihre geplante Fortsetzung in das Euphrat-Thal. Es ist dies in der That die große Erschließungs- und Centralbahn Kleinasiens, gegen welche die Bahnen von Smyrna und Mersina weit zurückstehen müssen. In diesen an sich schon werthvollen Rahmen sind nun in rother Schrift die Producte eingetragen, natürliche und industrielle durch die Schriftgattung unterschieden; ebenso sind die Mineralien angegeben und ungesunde Gegenden, welche an der Küste gelegen, sind durch rothe Kreuze bezeichnet. Die Vorzüge dieser Karte sind in die Augen springend, und wir können sie allen Denen empfehlen, welche sich über die kleinasiatischen Verhältnisse unterrichten wollen. — Neben der Handels- und Productenkarte erscheint in demselben Verlage und von demselben Bearbeiter eine **Uebersichtskarte von Kleinasien**, im Maßstabe von 1 : 2 500 000 mit 2 Nebenkarten (Temperatur-, Regen- und Windverhältnisse, und Bosporus), sowie mit ausführlichem Namensverzeichniß. Der besondere Vorzug dieser Karte besteht darin, daß sie in rother Schrift die Völkerschaften des Landes angiebt und sogar die Zusammensetzung der Bevölkerung in den wichtigeren Orten veranschaulicht. Im Uebrigen enthält diese Karte Alles das, was an der Handelskarte gelobt werden konnte, mit Ausnahme natürlich der roth angegebenen Producte. Die Ausstattung der Karte ist gut, und der Preis beider Karten, in Anbetracht des Gebotenen, gering, so daß wir sie jedem Freunde des Orients aufs Angelegentlichste empfehlen können. G. M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 148. Sonnabend, den 24. December, Abends. 1898.

Deutsche Weihnachtslieder vor der Reformation.

Ob unsere heidnischen Vorfahren, die bekanntlich, wenn es gegen den Feind ging, wilde Gesänge anzustimmen pflegten, deren Klang sie durch den vor den Mund gehaltenen Schild (altnordisch: bardhi, Schild, daher Barditus, bei Klopstock u. A. Bardiet) zu verstärken suchten, auch bei der Feier ihres um die Sonnenwende zu Ehren Wuotan's begangenen Julfestes (Jul s. v. a. Rad, Sonnenscheibe, vergl. d. Englische wheel), wenn das mit Meth gefüllte Trinkhorn in der Runde kreiste, Lieder zum Preise des sieghaften Sonnenlichtes anstimmten, ist uns zwar nicht ausdrücklich überliefert, aber bei der sangesfrohen Natur unserer Altvordern in hohem Grade wahrscheinlich. Denn wenn Tacitus in jener oft citirten Stelle erzählt: „Die Germanen preisen in alten Liedern, welche bei ihnen die Stelle von Denkmälern und Geschichtsbüchern vertreten, den erdgeborenen Gott Tuisco und seinen Sohn Mannus als des Volkes Stammväter uud Stifter“, so erfahren wir aus einer anderen Stelle, daß bei Gastmählern und Trinkgelagen Harfner und Sänger zugegen sein mußten, die das „Lustholz“ (Harfe) rührten und Götter und Helden im Liede priesen, und im ältesten deutschen Heldengedichte, im „Beowulf“ (8. Jahrhundert) heißt es: „In der Halle war da Harfenklang, des Sängers lautes Singen; es sagte der Wissende der Menschen Ursprung in alten Zeiten“ und an einer anderen Stelle: „Da war Sang und Klang im Saale vereinigt; das Lustholz ward gerührt, das Lied gesungen.“

Mit dem Eindringen des Christenthums in die germanischen Wälder (7. bis 8. Jahrh.) trat an die Stelle der heimischen Dialekte die lateinische Sprache, und in Hymnen und Lobgesängen erklang der Preis der „seligsten Jungfrau“, der hohen „Gottesmutter“, des „Herrn Christ“, wie früher des Donar und der Freia, in den heiligen Hainen. Wenn nun auch die Kirche bestrebt war, die christlichen Anschauungen dem Volksglauben möglichst anzupassen und letzterem auf diese Weise gewissermaßen eine christliche Grundlage zu verleihen, so empfand das Volk es doch als einen schweren Mißstand, seinem religiösen Empfinden nicht unmittelbar, d. h. in seiner Sprache, Ausdruck geben zu können. — Den ersten Schritt zur Betheiligung der Gemeinden am Kirchengesange bilden die sogen. „Leisen“, indem sie dem am Schlusse der lateinischen Hymnen häufig wiederkehrenden „Kyrie eleison“ oder „Kyrieleis“ (d. h. „Herr, erbarme Dich!“) deutsche Texteswarte unterlegten und sangen. Etwas später folgten die originellen sogen. „Mischlieder“, die zwischen Latein und Deutsch wechselten. Bekannt sind das Weihnachtslied: „Puer natus in Bethlehem, Des freuet sich Jerusalem“ &c., sowie das bis tief ins Mittelalter hinein gesungene: „In dulci jubilo — Nu singet und seid froh! Unsres Herzens Wonne — Leit in presepio (Krippe); — Uns leuchtet für die Sonne — Matris in gremio (in der Mutter Schoß), — Qui est A et O!“ Eine eigenthümliche Erscheinung waren die vom 14.—17. Jahrh. beim Volke sehr beliebten Wiegen- oder Krippenlieder, dazu bestimmt, bei der Feier der Geburt Christi in den sog. „Christspielen“ gesungen zu werden. Da sah man u. A. auch die Krippe mit dem Kindlein aufgestellt, und nun erschien die heilige Jungfrau und wandte sich mit der Bitte an ihren Verlobten: „Joseph, lieber Joseph mein, Nun hilf mir wiegen das Kindelein“ u. s. w. Später dachte man sich im Gotteshause die Christengemeinde um die Krippe, die ja auch thatsächlich nicht fehlen durfte, anbetend versammelt und dem neugeborenen Erlöser ein Schlummerliedchen singend. Solch ein Lied hieß nach seinem Anfange wohl auch ein „Susaninne“, von „susen“ (sausen) abgeleitet, das s. v. heißt wie „einschläfern“ (man beachte den säuselnden Zischlaut!), etwa unserem bsch, bsch, bsch entsprechend, und „ninne“, einem Kosewort für „Kindchen“. Ein solches Lied begann: „Sause, ninne, sause“ u. s. w. und heute hört man wohl noch zuweilen auf dem Lande: „Sause, liebe Ninne, was raschelt im Stroh!“ u. s. w. Das älteste uns bekannte, echt deutsche Weihnachtslied wurde seit dem 11. Jahrh. in Aachen gesungen. Chr. Quix in seiner „historischen Beschreibung der Münsterkirche und Heiligthumsfahrt in Aachen“ (1825) theilt das Lied nach einer alten Handschrift mit und schickt Folgendes voraus: In der Christnacht versammelten sich die Herren Schöffen auf ihrer Gerichtsstube, gingen dann in die Münsterkirche, wo sie die Chorstühle auf der rechten Seite einnahmen. Nach dem Evangelium stimmte der Schöffenmeister folgendes Lied an, welches vom Chore fortgesungen wurde:

> Nun siet uns willekomen, hero kerst,
> Die ihr unser aller hero siet.
> Nun siet uns willekomen, lieber hero,
> Die ihr in den kirchen schöne siet,
> Kyrieleyson!
>
> Nun ist gott geboren, unser aller trost,
> Der die höllsche pforten mit seinem creutz aufstoßt;
> Die Mutter hat geheißen Maria,
> Wie in allen kersten bucheren geschrieben steht,
> Kyrieleyson!

Dieser offenbar vlämische Text wurde nach einer gleichfalls uralten Melodie gesungen, die erst im Jahre 1866 vom Domdirigenten Böckeler in Aachen in einem Evangeliarium des Kaisers Otto III. (983—1002) entdeckt und später, weil fragmentarisch, ergänzt wurde. Es wäre sehr zu wünschen, daß die schlichte, heitere und kräftige Volksweise sich wieder in unsern Gemeinden etwa zu folgendem, entsprechend geänderten Texte einbürgerte:

> Nun sei willkommen, o Herr Christ,
> Der du unser Aller Heiland bist!
> Nun sei willkommen, Jesu mild,
> In allen Kirchen steht dein heilig Bild!
>
> Nun ist Gott geboren, David's Sproß,
> Der die Himmelspfort' mit seinem Kreuz aufschloß!
> Die Mutter hieß Maria, Gottes Magd,
> Wie uns des Höchsten theures Wort besagt.

Ferner dürfte das Lied: Gelobet seist Du, Jesus Christ zu nennen sein, das in den meisten Gesangbüchern als Lutherlied bezeichnet wird. Das ist aber nur insofern richtig, als der Reformator zu der nachweislich bereits vorhandenen ersten Strophe noch sechs weitere hinzugedichtet hat. Daß diese erste Strophe thatsächlich vorreformatorisch ist, geht u. A. aus der Schweriner Kirchenordnung vom Jahre 1519 hervor, wo es heißt: „Nachdem der Chor die Weihnachtssegnung „Grates nunc omnes“ gesungen, zeigt der Priester dem Volke das Allerheiligste, und das Volk stimmt zur Anbetung der Hostie den gemeinen (d. h. verbreiteten) Gesang: »Ghelauet systu Jesu Christ« dreimal an.“ Wenn dieser Gesang ein „gemeiner“ (canticum vulgare) genannt wird, so weist dies eben auf sein Alter hin. Auch Witzel in seinem „Psalter ecclesiasticus“ (Mainz 1550) bemerkt über die Feier des Weihnachtsfestes: „Sonderlich wird an diesem großen Fest die kurze Sequenz gesungen: „Grates nunc omnes“, und darauf unsere Alten sangen:

> »Gelobet seystu, Jhesu Christ,
> Das du Mensch geboren bist,
> Von einer Jungfrau, das ist war,
> Des frewet sich aller, aller Engel schar,
> Kyrie eleyson!«“

Indem also Luther durch Hinzufügung weiterer Strophen zur vorhandenen ersten den Weihnachtsgesang erst für die Gemeinde

geeignet machte, verfuhr er ebenso, wie bei dem Osterliede: „Christ ist erstanden“ und dem Pfingstgesange: „Nun bitten wir den heil'gen Geist“, die gleichfalls durch ihn weiter ausgebaut und zu Gemeindegesängen erweitert wurden. — Es erübrigt noch ein kurzes Wort über das köstliche Weihnachtslied: „Es ist ein Ros' entsprungen“, das gleichfalls bereits vor der Reformation vorhanden war. Im Drucke freilich liegt das vom Niederrhein stammende Lied erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts vor. Allein wir wissen, daß in jenen Gegenden früher überhaupt keine Gesangbücher gedruckt wurden. Zuerst findet sich das Lied (mit entsprechender Melodie) im Kölner Gesangbuch (1599), später im Speierschen und Konstanzer (1600), im Mainzer Cantual (1605) u. s. f. Es wird meist „das altkatholisch Trier'sche Christliedlein“ genannt, eine Bezeichnung, die auf sein Alter und die Gegend seiner Entstehung hinweist. Die Melodie ist überall die gleiche, feststehende geblieben: sie bewegt sich in einem schwungvollen, alterthümlichen Rhythmus, dem sog. „Wechseltact!“ Der Text freilich wird leider noch heute vielfach mißverstanden. Wenn es nämlich in der Eingangsstrophe heißt:

„Es ist ein' Ros' entsprungen
Von einer Wurzel zart,
Wie uns die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art,
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter,
Wohl zu der halben Nacht,“

so beruht dieser Vergleich auf jener Stelle beim Propheten Jesaia (C. 11, 1 ff.), in der geweissagt wird, die scheinbar erstorbene Wurzel „Jesse“ (s. v. a. Isai, Vater David's) werde einen neuen, kräftigen Schößling treiben, auf dem der Geist des Herrn in reichstem Maße ruhen werde („Es wird eine Ruthe aufgehen von dem Stamme Isai und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen, auf welchem wird ruhen der Geist des Herrn“ u. s. w.). Jesaias, der den Verfall des Reiches miterlebte, sieht also dessen neue, geistige Blüthe, geknüpft an das Aufkommen eines geistesgesalbten Davidssprossen, wie ja das alte Reich seine höchste materielle Blüthe unter König David und dessen Nachfolger erreichte. Aus dem „Reis“ nun hat die Dichtung in Anlehnung an den äußeren Klang sinnig eine „Ros'“ gemacht, zugleich in richtigem Gefühl dafür, daß als Sinnbild der Liebe die Rose der Inbegriff des Edelsten und Erhabensten in der Pflanzenwelt ist. Im Laufe der Zeit hat das zarte Lied, das ursprünglich höchstens zwei bezw. drei Strophen umfaßte, das Mißgeschick gehabt, um immer neue Strophen verlängert zu werden, so daß wir in älteren katholischen Sammlungen deren bis zu 26, eine barbarischer als die andere, finden. Mich. Prätorius, Musikgelehrter in Wolfenbüttel und eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete altkirchlicher Musik († 1621), gab in seinen „Musae Sionis“ nur die beiden Anfangsstrophen wieder und hielt an der alten Melodie fest, die er mit einem herrlichen vierstimmigen Tonsatze versah. Karl Winterfeld, der bedeutende neuere Musikhistoriker und Custos der musikalischen Abtheilung der Universitätsbibliothek in Berlin († 1852), hat das unschätzbare Verdienst, durch Publication jener classischen Melodie unser Lied der drohenden Vergessenheit entrissen und zu einem werthvollen Bestandtheile des geistlichen Liederschatzes gemacht zu haben. In der That, wer vermöchte sich dem geheimnißvollen Zauber zu entziehen, wenn in geweihter Nacht wie auf Engelschwingen die zarten, sinnigen Klänge sein Herz berühren:

„Das Röslein, das ich meine,
Davon Jesaias sagt,
Hat uns gebracht alleine
Marie, die reine Magd.
Aus Gottes ew'gem Rath
Hat sie ein Kind geboren
Wohl zu der halben Nacht . . . .“

Erst Luther blieb es vorbehalten, dem deutschen Kirchenliede zu seinem vollen Rechte zu verhelfen, indem er es sozusagen zum geistlichen Volksliede erhob. Gleichwohl erfreut sich unser Herz nicht minder an jenen alten deutschen Weihnachtsliedern: ein Christfest ohne Liederklang ist wie eine Sonne ohne Glanz, wie eine Rose ohne Duft, wie ein Menschenherz ohne Freude und Liebe! — — —

P. P.

Die Kunst in der Schule.

Von Zeit zu Zeit werden Stimmen laut, daß die kostbaren Kunstsammlungen besonders in den Hauptstädten unserer deutschen Staaten gar nicht den Nutzen stiften und vor Allem nicht die Bedeutung für die Verbreitung des Kunstverständnisses und der Kunstliebe in weiteren Kreisen unseres Volkes besitzen, die sie schon im Hinblicke auf die großen, seiten des Landes dafür gebrachten Geldopfer haben müßten. Gewiß, allzu Wenige haben bei der jetzigen Art der Aufspeicherung von Kunstwerken an dem und jenem bevorzugten Orte Gelegenheit, an ihnen sich zu erfreuen, sich dadurch anregen und bilden zu lassen! Dem abzuhelfen, schlägt in Nr. 76 d. Bl. Hr. Schmidkunz in einem Aufsatze, der zu nachstehenden Bemerkungen die äußere Veranlassung gab, vor, eine Entlastung der überfüllten Centralmuseen durch Gründung von Provinzmuseen herbeizuführen. Leitender Gedanke dabei soll sein, die gewissen Landstrichen eigenthümlichen Erzeugnisse des Kunstgewerbes und der Kunst — und welche Gegend habe nicht in einer oder der anderen Weise zur Entwickelung der Kunst i. A. ihr Schärflein beigesteuert? — zu vereinigen. Nicht zum Wenigsten könne dadurch vermieden werden, daß ein Kunstwerk aus dem Boden, dem es entsprossen, herausgerissen und durch das Zusammenbringen „mit einer wilden Menge anderer, zu denen es nicht gehört“, in seiner Wirkung beeinträchtigt würde, selbst wenn es richtig „hänge“ bez. aufgestellt sei. So ansprechend manche der dort vorgetragenen Gedanken sind, so dürfte die Zahl der Provinzstädte, in denen sich die Vorschläge erfolgreich verwirklichen lassen, nach den zuvor zu erfüllenden Voraussetzungen beschränkter sein, als es für den ersten Blick scheint und — der uns vorschwebende Hauptzweck, den Sinn für das Schöne in weiteren Kreisen wieder zu beleben, Interesse und Verständniß für die Schöpfungen der früheren und der zeitgenössischen Künstler zu wecken, würde doch nur ungenügend erreicht. Viel aussichtsvoller dünkt uns der Weg, den der feinsinnige Director der Hamburger Kunsthalle, Prof. A. Lichtwark, zu betreten empfiehlt: die Hilfe der Schule zur Erreichung jenes Zieles in Anspruch zu nehmen. In der Schrift „Wege und Ziele des Dilettantismus“ (München, Bruckmann) schildert Lichtwark u. A., wie in unserem Jahrhundert zuerst durch die französische Revolution und das dadurch bewirkte Emporkommen des Bürgerstandes, weiter dann durch den umgestaltenden Einfluß der vielen bedeutungsvollen wissenschaftlichen Entdeckungen und technischen Erfindungen eine einschneidende Wandlung der Bildungsziele mit starker Betonung des Materiellen sich vollzogen habe, wie sich aber — nach geschichtlichen Gesetzen — die Anzeichen einer kräftigen Gegenströmung allmälig zu zeigen begännen. „Eine mächtige Sehnsucht nach harmonischer Entwickelung aller Kräfte des Geistes, der Seele und des Leibes bewegt die Gemüther.“ Durch Vernachlässigung der Pflege der Kunst sei die moderne Schule, bestrebt, den praktischen Bedürfnissen des täglichen Lebens möglichst zu genügen, jener alten theoretischen Forderung der Pädagogik nicht mehr gerecht geworden! Nun aber „beginnt in dem Bürger das Bewußtsein zu dämmern, daß seiner Bildung ein wesentliches Element fehle, daß er im Grunde nur ein unterrichteter Barbar sei, und eine tiefe Sehnsucht nach Erneuerung der Bildung auf künstlerischer Grundlage im weitesten Sinne erfüllt die Gemüther“. Dieser sich vorbereitenden Verschiebung des Schwerpunktes unserer Bildung habe die Schule, die doch berufen sei, den berechtigten Interessen des Lebens zu dienen, soweit möglich Rechnung zu tragen. Kann die Schule dies leisten? Leidet sie nicht bereits an einer Ueberfülle von Lehrstoffen? und da soll noch ein neuer Gegenstand hinzutreten! Nichts wäre nun verfehlter als die Forderung, einen regelmäßigen Kunstunterricht einzuführen. Dessen bedarf es aber auch gar nicht. Zunächst kommt es ganz im Allgemeinen darauf an, das Auge besser als bisher auszubilden. Man kann es ja nicht leugnen: trotz Allem, was seit Comenius' Tagen über Uebung der Sinne und Pflege des Anschauungsunterrichtes geschrieben und geredet worden ist, trotz all dem Reichthum (oder gar deswegen?) der Anschauungsmittel, mit denen unsere Schulen, hohe und niedrige, heutzutage ausgestattet werden — die Fähigkeit der Schüler zu sehen, zu beobachten ist erschreckend gering und gar „die ästhetische Erziehung

des Auges giebt zu ernsten Beschwerden Anlaß. Um aber Kunst zu erfassen, muß das Auge einer vielseitigen Uebung unterworfen werden.“ Also doch wohl ein neues Lehrfach? Nein; aber mehr Uebung im Sehen und auch mehr methodische Uebung in der Betrachtung von Kunstwerken! Dem ersten Zwecke müßten mehr noch als bisher alle die Wissenschaften, die vorwiegend auf der Thätigkeit der Sinne sich aufbauen, dienstbar gemacht werden, die Förderung des anderen Zieles liegt in erster Linie natürlich dem Zeichenunterrichte, daneben mehr gelegentlich dem deutschen, dem fremdsprachlichen, dem Religions- und geschichtlichen Unterrichte ob. Die erste Bedingung ist natürlich, daß unter den Mitgliedern der Lehrkörper unserer Schulen sich geeignete Kräfte finden, die mit Begeisterung und Verständniß für den Gegenstand unsere Jugend anleiten können, ein Kunstwerk recht zu betrachten. Ein tüchtiger Zeichenlehrer müßte die hierzu nöthige Vorbildung mitbringen. Unter den Vertretern der eben genannten Fächer wird sicherlich einer oder der andere sein, der aus Liebhaberei sich eingehender schon mit Kunst beschäftigt hat und so über die erforderlichen Vorkenntnisse verfügt. Wessen Stirn aber von der Muse der Kunst nur mit einem Flügelschlage gestreift wurde, der mag sich von Lichtwark belehren lassen, wie der Gegenstand behandelt werden soll oder kann. Die nöthigen Winke hat Lichtwark niedergelegt in dem allen dafür sich Interessirenden gar nicht warm genug zu empfehlenden Buche „Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken, 2. Aufl., Dresden bei Kühtmann 1898“, einem Ergebnisse der Bestrebungen der Hamburger „Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung in der Schule“. Es sind überarbeitete Unterhaltungen, die Lichtwark mit durchschnittlich vierzehnjährigen Schülerinnen der Oberclasse einer höheren Töchterschule vor ausgewählten Bildern seiner Kunsthalle gepflogen hat, kurz es sind Lehrproben. Damit ist angedeutet, daß diese Unterhaltungen nicht so glatt, wie sie sich lesen, verlaufen sind; das mindert aber nicht im Geringsten den Werth der trefflichen Winke und Rathschläge, die der Sachverständige aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung in diesen fesselnden Katechesen freigiebig Allen bietet, die sich bei ihm Belehrung holen wollen. „Vielleicht würde es genügt haben, den Inhalt der Besprechungen kurz zusammenzufassen. Aber da das Gebiet vielen Lehrern noch fremd ist, habe ich dem Wunsche nach einer ausführlichen Wiedergabe entsprochen. — Es gilt überdies weit weniger, die Materie zu bezeichnen, als die Form zu finden, die jeder Einzelne nach den Bedürfnissen seiner Eigenart abwandeln kann. — Die Besprechungen sollen eben kein Muster und Vorbild zum Nachahmen, sondern ein Beispiel geben, wie es einer einmal gemacht hat — — nur vom zusammenhängenden Vortrag, der die Selbständigkeit (der Schüler) unterdrückt, ist abzurathen.“ (Aus dem Vorworte S. 14.) Die Lehrer werden sich finden, das Lehrverfahren ist trefflich dargelegt.*) — Wie erhalten aber die Schulen den erforderlichen Lehrstoff, d. h. die zu betrachtenden Kunstwerke? Mit dieser Frage kommen wir auf den Eingang unserer Bemerkungen zurück. Photographien sind im Allgemeinen auszuschließen, abgesehen etwa von Bildern, bei denen die Farbe etwas Nebensächliches ist: denn an ihnen kann nur der Inhalt des Gemäldes kennen gelernt werden, während der künstlerische Genuß, den Farbe und Beleuchtung erzeugt — und auch deren Bedeutung soll der Schüler empfinden lernen — fast ganz verloren geht. Also „ausschließlich von Originalwerken ist auszugehen“. Diese Forderung ließe sich nur erfüllen, wenn die Leitungen unserer überreichen Staatssammlungen ermächtigt würden, auf Ersuchen aus dem Vorrathe ihrer oft unübersichtlich und ganz ungenießbar über einander gehängten oder gar nicht mehr ausgestellten Bilder einzelnen Schulen für Lehrzwecke geeignete Zusammenstellungen auf gewisse Zeit zu überweisen.**) Die Cautelen, unter denen solche Darleihungen zu erfolgen hätten, sind hier ebenso wenig zu erörtern, als die Arten der Zusammenstellungen, — jedenfalls aber würde so dem Eingangs erwähnten Vorwurfe wirksam begegnet, zum großen Nutzen der Allgemeinheit. Wenn nämlich im Laufe der Jahre — ein fortlaufender Kunstunterricht ist u. E. auszuschließen — mit den einzelnen (oberen) Classen einzelne der Bilder nach allen Beziehungen durchgesprochen werden, so würde allmälig durch solche Belehrung und Anleitung viel weiteren Kreisen wirkliches Verständniß dafür, wie man ein Kunstwerk ruhig gesammelt zu betrachten und zu genießen hat, anerzogen werden können. Daran mangelt es ja heute zum Leidwesen unserer Künstler und zum Schaden der Kunst ebenso sehr, wie wir Ueberfluß haben an ganz unberufenen, weil unverständigen Kritikern. Vielleicht finden bereits an manchen Schulen (etwa in den großen Städten mit ihren Museen) derartige Kunstübungen statt — eine allgemeine Einrichtung sind sie jedenfalls nicht, darauf gerade aber kommt es an! Schließlich sei nur noch darauf hingewiesen, daß diese Kunstbetrachtungen auch trefflichen interessanten Stoff zu mündlichen und schriftlichen deutschen Uebungen in Fülle darbieten würden.

P. Mtzr. i. A.

*) Wir versagen es uns absichtlich, näher auf einzelne „Unterhaltungen“ einzugehen, um den Lesern den Genuß der Lectüre des Buches nicht zu schmälern. Mit hoher Befriedigung und Dank gegen den Verfasser wird Jeder das Buch aus der Hand legen, um wiederholt darnach zu greifen! Die wichtigsten Gesichtspunkte sind in der Einleitung S. 17 bis 34 bezeichnet.

**) Ist Verf. recht unterrichtet, so hat der Plan bestanden, von Dresden aus in den größeren Provinzstädten kleine Wanderausstellungen von Gemälden der Galerie zu veranstalten; woran dieser (dankbar zu begrüßende) Plan leider gescheitert, ist Verf. nicht bekannt; ob etwa am geringen Entgegenkommen d. h. dem mangelnden Kunstbedürfnisse der städtischen Vertretungen?

Bücherbesprechungen.

— **Die Frömmigkeit des Menschengeschlechts im Lichte des Christenthums**, eine religionswissenschaftliche Untersuchung von Pfarrer **Karl Haug**. 336 S. 4,50 ℳ brosch. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachfolger, 1899. — Da Frömmigkeit im jetzigen Sinne die deutsche Uebersetzung des neutestamentlichen εὐσέβεια ist und demnach das gesammte religiöse Verhalten des Menschen, d. i. seine Gesinnung und sein Handeln in Bezug auf Gott, bedeutet, so begreift man von vornherein, welches großes Gebiet der Verfasser beschritten hat, welch' allgemeines Thema er sich gestellt hat, zumal da er die Frömmigkeit des ganzen Menschengeschlechts beschreiben will. Seine Arbeit ist für alle denkenden Christen berechnet, will also keine streng wissenschaftliche Untersuchung sein. Verfasser will mit diesem Buche den Christen unserer Zeit bei dem herrschenden Indifferentismus unserer Tage ein orientirender Wegweiser auf dem Gebiete der Religion sein und das Christenthum als die absolute Religion erweisen helfen. So löblich und begründet diese Vorsätze sind, so deutlich zeigt sich auch die große Belesenheit des Verfassers in religionswissenschaftlichen Schriften und der Fleiß, mit dem er das Gelesene zusammengearbeitet hat. Dagegen leidet die ganze Arbeit, abgesehen von dem viel zu weit gefaßten Thema, an nicht genügender Ausscheidung des zur Sache nicht gehörigen Stoffes. Verfasser geht auf alle möglichen ihn persönlich interessirenden Fragen und Herzenswünsche ein, auf allgemein theologische, dogmatische, ethische u. s. w. Gegenstände. Was soll z. B. § 67, Staat und Kirche? Was soll in Haupttheil I, Cap. II die Entwickelung der heidnischen Göttervorstellungen? Charakteristisch für diesen Grundfehler ist die Bemerkung auf S. 5 „Es ist unseres Erachtens nothwendig, wenn man zu einer richtigen Erkenntniß und Werthung der religiösen Erscheinungen gelangen will, daß man die Grenzen der Betrachtung möglichst weit steckt“ — nein, je kleiner der Kreis der Betrachtung, um so tiefer und erschöpfender die Behandlung! Verfasser hätte ferner in einem Anfangsparagraphen den Begriff des Wortes „Frömmigkeit“ genau feststellen sollen, das hat er leider nicht gethan. Die Hauptdisposition finden wir nicht logisch, dagegen die bis ins Einzelne gehende Eintheilung in Paragraphen lobenswerth. Am wenigsten hat dem Rec. das grundlegende Capitel über das Wesen der christlichen Frömmigkeit, das auf 18 Seiten dieses große Gebiet viel zu kurz behandelt, befriedigt. Es scheint nichts weiter als ein Auszug aus einem Lehrbuche der neutestamentlichen biblischen Theologie zu sein und ist dazu in einem so abstracten, trockenen Collegientone abgefaßt, daß es nicht anregend und erfrischendend wirkt. Das auf dieses Capitel folgende ist interessanter geschrieben. Der Stil ist oft breit, weitschweifig und doctrinär. Ungewöhnlich ist der Ausdruck „zumitteln“ statt „vermitteln“ (S. 177). Unter den Quellen über die Frömmigkeit des Protestantismus ist eine geradezu unentbehrliche nicht mit angegeben „Kahnis, der innere Gang des deutschen Protestantismus“.

R. W.

— **Das ideale Leben und andere Ansprachen aus dem Nachlasse Henry Drummond's**, aus dem

Englischen übersetzt von Julie Sutter. 314 S. Preis geb. 4,50 ℳ. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1899. — Zum letzten Male spricht in diesem erbaulichen und Geist wie Gemüth in gleicher Weise anfassenden Buche der verewigte Verfasser des „Naturgesetzes in der Geisterwelt", des „Besten in der Welt" u. s. w., der große Professor von Glasgow, zu seiner großen Gemeinde in der Nähe und Ferne. Dieses Buch enthält nachgelassene, größtentheils auf der Kanzel gehaltene Predigten aus den Jahren 1876—81, man könnte sie auch wie die früheren Drummond'schen Schriften „Reden über die christliche Religion zu den Gebildeten unter ihren Verächtern" nennen. Der Titel „Das ideale Leben" ist der ersten Ansprache entnommen, aber darunter ist nach Drummond mit Recht nur ein Leben des Christen, der sich in den Dienst der Reichsfahne Christi stellt, zu verstehen, denn das höchste Ideal eines Menschen ist die Nachahmung Christi und die Verwirklichung seines Reiches auf Erden oder, um mit dem Verfasser zu reden, „ein Mann zu sein nach dem Herzen Gottes, der allen seinen Willen thun soll". Die erste Ansprache ist wie das schöne Portal zu den noch größeren Geistesgenüssen der späteren Reden. Welch' herrliche Ansprache ist z. B. die zweite über „Christus ist mein Leben", ein mit einer gewissen Einschränkung (s. u.) vortreffliches Bild des Seelenlebens Pauli! Wie prächtig, klar und doch blühend, einem tiefen, durchsichtigen, majestätisch dahinrauschenden Strome vergleichbar ist sein Stil! Welch' anregende, geistvolle Gedanken blitzen überall hindurch! So heißt es einmal, „Den wahren Aufschluß über jeden Charakter geben uns stets seine Ideale" (S. 25), oder „Sich bekehren" heißt für den alten Mittelpunkt des Ichs einen neuen Mittelpunkt, den „Heiland" finden (S. 41). Oder „Für Christum einst sterben, den Himmel mit ihm ererben, das will Mancher, wo aber sind die, die jetzt für ihn leben wollen?" u. s. w. Auch die Uebersetzung von Julie Sutter kann als eine vorzügliche Verdeutschung bezeichnet werden. Somit kann Rec. auch diese letzte Schrift Drummond's, die noch dazu in eleganter Ausstattung auftritt, bestens empfehlen; er würde jedoch seiner Pflicht nicht genügen, wenn er den Leser nicht auf den früher bemerkten Fehler des Verfassers hinwiese, „biblische Charaktere und Wahrheiten in zu modernen Farben zu malen". Die Bekehrung Pauli beispielsweise erscheint bei Drummond als Product eigner Selbstprüfung statt des gewaltigen, diesen Riesen niederschmetternden Eingriffs des himmlischen Christus in sein christusfeindliches Leben vor Damaskus (Apostelgeschichte, Cap. 9). Wenn Saulus schon nach seiner Abreise von Jerusalem die Nichtigkeit seines Strebens und die Hoheit Christi immermehr erkannt hat, so wundert man sich nur, daß er nicht sofort nach Jerusalem umgekehrt ist, sondern ruhig nach Damaskus zur Verfolgung der Christen weiter reist. Die Saulus auf dieser Reise untergelegten Reflexionen (S. 31—33) sind nichts als moderne Phantasien, zu denen uns der biblische Bericht kein Recht giebt. Ueber die Thatsache und Schilderung der Vision geht Drummond leider mit einigen ungenügenden Bemerkungen, die nicht auf der Höhe seiner Schrift stehen, hinweg. Das ist um so unbegreiflicher, als Drummond in Bezug auf die Lehre von Christi Person und Werk, soweit wir gesehen haben, völlig auf positivem, biblischem Standpunkte steht. R. W.

— Lazaristen und Jesuiten. Ein Beitrag zur Charakteristik der Lazaristen (Missionspriester) und ihrer Verwandtschaft mit den Jesuiten. Von Lic. theol. Leopold Karl Goetz in Passau. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1898. 80 S. — Der Verfasser will keine Geschichte des genannten Ordens schreiben, sondern nur untersuchen, ob derselbe mit Recht noch immer als verwandt mit dem Jesuitenorden betrachtet und aus dem Gebiet des Deutschen Reiches ausgeschlossen werde. Zu diesem Behufe wird zunächst das Erforderliche über die zur Verfügung stehenden Quellen und dann Einiges über Gründung und Ausbreitung des Ordens gesagt. Dann folgt als Hauptsache der Nachweis, daß die Regeln des Ordens in Bezug auf die geistige Ausbildung der Mitglieder und auf ihre Stellung zu den Oberen sich mit denen des Jesuitenordens vollständig decken. Von dem Stifter Vincenz von Paula stammt der Ausdruck, der Superior solle die Missionspriester handhaben, wie der Arbeiter die Feile handhabt. Und die innere Verwandtschaft, in der beide Orden zu einander stehen, bekundet am besten der Satz, der in dem Decret der Heiligsprechung von Vincenz vorkommt, Gott habe ihn gegen den Jansenismus auferstehen lassen, wie er Ignatius und seine Gefolgschaft erweckt habe gegen Luther und Calvin. Damit ist der Beweis geführt, daß die Lazaristen, so wenig wie die Jesuiten, jemals ruhige und gehorsame Bürger eines Staates sein können, der die Freiheit der Wissenschaft schützt und den Protestanten volle Gleichberechtigung einräumt. B. K.

— Kuno Fischer, Hegel's Leben, Werke und Lehre. Band VIII der Jubiläumsausgabe. Heidelberg 1898. Winter's Universitätsbuchhandlung. — Von dem Hegel und seinen Kreis behandelnden Theile der „Geschichte der neueren Philosophie" hat der immer jugendfrische Kuno Fischer die zweite Lieferung ausgehen lassen; er bringt auf den zehn Bogen derselben die Lebensgeschichte Hegel's zum Abschluß, um sich dann der Darstellung der Hegel'schen Jugendwerke zuzuwenden. Neue liebenswürdige Arbeit ruht im erneuten Werke. Am anmuthendsten in rein menschlichem Sinne ist es, wenn bei dieser Neuarbeit Kuno Fischer auf Grund ihm zur Einsicht überwiesener Acten das Urtheil über das Verhalten Hegel's zu Beneke richtigstellt und den Vorwurf, daß der „Staatsphilosoph" den wissenschaftlichen Gegner mit Regierungsmitteln mundtodt gemacht habe, von Hegel nimmt. Das Material, das Fischer benutzte, ist einwandsfrei, die Beweisführung, die bei der „Rettung" eingeschlagen wird, klar und überzeugend (S. 157 f.), das Resultat ein herzerfreuendes. Was in Fischer's Werk über jenen Punkt in einer Anmerkung ausgeführt ist, wiegt ein ganzes Buch moderner „Geschichte der Philosophie" auf. Die Lehre Hegel's wird in ihrer Genesis geschildert: Ausgangspunkte und Aufgaben des sich entwickelnden Philosophen werden dargelegt, parallel laufende Entwickelungsfäden aus allen Gebieten des Wissens aufgezeigt, und so entrollt sich vor dem Leser das geistige Gewebe jener Zeit, wo ein Goethe auf der Warte deutscher Bildung stand, die Schüler Kant's zu neuen bis dahin unbekannten Gipfeln strebten, ein Schelling und Hegel eine Synthese der weit auseinanderstrebenden Strömungen zu gewinnen suchten. Noch tritt das Gemeinsame in Schelling's und Hegel's Philosophie so stark als Widerspruch gegen Kant, Fichte, Jacobi auf, daß beide Denker im friedlichen Bunde beisammen stehen, das Kritische Journal als gemeinsames Organ gründen, gemeinsam Krieg führen und Frieden schließen. Schon freilich kündet sich, wie Kuno Fischer in seiner feinsinnigen Weise ausführt, die spätere Differenz zwischen Schelling nnd Hegel an: den Schelling'schen Dualismus zwischen der Welt und dem Absoluten wird Hegel zu überwinden suchen. Wie das geschieht, wird die hoffentlich bald erscheinende dritte Lieferung des schönen Werkes darlegen. Dr. Grimm.

— Sammlung Göschen. Dr. Thomas Achelis, Ethik. G. J. Göschen, Leipzig. 1898. — Die Sammlung Göschen hat in ihren hübschen, handlichen Bändchen manche gediegene, populäre Darstellung aus Natur- und Geisteswissenschaft gebracht. Daß neuerdings auch die Ethik darin aufgenommen ist, schätzen wir als eine Erkenntniß, was unserer Zeit noth thut: wir müssen uns klar machen, daß es Wissenschaft giebt nicht nur für physische, chemische u. s. w. Thatsachen, sondern auch für Gesetze des Geisteslebens, für Zwecke, Werthe, Normen der Sittlichkeit. Verfasser hat sich bestrebt, seiner Aufgabe mit einem weiten Ueberblick, billigem Urtheile und warmer Begeisterung gerecht zu werden. Gleichwohl trat uns bei der Lectüre des flüssig und verständig geschriebenen Bändchens der Eindruck entgegen, daß der Popularisirung auf diesem Gebiete durch die Sache selbst Schranken gezogen sind, die Verfasser nicht überwunden hat, von denen uns zweifelhaft ist, ob sie überwunden werden können und sollen. Der Kürze wegen sei ein Bild erlaubt. Als Zugstück der letztvergangenen Industrieausstellung figurirte auch die Tiroler Bergfahrt, deren Maschinerie die im Waggon sitzenden Besucher an ein paar Panoramenbildern vorbeiführt. Das ist hübsch billig, bequem und gefahrlos, aber eine Bergersteigung um den Preis eigener Mühe und Gefahr ist eigentlich doch etwas Anderes. Wer wirklich wissen will, was Philosophie ist, in unserm Falle die Philosophie der Sittlichkeit, dem würde ich, wenn er keine philosophische Vorbildung besitzt, immer noch eher zu der zweibändigen Ethik von Paulsen oder, falls er sich das Verständniß des Zusammenhanges von Religion und Sittlichkeit gewahrt hat, zur christlichen Ethik von Martensen rathen, als zu vorliegendem populären Abriß. Ein derartiges gründliches Buch wird einem Leser, der noch im Zusammenhang zu lesen und zu denken vermag, nicht etwa nur inhaltreicher, was sich von selbst versteht, sonder auch interessanter, fesselnder, lesbarer erscheinen, als eine Darstellung, die wohl das Gerüst der Systeme mit den Schulausdrücken verzeichnet, aber nicht die Anschauung zu geben vermag, daß die Probleme der Ethik die Lebens- und Gewissensfragen der Menschheit sind. A. V.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 149. Dienstag, den 27. December, Abends. 1898.

Ueber die Lage des Hausirgewerbes in Deutschland.

Von Dr. Kurt Kuntze.

Der Stand der Wandergewerbtreibenden genießt beim Durchschnittsmenschen, namentlich aber beim Großstädter, kein rechtes Ansehen. Es mag dies zu einem Theil wohl daher kommen, weil vielfach von einzelnen auffälligen, aufdringlichen und unsympathischen Händlern schnell über den ganzen Stand geurtheilt wird, und zu einem anderen Theile daher, weil von Seiten Derer, welche die Concurrenz der Hausirer auszuhalten haben, systematisch daran gearbeitet wird, dem Hausirerstand Vorwürfe zu machen, welche die meisten Menschen auf ihre Wahrheit hin zu prüfen kaum im Stande sind. Die niedrige Meinung über die Hausirer hat sich aber auch auf Kreise unseres öffentlichen Lebens übertragen, denen man eine nähere Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse nur zu sehr wünschen muß. Wir meinen die Vertreter des Volkes in den gesetzgebenden Körperschaften und besonders im Reichstag, von denen nur zu viele zu oft gezeigt haben, daß sie von einer wirthschaftlichen Berechtigung des Hausirgewerbes nichts wissen wollen und die Existenzbedingungen der Hausirer nicht kennen, trotzdem sie oftmals Bestimmungen Gesetzeskraft verliehen haben, die das Wandergewerbe ganz empfindlich schädigen. Es ist wohl Thatsache, daß heute die Gegner des Hausirgewerbes die Freunde desselben weit überwiegen, und so kann es nicht Wunder nehmen, wenn dem Wandergewerbe immer engere gesetzliche Grenzen gezogen werden. Das Alles läßt sich leicht erklären. Die Hausirgegner sind namentlich in den Reihen der Handwerker und der ansässigen Kaufleute zu suchen. Die Unmasse der Petitionen für Einschränkung des Wandergewerbes entstammt den Interessenvertretungen dieser Kreise, also Handelskammern, Handwerkervereinen, Innungen, kaufmännischen Corporationen u. dergl. Die Gegner sind also organisirt, während die Hausirer selbst dies nur in den seltensten Fällen sind. So kommt es, daß die Hausirer, da sie einer organisirten Masse gegenüberstehen, dem feindlichen Ansturm mit keiner nur ähnlichen Agitation begegnen können. Wie bewegt auch die Vertreter von Hausirergegenden die Lage ihrer Gemeinden in den gesetzgebenden Körperschaften geschildert haben, oft ist man kurzer Hand darüber hinweggegangen. Es war bisher freilich auch außerordentlich schwer, über die wahren Zustände im Wandergewerbe sich zu informiren. Die Literatur wies fast kein Werk auf, das die Lage des Hausirgewerbes darstellt. Des größten Dankes, sowohl der Hausirgegner wie der Hausirerfreunde, kann daher ein Unternehmen sicher sein, das diese fühlbare Lücke ausfüllen will. Der Verein für Socialpolitik hat sich diese Aufgabe gestellt. Die bekannte, umfangreiche Handwerker-Enquête war noch in bestem Gange, als der Verein Dank einer Anregung von Prof. W. Stieda-Leipzig beschloß, eine Untersuchung der Verhältnisse des Hausirgewerbes zu bewerkstelligen. Zwei Bände liegen jetzt bereits vor.*) Der erste enthält 17 Berichte, während der zweite Band eine einzige Abhandlung von Dr. Plenge bietet und die Westerwälder Hausirer und Landgänger behandelt. Der Herausgeber der Enquête, Professor Stieda, stellt in der Einleitung zum ersten Bande für Deutschland zwei weitere in Aussicht, denen sich dann noch ein letzter anschließen soll, der Berichte aus Oesterreich-Ungarn, der Schweiz und Italien enthalten wird. Der objective Charakter der Untersuchungen wird dadurch gewährleistet, daß den Bearbeitern als Aufgabe einzig und allein die Ermittelung von Thatsachen gestellt ist, welche die Betriebsweise und die Bedeutung des Wandergewerbes für unser Wirthschaftsleben erkennen lassen und welche die Möglichkeit geben, die Klagen und Vorwürfe richtig beurtheilen zu können. In der Hauptsache sind die Berichte monographische Darstellungen jener Ortschaften und Bezirke, von denen die Hausirer ausgehen, wie es auch vom Verein für Socialpolitik gewünscht war. Eine Untersuchung aller Kategorien der Hausirer schien von vornherein wenig angebracht; man beschränkte sich vielmehr darauf, nur die Handwerker, die gewerbliche Leistungen im Umherziehen feilbieten, und die Händler, die Erzeugnisse und Fabrikate von Haus zu Haus tragen — sei es, daß sie diese zu Hause selbst angefertigt oder von fremden Unternehmungen erworben haben — der Betrachtung zu unterwerfen. Man schloß also einmal die sogenannten Detailreisenden aus, dann die Inhaber von Wanderlagern, Veranstalter von Wanderauctionen, sowie auch die Schauspieler, Artisten, Specialisten aller Art, weil diese drei Kategorien zu verschieden von den anderen sind und den eigentlichen Hausirerstand nicht zu repräsentiren vermögen. Da voraussichtlich auch in Zukunft die Bestrebungen, das Hausirgewerbe weiteren gesetzlichen Beschränkungen zu unterwerfen, nicht aufhören werden, wird es Zeit, daß von wissenschaftlicher, unparteiischer Seite der Gewerbebetrieb im Umherziehen einer Betrachtung gewürdigt wird. Eines weiteren Wortes zur Rechtfertigung dieser Untersuchungen bedarf es kaum. Schon ein Hinweis auf die große Zahl Derer, die diesem Berufe sich widmen, müßte genügen. Die Berufs- und Gewerbezählung vom 14. Juni 1895 ermittelte im Deutschen Reiche 126 885 selbständige Hausirgewerbtreibende, von denen 35,2% weiblichen Geschlechts waren. Es ergab sich, daß auf 1000 Einwohner 2,45 Hausirer entfallen; bei den männlichen 3,2, bei den weiblichen dagegen nur wenig mehr als die Hälfte (1,7). Anders gestaltet sich dieses Verhältniß aber bei Zugrundelegung der erwerbsthätigen Bevölkerung. Denn hierbei zeigte sich, daß auf 1000 Erwerbsthätige 6,11 Hausirer kommen; bei den Männern weniger als dieser Durchschnitt, nämlich nur 5,3, bei den Frauen aber 8,7, also relativ bedeutend mehr. Ein Zeichen der größeren Bevorzugung des Hausirgewerbes von Seiten der erwerbenden weiblichen Bevölkerung. Diesen Ergebnissen der Reichsstatistik kann man aber einen nur beschränkten Werth beilegen. Sie geben uns nichts Anderes als ein Augenblicksbild; nämlich die Zahl der Hausirgewerbtreibenden am 14. Juni 1895. Die Untersuchungen des Vereins für Socialpolitik zeigen aber gerade, wie sehr der Hausirhandel Saisongeschäft ist, und wie gerade im Sommer viele Hausirer ihr Gewerbe ruhen lassen und andere Beschäftigung treiben, insbesondere die Bewirthschaftung ihres Stückchen Landes. Viele von diesen werden bei jener Zählung nicht erfaßt sein. Sie treten uns aber dann entgegen, wenn wir die Zahl der im §. 55 der Gewerbeordnung vorgesehenen Wandergewerbescheine zu Grunde legen. Gemäß der Begründung der Reichsregierung zum Gesetzentwurf betr. die Abänderung der Gewerbeordnung vom Jahre 1896 waren im Jahre 1893 226 364 Wandergewerbescheine ausgegeben, also fast Hunderttausend mehr, als die Berufszählung von 1895 Hausirer ermitteln konnte. Dagegen waren im Jahre 1885 215 272 Wandergewerbescheine gelöst. Die Zunahme beträgt nur 5,2%, während die Bevölkerung im Deutschen Reiche in derselben Zeit um 8,7% sich vermehrte. Schlagend wird dadurch die Behauptung der Hausirgegner widerlegt, das Wandergewerbe habe in den letzten Jahren unverhältnißmäßig zugenommen und der stehende Handel sei dadurch außerordentlich geschädigt. Die Regierung erkannte denn auch an, „es erweise sich nach der Zahl der in neuerer Zeit zugelassenen Wandergewerbtreibenden nicht als zutreffend, daß eine wesentliche Ursache für die ungünstige Lage der

*) Untersuchungen über die Lage des Hausirgewerbes in Deutschland. Band 77 und 78 der Schriften des Vereins f. Socialpolitik. XX u. 520 S. — X u. 264 S. nebst einer Karte. Leipzig 1898.

seßhaften Gewerbtreibenden an kleinen Orten in der erheblichen Zunahme des Wettbewerbes der Hausirer zu erblicken sei". Sie nahm freilich keinen Abstand, weitere Einschränkung des Gewerbebetriebes im Umherziehen zu empfehlen.

Die vorliegenden Berichte zeigen uns deutlich, worin in den einzelnen Untersuchungsgebieten der Hausirhandel begründet ist. Sie gewähren so eine sichere Grundlage zur Beantwortung der Frage, ob der Wanderhandel für die ihn Ausübenden eine wirthschaftliche Nothwendigkeit ist oder nicht. Ueberall da, wo eigentliche Hausirergegenden zu finden sind, d. h. Orte, denen viele Wandergewerbtreibende entströmen, pflegen meist bei dichter Bevölkerung kleinbäuerliche Verhältnisse vorzuliegen, klimatisch ungünstige Gegenden, wo der Boden nicht im Stande ist, den Bebauern genügende Nahrungsmittel zu gewähren. Geben wir einem Berichterstatter aus Unterfranken selbst das Wort: Auf den Hausirhandel hat geführt, daß die Einwohner ihren Unterhalt nicht aus dem Betriebe der Landwirthschaft zu ziehen vermögen. Der Grundbesitz ist zu klein, stark parzellirt, der Boden zu arm und steril. Nur wenige der Meistbegüterten erzielen das nöthige Getreide für das Jahresbrod. Fabriken bestehen nicht und die Leute waren deshalb von jeher darauf angewiesen, sich auswärts einen Erwerb zu suchen. — So wie hier, liegen die Verhältnisse in einer ganzen Reihe von Beobachtungsgebieten, z. B. in mehreren Dörfern des Regierungsbezirks Cassel, im sog. Sauerlande in Westfalen, im Fichtelgebirge, in der Pfalz. Für den Westerwald wird die Landgängerei geradezu als die Lösung der dortigen Kleinbauernfrage bezeichnet. Das Typische an fast allen Darstellungen läuft darauf hinaus, daß der Grund und Boden kaum den eigenen Haushalt mit den nothwendigsten Früchten versorgen kann, so daß an einen Verkauf landwirthschaftlicher Producte nicht zu denken ist. Dabei sind aber zur Deckung der verschiedenartigsten Bedürfnisse, zur Entrichtung von Abgaben und Schuldzinsen Geldeinnahmen nöthig, die der Kleinbauer nur durch Ergreifen eines Nebenerwerbes sich verschaffen kann. Da aber Industrie in diesen ländlichen Gegenden meist nicht vorhanden ist und der Betrieb eines Handwerkes wegen der starken Besetzung dieser nicht rathsam erscheint, bleibt nichts Anderes übrig, als der Uebergang zum Wander- und Hausirhandel.

Außerordentlich lohnend ist es, der Entstehung des Hausirgewerbes in den einzelnen Gegenden nachzugehen. Man findet, daß in mehreren Untersuchungsgebieten das Wandergewerbe unmittelbar aus dem Fuhrwesen hervorgegangen ist, so z. B. im Reg.-Bez. Cassel, in einigen sauerländischen Gemeinden, ferner in einer Gemeinde des Westerwaldes. Es ist dies eine Erscheinung, der man auch bei Untersuchung des Hausirhandels erzgebirgischer Bevölkerung begegnet. Je mehr aber der Lohnfuhrmann von den Eisenbahnen verdrängt wurde, mußten andere Erwerbsquellen ausfindig gemacht werden. Hier lag dann der Betrieb des Hausirgewerbes aber sehr nahe. In einigen anderen Gegenden wieder diente der Wanderhandel von jeher dazu, selbstgewonnene Producte des Hausirers zu vertreiben, und bildete somit nur einen Theil, den commerziellen, des ganzen Wirthschaftsbetriebes. Wir sehen, wie z. B. in der bayerischen Gemeinde Effeltrich die Obstbaumzucht sehr intensiv getrieben wird und daß von den 150000 Stämmchen, die jährlich in den Handel kommen, etwa ⅔ hausirmäßig Abnehmer finden. In der Gegend zwischen Erlangen und Bamberg steht der Meerrettigbau in höchster Blüthe, dessen Product ebenfalls zu einem großen Theile durch Wanderhändler vertrieben wird. Viele andere landwirthschaftliche Producte (Gemüse, Eier, Obst u. a.) werden in ähnlicher Weise durch die Selbstproducenten abgesetzt. — Aber nicht allein landwirthschaftliche Producte, sondern vor allen Dingen auch hausindustrielle Erzeugnisse gelangen so zu den Consumenten. Entweder stellen die Hausirer selber die Waaren während eines Theiles des Jahres her, um sie zu einer anderen Jahreszeit hausirmäßig zu vertreiben, oder die daheimbleibenden Familienangehörigen, Frau und Kinder, besorgen die Production. Bürsten, Peitschen, Matten, Korb-, Holz- und Seilerwaaren, auch Schuhwaaren und besonders Leinwand sind hier zu erwähnen. Die Producenten sind gezwungen, den Hausirhandel als Canal zu benutzen, durch den sie ihre Waaren in den Consum leiten können, wollen sie überhaupt Aussicht haben, ihre Producte zu verkaufen und ihr Dasein zu fristen. Greifen wir aus den Beispielen der Untersuchungen ein solches heraus, so sind Bürstenbinder im Bezirksamt Bergzabern genöthigt, ihre Erzeugnisse hausirend abzusetzen, weil in dem abgelegenen Seitenthal, wo sie wohnen, keine Käufer erscheinen und auch der Absatz an Zwischenhändler deshalb nicht leicht möglich ist, da letzteren die verhältnißmäßig geringe Production der Einzelnen nicht genügt. Wir finden aber auch Beispiele dafür, daß solche Zwischenhändler wohl vorhanden sind, die Kleinproducenten den Gewinn mit diesen aber nicht theilen wollen und einen eigenhändigen Verkauf ihrer Waare vortheilhafter finden. Aber im Allgemeinen besorgen die Hausindustriellen doch nur gezwungen den Vertrieb ihrer Waare, weil sie durch den Wechsel von Production und Handel Zeit verlieren, ihr Geschäftsbetrieb keine rechte Gleichmäßigkeit erhält und sich manche nur schwer dem großstädtischen Verkehr anpassen können. Es ist auffällig, daß die Arbeit für einen Verleger einem eigenen Vertriebe vorgezogen wird. So erfahren wir, daß z. B. Einwohner des Ortes Laichingen auf der rauhen Alb, wo die Leinwandweberei getrieben wird, als angenehmste Arbeit die für einen Fabrikanten, den Verleger, ansehen. „Der Weber trägt dabei keine Sorgenlast für den Zeitenwechsel. Geht es nun aber nicht mit dem Verkaufen der Waare direct vom Hause aus, so greift er ärgerlich, daß er den Webstuhl verlassen soll, selbst zum Wanderstabe und reist in die Stadt zum Großhändler, zum Kleinhändler, zur Nähterin, die er beauftragt, ihm gleich zu schreiben, wenn irgendwo eine Brautschaft auskommt. Erst wenn auch diese Stricke reißen, wird er widerwillig zum hausirenden Kleinhändler, nimmt Meterstab und Scheere und pfuscht dem ansäßigen Kleinhändler ins Handwerk, in gerechtem Groll darüber, daß ihm dieser sein gutes, solides Erzeugniß nicht mehr abnimmt wie früher." — Die meisten der Hausirer pflegen nun aber weder mit selbsterzeugten Producten landwirthschaftlicher Art noch mit selbsterzeugten Hausindustrieller zu handeln, sondern ihre Waaren vielmehr von Fabrikanten, Grossisten oder Kleinhändlern zu beziehen. Besondere Obacht war empfohlen worden, zu ermitteln, ob Rest- oder Ramscheinkäufe vorkommen. Mehrere Verfasser haben eine derartige Bedarfsdeckung von Seiten der Hausirer constatiren müssen, ohne aber immer angeben zu können, daß darin ein unreelles oder bedenkliches Moment zu finden wäre, da die Waaren für die Kundenkreise der Hausirer durchaus nicht immer den Charakter einer minderwerthigen Waare besitzen und da andererseits die Waaren meist zu einem entsprechend niedrigeren Preise abgegeben zu werden pflegen. Der Waarenbezug vollzieht sich in der Regel derart, daß um Weihnachten — eine Zeit, zu der nur wenige Hausirer nicht nach Hause zurückkehren — die Reisenden der Fabrikanten und Großhändler in den Dörfern erscheinen und die Hausirer ihre Bestellungen aufgeben. Ist diese Waarenmenge dann vertrieben, so bestellen die Wanderhändler schriftlich nach. Der ganze Verkehr mit den Lieferanten ist also kaum verschieden von dem, wie er zwischen stehenden Händlern und ihren Lieferanten zu beobachten ist. Zwischen der Fabrik oder zwischen dem Großhändler und dem Hausirer besteht nur in seltenen Fällen ein festes Vertragsverhältniß. Doch kommen auch hierin Ausnahmen vor und zuweilen nimmt die Art der Waarenlieferung einen sehr interessanten Charakter an. So vollzieht sich das Geschäft zwischen Lieferanten und Hausirer, die dem Dorfe Deutsch-Krawarn unweit der österr.-schlesischen Grenze entstammen, in ganz eigenartiger Weise. Im Einverständniß der Hausirer macht der Fabrikant zum gewöhnlichen Preise der Waaren einen Zuschlag von 15 bis 20%. Mit diesem Preisausschlag wird ein doppelter Zweck verfolgt. Da nämlich der größere Theil der Hausirer nicht im Besitze von Baarmitteln ist, wird der erste Waarenposten auf Credit entnommen. Der im Laufe des Jahres auf sämmtliche Waaren gemachte Preisausschlag dient nun einmal zur Bezahlung des entnommenen creditirten Postens, dann aber ist es auch eine Art Sparcasse für die Wintermonate. Der Betrag wird den Händlern im December ausgehändigt. Die Händler finden diese Organisation ganz zweckmäßig, da sie auf diese Art in den Besitz eines größeren Betrages kommen, der ihnen die Rückreise in die Heimath erleichtert und über die verdienstlose Winterzeit hinwegkommen hilft. In der Regel entnehmen die Händler die Waaren auf Credit, zuweilen auf Umschlagscredit. Der Credit ist freilich der Ruin mancher Händler. Die Waaren werden bezogen, verkauft und der Lieferant nicht befriedigt. Dieser sieht sich zu Zwangsmaßregeln gezwungen, der geringe Besitz wird verpfändet, die Leute verarmen. Glücklicherweise sind dies aber nur Ausnahmefälle, denen andere Beispiele gegenübergestellt werden können, wo die Hausirer Baarzahlung der Lieferanten einhalten, um den üblichen Scontosatz zu genießen. — Die Zahl der durch den Hausirhandel in den Vertrieb gelangenden Waaren ist außerordentlich groß und die Art dieser Artikel sehr verschieden. Man kann wohl ohne Uebertreibung sagen, daß alle die Waaren hausirmäßig abgesetzt werden,

die für einen solchen Geschäftsbetrieb überhaupt transportirbar sind. Da finden wir denn in erster Linie Kurz-, Galanterie- und Manufacturwaaren, Textilwaaren aller Art, Colonialwaaren, Conserven, Backwaaren, Cigarren, Holzwaaren und zwar von den größten Leitern bis hinab zum Stiefelknecht und Quirl, Korbwaaren, Porzellan, Wichse, Zündhölzer, Wagenfett, Chocolade, Seife, Gewürze, Fleisch, Schirme, Sensen, optische Artikel, Vieh, Sand, Holz, Kohlen, Apfelsamen, daneben Düngergabeln, Bettfedern, Eisenwaaren, Düngemittel, getrocknetes Obst, englisch lederne Arbeitshosen, garnirte Damenhüte, fertige Anzüge, Blumenständer und vieles, vieles Andere. Die Wirklichkeit ist viel gestaltiger als selbst die Phantasie zu erdenken vermag! Dabei kommen zuweilen bei einem und demselben Hausirer außerordentlich curiose Zusammenstellungen vor. So vertreibt ein Händler während verschiedener Zeiten im Jahre: Topfwaaren, Stahlwaaren, Galanteriewaaren, Stoffreste, Butter und Eier. Anderwärts finden sich zusammen: Oeldochte, Phantasiewaaren, Stiefelwichse, Zwirn, Seife, Kaffee und Messer. Bei den meisten Hausirern ist das Geschäft Saisongeschäft; zu bestimmten Zeiten im Jahre vertreibt man nur ganz gewisse Artikel. Dadurch erklärt sich auch die Vielgestaltigkeit der Waarenzusammenstellungen. Man wird wenige Hausirer finden, die das ganze Jahr über nur mit einem einzigen Artikel handeln. Die Waaren, die geführt werden, sind in der Hauptsache Gebrauchsgüter und weniger Luxusgegenstände. Bei allen drängt die Anschaffung des betreffenden Waarenstückes von Seiten des Käufers meist nicht gar zu sehr, zuweilen weckt der Hausirer erst den Bedarf, indem erst dann das Bedürfniß nach manchen Gegenständen beim Publicum empfunden wird, wenn es die vorher kaum vermißten Waarenstücke vor Augen sieht und die Qualität prüfen kann. — Ein besonderer Vorwurf ist den Wanderhändlern von jeher damit gemacht worden, daß man sagte, sie verkauften schlechte Waare zu relativ viel zu hohen Preisen. Der Käufer habe keine Garantie, daß die Qualität der Artikel der Höhe des Preises entspreche, und meist erkenne der Käufer die niedrige Güte der Waare erst dann, wenn der Händler auf Nimmerwiedersehen verschwunden sei. Gerade diese Behauptungen werden nun aber durch die Untersuchungen des Vereins für Socialpolitik fast gänzlich entkräftet. Zwar nicht alle Berichterstatter können constatiren, daß die Waaren gut seien; aber die Mehrzahl thut es doch. Vor allen Dingen ist zu beobachten, daß die den eigentlichen Hausirergegenden entstammenden Wanderhändler gute Waaren führen. Es wird berichtet, daß die Hausirer bestrebt sind, die Kundschaft dadurch sich zu erhalten, daß sämmtliche Waaren in nur guter Qualität und zu mäßigen Preisen verkauft werden. Die Hausirer wechseln schwer mit dem Absatzgebiete und versuchen unter Anderem durch Creditgeben den Kundenkreis an sich zu fesseln. Und wieder ein anderer Verfasser sagt, der Hausirer passe sich dem Geschmack und den Gewohnheiten seiner Kunden an, vertreibe ihren Wünschen zusagende Waaren und sichere sich so einen festen Absatz. Nur so ist es zu erklären, wenn Kunden mit der Anschaffung nothwendiger Gegenstände zögern, bis ihr Hausirer sie besucht. Aus diesen Gründen kann dann der Hausirer gar nicht daran denken, Schundwaaren in seinem Geschäftsbetriebe aufzunehmen, da er dann wohl einmal Geschäfte machen kann, künftighin aber verschlossene Thüren finden würde. Bei einer Umfrage, die ein Referent bei den Bürgermeistern seines Untersuchungsgebietes veranstaltete, ergab sich ebenfalls, daß allenthalben die Erfahrung gemacht wird, daß die Waaren der Hausirer preiswürdig sind. Das sind Thatsachen, die sich aus dem reichen Material der Untersuchungen noch außerordentlich häufen ließen. — Charakteristisch für die Reellität des Hausirgewerbes ist dann aber auch noch ein weiteres Moment. Fast allgemein ist beobachtet, daß in der Hauptsache Kunden die Abnehmer sind. Ein Kundenverhältniß ist aber nur dann denkbar, wenn wirklich preiswerthe Waare verkauft wird. Aber auf die Preiswürdigkeit kann es einzig und allein ankommen und nicht auf die Qualität allein. Denn da die Wanderhändler hauptsächlich an die Landbevölkerung und an Arbeiterkreise absetzen — also relativ wenig kaufkräftige Kreise —, versteht es sich von selbst, daß sie nicht allein die besten Qualitäten führen können, sondern auch niedrigere haben müssen. Diesen entsprechen aber die Preise vollkommen. Freilich erleidet diese Regel auch Ausnahmen. Die Erhebungen zeigen deutlich, daß es auch Hausirer mit Schundwaare giebt. Es sind aber eben nur Ausnahmen. Soviel kann als erwiesen gelten, daß die Hausirer keine schlechteren Waaren und zu keinem anderen Preise anbieten, als die stehenden Geschäfte, die mit denselben Kundenkreisen zu rechnen haben, welche die Wanderhändler bedienen. — Ein anderer, ebenfalls häufig gemachter Vorwurf sucht die Hausirer in sittlicher Beziehung zu verdächtigen. Bettlervolk und unsittliches Gesindel, das ist die Quintessenz aller derartigen Beschwerden und Anklagen. Was ist nun das Resultat der Untersuchungen? Fast mit einer gewissen Constanz kehren in den verschiedenen Erhebungen Sätze des Sinnes wieder wie: Als Vorwand zum Betteln wird der Hausirhandel nicht benutzt. Auch hier verdient die bei allen Bürgermeistern eines Bezirkes gemachte Umfrage Erwähnung. Nur ein Bürgermeister von vierzehn urtheilt ungünstig. Es zeigt sich, daß der Hausirer ganz und gar nicht auf einem sittlich tiefen Niveau steht. Der Hausirerstand ist jedenfalls nicht minderwerthiger als jeder andere, der sich auf derselben socialen Stufe befindet. Eine Einschränkung muß man hierbei freilich doch machen. In Städten und namentlich in Großstädten nimmt der Erwerb mancher Hausirer unzweifelhaft den Charakter der Bettelei an. Hier handelt es sich dann aber meist um Kinder und Krüppel, wo Jedermann sofort weiß, daß der Handel Nebensache ist und daß man der Person wenig Gefallen thun würde, wollte man ihr den ganzen, meist geringen Vorrath abkaufen. Ueber die Sittlichkeit der Hausirer ist wenig Ungünstiges berichtet worden. Wohl zeigen sich in einigen Gegenden, aus denen sehr viele Hausirer in die Fremde gehen, eine größere Anzahl unehelicher Geburten. Dabei vermag aber kaum nachgewiesen zu werden, ob die Ursache hiervon in der That der Hausirhandel ist, oder ob nicht etwa die in ländlichen Gegenden so häufig zu beobachtende naive Anschauung hierüber ausschlaggebend ist. Für den Westerwald wird constatirt, daß von den auswärtigen Berufen die Landgängerei für die Westerwälder Mädchen am Geeignetsten und ihre sittlichen Folgen nicht viel schlimmer sind, als wenn die Mädchen zu Hause bleiben. In einem Bezirke, aus dem ebenfalls Frauen und Mädchen hausiren gehen, sind uneheliche Geburten sehr selten; in den letzten zehn Jahren sind nur drei vorgekommen. Ueber die Westerwälder sagte ein katholischer Pfarrer dem Berichterstatter: Unsere Leute sind keine Engel, es sind aber auch keine Teufel, sondern Menschen, wie Andere auch. — Erwähnenswerth ist schließlich noch, daß in einem Untersuchungsgebiet die Hausirer zuweilen eine eigene Geschäftssprache führen, eine Kochumsprache, die ein Gemisch deutsch-jüdisch-rothwälscher Art ist. Diese Erscheinung ist wohl darauf zurückzuführen, daß die Bevölkerung dieser Dörfer früher einen starken Procentsatz jüdischer Händler enthielt. Wenn die Handwerker durch die Concurrenz der Wanderhändler sich auch sehr benachtheiligt fühlen, so ist doch stets zu bedenken, daß sehr viele Waaren, die hausirmäßig abgesetzt sind, niemals vom Handwerk producirt und von Handwerkern vertrieben sind. Die Klagen der Handwerker über die Hausirer sind daher zu einem Theile unberechtigt. Größere Concurrenz als dem Handwerk erwächst freilich dem stehenden Handel durch die Hausirer. Ist dies aber Grund genug, den Wanderhandel zu vernichten? Kommen nicht auch die Interessen der Consumenten in Betracht? Wir haben gesehen, daß Viele auf ihre Hausirer warten mit der Bedarfsdeckung, bis er wieder zu ihnen kommt. Der Händler befriedigt also in allen diesen Fällen Bedürfnisse, die entweder am Orte überhaupt nicht oder nicht so zweckmäßig und bequem befriedigt werden können, wie es der Consument wünscht. Der Hausirhandel erweist sich hier als wirthschaftlich entschieden nothwendig und berechtigt und vermag der in kleinen Städten und auf dem Lande vielfach lästig empfundenen Monopolstellung von Kaufleuten und stehenden Geschäften aller Art vortheilhaft entgegenzuwirken.

Nur Weniges konnte hier aus dem reichen Schatze der Untersuchungen des Vereins für Socialpolitik über die Lage des Hausirgewerbes hervorgehoben werden. Ein abschließendes Urtheil kann noch nicht gefällt werden, da bis jetzt kaum die Hälfte der sämmtlichen Untersuchungen vorliegt. So viel ist sicher, daß der Hausirhandel vielen Personen erst eine Existenz ermöglicht, wenn diese auch eine nur bescheidene genannt werden muß. Sie gewinnt dadurch etwas an Sicherheit, weil sehr viele Wanderhändler in der Heimath ein Stückchen Land besitzen, das gleichsam die Basis ihres Unterhaltes bildet. Fast überall ist eine allmälige Erhöhung des Standard of Life zu bemerken. Da in den meisten Hausirergemeinden überhaupt keine nennenswerthen Industrien vorhanden sind, wäre es ein Nonsens und für die Leute wirthschaftlicher Ruin, wollte man ohne Einführung industrieller Thätigkeit in jene Gegenden den Hausirhandel vernichten. Man wird dem vollkommen beistimmen müssen, was Prof. Stieda im Vorwort sagt: „Der aufmerksame

Leser wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß die Hausirerei ein berechtigter Zweig unseres vielgliedrigen Berufslebens ist und gegen ihn mit der Schärfe des vernichtenden Gesetzes vorzugehen in sehr vielen Fällen der volkswirthschaftlichen Begründung entbehren werde." Es ist nur zu wünschen, daß den Untersuchungen vielseitige Beachtung geschenkt werde, besonders aber von Seiten der Gegner des Wandergewerbes. Aus manchem Saulus dürfte dann ein Paulus werden!

Bücherbesprechungen.

— Die Pädagogik der Jesuiten nach den Quellen von der ältesten bis in die neueste Zeit dargestellt von Dr. Georg Mertz, evang. Pfarrer. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, 1898. 4 ℳ — Hier haben wir endlich einmal ein Buch über die Jesuiten, das nicht auf den Ton der Klage und Anklage gestimmt ist, sondern eine wirklich urkundliche Darstellung bietet und zwar über die Thätigkeit des Ordens auf dem Gebiete, das er zu allen Zeiten selber als sein wesentliches und wichtigstes angesehen hat. So hat der Verfasser nicht zu fürchten, daß ihm von gegnerischer Seite, wie es die Regel zu sein pflegt, falsche Auffassung und mangelhafte Kenntniß vorgeworfen werde; denn er läßt überall die Quellen selbst reden bis herab zu der neuesten Studienordnung des Jesuiten Duhr und läßt den Leser sein Urtheil zumeist selbst gewinnen, indem er bei strittigen Dingen die Einwände vorführt, die in den Verhandlungen von dieser oder jener Seite aus der Mitte des Ordens erhoben worden sind. Als Beispiel können die Reformvorschläge dienen, die von der deutschen Provinz wiederholt eingereicht worden sind, um eine neue Studienordnung zu erlangen, wie sie endlich 1832 erschienen ist. Die ausführliche Berücksichtigung, die diese und andere gegensätzliche Bestrebungen innerhalb des Ordens mehrfach in der Darstellung gefunden haben, sichert dem Buch allein schon einen hervorragenden Platz in der protestantischen Literatur, nach deren durchschnittlicher Anschauung Jesuiten nichts weiter sind, als eine Masse willenloser Werkzeuge, die von dem General in Rom gehandhabt werden. Insoweit dieses Verhältniß aber nach den Statuten des Ordens wirklich zu Recht besteht, wird es auch hier in seiner Tragweite auf dem Gebiet des Unterrichts und der Erziehung genau festgestellt. Der Verfasser behandelt der Reihe nach die Schulthätigkeit des Ordens und seine Studienordnung in ihrem geschichtlichen Werden, dann den Zweck jesuitischer Erziehung und die angewandten Erziehungsmittel, dann ausführlich die einzelnen Unterrichtsfächer und die Methode des Unterrichts, endlich das Nöthige über Schulen, Schüler und Lehrer. Das Buch ist durchaus zu empfehlen zur Gewinnung einer gründlichen Kenntniß des wichtigen Gegenstandes. B. K.

— Tageslicht und Abendfrieden. Kurze Gebete aus alter und neuer Zeit, für die Hausandacht zusammengestellt von Stephan Jentsch, Pf. zu Strießen (b. Großenhain). Dresden 1899. Just. Naumann (L. Ungelenk), billigere Ausgabe 50 ₰, bessere in Ganzleinwand geb. 80 ₰, 84 kleine Seiten. — Wie der Hr. Verf. in seinem trefflichen, kurzen Vorworte mit Recht hervorhebt, fehlt es nicht an Anleitungen zu evangelischen Hausandachten. In der That ist kein Mangel an Gebetbüchern mit vorzüglichen, kräftigen, aus der h. Schrift geborenen Gebeten, wie sie uns Löhe, Stark, Habermann u. A. hinterlassen haben. Doch erscheinen die darin gebotenen Gebete dem Hrn. Verf. für unsere raschlebige, nach Zeitersparniß trachtende Gegenwart zu lang, darum hat er aus diesen Gebetbüchern eine Sammlung kurzer Gebete (Morgen- und Abendgebete für 4 Wochen, Beicht- und Communion- und besondere Gebete) zusammengestellt. Wir können seine Voraussetzung zwar nicht in jeder Hinsicht als zutreffend erachten, da, wenn ein Hausvater einmal Liebe zum Gebet hat, es ihm gewiß nicht darauf ankommt, ob er 2 oder 5 Minuten betet, jedoch ist es löblich, daß er durch sein Büchlein die Christen zur Hausandacht anleiten und darin fördern will, auch sind seine Gebete kernig, inhaltreich und auf biblischen Gedanken beruhend. Nur sind sie meistens zu kurz; es liegt dem Rez. gewiß fern, an Gebete das Metermaß anzulegen, aber es kann doch dem Bedürfnisse eines betenden Herzens nicht entsprechen, wenn viele Gebete (wie das auf S. 8) $4\frac{1}{2}$, andere 4 (S. 10, 20, 24), andere 3 (S. 16, 42, 48) und das auf S. 38 sogar nur 2 Zeilen umfaßt. Auch ist es wünschenswerth, daß in jedem Abendgebet das Bekenntniß der Sünden des Tages wenigstens kurz erwähnt ist. Mit diesen Einschränkungen empfehlen wir dieses Gebetbuch namentlich zur Vertheilung an Confirmanden, verfehlen aber dabei nicht, auf die trefflichen Gebete im Anhange des Landesgesangbuches, die dem von dem Hrn. Verf. betonten Bedürfnisse völlig genügen dürften, hinzuweisen. R. W.

— „Ueberall". Zeitschrift des Deutschen Flotten-Vereins; Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin. Monatsschrift zum Jahrespreise von 10 ℳ — Der rührige Deutsche Flotten-Verein, der erst am Ende April des neuen Jahres sein einjähriges Stiftungsfest wird feiern können, veröffentlicht soeben die erste Nummer seiner Vereinszeitschrift. Recht treffend hat man dieser den Titel „Ueberall" gegeben, denn dieser Ruf ist als Marine-Reveille allen Seeleuten bekannt; er bezeichnet an Bord unserer Kriegsschiffe Jahr aus Jahr ein den Beginn des täglichen Dienstes. Vorerst führt sich „Ueberall" als Weihnachtsnummer ein. Wir möchten nicht verfehlen, auf die Zeitschrift ganz besonders hinzuweisen, denn unsere junge — neuerdings aber stark aufblühende — Marineliteratur hat durch sie eine werthvolle Vermehrung erhalten. Kein Geringerer war es, als der deutsche Kaiser selbst, welcher die Genehmigung zur Herausgabe dieser Weihnachtsnummer ertheilt hat. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, wenn wir Mitglieder des kaiserlichen Gefolges auf der Palästinafahrt in der Reihe der Mitarbeiter von „Ueberall" finden; denn Aufnahmen und Zeichnungen von diesen an Bord der „Hohenzollern" im Mittelmeer führen uns die interessantesten Begebenheiten der historischen Kaiserfahrt vor Augen, die ein flottgeschriebener Text erläutert. Der bekannte Marinemaler Willy Stöwer giebt einen illustrirten Ueberblick der Entwickelung unserer Kriegsflotte seit dem Regierungsantritte Kaiser Wilhelm's II. bis nach Ausführung des Flottengesetzes im Jahre 1903. Ernst v. Wildenbruch besingt Weihnachten auf fremdem Meere. Anziehende Schilderungen aus dem Seeleben fesseln außerdem in verschiedenen Artikeln; eine Weihnachtsgeschichte mit Abbildungen von Ferdinand Lindner und eine Erzählung vom Viceadmiral Werner vervollständigen endlich den reichhaltigen Inhalt dieser Weihnachtsgabe. Professor Hans Bohrdt fügte ihr überdies noch einen künstlerisch ausgeführten Buntdruck „Ein Torpedobootsangriff auf S. M. S. »Hansa«" bei, der den Freunden des Seewesens gewiß auch als Zimmerschmuck willkommen sein wird. Jedem deutschen Geschenktisch wird diese Festausgabe von „Ueberall" zur Zierde gereichen, die wir als recht gediegen bezeichnen können, obgleich der Preis derselben im Interesse der weitesten Verbreitung nur auf 1 ℳ festgesetzt wurde. Für heute wünschen wir dem Deutschen Flotten-Verein zu seiner neubegründeten Zeitschrift nur, daß die Redaction von „Ueberall" in allen ferneren Ausgaben dieselbe glückliche Hand haben möchte; dann wird die Monatsschrift gewiß dazu beitragen, das Verständniß und das Interesse für unsere Wehrkraft zur See in der deutschen Nation zu wecken und zu stärken; „Ueberall" wird dann zur Bekräftigung des Kaiserwortes: „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser!" werden. M. Bahr.

— Am blauen Meer. Die Naturpracht der Riviera di Ponente. Von Alfred Graf Adelmann. (Gesammelte Werke, 5. Band.) Preis geheftet 3 ℳ, eleg. gebunden 4 ℳ Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — In einem mäßigen Bändchen kl. Octav von 233 Seiten schildert der Verfasser seinen Aufenthalt an der Riviera di Ponente von Genua bis Nizza während eines Winterhalbjahres, und zwar, nach der Vorrede zu urtheilen, im Jahre 1882/3! Man darf dies Datum nicht vergessen, weil man sonst die mannigfachen Anachronismen nicht versteht, die in den Raisonnements vorkommen, welche der Autor in seine Naturschilderungen einflicht und welche zwar von seiner glühenden Vaterlandsliebe ein beredtes Zeugniß ablegen, aber sonst mit dem Text kaum in irgendwelchem organischem Zusammenhang stehen. Der Verfasser verfügt über eine schöne bildsame Sprache, vermag aber kaum dem Gegenstande irgendwelche neue Seiten abzugewinnen, was freilich kein Wunder ist, da ja die behandelte Gegend zu den besuchtesten der Erde gehört. Wer aber sehen will, was man durch eigenartige anschauliche Schilderungen auch aus solchem Vorwurf machen kann, der vergleiche des verstorbenen Noë's Italienisches Seebuch mit dem vorliegenden Werke, er wird gar bald merken, wer von beiden Autoren der geborene Schilderer von Naturschönheiten ist. Dr. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 150. Donnerstag, den 29. December, Abends. 1898.

Bilder aus Niederländisch-Seeland.

(Nachdruck vom Verfasser nicht gestattet.)

Als ich mit den Meinigen bei Venlo die holländische Grenze überschritten hatte, schaute ich voll Erwartung in die neue Landschaft hinaus, mit kindlicher Ungeduld nach den Anzeichen einer mir nur aus den Büchern bekannten Cultur spähend! Ich hatte mich von Kindheit an oft mit Holland beschäftigt, und seine wunderbare Kunstblüthe, nicht weniger aber die eigenartigen Charakterzüge seiner Städte, Landschaften und Bewohner hatten meine Phantasie von jeher mit anziehenden Bildern bevölkert. Nun erblickte ich aber zuerst eine der traurigsten Landschaften, die mir je unter die Augen gekommen, das 40 km lange, 10 km breite Moor, „de Peel" genannt, welches wir in seiner ganzen Länge durchkreuzten. Mehrere Gesellschaften, welche die ungeheuren Torflager ausbeuten, haben es auch der wenigen Birken beraubt, die einst darauf gestanden. — Ermüdet und enttäuscht von diesem trostlosen Anblick, war ich froh über die verschleiernde Nacht und schloß die Augen, bis wir in unserem Nachtquartier Roosendaal ankamen. Aber hier fing wirklich Holland an! Die blüthenweißen Jacken der Gepäckträger, ein Streifen Mondlicht auf einem Stückchen Canal, den hohe Masten belebten, eine breite mit waschbaren Ziegeln gepflasterte Straße, deren saubere Backsteinhäuschen uniform ihre Treppengiebel den Passanten zuwenden — ja, das war ein echtes Stück Holland! Und wie blitzblank der kleine Gasthof, in dem wir abstiegen; er machte seinem Namen „Der Schwan" alle Ehre! Was nicht aus Messing war und nicht wie Gold leuchtete, das war gewiß waschbar, und erst kürzlich aus der Wäsche hervorgegangen! Man gewinnt in Holland auch den Eindruck, als ob der sonst so kostspielige Oelfarbenanstrich umsonst zu haben wäre, oder obligatorisch von Zeit zu Zeit wiederholt werden müßte. Nachdem wir uns am nächsten Morgen mit dem ungemein reichlichen holländischen Frühstück (wobei Käse, Eier, Schinken, verschiedenes vortreffliches Brod und ausgezeichneter Pfefferkuchen eine große Rolle spielen) gestärkt hatten, fuhren wir mit dem Personenzug der Provinz Seeland entgegen, die wir auch kurz nach der Festung Bergen op Zoom und Ueberschreitung der Schelde betraten. Der Zug hielt an vielen kleinen Stationen, und ich ergötzte mich an den reizenden Volkstrachten, welche hier zum Vorschein kamen. Nicht nur das ländliche Publicum an den Bahnhöfen trug die kleidsame Tracht in reicherer Ausstattung, auch ringsumher, in der grünen Landschaft, bei der harten Arbeit, unter den niedrigen Thüren der Häuschen sah man sie, die drolligen Männer mit dem kurzgeschnittenen Haar unter dem niedrigen Hütchen, mit dem silbernen Schmuck am schwarzen Wams; und dazu in rechtem Contrast die niedlichen Frauengestalten in der schmucken seeländischen Tracht. Die blühendweiße Haube läßt vorn die aufgebauschten Haare sehen, sonst umschließt sie knapp die aufgeweckten, frischen Gesichter. An den Schläfen sind eigenthümliche goldene Zierrate angebracht, verschieden nach den verschiedenen Theilen der Provinz, bald Spirale, Korkziehern ähnlich, mit zierlichem perlengeschmücktem Gehänge, bald massive kleine Flügel, welche an Windmühlen erinnern, auch im Hause und bei jeder Arbeit wird der Schmuck getragen. Das schwarze Mieder, von gefälligem, spitz zulaufendem Schnitt, hat sehr kurze, knappe mit schwarzem Sammt eingefaßte Aermel; vorn ist es tief herzförmig, hinten viereckig ausgeschnitten; den Ausschnitt säumen Falten eines zarten bunten Stoffes, darunter wird ein andersfarbiges oder weißes Leibchen getragen, das aber den Hals frei läßt, welchen ein breites Halsband aus Korallen, Perlen, Granaten, mit schönem Verschluß schmückt. Ueber dem sehr weiten, tiefgefältelten schwarzen Rock trägt die Seeländerin eine große, leuchtendblaue Schürze, — bei der Arbeit benutzen beide Geschlechter die großen, eigenthümlichen Holzschuhe, welche aber vor dem Hause oder im Flur stets abgelegt werden. Es ist auffallend, welch großen Zauber der fleißige, mit einer ästhetisch starken Eigenthümlichkeit begabte Mensch einer an und für sich reizlosen Landschaft verleihen kann. Das Land besteht zum größten Theil aus Viehweiden, die fast immer mit wohlgepflegten, breiten, lebenden Hecken eingezäunt sind; oft umziehen hinter den Hecken noch hohe Baumreihen die Grundstücke; in denselben befindliche Baumgruppen sind, zum Schutz gegen das Vieh, gern mit kreisrunden Hecken umschlossen. Weißlackirte Brückchen führen über die vielen Gräben, die das Land durchziehen; zierliche weiße Gitterthörchen vermitteln den Zugang zu den Grundstücken. Das sieht trefflich aus. Auf den Weiden tummeln sich die blanken schwarzweißen Rinder und die wuchtigen Gäule. — Die Dörfer bestehen durchweg aus schmucken Backsteinhäuschen; das Holzwerk am Giebel, die Fensterrahmen, Läden, die Balken sind stets sauber in Oelfarbe abgesetzt; mit Vorliebe verwendet der Holländer dazu ein blendendes Weiß und saftiges Grün; auffallend sind die ungemein großen Schiebefenster, welche auch bei geringen Leuten fast die ganze Fassade des Häuschens einnehmen. Sie bestehen dann natürlich aus vielen, kleinen Scheiben, sind aber immer leuchtend vor Sauberkeit und mit frischen Gardinen versehen. Rings um jede Wohnung ein buntes, wohlgepflegtes Gärtchen hinter der gutverschnittenen Hecke. Die Kirche ist fast durchgängig ein massiver rother Ziegelbau, nicht selten von schönen architektonischen Formen; die Gothik ist vorherrschend. Größere ländliche Bauten, z. B. die Scheuern und Ställe der vielen einzelnen Höfe bestehen ganz aus Holzwerk, welches schwarz getheert und höchst sauber mit gelber oder weißer Farbe abgesetzt wird. Den Hintergrund der Landschaften bildet oft eine imposante Windmühle, ebenfalls Backsteinbau, Kopf und Flügel bunt bemalt, oder das leichte, schlanke Takelwerk eines Segelschiffes, das unvermuthet aus einem Canal emporragt — und Holland ist fertig! Was hier zusammenwirkt, ist eine Nettigkeit, Sauberkeit, Originalität, welche auch beim Mangel großartiger Formen niemals die Langeweile und Banalität Meister werden läßt! Daß mindestens einmal die Woche die Häuser auch von außen, die Straßen und Höfe abgeschrubbert werden, ist keine Sage! Da fliegt der Eimer im Bogen, und seltsame Bürsten an langen Stielen thun emsig ihr Werk. Noch dazu ist der „deus ex machina" kein abscheuliches Scheuerweib, wie bei uns, sondern ein niedliches Wesen in schmucker Tracht, welches gewissermaßen diese Procedur idealisirt! — Von Middelburg, der Hauptstadt Seelands, fuhren wir auf klinkergepflasterter Straße dem kleinen Seebad Domburg zu, die Besichtigung des höchst sehenswerthen Middelburg auf einen der interessanten Markttage verschiebend. 15 Kilometer weit rollten wir zwischen Bäumen oder Häusern durch die Insel, um nicht zu sagen, durch den Garten von Walcheren. Denn üppige Weiden wechseln ab mit schönen Gemüsegärten, großen Parks und sauberen Ortschaften. Manch reicher Holländer hat hier sein Landhaus gebaut. Die Gärten beleben Wasserstücke mit Schwänen; fast immer verrathen fremdländische Pflanzen, bizarre Gartenhäuschen oder buntlackirte Brücken den nahen Zusammenhang holländischen Reichthums mit den Colonien. Oft verräth auch das Haus mit seinem flachen Dache, seinen Vorhallen und weißgetünchten Säulen den Tropenstil; immer aber ist es im Aeußern höchst einfach und gediegen und im Verhältniß zum Park klein gehalten, niemals überladen wie das Landhaus des wohlhabenden Deutschen, oder von überwältigenden Dimensionen, wie die italienische Villa. Ich schreibe diesen Umstand dem ausgeprägten Reinlichkeitsgefühl des Holländers zu, welchem er in anderen Verhältnissen niemals mit solcher Leidenschaft fröhnen könnte. Neben

der Scheuerbürste spielt der Malerpinsel die größte Rolle, auch das den niedrigsten Zwecken dienende Geräth ist mit frischen Farben angemalt; keine Egge, kein Eimer, kein Besenstiel ohne seinen freundlichen Lack! Der lange Weg wurde uns durch all diese Beobachtungen ungemein gekürzt. Aus den häufig wiederkehrenden Wege-Zollhäuschen kamen niedliche Seeländerinnen an unsern Wagen; nicht ungern bezahlte man ihnen die sonst lästige Gebühr. Kleine Mädchen, höchst drollig in den langen, schwarzen Röcken und weißen Häubchen, lachten und winkten in unsern Wagen hinein, possierliche Jungen, die Tabakspfeife zwischen den Zähnen trotz ihrer jungen Jahre, jagten uns im Dauerlauf mit ihren Hundegespannen nach. Dann überholten wir schwerfällige Ackergespanne; die Riesengäule zogen Karren mit hochaufragenden, bunten Giebeln, nicht unähnlich den Schnäbeln des Seeschiffes. Die Dörfer deuchten mich kleine Juwele! Rechts und links vom hochgewölbten rothen Fahrdamme unter einer Doppelreihe von Bäumen läuft der Fußweg, mit dem allgemein üblichen schneeweißen Muschelkalk bestreut. Oft ist die Baumreihe dicht an den Häusern flach verschnitten und ähnelt einer in der Luft schwebenden Hecke. An den schon erwähnten Giebelhäuschen mit den blitzblanken Scheiben kann man sich in ihrer Nettigkeit kaum satt sehen; in den Hauptstraßen haben sie statt der Vorgärten einen Steig aus glasirten Kacheln, durch Pfosten gegen Fuhrwerke geschützt. Auf diesen Pfosten, wie die Vögelchen auf der Stange, sitzen am Feierabend gern die jungen Seeländerinnen, einander an Haar- und Kleidertracht zum Verwechseln ähnlich. Hinter dem Hause der Hof mit dem Ziehbrunnen, der schmucken Wirthschaft und dem üppigen Garten. Ueberall sieht man durchbrochenes, zierliches Gitterwerk aus Holz zwischen den Hecken und vor den ovalen Fenstern der Ställe und Scheuern. Mir erschien als ein Wunder, daß so schönes Obst und Gemüse, wie wir es auf Walcheren täglich vorgesetzt bekamen, so in unmittelbarer Nähe des schneidenden Nordseewindes, oft wenige Meter von der Küste entfernt, gedeihen konnte. Ein Blick von der Düne aufs Binnenland belehrte mich darüber; denn diese allein, oft nur 15—20 Meter hoch, und an manchen Stellen unterbrochen, würde nicht als alleiniger Schutz genügen. Jedes Dorf und in erhöhtem Maßstabe jedes einzelne Gehöft steht hinter einem lebenden grünen Walle und vermag so dem zerstörenden Element zu trotzen. Gewöhnlich zeigt nur der imposante Kirchthurm oder der Rauch der Kamine, höchstens noch eine hohe Scheune an, daß hinter dem „Busch“ ein Dorf liegt. Die fleißigen Anwohner haben zuerst einen Damm von 1—2 Meter Höhe aufgeworfen, nach der Windrichtung, oft auf beträchtliche Länge hin; in der Nähe der See steht wohl auch noch ein Palissadenzaun darauf. Hinter dieser Verschanzung gedeiht üppig das Buschwerk und im Schutze des Busches der hohe Baum. Die Bäume sind zwar in einer gewissen Höhe, wo der Wind über die Düne streicht, wipfeldürr, wuchern aber desto kräftiger in den untern Regionen, so daß das Dickicht oft undurchdringlich wird. Es giebt kaum etwas Behaglicheres, als solch ein einzelnes Gehöft, hinter seiner grünen Verschanzung eingebettet, man ahnt es, aber man sieht es nicht; nur der Rauch des Schornsteins, das Kläffen der Hunde verrathen seine Existenz. Ein tiefer „Einsprung“ ist gegen die Düne zu in die breite grüne Wand eingeschnitten; der Bauer faßt ihn mit einer Hecke ein, bestreut ihn mit Muscheln, die er sorgfältig harkt, und schließt ihn nach Außen mit einem bequemen Tourniquet für Fußgänger; Alles ist gut ausgedacht und wohlangeordnet. Da wir in einem guten Privathause in Domburg Wohnung genommen hatten, wo die Hausfrau auf die Sitten der besseren holländischen Familien eingerichtet war, lernten wir auch in dieser Richtung Manches kennen. Es ist ja wahr, daß in Holland in Gasthöfen, wie Pensionen $\frac{1}{3}$—$\frac{1}{2}$ mal höhere Preise gefordert werden als in Deutschland, aber es wird auch viel mehr geboten. Ich spreche hier weniger von der vorzüglichen, materiellen Verpflegung (die Lebensmittel, die das Land und die Colonien in erster Qualität erzeugen, sind nicht theuer), aber es wird viel Zeit und Geld auf inneren Comfort und raffinirte Sauberkeit verwendet. Das war denn auch in unserm Haushalt in hohem Maße der Fall. Alles war perfect, bis auf das letzte Stück Wäsche und Tafelsilber, bis auf die Mundschalen und die Bedienung bei Tisch. Unsere reizende seeländische Magd war aufgeputzt wie eine Kostümpuppe aus dem Schaufenster, und verrichtete ihren Dienst wie der beste Kammerdiener; „Sintje“ war täglich unserer Augen Wonne. Aus den geschickten Händen unsrer Wirthin lernten wir dagegen eine Menge neuer und vorzüglicher Gerichte kennen. Um 8 Uhr früh gab es das reichliche, schon Eingangs dieser Zeilen erwähnte „Frühstück“, das „ontbijt“. Um $12\frac{1}{2}$ folgte das „dejeuner“ aus kaltem Fleisch, einer Eierspeise und Gebäck bestehend; dazu wird merkwürdiger Weise Kaffee getrunken. Um $5\frac{1}{2}$ findet das „diner“ statt, aus Suppe, Fleisch, Fisch, Gemüse, süßer Speise und herrlichem Obst bestehend. Am späten Abend muß der Theetisch noch einmal seine Dienste thun; stand er doch immer, auf's Raffinirteste hergerichtet, in unserm kleinen Salon. War er außer Gebrauch, wurde das blanke Service mit einem gestickten Tüllschleier zugehängt. — Domburg liegt hinter seiner grünen Schutzwand direct an der Düne, die hier eine beträchtliche Höhe erreicht. Der Aufenthalt am Badestrand, jenseits der Düne, ist sehr angenehm, man kann stundenweit in beiden Richtungen dem Meere entlang gehen. Ins Meer hinein sind der ganzen Küste entlang, mit je 120 bis 150 Meter Abstand, Steindämme gebaut, zwischen je zwei Reihen starker Holzpfähle. An einer Stelle ist gewöhnlich ein Durchgang gelassen, so daß man trotz der immer wiederkehrenden Hindernisse seinen Weg ruhig fortsetzen kann. $1\frac{1}{2}$ Stunde von Domburg, in südwestlicher Richtung dem Strande entlang, gelangt man an den westlichsten Punkt von Walcheren, ja von ganz Holland überhaupt. Hier sind die großartigsten Deiche des ganzen Landes, und eine altangestammte Colonie von Deich-Arbeitern schafft fortwährend an der Erhaltung und Fortsetzung des Riesenwerkes. Das ist Westkapelle, ein vielbesuchter Ort. Die hohen Dünen, der natürliche Schutz der Insel gegen das offene Meer, treten an diesem Punkte zurück und verschwinden fast ganz. An ihrer Stelle wehrt die unermüdliche Menschenhand dem stürmisch zehrenden Elemente; ganz unten mit gewaltigen, mehrere Kilometer langen Steindämmen für den gewöhnlichen Wechsel von Ebbe und Fluth; weiter oben mit starkem Korbwerk von Weiden und Baumstämmen. Ganz oben ist der lockere Sandboden mit Lehm und Strohgeflecht festgehalten; keine Handbreit läßt sich der hartnäckige Holländer entreißen! — Die Fahrstraße, welche an dieser Stelle hinter den Dünen hervorkommt, läuft hier auf dem Deiche; auf der einen Seite sieht man hinunter auf die, auch bei ruhigem Wetter, stark brandende See, auf deren Schaumwellen stolze Dampfer und zierliche Segler von Vlissingen nach England ziehen, auf der andern Seite versenkt sich der Blick in das tiefliegende grüne Binnenland; da sind stattliche Kirchthürme hinter grünen Baumwänden, große Koppeln mit unzähligem schwarzweißgeflecktem Rindvieh, kleine Wasserläufe und kreisrunde Teiche, an denen kräftige Pferde mit langem Schweif und starker Mähne weiden. Gegen Süden schließt eine schneeweiße Hügelkette den Horizont ab, die Düne, dahinter ein leuchtender Meeresstreifen, und die belgische Küste in fernem Nebel. Westkapelle hat einen riesigen alten gothischen Thurm, der jeder Stadt des Nordens Ehre machen würde; obwohl ziemlich ins Innere des Landes gerückt, dient er seiner Höhe wegen als Leuchtthurm. Auf dem Deiche selbst steht ein moderner Leuchtthurm, der, sowie eine Windmühle, eine hübsche Silhouette abgiebt. Für den Freund ruhiger, idyllischer Landschaften ist ein Spaziergang ins Innere der Insel höchst genußreich. Wer z. B. von Domburg aus Abends durch die Wiesen nach dem stattlichen Dorfe Aagtekerke geht, wird seine Freude an dem stimmungsvollen Bilde haben. Die untergehende Sonne, ein großer rother Ball, spiegelt sich in den Gräben und Wasserlachen; über die lackirten Brückchen, die schnurgeraden Fußpfade entlang, schreiten typische Mädchengestalten zwischen den Heerden hin und her. Ueber den Schultern tragen sie an leichtem, weißbemaltem Joche die schmucken, bunten Melkeimer, ein zu hübscher Anblick! Das Dorf Aagtekerke selbst, in seiner Weltabgeschiedenheit, denn kaum verirrt sich je ein Domburger Badegast hierher, ist ein Schmuckkästchen. Die schöne mittelalterliche Kirche ist von Anlagen und Blumenbeeten umgeben, wie man dies nur in Städten sieht. Es war ein Samstag Abend, als wir das Dorf betraten, alle Wege geharkt, Alles blinkend vor Sauberkeit. Die vielen hellen Scheiben spiegelten die letzten Sonnenstrahlen wieder, die Messingknäufe und Thürklopfer funkelten wie Gold, in den Höfen standen feierlich die Familien beisammen; die Frauen hatten schon den sonntäglichen Stirnschmuck angelegt; auch das kleinste Geschöpfchen war in seiner niedlichen altmodischen Tracht die getreue Copie der Schwester, Mutter und Großmutter. In einem Garten sah ich sieben weibliche Wesen der verschiedensten Altersstufen, anscheinend einer Sippe angehörend, eng bei einander stehen; alle trugen Blumen in den Händen. Ich dachte an ein altes Gemälde. Auf den Straßen war Alles wie ausgestorben. Es herrschte Feierabendsstille. Als wir das Dorf mit seinen

wundersamen Eindrücken verlassen hatten, frug ich mich, ob ich wirklich dies Alles gesehen, oder nur davon geträumt hätte. Giebt es in der Welt noch ein Fleckchen Erde, wo der geplagte Bauernstand noch Zeit, Freude und Geld hat für Ueberflüssiges, für Nettigkeit, Behaglichkeit, Sauberkeit? Kennt er doch sonst überall nur den Schweiß der Arbeit, den Schmutz der Scholle und der Düngerstätte und ist fast identisch mit diesem geworden! — Ein anderer Ausflug galt dem sehenswerthen Middelburger Markte, wo man Donnerstags die gesammten seeländischen Trachten studiren kann. Neben den Frauen und Mädchen der Insel Walcheren mit ihren verschiedenen Abweichungen fallen hier besonders die Bäuerinnen von Süd-Beveland auf. Sie tragen die schon erwähnten goldenen Windmühlenflügel zu beiden Seiten der Schläfen, eine größere durchbrochene Haube, und außerdem die Reformirten (die Insel ist zum Theil katholisch) eine eigenthümliche Haartour auf der Stirne. Das merkwürdig geraffte bunte Tuch auf den Schultern verleiht ihnen ein behäbiges, vierschrötiges Aussehen, das sie schon von Weitem von den schlanken Frauen von Walcheren unterscheidet. Ein vollkommener seeländischer Kopfschmuck, der, außer bei ganz kleinen Mädchen, stets nur aus echtem schwerem Golde angefertigt ist, stellt einen Werth von mindestens 60—70 Gulden (100 ℳ) dar; dazu kommen noch die breiten, goldenen Fingerreifen, die kostbaren Verschlüsse der Halsbänder, die zierlichen Agraffen an Schürzen und die schwerbeschlagenen Gebetbücher. Auch die Männer tragen ein kleines Vermögen in ihren schönen Filigranknöpfen und schweren Gürtelschnallen mit sich herum; auch sie haben noch durchweg die alte Tracht, wenn auch nur selten noch die Kniehosen und den komischen hohen Filzhut. Ein Glück, daß sie weniger heißblütig als die Söhne des Südens sind; denn eben so unfehlbar wie die silberbeschlagene Pfeife im Munde führt jeder Bauer im Sack ein 25 cm langes Brodmesser, dessen hölzerner Griff äußerst kunstvoll mit Reliefdarstellungen aus dem bäuerlichen Leben geschmückt ist. Das „non plus ultra" der Behäbigkeit ist aber solch ein holländischer Bauernwagen, wie sie zu Dutzenden vor uns zu Markte fuhren. Sie sind von äußerst schwerer, langer, altmodischer Form, hinten mit unverhältnißmäßig hoher Rücklehne (ähnlich den Staatscarossen des letzten Jahrhunderts), aber höchst malerisch mit ihrem frischen, leuchtenden Lack (roth, grün und vergoldete Schnörkel). Bisweilen ist ein solcher Wagen sogar schön in Naturholz polirt, mit Schnitzwerk versehen, und hat statt der weißen Plane ein Lacklederdach. Auch Zweiräder-Wagen, von leichterer Form, aber genau von derselben Façon sah ich häufig; sie enthielten immer ein schmuckbeladenes, jüngeres Ehepaar, das gewissermaßen das Gigerlthum im Bauernstand vertrat. Es ist bewunderungswürdig, wie diese Bauern bei allem Reichthum und aller Berührung mit der Civilisation ihre alten Formen streng aufrecht erhalten und stets von Neuem reproduciren. An schönen Wochentagen (niemals Sonntags) kamen häufig 10—12 solcher Bauernwagen nach Domburg; jeder eine große Familie, von der Großmutter bis zum jüngsten Sproß hinab enthaltend. Die seeländischen Bauern machen sich jeden Sommer einen freien Tag und fahren im Feiertagsgewand nach dem kleinen Seebad. Ineinandergehenkelt, rauchend und singend durchziehen sie die Straßen, steigen zum Strand hinab, betrachten staunend die Badegäste und halten dann in dem großen Gasthofe ein munteres Gelage, wobei unter den Bäumen lustig getanzt wird. Der holländische Bauer, kaltblütig und schwerfällig, wird im angeheiterten Zustande nicht roh und wild, höchstens sehr vergnüglich und dabei urkomisch. Wir lachten uns die Thränen in die Augen, als wir diesen altmodischen Bauernreigen zu rhythmischen Gesängen zusahen. Die ganz alten Kerle und Weiber waren die allerlustigsten; die Komik war unwiderstehlich! Wer hätte dabei nicht an ein niederländisches Bauerngemälde von Meisterhand, oder an eine Shakespeare'sche Komödie gedacht! Die realistische Kunst des Nordens wurzelt tief im Volksleben, und dessen Beobachtung öffnet uns erst den wahren Sinn dafür! Um aber zu unserm Middelburger Markte zurückzukehren, der eigenthümlicher Weise sich am Nachmittag abspielt, so muß ich hauptsächlich den Buttermarkt erwähnen, der in den Vorhallen eines großen niedrigen Gebäudes stattfindet. Der zwischen den drei Flügeln gelegene Hof enthält eine prächtige, uralte Linde. Unser Erstaunen wurde durch die fabelhafte Sauberkeit erregt, mit welcher die schöne Waare ausgeboten war. Keine Bäuerin, die nicht die goldgelben, in Blätter und feines Leinen geschlagenen Laibe in einem anscheinend ganz neuen Korbe ausgestellt hätte, außerdem hatte sie sich selbst wie zu einem Feste geschmückt! Mir fiel auch auf, wie zu jeder Waare ganz verschiedene Körbe in Flechtart und Form gebraucht werden. Entzückend sind die flachen Körbe mit vielen kleinen Körbchen darin, in denen das schöne Obst feilgeboten wird. Die Leute tragen Alles am Joch über der Schulter, nur die glitzernden Milchkannen aus schwerer Bronze werden in eleganten Hundekarren gezogen. Das Middelburger Rathhaus machte mir hauptsächlich von außen in seiner prächtigen reichen Spätgothik großen Eindruck. Die Sammlung von Alterthümern im Innern ist nicht groß, enthält aber einige schöne Stücke (eine gut erhaltene gothische Hausthür, jetzt als Schrank aufgestellt). Die Neukirche „nieuwe Kerke" zeichnet sich durch ihren ungemein schlanken Thurm (der „lange Jan" genannt) aus; derselbe ist weithin sichtbar. So stattlich sich die holländischen Kirchen von außen darstellen, so wenig bieten sie dem Beschauer von innen; nur die Grabdenkmäler und Grabplatten im Fußboden, sowie die schönen, alten Kronleuchter aus Bronzeguß erinnern an die Kunstblüthe vor der bilderstürmerischen Reformation. Sonst sind diese Stätten der Andacht äußerst nüchtern gehalten, der größte Theil des Raumes ist durch hellgestrichenes Stuhlwerk verbaut. Ich bemerkte zu meiner Belustigung, daß auch in den Dorfkirchen jede Frau ihren Platz auf der harten Holzbank mit einem bunten Federkissen belegt hatte. Von den städtischen Kirchthürmen wird der Stundenschlag durch ein hübsches Glockenspiel verkündet. — In dem Hause der „seeländischen Genossenschaft für Wissenschaften" gefiel mir die alte Bauernstube ausnehmend. In Wirklichkeit sieht man auch manch' interessantes Bauernzimmer mit alten Möbeln, Kacheln und Schüsseln. Die „Abtei" in Frührenaissance und einige alte Häuser besichtigten wir nur von außen, verbrachten aber dafür einige Zeit in der schmalen, vierstöckigen Bude eines Antiquars, der, ein echt holländisches Original, mich aufs Höchste belustigte. Entzückend sind die vielen Parks, die sich fast auf der ganzen westlichen Seite der Insel dahinziehen, zum großen Theil dem Publicum geöffnet. Von Domburg aus kann man über die Anlagen hinter den Dünen durch die Parks von Duinvliet, Westhove, Berkendahl stundenlang unter uralten Bäumen wandern. Bald bilden diese ein herrliches, phantastisches Labyrinth, bald sind sie schnurgerade gepflanzt und geschnitten, bald zeigen sie entzückende Durchblicke auf grüne Teiche. Immer sind die Wege geharkt, die teppichartigen Rasen tief abgestochen, das begleitende Buschwerk zu einer grünen Mauer gestaltet, Alles athmet oft meilenweit die größte Sorgfalt und Pflege. Zwischen den Baumreihen, auf saftigen Wiesen weidet das scheckige, glänzende Vieh, rings um die blumenumsäumten schmucken Pächtershäuser. — Schloß Westhove, einer reichen, mildthätigen Dame gehörig, die jeden Sommer eine Feriencolonie von kranken Kindern dort unterbringt, bietet einen äußerst malerischen Anblick. Früher ein Lustsitz der Bischöfe von Middelburg, trägt es noch heute ein mittelalterliches Gepräge, dreiflügelig, mit drei stattlichen Thürmen und einem nach einer Seite offenen mit einer uralten Linde gezierten Hofe, ist es noch rings von breiten Wassergräben umgeben; sein schöner alter, vornehm gehaltener Park ist hochberühmt. Ein reizender Weg zwischen Bäumen und Hecken führt auf guter Straße, von der großen Landstraße bei Serooskerke abbiegend, der Küste zu, nach dem malerischen Städtchen Veere. Seinen Riesendom sieht man aus weiter Ferne; die kleine Stadt hat aber wohl nie die jetzt grünbewachsenen Festungswerke ausgefüllt. Heute stehen Windmühlen darauf und spiegeln sich in den Canälen. Die Verhältnisse des Domes sind ganz gewaltig; die riesenhaften Fensternischen sind mit vielen Fenstern gewöhnlicher Proportion belebt; das sieht sehr eigenthümlich aus. Der wuchtige Thurm ist auf halber Höhe stehen geblieben; die runde Kuppel darauf will auch nicht recht passen. Oben darauf, wie auch auf dem Rathhausthurm und andern Häusern kein Kreuz oder sonst übliches Zeichen, sondern ein bewimpeltes, vergoldetes Meerschiffchen. Das eben erwähnte Rathhaus, und besonders sein leichter eleganter Thurm mit dem Glockenspiel, ist ein entzückender Bau. Im Innern wird außer einigen andern Alterthümern von geringem Belang der prachtvolle, getriebene und vergoldete Becher gezeigt, den Kaiser Maximilian sammt der entsprechenden Urkunde der Stadt geschenkt hat. Am Quai, längs dem Binnenhafen (welches holländisches Miniaturstädtchen hätte nicht seinen backsteingepflasterten Quai!), stehen zwischen schmucken, neuen Giebelhäuschen einige alte Häuser von schönster Bauart. In kleinen Verhältnissen erinnern sie mit ihren Kielbogen und Blumenknäufen an die märchenhafte venezianische Spätgothik; doch ist

hier das Material nur Backstein, freilich durch reiche eiserne Mauernklammern anmuthig belebt. Die Häuser heißen nach ihren Wahrzeichen „Het Lammetje“ und „Het Struis“ (das Lämmchen und der Strauß). Die stattlichen Schleusen mit den hübschen Schleusenhäuschen (der große Canal, welcher, die Insel durchschneidend, Oster- und Westerschelde verbindet, führt hier vorüber) sowie die beiden Küstenlichter an der Canalmündung gehören wohl auch zu den Sehenswürdigkeiten von Veere, das einst von einer großen Zukunft geträumt hat, jetzt sich aber wie in ewigem Schlafe liegend darstellt.
G. H.

Bücherbesprechungen.

— **Gefährten auf dem Leidenswege**, von **John Watson**, übersetzt von J. M. Leipzig, bei Friedrich Jansa, 1898. geb. 1 ℳ 50 ₰. 125 S. — Dieses Büchlein ist, kurz gesagt, eine erbauliche und praktische Betrachtung der Leidensgeschichte des Herrn unter einem noch nicht oder nur selten benutzten Gesichtspunkte, nämlich dem der Gefährten des Herrn auf dem Leidenswege (die 3 vertrauten Jünger, eine vornehme Frau, die Töchter von Jerusalem u. s. w.). Die Schrift theilt die Vorzüge und Fehler englischer Erbauungsschriftsteller von der Art Stalker's, zu den ersteren gehört die nüchterne, verständige, anknüpfende Art der Betrachtung, die nicht selten sogar neue Lichtstrahlen auf die allbekannte Leidensgeschichte wirft, zu den letzteren die Unterschiebung moderner Anschauungen und Gedanken unter biblische und göttliche Gedanken. Wir empfehlen mit dieser Einschränkung vorliegendes Büchlein namentlich für die Passionszeit und wünschen, daß dieser „Engländer“ in christlichen Kreisen einheimisch werde.
R. W.

— **Historische und praktische Theologie.** Oeffentliche Antrittsvorlesung in der Aula der Universität Basel am 24. Juni 1898, gehalten von Prof. Dr. theol. W. **Bornemann**. Basel, R. Reich. 1898. 80 ₰. — Die beiden genannten Fächer soll der neue Professor in Basel lehren und so stellt er sie sofort einander gegenüber in der Stunde, wo er als solcher seinen Mund zum ersten Male aufthut. Zunächst wird auf den gewaltigen Umfang hingewiesen, den beide Fächer angenommen haben, das eine durch beträchtliche Vermehrung neu gefundenen Stoffes, das andere durch die Forderungen, die von den gesteigerten Bedürfnissen des kirchlichen Lebens erhoben werden. Aber noch größere Schwierigkeiten erkennt der Redner in den verschiedenen Zielen beider Fächer: hier die Erbauung der Gemeinde, dort die rein wissenschaftliche Erkenntniß. Der Gegensatz wird gelegentlich für so unversöhnlich angesehen, daß in einzelnen Landeskirchen eine gründliche Kenntniß der Kirchengeschichte im theologischen Examen verdächtig machen soll. Ist da nicht vielleicht gründliche Kenntniß der Kirchengeschichte mit einseitiger Versteifung auf gewisse ungenügend bewiesene akademische Behauptungen verwechselt? Für nichts begeistert sich bekanntlich der Durchschnitt der studirenden Jugend schneller als für allerlei schön geschmückte Unklarheit. Und was wird darin geleistet in den Kreisen, denen der Redner nahe steht! Wenn also ein Examinator einem Examinanden dergleichen vorhält und ihm den Weg der innern Befreiung zur Klarheit zeigt, so erweist er ihm einen großen Liebesdienst. Schließlich gelingt es aber dem Redner doch, die zwei so grundsätzlich entgegengesetzten Fächer einander nahe zu bringen und nachzuweisen, wie sie einander zu dienen haben, wobei manches Beachtenswerthe ausgesprochen wird. Aber die ganze Behandlung des angeblich so scharfen Gegensatzes ist leider auch von großer Unklarheit.
B. K

— **Der ursprüngliche Pietismus** der treue Arbeiter am Werke der Reformation. Von **Viktor Fr. Oehler**, weil. evang. Pfarrer a. D Gütersloh, C. Bertelsmann. 1898. 80 ₰. — Wenn von Pietismus die Rede ist, pflegen die meisten Menschen irgendwelche Richtung christlicher Lehre und christlichen Lebens im Auge zu halten, die sie von ihrem Standpunkte aus für Pietismus zu halten geneigt sind. Man kann nicht sagen, daß der Verfasser dieser Schrift ebenso verfahren sei, denn er handelt wirklich von dem Pietismus, den die Kirchengeschichte mit diesem Namen bezeichnet hat, also von den Bestrebungen Spener's, Francke's und ihrer Anhänger. Aber während er sich einerseits mit schärfster Abwehr gegen die sogenannte Geschichte des Pietismus von Ritschl wendet, die bekanntlich eine Tendenzschrift ist mit dem nur nicht erreichten Ziel, die neuere lutherische Theologie auch als Pietismus zu brandmarken, verfällt er andererseits wieder in den ganz ähnlichen Fehler, die Ursprünge des Pietismus bis zu Johannes Arnd rückwärts zu verfolgen und die gesammte kirchliche Richtung, die durch Andreä, Gerhardt, Herberger, Müller und Scriver ihre Ausprägung empfangen hat, in unmittelbare Beziehung zu Spener und Francke zu bringen. Daß die Bestrebungen der Letzteren mit denen jener Herzenstheologen, wie wir sie der Kürze wegen nennen wollen, ihren Zusammenhang haben, ist eine unbestreitbare Thatsache, aber sobald man von den Lehren Spener's und Francke's blos diejenigen hervorhebt, die sich mit denen jener Vorgänger und schließlich auch mit denen Luther's und Melanchthon's decken, dann redet man eben nicht mehr von dem eigentlichen Pietismus, sondern nur noch von den Vorzügen, die von diesen Pietisten in Lehre und Leben unleugbar gezeigt worden sind, welche Vorzüge ihnen Niemand streitig gemacht hat, sobald nur die Zeit der schlimmsten Gegensätze vorüber war. Allerdings soll in dem Zusatz „der ursprüngliche“ eine Art Rechtfertigung dieses Verfahrens liegen; aber dem Vorwurf der Einseitigkeit ist der Verfasser damit doch entgangen. Er konnte Alles hervorheben, was sein Herz ihn trieb zu Gunsten der Pietisten zu sagen, mußte aber dann, wenn auch noch so kurz, die Irrthümer des Pietismus kenntlich machen und nachweisen, daß sie im Keim auch bei dem „ursprünglichen Pietismus“ schon vorhanden waren.
B. K.

— **Zwischen den Zeilen.** Zweiter Band. Noch etwas für besinnliche Leute von **Arthur Bonus**. Heilbronn 1899. Veerlag von Eugen Salzer. Preis 2 ℳ, geb. 3 ℳ 171 S. — Der erste Band dieser religiösen Betrachtungen wurde seiner Zeit von Kritik und Publicum mit gleichem Interesse aufgenommen; als ein äußeres Zeichen dafür, wie begehrt das Buch war und noch ist, darf wohl der Umstand gelten, daß nach verhältnißmäßig kurzer Zeit sich bereits seine dritte Auflage nothwendig gemacht hat. Jetzt tritt der Verfasser mit einer neuen Folge vor das Publicum, und er wird sich damit wiederum zahlreiche Freunde gewinnen. Trat in dem ersten Bande das Vorschlagen des Rhetorischen hin und wieder hervor, so hat er in diesem zweiten Bande diese Aeußerlichkeit völlig überwunden. Die Sprache, dort kühn wie die Nietzsche's, ist hier kraftvoll und wuchtig und in ihrer eindringlichen Tiefe zwingend geworden. Der hervorragendste Zug in seiner Darstellung ist die Klarheit und Wahrheit seiner Empfindung, die einfache und dennoch gedankenvolle Art des Vortrags. In der That liegt die Quintessenz der Gedanken zwischen den Zeilen, insofern das Lesen der Abhandlungen zum Nachdenken anregt, zum Besinnen auf die edlen Regungen in uns, die latent daliegen, die der Auferweckung bedürfen. Immer erschöpft der Verfasser den Stoff, den er behandelt, anmuthig, wenn man so überhaupt sagen darf von ernsten Gedanken, und tieffromm zugleich. Wer diese Blätter mit Verstand und rechtem Sinne liest, wird sie nicht ohne großen Gewinn für Gemüth und Seele aus der Hand legen; sie werden dem Suchenden sichere Anhaltspunkte sein zum Finden innerer Befriedigung, sie werden ihm zu dem köstlichen Geschenke gottseligen Lebens verhelfen. Daher sei auch dieser zweite Band aus Ueberzeugung als edle Gabe für Jung und Alt empfohlen.
W. Dgs.

— **Die französische Sprache in Grammatik, Wort und Schrift** für den Schul- und Privatunterricht von **Adolf Kretschmer**. Wien, 1898. Selbstverlag. — Wir glauben nicht, daß das Buch in Norddeutschland benutzt werden kann, Orthographie, Stilistik und Ausdrucksweisen sind specifisch österreichisch. So steht z. B. statt auf dem Lande sein „am Lande“ sein. Derartige berechtigte Eigenthümlichkeiten enthält das Buch noch mehrere, auch die Uebungsbeispiele klingen manchmal seltsam. Im Uebrigen wollen wir aber kein Vernichtungsurtheil über das Buch sprechen, denn das erkennt man ja, daß der Verfasser trotz der unwissenschaftlichen Behandlung jedenfalls die Sprache beherrscht, auch wohl noch etwas mehr ist als ein bloßer maître de langue. Sein Buch ist mit Fleiß und planvoll bearbeitet und wird immerhin förderlich sein.
W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzbands-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 151. Sonnabend, den 31. December, Abends. 1898.

Die Schönheit der Bibel.

Von Aug. Wünsche.

Neben der religiösen Seite der Bibel sollte unserer Zeit auch die ästhetische nahe gebracht werden. Viele Menschen wissen nicht, daß dem Buche der Bücher auch „die Palme des Schönen“ zukommt und von ihm das Dichterwort gilt:

„Das Schöne darf das Hohe schmücken,
Der goldne Reif erhebt den Edelstein.“

Früher, wo die Bibel noch die eigentliche Nährmutter des Volkes war und man täglich in ihr las und in ihren Erzählungen lebte und webte, fiel ihre Schönheit mehr in die Augen. Ist doch für viele Dichter die Bibel eine Quelle der Begeisterung und eine mächtige Anregung zu poetischem Schaffen gewesen. Bei Dante, Tasso und dem Weltdramatiker Shakespeare begegnen uns zahlreiche Anspielungen auf biblische Ereignisse, viele biblische Bilder und Redenkarten. Einem Milton wurde die Paradiesgeschichte der Anlaß, das paradise lost und das paradise regained zu dichten, und Klopstock gaben die Darstellungen der Evangelien über das Todesleiden Jesu den Stoff zu seinem Messias. Wieland ferner schrieb an der Hand der Erzählungen von Isaak's Opferung seinen geprüften Abraham. Milton's Meisterwerk regte die Dichter so mächtig an, daß viele zu biblischen Stoffen griffen und sie bald zu Epen, bald zu Dramen umschufen. Die meisten dieser Schöpfungen sind heute freilich in Vergessenheit gerathen, die Thatsache aber bleibt bestehen, daß die Bibel die Dichter zu poetischer Gestaltung angespornt hat. Große Tondichter haben biblische Stoffe ebenso zum Schaffen begeistert. Rossini componirte Moses, Verdi Nebukadnezar, Méhul Joseph in Aegypten, Goldmark die Königin von Saba und von Cornill werden wir demnächst die Oper Saul zu hören bekommen. Selbst die drei großen Classiker der deutschen Dichter: Lessing, Schiller und Goethe haben in ihrer Jugend fleißig die Bibel gelesen; Schiller fühlte sich von der gewaltigen Gestalt des Mose dermaßen angezogen, daß er den Erretter des Volkes Israel aus dem Diensthause Aegyptens, den mit kühnem Seherblick begabten Propheten und gottbegeisterten Sänger zum Gegenstand einer größeren epischen Dichtung verwenden wollte. Und Goethe bekennt in Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben: „Wenn das Gemisch von Fabel und Geschichte, Mythologie und Religion mich zu verwirren drohte, so flüchtete ich gern nach jenen morgenländischen Gegenden, ich versenkte mich in die ersten Bücher Mosis und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft.“ Den Prolog des Buches Hiob benutzte Goethe auch für den Prolog im Himmel zu seinem Faust. Welchen Eindruck die biblischen Gemälde des Pentateuchs auf Heinrich Heine gemacht haben, spricht er selbst mit den Worten aus: „Im alten Testamente habe ich das erste Buch Moses durchgelesen. Wie lange Karawanenzüge zog die Vorzeit durch meinen Geist. Das zieht über kahle Berge, heiße Sandflächen, wo nur hier und da eine Palmgruppe zum Vorschein kommt und Kühlung fächelt. Die Knechte graben Brunnen. Süßes, stillsonniges Morgenland, wie lieblich ruht es sich unter deinen Zelten!“ Uebrigens ist der Gedanke, die Poesie und Schönheit der Bibel darzustellen, nicht neu, im 17. Jahrhunderte lenkte bereits der Oxforder Bischof Robert Lowth in seinem Werke: De sacra poesi Hebraeorum praelectiones academicae Oxonii habitae die Aufmerksamkeit der Theologen auf die ästhetische Seite der Schriften des alten Testaments und gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts schrieb Gottfried Herder das epochemachende Werk: Vom Geist der ebräischen Poesie, das leider unvollendet blieb. In seinem Geiste arbeitete Karl Wilhelm Justi (Nationalgesänge der Hebräer, 3 Bände, 1803, 1816 und 1818) weiter und gab wichtige Ergänzungen nach den verschiedensten Hinsichten. In neuerer Zeit lesen wir viel Tiefes und Anregendes über die Schönheit des alttestamentlichen Schriftthums bei Karl Umbreit in seinen Commentaren zu den prophetischen und zu den poetischen Büchern, ebenso bei Ernst Meier (Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Hebräer) und bei David Cassel (Geschichte der jüdischen Literatur). In kleineren Abhandlungen haben Karl Ehrt (Versuch einer Darstellung der hebräischen Poesie nach Beschaffenheit ihrer Stoffe. Dresden, 1865), Heinrich Steiner (Ueber hebräische Poesie. Vortrag. Basel, 1873) und Friedrich Baethgen (Anmuth und Würde der hebräischen Poesie. Vortrag. Kiel, 1880) auf die Schönheit des alten Testaments hingewiesen. Doch trotz dieser Arbeiten ist die Schönheit der Bibel für so viele Gebildete noch heute „eine versiegelte Quelle und ein verschlossener Brunnen“. An die Spitze unserer Skizze möchten wir gleich die Thatsache stellen, daß im alttestamentlichen Schriftthum ganze Bücher hinsichtlich ihres poetischen Werthes geradezu Perlen der Weltliteratur sind. So nimmt das Buch Hiob in der Großartigkeit der dichterischen Gestaltung und philosophischen Gedankentiefe einen hervorragenden Platz ein. Es bildet mit Wolfram's Parzival und Goethe's Faust die große Trilogie, die es unternimmt, das Welt- und Lebensräthsel zu lösen. Hiob ist ein Held, der aus der schweren Nacht des Prüfungsleidens bewährt und geläutert hervorgeht. Die alte sittliche Weltanschauung, Gutes und Böses müsse bereits im Diesseits seinen Ausgleich finden, wird zu Grabe getragen, dagegen steigt die neue Weltanschauung, nach der die Leiden Läuterungsmittel in der Hand Gottes zur Bewährung in der Tugend und Frömmigkeit sind, wie leuchtendes Morgenroth, den schönen Tag verkündend, herauf. Mit Recht bemerkt Franz Delitzsch zum Buche Hiob: „Das Buch Hiob als Drama aufgefaßt, strebt über die griechische Schicksalstragödie hinaus. Der Dualismus, den diese unaufgehoben läßt, kommt hier zur Versöhnung. Die menschliche Freiheit erliegt nicht (Oedipus fällt dem unerbittlichen Schicksal zum Opfer), sondern es wird offenbar, daß nicht eine absolute Willkürmacht das menschliche Geschick gestaltet, sondern die göttliche Weisheit, deren innerster Trieb die Liebe ist.“ Hoher poetischer Werth kommt den Psalmen zu, die bald Gottes Größe, Güte und Herrlichkeit, bald seine gnädige Führung der Frommen, bald sein strenges Strafgericht mit den Frevlern vor Augen führen. Sie sind die Blüthe der religiösen Lyrik aller Völker und aller Zeiten. In Bezug auf dichterische Begeisterung, Kraft, Tiefe und Innigkeit der Empfindung reichen selbst die besten Sänger des protestantischen Kirchenliedes nicht an sie heran. Wie mächtig und ergreifend ist der 18. Psalm, der das Zürnen Gottes unter dem Bilde eines gewaltigen Gewitters schildert, dann der 104., der die Macht und Weisheit Gottes in seinem Schöpfungswerke preist, der 23., der das Lied vom guten Hirten, der 42., das Lied der Gottessehnsucht des menschlichen Herzens, der 90., der Gottes Ewigkeit und des Menschen Vergänglichkeit einander gegenüberstellt und der 91., das Lied des Gottesschutzes in aller Noth und Gefahr. Dichterisch hoch stehen ferner die drei dem Könige Salomo zugeschriebenen Bücher. In dem aus verschiedenen Spruchsammlungen bestehenden Spruchbuche haben wir einen Cyklus von ausgezeichneten Kernsprüchen im Lapidarstil, die sich durch Gedankentiefe und Lebenserfahrung auszeichnen. Es ist nicht die plattgetretene Weisheit auf der Gasse, die uns in den Gnomen entgegentritt, sondern es sind erhabene Gedanken, „goldene Früchte in silbernen Schalen“. Viele Sprüche sind zuweilen an einander gereiht zu einem größeren künstlerischen

Ganzen. So die Sprüche, in denen die Weisheit zu ihrem Mahl einladet (c. 8) und die Thorheit ihren Lockruf erschallen läßt (c. 9), hierher sind auch zu rechnen die Warnungsapostrophen vor den Verführungskünsten des buhlerischen Weibes (c. 6, 20—c. 7) und das Lob des Biederweibes (c. 31, 10—31), das das Wirken und Walten eines gottesfürchtigen, das Haus wohlbestellenden, in fleißiger Arbeit für die Ihren treu sorgenden und auch die draußen stehenden Armen nicht vergessenden Weibes schildert. Jede Hausfrau sollte das Stück als ihr goldenes ABC betrachten und über die Thüre ihres Heims schreiben. Einzelne Sprüche des Capitels haben unserm Schiller, als er das Walten der Hausfrau in der Glocke schilderte, vor der Seele geschwebt. Wie herrlich klingt der Lobpreis in den Worten aus: „Anmuth ist Lug und Schönheit ein Hauch, ein den Ewigen fürchtendes Weib soll man rühmen!" In culturhistorischer Beziehung ist das Spruchbuch von der höchsten Bedeutung, indem es uns ein farbenreiches Bild der religiös sittlichen Weltanschauung im Volke Israel im nachexilischen Zeitalter vor Augen führt. Eine eigenthümliche dichterische Schöpfung ist der Koheleth mit seinem skeptisch-pessimistischen Inhalte. Der Mensch, das ist ungefähr in Kürze der Grundgedanke, ist nicht im Stande, das Lebensräthsel in seinen Widersprüchen zu lösen, und es können ihm weder Sinnengenuß noch irdischer Besitz, ja nicht einmal „Denken und Forschen" und frommes Handeln ein glückliches Dasein auf Erden verschaffen. Trotzdem aber darf er an der sittlichen Weltordnung nicht verzweifeln und bei den bitteren Erfahrungen und den mühseligen Beschwerden des heranrückenden Alters den Muth nicht verlieren. Die Hauptsache ist, daß er in Pflichttreue auf dem Platze, auf den ihn die Vorsehung gestellt hat, arbeitet, das sich ihm darbietende Gute froh und dankbar hinnimmt und ausharrt bis zum Tage des Gerichts, welches die in der Welt bestehenden Dissonanzen und Discrepanzen zum Ausgleich bringen wird. Das Hohelied endlich ist ein Strauß von Liedern der zartesten und duftigsten Minne, die in ihrer Dramatik Alles, was den Jungen der Meister des Minnegesangs in alter und neuer Zeit entströmte, durch ihren Zauber überstrahlt. Die Liebe, dieses edelste und schönste aller Gefühle, tritt uns in dem Buche in der ganzen Tonleiter der Empfindung entgegen, in ihren sorgenerregenden Hemmungen sowohl wie in der Wonne und Freude des seligsten Genusses. Wie erregt das irrende und sorgenvoll suchende Mädchen in ihrer Einsamkeit unser Mitgefühl, wie durchdringt es unser Herz, wenn sie klagt: „Ich schlafe, aber mein Herz wacht." Es ist, als wenn wir sie an der Hand ergreifen und mit ihr durch die Straßen in der düstern Nacht ziehen und ihren Geliebten suchen müßten. Doch neben ganzen Büchern zeichnen sich auch einzelne Stücke durch hohen dichterischen Schwung aus, und auf diese möchten wir besonders den Blick des freundlichen Lesers richten. — Wie viele schöne, auf Geist und Gemüth anregend und erhebend wirkende Gemälde bringt die Patriarchengeschichte, die mit der alle Kinderherzen fesselnden Josephsgeschichte abschließt! Sie haben in der markigen Zeichnung der Figuren und der Plastik der Scenerien großen Malern die Farben zu bewunderungswürdigen Meisterschöpfungen verliehen, einige Gemälde, wie Joseph in Aegypten, haben auch in der Tonwelt ihre Verherrlichung gefunden. In der israelitischen Volksgeschichte sind die Rettung des Mosesknaben aus dem Nil durch die Tochter Pharao's, sowie seine Berufung zum Volkserretter und Volksführer aus dem Feuerbusch zwei Bilder, die wie ein heller Lichtstrahl in das Dunkel des unter dem Drucke der Pharaonen im Wunderlande der Pyramiden und Sphinxe seufzenden Volkes fallen. Die Knechtschaft endigt mit der ergreifenden Katastrophe des Untergangs des Zwingherrn mit seinem Heere in den gewaltigen Wogen des Schilfmeeres. Angesichts des großen Wassergrabes ertönt dann der mächtige Jubelhymnus über das göttliche Rettungswunder. — Auf das Wüstenleben und die Eroberung des heiligen Landes folgt die Heroenzeit der Richter. Die Heldengestalt eines Gideon, Jephtha und Simson erinnern in ihrer Urkraft vielfach an die Recken der altgermanischen Sagenpoesie. Die Debora ist in gewissem Sinne die Brunhilde der Burgunder, wie sich die Bundeslade, das Nationalheiligthum Israels, wieder mit dem Nibelungenhort vergleichen läßt, um dessen Besitz gestritten wird und Ströme Blutes fließen. Nach einer anderen Seite aber ist sie der heilige Gral, indem sie für das Volk das Symbol der lebendigen Gottesgegenwart ist. Gehen wir über zu der Königsgeschichte, so hat Dichtung und Sage viele herrliche Züge um das Haupt der ersten drei Könige gewunden. Saul ist ein einfacher, entschlossener und muthiger Charakter, er geht wie Quinctius Cincinnatus hinter dem Pfluge her, schläft im Felde bei seinen Kriegern, ihm zu Häupten steckt die Lanze und zu seiner Seite liegt der Wasserbecher. Er weiß noch nichts von dem üppigen Hofleben der späteren Könige. Im Leben David's hat die Episode von dem Hirtenknaben, der ins Lager kommt und seinen Brüdern Nahrung bringt und dann mit seiner Schleuder den Riesen Goliath erschlägt, Dichter und Maler begeistert. Durch seine Sangeskunst und sein Harfenspiel ist er zum Dichter der meisten Psalmen geworden. Mit einer Reihe lieblicher Züge ist das Leben des weisen Salomo ausgestattet. Die Ueberlieferung legt diesem dritten König nicht nur die ganze Spruchsammlung, sondern auch das der alexandrinischen Zeit angehörende Apokryphon: die Weisheit Salomo's in den Mund. Sein kluges richterliches Urtheil in Sachen der beiden Frauen ist sprichwörtlich geworden. Auch die hübsche Scene von der Königin von Saba, die aus dem fernen Arabien kommt, um Salomo's Weisheit zu prüfen, spielt nicht nur in der mittelalterlichen kirchlichen Dichtung eine große Rolle, sondern ist auch von dem Dichter Calderon in zwei seiner religiösen Dramen verwerthet worden und hat der Kunstteppichweberei und Malerei ein wirksames Sujet geliefert. Echte Gottesbegeisterung und schöne Duldsamkeit athmet das von dem etwa um 600 lebenden Deuteronomisten dem Salomo zugeschriebene Gebet bei der Tempeleinweihung, es ist ein großartiges strophisch gegliedertes Kunstwerk, das heute noch als Weihgebet einer Kirche benutzt werden könnte. Die die Volksgeschichte Israels begleitende Prophetie enthält in den 16 Büchern so viel Herrliches und Schönes, daß es unmöglich ist, es in kurzem Rahmen aufzuführen. Welche tiefen Blicke in das Leben des Volkes gestatten ihre gewaltigen Straf- und Trostreden mit ihren erschütternden Kriegs- und Verwüstungsbildern! Der ganze Naturdienst mit seiner schwelgerischen und schamlosen Sittenlosigkeit, die grenzenlose Verworfenheit einer genußsüchtigen Priesterkaste, die Hartherzigkeit und Verrohung der Vornehmen und Reichen, die verwilderten und irregeleiteten Volksmassen — das Alles tritt uns in einer Lebendigkeit und Wahrheitstreue entgegen, die unser Erstaunen erregt. Doch neben den ernsten und düstern Droh- und Strafreden begegnen uns auch Trost- und Verheißungsreden auf eine herrliche Zukunft, die sofort anbricht, wenn sich der sittliche Läuterungsprozeß im Volke vollzogen hat. Obwohl die Propheten das Gewissen des Volkes schärfen und dadurch als Sittenprediger über dem Volke stehen, fühlen sie sich doch zugleich mit ihm aufs Innigste verschmolzen. Sie leiden als Glieder mit dem kranken Staatskörper. In dieser innigen Vermählung mit der Volksseele zeigt sich zugleich der Propheten echte Dichternatur. Man wird sagen dürfen, daß die Propheten in der Kraft ihrer Gottbegeisterung, in der Höhe ihres Gedankenfluges, in der Plastik der Darstellung echte Volksredner und Volksdichter waren, die auf hoher Warte stehen, große Staatsmänner und Politiker, die an dem sittlichen Wiedergeburts- und Erneuerungsprozeß des Volkes arbeiten. — Fast alle Gattungen der Poesie kommen im alttestamentlichen Schriftthum vor. Die Epik erscheint in den Formen der Erzählung, Schilderung und Beschreibung und in denen der Parabel, Fabel und Idylle. Unter den Parabeln ragt zunächst durch sinnvolle Einkleidung und packende Tendenz die des Propheten Nathan hervor, die dem König David einen Spiegel wegen seiner an dem Feldhauptmann Uria begangenen Sünde vorhält. Die um 740 von Jesaia gedichtete Parabel vom Weinberge (c. 5) will dem Volke seine Untreue gegen Jehova zu Herzen führen. Die Parabel Ezechiel's endlich (c. 23) von den beiden buhlerischen Schwestern Ohola und Oholiba versinnbildlicht in anschaulicher Weise das götzendienerische Treiben Samarias und Jerusalems. Unter den Fabeln seien die beiden Pflanzenfabeln, die Jothamfabel und die Jeohasfabel hervorgehoben (Richt. 9, 8—16 und 2. Kön. 14, 10), von denen jene den Sichemiten ihre Thorheit vorhält, den Abimelech, jenen unedlen Sproß des Gideon, zum König über sich gemacht zu haben, nachdem die Edelsten des Landes die Krone ausgeschlagen hatten, diese hingegen den Amazja ermahnt, nicht einen Krieg gegen Jeohas zu unternehmen, da derselbe vollständig aussichtslos sei und ihm nur die Vernichtung zuziehe. Große Anmuth ruht auch über der alttestamentlichen Idylle, die es nicht mit dem Geräusche der Welt, sondern mit der friedlichen und beschaulichen Schönheit zu thun hat. Die Erzählung verliert sich hier weder in breite Weitschweifigkeit, noch trägt sie den Charakter skizzenhafter Kürze. Schilderungen wie Elieser's Brautwerbung gehören zu dem Schönsten, was die

Poesie der Weltliteratur geschaffen hat. An Lieblichkeit unübertroffen steht auch die Ruthgeschichte da. Das Mädchen aus Moab ist das vollendetste Bild treuer hingebender Liebe einer Schwiegertochter zu ihrer Schwiegermutter. So lange es noch ein Familienleben auf der Welt giebt, wird man diese Geschichte lesen, lernen und der heranwachsenden Jugend als leuchtendes Beispiel vor die Seele stellen. Die didaktische Poesie tritt sowohl als Spruch, Sentenz und Gnome wie als Räthsel auf. Unter den Räthseln ist das bekannteste das Simsonsräthsel, welches zugleich zeigt, wie man sich bei Hochzeitsfesten auch geistig zu vergnügen pflegte. Die dramatische Poesie, die in der indischen und griechischen Dichtung so bewundernswerthe Früchte gezeitigt hat, schimmert freilich nur in Ansätzen, in den Dialogen des Buches Hiob und in dem Scenenwechsel des Hohenliedes hervor. Den reichsten Ausbau hat die Lyrik in den Formen des Liedes aufzuweisen. Wenn auch der hebräischen Lyrik die beiden äußerlichen Hauptmittel der dichterischen Redeform fehlen, das Versmaß und der Reim, so zeigt sich doch ein gewisses rhythmisches innerliches Ebenmaß in der Gedankenfolge, das man mit dem Ausdrucke Parallelismus der Glieder (parallesimus membrorum) zu benennen pflegt. Derselbe geht oft so weit, daß sich die Sätze in der Zahl und Bedeutung der Worte decken. Aber auch an anderen äußeren wirksamen und die Schönheit erhöhenden Ausdrucksmitteln mangelt es der hebräischen Lyrik nicht. Da giebt es Paronomasien und Wortspiele, vocalische und consonantische Auslaute, um die Spache volltönender und für das Ohr wohlklingender zu machen. Im Liede strömen die hebräischen Dichter uns das Innerste, was sie treibt und bewegt, aus; ihre Lieder sind Selbstoffenbarungen der Persönlichkeit. Das Lied gestaltet sich bald als odenartiger Hymnus, die Großthaten Gottes und die Siegesthaten der Helden verherrlichend, bald als Elegie, die Vergänglichkeit aller irdischen Größe und Herrlichkeit wehmüthig beklagend, oder das Hinwegraffen des Freundes durch den unerbittlichen Tod beweinend. Manche Lieder sind Schmerzensschreie über Vergewaltigung und Bedrängung durch Feinde, manche wieder athmen die innerste Seelenzerknirschung über begangenes Unrecht und erweisen sich dadurch als Typen echter Bußlieder. Wenn auch die Schmerzensklagen des classischen Alterthums in Bezug auf Wahrheit der Empfindung und edlen Gedankenausdruck den hebräischen sich ebenbürtig an die Seite stellen lassen, in einem Punkte unterscheiden sie sich von ihnen. In der antiken Elegie ist der Schicksalsgedanke ein dumpfer, verzweiflungsvoller und hoffnungsloser, weil der Mensch sich unter dem Einflusse einer ehernen, unerbittlichen, dunklen Macht stehen weiß, die sich nicht beeinflussen und deshalb nicht abändern läßt, in der hebräischen Poesie trägt die Elegie die Signatur der frommen, stillen Ergebung und Fügung unter Gottes heiligen und allweisen Willen, der Alles zum Besten lenkt. Die hebräische Elegie bekennt einen Gott, der zwar Wunden schlägt, aber auch wieder heilt. — Zu den siegestrunkenen, die menschlichen Heldenthaten preisenden Liedern gehört das Deboralied (Richt. 5), ein Muster echten Siegesgesanges, wie Ewald bemerkt. Unter den ergreifenden Todtenklagen verdient vor Allem David's vierstrophiger Gesang über den auf Gilboas Höhen gefallenen Freund Jonathan mit Israels Helden hervorgehoben zu werden. Es ist die herrlichste Todtenklage, die wir aus dem Alterthum besitzen, der dichterische Erguß eines die menschliche Seele tief erschütternden Schmerzes. Wenn auch fragmentarisch und kurz, so doch nicht minder tief empfunden ist die Todtenklage über Abner (2 Kön. 3, 33. 34). Von erschütternder Wirkung sind die Klagelieder Jeremiä, die das herbe Geschick der heiligen Stadt und des Volkes Israel beweinen, dessen nationales Dasein der rohe Feind vernichtet hat. Zu den Klagegesängen gehört auch der die Trauer der in der Gefangenschaft Babylons schmachtenden Juden schildernde 137. Psalm. — In Kürze noch Einiges über die Charakterzeichnung im alttestamentlichen Schriftthum. Obwohl die Personen fernen Zeiten und ganz anderen Culturverhältnissen angehören, so stehen sie uns doch nicht fern, sondern berühren sich mit unserem Denken und Fühlen. Es ist nichts Gemachtes, Unnatürliches und Gekünsteltes an ihnen wahrzunehmen. Sie haben Licht und Schatten, aber gerade darum sind sie der Wirklichkeit entnommen, und ihr Wesen ist volle Wahrheit. Alle Arten von Charakteren werden uns vorgeführt. Da giebt es Könige und Diener, Herren und Knechte, Priester und Krieger, Hirten und Ackersleute, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen. Vor Allem begegnet uns die Familie in allen Gliedern. Wir sehen Väter und Mütter, Brüder und Schwestern, Verwandte und Freunde. Neben der Tugend und Frömmigkeit steht das Laster und Verbrechen, neben der Humanität die Grausamkeit,' neben der Freundschaft und Liebe die Feindschaft und der Haß, neben der Heldengröße und Tapferkeit die Feigheit und Schwäche, neben der Gewalt die Milde, neben dem Zorn die Sanftmuth, neben der Weisheit die Thorheit, neben dem Gehorsam das Widerstreben, neben felsenfestem Gottvertrauen die bange Verzweiflung. Dadurch, daß öfters entgegengesetzte Charaktere einander gegenübergestellt werden, kommt in die Erzählungen Spannung. Die Gegensätze stoßen zusammen, es entspinnen sich zuweilen Conflicte mit tragischem Ausgange. So steht Noah seinen Zeitgenossen, Lot den Sodomitern, Joseph seinen Brüdern, Samuel Eli's Söhnen, David dem Saul, Elias dem Ahab, Elisa dem Gehasi, Mardochai dem Haman, Sara der Hagar, Wasthi der Esther gegenüber. Zuweilen treten zwei Brüder einander feindlich gegenüber, wie Kain und Abel, Isaak und Ismael, Jakob und Esau. — Einzelne Handlungen erregen besonders unsere Aufmerksamkeit aus dem Grunde, weil wir sie bereits im Keime sehen. Wir nehmen den guten oder bösen Anfang wahr und schließen auf ein gutes oder schlimmes Ende. Faßt man alle Charaktereigenthümlichkeiten der biblischen Personen zusammen, so erhalten wir die ganze Geschichte des menschlichen Herzens. Die Dichter können bei den biblischen Seelenmalern in die Schule gehen und bei ihnen die Triebe und Regungen des Geistes und die Zustände des Gemüths studiren. — Lessing rühmt einmal an den homerischen Dichtungen, daß in ihnen die Schönheit nicht todt, sondern lebendig in steter Bewegung erscheine, daß z. B. der Held nicht in voller Rüstung auftrete. Aehnliche Beispiele finden sich auch im alten Testamente. So zieht Saul dem David, als er im Begriffe steht, mit dem Riesen Goliath zu kämpfen, seine Kleider an, legt ihm einen Panzer an und setzt ihm einen ehernen Helm auf das Haupt. Da dieser aber an die Kriegerkleidung nicht gewöhnt ist, so legt er sie wieder ab und zieht seine Hirtenkleider an, sucht sich fünf glatte Schleudersteine aus dem Bach und steckt sie in seine Hirtentasche. Dann ergreift er die Schleuder und geht dem Riesen entgegen. Dann folgt ebenso wie bei Homer ein Zwiegespräch zwischen den beiden Streitern. Hierauf beginnt der Kampf und dann folgt das Siegeslied der paukenschlagenden Jungfrauen. Aehnlich wird Joseph's Erhebung zum Minister über Aegypten geschildert. Pharao zieht seinen Siegelring von seiner Hand und steckt ihn Joseph an, sodann läßt er ihn mit Byssusgewändern bekleiden und legt ihm eine goldene Kette um den Hals. Hierauf ließ er ihn auf dem Wagen fahren, der im Range dem seinigen folgte, und man rief vor ihm aus: Abrek (Vater)! Als Eliefer Rebekka an der Cisterne um einen Trunk Wasser bittet, läßt diese eilend ihren Krug von ihrer Schulter auf die Hand herab und giebt ihm zu trinken. Dann gießt sie ihren Krug in die Tränkrinne aus, eilt wieder zur Cisterne und schöpft für alle seine Kameele. Darauf zieht Eliefer einen goldenen Nasenring und zwei Armbänder hervor und reicht sie ihr zum Geschenk. — Um das Bild von der Schönheit des alten Testaments zu vervollständigen, sei noch auf den die Reden und Schilderungen durchziehenden Bilderschmuck aufmerksam gemacht. Das glitzert und funkelt in der Sprache der Bibel auf allen Blättern wie Thautropfen am frühen Morgen auf den Spitzen der Grashalme bei Sonnenschein. In culturhistorischer Beziehung ist die Bildersprache des alten Testaments von größtem Interesse, denn sie spiegelt uns das häusliche und öffentliche Leben, den Himmel mit seinen kosmischen und elementaren Vorgängen und Erscheinungen, die Thier- und Pflanzenwelt, die Natur mit ihren Quellen, Flüssen und Seen wieder. — Was wir im Vorstehenden über die poetische Bedeutung des alttestamentlichen Schriftthums gesagt haben, gilt in vieler Beziehung auch vom neuen Testamente. Schon die Darstellung des Lebens Jesu, wie es uns die Evangelisten aufrollen, gestaltet sich zu einem Drama, das sich nur einmal in der Weltgeschichte abgespielt hat. Es geht eine erschütternde Tragik durch das Leben Jesu mit Exposition, Conflict, Schürzung des Knotens, Peripetie und Katastrophe. Kein Wunder, daß das Leben Jesu auf Dramatiker und Tondichter von jeher eine gewaltige Anziehungskraft ausgeübt hat, und viele Dramen und dramatisch gehaltene Oratorien entstanden sind. Unter den musikalischen Kunstwerken sei nur auf Rubinstein's Christus hingewiesen. An einem dramatischen Christus arbeitet zur Zeit auch Felix Draeseke. Die meisten Scenen im Leben Jesu sind von einer dramatischen Lebendigkeit, daß sie den Malern der christlichen Kunst von selbst die Farben in den Pinsel geführt haben. Welche Fülle von Poesie liegt über der Geburt Jesu in Betlehems Stall, der Flucht nach Aegypten, dem zwölfjährigen Jesus im Tempel, dem

Gespräche mit der Samariterin am Jakobsbrunnen, der Salbung und Fußwaschung ausgegossen! Wie lieblich und anmuthig ist das Gespräch mit Maria und Martha! Wie feierlich ernst und zugleich elegisch gestaltet sich der Genuß des Osterlammes und die sich dranschließende Einsetzung des heiligen Abendmahls! Von höchster dramatischer Wirkung sind besonders die letzten Scenen des Lebens Jesu von der Gefangennahme bis zum Todesleiden. Vor Allem aber ist Jesus selbst der größte Gleichnißredner der Welt gewesen. Seine Gleichnisse überragen Alles, was sonst der Mund der Gleichnißredner der Völker geschaffen hat, an Einfachheit, Tiefe, Wahrheit und Klarheit. In dem hohenpriesterlichen Gebet (Joh. 17) haben wir ein Unicum in der Gebetsliteratur. An Schwung der Gedanken, Inbrunst des Gefühls und Größe der Menschenliebe steht das Gebet unerreicht da. Der betende Heiland trägt die ganze Menschheit als Versöhner auf seinem Herzen zu Gott empor. In den paulinischen Briefen wieder bildet das Hohelied der Liebe des Paulus (1. Cor. 13) bei aller Einfachheit und Schlichtheit des Ausdruckes ein hochpoetisches Meisterwerk, das den Werth, die Eigenschaften und die Dauer der Liebe in einer Weise besingt, wie sie noch von keinem Menschen besungen worden ist. Der einheitliche Erguß kann nur aus einem von Liebe brennenden Herzen geflossen sein. — Wir schließen unsere Skizze mit der Bemerkung, daß keine Religionsquelle irgend eines anderen Volkes hinsichtlich ihres poetischen Werthes mit dem Schriftthum der Bibel in die Schranken treten kann, weder die Veds der Inder, noch die Kings der Chinesen, das Zend-Awesta der alten Perser und der Koran der Muhammedaner.

Bücherbesprechungen.

— Die Kirche und die moderne Zeit. Ansprache bei der Eröffnung der Sächsischen kirchlichen Conferenz am 8. Juni 1898 in Chemnitz, gehalten von Friedrich Meyer, Stadtpfarrer und Superintendent in Zwickau. Leipzig, Georg Wigand. 1898. 40 ₰. — Vorgedruckt ist das Programm der Sächsischen kirchlichen Conferenz, und da die Ansprache des Vorsitzenden das Erste war, was bei der ersten Versammlung dieser neuen Vereinigung gesagt worden ist, so läßt sich Beides gar nicht trennen. Sollten wir aber hier unser Urtheil über Beides aussprechen und gehörig begründen, so müßten wir eine Schrift verfassen, deren Umfang denjenigen dieser Ansprache wahrscheinlich übertreffen würde. Da das nicht geschehen kann, so können wir nur von dem Eindruck reden, den wir beim Lesen empfangen haben. Das Programm benennt als Grundgedanken, von denen die neue Conferenz sich leiten lassen will, zunächst eine Reihe von Anschauungen über Kirche und Theologie, die sich seit den Tagen der Reformation für bewußte evangelische Christen von selber verstanden haben, z. B. daß die Theologie, um der Kirche zu dienen, nach den ihr als Wissenschaft gegebenen Gesetzen unbeirrt fortzuarbeiten habe. Das hat sie seit Luther und Melanchthon immer gethan, nur fragt sich's eben, aus welchen dogmatischen Voraussetzungen sie diese ihre Gesetze herleiten will; denn ohne solche dogmatische Voraussetzungen giebt es keine Theologie, auch nicht im 19. Jahrhundert, und am wenigsten bei denen, die immer am lautesten versichern, sie hätten keine. Ueber diese entscheidende Frage giebt das Programm keine bündige Auskunft. Und was die Ziele anlangt, denen die Conferenz unsere Kirche entgegenführen will, so sind es wiederum dieselben, denen die allermeisten Leiter und Freunde der Kirche seit längerer Zeit bereits entgegenstreben. Wie aber nun dieses Streben etwa auf andere Weise oder in erhöhtem Maße sich bethätigen soll, sagt das Programm nicht. Aehnlich würden wir uns über die Gedanken auszusprechen haben, die in der Ansprache über das weltumspannende Thema „Die Kirche und die moderne Zeit“ ihre Stätte gefunden haben. B. K.

— Ländliche Wohlfahrtspflege. Nachdem im letzten Quartal ein neuer Jahrgang des Organs des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande Das Land begonnen, ist es uns ein Bedürfniß, von Neuem auf diese einzigartige Zeitschrift und ihre Bestrebungen eindringlichst hinzuweisen. Es ist ein unbestreitbares Verdienst dieser unter Leitung des bekannten Volksschriftstellers Heinrich Sohnrey stehenden, halbmonatlich bei Trowitzsch & Sohn in Berlin zum Abonnementspreis von 1,65 ℳ pro Quartal erscheinenden Zeitschrift, dem Gedanken der ländlichen Wohlfahrtspflege die Bahn bereitet zu haben, und die Bemühungen sind, wie auch aus der zunehmenden Mitgliederzahl des Ausschusses sowie aus den speciellen Berichten hierüber zu entnehmen ist, von bestem Erfolge gekrönt. Die Aufgabe des mit Unterstützung des preußischen Ministers für Landwirthschaft gegründeten Ausschusses besteht nach seiner eigenen Angabe darin, das vielfach arg darniederliegende und wenig entwickelte Leben auf dem Lande mit christlichem und volksthümlichem Geiste zu erfüllen, seine eigenthümlichen Vorzüge kräftig auszubilden, neue Erwerbsquellen aufzusuchen, die ländlichen Berufsarten in allen Zweigen zu fördern, das Familien- und Gesellschaftsleben zu vertiefen und durch alles dieses den Heimathssinn unseres Volkes zu beleben, seine Anhänglichkeit an das Landleben zu kräftigen, vor Allem aber dem verhängnißvollen Zuge vom Lande in die Großstädte bewußt und nachhaltig entgegenzuwirken. Wie energisch und unermüdlich diesen Zielen nachgegangen wird, beweist der außerordentlich reiche, vielseitige und auf alle socialen und volksthümlichen Angelegenheiten auf dem Lande sich erstreckende Inhalt des „Land“ im vorhergehenden, wie im gegenwärtigen neuen siebenten Jahrgange. Die Zeitschrift hält sich von jeder politischen Agitation frei und dient ausschließlich jenen lobenswerthen und durchaus nothwendigen Bestrebungen. Deshalb ist ihr weiteste Verbreitung zu wünschen und zu hoffen, daß der Interessentenkreis für solch' edles Streben sich immer weiter ausdehne. Den Abonnenten des „Land“ steht kostenlose Benutzung der Einrichtungen des Ausschusses der Wohlfahrtspflege, deren Vielseitigkeit wir schon früher in unserer Zeitung gedacht haben, jederzeit frei. Dr. H. H.

— K. O. Immisch, Jahrbuch zum Pestalozzikalender 1899. Leipzig in Commission bei Julius Klinkhardt. — Der sächsische Pestalozzikalender ist seit langen Jahren ein gern gesehener und hochgeschätzter Gast in jedem sächsischen Lehrerhause. Bietet er doch in mustergiltiger Anordnung dem Volksschullehrer so ziemlich Alles, was er im Laufe des Jahres in seinem Amte zu beachten und auszuführen hat, und zugleich eine Fülle wissenschaftlicher Auskünfte und statistischer Notizen, die beim Unterricht und im Verkehr nach außen von besonderem Werthe sein müssen. Seit einigen Jahren hat man das früher mit dem Kalender verbundene Jahrbuch von diesem getrennt, da mit dem wachsenden Umfange des Schulwesens die betreffenden Mittheilungen sich so ausdehnten, daß eine längere Verbindung nicht gut möglich war. So erscheint denn auch in diesem Jahre das Jahrbuch als sächsische Schulchronik für das Jahr 1898 in besonderer Ausgabe. Es enthält in sorgfältiger Zusammenstellung alle Amtsveränderungen, Auszeichnungen, Jubiläen und Todesfälle, die von Johanni 1897 bis dahin 1898 im Kreise der sächsischen Lehrerschaft vorgekommen sind. Sodann wird die Thätigkeit der sächsischen Lehrer in Versammlungen und Vereinen, die der Unterstützungsvereine und die Einweihung neuer Schulgebäude besprochen. Endlich wird noch der vorhandenen Stiftungen und der im Berichtsjahre erfolgten Geschenke zu Schulzwecken, sowie der neuesten literarischen Erzeugnisse sächsischer Lehrer gedacht. Den Schluß bilden die vom Oberlehrer H. W. Wehrmann in Dresden gegebenen Mittheilungen aus den sächsischen Lehrerseminarien, in welchen die Themen der schriftlichen Arbeiten bei den Candidaten- und Wahlfähigkeitsprüfungen, die im Berichtsjahre ertheilt worden sind, aufgeführt werden. Eine Vermehrung dieses außerordentlich reichhaltigen Inhalts wird kaum Jemand wünschen; dagegen möchten wir aus verschiedenen Gründen empfehlen, bei Erwähnung der Todesfälle die Krankheitsursache derselben wegzulassen. E.

— Damen-Kalender 1899. 38. Jahrgang. Berlin, R. v. Decker's Verlag, G. Schenck, königl. Hofbuchhändler. — Der mit dem Bildniß der Prinzessin Feodora von Meiningen versehene, sehr elegant ausgestattete, in Kleinoctavformat herausgegebene Kalender enthält außer dem Tageskalender für 1899 die Genealogie des königl. preußischen Hauses, ein Verzeichniß der regierenden europäischen Fürsten und der Bürgermeister der freien deutschen Reichsstädte, sowie als Beilagen eine Zinsentabelle, Briefportosätze innerhalb Deutschlands und nach den Ländern des Weltpostverkehrs, Telegrammgebühren, eine Münzvergleichs-Tabelle, Wegemaße, Notizblätter, einen Schreib- und einen Geschichtskalender, sowie für die 365 Tage eine Anthologie. Somit wird der Kalender allen Ansprüchen gerecht, die man an ein solches Buch stellen kann, und er ist zugleich eine Zierde für den Schreibtisch der Damen. W. Sm.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.